

# Morgen

1909.

1909.





1. HEFT.

1. JANUAR.

1909

## Kriegstrompeten.

Von

\* \* \*

Die österreichisch-ungarischen Patrouillen haben im Schnee der bosnischen Berge eine phantastische Neujahrsnacht verlebt. Stundenlang ein zielloses Streifen durch die wunderbare Wildnis. Plötzlich ein Schuß aus dem Hinterhalt. Eine serbische Kugel pfeift dicht am Tschako des Führers vorbei. Ringsum kein Feind zu erspähen. So geht das nun schon seit langen Wochen. Es ist der Anfang eines richtigen Operettenkriegs. Dennoch lassen die Hornsignale im Tal der Drina ganz Europa erschauern.

Was bereitet sich dort unten vor? Soll wirklich die schellenlaute Serbenfarce am Ende noch in furchtbaren Ernst umschlagen? Soll vor den Felsentoren des Orients ein Brand entzündet werden, bestimmt, den ganzen Kontinent zu überflammen? Nicht wenige haben in letzter Zeit diese Frage bejaht und die Engländer offen der Brandstiftung geziehen. Im Frühjahr werde ein allgemeiner Hexensabbat beginnen, dem King Edward mit Schmunzeln zuzuschauen gedenke.

Die Feiertage waren voll von Krieg und Kriegsgeschrei. In den Zeitungen überkante das Säbelgerassel beinahe die unentbehrliche Silvestersalbaderei. Und ist die Kriegspanthasie einmal entkettet, dann vergißt sie gern aller Hemmungen und bezecht sich an den schaurigsten Bildern. Schon sieht sie Österreichs Truppen im Verzweiflungskampf mit Serbien, Montenegro und Italien bluten. Die englische Flotte fällt indes über die

deutsche her, und die deutsche Armee muß sich gleichzeitig den anstürmenden russischen und französischen Heeresmassen entgegenwerfen. Die Lust am Erdichten spannender Kriegsromane, die Seestern-Manie greift eben immer weiter um sich.

Gewiß, es sind sehr ungemütliche Zeiten gekommen, und unverantwortlich wäre es, die Seelen jetzt in Sorglosigkeit einzulullen. Pflicht ist es vielmehr, vor jeder möglichen Gefahr schnell zu warnen. Aber eines Volkes, das mit so gutem Erz und so gutem Gewissen gewappnet ist wie das deutsche, wäre es nicht würdig, durch maßlose Übertreibung der Fährnisse sich den besonnenen Blick trüben zu lassen. Wenn es auch offenbar ist, daß England seit langem die Glutensehrt, um einen starken Ring gegen Deutschland zusammenzuschmieden, und daß es schon viele Große und Kleine hineingeschweißt hat, so ist es doch töricht, zu glauben, daß alle Völker Europas, nur um England ein einträgliches Vergnügen zu gönnen, ohne weiteres übereinander herfallen und einander zerfleischen werden.

Die beiden nächsten nicht geringen Gefahren, die durch Englands Mißgunst heraufbeschworen werden könnten, wären das Scheitern der österreichisch-türkischen Verhandlungen und ein Krieg zwischen Österreich und Serbien. Daran ist kein Zweifel, daß England jetzt im Orient den Haß gegen Österreich-Ungarn mit allen Dornen stachelt, um Deutschland am Leibe seines Bundesgenossen zu verwunden.

Mehr noch als der Minister des Auswärtigen Tewfik Pascha ist der greise Großwesir Kiamil Pascha ein williges Werkzeug Sir Edward Greys, und alle Schwierigkeiten, denen Baron Aehrenthal in Konstantinopel begegnet, hat er englischen Einflüsterungen zu danken. Auch der zähe und unerbittliche Boykott, der die österreichisch-ungarische Industrie seit vielen Monaten geißelt, wäre ohne die Billigung Englands so schroff nicht durchzuführen gewesen. Dennoch ist die jungtürkische Partei zu klug, um sich in ein Kriegsabenteuer mit Österreich hineinhetzen zu lassen und daheim die junge Konstitution zu gefährden.

Der Tatendrang der Serben und Montenegriner wird dagegen durch jedes aufmunternde Wort aus London bis zum Sieden erhitzt, und die vielen heimlichen Goldsendungen helfen die Rüstungen über alles Erwarten schnell ergänzen. Immerhin bleiben die südslawischen Feinde allein, dann bedarf die Großmacht Österreich-Ungarn keiner Hilfe, um mit ihnen fertig zu werden. Schweres Unheil würde sich erst begeben, wenn einer der vielen Alliierten Englands sich zu einer Einmischung verleiten ließe. Dann wäre der große europäische Krieg entzündet, von dem Bismarck prophezeit hat, er werde zuerst um den Orient entbrennen.

Aber wer von den allen, die Englands König jetzt am Gängelbände führt oder zu führen vermeint, wird dazu Lust verspüren? Am wenigsten wohl Frankreich, das sich in Marokko festgebissen hat, in der Türkei mit den Deutschen bequemer zusammengehen kann als mit den Briten, und dem die Geschichte enthüllt, was es von einem übermächtigen England zu erwarten hätte. Oder Rußland? Oder Italien? Sowohl Tittoni als auch



Iswolsky haben in ihre Eiertanzreden dunkle und zweideutige Worte eingeflochten. Mit einem seltsamen Überpathos hat Tittoni den Dreibund als eine nur dem Frieden dienstbare Allianz gepriesen. Trotzdem wird Italien jetzt keinen heißen Eifer zeigen, sich draußen in der Welt in große Affairen verstricken zu lassen, nachdem es eben erst durch das Unheil von Messina ins Mark getroffen worden ist. Obendrein weiß es nur zu gut, wie unvollkommen seine Kriegsbereitschaft ist.

Rußland braucht nach den wuchtigen mandschurischen Schlägen Zeit, um sich wieder aufzuraffen, und ehe seine Armee nicht neuen Lebensatem hat, kann es nicht daran denken, sich an den Händeln dieser Welt mit Ehren zu beteiligen. Das hat Iswolsky in seiner großen Dumarede verblümt zugegeben und der einflußreiche Schreier Purischke-witsch offen herausgesagt. Die russische Regierung täuscht sich nicht darüber welche Gefahren ihr im Innern von neuem erstünden, wenn sie in nächster Zeit das Land von Truppen entblößen müßte. Gedrängt von den Panslawisten, hat Iswolsky das Phantom eines Balkanbundes von neuem auftauchen lassen, nachdem die Magyaren und das englische Balkankomitee mit diesem schönen Plan erbärmliche Erfahrungen gemacht haben. Ein solcher Balkanbund mit türkischer Spitze würde sich — wäre er überhaupt möglich — zunächst gegen Österreich und dann gegen den deutschen Export wenden. Aber nach der strikten Absage Bulgariens ist es kaum notwendig, sich über die Ausführbarkeit dieser Idee noch lange den Kopf zu zerbrechen. Und auch das zweite Zugeständnis an die Panslawisten, die Forderung von „Vergünstigung“ für Serbien und Montenegro, ist in der unbestimmten Formulierung Iswolskys nicht mehr bedenklich. Die Anerkennung der Buda-pester Konvention vom Jahre 1877 und der Berliner Deklaration vom Jahre 1878, in denen sich Rußland mit der definitiven Besitzergreifung der okkupierten Provinzen durch Österreich-Ungarn einverstanden erklärte und die Verweigerung eines russischen Protestes gegen die Annexion haben in Belgrad eine große und sicher sehr heilsame Bestürzung hervorgerufen.

Auch Rußland hat also jetzt wenig Neigung, sich für andere vorzuwagen. Und wenn manche schon eine Quadrupelallianz geharnischt und gespornt gegen Deutschland kosmarschieren sehen und — ohne Berücksichtigung der Qualität der Truppen — mit Schrecken eine bedeutende Unterlegenheit des Zweibundes gegenüber dem Vierbund konstatieren, so sind das Erwägungen von nur akademischem Wert. Trotz der vielen Fehler, die die deutsche Diplomatie im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte begangen hat, die Ungeschicklichkeit wird man ihr doch nicht zutrauen dürfen, daß sie all die vier ungleichen Brüder zu einer großen gemeinsamen Aktion sich zusammenschließen lassen werde, zumal da jeder von ihnen jetzt genug ureigener Schmerzen hat. In den Kriegsphantasien der letzten Zeit spielt die Vorstellung eine große Rolle, als wollte England alle europäischen Völker einander niedermetzeln lassen und dann selbst über einem roten Trümmerfelde triumphieren. Als ob einem Kaufmannsvolk ein solches Ideal vorschweben könnte! Man vergißt auch in der Regel die brennenden indischen Sorgen Englands in die Rechnung zu setzen.



England hat allen Grund, seinem gefährlichsten Rivalen überall in der Welt das Leben zu erschweren. Der politische Umschwung in der Türkei hat den Todfeind der Osmanen plötzlich zum Busenfreund der jungtürkischen Gewalthaber gemacht. Von der englischen Botschaft in Konstantinopel aus wird heute das türkische Reich regiert, und so ist England imstande, dem treuesten Bundesgenossen Deutschlands und dadurch uns selbst gerade an dem Punkte, wo wir bisher das Heft in Händen hatten, eine Verlegenheit nach der andern zu bereiten. Das ist angesichts, bedenkt man die in Frankreich noch immer nicht erloschenen Revanchegeleüste, die Deutschfeindlichkeit des ganzen russischen Volkes und die bösen Gegensätze zwischen Italien und Österreich-Ungarn, eine sehr brenzlige Situation. Aber, wo so vieles das Hervorbrechen der lauernden Instinkte hemmt, ist kein Zwang gegeben, gleich mit der schlimmsten und unwahrscheinlichsten Häufung aller Übel das Volksgemüt zu beunruhigen und die Leidenschaften überall noch mehr aufzupeitschen. Im rechten Augenblick wird wohl auch Österreich-Ungarn, um seine imperialistischen Pläne nicht gar zu teuer zu bezahlen, noch den Fackelwurf in den Pulverturm zu hindern wissen. Drum soll die Gefahr nicht gering geachtet, aber auch nicht ins Groteske verzerrt werden. Kühle Wachsamkeit tut uns mehr Not in dieser ernsten Zeit als heißblütige Phantasie, nüchternes Abwägen aller Möglichkeiten mehr als die Freude an politischen Indianergeschichten. Und wenn jetzt aufgeregte Generale und Professoren ein wildes Trompetengeschmetter erklingen lassen: es ist viel falscher, überflüssiger Lärm dabei. Es ist ein allzu lautes Echo der nächtlichen Signale bei Vsehrad.

---

## Die Reichswehrsteuer.

Von

v. der B o e c k , Generalleutnant z. D.

Die Ansichten über Zweckmäßigkeit und Durchführbarkeit einer Reichswehrsteuer haben im Laufe der Jahre sowohl innerhalb der Reichsregierung als auch im Reichstage und nicht zuletzt in der öffentlichen Meinung vielfach gewechselt. Frühere Gegner dieser Steuer treten jetzt für sie ein, während mancher ehemalige Anhänger der Wehrsteuer bei näherer Prüfung zum Gegner geworden ist. Nun hat bekanntlich die Reichsregierung mit der beabsichtigten Finanzreform unter anderem die Wehrsteuer in Verbindung mit der Nachlaßsteuer vorgeschlagen, und diese Frage wird voraussichtlich noch im Laufe der gegenwärtigen Tagung des Reichstages entschieden werden.

Die Wehrsteuer ist für Deutschland nichts Neues. Als Bayern und Württemberg



nach dem Kriege 1866 die allgemeine Wehrpflicht einführten, mußten alle jene, die nicht zum Dienst ausgehoben wurden, eine Wehrsteuer zahlen, die nach dem Vermögen und dem Einkommen bemessen wurde. Diese Steuer wurde in beiden Staaten wieder aufgehoben, als nach der Reichsgründung 1872 die preußische Wehrverfassung eingeführt wurde. Nebenbei gesagt, ein Anhalt dafür, daß die mehrfach aufgestellte Behauptung, die Artikel 57 und 58 der Reichsverfassung enthielten die Grundlage für eine Reichswehrsteuer, kaum zutreffend sein dürfte, denn dann hätte man doch nicht nötig gehabt, die Wehrsteuer in jenen beiden Staaten bei ihrem Eintritt in den Reichsbund abzuschaffen, vielmehr würde es richtiger gewesen sein, sie auch in den anderen Bundesstaaten einzuführen.

Nach dem von der Reichsregierung 1881 vorgelegten Gesetzentwurf sollten alle Wehrpflichtigen, die vom Dienst im Heere ausgeschlossen oder ausgemustert sind, ferner diejenigen, die der Ersatzreserve I. oder II. Klasse (heute der Ersatzreserve oder dem Landsturm) überwiesen werden, endlich diejenigen, die vor erfüllter Dienstpflicht aus jedem Militärverhältnis ausscheiden, 12 Jahre hindurch eine Steuer bezahlen, und zwar eine feste Kopfsteuer von 4 Mark jährlich, sowie eine bei dem Einkommen von 1000 Mark beginnende Einkommensteuer in der Progression von 1—3 v. H. — Die Regierung empfahl diese Steuer als einen „Akt ausgleichender Gerechtigkeit“. Aber gleichzeitig erklärte sie: „Ein der Ehrenpflicht des persönlichen Militärdienstes und den darin begriffenen Opfern gegenüberzustellendes Geldäquivalent gibt es nicht.“ Die Ungleichheit in der Erwerbsfähigkeit, die zwischen den zum Dienst herangezogenen Wehrpflichtigen und den nichtherangezogenen besteht, meinte man jedoch durch eine angemessene Geldleistung ausgleichen zu können. Von den damaligen Volksvertretern, welche gegen die Vorlage sprachen, wurde wohl mit Recht gefragt, worin denn hier für den die Last des Militärdienstes Tragenden die ausgleichende Gerechtigkeit bestehen solle? Ob etwa in dem Troste, daß der Staat auch den vom Dienst Befreiten das wirtschaftliche Fortkommen nach Möglichkeit zu erschweren suche? Die von der Regierungsvorlage gewollte Steuerleistung zu allgemeinen Reichszwecken würde naturgemäß den Charakter eines Äquivalents für die unterbliebene Ableistung der Dienstpflicht annehmen. „D e r e i n e d i e n t , d e r a n d e r e z a h l t“, würde alsdann die Volksanschauung sein. Die Gefahr würde entstehen, daß sich mit der Zeit eine Art Loskaufsystem einschleiche, das auf die Absichten der Begründer der allgemeinen Wehrpflicht der ärgste Hohn sein würde.

Neben diesen, in erster Linie gegen diese Steuer sprechenden Gründen wurde damals weiter noch geltend gemacht, daß eine Wehrsteuer im Sinne jener Vorlage in erster Linie eine neue, schwere Last für den Mittelstand werden würde; statt Gerechtigkeit würde die neue Steuer vielfach härteste Ungerechtigkeit schaffen, insbesondere würde das unter diesem Gesichtspunkte schon bisher bestehende Mißverhältnis zwischen söhnereichen und kinderlosen oder nur mit Töchtern gesegneten Familien noch ganz außerordentlich verschärft werden.



Gegenüber diesen gegen jene Steuervorlage sprechenden Argumenten hatte die Reichsregierung damals einen schweren Stand; daraus erklärte es sich wohl auch, daß die Verteidigung ziemlich matt war. Selbst Bismarck meinte nur, der Gedanke zur Einführung einer Wehrsteuer „sei aus dem Gefühl entstanden, welches sich des Musketen tragenden Soldaten bemächtigt, wenn er einen seiner Meinung nach auch diensttauglichen Nachbar zu Hause bleiben sieht!“

Bei der mit erdrückender Majorität erfolgten Ablehnung der damaligen Wehrsteuervorlage ließ die nationalliberale Partei eine Erklärung abgeben, sie habe einmütig und ohne Unterschied, ob ihre Mitglieder aus dem Norden oder aus dem Süden herstammen, beschlossen, diese Wehrsteuervorlage unter allen Umständen abzulehnen.

Seit diesem fehlgeschlagenen Versuch hatte die Reichsregierung bis jetzt keinen neuen zur Einführung einer Reichswehrsteuer gemacht. Die Frage ruhte lange Jahre und wurde nur gelegentlich in der Presse, auch vereinzelt im Reichstage und zwar in Verbindung mit dem Reichsinvalidenfonds angeschnitten. So stellte u. a. der Abgeordnete Dr. Arendt von der Reichspartei am 4. Dezember 1903 gleich nach Beginn der neuen Legislaturperiode den Antrag, eine Wehrsteuer einzuführen, mit der Maßgabe, daß die Erträge ausschließlich für die Versorgung der Invaliden und Veteranen, bez. für deren Hinterbliebene und zur Verstärkung des Reichsinvalidenfonds zu verwenden seien. Der Antrag blieb zwar unerledigt, aber es trat doch bei dieser Gelegenheit hervor, daß die Stellung des Reichstages zur Wehrsteuerfrage eine ganz andere geworden war wie im Jahre 1881.

Der Antrag Arendt wurde am 1. Dezember 1903 wiederholt, auch nahmen im Verlaufe der ganzen ersten Sitzungsperiode 1903/05 die einzelnen Parteien im Reichstage bei verschiedenen Positionen Gelegenheit, ihre Stellung zur Wehrsteuerfrage zum Ausdruck zu bringen. Selbst die nationalliberale Partei, die sich — wie wir sahen — 1881 so entschieden gegen eine Wehrsteuer ausgesprochen hatte, ließ gleich bei Beginn der neuen Sitzungsperiode durch ihren Führer, den Abgeordneten Bassermann, erklären, sie vermisse in dem Steuerbukett die Wehrsteuer, die sie als einen gerechten Ausgleich empfehle.

Greifbarere Gestalt nahm die Frage dann an, als die Kommission für die Finanzreform den von Mitgliedern der Mehrheitspartei mitunterzeichneten Antrag stellte: „einen Gesetzentwurf vorzulegen, welcher Ausgaben des Reichs in der Höhe, in welcher solche zurzeit zum Zweck der Sanierung des Reichsinvalidenfonds als Veteranenbeihilfe aus allgemeinen Einnahmen bestritten werden sollen, durch eine Reichswehrsteuer deckt.“ Bei der eingehenden Besprechung, welche dieser Antrag erfuhr, machte sich zum zweitenmal eine vollständige Wandlung in der Stellung zur Wehrsteuer bemerkbar, indem die Verbündeten Regierungen, welche 1881 selbst einen bezüglichen Antrag eingebracht hatten, sich diesem Antrag gegenüber sehr skeptisch verhielten. Der Reichsschatzsekretär führte aus, die Erinnerung an die Erfahrungen von 1881 hätten



die Regierungen einigermaßen bedenklich gemacht. Ihre Bedenken lägen weniger auf ethischem Gebiet, als auf steuertechnischem. Die finanzielle Benachteiligung der zum Dienst Eingezogenen werde übertrieben, bilde doch für manche die Erfüllung der Dienstpflicht die Grundlage für ihr bürgerliches Leben. Auch der preußische Finanzminister erklärte, die Wehrsteuer unterliege den schwersten sozialen Bedenken, kaum überwindlichen steuertechnischen Schwierigkeiten und bringe keine nennenswerten Erträge. Energisch bekämpft wurde der Antrag auch von den Sozialdemokraten, deren Vertreter ausführte, die Wehrsteuer widerspreche den Festsetzungen des § 58 der Reichsverfassung. Die untauglichen Personen seien nicht schuld, daß sie nicht zu dienen brauchten, sie seien durch ihre körperlichen Leiden schon genug beeinträchtigt. Auch die Freisinnigen beharrten in ihrer früheren ablehnenden Stellung; wenn auch der Gedanke einer Wehrsteuer populär sei, so führte ihr Sprecher aus, so sei nicht zu vergessen, daß der Militärdienst nicht nur eine Last sei, sondern auch ein großer Vorteil für die Dienenden in ihrer Schulung, Entwicklung und künftigen Lebensstellung.

Schließlich wurde die Resolution mit 15 gegen 10 Stimmen angenommen und vom Reichsschatzsekretär zugesagt, daß die Verbündeten Regierungen den Vorschlag in ernsthafte Erwägung ziehen würden. Eine Folge ist dieser Resolution aber nicht gegeben worden. Auch ein am 15. Mai 1906 von der nationalliberalen Partei eingebrachter Antrag, einen Gesetzentwurf vorzulegen, durch welchen den vom Militärdienst Befreiten die Zahlung einer einmaligen, eventuell in Raten zu entrichtenden Steuer nach Maßgabe ihrer Leistungsfähigkeit auferlegt wird, ist nicht zur Beratung gelangt.

Noch im November 1907 nannte Freiherr v. Rheinbaben die Wehrsteuer eine unmögliche Kopfsteuer.

Das ist in großen Zügen die Entwicklung, welche die Wehrsteuerfrage in den letzten 30 Jahren etwa in Deutschland gehabt hat.

Es stellt sich heraus, daß die Wehrsteuer in Deutschland im Laufe der Jahre zweifellos an Popularität gewonnen hat. Man kann auch nicht leugnen, daß diese Steuer auf den ersten Blick etwas Bestechendes hat, „sehr schön und gleißend aussieht“, wie der Minister Freiherr v. Rheinbaben sich im Reichstage einmal ausdrückte, „aber die meisten ihrer Vorzüge verliert, wenn man sie näher betrachtet.“

Vor allem ist und bleibt es immer noch der ideale Gedanke, welcher der allgemeinen, persönlich abzuleistenden Wehrpflicht zugrunde liegt, der gegen die Einführung einer Reichswehrsteuer spricht. Die Begründer der allgemeinen Dienstpflicht in Preußen haben von vornherein den Standpunkt vertreten, daß es für jeden wehrfähigen Preußen eine Ehre sei, des Königs Rock zu tragen und das Vaterland im Notfalle mit der Waffe zu verteidigen.

Außerdem aber muß die auch mehrfach hervorgetretene Behauptung bestritten werden, daß die Erfüllung der Militärdienstpflicht allgemein eine Schädigung für das bürgerliche Leben bedeute, für die eine Entschädigung, wenn auch nur in der mittelbaren



Form der Wehrsteuer, zu gewähren, der Billigkeit entspreche. Das Heer als größte nationale Erziehungsanstalt gewährt seinen Angehörigen in körperlicher, geistiger und sittlicher Beziehung bedeutende, bei den meisten früheren Soldaten in der einen oder anderen Weise sich geltend machende Vorteile. Die materiellen Nachteile, welche etwa mit der Ableistung der allgemeinen Dienstpflicht verbunden sein können, dürften sich daher in späteren Jahren schnell wieder ausgleichen und häufig in das Gegenteil verwandeln. Und wenn ferner behauptet worden ist, daß die von der Ableistung dieser Pflicht ganz oder teilweise Befreiten leichter Arbeit und Beschäftigung finden, so ist dem entgegenzuhalten, daß in vielen Branchen gediente Leute den nichtgedienten vorgezogen werden.

Zu diesen gegen die Wehrsteuer sprechenden Gründen kommen noch die finanz- und steuertechnischer Art, wie sie der preußische Finanzminister im Reichstage vor Jahresfrist eingehend dargelegt hat.

Trotz aller dieser Bedenken hat nun die Reichsregierung sich doch entschlossen, im Rahmen der Reichsfinanzreform eine Wehrsteuer und zwar in Form eines Zuschlags zur Nachlaßsteuer in Höhe von 1½ v. H. vorzuschlagen. Diese Form der Wehrsteuer ist, wie Staatssekretär Sydow bei der Generaldebatte über die Finanzreform im Reichstage ausführte, gewählt worden, um der Mißdeutung vorzubeugen, daß diese Steuerart als ein Loskauf von den militärischen Verpflichtungen aufgefaßt werden könnte. Als Kopfsteuer erhoben — betonte er — wäre die Wehrsteuer ungerecht. Ihre Erhebung aber von dem beim Tode vorhandenen Vermögen könne keinem Vorwurf begegnen.

Ob diese Lösung der Frage eine sehr glückliche war, muß bezweifelt werden. Die Reichsregierung hat damit den Weg, der in den letzten Jahren als Vermittlung zwischen den sich gegenüberstehenden Ansichten betreten worden war, nämlich die Wehrsteuer nicht als reine Finanzsteuer, sondern als Zwecksteuer zur Auffüllung des Invalidenfonds einzuführen, wieder verlassen. Dies wurde auch als Argument gegen diese Art der Wehrsteuer vom Fürsten Hatzfeldt bei der Generaldebatte im Reichstage hervorgehoben.

Im übrigen ist in den Reden der Reichstagsabgeordneten ein direkt ablehnender Standpunkt nicht hervorgetreten. Wohl aber war dies mit einer einzigen Ausnahme der Fall hinsichtlich der beabsichtigten Verkoppelung dieser Steuer mit der Nachlaßsteuer. Nicht mit Unrecht wurde von den Gegnern einer solchen Verkoppelung hervorgehoben, daß beide Steuerarten gar keine oder doch nur sehr geringe Berührungspunkte miteinander hätten, und daß ferner eine derartige Wehrsteuer niemals denjenigen treffen würde, der den materiellen Vorteil von der Dienstbefreiung hätte, es sogar nicht selten vorkommen könne, daß derjenige die Wehrsteuer tatsächlich zahlt, der selbst zwei oder gar drei Jahre seiner Dienstpflicht genügt hat.

Es gewinnt also den Anschein, als habe die Wehrsteuer in der von der Reichsregierung vorgeschlagenen Form kaum Aussicht auf Annahme. Trotzdem werden wir wohl nicht von dieser Steuer verschont bleiben, denn die Stimmung im Reichstage ist



Ihrer Einführung im allgemeinen günstig, ja man hofft sogar, durch ihre selbständige Ausgestaltung viel höhere Summen herausholen zu können, als sie in Verbindung mit der Nachlaßsteuer gebracht haben würde. Ob die Reichsregierung sich mit einer selbständig ausgestalteten Wehrsteuer einverstanden erklären und ihren bisherigen sehr berechtigten Widerstand gegen ihre Einführung als Kopfsteuer fallen lassen wird, muß ebenso abgewartet werden, wie die Lösung der Frage, ob die Wehrsteuer eine reine „Finanzsteuer“ oder eine zur Auffüllung des Invalidenfonds bestimmte „Zwecksteuer“ werden soll.

Man ersieht aus alledem, daß die Wehrsteuerfrage nicht so einfach zu entscheiden ist, wie viele glauben.

---

## Magister Shaw.

Von

Franz Wilhelm.

Oscar Wilde drückt einmal seine Befriedigung darüber aus, daß die Lehrer aussterben, aber ich weiß wirklich nicht, ob er selber an dieses Aussterben glaubte. Jedenfalls sind der Künstler und der Magister zwei absolute Gegensätze, die einander nie verstehen, die sich hassen und bekämpfen müssen. Der Künstler begreift nicht, warum man nicht an allen Dingen seine Freude haben soll, und der Magister sucht immer nach dem Zweck und dem Wert jeder Sache und fragt noch bei einem Gedicht, was man damit beweisen will. Es ist der ewige Kampf zwischen der produktiven, neuschaffenden, männlichen Kunst und der unproduktiven, wertenden, weiblichen Ethik. Aber es ist nicht ein Kampf zwischen Kunst und Wissenschaft. Im Gegenteil, in der Wissenschaft liegen die Verhältnisse genau so. Auch hier muß der produktive Mensch sein voraussetzungsloses, amoralisches Schaffen gegen den Magister verteidigen, der selbst nichts schafft, aber alles an sich reißt, um es in den Dienst des Staates, einer Weltanschauung, eines Aberglaubens zu stellen.

Heute nun, in unserer ausgesprochenen ethischen, femininen Zeit, in der eine so kunstfeindliche Rasse wie die anglo-amerikanische die Vorherrschaft hat, sind die Magister obenauf. Wie niemals zuvor ist die ganze Menschheit von einem gemeinsamen sozial-ethischen Willen erfaßt. Solche Zeiten wollen sich von einem schweren Druck befreien, über einen Abgrund hinüberkommen, eine große Idee durchführen. Sie sind notwendig, aber weil sie in den Frühling wollen, gehen sie in den Winter hinein. Sie haben keine



Hände für Feinheit und Schönheit, sie zerstören die Kunst und machen höchstens daraus ein Jahrmarktsvergnügen. Die Kunst muß sich anpassen oder verderben. Darum mußte der Künstler Wilde zugrunde gehen. Aber der Magister und Nichtkünstler Shaw, der Mann mit Grundsätzen und strenger sozialistischer Ethik, der Vegetarianer, Alkoholgegner, Nichtraucher Shaw, der Mann, der alles weiß und kann, der über jedes Ding auf der Erde lärmend und selbstbewußt sein Urteil fällt, erobert sich die Welt. Beide Menschen sind Typen. Weniger vielleicht noch für die Gegenwart, als für die nahe, amerikanische Zukunft.

Noch niemals hat man sich über das eigentliche Wesen eines Schriftstellers so getäuscht wie bei dieser Allerweltsberühmtheit Shaw. Es war speziell Deutschland, das seine Theaterstücke gründlich mißverstand und sich über die witzige Verspottung englischer Spießbürger amüsierte. Den deutschen Bürgersmann mußte es ja kitzeln, als er sah, daß es im Auslande auch seinesgleichen gab. Und dann fühlte er auch instinktiv, daß das alles nicht so schlimm gemeint war, was er da auf der Bühne hörte. Dieser Autor war kein Dichter, kein Feind, der mit einem bösen Gesicht kam, weil er die häßlich gewordene Allgewöhnlichkeit nicht mehr ertragen konnte. Dieser Shaw war wie ein neuer Pastor aus Amerika, der seine Kunden festhielt, indem er seine Predigten mit amüsanten Mätzchen dekorierte. Man hatte so das Gefühl wie an einem Abend in der Heilsarmee — man sang religiöse Lieder nach der Melodie: „Guter Mond, du gehst so stille.“

In England kannte man Bernard Shaw gar nicht. Dort kannte man nur einen „G. B. S.“, wie man ihn nannte, den Vorsitzenden der „Fabian Society“, der sozialistische Eingaben an das Parlament richtete und mit Erfolg unter den englischen Millionären politische Jünger warb. Den unermüdlichen Vielschreiber „G. B. S.“, der sich in seiner Zeitschrift „The New Age“ allwöchentlich mit jedem biederem Schustermeister oder Pastor, wie es nun gerade kam, über die Frauenfrage oder den Einfluß der vegetarischen Ernährung auf die Darmtätigkeit bis aufs Blut zankte. Den schlagfertigen Debatter „G. B. S.“, der als Rektor aller Briten in jeder politischen und unpolitischen Versammlung seinen Bakel schwang. Das zukünftige Member of Parliament, in dem seine Anhänger schon den ersten Präsidenten der kommenden britischen Republik sahen. Und so weiter — was war er nicht? Gab es doch schon einen „G. B. S. Calendar“, in dem man für jeden Tag im Jahr seine Aussprüche lesen konnte, einen „Ewigen Kalender“, denn die Aussprüche würden in hundert Jahren noch so frisch und so wertvoll sein wie heute.

Bis die Engländer an dem Lärm im Auslande merkten, daß G. B. S. auch ein Dichter war. Und das war ihnen sehr lieb, denn sie hatten gerade den unaussprechlichen Oscar Wilde für alle Zeiten aus dem Gedächtnis der Nation ausgelöscht und wollten nun beweisen, daß sie gegen einen Dichter an und für sich durchaus nichts einzuwenden hatten, im Gegenteil.

Und Shaw zierte sich auch nicht. Er hatte in den langen Jahren, als er sich noch schlecht und recht als Theaterkritiker durchschlug, so manches Stück geschrieben, von



dem kein Mensch etwas wissen wollte. Die brachte er jetzt alle zum Vorschein. Und wenn ihm die pruden New-Yorker Behörden ein Stück verboten, weil es unsittlich war -- als ob es jemand ernster mit seiner Moral nehmen könnte als Shaw -- dann schrieb G. B. S. einen flammenden und witzigen Protest, der die Lacher auf seine Seite brachte, und vor allem schickte er drei oder vier andere Stücke hin, die alle gleichzeitig an verschiedenen Theatern aufgeführt wurden und alle volle Häuser fanden. Heute ist Shaw der berühmteste Mann auf der Welt, und man bedauert nur, daß er nicht auch diese Welt selbst erschaffen hat. Denn er hätte es erstens besser gemacht und zweitens eine lange Vorrede dazu geschrieben.

Aber man muß George Bernard Shaw ernst nehmen, schon weil er ernst genommen werden will und weil ihm im Grunde nichts ferner liegt, als irgendetwas auf der Welt spaßhaft zu finden. Dieser Mann lacht, weil das Lachen gesund ist, und er tut alles, was seine Gesundheit stärkt. Er schreibt witzig, weil das seinem Schriftstellerhandwerk zuträglich ist, weil er so mehr gelesen wird. Lieber wäre es ihm schon, er brauchte seine Spaßmacherrolle nicht länger durchzuführen, denn der innere Humor, der ihm die Dummheit und den Unsinn des Lebens erträglich machen könnte, fehlt ihm ganz. Und sein Verstand ist zu gesund und zu umfassend, um über all die schlimmen Dinge hinwegzusehen.

Wir wissen von Shaw, daß er in seinen jüngeren Jahren als ziemlich verwahrloster Bohemien herumliefe in einem zerschissenen, vor Alter grün gewordenen Anzug, auf dem Kopf einen Zylinderhut, der mehrfach eingeknickt nur mühsam seine Haltung bewahrte. Er schrieb damals Romane, die er mit unermüdlicher Ausdauer von einer Redaktion zur andern sandte, obgleich kein Mensch etwas von ihnen wissen wollte. Langsam und zäh arbeitete er sich herauf, bis er es rein durch seine literarische Tätigkeit zum mehrfachen Millionär brachte. So besitzt heute Shaw das starke, unerschütterliche Selbstbewußtsein des Selfmademan, dem nichts auf der Welt imponiert, der weiß, daß er alles, was er will, erreichen kann, und der dafür jedes Augenmaß für fremde Tüchtigkeit und andersartige Begabung verloren hat. Mit großer Energie und eiserner Konsequenz hat er sich selbst erzogen. Er lebt streng rationell nach festen Grundsätzen. Menschen, die Fleisch essen und Alkohol zu sich nehmen, verachtet er als elende Sklaven ihres Bauches. „Wenn die Leute so kannibalische Gelüste haben, die Leichen geschlachteter Tiere zu verzehren, und ihre Nerven mit schädlichen Fäulnisprodukten erregen, ich werde sie nicht hindern, solche Abscheulichkeiten zu begehen; aber man kann nicht von mir erwarten, daß ich ihren Geschmack teile. Zweifellos würde das zarte Fleisch eines Babys einen köstlichen Braten geben, aber ich könnte so etwas nicht essen, weil es mir widersteht.“

Für Shaw ist Intoleranz eine Selbstverständlichkeit. Was für ihn gut gewesen ist, was er für sich selbst als richtig erkannt hat, das muß es auch für alle andern Menschen sein. Er fühlt, daß er klüger und vernünftiger ist als die andern Menschen. Er weiß, daß er sich durch keine Gefühle bestechen läßt, sondern nur seinem gesunden, unbeirrten Verstande folge. Er sieht sich darum auch immer als Lehrer, der von einer großen Schule unver-



nünftiger Kinder umgeben ist. Gütig, milde und nachsichtig selbst gegen die schwächsten Schüler, wenn sie nur den guten Willen zeigen, seine Autorität anzuerkennen, wird er unerbittlich streng, wenn er es mit „schlechten Elementen“, mit törichten, eigensinnigen Burschen zu tun hat. Er ist unermüdlich, ihnen zu prophezeien, daß im ganzen Leben nichts aus ihnen würde, und läßt kein Mittel unversucht, um sie zu bessern und zu bekehren.

Ein gutes Beispiel hierfür ist Shaws Stellung zum Sozialismus und zu den sozialistischen Parteien. Shaw ist selbst Sozialist und hat sich die größte Mühe gegeben, diese Partei in seine Schule aufzunehmen und zu belehren. Aber gerade bei diesen Leuten hat er den schwärzesten Undank erlebt. Während das Bürgertum, dem er doch immer auf die Füße trat, wenn es nicht richtig gehen wollte, einen ungeheuren Respekt vor dem Lehrer bekam, ließen sich die Arbeiter nun einmal dahin nicht belehren, daß sie an die Stelle der Bibel von Marx den Katechismus von G. B. S. setzen müßten. Es ist amüsant, wie Shaw sich über die Orthodoxie besonders der deutschen Genossen beklagt.

Interessanter für das Publikum, wenn auch weniger wichtig für Shaw selbst, ist seine Stellung zur Kunst, besonders zur Literatur. Bekannt ist seine Geringschätzung Shakespeares. Shaw hat absolut kein Verständnis für das Stille, Feine, für Stimmung, Lyrik. Er liebt den Lärm und das Poltern, und als alter Bühnenpraktiker besitzt er den Instinkt für wirksame Theatereffekte. Er sieht bei Shakespeare nur, was er an ihm begreift, und ärgert sich, weil die Leute nun so viel Wesens von ihm machen. „Ich gebe den Büchern in der Literatur den Vorzug, in welchen der Autor, anstatt die landläufige, ohne Begründung aufgestellte Moral zu vertreten, von eigenem moralischen Standpunkt aus schreibt und damit sein Buch ebenso zu einem Beitrag für Sittenlehre, Religion und Soziologie macht, wie zu einem für Belletristik. Shakespeare stelle ich mit Dickens, Scott, den älteren Dumas usw. in die zweite Reihe, obwohl sie außerordentlich unterhaltend sind, weil sie ihre Moral fertig übernommen haben.“

Leider gibt es noch immer Leute, die bei Shaw Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung suchen und wenn sie lesen, daß er Shakespeare „Hohlheit der Philosophie, Oberflächlichkeit und Falschheit der Moral, Schwäche und Inkonsequenz als Denker, Verdienstlosigkeit um den für ihn geforderten philosophischen Vorrang, Aufgeblasenheit, gewöhnliche Vorurteile und Unwissenheit“ vorwirft, dann sehen sie darin schalkhafte Neckerei. Nein, man muß auch in der Literatur Shaw als Magister ernst nehmen, selbst wenn man ihn dann weniger amüsant findet.

Im Verlage von S. Fischer, Berlin sind in der Übersetzung von Siegfried Trebitsch drei Bände Essays erschienen: „Ein Ibsenbrevier“, „Ein Wagnerbrevier“ und ein größerer Band „Essays“. Eigentlich müßten die Überschriften heißen: „Shaw und Ibsen“, „Shaw und Wagner“, „Shaw und die übrige Welt“, denn darin ist Shaw der persönlichste Mensch, daß er immer nur über sich selber schreiben kann. Was er noch nebenbei über die andern sagt, ist nur die Nutzenweisung davon.

Immer fragt er, was will Ibsen, was will Wagner damit beweisen? Was ist die Moral



ihrer Stücke? Und dann beweist er selber etwas, er beweist Shaw. Er zeigt, daß Ibsen seine Dramen geschrieben hat, um die Tyrannei der Tugendideale zu beweisen. Dann zeigt er, daß Ibsen von diesen seinen eigenen Ideen natürlich gar nichts gewußt hat, und daß erst Shaw sie herausfinden mußte. Genau so geht es Wagner, dem einzigen Menschen auf der Welt, vor dem Shaw so etwas wie Respekt hat, wahrscheinlich weil der ihm im Lärm noch etwas über war.

Der Sammelband „Essays“, der eine Reihe älterer und neuerer Aufsätze bringt, zeigt die ganze Vielseitigkeit Shaws. Shaw ist ein guter Kenner der englischen Theaterverhältnisse, darum haben seine Gelegenheitsaufsätze über bekannte Schauspieler und Schauspielerinnen auch heute noch Interesse. An Oscar Wilde wagt er sich nicht so recht heran, er nimmt seinen Ausspruch: „Shaw hat keine Feinde, und von seinen Freunden mag ihn niemand leiden,“ für ein verstecktes Kompliment, das Wilde seiner Größe macht. Psychologisch interessant ist, „wie Shaw den Nordau demolierte“ — ein Magister, der einen andern totschißt. Den Schluß des Buches bilden politische Aufsätze, wie das schon bekannte vom „Sozialismus für Millionäre“ und zwei Essays über Sozialismus und Anarchismus.

Für die Erkenntnis des Problems Shaw ist es gut, daß diese Aufsätze erschienen sind. Nur wenn man anfängt, den Sozialpolitiker und ethischen Kämpfer Shaw zu würdigen, wird man endlich das unsinnige Mißverständnis aufgeben, in ihm einen humoristischen Dichter zu sehen.

---

## Bismarck als Landwirt.

### Ein Brief Bismarcks.

Mitgeteilt von Geh. Rat Heinrich v. Poschinger.

Der hier zum ersten Male veröffentlichte Brief Bismarcks war an den jüngst verstorbenen Bankier Emil Voigt in Hamburg, einen Jagdpächter im Sachsenwalde, gerichtet. Herr Voigt war jahrelang der Nachbar Bismarcks. Dieser beriet sich gern mit dem geschäftskundigen Hamburger über materielle Fragen, und die Fürstin Bismarck freute sich, in Frau Voigt eine lebenswürdige Besucherin ihres Salons gefunden zu haben. Der Brief gibt ein seltsam anmutendes Stimmungsbild aus dem Leben des abgedankten greisen Staatsmannes, der sich die Selbstbewirtschaftung seiner Güter, die ihm offenbar schon viel Verdruß bereitet hat, nicht mehr recht zutraut und kein Mittel unversucht lassen will, um einen anständigen, zahlungsfähigen Pächter ausfindig zu machen. Bismarcks Hinweis auf seine abnehmende Rüstigkeit und der

Ausblick auf einen nahen Tod haben einen eigentümlichen melancholischen Beigeschmack. Der Brief lautet:

Varzin, 5. August 1894.

Verehrter Freund und Nachbar!

Bei unsrer letzten Besprechung über Schönau und Verpachtung hatten Sie die Freundlichkeit, mir Ihren weltren Beistand zu versprechen, und ich bedarf dessen zunächst in Einwirkung auf Herrn Rathmann, den ich gebeten hatte, die Verpachtung in den Zeitungen anzukündigen, damit Bewerber noch die Ernte ganz oder teilweise auf dem Halme sehn könnten. Es ist aber nichts derart erfolgt und ich würde Ihnen daher dankbar sein, wenn Sie mir sichere Nachricht geben könnten, ob die Bekanntmachung unter Bezeichnung der Güter in ihrer Größe geschehn ist, geschehn wird oder nicht. Im letzteren Falle würde ich den Oberförster beauftragen, die Bekanntmachung in seinem Namen zu veröffentlichen. Ich würde wenn ich nicht verpachtete, noch einen Ober-Inspector anstellen müssen, da Janders zwar ein vorzüglicher Ackerwirth ist, aber seine Gesamteinrichtungen für einen so großen Bruttoumsatz nicht richtig zu treffen weiß. Ich habe kein Glück in derartigen Anstellungen und deshalb keine Neigung, eine neue zu versuchen, und bin selbst auch nicht rüstig genug, um die Wirthschaft mehr als bisher zu beeinflussen. Daher bin ich entschlossen zu verpachten und die Selbstbewirthschaftung nicht über nächsten Frühling hinaus fortzusetzen. Es kommt mir nur darauf an, achtbare und zahlungsfähige Contrahenten zu haben, ob die Pachtsumme etwas höher oder niedriger ist, fällt für die geringe Zeit, die ich noch leben werde, nicht ins Gewicht im Vergleiche mit den Verdrießlichkeiten, welche die Selbstbewirthschaftung verursacht.

Ich würde Ihnen unter diesen Umständen sehr dankbar sein, wenn Sie mir Ihren Beistand in dieser Sache weiterhin gewähren wollten und auf Rathmann einwirken, daß er sofort die specialisirte Bekanntmachung erläßt, die Betheiligung eines Mäklers ist nach dortigen Gewohnheiten schwer zu vermeiden, aber der Mäkler auch schwer zu bewegen, das Geschäft so zu betreiben, daß er es nicht mehr allein beherrscht.

Für Ihre freundliche Bereitwilligkeit, dem Förster Perlberg für die Zeit seiner Krankheit den nöthigen Wein, an meiner Statt, zukommen zu lassen, danke ich Ihnen verbindlichst.

Meine Frau ist seit drei Wochen recht leidend, in den letzten Tagen fühlte sie sich etwas kräftiger. Sie läßt mit mir, Ihre Damen herzlich grüßen.

Der Ihrige

v. Bismarck.



## Bettler.

Burleske Betrachtungen von Wilhelm C r e m e r.

Es gibt wohl keinen Stand auf der Welt, der so von dem Vorurteil des Publikums verfolgt wird, wie der der Bettler und Krüppel. Während man sonst gar nichts dagegen hat, wenn jemand ein freundliches Gesicht macht — sogar bei Schutzleuten und anderen Beamten, also bei Wesen, die nur auf der Welt sind, um Tiere und Menschen in Schrecken zu setzen, sieht man das gern — verlangt man von den Bettlern und Krüppeln, daß sie mit finstern, verzweifelte[n] Blicken zitternd durch die Straßen wanken, und mit sterbender Stimme um Erbarmen und um ein paar Pfennige flehen. Kein Bettler, und wenn er ein Millionärseinkommen hätte, dürfte sich unterstehen, im eleganten Anzug, sauber rasiert und mit zufriedener, glücklicher Miene seinem Gewerbe nachzugehen. Die mildherzigste Dame würde ihn sofort verhaften lassen. Nein, der arme Kerl muß seinen Bauch wegsehnuren wie eine Modedame, er muß graue Bartstoppeln tragen, mindestens einen Zentimeter lang, und die mürben Stoffetzen, die seinen Leichnam umhüllen, dürfen nie anders als durch verrostete Haarnadeln und aufgefundene Stücke Bindfaden zusammengehalten werden. Nur wenn sich fingerlange Holzwürmer aus seinem Krückstock herausringeln, wenn man ihm ansieht, daß er sich seit Jahren von altem Schuhleder ernährt hat und in einem abgelegten Mülleimer schläft, hat man Vertrauen zu ihm und überschüttet ihn mit Gaben. Wenn man ihn nach etwas fragt, muß er eine blödsinnige Antwort stammeln oder in kläglich[er] Weise winseln. Weh ihm, wenn er auch nur einen Augenblick ein vernünftiges Gesicht macht oder gar so redet wie andere Leute! Er gerät sofort in Verdacht, daß er ein schnöder Simulant ist, der das fehlende Bein zu Hause irgendwo in der Schublade liegen hat und es des Abends anzieht, um auf den Tanzboden zu gehen. Und so kommt es, daß gute und glückliche Menschen, wenn sie einmal die Laufbahn eines Bettlers oder Krüppels eingeschlagen haben, durch diesen Beruf gezwungen sind, sich ein finsternes, elendes und verzweifelte[s] Aussehen zuzulegen.

Aber das Publikum irrt sich, wenn es glaubt, daß es auch im Innern dieser Leute so aussieht. Innerlich sind sie die fröhlichsten, zufriedensten und glücklichsten Menschen.

Wenn der blinde Bettler nach Hause kommt und dort seinen Arbeitsanzug und sein Glasauge ausgezogen hat, fährt er mit seiner Frau und der ältesten Tochter in die Ausstellung der Sezession, denn er ist ein Kenner und Bewunderer der modernen Malerei. Wer ahnt es wohl, daß jener unglückliche Stelzfuß, der sein Bein bei Vionville verloren hat, einer der besten Fußballspieler Deutschlands ist? Während der Ausübung seines Berufs trägt er das Bein um den Bauch gewickelt und erreicht so noch den Effekt einer Wassersucht. Und der arme, unschuldige Kretin ohne Arme und Beine, dessen glanzlosen, erloschenen Augen man es ansieht, daß aus ihnen niemals ein Funke menschlicher

Vernunft hervorgeblitzt hat — ach, wer ihn am Tage in den Anlagen auf dem kleinen Wägelchen hocken sieht, wird der wohl glauben, wenn dieser Mann erst abends auseinander-gewickelt ist, daß er dann in seinem Salon die Koryphäen deutscher Kunst und Wissen-schaft empfängt und sie durch seine geistvollen Gedanken in Staunen setzt?

Ich kannte einen fallsüchtigen, dreifach gelähmten Taubstummen, der all seine Gebrechen aufgab und Rentner wurde, nur um seinem Sohn in seiner Offizierskarriere nicht hinderlich zu sein. Der alte Herr war seit der Zeit tiefunglücklich. Ja, man muß einmal einen Ball des Vereins moderner Krüppel mitgemacht haben, um eine Ahnung zu bekommen, wie gesund noch unser deutsches Volk ist. Da ist keine Spur von groß-städtischer Entartung und Nervosität, das sind noch dieselben kernigen Gestalten, wie sie Tacitus in seiner Germania beschrieben hat. Und der harmonische, glückliche Cha-rakter dieser Menschen, der aus ihrem ganzen Wesen hervorleuchtet, so daß man ordent-lich angesteckt wird!

Ich habe immer die Leute bemitleidet, die keine Krüppel sind, aber ich wagte nie, meinen Bekannten vorzuschlagen, sich die Arme oder Beine abschneiden zu lassen. Man wäre meinem Rat doch nicht gefolgt, die Macht der Vorurteile ist zu groß auf dieser Welt. Und wie glücklich und zufrieden könnte nicht mancher Unglückliche auf diese Weise werden.

---

## Die Tänzerin.

Von K a r l E s c h e r.

Nach Li-tai-po.

Ein leiser Wind trägt durch die lauen Lüfte  
der Lotosblumen süße, schwere Düfte;  
von fern ertönt Geschrei der bunten Pfauen.  
Der Kaiser ruht. Vor ihm wie die Gazelle  
schlank und voll Anmut tanzt die schnelle  
Si-Chi, die schöner ist als alle Frauen.

Ihr süßer Anblick macht den Kaiser trunken,  
sein Haupt ist in die Kissen tief gesunken;  
er schließt die Augen, da ihr Tanz zu Ende.  
Sie lächelt leise, ihre Blicke strahlen  
voll Wollust; langsam reicht sie ihm die schmalen,  
die ringgeschmückten, weißen Kinderhände.

---





Hodler: Der Tag.

## Die Kunst Ferdinand Hodlers.

Von

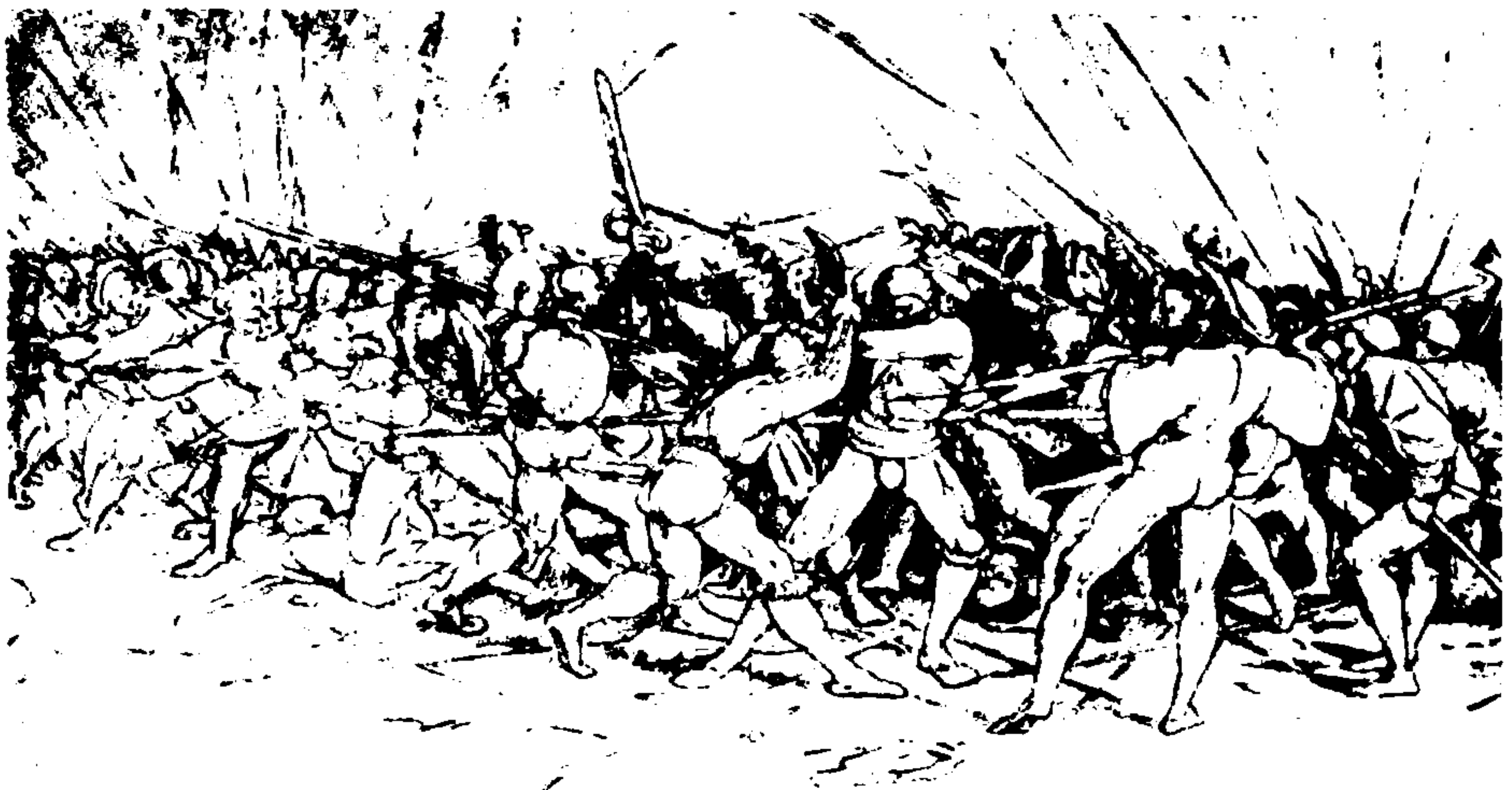
Ewald Bender.

Es kommen Stunden, da man, ergriffen von der Leidenschaft des Forschers, sich die Frage stellt: was hat das Schicksal mit uns vor, daß es in dieses niedere Gebaren der Zeit einen Koloß warf, vor dem die Häupter sich so tief beugen müssen? Welche Not der Zeit hat diesen Genius aus sich geboren? Hat der einzige Ferdinand Hodler keine andere Mission, als der Masse unseres heutigen Kunstschaffens eine grandiose Kontrasterscheinung zu bieten? Oder ist dieser Mann das bessere Gewissen unserer Zeit, kündigt er den neuen Geist der Zukunft an?

Da wird nun mancher, der diese Zellen liest, sich lächelnd an die eine oder andere Kunstausstellung erinnern, in der ihm, gedeckt von dem Namen Hodlers, merkwürdige Gebilde gezeigt wurden: große Leinwände, gefüllt mit einer kalten, kreidigen Farbe, die zu harten Kombinationen neigte; dazu bizarres Linienwerk, eine kindliche Perspektive, und darunter stand wohl ein Titel wie „Empfindung“, oder „Der Tag“, oder „Die Lebensmuden“. Wir brauchen uns nicht zu wundern, daß man den Bildern ebenso kalt und fremd den Rücken kehrte, wie sie sich dem unvorbereiteten Auge präsentierten.

Aber dann denke man sich einmal, daß ein genialer Architekt sich irgendwie und wo mit diesem Maler einig fände. Doch die Zeiten scheinen vorbei zu sein, da man

guten Meistern Wände gab anstatt der Leinwand; und wir Deutsche hatten für unsere großen Maler noch nie den großen Auftrag bereit. Es gibt Leute, welche unserem Volk die Kraft zur Monumentalität in malerischen Dingen absprechen. Ich möchte vielmehr behaupten, daß wohl der tragischste Moment im Leben aller unserer großen Maler der war, da sie, reif genug zu bedeutsamen Aufgaben, erkennen mußten, daß widrige Umstände der allgemeinen Lebenslage des Volkes und ein unseliger Mangel an Einsicht und Einigkeit der Maßgebenden ihnen eine Betätigung in großer Form unmöglich machten. Man muß sich schon den Stiernacken Ferdinand Hodlers etwas nachdenklich anschauen, will man begreifen, daß er auch ohne größere Aufträge der Welt seinen Willen



Holbein: Zeichnung zu einem Freskoentwurf.

aufzwang, der auf nichts anderes gerichtet war als auf die Wirkungen des monumentalen Freskos.

Das Publikum jedoch, das seine Kunst nicht als Fresko, wie sie gedacht ist, genießen kann, sondern als Entwurf auf der Leinwand im modernen Ausstellungssaal, kann — und das muß der Gerechtigkeit halber konstatiert werden — gewichtige und berechtigte Gründe für sein Verhalten in Anspruch nehmen. Es gehören außerordentlich kultivierte Augen und ein mit der Kunst aller Zeiten vertrauter Geist dazu, um die wirkliche Bedeutung Ferdinand Hodlers unter so unzeitgemäßem Gewand zu entdecken.

Es ist heute noch nicht an der Zeit, über Hodler als eine gegebene Größe zu sprechen. Um dafür Interesse zu finden, müßte Hodler weit mehr im Besitztum der Vielen sein. Was



auch konnte es bedeuten, wollte man von dem Leben eines Mannes erzählen, der, ein Fünfziger, das Licht noch sieht, und dessen interessanteste Dokumente nicht in einem äußeren Geschehen sich bieten, sondern eben in seinem Werk! So habe ich es denn vorgezogen, mich auf die Quintessenz seines Schaffens zu beschränken, zu versuchen, jene Formeln zu deuten, die den meisten noch Hieroglyphen sind. Es bot sich mir auch der lockende Gedanke, aus der Vergangenheit der Kunst Parallelerscheinungen zu der Art Hodlers zu zeigen, damit wir von der Torheit geheilt werden, bei den Alten zu genießen, was wir unseren Zeitgenossen verübeln.

Es kann zunächst nicht genug betont werden, daß die Kunst Ferdinand Hodlers



Hodler: Die Schlacht bei Näfels.

ihre Wurzeln in jenem raumlosen Sehen hat, das wir von ägyptischen Reliefs, von griechischen Vasenbildern, von frühchristlichen Mosaiken her kennen. Wir wissen, wie im Trecento dann die Raumprobleme auch in das Fresko eindringen, wie sie aber bald ganz dem Tafelbild überlassen wurden, da die spröde Technik des Mauermalens einer ausführlicheren Raumaussage sich widersetzte. So machte man denn aus der Not eine Tugend, und das Fresko blieb nach wie vor eine Flächenkunst. Daraus ergibt sich sofort die Vorherrschaft der reinen Linie, die Komposition nach Gesetzen der Harmonie von Flächenausschnitten und vor allem blasse und kühle Farbgebung.

Doch nun Ferdinand Hodler. In eine Zeit hineingeboren, die letzte Konsequenzen der denkbar möglichen Raumdarstellung zog, und mit dem Impressionismus alle Möglich-

keiten der Tiefenvorstellung erschöpft hatte, entdeckte dieser Maler, wie der überreiche Erfahrungsbesitz der Zeit seine künstlerische Eigenart zu ersticken drohte. Die hochentwickelte technische und künstlerische Kultur der Zeit konnte zwar beliebig viele Talente zu gesteigerten Leistungen erheben, dem Genie aber, das eigene Wege zu gehen liebt, mußte sie die Brust beengen. Da geschah jene grandiose Verneinung alles Bestehenden, die Tat eines Giotto. Die primitivsten Momente künstlerischer Wirkung erschienen plötzlich als die einzige Rettung aus dem Raffinement einer Überkultur, die großen Daseinsgefühle mußten gegenüber dem nuancierten Sentiment in ihre ewigen Rechte eingesetzt werden. So ging denn Hodler, wie es noch alle taten, sich bei den Alten Rats zu holen. Und er fand das ihm Gemäße, erstarkte und wurde er selbst.

In seinem Manuskript, das weiter unten abgedruckt ist, legt der Künstler selbst dar,



Hodler: Die Lebensmüden.

wie er zu seinen Formen gekommen ist: aus der Nachahmung der Natur. Er spricht von dem Parallelismus der Form, der Farbe, der Empfindung, den er in der Natur entdeckt habe, und er beruft sich auf die Primitiven, die es ebenso gemacht hätten wie er. Es ist eine rohe Konstruktion, und es spricht von einer mangelhaften Kenntnis der menschlichen Seele, wenn man nun diesem Künstler, wie es geschehen ist, so ohne weiteres Anachronismus vorwirft, in dem Sinne, als habe Hodler fremde Götter an seinen Herd gesetzt etwa aus dem Wunsch nach intensiverer Wirkung durch das Ungewohnte.

Nichts spricht deutlicher als die Gegenüberstellung jenes Freskoausschnittes Giottos aus der Capella dell' Arena zu Padua und der hier zum erstenmal veröffentlichten Skizze zur „Eurhythmie“. Was ist da noch von der Formensprache Giottos zu spüren? Eine durchaus moderne Empfindung spricht aus der Rückenkontur, wie die Linie vom Kopf her so geruhig über den Mantel läuft und sich in weichem Geriesel am Boden staut.

Welch eine Wucht des Abfalls bei Giotto! Man sage nicht, daß Hodler eine weiche Milde heiteren Schreitens in diesen Greis legte, während bei Giotto der alte Joachim, dem wegen seiner Kinderlosigkeit das Opfer zurückgewiesen wurde, in bitterem Gram seinen Weg zu den Hirten geht. Auch für einen ähnlichen Empfindungsgehalt, wie ihn Hodler darstellte, hatte Giotto keine wesentlich andre Zeichnung gekannt. Und was für Stöße vermag Hodler doch unserer Seele in seinen Schlachtenbildern zu versetzen — und diesmal wirklich Giotto im Temperament verwandt und wie weit entfernt von seinen Formen! Er ist durchaus modern, erwägt man, welche Differenziertheit menschlicher Zustände sein Werk



Hodler: Skizze zur Eurhythmie.



Giotto: Fresko in der Capella dell' Arena zu Padua.

aufweist, von der „Eurhythmie“ bis zur „Schlacht bei Näfels“, von jener „Landschaft am Genfersee“ bis zu den „Enttäuschten“.

Und nun vergleiche man jenes hier reproduzierte Schlachtenbild Hodlers mit der hier ebenfalls abgebildeten Holbeinzeichnung, einem Freskoentwurf für das Baseler Rathaus. Gewisse Übereinstimmungen in der Form — abgesehen von der beiden Künstlern gemeinsamen Größe der Konzeption — fallen auf. So erinnert der in frontaler Stellung das Schwert schwingende der Holbeinschen Zeichnung an gewisse Kriegergestalten bei Hodler. Vielleicht hat dieser den Entwurf gekannt, und wie behält er doch so ganz seine Eigenart!

Oder man erinnere sich vor Hodlers „Empfindung“ an jene Prozession der Frauen aus den Toren von Classe, des Mosaik von S. Apollinare nuovo in Ravenna. Jedes Wort



von Hodlers prinzipieller Aussage über seine Kunst paßt auf dieses Bildwerk -- und doch welch eine weltenweite Kluft in der Formenwahl, im seelischen Gehalt, wie stark packt uns plötzlich die Gewißheit, daß Hodler Geist von unserem Geist ist.

\*                      \*                      \*

Hodler ist — wie alle wahren Stilisten — im Recht, wenn er behauptet, er habe nichts anderes im Leben getan als die Natur nachgeahmt. Aus der Eigenart des Baues seiner Organe, besonders des Auges, erklärt sich seine Formenwahl. Und weil er „diese so häßlichen“ und „unmöglichen“ Dinge zum erstenmal als „schön“ empfand, ja als die einzige Schönheit der Welt, erleben wir in uns die neue Art von Schönheit als eine Offenbarung. Dieser Künstler ist so naiv und so kompliziert zugleich — wie Johann Sebastian Bach. Welche verzwickte Art der Anschauung hier wie dort — und doch welche Brunnen von unmittelbarster Empfindung fließen zuzeiten! Welche Härten und welcher Zauber von pastoraler Lieblichkeit in einer Seele und aus einer Hand! Und beide Künstler sind bei aller Differenziertheit des Gefühls und der Anschauung im Grunde so unendlich primitiv in der künstlerischen Wirkung, weil sie sich nur an die Elemente menschlicher Empfindung halten, an die Grundfragen des Lebens, und ihren Überschwang in die gewähltesten und überlegtesten Formen gießen. Was aber über soviel Filter ging, ist immer rein und einfach.

So bleibt uns denn nichts anderes übrig, als uns den Notwendigkeiten Hodlerscher Anschauung und Empfindung zu beugen — mit ihm zu erschauern vor der homerischen Wildheit des Kampfes der Männer und so heitere Pfade zu wandeln wie jener schreitende Greis, im Ohr das Lied von der überirdischen Schönheit der Linie. — Wir ergießen unsere Endlichkeit in die ewigen Weiten des Raumes vor jener Landschaft am Genfer See. Und wenn wir uns fragen, was wir wohl als das Unverlierbare und Unerhörte von Hodler mitnehmen, dann ist es dieses: daß er uns wieder lehrte, groß zu denken.

---

## Über das Kunstwerk.\*)

Von

Ferdinand Hodler.

Parallelismus nenne ich jede Art von Wiederholung. — So oft ich in der Natur den Reiz der Dinge am stärksten spüre, ist es immer ein Eindruck von Einheit. —

Führt mich mein Weg in einen Tannenwald, wo die Bäume sich hoch zum Himmel heben, so sehe ich die Stämme, die ich zur Linken und Rechten vor mir habe, als unzählige



Hodler: Landschaft am Genfer See.

Säulen. Ein und dieselbe vertikale Linie, viele Male wiederholt, umgibt mich. Mögen sich nun diese Stämme hell von einem immer dunkler werdenden Hintergrund abheben, mögen sie gegen das tiefe Blau des Himmels gestellt sein, die Ursache, die in mir jenen

\*) Mitgeteilt aus dem französischen Manuskript, übersetzt von Ewald Bender.



Eindruck von Einheit bestimmt, ist ihr Parallelismus. Die vielfachen senkrechten Linien wirken wie eine einzige große Vertikale oder wie eine ebene Fläche.

Wenn man über eine Wiese hinblickt, wo nur eine einzige Art von Blumen sich dem Auge bietet, wo z. B. die Blüten des Löwenzahns sich in hellem Gelb von dem grünen Grunde des Rasens abheben, so wird man einen Eindruck von Einheit empfinden, der geradezu in Entzücken versetzt. Ich bemerke, daß die Wirkung größer sein wird, der Eindruck stärker, als wenn sich eine Mischung von Blumen da vor uns ausbreitete, die in Farbe und Form verschieden sind.

Ein andres Beispiel: Da stehen ein paar blühende Lorbeerstämme von ein und derselben Farbe, oder wir gehen einen Weg, der von Fliederbäumen eingefast ist: man wird gleicherweise jenen Reiz empfinden, der von der Wiederholung ausgeht.

Oder man versetze sich im Geist auf eine Ebene, die mit Felstrümmern übersat ist, etwa infolge des teilweisen Einsturzes eines Berges (wie man das z. B. am Fuße des Mont Salève bei Genf sehen kann), so wird man denselben tiefen Eindruck empfinden, wie ihn die Gleichartigkeit aller einzelnen Teile verursacht.

Eine analoge, aber stärkere Wirkung verspüren wir, wenn wir auf einem Berggipfel inmitten der Alpenregion stehen. Alle die unzähligen Spitzen, die uns umgeben, verschaffen uns jenen eigenen Reiz, der aus der Wiederholung resultiert.

Im Herbst sieht man die Blätter der Bäume, ein und dasselbe Blatt — etwa das der Akazie — ausgestreut auf dem Erdboden; die Art, wie diese Blätter so nebeneinander liegen, kann uns entzücken. Wenn ich den wolkenlosen Himmel betrachte, so zwingt mich die große Uniformität zur Bewunderung. Und sind bei diesem Beispiel die Elemente, welche den Parallelismus erzeugen, auch nicht geschieden, wie bei den vorhergehenden, so sind sie darum nicht weniger vorhanden: Jedes einzelne Luftmolekül steht in einer Parallelwirkung zu dem andern.

In allen den Fällen nun, in denen der Parallelismus nicht für sich allein als Ursache jenes Reizes zu konstatieren ist, läßt sich doch ein gewisses Element der Ordnung in der Natur nachweisen. So haben z. B. bei einer Blume alle Blütenblätter dieselbe Form und sind um einen Mittelpunkt gruppiert.

Ein Baum bringt immer Blätter und Früchte derselben Form hervor. Wenn Tolstoi in seiner Schrift: „Was ist Kunst“ sagt, man könne niemals zwei Blätter desselben Baumes genau übereinanderlegen, so kann man mit größerem Recht behaupten, daß nichts einem Platanenblatt ähnlicher sieht als das Blatt einer Platane.

Man wird ebensowenig einen Apfelbaum Kirschen oder verschiedenartige Früchte hervorbringen sehen, wie man jemals erleben wird, daß eine Pflanze mehrere Arten von Blüten trägt.

Wir ersehen also aus allen diesen Beobachtungen, welche wichtige Rolle der Parallelismus oder die Wiederholung in der Natur spielt, und besonders bei den Dingen, an denen wir unsere größte Freude haben, wie die Blumen.



Ich muß noch hinzufügen, daß bei fast allen diesen Beispielen, die ich eben angeführt habe, die Wiederholung der Farbe sich zu derjenigen der Form gesellt. Die Blütenblätter einer Blume, wie auch die Blätter der Bäume, sind im allgemeinen von derselben Farbe. — Dasselbe Prinzip der Ordnung nun erkennen wir auch im Bau des tierischen und menschlichen Körpers, in der Symmetrie der rechten und linken Körperhälfte.

Unsere Kleidung trägt dieselben Falten an den beiden Schultern, an den beiden



Hodler: Eurhythmie.

Ellenbogen und Knien, die gleichen Abdrücke unserer Bewegungen. Das merkt man besonders an einem Gewand, das bereits einige Zeit getragen ist.

Doch brechen wir ab und fassen wir zusammen: der Parallelismus läßt sich nachweisen an den verschiedenen Teilen eines Gegenstandes, für sich allein betrachtet, er besteht noch augensichtlicher, wenn man mehrere Objekte derselben Gattung nebeneinanderhält.

Wenn wir nun unsere Lebensäußerungen mit diesen Erscheinungen in der Natur vergleichen, so sind wir erstaunt, dasselbe Prinzip wiederkehren zu sehen.

Wir wissen und wir empfinden es alle in gewissen Momenten, daß das, was uns

Menschen eint, stärker ist als das, was uns trennt. — Der Sinn und die hauptsächlichsten Bedingungen des Lebens sind dieselben für uns alle. Wir haben alle unsere Freuden und unseren Schmerz, die nur Wiederholungen derjenigen der andern sind, und die nach außen hin durch dieselben oder durch analoge Gesten sichtbar werden, da wir doch von einerlei Fleisch und Bein sind.

Feiert man irgendwo ein Fest, so sehen wir die Menschen sich in ein und derselben Richtung bewegen: das sind Parallelen, die einander folgen. — Manchmal erblickt man Menschen um einen Redner gruppiert, der seine Gedanken vorträgt; oder betreten wir eine Kirche während des Gottesdienstes, so empfinden wir jenen Strom von Einheit als etwas Imposantes.

Setzen sich ein paar Leute, die derselbe Zweck zusammenführte, an einen Tisch, so können wir sie als Parallelen auffassen, die irgendwie eine Einheit bilden, etwa als die Blätter einer Blume.

Sind wir froh, so hören wir nicht gern die Stimme der Disharmonie, die uns aus unserer Heiterkeit herausreißen würde.

Auch sagt man im Volksmund: gleich und gleich gesellt sich gern. — An all dem läßt sich nun unschwer der Parallelismus oder das Prinzip der Wiederholung nachweisen. Und dieser Parallelismus der Empfindung übersetzt sich nach außen in den formalen Parallelismus, von dem wir bereits sprachen. (Man wird jetzt meine Bilder: die „Lebensmüden“, die „Enttäuschten“, die „Eurhythmie“ oder den „Tag“ verstehen, und erkennen, daß ich mir Seelenzustände oder überhaupt Stoffe auswählte, an welchen die Einheit unserer Empfindung am deutlichsten sich offenbart.) — — —

Ist ein Gegenstand angenehm, so vermehrt die Wiederholung seinen Reiz, drückt er Trauer oder Schmerz aus, so erhöht sie die Traurigkeit. Ist dagegen ein Stoff barock oder abstoßend, so wird er durch die Wiederholung bis zum Unerträglichen gesteigert werden. So bewirkt also die Wiederholung eine Steigerung der Intensität. — Indessen abgesehen vom Stoff, löst die Wiederholung einer Form oder einer Farbe an sich angenehme Empfindungen aus.

Seit der Kunstübung der Primitiven hatte man dieses Prinzip der Harmonie aus dem Gesichtsfeld verloren, man dachte nicht mehr daran. Man suchte den Reiz des Verschiedenartigen, und man wurde zu Zerstörern der Einheit.

Wenn ich für mein Teil dazu gekommen bin, den Wert und die Kraft jenes Elementes wiederzuerkennen, so war es dadurch, daß ich die Natur beobachtete, wie ich es eben an Beispielen gezeigt habe, die ich bis ins Unendliche vermehren könnte. — — —

Natürlich darf man, nebenbei bemerkt, nicht vergessen, daß es auch eine Welt des Verschiedenartigen gibt, von der als Folie sich die Einheit abhebt.

Bei einer Betrachtung über die Einheit führt sich die Verschiedenheit von selbst ein, durch die einzige Tatsache schon, daß alle Geschöpfe voneinander verschieden im Aussehen sind. — — —



## Der Winter und das Herz.

Von

Felix Braun.

Vertriebner Fürst, dich barg mein Herz  
vom ersten blonden Tag im März  
bis zu dem jungen Oktobertag,  
um dessen Stirn ein Silberreif lag.  
Vor der Sonne Wut  
schirmt' ich dich gut.  
Du liebst das Dunkel, ---  
mich suchte kein Licht, ---  
meines Blutes Gefunkel  
störte dich nicht.

Nun schwebst du in brausender Stürme Chor  
mit mächtigem Fluge aus mir hervor.  
Aus den versilberten Trümmern der Welt  
baust du ein einziges Herrscherzelt.  
Vorhang aus Schnee den Eingang bewacht,  
im Innern ruhst du im Arm der Nacht,  
jeder Traum ein hartes Gebot,  
jedes Wort Zwang . . .  
Was sind die eisigen Fliesen so rot?  
Auf blutenden Füßen hastet die Not.  
Müde sinken die Arme dem Tod:  
sein Tagwerk war lang.

Du ragender Kaiser, alles ist dein . . .  
Mein Herz allein  
kann deinem Zepter nicht dienstbar sein.  
Mein Herz, das du verlassen hast,  
hat den Frühling zu Gast.  
Traumwälder schwanken in Blütenlast . . .  
Ich kann's kaum tragen . . .  
Ich flüchte mich vor den schneeigen Tagen  
in Nächte tief  
und fühle, versponnen und ganz verzückt,  
wie mein Blut, das in ewigem Eise schlief,  
beglückt, oh! beglückt

hinströmt und dem, der staunend lauscht,  
hell-dunkle Worte raunend rauscht!

Ich faß es kaum:  
ist alles ja Traum!  
wie soll ich dran glauben?  
Nun bin ich in Angst,  
daß du mein Herz zurückverlangst.  
daß du kommst, es zu rauben . . .

Und doch: wie mir vor dem Frühling bangt!  
Du bliebst so still.  
Mein Herz, das in Farben und Lichtern prangt,  
tut, was der Launische will;  
tut jauchzen und weinen,  
schluchzt und lacht  
wie in bacchisch erfüllten Opferhainen.  
Mein Herz ist ein funkelndes Fest in der Nacht,  
mein Herz ist wie schwebendes Stimmengewirr.  
wie endloses Tanzen umschlungener Paare –  
mein Herz ist irr  
von den Frühlingen tausend verschollener Jahre!

Ach! kämest du,  
ginge wohl Wunsch und Lust  
stille zur Ruh;  
schlösse die Brust  
leise sich zu.

Öffnete einmal nur die Tore weit:  
für deinen Einzug, Fürst der weißen Zeit,  
sich hinter dir in Ewigkeit zu schließen.  
Ach! Komm! Der Frühling schmerzt dies Herz zu sehr.  
dies Blut ist es nicht mehr  
gewohnt, in lauten Wellen hinzuffießen.

Komm, greiser Fürst. Dein Herrscheramt ist groß:  
Klein ist die Welt – dies Herz nur grenzenlos.  
Die Sonne naht!: wohin willst du dich wenden?  
Zieh wieder ein!: leicht sähst du den Palast,  
darin du schweigsam lang gewaltet hast,  
aufgehn in himmelüberhöhten Bränden!

---

## Die Berufung.

Von  
G e o r g e s R o d e n b a c h.

Autorisierte Übersetzung von Friedrich von Oppeln-Bronikowski.

### Vorwort.

Jeden Morgen zur selben Stunde kehrte Frau Cadzand mit ihrem Sohne Hans von der Acht-Uhr-Messe in Notre Dame zur Rue de l'Ane Aveugle zurück, wo sie wohnte.

Das altersgraue Brugge erwachte kaum aus seinem Schlummer. Nur wenige Menschen zeigten sich auf der Straße, höchstens ein paar frühauftstehende Beghinen oder auch ein Bauernweib, das einen Hundewagen fuhrte und vor allen Türen anhielt, um Milch zu verkaufen, die sich in blinkenden Kupferkannen befand. Dieser Metallglanz war wie Mondschein im Nebel, denn der Nebel lichtete sich nur langsam, der nordische Nebel, der sich zerteilt, die totenbleiche Dämmerung der Frühe.

Brugge erschien wie eine Gespensterstadt. Die Bäume an den Kanälen, die hohen Turme verschwanden, von demselben grauen Schleier zugedeckt. Ein undurchsichtiger, rückenloser Nebel! Selbst die Glockenklänge mußten sich scheinbar hindurchbohren und diesen Kerker von Watte zersprengen, um ins Freie zu kommen und die Häusergiebel zu erreichen, über welche die Glocken alle Viertelstunden einen melancholischen Herbst von Tönen Blatt für Blatt ausstreuten.

Hans Cadzand ging mit seiner Mutter an den Grachten entlang, ein stummes, schweigesames Paar! Sie war stets dunkel gekleidet, er schwarz, und in dem strengen Schnitt seiner Kleider lag etwas Altmodisches, Unzeitgemäßes, etwas Weltabgeschlossenes mit einem Stich ins Geistliche. Er schien noch jung, kaum dreißig Jahre alt; sein Antlitz war von blendender Vornehmheit, und man wunderte sich, daß er bei seiner Schönheit so traurig war. In seinem blassen Gesicht brannten zwei fiebernde Augen; sein wirres blondes Lockenpaar hatte die Farbe von Bernstein, Honig und welkem Laube.

Seine ältliche Mutter schritt neben ihm; aber so nahe sie sich waren, so fern schienen sie sich in Wirklichkeit! Sind die Uferborde der Grachten nicht auch parallel? Und doch trennt sie das kalte Wasser. Auch Mutter und Sohn schienen jedes seinem Traume zu folgen, ohne sich zu berühren. Ein großes düstres Geheimnis lag zwischen ihnen, ebenso kalt und undurchdringlich wie das kalte Wasser. Welches Geheimnis? Die öffentliche Neugier beunruhigte sich darüber. Man beobachtete sie oft, wenn sie vorübergingen, hinter den Tüllgardinen in den stillen Wohnungen; und mit Hilfe jener Zwischenträger, der kleinen Spiegel an der Außenseite der Fenster, die man S p i o n e nennt, suchte man noch, während sie schon verschwanden, eine Gebärde, einen Austausch von Blicken, ein Ziehen, einen Zug im Profil zu entdecken, der ihr Geheimnis zu lichten vermochte.



Das Rätsel dieses grübelnden Doppellebens erschien den Einwohnern von Brügge um so unerklärlicher, als Frau Cadzand und ihr Sohn es im Leben leicht hatten. Sie gehörten einer alten Familie an, besaßen ein reiches Erbgut. Trotzdem führten sie ein häusliches, zurückgezogenes, einfaches Dasein und beschränkten sich auf das Notwendigste. Sie verausgabten ihr Einkommen in Almosen und guten Werken.

Was war geschehen, daß sie sich so dem Leben abwandten?

Besonders der Sohn benahm sich so außergewöhnlich für sein Alter. Die Mutter hatte freilich vor Jahren ein großes Unglück betroffen: sie war nach einer Ehe von wenigen Monaten Witwe geworden. Aber die Zeit heilt Wunden und zwingt die Menschen zum Vergessen solcher Schmerzen. Sie läßt die brennendsten Tränen zu jenem Perlenhagel gefrieren, der die Gräber schmückt.

Und dann hatte Frau Cadzand doch Ersatz gefunden in ihrem Muster von Sohn.

Auch jetzt noch verließ er das Haus nie ohne sie. Er hatte keine Freunde, ging nirgends hin. Die Frauen blickten voller Neid auf diese stets begleitete Mutter. Es ist ja der Kummer aller Frauen, daß ihre Kinder sich von ihnen losreißen. Ihr Schoß ist dann traurig wie eine verlassene Landschaft. Frau Cadzand jedoch sah ihren Traum verwirklicht. Sie widmete sich ganz ihrem Sohne, und er ihr.

Aber eins schien ungewöhnlich: warum sahen sie so unglücklich aus, wenn sie so einmütig waren?

Sie ahnten nicht, daß sie die Aufmerksamkeit auf sich lenkten, daß aller Augen in dieser toten Stadt aus Mangel an Beschäftigung auf ihnen ruhten. Sie kehrten jeden Morgen gemeinsam aus der Messe zurück, gingen müden Schrittes an den Grachten entlang, so fremd gegen alles, was nicht ihre Seele betraf, daß selbst die Schwäne auf den Kanälen nicht böse wurden und nicht merkten, wie der Schatten des schwarzen Paares ihr weißes Schweigen mit Trauer bedeckte.

## Erster Teil.

### 1.

Als Hans Cadzand zur Welt kam, herrschte Freude in dem altertümlichen Haus in der Rue de l'Ane Aveugle. Das altersgraue Gesicht der Front lachte fröhlich mit den Tüllgardinen der Fenster, die Frau Cadzand für die göttliche Stunde der Geburt weiß und hell zu haben wünschte. Eine reizende Ausstattung der Fenster, das Gegenstück zu der des Kindes! All die kühlen Morgenstunden, die langen Abende, wo man im Hause genäht, geschneidert, gestickt und dieses frische Weiß angeheftet hatte! Oh Freude der künftigen Mutter, das, was die Glieder und den Schlummer ihres Kindes umfassen sollte, aus dem feinsten Linnen, dem unstofflichsten Batist herzustellen und mit Spitzen zu zieren! Sie wollte durchaus seine Ausstattung selbst nähen. Ihr deuchte, daß sie allein



den Schnitt, die genaue Form kannte; denn sie allein kannte ja schon das künftige Kind und sah dessen Körpermaß in sich selbst. Und dann sollte kein fremder Finger an dieser Ausstattung sein Fleisch berühren. Von ihr allein genäht und hergestellt, sollte sie etwas von der Weichheit ihrer Hände, von den Empfindungen ihrer Seele annehmen. Sie sollte wie ein Stück von ihr selbst werden, so daß das Kind, wenn es in diesem Linnen und diesen Windeln lag, sich noch in ihrem Schoße wähnte.

Es kam genau ein Jahr nach der Heirat der Eltern zur Welt. Ein doppelter Jahrestag! Und es war ein Sohn, ein Stammhalter, der den schönen Namen Cadzand fortsetzte, der so lange schon im Lande geehrt ward! Den der Vater des Neugeborenen so würdig trug! Er war Gelehrter, war Archivar der Provinz geworden, um inmitten der Chroniken, Urkunden, Inkunabeln und kostbaren Manuskripte, der Überbleibsel aus Brügges ruhmvollen Tagen zu leben, inmitten der authentischen Beweise einer großen Vergangenheit, die er bisweilen in gelehrten Monographien, in Werken mit wissenschaftlichen Anmerkungen neu herausgab. Als das Kind geboren wurde, war er gerade beschäftigt, wichtige neue Dokumente über Hans Memling, den leuchtenden Genius Flanderns, ans Licht zu ziehen. Es handelte sich um die Streitfrage, ob der berühmte Schrein mit der Marter der Heiligen Ursula von einem reichen Bürger bestellt war, wie einige behaupteten, oder ob er wirklich für das Hospital zu Brügge gemalt wurde, das er heute noch ziert, zu der Zeit, da Memling selbst dort Aufnahme fand, gemalt, um seine holden Träume zu bannen, die ihm während der Genesung kamen.

Und weil er so ganz in den Forschungen über den großen Maler aufging, der es ihm angetan hatte, kam er auf den Gedanken, seinem eben geborenen Sohn dessen Namen zu geben. Hans! Dieser hübsche, etwas kurze, hochschnellende Name, der in sich zurückfällt wie ein kurzer Wasserstrahl! Hans! Der Name eines Heiligen der Kunst, der Glück bringen mußte! Der Knabe ward auf diesen frischen Namen getauft, der fortan unaufhörlich in der Wohnung erklang, aus dem Munde des Vaters, der Mutter, der Amme, der Mägde. „Hans!“ morgens, abends und bis in die Träume der Nacht. „Hans! Hans!“ ein fortwährendes leises Plätschern wie von einem Springbrunnen, der in einem Zimmer verborgen war.

O Freude der Geburt eines Kindes, das beiden zugleich gehört! O Spiegel, in dem die beiden Gatten, die sich lieben, sich in einem Antlitz vereint sehen! Freudenrausch einer beginnenden Familie! Doch jedes große Glück ist eine Herausforderung, ein heftiger Lichtstrahl, der die schwarzen Nachtfalter, die schlimmen Schicksale anlockt! Die Menschen sollen nicht zu glücklich sein! Die Glücklichen lassen alle andern am Leben verzagen, denen nur mittelmäßige Stunden, nur seltene Freuden zuteil werden, nur Rosen, die man mit Tränen begießen muß.

Die Familie Cadzand war zu glücklich! Das altersgraue Gesicht der Hausfront lachte zu hell mit seinen weißen Tüllgardinen an den Fenstern. Hansens Wäsche war zu weiß!

Das Unglück brach über seinen Vater herein, und alle Wäsche des Kindes mußte



mit Flor benäht werden; selbst die Wiege wurde umflort, wie eine Flagge auf Halbmast auf der zerbrechlichen Barke, die ins Meer des Lebens hinausfuhr.

Hans begriff nichts von der plötzlichen Trauer und lächelte.

Eines Nachts war das tragische Ereignis geschehen. Hansens Wiege stand immer neben dem Bett seiner Eltern. Das große Schiff Seite an Seite neben der kleinen Barke, über ihren einzigen zarten Insassen wachend. . . Die Mutter hatte diese eifersüchtige Aufsicht gewollt. Sie wagte das Kind bei Nacht nicht der Amme anzuvertrauen. Die Bauernmädchen haben einen festen Schlaf, sie versinken so tief in seinen Abgrund, daß diese es gewiß nicht gehört hätte, wenn Hans aufwachte. Sie hätte ihn weinen lassen; er hätte sich erkältet bei seiner Sucht, stets die Decke von sich zu stoßen, dieser Gebärde der Neugeborenen wie der Sterbenden, als hätten sie, die dicht vor dem Nichts stehen, Angst vor allem, was lastet und regungslos macht. . .

Frau Cadzand dagegen wachte sorgfältig über ihr Kind. Sie stand oft auf und wickelte es in sein Daunenbettchen; und selbst wenn sie einschlief, blieb doch etwas in ihr wach, jener Hauch von Bewußtsein, der uns aufweckt an Tagen, wo man früher aufstehen oder verreisen muß.

Stieß das Kind nur den leisesten Schrei aus, entstand nur der kleinste Riß in dem festen Gewebe seines Schlummers, so streckte bisweilen der Vater, um der Mutter jede Störung zu ersparen, den Arm aus dem Bett heraus, schaukelte eine Weile die Wiege, gab der kleinen Barke einen leichten Anstoß, der sich bald in der Stille verlor, und der kleine Passagier schlief wieder fest ein.

In jener Nacht aber weinte Hans. Frau Cadzand rief ihren Gatten, noch selbst halb im Schlafe: „Hans weint! Wieg' ihn ein bißchen! . . .“

Der Vater gab keine Antwort. Frau Cadzand, jetzt halb wach, wiederholte: „Hans weint!“

Und da ihr Mann sich nicht rührte, tastete sie nach ihm, um ihn zu wecken und aufzumuntern.

Oh! was berührte da ihre Hand! Welche Eisscholle hatte sie angefaßt? Sie fuhr jäh in die Höhe: ihr Gatte lag stumm, kalt und regungslos da. Sie greift nach dem Nachtlicht, das unbewegliche Schatten an die Decke warf, Flecken, die den Mondbergen gleichen. Sie rief, befühlte sein Antlitz, seine Hände, den Körper. Alles war eiskalt, starr, alles zu Ende.

Ein Wachsbild lag neben der Wiege des Kindes.

## 2.

Die Jahre verstrichen. Das Kind wuchs heran.

„Hans! Hans!“ rief die unglückliche Frau Cadzand jeden Augenblick, indem sie den Kopf ihres Kindes umfaßte. Oh! diese Umarmung ihrer Hände, ihrer schmalen,



langen Hände, wie gemacht, um ihn ganz zu umspannen, dieser bleichen Hände, die auch wächsern geworden schienen seit der Nacht, wo sie den Leichnam berührt hatten.

Leidenschaftliches, banges Umklammern, wie das eines Schatzes, den man zu verlieren fürchtet! Sind die Mutterhände nicht wie Schlüssel, wie Riegel, um diesen Schatz festzuhalten? Sie sind auch wie Flügel, wie brütende Fittiche . . .

Die arme Witwe bedurfte der Pflicht, ihren Hans aufzuziehen; der Schmerz hatte sie verstört, verzweifelt und irre gemacht. Monate lang brach sie in gelles Gelächter aus, verzerrte nervös das Gesicht, sah in den Spiegeln das Lockbild eines teuren Schattens, der in ihnen ertrinkt. Das Kind hatte sie von dem Abgrund zurückgehalten. Hans — das war ja das Abbild ihres toten Gatten, das war ihr geliebter Verstorbener, den sie nach anderthalbjähriger Ehe verloren hatte, so schön, so gut und so edel! Hans glich ihm. Je größer er wurde, desto stärker trat die Ähnlichkeit hervor: sein feingeschnittener Mund mit einem kurzen verächtlichen Fältchen, seine warme Hautfarbe und vor allem seine Haare, in denen kleine lichte Wirbel sich zeigten, hellere Löckchen in einer dunkel goldenen Haarflut.

Frau Cadzand vergötterte ihren Knaben, der so anmutig und zudem so klug war. Von den ersten Monaten an entzückte er sie durch seine Lieblichkeit, durch Gebärden, des Zelebensstifts würdig. So entsann sie sich eines Tages, als er noch ganz klein war, wie er zu den weinerlichen Klängen einer vorüberziehenden Drehorgel getanzt hatte. Er hatte mit seinen niedlichen Händchen, reizend wie ein Zierat, sein Kleid aufgerafft und begonnen, sich in rhythmischer Bewegung zu drehen und zu wiegen, wie eine Stockrose im Winde. Kurz darauf wurde er zum Baden entkleidet. Hans war nackt. Da kam die Orgel wieder auf der Straße vorbei. Sie wiederholte eine alte traurige Weise. Und das Kind fing sofort wieder an zu tanzen. Und da es sich seiner Nacktheit nicht bewußt war, raffte es jetzt sein Körperchen auf mit den niedlichen Händchen, reizend wie ein Zierat, und faltete sein helles Fleisch wie den Stoff seines Kleidchens. Oh! Himmlischer Augenblick! Das Ideal eines Bildes, das sie in sich trug! Fortan blieben ein paar helle Pastelltöne in dem Trauergemach ihrer Seele.

Jetzt war Hans herangewachsen. Er war schon ein Knabe, blaß und ernst. Sie mußte daran denken, ihm Unterricht geben zu lassen. Die Witwe tat ihn in eine Priesterschule, und er errang sich im Sturme Belobigungen, Preise und Auszeichnungen; er wurde rasch zu einem Muster von Fleiß und guter Führung, das die Lehrer seinen Mitschülern zur Nachahmung vorhielten. Diese achteten ihn, mit einem Anflug von Verehrung, nicht allein wegen seiner Erfolge, seiner offenbaren geistigen Überlegenheit, sondern auch wegen der Vornehmheit, die von ihm ausströmte, wegen seines inbrünstigen Glaubens, der sein Antlitz verklärte und seinen Kopf mit einem Nimbus umgab, wie man ihn in der Kirche der Schule um das Haupt der Heiligen Jan Berchmanns erblickt. Man neigte zu dem Glauben, daß auch der kleine Hans einst solch ein Seliger, wo nicht gar ein Heiliger



werden würde. Welche Ehre dann für die Schule, in der er erzogen war, und für die Stadt Brügge, die stets eine Hochburg der Kirche gewesen ist!

Hans Cadzand begeisterte sich voller Entzücken an den Zeremonien der katholischen Kirche. Während des Hochamts und bei dem feierlichen Segen zu Ostern und Weihnachten betete er, wie ein Vogel singt. Und die Gebete waren in seinem Munde wie die Wohlgerüche, wie schmelzende Früchte. Und der Gesang auf der Empore, die Orgel, die ihn erzittern ließ, ihm Tränen entlockte, ihn auf ihren mächtigen Wogen dahinriß!

Er schloß die Augen, ließ sich von der Oktave emportragen, versank wieder in einen blendenden Abgrund. Er ging in dieser Musik auf und sie in ihm. Die Flut und Ebbe der Töne erfüllte seine Seele mit einem Wirbel von Wohlklängen, Prismen, Hostien, Weihrauch und Himmelsblau. . .

Oh! diese Sonntage in der Kirche, und auch die Sonnabende in der Kongregation, wo dem großen Flutschwall der Orgel der stille Kanal des Harmoniums folgte, auf dem man so sanft dahinglitt: Akkorde in stillen Verschlingungen, ein Nebel von Tönen, der sich wagerecht ausbreitete und dann emporstieg zu der Madonna, die in ihrem Samtmantel mit dem langen Spitzenschleier herniederlächelte.

Hans wurde von seinen Gefährten wegen seiner erbaulichen Frömmigkeit zum Vorsitzenden ernannt, der höchsten Würde in der Kongregation. Er kniete auf einem Betpult, rechts und links von ihm zwei Ministranten, während die einfachen Kongreganten auf Strohstühlen knieten. Sie trugen ein blaues Band um den Hals, an dem die geweihte Medaille hing; er ein rotes als Abzeichen seiner Würde.

In seiner religiösen Begeisterung hegte Hans einen frommen Wunsch: Chorknabe zu werden. War das nicht ein Mittel, sich Gott zu nähern? Sah er Jesu Antlitz in der Hostie nicht ganz nahe, wenn er auf den Altarstufen kniete? Es war auch eine Art, Gott besser zu dienen. Er beteiligte sich an dem heiligen Meßopfer, reichte das Meßkännchen dar, trug das Evangelienbuch, schellte in den feierlichen Momenten der Messe mit den zwanzig kleinen Glöckchen, die plötzlich Töne sprühten, die Stille mit erzenem Klange netzten und die Seelen besprengten wie ein Weihwedel von Tönen . . . Hans begeisterte der Gedanke, daß er beim Nahen der Gottheit schellen, daß er das Weihrauchfaß schwingen, und alle die kleinen blauen Pfade durch die Kirche ziehen sollte, auf denen die Augen bis zur Hostie wanderten.

Er sagte es seiner Mutter:

„Ich möchte Chorknabe werden.“

„Gewiß, Hans, wenn's Dir Freude macht!“

Sie war selig bei dem Gedanken, ihn im Chor der Kirche zu sehen, in der langen roten Soutane mit dem spitzenbesetzten Chorhemd. Er mußte zwei Arten von Kleidern haben: das eine für den Alltag, das andere, reichere, für die Feiertage, wo ein Seidenmäntelchen, ein purpurner Umhang, über das weiße Linnen geworfen wurde.

Eines Tages sagte er zu ihr:



„Mutter, bald kann ich ministrieren. Ich muß mir das Haar kurz scheeren lassen.“

„Dein Haar? Alle deine Haare abschneiden? Ei, wohin denkst du!“ entgegnete die Mutter, die diese Kunde aufs höchste erregte.

„Das ist die Regel, Mutter, alle Chorknaben tragen kurze Haare.“

Es war Frau Cadzand höchst zuwider, daß die hübschen, wirren Locken ihres Hans mit den lichten Wirbeln, ganz wie bei seinem Vater, der Schere zum Opfer fallen sollten.

Oh nein! Dieser kalte Stahl in den Haaren war gut für die Toten! Sie hatte schon einmal Haare fallen sehen. Aber das waren die ihres toten Gatten. Wenn sie nun die Haare ihres Kindes fallen sah, so war es ihr, als ob etwas von ihm stürbe; denn unsere Haare sind unser; sie leben. Es war wie ein halber Tod.

Hans fürchtete, seiner Mutter wehe zu tun. Er sprach eine Weile nicht mehr davon. Dann, als seine Chorknabenausstattung fertig war, und ein Wandschrank in der Sakristei bereits seinen Namen trug, fing er wieder davon an, mit so zarten, flehenden Lauten, mit so zutraulichen, traurigen Schmeichelworten, als ob seine Mutter ihm durch ihr Nein wirklich das Glück raubte, als ob sie sein Leben in Schatten tauchte und ihm den Weg verlegte, zu dem er berufen war!

Frau Cadzand beharrte auf ihrer Weigerung; sie widersetzte sich und wurde traurig bei dem Gedanken, Hans durch sein kurz geschorenes Haar verhäßlicht zu sehen. Sein schönes Haar abmähen! Diese goldenen Ähren abschneiden! Sie sah im Geist schon den kleinen kahlen Schädel, wie ein Stoppelfeld, die dichten kurzen Haare, wie ein verkümmernder Rasen . . . Schließlich gab sie doch nach. Aber sie wollte den teuren Schatz nicht verschleudern lassen; sie wollte selbst mitkommen. Voller Schmerz sah sie sein üppiges Haar mehr und mehr fallen und den Schädel hervorkommen wie den eines Lammes bei der Schur. Aber wirft man die Schafwolle fort? Frau Cadzand stand bewegt in dem dunklen Friseurladen. Dann bückte sie sich und sammelte die seidigen Locken zusammen. Hans lächelte vor seinem Spiegel. Sein Gesicht verschmälerte sich jetzt zu asketischer Magerkeit, zur Schlankheit eines geschnitzten Elfenbeinkopfes. Er war auch so schön, aber er war anders.

Frau Cadzand verfolgte bang diese Metamorphose; sein Kopf war jetzt wie der eines Kranken, wie vom Monde beschienen . . .

Als die Schur beendet war, nahm sie alle die abgeschnittenen Haare von Hans mit, diese reizende Beute von Seldenflocken, mit denen sie die trüben Tage ihrer Zukunft durchwirken wollte . . . Sie wickelte sie in einen alten Stoff ein. Sie wollte etwas Wolle und Daunenfedern hinzutun und ein Kissen daraus machen. Ist's nicht das gleiche? Sind Schwan, Lamm und Kind nicht Brüder?

Das weiche unschuldige Gemisch ward zum Kopfkissen ihrer Tage, zur heilkräftigen Unterlage für ihren leidenden Kopf, ihre häufigen Kopfschmerzen. Wenn sie das Haupt auf dies sanfte Kissen legte, war es ihr, als ruhte sie auf dem Antlitz ihres Sohnes.



## 8.

Hansens Frömmigkeit loderte noch heißer auf, als er unter die Chorknaben aufgenommen war. Ihn dünkte jetzt, daß er an den Kultzeremonien teilnahm, daß er eine Rolle in dem großen Schauspiel der Messe spielte. Zitternd kniete er hinter dem Priester, hob das Chorhemd während der Konsekration der Hostie auf, voller Stolz, Gott so nahe zu sein. Aug' in Auge mit der großen Sonne des Sakraments, senkte er den Blick, geblendet von dem Gold, den Strahlen, der diamantenen Taube, die auf der Spitze zitterte, dem durchsichtigen ungesäuerten Brote, das vom Scheine der nahen Kerzen oft wie aus göttlichen Wunden zu bluten schien.

Hans sang die Antworten mit bescheidener Stimme, deren leiser Silberklang neben dem tiefen Baß der Offizianten einherhüpfte, wie ein kleiner Bach neben dem breiten Strom, in den er einmündet . . . .

(Fortsetzung folgt.)

## Rundschau.

### Finanzpolitisches.

Von Pluto.

Zum neuen Jahre gehen die Betrachtungen und Hoffnungen unserer Bankkreise stark auseinander! Die Finanzleute zweiten Ranges, welche am liebsten von Vermittlungen leben und ihre Gründungs-, sowie Konsortialofferten von den leitenden Stellen jetzt beharrlich zurückgewiesen sehen, hoffen in ihrer Verzweiflung auf den boom (!) in Amerika. Indessen Herr Carnegie und Herr Schwab, die über die Aufhebung ihrer Stahlzölle entgegengesetzter Meinung sind, werden wohl bezüglich der Aussichtslosigkeit eines unmittelbar bevorstehenden booms völlig übereinstimmen. Unsere Hochfinanz aber, die noch durch ihre gesellschaftlichen Berührungspunkte mit der Diplomatie besonders nervös gehalten wird, kontrolliert morgens und abends die Depeschen aus Wien, um sich über den Stand der Hartnäckigkeit des Herrn Ahrenthal oder auch des Herrn Weckerle in Budapest zu vergewissern. In der Tat kann es keinem Zweifel unterliegen, daß ein ungewöhnlicher Teil unserer gegenwärtigen Abundanz eine ausdrückliche Disposition für den Fall auswärtiger Verwickelungen darstellt. Und die letztere Eventualität

könnte ja schon zu Gefälligkeitsbeteiligungen an österreichischen oder ungarischen Anleihen führen, die zurückzuweisen ganz unmöglich sind. Wir würden in diesem Falle eine ebenso freundliche Miene zum bösen Spiel machen, wie es jetzt die französischen Banken bei der ihnen von ihrem Finanzminister empfohlenen russischen Emission zeigen. Wenn man entgegen allen solchen Befürchtungen auf den Winter verweist, so denken Weltsichtigere auch an den Frühling, welche Zwischenzeit erfahrungsmäßig mit friedlichen Noten und zugleich militärischen Vorbereitungen auszufüllen wäre. Unsere Industrie steht augenblicklich noch keineswegs im Banne dieser Erwägungen. Sie hat dies leider insofern nicht nötig, als sie ohnehin einer allgemeinen Depression unterliegt, die zwar kaum eine Verschärfung, aber auch andererseits noch wenig Anhaltspunkte für eine Besserung bietet. Die wahre Geldflüssigkeit am deutschen Markte würde erst dann zu erkennen sein, wenn an einzelnen zufällig knappen Tagen Geld nur höher, aber doch nicht erst wirklich zu suchen wäre. In dieser Beziehung haben wir aber um die Mitte des Dezembers auffallende Erscheinungen erlebt. . . .

\* \* \*



Signalschüsse aus Südamerika waren in letzter Zeit mehrfach zu vernehmen, besonders nachdem von englischer Seite ausdrücklich dementiert wurde, daß das Londoner Kabinett Argentinien irgendwie von Rüstungen abgeraten habe. Damit wird wiederum die Kriegsmöglichkeit berührt, welche hier an dieser Stelle wiederholt eingehend dargelegt wurde, ohne leider in der übrigen Presse ein Echo zu finden. In Wahrheit ziehen sich die Wolken zwischen Argentinien und Brasilien weiter zusammen, und in diesem Sinne kann es auch nicht gleichgültig sein, ob zum Beispiel die Herren in Rio de Janeiro unter irgendwelchen anderen Vorwänden sich große Anleihen zu verschaffen verstehen. Und sei dies auch nur eine Stadtanleihe, wie eine solche jetzt in Paris und London abgeschlossen worden ist, so bleibt doch die Garantie dafür sehr gering, daß nicht im Ernstfalle die betreffenden 2 Millionen Pfund nach anderen Kassen abgeschoben werden. Wenn man bedenkt, welche gewaltigen Handelsinteressen und auch Kapitalinteressen in Brasilien und Argentinien für uns Europäer auf dem Spiele stehen, so wäre es in der Tat an der Zeit, über diese schon seit Monaten drohende Angelegenheit die Kabinette zu einer Stellungnahme zu veranlassen. Es müssen irgendwelche geheime Ursachen vorhanden sein, daß bisher alles unterblieben ist, was auf eine rechtzeitige Intervention günstig einwirken könnte. Auch ist es nicht recht einzusehen, weshalb diesmal der Deutsche Reichstag erst eine Interpellation am englischen Parlament abwarten sollte, um von unserem Auswärtigen Amte öffentlich Auskunft zu verlangen.

. . .

**Lieferanten und Steuerzahler!**  
Eine offiziöse Erklärung in der „Post“, die noch dazu als Organ von Großindustriellen gilt, berechtigt uns zu höchstem Befremden. Darin wird nicht nur vor Lieferungen nach Serbien gewarnt, das als Gegner Österreichs keinerlei Unterstützung unsererseits verdiene, sondern es wird noch ausdrücklich versichert, daß im Falle von späteren Zahlungsschwierigkeiten die Reichsregierung sich passiv verhalten solle. Schlimmer ist

wohl mitten im Frieden noch selten der einheimischen Industrie mitgespielt worden. Da unserm Reichskanzleramt die an sich ganz kleine Anzahl von deutschen Fabrikanten doch bekannt sein muß, welche gegenwärtig Aufträge nach Serbien ausführen, so hätte sie schon indirekt, und sei es auch nur durch Vermittlung der betreffenden Handelskammer, Gelegenheit zu ihren Warnungen gefunden. Statt dessen ist irgendeine Ursache vorhanden, um vor der ganzen Welt, auch in einzelnen Maßnahmen Österreich Freundschaft zu erweisen, und hierzu scheinen deutsches Kapital und deutsche Gewerbtätigkeit gerade gut genug zu sein. Man bedenke, welche Ermunterung es für einen Balkanstaat bedeutet, — und welcher dieser Staaten zahlt überhaupt prompt! — sobald das Deutsche Reich öffentlich erklären oder auch nur andeuten läßt, daß es seine Bürger gegen böswillige Zahler nicht schützen werde. Wir möchten einmal den Sturm der Entrüstung sehen, wenn in Paris oder London ähnliche offiziöse Erklärungen den eigenen Bürgern den Schutz der Interessenvertretung entziehen würden. Mit demselben Rechte könnte unsere Fabrikation ja vor englischen und russischen Aufträgen gewarnt werden, die wir gewiß jederzeit mit Vergnügen akzeptieren. Allein Serbien ist ein kleiner Staat, dem diplomatisch zu nahe zu treten, leicht ist, und da kommt es wahrscheinlich auf eine Berücksichtigung unserer eigenen Bürger weniger an. Im übrigen sind sogar die „Hamburger Nachrichten“, die doch in vieler Beziehung die Tendenzen der „Post“ haben, längst der Ansicht gewesen, daß Deutschland hier auf recht eigentümliche Weise in ein großes, gefährliches Engagement hineingezogen worden ist.

\* . \*

Der erlöschende (?) Halbmond scheint Geschäftsaussichten emporblühen zu sehen, an die unter der Allmacht des bisherigen Sultans nicht zu denken gewesen ist. Sofort nach der neuen Konstellation machten wir auf die Möglichkeit aufmerksam, daß diplomatische Direktiven die Ottomanbank veranlassen könnten, ihr so enges Bündnis mit der Deutschen Bank langsam zu lösen. Dem scheint nunmehr klugerweise durch



einen Schritt der Deutschen Bank vorgegriffen worden zu sein, die entgegen der früheren Konkurrenzrücksicht endlich eine Filiale in Konstantinopel errichtet. Es gab Zeiten, in denen der deutsche Baumwollhandel in Alexandrien dringend einer solchen Vertretung bedurfte und dennoch entschied gegen eine solche lediglich die Freundschaft mit der Ottomanbank. Dies wird sich hoffentlich in Bälde ändern, ebenso in Smyrna, wo wir auch einer solchen Niederlassung dringend bedürfen. Das ist die Zukunftsstadt des Orients, die als solche von der deutschen Großindustrie, namentlich der elektrischen, schon seit Jahren erkannt worden ist. Einstweilen hat die Ottomanbank bereits öffentlich eine Studiengesellschaft mit mehreren Millionen gebildet, während dies deutscherseits wohl noch nicht als nötig erkannt worden ist. Wir sind eben dank unserer Technik und wohl auch unseres geschulteren Handels ungleich vorbereiteter für neue Geschäfte als die Franzosen, die, sobald sie uns zu entbehren haben, eine Anlehnung an die Engländer durchaus gebrauchen. Diese aber mit ihrem naiven, praktischen Egoismus werden dem neuen politischen Freunde schon manches neue Licht aufstecken. Für die Deutsche Bank beginnt von nun an eine außerordentlich große Ergänzung ihrer bisherigen Wirksamkeit, die ohnehin schon die halbe Erde umfaßt. Das Wichtigste bei Banken ist genau wie bei der Industrie die sichere finanzielle Leitung. So z. B. dürfen Aktienkapitalien niemals von den laufenden Tratten überschritten werden. Ebenso wie die moralischen Verantwortlichkeiten für ausgedehnte Provinzinstitute seitens der Deutschen Bank am allerehesten rationell vermindert werden müssen. Hoffentlich hat jetzt unser Botschafter in engster Fühlung mit der Hochfinanz gehandelt, als er auf der Pforte seine Erklärung zugunsten von Wertzöllen und Monopolen abgab. Besonders die letzteren könnten sonst innerhalb der internationalen Schuldenverwaltung zu bösen Meinungsverschiedenheiten führen. Leider weiß man unter den gegenwärtigen Verhältnissen niemals so recht, was dort unten als Schachzug, oder als wirkliche praktische Interessenbetätigung aufzufassen ist.

## Deutsche, Slawen, Magyaren.

Von Pannonius.

Aus Budapest wird uns geschrieben: „Warum ist denn die slawische und die magyarische Welle so hoch gestiegen?“ Dieser erbitterte Ausruf stammt vom Professor Adolf Wagner her und ist in der Protestversammlung erklungen, die von den Lehrern und Studenten der Berliner Universität gegen die wüsten deutschfeindlichen Ausschreitungen in Prag veranstaltet wurde.

Die tiefe Verehrung für Ad. Wagners wissenschaftliche Bedeutung, eine Verehrung, die nirgends lebhafter als in Ungarn empfunden wird, kann kein Hindernis sein, ja sie gerade bildet einen starken Antrieb, die Frage aufzuwerfen, ob es politisch gerecht, ob es überhaupt politisch klar gedacht war, Slawentum und Magyarentum gerade in diesem Augenblick und in diesem Zusammenhange zu sammenzukoppeln?

In diesem Augenblick . . . An der Schwelle einer Wahlrechtsreform steht Ungarn in diesem Augenblick, die die Zahl der Wähler von 1,1 Million auf 2,9 Millionen zu erhöhen sich anschickt und in die das System der Pluralität nicht vorwiegend, nein, ganz ausschließlich zum Schutze der deutschsprachigen Bevölkerung des Landes gegenüber den slawo-rumänischen Massen eingefügt worden ist. Durch das dreifach abgestufte Wahlrecht erhöht sich die Zahl der magyarischen Stimmen bloß von 61,4 auf 62,2 Prozent, diejenige der deutschen aber von 11 auf 17 Prozent. Um noch konkreter zu sprechen, sei die Wirkung des Pluralsystems auf die beiden großen Sprachgebiete der ungarländischen Deutschen — auf die südungarischen Schwaben und die siebenbürgischen Sachsen — näher ins Auge gefaßt. Im Sachsengebiet Siebenbürgens gliedert sich die Bevölkerung in nationaler Hinsicht so, daß dort 182 311 Deutsche und 98 580 Magyaren einer kompakten Masse von 350 025 Rumänen gegenüberstehen. Es liegt auf der Hand, daß bei gleichem Wahlrecht das deutsche Element, das bloß 29 v. H. der Bevölkerung ausmacht, von der rumänischen Mehrzahl rettungslos hinweggespült würde, da das Rumänentum nicht weniger als 55,9 v. H. der



Gesamtbevölkerung beträgt. Durch die Wahlreform wird nun der deutschen Minderheit die unbestrittene politische Herrschaft in diesen Komitaten gewährleistet, indem 39,8 v. H. der Einzelstimmen und vollends 58,6 v. H. der Pluralstimmen dem Deutschtum zufallen, so daß letzteres, wiewohl noch nicht ein Drittel der Bevölkerung, über die absolute Mehrheit der abzugebenden Stimmen verfügen wird.

Gleich kräftigen Schutz bietet die Vorlage den Deutschen Südungarns, die bloß 31,5 v. H. der Bevölkerung ausmachen und dennoch 38,1 v. H. der Einzelstimmen und 40,4 v. H. der Pluralstimmen erhalten, während in demselben Gebiet auf die Magyaren, die dort 24,8 v. H. der Bevölkerung betragen, von den Einzelstimmen bloß 24 v. H. und von den Pluralstimmen bloß 26 v. H. entfallen.

Man darf nun billig fragen: Ist den ungarischen Staatsmännern, die sich bisher nicht eben durch blühende Begeisterung für deutsches Wesen auszeichneten, die Liebe für das Deutschtum über Nacht ins Herz geschossen? Nein, nichts dergleichen ist wahrlich geschehen. Nur ihre in schwierigen Zeitläuften stets bewährte politische Klugheit, ihr gesunder Lebenstrieb hat sich, so wie sie daran gehen mußten, dem slawischen Volkselement durch das allgemeine Wahlrecht eine stärkere parlamentarische Vertretung zu geben, zum Worte gemeldet.

Sie mußten sich darauf besinnen, daß Ungarn den lebendigen Isthmus bildet und auch fernerhin bilden muß, der das Ineinanderströmen der südlichen und östlichen mit den nördlichen und westlichen Slawenmassen verhindert. Ist dieser Isthmus einmal durchstoßen, das bislang durch ihn auseinandergestaute Element zusammengeströmt, so ist es mit einer Hochflut zu tun, die sich nicht mit begnügen wird, das tausendjährige historische Gebilde des ungarischen Staatswesens hinaufzuspülen. — diese alislawische Hochflut wird mit aller Ungezähmtheit ihres expansiven Dranges sich dann gegen das Germanentum wälzen und zunächst Österreich in ihre Gewalt zu bekommen suchen.

Von diesen Erwägungen gingen die ungarischen Staatsmänner offenbar aus, als sie das neue Wahlrecht geradezu dem ungarländischen Deutschtum auf den Leib zuschnitten. Welche Fehler auch

ungarischerseits in der Vergangenheit nach dieser Richtung hin begangen worden seien, man muß sagen, die Umkehr zu der einzig richtigen Politik ist noch in zwölfter Stunde mit mannhafter Entschlossenheit ins Werk gesetzt worden. Im innigsten Zusammengehen des magyarischen Elements mit dem Deutschtum zu einträchtigem Schutz und Trutz wider die slawische Gefahr besteht der Kern dieses neuen Kurses der ungarischen Staatspolitik. Sie bedeutet eigentlich ein Zurückgreifen auf die klassischen Überlieferungen Franz Deaks und des Grafen Julius Andrássy, die in ihrem Ausgleichswerke vom Jahre 1867 die dualistische Monarchie auf der magyarischen Hegemonie in Ungarn und auf der deutschen Hegemonie in Österreich aufbauten. Wenn im weiteren Verlaufe der geschichtlichen Entwicklung das österreichische Deutschtum seine ihm ursprünglich eingeräumte Vormachtstellung nicht zu behaupten vermochte und sich von Tschechen, Slowenen und Polen Schritt um Schritt aus ihr verdrängen ließ, so ist Ungarn an dieser unheilvollen Wendung unschuldig. Reichsdeutsche Beobachter der politischen Entwicklung Österreichs sollten aber niemals vergessen, daß es Graf Julius Andrássy war, der Hohenthwarths Fundamentalartikel in letzter Stunde zerrissen und hierdurch den Anschlag slawisch-föderalistischer Zersetzung vom lebendigen Organismus des Habsburgreiches abgewehrt hat. Und wenn seit der Ära Taaffe den Deutschen in Österreich ab und zu doch immer wieder Gelegenheit geboten wurde, durch gouvernementale Versuche, zu denen sie zugelassen wurden, sich in die alte Vormachtstellung wieder emporzuarbeiten — Versuche, die leider samt und sonders erfolglos blieben — so wird eine künftige Geschichtsschreibung unschwer feststellen können, welchen namhaften Anteil daran aktiver ungarischer Einfluß, oder doch Rücksichtnahme auf Ungarns politische Stimmungen hatten.

Um nun auf Prof. Wagners Wort von der so hoch gestiegenen „slawischen und magyarischen Welle“ zurückzukommen, so darf man schon auf Grund des bisher Erörterten fragen, wie ein so klarer Kopf und ein so scharfes Auge in den Fehler verfallen konnte, diese beiden incommensurablen Dinge miteinander zu verkoppeln? Schon daß



während in Prag die körperliche Sicherheit der Deutschen durch Verhängung des Standrechts geschützt werden mußte, in Ungarn eine Wahlrechtsreform im Zuge ist, die in den deutschen Enklaven den Deutschen trotz ihrer Minderzahl die Mehrheit der abzugebenden Stimmen sichert, hätte zu einem Auseinanderhalten der slawischen von der magyarischen Welle anraten sollen.

Nein, wahrlich — nicht gleichzeitig können slawische und magyarische Wellen hochsteigen, gleichwie slawische und germanische Machtbestrebungen nicht einander ergänzen und unterstützen können. Wo immer ein slawischer Wellenberg zu sehen ist, da muß nach unserer Auffassung zu seinen beiden Seiten ein germanisches und ein magyarisches Wellental zu finden sein.

In Ungarn hat man dies bereits erkannt und sich neustens auf diese Erkenntnis hin eingerichtet. Wenn nichts anderes, so sollte doch die Schadenfreude, die in slawischen Augen jedesmal, wenn deutsche Hände sich gegen die ungarische Staatsidee erheben, aufleuchtet, die öffentliche Meinung des deutschen Volkes daran gemahnen, sich auch seinerseits dieser Erkenntnis nicht weiter zu verschließen.

## Eine endgültige Verständigung in der Marokkofrage?

Von Adolph von Flöckher.

Der glücklicherweise durch die Schiedsgerichtsvereinbarung seiner akuten Gefährlichkeit beraubte Zwischenfall von Casablanca hat die unliebsame Lage in Marokko mit einem grellen Schlaglicht beleuchtet. Es mag ja recht witzig klingen, wenn ein Redner im Reichstage den Vorschlag machte, Fälle der Art in Zukunft einem bekannten alten Amtsrichter beim Berliner Gericht vorzulegen, der eine außerordentliche Routine besitze, eine Vergleichsform zu finden, wenn Müllers und Schulzes prozessieren, weil ihre Kinder sich in die Haare geraten sind. Ganz so einfach, wie sich hier die marokkanischen Händel in dem Kopfe eines deutschen Volksvertreters malen, ist die Regelung

schwebender diplomatischer Fragen zwischen zwei großen Staaten, die einander Gewehr bei Fuß gegenüberstehen, denn doch nicht. Und außerdem ist der Casablanca-Zwischenfall leider nicht der einzige Reibungspunkt zwischen uns und Frankreich in Marokko.

Aus den Differenzen wegen Marokko kann eines Tages ein deutsch-französischer Krieg entstehen, wenn nicht von beiden Mächten mit peinlichster Vorsicht alles getan wird, um die entstandene Spannung auszugleichen und womöglich zu beseitigen. So wie es jetzt ist, geht es keinesfalls noch lange Zeit weiter. Frankreich kann jetzt in Marokko nichts erreichen, weil Deutschland jeden Schritt überwacht und jeden Schritt von dem durch die Algecirras-Akte vorgezeichnetem Wege verhindert oder rügt. Deutschland kann ebenfalls nicht viel in Marokko durchsetzen, weil Frankreich seine Okkupationsarmee dort hat, die Häfen besetzt hält und den internationalen Handel auf alle erdenkbare Weise erschwert und unterbindet. Marokko selbst geht dabei zugrunde. Seine Verbindlichkeiten werden auf ungefähr 200 Millionen Franken anschwellen, wenn Frankreich ihm auch noch die Kosten der Casablanca-Expedition aufbürdet. Deutschland hat allein 20 Millionen zu fordern. Wer will aber sagen, wann diese Schulden beglichen werden können? Nicht einmal die Zahlung der Entschädigungsgelder aus Anlaß des Bombardements von Casablanca erscheint zurzeit gesichert.

Die an sich schon sehr verwickelten Verhältnisse werden noch komplizierter dadurch, daß die französische Regierung nicht einheitlich auftritt. Clemenceau denkt anders über Marokko als Pichon, und d'Amade und Regnault setzen durch ihre von den Instruktionen abweichenden Handlungen beide in Verlegenheit. Die Franzosen versichern immer wieder mit den feierlichsten Worten, daß sie sich genau an die Algecirras-Akte halten wollen, und im nächsten Augenblicke setzen sie sich mit ihren Taten schon wieder über sie hinweg — der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, wie sie dann zur Entschuldigung sagen, wenn sie eine solche überhaupt für erforderlich halten. Der offiziöse „Temps“ malt Deutschlands marokkanische Pläne in den schwärzesten Farben und leitet daraus



das Recht Frankreichs her, Gegenmaßregeln zu treffen. Pichon pflegt dann die Auslassungen des „Temps“ zu desavouieren, aber leider hat es das Schicksal bis jetzt immer so gefügt, daß die vom „Temps“ proponierten Schritte nachher auch tatsächlich in Marokko zur Ausführung kamen.

Natürlich kann dieses beständige Spiel mit dem Feuer nicht ewig dauern und kann über kurz oder lang verhängnisvoll werden, sobald einmal ein Zwischenfall entsteht, der den Chauvinismus an einer verwundbaren Stelle trifft und zum Überkochen bringt. Der Trost, daß in Frankreich viele vernünftige Männer sind, die den Krieg nicht wollen, und daß es in Deutschland noch weniger Leute gibt, die wegen Marokkos an die Entscheidung des Schwertes appellieren wollen, ist ein sehr geringer, denn in kritischen Zeiten beherrscht, wie die Erfahrungen der Geschichte zeigen, eine Minorität von Chauvinisten Paris und damit ganz Frankreich, und dann würde entweder der Fall eintreten, daß man in Paris wie 1870 „à Berlin“ ruft oder daß man uns so gröblich beleidigt, daß uns nichts anderes übrig bleibt, als das Schwert zu ziehen.

Und doch ist jetzt die Möglichkeit einer für beide Teile ehrenvollen Beseitigung der Spannung vorhanden. Das Mittel dazu ist gar nicht so fernliegend und bei einigem guten Willen sehr wohl eine Verständigung auf wirtschaftlichem Gebiet und eine Berücksichtigung der beiderseitigen Interessen möglich.

Zunächst wäre eine Regelung der marokkanischen Staatsschuld durch eine gemeinsame deutsch-französische Anleihe denkbar. Mit einem Schlage würde dadurch Marokko die Möglichkeit gegeben werden, selbst Hand an die Sanierung der Verhältnisse zu legen und sich den von der Algeriras-Konferenz bestimmten Arbeiten für die Entwicklung und Organisation des Landes zu widmen. Sind einmal erst geordnete Zustände wiederhergestellt, so ist gar nicht einzusehen, weshalb nicht deutsches und französisches Kapital sich gemeinsam an marokkanischen Konzessionen beteiligen sollte, wie es an vielen anderen Punkten der Erde zu beiderseitigem Vorteile geschehen ist.

Immerhin wird es gut sein, Zurückhaltung und Reue zu beobachten, bis der Moment gekommen ist, wo Frankreich die Überzeugung erlangt hat, daß

es uns d a h i n g e h e n d e Vorschläge machen muß. Tout arrive à point à qui sait attendre.

Das jüngst erschienene französische Gelbbuch bestätigt den Eindruck der Reibungen und liefert, infolge der Auswahl und Gruppierung des Stoffes, naturgemäß ein etwas einseitiges Bild, das voraussichtlich in dem demnächst zu erwartenden deutschen Weißbuch einige Korrekturen erfahren wird.

## Die chinesische Ausstellung.

Von Georg Hermann.

Ein bedutsamer Kunsthistoriker schrieb einmal, daß es der Wunsch seines Lebens sei, eine Kunstgeschichte zu schreiben oder zu lesen, in der kein einziger Künstlername vorkäme, in der man z. B. die Malerei als eine homogene Masse betrachte, die langsam, langsam sich umforme, weniger durch den Einfluß des Einzelnen als unter dem Einfluß einer ständig schaffenden Gesamtheit. Nun — für die chinesische Ausstellung in der Akademie ist dieser Wunsch erfüllt. Man sieht keine Persönlichkeiten, will keine sehen. Man sieht nur die Malerei, sieht langsame Entwicklung, Umformung, sieht klar die Gesetze, nach denen sich diese Kunst aufbaute, fühlt die Prinzipien der Dekoration, die sie aufstellt, den Geschmack, den sie bevorzugt. Man steht einer uralten Tradition gegenüber, der sich auch der Selbständigste nicht entziehen konnte und wollte. Höchste Kalligraphie der Linie! Rhythmus! Intimste Naturbeobachtung im Kleinen (die im Großen oft versagt!) Nur Andeutungen des Raumempfindens! Farbengeschmack von feinsten dekorativer Eigenart! Vieles tat die Zeit, die die Bilder brünierte, Farben verschmolz und auf den Ton alter Ledertapeten und Seidenstoffe brachte. Vieles — ach leider all zu vieles taten bei diesen Ausstellungen plumpe Restauratoren, geschmacklose Illuminaturen, Fälscher von Siegeln und Signaturen. Immerhin es bleiben ein Dutzend — nein vielleicht neun erstklassige Schönheiten und die übrigen Hunderte sind noch originelle, oft prächtig-seltene Flecken an der Wand. Ganz gleich, was sie darstellen, sie



bezaubern uns — auch wenn das kritische Auge an ihnen Korrekturen und Schwächen wahrnimmt — bezaubern uns durch ihr eigenartig exotisches Parfüm. Sie setzen uns in Staunen, weil sie alles schon enthalten, was Japans Kunst zu bieten hat, nur verstärkt durch die größere stilistische Kraft der älteren Kultur. Für die chinesische Kunst, für die chinesische Malerei soll ja diese Ausstellung ziemlich problematisch sein, doch hat sie den Vorzug der ersten und genügt uns zurzeit, weil sie uns den Geschmack von den Dingen gibt.

## Ein Philister-Roman.\*)

Von Max Brod.

Es ist, als hätte Hamsun nach seinen „Schwärmern“, nach dem Buch rhapsodischer, entgleisender, mühsam ins Geleise zurückgebrachter Existenzen, diesmal den Roman ordnungsmäßiger Gesinnungen schreiben wollen. Ein wunderschönes Buch ist es auch diesmal geworden, denn natürlich wendet sich ins Beste, was dieser Meister anpackt. Und allen zur Lehre, die nur im Extravaganter das Gebiet zukünftiger Schönheit zu betreten glauben. Ihnen hat schon Flaubert gesagt: „Nur die Gemeinplätze und die bekannten Gegenden sind von unerschöpflicher Schönheit.“ Und so ist es richtig, wenn man es recht versteht.

Post-Benoni, der Akteur des neuen Romans, hat unter allen Hamsun-Helden eine ganz einzige Stellung. Er ist nämlich gar nicht, aber auch nicht ein kleines bißchen seltsam. Er ist so konsequent und stockig unselbstisch, er ordnet sich so den Ansichten seiner Mitmenschen, der bürgerlichen Moral unter, daß er in aller Bescheidenheit . . . doch wieder gerade sehr seltsam wird, gleichsam von hinten herum. Der gute Kerl! So stolz ist er darauf, daß er im Ansehen der Leute steigt, weil ihm ein Heringsfang glückt. Die Leute nennen ihn schon halt „Sie“, mit dem Zunamen. Das ist sein höchstes Glück. . . . Kaum begreiflich, wie ein Mensch so

aus nichts als aus seinem Ruf bestehen kann. Hamsun, Schüler Dostojewskis, macht es selbstverständlich, in kleinen psychologischen Hilfskonstruktionen. Er stellt den wackern Benoni in ganz primitives Milieu, in die Mitternachtssonne. Sirilund heißt das Einöd-Gut, wir kennen es schon aus dem „Pan“, kennen schon die armen Fischer, den Dorfklatsch, den allmächtigen Kaufmann Mack. Und so wundern wir uns kaum mehr, wenn wir in dieser eintönigen, stets mit sich selbst nur beschäftigten Welt auf den gutmütigen, ungeschickten, herzensbraven Egoisten stoßen, der Benoni ist. Nun hören wir gern sein Leben erzählen, manches gelingt ihm, manches nicht, herauf, hinunter, schließlich wird er sehr reich, vielleicht heiratet er sogar noch die schöne Pfarrerstochter, die er lange genug sich gewünscht hat. . . . Überflüssig zu erwähnen, daß das Buch wie eben von Hamsun die herrlichsten Details hat. Viele Stellen vergißt man im Leben nicht mehr. Da ist die Beschreibung eines Schweineschlachtens, schwärzester Humor, da geht zwei idiotische Dorfarme durch das Buch, neue Typen der Weltliteratur, da gibt es Biegungen, Situationen, Blitze im Gespräch, die mich in Zittern bringen. . . Hamsuns Stil hat eine Entwicklung durchgemacht. Er ist knapper, sachlicher geworden. Statt der Lyrismen Tatsächliches; selten mehr findet sich dieses Echo der Sätze, das Nachstammeln wie im äußersten Affekt. Das ist zu registrieren. Es steckt eben noch anderes in dem Dichter als die Hymnen der „Viktoria“, die Labyrinth der „Mysterien“; nicht Besseres, nicht Schlechteres, einfach anderes. Geblieben ist aber die zauberhafte Undurchsichtigkeit, diese ganz individuelle Erzählweise Hamsuns, die alle Geschehnisse wie durch das Medium einer unweitmännischen Seele nur erraten läßt, die alles verkleidet, in raffinierte Simplität, und ihr Originales in die feinste Faser des Werkes noch senkt. So als Original stellen wir Hamsun über die größten Autoren des Nordens, über Strindbergs Goethefestigkeit und den Knalleffekt Jensen, wiewohl wir auch diese sehr lieben.

\*) Benoni, Roman von Knut Hamsun. Verlag Albert Langen.



## Credo quia . . .

Von G o b b o.

Der Weg der Erkenntnis ist ein dorniger Pfad; überdies dürfte er schwerlich je an ein Ziel führen. Wenn wir meinen, den letzten Dingen ein paar Schritte näher gekommen zu sein, merken wir bald, daß uns ein Trugbild genarrt hat. Das Ergebnis unserer erkenntnistheoretischen Wanderungen pflegt ein betrübendes zu sein. So klug wie zuvor kehren wir zum Ausgangspunkt zurück, nur verstimmt und unlustiger zu neuer Suche nach Wahrheit: Glauben, Zweifeln, Wissen, Verzweifeln und wieder — Glauben, Zweifeln und so fort in ewigem Kreislauf. Die jeweilige Etappe aber halten wir für die Endstation. Daher verachten wir in einem Zeitalter des Glaubens die Zweifler und jene, die mit ihrem Wissen prahlen, in einer Epoche des Wissens dagegen jene, denen alles ebenso wie jene denen nichts, nicht einmal die Wissenschaft, heilig ist.

Wir, die wir unter dem strengen Regiment der Wissenschaft leben, sind also sehr geneigt, alles erklären zu wollen, dem Unerklärlichen gegenüber jedoch Vogelstraußpolitik zu treiben. „Unbekannte Naturkräfte“ gibt es nicht; mit „Rätseln des Seelenlebens“ braucht man sich nicht zu befassen. Die Vertreter der Naturwissenschaften, die mit Vorliebe die Exaktheit ihrer Methoden rühmen, werden zornig, sobald man von mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur spricht. Um sich mit ihnen abzufinden, wendet man dreifache Politik an: Man leugnet entweder die Wirklichkeit derartiger Erscheinungen, oder man stellt sie ohne weiteres als Humbug hin, oder aber man ist „objektiv“. Diese Objektivität äußert sich darin, daß man zwar wissenschaftliches Entgegenkommen bezeugt, allein in einer Weise, die uns höchst unwissenschaftlich anmutet. Wenn man nämlich verlangt, es sei zur wissenschaftlichen Anerkennung telepathischer Fälle notwendig, daß man sie aus freien Stücken wiederholen könne, so verwechselt man Beobachtung und Experiment. Genau so gut hätte man das Recht zu fordern, daß ein Komet auf Wunsch und sofort erscheinen müsse, um seine Existenz glaub-

haft nachzuweisen. Die telepathischen Fälle sind Beobachtungen und nicht Versuche; man erlebt sie, aber man produziert sie nicht. Ihr Studium gleicht dem der Astronomie und Meteorologie, nicht aber dem der Chemie und Physik . . .

Diese Bemerkung Flammarions macht mir sein jüngst ins Deutsche übersetzte Werk „L'Inconnu“\*) besonders wertvoll, denn es enthebt mich von vornherein der Sysphusarbeit, gegen jene zu polemisieren, die nur ein Beweismaterial als absolut einwandfrei gelten lassen, das durch Experimente nachgeprüft zu werden vermag. Zu untersuchen bleibt vielmehr nur, welchen Wert man der von Flammarion veranstalteten Umfrage über geheimnisvolle Kundgebungen und Erscheinungen von Sterbenden oder Toten, Vorahnungen von Unglücksfällen und dergleichen beizumessen hat; eine Enquete, die ihm 4280 Antworten einbrachte. Von den Antwortenden verneinten 2456 die Frage, ob sie von derartigen Erlebnissen zu berichten wüßten, 1824 bejahten sie . . . Ich weiß schon: „Zweifelhaftes Material!“ Muß ich ausdrücklich betonen, daß ein Gelehrter wie Flammarion zu sondern und zu sichten versteht? Gewicht legt er nur auf 786 Briefe, in denen ihm 1130 Fälle der verschiedensten Art geschildert werden. Und die Beobachtungen, die in diesen Briefen niedergelegt sind, klassifiziert er folgendermaßen: „Manifestationen und Erscheinungen Sterbender — Manifestationen nicht kranker, lebender Menschen — Manifestationen und Erscheinungen Toter — Sehen von Ereignissen, die sich in der Ferne abspielen — Vorahnungen in Träumen — Vorhersehen der Zukunft — Erscheinungen von Verstorbenen im Traum — Eintreffen von Vorahnungen — Vorgeahnte Begegnungen — Doppelgänger — Gedankenübertragung in die Ferne — Parallele Empfindungen — Rufe, die in weiter Ferne gehört werden — Vorlegelte Türen, die sich von selbst öffnen — Häuser, in denen es spukt — Spiritistische Erfahrungen“. Schelden wir um des lieber Friedens willen das große Gebiet dessen aus, das gemein irdische Existenzen wie Taschenspieler und Hochstapler

\*) Flammarion: Rätsel des Seelenlebens, übers. von Gustav Meyrink (Julius Hoffmann-Stuttgart 1909).



der Sphäre des Übersinnlichen mit Geschick und Erfolg zu entreißen suchen, also alles „Spiritistische“, halten wir uns ferner nicht bei den Rätseln der tierischen Psyche auf und geben wir schließlich zu, daß eine ganze Anzahl der mitgeteilten Tatsachen mit den zurzeit gültigen Gesetzen der Naturwissenschaften, wenn diese von einem klugen Richter interpretiert werden, eigentlich gar nicht in Konflikt geraten, so bleibt in Flammarions Briefsammlung immer noch ein sehr ansehnlicher Rest von „Unerklärlichem“. Und ist auch nur ein kleiner Teil des dort von räumlichem und zeitlichem Fernsehen Erzählten wahr, so dürfen wir mit vollem Recht von „unbekannten Naturkräften“ und „Rätseln des Seelenlebens“ sprechen. Ich bin vorurteilsfrei genug zu bekennen, daß ich die Angaben dieser Briefe nicht etwa deshalb für subjektiv oder gar objektiv wahr halte, weil sie aus den Leserkreisen der „Annales politiques et littéraires“, der „Revue des Revues“ und des „Petit Marseillais“ stammen, die Briefschreiber also zum großen Teil den gebildeten Ständen angehören. Allein aus ähnlichen Individuen setzt sich doch wohl auch das Publikum zusammen, das den Männern der Wissenschaft Mitteilungen macht über Kugelblitze, über den Fall von Meteoriten, über Luftspiegelungen usw. Daß man Meteorsteine findet, beweist ja nichts für ihre Herkunft, und daß man heute Kugelblitze und Luftspiegelungen zu photographieren vermag, rechtfertigt nicht, daß man solche Erscheinungen auch schon vordem als wissenschaftlich erwiesen hat gelten lassen. Hier wie dort hat man es mit Beobachtungen zu tun; hier wie dort entstammt das Gros der Beobachtenden Kreisen, die gleichen Standes und gleicher Bildung sein dürften.

Ich höre einen Einwand: Die astronomischen wie die meteorologischen Erscheinungen widersprechen dem heutigen Stande unserer metaphysischen, psychologischen und physikalischen Erkenntnis nicht, die telepathischen wohl, folglich handelt es sich entweder um rein subjektive Empfindungen im Gehirn des oder der Beobachtenden, um Halluzinationen einzelner oder mehrerer oder um reine Zufälligkeiten. Dieses „folglich“ aber ist unlogisch. Denn zu einer Deutung des Zusammenhangs der Dinge nach dem „Prinzip der Ökonomie des Denkens“,

die unter den möglichen Verknüpfungsweisen die einfachste als die Richtige zu wählen befiehlt, hat man gerade vom Standpunkt der Allerexaktesten, der „Phänomenalisten“ nicht das geringste Recht. Das ist keine Beschreibung mehr, sondern eine Erklärung und obendrein eine durch und durch dogmatische; die Vorstellung, daß diejenigen Verknüpfungen, die für unser Denken am bequemsten auszuführen sind, auch die objektiv richtigen seien, kann nur in anthropozentrischen Hirnen beheimatet sein.

Vielleicht beruhen aber all die seltsamen Tatsachen, die Flammarion berichtet, wirklich nur auf Zufall, das wäre freilich ein merkwürdiger — Zufall. Indes eine Wissenschaft, die exakt zu sein vorgibt, sollte nicht gar so schnell zum Zufall Zuflucht nehmen. Läßt sie den in dem weiten Reiche des Unerklärten und Unerklärlichen herrschen, so bekennt sie sich damit für besiegt. Denn für die Wissenschaft darf es ja gar keinen Zufall geben. Jeder Zufall bedeutet nichts anderes als ein nur vorläufig noch unentwirrbares Knäuel von Ursachen und Wirkungen. Dies Durcheinander mag aus Fäden bestehen, die wir schon kennen, wenn mir beispielsweise „zufällig“ ein Ziegelstein auf den Kopf fällt, so ist meist nicht schwer zu sagen weshalb und warum, und es lohnt sich also kaum in dieser Sache eine andere Wissenschaft als die Medizin zu Hilfe zu rufen. Allein noch kennen wir nur sehr wenige von den Drähten, an denen wir als Marionettenfiguren über die Erde tanzen, und wenn wir keine „tanzenden Männerchen“ bleiben wollen, so heißt unverdrossen jedem Draht nachgehen, auch auf die Gefahr hin, daß wir uns im Kreise drehen. W a g e n d e r W i s s e n s c h a f t taugt ein mutiges „Credo“ wahrhaftig besser als ein resignierendes „Ignorabimus.“ Nicht Tertullians phantastisch-mystisches: Credo quia absurdum est, auch nicht des heiligen Anselmus von Canterbury fromm-vernünftelndes: Credo ut intelligam, sondern eines, das Kraft gibt, den ewigen Kreislauf immer wieder von neuem hoffnungsfreudig zu beginnen:

Credo quia possibile est!



## Der blinde Peter.

Von Max Hochdorf.

Ödipus verläßt wehklagend und in brennender Blindheit den Palast seiner Plagen. Teiresias schlürft durch mächtige Königshallen, und sein Auge ist für alles Irdische verschlossen. Dem ekligen Polyphem ist das einzige Stirnauge ausgeglüht und er tappt um sich, wütend und dröhnend durch die Dunkelheit taumelnd. Diese Wesen des Mythos sind durch ihre Blindheit erhöht worden. Etwas Mächtiges lebt in ihnen, Kräfte, die imstande sind, an den Himmel zu rühren. Aber wir kennen noch andere, ärmere, elendere Menschen, die in Blindheit einherwandeln. Wir treffen sie vor dem Grabe des Propheten Muhammed, an der Klagenauer des zerstörten Jerusalem, auf den Marmorstufen des zerbröckelnden Parthenon in Athen. Sie sind Bettler, die am Boden liegen, die mit ihren nächtlichen Gebrechen prunken, die es brauchen, um sich einen schmutzigen Kupfer, ein Stück schimmeligen Brotes zu erwerben.

Zwischen den Heroen der Blindheit und den Heloten der ewigen Nacht soll es keine anderen Wesen geben. So meint wohl die Menge der Menschen. Und während wir staunen über das, was aus der Seele nichtsehender Helden emporwuchs, wenden wir uns, bedrückt, vielleicht auch angewidert, von den Kleinen, die auf allezeit im schwarzen Schatten stehen. Poeten lieben es, blinde Menschen ewig weinen zu lassen, den Mut ihrer Entsagung ins Unendliche zu heben, die Schmach ihres Entbehrens niederschmetternd zu beschreiben. Oder sie predigen, daß diese Gezeichneten sich vollkommen von der Häßlichkeit abschließen dürfen, um ein wundervolles Leben im schmelzenden Gemüte zu führen. So tat es noch jüngst die blinde Poetin Helen Keller, die in einem rührenden Buch von der Pracht ihres Innern erzählte. Glückliches Mädchen! Das stets eine sanfte Leiterin ihrer Schritte hatte, das sich anschließen durfte und gehütet wurde, wenn ein lautes, scharfes, gefährliches Leben ihre Zartheit beschädigen wollte. All diese Blinden sind fast ungewöhnliche Wesen, entweder einem überschwenglichen Glück unterworfen oder jener Not, die nur den schrecklichsten Auswurf des Lebens trifft.

Nun gibt es noch andere Blinde. Kinder, die aus dem Mittelstande kommen, in gewöhnlichen Bürgerwohnungen aufwachsen, aus denen keine festerliche Seele sprüht, die auch niemals sonderlich zur Vernichtung reif sind. Blinde sind das, deren Schicksal niemand sieht, niemand hört, die sich durch ihr Leben ringen, wie es unsere tausend, tausend Brüder auch tun, bis der Priester den letzten Segen über sie spricht.

Über solche Blinde ist soeben ein merkwürdiges Buch erschienen. „Uferdasein“ heißt es. Der Verfasser ist Oskar Baum, der selber die Sehkraft verloren hat: — Axel Juncker, Stuttgart. — Für einen solchen stillen Blinden des Alltags sind die Verhältnisse des Daseins viel verworrener und schwieriger. Er möchte sich sein Geschick ohne Lärm gestalten. Er möchte, wie alle Kämpfer im Lebensstreite, am Ende siegen. Aber er hat doch ein Gebrechen. Wie kann sich ein Lahmer vermessen, in die Reihe der Schnellläufer einzutreten? So fragen wir, wenn uns noch unbekannt ist, wie tüchtig Blinde die Dinge des geschäftlichen Verkehrs bewältigen. Oskar Baum ist beinahe ein Dichter, und da er vom Schicksal seiner Leidensgenossen erzählt, sollte man glauben, daß er von furchtbaren Tragödien zu berichten hätte. Nein, er tut das nicht. Die Fügung, die über seinen Geschöpfen waltet, ist nur ein winziges verschieden vom Erlebnis, dem wir alle begegnen. Der erste Held in diesem Buche heißt Peter. Die andern führen zwar einen andern Namen, aber der Name ist nur die Maske. Der Mensch bleibt der gleiche. Er bleibt der blinde Peter.

Solch Unglücksmensch kommt auf die Blindenschule. Als er sie mit mannigfachen Fertigkeiten verläßt, im Besitze geistiger Nahrung, ausgebildet und entwickelt in seinen künstlerischen Talenten, da bäumt sich etwas auf im blinden Peter. Der Lehrer, der selbst zu jeder Stunde das Sonnenlicht schaut, verlangt von seinem Zögling Dankbarkeit. Und der Zögling fragt sich: Warum denn das? Mir hat die Natur alles gegeben, was gute Anlagen bedeutet und mein Lehrer, der Heuchler, tut nun so, als wäre ich ein hilfloses Tier gewesen, als habe er erst aus dem hilflosen Tiere das geistige Menschlein geformt? Solch Trutzgedanke des blinden Peter ist schon. Er ist auch neu, und die



Wahrheit ist darinnen enthalten, daß wir nicht mit überflüssigem Mitleid, auch nicht mit verlogener Überhebung den Blinden begegnen sollen. Wer nicht darin geübt ist, das Gebrechen des blinden Peter sofort zu erkennen, merkt nichts von seiner Not. Peter ist ein ganzer Mensch. Er will nicht als halter angesehen werden. Und so dürfen wir mit Recht wohl sagen, daß ihm der Kampf ums Leben nicht schwer wird.

Doch andere Dinge verwunden ihn. Es ist vor allem die Liebe. Ja, der Peter verspürt nur den Atem der Frauen, aus ihrer Stimme, aus dem Wiegen ihres Ganges, aus der Süßigkeit oder der Herbheit ihrer Worte, aus der Art ihres Händedruckes rät er, träumt er von der ganzen Frau. Es ist merkwürdig, er irrt sich nie. Die Hexe fühlt er auch da, wo er nicht ihre Hasenscharte, ihre Krallenfinger sieht. Und, er beugt sich vor der angenehmen Schönheit, obwohl er verzichten muß, mit zufriedenen Augen sie zu bewundern. Da er geschickt ist, die Notdurft des Lebens schnell abzutun, bleibt ihm für das Feiertägliche viel Zeit. Er ist viel zusammen mit den Hegerinnen unserer Muße, mit den Frauen. Da sie ihm mit Schluchzen entgegentreten, mit überquellender Weichheit ihn beklagen wollen, stößt er sie, fast hochmütig, fast entsetzt, zurück. Als sie nun begriffen haben, hier wirbt kein Krüppel um sie, sondern ein reifer, ebenbürtiger Mensch, da klingen die Seelen der Frauen im anderen Ton. Der blinde Peter findet das Vertrauen eines Mädchens. Die beiden wollen Hochzeit machen. Als Gatte und Gattin im ehelichen Bette erwachen, da gesteht sie ihm ein Geheimnis, seltsam und für den Seelenforscher sehr bewegend. Hätte die junge Gattin gewußt, daß ihr Herr die Schönheit ihres Leibes mit gesunden Augen bestaunen würde, sie hätte es nicht gewagt, sich ihm so schnell, so hüllenlos hinzugeben. Die Blindheit, meint Peter, ist kein Hindernis zum Glück, sie wirkt, daß zwei Menschen eines werden, ohne das zeremoniöse Spiel, das die Sitte ihnen vorschreibt. So deutet der arme Peter sein Gebrechen. Wir wollen ihn nicht schelten.

Und er spricht von Lebensdingen, die viel, viel düsterer sind, nicht von solcher Leichtigkeit begnadet. Scheu sitzt der blinde Peter in seinem Helme. Ängstlich wacht die Mutter, daß ihm gar

kein böses Quälendes geschehe. Aus dem Knaben ist ein Jüngling geworden. Und in dem Jüngling regen sich die Gefühle des Mannes. Aber er traut sich nicht in die Welt zu gehen und das zu suchen, was sein Blut verlangt. Da liegt er denn sehnend in der Nacht. Da sind seine Träume verzehrend und verheißend zugleich. Da tritt die schlaflose Mutter, aufgestört durch das Seufzen des Sohnes an sein Bett. Und es begibt sich Furchtbares. Oskar Baum scheint mir kein Possenreißer zu sein, sondern ein sehr wahrhaftiger Berichterstatter, der keine Lüge berichtet, als er von solchen abseitigen Ereignissen erzählt. Sie sind gewiß gegen das geschriebene Gesetz, sie sind gewiß wild, fremdartig und bedrückend. Aber wir sollen doch zuhören mit wehmütiger Gerechtigkeit. Nicht schelten und nicht fluchen!

So sind die Blinden doch ungewöhnliche Menschen? So ist das Schicksal des blinden Peters doch ein unerhörtes, fast grausiges Märchen? Ja, sagt der Peter. Aber das sollen nicht die vielen Menschen wissen. Die sollen wähnen, daß der Blinde im Leben einherschwimme, als wäre es ein großer, breiter Fluß, als wäre Peter nicht verdammt, an den Ufern zu nisten. Er erzählt von seinem „Uferdasein“ nur wenigen Freunden, solchen, die sich geübt haben, menschliche Dinge, auch die unverständlichen, bedachtsam und verehrungsvoll zu beschauen.

---

## Nietzsches Epilog.

Von v. B.

E c c e H o m o , ohne Autor und Verlag, ohne Versendung der üblichen Rezensionsexemplare an die Presse, Luxusausgabe für 20 Mark und bereits vergriffen — so erscheint jetzt, 20 Jahre nach seiner Niederschrift, Nietzsches letztes, kurz vor dem Ausbruch des Irrsinns entstandenes Buch. — „Warum ich so klug bin?“ — „Warum ich so gute Bücher schreibe?“ — „Warum ich ein Schicksal bin?“ usw. — so lauten die größenwahnsinnigen Kapitelüberschriften dieses Buches über sich selbst und über seine Bücher. Eine dröhnende Messias-Selbstreklame, eine aller Maßstäbe spottende Über-



hebung über den Rest der Menschheit, ein hemmungsloses Schimpfen auf Deutschland und das Christentum, daneben ein Dalailama-artiges Breitreten seines Menschlichen - Allzumenschlichen: seines Küchenzettels, seiner famosen Diät — kurz vor dem durch Chloralgenuß beschleunigten geistigen und körperlichen Zusammenbruch! Die Herausgeber seiner Schriften taten nach erfolgter Katastrophe in seinem Interesse das Beste, was sie tun konnten: sie zogen das bereits im Satz stehende Manuskript zurück. Dieses furchtbare document humain konnte seinem Schöpfer nur schaden . . . Heute, wo diese Befürchtung hinfällig ist, wo sich bereits unsere Schüler und Backfische ihre „zeitgemäße“ Lebensweisheit aus Nietzsche herausklaubten, bringt man es in der oben gekennzeichneten esoterischen Form heraus, mit einem Nachwort von Raoul Richter, voller Zugeständnisse über die Geisteskrankheit seines Verfassers. „Es hieße Nietzsche einen üblen Dienst erweisen,“ sagt er, „und es müßte das Lächeln jedes Mediziners erregen, wenn der hierdurch bedingte Einschlag verschwiegen oder verschleiert werden sollte.“ Sehr richtig heißt es weiter: „Nicht das Was, sondern das Wie, der Ton, die Dynamik der Äußerungen ist das Gebiet, auf dem die organische Erkrankung sich äußert.“ Die „Übersteigerungen“, der „Ausfall der Hemmungen“, die „ungesunden Auswüchse des Selbstbewußtseins“, die große Relativität gerade des „unbedingt“ Herausgeschmetterten, die Verzerrung der Perspektiven auf sein eignes Ich — dies alles wird vom Herausgeber selbst ohne Umschweife eingeräumt. So braucht also der kritische Beobachter nicht zu fürchten, sich zu kompromittieren, wenn er die Dinge beim rechten Namen nennt . . .

Nietzsche selbst freilich schulmeisterl in seiner Vorrede Ingrimmig „die Deutschen, die sich an ihm kompromittiert haben,“ indem sie ihn nicht gebührend anerkannten; ja er konstruiert sich aus dieser zeitweiligen Verkanntheit, die alsbald einer ebenso extremen Verhimmelung Platz machen sollte, flugs ein Ewigkeits-Richtmaß, um die Deutschen für alle Zeit zu verdammen und zu einer Art „Einkreisung“ im Stil Delcassés gegen sie zu hetzen. Dabei versichert er treuherzig, er bekämpfe immer nur Sachen und Menschen, bei denen er nie schlechte persönliche Erfahrungen

gemacht hätte. Dieser Selbstwiderspruch geht indessen noch weiter. Wozu der Grimm auf die Ursachen seiner „Unzeitgemäßheit,“ wenn seine ganze Philosophie doch auf dieser aufgebaut ist, sich mit ihr brüstet und nichts unversucht läßt, um seine Zeitgenossen zu brüskieren? In dieser Art aber ist das ganze Buch. Eine totkranke, verzweifelte Seele will sich und den anderen einreden, daß sie kraftstrotzend und übergücklich sei; ein „Desperado des Optimismus,“ wie ihn sein alter Freund Overbeck klug genannt hat, will seine pathologische Streitsucht, die den Grundsatz aufstellt, nur erfolgreiche Dinge anzugreifen und nur kompromittierende Schritte zu tun, für die überschüssige Lebenskraft einer „starken Natur“ ausgeben, während sie doch nur zerstörungswütige Abhängigkeit von ihrem Objekt — das Stigma aller Anarchisten — ist.

„Ich bin kein Mensch, ich bin Dynamit,“ hat er an anderer Stelle ehrlicher zugestanden. Die verrenkte Pose eines, der um jeden Preis groß sein will, ein narzißhaftes Sich-Selbst-Bespiegeln, das aus jeder Nichtigkeit einen „Beweis“ seiner Größe saugt, mit snobigen Hinweisen auf sein legendäres polnisches Edelblut und des Vaters Prinzenenerzieherel, ein Herausschreien von Imperativen, ein Drauf-Los-Behaupten, möglichst schroff, damit der Leser ja nicht auf das Gegenteil schließt, ein unablässiges feierliches Selbstzitiere, ein „Beweisen“ durch Metaphern, Wortspielerelen und Auf-den-Kopf-Stellen landläufiger Redensarten, ein Verzerren der an sich logischen Probleme, und das alles vorgetragen mit dem keuchenden staccato eines Atemlosen, Todmatten — das ist „Ecc e Homo“!

Daß ein solches Buch von Anomalien wimmelt, ist klar und wurde bereits gezeigt. Die Liste läßt sich ad infinitum erweitern. Man lese nur das widerspruchsvolle Gerede über R. Wagner, oder die Bekenntnisse altjüngferlicher Zimperlichkeit, als „Vornehmheit“ ausgedeutet, neben der Prahlerei, daß er „der furchtbarste Mensch“ sei, „mit maßloser Kraft zu vernichten“ begabt; oder schließlich das Ausspielen von Buddhas Gebot der Feindesliebe gegen das „erbarmungswürdige“ Christentum, dem er doch selbst — und hier nicht parodistisch — den Titel seines Buches entlehnt.



In diesem lyrischen Tam-Tam-Stil löst man keine Probleme mehr und gründet auch keine „neue Religion“, sondern hypnotisiert nur sich selbst. Es ist ein bloß auf sich hörender Subjektivismus, ein Wahnsinn *avant la lettre*, der nur noch zum Selbstbetrug mit dem Begriffe der „Realität“ hantiert, die er allein richtig erkannt hat, während der Rest der Menschheit an seligem und verlogenen „Idealismus“ krankt. . . . Ein Buch, das den Philologen nicht mehr interessiert, umsomehr den Pathologen, dem es wertvolle Aufschlüsse über die Psyche des höheren Entarteten gibt. Durch die Maske des „dionysischen Gottes“,

die der Messias der Moderne sich hier vorhält, sehen wir stets den erbarmungswürdigen Leidensblick dessen, der unter der Dornenkrone seiner fixen Gedanken zusammenbricht — Siehe, welch ein armer Mensch!

### M i t t e i l u n g.

Die öffentliche Kunstsammlung in Basel, hat uns die Reproduktion der Hodlerschen Bilder „Die Schlacht bei Näfels“ und „Die Landschaft am Genfer See“ freundlich gestattet.

Schluß des redaktionellen Teiles.

### Alle Manuskript- und Büchersendungen

an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 38.

Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 38; für Österreich-Ungarn: Adolf Träger, Wien X, Eugengasse 24. — Expedition für Österreich-Ungarn bei Hermann Goldschmidt, Wien I, Wollzeile 11. — Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76. — Druck von G. Bernstein, Berlin SW. 68, Zimmerstr. 94.

Inseratenannahme durch den Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstraße 76.

Von Hamburg nach Italien. Eine vorzügliche Gelegenheit, den sonnigen Süden zu besuchen und auf dem Wege dorthin einige der schönsten und interessantesten Punkte der Welt kennen zu lernen, bietet die von der Hamburg-Amerika-Linie am 7. Januar d. J. veranstaltete erste Fahrt nach dem Mittelmeer mit dem beliebten Doppelschrauben-Dampfer

„Meteor“. Aus dem uns vorliegenden Fahrplan sehen wir, daß Lissabon, Funchal auf Madeira, Las Palmas (Canarische Inseln), das in letzter Zeit so viel besprochene Tanger, Gibraltar — die eiserne Feste Englands — Oran, Algier, Tunis, Palermo und Neapel besucht werden, um nach 26 Tagen die Reisenden am 2. Februar in Genua zu landen.

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt der **Bellaria-Vertriebs-Gesellschaft m. b. H., Leipzig**, bei, auf welchen wir ganz besonders hinweisen.

## Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- und Gallen-Leiden.

Diätetisches Tafelgetränk ersten Ranges.

Wo nicht am Platze, in Apotheken oder einschlägigen Geschäften käuflich, liefern wir direkt ab Quelle in Kisten à 50 ¼-Liter-Bordeauxflaschen frachtfrei jeder Bahnstation Deutschlands unter Nachnahme von Mk. 25.— pro Kiste.



2. HEFT.

8. JANUAR.

1909.

## Die Wahrheit über die englisch-deutsche Verstimmung.

Von

Charles Tuchmann, königl. preußischer Kommerzienrat in London.\*)

Es ist eine traurige Tatsache, daß die seit Jahren herrschende Verstimmung zwischen England und Deutschland trotz aller gegenseitiger offizieller Versicherungen, trotz aller Freundschafts- und Gegenbesuche sich nicht vermindert hat, und wenn es in demselben Zug weiter geht, auch schwerlich mindern wird. Die Publizisten beider Länder, die Magistratsbeamten, Pastoren, Regierungsräte, Studenten, Arbeiter und all die anderen Herren, die von Deutschland nach England und von England nach Deutschland gereist sind, um einander den Ölzweig des Friedens zu überbringen, sind gekommen und gegangen, aber sie haben nichts mit sich fortgenommen, was irgendeine Bürgschaft für eine Besserung der Beziehungen zwischen den beiden einflußreichsten Staaten Europas abgeben könnte. Sie sind gekommen; aber sie haben weder hüben noch drüben etwas gesehen. Die große vorwärts strebende und unzweifelhaft gesunde Kraft der beiden Völker haben nur wenige erkannt, denn es bedarf Jahre des Studiums, um sich von vaterländischen Vorurteilen frei zu machen und eine dem eigenen Wesen fremde Nation in ihrer vollen Bedeutung zu würdigen. Deutschland und England sind blutsverwandte, religionsverwandte Nationen, wenigstens sagt man so, wenn sich dies auch in mancherlei Weise bestreiten ließe. Aber ob stammverwandt oder nicht, sie haben sich beide nach anderen Richtungen entwickeln müssen; müssen, denn ihre geographischen Voraussetzungen sind verschieden gewesen.

\*) Gern lassen wir hier einen der angesehensten Führer der deutschen Kolonie in London das Wort in einer Angelegenheit ergreifen, die nicht nur den Deutschen in England am Herzen liegt. D. Red.



Es ist deswegen verkehrt, von einer Gefühlsduselei über Blutsverwandtschaft eine Lösung des unzweifelhaft bestehenden englisch-deutschen Konfliktes zu erwarten, und alle diejenigen, die nichts Besseres zu bieten haben, sollten lieber die Finger von dem gefährlichen Spiel lassen.

Solange England eine kontinentale Politik getrieben hat, hat sich diese notgedrungen immer gegen den Staat richten müssen, der am europäischen Festlande der mächtigste war. England hat daher der Reihe nach Spanien, Frankreich und schließlich auch Deutschland bekämpft. Frankreich war der letzte Gegner Englands auf dem Kontinent, der es gezwungen hat, zu den Waffen zu greifen. Nachdem Frankreich durch den Krieg von 1870/71 zu einer Macht zweiten Ranges herabgesunken war, wendete sich die englische Politik automatisch gegen Deutschland. Dieser Schachzug trug jedoch in sich nichts direkt Deutschlandfeindliches, und der Engländer ist heute ebensowenig deutschfeindlich, wie er franzosenfeindlich gewesen ist, als es sich darum handelte, die Macht der Ludwige zu brechen. Er ist englisch ganz und vollkommen, und wenn er dem immer mehr in den Vordergrund strebenden Einfluß Deutschlands seine politische Kraft entgegensetzt, so geschieht dies in erster Linie aus einer Art von Selbstverteidigung in einem Kampf, der ihm, gewollt oder ungewollt, von Deutschland aufgedrängt wird. Auf der anderen Seite steht Deutschland, das in den letzten vierzig Jahren eine beispiellose Entwicklung durchgemacht hat und dessen Kraft unbedingt nach weiterer Betätigung sucht. Das Land kann die Zahl seiner Bewohner nicht mehr halten, und es beginnt überzufließen. Deutsche suchen sich neue Heimaten in der ganzen Welt, und Deutschland verliert da, wo sich seine Söhne anderen Staatsverbänden einfügen, eine große Zahl tüchtiger Bürger, denn die Schlechtesten sind es nicht, denen die Grenzen der Heimat zu klein werden. Deutschland muß daher rein mechanisch nach einem Platz auf der Erde suchen, wo es seine überfließende Kraft ungefährlich ausdampfen lassen kann, und richtet seinen Blick nach der Erwerbung von Kolonien. Überall aber, wo es sich seßhaft machen könnte, steht England ihm im Wege. Was wunder, wenn beide Staaten sich mit eifersüchtiger Aufmerksamkeit beobachten? Was wunder, wenn der Dampfkessel ohne Ventil zu platzen droht? Und trotzdem, es ist kein Grund, eine Gefahr aufzubauschen, die wohl in weiter Ferne existieren mag, aber vermieden werden kann, wenn beide Länder zur rechten Zeit die nötigen Schritte tun. Von den Regierungen können diese Schritte nicht so leicht ausgehen, denn sie haben Rücksichten zu nehmen, die das Volk als solches leicht beiseite zu setzen vermag, und es wird den Völkern vorbehalten bleiben, den Streit, von wenigen Jahren, friedlich zu ordnen. Sind politische Reibungspunkte zu beseitigen, so sei dies den Regierungen überlassen; aber nicht jene bilden augenblicklich die Gefahr, sondern die kleinen Nadelstiche, die immerwährend ausgeteilt werden und das Gefühl einer nationalen Nervosität auf beiden Seiten hervorgebracht haben.

Wenn man den Spuren der gegenseitigen Verstimmung nachgeht und deren Gründe erforscht, so kommt man weit zurück zu jenem Telegramm, welches das Berliner Kaiser-



Hehe Schloß verließ, um sich in Prätoria wieder einzufinden. Das berühmte Telegramm des Deutschen Kaisers an den Präsidenten der Buren-Republiken, den „ehrenwerten“ Ohm Krüger, über dessen Bedeutung und Wert sich die Geschichte jedenfalls einmal sehr verschieden von der deutschen Presse jener Tage aussprechen wird. Dieses Telegramm hat den Ton für eine beispiellose Reihe gegenseitiger Mißverständnisse und Taktlosigkeiten angegeben, die wir heute unter dem Namen englisch-deutsche Verstimmung zusammenfassen können. Als dann mehrere Jahre später der Krieg zwischen den Republiken und England ausbrach, folgte die öffentliche deutsche Meinung, falsch berichtet durch die Presse und unter dem Einfluß jener großdeutschen Richtung, die bisher im Auslande immer für die Störerin des Friedens gehalten wird, einem Impuls, der, wenn auch echt in seinen Äußerungen, so doch immerhin üble Folgen hatte. England focht damals einen Krieg, der ihm von einer Gruppe von Finanzleuten mit Recht oder Unrecht, jedenfalls gegen seinen Willen, aufgedrängt worden war, und es war in den ersten Monaten beinahe schon ein verlorener Krieg. Aber die englische Nation, obwohl unzufrieden, entschloß sich, ihre Regierung, mit der sie nicht durchweg einverstanden war, in dieser Zeit der Not nicht sitzen zu lassen, und erhob sich wie ein Mann, um dieses unglückliche Kapitel der englischen Geschichte noch zu einem guten Ende zu führen. England hat den Sieg mit ungeheuerlichen Menschenopfern erkaufen müssen, und es war übel angezeigt, daß die deutsche Presse in jener Zeit die englische Armee und ihre Führer da verhöhnte, wo Achtung oder schweigendes Zuschauen besser am Platze gewesen wären. Die Deutschen in England sind sich damals dieses Umstandes und seiner verhängnisvollen Folgen ganz bewußt gewesen. Es ist zu bedauern, daß in jener bedeutsamen Stunde die Stimme der Deutschen in England nicht gehört worden ist. Der Stachel jener Angriffe aber ist sitzengeblieben, und noch vor wenigen Monaten sagte mir der Miteigentümer der Times, Mr. Moberty Bell: „Keine englische Mutter wird jemals die Beleidigungen und Karikaturen vergessen, die in der deutschen Presse gegen die gefallenen Söhne dieses Landes gerichtet worden sind.“ Die Einwendung wurde gemacht, daß die Franzosen dasselbe getan hätten. „Die Franzosen hatten ein Recht zu ihrem Haß; sie hatten kurz zuvor den Fall in Fashoda, aber niemand in England hatte bis dahin einen Deutschen beleidigt, und die beiden Völker lebten in bester Eintracht.“

Ohne Zweifel sind es vor allem diese Gefühle, welche die „Times“, die, trotzdem sie viel von ihrem alten Ruf verloren hat, immer noch die führende Zeitung des alten Englands ist, zu ihrer Haltung gegen Deutschland bestimmen, und Deutschland hat einen starken Gegner an dem Organ am Printing House Square. Von beiden Seiten ist seit jener Zeit wenig getan worden, was zu einer Verbesserung der Beziehungen hätte beitragen können, und man möchte fast sagen, daß die letzten Jahre eher eine Verschlechterung gebracht haben. Leider kann die Presse beider Länder von einer Schuld an den gegenwärtigen Verhältnissen nicht ganz freigesprochen werden. Ich besitze in meiner Brief-



mappe ein Schreiben des früheren Premierministers **L o r d R o s e b e r y s**, in dem dieser sich über diese Preßtreiberei wie folgt ausdrückt: „Es ist eine bedauerliche Tatsache, daß sowohl in Deutschland als England Zeitungen direkt und indirekt dazu beitragen, Zwistigkeiten zwischen den beiden Ländern aufzuwühlen, ohne irgendwelche Rücksicht auf das Unheil, das sie anstiften.“

Diejenigen Zeitungen, und eine große Zahl von einflußreichen Blättern auf beiden Seiten gehören dazu, auf welche das zutrifft, sollten sich diese Worte merken und sich der großen Verantwortung bewußt werden, die sie übernehmen, wenn sie die beiden Länder in einen Krieg hetzen, der vernichtend für beide werden muß. Es ist eine bezeichnende Tatsache, daß besonders in England die Ursache der gegenwärtigen Spannung in den Ketzereien der Presse auf beiden Seiten gesucht wird. Vor mir liegen bedeutsame Briefe, die mir Lord Avebury, einer der aufrichtigsten Bewunderer Deutschlands, und andere maßgebende Freunde unseres Volkes in England zur Verfügung gestellt haben. All diese Persönlichkeiten sind derselben Meinung. Allerdings fällt auch auf hervorragende Politiker hüben und drüben der Vorwurf, daß sie die feindliche Stimmung in der Presse für ihre einseitigen Interessen ausbeuten. Neben der wirtschaftlichen Konkurrenz, welche das Deutsche Reich den Briten macht, bleibt dauernd und stetig im Vordergrund die jährlich wachsende Vergrößerung der deutschen Flotte. Umsonst hat Deutschland betont, daß seine Flotte zur Deckung seines Handels und zur Verteidigung seiner Küsten bestimmt sei. Es wird dies besonders dadurch begründet, daß die deutsche Flotte einen großen Teil ihrer Schiffe mit nur kleinen Kohlenbunkern gebaut habe, da sie ja stets die Basis des Heimhafens besitzen würden. Die englische Presse aber hat gerade aus dieser Tatsache die Folgerung gezogen, daß die große deutsche Flotte gegen England und ausschließlich gegen dieses gebraucht werden sollte, denn um England anzugreifen, würden die deutschen Kriegsschiffe nur wenig Kohlen brauchen.

Das Schlimmste ist, daß dieser himmelschreiende Unsinn geglaubt wird. Ebenso geglaubt wird die Fabel von der Landung der 100 000 Mann in Essex. **L o r d R o b e r t s**, der große englische Kriegsmann, hat sich dieses Schlagwort auf den Schild geschrieben; aber es ist schwerlich anzunehmen, daß er selber an die Fabel glaubt, die einen guten Beweis für die Notwendigkeit einer großen englischen Landarmee und Einführung der allgemeinen Wehrpflicht abgeben soll. Leider aber gehen alle diese Äußerungen — getan in einem leidenschaftlichen Moment von einem leidenschaftlichen Mann — als Schlagworte in den Besitz des englischen Zeitungschreibers über. Genau so wie das „erfreuliche“ Material, welches der Brief an den **L o r d T w e e d m o u t h** und das letzte **K a i s e r - I n t e r v i e w** gegeben haben.

Wie aber stehen die Verhältnisse nun in Wirklichkeit? Deutschlands Konkurrenz auf dem Weltmarkte? Gewiß, Deutschland ist ein starker Rivale, und es hat sich in wenigen Jahren auf einen hohen Posten geschwungen; aber es wird nie in der Lage sein, England zu verdrängen, wenigstens nicht, solange England seinen Freihandel behält. In Brasilien



z. B., wo in großer Zahl Deutsche wohnen, ist der englische Import führend, und Deutschland kommt erst an zweiter Stelle; dasselbe ist fast überall in der Welt der Fall, und in gewissen Industrien sind deutsche Güter neben den englischen überhaupt nicht zu finden, obwohl Deutschland dieselbe Industrie in starkem Maße besitzt. Noch mehr: Lord A v e b u r y hat in seinem Vortrage vom 1. Dezember 1905 festgestellt, daß nach Indien Deutschland der beste Kunde Englands ist und ein Drittel mehr als Amerika, das Doppelte mehr als Frankreich und nahezu das Zweieinhalbfache mehr als Südafrika aus England bezieht. Wenn also Deutschland auch England vielleicht eine bedeutende Konkurrenz macht, so leben Tausende von englischen Arbeitern von der steten Kundschaft des Deutschen Reiches. Weiter; was von den Rüstungen Deutschlands gilt, trifft auch für Englands Rüstungen zu. Deutschland hat einen großen Handel zu verteidigen und seiner jungen Position die notwendige Kraft zu verleihen. Aber Englands Handel umfaßt die Welt, und sein Kolonialbesitz zwingt es zu einer weit größeren maritimen Ausdehnung als irgendein anderes Land der Welt. Wenn die Engländer eine Flotte haben wollen, so groß wie sie wünschen, so soll man ihnen dies in Deutschland gönnen, ebenso wie den Besitz einer großen Landarmee. Wir verlangen von England, daß es sich nicht in deutsche Verhältnisse mische, und auch wir sollen uns nicht in englische Verhältnisse mischen. Allerdings wird, wie Fürst Bülow gesagt hat, der englische Kaufmann sich daran gewöhnen müssen, daß der deutsche nicht mehr nur die Brosamen auflese. Nun überdenke man die ganze Situation! Zwischen kaum zwei Staaten Europas bestehen so wenig wirkliche Reibungspunkte wie zwischen England und Deutschland. Die kolonialen Grenzen sind alle gesichert. Deutschland hat sein Teil bekommen, und mit der Ausnahme des kleinasiatischen Zentrums ist nur noch wenig in der Welt zu verteilen. Warum nicht über diesen Punkt sich einigen, und diese Frage zur Grundlage einer Entente machen, die für England und Europa nützlicher werden könnte als die englisch-französische, welche in vieler Hinsicht nur einen platonischen Wert besitzt. Leider wird von beiden Seiten eine solche Politik, die besonders von den Deutschen in England sehr begrüßt werden würde, nicht nur nicht gefördert, sondern — auch abgesehen von der Agitation der Presse — direkt unmöglich gemacht. An der Aufrichtigkeit der Gesinnung des deutschen Kaisers gegenüber England kann nicht gezweifelt werden. Wie unangebracht das Interview im Daily Telegraph auch gewesen sein mag, es besteht kein Zweifel darüber, daß der Kaiser darin seiner aufrichtigen Freundschaft für England Ausdruck verleihen wollte. Aber kann man sich in Wahrheit darüber wundern, daß es mißdeutet wurde? Man braucht nicht, wie der Schreiber dieser Zeilen, 40 Jahre im Auslande gelebt zu haben, um zu sehen, daß die deutsche Politik im letzten Dezennium besonders England gegenüber sehr unglücklich gewesen ist. Unter der beispiellosen Wankelmütigkeit unserer auswärtigen Politik haben die Deutschen zu Hause wie im Auslande gleichermaßen zu leiden. Wer schuld daran ist, ist hier nicht die Frage, wenn auch gesagt werden muß, daß die deutsche diplomatische Vertretung in England nicht immer so erfolgreich in ihren Bemühungen war, die häufigen Intrigen zu zerstören.



wie es zu wünschen wäre. Man glaubt den deutschen Versicherungen nicht mehr im Auslande, daher das Mißtrauen, welches dem Interview entgegengebracht wurde. Es ist weiter bedenklich aufgefallen, daß sich das offizielle Deutschland in England den mehrfachen Besuchen unserer Landsleute gegenüber mit einer bemerkenswerten Kühle verhalten hat. Dieses ist um so mehr in der Presse kommentiert worden, als es sich gerade in England die Minister und höchsten staatlichen Würdenträger zur Ehre rechnen, mit der Presse zu Tisch zu sitzen. Ja, es kann offen und ehrlich gesagt werden, daß diese Besuche gänzlich in das Wasser gefallen wären, wenn die Deutschen in England die Angelegenheit nicht selber in die Hand genommen hätten.

Ich habe schon einmal in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung darauf hingewiesen, daß der Engländer als solcher durchaus nicht prinzipiell deutschfeindlich ist, und ich kann hier nunmehr hinzufügen, daß die in England lebenden Deutschen die vollen Rechte der Gastfreundschaft genießen und daß jene Deutschen, die es aus irgendwelchem Grunde vorgezogen haben, ihre Nationalität zu wechseln, mit allen Ehren in die englische Nation aufgenommen worden sind. Ja, man hat noch mehr getan, — welches Land der Erde hat Männern, die als Deutsche geboren sind, nach ihrem Eintritt in den neuen Staaten-Verband solche Ehren angeboten, wie sie ehemalige Deutsche in England genießen. Baron Schroeder, Sir Ernest Cassell, der intime Freund des englischen Königs, Sir Jul. Wernher, Sir Felix Semon, Sir Edgar Spyer, Sir J. Brunner, M. P. und viele andere sind in Deutschland geboren, aber dies hat die Nation nicht abgehalten, ihnen für ihre hervorragenden Leistungen die englische Ritterschaft anzubieten. Man kann unter solchen Umständen wirklich nicht von einer grundsätzlichen Feindschaft reden.

Krieg zwischen England und Deutschland hieße die Zerstörung der nationalen Kraft zweier großer Reiche und den Ruin von Hunderttausenden von wirtschaftlichen Existenzen in beiden Ländern. Zwischen England und Deutschland bestehen intimere Bande als sie Verwandtschaft darzubieten vermag; Bürger beider Staaten haben in friedlichem Austausch und in der Zuversicht auf freundschaftliche Beziehungen zwischen beiden Ländern sich dort und hier niedergelassen und sind in der neuen Heimat seßhaft geworden. Ihre Aufgabe ist es, Mißverständnisse und unnötiges Mißtrauen auf beiden Seiten zu bekämpfen. Die Deutschen in England bedauern tief die deutschen Angriffe, gegen England, soweit sie das Maß der erlaubten Polemik überschreiten, und verurteilen sie mit aller Schärfe.

Die Deutschen in England bemühen sich nach Kräften, ein besseres Verständnis zwischen den beiden Nationen herbeizuführen und dem Phantom eines Krieges den Garaus zu machen, mit dem uns heute die überreizte Phantasie unverantwortlicher politischer Sensationsmacher schreckt. Es wird die höchste Zeit, daß man Ernst mit dem Friedenswerk macht und daß es nicht nur bei Besuchen und schönen Worten bleibt, denn die Gefahr ist näher, als mancher der Herren, die so übermütig mit dem Kriegsgedanken spielen, glaubt.



Die beiden Länder leben heute im besten kommerziellen Einverständnis, keine unheilbaren politischen Differenzen bestehen, und trotzdem leben wir in der täglichen Erwartung eines Völkerkrieges, der sich an seinen Schrecken mit nichts messen ließe, was je vorher gewesen ist. Niemand will den Krieg, weder in Deutschland noch in England, aber ein unheilvolles Schicksal scheint uns in dieses Abenteuer treiben zu wollen, das von niemand ersehnt wird, von allen beklagt würde. Darum wenden wir Deutschen in England uns an unsere Landsleute zu Hause mit der Bitte, den frivolen Ruhestörern, sei es, wer es will, Halt zu gebieten im Interesse des Friedens, im Interesse der Welt. Mögen diese Worte in ernster Stunde gehört werden.

---

## „Interessante Geschichte“.

Von

Max Brod.

Aus den vielen erzürnten, die Welt attackierenden Stellen im „Tagebuch“ der Goncourts hab ich mir diese notiert: „Die alten Autoren, ein paar hundert Bände lesen, daraus Noten auf Zetteln exzerplern, ein Buch darüber machen, was die Römer für Schuhwerk trugen, oder eine Inschrift mit Anmerkungen versehen — das nennt sich gelehrte Forschung. Damit ist man ein Gelehrter . . . Aber man nehme ein Jahrhundert aus unserer Nähe, ein ungeheures Jahrhundert, man rüttele ein Meer von Dokumenten auf, dreißigtausend Broschüren, zweitausend Journale, und mache aus alledem nicht eine Monographie, sondern das Gemälde einer Gesellschaft, so ist man nichts weiter als eine lebenswürdige Spürnase, ein netter Wißbegieriger und Neuigkeitskrämer. Es wird noch viel Zeit vergehen, bis das französische Publikum vor der interessanten Geschichte Hochachtung hat.“

In diesem Ausruf haben die Goncourts ihre Arbeit (o nein, nur eine Abteilung ihrer ungeheuren Arbeit!) und ihr Schicksal beschrieben. . . . Tatsächlich haben sie zehn Jahre ihres Lebens gänzlich (die Jahre 1850 bis 1860, nach dem mißglückten Romandebüt) und viele folgende stundenweis an ihre Absicht gewendet, das „achtzehnte Jahrhundert“ zu rekonstruieren. Und traurig lächelnd rechnen sie später einmal aus, daß sie als Honorar lange nicht einmal das dafür erhalten haben, was sie zur Erwerbung von Materialien bar auszahlen mußten; die unfassbare Mühe gar nicht gerechnet. Und der Ruhm? Man hat ihnen auch davon nicht zu viel gegeben, höchstens den negativen des Angegriffen-werdens, der so gefährlich werden kann, weil er von der Arbeit ab und ins Polemisieren drängt. Der alternde Edmond, vereinsamend und stiller, zeichnet es dann einmal als Kuriosum auf, daß jedes seiner neuen Bücher immer noch mit derselben Beschimpfungs-



flut begossen wird wie das eines eben auftauchenden jungen Neuerers. Er wundert sich nur noch, ohne Freude und ohne Gram. Die jungen Brüder aber trösten sich blissiger, in Nr. 112 ihrer *Idées et sensations*: „Um berühmt zu sein, muß man unbedingt zwei Generationen begraben, die seiner Professoren und die seiner Schulfreunde.“ . . .

Allerdings können wir nur auf einem Umweg die Kühnheit ihrer Tat messen. Für uns ist das 18. Jahrhundert, das „galante Jahrhundert“ nahezu ein Gemeinplatz geworden, ein Requisit der mittelsten Autoren. Und gar Kritikern und Essayisten ist nichts vertrauter schon als dieser leichten Epoche Grazie und entzückende Sinnlichkeit, wie eine Klebemarke halten sie ihr 18. Jahrhundert bereit, um es ahnungslos herauskommenden Büchern als Etikette vorzupicken. Da erscheint „die Puderquaste“ von Franz Blei. Handelt von Frauen, verliebten Ratschlägen, Abenteuern, Schminke und Eleganz. Nichts einfacher, als einen leicht plaudernden Marquis ancien régime hinter diesen übrigens auch in kokette Blumen gebundenen Seiten stehen zu sehen, während in Wahrheit die Not nach letzten Wertungen, nach stärkeren desillusionierteren Begriffen tragische Falten durch sie wirft in erschütterndster Zurückhaltung . . . Wupp, das „18. Jahrhundert“, der „Plauderton“ sitzt schon. Aber das 18. Jahrhundert hatte seinen tiefgehängten erreichbaren rationalen Himmel; hier münden wir in ein Himmelreich als ins Entfernteste, haben fast verzweifelt die Ethik als kleine Variante im Wind gelassen. . . . Doch das tut dem Publikum nichts. Hochachtung vor der „interessanten Philosophie“ wie vor der „interessanten Geschichte“ hat es seit den Zeiten der Goncourts nicht gelernt. . . . Nur dieser Punkt hat sich geändert: jetzt kennt man das 18. Jahrhundert nicht, gibt jedoch vor, es in intimster Kenntnis zu bewundern, — damals kannte man es nicht und verachtete es. Die Schüler Davids schossen mit Brotkügelchen auf Watteaus Meisterbilder, die in einem Arbeitssaal der Akademie hingen.

In bewegten Worten klagend beginnen die Goncourts ihre Studien über Chardin: „Wenn man es unternimmt, von der Kunst des 18. Jahrhunderts zu sprechen, an das Gedächtnis seiner Künstler zu rühren, so wird man gleich auf der Schwelle dieser Arbeit von einem tiefgehenden Gefühl der Traurigkeit, von einer Art melancholischen Zornes ergriffen. Angesichts dieser beispiellosen Vernachlässigung, angesichts des übermäßig hohen Grades von Undankbarkeit und der schon mehr als kühnen Verachtung einer verhältnismäßig noch jungen Nachwelt für die große Kunstepoche unter Ludwig XV. muß man anfangen, an jeglichem Gerechtigkeitsgefühl Frankreichs zu zweifeln. Man fragt sich, ob denn die Mode unser ganzer Geschmack ist und ob unser Nationalstolz mit dem Bewußtsein unserer Urteilskraft sich nicht endlich auf sich selbst besinnen will. . . .“ Erstaunt liest man, daß damals nur die beherztesten Sammler ihr Geld insgeheim an die vor fünfzig Jahren gepriesensten Meister wagten, daß man ein Bild von La Tour um drei Francs, eine Schachtel mit dreizehn Mappen und vielen Katalogen von Saint-Aubin für 87 Francs 10 Sous kaufte, daß man Bouchers und Baudouins malerische Qualitäten hinter einer angeblichen Laszivität übersah.



Und dieser allgemeinen Gleichgültigkeit gegenüber begannen die Brüder ihre Bücher. In der Einleitung zu ihrer „Frau im 18. Jahrhundert“ geben sie den Grundriß: diesem Werk sollen drei weitere Teile folgen: „Der Mann“, „Der Staat“, „Paris“, das ganze gedacht als umfassendes Register der Zeit. Doch wurde dieser Plan nicht ausgeführt. Vielleicht zum Glück, und zu fröhlichster Durcharbeitung blieb es bei Monographien, die ohne System weiter spannen und alle Zwischentöne haben: „Intime Portraits aus dem 18. Jahrhundert“, „Sophie Arnould“, „Die französische Gesellschaft während der Revolution und unter dem Direktorium“, „Marie Antoinette“, „Die Maitressen Ludwigs XV.“, „Die Schauspielerinnen des 18. Jahrhunderts“, „Das Werk Watteaus“, „Die Frau im 18. Jahrhundert“, „Die Kunst im 18. Jahrhundert“ . . . Diese zwei letzteren Bände, erregende Sammlungen feinsten Kultur, hat neuerdings deutsch der Verlag Julius Zeitler ediert, zu dessen Hauptverdiensten ich rechne, daß er das Licht der Goncourts nach Deutschland bringen will (außer den erwähnten Werken erschien bei ihm „Germinie Lacerteux“ und ein Auszug aus dem „Tagebuch“, wie ihn die Goncourts selbst arrangiert haben).

In diesen Büchern triumphiert die Methode der Goncourts, ihre Sachlichkeit, ihre visuellen Talente, die durch das stete Studium von Bildern geschärft, oftmals auch das Leben wie ein Bild beschreiben oder Bilder zu Hilfe rufen, um eine bestimmte reale Nuance zu fassen. Ihr Stil hat alle Möglichkeiten: bald reiht er in gerader Linie Tatsachen auf, zeigt eine ruhig nach der andern zum Anschauen hin, bald spritzt er mit einer hoch empor, daß sie in metaphorisches Leuchten gerät oder als Witzwort logischen Raketenlärm macht, dann türmt er emphatisch parallel gebaute Sätze (und nur in diesem einen kleinen Falle bin ich mit ihm nicht ganz einverstanden) zu rhetorischen Siegesbogen übereinander. Romanische Wortlebendigkeit, hingerissen, begeistert ohne Zügel mehr; nach einer Weile Stillstand, Genuß vor einer ins Detail geführten Szene. Diese Stellen, die an Flauberts strenge Verdichtung reichen, haben mich besonders in Glück und Rührung gebracht. So wird die sinnliche Eigenart des J. B. Greuze von seinen Gemälden mit einer Präzision und in so erstaunlich gut beobachteten Einzelheiten abgelesen, daß ganz entfernt nur im Hintergrund die historische Wahrheit uns freut, vorn aber die selbständige Schönheit der Autoren als Hauptschauspielerin alle Herzen entzündet. . . Und da meldet sich mein Problem:

„Interessante Geschichte.“ Ist es noch Geschichte? Was unterscheidet sie von einem Roman? Mit derselben Sachlichkeit und neuartigen Schreibweise haben später die Goncourts das Leben ihrer Tage eingefangen und die schönen Romane und Dramen geschrieben, die man naturalistisch benennt. Ja, diese Patrizier (Flaubert in den Briefen an seine Nichte hatte den Spitznamen „Die Bologneserhündchen“ für sie) beobachteten die Liebeskrämpfe und den Untergang eines armen Dienstmädchens mit derselben Liebe wie ihr Versailles. In ihrer Familie haben sie unter den ältesten Verwandten noch einen Marquis, den Sohn eines Ministers der alten Monarchie, einen „verehrungswürdigen



Dummkopf, einen Dummkopf von Herz und Rasse“, so klammert sich ihre Tradition noch an ein Überbleibsel der vornehmen Zeit; ihr Vater aber war 1879 Deputierter des dritten Standes in der Nationalversammlung. Es mischt sich also in ihnen der Sinn für Aristokratie und für das Volk, für romantische Historie und für festen Blick in trübe Gegenwart. Und all das in Einheit gebracht durch eine übertönende Sehnsucht nach dem Neuen, nach ungeahnter Schönheit, die sie auch in Japan und in den Auktionssälen suchen wie in ihren Romanen, in ihren Geschichtsforschungen. Vom Standpunkt des Neuen, der Kunst aus erscheint das Historische nur als Spezialfall des Schönen. Alles Historische ist schön, außerdem gibt es noch Schönheit im Erdichteten. Oder wie die Goncourts es sagen: „Die Geschichte ist ein Roman, der war. Der Roman ist Geschichte, die hätte sein können.“

---

## Das Augenglas.

Von  
Christian Morgenstern.

Da trag' ich fünfzehn Jahre nun ein Augenglas  
mit schmalem goldnen Rand, das eine Frau,  
das eines Freundes Mutter mir geschenkt.  
Es war vielleicht ihr eignes dermaleinst,  
an einem dünnen Kettchen trug vielleicht  
ihr junger Hals das zierliche Gebild  
des Petersburger Goldschmieds, — ja, wer weiß:  
durch diese feinen Reifen (denn die Gläser  
sind längst nicht mehr die alten) sah vielleicht  
ihr reines Aug' noch Ihn — Michajlowitsch —  
den Großen — —! Und das trug ich nun  
gedankenlos drei Lustren . . . Oh —  
was ist der Mensch! Des Rings, durch den er blickt,  
tagaus, tagein, durch den er sich der Welt,  
der sichtbaren, vermählt und sie sich ihm,  
vergißt er, achtet sein nicht; denkt nicht Sein,  
der ihn geformt, nicht Ihrer, die ihn gab,  
nicht Seiner, dessen Bild einst in ihm lag —  
wer weiß, als wie in einem Rähmchen, . . . bis —  
vor einem Buch, vor einem Sintho-Buch,  
in einer Nacht dies alles ihm erscheint  
und ihn erschüttert, anklagt und betrübt!

---



## Eine Szene aus dem Lustspiel „Liebe um Liebe.“

Von

William Congreve.

(1670—1729.)

Ins Deutsche übertragen von Sil Vara (London).

William Congreve wurde im Jahre 1670 geboren. Seine Kindheits- und Erziehungsjahre verbrachte er in Irland, in dessen Atmosphäre, wie es scheint, Satiriker gut gedeihen. In London führte er das zügellose Leben, das damals in der Gesellschaft zum guten Ton gehörte. Als 23jähriger brachte er sein erstes Lustspiel, „Der alte Junggeselle“, auf die Bühne, das Dryden für das beste Erstlingswerk erklärte, das er jemals gelesen habe. Seine zweite dramatische Arbeit war „Der Arglistige“; seine dritte, die den Triumph seines Lebens und seiner Kunst bedeutete, hieß „Liebe um Liebe“. Dieses Lustspiel, sowie sein letztes, „Der Lauf der Welt“, haben ihm den Titel des größten englischen Lustspieldichters eingetragen. Durch Jeremy Colliers berühmten Angriff gekränkt, der gegen die Unmoralität der damaligen Bühne gerichtet war, zog sich Congreve aus der Öffentlichkeit zurück und starb im Jahre 1729 nach einem unglücklichen Sturz, eigentlich aber an den Folgen zu heftigen Lebens als der Geliebte der zweiten Herzogin von Marlborough.

Congreves Kunst ist ein lachender Protest gegen den Puritanismus. Aber wenn dieser Protest bei anderen Dichtern und Schriftstellern der Restaurationsperiode, bei Etheredge, Wycherley, Shadwell zum Beispiel brutal, roh und ordinär klang, so blieb sein Lachen bei aller Frechheit immer elegant, grazilös und lebenswürdig. Es blieb das Lachen eines Gentlemans. Und Gentleman sein wertete er — in einem Gespräch dem erstaunten Voltaire gegenüber — höher als sein Dichtertum.

Congreve war in gewissem Sinne Realist. Seine Sittenschilderung ist daher dem Kulturhistoriker unschätzbar. In der Literaturgeschichte ist sein Platz einige Stufen unter Molière, von dem er jedenfalls beeinflußt war. Daß er trotz seines Witzes, seiner Charakterisierungskunst und seines überaus leichten Stiles heute beinahe vergessen ist, scheint mir zweierlei Gründe zu haben. Erstens und vor allem sind seine Handlungen äußerst kompliziert und seine Lösungen keineswegs von besonderer Klarheit; zweitens fehlt ihm das mitfühlende Herz und die tiefere Menschlichkeit. Für die Nur-Geistreichen jedoch hat bloß eine Minorität von Intellektuellen der Nachwelt Bewunderung.

• • •



Die nachstehende Szene aus dem Lustspiel „Liebe um Liebe“, die nur als Probe der entzückenden und pikant-graziösen Art Congreves gelten soll, gehört einer eingeflochtenen Nebenhandlung zu.

Auf der Bühne stehen Mrs. Foresight und ihre Schwester, Mrs. Frail. Mrs. Foresight ist eine junge Frau, die ihren alten Mann betrügt. In einer amüsanten, aber überaus frechen Szene sagt sie im Beisein ihres Gatten, der allerdings mit der Beobachtung seines Gesundheitszustandes beschäftigt ist, einem ungestüm werbenden Galan eine Zusammenkunft während der Nacht zu. Als sie aber der Beglückte am nächsten Morgen an die Schäferstunde erinnert, da leugnet sie dem Verblüfften ins Gesicht ab, ihm jemals eine Gunst gewährt zu haben. Diese „Vergeßlichkeit“ hat die junge Frau zur Taktik erhoben. — Ihre Schwester, Mrs. Frail, ist eine Witwe, die den jungen Herren und Witzlingen der Stadt in deren Wohnungen Besuche abstattet. Sie ist im Einverständnis mit ihrer Schwester eben daran, einen jungen, reichen Seemann zu ergattern, der aber von seinem Vater für Miß Prue, ein auf dem Lande erzogenes Stiefkind der Mrs. Foresight, bestimmt ist. Um dieses naive, ein wenig liebesüchtige Fräulein von dem ihr zugedachten reichen Freier abzulenken, begünstigen die beiden Schwestern ihre Zusammenkünfte mit dem Stutzer Tattle, weil sie sicher sind, daß dieser sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen werde, dem jungen, unerfahrenen Mädchen den Kopf zu verdrehen.

Fräulein Prue stürmt herein, hinter ihr Herr Tattle.

Fräulein Prue: Mutter, Mutter, schauen Sie!

Frau Foresight: Pfu! pfu! Was schreist du denn! Und wie oft habe ich dir schon gesagt, du sollst mich nicht Mutter nennen!

Fräulein Prue: Wie soll ich Sie denn nennen? Sind Sie nicht die Frau meines Vaters?

Frau Foresight: Madam. Du mußt Madam sagen. Das fehlte mir noch! Ich werde mich selbst für eine alte Frau ansehen, wenn mich so ein großes Mädchen Mutter ruft. Und was ist's, mein Fräulein, was hat Sie so in Entzücken versetzt?

Fräulein Prue: Oh sehen Sie doch, Madam, was Herr Tattle mir gegeben hat. Schauen Sie, Tante. Das ist eine Schnupftabaksdose, und da ist Schnupftabak darin. Wollen Sie riechen? Oh wie gut! Wie süß das riecht! Herr Tattle ist überhaupt im ganzen süß, seine Perücke ist süß und seine Handschuhe sind süß und sein Schnupftuch ist süß, süßer als Rosinen. Riechen Sie mal, Mutter — Madam wollt ich sagen. Er hat mir diesen Ring für einen Kuß geschenkt.

Tattle: Aber Fräulein, Sie dürfen nicht küssen und es nachher ausplaudern.

Fräulein Prue: Ich darf es doch meiner Mutter sagen? — Und er sagt, er



wird mir etwas geben, damit ich auch so gut rieche. Bitte, leihen Sie mir Ihr Schnupftuch. Riechen Sie, Tante. Er hat versprochen, mir etwas zu geben, daß meine Hemden auch so riechen werden. Ist das nicht wunderbar? Es ist besser als Lavendel und ich lasse die Amme nicht mehr Lavendel zwischen meine Hemden legen. Ah Tante!

**Frau Fraill:** Pfui, Fräulein. Sie meinen unter Ihr Leinenzeug. Man spricht nicht von „Hemden“.

**Fräulein Prue:** Warum, ist das etwas Unanständiges?

**Tattle:** Oh, Gnädigste, Sie sind zu streng mit Fräulein Prue. Sie dürfen ihre entzückende Einfachheit nicht tadeln, es kleidet sie reizend. Hübsches Fräulein, lassen Sie sich nicht Ihre Unschuld rauben.

**Frau Foresight:** Oh, oh, verdammte Kröte! Wenn nur Sie ihr die Unschuld nicht rauben werden.

**Tattle:** Wer? Ich? Madam! Wie können Gnädigste nur so einen Gedanken fassen? Sie verkennen mich.

**Frau Fraill:** Ah, Sie Teufel, Sie schleichender Teufel. Er ist so aalglatt wie ein Pfaffe. Er glaubt, wir durchschauen ihn nicht.

**Frau Foresight:** Ein schlauer Hund! Wie bald er diese frische, unberührte Kreatur aufgestöbert hat. Und um uns kümmert er sich gar nicht mehr.

**Tattle:** Nein, wirklich —

**Frau Fraill:** So sind sie alle, Schwester. Diese Männer! Ein junges Mädchen zu verderben, der erste zu sein, das lieben sie! Ich bin überzeugt, es würde Herrn Tattle das Herz brechen, wenn er dächte, daß ein anderer ihm zuvorkommen könnte.

**Tattle:** Oh, Himmel, ich schwöre, ich würde nicht für alles in der Welt —

**Frau Fraill:** Zum Henker, wer glaubt Ihnen. Sie würden sich ja eher umbringen als die Wahrheit beichten. Wir kennen Sie. — Sie ist sehr hübsch, die Kleine, nicht? Gott, so rot und weiß, wie Milch und Blut. Wie lieblich sie aussieht. Ich will nicht hetzen, aber wenn ich ein Mann wäre —

**Fräulein Prue:** Oh Tante, warum spotten Sie meiner?

**Frau Foresight:** Hör mal, Schwester, das Mädchen scheint mir schon verdorben. Glaubst du, daß sie den tölpischen Seebären jemals erträglich finden wird? Ich bin sicher, sie läßt sich ihn nicht in die Nähe kommen — nach Herrn Tattle.

**Frau Fraill:** Ich fürchte es auch. Ah, ein schmieriges Mannsbild, das nach Pech und Teer riecht. Der Teufel hole Sie, Tattle, Sie verdammter Spelchellecker, warum mußten Sie ihr in den Weg laufen, bevor sie verheiratet ist.

**Frau Foresight:** Das heißt, warum ließen wir ihn zu. Mein Mann wird uns prügeln lassen. Er wird glauben, wir haben die Bekanntschaft vermittelt.

**Frau Fraill:** Gehen wir, gehen wir. Wenn Herr Foresight uns hier findet, dann glaubt er es gewiß.

**Frau Foresight:** Natürlich. Aber wir können sie doch nicht allein lassen.



Das wäre ja noch schlimmer. Und er ist solch ein glatter Teufel, er wird sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen.

**Frau Frail:** Was geht das mich an. Ich will nichts damit zu tun haben.

**Frau Foresight:** Gut, Herr Tattle. Wenn Sie es tun, machen Sie es mit Ihrem Gewissen aus. Ich wasche meine Hände in Unschuld. Ich bin vollkommen unschuldig an der Sache. (Frau Foresight und Frau Frail ab. Fräulein Prue und Tattle bleiben allein.)

**Fräulein Prue:** Warum sind die beiden weggegangen? Was haben sie miteinander gesprochen? Verstehen Sie es?

**Tattle:** Ja, meine Liebe, ich glaube, ich kann es verstehen. Aber hol' mich der Henker, wenn ich ihre Absicht ganz durchschaue.

**Fräulein Prue:** Also müssen wir auch gehen?

**Tattle:** Nein, nein. Das haben sie nicht gemeint.

**Fräulein Prue:** Nicht? Also was denn? Was sollen Sie und ich zusammen tun?

**Tattle:** Ich soll Ihnen den Hof machen, hübsches Fräulein. Wollen Sie mir erlauben, Ihnen den Hof zu machen?

**Fräulein Prue:** Wenn es Ihnen beliebt.

**Tattle:** Das ist wenigstens offenherzig. (Beiseite.) Aber was zum Teufel mag Frau Foresight mit dieser Gefälligkeit im Schilde führen? Will sie mich zum Narren halten? Oder läßt sie uns aus rein morallischen Gründen allein — und erlaubt uns Dinge, die sie sich niemals versagt sehen möchte? — Ich will's so auffassen.

**Fräulein Prue:** Nun, wie werden Sie mir den Hof machen? Beginnen Sie, ich kann's schon nicht erwarten. Muß ich Ihnen auch den Hof machen? Rasch, rasch, unterrichten Sie mich.

**Tattle:** Sie müssen mich sprechen lassen, Fräulein; Sie dürfen nicht zuerst reden. Ich werde Fragen an Sie stellen und Sie müssen sie beantworten.

**Fräulein Prue:** Ist's wie im Katechismus? Also fragen Sie.

**Tattle:** Glauben Sie, daß Sie mich lieben könnten?

**Fräulein Prue:** Ja.

**Tattle:** Oh, oh, Sie dürfen nicht gleich „ja“ sagen. Mein ganzes Interesse geht zum Teufel.

**Fräulein Prue:** Was muß ich denn sagen?

**Tattle:** Sie müssen „nein“ sagen, oder „ich weiß es noch nicht“, oder „ich kann es nicht sagen“ . . .

**Fräulein Prue:** Wozu soll ich lügen?

**Tattle:** Das müssen Sie allerdings, wenn Sie gut erzogen scheinen wollen. Alle wohlerzogenen Menschen lügen; außerdem sind Sie ein Frauenzimmer und dürfen niemals



das aussprechen, was Sie denken. Ihre Worte müssen Ihren Gedanken widersprechen, aber Ihre Taten dürfen Ihren Worten widersprechen. Wenn ich Sie also frage, ob Sie mich lieben könnten, so müssen Sie „nein“ sagen — aber mich dennoch lieben. Wenn ich Ihnen sage, daß Sie hübsch sind, so müssen Sie es leugnen und sagen, ich schmeichle Ihnen; innerlich müssen Sie sich jedoch reizender dünken, als ich es aussprechen kann — müssen mir aber wegen meiner Bemerkung gut sein. Wenn ich Sie bitte, mich zu küssen, so müssen Sie zornig werden — aber mich nicht zurückweisen; wenn ich mehr verlange, müssen Sie noch böser werden — und zugleich nachgiebiger. Und sobald ich Sie dahingebracht habe, daß Sie mir drohen, laut um Hilfe zu rufen, müssen Sie ganz still ihre Zunge halten.

**Fräulein Prue:** Bei meiner Seele! Ich schwöre, das ist ganz einfach! Das gefällt mir viel besser, als unsere alte Provinzmode, alles auszusprechen, was man denkt. — Und müssen Sie nicht auch lügen?

**Tattle:** Hm, ja, natürlich. Aber Sie müssen es als Wahrheit hinnehmen.

**Fräulein Prue:** Gut, gut. Es hat mir immer Spaß gemacht, ein bißchen zu lügen. Aber man hat mich immer abgeschreckt und es eine Sünde genannt.

**Tattle:** Nun, mein herziges Geschöpf, willst du mich glücklich machen und mir einen Kuß geben?

**Fräulein Prue:** Ganz gewiß nicht. Ich bin sehr böse, daß Sie so etwas von mir verlangen. (Läuft auf ihn zu und küßt ihn.)

**Tattle:** Bravo, bravo! Das ist sehr gut. Nur hättest nicht du mich küssen sollen, sondern du hättest dir von mir einen Kuß rauben lassen sollen.

**Fräulein Prue:** So? Also versuchen wir's noch einmal.

**Tattle:** Herzlich gern. Nun, mein kleiner Engel. (Küßt sie.)

**Fräulein Prue:** Pful, pful!

**Tattle:** So ist's recht, noch einmal.

**Fräulein Prue:** Oh pful, weg, ich kann Sie nicht ausstehen!

**Tattle:** Vortrefflich. Das war so wunderbar getroffen, als ob du in Covent Garden geboren und auferzogen worden wärest. — Und jetzt, mein hübsches Kind, willst du mir nicht zeigen, wo deine Schlafkammer ist?

**Fräulein Prue:** Nein, das will ich nicht. Aber ich werde vorauslaufen und werde mich hinter den Bettgardinen verstecken.

**Tattle:** Ich folge nach.

**Fräulein Prue:** Ich werde aber die Tür mit beiden Händen zuhalten und sehr, sehr böse sein und Sie müssen mich erst niederstoßen, bevor ich Sie einlasse.

**Tattle:** Nein, ich werde zuerst hineinkommen und dich nachher niederstoßen.

**Fräulein Prue:** Das wollen Sie tun? Dann werde ich noch böser sein — und — noch nachgiebiger —



**Tattle:** Dann werde ich dich um Hilfe rufen lassen.

**Fräulein Prue:** Das werden Sie nicht, denn ich werde meine Zunge halten.

**Tattle:** Oh, du süße, gelehrige Schülerin!

**Fräulein Prue:** Jetzt laufe ich aber — schneller als Sie. (Sie läuft davon.)

**Tattle:** Du wirst nicht so rasch laufen, daß ich dich nicht einholen könnte.  
(Läuft ihr nach.)

Ende des zweiten Aktes.

---

## Das Vierhändigspielen.

Von

**Max Mell.**

Wir fühlen es erregt und bange,  
wie unsre Hände nahn und fliehn;  
ein sinnlich Spiel, gebannt im Klange,  
Durch mich nicht sicher, doch durch ihn.

Wie wir uns wahren und uns halten  
und keine Hand die andre rührt,  
fühl' ich sein Sehnen den Gewalten  
der Töne lösend zugeführt.

Mich find' ich klein,ühl's fast wie Schuld.  
Bin ich allein, so flücht' ich zu Etüden,  
wollüstig meine Finger zu ermüden,  
künftig zu decken alle Ungeduld.

Sie werden einmal in der reinen Stunde  
mit seinen Griffen sicher gehn,  
es wird ruhvoll, wie Atem aus dem Munde  
des Glücks, von diesen Tasten wehn.

---



# DRUCKSCHRIFTEN VON PET. BEHRENS


 elbst der wohlmeinende Kunstfreund wird nicht immer ein waches Gefühl für den ästhetischen Wert, für die formale Mannigfaltigkeit der Drucktype haben. Es liegt ein Schein von Berechtigung in der Annahme, die Type sei so durchaus zur Unpersönlichkeit, zum Schema, zum Typischen, bestimmt, daß sie überhaupt kein eigenes Leben, kein Fürsichsein aufweisen und beanspruchen dürfe. Die Type, aus deren Vielheit die Druckschrift zusammengestellt wird, ist auch ganz gewiß fürs erste nichts anderes als Träger und Diener. Sie ist nicht um ihrer selbst willen da und erfüllt ihren Zweck erst, wenn sie nach der Ordnung der Sprache gereiht ist. Einem tieferen Nachdenken erschließt sich aber schon bei dieser nüchternen Auffassung der Type als Gefäß des Geistes die Einsicht, daß es doch nicht ganz gleichgültig sein kann, welcher Form eine bestimmte Art der Intellekterregung, des Gefühls oder des Wollens anvertraut, einverleibt wird. Wie es nicht gleichgültig ist, ob man Sekt in ein Weißbiereglas und Bier in eine Kaffeetasse gießt. Wer empfindet nicht das Seltsame, französische Worte in Fraktur oder gar in deutscher Handschrift zu sehen. Es gibt zweifellos einen inneren Zusammenhang zwischen Typenform und Wortsinne. Damit ist die Gewißheit erbracht, daß die Type ihrer mechanischen Bestimmung, ihrer notwendigen Bescheidenheit und Schweigsamkeit zum Trotz einen Charakter haben kann, ja haben muß. Nur dann wird die Type ihr Vermittelungsamt, ihre Aufgabe, geistige Regungen zu materialisieren und sichtbar zu bewahren, treu erfüllen, wenn sie ein wenig von dem Takt und dem Rhythmus des verbalen Gehaltes aufweist. Die psychologische, die natürliche Richtigkeit dieser Auffassung ergibt sich schon aus der alltäglichen Beobachtung, wie verschieden unsere eigene Handschrift ist, ob wir kühle, neutrale Gedanken, zornige Anklagen oder weiche Stimmungen zu Papier bringen. Selbstverständlich hat die gegossene Type nicht die Schmiegsamkeit und die Variabilität eines vom individuellen Gefühl durchwallten Federzuges, aber auch sie hat zum mindesten die Tendenz, Spiegelbild des Volkes, der Sprache, des Themas und des Schriftstellers zu sein. Ausprüche Bismarcks in einer dünnen, zierlichen Kursivschrift gedruckt, würden wir als eine Dissonanz empfinden. Wobei freilich anzumerken ist, daß solche eigentlich selbstverständliche Empfindsamkeit uns während der Zeiten des optischen Barbarismus ein wenig unsicher geworden oder gar verloren gegangen war. Nun aber, da wir's lernten, daß zu einem gebildeten Menschen vor allem gebildete Augen gehören, haben wir wie zu den besten Zeiten unserer Kultur auch den Geist des Druckwerkes wieder entdeckt. Jeder Buchstabe und damit auch die Type hat nun aber nicht nur Bedeutung und Recht als Glied einer Kette, im Verband der Worte; der Buchstabe führt auch ein eigenes Sonderdasein. Er ist ein Ornament; er hat eine Fleck- und Linienwirkung, einen Effekt in Schwarz-Weiß zu vergehen. Diese spezifische Ästhetik des Buchstabens bleibt uns während des Lesens, überhaupt glatt lesbaren Bildungen gegenüber, leicht und wohl auch notwendig verborgen. Wir empfinden das Ornamentale aber sofort vor schwer zu entziffernden oder uns unverständlichen Buchstaben. Etwa Arabisch oder Chinesisch wirkt auf jeden





Empfindsamen als Ornament; wie stark diese figurale Gewalt sein kann, das zeigen die Koransprüche, die sich auf alten Kafen der katholischen Kirche finden. Die frommen christlichen Sticker wollten gewiß nicht Allah und Mohammed preisen; sie empfanden die Schriftzüge der orientalischen Vorlagen als schönes Ornament und übernahmen sie naiv aus Formgefühl. Wenn wir nun auch niemals eine uns verständliche Schrift so absolut als Kunstform empfinden können, so bleibt doch die Zugehörigkeit auch unserer Buchstaben zum Kreis der ornamentalen Gebilde gesichert. Die Drucktype ist sogar ein äußerst subtiles, auf das präziseste ausbalanciertes Ornament; und weil sie das ist, darum dürfen Künstler in ihr ein Ausdrucksmittel sehen, wird sie für ihre Reinheit, ihren Charakter und ihre Schönheit gewinnen, wenn eines Künstlers Disziplin, sein Instinkt und sein Temperament über sie kommt.

Wie nachdrücklich der Einfluß feinsinniger Künstler auf die Drucktype zu sein vermag, das haben wir während der letzten Jahre zu unserem Vorteile erfahren. Die hartnäckige Stilleuche, die alle Eigenart unserer Architektur und unseres Gerätes vernichtet hatte, war auch der Buchkunst, dem Druckwerk und der bleiernen Letter zum Verhängnis geworden. Man braucht nur ein Buch aus den siebziger und achtziger Jahren aufzuschlagen oder gar eine sogenannte Akzidenzfache, eine Verlobungsanzeige, einen Prospekt oder etwas derartiges zur Hand zu nehmen, um sich zu entsetzen vor dem Gewimmel der gotischen Schnörkel, des sinnlosen, spinnwebigen Zierates, darunter die Zweckform des Buchstabens verschüttet ist. Wie der Hausbau, die Möbelschreinerei, die Textilik,

jedes Gewerk überhaupt, so bedurfte auch die Typographie eines gründlichen Reinigungsbades. Die sogenannten »Fachleute«, die Schriftzeichner, waren total verdorben, in der Imitation, im Überflüssigen, verrannt. Hilfe konnte nur von dem optisch gebildeten, ebenso pietätlosen wie produktiven Künstler kommen. Als erster trat Otto Eckmann auf das Schlachtfeld. Es war in der Tat so etwas wie ein Kämpfen und hitzig Streiten mit der faulen Gewöhnung und dem hochmütigen Schlendrian. Aber die Logik und die Konsequenz, die unserer kunstgewerblichen Bewegung eignet, verlagte auch nicht bei dem Versuch, die Type zu reformieren, sie gesund, modern und deutlich zu machen.

Eckmanns Vorstoß entbehrte gewiß nicht begreiflicher Unzulänglichkeiten und gewisser bizarrer Kapricen; bald kam der Stärkere: Peter Behrens. Der hatte eingesehen, daß die Zukunft einer neuen Type daran hing, sie in der Tradition wurzeln zu lassen. Er griff nach den wundervollen Inkunabeln, die auf unseren Bibliotheken stehen und von den Gelehrten nur um der Daten, selten um ihrer Schönheit willen geschätzt werden. Er griff weiter zurück und erkannte die monumentale Größe der Mönchshandschriften. Es entsprach seiner konstruktiven, geometrischen Art, in dem klar gegliederten, scharf



ORATIO PRO SEX.

ROSCIO AMERINO

Credo ego vos, iudices, mirari quid sit quod, cum tot summi oratores hominesque nobilissimi sedeant, ego potissimum surrexerim, qui neque aetate neque ingenio neque auctoritate sim cum his, qui sedeant, comparandus. Omnes hi quos videtis adesse, in hac causa iniuriam novo scelere conflam putant oportere defendi, defendere ipsi propter iniquitatem temporum non audent. Ita fit ut adsint propterea quod

Behrens-Antiqua und Schmuck  
von Gebr. Klingspor, Offenbach · M.





# PAUL ET VIRGINIE

Sur le côté oriental de la montagne qui s'élève derrière le Port-Louis de l'Île-de-France, on voit, dans un terrain jadis cultivé, les ruines de deux petites cabanes. Elles sont situées presque au milieu d'un bassin formé par de grands rochers, qui n'a qu'une seule ouverture tournée au nord. On aperçoit à gauche la montagne appelée le Morne de la Découverte, d'où l'on signale les vaisseaux qui abordent dans l'île, et, au bas de cette montagne, la ville nommée le Port-Louis; à droite, le chemin qui mène du Port-Louis au quartier des Pamplémousses; ensuite l'église de ce nom, qui s'élève avec ses avenues de bambous au milieu d'une grande plaine; et, plus loin, une forêt qui s'étend jusqu'aux extrémités de l'île. On distingue devant soi, sur les bords de la mer, la baie du Tombeau; un peu sur la droite, le cap Malheureux; et au delà la pleine mer, où paraissent à fleur d'eau quelques îlots inhabités, entre autres le Coin de Mire, qui ressemble à un bastion au milieu des flots.

A l'entrée de ce bassin, d'où l'on découvre tant d'objets, les échos de la montagne répètent sans cesse le bruit des vents qui agitent les forêts voisines, et le fracas des vagues qui brisent au

234

PAUL ET VIRGINIE

son corps à sa famille, et rendre les derniers devoirs à sa pudeur sur les mêmes rivages qu'elle avait honorés de son innocence. Jeunes gens si tendrement unis! mères infortunées! chère famille! ces bois qui vous donnaient leurs ombrages, ces fontaines qui coulaient pour vous, ces coteaux où vous reposiez ensemble déplorent encore votre perte. Nul, depuis vous, n'a osé cultiver cette terre désolée, ni relever ces humbles cabanes. Vos chèvres sont devenues sauvages; vos vergers sont détruits; vos oiseaux sont enfuis; et on n'entend plus que les cris des épiers qui volent en rond au haut de ce bassin de rochers. Pour moi, depuis que je ne vous vois plus, je suis comme un ami qui n'a plus d'amis comme un père qui a perdu ses enfants, comme un voyageur qui erre sur la terre, où je suis resté seul. En disant ces mots, ce bon vieillard s'éloigna en versant des larmes; et les miennes avaient coulé plus d'une fois pendant ce funeste récit.





# TORQUATO TASSO: IV. AUFZUG

ERSTER AUFTRIFF

ZIMMER

TASSO ALLEIN

TASSO

Bist du aus einem Traum erwacht, und hat  
Der schöne Trug auf einmal dich verlassen?  
Hat dich nach einem Tag der höchsten Luft  
Ein Schlaf gebändigt, hält und ängstet nun  
Mit schweren Fesseln deine Seele? Ja,  
Du wachst und träumst. Wo sind die Stunden hin,  
Die um dein Haupt mit Blumenkränzen spielten?  
Die Tage, wo dein Geist mit freier Sehnsucht  
Des Himmels gespanntes Blau durchdrang?  
Und dennoch lebst du noch und fühlst dich an,  
Du fühlst dich an und weißt nicht, ob du lebst.  
Ist's meine Schuld, ist's eines andern Schuld,  
Daß ich mich nun als schuldig hier befinde?  
Hab' ich verbrochen, daß ich leiden soll?  
Ist nicht mein ganzer Fehler ein Verdienst?  
Ich sah ihn an und ward vom guten Willen,  
Vom Hoffnungswahn des Herzens übereilt:  
Der sei ein Mensch, der menschlich Ansehn trägt.  
Ich ging mit offenen Armen auf ihn los,  
Und fühlte Schloß und Riegel, keine Brust.  
O hatt' ich doch so klug mir ausgedacht,  
Wie ich den Mann empfangen wollte, der  
Von alten Zeiten mir verdächtig war!

Allein was immer dir begegnet sei,  
So halte dich an der Gewißheit fest:  
Ich habe sie gesehn! Sie stand vor mir!  
Sie sprach zu mir, ich habe sie vernommen!  
Der Blick, der Ton, der Worte holder Sinn,  
Sie sind auf ewig mein, es raubt sie nicht  
Die Zeit, das Schicksal, noch das wilde Glück!  
Und hob mein Geist sich da zu schnell empor,  
Und ließ ich allzu rasch in meinem Bufen  
Der Flamme Luft, die mich nun selbst verzehrt,  
So kann mich's nicht gereun, und wäre selbst  
Auf ewig das Geschick des Lebens hin.  
Ich widmete mich ihr und folgte froh  
Dem Winke, der mich ins Verderben rief.  
Es sei! So hab' ich mich doch wert gezeigt  
Des köstlichen Vertrauns, das mich erquickt,  
In dieser Stunde selbst erquickt, die mir  
Die schwarze Pforte langer Trauerzeit  
Gewaltsam öffnet. – Ja, nun ist's getan!  
Es geht die Sonne mir der schönsten Gunst  
Auf einmal unter; seinen holden Blick  
Entziehet mir der Fürst und läßt mich hier  
Auf düstrem, schmalen Pfad verloren stehn.  
Das häßliche zweideutige Geflügel,  
Das leidige Gefolg' der alten Nacht,  
Es schwärmt hervor und schwirrt mir um das Haupt.  
Wohin, wohin beweg' ich meinen Schritt,  
Dem Ekel zu entfliehn, der mich umfaßt,  
Dem Abgrund zu entgehn, der vor mir liegt?



## *Die Schwestern.*

*Wir Schwestern zwei, wir schönen,  
So gleich von Angesicht,  
So gleicht kein Ei dem andern,  
Kein Stern dem andern nicht.*

*Wir Schwestern zwei, wir schönen,  
Wir haben lichtbraune Haar',  
Und flichtst du sie in einen Zopf,  
Man kennt sie nicht für wahr.*

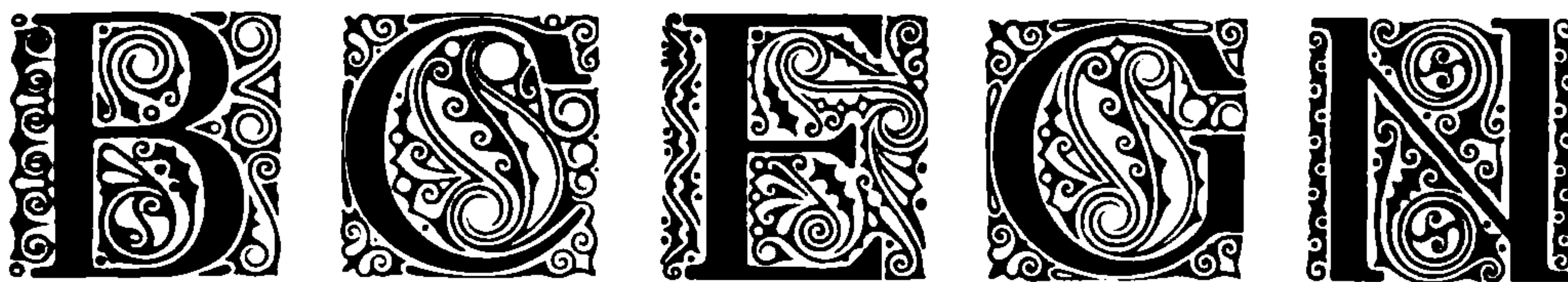
*Wir Schwestern zwei, wir schönen,  
Wir tragen gleich Gewand,  
Spazieren auf dem Wiesenplan  
Und singen Hand in Hand.*

*Wir Schwestern zwei, wir schönen,  
Wir spinnen in die Welt',  
Wir sitzen an einer Kunkel  
Und schlafen in einem Bett.*

*O Schwestern zwei, ihr schönen,  
Wie hat sich das Blättchen gewend't!  
Ihr liebet einerlei Liebchen –  
Und jetzt hat das Liedel ein End'.*

*Behrens-Kursiv und Schmuck  
von Gebr. Klingspor-Offenbach a.M.*





gekennzeichneten Rhythmus der Feder das prädestinierte Element einer der Gegenwart gehörenden Type zu erfassen. So schrieb er denn mit der Feder die erste Behrensschrift, die im Jahre 1902 aus der Gießerei kam. Sie ist heute noch eine unserer besten und charakterfestesten Typen; straff, steil, klingend und nicht ohne Pathos. Sie ist vor allem eine durchaus deutsche Schrift, sie hat den Duktus gotischer Holzskulpturen und etwas von dem Streben der Türme. Das war es aber jüst, was diese erste Behrensschrift nicht für jeden Zweck geeignet machte; besonders ihre Verwandtschaft mit der Fraktur zwang oft selbst ihre besten Freunde zum Verzicht. Es ist eine bedeutame und keineswegs leicht zu nehmende Streitfrage, ob die Fraktur oder die Antiqua leichter lesbar, für das Auge wohltuender sei. Es steht zur Diskussion, ob wir Deutsche uns auf die Dauer mit zwei, rechnen wir die Handschrift hinzu, mit vier Alphabeten belasten wollen; ob wir nicht gut daran täten, die Fraktur zu verabschieden. Die Psychologen, die Pädagogen und die Schriftkundigen haben hier manche gute Beobachtung getan und kluge Folgerung gezogen. Am wichtigsten ist dies: die Antiqua hat eine größere Tendenz zur Breitenwirkung, während die Fraktur durch die häufigeren, die Zeile überkreuzenden Unterlängen näher aneinanderrückt; die Antiqua sei darum für die vokalreicheren romanischen Sprachen, die Fraktur für das konsonantenreichere Deutsch besonders geeignet. Das ist an sich richtig, ändert aber nichts an der Tatsache, daß sich bei uns seit Jahren ein lebhaftes Streben zeigt, möglichst häufig Antiqua anzuwenden.

Es liegt nun nahe, zu erwägen, ob es nicht möglich sei, eine Antiqua zu schaffen, die bei allen ihr eigentümlichen Vorteilen dennoch einen Zug ins Frakturale aufweist, eine Deutsche Antiqua. Dies war die Aufgabe, die sich Peter Behrens stellte, als er daranging, eine Antiqua zu schreiben. Der Versuch ist über Erwarten gelungen, ja es ist eine durchaus reife, blutvolle und in Schönheit abgeklärte Type zustande gekommen. Über deren ästhetische Werte schwelgende Worte zu machen, ist überflüssig, da das Lesen dieser Seiten zur Genüge das eigenartige starke Vergnügen, das die Behrens-Antiqua den Sinnen zu spenden hat, vermittelt. Wohl muß man anfangs das Tempo, in dem die Augen über die Zeilen laufen, ein wenig hemmen, das aber hilft dazu, eine sanfte, eine milde Feierlichkeit aufströmen zu lassen; je weiter wir lesen, je rückhaltloser wir uns von dem Rhythmus, von der Geste der Versalien, von dem Takt der Kleinbuchstaben ergreifen lassen, desto mächtiger spüren wir das offene, leuchtende Antlitz, das freie Atmen dieser Seitenbilder. In den großen Graden hat die Schrift eine sakrale Monumentalität, hier fühlt man aber auch am deutlichsten ihren spirituellen Zug zur deutschen Mystik. Der Geist ehrwürdiger Missalen wird wach. Voll entfaltet sich diese feierliche Musik in dem Lineament der Initialen. Aus diesen rollenden Linien strömt

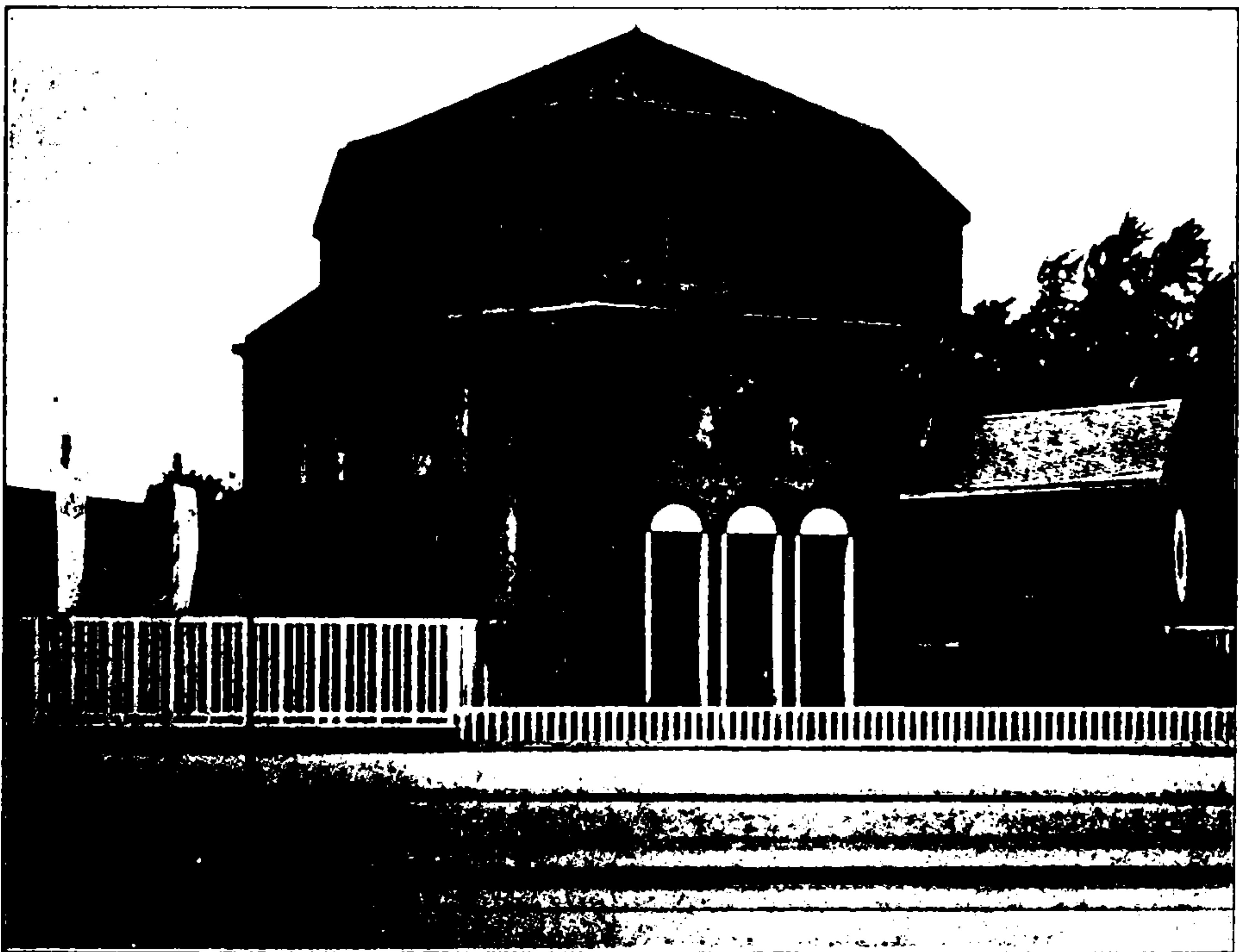




ein sonores Psalmodieren und zugleich die harte Atmosphäre eines eisernen Zeitalters. Erinnert man sich der Architektur, wie sie Behrens schafft, etwa des Krematoriums zu Hagen oder des Pavillons der A. E. G. von der Schiffbauausstellung, so wird einem die Verwandtschaft deutlich, die jene modernen Heiligtümer mit der Antiqua der Deutschen verbindet. Der bedeutsame Wert dieser Type wird dadurch noch offener, daß man, wie die Proben zeigen, germanische und romanische Sprachen gleichmäßig gut, fließend und fest darin zu lesen vermag.

Ein nicht weniger beachtenswertes Werk ist die Kursive, eine geschriebene, eine liegende Schrift. Mit ihr brachte Peter Behrens die endgültige Lösung eines viel umworbenen Problems.

Robert Breuer.



PAVILLON DER A. E. G. VON DER SCHIFFBAU-AUSSTELLUNG.





## Die Berufung.

Von

Georges Rodenbach.

Autorisierte Übersetzung von Friedrich von Oppeln-Bronikowski.

(Fortsetzung.)

Hans war selig. Das merkte seine Mutter wohl, als sie zu Weihnachten dem Hochamt in der Schule beiwohnte, um ihren Sohn von weitem in seinem Chorknabenamt zu sehen. Er war ganz reizend, und selbst sein geschorener Kopf betrübte die Mutter nicht mehr.

Diese Haartracht gab ihm ein minder weltliches Gepräge, ein engelhaftes Aussehen. Er nahte so salbungsvoll mit geschlossenen Fingern an der Spitze der Chorknabenschar, die sich um den Altar gruppierte. Ein abwechslungsreiches Bild: die einen trugen eine Kerze, die andern eine Palme, wieder andre ein Weihrauchfaß, ein Kreuz, ein Räucherpfännchen, die zarten Attribute des Gottesdienstes. Sie gingen, knieten nieder und verschränkten sich in langsamen Reihen.

Es war wirklich ein himmlischer Chor, eine fromme Pantomime mit bedeutungsvollen Schritten und Gebärden, ein heiliges Ballett, das sich zwischen den blauen Rauchstreifen des Weihrauchs abspielte.

Frau Cadzand sah nur ihren Sohn. Wenn man eine Kerze geopfert hat und sie auf dem eisernen Lichthalter brennt, blickt man nur sie an und besorgt sich nur um sie, um ihre Flamme, die flackert, wieder auflebt, emporloht und strahlt.

Hans war diese geweihte Kerze. Frau Cadzand folgte ihm mit den Augen, bewunderte mit dem naiven Egoismus der Mutter die Anmut und Vornehmheit seines Ganges und auch seine innere, strahlende Reinheit. — Die andern tragen in ihrer Brust ein trübes Gefäß. Selbst wenn sie rein sind, bergen sie doch etwas von dem Urschlamm in sich, und stets steigt ein wenig davon zu ihrem Gesicht empor. Er mußte ein Gefäß lauterer Wassers in seiner Seele tragen, denn von ihm strahlte nur Licht aus; sein Gesicht war der Spiegel eines inneren Quells, worin der Himmel sich spiegelt und sich seiner Reinheit bewußt wird.

### 4.

Darum war seine Frömmigkeit auch ansteckend. Mit wahren Aposteleifer, mit der gleichen Beharrlichkeit wie in der Schule, drang er darauf, daß Gott im Hause seiner Mutter geehrt wurde. Er war nur Halbpensionär, d. h. er kehrte des Abends um sieben Uhr nach Hause zurück, aß zu Abend und legte sich schlafen. Er veranlaßte Frau Cadzand, die Zimmer mit frommen Bildern zu schmücken, wie eine Priesterwohnung. Auch sie war einst fromm gewesen; doch nach dem großen Unglück ihres Wittums hatte sie sich



von Gott etwas abgewandt. Gibt es einen Gott, einen wirklich guten Gott, der solche Wege geht? Ein eifersüchtiger Gott? Heißt es ihn beleidigen, wenn man glücklich ist? Trotzdem verhilft die Liebe zum Glauben. Und wie kann man glauben, wenn man nicht liebt? Wenn man weint, sieht man den Himmel nicht.

Bald jedoch hatte das Beispiel ihres Sohnes sie wieder bekehrt. Sie beteten allabendlich das Nachtgebet zusammen. Hans hatte sie darum gebeten. Wenn sie so beteten, würde ihr Bitten Gott wohlgefälliger sein!

Eine einzige betende Stimme ist wie eine einzige Kerze vor dem Altar. Man entzündet viele Kerzen vor dem Altar; viele Stimmen, soviel wie möglich, müssen sich vereinigen und verflechten; dann entsteht eine breite Bahn von Gebeten, die bis zum Himmel dringen und auf der Gott herabsteigen kann. So ward das Abendgebet in dem alten Haus in der Rue de l'Ane Aveugle zu einem wahren Familien-Gottesdienst. Auch das Gesinde erschien und kniete hinter der Herrschaft nieder, im Hintergrund des großen Zimmers im ersten Stock, das durch Hansens Bemühungen das Aussehen einer Kapelle bekommen hatte.

Während des Monats Mai, des Marienmonds, stand eine Statue der Jungfrau auf dem Sims des Kamins, der wie ein Altar, wie ein Ruhaltar bei einer Prozession geschmückt war. Fromme Wallung dieser lauen Abende! Die bemalte Statuette lächelte, weiße und rosa Azaleen blühten nebeneinander und bewegten gleichsam die Lippen in dem leichten Luftzug des Fensters, als ob sie mitbeteten. Daneben Reliquien, geweihter Buchs, künstliche Blumensträuße unter Glasglocken, eingerahmte Heiligenbilder, fromme Gegenstände in Vergoldung, schöne flandrische Spitzen, nach Art eines Altartuchs auf dem Kaminsims ausgebreitet, und dahinter der Spiegel, der diesen künstlichen Garten bis zur Ferne von Feengrotten entrückte, mit huschenden Reflexen wie auf einem Wasserspiegel. Hans betete inbrünstig. Er rezitierte mit lauter Stimme die Litaneien: „Maria, Rosa mystica, Stella matutina, Turris eburnea, Janua Coeli!“ Und Frau Cadzand mit dem Gesinde wiederholte jedesmal einstimmig: „Ora pro nobis!“

Unsägliche Augenblicke, in denen man schon das ewige Leben lebt! Und in den Sekunden des Schweigens zwischen den Stimmen hörte man das Knistern einer Unzahl von Lichtern, deren Flammen wegen des offenen Fensters flackerten und große schwankende Schatten auf die Wände und die Decke des Zimmers warfen, das größer geworden und von einer namenlosen Menge in schwarzen Mänteln bevölkert schien, die niederkniete und den Platz wechselte . . .

##### 5.

Eines Tages sagte Hans zu seiner Mutter:

„Ich liebe die Jungfrau besonders deshalb, weil sie eine Frau ist. . .“ Er hatte das ganz einfach, ganz naiv geantwortet, weil Frau Cadzand sich über seinen ausschließlichen Marienkult wunderte, gleich als ob Gott gar nicht vorhanden wäre und sie den



ganzen Himmel einnahm. In den folgenden Tagen mußte Frau Cadzand oft an dieses Wort denken, das auf den ersten Blick sehr harmlos und lebenswürdig erschien, jedesmal, wenn sie wieder Kopfschmerzen hatte und nicht ausgehen konnte, wenn sie schläfrig in ihrem Zimmer saß, den Kopf auf das weiche Haarkissen gelehnt. Diese laue Wärme, auf der ihr Kopf ruhte, war so hold und lindernd. Ihr Sohn war fort, in den düstern Räumen der Priesterschule, über schwere Wörterbücher gebückt, oder er zog Kreidelinien über eine schwarze Tafel. Er war so fleißig, daß er sich nicht einmal die Zeit nahm, auf die große Uhr im Hofe zu blicken und zu berechnen, wann die Stunde der Heimkehr schlug. Doch die Mutter folgte auf ihrer kleinen Pendeluhr dem Spiel der Zeiger, die sich suchten und flohen. Sie zählte die langen Stunden und sehnte sich nach Hans. Etwas von ihm hatte sie wenigstens jederzeit bei sich: das weiche Kissen, das sie in einem guten Einfall mit den Haarlocken ihres Sohnes gefüllt hatte. Bisweilen drückte sie ihr leidendes Gesicht tief hinein, wie in ein Wasser, in dem man Schminke abspült, wie Jesus in das Tuch der Veronika, in dem er sein Blut und seine Dornen abdrückte.

An solchen Tagen kam ihr Hansens Wort: „Ich liebe die Jungfrau besonders deshalb, weil sie eine Frau ist,“ oftmals in den Sinn und mehrte ihr Leiden noch etwas, beunruhigte und verwirrte sie. Er hatte das gewiß in seiner Unwissenheit gesagt, der unschuldige Knabe, den die Reinheit des Leibes und Geistes noch zierte. Doch dies Wort war ein Zeichen. Der Gedanke an das Weib drängte sich ihm auf. Der Knabe trat in die Pubertätszeit ein. Furchtbare Krise! Vielleicht waren seine fromme Inbrunst, sein Marienkult, die Flammenworte seiner Gebete nichts als der Überschwang eines liebebedürftigen Herzens und Blutes.

Frau Cadzand dachte voller Schrecken an die kommenden Tage. Wenn doch Hans nicht größer würde! Wenn er der harmlose Jüngling bliebe! Jeder Schritt, den er jetzt tat, entfernte ihn von ihr. Trotzdem hatte sie so oft davon geträumt und träumte noch davon, daß er sie niemals verlassen sollte! Da sie Witwe war und allein stand, da sie nichts als ihn hatte, würde er vielleicht stets bei ihr bleiben. Wie schön ist ein Sohn, der sich ganz seiner Mutter weihet! Nichts ist rührender als das Paar, das Mutter und Sohn bilden, immerfort beisammen und einander genügend! Wie schön muß es sein, selbst erwachsen, selbst alt, sich „mein Kind!“ nennen zu lassen! Sie hatte manchmal diesen schönen Plan geäußert, sich nie zu verlassen, stets zusammen zu leben; und Hans hatte mit Freuden Ja gesagt.

„Weil sie eine Frau ist!“ Heute klang das Wort wie eine Drohung. Jawohl, die Frauenliebe war die Gefahr, das mögliche Hindernis, an dem ihr Herzenswunsch scheitern konnte. O Schmerz für die Mütter, sich sagen zu müssen, daß schon eine Frau lebt, in dem Augenblick, wo sie daran denken, eine Frau, die aus der Tiefe der Ewigkeit auf ihren Sohn zuschreitet! O Schmerz, sich zu sagen, daß die heißeste Liebe nicht ihnen gelten wird, daß sie nicht am tiefsten geliebt haben. Die andre wird am heißesten geliebt werden; der andre wird am tiefsten lieben, denn seine Liebe ist gebend!



Frau Cadzand blickte voller Bangen in diese geheimnisvolle Zukunft. Ja, wenn es nur eine einzige Frau war, rein und gut, die Hansens Geschick mit ihr teilen würde! Doch sie kannte die Gefahren, die Verirrungen, zu denen das freie, vielseitige Leben der Männer und die Versuchung der Frauen führt, — all der sündigen Frauen welche die Feindinnen der Mütter sind und ihre Gesichter im Spiegel der Herzen auslöschen, in denen sie sich spiegeln!

Frau Cadzand zitterte für ihren Sohn. Er mit seinem bebenden Gemüt, mit der Empfindsamkeit einer Treibhausblume, war der Gefahr mehr ausgesetzt. Zum Glück ist die Religion ein Vorbeugungs- und Ablenkungsmittel. Frau Cadzand beglückwünschte sich, daß seine Frömmigkeit in der Schule gepflegt worden war, daß sie selbst durch die Marienmond-Altäre, die Nonen, die Opferkerzen, die gebeteten Rosenkränze und Wallfahrten diesen Glauben entfaltet hatte, der durch die Furcht vor der Hölle behütet.

So würde er im voraus gefeit sein gegen schlechten Wandel und die künftigen Lockungen der Leidenschaft.

Ist nicht die Frömmigkeit selbst eine Leidenschaft, eine veredelte, vergöttlichte Leidenschaft? Die ganze katholische Liturgie mit ihrem Prunk und all ihrem Zubehör, worin alles und jedes eine geniale Erfindung ist, befriedigt die Herzen, die ein dunkler Kampf zwischen Ideal und Sinnlichkeit plagt.

Die Orgel ist wie Umarmungen; der Weihrauch steigt in Wolken empor wie der Duft von Frauenhaaren; das Wunder der Liebe vollzieht sich in der Kommunion, die zuerst ein Kuß auf die Lippen und dann auch eine Einverleibung, ein lang ersehntes Besitzen ist, wo man ein andres Wesen, das ein Gott ist, in sich eindringen und leben fühlt.

Frau Cadzands Gemüt heiterte sich wieder auf: welches Glück, daß sie ihren Sohn im Glauben erzogen, daß sie seine Frömmigkeit angefeuert hatte! Im Glauben würde er stets ein Mittel gegen die Sünde, die Versuchung des Fleisches finden. Dank diesem lebendigen Glauben würde sie ihn gegen die andern Frauen verteidigen, ihn stets bei sich behalten, ihren Plan verwirklichen können . . . Und dies ohne jede Selbstsucht!

Empfand er nicht in der Kirche eine fast leibliche Trunkenheit, die einzige Wollust, die nicht von Reue gefolgt ist? Und seine leidenschaftliche Empfindsamkeit, sein zartes, Inbrünstiges Herz würden ihr höheres Ziel finden, das übernatürliche Ziel, Gott zu lieben, und vor allem die Jungfrau, „weil sie eine Frau ist“, ja, sie, die ihm vielleicht alle andern ersetzte, und die einzige, gegen welche die Mutter keine Eifersucht hegte.

## 6.

Hans war älter geworden, hatte alle Klassen der Priesterschule durchlaufen, deren Muster und Stolz er war. Seine Lehrer verzogen ihn, hätten ihn gern für sich gewonnen. Ein kostbarer junger Nachwuchs für die Mönchsorden! Gewiß hatte Gott ihm die Gnade einer solchen Inbrunst nur verliehen, um ihm zu zeigen, daß er ihn rief, daß er ihn für



seinen Dienst begehrte. So glaubte es Hans, wenn er über seine Zukunft nachdachte, wenn seine Lehrer ihn in häufigen Zwiegesprächen ermahnten, fleißig zu beten, die Erleuchtung des Heiligen Geistes recht auf sich herabzuflehen, um die wesentliche, alles entscheidende Gunst zu erlangen: seine Berufung zu erkennen.

Die Berufung! Das ist der Hauptgedanke jeder religiösen Erziehung. Wo anders ist nur das Leben, in dem man sich eine Laufbahn zu wählen hat. Hier ist das Leben und Gott — eine ganz anders schwere Wahl. Im ersteren Falle handelt es sich nur um das weltliche Glück. Im zweiten steht das ewige Heil selbst auf dem Spiel. Man versteht die Bangigkeit der jungen gläubigen Seelen, wenn die Priester in den Schulen, die Nonnen in den Klöstern zu den Schülern und Schülerinnen am Ende der Lehrzeit sagen: „Gebt acht! Drängt nicht, fortzukommen! Wartet! Gott hat euch vielleicht ein Zeichen gesandt, das ihr nicht sahet. Gott wählt unter euch seine Knechte und Mägde für morgen. Er nimmt seinen Zehnten von den Kindern, die wir ausbilden. Gebt acht! Es handelt sich weniger um Gottes als um euren Vorteil!“

Und das ist wahr. Nur die sind vielleicht wahrhaft unglücklich, die ihren Beruf verfehlt haben. Dies Wort aus geistlichem Munde paßt selbst auf weltliche Geschicke. Die Berufung ist selbst in ihrem Fall vorhanden: zum Soldaten, zum Seemann, zum Künstler, zum Arzt; zur Jungfräulichkeit oder Mutterschaft. Eingeborene Triebe, unwiderstehliche Neigungen. Ein Instinkt, der litte, wenn er von seiner Bahn abgelenkt, vergewaltigt würde. Wie bedauernswert ist der Abenteuerlustige, der in einen Beruf eingekerkert ist, oder der Talentlose, der in die Kunst gedrängt wird, oder die Frau, die für das Familienleben geboren ist und unter dem Schleier des Zölibats hinsiecht!

Wie viel mehr also, wenn es nicht einfach gilt, zwischen einigen ähnlichen Laufbahnen, zwischen den gleichlaufenden Wegen der Welt zu wählen, sondern wenn man sich im voraus für den Himmel oder die Erde entschließen soll!

Aus diesem Grunde mußte auch die Klasse, der Hans angehörte, am Ende des Studienjahres eine strenge Prüfung über die große Frage der Berufung durchmachen. Das war alljährliche Gewohnheit. Jedesmal entschlossen sich mehrere Schüler zum Priesterstand oder zum Eintritt in einen Orden, nach einer Reihe von Zusammenkünften und Übungen. Hans wohnte ihnen mit einer Inbrunst bei, die mehr denn je glühend und voller Überschwang war. Ein besonderer Prediger war für diese Prüfung herbeigerufen, ein Dominikanerpater mit blumiger, verschlagener Beredsamkeit, die sich in die Seelen einschmelzelte, wie eine Biene, deren Stachel die Erinnerung an Rosen wachhält! Er war ein Seelenkenner! Er hatte die rechte Diagnose, den entscheidenden Rat für ihre Unentschiedenheit, ihre inneren Kämpfe! Er war unversieglich in guten Ratschlägen über die Wahl des Berufes, ein Wort, das er immerfort wiederholte und in feurigen Buchstaben an die Wand malte, um jedem zu helfen, daß er klar sähe in seiner Seele!

(Fortsetzung folgt.)



# Rundschau.

## Finanzpolitisches.

Von Pluto.

Die Elementargeister Siziliens haben diesmal ein Unglück angerichtet, unter dessen fürchterlicher Wucht die Menschen noch kaum zur Abschätzung ihrer wirtschaftlichen Verluste gekommen sind. In erster Linie gehören zu Verlusten doch Verlierer, und die Unzahl der Toten und Vermißten läßt es leider wie von selbst verstehen, daß über eine gar nicht zu übersehende Eigentumszerstörung der Mund der davon Betroffenen auf ewig schweigen wird. Erst dann folgen die indirekt Geschädigten, d. h. die Geschäftsfreunde resp. Gläubiger all jener Erschlagenen und Versunkenen. Sogar wenn dieses Heer von Forderungen noch irgendwie eingetrieben werden könnte, anstatt barmherzigerweise daran ein für allemal zu vergessen, würde wohl in den meisten Fällen die force majeure als Ablehnungsgrund durchschlagen. Im übrigen haben wir vor nun fast 67 Jahren an einem andern schrecklichen Fall, dem Hamburger Brande, erlebt, wie großmütig die auswärtigen Korrespondenten zu handeln verstanden. Damals, wo 4200 Gebäude vernichtet und 20 000 Menschen obdachlos wurden, hatten u. a. die deutschen Buchhändler sofort auf jeglichen Ersatz ihrer Konsignationslager verzichtet. Man glaube nur nicht, daß Sizilien, als Obst- und Kornkammer, verhältnismäßig wenig Fabrikate bezogen habe. Hierfür nur ein kleines Beispiel. Als die Messinaapfelsinen noch von sehr guter Qualität waren, umwickelte man dort jedes einzelne Stück mit bronziertem Seidenpapier, das für recht große Beträge von Nürnberg und Fürth aus geliefert wurde. Inwieweit jetzt die Staatshilfe zu einer umfassenden Anleihe führen müßte, läßt sich zurzeit kaum übersehen. Es ist dies aber eine Gelegenheit, daran zu erinnern, daß Italien im Gegensatz zu andern Staaten schon des längeren ohne neue Emissionen auskommen konnte, ebenso wie

seine Renten bekanntlich unentwegt über dem deutschen im Kurszettel prangen. Das macht die kluge, zugleich systematische Finanzpolitik, die noch unter Cavour und den Konservativen seit dem Jahre 1862 einsetzte und auch 14 Jahre später mit der endlichen Herrschaft der Linken, nur kurz unterbrochen von den außerordentlichen Lasten des Dreibundes —, sich fortsetzte und vor allem fortschritt. Viele Hinweise unserer deutschen Steuerliebhaber auf die rigorosen Abgaben jenes Landes sind ganz einseltig. Da ist z. B. der von Sonnino im Jahre 1894 herbeigeführte Zoll auf Rohbaumwolle. Das war von einer Industrie, die mit so billigen Wasserkraften und so niederen Löhnen arbeitet, schon allmählich zu tragen. Desgleichen ist zwar die Staatsrente indirekt mit einer Steuer belegt worden, aber dafür sind alle Umsätze in Italienischer Rente von jeglichem Stempel so ferngehalten worden, daß allein hierdurch bereits der ungemein leichte Verkehr in diesem wichtigen Papier begründet wurde; zum beschämenden Gegensatz unserer früheren eigenen Anlageverhältnisse. Indessen, was nun? Vielleicht mag es allzunüchtern klingen, sogleich angesichts der noch rauchenden Trümmer über einen baldigen Aufschwung nachzudenken. Tatsächlich jedoch wird es gehen wie nach jeder gewaltigen Zerstörung, nach jedem Kriege, wo bald an der Wiederherstellung des Notwendigen und sodann an Neukonstruktionen auf zahlreichen Gebieten gearbeitet wird. Industrie und Handel werden also aus diesen erschütternden Zusammenbrüchen ungeahnte Quellen von Aufträgen erfließen sehen, was z. B. in Deutschland sogar zur Errichtung einiger weiterer Zementfabriken führen könnte. Unter einem Jahre sind bekanntlich derartige Fabriken nicht fertigzustellen, weshalb möglicherweise schon bald von dahingehenden Beschlüssen etwas zu verlauten hätte.

\* \* \*



Wo ist der „boom“? Es muß eine Nachwirkung vom Silvesterräuschen gewesen sein! Denn weshalb sonst brachten unsere Börsen die feste Überzeugung zum Kursausdruck, daß der amerikanische boom auch die deutsche Industrie wieder zum Aufschwung bringen müsse. Natürlich war für diesen Irrtum der erste Geschäftstag des neuen Jahres gut genug. Dann sah man allseitig ein, daß jener boom überhaupt noch gar nicht da sei, sondern von einigen in Deutschland anwesenden New Yorker Bankiers prophezeit werde, und man sah ferner ein, daß es noch eine Orientalische Frage gebe. Die Hochfinanz freilich und die Großkapitalisten haben gegenüber jenem merkwürdigen optimistischen Anfall kaum etwas anderes gezeigt, als ihre unveränderte Haltung, nämlich die der — äußersten Reserve. Man kauft nichts, aber man verkauft auch nichts. Denn unser Publikum nimmt offensichtlich alle nur möglichen inländischen Staats- und Stadtpapiere weiter auf, ebenso wie andererseits die Montankrise ihre schärfste Zuspitzung bereits hinter sich haben soll. Andererseits fehlt es an Kauflust und überhaupt Unternehmungsmut angesichts der Balkanwirren. Das ist ein Punkt, in welchem unsere Bankkreise von Wien aus wahrscheinlich besser unterrichtet sind, als es leider seinerzeit unser dortiger Botschafter bezüglich der wohlgeminten Entschlüsse des Erzherzogs-Thronfolgers und des Herrn Aehrenthal war. Ja, in diesem Wien verkaufen die allerersten Hände fortgesetzt ihre besten Papiere bei uns, sowie auch sehr feine Aktien, die sie aus deutschen Konsortien noch ziemlich kurze Zeit besitzen. Eine solche Beharrlichkeit muß die Bankenkabrette in Berlin stützig machen, obgleich dieselben Wiener Herren es auch an Empfehlungen von Papieren nicht fehlen lassen. So rekommandieren sie z. B. in intimen Briefen: Staatsbahnaktien, die angesichts der sicheren Verstaatlichung billig seien. Zum mindesten rentierten sich Malprämien darin, da ja bis dahin in der Türkei alles geregelt sein werde (?). Als ob nicht diese Millionäre und Briefschreiber die gefährliche Schwäche ihres eigenen Platzes nur zu gut kennen und bei der kleinsten politischen Verschärfung Staatsbahnaktien dann noch weit unter ihren Wert würfen. All demgegenüber

halten sich also unsere Banken recht flüssig, wie aus der starken Nachfrage für Privatdiskonten hervorgeht, die freilich bei  $2\frac{1}{2}\%$  die Zinserträge unserer Großinstitute alles eher als hinreichend alimentieren. Dieselben leitenden Kreise empfangen aber auch aus Rheinland-Westfalen noch keine guten Nachrichten. Es läßt sich dies schon aus den Antworten spüren, die von den Aufsichtsräten anfragenden Montan-Aktionären erteilt werden. Fast immer verweist man da solche wißbegierige Besitzer auf die Generalversammlung! Wie heute die Dinge liegen, hängen unsere Börsen nicht von New York, sondern zunächst noch von Wien ab. Und sobald die Österreichische Kreditanstalt ihren Holzverkohlungsprospekt, der bei ihr fertig liegen soll, wirklich herausbringt, dürfte — vielleicht der Beginn einer Besserung zu verzeichnen sein.

\* \* \*

Die Deutsche Bank findet Nachahmer. Kaum hat dieses Institut nach allerdings gründlichen Vorbereitungen endlich die Zahl ihrer Filialen um eine solche in Konstantinopel vergrößert, als auch schon die Russische Bank für Auswärtigen Handel dasselbe tun will. Ja noch mehr, sie läßt jetzt bereits Niederlassungen in Trapezunt, Smyrna, Salonik verkünden. Das ist zwar die größte Russische Bank, aber bei ihrem ganzen höchst weltherzigen Ausdehnungssystem hat sie schon oft übers Ziel hinausgeschossen. Diese Bank besitzt Agenturen in Paris, London und Genua. Über diesen letzten Platz sind keineswegs nur die Russen im Irrtum gewesen, soweit es sich um ein außerordentlich rasches Emporblühen Genuas handelte. Auch unsere eigenen Industriellen und Kaufleute mußten nachträglich diesen ihren Irrtum unter vielfachen Verlusten eingestehen. Aber nun die Filialen jener Russischen Bank! Dieselben befinden sich ausschließlich im Inlande, stellen ein ganzes Netz dar und sind in dem mit Ziffern und Text wohlangefüllten Jahresbericht nirgends zu ersehen. Nach dem letzten Bericht bilanzieren z. B. die laufenden Rechnungen am 1. Januar 1908 für St. Petersburg mit 15 Millionen Rubeln und dagegen für die



Fillialen mit 58 Millionen, also mit dem fast vierfachen Betrag. Trotzdem bleiben sowohl die Zahl dieser Fillialen, als ihre Ortsangabe unerwähnt. Sicher sollte da nichts verheimlicht werden, aber wenn die Unterlassung nur ein Versehen ist, dann ist es desto bezeichnender, notabene für die bestgeleitete Bank Rußlands! Soweit bekannt, verfügt das Institut über nicht weniger als ein paar Hundert Prokuristen! Übrigens figuriert für 1907 bei den Fillialen ein Posten: „Verluste durch Fälschung und Beraubung.“ Und alle diese Fälle aufs skrupelhafteste zusammenaddiert, ergeben Rbl. 84 920,30. Keine Ordnung ohne Kopeke!

\* \* \*

Nur kein Geld nach dem Auslande, so meinen unsere Banken, die schon lange auf die Provisionen und Courtagen eifersüchtig sind, die das deutsche Publikum für seine auswärtigen Spekulationen in London und New York bezahlt. In diesem Sinne hat sich soeben die Hamburger Maklerbank zu einem Rundschreiben aufgerafft, das den Interessenten für amerikanische Papiere und Goldshares einen Vorschlag zur Ersparnis der Londoner Kommissionsgebühren macht. Jedenfalls haben wir in Deutschland eine ganze Reihe von Provinzbankiers, die heute nichts anderes mehr vermitteln, als amerikanische und südafrikanische Spekulationen. An einer inländischen Konjunktur finden sie, wie sie sich bitter aber wahr ausdrücken, keinerlei Nutzen; nur daß sie dann die Dienstbotennot und die hohen Fleischpreise spüren! Ein anderer und zwar ziemlich großer Teil unseres Publikums ist auf unterirdische Börsenorgane in London oder Paris abonniert, deren Ratschläge tatsächlich befolgt werden. — Augenblicklich steht es freilich mit der ganzen Spekulation in jenen Werten mager genug aus. Bezüglich der Aufschwungsfähigkeit der amerikanischen Eisenbahnaktien gehen die Meinungen außerordentlich auseinander, und da, wo bezüglich einer sachlichen Besserung der Lage Einmütigkeit zu bestehen scheint, nämlich bei Transvaalwerten — wird es so leicht nicht wieder eine deutsche Käuferschicht geben.

## Im Kientopp.

Von B a r d o l p h.

Ich hörte neulich die Anekdote von einer Frau, die ihrem Kinde, das im Nebenzimmer spielte, zurief: „Was machst du da, Frida?“ — „Nichts, Mama!“ — „Willst du das gleich sein lassen! Kannst du nicht hören?“ Die Frau hatte so sehr die Gewohnheit, ihrem Kinde alles zu verbieten, daß sie auch gleich mit ihrem Verbot kam, wenn das Kind einmal nichts tat. Diese Frau ist durchaus typisch. Kinder dürfen keinen Willen haben! und in allen ihren Handlungen etwas Böses zu sehen und es zu verbieten, ist die erste Pflicht der Erwachsenen. Das paßt nicht nur auf die Eltern sondern auch auf die Lehrer und Behörden und auf die ganze öffentliche Meinung.

Nun läßt es sich aber nicht leugnen, daß die Kinder anfangen, sich von den Erwachsenen zu emanzipieren. Die Tendenz unserer Zeit, den Schwerpunkt des Lebens immer mehr von der Familie in die Öffentlichkeit zu verlegen, macht sich auch bei ihnen bemerkbar. Die Jugend wird amerikanisiert, sie treibt Sport und verfolgt die Rennberichte, sie interessiert sich für Politik und gründet Vereine — in der sozialistischen Jugendorganisation gibt es schon tüchtige „Debatter“, die einen grauhaarigen Pastor in die Flucht schlagen, sie macht die Sherlock Holmesmanie mit, indem sie eine umfangreiche Nick Carterliteratur veranlaßt, und von der Lustigen Witwe und der Dollarprinzessin genießt sie die packendsten Szenen und Melodien im Biophon-Theater.

Aber quod licet Jovi, was den Großen ein Vergnügen ist, ist Gift für die Kinder. Die Wächter auf den Zinnen schlagen Alarm. Das jugendliche Gemüt soll nicht mit Politik, mit Renn- und Wettleidenschaften, mit blutrünstiger Literatur verdorben werden. Die Zukunft ist schwarz. Die heranwachsende Generation verliert jeden Halt, jeden Glauben an Ideale, vor allen Dingen — und das ist entscheidend — jeden Respekt vor den Großen.

Ja, ist es denn wirklich so schlimm? Ich muß immer an die amerikanischen Jungen denken, die alle diese Symptome noch viel stärker zeigen,



und nachher so tüchtige Arbeitstiere und brave Ehemänner werden. Ist denn der jugendliche Einbrecher und Messerstecher nur durch das Beispiel Nick Carters so weit gekommen? Warum macht denn der Gymnasiast, der genau dieselben Heftchen liest, falls er nicht schon die Kriminalromane der Großen genießt, nicht solche Sachen? Ich glaube auch nicht an den unheilvollen Einfluß der Kinematographentheater, gegen die man neuerdings wieder Sturm läuft. Hinter all der Entrüstung steckt mir zu viel von dem Mißtrauen der Großen gegen die Jugend, die sich nicht vorschreiben läßt, wie und wo sie sich vergnügen soll. Aber ich will das Kinematographentheater, den Kientopp, wie ihn der Berliner verdeutscht hat und allgemein nennt, zu schildern suchen. Wenn man dann etwas dagegen hat, dann soll man ihm Konkurrenz machen, indem man etwas Besseres an die Stelle setzt, aber man soll sich vor einem hüten, was auch besonders für die Kindererziehung gilt, man soll nichts Langweiliges bieten.

Die Einrichtung eines Kientopps ist sehr einfach. Ein Ladenlokal, das durch Verkleben der Fenster dunkel gemacht ist. Stuhlreihen, die durch angenagelte Latten zusammengehalten werden. Eine Leinwandfläche, die die Bilder aufnimmt. Ein Klavier oder ein Musikautomat und ein Büfett, an dem es Bier und Erfrischungen gibt. Man sitzt eng zusammengedrängt, jedes Plätzchen ist ausgenutzt, jeder Stuhl ist besetzt. An den Wänden stehen diejenigen, die keinen Platz gefunden haben. Die Erwachsenen rauchen, die Kinder jubeln, und der Klavierspieler paukt auf das verstimmte Klavier. In den Pausen werden Erfrischungen rundgereicht. „Süßigkeiten, meine Herren! Süßigkeiten, meine Damen!“ und der junge „Herr“ von fünfzehn Jahren greift geschmeichelt in sein Portemonnaie und bietet seiner „Dame“ Eiswaffeln oder überzuckerte Baumnüsse an. Ganz vorne sitzen fast nur Kinder. Vier- und sechsjährige, zehnjährige, zwölfjährige, weiter zurück mehr Halbwüchsige und Erwachsene. Man sieht junge Pärchen, aber auch alte Leute. Mütter mit ihren Kindern und welthaarige, verhutzelte Männer. Gymnasiasten mit bunten Mützen und typische Kneipenbummler. Neben dem Büfett sitzt ein junges schwarzlockiges Ding, dem man ansieht, daß es bald von der Straße

verschlungen werden wird, und unterhält sich mit dem Büfettfräulein. Sie schimpft auf ihren Schatz, der nicht gekommen ist. Man sieht, es ist ein ganzer Ausschnitt des Berliner Lebens, der sich hier in diesem kleinen, verräucherten Saal zusammendrängt.

Und sie sind alle glücklich, besonders die Jüngeren und Jüngsten. Theater ist ja so ein Rausch für kleine Herzen, die noch Phantasie haben und an Wunder glauben. Und hier auf dieser Zauberbühne läuft in einer Stunde ein ganzer Wunderkreis ab. Da gibt es Hexen und Teufelsgeschichten mit Prinzessinnen und Feengrotten. Da fährt ein tollgewordenes Automobil die Häuser hinauf und über die Dächer und durch die Stuben. Da wird ein Motiv aus Dickens sentimental und überzuckert dargestellt. Da ist das Maurerparadies. In dem die Steine von selbst den Bau hinaufspazieren. Und eine Wildschweinjagd zu Pferde. Caruso singt mit seiner schönsten Stimme eine italienische Arie. Immer weiter geht es, immer weiter.

Denn dieses Theater ist ja soviel reicher als jedes andere, es gibt hier unendliche Möglichkeiten, die alle erst in der Anfangsentwicklung sind. Gewiß jetzt findet man viele Geschmacklosigkeiten und eine ungesunde Sentimentalität. Aber haben wir das sonst in der Literatur und im Leben nicht auch? Dafür sind manche Sachen auch neu und ganz echt. Wie fein ist das Straßenleben geschildert, wie humoristisch wird es dargestellt! Und der Anschauungsunterricht, den viele Lichtbilder geben. Warum fehlt der auf den Schulen?

Das Volk liebt dieses neue Theater — es ist sein Theater. Anfangs gingen nur die Kinder hinein, die Großen genierten sich. Aber allmählich haben die Kinder die Großen erobert, und besonders an der Peripherie von Berlin und in den Vorstädten wird der Kientopp zu einem richtigen Volkstheater. Hier fühlt das Volk noch natürlich, und im Norden in einem Kientopp sah ich, wie man einen Schurken auf der „Bühne“ mit Apfelresten bewarft.

Darum bestehen auch diese Theater sehr gut, trotz aller polizeilichen Bevormundung, und wir haben in Berlin einige, die 40 bis 50 000 Mark jährliche Pacht bezahlen. Im einzelnen sind ja viele Unterschiede vorhanden. Es gibt vornehme mit Klappstühlen, in denen die guten Meisterschen



Aufnahmen gut dargestellt werden, es gibt kleine Nester mit schlechter Beleuchtung und schlechten Bildern und Riesensäle für das Massenpublikum. Der Geschmack ist im Westen ein anderer als im Osten. Daß aber irgendwo Unsittlichkeiten geboten werden, ist einfach nicht wahr. Wenn die andern Bühnen eine so strenge Zensur hätten wie die Kinetographentheater, dann könnten viele zumachen. Daß einmal ein Wüstling in diesen Theatern Kinder belästigt hat, ist wohl vorgekommen. Der Mann hätte sich sonst vielleicht eine andere Gelegenheit gesucht. Die Kinder laufen hier nicht mehr Gefahr wie überall auf der Straße, und wer die großstädtischen Wohnungsverhältnisse kennt, der weiß, wo die Quelle aller solcher Übel steckt. Wer den Kindern helfen will, der hat so manches Betätigungsfeld, der braucht nicht damit anzufangen, daß er ihnen das bißchen Lebensfreude beschneidet.

## Wagon-lits.

Von Joseph Aug. Lux.

Ein schweres Rätsel ist die Kunst!

Nachts im Schlafwagen zwischen Berlin und München dachte ich wieder über all die Rezepte nach, die ihr Geheimnis entschleiern sollten. Die Lokomotive ratterte, und die Worte „Sachlichkeit, Zweckmäßigkeit, Echtheit“ knarrten mir immer wieder in den Ohren. Wie von der schnarrenden Stimme des widerwärtigen Theoretikers gesprochen, der den Künstler in der modernen Bewegung abgelöst. Das also soll das Geheimnis der Kunst sein! Drei dürre Worte auf eine Anzahl von philliströsen Lehrparagrafen verteilt, Elementargesetze der bildenden Kunst in der Westentasche zu tragen, unfehlbar, damit jeder Droschkenkutscher oder jeder Lehrbub binnen ein bis drei Jahren hinter den Witz kommt und fertiger Kunstgewerbler wird. Binnen ein bis drei Jahren, auf den Kunstbrutanstalten versessen — den sogenannten Kunstgewerbeschulen, — deren jämmerliches Flasko wir bereits zu erleben anfangen. Das Flasko der Systematiker, Rezeptenmacher, Aesthetiker, die nun richtig in den Elementargesetzen der bildenden Kunst das probate Dressurmittel gefunden haben.

Die Lokomotive ist unausstehlich. Mit jedem

Schienenstoß jagt sie so ein Wortgespenst von neuem auf: Sachlichkeit! Zweckmäßigkeit! Echtheit! Ich muß mich endlich mit diesem cauchemar auseinandersetzen. Nein, ihr drei Kunstgespenster lügt mir nichts vor! Nicht einmal ein nüchternes, aber leidlich anständiges Hotelzimmer bringt ihr fertig. Nicht einmal ein Hotelzimmer, das auf der Höhe eines Wagon-lits ist. Auf der Reise ist der Eisenbahnwagen meine einzige und bevorzugte Heimat. Nicht das Hotel ist es, in dem ich absteige, bewahre! Ich bin froh, wenn ich dem Gehege der unkontrollierbaren Schmutzwinkel entronnen bin, die durch die heuchlerische Freundlichkeit gaunerner Kellner und schadenfroher Wirte nicht sympathischer werden. Fühle mich erst wohl, wenn ich ins Coupé steige. Hier ist alles adrett, praktisch, diszipliniert. Hier gibt's keine Diskussion. Ist das euer Verdienst? Nein, ihr häßlichen Lügenmäuler. Ihr wollt ja Kunst machen. Und ihr werdet doch nicht behaupten, daß so ein Eisenbahnwagen ein Kunstwerk ist! Dann ist mein Hutkoffer auch ein Kunstwerk, und zwar ein sehr viel besseres. Denn wenn ich näher zusehe, finde ich auch in dem praktischen Eisenbahnwagen eine Menge von Unzulänglichkeiten. Ist das sachlich und zweckmäßig, diese Mist- und Staubfänger unter den Sitzen der Coupés? Diese Bakterienherde, dieses Winkelwerk, das niemals ordentlich gereinigt werden kann, dieser bequeme Unterschlupf, darin sich Orangenschalen und Wursthäute ein Stelldichein geben und die Tuberkeln Orgien feiern? Diese Plüschbezüge, die der Nistort aller ansteckenden Krankheiten sind? Vor zwei Jahren in der Kunstgewerbe-Ausstellung Dresden 1906 hat Richard Riemerschmid mit eurer Hilfe einen künstlerisch pretentiösen Eisenbahnwagen ausgestellt. Aber in der Hauptsache ließ er die Übelstände unberührt und gab dafür neue Ornamente und Farben, die mir genau so gleichgültig sind wie die alten. Euer Scheinwesen ist vollständig durchschaut. Heuchler seid ihr, mit Bäffchen an der Seele! Hier gebe es stille, nützliche Arbeit zu tun, tägliche Erfindung und Verbesserung, reine Utilität ohne Ruhm und Namen. Aber ihr scheinhelligen Kreaturen, ihr Surrogat-Geschöpfe, ihr wollt Ruhm und Namen! Ihr aufgeblähten Froschgespenster! Darum stellt ihr euch auf den Markt wie Scharlatane und Zahnbrecher, und gebt vor,



das Geheimnis der Kunst entdeckt zu haben. Was wollt ihr mit der Echtheit? Bronze, Hartgummi, Beton sind lauter unechte Materialien. Und ein Künstler kann auch aus Hartgummi und Beton das herrlichste Kunstwerk machen, wie auch in Bronze herrliche Kunstwerke geschaffen worden sind. Was wollt ihr mit eurer Zweckmäßigkeit in der Kunst? Sie verachtet euch und eure Sachlichkeit. Bildende Kunst kommt eben von Bilden, von Gestalten; sie will nicht beweisen und nicht konstruieren; sie will sich selbst darstellen, sich offenbaren und hat mit eurem Zweck und eurer Sachlichkeit nicht das geringste zu tun. Sie hat nicht einmal mit euren Schönheitsbegriffen zu tun, weil eure Schönheitsbegriffe theoretische Konventionen sind, die wie ein jämmerliches Gerippe zusammenfallen, sobald die Kunst das Unerwartete tut und ihr beglückendes oder vielleicht auch erschreckendes Antlitz voll enthüllt. Und sie tut immer das Unerwartete. Und ihr Mächternheitsfanatiker, ihr Enthaltensapostel, ihr Wanderprediger mit den Bäckchen an der Seele, ihr werdet unfehlbar zusammenknicken, von Schrecken erfüllt, wenn die Kunst, ihrer angeborenen Natur gemäß, im sorglosen Überfluß und schöpferischen Reichtum, der ihr Element ist, Gebilde über Gebilde, Schmuck über Schmuck, Rätselhaftigkeit über Rätselhaftigkeit hervorzaubert!

## Ein Dichter und ein Faser.

Von J. A. B.

Die Berliner Schauspielhäuser haben dem Fasching voreilig ihre Tore aufgetan. Im Deutschen Theater, da poltert „Die Revolution in Krähwinkel“ schon zum fünfzigsten Mal über die Bretter. Meinhard hat das innerlichste Kulturbedürfnis der deutschen Reichshauptstadt erspürt und labt die Zeitgenossen mit „Einer von unsere Leut“. Und Deutschlands radikalster und schnelligster Bierphilister predigt vor Philistern den Philistern im Kleinen Theater Abend um Abend eine höhere „Moral“. Es ist ein beruhigendes Bewußtsein: Ein Parterre von Spießbürgern ist noch immer am schnellsten beisammen.

Daß der Dichter Wilhelm Schmidtbonn zwischendurch in den Kammerspielen edles Leben

aufknospen und eine Versmusik von seltener Natürlichkeit erklingen läßt, darum kümmern sich nicht viele. Sein „Graf von Gleichen“\*) ist eine der erquicklichsten Schöpfungen der letzten Jahre, und es spricht für Max Reinhardt, daß er für diesen Werdenden Ohr und Herz hat.

Das Vorspiel, die Zwiesprache des in finsternem Verlies gefesselten Kreuzfahrers mit dem grausamen und zugleich rührseligen Tod läßt nicht viel Gutes erhoffen. Aber dann kommen die zwei ersten Akte voll klaren, warmen Lichts. Des Poeten Kraft hat mit dem hellen Morgen um die Wette die Schloßbewohner aufgeweckt. In voller Lebensgröße stehen alle da. Voran die drei, die das seltsamste Schicksal zusammengeführt hat: Der Graf von Gleichen und seine beiden Frauen. Leidenschaftlich bangend erwartet der Träumer die erste Begegnung zwischen der jungen, liebreizumkleideten Türkin, die ihn aus Nacht und Not errettet hat, und der Gemahlin, die seiner in sehnstüchtiger Treue zwölf lange Jahre harrete.

Und schlicht vollzieht sich, was geschehen muß: Der Kampf des Edelmutts der beiden Gattinnen gegen den wilden Hunger nach dem Alleinbesitz des Manns. Mit erstaunlicher Kraft ertönt der Grundakkord: der Graf kann nicht auf ein Quentchen Liebe dort wie hier verzichten, zu einer mystischen Einheit schlug ihm die Glut der beiden Frauen zusammen, auskosten nach so langem Darben will er dieses unsäglich kostbare Doppelglück. Und mutet ihnen das Unmögliche zu. Die drei Seelen, die so schwer um ihr letztes Heil ringen, heben sich in jedem Augenblick deutlich vom Schicksals-hintergrunde ab. Erschütternd, wie sie in Zorn und Liebe werben und abwehren. Nun schmeicheln die beiden Frauen einander, nun lauern, nun hadern sie, und nun knien sie vor einander nieder, die stolze Gräfin küßt dem Heidenkind demütig den Schuh. Eine möchte der anderen den Mann abbetteln. Undenkbares Opfer! Hier ist der Dichtung Höhe.

Der dritte Akt sinkt in Niederungen hinab. Noch einmal gibt sich der Poet kund. Die Türkin gesteht ihrer Todfeindin ahnungslos ihre Mutterglück. Gleich darauf stürzt sie vom hohen Felsen, hinabgestoßen von der Hand der Gräfin. Scheuß-

\*) Buchausgabe bei Egon Fleischel & Co. in Berlin.



lich ist die Freude der brünstigen Siegerin nach der Tat. Das Kleid der Hoheit fällt ganz von ihren Schultern. Und der Graf, wieder der Brombeerromantik des Todes, mit dem er sich einst im Gefängnis unterhielt, verfallen, reitet mit dem unheimlichen Gesellen weit hinaus. Hinaus in einen wohlfeil aufgewirbelten Balladendunst. Die Letzte zu gestalten, war Schmidtbonns Kraft nicht reif genug. Aber was ihm gelang, ist Dankes wert.

Der exotische Wegener entdeutschte den Grafen zu sehr. Fest aber zeichnete die harte Leidenschaftlichkeit der Durieux jeden Zug der Gräfin. Das Herz des Türkenmädchens schlug in der Kinderstimme der Elbenschütz. — — —

Nach dem Dichter der Fasler: Johannes Raff, den ein Studentenverein auf der Bühne Brahms von zusammengeborgten guten und miserablen Schauspielern aus der Taufe heben ließ. „Der letzte Streich der Königin von Navarra“ (als Buch bei S. Fischer erschienen). Ein Geduldspiel in Blankversen. Der Autor im Irrgarten hallender Worte ewig auf der Suche nach seinen eigenen Gestalten, ewig herumtastend, um aus dem Versbrei die Fäden herauszufischen, mit denen er die wirre Handlung weiterspinnen will. Das alte Gymnaslastendrama mit einigen neuen Schnörkeln aufgeputzt möchte die schöne Jambenorgie wieder hoffähig machen in der Literatur. Diesmal bedarf es der Abwehr nicht. Die hat die Langeweile im Theater unhöflich genug besorgt.

## Berliner Konzerte.

Von Max Olitzki.

Sascha Calbertson ist ein Geigenknirps, der mit großer Wichtigkeit sich gebärdet. Er wird zu einem großen Geiger reifen, wenn er in ernsthafte Hände gerät. :: Zur Bewältigung des D-Dur (op. 77) von Brahms gehört mehr Kraft, als die jugendliche ungarische Violinistin, I l o n a v o n R e g é c z y besitzt. Zart, kraftlos, ohne jede Persönlichkeit, ohne Paprika brachte sie es vor. :: A c h i l l e R i v a r d e (ein Pariser Geiger) ist ein Künstler, der durch innige Tongebung, hinstürmendes Temperament und technische Vollendung gefangen nimmt. Ein ganzer Mann, dem Be-

wunderung gebührt. Auch an seinem zweiten Abend lauschte man ihm andachtsvoll. :: Starke kompositorische Begabung zeigte der Russe P e t e r S c h e n k in seinen phantastischen „Visionen“. Seine „Lebensepisoden“ — eine Suite in sechs Sätzen — sind musikalisch reich bewegt. Herr Schenk gehört zur besseren Hälfte der Jung-Russen und dürfte nach Abdämpfen einer groben Instrumentation einer ihrer beachtenswertesten Vertreter werden. :: Nach den Vorträgen des H-moll-Konzerts von Davidow, des A-moll von Saint-Saëns und der Waldsuite von Popper kam man zur Überzeugung, daß E w s s e l B e l o u s s o w den bedeutendsten Cellisten beizuzählen ist. Diesem ersten Auftreten (im Beethovensaal) wird man weitere mit Vergnügen folgen sehen. :: Willy Burmester adaptierte den E-moll'schen Bach mit prachtvollem Violinton, einer Größe, die nur Auserwählten eigen ist. :: Man könnte das Organ — ein kräftiger Sopran — wohl gelten lassen, aber die Liedworte behandelte Frau Charlotte Boerlage-Reyers zu nonchalant, als daß die Gesamtleistung hätte befriedigen können. :: Harold Bauer betastete den Flügel mit Souveränität und Herzlichkeit. :: Ferruccio Busonis zwölfter Abend (in dieser Saison der „einzige“) „neuer und selten aufgeführter Werke“ brachte dem großzügigen Idealisten nicht den gewünschten Dank. Das Cesar Frank-Entrée in D-moll kannte man von Nikisch, dem mehr Dirigentenbefähigung zu Gebote steht als Herrn Busoni. Der Mozartschen „Don Giovanni“-Ouverture ein konzertales Anhängsel zu geben, war eine nicht üble Eingebung. Bleibt noch ein Scherzo des Ungarn Béla Bartók unter dessen Leitung. Es stellte sich als eine Kling-Klang-Gloribusch-Zusammensetzung zweifelhaften Charakters heraus. Und als letzter marschierte Franz Liszt mit dem „Salve Polonia“ auf. Ein pietoses Andante und marziales Allegro aus seinem Stanislaus-Oratorium, das zu den schwächsten von Liszt gehört. Interessant nach literaturhistorischer Seite, deshalb die einzige berechtigte Aufführung dieses Abends. :: Lola Rallys Gesangsweise ist auffallend reifer geworden. Ihre Kopftöne parieren, das mezza-voce hat Farbe; ihr „prendre un tendre baiser“ in Bizets „Pastorale“ war Nervenkitzel. —



## Französische Literatur.

Von Franz Clement.

In der französischen Literatur wird augenblicklich schönes Talent vergeudet. Nicht, daß es durchaus fruchtlos bleiben muß, aber daß es bei der übergroßen Anzahl von auch talentierten Durchschnittsschriftstellern kaum mit der Genugtung manifestiert werden kann, die für die Entwicklung reichbegabter Persönlichkeiten Anstoß und Ziel sein sollte. In den Verlagshäusern Jansot, Ambert & Cie. u. a. geben ganz junge Leute manchmal Bücher heraus, deren Drucklegung sie sicher selbst bezahlen müssen und die zweifellos die hohe Auflage der Produkte Charpentiers, Calman-Lévy's und Lemerres verdienen. Eine solche Talentprobe ist der Roman „La Blessure“ von Aimé Griffigne. Ein Roman der Syphilis von der Brutalität, die neben den Sensationshaschern auch denjenigen eigen ist, die mit zerrissenem Herzen aus unsäglich böartigen Konflikten sich herausleben und nun ihre junge Kraft in einer bitteren Anklage auf den Rest von Leistungsfähigkeit prüfen. Was für eine delikate Aufgabe war es, den Roman der Syphilis zu schreiben: Und dieser wahrscheinlich sehr junge Romancier brachte es fertig, weil er auf jeder Seite die Wirklichkeit so faßt, daß sie in ihrer traurigen Notwendigkeit von jedem nachgefühlt werden kann, der auch einmal am Rande stand. Und viele standen am Rande, viele stehen heute noch da, und immer wird es deren geben, die auf einmal vor dem niemals ausgefüllten Abgrunde zurückschrecken. So liegt etwas Lyrisches in der Darstellung dieses Schauers und man fragt sich: Wird dieser junge Mensch auch noch etwas schreiben können, wenn er es nicht so intensiv direkt erlebt hat. Und man fragt sich in Frankreich bei vielen Büchern junger Leute so.

Ganz andere Fragen stellt man sich bei einem neuen Buche eines Alten. Es ist beinahe schon ein ganz Alter. Anatole France schreibt in seiner „Ile des Pingouin“ (erschienen bei Calman-Lévy) die Geschichte eines imaginären Volkes, eines Vogelvolkes, das sich zur Menschheit und zur Wesensart der modernen Franzosen entwickelt. Der alte Schalk hat sich diesmal zu Voltaire in die Schule

begeben und dessen tolle feine Märchen modernisiert. Er gewinnt seiner lebenswürdigen Fiktion alles Erdenkbare ab und da nichts ihm seine Freiheit benimmt, kann er seinen vielgeliebten Landsleuten einen Spiegel zurechtmachen, vor dem sie abwechselnd weinen und lachen dürfen.

Im französischen Theater haben in dieser Saison bereits einige der alten Bühnenbeherrscher zu ihrem gewohnten Publikum — ein Drittel feine Snobs, die Kritiker miteinbegriffen, ein Drittel Tout Paris mit teils ererbtem und teils mühelos erworbenem Geschmack und Sinn für regelmäßiges Theater, sowie noch ein Dritte anspruchslose, aber achtbare Mitläufer — gesprochen. Von diesen wurde Paul Bourget mit seinem Emigré, einem nationalistisch sein sol'enden Familienstück, am wenigsten höflich aufgenommen. Der von Claretie zuerst für die Comédie Française angenommene, dann verworfene Foyer von Octave Mirbeau und Sadée Natanson hat bei seiner Uraufführung stark enttäuscht und Claretie hat damit etwas wie einen Kompromißertriumph erhalten. Und sicher: die Gerichtsverhandlungen des Foyer-Streites, in denen Mirbeau einnehmend zynisch, der geliebte und außerordentlich witzige Advokat Henry Robert mit den Erfolgen eines unwiderstehlichen Esprit-Tenors auftraten, waren anregender als dieses schablonenhafte, an die Naivität des verstorbenen Zola erinnernde Thesenstück. Nur begreift man nicht, wie Claretie dieses Stück anstößig finden konnte; sogar im Molièrehause ist man an Stärkeres gewöhnt.

Deshalb ist die außerordentlich erfolgreiche Komödie Le Roi von Emmanuel Arène, dem verstorbenen Kritiker des Figaro, Robert de Fleis und G. A. de Caillavet in den Varietés mehr an ihrem Platze als in der Comédie. Aber kein Stück hat künstlerisch mehr Rechte auf Frankreichs erstes Theater — jedenfalls dem Namen nach das erste — als dieses mit allen Lächerlichkeiten gespickte, von erlesenstem und gleichzeitig eingänglichstem Witz überschäumende Satire. Die Abmurckung dieses Sozialisten, der in snobistischem Respekt vor einer fremden Majestät erstirbt und ihr mit haarsträubender Selbstverständlichkeit sein in wunderschöner Rundheit hingesehtes Frauchen ausliefert, ist mit soviel Geist geschehen, daß die Ge-



troffenen selbst bei den Geißelhieben mehr Spaß als Haß empfinden. Auch nicht allein die Gesinnungsgenossen des Sozialisten; alle Stände, alle Parteien werden verulkt. de Fleis und Calllavet, die man bisher nur als flotte Schwankdichter nehmen wollte, haben hier zusammen und mit einem anderen eine Glanzleistung gegeben, denen die ernstesten Franzosen ihre Anerkennung nicht mehr versagen können. Das ist wohl der Mitarbeit des in der Politik beschlagenen Arène nicht ausschließlich zu verdanken; denn wer die beiden anderen von früher her kennt, traut ihnen jede Szene dieses ergötzlichen Mimenspiels zu.

Von Maurice Donnay hatte man nach Parafre mehr Großzügigkeit erwartet, als er deren in seinem neuen Stücke „La Patronne“ gezeigt hat; man glaubte, er sei über die Vorstufe des Nurerotikers hinweggekommen, und nun variiert er wieder das alte Thema. Hier ist es gewiß schon neuartiger aufgefaßt: eine im Übergang stehende Dame drapiert sich mit dem Mütterlichkeitsempfinden, das sie einem blutjungen Menschen gegenüber hat. Und alles war ja nur eine anders geratene Geschlechtlichkeit. Daß Donnay im Stil und in den szenischen Einzelheiten derselbe feine Herr bleibt, muß gesagt werden, denn einige scheinen es nicht mehr haben zu wollen. Auch Henri Bernstein hat sich in seinem „Israel“, den man in Berlin kennt, nicht wesentlich gebessert.

Die Belgier hatten, geräuschvoll zirkulierenden Gerüchten zufolge — und in diesem Lande zirkulieren alle Gerüchte geräuschvoll — für Verhaeren und Maeterlinck den Nobelpreis erwartet. Er wurde viel schlechter verwandt; denn wenigstens Verhaeren ist im Sinne des Nobelpreisstatuts der stärkste unter den „idealistischen Dichtern“ unserer Tage. Zu etwas anderem gab dieses Gerücht die Veranlassung. Die Brüsseler, die alles gleich ein wenig geschmacklos laut machen (schon Baudelaire hat sie in dieser Hinsicht scharf charakterisiert), veranstalteten eine Maeterlinck-Verhaeren-Ovation. Der alte Verhaeren wird nach dem Trubel in seiner stillen Klausen ironisch-heimlich in seinen langen, fein gekräuselten Schnurrbart hineingelächelt haben.

## Chinesen unter sich.

Von Robert Saudeck.

Es gibt wohl kein Volk der Erde, dessen seelisches Wesen uns so fremd, so unfäßlich wäre wie das der Chinesen. Wir sind unfähig, irgend eine Regung aus dem Gesicht des Chinesen zu lesen, und selbst Europäer, die jahrelang im Innern des Landes keinen andern Verkehr pflegten, die sich immer nur mit Chinesen auseinanderzusetzen hatten, selbst sie gestehen, daß sie diesem Volk in entscheidenden Augenblicken immer noch ratlos gegenüberstehen und sich immer wieder aufs Neue überraschen lassen müssen. Der Europäer, dem sonst die Tradition wissenschaftlicher Forschung das Verständnis und die Anpassung an fremde Rassen zu erleichtern pflegt, versagt dem Chinesen gegenüber als Psychologe fast völlig. Ganz anders ist das Verhältnis des Chinesen zu uns. Als Diener besitzt ein Chinese eine so erstaunliche Anpassungsfähigkeit, ein so ungewöhnliches, ja, fast liebevolles Gedächtnis für die individuellen Bedürfnisse und Wünsche seines Herrn und eine so treue, stets wache Aufmerksamkeit, daß er, dem wohl alle Voraussetzungen europäischen Denkens und Empfindens fehlen, uns unvergleichlich leichter zu verstehen lernt, als wir ihn. Die Achtung, die er dem Willen seines Herrn entgegenbringt, kennt nur eine Grenze. Der Befehl seines Gebieters ist ihm eine höhere Willensfügung. So lange, als er den Weißen als höheres, unnahbares Wesen anerkennt, dessen Angelegenheiten eine ungewöhnliche Bedeutung zukommt. Nur ein einziger Umstand vermag diese voraussetzungslose Achtung zu zerstören. Der Europäer darf sich nie für die Verhältnisse seines chinesischen Dieners interessieren. Tut er dies, so hat er sich selbst vom Piedestal seines Rassenadels gestürzt und wird von seinem gelben Diener nur noch respektlos als seines Gleichen behandelt.

An Bord des Reichspostdampfers, der uns nach Ostasien führt, sind 53 chinesische Heizer und 18 chinesische Wäscher und Stewards. Weder der Kapitän noch die Offiziere und die Maschinisten kennen den Namen auch nur eines der 53 chinesischen Arbeiter. Der Obermaschinist hat nur



einen von ihnen angeworben, und hat mit den andern 52 nichts zu tun. Doch auch der Name dieses einen ist der Schiffsleitung unbekannt. Er führt offiziell den Namen „Number one“, und ist nur als Nummer bekannt. Die eins ist eine Rangordnung. „Number one“ ist allein für die andern chinesischen Arbeiter verantwortlich, nur durch ihn wickelt sich jeder Verkehr mit ihnen ab. Er hat sie angeworben, er zahlt ihnen den Lohn aus, er gibt Berichte über ihr Verhalten an das chinesische Arbeitersyndikat in Hongkong, er allein ist während der Reise ihr Richter, vollstreckt seine eigenen Urteile selbst, jagt einen Heizer oder Kohlenzieher, mit dem er unzufrieden ist, im nächsten Hafen an Land, wirbt einen andern Mann, und gibt von diesem aus eigener Machtvollkommenheit, vorgenommenen Personalwechsel kaum einen Bericht an den Obermaschinenisten oder Kapitän. Number one ist absoluter Selbstherrscher in dem kleinen Reich der an Bord arbeitenden Chinesen. Dabei ist sein Arbeitslohn im Vergleich zu dem seiner Untergebenen durchaus nicht unverhältnismäßig hoch. Seine höhere Stellung bedeutet ein soziales, nicht ein wirtschaftliches Übergewicht. Ihm unterstehen vorerst die Aufseher der drei Wachen, die Chinesen, die den Namen „Number two, three four“ führen und dann der Chor der andern 49 Heizer, die namenlos und von den Europäern ungekannt nicht einmal durch europäische Ziffernbenennung geehrt werden. Trotz seiner Selbstherrlichkeit verdient Nummer eins nur 50 Mark, die drei Aufseher 43 Mark monatlich. Dafür genießt der erste in diesem Klein-Chinesenreiche das Recht der körperlichen Züchtigung, ein Recht, gegen das es keine Appellation gibt. Nie noch hat sich ein Heizer über schlechte Behandlung durch Nummer eins beklagt. Aber ein wahrer Entrüstungsturm würde durch das chinesische Königreich dort unten in den schwülen Kesselräumen gehen, wenn es ein Europäer wagte, Hand an einen Chinesen zu legen. Eine Züchtigung durch ihren obersten Führer empfinden die Leute als eine völlig ordnungsgemäße Sache, einen Klaps von weißer Hand als eine Schändung der Rasse.

Doch der Gott, der selbst über der Macht der selbstherrlichsten Könige waltet, hält seine wehrende Hand auch über das kleine Völkchen, das in fremden Diensten über die Weltmeere schwimmt.

Unter den Chinesen an Bord gibt es einen, um dessen Gunst auch noch ein Number one bangend buhlen muß, gibt es einen gelben Mann, der mit den Göttern selbst in täglicher Verbindung steht: den chinesischen Steward der höchsten Schiffsmajestät des Kapitäns. Es gilt als selbstverständlich, daß der Steward, der im persönlichen Dienste des Kapitäns steht, Einfluß auf die oberste Schiffsleitung hat, ganz so, wie einst die Pompadour als Geliebte des Königs, oder wie vielleicht, wenn die Mär zu Recht besteht, der Friseur an manchen kleinen Fürstenhöfen die Entscheidung seines Herrn durch eingeflüsterte Worte zu beeinflussen vermag. Dieser Fabel hat es der Kapitänsteward zu danken, daß er als uneingeschränkter Herr über alle Chinesen an Bord, über die ersten vier Nummern, über die 49 Heizer und Kohlenzieher und über die 18 Wäscher und Stewards angesehen wird. Nur ein einziger, der Kapitänsteward selbst, weiß, daß er seine Machtstellung einem falschen Glauben seiner Landsleute verdankt. Aber er ist klug genug, kein Exempel statuieren zu wollen, und verzeiht im letzten Augenblick doch noch gnädig demjenigen, der seine Gunst verschert hat, schmeißt den Sünder nicht im nächsten Hafen hinaus und bringt sich und den andern auf diese Weise nie den Beweis seiner Ohnmacht. Der Glaube an die Macht des Kapitänstewards ist einer der wenigen Kardinalfehler in der chinesischen Psychologie unserer Eigenart. Wie ein Wegelagerer, der mit ungeladener Pistole droht, läßt sich der schlaue Bengel Tribut bezahlen und bezahlt so Prozente von den Einkünften eines jeden der 71 an Bord arbeitenden Chinesen. Kein gelber Mann würde es wagen, gegen einen kräftigen Puff oder eine Ohrfeige des Kapitänstewards zu protestieren. Dafür zeigt sich der gute Boy auch von Herzen dankbar. Er kennt nur liebevolle Empfindungen für seinen Herrn, ist bemüht, ihm jeden Wunsch und jedes Bedürfnis an den Augen abzulesen und befolgt seine Befehle mit einer gewissenhaften Promptheit, die oft im geraden Gegensatz zu seiner Überzeugung steht. Der Kapitän braucht nur in den Wintermonaten in der Nordsee zu sagen, daß er allmorgendlich heißes Waschwasser wünscht, um sicher zu sein, daß sein guter Boy ihm noch fünf Monate später im Hochsommer der Tropen mit ebenso heißem Wasser dienen werde, oder daß er



ihm im Winter im Kanal la Manche dieselben weißen Leinenanzüge zurechtlegen werde, die er im August bei Singapore getragen hat. Nur schwer entschließt sich der Kapitänsteward, Urlaub zu nehmen und zieht es vor, Weib und Kind in Shanghai ruhig von einer Reise zur andern auf seine Rückkehr warten zu lassen, bevor er seinen Dienst auch nur für die kurze Strecke bis Nagasaki einem andern überlassen würde.

Hoch über dem Kapitänsteward, dem obersten Chinesenherrn an Bord, thront in den heimatlischen Gefilden die höchste Instanz aller Chinesenstewards: Die Gilde, deren Sitz in Shanghai ist. Ihren Entscheidungen und Beschlüssen unterliegen sie alle, die aus dem Land der Mitte auf europäische Dampfer in Dienst gehen. Fest ist das Netz der chinesischen Gildeparagraphen gewoben und keines der gelben Kerichen ist geschmeidig genug, um durch eine Masche dieses Netzes schlüpfen zu können. Niemand darf ohne Vermittlung und Bewilligung der Gilde eine Stelle antreten und alle sind ihr tributpflichtig. Nicht alle Chinesen führen gleich

hohe Prozente ihres Einkommens an die Gilde ab. Aber bluten müssen sie alle, am empfindlichsten der Oberwäscher, der ein Viertel seines Einkommens an seine Gilde bezahlen muß. Die Vorteile der Gilde sind recht bedeutend. Ihre Machtsphäre ist so stark, daß sie den Europäern ihre Bedingungen diktieren kann und ihr einzelnes, an sich wehrloses Mitglied recht wirkungsvoll vor Gericht jedem Mandarin gegenüber in Schutz nimmt. Ohne Vermittlung der Gilde sind Helzer und andere Arbeiter in China überhaupt nicht zu bekommen und einem „Number one“, der nicht Mitglied der Gilde wäre, würden alle Chinesen den Gehorsam verweigern. Dafür hält die Vereinigung ihre Mitglieder in strenger Zucht und hält heute noch so etwas wie einen numerus clausus fest, wie ihn bei uns die mittelalterlichen Zünfte kannten.

So gewinnt denn die deutsche Redensart von dem „alten Zopf der Verwaltung“ durch die Kenntnis dieser exotischen Verhältnisse einen doppelt berechtigten Sinn. Der chinesische Zopf wird zum Symbol altchinesischer Verwaltungsart.

Schluß des redaktionellen Teiles.

### Alle Manuskript- und Büchersendungen


an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33.

Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33; für Österreich-Ungarn: Paul Knepler in Wien I, Hoher Markt 1. — Expedition für Österreich-Ungarn bei Hermann Goldschmidt, Wien I, Wollzelle 11. — Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76. — Druck von G. Bernstein, Berlin SW. 68, Zimmerstr. 94.

Inseratenannahme durch den Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76.

Preis M. 1.00, kleine Tube M. —.60, Oesterreich-Ungarn Kr. 1.50, kleine Tube Kr. 1.00



seit fünfzehn Jahren von Aerzten und Zahnärzten ständig empfohlen  
P. BEIERSDORF & Co., HAMBURG  
LONDON E. C., Idol Lane 7-8. Vertrieb für U. S. A. Lehn & Fink, NEW YORK





3. HEFT.

18. JANUAR.

1909

## Gartenstädte.

Ein Beitrag zu ästhetischer und sozialer Kultur.

Von

Hofrat D o e n g e s - Dresden.

Noch immer bekanntlich ist die Kleinwohnungsfrage, die Wohnungsfrage des Arbeiters, eines jener zugleich ästhetisch und sozial wichtigen Probleme, deren Lösung in befriedigender Form bisher nicht erfolgte. Man darf anerkennen, daß, namentlich in den letzten Jahren, mancherlei geschehen ist, um den arbeitenden Klassen die Segnungen vor allem gesunden, aber auch mutatis mutandis schönen, glücklichen Wohnens zuteil werden zu lassen, aber das Erreichte genügt bei weitem noch nicht, ja, wenn man die Kleinwohnungsfrage innerhalb der Peripherie der Großstädte lösen will, so verspricht das Erstrebt niemals den Erfolg, den man erwartet. Solange mit der noch immer anhaltenden Steigerung der Grundstückspreise das Erbauen von Mietskasernen nicht aufhört, wird die sogenannte *Ü b e r v ö l k e r u n g*\*) bestehen bleiben.

Aus dem Bedürfnis, dem Wohnungselend in den Großstädten und seinen Begleiterscheinungen nach Möglichkeit wirksam entgegenzutreten durch Verlegung der Industrie aufs Land, entstand die Gartenstadtbewegung. Schon im Jahre 1899, also schon vor zehn Jahren, ließ der Engländer Ebenezer Howard ein Buch „Garden cities of to-morrow“

---

\*) Überfüllt nennt die Statistik eine Wohnung, wenn sechs und mehr Personen in zwei Stuben ihren Aufenthalt haben müssen.



erscheinen, in dem der Plan einer idealen Industrie- und Wohnstadt sich bereits ganz rationell entwickelt findet. Und schließlich wollte auch die im Jahre 1895 erschienene Schrift des Leipziger Ingenieurs Theodor Fritsch „Die Stadt der Zukunft“ nichts anderes als die Schaffung günstigerer Arbeiterwohnungen, wenn sie diese Idee auch nicht mit so großem Geschick vortrug wie das Howardsehe Buch.

Praktisch gewann die Bewegung zuerst in England Bedeutung, und zwar in dem im Jahre 1888 gegründeten Musterfabrikstädtchen Portsunlight des bekannten Seifenfabrikanten Lever. Auch in Deutschland haben eine Anzahl von Großindustriellen Ortschaften für ihre Arbeiter gegründet, die technisch, ästhetisch und hygienisch Muster-gültiges in bezug auf die Kleinwohnungsfrage leisten. Nur in sozialer Hinsicht bleiben in ihnen noch Wünsche bestehen, Mißstände zu beseitigen; der badische Fabrikinspektor Woerishoffer faßt diese in einem seiner Berichte in folgende Sätze zusammen:

„Der Mißstand besteht in den sehr kurzen, zudem vielfach an die Dauer des Arbeitsverhältnisses geknüpften Kündigungsfristen, so daß in der Regel die Wohnung mit Ablauf des Arbeitsverhältnisses geräumt werden muß. Hierdurch sind die Arbeiter gehindert, sich in diesem Falle anderwärts eine passende Existenz zu gründen, da sie ihre Familien nicht leicht in dem seltherigen Wohnorte zurücklassen können. An diesem Punkte setzt auch die Kritik der Arbeiterpartei gegenüber den Arbeiterwohnungen der Fabriken ein.“

Gartenstädte, die nicht als das Werk eines einzelnen, sondern als das einer Gemeinschaft gegründet werden, die also neben hygienischen und ästhetischen auch soziale Ziele haben, existieren in Deutschland bis heute noch nicht. In England gibt es bis jetzt eine einzige, das Gemeinwesen Lethworth zwischen Cambridge und Hitchin. Diese Gartenstadt-bildung, nach den Ideen Howards ausgestaltet, ist Besitz einer Aktiengesellschaft mit einem Kapital von 300 000 Pfund Sterling (6 000 000 M.). Sie hat zur Bebauung ein Terrain von 1600 Hektaren erworben. Zweck der Gesellschaft ist: eine dauernde Lösung des immer schwieriger werdenden Wohnungsproblems dadurch zu erreichen, daß sie 1. der Überbevölkerung der Städte, 2. der Entvölkerung des flachen Landes vorzubeugen und abzuhelpen sucht. Ähnliche Bestrebungen bilden das Programm der Deutschen Gartenstadtgesellschaft, die im Jahre 1902 gegründet wurde und jetzt hoffentlich zuerst in die Lage kommt, ihre gemeinnützigen Ideen in die Tat umzusetzen. Sie hat in Karlsruhe eine Gartenstadtgründung vorbereitet, die 5000 bis 6000 Menschen gesunde und schöne Wohnstätten geben würde, und sie hat in Dresden die deutschen Werkstätten für Handwerkskunst G. m. b. H. so für ihre Pläne gewonnen, daß diese Unternehmung die Gründung einer Gartenstadt in der Nähe von dem Luftkurort Klotzsche — auf dem sogenannten Heller — ins Auge gefaßt hat.

Nach dem Plane, auf dem dieses Gemeinwesen erbaut werden soll, soll es den Namen „Gartenstadt Hellerau“ erhalten. Es bildet eine Dreieinheit, nämlich



1. die Werkstättenanlage,
2. die Wohnhäuser der Arbeiter,
3. die Wohnhäuser der Gartenstadtfreunde.

Nach dem Plane der Gründerin würde sich zunächst eine G. m. b. H. als bodenerwerbende Gesellschaft zu bilden haben. Diese Gesellschaft erwirbt Grund und Boden zu einem bereits angebotenen Preise von 1,50 M. für das Quadratmeter gegen vier vom Hundert Verzinsung des Anlagekapitals. Die zu erbauenden Häuser sind Eigentum einer zu bildenden Baugenossenschaft, die zur Hauptsache aus den Arbeitern der deutschen Werkstätten für Handwerkskunst besteht, und die den Grund und Boden von der Bodengesellschaft erwirbt. Etwaige aus der Mehrwertbildung des Bodens erzielte Gewinne der Bodengesellschaft sollen der Gartenstadtgemeinde „Hellerau“ zufallen für ihre gemeinnützigen sozialen und kulturellen Aufgaben und Einrichtungen, so daß von vornherein einer ungesunden Privatspekulation vorgebeugt wird. Es ist aber Vorsorge getroffen worden, daß der Bodenpreis für die Häuser der Kunsthandwerker überhaupt keine nennenswerten Steigerungen erfährt. Die Baugenossenschaft als Eigentümerin der zu erbauenden Wohnhäuser und des dazu gehörigen Grund und Bodens vermietet nun die Häuser an die Handwerkerfamilien zu einem Preise, der fünf vom Hundert der Baukosten nicht übersteigt und im Durchschnitt etwa ein Sechstel des Lohneinkommens beträgt.\*) Auch eine etwaige Eigentumserwerbung von seiten des Arbeitermieters ist in dem Projekt der Dresdner Gartenstadt vorgesehen worden und an gemeinsam geschlossene Bedingungen gebunden. Die Baugenossenschaft als Eigentümerin der erbauten und vermieteten Häuser bildet nämlich eine Sparkasse für die Arbeiterschaft, durch die sich jeder Arbeiter in die Baugenossenschaft einkaufen kann mit einem in Raten zu bezahlenden Betrage, der verzinst wird.

Für den baukünstlerischen Charakter der Gartenstadt „Hellerau“ ist, wie bei der englischen Gartenstadt Lethworth, der Umstand bestimmend, daß Werkstättenanlagen und die Familienhäuser sowie die zu berücksichtigenden Zweckmäßigkeitbauten als Gartenstadtanlage ein Gemeinwesen bilden und deshalb als Bauganzes von vornherein ein künstlerisch-soziales Gepräge zur Schau tragen sollen. Aus dem Bebauungsplan ist zu erkennen, daß die Dresdner Gartenstadt von vornherein als ein Organismus gedacht ist, dessen öffentlicher, gesellschaftlicher und geschäftlicher Mittelpunkt der Marktplatz mit einem Reformgasthaus, einer Post, Verkaufsläden und als Hauptzufuhrader der Hauptstraße bildet. Die Werkstättenanlage, wenn auch räumlich entfernt, bildet mit der Wohnstadt ein zusammenhängendes Ganzes. Hinsichtlich der Straßenführung sind die Natur des Geländes und die von alters her gegebenen Straßen und Wege maßgebend; um die lokalgeschichtliche Vergangenheit aufleben zu lassen, sollen die alten Flurnamen wieder erweckt werden.

---

\*) Gegenüber einem Viertel des Lohneinkommens, das der Großstadtarbeiter gegenwärtig für seine Wohnung aufwenden muß.



Hinsichtlich der Werkstättenanlage ist das Bestreben der Gründer darauf gerichtet, mit rein sachlichen Mitteln ein ästhetisch vollauf befriedigendes Gebilde zu schaffen. „Wenn wir,“ so bemerken sie in der Darlegung ihrer schönen, verdienstlichen Idee, „darin auch keine Vorgängerschaft aus der neueren Zeit haben, so sind wir doch der Überzeugung, daß ein Werkstättenbau mit Vermeidung jeglicher Stilmätzchen den künstlerischen Charakter einer Landschaft oder eines Gemeinwesens ebenso harmonisch ergänzen kann, wie es etwa seitens der landwirtschaftlichen Bauten der Fall ist.“ Die Wohnhäuser der Kunsthandwerker oder Arbeiter sollen sich ebenso wie die reichlicher bedachten Familienhäuser durch Sorgfalt, Gediegenheit und Sauberkeit auszeichnen und in jeder Hinsicht ungeachtet der Schlichtheit eine veredelte Auffassung des Wohn- und Hauswesens verkörpern. Die kleinsten Häuser sollen eine Wohnküche in angemessener Geräumigkeit, eine Spülküche in Verbindung mit einer Bademöglichkeit und zwei Schlafstuben umfassen. Keines der Häuser ist ohne Garten gedacht, wenngleich mit Rücksicht auf die persönliche gärtnerische Betätigung das Gartenstück im Interesse einer sorgsam Ausnutzung und Pflege nur beschränkten Umfangs sein kann. Für den Gartenliebhaber ist jedoch eine größere Gartenplatzzuweisung vorgesehen. Als Spielplatz für die Kinder wird ein eigener verfügbarer Wiesen- und Tummelplatz in Aussicht genommen.

Mancher Leser wird geneigt sein, die Idee der deutschen Werkstätten für Handwerkskunst von der Gründung einer Werkstätten- und Wohnstadt für ihre Angestellten für eine jener barocken Ideologien zu halten, an denen unsere Zeit ja nicht arm ist. Und dieser Eindruck würde noch verstärkt werden, wollte der Verfasser dieser Betrachtung versuchen, auch die Grundzüge des geistigen Programms zu entwickeln, das sich die Gartenstadtgesellschaft „Hellerau“ gebildet hat. Denn es besteht bei dieser die Absicht, ihre Schöpfung nicht nur zu einer Pflegstätte des äußerlich Schönen und der körperlichen Wohlfahrt zu machen, sondern auch zu einer solchen des innerlich Schönen und der geistigen Wohlfahrt.

Halten wir uns zunächst an den Kern der Sache, an das Bestreben, das der ganzen Gartenstadtbewegung zugrunde liegt, für die arbeitenden Klassen der Großstadtbevölkerung eine bessere und gesündere Wohnweise zu schaffen. Selbst wenn man annehmen müßte, daß eine Gartenstadtbewegung, wie sie in England mit Erfolg propagiert wird, auf Deutschland im allgemeinen nicht übertragbar ist, weil die Besiedelungsverhältnisse des deutschen Landes nicht dieselben sind wie die des englischen, so würde doch immerhin noch die Möglichkeit bestehen bleiben, an die Anlegung von **G a r t e n v o r s t ä d t e n** zu denken, die den Villenkolonien unserer Großstädte ähnlich, nach ähnlichen baukünstlerischen, hygienischen und sozialen Gesichtspunkten behandelt werden könnten wie die von der Deutschen Gartenstadtgesellschaft geplanten ganz neuen Städtegründungen.



Aber sollte selbst eine solche Möglichkeit nicht durchführbar sein, so behalten doch die idealen Bestrebungen der Gartenstadtfreunde ihren Wert: wenn sie für Stadtgemeinden, Industrielle usw. Veranlassung sind, der gesünderen und würdigeren Wohnform der arbeitenden Bevölkerungsschichten in den Großstädten immer größere Aufmerksamkeit zuzuwenden, so sind sie nicht umsonst gefaßt worden.

## Ist dauernder Frieden in Südwestafrika?

Von

Generalmajor z. D. A. v. François.

Am 31. März 1907 wurde der Kriegszustand in Südwestafrika für beendet erklärt. Die Kriegsgefangenen wurden am 27. Januar 1908 entlassen. Doch am 16. März 1908 kämpften in der mittleren Kalahari 400 Deutsche unter v. Erckert gegen 200 Kopper-Hottentotten. Ein nochmaliger Zug gegen sie, der wie der vorige nicht unter 2 Millionen Mark fordert, wird vorbereitet. Denn diese Räuberbande gefährdet immer wieder das ganze östliche Namaland, ein Gebiet größer als Bayern. In den übrigen besiedelten Teilen hindern die vorkommenden Viehdiebstähle die wirtschaftliche Arbeit nicht.

Ob diese Art Frieden erhalten werden kann, hängt mehr von uns als von den sechs Eingebornenstämmen des besiedelten Teiles des Schutzgebietes ab. Die uns feindlichen Hottentotten und Herero sind furchtbar gestraft und sehr geschwächt, während unsere Hilfsgenossen, die Bastards, Bergdamara und Betschuanen, auf die wir auch in Zukunft zählen können, wenig gelitten haben. Aller Feinde sind die Buschleute. Ein Zusammenschluß der etwa 40 000 Menschen, darunter höchstens 8000 Männer zählenden Eingeborenen, deren Stammverbände meist gelöst sind, gegen uns ist ganz unwahrscheinlich. Nie wieder können sie Kriege veranlassen wie 1904—1907; nur durch kleine Räuberbanden einzelne Teile oder ungünstigsten Falles das ganze Schutzgebiet gefährden. Da 3000 erwachsene eingeborne Männer im Dienst der Regierung stehen, mindestens 1500 bei Privaten, wird diese Gefahr nicht sehr erheblich für das ganze werden, besonders auch, weil die Eingeborenen entwañnet sind.

Die Gefährdung des Friedens durch die 4000 Ovanibokrieger im deutschen Norden liegt in der Ferne. Wir haben es in der Hand, den Zeitpunkt für ein etwaiges Einschreiten gegen sie, zu dem vorläufig gar keine Veranlassung vorliegt, selbst zu wählen. Dann gibt es einen Krieg ähnlich dem der Portugiesen 1907.

Den zersplitterten Eingebornen steht eine 8100 Köpfe starke weiße Bevölkerung gegenüber. Unter derselben befinden sich über 5000 erwachsene Männer, von welchen 3000 wehrpflichtige Reichsangehörige sind. Polizei und Schutztruppe zählen 4700 Mann. Die Wehrorganisation ist so vorgeschritten und der Nachrichtendienst durch Telegraph.



Funkentelegraph und Heliograph so vollständig, daß sehr schnell mobilisiert werden kann. Nicht ganz so schnell geht die etwa nötige Versammlung der Streitkräfte. Die von Swakopmund und Lüderitzbucht ausgehenden 1280 km Bahnen überwinden wohl die schwierige Küstenwüste und ermöglichen den Verpflegungsnachschub von der See her. Sie gestatten aber keine Verschlebung der Truppen von der Mitte nach dem Süden und reichen nach Osten nicht nah genug an die gefährdeten Gebiete heran.

Daß 1700 schutzgebietsangehörige, weiße Männer anderen Nationalitäten entstammen, meist aus der Kapkolonie eingewandert sind, hat bei Konflikten mit den Eingeborenen nichts zu sagen. Wir können unbedingt auf sie rechnen. Zweifelhafter wird ihre Verwendbarkeit, wenn es sich um einen nicht unmöglichen Krieg gegen Übergriffe des in naher Aussicht stehenden südafrikanischen Staatenbundes handeln würde. Ein Krieg gegen England kann nicht in Betracht kommen, da er in Europa entschieden würde.

Diesen vielleicht zweifelhaften Elementen gegenüber steht die deutsche Bevölkerung der Kolonie jetzt noch fest zu Kaiser und Reich. Eine solche Gesinnung muß erhalten werden. Sehr schnell gehen die Reichsdeutschen in dem afrikanischen Interessen ihrer zweiten Heimat auf. Ist erst eine deutsch-afrikanische Generation erwachsen, ist reines Deutsch nicht die Landessprache, herrscht nicht mehr deutsche Sitte und Gewohnheit, gibt das Reich keine Vorteile mehr, dann wird vielleicht auch der deutsche Teil der Bevölkerung dem Aufgehen im Afrikandertum nicht widerstreben.

Die Maßnahmen unserer Kolonialregierung zeigen, daß sie allen Übelständen vorbeugen möchte. Vielleicht könnte sie in der Durchführung ihren auf Erhaltung des Friedens bedachten Anordnungen noch energischer sein und noch mehr das über der Kolonie stehende Interesse der deutschen Heimat berücksichtigen. Mehr Energie scheint mir angezeigt in der Durchführung der vortrefflichen Eingeborenen-Verordnungen des Gouverneurs v. Lindequist, besonders der Paßverordnung. Sind sie erst durchgeführt, werden keine Ausnahmen zugunsten einzelner Stämme gemacht, so ist der Landfrieden gewährleistet. Wenn bisher von einer Durchführung wenig zu merken ist, liegt dies daran, daß die weiße Bevölkerung für diese Durchführung nicht genügend interessiert ist. Die Verordnungen geben dem weißen Dienstherrn gar keine Macht- und Strafbefugnisse. Er hat seinen niedrig stehenden Farbigen gegenüber nicht die Strafgewalt, die ihm bis 1900 die preußische Gesindeordnung gab. Und der auf entlegener Farm mit seinen Schwarzen hausende Farmer hat nicht die Polizeigerechtsame, die jeder Dorfschulze im Reiche hat. Gäbe man den Dienstherrn, besonders den Farmern mehr obrigkeitliche Gewalt, so würde jeder derselben Beamter. Die größere Zahl der ausübenden Organe würde die schnellere Durchführung der Sicherheitsverordnungen ermöglichen, für den Landfrieden vorteilhaft sein und zahlreiche angestellte Beamte sparen.

Weniger aus Besorgnis vor der Wiederkehr von Aufständen im Innern, als um auch nach außen für alles gerüstet zu sein, hält die Kolonialverwaltung eine sehr starke Truppe für nötig. Gewiß ist sie wünschenswert. Aber durchaus notwendig erscheint sie nicht.



Die Sicherung gegen innere Feinde mögen Polizei und Bevölkerung übernehmen. Gegen Angriffe von außen schützen die schwierige Küste, die Wüsten an den Grenzen, die wüste Natur der Kolonie und schließlich die Bevölkerung, wenn sie patriotisch ist und versteht, nach südafrikanischer Manier zu kämpfen.

Ändern sich die Verhältnisse zu den Eingeborenen, wird ein Krieg gegen die Ovambo nötig, so ist's immer noch möglich, rechtzeitig Truppen von der Heimat zu schicken. Wichtig wäre es allerdings, daß die aus der Heimat kommenden Truppen besser auf ihre Aufgabe vorbereitet wären als die 1904 hinausgesandten Freiwilligenaufgebote. Neben dem andern Dienst innerhalb der aktiven Armee koloniale Sonderausbildung zu geben, ist nicht angängig. Möglich würde es aber sein, die für Auslandszwecke bestimmte Marineinfanterie auf eine Division zu bringen und dem pr. Kriegsministerium zu unterstellen, das für die Sonderorganisation und Ausbildung die meiste Erfahrung hat. Jedenfalls müßte die Organisation so eingerichtet sein, daß sie die Grundlage gibt für eine zweckmäßige Entwicklung der überseeischen Streitkräfte und die Möglichkeit rechtzeitiger, verwendungsbereiter Unterstützung gewährt. Sie würde nicht der geringste Faktor zur Sicherung dauernden Friedens in Südwestafrika sein und Millionen sparen, die für den Schutz gegen Gefahren ausgegeben werden, welche wahrscheinlich nicht eintreten. Zurzeit verlangt die Erhaltung des Friedens weder im Innern noch nach außen besondere Aufwendungen, wenn die Bevölkerung auf eigene Füße gestellt wird. Die von der Kolonialverwaltung getroffenen Maßnahmen sind mehr als ausgiebig, so daß wir auf Frieden von langer Dauer rechnen können.

---

## Edgar Allan Poe.

Von

Charles Baudelaire.

Am 19. Januar 1909 sind hundert Jahre seit der Geburt Poes vergangen. An diesem Tag mögen die Worte Baudelaires vernommen werden, der den Geheimnissen des leidenschaftlichen Hypnotiseurs nachgespürt hat wie nur irgendeiner.

Das äußere Leben Poes, sein Charakter, sein Wesen, seine physische Natur, kurz alles, was seine Persönlichkeit ausmacht, erscheint dämmerhaft und strahlend zugleich. Er ist ein Ausnahmemensch, ein Verführer und trägt gleich seinen Werken eine unbestimmbare melancholische Note in sich. Er besaß eine Fülle von Talenten. Als junger Mensch hatte er große Gewandtheit in allen körperlichen Übungen bewiesen. Mit seiner kleinen Statur, den Händen und Füßen einer Frau -- er war überhaupt von einer fast weiblichen



Zartheit — war er doch wieder stark und hat gelegentlich außerordentliche Kraftproben gegeben. In seiner Jugend gewann er ein Wettschwimmen, bei dem er Ungewöhnliches leistete. Man ist versucht, anzunehmen, daß die Natur Menschen, die sie zu großen Aufgaben bestimmt, ein energisches Temperament verleiht, ähnlich wie sie den Bäumen, die Trauer und Schmerz bedeuten, eine ungewöhnliche Lebenskraft gibt. Solche Menschen, die auf den ersten Blick schwächlich erscheinen, sind athletisch gebaut, unermüdlich in der Orgie und in der Tätigkeit, stets bereit, sich auszurasen, und doch wieder vollkommener Enthaltsamkeit fähig.

\*     \*     \*

Von den Werken dieses merkwürdigen Genies habe ich nicht viel zu sagen. Wer sie liest, wird selbst sehen, was er davon zu denken hat. Es ist schwer aber nicht unmöglich, Poes Arbeitsmethode bloßzulegen und zu zeigen, wie er technisch vorgeht, insbesondere da, wo der Haupteffekt auf einer glänzend durchgeführten Analyse beruht. Ich könnte den Leser in die Geheimnisse seiner Arbeitsweise einweihen und mich ausführlich darüber verbreiten, wie ein wesentliches Element des amerikanischen Genies in dem Triumph über die Bewältigung eines Hindernisses, über ein schließlich gelöstes Rätsel oder einen gelungenen Gewaltstreich besteht; ich könnte zeigen, wie alles das einen Poe mit kindischer, ja fast perverser Wollust auf die Welt der Möglichkeiten und Hypothesen verweist, wie er Automaten und Mechanismen schafft, um ihnen mit subtiler Kunst Geist und Leben einzuhauchen. Poe ist ein glänzender Taschenspieler, das wird kein Mensch bestreiten; dabei zeigen die Schriften, auf die er persönlich Wert legte, eine ganz anders geartete Note. Ich habe aber Wichtigeres, und das übrigens nur ganz kurz zu bemerken.

Nicht seine wirklichen Wunder, die seinen Ruf geschaffen haben, werden ihm die Verehrung der denkenden Menschen eintragen: Nein, sein Schönheitstrieb, sein Wissen um die Harmonie der Schönheit, all das Klagende und Tiefe in seiner so sorgfältig ausgearbeiteten Poesie, die durchsichtig und abgezirkelt ist wie ein kristallenes Kleinod; dieser in seiner Klarheit und Bizarrerie so wundervolle Stil, gedrängt wie die Maschen einer Rüstung, bis ins kleinste ausgearbeitet und gefällig, so daß der zarteste Anstoß den Leser weiterführt; endlich ist es die spezielle Note dieses Genies, daß seine besondere Naturanlage es befähigt, auf die reinste, ergreifendste, erschütterndste Art die *Ausnahme im Moralgesetz* darzustellen. Diderot ist, um nur ein Beispiel unter hundert anzuführen, Sanguiniker; Poe ist ein Nervendichter und sogar noch etwas mehr als das und der beste, der mir bekannt ist.

Wie ein Sturmwind, hinreißend aber doch ohne Zwang, versetzt er uns mitten hinein in eine Geschichte. Ein feierlicher Ton überrascht und hält uns in Spannung. Man hat sofort das Gefühl, daß es sich um etwas Schweres handle. Und langsam, ganz allmählich rollt der Faden einer Geschichte ab, bei der alles Interesse auf einer unmerklichen Ablenkung des natürlichen Intellekts, auf einer kühnen Hypothese, auf der unüberlegten



Verbindung, mit der die Natur disparate Eigenschaften zusammenschweißt, beruht. Der Leser muß in einer Art schwindliger Verwirrung der spannenden Entwicklung folgen.

Es ist, wie ich wiederhole, noch keinem Menschen gelungen, mit mehr Zauberkraft die *Ausnahme* in der Natur und im Leben zu schildern; zu zeigen, wie in einem Genesenden brennende Neugier erwacht, wie Jahreszeiten im Absterben noch ihre höchste entnervende Kraft entfalten. Wie kein zweiter weiß er heiße, feuchte, neblige Tage in einer Stimmung zu malen, wie der Südwind die Nerven so weich und lässig macht gleich den Salten einer Geige, wo das Auge sich grundlos mit Tränen füllt, ohne daß das Herz etwas davon verspürt. Bei ihm läßt die Halluzination anfangs noch Raum für den Zweifel, dann wird sie ihrer selbst gewiß und denkt selbständig und logisch wie ein Buch. Das Absurde bemächtigt sich des Verstandes und herrscht hier mit der grausamsten Logik. Wo der Wille war, nistet sich die Hysterie ein; zwischen den Nervenbündeln und dem Geist entsteht ein Kampf, und der Mensch wird so zermürbt und entnervt, daß er, statt zu weinen, in ein schrilles Lachen ausbricht. Poe analysiert die flüchtigste Nuance, wägt das Unwäg-bare und beschreibt mit minutiöser Wissenschaftlichkeit, die so furchtbar wirkt, all das Rätselhafte, das um den erregten Menschen schwirrt und an ihm zum Verführer wird.

Die Gier, mit der er aus Liebe zum Grotesken grotesk und aus Liebe zum Schrecklichen schrecklich wird, beweist, wie wahr und gefühlt seine Schöpfungen sind, und wie völlig Werk und Persönlichkeit sich bei ihm decken. Bei manchen Menschen geht diese Gier aus einer großen unbefriedigten Lebenskraft hervor, bei anderen sprudelt sie aus hartnäckiger Enthaltbarkeit, oder sie reißt auf der Basis eines gewaltsam niedergehaltenen Gefühls. Die übernatürliche Wollust, die einer beim Strömen des eigenen Bluts verspürt, starke, plötzliche, sinnlose Bewegungen, laute Schreie, die unbewußt ausgestoßen werden, das alles sind Phänomene aus der gleichen Sphäre.

Im Reiche dieser Literatur, in der eine verdünnte Luft herrscht, packt uns eine *vage* Angst; Furcht, Weinen und Beklemmungen steigen in uns auf; aber stärker als alles ist die Bewunderung vor dieser großen Kunst. Wie ist das Milieu und alles Drum und Dran der Gefühlsstimmung der Personen angepaßt! Ob es sich um eine einsame Landschaft handelt, ob das Begebnis in einer geräuschvollen Stadt spielt, wir finden stets dieselbe nervöse und phantastische Art der Beschreibung. Gleich unserem Eugène Delacroix, der seine Kunst zur Dichtung großen Stils erhoben hat, stellt auch Poe seine Gestalten gern auf einen violetten oder grünlichen Grund, von dem sich Verwesung und Sturmeshauch gespenstisch leuchtend abheben. Die angeblich unbeseelte Natur nimmt teil an dem Dasein der Lebendigen und zittert wie sie in übersinnlichen Schwingungen. Das Opium vertieft den Raum und hebt alle Färbungen ins Magische und gibt jedem Geräusch einen unheimlichen, starken, harten Klang. In der Landschaft entstehen plötzlich großartige Durchblicke, Fernsichten, die von Licht und Farbe überströmen; man sieht ganz unten am Horizont orientalische Städte und Gebäude, halb verschwommen und von der Sonne übergoldet, auftauchen.



Die Gestalten Poes, oder vielmehr die Gestalt Poes, der Mensch mit überscharfen Sinnen, mit gelösten Nerven, mit der Inbrunst und Energie des Willens, die jeder Schwierigkeit Herr wird; ein Mensch, der messerscharf den Blick auf Gegenstände heftet, die im Hinsehen größer und größer werden — das ist Poe selbst. — Und seine Frauen, die strahlend und leidend an seltsamen Krankheiten sterben und mit sphärischer Stimme reden, das ist wieder er; oder besser ihre seltsamen Triebe, ihr Wissen, ihre Melancholie haben sie von ihrem Schöpfer erhalten. Seine ideale Frauengestalt, seine Titanide erscheint in verschiedenen Porträts seiner Gedichte, die wie ein verkörpertes Gefühl des Schönen anmuten. Der Dichter hat diese seelisch verwandten Wesen in eine fühlbar gemeinsame Sphäre erhoben, in der mehr als anderswo sein unersättlicher Schönheitstrieb, der Poes schönstes Anrecht auf die Liebe und Verehrung der Dichter bildet, zu spüren ist.

---

## Ein Schicksalsbeginn.

Von  
Oskar Baum.\*)

### I.

Friede Ellmann war ein nachdenklicher, lieber Junge mit hellen Haaren, Apfelwangen und ganz dunkeln Augen.

Seit seinem ersten Schultag trug er eine dicke Brille, die von Jahr zu Jahr an Dicke zunahm.

Seine Bewegungen beim Spiel, beim Turnen und auf der Straße waren nie so achtlos und unbefangen wie bei allen Kindern. Und wenn er mit hastigen Schritchen seinen Schulweg ging, in der Rechten die Bücher und mit der Linken von Zeit zu Zeit die Brille gegen das Auge drückend, um ein besonders anziehendes Schaufenster oder die Turmuhr besser zu sehen, dann verweilten seine Blicke immer so lange und forschend auf jeder Einzelheit, daß es den Eindruck machte, als seien seine Gedanken mit etwas ganz anderem inständig beschäftigt.

Wer ihn so traf, der lächelte und erzählte daheim: „Nein, ein komischer Knirps!“ „Wer?“

„Der kleine Professor.“ Und da wußte jeder, daß man den jüngsten Sohn des Herrn Mathias Ellmann meinte, des Chefs der größten deutschen Buchhandlung in der Stadt, der Firma „Ellmann & Munter“ in der kleinen Franzensgasse.

---

\*) Nachdem hier im 1. Heft 1909 auf die Eigenart dieses blinden Dichters hingewiesen worden ist, sei unseren Lesern heute eine Probe seiner sicheren Darstellungskraft gegeben. D. H.



An dem Renommee des kleinen Professors änderten auch die sehr mittelmäßigen Schulzeugnisse nichts, die er in lückenloser Reihenfolge unentwegt und unerschrocken heimbrachte. — — — — —

Friede war stillen Wesens und las zu viel. Aber zuweilen liebte er auch die Gasse oder das Schaukelpferd. Und wenn er in rechter Lust umhersprang oder sich balgte, dann begleitete er seine Taten mit rühmender Beschreibung nach Art alter Heldengeschichten und immer im Imperfektum: „Mit schrecklicher Drohung schwang er das blitzende Schwert und ließ es mit gewaltiger Kraft zerschmetternd auf den Helm des Feindes sausen. — Doch jener hob seinen Schild und zornig schlug er zurück.“

Natürlich waren Helm und Schwert nicht vorhanden und die Hiebe nicht schlimm gemeint. „Schon ermattete fast die Kraft des edlen Recken, doch noch einmal raffte er sich empor, und folge wichen die Feinde vor seinem Ansturm.“ Alle seine Kameraden waren stärker und gewandter als er, aber sie unterlagen nicht selten, weil sie den hochtönenden Wendungen aufmerksam lauschten, mit denen er den Kampf verherrlichte. Sie kannten viele der Worte gar nicht, mit denen er nur so um sich warf.

Es kam auch vor, daß er mit einem Haufen wilder Jungen in den Feldern und Wiesen am Rande der Stadt umherzog und ihnen abenteuerliche Geschichten erzählte, — halb aus Büchern, halb erfunden, — die nachher von den Zuhörern ohne langes Rollenstudium zu dramatischer Darstellung gebracht wurden. Freilich erlebten diese Ausflüge selten ein friedliches Ende. Die Kinder der tschechischen Arbeiter, die dort draußen wohnten, kamen gewöhnlich dazu, und nach einleitendem Necken und Höhnen herüber und hinüber begann ein kurzer erbitterter Kampf, der immer damit schloß, daß die deutsche Minderzahl, reichlich mit Beulen und blauen Malen versehen, auseinanderstob und in toller Flucht zur Stadt zurückkehrte, wo jeder einzelne bis zu seiner Wohnung von Spott und vereinzelt Steinwürfen verfolgt wurde. — — — — —

Unter Friedes besten Freunden war der stämmige Frantisek Naprst, der Sohn des Uhrmachers, der Tür an Tür mit Ellmanns wohnte. Ein treues Herz. Frantisek hatte die andächtigsten Augen, wenn Friede erzählte, und oftmals rettete er den kleinen Freund vor den Verfolgern.

Die liebsten Tagesstunden waren Friede im Spätfrühling zwischen fünf und sieben, wenn die Sonne zu scheiden begann.

Da stand er, wo er gerade war, im Freien, daheim oder bei Freunden und blickte mit unbeweglichen Augen auf einen sonnenbeschienenen Fleck. Das Tanzen der funkelnden Goldstäubchen, das schon nicht mehr blendete und immer matter, blasser verschleierter schien, ein zartestes Goldnetzgewebe in bebender Bewegung; das liebte er. Und langsam, — wenn es schon weniger flirrendes Zittern gab auf dem gelben Fleck, hob er die Lider und ließ die Blicke an den Sonnenstrahlen emporklettern, bis es immer goldener und tanzender wurde. Immer breiter und wogender schwoll das leuchtende Meer, von seltsamen silbergrauen Körperchen durchzuckt, die immer blitzender funkelten,



je höher das Auge sich wagte; kaum ertrug man noch die grelle Flut. Da — mit einer äußersten Anstrengung schob er die Brille hinunter und starrte ein winziges Augenblickchen in die Mündung des Lichtstroms. Eine unerhört heftige Crémefarbe glühte aber nur ein winziges Augenblickchen. Dann entstand ein schwarzer Punkt, der hurtig im Kreise wuchs, so fast, als ob er näher käme und bald erfüllte er alles ringsum mit nachttiefem Dunkel. Wenn jemand in dieser Minute um ihn her sprach oder ging, war es wie hinter einem dicken Mantel.

Friede senkte die Augen und ließ die Lider herab; da war alles rot und wirbelte unaufhaltsam durcheinander. Geometrische Figuren, Dreiecke, Kreise und Vielecke von einer Form, die in der Wirklichkeit sonst nie zu sehen war. Nur langsam kam er in die dämmerhelle Tagesfarbe zurück.

„Schaust schon wieder in's Licht?!“ sagte Frantischek vorwurfsvoll, wenn er dabei war.

„Ach, das schadet nichts,“ erwiderte er dann immer, aber es flimmerte noch vor seinen Augen, und er bereute es. „Nie wieder!“ sagte er sich täglich nachher.

---

Als Friede 10 Jahre alt war und ins Gymnasium eintreten sollte, traf ihn ein harter Schlag: Der Arzt verbot ihm alles Lesen. Nur das Notwendigste durfte er lernen. In der Schule erhielt er ein Gestell auf seinen Pult, damit er sich nicht so tief zu bücken brauchte, ähnlich den Notenständern bei den Militärkapellen.

Das Leseverbot war aber eine bedenkliche Unvorsichtigkeit. Seine Schlaueit begann sich zu entwickeln, und sein Auge zwang sich zu äußersten Anstrengungen. Als Vater Ellmann abends die drakonische Maßregel erließ, zu Hause kein Licht zu machen, stellte sich Friede zum Fenster und las bei dem Licht der Gaslaterne von der Straße unten.

Meist aber schlich er gleich nach dem Essen aus dem Hause, alle Taschen voll Büchelchen, und am Geschäft vorbei in den Volkspark zur Synagogenbank. Sein Lieblingsplätzchen, eine dunkelbraun gestrichene Eisenbank wie alle städtischen Parkbänke, stand in einer unbelebten stillen Ecke. Friede träumte gern im Anblick des altertümlichen Tempels, der mit seinen moscheeartigen Kuppeln und den goldenen Davidswappen darüber eine exotische Heiligkeit atmete, worein die buntbemalten Riesenfenster mit ihren unzähligen kleinen Scheiben etwas Kindliches brachten. Wie ein unerschütterliches Stückchen Bibel stand es da und war recht unbegreiflich zwischen den stumpfsinnigen Mietskasernen, die es dicht umdrängten. Hier genoß Friede mit kindischer Deutung — den halben Kotzebue, viel Walter Scott, Hauff, Zschokke, die griechischen, germanischen, römischen Mythen und zwischen Karl May und Wilhelm Busch einiges von Shakespeare, wonach Buffalo Bill, der Skalpjäger und Stanleys Afrikareisen verschlungen wurden. Je nachdem, was er unter den zerlesenen Exemplaren fand, die Vater aus dem Lager ausgeschieden hatte, oder was er von den Kameraden geliehen bekam. Oft stieß er bei dieser Lektüre auf schwere Rätsel. Z. B. wenn in Dramen hinter manchem Namen stand: (wie oben). Vermutlich



mußte der betreffende Schauspieler so reden, als stünde er höher als die anderen, auf einer Galerie vielleicht?

Noch viele Jahre nachher erinnerte er sich an die bitteren Stunden, die ihm solche Unklarheiten bereiteten und die Unmöglichkeit, Erwachsene um Rat zu fragen, denen er ja seine verstohlenen Genüsse hätte verraten müssen.

Ein kühler Julinachmittag war es, als Friedes Leben eine scharfe Biegung machte. Die ganze Klasse schwelgte mit Friede in dem gehobenen Gefühl, daß wieder einer der letzten Schultage überstanden war. Alle subtrahierten die heute abgesessenen Unterrichtsstunden vom Schuljahrsrest.

Friede wallfahrtete mit glückseligen Gedanken in den Volkspark zu seiner Synagogenbank. Er hatte einen besonderen Fang in der Tasche: Den ersten Band von „Kapitän Grant's Kinder“, auf den er schon lange Jagd gemacht hatte und eine Biographie Emin Paschas. Eine kleine Trübung kam zwar in seine Freude, als er in der Nähe des Tempels ein übermütiges Häuflein umhertreiben sah. „Zum Glück ist Franta darunter, da wird der Lärm vielleicht nicht so arg werden,“ hoffte er und schlug sein Buch auf.

Bald war er mit den Gestalten der Kordillierenwanderung so intim, daß er das Raufen und Schreien gar nicht hörte, das sich übrigens auch zu entfernen begann. Er fühlte nicht einmal die Sonne, die zwischen den Zweigen des Wipfels über ihn türkische Teppichmuster auf seinen Rücken und auf seinen Hut glühte. Zuweilen, wenn Jules Verne die Handlung an einen Ruhepunkt führte, sank Friede das Buch in den Schoß und er träumte darüber, wie er sich in diesen Situationen benommen hätte und was für Situationen wohl das Leben für ihn im Hinterhalt habe? Ja, was er denn überhaupt am besten werden sollte; später als „Herr“? Vielleicht ein großer weitberühmter und vielvermögender Buchdrucker: „Druck und Verlag von Friede Ellmann“. Er errötete bei dem Gedanken . . . . . oder ein kunstbegnadeter Schöpfer, der der Welt mit seinen Farben ein neues Gesicht erfindet. Dann würden Bilder mit seiner Unterschrift in den Schaufenstern stehen und alle Leute, auch wenn sie es noch so eilig hätten, würden sich davor aufhalten. Vielleicht wäre es aber schöner, „Ingenieur“ zu heißen: Brücken, Paläste und Bahnen auszudenken. Man könnte es sich auch wohl gefallen lassen, immer in einer fescen Uniform über die Straße zu stolzieren und bei jedem Schritt respektabel zu klirren wie ein Offizier, oder als Kapitän in den abenteuerlichsten Gegenden zwischen schwarzen, roten und gelben Menschen herumzufahren. Da plötzlich . . . . . hob sich das Buch von seinem Schoß empor, klappte in der Luft vor seinen Augen zusammen und fiel neben ihn auf den Sand. War das ein Zauber?! Entsetzt fuhr er auf und sah sich um. Lachend stürzten ein paar Gassenjungen nach allen Seiten. Sie waren in seine Nähe geschlichen und hatten das Buch in die Luft geschleudert. „Was ist das für ein Benehmen?!“ schrie er, so aus seinen lieben Gedanken gerissen. „Helleho!“ riefen sie, erstaunt über seine furchtlose Erregung. „Schämt Euch, gegen einen allein, der da ruhig sitzt!“ „Jo, deutsches Buch do lesen vor alle Leut’,



das is provokace!“ „To je provokace!“ brach die Zustimmung wie ein Jubel los, und der Chor intonierte: „Prügel! Mazte ho!“

Mit zusammengebißenen Zähnen und geballter Faust lehnte Friede an der Bank und sah nach allen Seiten aus, ob er nicht entschlüpfen konnte. Aber die zerlumpten Jungen schlossen einen förmlichen Kreis um ihn. Friede dachte an Unkas, den letzten Mohikaner, der über einen solchen Kreis von Feinden gesprungen war. Ja, er konnte das nicht. Seine Füße zitterten.

Alle Blicke richtete der Schwarm, wie immer bei solchen Gelegenheiten, auf seine Brille. Da . . . . Erlösung! Von ganz nahe hörte er Frantas Schlachtruf: „Hotto! Hio!“ „Franto, Franto!“ schrie er aus voller Kraft. Wie unvorsichtig! Die Rotte stieß ein Wutgeheul aus. Alle sahen herum und als Frantas Truppe zum Entsatz herbeilief, machten sie sich noch rasch über Friede her. Er wehrte sich verzweifelt. Jeder streifte auf der Flucht an ihm vorbei und holte aus, so heftig es in der Elle ging. Mit Vergnügen fühlte er, daß auch seine Fäuste hie und da die rechte Stelle trafen. „Hotto! Hio! — Hotto! Hio!“ hörte er schon ganz nahe. Da stürzte noch einer auf ihn zu und schlug mit etwas Beinernem, — wie Friede vorkam, die Brille tief in das Auge. Im selben Augenblick sauste Frantisebeks Schar an ihm vorbei und den Flüchtigen nach.

Friede war auf die Bank zurückgesunken, ein Brennen und Zucken im Auge und einen schmerzhaften Druck in den Schläfen. Er nahm die Brille ab und hob die Lider. Ein schwirrendes Kleid aus goldenen und silbernen Funken hing und schwankte statt der Zweige vor seinen Blicken; dazwischen schoß auf einmal etwas Schwarzes wie eine Lokomotive. Ein furchtbares Entsetzen legte sich schwer auf ihn; erdrückend. Er öffnete die Augen krampfhaft immer weiter und weiter. Er war nicht imstande, die Büsche zu unterscheiden, die der Bank gegenüberstanden. „Franto!“ rief er in seiner Angst, „mir ist schwindlig!“ und der Klang seiner Stimme beruhigte ihn ein wenig. Aber Frantisehek war zu eifrig bei der Verfolgung. „Wir werden sie schon erwischen!“ rief er zurück und lief. So mußte Friede den Heimweg allein versuchen. Übrigens ließ das Brennen im Auge nach, und der Weg durch den Volkspark war ihm vertraut. Er kam gut vorwärts.

Als er eine Fahrstraße überschritt, sah er deutlich einen braunen Fleck vor sich, der sich fortbewegte. — Pferde! Oder er hörte das Räderrasseln und Traben. — Er wich geschickt aus, fühlte sich aber doch erst wieder sicher, als er auf dem Bürgersteig ging.

Schon in der Franzensgasse, wenige Schritte vor dem Geschäft, begegnete er dem Vater. „Um Gottes Willen!“ Mathias Ellmann mußte sich an die Mauer lehnen, so hatte ihn der Schrecken gepackt. Der kleine Friede mit dem unsicheren Gang, — den Häusern entlang — die Brille in der Hand — die Augen rot!

„Friedel, was ist Dir geschehen?“

---

Der Herr Doktor, zu dem sie gingen, strahlte mit einem unglaublich hellen Licht in Friedes Auge und sagte: „Netzhautablösung.“



## II.

Mit einem sehr festen Verband um die Augen lag er dann im Bett und freute sich, daß er morgen, vielleicht auch übermorgen daheim bleiben würde, also heuer wahrscheinlich überhaupt nicht mehr in die Schule mußte.

„Was soll ich seinem Klassenvorstand morgen sagen?“ fragte schüchtern Bruder Leo, der Obergymnasiast. Aber er erhielt fast gar keine Antwort.

Die Mutter saß in ratloser Verzweiflung am Fenster und starrte in die Dunkelheit hinaus. Schwesterchen Ella, der Backfisch lehnte neben ihr und flüsterte ihr von Trost und Aufmunterung zu, so viel ihr nur einfiel.

Trude, die Älteste, saß an Friedes Bett, spielte neckend mit seinen Fingern und erzählte Märchen und spannende Geschichten. Von Zeit zu Zeit unterbrach sie ein Aufschluchzen unaufhaltsamer Heftigkeit vom Fenster her. Papa saß grimmig bei Tisch und kaute am Schnurrbart; ein instinktiver Versuch, die gewohnte Zigarre zu ersetzen, die er im Krankenzimmer nicht rauchen wollte. Seine Aufregung, sein Schmerz erhöhte sich durch die Unbehaglichkeit beim Abendessen und durch den ungewohnten und unbequemen Aufenthalt im Kinderzimmer, das er sonst nie betrat.

Friede fühlte die Aufmerksamkeit aller, das Mitleid und die Liebe, die ihn plötzlich überschüttete, nur im ersten Augenblick wohltuend und warm. Es bedrückte ihn bald. Er fühlte, daß er der allgemeinen Stimmung nicht widersprechen und zumindest lyrisch sein mußte. Das wurde ihm auf die Dauer unbequem; besonders, da er innerlich überaus vergnügt war. Diese Krankheit, oder was das sein mochte, worüber die Seinen so erschrecken, das kam ihm ja gerade so gelegen. Er wußte ziemlich zuverlässig, daß er heuer durchfallen würde. Zum erstenmal in seinem Leben ein Durchfallszeugnis, und das hätte selbst dem „kleinen Professor“ recht saure Gesichter zu Hause eingetragen.

„Friedel, du sollst dich ruhig verhalten, hat der Doktor gesagt!“ Mama war es; ihre Stimme klang so farblos und schwach, daß man sich wunderte, sie zu verstehen. Papa schlug wild auf den Tisch: „Ihr macht den Burschen noch heulen. Wenn er lauter jammernde Gesichter um sich sie . . . herum hat, glaubt er, Gott weiß was! — Gar nichts Junge! Ein bißl Augenkatarth und wenn du dich still hältst, ist es nächste Woche gut!“

Er nahm den Hut und ging in die Ressource. Er mußte unter gleichgültige Leute kommen. In der Tür stieß er auf Franta, der sich mit scheuen Augen, ohne Gruß an ihm vorbei ins Zimmer drückte.

Der vierschrötige Junge schlich mit mühsamer Geräuschlosigkeit zum Kopfende des Bettes, wo das verbundene Knabengesicht ihm das Blut in die Wangen trieb.

„Franto, du bist es; nicht wahr?“ Frantisek überrieselten Schauer, und während sein knöchiges großes Gesicht von elligen Tränen überfloß, sagte er mit trockener Stimme, die durch seinen Akzent noch härter klang: „Ich hab den Lausbuben nicht gefunden, Friede.“



Leo, der beim Tisch gelernt hatte, hob den Kopf: „Du weißt, wer es war, Franto?“ Elli schrie auf: „Der muß ins Gefängnis! Der muß hängen!“ Franta nickte nur. Trude erschrak, weil Friede bei der heftigen Sprache zusammengezuckt war.

Ein Begriff von großen Dingen, die mit ihm vorgegangen sein mußten, überkam ihn mit Grauen und doch wieder mit Stolz.

„Ach wegen einer solchen Kleinigkeit wird niemand eingesperrt,“ beeilte sich Trude in tunlichst überzeugtem Ton.

„Was, Kleinigkeit?“ sagte Friede verletzt, „du weißt gar nicht, wie teuflisch und verrucht dies Verbrechen ist, das an mir verübt wurde.“

Es war der Ton der Heldengeschichten, die auf den Feldern vor der Stadt immer solchen Eindruck gemacht hatten.

„Ich werde den Lausbuben schon finden! Ganz sicher,“ sagte Frantischek zu Mama gewendet und nach einer Pause wiederholte er: „ganz sicher!“

Mama schlief diese Nacht im Kinderzimmer. Leo mußte zu Papa übersiedeln.

Am nächsten Morgen fand es der Arzt um tausend Prozent besser.

Eine Woche darauf meinte er: „Ja, wenn das andere Auge nicht schon von Geburt so schwach wäre!“ und riet Herrn Mathias Ellmann, mit seinem Sohn zum Professor nach Prag zu fahren.

Trostlos kehrte er am Abend zurück. Auf dem Bahnhof erwartete sie Frantischek strahlenden Auges und mit verbundenem Arm. Er hatte den „Lausbuben“ gestern auf der Bahn gefunden, wie er einem Herrn das Packel tragen wollte. Ehe er ihn zum Wachmann schleppte, hatte Frantas Arm einen Messerstich bekommen. — „Jetzt sitzt er schon, der Lausker!“ sagte Franta mindestens zwanzigmal auf dem Weg vom Bahnhof in die kleine Franzensgasse.

---

Sechs Wochen lag nun Friede zu Bett, erhielt schmerzhaft Injektionen in die Schläfen, von denen er noch nach Jahren immer wiederkehrende Kopfschmerzen hatte und alles nur, damit er nachher sicher wußte: daß nichts zu machen war.

Und dies nicht einmal sagte ihm jemand wirklich und bestimmt.

Als er endlich aufstehen durfte und langsam umherzugehen begann, war er kraftlos und dick.

Eines Morgens ging die Mutter zum Pfarrer. Die Milchfrau hatte ihr so lange zugesetzt, auch dies nicht unversucht zu lassen. Der Herr Pfarrer nahm warmen Anteil. Er sah darin wieder einen klaren Beweis für die Unerforschlichkeit der göttlichen Ratschlüsse. Übrigens riet er zu einer Wallfahrt.

---

Es war nicht Nacht vor Friedes Augen. Sondern etwas Farbloses, weißlich Schimmerndes wie ein ewiges Morgengrauen. Und, da er gewohnt war, mit den Augen immer



etwas in sich aufzunehmen, suchte seine Phantasie das Fehlende zu ersetzen. Bunt wechselnde Bilder gaukelten um ihn her.

Jetzt umgab ihn ein Wald mit Bäumen, so dick wie das Krankenzimmer, und deutlich sah er im Winde die Riesenwipfel schwanken, deren Blätter so groß waren wie die Fenster der Synagoge.

Oder er befand sich in den Goldkammern der peruanischen Könige, die von den portugiesischen Entdeckern seinerzeit so ausgeraubt wurden. Am lebhaftesten sah er sich vor einem weißen Nebelschiff mit sehr vielen flatternden, oft zerrissenen Segeln.

Draußen im Freien wagte er oftmals urplötzlich keinen Schritt vorwärts oder rückwärts, obgleich man ihn führte. Er hatte die greifbar deutliche Vorstellung, daß er von kriechenden Schlangen umgeben sei, die miteinander kämpften und ihn nur so lange nicht anfielen, als er ihren Leib nicht berührte; oder Ekel schüttelte ihn, weil er ein endloses Heer von Raupen, Würmern und Spinnen auf sich zukommen sah. Die beklemmendsten Phantasien hatte er beim Auf- und Absteigen von Treppen. Entweder kletterte er über unzählige Schieferdächer — jede Stufe einer der Vorsprünge, die sich wie Augenbrauen über den Dachluken wölben. Oder eine zackige Felswand war es und manchmal — plötzlich — kam es ihm sehr wahrscheinlich vor, daß vor ihm ein Abgrund klaffte; ein andermal, daß er nicht vom Fleck komme und nur das Stückchen Boden auf dem er stand, sich unter seinen Füßen fortschiebe.

Durch all das war sein Gang und seine Haltung unsagbar ängstlich und ungeschickt. Kläglich.

Allmählich rückte er sich in seiner neuen Anschauungsmöglichkeit zurecht. Er maß Bücher nicht mehr nach Seiten, sondern nach den Vorlesestunden, die sie erforderten. Er sprach oft und lange über seinen künftigen Lehrgang und Beruf. Er wußte nicht, wie das die Seinen quälte. Er kam sich so erwachsen und wichtig vor, wenn über die besonderen Schwierigkeiten seiner weitem Erziehung beraten wurde.

Der Doktor hatte mit einem Seufzer die Behandlung geschlossen und sagte, wie seinerzeit der Professor in Prag und auch fast mit dem gleichen Tonfall: „Vielleicht hilft sich die Natur.“

Vater Mathias erzählte das zu Hause als unterstrichene Aussicht, wenngleich er selbst wohl fühlte, wie es gemeint war.

Und nun wartete man auf das gleichsam unsichtbare Heilwerk. Und man suchte die Natur durch Proben und Versuche anzufeuern. „Wie brennt heute die Lampe?“ Friede wußte, daß man sie zu putzen vergessen hatte und sagte: „Trübe, sehr trübe heute.“ Da wurde er von allen Seiten wild umarmt und Freudentränen strömten.

Am nächsten Abend fand er das Licht der Lampe natürlich wieder hell.

In Wahrheit aber nahm er nur eine dicke trübgelbe schwebende Kreisfläche wahr, wenn er angestrengt auf die gewohnte Stelle blickte.

Der Doktor wurde von der auffallenden Besserung verständigt und kam mit dem



traurigen Lächeln einer wissenschaftlich begründeten Ungläubigkeit. Er führte Friede in das Zimmer, bevor Licht gemacht war. Friede erschrak, als er gar nichts sah, wollte aber der Familie nicht den Schmerz bereiten und meinte unsicher: „Man wollte vielleicht den Zylinder putzen.“

„Wenn Sie das Licht nur überhaupt sehen?“ fragte der Doktor unnachsichtlich.  
„Oh ja.“

---

Langsam — mit viel Kummer und unter Tränen gab man dem Drängen des entfernt verwandten Philosophieprofessors aus Berlin nach, der . . . der Herrgott in der weitverzweigten Ellmannschen Familie . . . anfangs schonend, dann aber immer bestimmter den Befehl ergehen ließ, daß der kleine Friede in einer Blindenerziehungsanstalt unterzubringen sei. Der Mutter und den andern kam es so vor, als ob sie durch einen solchen Schritt sein Ausnahmsschicksal anerkennen und besiegeln würden. Vielleicht war dieses Ärgste noch nicht notwendig!

Schließlich reichte Mathias — ohne Wissen der Seinen — in verschiedenen Instituten um Jahresberichte, Aufnahmebedingungen usw. ein und sandte nach lebhaftem Briefwechsel mit dem Philosophieprofessor sein Aufnahmsgesuch in das große Institut der Residenz.

Aber es floß nun eine endlose Zeit der Erwartung hin. Zuletzt glaubte man schon beinahe, man habe gar kein Gesuch abgeschickt.

Indes verfiel Friede neuen quälenden Leiden. Die beschäftigungslose Einsamkeit wurde selbst für ihn zu lang und zu ununterbrochen. Immer häufiger und unaufhaltsamer versank er in den bodenlosen Sumpftiefen der Langweile. Er wurde reizbar und launenhaft, mürrisch und verdrossen. Seine Geschwister hatten zu wenig Zeit für ihn. Auch wußte man ja keine Abwechslung. Vorlesen und Spaziergehen, Vorlesen und Spaziergehen. Vertrieb er sich die Zeit durch Aufenthalt in den Goldkammern der peruanischen Könige oder durch Beteiligung an Indianerkämpfen und Ritterfehden, dann rächte es sich immer. Er kehrte von diesen anstrengenden Ausflügen der Phantasie mit leeren Taschen zurück, erschlaft, genußunfähig, voll Überdruß und Ekel vor allem, was ihn sonst begeisterte. Da kamen oft furchtbare Stunden für ihn und alle.

Erst trübsinnige Stummheit, dann Anklagen gegen seine Nächsten, gegen das Leben und gegen alles, was man ihm tat und für ihn wollte.

Wenn er zu Hause blieb, war es unabwendbar, — das zeigte sich deutlich — er würde ein verzogener, dicker, grobsinnlicher und geistesstumpfer Mann werden. Das erleichterte Herrn Mathias, seiner Familie die voraussichtliche Aufnahme Friedes in eine Erziehungsanstalt mitzuteilen. Es schien jetzt ein Ausweg, eine Trostesquelle.

Es war geradezu ein freudiges Ereignis, als die Nachricht kam, daß er aufgenommen war.

---



## Kainz.

Von

Willi Handl.

(Prolog zu seinem Berliner Gastspiel.)

Das Phänomen Kainz, rätselhaft und unvergleichbar, wie jede gewaltige Künstlerschaft, ist in keiner psychologischen, technischen oder kulturkritischen Betrachtung restlos auszuschöpfen. Unzählig und unaufhörlich haben sich subtile oder leidenschaftliche Äußerungen darum bemüht, erkennbar wiederzugeben, was er uns war, was er uns wurde, wie er seine Kunst, sein Leben oder sein besonderes Verhältnis zur dramatischen Dichtung der verschiedensten Zeiten vom Grunde auf gestaltet hat. Und von diesem Überfluß an beschreibenden oder lobpreisenden Worten sind zum Schluß im Bewußtsein der deutschen Kulturwelt doch immer nur Worte zurückgeblieben: Sprachgewalt, Leidenschaft, Nervosität, moderne Durchgeistigung — lauter kennzeichnende Begriffe, die auf jedes junge und kluge Kraftgenie unter den Schauspielern ebenso gut gepaßt hätten. Nein, man wird es aufgeben müssen, an die wirkliche Bedeutung eines Menschengestalters von so einziger Art in Schilderung oder Analyse herankommen zu wollen. Es kann sich bei jeder dieser gedanklichen Übungen, die sehnüchtig oder überlegend um den vielfältigen und ausgedehnten Komplex künstlerischer Probleme herumgehen, der sich im Namen Kainz zusammenfaßt, immer nur darum handeln, irgendeine seiner rätselhaft lockenden Besonderheiten herauszuheben und in möglichst klarer Anschauung hinzustellen. Die glitzernden Flächen seines Wesens, die leichten Flammen, die aus seiner Kunst in ewig jugendlicher Glut aufschlagen, die Triumphe seines durchdringenden, kühn auflösenden oder aufbauenden Geistes sind oft genug gewertet und gepriesen worden.

Einer Kritik aber, die sich vorgesetzt hätte, das Wesen einer Kunst zunächst an ihrem Material zu fassen, gibt er besonders das eine ungewöhnliche Problem auf: die souveräne Machtfülle seiner Kunst von den Äußerungen eines Körpers herzuleiten, der schmal und schwächlich, von zierlichen und eifertigen Bewegungen doch eigentlich nur die Zeichen einer gefälligen und gepflegten Unkraft als seinen ebenbürtigen Ausdruck hergeben zu können scheint. An diesem offenbaren Widerspruch der Mittel und ihrer Wirkung hängt, technisch betrachtet, vielleicht die erstaunlichste Merkwürdigkeit dieses merkwürdigen Schauspielers. Es ist nicht anders denkbar, als daß zwischen diesen beiden, der zartlinigen Körperlichkeit und ihrer ungeheuren künstlerischen Tat, ein übermächtiger Wille sitzt, der eines zum anderen zwingt. Kainz ist der Schauspieler des überragenden, bewußten Willens. Das ist seine Funktion inmitten der bilderreichen Spiegelung unseres Lebens, die uns von der modernen Schauspielerei dargebracht wird. Es ist die oberste



und stärkste Funktion; denn aus der Sehnsucht und den Zweifeln, aus Niedergeschlagenheit und Selbsttäuschung, aus der Hingabe an den blinden Instinkt und der bitteren Furcht vor dem Zerfall, kehrt die Seele unserer Zeit zuletzt doch zur Macht und Klarheit eines bestimmten Willens zurück und fragt ihn, wie er uns weiterführe. Als sein künstlerisches Abbild beherrscht die dunklen, dumpfen, gespaltenen und gebrochenen Klangfarben der heutigen Schauspielerei immer wieder der helle Ton des wachen Wissens und Wollens, das alle Kräfte befeuert, sammelt und in tatbereiter Ordnung weiterführt. Und diesen Ton meistert keiner wie Josef Kainz. Was er darstellt, künstlerisch und geistig, ist Be-  
meisterung des Lebens durch persönliche Energie. Kainz ist in der Kunst unserer Tage das unvergleichlichste Beispiel für die schöpferische Gewalt und den entwicklungsstarken Reichtum der Spannungen, mit denen ein unbeirrbarer Wille seine physischen Mittel schier bis ins Ungemessene laden kann.

Von solchen Spannungen geht aber das unheimliche Beben aus, in dem alles Dumpfe und Gefährvolle mitzuschwingen scheint, das unser heutiges Empfinden dunkel umlauert. Und hinter den klaren, festen, leidenschaftlich bewußten Oberflächen des dargestellten Lebens zeigt sich gleich auch, deutlich durchschimmernd, alles Instinktive, Unsichere, umstürzlerisch Drohende. Die sieghafte Majestät eines Willens leuchtet aus diesen Schöpfungen; aber ihren Glanz untermalen auch die Schatten aller Gefahren und Feindseligkeiten, über denen dieser Wille hinschreitet. Der fanatisierte Schwung und die seelenvolle Elastizität seiner jugendlichen Rollen hatten hier ihren natürlichen Untergrund.

Hier liegt auch das Geheimnis der unerhörten Meisterschaft, die seiner Sprache gegeben ist. Die verständigste und eifrigste Übung könnte sonst aus der Sprache immer nur ein blitzblankes Instrument machen, fertig zum Gebrauch für intelligente Erklärung und Ausdeutung. Aber die Genialität des Kainzschen Sprechens, in der sich — durchaus modern — die technische Arbeit zum unglaublichen Wunderwerk erhöht, ist von weit größerer Natur, ist die tönend gewordene Leidenschaft eines Bezwingers. Seine Sprache ist die letzte, sicherste Zuflucht seiner tyrannischen Energien, wenn ihnen die feinen Glieder, die leichtgefügteten Gelenke den gleichwertigen Ausdruck jener Leidenschaft verweigern. Unter diesem Eindruck eines Körpers, der den gewaltigen inneren Spannungen nicht mehr ganz nachgeben kann, hat man seine Gestaltung jugendlicher Menschen oft als krankhaft oder neurasthenisch bezeichnet. Dies scheint mir aber ein Irrtum zu sein, verschuldet von dem verständnislosen Anstaunen einer geistigen Übermacht, die den Körper scheinbar über das Maß seiner Kraft emporriß. Soviel steht fest, daß diese beispiellose Konzentrierung auf das Wort und seinen Ton diesen Figuren späterhin den Schein von etwas Künstlichem und allzu Beredtem gegeben hat. Da hatte gleichsam der ungeheueren Wille, der sein künstlerisches Gestalten antreibt, des unjungen Körpers ganz vergessen und arbeitete allein, nur noch als sprachlicher Ausdruck lebendig. Das gab einen stürmisch-tatenreichen Übergang zwischen der aufgelösten Schönheit früherer Triumphe und dem Wetterleuchten neuer geistiger Flammenzeichen. Diese blitzten nun aus den Ge-



bilden auf, die vor allem die Leidenschaft des Begreifens, hinreißende Aufschlüsse der Erkenntnis verlangen. Da ist kein jugendlicher Wurf der Glieder, kein befeuerter Schwung des Körpers mehr nötig; hart und scharf und gemessen fällt die Gebärde, in gutem Takt mit der meisterlich reinen und starken Ausprägung des Wortes. Die Tyrannis des Geistes hat nun wieder ganz vom körperlichen Material Besitz ergriffen und gebraucht es in Schönheit, als ihr vollkommenes Mittel. Mehr und mehr offenbart sich nun in seiner Kunst die herrschende Gewalt dieser inneren Energie, die früher, vom Widerspruch körperlicher Zartheit vielfach maskiert, oft nur in interessanten Brechungen oder Umleitungen wirksam werden konnte. Jetzt aber, in diesen Gestaltungen rein geistiger Übermacht, erscheint sie frei und in blanker Herrlichkeit. Sein Franz Moor und in gewissem Sinne auch sein Hamlet sind Darstellungen eines großen Willens, den nur das Schicksal, wie es ihn eben gegen die Welt gestellt hat, auf das Gute oder auf das Böse wendet. Und sein Mephisto ist nichts als dieser Wille selbst, der, lobend, klar und scharf, aus blanken Worten und aus kurzen Gesten unweigerlich herausschlägt.

In diesen neueren Rollen, die sieghafter Gewißheit voll neben den Resten des älteren Repertoirs einhergehen, verkündet uns Kainz das Durchdringen selbstbewußten Dranges zur Macht durch die widerspenstige Materie. Er bekräftigt uns künstlerisch so alle Hoffnungen, die wir auf die schaffentüchtigen, leidenschaftlich durchgelstigten, wissenschaftlich angespannten Kräfte der jetzigen und der nächsten Menschheit setzen. Von da aus betrachtet kann seine Kunst zum lebendigen Sinnbild einer trostreich verheißenden Entwicklung für die ganze gegenwärtige Generation erhoben werden.

---

## Der Weg.

Von

Alice Falckenthal.

Nun ich stehe in des Lebens reichem Sonnenglanz,  
Nun ich trag des Glückes roten Rosenkranz,

Möcht ich lachen lernen so voll Übermut,  
Doch es bleibt ein Fürchten heimlich mir im Blut.

Schließt mir schwer die Lippen, und das Lachen schweigt,  
Und zu toten Tagen mein Erinnern steigt.

Mitten in der Sonne wird mein Herz mir krank,  
Mitten aus der Sonne geh ich müd entlang



Einen Weg, den ich ging viele, viele hundert Mal  
Hin und her, hin und her in Einsamkeit und Qual.

Einen Weg, der gepflastert ist mit soviel Kinderleid  
Und mit meiner Jugend schwerster Bitterkeit.

Einen Weg, der meiner Seele Kraft und Glauben nahm,  
Und den sie doch zu Ende ging und niemals wiederkam — —

Nun ich stehe in des Lebens reichem Sonnenglanz,  
Nun ich trag des Glückes roten Rosenkranz,

Möcht ich lachen lernen so voll Übermut,  
Doch es blieb ein Fürchten heimlich mir im Blut.

---

## Die Berufung.

Von

Georges Rodenbach.

(Fortsetzung.)

Er predigte vor allem des Abends in der schon in Schatten getauchten Kirche der Schule. Und über Gegenstände, die geeignet waren, die Einbildungskraft mit heilsamer Furcht zu erfüllen: die Sünde, den Tod, die Hölle. Es waren oft lockende, doch meist tragische Bilder, die er entwarf; er ließ die Flammen der Verdammnis lodern. Die wenigen Schüler lauschten bang, oft entsetzt, wie eine verstörte Herde, deren schwarzer Hirt in der Ferne mit Feuerbränden droht.

Er hielt auch besondere Reden über die Berufung, denn dies war ja der Hauptzweck der Andachten für die jungen Leute, welche die Schule verlassen sollten. Er schilderte ihnen die Welt, in die sie bald treten würden, ihre Gefahren, ihren trügerischen Schein, ihre Verrätereien und die eitle Schminke ihrer Freuden, die bald von Tränen abgewaschen wird.

Dann malte er ihnen als Gegenstück das geistliche Leben als die Zufluchtsstätte, wo die Leidenschaften und folglich der Kummer nicht hindringen, als die Inselfur des Friedens, wo Gott auf einige unter ihnen harrte, um sie in den Dienst der Altäre und Kanzeln einzuweihen.

Während er so sprach, glaubte Hans, er blickte ihn an, an ihn richtete er vor allem diesen Weckruf. Sein Zaudern war mit einem Male dahin, wie ein Nebel der Seele, der



verfliegt! Ihn dünkte, als ob ein großer Schleier plötzlich zerrisse, als ob das Dunkel in ihm sich hellte.

Eine Gewißheit überkam ihn. Sein geistlicher Beruf, seit lange erträumt, geahnt, war plötzlich zum Ereignis geworden, stand wie in die leere Luft der Kirche geschrieben. Ehre sei Gott, der ihn berufen hatte! Endlich war er entschlossen, und da gerade ein Dominikaner diese Predigten gehalten und ihn bestimmt hatte, so war das sicher ein Zeichen, daß er selbst in diesen ruhmreichen Orden eintreten sollte! Ja, das Gewand des Heiligen Dominikus, die weiße Kutte und der schwarze Mantel, die Farbe von Meervögeln, um zu Gott emporzufliegen! Von diesen Tagen an stand Hansens Entschluß unerschütterlich fest.

Er sagte es seiner Mutter nicht sogleich, aber einige Tage nach der Preisverteilung, bei der er die höchsten Auszeichnungen davontrug. Seine Schulzeit war nun zu Ende. Er hatte der Schule Lebewohl gesagt, zwischen deren weißen Wänden seine fromme und glückliche Kindheit verfließen war. Was sollte er werden? Frau Cadzand hatte ihn nicht danach gefragt, nicht einmal daran gedacht. Sie fand es sehr einfach, daß er sein Dasein bei ihr verbrachte, ohne etwas zu wollen, als sie zu lieben und weiter zu beten. Er war wohlhabend genug, um müßig zu leben, in frommen Unterhaltungen, im Besuchen von Messen und Vorlesungen und vielleicht auch ein paar gelehrten Studien, in denen er das Werk seines Vaters fortsetzen würde: die Forschung nach der Geschichte und den großen Namen der Vergangenheit Brügges.

Hans kannte diesen schönen Traum ihres gemeinsamen Lebens durch seine Mutter. Sie hatte ihm oft davon gesprochen, und er hatte stets ja gesagt, um sie nicht zu betrüben; er hatte die Stunde und das Zeichen von Gott abgewartet. Nun aber hatte Gott ihm das entscheidende Zeichen gesandt, während der letzten Andachtsübungen. Es war ihm plötzlich sonnenklar geworden, ein großes Licht war ihm aufgegangen, und er hatte in seine Seele hineingeblickt wie in ein Sprechzimmer, in das Jesus hinabstieg, um mit ihm zu reden.

Er faßte sich ein Herz und gestand alles der armen Frau Cadzand, die schon bei seinen ersten Worten in Schluchzen ausbrach. Was mußte sie da hören? Was wollte Gott noch von ihr? Es war wie die Anzeile eines neuen Todes. Sie war wieder allein. Jetzt erschien Hans ihr, ganz bleich von seinem Geständnis, als zweites Wachsbild nach dem andern, — dem Leichnam ihres Gatten, der eine Nacht hindurch zwischen ihr und der Wiege gelegen hatte. Auch er war bereits eisig und stumm! Hans sprach nicht mehr; er hatte schlicht, aber fest Gottes Willen genannt, und Frau Cadzand fühlte jetzt die Kälte von etwas Unabwendbarem.

„Aber nein, Hans, das ist ja unmöglich! Was soll aus mir werden? Warte doch wenigstens, bis ich tot bin!“

„Gott wird dir die Kraft geben, Mutter; es ist eine große Gnade für uns!“

„Nein, es ist ein großes Unglück, Hans; für mich und auch für dich. Du bist noch



ein Kind; du verstehst es nicht; du bist noch unwissend. Versuche doch erst mal zu leben! Oh, wie bin ich unglücklich!“

Dann schluchzte Frau Cadzand von neuem auf. „Hans! mein armer Hans!“ rief sie ein über das andere Mal leidenschaftlich. Sie benetzte ihn mit Tränen, während ihre Lippen ihn flüchtig berührten. Sie ging verwirrt und verstört im Zimmer umher und rief fortwährend: „Hans! Hans!“ als wäre das schon ein verlorener Name, ein armer, aus ihrem Herzen entflogener Vogel, den sie rief, den sie wieder einfangen wollte . . .

Hans ließ es an diesem Tage genug sein; er war selbst ganz erschüttert von dem Tränenerguß und dem heftigen Schmerz seiner Mutter. Er bat den Himmel, daß er sie erleuchte und stähle! Dann fing er seine Versuche wieder an: er müßte seinen Beruf erfüllen; der seine sei ganz klar: er hätte deutlich Gottes Stimme vernommen. Er fühlte sich berufen. Sollte er Gottes Ruf nicht folgen?

Diesmal hatte Frau Cadzand nachgedacht. Sie antwortete nicht mehr mit Tränen. Sie sagte, er möge doch verständig sein, sich nicht so rasch auf gut Glück entschließen. Sie wollte sich seinem Beruf nicht widersetzen; aber erst müßte er dessen ganz sicher sein. Er möge doch noch etwas warten, die Welt kennen lernen und sich aus ihr erst dann zurückziehen, wenn er sich wirklich als Fremdling in ihr fühlte.

Er wäre noch jung, zu jung. Sie hätte nur eine sehr berechtigte Bitte: sich ein, zwei Jahre zu gedulden, spätestens bis zu seiner Großjährigkeit. Er könnte sein frommes Leben, seine religiösen Übungen ja fortsetzen. Sie würde sogar daran teilnehmen. Sie könnten noch ein paar Marienmonde voller Blumen miteinander verbringen. War das nicht eine sachgemäße Vorbereitung, ein treffliches Vorspiel für das geistliche Leben? Nach dieser Frist möge er gehen, wenn Gott ihn dann noch rief; doch bis dahin gäbe sie ihre Erlaubnis nicht. Damit wäre alles besprochen und bestimmt.

Sie hatte mit Festigkeit gesprochen, ihre Tränen unterdrückt, ihre Stimme gezwungen, nicht zu beben.

Hans wurde schwankend. Er mußte Vater und Mutter ehren. Das war auch ein Gebot Gottes. Und wie sollte er der seinen nicht gehorchen, die so edel, so gut und so traurig war?

Jawohl, traurig! Frau Cadzand blieb tagelang völlig niedergeschlagen; ihre Kopfschmerzen wurden heftiger in der Besorgnis um eine Zukunft, in der ihr kaum mehr eine Hoffnung leuchtete . . .

Welch ein Schatten von Möglichkeit blieb ihr noch, daß diese geistliche Berufung ihres Sohnes scheiterte, die so fest schien und überdies durch so viele Jahre der Inbrunst und der mystischen Verzückung vorbereitet war?

Die Witwe sagte sich, daß sie selbst an dem großen Unglück gearbeitet hatte, das jetzt über sie hereinbrach. Ihre eigne Waffe hatte sich gegen sie gewandt. Sie hatte sich über die inbrünstige Frömmigkeit ihres Hans gefreut, weil sie darin ein Werkzeug ihrer Macht über ihn erblickte. Sie hatte seinen Glauben angestachelt durch besondres Beten



außer dem in der Schule. Sie hatte gewähnt, ihn vor den Frauen und der Sünde zu behüten, indem sie ihn ganz der Marla weihte, aber die jungfräuliche Frau hatte ihn jetzt mehr für sich gewonnen, als es alle andren je getan hätten.

Das war wirklich eine Liebe, die keine Teilung zulleß. Gerade ihr mußte sie mißtrauen. Sie hatte gewinkt, und ihr Sohn verließ sie, wollte nie mehr zurückkehren, weit, weit von ihr leben, wie mit einer Gattin, die eifersüchtig auf die Mutter ist.

Und sie hatte nichts geahnt, nichts geargwöhnt! Oh diese Verblendung, diese mütterliche Selbstgefälligkeit! Nichts gemerkt in allen Phasen dieser Inbrunst, durch die er ihrem Leben entrissen ward; die erste Kommunion, die Andachten, die Marienmonde, die Zulassung zur Kongregation und die Aufnahme unter die Chorknaben!

Hier allein hatte sie eine Art von Vorgefühl gehabt, als sie schauderte und sich widersetzte, alle seine Haare fallen zu sehen, damit er kurzgeschoren ging, wie die Regel es forderte.

Aber diese erste Verstümmelung war gar nichts im Vergleich zu der andren, die noch drohte . . . Und tatsächlich: als er von seinem Wunsche gesprochen hatte, in einen Orden einzutreten, hatte die Mutter, Gott weiß durch welche Gedankenverknüpfung, die bisweilen in der Verwirrung der großen Erschütterungen stattfindet, im ersten Augenblick nur eines gesehen, was sie schmerzte: die Tonsur. Ach! auf dem reizenden, geliebten Kopfe, dem bereits zum Altardienst das Haar geschoren war, jetzt auch noch diese Wunde zu erblicken, diese starre Lücke, tragisch wie das einzige Auge Gottes hinter einem bleichen Glase! Ja, dieser tote Stern, dieses leere Zifferblatt, das nur noch die Ewigkeit anzeigt, dieser eine bloßgelegte Fleck, der gleichsam die Entsagung des ganzen Fleisches anzeigt! Die Tonsur! Diese Wunde in Form einer Hostie!

Frau Cadzand sah weiter nichts mehr, trotzdem die Frist jetzt verschoben war. Sie dachte an weiter nichts während der langen Nachmittage, wo sie sich, von Kopfschmerzen geplagt, auf das geliebte Haarkissen legte und den Tag kommen sah, wo sie es vielleicht öffnen würde, um das hinzuzufügen, was unter der Schur für die Tonsur gefallen war . . .

Aber dann war das Kissen keine Hilfe mehr gegen das Kopfweh; es wurde für sie zum schmalen Sargkissen.

## Zweiter Teil.

### 1.

„Hans, willst du mich begleiten?“

„Wohin gehst du?“

„Zu Frau Daneele; sie erwartet uns.“

„Nein, entschuldige mich. Ich bleibe lieber zu Hause. Ich arbeite.“

Frau Cadzand drang nicht weiter in ihn. Sie schloß die Tür, und ihr langsamer Schritt verhallte auf der Wendeltreppe des Hauses. So war es jedesmal, wenn sie ihrem Sohne einen Spaziergang, eine harmlose Zerstreuung vorschlug. Er ging nur des Morgens



mit ihr aus, um die Messe in Notre Dame anzuhören. Obwohl ihr Glaube seit der großen Trauer, die sie fast an Gott verzweifeln ließ, sehr abgeflaut war, hatte sie auch die Gewohnheit angenommen, täglich zur Messe zu gehen, allerdings mehr, um mit ihrem Sohn auszugehen, etwas mit ihm zusammenzusein. Denn sobald sie heimgekehrt waren, schloß er sich oft den ganzen Tag lang in das große Zimmer des ersten Stockes ein, wo sie einst die schönen Marlenmonde gefeiert hatten. Der Kamin sah noch immer aus wie ein Ruhaltar, und vor der Statuette der Jungfrau standen stets frische Blumen, wie auf einem neuen Grabe. Dort hatte Hans sich zum Arbeiten niedergesetzt, an einem großen Tisch, der mit Büchern und Schriften bedeckt war.

Seit den Monaten, wo er die Schule verlassen, hatte er versucht, sich eine Beschäftigung zu schaffen durch Arbeiten, die zugleich fromm und gelehrt waren. Er schrieb eine Studie über die vlämischen Beghinenklöster; er hatte ihre Geschichte studiert, von ihrer fernen Stiftung durch die heilige Bega, die Schwester Pipins, die Gründerin des Ordens an; vor allem aber über das Beghinenkloster in Brügge, dessen Anlage noch bestand. Hans ging bisweilen dorthin; es waren seine einzigen Spaziergänge. Er lenkte seine Schritte nach dem grünen Welchbild, in dem es einsam liegt; er verbrachte köstliche Stunden des Träumens und Sinnens unter den Ulmen des Grenzwalles, beobachtete das Huschen einer Beghinenhaube hinter den Schelben, das dem Vorbeifliegen eines Vogels im eisartigen Gesichtsfeld eines Fernrohres glich; er betete in der Kapelle, wo die verwischten Namen der früheren Oberinnen mit den alten Daten des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts auf den Grabplatten standen, mit denen sie gepflastert war.

Auch daheim betete er stundenlang und las Tag für Tag sein Brevier mit der Pünktlichkeit eines Geistlichen. Denn seine Arbeiten waren nur ein Mittel, die Zeit hinzubringen und die Muße zu veredeln, die, wie er fühlte, nur vorläufig war.

Frau Cadzand merkte es wohl, und ebenso, daß er in seinem Vorsatze festblieb. Aus Gehorsam und kindlicher Zärtlichkeit hatte er seinen Plan aufgeschoben, aber nur so, wie sie es gewünscht hatte, für ein paar Jahre, höchstens bis zu seiner Großjährigkeit. Er lebte fast schon wie ein Mönch: Frühmesse, strenges Fasten, Brevier und Vesper, häufige Beichte und Kommunion. Er verkehrte mit niemand.

Trotzdem gab Frau Cadzand die Hoffnung noch nicht auf. Die Zeit arbeitet so geheimnisvoll daran, unsre Pläne zu zerstören. Sie raubt unseren lebhaftesten Gedanken, unseren festesten Vorsätzen die Frische, und unser Geist entkleidet sich ihrer wie eines Stoffes, dessen Blumen verblassen. Jede Stunde nimmt uns etwas von uns und trägt etwas in uns hinein. Bald sind wir nur noch scheinbar die gleichen. Die Zellen, aus denen unser Leib sich zusammensetzt, sind nach Verlauf weniger Jahre sämtlich erneuert. Und gilt nicht ein Gleiches vom Gehirn und den Ideen, die ihm angehören?

Und dann: war diese geistliche Berufung bei Hans wirklich so tief und unheilbar? Vielleicht war es nur eine jugendliche Ekstase. Die Frömmigkeit ist ja eine Form der höchsten Empfindsamkeit, eine Art, den inneren Überschwang abzuleiten. Dafür ist



die Religion vortrefflich. Sie bietet eine Liebe ohne Gefahren, ein Vergnügen ohne Gewissensbisse. Dank ihr veräußerlicht sich das Unendliche. Und wie kühl werden die Finger, wird die Stirn und die brennende Seele des Jünglings im Naß des Weihwasserbeckens. Eine Leidenschaft für etwas, das so fern ist, als ob es nicht da wäre! Trotzdem genügt es, um Worte zu hören und zu sprechen, in denen Liebe ist, wie in allen Gebeten. Aber sobald ein andres Ideal erscheint, vollzieht sich eine Art Übertragung. Man hat Gott vermenschlicht; nun vergöttlicht man die Schöpfung. Man stellt sie auf den Altar, betet sie an, schmückt sie mit Blumen, benetzt sie mit Tränen.

Frau Cadzand faßte wieder Vertrauen. Jenes Wort von Hans kam ihr wieder in den Sinn: „Ich liebe die Jungfrau besonders deshalb, weil sie eine Frau ist!“ Mit diesem Wort hatte er ahnungslos, rein instinktmäßig, das Geheimnis seines Zustandes verraten. Es brauchte nur eine Frau zu kommen und sein Herz zu rühren, so war s i e alsbald die Jungfrau und er liebte sie über alles. Aber würde sie kommen? Und woher?

Die Mutter sann nach. Sie brauchte nicht weit zu suchen, denn eine ihrer ältesten Freundinnen, Frau Daneele, hatte just ihre einzige Tochter wieder zu sich genommen, die kleine Wilhelmine, die ihre Erziehung im Kloster der Heimsuchung soeben vollendet hatte. Die Zeit war fern, wo Frau Cadzand eifersüchtig darauf bedacht war, stets mit ihrem Sohne zusammenzuleben, wo sie hoffte, daß er nie heiraten, sich ganz ihr widmen, der beharrliche Gefährte ihres Alters sein würde. Das war ein selbstsüchtiger Traum gewesen, für den sie nun bestraft wurde. Jetzt dachte er ja daran, sie ganz zu verlassen und ein geistliches Leben zu führen. Aber es gab noch einen Mittelweg, dem sie sich nicht mehr bloß fügen wollte, sondern den sie leidenschaftlich zu wünschen begann, wie einen hinreichenden, immer noch köstlichen Ausweg. Jawohl! Er sollte heiraten! So behielt sie ihn doch ein wenig. Sie behielt ihn trotz dieser Teilung. Gott hingegen hätte ihn ihr ganz geraubt. Das war das schlimmste: wenn er für die andern lebte und für sie tot war.

Wilhelmine war eben siebzehn Jahre geworden, eine schöne Brünnette, wie man sie in Flandern oft findet. Ein Einschlag spanischen Blutes, denn die blonde Schönheit bildet den Grundstock des Volksschlages. Sind die blonden Haare nicht am lichten Tage entstanden? Die schwarzen dagegen bei Nacht? Spanien aber war die Nacht in Flandern.

Fräulein Daneele war reizend, von sanftem Wesen, trotz ihres dunklen Haares und ihrer entsprechenden Augen, die wie dunkler Samt waren. Dazu eine träumerische Versonnenheit, eine reizende Schüchternheit, die ihren blassen Teint alle Augenblicke rötete: der Ton des Himmels, wenn die Morgenröte in den Tag übergeht.

Frau Cadzand liebte das junge Mädchen; sie hatte auch die Mutter ins Herz geschlossen. War sie doch eine der wenigen Freundinnen ihres zurückgezogenen, einsamen Daseins, das sie seit ihrer Witwenschaft geführt hatte. Und daher kam sie auch auf den Gedanken, daß die Arznei, die Heilung, die Abkehr von allen geistlichen Plänen für Hans darin läge, daß Wilhelmines Liebe ihm zuteil würde. Ein ideales Paar! Ihr Ehebund würde allen Ängsten der Mutter ein Ende machen.



Deshaß forderte sie ihren Sohn auch heute auf, sie zu ihrer Freundin zu begleiten. Er hatte es ausgeschlagen. Aber er war schon dagewesen. Er würde wieder hingehen. Auch kam Frau Daneele mit Wilhelmine oft in die alte Wohnung in der Rue de l'Ane Aveugle, um den Nachmittag bei ihr zu verbringen. Man mußte alles erhoffen von dem Zauber der Jugend, den sanften Augen und weichen Haaren, der Macht der Sinne, deren Fluidum wirkt, von dem unschuldigen Glücksversprechen der Lippen, deren rote Frucht stets dem Apfel im Paradiese gleicht.

Und wenn die beiden Mütter beisammen waren, dachten sie an das gleiche, ohne es auszusprechen.

## 2.

Hans war krank geworden. Jedenfalls infolge seiner sitzenden Lebensweise. Er war abgemagert und etwas verändert, zumal ihm in den letzten Tagen seiner Krankheit die Haare gewachsen waren und wieder ein wirres Gelock mit blonden Ringeln und Lichtwirbeln bildeten.

Der Arzt hatte frische Luft, Spaziergänge und Zerstreuungen verordnet. Er entschloß sich, etwas mehr auszugehen. Seine Mutter nahm ihn zu langen Spaziergängen mit, betrübt, ihn stets so versonnen zu sehen, so geistesabwesend und mit dem großen Plane beschäftigt, den sie nur zu gut kannte . . . . Gefügiger wurde er höchstens, wenn sie mit ihm zum Beghinenhof ging, die mit Grün geschmückte Brücke über das Minnewater beschritt und in die stille Umfriedung trat, deren leise Geräusche den Takt zu der Stille schlugen: ein Seufzen in den Blättern, ein ferner Glockenklang, ein zwitschern-der Sperling, dessen scharfer Ruf an das Knirschen eines Messers auf einem Steine gemahnt.

Durch diese leisen Geräusche skandiert, wirkte das Schweigen noch mächtiger; es war wie das Meer um ein paar Kähne. O Ruhe des mystischen Obdachs, in dem Hans daherschritt wie auf einem Bilde, wie man im Gelste in der Landschaft eines alten Meisters wandelt! Weiter war nichts zu hören. Und doch lebten Menschen hinter diesen Scheiben, gerettet vor den Leidenschaften, Geschäften und Kämpfen der Eitelkeit und des Wohllebens. Bisweilen schritt eine Beghine vorüber, so ruhig, so wenig menschenartig, wie ein schwarzweißer Schwan, und strebte der Kapelle zu, aus der frommer Gesang sich erhob.

Hans beneidete sie und wurde von neuem auf seinen fixen Gedanken gelenkt.

„Hier ist man glücklich!“ sagte er zu seiner Mutter.

„So scheint es uns, Hans, weil wir hier nur vorbeikommen. Die Dinge sind glücklich hier. Aber die Frauen, in ihren kleinen Klöstern eingeschlossen — weißt du, was sie denken?“

„Sie sind glücklich,“ antwortete Hans mit Wärme.

Man merkte, daß er an sich dachte, seine eigne Sache verfocht.

„Ein kaltes Glück, wie das der Toten!“

Mutter und Sohn schwiegen. In diesem Augenblicke stand Gott zwischen ihnen.

(Fortsetzung folgt.)



## Einsamkeit.

Von

Camill Hoffmann.

Wohin die Wege mich führen,  
ich frag nicht mehr.  
Vorbei an vermauerten Türen,  
vorbei an vergitterten Fenstern,  
erblindet und leer.

Die Pforten zu Gott sind mit großen  
und dunkeln Worten versperrt.  
Gott hat die Menschen verstoßen,  
Ist selbst nun einsam und stumm. —  
Wir gehn in der Irre herum.

## Rundschau.

### Finanzpolitisches.

Von Pluto.

Anstand geht über Berechnung! Sonst hätten die Börsen nichts Gescheiteres tun können, als jenes schreckliche Erdbeben auf Sizilien sofort mit einer Hausse zu begrüßen. Denn eines lag doch klar vor aller Augen da, daß Italien vorläufig aus jeder politischen Kombination auszuschelden sei. Was das in Zeiten solcher Spannungen, ja Pressungen bedeutet, wie sie die Orientalische Frage nun schon seit Monaten hervorrief, braucht wohl nicht erst detailliert zu werden. Also ein Friedensmoment ersten Ranges, das die Spekulation nur aus Scheu vor dem Unglück nicht im mindesten ausnützte. Dagegen ließ es sich schon der Wiener Lokalpatriotismus etwas angelegen sein, die notgedrungene Demut eines allzu redseligen serbischen Ministers durch bessere

Kurse zu fchern. Noch wärmer hätte sich diese Feler gestaltet, als Österreich endlich der Pforte eine Entschädigung mit Erfolg anbot, wenn inzwischen andere Sorgen ausgeblieben wären. „Die ich rief, die Gelster werd’ ich nun nicht los.“ Zuerst hat die Habsburgische Monarchie extreme Schutzzölle geschaffen und nunmehr, da dadurch die dortigen Industriellen ebenso reich, wie mächtig geworden sind, greifen sie auch in die hohe Politik ein. Wer die Preßverhältnisse jenes Landes in ihrer vieljährigen Ehe mit den Kartellen und Syndikaten kennt, der wußte auch von vornherein, weshalb angesehene Organe, nachdem sie zur Beseitigung des türkischen Boykotts immer wieder eine Geldentschädigung angeraten hatten, von dem eigensinnigen Aehrenthal schließlich ganz abrückten. Die Industriellen, ohne deren glänzende Geschäfte nicht einmal die Banken in Wien höhere Dividenden zahlen könnten, wollten ihren verloren



gegangenen Absatz im Orient schleunigst zurückgewinnen, und zu diesem an sich ganz vernünftigen Zwecke machten sie ihre öffentliche Meinung mobil. Also nur um des — inneren Friedens willen, hat die österreichische Diplomatie nach langem, allzulangem Zaudern eingelenkt. Da aber die Großen in Berlin nach wie vor wenig optimistisch sind, u. a. wegen unserer eigentlichen Konjunktur, — so zeigten sie den Kleinen, d. h. der Börse, ein anderes Bild, — das einer möglichen Geldversteifung. Die Franzosen, in Vorbereitung ihrer russischen Emission, ziehen viel Gold aus London und die Bank von England muß jetzt, trotzdem dies ja nur eine vorübergehende Erscheinung sein mag, ihren Disconto erhöhen. Sie ist nun einmal das Goldreservoir der ganzen Welt, wie sich jetzt wieder zeigt, trotzdem die Pariser Banken den Löwenanteil an jener Anleihe nehmen, während die Londoner Firmen sich mit einer Anstands-beteiligung begnügen. Also ohne weiteres sind die Börsen noch einer stürmischen Hausse nicht allzugeneigt, es müßten denn die südöstlichen Angelegenheiten plötzlich ein ganz friedliches Antlitz zeigen. Bis dahin aber gedenken unsere Bankkreise ihrer intimen Kenntnisse von den schlechteren Dividendenaussichten der Eisen- und besonders der Kohlenwerte, wobei sie noch hoffen, daß diese Umstände nicht allzufrüh in die Öffentlichkeit dringen werden.

\* \* \*

Die Unzufriedenheit der Erfinder ist nichts Neues. Hier in einem seltenen Falle loben sie vielleicht die staatliche Fürsorge. Es handelt sich um ein ziemlich wahrscheinlich gewordenes Übereinkommen zwischen Deutschland und der Union, das ohne sehr rigorose Maßnahmen Englands wohl kaum nötig gewesen wäre. Dieses hat bekanntlich den Ausübungszwang von Patenten binnen wenigen Jahren gesetzlich festgelegt und zu dieser, die internationalen Gewohnheiten brüsk überspringenden Neuerung, sogar noch eine Rückdatierung des Inkrafttretens hinzugefügt. Infolgedessen wünscht man in Washington ähnlich rücksichtslos vorzugehen. Da wir aber keine Gefahr laufen wollen, unter fremden Neubestimmungen zu leiden, die sich eigentlich

gegen England kehren, so unterhandeln wir nunmehr mit den Amerikanern wegen eines diesbezüglichen Toleranzvertrages auf Gegenseitigkeit. D. h. es soll für die Patente beider Länder genügen, wenn dieselben in einem der Länder fabriziert werden, so daß der direkte Fabrikationszwang da, wo man auch patentierte, hinfällig wird. Mit Italien haben wir bereits einen derartigen Vertrag, mit Österreich, dem Dorado der Hochschutzzölle, war seinerzeit in dieser Beziehung nichts durchzusetzen. Lieber hätten die Wiener Delegierten auf das ganze Übereinkommen verzichtet, als daß sie den so ungerechten Ausübungszwang preisgegeben hätten. — Altmodisch, aber rentabel!

\* \* \*

Der Ring ist geschlossen. Mit der nunmehrigen Konstituierung der Elektrobank Felten & Guilleaume-Lahmeyer, der abermals eine Reihe von Großbanken angehören, ist dieser neuesten Gattung finanziell-industrieller Mischwesen vorläufig das letzte Glied angereiht worden. Natürlich stehen auch hier wieder Millionen und Millionen auf dem Papier, von denen angenommen werden darf, daß ihre rastlosen Unternehmer mit der Ausgabe nicht allzulange zögern werden. Unter den Vorständen erblicken wir Geschäftsleiter, deren Persönlichkeiten zum Teil schon für eine solide, ja vorsichtige Führung bürgen. Das würde aufhören, entweder dadurch, daß diese Herren mit ihren größeren Zwecken wachsen, d. h. ihren alten guten Grundsätzen untreu werden, oder aber wenn sie später, wie dies doch allzu menschlich ist, Anderen Platz machen. Für diese Anderen fehlt aber, denn wer kann so weit sehen? — Jeder Anhalt hinsichtlich einer gleich sicheren Dispositionsfähigkeit. Es mag seltsam erscheinen, so vor auszudenken, aber wir haben es hier doch schließlich mit gewaltigen Obligationeninstituten zu tun, ohne Staatskommissar und ohne besondere gesetzliche Regelungen. Deshalb kann es auch nicht früh genug ausgesprochen werden, daß unsere beiden Elektrobanken im Grunde nichts weiter als eine Art von Privathypothekenbanken sind, deren Obligationen (!) wie sie wohl leider betitelt werden, in erster Linie auf persönlichem Vertrauen beruhen.



Dieses wird in den ersten Jahren der alterfahrener Leitung und Behutsamkeit wohl vollauf gerechtfertigt werden, und man muß eben hoffen, daß dann später die neuen Männer von den ihnen verliehenen allzugroßen Machtvollkommenheiten keinen sehr heftigen Gebrauch machen. Heute ist die Kontrolle der Großbanken nach dieser Richtung hin noch unnötig (wenigstens soweit A. E. G.-Siemens-Schuckert in Betracht kommt). In Zukunft aber, wo eine solche Kontrolle vielleicht erforderlich sein wird, weiß man nicht, ob die einen Faktoren den andern noch gewachsen sein werden.

\* \* \*

Der chinesische Staatsstreich scheint sämtliche Europäische Gesandte so unvorbereitet getroffen zu haben, wie etwa die Annexion Bosniens unsern Herrn v. Tschirschky. Nur daß für das rasche Erfassen neuer Situationen die Umgangssprache am Hofe zu Peking doch wohl größere Schwierigkeiten bietet als die am Hofe zu Wien. Sofort nach der Thronbesteigung jenes jugendlichen Kaisers wurde hier auf die baldige Möglichkeit einer veränderten Fremdenpolitik hingewiesen. In der Tat hat der jähe Sturz des Premierministers derartige Besorgnisse unter den dortigen Großmachtsvertretern sofort hervorgerufen, wobei natürlich der Diplomat irgendeines einflußreichen Landes — diesmal war es zufällig Frankreich — eine wohl-erwogene Ausnahmestellung einnahm. Auch diese Gefahr einer Zersplitterung der europäischen Interessenvertretung gegenüber dem schlaunen Mandarinentum wurde gleich anfangs von uns dargelegt. Ein Glück ist es nur, daß wenigstens die Union sich von den augenblicklichen Machthabern in Peking nicht ködern läßt, trotzdem man ihr von dort aus wichtige Eisenbahnkonzessionen gegen eine Anleihe von 50 Millionen Dollar anbietet. Wissen doch die Amerikaner nur zu gut, wie jene Absetzung Juanschikais auf japanischen Einfluß zurückzuführen ist, der sich, vor allem in der Mandschurei bisher wieder gelähmt sah — zur starken Genug-tuung gerade der Amerikaner. Die ganze Lage wird um so verwickelter als die Chinesen sich wahr-scheinlich zunächst hüten werden, die internationale Zoll- resp. Finanzkontrolle zu verletzen, um jedem Vorwande einer Einmischung gegenüber

anderen Erschwerungen des auswärtigen Handels, noch aus dem Wege zu gehen. Einstweilen soll ja unsere Industrie die Lieferungen für die Tientsin-Pukowbahn erhalten, deren Eisenbahnmateriale mindestens mit M. 20 Millionen bewertet wird. Vor Zeiten fürchtete man sich überhaupt vor dem Erbauen chinesischer Eisenbahnen, weil u. a. wegen Ablösung des Grundeigentums völlige Unkenntnis der dortigen Gesetze herrschte. Das hat sich inzwischen geändert.

\* \* \*

Diplomaten oder Fachleute? Die Franzosen haben gewiß ein Interesse daran, den neuen deutsch-portugiesischen Handelsvertrag als einen Sieg unsererseits auszuposaunen. Erstens hetzen sie dadurch ein wenig gegen uns und sodann könnten sie auch selbst mehr in Lissabon erreichen. In Wahrheit werden aber jetzt gewichtige deutsche Kaufmannsstimmen vernehmbar, nach denen, wenn sie wahr sprechen, dieser ganze Vertrag eine Blamage schlimmster Art für uns sein würde. Kein einziger Fachmann sei zu Rate gezogen worden, alles hätten vielmehr dabei unsere Diplomaten besorgt, noch dazu unter so strenger Geheimhaltung der Vertragsverhandlungen, als handle es sich um ein Stück auswärtiger Politik. Nun ließe sich ja einwenden, daß vielleicht unsere Kaufleute unzufrieden, unsere Fabrikanten dagegen zufrieden seien. Leider finden wir aber auch die letzteren in bitterer Beschwerde, so vor allem die Kleinisenindustriellen. Tatsächlich weist diese alte deutsche Kolonie in Lissabon eine Zahl so gewiegter Exporteure und Importeure auf, daß ein Übergehen dieser Autoritäten bei den entscheidendsten Verhandlungen ganz unbegreiflich erscheinen müsste. Und wie lange klagte man gerade in diesen Kreisen über die Verzögerung des Handelsvertrages, sowie über das geringe Verständnis in Berlin für diese Interessen! Am besten: Die Deutschen in Lissabon hätten den Mut, nunmehr mit dem wahren Sachverhalt offen und klar herauszutreten. Alsdann würde ja noch der Reichstag sein letztes Wörtchen über Fähigkeit, oder Unfähigkeit unserer Diplomaten zu sprechen haben.



## Die Steuer gegen Bayern.

Von Otto Seidl (München).

Der Herr Abgeordnete Gotthard Wölzl (München I) hat jetzt schwere Tage. Den National-liberalen und allen unentwegten Preußenfreunden in Bayern muß die geplante Elektrizitäts-Steuer am wehesten tun. Sie haben es nicht verdient um den Norden, daß man sie zu so peinlicher Entscheidung zwang! Die aber, welche eine scharfe Hetze gegen Preußen als lieben Sport betreiben, die haben jetzt ein wahres Kaiserwetter für ihre Kraftübungen. Es war ja, wie oft betont, ein wirtschaftlich rückständiger, in seiner Grundanschauung verfehlter Gedanke, mit einer solchen, die Wirtschaft lähmenden, eine hoffnungsreiche Entwicklungsmöglichkeit unterbindenden Steuer einen Versuch zu machen. Aber das hätten wir im Süden aus eigener Kraft nie fertig gebracht, den bayerischen Bauern und Handwerker neben den Industriellen und die Handelskammer als Kämpfer einzustellen gegen einen wirtschaftspolitischen Rückschritt. Dazu brauchen wir schon den — Alpenverein, Herrn Sydow, der unsere hübschen Bäche mit ihrem schnellen Wasser so gerne sieht, der sie nun zur „Hebung der Reichsfinanzen“ schnöde und undankbar anzapfen möchte. Hilpert, der mittelfränkische Bauernbündler, als Bundesgenosse der Handelskammer zu Mannheim und der Sozialdemokratie! Das bayerische Zentrum als Verteidiger des wirtschaftspolitischen Fortschritts!

Unser Land ist arm an Kohle und Eisen, wirtschaftlich zurückgeblieben. Im Süden zumal ist die Bevölkerung in geistiger und gesundheitlicher Beziehung ungünstig gestellt, durch Biergenuß und klerikale Erziehung verdummt, körperlich minderwertig durch den Mangel der Mutterbrust. Aber sie ist einig im Widerstand gegen die Steuer auf Licht und Kraft, gegen die Beraubung an dem Geschenk der Bergflüsse, daß da feenhaft Hoffnungen, unabsehbare Fortschritte zu bringen versprach und mit der wirtschaftlichen Besserung: Bildung und geistige Freiheit. Kein Schiff befährt unsere Flüsse, nur kümmerliche Flöße. Das stolle Gefälle versagt uns so vieles, was die Ströme den

Ebenen bieten. Jetzt sollte es uns Hilfe bringen, Kraft schaffen, Licht erzeugen. Soll ich sie nennen, die ärmlichen Dörfer in Münchens Umgebung, zum Teil abseits von jeder halbwegs radfahrbaren Straße, die Dörfer, die elektrisch beleuchtet sind, deren Bauern und Handwerker Betriebs-Verbesserungen, Arbeits-Erleichterungen erhofften von der geheimnisvollen Kraft mit dem schwierigen Namen, die ihnen von den Isarwerken zugeführt wird?

Wieviel Schönheit und Landschaftsfreude mußten geopfert werden, um diese, vorerst noch kleinen, aber entwicklungsfähigen Fortschritte zu ermöglichen. Von einem schmutzigen Kanal begleitet, in ein abscheuliches Korsett gezwängt, fließt die grüne Tochter des Karwendels, die Isar, auf München zu, damit sie dem Volke der Bayern die sehr nötige Erleuchtung schaffe. Wir wollen nicht noch Steuern dafür zahlen, daß wir das Isartal verhandelt haben! Wir wollen uns den späten Ersatz für die lange Benachteiligung nicht aus der Hand winden lassen, ehe wir ihn recht genossen. Und wir befinden uns in diesem Kampfe in gemischter, aber nicht in schlechter Gesellschaft. Der Landrat von Oberbayern (d. h. also der „Provinzial-Landtag“), die Abgeordneten-Kammer, das „Herrenhaus“, der „Reichsrat der Krone Bayern“ haben einstimmig vor der Elektrizitäts-Steuer gewarnt. Nun will ich gewiß kein Loblied singen auf die bayerische Kammer der Reichsräte. Sie ist zwar nicht entfernt so kraftvoll rückschrittlich wie das preußische Herrenhaus; aber es fehlen ihr völlig die großstädtischen Bürgermeister, die in Preußen doch etwas Leben und Geist in den „Senat“ hineinbringen. Man kann im bayerischen Reichsrat ziemlich gut zwei Richtungen unterscheiden: die freikonservative, die aus den philosophisch freisinnigen, aber politisch konservativen Plutokraten besteht, und eine zweite, die man etwa als „nationalkatholisch“ bezeichnen darf, zu der ich eben die Prinzen und den katholischen Hochadel rechne. Trotz dieser gewiß nicht gerade fortschrittlich zu nennenden Zusammensetzung haben unsere hohen Herren „Schneld“ entwickelt und sich hochgemut auf die Seite der Sozialdemokraten gestellt. Hie Sydow, hie Prinz Ludwig und Vollmar! Aber diese haben die wirtschaftspolitische Einsicht für sich: Es ist



toricht, zur Verbesserung der Reichsfinanzen die wirtschaftliche Produktion zu unterbinden, dem Auslande gegenüber zu belasten.

Die elektrischen Fachleute sagen, daß ihnen der bloße Vorschlag und die Tatsache eines so verkehrten Vorschlags an sich schon viel Schaden in der elektrischen Arbeit getan haben. Uns in Bayern hat das die Augen geöffnet. Es ist diesmal nur der Egoismus der Enterbten, ein Partikularismus und ein Fanatismus für den Fortschritt, ein „Preußenhaß“ zum Heile der ganzen deutschen Volkswirtschaft!

## Rätsel des Seelenlebens.

Von Graf Carl Klinckowstroem.

Im Jahre 1886 hat die Londoner „Society for psychical researches“ eine Umfrage erlassen betreffs übersinnlicher Erlebnisse. Das Resultat, veröffentlicht von Gurney, Myers und Podmore unter dem Titel „Phantasms of the living“, ergab eine Fülle wertvollen Materials. Ein Jahr später erließ Dr. F. Maack eine ähnliche Rundfrage („Psych. Studien“, 1887, Nov.), die ein wissenschaftlich absolut negatives Ergebnis zeitigte. Dr. Maack schöpfte daraus die Überzeugung, daß die übersinnlichen Erscheinungen nicht von der psychologischen, subjektiven Seite angefaßt werden dürften, daß vielmehr vor allem erst ein naturwissenschaftliches, physikalisches und chemisches, besser mechanisches Fundament gelegt werden müßte. Ob die Zeit und die mühevollen Arbeit, die Dr. Maack in den Dienst dieser Aufgabe gestellt hat, vergeblich gewesen sind, wird die Zukunft entscheiden. (Siehe besonders seine „Wiss. Zeitschrift für Xenologie“, 1899—1902.) Maacks „Xenologie“ ist im Grunde nichts anderes als eine transzendente Mechanik, oder der Versuch einer solchen, ohne die die Rätsel des Seelenlebens stets Rätsel bleiben werden. Zu einer solchen transzendentalen Mechanik, die auf den neuesten Erfahrungen von Biologie und Physik fußt, kommt übrigens neuerdings auch Dr. G. Eichhorn, und zwar ohne Okkultismus, in seiner sehr beachtenswerten Schrift „Vererbung.

MÜNCHEN. 1900. Heft 2.

Gedächtnis und transzendente Erinnerungen. Stuttgart 1909“.

Eine dritte Enquete, die ein sehr reiches und wertvolles Material ergab, ging im Jahre 1899 von C. Flammarion aus. Das Ergebnis, das Flammarion nach methodischer Sichtung des Stoffes zuerst 1900 publizierte, liegt nunmehr auch in deutscher Übersetzung vor.\*) Das Buch ist hier bereits gewürdigt worden. Der temperamentvolle französische Astronom bleibt diesmal zumelst auf dem realen Boden der Tatsachen und schweift nur selten in das Gebiet phantastischer Spekulation hinüber. Es ist eine erdrückende Fülle von beglaubigten Fällen psychischer Fernwirkung Lebender und Sterbender, von Gedankenübertragung, Hellsehen, Wahrträumen usw., die, nüchtern registriert und klassifiziert, schon als statistisches Material einen durchaus berechtigten Anspruch auf Beachtung erheben. Es läßt sich nicht leugnen: Einwendungen, die in dem beliebten „Zufall“ gipfeln, oder zur Halluzinationshypothese — ein Thema, das Flammarion für sich behandelt und gleichfalls mit einer Menge von Beispielen belegt (5. Kap.) — ihre Zuflucht nehmen, sind zwar einem einzelnen Berichte gegenüber zu rechtfertigen. Hier verlieren sie an Gewicht. Im 4. Kapitel des Buches hat Flammarion diese und ähnliche Einwendungen in völlig befriedigender Weise entkräftet.

Was durch diese Art der Forschung erreicht werden kann: die klare und präzise Konstatierung einer Reihe übersinnlicher Phänomene, ist damit erreicht. Zu einer Erklärung derselben wird dieser Weg niemals führen.

Glaubt das etwa die Berliner „Psychologische Gesellschaft“, wenn sie ihrerseits eine Umfrage (die vierte in der Reihe) erlassen hat? (Dessoir, Moll, Hennig). Das Resultat ihrer Enquete, es mag ausfallen wie es will, wird in dieser Sache kein Wort von entscheidender Bedeutung mehr sprechen können. Diese Kundgebung hat lediglich symptomatischen Wert: Es muß freudig begrüßt werden, daß nun auch deutsche Akademiker endlich offen den okkulten Problemen Interesse ent-

\*) Rätsel des Seelenlebens, von Camille Flammarion. Übersetzt von Gustav Meyrink. Stuttgart bei Gustav Hoffmann. 1900.



gegenbringen. Wenn erst die deutsche Wissenschaft, dem Beispiel fast des gesamten Auslandes folgend, ihre sprichwörtlich gewordene Exaktheit und Gründlichkeit in diese komplizierten Gebiete hineinträgt, so wird die Lösung der Probleme hoffentlich nicht lange auf sich warten lassen. Es geht aber nicht an, die vielen guten Anläufe unserer okkultistischen Bewegung einfach zu ignorieren. Die Geschichte wird wohl hier, wie überall, ihre ausgleichende Gerechtigkeit walten lassen.

Dr. R. Hennig hat eine Broschüre geschrieben, die ich gerne jedem Spiritisten auf den Weihnachts- resp. Geburtstagstisch legen würde: „Wunder und Wissenschaft. Eine Kritik und Erklärung der okkulten Phänomene. Hamburg 1904.“ Wenn auch der Titel nicht alles hält, was er verspricht — die Kritik ist z. T. sehr gut, die „Erklärung“ läßt natürlich zu wünschen übrig — so können doch die Spiritisten seit dem Erscheinen dieses Buches nicht mehr sagen, daß ihren Gegnern die Sachkenntnis und mithin das Urteil fehle. Der Verfasser weist energisch auf alle Fehlerquellen hin und gibt damit dem Experimentierenden oder beobachtenden Okkultisten wertvolle Fingerzeige. Hennigs reservierte Haltung geht vielleicht zu weit. Jedes Zugeständnis, das er macht, wird durch drei Einschränkungen, die er daran hängt, allso gleich stark zurechtgestutzt. So auch in einem kürzlich erschienenen Aufsatz in der „Neuen Revue“ (1908 No. 6, Dez.), in welchem er einen orientierenden Überblick über das ganze Forschungsgebiet des Okkultismus gibt. Ich greife nur belläufig heraus, daß Hennig das Phänomen der Wünschelrute rückhaltlos anerkennt. Ein bedeutungsvoller Schritt, wenn man bedenkt, mit welcher Heftigkeit noch vor kurzem dagegen geelfert wurde. Wer glaubt heutzutage, daß es mit den allbekannten Erscheinungen des Hypnotismus vor einigen Jahrzehnten nicht anders zuging? Und doch wurde der „Magnetiseur“ Hansen für seine Produktionen, die freilich damals noch unerklärlich erschienen, mit Schimpf und Hohn verfolgt und als Betrüger gebrandmarkt.

Einer Anschauung Hennigs möchte ich aber entschieden entgegentreten. Wenn er sagt: „Für die Wissenschaft können die genannten spiritistischen Produktionen erst dann diskutabel werden,

wenn der Welt das erste bedingungslos zuverlässige und ehrliche Medium beschert wird, an das sie anknüpfen — bis dahin muß es gestattet sein, sie als Betrug und Taschenspielererei zu brandmarken!“, so habe ich darauf zu erwidern: Solange die Ehrlichkeit der Versuchsperson ein integrierender Faktor in der Rechnung des Experimentes ist, bleibt dieses stets angreifbar. Die Bedingungen der Versuche sind daher von dem Experimentator durch geeignete Kautelen so einzurichten, daß ein Betrug von vornherein ausgeschlossen ist, daß die Reinheit der Resultate also von den guten oder schlechten Charaktereigenschaften des Mediums unberührt bleibt — ein Prinzip, das für den Physiker sich wohl von selbst ergibt, und das z. B. Morselli bei der nichts weniger als einwandfreien Eusapia Palladino mit Erfolg angewandt hat. Worauf ich Herrn Dr. Hennig speziell hinweisen möchte.

Ob sich Dr. Hennigs kühne Behauptung — um auch darauf einzugehen —, daß noch kein spiritistisches Medium sich bis jetzt als absolut ehrlich erwiesen habe, rechtfertigen läßt, kann ich nicht entscheiden. Es wird dies aber seitens der Spiritisten zum mindesten von D. D. Home und der Frau d'Espérance mit Enthusiasmus verkündigt. Auch gegen die Frau Piper ist bis jetzt nichts eingewendet worden. Die ohne Zweifel sehr wertvollen Experimente einer Reihe englischer und amerikanischer Gelehrter mit diesem „Medium“ sind u. a. von Professor M. Dessoir eingehend besprochen und gewürdigt worden („Woche“, 1900, No. 6, 9 u. 11). Ich will jedoch für die moralischen Qualitäten dieser und anderer berühmter Medien meine Hand nicht ins Feuer legen, zumal diese meines Erachtens keine Rolle spielen, insofern, wie gesagt, dieser Faktor als mögliche Fehlerquelle a priori auszuschalten ist. Ganz abgesehen davon, daß in den sich unserer Kontrolle meist entziehenden sogenannten Trance-Zuständen bewußter Betrug von unbewußten Handlungen, die die Tendenz verraten, den Phänomenen „nachzuhelfen“, oft nicht mit Bestimmtheit unterschieden werden kann.

Was freilich vorausgesetzt werden muß, das ist die Ehrlichkeit des Experimentators, die aufrichtige Überzeugung von der Richtigkeit der Dinge, für die er eintritt. In dieser Hinsicht kann der freimütige Franzose unseren deutschen Akademikern



zum Vorbild dienen. Gehört nicht Mut dazu, seinen Ruf und seine Stellung aufs Spiel zu setzen, sich dem Hohn und Spott der Majorität preiszugeben? Und Flammario ist nicht allein geblieben.

Wie lange werden wir in Deutschland noch warten müssen?

## Festkleider.

Von Norbert Jaques.

Etwas, das wir aus unserm Leben langsam verschwinden sehen, sind die Feste, sowohl jene, die die Allgemeinheit im Freien feiert, als auch diejenigen, die von begrenzteren Kreisen in der Intimität der Häuser begangen werden. Diese Tatsache war mir nicht nur in Deutschland, sondern auch in seinen Nachbarländern auffällig, und nur noch abgeschlossene Gegenden, die einen steifen Rest von Volkstum und Tradition bewahrt haben, vermögen sie mit jenem kritiklosen Drinaufgehen und mit jener duftigen Naivität des Frohsinns zu feiern, die den Festen ihren äußeren Bildwert und ihren inneren Wert als Abspanngelegenheiten voll geben.

Begeht man heute Feste, so pflegt man in ihre Mitte als Kern, als Hauptstück, Gruppen von Menschen zu setzen, die in der vergangenen Buntheit alter Trachten herumprunken müssen. Ja, oft feiert man reine Trachtenfeste. Drei Tage lang bewegen sich dann die direkten Teilnehmer unter dem Reichtum der Farben und Formen von Urgroßvaters und Großmutter's Gewandung zwischen der nüchternen Modernität der anderen Menschen herum, an sich selber verzückt, weil sie nicht dachten, daß sie zu solchen Bildern werden könnten, und bestaunt und bewundert von den Zuschauern, denen die Pracht der Farben, das Malerische der Formen wie Freudenfeuer in die Augen leuchtet. Man greift also in eine vergangene Zeit zurück und gibt mit ihrer toten Schönheit seinen Festen sozusagen die Würze, die sie in den lebendigen Tagen unserer Gegenwart aus eigener Kraft nicht mehr finden. — Können wir daraus nicht vielleicht einen der Hauptgründe ziehen, weshalb unsere

Feste degenerieren? Nämlich in der Verkommenheit unserer Tracht.

. . . Die Psychologie des Festtreibens geht doch durch die Augen. Man sieht in dem Durcheinanderschlüpfen, Aufeinanderstoßen, in dem Sichzusammenfinden und Auseinanderschwärmen, im Promenieren, Tanzen, Karussellfahren, im Tändeln und Umschlungengehen, in dem ganzen verwirrten Festrummel als Rhythmus die Lustigkeit, den Leichtsin, das Abspannen aus den Sorgen des Tages herumkreiseln. Aber unsere Männer kleiden sich in Schwarz und auch die Frauen kommen eintönig genug hin. Es fehlt der anreizende Zauber der Farben. Statt herzerheiternder Buntheit bewegt sich Dunkles durcheinander, und nur das Karussell hat in seinen Flittern das Verständnis für den Bildreiz des Festes naiv bewahrt.

So ist ein Gegensatz mitten ins Bild gekommen, dessen Zwiespalt auf die Stimmung zurückwirkt. Helmlich weiß man, woran es liegt und versucht, wie gesagt, durch die Farbigkeit alter Trachtengruppen das Bild etwas aufzumischen.

Ähnlich wie mit den Festen im Freien geht es auch den stilleren Feiern, zu denen man sich im Innern der Häuser vereinigt. Als kürzlich ein süddeutscher Dichter von Baden nach Wien zum Vorlesen eingeladen worden und in einer Lodenjoppe hinter dem Vorlesetisch erschienen war, ging etwas wie ein Jubilieren darüber durch die Wiener Zeitungsberichte, aus denen es in ganz Deutschland weiterklang. Man setzte sich heiter über die Verletzung der gesellschaftlichen Form hinweg. Man empfand auch nicht die kokettierende Lüge, die in dieser Lodenjoppe steckte, denn nimmt ein Dichter die nur rein gesellschaftliche Formalität eines solchen Vortrags schon über sich, so ist die nächste Konsequenz, daß er sich den Sitten der Gesellschaft, in die er sich freiwillig begibt, anpaßt. Man feierte, glaube ich, diese Lodenjoppe als Protest. Sie erschien als eine Gewandung von malerischer Weichheit, wo man die steife Lächerlichkeit eines Frackes erwartet hatte.

Das Beispiel der alten Trachten in den heutigen Festen, der gepriesenen Lodenjoppe des süddeutschen Dichters, wie noch manche andere Erscheinungen geben deutlich zu verstehen, daß man mit dem Bestehenden unzufrieden ist, und überall fühlt



man, wenn er auch noch nicht ausgedrückt wird, den leisen Wunsch, an die herrschende Festmode Hand zu legen.

Wir sind uns ja wohl alle klar über die traurige Erscheinung unseres großen männlichen Festanzuges, des Fracks. Dieses jämmerliche Überbleibsel einer sonst radikal verschwundenen Mode trägt zur eigenen Trauer das farblose Schwarz. Er ist ein gerupfter Vogel. Die Spitzenjabots und Manschetten, die Taschengehänge, die Leistenbändchen, die bunten Knöpfe, Tressen und Borten, Material und Farbe — um all das wurde er geplündert, wie ein farbiges Vögelein um seine Federn. Es bleibt von dem alten lustigen und bunten Ding nur noch das farblose Gerippe, eine Andeutung der alten Form. Und diese „lügübren“ Reste schleppen wir durch die Abende, an denen wir uns mit Frauen und Freunden zu großen abspannenden und anregenden Festen vereinigen sollen. Es hängt seine Schöße trübselig über unsere Waden, bis wir anfangen uns im Tanze zu drehen; dann fliegen sie auf einmal närrisch in die Höhe, spreizen sich wie geöffnete Scherenflügel auseinander, bis wir mit dem Drehen einhalten und sie wieder in ihre unglückselige hängende Stellung zurücksinken können. „Wadenklopfer“ hat ihn der Witz meiner Heimat getauft. Die zaghafte Reformen, die man an ihm vorzunehmen versuchte, als wie z. B. daß man ihm etwas Farbe geben wollte, konnten natürlich an seinem toten Dasein keine Kerne ansetzen.

Es wäre gefährlich und humoristisch, übrigens ebenso unnatürlich, zu den alten Marquisröcken zurückzugehen. Wir Männer sind in unserer Kleidung nun einmal auf eine karge Knappheit gekommen, die in natürlicher Weise den geänderten Bewegungsarten, den umgemodelten Äußerungen des Zusammenlebens entspricht. Es wäre also schon ein Schritt vorwärts, wenn wir uns entschließen könnten, den Frack durch den Smocking zu ersetzen. Denn dieser Smocking ist wenigstens er selber, gibt sich als die letzte Frucht und als den rationellsten Ausdruck unserer Kleidungsart. Er ist vernunftgemäß und also von einer praktischen Schönheit und zeigt schließlich im Verein mit dem Glanz der weißen Hemdenbrust und dem heißen Licht der Damentolletten ein gewisses, wenn auch

zurücktretendes feierliches Benehmen. Auch der Gehrock mit seiner Stoffmasse und seinen wenn auch nur mehr Rudimenten von Falten wäre, trotz seiner historischen Vergangenheit, bei einigen Gelegenheiten der lächerlichen Figur des Fracks vorzuziehen.

Die Frau hat, entsprechend ihrem formen- und linienreicheren Körper und im Gegensatz zu der Gewohnheit der Natur, die sonst dem Männchen das bunte Kleid zuerteilt, sich mehr Möglichkeiten für Falten und Formen ihrer Kleider bewahrt. Jedoch ihr Ballkleid ist meistens beträchtlich unpraktisch, nicht nur durch die freie Bewegung hindernde Schnüren, sondern durch den Besatz, die Flitter und kleinlichen Fältchen, mit denen sie ihre Robe gerade nach der Seite hin übersät, die mit dem Tänzer in Berührung ist. Das Kleid wird gerade an den Stellen, die delikat wirken sollen, sofort defraichert. Die Dekolletage zu erörtern, gehört natürlich nicht hierhin, weil diese Plauderei nicht von ethischen Dingen handeln will, sondern von ästhetischen.

Einmal setzte eine kräftige Gegenwehr gegen das übliche Kleid ein, und einige Frauen kaprizieren sich noch heute auf das daraus entstandene „Reform“. Ja, unsere Kunstzeitschriften bringen noch manchmal, allerdings schämig gegen die letzte Seite gerückt, Probekleider in Reform. Das Reformkleid hängt sich nun im allgemeinen krampfhaft am Busen fest, fällt dann leblos herunter bis an die Schuhe und baut den Schultern, dem Kopf und der Oberhälfte der Busen ein wurstähnliches, schwer gewundenes Piedestal, in dem all die Weichheit und der süße Reiz, all die Musik fraulicher Bewegungen erbarmungslos versumpft.

Das Reformkleid ist heute ja auch schließlich nur mehr noch „Uniform“. Taugt diese Gewandung schon für das ruhige Maß der Bewegung im Haus und auf der Straße nichts, um wieviel ungeeigneter erweist es sich nun erst bei Bällen und gesellschaftlichen Feierlichkeiten, wo die Bewegungen des Körpers sich steigern und in einem potenzierten Rhythmus konzentriert gegeben werden müssen.

Das Reformkleid ist unästhetisch. Aber wir haben ja noch seinen unverdrängten Nebenbuhler. Nennen wir es: die Pariser Methode, sich zu kleiden, weil sie in Paris bis zum „Musterhaften“ ent-



wickelt wurde. Im Grunde ist die Eigentümlichkeit dieses Kleides nur eine zweideutig entstellende Verlegung des Ruhepunktes der Körperlínie, eine Vergewaltigung dieser Línie. Für das nahe Beisammensein auf einem Fest ist sie von einer etwas unproporn Aufdringlichkeit, für die Bewegungslust beim Tanz aber unnatürlich — in allen Fällen ungesund. Diese Art, sich zu kleiden, ist ja schließlich weiter nichts, als eine weibliche Spekulation, die sich auf ein naives Mißverstehen der Reize eines Frauenkörpers stellt. Es ist ein plumpes Raffinement. — Von der so entstellten Pariser Modedame bis zu der guten deutschen geschnürten Provinzfrau ist nur ein Schritt, der, je näher er dem Ende zugeht, um so mutverlassener wird.

Jedoch der Geschmack macht einige Fortschritte in dieser Zeit und bei einem kürzlichen Besuche drüben bei den Nachbarn sah ich froh erstaunt, daß man der alten Liebe untreu zu werden beginnt. Es geht mit den Kleidern, wie mit den weiteren Behältern, in die wir unser Leben des Tages fassen, wie mit den Zimmern, den Häusern, den Städten. Langsam tastend arbeitet man sich aus der verwirrenden Trübseligkeit der ersten Übergangsperiode der neuen Zeit heraus. Vielleicht dauert es nicht mehr lange, bis man die Liebe zur reinen Farbe und zur ungebrochenen Form wieder erwischt hat. Der Schritt ist für Frauen ungefährlich, und es wird ihren gesellschaftlichen Wert steigern, wenn sie statt Filz und Behang Farben, statt Korsett Falten von schönen Geweben um ihren Körper fließen lassen.

## Geschäft ist Geschäft.

Von Freiherrn v. Stetten.

Man hat sich seinerzeit daran ergötzen können, wie englische Lieferanten ganz unverfroren den Buren Kriegsmaterial verkauften, das zum Kampfe gegen die britische Macht dienen sollte. Nun hat man in Wien zwei große Roßhändlerfirmen, die noch obendrein k. k. österreichische Hoflieferanten sind, angenagelt, welche sich geschäftlich verpflichtet hatten, den Pferdebedarf der Serben im Konfliktfall mit Österreich-Ungarn zu decken und eventuell die Pferde via Rußland

zu liefern. Die Interpellation eines christlich-sozialen Abgeordneten im niederösterreichischen Landtag hat den Fall publik gemacht und den Bierpatrioten Gelegenheit gegeben, ihren schwarzgelben Gefühlen Luft zu machen. Gewiß ist das Geschäft kein moralisch schönes und steht einem Hoflieferanten schlecht an. Aber in einem Reiche, wo tschechische Mitglieder des Reichsrates zu offenen Kundgebungen für die verlotterte Regierung Serbiens anregen, die sich nur durch Beschimpfungen und maßlose Angriffe auf Österreich am Ruder erhält, wo der größere Teil der Tagespresse jahraus, jahrein, direkt und indirekt, disparaten, der österreichischen Reichsidee entgegenwirkenden Tendenzen huldigt — kann das Roßhändlerstücklein nicht gar so arge Entrüstung auslösen. Der Patriotismus ist hier aber billiger im Preis geworden. Der Kaufpreis für Rösser steigt dagegen . . .

## Englands Zukunftspolitik.

Von Dr. Hans Heiderich.

England und kein Ende! — so möchte man wirklich beinahe ausrufen. — Ein merkwürdiges Land, ein merkwürdiges Volk und eine merkwürdige Politik. Eine Politik regsam und von äußerster Wachsamkeit. Unbeugsam, mit eiserner Energie ihren Zielen nachgehend, weiß sie diese stets zu verschleiern, die allgemeine Aufmerksamkeit von ihnen abzulenken und auf gänzlich bedeutungslose Nebensachen zu richten. Still und ruhig geht sie ihren Weg. Eitles Gepränge verachtet sie. Aber nie vergißt sie ihre Aufgabe, die Interessen ihres Landes, ohne Rücksicht auf die Interessen anderer, zu schützen. Geschlossen steht das ganze englische Volk vom einfachsten Laufjungen bis zum stolzesten englischen Peer hinter ihr. Dies verleiht ihr jene Zielsicherheit und Großzügigkeit, die wir im kontinentalen Europa bis jetzt vergeblich suchen und wohl noch lange vergeblich suchen werden.

Welches sind nun die eigentlichen Ziele der englischen Politiker? Vergessen wir nie, daß, im Grunde genommen, die ganze weitausschauende englische Politik in erster Linie Handelspolitik ist. Welche Mühe hat sich Altmelster Alexander von



Peez, der bekannte hervorragende österreichische Großindustrielle, Volkswirt und Politiker, wohl der beste Kenner der englischen Politik, den wir haben, gegeben, auf diesen Grundzug hinzuweisen, ihn bekannt zu machen und ihn in Fleisch und Blut der mitteleuropäischen Völker übergehen zu lassen.

Ob mit Erfolg? — Es scheint nicht so.

Wieder tritt v. Peez mit einer kleinen Schrift „Englands Zukunftspolitik“ (Wien, im Selbstverlag) auf den Plan. Wieder zeigt er uns in klarster Weise ihre Ziele und wieder von neuen Gesichtspunkten aus. Wir sehen, daß das Gerede von der englischen Einkreisungspolitik keine Fabel ist, daß höchst reale Faktoren hinter ihm stehen und daß Wachsamkeit von unserer Seite kein Fehler, sondern eine unabwiesbare dringende Notwendigkeit ist.

Die englische Politik ist Wirtschaftspolitik. Auf wirtschaftlichem Gebiete haben wir ihre Grundursachen zu suchen. England sieht seine zukünftigen Handelsinteressen durch die Vereinigten Staaten, durch Deutschland, ja durch die ganze neuzeitliche industrielle Entwicklung überhaupt bedroht und es sucht sich durch vorbeugende Maßnahmen zu schützen.

Welches sind nun diese vorbeugenden Maßnahmen? Da die Vereinigten Staaten, der, auch in England, längst anerkannte, in Zukunft gefährlichste Gegner vorläufig für den Briten unangreifbar ist, so sucht es zunächst den weniger starken Konkurrenten, Deutschland, zu isolieren und wenn möglich, unschädlich zu machen. Verschiedene große „Zeitungs-Konzerne“ sind seit Jahren eifrig an der Arbeit, das „Germanian esse delendam“ den Gehirnen ihrer Leser einzuprägen. „Was das Spanien Philipps II., das Frankreich Ludwigs XIV. und Napoleons, sei heute Deutschland: der Gegner“ (v. Schulze-Gävernitz).

Warum aber sucht England Deutschland zu isolieren? Nicht nur, weil es industriell ein scharfer Konkurrent geworden ist, sondern auch, weil es durch die handelspolitischen Maßnahmen Englands am meisten betroffen werden würde und weil es andererseits den natürlichen Mittelpunkt aller derer bildet, die sich durch die englische Umklammerungspolitik bedroht fühlen und die nicht von Großbritannien verschlungen werden wollen.

Die Joe Chamberlainsche Zollpolitik, die Umwandlung des bisher locker zusammengehaltenen englischen Kolonialreiches in ein einheitliches,

straft organisiertes Wirtschafts- und Zollgebiet ist genugsam bekannt. Man bedenke: ein einheitliches Wirtschafts- und Zollgebiet von über 12 Millionen englischen Quadratmeilen mit über 400 Millionen Einwohnern. Da nun in diesem englischen Zukunftssystem der Schutzzoll wahrscheinlich eine wesentliche Umgestaltung erfahren und zu einem System von Begünstigungszöllen sich erweitern wird, so bildet er in englischen Händen nicht nur einen Schutz gegen fremde Übermacht, sondern er wird zu einer mächtigen Waffe der Eroberung. v. Peez glaubt, daß wir in Zukunft mit zwei- oder dreierlei Zöllen in England zu rechnen haben werden, nämlich mit: 1. Zöllen im Mutterland für die englischen Siedlungen und umgekehrt; 2. Zöllen für die mit England verbündeten und unter dessen Patronat stehenden Länder und 3. Zöllen für die Außengebliebenen.

Da es sich um einen Markt von über 400 Millionen Verbrauchern handelt, so läßt sich ermessen, wie stark der Anreiz zum Anschluß an ein solch gewaltiges Wirtschaftsgebiet für die übrigen Staaten sein würde. Man mache sich nur einmal klar, was es für einen kleineren Industriestaat, z. B. Belgien bedeutet, zu einem derartigen Markt unter günstigen Bedingungen zugelassen oder aber durch hohe Zölle von demselben ausgeschlossen zu werden.

Der wirtschaftliche Anschluß verschiedener solcher Mittel- und Kleinstaaten aber erweist sich als notwendig, da die vorläufig noch nicht genügende intensive Entwicklung der englischen Kolonien letztere zum Ersatz der bei einem Einschnüren in schutzzöllnerische Bahnen voraussichtlich verlorengehenden Absatzgebiete noch nicht geeignet und ausreichend erscheinen läßt. Es handelt sich also bei der zukünftigen englischen Wirtschaftspolitik in erster Linie um die Sicherung des von Jahr zu Jahr wichtiger werdenden kolonialen Absatzgebietes und um die dauernde Abwehr der stets gefährlicher werdenden Konkurrenz des Auslandes auf diesen Märkten.\*) Da aber die Entwicklung der Kolonien auch in absehbarer Zeit eine völlige Aufnahme des Produktionsüberschusses des englischen Mutterlandes kaum zulassen dürfte, so soll der Entwicklungsgang durch den engeren wirtschaftlichen Anschluß kleinerer Staaten, die als

\*) Helderich, Das Wachstum Englands, Kassel 1901.



Absatzgebiet für die englische Industrie zu dienen hätten, beschleunigt werden.

Die hier in Betracht kommenden Staaten wären nach englischer Auffassung: Portugal, Dänemark, Norwegen und Griechenland. Zu ihnen könnten günstigenfalls, gezwungen durch die englische kommerzielle Eroberungspolitik, noch Belgien und die Niederlande hinzutreten. In allen diesen Staaten ist England eifrig nach dieser Richtung an der Arbeit. „Ihre Fürstenhäuser sucht es in sein Interesse zu ziehen, seine gesellschaftlichen Gewohnheiten und seine Sprache breitet es dort aus, es ist der große Bankier, beherrscht die Wirtschaft, dringt in die öffentliche Meinung, gewinnt die Presse für sich und die sorgfältig gepflegte Angst vor dem Deutschen Reiche wird virtuos geübt, um die Kleinen ins englische Garn zu treiben.

Von Portugal, Dänemark, Norwegen und Griechenland läßt sich sagen, daß sie schon jetzt unter britischem Protektorat stehen. Belgien und die Niederlande, reiche gebildete Kulturländer, behaupten noch ihre Selbständigkeit, obwohl Belgien am Kongo und Holland in Südafrika die Krallen des Leoparden bereits empfunden haben.“

Alle diese Staaten zusammen besitzen eine Bevölkerung von über 25 Millionen Menschen. Portugal, Belgien und die Niederlande sind ferner im Besitze von Kolonien mit je 2,1, 2,3 und 2 Millionen Quadratkilometer und je 7,19 und 39 Millionen Einwohnern, zusammen ein gewaltiges Herrschaftsgebiet von 6,4 Millionen Quadratkilometern mit 65 Millionen Seelen.

Das wäre ein stattlicher Zuwachs für das britische Wirtschaftsgebiet und die Zukunft der englischen Industrie erschiene damit gesichert. Und alle diese Annahmen sind keineswegs phantastisch.

Erscheint ihre Verwirklichung auch jetzt noch unsicher, so sprechen die bisherigen Erfolge zu ihren Gunsten. Vergessen wir nicht, daß gerade unsere, die deutsche Konkurrenz eines der hauptsächlichsten treibenden Motive ist und sein wird, und daß wir selbst, je mehr wir unsere Industrie auszugestalten und emporzubringen bemüht sind, die eigentlichen Urheber und Veranlasser der neuen Zollpolitik sein werden. Alle diese englischen Zukunftspläne entspringen schwerwiegenden wirt-

schaftlichen Gründen. Und so lange diese wirtschaftlichen Gründe, d. h. die Konkurrenz Deutschlands und Amerikas, nicht aus der Welt geschafft sind, wird nichts die Haltung Englands, auch rein politisch, zu ändern vermögen. Danach müssen wir uns richten und daran müssen wir festhalten.

## Berliner Konzerte.

Von Max Ollitzki.

Poesietrunken waren die Darbietungen Ferruccio Busonis, als er die farbenreichen Bilder „Suisse“ und „Italie“ von Liszt (I. und II. der „Années de Pèlerinage“) uns miterleben ließ. (Erster Klavierabend im Beethovensaal.) Das erstemal wird man dieses Werk in seiner Gesamtheit gehört haben; eine Aufgabe, die dem Lisztgelehrten Busoni zur Ehre gereicht und nur von ihm in Vollendung gelöst wird. Für Beethoven fehlt ihm die Tiefe, für Liszt der großzügige Schwung. :: La bella Martha Malatesta (eine slegante Grazie Itallens) variierte und fugierte ein Händel-Thema in echt Brahms'scher Vorschrift mit ganzer Technik und vielem Verständnis. Hätte die Signorina auf Beethovens As-dur-Sonate mehr Sonne leuchten lassen, könnte man ihr unbedingte Anerkennung zollen. :: Und abermals trat Dimitry Achscharumoff für russische Musik ein, ohne uns überzeugen zu können, daß sich Gutes darunter befindet. Kalinnikoffs A-dur- und G-moll-Sinfonien erwiesen sich als öde Tonstrecken, die wenig Interesse erwecken. Relzvoller ist Tschaikowsky in seiner G-moll-Sinfonie (Nr. 1), die jedoch von seiner späteren Größe nicht allzuviel ahnen läßt. :: Des zweiten Marteau-Becker-Quartett-Abends (man hörte Mozarts C-dur und Brahms, A-moll, op. 51 Nr. 2) wird man sich oftmals erinnern, waren doch die vier Herren in bester Laune. :: Saint-Saëns (H-moll op. 61) und Lalo (Symphonie Espagnole, op. 21) in der Wiedergabe von Bronislaw Hubermann erschienen als Novitäten, trotzdem sie zum Überdruß oft gespielt sind. Dieser Wundergelber ergriff durch die volle Süße seines Gesangtons, durch die Bravour des Vortrages, durch die Kraft seines Künstlertums. :: Franz Ondricek wird man stets gern begegnen. Ein



Violinspieler von Rasse, der weiß, was er will. Er teilte sich den Abend mit Alice Baehr, einer erkaltenden Sängerin, die im kolorierten Faehel versiert ist. :: Zum erstenmal produzierte sich (im Blüthnersaal war's) Simeon May-

kapar, ein Pianist von vielversprechender Begabung. Wer sich, wie er, in Bach vertieft, ist ernst zu nehmen und da er Intelligenz bewährt, über einen Reichtum von Anschlagsnuancen verfügt, ist von ihm Gutes zu hoffen.

Schluß des redaktionellen Teiles.

### Alle Manuskript- und Büchersendungen

an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassée bei Berlin, Lückhoffstr. 33.

Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassée bei Berlin, Lückhoffstr. 33; für Österreich-Ungarn: Adolf Träger, Wien X, Eugengasse 24. — Expedition für Österreich-Ungarn bei Hermann Goldschmidt, Wien I, Wollzeile 11. — Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76. — Druck von G. Bernstein, Berlin SW. 68, Zimmerstr. 94.

Hat der heutige Mensch eine für ihn passende Umgebung in seinem eigenen Heim? Meistens nein. Denn nur selten wird die Form der Möbel, die Farbe der Möbelbezüge, der Teppiche, der Tapeten von dem Standpunkte aus gewählt worden sein, daß sie zum Menschen trefflich passen. Zu den schweren, reichgeschnitzten Möbeln und den stark gemusterten bunten Tapeten gehört durchaus eine bunte, faltenreiche Kleidung, sonst lassen diese Dinge ihren eigenen Besitzer nicht zur Geltung kommen. W. Dittmar, Möbelfabrik, Berlin, Molkenmarkt 6, geht bei der Schaffung seiner Möbelformen und Einrichtungen von dem Grundsatz aus, „der Hauptschmuck des Raumes sei der Mensch“. Ihm, in seiner modernen Art und Kleidung, muß sich alles anbequemen und unterordnen, so daß er erst den Schlußstein im Raume bildet. Wie wohltuend und sympathisch ein so gestalteter Raum auf den Menschen wirkt, davon sich zu überzeugen ist jedem Gelegenheit gegeben, der die Ausstellung der Firma Dittmar, Berlin, Taubentzenstr. 10, besucht. Für jedermann frei von 9—1 und 3—7, Sonntags von 12—2. Hermann Münchhausen hat sie für Dittmar ganz in dem Sinne entworfen. Auch in seinem Hauptgeschäft, Berlin, Molkenmarkt 6, bietet Dittmar eine reiche Auswahl trefflicher Möbel, Bezüge

und Teppiche, die desselben Geistes sind. — Auch da ist Besichtigung frei und stehen Abbildungen solcher Möbel und die Druckschrift „Neue Wohnungskunst“, in der alle diese Gedanken näher zum Ausdruck kommen, gerne kostenfrei zu Gebote.

Schon wieder hat die Actien-Gesellschaft für Anilin-Fabrikation („Agfa“) Berlin, eine Neuauflage ihres bekannten „Agfa-Photo-Handbuches“ herstellen lassen müssen, und zwar das 66.—75. Tausend, nachdem die vorhergegangene Auflage von 12000 Exemplare binnen 16 Monaten vergriffen wurde. Die Neuausgabe präsentiert sich sehr geschmackvoll im terrakottfarbenen Kunstleinenband in einer Stärke von 132 Seiten und ist wiederum zu dem sehr mäßigen Preis von 30 Pfg. durch die Photohandlungen zu beziehen. Die größere Seitenzahl der Neuausgaben gegenüber den früheren Ausgaben ist einmal durch Aufnahme der inzwischen herausgekommenen „Agfa“-Neuheiten, wie „Agfa“-Röntgenplatten, „Agfa“-Belichtungs-tabelle für Tages- und Blitzlicht, „Agfa“-Blitzlampe und „Agfa“-Kupferverstärker bedingt, ergibt sich zum andern aber durch Revision, Verbesserung und Vermehrung des bisherigen Inhalts. Wir zweifeln nicht, daß auch die neueste Auflage schnell Freunde finden wird.

## Wollen Sie etwas Feines rauchen?

Dann empfehlen wir Ihnen

### „Salem Aleikum“

Garantiert naturell-aromatische, rein türkische Cigarette. Diese Cigarette wird in Nr. 3 nur lose, in den Nummern 4 bis 10 auch in einfachen Kartons à 20 Stück Inhalt, ohne Kork, ohne Goldmundstück verkauft. Bei diesem Fabrikat sind Sie sicher, dass Sie Qualität, nicht Konfektion bezahlen.

Nr. 3 4 5 6 8 10

Preis: 3 1/2 4 5 6 8 10 Pf. das Stück.

Nur echt, wenn auf jeder Cigarette die volle Firma steht: Orientalische Tabak- und Cigarettenfabrik „Yenidze“, Inhaber: Hugo Zietz, Dresden. Deutschlands größte Fabrik für Handarbeit-Cigaretten.

Zu haben in den Cigarren-Geschäften





---

4. u. 5. HEFT.

28. JANUAR.

1909.

---

**Reichskanzler Fürst Bülow:**

**Zum Tode Wildenbruchs.**

Nachdem in den Tageblättern beim Ableben Ernst von Wildenbruchs so viele Stimmen literarischer Kritik laut geworden sind, hatte der Herausgeber den Wunsch, Wildenbruchs Bedeutung nunmehr auch von einem Staatsmann gewürdigt zu sehen.

Er bat den Fürsten Bülow um einige Worte des Gedenkens, und der Herr Reichskanzler hatte die Liebenswürdigkeit, ihm folgendes zu schreiben:

Die Zeitungen haben beim Tode Wildenbruchs so viele schöne und verständnisvolle Würdigungen seiner Persönlichkeit veröffentlicht, daß ich das Gefühl habe, es bleibe kaum noch etwas zu sagen.

Ganz allgemein hat sich die Empfindung geltend gemacht, daß Wildenbruchs Tod einen nationalen Verlust bedeutet.

Ich selber teile diese Empfindung.

MORGEN. 1909. Heft 4 u. 5.



## MORGEN.

---

Ich glaube, daß sein begeisterndes Wort noch manches Mal uns fehlen wird, wenn es gilt, das Volk mit vaterländischen Gedanken zu erfüllen;

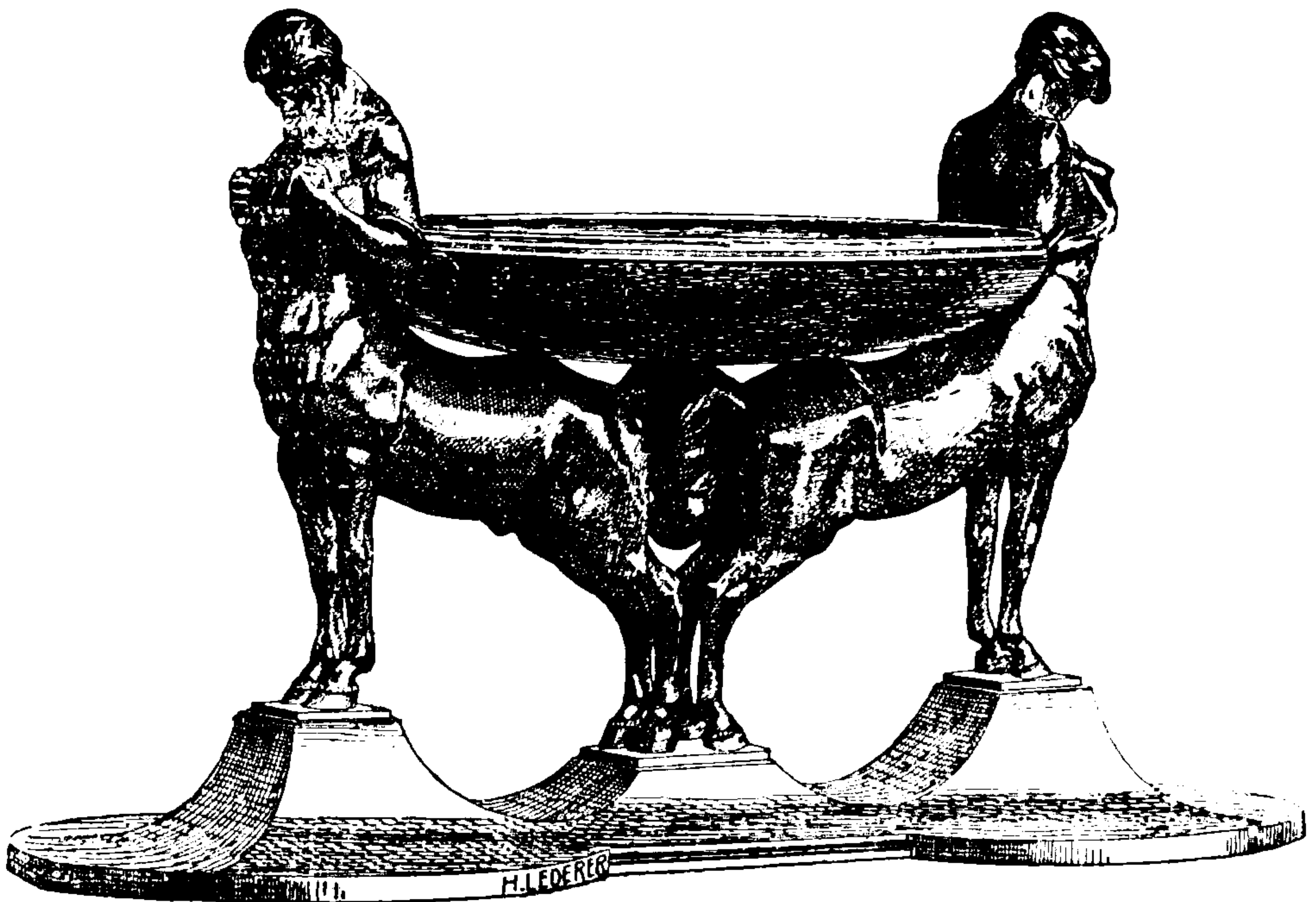
ich glaube, daß wir ihn noch oft vermissen werden, wenn die Nation aufrichtenden Zuspruchs bedarf; und ich meine, daß wir ihn auch da entbehren werden, wo Entrüstung gegen Niedrigkeit und Gemeinheit ehrlichen und vornehmen Ausdruck sucht.

Es war eine reine und klare Flamme, die in seinem Herzen brannte.

Daß sie so früh erloschen ist, werden wir alle noch lange beklagen.

Berlin, den 28. Januar 1909.

Bülow.







4. u. 5. HEFT.

28. JANUAR.

1909.

## Deutsche Kulturbeziehungen zum Ausland.

Von

A. Wirth.

Seit der Zeit Ludwigs XIV. wurde französische Tracht und Baukunst und Sprache, sowie französische Sitte und Etikette in ganz Europa vorherrschend. Die Erfolge Napoleons erweiterten den Einflußkreis der französischen Bildung, der auch Südamerika erlag. Noch jetzt dauert der Einfluß und gewinnt noch immer, wie in Japan und Nordamerika, neuen Boden. Daneben ist aber in der Gegenwart englische Tracht und Sprache aufgekommen; englische Spiele und Gewohnheiten haben den halben Erdkreis erobert. In Ostasien haben britische Diplomaten schon zu verschiedenen Malen den Anspruch erhoben, daß das Idiom Shakespeares, das ja tatsächlich dort im internationalen Verkehr die Hauptgeltung hat, der Sprache Voltaires und Talleyrands vorangehen solle. Auf militärische und politische Errungenschaften folgen in der Regel auch die kulturellen. Nach 1871 wurde Deutschland ein Lehrmeister der Völker. Es schickte Militärinstruktoren nach Rumänien und der Türkei, nach Japan und China, nach Chile und Argentinien; Offiziere aus aller Herren Länder dienten in unsern Regimentern und auf unseren Kriegsschiffen. In Japan geschah der Wechsel von den französischen Instruktoren, die man trotz Sedan und Metz zu berufen fortgefahren hatte, zu den deutschen Offizieren Anfang der achtziger Jahre. Es waren die Herren von Meckel, der später als Generalquartiermeister in Mainz starb, von Blankenburg und von Grüttschreiber. In China zeichneten sich die Herren



von Hanneken und von Reitzenstein aus. Die nach Chile 1896 entsandten Instruktoren, fast dreißig an Zahl, wurden persönlich vom Kaiser darauf hingewiesen, daß sie da drüben in der neuen Welt deutscher Art eine neue Stätte und neue Ehre bereiten sollten. Selbst bis in das koreanische Heerwesen ist das deutsche Vorbild gedrungen. Ich habe selbst im Jahre 1895 zu Söul durch den Oberstleutnant Kussunose die „Kurental“ nach dem Vierbataillonssystem exerzieren sehen, das damals bei uns aufgekommen war, und allerdings sehr bald wieder fallen gelassen wurde.

Häufiger wird der Einfluß gepriesen, den deutsche Wissenschaft, Kunst und Technik in der Fremde erworben hat. Es fehlt jedoch an einer zusammenhängenden Darstellung. Der Stoff ist ungeheuer vielfältig und zerklüftet. Gar manches ist in Biographien zu finden. Was deutsche Führer in Amerika geleistet, was unsere Forscher in Afrika oder Südasien gefunden — so erzählt Ehlers, daß der Name Bismarcks in Hinterindien bekannt war, so wissen wir aus Kolonialabenteuern, daß so manche deutsche Worte schon in das Suaheli eingedrungen sind — was deutsche Naturwissenschaftler und Philologen in Rußland, was unsere Musiker in Ostasien erfahren haben: all das liefert uns Bausteine zu einer Erkenntnis jenes gewaltigen Kulturstromes, der von unserer Heimat in alle Welt ausging. Dann gibt es eine Menge von spezialistischen Einzelschriften. Dr. Rehn stellte Beziehungen deutscher und amerikanischer Medizin zusammen. Friedrich Correll arbeitete eine Denkschrift über Silos aus, in der er Erfindungen der deutschen Mühlenindustrie in Amerika verfolgte. Deutsche Chemiker und Physiker, Philologen und Philosophen führten aus, was in ihrer jeweiligen Wissenschaft Amerika uns verdanke. Münsterberg hat dann in einem (vielleicht zu idealistisch gefärbten) Kolossalgemälde derartige Studien zusammengefaßt. Wieder andere haben die deutschen Einwirkungen auf Italien, auf Frankreich, auf Rußland, auf Japan darzustellen unternommen, aber fast stets nur auf einem bestimmten Gebiete. Von Zusammenfassung sind wir also noch weit entfernt.

Besondere Beachtung verdient das Vorschreiten deutscher Bildung in Osteuropa. Politisch mag sich der Gegensatz zwischen Slawen und Germanen seit einem Menschenalter verschärft haben: kulturell ist er dagegen überbrückt worden. Genau so wie römische und romanische Bildung Mitteleuropa bezwang, so hat wiederum seinerseits die deutsche Kultur im Osten des Erdteils Fuß gefaßt. Der Vorgang beginnt schon sehr früh. Südrussische Städte hatten Soester oder Magdeburger Stadtrecht. Die Hansen kamen nach Nowgorod; deutsche Kaufleute besuchten Prag, Krakau und Kiew. Durch den Deutschen Orden, durch Lübeck und verschiedene deutsche Kleinstaaten wurde der slawische Nordosten dem Christentum zugeführt. Im Südosten wirkten sogar slawische Fürsten, wie der Przemysl Ottokar, germanisatorisch. Ivan der Schreckliche ließ englische Handwerker kommen. Neben den Slawen wurden die Littauer und Esthen mit deutscher Bildung befruchtet. Sie machten auch den Übergang von der katholischen zur protestantischen Kirche mit. Durch Peter den Großen wurde neuerdings der Befruchtungsprozeß aufgenommen und erweitert. Die Balten wurden dem Zarenreiche einverleibt. Die Folge



war, daß in Heer und Verwaltung, in Diplomatie, in Universität und der Welt der Technik unsere baltischen Volksgenossen eine maßgebende Stellung erlangten. Dazu wurden die Beziehungen zu Reichsdeutschen Staaten immer enger und häufiger. In dem heutigen Russisch sind eine ganze Unmenge deutscher Lehnwörter enthalten. Allerdings ist zuzugestehen, daß auch französische, holländische und italienische Einflüsse sich geltend machten, und daß in der Gegenwart das Bestreben bemerkbar wird, die Fremdwörter möglichst auszumerzen. „Kübelweise“, sagt Turgenieff, „goß Peter der Große westeuropäische Kultur in das russische Volk, wohl wissend, daß dessen Gesundheit stark genug sei, um das Fremdwesen zu verdauen.“ Wenn aber der äußeren Form nach die slawischen Staaten der Gegenwart national geworden sind, so ist doch dem Wesen nach zum mindesten Wissenschaft und Technik in Petersburg, Prag, Warschau und Sofia deutsch.

Seit ungefähr zwanzig Jahren dringt unsere Kultur auf dem Balkan vor. Bulgaren und Montenegriner lernen Deutsch. In Bukarest, Sofia und Konstantinopel erscheinen deutsche Zeitungen. In Nordalbanien verbreiten die katholischen Priester unsere Sprache. Selbst in Griechenland beginnt sie neben dem Französischen mächtig zu werden. In der Türkei vollends ist sie die Mode des Tages geworden, wenn sie auch noch lange nicht Französisch und Italienisch verdrängt hat. Was unsere Generale, Moltke, Kamphövener, Goltz, was die Ärzte Riedel, Düring und Mordtmann geleistet, ist der Welt bekannt. Die Anatolische Bahn hat einen fruchtbaren Strom deutscher Arbeit und deutschen Wissens nach Vorderasien geleitet.

Etwas von diesem Strome hat auch Persien bekommen, das von Deutschösterreichern viel gelernt hat. In Syrien hat das Beispiel der Templer und der nie abbrechende Pilgerzug einiges gewirkt. Gehen wir weiter nach Osten, so finden wir in Indien Hunderte von deutschen Kaufleuten und eine Reihe von Elektrikern und Ärzten, ferner eine kleine, aber berühmte Schar von Professoren, meist Sanskritisten, die an indischen Universitäten lehren. Mit China haben wir Beziehungen seit der Fahrt des Admirals Grafen Eulenburg Anfang der 60 iger Jahre. Der Einfluß aber, den China auf unser Kulturleben ausübte, ist weit bedeutender gewesen, als unsere Einwirkung auf die chinesische Bildung. Immerhin darf nicht unerwähnt bleiben, daß ein deutscher Missionar, Gützlaff, der später eine Geschichte Chinas geschrieben hat, insofern mit einem Anstoß zur Taiping-Revolution gab, als der oberste Führer der Taiping bei ihm in die Schule gegangen sein soll, wodurch er angeregt worden sei, christliche Lehren zur Umgestaltung Ostasiens zu benutzen. Von Missionaren nenne ich weiter Faber, der wie kaum ein anderer in den entlegensten Winkeln und Buchten jenes Ozeanes, den die chinesische Literatur darstellt, Bescheid weiß. In Indien ist es mir begegnet, daß ein einfacher Postbeamter mich als Deutschen freundlich begrüßte, da ja unsere Nation die anerkannte Meisterin altindischer Forschung sei. Ähnlich schmelzelt es auch den Chinesen, sei ihr Eigendünkel noch so robust und undurchdringlich, wenn Fremde sich um ihre klassischen Schriften bekümmern. Die zwar kleine, aber auserlesene Schar unserer Sinologen, eines



von der Gabelentz, eines Hirth, Grube, Conrady, Florenz und C. W. F. Müller hat nicht wenig dazu beigetragen, China und Deutschland einander freundlich geneigt zu machen. Einen unserer Sinologen, Dr. Francke, hat sogar die chinesische Gesandtschaft in Berlin zu ihrem Dragoman erkoren. Ein sehr guter Kenner nicht nur ostasiatischer, sondern aller asiatischen Sprachen ist auch der Dragoman unserer deutschen Gesandtschaft in Peking, Herr Krebs; nur ist er freilich wenig aus seiner Studierstube herausgetreten, während sonst unsere Sinologen sich gern und geschickt im weiten Weltleben tummeln. In jüngster Zeit sind chinesische Offiziere in nicht ganz kleiner Zahl zu uns gekommen, um zeitweilig in deutsche Regimenter einzutreten. Maßgebend wäre fast der deutsche Einfluß in dem chinesischen Seezollamt geworden, das ja neben einer rein kommerziellen und verwaltungstechnischen Tätigkeit auch eine rein wissenschaftliche statistischer, nationalökonomischer, medizinischer, meteorologischer und topographischer Art pflegt. Neben Sir Robert Hart war lange Zeit Herr Detring der mächtigste Mann im Seezollamt, und man sagt, daß Hart nur deshalb so viele Jahre nicht auf Urlaub ging, weil er besorgte, daß in seiner Abwesenheit Detring zum L. G. (Inspector General) ernannt würde. Anfang 1895 wurde sogar Detring mit den Friedensverhandlungen mit Japan betraut. Von greifbaren kulturellen Beziehungen ist endlich die Sendung C. W. F. Müllers anzuführen, der während der Boxerunruhen großartige Sammeltätigkeit in Peking ausübte, und weiter die Stellung Professor A. Fischers, der als eine Art Kulturattaché unserer Gesandtschaft in Peking in amtlichen Auftrage chinesische Kunst und Wissenschaft zu studieren bat.

Weit wichtiger noch ist das Ergebnis der deutschen Arbeit in Japan. Schon in der holländischen Zeit beginnen die Spuren dieser Arbeit. Der Arzt Siebold, der in holländischen Diensten war und gute Gelegenheit zum Forschen hatte, ist der Erste nach Kämpfer, der einen Gesamtüberblick über die Geschichte, Natur und Kultur des fernen Inselreiches gab. Es ist bezeichnend, daß nicht wir selbst, sondern daß Fremde das Einströmen deutscher Wissenschaft in das Land des Mikados vermittelt haben. Ein Holländer, Hoffmann, war der erste Professor der Medizin in Tokio. Aber er lehrte in deutscher Sprache. In Zukunft ist dann die deutsche Sprache für die ganze medizinische Fakultät maßgebend geworden. Hunderte von japanischen Ärzten sprechen fließend Deutsch. Aoyama und Kitosato stehen auf den Schultern der deutschen Forscher Koch und Behring. Auch für Sprachen und Nationalökonomie und Recht ist Deutschland Vorbild gewesen. Das Inselreich hat unser bürgerliches Gesetzbuch — mit einigen Veränderungen, wie sie namentlich die eigentümlichen einheimischen Erbverhältnisse bedingten — früher eingeführt, als wir selbst. Bloß das Patentrecht ist ein bodenständiges Gewächs, nicht gerade zum Vorteil der japanischen Reputation, insofern Patentverletzungen und Mißbrauch von Handelsmarken viel zu lind gestraft wird. Professor Florenz, einer der bedeutendsten Sinologen der Gegenwart und einer der vielseitigsten Sprachforscher — er beherrscht die Idiome Vorderasiens und Sanskrit, dazu Türkisch, ostasiatische Sprachen und Malaiisch — trägt seine linguistischen Vorlesungen auf Deutsch vor. Ebenso Lönholm, der sich jetzt



als Patentanwalt aufgetan hat, einst seine Vorlesungen über Volkswirtschaft. Dagegen trugen der Balte von Köbner und Ludwig Rieß, sowie auch die deutschen Missionare Philosophie, Geschichte und Theologie auf Englisch vor, ebenso der Münchener Löw Biologie, Graßmann und Jansen Forstwissenschaft; ich meine jedoch, daß bei einiger Zähigkeit auch auf diesen Gebieten unsere Sprache hätte zur Geltung gebracht werden können. Im übrigen verweise ich, was das Wirken einzelner hervorragender Landsleute anbetrifft, auf ein tüchtiges Buch, das jüngst erschienen ist: Das Kaiserreich Japan von Paalzow. Besondere Erwähnung verdient jedoch die Deutsch-Ostasiatische Gesellschaft zu Tokio, von der eine reiche Flut wissenschaftlicher Anregungen auf das Inselreich ausgeströmt ist. Bei der Gesellschaft waren die japanischen Mitglieder entschieden die Nehmenden. Sonst aber hat „das Land der zehntausend Inseln“ ebensoviel gegeben. Unsere Landsleute haben fleißig in ihre Scheuern gesammelt, und haben mit Eifer die Kenntnis des Inselreiches uns vermittelt. Florenz hat das Nihongi übersetzt, die wichtigste Quelle über die Urgeschichte Japans. Bälz hat die Gesamtwissenschaft um wichtige Funde ostasiatischer Anthropologie bereichert. Auch ist von den japanischen Historikern Neues ausgegangen, das bei uns mit Dank verwertet wurde. Shiroa und Professor Lange vom orientalischen Seminar haben zusammen die neueste Geschichte von Japan bearbeitet; von Murakami sind wichtige archivalische Aufschlüsse über Formosa und die Philippinen zu erwarten. Auch ist naturgemäß unsere Botanik und Geologie durch japanische Gelehrte befruchtet worden.

Über unsere Kulturbeziehungen zu Amerika kann ich mich kurz fassen, nicht, weil sie unbedeutend wären — im Gegenteil! Sondern weil sie schon gut erforscht und oft behandelt sind. Ich brauche bloß auf das bekannte Buch Münsterbergs zu verweisen, das vielleicht nur darin irrt, daß es den Einfluß unserer Kultur eher unter- als übertreibt. Wenig ist dagegen für Mexiko und das lateinische Amerika getan. Und doch gibt es Leute in Mexiko, an erster Stelle Porfirio Diaz selber, sowie in Venezuela, die alles von der deutschen Kultur erwarten, und doch wimmelt es in München und Berlin von südamerikanischen Studenten. In St. Jago, wie auch in Buenos Aires gibt es angesehene wissenschaftliche Gesellschaften, die von Deutschen gegründet wurden, bei denen jedoch auch gar manche Chilenen und Argentinier Mitglieder sind. Zusammenfassende Arbeiten über unsere Kultur im lateinischen Amerika gibt es nicht. Für Mexiko, Mittelamerika und das nördlichste Südamerika findet man einiges in dem Büchlein von Wilhelm Winzer „Das Deutschtum in Mexiko und Mittelamerika“, für Chile in dem leider etwas veralteten Werkchen von Johannes Unold „Das Deutschtum in Chile“, für Brasilien in dem jüngst erschienenen trefflichen Buche von Wettstein, in dem enzyklopädischen Buche Canstatts und in zahlreichen anderen Schriften, die namentlich auf Veranlassung deutsch-brasilischer Auswanderer-Gesellschaften, wie der Hansa, geschrieben wurden.

Eine dankbare Arbeit wäre es, auch im europäischen Auslande das Wirken unserer Landsleute und das Umsichgreifen deutscher Kultur zu verfolgen. Man müßte auf die



Kruppsche Niederlassung in Bilbao und das deutsche Kapital in italienischen Banken verwelsen, müßte das Wachsen unserer Kaufleute und Banken in der City schildern, müßte von den kaiserlichen archäologischen Instituten in Rom und Athen erzählen, müßte hervorheben, daß in jüngster Zeit skandinavische Künstler nicht mehr so sehr nach Paris, wie nach Berlin und München gehen, müßte die ungeheuere Macht Richard Wagners und Nietzsches auf die Gemüter unserer Nachbarn schildern. allein das wäre une mer à boire. Wer wagt sich an den Ozean?

---

## Hans von Bülow.

Von

Herbert Eulenberg.

Man denke sich dieses Bild: Eine festlich gekleidete Gesellschaft in einem Abendkonzert in der Berliner Philharmonie. Alle elektrischen Lichter an den Wänden glühen, der große glitzernde Kronenleuchter zittert vor Erwartung über dem Ganzen. Alles, die Damen in ausgeschnittenen hellen Kleidern, Schmuck an Hals, Haar und Händen und die Herren in schwarzen Fräcken mit weißen Kragen und Binden, schaut gespannt auf das Kapellmeisterpult. Nach einer langen Krankheit soll heute wiederum Hans von Bülow, „freier Bürger der Stadt Hamburg“ oder wie er sich auch nach der Entziehung seines Hofkapellmeistertitels gerne nennt, „deutscher Volkskapellmeister und Volkspianist“, ein Berliner Philharmoniekonzert leiten. Die Musikanten stimmen ihre Instrumente, wie Soldaten vor einer Schlacht ihre Waffen prüfen, und alle kratzen, flöten, blasen, schrauben und hämmern drauf los. Die elektrischen Glühbirnen am Pulte des Kapellmeisters werden angedreht und beleuchten das Notenheft, das darauf liegt. Flugs richten sich alle Operngläser von oben aus den Galerien darauf, und man entdeckt zu seinem Erstaunen und Ergötzen die Aufschrift: „Sinfonien des Grafen Bolko von Hochberg“. Eine stille schmunzelnde Helterkeit geht durch den ganzen Saal und vermischt sich mit der Katzenmusik der Stimmenden zu einer allgemeinen, jeden seltsam berührenden Ironie. Plötzlich verstummt das Orchester, wie der Donner verklingt, wenn der Blitz erscheint. Hans von Bülow kommt, jubelnd und schreiend und klatschend vom Publikum empfangen. Er ist ganz bleich im Gesicht, fast so weiß wie der Knebelbart, der ihm dünn am Kinn herunterhängt; seine kleinen scharfen Augen unter den etwas schweren Lidern phosphoreszieren. Nie seit dem Tode Don Quixotes sah die Menschheit wieder so einen der Ihrigen traurig überlegen und verdreht aus den Augen schauen. Er wendet sich zum Publikum und hebt wie zum Dank einmal die Arme gegen es gleich einem Schwimmer,



gleich Leander, ehe er sich in das Meer zwischen ihm und seiner Geliebten stürzt. Dann nimmt er unter Gelächter das Notenheft des Grafen vom Pult herunter, wirft es vor seine Füße, stellt sich darauf und zieht, weiße Glacéhandschuhe an den Fingern, den elfenbeinernen Taktstock aus der Fracktasche. Er klopft an und alles schweigt wie in der Kirche. Das Orchester horcht auf wie Pferde bei einem Wettrennen auf das Zeichen, daß die Schranke fällt. Aber plötzlich, als sei ihm etwas ganz Wichtiges noch eingefallen, klopft Bülow wieder ab, wendet sich zum Publikum zurück und beginnt zu sprechen: „Meine Damen und Herren! Wir werden uns erlauben, Ihnen die Tannhäuser-Ouvertüre vorzuspielen. Diese Musik gehört freilich mehr ins Theater als in dieses Milieu. Insofern könnte einer sagen: Schuster, bleib bei deinem Leisten! oder: Bülow, kümmere dich um Brahms! Aber mein alter Freund und Zirkusdirektor Hülsen hat aus Freude über meine Wiedergenesung definitiv auf die gute Wiedergabe dieser Partitur an der Königlichen Opernkaserne unter den Linden verzichtet. Wir werden uns also angesichts dieser höchsten Genehmigung mit einem dankbaren Blick nach oben für Wagner gestatten, Ihnen das Werk, wie es ist, ohne die bisherigen gutgemeinten, aber unmusikalischen Zutaten zu produzieren. Der Allerhöchste stehe unsern Bläsern bei! Darf ich bitten, meine Herren!“

Sprach's und drehte sich unter dem Lachen und lautem Beifallrufen der Menge im Saale ans Orchester zurück, klopfte von neuem an und begann die Ouvertüre aus dem Kopf zu dirigieren. Und siehe, der Zirkusdirektor, der er selber beinahe mit seinen Redepurzelbäumen und seinen Ankündigungen in der musikalischen Reitbahn vor dem Publikum gewesen war, wurde zum Künstler, zum Mittler und Götterboten zwischen dem Olymp und Bötien, riß wie ein Magnetiseur an seinem funkelnden Taktstock alle Seelen, die spielenden und die lauschenden, in die Höhe, und solange er am Pult stand, jeder Zoll ein Musiker, zweifelte man, ob Paulus oder Christus der Größere wäre.

Trat er dann aus dem Lichtkreis fort wie Faust von den Geistern, die er beschworen hatte, naß am ganzen Leibe gleich dem Patriarchen, der mit den Engeln gerungen, so lohnte ihn ein dröhnendes Brüllen und Klatschen aller satt gewordenen Bestien ringsum. Damen weinten und winkten mit den Tüchern, und „Bülow!“, dieser Name, der laut geschrien wie der wilde Kriegsruf von Wenden und Kosaken klang, hallte es dann von allen Plätzen. Diesen stark duftenden Dank nahm der schwache zarte Mensch, der frierend und zitternd wie Friedrich der Große nach Leuthen in seinen Mantel kroch, in seine einsame Höhle mit. Die lag für ihn, den ewig reisenden Handwerksburschen und Nomaden, meist in irgendeinem Hotel, wo ihn Kellner, Hausknechte und Portiers, diese nur auf unsere Börse blickende schwarze Schar, zu deren Hochachtung er häufig nachgemachte Orden trug, mit kalten Knicksen empfangen.

Schnell schluckte der Einsame zwischen fünf russischen Zigaretten ein lieblos zurechtgekochtes Souper herunter und schrieb bei dem Kaffee an die ferne Frau ein kurzes Briefchen in seinem gehetzten schnellatmigen fin-de-siècle-Stil, halb deutsch, halb französisch wie



der alte Fritz: „Liebe Marie! Das Haus war heute ausverkauft. Tout considéré ein Bombenerfolg für mir, wie der alte Wrangel doppelsinnig sagte, als er Generalfeldmarschall geworden war. Genug für heute! Die Hand versagt mir — aus Mangel oberer Leitung. Auch abgesehen davon macht mich die Einsamkeit d. h. Deine Nichtgegenwart unsäglich traurig. Wie viel böse Stunden muß ich verleben. O — o — oh! (Barbler von Bagdad — tiefes Aß.) Morgen will ich noch ins Theater: Der Volksfeind oder Coriolan in Krähwinkel, wie ich es getauft habe, von Ibsen, den ich, vous savez, sehr schätze. Leb wohl für heute! Dein Dir furchtbar attachierter armer Lebensgefährte Hans.“ Hernach kroch er, die letzte Zigarette vor dem Schlafen im Munde, die Stiege zu seinem Zimmer hinauf, mit der zitternden Hand im Halbdunkel auf das Treppengeländer ein Scherzo von Beethoven klopfend. Vor seiner Türe, Numero 317, steht er außer Atem. Er wartet und wartet, mag gar nicht hineingehen in den leeren einsamen Raum, in das Grab einer Nacht. Endlich ist er drinnen, dreht das Licht an und fällt wie etwas Totes in das weiße Bett. „Es war wieder etwas viel heute, altes Haus!“, sagt er noch und fängt an, über sich nachzudenken. „Hast dich wieder tüchtig für andere abschinden müssen!“ Und sein Leben rinnt ihm durch den Kopf, das gejagte Leben eines Virtuosen, der heute seine Schuhe in Berlin auszieht, vor ein paar Wochen in Indianapolis, vorgestern in Hamburg und in acht Tagen vielleicht in St. Petersburg oder Bukarest. Wie ein Kinema sieht's so vom Bette aus.

Seine Jugend geht an ihm vorüber, der Kummer der vornehmen Eltern über seinen Künstlerberuf, die ewigen Seufzer der hochmütigen Mama, die ihr alter Schuhmacher tröstet: „Der Herr Sohn seien ein Genie geworden.“

Seine Freundschaft mit Wagner, Liszt, Joachim, Brahms und allem, was in seiner Zeit musikalische Ohren hatte, ziehen ihm durch die Seele wie ein Seil, das weiterläuft. Er hört Wagners Stimme ganz deutlich in seinen Ohren mit seinen Leipziger ges und es. An ihn hat er seine ganze Jugend, seine geliebte Frau Cosima, und seine drei Töchter verloren. Er hört Brahms lachen und vor Wonne brummen wie einen Bär, wenn er ein Konzert von ihm besonders fein exekutiert hat. Aber eine Undankbarkeit von Brahms hat ihn einst von seinem liebsten Posten, der Hofkapellmeisterstelle in Meiningen, getrieben. Und auf einmal fing der einsame alte Hans laut an zu schluchzen, so laut wie als Kind, wenn der alte Wieck, sein Klavierlehrer, knurrte: „Wenn er nicht fleißig übt, muß er Assessor werden.“ Hatten sie ihn nicht alle bestohlen, die er geliebt und wiedererschaffen hatte, deren Werke er seine Feuerseele eingehaucht hatte, daß sie lebten und sprachen und alle Menschen vor sich auf die Kniee zwangen? Hatten die Götter, denen er geopfert, ja die er gemacht hatte — denn ohne Priester gibt es keinen Gott —, ihn nicht um sein eigenes Leben betrogen? Für sie war sein Blut wie das der Opfertiere am Altar geflossen, und sie hatten es hingenommen, ohne nur einmal zu fragen: „Schmerzt es nicht, Hans?“ Und sein Dasein, wie es so fremd vor ihm vorbeizog, schien ihm das ärmste und leerste und traurigste Leben gewesen zu sein, das je ein zweibeiniges Wesen hatte führen müssen.



Aber wie immer riß ihn etwas, was die andern seinen Humor und er selber seinen guten Geist nannte, aus dieser tiefsten Melancholie. Er sprang vom Bette auf und nahm eine Visitenkarte von sich aus seinem Hut, auf der stand: „Hans von Bülow, Wagnerianer a. D. Vormittags nicht zu Hause, nachmittags nicht zu sprechen.“ -- „Am wenigsten für Hans von Bülow selber!“ schrieb er mit fester Hand noch darunter, legte die Karte vor sich auf den Nachttisch und zog sich zum Schlafen aus. Er nahm ein Chloralpulver für seine Nerven, ließ das Licht über Nacht brennen, um nicht wieder von Wagner zu träumen, zog seine Taschenuhr auf, legte sich nieder und blätterte im Bett noch ein wenig im Grillparzer, seinem Lieblingsdichter, herum. Schon im Einschlafen las er lächelnd die Worte, die man ihm aufs Grab hätte setzen sollen:

„Glücklich der Mensch, der fremde Größe fühlt,  
Und sie durch Liebe macht zu seiner eignen;  
Denn groß zu sein, ist wen'gen nur vergönnt.“

## Furchtsam und hungrig.

Von

Johan August Strindberg.\*)

Das Haus am Klara-Kirchhof in Stockholm bildet ein Viereck um einen Hof. Die Straßenfront wird zu ebener Erde vom Baron, eine Treppe hoch vom General, zwei Treppen hoch vom Oberlandesgerichtsrat, der Hauswirt ist, drei Treppen hoch vom Kaufmann und vier Treppen hoch vom pensionierten Küchenmeister des seligen Königs Karl Johan bewohnt. Im linken Hofflügel wohnt der Fischler, der Hausverwalter, der ein armer Teufel ist; im andern Flügel wohnt der Lederhändler und einige Witwen; im dritten Flügel wohnt die Kupplerin mit ihren Mädchen.

Drei Treppen hoch in dem großen Gebäude erwachte der Sohn des Kaufmanns und der Magd zum Selbstbewußtsein und zum Bewußtsein vom Leben und dessen Pflichten. Seine ersten Empfindungen, an die er sich später noch erinnerte, waren Furcht und Hunger. Er fürchtete sich im Dunkeln, fürchtete sich vor Schlägen, fürchtete sich etwas

\*) Nun ist auch Strindberg, dem Gewaltigen, der in diesen Tagen sein sechzigstes Jahr vollendet hat, ins eigene Leben historisch geworden. Bei Georg Müller in München, der die kostbare Gesamtausgabe der Werke Strindbergs herausgibt, wird in nächster Zeit eine selbstbiographische Dichtung erscheinen, die Strindberg die „Entwicklungsgeschichte einer Seele 1844—1871“ nennt. Hier ein Kapitel daraus, das den düsteren Grundton schon mit zwingender Macht anklingen läßt.



verkehrt zu machen, fürchtete sich zu fallen, sich zu stoßen, im Wege zu sein. Ihm war bange vor den Fäusten der Brüder, vorm Zausen der Mägde, vor der Schelte der Großmutter, vor Mutters Rute und Vaters Rohrstock. Er fürchtete sich vor dem Burschen des Generals, der mit Pickelhaube und Faschinenmesser unten im Hausflur stand; er fürchtete sich vor dem Hausverwalter, wenn er beim Müllkasten auf dem Hof spielte; er fürchtete sich vor dem Oberlandesgerichtsrat, der Hauswirt war.

Über ihm waren Machthaber mit Vorrechten, von den Altersvorrechten der Brüder bis zum höchsten Gewicht des Vaters; über dem stand jedoch der Hausverwalter, der ihm die Haare zauste und immer mit dem Hauswirt drohte; dieser war jedoch selten zu sehen, weil er auf dem Lande wohnte; vielleicht wurde er gerade darum am meisten gefürchtet. Aber über ihnen allen, sogar über dem Burschen mit der Pickelhaube, stand der General; besonders wenn er in Uniform ausging, mit dreieckigem Hut und Federn. Das Kind wußte nicht, wie ein König aussah, aber es wußte, daß der General zum König ging. Die Mägde erzählten auch Märchen vom König und zeigten des Königs Meerkatze. Die Mutter sprach ihm auch das Abendgebet vor, aber einen Begriff von Gott hatte er nicht; doch mußte Gott etwas Höheres sein als der König.

Diese Furcht war wahrscheinlich dem Kind nicht eigentümlich, falls nicht die Stürme, welche die Eltern durchmachten, als die Mutter es trug, einen besonderen Einfluß auf das Kind ausgeübt hatten. Es hatte nämlich gehörig gestürmt. Drei Kinder waren vor der Ehe geboren, und Johan kam im Anfang der Trauzeit zur Welt. Willkommen war er wahrscheinlich nicht, am allerwenigsten, da ein Konkurs seiner Geburt vorangegangen war; er also in einer geplünderten Häuslichkeit, die vorher behäbig gewesen, in der jetzt aber nur noch Betten, Tische und Stühle vorhanden waren, geboren wurde. Der Bruder des Vaters starb zur selben Zeit, und zwar als des Vaters Feind, weil der Vater sein freies Verhältnis nicht auflösen wollte. Der Vater liebte dieses Weib und zerriß das Band nicht, sondern knüpfte es fest fürs Leben.

Der Vater war eine verschlossene Natur; hatte vielleicht deshalb einen kräftigen Willen. Er war Aristokrat von Geburt und Erziehung. Es gab einen alten Stammbaum, der im siebzehnten Jahrhundert Adel nachwies. Später waren die Vorfahren Geistliche gewesen, aus nordschwedischem, vielleicht finnischem Blut. Dann hatte sich das Blut gemischt. Des Vaters Mutter war von deutscher Geburt und stammte aus einer Tischlerfamilie. Des Vaters Vater war Kaufmann in Stockholm, Führer der Bürgerwehr und hoher Freimaurer gewesen; auch hatte er König Karl Johan verehrt. Ob er den Franzosen, den Marschall oder den Freund Napoleons verehrte, ist noch nicht entschieden.

Johans Mutter war die Tochter eines armen Schnelders; ihr Stiefvater hatte sie ins Leben hinausgeschickt, zuerst als Magd, dann als Kellnerin. In dieser Stellung war sie von Johans Vater entdeckt worden. Sie war Demokratin aus Instinkt, sah aber zu ihrem Mann auf, weil er „aus guter Familie“ war; und sie liebte ihn, ob als Retter, Gatte oder Familienversorger, ist schwer zu sagen.



Der Vater duzte Knecht und Magd und wurde von ihnen Herr genannt. Er war trotz seiner Niederlage nicht zu den Mißvergnügten übergegangen, sondern verschanzte sich mittels religiöser Resignation: es war eben Gottes Wille. Auch isolierte er sich in seiner Häuslichkeit. Schließlich blieb ihm immer noch die Hoffnung, wieder in die Höhe zu kommen.

Aber er war Aristokrat aus dem Grunde, bis in seine Gewohnheiten hinein. Sein Gesicht hatte einen veredelten Typus angenommen: glattrasiert, feinhäutig, das Haar wie Louis-Philippe. Dazu trug er eine Brille, kleidete sich immer fein und liebte reine Wäsche. Wenn der Knecht seine Stiefel putzte, mußte er Handschuhe anziehen: dessen Hände hielt der Herr für so schmutzig, daß er sie nicht in seinen Stiefeln haben wollte.

Die Mutter blieb in ihrem Innersten Demokratin. Sie war immer einfach, aber rein gekleidet. Die Kinder sollten immer reine und helle Kleider haben, aber nicht mehr. Sie war vertraulich zu den Dienstboten und bestrafte ein Kind, das gegen einen von ihnen unhöflich gewesen war, sofort, ohne den Fall zu untersuchen, auf die bloße Anzeige hin. Gegen Arme war sie immer barmherzig; mochte der eigene Haushalt noch so knapp sein, niemals ließ sie einen Bettler von ihrer Türe gehen, ohne ihm etwas Essen zu geben. Alle alten Ammen, vier Stück, kamen oft auf Besuch und wurden dann wie alte Freundinnen empfangen.

Furchtbar war der Sturm über die Familie dahingefahren, und wie erschrockene Hühner waren die zerstreuten Mitglieder zusammengekrochen; Freunde und Feinde durcheinander; denn sie fühlten, sie hatten sich gegenseitig nötig und sie konnten sich gegenseitig beschützen.

Tante mietete zwei Zimmer der Wohnung ab. Sie war die Witwe eines berühmten englischen Erfinders und Fabrikbesitzers, der ruiniert gestorben war. Sie hatte Witwenpension; von der lebte sie mit ihren beiden Töchtern, die eine feine Erziehung genossen hatten. Sie war Aristokratin, hatte ein glänzendes Haus gehabt, hatte mit vornehmen Leuten verkehrt. Sie hatte ihren Bruder geliebt, seine Ehe aber nicht gebilligt, jedoch seine Kinder zu sich genommen, als der Sturm kam. Sie trug eine Spitzenhaube und ließ sich die Hand küssen. Lehrte die Kinder ihres Bruders gerade auf dem Stuhl sitzen, schön grüßen, sich sorgfältig ausdrücken.

Ihre Zimmer trugen Spuren des früheren Luxus und der zahlreichen und vermögenden Freunde. Ein gepolstertes Jakarandamöbel mit einem gehäkelten Überzug in englischem Muster. Die Büste des verstorbenen Mannes, im Frack der Akademie der Wissenschaften und mit dem Wasaorden. An der Wand ein großes Ölporträt vom Vater in der Majorsuniform der Bürgerwehr. Die Kinder glaubten immer, das sei der König: er hatte nämlich so viel Orden, die sich später aber als Zeichen der Freimaurer herausstellten.

Tante trank Tee und las englische Bücher.

Ein anderes Zimmer wurde vom Bruder der Mutter bewohnt, der am Heumarkt



einen Materialwarenhandel hatte; außerdem von einem Vetter, dem Sohn des verstorbenen Bruders des Vaters, der in die Technische Hochschule ging.

In der Kinderstube hielt sich die Großmutter mütterlicherseits auf. Eine scharfe Alte, die Hosen flickte, Kittel ausbesserte, Ase lehrte, wiegte und zauste. Sie war religiös und kam jeden Morgen um acht Uhr, nachdem sie erst in der Klarakirche ihr Morgengebet verrichtet hatte. Im Winter trug sie eine Laterne, denn Straßenlaternen gab es noch nicht und die Argandschen waren gelöscht.

Sie kannte ihre Stellung, liebte den Schwiegersohn und dessen Schwester wahrscheinlich nicht. Die waren ihr zu fein. Der Vater behandelte sie mit Achtung, aber nicht mit Liebe.

In drei Zimmern wohnte der Vater mit seiner Frau und sieben Kindern nebst zwei Diensthofen. Die Möbel bestanden fast nur aus Wiegen und Betten. Kinder lagen auf Plättbrett und Stühlen, Kinder in Wiegen und Betten. Der Vater hatte kein Zimmer für sich, war aber stets zu Hause. Nahm nie eine Einladung von seinen vielen Geschäftsfreunden an, weil er sie nicht wieder einladen konnte. Ging nie in die Kneipe und nie ins Theater. Er hatte eine Wunde, die er verbergen und heilen wollte. Sein Vergnügen war ein Piano. Die eine Tochter der Schwester kam jeden zweiten Abend, und dann wurden Haydns Symphonien vierhändig gespielt. Nie etwas anderes. Später auch Mozart. Nie etwas Modernes.

Als die Verhältnisse es ihm wieder erlaubten, hatte er später auch noch ein anderes Vergnügen. Er hielt sich Blumen in den Fenstern. Aber nur Pelargonien. Warum Pelargonien? Johan glaubte später, als er älter wurde und die Mutter nicht mehr lebte, seine Mutter neben einer Pelargonie oder beide zusammen zu sehen. Die Mutter war blaß, sie machte vier Kindbetten durch und wurde lungenkrank. Ihr Gesicht glich wohl den durchsichtig weißen Blättern der Pelargonie mit ihren Blutstreifen, die im Grunde dunkeln und eine beinahe schwarze Pupille bilden, schwarz wie die der Mutter.

Der Vater ließ sich nur bei den Mahlzeiten sehen. Traurig, müde, streng, ernst war er, aber nicht hart; er sah strenger aus, als er war, weil er bei der Heimkehr immer ohne weiteres eine Menge Sachen entscheiden sollte, die er nicht beurteilen konnte. Auch wurde sein Name immer benutzt, die Kinder in Schrecken zu versetzen. „Wenn Papa das erfährt“ bedeutete Schläge. Das war gerade keine dankbare Rolle, die man ihm gegeben. Gegen die Mutter war er immer mild. Er küßte sie immer nach der Mahlzeit und dankte ihr fürs Essen. Dadurch gewöhnten sich die Kinder daran, sie als Geberin aller guten Gaben und den Vater als den aller bösen zu betrachten. Das war ungerecht.

Man fürchtete den Vater. Wenn der Ruf: „Papa kommt!“ zu hören war, liefen alle Kinder davon und versteckten sich; oder eilten in die Kinderstube, um sich zu kämmen und zu waschen. Bei Tisch herrschte Todesschweigen, und der Vater sprach nur wenig.

Die Mutter hatte ein nervöses Temperament. Flammte auf, wurde aber bald wieder ruhig. Sie war verhältnismäßig zufrieden mit ihrem Leben, denn sie war ge-



stiegen auf der sozialen Stufenleiter und hatte ihre eigene Stellung wie die ihrer Mutter und ihres Bruders verbessert. Sie trank des Morgens Kaffee im Bett; hatte Ammen, zwei Dienstboten, Großmutter zur Hilfe. Wahrscheinlich überanstrengte sie sich nicht.

Für die Kinder war sie aber immer die Vorsehung. Sie schnitt die Nlednägel, verband verletzte Finger, tröstete und beruhigte immer, wenn der Vater gestraft hatte, trotzdem sie der öffentliche Ankläger war. Das Kind fand sie kleinlich, wenn sie dem Papa „petzte“; Achtung wenigstens erwarb sie sich dadurch nicht. Sie konnte ungerecht, heftig sein; zur Unzeit strafen, auf die bloße Anzeige eines Dienstboten; aber das Kind bekam auch Essen aus ihrer Hand, wurde von ihr getröstet; darum war sie beliebt, während der Vater immer ein Fremder blieb, eher ein Feind als ein Freund.

Das war des Vaters undankbare Stellung in der Familie. Aller Versorger, aller Feind. Kam er müde, hungrig, finster nach Haus und wagte, fand er den Fußboden frisch gescheuert und das Essen schlecht bereitet, einen Tadel auszusprechen, so erhielt er eine etwas kurze Antwort. Er lebte in seinem eigenen Hause wie auf Gnade, und die Kinder verbargen sich vor ihm.

Der Vater war mit seinem Leben weniger zufrieden, denn er war hinabgestiegen, hatte seine Stellung verschlechtert, mußte entsagen. Und wenn er die, denen er das Leben gegeben und Essen schenkte, unzufrieden sah, wurde er nicht froh.

Aber die Familie selbst ist keine willkommene Einrichtung. Für die Erziehung hatte niemand Zeit; die nahm die Schule da auf, wo die Mägde aufgehört hatten. Die Familie war eigentlich eine Speisewirtschaft, eine Wasch- und Plättanstalt; aber eine unzweckmäßige. Nie etwas anderes als Kochen, Einkaufen, Waschen, Plätten, Scheuern. So viele Kräfte in Bewegung für so wenig Personen. Der Gastwirt, der hunderte spielte, wandte kaum mehr auf.

Die Erziehung bestand aus Verweisen und Zausen, wies hin auf Gebet und Gehorsam. Das Leben empfing das Kind mit Pflichten, nur mit Pflichten, nicht mit Rechten. Aller andern Wünsche durften sich äußern, die des Kindes wurden unterdrückt. Das Kind konnte keinen Gegenstand anfassen, ohne etwas Unrechtes zu tun; nicht umherlaufen, ohne im Wege zu sein; nicht ein Wort äußern, ohne zu stören. Schließlich wagte es sich nicht mehr zu rühren. Seine höchste Pflicht und seine höchste Tugend war: auf einem Stuhl stillsitzen und ruhig sein.

— Du hast keinen Willen, so lautete es immer. Und damit wurde der Grund zu einem willenlosen Charakter gelegt.

— Was werden die Menschen sagen, hieß es später. Und damit wurde sein Selbst angegriffen: er konnte nie er selber sein, war immer abhängig von fremder Ansicht, die sich ändert; traute sich selber nichts zu, ausgenommen in den wenigen Augenblicken, in denen er seine energische Seele unabhängig von seinem Willen arbeiten fühlte.

Der Knabe war äußerst empfindsam. Weinte so oft, daß er deshalb einen besonderen Schimpfnamen bekam. Jeder kleine Tadel verletzte ihn; er war in beständiger Unruhe,



einen Fehler zu begehen. Er achtete aber auf Ungerechtigkeiten und wachte über die Verfehlungen der Brüder, indem er hohe Anforderungen an sich selber stellte. Wenn die Brüder nicht bestraft wurden, fühlte er sich tief gekränkt; wenn sie zur Unzeit belohnt wurden, litt sein Gerechtigkeitsgefühl. Darum wurde er für neidisch gehalten. Er ging dann zur Mutter, um sich zu beklagen. Erlangte einige Male Gerechtigkeit, wurde aber ermahnt, es nicht so genau zu nehmen. Aber man war ja so genau gegen ihn, und es wurde ihm befohlen, genau gegen sich selbst zu sein. Er zog sich zurück und wurde bitter. So wurde er scheu und verschlossen. Verbarg sich ganz hinten, wenn etwas Gutes verteilt wurde, und weidete sich daran, wenn er übersehen wurde. Er fing an Kritik zu üben und bekam Geschmack für Selbstquälerei. Abwechselnd war er melancholisch und mutwillig.

Sein ältester Bruder war hysterisch; konnte, wenn er beim Spiel geärgert wurde, unter konvulsivischem Lachen, das ihn zu ersticken drohte, niederfallen. Dieser Bruder war der Liebling der Mutter und der andere der des Vaters. Lieblinge gibt es in allen Familien. Es ist nun einmal so, daß das eine Kind mehr Sympathie erringt als das andere; weshalb, ist nicht zu entscheiden. Johan war niemandes Liebling. Das fühlte er und das grämte ihn. Die Großmutter sah es und nahm sich seiner an. Er lernte das A b c bei ihr und half ihr beim Wiegen. Aber er war mit dieser Liebe nicht zufrieden; er wollte die Mutter gewinnen. Und er wurde zutunlich, betrug sich aber so plump dabei, daß er durchschaut und zurückgestoßen wurde.

Es wurde strenge Zucht im Haus gehalten. Lüge wurde schonungslos verfolgt und Ungehorsam auch.

\*     \*     \*

Eines Mittags besichtigt der Vater die Weinflasche, die Tante benutzte.

— Wer hat den Wein ausgetrunken? fragt er und sieht sich unter den Kindern um. Niemand antwortet, aber Johan errötet.

-- So, du bist es gewesen, sagt der Vater.

Da Johan niemals das Versteck der Weinflasche ausgekundschaftet hat, fängt er an zu weinen und schluchzt:

-- Ich habe den Wein nicht ausgetrunken.

-- Was, du leugnest auch noch!

Auch noch!

— Du sollst was erleben, wenn wir von Tisch aufstehen!

Der Gedanke, was dann geschehen würde, und die Betrachtungen, die der Vater über Johans verschlossenes Wesen fortsetzt, veranlassen Johan noch mehr zu weinen.

Man steht von Tisch auf.



— Komm, sagt der Vater und geht in die Schlafstube.

Die Mutter folgt.

Bitte Papa um Verzeihung, sagt sie.

Ich habe es nicht getan, schreit er jetzt.

Bitte Papa um Verzeihung, sagt die Mutter und zaust ihn.

Der Vater hat hinter den Spiegel nach der Rute gegriffen.

Lieber Papa, verzeih mir, brüllt der Unschuldige.

Jetzt aber ist es zu spät. Das Bekenntnis ist abgegeben. Die Mutter hilft bei der Exekution. Das Kind heult vor Harm, vor Wut, aus Schmerz, am meisten aber vor Schande, vor Demütigung.

Bitte Papa jetzt um Verzeihung, sagt die Mutter.

Das Kind sieht sie an und verachtet sie. Es fühlt sich allein, verlassen von der, zu der es sich stets flüchtete, um Milde und Trost zu finden, aber so selten Gerechtigkeit fand.

Verzeih, lieber Papa, sagt er mit zusammengebißenen lügenden Lippen.

Nun schleicht er in die Küche zu Luise hinaus, dem Kindermädchen, das ihn zu waschen und zu kämmen pflegt, und weint sich in ihrer Schürze aus.

— Was hast du getan, Johan? fragt sie teilnehmend.

— Nichts! antwortet er. Ich habe es nicht getan.

Mama kommt in die Küche.

— Was sagt Johan? fragt sie Luise.

— Er sagt, er habe es nicht getan.

— Leugnet er noch!

Johan wird zurückgeführt, um dazu gezwungen zu werden, zu bekennen, was er nie begangen hat.

Und jetzt bekennt er, was er nie begangen hat.

Herrliche, sittliche Einrichtung, heilige Familie, unantastbare, göttliche Stiftung, die Bürger zu Wahrheit und Tugend erziehen soll! Du angebliches Heim der Tugenden, wo unschuldige Kinder zu ihrer ersten Lüge gezwungen werden, wo die Willenskraft durch Willkür geknickt, wo das Selbstgefühl von enge wohnenden Egoismen getötet wird. Familie, du bist das Heim aller sozialen Laster, die Versorgung aller bequemen Frauen, die Ankerschmiede des Familienvaters, die Hölle der Kinder!

Seit diesem Tage lebte Johan in ewiger Unruhe. Nicht der Mutter, nicht Luise, noch weniger den Brüdern und am wenigsten dem Vater wagte er sich zu nähern. Feinde überall. Gott kannte er noch nicht anders als durch das Abendgebet. Er war Atheist, wie das Kind ist; aber im Dunkeln ahnte er wie der Wilde und das Tier böse Mächte.

Wer trank den Wein aus? fragte er sich. Wer war der Schuldige, für den er litt? Neue Eindrücke, neue Sorgen ließen ihn bald die Frage vergessen, aber die aufregende Handlung blieb ihm im Gedächtnis haften.



Er hatte das Vertrauen der Eltern, die Achtung der Geschwister, die Gunst des Vaters verloren; Großmutter verhielt sich still. Vielleicht schloß sie aus anderen Gründen auf seine Unschuld, denn sie schalt ihn nicht, aber sie schwieg. Sie hatte nichts zu sagen.

Er war wie ein bestrafter Mensch. Bestraft für eine Lüge, die man im Hause so verabscheute, und für Diebstahl, ein Ausdruck, der nicht einmal genannt werden durfte. Hatte sein bürgerliches Ansehen verloren, war eine verdächtige Person; wurde von den Geschwistern verhöhnt, daß er sich habe ertappen lassen.

Und das alles mit seinen Folgen, die für ihn volle Wirklichkeit hatten. beruhte auf etwas, das nicht vorhanden war: das war seine Schuld.

---

## Häuser werden eingerissen.

Von

Max Brod.

Zumal im Regen sind die Häuserstümpfe,  
Die stündlich niederschrumpfen, schlimm zu sehn.  
Formlos halbabgerissne Mauern stehn  
Wie trübe Drüsen bösgeschwollner Lymphe.

Erschreckt bewunderst du die Trümmerstürze  
Durch Bretterrinnen, wie in langen Särgen,  
Und Schutt wie Nebel über Ziegelbergen  
Und Wagenschall und rauher Schreie Kürze,

Und stehst noch an der grünen Innenwand  
Den Ofenrauch, der alten Möbel Stand  
Und tausend Spuren einst bewohnter Stätte . . .

Dachstühle, nackt wie Rippen weißer Wracke  
Gehn in die Luft. Ein Mann mit rascher Hacke  
Legt an den Himmel seine Silhouette.

---



## Volkskunst.

(Zur Ausstellung des Lyceum-Klubs in Berlin.)

Von

B. Robert.

Die Ausstellung bereitet uns eine freudige Überraschung; sie ist nicht nur wesentlich umfangreicher, sie ist auch weit besser und interessanter als nach den bisherigen Veranstaltungen des Damenklubs zu erwarten war. Voilà, meine Damen, das vermögen Sie: schöne Dinge mit Geduld und List aus Ihrem Versteck zu locken, sie anzuhäufen (wie das im Hamsterkasten und beim Flanieren durch das Warenhaus geschieht); das verstehen Sie, eine Schatzkammer zu arrangieren, artig zu ordnen, eine Putzstube daraus zu machen. Karl Schefflers Buch: „Die Frau und die Kunst“ hat den Damen wenig gefallen, dies harte, schneidende Buch, das der weiblichen Psyche die Fähigkeit des künstlerischen, des kosmischen Erlebens prinzipiell absprach. Und dennoch, darin hat er recht:



Altbayrisches Zimmer, sehr farbig.



im Arrangement, im Dekorieren, in der Belebung einer milden, wohltätigen Ordnung ruht das Wertvolle einer ästhetisch begabten Frau. Sich gut und mit diskreten Akzenten zu kleiden, einen Wohnraum wohnlich, einen Tisch einladend, ein Blumengebinde blühend zu machen, das sind feminine Tugenden. Die halfen uns zu dieser Ausstellung; und noch eins assistierte: das fein gesponnene Netz der gesellschaftlichen Konnexion, in das sich brav viel Männlein, ernste Wissenschaftler und sonst gar bärbeißige Museumsdirektoren, verfangen.

\* \* \*

Der faktische Inhalt dessen, was Volkskunst heißt, ist sowohl entwicklungsgeschichtlich wie psychologisch schwer zu bestimmen. Schmückende Fertigkeit des Volkes, der Bauern, wäre vielleicht die richtigere Umschreibung. Um den Begriff der Volkskunst steht es ähnlich wie um den des Kunstgewerbes. Wenn Michelangelo Kunst ist, so ent-

behrt es nicht der Komik, die Herstellung eines trefflichen Stuhles oder selbst eines vorzüglichen Wohnhauses gleichfalls unter die Königsstandarte der Kunst zu stellen. Und nun erst bemalte Holzschachteln oder farblustige Keramiken oder geschnitzte Pfeifenköpfe . . Die Wesensverwandtschaft dieser Dinge mit den Häuptern der Menschheit ist sehr, sehr locker. Nur dann könnte mit Recht von einer Volkskunst gesprochen werden, wenn die diskutierten Objekte sichtlich ein Mittel wären, die höchsten und heiligsten Erregungen ihrer Fertiger auszudrücken. So dürften die Steinzeichnungen der Höhlen-



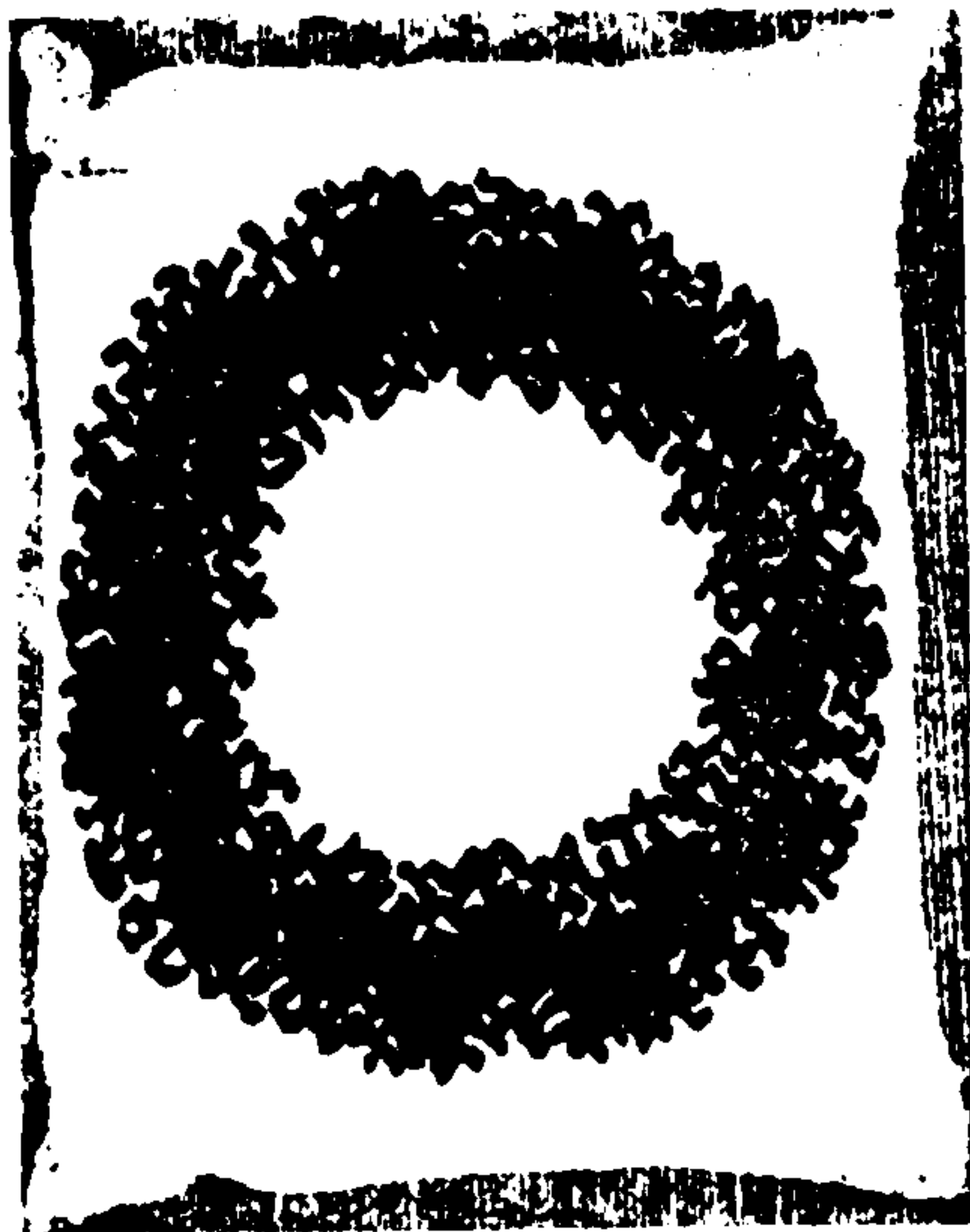
Bayrische, hessische und sächsische Keramik auf bedrucktem Kattun.



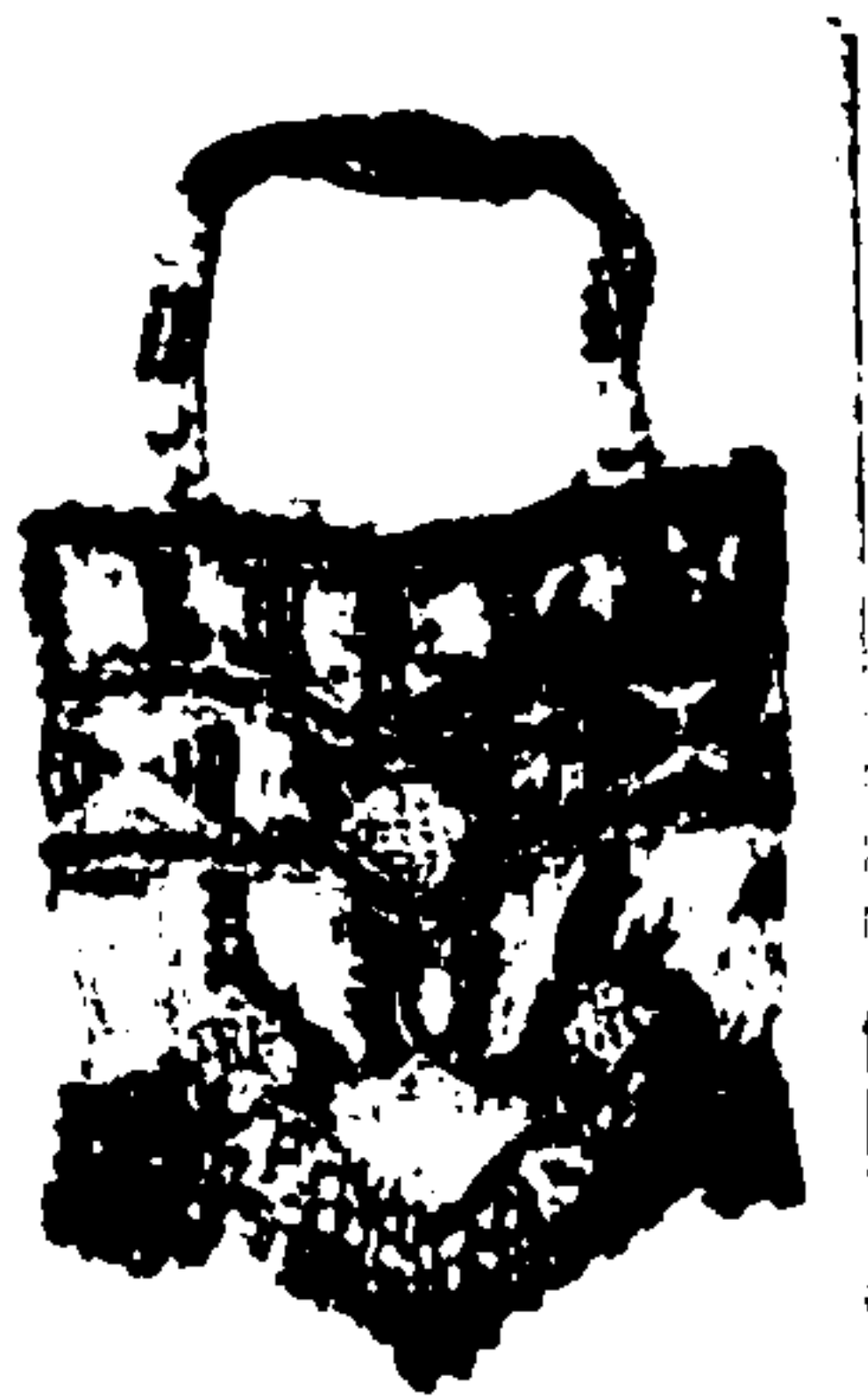
bewohner Kunst genannt werden; sie waren Dokumente der bedeutsamsten Erlebnisse und der gewaltigsten Vorstellungen dieser Primitiven. Die Götzenbilder, die Bemalung und das Schnitzwerk an den Zelten der Priester und der Häuptlinge, all das, dahinter der Flügelschlag der Seele zu spüren, das ist Kunst. So mag vielleicht der ungelente Schäfer, der einen Gemarterten mühsam zurechtstümperte, oder der Dorfmalers, der auf die Schränke die Mutter Gottes pinselte, Kunst erfahren und gemacht haben. Auch mit einem Kranz aus Tulipanen und Malenglöckchen war das zu erreichen. Aber, ob solches noch heute geschieht, in Europa, da überall die Naivität stirbt und die Eisenbahn den Handelsgest mehr, da die Götter in Öl gedruckt und in Gips gegossen werden, das scheint recht problematisch. Darum möchte es besser sein, statt von Volkskunst von Handfertigkeit, von verzierender Geschicklichkeit der Land-

bewohner zu sprechen. Dies um so mehr, als sich vielfältig in dem, was diese Leuten jetzt schaffen, der Einfluß der Stadt und deren Produktion bemerkbar macht.

Die Naivität stirbt. Das zeigt sich deutlich, wenn man in dieser Ausstellung erst die Räume des Parterre, dann die der ersten Etage abschreitet. Unten stehen Dinge aus alter Zeit, Museumsschätze. Wie sind sie so köstlich reich an gesunder Ursprünglichkeit, an lachenden Farben, an der Absicht zu schmücken, vornehm und eifersüchtig zu machen. Wie unverkennbar reihen sich die Bänderhauben und die Brautkronen dem Kopfschmuck der Exoten; Glasperlen und Spiegelscherben, Blinkendes und Glitzerndes hatten die Bäuerinnen einst ebenso lieb, wie wir dies heute noch an den Wilden beobachten. Das alles aber hat sich wesentlich geändert; die Mode drang bis in die fernsten Dörfer und mit ihr die Muschelmöbel und das Orchesterion. Da kam über das Völkische, das Einfältige, ein unaufhaltsames Welken. Gewiß, vieles blieb noch unbetastet, frisch und blank; auch in der oberen Etage gibt es genug des Schönen und Guten, Keramik und Textile vor allem. Die Gewebe, die Stickerien,



Gesticktes Kissen von Frau Wislencus  
entworfen und in Wolle ausgeführt



Gewelltes Täschchen nach  
Prof. Wislencus.



die Spitzen der Bauern, die zum Balkan hinunter oder gen Norden wohnen, sind heute noch besser, materialgerechter und wirksamer als alles, was unsere Gewerbler, die sich so gerne Künstler nennen, bisher erfunden haben. Zumal die Ungarn, die Dalmatiner, die Rumänen, die Südslawen, verwalteten eine durch Geschlechter zurückgreifende Tradition; letzte Ausläufer der orientalischen Formenwelt, letzte Nachklänge längst vergessener Wanderungen scheinen ein unbewußtes Leben zu führen.

Die natürliche, gesunde Güte der bäuerlichen Textilik hat (wie dies selbst beim Hausbau geschah) nach Zeiten argen Verfalles Hilfe suchenden Reformern der Stadtkultur als Ausflucht und Arznei gedient. Die simple, aber sachgemäße Bändigung der Fäden, die nüchterne Gesinnung, die von der Nadel ebensowenig Kunststücke wie von der Henne goldene Eier verlangt, half der verirrtten „Kunststickerel“ und ähnlichen Mißgebilden wieder auf den rechten Weg. Zu den schönsten Erfolgen solcher rückläufigen Befruchtung gehören die Arbeiten der Flensburger und die der Breslauer Kunstschule. In der schlesischen Hauptstadt hat der Professor Wislicenus vorbildlich und erfolgreich gewirkt; seine Arbeit sollte von der provinziellen Textilik nicht ungenutzt bleiben, die Liebhaber schöner Gewebe lieben sie längst.



Ungarische Wagendecke.

Leder appliziert.



## Erlebnisse auf den Philippinen.

Von

K. von S. K.

### I. U n t e r   s p a n i s c h e r   H e r r s c h a f t .

Dezember 1896. Strahlender Sonnenschein, flimmernde Hitze (Nachttemperaturminimum 26° C), Windstille. Vor uns weit ausgedehnt Manila von üppigem Grün umgeben, aber rechts und links, da rauchen die von den Aufständischen verbrannten Dörfer und Ortschaften. Im Osten der herrlichen Bucht wirft ein spanisches Kanonenboot Granaten in das dichtbewaldete Ufer, von Zeit zu Zeit klingt der schwache Schall knatternder Salven von Land zu uns an Bord. Nach Erledigung der nötigen Formalitäten gehen wir an Land. Auf der Straße fast nur Bewaffnete: Soldaten, Freiwillige und — Mönche. Stolz liebe ich den Spanier, stolz schreiten sie auch durch die Straßen, die Farbigen keines Blickes würdigend, ihnen kaum für ihren Gruß dankend, stolz und gedankenlos gehen sie dahin: der General mit dem goldenen troddelbehängten Stockknopf, der junge Freiwillige in einer blaugestreiften Leinenuniform, der barfüßige Mönch. Die wenigen Tagalen machen demütig Platz.

Wir kommen nach der mittelalterlich umwallten Innenstadt — Intramuros —, da, gegenüber der deutschen Apotheke, aus dem düstern vergitterten Gebäude, welches markerschütterndes Schreien, was ist das Fürchterliche? — Still, ich flüstere es euch ins Ohr, die Mönche foltern mit Elektrizität! — Die Mönche foltern? Was soll das heißen? foltern? Elektrizität, Ende des neunzehnten Jahrhunderts?

Da wieder das nervendurchzitternde Schreien! Es ist Wahrheit! — Mit uns eilen einige Tagalen aus der furchtbaren Straße barfüßig, scheinbar demütig, aber wer sehen will, der kann die Blicke voll tödlichen Hasses sehen, die dem Kloster zufliegen.

Wir kommen an den Pasigfluß, aus ihm ragen mehrere altersgraue, halbfertige Steinpfeiler: el puente del capitán-general — die Brücke des Generalgouverneurs. Jeder Generalgouverneur bekommt bei seinem Dienstantritt mehrere hunderttausend Pesos zum Bau dieser Brücke bewilligt, unter der spanischen Herrschaft ist sie nie vollendet worden.

Wir treten in die Wohnung des Gouvernementsadjutanten, um uns Pässe für die Umgebung zu verschaffen, auf dem Tisch einen geladenen Revolver, über dem Bett einen ebenfalls geladenen Repetierkarabiner. Achselzuckend: „Ja, wissen Sie, die Rebellen können jede Nacht angreifen und wir sind der Diener nicht sicher.“

Wieder auf der Straße begegnen wir einem Trupp farbiger Soldaten, fremd schreiten sie und verschlossen an den Eingeborenen vorüber, es sind Visayas. Bewohner der südlichen Inseln: Divide et impera!



Wir treten in das Hotel eines Tagalen, die aus Muschelschalen zusammengesetzten Scheiben halten die Sonne von den verhältnismäßig kühlen Räumen ab. Die gemeinsame Mittags- und Frühstückstafel ist auf einer Art geräumiger, nach dem Fluß offenen Loggia. Uns gegenüber sitzt ein junger, elegant gekleideter spanischer Kavallerieoffizier; er fällt selbst hier im Lande der leeren Höflichkeit und Grandezza durch seine guten Manieren auf. Beim Fisch erhebt er sich, er geht auf sein gegenüber liegendes Zimmer und schließt den unteren Teil der nur aus Jalousiewerk bestehenden Tür. Ein Schuß! Alles stürzt hin, Selbstmord. Allen voran zeternd der Sohn des Wirtes, er stellt sich vor die Zimmertür: „Hier kommt niemand herein!“ Mein Begleiter gibt sich als Arzt zu erkennen, will helfen: „Helfen? warum? dem ist nicht zu helfen, er wird unterschlagen haben,\*) wir verlieren unser Geld, da wollen wir wenigstens keine Unannehmlichkeiten haben! Nach der Polizei ist telephonierte.“ Wir verlassen nach zwei Stunden das Lokal, die Tür des Zimmers ist noch immer geschlossen, der Tod ist schon vor geraumer Zeit drinnen erlösend erschienen, die Polizei noch nicht.

Nachdem wir die Stunden der Nachmittagshitze auf der Veranda eines Freundes verschlafen haben, nehmen wir uns einen Wagen, um nach der Promenade zu fahren, nach der Luneta!

Der wollüstige Duft der Ilang-Ilangblüten durchzieht die Luft; herrliche Farbentöne erfreuen das Auge.

Der Wagen biegt um die Ecke, wir sind da. Narrt uns ein Traum, sind wir in einer anderen Stadt?

Militärmusik, lachende, flirtende Menschen, vor uns eine Gruppe Herren und Damen, mit der vornehmen Einfachheit der großen Welt gekleidet, die Offiziere ohne Säbel, ohne Waffen, nur Lachen, Augenwerfen, Fächerspiel! Die eine der Damen, welche an dem Rande des Weges geht, rafft ihr Kleid etwas zusammen und weicht etwas zur Seite: eine dunkle Lache — Blut, am Morgen finden hier die Erschießungen der Verurteilten statt! Jetzt allgemeines Verneigen, Abnehmen der Kopfbedeckung, eine elegante Equipage rollt vorüber, in ihr einer der zahlreichen Kirchenfürsten.

An dem Kiosk bietet man uns Lose der Manilalotterie an, eine loyale Lotterie, jedes dritte Jahr gewinnt der Generalgouverneur das große Los, so sagt man uns, und die übrigen Jahre — der Erzbischof!

Wir treten auf den Rasen und lassen die bunte Menge vorbeiwogen. Neben uns sitzt eine glutäugige Senorita, ihre Augen haben auch Grund zum Glühen, was flüstert ihr alles ihr Verehrer zu! „Oh Senorita, Sie sind so lieblich, daß in Ihrer Gegenwart selbst die Luft zittert!“ mit dankbarem Blick tönt es mehr heischend: „Gracias, danke!“ Tiefer beugt er sich herab, immer leiser und immer feuriger flüstert er; nur das ewig gleichlautende Gracias! ist noch zu verstehen.

---

\*) Dies war tatsächlich der Fall.





Escolta (Hauptstraße) in Manila.

Wir verlassen die oberen Zehntausend und fahren hinaus nach der Vorstadt Binondo, wo Hahnenkämpfe jene Eingeborenen zusammenlocken, die sich vor der Polizei sicher fühlen. In Rozario, der Hauptgeschäftsstraße, ist ein chinesischer Laden neben dem anderen. Was der Jude für Osteuropa, was der Grieche und Armenier für den Orient, was der Inder für Ostafrika, das ist der Chineser für den fernen Osten.

Ein merkwürdiges Völkchen, das sich da vorüberdrängt, sind es Malaien? Ist es eine Mischrasse von Papuas und Spaniern? Mild, unterwürfig, mit großer Neigung zur Religiosität, etwas orientalisches indolent, so werden sie uns geschildert. Die Männer mit über dem Leinenbeinkleid lose und offen getragenen europäischen Stärkhemd, die Frauen in sauberen, zum Teil ganz kostbaren Spitzenkleidern; aus ihren Augen spricht mehr Leidenschaft und Energie als aus denen der Männer.

Tiefer sinken die Schatten, Patrouillen durchziehen die Straßen, die Menge verläuft sich. Wir schlendern heim durch die laue Tropennacht. Keiner ist zum Sprechen aufgelegt, der Vollmond sorgt für Straßenbeleuchtung, um jedes Haus ein schützender Kranz von Bananenbäumen (mit ihren fleischigen Blättern halten sie die Sonne und das Feuer ab), im kleinen Nebengäßchen zupft mich was am Ärmel: „Herr, Herr, rettet den Rizal!“ ein Tagale, ärmlich gekleidet, barfüßig, aber in Stimme und Blick ein demütiges Füllen.



„Wer ist Rizal?“ „Oh, Ihr müßt Rizal kennen, besinnt Euch! Rizal, er hat doch in Deutschland studiert, der große alte Kaiser hat ihn gesprochen. Er hat uns immer gesagt, die Deutschen allein könnten uns helfen, sie sind gerecht und treu!“

„Wo ist er?“

„In Intramuros. Sie haben ihn mit Verrat gefangen! Er ist ja reich, er lebte im Auslande, aber er fühlte unsere Not und schrieb Bücher, oh, so schöne Bücher. Da sie ihn nicht anders fangen konnten, schrieben sie, seine Mutter läge im Sterben und falls er nicht agitieren wollte, so sollte er freies Geleit haben. Er kam. Auf dem Zoll hielten sie seine Sachen zurück, am nächsten Tage waren verbotene Schriften darin, da nahmen sie ihn und machten ihm den Prozeß. Ihr seid Deutscher, Euer Admiral ist da mit einem großen Schiffe (Admiral von Tirpitz auf „Irene“). Rettet Rizal und morgen weht die deutsche Flagge auf allen Inseln, auch die Visayas halten jetzt zu uns, was noch keiner weiß. Es ist leicht, die Spanier sind wenige und nicht kriegsgewohnt. Rettet Rizal!“

Es ist oft so schwer, nicht helfen zu können, nicht helfen zu dürfen, die Zeiten der deutschen Parteigänger sind vorüber.

Vor uns tauchen allmählich wieder Laternen und — Patrouillen auf, die flehende Stimme an unserer Seite verschwindet.



Hahnenkampf in Binondo.





Vorstadt Binondo zur Regenzeit.

Im Innern der Stadt auf der Escolta noch Leben mit etwas kriegerischem Einschlag. Wir stehen beobachtend still. Die Gruppe, die jetzt vorüberzieht, sind doch keine Tagalen? der stechende Blick, die energischen, verschlagenen Züge! Trotz der Kleidung, keine Frage: Japaner! Seht ihr es, Spanier? Siehst du es, Europa?! —

Todmüde kommen wir ins Hotel, der eingeborene Kellner leuchtet uns ins Zimmer, entfernt sich noch einmal, um mit einer Hand voll Eldechsen zurückzukommen: „Gegen die Moskitos.“ Wir erkundigen uns nach der Ursache des eigentümlichen Polterns über unserer Zimmerdecke, sanft kommt die Antwort: „Schlangen!“ — Donnerwetter, wir fahren empor. „Oh, sie sind harmlos, tötet sie ja nicht, Herr, sie fressen die Ratten.“ —

Am nächsten Morgen führt mich der geräuschlose Aufwärter ins Bad, mit Lächeln zeigt er auf einige Stellen in der Wand: Kugelspuren.

Die Erlaubnis des Admirals Montojo zur Besichtigung des Arsenal von Cavite ist eingetroffen.

Ein kleiner Dampfer bringt uns hinüber. Die Zeit der Überfahrt bietet Gelegenheit, uns einzuweihen in die Verhältnisse von Manila. Unser Gewährsmann erzählt uns von dem ungeheuren Einfluß der Geistlichkeit, er erzählt uns von der eindrucksvollen Karfreitagsprozession, die die Soldaten durch Präsentieren mit dem Kolben nach oben begrüßen; sie endet in der Kathedrale; hier sitzt auf prunkvollem Sessel, umgeben von glänzendem Gefolge, der Erzbischof, vor ihm ausgebreitet auf dem Boden die spanische Kriegsflagge, die stolze Flagge Kastillens, und über sie hinweg schreiten die Beamten und Offiziere, geführt vom Generalgouverneur, zum Hand- oder Fußkuß. Welche Kraftprobe, welcher Triumph der Kirche! —



Er erzählt uns von dem unermeßlichen Reichtum einzelner Mönchsorden; von dem wissenschaftlichen Wirken der Jesuiten, scheinbar ganz uneigennützig, ja fast ohne religiösen Hintergrund; von der Armut und Aufopferungsfähigkeit der unteren Weltgeistlichen, die aber keine wichtigeren Amtshandlungen ausüben dürfen, denn Hochzeiten und Begräbnisse geben ja herrliche Gelegenheit, zu erpressen und erbzuschleichen.

Wir landen in Cavite, dem Kriegshafen der Philippinen, uralte dicke Quadermauern bilden die Befestigung, gegen Wilde ein vortrefflicher Schutz.

Vor dem Arsenal mehrere hölzerne Kriegsschiffe, für die moderne Kriegführung ebenso wertlos wie die Quadermauern der Forts. Eine der Kanonenboote wirft Granaten in den gegenüberliegenden Urwald; wohl ein neuer Kommandant, der sich Kriegsruhm oder Orden erwerben will, denn einen anderen Nutzen kann diese Handlung nicht haben.

Wir werden liebenswürdig empfangen und nach Prüfung unseres Erlaubnisscheines bis in die Schützengräben der Vorpostenstellung in der Dalagica-Bucht geführt. Eine schmale Landzunge verbindet hier die Cavite-Halbinsel mit dem Festland, rechts das Meer, links Sumpf, in der Mitte eine schmale ebene Landzunge mit einem Weg. Wir treten heraus: Pssüh! pssüh! einige Rauchwölken im gegenüberliegenden Gestrüpp, natürlich, es ist ja Krieg und unsere weißen Leinenanzüge mögen ein vorzügliches Ziel abgegeben haben. Unsere Führer gehen, um das Frühstück vorzubereiten.

Wir fragen die Schildwache, ob er gern Soldat sei. Bitteres Lächeln, Achselzucken: „Gern Soldat? Vor einem Jahr habe ich mich verheiratet, ich besaß einen kleinen Hof bei Barcelona, ich war auf meinem Felde, da kamen Gendarmen und hoben mich aus: ich mußte gleich mit, nicht einmal nach Hause durfte ich, um mich von meinem Weibe zu verabschieden! — Man brachte mich mit vielen anderen an Bord eines Dampfers (Montserrats); eingepfercht, schlecht gepflegt, ohne Möglichkeit, Wäsche und Kleidung zu wechseln, ohne unseren Bestimmungsort zu kennen, ging es dahin. In Singapore gab man uns Uniform und Gewehre, man instruierte uns, wir waren nun Cazadores — Jäger! Drei Tage nach unserer Ausschiffung waren wir auch schon hier, noch ganz steif von der Überfahrt trieb man uns über diese Landzunge zum Angriff auf die Verhaue der Insurrekten. Wir waren ja viele, unsere Abteilung wurde in den Sumpf gedrückt, wir versanken, der Schlamm kam in unsere Gewehrschlösser, wir konnten nicht mehr schießen, gesehen hatten wir schon vorher nichts. Aus dem undurchdringlichen Busch, spärliches, aber wohlgezieltes Feuer eines unsichtbaren Feindes; unser rechter Flügel flutet zurück, da kommen die Tagalen heraus, wie die Bläßhühner auf dem Sumpfe gleitend, erschlagen sie uns mit Knüppeln wie die Ratten. 250 Mann an Toten verloren wir in kurzer Zeit! Bin ich gern Soldat? Hombre!“

Unsere Führer kommen zurück, sie führen uns kreuz und quer auf der Halbinsel durch die herrlichen Bambushaine, immer an Vorpostenstellungen, zum Teil mehrmals an dieselben, die nur inzwischen von anderen Truppenteilen besetzt sind. Potemkinsche Dörfer. Eine untergehende Nation! —





Arsenalbatterie in Cavite mit Wrack des „Duero“.

## II. Während des spanisch-amerikanischen Krieges.

5. Mai 1898. Wenige Tage nach der Schlacht bei Cavite trafen wir mit S. M. S. „Irene“ ohne jede Kenntnis der Ereignisse, ja ohne Kenntnis der Kriegserklärung vor Manila ein. Wir passieren die siegreiche amerikanische Flotte, etwas mißtrauisch betrachtet. Unsere aus Freiwilligen bestehende Kapelle spielt, was der Hoboistenmaat für den Yankee-doodle erklärt. Unser spanischer Lotse schwört bei dem Haupte seiner sämtlichen geborenen und ungeborenen Kinder, es wäre der Marcha reale gewesen. Wer hatte recht? Vielleicht keiner von beiden. Ich bin skeptisch, unser Hoboistenmaat spielte uns einmal zur Feier der Anwesenheit russischer Offiziere, auf die Aufforderung, ein russisches Lied zu spielen, voll Freude und Überzeugung: Noch ist Polen nicht verloren. Er tat so etwas aber nicht aus politischer Überzeugung.

Der spanische Lotse führte uns in Zickzacklinien durch die angeblichen spanischen Minensperren, auch an Stellen der Bucht, an denen man aus den Wasserverhältnissen mit ziemlicher Sicherheit schließen konnte, daß keine Minen liegen konnten. Die spanischen Minen existierten auch nur in den eingereichten Rechnungen der Befehlshaber, wenn man nicht die drei ehrwürdigen verrosteten Eisentöpfe, welche im Arsenal von Olongapo lagerten, in Betracht ziehen will.

Die Schlacht selbst war für die Amerikaner weder ein Wag- noch ein Kunststück, ich hörte es von einem fremden Seeoffizier eine gutgeleitete Schießübung nennen. Es wird erzählt, die spanischen Offiziere seien erst nach Beginn der Schlacht alle an Bord gekommen. Montojo, der Admiral von dem man sagt, daß viel, allzuviel staatliche Gelder





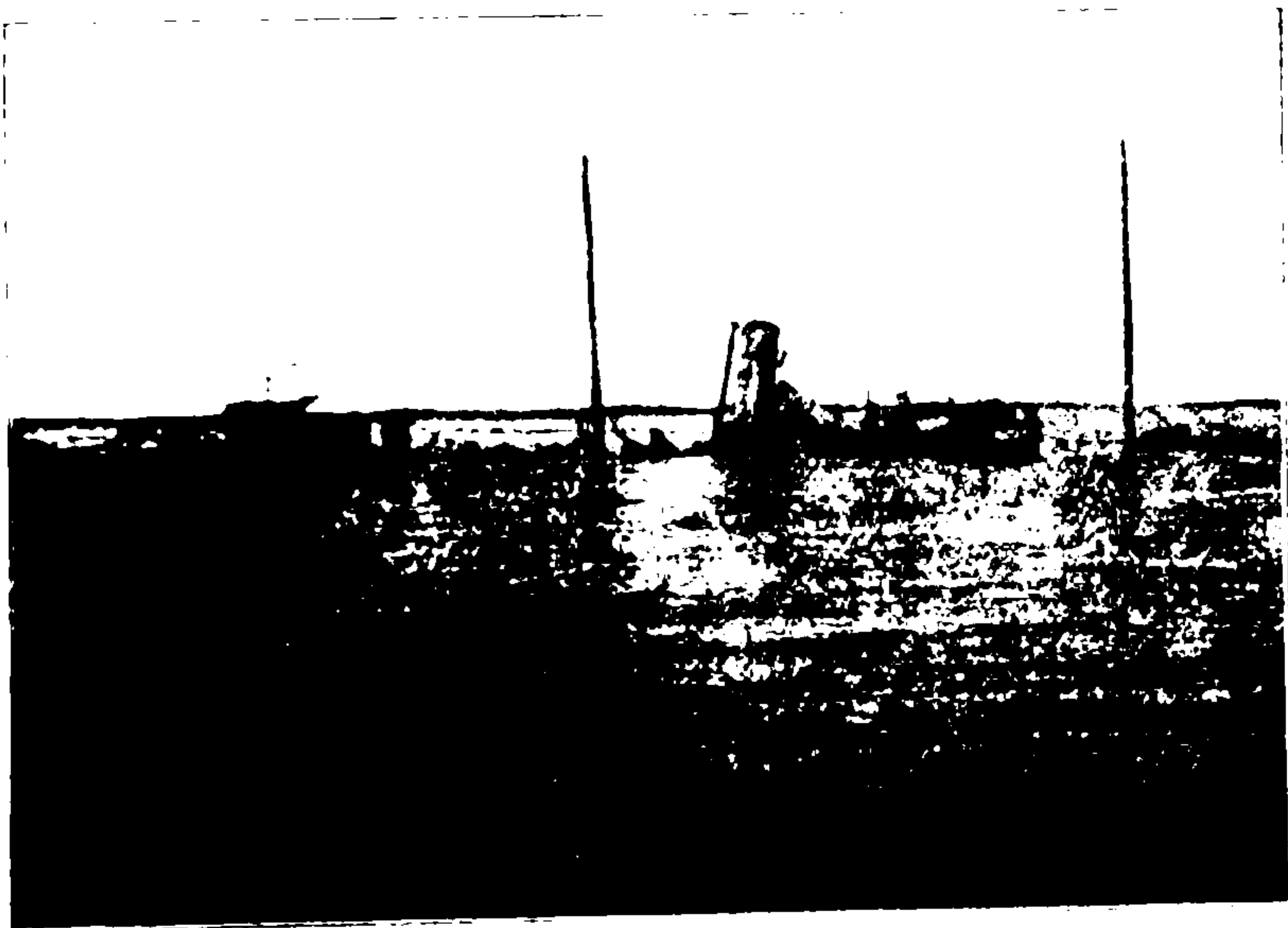
Patrouille an der Bahnlinie.

in seine Tasche geflossen seien, hat aber großen, persönlichen Mut entwickelt und dreimal sein Flaggschiff gewechselt. Manila selbst macht einen kriegesischen Eindruck; jeder erwachsene Spanier ist unter die Waffen gerufen. Der Pasigfluß ist durch eine doppelte Schiffssperre geschlossen, hinter der das einzige spanische Kanonenboot liegt. Die umwallte Stadt (Intramuros) ist fast verlassen, weil man fürchtet, daß die Amerikaner diese als Festung in erster Linie bombardieren werden. Die Lebensmittel werden knapp. Fast alle Dienstboten sind verschwunden, sie sind bei den Aufständigen. Es wird keine Wäsche mehr gewaschen, dies ergibt für uns auf die Dauer eine große Unbequemlichkeit. Die im Salzwasser gewaschene Wäsche trocknet in dieser feuchten Atmosphäre nie, da das Salz in den Fäden sitzen bleibt und immer Feuchtigkeit aufzieht. Ist man wochenlang gezwungen, solche feuchte, glitschige Wäsche zu tragen, so erzeugt dies ein ganz bedeutendes Unbehagen, ja Krankheiten. Die spanischen Zeitungen an Land bringen die unglaublichsten Gerüchte: Deutschland werde für Spanien eintreten. Wir sind nicht in der Lage, diesen Gerüchten wirksam entgegenzutreten, da jede Verbindung fehlt. Die Spanier, die uns vor 1½ Jahren mit Mißtrauen kommen sahen, klammern sich an uns mit der Verzweiflung eines Ertrinkenden. Eine äußerst heikle Position, da jede harmlose Redensart von ganz unverantwortlichen Personen aufs gewissenloseste ausgeschlachtet wird.

Ich hatte für meine Person selbst darunter zu leiden, das kam so. Infolge der teils wahren, teils übertriebenen Erzählungen von der Grausamkeit der wiederempörten Tagalen gegen Europäer beantragten die Europäer die Aufnahme an Bord der Kriegsschiffe und besonders unsere Schutzbefohlenen waren sehr ängstlich. Die Spanier ihrerseits behaup-



teten, die Stadt gegen Überfälle der Insurrekten hinreichend gesichert zu haben und erboten sich die Außenwerke zum Beweis zu zeigen. Eines Morgens um Fünf ritten daher T., ein Beamter des Konsulats K. und ich mit einem großen Gefolge von spanischen Offizieren hinaus nach Parañaque und Las Piñas, wo vor zwei Tagen heftige Gefechte stattgefunden hatten. Die Spanier hatten zweifellos ihre Stellungen bedeutend verstärkt, gegen Überfälle von außen schien die Stadt gesichert. Bei einsetzender Tageshitze fanden wir in einem altersgrauen, kühlen Steingebäude ein reiches Frühstück aufgetragen, die Spanier waren zwar anerkennenswert mäßig, aber dem Feuer und dem Fluß ihrer Reden tat dies keinen Eintrag. Nachdem die üblichen Toaste auf die deutsche Flotte auf meine Bitten von K. in Spanisch erwidert worden waren, mußte die ganze Genealogie unseres Fürstenhauses herhalten um Grund zu neuen Toasten herzugeben, sie erwarteten offenbar eine persönliche Antwort von mir. Ich brachte schließlich, meinen spanischen Kenntnissen angemessen, in wenigen Worten die Gesundheit von Sr. Majestät Alfons XIII. und seiner erlauchten Mutter der Regentin aus. Begeisterungsturm, Umarmen, „Vivan“-Gerufe ohne Aufhören. Wie oberflächlich oder gemacht das patriotische Gefühl aber bei einigen war, zeigte mir, daß einer der spanischen Offiziere mir bei der endlosen Wiederholung des vivan in die Ohren flüsterte: „Y las muchachas de esta noche,“ (Und die Mädchen der heutigen Nacht). Sobald es ging, drängten wir zum Aufbruch, es war zu augenscheinlich, wie jedes unserer Worte ausgenutzt werden sollte. Diese Vorsicht



Wrack der „Reina Christina“.



sollte wenig nutzen, am nächsten Tage stand in der Zeitung: der deutsche Kommandant habe mit großem Gefolge die Vorpostenstellung besucht und bei dem darauf folgenden Mahl den Säbel gezogen (ich war nichts weniger als Kommandant und hatte Gottlob gar keinen Säbel mitgebracht) auf den Tisch geschlagen und versichert, er sei vom Kaiser beauftragt, zu erklären, so lange ein Hohenzoller auf deutschem Thron säße, würden die Philippinen nie amerikanisch! — Tableau. Wenn ich auch jedes Wort meines kurzen Toastes auf das genaueste wußte, so habe ich doch natürlich viel Ärger mit dieser Angelegenheit gehabt.

Es war dies auch nur einiges von den vielen derartigen Verdrehungen, die es schließlich doch erreichten, daß zwischen den Amerikanern und uns angespanntes Verhältnis entstand.

Inzwischen drangen die Insurrekten von den Amerikanern mit Waffen und Munition reichlich versorgt, bis unmittelbar an die Stadt vor, so daß es doch notwendig wurde, die Europäer zu sichern. Sie auf die Dauer auf Kriegsschiffen unterzubringen, war natürlich ausgeschlossen. Wir hatten zwei spanische Dampfer gemietet und sie ebenso wie die von anderen Nationen gecharterten, mit Erlaubnis der Amerikaner vorläufig auf Reede verankert. Außer den Deutschen waren uns noch die Österreicher, Italiener, Schweizer und noch andere Staaten zugeteilt, die zum Teil merkwürdige Vertreter entsandt hatten. Viele der deutschen Herren blieben zum Schutz ihres Vermögens an Land, es ist ihnen auch nichts geschehen, während von allen Seiten Berichte über die bestialischsten Grausamkeiten gegen die Spanier gemeldet wurden. Wer Wind sät, wird Sturm ernten! und wehe, wer ein orientalisches Volk und sei es auch noch so gutmütig, wie das tagalische, durch Jahrhunderte so furchtbar reizt wie dies hier von den Spaniern geschehen.

Am 6. Mai zeigten uns die Amerikaner zuvorkommender Weise das Schlachtfeld von Cavite. Die meisten spanischen Schiffe waren auf so flachem Wasser gesunken, daß das Oberdeck noch über Wasser geblieben war. Das Arsenal war geplündert (angeblich von Eingeborenen) die Bücher der wertvollen Bibliothek lagen auf der Straße und unser Führer forderte uns auf, uns davon ein „remembrance“ mitzunehmen.

Hier in Cavite fanden auch die Beratungen der Amerikaner mit den Insurrekten statt, deren Hauptquartier unter Aquinaldo in Cavite viejo war. —

Die Hitze und Feuchtigkeit steigerten sich noch immer, jedermann litt unter diesem fürchterlichen Klima.

Anfang Juni versammelte sich allmählich das ganze deutsche Geschwader vor Manila unter der Führung des Vizeadmirals von Diedrich.

Obgleich alle Bewegungen unserer Schiffe den Amerikanern auf das korrekteste angekündigt wurden, so betrachteten sie uns doch mit großem Mißtrauen. Die Anwesenheit der Schiffe wurde nun dazu benutzt, um den Bitten der verschiedenen deutschen Firmen nachzukommen, ihre Angestellten aus dem Aufstandsgebiet zu holen. Auch wir mit „Irene“ erhielten einen solchen Auftrag. Einschalten muß ich noch, daß wir wenige



Tagen vorher die Besatzung bis auf den letzten Mann (alle Unteroffiziere einschließlich) gewechselt hatten und also wirklich nur auf Friedensmission gehen konnten. Unser Auftrag lautete, nach zwei deutschen Mineningenieurern zu forschen, die sich nach der Westküste hatten durchschleichen wollen. Im Verfolg dieses Auftrages ankerten wir zuerst im Golf von Lingayen vor Dagupan, welches wir noch in spanischen Händen fanden. Der Kommandant der aus 500 Mann bestehenden Garnison, ein Jägermajor Caballos, machte einen vorzüglichen Eindruck. Die Garnison war überall eingeschlossen durch die Aufständischen, Munition und Lebensmittel knapp; seit 1½ Monat keine Nachrichten



Negritos (Ureinwohner).

von der Außenwelt. Da uns glaubhaft versichert wurde, daß die Aufständischen alle spanischen Frauen und Kinder auf das barbarischste behandelten, so boten wir uns an, diese mitzunehmen; der alte ergraute Offizier war rührend dankbar. Den nächsten Morgen gingen wir an Land, um die Flüchtlinge zu holen, ich gebe darüber die Eintragung meines Tagebuches im Wortlaut wieder:

„Die Damen verließen ab und zu die Stube, um sich auszuweinen. Ein kranker Priester bat, auch mitgenommen zu werden, was ihm aber unser Kommandant (eifriger Katholik) nicht gewähren zu können glaubte, trotz eines Kniefalls. Plötzlich begann ein kleines Mädchen zu weinen, uns allen wurden die Augen feucht, es war furchtbar.



Die Männer, den sicheren Tod durch das Buschmesser vor Augen, die Frauen und Kinder, oder soll man schon sagen Witwen und Waisen, meist ohne genügende Mittel hinausgehend ins Ungewisse.“ —

Es kamen im ganzen an Bord drei Offizierfrauen und elf Kinder.

Gleichzeitig mit den Frauen brachten uns die spanischen Jäger auf einem Prahm zwei Ochsen als Dankgeschenk; wir hatten sie bereits ausgeschlagen, aber nun brachten sie sie selbst an Bord und nahmen keinerlei Weigerung an. Wir mußten falsch berichtet sein, sie hätten reichlich Fleisch. Als wir uns schon Manila näherten, sagte mir die eine Dame, es wäre ihr letztes Fleisch gewesen, aber es machte wohl wenig Unterschied, die Munition sei auch fast verschossen! Als dieselbe mir sagte, daß sie nicht wüßte, wovon sie leben sollte, meinte ich, Spanien würde doch sicher für sie sorgen, sagte sie traurig und bestimmt: „Nein, nichts wird man für uns tun, nichts!“

Die Damen aßen mit uns in der Offiziermesse, bei einem Mittagessen ließ die eine ihr schreiendes Kind kommen und stillte es ohne Zögern am Tisch, sie war offenbar aus vorzüglicher Familie und vollkommene Weltdame, fand aber bei dieser intimen Handlung scheinbar nicht das geringste.

Nachdem die Amerikaner verständigt waren, landeten wir die Flüchtlinge in Manila und fanden die Befürchtungen der Damen nur zu sehr bestätigt, es kostete große Überredung und stete Kontrolle, die Behörde zu veranlassen, ihnen ein leeres Gebäude zur Wohnung und Nahrungsmittel zu überweisen.

Ende Juni trafen die ersten amerikanischen Truppentransporte ein und wurden bei Cavite und Parañaque gelandet. Die Amerikaner behandelten die Tagalen vollständig als Verbündete.

Wir legten uns zur Ergänzung von Kohlen und Vorräten in die Bucht von Maniveles fern vom Kriegsschauplatz; was mir ermöglichte, wieder der Jagd nachzugehen. Ein Tagale — überzeugter Insurrekte — diente mir als Führer, doch gingen unsere Begriffe über das Weidwerk etwas auseinander. Zuerst wollte er mich veranlassen, die Tauben des verlassen und ausgeplünderten Pfarrhofes zu schießen, und dann strebte er nur die Erbeutung der Iguanos (Rieseneidechsen) an, deren Fleisch von den Tagalen besonders geschätzt wird; von Hirschen und Schweinen, welche vorhanden sein sollten, habe ich nichts gesehen. Waren diese Streifereien auch nicht erfolgreich, so waren sie doch lehrreich. Er erzählte mir von dem Vertrag von Singapore, den die Amerikaner mit dem Katipunau geschlossen hätten, er erzählte mit sichtlicher Genugtuung von den unerhörten Grausamkeiten gegen die Spanier und zeigte mir die primitivsten Waffen, mit denen die Insurrekten den Aufstand begonnen hatten: Schwerter aus Eisenholz oder Faßreifen, Lanzen und Dolche, Pfeile und Bogen aus demselben Material, es gelang mir, vieles zu erwerben. Merkwürdig war eine Kanone: ein ausgehöhlter Eisenholzstamm, mit Leder umgeben und mit eisernen Reifen beschlagen. Die Spanier waren mit modernen Mausern bewaffnet!



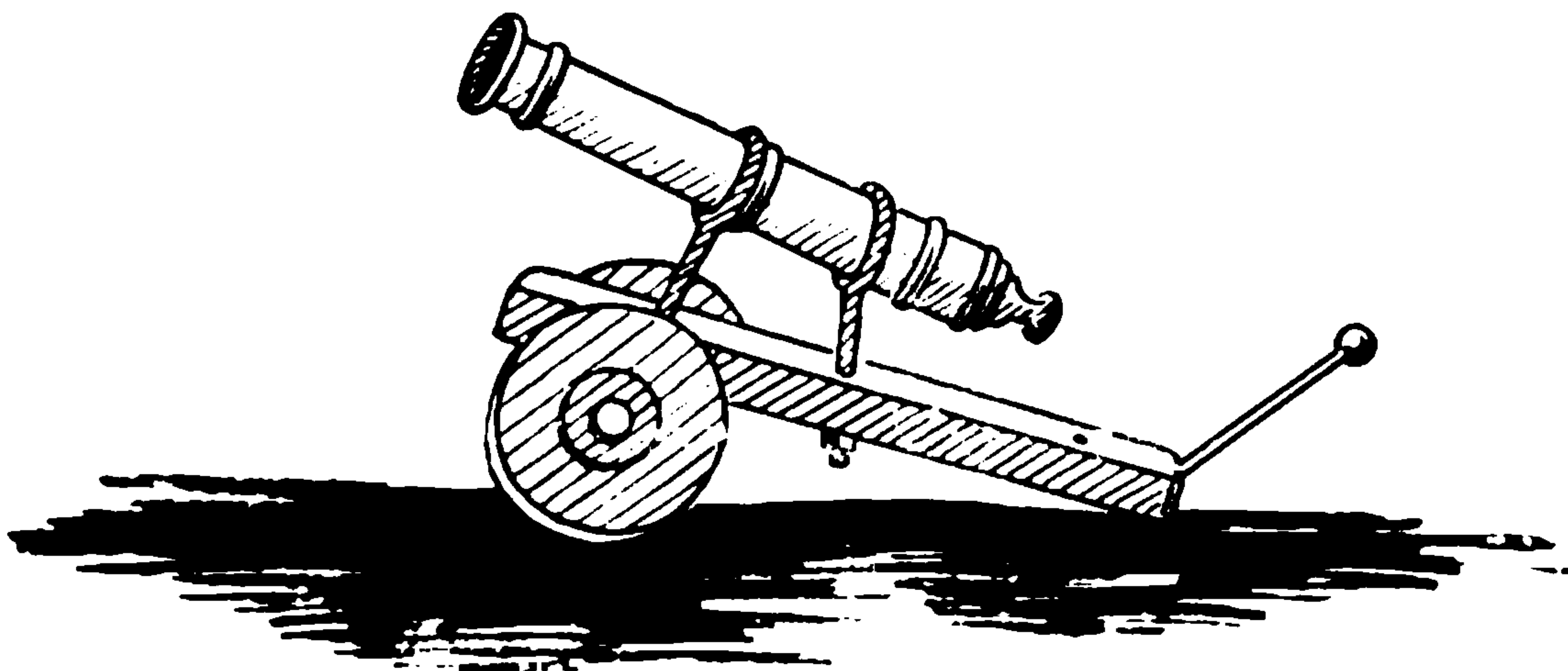
Lange dauerte unser Erholungsaufenthalt nicht; wiederum wurden wir nach der Westküste gesandt, um nach den gefährdeten Landsleuten zu suchen. Am 5. Juli ankerten wir zunächst in der Subigbay vor der Insel Isla grande.

Die Insel war z. Z. noch von Spaniern besetzt. Besondere Furcht herrschte vor einem Insurgenten-Dampfer Filigunas, der angeblich mit Bombardement gedroht haben sollte. Der spanische Kommandant forderte uns als Vertreter der Landesregierung auf, das Schiff als Pirat aufzubringen, wozu er formell berechtigt war. Da die Frage völkerrechtlich nicht ganz klar war, da nicht bekannt war, ob die Amerikaner nicht die Tagalen inzwischen als kriegführende Macht anerkannt hatten, so begnügten wir uns, den inzwischen erschienenen Dampfer, auf Befragen seitens der Tagalen, darauf hinzuweisen, daß ihre Flagge noch nicht anerkannt sei. Übrigens hatte das Schiff keine Kanonen an Bord. Auf Einladung der Führer gingen wir nach Aongapo, wohin uns der Dampfer folgte und wo wir feierlich und festlich mit Musik und Ehrenwachen empfangen wurden, die beiden deutschen Ingenieure waren aber nicht da. (Sie wurden später von „Cormoran“ an der Ostküste gefunden.)

Den nächsten Morgen gingen wir nach dem kleinen Städtchen Subig, wiederum feierlicher Empfang durch die Aufständischen, wieder Ehrenwachen, Fahnen, Musik, ja Überreichung eines Huldigungsprotokolles. — Die beiden Deutschen, ja, das wüßten sie nicht, in Castillejos wären viele Hundert europäische Gefangene. Wir sollten doch hinreiten und sehen. —

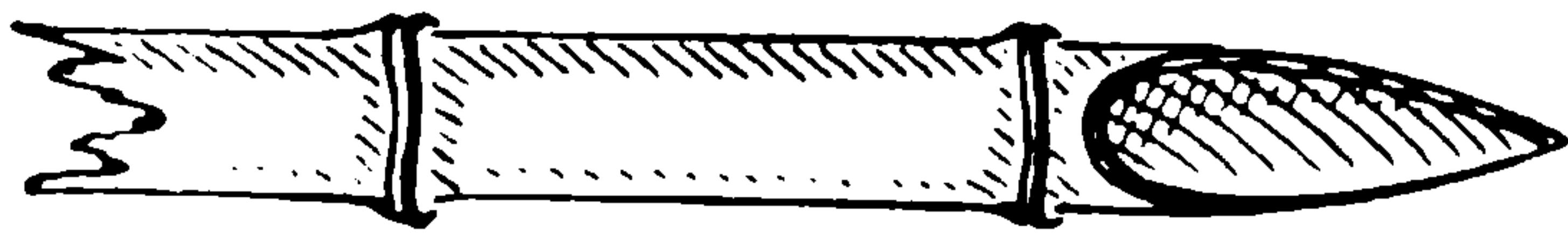
Um ein Zeichen unseres Vertrauens zu geben, ritten wir in Uniform aber waffenlos hinauf, geleitet von unserer Eskorte; unser Kommandant, der sich im Sattel nicht wohl fühlte, wurde in einer Sänfte getragen.

In Castillejos wurden wir nach feierlichem Empfang in die Kirche geführt, wo ungefähr 250 spanische Gefangene untergebracht waren, die 450 gefangenen Farbigen waren anderweitig eingeschlossen. Hier wurden für uns und unsere philippinischen Wirte Stühle gebracht, die Gefangenen standen gedrückt herum: Nein, Deutsche wären hier nicht,



Improvisierte Lafette aus einer Tagalenverschanzung.





Bambusspleß der Tagalen.

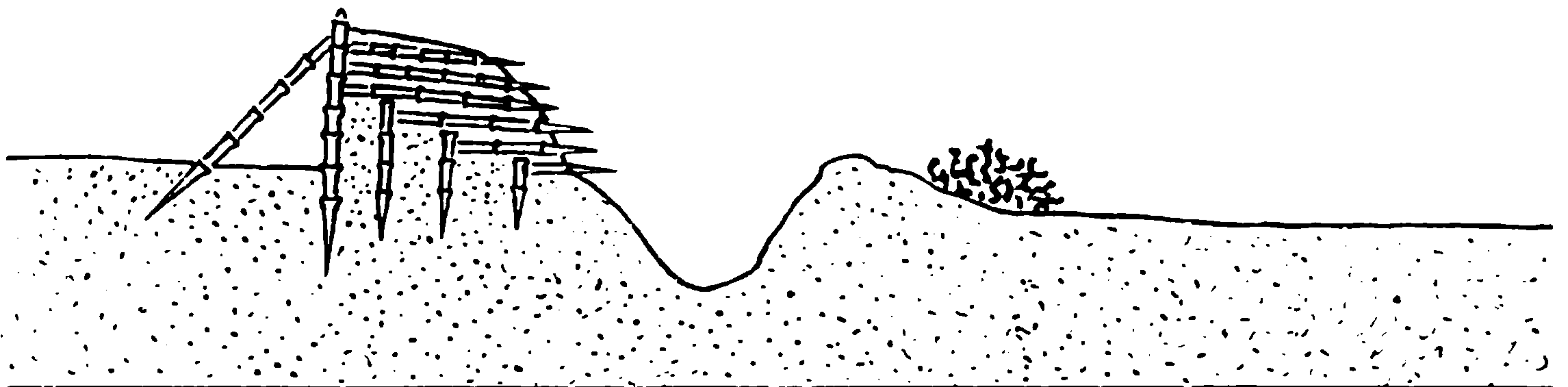
alles Spanier, darunter der Gouverneur der Provinz und ein General, auch eine Dame wäre da.

Ob sie uns etwas anbieten könnten? — Ja, ein Glas Wasser nehmen wir mit Dank. Der Ritt war heiß.

„Agua“ (Wasser) rief der tagalische Befehlshaber herrisch den spanischen Offizieren zu, und gehorsam und eilig stürzten diese fort, um uns Wasser zu holen. Mein Gott, waren das dieselben Spanier, die wir im vorigen Jahre auf der Luneta gesehen hatten? Sie transit Gloria mundi!

Würdevoll kam der Gouverneur heran, er erzählte, sie könnten sich im allgemeinen nicht beklagen, was die Tagalen hätten, bekämen sie auch, aber wenig wäre es: einige Handvoll Reis, etwas Tabak, das wäre seit Monaten ihre tägliche Kost. Nun kam auch die Dame, sie flehte, mitgenommen zu werden, sie erwartete täglich ihre Niederkunft und „Seht, Herr, das ist meine einzige Kleidung!“ (Sie bestand nur aus ein Paar ausgetretenen Schuhen, einem Kattunrock und Jäckchen). Sie sei die Frau des Richters und habe nichts mit dem Militär zu tun. Wir wollen sie mitnehmen, ebenso Privatbriefe. Großer Kriegsrat, lebhafte Debatte auf Tagalisch. Den Vorsitz führte ein bisheriger Druckereigehilfe (jetzt Divisionsgeneral) mit auffallend energischem Gesicht. Nein, es ginge nicht, die Frau müßte bleiben, aber wegen der Briefe könnte man verhandeln, jedoch erst sollten wir mit ihnen tafeln.

Nein, wir wollten erst Bescheid. Unser Kommandant ließ nochmals versichern, daß es ganz dem Völkerrecht entspräche, die Dame freizugeben. Erneute Verhandlung. Nein, die Frau müßte bleiben, Briefe, die sie gelesen, könnten wir mitnehmen, aber nun sollten wir mit ihnen speisen. — Nein, das täten wir nicht, wenn sie unserm Wort nicht trauten, könnten wir auch nicht ihre Gastfreundschaft annehmen; wir würden hier auf die Briefe warten. Ein tagalisches Überwachungskomitee war bald gebildet, als Sammelkasten für die gelesenen Briefe diente mein Sombrero, ab und an kam der finstere Führer und sagte auf einen geprüften Brief zeigend: „Dieser“, der bezeichnete Brief wurde dann



Verhau der Tagalen, mit eingelassenen Bambusspleßen, Graben und vorgelagerter Dornenhecke.



wieder eröffnet und nochmals durchgelesen, einige wurden zurückbehalten. Packend war die Dankbarkeit der Spanier, packend die Verzweiflung der Frau.

Als keine Briefe mehr kamen, traten wir den Rückmarsch an, geleitet von Musik, Fahnen und Ehrenwachen, die an der Stadtgrenze größtenteils zurückblieben. Als nur noch wenige da waren, kam barfüßig und -häuptig ein Tagale neben mein Pferd getrabt. „Es tat mir leid, ich weiß ihr sprecht die Wahrheit, ihr belügt uns nicht, ich kenne euch von vorigem Jahre von Binondo“. Jetzt erst sah ich mir den fast demütig Ausschauenden an, hatte aber keinerlei Erinnerung. „Ihr müßt es nicht verübeln, wir kennen die Gebräuche großer Völker noch nicht so, wir glaubten schon viel getan zu haben, daß wir Gefangene machten, ich habe im Kriegsrat gesagt, wir wissen es nicht, aber den Deutschen dürfen wir trauen, aber der General war mißtrauisch. Aber ich bitte euch, nehmt diesen Dolch als Zeichen an, daß ihr nicht mehr zürnt und hier ist meine Visitenkarte.“ [Beide liegen noch vor mir, der Dolch selbstgefertigt, mit Silber beschlagen; auf der Karte steht, mit Tinte geschrieben: „Valentin Mendigorin Komandante nang kokbo Subik-Zambales“ (Befehlshaber des Subigdistrikts).]

Merkwürdiges Volk,entwicklungsfähig, voll schlummernder Energie, wehe, wer es unterschätzt!



Tagalenfamilie vor ihrem Hause.



## Die Berufung.

Von

Georges Rodenbach.

(Fortsetzung.)

3.

Oft auch schritten sie auf diesen Spaziergängen, die der Arzt verordnet hatte, an den Grachten entlang, zur Seite des hellen Wassers. Frau Cadzand gab diesen Streifzügen durch die Stadt den Vorzug. Wenn sie aufs Land gingen, außer Sehweite der Häuser, dann ragten nur noch die Kirchtürme von Brügge empor und schlossen den Horizont. Dann aber war es, als ob sie nicht nur leibhaftig daständen, sondern auch, als ob ihr Schatten auf Hansens Seele fiel, als ob ihre Verlockung zunahm.

In der Stadt hingegen, in dem Gewirr der winkligen Gassen, sah man die Glockentürme nicht überall, sie wurden von Häusern und Giebeln verdeckt. Und Hans erschien dann mehr er selbst, er schien freier und losgelöster von ihnen und ihrer Mahnung, an seine Berufung zu denken. Darum lenkte Frau Cadzand, die auf die Nuancen bedacht war, auf alles, was ihren Sohn von seinen fixen Gedanken abbringen, ihn sich selbst zurückgeben konnte, die Schritte am liebsten zur Stadt, zumal sie ihre Nachmittags-Spaziergänge oft mit einem Vorsprechen bei ihrer Freundin, Frau Daneele, beschloß. Und dank der Verschlungenheit der Kanäle und Gassen von Brügge, die sich winden und drehen und in sich selbst zurückkehren, wie die Wolle am Knäul, kamen sie nach mancherlei Umwegen wie zufällig immer wieder zum Quai du Miroir, wo Daneeles wohnten.

Es war dies eine rührende List der Mutter, die ihren Plan verfolgte. Sie hatte bald gemerkt, daß Wilhelmine in Gegenwart des Jünglings verwirrt wurde. Ihr Hans war ja so schön, namentlich seit seiner Krankheit, wo er sein Haar hatte wachsen lassen . . . Eine wogende Flamme krönte seine bleiche Stirn!

Jawohl! Die kleine Wilhelmine wurde verwirrt. Der halbe Weg war gemacht. Sie kam ihm entgegen; Hans brauchte nur einen Schritt zu tun, und es stand nichts mehr zwischen ihnen als ihre Zukunft!

Wenn sie so zur Dämmerstunde mit ihrem Sohn bei Frau Daneele vorsprach, spielte Frau Cadzand stets das gleiche Spiel. Sie wurden in den Räumen des Erdgeschoßes, zwei großen, aneinanderstoßenden Zimmern, empfangen. Hansens Mutter hatte rasch einen Vorwand gefunden, um ihre Freundin in den hinteren Salon zu locken. Die beiden jungen Leute blieben allein in dem anderen. Man zündete die Lampen erst spät an und verlängerte so die holde Schwermut des sinkenden Dunkels . . . Minuten, wo die Seele traurig wird, sich allein fühlt, sich anvertraut. Wilhelmine war von schüchternem Wesen;



sie errötete leicht. Seit einiger Zeit errötete sie stets, wenn sie an den Jüngling das Wort richtete. In diesem Dämmerlicht wurde sie zweifellos kühner und errötete nicht mehr, denn man errötet nur, wenn man weiß, daß man angeblickt wird.

Wilhelmine plauderte mit Hans von tausend reizenden Nichtigkeiten, von der Pension, von einer Freundin, die ihr geschrieben, einem Buche, das sie gelesen hatte, einer Reise, die sie gern gemacht hätte.

„Und Sie, Hans, würden Sie nicht gern reisen?“

Sie nannte ihn vertraulich beim Vornamen. Sie kannten sich ja schon so lange! Sie waren zusammen Kinder gewesen.

Trotzdem fühlte Wilhelmine, daß sich etwas verändert hatte. Als sie aus der Pension zurückkehrte und Hans ganz erwachsen, ganz verändert wiedersah, mit einem Flaumbärtchen an der Oberlippe, da war er ihr zuerst wie ein Fremder erschienen, der ihrem Kindheitsgefährten ähnlich war.

Hans war schön! Wenn er sie jetzt anblickte, errötete sie. Sie wußte nicht, warum. Es war zu dumm. Trotzdem errötete sie. War er nicht da, so wünschte sie ihn zu sehen; ihr war, als hätte sie ihm viel zu sagen; und wenn sie beisammen waren, wußte sie nichts mehr, wagte sie nicht den Mund aufzutun. Er war so klug; er hatte alle Preise davongetragen, alle Auszeichnungen erhalten. Jetzt würde er ein Gelehrter werden, wie sein Vater: er arbeitete an einem Buche.

„Wirklich, Hans, du willst ein Buch schreiben? . . .“

Wilhelmine plauderte, plauderte, als ob die zunehmende Dunkelheit sie kühner machte. Sie hatte keine Angst mehr. Sie errötete nicht mehr. Doch bei diesem Geplauder ohne Lampe war es ihr, als legte sich das Dunkel auch auf ihre Worte. Ihre Stimme wurde tiefer. Seltsamer Einfluß des Schattens, des frommen Schattens, der uns nur leise sprechen läßt wie in einer Kirche.

Ohne etwas Intimes oder Vertrauliches zu sagen, denn sie hatte ja noch kein Geständnis zu machen und keine Liebe keimte in ihr auf, dämpfte Wilhelmine ihre Stimme mehr und mehr ab. Wenn man aber leise spricht, ist es, als hätte man ein Geheimnis miteinander, darum flüstern auch alle Liebenden.

Und Frau Cadzand, die aus dem andern Zimmer das Geplauder der beiden jungen Leute belauscht hatte, wie es immer leiser, immer gedämpfter wurde, bis das Anzünden der Lampen es jählings erweckte, zweifelte deshalb auch an diesem Abend nicht mehr, daß ihr Plan zum Ziel führen würde. Beim Abschied auf dem großen Korridor gab Frau Daneele ihr einen Kuß. Wie groß war ihre Überraschung, als sie merkte, daß ihr Schleier feucht, ihre Wangen mit Tränen benetzt waren . . .

„Was hast du? Du hast geweint . . .“

„Nein! . . . Es ist nichts! . . .“ Und schließlich gestehend: „Es ist vor Freude! . . .“ Damit umarmte sie ihre alte Freundin, als hätten sie ein großes Glück miteinander zu teilen.



## 4.

Auch Frau Daneele sah dem beginnenden Idyll ohne Mißbehagen zu. Hansens Gefühle waren ihr noch unbekannt. Ihre Freundin hatte ihr ihren Kummer und ihre Befürchtungen zwar ehemals mitgeteilt. Aber derartige Träume vom geistlichen Leben sind bei jungen Leuten und Mädchen, die von Priestern und Nonnen erzogen sind, häufig, und die sogenannte Berufung kommt rasch ins Wanken. Würde Hans daran festhalten? Das war wenig wahrscheinlich, obwohl er von einer beginnenden Liebe zu Wilhelmine noch nichts hatte durchblicken lassen . . . Ihr Herz schien allerdings von der Liebe getroffen . . . Mütter haben einen Instinkt, der Vorgefühle kennt. Die Nabelschnur zwischen ihnen und ihren Kindern wird nie ganz zerschnitten. Und wenn der Leib des Kindes eine Erschütterung erfährt, selbst die holde Erschütterung der Liebe, so gehen Kreise von dieser Bewegung aus, wie in aufgerührtem Wasser, bis zu dem empfindsamen Leib der Mutter.

Frau Daneele erriet und fühlte die entstehende Liebe Wilhelmines. Nichtigkeiten: ein Erröten, die Vorliebe für ein Buch, ein Drang zur Einsamkeit, Tränen ohne Anlaß, das waren ihre Anzeichen . . . Hans erklärte sich nicht. Frau Daneele war dies im Augenblick ganz recht. Ihre Tochter war noch zu jung. Bindet man sich mit siebzehn Jahren fürs Leben? Ihr war es lieber, sie ging etwas aus, kam in Gesellschaft, wenn auch nur für einen Winter.

Feste sind in Brügge selten; doch jedes Jahr gibt der Gouverneur einen großen Ball, auf dem sich die Spitzen der Behörden und die gute Gesellschaft der Provinz zusammenfinden. Der alte Adel erscheint, mit uralten Spitzen, mit Juwelen aus den Zeiten des Ruhmes geschmückt, wo eine Königin von Frankreich beim Anblick solchen Prunkes klagte, man fände in Brügge nur Königinnen. Wilhelmine wäre lieber nicht auf dieses Fest gegangen, ohne Zweifel wegen Hans. Doch Frau Daneele, ebenfalls von alter Familie, setzte ihren Stolz darein, ihre Tochter dort vorzustellen. Sie sollte reizend aussehen. Man sprach lange hin und her über die Toilette. Rosa würde ihr gut stehen, da sie brünett war. Aber Weiß war eine leuchtendere Farbe, die Farbe der ersten Einführung. Ist der Obstgarten nicht weiß im April, wenn die Bäume ihr Leben beginnen? Sie bestellte ihr also ein ausgeschnittenes weißes Kleid, das die Schultern frei ließ, den wundervollen Nacken mit dem schwarzen Nest der krausen Locken, die noch etwas mageren Arme, an denen kurze Ärmel sich blähten wie aufgespannte Flügel. Das ganze Kleid war aus Tüll, schwebend, luftig, unstofflich, eine festgesteckte Wolke! Der rechte Putz für die Siebzehnjährigen! Nichts als Weiß! Am Hals eine Reihe von Perlen; weiße Atlasschuhe; ein Fächer, der einer gefalteten Lilie glich.

Es war ein großes Ereignis, als der Ballabend herankam und Wilhelmine sich endlich in diesem Festkleide sah. Sie war duftig wie eine mit Vorhängen umhüllte Wiege, frisch



wie eine weiße Azalee. Der große Empirespiegel ihres Schlafzimmers strahlte wider, wenn sie sich darin betrachtete, wie wenn der Mond voll hineinfiel.

Frau Cadzand hatte Wilhelmine gebeten, einen Augenblick bei ihr vorzusprechen. Sie wollte sie in ihrer ersten Balltoilette sehen, und Hans sollte sie auch sehen, da er sich ja geweigert hatte, das Fest zu besuchen, häuslich und wenig gesellig, wie er war.

Ein Wagen hielt in der Rue de l'Ane Aveugle: Im nächsten Augenblick betrat Wilhelmine mit ihrer Mutter das Eßzimmer der alten Wohnung, in dem sich Frau Cadzand aufzuhalten pflegte. Diese stieß einen Schrei aus und war voller Bewunderung . . .

„Wilhelmine! Wie bist du reizend! . . . Wie gut tatest du, weiß zu nehmen. Und die reizende Frisur. Wer hat dich frisiert?“

Frau Cadzand wollte alles wissen, alles sehen, ließ das junge Mädchen sich umdrehen, um es im Rücken, von der Seite zu betrachten, dann wieder von vorn; sie prüfte den Sitz der Taille, und die schöne Fülle des Rockes, der sie umfloß, in Falten herabfiel und ihre Füße umrauschte . . .

„Halt, ich vergaß!“ versetzte Frau Cadzand; „auch ich wollte an deiner Schönheit heute abend teilnehmen, Wilhelmine.“

Damit holte sie einen weißen Fliederzweig, den sie beim Blumenhändler bestellt hatte.

„Er ist wie aus Nizza.“

Wilhelmine hatte den blassen Blütenzweig in Empfang genommen; sie war sehr zufrieden, sehr gerührt. Sie umarmte Frau Cadzand und befestigte die zarten Blüten an ihrem Gürtel, so daß sie mit dem zarten Stoffe verschmolzen.

„Hans muß dich auch so sehen!“

Frau Cadzand schellte nach den Dienstboten, um Hans zu rufen. Auch diese gerieten in Verzückung, vor allem die alte Köchin Barbara, die seit zwanzig Jahren im Hause war und sich gewisse Vertraulichkeiten erlauben durfte. Sie faltete die Hände und bewunderte die Balldame, als wäre sie eine Prinzessin in der Prozession.

Tritte erschollen auf dem stillen Korridor: es war Hans, der aus seiner Stube herunkam. Er trat ein.

„Nun? findest du sie hübsch?“ fragte Frau Daneele.

Hans blickte sie an, er schien verwirrt, verlegen. Aus Höflichkeit antwortete er mechanisch Ja! Dann zog er sich in die dunkelste Ecke des Zimmers zurück. Er sprach kein Wort. Frau Cadzand fuhr in ihren Lobeserhebungen fort. Sie steckte den Fliederzweig, der schlecht befestigt war, besser an; seine kleinen Blüten glichen Schneeflocken, die aus dem unbeweglichen Schnee des Tülls hervorflogen.

Wilhelmine blickte Hans an, betrübt über sein Schweigen. Sie fühlte sich minder glücklich, minder weiß, als ob Hans beim Eintreten einen großen, schwarzen Schatten über ihr helles Kleid geworfen und eine der Lampen ausgelöscht hätte.

Frau Daneele fragte nach der Uhr.

„Was! Schon zehn Uhr! Schnell fort.“



Damit verschwanden sie, und Frau Cadzand blieb düster zurück, tief enttäuscht über diese Probe, die sie von Vorteil gewähnt hatte für den Traum der Zukunft. Würde Hans, nachdem er Wilhelmine so reizend geschmückt gesehen, sie nicht schön finden und zu lieben beginnen? Das jungfräuliche Weiß ihres Ballkleides würde seine Gedanken vielleicht auf das andere weiße Kleid lenken, das sie eines Tages anlegen würde, um zum Hochzeitsaltar zu schreiten. Es gibt solche Gedankenverknüpfungen, die plötzlich etwas klar werden lassen, was man noch nicht in sich vermutet hatte. Ach! der weiße Zauber hatte nicht gewirkt. Hans hatte vielmehr etwas wie ein Zurückprallen gezeigt, ohne Zweifel einen Verdruß, sie frivol zu finden, sie so weltlich zu sehen.

In Wahrheit hatte er noch mehr empfunden, als er das Eßzimmer betrat: er fühlte sich verletzt, Wilhelmine in diesem Kostüm zu erblicken, und mehr noch, daß man ihn dazu gerufen hatte. Konnte ein junges Mädchen die Unbescheidenheit so weit treiben! Und die beiden Mütter machten sich noch zu Mitschuldigen! Hans hatte nie auf ein Fest gehen mögen. Er ahnte nicht, daß die Frauen, wenn sie sich dekollettieren, so schamlos wären, soviel von ihrem Körper zu zeigen: die Schultern, die Rückenlinie, die Arme und vor allem die verwirrende Schwellung der Brüste, deren Geheimnis er selbst in Gedanken nie zu ergründen gewagt hatte, dessentwegen er die Augen selbst vor Statuen und Bildern niedergeschlagen hatte. Heute hatte er die beiden Busenhügel fast deutlich gesehen. Wilhelmine stand in ihrem Tüllkleid da, als wollte sie ihm entsteigen. Oh nackter Frauenleib, Spalier der reifen Brüste, in dem die ewige Schlange sich gewiß verbarg, Baum der Versuchung, um den sie sich ringelte!

Hans war ins Dunkel zurückgewichen, erschrocken wie vor einer Gefahr, die seine Seele bedrohte. Lange verfolgte ihn die Erscheinung mit ihren Einzelheiten, deren Spuren er in seinem Geist zu verwischen suchte . . . .

## 5.

Eines Tages fand Frau Daneele ihre Tochter in Tränen aufgelöst. Sie hatte sich auf ihr Bett geworfen und schluchzte, das Gesicht in die Kissen gedrückt. Ihr Haar war aufgegangen und umwogte sie in schwarzen Strömen.

„Was hast du?“

„Nichts . . . Laß mich . . .“

Worte des seelischen Schmerzes, ganz wie bei körperlichem Leiden, voller Angst, daß man dem schmerzhaften Punkt nahe kommen, die Wunde berühren könnte, wenn auch nur, um sie zu heilen. Doch Mutterhände kennen Heilmittel, als hätten sie aus den Windeln der Kindheit Scharpie gezupft, mit der sie ihre Kinder zeitlebens verbinden.

Wilhelmine war von empfindsamem, feurigem Gemüt. Bei ihren Plaudereien und Begegnungen mit Hans, welche die Mütter begünstigt hatten, war es natürlich, daß er es dem jungen Mädchen angetan hatte. Er besaß edle Züge und war so schön, daß alle



Frauen ihm Blicke zuwarfen. Wilhelmine litt unter seiner Kälte. Anfangs verlangte sie nur nach seiner Gegenwart. Sie errötete; aber es war ja so hold, dies Erröten am Abend, wo er es infolge der Dunkelheit nicht gewahrte. Sie empfand eine linde Wärme dabei, eine Liebkosung wie von Rosen, als hätte sie plötzlich ihr ganzes Gesicht in einen Rosenstrauß vergraben. Wenn er da war, fühlte sie sich wie verwandelt; ihr war, als hätte sie sich wiedergefunden, nachdem sie sich verloren hatte, als kehrte sie von einer langen Reise heim. Und seine Stimme, ernst und gehalten — ihr war, als käme sie ihr entgegen, dränge in sie hinab, erweckte Dinge in ihr, die sie rührten, emporstiegen und sie verließen, um ihrerseits zu ihm zu gehen; und es war eine Einigkeit, ein Austausch, wie die gute Nachbarschaft zweier Häuser, deren Rauch sich vermischt. Erste Liebe! Verwirrung des ganzen Wesens! Unruhe, man weiß nicht worüber! Emporsprießen eines mystischen weißen Rosenstrauches in der Brust, den man mit Tränen bewässern muß!

Wenn Hans mit seiner Mutter fortging, so war Wilhelmine unglücklich. Die Stunden waren endlos. Die Stille der Wohnung langweilte sie. Sie bemühte sich, seine Stimme wieder zu hören, sich sein Gesicht vorzustellen, und war betrübt, dessen flüchtige Zeichnung immerfort zu verlieren. Oh Hinfälligkeit des menschlichen Gedächtnisses, in dem nichts als die Gegenwart erscheint, die für die Abwesenheit so wenig Ersatz bietet, die von dem, was man gern wiedersähe, nicht mehr zurückhält, als ein Spiegel auf seinem Grunde bewahrt. Kaum entsann sie sich der leichten Haare, des lebhaften Schwunges der Nase, der ganzen Gestalt von Hans — und nun gar die unausdrückbare Farbe seiner Augen, die Linie seines Mundes, die mit einer kleinen, leicht verächtlichen Falte endet! Wilhelmine suchte, strengte ihr Gedächtnis an; denn sie bedurfte des teuren Gesichtes. Sie hätte so gern sein Bild gehabt, um ihrer Erinnerung nachzuhelfen . . .

Aber sie wagte nicht, ihn darum zu bitten, sie wagte ihm nichts zu sagen. Er war stets so ernst und so kalt, er sprach mit ihr wie mit einer Fremden oder mit einer jüngeren Schwester, der man nichts zu sagen hat! Ohne Zweifel hatte er sie als Kind zu gut gekannt, um sie jetzt als Erwachsene zu behandeln, als ein junges Mädchen, das sie doch war. Nie würde es ihm in den Sinn kommen, sie anders zu lieben als wie eine Kindheitgespielin, noch gar sie zu heiraten!

Wilhelmine war verzweifelt.

Als Frau Daneele sie so in Tränen fand, zweifelte sie keinen Augenblick am Grund ihres Kammers. Junge-Mädchen-Tränen, Liebestränen.

Sie reizte ihre Tochter zum Geständnis . . . Dann sprach sie ihr sanft Trost und Rat zu. Sie erzählte ihr, was Wilhelmine nicht wußte, Hansens übertriebene Frömmigkeit, seine alten Pläne, seine religiöse Berufung, seinen Willen, in einen Orden einzutreten, und den Widerstand von Frau Cadzand, der er hatte versprechen müssen, noch etwas zu warten, seinen Entschluß bis zu seiner Großjährigkeit aufzuschieben. Aber Entschlüsse dieser Art halten nicht stand, sie verfliegen, wenn man nur ein paar Jahre draußen in der Welt bleibt.



„Oh ja!“ rief Wilhelmine, „als ich im Kloster war, wollte ich auch Nonne werden.“

„Also betrübe dich nicht. Ich selbst und Frau Cadzand, die klar sehen, wie es um dich steht, wären hochofrenut, wenn Du Hans heiratest. Er ist deiner Liebe wert! Weine nicht mehr, Wilhelmine!“

Das junge Mädchen warf sich ihrer Mutter an den Hals und umarmte sie mit Inbrunst. Ihre Augen waren wieder hell, geklärt von all dem häßlichen Kummer, der sie mit Regen erfüllt hatte. Dann beruhigte sie sich und fragte:

„Ja! Aber wenn er es sich in den Kopf setzt, wenn er doch Priester werden will?“

„Das ist deine Sache, Wilhelmine. Sieh zu, daß er dich liebt. Du liebst ihn, das ist die Hauptsache. Richte es so ein, daß er es errät, es halb und halb merkt . . . Die Männer lieben besonders, wenn sie wissen, daß sie wiedergeliebt werden . . .“

6.

Frau Daneele erzählte ihrer Freundin den Tränenausbruch Wilhelmines. Rührende Verschwörung zweier Mütter zu dem gleichen Ziel, ihre kranken Kinder zu heilen. In Wahrheit war ihr Leiden, das so verschieden schien, ja das gleiche. Der eine litt am Glauben, die andre an der Liebe. Sind aber Glaube und Liebe nicht die beiden Gesichter des Unendlichen? Beide litten zugleich an einer Einsamkeit und einer Fülle, einem Bedürfnis, zu wachsen und sich auszutauschen. Wir haben nur ein Herz für alle Arten von Liebe: Hans betete gewiß mit Liebesworten zu Gott, und Wilhelmine liebte Hans mit dem Überschwang der Anbetung.

Deshalb war auch das Heilmittel das gleiche; man mußte sie durch einander heilen: aber wie sollte man sie dazu überreden? Die beiden Mütter waren durchaus unentschlossen und fast ängstlich; auch sie erwarteten das große Ereignis der erhofften Heirat, um sich nach so vielen Jahren fester Zuneigung noch enger verbunden zu fühlen, als gehörten sie der gleichen Familie an . . . Es war ihnen, als ob sie am Hochzeitstage Schwestern würden.

Frau Daneele riet ihrer alten Freundin, mit Hans zu reden, zu lavieren, zu erfahren, was er empfände. — Doch Frau Cadzand war in betreff der Taktik unsicher. Ihr Sohn durfte nicht merken, daß sie eine Absicht, einen festen Plan verfolgten. Er würde sich um so weniger bestimmen lassen, wenn es den Anschein hätte, daß sie ihn beeinflusste, in seine Zukunft eingreifen wollte und die Frage seiner Berufung, die zwischen ihnen geregelt war, wieder ins Rollen brachte. Ohne Zweifel würden sich die Dinge von selbst gestalten. Es wäre besser, ihnen ihren Lauf zu lassen. Junge Herzen verständigen sich besser untereinander, mit halben Worten. An einem gewissen Tage würde Wilhelmine durch die Stimmung der Stunde, durch ihren Tonfall mit einem einzigen Worte mehr sagen, als sie alle beide es mit langen Reden und Kriegslisten vermöchten.

So dachte Frau Cadzand. Sie setzte alle Hoffnung auf ihre Anmut, auf das an-



steckende Fluidum der Liebe. Sie hoffte im Grunde ihres Herzens und ohne es ihrer Freundin zu gestehen, nur noch auf ein Wunder. Sie hatte ihren Sohn beobachtet; sie sah seine unveränderte Frömmigkeit, sein fast schon mönchisches Leben, sah, daß er sich nur widerwillig gefügt hatte, daß er seinen Plan nur aus kindlicher Liebe aufschob, und weil er sein Wort gegeben hatte. Aber er fuhr fort, in der Welt zu leben wie in einer Verbannung, er schleppte seine eintönigen Tage hin, verbrachte sie mit einigen Nachforschungen und Arbeiten ohne jeglichen Eifer; er war ganz Gott zugewandt, und auf seinem schwermütigen Antlitz leuchtete nur dann etwas Zufriedenheit, wenn sie zur Kirche gingen, wenn die Orgel erklang und die Messe gesungen ward. Die übrige Zeit schien er zu warten.

Wilhelmine gegenüber empfand er höchstens ein Gefühl der Unruhe, des Unbehagens, wie gegenüber einem zu weltlichen Wesens, besonders seit dem Abend, wo er sie in Balltoilette gesehen hatte.

Frau Cadzand verhehlte sich das alles nicht. Trotzdem hoffte sie noch. Hofft man nicht so lange, als man wünscht?

## 7

Der Winter kam. Die beiden Mütter hatten sich für einen Sonntag nachmittag verabredet, mit ihren Kindern einen Ausflug nach Damm zu machen. Hans mußte trotz seiner Neigung, zu Hause zu bleiben, wohl oder übel mitgehen, denn seine Gesundheit war noch immer schwach und der Arzt hatte von neuem frische Luft und Spaziergehen verordnet. Seit einigen Tagen, namentlich aber seit der letzten Nacht, war Frostwetter eingetreten. Aus diesem Grunde hatten sie diesen Ausflug längs des Kanals, der zu der kleinen toten Stadt führt, verabredet. Sie wußten, wie malerisch seine Ufer an Frosttagen waren. Eine wahre Kirmeß entfaltete sich auf dem Eise: Buden, in denen Punch verkauft wurde, Pfannkuchen; Kinder, die Reigen auf dem Eis tanzen und dazu singen:

„Die Fische haben's heiß  
Unterm Boden von Eis;  
Und wir obendrauf  
Werden heißer im Lauf.“

Schlittschuhläufer kamen von dem nahen Holland herüber; sie unterschieden sich von den Einheimischen durch ein rhythmisches Wiegen, ein harmonisches Schaukeln des Körpers, durch die Kunst, sich abwechselnd auf einem Beine zu halten, wie ein Boot auf beiden Seiten einer Woge, mit einem Auf und Ab der Bewegung. Das Schlittschuhlaufen ist für die Holländer gleichsam ein Tanzfest.

Die beiden Familien trafen sich am Quai du Miroir bei Frau Daneele, dann gingen sie nach dem Dammer Tor an der Gracht entlang. Die Sonne schien hell. Die Kälte belebte das Blut und machte heiter und lustig. Die beiden Mütter plauderten. Auch Wilhelmine war gesprächig. Hans beobachtete mit Interesse die Straßenszenen.



Selbst auf den Kanälen in der Stadt, die eine feste Eisschicht bedeckte, tummelten sich ein paar vereinzelte Schlittschuhläufer. Es war ein seltsames Bild: das Wasser wurde hier zu beiden Seiten von Kais eingefasst, und da der Kanal gefroren war, so sah er aus wie drei parallele Straßen, wie ein Triptychon, dessen etwas vertieftes Mittelbild die Eisfläche bildete. Hier und da fuhren die Schlittschuhläufer neben den Fußgängern vorbei. Sie waren wie eine höhere Menschheit, beweglicher und luftiger, mit einem neuen Sinn begabt, noch halb Menschen und schon halb Engel, die über das Eis dahinglitten, als ob sie flögen.

Die Spaziergänger erreichten das Dammer Tor mit seinen olivengrünen melancholischen Rasenwällen. Sie wandten sich noch einmal um nach der Stadt, die scharf umrissen im Sonnenlicht lag. Oh, diese Wintersonne an Frosttagen über Brügge! Wie Kerzenschimmer über dem Katafalk einer Jungfrau! Dieses blasse Ros'rot auf dem Eise, ähnlich wie die Patina auf alten Gemälden, das hier der Luft, den Kanälen, den Straßen die Farbe und gleichsam den Dunstkreis eines Museums verlieh!

(Fortsetzung folgt.)

## Rundschau.

### Finanzpolitisches.

Von Pluto.

Die Politik ist nur noch Vorwand, denn wer an der Börse irgendwie furchtsam von Bulgarien spricht, würde in Verlegenheit kommen, diese Worte auch wirklich begründen zu müssen. In der Tat! Nachdem der Markgraf Pallavicini und Kiamil Pascha handelseinig miteinander geworden sind, ist doch das Schwerste in jener so plötzlich aufgerollten Frage überstanden. Damals hat Wien, das keine protestantische Feiertagsheiligung kennt, in seinem Sonntagsverkehr Kreditaktien um 7 Kronen, also um 2% hinaufgesetzt und — damit basta. Es wollte als Hauptstadt eines großen Reiches wenigstens sein höheres Verständnis für die neue Wendung der Dinge dartun, sich aber dann wieder schlafen legen. — Nirgends so gut wie in Wien kennt man die eigenen Klassierungsverhältnisse von Aktien mit ersten Bankinstituten als Pathen. Deshalb hatte man dort auch Holz-

verkohlungsaktien, deren Prospekt von der Kreditanstalt noch immer nicht herauskam, auf 170 taxiert, was bei uns, wo sich das Publikum von keiner Bank befehlen läßt, nicht so rasch möglich wäre. Von Wien hing der deutsche Markt wochenlang ab, nun erst, da man am Schottenring völlig versagt, bleibt uns nichts übrig als auf New York zu blicken. Die Bankiers von dort, deren Anwesenheit bei uns zu allen möglichen Fragestellungen veranlaßt, fühlen sich zu günstigen Auskünften dreifach bewogen: weil sie ihre Kommanditisten in Berlin über das Blühen von deren Kapitalien beruhigen wollen; — weil sie nach andern Seiten hin Vorwürfen über von ihnen empfohlene, aber dennoch schlechte Konsortialbeteiligungen behutsam ausweichen; — weil sie mit neuen Geschäften in der Tasche herüber gekommen sind. Indessen wenn diese Herren nun das Nahen des booms mit den vielen Bonds zu beweisen versuchen, die jetzt das amerikanische Publikum wieder selbst kauft, so ist damit gar nichts bewiesen. Im Gegenteil tun dies die unternehmenden Yankees



nur so lange, als sie ihr Geld nicht in Industrie und Handel anlegen können. Ist aber eine Konjunktur wirklich in Sicht, so kommt es diesen Leuten, die niemals kleinliche Rechner sind, auch nicht darauf an, sich ihrer Bonds mit einigen Prozent Schaden zu entäußern, nur um rasch wieder flüssig zu werden. In Wahrheit denken die deutschen Montanleute jetzt an alles eher, als an einen Sukkurs von drüben, weshalb auch fast alle maßgebenden Äußerungen der letzten Zeit recht vorsichtig, sogar bezüglich des ganzen Jahres lauten. Besonders in Zechenkreisen fühlt man den Umschwung der Verhältnisse auch insofern, als viele Großverbraucher nunmehr auf eine Qualifizierung ihrer Kohle dringen, während sie sich viele Jahre hindurch in diesem Punkte ziemlich unterschiedlos verhalten hatten. Freilich darf man dabei nicht übersehen, daß die meisten Hütten ihre eigenen Grubenfelder besitzen, also auch bei sich selbst nicht gut reklamieren. So kaufunlustig ist heute unser Publikum, daß es sogar chemischen und elektrischen Aktien ziemlich fernbleibt, trotz so mancher Dividendenanreizungen und trotz einer solchen Abundanz, daß z. B. die Versicherungsgesellschaften auch nicht annähernd so viele gute Hypotheken finden, als sie Barsummen dafür übrig haben. — Midas in vergrößerter Auflage.

\*     \*     \*

Hundert Jahre ist eine lange Zeit und deshalb konnte auch die Kohlenfirma Mathias Stinnes, deren Jubelfeier so zahlreiche Federn jetzt beschäftigt hat, sich Muße zu ihrem Wachstum lassen. Goethe spricht von der Erbschaft, die jeder große Mann gemacht haben müsse. Friedrich II. habe die schlesische Frage geerbt, Napoleon die französische Revolution und er, Goethe, die Newtonsche Farbenlehre. — In diesem Sinne hatten die Stinnes zu Mülheim an der Ruhr die Kohlenregion und den Fluß dazu geerbt. Wie viele hanseatische Kaufleute gibt es, die das erste Leinwandpaket nach Afrika gesandt, oder die ersten Straußenfedern nach Europa exportiert haben usw. aber man spricht nicht von ihnen, da die meisten Waren keinen so auffallenden und einheitlichen Charakter wie die Kohle an sich tragen. Die Hamburger und Bremer hatten es mit dem Wettbewerb

großer Kulturvölker zu tun, deren Flotte nicht etwa wie die deutsche einst unter den Hammer gekommen war. Dagegen die Firmen wie Haniel oder Stinnes brauchten bei ihrem Kohlenhandel und ihren Reedereien das Ausland minder zu fürchten, während sie im Inlande statt ernsthafter Rivalen nur ängstlichen Kaufleuten begegnet waren, die für Neues und Mutiges nicht den mindesten Sinn hatten. Freilich einen großen Vorteil hatten unsere Seestädte, den, stets Geld oder Kredit bekommen zu können. Es gab eine Valuta: Hamburg, die in die Wechselportefeuilles der ganzen Welt regelmäßig gelangte. Wer im Auslande aber sollte Köln Düsseldorf Elberfeld Zug um Zug diskontieren? An Knappheit litt daher sowohl unsere westliche Textilindustrie als auch unser Hütten- und Kohlengewerbe. Es gab lange Jahre, in denen Oppenheim in Köln der an seinen Pariser Verwandten Fould sehr reich geworden war, den Hauptkreditgeber Rheinland-Westfalens abzugeben hatte, dies aber auch nur unter Anlehnung an den Frankfurter Rothschild als Hauptdiskonteur. Andere Krösusse, wie die vom Rath, Schöller, Rautenstrauch, Langen etc. zogen es vor, ihre Barmittel in eigenen Fabriken arbeiten zu lassen oder gar große Gutsbesitzer in Schlesien und Böhmen zu werden. In bezug auf Geld hatten es daher auch die Stinnes besonders schwer, nachdem sie zu ihrem Kohlenhandel noch Schiffsreederei und Bergwerksbesitz getan hatten. Heute ist der wichtigste Mann dieser Familie keineswegs derjenige, der die regelmäßigen Geschäfte macht, sondern derjenige, der das Grubenelgentum verwaltet. Hugo Stinnes, er, der aus einem Unternehmer längst ein Eroberer geworden ist, steht inmitten unserer modernsten Kombinationen von Stahl- und Kohleninteressen. Seinen Entschlüssen hat Deutschland mit Aufmerksamkeit zu folgen, namentlich sobald man in dieses gewaltige und auch gewaltsame Konzentrierungssystem noch einigen Zweifel setzt. Eine neue Phase wird mit dem Augenblick kommen, wo Stinnes und Thyssen ihre Wege voneinander trennen werden, weil sie dann nichts mehr Gemeinsames, sondern nur noch Entgegengesetztes vertreten. Und ein solcher Moment wird sich eines Tages melden.

\*     \*     \*



300 000 Mark ohne Quittung, das ist das Neueste auf dem Gebiete der wohlthätigen Sammlungen! Unser Kronprinzenpaar hat, wie offiziell erklärt wird, M. 800 000 (ein wahres Wunder von einer runden Ziffer!) für die Hinterbliebenen auf der Zeche Radbod gesammelt. Bei der großen Anzahl der einzeln eingehenden Beträge sei es aber nicht möglich gewesen, allen Spendern den Empfang der Summen besonders zu bestätigen. Eine Quittungsleistung der einzelnen Beträge werde demnach nicht mehr geschehen. — Merkwürdig genug scheint diese Erklärung nirgends aufgefallen zu sein. So soll wenigstens hier gegen eine ganz ungewohnte Art von Empfangnahme zahlreicher Geldposten und deren fehlender Verrechnung der öffentliche Ordnungssinn angerufen werden. Gibt es doch in Verwaltungsdingen weder Vertrauen noch Mißtrauen, sondern nur Regelmäßigkeit. Die Beamten im Kronprinzenpalais wußten, welche Arbeit ihrer harrte, — übrigens keine allzudrückende Arbeit — sie hätten also auch für genügende Hilfskräfte sorgen können, um wenigstens zum Schluß eine Quittung im einzelnen, zu erlassen. In dieser Beziehung darf es sich wirklich keine Zeichenstelle mit einer Krone darüber bequemer machen, als alle andern Stellen, ohne böses Beispiel zu geben.

\* \* \*

Herr Fischl reist nicht ohne Nutzen. wie nunmehr aus den Russischen Eisenbahnobligationen zu ersehen ist, die das Haus Mendelssohn demnächst unserm Markte anbieten wird. Als der oben genannte Herr kürzlich in Petersburg erschien, war er lediglich zu Informationszwecken anwesend, wie er selbst versichern ließ, und zwar noch mit dem Zusatze, daß es sich um keinerlei Anleihe handle. Ganz gleichgültig ist aber diese Art des Auftretens keineswegs. Herr Fischl braucht gar nichts zu sagen, aber es zwingt ihn auch niemand, das Gegenteil von dem zu sagen, was wirklich in Unterhandlung steht. Nicht einmal die Furcht vor einer Konkurrenz kann ihn dazu zwingen. Denn die Zeiten, wo z. B. Bleichröder ebenfalls solche Versuchsreisen nach Petersburg unternahm, sind längst vorbei. Jedenfalls wird sich

Mendelssohn nicht einmal in Vorverhandlungen eingelassen haben, bevor er dabei unseres Auswärtigen Amtes ganz sicher war. Unsere Diplomatie muß also bereits seit Monaten gerade gegen Rußland besondere Rücksichten geübt haben, die zwar bei uns nicht weiter bekannt gewesen sind, aber doch vielleicht seitens Kokoszew den Pariser Emittenten der Milliardenanleihe von weitem gezeigt wurden. Die rein wirtschaftliche Frage, ob Deutschland gut tue, wieder sehr große Summen nach dem Auslande zu legen, ist ebenfalls mit ein paar Worten noch nicht abgetan. Nur wäre es gut, wenn jene für uns bestimmten Obligationen auch für Frankreich von vornherein marktgängig gemacht würden, damit der große französische Markt auch diese Werte mit aufzunehmen vermag, wie er schon so viele andere Rubelpapiere und gerade in den letzten Jahren von uns erhalten hat.

## Sittlichkeit.

Von Johannes W. Harnisch.

Sittlichkeit. Man scheut sich allmählich, das Wort in den Mund zu nehmen. Der Begriff ist besudelt. Man versteht darunter eine saftlose, impotente Geschlechtsmoral; wer fein züchtiglich und jüngerlich durchs Leben ging, nie, ehe Staat und Kirche ihn autorisierten, ein Weib berührte, ist sittlich. So die gassenläufige Behauptung. Ihr verbindet sich die Fiktion: Jeder, von dem nicht das Gegenteil auf dem Markte ausgeschrien wurde, ist solch ein sittlicher Mensch. Niemand zweifelt, daß die Fiktion falsch ist; niemand zweifelt, daß, ganz gering gerechnet, zum mindesten 90 Prozent aller Männer dem Eros auch außerhalb der ehelichen Schlafkammer opferten. Jeder weiß, daß auch für die Frauen, trotz allen Unterschieds in der Physis, die Fiktion nur in einem Bruchteile der Fälle stimmt. Tut nichts.

Ein deutscher Gesandter in irgendeinem verbuhlten Orientneste ist Junggeselle. Sein Haus wird, wie nötig und selbstverständlich, von einer Dame versehen. Eines Tages heult's irgendwo: Er



hat ein Verhältnis mit dieser Dame; und „zwingt“ die hochsittliche Gesellschaft dort, sich mit ihr an einen Tisch zu setzen! Skandalum. Nehmen wir einmal an, es handle sich um Bukarest, wo die Würde des Reichs so schamlos geschändet wird. Kennt niemand Karl Emil Franzos? Man lese doch nur nach, was er über die geschlechtliche Sittlichkeit im schönen Rumänien sagt. Wer, der's tat, wird irgend ernsthaft behaupten wollen, der schlimmste Schürzenjäger könne in diesem Lande der Würde des Reiches abträglich sein? Hier handelt's sich nicht um einen solchen; handelt's sich einfach darum, daß dem Vertreter des Deutschen Reiches dort ein Verhältnis zu seiner Hausdame nachgesagt wird. Nachgesagt; Genaues weiß natürlich niemand. Gesellschafts- und Schlafzimmerklatsch. Er genügt, damit der Name des Mannes, dem er gilt, unter wildem Gekreisch an die Schandsäule geheftet wird. Von Leuten natürlich, die noch nie eines Mädchens Schlafzimmer betreten; denen nie ein herzklopfender Besuch in ihrem Junggesellenzimmer galt. Gleichviel: Der Mann ist weder Eunuch noch mit einem Quäker-temperament begabt. Deshalb durfte er sich nicht irgendwelche geschlechtliche Beziehungen nachsagen lassen. Doch, sagen die Aufgeklärten, das durfte er schon. Er durfte nur nicht die Dame, mit der ihm solche Beziehungen nachgesagt werden, an seinem Tische dulden. Das heißt also: am Tage, da zum ersten Male den beiden Eros die rotglühende Fackel schwang, mußte er ihr sagen: „So, liebes Kind, von heute an darfst du nicht mehr an meinem Tische sitzen. Man könnte sonst vielleicht einmal klatschen. Und der Schande, daß über einen kräftigen, vollblütigen Mann geklatscht wird, darf ich das Deutsche Reich nicht aussetzen. Natürlich wird jeder stutzen, warum du auf einmal an meinem Tische fehlst. Natürlich wird sich jeder bald zutuscheln, was der Grund ist. Dein Ruf ist ruiniert. Für dich eintreten, darf ich aber nicht; ich muß mich zum Ruhme des Deutschen Reiches mühen; und keinem ehebrecherischen Bukarester Dämchen darf ich zumuten, daß sie furdor mit dir an einem Tische sitze.“ So müßte der Mann nach unseren aufgeklärten Katonsen sprechen. Wie ekelhaft roh und gemein!

In einem Lande, wo dies die Sittlichkeit der

Aufgeklärten ist, darf man sich über die Sittlichkeitsbegriffe der Zeloten nicht wundern. Nacktkultur. Seit Monaten dröhnt uns das Wort in den Ohren. Nicht ihre Propagateure haben dem Worte diesen Hall verliehen. Das tat das Roeren-Syndikat, das aus einer Unbeträchtlichkeit glücklich eine Affaire gemacht hat. Nacktkultur. Das Wort klingt nach etwas. Und, schließlich, steckt auch einiges dahinter. Allerlei ideale Strebungen nach Rasseveredlung und Schönheitspflege. Kein Zweifel, daß auch allerlei weniger Erfreuliches sich dort einmischte: Geschäftliche Spekulation, Lüsternheit, Unzucht vielleicht. Erwiesen ist das letzte nicht, war zudem bei den öffentlichen Abenden, denen der Entrüstungsturm galt, naturgemäß ausgeschlossen. Und wer mit Gefährten in seinen vier Pfählen Orgien zu feiern wünscht, der tut's, ob er ein Schlagwort hat, das ihn belobt, oder nicht. Daß sich in die öffentlichen Vorführungen Lüsternheit mischte, wird niemand wundern. Wohinein mischte sie sich nicht? Wer ist sicher, daß die Novize bei der Vorstellung des Seelenbräutigams nicht Lüsternes fühlt? Der Kavaller beim Anblick der Damen im Hofkleide? Der Parkett- oder Galeriebesucher, wenn Johanna von Arc pathetisch ihre fruchtlose Liebe in Klagen ausströmt? Sinnlichkeit, gewiß, sie kann vom Anblicke der Nacktheit für uns Verhüllung Gewohnte sich stärker regen. Wäre's so schlimm? Wir haben blindgläubig den Satz übernommen, daß die Kunst mit dem Sinnlichen nichts zu schaffen habe. Man sollte diesen Satz einmal mit prüfendem Finger abklopfen, ob er vollen Gehalt hat oder hohl und inhaltlos ist. Will man ernsthaft behaupten, die Danaen, Leden, Europen, Semelen der Renaissancemeister, Rubens blonde Fleischmassen, Watteaus und Bouchers Zierlichkeiten, selbst Böcklins Meerweiber und Sellge seien ohne sinnliche Wirkung? oder hätten sie nur zufällig, ohne daß der Meister an sie dachte? Sind's Kunstwerke? Ich denke. Und ist der Gattungstrieb etwas Gemeines, das aus den reinen Sphären hochstehender Menschheit verbannt sein müßte? Lüsternheit ist etwas Häßliches; schön; aber sie ist dem reinsten Kunstwerke, der harmlosesten Situation nicht fern zu halten. Die Phantasie des Lüsternen findet überall Häkchen, an denen sie klammern kann. Und geschäftliche



Spekulation! Gibt es etwas Reines und Ideales, das sie nicht in ihren Bereich zöge? Solange der Mensch Hunger fühlt nach allerlei, wird sie nirgends auszurotten sein. In der Liebe nicht und im Patriotismus; in der Religion nicht und nicht einmal, fürchte ich, in der Sittlichkeitsbewegung.

Daß durch die öffentlichen Nacktdarstellungen ernsthafte Beunruhigung geschaffen wurde, bestreite ich. Unter den Schimpfenden mag mancher gewesen sein, dem nur die Doppelkrone etwas zu viel war. Daß die Herren vom Blauen Kreuze, von den Jünglingsvereinen, und daß ältere Familienväter chockiert waren, glaube ich. Daß gegenüber der laut geblasenen Entrüstungstrompete alle verfügbaren Polizeirechte herangezogen wurden, mag in der Ordnung sein. Daß Herr Roeren sich schön benommen hat, bestreite ich.

„Frauenzimmer in seiner Schamlosigkeit“. Und gleich dreimal. Ein bißchen viel. Was weiß Herr Roeren von Fräulein Desmond? von ihrem Leben? von ihren Gesinnungen? Ist er ganz sicher, daß sie nicht einer Kulturaufgabe zu dienen vermeint? Ein anständiger Mann würde keine Straßendirne ohne Not „schamloses Frauenzimmer“ titulieren. Nur eine, die ihn belästigte. Hat die Desmond Herrn Roeren belästigt? Ich wüßte nicht. Herr Roeren aber glaubt sich berechtigt, sie zu schimpfen; öffentlich; daß es durch die Welt hallt. Mag er. Kultur? Ritterlichkeit? Wer wollte von Roeren Kultur und Ritterlichkeit verlangen?

Eins aber kann man von ihm verlangen: daß er, der Vorkämpfer der Sittlichkeit sein will, nicht selbst den Sittlichkeitsgesetzen Hohn spreche. Ich finde, er hat's getan. Ich finde es jämmerlich, einen Wehrlosen im Schutze der Immunität zu beschimpfen; eine Wehrlose zumal; und sich zu weigern, das schimpfende Wort so zu wiederholen, daß die Beschimpfte sich zur Wehr setzen kann. Ich erinnere mich dabei, daß Herr Roeren das Gleiche schon einmal tat. Gehässigen Neger- und Missionarslügen über den Bezirksamtman Schmidt ließ er laute Resonanz. (Das Schöffengericht stellte später fest, daß der Beweis, er habe sie wider besseres Wissen verkündet, nicht erbracht sei; fügte aber hinzu, dieser Beweis sei außerordentlich schwer zu führen.) Als Herr Schmidt ihn auf-

forderte, sein Wort zu wiederholen, damit er sich von den Anwürfen reinigen könne, weigerte sich Herr Roeren. Dabei ist gerichtlich festgestellt worden, daß Herr Roeren nur die ungünstigsten Aussagen der (mehrfach umgefallenen) ungünstigen Zeugen zu Gehör brachte. Daß er deren günstigere Aussagen und die der Entlastungszeugen zum Teil gar nicht erwähnte, zum Teil ohne jede Erörterung des Für und Wider als falsch abtat. Daß er die für Schmidt günstigen Urteile allgemein als wahnsinnig bezeichnete, ihre Gründe und ihre tatsächlichen Feststellungen aber verschwie. Der so handelte, war nicht ein jugendlicher Fanatiker, dem der Eifer für die von ihm vertretene Sache die Fähigkeit ruhiger Abwägung raubte. Das war ein in der Justiz ergrauter, den Jahre des Wirkens in der Öffentlichkeit zur Vorsicht erzogen; der aus seiner Gerichtsspraxis viel besser als der Laie weiß, daß aus den lückenhaft durch Berichte Dritter vermittelten Belastungsaussagen einiger Zeugen sich niemals ein Bild des Sachverhaltes gewinnen läßt.

Solch Handeln findet Herr Roeren in Übereinstimmung mit dem Sittengesetze. Ich habe nicht die Absicht, mich mit ihm darüber zu streiten. Ich finde's unsittlich. Finde nicht, daß die Angst vor den gesunden Freuden des Körpers allein genügt, um jemandem Anspruch auf das Prädikat des sittlichen Menschen zu geben. Glaube auch nicht, daß dies die Ansicht des Nazareners war, dessen treuen Jünger Herr Roeren sich fühlt. Wär's anders, hätte ja auch Herr Kolander aus Itzehoe Anspruch auf diesen Titel. Er hat ekelhafte und rohe Gemeinheiten gegen die seiner Willkür ausgelieferten verderbten Kinder und Mädchen begangen. Was tut's? Er bekundet, er würde sich geniert haben, eine davon im Hemde zu sehen . . . Daß ich immer noch nicht einsehen kann, Herr Kolander sei ob dieser Seelenregung ein sittlicher Mensch. Ich finde ihn wirklich unsittlich. Und glaube, dem grotesken Beispieler wieder einmal entnehmen zu sollen, daß die Stellung zur Prüderie und zu den geschlechtlichen Dingen mit der sittlichen Qualifikation des Menschen nichts zu schaffen hat.



## Reflexionen über das österreichische Gymnasium.

Von Dr. Adolf C. von Noe,  
Dozent an der Universität Chicago.

Das österreichische Gymnasialelend hat in letzter Zeit wieder die öffentliche Aufmerksamkeit etwas mehr als gewöhnlich erregt und gewiß bei vielen, die in Österreich Gymnasialisten waren, längst und gern vergessene Erinnerungen erweckt. Da mein gegenwärtiger Beruf besonders geeignet ist, Vergleiche mit den eigenen Schülerjahren zu veranlassen, so möge mir gestattet sein von diesen Gedanken einiges mitzutellen.

Vor sechzehn Jahren vollendete ich das Gymnasium in einer österreichischen Provinzialstadt und heute noch sehe ich deutlich vor mir die Disziplinarordnung mit ihren vielen Paragraphen, worin fast ebensoviel verboten war wie in einer Gefängnisordnung. Besonders das Druckenlassen und Veröffentlichungen eigener Geistesprodukte der Schüler war schwerstens in Acht und Bann getan, obgleich die Gefahr einer Überschwemmung des deutschen Büchermarktes mit Gymnasialistenliteratur nicht als drohend bezeichnet werden konnte. Die Verfasser dieser Verbote hielten es zweifellos für das beste Erziehungsprinzip recht viel zu untersagen, besonders alle selbständigen geistigen Regungen aufstrebender Talente. Jene Paragraphen erscheinen mir heute wie enge Röhren, durch die sich nur ein Durchschnittsmensch winden kann. Wenn einmal einer kam, der für die Röhren zu groß war, dann mußte er sich verstümmeln lassen, wenn er durch wollte. Daß nur beileibe nicht die Röhren darunter litten! Sonst wäre das Vaterland verloren gewesen.

Jetzt gehöre ich selbst zum Lehrkörper eines großen amerikanischen Kollege und sehe mit stillem Nicken, wie gerade das gutgeheißen und gefördert wird, was mir im Jünglingsalter verboten war. Jedes amerikanische Kollege, ja schon die Mittelschule hat seine von Studenten herausgegebene Zeitung, worin freie Meinungsäußerung erlaubt ist. Hervorragende Politiker sprechen vor den Studenten. Ich habe Roosevelt, Bryan und andere

hier gehört. Die Debattierklubs der Studenten erörtern politische und soziale Themata, kurzum der Student darf sich für alles interessieren, was einem anständigen Menschen und Staatsbürger wissenswert erscheint. Er darf darüber eine Meinung haben und dieselbe aussprechen, ja sogar drucken lassen. Wenn einer sich einmal dabei blamiert, so lernt er etwas und wird es in Zukunft anders machen.

Aber es ist ja so bedeutend leichter, die Äußerungen einer beginnenden Persönlichkeit zu unterdrücken als die jugendliche Kraft zu bilden und in die richtigen Bahnen zu lenken. Der junge Geist könnte ja so ketzerisch sein, andere Meinungen und Überzeugungen zu entwickeln, als die hohe Obrigkeit für richtig hält, und schon im „Don Carlos“ will jemand die Verwesung lieber sehen als die Freiheit. Daß der junge Mensch dennoch auf eigene Faust sich auszuleben versucht und dabei auf Abwege gerät, ist zwar altbekannt, gehört jedoch nicht zur offiziellen Kenntnis amtlicher Pädagogen.

Man hat auch in der ganzen Welt keine solche Angst vor individueller Selbständigkeit wie in Österreich. Ist es nicht bezeichnend, daß der Österreicher erst mit vierundzwanzig Jahren seine Selbstbestimmung erhält, während in der übrigen ganz- und halbzivilisierten Welt die Großjährigkeit mit Vollendung des einundzwanzigsten Jahres eintritt!

In Amerika weiß man ganz gut, daß die Bewegungsfreiheit des Individuums ganz von selbst ihre Grenzen findet an den Gesetzen der Gesellschaft, des Staates, der Religion und besonders an den Erfahrungen des praktischen Lebens, welche recht eindeutig lehren, was einem jeden nützlich oder schädlich ist. Innerhalb dieser natürlichen Grenzen soll sich jedoch das Individuum ausleben dürfen. Es lernt dabei sich selbst Lehrmeister zu sein und seinen Weg selbst zu bestimmen. Selbstbeherrschung ist eine notwendige Folge, und jedermann, der längere Zeit in Amerika gelebt hat, weiß, daß gerade die Amerikaner Selbstbeherrschung für die notwendigste Tugend des Gentleman halten. Auch hört man hier nie das Schimpfen über die einmal gewählte Lebenslaufbahn, das am deutschen Stammtisch in so üppiger Blüte steht. Ein Mensch, der gelernt hat, sich selbst zu bestimmen, findet gewöhnlich die ihm am besten zusagende Lebens-



stellung, vielleicht nicht gleich, gewiß aber im Laufe der Zeit.

In Amerika setzt die Schule beim Schüler einfach voraus, daß er sich wie ein anständiger Mensch zu benehmen hat, im übrigen aber kann er bei Erfüllung seiner Lernpflichten tun und lassen, was er will. Er darf seinen Charakter entfalten. Ihm fehlt die Versuchung seinem Lehrer zu schmeicheln oder ihn zu hintergehen. Er kann diesem gerade ins Auge sehen und widersprechen, wenn er sich im Rechte fühlt. Die Lüge wird vom Amerikaner als das gemeinste Laster angesehen. Der Lehrer ist hier kein Potentätchen, das sich auf seinem hölzernen Throne wie ein kleiner Gott fühlt und von einer Schar von Bedientenseelen umschwärmt sein möchte. Die tüchtigsten Schüler sind hier keine engbrüstigen, brillentragenden Gestalten, deren Ideal es ist, das Potentätchen der Klasse zu kopieren und die aufgegebenen Lektion von vorne und rückwärts aufsagen zu können. Dagegen sind sie kräftige, junge Männer, von offenem und unabhängigen Wesen, die ihre Aufgabe gut machen, weil sie überzeugt sind, daß sie damit ihrem eigenen Besten dienen. Man mißverstehe mich nicht. Ich weiß genau, daß ich hier auf Extreme hinweise, aber leider sind diese Extreme bei uns nur allzu zahlreich vorhanden.

Wie oft werden ursprünglich kräftige Schülernaturen im Gymnasium gebrochen, um nur in die amtliche Schablone zu passen, während gerade der moderne Kampf ums Dasein die höchsten Anforderungen an Willensstärke und Unbeugsamkeit stellt. Ein starkes und aufrechtes Rückgrat wäre im Leben von höchstem Wert, aber man läßt sich leichter regieren, wenn man keines hat. Darum weg damit!

Das Gymnasium ist eine Quarantäne-Station, in welche sich kein Lebensbazillus verirren darf. Der künftige Staatsbürger und Wähler darf kein Sterbenswörtchen hören von den politischen und sozialen Problemen seiner Zeit. Diesen tritt er nach Beendigung seiner Isolierhaft mit der naiven Unschuld eines Neugeborenen entgegen. Der junge Arbeiter oder der katholische Seminarzögling sind ihm an politischer Bildung um hundert Schritte voraus. Die Beiden sind politisch ganz gründlich eingepaukt worden, allerdings in einer höchst ein-

seitigen Richtung. Man kann die Wirkungen sehen, wenn man die Energie der Sozialdemokraten und Ultramontanen mit derjenigen der bürgerlichen Parteien im politischen Leben der Nation vergleicht.

Die amerikanische Schule sucht den jugendlichen Geist mit den Realitäten des Lebens vertraut zu machen, anstatt ihn mit klassischen Träumen zu umgaukeln. Griechische Schönheitsideale und humanistische Weltanschauungen sind höchst schätzenswerte Dinge, wenn sie das Innenleben verschönern helfen, aber ganz ausfüllen sollen sie es nicht. Leider kommt man mit ihnen nicht sehr weit im heutigen Leben. Vergleichen wir einmal ein österreichisches Schulbuch und seine Aufsatzthemen mit einem amerikanischen. Dort stehen lauter Titel, wie: „Was bewundern wir an den alten Römern?“ oder „Worin besteht der weltgeschichtliche Beruf der alten Griechen?“ Im amerikanischen Schulbuche handelt es sich um Aufsätze über Fremden-einwanderung, Präsidentenwahl, Zollpolitik und ähnliches. Gewiß ist der Junge nicht berufen, an diesen Problemen mitzuarbeiten, aber er soll sich politisch und volkswirtschaftlich an ihnen bilden. Im amerikanischen Kollege gehören National-ökonomie, Soziologie und Staatswissenschaft zu den populärsten Elementarkursen. Wie viele deutsche und österreichische Studenten hören freiwillig diese Fächer?

Der Zusammenhang des amerikanischen höheren Schulwesens mit dem Leben wird allerdings auch dadurch gewährleistet, daß keine Hofräte in den obersten Schulbehörden sitzen, sondern lauter praktische und tüchtige Männer, die sich durch geschäftliche und berufliche Erfolge das Vertrauen ihrer Mitbürger erworben haben. Ich bin nicht davon überzeugt, daß eine Aufsichtsbehörde der Schulen sich aus lauter Laien zusammensetzen soll. Viele Übelstände werden dadurch hervorgerufen, aber der Bevölkerung gebührt Sitz und Stimme im Schulrat, ihre Wünsche sollen unmittelbar zum Ausdruck kommen können und nicht erst auf dem unendlichen Umwege der Petitionen oder gar erst der Petitionen im Abgeordnetenhaus. Wenn die Bevölkerung berechtigt ist, bei der Verwaltung von Stadt und Land mitzusprechen, so sollte sie auch das Recht haben, mit-



zubestimmen über die Schulbildung ihrer Söhne und Töchter.

Verglichen mit der reingeistigen und kasernenmäßigen Ausbildung am Gymnasium zeichnet sich die amerikanische Schülererziehung vorteilhaft aus durch Pflege und Förderung unabhängiger Persönlichkeiten. Damit legt sie die Grundlage für die allgemeine Achtung vor der Menschenwürde, welche der schönste Zug im amerikanischen Volksleben ist und manchen häßlichen Fehler aufwiegt. Es läßt sich kein schreellerer Gegensatz denken, als der zwischen der amerikanischen Schule, welche für das Volk da ist und vom Volke verwaltet wird, und einer Schule, die für die Bürokratie besteht und von der Bürokratie geleitet wird.

## „Mondaine“ Kultur.

Von G o b b o.

Einen Wiener kannte ich, der die ihm eigentlich von Rechts wegen gebührende Lebenslustigkeit nicht anders zu dokumentieren wußte, als daß er von Zeit zu Zeit ohne jede Veranlassung in den Ruf ausbrach: „Gehts Kinder, san mer feeeeeesch!“ Eine Handvoll Berliner kenne ich, die ihre sich zu Unrecht angemäße Kulturlichkeit nicht anders zu dokumentieren wissen, als daß sie auf die Frage: Was seid ihr denn jetzt? mit Überzeugung antworten: Jetzt sind wir mondain! . . . Diese Handvoll Berliner herrscht. Und es erging gemessene Order an Stadt und Land, zu zeigen, in welchem Maße Berlin ein Hort mondainer Kultur sei. So entstand die Ausstellung: Die Dame in Kunst und Mode. Diese Ausstellung ist wohl gelungen. Nur gehört sie so wenig nach Berlin, wie „Pfirsich à la Melba“ zu schlechter Hausmannskost; nur ist sie amüsant, nicht weis, sondern trotzdem mondaine Kulturpflücker die Ausstellung „beseelen“. Das sehe ich am Katalog; dort regiert das Wort. Und ich finde so profunde Weisheiten über die Welt und

das Leben der mondainen Frau wie: „Dame sein — heißt: Stil haben; Stil haben — heißt: selbstverständlich das tun, sagen, wählen, was dem eignen Wesen und den Bedingungen des Lebens entspricht“ (ein Königreich für jemand, der — Stil hat), oder „Neue Stühle machen keine neuen Menschen . . . neue Menschen machen neue Stühle“ (ein Königreich für einen — neuen Menschen), oder: „Was ist besonders hold und edel? — In der ‚Dame‘ das ‚süße Mädel‘“, oder: „Mode wird nur, was nicht von einer Gruppe, nicht von einem Schneider, sondern von einer Dame aus der Schönheit ihres Leibes oder den Partikularitäten dieser Schönheit erfunden wird“, oder: „Der Tag einer Dame ist wie der Tag einer Rose, die in hohem Kristallglas des Morgens zu wunderbarem Leben erblüht und des Abends in Schönheit stirbt.“

In den Räumen der Ausstellung aber herrscht die Tat: Viel köstliche Dinge sind da zur Schau gestellt. Doch für wen? Ich war dort, als der Eintritt eine Mark und als er drei Mark kostete. Ich war dort zu Stunden, in denen die „mondaine“ Frau in die Erscheinung tritt. Ich sah hübsche und häßliche, elegante und unelegante Frauen, doch keine kam, die ins mondaine Reich zu passen schien. An des Reiches Pforten blieben fast alle stehen — erstaunt und neidisch. Den wenigen aber, die sich hineinwagten, merkte man gleich an, daß sie Fremdlinge waren: aus Berlin oder aus dem Orient nach „Mondanien“ verpflanzt und nicht heimisch geworden. Denn mondain sein, heißt nicht, das Raffinement eleganter Äußerlichkeit zur Lebenswichtigkeit, sondern die spleißbürgerlichen Wichtigkeiten des Daseins durch etwas Raffinement wieder genießbar machen . . . Diese Ausstellung ist ein Zeichen schlimmer kultureller Verlegenheit. Bedauerlich. Und doch haben wir auch allen Anlaß, uns darüber zu freuen. Denn böte uns die Ausstellung wirklich ein Bild der Welt, in der die Dame von heute oder gar die von morgen lebt, — es wäre zwar schön, vielleicht auch stillvoll, allein im Grunde genommen wäre es entsetzlich.



## Strindberg und Nietzsche.

Von Hans Landsberg.

Im letzten gesunden Jahre Nietzsches, vor zwei Dezennien also, sind die beiden Männer in Berührung gekommen. Sie fanden sich ganz natürlich in der großen Einsamkeit einer Kulturwelt, die sie mit feindlichen Blicken maß, weil beide es gewagt hatten, an alten Satzungen zu rütteln. Strindberg hatte Gesellschaft und Moral gegen sich empört und mit seinen „Ehegeschichten“ das ganze Heer der emanzipationslüsternen neuen Frauen gegen sich aufgebracht. In seiner wandlungsreichen Entwicklung, die später in raschem Ablauf zum Mystizismus und hernach wieder zu neuen Gängen führte, war er vorläufig beim absoluten Skeptizismus angelangt und schrieb die Worte: „Schwarz ist, was der eine sagt, weiß ist, was dem andern behagt; hat man aller Antwort vernommen, ist man ins graueste Grau gekommen.“

In dieser Stimmung traf er auf Nietzsche, dem Strindbergs „Giftas“ (Ehen) als Zeugnis eines freien Geistes großen Genuß bereitet hatten. Wie so oft ist Brandes der Mittler. Er schreibt im November 1888 an Nietzsche: „Es wird Strindberg freuen, daß Sie ihn schätzen. Ich kenne nicht die französische Übersetzung, die Sie nennen. Aber man sagt hier, daß all die besten Partien in ‚Giftas‘ (mariés) weggelassen sind, besonders die witzige Polemik gegen Ibsen. Lesen Sie aber sein Drama ‚Père‘; es ist ein sehr großer Zug darin. Er würde es Ihnen gewiß gerne schicken. Aber ich sehe ihn so selten, er ist menschen scheu wegen einer unendlich unglücklichen Ehe. Denken Sie sich, er verabscheut seine Frau seelisch und kann sie physisch nicht entbehren. Er ist ein monogamer Misogyn!“ Die Scheu vor der Bekanntschaft mit neuen Menschen hatte Strindberg augenscheinlich davon abgehalten, dem deutschen Psychologen für die Übersendung des „Fall Wagner“ zu danken. Und so hört Nietzsche nur durch Brandes, daß der „größte schwedische Schriftsteller“ ganz für ihn gewonnen sei. Als eine jener stummen Aufmerksamkeiten, die geistig Große an Menschen senden, von denen sie sich erkannt glauben, geht

Strindberg dann der „Zarathustra“ zu. Und seine schneidende, weltverachtende Kälte, die immer wieder von dem Gegenpol fieberhafter Rauschempfindungen, geheimnisvoller Gesichte und brünstiger Triebe abgelöst wird, scheint an Nietzsches pantheistischen Dithyramben neues Leben und Zukunftshoffnung getrunken zu haben. Der Sozialist und Utilitarier, denn das war Strindberg damals, klammert sich an das Ideal des Übermenschen, vor dem die bislang verschlossenen Pforten einer neuen Welt sich sprunghaft auftun. „Strindberg“, schreibt Nietzsche an Freund Gast (Dezember 1888) „hat mir vorgestern seinen ersten Brief geschrieben — es war der erste Brief mit einem welthistorischen Akzent, der mich erreichte. Er hat den Begriff davon, daß Zarathustra ein Non plus ultra ist . . . Strindberg hält mich übrigens für den größten Psychologen des Weibes . . .“ Wir schreiben den Dezember, und wenige Wochen später bricht das Dunkel herein über Nietzsche. Von weiteren persönlichen Beziehungen kann also nicht die Rede sein.

Aber in der Produktion der Schweden gehören die drei nächsten Jahre, in denen die Romane „Tschandala“ und „An offener See“ entstehen, der Auseinandersetzung mit den Problemen Nietzsches. Der Philosophie des Deutschen entnimmt er die These von den zwei sich ewig bekämpfenden Menschenkasten, den Herren und den Sklaven, die Lehre, daß jede höhere Kultur in durchaus antisozialem Sinne die Existenz einer niedrigen Menschenklasse, die nur den Dünger bildet für die geistig Vornehmen, zur Voraussetzung habe: „Tschandala soll ganz unten liegen als wärmender nährender Dünger, damit der Adelstamm der Arier emporwachsen und seine Blumen tragen könne, einmal alle hundert Jahre gleich der Aloë.“

In Strindbergs Geistesleben ist diese Nietzsche-Epoche nur eine Episode, ein Tribut an eine Strömung, die in jenen Tagen dem ganzen Norden gemeinsam ist und selbst bei so gegensätzlichen Naturen wie Björnson und Ibsen zum Ausdruck kam. Man griff zu Nietzsche, weil man sich an Marx und Darwin müde gelesen hatte. Auf die Gefahr, sich einer Selbsttäuschung hinzugeben, ließ man sich von den Visionen des neuen Adelsmenschen und von den kommenden Triumphen



des Geistesaristokraten, der über die Herde triumphiert, berauschen.

Bei Strindberg ist die Reaktion besonders stark. Sie schlägt ins Gehässige. In einer seiner jüngsten Schriften, dem von Kabbalistik und okkulten Strömungen durchwirrt „Blaubuch“ (1906) lesen wir die bezeichnenden Worte: „Dies ist der ganze Kern des Darwinismus, dieser Torheit, die in das Bewußtsein der Zeit schlüpfte, als diese Zeit von der Jagd nach Macht und Luxus überanstrengt war. Aber dieser Beelzebub konnte nur mit einem andern ausgetrieben werden. Das war Nietzsche. Ein losgelassener Dämon, der den Affen tötete, den Menschen wieder aufrichtete und die alten Pöbelworte umwertete. Er wurde verstanden, weil er die Sprache der Afflinge sprach. Das war die einzige Art, sie zum Lauschen zu zwingen. Einen christlichen Propheten hätten sie niemals angehört. Nachdem er aber ausgesprochen hatte, wurde seine Zunge vernagelt.“

Psychologisch versteht man, wie Strindberg dem Apostel, dem er einst gehuldigt, diese feindlichen Worte zuschleudern kann. Für ihn, dem sich die geheimen Schicksalsmächte offenbart haben, ist der Antichrist, der kraft seines Zukunftsglaubens das alte tausendjährige Dogma zerschmettert, ein Greuel, und in seiner Helmsuchung sieht er nur gleich dem Diener der Kirche die gerechte Strafe des Himmels.

## Neue Liebesbriefe.

Von Felix Stössinger.

Kein lückenloses Bild steigt aus den Briefen auf, die Elisabeth R. (Babet) an Boursault geschrieben hat. Nicht alle Farben, Schattierungen, Sehnsüchte, Theoreme und Blutwallungen sind in ihnen festgehalten, von denen die Liebesbibel des Fräulein de Lenclos voll steht, schwer und reif, wie die Früchte im Sommer. Sie war ein munteres Frauenzimmer, die Babet, mit lieblichem Witz und sammtiger Güte und hatte lange nicht so viel erlebt, wie ihre große Zeitgenossin Ninon. So hat

sich kein Abdruck der ganzen Liebe in die zierliche Schrift geprägt, aber ein Lebensausschnitt des Wunderreiches, in dem sich alles gleicht und nichts sich wiederholt, steht fest wie ein Scherenbild umrissen da. Und dieser Ausschnitt ist erfüllt von den Schicksalen und den Gemütskurven zweier Herzen und von dem Bilde einer Zeit, die aus Liebe, Kirche und Küche ein Leben zusammenzusetzen wagte.

Es war kein Flirt in unserem Sinne, den die Menschen dieses Alters trieben. Ihre Liebe scheint oberflächlich, die Zuneigung herzlos gewesen zu sein; gering die Vertraulichkeit zwischen den Geschlechtern. Kein Seufzer dringt aus dieser Atmosphäre von unverstandener Menschlichkeit, die Menschen wollten sich selbst nicht verstehen und hatten nichts in sich, was zu verstehen schwierig war. Die Liebe war Genuß, und der Genuß hieß Liebe. Von Haus zu Haus gingen die Liebeszetteln, und nichts enthielten sie, als Scherze, Vorwürfe, Fragen, Antworten, Vorschläge, Schmelcheleien und delikate Wünsche. Aber alle diese Nichtigkeiten mußten bunt auf einander folgen, graziös gereicht werden, in einen Wirbel von Esprit und Galanterie gehüllt und so zierlich geschrieben sein, wie Blumen auf Porzellan von Sèvres gemalt werden. Der Geist war alles. Die Erlebnisse als Aphorismen sondern und die Aphorismen als Erlebnisse ausgeben, ist keine geringe Kunst, und wer nicht Geist genug hatte, der borgte ihn sich aus der Literatur. Als z. B. der plumpe normandische Monsieur de Launay, Sieur du Mesnil an Babet einen Brief richten sollte, schrieb er schlankwegs einen ab, der bei Voiture an Mademoiselle Paulet gerichtet war. Und die mokante Babette verfiel nun auf den Witz, ihn einen zweiten in Gegenwart Boursaults schreiben zu lassen und ihre Antwort aus dem Roman „Pierre de Provence“ zu stehlen. Nötig hatte sie es wohl nicht, denn sie war sehr verständig und voll Humor und hatte, was am allerschwersten wiegt, auch viel Gemüt und Güte.

Wo die anderen tändelten, liebte sie, und wo die anderen Epidermiskitzel wollten, suchte sie ihr Leben dem Liebsten zu weihen; nicht immer ohne Elfersucht. Alles Raffinement, mit dem man einen Liebhaber quält oder entzückt, schüttete sie dann in ihre Billets, mit ein paar Worten stellte



sie die widersprechendsten Menschen nebeneinander und zeigte feinstes Verständnis für die Behandlung einzelner Seelen. War es zuerst Eitelkeit, daß sie ihre Herrschaft auf den Dichter Edme Boursault, den Boileau in den „Satyres“, im Kampf um Mollères „Ecole des Femmes“ einen „froid rimeur“ genannt hatte, ausdehnen wollte, so war doch der Keim dieses Willens wirkliche Liebe. Schon in ihrem ersten Brief hält sie vor ihren Liebesseufzern schwer ihre Frauenwürde aufrecht. Mit stolzen Worten antwortet sie auf stolzen Sinn, aber was ist der Stolz einer Frau, welche ihre Schönheit ausspielt, um an ihre Schönheit zu erinnern?

Sechzehnhundertvierundsechzig scheint sie im Kloster gestorben zu sein. Ruhig ging die Jugendliche hin, wo dem Geliebten kein Nebenbuhler lebte, um nicht den ungeliebten Mann zu freien. Rührend klingt ihre Geschichte aus, die sich in vielleicht (wie bei Ninon) fingierten Briefen vor dem Leser entwickelt. Sie sind nicht unbekannt und nicht die schönsten aus diesem goldenen Zeitalter amoureuseuser Federn. Aber sie sind reicher an menschlichen Zügen als manches andere Dokument dieser Zeit. Jetzt hat sie Julius Zeitler in Leipzig neu aufgelegt und jeder kann sich an dem verschnörkelten Geist Boursaults und der beständigen Liebe Babots erfreuen. Ich denke, man wird ihre Briefe mit behaglichem Vergnügen lesen.

## Berliner Theater.

Von J. A. B.

### Der König.

Nun lacht das Berlin Wilhelms II. ebenso laut wie Clemenceaus Paris über die weltklugen Witze dieser Komödie.

Die zünftigen Volkstribunen, die politischen Gewerbetreibenden — nichts von ihren Menschlichkeiten ist uns fremd. Zu aristophanischen Höhen will dieser leichten Sinns gefügte Ulk nicht empor, aber es sind ewige Figuren, denen er das Kostüm unserer Zeit übergeworfen hat. Drum

sind sie überall im Nu zu erkennen und von internationaler Lustigkeit.

G. A. de Cavaillet, Robert de Flers und Emanuel Arène. Also drei Köche auf einmal. Daß sie das Ragout doch noch schmackhaft gewürzt haben, ist nicht so erstaunlich, wie daß gleich drei Beobachter des öffentlichen Treibens sich — fern von Giftigkeit und Pathos — zu einem so ehrlichen Lachen zusammenfanden. Zu einem erlösenden Gelächter, das rechts und links niederregnet. Bei uns wäre zumindest ein Schulmeister und ein Entrüsteter darunter.

Diese muntere Skepsis mag dem Tätigen gefährlich werden; den drei Komödienschreibern hat sie den Spiegel, in den das Leben hineinтанzt, in delikats-frechen Kurven geschliffen, daß drin selbst die vielen alten Operettenspäße neu werden.

Ein unendliches Gaudium ist die Menagerie der Politiker: Der Deputierte, der sich seine Donnerreden von seinem Sekretär diktieren läßt, der Parvenu im Sozialistenfell, der als Leidtragender eines königlichen Ehebruchs durch ein Portefeuille entschädigt wird; die Volksminister, die sich in den Boudoirs eleganter Damen wie Rollkutscher benehmen und bei allen Staatsfesten die Buffets kahl fressen. Obenan der exotische König, den die republikanischen Würdenträger wettläufig umschwänzen, der ihnen dafür die Frauen und Geliebten wegschnappt und zum Schluß für all die Liebesgunst mit einem glänzenden Handelsvertrag zahlt. Noch knapp vor dem Besuch Eduards konnten die Berliner diese herzhaft Verulung der entente cordiale genießen.

Die Lessingtheaterleute gingen für die lockere Burleske, in der doch eine Spur weltgeschichtlicher Ironie ist, mit demselben Elan ins Feuer wie für Ibsen, den Gestrengen. Es war ein Spiel von Meistern. Reicher, Marr, Forest, Sauer, Irene Triesch in ihrer japanischen Grazie und selbst Ida Wüst. Sie übersetzte freilich den Berlinern die Exgrisette und Deputiertenfrau, der Frankreich den herrlichsten Handelsvertrag zu danken hat, aus dem Pariserischen ins Hellemannsche.

### Die Revolutionshochzeit.

Alles Geschehen ist ummarsellaisset und umtrommelt. Wenn die Zofe die Tür aufmacht,



hört man von draußen *Ca ira!* oder so etwas. Dazwischen Wortfanfaren, die mißtraulich machen. Die Pathetischen sind immer verdächtig.

Behält man gar nur das Echo der letzten Flintenschüsse, dieser knallenden Lüge, im Ohr, so möchte man den jungen Dänen Sophus Michaëlis zu den Musikanten stellen, die nur für die Menge blasen.

Aber es ist doch mehr in diesem Pauken- und Trompetenstück. Durch den Lärm zittert auch der Rhythmus noblerer Kontraste. Jede Situation ist — wenn auch nicht bis in ihre Tiefen erfüllt — so doch ganz erschaut. Die Leute reden alle — zwar nicht die einzig notwendige — aber fast immer eine mögliche Sprache.

Und er hat die Macht, einen plötzlich an den Ernst des Gedröhns glauben zu machen. Es ist etwas Starkes, Wildes, wenn bei der gedämpften Hochzeit des knabenhaften Emigranten-Marquis mit der Grafentochter der alte Diener, der immer stumm die Bratenschüssel gereicht hat, sich auf einmal in fanatischer Tollheit sein Jakobiner-Evangelium von der Seele schreit.

Nach dem gar zu wüsten Einbruch der Revolutionshorden und nach dem polternden Todesurteil wieder etwas Ergreifendes: wie die gleichmäßig hallenden Schritte der Schildwache die Hölleangst des zierlichen Marquis, dem die Hochzeitsnacht zur Galgenfrist wurde, vertausendfachen. Warum schlottert das wohlerzogene Herrchen, als der andere es mit Gefahr des eignen Lebens rettet, ohne ein Dankeswort und ohne sich auch nur eine Sekunde um das Schicksal seiner noch kaum umarmten Frau zu kümmern, auf und davon?

Wohl denkbar, daß auch ein glaubensstarker Revolutionsheld, einem entzückenden Weib zuliebe, ihrem gräßlichen Gemahl zum Reißaus verhilft, daß die junge Gattin schnell sich in den Herolschen verliebt und mit ihm statt mit dem Angetrauten die Brautnacht feiert, aber dann müßte alles in einem schwülen Dunst, im Brodem dunkler Wünsche bleiben, dürfte nicht von solchem Wort- und Formelschwall umbrandet sein. Gut, daß auch dem Zweiten das Entsetzen in die Glieder fährt, als die Henkerstunde heranschleicht, aber böse die Tiraden des Todeskandidaten an die Sonne. Und am schlimmsten sein eigenes Kommando:

„Gebt Feuer!“, wo doch selbst der wildeste Jakobinerhüptling ihm das Weib, um das er all das tat, weiter gönnen will.

Sie spielten leidlich im Hebbeltheater. Außerordentlich war Kayßler als der von der Komtessenliebe gezähmte Löwe der Revolution. Das Publikum benahm sich jugendlich wie der Autor. Es raste Beifall.

## Lebenserinnerungen eines Generals.

Von Oberstleutnant z. D. H ü b n e r.

Für die Militärliteratur hat der sächsische Generalleutnant von Schubert in seinen, mit großer Objektivität aufgezeichneten „Lebenserinnerungen“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) vor allem die Epoche festgehalten, in der die Artillerie sich von dem Handwerk, als das sie früher allgemein angesehen wurde, zu der Waffe hob, als die sie jetzt in allen modernen Heeren der Infanterie und Reiterei zur Seite steht. Die längste Zeit seiner einen Raum von etwa 42 Jahren umfassenden glänzenden militärischen Laufbahn hat der Autor im Generalstab verbracht. Aber noch ehe er im Jahre 1849 zu diesem übertrat, hatte er als Oberleutnant bei der Truppe die schweren Tage des Dresdner Mäufstandes mit durchzumachen, von dem die Lebenserinnerungen ein getreues Bild geben. Von den Schilderungen kriegsgeschichtlicher Ereignisse sind besonders die Darstellungen wertvoll, die den böhmischen Feldzug betreffen, den Schubert im Generalstabe mitmachte und in dem er dem damaligen Generalstabschef, dem General von Fabrice, dienstlich nahe trat. Die Berichte aus der Zeit dieses Feldzuges zeichnen sich durch besondere Frische aus und besitzen einen hohen Wert, weil Schubert scharf die Verhältnisse zeichnet, die bei den Bundesgenossen der Sachsen herrschten. Bemerkenswert ist, was er beispielsweise über den Angriff mehrerer Schwadronen des Regimentes



Lichtenstein-Husaren auf eine preußische Batterie bei Zames sagt, sowie die Episode, die er von einem österreichischen Ordonnanzoffizier erzählt, der vom Feldzeugmeister Benedek an den Kronprinzen von Sachsen eine Order bringen sollte, und der auf dem Ritt glaubte, sich „durch ein ausgiebiges Diner stärken zu müssen“ und infolgedessen mehrere Stunden zu spät ankam. „Derartige Reibungen in der Befehlsgebung waren nichts Ungewöhnliches bei unseren Verbündeten. Sie war, wenigstens bei der Nordarmee, sehr vernachlässigt.“ — Den Feld-

zug gegen Frankreich machte Schubert als Generalstabsoffizier der 23. Division mit, und auch hier hat er seine Arbeitskraft in den Dienst der Geschichtsschreibung gestellt, allerdings nicht immer glücklich. Die Darstellung der Schlacht von St. Privat wenigstens wäre besser ungeschrieben geblieben.

Das Buch des verdienstvollen Generals ist immerhin ein geschichtliches Quellenwerk von Bedeutung und verdient in Deutschland auch über die militärischen Kreise hinaus eine freundliche Aufnahme zu finden.

Schluß des redaktionellen Teiles.

### Alle Manuskript- und Büchersendungen

an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassée bei Berlin, Lückhoffstr. 33.

Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassée bei Berlin, Lückhoffstr. 33; für Österreich-Ungarn: Adolf Träger, Wien X, Eugengasse 24. — Expedition für Österreich-Ungarn bei Hermann Goldschmidt, Wien I, Wollzelle 11. — Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76. — Druck von G. Bernstein, Berlin SW. 68, Zimmerstr. 94.

Hat der heutige Mensch eine für ihn passende Umgebung in seinem eigenen Heim? Meistens nein. Denn nur selten wird die Form der Möbel, die Farbe der Möbelbezüge, der Teppiche, der Tapeten von dem Standpunkte aus gewählt worden sein, daß sie zum Menschen trefflich passen. Zu den schweren, reichgeschnitzten Möbeln und den stark gemusterten bunten Tapeten gehört durchaus eine bunte, faltenreiche Kleidung, sonst lassen diese Dinge ihren eigenen Besitzer nicht zur Geltung kommen. W. Dittmar, Möbelfabrik, Berlin, Molkenmarkt 6, geht bei der Schaffung seiner Möbelformen und Einrichtungen von dem Grundsatz aus, „der Hauptschmuck des Raumes sei der Mensch“. Ihm, in seiner modernen Art und Kleidung, muß sich alles anbequemen und

unterordnen, so daß er erst den Schlußstein im Raume bildet. Wie wohltuend und sympathisch ein so gestalteter Raum auf den Menschen wirkt, davon sich zu überzeugen ist jedem Gelegenheit gegeben, der die Ausstellung der Firma Dittmar, Berlin, Tauentzienstr. 10, besucht. Für jedermann frei von 9—1 und 3—7, Sonntags von 12—2. Hermann Münchhausen hat sie für Dittmar ganz in dem Sinne entworfen. Auch in seinem Hauptgeschäft, Berlin, Molkenmarkt 6, bietet Dittmar eine reiche Auswahl trefflicher Möbel, Bezüge und Teppiche, die desselben Geistes sind. — Auch da ist Besichtigung frei und stehen Abbildungen solcher Möbel und die Druckschrift „Neue Wohnungskunst“, in der alle diese Gedanken näher zum Ausdruck kommen, gerne kostenfrei zu Gebote

## Im Königsschlosse

kann ebenfalls nichts besseres geraucht werden, als Salem Aleikum-Cigaretten. Dieselben sind naturell-aromatischer Qualität, aus nur edlen orientalischen Tabaken von der Firma Orientalische Tabak- und Cigarettenfabrik „Yenidze“, Inh.: Hugo Zietz, hergestellt.

Salem Aleikum-Cigaretten keine Ausstattung, nur Qualität.

Preis:	Nr.	3	4	5	6	8	10
		3 1/2	4	5	6	8	10 Pfg. das Stück.





6. HEFT.

5. FEBRUAR.

1909.

## Städtische Gartenbaukunst.<sup>\*)</sup>

Von

Maurice Maeterlinck.

Autorisierte Übersetzung von Friedrich von Oppeln-Bronikowski.

[Nachdruck verboten!]

Die meisten Gartenanlagen unserer Großstädte, die seit einem halben Jahrhundert entstanden oder erneuert sind, scheinen nach einem unveränderlichen Plan angelegt. Sie zeigen alle die gleichen gewundenen Alleen, die in sich selbst zurückkehren, um nirgends hinzuführen, den unvermeidlichen, mehr oder minder schneckenförmig gewundenen Teich, die unerläßliche Rasenfläche mit ihren künstlichen, zwecklosen Erhebungen, die hier und da ein — regelmäßig ovales — Blumenbeet schmückt, während hin und wieder eine tropische Pflanze, eine Palme, Araukarie oder Agave, fröstelnd auf einen ungewissen Sonnenstrahl wartet. Das alles ist weder sehr häßlich noch sehr abstoßend, denn in der Pflanzenwelt ist nichts ganz häßlich und abstoßend, und für den Bewohner einer Steinwüste ist das bescheidenste Grün ein Labsal. Dennoch ist es erlaubt, sich zu fragen, ob diese dürftigen, eintönigen Anlagen wirklich alle Freuden erschöpfen, die Bäume und Blumen uns schenken können.

<sup>\*)</sup> Der Dichter hat soeben sein neuestes biblisches Drama „Maria Magdalena“ dem Deutschen Theater in Berlin zur Aufführung übergeben, die noch in dieser Saison stattfindet. Da der erste Akt des Stückes in einem antiken Garten spielt hat Maurice Maeterlinck sich in das Studium römischer Gartenanlagen vertieft, und aus dieser Perspektive heraus ist als „Paralipomenen“ die nachfolgende Studie über moderne Gartenbaukunst entsprungen, die getreu Maeterlincks neuer synthetischer Richtung die romantischen Urwaldschauer des Rousseauisch beeinflussten Moderne mit dem logisch-symmetrischen Empfinden der Kulturmenschheit des Altertums und der Renaissance zu versöhnen sucht.

D. Red.



Nach meiner Ansicht ist diese Landschaftsgärtnerei und der „englische Garten“, mit dem man derart Mißbrauch treibt, ein großer Irrtum unsrer Gärtner. Er ist natürlich und entsteht sozusagen von selbst, sobald man über weite, ineinander übergehende Räume verfügt: in einer Gegend mit Hügeln, Flüssen und Hainen und den sie umgebenden Feldern. Er ist dann nichts als diese Landschaft selbst, unaufdringlich verändert und „zur Augenweide“ verbessert. Doch er wird unfehlbar falsch und reichlich lächerlich, sobald er in enger Beschränkung Schönheiten ankaufen will, die nur infolge der reinsten Horizontlinien entstehen und weiter nichts sind als der harmonisch entfaltete Raum. Vergessen wir überdies nicht, daß der „natürliche“ oder „unwillkürliche“ englische Garten, wie ihn die Botaniker in England nennen, in der Art, wie wir ihn auffassen, chinesischen Ursprunges ist und daß es keine Kunst und keinen Geschmack gibt, die den unsern feiner und für uns undurchdringlicher sind als die der Bewohner des Reiches der Mitte.

Der Garten der weißen Rasse, zum mindesten der europäische Garten, war jederzeit logischer und vernünftiger. So weit wir zurückgehen, sehen wir, daß er sich in Beziehung zu der ihn umgebenden Architektur zu setzen bestrebt ist. Er setzt sie fort, deutet und kommentiert sie.

So können wir mit Hilfe der pompejanischen Wandmalerei die römischen und griechischen Gärten ungefähr rekonstruieren. „Es sind“, sagt Gaston Boissier, „regelmäßige Alleen, die sich rechtwinklig schneiden und die von zwei Mauern von Buchenhecken eingefast sind. In der Mitte befindet sich zumeist ein Rondel mit einem Wasserbecken, auf dem Schwäne schwimmen. Von Zeit zu Zeit sind kleine Lauben ausgespart, die aus Stabgittern hergestellt und mit Wein umrankt sind; im Hintergrunde dieser Lauben erblickt man eine Marmorsäule oder Statue und ringsherum Bänke, die den Lustwandelnden zu kurzer Rast laden.“

Die gleiche Anordnung finden wir in allen italienischen Gärten mehr oder minder durchgeführt, je nachdem sie vor oder nach der Renaissance angelegt wurden; auch die Gartenanlagen Lenôtres\*) knüpften nur an eine nie ganz erloschene Tradition an. Diese Tradition ist bezeichnend. Sie entstammt entschieden einem unsrer Natur eingeborenem Harmoniebedürfnis. Es schien uns stets notwendig, daß die Umgebung unsrer Wohnung an deren Gestalt und Regelmäßigkeit etwas teilnahm. Es dünkte uns jederzeit peinlich, daß vor unsrer Haustür und unter den Fenstern plötzlich die Ebene ohne Gesicht oder der wilde Wald begann. Ein Übergang war unerläßlich, und er hatte naturgemäß die Anähnlichung und Unterwerfung der nächsten Bäume und Pflanzen unter die Symmetrie des Gebäudes zur Folge.

Dieser Übergang, diese traditionelle Harmonie wird in unsern städtischen Gartenanlagen systematisch verkannt, seit man mit den kleinen englischen Parks Mißbrauch treibt (denn auf dem Lande kann ein kleiner englischer Park zur Not ein Landhaus um-

\*) Lenôtre, der Schöpfer der französischen Gartenkunst (1630–1700), legte die Gärten zu Versailles, Saint-Cloud, Meudon, Fontainebleau, Saint-Germain usw. an. I. 1. 2. 3.



rahmen, während er zu keinem andern Bauwerk paßt). Nur hier und da, in einzelnen alten, fast ausgestorbenen Städten, wo noch vollkommene Muster „vermenschlichter“ Parks und Promenaden vorhanden sind, finden wir sie wieder. Ich brauche nicht an Versailles und andre französische Gartenanlagen zu erinnern, deren Pflanzenschmuck sich eng an die Bauten der drei Ludwige anschließt. Noch weniger der Erinnerung bedürfen die berühmten italienischen Parkanlagen, deren Vollendung so offenbar ist und die sich um Säulenhallen und Balustraden so untrennbar schlingen und sie fortsetzen, daß es vielleicht nichts Gefälligeres und Vornehmeres auf Erden gibt.

Doch andre, näher liegende und minder leuchtende Beispiele sind genau ebenso typisch. Man rufe sich irgend eine holländische Kleinstadt in Erinnerung, mit ihren roten Häuschen an den Kanälen, mit ihren blinkenden Fensterscheiben und Kupferbeschlägen, von alten Linden wie von Riesenspalieren umgeben. Man denke an den Beghinenhof in Brügge, dessen schlichter dreieckiger Rasenplatz, mit einzelnen Bäumen bestanden, und an den kleinen Beghinenhof von Gent\*), dessen breite, rechteckige Beete, von alten Ulmen eingefast und von rechtwinkligen Fußwegen durchschnitten, die zur Kirche führen, die beredtesten Beispiele von Gärten sind, wie sie das Aussehen der umliegenden Häuser auf das strengste verlangt. Namentlich für Gent ist der Beweis um so stichhaltiger, als der Gegenbeweis leicht zu führen ist. Man besuche nur den alten Beghinenhof von Sankt-Elisabeth am andern Stadtende, der heute zwar verödet, doch in seiner allgemeinen Anlage unberührt geblieben ist. Wiewohl alle die Treppengiebel, alle die kleinen grünen Kloster-türen, alle die reizenden kleinen rosigen Ziegelmauern ihren Platz treu bewahrt haben, hat der arme Beghinenhof keine Seele, kein Gesicht, keinen Dunstkreis noch Stil mehr. Liegt das daran, daß die Beghinen ihn räumten? Keineswegs; die Sträßchen in dieser toten Stadtgegend sind heute fast ebenso verlassen wie früher, als die frommen Nonnen, ihre alleinigen Insassen, sie mit ihren schwarzen Schleiern belebten. Doch an Stelle der einfachen, anspruchslosen, primitiven, uralten und von hohen graden Pappeln begrenzten Rasengevierte hat man eine Art von Park Monceau\*\*) angelegt, der vulgär, anspruchsvoll, von falscher Vornehmheit und unzweifelhaft schwächig ist. Die notwendige Harmonie zwischen Häusern und Bäumen ist dahin, und mit ihr entschwindet eine der köstlichsten Erinnerungen der alten Zeit.

Übrigens findet man in Gent, einer zu rasch und zu willkürlich veränderten Stadt, noch manch andre gärtnerische Mißgriffe. So befand sich zwischen dem Schlosse Gerhards des Teufels und der Kirche Saint-Bavon ein ziemlich breiter Wallgang, den man zum unvermeidlichen englischen Square umgeschaffen hat. Die Wirkung seiner kümmerlichen exotischen, fremd anmutenden Pflanzen auf dem strengen und kraftvollen Hintergrunde der Kathedrale ist zweifellos kindlich. Ein schlichter Rasenplatz, mit italienischen Pappeln bepflanzt, hätte den Einklang zwischen den Steinen und der Vegetation, den winter-

\*) Die Vaterstadt des Dichters.

\*\*) Berühmte Parkanlage im Zentrum von Paris. D. Red.



langen, jedenfalls besser besorgt, oder auch der alte vlämische Spielplatz, in regelmäßigen Abständen mit breiten, runden, dichtbelaubten und freundlichen Linden bepflanzt, die übrigens durchaus nicht den Blumenschmuck ausschließen, vorausgesetzt, daß diese sich der allgemeinen, vertrauten Anlage von Pflanzen und Schatten anschließt.

Man wird vielleicht sagen, daß dieser Einklang sich leicht erzielen läßt, sobald es sich um so stilreine Architekturen wie die der französischen Fassaden des 17. und 18. Jahrhunderts oder um vlämische und holländische Häuser handelt. Bei unsern modernen, fünf- bis sechsstöckigen Bauten jedoch, in denen alle Stile sich mischen und widersprechen — welche Beziehungen soll man da zwischen ihren unaufhörlichen Widersprüchen und dem unglücklichen Garten schaffen, der mit ihnen in Einklang gesetzt werden soll? Dies Problem hat man aber noch gar nicht ergründet; und wenn ich auch durchaus nicht den Anspruch erhebe, es zu lösen, so möchte ich doch wenigstens die Aufmerksamkeit derer darauf lenken, in deren Händen die Anmut und Schönheit, der Reiz und die Gesundheit unserer Großstädte liegen.

Der Park Monceau ist allgemein bekannt. Für viele ist er der vollkommenste und eleganteste Typus des städtischen Parkes. Dank seiner außergewöhnlichen Ausdehnung, die sich im Zentrum einer Großstadt nur höchst selten finden wird, zeigt er uns den englischen Park in seiner vorteilhaftesten und verführerischsten Gestalt. Ohne Zweifel erweckt er mit seinen frischen Rasenflächen, seinem See, seiner eleganten Säulenhalle, seinen herrlichen Blumenkörben, seinen breiten, gewundenen, kiesbestreuten Alleen, an deren Biegungen lackierte Equipagen mit blanken Kupferbeschlägen auftauchen, einen unleugbaren Eindruck von Luxus, Glück und Festlichkeit. Doch täuschen wir uns nicht darüber: das bessere Teil dieser bestechenden Schöne verdankt er seinem Umfang. Man reduziere ihn auf die Hälfte, und sofort wird er angreifbar; und der Verdacht, der sich von vornherein aufdrängt: daß sein ganzer unverhoffter Reiz künstlich sei, bestätigt sich. Es ist eine fremde und unwahrscheinliche Zierde, unbekümmert um die ihn eingrenzenden Bauten wie um den Stil der langen Straßenzüge, die von ihm ausgehen. Übrigens verzeiht man ihm diesen Fehler am ersten; ungleich schlimmer ist es, daß er seinen Zweck als Park nur ganz unzureichend erfüllt. Er ist lediglich bestrebt, sich selbstgefällig in fast kahlen Alleen und Rasenflächen zu spreizen; und doch müßte eine Gartenanlage mitten in der Steinwüste der Großstadt nicht bloß ein grüner Samtteppich sein, sondern auch eine Oase von Kühle, Schatten und Stille — lauter Dinge, die dem Stadtbewohner vor allem lieb und unentbehrlich sind und die sich nur durch zahlreiche, ununterbrochene und dichtbelaubte hohe Bäume erzielen lassen.

Zwischen dem französischen Garten (z. B. dem Tuileriengarten), der dem Zuge gewisser Straßen entspricht, doch zu kahl und schattenlos ist, und dem englischen Park, der ebenfalls wenig Schatten spendet und überdies die Symmetrie der Städte häßlich durchbricht, müßte man vielleicht ein Mittelding finden. Würde z. B. der Park Monceau mit Gruppen hoher Ulmen, Fichten, Linden, Platanen oder Kastanien bepflanzt, die hoch,



voll, dicht, gedrunge, fast würfelförmig wären und von breiten, sauberen und regelmäßigen Alleen durchschnitten würden, die sämtlich auf eine große Wasserfläche münden, — nicht dem Luxus, der ihn erfüllt, ebenso Rechnung tragen, und verlöre er etwas von seinem Reiz, indem er etwas Felerlichkeit, Ruhe und Sammlung verbreitete?

Was man sich derart beim gelungensten englischen Park vorstellen kann, drängt sich erst recht auf, sobald es sich um die kleinen städtischen Parkanlagen handelt, deren Ausdehnung ihre Abgeschmacktheit nicht mehr zu mildern vermag. Der große Fehler und Irrtum aller unserer städtischen Gärten ist die Furcht vor den Bäumen.\*) Sie scheinen zu vergessen, daß im Herzensgrunde des Menschen, in seinen dunkelsten, aber stärksten Instinkten, das ungeheure Heimweh nach dem Urwalde herrscht. Man mißbraucht wahrlich die Harmlosigkeit und Leichtgläubigkeit der Stadtbewohner, wenn man ihnen an Stelle des dichten Schattens, nach dem ihre Natur sich sehnt, nur dürftiges Grün bietet, wohlgeordnete Blumen und geschorenes Gras, das ihn nur zu sehr an den Teppich seines Zimmers gemahnt, dem er umsonst entflo. Eine Fläche von zehn Ar, derart hergerichtet, ist nichts als ein kläglicher, staubiger Läufer. Man bepflanzt ihn mit schönen Bäumen, nicht spärlich in weiten Abständen, als ob jeder von ihnen ein Kunstwerk sei, das auf einem Rahmteller präsentiert wird, sondern dicht gedrängt, wie wohltätige Schlachtreihen. Dann wirken sie, wie sie im heimatlichen Wald wirken würden. Die Bäume tun nur dann ihre Pflicht und fühlen sich nur dann als Bäume, wenn sie zahlreich sind. Sofort ist alles verwandelt; Licht und Himmel gewinnen ihre ursprüngliche, tiefe Bedeutung zurück, Tau und Schatten kehren wieder, Stille und Ruhe finden eine Zufluchtsstätte.

Das Aussehen dieser Zufluchtsstätten ließe sich nach den Erfordernissen oder den Ratschlägen des Ortes und der Umgebung unendlich verändern. Hier, zwischen den niedrigen Häusern, wären Linden am Platz, rund und behäbig wie Matronen, sanft, voll, unveränderlich grün und von Bienen umsummt. Weiterhin, wo die Häuserfronten höher und regelmäßiger ragen, ständen Kastanienbäume, deren prächtiges, dichtes, schweres, schwärzliches Kleid bis auf Mannshöhe hinabreicht. Noch weiter, zwischen den säulengeschmückten Palastfassaden, befände sich eine Vierung mit Platanen, doch nicht so zurechtgestutzt wie in unsern nordischen Ländern, wo wir die Schönheit der Platanen nicht kennen. Ich denke an die Platanen in den Städten und Dörfern des Südens, die man kappt, sobald sie vier oder fünf Meter Höhe erreichen. Auf diese Weise erzielt man riesige, massige, gedrungene Stämme mit herrlichen Schuppen von Gold und rostigem Kupfer und zahllos verästelten Zweigen, die bald, wie auf dem Cours Mirabeau in Aix in der Provence, mächtig emporstreben, um im Himmelsblau phantastische Schiffe mit Federbüschen zu bilden, bald, wie in den Alleen, von Azémar in Draguignan sich zu einem niedrigen, märchenhaften und kühlen Gewölbe verflechten, zu einer Art unterseeischer Grotte,

\* Dies ist für deutsche Verhältnisse wohl kaum zutreffend. D. Red.



in welche die Sonne kaum einen Kristallpfeil hinabschießt, der dann blendend auf den Steinplatten zerspringt.

Vergessen wir nicht die so gefügte Heckenbuche, noch ihre Schwester, die Ulme, noch die Rotbuche, die alle drei vortrefflich geeignet sind, einen Platz zu beleben, sobald der Himmel freier ist, d. h. sobald nicht zu befürchten ist, daß die Fenster der zu nahe stehenden Häuser verdunkelt werden. Vergessen wir schließlich auch die italienische Pappel nicht, unsere nordische Zypresse, die fast unentbehrlich ist, um in unsern Städten hier und da in den weiten Raum zu weisen. Besonders in vlämischen Städten ist sie unersetzlich zur Einfassung mancher Kanäle, zur Unterstreichung einer langen Wiesenfläche oder als Wache vor einem alten Hause.

Ich übergehe die Akazie, die neuerdings zu viel gepflanzt wird; sie ist schwächlich, kränkelnd und von dürftigem Grün; auch die Eiche wächst zu langsam, ungleichmäßig und ungewiß. Doch ein Baum, der nach meiner Meinung zu Unrecht in Mißachtung steht, ist die Fichte. Ich spreche nicht von der Pinie, der edelsten Konifere und einer der schönsten Zierden der Pflanzenwelt. In unsern nordischen Städten, deren Klima sie nicht verträgt, müssen wir auf sie verzichten, genau wie auf die Zypresse und den göttlichen Lorbeer. Ich meine die einfache Kiefer unsrer Wälder. Will man sich klar werden, welche Wirkung ein Platz übt, der ausschließlich mit diesen prächtigen Bäumen bepflanzt ist, so sehe man sich etwa in der Umgegend von Rouen, in den alten Domänenforsten von Brotonne oder Roumare, das großartige Märchen an, das sich bei Tag und bei Nacht in den nur mit Kiefern bestandenen Schlägen abspielt. Mag Sonnen- oder Mondschein, Sommerglut oder Winterschnee darauf liegen, nichts gleicht den Säulenhallen und Kathedralen aus ihren zahllosen Stämmen, die glatt, starr, rein und dichter als die Ruten der Liktorenbündel gen Himmel streben und doch glücklich und selbständig sind und von Kraft und Gesundheit strotzen, — von dem warmen, rostroten Ton ihrer Schäfte an bis zu dem blauen, leichten, unwirklichen Duft, der ihre Wipfel krönt.

So fände ein jeder von uns, außer der notwendigen und wirkungsvollen Erinnerung an den Wald, sei es auf geräumigem Promenadenplatz, sei es auf einer bescheidenen Straßenkreuzung, die Art von Stille, Duft, Sammlung und Schatten, die er bevorzugt. Jeder Freund großer Wälder weiß, daß jedwede Baumart ihr besonderes Schweigen hat und daß sie eine Stille, einen Schatten verbreitet, die man empfindet, auch ohne hinaufzublicken; denn der Wohlgeruch eines Baumes ist ebenso eigenartig und bestimmt, wie der einer reifen Frucht.

---



## Kunst und Gemüt.\*)

Ein Beitrag zur Ästhetik der modernen musikalischen Produktion

von

Dr. Wilhelm Kienzl.

„Les grandes idées viennent du cœur.“

Alle großen menschlichen Schöpfungen werden aus der Kraft des Gemüts geboren. Dem Intellekt ist nur die Rolle des Gestalters zugewiesen. Diese ewige Wahrheit unserer künstlerischen Produktion ab und zu als Mene Tekel vorzuhalten, erachte ich als eine heilige Pflicht aller jener, die sich zur Erkenntnis von der hohen Mission der Kunst durchgerungen haben. Die Kunst wird ihre schönste Aufgabe stets als Befreierin des unter dem Drucke übergroßer Freude oder tiefster Not leidenden menschlichen Herzens zu erfüllen haben. Auf weit tieferer Stufe schon steht sie als Befriedigerin des dem Menschen eigenen ästhetischen Spieltriebes, auf der sich ihr noch als ziemlich triviales Motiv die Lust am Gelingen einer selbstgestellten Aufgabe zugesellt, wie sie beispielsweise unter den Bergsteigern auch dem Sporttouristen im Gegensatz zu dem von allen Nebenabsichten freien Naturfreunde eigen ist. Daß es sich in letztem Falle um eine unwürdige Veräußerlichung der Kunst, um eine Entfremdung von ihrer wahren Aufgabe, ja unter Umständen sogar um eine Umkehrung ihres eigentlichen Wesens handelt, wird dem künstlerisch empfindenden Menschen wohl ohne weiteres klar werden, wenn er die Ergebnisse der produktiven Betätigung verschiedener Künstler untereinander vergleicht. Er wird nach einiger Übung bald zwischen *Gescha ffen em* und *Gemach tem*, zwischen *Vermögen* und *Können* unterscheiden lernen. Es ist nicht leicht, für das Wesen der zwei gegensätzlichen Arten des künstlerischen Produzierens bezeichnende Worte zu finden. Der in den Worten „schaffen“ und „machen“ liegende Gegensatz bedarf keiner Erläuterung. Bezüglich der Ausdrücke „vermögen“ und „können“ hingegen glaube ich eine solche schuldig zu sein. Ich verstehe unter „vermögen“ die Fähigkeit des Künstlers, eine große Idee zu empfangen und in erschöpfender Weise mitzuteilen, unter „können“ jedoch nur die Herrschaft über das kunsttechnische Handwerk, die zwar jedem, der künstlerisch produzieren will, als selbstverständliche Voraussetzung eigen sein muß, die jedoch allein noch lange nicht die Berechtigung zum Schaffen verleiht.

Nur der schöpferische Drang, das unabweisliche Bedürfnis, einer Empfindung künstlerischen Ausdruck zu geben, kann als der rechtmäßige Urheber des Kunstschaffens gelten. Und dieses Bedürfnis kommt unmittelbar aus dem Herzen; deshalb ist auch jede große Kunst in erster Linie Herzenskunst. Sie unterscheidet sich im tiefsten Grunde ihres Wesens von der Verstandes- und der Handwerkskunst, die beide unter gewissen äußeren Voraussetzungen von jedem fleißigen, normal veranlagten Menschen erlernt werden können.

\* Wir veröffentlichen in den Tagen der „Elektra“-Debatte diesen Artikel des bekannten Komponisten, ohne an seinen Ausführungen zuzustimmen. D. Rel.



Wer könnte es beispielsweise nicht bis zur Anfertigung einer korrekten Sonate bringen? Jeder lernt doch auch rechnen! Darüber müssen wir uns endlich einmal klar werden. Sind wir das, so werden vor unsern Blicken ganze Reihen von vielgenannten Komponisten und bildenden Künstlern in den Orkus versinken, mindestens aber ihren Nimbus einbüßen. Es braucht wohl nicht erst betont zu werden, daß auch die Herzenskunst in zweiter Linie Verstandes- und Handwerkskunst sein muß, um vor dem Richterstuhl der Kunst bestehen zu können. Um die Verlebendigung echter Kunst darf uns aber nie bange sein; denn der ihrer Mächtige schafft sich die Mittel und Wege sowie — wenn nötig — auch die neuen Formen und Ausdrucksmittel, deren sie zu ihrem Inslebentreten bedarf, unter allen Umständen herbei, da der ihn beseelende Drang viel zu gewaltig ist, um unterdrückt werden zu können. Er muß sich Bahn brechen. Dieses Elementare ist eben das untrügliche Merkmal des schöpferischen „Vermögens“.

In der Geschichte jeder Kunst wechseln produktive und unproduktive Zeitläufte. Auf große Aufschwünge folgen naturgemäß Ermattungen, auf Revolutionen Perioden spießbürgerlicher Begnügbarkeit. Beispiele sind überflüssig. In einer solchen Ermattungsperiode scheinen wir uns jetzt zu befinden. Nach dem durch Beethoven erfüllten Ideal der Sinfonie und dem durch Wagner geschaffenen dramatischen Gesamtkunstwerk fehlt vorläufig noch das Bedürfnis nach großen Dingen. An diesen Phänomenen haben wir noch auf lange hinaus zu zehren. Wir können mit solchem Reichtum geduldig warten, bis die Zeit zu einem neuschöpferischen Genie reif wird. Merkt man es denn nicht, daß es heute im Reiche der Töne so gar nicht gährt, sondern nur in vielerlei Farben schillert wie auf der Oberfläche der besonnten See? Weit dehnt es sich hin, enthält viel Salz, trägt Handelsschiffe; nur die Tiefe fehlt. Aus Untiefen entwickelt sich aber keine Revolution. Ja, wenn einmal die Fäulnis unserer Kunst so weit vorgeschritten sein wird, daß die chemischen Kräfte frei werden, dann wird es zu gähren beginnen, und neue Kräfte werden sich regen. Daß dieser Zersetzungsprozeß noch so weit zurückgeblieben ist, liegt daran, daß die Fermente fehlen, die ihn beschleunigen. Eis konserviert bekanntlich, und eiskalt wehts aus unserer heutigen „Kunst“. Wir sind künstlerisch unproduktiv geworden. Geschäftigkeit, keine Taten; Geschicklichkeit, keine Kraft. Zur Verarbeitung inneren Erlebens gehört aber Kraft. Und Gemüt ist Kraft, also positiv im Gegensatz zur Sentimentalität, die nur Schwäche, mithin negativ ist. Sowie Mitleid nur dann Kraft ist, wenn es zur Tat führt, also produktiv wird.

Auf dem Gebiete der Musik im besondern konzentriert sich die schöpferische Gemütskraft in der *M e l o d i e*. Sie stellt die Seele dieser Kunst dar; daher wird es in ihr vor allem auf sie ankommen. Beim stark empfindenden Tonsetzer, den ein heißes Ausdrucksbedürfnis beseelt, wird sie sich von selbst einstellen. Künstlich bilden läßt sie sich nicht: eine konstruierte Melodie ist ein Homunkel ohne Seele, und jeder, der sie hört, fühlt es sogleich, daß sie keinem schöpferischen Drang ihr Dasein verdankt, daß sie sozusagen auf kaltem Wege entstanden ist. So rächt sich die Natur grausam an dem, der sie mißbraucht,



die Kunst an dem, der sie verrät. Keine Kunst lebt so ausschließlich von der Eingebung wie die der Töne, da ihr Darstellungsobjekt nicht die Außenwelt, sondern die menschliche Seele selbst ist. Im Grunde ists mit der bildenden Kunst ebenso, denn nicht auf eine objektive Abschilderung der Außenwelt kommt es in ihr an, sondern darauf, wie diese von der Seele des Künstlers empfunden und von dessen Auge gesehen worden ist. Es begreift sich aber, daß der Laie in der Tonkunst dem Gemachten empfindsamer gegenübersteht als in der Augenkunst, in der ihn meist das Objekt (das Dargestellte) weit mehr interessiert, als das Subjekt des künstlerischen Darstellers.

Dadurch, daß man heute in der Musik vielfach die Äußerungen des Gemüts durch ausgeklügelte Kombination ersetzen zu können meint, so daß die Arbeit fast ausschließlich dem Verstand überlassen bleibt, hat man die Basis des Schaffens verschoben und einerseits dem schrankenlosen Experimentieren, anderseits der phantastischen Willkür Tür und Tor geöffnet, so daß das Gebiet der musikalischen Tonsetzkunst zum „Land der unbegrenzten Möglichkeiten“ geworden ist. „In der Anwendung der musikalischen Ausdrucksmittel gibt es überhaupt keine Grenzen,“ sagte zu mir vor einigen Jahren der prononzierteste Komponist unserer Zeit, „und das Unmöglichste wird möglich werden.“ Seither hat er selbst diese „Grenzenlosigkeit“ beweisen zu müssen geglaubt, indem er zwei, ja drei Tonarten gleichzeitig in Aktion treten ließ. Sollte es dem höher organisierten oder entwickelten Menschen der Zukunft vorbehalten sein, diese Anomalie, der das einheitliche Empfindungszentrum mangelt, erschöpfend apperzipieren zu können?

Wir befinden uns heute mehr als je in der Zeit des technischen Problems und des längst überwunden geglaubten prätentlös auftretenden hohlen Effekts. Jungfräuliche Gipfel zu ersteigen, ohne die Sehnsucht nach neuen Ausblicken, damit scheint man sich begnügen zu wollen. Man geht aufs Pfadesuchen aus, während diese sich den Großen von einst von selbst eröffnet haben. Diese Entdeckungsreisen nach neuen „Möglichkeiten“ haben mit der Betätigung des künstlerischen Ausdruckstriebes nichts zu schaffen. Sie haben den Amerikanismus in der Kunst auf dem Gewissen, der es in erster Linie darauf abgesehen hat, den Hörer zu verblüffen, nicht ihn zu erfreuen, zu ergreifen oder zu erheben. Ohnmächtig Herzensoffenbarungen zu bieten, haben sich unsere Künstler dem Artistentum ergeben und bieten bestenfalls — Gehirnmusik. Auf dem Spiralwege der „Entwicklung“ sind sie wieder auf dem Standpunkt der zwecklosen Technik angelangt, auf dem einst die alten Niederländer mit ihrer herzlosen Künstelei sich befanden, nur mit dem Unterschiede, daß die Künstler von heute darüber in schwindelnder Höhe kreisen. Kein Schaffen, ein Emporringenwollen, dadurch charakterisiert sich ihre sisypäische Betätigung, die uns an Goethes Wort erinnert:

„Geheimnisvoll am lichten Tag  
Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,  
Und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag,  
Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben.“



Und Kunst sollte doch nichts anderes sein, als die durch die geheimnisvolle Retorte der schöpferischen Menschenseele gegangene Natur.

Es versteht sich von selbst, daß, wenn ich von unsern „Künstlern“ spreche, mir jedes Generalisieren fern liegt; gibt es doch glücklicherweise auch noch heute echte Ausdruckskünstler; aber sie sind in der Minderheit und spielen keine führende Rolle. Die Zeit folgt ihnen nicht, weil sie der Zeit nicht nachgehen, sondern in ihrem Streben unzeitlich sind. Als ein solcher Unzeitlicher im schönsten Sinne des Wortes erscheint mir beispielsweise Anton Bruckner, mit dem unsere heutige „Kunstwelt“ so gar nichts anzufangen weiß, ein erratischer Block, auf dem grüne, sich mit jedem Jahr verjüngende Tannen wachsen, die zu zartstämmig sind, um uns Holz zu liefern, doch stark genug, auf ihren Zweigen das leuchtende Symbol des Erlösertums zu tragen. Was aber ist uns heute dieses Symbol? Der bloße Gehirnmensch weiß mit ihm nichts anzufangen.

Wenn ein musikalisches Kunstwerk innerlich Erlebtem seine Entstehung verdankt, also wenn ein ganzer Mensch es geschaffen, dann wirkt es, selbst wenn seine technischen Werte nicht für jedermann erkennbar sind, auch auf alle wirklichen Menschen, und somit nicht nur auf den Musiker. Am meisten gilt das von den Werken jener Genies, die — wie Lessing sagt — „alles nur der Natur zu danken zu haben scheinen und durch die mühsamen Vollkommenheiten der Kunst nicht abschrecken“. „Mühsame Vollkommenheiten“ — welch ein bezeichnendes Wort für jene Kunstringredienzen, die den Schweiß, mit dem sie hervorgebracht wurden, so prahlerisch anpreisen, daß ihre Unverdaulichkeit beim natürlichen Menschen sich dadurch nur erhöht. Besteht nun ein Kunstwerk lediglich nur aus Negationen, Frivolitäten und Unverdaulichkeiten, so taugt es höchstens für moderne Makrocephalen.

Ist es denn nicht verdächtig und zur Vorsicht mahnend, daß wir heute nur Großes, Mächtiges, Nochnichtdagewesenes, und zwar unter Aufwand aller erdenklichen bis zum Unerhörten gesteigerten klanglichen Mittel zu hören bekommen? Früher bediente sich nur der wirklich Große, und zwar auch nur, wenn er uns etwas Außergewöhnliches zu sagen hatte, ähnlicher Mittel und Dimensionen, wie sie heute eine ganze Schar von Tonsetzern bei den gewöhnlichsten Anlässen verwenden. Oder gäbe es jetzt etwa nur große Persönlichkeiten und große Gedanken und Gefühle?

In ein- bis zweistündigen (!) Sinfonien, wie sie jetzt an der Tagesordnung sind, macht sich meist eine so abstoßende Hypertrophie durch exaltierte Mittel geltend, angesichts deren grotesker Anwendung und Ausgestaltung man im Hinblick auf die meist überaus mageren und hohlen Themen unwillkürlich ausruft: „Setz dir Perrücken auf von Millionen Locken, setz deinen Fuß auf ellenhohe Socken, du bleibst doch immer, was du bist,“ oder kürzer und banaler: „Tant de bruit pour une omelette.“ Man sehe sich daraufhin einmal einen bloßen Streichersatz von Haendel oder Mozart an. Welche Kraft liegt beispielsweise in der Begleitung der D-dur-Arie der Elvira („Ah, fuggi il traditor!“) aus dem „Don Giovanni“, welches Mark in den fast bläserlos instrumentierten Furien- und Skythen-



tänzen des Gluckschen „Orpheus“, in der „Iphigenia auf Tauris“. Man denke auch an den mit wenig Bläsern gestützten Streichersatz des Menuetts aus Mozarts G-moll-Sinfonie. Die Intonation eines Themas durch Posaunen macht es inhaltlich nicht größer, sondern nur intensiver, eindringlicher, ja es gibt selbst Tonsätze, in denen die materielle Wucht beleidigend auf den Hörer wirkt, da der geistige Inhalt zu groß und mächtig ist, als daß er einer äußerlichen Verstärkung bedürfte. Ja, er kann durch eine solche möglicherweise für unseren Eindruck sogar verkleinert werden, wie etwa ein großer Denker, dem man einen Purpurmantel umhängt. Der wirklich produktive Komponist wird übrigens seine Orchester-musik nicht erst „instrumentieren“ (wie das schöne Wort heißt), sondern sie schon so niederschreiben, wie er sie empfunden hat, nämlich mit dem ihr zugehörigen Klang, der ja einen Wesensteil der Erfindung selbst bildet. Die während der Ausarbeitung noch extra hinzutretenden klanglichen Einzelheiten werden von ihm so wenig ausgetüftelt werden, wie die harmonischen und kontrapunktischen Akzidenzien; sie werden vielmehr von ihm gleichsam erlauscht werden. Dann wird sein Orchesterklang auch persönlich sein, und man wird aus ihm allein schon den Meister erraten.

Nach dieser kleinen Abschweifung auf die Kunstmittel kehre ich nun wieder zum Thema der Produktivität im allgemeinen zurück. Es gibt zwei Arten von produktiver Begabung. Der im Besitze der ersten befindliche Künstler ist einem „lebenden“ Brunnen vergleichbar, dessen Wasser unaufhörlich fließt, der andere dem Prometheus, der sich den Menschen aus eigener Kraft bildet und, den Göttern trotzend, sich das Feuer erobert. Im ersten bestaunen wir die Natur, die solch ein Phänomen hervorgebracht, im zweiten verehren wir den machtvollen Willen, der sein Werk der Schöpfung abringt. Wollen wir erst untersuchen, welcher von beiden höher steht?

Wie dem auch sei, jeder große Künstler schafft aus sich und aus den Errungenschaften seiner Zeit heraus. Es ist kein Widerspruch, wenn man trotzdem behauptet, daß er in gewissem Sinne stets gegen seine Zeit schafft. Die Zeit, das ist die in einer bestimmten Epoche lebende Kulturmenschheit, empfindet ein dunkles Bedürfnis nach dem künstlerischen Ausdrucke ihrer Not. Im Gefühlsleben des Künstlers konzentriert sich diese Not und drängt mit Allgewalt zur Befreiung aus ihr. Diese kann er nur durch seine Kunst bewirken. Vermag die Zeit diese Kunst noch nicht zu fassen, weil sie von ihr überholt wird, so steht sie ihr so lange feindlich gegenüber, bis sich deren Segnungen an ihr erfüllen. Dann feiert sie „ihren“ Künstler. Es liegt in der Natur der Sache, daß dieser Dank meist zu spät kommt. „Erkennt ihr ihn, dann muß er von euch ziehn.“

Anders verhält es sich mit jenem Künstler, der nicht aus der Not der Zeit, sondern nur aus seiner persönlichen Not heraus schafft, oder mit dem, der seiner Zeit z u G e f a l l e n schafft. Der letzte steht sittlich zutiefst; noch tiefer aber der, der seine Zeit durch Gaukelkunst täuscht. Ist doch die Musik — wie Ferdinand v. Feldegg\*) so schön sagt — „die

\*, Ferd. von Feldegg „Das Gefühl als Fundament der Weltordnung“. Wien 1890. S. 223.



Kunst des Seins, nicht des Scheins“. Sein heißt aber Fühlen und Denken. Die harmonische Vereinigung dieser beiden bildet das Gemüt. Dieses ist daher das schaffende Prinzip in der Kunst der Töne, ohne dessen Mithilfe sie ihre höhere Natur einbüßen und ihres ureigensten Wesens verlustig gehen müßte.

---

## Das Ende der Bodenreform.\*)

Von

Dr. Adolf Grabowsky.

Die Bodenreformer haben wirklich Pech. In letzter Zeit sind so viele Tatsachen zusammengekommen, um die Bewegung zu diskreditieren, daß den Herren im „Bund der deutschen Bodenreformer“ nicht allzu wohl sein mag. Nun — sie haben jahrelang mit einem so minimalen Aufwand geistiger Güter gewirtschaftet, daß sie sich nicht wundern dürfen, wenn die ganze Herrlichkeit eines Tages zu Ende ist. Bedauerlich ist nur, daß den Lockrufen des Bundes so viele Gelehrte von unzweifelhafter Tüchtigkeit gefolgt sind und damit ihre Kraft an eine unglückselige Sache vertan haben. Eine Erklärung dieses Umstandes ist freilich nicht allzuschwer: Der Nationalökonomie wird immer der Vorwurf gemacht, daß sie in der Theorie verbleibe und niemals sich anschicke, für das wirtschaftliche Leben etwas Positives zu leisten; hier aber war einmal die Gelegenheit vorhanden, in frischer Arbeit Theorie und Praxis zu verbinden, und es darf nicht wundernehmen, daß die Männer der Wissenschaft, die in diesem Falle noch dazu eifrig umworben wurden, sich mit Begierde auf die neue Tätigkeit warfen. Jetzt freilich kommt der Katzenjammer: man erkennt allmählich, an eine wie dilettantische Gesellschaft man geraten ist und beginnt sachte von den Herrschaften abzurücken. Man beschränkt mehr oder weniger seine früheren Behauptungen. Die alte Garde aber des Bundes der Bodenreformer sieht, daß alle Fundamente wanken, und sie klammert sich nur um so heftiger an die abgedienten Bretter und Bohlen. Man verschmäht aber auch andere Mittel nicht: wer gegen den Bund auftritt, wird entweder hingestellt als nicht unbeeinflußt durch die Terraingesellschaften, oder aber es werden ihm persönliche Motive unterschoben. Von mir konnte man zwar noch niemals behaupten, daß ich in irgendeiner Verbindung mit dem Grundstücks- oder Hypothekenmarkt stände, aber man hat dafür recht kräftig mein Vorgehen gegen den Bund auf kleinliche Beweggründe persönlicher Art zurückgeführt. Es wäre Verschwendung, dagegen überhaupt ein Wort zu sagen.

\*) Wir werden diese Frage auch noch von anderer Seite erörtern lassen. D. Red.



Bekanntlich hat den Bodenreformern unter allen Maßnahmen, die das Reich in jüngster Zeit ergriffen hat, die „Verordnung betreffend den Landerwerb in dem deutschen Kiautschougebiete“ vom 2. September 1898 am besten gefallen. Immer wieder erklärten sie diese Landordnung für eine riesige sozialpolitische Tat. Abgesehen nun davon, daß die Einführung der Wertzuwachssteuer in Kiautschou, wie sie durch diese Verordnung erfolgte, gar nicht von bodenreformerischen, sondern — das weiß man jetzt genau — von rein finanziellen Tendenzen diktiert war, sind hierdurch billige Landpreise und billige Mieten in keiner Weise erzielt worden. Dies haben neuerdings unabhängig voneinander zwei Besucher Kiautschous konstatiert. In der „Kolonialen Zeitschrift“ (5. Jahrgang, Heft 21 — 23) hat Otto Corbach die Landordnung von Kiautschou mit eingehender Begründung ein verfehltes Experiment genannt, und in der „Frankfurter Zeitung“ hat kürzlich der jetzt an die Universität Jena berufene Robert Schachner erklärt, daß unter Herrschaft dieser Verordnung unsere Pachtkolonie die teuersten Mieten im ganzen fernen Osten hat.

Daß aber auch für deutsche Verhältnisse nichts mit der Wertzuwachssteuer anzufangen ist, dafür haben sich seit einigen Jahren eine ganze Reihe von Stimmen eingesetzt. Erst vor kurzem hat wieder der durch seine Besonnenheit in der Bodenfrage bekannte Adolf Weber (Privatdozent in Bonn) in einer auch sonst beachtenswerten kleinen Schrift „Boden und Wohnung“ (Leipzig, Duncker & Humblot) die Wertzuwachssteuer unter die Lupe genommen. Er behauptet hier ganz richtig die Abwälzbarkelt dieser von den Bodenreformern so gepriesenen Steuer, was auch ich früher bereits mehrfach, wenn auch mit andern Gründen, dargelegt habe. Es trifft ebenfalls zu, wenn Weber als Konsequenz einer Wertzuwachssteuer auch eine Besteuerung der während der Besitzzeit gemachten, doch noch nicht realisierten Gewinne verlangt. Als bloße Besitzwechselabgabe würde die Steuer nämlich eine ungerechtfertigte Begünstigung der Reichen und eine Benachteiligung der durch Not zum Verkauf Gezwungenen sein. Diese Konsequenz jedoch führt die Steuer ad absurdum. „Wie kann man“ — so fragt Weber mit Grund — „jemand zwingen, Steuern von einem möglichen Zukunftsgewinne zu zahlen, den er noch gar nicht gemacht hat?“

Noch eine andere Konsequenz der Wertzuwachssteuer leitet zu unmöglichen Zuständen. Die Bodenreformer sehen meistens ein, daß mit der Wertzuwachssteuer gebieterisch eine Wertabnahmevergütung verknüpft sei. Durch solche Vergütung aber würden lediglich die Schattenseiten der Bodenspekulation vermehrt, weil hierdurch nämlich die Zurückhaltungspolitik der Bodeneigentümer gefördert wird. Die Ursache steht klar vor Augen: In der Wertabnahmevergütung liegt für den Eigentümer ein direktes Versicherungsmoment. So werden die Bodenreformer mit ihren eigenen Waffen geschlagen.

Führte man aber wirklich eine Wertabnahmevergütung ein, so würde man vielleicht über das Wesen der Bodenspekulation richtigere Ansichten gewinnen. Mit dieser Vergütung würde man das Risiko, das heute von privater Seite getragen wird, einfach den Gemeinden oder — falls neuere, auf eine Reichs- oder Staatswertzuwachssteuer gerichtete Bestrebungen



durchzudringen imstande wären, — den Einzelstaaten oder dem Reich aufhalsen. Es würde sich dabei zeigen, ein wie großes Risiko doch mit der Bodenspekulation verbunden ist, besonders da — wie auch Weber zutreffend bemerkt — der Urbanisierungsprozeß nicht im selben Umfange wie in den letzten Jahrzehnten weitergehen wird. Außerdem ist überhaupt die starke Fluktuation der Bevölkerung zu berücksichtigen und die Unge-  
 wißheit, welche Richtungen die Bevölkerungsströme nehmen. Schließlich bedenke man, wie sehr fast allerorten während des hohen Geldstandes die Überschüsse aus dem Hausbesitz und damit der Wert der Häuser infolge der Mehraufwendungen für Hypothekenzinsen zurückgegangen sind. Aus solcher Wertabnahmevergütung könnten daher geradezu ruinöse Zustände für die Kommunal- oder Staatsfinanzen entspringen. Dann verbreitete sich wohl auch ein Verständnis für die Tatsache, daß die Terraingesellschaften gar nicht so ohne weiteres immer Gewinne einziehen oder in Aussicht haben, ja, daß im Gegenteil das finanzielle Ergebnis der meisten Terraingesellschaften recht traurig ist. Es zeugt nur wieder von der kleinbürgerlichen Unkenntnis unsres Wirtschaftslebens — wie sie in dem Bunde der Bodenreformer vorhanden ist —, daß man stets von den kolossalen Gewinnen der Terraingesellschaften geredet hat. Nur ist es höchst unangenehm für die Bodenreformer, daß gerade im Augenblick die Zeitungen voll sind von den recht unbefriedigenden Abschlüssen der meisten Terraingesellschaften. Zusammenlegung von Aktien und Dividendenlosigkeit sind an der Tagesordnung, ganz abgesehen von den sogenannten Liquidationsgesellschaften, auf deren selbstverständliche Dividendenlosigkeit von den Bodenreformern immer hingewiesen wird, sobald von informierter Seite die Behauptung kommt, die Terraingesellschaften hätten schlechte Ergebnisse. Lächeln muß man, wenn Carl Ballod in einem der letzten Hefte des Schmollerschen Jahrbuchs die mäßige oder schlechte Rentabilität der Terraingesellschaften gern leugnen möchte, hierbei aber im wesentlichen das Faktum bestätigen muß.

Sehr peinlich für die Bodenreformer war weiterhin die jüngst erfolgte Veröffentlichung über die Einkünfte, welche die Wertzuwachssteuer dort, wo sie bereits eingeführt ist, ergeben hat. Sie waren lächerlich gering, und zwar auch da, wo man keine besonderen Beschränkungen getroffen hat, in bezug auf den Zeitpunkt, von dem ab die Berechnung des Wertzuwachses geschieht. Man kann ja sagen, die Wertzuwachssteuer sei überall nicht hoch genug; eine sehr hohe Wertzuwachssteuer gibt aber wiederum ohne Zweifel nur den Anreiz zur weiteren Überwälzung und damit zur weiteren Verteuerung der Mieten. Mit Recht erklärt es Adolf Weber als auffällig, „daß die Bodenreformer, die doch sonst die Bodenspekulanten für gewaltige Zauberer halten, wenn es sich um Bodenpreiserhöhungen handelt, die glauben, alle möglichen Kosten, Zinsen usw. könnten mit Leichtigkeit auf die Mieter gewälzt werden — daß dieselben Leute energisch protestieren, wenn man behauptet, daß auch diejenigen Kosten, die den Namen ‚Steuer‘ tragen, abgewälzt werden können“. Wie leicht gerade im Bodenverkehr eine Überwälzung ist und wie immer nur



einzig der Mieter „kleben bleibt,“ das beweist auch das Beispiel der am 1. Juli 1905 in New York eingeführten Hypothekensteuer, die ein halbes Prozent der Hypothekensumme beträgt. Die Hausbesitzer haben hier sofort sich verpflichten müssen, die vertragsmäßigen Zinsen steuerfrei zu zahlen, und haben, da sie dies aus eigener Tasche nicht wollten, vor allem aber wohl nicht konnten, einfach die Steuer auf die Mieter übergewälzt. Also: entweder lächerlich geringes Erträgnis oder aber stark bemerkbare Mietsverteuerung, das ist die Alternative, die die Wertzuwachssteuer bietet. Würde jedoch eine Wertzuwachssteuer eine so exorbitante Höhe erreichen, daß eine Abwälzung auf die Käufer und von diesen auf die Mieter nur in verhältnismäßig geringem Maße möglich wäre, so würde dadurch eine Eigentumskonfiskation eintreten, die sich als Ausnahmemaßregel schlimmster Art darstellte. Denn, will man überhaupt den „ungerechtfertigten Wertzuwachs“ besteuern, so ist nicht einzusehen, warum man allein beim Grund und Boden damit vorgehen sollte, während alle übrigen Konjunkturgewinne freigelassen wären. Ludwig Pohle hat mit vollem Recht immer wieder betont, daß überhaupt die Gegenüberstellung von Konjunkturgewinn und durch Arbeit gewonnenem Gewinn innerhalb unserer Wirtschaftsordnung verfehlt ist. Eine glatte Scheidung ist nur in einer sozialistischen Wirtschaftsordnung möglich, die der Handarbeit einen bevorzugten Platz einräumt. Läßt man daneben die keineswegs ebenso meßbare geistige Arbeit mit gleichem Range gelten, so ist gar nicht mehr der reine Konjunkturgewinn von dem reinen Arbeitsgewinn zu trennen. In Wirklichkeit schwimmen also die Bodenreformer im Fahrwasser eines getrüben Sozialismus, wenn sie das auch niemals zugestehen wollen.

Mit diesem Sozialismus, der nicht Fisch und nicht Fleisch ist, hängt auch der ganze sogenannte Kommunalsozialismus zusammen, der in so vielen unklaren Köpfen spukt und der seine besondere Heimstätte bei den Bodenreformern gefunden hat. Das, was sich als Kommunalsozialismus aufspielt, und was unsere Volkswirte geraume Zeit nicht wenig in Banden gehalten hat, beginnt ja immer mehr durchlöchert zu werden. Die Deroutierung unseres Geldmarktes und der hohe Diskont kommen zum großen Teil — das ist noch lange nicht genügend beachtet — auf das Konto dieses utopischen Gemeindefeindes. Indem nämlich die Städte alle möglichen Wasserwerke, Elektrizitätsgesellschaften, Straßenbahnen usw. aufkauften oder neu anlegten, haben sie sich eine Schuldenlast aufgebürdet, die geradezu ungeheuerlich ist. Damit ist aber der Geldmarkt weit über seine Aufnahmefähigkeit hinaus mit Kommunalobligationen überschwemmt worden. Die Folge war natürlich Versteifung des Geldmarktes und insbesondere Erhöhung des Zinsfußes für Rentenpapiere. Und dadurch nun bekommen die Bürger in Gestalt riesiger Zinslasten die Segnungen des Kommunalsozialismus zu spüren. Man verstehe mich nicht falsch: ich verwerfe nicht etwa jede Übernahme von Betrieben durch die Gemeinden, aber das Tempo, in dem hier gearbeitet worden ist, läßt sich denn doch nicht halten.

Der Kommunalsozialismus wird immer verteidigt mit dem Argument, Monopole dürften nicht in Privathände gelangen. Vor allem andern aber ist der Begriff des Monopols,



der von den Bodenreformern und von den ihnen Geistesverwandten so unglaublich verzerrt wird, zu revidieren. Monopol — das ist ein Begriff, der sich immer so einfach darbot, der so bequem als Schlagwort zu verwenden war, und der daher von den nicht mit geistigen Glücksgütern Gesegneten begierig ergriffen wurde. Was ist ein Monopol, unter welchen Bedingungen entsteht ein Monopol? Haben wir denn heute überhaupt so viele Monopole oder monopolartige in Privathänden befindliche Betriebe — wenn man gar nichts mehr weiß, verwendet man nämlich den Ausdruck „monopolartig“ — die absolut keine Konkurrenz haben oder bei denen die Gesamtheit nicht durch prozentuale Beteiligung interessiert ist? Alles das ist noch kaum untersucht worden. Was aber neuerdings betrachtet wurde und was die Theorien der Bodenreformer ganz zuschanden gemacht hat, das ist die sogenannte Monopolstellung des Bodens. Was Henry George unter Bodenmonopol verstanden hat, ist nicht zu retten. Nur in ganz primitiven Verhältnissen, das heißt in abgegrenzten Landbezirken, die ohne wirtschaftliche Bedeutung und ohne Kommunikation mit der Außenwelt sind, hat der Boden Monopolcharakter, und auch nur in so primitiven Zuständen ist die von George so hoch gepriesene einzige Steuer auf den Grund und Boden möglich. In den zivilisierten Staaten wird die Einführung einer solchen Steuer nicht Platz greifen können, es sei denn in ganz winzigen Staatsgebilden, die kaum als Staaten anzusprechen sind. Es ist bezeichnend, daß in Europa meines Wissens allein in dem schweizerischen Halbkanton Appenzell-Inner-Rhoden (mit nur 159 qkm Bodenfläche!) eine Annäherung an das bodenreformerische Ideal einer einzigen Grundsteuer erreicht ist, eine Annäherung sage ich, denn von einer vollen Durchführung ist auch hier keine Rede.

Ich weiß nun wohl, daß die Bodenreformer ihr Ideal einer einzigen Steuer ebenso wie das andere einer Bodenverstaatlichung in den Winkel gestellt haben und vorläufig mit einer sehr intensiven Besteuerung des Bodens zufrieden sind; aber die Rechtfertigung einer solchen intensiven Besteuerung liegt nicht weniger als die einer einzigen Grundsteuer in der genauen Erfassung der Grundrente, was eben nur in unkomplizierten Wirtschaftsverhältnissen möglich ist. Überall sonst ist Kapital und Arbeit viel zu eng mit dem Boden verwachsen, als daß die reine Grundrente klar zutage treten könnte. Die von Bastiat und Carey gegen die Rententheorie der klassischen englischen Schule vorgebrachten Einwände sprechen freilich in der Hauptsache nur vom Kapital, das untrennbar mit dem Boden verbunden sei, und hiergegen ließen sich immerhin noch mannigfache Möglichkeiten einer praktischen Unterscheidung von Kapital und Grundrente geltend machen. In neuerer Zeit aber haben sich die Grundrentenverhältnisse in den Städten durch das enorme Zusammenströmen von Menschen dorthin in einer Weise geändert, wie sie den englischen Nationalökonom des vorigen Jahrhunderts unmöglich vorschweben konnte. Zwar war das Bereitstellen von Boden zum Anbau von Bodenfrüchten oder zur Bebauung mit Gebäuden stets eine Art von Bodenproduktion gewesen, neuerdings jedoch hat die Bodenbereitung zwecks Bebauung völlig den Charakter regulärer Güterproduktion angenommen. In der Tat wird der Boden um die Städte herum mit Aufwendung erheblicher Mengen von



Arbeit wie irgendeine andere Ware als Wohnboden produziert und unterliegt der Konkurrenz aller übrigen, um die gleiche Stadt herum befindlichen Böden, deren ursprüngliche Grundrente — als Lagerrente oder landwirtschaftliche Rente — in diesem Wettstreit immer gleichgültiger wird und deren durch die reine Produktion gewonnene Qualitäten den Ausschlag geben. Diese Produktionsqualitäten wird ein oberflächlicher Beurteiler freilich leicht als Lagerrente bezeichnen, denn es handelt sich bei ihnen um gute Situation des Grundstücks an guter Straße, um leichte Kommunikation mit der inneren Stadt und den übrigen Außenbezirken, um Nähe von größeren Plätzen und Anlagen usw. Wer aber weiß, daß alle diese schönen Dinge heute fast regelmäßig nicht dem Grundstück anhaften und auch nicht von außen den Grundstückseigentümern herangezogen werden, sondern gerade auf Initiative und Kosten der interessierten Eigentümer — besonders der Terraingesellschaften — veranstaltet sind, der hat keinen Zweifel, daß hier vor allem die Arbeit die Rente der Lage verursacht hat und daß es deshalb eine unmögliche Sache wäre, die Lagerrente als Grundrente von dieser produktiven Arbeit und von dem Kapital, das naturgemäß eng mit dieser Arbeit verknüpft ist, abzulösen. Damit aber fallen alle Hoffnungen der Bodenreformer in sich zusammen.

Schon früher habe ich darauf aufmerksam gemacht, daß die Ansicht, das zur Bebauung verfügbare Land könne nicht vermehrt werden, entweder eine platte Selbstverständlichkeit oder ein volkswirtschaftlicher Unsinn sei. Weil nun der Boden produziert wird wie jede andere Ware, unterliegt er auch im Handel den gleichen Bedingungen wie jede andere Ware. Berücksichtigt man insbesondere das vorhin schon besprochene Risiko der „Grundstücksproduzenten“, so wird man ihnen ohne weiteres eine größere Risikoprämie zubilligen müssen.

Die geschäftsmäßige Spekulation, die zur Grundlage hat die „Bodenproduktion“ zwecks Bebauung und die mit genauer Kenntnis des Grundstückmarktes arbeitet, ist im allgemeinen ein durchaus gesunder Geschäftszweig. Es werden hier manchmal freilich übermäßige Gewinne gemacht und oft genug mag auch das Zwischentreten von Agenten und Maklern den Grundstückspreis ungerechtfertigt in die Höhe schrauben, alles in allem jedoch sorgt schon die Konkurrenz der Böden untereinander und die kaufmännische Handhabung dieser Art von Spekulation, die verbunden ist mit genauer Kalkulation, dafür, daß Schwindelpreise zu den Seltenheiten gehören. Das Wort: „Taxen sind Faxen“ ist viel gemißbraucht worden; es paßte auf die Hochkonjunktur um die Wende des Jahrhunderts sehr gut, aber werden nicht bei solcher Hochkonjunktur in allen Erwerbszweigen tausend Möglichkeiten im voraus eskomptiert? Die Bodenreformer jedoch haben — und dies bemerkt auch Weber sehr richtig — diese gesunde geschäftsmäßige Spekulation zum Teil beiseite gedrückt und dafür die ungesunde, mit Phantasiepreisen wirtschaftende der Urbesitzer gesetzt. Selbst der durchaus bodenreformfreundliche Mangoldt meint in seinem Buche über die städtische Bodenfrage, daß das Bekanntwerden der großen Gewinne, die auf bisher ländlichem Boden um die Städte herum gemacht worden sind, die Urbesitzer



auch von weiter entferntem Land zur Forderung außerordentlicher Preise aufgestachelt habe. Also das Geschrei der Bodenreformer hat nur das Ergebnis gehabt, daß die rationelle Spekulation durch eine unrationelle ersetzt worden ist! Wenn Adolf Weber hieraus den Schluß zieht, dies sei ein würdiges Ergebnis einer Reformbewegung, die vielleicht demaleinst Stoff gäbe zu einer Geschichte der Schildbürger im 20. Jahrhundert, so wird man ihm nur beistimmen können.

An einer Stelle seines neuen Buches fragt Weber: „Wie lange mag es noch dauern, bis die Bodenreformer unter dem immer stärker werdenden Druck unbefangener wissenschaftlicher Untersuchungen sich zu einer gründlichen Revision ihrer Theorien entschließen?“ Die Antwort ist schnell gegeben: Die Gelehrten, die der Bodenreform einmal gefolgt sind, fangen meistens schon an zu revidieren, die anderen aber sind zu solcher geistigen Betätigung denn doch nicht in der Lage. Eine Stimme, die sich neulich sogar im offiziellen Organ des Bundes der Bodenreformer gegen die Wertzuwachssteuer erklärte, wird wohl in der Wüste verhallen. Die paar tausend Mitglieder des Bundes — mehr sind es nämlich nicht — mögen noch um ein paar tausend zunehmen, innerlich ist die Organisation gebrochen.

Jahrelang hat der Bund der Bodenreformer mit einem Bildchen aufgewartet, das einen Wegweiser zeigte, auf dessen drei Armen die Inschriften Kapitalismus, Kommunismus und Bodenreform prangten. Der Weg des Kapitalismus führte auf steinigtes Land, der des Kommunismus ging im Zickzack in neblige Wolken hinein, der aber der Bodenreform ganz gerade in die strahlende Sonne. Doch das Wetter bleibt nicht immer dasselbe; die Wolken haben sich inzwischen auch über den Bodenreformweg gezogen. Vielleicht weil man dies eingesehen hat, zeigt man neuerdings nicht mehr das Bildchen. Jedenfalls müssen erst einmal alle diese Paradestücke eines dilettantischen Kleinbürgertums verschwinden, damit Platz werde für ein aus wirklicher Kenntnis gewonnenes Vorgehen in der Wohnungs- und Bodenfrage, das freilich den diskreditierten Namen „Bodenreform“ am besten völlig vermeiden würde.

---



## Hymne.

Von Adolf Lantz.

Tausend Wunder geschehen —  
Es schwebt ein Rauschen  
Über der Stadt  
Wie wenn seidene Fahnen  
Ungesehen  
Im Wind sich bauschen —  
Und der Himmel hat  
Sich um die Sonne gewoben,  
Ganz um die Sonne gewoben,  
Um seine Braut — — —  
Geliebte!

Und alle Gassen,  
Die sonst sich gequert,  
Sind plötzlich  
In eine Richtung gekehrt —  
Geht keine mehr einsam  
Nach da und nach dort,  
Haben gemeinsam  
Einen einzigen Ort  
Als Ziel gefaßt:  
Deinen Palast — — —  
Geliebte!

Der sah noch gestern  
Nicht anders aus  
Wie rings in den Straßen  
Haus um Haus.<sup>1</sup>  
Als ich heut ihn erschaut,  
Ist er aus hellstem Kristall  
Strahlend in die Luft gebaut,  
Ein jäh verzauberter Wasserfall  
Um einen flammenden Brand  
— Den Glanz Deiner Seele — gebannt — — —  
Geliebte!



Geheime Treppen  
Steig ich hinan,<sup>1</sup>  
Eine Tür wird aufgetan,  
Und in dem Raum,  
Der mich umfängt,  
Sind die Fenster verhängt.  
Im gedämpften Leuchten thront  
Meines Schicksals Traum,  
In ein mildes Licht versenkt  
Wie die Nacht in den Mond — — —  
Geliebte!

---

## Die Berufung.

Von

Georges Rodenbach.

(Fortsetzung.)

Als sie die Stadt hinter sich hatten und an dem baumbesetzten Kanal hin das Blachfeld erreichten, kam Wilhelmine auf den Einfall, aufs Eis zu gehen. Die Mütter erschranken . . .

Doch Hans, entschieden von fröhlicher Laune und fast lustig, ging darauf ein; er nahm das junge Mädchen bei der Hand, um ihr beim Herunterklettern des grasbewachsenen Ufers zu helfen; sie kamen durch den Abhang ins Laufen und eilten zusammen hinab. Wilhelmine fand Vergnügen daran; sie wunderte sich über die Verschiedenheit des Eises. Ist es der Einfluß der Luft, die dem Weiß flüchtige Töne beimischt, einen Schimmer von geschmolzenem Blei oder bläuliche Adern? Oder sind es die Reflexe, die das Wasser bewahrt hat und die nun durchschimmern? Weiterhin war das Eis plötzlich ganz dunkel. Ein Schlittschuhläufer war darüber hingefahren.

„Das sieht aus wie Kreide auf einer Schiefertafel,“ sagte Wilhelmine.

Hans lächelte und freute sich über das gute Bild. Er machte dem jungen Mädchen ein Kompliment. Wilhelmines Herz pochte. Sie erkannte Hans nicht wieder; er schien minder verschlossen und grämlich. Zum erstenmal sprach er so mit ihr. Begann sie ihm wohl zu gefallen? Wie lange schon gab sie sich Mühe dazu! Auch heute hatte sie ihre Kleidung nur in dem Gedanken an ihn angelegt. Sie sah reizend aus mit ihrem Samtkäppchen und dem dicken dunklen Pelz, in den sich ihre gleichfarbigen Haare verstrickten. Und



ihre Lippen, vom Frost gerötet, riefen neben diesem Pelz den Eindruck von Tapferkeit, Jagd und Blut hervor, als ob die Wunde des Mundes zu dem Tierfell gehörte.

Wilhelmine ging mit gelenken, kriegesischen Schritten, kühn gemacht durch den Frost, der den Körper wie mit einer Rüstung umfängt und zum Heldentum anfeuert. Sie selbst fühlte sich verändert. War es wirklich die Folge des Wetters, das solchen Einfluß auf uns hat, das uns durch seine Hitze erschläft, durch den Regen entmutigt? Oder war es vielleicht wegen Hans und seiner freundlichen, so unerwarteten Worte, die ihr plötzlich eine Kraft und Glut verliehen hatten, um die Welt zu erobern?

Indessen wurde das Eis des Kanals zu kalt für die Füße. Hans wollte wieder ans Ufer; er half Wilhelmine die Böschung erklimmen, deren Gras von Reif glänzte. Er zog sie an der Hand empor, während die beiden Mütter lächelnd zusahen, wie sie so anmutig hinaufkletterten.

Wilhelmine erbebte, als sie ihre Hand in der seinen fühlte. Es war wirklich eine kräftige Hand, die bewies, daß seine Gesundheit nur durch seine Schuld und seine Lebensart gelitten hatte.

Dieser Händedruck, der seinerseits ganz mechanisch war, ohne daß etwas von seiner Seele in seine Finger gedrungen wäre, verwirrte Wilhelmine. Er war für sie eine holde Berührung, die sich durch ihr ganzes Wesen ergoß, als ob er ein Flakon geleert hätte, dessen Duft all ihre Glieder umfing, ihr durch alle Adern floß.

Sie hätte so bleiben mögen, die Hand in der seinen, den ganzen Spaziergang, das ganze Leben hindurch. Aber Hans hatte sie nur ergriffen, um ihr beim Heraufklettern des Hanges behilflich zu sein, und jetzt hatten sie die beiden Mütter wieder eingeholt und schritten in geschlossener Gruppe auf Damm zu, dessen mächtiger Turm sich bereits in den Tönen einer Radierung vom blassen Hintergrunde des Himmels abhob.

Wilhelmine wurde still und versonnen; ihr war, als wäre etwas Neues zwischen ihr und Hans geschehen, als wäre etwas Entscheidendes im Anzuge. Sie hatte ihn noch nie so geliebt wie heute, und noch nie hatte sie so gehofft, daß er sie wiederliebte. Sie ahnte und fühlte gleichsam, daß die Stunde mit anderem Klang schlagen würde. Plötzlich — doch warum nur jetzt? — fiel ihr ein, was ihre Mutter ihr damals gesagt hatte, als sie sie in Tränen aufgelöst fand: „Die Männer lieben besonders, wenn sie sich geliebt wissen.“

Doch damals und in der ganzen Zwischenzeit hätte sie Hans niemals zu sagen gewagt, daß sie ihn liebte. Jetzt war es ihr, als ob dies Geständnis ihr nichts kostete; sie hätte es gleich abgelegt. Denn der Augenblick, der kommen muß, kommt stets. Die Ereignisse vollziehen sich von selbst, namentlich in der Liebe. Die Blüte am weißen Rosenstrauch der ersten Liebe will fallen, und wir wännen sie zu pflücken, wenn sie sich entblättert . . .

So konnte Wilhelmine gleichzeitig sehr ruhig und sehr verwirrt sein; sie besaß völlige Geistesgegenwart inmitten einer großen Bestürzung. Ruhig und geistesgegenwärtig war in ihr das unabwendbare Schicksal, das sich in ihr und ohne ihr Zutun vollziehen sollte.



Alles mußte geschehen, wie die Logik des Mysteriums es erheischte: oder warum suchte sie sonst mit Hans ein paar Augenblicke allein zu sein, um ihm ihre Liebe zu gestehen?

Bisher wähnte sie, daß sie sich lieber jedem andern als Hans eröffnen würde. Jetzt fühlte sie, daß sie nur in seiner Gegenwart, nur vor ihm allein sprechen könnte, — selbst vor ihrer Mutter nicht, die doch um alles wußte, ja die ihr das angeraten hatte, was sie soeben vorhatte . . . War doch die Zeit der Erfüllung gekommen, und dann bestimmt nicht mehr der Wille, sondern das Schicksal die Formen. Wilhelmine wußte also, daß sie mit Hans reden würde und daß ihr Leben auf dem Spiel stände. Sie war bereit; sie wartete.

Plötzlich sahen sie auf dem zugefrorenen Kanal einen Schlitten von Holland herkommen, ein Pferd vorgespannt, das auf dem Eis trabte wie auf einer Straße. Er näherte sich rasch und leicht, überholte den Wind und durchtönte die Stille mit dem kupfernen Klang seiner Schellen.

Frau Cadzand, Frau Daneele und die beiden jungen Leute waren stehen geblieben, um das malerische Gefährt vorbeifahren zu sehen. Auf der Sitzbank saß eine junge Frau, das hübsche rosige Gesicht von einer jener Flügelhauben umschlossen, wie man sie in den Grenzdörfern trägt, deren Linnen und Spitzenschmuck von Edelsteinen, Plättchen und goldenen Spiralen festgehalten werden. Hinter ihr stand, die langen Zügel haltend, ein Bauer von stattlichem Wuchs, mit glattem, gebräunten Gesicht, und beugte sich über ihren Nacken, den er mit den heißen Kohlen seiner Lippen wärmte. Das schöne Paar, wahrscheinlich jung verheiratet, schien seine Hochzeitsreise in diesem Schlitten zu machen, der bunt bemalt war wie ein Boot!

Die Mütter setzten ihren Gang fort; Hans stand immer noch mit Wilhelmine da und blickte noch einen Augenblick der schmucken Vision nach, die rasch über die Eisfläche dahinflog.

So waren die beiden jungen Leute allein.

Wilhelmine sagte: „Das ist gewiß ein junges Ehepaar.“

„Warum?“

„Weil sie so glücklich aussehen!“

Hans gab keine Antwort. Sie schwiegen beide. Aber Wilhelmine war entschlossen, als ob eine innere Stimme ihr befohlen hätte, zu sprechen, als ob der Augenblick, der kommen sollte, da sei.

„Ich möchte an ihrer Stelle sein,“ setzte sie hinzu. „Auch ich möchte mit jemand dahinfahren . . .“

Und sich ein Herz fassend: „Mit dir, Hans, jawohl, mit dir, weit fort fahren, wo wir ganz allein wären . . .“

Der junge Mann blickte sie voller Überraschung an; er hatte sie nicht verstanden . . .

„O ja, Hans! Hast du denn nichts gemerkt . . . seit so langer Zeit? Seit so langer Zeit, wo ich dich liebe! . . . Und du? . . .“



Hans war verstört. Er stammelte unbestimmte Worte: „Aber das ist ja unmöglich!“

Wilhelmine erschrak jetzt. War er wirklich seiner Berufung treu geblieben? Hatte er seinen Vorsatz, in den geistlichen Stand zu treten, unverändert bewahrt? Aber warum dann der lockende Schein einer Veränderung, diese freundlichen Worte, dies Ausschierausgehen, das ihr die Kraft zum Geständnis gegeben hatte? . . .

Sie wollte alles wissen, sofort Aufklärung haben.

„Unmöglich? Warum? Wo doch selbst unsere Mütter glücklich darüber wären!“

„Sie wissen es also?“

Hans begriff im Nu die ganze lange, rührende Kriegslist. Ja! das war die schlimmste Versuchung, das größte Opfer, das Gott von ihm forderte. Er zauderte zwar keinen Moment; er schwankte nicht in seiner Berufung, die deutlich und unwiderruflich vor ihm stand. Er hatte sich Gott geweiht und wollte sich nicht zurücknehmen. Aber die guten Herzen, die er betrüben würde! Er begriff jetzt den intimen Verkehr seiner Mutter mit Frau Daneele, die häufigen Begegnungen und Spaziergänge. Und die arme Wilhelmine, die ihn liebte, so hübsch und so traurig angesichts seines Schweigens! . . . Hans brachte kein Wort hervor. Sie standen stumm beieinander, als stände ein Toter zwischen ihnen.

Trotzdem sagte sich Hans mit der Raschheit des Denkens, die man in solchen Momenten hat, daß sie für ihn die Versuchung, der süße Apfel der Eva war, die stets die Bundesgenossin des Teufels ist. Ein furchtbarer Mitschuldiger, der ihn von seinem Weg abbringen wollte! War sie es nicht schon am Abend ihres ersten Balles gewesen, als sie in jener Toilette erschien, die ihn so verletzt hatte? Plötzlich sah er die Schultern wieder, die Rückenlinie, die bloßen Arme, und vor allem die schlimmen Früchte des Busens, die verbotenen Früchte am Rande des Tüllkleides . . .

Da gab er entschlossen seine Antwort. Er suchte mit sehr traurigem, sehr sanftem Tonfall zu mildern, was er zu sagen hatte. Vor allem ohne jede irdische Rücksicht. Ja-wohl, er würde nie heiraten; er wollte Mönch werden und hatte nur etwas gewartet, um seine arme Mutter zu schonen. Wilhelmine möge ihn vergessen; sie sei seine Kindheitsgespielin gewesen; sie würde seine Schwester bleiben in der heiligen Mutter Kirche . . .

Wilhelmine weinte . . . Plötzlich, als die beiden Mütter sich umdrehten und auf sie warteten, bezwang sie sich und unterdrückte ihre Tränen.

Sie holten sie ein. Der Abend sank bereits, schneller als man geglaubt hatte. Der schwarze Kirchturm von Damm, der wegen der großen Reinheit der Luft nah erschien, rückte weiter zurück. Es war zu spät, um noch dorthin zu gehen. Sie kehrten um, jetzt alle zusammen und schweigsam, die beiden Frauen etwas müde von dem rauhen Wind und dem Gehen, und Wilhelmine wegen des entscheidenden Schlages; sie schien in ihrem Herzen ein totgebornes Kind zu tragen.

In ihnen wie um sie herrschte die Schwermut des Zuendegehens, — das Ende der Hoffnung und das Sinken des Tages. Frau Cadzand merkte die gezwungene Miene der jungen Leute und dachte sich wohl, daß etwas Trauriges geschehen sei. Sie sah bang und



schwermütig die Sonne in ihren Augen verlöschen . . . Nebel ballten sich und wallten empor, erhoben sich von den Feldern zur Sonne, die bleich wurde und hinter ihrer durchsichtigen Gaze verschwand.

Als sie sich der Stadt näherten, war es Abend geworden. Die Mühlen am Uferrand standen unbeweglich und halb versunken, in starrer Linie, wie Kreuze auf Gräbern.

Die Sonne war untergegangen . . . Wilhelmine ließ ihren Tränen in der sinkenden Nacht freien Lauf. Und Hans betete die ganze Zeit. Er pries Gott, daß er ihn in dieser Prüfung beschützt hätte, und dankte ihm für das Zeichen, das er ihm beim Sonnenuntergang in den Nebeln gesandt hätte: die bleiche Sonnenscheibe, wie eine Abendmahlsschüssel, eine Hostie, eine Tonsur, die ihn gleichsam an seine Berufung gemahnte.

## 8.

Die Eigenliebe ist bei jungen Mädchen oft stärker als die Liebe. Wilhelmine litt unter dem Erwachen aus ihrem schönen Traume, unter der Gewißheit, daß Hans sie nicht liebte und nie lieben würde. Sie hatte sich eine so zärtliche Zukunft geträumt! Sie hatte ihn so leidenschaftlich angebetet! Wer wird je erfahren, was sie ihm sagte, wenn sie mit seinem Ebenbild sprach, das sie in sich trug? Mit welchen glühenden Augen betrachtete sie ihn, ohne daß jemand es merkte, jedesmal, wenn sie zusammen waren! Aber wie war es möglich, daß er selbst diese Blicke nicht fühlte, die ihn bis ins Herz treffen und es ihm hätten versengen müssen! Wie schön waren ihre Träume gewesen! Sie sah sich allein mit ihm in fremden Ländern; sie trug ihr weißes Kleid vom ersten Balle; er umarmte sie und sie ihn. Eine göttliche Empfindung, und so stark, daß sie ganz erstaunt erwachte und tief betrübt war, sich allein in ihrem dunklen Zimmer zu finden. — Der Mond schien durch die Tüllvorhänge . . . . Ihretwegen hatte sie vielleicht von ihrem weißen Ballkleide geträumt . . . Oh, holde Zeit, wo diese Liebe sie ganz erfüllt hatte! Sie würde nie wieder so lieben. Sie trauerte über das Ende dieser Liebe; aber sie litt auch darunter, verschmäht zu sein.

Sie sah nicht mehr das strahlende Antlitz von Hans, das sie sich allabendlich beim Einschlafen zu vergegenwärtigen suchte, um es in die Tiefe des Schlafes mitzunehmen, sondern vielmehr sein kaltes, ruhiges, etwas hartes und gleichgültiges Gesicht vom letzten Tage, an dem sie ihr Geständnis gewagt hatte. Wenn sie sich sagte, daß er nicht einen Augenblick bewegt war! Hatte ein zu strenger Glaube sein Herz so ausgedörret? — Mochte er denn Priester werden! Dies war für sie beide das beste Schicksal. Mit ihm verheiratet, wäre sie unglücklich geworden.

Wilhelmine hatte ihrer Mutter alles gebeichtet. Sie fügte hinzu, daß sie Hans fortan nicht mehr sehen könne. Sie grollte ihm, weil er sie verschmäht hatte. Außerdem würde sie in seiner Gegenwart zu verlegen sein. Frau Daneele besuchte ihre Freundin nur noch selten und ging jetzt allein zu ihr.

Das Haus in der Rue de l'Ane Aveugle versank in noch tiefere Stille. Hans war häuslicher denn je, und auch frömmer denn je. Er ging wie stets des Morgens zur Messe;



oft aber ging er des Nachmittags noch einmal in die Kirche, um die Stationen durchzumachen oder eine Kerze zu opfern. Beichte und Kommunion jede Woche.

Die übrige Zeit blieb er in dem großen Zimmer im ersten Stock eingeschlossen. Seine Arbeiten hatte er nicht fortgesetzt; die angefangene Studie über die Beghinen von Brügge und ihre Geschichte erschien ihm zu weltlich. Er ging ganz in seiner Berufung auf und bereitete sich auf das geistliche Leben vor. Eines Tages entdeckte Frau Cadzand unter seinen Papieren eine Korrespondenz mit dem Dominikanerkloster in Gent, dem Kloster, in das einzutreten er sich vorgenommen hatte, seit ein Pater dieses Ordens bei den Andachten in der Priesterschule gepredigt hatte. Jetzt antwortete der Prior in einem Auskunftsschreiben auf einen Fragebrief, den Hans an ihn gerichtet haben mußte. Er enthielt lauter Einzelheiten über den Eintritt in den Orden, das Noviziat, die Beschäftigungen, die Andachtsübungen, die Ordensregel, die das Geländer bildet, an dem sich die Mönche festhalten, um die Leiter der Stunden hinaufklimmen, ohne zu straucheln . . . Frau Cadzand verglich diese Vorschriften mit seinem jetzigen Wandel und fand, daß er schon jetzt bei ihr fast so lebte, wie er später im Kloster leben würde. Er war schon ein halber Mönch, ein halber Toter für sie.

Trotzdem wollte sie Widerstand leisten, bis zum letzten Augenblick kämpfen. Was sollte aus ihr werden, wenn Hans sie verließ? Sie würde ihr Leben damit verbringen, ihn von Zimmer zu Zimmer zu suchen. Sie würde in dem leeren Hause wohnen, wie man in einer Ruine haust. Hans! Hans! Hatte sie ihm zu dem Zwecke das Leben gegeben, ihn gehätschelt, gewärmt, geküßt, bewacht und in Windeln gewickelt, die sie eigenhändig genäht hatte? Nun wollte er fortgehen und sie ganz allein lassen! Allein sein --- fürchten sich die Sterbenden nicht davor, und liegt nicht darin das Grausen des Grabes?

Sie erkannte, daß ihr ein ganz schwacher Hoffnungsstrahl blieb, nämlich die Beobachtung des neuen strengeren Lebens, das Hans jetzt führte, seit er den Brief von dem Dominikanerprior empfangen hatte.

Freilich, die anbetungswürdige Anmut Wilhelmines, dieser holden Mitschuldigen, hatte versagt. Sein Herz hatte nicht gesprochen und würde es nie tun. Selbst gegen sie zeigte er sich schon kälter und fremder. Er begleitete sie nur noch in die Frühmesse nach Notre Dame. Den Rest des Tages, außer bei den Mahlzeiten, erblickte sie ihn nicht mehr. Er vertiefte sich allein in Betrachtungen und fromme Lektüre, namentlich in die Predigten Lacordaires und anderer Dominikaner. Er bereitete sich auf das Predigen vor, das die Hauptbeschäftigung und den Ruhm dieses Ordens bildet . . . Er entwarf Reden und Andachten. Manchmal sprach er ganz laut in seinem Zimmer. Frau Cadzand erschrak eines Tages darüber, als sie eintrat und ihn gestikulierend dastehen sah, wie er zum offenen Fenster hinauspredigte. . Wie der heilige Franz von Assisi die Vögel und Fische bekehrte, so predigte Hans den Schwänen auf den fernen Kanälen, den Bäumen am Kai, dem Rauch und den Glocken, allem, was verfliegt, den Nebel bevölkert und die Stille bewohnt . . .



## Dritter Teil.

## 1.

Hans war in seinem Herzen fest geblieben. Nun griff die Hölle seine Sinne an.

Frau Cadzand entsann sich, früher einmal ein seltsames Bild der Versuchung des heiligen Antonius gesehen zu haben, aber nicht durch mehrere Frauen, die sich darboten, wie bei Breughel und Teniers; sondern ein einziges Weib, ganz nackt, hat den Gekreuzigten ersetzt und bietet ihren Leib auf dem Kreuze selbst dar, ebenfalls in Form eines Kreuzes, und mit Rosen gekrönt. Das war eine weit furchtbarere Versuchung, eine, die nicht mehr verschwindet. Auf den andern Bildern hatte der Einsiedel, weil er wählen mußte, die Zeit, in sich zu gehen und sich zu retten. Hier nahm die Gefahr zu, weil sie gleichzeitig war.

Eines Tages sollte Frau Cadzand gewahr werden, daß eine gleiche Versuchung in die Einsamkeit, in der Hans lebte, eintrat. Er war gefeit gegen die allgemeinen Gefahren der Frauen. Aber der Teufel ist erfindungsreich. Er verkörpert sich in einer einzigen, er wählt die, welche nötig war, das veränderliche Antlitz der ewigen Eva mit den gleisnerischen Worten. Er versucht ihn daheim in seinem eigenen Hause, durch die fortwährende Gegenwart einer, die man nicht beargwöhnte . . .

Und um ihn besser zu verführen, ihn nicht argwöhnisch zu machen, hatte die junge Ursula Augen voller Unschuld, als sie eines Morgens bei Frau Cadzand erschien, deren Zimmermädchen sie verließ, um zu heiraten. War sie ein Ersatz? Oh nein! Die alte Köchin Barbara, erfahren wie sie war, hätte zu den häuslichen Arbeiten fast genügt. Höchstens der Vorwand galt, daß sie etwas nähte und die Hauswäsche in Ordnung hielt. In Wahrheit kam sie aus den Tiefen der Ewigkeit, um Hans das Unglück zu bringen. Unser Schicksal muß sich vollziehen; und es wählt häufig die ersten besten Boten aus, beliebige Mitschuldige, um zum Ziele zu kommen. Hier war freilich die Wahl sehr fein getroffen. Ursula war verführerisch. Selbst Frau Cadzand freute sich, sie in Dienst genommen zu haben. Das Haus war seitdem wie verändert. Sie fragte sich: „Verjüngen neue Gesichter die alten Wohnungen?“ In der Tat heiterte Ursulas Schönheit, ihr unbewußtes Lächeln alles auf. Ihre Augen erhellten die Zimmer, als ob man zwei neue Fenster durch die Wände gebrochen hätte.

Ja, ihre Augen waren wirklich unschuldsvoll, sie waren weit und blau, Augen wie ein Marienmond, wie Quellen, die den Himmel spiegeln! Aber es war mehr darin als ihre Farbe, um sie verführerisch zu machen: auch ihre Form und Bewegung; denn diese Augen führten gleichsam ein selbständiges Leben; sie schienen in ihrem Gesichte kaum heimisch. Wenn Ursula einen Blick warf, so war es, als ob ihre Augen ihre Lider verließen, sich näherten, sich niederließen und Wärme hervorriefen wie eine Berührung. Ihre Augen waren verführerisch wie Lippen. Sie drückten Küsse überall hin, brennende, betörende



Küsse. So empfand es auch Hans, und auch sie wurde vom ersten Moment, wo sie ihn sah, verwirrt und verführt durch sein schönes blasses Gesicht, sein wirres Lockenhaar.

Hans fühlte auf seinem ganzen Körper das Ruhen dieser großen Augen, ein seltsames Streifen und Prickeln, das die trägen Grachten nachts empfinden müssen, wenn der Sternenhimmel sich in ihnen spiegelt. Was wollten diese Augen, brennend wie Sterne, die auf ihm ruhten und sich zu vermehren schienen? Nach der Mahlzeit, bei der diese erste Begegnung stattgefunden hatte, als er wieder in sein Zimmer ging, war ihm ganz seltsam zumute, als wäre etwas Ungewöhnliches geschehen, als hätte er in seinem Meßbuch immerfort die Gewissensprüfung des sechsten und neunten Gebots gelesen. Eine unerklärliche Verwirrung! Er dachte, ohne zu wissen, warum, wieder an den Namen des Mädchens: Ursula, der Name der Jungfrau Memlings, und er hieß gleich ihm Hans . . . Aber ziehen die Dinge sich nicht an? Und ist das, was wir Zufall nennen, nicht einfach das Zeichen, die Ankündigung des Schicksals?

Ursula, blond und blauäugig, war unter dem Anschein einer gotischen Jungfrau eine sinnliche Natur. Zwanzigjährig, hatte sie in den Städten rasch Abenteuer erlebt. Jetzt, in dem mönchischen Leben von Brügge, verwirrte und versuchte Hansens Jugend ihre Sinne. Sie begann um ihn herumzuschweifen, rauschte mit ihrem Kleide vor seiner Tür, wenn er arbeitete, verzögerte sich auf den Gängen und Treppen, um ihm zu begegnen, ihn zu streifen . . . . Er begann, ohne etwas zu durchschauen, das Gefühl zu haben, daß sich ein Netz um ihn spannte.

Bisher hatte Hans die Frauen nicht angesehen. Er war völlig unschuldig, doppelt jungfräulich, nicht allein körperlich, sondern auch geistig, denn er hatte nie um das Geheimnis der Geschlechter gewußt, noch es ergründen mögen. Seinem Geiste war der Schmelz noch nicht abgestreift. Sein Leib war keusch und heilig wie das Wachs der Kerzen.

Höchstens an dem Abend, wo Wilhelmine im Ballkleid erschien, hatte er eine Ahnung vom Weibe bekommen, hatte die Schultern, den Busen, die Einzelheiten gesehen . . . Wenn Ursula ihn jetzt anblickte, kehrte ihm diese Erinnerung wieder. Er sah auch sie jetzt in ihrer enganliegenden Taille weiß und rosig, nur halb bekleidet . . .

Dies sündige Bild verfolgte ihn; besonders wenn Ursula ihn mit ihren kecken Blicken lange magnetisiert hatte. Diese Augen waren stets unterwegs, hoben den Raum zwischen ihm und ihr auf, ruhten auf seinem Gesicht, prickelten auf seinen Händen, drangen ihm in die Augen, küßten seinen Mund und schienen bis unter seine Kleider zu dringen, sein Herz zu erbeuten, seinen ganzen Leib zu plündern, zu liebkosten, zu versengen und zu betasten . . .

(Fortsetzung folgt.)



## Die diplomatische Laufbahn.

Von

Adolph von Flöckher.

Bekanntlich sind am 1. Mai 1908 von der deutschen Regierung neue Bestimmungen über den Eintritt in den diplomatischen Dienst erlassen worden, die sich jeder gedruckt kaufen kann (während die früheren Zulassungsbestimmungen nur in einer lithographierten Zusammenstellung des Auswärtigen Amtes vorhanden waren und möglichst geheim gehalten wurden). Fürst Bülow hat den Stier bei den Hörnern gepackt und eine den modernen Erfordernissen der diplomatischen Laufbahn entsprechende Abänderung der veralteten Zulassungsvorschriften vorgenommen. Die Wirkung wird sich natürlich erst nach und nach bemerklich machen, da die jetzigen Diplomaten ja alle noch nach dem alten Reglement aufgenommen worden sind. Der Reichskanzler ist in der Lage, jeden ihm geeignet erscheinenden jungen Mann als Kandidaten für den diplomatischen Dienst ins Auswärtige Amt aufzunehmen, einerlei, ob er Träger eines adligen Namens ist oder nicht, und einerlei, welchem Beruf er bis dahin angehört hat. Ich betone das ausdrücklich, weil gerade diese beiden Bestimmungen noch immer fast allen unbekannt sind. Zugelassen zur Vorbereitung für die diplomatische Laufbahn kann jeder junge Mann werden, der hinreichende wissenschaftliche Kenntnisse hat, in guter Vermögenslage sich befindet und eine französisch-englische Vorprüfung besteht. Der Nachweis hinreichender wissenschaftlicher Kenntnisse ist in der Regel durch ein Zeugnis über die bestandene Referendarsprüfung zu erbringen. Man wird es vielleicht auffallend finden, daß die Juristen so begünstigt sind, aber solange auf den Schulen keinerlei Rechtsbegriffe gelehrt werden, wird man immer von den Kandidaten der Diplomatie ein gewisses juristisches Studium verlangen müssen. Ich habe selbst in meiner auswärtigen Praxis, wo ich oft der einzige Deutsche war, der deutsches Recht kannte, erfahren, daß der Diplomat etwas juristisch vorgebildet sein muß,

wenn er seinen Landsleuten mit Rat und Tat zur Seite stehen soll.

Ehe ein junger Diplomat Legationssekretär wird, hat er in der Regel ein Alter von 26 bis 28 Jahren erreicht. Ich glaube, daß schon diese Tatsache dazu führen müßte, in Zukunft die Referendare und Assessoren nicht mehr in so ausgedehntem Maße zu begünstigen wie bisher, sondern nur ein Mindestmaß juristischer Kenntnisse zu verlangen, denn mehr als allgemeine Rechtsbegriffe sind nicht nötig und werden auch von anderen Regierungen nicht verlangt. Jedenfalls ist es viel wichtiger, daß der Kandidat möglichst jung in die diplomatische Karriere eintritt, als daß er vorher alle möglichen Gesetze kennen lernt, die er nachher nie wieder in seinem Leben braucht. In England kann ein Kandidat, der älter ist als 24 Jahre, keinesfalls mehr zugelassen werden.

Ferner ist die Vorbedingung, daß der Kandidat in einer guten Vermögenslage sich befinden muß, zu weit gehend. Es müßten Bestimmungen getroffen werden, die es ermöglichen, nicht unter allen Umständen auf Vermögen zu sehen, denn mit den jetzigen Gehältern kann kein deutscher Diplomat auskommen. Die ersten vier Jahre als Attaché erhält er überhaupt kein Gehalt, sondern günstigstenfalls einen kleinen Zuschuß, und später bekommt er ein so geringfügiges Gehalt, das er jährlich erhebliche Summen zusetzen muß, wenn er seinen Platz ausfüllen und allen Anforderungen genügen will. Die Diplomaten sind bei vielen Gesandtschaften nicht besser bezahlt als die subalternen Kanzleibeamten, während z. B. die Engländer Gehälter gewähren, mit denen jeder auskommen kann. Ein englischer Legationssekretär, der als Geschäftsträger fungiert, erhält außer seinem Gehalt vier bis sechs Pfund Sterling täglich Zulage, während der deutsche Legationssekretär ungefähr <sup>1</sup>/<sub>3</sub> davon bekommt. Hier muß also der



Hebel angesetzt werden, wenn man mehr die Geldestgaben als den Geldbeutel bei der Auswahl der diplomatischen Aspiranten entscheiden lassen will. Man hat immer behauptet, daß ein finanziell unabhängiger Diplomat besser seinen Posten ausfülle, weil er nicht am Amte klebe und ja auch ohne das Amt leben könne, aber ich habe im diplomatischen Leben diese Theorie nicht bestätigt gefunden. Grade die englischen Diplomaten, die zum großen Teil lediglich auf ihr Gehalt angewiesen sind, sind fast ohne Ausnahme mustergültige Diplomaten.

Nach dieser kleinen Abschweifung wollen wir nun den Werdegang des jungen Diplomaten, der in das Auswärtige Amt aufgenommen ist, und damit das Recht bekommen hat, sich Attaché auf seiner Visitenkarte zu nennen, weiter verfolgen. Der Vorbereitungsdienst dauert für die Attachés ohne juristische Vorbildung fünf, für die Referendare vier Jahre und für die Assessoren ein Jahr und erfolgt durch Beschäftigung bei den verschiedenen Abteilungen des Auswärtigen Amtes, sowie bei den Auslands-Posten. Mit Rücksicht auf die gesteigerten wirtschaftlichen Interessen des Deutschen Reiches ist auch die neue Bestimmung getroffen worden, daß die Attachés einen Teil ihrer Vorbereitungszeit bei einer Bank, einem größeren Handelshause, bei einer Handelskammer oder auf einer Handelshochschule verbringen können, damit sie mehr nach der wirtschaftlichen Seite sich ausbilden und praktischen Sinn gewinnen können. Ich halte diese Bestimmung, wenn sie wirklich durchgeführt wird, für außerordentlich segensreich. Die rein politischen Fragen, mit denen sich die Diplomaten zu beschäftigen haben, werden immer seltener; die meisten Fragen sind wirtschaftspolitischer Natur. Das geht soweit, daß beispielsweise bei einer gewissen Gesandtschaft nur 1/3 der Berichte politische sind. Die allgemein verbreitete Vorstellung, daß sich die Diplomaten nur mit Politik und Staatsgeheimnissen beschäftigen, ist längst hinfällig geworden.

Nach Abschluß seiner Vorbereitungszeit kann der Attaché zur diplomatischen Prüfung zugelassen werden, die in einen schriftlichen und in einen mündlichen Teil zerfällt. Sie ist so schwer, daß der Reichskanzler selbst sie nicht bestehen könnte, wenn er streng geprüft werden würde. Es ist aber

sehr gut, daß sie jetzt schwieriger geworden ist, denn früher schlüpfen manchmal unfähige Kandidaten, insbesondere Angehörige des hohen Adels durch, die nicht einmal über die notwendigsten Kenntnisse verfügten und nun durch Verwendung auf gleichgültigen Posten mitgeschleppt werden müssen. Die schriftliche Prüfung umfaßt vier Arbeiten aus dem Gebiete der Geschichte, des Staatsrechts, des Völkerrechts, der Nationalökonomie, der Finanzwirtschaft und der Handelspolitik. Eine Arbeit ist in französischer und eine in englischer Sprache anzufertigen. Die mündliche Prüfung umfaßt außer den genannten Materien noch die politische Geographie. Außerdem hat der Bewerber einen Vortrag über einen den Akten des Auswärtigen Amtes entnommenen praktischen Fall zu halten. Ist das Examen bestanden, so erfolgt die Ernennung und früher oder später die Anstellung als Legationssekretär.

Damit hat er dann die erste Stufe der diplomatischen Beamtenhierarchie erklommen und wird irgend einer Mission zugeteilt.

Ehe der junge Diplomat sich auf seinen neuen Posten begibt, ist es seine Aufgabe, sich über alle Einzelheiten des Landes, in welchem er tätig sein wird, zu informieren. Er hat in der Regel mehrere Wochen Zeit hierzu, da er sich nur in Ausnahmefällen sofort auf seinen Posten begeben muß. Für die Reise wird ihm im Auswärtigen Amt ein in besonders großem Format hergestellter sog. Kaiserpaß ausgestellt, während er sich von der diplomatischen Vertretung des Staates, in den er sich begibt, ein „laissez passer“ ausstellen läßt, das er nur vorzuzeigen braucht, um mit seinem gesamten Reisegepäck die Grenze frei zu passieren. Nach seiner Ankunft auf dem neuen Posten hat er sich unverzüglich bei dem Missionschef zu melden. Dieser stellt ihn dem Staatsoberhaupt, dem Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, den wichtigsten Behörden und dem gesamten diplomatischen Korps vor. Die Tätigkeit des Legationssekretärs besteht hauptsächlich in der Unterstützung des Missionschefs, dem er zugeteilt ist. Verreist dieser, so ist der Legationssekretär sein gegebener Stellvertreter und führt als solcher den Titel „Geschäftsträger“. In der übrigen Zeit konzipieren, registrieren und expedieren die Legationssekretäre die Noten und offiziellen Depeschen. Sie erledigen mündliche



Aufträge bei den Behörden des Landes oder bei den anderen fremden Vertretern. Sie überwachen die Archive der Mission, chiffrieren und dechiffrieren die Depeschen und fertigen die Reinschriften der Noten oder Briefe an, welche der Missionschef zu schreiben hat. Ein Teil der technischen Arbeit wird indessen bei uns den Legationssekretären durch die Subalternbeamten abgenommen, während andere Staaten, wie England und Italien auf den meisten Legationen überhaupt keine Kanzleibeamten haben, sondern deren Dienst durch die Attachés und Legationssekretäre verrichten lassen. Die Kanzleiarbeit halte ich aber für die jungen Diplomaten nur als Studium und zur Übung, nicht aber dauernd für angebracht. Das Richtige liegt, wie so oft, in der Mitte. „Lacksticfeldiplomaten“, die in den Großstädten ein otium cum dignitate führen, können wir nicht länger brauchen. Wir sollten daher die Attachés mehr als bisher zur Kanzleiarbeit heranziehen, die Legationssekretäre dagegen nur für die höheren Aufgaben der Diplomatie verwenden.

Die Mission, bei denen die Legationssekretäre tätig sind, zerfallen jetzt in vier Klassen. Die vornehmsten Missionen sind die Botschaften bei den Großmächten. Dann folgen die Gesandtschaften. Auf diese die Ministerresidenturen und schließlich die Generalkonsulate mit diplomatischem Charakter.

Die Ministerresidenturen befinden sich bei Staaten von geringer internationaler Bedeutung. Wir haben solche in Bangkok, Bogota, Caracas, Cettinje, Havana, Lima, La Paz, Montevideo, Port au Prince.

Generalkonsulate mit diplomatischem Charakter haben wir in Budapest, Kairo, Kalkutta, Sofia. In der Regel erhalten diese diplomatischen Generalkonsuln den persönlichen Titel und Rang eines außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers.

Viele Staaten haben noch eine fünfte Klasse von Missionschefs, nämlich die s t ä n d i g e n Geschäftsträger. So hat Frankreich z. B. einen Geschäftsträger in München, und Guatemala, Liberia, Luxemburg und Venezuela haben ständige Geschäftsträger in Berlin. Wir haben keine ständigen Geschäftsträger, sondern nur im Falle der Beurlaubung eines Missionschefs i n t e r i m i s t i s c h e Geschäftsträger.

Eine besondere Stellung nehmen auch heute noch Diplomaten des P a p s t e s ein, indem sie in den meisten Staaten vor allen ihren Kollegen rangieren und die Ehrenstellung eines D o y e n einnehmen, die sonst nur demjenigen Diplomaten gebührt, der am frühesten von allen sein Beglaubigungsschreiben übergeben hat.

Vor der Ernennung eines Vertreters bei einer fremden Regierung war es früher allgemein üblich, bei dieser anzufragen, ob dieser „persona grata“ sei, und ihn nur in dem Falle zu akkreditieren, daß die Frage bejaht wurde. Heute wird diese Vorsicht eigentlich nur bei den Hauptposten geübt und bei den minder bedeutenden Missionen in der Regel außer acht gelassen. Natürlich beruht das Verfahren dabei auf Reziprozität mit den einzelnen Staaten.

Die Überreichung des B e g l a u b i g u n g s s c h r e i b e n s, das vom Kaiser eigenhändig unterschrieben ist und mit dem Kaiserlichen Siegel verschlossen wird, erfolgt in feierlicher Audienz bei dem fremden Staatsoberhaupt mit einer Rede, die der Missionschef frei zu halten hat. Es ist Usance, eine Abschrift des Beglaubigungsschreibens und der Rede vorher dem Minister der Auswärtigen Angelegenheiten einzureichen, damit die Antwort des Staatsoberhauptes vorbereitet werden kann.

Die V o r r e c h t e, welche der Missionschef genießt, sind auch in unseren modernen Zeiten noch ganz außerordentliche. Die beiden Hauptprivilegien sind die p e r s ö n l i c h e U n v e r l e t z l i c h k e i t und die s o g e n a n n t e E x t e r r i o r i a l i t ä t, worunter eine absolute Unabhängigkeit von den Gesetzen, Behörden und Gerichten des Landes verstanden wird. Die Unverletzlichkeit erstreckt sich nicht nur auf die Person des Missionschefs, sondern auf das ganze diplomatische und offizielle Personal, auf ihre Familie und auf ihre persönliche Dienerschaft.

Die Exterritorialität äußert sich zunächst darin, daß die Missionschefs ihr D o m i z i l in dem Lande behalten, welches sie vertreten, und daß sie lediglich den Gesetzen dieses Domizils unterstehen in allen den Fällen, wo das Domizil maßgebend ist für das Gesetz, dem jemand unterworfen ist und für die gerichtlichen Handlungen, die notwendig werden. Die Diplomaten unterliegen weder den Straf- noch



den Zivilgerichten des Landes, und ein Prozeß gegen sie ist immer nur in ihrem Heimatlande möglich. Das Haus, in dem der Missionschef wohnt, ist unzugänglich für alle Behörden des Landes, selbst im Falle der Ausübung der Strafjustiz, es sei denn, daß die Zustimmung des fremden Diplomaten vorher erlangt ist. Die diplomatischen Agenten sind befreit von den Steuern und von den Zöllen. Die Exterritorialität erstreckt sich auf ihr gesamtes Mobiliar, das selbst nach ihrer Abreise niemals beschlagnahmt werden kann. Schließlich haben die fremden Minister auch noch das Privilegium, den Kultus ihrer Religion in ihrem Hause zu pflegen und ihre Landsleute daran teilnehmen zu lassen.

In neuerer Zeit ist jedoch die Exterritorialität nicht mehr in allen Fällen anerkannt worden. So hat sich beispielsweise die französische Regierung bei Gelegenheit eines von einem Russen im russischen Botschaftspalais zu Paris begangenen Mordes mit Erfolg auf den Standpunkt gestellt, daß trotz der Fiktion der Exterritorialität der Mord in Frankreich begangen worden sei und nicht auf russischem Gebiet, wie es die Regierung in St. Petersburg prätendierte. Die russische Regierung hat sich schließlich fügen müssen und ihren Rückzug mit der Erklärung gedeckt, daß sie nach denselben Grundsätzen verfahren würde, wenn ein ähnlicher Fall sich im französischen Botschaftspalais in Petersburg ereignen sollte.

Die Tätigkeit der Missionschefs ist eine außerordentlich umfangreiche. Man kann sie in drei Arten einteilen: sie leiten die Arbeiten ihrer Kanzlei, sie führen die Verhandlungen mit dem Staat, bei welchem sie beglaubigt sind, und sie senden ihre Berichte an ihre eigene Regierung. Die Aufsicht über ihre Kanzleien ist besonders deshalb eine sehr peinliche, weil sie für sämtliche Geldausgaben persönlich haften und hierüber dem Rechnungshofe des Deutschen Reiches Rechenschaft schuldig sind.

Die Verhandlungen mit der fremden Regierung spielen sich nur in Ausnahmefällen zwischen dem Minister und dem Staatsoberhaupt ab. Sie werden in der Regel mit dem Minister und dem Unterstaatssekretär der Auswärtigen Angelegenheiten geführt oder mit besonderen Kommissaren, die von der fremden Regierung bezeichnet sind. In der Praxis kommt es zwar oft vor, daß fremde Diplomaten

auch ohne Wissen des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten mit anderen Landesbehörden verhandeln, da diese direkten Verhandlungen oft schneller zum Ziele führen, aber die fremde Regierung hat immer das Recht, sich einen derartigen direkten Verkehr zu verbitten, und die Diplomaten tun daher immer gut, den Minister der auswärtigen Angelegenheiten nicht zu umgehen.

Die Verhandlungen werden regelmäßig mündlich geführt. Schriftliche Noten dürfen nie an die fremde Regierung gerichtet werden, wenn es sich um Mitteilung von Ansichten der eigenen Regierung handelt und wenn nicht ein ausdrücklicher Befehl zu schriftlichen Mitteilungen vorliegt. Die diplomatischen Schriftstücke zerfallen in drei Klassen: 1. gewöhnliche Schreiben an die fremde Regierung heißen, wenn sie die Unterschrift des Missionschefs tragen, Noten, wenn sie ohne Unterschrift sind, Verbalnoten, 2. die bei einer mündlichen Verhandlung übergebenen Notizen heißen *aide mémoire* oder *aperçus de conversation*, 3. die Schriftstücke bei den Kongressen heißen *Protokolle* oder *procès-verbaux*.

Eine der wichtigsten Pflichten der diplomatischen Agenten ist, ihre Landsleute gegen Willkür der Justiz und gegen Justizverweigerungen zu schützen. Dieser Schutz erstreckt sich aber nicht auf die Privatangelegenheiten, welche ohne Beziehung zu den allgemeinen Interessen ihres Staates sind. Es wird im allgemeinen verlangt, daß ein Deutscher, welcher den Schutz der Mission in Anspruch nimmt, zunächst seine Reichsangehörigkeit beweise. Leider stellt sich hierbei in vielen Fällen heraus, daß er die Reichsangehörigkeit bereits verloren hat, und es ist daher im nationalen Interesse dringend zu wünschen, daß endlich ein neues Reichsangehörigkeitgesetz, an dem bereits seit Jahren von den verschiedenen Ressorts gearbeitet wird, erlassen wird, welches verhindert, daß die Reichsangehörigkeit so leicht verloren geht, wie dies heute der Fall ist.

Bei dem Schutz der Landsleute bin ich oft in die Lage gekommen, helfen zu müssen in Fällen, wo ich der fremden Regierung gegenüber kein formelles Recht hatte, zu reklamieren. So war in einem Lande, wo ich gerade Geschäftsträger war



eine große Anzahl von Fabrikarbeitern mit ihren Familien in Verletzung der Kontrakte von ihren Fabrikherren ausgesperrt und auf die Straße gesetzt worden, um sie zu zwingen, einen für sie weniger günstigen Kontrakt anzunehmen. Ich habe darauf dem Minister der Auswärtigen Angelegenheiten mitgeteilt, daß nach den deutschen Gesetzen jede Lokalbehörde, in deren Bezirk Personen unterstützungsbedürftig werden, einerlei, ob diese Inländer oder Ausländer sind, verpflichtet sind, ihnen Obdach und Nahrung zu gewähren. Der Minister sagte mir sofort, daß seine Regierung den deutschen Arbeitern gegenüber genau so verfahren würde, und noch an demselben Tage erhielt die Lokalbehörde die bezüglichen Anweisungen, die dann auch zur Folge hatten, daß die Arbeiter zu den alten Bedingungen wieder aufgenommen wurden.

Die Tätigkeit der Missionschefs hat, wie erwähnt, heute aufgehört, eine rein diplomatische zu sein. Sie ist fast überall eine überwiegend handelspolitische geworden, da die wirtschaftlichen Verhältnisse des eigenen Landes und die Handelsbeziehungen der Staaten untereinander eine ganz andere Bedeu-

tung wie früher erlangt haben. Man hat deshalb wiederholt die Frage aufgeworfen, ob es nicht richtiger sei, für die Posten, wo die Politik fast gar keine, die Handelspolitik dagegen eine sehr große Rolle spielt, anstatt der Diplomaten Generalkonsuln zu ernennen. Das ist aus dem Grunde nicht anständig, weil sich diese Staaten dann in ihrer Souveränität gekränkt fühlen, und eine derartige Behandlung als Zurücksetzung empfinden würden. Es bleibt also nichts anderes übrig, als daß alle Diplomaten sich gründliche wirtschaftliche Kenntnisse und Erfahrungen aneignen, da sie nur dann ihren Platz voll ausfüllen können, und es ist dringend notwendig, daß hierauf noch vielmehr Wert und Nachdruck als bisher gelegt wird, denn sogar für die Botschafter ist eine mangelnde Kenntnis der kommerziellen Angelegenheiten nicht mehr entschuldbar, wenn sie sich auch in allen laufenden Fragen der Handelspolitik auf die Generalkonsuln verlassen können.

## Rundschau.

### Finanzpolitisches.

Von Pluto.

Ohne Stimulanz geht's nicht! und da der boom in Amerika, auf den die Börse zu Neu-jahr schwor, völlig versagt, so müssen Otavi-Aktien herhalten. Von Kolonialwerten zu Banken führt ein gut aufgeschütteter Weg, denn wie hilflos wäre — so sagt man — unser überseeischer Besitz ohne die freigebige Hand unserer Großbanken. Diese sind es also, die sich drüben jetzt entweder glänzende oder zweifelhafte Geschäftsgebiete sichern und bald das eine, bald das andere wird angenommen, je nachdem die Spekulanten Diskonto-Commandit

oder der Deutschen Bank ihre Zuneigung bezeugen möchten. Die Börse will eben um jeden Preis dem Publikum gegenüber als Lebenswecker auftreten. Sie kann die alte, wahrscheinlich bereits überwundene Formel von dem kursmäßigen Nutzen einer Abundanz nicht von sich tun, indem sie aus der wirklichen Schädigung durch teures Geld, das logische Gegenteil für den umgekehrten Zustand folgert. Weshalb aber nur so logisch sein wollen? Als die Zinssätze bis auf 9 Proz. gestiegen waren, blieb nichts anderes als die Überlegung übrig, daß man Dividendenpapiere, die nur noch mit 5 Proz. rentierten, nicht gut kaufen könne. Heute, wo tägliches Geld zu eineinhalb Prozent und Ultimogeld



zu zweieinhalb Prozent zu haben ist, bezieht man diese unnatürliche Billigkeit nicht auf das Darniederliegen unserer Industrie, weshalb auch die betreffenden Aktien wenig Anreiz bieten. Enttäuschungen, sogar Täuschungen mit Montanwerten werden schon jetzt der Börse nicht erspart. Siehe „Phönix“, dessen Mindergewinn in den verschiedensten Millionen kolportiert wurde, ebenso wie vor zwei Jahren die greifbaren Überschüsse. Ein Werk muß alt und hinsichtlich seines Aufsichtsrates recht einheitlich (!) geworden sein, bis derartige schwankende Nachrichten kurz vor der entscheidenden Sitzung vermieden werden. Der „Phönix“ produziert außerordentlich viel, er muß also unter Umständen niedriger verkaufen als die Direktoren selbst voraussehen können. Freilich sind wichtige Abteilungen syndiziert, allein die Fernerstehenden denken erst sehr spät daran, wie auch so Manches an keinen Verbandspreis gebunden ist. Es wird also auf der einen Seite verloren, was auf der andern verdient wird, der bekannte verhängnisvolle Punkt einer jeden allzugroßen Vielseitigkeit. Am sichersten vermehren noch diejenigen zu gehen, welche für die leitenden Bankaktien hoffnungsvolle Mienen aufsetzen. --- Wien läßt uns schmählicherweise im Stich, New-York nimmt unsere Haussewünsche mit Kälte auf, wir müssen uns also auf uns selbst verlassen. Da nun die Jahresabschlüsse der Banken ziemlich bald erscheinen, verbreitet sich die Meinung, daß die Ziffern des verflossenen Jahres günstig seien, immer mehr. Zweifellos sind nun viele alte Effektpakete glücklich abgesetzt worden, aber dreierlei Bedenken sollte man doch nicht unterschätzen: die Reihe nutzbringender Emissionen erst seit 1909, den niedern Geldpreis, den schließlich die Stellen, die gerade mit Geld handeln, am wenigsten vertragen können, -- die sichtbaren oder stillen Rücklagen wegen der auswärtigen Politik. Hinsichtlich der letzteren lassen sich unsere Direktoren nicht im mindesten von dem letzten Säbelrasseln des Herrn v. Podbielski, dagegen ganz von der Ängstlichkeit ihrer Wiener Kollegen beeinflussen, was vielleicht als unnötig erscheinen wird, wie immer, nachdem irgend eine Vorsichtsmaßnahme nicht ausgeführt zu werden brauchte. Rücklagen wegen unserer inneren Politik macht natürlich Niemand, denn wie könnte z. B. eine Bülowkrise überraschen, wo sich

doch immer weitere Kreise von dem Willen des Reichskanzlers überzeugen, zu passender Zeit abzugehen. Freilich müßte es sein Abgang werden.

\* \* \*

Gold als Unterhaltungsstoff ist nunmehr in Mode gekommen. Die Edelmetallfrage bleibt eine der feinsten und deshalb für den Laien sogar noch interessant bei unrichtiger, oder noch schlimmer: irreführender Behandlung. In dieser letzteren Weise hatten sich früher besonders ehrgeizige Kritiker ausgezeichnet, solche, die im Ernst glaubten, den Reichsbankpräsidenten stürzen und sich selbst an dessen Stelle setzen zu können. Neuerdings aber geraten Schilderungen über Goldanhäufungen und deren angeblich höchst geheimnisvolle Ursachen, förmlich ins Feuilletonistische. Frankreich kauft noch immer sehr viel gelbes Metall auf. Folglich könnte das eine Vorbereitung zum Kriege sein. Früher, bevor Transvaal mit seiner ungeheuren Jahresförderung einstand und die Golddecke wirklich kurz war, suchte der Bankier bei derartigen Aufkäufen z. B. Rußlands sofort nach tieferen militärischen Plänen. Es geht aber doch nicht gut an, daß die Journalistik nunmehr die abgelegten Kleider der Hochfinanz anzieht, um dieselben als die modernsten auszugeben. Da es nur einen einzigen offenen Goldmarkt gibt, London, so können die Franzosen eben nur dort kaufen. Sofort wird die Situation an der Themse in Farben gemalt wie Schreckensszenen bei dichtem Nebel. Als ob sich die City aus ihrer Fassung bringen ließe, wenn die Bank von England einmal wieder ihren Satz auf 3 Prozent erhöhen muß. Ferner haben die Pariser Banken ihr Guthaben in Berlin eingekassiert, was man als plötzliche Feindseligkeit unmöglich auslegen kann, denn wir waren schon seit Monaten auf die Nichtverlängerung dieses großen Restes einer sehr großen Summe vorbereitet. Geld anders als gegen Diskonten bekommen doch unsere Banken schon lange nicht mehr von jener Seite, seitdem die Marokkofrage sich verschärft hatte. Ob sich das im Handumdrehen ändern würde, falls wirklich in dieser Komplikation ein deutsch-französisches Abkommen zustande kommt, bleibt noch die Frage; selbst wenn die Münchhausiade Wahrheit wäre, daß die Presse beider Länder ein für allemal schweigen wolle. So gewaltige und regelmäßige Darlehen



hängen selbst bei palmwedelnder Politik vom Zinsfuß ab, und danach handeln die Franzosen, indem sie sich für Deutschland bei hohen und höchsten Zinssätzen interessieren, bei niederen aber nicht im mindesten. Ihr Gold füllt die Bank von Frankreich wahrscheinlich aus den verschiedensten Gründen auf. Sie möchte im inneren Verkehr den freilich schon erhöhten Notenumlauf nicht wieder an seiner Grenze sehen, wozu beim Bauern vielleicht silberne 5-Francsstücke dienen könnten, beim Großstädter aber doch 10- und 20-Franksstücke herangezogen werden müßten. Ferner ist angesichts der neuen Milliardenemission von Zarenwerten eine beträchtliche Abladung nach Rußland wohl nicht ausgeschlossen, trotz aller geflissentlicher Dementis. Endlich nimmt Frankreich neue fremde Banken bei sich auf, und diese Gelegenheit wird in zweifacher Hinsicht ausgenützt. Man sagt sich dort, daß die Industrie so rasch unmöglich hochkommen kann, es sollten also andere besondere Vorteile mittelst der überragenden Reichtümer erzielt werden. Hierzu passen verschiedene an sich gute Länder wie etwa Ungarn, Schweden, die bei ihrem wachsenden Anleihebedarf den Pariser Markt gern für sich gewinnen möchten. Der Finanzminister gestattet die offizielle Notiz nur gegen bedeutende Zollerleichterungen auf französischen Rotwein. Damit ist dem heimischen Anlagekapital und zugleich dem Handel gedient. Da aber der Weinexport Sache der Reichen ist, findet hier eine Begünstigung des Großkapitals statt, was für Frankreich selbstverständlich ist, wie für Deutschland die Förderung der Industrie. Jede Regierung wird eben die Hauptquelle ihres Landes zu schützen suchen, deshalb gingen wir auch keineswegs zum Schutzzollsystem über, als unsere Industrie schwach, sondern als sie stark geworden war. Nicht aus Mitleid vor der Ohnmacht, sondern aus Furcht vor der Macht pflügen Gesetze zu entstehen, sogar die sozialpolitischen. Alles in allem braucht die neue Goldanhäufung der Franzosen keine Beunruhigung hervorzurufen.

\* \* \*

Es lebe die Unabhängigkeit, so kann man frohgemut der Zulassungsstelle der Berliner Börse zurufen, die übrigens von jeher ihre freie Meinung scharf und klar behauptet hat, und dadurch nicht wenig zum Ansehen ihres Platzes

beitrug. Diesmal werden Maßnahmen gegen die Zulassung ausländischer Werte nur für einen Teilbetrag erwogen, so daß in dieser Beziehung zwischen den Beträgen derselben Emission an andern Börsen kein Unterschied, aber auch kein Hindernis im internationalen Handel entstehen soll. Zweierlei Interessen haben diese Mißbräuche bis auf dem heutigen Tag gefördert. Der Geschäftssinn der Kommissionsbanken, welche durch die Einengung der Lieferbarkeit besonders von überseeischen Papieren, den Umsatz derselben ganz in der Hand behielten. — Die Herrschsucht der Emissionshäuser, denen es nicht nur um die Sperre der Städte, sondern auch für Immerdar um eine Unbeweglichkeit des deutschen Besitzes an den betreffenden Papieren zu tun ist. Einerlei, ob sich nicht die Hochfinanz durch solche Zwangsmaßnahmen schließlich selbst mehr schadet als dem Publikum, so kann gerade die Zulassungsstelle hier vielem abhelfen. Vor allem vielleicht auch dadurch, daß sie sich in jedem einzelnen Falle mit den auswärtigen Börsen ins Einvernehmen setzt. Auch diese haben, wie das Publikum, ein Lebensinteresse an einem freien Markt.

\* \* \*

Die neuen Geschäfte in der Türkei mehren sich. Französische Kapitalisten fahren, nachdem sie soeben in Belgien Industriegesellschaften sogar für Rußland gegründet haben, mit der Etablierung von Banken in Konstantinopel fort. Dazu kommt eine sehr ernste englische Gründung unter den Auspizien von Sir Ernest Cassel, der neben Lord Rothschild der einflußreiche Ratgeber der britischen Regierung ist. Es könnte das alles wohl auf eine Einkreisung der deutschen Tätigkeit in der Türkei und der Levante hinauslaufen, wenn unsere Leistungen so leicht zu übertreffen wären. Jedenfalls ist Sir Cassel kein einseitiger Geschäftsmann, da er sogar s. Zt. bei der Berliner Emission der Bagdadbahn im stillen beteiligt blieb, trotz der offenen Animosität seines auswärtigen Amtes. Möglicherweise sprechen Ottomanbank und Deutsche Bank auch dann noch demonstrativ von ihrem ungestörten Einvernehmen, wenn die Londoner und Pariser Einflüsse längst ihre Ministerarbeit vollzogen haben.



## Sozialdemokrat und Kaiser.

Von Ignotus.

Der sozialdemokratische Vizepräsident des österreichischen Abgeordnetenhauses ist vom Kaiser Franz Josef in Audienz empfangen worden. In jener selben Hofburg, in der eigentlich noch immer auch Minister, die nicht von gutem Adel sind, nicht als ganz voll genommen werden, ist ein Sozialdemokrat in Frack und weißer Binde (ohne Orden allerdings) die Stufen hinaufgeschritten, dann hat der Republikaner vor dem Kaiser seine Verbeugung gemacht, und der Kaiser hat dem Republikaner die Hand gereicht und mit ihm freundlich über die aktuellen Gegenstände der Gesetzgebung gesprochen.

Das ist so einfach und, man möchte fast sagen, selbstverständlich. Aber es mutet doch, trotz den Präzedenzfällen, die sich, nicht in Berlin, aber in Deutschland abgespielt haben, revolutionärer an als eine echte Revolution. Es ist vor allem die Revolution der österreichischen Sozialdemokratie gegen die Revolutionstheorie. Schon lange, ehe auf den reichsdeutschen Parteitagen die evolutionistischen Rebellen mit groben Worten gezüchtigt wurden, hatten die österreichischen Sozialdemokraten opportunistische Politik getrieben. Die Christlichsozialen, die in den neunziger Jahren als Oppositionspartei sehr demokratisch taten, wurden gefördert, als Sturmbock gegen die Manchester-Liberalen benutzt, um freilich, ans Ruder gelangt und als klerikale Duckmäuserpartei entpuppt, nun von derselben Sozialdemokratie aufs erbitterteste bekämpft zu werden. Die bürgerlichen Sozialpolitiker, die unter Philippovichs Führung das Erbe der abgewirtschafteten Liberalen antreten sollten und wegen ihrer weltfremden Kathederweisheit rasch selbst abwirtschafteten, erfuhren gleichfalls von sozialdemokratischer Seite wohlwollende Unterstützung. Die schwierige nationale Frage, das Religionsproblem, wurden nach außen hin, sobald es eben „opportun“ erschien, aus dem Spiele gelassen, und die Person des Kaisers blieb auch zu einer Zeit, da die Sozialdemokratie noch keine immune Rednertribüne im Parlamente hatte, außer Debate. Dann wurde Franz Josef der Wahlreform-Kaiser. Nicht den Sozialdemokraten

zullebe, aber ihnen zugute führte er mit dem ganzen Nachdruck seiner Persönlichkeit das allgemeine gleiche und direkte Wahlrecht durch alle Gegnerschaften der um ihre Existenz zitternden parlamentarischen Parteien zum Siege. Das machte ihn populär bei jenen selben Arbeiterbataillonen, deren große Wahlrechtsdemonstrationen noch knapp vorher dort oben nicht ohne einiges Unbehagen geduldet worden waren. Und es ergab sich die eigenartige Konstellation, daß im großen Pressekrieg, der um das Prinzip des allgemeinen Wahlrechts geführt ward, gerade die sozialdemokratischen Blätter gegenüber den wahlreformfeindlichen Konservativen den Willen des Kaisers als gewichtiges Argument in die Wagschale der Diskussion legen konnten. Als dann das allgemeine Wahlrecht durchgesetzt war, da zogen die Sozialdemokraten — vordem eine Zehnmänner-Partei — mit 89 Stimmen in das Parlament ein, die zweitstärkste Partei des Hauses, in welchem nur die vereinigten Klerikalen über eine noch größere Zahl von Mandaten verfügen. Die Sozialdemokraten haben sich für die Wahlreform nicht undankbar erwiesen. Im letzten Sessionsabschnitt konnte das Budgetprovisorium nur mit ihrer Unterstützung auf die Tagesordnung gebracht und erledigt werden. Sie haben diese Hilfe nicht verweigert und lassen es sich gefallen, daß man ihnen den Spitznamen „kaiserlich-königliche Sozialdemokraten“ beilegt. Unter der stillen und klugen Führung Dr. Victor Adlers haben sie jenen Weg zurückgelegt, der sie zunächst in den Thronsaal zur Verlesung der Thronrede und jetzt sogar in das Audienzzimmer jenes Monarchen führte, dessen erste Regierungsjahre mit absolutistischen Experimenten ausgefüllt waren.

Der Vizepräsident aber, der dem Kaiser von Österreich als Mann dem Manne gegenüberstand, heißt Engelbert Pernerstorfer. Er war der erste sozialdemokratische Abgeordnete Österreichs. Als Gymnasialprofessor schloß er sich bei Beginn seiner politischen Laufbahn dem Apostolate Schönerrers an, um dann ganz allmählich immer mehr ins sozialistische Lager überzugehen. Noch als Deutschnationaler errang er sich außerordentliche Popularität, als er einzelne Mitglieder des Kaiserhauses in öffentlicher Sitzung des Abge-



ordnetenhaus in einer Weise angriff, die ihn ohne den Schutz der Immunität in den Kerker gebracht hätte. Viele, viele Jahre sind seither vergangen, und als die „staatserhaltende“ sozialdemokratische Partei zur Thronrede erschien, da war es der seinerzeit im Auftrage eines sehr hohen Herrn mit der Hundepetische traktierte Abgeordnete Pernerstorfer, der das seinige dazu beitrug, um die Partei in das Fahrwasser des reinsten Revisionismus zu steuern und der das „Zu Hofe gehen“ verteidigte. Er bekannte sich als Opportunitätspolitiker, der bereit ist, „zu Hofe zu gehen und auf die Straße zu steigen“, wenn nur ein Vorteil für seine Partei daraus erwachse.

Die Sozialdemokratie geht in der österreichischen Politik andere Wege, als das Dogma vorschreibt. Ihr nur halb verschleiertes Ziel ist, als demokratische Volkspartei auch die Sympathien der Bürgerlichen zu gewinnen, welche sie als einzig kräftigen Sturmbock gegen die immer übermächtiger werdenden Klerikalen einschätzen sollen. Ihre weitere Entwicklung wird ein lehrreiches Exempel für die Streitfrage bilden, ob sozialdemokratische Parteien als solche in der Lage sind, positive Politik zu treiben. Für Österreich um so lehrreicher, als diese Partei auch berufen erscheint, die harte Nuß der nationalen Frage, an der sich Regierungen und politische Führer bisher vergeblich die Zähne ausgebissen haben, zu knacken.

## Der tolle Georg.

Von v. S.

Der kriegstollwütige Kronprinz von Serbien kann sich immerhin einiges erlauben. Er gehört zu jenen Bevorzugten, die nichts zu verlieren haben. Außerhalb Serbiens nimmt ihn niemand ernst und im Lande ist auch so wenig mehr für einen Karageorgewitsch vorhanden, daß er durch nationale Extasen immer noch eher etwas gewinnen kann, als durch Befolgung der väterlichen Ratschläge. Der kleine Georg schreit unablässig nach Krieg, erklärt in der Offiziersmesse seines Regiments, er werde — wenn sich auch König und Regierung für den Frieden entschließen sollten — doch und auf eigene Faust gegen

Österreich marschieren. Der kleine Georg will nämlich partout für einen psychopathisch veranlagten Politiker gelten, dem alles scheu aus dem Wege gehen soll. Und dabei ist es gar nicht so um ihn bestellt. Ihm fallen die mildernden Umstände einer wildaufbrausenden Jugend, die einen Vogel haben darf, gar nicht zu — er schwandelt uns diese nationalen Brustgefühle nur vor. Wer das besondere Vergnügen hat, ihn zu kennen, weiß, daß er ein mittelmäßig begabter, innerlich harter gefühlloser, früh gealterter Knabe ist, der sich für gar nichts begeistern kann, der seinen Vater, seine Familie, seine Maitressen, seine Kameraden, seine Hunde und Pferde haßt und quält — der wahrscheinlich auch alle Serben haßt und sie sicher quält. Ein Komödiant — der auch später anders kommen kann, wenn das Repertoire es verlangt. Diese Berichtigung des landläufigen Bildes vom „gährenden Mostjungen“ beruht teils auf persönlichen Beobachtungen, teils auf Mitteilungen verlässlicher Personen seiner genugsam gemarterten Umgebung.

## Tschechischer Volkswitz.

Von Fridolin.

Die Prager Allotria haben wieder begonnen und allsonntäglich wird die bummelnde Studentenschaft mit Stockhieben traktiert und so lange mißhandelt, bis sich die Sicherheitsbehörde in die nicht ganz harmlosen Volksbelustigungen einmischt. Als unlängst das Einschreiten der Gendarmerie notwendig wurde und bei der unheimlichen Musik von Hornsignalen diese Schutzmannschaft in Bereitschaft trat, begrüßte man die Pickelhauben mit dem Spottgeschrei: der Scharlach kommt! In den Kasernen der Gendarmerie war nämlich einige Wochen vorher der Scharlach ausgebrochen. Solche Spaßvögel sind die Tschechen. Einige Jahre vorher war es sehr im Schwange, der berittenen Polizel „Kosaken“ zuzurufen. Auch die Namen der japanischen Feldherrn, wie Kamlmura, waren als Scheltworte sehr beliebt. Wie idyllisch ging es doch in Prag in den Tagen des Standrechtes zu. Da steckten die Straßenpolitiker



höchstens wie Schnelder Jette und Zimmermeister Vansen die Köpfe zusammen, um beim Anblick der bewaffneten Schutzorgane lautlos davonzuschleichen. Dieselben Leute brüllen nun wieder Hochrufe auf Serbien und akklamieren die Gendarmen: der Scharlach kommt. Und sie werden das heitere Spiel so lange fortsetzen, bis der Scharlach wieder in der Gestalt des Scharfrichters eingetroffen sein wird.

## Bürgerkunde.

Von

Otto Corbach.

In der Presse begegnet man jetzt immer häufiger der Anregung, in unsere Schulen Bürgerbücher einzuführen, wodurch die Jugend über die bestehenden öffentlichen Einrichtungen und alles, was von der Politik für jedermann zu wissen nützlich ist, unterrichtet werden könnte. Der Deutsche soll dann nicht länger gegenüber andern Nationen durch Mangel an Staatssinn und geringe Kenntnis des eigenen Staates auffallen. Der Gedanke ist vernünftig, so vernünftig, daß man sich wundern muß, ihn nicht längst verwirklicht zu wissen. Wie kommt es, daß bei uns der Staat, der die allgemeine Schulpflicht einführte, keinen Wert darauf gelegt hat, das Volk auf diesem Wege mit sich näher bekannt und vertraut zu machen? Das ist sonderbar und regt zum Nachdenken an. Die Frage taucht auf: „Hat der Staat ein Interesse daran, daß seine Bürger viel von seiner Beschaffenheit und seinem Wesen verstehen?“ Wer den Staat als ein Instrument des nationalen Wirtschaftsorganismus begreift, wird sie unbedenklich bejahen. Aber der Staat, das ist bei uns noch die Bureaukratie. Wer es vergessen hatte, wurde durch den Fall Schücking und den Streit um die „politischen Beamten“ daran erinnert. Und die Bureaukratie bedeutete bisher gewissermaßen ein „Ding an sich“, ein Gebilde, das, hoch erhaben über die gemeinen Nützlichkeitstriebe der „Untertanen“, lediglich vom kategorischen Imperativ beherrscht wurde. Im Interesse der Bureaukratie

lag es nun zwar, daß das Volk sich in den Schulen allerhand nützliche Kenntnisse aneignete, die es ihm erleichterten, wohlhabend und steuerkräftig zu werden, nicht aber, daß es tieferen Einblick in das Getriebe des Staates gewann. Der Staat sollte etwas bleiben, was gefürchtet wird, und dazu mußte die Bureaukratie mit geheimnisvoller Wichtigtuerei wirken können. Dasselbe Grauen, das ein echter Bureaukrat gegenüber Dingen wie Telephon und Schreibmaschine, die ihm jetzt aufgedrängt werden sollen, empfindet, regt sich in ihm auch bei dem Gedanken, daß jeder Schulbube künftig schon darüber belehrt werden sollte, mit wie wenig Verstand noch immer regiert wird. Das ist der Grund, weshalb bei uns bisher in den Schulen keine Bürgerkunde getrieben wurde. Nun ist die Entwicklung unserer politischen Verhältnisse soweit gediehen, daß die Umstände darauf hindrängen, das Beamtentum dem nationalen Wirtschaftsorganismus anzupassen. Dazu muß die Kluft zwischen der Bureaukratie und dem Volk überbrückt werden. Deshalb ist das Verlangen nach Einführung von Bürgerbüchern in die Schule zeitgemäß.

## Richard Straussens Elektra.

Von

Felix Adler.

Man hielt es für einen Reporterwitz, als gleich nach dem Erfolg der Salome die Kunde laut wurde, Richard Strauß wolle Hoffmannsthals „Elektra“ in Musik setzen. Wollte er wirklich die Salome noch einmal wiederholen, sollte er die Gefahr nicht bemerken, die der Stoff in sich birgt? . . . Richard Strauß ist nicht blind. Er gehört nicht zu den Künstlern, welche dem inneren Drange folgend mit Problemen ringen, unbewußt. Er mußte also einen bestimmten Zweck im Auge haben, und der konnte kein anderer sein, als eine neuerliche Ausnützung oder der Versuch einer Potenzierung des Salomeerfolges, der ihn selbst offenbar überrumpelt hatte. Die prachtvolle Mischung der Salome aus überspitztem Raffinement und holdem Kitsch hatte



den Zeitgeschmack getroffen. Salome war das Experiment, Elektra wurde die Spekulation.

Das Experiment der Salome bestand aus der Übertragung der differenziertesten instrumentalen Ausdrucksmittel, die sich in den letzten zehn Jahren jenseits des Theaters, also im Konzertsaal, so unheimlich entwickelt haben, daß man den feinsten Zwischenstimmungen, den unmerklichsten Übergängen Klang zu geben vermochte, auf das Drama. Gewiß haben andere, Pfitzner z. B., sich gleichfalls diese Ausdrucksmöglichkeiten zu Nutzen gemacht, aber suchend, tastend, sich ganz der schöpferischen Phantasie überlassend, um sich auf dem Wege zum musikalischen Neuland zumeist in Untiefen zu verlieren. Strauß selbst ist schöpferische Phantasie gewiß nicht abzusprechen, aber er kennt nur die Welt und ihre Leute nur zu gut und mit einem Seitenblick auf sie, hält er das Schaffen seiner Phantasie im Zaune. Die Salome hat er mit einem Zielbewußtsein sondergleichen in Töne umgesetzt und genau das herausgebracht, was er wollte. Man hat mit Recht eingewendet, die Straußische Salome sei nicht mehr die des Wilde, und wenn man, ernüchtert nach den tonkoloristischen Orgien das dichterische Original wieder zur Hand nahm, oder es gelegentlich wieder einmal auf der Bühne sah, so erkannte man mit Schrecken den Unterschied. Aber Strauß wollte sicherlich nichts anderes als just die Orgie. Die zarte filigrane Dichtung war ihm Hekuba. Er brauchte sie als Substrat für seinen Zweck, und daß er ihn erreichte, dankte er seiner überwältigenden Meisterschaft, seiner kein Hindernis kennenden Technik.

Es ist etwas Meyerbeerisches in Richard Strauß. Nur ein Meyerbeer unserer Tage konnte auf den Gedanken kommen, die Salome übertrumpfen zu wollen und das Rezept, das sich eben so vortrefflich bewährt hat, an der Elektra zu erproben. Diese Elektra ist nichts anderes als die ins Grandiose, Ungemessene fortgeführte Steigerung eines einzigen Gefühls: des Rachedurstes. Man begreift, daß dies ungeheuerere Crescendo den Tondichter reizen konnte, reizen mußte. Man begreift aber auch den Widerspruch jener, die von der musikalischen Auslösung des Stofflichen in der Elektra, aus Gründen des guten Geschmacks, nichts wissen wollen. Wie nicht anders zu erwarten war, deckt sich die Elektra mit

der Salome formal vollkommen. Es ist eine einsätzliche, dramatische Riesensinfonie, in welcher das absolut Musikalische Hauptsache, die Bühne fast Nebensache ist. In der Disposition zeigt Strauß wieder seine ganze Meisterschaft. Man sieht sofort, daß es ihm weniger auf die naturalistische, vor nichts zurückschreckende Illustration des Stoffes ankam, die für jedes Gleichnis des Textes das entsprechende Spiegelbild findet, als vor allem auf die musikalische Versinnlichung der dichterischen Idee und ihrer Triebe. Seine Themen scheiden sich infolgedessen in zwei Kategorien: die erste Gruppe enthält das symbolische Motivmaterial, die zweite Gruppe das koloristische. Der einleitende große Monolog Elektras faßt alles Symbolische zusammen. Da ist gleich am Anfang der Quartensprung, der so oft erscheint, als der Name des erschlagenen Agamemnon genannt wird, dann ein wuchtiges, durch drei Oktaven aufsteigendes Vergeltungsmotiv, und endlich das recht dürftige Gesangsthema, die Geschwisterliebe der Kinder Agamemnons symbolisierend. Ein viertes deutet schon jetzt auf Elektras mänadenhaften Schluß Tanz. Diese Motive dominieren. In schier unerschöpflicher Polyphonie führt sie Strauß stets aufs neue vors Ohr, steigert sie, wirft sie durcheinander, verzerrt sie zur gräßlichsten Kakophonie, je nach Bedarf. Die illustrierenden Themen klammern sich dagegen an das Wort. Da ist zum Beispiel bei dem Ausruf „Schmeißfliegen fort!“ ein alterierter Undecimen-Akkord der an Scheußlichkeit seines gleichen sucht, dann die parallelen Quinten, die „Das ewige Gemorde und Glitschen im Blute“ darstellen sollen, die sind von einer nicht mehr zu überbietenden drastisch-naturalistischen Wirkung, ebenso das Schleppen und Schleifen des Zuges der Opfertiere. Aber man ist davon nicht mehr überrascht, kennt man doch Straußens Vorliebe für solche Kraßheiten, man hält sich dabei kaum mehr auf, und richtet lieber das Augenmerk aufs Große, auf die eminent sinfonische Struktur und die bei Strauß stets wiederkehrende schwungvolle melodische Linie. Man weiß, Straußens melodische Erfindung geht mehr in die Breite als in die Tiefe, sie ist zumeist billig und unoriginell, aber immer packend und steigerungsfähig. In der „Elektra“ ist sogar mehr davon als in der „Salome“. Chrysotemis, Elektras milde



Schwester, ist ganz in solchen lyrischen Konturen gehalten. Alle überhitzten Phantasiegebilde schwinden, wenn sie erscheint, das Gedränge der benachbarten Tonalitäten hört auf, der tollen Chromatik sind Schranken auferlegt bis -- Klytämestra kommt. In ihr hat Strauß ein Gegenstück zu seinem Herodes geschaffen. Da geht es nun freilich von neuem los. Die Ästhetik des Häßlichen feiert Triumphe und die, diesen Teil beschließende Prophezelung Elektras übertrifft an schauerlicher Eindringlichkeit alles Vorangegangene. Es folgt eines jener großen instrumentalen Zwischenspiele, die sich bei Strauß, als eine Art infonischer Synthese, in die Handlung einkerben. Markerschütternd ist der Aufschrei des Orchesters bei dem Empfang der Botschaft vom vermeintlichen Tode des Orest, musikalisch voll ausbeutet die Szene, in der Elektra von Chrysothemis den Muttermord verlangt und sie nach ihrer Welgorung verflucht. Das Erscheinen des Orestes bringt den ersten, langersehnten Ruhepunkt. Das Erkennen der Geschwister gehört zu dem Ergreifendsten. Wir dürfen auch für längere Zeit in einer Tonart (As dur) verharren. Man atmet auf. Aber jetzt folgt wieder Geschehnis auf Geschehnis, Schlag auf Schlag. Elektras Triumph, Tanz und Tod bringen die nochmalige Zusammenfassung und Kondensierung des gesamten musikalischen Stoffgehaltes zu einer der effektivsten Szenen, die man je auf der Opernbühne erlebt hat.

Man kennt Straußens beispiellose Gewalt über das Orchester und weiß, daß der Instrumentalapparat seinen Werken erst Leben und Farbe gibt. Er ist auch in der Elektra einfach unerschöpflich in neuen Orchestereffekten und Instrumentalkombinationen, die einzeln aufzuzählen schlechtweg ein Ding der Unmöglichkeit ist. Neu ist die Einteilung der Streicher in drei Gruppen. Strauß unterschied diesmal erste, zweite und dritte Violinen, erste, zweite und dritte Bratschen. Das Elektra-Orchester ist infolgedessen noch größer als das in der Salome. Das Blech besteht aus acht Hörnern, vier Tuben, sechs Trompeten, von denen drei am Schluß stehend geblasen werden müssen, Baßtrompete, drei Posaunen, Kontrabaßposaunen und Baßtuba. Das Holz ist durchwegs drei- bis vierfach besetzt. Daß Cello, Heckelphon und das Schlagzeug eine besondere Rolle spielen, ist beinahe schon selbstver-

ständlich. Die Schwierigkeiten, die sich einer Wiedergabe des Werkes durch den Instrumentalapparat entgegenstellen, spotten jeder Beschreibung. Mit ihnen konkurriert nur noch die Partie der Elektra selbst, welche Anforderungen enthält, wie sie bisher wohl noch nie an eine dramatische Sängerin gestellt worden sind. So viel sei nach den flüchtigen Eindrücken der ersten Dresdner Aufführung gesagt. Erst später wird man das reiche Detail, mit dem Strauß seine Elektra durchsetzt hat, würdigen und feinere Zusammenhänge herausfinden können. Denn Strauß hat sich seine Aufgabe nicht leicht gemacht. Einen wesentlichen Fortschritt seinem früheren Schaffen gegenüber wird man aber in der Elektra nicht erblicken können, denn alles in allem bedeutet sie doch nur eine Wiederholung des glänzenden artistischen Meisterstückes, das er in seiner Salome gegeben hat. Eine Potenzierung war allerdings kaum mehr möglich.

## Berliner Konzerte.

Von  
Max Ollitzki.

Moritz Rosenthals Abende gehören zur Kategorie der außerordentlichen Ereignisse. Dieser Klaviermeister ragt über das Gros der guten Spieler empor. Wie er z. B. die Faganini-Brahms Variationen trotz seiner oft brutalen Tonerzeugung mit absoluter Klarheit des Geistes und der Technik wiedergibt; wie er dagegen in der Asdur-Sonate von Weber nicht nur seine große Fingerfertigkeit, sondern auch Herz und Gemüt zeigt; wie er den Beethoven (op. 109) vollständig veränderte Vortragsweise diktiert, Chopins B-moll-Sonate nicht grade chopinsch empfindet, dessen Asdur-Walzer aber zu einer Leistung planistischer Athletik stempelt, läßt seine exzeptionelle Stellung in der Konzertwelt erklärlich erscheinen. :: Leopold Godowsky interessiert immer wieder nur wegen seiner kompositorischen Geistreicheleien über bekannte Themen. Auch geht man zu ihm, um einen Straußschen Walzer paraphrasiert zu hören.



So etwas düpiert die Menge, die sich mit waghändiger Tastenarbeit begnügt.

Professor Karl Panzner (III. Abend im Mozartsaal) verhalf der sinfonischen Dichtung von Paul Ertel „Hero und Leander“ zu gutem Erfolge. Das Ertelsche Werk zeigt gegen seine Vorgänger einen wesentlichen Fortschritt in der Erfindung. Wenn Herr Ertel im Bewußtsein seiner kontrapunktischen Sicherheit auch manchmal über die Stränge schlägt, so freut man sich immer wieder, diesem farbenreichen Tonmaler zu begegnen. :: Die ungarische Geigerin Stefi Geyer spielte unter Panznern Leitung den A-moll'schen Goldmarck sehr ergreifend; sie ist seit vorigem Jahr reifer geworden und bewahrt überlegene Ruhe selbst bei der Ausführung der verzwicktesten Passagen.

Das Hubay'sche E-dur-Konzert war für den Erfolg des debütierenden Geigers, Joseph Szigeti, bestimmend. Rasse steckt in ihm. Er überrascht durch einen vollen Ton, den er

nüancenreich färbt. Der Londoner Ronald begleitete ihn mit den Philharmonikern und konnte sich selbst mit der Tschaikowsky'schen E-moll-Sinfonie als tüchtiger Orchesterleiter in Erinnerung bringen.

Die blasinstrumentalen Kammermusikabende des Herrn Gustav Bumcke sind wohl tüchtige Veranstaltungen, haben aber im Grunde genommen bisher wenig Erfreuliches gezeltigt. Herr Bumcke hat weder als Dirigent noch als Komponist Zeichen sieghafter Begabung gegeben.

Ferruccio Busoni vollendete Liszts années de Pèlerinage (II. Abend im Beethovensaal) und schloß mit dessen H-moll-Sonate. Von den drei Sätzen der Venezia e Napoli (Supplément à l'Italie) nahm die Tarantella das stärkste Interesse in Anspruch. Der Angelus mit der Prière aux anges gardiens (I. der Troisième année) ist ein so ermüdender Satz, daß selbst Busonis Kunst ihn nicht zu würzen vermochte.

Schluß des redaktionellen Teiles.

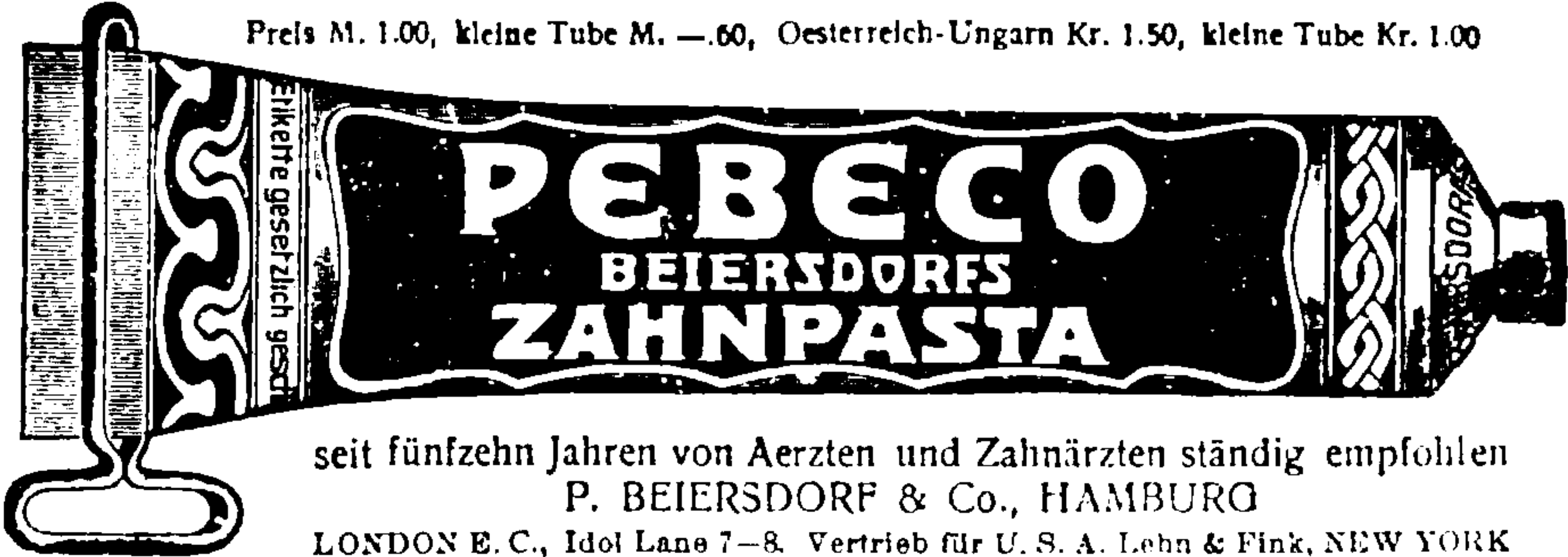
## Alle Manuskript- und Büchersendungen

an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33.

Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33; in Österreich-Ungarn: Dr. Felix Braun in Wien. — Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76. — Druck von H. G. Rahtgens, Lübeck, Mengstr. 12.

Preis M. 1.00, kleine Tube M. —.60, Oesterreich-Ungarn Kr. 1.50, kleine Tube Kr. 1.00



seit fünfzehn Jahren von Aerzten und Zahnärzten ständig empfohlen  
**P. BEIERSDORF & Co., HAMBURG**  
 LONDON E. C., Idol Lane 7-8. Vertrieb für U. S. A. Lehn & Fink, NEW YORK





---

7. HEFT.

11. FEBRUAR.

1909.

---

## Willkommen.

Von

Karl Lamprecht.

König Eduard ist in diesen Tagen Gast des Kaisers, der Stadt Berlin und des Reiches. Wir begrüßen ihn aufrichtig, da er den Ort betritt, der die Heimat seiner Schwester geworden war, und das Land, dem seine Ahnen einst ganz angehört haben und dem er selbst noch einmal, durch seinen Vater, mit der Hälfte seines Blutes verwandt ist. Und wir betonen, wie dieser Zusammenhang auf der breiten Grundlage nationaler Verwandtschaft der beiden vertretenen Völker, der breitesten, die in der geschichtlichen Welt bekannt ist, beruht. Im Engländer mischen sich mit überwiegenden niederdeutschen und nordgermanischen Elementen vornehmlich keltische, im Deutschen kommen zur germanischen Anlage Momente des Keltischen und Slawischen; gemeinsam ist beiden das Teutonische, das Hauptelement europäischer Expansion über die Welt: und um einen Freundschaftsaustausch teutonischer Elemente vor allem handelt es sich in den nächsten Tagen.

Daß dabei die Politik im Vordergrund stehen wird, selbst wenn nicht ein einziges Wort Politik gesprochen werden sollte, ist klar. Denn wann wären Teutonen zusammengekommen ohne einen Vorrat ernster Gedanken über allgemeine Fragen? Und Gedanken sind Absichten.

Auf politischem Gebiete handelt es sich zwischen England und dem Reiche um die Ausgleichung sehr ernster Gegensätze, deren Hervorbrechen keineswegs dem Willen und



der Kraft eines einzelnen, und wäre es König Eduard, verdankt wird. Die äußere Geschichte Europas ist bis zum 14. und 15. Jahrhundert in dem Ausgleich der Gegensätze zwischen dem westlichen und dem zentralen Europa verlaufen. Den politischen Mittelpunkt bildete dabei der geographischen Lage nach Frankreich, der Machtstellung nach Deutschland; Deutschland war dabei in der allgemeinen Konstellation der Dinge in einer ähnlichen Position etwa wie heute Rußland: und wie für Rußland, so erhielt sich für das alte Reich die Gewohnheit des Übergewichts auf lange Zeit hindurch, vornehmlich deshalb, weil es das größte periphereische Reich der gesamten europäischen Staatengruppen und insofern nicht leicht angreifbar war.

Diese Lage verschob sich von dem Moment an, da das Reich im Osten und Norden Nachbarn von Bedeutung erhielt. Dieser Prozeß begann mit der Erhebung Litauens, Polens und Ungarns im 14. und 15. Jahrhundert, setzte sich fort mit dem Aufschwung der Türkei im 15. und 16. und Schwedens im 17. Jahrhundert und war vollendet mit dem Eintreten Rußlands in den Kreis der großen europäischen Mächte im 18. und 19. Jahrhundert. Die Frage aber der politischen Mündigkeitsentwicklung Osteuropas war für Deutschland der Verfall des Reiches, das nun von West und Ost angegriffen werden konnte und angegriffen wurde: und die Führung der europäischen Geschichte ging an Frankreich-England und Rußland über.

Dieser Zustand der Dinge ist durch die nationale und wirtschaftlich-imperialistische Erhebung Zentraleuropas im Laufe der letzten zwei bis drei Generationen unterbrochen worden. Italien fand eine beinahe gänzliche, Deutschland eine minder vollendete nationale Einheit; Österreich begann, wenn auch im Verhältnis zu Deutschland und selbst zu Italien etwas verspätet, in den wirtschaftlichen Aufschwung einzutreten. Was sich innerlich angebahnt hatte und vorwärts zu stoßen begann, brachten äußerlich der deutsche Sieg über Frankreich und die Vollendung der italienischen Einheit durch Einnahme des Kirchenstaates zum Ausdruck. Mitteleuropa erstrebte und erreichte auf einige Zeit die politische Hegemonie des Erdteils; Frankreich als führende Macht des Westens wurde auf das Mittelmeer, nicht minder Rußland als führende Macht des Ostens auf Konstantinopel abgedrängt: Türkenkrieg und koloniale Zusammenfassung des Nordrandes Afrikas durch Frankreich waren die Folge, das Mittelmeer wurde wieder ein politisches Gewässer, und über die politische Behandlung der alten Länder des römischen Imperiums hinaus erfolgte der Übergang zur Weltpolitik, in deren Verlauf denn auch England von den Wirkungen der Veränderungen Zentraleuropas betroffen wurde.

Das war die Lage, die König Eduard vorfand: und er hat sie, sehr natürlich vom englischen Standpunkte, dadurch akzentuiert, daß er ein engeres Verhältnis zu Frankreich und Rußland anbahnte. Natürlich aber wurde dadurch auch die neue Situation Mitteleuropas, wie sie im Dreibund Ausdruck gefunden hatte, bedroht: und dies ist die Lage der Gegenwart.

Wird sich an dieser allgemeinen Konstellation rasch etwas ändern?



Soviel ist klar: es könnte schwerlich ohne eine gewaltige kriegerische Katastrophe geschehen, vor der schließlich jedermann zurückbebt.

Dennoch ergeben Einzelveränderungen in der politischen Gesamtlage Europas immer wieder die Möglichkeit und reifen auch zu der Absicht, eine generelle Verschiebung mit kleineren Mitteln hervorzurufen. Und hierdurch entsteht ein Hin und Her der Beziehungen, dessen Behandlung für England, dem einzigen europäischen Inselstaat, besonders leicht und vorteilhaft ist.

Die letzte Phase in dieser Entwicklung, die wir eben noch durchlaufen, die orientalische, zeigt indessen, daß eine solche Politik doch auch für ihre wichtigsten Teilnehmer und teilweisen Urheber nicht ohne Gefahr ist. Zunächst haben sich diesmal doch die Fäden, welche Frankreich und Rußland mit England verbinden, als nicht genügend stark erwiesen, um diese Staaten ganz auf englische Seite zu ziehen; das System englischer Bevormundung und Ausnutzung kontinental-europäischer Gegnerschaften ist schon zu alt, um nicht in das politische Bewußtsein der kontinentalen Massen eingedrungen zu sein, und erweist sich, weil bekannt, schon als minder wirksam. Vor allem aber hat auch nur der Versuch schon, die orientalische Frage stärker anzupacken, zu einer Amalgamierung der deutschen und österreichischen äußeren Politik geführt, die nicht umhin kann, daran zu erinnern, daß dies früheste Rezept äußerer Einheitsbewegung darin bestand, ein österreichisch-deutsches Doppelreich mit gemeinsamer auswärtiger Politik zu erstreben. Die deutschen Stämme und Staaten haben als politischen Hauptfehler stets den Partikularismus gehabt; und bei optimistischer Auffassung der politischen Entwicklung des letzten Menschenalters möchte mancher Deutsche darum vielleicht dankbar das Geschick der französisch-russischen Aussöhnung preisen, das um die spröden Dauben des deutschen Reichsgefäßes einen Reifen eiserner Verschweißung gelegt hat; es kann darum vielleicht gar nichts schaden, wenn England Mitteleuropa, und zwar zunächst Deutschland und Österreich, verwandte Dienste leistet. Wegen Italiens aber bedarf es kaum der Beunruhigung: es wird im Momente der Gefahr, wie bisher stets, nicht den zum Freunde wählen, dem die nationalen Sympathien gelten, sondern den, der sichere Vorteile zu verbürgen weiß.

Diese Gedanken bedürfen in diesem Moment nicht weiter des Ausspinnens. Aber wie wir uns daran gewöhnt haben oder gewöhnen sollten, politische Feste, wie den Geburtstag des Kaisers oder den Gründungstag des Reiches, nicht mit leerem Hurra, sondern mit Versuchen politischer Aussprache zu feiern, die in vielen Fällen gegenseitige Verständigung und zumeist doch wenigstens einen Fortschritt politischen Denkens bedeuten, so scheint es doch richtig, sie eben jetzt und eben bis zu dem erreichten Ende auszuführen: als einen schlichten Beitrag zur Begrüßung König Eduards.



## Zum Besuch unseres Königs in Berlin.

Von

Lord Avebury - London.

Ich bin der Überzeugung, daß unser König Deutschland als ein Bote des Friedens und der guten Gesinnung unserer Landsleute für das deutsche Volk besucht.

Deutsche und Engländer gehören zu derselben großen Rasse und Religion. Unsere gegenseitigen Interessen liegen auf gemeinsamen Bahnen und ein Krieg würde diese zerstören. Wir haben bis heute nie einen solchen Krieg gehabt, und ich kann nicht einsehen, warum wir ihn jetzt haben sollen. Ich bin auf alle Fälle sicher, daß England mit Feindseligkeiten nicht beginnen wird, und habe auch nie einen Augenblick daran geglaubt, daß Deutschland dies tun will. Es wird sehr oft gesagt, daß wir Deutschland einschließen und seine Ausdehnung verhindern oder doch wenigstens die Auswanderung seiner überflüssigen Bevölkerung unmöglich machen. Das ist sicher ein Mißverständnis. Unsere großen Kolonien sind unter eigener Regierung und sie machen daher keinen Unterschied zwischen englischen und deutschen Auswanderern.

Wir würden ohne Zweifel sehr erfreut sein, wenn Deutschland sich einverstanden erklären sollte, ein Ende mit den weiteren Vergrößerungen der Flotte zu machen. Wir denken, daß unsere nationalen Flotten hinreichend groß und stark sind, und wir verstehen daher nicht, aus welchen Gründen die deutsche Regierung ihre Flotte in so umfangreicher Weise vergrößert. Dieses hat natürlich entsprechende Vergrößerungen der Flotten der anderen Länder, eingeschlossen der unserigen und der Frankreichs, zur Folge. Aber, wenn wir auch die Vergeudung von soviel Geld bedauern; besonders da der Grund dafür ein Geheimnis bleibt, so kann man Deutschland doch nicht das Recht absprechen, über seine Flottenpolitik allein zu entscheiden. Was auch immer der Grund Deutschlands für die Übernahme einer so großen und, wie wir denken, unnützen Bürde sein sollte, die neuen Schiffe werden nie zur Verteidigung gegen unseren Angriff dienen; denn wir sehen auf einen englisch-deutschen Krieg als einen Schrecken und als eine Handlung des Wahnsinnes.

England kann durch die Prosperität Deutschlands nur Vorteile gewinnen und umgekehrt. Wir haben daher in England nicht nur aus starken und materiellen Gründen, sondern auch aus höheren und vornehmeren Motiven, freundschaftliche Wünsche für das deutsche Volk. Was man auch sagen möge: Haß und Eifersucht sind uns fern.

\* \* \*

Lord Landsdowne, der frühere Leiter der auswärtigen Politik Englands, schreibt uns: „Ich erkenne die Wichtigkeit einer Verständigung zwischen Deutschland und England an, aber ich möchte zu dieser Angelegenheit nicht selbst öffentlich das Wort nehmen.“

\* \* \*



**Joseph Allan Baker**, Mitglied des Parlaments, der bekannte englische Politiker und Industrielle, schreibt uns:

Persönlich bin ich sehr erfreut über die lebenswürdige und freundschaftliche Aufnahme, die unserem König und unserer Königin in Deutschland zugedacht ist, und ohne Zweifel wird Gutes aus diesem Besuch erwachsen, der — wie wir alle glauben — im Interesse des Friedens und einer näheren Freundschaft mit Deutschland erfolgt.

Ich bin fest davon überzeugt, daß eine englisch-deutsche Allianz von größter Wichtigkeit wäre.

Je eher sie zustande kommt, um so besser nicht nur für die beiden Länder und Völker, sondern für die ganze Welt. Ein Krieg zwischen England und Deutschland würde eine absolute Lahmlegung des ganzen Welthandels bedeuten, und wer auch die Oberhand behielte, er könnte seines Sieges nicht froh werden. Die Zerstörungen, die ein solcher Krieg hervorrufen würde, sind kaum auszudenken.

Auch der moralische Effekt eines Krieges zwischen zwei Ländern, die dieselben ethischen Ideale haben und einander so viel verdanken, würde nicht nur eine nationale Schande, sondern eine Kalamität für die ganze zivilisierte Welt bedeuten.

Während zweier Besuche, die ich im letzten Jahre im Interesse des Friedens und guter Beziehungen in Deutschland gemacht habe, konnte ich beim Vergleich weder dort noch hier etwas entdecken, was nach Unfrieden oder Streit aussah. Jene Presse, die Zwistigkeiten hervorzurufen sucht, repräsentiert — wie ich sehe — auf beiden Seiten weder die öffentliche Meinung noch die Regierungen.

\*     \*     \*

**Reginald John Campbell**, das Haupt der modernen theologischen Bewegung in England, schreibt uns: „Jeder patriotische Engländer bedauert das Mißtrauen, das so lange zwischen Deutschland und England, oder besser gesagt, zwischen gewissen Richtungen der öffentlichen Meinung in beiden Ländern existiert, und wird alles ernstlich willkommen heißen, was Wert für eine Annäherung zwischen den beiden Nationen haben könnte. Keine Partei in diesem Lande hat jemals Krieg mit Deutschland gewünscht, jede wird auf die Möglichkeit eines solchen Ringens nur mit Schrecken sehen. Es würde daraus nur ein unendliches Elend für die Zivilisation entstehen. Es kann allerdings nicht geleugnet werden, daß ein gewisser Konflikt materieller Interessen in der kaufmännischen Welt existiert hat und noch existiert; aber dieser ist nie ernstlich genug gewesen, um zu einer wirklichen Fehde zu führen und es ist auch nicht anzunehmen, daß ein Krieg denselben beseitigen könnte. Was jetzt mehr als alles andere notwendig ist, ist, daß jede der beiden Völkerschaften von dem guten Willen der anderen überzeugt werde, und das ist, wie wir alle hoffen, nunmehr, da König Eduard nach Berlin kommt, auf einem guten Wege zur Verwirklichung.“



## Ein englisches Nationaltheater.

Meine lieben Engländer,

Ihr rüstet Euch, Shakespeares dreihundertsten Sterbetag (im April 1916) würdig zu begehen, und wollt zur Erinnerung an den größten Dichter englischer Nation etwas Bleibendes schaffen.

Hie Shakespeare-Monument — hie Nationaltheater!

Die eine Partei ist für die Errichtung eines Shakespeare-Denkmals in London, wo der Dichter bisher nicht die ihm gebührende monumentale Verkörperung gefunden habe; die andre für die Errichtung eines Nationaltheaters, das in erster Linie der Pflege seiner Dramen gewidmet sein soll. Noch sind die Würfel nicht gefallen; aber es scheint, als ob der zweite Plan durchgesetzt würde. Hoffentlich.

Was das Denkmal betrifft . . . Natürlich ist Shakespeare in der Westminster-Abtei, Eurer Walhalla, vertreten; er steht am Eingang zum Lesesaal des Britischen Museums, der Eure universitas literaria ist, und er steht auf Leicester Square, der das Zentrum des Londoner Fleischmarkts ist. Als das Beste daran erschien mir immer der Vers auf dem Sockel, weil er von Shakespeare ist, und ich habe mich jedesmal über die Aufstellung der Statue gefreut: der Blick des Dichters ist auf das Empire gerichtet, wo man zwischen musikalischen Clowns und dressierten Hunden Balletts in höchster Vollendung — ausgestattet von dem für Euch geschmackvoller arbeitenden Berliner Baruch — sehen kann. Scheint der Stratfordier nicht mit leisem Lächeln sagen zu wollen: da drüben gibt es zu schauen, was bei meinem Volk zurzeit in Gunst steht; Massenaufzüge, schlanke Trikotbeine, grell beleuchtete Mädchenbusen (mehr Verheißung als Erfüllung), das ist den Engländern heute lieber als Hamlets Skrupel, Lears Flüche, Macbeths Ehrgeiz, Othellos Raserei. Sonst hat die Statue nichts zu sagen.

Sie genügt Euch also nicht mehr. Ihr wollt sie durch ein würdigeres Werk ersetzt wissen. Aber mit Denkmälern ist es eine eigene Sache. Wir leben in einer Zeit, die der Plastik nicht sonderlich günstig ist. In London gibt es kaum mehr gute Denkmäler als in dem verschrienen Berlin. Konventionelle Statuen, ja, die Menge, Krieger zu Roß und zu Fuß, barhäuptig und bedeckt; Staatsmänner, die ein schrecklich gewichtiges Gesicht machen, als wären sie sich der Verantwortlichkeit ihres Amtes auch nach ihrem Tode noch bewußt.

Wer hat etwas von einem Denkmal? Falls es ein großes Kunstwerk wird, ist es natürlich „a joy for ever“. Aber glaubt Ihr, das könnten Reggie und Maggie, Mr. Jones und Mrs. Brown beurteilen? Von hundert Menschen, die ganz vernünftig über einen Roman zu sprechen wissen, vermag noch nicht einer ein gutes Gemälde zu erkennen, von tausend noch nicht einer eine Skulptur richtig einzuschätzen.

Wer hat etwas von einem Denkmal? Hauptsächlich der Künstler, der mit seiner



Ausführung bedacht wird. Und wer käme da in England in Betracht? Denn schließlich, das Nationaldenkmal eines nationalen Dichters müßte doch von einem Engländer geschaffen sein. Gibt es zurzeit bei Euch einen wirklich hervorragenden Bildhauer, einen von anerkannter Bedeutung? Meines Wissens nicht. Ihr werdet Euch hüten, den jungen Jacob Epstein, dem ein Mäcen eben das Oscar Wilde-Denkmal auf dem Père-Lachaise übertragen hat, mit der Aufgabe zu betrauen. Und Ihr selbst scheint den heimischen Künstler nicht oder noch nicht zu kennen. Also wer soll das Denkmal machen? Rodin selbstverständlich — Rodin, von dem schon die Henley-Büste in der St. Paulskirche stammt. Ein Triumph der entente cordiale! Er wäre der einzige, bei dem man eine gewisse Garantie hätte, daß das Werk des Anlasses nicht unwert würde. Und Rodins Name ist schon genannt worden. Es macht Eurem Kunstsinn alle Ehre, daß Ihr lieber ein gutes Denkmal von einem Ausländer als ein gleichgültiges oder verfehltes von einem Autochthonen haben wollt, einerlei, ob Euer schönes Geld über den Kanal wandern muß.

Aber selbst wenn Rodin etwas ganz Großes schüfe, wem ist damit gedient (abgesehen von dem Gewinn, den die Kunst hätte)? Am wenigsten dem Mann, den Ihr ehren wollt und dessen Züge im Bilde festgehalten werden sollen. Wie sah Bill Shakespeare wohl aus? „Das kann ich nun gar nicht mir denken.“ Als authentisch gelten das sogenannte Chandos-Porträt und die angemalte Grabbüste in der Stratfordor Dorfkirche. Geben sie auch nur den schwächsten Begriff von dem „Stern der höchsten Höhe“? Wer in ihnen den genialen Dichter suchen wollte, müßte ein überzeugter Baconianer werden oder Tolstois, von Bernard Shaw sanktioniertes, Attentat gutheißen.

Darum: gebt den Plan auf. Je eher, desto besser. Sagt getrost von Shakespeare, was wir von Heine sagen: das ist der Dichter ohne Nationaldenkmal, und jedem Eton-boy wird das Horazische „aere perennius“ auf den Lippen schweben. Im günstigsten Falle bekämt Ihr ein Kunstwerk . . .

Das Nationaltheater dagegen könnte Euch sämtliche Kunstwerke Shakespeares in musterhafter Darstellung geben oder doch in besserer, als Ihr jetzt gewohnt seid, sie zu sehen, und dann ungezählte andre Dramen von Dichtern, die unter Euch leben, und solchen, die noch gar nicht geboren sind — eine Reihe, endlos wie die Banquo-Sprossen, die Macbeth im Spiegel erblickt. Könnte all das wettmachen, was Ihr in vielen, vielen Jahren am Aschenputtel oder eigentlich an der aufgeputzten Prinzessin Drama gesündigt habt.

Die augenblickliche Stimmung neigt sehr zur Ausführung dieses Projekts. Ein Glück! Macht es nicht wie unsre Schildbürger, die ihre Dummheiten immer erst eingesehen haben, wenn es zu spät war. Bedenkt, daß Ihr den Witz ante rem bene gerendam gebrauchen sollt, und daß der Treppenwitz eine Form des intellektuellen Katzenjammers ist. Alle Eure aufgeklärten Geister befürworten deshalb das Nationaltheater.

Ihr tut, als wäre es etwas Ungeheuerliches, ein Hirngespinnst, Chimäre. Das, was ins Leben gerufen werden soll, ist aber nichts andres als das, was jede mittlere deutsche



Stadt längst besitzt, was im kleinen Weimar schon zu Goethes Zeit vorhanden war und wo er mit dem Freunde Schiller ein Weltrepertoire anstrebte. Ihr müßt ein Theater mit wechselndem Spielplan haben, wenn Ihr wieder Sitz und Stimme im europäischen Konzert gewinnen wollt. Die Serienspielererei ist ein Fluch und ein Verhängnis für alle Beteiligten, am meisten für die Schauspieler. Ihr ruiniert Eure Bühne heillos dadurch. Sobald am Court-Theatre, das als Pionier des neuen Unternehmens zu betrachten ist, ein vernünftiges System eingeführt wurde, waren auch mit einem Male die besseren Stücke da. Wie über Nacht aus dem Boden gewachsen. Nicht, als ob sie vorher nicht da gewesen wären; aber es war keine Chance für sie da. Sie rührten von Männern her, die noch keinen Kredit beim Publikum hatten und daher die Masse nicht zur Kasse lockten, die ein zu großes Risiko für den Manager bedeuteten. Bei den lächerlich hohen Pachtsummen der Londoner Theater, bei dem außerordentlichen Aufwand, den der Mob für die Inszenierung verlangt, ist ein Mißerfolg in London eine schwerere pekuniäre Schädigung als anderswo. Darum trifft ein new-comer zuerst überall verschlossene Türen; hat er aber durch irgendeinen Zufall Erfolg gehabt, dann wird er — wehe dem Sieger! — zur Überproduktion gespornt. Manager, die im Rufe der Geschäftstüchtigkeit stehen wollen, legen Beschlag auf ihn, zahlen ihm eine Rente für Stücke, die noch gar nicht existieren, und bestellen bei ihm ihrer Person angemessene Ware, wie sie beim Schneider einen höchst persönlichen Anzug in Auftrag geben. Es wäre ratsam, meine lieben Engländer, Ihr triebet etwas weniger Namenkult und etwas mehr Dramenkult.

Daß Euer jetziges System ungesund, an Haupt und Gliedern verdorben ist, brauche ich Euch nicht erst zu sagen. Eure besten Männer verkünden es seit Jahr und Tag; eifern dagegen mit Wort und Schrift. Sie wissen, daß das englische Theater auf dem Kontinent in Mißkredit gelangt ist. Das englische Theater — das gibt es eigentlich gar nicht. Es gibt nur ein Londoner Theater. Das ist keine pars pro toto-Trope, sondern das theatrale London ist wirklich England. Die Provinz wird ja durchaus von der Zentrale gespeist, mit abgenagten Knochen sozusagen. Jeder Erfolg der Metropole wird in England, Irland, Schottland abgegrast, und die Provinzstädte wollen es nicht besser. Sie haben nur den einen Ehrgeiz, Londoner Schlager bei sich daheim zu bejubeln. Auch darunter leidet das englische Theater sehr; denn London mit seinen zwei oder drei Dutzend Westendtheatern kann unmöglich alle Stimmen, die gehört sein wollen, zu Worte kommen lassen. Die Provinz sollte sich endlich aufraffen, ihre Trabantenrolle abzuschütteln, und an der Renaissance des Dramas mithelfen.

Förderung der Ringenden: das wäre einer der wichtigsten Programmpunkte des Nationaltheaters. Und wenn es eine besondere Mission zu erfüllen hat, müssen ihm auch Ausnahmebedingungen zugestanden werden. Für das Nationaltheater müßte die lästige oder fast schon lustige Person des Zensors abgeschafft oder zum mindesten in ihren Befugnissen stark eingeschränkt werden. Der Lord Chamberlain, der jetzt die Zensur ausübt, ist eine Hofcharge, von keines literarischen Gedankens Blässe angekränkt. Was hat dieser ehrenwerte Gentleman in den letzten Jahren für eine Fülle von Abderiten-



streicheln geleistet! Maeterlincks „Monna Vanna“ verboten, obwohl alle Gebildeten dagegen Protest erhoben. Ein absolut harmloses, nüchternes Drama von Edward Garnett, das bei uns jedes Hoftheater zahm gefunden hätte, beanstandet, obwohl sich alle Schriftsteller gegen eine solche Vergewaltigung auflehnten. Und sein letztes Bravourstück? Er hat dem „König Ödipus“ des Sophokles aus sittlichen Gründen die Aufführung gewelgert, weil das Motiv des Inzests darin behandelt ist. Ja, seid Ihr ein Volk von erwachsenen Menschen oder von halbreifen Pensionsmädchen, deren Lektüre streng überwacht werden muß? Ihr braucht nicht mehr zum Gespött Europas zu werden, wenn Ihr Euch also von einem Lord Chamberlain bevormunden laßt. Dergleichen wäre kaum in einem andern Kulturstaat möglich.

Von der Quarantäne, die bei Euch über religiöse Dramen verhängt ist, will ich nicht allzu viel Aufhebens machen. In dieser Beziehung versteht Ihr keinen Scherz, obwohl Ihr Euch gern mit Eurem sense of humour brüstet, und es ist am klügsten, Eure Zimperlichkeit zu schonen. Aber das Gesetz ist dumm, das Gesetz, das religiöse Dramen, in denen Gestalten der Bibel auftreten, zur öffentlichen Darstellung nicht freigibt. Aus dem Grunde: weil es ein leichtes ist, dem Gesetz ein Schnippchen zu schlagen und fingierte Namen einzuführen. Der biblische Schmarrn „The Sign of the Cross“ ist bei Euch erlaubt, ein Kunstwerk wie „Salome“ verboten. Nicht einmal die Oper von Richard Strauß kann in Covent Garden gegeben werden, und Ihr genießt somit den zweifelhaften Ruhm, noch morganatischer als Miß Morgan und die amerikanischen Kunstbarbaren zu sein.

Wenn Ihr also das Nationaltheater gründet, so laßt es einen Tempel der Kunst werden, nicht das, was Eure Durchschnittsschaubühnen sind: der Hätschelhans des hohen wie des niedern Pöbels und das Stiefkind der Intellektuellen. Ein Theater mehr — das hätte keinen Sinn, wenn es nicht ein Theater von besonderem Gepräge wäre, das spielen dürfte, was anderswo bedenklich, das spielen könnte, was anderswo finanziell zu gefährlich. Will der König, dem sein alldeutscher Gegner eines gewiß nicht nachsagen kann: Prüderie, am dreihundertsten Sterbetag des größten Dichters englischer Zunge etwas Besondres tun, so stelle er den Lord Chamberlain für das Nationaltheater kalt. Die Leute, die an der Spitze stehen, werden schon dafür sorgen, daß ängstliche Gemüter nicht verletzt werden. Wie die Dinge bei Euch liegen, ist es eine Lebensfrage für sie.

Aber wer wird an der Spitze stehen? Ich weiß, das macht Euch viel Kopfzerbrechen. Darf ein Ausländer in aller Bescheidenheit seine Meinung äußern, so nehmt den einen Rat an: wählt keinen ständigen Londoner Theaterleiter. Nicht als ob ihnen die künstlerische Befähigung abgesprochen werden sollte, sondern weil es naturgemäß zu Unzuverlässigkeiten führen würde. Geschieht es dennoch, so müßte er in dem Augenblick, wo er die neue Stellung antritt, auf eigne schauspielerische Betätigung verzichten. Das System des actor-manager, der die ihm eingereichten Stücke nur unter dem Gesichtswinkel betrachtet, ob sie ihm eine dankbare Rolle abwerfen, hat Schäden genug gezeitigt; laßt es nicht noch mehr Unheil anrichten! Das bißchen praktische Erfahrung, das er voraus hat, ist schnell erworben.



Auch die Schauspieler müßten Opfer bringen. Das Nationaltheater könnte wohl nicht so hohe Gagen zahlen, wie sie an Londons Westendbühnen üblich sind. Aber jeder Künstler müßte es sich als Ehre anrechnen, wenn er zur Mitwirkung im vornehmsten Heim des Dramas herangezogen würde, und dementsprechend seine Forderungen in mäßigen Grenzen halten. Auf die Dauer geht es eben in der Kunst nicht ohne kleine Zugeständnisse idealer Art, am wenigsten in unserm kommerziellen Zeitalter. Man braucht ja nicht immer die verwöhnten Publikumsgünstlinge zu nehmen, deren Wert oft in einem schreienden Mißverhältnis zu ihrem Preis steht. Daß es überraschend viele tüchtige Schauspieler in England gibt, hat wieder das Court-Theatre gezeigt, wo in kurzer Zeit mit jungen, teilweise ungeschulten Kräften prachtvolle Vorstellungen zustande kamen — dank dem organisatorischen Talent und der hervorragenden Regie Granville Barkers.

Nun ist mir (beinahe wider Willen) ein Name entschlüpft. Laßt Euch diesen Mann auf keinen Fall entgehen! Er hat nicht seinesgleichen in England heute. Und neben ihm müßte als Dramaturg William Archer wirken, der das europäische Theater von Grund aus kennt und in der Kunst den Wahlspruch des Prinzen von Wales: „Ich dien“ mit unerschütterlicher Treue befolgt.

Damit wäre die Personalfrage gelöst. Laßt Euch von den andern Schwierigkeiten nicht abschrecken, sondern Euren oft erprobten Wagemut befeuern. Baut das Nationaltheater!

Max Meyerfeld.

---

## Der Schatz im Walde.

Von

H. G. Wells.

Deutsch von Felix Paul Grove.

Das Kanoe näherte sich dem Lande. Die Bucht öffnete sich, und eine Lücke in der weißen Brandung des Riffs bezeichnete die Stelle, wo der kleine Fluß ins Meer hinausrann; seinen Lauf verriet auf dem Hang des fernen Hügels das dichtere und dunklere Grün des Urwalds. Hier trat der Wald bis nah an den Strand. Weit hinten hoben sich, blaß und der Farbe nach beinahe Wolken gleich, wie plötzlich erfrorene Wellen die Berge. Das Meer lag, abgesehen von einem fast unmerklichen Schwellen, glatt und still. Der Himmel glühte.

Der mit dem geschnitzten Ruder hielt inne. „Hier herum muß es sein,“ sagte er. Er zog das Ruder ein und streckte die Arme vor sich hin.

Der andere hatte im Bug des Bootes gesessen und scharf aufs Land gespäht. Auf seinen Knien lag ein gelber Bogen Papier.



„Komm her und sieh's dir an, Evans,“ sagte er.

Beide sprachen flüsternd und ihre Lippen waren hart und trocken.

Der Evans Benannte stieg durch das schwankende Boot, bis er dem andern über die Schulter blicken konnte.

Das Papier sah aus wie eine grobe Karte. Durch vieles Zusammenfalten war es zerknittert und bis zur Zerfetzung abgenutzt, und der zweite der beiden Männer hielt die verfärbten Fragmente, wo sie zerrissen waren, zusammen. Undeutlich konnte man in fast verwischten Bleistiftlinien den Umriß der Bucht erkennen.

„Hier,“ sagte Evans, „Ist das Riff, und hier die Lücke.“ Er folgte der Linie mit dem Daumnagel.

„Diese gewundene Kurve ist der Fluß — ich könnte jetzt einen Trunk Wassers gebrauchen! — und da bei dem Stern ist es.“

„Siehst du die punktierte Linie?“ sagte der, der die Karte hielt, „sie läuft von der Öffnung des Riffs geradeaus zu einer Palmengruppe. Der Stern steht genau, wo sie den Fluß schneidet. Wir müssen uns die Stelle merken, wenn wir in die Lagune kommen.“

„Komisch,“ sagte Evans nach einer Pause, „wozu sind diese kleinen Zeichen da unten? Es sieht aus wie der Plan zu einem Haus, aber was all diese kleinen Striche hierhin und dorthin bedeuten, das krieg ich nicht raus. Und was für 'ne Schrift ist das?“

„Chinesisch,“ sagte der mit der Karte.

„Natürlich! Er war Chinese,“ sagte Evans.

„Das waren sie alle,“ sagte der andere.

Ein paar Minuten lang saßen beide da und starrten aufs Land, während das Kanoe langsam dahintrieb. Dann blickte Evans aufs Ruder.

„Du bist dran, Hooker“, sagte er.

Und sein Gefährte faltete seine Karte ruhig zusammen, steckte sie in die Tasche, kletterte vorsichtig an Evans vorbei und begann zu paddeln. Seine Bewegungen waren schlaff, denen eines Mannes gleich, dessen Kraft fast erschöpft war.

Evans saß mit halbgeschlossenen Augen da und sah auf die schäumende Brandung des Korallenriffs, die immer näher kam. Der Himmel war jetzt wie ein Schmelztiegel, denn die Sonne stand fast im Zenit. Obgleich sie dem Schatz so nahe waren, spürte er doch nichts von der Erregung, die er erwartet hatte. Die intensive Aufregung im Kampf um den Plan und die lange Nachtfahrt vom Festland herüber, noch dazu in einem Boot ohne Vorräte — das hatte ihn, wie er sagte, „aufgerieben“. Er versuchte sich aufzuraffen, indem er die Gedanken auf die Goldbarren lenkte, von denen der Chinese gesprochen hatte, aber sie wollten nicht dabei bleiben; jähling sprangen sie zu dem Süßwasser zurück, das im Flusse rann, und zu der fast unerträglichen Trockenheit der Lippen und der Kehle. Jetzt wurde der rhythmische Schlag der Wellen auf dem Riff vernehmbar, und der Laut klang seinen Ohren angenehm. Das Wasser plätscherte am Kanoe entlang, und das Ruder tropfte zwischen je zwei Schlägen ab. Er versank in eine Art Halbschlaf.



Er war sich noch dunkel der Insel bewußt, aber ein wunderlicher Traum verwob sich mit seinen Sinneseindrücken. Es war wieder die Naecht, in der er und Hooker das Geheimnis des Chinesen erfahren hatten; er sah die mondbeschienenen Bäume, das kleine Feuer, und die schwarzen Gestalten der drei Chinesen — auf der einen Seite vom Mond versilbert, auf der anderen glühend vom Schein des Feuers — und er hörte sie im Chinesenenglisch miteinander sprechen, denn sie waren aus verschiedenen Provinzen. Hooker hatte als erster herausbekommen, um was ihr Gespräch sich drehte, und er hatte ihm gewinkt, daß er horchen sollte. Fragmente der Unterhaltung waren unhörbar, andere Fragmente unverständlich. Im Hintergrund der Geschichte stand eine spanische Galleone von den Philippinen, die hoffnungslos gescheitert war, und deren Schatz man für den Tag der Rückkehr eingegraben hatte; eine Mannschaft, gelichtet durch Seuchen, Streit und die Anforderungen der Disziplin — und zuletzt schiffte sie sich in ihren Booten ein, und niemand hört je wieder von ihr. Chang-hi hatte vor einem Jahr bei einem Streifzug an Land die zweihundert Jahr verborgen gewesenen Barren gefunden; er war von seiner Dschunke desertiert und hatte sie allein, aber sehr sicher wieder versteckt. Er legte großen Nachdruck darauf, daß sie ganz sicher waren — das war sein Geheimnis. Jetzt suchte er Hilfe, um wieder hinzufahren und sie auszugraben. Dann flatterte die kleine Karte, und die Stimmen sanken. Eine schöne Geschichte für zwei gestrandete englische Halunken! Evans Traum lief weiter bis zu dem Moment, in dem er Chang-his Zopf in der Faust hielt. Das Leben eines Chinesen ist kaum so heilig wie das eines Europäers. Chang-his schlaues, kleines Gesicht trat, erst wütend und scharf wie eine aufgestörte Schlange, dann ängstlich, verräterisch und erbärmlich, überwältigend in den Vordergrund des Traums. Zuletzt hatte Chang-hi gegrinst — ein unbegreifliches und erschreckendes Grinsen. Unvermittelt wurde alles sehr unangenehm, wie es zuweilen in Träumen so geht. Chang-hi schwätzte und drohte ihm. Er sah im Traum viele Haufen Goldes, und Chang-hi trat dazwischen und suchte ihn zurückzuhalten. Er packte Chang-hi am Zopf — wie dick der gelbe Kerl war, und wie er rang und grinste. Und er wurde immer größer! Dann verwandelten sich die hellen Goldhaufen in einen brüllenden Schmelztiegel, und ein ungeheurer Teufel, der Chang-hi erstaunlich ähnlich sah, aber einen riesigen schwarzen Schwanz hatte, begann ihm Kohlen in den Mund zu schaufeln. Sie verbrannten ihn furchtbar. Ein zweiter Teufel schrie seinen Namen: „Evans, Evans, du schläfst ja, du Narr!“ — oder war Hooker das?

Er erwachte. Sie waren am Eingang der Lagune.

„Da stehn die drei Palmen. Es muß genau auf der Linie von hier über dieses Gebüsch sein,“ sagte sein Gefährte. „Merk dir das. Wenn wir zu dem Gebüsch gehen und dann die gerade Linie von hier aus suchen, müssen wir hinkommen, sobald wir den Fluß erreichen.“

Sie konnten jetzt sehen, wo der Fluß mündete. Bei seinem Anblick lebte Evans auf. „Los, Mann,“ rief er, „oder, beim Himmel, ich muß Salzwasser trinken!“ Er



nagte an seiner Hand und starrte auf den Silberschein zwischen den Felsen und der grünen Wildnis.

Plötzlich wandte er sich beinahe wild zu Hooker. „Gib mir das Ruder,“ sagte er.

So erreichten sie die Flußmündung. Ein wenig stromauf schöpfte Hooker mit der hohlen Hand, kostete das Wasser und spie es aus. Nach einer Weile versuchte er es von neuem. „Das geht,“ sagte er, und sie begannen eifrig zu trinken.

„Verdammt!“ sagte Evans plötzlich. „Das geht zu langsam.“ Und indem er sich gefährlich über den Bug des Kanoes bog, begann er das Wasser mit den Lippen aufzusaugen.

Dann hielten sie inne, trieben das Kanoe in eine kleine Bucht und wollten gerade in dem dichten überhängenden Pflanzenwirrwarr landen.

„Wir müssen hier durchklettern, bis an den Strand, und die Büsche suchen, um die Linie zu finden,“ sagte Evans.

„Besser, man rudert rum,“ sagte Hooker.

So hielten sie wieder in den Fluß hinaus und ruderten zum Meer zurück und die Küste entlang, dahin, wo die Büsche standen. Hier landeten sie, zogen das leichte Boot hoch auf den Strand und gingen dann zum Rand des Dschungels, bis sie die Einfahrt des Riffs und die Büsche in gerader Linie sahen. Evans hatte ein einheimisches Gerät aus dem Kanoe genommen. Es war L-förmig, und das Querstück trug vorn polierten Stein. Hooker nahm das Ruder. „Jetzt genau in dieser Richtung,“ sagte er; „wir müssen hier durch, bis wir den Fluß schneiden. Dann müssen wir kundschaftern.“

Sie arbeiteten sich durch ein Dickicht aus Rohr, Farrenwedeln und jungen Bäumen; erst war es mühsam, aber bald wurden die Bäume größer und der Boden unter ihnen freier. Die Sonnenglut wich in unmerklicher Abstufung kühlem Schatten. Die Bäume wurden zuletzt zu ungeheuren Pfeilern eines grünen Daches hoch zu Häupten. Undeutlich hingen weiße Blüten an ihren Stämmen, und strickartig schlangen sich Schlinggewächse von Baum zu Baum. Der Schatten wurde tiefer. Auf dem Boden wurde ein schwarz-fleckiger Pilz und eine rotbraune Inkrustation sehr häufig.

Evans fröstelte. „Es scheint hier fast kalt nach der Glut da draußen.“

„Ich hoffe, wir sind auf der Linie.“ sagte Hooker.

Dann sahen sie, weit vor sich, eine Lücke in dem finstern Dunkel, wo weiße Strahlen heißen Sonnenscheins in den Wald einschlugen. Auch glänzend grünes Bodendickicht leuchtete dorthin und farbige Blumen. Und dann vernahmen sie das Plätschern von Wasser.

„Hier ist der Fluß. Jetzt müssen wir hart dabel sein,“ sagte Hooker.

Die Vegetation stand dicht am Ufer. Große, noch unbenannte Pflanzen wuchsen zwischen den Wurzeln der Riesenbäume und spreizten Rosetten ungeheurer grüner Fächer gegen den Himmelsstreif. Viele Blumen und ein Schlinggewächs mit glänzenden Blättern klammerten sich an die nackten Stämme. Auf dem Wasser des breiten, ruhigen Sees,



den die Schatzsucher jetzt überblickten, schwammen große ovale Blätter und eine wachsartige rötlich-weiße Blüte, die einer Wasserlilie nicht unähnlich war. Weiterhin, wo sich der Fluß von ihnen abwandte, schäumte das Wasser plötzlich geräuschvoll in einer Schnelle auf.

„Nun?“ fragte Evans.

„Wir sind ein wenig von der geraden Linie abgewichen,“ sagte Hooker. „Das war zu erwarten.“

Er wandte sich und spähte in die dunklen, kühlen Schatten des schweigenden Waldes. „Wenn wir ein wenig flußaufwärts und flußabwärts suchen, müßten wir es finden.“

„Du sagtest — —“ begann Evans.

„Er sagte, es stände ein Steinhaufen dabei,“ sagte Hooker.

Einen Moment sahen die beiden sich an.

„Laß uns erst stromab versuchen,“ sagte Evans.

Sie gingen langsam weiter, indem sie sich neugierig anblickten. Plötzlich stand Evans still. „Was zum Teufel ist das?“ sagte er.

Hooker folgte seinem Finger. „Was Blaues,“ sagte er. Es war in Sicht gekommen, als sie eine Bodenschwellung überschritten. Dann erkannte er langsam, was es war.

Mit eiligen Schritten ging es weiter, bis der Rumpf, der zu der schlaffen Hand und dem Arm gehörte, sichtbar wurde. Seine Hand schloß sich fester um sein Werkzeug. Es war ein Chinese, der auf dem Gesicht lag. Die Gestalt ließ nur eine Deutung zu.

Die beiden Leute traten dichter zusammen und starrten schweigend auf die ominöse Leiche. Sie lag auf einer Lichtung zwischen den Bäumen. Dicht neben ihr lag ein chinesischer Spaten, und weiterhin ein wirrer Steinhaufe, dicht bei einer frisch gegrabenen Grube.

„Hier ist schon jemand gewesen,“ sagte Hooker, indem er sich räusperte.

Dann begann Evans plötzlich zu fluchen und zu rasen und auf den Boden zu stampfen.

Hooker erblaßte, aber er sagte nichts. Er trat zu der Leiche. Er sah, der Hals war purpurn und aufgeblasen, die Hände und die Fußknöchel geschwollen. „Bah!“ sagte er, machte plötzlich Kehrt und ging zu der Grube. Er stieß einen Schrei der Überraschung aus. Er rief Evans, der ihm langsam folgte.

„Du Narr! Alles in Ordnung. Es ist noch da.“ Dann wandte er sich nochmals und sah auf den toten Chinesen; dann wieder auf das Loch.

Evans eilte herbei. Halb schon von dem Unglücklichen da entblößt, starrten ihm ein paar stumpfgelbe Barren entgegen. Er bückte sich in das Loch hinab, schaufelte die Erde mit den nackten Händen zur Seite und zog eilig eine der schweren Massen heraus. Dabei stach ihn ein kleiner Dorn in die Hand. Er zupfte ihn mit den Fingern aus der Haut und hob den Schatz.

„Nur Gold oder Blei kann so schwer sein,“ sagte er triumphierend.

Hooker staunte immer noch den toten Chinesen an. Er grübelte.



„Der wollte seinen Freunden zuvorkommen,“ sagte er schließlich. „Er kam allein hier, und eine giftige Schlange hat ihn getötet . . . Ich möchte wissen, wie er die Stelle gefunden hat.“

Evans hielt den Barren in den Händen. Was kam auf einen toten Chinesen an! „Wir werden dies Zeug stückweise zum Festland nehmen und es dort eine Weile vergraben müssen. Wie sollen wir es zum Kanoe bringen?“

Er zog sich die Jacke aus, legte sie auf den Boden und warf zwei oder drei Barren hinein. Dann merkte er, daß wieder ein kleiner Dorn seine Hand geritzt hatte.

„Mehr können wir nicht tragen,“ sagte er; und plötzlich, mit wunderlicher Geiztheit: „Was starrst du da?“

Hooker wandte sich ihm zu. „Ich kann . . . den da nicht ausstehn.“ Er nickte zur Leiche hin. „Er sieht ganz aus wie — — —“

„Unsinn!“ sagte Evans. „Alle Chinesen sind gleich.“

Hooker sah ihm ins Gesicht. „Auf jeden Fall werde ich ihn begraben, ehe ich Hand an das Zeug da lege.“

„Sei kein Narr, Hooker,“ sagte Evans. „Laß den Haufen Fäulnis liegen.“

Hooker zögerte, und dann schweifte sein Blick sorgfältig über den braunen Bodens rings. „Er ängstigt mich irgendwie,“ sagte er.

„Es handelt sich darum,“ sagte Evans, „was man mit diesen Barren machen soll. Sollen wir sie hier wieder vergraben oder sie im Kanoe über die Enge bringen?“

Hooker dachte nach. Sein irrer Blick schweifte durch die hohen Baumstämme hinauf zu dem fernen, sonnenhellen Laub. Ihn fröstelte wieder, als sein Auge von neuem auf die blaue Gestalt des Chinesen fiel. Er starrte suchend in die grauen Tiefen zwischen den Bäumen.

„Was ist dir, Hooker?“ sagte Evans. „Hast du den Verstand verloren?“

„Auf jeden Fall laß uns das Gold hier fortbringen,“ sagte Hooker.

Er faßte die Enden des Rockkragens, Evans packte am andern Ende an, und sie hoben die Masse. „Wohin?“ fragte Evans. „Zum Kanoe?“

„Komisch,“ sagte Evans nach ein paar Schritten, „aber die Arme tun mir vom Rudern immer noch weh.“

„Verdammt!“ sagte er. „Sie tun wirklich weh! Ich muß ausruhn.“

Sie legten die Jacke nieder. Evans Gesicht war weiß, und auf seiner Stirn standen kleine Schweißtropfen. „Es ist stickig hier in diesem Wald.“

Und dann mit unvermitteltem Übergang zu sinnloser Wut: „Was nützt es, hier den ganzen Tag zu warten? Faß an! Du hast nur noch Maulaffen gefangen, seit wir den toten Chinesen gesehen haben.“

Hooker sah seinem Gefährten fest ins Gesicht. Er half die Jacke mit den Barren aufheben, und schweigend drangen sie vielleicht hundert Meter vor. Evans begann schwer zu atmen. „Kannst du nicht reden?“ sagte er.



„Was fehlt dir?“ sagte Hooker.

Evans stolperte, und dann warf er mit einem plötzlichen Fluch die Jacke hin. Einen Moment stand er da und starrte Hooker an; dann griff er sich stöhnend an den Hals.

„Komm mir nicht nah,“ sagte er und trat zu einem Baum, um sich anzulehnen. Und mit festerer Stimme: „Mir wird gleich besser sein.“

Plötzlich ließen seine Hände den Stamm los, und langsam sank er zu einem schlaffen Haufen zusammen. Seine Hände waren krampfhaft geballt. Sein Gesicht verzerrte sich vor Schmerz. Hooker trat zu ihm.

„Rühr mich nicht an! Rühr mich nicht an!“ sagte Evans mit erstickter Stimme. „Leg das Gold wieder auf die Jacke.“

„Kann ich nichts für dich tun?“ fragte Hooker.

„Leg das Gold wieder auf die Jacke.“

Als Hooker die Barren anfaßte, fühlte er am Daumenballen einen leisen Stich. Er sah auf seine Hand und erblickte einen dünnen, vielleicht zwei Zoll langen Dorn.

Evans stieß einen unartikulierten Schrei aus und überschlug sich.

Hookers Kinn sank herab. Er starrte einen Moment mit weiten Augen auf den Dorn. Dann sah er Evans an, der jetzt zusammengekrümmt auf dem Boden lag, während sich sein Rücken krampfhaft bog und streckte. Dann blickte er durch die Baumpfeiler und das Netzwerk der Schlinggewächse, dahin, wo im blassen, grauen Schatten die blau-gekleidete Leiche des Chinesen noch undeutlich zu sehen war. Er dachte an die kleinen Striche in der Ecke des Plans, und im Nu begriff er.

„Gott sei mir gnädig!“ sagte er. Denn die Dornen waren denen ähnlich, die die Dyaks vergiften und für ihre Blasrohre benutzen. Er verstand jetzt, was Chang-his Vertrauen auf die Sicherheit seines Schatzes bedeutete. Er verstand jetzt jenes Grinsen.

„Evans!“ rief er.

Aber Evans war jetzt still und reglos, nur daß seine Glieder noch krampfhaft zuckten. Tiefes Schweigen brütete über dem Walde.

Dann begann Hooker wütend auf dem kleinen roten Fleck an seinem Daumenballen zu saugen — er sog um sein Leben. Dann fühlte er einen sonderbaren Schmerz in Armen und Schultern, und seine Finger gehorchten ihm nicht mehr. Da wußte er, daß das Saugen nichts nützte.

Plötzlich hielt er inne, setzte sich neben das Gold, legte das Kinn in die Hände, stützte die Ellbogen auf die Knie und starrte auf die verzerrte aber noch zuckende Leiche seines Gefährten.

Chang-his Grinsen fiel ihm wieder ein. Der stumpfe Schmerz zog ihm in den Hals hinauf und wurde langsam intensiver. Hoch über ihm rührte eine leichte Brise im Laub, und die weißen Blätter einer unbekannten Blume schwebten durch den dunklen Schatten.





Haus Orchards Godalming.

Architekt Lütjens.

## Die Wohnkultur in England.

Von

Hermann Muthesius.

In neuerer Zeit hat das englische Haus auch in Deutschland von sich reden gemacht und ist vielfach als vorbildlich hingestellt worden. Nicht ohne Widerspruch bei denen hervorzurufen, die in jeder Hervorhebung eines Vorzuges des Auslandes eine Verleugnung der heimischen Verdienste erblicken. Wie es in der Regel geschieht, werden von solchen Leuten Berichte über auswärts gefundene Vorzüge von vornherein zurückgewiesen, ohne daß man sich die Mühe nähme, die Materie zu prüfen. So sehr die Neigung, nationale Verdienste zu würdigen, begrüßt werden muß, so sehr muß eine Umkehrung dieses Prinzips in die negative Kritik ausländischer Errungenschaften schädigend wirken, weil sie uns des besten Mittels beraubt, durch Erkenntnis der guten Qualitäten anderer unsere eigenen Leistungen zu steigern.

Durchweg ist zu beobachten, daß, wer mit offenem Sinn England bereist, entzückt ist von den Wohnstätten der Menschen, die ihm auf seinen Eisenbahnfahrten auf saftigem Wiesengelände in ihrer anheimelnden und traulichen Art entgentreten. Er bemerkt, wie dort die Häuser aus einer ganz anderen Gesinnung gebaut werden als bei uns, wie sie eine höhere Geschmackskultur verraten, wie sie der Natur gleichsam als organische Bestandteile eingefügt sind. Wer dazu noch das Leben in einem englischen



Hause kennen lernt, und in der Lage ist, sein Urteil von heimischen Gewohnheiten zu befreien (viele Reisende können das nicht), der wird ferner beobachten, wie das Haus in einer viel weitgehenderen Weise als bei uns sich dem häuslichen Leben anpaßt, wie für die Erfüllung jedes Lebensbedürfnisses in liebevoller Weise gesorgt ist, wie namentlich dem Wirtschaftsbetrieb des Hauses eine große Anzahl von Räumen gewidmet sind, die im deutschen Hause fehlen. Am meisten wird ihm aber vielleicht die enge Beziehung des Hauses zur umgebenden Natur auffallen. Ebenen Fußes treten die Hausbewohner in einen Garten voll üppigen Blumenflors. Dieser Garten breitet sich an der Sonnenseite des Hauses aus und das Haus kehrt ihm seine Hauptfront zu. Das Haus scheint mit der umgebenden gärtnerischen Anlage zusammengewachsen zu sein, so daß der Garten ohne das Haus und das Haus ohne den Garten nicht denkbar wäre. Die Hauptfront des Hauses ist demgemäß die Gartenfront und nicht die Seite, welche nach der Straße gerichtet ist. Zu der Straße unterhält das Haus keine Beziehungen.

Alles das ist eigentlich für den ausländischen Beobachter völlig neu. Wenigstens ist in den Hauptländern des Kontinents, vor allem in Deutschland, das Landhaus nach ganz andern Gesichtspunkten entwickelt. Es steht fast ausnahmslos an der Straße, sein Wohngeschoß ist hoch über den Garten erhoben, so daß man, um in diesen zu gelangen, erst eine Treppe von 2 m Höhe herabsteigen muß. Es ist stark auf innere und äußere Repräsentation gestimmt, und wenn auch alle Wohn- und Schlafzimmer aufs beste bedacht sind, so fehlt doch meist jene Sorgfalt für die zur Bewirtschaftung nötigen Räume, die im englischen Hause so wohltuend berührt. Unbedingt entdeckt der aufmerksame Beobachter also eine Reihe von Verschiedenheiten vom heimischen Hause. Und er kann sie bei weiterem Nachdenken nur als die Beweise eines vorgeschrittenen Entwicklungsstadiums des englischen Hauses erkennen.

Daß die Entwicklung der Wohnungskultur weiter fortgeschritten sein muß als bei uns, lehrt der einfachste Blick auf die englischen sozialen, politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse. England ist das einzige Land, das in den fünf letzten Jahrhunderten von Kriegen verschont geblieben ist. Die kleinen Störungen, die die Regierung der Stuarts mit sich brachte und die schließlich zur Enthauptung ihres letzten Vertreters, und damit zum Sieg der bürgerlichen Freiheit gegen die absolutistischen Gelüste eines fremden Herrscherhauses führten, wirkten wirtschaftlich nicht tief eingreifend. Der Wohlstand Englands war bereits in der langen Regierungszeit der Königin Elisabeth gegründet worden und steigerte sich von da ununterbrochen bis in die Gegenwart herein. Auch die politische Unabhängigkeit entwickelte sich in England früher als in irgendeinem andern Staate. Das bürgerliche Selbstbewußtsein führte zur Außerkraftsetzung jeder Art von Standesprätension und schuf jenen in sich gefestigten Charakter mit der selbstverständlichen Anstandsverpflichtung, die wir in dem Begriff des „gentleman“ ausgedrückt finden. Die Sucht, anderen zu imponieren, durch Aufwand, Hervorkehrung von Standesunterschieden und anderen Vorzügen zu glänzen, ist in England so gut wie abwesend.



In nichts prägen sich diese Eigenschaften drastischer aus als im englischen Hause, dem jede Prätension fernliegt und das im Innern und Äußern nichts anderes sein will, als eine Stätte für das gesündeste und komfortabelste Wohnen. Nichts ist vielleicht auffallender als das Nichtvorhandensein von Prunk- und Gesellschaftsräumen, die selbst im Hause des ganz reichen Mannes fehlen. Das kleinste wie das größte Haus hat einen festen Bestand von wenigen Wohnzimmern, dem auch im größten Landsitze fast nichts mehr hinzugefügt wird. Unerläßlich, aber auch genügend, sind für den Engländer das („drawingroom“ genannte) Wohn- und Gesellschaftszimmer, das Eßzimmer, die Bi-



Halle in Garth Haus Edgboston bei Birmingham.

Architekt Bidlak.

bliothek und die Halle. In Häusern, die sich über die Mittelgröße erheben, finden wir noch ein Billardzimmer und hier und da ein sogenanntes Morgenzimmer (das zur Entlastung des Hauptwohnzimmers dient) und vielleicht ein Frühstückszimmer. Mehr ist an eigentlichen Wohnzimmern in keinem, auch noch so großen Hause zu finden. Dagegen unterscheidet sich das Haus des reichen Mannes dadurch von dem Hause des Minderbemittelten, daß die Wirtschaftsräume einen für unsere Begriffe geradezu enormen Umfang annehmen. Wer zum erstenmal den Grundriß eines englischen großen Landhauses betrachtet, dem erscheint die Zahl und Größe der Wirtschaftsräume geradezu rätselhaft. Sie nehmen im Erdgeschoß nicht selten den zwei-, drei-, ja vierfachen Flächeninhalt





Sommerhaus in Surrey.

Architekt Walter Cave.

der eigentlichen Wohnräume ein. Der Küche sind eine große Anzahl von Nebenräumen angegliedert (Abwaschküche, Teeküche, getrennte Vorratsräume für Fleisch, Milch, trockne Vorräte), der „butler“ beherrscht drei bis vier Arbeits- und Aufbewahrungsräume, die Wirtschaftsführerin hat über eine gleiche Anzahl von Räumen zu verfügen und außerdem sind für die verschiedenen Reinigungsvorrichtungen getrennte Räume vorhanden. Nie fehlt ein gemütlich eingerichtetes Zimmer für die Dienstboten, in welchem

diese am sauber gedeckten Tische essen und sich in den dienstfreien Stunden aufhalten.

Ausgedehnt wie der Wirtschaftsteil des Hauses sind die den Besuchsgästen gewidmeten Räume. Ein großes englisches Landhaus ist ohne Wohnbesuch nicht denkbar. Auch das kleinste Haus enthält ein Fremdenzimmer, die Zahl der Besuchszimmer steigert sich im ganz großen Landhause bis zu der Einrichtung eines kleinen Hotels.

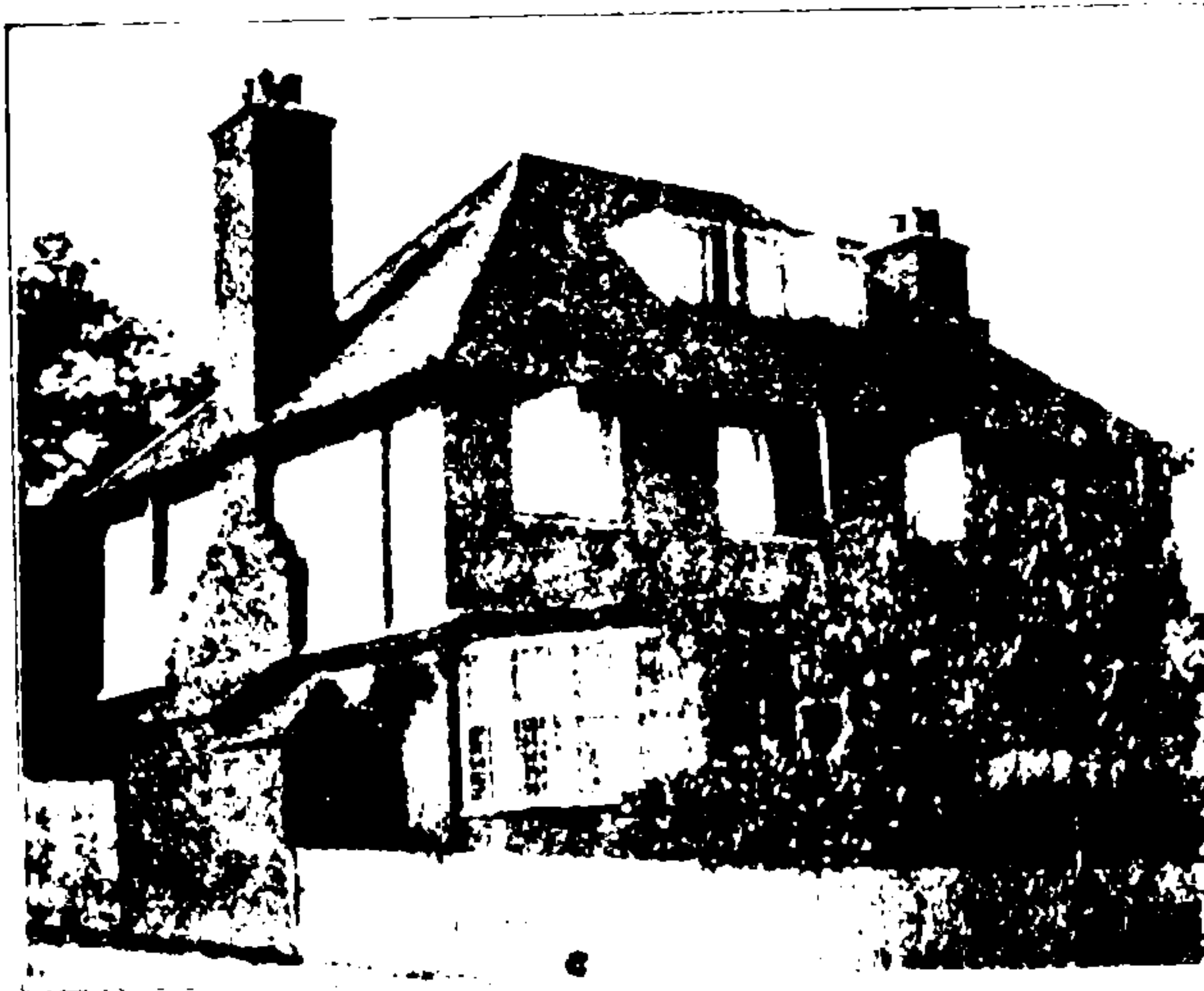
Tief eingewurzelt ist in jedem Engländer die Liebe zur Natur. Er steht in einem innigeren Verhältnisse zu dem Boden, auf dem er lebt, als der Bewohner des Kontinents. Hierzu mag die eigentümliche Schönheit der englischen Landschaft das ihrige beitragen, deren frisches, saftiges, durch das ganze Jahr anhaltendes Grün anziehender und einladender ist, als die durch Sommerhitze und Staub bald dem Vergehen ausgesetzte Vegetation des Festlandes. Sicherlich trägt aber auch noch ein anderer Umstand dazu bei, die freie Natur aufzusuchen: England ist nicht umsonst das Land der Bewegungsspiele im Freien, des Sportes jeder Art. Es ist das feuchte, sonnenscheinarme Klima, das den Menschen zwingt, durch Körperbewegung gegen seine Einflüsse anzukämpfen. So wird der Bewohner des Inselreiches hinaus auf seine Wiesengründe, Flüsse und Berge zur Sportbetätigung gezogen, er gibt sich der Natur hin, aber er muß sich in ihr bewegen. Er darf sich in ihr nicht, wie der Südländer, dem Müßiggange überlassen. Zum ruhigen



Genuß seiner Existenz kann ihm nur sein Haus dienen, in welchem das flackernde Herdfeuer durch seine direkte Strahlung die Feuchtigkeit bekämpft. Hier liegt der Grund für die Universalität des englischen Kamins. Kein englisches Zimmer ist ohne den Kamin denkbar, der auch nicht durch moderne Einrichtungen wie die Zentralheizung beiseite geschoben werden kann. Das uralte Symbol des häuslichen Behagens, das offene Feuer, übt heute wie vor tausend Jahren noch ungeschwächt seine Wirkung aus, mit ihm verknüpfen sich alle ethischen Werte des Familiensinns, des Friedens und des häuslichen Glückes wie in alter Zeit. Das Herdfeuer ist die Seele des englischen Hauses.

Mit dem Klima mag es auch zusammenhängen, daß in England ein Grundsatz der Hausanlage stets eingehalten wird, der bei uns stark vernachlässigt wird: Es ist die Anlage der Räume nach der Sonne. Unter allen Umständen liegen die Wohn- und Schlafräume der Sonne zugekehrt. Nach der Sonne öffnen sich alle Räume mit breiten Fenstern, gleichsam um den letzten ihrer Strahlen noch einzufangen. Ein sonnenloses Zimmer ist für den Engländer ein unbrauchbares Zimmer. Die Bestimmung der Räume stuft sich nach ihrem Anteil an der Sonne ab. Für unerläßlich wird die sonnige Lage für die Kinderzimmer sowie für die Schlafzimmer gehalten (das Schlafzimmer erfordert die gesündeste Lage, weil es von allen Räumen des Hauses am längsten besetzt ist, nämlich volle acht Stunden in ununterbrochener Folge). Demnächst ist es eine Selbstverständlichkeit, daß das drawingroom die Sonnenlage erhält. Nur für EBzimmer und Bibliothek sind Ausnahmen zulässig. In der Beobachtung dieses Gesichtspunktes muß uns das englische Haus in allererster Linie vorbildlich sein. Denn die Besonnung der Wohnräume ist zur vollkommenen Erfüllung der gesundheitlichen Anforderungen bei uns nicht minder wichtig als in England, wird aber trotzdem selbst beim freiliegenden Landhause fast nie beobachtet.

Überhaupt lassen sich aus den meisten uns auffallenden Eigentümlichkeiten des englischen Hauses wichtige Lehren für uns ziehen. Eben in seiner völligen Zweckerfüllung, in seinem Bestreben, dem Wohnbedürfnisse besonders in dessen Verzweigung nach der Hygiene und dem Komfort hin in der voll-



Kleines Haus in Wintbleton bei London.



kommensten Weise entgegenkommen, hat es eine Entwicklungshöhe erreicht, durch die es für alle Länder zum Vorbilde wird. Selbstverständlich ist eine sklavische Nachahmung von Einzelheiten zu verwerfen. Wir können in Deutschland den Feuerkamin entbehren, unsere Zimmer haben zum Teil andere Bestimmungen, wir müssen uns mehr vor Kälte schützen und wollen der Geselligkeit mehr Rechnung tragen, als es der Engländer tut. Aber der Geist des englischen Hauses, der in vollkommener Nützlichkeit und im höchsten Komfort gipfelt, kann auf das Haus irgendeines Volkes übertragen werden. Die Sachlichkeit macht das englische Haus vorbildlich.

Nicht für uns in Frage kommt selbstverständlich die äußere Erscheinungsform, die eine englisch-nationale ist, die als solche ihre örtliche Entwicklung hat, die nur als ein Erzeugnis englischen Kunstempfindens und englischer Geschmacksrichtung angesprochen werden kann. Wir begingen die größte aller Torheiten, wenn wir etwa, wie es leider so oft geschieht, Äußerlichkeiten als das Nachahmenswerte betrachteten. Das Ziel unserer Entwicklung kann hier nur das einer deutschen nationalen Hausbaukunst sein. Wenn es uns gelingt, ebenso echt deutsch zu bauen, wie der Engländer echt englisch baut, so haben wir die beste Lehre aus dem englischen Hause gezogen, die sich aus ihm gewinnen läßt.



Haus des Architekten Collcutt in Totteridge bei London.



## Die Berufung.

Von

Georges Rodenbach.

(Fortsetzung.)

Was wollte sie nur von ihm! Wer war dieses seltsame Mädchen, die eines Morgens zu ihnen ins Haus kam, scheinbar so sehr unter ihrem Stande, zu anständig aussehend, als hätte sie nur einen Vorwand benutzt, um sich ihm zu nähern und ihn mit der Unruhe, der Verwirrung eines Gartens vor dem Sturm zu erfüllen, wenn der Wind in den Bäumen wühlt? Er begann die Wirkung des Zaubers zu fühlen, ohnmächtig, sich ihr zu entziehen. Umsonst hatte er sich vorgenommen, Ursula nicht mehr anzusehen, sich sorgfältig vom Fallstrick ihres Gesichtes abzuwenden. Er fühlte trotzdem durch die Luft den beharrlichen Blick ihrer Augen. Stets waren sie auf ihn gerichtet; er fühlte, wie sie an seiner Haut hingen, wie sie lebten und den Vorhang ihrer Lider öffneten. Selbst wenn sie nicht anwesend war, wenn er allein war und sich in sein Zimmer einschloß, verfolgten ihn die beiden großen Augen. Er war zwischen ihnen wie zwischen zwei unbittlichen Kerzen. Was ihn am meisten entsetzte, das war, daß sie ihn bis in die Kirche verfolgten . . . Wenn der Priester vor der Messe mit einem großen Ostensorium das Zeichen des Kreuzes machte, so schien ihm an Stelle der bleichen Hostie ein großes blaues Auge, Ursulas Auge, in dem Glase gefangen. Ein tägliches, fortwährendes Verfolgtwerden! Auch in der Nacht sah er die schönen Augen neben sich, in alle Wahnbilder des Traumes verstrickt. Er fühlte plötzlich seine Haare auf dem Kopfkissen wachsen und groß werden wie ein Feld, wie ein riesiges reifes Erntefeld, und mitten darin, wie zwei einzelne Kornblumen, Ursulas Augen tief verborgen, doch um jeden Preis vor Tagesanbruch entdeckt werden müssend! Dann plötzliches Dunkel . . . und Ursulas Augen sind zwei Signalscheiben auf einem Bahnhof. Dann fliegen die Augen fort, schweben weiter . . . Ein Pfau schlägt Rad auf einer Freitreppe, sein Schweif ist ein Fächer voller Augen, hundert Augensterne, alle wie Ursulas Augen . . . Dann fliegen sie höher hinauf; ein Gesicht entsteht; es sind Papierdrachen, blaue Mondscheiben . . . Plötzlich fallen sie wieder zu Boden, zusammengeschrunpft, kalt und winzig, zwei unbewegliche Türkise, die im nächsten Augenblick schmelzen, davonfließen, sich weiten und zum Meere werden, einem blauen Mittelmeer, aus dessen Wogen Ursulas Kopf emporsteht, auf dem bloßen Körper Wilhelminens, der in einen Sirenenleib ausläuft.

Hans wachte entsetzt und erschöpft aus diesen fiebernden, bilderreichen Nächten auf. Aber die Tage waren noch schlimmer. Verwirrung eines Jünglings, dessen Haus ein junges Weib betreten hat! Erregung, wenn die Begierde dieses Weibes ihn umgarnt und umschwelt!



Denn Ursula war leidenschaftlich entbrannt für diesen Hans mit dem stolzen Gesicht und den schönen Augen . . . Sie wagte jetzt mehr, seit sie ihres wachsenden Einflusses inne ward . . . Sie blickte ihn nicht nur mit ihren sprechenden, küssenden Augen an, sondern nahm sich verstohlene Berührungen heraus, die stärker wirkten.

Hatte sie ihm einen Gegenstand zu bringen, zum Beispiel die Briefe, so suchte sie seine Hände zu berühren, sein Fleisch zu fühlen. Erste Berührungen der Liebe! Winziger Punkt, an dem man einander begegnet und sich schon besitzt!

Abends wollte Hans immer eine Flasche frischen Wassers für die Nacht haben. Ursula wartete so lange wie möglich und brachte sie ihm erst, wenn er sich schon in sein Schlafzimmer zurückgezogen hatte, eine Stube im zweiten Stock über der seiner Mutter, denn er hatte im ersten Stock nur sein Arbeitszimmer. Bevor er die Tür schloß, kam Ursula, die gelauert hatte, herein, stellte die Flasche hin und blickte Hans mit einem jener langen Blicke an, bei denen ihre Augen sie scheinbar verließen. Der junge Mann wandte sich oft ab und tat, als ob er mit etwas beschäftigt wäre. Aber manchmal hatte er sich nicht rechtzeitig vorgesehen. Dann fielen ihm Ursulas Augen mitten ins Gesicht wie zwei auf ihn geworfene Blumen. Er wankte von diesem Wurf. Ursula verzögerte sich, drehte die Lampe hoch, unter dem Vorwand, daß sie blake . . . Dann warf sie Hans einen zweiten leidenschaftlichen Blick zu. Ihre Augen weiteten sich . . . Hansens Bett spiegelte sich darin, öffnete sich in ihrem blauen Alkoven . .

Hans zitterte; er fühlte, wie sein Atem stockte, und eine jähe Röte schoß ihm ins Gesicht.

Endlich ging Ursula; doch ihr „Gute Nacht“ war so zweideutig, so langsam vor Sehnsucht und stummem Flehen.

Sobald Hans allein war, warf er sich auf die Knie, flehte die Jungfrau um Hilfe an, bat Gott um Vergebung, fühlte sich schon als Sünder wegen seiner Willfährigkeit, mit der Gefahr zu spielen. Denn jetzt war er sich der Versuchung bewußt. Und welch elende Liebe, zu der er herabsank!

Hatte er die jungfräuliche Anmut Wilhelminens verschmäht — um dieses Dienstmädchens willen, vor deren Liebe er sich schämte? Doch Ursula war kein Dienstmädchen. Hatte ein Dienstmädchen solch ein feines Gesicht, so wohlgepflegte Hände, solchen Anstand in seinem ganzen Benehmen und solche kluge Listen, um seine Tugend zu Falle zu bringen? Nein, sie war eine Abgesandte der Hölle, die das Haus unter einem Vorwand betreten hatte und an seinem Falle mitarbeitete . . .

Hans geriet in Verzweiflung. Er mußte vorbeugen, sich schützen, die Versuchung sich fern halten, die vielleicht seine Kräfte überstieg . . . Ja, das war das beste: er wollte seine Mutter bitten, Ursula zu entlassen. Aber unter welchem Vorwand? Seine Mutter durfte doch vor allem keinen Argwohn hegen!

Hans war sehr in Verlegenheit. Überdies fühlte er sich bereits ohnmächtig, diese großen Maßregeln zu treffen. Ursula entlassen? Das arme Ding würde sicher weinen.



Mit welchen Augen würde sie ihn beim Scheiden anblicken! Er würde nicht mehr leben können, wenn er diese Abschiedsblicke immer auf sich ruhen fühlte, diese feuchten Augen, die er in Tränen ertränkt hätte.

Ursula! Ursula! Er floh sie und suchte sie. Er flehte Gott um Schutz an gegen sie, aber wie auf dem Bilde, das Frau Cadzand gesehen hatte, fand er selbst an dem Kruzifix, vor dem er kniete, das Weib wieder, mit seinem kreuzartig ausgespannten Leibe, an dem sich die Blüten der Augen, der Brüste und die Blüte des Mundes öffnete — wie die fünf Wunden der Liebe.

## 8.

Frau Cadzand hatte Ursulas Schliche wohl bemerkt; sie hatte gesehen, wie ihre seltsamen Augen sich immer auf Hans richteten; doch vor allem war ihr Sohn ihr aufgefallen durch seine Verwirrung, sein ungewöhnliches, verändertes Wesen. Er war zwar beharrlich in seiner Frömmigkeit, begleitete sie zur Frühmesse und betete viel. Aber er betete anders, — so, wie Schlaffbrüchige beten müssen. In der Art, wie er sich zu Gott wandte, lag etwas Erwartendes, Banges, eine Art von Kampf. Und auch eine Verwirrung. Er warf sich nieder, den Kopf in den Händen vergrabend. Er verbarg sich hinter dem Gitter seiner Hände, wie um sich gegen eine Erinnerung, ein ihn verfolgendes Antlitz zu wehren. Frau Cadzand erkannte die Situation ohne Mühe. Zumal sie bemerkt hatte, daß Ursula des Abends kurze Zeit im Schlafzimmer von Hans weilte. Ihr eignes Schlafzimmer lag gerade darunter, so daß man das Geräusch der Schritte und Stimmen sehr deutlich vernahm. Frau Cadzand beunruhigte sich nicht übermäßig darüber. Hans war schön, Ursula jung. Es war natürlich, daß er ihr Eindruck machte. Eine Liebschaft mit den Augen . . . Übrigens freute sich Frau Cadzand eher darüber, ohne es sich einzugestehen. Hans war durch seine Frömmigkeit gegen jeden Zufall gefeit.

Aber man konnte bei ihm auch auf eine leise innere Regung hoffen, auf etwas, das gewiß keine Leidenschaft, wohl aber das Gefühl für die Frau, der Begriff der Liebe war. Wenn er solche Blicke auf sich ruhen fühlte wie die ihren, so mußte er unbedingt einen Schauer empfinden, das Hüpfen des rascher fließenden Blutes, die Lust zu küssen . . . Und das genügte, um seine Strenge zu brechen.

Sobald er sich des Weibes bewußt ward, seine Wonnen erriet, würde er gegen Gott und seine Berufung kühler werden. Die Mutter begann wieder zu hoffen . . .

## 4.

Eines Abends, als Frau Cadzand ihre gewöhnlichen Kopfschmerzen hatte, begab sie sich früher als gewöhnlich zur Ruhe. Den Kopf in das Kissen gedrückt, lag sie leidend, in einem Zustand, der halb Schlaf, halb Wachen war, einem Nebel zwischen beiden, wo es einen dünkt, als läge man in der Tiefe von etwas Durchsichtigem und ungewöhnlich Eindrucksfähigem. Man liegt wie im Wasser, wie in einem Spiegel, wie eingekerkert in



ein Glashaus, wo der geringste Laut von dem Glas laut zurückschallt. Eine unerhörte Schärfe der Sinne! Selbst gedämpfte Schritte, eine Stimme, die kaum vernehmlich flüstert, genügt zur Reizung des Hörsinns, zur Spannung der Aufmerksamkeit, zum Bewußtwerden.

Frau Cadzand lag also im Halbschlummer, was sie aber nicht hinderte, auf der Treppe die Schritte von Hans zu hören, der zur gewohnten Zeit schlafen ging. Einen Moment später hörte sie in dem Zimmer über ihrem Kopfe, wie Ursula eintrat, um ihm, wie gewöhnlich, eine Flasche frisches Wasser für die Nacht zu bringen. Doch sie hörte auch, daß leise geflüstert wurde. Ursula ging heute nicht gleich wieder hinaus und in ihr Schlafzimmer, das neben dem der alten Barbara lag. Das Verweilen dauerte länger. Erstaunt schüttelte Frau Cadzand ihren Halbschlaf ein wenig ab. Sie lauschte. Sie unterschied die beiden Stimmen, die sich abwechselten und miteinander verschmolzen. Hans und Ursula . . . jawohl, sie waren es; sie sprachen in undeutlichen Flüstertönen; dann schwoll eine der Stimmen, die des Mädchens, wie eilig und leidenschaftlich an. Was ging da vor. Frau Cadzand hatte sich aufgerichtet und stützte den Ellenbogen auf das Kissen. Jetzt waren es leise Schritte, eine Flucht scheinbar, ein Laufen durch das Zimmer. Der Kronleuchter vor ihrem Bette klirrte leicht mit seinen Kristallgehängen, wie von einem Windstoß bewegt.

Dann trat eine kurze Pause ein, dann gemeinsames, langsames Gehen, wie von einem sich umschlingenden Paar, das vorwärtsschreitet . . . Frau Cadzand war bestürzt aufgesprungen. Träumte sie? War Hans vielleicht krank? Sie wollte ihre Tür öffnen, auf den Gang laufen, rufen. Die beiden Stimmen begannen von neuem . . . Jawohl, Ursula war immer noch da. Sie sprach wieder; und Hans antwortete. Es war ein wirres Gestammel, ein ohnmächtiges Murmeln von Worten, die in einem Munde begannen und in dem anderen endeten! Der Klang von Küssen loderte durch die Stille. . . .

Frau Cadzand war stumm vor Verblüffung, sie begriff, was dort oben vorging. Wie konnte Hans, so rein, so fromm, der Versuchung unterliegen? Aber welche Blicke warf ihm auch Ursula täglich zu! Sie hatte ihn verführt; sie war es, die ihn jetzt belehrte und einweihte.

Verwirrende, pathetische nächtliche Szene, wie ein Drama oder ein Verbrechen! Die Mutter wohnte ihr gleichsam bei; sie hörte die Geräusche, die Stimmen, folgte ihren Phasen. Diese Szene war für sie vorhanden wie die Gegenstände für den Spiegel. Sie mußte sie wider Willen mit ansehen, sie in Reflexen miterleben. Durch den Zwischenraum hindurch wiederholte sich alles in ihr. Frau Cadzand zitterte voller Entsetzen, und doch fühlte sie, daß etwas Heiliges sich da vollzog. Die Einweihung in die Liebe ist auch eine Weihe. Freilich war es nicht die göttliche Verbindung, die sie für ihn in Wilhelmines Armen geträumt hatte. Doch das Fleisch hat seine Geheimnisse. Frau Cadzand fühlte sich anfangs verletzt und empört; aber wer weiß, ob die Leidenschaft nicht recht hat vor allem, was wir Erniedrigung, Fall, Mißheirat nennen, und was vielleicht



nichts ist als ein Vorurteil der Kaste, der Erziehung und Vererbung? Die Natur paart die Menschen, ohne sich um ihre Vorgeschichte zu kümmern. Man wählt nicht, das Schicksal setzt in Einklang, verknüpft und löst. Wie der Wind durch das Schilf der Flußufer fährt, es vermischt und sich küssen läßt. Alle Menschen sind einander gleich in der Nacktheit der Liebe wie in der Nacktheit des Todes. Die Liebe macht gleich wie der Tod.

Frau Cadzand sann darüber nach. Sie bedachte auch, daß es wenigstens ein junges und alles in allem schönes Mädchen war, das Hans in das große Mysterium einweihte. Ursula verlangte nach ihm, liebte ihn; nichts Käufliches war zwischen ihnen, wie so oft. Seine erste Liebesnacht hatte immerhin etwas Hochzeitliches.

Frau Cadzand lauschte flebernd. Sie gedachte anderer Nächte, wo Hans in ähnlichen Küssen empfangen ward . . . Die Witwe fühlte in ihrem Fleisch die Erinnerungen, die Sehnsüchte, den brennenden Widerhall alter Wollust . . . Jawohl, Hans war ein Kind der Liebe. Wie konnte er dem Verlangen nach dem heiligen Krampfe entgehen? Tausend Gedanken erwachten und wirbelten durch ihr glühendes Hirn, und einer von ihnen tauchte empor, kehrte wieder und erfrischte sie: daß hier vielleicht die Rettung und das Glück für sie läge. Würde Hans wohl nach der Offenbarung des Weibes bei seiner religiösen Berufung verharren? Würde er es wagen, das Gelübde der Keuschheit abzulegen, jetzt, wo er die Sünde und die Fleischesfreuden kennen gelernt hatte? Frau Cadzand glühte von maßloser Hoffnung . . . Nein! Sie wollte Ursula morgen nicht entlassen. Sie wollte einstweilen die Augen zudrücken . . . Sie wollte ihrem Sohne keine Vorwürfe machen . . . Er sollte sich an Küsse und Wollust gewöhnen; denn das war das einzige Mittel, ihn vor dem Kloster zu retten, ihn sich zu erhalten. Der Zufall hatte alles gut gefügt. Man muß dem Zufall nicht widerstreben. Er war klüger als sie. Denn es war harmlos, zu glauben, daß Wilhelmine und die kühle Lilie ihrer Liebe genügen würde. Ursula war die erblühte Rose, die Blume der Sinnlichkeit, deren Duft berauscht, wie der Überschwang der Begeisterung, an dem man zu sterben vermeint! Sie konnte ihm den Geschmack am Leben, die Freude am Garten des Lebens geben, jetzt, wo er die erblühte Rose, die geheime Rose der Leidenschaft kannte!

##### 5.

Am nächsten Morgen kam Frau Cadzand voller Verwirrung herunter. Ursula ging im Eßzimmer hin und her und machte sich zu schaffen, ruhig und lächelnd wie immer, nur mit etwas röteren Wangen und etwas müderem Schritt, als wäre sie durch die Last ihres Glückes beschwert. Eine Heiterkeit strömte von ihr aus, und in ihrem blonden Haar glühte das Kupfer des Sieges. Namentlich als Hans herunterkam, blaß wie stets, mit einem Fall seines wirren Gelocks, den er früher nicht hatte. Frau Cadzand beobachtete beide. Ursula warf ihm heimliche Siegesblicke zu, bestürmte ihn mit ihren Raubtieraugen. Und Hans, der am Frühstückstisch saß, wandte sich ab, drehte sich fort mit gezwungener Miene, mit der Miene eines, der sich gegen etwas Unsichtbares wehrt, das ihn von neuem



befällt. Das waren Ursulas Augen, deren Fluidum schon an seinen Nervensträngen entlanglief, liebkosend und brennend. Neubeginn des Zaubers! Ihre Augen näherten sich ihm, verließen ihr Antlitz, wie Spinnen ihr Netz verlassen, an das sie mit einem Faden gekettet bleiben, an dem sie es wieder erreichen können. Und sie waren wirklich wie blaue Spinnen auf Hansens Gliedern, diese raschen Augen Ursulas, die überall hin huschten, mit tausend unsichtbaren Füßen kribbelnd, die ihn liebkosten, entnervten, kitzelten, tausend winzige Zuckungen auslösten, die wie tausend Funken wieder aufglühten in der toten Asche der Wollust. Denn er blieb ganz erschüttert von der Nacht. Er dachte unaufhörlich an die Wollust, voller Abscheu und Wonne! Das also war das große Mysterium, die ewige Liebe, für welche die Menschen leiden, sich abmühen, sich verbannen, sich zugrunde richten und töten!

(Fortsetzung folgt.)

## Rundschau.

### Finanzpolitisches.

Von Pluto.

Der englische König zieht in Berlin ein, aber dieser Einzug an sich, das Felerliche daran ist so gleichgültig, wie der Überzieher, den man diesmal unserm Oberbürgermeister am Brandenburger Tor gestattet hat. Das Wichtige vielmehr ist die auch von der Börse begriffene Tatsache, daß hier ein Mann, der noch mehr als der geborene König, der geborene Unterhändler ist, als Politiker kommt. Indem er von dem Unterstaatssekretär des Auswärtigen begleitet wird, der doch in erster Linie Mitglied des Parlamentes sein muß, manifestiert er wahrscheinlich mehr vor seinem eigenen Volke die enge Zusammengehörigkeit mit dem gegenwärtigen Ministerium, also der herrschenden Majorität. Die kontinentalen Regierungen aber, die vom König Eduard besucht wurden und noch besucht werden, wissen nur zu gut, daß dessen diplomatische Rolle rasch ausgespielt sein würde, ohne Wunsch und Willen seines Volkes, Bündnisse und Gegenbündnisse zu schließen. Wer sich durch noch so interessante Tagesereignisse von der Hauptfrage nicht ablenken läßt, wird auch die ganzen Orientalischen Wirren in den jetzigen Berliner Besprechungen als nur zweiten Ranges ansehen. Von erstem Rang ist nur eine einzige — die englisch-

deutsche Frage! Vielleicht daß die Börse auch schon den freundschaftlichen Begrüßungen unter den beiden Monarchen mit höheren Kursen salutiert, ebenso wie sie ja kürzlicherweise den Vorschlag Rußlands sofort günstig aufnahm, der Pforte die bulgarische Entschädigung durch seine eigene Verzichtleistung auf die alte Kriegsschuld zu bezahlen. Keinesfalls hat unser Bankwesen jemals in den Chauvinismus eingestimmt, dem leider andere unserer praktischen Berufsstände wie Techniker, Ingenieure usw. von Zeit zu Zeit unterlagen. Das waren Männer, deren Gebiete einen ganz neuen Aufschwung genommen hatten und die deshalb sich leicht versucht fühlten, die älteren Inhaber derselben Gebiete als anmaßend, oder gar abgetan anzusehen. Anders die deutsche Finanz, der beständig die Erfahrungen unserer Kaufleute zur Seite stehen, die also auch das durch nichts übermalte Bild festhalten konnte, von dem englischen Gleichmut, der englischen Duldung und dem englischen Verstande, mit dem jenseits des Kanals das Fremdenelement, also auch das unsere, jederzeit behandelt wurde. Nicht einmal in neuester Zeit hat man es erlebt, daß die City, ähnlich etwa wie Paris, ihre Guthaben bei uns von dem Schwanken politischer Sympathien abhängig macht. In diesem Sinne muß auch die Hoffnung erlaubt sein auf ein schließliches Wiederezusammengehen beider Völker, das aber keine Phrasen, sondern nach Vieler



Meinung nur der Ausgleich der Flottenfrage zu bewerkstelligen vermag. An einem solchen Tage würden sowohl englische, als preußische Konsols um Prozente mehr wert sein.

\* \* \*

Der Schein trügt! Weil die Börse belebt ist, möchte man sie bereits als — sehr belebt ansehen, und das kann unmöglich der Fall sein, solange es unserer Industrie schlecht geht. Zwei Felder werden nunmehr von der Spekulation mit Vorliebe bearbeitet: das der Kolonialwerte und das der Banken. Lange hat unsere Hochfinanz die neuen Kolonien des Reiches nur mit Glacéhandschuhen angefaßt, erst jetzt, als die Gelegenheiten zum Zugreifen sicherer wurden, nimmt sie diese Werte offen in ihre Hand. Nicht einmal die Verkehrsbank, hinter der doch unsere Großinstitute als Gründer gestanden haben, hat während ihres mehrjährigen Daseins viel geleistet, nun aber kommt sie mit ihren afrikanischen Geschäften in Mode, und es dürfte unbedingt gut sein, auf diese Bank fernerhin stetig zu achten. Koloniale deutsche Papiere gibt es, die längst zugrunde gegangen sind, ebenso wie dies mit einzelnen unserer überseeischen Industrieunternehmen geschah, aber es gibt auch Aktien dieser Gattung, die ihren Wert, richtiger: ihren Kurs verdreifachen und vervierfachen konnten. An diese letzte Erscheinung hält sich jetzt unsere Spekulation z. B. in Otaviaktien, glaubt an einen baldigen Diamantenmarkt in Berlin, wo nicht einmal eine deutsche Zinkbörse gegen die Londoner bisher aufkommen kann und nimmt alle die jungen Einrichtungen Dernburgs, die ja stets etwas stark Positives für sich geltend zu machen verstehen, als bereits erfüllt an. Kein Wunder, daß besorgte, sowie auch besorgte redende Volksvertreter nunmehr von den Kauftrungen des Mittelstandes weissagen; dieses harmlosen Mittelstandes, der, sobald er gewinnt, als sehr klug, sobald er aber verliert, als verführt (!) gilt. Weiß man denn wirklich nicht, was sich diese vermeintlich so bescheidenen Kreise sagen, sobald sie in den Blättern die Warnung lesen, daß kleinere Vermögen ihre Hände besser von solchen Papieren lassen sollten? — „Aha! Die Großen wollen's

für sich allein schlucken!“ Und so erzeugt die Warnung die gerade entgegengesetzte Wirkung. Natürlich tragen die breiten Schultern Dernburgs unwillkürlich jenen ganzen Kursaufschwung. Indessen wissen es die Wenigsten, welche ungünstigen Beurteiler dieser Mann in einer schmalen, aber doch höchst beachtenswerten Reihe von Praktikern hat, die allerdings auch nicht ganz ohne Neld sein könnten. Von Otavi zu Banken ist der Sprung ziemlich rasch gemacht. So stolzen Diskontokommandit daraufhin, weil die Diskontogesellschaft nach Meinung stiller Kenner noch eine große Option besitzt. Das brauchte sie aber noch keineswegs zu einer Kapitalerhöhung zu veranlassen, wäre nicht das Vorbild der Deutschen Bank da. Die Diskontogesellschaft könnte aus ihrem Portefeuille die Hälfte des Aktienkapitales der Norddeutschen Bank in Hamburg nehmen, um sie mit Agio an den Markt zu bringen. Es scheint aber, als ob gerade dieses Aktienpaket den Herren als ein Noli me tangere gelte. Keineswegs zu vergessen, daß die Aufsichtsräte zugleich von der Diskontogesellschaft und von der Norddeutschen Bank Tantlemen beziehen!

\* \* \*

Diplomatie und Handel stehen bei uns noch immer in peinlichem Gegensatz, wie vor allem das unaufgeklärte Vorhandensein eines deutsch-portugiesischen Vertrages beweist, der erst ganz nachträglich unsere leitenden Staatsmänner stutzig gemacht zu haben scheint. Deutsche Kaufleute in Lissabon haben, wenn sie früher nach Berlin kamen und im Auswärtigen Amt vorsprachen, übrigens schon zu Bismarcks Zeiten die Unkenntnis der Handelsdezernenten bewundert. Ob es seitdem besser geworden ist, weiß eigentlich kein Mensch. Neuerdings war auch von der Versetzung des langjährigen Konsuls in Barcelona nach Neapel zu lesen. Nun ist aber Barcelona das wichtigste Emporium Spaniens, wo Deutschland gewiß ungleich größere Interessen zu vertreten hat, als etwa in Neapel. Ist dieser Umstand auch bedacht worden, oder walten hier nur persönliche Gründe vor? Einiges Mißtrauen zu der Durcharbeitung so bedeutsamer Fragen muß schon erlaubt sein, nachdem



z. B. jetzt die Kehrseite der Portoverringerung nach der Union bekannt geworden ist. Es kommen andere, langsamere Schiffe in Betracht, so daß Kaufleute allen Ernstes von Briefen sprechen, die nunmehr später ankommen, als dies seit 10 Jahren der Fall gewesen ist. Und in unserer Post erblickten wir doch früher eine der besten Errungenschaften an Ordnung und Geschwindigkeit.

\* \* \*

Das uneigennützig Rußland zeigt sich wieder einmal bei der Behandlung der bulgarischen Entschädigungsfrage! Die Türkei gebraucht Geld und würde von Bulgarien mit Hilfe der Banque de Paris sicher Geld bekommen (nachdem die Größe der Summe nicht mehr streitig bleibt). Die Herren in Petersburg aber machen die kecke Voraussetzung: Bulgarien könne nichts Bares erhalten und bedürfe deshalb der russischen Hilfe. Diese besteht aber nur in einer Clearingmethode, indem die Pforte ihren Rest auf die an Rußland noch zu entrichtende Kriegsschuld nicht mehr bezahlen soll, aber dafür auch von Bulgarien wenig oder nichts erhalten würde. Was nützt dies aber der jungtürkischen Regierung in Konstantinopel, die sich seit Neuetaблиerung der orientalischen Frage in schwere Ausgaben gestürzt hat und nunmehr statt wirklicher Summen eine Quittung zu empfangen und eine Quittung auszustellen hätte. Würde dieser Vorschlag Rußlands angenommen werden, was zum mindesten unsicher bleibt, so müßten die Rechnungen der Dette public, der Banque Ottomane, der Deutschen Bank, der Orientbahnen usw. usw. arge Enttäuschungen erfahren. Seit fast 30 Jahren hat die Zarenregierung aus der türkischen Kriegsschuld alle nur erdenklichen Vorteile gezogen, dieser Fischzug wäre aber der reichste. Nachträglich scheint denn auch die Sache so gedreht zu werden, daß die Pforte wenigstens einen Teil der von ihr mit Recht erwarteten Centanten auch wirklich erhält. Von Rußland selbst natürlich keinen Pfennig! Ein Pate, der kein Geschenk gibt.

## Die neue Ära in Indien.

Von Fregatten-Kapitän z. D. P. Walther.

Mit obigem Ausdruck verkündete der Vizekönig von Indien Ende vorigen Jahres die von den Eingeborenen mit größter Spannung erwarteten Reformpläne für die Verwaltung Indiens. Dieselben haben mit Rücksicht auf die revolutionären Umtriebe während der letzten Jahre auch ein allgemeines Interesse und werfen ein helles Licht auf die wunderbare Verwaltungskunst, mit der etwa 1000 englische Beamte 300 Millionen Menschen, von denen 50 Millionen noch unter besonderen Fürsten stehen, zu beherrschen wissen.

Englische Schule und Literatur, verbunden mit unbegrenzter Freiheit in Wort, Schrift und Agitation hatten in den Indern neue Ideale von Freiheit und Selbstbestimmungsrecht hervorgerufen, die notwendigerweise auch zu dem Wunsch nach staatlicher Selbstverwaltung und im letzten Ende nach Befreiung von fremdem Joch führen mußten. Erstere den Indern so weit wie möglich zu gewähren, ohne die englische Herrschaft zu erschüttern, ist der Zweck der Reformen. Von Einführung irgendwelcher parlamentarischer Einrichtungen ist dabei allerdings nicht die Rede. Daß die Regierung nicht daran denke, wurde vom Staatssekretär für Indien Mortey im Oberhause besonders hervorgehoben. Über diesen heiklen Punkt sind sich überhaupt alle Parteien in England einig. Der verstorbene, linksliberale Premier-Minister Bannerman erklärte seinerzeit sogar, daß die indische Regierung immer etwas von persönlichem, beinahe absolutem Charakter an sich haben müsse.

Die Reformen beschränken sich daher im großen ganzen darauf, bestehende repräsentive und beratende Körperschaften zu erweitern bzw. neue zu schaffen. Die bedeutendste derselben, der gesetzgebende Rat (legislative council) des Vizekönigs soll von 24 Mitgliedern auf 62 erhöht werden, von denen 34 zu ernennen und 28 zu wählen sind, ein bestimmter Prozentsatz besteht aus Indern. Die Zusammensetzung ist eine derartige, daß eine Regierungsmajorität, wie es auch bisher der Fall war, unter allen Umständen gesichert bleibt. Für die



beratenden Körperschaften der Provinzen hingegen soll die bisherige gesetzliche Regierungsmajorität nicht mehr aufrecht erhalten werden.

Die Gerechtsame aller dieser Körperschaften erhalten gegen früher insofern eine bedeutende Erweiterung, als sie auch andere als reine Geldfragen, auf die sie bisher beschränkt waren, behandeln können. Der Staatssekretär bemerkte hierbei allerdings in seiner Rede unter dem Gelächter des Hauses, daß die Regierung mit ihren Resolutionen ebenso sorgfältig oder nachlässig verfahren werde, wie sie es in England zu tun pflege. Auch könnten die Gouverneure den Beschlüssen der Majorität jederzeit ihre Genehmigung versagen. Man sieht hieraus, wie vorsichtig und langsam die Engländer mit Gewährung größerer Rechte den Indern gegenüber vorgehen.

Als die wichtigste der Reformen dürfte die Zulassung von Eingeborenen zu hohen Regierungsbeamtenstellen, die bisher nur Engländern vorbehalten waren, anzusehen sein. Berücksichtigt man, daß in der indischen Zivilverwaltung überhaupt nur ca. 1000 Engländer sich befinden, d. h. 1 auf 300 000, so kann die Zahl der Stellen, die noch an Eingeborene abgetreten werden können, keine große mehr sein. — Unter allen Umständen nur Engländern vorbehalten bleiben die Stellen der Gouverneure und der 250 Distriktvorsteher, die im Durchschnitt über je eine Million Inder zu regieren haben. Ihr Ersatz durch Eingeborene ist schon aus dem Grunde ausgeschlossen, weil sich Hindus niemals durch Mohammedaner und Mohammedaner durch Hindus regieren lassen würden und zum Glück für die Engländer beide Religionen über ganz Indien verstreut sind.

Als ein weiterer Grund, weshalb sich Eingeborene zu selbständigen, hohen Stellungen nicht eignen, wird ihr Mangel an Charakter und Energie angeführt. Sowohl die Zivilverwaltung wie die Armee sollen hierin schon viele üble Erfahrungen gemacht haben. Lord Roberts schreibt hierüber in seinem Buch „41 Jahre in Indien“: „Geschichte und Erfahrung haben uns gelehrt, daß die eingeborenen Rassen Indiens nicht Eigenschaften besitzen, die ein Führertalent haben muß. Ich habe viele Eingeborene gekannt, deren Tapferkeit und Opfermut schwerlich übertroffen werden können, aber keinen

einzigen, der nicht im Falle der Not und Gefahr zu dem jüngsten britischen Offizier aufgeschaut hätte.“

Es ist mehrfach von den Reformen gesagt worden, daß sie ein Produkt der Furcht vor der aufständischen Bewegung in Bengalen seien. — Wer die indische Geschichte der letzten Jahre verfolgt hat, kommt zu einem anderen Schluß, nämlich, daß sie weit eher als Kompensation für die strengen Maßnahmen anzusehen sind, die die Regierung in den letzten Jahren getroffen und die die unmittelbare Veranlassung zu der gegenwärtigen feindlichen Gesinnung der Bevölkerung gewesen sind. Die schwerwiegendste der englischen Maßnahmen war die Teilung Bengalens im Jahre 1904, ein Schlag gegen die Hindus zugunsten der Mohammedaner, der noch lange nicht verwunden sein wird, weil damit eine große Provinz von 24 Millionen Einwohner künstlich geschaffen wurde, in der im Gegensatz zu den anderen wichtigen Provinzen die Mohammedaner in der Mehrzahl sind. Eine zweite Maßnahme war die Beschränkung der Zulassung zu den höheren Schulen auf die oberen Stände; eine dritte, die besonders die Wut der Literatenkreise erregte, die Beschränkung der Preßfreiheit insoweit, als direkt aufrührerische Artikel die Bestrafung der Redakteure zur Folge hatten.

Da mit diesen Mitteln eine Besserung der Zustände nicht erreicht wurde, ging die Regierung im vorigen Jahre bedeutend schärfer vor. An die Stelle der von den indischen Rechtsanwälten möglichst in die Länge gezogenen Gerichtsverhandlungen wurde für aufrührerische Handlungen ein abgekürztes, summarisches Gerichtsverfahren eingeführt und außerdem ein altes bisher niemals angewendetes Gesetz von 1818 wieder hervorgeholt, nach dem die Regierung mißliebige Personen ohne gerichtliches Verfahren verbannen kann. — Die heilsame Wirkung dieser etwas russischen Maßnahmen zeigte sich bald. Von offenem Aufruhr, wie er 1906 in Bengalen und im Punjab stattfand, verlautete nichts mehr. Der indische Nationalkongreß, eine Art Privatparlament der gebildeten Hindus, das seit zwei Decennien Ende jedes Jahres zusammentritt und auf die Hindubevölkerung einen großen Einfluß ausübt, hat sich gespalten. Der letzte Kongreß vermochte es sogar über sich, seine Freude und Zustimmung zu den Reformen auszusprechen.



Nachdem so die offene Opposition niedergeschlagen worden, ist in Bengalen eine geheime Bewegung von Fanatikern entstanden, die mittels Bomben die Engländer vertreiben wollen. Eine weitverzweigte Verschwörung wurde vor kurzem entdeckt. Zu einer wirklichen Gefahr dürften solche Ausbrüche des Fanatismus aus den unteren Volksschichten heraus aber kaum werden, da es ihnen an Führung und Organisation fehlt. — Indirekt sollen die Reformen auch gegen diese Art des Widerstandes wirken. Man erwartet, daß dadurch die Gebildeten und die höheren Klassen auf die Seite der Engländer gezogen und veranlaßt werden, der Erregung des Fanatismus und Fremdenhasses entgegen zu wirken. Diese Hoffnung wurde am selben Tage vom Staatssekretär im Oberhause und vom Vizekönig im legislative council in Kalkutta ausgesprochen.

Ein Aufstand großen Stils ist durch die Feindschaft zwischen Mohammedanern und Hindus ganz unwahrscheinlich; dazu kommt das erwachende politische Verständnis der Gebildeten für die Vorteile der englischen Herrschaft durch ihre Schaffung von Rechtssicherheit, Hebung der Wohlfahrt des Landes und Erschließung seiner natürlichen Hilfsmittel, ferner die Gewißheit darüber, daß nach Vertreibung der Engländer wieder die anarchischen Zustände früherer Zeiten Platz greifen würden. Einen schwachen Begriff davon gaben wieder einmal in den ersten Tagen des Januar Zusammenstöße und gegenseitige Tempelschändungen der Hindus und Mohammedaner in Kalkutta.

## Die Suffragettes.

Von Dr. Käthe Schirmacher.

Auf dem Kontinent werden sie in weiten Kreisen immer noch mißverstanden. In England gewinnt ihre Beharrlichkeit einen ersten Sieg: die Geneigtheit des Publikums und die Geneigtheit der Presse. Der Fortschritt ist bedeutend genug.

Von Anfang an hatte die Presse den Suffragettes alle Aufmerksamkeit erwiesen, denn das Vorgehen der Suffragettes war eine Neuigkeit, und als solche der Presse willkommen. In welcher Form aber kleideten die Berichterstatter diese Neuigkeit?

Der Sache und dem Ernst der Sache standen sie fast alle fern, was sie meldeten, war eine Sensationsneuigkeit, eine unweibliche oder lächerliche Sensation. Denn die Suffragettes schienen sich absichtlich von jeder hergebrachten Weiblichkeit zu entfernen, und wenn der Reporter das treulich aufzeichnete, so schüttete der Mann (die gesamte politische Presse ist heute noch männlich) die Lauge seines Spottes oder Witzes über den Bericht.

Die Suffragettes wußten aber sehr gut, was sie taten. „Viele Jahre,“ sagt Rachel Foster-Avery\*) (sie gehört zum Vorstand des Internationalen Verbandes für Frauenstimmrecht) „hatten die Stimmrechtlerinnen, die den Englischen Frauenstimmrechtsverband bilden, praktische Wahlarbeit für solche Parlamentskandidaten geleistet, die sich verpflichteten, wenn sie gewählt würden, für Frauenstimmrecht einzutreten. Waren sie aber im Parlament, so machten sie nur ganz schwächliche Versuche, um den betreffenden Gesetzentwurf auf die Tagesordnung und zur Annahme im Unterhaus zu bringen.“

Diese Vertreter der alten Stimmrechtsbewegung nennt man *Suffragists*. Seit 1908 erstanden die *Suffragettes*. Der Name schon war — ein Spottname: Suffragette, das politische Weibchen, die Modestimmrechtlerin, das Aufsehen und Reklame suchende Dämchen. Es war ein Wort der Lächerlichkeit, fast des Schimpfs, wie einst die „Gueusen“.

„Die Suffragettes,“ fährt Rachel Foster fort, „die nun sahen, wie das jetzige liberale Parlament, das seine Wahl in bedeutendem Maße Frauen verdankte, und das den Frauen ihre politische Freiheit versprochen, den Frauen sein Wort brach, griffen zu einer ganz neuen Taktik. Es ist ihnen gleich, ob der liberale Parlamentskandidat (bei den zahlreich vorkommenden Ersatzwahlen; allgemeine Wahlen kommen erst 1910) sich für oder gegen Frauenstimmrecht erklärt . . . Sie arbeiten überall gegen die liberalen Kandidaten, weil die liberale Partei als solche ihr Wort gebrochen hat und freuen sich, wenn sie die Wieder-

\*) Progress 15. 12. 1908. Amerikanisches Frauenstimmrechtsblatt.



wahl eines liberalen M. P.\*) verhindern oder doch seine Majorität empfindlich verringern können.“\*\*)

Sie haben das bis jetzt bei 13 Ersatzwahlen getan und so eine Probe ihrer Macht gegeben. Vor 1903 waren die Stimmrechtlerinnen in England keine Macht, ihre Bewegung auf enge Kreise Gebildeter beschränkt, das Frauenstimmrecht eine Doktorfrage. Heute ist es eine Frage der Tagespolitik.

Es arbeiten dafür zusammen: der Landesverband für Frauenstimmrecht (National Union of Women's Suffrage Societies), die National Women's Social and Political Union und die Women's Freedom League (d. h. der Soziale und Politische Frauenlandesverband und die Frauenfreiheitsliga), der Männerverband für Frauenstimmrecht (Men's league for Women's Suffrage), der Stimmrechtsverein der Künstlerinnen (Artists league for Women's Suffrage) und der Stimmrechtsverein der Schauspielerinnen (Actresses league for Women's Suffrage). — Der zuerst genannte Verband ist gemäßigt, die anderen radikal.

Suffragists und Suffragettes gründen ihre Ansprüche auf Frauenstimmrecht auf folgende Grundsätze und Texte: Sie verlangen das Wahlrecht als Steuerzahlerinnen.\*\*\*) Denn das Grundgesetz der politischen Freiheiten in England lautet: „Steuern dürfen nur mit Einwilligung der Vertreter der Besteueren erhoben werden.“ (De tallagio non concedendo. 25. Eduard I.)†) Die englischen Frauen sind im heutigen Parlament aber nicht vertreten. Sie waren es (als Wähler) in allen früheren Parlamenten bis 1832. Das damalige Wahlgesetz brauchte an Stelle des Wortes „man“, das die Frau mitbegriff, (wenn sie nicht eigens ausgeschlossen war), den Ausdruck „male person“ (männliche Person). Das Wahlgesetz von 1867 strich „male person“ und sagte wieder „man“. Nach Lord Broughams Akt (von 1850) begreift aber das Maskulinum das Femininum in sich, sofern letzteres nicht eigens ausgeschlossen. — Zu

einem diesbezüglichen Rechtsfall (Chorlton versus Lulgg entschied das Gericht freilich, der Ausdruck „man“ im Wahlgesetz von 1867 begreife die Frauen nicht mit. — Eine richterliche Entscheidung kommt aber gegen ein Staatsgrundgesetz nicht auf; sie ist in diesem Fall verfassungswidrig.)\*

Die Suffragettes vertreten ihre Ansprüche in der Wochenschrift „Votes for Women“. (Der Frau das Stimmrecht.) Ihre Herausgeberin ist Mrs. Pethick-Lawrence; ihr Mann ist Jurist und Anwalt. Beide haben sich und ihren Reichtum in den Dienst der Sache gestellt. — Die Suffragettes haben eine ausgezeichnete Organisatrice in Mrs. Drummond (General Drummond genannt, weil sie Tausende von Menschen zu leiten und zu ordnen weiß) und drei weitere geistige Führerinnen in Mrs. Pankhurst, einer gebildeten Frau, die 20 Jahre sozialer Arbeit in der Armenpflege, Mäßigkeitsbewegung und in Schulkommissionen geleistet hat, dann aber erkannte, daß nur die Erlangung des Stimmrechts dem sozialen Elend der Frauen steuern kann;\*\*) in Miss Chrystabel Pankhurst, ihrer Tochter, die Jura studiert hat und eine hervorragende Begabung für den Anwaltsberuf besitzt. (Beweis, ihr Kreuzverhör der beiden als Zeugen geladenen Minister Lloyd George und Herbert Gladstone. Verhandlungen in Bow Street Polizeigericht Oktober 1908); Annie Kenney, eine frühere Arbeiterin, die gleichfalls erkannt hat, daß nur das Wahlrecht die Arbeiterin von dem schweren Druck ihrer Rechtlosigkeiten befreien kann. Die Frauen handeln nach einem wohlüberlegten Plan. Ihre Mittel sind: Bekämpfung der wortbrüchigen liberalen Partei bei allen Ersatzwahlen; Herausgabe ihres Blattes; Massenverkauf von Stimmrechtschriften (meist zu 0,10); Massenversammlungen in geschlossenen Räumen wie unter freiem Himmel (da das liberale Ministerium von ihnen den Beweis verlangte, daß die Frauen das Stimmrecht wollen\*\*\*); wohlorganisierte, regel-

\*) Siehe Mrs. Stopes am angeführten Ort.

\*\*) Weil ein Parlament von Männern, abhängig von männlichen Wählern, Fraueninteressen stets in zweite Reihe stellen, oder sie ohne Sachkenntnis verhandeln muß.

\*\*\*) Die Riesenversammlung im Hyde Park am 21. 6. 1908 brachte 250 000 Menschen zusammen, es war die größte Volksversammlung, die je in England das Stimmrecht gefordert hat.

\*) Member of Parliament.

\*\*) In Newcastle z. B. von 6000 auf 2000 Stimmen.

\*\*\*) England hat kein allgemeines Wahlrecht, die Suffragettes verlangen es auch nicht.

†) Wir verweisen auf Mrs. C. C. Stopes ausgezeichnetes kleines Buch „The Sphere of 'Man' in the constitution“. London.



mäßige Versammlungen in ganz England; der Versuch, Abordnungen an die Minister in das Parlament zu schicken und dort als Steuerzahler Gehör zu verlangen (nur weil letzteres ihnen verweigert wird und sie doch versucht haben einzudringen, sind die bekannten Ruhestörungen vor dem Parlament eingetreten); bei öffentlichen Versammlungen, wo Minister sprechen, den sonst Unzugänglichen, die Frage zu stellen: Wann geben Sie den Frauen das Stimmrecht;\*) durch öffentliche Umzüge mit Musik, Bannern, den Suffragettefarben (weiß, purpur, grün), denn sie müssen das öffentliche Interesse tief, lebhaft und dauernd fesseln, die Öffentlichkeit muß für sie Partei ergreifen. Nu so erhalten sie die nötige Stoßkraft. Ihr Sieg ist eine Machtfrage: Gelingt es ihnen, das „wortbrüchlige“ liberale Ministerium völlig unbeliebt zu machen, so haben sie gewonnen. Man kann nicht leugnen, daß sie diesem Ziele seit 1903 beträchtlich näher gekommen sind. — Ein immer größerer Teil des Publikums begreift, daß die Suffragettes nur ihr verfassungsmäßiges Recht wollen; daß das liberale Ministerium sie hinzuhalten und „hereinzulegen“ sucht. Die öffentliche Meinung entzieht einem solchen Ministerium in England besonders leicht ihre Achtung, denn sie liebt „fair play“ (ehrliches Spiel); sie findet es heute lächerlich, daß Parlament und Minister durch 100 und 1000 von Polizisten zu Fuß und zu Pferde vor Frauen beschützt werden; sie betont, daß die Frauen bei all ihren Veranstaltungen ordentlich und friedlich vorgehen, und daß die Unordnung erst durch die Polizei verursacht wurde. Ganz besonders unbeliebt aber wird das Ministerium durch die rauhe Art, mit der es die fragenden Stimmrechtlerinnen aus Versammlungen entfernen läßt und durch die Verurteilung des Justizministers, die zu Gefängnis verurteilten Stimmrechtlerinnen in die I. Abteilung

---

\*) Nur weil die Minister diese Frage mit Ausflüchten oder garnicht beantworten, sondern die Fragerinnen hinauswerfen lassen, „heckeln“ die Suffragettes jetzt die Minister (to heckle Ministers), d. h. als lassen sie bei solchen Versammlungen durch dauernde Unterbrechungen nicht mehr zu Worte kommen.

(politische Vergehen und Verbrechen) zu übernehmen.\*)

In ihres Herzens Grunde finden die Suffragettes gar kein Vergnügen daran, diese Agitation zu treiben, Umzüge zu halten, sich zur Schau zu stellen, Maskerade zu treiben, ins Gefängnis zu wandern. Sie wissen aber: dies sind die Mittel zum Zweck. Und sie tun ihre Pflicht, indem sie sie brauchen.

Vertrösten lassen sie sich nicht mehr: Vier der jetzigen Minister sind für das Frauenstimmrecht. Und es wäre nicht möglich gewesen, den Gesetzesentwurf mit solcher Unterstützung zu einem Regierungsentwurf zu machen? Doch nur, weil die „befreundeten“ Minister aus dem Frauenstimmrecht eine Kabinettsfrage nicht machen wollen. Die Ministerverantwortlichkeit ist aber eine gesamte. Kann der einzelne Stimmrechtsfreund das Kabinett nicht gewinnen, so muß er nach der Auffassung der Suffragettes gehen. Tut er es nicht, erscheint das Frauenstimmrecht ihm dafür nicht wichtig genug, nun, so wollen die Stimmrechtlerinnen ihn eines besseren belehren.

Die Suffragettes haben die öffentliche Meinung nun so weit aufgeklärt, daß die Presse ihnen gegenüber einen ganz anderen Ton anschlägt. So bei folgender Gelegenheit: Selbst einen Frauenstimmrechtsentwurf einzubringen hat das Kabinett abgelehnt; es wird sich aber einem Entwurf von selten des Hauses nicht widersetzen (der natürlich von vornherein sehr viel weniger Gewicht und Aussicht hat als ein Regierungsentwurf). Es verlangt gleichzeitig, daß dieser Entwurf „demokratisch“ sei (d. h. wahrscheinlich das allgemeine Wahlrecht fordert, so daß Frauenwahlrecht und allgemeines Wahlrecht verqulekt würden); dann ist das Kabinett nämlich sicher, daß das Oberhaus ihn ablehnt.

Dieses Verfahren nennen nun große politische Blätter „feige“, „blind“, „jedes moralischen Muts bar“, „unwürdig“.

Und so scheint sich das Blatt der öffentlichen Meinung Großbritanniens zugunsten der „Suffragettes“ zu wenden.

---

\*) Während die Träger der irischen Unabhängigkeitsbewegung und die Träger englischer Wahlrechtsbewegungen stets der Abteilung I zugeteilt werden.



## Nachdenkliches über Nachlässiges.

Von Johannes W. Harnisch.

Als das ausgehende ancien régime sich in seiner Haut nicht mehr recht wohl fühlte, mühte es sich um Unschuld, Harmlosigkeit und ländliche Freuden. Es baute Meierhöfe, Trianons; und baute chinesische Pavillons. Und was ist es für ein China, dieses Rokoko-China, in dem die übersättigten Marquisen und Abbés die längst verlorene Unschuld wiedersuchten! Welch putzig Land! Es ist eine Synthese aus Teetäbchen; Porzellandächern mit Glöckchen; gelben Zopfträgern und Schlitzaugen. Auf den Wandbildern in den chinesischen Pavillons steht eine Rokoko-Dame im Reifrock, aber mit gelbem Teint und merkwürdig schiefen Augen vor einem Häuschen mit dem Porzellandach. Das Dach hat die charakteristische Schwelbung, aber das Häuschen steht mitten in einem Parke mit Fontänen und Amoretten und Taxushecken, „so regelrecht geschnitten, als wären's Verse Boileaus“. — Oder Helnes Vorstellung von Indien: „Am Ganges, da duftet's und leuchtet's und Riesenbäume blühen, und schöne, stille Menschen vor Lotosblumen knien.“ Ausgerechnet! Vermutlich hat noch kein Inder jemals vor einer Lotosblume gekniet. Poetisch schön? Gewiß. Aber wer den folgenden Vers über die Lappen nachliest, der sieht, das Helnes Ehrgeiz hier durchaus nicht nur poetisch, sondern auch ethnologisch war. Wir lächeln. Diese naiven Abbés und Marquisen! Der gute Helne! Sind wir soviel weiser?

Gewiß, alles in allem, wir haben mehr gelernt. Und haben mehr Respekt vor dem Tatsächlichen und vor allem, was sich Wissenschaft benamst. Wir würden keine Chinesinnen im Tailor made malen. Wir sind eben in all diesen Dingen exakter geworden, vergessen nie, unser Wissen zu fragen, wenn wir uns künstlerisch mit etwas Fremdem beschäftigen. Denken ernsthaft nach und prüfen faktisierte Kostümkunden, ehe wir nur ein Ritterfräulein zu Rosse zeichnen. Aber wo wir nicht unseren Ernst anspannen, denken wir genau

so schief und flach und scheuen uns nicht im mindesten, darauf unsere Urteile zu gründen. Vor allem in der Politik.

Die Zeitung verführt dazu; und das Zeitunglesen nicht minder. Mein Gott, so am Schnürchen haben wir unser bißchen Wissen über Südafrika und Australien, Abessinien und Slam, Mexiko und China wirklich nicht, daß nur der Name genannt zu werden braucht, um in uns das geographisch und ethnologisch richtige Bild ohne besondere Denkanstrengung entstehen zu lassen. Und nun lesen wir fünf Zellen aus Kapstadt, zehn aus Bangkok, sieben aus Rio de Janeiro, elf aus Peking, sechs aus Melbourne und vier aus Adis Abeba. Lesen in Hast. Haben wir da die Zeit, uns Südafrika, Slam, Brasilien, China, Australien, Abessinien (was wir davon wissen), wirklich zu vergegenwärtigen? Und nun kommt das Heer der Schlagworte, in die der Zeitungsschreiber das Geschehende einschachtelt: Feudalstaat, Reaktionäre, Nationalisten, Arbeiterfrage, fremdenfreundlich, Kaiser, fortschrittlich und hundert andere. Der Zeitungsschreiber muß sich dieser Schlagworte bedienen, um in den drei oder zehn oder zwanzig verfügbaren Zellen wenigstens das Ungefähre zu geben. Da er in Hatz schreibt, wird er auch beim Leitartikel sich oft nicht klar machen, wie wenig der Begriff vom Worte gedeckt wird. Der Leser wird's fast nie tun. All das wäre nicht schlimm, wenn's dabei bliebe; aber, wenn ich zehnmal von den persischen Reaktionären oder den abessinischen Christen oder den indischen Nationalisten gelesen habe, dann hat sich mir unmerklich das schiefe Bild ins Hirn geprägt. Ich komme nur schwer von ihm los; müßte dazu besondere Kraft aufwenden; und, was das Schlimmste, ich bin mir gar nicht bewußt, werde es nur gelegentlich einmal, daß sich mir die Dinge ganz schief und verbogen im intellektuellen Bestande speicherten.

Wer dem nachsinnt, dem wird manches Jäh in unerwartet anderes Licht gerückt werden. Einige Beispiele werden das am besten geben: Menschenrechte. Gewiß, die Malaien und Neger sind auch Menschen. Heißt: sie gehören zur Klasse des homo sapiens. Haben wir denn aber, wenn wir von „Menschenrechten“ und „Auch-Menschen“ reden, wirklich das dreimal gefilterte Typische des homo



sapiens vor Augen? Wir denken gar nicht daran! Wenn wir vom Menschen sprechen, meinen wir den Menschen unserer Klasse, Bildung, Sitte, Religion, Begabung; wer viel abstrahierte, vielleicht den Typus unseres Volkes; im günstigsten Falle den modernen Europäer. Das hindert uns natürlich nicht im mindesten, dem Malaien und Neger dies und das zu vindizieren, weil er „Auch-Mensch“ ist. Wären wir nicht so nachlässig, dächten wir nach, so würden wir bald sehen, daß wir von uns, vielleicht von unserem Volke, vielleicht vom modernen Europäer aus abstrahierten. Daß unser Schluß, der Neger müsse als „auch ein Mensch“ dies und das zuerkannt bekommen, falsch ist, weil wir an „auch ein Europäer“ dachten. Und wenn wir von den allgemeinen Menschenrechten reden, sollten wir füglich des Ausdrucks allgemeine Europäerrechte uns bedienen. Oder ist's anders? Wir müssen schon bekennen, wir hielten uns buchstabengläubig an das Wort Mensch, ohne je zu besinnen, daß wir mit dem Worte ganz verschiedene Begriffe deckten; bald den aus zwanzig oder hundert oder meinetwegen aus zehntausend Europäern abstrahierten Typus, bald den naturwissenschaftlichen Begriff des homo sapiens. Wollen wir wirklich noch über das Rokoko-China lächeln? Und über Helnes Inder?

Und dieser Nachlässigkeiten gibt's die Hülle. Man prüfe sich genau, ob nicht, wenn wir von persischen Nationalisten lesen, in irgendeiner Ecke des Gehirns der Schemen des Generals Boulanger oder Henri Rocheforts spukt. Ob wir nicht bei den Worten abessinische Christen sehen, wie im kahlen protestantischen Gotteshause der Geistliche die Vormittagskinderlehre abhält; oder wie im warmen Kerzendämmer weihrauchumwallt der Priester das Hochamt zelebriert. Ob nicht statt der chinesischen Juden in Kalföngfu in Honan Gestalten aus der Tiergartenstraße oder mit dem Hauslererpacken sich uns vors Auge drängen. Oder: die Arbeiterfrage in Deutsch-Ostafrika. Machen wir uns wirklich klar, daß es sich nicht um strebsame, fleißige, fest organisierte, klassenbewußte Industriearbeiter, sondern um indolente, träge Nigger handelt; nach des Negrophilen Franklin hartem Worte, um Tiere, die nur fressen und faulenzzen mögen? Und ist uns nicht der fremdenfreundliche Chinese mit

einem Tropfen Schillerischen Weltbürgeröles gesalbt? Taucht uns nicht bei der Kunde vom abessinischen Feudalstaate Ostelbien vors liberale, oder bei der Kunde von den türkischen Liberalen Eugen Richter vors konservative Auge?

Ohne daß wir's wissen und wollen, ist hier und dort immer wieder eine Lücke in unserem Denken, eine Nachlässigkeit, die uns von schiefen Begriffen her urteilen läßt; die uns den Fettsteiß einer afrikanischen Heldenjungfrau in den Stahlpanzer der Jeanne d'Arc pressen, einem chinesischen Dorfschulzen den behäbigen Flausch des frohen Kluckhuhn um die dünnen Glieder schlappen läßt. Das ist bis zu einem gewissen Grade unvermeidlich. Wenn wir noch so viel lernen, nie lernen wir genug, um nicht falsche Analogien aus Kindheitstagen oder aus früher Kenntnis oder aus häufiger Beschäftigung in wenig Geläufiges hinüberzunehmen. Den Philister am Biertische (auf dem auch Wein oder die Schale Melange stehen kann) mag's nicht drücken. Wer weiter will, und wer nicht Kolonialpolitik und Weltpolitik gegenüberstehen will wie Jean Jaques Rousseau dem Naturmenschen, der muß das eine lernen: sich bescheiden. Zu jedem Volke gehört so Tausendfaches, das sich nicht mit Händen greifen, nicht auf die Platte bannen, nicht in Bücher pressen läßt. Wer nicht die fremde Luft schlürfte, das fremde Leben lebte, kann's nie viel weiter bringen, als rezeptives Verständnis für das Fremde zu bekommen. Wenn die Engländer uns politisch so viel über sind, so liegt's neben anderem zu gutem Teile auch daran, daß viel mehr von ihnen irgendwo drüben waren.

Wo aber eine uns fremde Rasse zu einer alten Kultur gelangte, wird uns selbst das drüben gewesen sein nicht allzu viel nützen. „Ein Mann, der China sehr lange gedient hat, sagte neulich, daß er in den ersten Jahren des Aufenthaltes in seinem Adoptivvaterlande für vieles eine Erklärung bereit gehabt habe, wo er jetzt kaum wage, ein Wort mit Bestimmtheit auszusprechen.“ So erzählt uns Max Diehr, der sich selber dort lange aufhielt. Jeder, der es tat, und dem nicht Arroganz den Blick blödete, bestätigt es. Ich meine, wir dürften uns allmählich des Wahnes entschlagen, wir mit unserm spärlichen Wissen vom Fremden, das unter Westeuropäergesichtswinkel gesehen, unter Westeuropäererfah-



rungen eingeschachtelt wurde, könnten dieses Fremde genau verstehen oder ihm gar die richtigen Wege weisen.

## Hans von Marées.

Von Otto Grautoff.

Hans von Marées' Kunst bildet das schönste Kapitel der deutschen Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts; sein Lebensschicksal das traurigste Kapitel. Die Ausstellung seiner Werke, die Julius Meyer-Graefe in der Münchner Sezession zusammengestellt hat, erfüllt uns daher ebenso sehr mit Freude und Stolz wie mit einer tiefen Scham. Wir müssen uns schämen, daß uns allen bis heute die Einsicht fehlte, für die Bedeutung dieses größten, deutschen Mannes seit Matthias Grünewald, daß dieser große Mensch und Künstler sein Leben nicht nur in Armut und Verkenennung verbrachte, sondern auch noch zwanzig Jahre nach seinem Tode warten mußte, bis die Deutschen, seine Landsleute, den Wert seines Lebenswerkes erkannten. Die Ausstellung, die 184 Bilder und gegen 50 Zeichnungen vereinigt, macht manches wieder gut; sie würde vieles wieder gut machen, wenn die deutschen Künstler und Kunstfreunde das von ihm lernen wollten, was seine Kunst zu lehren vermag. Und seine Kunst vermag alles zu lehren; denn dieser kühne Sucher und anspruchsvolle Kämpfer strebte mit den reinsten und edelsten Mitteln den höchsten Zielen der Kunst zu. Wenn er jetzt so verstanden würde, wie er es verdiente, so müßte die deutsche Kunst einen nie vorher gesehenen Aufschwung nehmen; denn er weist den Malern aus den verwirrenden Kämpfen zwischen Idealismus und Realismus den Weg zu einer höheren Einheit, zu einer stilisierten Idealität, die das höchste Ziel der Kunst aller Zeiten war. Wenn wir die Bilder aus Böcklins letzter Zeit Malerpoesien nannten, so irrten wir. Ihnen fehlt die Einheitlichkeit; in stilisierte Landschaften stellte der Schweizer mit realistischer Treue gemalte Fabelwesen der antiken Sage. An Marées' Werken lernen wir Böcklins Mängel klarer verstehen. Er hat die Figuren und Landschaften, die sein Auge erlebte, zu einer allgemeinen Gattung gestelgert und sie als Gesamterscheinung in eine einheitliche Idealität erhoben,

deren elementare Wucht in der Stilleinheit aller Bildfaktoren besteht. Seine Kunst erhebt sich über den Zufall des Tageserlebnisses und wird so wie die Kunst aller großen Meister im höchsten Sinne zeitlos.

Marées verbindet Delacroixs schillernden Farbenreichtum mit Puvis de Chavannes großer dekorativer Gebärde. Die Deutschen aber übersahen diesen göttlichen Geist, als er unter ihnen lebte, und erst die Erziehung, die Paris den Künstlern und Kunstfreunden gewährt, vermochte die Einsicht für den Wert dieses deutschen Meisters zu reifen. Die Wege des Lebens sind wahrhaftig sehr verschlungen.

Marées begann als Steffek-Schüler. Er malte Pferdebilder und Schlachtbilder, die allerdings frühe schon einen unter Deutschen seltenen Sinn für malerische Harmonie und für das Gleichgewicht der Gegensätze in Farben und Formen zeigen. In Italien festigte sein Talent sich. Er ging durch Rembrandt hindurch, vertiefte sich in Giorgione und nahm die edlen Konventionen der klassischen Kunst Italiens ganz in sich auf. Die Antike begeisterte ihn und die pompejanischen Wandmalereien entzündeten seine Bewunderung. Niemals sättigte sein Geist sich an ihnen. Seine Zeichnungen mahnen uns mehrfach an Michelangelo. Dieselbe Wucht, die gleiche Unmittelbarkeit im Ausdruck. Seine Farbe jedoch ist reicher. Es gibt Studien und Entwürfe von ihm, die an Manet erinnern. Aber in seinen großen Farbenkompositionen ist aller Realismus überwunden. Er steigert, was er gesehen hat, zu einer Idealität und schafft dadurch eine Welt, die nicht Abglanz des Sichtbaren ist, sondern ein leuchtender Widerschein innerer Erlebnisse. Die Körper seiner großen Farbenkompositionen scheinen von innen herauszuleuchten; sie sind von Fleisch und Blut, sind aber doch übersinnlich. Sie stehen in einer Landschaft, die die Erde nicht trägt, deren Struktur aber doch glaubhaft erscheint. Linien und Farben klingen mit elementarer Wucht zu einem Ganzen zusammen, und dieses Ganze fühlt man als den unmittelbaren Ausdruck eines starken, feurigen, inneren Erlebnisses. Den Größten reiht Hans von Marées sich an. Wir können diesen Deutschen in einem Atem nennen mit Rembrandt und Michelangelo.



## Paris und Maupassant.\*)

Von Franz Clement.

Der Zufall legte mir beinahe gleichzeitig zwei Bücher auf den Tisch, die Deutsche über französische Zustände, Kunst und Menschen geschrieben haben und die alle beide mit braver Aufrichtigkeit und unleugbarem Geschmack vieles sagen, das vor ihnen nicht einmal halb so gut von Franzosen und Deutschen gesagt worden ist. Und deshalb muß man ein wenig auf sie eingehen.

Karl Schefflers Buch über Paris ist in jeder Zelle beschwingt; es erzählt mit manchmal naiv anmutendem Lyriismus die Geschichte einer Besitzergreifung, und das ist die Besitzergreifung der heiligen Stadt Paris durch das Individuum Karl Scheffler, seines Namens einer der überzeugendsten Prosaschriftsteller und einer der gedankenvollsten Kunstgelehrten des Deutschland von heute. Karl Scheffler hatte sich von der Stadt, die er jetzt bejubelt, keine untergeordnete Illusion gemacht; er ist genug Kenner gallischer Art, Kunst und Dichtung, um starke Erlebnisse zu erwarten. Als er dennoch zum erstenmal die Säle des Louvre durchwandert und in den alten Straßen, im Schatten der Boisbäume und der geläuterte Tradition ausstrahlenden Bauten, Pariser Bewegung und selbstverständliche Pariser Schönheit in sein Auge aufsaugt, setzt er zu Hymnen an, die er selbst nicht von sich erwartet hätte. Denn Karl Scheffler ist, soweit ich ihn aus früheren Schriften her kenne, gar kein zum billigen Hymnus aufgeräumter Sterblicher; so anschaulich sein Denken, sein in Stil geäußertes Denken auch ist, er hinterläßt eher den Eindruck eines zur vereinfachenden Abstraktion hinzielenden Analytikers als den eines enthusiastischen Künders offener Lebens-, Formen- und Farbenwerte.

Man spürt deshalb von allen ins Spiel tretenden Gefühlen am meisten das einer gewissen intellektuellen Dankbarkeit. Und die Übersicht, die er an der Hand der Louvrebilder über die Vergangenheit

und Gegenwart der französischen Kunst gibt, ist ein spontaner Tribut der Dankbarkeit, eine frohe, freie, aber gar nicht undeutsche Hingabe an die seltene Kulturdynamik, die von Fragonard bis Gislely um Ausdruck und um dementsprechende Verstärkung rang. Wer hätte den Mut, wenn es nicht gerade Julius Meier-Gräfe ist, in diesem Überblick die von Scheffler geäußerten, außerordentlich zahlreichen, hier und da kühn anmutenden Ideen im einzelnen einer Kontrolle zu unterziehen. Von so reichmöblierten Köpfen, wie dieser jüngste unserer angesehenen Kunstdeuter einen zeigt, läßt man sich anregen und protzt man nicht mit fleghafter Auchwisserei. Und sträflicher wäre es noch, diesem genußstarken Kosmopoliten mit engnationalen Beweggründen zu kommen. Er hat schon im voraus darauf eine Antwort geschrieben.

„Nein,“ sagt er im letzten Kapitel, „nicht undeutsch ist es, Paris zu lieben. Es zu hassen, wäre undeutsch. Denn unsere Erkenntnis kann die Werte nicht missen, die der ganzen Menschheit dort geprägt worden sind. Wir kommen als Lernende in diese wunderreiche Stadt und gehen dankbar von dannen, reicher geworden, ehrfürchtiger und somit auch besser im Fühlen und Meinen. Besser, das aber heißt zugleich auch immer deutscher.“

Der Gegenstand des zweiten Buches, über das ich mich heute äußern möchte, hat mit dem Gegenstand des Schefflerschen Buches manches gemeinsam. Maupassant ist noch weniger aus Paris zu entwurzeln als aus seiner normannischen Heimat, und wenn er auch nicht der typische Pariser Franzose ist — den gibt's unter den Dichtern, die zu sehr aufs Produzieren sehen, nimmer — so hat er doch in seinen besten Novellen und dreien seiner Romane, *Notre coeur*, *Fort comme la Mort* und *Bel-Ami* stark rhythmisierte Regungen der femininen Seele der Hauptstadt eingefangen. Darüber hinaus ist Maupassant noch mehr: ein prachtvoll entwickelter, rassiger Mensch, ein guter, durch keine Schwefeleien und keine Clique zu beirrender Lateiner, ein kühler Kopf, der zum großzügigen Gestalten vielleicht nicht Herz und Phantasie genug gehabt hätte, wenn seine schöne, immer wuchtig und doch gemessen ausladende Sinnlichkeit ihm nicht gewissermaßen die fehlenden Eigenschaften ersetzt hätte: Vor einer solchen Erscheinung kann man wirklich

---

\*) Paris, Notizen von Karl Scheffler. Insel-Verlag, Leipzig 1908. Prols geb. 10 Mark. Paul Mahn: Guy de Maupassant. Sein Leben und seine Werke. Berlin, Egon Fleischel & Co., 1908. Prols 8 Mark.



In Feuer geraten, ohne gerade eine Frau zu sein; denn die Maupassantsche Männlichkeit können wir als etwas Ehrendes, als eine Art Geschlechtstriumph empfinden. Paul Mahn ist nur etwas zu aufdringlich in der Belobung seines Helden. Wie wenn er nötig hätte, nach all den Einzelheiten, die er gibt, mit den durchschnittlich banalen Lobesprädikaten für Maupassant um Liebe und Achtung zu werben? Wir rechnen die Punkte schon zusammen und machen die Zensurnummer selbst.

Schefflers Buch ist undeutsch in gutem Sinne; es ist kein Wälzer; die Form hat den reichen Stoff aufgezehrt. Paul Mahns Buch ist ein deutsches Buch, sowohl in gutem wie auch in schlechtem Sinne. Mehr im Guten meine ich, denn es ist viel wert, daß wir am Ende der zahlreichen Selten Genaueres, Unzweideutiges und Bleibendes über Maupassants Leben und Werke wissen. Wir haben eine Bilanz zu ziehen, wie am Ende der meisten sog. „deutschen Bücher“, und die Bilanz hält sich zugunsten des fleißigen Autors. Das Schlimme sind die Längen, die Ausführlichkeiten und wenn man so brav moralisierel ist, wie dieser Autor, der den großen Sittenlosen, der Maupassant war, immer verteidigt, müßte man auch so vorurteilsfrei sein, die selbstverständlichsten Dinge ohne lange Begründung zu lassen.

Man merke sich dazu noch etwas anderes: Mahn, ein Deutscher, ist der erste ausführliche und zuverlässige Biograph des reinen Franzosen Maupassant. Jenseits der Vogesen muß man arm sein an begabten Biographen. Denn was könnte mehr reizen, als dieses Leben, das mit dreilundvierzig Jahren in einem wilden Besiegtenschrei abbrach und das einen Taten- und Genußreichtum hat, daß der Tod doch nicht zu früh kam? Dieses volle, im Rausch feinsten Gattung verzehrte Leben? Fünf Jahre Jüngling mit langen, geraden Bootsfahrten auf der Seine, denn das Vaterherz Flauberts und die Lehrjahre bei diesem verbissenen musterhaften Künstler, dann Paris, Etretat, Geld und Frauen, kühne Jachtfahrten auf dem sonnigen Mittelmeer, dann Alkohol- und Ätherrausch, ein blinder Schuß in seinen kranken Kopf, daneben das schmerzliche Gesicht einer Mutter, die dieses verwegene Kind des Glückes im Unglück sterben sehen mußte.

## Das Gottsuchen der Völker.

Von A. Wirth.

Das Auftauchen vieler neuer Sekten ist immer ein Zeichen für rege Religiosität. Auch die Bekämpfung alter Dogmen beweist doch zum mindesten, daß man sich mit ihnen noch beschäftigt. Alexander von Peez meinte, die Engländer seien nur deshalb dem Kontinent so weit voraus, weil sie die konfessionellen Kämpfe längst hinter sich hätten. Allerdings könnte man auch den Spieß umdrehen und sagen, die Kälte und Nüchternheit der Engländer stehe mit ihrer religiösen Gleichgültigkeit in Zusammenhang. Das eine jedoch ist sicher: Dogmenzänkerelen sind immer das Symptom sinkender Zeiten. Schwaner\*) wendet sich aber gerade gegen die Dogmen. Er wünscht und hofft, daß die Flammen des reinen Gefühls über den trüben Schwall der Dogmen siege. Er hält es mit Schiller, der zu keiner Religion sich bekennt — aus Religion. Er denkt wie Jean Paul, der einmal äußerte, jedes neue System verenge den Philosophen und bereichere den Dichter. So sucht der Herausgeber des Volkserziehers aus allen Blüten Honig zu saugen, und aus allen Religionen der Welt die kräftigsten Sprüche herauszuholen. Er leistet das für das Volk, was die Chrestomathie Bertolets für die Gelehrten schaffen will. Das eine aber kann ich Schwaner, dem ehemaligen Lehrer, nicht durchgehen lassen: daß er den Brahmanen und Buddhisten „eine Geistesentwicklung von 20—30 000 Jahren“ zuschreibt. Tatsächlich ist diese Entwicklung viel jünger als die westliche, sei es, daß man diese mit Homer oder mit der altkretischen Kultur, oder aber, wie es recht und billig ist, mit Ägypten und Sumir beginnen läßt.

Ein neues Evangelium, das er Noismus\*\*) nennt, bringt ein Namenloser. Die Grundlage liefert Kant. Dagegen kommt Nietzsche sehr schlecht weg. Auch der Prophet des „Noismus“ beklagt es, daß die Froststarre des alten Dogmatismus die

\*) Vom Gottsuchen der Völker. Aus heiligen Schriften aller Zeiten von Wilhelm Schwaner. Berlin-Schlachtensee, Germanenbibel und Volkserzieherverlag.

\*\*) Noismus. Von einem Welt- und Gottesgelehrten. Zürich und Leipzig, Th. Schröter.



Blüten der Religion, der Schönheit und der Freude knicke. Auch findet er, daß der Fluch dogmatischer Anschauungen der gleiche sei, „ob er aus dem Munde von Bibelpfaffen oder von Bebelpfaffen, oder gar von Monisten“ ausgeht. Ich kann nicht umhin, daran zu denken, wie Bezold den großen Königsberger Philosophen behandelt,

nämlich so, daß eigentlich kein Hund mehr ein Stück Brot von ihm (Kant) nehmen sollte. Jedoch nur so frisch weiter! „Wenn dir's in Kopf und Herzen schwirrt, was willst du Besseres haben?“ Und das Buch des Namenlosen ist anregend und anstachelnd geschrieben. Seine Polemik bringt Neues, ist fruchtbar. Das ist schon viel.

Schluß des redaktionellen Teiles.

### Alle Manuskript- und Büchersendungen

an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33.

Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33; für Österreich-Ungarn: Dr. Felix Braun in Wien. — Expedition für Österreich-Ungarn bei Hermann Goldschmidt, Wien I, Wollzeile 11. — Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76. — Druck von G. Bernstein, Berlin SW. 68, Zimmerstr. 94.

Hat der heutige Mensch eine für ihn passende Umgebung in seinem eigenen Heim? Meistens nein. Denn nur selten wird die Form der Möbel, die Farbe der Möbelbezüge, der Teppiche, der Tapeten von dem Standpunkte aus gewählt worden sein, daß sie zum Menschen trefflich passen. Zu den schweren, reichgeschnitzten Möbeln und den stark gemusterten bunten Tapeten gehört durchaus eine bunte, faltenreiche Kleidung, sonst lassen diese Dinge ihren eigenen Besitzer nicht zur Geltung kommen. W. Dittmar, Möbelfabrik, Berlin, Molkenmarkt 6, geht bei der Schaffung seiner Möbelformen und Einrichtungen von dem Grundsatz aus, „der Hauptschmuck des Raumes sei der Mensch“. Ihm, in seiner modernen Art und Kleidung, muß sich alles anbequemen und

unterordnen, so daß er erst den Schlußstein im Raume bildet. Wie wohltuend und sympathisch ein so gestalteter Raum auf den Menschen wirkt, davon sich zu überzeugen ist jedem Gelegenheit gegeben, der die Ausstellung der Firma Dittmar, Berlin, Tauentzienstr. 10, besucht. Für jedermann frei von 9—1 und 3—7, Sonntags von 12—2. Hermann Münchhausen hat sie für Dittmar ganz in dem Sinne entworfen. Auch in seinem Hauptgeschäft, Berlin, Molkenmarkt 6, bietet Dittmar eine reiche Auswahl trefflicher Möbel, Bezüge und Teppiche, die desselben Geistes sind. — Auch da ist Besichtigung frei und stehen Abbildungen solcher Möbel und die Druckschrift „Neue Wohnungskunst“, in der alle diese Gedanken näher zum Ausdruck kommen, gerne kostenfrei zu Gebote.

## Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- und Gallen-Leiden.

Diätetisches Tafelgetränk ersten Ranges.

Wo nicht am Platze, in Apotheken oder einschlägigen Geschäften käuflich, liefern wir direkt ab Quelle in Kisten à 50 % - Liter-Bordeauxflaschen frachtfrei jeder Bahnstation Deutschlands unter Nachnahme von Mk. 25.— pro Kiste.





8. HEFT.

18. FEBRUAR.

1909

## Nach dem Königsbesuch.

Von

\* \* \*

Die leichten, lustigen Papierschlangen rascheln nicht mehr von Stange zu Stange. Ohne bunten Putz stehen die Linden wieder im nüchternen Berliner Winterlicht da. Kein falscher Überschwang ist nach diesen wohltemperierten Festtagen zurückgeblieben und auch kein Katzenjammer.

Man kann mit ihnen zufrieden sein. Sie beweisen, daß wir aus Fehlern gelernt haben. Diesmal gings ohne faustdicke Schmelcheleien ab, die den Gast beleidigen und den Wirt nicht ehren, ohne phantastische Redebäumen, die so oft den Frost höflich abwehrender Antworten zu erleiden hatten. Will man den Fortschritt politischen Geschmacks ermessen, so vergleiche man die üppigen Zarentoaste in Breslau und auf der Danziger Reede mit dem vorsichtig redigierten Trinkspruch, der bei der Galatafel im Königlichen Schlosse zu Berlin am 9. Februar ausgebracht wurde. Er war der zu erwartenden Erwiderung knapp angepaßt.

Den Ton gemessener Freundlichkeit hatte schon Tags zuvor die Norddeutsche Allgemeine angeschlagen, als sie von den Bemühungen sprach, „einer Entfremdung zwischen den beiden Reichen entgegenzuwirken und die deutsch-englischen Beziehungen in sichere Bahnen zu lenken“. Man werde sich überzeugen, „daß aus dem persönlichen Verhältnis der Monarchen diesen Bestrebungen keine Schwierigkeit erwächst. Freilich wird es noch unvedrossener Aufklärungsarbeit bedürfen, um das Ziel zu erreichen, das in der Sicherung einer auf gegenseitige Wertschätzung begründeten Freundschaft zwischen den beiden großen Kulturvölkern vorgezeichnet ist“.



So verschachtelt und abwartend war der amtliche Gruß. Er beweist, daß man noch nicht recht wußte, wessen man sich von Seiten Eduards, der seine Karten nie zu früh zeigt, zu versehen habe. Und es ist drum nicht gleichgültig, daß die offizielle und offiziöse Sprache während der dreitägigen Anwesenheit des Königpaares, nach der langen Unterredung des Reichskanzlers mit dem Unterstaatssekretär Sir Charles Hardinge und nach der Besprechung Dernburgs mit dem Staatssekretär für die Kolonien, Earl of Crewe, wärmer und wärmer wurde.

Freilich die offiziösen Redensarten von dem „Austausch befriedigender Eindrücke“ etc. etc. würden an sich wenig bedeuten. Die haben wir auch nach Wilhelmshöhe und nach Cronberg über uns ergehen lassen, ohne daß diesem Wind freundlicheres Wetter gefolgt wäre. Es müßte schon schlimm stehen, könnte man selbst auf dieser abgegriffenen Phrasenklaviatur nicht mehr klimpern.

Aber es sprechen auch zuverlässigere Zeichen mit. Gerade durch die Schmucklosigkeit der Worte haben auch die Freundschafts- und Friedensversicherungen der Trinksprüche an Nachdruck gewonnen. Das haben alle gefühlt. „Unser Kommen beabsichtigt nicht allein die engen Bande der Verwandtschaft zwischen unseren Häusern wiederholt in Erinnerung zu bringen, sondern erzielt auch die Befestigung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen unseren Ländern und dadurch die Erhaltung des allgemeinen Friedens, auf welchen mein ganzes Streben gerichtet ist.“ So sprach König Eduard nicht nur beim Festmahl im Bann höfischen Herkommens. Er, der frei von „Impulsivität“ ist und jedes Wort sorgsam abwägt, hat denselben Gedanken beim Empfang der englischen Kolonie und im Berliner Rathaus mit erhobener Stimme wiederholt: „Es ist mein Wunsch, daß die Beziehungen zwischen beiden Ländern immer auf bestem Fuße sind“ (oder, wie es der amtliche Merker nachträglich korrigiert hat: „daß die Beziehungen der beiden Völker stets die besten seien.“)

Im Berliner Stadthaus hat gleich nach dem ersten November-Umschwung Wilhelm II. den Text der Gedenkrede auf den Freiherrn vom Stein aus der Hand seines Ministerpräsidenten entgegengenommen. Jetzt hat die Bürgerschaft Berlins — ja, auch sie muß nun langsam umlernen — dort zum ersten Male einen fremden Fürsten als Gast begrüßt. In aller Würde, wenn man einige nicht ganz rückgratfeste Worte überhören will, mit Geschmack, trotzdem sie den alten Herrn dort mit Liedern überschüttet haben und bei dieser frohen Feier auch ein weinerliches Grablied anstimmen ließen. König Eduard hat vor seiner Abreise offenbar noch schnell ein Privatissimum über Berliner Bräuche gehört. Denn auch im Bürgerschloß erschien er in der Verkleidung eines preußischen Generals, die er elegant-behäbig und ohne eine Spur militärischer Schneidigkeit trägt; und doch hätte man ihn gerade hier gerne in klassischem Zivilrock bewundert.

Immerhin kamen ihm die Berliner hier am nächsten. In manchem Augenblick ist es schwer, den Sohn Alberts von Sachsen-Coburg-Gotha, der — mit leichter thüringischer Färbung — ein so natürlich sprudelndes Deutsch spricht, und seine



Gemahlin, die Tochter des Herzogs Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksstadt, die Enkelin des Landgrafen Wilhelm von Hessen - Kassel, als ein nichtdeutsches Fürstenpaar anzusprechen. Da konnte man nun den furchtbaren Mann, mit dem man seit Jahren die deutschen Kinder schreckt wie einst im 30jährigen Krieg mit dem schwarzen Grafen Axel Oxenstjerna, immerzu heiter lächeln sehen und all in seiner freundlichen Onkelhaftigkeit beobachten.

Ihn, den weltklugen Gentleman, der vielen zum mythischen Popanz geworden ist, weil es ihre Gedankenträgheit bequemer findet, auf dem Brett oberflächlicher Zeitbetrachtung mit ein paar leicht erkennbaren Schachfiguren zu spielen, die man in einen spannenden Wettkampf verstricken kann, anstatt den tieferen wirtschaftlichen und völkerpsychologischen Gesetzen nachzuspüren. Nun hatten wir ihn immerzu vor Augen, den Achtundsechzigjährigen, der trotz einer Erkältung alle Strapazen rüstig aushielt, um dessen Gesundheit man bei Hofe aber ängstlich besorgt war und den man so wenig als möglich dem rauen Ostwind aussetzen wollte.

Vielleicht fördert diese menschliche Berührung mit dem ergreisenden König die Erkenntnis, daß ein Einzelner nur dann fruchtbar wirken und die Schicksale seines Volkes mächtig leiten kann, wenn er sich mit klarer Erkenntnis zum Werkzeug gesunder Kräfte, zum Vollstrecker geschichtlicher Notwendigkeiten macht. Der Augenblick des Einlenkens war da, als wir uns mit Frankreich über Marokko zu verständigen begannen; dadurch schien eine ganze Reihe möglicher Verwicklungen ausgeschaltet zu sein, in die auch England kraft der von ihm treulich erfüllten entente cordiale hineingezogen worden wäre. Vielleicht hat die englische Politik in letzter Zeit auch zu fühlen bekommen, wie untequem und unbehaglich zuweilen die Rolle eines Allerwelt-Onkels ist. Und darum konnte König Eduard, der solange keine Sehnsucht nach Berlin verspürt hatte, zu uns gerade jetzt mit Friedensworten auf den Lippen kommen. Ob er uns dauernden Frieden verkünden kann, das zu bestimmen ist nicht in seiner Macht.

Das Entscheidende ist, daß die öffentliche Meinung in England sich auf der ganzen Linie jetzt freundlicher vernehmen läßt. So sanfte Worte sind schon seit langem nicht zu uns herübergedrungen. Selbst die „Times“ und die „Daily Mail“ fehlen in dem Chor der Versöhnten nicht. Schon sprechen manche von einer neuen Ära in den deutsch-englischen Beziehungen und von der Möglichkeit einer Entente. Fast allen aber steckt die Invasionsangst noch in den Gliedern. Das englische Kabinett berät gerade jetzt, ob es dem Antrag zustimmen solle, der den Bau von sechs neuen Dreadnoughts zu je 40 Millionen Mark fordert, und die „Westminster-Gazette“, die dem Premierminister und Sir Edward Grey am nächsten steht, schreibt: „Der Wettbewerb zur See, der hauptsächlich durch die Marokko-Streitigkeiten veranlaßt war, bleibt auch, wenn sie beseligt sind, und wir fürchten, er wird noch einige Jahre nicht einzuschränken sein. Erst nach drei Jahren, wenn die Verstärkungen der englischen Flotte vollendet sind, würde man eine maritime und eine politische Detente erreichen können.“



Man kann sich also der Besserung zwar freuen, zu überschwänglichen Erwartungen, zu unbedingter Vertrauensseligkeit aber ist kein Grund gegeben.

1877 — selther sind 32 Friedensjahre vergangen — sagte Hellmuth von Moltke: „Ich teile die Hoffnung und den Wunsch nach dauerndem Frieden, aber die ausgesprochene Zuversicht teile ich nicht.“ So geht es den meisten auch heute.

---

## Honoré de Balzac.\*)

Von

H e r m a n n B a n g.

Es gab eine Zeit, wo man den Dichter den Herold der Götter nannte, wo seine Seele ein Saltenspiel war, in das die Götter griffen, und seine Lippen ein singender Mund, durch den sie sprachen. Die hingerissenen Völker hörten Gottes Stimme hinter den Worten ihrer Sänger. Diese Zeit ist vorbei. Die Götter sind tot, und die Menschen der Gegenwart suchen in den Werken ihrer Dichter nicht mehr einen Gott, sie wünschen nur einen Menschen zu finden. Für uns ist der heilige Taumel eine Mythe, er ist verschwunden, zugleich mit Pythias Priesterinnen; und was für uns einen Dichter zum Dichter macht, ist nicht, daß er mehr Gott ist als wir anderen, sondern nur, daß er mehr — Mensch ist.

Eigentlich durchleben ja alle nahezu dasselbe. In den großen Hauptzügen sind es dieselben Leiden, die wir alle tragen, dieselben Freuden, die wir genießen, dieselben Gefühle, die uns bewegen; die Mißgunst ist dieselbe, der Ehrgeiz, die Habsucht, die Begierde und die Liebe. Es ist in unserer Seele eine eisenharte und unveränderliche Schicht von großen und ursprünglichen Gefühlen, und diese Grundsicht ist allen Zeiten und allen Völkern gemeinsam. Das Leben, das auf diesen Gefühlen basiert, wird von allen durchlebt. Dann gibt es andere, weniger ursprüngliche und weniger tiefliegende Bewegungen, die den wechselnden Zeiten angehören, und die sich bei verschiedenen Gesellschaftsschichten verändern können, aber die doch immerhin gewissen Klassen und bestimmten Perioden, wo alle von denselben Bewegungen bestimmt werden, gemeinsam sind. Das Leben, das aus diesen weniger tiefliegenden Gefühlen entspringt, wird auch für alle Zeitgenossen auf derselben Gesellschaftsstufe ungefähr dasselbe sein.

Auch der Dichter lebt von und in denselben Gefühlen wie wir. Aber die Sache ist die, daß er e m p f ä n g l i c h e r ist, seine Nerven sind feiner, seine Natur ist sensibler, sein Wesen ist stärker elektrisch als unseres. Darum d u r c h l e b t er — und gerade

---

\*) Aus Anlaß der schönen deutschen Gesamtausgabe der Romane des Meisters im Leipziger Insel-Verlag.



das ist es, was ihn zum Dichter macht — viel mehr als wir. Außerdem sieht er mehr. Dieselben Menschen umgeben ihn und uns, wir können beide dieselben Phänomene beobachten und Studien an demselben Material machen, aber wir sind alle mehr oder weniger blind, der Dichter ist sehend. Ferner haben wir ein schwächeres Gedächtnis, und wir vergessen, was wir durchlebt und gesehen haben, er gedenkt und erinnert sich. Es geht im Leben, wo wir uns doch alle bewegen, leiden und kämpfen, wie in den Träumen: Wir träumen alle, aber die meisten vergessen, wenn sie aufwachen, alles, was sie eben erst geträumt haben. In gleicher Weise können wir gewöhnliche Menschen, wenn die seelische Bewegung vorüber ist, uns nicht vergegenwärtigen, was wir selbst durchgemacht haben. Aber die Dichter können es.

Was den Dichter macht, ist also schärfere Beachtung, stärkere Erinnerung und vor allem ein reicheres Erleben. Und er erlebt mehr, weil er empfänglicher ist. Die Empfänglichkeit ist die schaffende Kraft des Dichters, man könnte sich versucht fühlen, zu sagen, sein notwendiges Übel; denn seiner nervösen Empfänglichkeit ist es zuzuschreiben, wenn man so oft fragen muß, ob das Talent denn wirklich eine Krankheit sei und das Genie ein Wahnsinn.

In unseren zerquälten Dezennien sind selbst die Alltagsmenschen mehr als nervös genug. Es siedet und kocht in dem gemarterten Hirn der Gesellschaft wie in einem brodelnden Krater. Nicht die Gelehrsamkeit quält, sondern gerade das halb angeeignete Halbwissen. Die Luft ist schwer von unverdauten Ideen, die die Diskussion verbreitet, die die Zeitungen während der Zirkulation in der Elfe verzerren, und die in unser armes Hirn hineingestopft werden, dessen Inventar ohnehin schon zu bunt und verschiedenartig ist. Jeder Tag bringt neue Projekte, neue Gedanken, die der Telegraph rings um die Welt verbreitet und die wir doch wenigstens in der kondensierten Form der Depesche kennen lernen müssen. Es wimmelt von populärer Wissenschaftlichkeit, und nachdem man Völkern die Freiheit gegeben hat, die vielleicht kaum reif dazu waren, davon Gebrauch zu machen, wirft man nun zugleich aufs Geratewohl den Gehirnen Probleme zu, mit denen sie noch nicht ringen können. Die Atmosphäre ist erfüllt von halbgedachten Gedanken, hingeworfenen Projekten, von nebelhaften Reformplänen, fragmentarisch entwickelten Ideen. Und unser Hirn kommt nie dazu, irgend etwas zu Ende zu denken, wir haben nie Zeit, mit etwas ganz fertig zu werden: am nächsten Tag bringt man ja neue Gedanken zu Markte, schreit man neue Elixiere aus und stellt man neue Ziele auf.

Der Vergleich zwischen der Gesellschaft und einem Ameisenhaufen ist schon veraltet: im Ameisenhaufen herrscht Geschäftigkeit, aber der Instinkt der Insekten läßt inmitten der Geschäftigkeit Ordnung walten. Die Gesellschaft hat diesen Instinkt anscheinend nicht. Und welches Gedränge überall, man pufft sich mit den Ellbogen, man tritt sich auf die Füße, man stößt, man drückt, man drängt sich. Die Luft ist heiß wie in einem dichtgefüllten, schlechtventillierten Saal, der von Gas und von der tierischen Wärme der



Menge erhitzt ist, und man ist nahe daran, zu ersticken, vergebens schnappt man nach Luft, und der kalte Schweiß dringt aus allen Poren. Und in dieser Luft und diesem Gewühl werden unsere Gefühle krank und unsere Begierden krampfhaft. Um durchzudringen, müssen wir härter stoßen als die anderen, und wir müssen lauter schreien, um den Lärm zu übertönen. Der Kampf um die Existenz wird von Tag zu Tag bitterer, hartnäckiger, beinahe verzweifelt und tierisch. Und während die Anstrengungen des Existenzkampfes wachsen und unsere Gedanken quälen, unsere Kraft auspressen und zermartern, werden unsere überbürdeten Gehirne von all den uns umsummenden Ideen und den ausgerufenen Glückseligkeitsprojekten bedrängt. Oder glaubt man vielleicht, daß dieses starke Bild zu stark ist? Man irrt sich, wenn man das glaubt. Die Sache ist die, daß die Gesellschaft das Dekorum der Kultur als einen verhüllenden Mantel über ihre verkümmerten Gliedmaßen gebreitet hat; die Politur der Zivilisation liegt wie eine Schminke auf den abgezehrten Zügen, die in Neuralgien zittern, welche eine Folge der Überanstrengung des Gehirns und der Mattigkeit des Körpers sind. Es geht der modernen Gesellschaft wie jenem Gepeinigten bei Dante, an dem rasende Pferde ununterbrochen zerrten, ohne ihn ganz in Stücke zu reißen. Die unendlich zusammengesetzten Gefühle ziehen sie nach den verschiedensten Seiten, und die Harmonie ist aus einer Kultur verschwunden, die ihre allzu verschiedenartigen Elemente noch nicht zu Einigkeit und Einheit zusammengeschweißt hat.

Aber nun die Dichter. Wie müssen ihre krankhaft empfänglichen Nerven nicht in diesem überspannten Leben zittern. Die Zeit ist wohl vorbei, wo man z. B. Shakespeare als einen begeisterten Seher betrachtete, der die Träume, die er sah, mühelos deutete. Wenn Dichtung je die Frucht von Träumen war, so sind diese Visionen zum mindesten niemals schmerzlos gewesen. Sie waren wie ein magnetischer Somnambulismus, der das Medium oder Opfer peinigt oder auf jeden Fall in Trance versetzt. Aber die Dichter sind nie Schlafwandler gewesen: sie haben immer ihre Werke g e l e b t. Doch Michelangelos starke Seele ist mit Keulenschlägen bearbeitet worden, unsere Zeit kneift mit Tausenden von kleinen Zangen. Oder man nenne mir einen Dichter, der in unseren bewegten Dezennien nicht wie ein fieberkranker Patient gewesen ist? Das ganze nervöse Leben der Gesellschaft pulsiert in diesen Gestalten, die, um die drückende Last zu tragen, „den Körper eines Athleten haben müssen und die Seele eines Sokrates“. Heine, Shelley und Musset ziehen an unseren Gedanken vorüber — — — wir sehen Turgenjoffs wehmütig lächelnden Mund, Dumas' müden Blick, Edmond de Goncourts trauriges Antlitz, wir denken vor allem an Balzac. Er, der Größte von ihnen allen, hat auch am schwersten an den Leiden der Zeit getragen. Wir sehen es an seinem Leben.

Madame Surville erzählt in dem kleinen Buch, das sie über ihren berühmten Bruder geschrieben hat, daß er einmal in der Schule hart bestraft wurde, weil er anstatt eine Aufgabe „über die Pflicht“ zu schreiben einen Aufsatz „über den Willen“ verfaßte. Man findet den Mann schon im Knaben. Das einzig Feste in diesem ganzen zersplitterten



Leben war sein „Wille“. Er wollte siegen, und er siegte. Sein ganzes Leben war ein gigantischer Kampf mit allen Verirrungen seiner Zeit, aber er ging — dank seiner Stärke — als Sieger aus dem Kampf hervor. Darum ist die Stärke die Gottheit seiner Dichtung geworden.

Honoré sollte Jurist werden, und er machte sich mit dem juridischen Fache so genau vertraut, daß sein Roman „Césaire Birotteau“ als ein Handbuch über Fallissements dienen kann und stellenweise nicht viel interessanter ist als das Gesetz über Konkurs und Ausgleich. Aber die juridische Tätigkeit konnte ihn nicht befriedigen. Er wollte Dichter sein. Sein glühender Geist konnte sich nicht in eine Tätigkeit einschnüren lassen, die ohne Spannung war, ohne das Fieber der Produktion, die Bitterkeit der Enttäuschungen, und die Süßigkeit der Triumphe. Man gab ihm zwei Jahre, um Dichter zu werden.

Er zieht nach Paris in ein Dachkämmerchen, er sperrt sich ein, sieht keinen Menschen, nicht einmal seine Familie; er durchstöbert die Bibliotheken, verschlingt historische Werke, sucht die Weltgeschichte ab, um ein Sujet zu finden. Nach einigem Zaudern wählt er Cromwell: er arbeitet Tag und Nacht. Er gönnt sich keinen Schlaf. Es fällt ihm so schwer, Verse zu schreiben, und er kann keine Reime finden. Und man denke sich, es gehen zweitausend Verse auf eine Tragödie. „Wenn du,“ schreibt er an seine Schwester, „die Schwierigkeiten einer solchen Arbeit kennen würdest! Der große Racine hat — verzweifelt, arme Dichter! — zwei Jahre gebraucht, um Phädra zu fellen. Zwei Jahre — bedenkst du das? . . . Zwei Jahre . . . .“

Nach Verlauf von fünfzehn Monaten ist die Tragödie fertig. Er bringt sie heim, versammelt seine Richter und liest. Das Stück war unmöglich. Er fühlt es selbst, während er liest, und er wird durch das vernichtende Schweigen der Zuhörer beinahe zu Stein erstarrt. Das Urteil ist einstimmig: Es ist kein, aber auch kein Funke Talent in diesem „Cromwell“, der Tag und Nacht sein Gedanke gewesen, seine Hoffnung, wenn er wachte, und sein Traum, wenn er sich Ruhe gönnte. In „Verlorene Illusionen“ in der Szene, wo Lucien seine Sonette vorliest — hat uns der Dichter erzählt, was er bei der Vorlesung von „Cromwell“ gelitten hat. Der Welt gegenüber zeigte er es nicht. „Herrgott“, sagt er, „so ist eben die Tragödie nicht mein Fach. — Voilà tout.“

Und er begann wieder zu schreiben. Nun folgt in den nächsten fünf Jahren — von seinem zwanzigsten bis zu seinem fünfundzwanzigsten Jahre — jene lange, namenlose, hoffnungslose und triste Arbeit, die ihm weder Geld noch Ruhm einbrachte. Er wohnt zu Hause. Wir kennen wohl alle solche Zeiten, wo wir nach einem Schiffbruch heim flüchten mußten; wir sind gut aufgenommen worden, ohne Scheltworte und ohne Groll. Aber die Luft selbst ist drückend, schwer von den stummen Vorwürfen, die man nicht in Worte faßt, die aber hinter tausend Blicken lauern und sich in den bekümmert gefurchten Stirnen der Eltern halb verbergen. Wie diese Luft Balzac gequält haben muß, ihn, der vor allem die Freiheit liebte, der rücksichtslos bis zur Gewalttätigkeit war und gewaltsam bis zum Paroxysmus! Denn niemals und nirgendwo muß man mehr Rück-



sicht zeigen als in seiner Eltern Haus, wenn man als ein im Leben Gescheiterter zurückgekehrt ist. Er schreibt und schreibt immer weiter. In diesen fünf Jahren schrieb und veröffentlichte er vierzig Bände — vierzig Bände, die ihn durch ihre Schlechtigkeit selbst zur Verzweiflung brachten und die er pseudonym schrieb, um nicht den Namen zu besudeln, den er dereinst berühmt machen sollte. Aber er mußte schreiben, es galt die Freiheit, den Ruhm, die Zukunft, denn er wollte eine Zukunft haben.

Trotz allem sind diese Jahre verhältnismäßig glücklich, und die Kämpfe, die der Dichter durchmacht, sind nicht schlimmer als die, die jeder von uns leiden muß, der vorwärts will und siegen will. Die vierzig Bände sind das Interessanteste, denn die Zahl illustriert schon zu diesem Zeitpunkt seine unbegreifliche und großartige Produktionsgabe. Man sollte nicht glauben, daß jemand so viel a b s c h r e i b e n kann wie Balzac — hierin ein Seitenstück zu Dumas dem älteren — g e s c h r i e b e n hat. Aber der Tag hat nicht gleichviel Stunden für uns alle, und ein Mann, der für ein Lebensziel arbeitet, macht oft fast die ganzen vierundzwanzig Stunden zu einem Tage.

Bisher waren doch sein Unglück und seine Sorgen von jener Art gewesen, wie sie den meisten jungen Dichtern gemeinsam ist. Erst als er Geschäftsmann wird, wächst sein Elend und wird furchtbar. Das Fieber hat ihm immer im Blut gelegen, jetzt bricht es aus und verzehrt ihn. Er m u ß Geld haben, er muß seine Freiheit wiedergewinnen. Da er es nicht mit seiner Feder vermag, muß er es auf andere Weise versuchen. Er will spekulieren, Geld gewinnen, reich werden. Das Reichtumfieber beginnt mit dem Ehrgeiz zu kämpfen. Unsere Zeit, die Geld mit Hilfe von Dampfmaschinen gewinnt, hat die Habsucht zu einer Art Wahnwitz gemacht. Balzac wird davon gepackt, und vier Jahre verwendet er all seine Energie, all sein Genie und all seinen Erfindungsgeist dazu, die hoffnungslosesten Spekulationen ins Werk zu setzen. Er quält sich mit Löwenmut für das unmögliche Ziel ab: ohne Betriebskapital reich zu werden. Als Buchhändler veranstaltet er Volksausgaben und gibt Molière in e i n e m Band heraus; als Buchdrucker grübelt er — so wie David in „Eve et David“ — darüber nach, eine neue Art Papier zu erfinden. Aber er hat keine Stetigkeit, er läßt immer zu früh locker, die eine Idee löst die andere ab, die ganze haltlose Unruhe der Zeit bebt und pulsiert in diesem Geschäftsleben, das auf einem Vulkan basiert ist und stets mit einem Fallissement abzuschließen droht. Das Unvermeidliche muß kommen: alles stürzt zusammen. Mit Schulden beladen kehrt Balzac zurück, um aufs neue Dichter zu werden.

Er ist noch unbekannt, seine Freunde zweifeln an ihm, er hat niemanden, der an ihn glaubt; er ist mit einer drückenden, ewig nagenden Schuld belastet, die er noch in Jahren nicht bezahlen kann. Hoffnungslos, zerquält, gejagt, beständig von ungeduldigen Gläubigern bedrängt, beginnt Balzac von neuem seine Tätigkeit und sendet zu Ende des Jahres 1827 sein erstes namhaftes Buch „Les Chouans“ hinaus. Er beginnt nun sein großes Werk, das erhabene Monument seiner Zeit und seines Jahrhunderts, das er „die Menschliche Komödie“ nannte. Neben Shakespeare und Goethe wurde Balzac durch



dieses Gigantenwerk einer der Heroen, die Säkulargeschlechtern und nicht Dezenniumsmenschen angehören.

Er schrieb von (1827—48) siebenundneunzig Novellen und Romane, alle die mächtigen Meisterwerke, die sein Genie geschaffen hat. Und mit welchen Anstrengungen sind nicht seine Erzählungen zur Welt gebracht. In unseren Tagen, wo, wie Taine sagt, das Genie mehr Ähnlichkeit mit einer Krankheit als mit einer Blüte hat, werden solche Arbeiten unter beständigen Kämpfen geboren, und Balzacs Lehrzeit war nicht mit jenen fünf Jahren um, die seine namenlose Schulzeit in der Romanschriftstellerei waren.

(Schluß folgt.)

---

## Ode an Maupertuis.

(1749.)

Von

Friedrich dem Großen.

O Maupertuis, mein Maupertuis,  
Schnell ist das Leben uns verflossen!  
Die Blume, die noch heute früh  
Blüht, morgen welkt sie, kaum erschlossen.  
Denn allem winkt ein Untergehn,  
Und keine Macht kann stolz bestehn  
Vor ihres Schicksals grausem Walten.  
Talente, Tugend, Tapferkeit  
Kann dir die zugeteilte Zeit  
Um einen Tag mehr nicht erhalten.

Die schönsten Tage sind geschwind  
Mir wie die Wellen hingegangen,  
Die Freuden flogen fort im Wind,  
Und keine Macht kann sie mir fangen.  
Schon hört Vernunft sich eisig an  
Die Lehren in der Stoa Bann,  
Sie hält den müden Haß im Zaume.  
Die Gegenwart entflieht im Flug,  
Die Zukunft ist ein eitler Trug,  
Vergangenheit schwand wie im Traume.



O Mensch, voll Stolz, voll Eitelkeit,  
Des Geistes schwächliche Gedanken,  
Erkenne die Vergänglichkeit  
Und baue deinem Hochmut Schranken!  
Der Weg ist kurz und eng begrenzt;  
Der erste Tag, der dir erglänzt,  
Läßt dich der Nacht entgegenschweben;  
Dieselbe Menge, gleiches Ziel,  
Ein jeder, Mävius, Virgil,  
Das gleiche Schicksal muß erleben.

Ihr, deren' Seele leis bestahl  
Ein irdisches Besitzverlangen,  
Für die das höchste Ideal  
Ein flüchtiges metallisch Prangen,  
Wem häuft ihr diese Schätze auf?  
Euch überlebt der Welten Lauf;  
Das Leben ist ein Blumensterben.  
Wer wird, wenn ihr im Grab verblaßt.  
Den Reichtum, eure Größe laßt,  
Das bißchen Erdentand wohl erben?

Wer wird denn seine Sendung sehn  
In einem nutzlos blöden Sammeln,  
Soll uns der Sinn danach nur stehn  
In unserm kurzen Kinderstammeln?  
Ihr Helden, deren Eisenschwert  
Dies arme Weltall wüst verheert,  
Um in das Buch der Zeit zu brennen  
Die Namen eurer Taten ein,  
Denkt der Erobrer stolzen Reihn!  
Dürft ihr mit gleichem Ruhm euch nennen?

Selbst sollte euer Heldentum  
Sich auf dem Erdball fast verbreiten,  
Und euer Ruf zum Königsruhm  
Mit Riesenschrecken mächtig schreiten,



Der Friede endet euren Krieg,  
Dem Tode lacht der letzte Sieg;  
Der Namen Lob verträumt indessen,  
Und bald ertrinkt im Strom der Zeit  
Auch eure große Herrlichkeit;  
Der Mensch ist tot, der Held vergessen!

Viel Große haben schon gelebt,  
Die Zahl vermehrt sich heut auf morgen.  
Zu dieser Schattenzukunft schwebt,  
In ihrem schwarzen Schoß geborgen!  
Die Ehre unterscheidet gut  
Vom Ehrgeiz in des Wahnes Wut,  
Seid eingedenk der Frucht des Samens!  
Wenn der Tyrann auch prahlend meist  
Die Größe seiner Taten preist,  
Im Fluch denkt jeder seines Namens.

Jahrhundert auf Jahrhundert schwand,  
Seit eine Urkraft fruchtbar kreisend  
Der Elemente Wildheit band,  
Dem Chaos seine Wege weisend.  
Die Zeit ist höchste Herrscherin,  
Der Augenblick flieht mir dahin,  
Die Zukunft eilt, ihm nachzuschweben.  
O Mensch, das Ziel ist dir nicht weit,  
Es ist ein Punkt der Ewigkeit;  
Und dieser Stunde Sein ist Leben.

Wenn uns ein gütiges Geschick  
Zwei Menschenalter gäb zu leben,  
Dann dürften wir mit heitrem Blick  
In hohem Stolz uns stark erheben.  
Ihr Staubgeborenen begehrt,  
Daß man euch göttergleich verehrt;  
Ihr, die als Schlammgewürm verloren,  
Um wieder zu verfall'n in Staub,  
Als Beute bald des Todes Raub,  
Ihr glaubt euch für den Ruhm geboren!



Was schert euch nur des Glückes Schaum,  
Droht euch der Finger des Gerechten?  
Die guten Tage sind ein Traum,  
Und nur ein Traum sind auch die schlechten.  
Was kam und kommt und kommen kann,  
Verachtet daher dieser Mann,  
Dem seine Tage traumgleich rinnen.  
Drum fort mit Liebe, Lust und Leid!  
Ich seh am Rocken meiner Zeit  
Von Atropos den Faden spinnen.

Vermögen, Reichtum, Titel, Macht,  
Der Ehrgeiz, Ruhm und hohe Achtung  
Sind Blendwerk, äußerliche Pracht,  
Sind eitel Schall und Rauch, Umnachtung.  
Ein Blick der Wahrheit hat enthüllt  
Der Schönheit trügerisches Bild,  
Es trauert arm in nackter Grelle.  
Nein, nichts hat Dauer auf der Welt,  
Sogar der stärkste Staat zerfällt,  
Wir sind des Wechsels bunte Bälle!

Laß Schwäche, Vorurteil, dem Lid  
Den letzten Wahnsinn niedergleiten,  
Denn was man Großes vor sich sieht,  
Ist nur ein Berg von Kleinigkeiten.  
Schwingt euch hinauf zum Himmelsraum,  
Aus seinem Glanze könnt ihr kaum  
Paris und Rom und Peking finden!  
Dort ist so klein, was hier so prunkt,  
Die Erde selbst ist nur ein Punkt,  
Wie muß da erst der Mensch verschwinden!

Wir schwimmen zwischen einer Zeit,  
Auf der das Lebensschiff uns funkelt,  
In eine ferne Ewigkeit  
Der Zukunft, die verschwiegen dunkelt.



Und nutzlos lockt uns jedesmal  
Wie Tantalus die ew'ge Qual  
Zu neuer Arbeit stets vergebens;  
Genarrt vom Schimmer irren Lichts,  
Verlieren wir uns in das Nichts.  
Das ist das Schicksal unsres Lebens!

(Im Versmaß des französischen Originals übertragen von  
Alfred Richard Meyer.)

## Aus einem Tagebuch Gottfried Schadows.

Im Herbst 1802 war Schadow mit seinem Freunde, dem Landschaftsmaler Franz Catel in Weimar. Kurz zuvor hatte er gegen Goethes Verurteilung der Berliner Kunst protestiert. Darauf und auf seinen freundschaftlichen Verkehr mit dem Intriganten Kotzebue ist wohl der kühle Empfang im Goethehaus zurückzuführen. Ohne Retouchierungskünste erzählt Schadow in seinem Reisetagebuch, das Julius Friedländer vor etwa zwei Jahrzehnten mit andern Aufsätzen und Briefen herausgegeben hat, von seinen Begegnungen mit Goethe und Wieland. Die Büsten beider Dichter sind jetzt in der Schadow-Ausstellung zu sehen. Das Bild Goethes stammt aus einer späteren Zeit freundlichen Einvernehmens. Immerhin ist deutlich zu erkennen, mit wieviel größerer Liebe der Bildhauer Wielands Persönlichkeit erfaßt hat.

Mittwoch, den 22. September [1802].

Da wir erfahren hatten, daß H. von Humboldt mit Frau in Weimar wäre, die den Dienstag als gestern Mittag bei Goethe gegessen hatten, worüber Tieck uns schon vertraut hatte, daß es ihn ärgere, nicht mit eingeladen zu sein, weil man erstlich gut da äße, 2. gut tränke, 3. gute Conversation hätte und 4. Humboldt da wäre, so ging es nach dem Erbprinzen, wo wir beide (Humboldt und Frau) fanden. Das ganze Gespräch lief um Tieck\*), den sie gar zu gern nach Italien haben wollen, sei es durch Hilfe des Curators der Akademie oder durch eigene Mittel, denn Madame protegiert ihn. Der 3. Besuch war zu Herrn von Goethe, bei welchem uns Meyer gemeldet hatte. Louis Catel ging mit, der Bediente frug sogleich, ob ich dabei wäre und eröffnete den Saal. Meyer erschien sogleich, eine Kopie nach Tizian von Bury und vier illuminierte Blätter aus Rafaels Psyche. und dann die Büste der Madame Unzelmann war, was ich bemerkte. H. v. Goethe erschien, mit schnellen Schritten, blauer Überrock und Stiefel. „Sie wollen mir das Vergnügen Ihres Besuchs geben,“ sagte er, dann gebot er, uns Stühle zu geben, seine erste Frage

\*) Friedrich Tieck, der Bruder des Dichters.



war nach Zelters Befinden, von dem ich ihm einen Brief gab. Dabei blieb auch das Gespräch, eigentlich sprach er wenig. Ich wollte auf etwas anderes kommen und frug ihn, ob er mir wohl erlauben würde, nach Maassen seinen Kopf zeichnen zu dürfen. Er stutzte, sagte halb lachend und halb höhnisch, das sei bedenklich, denn die Herren Berliner wären Leute, die daraus etwas deuten würden; auch in Weimar hätten sie jemand gehabt, der Galls Lehre anhing, dies sei der Dr. Froriep, der jetzt verreist sei. Schon vor diesem Antrag hatte er sich durch seinen Bedienten abrufen lassen, und blieb so lange weg, daß uns Meyer ein anderes Zimmer zeigte, wo er selbst die Superporten gemalt hat und auch ein[en] Medusenkopf im Fußboden. Als H. v. Goethe wiederkam, entschuldigte er sich mit seinen Geschäften, und da wir aufgestanden waren, so fiel dies Gespräch stehend vor; wir wollten zu Pferd noch vor Tisch nach Jena zu H. v. Kotzebue, mußten Reuter-Toilette machen, also brach ich ab, da er uns nicht wieder zum sitzen nöthigte, und wir empfahlen uns. Er sagte: „Sie werden doch noch einige Zeit hier bleiben“ etc. Die Catels meinten, ich sei mit meinem Antrag in die Quere gekommen, wie es auch wohl war. — — — — —

Sonnabend, den 25.

Früh von Rudolstadt fort, gegen Mittag trafen wir in Weimar ein; ich ging in die Ausstellung, die Armuth und Kleinheit des Gebäudes und die schlechten Sachen an Zeichnungen und Gemälden haben mich recht erschreckt.

Sonntag, den 26.

besuchte ich meinen Freund Böttiger, nachher Mamsell Jagemann\*), die dann mit mir und Cramer eine Promenade in den Park machte. Nach Tisch fuhr man hinaus nach Belvedere, ein fürstliches Schloß mit Orangerie.

Montag, den 27.

besahen wir Vormittag das Innere des Schlosses, Tiecks Atelier, die Zeichenschule und Ausstellung, da steht auch das Bild der Königin, von Macco. Nachmittag den Park, das Innere des römischen Hauses, wo ein Bild der Herzogin Mutter von der Angelica\*\*) merkwürdig ist.

Als ich so mit Tieck und Franz spazierte, äußerte ich die Idee, des alten Wieland Büste zu machen; dies machte, daß Tieck sagte, unter mehreren Büsten sollte er diese auch machen, wonach ich nicht weiter hörte.

Dienstag, den 28.

verabredete ich mit Böttiger, den alten Wieland bei der Herzogin Mutter in Tieffurt aufzufinden, und dieser durch ihren Umgang mit Literaten und Artisten fein gebildeten Dame aufzuwarten. Dies pflegte zum Thee zu geschehen. Als wir ankamen, fanden wir uns in unsern Hoffnungen getäuscht, denn Wieland war seit zwei Tagen nach seinem Gute Ossmannstädt wegen schwacher Gesundheit und der etwas rauhen Luft gereist. — —

\*) Die bekannte Schauspielerin.

\*\*) Angelica Kaufmann.



Mittwoch, den 29.

besuchte mich schon ganz früh der Professor Döll, Bildhauer des Herzogs von Gotha. Gleich nach Tisch nahm ich einen Wagen und fuhr nach Osmannstädt. Ein Billet, womit mich Böttiger versehen hatte, schickte ich hinein. Wieland war im Garten, er ging mit mir ins Haus. Er war der erste deutsche Gelehrte, der für mich etwas Dichterisches auch in seinem Äußern hatte. Seine kurzen grauen Locken, seine schwarze Prälatenkappe und breiter rother Gurt gaben ihm ein malerisches Ansehen. Ich sagte ihm, wie ich seine Büste einst nach einem schlechten Gipsmodell hätte müssen in Marmor ausführen, und daß, wenn es mir irgend möglich gewesen wäre, ich damals schon hergereist wäre. Er sagte, daß er fast immer schlecht sei abgebildet worden, so daß ihm alle Lust dazu vergangen sei. Noch vor einiger Zeit habe ihm der Herzog gesagt, er wünsche seine Büste zu haben, und er möchte dazu dem Tieck sitzen. Darauf habe er dem Herzoge geantwortet, wenn derselbe befehle, so lege er Sr. Durchlaucht seinen alten Kopf zu Füßen, der überdem nicht viel taugt. Der Herzog aber habe diese Redensart nicht verstanden oder verstehen wollen, er habe jedoch damit sagen wollen, daß er keinesweges Lust hätte, dem jungen Tieck zu sitzen, indem solcher zu einer Clique gehöre, die es sich seit langer Zeit zum angenehmen Geschäft mache, ihn mit Recht und Unrecht anzugreifen und zu beleidigen, und er sei jetzt in einem Alter, wo ihm ein jeder nicht sogleich behagte. Von Tieck, dem Bildhauer, glaubte er, daß solcher wohl imstande sei, eine gute und getreue Abbildung zu machen, zumal wenn man ihm nicht unter der Hand so was von einem Jupiter oder Apollo zu verstehen gäbe. Obwohl der alte Mann nicht mehr nach Weimar kommt, so entschloß er sich drei Tage meinetwegen daselbst zu verweilen, und da ich eine Reise nach Gotha vor hatte, es bis Sonnabend zu verschieben, bis wann ich sicher zurück sein würde. Da ich an ein Übereinkommen sehr gezweifelt hatte, so war nichts vorbereitet; ich hatte zwar Tieck wegen Thon gefragt, der mir aber zur Antwort gab, dies brauche acht Tage vorher. Ich eilte nun zu Böttiger, der sich über die Bereitwilligkeit Wielands wunderte und freute und mir sogleich versicherte, daß er dafür sorgen würde, daß alles Nötige Sonnabend früh sich vorfinden solle. Dies bewirkte er auch durch die jungen H. H. Klauer, welche die Fabrik der Tonarbeiten ihres Vaters fortsetzten. Hrn. v. Goethe meinte er, würde diese Geschichte nicht recht sein. Daß ihm mein Herkommen nicht behage, merke er aus Manchem, sei es nun, weil ich einst an seiner Göttlichkeit gezweifelt habe oder weil seine Ausstellurg so armselig ausgefallen sei, oder weil er selbst die Wielandsche Büste habe besorgen sollen und dazu bis jetzt nichts gethan habe. Und überhaupt im Kunstfache dürfe ohne sein Wissen nichts geschehen, weil dies zu seinem Departement gehört. Ich begriff dies Alles nicht so ganz, und es machte mir gar keinen Kummer. — — — — —

Die Reise nach Gotha und Erfurt nahm Donnerstag und Freitag hin. Um 7½ Uhr waren wir in unserm Gasthofs zum Elephanten zurück, und gleich darauf erhielt ich ein Billet von Böttiger, zu Bertuchs zum Thee mich einzustellen, von Wieland habe er nichts gehört, fürchte aber, es seien gegen die Sache große Hindernisse aufgebracht worden.



Sonnabend, den 2. Oktober.

Um 10 $\frac{1}{2}$  Uhr erschien Wieland; ich spannte meine Aufmerksamkeit, um sowohl gut als prompt zu arbeiten, und die so wesentliche erste Anlage fiel zu meiner eigenen Zufriedenheit aus. Wir wurden durch Niemand gestört. Nachmittag erzählte mir Böttiger, es sei in Tieffurt bei der alten Herzogin eine starke Scene vorgefallen. H. v. Goethe sei, wie es scheine, ausdrücklich deshalb hingegangen, er habe mich einen geizigen, neidischen, tracassieren Mann genannt; sie, die Herzogin, könne und dürfe es nicht zugeben, daß Wieland mir zu seiner Büste sitze. Er selbst komme hierbei in Verlegenheit, denn es sei doch einmal des Herzogs Wille gewesen, daß Tieck diese Büste machen solle. Genug, der H. v. Goethe habe es dahin gebracht, daß die Herzogin und selbst Wieland nicht mehr gewußt hätte, was sie thun oder lassen sollten, bis der Herzog, dem es zufälligerweise einfiel, seine Frau Mutter zu besuchen dazu kam, der dann als ein verständiger Herr sich hierüber verwunderte und die Meinung äußerte, daß sie alle hierin nichts zu sagen hätten, und daß die Sache lediglich vom alten Wieland abhinge, dem es freistände, zu sitzen, wem es ihm beliebte, und eben so wäre ja Schadow auch der Mann, der jede Büste machen könne, welche ihm einfiel.

Nun machte mir Böttiger insbesondere darüber Vorwürfe, daß ich in dem Thee bei Cramer davon geredet hätte, Meyer wäre dagewesen und so hätte es Goethe gleich erfahren, es wäre aber politischer gewesen, wenn ich geschwiegen hätte. Ich antwortete ihm darauf, daß ich gleichsam aus den Wolken fiele, daß die Wichtigkeit, die man auf diese Geschichte legte, mich beinahe schwindlicht machen könnte, was aber die zu beobachtende Politik beträfe, ich solche auf wichtigere Fälle zu versparen pflegte und hier sie auch nicht würde beobachtet haben, im Falle es mir wäre geraten worden, denn es würde mir hämisch geschienen haben.

Abends in der Komödie saß Goethe zwei Bänke von mir, er sah mich und mußte mich sehen, vertiefte sich aber in ein Gespräch mit Loder, tat freundlich mit Wieland und sah Alles nur mich nicht, ich verließ meinen Platz und ging in eine Loge.

Sonntag, den 3. Oktober.

brachte Wieland seinen Schwiegersohn mit, der aber wieder fortging, nach ihm kam Tieck, der fast den ganzen Morgen dablieb und W. und Tieck unterhielten sich. Als Beide weg waren, kam gegen 1 Uhr H. v. Kotzebue zu mir; er war nach Weimar gekommen, theils um die Sonntags-Cour zu machen, theils um sich zu beurlauben, denn er ging nach Berlin.

„Ich weiß Alles,“ sagte er, „was vorgefallen ist, der Mensch wird durch sein Zuweitgreifen lächerlich, am Ende wenn wir ihn machen ließen, müßten wir eine Erlaubnis haben von ihm zu jedem Vorhaben,“ wobei er sich eines harten Ausdrucks bediente. „Er hat kaballert,“ heute verwende ich den ganzen Tag am Hofe, um gegen ihn zu kaballieren.“



## Gottfried Schadow.

Von  
Georg Hermann.



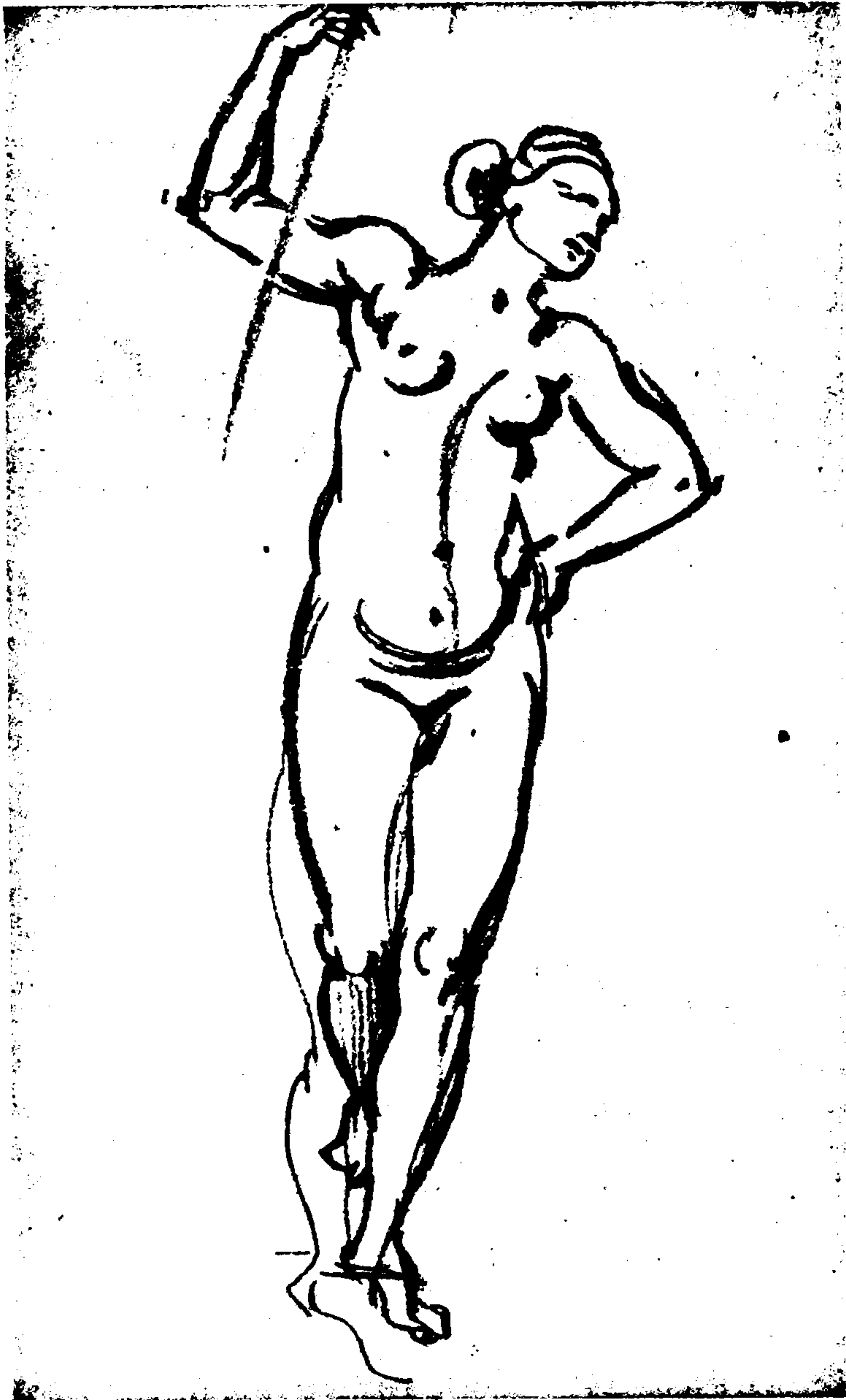
Studie.

Volkslieder sind uralt und ewig neu. Man kann sie immer wieder singen, ohne Gefahr zu laufen, abgeschmackt zu werden. Und so wird man auch mir verzeihen, wenn ich das alte Lied von vorn anfangen, daß die Deutschen nicht wissen, was sie im Land haben, daß sie ihre große Kunst nicht kennen, daß sie in aller Welt Bescheid wissen, nur nicht bei sich zu Hause. Derselbe Meister, dessen Ruhm im Ausland in dem dankbareren Frankreich, in England und Italien durch Jahrhunderte währt, ist in Deutschland in vierzig Jahren so gut, wie unbekannt. Es ist fast ein Unglück für eine starke künstlerische Begabung, in Deutschland geboren zu werden. Bei Lebzeiten nur ein kleines und behindertes Feld der Betätigung, Kampf mit der Engherzigkeit kleinstädtischer Philisterseelen und

nach dem Tode Vergessenheit — das ist ihr Los. Alle hundert Jahre einmal versucht man es mit Ausgrabungen und dann rollt sich vor unsern Blicken ein reiches Bild auf — und des Staunens ist kein Ende: Herrgott, das haben wir besessen und besitzen es noch! Das muß anders werden, wir müssen uns finden, auf uns selbst halten. Alle Welt singt dann das gleiche Lied. Die letzten Töne verhallen. Und alles ist, wie es war.

Ich will zwei ganz eklatante Beispiele herausheben. Wäre der Würzburger und Bruchsaler Schloßbaumeister Balthasar Neumann ein Franzose, unsere Kinder würden seinen Namen in der Schule lernen. Er ist ein Deutscher, und von zehn Gebildeten kennt ihn nicht einer. Wäre Colmar mit dem Isenheimer Altar des Grünewald in Italien — es würden Extrazüge hingehen. Es ist im Elsaß — und von 5000 Reisenden, die im Sommer nach der Schweiz fahren, sehen ihn nicht zehn, wissen nicht 50 von ihm. Oder aber ein Name hat guten Klang, dann kennen wir sicher das Werk nicht, an das sich dieser Name knüpft. Denn nichts läßt sich ja leichter loben, wie das, was wir nicht kennen. Das war schon zu Lessing-Klopstocks Zeiten so, und das hat sich bis heute wenig geändert. Der Name Gottfried Schadow z. B. hatte guten Klang, aber von seinem Werk kannten





Weiblicher Akt.





Henriette Herz.



wir weniger, als von dem Werk irgendeines Franzosen der gleichen Zeit. In Künstlerkreisen hatten sich Legenden bewahrt, daß er ein guter und rücksichtsloser Lehrer war: „Hast du das gemacht?“ fragte er den Schüler. „Hast du das ganz alleene jemacht?“ Und wenn dann der freudige Schüler das bejahte, dann klopfte ihm der alte Schadow auf die Schulter: „Junge,“ sagte er, „Junge, du kannst wirklich Töpfer werden!“ Und damit nahm der alte Schadow den Draht und schnitt das Relief mitten durch. Der alte Schadow! Man stellt ihn sich nie anders vor, als uralte, zusammengetrocknet, hager, mit 'nem grünen Augenschirm, so'n bißchen pedantisch, so'n bißchen langweilig. Man hatte so das instinktive Gefühl: anständige Kunst, urpreußisch, die einem nichts sagt. Kunst im Banne einer herben Zeit, in der die Kühle des Stils jedes Leben, jede persönliche Note im Künstler wie in seinem Werk gefrieren ließ. Man wußte, daß er auf Menzel gewirkt hat. Der Bildhauer auf den Maler und Zeichner, daß er aber Menzels Illustrationen zur Geschichte Friedrichs des Großen später aufs schärfste ablehnte. Hier konnte er also wohl nicht mehr mit, der alte Herr, sagte man sich, so modern war er nicht, hier überholte man ihn. Er wird wohl nur Menzel zur Selbstzucht angehalten haben, wird sein Preußentum in der Kunst — ich meine das innerliche Preußentum Menzels — gestärkt haben. So hatte sich mit der Zeit von Johann Gottfried Schadow bei uns eine ganz feste und bestimmte Vorstellung gebildet. Man sah in ihm eine Vorstufe, ein Zwischenglied der Entwicklung in der berlinischen Kunst. Und diese Vorstellung war an sich keineswegs tadelnswert. Hatte eben nur die Eigenart der meisten Vorstellungen, nicht mit dem Bild der Wirklichkeit übereinzustimmen. Da tauchten Zeichnungen auf. Z. B. diese Hand, die eine Schnupftabaksdose hielt. Das war nicht Menzel, das war mehr. Man hatte sie aus technischen Gründen für Menzel gehalten, und man hatte sie zu Menzel geschickt, aber der hatte gesagt, daß er sich sehr freuen würde, wenn er sagen könnte, daß sie von ihm wäre, sie sei aber von Schadow. Und dann erwarb Tschudi für die Nationalgalerie eine solche Plastik nach der andern, und jedesmal, wenn einen der Weg in die Sammlung führte und man sah wieder etwas Neues: Die Doppelstatuette der beiden Prinzessinnen, ein kleines Wachsmodeill für die Blücherstatue, den Akt einer schreitenden Tänzerin mit dem erhobenen Arm — dann hatte man das Gefühl, daß hier vor unsern Augen eine köstliche Antike aus dem Schutt der Zeiten mehr und mehr ausgegraben werde. Noch wußte man nicht, was sie war, ahnte sie nur in ihrer Schönheit. Kunstfreunde erzählten Wunder von dem Grabmal des jungen „Grafen von der Mark“ in der Dorotheenstädtischen Kirche. Wär's in Venedig — von morgen bis abend würden die Leute hin wallfahren. Aber hier in Berlin ist es mir noch nie gelungen, diese Kirche offen zu finden, und ich konnte nie Lust und Laune aufbringen, mir erst mühselig den Schließer zu suchen. Und so schwebte immer noch der Gedanke an diese unbekannte und erlesene Schönheit über allem.

Und nun hat die Akademie eine Schadowausstellung gemacht, hat die Früchte der jahrelangen Vorarbeiten des Dr. Makowsky zusammengetragen; und die herrliche Figur ist ganz freigelegt worden; und wir gehen staunend umher und betrachten sie von





Studie.

allen Seiten und eine jede Ansicht dünkt uns interessant und wertvoll. Da ist ja gar keine preußische Armut, sondern Reichtum. Keine Nüchternheit und Kühle, sondern Wärme und Versenkung. Aus der Herbheit lockt die zarteste Anmut hervor, aus der stilistischen Vereinfachung das reichste, bewegteste Leben. Empire — ein Nachahmen der Antike, ihres Räusperns und Spuckens, Befragen antiker Statuen, alter Reliefplatten, doch nicht der Natur. Das mag bei Thorwaldsen sein, bei Canova — bei Schadow nicht. Dessen Kunst ist dem Leben untertan und zu zweit erst einem Stilgedanken. Keinem unglückseligen, sondern dem größten Stilgedanken, in dem je die Bildhauerkunst dachte — eben dem

der Antike. Und der heißt Ehrlichkeit, Unbestechlichkeit, sich nicht Kirren- und Wirrenlassen durch die Dinge, die daneben liegen. Man kann vielleicht Plastik male-rischer, gefälliger, bewegter gestalten, aber die Form wird dann leiden. Über Äußerlich-keiten wird man das innerste Wesen vergessen. Aber das heißt es gerade enthüllen, aus dem Organischen heraus entwickeln.

Und erst wenn d a s da ist, dann kann auch das Feinste und Letzte ausgesprochen werden, nachgefühlt werden; die Weichheit eines Kindermundes, die gärenden Gedanken eines Mannes, das verlorene Lächeln der Anmut einer Zwanzigjährigen, und der sanfte atmende Schlaf eines Knaben. Dann können die gegliederten Formen lebensvollste und momentanste Bewegung bekommen, dann können die Rhythmen des Tanzes eine Figur durchpulsen und durchzucken. Dann mag auch der Realismus zu seinem Recht kommen — jener verpönte Realismus, der sich von dem viel-gerühmten und vielgeforderten Idea-lismus d a d u r c h unterscheidet, daß er weder lügt noch sinnlos und schwächlich



Studie.



aufschönt — sondern mit angespanntester Seele den feinsten Lebensvorgängen folgt, und sie als Spiegel eines geheimen Schöpfungsgedankens auffaßt, ob ihr Ausdruck nun Armut oder Häßlichkeit ist.

Aber eine Grundforderung gibt es. Zuerst einmal die geheimen Gesetze der Plastik kennen; das Wesen jeder Form ergründet haben, den Zusammenhang der Formen verstehen. Das Handwerkliche der Plastik aus dem ff. beherrschen mit allen ihren Hilfskräften, und dabei immer unbestechlich bleiben gegen das, was äußerlich gefällig, aber innerlich unwahr ist. Darüber erst kann sich eine große Kunst erheben.

Und all das, was soviel gefordert, so selten erreicht wird, bewahrheitet sich bei dem alten Schadow.

Wo kommt er her? Sein Lehrer war Tassaert, der Belgier, der Franzose, den Friedrich der Große hierhergezogen, und durch ihn steht Schadow mit jener großen französischen Bildhauerschule im Zusammenhang, die von Ludwig XIV. bis zur Revolution unter der Larve der Rokokoanmut einen neuen realistischen Stil schuf. Von der Gluckbüste des Houdon zu dem Nikolai Schadows spinnen sich z. B. Fäden. Aber trotzdem keine Abhängigkeit, trotzdem bei Schadow jene unerhörte Selbstkritik und eine Selbstzucht, die keiner Schule leibgeigen sein kann. Er erscheint als der Stärkere, der Männlichere, er ist tiefer in den Urgrund der Dinge eingedrungen, in die Urgesetze seiner Kunst. Ich zweifle nicht, daß die Franzosen mehr Oberflächenreize haben, das Fleisch lebt bei ihnen mehr bei einer guten Bildnisbüste; aber der Kopf ist nicht so gut aufgebaut und die letzte Ähnlichkeit, die uns das ganze Wesen enthüllt, ist nicht so unauslöschlich gebannt worden. Die Franzosen sind nervöser, aber nicht besser. Ein Akt Bouchers, ein Köpfchen Bouchers hat mehr von dem Duft der Frau, aber weniger von ihrer Animalität, weniger von dem wundervoll organischen Spiel ihrer Bewegung, die bei den Werken Schadows uns wie eine Offenbarung dünkt.

Wie alle Großen — und vor allem die Großen jener Tage — ist Schadow sehr frühreif. Er beginnt seine Künstlerlaufbahn mit 11 Jahren, tritt mit 16 als Schüler in die Akademie und ist schon mit 24 selbst Mitglied der Akademie der Künste; und in die gleiche Zeit fällt auch schon die Entstehung des wundervollen Grabmals des Grafen von der Mark. Und nun schafft er fast ohne Unterbrechung bis in sein 80. Jahr bis 1844, um die letzten sechs Jahre seines Lebens, da bei seinem geschwächten Augenlicht ihm vielleicht die Arbeit nicht mehr möglich war, wohl aber theoretische Erörterungen über Kunstfragen. In einem so langen Leben kann man zeichnen lernen, wenn man's richtig anfaßt und das Zeug dazu hat. Und das hat Schadow gelernt, so wundervoll und großzügig, wie es nur ein Bildhauer lernen kann, der nicht zeichnet, um gefällige Blätter zu schaffen, sondern um sich für seine ureigenste Zwecke etwas klar zu machen und der doch wieder alle Mittel voll beherrscht. Schadow zeichnet mit Stift, Feder, Rötel, Bister, wischt etwas nur großzügig hin, deutet hier nur an und bringt dort einmal eine Sache, einen Akt zur letzten und intimsten zeichnerischen Vollendung, ohne doch je seine Zeich-



nungen auf einer andern Basis aufzubauen als seine Plastiken oder Reliefs, immer an die innere Konstruktion denkend. Er grübelt über den Formenkanon der menschlichen Figur und schafft ein Buch über die menschlichen Proportionen — wie Dürer — das noch heute bei Künstlern in Gebrauch ist und das z. B. von Max Liebermann stets und ständig bei seinen Arbeiten um Rat gefragt wird. Und er kommt als Zeichner ebenso wie als Plastiker zu den letzten und feinsten Dingen: Kampfszenen von unerhört wilder Bewegung baut er auf; den feinsten Rhythmus der Tänzerin fühlt er nach; er gibt in der „Dramatischen Muse“ das Schweben der Figur so gut, wie es nur je ein Fresko Pompejis gab, und er schafft mit ein paar Pastelltönen in der großen Studie zum Kopf der Muse die Illusion des Rampenlichtes, das durch die seltsam verlegte Bestrahlung einen Kopf großzügig und überirdisch stillisiert, . . . jene Illusion so zwingend, daß man sie nie wieder vergißt. Man kann von Schadow das sagen, was man nur von ganz wenigen sagen kann: er ist der Schöpfer einer großen und eindringlichen Schönheit, die doch nie das Leben verleugnet. Welch eine Charakteristik in seinen Porträtbüsten! Da sind Kinderköpfchen, und wir müssen bis zur Florentiner Frührenaissance zurückgehen, um jene unversüßlichte, unbewußte Kinderlieblichkeit und herbe Weichheit wiederzufinden. Der ganze klassische Geist der Zeit ist in dem Kopf eines Goethe, eines Wieland, eines Fäsch gebannt und das ganze Genießertum des ausklingenden Rokoko liegt in den Zügen Friedrich Wilhelms II., während in dem Dantonkopf des Berliner Aufklärers Nicolai, vernüchtert und zahm, doch schon der volle Sinn der französischen Revolution lebt. Für die feine, fesselnde Geistigkeit einer Henriette Herz hat Schadow ebenso das Organ, wie für die charakteristische und doch sympathische Unschönheit einer

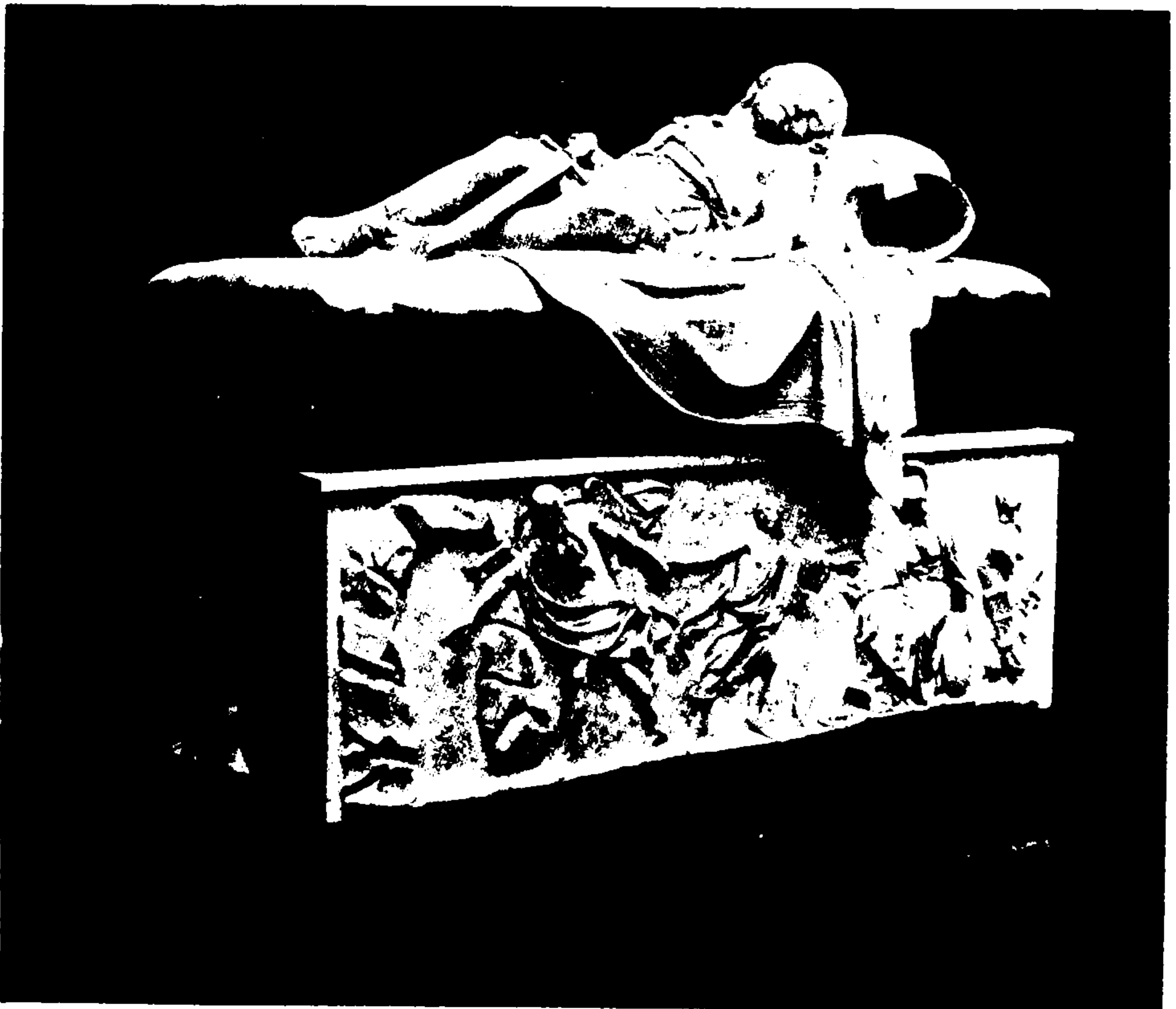


Selbstbildnis Schadows.



Frau Zelter oder einer Gräfin Hochberg-Rohnstock. Er gewinnt jedem Material das ab, was in ihm lebt; und eben der Künstler, der in Marmor wie mit Absicht jeder malerischen Behandlung aus dem Wege geht, ist in seinen Wachsmodeilen von einer Weichheit und Breite, die nicht übertroffen werden kann. Dort ist eine Aktfigur — schreitend im Tanz mit erhobenem Arm — die uns das Wort Michelangelo aufnötigt. Und welch ein Leben, welch eine malerische Breite in den kleinen Entwürfen zum Zietendenkmal — und trotzdem welch eine Formgebung, welch eine Charakteristik!

Man sagt und staunt, daß Schadow ja ganz modern wäre; da sind z. B. Aktstudien mit wenigen Strichen, die an Rodin gemahnen; bei der einfachen Größe dieser Büsten spricht man von Hildebrand — und doch ist Hildebrand viel kühler, weil weniger vertieft. Ja, was heißt denn modern sein? Jede Kunst ist modern, die einmal den feinsten und letzten Zusammenhang mit dem Leben selbst, und nicht nur mit dem Geschmaek einer Zeit hatte. Dann ergeben sich immer wieder ähnliche Kunstformen.



Grabmal des Grafen von der Mark.



## Die Berufung.

Von

Georges Rodenbach.

(Fortsetzung.)

Kurze Raserei, Schauer und Verrückung, als durchführe uns einen Augenblick ein Blitz, der uns den Himmel einimpfte! Und dann auch Schwäche, Untergehen, als versänke man einen Augenblick in die Tiefe eines Meeres von Wein und Wohlgerüchen! Hans erinnerte sich, analysierte. Aber seltsam! Indem er an die Wollust dachte, dachte er fast gar nicht an das Weib. Ursula war ihm scheinbar so fremd geblieben! . . . Sie hatten sich nur durch die Wollust vereint. Denn auch sie hatte ohne Zweifel nur das unversöhnliche Schicksal und die geheime Botschaft des Teufels vollstreckt. Das empfand Hans jetzt deutlich, mit der Sinnfälligkeit und Ehrlichkeit des Tageslichtes. Sie war gestern abend zu ihm gekommen, unter dem Schutz des Dunkels, das ein schlechter Ratgeber ist, um ihm die Frucht der Sünde darzubieten. Ewige Eva! Vielleicht war sie nicht schuldig! Vielleicht wurde sie selbst versucht und verlockt. Hans grollte ihr nicht. Der Teufel hatte sich in ihr verkörpert, sprach aus ihrem Munde und verlieh ihren Küssen ein Feuer, das nur aus der Hölle stammen konnte.

Aber wie hatte er der Versuchung erliegen können, er, der Erwählte Gottes, er, begabt mit der Gnade, er, der B e r u f e n e , wie er noch vor kurzem mit Stolz sagte, wenn er an seine Zukunft dachte?

Hans fühlte sich von Gewissensbissen bedrückt. In der Messe, wohin er seine Mutter begleitet hatte, wagte er sich nicht zum Altar zu wenden, noch zu der Hostie im Augenblick ihrer Erhebung. Ihn dünkte, wenn er sie anblickte, müßte er Jesu Antlitz darin sehen, voll Blut und Tränen über seinen Treubruch. Er betete; er flehte um Vergebung. Aber fortwährend trat Ursula zwischen ihn und Gott . . . Ihre Augen umgaben ihn stets wie Magnete, umschwirrten ihn, dann sanken sie in ihr Gesicht zurück, sanken wieder in ihr Fleisch.

Beim Mittagessen bediente Ursula mit. Sie wirbelte um ihn herum, streifte ihn mit der Liebkosung ihres Kleides. Als er wieder in den ersten Stock in sein Arbeitszimmer hinaufging, nahm die Anfechtung noch zu. Ein nachträglicher Schauer lief ihm bisweilen durch das Mark, wie der Nachgeruch von Schwefel, wenn das Gewitter schon vorüber ist. Eine sündige Neugier trat hinzu. Er hatte einst Wilhelminens Schultern gesehen, ihren freiliegenden Busen, diesen Anfang der kecken, rosigen Nacktheit . . . Er dachte an Ursula, die für ihn noch ganz verhüllt war . . . Je näher der Abend kam, desto heftiger kehrte die Versuchung zurück, wie ein Fieber . . .

So ging es mehrere Tage lang hintereinander . . . Hans fiel abermals. Er lernte



das Mysterium ganz kennen. Ursula blieb jetzt bis in die Nacht in seinem Schlafzimmer, herausfordernd und willfährig, und offenbarte ihm die Geheimnisse ihres Leibes, die Hügel ihrer Brüste, alles, was er in Wilhelminens Tüllkleid kaum erraten hatte. O Zauber des Busens! Raserel der jungen Finger, die ihn berühren, als wollten sie diese weißen Trauben pflücken, die eine bläuliche Beere krönt, und aus ihnen ein Freudenelixier ernten, das gegen alle Schmerzen feld! Schönheit der Brüste! Ihr rhythmisches Auf- und Abwogen, gleich dem des Meeres . . . Und vor allem ihre Weiche, wie ein Kissen des Vergessens von Watte und Wohlgerüchen, auf dem man schlafen möchte, auf dem man sterben könnte! . . . Wie konnte er sich davon losmachen, darauf verzichten, wo ihr bloßes Fehlen die Hände arm und leer macht? . . .

Trotzdem bewahrte Hans inmitten dieser sinnlichen Bilder, die ihn bestürmten, die getreue Erinnerung an die Jungfrau Maria und flehte sie um Hilfe an. Sieht man in den alten flandrischen Städten, selbst in den aussätzigen Vierteln der Ausschweifung, nicht oft eine Madonna in gläsernem Schrein, in steinerner Nische thronen? Und an der Hausfront der Sünde duften Blumen und brennen Kerzen . . .

Hans war seiner alten Verehrung nicht untreu geworden, noch an ihr verzweifelt. Und als das Ende der Woche herannahte, schien er wieder zu sich zu kommen. Der Abscheu vor seiner Sünde ward deutlicher. Jawohl, er befand sich im Stande der Todsünde, und wenn er plötzlich starb, wie es geschieht, so wurde er sicher verdammt. Die Furcht vor der Hölle kehrte wieder, all die Schreckbilder, die tragischen Schilderungen der Schulpredigten. Ein aufrichtiger Schmerz ergriff ihn sofort: er hatte Gott betrübt; er hatte die fünf Wunden und das Herz Jesu wieder bluten gemacht. Er war unwürdig und verächtlich . . . Er hatte den Weg seiner Berufung verlassen . . .

## 6.

Eines Tages fand Frau Cadzand, die ihn beobachtete, ihn ganz außer Fassung. Es war, als hätte ihn ein großes Unglück betroffen. Er war nicht mehr blaß, sondern leichenfahl. Er setzte sich zu Tisch, aß nicht, sprach kein Wort. Seine Augen waren rot, als ob er geweint hätte. Er hütete sich jetzt vor Ursulas Augen wie vor schrecklichen Tieren, vor denen man Angst hat. Als er sich zu Tisch setzte, hatte er sorgfältig gebetet und sich vor allen in sichtlicher Weise bekreuzigt, wie sich mit diesem heiligen Zeichen zu umgürten und eine Teufelsaustreibung vorzunehmen.

Die Mutter begriff die Kämpfe, die in ihm tobten. Sie freute sich darüber, daß die Frömmigkeit den Sieg davontrug, und so schnell davontrug. Er würde also nicht dem Laster verfallen und hatte gerade genug von der Leidenschaft erfahren, um ihre Trunkenheit zu kennen und sein Leben nicht mehr der ewigen Keuschheit zu weihen.

So rechnete die Mutter. Dies wahrhaft schicksalsvolle Ereignis fand die bestmögliche Lösung. Hans war ohne Zweifel von dem Wunsche geheilt, in einen Orden zu treten, wo die Keuschheit das harte Gesetz ist. Andererseits war es offenbar, daß er sich wieder-



land, wieder Macht über sich gewann . . . Aber mit welcher Verzweiflung! Und gleichsam bestürzt, wie nach einem Gewitter, das seine Seele verheert hatte! Furcht, Trübsal, Schrecken, Reue, Verwirrung — das alles zog abwechselnd oder gleichzeitig über sein Gesicht. Er schien bedroht, gequält, berückt; er litt in seinem Gewissen wie in seinem Leibe.

Frau Cadzand erschrak.

„Bist du krank?“ fragte sie.

Im nächsten Augenblick verließ er das Zimmer, als hätte man an eine Wunde gerührt, und er eilte nach einer Quelle, um sie zu kühlen. Er schloß sich stundenlang in sein Zimmer ein. Frau Cadzand, die aufpaßte, hörte ihn hin und hergehen und laut sprechen, nicht mehr, um sich wie vordem im Reden zu üben, als er Lacordaire und die Prediger las; nichts von Beredsamkeit: eine eintönige, traurige Stimme, wie eine Klage, erhob sich jetzt, ohne Zweifel das Gebet eines Kranken, der am Boden lag und versuchte, aufzustehen. Es glich dem Murmeln des Pilgers auf der Landstraße . . .

Plötzlich ging die Tür in den Angeln; sein Schritt hallte auf dem Gang. Einen Augenblick später hörte sie ihn, ganz gegen seine Gewohnheit und trotz des Regengusses, der gegen die Scheiben schlug, das Haus verlassen, ohne daß er einem Menschen ein Wort gesagt hätte, als hätte er keinen Abschied nehmen wollen, um beim Lebewohl nicht weich zu werden.

Dieses ungewohnte Ausgehen beunruhigte Frau Cadzand. Sie hatte ihn schon am Mittag bei Tisch so verwirrt, so seltsam gesehen! Und dieses Stöhnen am Nachmittag, das auf dem Gange noch nachbebte wie der Nachhall einer Glocke . . .

Was war geschehen? Was würde geschehen? Sie kannte Hans als bestimmbar, nervös, bisweilen jäh in seinen Entschlüssen. Wenn ihn nun die Verzweiflung über seinen Fall irreführte? Wenn die Furcht vor Ursula, der gegenüber er sich zu schwach fühlte, ihn zur Flucht trieb? Wenn er nun fortging und sich unmittelbar in das Dominikanerkloster in Gent rettete, wo er gleichsam schon seine Stelle besaß? Aber dann geschah dies soeben, in dem Augenblick, wo sie wähnte, daß seine geistliche Berufung ein für allemal besiegt war durch die Leidenschaft, dann wurde diese so gefürchtete Berufung jetzt gerade zum Ereignis! Arme Mutter, deren Hoffnung just in dem Augenblick erlosch, als sie ihn gerettet wähnte!

Eine jähe Angst befiel sie. Hans! Hans! Wo war ihr Sohn, der so verstört davon-gelaufen war, ohne Grund und Ziel? Wohin ging er jetzt quer durch die Stadt in dem Regen, der immer stärker wurde, auf die Dächer prasselte und die glatte Flut der Kanäle sprengte? Frau Cadzand hielt es nicht mehr zu Hause aus. Ein Bangen ergriff sie; sie befürchtete ein Unglück. Sie warf einen Mantel über ihr Hauskleid, steckte hastig einen Hut fest und stürzte trotz des furchbaren Wetters hinaus, als gälte es Elle, um ihr Kind zu retten . . .

(Fortsetzung folgt.)



# Rundschau.

## Finanzpolitisches.

Von Pluto.

Die Börse im Fieber! so wird in vier Wochen das Bulletin lauten, falls die gegenwärtige Bewegung im bisherigen Maße weiter steigt. Immer fließe sich da nur für den deutschen Markt von einer ausgezeichneten Tendenz reden. Denn London steht im ganzen noch unter der sehr langsamen Erholung seiner Goldshares, New York könnte nach mancher Meinung auch noch sechs Monate zu einer radikalen Besserung nötig haben, und Paris hat im Grunde nur die bekannte außerordentliche Abundanz ohne eigentliche Objekte. Wir dagegen lagen lange still, blieben von dem Daniederliegen unserer Industrie bedrückt, fühlten uns von der Ängstlichkeit der Wiener Finanz infiziert und wurden ab und zu auch noch durch die einzelnen Phasen der marokkanischen Frage nervös gemacht. Nur auf diese Weise hatte die Börse von unserer beispiellosen Flüssigkeit so wenig profitieren können, bis endlich auch hier die Macht des Geldes alle Scheu überwand. Dies war schon zu beobachten, als Rußland mit seinem Entschädigungsvorschlage zugunsten Bulgariens überraschte und unsere Spekulation sogleich bereit war, einen ihr doch keineswegs verständlichen Umstand, als eine politische Stimulanz anzusehen. Kolonialwerte und Banken wurden poussiert, die Wechselstuben hatten auf Anfragen des Publikums keinerlei Kopfschütteln mehr, und jetzt ist man sogar so weit gekommen, der Erholung unseres Montan- und Industriemarktes weit voraneilen zu wollen. Einige gute Erfahrungen für solche Voreiligkeit liegen ja aus ähnlichen Zeiten wohl vor, obgleich unsere Fabrikanten es jedem sagen, der es hören will, daß nur derjenige, der mitten im Geschäft steht, erkennen könne, wie schlecht es jetzt noch ist. Ebenso werden unsere Banken bald mit sehr guten Bilanzen hervortreten, aber als Hauptsache: die Dividenden dürften doch nicht über-

mäßig höher als vorher ausfallen. Wer das Gegenteil annimmt, muß die betreffenden Direktoren für Gemütsmenschen halten. Was hilft's? Da Diskonto-Kommandit statt 190, noch 170 standen, und Dresdner statt 155, noch 137, wollte jeder verkaufen, während heute die stärkste Kauflust besteht. Wie nachhaltig sich die Hausse fortsetzt, wird besonders aus bedeutsamen Einzelheiten ersichtbar. So erhalten Konsortialbeteiligte nunmehr oft Abrechnungen über Berliner Terrainaktien, die lange genug unanbringlich gewesen waren, für die weitere Kreise also doch endlich gewonnen wurden. Ebenso ruhig ging bis vor kurzem die Aufnahme junger Aktien vor sich, selbst so solider, wie die 10 Millionen der Leipziger Kreditanstalt. Gegenwärtig aber konnte sich der Ausverkauf vorzüglich gestalten. Was nun den angeblichen Bedarf nach Anlagepapieren betrifft, in dessen Folge sogar fremde Renten hinaufgesetzt werden, so spricht man dabei wohl mit Unrecht nur von ernsthaften Kapitalisten. Vielmehr ist ein Heer von Industriellen da, welche ihr Geld vorübergehend im Geschäft nicht verwenden können, die Depositenzinsen zu niedrig finden und somit einstweilen zu Reichsanleihe und Konsols greifen. Auch sollte man dran denken, wie eines Tages die Seehandlung kein Geld mehr ausleiht, sondern noch das Ausgeliehene als Erlös von Anleihen den Staatskassen zur Verfügung zu stellen hat. So viel ist auf unsere Abundanz hin schon gesündigt worden, daß der neuerliche Anreiz, nämlich das deutsch-französische Marokkoabkommen, zunächst den Verkehr kaum noch stärker belebte. Und dennoch scheidet durch die drei Sätze dieser „Deklaration“ aus der allgemeinen Empfindlichkeit eine kaum zu übersehende Menge von Beunruhigungsmöglichkeiten aus. Denn so rasch kann doch eine gewisse Presse in Paris nun nicht mehr zu ihrer Hetzarbeit zurückkehren! Das ist wenigstens eine Art Ersatz für die unherquicklichen Wirkungen, die auch für den deutschen Markt von Wien ausgehen. Der inneren Lage



Österreichs kann sich eben schließlich auch das Ausland nicht entziehen; fortwährend entstehen Schwierigkeiten, deren Folgen die Börse mit berühren. Siehe die Ablösungsvorlage der Staatsbahn, welche sich jetzt wirklich so verschleppt, wie dies in der „Neuen Revue“ vor Wochen dargelegt worden ist.

Unsere junge Diplomatie ist von Adolph v. Flöckher in einem der letzten Hefte dieser Revue sehr interessant behandelt worden. Nach seinen Schilderungen des Vorbereitungsdienstes dürfen neuerdings die Attachés einige Zeit bei einer Bank, einem größeren Handelshause, bei einer Handelskammer, oder auf einer Handelsakademie verbringen. Wir fragen nun, weshalb hier ein: Dürfen und kein: Müssen angeordnet ist. Wurde doch der vorübergehende Besuch einer Handelsakademie schon vor Jahren den jüngeren Legationsräten in Berlin empfohlen, aber damals schienen diese selbst die Sache gar nicht sehr ernst zu nehmen. Vielmehr wollten es wohl die meisten nur als eine Konzession gegenüber dem Reichstage ansehen, in dessen Debatten gerade ähnliche Forderungen aufgestellt worden waren. Nun würde freilich ein Verfahren nach der Schablone nur wenig nützen, so z. B. das Arbeiten auf einer Bank. Soll ein solches Fremdelement vielleicht an den Direktoriumskonferenzen teilnehmen? Das würden sich die Direktoren verbitten. Oder sind Buchhaltung und Korrespondenz gemeint? Ein derartiger Gamaschendienst wäre nur zeitraubend und nichts weiter. Man vergißt immer, wie maschinenmäßig und unpersönlich unser Bankwesen geworden ist, während früher in einem Bankhause, das etwa in einer industriereichen Provinz am Eisenartig geschäftig war, schon sehr viel gelernt werden konnte. Indessen unsere Banken? Es kam schon vor, daß Großinstitute den Sohn eines fetten Kunden als Volontär nicht gut ablehnen konnten. Als bald ließen sie aus Furcht vor dessen Fehlern pro forma ganze Bücher einrichten, die ein solcher Ahnungsloser tagtäglich führte, ohne jemals zu erfahren, daß sie mit dem eigentlichen Geschäft nicht das Mindeste zu tun hatten. Dagegen wäre eine Teilnahme an der Tätigkeit unserer wichtigen Handels-

kammern höchst unterrichtend. Noch mehr sogar das Studium unserer Handelskammerberichte! Sich diese zu verschaffen, kann unserem Auswärtigen Amte unmöglich schwer fallen. Es gäbe das zusammengebunden einen einzigen, sehr interessanten Band, der dann etwa in 100 Exemplaren an unsere Konsulate zu versenden wäre. Es dürfte kaum irgend etwas anderes eine so rasche und aktuelle Einsicht in die Handels- und Fabrikationswünsche des deutschen Volkes gewähren, als eben eine solche Lektüre. Freilich, die Hauptsache bleibt immer dabei — wer dies liest. Es müssen Menschen sein, die unseren Gesandtschaften und Konsulaten attachiert werden und niemals Gigerl, oder Nur-Millionäre.

\* \* \*

Rußlands neueste Rolle als unerbetener Anleihenpatron Bulgariens mag den Diplomaten noch so klar geworden sein, obgleich wir einmal wieder mit einer fertigen Tatsache überrascht wurden, — so läßt sich doch rechnerisch wenig damit anfangen. Die Welt hatte einen tüchtigen, und solange es Frieden bleibt, auch kreditfähigen Staat einen internationalen Eigentumsbruch begehen sehen, und für diese Wegnahme der Orientbahnen mußte Bulgarien unbedingt zahlen. Das Geld hierzu hätte es, wie hier an dieser Stelle schon vor Monaten dargelegt wurde, von seinem Hauptfinanzier der Gruppe Banque de Paris erhalten: in Form eines Vorschusses, solange die Balkankrise ungelöst erschien, in Form einer Anleihe bei der Rückkehr zu normalen Zeiten. Unterhandlungen darüber hatten in Sofia zwischen Vertretern aus Budapest und Paris und der Regierung gleich anfangs stattgefunden. Und schließlich würden doch die Börsen die Rente eines kleineren Staates, der diesmal noch ein neues Aktivum gewann, mindestens so gerne genommen haben, wie weitere Zaren- oder Turbanwerte. In diesen regulären und vor allem auch völkerrechtlichen Gang einer im Prinzip niemals angefochtenen Entschädigung greift dann ganz unerwartet Rußland ein. Großmütig erklärt es sich bereit, Bulgarien, dessen Ehre bisher noch in seiner freien Entschleßung ruhte, jene finanzielle Bürde



abzunehmen. Und zwar bekanntlich derart, daß die Türkei, der ihr Schuldner jedenfalls eine sehr große Summe sofort auskehren wollte, nunmehr zum mindesten überhaupt nichts bekommen sollte. Das nannte Herr Iswolski in Petersburg den Frieden retten. Er, der nur zu gut weiß, daß die Pforte das bulgarische Geld an eine Reihe von Banken und Eisenbahnkassen abzuführen hat, die statt dessen doch keine Russische Zession auf die alte türkische Kriegsschuld annehmen können. Die ganze Brutalität der russischen Finanzgebarung, die weder im Krieg noch im Frieden jemals Rücksicht auf den europäischen Kapitalmarkt nahm, zeigt sich auch in diesem Fall. Freilich scheinen England, Frankreich und Italien dabei den russischen Vorschlag zu unterstützen, allein wer anders, als der Eingeweihte kennt hierfür die geheimen Ursachen? Es ist demnach so weit gekommen, daß die in Konstantinopel vertretenen Bankinteressen ihren rein geschäftlichen Standpunkt einstweilen wohl aufgeben müssen. Die betreffenden Kabinette wünschen das, und sogar die Deutsche Gruppe, die doch nicht nach der Pfeife von Paris und London zu tanzen braucht, dürfte sich der Banque Ottomane dabei kaum entgegenstellen. Die Spaltung zwischen jenen beiden Banken wird aber fortbestehen.

\* \* \*

**Abwehr oder Gewinnsucht?** Zwischen solchen beiden Begründungen sieht man gegenwärtig Viele schwanken, die von der Neuausgabe der 6 % Vorzugsantelle der Deutschen Südafrikagesellschaft Kenntnis zu nehmen haben. Der Umsatz in Kolonialwerten ist bei uns noch fortwährend gestiegen und hartnäckige Optimisten wollen z. B. Otaviaktien bei aller schuldigen Ehrfurcht vor der bisherigen Hausse auch noch 40 Mark höher sehen. Inmitten einer solchen Hurrastimmung ist es wohl möglich, daß die Großaktionäre die hohen Kurse zum Verkaufen benutzen, also durch jene Emission von Vorzugsantellen lediglich die Majorität in der Hand behalten wollen. Da man jedoch so etwas nicht sagt, sondern tut, so wird von einer notwendigen Abwehraktion gegen nichtdeutsche, soll wohl heißen: englische Aktionäre, gesprochen, denen

der Weg zu einer Majorisierung der Gesellschaft nunmehr dauernd verlegt werden soll. Als ob nicht gegen fremde Elemente Statuten geschaffen werden könnten, die in allen Punkten dem deutschen Charakter der Südwestafrika-Compagnie hinreichend Schutz gewährten. Es gibt noch Juristen in Berlin und — Justizräte!

## Das deutsch-französische Marokko-Abkommen.

Von Adolph von Flöckher.

Die endgültige Verständigung in der Marokkofrage, die ich hier im ersten Januarheft als unaufschleierbar bezeichnet hatte, ist jetzt in dem damals von mir skizzierten Rahmen erfolgt. Man darf wohl annehmen, daß auf beiden Seiten seit längerer Zeit der Wunsch nach einem derartigen Ausgleich gehegt worden ist, um die Reibungen in Marokko, die einem freundlichen Verhältnis der beiden Völker im Wege standen, zu beseitigen und guten Beziehungen die Wege zu ebnen. Das Abkommen bewegt sich innerhalb der bestehenden Verträge, insbesondere der Algecirras-Akte. Zu dieser haben sich beide Nationen gewissermaßen nochmals feierlich bekannt. Ausdrücklich werden die Integrität und die Unabhängigkeit Marokkos, sowie die Politik der offenen Tür und der Gleichberechtigung für den Handel erneut festgelegt.

Solange zwischen beiden Regierungen Reibungen und Mißtrauen bestanden, haben sich natürlich auch die Handelsinteressenten beider Länder gescheut, sich gemeinsam wirtschaftlichen Aufgaben in Marokko zu widmen. Nachdem jetzt durch die offene Aussprache zwischen den Regierungen freie Bahn geschaffen ist, wird hoffentlich darin eine gründliche Wendung zum Bessern eintreten. Sehr erfreuliche Anfänge in dieser Beziehung sind bereits zu verzeichnen. Die einfache Tatsache, daß schon in der letzten Woche eine ruhigere Atmosphäre zwischen Frankreich und Deutschland sich entwickelte, hat es ermöglicht, daß in Paris aussichtsvolle Verhandlungen über Gründung eines internationalen Minensyndikats



mit starker französischer und deutscher Beteiligung haben stattfinden können und daß sich in T a n g e r ebenfalls zwei internationale Gruppen gebildet haben, von denen die eine den Ausbau der Stadt Tanger verfolgt, während die andere sich allgemeinen wirtschaftlichen Aufgaben widmen will. An der letzten sind von 26 fremden Firmen in Tanger 23 beteiligt, darunter auch alle wichtigen deutschen Firmen, und zum Präsidenten ist ein Franzose, zum Vizepräsidenten ein Deutscher gewählt worden. Das beweist, daß gute Hoffnungen bestehen, deutsches und französisches Kapital gemeinsam bei der Erschließung des Landes arbeiten zu lassen. Beide Regierungen erklären, daß sie bestrebt sein werden, ihre Staatsangehörigen an allen Geschäften gemeinsam zu beteiligen, deren Ausführung diesen übertragen werden sollte, so daß also an Unternehmungen, die bei der Verdingung französischen Interessenten zufallen, auch Deutsche beteiligt werden und umgekehrt.

Deutschland hat es von jeher als sein Endziel in Marokko angesehen, seinen Handel, der dank der Unternehmungslust und dem Fleiße unserer Kaufleute sich verhältnismäßig kräftig entwickelt hat, zu erhalten und zu fördern. Wenn Deutschland gewisse besondere politische Interessen Frankreichs in Marokko anerkennt, so wird dagegen schon deshalb nichts einzuwenden sein, weil ja auch die Algeciras-Akte eine solche Sonderstellung Frankreichs vorsieht. Man wird nicht vergessen dürfen, daß Frankreich als Nachbarland, das Marokko nahezu an allen Seiten umgrenzt, ein besonderes Interesse daran hat, daß in diesem Staate geordnete Zustände herrschen. Es ist also ganz natürlich, daß Deutschland den Bemühungen Frankreichs, die darauf gerichtet sind, nicht entgegenwirken will.

Ein Moment der Beunruhigung ist immer die französische Okkupation des Schaufagebiets gewesen. Die weitgehenden Befürchtungen, die darin den Beginn einer Eroberung Marokkos sehen wollten, haben sich nicht erfüllt. Die Okkupation ist auch räumlich und zeitlich begrenzt gewesen. -- räumlich, da sie nur einen geringen Gebietsteil Marokkos betraf und zeitlich, da in den letzten sechs Monaten über die Hälfte der französischen Truppen zurück-

gezogen und die dort stationierten französischen Kriegsschiffe durch einen Beschluß des Ministerats auf drei vermindert wurden. Alle diese Maßnahmen sprechen dafür, daß Frankreich keine weitgehenden politischen Pläne dort verfolgt.

Die Hauptsache ist und bleibt immer die Erhaltung der Entwicklungsfähigkeit Marokkos für den deutschen Handel. Dieses Ziel dürfte durch das Abkommen jedenfalls gefördert werden, denn es ist leichter etwas zu erreichen, wenn man gemeinsam vorgeht, als wenn man immer erst miteinander um jede Konzession kämpfen muß. Das Abkommen ist jedenfalls als ein Beweis des gegenseitigen Vertrauens beider Nationen in die Ehrlichkeit ihrer Absichten anzusehen und wohl geeignet, im Laufe der Zeiten auch im allgemeinen auf eine freundlichere Gestaltung der deutsch-französischen Beziehungen im günstigen Sinne zurückzuwirken, wenn es auch natürlich unrichtig wäre, an dieses doch immerhin rein lokale Abkommen allzu überspannte Hoffnungen zu knüpfen.

## Lordmayor von Berlin.

Von Johannes W. Harnisch.

„... Dann trat Oberbürgermeister Kirschner an den Wagenschlag und hielt folgende Ansprache.“ Bei jedem Monarchenempfang in Berlin dürfen wir diesen Satz lesen. Und dürfen mit Stolz uns, das, wie manche behaupten: mündige deutsche Volk, in der Person des Oberbürgermeisters vertreten fühlen. Das Bild ist auch erhebend. Auf dem Pariser Platz harren die offiziellen Vertreter Berlins des feierlichen Augenblicks, wo sie sich huldigend dem Galakutschenschlage nahen dürfen. Neuerdings dürfen sie sich sogar im Tribünenpavillon aufhalten und sind, der Sitte zivilisierter Menschen folgend, nicht im Frack, sondern im Gehrock. In den siebziger Jahren schon spöttelte Chlodwig Hohenlohe darüber, daß man am Berliner Hofe den Frack auch als Vormittagstollette wähle. Im Jahre des Heils 1909 sind wir immerhin schon



so weit, daß sich auch die würdigen Väter der Stadt, freilich nicht ohne Anstoß vom Schlosse her, vom ehrerbietigsten Respekt nicht mehr hindern lassen, sich gesittet anzuziehen. Und offenbar werden sie sich im Pelz mit dem Gehrock darunter besser machen als im Frack, unter dem sich doppelte Wollwäsche um die würdigen Formen schmiegt. Ein Fortschritt also. Nur, weiß Gott, kein überwältigender.

Also im Pelz, unter dem die goldene Amtskette ein wenig hervorblitzt, stehen sie und warten. Lauter ältere Herren. Auch der, der sonst von Haarkräuslerkünsten wenig hält, lieft heute wohl zum Friseur. Der Zylinder wirft spiegelnden Glanz. Am Tuch zeigt sich kein Stäubchen. Schauen recht würdig und stattlich drein, so weit. Da kommt die Unruhe, die dem großen Ereignis vorausläuft. Und auf einmal jäh ein ander Bild. Die eben noch so stattlich-selbstbewußt Plaudernden — den Anblick gewährten sie von fern; wer näher stand, mochte in den Gesichtern vielleicht anderes lesen — sie scharen sich, ängstlich Positur nehmend, im Halbkreis um einen aus ihrer Mitte. Der steht, und sein Wesen verrät Befangenheit. Schutzleute zu Pferde, Kavallerie. Dann ein offener Prunkwagen, vier stattlich aufgeäumte Gäule, davor zwei glänzend Uniformierte und Bestennte darin. Der Wagen hält. Und die würdigen Herren von vornhin stehen in tiefem Bückling am Kutschenschlage. Ein unangenehmes Bild.

Sitzt einer im Wagen, und jemand tritt an den Kutschenschlag mit tiefem Diener heran, so wird das immer etwas Unterwürfiges haben. Das liegt in der Situation. Der im Wagen mag noch so höflich Kopf und Oberkörper neigen, noch so liebenswürdig lächeln. Der am Schlage könnte noch so viel Würde besitzen. Es würde nichts helfen. Das Bild der Unterwürfigkeit bleibe. Wenn der eine sitzen bleibt, während der andere sich ehrfurchtvollst neigt, wird das immer das Bild von Herr und Diener geben. Zumal, wenn sein Sitz ein paar Fuß über der Erde ist. Ist der sich Neigende ein Graukopf, wirkt es desto unangenehmer. Und daß der Begrüßte aus dem Wagen stiege, verbletet sich. Das Heraus- und Wiedereinklettern würde seiner Würde Abbruch tun. Und komisch wirkte es, wenn er im Wagen auf-

recht stände. Die Situation muß schon genommen werden, wie sie ist. Bessern läßt sich an ihr nichts. Man muß sich in den Gedanken finden, daß der einzige Vertreter des deutschen Volkes, der einen fremden Monarchen bei seinem offiziellen Besuche offiziell begrüßt, ihm wie der Oberste einer Dienerschar entgegentritt, dem verstattet wurde, sich dem Wohlwollen des Gastes seines Herrn zu empfehlen. Oder: Man muß überhaupt mit dem Brauche der Begrüßung am Brandenburger Tor brechen. Der Empfang im Rathaus muß genügen.

Ein ander Bild. Vor mir liegt eine illustrierte Zeitschrift mit Bildern vom Besuche des Königs von Schweden in London. Keiner wird den Engländern absprechen wollen, daß sie die Kunst meistern, aufmerksame Wirte zu sein. Darüber sind wir wohl einig. Eins der Bilder zeigt den König von Schweden als Gast der Stadt London. Ein Saal in der Guildhall. Am Würdenplatze drei erhöhte Sessel; man würde Throne sagen, wenn der Name nicht den Herrscher als Eigner voraussetzte; der Form nach sind sie's. Auf dem mittleren, dem höchsten und würdigsten, sitzt in feierlicher Amtstracht der Lordmayor von London; auf dem niederen zu seiner Rechten die Königin, auf dem niederen zu seiner Linken der König von Schweden. Dies das Bild. Und ich entsinne mich, daß die Stadt London dem fremden Königspaaire ein Bankett gab. Der Lordmayor führte die Königin zur Tafel; der König führte dessen Gattin . . .

Die beiden Bilder halte man einander gegenüber: die Katzbuckelei am Brandenburger Tore und die würdevolle Gastlichkeit in der Guildhall. Ein Kommentar sollte überflüssig sein. Ist's aber wohl kaum. Darum kurz noch einige Worte.

Andere Völker, andere Sitten; gewiß. Nur trennt uns von den Engländern kein so gewaltiger Unterschied. Warum sollte bei uns Arroganz und Überheblichkeit sein, was beim Engländer ruhig bewußte Würde ist? Nichts Lächerlicheres und zugleich Würdeloseres als die Taktlosigkeiten des Unentwegten, der einem Fürsten gegenübersteht. (Auch Würdeloseres: um sich gegenüber dem überwältigenden Eindrucke einigermaßen zu behaupten, gibt er sich ja taktlos.) Nur gibt's, London zeigt's jedem, zwischen taktloser Ungeschliffenheit und Bedientenmanier noch ein Drittes. „Nie hat



ein Sklavenjoch meinen starken Hals gebogen.“ Der Engländer darf es von sich rühmen. Wir? Schlimmer ist, daß jahrhundertlang Not und Elend uns lehrten, jedem Mächtigen gegenüber Sklave zu sein. Seit der dreißigjährige Krieg den Wohlstand der Städte endgültig zertrat, und die Zöllner hinterher brachen, was an selbstbewußtem Bürgersinn irgendwo noch aufrecht stand, war's jämmerlich genug. Friedrich Wilhelm I., der mit dem Rohrstocke Torschreiber und Stadthäupter zur Pflicht mahnte, ist gewiß eine kernige Gestalt. Sind's die Stadthäupter, die er prügelte, darum auch? Oder sind's die Berliner Bürger, die 1806 Napoleons Einzug umjubelten?

Wir sollten heute weiter sein. Das Geld klingt schon lange, zu reichlich fast, in unserm Kasten. Und die Rechte, die der Engländer seit Jahrhunderten am Staate übt, die üben wir nun doch schon sechzig Jahre lang. Aber darum haben wir immer noch nicht an Würde irgend gewonnen. Schon, daß solche Fragen wie der Brandenburger-Tor-Empfang überhaupt diskutiert werden müssen, zeigt das. Und was für Empfangsreden dabei gehalten werden, ohne daß irgend etwas von Empörung in der Öffentlichkeit zu merken wäre, zeigt's nicht minder.

Vielleicht lernen wir auch das noch einmal; höflich zu sein und uns nichts zu vergeben. Eine der Voraussetzungen dazu scheint mir, daß wir abgelebte Formen, die den Tatsachen nicht mehr entsprechen, in die Rumpelkammer weisen. Daß der Untertan ans Tor pilgerte, wenn sein Herrscher einen Gast empfing, war in der Ordnung. Wir sind Staatsbürger. Wenn wir niedliche und nett angezogene Ehrenjungfrauen damit beauftragen, den Gast unseres Kaisers mit höflichem Knicks und ein paar Blumen zu empfangen, wird niemand etwas dagegen haben. Junge Mädchen sind gut anzusehen und verpflichtet zu nichts. Die Würdenträger der Stadt Berlin aber verpflichtet zu etwas. Wenn in Untertänigkeit Ersterbende höflich sind, was ist's weiter? Wert hat aber die Höflichkeit dessen, der genau und selbstverständlich seine Würde zu wahren weiß. Zugegeben? Dann sollten wir danach handeln.

Ich weiß, womit man, nicht öffentlich, aber unter vier Augen, zu kommen pflegt: „Ja, be-

denken Sie, Verehrtester, bei dem eigenartigen Naturell des Kaisers . . . .“ Wer so von ihm spricht, schätzt ihn niedriger ein als ich. Wie? Es sollte unmöglich sein, dem Kaiser auseinanderzusetzen, daß Überlebtes in die Rumpelkammer wandern muß? Daß es seiner Würde höheren Glanz gibt, wenn die, die in ihm ihren Fürsten ehren, sich als selbstbewußte Männer zeigen — als wenn sie jedem fremden Kronenträger, der daherkommt, in lächerlich-unerfreulicher Pose sich nahen? Wenn das Bürgermeisterlein von Berlin sich ins stattliche Maß des Lordmayors zu recken lernte? Wahrhaftig nein! Es ist nicht unmöglich, dem Kaiser in allem Respekt das zu sagen. Vielleicht gehört ein kleiner Entschluß dazu. Freilich muß ich gestehen: Wenn ich Oberbürgermeister von Berlin wäre, würde für mich ein sehr großer Entschluß dazu gehören, es ihm nicht zu sagen.

## Suffragettes.

Von Otto Seidl.

Man kann den englischen Wahlrechtskämpferinnen nicht den Vorwurf machen, daß sie für eine ungerechte Sache kämpfen. Die deutschen Frauenrechtlerinnen fühlen gar wohl, daß die Frage des Frauenwahlrechts der überwältigenden Mehrzahl der deutschen Frauen unbekannt oder gleichgültig ist. Die Erteilung eines Freiheitsrechts setzt aber zum allermindesten einen lebhaften Wunsch bei den zu Beglückenden voraus. Durch die Vorführung und die Vorträge der englischen „Märtyrerinnen“ soll der Wunsch nach dem Frauenwahlrecht entfacht und verbreitet werden. Dem Heldentum der Engländerinnen alle Ehre! Ich glaube gerne

„dax diu koufwip ze Tolnstein

an der v a s n a h t nie baz\*) gestriten.“

Die deutschen Spießbürger beiderlei Geschlechts hegen — ohne Lust zur Nachahmung — eine un-

\*) besser.



begrenzte Hochachtung vor Leuten, die sich der Polizei gegenüber frech zu sein trauen. Aber der Gedanke an die suffragettes muß in Deutschland die Begeisterung für Frauenwahlrecht ähnlich dämpfen, wie sozialdemokratische Straßenkundgebungen den Elfer des Freisinns im preußischen Wahlrechtskampf. Schweiß und Staub des Straßenkampfs sind eine Schminke, auf welche die deutschen Frauenrechtlerinnen wohl lieber verzichten werden. Denn wir jungen Deutschen halten es noch immer allzusehr mit dem alten Herrn Wolfram von Eschenbach:

„Swâ harnasrâmec\*) wirt ein wip,  
diu hât ir rehtes vergezzen.“

## Berufsfreudige.

Von v. S.

Gibt es denn solche noch? Leute, die ihr Beruf nicht nur sättigt, sondern auch voll befriedigt? Gleichviel, ob sie ihn selbst erwählt oder ob die Lebensverhältnisse ihn vorschrieben. Leute, die sich vor dem inneren Spiegel gestehn: sie befänden sich für ihr Können und Vermögen im richtigen Fahrwasser. Nochmals vor die Wahl gestellt, würden sie abermals das werden, was sie sind?

Übertönen nicht vielmehr allorts klagende Stimmen die Brandung des Alltagsseins, als hätte fast jeder seinen Beruf verfehlt?

Der Arzt, daß er nicht Rechtskundiger geworden, der Beamte nicht Offizier, der Offizier nicht Techniker, der freie Künstler nicht Kaufmann usw.

Und je breitere Schichten der Drang nach Wissen und Lernen ergreift, desto größer wird die Schar der Enttäuschten, desto gelichteter das Häuflein der Berufsfreudigen.

Diese bedenkliche Zunahme der Berufsunzufriedenheit rührt zum Teil daher, daß die Grundlage der Bildung allzusehr in Gegensatz zur Spezialisierungstendenz der modernen Praxis steht. Mit generellem Wissen angepfropft, übermäßig von

Disziplinen und Stoffen, die nur zur Entwicklung der Lernfähigkeit dienen, in Anspruch genommen, tappt der Wählende wie ein Blinder in einen Beruf hinein, den er nicht annähernd kennt. Das Prinzip der gleichartigen Vorbildung für alle Fächer wird viel zu lange hochgehalten. Bis zu einer Studienstufe, einem Lebensalter, das keine Zeit mehr zur Prüfung des zu wählenden Berufes bietet. Da heißt es rasch zugreifen oder zurückbleiben, wenn nicht gar verzichten. Wie weit voraus ist doch der jugendliche Schmied seines Glückes drüben in Amerika. In einem Alter, wo bei uns der künftige Praktiker noch mit Cicero und Plato ringt, praktiziert der jugendliche Amerikaner schon in einem Beruf, sammelt schon selbst Erfahrungen und vor allem Kriterien dafür, ob er für dieses Fach passe oder nicht.

Dann tritt noch unsere rückständige Erschwerung des Wechsels im Beruf hinzu. Gewohnheit, Gesetz, Tradition, Schwerfälligkeit stellen sich entgegen. Friß, Vogel, oder stirb. Man braucht nicht an das berufliche Umsatteln zu denken, das die Not diktiert, an den Versicherungsagenten, der aus dem Leutnant wird, sondern an die tiefste Erkenntnis, die sich nach kurzer Praxis einstellt und einem sagt: das ist das Fach nicht, in dem ich etwas leisten kann.

So wird denn eine übergroße Menge von öffentlicher und privater Arbeit von Berufsunfreudigen versehen.

Und wie wenig geschieht vom Staate, um das Interesse am Beruf, die Berufsfreudigkeit zu wecken oder zu fördern.

Wie denn auch — wenn jene, denen diese dankbare Aufgabe obliegen würde, zumeist selbst Unbefriedigte sind!

Vielleicht ist die Frage nicht ohne Zusammenhang mit andern großen sozialen Problemen zu lösen. Aber die Folgen, verpfuschte Existenzen und verpfuschte Leistungen, wären sicher zu lindern, durch Rücksichtnahme auf das Moment der wichtigen Berufsfreudigkeit, in den Studienplänen unserer Erziehung und in der Erleichterung der Korrektur einer verfehlten Berufswahl.

\*) Wenn harnisch-schmutzig.



## Apologie des Geldvermittlers.

Von Dr. Leon Zeitlin.

„Können Sie mir vielleicht auf kurze Zeit . . . ? Diese Frage macht dich zu einem „Einsamen“. Um dich wird's leer, und aus sicherer Ferne bombardiert man dich mit tausend Gründen und jeder vernichtet eine Hoffnung. Wie Meister Anton (Gott hab ihn selig) verstehst du deine Zeit nicht mehr. Daß weiß doch jeder, daß wir im Zeitalter des Kredits leben. Dem Manne der nationalökonomischen Wissenschaft aber, der mich mit verzeihender Nachsicht über meine Unkenntnis aufklären und mir den Unterschied zwischen produktivem und konsumtivem Kredit auseinandersetzen will, erwidere ich verstockt: „Also es ist verdienstlich, sich Geld zu leihen, um all die guten Dinge, wie Sekt, Automobile, schöne Möbel, kostbare Stoffe usw. zu fabrizieren, oder um mit Juwelen, Delikatessen, Kunstgegenständen und so weiter zu handeln, aber es soll verwerflich sein, sich Geld zu leihen, um sich all diese guten Dinge anzuschaffen!“ Daraufhin werde ich keiner Antwort mehr gewürdigt und bin deshalb genötigt, im Selbstgespräch weiter fortzufahren.

Allerdings muß man zugeben, daß das Kreditnehmen zu produktiven Zwecken nicht als eine edle ökonomische Tat an sich gilt, sondern nur, weil in diesem Falle das Vertrauen des Kreditgebers, seine gegenwärtige Leistung durch eine zukünftige des Kreditnehmers belohnt zu sehen, weniger oft getäuscht zu werden pflegt. Wer aber einen Pump aufnimmt, um zunächst mal leicht zu leben und nicht schwer zu arbeiten, darf nicht erwarten, daß ein am Golde Hängender es freudig hergibt, denn ihn plagen Zweifel, ob es je wieder zu ihm zurückkehren wird. Diese Erkenntnis ist wichtig, denn sie räumt gründlich mit der Annahme auf, daß der wirtschaftliche Zweck die leihweise Hergabe von Geldmitteln heiligt. Den Geldgebern kommt es nur auf die Sicherheit an, die Sozialethiker aber sollten hieraus nicht voreilig Schlüsse ziehen. Kreditgeben und -nehmen zu sogen. produktiven Zwecken ist nicht unbedingt seliger als zu konsumtiven. Wer ohne die gehörige Eignung zu einem, sei es auch dem volks-

wirtschaftlich nützlichsten Unternehmen, Kredit in Anspruch nimmt, ist entschieden leichtsinniger als jemand, der einige Zeit auf Borg lebt, weil er von einer gewissen Höhe der Lebenshaltung nicht herabsteigen darf, ohne Gefahr zu laufen, sein Patent als „nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft“ zu verlieren.

Anbei eine Binsenwahrheit: Das Werturteil, das irgendein Begriff in uns auslöst, übertragen wir auf alle Individuen, an die wir bei diesem Begriff denken: „Kredit in Anspruch nehmen“, das klingt gut — also sprechen wir mit einer gewissen Hochachtung von jenen, die es tun, nicht minder als von jenen, die dabei freundliche Helfer sind. Dem Ausdrucke „Schulden machen“ haftet eine etwas anrühige Bedeutung an — also rümpfen wir die Nase über die Schuldenmacher, aber auch über die Geldverleiher, die Geldvermittler. Allein wenn sich von vornherein noch gar nichts darüber sagen läßt, ob das produktive „Kredit in Anspruch nehmen“ höher zu schätzen ist als das rein konsumtive „Schuldenmachen“, dann stimmt es natürlich auch nicht, wenn man Geldverleiher, Geldvermittler = Wucherer setzt. Sobald einmal Zweifel laut werden, ob die Konsumtion wirklich nichts anderes ist als eine lästige oder gar schädliche Begleitersehnung der Produktion, darf man mit Sicherheit darauf rechnen, daß man nicht mehr lange darauf zu warten hat, bis sich Stimmen zur Rechtfertigung bisher verachteter konsumentenfreundlicher Funktionäre erheben.

Denen, die zu hören verstehen, tönt eine solche Stimme aus der kleinen originellen Schrift ans Ohr, die den verheißungsvollen Titel führt: „Aus der Feder eines langjährigen Geldvermittlers“, als Privatdruck erschienen und mir von ungefähr ins Haus geflogen ist. Der Verfasser klagt: Die Gesellschaft kennt nur drei Kategorien von Leuten, die sich mit Geldgeschäften abgeben: Solche, die sich für sogen. Auskünfte und Bemühungen zahlen lassen, aber selbst nicht das geringste tun; solche, die dem Geldsuchenden vorschwindeln, sie hätten Geldgeber an der Hand, sich die betreffenden Wechsel aushändigen lassen und dann die Sache als erledigt betrachten. Die Wechsel werden später über Holland oder England eingeklagt. Der Darlehnsucher erhält keinen



Pfennig Geld und muß obendrein den Wechsel noch einlösen. Endlich solche, die richtige Wuchergeschäfte treiben. Bar Geld wird wenig gegeben, dafür aber um so mehr Zigarren, Wein, Korsetts usw. Daß es jedoch auch leistungsfähige Geldvermittler gibt, davon scheint man nichts zu wissen. Nun, die Sache des realen und leistungsfähigen Geldvermittlers wird in diesem kleinen Manifest mit Mut und Geschick geführt. Ein freimütiger Mann spricht da über ein Thema, von dem zu reden sonst Verlegenheit ist. Geld zu vermitteln — so resümiert er — ist eine Kunst und zwar keine leichte, denn Geldgeber und Darlehenssucher machen es dem Vermittler verdammt schwer, seine Aufgabe zu erfüllen. Wo finden sich Geld besitzende Menschen, die zur Hergabe eines Darlehns ohne Faustpfand bereit sind; wie vermag sich ein Darlehenssucher als wirklich vertrauenswürdig zu legitimieren? Unser „langjähriger Geldvermittler“ ist gewiß kein wissenschaftlich gebildeter Nationalökonom, allein er hat ganz richtig erkannt, daß für den Begriff: Kredit das subjektive Vertrauensmoment das entscheidende ist. Für die Praxis seines Geschäftes heißt das: Leute, denen er vertraut, an Leute zu bringen, die ihm vertrauen; eine saure Arbeit, die ihres Lohnes wohl wert ist, wenn sie — gelingt. Aber den würde man ihm schließlich nicht neiden, wenn man nur darüber hinwegkäme, daß das Gros der Geldbedürftigen sich aus „Leichtsinnigen“ rekrutiert, von denen jeder das höchste Gesetz unserer wirtschaftlichen Moral verletzt: Deine Ausgaben sollen sich nach deinen Einnahmen richten! Doch wenn man nur durch Ausgeben zu Einnahmen gelangen kann? Oder selbst wenn man sich zur Anschauung zu bekennen wagt, daß das Leben nach Stunden, nicht nach Jahren zählt, und daß es sich lohnt, für solche Stunden die höchsten Preise zu zahlen (was nicht falsch gedeutet werden darf). . . . . Der Geldvermittler kann uns zu Lebenswerten verhelfen, und drum hat er eigentlich auch ein Recht darauf, individuell beurteilt und nicht nur verurteilt zu werden, denn es ist doch nicht seine Schuld, daß es meist Lebenswerte von zweifelhafter Güte sind, für die man seine Hilfe in Anspruch nimmt.

## Bemerkungen zur praktischen Arbeit des Deutschen Bundes für Mutterschutz.

Wir erhalten folgende Zuschrift:

Im Januarheft der „Neuen Generation“ klagt Ruth Bré darüber, daß es dem Bund trotz aller Bemühungen nicht möglich war, ein Mädchen von außerhalb, das in Geburtswehen hilfessuchend zu ihm kam, unterzubringen, weder im Krankenhaus Charlottenburg, noch im Krankenhaus Westend, so daß die Entbindung schließlich auf einer Unfallstation erfolgen mußte.

Bei aller Hochschätzung, die dem Wirken des Bundes entgegengebracht werden muß, läßt es sich doch schwer umgehen, bei diesem Anlaß auf Missetände aufmerksam zu machen, die mit den vorhandenen Mitteln und dem verfügbaren Material zu beheben wären.

Die praktische Tätigkeit des Bundes, der bereits auf eine vierjährige Wirksamkeit zurückblicken kann, besteht in erster Linie darin, hilfessuchenden Müttern mit Rat und Tat beizustehen, ein geeignetes Unterkommen zur Entbindung zu verschaffen, nach der Entbindung für ihr weiteres Fortkommen (durch Arbeitsnachweis) und für eine geeignete Unterbringung des Kindes zu sorgen. Er sucht ferner unglückliche, verlassene Mütter durch Zuspruch aufzurichten, Verstoßene mit ihren Angehörigen wieder auszusöhnen, Väter zur Deckung der Kosten heranzuziehen, er leitet auch eine ev. notwendige Alimentationsklage ein. Wahrlich eine große Aufgabe, die viel selbstlose Arbeit, Herzenstakt und Feingefühl erfordert. Die Leitung all dieser Arbeiten liegt in den Händen einer älteren, lebenswürdigen, gebildeten Dame, die es ausgezeichnet versteht, mit den hilfessuchenden Müttern zu verkehren, ihnen Trost zu spenden, auf ihre Wünsche und Bedürfnisse einzugehen. Aber leider fehlt ihr die umfassende Kenntnis der einschlägigen Gesetze, der diesbezüglichen Polizeiverordnungen, der Aufnahmebedingungen und Kostensätze aller in Frage kommenden Krankenhäuser, Entbindungsanstalten, Säuglingsheime, Waisenhäuser usw., sowie der Bedingungen der Waisen- und Armenpflege. Es fehlt ihr die Anlage für das Praktische, die ihr in jedem einzelnen Fall ermöglichte, ohne Verzug



das Richtige zu treffen. Hier müßte der Bund seine ganzen Kräfte einsetzen und erst eine Unterlage organisieren, auf der sich glatt weiterbauen läßt. Vor allem müßte er mit allen staatlichen, städtischen und privaten Anstalten Vereinbarungen anstreben, die seinen Schützlingen, oder wenigstens den Bedürftigen unter ihnen, Vergünstigungen ermöglichen. (Ich habe mir erzählen lassen, daß der Vorstand des neuen Säuglingsheims in Westend einen Vertrag mit dem Charlottenburger Krankenhaus geschlossen hat, nach dem letzteres bereit ist, alljährlich eine gewisse Anzahl werdender Mütter, die ihm von dem genannten Säuglingsheim kurz vor der Entbindung zugeführt werden, unentgeltlich zu entbinden. Man kann daraus ersehen, daß auch solche Anstalten Entgegenkommen zeigen, wenn es gilt, einem ernstesten Bedürfnis nachzugehen.) Ferner müßte der Bund mit einigen Anstalten, die nahe seinem Bureau liegen, Verträge schließen, die es ihm ermöglichen, alle diejenigen unterzubringen, die in höchster Not seine Hilfe suchen und für die ein Transport nach einer entfernter liegenden Anstalt nicht mehr möglich erscheint. Auch in Säuglingsheimen, Kinderasylen, Waisenhäusern und ähnlichen Anstalten könnte sich der Bund gewiß noch mehr Vorrechte sichern, wenn er seine Kräfte und seine Beziehungen gut ausnutzen würde. Sind diese Unterlagen geschaffen, dann gebe der Bund der oben erwähnten Leiterin des Bureaus eine kaufmännisch oder verwaltungsmäßig vorgebildete Persönlichkeit zur Seite, die befähigt ist, im Inneren Betrieb eine straffe Ordnung zu schaffen und in der praktischen Arbeit nach außen hin, im Verein mit der vorerwähnten Dame, die Interessen des Bundes und seiner Hilfesuchenden sachlich zu vertreten.

Solange er diese straffe Organisation nicht schafft, kann ihm der Vorwurf nicht erspart werden, daß er seine Kraft unzweckmäßig zersplittert, denn alle Statistiken, Bücher und Broschüren dürfen in seiner Arbeit gegen Not und Kummer immer doch nur einen entsprechenden Teil der Tätigkeit und der Mittel in Anspruch nehmen. Selbst die Gründung eines eigenen, kleinen, bescheidenen Mutterheims kann das nicht ins Gleichgewicht bringen.

Zehlendorf.

Frau Anna Baader.

## Flauberts Freundschaft.\*)

Von Erich Oesterheld.

Heinrich Mann schrieb eine feingeschliffene, gelstreiche Studie über die Freundschaft George Sands mit Gustave Flaubert. Von Musset über Chopin zu Flaubert führte sie geistiger Johannestrieb, späte Liebe zum Geist. Erst nachdem sie sich ausgegeben, kommt sie zu Eingebungen. Nachdem sie als Geliebte die Mutter ihrer Anbeter gewesen, wird sie hier ganz Mutter: Literaturmutter. Nachdem sie sich denen gab, die ihr gleichen, wirbt sie in geistiger Brunst um den, der eine fremde, hart in sich verschlossene Welt herumtrug und ihr so fern stand, wie die Literatur, die er schuf. Zwei ferne Pole, die das magnetische Gegensatzbewußtsein anzieht. Sie schreibt ihre Romane im Bett, noch heiß von „blutschänderischen“ Umarmungen, er trägt einen Roman fünf Jahre mit sich herum. Die Verhältnisse Sands sind unsympathisch, weil sie, sensuell lüstern, nach geistigem Raub ausgeht; ihre Freundschaft mit Flaubert aber adelt die Größe des „entrüsteten Romantikers“. Manns Studie wirft feine psychologische Schlaglichter auf ihre Entwicklung und Vollendung. Er spürt in halb Gedachtem und tief Empfundem alle Nuancierungen ihrer Gegensätzlichkeit auf und stellt ihre Bourgeoisnatur seinem Künstlertemperament gegenüber, die sich abstoßend anziehen. Alle Inspirationen, die sie ihm gab, die aber leider zu spät kamen, um ihn zu beeinflussen, liegen in Manns analytischem Urteil offen und klar vor uns.

## Deutsche Wiedergeburt.

Von Emil Faktor.

Unter dem kreißenden Titel nationaler Wiedergeburt beginnen im Th. Schröterschen Verlage (Zürich und Leipzig) Broschüren zu erscheinen. Ernst Wachler zeichnet als Herausgeber. Ich habe gegen derartige anspruchsvolle Publikationen, die sich nichts Geringeres als die Aufpöppelung der

\*) Heinrich Mann, Eine Freundschaft. E. W. Borsels, München.



Kultur vornehmen, ein vielleicht nicht unbegründetes Mißtrauen. Geschieht durch flüchtige Behandlung abstrakter Themen wirklich etwas Fruchtbares für die geistige Entwicklung der Nation? Und ist mir nicht jedes Buch, das sein selbständiges Gesicht hat, jedes Bild, das talentvoll gemalt ist, jede soziale Tat, selbst jede mutige öffentliche Rede nicht ein wichtigerer Beitrag zur nationalen Kultur als eine programmatische, sich jeweilig auf 30—40 Seiten abspielende Wiedergeburt? Dieses allgemeine Bedenken mochte ich nicht unterdrücken, trotzdem das erste Bändchen recht sympathisch berührt. Dr. Albrecht Wirth läßt sich über „Deutsches Volkstum“ vernehmen. Es ist ein amüsanter, Jahrhunderte und Gestalten im Schnellflug umkreisender Aufsatz. Es regnet Aperçus. Der Vielwisseur, der bewegliche Denker, der Forscher und Politiker Wirth hat sich die Aufgabe nicht leicht und nicht schwer gemacht. Wie soll man auch die rechte Vorstellung vom Volksleben haben? Es kann sich auch nur um Ahnungen handeln von den Geheimnissen eines komplizierten Kreislaufes. In der Hauptsache behilft sich Wirth mit einem Querschnitt durch die Literaturgeschichte vergangener Jahrhunderte. Man merkt, daß bei ihm das Interesse für die moderne Literatur weit schwächer ist als für die historischen Perioden; wo die Begriffe der Dichtkunst und Kultur beinahe kongruente Kreise ergeben. Namentlich das Porträt der deutschen Frau wird in seinen vielfältigen Formen herausgearbeitet. Dann wird manches über den Stammescharakter der Deutschen, über Stammesunterschiede gesagt, der Rassenfrage wird ein klares, wohlthätig gesundes Kapitelchen gewidmet, dem großen Deutschen Bismarck schließlich ein Standbild errichtet. Alles in allem: ein angeregtes Plauderstündchen in Gesellschaft Wirths, eines der lebendigsten Geister in der jüngeren Gelehrtenwelt. Und ohne durch neue Fundamente gefestigt zu werden, hat man die Empfindung, daß der Autor nebenbei viel Geschmackvolles über die deutsche Dichtkunst hervorgesprudelt hat.

Er hat ahnungslos das zweite Bändchen der neuen Serie überflüssig gemacht, das der schwerblütige Verfasser Fr. Lienhard „Wesen und Würde der Dichtkunst“ nennt. Wiederum der Versuch einer kurz gefaßten Ästhetik und durchaus

kein gelungener. Ein eindruckloser Schwall von Worten mit untermischten Goethe- und Schillerzitate. Durch blinde Voreingenommenheiten gegen Erscheinungen wie Nietzsche oder Ibsen beengt sich Lienhard seinen Horizont in beängstigender Weise. Seine Wege nach Weimar geht er mit Krebschritten. Überhaupt Ästhetik! Es gibt für unser entwickeltes Kunstempfinden nurmehr eine ganz besondere, einzige Art der Ästhetik. Das ist jene, die mit der Psychologie des künstlerischen Schaffens zusammenfällt. Es ist klar, daß jede geistige Erscheinung ihre eigenen ästhetischen Gesetze sucht und findet. Ein hilfloser Ringer mit dem Stoff wird nie imstande sein, uns durch zusammengeklaupte ästhetische Ideale zu überzeugen, und am allerwenigsten, wenn er sich dabei rückschrittlicher Gemeinplätzigkeit befleißigt. Nirgendwo wie auf ästhetischem Gebiete hat man das bestimmte Gefühl: hier ist etwas mit Notwendigkeit gesagt worden oder es war vollständig überflüssig, daß es ausgesprochen wurde. Lienhard treibt mit Vorliebe zwecklose Ästhetik. Was soll man mit einem solchen Satze beginnen, wenn Lienhard doziert: „Sehen lernen heißt demnach: Harmonie der Sinne walten lassen und das Weltbild zusammenfassen im tendenzlosen Kristalle der lebenswarmen Seele, . . . . Dichten ist sehen . . Dichten ist liebend sehen . . . . Dichten ist Träume gestalten . . . Dichten ist Leidenschaft . . .“ Lauter ästhetische Errungenschaften von Fr. Lienhard Und was hat dies alles mit den wahrhaft großen Gebilden der Dichtkunst, mit unserer geistigen Entwicklung, mit den Bemühungen unserer echten Talente, mit der nationalen Kultur zu tun?

## Der erlöschende Halbmond.\*)

Von S. v. H.

Seit zwei Monaten ist ein Buch mit türkischen Enthüllungen erschienen, das entgegen so mancher Erwartung fast in der gesamten Öffentlichkeit durch Schweigen ausgezeichnet wird. Weshalb? Der oblige Titel weissagt freilich der

\*) Von Alexander Ular und Enrico Josabato. (Frankfurt a. M. Literarische Anstalt Rütten & Loening.)



Türkei nichts Gutes, und diejenigen, welche ganze Städte dieses Reiches wegzunehmen wünschen, hören dabei nicht auf, von Freundschafts- und Friedensgefühlen zu reden. Indessen wann haben nicht noch neben den diplomatischen Zielen der Verstellung und der Ablehnung ernste Interessen nach Erforschung der Wahrheit bestanden? Für ein so starkes Verschweigen eines so auffallenden Buches müssen also andere Gründe vorhanden sein. Der Hauptverfasser A. Ular hat sich vor noch nicht langem durch den Rassenroman: „Die gelbe Flut“ ein recht bekanntes Denkmal gesetzt. In dieser Erzählung führten Phantasie und wirkliche Kenntnis einen Wettlauf aus, der nahezu imponierte, weil alle Erfindung dabei der Zukunft galt. Ganz anders jedoch in seinem neuesten: „Der erlösende Halbmond“. Hier tritt die Einbildungskraft des Autors in die unmittelbarste Gegenwart ein, und dies kann naturgemäß nicht anders als zahllose Ruhigerdenkende entweder frapieren oder verletzen, oder frapieren und verletzen. Es gibt alte, höchst objektive Kenner der orientalischen Verwicklungsgebiete, und fast jeder dieser Herren wundert sich über das reiche und intime Material, das sich Ular zu verschaffen gewußt hat. Der Pferdefuß hinkt aber nach, indem alle diese Lober durchaus nicht auf ihr selbständiges Urteil verzichten wollen, daher vorsichtig hinzufügen, daß man ihm nicht trauen könne! d. h. in den 170 verschiedenen Kapiteln seines sonst so lehrreichen Buches weiß man niemals, ob es sich um strenge Tatsachen, Übertreibungen, oder gar Ungeschehenes handelt. Wahrscheinlich ist auch direkt Falsches nirgends hinzugesetzt, nur stößt der Leser fortwährend auf realpolitische Schlußfolgerungen aus den abenteuerlichsten Ereignissen und glaubt daher lieber allen beiden nicht. Diese nahezu unheimliche Neigung Ular's für das Grolle, — un-

heimlich, weil er dabei vielleicht einem unwiderstehlichen Zwange weicht, — bildet sein Verhängnis.

Volle 32 Jahre türkischer Geschichte sind hier in zahlreichen knappen Abhandlungen niedergelegt. Der Beginn der Verfinsterung umfaßt u. a. Midhat Pascha, Abdul Asis, der Bruch mit Rußland. Dann folgt als Schauerroman, wie er ausdrücklich genannt wird, Murad V., Abdul Hamids erstes Auftreten und die Abtretung Bosniens an Österreich 1876. Verhältnismäßig kurz kommen die Ikone gegen den Halbmond weg, wo besonders die russischen Machenschaften so geschildert werden, als ob Dumas seinen Monte Christo noch gar nicht geschrieben hätte. Dagegen sind lange, eindringliche Schilderungen dem jetzigen Sultan gewidmet und ebenso natürlich der jungtürkischen Bewegung, die hier einfach: die Revolution genannt wird. Von dieser letzteren hält Ular sehr wenig, da das Jungtürkentum den Islam zerstören wolle, um aus der Türkei ein Kulturland zu machen, während ein solcher Nationalstaat schon die Gegnerschaft der Großmächte von vornherein besitze. Alles das wird sehr sicher vorgetragen, so daß den Fernstehenden sogar die Ausführungen über Deutschlands Streifzüge in Konstantinopel gefallen könnten. Nur unsere Industrie und die deutschen Bankgruppen dürften es besser wissen, wenn hier gesagt wird, daß unsere Orientpolitik ursprünglich ein persönlicher Gedanke des Kaisers Wilhelm gewesen sei.

Notiz: Die beiden Bilder „Weiblicher Akt“ u. „Henriette Herz“ auf Seite 278 u. 279 reproduzieren wir hier mit Genehmigung des Verlags Bruno Cassirer in Berlin, der den schönen, von Herrn Dr. Makowsky verfaßten Katalog der Schadow-Ausstellung herausgegeben hat.

Schluß des redaktionellen Teiles.

### Alle Manuskript- und Büchersendungen

an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33.

Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33; für Österreich - Ungarn: Dr. Felix Braun in Wien. — Expedition für Österreich - Ungarn bei Hermann Goldschmidt, Wien I, Wollzeile 11. — Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76. — Druck von G. Bernstein, Berlin SW. 68, Zimmerstr. 94.




### Geschäftliches:

In der Reihe der grossen kunstgewerblichen Etablissements, um welche in den letzten Jahren die sächsische Residenz bereichert worden ist, nimmt die „Raumkunst“ (Dresden, Victoriast. 5/7) eine der ersten Stellen ein. Die Unternehmung ist eine Errungenschaft unserer modernen künstlerischen und wirtschaftlichen Kultur. Sie wurde aus der Erwägung heraus gegründet, dass die Leistungsfähigkeit eines gewerblichen oder industriellen Betriebes am sichersten gewährleistet wird, wenn mit grossen Mitteln grosse Umsätze erstrebt werden. So verbanden sich drei alt-eingesessene Dresdner Geschäftshäuser des Innenraumsgewerbes — die Firmen Gebrüder Bernhardt, Hartmann & Ebert und G. Ritter — zu gemeinsamem Betriebe; die grosse Spesenverringerung, die durch diese Verbindung herbeigeführt werden konnte, ist der Schlüssel zu den ausserordentlichen Erfolgen, deren sich das junge, im vorigen Jahre erst gegründete Unternehmen, schon heute rühmen kann. Von den kunstgewerblichen Unternehmungen im Reiche, die sich mit der Einrichtung von Wohnung und Haus befassen, ist die Dresdner „Raumkunst“ gegenwärtig zweifellos eine der tonangebenden. In eigener Fabrik mit den neuesten technischen Mitteln und in eigenen Werkstätten stellt sie in anerkannt sorgfältigster Ausführung und edler künstlerischer Form, die dem modernen Geschmack eben so vornehm zu dienen sucht, wie der Nachbildung historischer Stilarten, Kunstmöbel her. Das große, eigens für sie erbaute Geschäftshaus auf der Victoriast. 5/7 in Dresden-Altestadt enthält eine ständige Ausstellung von über 100 Zimmern, und in dieser Ausstellung findet der Besucher nicht nur komplette, bis auf den letzten Haushaltsgegenstand durchgeführte Wohnungseinrichtungen im Preise von Mk. 2500.— an bis hinauf zu den kostbarsten, sondern auch charaktervolle Beispiele für Spezialräume, z. B. Rechtsanwalts-, Aerzte- usw. Zimmer. Es ist bekanntermaßen eine der mühseligsten

Aufgaben, bei Neueinrichtungen von Wohnungen und Häusern oder bei Umänderungen von solchen ein halbes Dutzend und mehr Spezialgeschäfte aufsuchen zu müssen. Die „Raumkunst“ enthebt den Suchenden dieser Verpflichtung; denn sie ist dank ihrer großzügigen Organisation in der Lage, den Innenraum bis hinab auf das nichtigste Bestandteil auszustatten; sie unterhält eines der größten Dresdner Läger in orientalischen und deutschen Teppichen, sie liefert die Fenster- und Türdekorationen und auf Wunsch die Bett- und Tafelwäsche, die Haushalts- und Küchengeräte, kurz alles, was zu einem Raume oder zu einer Raumausstattung gehört. Wer Dresden besucht, sollte nicht versäumen, diesem wahrhaft weltstädtischen Etablissement einen Besuch abzustatten, ganz gleichgültig, ob er von Kaufabsichten geleitet wird oder nur künstlerische Anregungen gewinnen will. Ein enthusiastischer Besucher des grossen Etablissements, Herr Dr. Manz in Berlin fasst seine Eindrücke über die Riesenunternehmung der „Raumkunst“ in einem Feuilletonaufsatze der „Tägl. Rundschau“ in folgende Worte zusammen:

„Wenn man sich nach stundenlanger Wanderung, die mich persönlich aus der Tischlerwerkstatt und der Mottenvertilgungs-Anlage des Kellers bis in die Zeichenateliers, Nähstuben und Tapeziererwerkstätten des 4. Geschosses führte, die grundlegenden Prinzipien dieses eigenartigen Unternehmens aus der Fülle der Einzelercheinungen herausliest, so kommt man zu dem erfreulichen Endergebnis, daß heutzutage unser deutsches Kunstgewerbe an einem gewissen Ruhe- und Haltepunkt angelangt ist, in welchem sich zweckvolle Raumausnutzung mit geschmackvoller Formgebung vereinigen. Die Art und Weise, wie z. B. in den Zimmergruppen die dem einen Raum zugewiesene Nische für den Nebenraum die Möglichkeit eines eingebauten Wandschranks ergibt oder wie die Belebung eines Zimmers dadurch erreicht wird, dass sich der nur bis zu einer gewissen Höhe heraufgezogenen Tapete ein hell ge-

Preis M. 1.00, kl. Tube M. —.60, Oesterreich-Ungarn Kr. 1.50, kl. Tube Kr. 1.00



seit sechzehn Jahren von Aerzten und Zahnärzten ständig empfohlen  
P. BEIERSDORF & Co., HAMBURG

LONDON E. C., Idol Lane 7—8. Vertrieb für U. S. A. Lehn & Pink, NEW YORK





9. HEFT.

25. FEBRUAR.

1909.

## Das Problem des Reichtums.

Von

Andrew Carnegie.

### I.

Das Problem des Reichtums will nicht zur Ruhe kommen. Er ist zu ungleich verteilt, als daß er nicht von Zeit zu Zeit die Aufmerksamkeit auch der Gebildeten auf sich lenkte, und diese Ungleichheit wird schließlich noch die Gesetzgebung veranlassen, eine gleichmäßigere Verteilung herbeizuführen. Ein Beleg dafür, wie sehr dieses Problem die Gegenwart beschäftigt, ist die Rede des Präsidenten Roosevelt vom 14. April 1906, in der er diesem allgemeinen Gefühl einen kräftigen und unmittelbaren Ausdruck gibt und sich mit meinen Anschauungen berührt, die ich im Jahre 1889 in einem Aufsatz in der North-American-Review niedergelegt habe, worin ich eine progressive Besteuerung der Vermögen beim Tode forderte als die bequemste und beste Art, der Allgemeinheit wieder den ihr gebührenden Anteil an den großen Vermögen zuzuführen. Meine späteren Studien über diese Frage haben mich in meiner Überzeugung von der Gerechtigkeit, von den wohltätigen Wirkungen auf die Gesellschaft, von der Notwendigkeit der baldigen Einführung einer solchen Steuer nur bestärkt. Seitdem ist viel für und wider sie geschrieben worden: man hat die progressive Nachlaßbesteuerung als ungerecht, als sozialistisch verdächtig bezeichnet. Wenn ich zu dem Schlusse kommen müßte, eine solche Steuer begünstige den Sozialismus oder Kommunismus oder hemme irgendwie die Initiative des einzelnen, dann wäre ich wahrhaftig der letzte, der für sie sprechen würde, denn von nichts bin ich mehr überzeugt als davon, daß nur im Individualismus das Geheimnis des Fortschrittes liegt. Der Spruch



„wie du säest, so wirst du ernten“ muß die Richtschnur unseres Arbeitens bleiben, sonst können wir unsere Zeit nicht vorwärts bringen, ja sie nicht einmal auf ihrer gegenwärtigen Zivilisation erhalten. Tüchtigkeit muß belohnt, Faulheit muß bestraft werden, Arbeit muß materiellen Gewinn, Müßiggang muß Elend nach sich ziehen. Energie und Begabung müssen die Palme erringen können, die der Indolenz und Ignoranz versagt bleibt. Wer Wind sät, muß Sturm ernten.

Der Reichtum ist sicherlich einer der wichtigsten Faktoren der Zivilisation und von einer gewissen Zeit an sogar ihr Fundament. In seinem Essay „Das Evangelium des Reichtums“ im „XIX. Century“, nannte der englische Premierminister Gladstone ihn die Triebfeder der Welt. Mit Recht, denn ohne Reichtum ist Zivilisation unmöglich, ohne ihn muß notwendigerweise alles im Zustande der Unkultur und Barbarei verbleiben. Auf seiner ersten Entwicklungsstufe, als noch der Mensch von der Hand in den Mund lebte, vermochte er nichts Dauerndes zu schaffen: er konnte sich auf keine aufgespeicherten Kapitalien stützen. Wie der Mensch den Zustand der Wildheit vorfand, so gab er ihn der nächsten Generation weiter. Auf der zweiten Entwicklungsstufe beginnen schon merkwürdige Züge von Individualismus sich zu zeigen: der eine konnte bessere Schwerter schmieden und wirksamere Pfeile schnitzen, der andere brachte mehr Fische als seine Beute heim, ein anderer erlegte mehr Wild als die übrigen, und man fand, daß es profitabler sei, sich ausschließlich auf das zu verlegen, wozu ein jeder ein besonderes Geschick zeigte. Die Spezialisierung, die Wurzel des Individualismus, hatte ihren Anfang genommen, die notwendige Folge war der Austausch der Erzeugnisse. Doch auch der Tauschhandel hatte seine Zeit und gewisse Artikel: Wampumgürtel, Perlen, Häute, Muscheln wurden „Geld“ und die Ersparnisse und Überschüsse in dieser Form aufgespeichert.

Allmählich drang das Evangelium des Heiles durch: „Wie die Arbeit so der Lohn“. Aus Gemeineigentum wurde Privateigentum, und jetzt erst wurden mit Hilfe der zurückgelegten „Kapitalien“, feste Wohnungen gebaut und damit der Grund zu der heutigen Zivilisation gelegt. So ging es fort bis auf unsere Zeit. Nicht eine Elle oder Tonne Produkt kann erzeugt, weder Schiffe noch Eisenbahnen, weder Wohnhäuser noch Schulen oder Kirchen können gebaut werden ohne Kapitalismengen, die wir Reichtum nennen. Zu Anfang war Kapital, was man sich mit seinen zehn Fingern erspart hatte, bald aber floß einzelnen der Reichtum in immer größeren Mengen aus anderen Quellen zu, wie der Wertsteigerung des Grund und Bodens, aus Bodenschätzen usw. Deshalb kann man nicht mehr sagen, daß Reichtum der Lohn für seiner Hände Arbeit ist, wenn sie auch den ersten Grund gelegt hat: die größten Reichtumsmengen entstammen heutzutage zumeist dem steigenden Werte des Grund und Bodens, wobei man wenig oder gar nichts getan hat, den die Zunahme der Bevölkerung ganz allein geschaffen hat.

Die Rechte des Privatbesitzes haben sich also nur sehr langsam entwickelt, der individuelle Besitz ist also nichts Heiliges, er wurde von der Allgemeinheit nur gestützt, weil er den Fortschritt schuf; der Kommunismus ist in Mißkredit gekommen, weil er den



Fortschritt hemmte. Wenn wir uns nun des Gemeinbesitzes der großen Vermögen wieder mehr bewußt werden, so brauchen wir gleichwohl nicht zu fürchten, daß die Kultur damit einen Rückschritt machen und die Menschheit sich in einem Kreise bewegen könnte: das Gesetz der Entwicklung wird schon den rechten Weg nach aufwärts zeigen.

Der große Nationalökonom Adam Smith hat nicht recht, wenn er sagt: „Der Reichtum einer Nation ist das Produkt ihrer Arbeit“ und weiter als Konsequenz dieses Irrtums: „Arbeit ist der Tauschmesser für Waren“. Karl Marx hat diese irrigen Lehren aufgegriffen und hat ganz folgerichtig weitergeschlossen, daß Kapitalzuwachs nur Aufhäufung von ungelohnten Arbeitswerten sei. Zur Entschuldigung von Smiths Irrtum mag daran erinnert werden, daß zu seiner Zeit die heutige gigantische Produktion in Riesenunternehmungen noch nicht eingesetzt hatte. Man arbeitete im ganzen und großen in seiner eigenen Werkstatt, und die Reichtumsansammlung ging nur langsam vor sich. Heut ist alles ganz anders geworden, und auch die Marxistischen Lehren sind von den heutigen sozialistischen Führern aufgegeben worden. „Seine Werttheorie läßt sich kaum mehr halten,“ sagt Sidney Webb. Zwar hat die große Masse der sozialistischen Arbeiter diese Höhe noch nicht erreicht, doch der Irrtum hat eine Wunde erhalten und muß sterben vor den Augen seiner Verehrer.

Der größte Teil des Reichtums stammt, wie ich bereits gesagt habe, aus der Wertsteigerung des Grund und Bodens. Im Jahre 1870 wurde der Wert der City von London auf 2 266 842 Pfund geschätzt, heute auf 5 451 820 Pfund, die entsprechenden Zahlen für ganz London sind 18 719 237 und 44 351 000 Pfund. Der Wert der Stadt New York ist von 4 751 532 826 Dollars im Jahre 1903 auf 6 240 480 602 im Jahre 1907 gestiegen. Der Wert des Grund und Bodens der gesamten Vereinigten Staaten ist von 39 544 544 330 Dollars im Jahre 1890 in zehn Jahren auf 52 537 628 164 gestiegen. Reichtum ist also hauptsächlich auf das Konto der Bevölkerungsvermehrung und nicht auf das der Arbeit zu schreiben, denn wertschaffende Arbeit ist herzlich wenig dabei geleistet worden. Die für die Bestellung des Ackers aufgewendete Arbeit wurde durch die Ernte gelohnt, aber erhöhte nicht den Wert des Ackers selbst.

Daß die Ansicht „Wert ist Produkt der Arbeit“ unhaltbar ist, geht aus folgendem Beispiel hervor: Ein Bildhauer arbeitet ein Jahr lang an einer Statue und erhält tausend Pfund dafür; ein anderer Bildhauer arbeitet vielleicht doppelt so lange und doppelt so fleißig und doch repräsentiert sein Werk fast gar keinen Wert. „Gearbeitet“ haben beide, aber die Käufer wollten nur das eine Kunstwerk haben, das andere nicht. Die Wünsche und die Bedürfnisse des Käufers und nicht die geleistete Arbeit sind also bestimmend für den Wert. So ist es mit jeder Arbeit, wo Nachfrage, d. h. ein Käufer da ist; nur da gibt es einen Preis, nur da erhält das Arbeitsprodukt einen Wert, im anderen Falle war die aufgewendete Arbeit umsonst. Auf die fertigen Artikel und die Nachfrage hat Arbeit keinen Einfluß mehr. Arbeit schafft also weder Werte noch ist sie ein Maßstab für sie, das Gesetz von Angebot und Nachfrage übt diese Funktionen aus. Der Fabrikant kann nicht anders: sein Streben und der Bedarf der Massen, seiner Abnehmer, müssen sich decken. Auch



die Interessen von Arbeitgeber und Arbeitnehmer, von Kapital und Arbeit, stehen sich einander nicht gegenüber, sondern greifen Hand in Hand. Marx prophezeite, daß die Maschine die Arbeitszeit ausdehnen, die Löhne so sehr herabdrücken würde, daß für die Arbeitsleistung einer ganzen Familie nur mehr so viel gezahlt werden würde, wie früher für das Familienoberhaupt allein; er behauptete, daß von den wachsenden Gewinnen nicht der geringste Teil den Arbeitern zugute kommen könnte, solange das Kapital die Kontrolle über die Maschine hat. Das Gegenteil davon ist eingetroffen: die Arbeitszeit hat sich verkürzt, die Löhne sind gestiegen, und die Lage der Arbeitnehmer ist unter den neuen Produktionsbedingungen eine ungemein bessere geworden. Diese erfreulichen Resultate, besonders die innerhalb der letzten zwanzig Jahre, gehören zu den willkommensten Erscheinungen, die ein wahrer Freund der arbeitenden Massen nur begrüßen kann. Mein und anderer Reformer heißter Wunsch ist es, daß die Entwicklung zum Besseren einen noch schnelleren Gang nehmen möge. Man mag noch so sehr betonen, daß kein Mensch dem anderen gleicht, wahr bleibt doch, daß die Gegensätze des Besitzes unendlich größer sind als die Verschiedenheiten der Anlagen, Fähigkeiten, der Erziehung und — mit Ausnahme einiger ganz weniger — ihres Wertes für die Gesamtheit. (Immer sollte man sich vor Augen halten, daß unter den heutigen Verhältnissen Reichtum nicht das Produkt des einzelnen ist, sondern der Allgemeinheit.)

Wir wollen der Sache einmal auf den Grund gehen und untersuchen, woher und wie Reichtum entsteht. Nehmen wir einmal einen biederer fleißigen Farmer, der sich so viel erarbeitet hat, daß er jedem seiner zwei Söhne eine Farm kaufen kann. Beide nehmen sich Frauen aus der Reihe der Töchter des Landes, tugendhafte Mädchen aus guter Familie. Sie finden verkäufliche Farmen, eine auf der Insel Manhattan, eine andere jenseits des Harlem. Sie lassen das Los entscheiden, wer die eine und wer die andere bekommen solle, damit keiner sich benachteiligt fühle. Das Schicksal weist dem älteren die Farm am Harlem zu, dem jüngeren die auf Manhattan. Ein paar hundert Dollar hatten die Farmen gekostet und die beiden Brüder siedelten sich an. Sie sind geachtet und beliebt bei ihren Nachbarn, so viel sie können, suchen sie der Gesamtheit zu nützen und ihren Nachbarn durch Rat und Tat zu helfen. Beide sind gleich fleißig, verstehen sich gründlich auf Landwirtschaft und sind in jeder Beziehung gute Bürger ihres Staates. Ihre Kinder wachsen zusammen auf und erhalten eine gemeinsame Erziehung.

Die Ausdehnung von New-York nach Norden macht die Kinder des jüngeren zu Multimillionären, während die des älteren einfache, wenn auch wohlhabende Farmer bleiben. Sie haben vor ihren Vettern nur den Vorzug, zu der Menschenklasse zu gehören, die ihren Mitmenschen gewisse Dienste zu leisten hat, um für sich den Lebensunterhalt zu erwerben.

Wer oder was hat diesen Vermögensunterschied bewirkt? Nicht die Arbeit, nicht besondere Talente, nicht überlegene Fähigkeiten wie Klugheit, nicht größerer Unternehmungsgeist, nicht größere der Allgemeinheit geleistete Dienste. Die Allgemeinheit



hat die Millionen dieses Millionärs geschaffen. Sein Reichtum wuchs ebenso schnell während seines Schlafes wie während seines Wachens. Der Reichtum würde genau so sicher eingetroffen sein, wenn nicht er, sondern sein Bruder auf Manhattan gewesen wäre und er am Harlem.

Der jüngere der beiden Farmer, nun ein Großgrundbesitzer, stirbt, und eine Generation später auch seine Kinder, jedes Millionen hinterlassend, da unterdes die Farm Teil der Großstadt geworden ist und Riesengebäude auf diesem Grund und Boden errichtet sind, die jährlich Hunderttausende als Renten abwerfen. Wenn beim Tode dieser Kinder jenes Farmers, die weder „gegraben noch gesponnen“ haben, der Staat sich hinstellte und erklärte: durch die Vermehrung ihrer Mitmenschen, der sogenannten Allgemeinheit, ist der Reichtum der Erben geschaffen worden, und es sei nicht mehr als recht und billig, daß diese ein gut Teil davon an die Allgemeinheit abgäben — welcher Gesetzeskanon würde da verletzt werden? Die Allgemeinheit hat zu Lebzeiten auf den Teil verzichtet, der ihr zukam, nun darf sie ihren Teil fordern.

Es gibt Fälle, wo Reichtum zum größten Teil die Frucht persönlicher Anstrengung und Befähigung ist, und in diesen Fällen ist es besser, wenn der Staat Kapital und Befähigung weiter arbeiten läßt — es ist der beste Ansporn zum Erfolge — zum Wohle und zur Vermehrung der Hilfsquellen des Landes. Es ist nicht klug, Arbeitsbienen zu stören, es ist klüger, sie weiter Honig einholen zu lassen, ihr ganzes Leben lang. Aber wenn der Tod sie von der Arbeit abruft, dann sollte ein Teil der Honigwaben den anderen Bienen zugute kommen, wann dies geschieht, ist unwesentlich, wenn nur schließlich doch das Nationalvermögen seinen Teil erhält.

Wie wir in dem Falle der beiden Brüder sahen, ist der Schöpfer des Reichtums nicht der einzelne, sondern die Gesamtheit. Eine Besitzung geht von einer Hand in die andere, jeder bezahlt einen höheren Preis als sein Vorgänger, und ob jeder Eigentümer sein Besitztum mit Gewinn seinem Nachfolger verkaufen kann, hängt fast einzig und allein von dem Anwachsen der umwohnenden Bevölkerung ab. Bleibt die Bevölkerung stabil, so bleiben es auch die Werte des Grund und Bodens, geht die Bevölkerungszahl zurück, so sinken auch, sogar noch schneller, die Werte. Mit anderen Worten: jede neue Generation erzeugt neuen Reichtum, Entvölkerung vermindert ihn, und dieses Gesetz gilt vor allem auf dem Gebiete der größten Reichtumsansammlungen, des Besitzes von Liegenschaften. Nirgendwo sonst ist die Kapitalsvermehrung so sehr von der Allgemeinheit und so wenig von dem Besitzer selbst abhängig. Deshalb sollte vor allem diese Form des Reichtums zu den öffentlichen Lasten herangezogen werden.

---



## Honoré de Balzac.

Von  
Hermann Bang.

(Schluß.)

Balzac hatte ein ungewöhnliches Gedächtnis und einen scharfen Blick. So wie manche Ärzte einen vielleicht übertriebenen Ruhm durch die genial rasche Diagnose erwerben, die mit einem einzigen Blick sozusagen die Krankheit umspannt, so vermochte Balzac im Nu aus einer einzigen Geste, einer einzelnen Äußerung, einem unwillkürlichen Ausruf und einem flüchtigen Blick die Geschichte eines Herzens oder die Krankheit einer Seele herauszulesen. „Er war,“ sagt Chasles, „ein genialer Mann der Wissenschaft. Geniale Männer der Wissenschaft erraten.“ Obgleich sein Gedächtnis alles mit erstaunlicher Treue aufbewahrte, verließ er sich doch nicht allein auf seine Erinnerung. Auf seinen Ausflügen rings in Frankreich — er verlegte die Szene nie in einen Ort, den er nicht genau untersucht hatte und in- und auswendig kannte — schrieb er alles in ein Notizbuch, das er scherzend sein garde-manger nannte, und man behauptete, daß in seinen abenteuerlich reich möblierten Büchern nicht ein einziges Möbel vorkam, das er nicht irgendwo in Europa gesehen hatte. So sammelte er seinen Stoff; er übertrug zum erstenmal den ganzen verwirrten Apparat des Lebens in seine Bücher, und er schuf seine unsterblichen Typen, indem er seine Beobachtung der anderen mit seinen Erfahrungen über sich selbst verband. Allein diesen überwältigenden Stoff zu sammeln, muß als ein Lebenswerk erscheinen, um so mehr, als dieses fleberkranke Hirn, das alles umfassen und seinen Gedanken in alle Wissenschaften eindringen lassen wollte, zugleich ein karnevalartiger Tummelplatz für die flüchtigsten Ideen des Tages war. Der Roman „Serafita“ ist die Frucht eines Streifzugs in die Mystik. Balzacs Interesse ist durch das Auftreten einer berühmten Somnambule erregt, dieser mystische Scharlatanismus kitzelt seine Neugierde, sein immer schlagfertiger Gedanke baut im Nu eine neue Welt auf, erfüllt von geheimen Kräften und gelenkt von verhängnisvollen Gesetzen. Er stürzt sich in die Mystik und verschlingt eine Unendlichkeit von Bänden. Im nächsten Monat ist er Philosoph geworden, im darauffolgenden zieht er auf Exkursionen und Reisen aus. Die Ideen tummeln sich losgelassen und ungebunden in seinem Kopfe, wie die Leidenschaften und Begierden in Rollas Hirn.

Nur in Einem war Balzac bisweilen ruhig: während der Ausarbeitung seiner Romane. Er arbeitete in Wirklichkeit langsam, und wenn er in zwanzig Jahren mehr schreiben konnte als zehn andere zusammen genommen, so ist dies nur, weil er so unglaublich viel arbeitete. „Er spornte sich,“ sagt sein Biograph Verdet, „in der Regel sechs Wochen oder zwei Monate hintereinander ein, mit geschlossenen Fensterläden und herabgelassenen Rouleaus. Er las dann keinen Brief und empfing niemanden, arbeitete hingegen oft achtzehn Stunden



im Tage, an seinem Schreibtisch, auf dem vier Kerzen brannten. Wenn er schrieb, war er immer in die weiße Kutte der Dominikaner gekleidet.“ Und die übrige Zeit sah er fast ununterbrochen Korrekturen durch. Das war ein Leben ohne Schlaf, aufrechterhalten durch ununterbrochenes Kaffeetrinken, das schließlich das Blut vergiftete und seinen Tod beschleunigte. Er sah zehn bis zwölfmal die Korrektur seiner Bücher durch, riß in Stücke und verbrannte beständig wieder und wieder sein halbfertiges Manuskript. Seine anhaltenden Anstrengungen endeten damit, die Sprache zu bezwingen, aber sie blieb doch beständig für ihn ein unterjochter Feind.

So entstand die menschliche Komödie. Vielleicht hat man jetzt einen schwachen Begriff davon, was es heißen will, in dieser Weise im Laufe von zwanzig Jahren etwa dreißigtausend Seiten in gewöhnlichem Buchformat zu schreiben, namentlich wenn diese Seiten „Eugenie Grandet“ und „Les Parents Pauvres“ umfassen.

Wenn man noch dazu weiß, unter welchen Verhältnissen diese Titanenarbeit vollbracht wurde. „Warum ich Euch nicht schreibe?“ sagt er einmal in einem seiner Briefe an seine Schwester, „versteht Ihr denn nicht, wieviel ich arbeiten muß? Und ehe ich noch mit meiner eigentlichen Arbeit beginnen kann, habe ich noch oft sieben, acht Geschäftsbriefe zu beantworten.“

Diese Geschäftsbriefe waren Balzacs Unglück. Sein unseliges Leben war eine unendliche Reihe von stets kürzeren Fristen zwischen zwei Wechseltagen. Der Ursprung der Schuld, die diese Wechsel notwendig machte, datierte von den mißglückten Spekulationen, aber im übrigen wuchsen die Summen beständig; eine furchtbare Lawine, die ihn stets bedrohte und ihm nie Ruhe ließ. Was muß ein solches Leben für einen Menschen sein, der so sensibel ist wie Balzac? Es bringt ihm eine erstickende Angst, ein nie schlummerndes Grauen, eine beständige fieberhafte Unruhe, die stets krampfhaft um dieselbe Hoffnungslosigkeit kreist. Es bringt ihm schlaflose Nächte, wo sein Gehirn von all den schwirrenden, immer ohnmächtigen Plänen gepeinigt wird. Es bringt ihm rastlose Stunden, wo er trügerische Träume sucht und großzieht und wo er in wenigen Minuten hoffen und verzweifeln kann und wieder hoffen, nur um wieder enttäuscht zu werden. Die Schuld untergräbt sein Leben, löst alle Bande und dringt mit ihrer verzehrenden Auflösung in alle Verhältnisse ein. Sie läßt ihn von Tag zu Tag leben und in der Stunde verschwenden, in der er nicht mehr zu hungern braucht. Sie macht sein Leben zu einer Kette von Leiden und sein Gehirn zu einer verwirrten Werkstätte, wo Pläne geboren werden und sterben, sowie sie nur geboren sind. Und um all dies zu bannen, hatte er nur seine Arbeit; seine einzige Waffe gegen das Unglück war seine Feder und sein Genie. Aber die Waffe reichte nicht. Balzac mußte wie Mercadet ein Humbugmacher, ein Schelm, ein Betrüger im kleinen werden. Er hat ebensoviel Talent darauf gewandt, sich die Pariser Wucherer vom Leibe zu halten, wie darauf, seine menschliche Komödie zu schreiben. Er mußte Tag und Nacht arbeiten, um die furchtbarsten Prozente aufzubringen, und wenn der Verfallstag kam, hat er, um seinen Ruin hinauszuschieben, mehr als einmal



den Roman spielen müssen, den er geschrieben, um die Zinsen bezahlen zu können: er hat sich verkleiden müssen und er hat sich versteckt, er ist fortgereist und er hat in geheimen Wohnungen mit zwei Ausgängen (jeder auf eine andere Straße) gewohnt. All diese Meisterwerke sind geschrieben, um die Zinsen eines Kapitals aufzubringen, das stets wuchs und das er nie zu bezahlen hoffen konnte. Sie sind nur ein Teil der Arbeit, die diese unglückselige Schuld seinen mächtigen Geist gekostet hat, der andere Teil ging für die Wucherer von Paris auf.

Sein Leben wurde ein fieberheißer Kampf ums Dasein, verbunden mit einem ebenso aufreibenden Kampf um Größe und Ruhm. „Welchen Intelligenzverlust haben mir nicht diese Unglücksfügungen bereitet,“ sagte er einmal zu seinen Freunden. „Ein Jahrhundert Ruhm haben sie mir geraubt.“ Er verblüffte die Welt durch seine kolossale Produktivität. Ich will die Titel seiner Bücher in einem einzigen Jahr nennen. Wählen wir das Jahr 34. Er schrieb in diesen zwölf Monaten „Un drame au bord de la mer“, „La duchesse de Langeais“, „La fille aux yeux d'or“, „Le père Goriot“, „La recherche de l'absolu“. Und an diese Liste knüpft seine Schwester die beinahe erschreckende, kurze, aber viel-sagende Bemerkung, daß die Jahre, die die reichste Produktion zeigen, die vielfältigsten, drückendsten Leiden aufzuweisen gehabt haben. Schreiben müssen, von Claës' Suchen nach dem allesbeherrschenden Gold zu erzählen, während die Wucherer an die Türe klopfen und kaum warten wollen, bis das Manuskript, das er mit seinem Herzblut schrieb, trocken ist und vom Verleger in Empfang genommen werden kann. . . . Was Wunder, wenn durch seine Bücher ein rieselnder Goldstrom läuft, in dem wir bis zu den Knien waten; was Wunder, wenn er in seinen Werken wie in seinem Leben beständig dem Reichtum nachjagt, der ihn in der Welt der Wirklichkeit beständig flieht? Denn zuweilen legt er die Feder hin und wird wieder Spekulant: er will selbst in den alten Goldminen der Römer in Sardinien graben, er will wieder Papier erfinden.

Alle Verschuldeten werden Phantasten. Ihr Leben wird ein Traum, daß das Unmögliche geschehen wird, und sie leben in der Hoffnung auf Wunder. Die Unmöglichkeit verschwindet, verschwindet für sie, sie schwelgen sozusagen in den unfruchtbaren Hoffnungen der Hoffnungslosigkeit. Wenn es allen Menschen so geht, ist es nur natürlich, daß Balzacs Schulden der erste Grund zu seinem immer stärkeren Phantasieleben wurden. Seine mächtige Einbildungskraft, die ebenso imponierend war wie sein Denken, fand allzustarke Nahrung in diesen Leiden, sie wurde, wie es scheint, zuweilen die Alleinherrscherin in seinem überbürdeten Gehirn, und seine Exzentritäten vermehrten seine Schuld und sein Unglück. Seine Reisen nach Sardinien um Gold, seine hoffnungslosen Projekte, seine tausend Verirrungen, alles ist dieser unselig überlasteten Einbildungskraft zuzuschreiben, die krankhaft erhitzt war von dem doppelten Kampf um die Existenz und den Ruhm, der seinen Gedanken die Macht nahm und ihm den Schein zur Wirklichkeit machte. Balzac konnte nicht lügen, aus dem einfachen Grunde, weil Wahrheit und Realität momentweise ganz aufgehört hatten, für ihn zu existieren. Er lebte in der Welt,



die er selbst geschaffen hatte, und er entfloh der wirklichen, von der diese ein Abbild war. Rastignac und die Baronin Nucingen wurden lebendige Personen, er sprach von ihren Kindern, von ihrem Heim, von den verschiedenen Heiraten in der Familie. In jener selbstgeschaffenen Welt war er ja reich und konnte seine Hände in Goldströmen baden, hier war die wunderbare Wirklichkeit, und hier war der „reiche Bankier, der gerne Balzacs Schuld bezahlen wollte, um ein solches Genie zu retten.“ Seine Einbildungskraft schuf ihm ein neues Leben, wo er momentweise reich, vornehm und glücklich war: Er schenkte einmal Herrn Latouche ein arabisches Pferd. Latouche wollte es nicht annehmen, aber Balzac nötigte ihn, bat ihn, sagte, daß er sehr böse sein würde, wenn er sich weigerte, es anzunehmen. Latouche gibt nach und dankt sehr für das allzu kostbare Geschenk. Brauche ich erst zu sagen, daß der Dichter nie ein arabisches Pferd besessen hatte? Wenn er dann aus seinen Träumen erwachte, war er hoffnungslos verzweifelt. So gestaltete sich sein ganzes Leben zu einem ununterbrochenen schmerzlichen Hinundherpendeln zwischen üppigen Träumen und einer entsetzlichen Wirklichkeit, und unter solchen Kämpfen ist die „Menschliche Komödie“ geschrieben.

Diese Kämpfe dauerten sein ganzes Leben lang. Sein Leben war von diesen Leiden eingeschlossen, die sein Leichtsinn stets erneuerte. Balzac war prunksüchtig, und er liebte die Kunst. Er konnte sich in die furchtbarste Verlegenheit bringen, um Geld für einen kostbaren Porzellangegegenstand oder ein holländisches Bild aufzutreiben. Er wurde gänzlich von dem verhängnisvollen Leichtsinn jener beherrscht, die meinen, daß es nicht mehr schlimmer werden kann, und er konnte sich jahrelang an den Verleger binden, sich für lange Zeiträume einem Wucherer verpflichten, um nur Geld zu einer luxuriösen Mahlzeit zu bekommen. Er war brutal in seinem Leichtsinn wie in allem andern, er war stets in allen Verhältnissen rücksichtslos und gewaltsam.

Ist es wohl notwendig, zu erzählen, daß Esthers und Madame de Beauseants Dichter auch gewaltsam in seinem Begehren nach dem Weibe war und daß die Liebe noch hinzukam, um die Überlastung im Leben des Dichters zu vollenden. Die Liebe war lange bei ihm nur ein heftiger Sensualismus, und ihre Paroxysmen kamen und gingen in seiner verwirrten und komplizierten Existenz so wie „die Schwalben, die in ein Haus fliegen, das offen steht, und nach kurzer Zeit sein gastfreundliches Dach wieder verlassen.“ Aber dann kam die große Leidenschaft hinzu, und Balzac, der das Unglück hatte tragen können, starb am Glück.

Von diesem Mann und in diesem Leben wurde die „Comédie Humaine“ geschaffen. Und wenn Madame Surville mit nervöser Ängstlichkeit fragt, ob denn all dies Unglück für ihren Bruder notwendig war, und ob es ihn geschaffen hat, dann wird man antworten müssen, daß ein moderner Shakespeare — nicht ich, sondern Taine nennt Balzac mit diesem Namen — gewiß so leiden muß. Vielleicht war nicht gerade dieses Unglück notwendig, aber ein Dichter wie Balzac muß in einer Zeit wie der unseren immer viel leiden. Gringoire hat recht, wenn er sagt, daß ein Dichter den Schmerz der Zeit aufnimmt



und in seiner Brust birgt; und selbst wenn das Leiden, worüber man Bücher schreiben kann, vielleicht kein Leid mehr sein mag, so ist es doch immerhin eines gewesen. Die Seele des großen Dichters gleicht den feinen Blättern eines Elektroskops, die sich selbst bei dem allergeringsten Strome stark bewegen. Und in unseren Tagen, wo die nach tausend verschiedenen Seiten gehenden verschiedenen Strömungen selbst die Seele eines gewöhnlichen Menschen mehr als halb in Stücke reißen, muß das Leben des großen Dichters eine blutige Walstatt für eine Unzahl von Feinden werden, die sich gegenseitig in ununterbrochenem Vernichtungskampf zerfleischen.

Gerade das war Balzacs Leben. Ein Leben, das sozusagen die höchste Potenz des Lebens seines wunderlichen Jahrhunderts war, das all sein Fieber barg, alle seine Leidenschaften einschloß, ebenso unruhig war, ebenso wankelmütig, ebenso unmoralisch, ebenso erhitzt und ebenso überspannt. Das Stöhnen der Überspannung, das wie eine dumpfe Begleitung zu Balzacs mächtigen Sinfonien erklingt, ist zugleich das des Jahrhunderts und sein eigenes; das nervöse Zittern, von wachen Nächten, forciert Arbeit, peinigenden Gedanken, potenzierten Sorgen und raffinierten Genüssen hervorgerufen, das jedes seiner Werke durchrieselt, erschüttert zugleich seinen eigenen und den Körper der Gesellschaft.

Die Empfänglichkeit ist das notwendige Übel des Dichters. Es ist nicht absolut beneidenswert, ein Balzac zu sein. Er hat seinen Ruhm teuer bezahlt.

Nichts ist umsonst, sagt das Leben beständig. Und Balzac gegenüber hat man wohl Grund zu denken, daß das Geheimnis der Auserwählten verhängnisvoll ist.

Das Genie ist ein Nessushemd, das den verbrennt, der es trägt! Und es sich vom Leibe reißen kann keiner.

Nur des Todes kaltes Laken meistert und löscht den furchtbaren Brand.

## Im Kriege.

Novelle von Friedrich von Oppeln-Bronikowski.

Es war im Kriegerverein zu Cr . . . , einer eingeschlafenen Mittelstadt ohne Industrie, ohne Universität, ohne Hof, aber mit ungezählten pensionierten Offizieren und Beamten, aus denen sich die „Spitzen“ des Kriegervereins rekrutierten. Für gewöhnlich freilich, wenn keine Schlacht- oder Kaisergeburtstage zu feiern waren, hielten sich diese „Spitzen“ den Zusammenkünften der alten Krieger ebenso fern, wie sie dereinst als Offiziere den Gemeinen ferngestanden hatten; nur der Krieg — wie jetzt die Kriegserinnerungen — hatte ein festeres Band zwischen ihnen geknüpft.

Heute saßen die alten Graubärte also qualmend in ihrer von Rauch blauen Bierstube, wie sie dereinst in der Kantine gesessen hatten, hier wie dort von ein paar patrio-



tischen Bildern und gipsenen Herrscherbüsten mit verstaubten Lorbeerkränzen umgeben, hier wie dort von einem dunstenden, glühroten eisernen Ofen erwärmt. Da es strenger Winter war, so verboten sich die Freuden der Kegelbahn von selbst; und das Gespräch drohte in den sattsam bekannten Kriegsgeschichten zu versanden, die jeder der Helden immer wieder als sein eigener Sänger und Barde vortrug, wenn nicht zuweilen ein neuer Stadtklatsch das altgewohnte Ragout gewürzt hätte.

Einige hatten sich soeben an das Billard gemacht und ließen auf dem grünen Gefechtsfeld die Kugeln knallen, da trat unerwartet ein neuer Gast ins Vereinszimmer, ein Hüne von Gestalt, doch in seinen Zügen die Sanftmut selbst, schüttelte sich vor Kälte, begrüßte den Vorsitzenden mit einem so herzhaften Händedruck, daß dieser sich in die Lippen biß, um nicht vor Schmerz aufzusehren, und stellte sich dann als das neue Vereinsmitglied Heinrichs vor, das mit seiner Ofenhandlung nach Cr . . . übergesiedelt war und in patriotischer Gesinnung Anschluß an den städtischen Kriegerverein gesucht hatte. Diese neue Erscheinung war die Sensation des Abends. Der Ofenhändler, oder vielmehr der Hoflieferant Seiner Hoheit, des Fürsten Reuß XXIV, wurde umringt und ausgeforscht: nach seinem letzten Wohnsitz, den Gründen seiner Übersiedlung, seinen Familienverhältnissen, seinen Geschäften, dem Kriegerverein, dem er bisher angehört hätte — und der Truppe, bei der er Kombattant gewesen war.

Der Neuling schlug sich auf die breite Brust und nannte mit kräftiger Baßstimme den endlosen Fürstentitel eines norddeutschen Artillerieregiments, das im Feldzug als Divisionsartillerie fungiert und die meisten Schüsse von allen abgegeben, die meisten Mannschaften und Pferde verloren und die meisten eisernen Kreuze bekommen hätte. Der alte Kanonier geriet bald in ein Kreuzfeuer von Fragen; der eine hatte bei demselben Korps mitgefochten, der zweite war bei der Stabswache der Division gewesen, ein dritter erkundigte sich nach dem Obersten, andre nach den Schlachten und Gefechten, die er mitgemacht hatte — und so war man denn in kürzester Frist wieder bei dem alten Thema angelangt, nur daß es diesmal den Reiz der Neuheit hatte. Man kannte ja diese neuen Kriegserinnerungen noch nicht; der Neuling war vermutlich sogar ein großer Held, wie er eine Säule des Kegelklubs zu werden versprach; und nicht genug, etwas Neues, Herzerhebendes zu hören, fand ein Jeder selbst ein jungfräuliches Ohr, das die alten Geschichten mit den stereotypen Wendungen noch wißbegierig anhörte — bis es sie schließlich auch auswendig konnte.

Mit dem großen Helden war es freilich nichts. Durch ein Wunder des Himmels war er nicht einmal verwundet worden; nur in seine Feldflasche hatte eine Kugel eine Wunde geschlagen, durch die sich der schönste Bordeauxwein, den er bei den Kämpfen um Orleans erbeutet, verblutet hatte . . . Außerdem hatte er vierzehn Tage strengen Arrest gehabt, und zwar aus folgenden Grunde.

„Wir waren,“ erzählte der Veteran, „im Loirefeldzug in ein Dorf einquartiert; wie es hieß, habe ich vergessen. Das sind ja alles so kauderwelsche Namen . . . Unser Ge-



schütz, d. h. die Bedienung, denn die Kanonen parkierten auf dem Marktplatz, kam auf einen großen Bauernhof, der trotz des Krieges noch ganz wohlhabend aussah. Der Besitzer hatte Mutter und Frau, Knechte und Mägde. Er war ein baum langer Kerl, größer als ich, und redete uns in seiner Sprache an, um uns irgend etwas begreiflich zu machen. Wir verstanden nur immer „Lancier“. Er hatte jedenfalls als Lancier unter Napoleon gedient und wollte uns damit imponieren. Wir zuckten die Achseln und ließen ihn stehen: er war wütend. Ich sehe ihn noch mit seinem Ziegenbart an der Unterlippe, seiner roten Zipfelmütze und seinem blauen gestärkten Leinenkittel, über den er sich ein wollenes Halstuch geschlungen hatte; denn es war eine schneidende Kälte, und wir hatten von den Märschen und Biwaks eine Menge erfrorener Nasen, Hände, Ohren und Füße in der Batterie. Es war noch kälter wie jetzt, und wir haben doch heute schon einen Bärenfrost und einen Wind . . . hui, wie der die Straße herunterpfißt . . . Wir waren also tüchtig erfroren und ausgehungert, und da wir uns mit dem Kerl nicht verständigen konnten, zog ich meine Uhr, zeigte auf 12 und 6 und befahl: „manger“. Das war mein einziges Französisch, was ich konnte: es genügte auch . . . Wir kriegten unsre französische Suppe zu Mittag: die bekannte Brühe von Kartoffeln, Brotschnitten und Wasser mit 'nem bißchen Speck oder Fleisch drin.

„So weit ging also alles gut; aber am Nachmittag gab's einen Streit wegen der Futterrage\*). Wir wollten Heu für die Pferde haben und gingen auf den großen Bauern los, der mit 'ner Heugabel vor der angelegten Bodenleiter stand. Wir suchten ihm begreiflich zu machen, was wir wollten. „Oi, Oi?“ wiederholte er achselzuckend. „Je ne comprends pas, Monsieur.“

„Was, der Kerl nennt uns Musjö, wie der Unteroffizier, wenn er uns schimpft! — Ich will dir mal die Hammelbeine grade ziehen! Musjö!“ So schrieten die Kameraden durcheinander.

„Wir sind keine Musjös, Kanallje“, brüllte ich den Franzosen an.

Der hatte wohl nur das letzte Wort verstanden. Er wurde puterrot. Es ging ihm wie ein Ruck durch den Körper, und als ich ihm die Heugabel aus der Hand reißen wollte, um damit auf den Boden zu klettern, legte er sie wie eine Lanze ein, der alte Lancier, und ging auf mich los. Ich packte die Gabel am Stiel mit der Linken und langte ihm mit der Rechten eins über.“

Der Hoflieferant erhob seine große, knöchige Hand und führte einen Streich durch die Luft, wobei die Umsitzenden unwillkürlich den Kopf duckten. Dann legte er sie schwer auf den Tisch nieder und fuhr fort:

„Na, wo ich hinhaue, da wächst kein Gras. Ich hatte aber besonderes Pech; ich traf den Mann an die Schläfe. Er streckte die Arme in die Luft, warf die Heugabel hin und fiel der Länge nach zu Boden. Er war auf der Stelle tot, ohne Schrei, ohne Zucken.“

---

\*) Für Furance.



„Wir standen eine Weile ratlos wie vor etwas, was uns nicht in den Kopf wollte. Dann sagte einer: „Gottseidank, es hat's keiner gesehen.“

„Wir trugen den Toten die Leiter hinauf zum Heuboden, vergruben ihn so tief wie möglich unter dem Stroh, stellten die Leiter fort und gingen wieder an unsre Arbeit. Dem Geschützführer sagten wir kein Sterbenswörtchen. Am nächsten Morgen sollte ausgerückt werden. Unsre Sachen waren von den letzten Biwaks und Gefechten in einem schauerhaften Zustand, zerrissen, voller Schmutz und schwarz von Pulverschleim. Vor allem war das Schuhzeug in arger Verfassung. Die Sohlen klappten oder waren durchlöchert, denn wir waren auf dem Marsch oft zu Fuße gelaufen, um die abgetriebenen Pferde zu schonen. Manchmal mußten wir auch in die Speichen greifen und die Knalldroshke schieben: nach der Schlacht von Cravant hatten wir nur noch drei Pferde vorm Geschütz . . .

„Wir putzten und flickten also unsere Sachen pikfein, wie Schulbuben, die ihre Arbeiten besonders gut machen, wenn sie etwas ausgefressen haben. Es dauerte gar nicht lange, so hörten wir Skandal auf dem Hofe. Die Frau und die Mutter suchten nach dem Sohn. Sie schrielen seinen Namen: Urban hieß er; das hörten wir, Urban Ledrü. Wir guckten uns entsetzt an. Mein Gott, wenn die auf den Einfall kamen, auf den Boden zu klettern! Aber es war zum Glück schon dunkel. Dann kamen sie weinend und wehklagend zu uns herein und fragten nach Urban. Wir verstanden kein Französisch und zuckten die Achseln. Sie stießen ein paar wütende Laute aus, so ähnlich wie „Sakermant!“ und warfen die Tür hinter uns zu. Wir waren ganz klein und schwankten den ganzen Abend zwischen Furcht und Hoffnung. Jedesmal, wenn Lärm entstand, wähten wir uns entdeckt. Vor den ersten Granaten, als wir die Feuertaufe empfingen, hatte ich nicht solchen Graus wie vor diesen beiden Megären.

„Wir kochten uns selbst unsre Abendsuppe, denn die Weibslente und Knechte waren wie unsinnig, drohten uns mit Fäusten und liefen dann wieder auf die Suche nach dem Urban. Wir schliefen die Nacht auf dem Heuboden in einer anderen Ecke: das schien uns das sicherste. Was war dabei? In den Kämpfen um Metz hatten wir jungen Dächse uns noch entsetzt, wenn die alten Reservisten von 66 die Gefallenen zusammentrugen, ihre Mäntel darüber breiteten und auf diesem Lager nächtigten. Jetzt hatten wir das auch gelernt. Es war immer noch besser, auf einer bekleideten Leiche, als im nassen Schnee und auf dem knochenharten, gefrorenen Boden zu schlafen.

„Aber der Tote da unter den Heubündeln war uns doch grauslich. Ich dachte alle Augenblicke, er würde hervorkommen und uns verraten, und trotzdem wir von all den Strapazen kaput waren und eine gute Nachtruhe im warmen Stroh bitter nötig hatten, schlief ich miserabel. Einer von uns mußte abwechselnd wachen und herumpatrouillieren. Das Dorf war zwar dick voll Militär, so daß wir vor den Franktireurs keine Bange hatten; aber wir fürchteten, die Weiber vom Hof möchten aus Rache den Heuboden anzünden und uns lebendig braten.



„Endlich graute der Morgen. Wir rückten noch im Schummern aus; der Geschützfürher war ganz erstaunt, daß wir so früh mobil waren; sonst mußte er uns immer aus dem Stroh ziehen. Endlich schmetterte das Signal „Ausrücken“ durch die versehneiten Dorfgassen. Die Pferde wurden zu dem Geschützpark geführt und angespannt und wir rückten ab. Uns fiel ein Stein vom Herzen.

„Wir kamen vors Dorf, wo das Regiment sich versammelte. Die rote Wintersonne ging auf und blitzte auf den Kanonenrohren. Die Pferde waren in weiße Dampfwolken gehüllt. Die Offziere hatten sich in dicke Schafspelze gemummt und wir hatten uns mit Fausthandschuhen und Ohrenklappen gerüstet, so gut es ging.

„Der Oberst kam angetrabt. Die Abteilungsführer sprengten ihm entgegen. Er rief die Batteriechefs zu sich. Der Galopp halte auf dem gefrorenen Boden wie Dreschflegeltakt auf einer Tenne.

„Alles war marschbereit. Da erschien aus dem Dorfe plötzlich eine Schar von Weibern und Kindern, von ein paar alten Bauern begleitet, und schritt auf den Obersten zu. Als sie näher kamen, sah ich an der Spitze die beiden Megären und einen weißbärtigen Alten, jedenfalls den Maire des Dorfes. Mir fuhr ein Todesschreck durch die Glieder. Am liebsten wäre ich in den Protzkasten gekrochen, auf dem ich saß.“

Diese Worte des Hünen erweckten allgemeines Gelächter. Er fuhr unbekümmert fort, wie wenn er eine Lektion hersagte:

„Der Oberst hörte die Frauen ruhig an. Dann rief er plötzlich: „Wer hat im Hof von Urban Ledrü gelegen? Vortreten!“

„Wir blickten uns entsetzt an. Was sollten wir machen? Wir sprangen von der Protze und Lafette ab, die drei Reiter und der Geschützfürher von ihren Pferden, und stolperten mit zitternden Knien über die gefrorenen Ackerschollen zum Obersten. Alle Blicke waren auf uns gerichtet. Wir traten in den weiten Halbkreis, den die Hauptleute um den Obersten bildeten; in der Mitte hielt er selbst mit dem Adjutanten und Stabs-trompeter. Die Weiber standen in der Öffnung des Bogens. Kaum erblickten sie uns, da schrieen sie laut auf und wiesen mit erhobenen Händen auf uns. Nur die Scheu vor den Reitern hielt sie ab; sonst wären sie uns wohl ins Gesicht gesprungen und hätten uns mit den Nägeln zerkratzt. Sie fletschten die Zähne und heulten wie hungrige Wölfinnen.

„Der Oberst fragte sie etwas auf Französisch. Sie antworteten mit gellendem Geschrei, alle durcheinander. Dann fragte er uns:

„Welche Batterie?“

Unsre Lippen waren wie zugefroren.

„Dritte, Herr Oberst.“

Der Kommandeur drehte sich um. Unser Kapitän drückte sein Pferd vor und legte die Hand an den Helm.

Dann erhob der Oberst furchtbar die Stimme. Er kam uns vor, wie Gott Vater beim Jüngsten Gericht.



„Es ist gestern abend ein Verbrechen begangen worden, ein s c h e u b l i c h e r M o r d! Ein wehrloser Bauer ist erschlagen und auf dem Heuboden seines Hofes verscharrt worden. Wer von euch weiß etwas von dem Verbrechen?“

„Wir standen stramm, die Hand an der Hosennaht. Das Herz klopfte uns bis in die Halsbinde hinauf. Ich sah mich als Mörder gebrandmarkt und brachte kein Wort über die Lippen.

„Der Kommandeur ritt dieht an uns heran. Ich stand in der Mitte von uns neun, obwohl ich der längste war: rechts von mir standen die Reiter und der Geschützfürer. Der Oberst fragte zuerst den Sergeanten, dem wir nichts verraten hatten:

„Wissen Sie was davon?“

„Nein, Herr Oberst.“

Er fragte den zweiten und dritten. Ich war verloren. Aber o Wunder: sie antworteten gleichfalls: „Nein, Herr Oberst!“

Dann kam er zu mir. Ich schwieg. Die Kameraden hatten mich nicht verraten. Sollte ich mich selbst hereinlegen?

„Warum antworten Sie nicht?“ herrschte mich der Kommandeur an. „Das ist verdächtig.“

Ich flennte beinahe. „Herr Oberst . . .“ stieß ich hervor, „ich gab dem Mann nur 'ne kräftige Backpfeife . . .“

„Genug!“ rief der Kommandeur und schnitt mir mit einer Handbewegung das Wort ab. Dann nickte er den Weibern zu, als ob er ihnen Rache verspräche. Sie stießen ein Schakalgeheul aus.

„Wir wurden jeder auf eine andre Batterie verteilt; wer mit uns sprach, sollte streng bestraft werden. Das weitere würde sich am nächsten Rastorte finden. Der Adjutant sah nach der Uhr. Die Hauptleute ritten zu den Batterien. Wir machten Kehrt und strauchelten den Geschützen zu, die uns mit barscher Stimme angewiesen wurden, — wie Botrunkene, die nach Hause taumeln. Die Batterien trabten an.

„Es war die gräßlichste Fahrt meines Lebens. So etwa, als ob ich scheintot zu meinem Begräbnis gefahren würde. Der Mund war mir verschlossen, und ich wagte vor Scham nicht aufzublicken; ich stierte dumpf, ohne einen Gedanken, vor mich hin. Der Frost machte mich bald ganz fühllos. Nur das Stoßen der Lafette, die über die tiefen gefrorenen Gleise sprang, wie über einen Knüppeldamm, hielt mein Blut in Bewegung; ich wäre sonst sicher erfroren . . . . Raben krächzten über unsern Köpfen. Plötzlich machte die Lafette einen mächtigen Satz: wir fuhren über einen gefrorenen Kadaver, der quer über den Weg lag. Er war schon halb zermalmt und hatte bloße, blaue Füße. Mir machte das alles keinen Eindruck. Bald mehrten sich die Spuren des Kampfes, der vor ein paar Tagen hier getobt haben mußte. Der weiße Schnee war beschmutzt und tief durchfurcht. Waffen und Monturstücke lagen herum. Schwarze Körper bedeckten die weißen Felder, wie Flöhe ein Leihentuch. Eine zerschossene Mitrailleuse stand auf einem Rade, wie



ein Mensch, dem ein Bein abgeschossen ist, und reckte ihr dickes Rohr gen Himmel. Pferdeleichen, über die der Wind feinen Schnee geblasen hatte, ragten wie lauter große Maulwurfhügel. Wir kamen durch ein ausgebranntes Dorf. Es war völlig menschenleer. Verkohlte Balken standen in die Straße hinein, daß man den Kopf ducken mußte, um nicht dagegen anzurennen. Der Schnee war vom Feuer fortgefressen und klebte nur noch hier und da in den Steinfugen und Wegespuren. Auf dem Platze standen ein paar ausgebrannte Planwagen, von den Einwohnern im Stich gelassen. Alles schwarz und weiß wie 'ne Zeichnung.

„Und weiter ging es durch die öden Felder; die Spuren der Verwüstung hörten auf. Ich sah und hörte nichts mehr. Als die rote Abendsonne ihre Blutspuren auf den Schnee warf, machten wir in einem Dorf Halt. Man rüttelte mich auf und stieß mich auf den Platz. Der Oberst, jetzt zu Fuß, wartete auf uns, während er sich die erstarrten Beine durch Stampfen wärmte.

„Die Missetäter kamen angehumpelt, wie Hunde, die Prügel bekommen sollten. Wir wurden in Abständen aufgestellt, so daß wir uns nicht verständigen konnten und nicht hörten, was die anderen aussagten. Mein Verhör war kurz. Ich bekannte die Wahrheit. Der Adjutant machte sich Notizen in sein Buch. Ich sah mich bereits füsiliert.

„Endlich ließ uns der Oberst zusammentreten. Ich erblickte meinen Kapitän, der mich vorwurfsvoll ansah.

„Ich wartete, vor Frost schlotternd, auf mein Todesurteil und bedauerte schon, nicht von der letzten Granate weggeputzt zu sein, die unsre Nummer Drei\*) umgerissen hatte.

„Endlich öffnete der Oberst die Lippen unter seinem rotbraunen Schnurrbart, vom dem dicke Eiszapfen herabhingen.

„Das Verhör hat Ihre Aussage bestätigt. Aber warum habt Ihr andern mich angelogen?“

„Ein kleiner Kanonier, ein geweckter Berliner, gab die Antwort. Sie hätten ihren Kameraden nicht anpetzen wollen, ehe er sich selbst meldete.

„Das ist sehr kameradschaftlich gedacht,“ nickte der Oberst wohlwollend, „aber für die Lüge im Dienst muß ich euch drei Tage Mittelarrest geben. Und Sie“ — damit wandte er sich wieder an mich — „Sie hätten die Sache gleich melden müssen, anstatt sie so dumm zu verheimlichen und dem Regiment einen Mordverdacht aufzuladen. Dafür kriegen Sie vierzehn Tage strengen Arrest; das übrige mögen Sie mit sich selbst ausmachen.“

„Mir war plötzlich wie vorhin, als ich von der zugigen Straße hier in das warme Vereinszimmer kam. Das Blut schoß mir sozusagen mit einem Ruck durch den ganzen Leib.

„Die paar Rüffel vom Hauptmann, vom Wachtmeister und Zugführer, die bei jeder

---

\*) Die Bedienungsmannschaften bei der Artillerie haben Nummern.



Charge gröber wurden, und die Rippenstöße des Geschützführers, der mit einem Verweise davonkam, dünkten uns wie Liebkosungen.“

Der Hoflieferant machte eine Erholungspause. Dann schloß er:

„In den nächsten vierzehn Tagen merkte ich freilich, was strenger Arrest im Felde ist, obgleich ich wegen der grimmigen Kälte nicht ans Rad gebunden wurde. Aber der Strafdienst nach den Strapazen der Märsche, nach den Aufregungen der Gefechte war hart. Ich mußte außer der Reihe Futter, Wasser und Lebensmittel requirieren, Feuer anmachen, die eiskalten verbleiten Geschützrohre putzen, an denen die Haut festfror, — während die andern am Biwaksfeuer schliefen oder Liebeszigarren rauchten. Kurz ich war Mädchen für alles. Ich habe die Maulschelle also teuer bezahlt und mir das in Zukunft zur Warnung dienen lassen — denn im Frieden wär' ich nicht so glimpflich davongekommen.“

Der Hoflieferant trank einen kräftigen Schluck aus seinem Seidel und schöpfte Atem.

Da fragte ein alter dürrer Kanzlist, der Vizevorsitzende des Vereins:

„Nun, und der Totschlag, lag Ihnen der nicht länger auf dem Gewissen? Sie hatten zu Anfang doch Angst gehabt . . .“

„Angst?“ wiederholte der Veteran. „Doch nur vor dem Obersten, vor der Disziplin, vor der Schande. Ohne d i e hätten wir im Granatfeuer nicht so stramm ausgehalten. Aber der Lancier, du lieber Gott! Ich habe mich nur meiner Haut gewehrt! Und das Sterben, das war uns doch ein gewohnter Anblick. Wir waren ja täglich und stündlich darauf gefaßt.“

---

## Zusammensein.

Von

E m i l L u c k a.

H o c h z e i t s t a g.

Was ich schon habe, wird mir heut gegeben,  
Was ich vor lange gab, verpfänd' ich neu.  
Und immer tiefer wurzeln unsre Leben  
In Liebe ein und wachsen eng in Treu.

Zu deinen Füßen leg ich weiße Blüten  
Und Perlen, daß sich eine Krone flicht  
Um diese Stirne, duftend sie zu hüten  
Zu deinen Füßen leg ich mein Gedicht.



Du siehst, was ferne Meere, ferne Gärten  
Für dich gesandt, doch du berührst es nicht.  
Was deine eignen Lande dir bescherten,  
Erschaust du — und so nimmst du mein Gedicht.

#### U n s e r   H e i m .

Wir treten bebend über diese Schwelle.  
Die Tür fällt zu — wir sind in unsrem Haus.  
Lang stehn wir stummen Glücks. Dann stammel' ich aus  
Dem übervollen Herzen: „Froh und helle

Wie diese Blumen, die die Simse zieren,  
Soll dir das Leben werden, meine Braut,  
Mein Weib! Du hast in Lieb dich mir vertraut,  
So will ich dich in Lieb durchs Leben führen.“

Du aber schließest heiß den Mund mir zu  
Mit einem Kuß, von goldner Zukunft schwer.  
Um uns wogt brausend unsrer Liebe Meer,  
Und dieses Flüstern hör' ich: „Lieber du!“

#### A m   s p ä t e n   A b e n d .

Die Dämmerung hat längst mit weichem Finger  
Das letzte Wort von unsrem Mund gepflückt,  
Legt ihre Schleier über uns und inniger  
Hat sie dein Haupt an meine Brust gedrückt.

Und meine Lippen atmen dich und trinken  
Die Glorie, die das Dunkel süß erhellt.  
O Nacht der Nächte! Deine Augen blinken  
So tief in meine Seele, Glück der Welt!

#### F l a m m e n .

Die flammenden Gewalten,  
Die uns umbrandet halten,  
Durchsingen unsre Seelen  
In brausenden Chorälen.  
In ihren Purpurfluten  
Ertrinken die Minuten  
Laß uns umschlungen sein!

---





Daishō-Stichblatt, Eisen. Arbeit der Kinal-Schule. Achtzehntes Jahrhundert.

## Japanische Kunst.

(Zur Ausstellung im Berliner Kunstgewerbemuseum.)

Nachdem wir durch die chinesische Ausstellung der Madame Wegener die Bedeutungslosigkeit einer schnell und dilettantisch zusammengebrachten Stapelung exotischer Altertümer mit peinlicher Heftigkeit demonstriert bekamen, wird uns die Vorführung der Sammlung Moslé zu einem doppelt wertvollen Erlebnis. Schon die Art der Aufstellung wie die Gegenstände untergebracht, wie sie zu edlen Stilleben gereiht wurden, zeigt, daß dieser Sammler nicht von ohngefähr raffte, was ihm just unter die Finger kam, daß er vielmehr mit eindringendem Blick jede Erwerbung nach Stammbaum und Seele befragte. Nur, weil es sich hier um wahre, sorgfältig geprüfte Kunstwerke handelt, schließt sich die Vielheit der Nummern zu einem Organismus: die Blutsverwandtschaft, die Adelsgemeinschaft dieser zahllosen über Jahrhunderte sich verteilenden Gebilde wird offenbar. Die volle Zärtlichkeit eines Liebhabers, der von dem untadeligen Wert seiner Schatzkammer überzeugt ist, und es sein darf, hat Moslé bei dieser ersten und vielleicht einzigen Vorführung seiner Sammlung entfaltet. Da die Räume des Museums zu hoch waren, so zog er nach dem Bedürfnis des an japanische Abmessungen gewöhnten Auges Interims-





Fürstenschwert im Ständer.

decken aus Latten mit gespannter Gaze. Nach der gleichen Methode wurden die Fenster und die Wände verkleidet. Man spürt den sanften Zwang, der die Vorstellung auf die Holzhäuser, die Mattenmaße und die papiernen Schiebewände des fernen Nippons einstellt. Zwei eingebaute Nischen, Toko-no-ma, in denen Kakemono hängen und besonders wertvolle Kunstwerke, Geschenke der Kaiserin von Japan, aufgestellt wurden, vervollständigen die Illusion, ohne daß auch nur die Spur eines ethnographischen Panoptikumeffektes sich regt; die reine, kühle Atmosphäre selbstverständlicher Klassik umfängt uns. Von derselben hohen Qualität zeugt auch der Katalog, das Resultat hingebender Arbeit, ein übersichtliches und vorzügliches Druckwerk von beinahe vierhundert Seiten. Gute Kenner gaben zu den einzelnen Abteilungen erläuternde Einleitungen; jedes Stück wurde sorgfältig beschrieben und nach Möglichkeit datiert. —

Wir zählen 2249 Nummern (die im Jahre 1905 gezeigte Sammlung Jakoby umfaßte 1182 Nummern), deren jede drüben, im Ursprungslande, während eines dreißigjährigen Aufenthaltes erworben wurde. Den Hauptkern bilden, wie zu erwarten, die Schwertzierate; ihnen gesellen sich sechs vollständige Rüstungen, etliche Helme, Masken und andere Rüstungsteile, sowie eine überaus wertvolle Kollektion Schwerter und Dolche. Die Gusoku sind Wunderwerke der Technik und der Ausdruckskraft; allein die Panzer aus Eisenstreifen oder -platten, die mit Seldenbändern verschnürt und oft mit reichen Beschlägen geschmückt sind, wirken wie eine Apotheose des rasselnden Krieges. Die Helme sind



köstlich und furchtbar zugleich; aus Eisenspangen genietet, geben sie das Gefühl der Wölbung und des Angriffs, die Tauschierung und das zarteste Ziselierwerk verraten der Ritter kultivierte, äußerst verfeinerte Freude am Schmuck der Waffen. Unter den Schwertern treffen wir neben kostbaren Zeremonialstücken die unwiderstehlichen Daishō (das große und das kleine Schwert), vielfach bezeichnet und beglaubigt. — Von großen Bronzen hat auch Moslé nichts aufzuweisen; einige Blumenschalen und ein Räuchergefäß aus dem 16. Jahrhundert lassen immerhin Ahnungen wach werden. Die Lackarbeiten beginnen mit dem 17. Jahrhundert; die früheren, von den Japanern eifersüchtig behüteten, fehlen wie leider in den meisten europäischen Sammlungen. Dafür bekommen wir eine sehr gewählte Kollektion von Töpferarbeiten, gute Textilien und einige seltene Hängebilder zu sehen. Die Farbenholzschnitte weisen die frühen Moronobu und Masanobu und führen in gut geschlossener Reihe bis zu den vom Verfall unwitterten Nachkömmlingen des Hokusai und des Hiroshige; besonders gut ist der mädchenkundige Harunobu vertreten.

\*     \*     \*

Nachdem im Jahre 1876, dem Beginn der modernen Ära, das Schwertertragen verboten wurde, kam diese Waffe, von der sich zu trennen, dem alten Japaner eine unsühnbare Schmach gewesen wäre, auf den europäischen Kunstmarkt. Freilich, komplette Schwerter blieben immer noch sehr selten, aber das Zubehör, die Schwertzierate, wurden häufig. Man kann der vielfachen Nachahmungen und Fälschungen wohl gedenken und wird doch zuweilen erstaunt sein über die Menge der Stiehblätter,



Stichblatt, Eisen. Arbeit der Mochin-Familie.



der Schwertmesser und Haarnadeln (bisher immer unverständlich Schwertnadel genannt), der Zwingen, Kopfstücke und der kleineren Zierate, mit denen unsere



Rauchergefaß, Bronze. Sechzehntes Jahrhundert.

Sammlungen aufwarten können. Dann muß man wissen, daß es sich hier um die Ernte mehrerer Jahrhunderte handelt, und daß es Zeiten gab, da ein einziger Samurai auf 170 Stichblätter stolz war. — Die fünf Jahrhunderte umfassende Entwicklung der Schwertzierate ist innerhalb der Kunstgeschichte ein einzigartiges Phänomen; dazu ist schwerlich irgendwelche Parallelerscheinung zu finden. Für kein anderes Gebiet gibt es ein so lückenloses Material, eine so stetige Tradition, eine so unbeirrbar Phalanx von Persönlichkeiten, deren jede die logische Erfüllung oder Befehdung, jedenfalls aber die Fortsetzung der Vorhergehenden und die Ankündigung der Nachfolger war. Um die japanische Kunst in ihrem gradlinigen Aufstieg und ihrer blütenreichen Beharrung recht zu verstehen, muß man die Existenz und das Wesen der Schulen begriffen haben. Was will es bedeuten, wenn wir



von der Schule Raphaels oder der des Rubens sprechen; wir meinen einen Kreis von Schülern, der nach einigen Jahrzehnten restlos zerstoben ist. Die japanischen Schulen umfassen Generationen von Abkömmlingen; die Kunst und das Handwerk vererben die Väter den Söhnen, den Enkeln und Urenkeln. Speziell für die Schwertzierate lassen sich solche durch die Zeiten ragende Familien nachweisen; an erster Stelle stehen die Goto-Meister. Während sechzehn Generationen, vom Ende des vierzehnten bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, bleibt dieser Familie das Erbe, kostbare Schwertmesser und Haarnadeln, zuweilen auch kleineren Zierat und Stichblätter zu fertigen. Für die Abwicklung dieser monumentalen Ahnenreihe hat Moslé ein ganz besonderes Interesse gehabt; seine Sammlung birgt von jedem der sechzehn Meister, von deren Schülern und Nebenlinien zahlreiche gesicherte Stücke. Es ist offenbar, welch kaum schätzbarer Wert allein in diesen etwa dreihundert Nummern enthalten ist: ein unfehlbarer Schlüssel für die Entwicklung der japanischen Kunst vom Mittelalter bis zum Einfall der europäischen Verderbnis.

\* \* \*

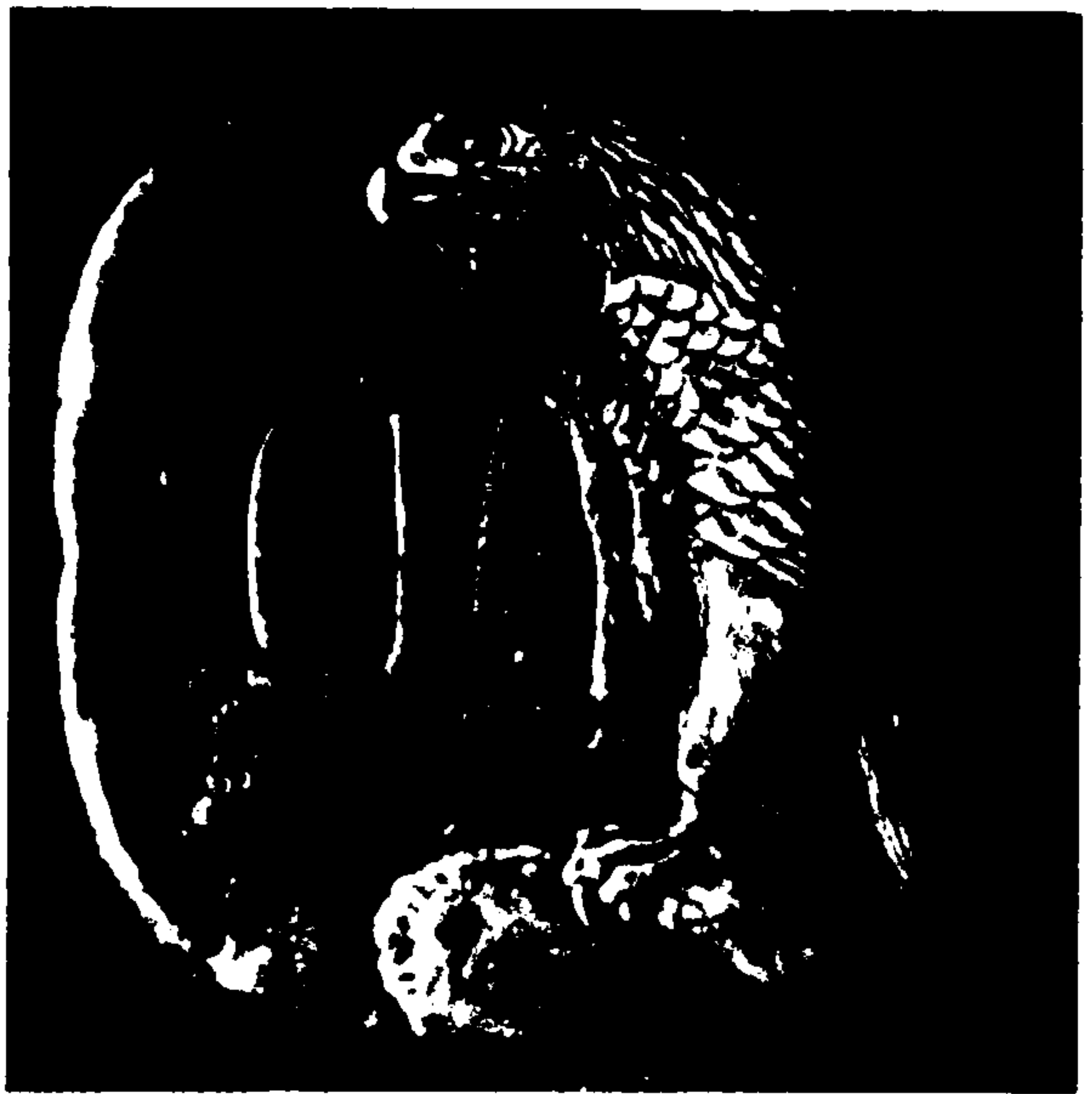
Zu denen, die am frühesten sich an japanischer Kunst ästhetisch vergnügten, gehören die Gebrüder Goncourt. 1881 gab Edmond eine Beschreibung ihrer Sammlung; es wurde eine Konfession vibrierender Nerven. Jeglicher historischer Exaktheit ledig, war dieser Katalog, wie alles, was von den Goncourts kam, eine leidenschaftliche Causerie, eine Hymne und ein Tanz. Diese temperamentvollen Amateure kümmerten sich wenig um Tabellen und Geschlechtsregister; sie sammelten



Kleid für die Nō-Pantomime.  
Siebzehntes bis achtzehntes Jahrhundert.



nicht aus musealem Interesse, sondern aus Lebensbedürfnis. Ihr Erbverwalter Bing traf das Richtige, als er sagte: „Ihrer rigorosen Logik bedeutete es wenig, an welchem Orte der Erde die einzelne Blume aufgegangen; vorausgesetzt, daß alle im Bukett von demselben Geruch waren und sich in einer einigen Harmonie umarmten.“ Damals war es auch kaum möglich, gesicherte Geschichtsaussagen über die japanische Kunst, speziell die Arbeiten der Metalltechnik, zu machen. Noch 1905 schrieb Gaston Migeon im Vorwort einer Publikation japanischer Meisterwerke, daß es



Stichblatt, Eisen mit flachen Reliefeinlagen von Gelbmetall.  
Sechzehntes Jahrhundert.

Tollheit hieße, an die Schätze des fernen Orients mit kritischer Methode herantreten zu wollen; vorderhand könne man sich begnügen, mit ihnen als ein Dilettant und Künstler zu spielen. Das war nun freilich mehr Skepsis, als der Stand der Forschung notwendig machte. In Frankreich selbst war bereits das Fundament zu einer Chronologie der Schwertzierate (dem universalen Schlüssel) gelegt worden. Tadamasa Hayashi hatte 94 dem Louvre eine historisch geordnete Sammlung früher Stichblätter überwiesen; das 19. Jahrhundert war kaum beachtet. Damit war fester Boden gewonnen. Einige wissenschaftliche Publikationen und die Weltausstellung 1900 vervollständigten den kritischen Apparat. Einen bedeutenden Fort-



schrift machte dann das Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe. Hier hatte der treffliche Justus Brinckmann den Ostasiaten stets eine bevorzugte Stelle eingeräumt; er wußte gut, wie problematisch es war, seine respektable Sammlung nach Motiven geordnet zu haben. Es konnte nicht mehr als ein Notbehelf sein, die Stücke mit Chrysanthemen, Kirschbäumen, Glyzinen, Kürbissen, die mit Fabeltieren, Landschaften, Volksszenen oder Göttergeschichten zusammenzustellen. Da war es der japanische Assistent des Museums Shinkichi Hara, dem es durch eingehende Studien der alten heimatlichen Quellen und durch vergleichende Prüfung möglichst vieler Stücke gelang, eine relativ sichere Chronologie der Meister der japanischen Schwertzierate aufzustellen. Das umfangreiche Namenverzeichnis erschien 1902; im Herbst desselben Jahres war bereits ein Teil der Hamburgischen Sammlung danach geordnet worden. 1904 folgte Jakoby dem Hamburger Beispiel; auch Moslé fußt auf Hara. — Wenn die Zeiten, da der Sammler japanisch dilettierte, nun wohl vorüber sind, so braucht doch unser künstlerisches Genießen dabei nicht zu leiden. Im Gegenteil, unser Verhältnis zur japanischen Kunst ist nicht nur ein bewußteres, auch ein innigeres geworden. Wie Lessing den Laokoon und Goethe den Apoll als höchstes Vermögen der Griechen priesen, so delectierten sich die Goncourts an dem späten, besonders raffiniert dekorierten Vitrinenjapan. Wir aber wissen, daß der Laokoon wie der Apoll dem absteigenden Barock gehören; daß bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts Japan trefflich zu arbeiten weiß, daß aber die Höhen der Entwicklung den früheren Jahrhunderten angehören. Auch die Sammlung Moslé hilft uns zu dieser Erkenntnis; sie zeigt aber zugleich, daß man der Wissenschaft wohl dienen kann, ohne die Leidenschaft zum Objekt und die Empfindsamkeit der Nerven einzubüßen.

Robert Breuer.

## Die Berufung.

Von

Georges Rodenbach.

(Schluß.)

7.

Sie irrte herum, lief an den Kanälen entlang, wagte aber nicht, ins Wasser oder unter die schwarze Wölbung der alten Brücken zu schauen, fragte sich, ob Hans in seiner Verstortheit sich nicht darin ertränkt hätte. Dann befiel sie eine andere Befürchtung. Vielleicht hatte er sich entschlossen, abzureisen, der Sünde und der Versuchung im Hause zu entfliehen? Sie schlug sofort einen andern Weg ein und ging nach dem Bahnhof. Hans war nicht da; kein Zug war inzwischen in der befürchteten Richtung abgegangen. Frau Cadzand ging wieder auf die Straße und irrte weiter. Der Regen strömte nach wie vor,



durchnäßte sie ganz, überschwemmte die Bürgersteige und schuf zwischen den Pflastersteinen Weihwasserbecken von Tränen.

Seltsames Gefühl im Regen, als ob man irrte, flöhe, unterginge! Als wäre man nur noch ein schmutziges Blatt am Lebensbaume, das zusammenschrumpfte, ein Raub des Herbstes würde, in den Tod sänke!

Frau Cadzand ging jetzt mechanisch, mit dem Gefühl, als müßte sie bis zum Abend gehen, bis ans Ende der Welt. Die Gedanken wirbelten in ihrem Hirn. Das alles war durch ihre Schuld so gekommen: sie hatte Gott getrotzt, ihm ihren Sohn streitig machen wollen; sie war wirklich selbstsüchtig und dachte nur an sich. Eine zu anspruchsvolle Mutter, die davon träumt, ihren Sohn immer bei sich zu behalten. Vor allem aber traf sie die Schuld für die letzten Ereignisse. Um ihn von seinem Ziel abzulenken, ihn seinem geistlichen Beruf zu entreißen, hatte sie diese Liebschaft mit Ursula geduldet. Ja, wenn sie aufrichtig war, hatte sie sie fast gewünscht und herausgefordert. Andernfalls hätte sie sie nicht in Dienst genommen, sie, die so hübsch war, zu hübsch, mit diesen Augen, die berauschende Verheißungen machten . . . Sie hatte allerdings die Gefahr bedacht, als sie sie annahm. Aber im Grunde hatte sie gelächelt, beglückt durch die Tücke des Zufalls. Sie war an alledem mitschuldig. Das war eine große Sünde für sie als Mutter, und jetzt strafte Gott sie . . . . Hans, Hans! Wo war ihr Sohn? Hatte sie ihren Sohn verloren? . . .

Während ihre Gedanken so herumschweiften, war sie fortgefahren, im Regen durch das Labyrinth der Straßen von Brügge, die gewundenen Gäßchen, die stillen Kreuzwege herumzuirren. Nach mancherlei Umwegen und ohne zu wissen, wie, war sie vor die Kirche Notre Dame gelangt. Ein Krähenschwarm umflatterte den alten Turm wie eine Schar armer Seelen. Eine Glocke läutete unerbittlich . . . Jeder Schlag fiel von dem Turmfirst herab in ihre Seele wie ein Stein in Wasser und schlug Kreise in ihr . . . Kreise der Trübsal, die größer wurden — und Gewissensbisse.

Die Kirchentür war offen. Sie trat ein . . . Fast kein Mensch in den Schiffen; ein paar Frauen aus dem Volk beteten in der eigenartigen Haltung der flandrischen Frommen: mit erhobenen, kreuzförmig ausgestreckten, unbeweglichen Armen. Sie glichen in ihren weiten schwarzen Mänteln gekreuzigten Glocken . . .

Alles war erstarrt, tot und finster . . . Ein paar Lampen brannten, Kupferschmiedearbeiten, die rote Gläser umschlossen. Es war wie brennendes Blut, und die Kapellen erhielten durch sie den Schauer von Krypten. Tiefe Stille herrschte, nur durch das Prasseln des Regens gegen die Scheiben gestört. Und ein Duft von verflogendem Weihrauch, von welken Altartüchern, von Kerzen, die sich totgeweint hatten, machte die Luft fad und drehte einem das Herz um.

Plötzlich hörte Frau Cadzand Geräusch, das Knacken von Holzwerk. Kam es aus einem der Chorstühle, wo ein Chorberr, mit dem Dunkel verschmelzend, gebetet hatte? Oder aus einem Beichtstuhl, dessen unbemerktes Beichtkind sich erhoben hatte? In der



Tat sah Frau Cadzand kurz darauf eine menschliche Gestalt auftauchen, sich noch dunkler von der Finsternis abheben, auf sie zukommen und niederknien. Sie hätte fast aufgeschrien. Sie hatte Hans erkannt. Jawohl, Hans war da, Hans war nicht fort. Und die Kanäle . . . Oh nein, nur die Schwäne bevölkerten sie. Hans lebte. Er war neben ihr. Er hatte gebeichtet, das war alles. Er betete.

Die Mutter war toll vor Freude. Sie hätte ein Jubelgeschrei ausstoßen mögen in der Kirche. Sie mußte sich Gewalt antun, um ihren Sohn nicht laut zu rufen, ihren wiedergefundenen, geretteten Sohn . . . Hans! Hans!

Jetzt klärte sich das ganze Mysterium. Sie hatte seit ein, zwei Tagen wohl bemerkt, daß der junge Mann wieder zu sich kam, sich befreite. Die Blässe des beendeten Kampfes lag in diesem Augenblick auf seinem Antlitz. Als er plötzlich hinausgestürzt war, fühlte er sich schon als Sieger . . . Und seine Sünde drückte ihn nur, weil er sie in sich ertötet hatte.

Jetzt kniete er dort vor ihr und sagte jedenfalls die ihm auferlegte Buße her, aber absolviert, geläutert, mit wiedergewonnener Ruhe . . .

Die Mutter wartete. Erst viel später, nachdem er sich bekreuzigt hatte und dem Ausgang zustrebte, verließ sie ihren Platz, folgte ihm und holte ihn am Weihwasserbecken ein.

„Wie? Du?“ rief Hans aus.

„Ja, ich war auch gekommen, um zu beten.“

Sie kehrten stillschweigend heim, in dem feinen Regen, der sich jetzt zu einem ungreifbaren Staubregen verflüchtigt hatte . . . Hansens Herz wurde weich von der schwermütigen Freude der Genesung, in der man sich immer noch etwas für künftig bedrückt fühlt von der Krankheit, an der man zu sterben vermeint hat . . . Nach langem Stillschweigen sagte Hans zu seiner Mutter, als ob er sich Zwang antäte, doch entschlossen zu einer Bitte, die er für verfänglich, doch notwendig hielt:

„Glaubst du nicht, daß es besser wäre, Ursula zu entlassen? Diese Person ist nicht christlich. Sie gehört nicht in unser Haus.“

Die Mutter begriff, daß das Seelendrama sein Ende gefunden hatte, daß er dem Beichtiger versprochen und sich fest vorgenommen hatte, nicht wieder zu sündigen . . . Sie ging sofort darauf ein und sagte, um ihn völlig zu beruhigen:

„Ja, Hans, sie wird morgen fortgehen.“

Es war Abend geworden, als sie in die alte Wohnung in der Rue de l'Ane Aveugle zurückkehrten. Und bald darauf, als Hans in sein Zimmer im zweiten Stocke hinaufging, um sich zu Bette zu legen, hörte Frau Cadzand, die scharf aufpaßte, wie er die Tür sofort abschloß . . .

Es war für ewig zu Ende mit Küssen, Torheiten und Wollust; Stille durchströmte den Gang und die Treppen, die Stille, die allen kurzen Festen folgt, die schwermütige Stille der öffentlichen Gärten, wenn die Musik aufgehört, die Menge sich entfernt hat und die Dunkelheit herabsinkt!



## Epilog.

Die Jahre sind verstrichen. Hans geht heute ins dreißigste Jahr. Er wohnt immer noch bei seiner Mutter, der er nie wieder etwas von seiner Berufung gesagt hat. Er ist noch immer so fromm, ein eifriger Kirchengänger, ein glühender Beter; doch seit seinem Falle hält er sich für unsühnbar unwürdig zum göttlichen Berufe. Andre haben gesündigt und bereut und sind doch in die weißen Klöster gegangen mit ihren kühlen Höfen und den abgeschlossenen Zellen, in denen der Heilige Geist wohnt. Die Bedenken, die ihn an der Schwelle zurückhielten, mögen denen übertrieben erscheinen, die nicht wissen, was zwischen Gott und ihm vorgefallen ist. Gott hatte ihn nur für ein hohes Ziel erkoren. Dieses Zieles aber hatte er sich unwert gezeigt. Gott hatte ihn berufen, ein Licht der Heiligkeit, ein Gefäß der Keuschheit zu sein. Das Gefäß hatte den Sprung der Sünde bekommen, und so unscheinbar dieser sein mochte, so drang doch immer etwas durch ihn hindurch. Aber was will das sagen, wenn das Blut Jesu selbst diesem Gefäß anvertraut wird? Soll das kostbare Blut in winzigen Tropfen, in rotem Staubregen herausträufeln und das gesprungene Gefäß immerdar mit dem Todesschweiß vom Ölberg umgeben? Durch nichts konnte der Sprung ungeschehen gemacht werden. Nichts konnte das Gewesene verhindern, daß es war. Gott verlangte nicht mehr nach ihm, suchte ihn nicht mehr, denn er war ein andrer geworden . . .

So behielt Frau Cadzand ihren Sohn bei sich und wird ihn sicher behalten bis ans Ende ihrer Tage, denn keine Frau, keine Liebe wird ihn ihr je streitig machen. Er ist aus seiner ersten Sünde zurückgekehrt wie aus einem Abgrund, dem man nicht zum zweiten Male naht. Aber trotzdem sie ihn so bei sich behalten hat, wie sie es wünschte, ist sie unglücklich, voller Reue und fühlt sich sündig, weil sie ihren Sohn Gott streitig zu machen gewagt hat. Sie konnte Gott nicht besiegen. Und heute steht sie bestürzter vor ihrem anscheinenden Siege als vor einer Niederlage. Sie erkennt, daß sie Hans das Leben verdorben hat, und sich selbst auch. Es war besser, ihren Sohn in der Ferne glücklich zu wissen, als ihn in ihrer Nähe unglücklich zu sehen.

Hans ist in der Tat untröstlich über seinen verfehlten Beruf; er lebt in der alten Wohnung in der Rue de l'Ane Aveugle eingeschlossen wie in einem Kloster, und sein Dasein ist weniger weltlich als geistlich; er lebt außerhalb der Welt, einsam wie ein Asket, von allem abgewandt, und geht nur einmal täglich mit seiner Mutter aus: zur Acht-Uhr-Messe in Notre Dame . . .

Und so sah man sie allmorgendlich zur nämlichen Stunde — beneidet von den Müttern, die nichts ahnten! — in dem sich klärenden Morgennebel an den alten Grachten entlang gehen, mit müden Schritten und so fremd gegen alles, was nicht ihre Seele betraf, daß selbst die Schwäne, so empfindlich sie sind, nicht böse wurden und nicht merkten, wie der Schatten des schwarzen Paares ihr weißes Schweigen mit Trauer bedeckte.

---



## Erlebnisse mit Haeckel.

Von

J o h a n n e s W. H a r n i s c h.

Ich war ein Bursch von vierzehn Jahren, als ich zum ersten Male den Namen des zornigen Weisen von Jena nennen hörte. Mein Vater schickte mich mit irgendeinem Auftrage zu einer unverheirateten alten Dame, die damals Ende der Achtziger stand. In dem Zimmer, in dem mich die Dame, Treitschke lesend, empfing, fand sich manche historische Kuriosität, manches feine plastische Kunstwerk. Köpfe von Rauch, der mit ihrem Vater befreundet gewesen war. An der Wand lenkte eine Plakette meinen Blick auf sich. „Kennen Sie den?“ Ich kannte ihn nicht. „Das ist mein Neffe, Professor Haeckel in Jena, der berühmte Naturforscher.“ Der Kopf — Harro Magnussen bildete ihn — war, wenn ich rückdenkend ihn mir vergegenwärtige, wohl nicht ohne Pose. Die Schönheit des feinen Gelehrtenhauptes wirkte etwas kokett. Die hohe, wie bei Fritz von Preußen zurückfliehende Stirn, die das Haupt charakterisiert, kam wenig zur Wirkung. Es war, trägt die Erinnerung nicht, viel mehr das Bildnis eines schönen als das eines bedeutenden Mannes. Gerade darum imponierte es mir. „Berühmt sein und Naturforscher und so aussehen,“ dachte ich. War's bei dieser Gelegenheit, daß mir die alte frische Dame von ihres bewunderten Neffen Artung erzählte? Von seiner Verachtung von Titeln und Orden? Seinem Freimut gegenüber dem Weimarer Großherzoge Karl Alexander? Ich weiß es nicht mehr. Der Eindruck war jedenfalls stark und bleibend.

Allerlei Zufälligkeiten hielten ihn wach. So, daß damals meine Eltern Haeckels „Kunstformen in der Natur“ im Hause hatten. Dann sprach ich einmal in der Schulpause mit einem Kameraden, der die alte Dame gleichfalls kannte, von ihr. Dabei fiel auch der Name ihres Neffen. Der insplizierende Lehrer, der in diesem Augenblicke die Klasse betrat, hörte das. „Ach nein, ja, sprechen Sie von Haeckel?“ „Ja. Kennen Sie seine „Kunstformen in der Natur“

fragte ich zurück; ich hielt sie für sein Hauptwerk. „Nein, sehn Sie mal...“ Er schnappte ein paar Male. Aber er sprach nicht. „Nein, nein, ach ja, nein.“ Er trat einen verschüchterten und eiligen Rückzug an....

„Ich zog, ich zog zur Musenstadt.“ Nach Jena. Mit Grüßen und Aufträgen der alten Dame an ihren Neffen. Ich imponierte mir sehr damit. Und wollte auch anderen damit imponieren. Am Fürstengraben, nahe der Universität, war eine kleine, tags wenig besuchte Kneipe und Konditorei mit einem angenehmen Blick auf die breite, wundervoll schattige Promenade und mit einer angenehmen und angenehm blickenden Tochter. Am zweiten Tage waren wir schon sehr nett im Schwatz miteinander. Der in Hemdsärmeln auftauchende vierschrötige, brummelnde Vater, der solch kümmerliches, mützenloses junges Gemüse wie mich durchaus nicht für voll nahm, war mir sehr wenig sympathisch. Er sollte mehr Achtung vor seinem Gaste bekommen; mehr Verständnis dafür, welch Aristokrat des Geistes seine Klausur beehrte. Leicht, obenhin fragte ich: „Wo wohnt eigentlich Haeckel?“ Stummes Kopfschütteln. „Herr Professor Ernst Haeckel?“ „Een Professor? An de Univerbedäd? Nee. Da missen Se wohl den Namen falsch geheert ham. Oder der Herre hest nich mehr.“ Ich saß und staunte. Ich hatte gedacht, jedes Jenaer Straßenkind würde mich zu Ernst Haeckels Hause zu führen wissen. „Da missen Se wohl den Namen falsch geheert ham.“ Und die liebliche Tochter, zu deren Bildung ich mehr Vertrauen hegte — traute ich ihr doch mehr bildenden studentischen Umgang zu — sie kannte so wenig wie dieser Mann aus dem Volke den Namen dessen, an den man rings in der Welt denkt, wenn vom heutigen Jena gesprochen wird....

Als ich Haeckel besuchen wollte, wurde mir der Bescheid, er wäre drüben im Schillergarten im Phylogenetischen Museum. Ich sollte nur hinübergehen.



Ich tat's. Ernst Haeckel war mitten in der Arbeit; beschäftigt, die Ausbeute seiner letzten Java-Reise zu ordnen. Was mir vor allem auffiel, waren die Aquarellskizzen, die die wundersamen südlichen Lufttinten mit starker Stimmung wiedergaben. Er zeigte mir einige. Eine darunter, einen seltsam gekegelten Krater dicht am Meere darstellend, würde ich wohl heute noch wiedererkennen. „Malen Sie?“ „Nein, ich zeichne ein wenig.“ Das wäre nichts. Die Farben seien die Hauptsache. Nur sie gäben das Bild. Die Technik? Die käme von allein. Sich vor die Natur hinsetzen mit Farben und Pinsel und offenen Augen und dann immer wieder suchen, mit heißem Bemühen, den Eindruck wirklich wiederzugeben. Er sei selbst Autodidakt. Zum Künstler lange das natürlich nicht. Aber zu mancher stillen Freude und zur Bewahrung mancher lieben Erinnerung.

Ein paar Tage später, eines Sonntagnachmittags, war er bei mir. Klingelte lange vergeblich an der Haustüre, da nur ich zu Hause war. Schließlich kletterte ich hinunter und öffnete. Er schien etwas unwirsch. Lud mich aber ein, ihn nach seinem Hause zu begleiten. Als ich die Treppen wieder hinaufstieg, Hut und Stock zu holen, wirbelte mir der Kopf. Ich las in Gedanken den Brief, den ich über Haeckels Besuch bei mir meiner Mutter schreiben würde, und sah ihr Gesicht bei seiner Lektüre. Dann gingen wir die fünf bis zehn Minuten zusammen. Er sagte mir, er „gäbe“ nichts — das hatte ich inzwischen gehört — könne also einem jungen Studenten nichts bieten. Einem Juristen. Vielleicht hörte ich den Ton der Ablehnung bei dem ominösen Worte „Jurist“ nicht heraus, sondern hinein. Mir schien der alte Herr überhaupt nicht sehr freundlich. Ich war damals mit glühender Begeisterung Finken-schaftler. Er sprach anerkennend, aber nicht eben enthusiastisch von der jungen Bewegung. Schon das war dem Jüngling eine Enttäuschung. Ernst Haeckel hätte dieser höchst idealen und zukunftsreichen Geisterbefreiung vom dumpfen Joche bunter Bänder und Mützen begeisterter gegenüberstehen müssen.

Ich erwähnte die alte Berliner Dame, die meiner gymnasialen Begeisterung für die jetzt gehaßten Attribute des Studententums manche

Sarkasmen gesagt hatte. Sie war in demokratischen und freidenkerischen Traditionen erzogen; ihr Vater, ein hoch gerühmter Jurist, war Rheinpreuße. Man weiß, was das vor 1848 hieß. Er hatte es seinem Könige Friedrich Wilhelm IV. nie verziehen, daß er ihm bei der Pensionierung den wiederholt abgelehnten Adel mit auf den Weg gab. Schleiermacher, ein guter Freund ihres Vaters, hatte sie konfirmiert. „Er hat's aber doch nicht fertig bekommen, mich fromm zu machen.“ Alles derartige erzählte die Neunzigerin, die Treitschke las, über Harro Magnussens sterbenden Alten Fritz durchdachte Worte mir sagte und stets ein wenig vom überlegenden Cynismus des hohen Alters zur Verfügung hatte, mit einer wundersamen Grazie des Geistes. Ich stellte sie mit mehr Recht noch, als ich ahnte, sehr hoch. Haeckel sagte: „Tante Bertha.“ Gewiß, wie sollte er anders sagen? Aber die feine Greisin wurde mir jäh in die Tantensphäre gerückt, was mich empörte. Und seiner Tante Argumente gegen die Farbenträger tat er, vielleicht zu Unrecht, mit einem kurzen Worte ab. Meine Begeisterung für Haeckel, die eigentlich nur von der Begeisterung seiner Tante zehrte, geriet ins Wanken. Wurde aber, manchen Überschwang abstreifend, wieder fest und wurde gegründet, als ich kurz danach seine „Welträtsel“ las.

Die waren damals in meinen Jenaer Kreisen Debattethema. Ich lernte viele verschiedene Anschauungen über sie kennen, auch an Paulsens und Reinkes flachen Busen geschlüpfte, ehe ich sie selbst kannte. Das war vielleicht kein Fehler. Ich las geschärften Blicks. Neben mir liegt ein Exemplar des Buches, das ich in seinem theologischen Teile und in einzelnen Kapiteln des psychologischen Teiles für eine junge Freundin damals mit Anmerkungen versah. Sie atmen den Stolz des Studenten, der hier und dort und da Haeckel widerlegen konnte. Schwer ist's an vielen Stellen ja nicht. Wer je David Friedrich Strauß durcharbeitete, kann, wenn er arrogant genug ist, über Haeckels Deduktionen des Christentums lächeln. Der zornige Weise hat hier an vielen Orten mehr seinen Zorn als seine Weisheit befragt. Der Student war wohl arrogant genug zu diesem Lächeln. War aber nicht so töricht, zu verkennen, daß durch



all diese Irrtümer Haeckels gegen die Hauptsache nichts gesagt wird. Er sah schon damals, daß nur der zornige Elfer des Alternden und des Agitators, der für eine ihm hohe, begelferte, verkannte Sache wirbt, die Blößen verschuldet — und manches ungebührlich Drastische entschuldigt.

Was in weiten Kreisen über Haeckel im Schwange ist, ist sicherlich nicht sorglichen Prüfens Ergebnis. Wie der Mann, der übers Dutzendmaß ragt, begelfert wird, erfuhr ich noch in Jena aus allerlei trübem und häßlichem Klatsche. Wer seiner Gegner Schriften liest, wird immer neu erstaunen — wenn er sich die Fähigkeit noch erhielt. Wie ein gewissenloser und windbeuteliger Hanswurst wird der Mann befehdet. Von der Ehrfurcht, die man jedem ehrlichen Wahrheitsucher und jedem geistig Großen schuldet, suchte ich vergebens die Spur. Der Haß Kleiner hat Haeckels Charakterbild ins Unkenntliche verzerrt. Ich möchte noch zwei Züge beibringen, die ihn besser zeigen.

Den einen berichtete mir Harro Magnussen bei der einzigen Gelegenheit, zu der ich mit ihm zusammenkam. Das Gesprächsthema war zwischen uns gegeben: „Tante Bertha“, die vor kurzem nach fünfundneunzigjährigem Lebenslaufe eines Tages nicht mehr hatte aufwachen wollen. Ihre geistige Frische; ihre Freude an Harro Magnussens Kunst; ihre Begeisterungsfähigkeit; und ihre Begeisterung für ihren großen Neffen. Da erzählte Magnussen mir: Tante Bertha hatte eine stille Dreizimmerwohnung in einer ziemlich altmodischen Privatstraße nahe dem Tiergarten. Dort hauste sie mit ihrer alten Beschleüßerin recht komfortabel, aber ohne Überfluß an Platz. Kam Ernst Haeckel nach Berlin, so mußte er bei ihr wohnen. Die Schwierigkeit wurde leicht bezwungen: Er kroch auf dem einigermaßen geräumigen Hängeboden unter. Leise gingen die Jahre. Stets blieb es der alten Dame selbstverständlich, daß ihr Neffe bei

Aufenthalt in Berlin bei ihr wohnte. Haeckel kam in die Sechzig, kam in die hohen Sechzig. Als er gelegentlich einmal wieder in Berlin war, fragten ihn nahe Bekannte, wo er diesmal abgestiegen wäre. „Wieder bei Tante Bertha,“ war die lächelnde Antwort. Und als der besorgte Rat gegeben wurde, er solle mehr an sich und seine Gesundheit denken, gab er zurück: „Nein; das würde Tante Bertha kränken.“ Dies zu melden, hauste der Alte auf dem dumpfen, licht- und luftleeren Hängeboden altberliner Fasson, der so niedrig war, daß er dort nicht gerade stehen konnte.

Der zweite Zug gibt noch mehr von ihm: Ich warb einmal für eine höchst unpopuläre Sache. Ein Name wie der Haeckels wäre mir von großem Belange gewesen. Ich schrieb ihm einen Brief — er hatte den grünen Berliner Jurisstudenten, der ihm einmal Grüße von Tante Bertha zu bringen hatte, wohl längst vergessen — und fragte bei ihm an, ob er in der beregten Sache meine Überzeugung teile, und ob er, wenn ja, mit seinem Namen für diese Überzeugung eintreten wolle. Ich muß bemerken, daß nach Lage der Sache jeder, und jeder Namhafte zumal, auf die heftigsten Angriffe gefaßt sein mußte, wenn er diese Überzeugung äußerte. Umgehend erhielt ich Haeckels Antwort. Ja, er teile meine Überzeugung; er halte meinen Kampf für aussichtslos; wenn aber sein Name etwas nützen könne, so stände der zur Verfügung. —

. . . . Im vorstehenden habe ich einige Anmerkungen rund um das Thema Haeckel gemacht. Ich weiß nicht, ob mir gelungen ist, des Mannes Wesenskern in etwas zu zeigen. Der Wille war da. Noch ein anderer Wille: Dem wenig frohen tapferen Grelse einen Dankbarkheitsgruß zu seinem fünfundsiebzigsten Geburtstage in die stillen Räume seines Museums hineinzusagen. Wer ein so seltenes Fest begeht, muß dulden, daß ihm Wuchten von Blumen ins Haus geschickt werden. Da sei auch diesem schlichten Reislein der Zugang verstattet.



# Rundschau.

## Finanzpolitisches.

Von Pluto.

Rosigen Blickes schaut die Börse noch immer in die Zukunft, um so mehr, als ihr das Publikum jetzt den Gefallen tut, nachzukommen. Das ist das Wichtigste! — jene breiten Massen, die sich aus den verschiedensten Ständen zusammensetzen: den hochwürdigsten und den gelehrtesten, den ländlichsten und den großstädtischsten, den naivsten und den raffiniertesten. Nur jene schneidigen, verzweifelten Existenzen, die von vornherein mit der festen Absicht spekulierten, im Verlustfalle als verfolgte Unschuld den Schutz des Differenzelnwandes anzurufen, sie scheuen zurück, nachdem unser Reichsgericht zu einer anderen Gesetzesausdeutung gelangt ist. Ab und zu, wenn die Hausse einmal zu Atem kommen muß, spielt dann die Börse den ängstlichen Mann. Sie ergreift den Zwist zwischen Jungtürkel und Großwesir als willkommene Gelegenheit zu Kursherabsetzungen, obgleich ihr auch im Innersten jedes Stückchen auswärtiger Politik wirkliche Beunruhigung macht. Ja sie selbst findet den politischen Horizont so stark erhellt, daß sie (aber durchaus nicht das von ihr angefeuerte Publikum!) sogar ein gewisses Mißtrauen gegen soviel ungetrübte Helligkeit keineswegs ganz loswerden kann. Erscheinen dann unsrer Spekulation Kolonialwerte zu hoch, so dämpft man schon heute die Stimmung wegen des Ausfuhrzollens, den Herr Dernburg auf unser überseeisches Kupfer angeblich legen will. Dieser Mann wird überhaupt unsern Spekulanten noch zu schaffen machen, und in so manchen Momenten überströmender Kauflust dürfte die warnende Frage erfolgen: Ist kein Dernburg da? Auffallend leichtherzig scheint die Börse bereits über Bergwerksaktien zu urteilen, indem sie all die vielen ungünstigen Fachmeldungen am liebsten als bereits hinter uns liegend erklären möchte. Hat dann aber die Provinz auf obereschlesische Verbandsverhandlungen ge-

nügend gekauft, so kommt der Verkehr wieder zur Ermüdung, etwa auf das bevorstehende Berggesetz hin, oder das abenteuerliche Projekt einer Kohlensteuer. An New York finden wir, im Gegensatz zu Wien, nun wieder etwas Anhalt, nachdem die Erlebahn endlich finanziert werden kann. Die Interstate Commerce Commission, deren Befugnisse erweitert worden sind, haben die Ausgabe von 80 Millionen D. Bonds gestattet. Davon geht wohl die Hälfte auf die Notes, mit deren Übernahme s. Z. die Harrimangruppe der Gesellschaft zu Hilfe kam. Dann können aber doch fortan die so nötigen Verbesserungen und Erweiterungen der bisher kapitalsarmen Bahn bewerkstelligt werden. — Geld bleibt in Deutschland nach wie vor sehr reichlich. Die Reichsbank mit ihrem auf  $8\frac{1}{2}$  reduzierten Satz hat zunächst unser Privatskonto noch unverändert mit  $2\frac{1}{4}$  % gesehen. Indessen schlank zu haben ist Geld eigentlich nur an der Berliner Börse. An unsern übrigen Plätzen ist der Preis zwar ebenfalls billig, allein keineswegs immer leicht zu erhalten. Demnach muß die Reichshauptstadt, resp. deren Banken übergroße Barmittel aus den Provinzen an sich ziehen. Ein bemerkenswerter Vorgang!

\* \* \*

Eine Entente ohne Fürsten stellt das Comité Commercial Franco-Allemand dar und kommt dennoch vorwärts! Ob die 415 Mitglieder, die in der diesmälligen Generalversammlung angegeben wurden, auch ohne den neuesten Marokkovertrag so hoffnungsvoll gestimmt gewesen wären, bleibt eine andere Frage. Jedenfalls liegt es lediglich an den Franzosen und zu keiner Zeit an uns, daß nicht schon bisher der wirtschaftliche Austausch beider Länder seine volle Höhe erreichen konnte. Inzwischen ist aber ein jüngeres Geschlecht mündig geworden, das nur zu gut weiß, wie seine Landsleute zuerst keine deutsche Technik mehr kennen wollten,



sodann ganz folgerichtig gegen alles Fremde Vorurteile faßten und auf diese in der Geschichte der Industrie in der Tat beispiellose Weise auf Jahre hinaus in fast gänzlichen Stillstand gerieten. Das ist die Erkenntnis der Jungen! Die Alten aber, die jene jetzt natürlich bereits überwundenen Vorgänge noch am eigenen Leibe empfunden hatten, sind inzwischen diplomatisch geworden. Sie versuchen ihren Reichtum resp. den Wert ihres Geldes fast überall da in die Wagschale zu werfen, wo es sich um das Erringen von Handelsvorteilen dreht, oder wie gegenüber der deutschen Fabrikation, gleichsam um deren Mitgenuß. Die beiden Schwierigkeiten hierbei sind freilich ebenfalls im Lager unserer Nachbarn zu suchen. Die zur Manier gewordenen Bestrebungen, wenn nur irgend möglich, keine deutschen Namen an ihren Verkaufsobjekten zu dulden und seien es auch die wissenschaftlichsten! Ferner die extreme Schutzollpolitik, deren Verstärkung sogar noch erstrebt wird und die auch in dieser Generalversammlung wieder von dem früheren Handelsminister Delombre heftig mitgenommen wurde. Da aber Frankreich nicht Österreich ist, läßt sich schließlich eine mildere Handhabung des Protektionismus in Aussicht nehmen. Augenblicklich haben ja unsere Industriellen gerade Ruhe genug, um über die tägliche Arbeit hinauszudenken, sie finden daher vielleicht auch den richtigen Weg, um die freundlichere Augenblicksstimmung der Franzosen zu dauernden Geschäftsverbindungen ganz neuen Stiles auszugestalten. Erfinderisch genug ist man ja bei uns!

\* \* \*

Vier oder dreieinhalb Proz.? Das ist jetzt die schwere Frage, die fern von dem lauten Markt, unsere Regierung und die Bankkreise beschäftigt. Nachdem Baden, Württemberg, Hamburg ihre recht starken Anleiheansprüche in dem 4<sup>o</sup>/igen Zinssatz erledigt haben, kommt in der gleichen Weise auch noch Bayern mit 64 Millionen. Unsere Hauptemissionen stehen jedoch noch bevor. Es ist das Reich und Preußen, die ungezähltes Geld brauchen und deren Finanzminister am liebsten mit 3½<sup>o</sup>/igen

Fonds dem Publikum dienen würden. Als sicher darf es wohl gelten, daß auch gewichtige Bankiers, die freilich bei ihrem Reichtum kein Urteil über unsere Geldverhältnisse haben müssen, direkt zu 3½<sup>o</sup>/o raten. Wiederum andere einflußreiche Berater wenden ein, daß sich der Staat am besten stehe bei der Ausgabe von 4<sup>o</sup>/igen mit der Bedingung einer Konversion nach fünf Jahren. Nun muß hier sogleich konstatiert werden, daß weder Preußen noch das Reich mit diesen Anleihen ihren wirklichen Bedarf decken können. Bald nach den letzten Emissionen mußte ja die Reichsbank Hunderte von Millionen auch in Form von Schatzscheinen vorschleßen, und genau dasselbe dürfte diesmal wieder der Fall sein. Rüstungen zu Wasser und zu Lande in solcher Ausdehnung und solcher Regelmäßigkeit kosten eben sehr viel! Oder glaubt man etwa, daß wir z. B. durch die Politik des Erzherzogs Thronfolger mit der Aufrollung der Orientalischen Frage wenig auszugeben brauchten? Zur Vorsicht sei hier übrigens daran erinnert, daß die erste große Konversionsmaßnahme Miquels, die diesem damals Zaudernden von einigen Hochfinanzmännern dringend empfohlen war, nachträglich als unrichtig angesehen wurde. Man merkte nur zu spät, wie außerordentlich man die Kapitalskräfte eines Volkes überschätzt hatte, das inmitten seiner Überzahl von Menschen sein Barvermögen noch arbeiten lassen mußte. Auch heute ist dies der Fall, so daß eine abnorme Flüssigkeit, die unmöglich lange anhalten kann, nur ganz unsachlich zum Ausgangspunkt eines 3½<sup>o</sup>/igen Zinsfußes genommen werden könnte, nach dem sich dann auch die Sparkassen zu richten hätten. Sind doch selbst erste Hypotheken noch immer nicht unter 4<sup>o</sup>/o zu haben. Unsere gesamte Lebenshaltung befindet sich in einer Teuerung, die noch keineswegs ihr Ende erreicht hat. Dazu kommt bald eine Steuervermehrung, deren Druck schon fühlbar genug werden wird. Wir stehen also bereits zwischen zwei Feuern. Und nun droht uns als Drittes eine Minderbewertung unserer Ersparnisse! Welcher andere hochentwickelte Kulturstaat steht vor ähnlichen Aussichten?



## Kinderschutz.

Von Landgerichtsrat Dr. S a l l i n g e r - Breslau.

Es mag sein, daß die Ehe als solche noch nicht die sittliche Höhe der in der Ehe Lebenden gewährleistet. Aber darum ist noch lange nicht der Schluß gerechtfertigt, daß neben ihr ein Zusammenleben ohne die gesetzliche Form als berechtigt anerkannt werden muß. Das könnte nur geschehen, wenn für dieses formlose Zusammenleben eine sittliche Notwendigkeit vorhanden wäre. Sie aber fehlt. Verwirklichen die frei Zusammenlebenden das Ideal einer Lebensgemeinschaft, so würden sie das auch als Eheleute können. Verwirklichen sie es nicht, so erscheint ihre Gemeinschaft neben der Ehe wertlos und darum ebenfalls entbehrlich. Allerdings steht es bei einer solchen Gemeinschaft jedem Teil frei, sich von dem anderen zu trennen, wenn dieser ihn verdrießt. Aber diese Freiheit hat nicht das Gewicht, jene Gemeinschaft auch nur als wünschenswert erscheinen zu lassen. Sie zieht einen Mangel an Verantwortlichkeit groß, der eine Gefährdung wahrer Sittlichkeit bedeutet, und ist schon allein aus diesem Grunde ein Geschenk von zweifelhaftem Werte. Bei einer vernünftigen Handhabung des geltenden Ehescheidungsrechts, die allerdings nur vernünftig ist, wenn sie neben den Interessen der Eltern auch die der Kinder berücksichtigt, läßt sich eine gebotene Trennung auch so erreichen. Aber mag man immerhin auch anerkennen müssen, daß die Ehe als Quelle und Pflegestätte uneigennützigster Liebe das erstrebenswerteste Ideal der Lebensgemeinschaft ist, und weiter auch erwarten dürfen, daß diese historisch festgewurzelte Form der Gemeinschaft dauernd standhalten wird gegenüber den Utopien freier Liebe, so ist damit noch nicht die Frage entschieden, ob es gerecht, zweckmäßig und vernünftig ist, Kindern, die nicht einer ehelichen Gemeinschaft entsprossen sind, die Bewertung ehelicher Kinder zu versagen. In Wahrheit geschieht das. Es ist zwar übertrieben, wenn man schlechthin von einer Entrechtung des unehelichen Kindes redet. Richtig aber ist, daß nach den herrschenden Lebensanschauungen das außer der Ehe geborene Kind eine Zurücksetzung erfährt gegenüber dem ehelichen.

Diese Schlechterstellung bewegt sich weniger auf rechtlichem Gebiete. Daß das Verhältnis zwischen Vater und Kind hier ein lockereres sein muß, als beim ehelichen Kinde, und darum auch nicht derselben rechtlichen Ausgestaltung bedarf, wie bei diesem, ist natürlich. Schon der Mangel des familienartigen Zusammenlebens bedingt die Verschiedenheit. Wo dieses dem Äußern nach vorhanden ist, verbietet sich mit Rücksicht auf die beliebige Trennungsmöglichkeit der Zusammenlebenden der Entschluß, dem natürlichen Vater persönliche Fürsorgepflichten gegenüber dem Kinde aufzuerlegen, auch von selber. Es bliebe also, da die Unterhaltspflicht des natürlichen Vaters gegenüber dem vom ihm erzeugten Kinde gesetzlich festgelegt ist, nur an eine Umgestaltung der erbrechtlichen Verhältnisse beider zu denken und im Zusammenhange hiermit an die Frage, ob der Eintritt des Kindes in die Familie des Vaters und damit auch das Recht auf dessen Namen im Interesse des Kindes anzustreben ist. Immer aber werden die zahlreichen Fälle, wo die Vaterschaft zum Kinde nicht festzustellen ist, dem unehelichen Kinde die Möglichkeit nehmen, die Wohltaten des Verhältnisses zum Vater ebenso, wie das eheliche Kind, zu genießen.

Sein Verhältnis zur Mutter ist dem des ehelichen Kindes im Endergebnis nicht gar zu unähnlich. Allerdings hat die uneheliche Mutter im Prinzip nicht die elterliche Gewalt über ihr Kind. Es steht vielmehr unter Vormundschaft. Aber abgesehen davon, daß die Mutter mit der Führung dieser vom Gericht auch selbst betraut werden kann, steht ihr in jedem Falle das Recht und die Pflicht der persönlichen Fürsorge für das Kind zu und damit im springenden Punkte eigentlich der hauptsächlichste Teil der elterlichen Gewalt. Will man, um die fremde Hand aus dem Verhältnis zum Kinde auszuschalten, im Interesse des Kindes ihre Rechte zur elterlichen Gewalt verdichten, so wird sich nichts dagegen einwenden lassen, wenn die uneheliche Mutter den Grad sittlicher Verantwortung erreicht hat, der zu einem solchen Vertrauen berechtigt. Schlechthin kann ihr dieses Vertrauen nicht abgesprochen werden. Es ist vielleicht ein allzu festgewurzeltes Vorurteil, wenn man die Mütter unehelicher Kinder grundsätzlich als verworfen bezeichnet, und eine Schablone, wenn man sie fast ausnahmslos gleich



beurteilt. Wer Gelegenheit nimmt, sich in dem Schutz dieser meist hilfsbedürftigen Mädchen praktisch zu betätigen, der wird, wenn er gerecht und ohne Voreingenommenheit ist, sehr bald die Erfahrung machen, daß die weitaus größte Zahl derselben sittlich nicht so verkommen ist, daß ihnen die gehörige Sorgfalt für die Erziehung ihres Kindes nicht zugemutet werden kann. Meist sind sie Opfer der Verführung, trotzdem aber tragen sie fast alle das Bewußtsein einer Schuld. Das ist ein Zeichen, daß sie Verständnis haben müssen für sittliches Empfinden, denn Menschen, welche stumpf sind gegen die Beurteilung ihres Tuns, besitzen solches nicht. Für die soziale Bewertung des Kindes darf dieses Zeugnis der Mutter nicht ohne Rücksicht gelassen werden. Es hebt seinen Wert, was um so beachtlicher ist, als gerade auf dem sozialen Gebiet die wundeste Stelle für das uneheliche Kind liegt.

Nicht zum wenigsten darum, weil die Gesellschaft der unehelichen Mutter grundsätzlich Verachtung entgegenbringt, wird ihrem Kinde schon von Geburt an diejenige Fürsorge versagt, die im Interesse der Allgemeinheit wünschenswert wäre. Der überwiegend größte Teil dieser Kinder wird den Händen von Pflegerinnen anvertraut, da der Mutter ein Zusammenleben mit ihrem Kinde aus wirtschaftlichen Gründen nicht möglich ist. Das Leben in dem Hause dieser Pflegerinnen aber ist trostlos. In den meisten Fällen sind es sittlich nicht so hochstehende Personen, daß sie auch nur instande sind, einem fremden Kinde die gehörige Sorgfalt zu schenken. Zum großen Teil wollen sie es auch gar nicht. Die durch die Armut der Mutter bedingte Niedrigkeit des Pflegegeldes macht sie meist interesselos. Es soll nicht verkannt werden, daß von Polizeiwachen und auch aus der Mitte gemeinnütziger Veranstaltungen viel zur Überwachung dieser Pflegerinnen geschieht und daß auch Vormund und Vormundschaftsgericht vereinzelt ein wachsames Auge für diesen Teil des Kinderschutzes haben. Aber alles ist bei weitem nicht genug und so kommt es, daß von den 180 000 Kindern, die in Deutschland jährlich außerhalb der Ehe geboren werden, ein Drittel schon während des ersten Lebensjahres stirbt, der Rest aber zu einem erschreckenden Teil das Material für die Landstrolcher, Dirnen, Verbrecher und anderen Feinde der Staatsordnung liefert. So waren Uneheliche:

- a) in deutschen Zuchthäusern von 1891—1900
  - männlich = 8,5 Prozent
  - weiblich = 10,2 „
- b) in Besserungsanstalten von 1896—1900
  - männlich = 8,3 Prozent
  - weiblich = 12,5 „
- c) in Zwangserziehung von 1895—1900
  - männlich = 11,6 Prozent
  - weiblich = 15,1 „

Wer das ganze Maß des Unheils erwägt, das sich auf diese Weise nicht nur über das einzelne Individuum, sondern über die Gesamtheit schüttet, der wird sich zu dem Bekenntnis entschließen müssen, daß hier soziale Fürsorge mehr als anderswo nottut. Staat, Kommune und Gesellschaft widmen neuerdings der Jugendfürsorge ein besonderes Interesse insofern, als sie jugendliche Verbrecher der Gesellschaft zurückzugewinnen suchen. Sie werden nicht minder die Pflicht haben, Maßnahmen zu treffen, welche gewährleisten, daß die Jugendlichen nicht erst Verbrecher werden oder sonst der Gesellschaft verloren gehen. Dazu aber wird wesentlich gehören, daß man die große Anzahl der illegitimen Kinder, die heute in den kulturell niedrigst stehenden Schichten vater- und mutterlos und darum ohne Liebe aufwachsen, diesen Schichten, in denen sie von früh auf Trunksucht, Prostitution und andere Laster zu Gesicht bekommen, entzieht. Das wird am besten durch Gründung von Anstalten geschehen, in denen diese Kinder gleichwie in Waisenhäusern mit Sorgfalt und Liebe aufgezogen werden. Eine solche Erziehung wird sie am ehesten vor Verkümmern an Leib und Seele bewahren und hat für die Allgemeinheit nicht nur den Gewinn, daß ihr Feinde der Gesellschaft erspart bleiben, sondern auch den, daß sie sich nützliche Mitglieder heranzieht. Nützlich vielleicht um so mehr, als von Individuen, die einem sozial ungleichartigen Elternpaar entstammen, ein besonderes Maß von Intelligenz und Schaffenskraft zu erwarten steht, ein Gesichtspunkt, der für die Zwecke der Kolonial- und Siedlungspolitik vielleicht nicht außer acht gelassen werden darf.

Ob sich der Kinderschutz hiermit begnügen darf, ist eine weitere Frage. Ein großer Teil der unehelich geborenen Kinder geht zugrunde, weil sie nicht



lebensfähig geboren werden oder nach der Geburt der natürlichen Pflege der Mutter entbehren. Die Kindersterblichkeit ist in Deutschland mit am größten unter den Staaten Europas. Sie beträgt etwa 21—22 Prozent, wozu die Säuglingssterblichkeit unter den unehelich geborenen Kindern wesentlich beiträgt. Diese aber hängt zusammen mit den ungünstigen Lebensbedingungen, unter denen das uneheliche Kind zur Welt kommt. Die Entbehrung und der Mangel an Schonung, denen die Mutter vor der Geburt des Kindes ausgesetzt ist, ihre Vernachlässigung während der Rekonvaleszenz üben naturgemäß Rückschläge auf das Kind. Darum gehört zum Kinderschutz auch der Mutterschutz. Man sucht letztere mit der Einrichtung von Mutterschaftsversicherungen anzubahnen, durch welche nicht nur den ledigen Müttern, sondern auch den verheirateten Frauen die erforderlichen Mittel zur Pflege und Schonung vor und nach der Geburt des Kindes nach Art der Krankenkassenunterstützungen bereitgestellt werden sollen. Ob diese Versicherung, die z. B. die bayerische Regierung bei einer Kammerdebatte am 6. Dezember 1907 als sehr wünschenswert bezeichnet hat, Aussicht auf Verwirklichung hat, ist fraglich. Da in der Petitionskommission des Reichstages im Juni 1907 der Vertreter der Reichsregierung erklärte, daß eine solche Versicherung eine jährliche Mehrausgabe von etwa 270 Millionen Mark verursachen würde, so ist an ihre Verwirklichung vorläufig kaum zu denken. Aber schon durch einen schrittweisen Ausbau der Krankenversicherung läßt sich in dieser Beziehung mancherlei erreichen. Vielleicht auch, wie z. B. in Italien versucht wird, durch ein kombiniertes System, bei dem die erforderlichen Gelder sich aus freiwilligen Beiträgen der Versicherten einerseits und aus staatlichen, kommunalen und privaten Zuschüssen andererseits zusammensetzen.

In jedem Falle hat der Staat ein Interesse daran, sich ein Geschlecht, gesund an Leib und Seele, heranzuziehen, und in keinem Falle darf er, mag er jetzt auch einen Überschuß an Menschen haben, einen Teil der Bevölkerung nutzlos untergehen lassen.

## Der unmögliche Krieg.

Von v. S.

Vernunftgemäß ist anzunehmen, daß ein Staat nur dann an das politische und wirtschaftliche Wagnis eines Krieges geht, wenn wenigstens die Möglichkeit besteht, die mit Recht oder Unrecht gestellte Forderung, das Ziel der Gewaltaktion durchzusetzen. Wie aber will Serbien gegen Österreich-Ungarn dieser elementaren Bedingung genügen? Serbien widersetzt sich der vollzogenen Einverleibung von zwei ehemals türkischen Provinzen in Österreich-Ungarn. Fordert einen Teil dieser Gebiete, weil es einen freien Weg zum Meer wünscht und verlangt die Autonomie dieser Provinzen, weil deren Bewohner zum Teile serbischer Nationalität sind.

Insolange irgendeine Aussicht für Serbien bestand, daß eine oder mehrere der Großmächte sich aktiv auf seine Seite, und gegen die Annexion stellen würden, war die Herausforderung noch zur Not haltbar. Wenn Große in Streit geraten, kann immerhin für Kleine etwas abfallen. Aber heute weiß Serbien vom König herunter bis zum letzten Straßenjungen, daß kein russischer Soldat und kein englischer Schilling für die Sache eines Friedensstörers am Balkan mobil zu machen ist.

Man müßte allgemeine Hirnparalyse in Belgrad voraussetzen, wollte man den Serben zumuten, ernstlich zu hoffen, mit ihrer Armee Österreich-Ungarn zu bezwingen. Das Ziel des Krieges ist also unter keiner wie immer gearteten Möglichkeit zu erreichen. Wenn serbische Invasionen in Bosnien auch mit Teilerfolgen durchführbar erscheinen, würde doch die serbische Armee im Handumdrehen ihre strategische Basis verlieren, indem österreichische Truppen Donau und Save überschreiten.

Unter solchen Umständen erscheint es geradezu ehrenrührig gegen die sonst anerkannten militärischen Qualitäten des serbischen Kriegsministers General Zivkovic, diesem zuzuschreiben, den Krieg des „isolierten“ Serbiens um jeden Preis zu wollen. Ich glaube vielmehr, daß der ehrenwerte General die fürchterlichen Lücken in Ausrüstung, Organisation, Vorräten der serbischen Armee geschickt durch die Kriegsstimmung auszufüllen versucht. Nur das Fieber des drohenden



Kriegees kann ihm zu den Krediten verhelfen, deren die vernachlässigte und weit hinter der bulgarischen zurückgebliebene Armee bedarf.

Aber an einen tatsächlichen, ernsten Krieg kann kein vernünftiger Serbe denken.

Und somit erklärt sich auch die „Wurstigkeit“ der Wiener Regierung gegenüber den serbischen Rüstungen und Provokationen.

Man glaubt eben in Österreich, daß es nicht zum Schlagen kommen kann . . .

## Der Karneval als bayrisches Reservatrecht.

Von G o b b o.

Der Norddeutsche liebt den Süddeutschen, insonderheit den Münchner. Allein diese Liebe ist eine unglückliche, denn sie wird nicht erwidert. Die Folgen sind schreckliche. Ich wage zu behaupten, daß unglückliche Liebe ebenso wie Politik den Charakter verdirbt und zwar beiderseits. Bei den Norddeutschen führt das zu einer monströsen Paarung von Verstimmung und Groll mit exzentrischen Liebestorheiten: Was sich diese bayrischen Dickschädel wohl einbilden, sie sollten froh sein, daß wir um ihre Gunst werben. Doch wir wollen nun mal durchaus bayerisch-selig werden, und wenn sie uns nicht mögen, so müssen wir eben zu Surrogaten greifen . . . Geburt der Alpenbälle.

Die an der Isar aber sahen's erst mit Staunen, dann wurde ein dummer Stolz daraus und heute meinen dort unten viele ganz ernsthaft, nur die bayrische Lebensführung sei eine gut deutsche und nur in München verstehe man, aus all den feinen Dingen des Lebens eine Kultur harmonischer Daseinsfreude zu bereiten. Das ist sehr schade. Das Unbewußt-Selbstverständliche wird auf diese Weise zum Bewußt-Absichtlichen; die naive Holterkeit des Genießens wird von der Empfindung infiziert, daß es so etwas wie eine nationale Pflicht des Bayern sei, Fahnen hochzuhalten, die mit fröhlichen Weisheiten als Bannersprüchen geziert sind. Jüngst konnt' ich das beim Münchner Karneval beobachten. Der lustige Fasching wird nicht mehr nur noch deshalb gefeiert, weil vergnügte Menschen die Jubel- und Trubelmöglichkeiten eines Jahres als „quinta essentia“ herausdestillieren wollen, sondern immer mehr

deshalb, weil er zu einem Programmpunkt der bayrischen Volkspolitik geworden ist. Der Karneval wird in der Tat als eine Art bayrischen Reservatrechts betrachtet, auf das man stolz ist, doppelt stolz, weil ihm preußisch-deutsche Machtgelüste nichts anhaben können. Das betont man, das unterstreicht man dort, und der Norddeutsche bekommt's bei jeder Gelegenheit zu hören. Würde er den Süddeutschen (insonderheit den Münchner) nicht so grenzenlos lieben, so hätte er alle Ursache, darüber schadenfroh zu lächeln, so aber muß er sich wehmütig sagen, daß gerade hierdurch die Gefahr eines allerletzten Aschermittwochs für den Münchner Fasching heraufbeschworen wird. Wenn der Besuch von Balparés und Redouten demonstrative Bedeutung gewinnt, dann werden die Jungbrunnen, aus denen jetzt so köstliches Leben sprudelt, bald versiegen. Wenn sich in das närrische Treiben „Überzeugungen“ einschleichen, wird es sicher bald langweilig werden und wenn man in aller Fröh seine Weißwürst' nicht mehr bloß mit guter Laune und gutem Appetit zu verzehren haben wird, sondern im Bewußtsein, sich damit der bayrischen Kultur nützlich zu erweisen, dann werden sie in Kürze viel von ihrer Bekömmlichkeit verlieren.

## Die Woche der Messerstecher.

Von J a b.

Ein Besessener führte in Wonneshauern den ersten Messerstoß. Einer, in dessen Leib die Triebe der Arterhaltung sich unwiderstehlich in Zuckungen blutdürstiger Wut verwandelt haben. Da alle sexuellen Dunkelheiten durch seltsame Berührungen zusammenhängen, bringt die Erschütterung eines der rätselhaften Fäden immer gleich das ganze Gewebe in Unruhe. Und so sprang das Fieber schnell in andere Seelen, in denen gleiche Gelüste lauerten, hinüber.

Wieviele Kranke mag eine Stadt, in der drei Millionen Menschen durcheinander wimmeln, beherbergen! Heuchlerisch wußten sie ihre wilden Impulse zu verheimlichen. Jetzt, in den Tagen der allgemeinen Erregung brechen sie hervor. Bald schleicht hinter dem ersten Wahnsinnigen ein zweiter und dritter einher, und die Apachen, die auch sonst gern, um sich ein kleines Vergnügen zu gönnen, einem Ahnungslosen auf einsamer Straße



ihr Messer zwischen die Rippen treiben, werden auf einmal zu frecheren Versuchen ermutigt. Die psychische Ansteckung flackert weiter. Schon meldet sich auf dem Polizeiamt das Schulmädchen, das seine Kleider selbst mit ungleichmäßigen Schnitten zerrissen hat und vorlügt, sie sei überfallen worden.

Eine solche geistige Pest ist für die Großstadt eine der tückischsten Gefahren. Wo immer sie wütet, in London, Paris oder Berlin, jedesmal sind die Behörden ohnmächtig gegen sie. Darein will man in Deutschland, wo man von der Polizei alles und von der Selbsthilfe nichts erwartet, sich nicht finden. Man bedenke, welche Schwierigkeiten schon das Abfassen von Taschendieben bietet, die sich doch viel umständlicher und länger mit ihren Opfern abgeben müssen. Und nun gar die Messerstecher, die sich von ungefähr herandrängen, zu einem einzigen Hieb ausholen und unter dem Schutz der Verwirrung verschwinden.

Man kann nicht tausend Straßen und die Treppen aller Häuser mit Wächtern besetzen. Immer wird es schlecht beleuchtete Winkel, unbeleuchtete, nicht beobachtete Strecken geben. Die Raubtiere selbst aber passen mit geschärften Sinnen auf. Sie sind immer im Vorteil, denn sie sind auf alle Möglichkeiten gefaßt, indes die angegriffene Frau vom Schrecken so überrumpelt wird, daß sie oft selbst zu schreien vergißt. Das ist das Furchtbarste an diesem Grauen, daß es fast nie und nirgendwo zu packen ist. Auch die Moabiter Brandstifter sind unentdeckt geblieben. So geheimnisvoll wie die Untaten aufflackern, erlöschen sie auch. Wir können von Glück sagen, wenn wir von dem Entsetzlichen diesmal schnell erlöst werden.

Eins hat sich wieder bestätigt. Die Gefahr wächst mit der Neugier, die sie umfängt, sie schrumpft zusammen, wenn die Sensation ihr untreu wird. Will man aus dieser Erfahrung noch immer nichts lernen? Diesmal haben die Messerstechereien von dem Tage an sich vermindert, an dem alle Zeitungen — geschah es auf einen Wink der Polizei? — nur mit wenigen Worten von den letzten Überfällen sprachen. Es wäre unsinnig, zu verlangen, daß die Blätter solche Ungeheuerlichkeiten totschrögen. Dann bliebe das Publikum ungewarnt. Aber war es nötig, mit so widerlichem, epischem Behagen die

ganze Vor- und Nachgeschichte jeder Verwundung zu erzählen, jedes stammelnde Wort der zu Tode erschrockenen Dienstmädchen den Zeitgenossen beim Frühstück und beim Abendbrot zu wiederholen, das kitzelnde Gruseln und die Angst täglich neu aufzureizen und so die überhitzte Atmosphäre erst zu schaffen, in der die Instinkte am leichtesten sich entzügen?

Der erste Ursprung der letzten Greuel war sadistische Gier. Es ist der schnellste und feigste Lustmord, der sich in einem einzigen Messerhieb zusammenkrampft und dann spurlos im Menschengedränge untertaucht. Daß er meist nicht gelingt, ist sicher nicht der Wunsch des Mordlustigen. Das Zusammenschauern und Zucken des getroffenen Weibes kann der Messerstecher nicht genießen. Er muß gleich fliehen. Diese Weide verschaffen ihm erst die Zeitungen, die ihm die Wirkung seiner Tat liebevoll beschreiben, ihm keine Gebärde, keinen Schmerzenslaut seines Opfers vorenthalten.

Auch jene, die stumpfsinniger Nachäffungstrieb bewegt oder die herostratische Lust beseelt, die Verurufenheit, den Zeitungsruhm eines Tages ganz auszukosten — aus dem Dunkel ihres Nichts wollen sie plötzlich herausgehoben und der Popanz von Hunderttausenden werden. — Wie enttäuscht wären sie, fänden sie am nächsten Morgen an Stelle eines vielstrophigen Heldengedichts nur die Worte: „In der . . . Straße ist wieder ein infamer Überfall versucht worden. Man nehme sich vor dem Irrsinnigen in acht.“ Wir haben in Berlin zwei Blätter, die in einer Auflage von mehr als einer halben Million in den niederen Volkskreisen verbreitet sind. Hätten diese Blätter von Anfang an darauf verzichtet, jede neue Fleischwunde in einer langen Schauerballade zu verherrlichen, dann wäre die Seuche vielleicht nie so böse ausgeartet.

## Neue Sage von Tristan.

Von Felix Braun.

Man könnte sagen: Das Vorspiel zu dem Buche „Isolde Weißhand“ von Emil Lucka (Berlin, S. Fischer Verlag) seien die ersten zwei Akte von Wagners „Tristan und Isolde“ und sein Ton — oder seine Seele — sei nichts anderes als die traurige



Weise aus der Schamel des Hirten. Tristan hat Abschied genommen und zieht in fremdes Land, traumhaft, wie ohne Sinne, schattenhaft-leise. Das ist ja des Leides Zeichen: das Langsame und Leise, und auch dies: daß alles Begegnende wie zum Schatten verwandelt scheint. Selbst die beiden, denen es zufließt, „Tristan von seinem Schmerz fortblicken und etwas anderes sehen zu lassen, das nicht sein Schmerz war“: der alte Spielmann Riolt und Imbrek, der Schmied, der seine Rosse beschlug —: was waren sie ihm mehr als bewegte Schatten? Wie dieses Thema des Leids fortklingt, bis zu dem Abend im Schnee, an dem Tristan ganz nahe ist, dort hinüberzuschwinden, wo die Stille vertieft ist und nicht klingt; wie er durch sein kluges Pferd Blgrat vor dem Fuchs gerettet wird; wie ihn zwei Dienstmannen des Königs von Karke finden und des Königs Tochter, Isolde mit den weißen Händen, in die Hütte kommt, die den Fiebernden birgt; wie sie ihn ins Schloß bringen läßt, um ihn zu heilen —: dies alles ist erzählt wie in einer fernen, mit den festerlichen Gefühlen des verschollenen Wunderbaren ans Herz rührenden Sage.

Man ahnt, was jetzt geschehen muß, und wer sich des Meisters Gottfried von Straßburg entsinnt, weiß es wohl auch: daß die zweite Isolde den fremden Ritter lieben wird, solange über ihre Hoffnung hinaus, bis er, der Müdigkeit müde, der ersten vergißt und des Liedes und des Gartens, den ihr Liebesabschied Immerblühend verzauberte. Aber dies ist das Schöne an der neuen Sage: daß zwischen dem Leid und der fremden Liebe ein Göttliches und die Nähe des Todes ist. Der Knabe Percival mit den goldenen Augen schreitet, den Eschenstab schwingend, durch das Land dieser Schicksale. Er

hat den jungen Kaherdin, Isoldes Bruder, erschlagen, Tristan tritt ihm entgegen, doch vor dem Anblick des Wehrlosen erfaßt ihn Furcht und treibt ihn in Flucht. (So floh Hektor vor Achilles.) Da rettet ihn, der dem Tode verfallen scheint, Isolde Weißhand. Und noch einmal stehen sich Tristan und Percival gegenüber: nachts, an der Bahre Kaherdins, im Gespräch um große und dunkle Dinge, an denen der Knabe ungebeugt reißt und die den Trauernden tiefer beugen. So findet ihn Isolde und was ihre Heilung und alles Belebende nicht vermochte —: im Angesichte des Todes entzündet sich die neue, vom Schicksal gehaßte und doch geforderte Liebe mit den unreinen Schatten des Verrates.

Wie dann das Buch ausgeht: mit dem Tod der Königin des Nordens, die mit dem welkenden Garten abstirbt, und der großen Vision, die das „steuerlose Schiff langsam in den Winternebel in das riesige Zackentor fahren“ schaut, „das rot und unbeweglich über der Nacht des Nordmeeres steht“, — das ist Mythos. Wer in sich die Kräfte fühlt, einen Herbst oder Frühling in Schicksal aufzulösen oder aufgelöst zu begreifen, wird in diesen Gestalten — inkarnierten Symbolen der ewigen Gefühle: der Liebe, der Sehnsucht und des Leids eine Tragik spüren, die ihm nahe ist, die er erlitten oder geahnt hat. Wer nur liest, um Stunden zu füllen, den mögen die Mängel des Romans: sein zu langsames Tempo, seine geringe Spannung, sein Streichen des Typischen in manchen Figuren vielleicht nicht zu reinem Genuß gelangen lassen, aber, den Rat befolgend, die einzelnen wundervoll abgeschlossenen Kapitel mit aller Intensität des Lesens in sich aufzunehmen, wird er dem, der ihn zu dieser neuen Sage geführt hat, doch auch dankbar sein.

## Neue Bücher.

Der Redaktion sind folgende Bücher zugesandt worden:

Landgerichtsrat Dr. J. K. Julius Friedrich.  
Kolonialpolitik als Wissenschaft. Berlin und  
Leipzig 1909. Dr. Walther Rothschild. Preis  
M. 1,—.

Adolf Stein, Wilhelm II. 1.—5. Tausend.  
Leipzig. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung.  
(Theodor Weicher.)

R. Charnatz. Österreichs innere Geschichte

von 1848–1907. I. Die Vorherrschaft der  
Deutschen. Leipzig. Verlag B. G. Teubner.  
Dr. Stier-Somlo. Der Staat als Kunstwerk  
und die Wirklichkeit. Leipzig. Verlag Deutsche  
Zukunft, G. m. b. H. Preis M. 1,40.  
Konrad Fischer. Ein offenes Wort aus  
Deutsch-Südwest. Der Warmbader Distrikt.  
Die brennendsten wirtschaftlichen und poli-



- tischen Fragen des Südens unseres Schutzgebietes. Leipzig. Verlag Deutsche Zukunft, G. m. b. H. Preis geb. M. —,80.
- Dr. Theobald Fischer. Mittelmeerbilder. Gesammelte Abhandlungen zur Kunde der Mittelmeerländer. Leipzig-Berlin. Verlag B. G. Teubner. Preis geh. M. 12,—, geb. M. 14,—.
- Dr. C. Mencke. Die Geschäftsmethoden der Standard Oil Cy. Berlin W. Verlag für Fachliteratur, G. m. b. H.
- Gustav von Schubert, Kgl. sächs. Generalleutnant. Lebenserinnerungen von Geh. Kirchenrat Dr. Hans von Schubert. Stuttgart u. Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt.
- Dr. Johannes Obst. Politisches Handbuch für jeden Deutschen. Berlin. L. Oehmigke's Verlag (R. Appellus). Preis geb. M. 1,—.
- Feirefiss. Der neue Kurs und der Zusammenbruch der deutschen Politik. Leipzig. Verlag Deutsche Zukunft, G. m. b. H. Preis M. —,80.
- Franz Blei. Die Puderquaste. Ein Damenbrevier. Aus den Papieren des Prinzen Hippolyt. München. Verlag Hans von Weber. Preis geh. M. 4,50, geb. M. 5,40.
- Maurice Renard. Der Doktor Lorme. Ein Schauerroman. Deutsch von Heinrich Lautensack. München. Verlag Hans von Weber. Preis geh. M. 4,50, geb. M. 5,50.
- Rainer Maria Rilke. Geschichten vom lieben Gott. Leipzig. Insel-Verlag. Preis geh. M. 3,—, Leinen M. 4,—.
- Balzac's Menschliche Komödie. 3. Band: Eugenie Grandet. Der Ehevertrag. Übersetzt von Gisela Etzel. Leipzig. Insel-Verlag. Preis geh. M. 4,—, Leinen M. 5,—.
- Edmond und Jules de Goncourt. Die Kunst des achtzehnten Jahrhunderts. Übersetzung des ersten und fünften Abschnittes von Maria Edecke, des zweiten, dritten, vierten und sechsten Abschnittes von Paul Prina. Leipzig. Verlag Julius Zeitler.

Schluß des redaktionellen Teiles.

### Alle Manuskript- und Büchersendungen

an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33.

Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33; für Österreich - Ungarn: Dr. Felix Braun in Wien. — Expedition für Österreich - Ungarn bei Hermann Goldschmidt, Wien I, Wollzelle 11. — Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76. — Druck von G. Bernstein, Berlin SW. 68, Zimmerstr. 94.

## Am Nordpol

wie in der Wüste Sahara mundet zu jeder Zeit gleich vorzüglich die Qualitäts-Cigarette „Salem Aleikum“. Mild, naturell-aromatisch. :: Keine Ausstattung, nur Qualität.

	Nr.	3	4	5	6	8	10	
Preis:		3 1/8	4	5	6	8	10	Pfg. das Stück.





10. HEFT.

4. MAERZ.

1909

## Die elsässische Frage.

Eine Schlußbetrachtung.

Von

Otto Flake.

### I.

Die Droschkenkutscher in Straßburg würden demnächst schon die elsässische „Frage“ untereinander ausfechten, meinte neulich ein Kritiker eines meiner Beiträge zur elsässischen Literatur: offenbar war es ihm der Aufsätze, Vorträge und Broschüren zu diesem Thema ein wenig zu viel geworden.

Aber es hat sich — und das ist nicht uninteressant — gezeigt, daß solche theoretische Behandlung eines Problems nicht immer nutzlos zu sein braucht, die elsässische Frage wenigstens ist durch sie erstens definitiv, zweitens in ihrem augenblicklichen Entwicklungsstadium festgehalten und drittens sogar der endgültigen (und endlichen!) Lösung nahegerückt worden. Ja, es darf sogar die Behauptung gewagt werden, daß sie im Grunde schon g e l ö s t i s t, dadurch, daß die beiden Gegner der Auffassung, die Elsässer und die Deutschen, den entschiedenen Weg zur Versöhnung einzuschlagen beginnen, der auf beiden Seiten eine außerordentliche E i n l e n k u n g bedeutet, am stärksten auf deutscher Seite, von beiden gleich ehrlich. Wie einfach sind im Grunde alle Fragen des Lebens und wie schwer der Weg zu dieser Klarheit!

Die altdeutschen Beurteiler haben mehr als fünfunddreißig Jahre dazu gebraucht. Es gab für sie keine Frage, deren Anerkennung immer das Verständnis für die Selbst-



ständigkeit des Gegners bedeutet. Im Elsässer aber sah man nichts Eigenartiges, keinen Menschen von anderen Voraussetzungen, Neigungen und Zielen, sondern — ja, was sollte man in ihm eigentlich sehen? Etwas wie ein Rätsel, einen Querkopf, einen verstockten Protestler, der wider bessere Erkenntnis den Übertritt zum neuen Dogma verweigerte. Und der doch zuletzt des gleichen alten Glaubens, oder (um nicht den Irrtum aufkommen zu lassen, das sei eine religiöse Anspielung) der des gleichen alten Blutes, der gleichen deutschen Abstammung war. Der Elsässer war doch in der Tat nur mit den früheren Brüdern wiedervereint worden; er mußte also die Befreier mit offenen Armen begrüßen; daß er es nicht tat, darüber waren die Herren am Stammtisch sämtlich einig, war nur aus — freilich echt alemannischem — Trotz erklärlich. Auch heute meinen das die Stammtische immer noch, indessen ein paar offene Köpfe, die ins Leben geblickt und lange genug im Lande gelebt hatten, um mit eigenen Augen sehen zu lernen, den Trugschluß in jener anscheinend so logischen Überlegung „von welschem Höllenjoche deutschen Blutes“ erkannten und eingestanden.

Die ursprüngliche Stammverwandtschaft mit dem Deutschland rechts des Rheines ist nicht zu leugnen (das wäre Wahnsinn), aber an sich bedeutet sie noch nicht zu viel. Es passiert auch im Familienleben, daß ein Glied sich in entscheidenden Jahren loslöst, seine eigenen Wege geht, die bestimmenden Abenteuer seines Blutes erlebt und eines Tages dann mit den alten Angehörigen nur zusammentrifft, um die völlige Entfremdung festzustellen. Auch die Schweiz und die Niederlande haben sich dem Reich entfremdet und sind eigene Wege gegangen; früher als das Elsaß; aber auch damals, als dieses, von der unter sich so uneinigen Familie schlecht behütet, die französische Zwangsadoption noch als die endliche Gewähr der so notwendigen ruhigen Entwicklung begrüßen mußte, handelte es sich um e n t s c h e i d e n d e J a h r e.

Europa war gerade im Begriff, sich endgültig zu nationalen Staaten zusammenzuschließen oder, wenn man will, zu trennen, und diese Staaten wiederum, geschlossene Kulturen auszubilden, d. h. jene spezifische Eigenart, die sämtliche Betätigungen eines Volkes, vom Essen und Trinken angefangen, bestimmt: Geselligkeit, Stellung zum Nächsten, Schwere oder Leichtigkeit des Blutes, die Auffassung des alltäglichen Lebens gehören dazu so gut wie die höchsten Ideen, Moral und Kunst. Solange ein Volk diesen Grad noch nicht erreicht hat, ist es noch keine Nation, kein Volk im tieferen Sinne; solange also gibt es auch kein Merkmal der Zugehörigkeit zu ihm. Man beachte nur, daß das Elsaß vom Reich getrennt wurde, bevor sich der Begriff einer deutschen Kultur, den wir ja erst hundert Jahre später entstehen sehen, verdichtete. Das ausgehende Mittelalter, d. h. eine Zeit, in der das Elsaß rein deutsch gewesen war, hatte zwar die ersten Grundlagen einer nationalen Kultur gezeitigt, aber dieser Prozeß wurde bei uns seit und infolge der Glaubensspaltung abgebrochen.

Frankreich dagegen gelang zur Zeit der Angliederung des Elsasses eine Aufgabe, die seit Beginn der Geschichte erst einmal dem Hellenismus gelungen war: eben jene



durchgehende Kontrolle aller natürlichen Zustände durch ein von Menschen erfundenes Prinzip, das wir Kultur nennen, der einheitliche Geist, der begrenzt ist, aber eben in dieser Begrenzung seine Voraussetzung hat. Auch die höfliche Kultur Frankreichs war einseitig, aber sie war geschlossen, z u E n d e g e d a c h t, radikal und bedeutete die weiteste Entfernung des Menschen von der trivialen Barbarei, also einen Sieg der zielbewußten Idee. Dasselbe Frankreich aber war glücklich genug beanlagt, diese Kultur in dem Augenblick, als sie nichts mehr zu verwirklichen hatte, fallen zu lassen und, aus ihr nur eines für immer mit sich nehmend, die geschmackvolle Höflichkeit im Verkehr unter Menschen, mit fröhlichem Selbstvertrauens an eine den neuen Verhältnissen angepaßte Umwandlung heranzugehen: die Revolution wurde römisch antik, das 19. Jahrhundert aber modern; Frankreich bildete zuerst den Begriff der reichen Bourgeoisie aus, die zuerst liberal, dann demokratisch war, immer jeder Nuance des Zeitgeistes angepaßt. (Die gleiche Fähigkeit bewies der französische Geist in der modernen Kunst, im Roman und in der Malerei.)

An ein solch kulturfähiges Land nun wurde das Elsaß angegliedert. Bis zur Revolution war im Grunde jedoch bei den großen Massen wenig von der Einwirkung des neuen Geistes zu spüren; dazu lag die Provinz zu weit von dem Sitz dieser zentralisierten Kultur entfernt. Die Verschmelzung vollzog sich in der Revolution, die in den Provinzen nicht viel weniger mit Leib und Seele ausgefochten wurde, als in Paris, und die im Elsaß eines bewirkte: das völlige, aber auch völlige Vergessen der Vergangenheit und das Gefühl, mit einer Nation, einem größeren „Ganzen“ gemeinsam eine der ungewöhnlichsten, folgenreichsten Epochen, eben ein Stück Weltgeschichte erlebt zu haben. Große Erlebnisse verbinden. Aus dieser Zeit rührt die auffällige Tatsache her, daß die Elsässer ihre eigene Geschichte nicht mehr kennen, daß ihnen — von dem Häufchen Protestanten abgesehen — Reformation und Humanismus keine lebende Vergangenheit bedeuten, daß Geiler, Sebastian Brant, Jakob Sturm kaum mehr als Namen sind; dagegen bedenke man, wie die Landsknechtszeit, Götz, Till Eulenspiegel, der Doktor Faust von der P h a n t a s i e des deutschen Volkes Besitz ergriffen haben.

Die erste Phantasiebildung aber seit der Okkupation vollzog sich in der elsässischen Seele — und das heißt weiter nichts, als daß diese sich zur Befruchtung öffnete — unter dem Kanonendonner der Napoleonischen Schlachten, den Adlern seiner jungen Kohorten, dem triumphierenden Anbrausen der Marsellaise. Der (altdeutsche) Schriftsteller Karl Gruber hat diesen bestimmenden Einfluß der Napoleonischen Ära erkannt und in seinem instruktiven Sammelband \*) ausgezeichnet dargestellt: „Der anfangs uferlosen enthusiastischen Volksstimmung schafft das Kaisertum eine organische Vorstellungswelt, halb Realität, halb Symbol und Legende, aber eben durchaus militärischen Gepräges: die Welt der nationalen Gloire. Diese ersetzt und beseitigt endlich die mittelalterlich-elsässische Gedankenwelt. Nach anderthalb Jahr-

---

Karl Gruber: „Zeitgenössische Dichtung im Elsaß“. Straßburg, Ludolf Beust, 1906.



hundertten verwischter Individualität spielt der Stamm, und zwar durch eine persönlichste Stammestugend wieder in der Staatengeschichte mit. Das wirkt wie nationale Neugeburt. . . Man war nationalfranzösisch geworden, als die Befreiungskriege einsetzen.“ Damals eröffnete sich den Elsässern das Verständnis für die französische „Gloire“, die man meiner Ansicht nach bei uns nicht ernst, geradezu nicht tief genug nimmt — man muß dichterisch empfänglich sein, um sich zu Friedenszeiten ihr Wesen aus Andeutungen rekonstruieren zu können. Die Deutschen glaubten gerade diesem Gegner die Herzen streitig machen zu können und, selber Sieger in einem beispiellos prägnant geführten Feldzug und Inhaber des gewaltigsten stehenden Heeres, ruhig an eben die tiefeingesessene Kriegsfreude der Alemannen appellieren zu dürfen. Aber die deutsche Armee kennt nicht, was dem Gloirebegriff der französischen entspräche. Der Deutsche ist gern Soldat, aber er vergißt gleichwohl nie die Vorstellung der P f l i c h t , die sein germanisches Wesen zwar völlig durchdringt, aber auch alles, was spontan heißt, gleichsam lähmt.

Wohlverstanden soll damit nur die Tatsache umschrieben werden, daß es dem Deutschen, auch in seinem Soldatenleben, nicht gegeben ist, einen freimütig-zwanglosen Geist der Allgemeinheit hervorzurufen, derart, daß auch der Geringste sich als notwendiges Glied des Ganzen fühlt, von dem er auch Anerkennung erwarten darf. Die Herzen werden selten entflammt, der Rausch, die Legende reißt sie nicht mit, es sind eben Germanen, die ihr Heer auf dem etwas starren Treuverhältnis der Geführten zu den Führern aufbauen. Es gibt keinen charakteristischeren Unterschied, als den zwischen dem deutschen Untertanen und dem elsässischen. Jener fühlt sich vor allem als Stütze von Thron und Altar, immer noch zum absoluten Gehorsam bereit, wie er ja oft genug als (selbstverständliches) Mitglied seines Kriegervereins das Strammstehen weiter übt — dieser lebt, jedem Abstraktum fern, mit seiner Erinnerung in den Zeiten, in denen er jung und „hitzig“ war, so wie alte Leute in ihrer Vergangenheit leben: mit dem Herzen und dem ein wenig wehmütigen Verständnis menschlicher Dinge. Sie sterben freilich aus, die alten Soldaten, die in der Mittagssonne auf dem Kleberplatz in Straßburg sitzend, an die Kriegsabenteuer des dritten Napoleon zurückdenken, dessen Käppi und Knebelbart den Kopf ihrer Pfeife verzieren. Die Gloire, das ist das l y r i s c h e Verhältnis, das der einzelne seiner verschwindenden Unbedeutendheit zum Trotz zu den Angelegenheiten der großen Welt hat, die deutsche Mannhaftigkeit ist, selbst wenn sie nicht nur das Draufloshauen der Urannen bedeutet, das Verhältnis des einzelnen zu einer s i t t l i c h e n Idee (Befreiungskriege!). Die Lyrik, die Romantik aber werben, die Sittlichkeit bleibt immer auf den Kreis ihrer Angehörigen beschränkt, sie muß sich zu gewöhnlichen Zeiten bescheiden.

Auch die Demokratisierung der französischen Armee hängt von dem Gloirebegriff ab, wie dieser von ihr, und die alemannischen Herzen flogen ihr nicht zum wenigsten darum zu, weil es Söhne des Volkes waren, die als Marschälle und Generäle den Ruhm des



elsässischen Namens an die Trikolore hefteten; man glaube nicht, daß h e u t e die breiteren Schichten des elsässischen Volkes es vergessen haben, daß seine Söhne es im deutschen Heere zu namenlosen Feldwebeln bringen, während ihnen drüben die Republik, weniger aus theoretischem Fortschritt, als aus wärmerer Anerkennung der Menschenrechte die ganze Laufbahn öffnet.

Das Resultat der revolutionären und der napoleonischen Ära war die B e r e i t - w i l l i g k e i t des Elsässers, auch da Franzose zu werden, wo er es noch nicht war, im Äußern, in der Sprache, im Benehmen, im Geschmack, kurz in dem, was wir zusammenfassend den Lebensstil nennen können, die Gemeinschaft der ästhetischen und sozialen Anschauungen. Was Frankreich hier zu bieten hatte, weil es durch eine zu Ende gedachte Kultur hindurchgegangen war, haben wir gesehen. Die Führung bei dieser Gallisierung übernehmen die oberen Schichten des elsässischen Volkes, die nun, mit Beginn des neuen industriellen Zeitalters, sich analog zu der Bourgeoisie des französischen Bürgerkönigtums zu bilden begannen. Das an natürlichen Schätzen und Hilfsmitteln reiche Elsaß war einer der frühesten Sitze des modernen Gewerbefleißes, dessen Fabriken in seinen Tälern Wasserkräfte, bequeme Beförderungswege und billige Arbeitshände fanden.

Diese oberen Schichten, die Fabrikanten, Richter, Deputierten, Notare, Ärzte gingen also restlos zum französischen Lebensstile über. In ihm fand ihr von dem wachsenden Reichtum erzeugtes Bedürfnis nach einer k u l t i v i e r t e r e n L e b e n s w e i s e seine Erfüllung. Von einer gewissen sozialen Stufe an legt überall das Volk seine wohl von den Vätern ererbte, aber immer auch derbere Sprache ab, indem es zu einer Redeweise greift, der man gern das Präfix hoch voransetzt. Auch bei uns sprechen die gebildeten Stände keinen Dialekt, sondern „Hochdeutsch“, wenigstens ausnahmslos dann, wenn sie sich feiner, gemessener ausdrücken, d. h. b e n e h m e n wollen. Das Hochdeutsch des Elsässers aber — dessen Dialekt eben kräftig ist, aber derb klingt — wurde durch die Verkettung der Umstände — Französisch. Das ist kein Paradoxon, sondern reine Wahrheit. Wie sollte der Elsässer auch dazu kommen, Hochdeutsch zum Ideal der feineren Bildung zu machen? Er war ja völlig vom deutschen Leben abgeschnitten, in dem seit etwa 1750, also nach der Loslösung des Elsasses, sich erst eine (hochdeutsche) Kultur der oberen Stände zu bilden begann. Die Erlebnisse des Elsässers waren Revolution, Kaiserreich, Bürgertum, die des Deutschen Friedrich der Große, deutsche Klassik, Jena, Befreiungskriege, deutsche Frage — zwei Welten, von denen keine die andere berührte.

Aber lag darin, daß der französische Lebensstil, der der oberen Schichten wurde, nicht eine Beschränkung? Blieb der Kern der Bevölkerung nicht gut deutsch? Auch das ist nur scheinbare Logik, die durch die Erfahrung widerlegt wird. Bei einem weniger demokratisch gerichteten Stamm hätte dieser Gegensatz von oben und unten vielleicht Bedeutung gewinnen können. Nicht im Elsaß. Mit Absicht brauchte ich immer den Ausdruck obere S c h i c h t e n, um ihren Zusammenhang mit den mittleren und unteren anzudeuten: einen oberen Stand kannte das vom Adel geradezu gänzlich entblößte Elsaß nicht. Der



Reichtum bestimmt die Unterschiede, aber er wurde in diesem Lande nie eigentlich zu einem so abstoßenden und zum Idol erhobenen principium divisionis wie anderwärts. Dazu wurzeln hier alle „Stände“ zu g l e i c h m ä ß i g im gemeinsamen Mutterboden, der Scholle im Wortsinn. Keine Familie, die nicht Verwandte im Dorf hätte. Es gibt im Elsaß nicht den Gegensatz von Städtern und Landbewohnern. Jeder steht irgendwie mit einem Fleck des fruchtbaren Landes in der innigsten Beziehung, der des Besitzers und Bebauers. Eine vermögenslose vor allem grundbesitzlose Beamtschaft wie in Deutschland ist absolut unbekannt: daher sie auch nicht sich von der Allgemeinheit absondern noch sich, Inzucht des Standesbegriffes treibend, durch einen verhängnisvollen Irrtum für etwas Höheres halten kann. Im Elsaß ist das Bauernblut gleichmäßig durch alle Adern verteilt.

Daraus ergibt sich aber, daß der französische Lebensstil, der bei den oberen Schichten Erfüllung wurde, bei den mittleren und unteren (im Grunde gibt es keine unteren Schichten, höchstens in den Fabrikorten ein leider wie anderswo auch entcharakterisiertes Proletariat) zum I d e a l wurde. D. h. zu einem Teil, wie es für den deutschen Beamten etwa die „Bildung“ seiner Kinder darstellt: zu einem erreichbaren Ziel. Der Drang nach aufwärts, der in jeder Masse sitzt, geht also hier gleichfalls dem französischen Lebensstil entgegen. Daher jene oft verspottete Erscheinung des mittleren Elsässers, der Deutsch und Französisch durcheinander brockt: er wartet nicht, bis er die Berechtigung erhält, sondern er nimmt soviel von ihr vorweg, als er kann. Solche Ideale aber sind außerordentlich zäh, weil sie mit den kräftigsten, eigentlichsten Trieben der menschlichen Kultur v e r w a c h s e n , mit dem Selbstgefühl und dem Willen zur Entwicklung, weil sie, rein psychologisch betrachtet, eine Besessenheit des sich unzulänglich Fühlenden darstellen.

So standen die Dinge 1870.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Das Problem des Reichtums.\*)

Von

A n d r e w C a r n e g i e.

II.

Wir wollen nun den Reichtum betrachten, den sich jemand durch geschäftliche Betätigung erwirbt, der nicht zum geringsten Teile das eigene Werk eines einzelnen ist. Nehmen wir einmal an: ein braver Farmer hat fünf Söhne. Der erste geht nach New York und sieht, daß Eisenbahnen nach allen Richtungen des Landes für die Zukunft dieser Weltstadt von höchster Bedeutung sind. Er wirft sich auf dieses Feld und spielt

---

\*) Siehe Heft 9. Jahrgg. 1908.



bald eine wichtige Rolle auf dem Eisenbahnmarkt. In dem Maße, in dem die Bevölkerung des Landes wächst und die von New York in die Millionen geht, rechtfertigen diese Transportwege steigende Kapitalsinvestierungen. Er kalkuliert genau mit diesen Zahlen und stellt fest, daß die Aktienanteile sichere, Dividenden abwerfende Papiere zu werden versprechen, daß vielleicht jetzt schon Überschüsse über die Zinsen des investierten Kapitals erzielt werden, die, wenn sie nicht für notwendige Erweiterungen benötigt werden, als Dividenden ausgezahlt werden und die Aktien auf pari bringen könnten. Er strengt einen Kredit an, nimmt große Summen auf, kauft die niedrig stehenden Aktien und, getragen von einer Hochflut der Prosperität, verursacht durch den intensiven Handelsverkehr einer sich rasch entwickelnden Großstadt, wird er bald vielfacher Millionär, und auch jedes seiner Kinder wird bei seinem Tode Millionär. Bei einer Verschmelzung der verschiedenen kleineren Linien zu einem einzigen Eisenbahnsystem ist Raum gegeben für eine ungeheure Kapitalkonzentration und Gelegenheit für profitable Betätigungen auf verwandten Gebieten — aber all das ist abhängig von einer stetig steigenden Bevölkerung, die eben die höheren Werte schafft. Wenn wir auch dem Begründer dieses Vermögens eine hervorragende Begabung zuschreiben und zugeben müssen, daß er sich um seine Zeit und den Staat hervorragende Verdienste erworben hat, so steht doch ebenso fest, daß letzten Endes die Begründer seines Vermögens die blühenden Gemeinwesen längs der Bahnstrecken sind, zwischen denen die Bahn Handel und Verkehr vermittelt, die die Eisenbahnaktien zu guten Dividendenpapieren gemacht und ihnen einen über die Anlagekosten weit hinausgehenden Wert gegeben haben. An seinem Werke war die Nation ein stiller Teilhaber, der auch zu einem entsprechenden Anteil am Gewinn berechtigt ist.

Den zweiten Sohn verschlug das Schicksal nach Pittsburgh, gerade als man entdeckte, daß einige Kohlenfelder, die um Pittsburgh herum liegen, vorzüglich für den Hochofenbetrieb geeignet seien und daß eine andere leicht zu fördernde Kohlenader ausgezeichnete Schiffskohle liefere. Hochöfen von geringerer Größe waren vorhanden. Alles wies darauf hin, daß hier das zukünftige Zentrum der Eisenproduktion sein werde, wo man billigeren Stahl herstellen würde als an irgendeinem andern Platze der Welt. Die Aufmerksamkeit unseres Farmers lenkte sich naturgemäß auf dieses Gebiet. Er wurde das Werkzeug, der genius loci. Er brauchte seine Geisteskräfte nicht besonders anzustrengen, es lag ja alles in der Luft. Sein Verdienst bestand darin, daß er den unverrückbaren Glauben an die Zukunft dieser Gegend und des Stahls hatte, daß er und seine jungen Gefährten alles, was sie hatten — es war wenig genug — daransetzten, und daß sie vorsichtige Geldgeber dazu bewogen, ihnen größere Summen zur Verfügung zu stellen. Er und seine Partner bauten Hochöfen und Walzwerke, wurden schließlich Besitzer eines großen Konzerns, das jährlich Millionen über Millionen einbrachte. Er sah noch weiter. Er suchte andere Länder auf, studierte die dortigen Verhältnisse und kam zu dem Schlusse, daß große Vorräte von Rohmaterialien der Schlüssel zu dauernder Prosperität sind. Er



und seine Partner handelten danach, erwarben eine Reihe von Kohlenfeldern und Erzgruben und waren so auf viele Jahre hinaus im Besitze all der Rohmaterialien zur Erzeugung von Stahl und Eisen. Ihr Vorgehen war gesund, es war dazu aber kein besonderes Genie erforderlich, nur ein bißchen Intelligenz, Fleiß, Weitblick, Urteil und Augenaufmachen. Sie beschränkten sich nicht auf Kohlen und Eisen allein, sie sahen sich anderen Mineralien ringsum gegenüber, die sie zu wohlfeilen Preisen kauften, nur daß das Kind einen Namen hatte. Aus diesen Mineralien strömten dem Konzern große Gewinne zu — aber diese Mineralien hatten vordem der Allgemeinheit gehört, zu lächerlichen Preisen wurden die Besitztitel erworben. Ihre Spekulation wurde erst durch den Bedarf nach Eisen und Stahl profitabel, durch die wachsende Bevölkerung, die den neuen Kontinent besiedelte. Ohne volkreiche Städte und Dörfer wäre auch kein Milliardensegel auf sie herabgeregnet, jene waren gar wichtige Faktoren ihres Erfolges. Wer wollte also der Nation wehren, wenn sie ihren Anteil forderte an den Millionen beim Tode derer, die sie zusammengerafft?

Der dritte Bruder lenkte seine Schritte nach Chicago, und es lag für ihn am nächsten, daß er eine Beschäftigung in einem Fleischexporthaus suchte. Er machte sich dort bald unentbehrlich. Er brachte es dahin, daß er einen Anteil am Geschäftskonzern bekam, und da der Bedarf mit dem Steigen der Bevölkerung wuchs, erlangte auch er die Millionärskrone. Wäre Chicago und Amerika überhaupt so klein geblieben, wie es damals war, nimmer würde dieser Millionär geworden sein. Die Größe seines Geschäftszweiges basierte ganz und gar auf dem Bedarf der großen Masse, sie trieb die Gewinne in die Höhe und schuf das Riesenvermögen.

Der vierte, verleitet durch die Erzählungen von den Schätzen von Hoola und Calumet und anderen reichen Minen, siedelte sich in Montana an und hatte nach einigen Jahren harter Entbehrungen endlich Glück. Die große Nachfrage nach Kupfer und Silber hielt die Preise hoch, und so konnte er ungeheuer Summen aus einem Stück Land heraus schlagen, für das er der Regierung einen lächerlich geringen Preis gezahlt hatte. Er hat seinen Reichtum nicht geschaffen, er holte ihn nur aus dem Boden heraus; erst die Bedürfnisse des Wirtschaftslebens haben den vordem wertlosen Steinen Wert gegeben. In diesem Falle besonders muß unser Gerechtigkeitsgefühl zugeben, daß der, der den Wert schuf, auch seinen Vorteil davon haben müsse.

Der fünfte hatte ein trauriges Lebensschicksal. Als junger Mann kam er nach New York, geriet unseligerweise in das Kontor eines Börsenmaklers und wurde bald in das Getriebe des Börsenlebens verstrickt, während seine gute Mutter allen ihren Bekannten erzählte, daß er sich „im Geschäft gut mache“. Von seinem kleinen Gehalte versuchte er zu spekulieren und hatte auch Glück. Die Ära des Steigens der Werte war gekommen, und er erwarb sich ein großes Vermögen, ohne daß er etwas dabei tat, denn der Börsenspekulant ist nur ein Schmarotzer des Geschäftslebens, er nährt sich von Werten, schafft aber keine neuen. Nach wenigen Jahren hatte ihn die Spielwut ganz



und gar erfaßt. Er ließ sich dazu verleiten, mit einem ganzen Ringe einen Korner zu schließen, und wie zu erwarten, mußte er die Erfahrung machen, daß Leute, die sich zusammenschließen, um anderen eine Falle zu legen, auch keinen Augenblick zögern, gelegentlich ihre Partner ebenso zu betrügen, sobald es für sie vorteilhaft ist und sie selber keine Bloßstellung zu befürchten haben. Er endete sein Leben durch eigene Hand. Sein Leben war für seine Brüder nur ein Beweggrund mehr, nie zu spielen. Ein Spekulant hinterläßt selten seinen Erben ein Millionenvermögen, es sei denn, daß der Tod ihn zufällig aus einer glücklichen Konstellation abrufft. Und in diesem Falle sollte der Staat dieses auf unehrliche Weise erworbene Geld mit dem höchstmöglichen Steuerfuße belegen, mit einem höheren als auf unverdienten Wertzuwachs. Reichtum ist oft, man kann wohl sagen, fast immer ein Gnadengeschenk des ganzen Volkes; in diesem Falle aber demoralisiert er nur den Inhaber wie das Volk und drückt die ethischen Maßstäbe des Volkes auf ein niedrigeres Niveau herab, er ist gewonnen ohne irgendwelche Gegenleistung, ohne hinreichend begründeten Besitztitel und steht auf einer Stufe mit den Gewinnen am Speltisch.

Es gibt eine Klasse von Millionären, die in einem höheren Grade als alle anderen ihr Vermögen als Eigentum zu besitzen berechtigt sind: die Erfinder. Graham Bell für sein Telephon, Edison für seine zahllosen Erfindungen, Westinghouse für seine Luftpumpe und so viele andere, die neue bisher unbekannte Verfahren entdeckten und ihr Vermögen daran setzten, waren es sich selbst schuldig, ein gut Teil der Anteilscheine der Gesellschaften, die gegründet wurden, um die neue Erfindung zu verbessern und sie in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen, für sich in Anspruch zu nehmen. Der Reichtum des Erfinders hat seinen Ursprung in dem Erfindergehirn, deshalb gebührt dem Erfinder alle Ehre, er steht auf einer höheren Sprosse als die andern. Es mag zugegeben werden, daß die Führer unserer Industrie, unserer Eisenbahnen, Warenhäuser, Trusts oder anderer Geschäftszweige mehr oder weniger neue Wege auffinden mußten, und mit kaum einer Ausnahme läßt sich in ihrem Leben eine besondere Fähigkeit verfolgen, auf der ihr Erfolg beruhte. Das ist zweifellos richtig, doch die Erfindungen und neuen Verfahren waren das Werk anderer; so daß ihre ganze eigne Leistung sich nur auf die Einführung von neuen Organisations- und Geschäftsmethoden oder auf das Erfassen und Ausnutzen von Gelegenheiten beschränkte. Genau das haben die Erfinder auch getan, die Millionäre geworden sind, und außerdem haben sie selbst noch die Erfindung gemacht, so daß sie den Anspruch haben, mehr zu crnten als jene. Doch sie alle sind abhängig von einer Zunahme der Bevölkerung, von Massen, die die produzierten Artikel verlangen und brauchen, so daß auch der Reichtum des Erfinders im hohen Maße abhängig ist von der Gesamtheit der Bevölkerung, die sich der erzeugten Waren bedient. Und deshalb ist nicht recht ersichtlich, warum nicht beim Tode des Besitzers eines großen Reichtums aus solchen Quellen auch die Allgemeinheit, die ein sehr tätiger Teilhaber gewesen war, miterben sollte?



Ohne eine große und stetig wachsende Bevölkerung gibt es keinen großen Reichtum, und wo solcher auf ehrliche Weise entsteht, da ist die große Masse stets ein stiller Teilhaber. Wohl kann nicht bestritten werden, daß die großen Organisatoren, die Eisenbahnpräsidenten, Schiffsreeder, Industriellen, Großkaufleute oder Bankiers Ausnahmefiguren sind, daß auf ehrliche Weise in irgendeiner nutzbringenden Betätigung erworbene Millionen ein Beweis ungewöhnlicher Befähigung, von Urteilsvermögen und Arbeitskraft sind, ein Beweis dafür, daß die Betreffenden wertvolle Mitglieder der menschlichen Gesellschaft sind. Um keinen Preis der Welt sollte man solchen Männern unnötigerweise Hindernisse in den Weg legen oder Schranken errichten, solange sie leben und schaffen können. Im Grunde genommen können sie nur verhältnismäßig wenig für sich verbrauchen: der Geldverdiener ist im allgemeinen im Gegensatz zu seinen Erben, die gewöhnlich der *jeunesse dorée* angehören, mäßig, bescheiden und hat wenig vom Verschwender an sich. Der Millionär ist vielleicht diejenige Arbeitsbiene in dem Bienenstock der Industrie, die am wenigsten ausgibt, wenn man vergleicht, was ein solcher einnimmt und was er für sich verbraucht. All sein Kapital arbeitet an der Entwicklung des Landes, sucht wieder Geld zu erwerben, von dem ein gut Teil auf Arbeitslöhne aufgeht. Im Interesse der Allgemeinheit also sollte diese Arbeitsbiene nicht belästigt werden, so lange sie Honig einholt, aber ein großer Teil muß dann in die gemeinsame Schatzkammer fließen, wenn sie selber nicht mehr ist.

Jene, die keine Gelegenheit hatten, das Wirken des Reichtums in dem Weltgetriebe zu studieren, müssen sich naturgemäß einen falschen Begriff davon machen. Sie sehen nur die Besitzenden in ihren Palästen, umgeben von jeglichem Luxus, sehen nur die prächtigen Wagen durch den Park jagen, lesen von ihren prunkenden Festlichkeiten, ihrem schwelgerischen Leben und ihrer unmäßigen Verschwendung, von Spiel und Wetten — und es ist für jene, die um des Lebens Notdurft zu ringen haben, schwer ruhig dabei zu bleiben. Ich will diese traurigen Kontraste nicht vertuschen und will auch kein Wort zu ihrer Verteidigung anführen — sie sind die traurigsten und beklagenswertesten Dissonanzen, die das Leben überhaupt aufweist, aber wenn wir die Tätigkeit des Reichtums als Ganzes nehmen, so zeigt sich gar bald, daß diese Extravaganzen nur einen ganz kleinen Teil des ganzen Reichtums verschlingen. Die Kapitalien des Millionärs liegen alle fest und müssen arbeiten, nur eine verhältnismäßig kleine Summe liegt zum persönlichen Gebrauch als offenes Scheckkonto auf der Bank. Unsere Eisenbahnen und Schiffe, unsere Hochöfen und Stahlwerke, unsere Fabriken und das dazu gehörige Betriebskapital — sie sind das Werk des festgelegten Reichtums. Der Millionär mit ein paar Millionen oder der Multimillionär mit Hunderten von Millionen hat nur sehr geringe Summen müßig liegen, alles arbeitet und sucht Menschen lohnend zu beschäftigen. Sie können sich diesem Zwange nicht entziehen, wollen sie nicht Geizhalse werden, die sich an dem Gleißeln des vielen Goldes im Kasten ergötzen — doch ich habe bis jetzt noch keinen solchen Millionär kennen gelernt. Im Gegenteil der Millionär ist in der Regel sehr vorsichtig und zurück-



haltend, was Geld anbelangt, viel weniger als der weniger Bemittelte geneigt, Geld auszugeben. Außerdem ist er in den allermeisten Fällen ein Mann von einfachen Gewohnheiten und haßt allen nur äußeren Schein.

Was immer auch Arbeiter über ihre reicheren Mitmenschen denken mögen, eins steht über allem Zweifel fest: der Überschuß dient, mit Abzug eines ganz geringen Teiles, zur Vermehrung des Lohnfundus und kommt auf die eine oder andere Weise den Arbeitern zugute. Ja sogar die Extravaganzen müssen auf ihre Weise dem allgemeinen Wohl dienen, indem sie die Erwerbsquelle so manches um den Lebensunterhalt Ringenden bilden, der seinerseits wieder manchen Arbeiter beschäftigt. Ganz zwecklos, ohne bezahlte Dienste und Gegenleistungen dafür in Anspruch zu nehmen, kann von dem Reichen wohl herzlich wenig ausgegeben werden. Alles, was der Millionär für sein Geld bekommen kann, ist besseres Essen, bessere Kleidung und Wohnung. Nur ein sehr, sehr geringer Prozentsatz seines Reichtums läßt sich wirklich verschwenden. Wenn der Sozialist also verlangt, daß aller Reichtum in den Staatsschatz zurückfließen solle, dann verlangt er keine großen Änderungen in den Aufgaben des Reichtums. Als alleiniger Eigentümer würde der Staat ihn nicht viel anders ausnützen als die bisherigen Besitzer: d. h. ihn in einer der tausend Formen arbeiten zu lassen, um Arbeit zu entlohnern. Ob aber der Staatsbetrieb produktiver arbeitet als ein Privatbetrieb, ist nach den bisherigen Erfahrungen mehr als zweifelhaft. Es kann für die Arbeiter nicht viel ausmachen, ob der Staat oder Einzelpersonen den Besitztitel über den Reichtum haben, wenn der Staat ebenso wie jetzt die Privatbetriebe als Maßstab für den Arbeitslohn die Nachfrage nimmt, den einzig richtigen und möglichen. Alles würde beim alten bleiben; auch dann würde der eine fünf Talente, der eine zehn, ein paar ganz wenige hundert Talente und mehr besitzen, und der Individualismus würde herrschen wie zuvor. Man hat die Brücke noch nicht aufgefunden, die die Kluft zwischen gleicher und ungleicher Entlohnung von verschiedenartigen Arbeitsleistungen überbrückt. Solange sie nicht gefunden werden wird — und ich glaube nicht, daß es eine gibt, und daß man solche Dinge schlankweg dekretieren kann — bis dahin kann es keinen Kommunismus geben, auch nicht in der abgeschwächten Form des Sozialismus. Auch gegen diesen sind von Leuten, die über die wirtschaftlichen Verhältnisse etwas nachgedacht haben, ernstliche Bedenken erhoben worden, seit die Beseitigung des Privateigentums und der Grundsatz „Gleicher Lohn für alle“, die beiden Grundpfeiler des Sozialismus, endgültig aufgegeben worden sind.

Man spricht heutzutage vielzuviel über den Reichtum, man stellt ihn dar als die Hauptsache im Leben. Ärmeren Bevölkerungsschichten ist er das Götzenbild, vor dem alles niedersinkt, er ist das Ziel ihrer heißen Sehnsucht, und ihm gilt die ganze Lebensarbeit. Freilich ist wahr, daß Reichtum die bestehenden Rangunterschiede verschleibt: der geldbedürftige Peer, der seine Würde geerbt hat, sucht Fühlung mit dem Reichtum, und — immer mit Erfolg. Es bleibt ihm ja nichts anderes übrig, da er zu einer bestimmten Lebenshaltung gezwungen ist, die ohne große Mittel unmöglich ist. Er sieht sich nach



einer reichen Erbin um, nicht seine Vorzüge, ihr Geld ist die Hauptsache. Aber die Arbeiter mögen noch folgendes beachten: Niemand von den sogenannten freien Berufen betrachtet Reichtum als Hauptlebensziel, schneidet sein Leben ganz auf ihn zu. Der Arzt, der der Heilung der menschlichen Gebrechen sein Leben widmet, weiß, daß Reichtum nicht das Höchste im Leben ist; der Geistliche, der seinen Mitmenschen etwas zu sagen hat, sieht in der Ausfüllung seines Berufes seine höchste Befriedigung; Reichtum würde ihm wenig dabei helfen. Der Rechtsanwalt sieht im Geld allein auch nicht den Lohn für seine Arbeit, der Erfinder, der Architekt, der Ingenieur, der Gelehrte, sie alle kennen edlere Belohnungen als Geld. Ein genügendes Auskommen ist alles, was sie wünschen. Die großen Erzieher der Nation, von den Professoren der Hochschulen bis zum Volksschullehrer, beugen ihre Knie nicht vor dem Idol der Massen. Unsere Dichter, Schriftsteller und Staatsmänner, in denen wir den höchsten Typ des Menschen verkörpert sehen, sind über die Lockungen des Geldes erhaben und müssen es sein: sie kennen höhere Genüsse und edlere Lebensziele als nur Millionär zu sein, sie haben ihre höhere Mission, sie können ihr Leben nicht auf die Aufhäufung von Untergeordnetem verschwenden. Sie legen wohl etwas für ihre alten Tage zurück, aber kaum darüber hinaus. Sie alle wissen nämlich, daß Reichtum das Glück der Menschen eher vernichtet als erhöht. Lachende Millionäre sind selten. Familienzweist ist bei Reichen so häufig, und fast immer sind es widerliche Differenzen wegen des lieben Geldes. Die allernüchternsten Menschen aber sind diejenigen, die ihr Leben lang das goldene Kalb angebetet haben und ihr Alter herankommen sehen: Die Unseligen treten in der Tretmühle weiter, fest davon überzeugt, daß sie noch die wirklichen Triebkräfte sind, abgearbeitet und gebrochen treten sie weiter und können sich nicht losreißen. Sie haben einen Überfluß, auf den sie sich zurückziehen könnten, aber sie enden, wie sie begonnen: immer mehr Geld aufzuhäufen und dann in das Nichts zurückzusinken. Ihren Erben müssen sie das Geld zurücklassen, weil sie es nicht mitnehmen können, und diese zanken sich darum. Ein trauriges Ende, weniger beneidenswert als das ihrer ärmeren Leidensgenossen.

Reichtum an sich bringt nicht Ruhm, wenn man sich auch Ehrentitel dafür kaufen kann. Auch ist das Andenken der Millionäre im allgemeinen nicht ein gesegnetes. Es ist ein niedriger und erniedrigender Ehrgeiz, Geld zusammenzuseharren, das stets der Sklave, nie aber der Herr der Menschen sein sollte.

Und doch gibt es einen fundamentalen Gegensatz zwischen Standesunterschied und Reichtum. Gewöhnlich ist der Reichtum schon in der dritten Generation in alle Winde verstreut; er fängt bei einem Hemdärmel an und hört bei einem Hemdärmel auf. Reichtum zu behalten ist kaum weniger schwer als ihn zu erwerben. Er hat das Bestreben, sich zu verteilen, wenn er nicht durch besondere Gesetze bei diesem Bestreben gehindert wird. In Amerika, dem Lande der größten Vermögen, kommt der Reichtum fast nie über die dritte Generation hinaus, es ist schon viel, wenn er so lange beisammen bleibt. Wir haben in Amerika nur sehr sehr wenige Familien, wo Enkel noch von dem Vermögen ihrer Groß-



väter zehren. Die zwei oder drei der allergrößten Reichtumsansammlungen, die wir heute haben, sind unter die Kinder und Kindeskinde verteilt und werden zu ganz mäßigen Zahlen zusammenschrumpfen, wenn deren Kinder groß geworden sein werden. So sicher wie der Tod werden sie wieder anfangen müssen in Hemdärmeln zu arbeiten, wie ihre Vorfahren es getan.

---

## Wesen und Worte.

Von

Carl Hauptmann.

In einem System von Zeichen und Worten sitzen wir, wie die Spinnen im Netze. Das Hin und Her in diesen abgezogenen Werten — das macht unser Leben. Wir sind Staatsmenschen, Gesellschaftsmenschen und haben aufgehört, Naturwesen zu sein.

Den Himmel und die Sterne sehen wir noch und bewundern sie wie eine schöne Dekoration, aber sie greifen nicht mehr ins leidenschaftliche Leben. Wasser trinken wir. Wir wissen, was es ist, und sind zufrieden, es für ein Chemikat oder flüssiges Mineral zu halten und nichts weiter. Das Licht leuchtet uns. Wir können mit einem Fingerdruck tausend Glühflammen aus dem Dunkeln wecken oder für Pfennige hundert Flämmchen aus kleinen Hölzern emporbrennen lassen. Was Licht ist, sagt uns das Wissen und die Gewohnheit, und wir sind zufrieden, es für eine Energie zu halten und nichts weiter. Wir wissen alles — und wir werten es wenig. Die Liebe zu den großen Wesensdingen ist uns verloren. Die Dinge wirken gar nicht auf uns. Wir genießen sie meist in dem engen Becher des Begriffes. Wir sind aus den Gründen der weiten Welt wie Pflanzen aus Felsen hervorgebrochen. Aber wir wissen, was Pflanzen und Erdboden und Licht und Luft ist, und sind es zufrieden. Wie ein schlechter Sohn, der gleichgültig auf die ewige Hilfe und Tat der reichen Eltern baut, ohne sie zu lieben, so sind wir befriedigt, wenn wir nur mit Sicherheit über die Dinge verfügen, nichts weiter. Wir sind Staatsmenschen. Wir sind auf Wort und Wissen gestellt, wir finden uns eingeeengt in eine Welt von Begriffen, die der Notdurft dienen und im Zwange der Notdurft der Massen aus den wirklichen Dingen entstanden sind. Aber wir haben vergessen, daß ein jeder von uns einmal, ein ganz Einzelner, aus dunklen Gründen aufgestiegen ist, unverwandt im Blute mit Fels und Wasser und Fisch und Vogel. Wir haben vergessen, daß in Wahrheit alle Dinge Naturdinge sind und daß auch im Natursinne unseres Lebens die wahre regenerative Macht des Persönlichen allein beschlossen liegt. Denn niemand kann auch nur eine eigene Sprache reden, dem nicht erst die Sinnendinge wieder reden, die große Sinnenwelt mit ihren Zeichen und Wundern, die zugleich zeugende und



brennende Macht haben. Niemand kann ein Künstler sein, der nicht fern ab von allem Herkommen und allen Namen in der weiten Sinnenwelt eine eigene, sinnliche Heimat gewann. Niemand kann vom Erkennen der Dinge etwas ahnen, der nicht das Wissen, an der Tiefe der Erlebnisse gemessen, als Stückwerk erkannt und es in sich selbst und nur in Beziehung auf sich zur inneren Einheit erhoben hat. Wer wollte anders auch sich in sich zurückfühlen in das Ein und All, in dessen leibhaftigem Wunder verstrickt wir unser Leben leben, aus dunklen Gründen aufkeimend und in dunkle Gründe auch sinkend? Wer wollte zur Ehrfurcht kommen? Wer wollte anders wieder ein echt religiöser Mensch sein, nicht einer, der die unwirklichen und unsinnlichen Gedankendinge und engen Theorien — nein, der die machtvollen, grenzenlosen, allgegenwärtigen, alldrohenden und allgütigen wirklichen Dinge um uns und in uns anbetet?

---

## Gebet an Mithra.

Von

Hans Benzmann.

O Mithra, Strahlender, dich preisen wir!  
Wenn du kommst, dann schweben über dir  
die tausend Genien im reizenden Tanz  
und vertellen aufglühend deinen Glanz  
in Wolken und Winden und auf der schimmernden Erde  
und tränken im Strom deine goldbraunen Pferde!

O Mithra, du Reiner, dich preisen wir!  
Wenn du kommst, dann werden wie Kinder wir,  
in der Sonne wird rein, was uns sündhaft macht,  
und alles, was fromm ist, in uns erwacht!  
Wir ziehen, den heiligen Glanz im Gesicht,  
zum heiligen Pfluge, zur göttlichen Pflicht!

— — Doch du bist mehr als das Sonnenlicht,  
aus Fernen leuchtet dein Urgesicht,  
aus Räumen, die undurchschaulich sind,  
und wie das Licht aus den Tiefen rinnt



der tausend Himmel, so wie der Schall  
wellend sich weitete gleich einem Ball, --  
so dringt durch Äonen die göttliche Kraft,  
die dich entäußert, dich tausendmal schafft.

Du schwebst um uns in goldenen Ringen,  
du webst in all den tausend Dingen,  
wie feine Strahlen geht dein Geist  
durch unser Blut, das dich umkreist —  
so rhythmisch wie der Sterne Reigen  
und wie das ungeheure Schweben  
der Himmel, die dir nahe sind —  
und wo das Unbegreifliche beginnt . . .

Denn du bist in uns, um uns, — doch fürwahr --  
und dies erst ist so wunderbar!  
du bist für dich jenseits der Grenzen,  
die alles Irdische umglänzen; —  
das ist ja nur ein Kindertraum,  
daß ohne Grenzen Zeit und Raum . . .

Erst jenseits all der tausend Sonnen,  
da rauschen deine Zauberbrunnen,  
da strahlst du unsre Seelen aus  
und der Dämonen Macht und Graus, —  
da webst du all die himmlischen Gewalten,  
die sich in unsrem Sinn gestalten,  
in unsrem Auge, unsrem Hirn,  
und die das Chaos erst entwirren . . .

In dir beruht so Frucht wie Samen  
und aller Dinge Bild und Namen  
und aller Kräfte Wiederkehr  
und aller Seelen Selbstbegehrt!  
Was sich verschieden offenbart,  
ist Zeugnis nur der Einen Art,  
der göttlichen Allgegenwart, —



vermag sich selbst nicht zu erkennen,  
eh seine Hüllen nicht verbrennen,  
eh seines Wesens Hauch und Flug  
ein stiller Sturm nicht heimwärts trug . . .

Doch, Herr, mein Herz hüllt sich in Schweigen,  
will sich nur gläubig vor dir neigen, —  
denn was ich denke, was ich bin, —  
Ameise ich, wo krieche ich hin? . . .

---

## Gen Abend.

Von  
Arthur Silbergleit.

Das sehr gelenke Spiel der leichten Finger  
Ward immer schwerer. Auf den Saiten traf  
Schon träumetöncnd sanft sie der Bezwinger  
Der letzten Zärtlichkeit, der leise Schlaf.

Es spielten sich in eine tiefe Müde  
Die Mädchenhände in die Nacht hinein,  
Auf feinen Fasern spielte schon der Friede,  
Sein Lied floß milder als der Mondenschein.

Die Hände huben nicht mehr an zu spielen,  
Sie tasteten sich schon ins Dämmersein.  
Doch in die Saiten und die Finger fielen  
Die Schattenhände junger Träume ein.

---



## Erlebnisse auf den Philippinen.\*)

Von  
K. von S. K.



Fahne des Katipunan.

### III. Der Katipunan.

**Katipunan** — Vereinigung der Edlen des Volkes — ist der Name für die Gesellschaft, welche die treibende Kraft in

den Aufständen gegen die spanische Herrschaft war und die aller Wahrscheinlichkeit nach noch heute besteht.

Seit der Besitzergreifung der Inseln durch Spanien (30. März 1520) wurden ihre Bewohner in unerhörter Weise bedrückt und ausgesogen. Vor allem wurde diese systematische Ausbeutung nicht nur von den Verwaltungsbeamten, sondern von den verschiedenen Mönchsorden betrieben, nur die Jesuiten machten hiervon scheinbar eine Ausnahme.

Da zu der pekuniären Bedrückung noch die schändlichste Mißachtung der Familienehre kam, so konnten Aufstände nicht ausbleiben. Sie trugen aber meist lokalen Charakter und wurden durch eingeborene Truppen mit blutiger Strenge unterdrückt.

Aber in den siebziger Jahren kam es bereits zu ernstlichen Meutereien unter den eingeborenen Truppen. In Spanien war man sich in liberalen Kreisen völlig klar über die herrschenden Mißstände, aber die klerikale Hofpartei wußte durchgreifende Reformen, die ihren Anhängern üppige Einnahmequellen verschlossen hätten, geschickt zu verhindern; immerhin mußte man sich aber zu gewissen Zugeständnissen bequemen. So kam es denn zu dem Verderblichsten, was es für eine Kolonisation gibt: Fortbestehen der Reibungsflächen, der Beschwerdegründe, und Gewährung von politischen Freiheiten.

Durch die liberalen Gesetze (*leyes de atracción*) geschützt, wurden eine große Anzahl sogenannter Freimaurerlogen in den achtziger Jahren gegründet, die — in Wahrheit schon immer revolutionäre Geheimbündnisse — sich Ende der achtziger Jahre zum Katipunan zusammenschlossen.

\*) Siehe Heft 4 u. 5, 1909, Seite 145 ff.



Die Organisation war weit verbreitet und wohl durchdacht.

Jeder Neuaufzunehmende mußte mündlich und schriftlich einen feierlichen Eid ablegen und sein Leben ganz in den Dienst der Allgemeinheit stellen. Er kannte nur die Mitglieder einer besonderen Gruppe und diesen Vorstand.

Die Vorstände wiederum kannten nur den (bzw. die) Oberführer.

Die Vorteile der sehr komplizierten Organisation waren: Schwierigkeit des Ver-  
rates, große gegenseitige Kontrolle.

Der Consejo supremo hatte stets ein vollständiges Ministerium in Bereitschaft. Vorgesehen waren außer den Präsidenten ein Minister für Krieg, einer für das Innere, einer für das Äußere, einer für Justiz, einer für Domänen und Finanzen.

Unterzeichnet waren die Dekrete mit den Worten:

Die hohe freie Vereinigung der edlen Söhne des Volkes.

Um die Kosten der Propaganda zu decken, wurden von den Mitgliedern des Katipunan regelmäßige Beiträge gefordert. Da einige Familien über großen Reichtum verfügten, so war die Kasse meist genügend gefüllt, wenn auch nicht im Überfluß.

Daß der Katipunan bestand und aufrührerische Zwecke verfolgte, war von verschiedenen Seiten berichtet worden, wurde aber mit Hochmut übergangen.

Schon war der Tag des Ausbruches des allgemeinen Aufstandes festgesetzt, als der Anschlag verraten wurde. Die Art des Bekanntwerdens wirft ein besonders grelles Licht auf die in Manila herrschenden Zustände und mag daher erzählt werden.

Die Frau eines Tagalen und Katipunanmitgliedes hatte mit einem Augustiner-  
mönch ein Liebesverhältnis, was dem Ehemann nicht unbekannt geblieben war; in seinem Zorn sprach er wiederholt von der Rache, die er nach Ausbruch des Aufstandes nehmen wollte. Seine Frau gestand dies im Beichtstuhl ihrem Geliebten, dieser ließ sich vom Erzbischof von der Innehaltung des Beichtgeheimnisses entbinden, das Weitere tat die Folter.

Eine ungeheure Menge Verhaftungen wurden sogleich vorgenommen, außer der Kasse mit 20 000 Pesos Inhalt fielen den Spaniern sehr wichtige Papiere in die Hände. Nach diesen setzte sich der tagalische Ministerrat zu dieser Zeit wie folgt zusammen:

Name	Ministerium	bisherige Stellung
Bonifacio	Präsident	Schreiber bei der Firma Fressel & Co.
Plata	Krieg	
Jacinto	Äußeres	
Pantos	Justiz	
Packero	Finanzen	Schreiber im Zivilgouvernement mit 8 Pesos Monatslohn.
Rosario	Inneres	Buchbinder in der Druckerei einer Tageszeitung.

Von diesen wurden einige von den Spaniern getötet. Bonifacio konnte sich retten und spielte im Aufstand von 1898 eine große Rolle, er gehörte der gemäßigten Partei an; war



ein Feind des Anschlusses an Amerika. Hinter diesen standen natürlich die reichen Geldgeber, wie die Roxas, Villaruel, Rizal und andere.

Die geradezu furchterliche Grausamkeit, mit der der Aufstand unterdrückt werden sollte, hatte nur den Erfolg, die Flammen des Aufruhrs überall mächtig und hell aufleuchten zu lassen.

Ein Mißgriff der Spanier folgte dem anderen, die verräterische Hinrichtung des gemäßigten und gebildeten Dr. Rizal, die schroffe und grausame Behandlung der zuerst noch getreuen Visayas, welche diese auch zum Aufruhr brachte, und anderes mehr.



Bewaffnete Eingeborene.

Das eigentliche Oberhaupt des Aufstandes wurde ein einfacher Volksschullehrer, Emilio Aguinaldo, ein großes Organisationsgenie. Die Ordnung in seinem Heer, seine Tapferkeit und Gerechtigkeitsliebe wurde selbst von den klerikalen Spaniern anerkannt. Da die Bewaffnung der Aufständischen aber eine klägliche war, so beschränkten sie sich meistens auf die Guerilla, auf den Kleinkrieg. Wo die spanischen Truppen überlegen auftraten, da teilten sich die Aufständischen und wichen aus, hinter der abmarschierenden Truppe schlossen sie sich aber wieder zusammen, wie sich das Wasser hinter einem Schwert, das es durchschnitten hat, zusammenschließt: unverändert, ungeschwächt.



Jeder Tagale hielt zum Aufstand, die Waffen (meist Lanzen, Schwerter und Pfeile und Bogen aus Eisenholz) wurden selbst gefertigt.

Tatsache ist, daß weder die Mauserbüchsen der spanischen Jäger noch die Kruppschen Geschütze der Kanonenboote den Katipunen besiegt haben, sondern daß ein regelrechter Friede geschlossen wurde, der mit der 30 Millionen-Peseten-Anleihe der philippinischen Regierung im engen Zusammenhang stehen mag.

Von seiten der Regierung ist dieser Friedensschluß immer geleugnet worden. Aber ich habe selbst eine Photographie gesehen, auf der die Katipunenführer Aguinaldo, Bonifacio und Lanera mit hohen spanischen Offizieren, darunter der Sohn des Generalgouverneurs, vereinigt waren.

Die Friedensbedingungen sollen gewesen sein:

a) Von seiten der Spanier:

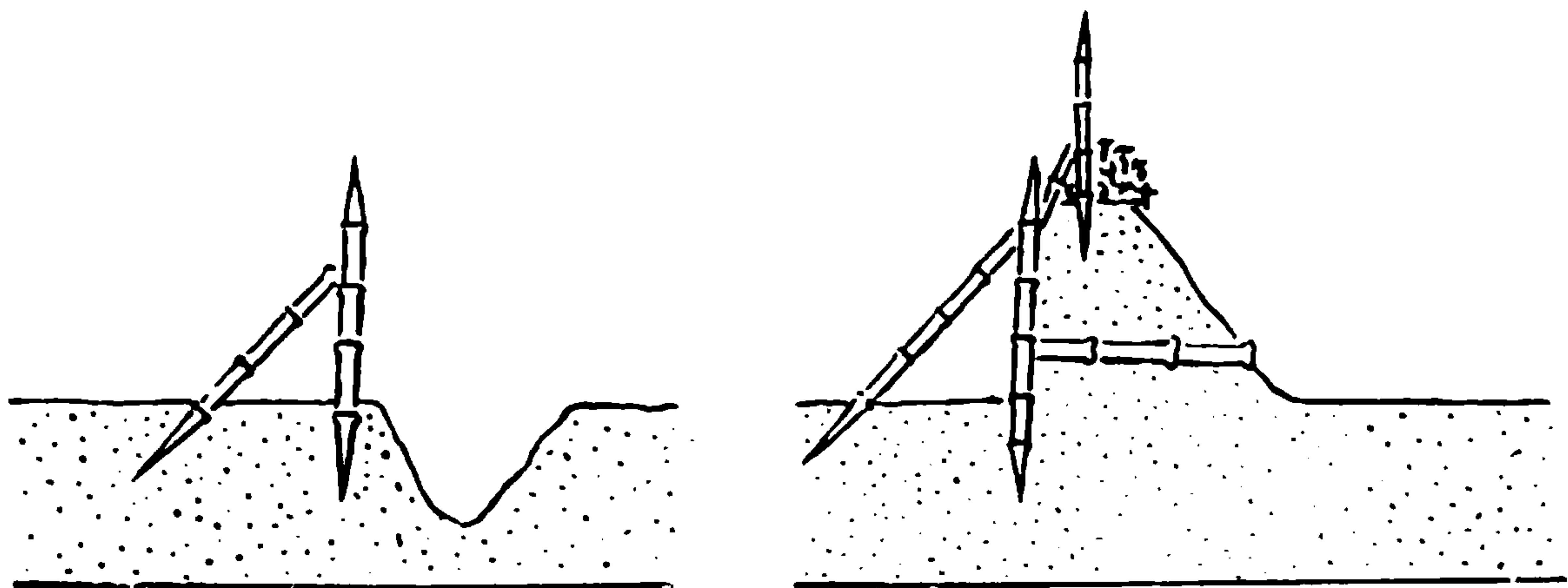
1. Reformen für Besteuerung und Verwaltung;
2. Zulassung von Eingeborenen für Pfarrstellen;
3. Freilassung der politischen Gefangenen;
4. Zahlung von 2 Millionen Pesos;
5. Straffreiheit für alle Anhänger der Katipunen.

b) Von seiten der Tagalen:

1. Niederlegung der Waffen;
2. Räumung des besetzten Kirchenschatzes;
3. Die Hauptführer, vor allem Aguinaldo, sollten das Land räumen.

Nach Angaben des spanischen Kriegsministeriums sind von November 1895 bis Mai 1897 nach den Philippinen gesandt:

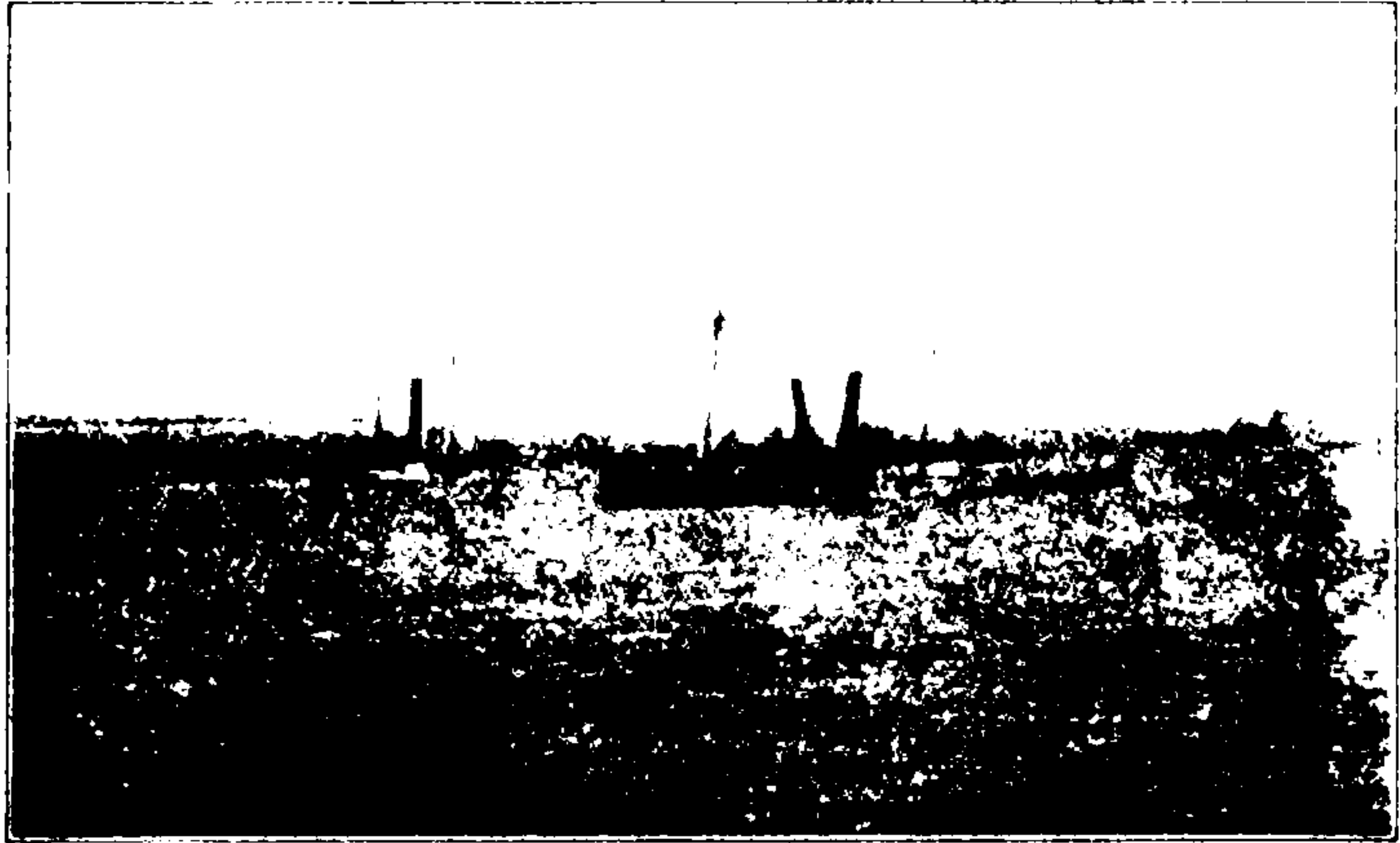
9 Generäle, 881 Offiziere, 27 768 Mann;  
 43 000 Gewehre und 21 726 585 Patronen;  
 24 Geschütze und 30 604 Granaten und 24 910 kg Pulver.



Bambus-Verhaue der Tagalen.



Der spanisch-amerikanische Krieg ließ aber den Aufruhr von neuem ausbrechen und sofort war auch Emilio Aguinaldo wieder zur Stelle und stolz verhandelte er mit den amerikanischen Befehlshabern.



Gesunkene Schiffe im Hafen von Cavite.

Gewaltig hatte sich die Stellung des Katipunan verbessert, denn nicht allein die Tagalen, nein,

alle eingeborenen Stämme stellten die Rekruten für seine Reihen, wie überall so hob sich auch hier in diesen Jahren der Volksstolz und das Zusammengehörigkeitsgefühl der farbigen Rassen, denen bald alle Weißen nur als Bedrücker und Eindringlinge erschienen.

#### IV. Unter amerikanischer Herrschaft.

Als ich das dritte und letztmal auf den Philippinen weilte (November 1898) merkte man schon, daß sich die Amerikaner häuslich niederlassen wollten. Vielfach waren es ja nicht die besten Elemente, die man hier draußen als Amerikaner sah. Viele waren vaterlandslose Abenteurer anderer Nationen; waren sie brauchbar für besondere Dienste, so wurde nicht lange nach Legitimationspapieren gefragt. Auf diese Weise wurden viele „Amerikaner“ geschaffen nicht zugunsten des Rufes dieser großen Republik. Ein deutscher Kaufmann sagte mir zu dieser Zeit: „Ja, die spanischen Zollbeamten mußten Geld erhalten, aber dann hatte man auch seinen Vorteil, aber die Amerikaner lassen sich bestechen und dann lassen sie einen noch sitzen.“

Mit den Tagalen war zurzeit noch nicht ganz gebrochen. Ganz Luzon, besonders der Norden, war damals in der Gewalt des Katipunan. Trunken vor Siegesfreude verübten sie die tierischsten Grausamkeiten an den gefangenen Spaniern und ihren Familien, trotz lebhaften und ernstlichen Protestes der Amerikaner.

Die amerikanische Straßen-, vor allem die Gesundheitspolizei war sehr gut.

Das Leben war aber echt amerikanisch und es mutete einen seltsam an, wenn man in einem Restaurant Dewey, den gefelerten Sieger von Cavite, Tisch an Tisch mit Matrosen und Soldaten in Hemdsärmeln sitzen sah, wobei sich die Matrosen noch gar keinen Zwang antaten.



Es erschien damals schon eine tagalische Zeitung „La Independencia“, die sehr deutschfreundlich war. Aber bei dem großen Mißtrauen von seiten der Amerikaner war gerade dieses große Vertrauen der Tagalen ein Hauptgrund, weshalb uns größere Ausflüge und Streifereien verboten wurden.

Bald kam auch meine Ablösung. Als ich und noch 3 Kameraden auf dem Postdampfer, den bisher ein österreichischer Kapitän namens Schneider gefahren hatte, Kabinen belegen wollten, merkten wir, daß aus dem sonst so gefälligen Mann ein gelber Yankee, namens Taylor, geworden war, so daß wir es vorzogen, auf einem kleinen norwegischen Seelenverkäufer nach Hongkong herüberzufahren. \*) Auf diesem Dampfer fuhr noch ein Norweger E. mit, früher Gehilfe in der deutschen Apotheke, er hatte Zeugnisse, daß er während des ganzen Krieges ohne jede Geldentschädigung mit viel Mut und Geschick den Amerikanern als Spion und Führer gedient hätte. Als er dann aber erzählte, zur Belohnung hätte er 8 Monate lang eine Anstellung beim Zoll erhalten und jetzt wolle er sich eine Zuckerfarm kaufen, da mußte ich an die Klage des deutschen Kaufmanns denken. —

Beim Friedensschluß wurden bekanntlich die Philippinen den Vereinigten Staaten überlassen, damit wurden aber auch aus den „Verbündeten“ Tagalen „Untertanen“, für deren Treiben Amerika verantwortlich war. Dadurch ergab sich wiederum die Notwendigkeit eines Konfliktes mit mathematischer Genauigkeit. Wie der Fall lag, mußten aus den Verbündeten „Rebellen“ werden, aber in der Meinung der Eingeborenen wurden die Amerikaner aus „Verbündeten“ „Verräter“ an dem Bündnis von Singapore. — Zu einem offenen Kampf ist es fast nirgends gekommen, die lange Dauer des Kriegszustandes mit seinen Entbehrungen und drückenden Kontributionen trug nicht wenig dazu bei, daß die Eingeborenen fast ohne Kampf vor den siegreichen Amerikanern zurückwichen. Aguinaldo verschwand, das heißt er war überall und nirgends. Aber fortwährend wurden selbst in unmittelbarer Nähe von Manila Überfälle ausgeführt. Aguinaldo löste sein Kabinett auf und leitete die Maßnahmen als Diktator; 1900 gab er eine kleine Brochüre heraus: „Die Revolution auf den Philippinen, dediziert allen zivilisierten Nationen“, in der er die Ereignisse seit 1896 und hauptsächlich das Verhältnis zu den Amerikanern schilderte. Er betont, er hätte zwar nichts Schriftliches in den Händen, aber man hätte ihm gesagt, er solle sich auf das gegebene Wort amerikanischer Ehrenmänner verlassen.

In Amerika wechselte inzwischen die Anschauung der Regierung; von dem Prinzip rücksichtsloser Auspressung kam man durch das System McKinley-Roosevelt-Taft zu fast altruistischen Tendenzen.

Durch einige Kongreßakte vom 1. Juli 1902 wurde den Philippinern eine parlamentarische Vertretung gewährt, unter der Voraussetzung, daß zwei Jahre lang auf den Inseln völlige Ruhe herrschte.

---

\*) Wir kamen in einen Taifun und wären bald durch die überbrechenden Seen zum Sinken gebracht worden. In der einen Nacht, als es am schlimmsten war, fragte ich den Kapitän, was er zu tun gedächte, worauf er ruhig sagte: „Ich hoffe, daß es aufhört.“ „Und wenn nicht?“ „Dann ist alles vorbei.“



Trotzdem diese Bedingung nicht erfüllt wurde, wurde dies 1907 gemeldet und die Wahlen ausgeschrieben.

Das erste philippinische Parlament wurde durch den Staatssekretär Taft eröffnet und zugleich verschwanden die Räuberbanden auf allen Inseln.

Die Mehrheit des neuen Parlaments war jedoch regierungsfeindlich. Die erste Sitzungsperiode war meist formalen Fragen (Wahlprüfungen) gewidmet, daher ziemlich fruchtlos. Eingbracht wurden 125 Gesetzentwürfe. Bewilligt wurde unter anderem das Budget, in diesem wurde den Abgeordneten tägliche Diäten von 30 Pesos (= 63 Mk.)



Besichtigung eines zerschossenen Geschützes in Cavite.

gewährt, mancher der Abgeordneten hat wohl früher nicht soviel monatlich verdient. Der Präsident erhielt sogar ein Jahresgehalt von 16 000 Pesos. Anzuerkennen hingegen sind große Bewilligungen für Volksschulen.

Hat nun Taft wirklich recht, wenn er sagte: „Nicht das Heer und die Polizei, sondern die Zusage der Volksvertretung haben das Land beruhigt.“? Ja, aber doch nur so lange, als alle die Zugeständnisse gemacht werden, die die Philippiner fordern. Die Räuberbanden im Innern und in den entlegenen Provinzen waren viel zu ungebildet, um die Tragweite der Gewährung einer parlamentarischen Volksvertretung würdigen zu können. Sie haben sicher nicht deswegen die Waffen ruhen lassen, sondern, weil sie von den eigentlichen Führern dazu Anweisung bekamen. Dies beweist also meines Erachtens, daß der Kati-



punan in alter Macht weiterbesteht. Kommt der Zeitpunkt, zu dem die philippinischen Forderungen nicht mehr gewährt werden, so wird auch an allen Ecken der Aufstand wieder da sein. Dieser Zeitpunkt muß aber kommen, denn die Philippiner sind in keiner Weise parlamentarisch reif.

Dem dortigen Amerikaner fehlt gerade meist alles, was den Philippinern Eindruck machen konnte; er ist formlos bis zur Unfeinheit, rücksichtslos, selbstüberhebend und zum Teil bestechlich, beseelt von uneingeschränktem Erwerbssinn.

Man kann sagen, daß jetzt der Durchschnittsphilippiner für den Durchschnittsamerikaner Haß, ja Verachtung hegt und gegen den Durchschnittsweißen mißtrauisch ist. In Kolonien gehören eben die besten, nicht die zweifelhaften Elemente.

In den letzten 10 Jahren haben die Amerikaner 400 Millionen Golddollar in die Philippinen gesteckt; werden sie sich verzinsen? Ja vielleicht, denn die Japaner sind noch gefürchteter als selbst die schlimmsten Amerikaner, das zeigt das Vernichtungsprinzip auf Formosa und Korea. Aber ob sich die Philippiner dessen bewußt sind?



Reisesänfte der Eingeborenen.



## Die Einsamkeit.

Geschichte eines Primitiven.

Von

Max Brod.

„Pst, Herr Kollega . . . Herr Kollega, könnten Sie nicht auf einen Augenblick herunterkommen?“

Lauch flüsterte es nur, von der Straße aus, wiewohl der höher gelegene Wirtshausgarten mit seinem Lärm, mit all den Gästen an blaugedeckten Tischen, mit seinem Sonntag unter Kastanienbäumen jede Stimme eher zu lautem Ausbruch zu reizen schien.

Vom Schwarm der Ausflügler her, die sich eben an einem Tisch niederließen, antwortete Pechgold: „Ah, Herr Lauch, sieht man Sie wieder einmal? Kommen Sie doch zu uns, hier ist noch ein Platz frei.“

Lauch zuckte zusammen, dann setzte er ohne Erwiderung seinen Weg in den Wald fort . . .

Gegen abend traf ihn Pechgold noch einmal auf der Straße: „Sie sind aber hübsch menschenscheu, das muß man Ihnen schon lassen. Wohin haben Sie sich denn heute nachmittag plötzlich verzogen?“

„Ich war im Wald.“

„Allein?“

„Natürlich, ich brauche keine Gesellschaft.“

Pechgold drohte grinsend: „Mir scheint, mir scheint . . . Wo ist die Holde, die Sie vor uns verstecken. Sie haben da, ohne ein Wort zu reden, ein niedliches Idyll auf dem Lande etabliert, was? Mir scheint . . .“

„Eine Dame? Ich? . . . Die Dame möchte ich kennen lernen, die sich nichts Besseres aussucht wie mich.“

„Oho“ und Pechgold klopfte ihm mit dem Stockgriff auf den breiten Bauch, der die Weste wie einen Sack anfüllte und nach unten zu ausrundete, dem Bogen der dicken goldenen Uhrkette entlang. „Meine Frau sagte immer . . .“

„Sie sind mit Ihrer Frau Gemahlin hier? O, ich möchte nicht gerne stören, lassen Sie sich durch mich ja nicht abhalten.“

„Nein, die ist mit den Kindern schon nach Haus gefahren, als der Regen anfing. Jetzt bin ich Freiherr.“

Lauch machte ein erfreutes Gesicht: „Das ist gut, das ist gut. Wissen Sie, heute nachmittag, wie Sie mich gerufen haben, da hab ich nur so gedacht: was soll ich unter den vielen fremden Leuten. Aber jetzt können wir uns ausplauschen, nicht wahr. Das ist fein . . . Also sagen Sie mal, vor allem, was macht die Bank?“

„Danke, gut. Sie läßt sich Ihnen empfehlen.“



„Der Direktor?“

„Immer dieselben Launen. Einen Tag ist er höflich bis zum Exzeß, dann schreit er wieder. Gestern war wieder so ein kritischer Tag erster Ordnung, die Kleiderhaken haben gewackelt, sag ich Ihnen . . .“

Die ruhige Landstraße von Kuchelbad, über die die beiden schritten, lag in der Klarheit eines Herbstabends. Milde Luft, wie immer nach dem Regen, mischte sich mit den Ausdünstungen der Bäume und Gräser, mit einem kühlen Windzug, der zeitweilig absetzend über die Schienen von der Moldau heraufwehte, mit Jasminduft aus den Villengärten, und mit dem starken Geruch der Kotfladen, die in die Chaussee verrieben waren. Im Wirtshaus „zur böhmischen Krone“ musizierte man. Die geschlossenen Läden der Geschäfte, die Dorfmädchen in Gruppen, Kinder vor allen Türen, eine Ente, die den flachen hellgelben Schnabel unermüdlich in die Brustfedern grub: all das erweckte den Eindruck des behaglichen Feiertags und das überlaute Singen der Vögel störte die Stille nicht. Nur selten fuhr ein Wagen vorbei und seine Geleise zeichneten sich deutlich hellgrau mit allen Windungen in den Staub der Straße, den der kurze Regen in einen braungrauen zarten Plüschteppich verwandelt hatte. Es schritt sich weich, süßlich-knirschend, zwischen bloßgelegten Steinen und verstreuten Strohhalmen, über ihn hin.

„Hier wohne ich“, Lauch wies auf eines der Häuschen, indem er den Kopf vorstreckte und die Augenbrauen in die Höhe zog. Die Hände bewegte er nicht; wie immer spielte die Rechte am Uhranhängsel, während die Linke mit der fleischigen rosaroten Innenfläche in die Luft gekrümmt, wie ein Gefäß, unbeweglich an den Rücken sich anpreßte. „Wollen Sie eintreten?“

„Auf ein Weilchen.“

Es war eine Bauernstube, mit weißgestrichenen Wänden und vielen Heiligenbildern daran, ebenerdig. Im Glas des offenen Fensters spiegelte sich das Grün der Obstbäume und rötlich etwas wie verirrte Strahlen der untergehenden Sonne.

„Hier wohnen Sie also. Sehr hübsch haben Sie's, ganz hübsch, wirklich. Und allein?“

„Ich verstehe das nicht,“ Pechgold ließ sich in einen Sessel fallen. „Ist Ihnen denn niemals bange? Sie sind mir ein Rätsel. Seit zweiundzwanzig Jahren sitzen wir in demselben Bureau. So lang wird's doch sein . . .“

„Ja, ja, so lang wird's bald sein. Vielleicht im September sind wir miteinander eingetreten, das heißt, ich etwas später, nicht wahr?“

„Es ist doch komisch, was. Wenn man so denkt . . . Und die ganze Zeit haben Sie sich an niemanden angeschlossen. Bloß die paar Worte, wenn wir miteinander nach Hause gehn . . . Es ist doch ein Zufall, daß wir gerade nebeneinander wohnen. Auch schon hübsch paar Jahre, was . . .“

„In der Hopfenstockgasse haben schon meine Eltern gewohnt. Wie sie dann gestorben sind, bin ich halt zur Nachbarin gezogen. So in den Achtzigerjahren etwa.“



„Ja, damals kam ich auch grad hin. Da hatten wir noch unsern Verein ‚Fröhlichkeit‘, das waren fesche Kneipen. Vor vier Uhr dachte man nicht ans Bett. No später hört sich das von selbst auf, wenn man verheiratet ist und Familie hat . . . Notabene, was red ich da, Sie waren ja nie in unserm Klub, nicht wahr?“

„Ich habe nie Gesellschaft aufgesucht.“

So redeten sie, zu beiden Seiten des Holztisches, dessen nackte unlackierte Maserung am Rand des zu kurzen Tuches weiß hervorglänzte.

Pechgold sah tiefsinnig drein: „Das ist eben das Komische. Sie verachten wohl die Menschen?“

Lauch sprang auf: „Ich? die Menschen? . . . Aber das wäre ja schrecklich. Glauben Sie, daß ich so eingebildet bin. Aber, Herr Kollega, so ein Nichts wie ich . . . Wie können Sie nur auf solche Idee kommen.“

„Es fiel mir nur so ein. Wissen Sie, es ist doch drollig, daß ich Sie gar nicht kenne. Eigentlich hab ich nie mit Ihnen etwas anderes gesprochen als so Bureausachen. Aber gedacht hab ich mir's oft genug: was mag nur der Herr Lauch die ganze Zeit machen. Wenn ich ihn so nach Hause begleitet habe . . . und man sieht ihn dann gar nicht mehr . . .“

Lauch wurde ängstlich: „Aber nein, wollten Sie nicht vorhin etwas über den Herrn Sekretär erzählen.“

„Sie sind wohl ein Sonderling,“ beharrte Pechgold, „was machen Sie eigentlich so abends?“

„Gar nichts.“

„Aber das ist doch unmöglich.“

„No ich schau halt zum Fenster hinaus oder ich geh spazieren . . .“

„Oder Sie lesen Bücher, nicht wahr?“

„Nein, das nie. Dazu bin ich zu unbedeutend, wissen Sie, so ein Phlegma. Für solche Sachen, überhaupt für das meiste so hab ich gar kein Interesse. Ich leb halt, wie's kommt. Es geht ganz gut. Jeder kann ja nicht ein Genie sein.“

„Und nicht einmal, daß Sie nach Kuchelbad fahren, haben Sie mir gesagt. Kein Mensch in der Bank weiß, wo Sie Ihren Urlaub zubringen. Richtig wie ein Spitzbub sind Sie davongefahren, bei Nacht und Nebel.“

„No gar so neblig war die Nacht grad nicht.“

Die beiden lachten über den Witz, sie kamen immer mehr in einen spaßhaften Ton. Pechgold legte sich vornüber und zwinkerte, Lauch klatschte in die Hände wie ein Kind. Sein dicker Kopf ohne Hals kollerte vergnügt über den Rumpf oben hin und her, die platte Pappendeckelkrawatte kroch aus dem Kragen, der ganz flach an das Hemd umgelegt war. Während er sie richtete, gab ihm Pechgold einen kleinen Stoß in die Hand, so daß sie wieder hervorrutschte. Lauch versetzte ihm einen Klaps über die Glatze.

„Au, das kitzelt.“

„Meinen Sie, Sie haben mich vorhin nicht gekitzelt?“



Wenn man die beiden so sah, mit den vergnügten Mienen unter den zerfurchten Stirnen, zerarbeitete und doch scherzende Wangen, konnte man nicht anders, als sie für das harmloseste Freundespaar der Welt halten.

„Wirklich, wenn Sie mir ein Wort gesagt hätten,“ rief Pechgold, „so hätten wir unsern Urlaub so einrichten können, daß wir zusammen nach Schelesen fahren, unter viele Menschen . . .“

„Viele Menschen? Ich mache mir nichts aus den Menschen, grad so wie sie nicht aus mir.“

„Aus keinem?“

In diesem Augenblick begann das Glasfenster zu zittern. Ein Sausen, Rauschen, Poltern. Und die schwere Lokomotive im Rauch, die Wagen rasselnd waren vorbeigestürzt . . .

„Pfui Teufel, da ist mir der Zug vor der Nase weggefahren.“

„Machen Sie sich nichts draus, Sie nehmen den Dampfer.“

„So?“ und Pechgold nahm mit ernstem Gesicht, als wäre nichts geredet worden, das Gespräch wieder auf, in langsam vibrierender Baßstimme: „Aus keinem?“

„Ja, aus keinem . . . Aber wie gut wir uns unterhalten haben, was? Den Zug haben wir verplauscht, das ist doch das beste Zeichen. Nächsten Sonntag müssen Sie wiederkommen, ja?“

„Aber wenn Sie sich aus mir auch nichts machen, wie aus den andern Menschen. Wie soll ich das verstehen? Ich möchte Ihnen nicht gern lästig fallen.“

Lauch wurde verlegen: „Nun ja, das ist natürlich nicht so wörtlich zu nehmen. Gewissermaßen ja. Ich verstehe es eigentlich selbst nicht. Ich kann doch nicht in mich hineinsehen und, sehn Sie, um Ihnen das genau zu erklären, wie ich das meine, müßte ich doch tausendmal gescheiter sein und brächte es dann auch noch nicht zustande. Es ist mir eben angenehmer, so für mich allein zu sein. Zum Beispiel, ich kann es nicht hören, wie die Leute essen. Meist schnalzen sie so schrecklich beim Kauen.“

„Das ist wahr. Das kann ich auch nicht vertragen.“

„Nein, es ist nicht so eine Sache für sich, ich rede im allgemeinen. In Gesellschaft fühle ich mich immer so beengt, tausend Rücksichten, man muß sich Zwang anlegen. Ich bin nun einmal nicht zum Salontiger geboren. Die Menschen genieren mich rechts und links, mich alten Einsiedler, und da hab ich mir schon immer gedacht: allein hast du's doch viel bequemer, Josef . . .“ Er lehnte sich in den Sessel zurück und sah friedlich drein, mit der Abendsonne als Kranz auf den ergrauenden Haaren. „ . . . Du hast deinen Posten, dein Auskommen, überhaupt was Geld anbelangt hast du ausgesorgt. Was kann dir passieren? Ehrgeizig bist du nicht, keine besonderen Bedürfnisse hast du auch nicht. Also was brauchst du? Brauchst du irgend einen Menschen? . . . Sehn Sie, so leb ich und bin glücklich, ganz allein. Was, hab ich's nicht schön und still hier in Kuchelbad? Ganz einsam, ganz von der Welt abgeschlossen . . .“

(Fortsetzung folgt.)



# Rundschau.

## Finanzpolitisches.

Von Pluto.

Die Börse möchte gerne unempfindlich sein, aber die Politik, oder wie die Spekulanten sagen: Rußland erlaubt es nicht. Diese Verstimmungen zwischen Sofia und Stambul, zwischen König Peter und der österr. Diplomatie drücken immer wieder auf die Stimmung. Denn sobald Wien verflaut, sucht es seine Papiere an uns abzugeben, und mittelst der Arbitrage erhalten diese Papiere bald allerorten den gleichen Wert. Das sind die untereinander verbundenen Röhren, die den internationalen Markt wider seinen Willen bewegen. Indessen unser Publikum? Es erinnert sich zum Teil, im Oktober seinen Effektenbesitz weggeworfen und somit im Verhältnis zu den Kursen von heute außerordentlich starke Verluste erlitten zu haben. Aushalten! gilt daher jetzt als aller Weisheit Schluß, wenn die Hexe Politik wieder einen ihrer Salome-Tänze vor uns aufführt. Trotzdem ist der Verkehr enger geworden, so daß auch schon Börsenstunden fühlbar werden, wo ein Kauf von 5000 Talern Diskontokommandit hinreicht, um den Kurs um  $\frac{3}{4}$  Proz. hinaufzusetzen. Immerhin ist für Bankaktien noch Interesse vorhanden. Die Jahresabschlüsse der Bodenkreditinstitute fallen überraschend günstig aus, da ihr Pfandbriefabsatz im letzten Semester stärker gestiegen war und andererseits Hypotheken zu einem guten Zinsfuß ausgeliehen werden konnten. Den Kreditbanken eilte die Nationalbank in Berlin mit ihren Publikationen auch diesmal voran. Resultat: die Tantiemen und Gratifikationen (welche klugerweise zusammengelegt sind) erreichen den vierten Teil der Dividendensumme und diese wird nicht größer als für das schlechte 1907 bemessen. Die Rheinisch-Westfälische Diskontogesellschaft, nach der Norddeutschen Bank in Hamburg (mit wieder 9 Proz.) die wichtigste Dependence der Diskontogesellschaft muß von 8 auf 7 Proz. zurückgehen, womit wohl auch die

Montanverhältnisse einigermaßen illustriert werden. Ja, diese letzteren gelten wirklich als schlecht! Wenigstens versichern sowohl die Hütten- als auch die Zechendirektoren, daß sie dieses Jahr noch Dividende geben könnten, aber nächstes Jahr nicht mehr. Indessen die Finanzleute sind solche Klagen gewöhnt. Sie denken vier Jahre zurück, wo unsere Eisenindustriellen jammerten: sie hätten nur noch für 6 Monate Bestellungen, und wie es dann unversehens besser wurde. Glauben doch die Herren an der Börse allen Ernstes, daß man den Allgemeinmarkt klarer von Berlin aus überblicken könnte, während die leitenden Personen an Ort und Stelle fast stets nur ihre eigenen Verhältnisse sähen und darnach urteilten. Die Großen in unserem Hüttenwesen beherrschen eben heute die Lage, und die Kleinen müssen auch in guten Zeiten sehen, wo sie mit ihren Verkäufen bleiben. Gemeinsam scheint aber vorläufig noch Allen die Voraussicht zu sein, daß unsere Industrie sich diesmal von Amerika nicht ins Schlepptau nehmen lassen werde. In solchem Sinne wird sogar der Kupferrückgang auf Manipulationen des Mr. Rockefeller gedeutet, wo doch das Darniederliegen des elektrischen Geschäftes und auch vieler anderen Fabrikationen die Mindernachfrage im Verhältnis zur Förderung genügend erklären dürfte. Die übrigen Industrien zusammen gebrauchen sonst mindestens soviel Kupfer wie die Elektrotechnik. Liegen doch auch alle anderen Metalle matt, mit Ausnahme von Zink, in dem die Konvention endlich perfekt geworden ist. Vorläufig hilft dies gegen die Willkür der Londoner Börse. Auch die anhaltende Geldabundanz zeugt von dem Stillstande unserer Industrie. Ultimoschleibungen kosten nur  $2\frac{1}{2}$  Proz., was derjenige, der mehr haben möchte, unverschämt billig nennt. Die alte Angst ersteht wieder bei den Reichen, daß man Gottbewahre! von seinen Zinsen leben müsse.

\* \* \*



Unsere schwarzen Diamanten sollen besteuert werden! Wenigstens geht das Gerücht über eine deutsche Kohlensteuer derart um, daß schon die ernstesten Zeitungen ihre schärfste Kritik an diesem angeblichen Projekt geübt haben. Erstaunlich bleibt nur die Versicherung: erst die Elektrizitätskreise hätten die Regierung auf eine solche Finanzquelle gestoßen. Es sitzen sehr einflußreiche Bankiers im Aufsichtsrate unserer Elektrizitätsunternehmungen und zugleich unserer Kohलगesellschaften, aber dieser Widerspruch bei den Urhebern des Vorschlages ist noch keineswegs das Erstaunlichste. Das bleibt vielmehr der moralische Mut, etwas, was man selbst mit mehr oder minder ehrlicher Entrüstung abschüttelt, ohne weiteres Anderen aufbürden zu wollen. Höchst wahrscheinlich haben unsere elektrischen Geschäfte alle Besorgnis, daß der sie betreffende und ja bereits ausgearbeitete Steuerplan sich noch nicht hinreichend von ihnen entfernt hat. Indessen soweit darf auch die Verzweiflung es nicht treiben, wie dies hier durch öffentliches Markieren eines anderen Steuerobjektes geschehen ist. Merkwürdig genug wurde die sachtliche Unmöglichkeit bisher noch von keiner Seite gekennzeichnet, sondern fast immer nur die schlimmen Folgen eines etwaigen Einfuhr- oder Ausfuhrzolles. In Wirklichkeit vergißt man aber, daß der Staat selbst auf keinem Gebiete einen stärkeren Konkurrenten darstellt, als in der Kohlenproduktion. Auf welche irgendwie anständige Weise sollte nun die Ruhrkohle belastet werden, die Saarkohle dagegen frei ausgehen? Preisunterschiede würden damit künstlich erzeugt werden, die in einem zivilisierten Lande, solange es noch nicht bankrott ist, ganz außer Frage zu bleiben haben. Wohl ließen sich da, wo Staatsbahnen und zugleich große Privatbahnen vorhanden sind, eine fiskalische Belastung der letzteren denken, denn Schienenwege machen einander doch selten die Kundschaft streitig. In unserem Falle aber würde ziemlich unmittelbar nach einer Kohlensteuer, die Staatsverwaltung im Saarrevier im unerlaubten Vorteil sein. Oder planten die betreffenden Geheimräte gar ihre Kohlenpreise plus einer Steuer festzulegen, die niemals gezahlt wird?

\* \* \*

Ein vorgeschobener Vater, das ist das neueste Kunststück auf dem Gebiete der unerlaubten Spekulation. Für einen Bankangestellten, noch dazu, falls er erst 22 Jahre alt ist, dürfen Bankfirmen keine Börsenaufträge ausführen, aber diesmal, in dem einen Falle, wo es sich bekanntlich um Millionen handelt, lautete das Konto auf Namen des Vaters. Da nun das Ehrengericht annahm: Ernst Wegner habe seinen Erzeuger keineswegs ohne Kenntnis jener Bankfirmen als spanische Wand benutzt, so bleibt doch der Weg, um sich von dieser Beschuldigung zu reinigen, klar genug vorgezeichnet. Hätte nämlich der Vater die Kommissionäre seines Sohnes wirklich in dem falschen Glauben erhalten, als sei er: der Nichtangestellte hier der Käufer und Verkäufer, so wäre dies zweifellos eine strafbare Täuschung gewesen. Die verurteilten Firmen brauchten also nur gegen Wegner senior eine gerichtliche Untersuchung zu beantragen, um in deren Verlaufe als die Unschuldigen und Betörten festgestellt zu werden, — wenn dies eben der Fall wäre. Man darf also gespannt darauf sein, wann die Herren dieses nächstliegende Mittel zu ergreifen gewillt sind. Im übrigen zeigt solch ein außerordentlich krasser Fall, wie wenig Abwehrmittel verschlagen, die ja erst kürzlich neukonstruiert und bei der Gelegenheit hier schärfer mitgenommen wurden. Die innere Schwäche aller derartiger Strafen liegt in ihrer Halbmacht, wie sie z. B. an der Londoner Stock-Exchange nicht anzutreffen sind. Dort würde ein Makler, der eine Ausführung mit einem unrichtigen Kurse angibt, weit schlimmer wegkommen, als in Berlin Bankfirmen, die mit einem jungen Kommis die größten Engagements eingehen. Unter allen Umständen bedeutet bei uns eine vorübergehende Verbannung von der Börse die unwirksamste Ehrenkränkung. Man denke sich z. B. einen Rechtsanwalt, dem für 1 Monat das Betreten des Gerichtssaales verboten werden könnte!

\* \* \*

Der Krieg hat einen goldenen Boden, und zwar für die Lieferanten. So nimmt jetzt ein Vertreter der argentinischen Regierung bei Krupp nicht etwa Schienen und Sensen, sondern Geschützmaterial ab, für, wie es heißt,



150 Millionen. Wieviel hieran in Essen auf Kosten der Laplata-Bevölkerung verdient wird, läßt sich kaum berechnen, und man braucht nicht einmal die Zinsen abzuziehen, da unsere Industrien bekanntlich kaum anderen Kredit zu geben pflegen, als unter der Garantie der eigenen Großbanken. Am schlimmsten nehmen sich jedoch diese Transaktionen für die europäischen Kapitals- und Handelsinteressen aus, da damit die Gefahr eines Krieges gegen Brasilien immer näher rückt. Ferner sollen drei englische Firmen, darunter Armstrong den Wiederaufbau der spanischen Flotte übernommen haben. Zusammen mit den neuen Befestigungen in drei dortigen Kriegshäfen wird dieser hübsche Auftrag in sehr versierten Kreisen mit Lst. 8½ Millionen geschätzt. Trotzdem nun die 4%igen Exterieurs mindestens den Kurs unserer 3½%igen Reichsanleihe haben, dürften jene Firmen wohl eine andere Bezahlung als in Staatspapieren vorziehen. Freilich kommen diese spanischen Rekonstruktionen erst sehr spät nach dem Friedensschlusse mit Amerika, und es könnte dies u. a. auch mit den Wünschen der Herren Armstrong, Brown und Maxim auf den Wiederaufbau der russischen Flotte zusammenhängen. Das wäre ein noch weit größeres Objekt, hinsichtlich des Zahlungsmodus mit Hilfe der Pariser Banken noch bequemer; jedenfalls ist lange genug verhandelt worden. Vielleicht kam auch nur die orientalische Frage dazwischen, welche den Geldbedarf Rußlands zu Lande, dem zu Wasser wieder unbedingt voranstellte. Übrigens hatten auch deutsche Häuser sich dieserhalb in Petersburg beworben, teilweise sogar durch Vermittlung englischer Geschäftsfreunde. Aller Besuch von Pastoren oder Journalisten beider Länder vermag die hadernden Geister nicht so rasch zu vereinigen, wie eine Gelegenheit, gemeinsam Geld zu verdienen.

## Stadt, Land und Arbeitslosigkeit.

Von Otto Corbach.

Über 100 000 Arbeitslose soll es nach sozialdemokratischer Berechnung in Großberlin geben. Es mag sein, daß bei der Zählung nicht ganz richtig verfahren wurde; gewiß aber sind es dann nicht viel

weniger. Die Arbeitslosennot hat auch in Deutschland angefangen, auf sozialpolitischem Gebiete das Thema aller Themata zu werden, was sie in England schon lange bedeutet. Nun zanken unsere bürgerlichen Politiker — für die Roten ist natürlich der „Kapitalismus“ das Karnickel — darüber, wer die Schuld an dem Arbeitslosenelend trägt: die Stadt oder das Land. Es ist ein Streit um des Kaisers Bart. Über Landflucht wird in unserer Kulturzone heute allenthalben geklagt, in einem Lande wie Rußland, wo man die gedrückte politische Lage des Muschik dafür verantwortlich machen könnte, und in einem Lande wie Australien, wo die Rechtsverhältnisse für den Grund und Boden sich mehr wie irgendwo anders dem Ideal der Bodenreformer nähern, wo also von einer politisch gedrückten Lage der Landbevölkerung keine Rede sein kann. Nach einem Petersburger Blatte gibt es auch in der russischen Hauptstadt Zehntausende Arbeitsloser, und bei dieser Feststellung wird bedauert, daß die Städte eine „magische Anziehungskraft“ auf das Landvolk ausüben. Und ein australisches Blatt schreibt wörtlich: „The native-born Australian often wearies of country life and seeks the gay life and genial society of the town.“ So findet es eine natürliche Erklärung, daß die Regierung von New South Wales mit „General“ Booth unterhandelt, damit er ihr für die Erschließung neuer Böden geeignete Ansiedler aus England schicke, und daß die Arbeiterschaft derselben Kolonie gleichzeitig durch einen Brief des Newcastle Labour Councils an den Sekretär des parlamentarischen Komitees der englischen Trades Unions vor einer Auswanderung nach Australien warnen läßt, weil auch dort das Arbeitsangebot bei weitem größer sei als die Nachfrage. Zur Entlastung der Städte kann man andererseits anführen, daß es eine Landflucht gab, bevor der glänzende Aufschwung aller Gewerbe begann. Damals war es das lockende Amerika, das bei uns dem Lande massenhaft Arbeitskräfte entzog, die sich nicht halten ließen, und noch heute geht in europäischen Gegenden, wo die Industrie wenig entwickelt ist, der Zug vom Lande vorzugsweise über den Ozean. Erst die Entwicklung einer Großstädte züchtenden Industrie machte es möglich, die vom Lande Abwandernden in der Heimat festzuhalten. Zu berücksichtigen ist auch, daß, solange



In den Vereinigten Staaten noch große Flächen billigen unbenutzten Landes zur Verfügung standen, die Industriearbeiter der Oststaaten häufig genug den großen Städten den Rücken kehrten, um im Westen den Weg zu einer selbständigen Existenz als Farmer zu betreten. Es liegt also nicht etwa in der sündhaften menschlichen Natur begründet, daß in alten Kulturländern die Städte eine „magische Anziehungskraft“ auf das Landvolk ausüben. Es gab Zeiten, wo die Landarbeit den Menschen verkrüppelte, elend und siech werden ließ. Friedrich dem Großen war der untertänige Bauer „de toutes les conditions la plus malheureuse et celle qui revolte le plus l'humanité“, und kann man annehmen, daß die „Art menschencheuer Tiere“, als die La Bruyères die französischen Bauern zu Ende des 17. Jahrhunderts schildert, sich einer besseren Gesundheit erfreuten als die modernen städtischen Industrieproletarier? Also kann es an und für sich noch nicht zugunsten des Landes sprechen, wenn die modernen Großstädte in ihrer raschen Entwicklung noch keine für sie passende Hygiene erfinden. Die Vorzüge, die die älteren englischen Industriestädte vor den jüngeren deutschen auf dem Gebiete der Wohnungskultur schon voraus haben, lehren, daß auch der moderne Städter durch Schaden klug wird.

Die Entvölkerung des platten Landes und die Übervölkerung der Städte durch die Landflucht ist auf weltwirtschaftliche Ursachen, vor allem die gewaltigen technischen Fortschritte auf dem Gebiete des Transports, zurückzuführen. Wirkungen derselben Ursachen waren allerdings auch die erstaunliche Vermehrung der Bevölkerung in den europäischen Ländern sowie den Vereinigten Staaten und die noch erstaunlichere Zunahme des Wohlstandes in den breitesten Schichten. Die massenhafte Arbeitslosigkeit, die die gegenwärtige Niedergangsperiode herbeiführte, muß mit in den Kauf genommen werden, und Stadt und Land sollten, anstatt sich gegenseitig die Schuld an dem Elend zuzuschieben, vielmehr Hand in Hand arbeiten, es zu mildern.

## Weltkonferenz.

Von G o b b o.

Der Roosevelt ruft und alle, alle kommen. Da die Menschheit alt zu werden beginnt, fängt sie an, sich kindisch zu benehmen. Da es ihr an Kraft gebricht, die große Sache der friedlichen Organisation des gesellschaftlichen Lebens ernsthaft zu führen, so ist sie in schwächlicher Bescheidenheit zufrieden, wenn sie sich spielerisch vergnügen darf. (Oder glaubt, man die Entwicklung, die uns eine höhere soziale Ordnung bescheren soll, dadurch aufhalten zu können, daß man ihr heuchlerisch Konzessionen macht, um durch scheinbare Förderung der wirtschaftlich-kulturellen in Wirklichkeit die kriegerisch-politischen Funktionen der staatlich organisierten Menschheit zu stärken?) Mir will der Gedanke nicht aus dem Sinn, daß auf der geplanten Weltkonferenz die politische Phrase die Mission erfüllen soll, die Unlust der staatlichen Mächte zu allmenschlichem sozialem Tun zu bemänteln. Eine allgemeine Inventuraufnahme der natürlichen Hilfsquellen der Welt! . . . Sehr schön! Ein Veto gegen den Raubbau, der die Wälder verwüstet und die mineralischen Schätze des Bodens schonungslos plündert! Ausgezeichnet! Eine weise Ökonomie mit der lebendigen Kraft der zu Tale eilenden Ströme! . . . Bravo, bravo! . . . Nur eine kleine Zwischenfrage sei erlaubt. Wodurch legitimieren sich die Bevollmächtigten zu dieser Konferenz, daß sie in der Tat die geeigneten Schützer der wenn auch nicht „heiligsten“, so doch immerhin materiell wertvollsten Güter der Menschheit sind? Der beliebteste Großmachtsport der Gegenwart: „Wettrüsten“ wird, mit dem unausgesprochenen aber noch niemals geleugneten Hintergedanken betrieben, sich gegenseitig im friedlichen Geschäft der Entwicklung zu stören, zu schädigen und wenn möglich einander zu vernichten. Und die Vertreter solcher Gesinnungen sollten berufen sein, auf einer Weltkonferenz über die Methoden der wirtschaftlichen Mästung ihrer Staaten zu diskutieren und zu beschließen?

Man wird hier einigermaßen an Besitzer von Kampfahnen erinnert, die zusammenkommen,



um zu beraten, was sie zur Komplettierung der Kampfausrüstung ihrer Hähne noch tun können, nachdem jeder von diesen im Laufe der Zeit gleich gute eiserne Sporen erhalten hat. — Die Konferenz der Kampfhahnbesitzer! Indes für den unverbesserlichen Optimisten ist der Hoffnung kein Ende. Gewiß entbehrt auch heute noch die Mehrzahl aller Programme, die das „Wohl der gesamten Menschheit“ auf die Tagesordnung setzen, jeder tieferen Bedeutung. Aber die Tatsache, daß sich in unserer Zeit auch der Egoismus der Nationen und Rassen nicht mehr ohne das Mäntelchen einer weltumspannenden sozialen Gesinnung auf die Straße getraut, wirkt wie frohe Botschaft. Denn wenn man schon die Notwendigkeit einzusehen beginnt, die Solidarität der Menschheitsinteressen als *a n g e b l i c h e n* Wappenspruch im Schilde zu führen, dann ist die Wahrheit auf dem Marsche, daß eine befriedigende Gestaltung des Lebens in Staat und Gesellschaft auf die Dauer nur dann denkbar ist, wenn man es mit dem „Wohl aller“ ehrlich meint.

## Deutschlands Stellung auf dem Weltmarkt und seine Auslandsvertretung.

Von Rechtsanwalt R a m e l o w - Berlin.

In einem von dem Reichstagsabgeordneten Dr. Stresemann verfaßten Artikel über die Beziehungen unserer Diplomatie zum Auslandsmarkt ist der Gedanke betont, daß Deutschland, welches pro Jahr 6 bis 7 Milliarden an Waren und Gütern in fremde Länder sendet, verlangen muß, daß auch bei seinen diplomatischen Auslandsvertretungen die vitalen Exportinteressen Deutschlands richtig und sachgemäß vertreten werden.

Die historischen Reichstagsdebatten im November vorigen Jahres haben erkennen lassen, daß die Zeiten der Kabinettsdiplomaten, welche, nach Taillerands Schule gebildet, Deutschlands kontinentale Politik vertraten, vorüber sind, daß die Politik, welche die Lebensfragen des Volkes

berührt, nicht mehr von Kabinetten und Diplomaten, sondern durch die öffentliche Meinung, welche sich auch in der auswärtigen Politik für mündig erklärt hat, gemacht wird. Zur Lebensfrage unserer Nation gehört aber eine Handelspolitik, welche dem deutschen Handel die Weltmärkte offen hält, und welche dem deutschen Kapital, dem deutschen Exporteur und auch dem einzelnen deutschen Vertreter im Auslande diejenige gesicherte und günstige Position schafft, welche ermöglicht, unter gleich günstigen Bedingungen wie Engländer und Nordamerikaner in das betr. Wirtschaftsgebiet einzudringen. Den Zweifel, welchen Herr Dr. Stresemann an dem kaufmännischen Verständnis und der wirtschaftlichen Begabung unseres die Diplomatenposten vertretenden Adels hat, wird jeder teilen, der Überseeluft geatmet hat. In Nord- und Südamerika hat in wenigen Jahrzehnten eine geradezu staunenerregende wirtschaftliche Entwicklung stattgefunden, die allerdings in ihrer epochemachenden Großartigkeit, abgesehen von den bezüglich überseeischer Verhältnisse im allgemeinen gut instruierten Hamburger und Bremer Handelskreisen, im deutschen Binnenlande nicht verstanden und gekannt wird.

In jener „neuen“ Welt herrscht ein „neuer“ Geist, die Lebensanschauung des Amerikaners, die von unserer europäischen kontinentalen Lebensanschauung absolut verschieden ist. Diese Lebensmaxime konzentriert sich in dem Worte „make money“, d. h. die wirtschaftliche Betätigung ist das Maßgebende und das vor allem Geachtete. Es dürfte kaum zu bezweifeln sein, daß unsere Diplomatie, welche in anderen Lebensgrundsätzen aufgewachsen ist, dieser neuen Weltanschauung gänzlich fremd gegenüber steht. Ich selbst habe wiederholt Gelegenheit gehabt, im Auslande festzustellen, daß unsere Diplomatie zum Teil wirtschaftlichen Fragen mit ziemlicher Naivität gegenübertritt; so erinnere ich mich noch an das ungläubige Staunen eines deutschen Diplomaten gegenüber der Tatsache, daß heutzutage Seide auch auf künstlichem Wege, d. h. ohne den Kokon der Raupe, gewonnen werden könne.

Aber auch unsere *K o n s u l a t e* sind nicht im geringsten den an sie herantretenden wirtschaftlichen Fragen gewachsen. Der deutsche Konsul



im Ausland hält sich im allgemeinen für zu gut, den deutschen Handeltreibenden in seinem Geschäft aufzusuchen und zu fragen, wo ihn kommerziell der Schuh drückt. Die Unzulänglichkeit unserer Konsulate auf wirtschaftlichem Gebiet scheint auch eine öffentlich anerkannte Tatsache zu sein, denn wie könnte die Reichsregierung ihnen sonst die Handelssachverständigen zur Seite setzen, damit diese die wirtschaftlichen Aufgaben, welche die Konsuln zu leisten außerstande sind, besorgen sollen. Eigentlich ist das Entsenden der Handelssachverständigen schon an sich ein Mißtrauensvotum den Konsulaten gegenüber und so wird diese Institution auch von den Berufskonsulaten meistens betrachtet. Daher ist es nicht wunderbar, daß den Handelssachverständigen im allgemeinen seitens der Konsulate mit einer Gegnerschaft, die oft zu offener Feindschaft ausartet, begegnet wird. Und da soll von einem Hand- in Handarbeiten die Rede sein?! Mit welcher Unkenntnis realer Verhältnisse überhaupt häufig von offizieller Seite gearbeitet wird, kann man schwerlich treffender erkennen, als an diesem Beispiel der Kreierung der Handelssachverständigen-Stellen. Die betreffenden Herren haben weder Rang noch Stellung, welche sie bei der Kaufmannschaft einführen könnte, sie sollen ohne Bureau und ohne Sekretär arbeiten, falls sie sich dies nicht selbst schaffen, und müssen gewärtig sein, daß das Konsulat ihnen Hindernisse in den Weg legt. Haben sie sich aber nach drei Jahren eingelebt, so ist das Kommissorium zu Ende, denn da mit der Stellung kein Avancement verbunden ist, wird niemand länger bleiben, als er muß. Jeder Kenner der Verhältnisse muß zugeben, daß die Institution der Handelssachverständigen in ihrer heutigen Gestalt, selbst bei bestem Material, keine Erfolge erzielen kann. Es ist auch nicht richtig, daß man dem Konsul die Bearbeitung des überaus wichtigen Gebietes der wirtschaftlichen Fragen nimmt und diese einer dem Konsul beigeordneten Instanz zuweist, statt daß vielmehr das wichtige Gebiet der wirtschaftlichen und Handelsfragen das Haupttätigkeitsfeld des Konsuls bildet, und die vielen Fragen betr. Matrosenheuer, prozessualer Rechtshilfe etc. einem beigeordneten Vizekonsul oder Sekretär überwiesen würde. Allerdings würde das eine ganz

andere Art der Vorbildung unserer Konsuln zur Voraussetzung haben. Weshalb muß denn gerade der Konsul die juristische, alleinseigmachende, Vorbildung haben? Für diese, für die eigentliche Konsulatsaufgabe relativ nebensächlichen Zwecke würde doch irgendein dem Konsul beigeordneter Assessor oder sonstiger Jurist genügen. Man kehre also den Schuh um, und entsende als Konsuln Männer, die sich in der deutschen Volkswirtschaft als tüchtig und geeignet erwiesen haben und ordne ihnen juristische Hilfskräfte bei. In den leitenden Stellen unserer Handelskammern und wirtschaftlichen Verbände, unserer Syndikate und Banken, würde es genügend erstklassige Kräfte geben, welche dem deutschen Handel zu wahrem Nutzen gereichen würden, und welche auch jene Stellen akzeptieren würden, wenn es mit Avancement verbundene Lebensstellungen wären, und nicht eine derartige Farce, wie jetzt die Kommissorien der Handelssachverständigen, aus denen der Handelssachverständige nach drei Jahren wieder zu seinem Beruf in die Heimat zurückkehrt, wenn er dazu in der Lage ist. Allerdings würde naturgemäß unser Auswärtiges Amt und unsere ganze geheiligte Beamtenhierarchie zur Realisierung derartiger Vorschläge nie die Hand bieten, denn ein Beamter würde doch nie dafür plädieren, daß er sich selbst seines Amtes entsetze; und das geschähe, wenn Personen, die „nicht einmal“ das zweite juristische Examen absolviert haben, Beamte würden. Der Weg könnte allein der sein, daß der Reichstag gesetzlich festlegt, daß z. B. die Handelskammern oder die wirtschaftlichen Verbände dem Auswärtigen Amt zur Bestätigung geeignete Persönlichkeiten präsentieren. Die Konsuln sollen doch in erster Linie Vertreter des deutschen Handels im Auslande sein, weshalb müssen denn diese gerade aus der Mitte derjenigen Behörde, welche die deutsche Politik leitet, entsendet werden? Vor einem Menschenalter hatte es vielleicht noch seine Berechtigung, vom deutschen Konsul die Ablegung der zweiten juristischen Prüfung zu verlangen; inzwischen sind die Weltinteressen aber absolut andere geworden, kaum ein anderes Land hat sich so verändert, wie Deutschland, welches aus einem Binnenstaat mit kontinentaler Politik zu einem Weltpolitik treibenden Reiche geworden ist, dessen



Existenz auf seiner Weltwirtschaft und auf seinem Welthandel beruht. Daher dürfte es an der Zeit sein, daß diese neuere Anschauung in das deutsche Denken eindringt, daß der geeignete Vertreter des deutschen Handels nicht der beamtenmäßig geschulte Jurist, sondern vielmehr der volkswirtschaftlich gebildete Kaufmann ist!

## Der Balkon.

Von Robert Schwerdtfeger.

Berlin ist die Stadt der Balkons. Ohne Vororte beherbergt es nach der letzten Zählung 2 035 815 Einwohner, und es hat den Anschein, als ob, wenn auch nicht auf jeden dritten, so doch auf jeden fünften Einwohner ein Balkon käme. Das macht 407 163 Balkons. Zwar möchte der gesunde Menschenverstand diese Zahl als zu hoch gegriffen ansehen, das Gefühl aber schätzt noch weit darüber hinaus.

Es gibt Berliner, sehr viele Berliner sogar, die auf diese Überfülle von Balkons stolz sind. Denn: Deutschland in der Welt voran, Berlin in Deutschland voran. Nirgends ist eine gleiche Balkonansammlung zu finden. Nirgends aber auch drängt die Scheußlichkeit dieses architektonischen Auswuchses sich dem Beschauer so sehr auf, wie in der Hauptstadt Preußens und des Deutschen Reiches.

Wenn das Straßenbild Berlins unschön, häßlich, oft abscheulich ist, so hat in der Hauptsache der Balkon schuld. Es ist unmöglich, eine Straßenfront architektonisch geschlossen zu gestalten, wenn an jedem Haus mindestens ein halbes Dutzend dieser je nach der Qualität des Gebäudes und des Erbauers mehr oder minder steinernen oder gußeisernen Kästen hängt. Schwelgt der Blick leichtsinnigerweise durch die Flucht einer Berliner Straße, so muß er sich unbedingt Beulen stoßen. Denn es gehören schon akrobatisch geschulte Augen dazu, all die wegversperrenden Auswüchse der Hausfassaden hell zu überwinden.

Die relative Schönheit einer Großstadtstraße beruht nun einmal auf ihrer architektonischen Geschlossenheit, die von manchen Leuten freilich

Nüchternheit und Langeweile genannt wird. Ein Stadtzentrum ist keine Villenkolonie. In unserm echt deutschen Fehler aber, alle Begriffe durcheinander zu werfen und Dinge, die an ihrem Platz schön sind, auf die unpassendsten Gelegenheiten zu übertragen, wollen wir ländliche Schönheit in die Stadt verpflanzen. Daß solches Beginnen von vornherein in Unsinn endigen muß, ist klar. Sind die „natürlichen“ Parkanlagen, die auf Stadtplätze deplaciert wurden, sind die „Vorgärten“ vor Mietskasernen, die als Kehrthäufen benutzt werden, sind endlich die Balkons nicht treffende Beispiele?

Der Balkon gehört eigentlich an die Gartenfront eines Wohnhauses, das von grünen Baumkronen beschattet ist. Weit gleitet in grüne oder bunte Natur von ihm aus der Blick. An Landhäusern möchte ich einen Balkon nicht vermissen. An Vorstadtvillen mit großen Gärten berechtigt der Gebrauch durchaus seine Existenz. Aber je näher man der Stadt kommt, desto existenzloser wird er. Noch mag er in Villenstraßen passieren, wenn auch immer vorn und rechts und links störende Nachbarn sitzen. Zweifelhafter ist seine Berechtigung in „Vorgartenstraßen“, die schon aus Mietskasernen — wenn auch „vornehmeren“ Gepräges — bestehen. Man darf auf ihm nicht laut reden, will man nicht fremden Ohren Vertraulichkeiten gewähren. Aber das Auge ruht doch auf dem zwar zweifelhaften Grün von Baumkronen, und die verstaubten Blätter atmen immerhin ein wenig Ozon aus. Ein Unding aber sind Balkons in den baumlosen Stadtstraßen.

Die wie Käse- oder Taubenkästen thüringischer Dörfer an den Fassaden klebenden, untereinander unzusammenhängenden, nur auf unsichtbaren eisernen Trägern ruhenden Balkons sind architektonisch wie städtebaulich eine ästhetische Unmöglichkeit. Jeden Augenblick glaubt man, wenigstens einer von den Hunderten falle einem auf den Kopf. Und die Situation wird gefährlicher, je näher man den Stadtvierteln kommt, die vom ärmeren Teil der Bevölkerung bewohnt werden, denn hier brechen die Balkons genannten Auswüchse wie häßliche Geschwüre in Unzahl aus den Fassaden hervor. Darin liegt ein arger Widerspruch, weil Balkons in gewissem Sinne ein Luxus sind.

Sonderbarerweise ist der Berliner sehr voreingenommen für diese schlechte Eigenschaft



seiner Stadt. Er scheint den Balkon für unentbehrlich zu halten. Aber benutzt er ihn? Auf Ehre, lieber Berliner, benütze ich ihn auch recht? Ich glaube vorweg nein sagen zu können. Der Balkon gehört zu den Dingen, die man, nämlich der Berliner, „haben muß“, die man aber nie benutzt.

Ich verstehe das vollkommen. Man kann freilich auf dem Balkon sitzen, wenn man sich nicht davor scheut, schmutzig von Ruß und Staub zu werden, üble Gerüche in die Nase zu bekommen und ständig die Türglocke oder das Telephon zu überhören; wenn man sich Schweigen auferlegen will und sich damit begnügt, zu lauschen, wie die nur durch eine dünne Wand getrennte Nachbarpartei auch vorsorglich schweigt.

Ja, man kann auf ihm sitzen, aber man tut es nicht. Wen die aufgezählten Balkonfreuden nicht abschrecken, der hat keine Zeit, ihn zu genießen. Man denke doch nur an die Bewohner des Berliner nord-ostsüdlichen Halbkreises, die oft, um die Wohnung überhaupt zahlen zu können, ihre besten Zimmer vermieten. Und der „Zimmerherr“ benutzt ihn erst recht nicht.

Gewiß, der Balkon gehört zur normalen Berliner Wohnung, aber benutzt wird er nicht. Oder man benutzt ihn als Ablageraum für Waschkübel, Elmer, Schrubber und zerbrochene Stühle, da es in den Wohnungen an Gelassen fehlt. Ein Balkon jedoch muß da sein, ob er auch ein sichtlich unnötiges Anhängsel ist, das überdies die Wohnung verteuert.

Die Balkonfreunde werden ihren letzten Trumpf ausspielen: „Und ist der Blumenschmuck auf den Balkons, der bunt und freundlich die Straßen belebt, dem bescheidenen Bewohner einen Ersatz für den Garten bietet und jeden Vorübergehenden erfreut, ist der denn gar nichts?“

„Aber ja, lieber Freund, gewiß. Ich muß gestehen, in Hamburg habe ich — natürlich im vornehmen Harvestehude — wundervolle Blumenbalkons gesehen. In Berlin kann man sie auch finden; aber nicht in den Straßen, die den Balkonrekord aufstellen. Denn deren Anwohner sind nicht in der Lage, den teuren Blumenschmuck für ihren Balkon zu bezahlen. Die Blumen, die sie besitzen, stellen sie ins Zimmer; höchstens das

eine oder andere verkümmerte Geburtstagspflänzchen fristet ein ärmliches Dasein auf der schmutzigen Mauerbeule.

Nein nein, ich protestiere gegen den Berliner Balkon. Er gehört nicht in die Großstadtstraße. Man lasse die Hinterbalkons, lasse die Balkons an Gartenhäusern und Villen, von den Fassaden aber lasse man die unpraktischen Scheußlichkeiten fort. Denn sie zerstören das Straßenbild, verteuern die Wohnungen und sind im übrigen so furchtbar zwecklos.

## Mutterschutz.

Wir erhalten folgende Zuschrift: In No. 8 dieser Zeitschrift bespricht eine den Bestrebungen des „Bundes für Mutterschutz“ äußerst wohlwollend gesinnte Dame einzelne Mißerfolge, dabei nicht verhehlend, daß Organisationsmängel des „Bundes für Mutterschutz“ in erster Linie die Ursache zu sein scheinen, wenn bisher der so notwendige Anschluß und die Verbindung des Bundes für Mutterschutz mit bestehenden Einrichtungen wie Frauenheimen, Kinderasylen gefehlt hat.

Die darauf hinzielenden Ratschläge sind gewiß als richtig anzuerkennen, sind aber doch nur für Orte mit größerer Einwohnerzahl, an denen dergleichen Einrichtungen, wie Waisenhäuser, Säuglingsheime, also bereits vorhanden sind, durchzuführen, lassen aber leider die auf dem Lande und in kleinen Ortschaften bestehenden Verhältnisse ganz außer Betracht.

Für diese letztgenannten wäre aber dem Bunde für Mutterschutz in erster Linie eine Fühlungnahme mit den „Vaterländischen Frauenvereinen“ zu empfehlen, die selbst an Orten von 2000 Einwohnern existierend, wenn auch in oft recht dürftiger Weise bestrebt sind, der allzu schroffen Not von Kranken, Hilflosen, Siechen etc. abzuweichen.

Es ist nicht die Absicht vorstehender Zeilen, Wohltätigkeitsausübung nur im Anschluß an staatliche oder gar in Verbindung mit dem beliebten Hurratriotismus arbeitende Vereinigungen, Einrichtungen und Anstalten befürworten zu wollen, trotzdem sei hier einmal die Frage aufgeworfen,



ob der „Bund für Mutterschutz“ nicht sicher gut täte, sich z. B. auch das Interesse der Kreisärzte, als Berater des Landrates, der Ortsvorstände, Gemeindeverwaltungen zu gewinnen.

Mehr als die anderen Ärzte ist der Kreisarzt in ständiger, amtlicher Fühlung mit Kreis- und Stadtbehörden, aber ebenso wenig wie bisher die Ärzteschaft von den Bestrebungen des „Bundes für Mutterschutz“ ist auch er irgendwie in geeigneter Weise informiert worden. Die Ärzte waren in dieser Hinsicht auf Zeitungslektüre angewiesen.

Gewiß erscheinen in Blättern und Zeitschriften von Zeit zu Zeit Berichte des „Bundes für Mutterschutz“, aber die Mehrzahl der Provinzzeitungen bringt keine Zeile davon zur Kenntnis der Leser und Leserinnen.

So würde ein Rundschreiben an die genannten Ortsvorstände der „Vaterländischen Frauenvereine“ ebenso wie ein Zirkular an die Kreisärzte (eventuell an die Landräte) sicher dem Bunde für Mutterschutz zahlreichere und geeignetere Helfer und Förderer verschaffen, als sie alle Propaganda in der bisherigen Form erreicht hat, es würde durch derartig an die richtige Stelle gesendete Berichte, Rundschreiben überhaupt vielfach erst in weite Gegenden des Reiches die erste Kunde von dem Bestreben sowohl, wie dem Bestehen des Bundes für Mutterschutz gelangen.

Somit kann auch dem Ratschlage der Frau Anna Baader: „eine geschäfts- und bureaugewandte Arbeitskraft der bisherigen Leiterin zur Ausarbeitung einer besser arbeitenden Organisation beigegeben zu wollen,“ nur beigespflichtet werden. Nichts wäre mehr zu bedauern, als wenn nach vierjährigem Bestehen der Bund bei seinen idealen Bestrebungen daran scheitern würde, daß der Idealismus seiner Mitglieder ihn verhindert hat, mit gegebenen Ortsverhältnissen und Schwierigkeiten sich abzufinden. Er müßte sonst selbst an kleinen „menschlichen“ Leiden zugrunde gehen, während doch seine eigene Parole lautet, dem

„Leiden der Menschlichkeit“

abzuhelfen.

A. K u r z m a n n, Posen.

## Brentanoglosse.

Von Bernhard Ihringer.

Der „Goldne Kopf“ in Frankfurt am Main war ein interessantes Haus. Es verkehrten in ihm außer Pfeffersäcken und Deutsch radebrechenden Italienern viele feine Herren, die dem Hausherrn zuwider waren. Denn seine Frau war jung . . . . Als Maximiliane Laroche hatte sie Goethe gesehen; ihr alter Gatte aber, der italienische Handelsherr, war kein Jüngling im Wertherkleide. Drum: „Wollte die Mutter etwas vom Vater verlangen, da schickte sie das Kind und es sollte bitten, daß der Vater ja sage, dann hat er nie es abgeschlagen.“ Das Kind hieß Bettine und hat das selbst geschrieben. In einem Buch, das es seinem toten Bruder als Frühlingskranz reichte . . . .

Der saß in jenen Jahren hochoben auf dem Dachstuhl mit einem andern kleinen gebrechlichen Püppchen von Schwester als Kaiser in Freiheit und Recht über das Ländchen Vaduz, das weit da draußen liegen sollte in einem Land von goldenen Äpfeln und Brüller Spitzen. Als aber einmal ein neuer Kaiser gekrönt wurde, kam auch ein Fürst Lichtenstein nach Frankfurt, von dem die Leute sagten, ihm gehöre in Wahrheit der Wunderstaat. Der bedrohte Kaiser glaubte ihnen nicht, und die Frau Rath gab ihm recht: „Laß dich nicht irre machen, glaube mir, dein Vaduz ist dein und liegt auf keiner Landkarte, und alle Frankfurter Stadtsoldaten und selbst die Geleitsreiter mit dem Antichrist an der Spitze können dir es nicht wegnehmen; es liegt, wo dein Geist, dein Herz auf die Weide geht, wo dein Himmel, ist dein Vaduz, ein Land auf Erden ist dir nichts nutz. Dein Reich ist in den Wolken und nicht von dieser Erde und so oft es sich mit derselben berührt, wird's Tränen regnen.“ Es regnete Tränen: Clemens Brentano ist seiner Zeit wenig mehr als ein Fragezeichen gewesen. Und er ist es seitdem immer mehr geworden und ist es der heutigen Literaturgeschichte am allermeisten. Das heißt: „Der wissenschaftlichen“, „einzig ernstzunehmenden“, „philologisch - historisch - kritischen“.

Der Erzphilister Gervinus hat angefangen,



Julian Schmitt weiter gearbeitet; König Scherr sich in den deutschen Lutherzorn hineingeschrien, bis, ach ja, hört bloß: bis Herr Eduard Engel den Vers „o Stern und Blume, Geist und Kleid, Lieb, Leid und Zeit und Ewigkeit“ als „sinnloses Wortgebimmel“ hinauswarf. Der arme, arme Brentano!

Der arme, arme Brentano! Jetzt gehen gelehrte Männer, Philologen daran, eine Gesamtausgabe seiner Werke bei Georg Müller in München zu veranstalten. Ein neues Versuchskaninchen für philologisch-historische Forschung. Der Prospekt sagt, ein reichhaltiges ungedrucktes Material solle hier zum erstenmal zur Verwendung kommen. Die Handschriften haben die uneigennütigen Herren Forscher allordings jederzeit für ihre Auserwählten zu sekretieren verstanden. „Denen, die besitzen („Prof. Dr.“), wird noch hinzugegeben.“

Ich freue mich nur, daß der Name Georg Müller wenigstens für eine schöne Ausstattung bürgt. Für mich ist Brentano kein Dichter, kein Schriftsteller, kein Klassiker, sondern ein ewiger Griff ins Volle, Fließende, Werden. Kein anderer Romantiker ist so unfertig, drum auch keiner so romantisch. Er war noch in den Narrheiten seiner letzten Jahre größer als die sauertöpfischen Philologenoliquen, seine Kritiker in ihren Meisterprüchen.

Und darum ist es gut so, daß man an ihm vorbeigeht. „Die Stillen sind doch immer die wahrhaft Großen,“ so ähnlich schrieb er einmal seiner Bettina, „sie wehen nicht in jedem Winde, aber es klingt, wenn man anschlägt.“ Drum, ihr Herren Kritiker, Literaturhistoriker, Philologen, wenn ihr Geld verdienen wollt, geht gefälligst anderswohin. Einen vervolkstümmelten Brentano können wir nicht brauchen. Und ihr habt auch zu schmutzige Hände . . . . .

Wir wollen doch wenigstens ein paar Leute, die nicht jeder Gymnasialoberlehrer an den Fingern abhaspeln kann. Die Romantiker den Romantikern, die Kunst den Künstlern, die Gymnasialoberlehrer den Gymnasialoberlehrern. Damit fahren wir alle am besten.

## Alldeutsche Schriften.

Von Otto Seidl.

Konrad Fischer tritt in seiner Schrift „Ein offenes Wort aus Deutsch-Südwest“ (Verlag Deutsche Zukunft, Leipzig, 1908, Preis 80 Pf.) lebhaft für die Hebung des Warmbader Gebietes ein, aber die Aussichten auf friedlichen Besitz dieser mit viel edlem deutschem Blut eroberten Landschaft scheinen nach Fischers Darstellung gering. Die Hottentotten, besonders der Stamm der Bondelzwarts (kurz „Bondelz“ genannt) sind nicht wirklich besiegt worden, einfach deshalb nicht, weil die deutschen Truppen trotz ihrer ungeheuren Überzahl nicht imstande waren, den Gegner zu fassen, an einer empfindlichen Stelle zu treffen. Die Hottentotten des Südgebietes sind besitzlose Räuber, die sich bald unterwerfen, bald wieder zum „Orlog“ (Krieg) übergehen, Leute, die nichts zu verlieren haben, den Ansiedlern wohl noch jahrzehntelang zu schaffen machen werden, bis sie durch ihre eigenen Laster und Volkskrankheiten ausgestorben sind. Ihre Bekämpfung hat Millionen und Millionen verschlungen; im Frieden aber müssen sie auf Kosten des Reiches gefüttert werden. Belustigend wirkt die Schilderung, die Fischer (S. 50 f.) von dem Kampf entwirft, den die katholischen und die evangelischen Bekehrer miteinander um die „Bondelzseele“ führen. — Die weißen Ansiedler im Lande sind nur zum kleineren Teile Deutsche, vielmehr vorwiegend Buren und Engländer. Englische Landgesellschaften besitzen zum Schaden der wirtschaftlichen Entwicklung einen großen Teil des Bodens! Fischers Schrift kann als ein kleiner Ersatz denen gelten, denen die beiden Hauptwerke über Südwestafrika zu groß sind (Paul Rohrbach: „Deutsche Kolonialwirtschaft I.“, Schöneberg [Hilfe] 1907; geb. 10 M.; und das ältere, in dem der große Aufstand vorhergesagt ist: Karl Dove „D. SWA.“, Berlin [Süßerot], 1903; geb. 4 M.; beide mit schönen Bildern geschmückt.)

Die ungeheuren Ausgaben für den südwestafrikanischen Aufstand haben viel zur Verschuldung des Reiches beigetragen. So ist heute die, ebenso wie die obengenannte Flugschrift, für den



„Alldeutschen Verband“ herausgegebene Schrift des Grafen Ernst zu Reventlow: „Die Reichsfinanzreform — eine nationale Frage“ (Verlag Deutsche Zukunft, Leipzig, Preis 30 Pf.) sehr lehrreich und unterhaltsam zu lesen, weil man an ihr so recht sehen kann, wie verzweifelt die Alldeutschen darüber sind, daß das deutsche Volk, das der Regierung Heer und Flotte nach Wunsch bewilligte, nun so gar wenig Lust hat, diese ungeheuren Lasten zu tragen, neue Steuern zu bewilligen.

Graf Reventlow glaubt in der genannten Schrift, lediglich Mangel an Opfermut und nationaler Gesinnung sei es, was sich gegen die neuen Steuern erhebe. Der deutsche Arbeiter könne leicht 20 Pf. mehr wöchentlich für seinen Rauchbedarf ausgeben (S. 14). So gewandt der Verfasser aber auch mit dem Zahlenstoff umzugehen vermag, so gewaltig er auch die steuerliche Belastung des Auslandes darstellt, gegenüber den Aufsehen erregenden Feststellungen des Vertreters von Altenburg, Edmund Schmidt, in der Reichstagssitzung vom 27. November 1908, können seine Angaben auf mich keinen Eindruck machen. Schmidt berechnete, daß die Besteuerung in England 10,18 % des Einkommens durchschnittlich ausmache, daß sie im Deutschen Reich jetzt schon 11,2 %, nach Einführung der vorgeschlagenen Steuern aber gar 13,2 % betrage!

Reventlow schwelgt sich darüber aus, ob er etwa auch zu denen gehört, die eine „Schädigung des deutschen Familiensinnes“ befürchten, wenn Millionärssöhne vom väterlichen Erbe Steuern

zahlen müssen. Dagegen empfiehlt er mit Begeisterung Erhöhung der Steuern auf Zigarren, Tabak, alkoholische Getränke.

Er spricht nicht davon, daß keineswegs nur die Alkoholerzeuger und -Trinker und Weinbauern vor den neuen Alkoholsteuern warnen, sondern auch gerade manche besonders hoffnungsfreudigen Gegner des Alkoholenusses! Diese nämlich fürchten, der Staat möchte, zum Kostkind des Alkoholkapitals gemacht, die Trunksucht fördern, die Enthaltensamkeltsbewegung bekämpfen — um eben aus dem Alkohol möglichst viel Gewinn zu ziehen. Gerade Professor August Forel hat sich kürzlich in München als Gegner der Alkoholsteuer bekannt.

Ein Satz in Reventlows Schrift allerdings wird auch die Billigung der linksstehenden Reichsbürger finden, wenn er nämlich auf S. 27 sagt: „Was verlangt werden muß, das ist Gerechtigkeit in der Verteilung der Lasten und eine weise Bemessung der Lasten, um weder Steuerquellen zu verstopfen noch auch blühende oder hoffnungsreiche Erwerbsschichten zu ersticken.“ Besonders gegen die eine hoffnungsreiche Entwicklungsmöglichkeit unterbindende Elektrizitätssteuer und gegen die das deutsche Zeitungswesen und Geistesleben schwer schädigende Anzeigensteuer wird man diesen Satz verwenden können. Indessen scheint mir Reventlows Flugschrift immerhin eine nationalpolitisch dankenswerte Gewissensschärfung.

## Neue Bücher.

Der Redaktion sind folgende Bücher zugesandt worden:

Balzac. Physiologie der Ehe. Eklektisch-philosophische Betrachtungen über Glück und Unglück in der Ehe. Leipzig. Insel-Verlag. Preis geh. M. 4,50, Leinen M. 5,50, Leder M. 7,50.  
Camille Flammarion, Direktor der Sternwarte zu Juvisy-Paris. Rätsel des Seelenlebens. Autorisierte Übersetzung von Gustav Meyrink. Stuttgart. Julius Hoffmanns Verlag.

Karl Scheffler. „Paris“. — Leipzig. Insel-Verlag. Preis geh. M. 10,—, Halbpapier M. 12,—.  
Napoleons Schriften und Gespräche. Herausgegeben von Hans Landsberg. Berlin. Pan-Verlag. Preis kartoniert M. 3,50, geb. M. 4,—.  
Jannot Emil Freiherr von Grotthus. Am Webstuhl der Zeit. Ein Jahrbuch. II. Jahr-



- gang. Stuttgart. Verlag Greiner & Pfeiffer. Preis M. 7,50.
- Villiers de L'Isle-Adam. Edisons Weib der Zukunft. Roman. München. Verlag Hans von Weber. Preis geh. M. 5,—, geb. M. 6,—.
- Ricarda Huch. Das Risorgimento. Leipzig. Insel-Verlag. Preis geh. M. 4,—, Pappband M. 5,—, Lederband M. 7,—.
- Maria Wilda. Eine Trennung. Roman. Dresden. E. Piersons Verlag. Preis M. 2,50.
- Edmund Edel. Fritz der Zeitgenosse. Eine merkwürdige Geschichte mit vielen Zeichnungen. Hamburg. Verlag von H. Carly. Preis geh. M. 8,—, geb. M. 4,—.
- Erich Mühsam. Der Krater. Berlin 1909. Morgen-Verlag, G. m. b. H.
- Heinrich Vierordt. Deutsche Hobelspäne. Stoßseufzer und Stammbuchblätter. Heidelberg. Carl Winters Universitätsbuchhandlung.
- Hermavon Skoda. Die Spinnerin. Neue Gedichte. Dresden. E. Piersons Verlag.
- Franz Herold. Ernte. Ausgewählte Dichtungen. Dresden. E. Piersons Verlag. Preis M. 5,—.
- Herman Gorber. Ein kleines Heldengedicht. Übersetzung aus dem Holländischen. Mit vier Reproduktionen nach Wandgemälden von Richard Roland Holst. Leipzig. Maas & van Suchtelen.
- S. Friedländer. Durch blaue Schleier. Berlin-Wilmersdorf, Verlag A. R. Meyer. Preis geb. M. 3,50.
- Hermann Wolfgang Zahn. Lydia. Novelle. Berlin-Wilmersdorf, Verlag A. R. Meyer.
- Rudolf Burghaller. Phryne. Drama in einem Vorspiel und 3 Akten. Berlin, Verlag von Gose & Tetzlaff, G. m. b. H.
- J. S. Machar. „Rom“. — Prag. Verlagsbuchhandlung Großmann & Svoboda. Preis M. 4,—.

Schluß des redaktionellen Teiles.

### Alle Manuskript- und Büchersendungen

an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33.

Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33; für Österreich-Ungarn: Dr. Felix Braun in Wien. — Expedition für Österreich-Ungarn bei Hermann Goldschmidt, Wien I, Wollzeile 11. — Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76. — Druck von G. Bernstein, Berlin SW. 68, Zimmerstr. 94.

Preis M. 1.00, kl. Tube M. —.60, Oesterreich-Ungarn Kr. 1.50, kl. Tube Kr. 1.00



PEBECO

ZAHNPASTA

seit sechzehn Jahren von Aerzten und Zahnärzten ständig empfohlen  
P. BEIERSDORF & Co., HAMBURG  
LONDON E. C., Idol Lane 7—8. Vertrieb für U. S. A. Lehn & Fink, NEW YORK





11. HEFT.

12. MAERZ.

1909.

## Deutschland und Brasilien.

Von

**B. Itiberê da Cunha,**

Brasilianischer Gesandter in Berlin.

Die Geschichte der Nationen hat wenig gleich beredte Beispiele wie den überraschend schnellen materiellen Fortschritt Deutschlands. Verwirklicht hat er sich während der letzten 38 Friedensjahre und falsche Urteile und Meinungen der Konkurrenzkräfte Deutschlands auf den Weltmärkten hat er häufig genug hervorgerufen.

Erst kürzlich schrieb der Londoner „Standard“, eine Kriegsgefahr für Europa bestehe allein in der offenen wachsenden Rivalität zwischen Deutschland und Großbritannien, die in einer Beziehung stehe zum Seehandel und der Vorherrschaft zur See. Aber — so fügte die englische Zeitung mit Recht hinzu — eine ehrliche Rivalität bewirke noch keine Gefahr, oder besser, sie kann sie nicht herbeiführen. Eine Gefahr liege nur in dem gegenseitigen Haß der Völker.

Es ist zu hoffen, daß offenere und gerechtere Gefühle allmählich die Feindseligkeiten, die allerdings seit einiger Zeit zwischen den beiden mächtigen Nationen bestehen, verdrängen werden.

Tatsächlich befindet sich Deutschland, diese große Industriemacht, nur an der Spitze einer wachsenden, wirtschaftlichen Bewegung und Ausbreitung aller Nationen der Erde und verdankt seine Führerrolle seiner Initiative, der Überlegenheit seiner Erziehungsmethoden, den ausgezeichneten Mitteln und Triebfedern eines Systems wirtschaftlicher Expansion, das die Kundenschaft fremder Märkte beharrlich erobert und dabei von ausgezeichneten, schnellen Transportmitteln unterstützt wird.



Kaum hatte ich meine juristischen Studien in der Fakultät von S. Paolo beendet, als ich das Glück hatte, nach Deutschland gerade in jenem Augenblick entsendet zu werden, als das deutsche Volk, bis ins Innerste von dem Sieg bei Sedan erregt, auf dem Gipfel seines militärischen Ruhmes stand.

Es war begreiflich, daß dieses Land dem jungen, unerfahrenen Gesandtschaftsattaché wie ein kostbares, offenes Buch erschien, darin er begierig lernen wollte.

Mein Interesse war um so größer, als viele emsige Söhne dieser Nation bereits unsere kindliche Bewunderung erregt hatten, wenn wir die goldenen Ernten der berühmten und fruchtbaren Felder Paranás betrachteten, die von den ersten deutschen Kolonisten kultiviert wurden: wirklichen, mutigen Pionieren der Kultur, welche das lebendige Beispiel einer fruchtbaren Initiative und ehrlicher, rauher Arbeit gaben. Sie haben uns gelehrt, unseren Boden zu bebauen, zu lieben und ihn mit dem Schweiß unseres Angesichts zu benetzen.

In meinem Heimatstaate, in der malerischen Umgebung Curitybas, pflegten die deutschen Kolonisten abends bei der Rückkehr von ihrer Feldarbeit, an unserem Landhaus, das damals ein wahrer Tempel der Wissenschaften und Künste war, vorbeizukommen. Unser Vater unterließ es dann nie, uns Kinder herbeizurufen, damit wir jenen harmonischen Liedern lauschten, die uns eine Ahnung von der großen deutschen Volksseele gaben. Diese Kindheiterinnerungen haben auch im Manne dauernd nachgewirkt und haben mir das Verständnis für deutsche Art und deutsches Wirken erleichtert.

„Nie seit den Tagen der Renaissance und der Reformation,“ schreibt Kuno Francke in der „Atlantic Monthly“, „gab es eine Zeit, während welcher Deutschland den Anblick eines gleich fieberhaften Lebens bot, einer ähnlichen intensiven Beschäftigung auf allen Gebieten nationalen Ehrgeizes, wie jetzt.“ Und in der Tat, wer wie wir Gelegenheit hatte, diese Entwicklung aus der Nähe zu beobachten, wird von den Erfolgen dieser unablässigen Arbeit nicht überrascht sein.

Es gilt als Tatsache, daß gleich nach der Übergabe von Metz Prinz Friedrich Karl von Preußen sich mit folgenden Worten an die deutschen Offiziere wandte: „Auf militärischem Gebiet haben wir den Feind soeben beslegt, jetzt handelt es sich darum, ihn auf industriellem Gebiet zu schlagen.“ Deutschland hat sich in der Tat bemüht, diesen patriotischen Wunsch zu verwirklichen. Früher ausschließlich ein Agrar-Staat, ist es heute eine große, industrielle Macht mit einem Außenhandel, der binnen 15 Jahren von 9 auf 15 Milliarden gewachsen ist.

Deutschland hat mit kluger Voraussicht die kaufmännische Organisation des Exports in nachahmenswerter Weise vervollkommnet und das System der kaufmännischen Reisenden ausgebaut; dadurch vor allem hat es sich allenthalben in der Welt und auch bei uns in Brasilien eine maßgebende Stellung erkämpft und viele Rivalen verdrängt. In deutschen Landen hat man bald eingesehen: die Reklame durch Annoncen, Kataloge und Muster genügt nicht, und deshalb unterhält der deutsche Exporthandel ein ganzes Heer von



Reisenden, die der Engländer mit Recht „the men of the spot“ nennt. Sie verbreiten sich über den ganzen Erdball, um Orders aufzunehmen und gleichzeitig Einkäufe zu machen. Außerdem unterhalten die großen Firmen an ihrem Stammsitz einen Stab von Angestellten, die sprachkundig und mit den Einzelheiten des internationalen Handels genau vertraut sind.

Der Hauptgrund der großen Erfolge, die der deutsche Exporthandel erzielt hat, liegt nach meinen Erfahrungen in dem harmonischen Zusammenarbeiten des Kaufmanns und des Industriellen. Der größte Teil der Waren wird nicht von dem Fabrikanten direkt nach dem Auslande versandt, sondern geht erst durch die Hände von Exporteuren und Kommissionären. Auf den überseeischen Märkten hat der Exporthandel mit großen und zahlreichen Schwierigkeiten zu rechnen und erfordert sehr viel Vorsicht, kaufmännische Tüchtigkeit und eine derartige Erfahrung, daß, um zu einem befriedigenden Ziel zu gelangen, ein eingehendes Studium und lange Jahre der Praxis notwendig sind. Der Fabrikant, der ein großes Etablissement technisch und finanziell zu leiten hat, verfügt selten über die Kräfte und Kapitalien, um entlegene Märkte aufzusuchen und zu bearbeiten. Er verläßt sich auf die Tüchtigkeit der Kommissionäre.

Ich verweile bei diesem Gegenstand so lange, weil bei uns in Brasilien die lebhaften Diskussionen über die viel umstrittene Kaffeewertung in der Presse, den gesetzgebenden Körperschaften und auf unserem wirtschaftlichen Kongreß in Rio noch gegenwärtig sind. Eine Transaktion, die immer mehr die Aufmerksamkeit auf sich lenkt und wie ein Pascal'scher Abgrund unsere Landleute den Kopf verlieren läßt, und das gerade in einem Augenblick, in welchem unsere Finanzen als halbwegs saniert betrachtet werden konnten. Gerade jetzt müßte Brasilien die Lehren, die der deutsche Kaufmann ihm gibt, beherzigen, da wir im Begriffe sind, eine wirtschaftliche Krise, die nach meiner Ansicht nur eine vorübergehende Erscheinung war, zu überwinden, während unsere Mittel und Hilfsquellen wirtschaftlicher Ausbreitung noch sehr mangelhaft und fast noch embryonal sind, trotzdem man bei uns so viel von Export-Propaganda spricht. Meine Landsleute werden nie vergessen dürfen, welche Vorkämpferarbeit der deutsche Exportkommissionär durch seine enge Fühlungnahme mit den überseeischen Käufern der deutschen Industrie leistet, zum großen Teil auch dadurch, daß er keine nationale Engherzigkeit kennt und den Fabrikanten durch genaue Kenntnis der an Ort und Stelle geprüften Zahlungsfähigkeit der Kunden vor Betrügereien bewahrt.

Noch ein Zweites muß Brasilien von Deutschland lernen — und auf diesen Punkt habe ich auf dem brasilianischen Kongreß für wirtschaftliche Expansion mit allem Nachdruck hingewiesen — daß der Großhandel und der Export nicht mit kleinlichen Mitteln, sondern nur mit großen Kapitalien betrieben werden kann. Wir haben noch keine Kreditanstalten, und ebensowenig gibt es bei uns die großen, leistungsfähigen Gesellschaften, deren wirtschaftliche Interessen und Erfolge auf Zusammengehörigkeit und Gegenseitigkeit beruhen. Das System der Kreditgewährung aber ist eines der besten Mittel, die Kund-



schaft im In- und Auslande zu kontrollieren. Beinahe sämtliche deutschen Exportfirmen haben an den Plätzen, mit welchen sie in Handelsverbindung stehen, Filialen und gewähren ihren Kunden größere Kredite und längere Ziele als andere Nationen; vielleicht sind die deutschen Häuser noch entgegenkommender als die englischen, die immer die großzügigsten und vertrauensvollsten in ihren internationalen Handelsgeschäften waren. Im Verein mit der Überlegenheit der Waren ist dies das wahre Geheimnis der Größe und Bedeutung des deutschen Handels.

Bis vor kurzem war in Brasilien der Wert landwirtschaftlicher Genossenschaften unbekannt, die in Deutschland, Italien, Belgien, Frankreich usw. für die Agrarbevölkerung so große Bedeutung erhalten haben. Die erste größere Arbeit, die ich gleich nach dem Antritt meines ersten Postens in Berlin zu machen hatte, war die Abschrift einer ausgezeichneten Monographie über die kooperativen Gründungen Schultze Dellitzsch's, die mein Chef, der verstorbene Baron de Jaurü, damaliger brasilianischer Gesandter in Berlin, geschrieben hatte. Nunmehr beginnt es sich auch in meiner Heimat zu regen. Die Sociedade Nacional de Agricultura und das Central-Syndicat der Landwirte in Brasilien haben beschlossen, die Gründung eines Genossenschaftsverbandes mit ähnlichen Tendenzen und mit dem Sitz in Rio de Janeiro einzuleiten. Die Transaktionen dieser Gesellschaft sollen sich über das ganze Land erstrecken. Unter dem Titel „Zentral-Genossenschaft der Landwirte Brasiliens“ wird diese Gesellschaft, die professionellen Charakter hat, und auf Gegenseitigkeit beruht, den Verkauf der ihr von ihren Teilhabern konsignierten Produkte bewerkstelligen, ebenso wie für deren Rechnung den Kauf der für landwirtschaftliche Betriebe notwendigen Produkte und Waren besorgen.

Vorbildlich ist ferner heute, wie schon seit langem, das deutsche Schulwesen. Hat man mit Recht gesagt, bei Sadowa habe der deutsche Schulmeister gesiegt, so hat Deutschland dieses Feld auch nach 1871 eifrig bestellt. Ein Amerikaner, Herr Frank V. Thompson, der kürzlich die Handelsschulen Europas besuchte, war z. B. überrascht von der großen Anzahl dieser Institute in Deutschland und in der Schweiz. Die kleinsten Städte von mäßiger oder geringerer Bedeutung haben noch ihre Handelsschule. Deutschland marschiert an der Spitze und überflügelt Österreich, Frankreich und England.

Nach der großen Entwicklung und Vervollkommnung ihrer mechanischen und landwirtschaftlichen Industrien befanden sich die Deutschen vor der absoluten Notwendigkeit, neue Absatzgebiete zu erobern, und dieser Ausdehnungsdrang erforderte eine weitere Anspannung der Kräfte Deutschlands. Es scheute vor keinem Opfer zurück, um seine Handelsmarine zu vergrößern, und schuf jene bewundernswerte, auch von einem mächtigen Kriegsgeschwader beschützte Kauffahrteiflotte.

Heinrich Heine sagte einmal, daß der Deutsche seinem Bier gleiche, welches durch den Export nicht besser würde.

Zeit und Tatsachen haben ihn aber in feierlicher Weise Lügen gestraft. Sowohl wir Brasilianer als auch andere Völker können für die guten und soliden Eigenschaften



dieser fruchtbaren und arbeitsamen Rasse, die soviel zur Vervollkommnung und zum Fortschritt unserer jungen Nation beigetragen hat, Zeugnis ablegen.

Sie hat uns schon hervorragende Talente gegeben, energische, fruchtbare und unerschrockene Bürger, und viele Söhne deutscher Erde haben ihr kostbares Blut vergossen, um unser angegriffenes Vaterland zu beschützen.

Wir wollen auch fernerhin vom deutschen Volke lernen, von seiner Intelligenz und von der Gediegenheit seiner Arbeit.

---

## Die elsässische Frage.

Eine Schlußbetrachtung.

Von  
Otto Flake.

### II.

Definitionen sind immer empfehlenswert; man kann gar nicht klar genug sein. Prüfen wir daher zuerst: was eigentlich ist die elsässische Frage? Für die internationalen Politiker die Prüfung des Wunsches Frankreichs, Elsaß-Lothringen zurückzugewinnen, also eine Frage, in der das Reichsland selbst keine andere Rolle spielt, als die irgendeiner anderen Kompensation, mit denen die Politik Handel treibt. Solange das Reich sich selbst nicht verneint, existiert die elsässische Frage in diesem Sinne überhaupt nicht. Sie kann nur eine innere Angelegenheit des Reiches sein und bedeutet hier naturgemäß nichts anderes als das Problem, das Elsaß dem Reiche so fest wie jeden der Bundesstaaten anzugliedern, d. h. die Elsässer dazu zu bewegen, aus freiem Willen Bürger des deutschen Reiches zu werden, d. h. wiederum nationale Bürger, Mitglieder derselben Kultur, denn als modern geschulte Menschen nehmen wir an, daß Staatenbildungen zu ihrer Verinnerlichung des Kulturfaktors bedürfen.

Ziehen wir nun aber andererseits aus unsrer vorangehenden historisch-psychologischen Untersuchung das Schlußresultat, so ergibt sich, daß die Verschmelzung der Elsässer mit Frankreich durch die Anerkennung der französischen Kultur herbeigeführt wurde. So oder so: Wir erkennen, daß die elsässische Frage im tieferen Sinne eine Kulturfrage ist. Nur eine Kulturfrage; die entschieden wird durch die Werbekraft, die den beiden Kulturen innewohnt. Der politische Faktor, genauer die politische Zugehörigkeit, spielt nur insofern eine Rolle, als er eventuell der schwächeren Kultur erlaubt, Zeit zu gewinnen. Mag er dadurch zwar auch die schließliche Entscheidung herbeiführen, so ist er gleichwohl nur zweiter Größe, äußerer Art. Er bleibt ohn-



mächtig, wenn sich nicht zugleich innerlich, auf dem Kulturboden, in den Herzen, die Entscheidung vollzieht.

Von diesem Kern der elsässischen Frage, die nichts anderes ist als die einzigartige geschichtliche Gelegenheit, Werbekraft, Gegensatz, Wesen deutscher und französischer Kultur beim Kampf um dasselbe Objekt praktisch zu studieren, hatten die Deutschen keine Ahnung, als sie die eroberten Provinzen in ihre Verwaltung übernahmen. Das war ihr Fehler, der in nun bald vierzig Jahren diese minimalen Resultate gezeitigt hat. Sie sind nur zu gut verständlich. Wir heute empfinden ja, wenn wir an die Lebenskultur deutscher Städte in den 70 er (und 80 er) Jahren denken, einen Schauer. Zunächst wiederum eine Klarstellung. Was ist Kultur? Die Höchstleistungen eines Volkes, wie wir immer annehmen, wenn unsre biederer Bierphilister mit den größten Geistern deutscher Rasse prahlen, mit denen sie wahrlich nichts gemein haben? Kultur ist die Durchschnittsleistung eines Volkes, das Maß an Verfeinerung, durch das jedes Mitglied an dem Ideal der Kultur teilnimmt. Kultur ist nichts als Kultiviertheit. Eine unendlich schwierigere Arbeit, als die Züchtung von einigen Genies, denen eine Millionenmauer von Barbaren sich entgegenstellt. Kultiviertheit einer Nation kann jeden beliebigen Angehörigen einer anderen Nation gewinnen, höchste Individualität nur wenige Auserlesene, die im Völkerleben nicht in Betracht kommen können und übrigens selbst den Vorbehalt nicht vergessen.

Der Sieger von 1870 hatte in den Klassikern, den Romantikern, den wundervollen Gestalten des Berliner Kreises eine außerordentliche Kultur besessen, aber er brachte zu wenig Kultiviertheit mit. Nicht Goethe und Brentano und Humboldt hatten die Alemannen zu gewinnen, sondern die Polizisten, Unteroffiziere, Gendarmen, Sekretäre, das ganze Heer der unteren und mittleren Verwaltungsbeamten, jeder einzelne in seinem täglichen simplen Leben. Was da gefehlt worden ist und wird, das versteht der ohne weiteres in seiner ganzen Ausdehnung, dem es im lieben Vaterland schon vor den Manieren, dem Geist, der Feinfühligkeit gar mancher Bier-, Gose- und Weißetrinker gegraut hat; wem nicht, der wird's nicht fassen. Die oberen Stände besiegelten, was die Untergebenen verdarben.

Der Offizier, der höhere Verwaltungsbeamte, der Gebildete und Studierte, traten dem Elsässer in einer wesentlich norddeutschen Form entgegen, und man kann zwei Arten ihrer Wirkung unterscheiden. Entweder fühlten sich die Elsässer abgestoßen oder sie blieben gleichgültig. Das erste war das Gewöhnliche. Der Elsässer erlebte das, was wir selbst inzwischen auch als die sogenannte Simplizissimusstimmung kennen gelernt haben. Wozu wir erst die Karikaturisten nötig hatten, die uns die Augen darüber öffneten, mit wieviel Ecken, Übertreibungen, Anmaßungen der deutsche Mann in seinen verschiedenen Verkleidungen als Beamter, Bürger, Soldat, Lehrer, Prediger herumläuft, das wirkte auf den Elsässer, der die erste Bedingung kritischen Sehens besaß, die Kenntnis gegensätzlicher Art, allgemein und ohne weiteres als Karikatur, auch ohne Vermitt-



lung schärferer Intelligenz. War er gerecht, so gab er wohl zu, daß neben dem Durchschnitt des deutschen Typus auch feinere, vornehmere Köpfe nicht übersehen werden durften; neben dem schnarrenden und anmaßenden jungen Leutnant begegnete er wohl dem deutschen Stabsoffizier, dessen Ernst, Ruhe und Arbeitskraft so sympathisch berührt; neben der *M a s s e*, dem Verein, der Kategorie, dem geschlossenen Stand, traf er den einzelnen, der sich durchaus rücksichtsvoll und menschlich zu geben verstand; aber selbst in diesem günstigsten Falle ging dem Deutschen die wichtigste Eigenschaft im Völkerverkehre ab, die Fähigkeit, verständlich zu werden, auf einem zugleich zurückhaltenden und anerkennenden Fuß mit einem anderen zu verkehren, zu gewinnen. Selbst unwillkürlich, selbst wenn er sie nicht besonders errichtet, hält der Deutsche Schranken aufrecht, oder treffender gesagt, eine gewisse Atmosphäre, den Dunstkreis der Individualität.

An diesem Punkte droht die Untersuchung der elsässischen Frage in eine Kritik des deutschen Wesens überzugehen, deren gründliche Erörterung zur Unübersichtlichkeit führen müßte. Hier seien nur die letzten Resultate zusammengefaßt und immer in ihrer Wirkung auf den von anderen Nelgungen bestimmten Elsässer. Von dem, was oben das Karikaturenhafte im deutschen Auftreten genannt wurde, sei dabei ganz abgesehen, obwohl gerade dies den „Protest“ des Elsässers im täglichen Leben recht eigentlich bedingt.

Die Gipfel deutschen Denkens und Fühlens reichen, über die sinnlich-irdische Hülle hinweg, in den unendlichen Raum des Abstrakten, in seine Größe, aber auch seine Kühle. Ideen, die bei anderen Völkern nie anders als in ihrer Verkörperung, ihrer Anwendung auf den einzelnen Fall erfaßt werden, wohnen im deutschen Geist, ungleich stärker und umfassender — als *A b s o l u t h e i t e n*. Solche Ideen, solche Abstrakta sind der Monarchismus, der Militarismus, die Hierarchie, der Idealismus, die Sittlichkeit, die Pflicht, die moralische Weltordnung usw. usw. Jede *v e r l a n g t* (erinnern wir uns unsrer Lehrer) eine unbedingte, eine ungewöhnliche, eine unpersönliche, eine objektive Unterwerfung, sie erwartet vor allem, daß diese Unterwerfung als Pflicht empfunden werde, für die man keine Anerkennung beanspruchen darf. Das nennt man *spartanisch* — ich weiß trotz meiner Schuljahre nicht, ob das wirklich griechisch war, aber ich weiß, daß das preußisch und im letzten Grunde deutsch ist. Das gibt die Anwartschaft auf eine höhere Genialität, als sie anderen Rassen möglich ist — daher das unausrottbare Selbstgefühl des Germanen als des „arischen“ Herren — aber es ist eine schlechte Mitgift fürs Leben. Immer wieder muß gesagt werden, daß nur einzelne, nie Völker damit gewonnen werden können. Es bleibt unverständlich, wenn es nicht als verstiegen wirkt.

Man wird wiederum an die ursprüngliche Abstammung der Elsässer appellieren. Aber die Elsässer sind als Alemannen *S ü d d e u t s c h e*, und jenes deutsche Höhenideal der Kultur ist doch im wesentlichen norddeutsch: In dem Sinne wenigstens, daß



die letzten Resultate von norddeutschem Zuendedenken gezogen werden. Was dagegen ist eigentlich süddeutsch? Gibt es ein spezifisch süddeutsches Zuendedenken? Ich glaube nicht. Der Begriff süddeutsch ist verschwommen, sobald ein geschlossenes System der Auffassung, also Kultur, verlangt wird. Die deutsche Frage ist ja nur politisch gelöst, nicht innerlich. Es ist in Süddeutschland ein Widerstreben gegen die norddeutschen Resultate vorhanden, aber zuletzt genügt es wieder nicht, um eine ausgeprägte Eigenart zu bilden. Das ist der unbehagliche Zustand des deutschen Geisteslebens, den niemand, der Sinn für durchdachte Einheitlichkeit hat, leugnet. Wie dem auch sei, die Elsässer haben den Ausweg gefunden, sie gingen zur französischen Auffassung über. Andererseits werden sie logischerweise, sobald sie sich mit der deutschen Kultur befassen, wieder zunächst süddeutsch.

Um eine pointierte Zusammenfassung zu geben, so stand der abstrakt-idealistischen, sittlich-pantheistischen, in diesem (nicht konfessionell betrachteten) protestantischen Sinn des (nord-)deutschen Wesens die sinnlich-realistische Anlage des süddeutschen Blutes und sein französisches Lebensideal entgegen. Auf der einen Seite wurde dem Elsässer eine außerordentlich hohe, aber auch außerordentlich schwer zu erwerbende Einzelkultur in Aussicht gestellt, auf der anderen ihm eine gleichmäßig befriedigende und von aller Theorie unbelastete Kultiviertheit gegeben. Jene ist so spezifisch, daß noch heute vielleicht nicht ein einziger Elsässer ihren innersten Kern erfaßt hat, diese hat einen ganzen Stamm gewonnen.

---

## „Der Monsun.“

Von

J o h a n n e s V. J e n s e n.

Elof Manson stammte aus Westgötland und war Cowboy in Texas. Die Kameraden hatten ihm den Namen „der Monsun“ (the Monsoon) gegeben, der wahrscheinlich ursprünglich von seinem richtigen Namen abgeleitet worden war, vielleicht von einem Kollegen, der Seemann gewesen sein mochte oder witzig sein wollte oder nicht wußte, was er eigentlich sagte. Aber der Name paßte zu dem Manne.

Als junger Mensch war Manson wie so viele andere tausend „Schweden“ über das Meer gezogen, um wieder nach Hause zurückzukehren. Das war seine ausdrückliche Absicht, jedoch mit der Hinzufügung, daß er, der arm wie ein Mensch aus der Steinzeit hinauszog, sobald als möglich wieder nach seinem Dorfe zurückkehren wollte, beladen mit allen Schätzen Kaliforniens. Es ging ihm wie den anderen, er wurde ganz genau das, was man in Amerika mit etwas gemischtem Respekt einen S w e d e nennt, ein ausgezeichnete Arbeiter, aber unbeständig. Er hatte schon alles versucht, als er schließlich bei dem Beruf



des Cowboys anlangte, der in seiner ganzen Abenteuerlichkeit seinem Geschmacke so ganz entsprach.

Von dem langen, sommersprossigen Bauernjungen, dem die Handgelenke aus den Ärmeln stachen, der mit seinem Bündel an Bord eines Auswandererschiffes taumelte, linkisch fast bis zur Bewußtlosigkeit und stumm wie ein Opferlamm, war keine Spur zurückgeblieben; „der Monsun“ war ein Cowboy wie jeder andere, hurtig, brüllend, blitzschnell, gewaltsam; das stählende Leben in der Ebene, die sich hundert Meilen nach allen Seiten hin erstreckt, hatte seine körperlichen Kräfte und seine Sinne zur äußersten Leistungsfähigkeit entwickelt. Es ist unmöglich, eine Vorstellung von seiner Abhärtung und zugleich von der körperlichen Verfeinerung zu geben, von dem Spürgele, das er bei seiner Arbeit mit dem halb-wilden Vieh — immer unter offenem Himmel — bewährte; man muß einen Cowboy in seinem Berufe gesehen haben, um zu wissen, wie weit ein praktischer Sport getrieben werden kann. „Der Monsun“, der ungefähr zwanzig Jahre in Amerika gewesen, im übrigen aber ohne Alter war, sah aus wie ein mit Muskeln überzogenes Skelett; er wog keine zweihundert Pfund und konnte einen Ochsen umwerfen. An der Hüfte hing sein Revolver, aber er hatte keine Verwendung für ihn; kein Mann in Amerika, so glänzend er auch ausgerüstet, so hochmütig er sein mochte, kam auf den Gedanken, dem sehnigen und resoluten Schweden zunahe zu kommen. So hatte also der Monsun alles erreicht, was ein Knecht in Amerika oder sonstwo in der Welt erreichen kann. Aber er war und blieb derselbe wie damals, als er auswanderte. Jeden Tag bereitete er sich zur Reise vor, er wollte nach Schweden zurück, sagte er, sobald er das Vermögen verdient hätte, das ihm in der Luft zu liegen schien.

„Der Monsun“ spielte. Er war als „Gambler“ in allen Schenken von Galveston bis zu Kansas City bekannt, und er war geschätzt, weil er immer mit der Regelmäßigkeit einer ablaufenden Sanduhr verlor. Er verdiente viel, fleißig wie er war. Längst war er Vordermann mit dem höchsten Lohne, und verdiente monatlich ebenso viel, wie ein Hof in Schweden das ganze Jahr einbringt, und in der ganzen Zeit, während der „der Monsun“ mit dem Vieh draußen in der Ebene blieb, manchmal Wochen, manchmal ein ganzes Vierteljahr lang, verbrauchte er keinen Cent. Wenn er aber dann wieder in einen bewohnten Ort kam, wo es nur so viel von einem „Saloon“ gab, daß vier Leute um ein Spiritusfaß zusammensitzen und Poker spielen konnten, ja dann blies „der Monsun“ zum Orkan auf. Die Zivilisation, selbst in der primitivsten Form, entzündete bei dem starken Schweden ein rasendes Fieber, bei dem er sich jedoch gar nicht amüsierte, sondern nur verbrannte. Zuerst zechte er unter kaltem Heulen, warf unwirsch mit dem Gelde und der Gastfreundschaft nach allen Seiten um sich, und in diesem Stadium erinnerte er an einen dornigen späten Kaktus, der an Dürre gewohnt ist und endlich einmal eine wilde Blume ohne Duft treibt. Wenn er aber dann genügend angeregt worden war, überfiel ihn das Heimweh wie eine wahnwitzige Eingebung — j e t z t , j e t z t sollte es sein, die Sehnsucht nach der Heimat machte ihn wild — 'raus mit den Karten, d a m n y o u r e y e s ! Ein paar



Stunden später war der Schwede sein Geld los und konnte hinausreiten, um sich einige Monate in der Gesellschaft seiner Kühe wieder abzukühlen.

Er nahm die Sache jedesmal mit Fassung hin, sah ohne Widerrede seine Barschaft in die Taschen anderer hinüberwandern. Die einzige Veränderung, die mit ihm vorging, wenn er verlor, war, daß er allmählich nüchtern wurde, wie viel er auch vorher getrunken haben mochte. Wenn er fertig war, seufzte er und blickte mit traurigen, blöden Augen um sich, und dann sah er wieder aus wie der Bauernjunge aus Schweden, aber an einem wunden Zuge um den Mund sah man, daß er im Begriff war, ein alter Mann zu werden. Es geschah auch, daß er nach solch einem unglücklichen Spiele zu weinen begann. Die Kameraden faßten dies nicht falsch auf. Sie kannten ihn als einen Mann, der nie vergnügt war; er lachte niemals, und deshalb mußte er andere Gründe haben, als den Verlust des Vierteljahrslohnes, wenn er sich grämte. Das verlorene Geld war auch nicht der Grund seiner Tränen, der Monsun weinte bei dem Gedanken an Westgötland, das so nahe gewesen und wieder hoffnungslos verschwunden war.

Im Grunde genommen war das Schicksal des Monsuns nicht wesentlich anders als das anderer Cowboys und Schweden, für welche das Dasein sich malerisch und sinnlos gestaltet; aber einmal passierte ihm doch etwas Besonderes, das ihn über das Niveau emporhob und in häßlicher Weise die Absicht der Natur mit ihm zeigte. Das war, als er den Bisonstier einfing.

Einige Hirten, die Streifzüge nach fortgelaufenem Vleth unternommen hatten, kamen aus einer abseits gelegenen und wilden Felsengegend hoch oben bei Rocky Mountains zurück und berichteten, einen mächtig großen, alten Bisonstier gesehen zu haben, der ganz allein oben in den Bergen umherging. Nun ist der Büffel in ganz Amerika, mit Ausnahme einer kleinen Schar im Yellowstone Park, ausgestorben, und es erregte deshalb Aufsehen, wenn ein alter Stier, vermutlich der letzte einer versprengten Herde, noch frei umherging, wie in den alten, großen Indianerzeiten. Die Cowboys sprachen auf den Stationen davon, und von dort gelangte das Gerücht in die Zeitungen, und bald hieß es, ein reicher Mann in Kansas City hätte 5000 Dollars demjenigen geboten, der das Tier lebendig nach der Stadt brächte. Das war viel Geld. Die Kuhhirten, Jäger und Leute, die sonst bloß den gewöhnlichsten Verstand hatten, lachten höhnisch, wenn sie in der Schenke standen und das Gerede auf den Stier kam — wollte der Millionär dort oben in K. C. sie zum Narren halten? Hinauf zu wandern und den Stier schließen, das wäre an und für sich eine Arbeit, und den Körper herunterzuschaffen — unmöglich. Aber den Stier lebendig zu holen — blödsinniger Gedanke eines Stadtmenschen!

„Der Monsun“ holte sich ihn.

Sobald der Schwede von dem Angebot des Millionärs erfahren hatte, schlug der Gedanke in ihm Wurzel, hier sei seine Chance; mit einem Schlage bares Geld, der gerade Weg nach Schweden! Und nachdem er sich volle Sicherheit über die Echtheit des Angebots verschafft hatte, nahm der Monsun Urlaub von seinem Ranch und begab sich ganz



allein in die Berge hinauf. Die Expedition dauerte mit der Hinreise und dem Einfangen des Stieres im ganzen einen Monat, und während dieser Zeit litt er mehr an Entbehrungen und Überanstrengung, als sich beschreiben läßt; vielleicht war er der einzige Mensch, der mittels seiner Körperkraft und Halsstarrigkeit imstande war, das durchzuführen. Man hatte fast sowohl den Stier als ihn vergessen, als er eines Tages an einer Station in der Nähe von Fort North anlangte, mager wie eine Egge und vor Strapazen und Mangel an Schlaf fast sinnlos. Er mietete einen Wagen und Mannschaft, um den Stier zu holen, der einige Meilen von der Station gebunden lag. Wie in aller Welt mochte das zugegangen sein?

Ja die Einzelheiten der Geschichte wurden niemals recht aufgeklärt, denn der Monsun war kein Mann von vielen Worten, und war er einmal gezwungen, etwas zu erzählen, dann tat er es mit einer Knappheit, die ihm selbst erschöpfend erschien, z. B. in diesem Falle mit dem Stier, war, was er erklärte, daß er also, wie man ja sehe, das Biest eingefangen hätte. I got him. Das war seine ganze Erklärung. Aber die anderen Hirten, die Kenner, die konnten die Tat ermessen, sie starrten kopfschüttelnd den Schweden an, ohne viel mehr zu äußern als die tiefen Laute, die von selbst aus dem Halse gestoßen werden, wenn man im Innersten ergriffen etwas Außerordentliches angafft.

Was „den Monsun“ betrifft, so hatte er nur die 5000 Dollars mit Westgötland im Hintergrunde als eine Vision gesehen, die ihn vor Energie rasend machte, und jetzt, als er den Stier hatte, dachte er auch an nichts weiter.

Aber man kann ja schließlich versuchen, sich in die Einzelheiten der herkulischen Tat des Schweden hineinzudenken. Zuerst hatte er den Stier aufgesucht, und das war kein Ferienausflug. Selbst nach einer sorgfältigen Erklärung der Hirten, die den Stier gesehen hatten, war es ebenso schwierig, ihn zu finden, wie es gewesen wäre, ein Taschenmesser in einem Heuschaber aufzusuchen. Nachdem er die Fährte gefunden hatte, warf er ihm den Lasso um die Hörner und stand jetzt der unmöglichen Aufgabe gegenüber, dies gigantische, wilde Tier viele Tagerelsen aus den Bergen zur nächsten Station hinunterleiten zu müssen. Es war kein Vieh, mit dem er es zu tun hatte, das, wenn auch halbwild, doch den Lasso kennt und davor Respekt hat, und das trotzdem sowohl dem Hirten als dem Pferde die Sache schwer genug machen kann; es war vielmehr ein alter, wütender Büffelochse, der niemals die Nähe eines Menschen oder irgendeinen Eingriff in sein Selbstbestimmungsrecht gespürt hatte, es war der König der Ochsen, dem er den Strick anbot und befahl, ihm auf seinem Wege zu folgen. Es war Seine Majestät der große Büffel, auf dessen Rücken die Kraft von zehntausend Generationen sich in einem Buckel aufgetürmt hat, so daß er wahrhaftig sich selbst an Größe übertrifft. Er war es, mit dem der Schwede mit Hilfe eines unzerreißbaren Taues zwischen den Hörnern des Stieres und dem Sattelknopfe eine gewisse spannende Verbindung zustandebrachte. Es war ein zähes Pferd, das der Schwede ritt, ein geprüfter Gaul, aus Sehnen und Feuerstein gemacht, und diese beiden begannen also den großen Einsamen zu belästigen. Man denke sich, wie der gewaltige Stier sich drohend vor den Reiter stellt und mit dem Maul an der Erde das schußähnliche Schnauben durch



Griselda-Griseldis, das ist der Ausbund weiblicher Unterwürfigkeit unter die wollüstige Tyrannei des Mannes. „Die geduldig und gehorsam Markgrefin“, so fand sie Hans Sachs bei Boccaccio, so lebt sie bei Petrarca, so schreitet sie mit fromm gesenkten Wimpern durch das deutsche Volksbuch. Diese Sage ist die kühnste und naivste Verkuppelung des Sadismus mit dem Masochismus. Die wildeste Peinigung, die je ein Mann seinem Weibe ersann, ist dieses berechnete Blutigpeitschen ihres Muttergefühls, der zweifache nutzlose, heuchlerische Raub der kaum entwöhnten Kinder.

Und daneben das hündische Dulden des Weibes ohne Klage und ohne Frage, das märtyrerhafte Hinunterschlucken aller Tränen, und zum Schluß noch die Erniedrigung vor der eigenen Tochter, die sie für die neue Braut des Geliebten halten muß, während er den Triumph auskostet, nun auch ihren letzten weiblichen Stolz zermürbt zu haben. Die Jahrhunderte, die von den schwülsten Geheimnissen der Gattungstriebe nichts ahnten, empörten sich nicht gegen die Gelüste des Grafen, und begnügten sich mit der Erklärung, er habe nur die Treue der sehnüchtig geliebten Frau erproben wollen. Und sie, die schweigend das Unerträgliche trug und noch die Hände küßte, die sie so grausam geißelten, ward als die Krone aller Frauen gepriesen.

Uns dürfte heute kein Dichter mehr zumuten, Zeugen dieser wahnsinnigen Höllenmarter einer Mutter zu sein. Der Schrei, den das vom eigenen Gatten zur Niobe gemachte Weib unterdrückt, würde im Herzen jedes Zuhörers mit wilder Kraft aufflammen. Das fühlte schon der weichliche Wiener Friedrich Halm. Er läßt seine romantische Köhlerprinzessin, sobald sie vernommen hat, daß all ihre furchtbaren Helmsuchungen nur eine Laune ihres Gemahls waren, aus dem Qualm seiner sentimentalischen Jamben stolzen Haupts wieder in die Dunkelheit zurückkehren, aus der sie Ritter Percival emporgehoben hatte. Immerhin war auch seine Griseldis „geduldig und gehorsam“ bis zum letzten Augenblick.

\*     \*     \*

Nun erbt den demütigen Namen die strotzende Bauerndirne Gerhart Hauptmanns, die den zudringlichen Liebhaber zum Hofe hinausprügelt, ihm einen Wassereimer über den Kopf gießt und sich Kußräuber mit einem Schlächtermesser vom Leibe hält. Eine erfrischend kühne Variation! Man atmet in freier Bergnatur auf und ist der drückenden Luft der alten Legende, ihrer sklavischen Hörigkeit, ihrer nonnenhaft stummen Duldung entronnen. Die ersten Szenen hat der schlesische Bauernmaler gleich mit den saftvollsten Farben hingepinselt. Auf dem kleinen, vom früchteschweren Apfelbaum überschatteten Gehöft der Eltern Griseldas ist alles lebendig, am lebendigsten die blonde Magd selbst, die mit ihren kräftigen Gliedern das schwere Tagewerk zwingt. Ihre Worte sind manchmal von scharfem Stallgeruch umwittert,



aber sie schlagen immer ein, und die Neugier regt sich, wie Markgraf Ulrich dieses trotzige, wehrhafte Mädchen seinen wunderlichen Launen dauernd unterjochen will, nachdem seine Manneskraft sie beim ersten Raufen stöhnend überrumpelt hat.

Zwei Vollblutnaturen sind — so scheint es — aneinandergeraten. Doch von diesem Irrtum gilt es schnell Abschied zu nehmen. Die Gefahr der Namen beginnt zu wirken. Hauptmann hat nicht den Mut und nicht die Kraft, auf den starken Pfählen, die er selbst eingerammt hat, weiterzubauen. Die Gespenster der alten, schlichten Sage suchen ihn heim, das Unvereinbare strebt zusammen. Es geht ihm wie jenem Sohn des Brahmanen, der in jäher Angst den Kopf der edlen Mutter mit dem fremden Rumpf vereinigt hat und ein unheimliches Zwitterwesen emporwachsen sieht. Der derbe Strunk dieses Bauernmädchens verwächst rätselhaft mit dem Haupt der sanften Dulderin aus der Legende. Und eine seltsame Verwirrung entsteht. Dasselbe Weib, das den girrenden Junker mit den sanften Worten anfährt: „Pack dich, du bist ein Schweinehund!“ und nach ihrer Vergewaltigung hinter ihm herdroht: „Wenn ich den Schublack und Schurken je wieder treffe, werde ich ihm mit diesem Kälbermesser die Gurgel durchschneiden“; dasselbe Weib flötet in der — übrigens von holdem Märchenglanz übersonnenen — Hochzeitsszene: „Hat denn die Welt all ihre Güte bisher nur versteckt gehalten? Damit gekargt? Um sie plötzlich lachend und flutweise auszuschütten? Wenn ich in mich sehe, weiß ich nicht, wer ich bin! Wenn ich um mich sehe, noch minder.“ Aus noch fremderem Munde kommen später die Ibsenworte: „Er hat mich in meinem Kinde zertreten“ oder die Erkenntnis: „Ich hatte vergessen, was ich besitze, und lebte dafür in erlogner Schwäche von Gnadenbrot.“ Dieser Mutter konnte der Dichter nicht wie die Sage das Recht weigern, das unser Gefühl gebläterisch fordert. Das Recht, nach dem geraubten Kinde zu fragen. Es ist nur verwunderlich, mit wie geringer Leidenschaftlichkeit sie es braucht, und daß diese bärenstarke Frau nichts unternimmt, um ihres Leibes Frucht den Räubern wieder zu entreißen.

Aus noch mehr Körpern und Seelen ist Ulrich zusammengeschweißt, und noch heillosler wird hier das Durcheinander. Hauptmann hat für die unmenschliche Härte des Markgrafen der Sage nach einer innerlichsten, menschlichsten Deutung gefahndet. Und ein ureigenes Erlebnis mag ihm diese Spur gewiesen haben, die ihn freilich in die Irre geleitet hat. Der Graf ist hier hart aus Weichheit, grausam aus eifersüchtigster Liebe, deren Besitzgier so überreizt ist, daß sie dem Säugling das Blut nicht gönnt, das er den Brüsten der Frau entsaugt. Derselbe Junker, der sein Herrenrecht wie schon oft vorher so roh von der widerstrebenden Magd eingefordert und erpreßt hat, zittert in neurasthenischen Krämpfen, wenn sich in der Schwangeren die selbstverständliche Zärtlichkeit für das Ungeborene regt. Und in der schwersten Stunde der Wehen kämpfen in dem zügellosen Mann wahnsinnige Angst um das Leben der Kreißenden mit rachsüchtiger Mordlust gegen den Säugling, der ihm ihren Alleinbesitz streitig



macht. „Wo ist mein Kind?“ ruft die von dem Wochenbett Genesene, und diese eine Frage hetzt den Eifersuchtstollen zurück in die Wildnis, in die er sich vor seiner Ehe oft genug verkrochen hatte und die ihn damals reif machte, nach den Umarmungen der rüden Magd zu begehren. Bis zur äußersten Unnatur hat Hauptmann diese in jedem Männerherz sekundenlang aufzuckende Eifersucht gegen das neue Dritte hypostasiert und jedes auch in der unschuldvoll-grausamen Sage noch geachtete Vatergefühl verbannt.

Bliebe dieser Wahnwitz siegreich, dann wäre wenigstens an Stelle der halbverborgenen, aus kranken Abgründen erwachsenen Tragik der Legende eine neue Tragik erstanden, die den verwirrten Mann immer weiter von der Liebe des Weibes entfernt, je zorniger er den armen, kleinen Nebenbuhler verfolgt. Aber auch zu dieser rücksichtslosen Beharrlichkeit hat der Dichter nicht den Mut. Noch einmal knickt er dem wilden Junker das Rückgrat in der unvermittelt aufgepfropften Schlußszene, die ihn jäh zur Liebe seines Kindes bekehrt. Und selbst auf das Hereinzittern sadistischer Lüste, wie sie die Legende unbewußt mit logischer Klarheit zur Triebfeder aller Ereignisse macht, mag Hauptmann nicht verzichten. Sein sinnlich-übersinnlicher Freier läßt die Geliebten gern über Zäune mit schneidenden Scherben klettern und spürt plötzlich Anwandlungen, die Magd an den Zügeln ihrer goldenen Zöpfe übers Feld zu jagen und seine Peitsche auf sie niedersausen zu lassen. So aufdringlich sich auch der Arzt als Charakter-Orakel müht, diese Vielheit aus einer Wurzel zu deuten, sie will sich zu keiner Einheit zusammenschließen, und so beginnen die Mauern dieser Dichtung sich zu neigen.

Daß zarte dichterische Schönheiten in dem geborstenen Bau sprießen, wird dem mühseligen Bildner nur ein geringer Trost sein, da er nun wieder und wieder erfahren muß, daß er über sein sprödes, zerquältes Ich nicht hinausfliegen kann und daß er abermals an einen Stoff geraten ist, der stärker ist als die flügelwunde Kraft seiner Gedanken. Das Beste, was die Darsteller diesem Szenenreigen geben konnten, den klaren Klang der Rede, um diese oft so charaktervolle Prosa tönend zu machen, blieben sie ihm alle mit Ausnahme der Else Lehmann schuldig. Sie trug auf den stämmigen Schultern ihres immer wachen Volksinstinkts die ganze Wirkung dieses Dramas und schuf in der Tat die Gudrungestalt mit der Korngarbe im Nacken, wie sie der Dichter nicht leuchtender erschaut haben kann. Die letzte Versöhnung der beiden heftigen Naturen, die über die Klüfte so vieler Widersprüche wieder einander zuellen, konnte auch sie nicht mit dem Siegel der Notwendigkeit bekräftigen. Bassermann gab es schließlich auf, die flackernde Gestalt des Grafen in feste Linien zu zwingen und ließ die Rede endlich in dunklem, leidenschaftlichem Gestammel ertrinken. Die andern, die von Dichters Ungnaden nur ein dürftiges Marionettendasein fristen, ließen die fahlen Farben ganz erblassen. Und der tosende Beifallslärm? Viele willige Hände, aber kaum eine Herzkammer, die in Gluten gezuckt hätte.

---





Die Neustädter Kirchenburg.

## Das deutsche Dorf in Siebenbürgen.

Von

F r e d F a k l e r (Kronstadt).

Stundenlang fährt man mit der Eisenbahn durch Ungarn, Ebene weit und breit, kahl, grau, hie und da ein „Wald“ von Besenstöcken mit einem Büschel Laub darauf, dann durch Siebenbürgen, Gebirgsland, rauh, unwirtlich, sieht überall dieselben menschlichen Niederlassungen: ein regelloser Haufen von Lehmhütten mit zerzausten Strohdächern um ein, sozusagen, mageres Kirchlein; trifft überall dieselben absonderlichen armseligen Menschen, die eine exotische Sprache reden. Man weiß es, und die Vorstellung verstärkt noch den sarmatischen Eindruck, man ist unter den europäischen Asiaten; in Siebenbürgen nehmen dann die Walachen überhand — sie nennen sich heute Rumänen und fühlen sich als Nachkommen der Römer — und die absonderliche Armseligkeit beginnt peinlich zu wirken.

Plötzlich sieht man mitten in grünen und gelben Getreidestreifen und schwarzem, geackertem Boden ein stattliches Dorf: breite Straßen, steinerne Häuser, eine mächtige Kirche, wie die Henne zwischen den Küchlein, ringsherum Obst-, Gemüse- und Blumen- gärten mit rechtwinkligen Zäunen und ordentlichen Türen aus Brettern, an den Berg-



lehnen Wein- und Hopfengärten. Man traut seinen Augen nicht; das ist ja wie in Thüringen oder im Elsaß. Und da steigen neue Leute ein, hohe, kräftige Gestalten, im übrigen aber nicht von rein germanischem Typus, sondern mit romanischem Einschlag, peinlich sauber und schlicht gekleidet, hohe Stiefel, dunkelblauer Rock und ebensolche Hosen, weißes Leinenhemd und breiter Ledergürtel, schmalkrämpiger Filzhut; die jüngern haben Schnurrbart, die ältern sind glattrasiert, alle von ruhigem, selbstsicherm Wesen. „Mir fuere ke Harmestadt“ hört man sie reden; „Fuert er uch mat?“ Dieselben Worte mit derselben Aussprache kann man auch von den Landleuten in Luxemburg oder in der nördlichen Rheinprovinz hören. Spricht man dann mit diesen siebenbürgischen Bauern, so vernimmt man ein auffallend gutes Hochdeutsch, sowohl was Aussprache als auch Satzbau anlangt. Und man fühlt sich nicht mehr in einem europäischen Asien oder auf dem Balkan; man ist wie daheim, hier in dem „Brackwasser der Kultur“, in dem Engpaß zweier Welten, des Abend- und des Morgenlandes!

Als die Magyaren um das Jahr Tausend Ungarn besetzten, war Siebenbürgen sehr dünn bevölkert, wahrscheinlich von Walachen, ganz und gar unkultiviert und den steten Einfällen der Kumanen und Petschenegen aus der Walachei wehrlos preisgegeben. Die ungarischen Könige, die Siebenbürgen aus strategischen Gründen halten mußten, riefen deutsche Kolonisten ins Land, „zum Schutze der Krone“, wie es in dem Siegel der Hermannstädter Provinz hieß, und zur Kultivierung der verwilderten Öde, wie die zahlreichen Handels- und Gewerbeprivilegien bezeugen. Die Einwanderung dauerte zwei Menschenalter. Der letzte und wohl größte Zug war der des Deutschen Ritterordens in das Burzenland, die Gegend um Kronstadt. Hier legten die Ritter die Marienburg als ihren Hauptort an; sie wurden aber vom König Andreas II. bald wieder vertrieben, da sie sich souveräne Rechte anzueignen suchten. Um nun die Ansiedler für immer vor der feudalen Gewalt zu bewahren und ihr Interesse noch inniger mit dem der Krone zu verknüpfen, erteilte ihnen Andreas II. im Jahre 1224 den Goldenen Freibrief, der sie alle, „das gesamte Volk von Broos bis Draas“, als einen Stand, die „sächsische Nation“ erklärte, untereinander gleich und gleich den andern Ständen des Landes, dem magyarischen und dem seklerischen Adel. Ihr Boden hieß Königsboden, war untellbar, und seine Bewohner waren frei, also adlig, wie Magnaten und Geistliche, und keiner unter ihnen, selbst der Komes nicht, durfte Sonderrechte genießen.

Die deutsche Kultur Siebenbürgens offenbart sich am augenscheinlichsten auf dem Lande. Seit jeher war der Bauernstand der kräftigste und entwicklungsfähigste Stand des Sachsentums, zuzeiten geradezu seine einzige Stütze und Quelle in einem. Auch heute, wo sich das Gewerbe im Kampf mit der westeuropäischen Großindustrie — früher versorgte das sächsische Gewerbe halb Rumänien — nur mühselig behauptet und nur hie und da selbst die Entwicklung zur Großindustrie findet, ist der Bauernstand die tragfähigste Stütze des Sachsentums, und zwar nicht nur der Zahl nach (zwei Drittel von etwas über zweihunderttausend Seelen). Von vornherein ein äußerst tüchtiger Menschenschlag,



Ist er durch die stete Sorge der Besten der Nation immer wieder weitergebildet und angeeifert worden, und so repräsentiert sich heute der sächsische Bauer als ein durchaus sieher und selbstbewußt im Leben stehender Mann, der sich seiner überlegenen, fast aristokratischen Stellung gegenüber den andern Mitbewohnern des Landes bewußt ist; aber auch dessen, daß dies nicht ein politisches Vorrecht ist, denn die magyarische Regierung protegiert ihn nicht, wie seinerzeit die ungarischen Könige, sondern ein Recht seiner überlegenen Kultur, die nur in Arbeit und Sittlichkeit wurzelt.



Hochzeitstanz nach der Trauung.

Der Boden, den die Sachsen im Besitze haben, ist nur zum kleinen Teil erstklassig; was aber an Qualität abgeht, ersetzt Technik und Arbeit. Der Besitz ist nicht groß, es gibt nur Mittel- und Kleinbauern, und so mancher Hof gerät durch Mißwachs und schlechte Wirtschaft in Verfall; diesen Verlusten steht wieder die Organisation des Sachsentums gegenüber, die ganz wunderbar ausgebildet ist und jeden einzelnen verantwortlich macht für das Ganze und dieses hinwiederum einsetzt für jeden einzelnen. Dresch- und Häckselmaschinen, Schrot- und Putzmühlen, Getreide- und Grasmäher und vielerlei andere Maschinen des modernen Ackerbaues, Grünbrache, Kommassation, Stoppelschälarbeit,



Herbsttieffackerung, Klee-, Zuckerrüben- und anderlei Futterbau, Fleckvieh statt dem minderwertigen ungarischen weißen Rind, York- und Berkshire-Schweine, Plymouth- und Langchan-Hühner, belgische Riesen- und Silberkaninchen, Kaltblutpferde- und Büffelmzucht, dann Raiffeisenvereine, Molkereigenossenschaften, Versicherungs-, Kaufs- und Verkaufsgenossenschaften, ländliche Vorschußvereine, Helferämter, nationale Sparkassen und Verkehrsbanken für Bodenkredit und Kolonisation in den Städten, Landwirtschaftsschulen, Wanderlehrer, Bibliotheken, Fachzeitungen — das alles sind bei den Magyaren oder Rumänen mehr oder weniger unbekannte Dinge; bei den Sachsen heute so selbstverständlich, wie daß jeder lesen und schreiben kann.

Das Um und Auf der völkischen Existenz des Sachsentums ist seine Organisation. Diese hat zwei Zentren, das berufliche, gesellschaftliche Leben, und das kirchliche, geistige; beide sind im letzten Grunde politisch: deutschnational. So ist auch für den sächsischen Bauernstand der „Landwirtschaftliche Verein“ der eine „Fels“, womit er steht und fällt auch in nationaler Beziehung. Dieser Verein konzentriert in seiner Bodenkreditanstalt in Hermannstadt, eines der größten Geldinstitute Ungarns, und in seiner, selbstverständlich deutschen Zeitung, der größten Fachzeitung Ungarns, den gesamten wirtschaftlichen und fachkundlichen Verkehr des sächsischen Bauernstandes.

Nicht nur ebenbürtig, sondern in gewissem Sinne als Kulminationspunkt steht jedoch in der Volksorganisation die evangelische Kirche als der rocher de bronze da, um den sich alles ordnet, wie schon das äußere Dorfbild andeutet. Bei der Beurteilung der siebenbürgisch-sächsischen Kirche müssen die üblichen Vorstellungen von Kirchenregiment außer acht gelassen werden, sie sind einzigartig in der Welt. Um die Kirche sind meterdicke Ringmauern mit Türmen und Bastelen aufgeführt. Es sind die in der Baugeschichte berühmten sächsischen Kirchenburgen. Da die Mittel zur Befestigung des ganzen Ortes nicht reichten, wurde alle Kraft und alle Sorge auf das eine Haus, das Gottes, verwandt. Und so legten sie inmitten der Kirchenringmauern die Fruchtkammern, die Schule an, bauten Räume aus zur Aufnahme der Frauen und Kinder, wenn der Feind heranzog, und die waffengeübten Bauern die Türme und die Bastelen besetzten. So manche dieser Kirchenburgen ist vergebens belagert und brannt worden!

Die Organisation der Kirche ist, wie seinerzeit die politische, deren Stelle sie heut vertritt, demokratisch bis in die letzten Konsequenzen. Vor allem ist Kirche und Schule eins. Dadurch, daß jeder Pfarrer vorher Lehrer sein muß, wird der Zusammenhang der Geistlichkeit mit dem Volke stets gewahrt, und die Bildung einer Hierarchie ist ausgeschlossen.

Namentlich der sächsische Bauer ist in bezug auf sein inneres Freitum außerordentlich kritisch. Es ist ihm zwar selbstverständlich, daß der Pfarrer der Führer der Gemeinde ist, deren Haupt; aber ebenso selbstverständlich ist's ihm, daß dieses Haupt auf seinen Schultern sitzt. Ein Pfafe ist einfach unmöglich.

Die hervorragendste Bedeutung hat die sächsische Kirche bezüglich der Schule;



selt der Reformation, durch den Kronstädter Johannes Honterus, einen Schüler Luthers und Freund Melanchthons, galt ihr deren Erhaltung und Förderung als vornehmste Aufgabe. Der Erfolg der ausgezeichneten Schulorganisation ist der, daß die Sachsen die einzigen in Ungarn sind, die keine Analphabeten haben.

Schon in der Schulzeit wird mit Nachdruck auf den national-kameradschaftlichen Geist in der Jugend hingewirkt. Mit dem Ende der Schulzeit, die gewöhnlich mit der Konfirmation zusammenfällt, tritt die Jugend in die Arbeit des Hofes ein. Die Jünglinge werden weiterhin in der „Brüderschaft“, die Mädchen in der „Schwesterschaft“, unter der Oberaufsicht des Pfarrers, sonst aber mit freigewählten Funktionären zusammen gehalten. Die verheirateten Bauern

sind in Nachbarschaften geteilt; die Bäuerinnen gehören dem Frauenverein an.

In der Berufsarbeit und in der Hingabe an Schule und Kirche werden die stärksten Elemente des nationalen Zusammenschlusses ausgebildet und erhalten; schon dieses allein bewahrt die Organisation vor Verknöcherung und Unfruchtbarkeit. Jedoch auch das gesellschaftliche Leben steht unter dem nationalen Zeichen, damit unter der Führung der Kirche, und namentlich auf dem Lande ist auch hier der Pfarrer an der Spitze. Er muß nicht nur Volkswirt, Pädagoge und Prediger sein, unter anderm muß er auch gut tanzen können. Denn wenn sich bei der Hochzeit die Gesellschaft nach dem Mittagessen am Nachmittage in den Tanzsaal begibt, so führt der „Wortmann“, der Leiter des ganzen Hochzeitsbrauchs, nachdem das jungvermählte Paar einmal allein getanzt hat, die junge Frau nun zunächst dem Pfarrer zu einem Rundtanz zu, während der neubackene Ehemann die Pfarrerin zum Tanze führt; und erst, wenn diese Tänze erledigt sind, geht allmählich das allgemeine Tanzen an, indem die beiden jungen Gatten ihre Verwandten zum Tanze holen, die dann auch untereinander ins Tanzen kommen. Eine große Rolle spielt bei jeder Bauernhochzeit die „Begabung“. Nach der Trauung und vor dem Mahle versammelt sich die ganze Gesellschaft im Hof des Hochzeitgebers. Der Bräutigam steht an einem Tisch; die Braut an einem anderen. Und nun geht die ganze Gesellschaft einzeln zuerst am Tisch des Bräutigams, dann an dem der Braut vorbei und „gabt“ entweder Geld oder dem Manne Feldgeräte, der Frau Haus- und Kücheneinrichtungsstücke. Auf diese Weise bekommt das junge Paar seine „Wirtschaft“ zusammen.



Sächsische Bauernfamilie im Sonntagsstaat.





Ungarische Dorfstraße.

Im allgemeinen ist der sächsische Bauer nicht besonders fabulierlustig, dazu war für ihn in früherer Zeit das Leben wohl zu schwer infolge der ewigen Kriegsnöte; immerhin hat sich auch hier ein Sagenschatz ausgebildet, durchwegs im Zusammenhang mit den von der Heimat mitgenommenen Mythen, wozu dann Zusätze

und Ergänzungen aus dem Magyarischen und dem Rumänischen kamen. An originalen, schnurrigen Anekdoten dagegen ist das sächsische Bauernleben ziemlich reich.

Wie der sächsische Bauer in Sprache und Sitte seine rhein-fränkische Heimat bewahrt hat, so auch im Hausbau und in der Tracht. Der Typus des sächsischen Hauses ist altfränkisch: die schmale Seite mit einem Fenster in der Gassenfront, großes Dach mit kräftigem Giebel, mächtiger Torbogen mit Hoftor und Türchen. Die breite Seite des Hauses ist dem Hofe zugekehrt. Sie hat in der Mitte einen Vorbau, die „Laube“, zu der eine drei- oder vierstufige Treppe emporführt, und durch die man in das Haus gelangt, zunächst in die Küche. Zu beiden Seiten der Küche liegen die Wohnzimmer. Die größeren, gegen die Gasse gelegenen bewohnen die Eltern; die auf der andern Seite die Kinder, namentlich der Sohn und Erbe des Hauses, wenn er geheiratet hat und keinen eigenen Hof hat. In der innern Einrichtung der Wohnung ist leider von dem alten, eigenartigen Hausrat herzlich wenig übrig geblieben, und man findet nun auch hier die banale Dutzendware der Großindustrie, selbst die alten Lutherherde weichen vor gewöhnlichen eisernen Öfen. Noch hängen aber rings an den Wänden altsächsische Tonkrüge und uraltes Zinngeschirr, Krüge und Teller, die längst nicht mehr im Gebrauch sind.

In der Tracht wird die Tradition aufrecht erhalten. Das Hauptstück der weiblichen Festkleidung ist der goldne Gürtel, der mit Edelsteinen und kunstvollem Zierat besetzt ist. Dieses kostbare Schmuckstück ist um so merkwürdiger, als sonst die Tracht wenig kostbar ist und insbesondere den Aufputz mit Edelmetall und Steinen meidet. Die Mädchen haben beim Kirchgang auf dem Kopf einen zylinderartigen Hut ohne Krämpfe aus schwarzem Samt, den „Borten“, und, in den Haaren eingeflochten, hängen rückwärts breite, bunte Bänder vom Kopf herab, die von den Mädchen nach modernen Mustern selbst gestickt sind, im allgemeinen in äußerst kunstvoller Weise; die Frauen tragen ein schwarzes Spitzenhäubchen, oder haben die Haare bei besonders festlichen Gelegenheiten — zum erstenmal am Tage nach der Hochzeit, wo das junge Paar zum Pfarrer „um den Segen“ bitten geht — „gebockelt“, wobei die



Haare auf eigentümliche, komplizierte Art mit Schleiern bedeckt und mit den „Bockelnadeln“ — langen Nadeln mit kunstvollen goldnen Köpfen — befestigt werden, während wie bei den Mädchen breite, bunte Bänder rückwärts hängen. Typisch für die Männertracht ist der Kirchenmantel und der Kirchenpelz. Jener ist von dunkelblauem Tuch mit roter oder violetter Verschnürung an den Ärmeln und den Taschen, ist sehr lang, und wird vorne mit großen, silbernen Schließen, den „Hefteln“, geschlossen; der Kirchenpelz ist kürzer und besteht aus schneeweißem Lammfell, das schwarz verschnürt ist.

Die deutschen Ortschaften Siebenbürgens — im ganzen über zweihundertfünfzig — bilden nicht ein zusammenhängendes Sprachgebiet, sondern nur Inseln um die sächsischen Städte Hermannstadt, Kronstadt, Schäßburg, Mediasch, Mühlbach, Bistritz, Broos und Sächsisch-Reen. Rings um sie breiten sich die Rumänen aus; hie und da stoßen auch magyarische Gebiete an. Im Laufe der Zeit ist viel von deutschem Territorium verloren gegangen, namentlich im Norden Siebenbürgens an die Rumänen und im Nordwesten um Klausenburg, das früher auch deutsch war, an die Magyaren. Hier erlosch das Deutschtum, das sich in einem geschlossenen Gebiet von hundertvierzig Gemeinden nachweisen läßt, bis auf neunzig vollständig; in den restlichen fünfzig Ortschaften hat es auch heute noch, namentlich um Sächsisch-Reen, einen schweren Stand gegen die Rumänen, die außerordentlich bedürfnislos sind und schon wegen ihres Kinderreichtums „erobert“ müssen. Fest und beinahe unangreifbar steht das Deutschtum im südlichen Siebenbürgen, dem eigentlichen Gebiet des ehemaligen Königsbodens.



Sächsischer Hof aus dem 17. Jahrhundert.



## Die Einsamkeit.

Geschichte eines Primitiven.

Von

Max Brod.

(Forsetzung.)

Ein leichter Lärm kam vom Fluß herauf, aus der Ferne wie ein liebliches Gurren. Es war der Dampfer, der an der Landungsstelle anfahrend seine Schaufelräder mit Rückdampf brausender ins Wasser schlagen ließ.

„Aha, das ist Ihr Dampfer. Was haben wir für ausgezeichnete Verbindung mit Prag! Alle fünfzehn Minuten; und gleich ist man da. Es ist wirklich genau so, als wenn man zu Hause wäre, nicht wahr. Aber jetzt haben Sie höchste Zeit.“

Pechgold nahm den Hut: „Jetzt werfen Sie mich also heraus und jetzt kommt die Holde. Da drinnen wartet sie wohl schon, hm.“ Er schnüffelt gegen die Türe des Nebenzimmers . . .

Lauch wandte sich ab, Pechgolds erotische Neigungen waren ihm zuwider und im Grunde freute er sich schon darauf, diesen Menschen mit seiner Atmosphäre unruhiger Fragereien und Intimitäten aus dem Hause zu haben. Es würde heute noch ein stiller Abend werden. Und in unentwirrbarer Mischung floß dennoch auch etwas wie Freude über das gemütliche Gespräch, das er mit ihm gehabt hatte, in seine Stimmung.

Während er ihn zum Dampfer begleitete, wurde ihm der fremde Mensch immer unsympathischer, störender, und schon wunderte es ihn, wie er sich eine ganze Stunde lang ihm hatte anpassen können . . .

Plötzlich setzte sich Pechgold, zum Klang der Signalglocke, in Laufschrift, ein Adieu hinter sich schreiend.

„Also nächsten Sonntag, ich erwarte Sie ganz bestimmt,“ rief ihm Lauch nach.

\* \* \*

„Können Sie gleich nächste Woche abreisen?“

Lauch verneigte sich tief: „Bitte schön, Herr Direktor; wenn Sie wünschen, auch schon morgen.“

„Nein, so eilig ist die Sache nicht. Sie müssen wohl noch Ihre Angelegenheiten ordnen, Abschied nehmen . . .“

Dies das Ende einer Unterredung, mit der Lauch am Tage nach seiner Rückkehr vom Urlaub überrascht wurde.

Nun war er nur in Verlegenheit, welche Angelegenheiten er eine Woche lang zu ordnen haben sollte.

Zu Hause angelangt, ließ er seine alte Zimmerfrau kommen und teilte ihr ganz



sachlich mit, daß er nach Pilsen, zu der neu errichteten Filiale der „Prager Bank“, versetzt sei.

Frau Wondrak schlug die Hände über dem Kopf zusammen.

„Was ist Ihnen?“ Erstaunt sah er sie an.

„Sie fahren weg, für immer? Aber, du lieber Herrgott, das ist doch nicht möglich! Unser Herr Lauch soll fort, wo Sie doch das siebenundvierzigste Jahr hier wohnen. Und geboren sind Sie hier worden . . .“

Er lächelte: „Nun, damit ist doch nicht gesagt, daß ich hier auch sterben soll.“

„Wenn das Ihre Herrn Eltern erlebt hätten, die waren immer so anhänglich zu uns . . . Na wir müssen halt ein Taferl heraushängen, daß wir das Zimmer da bald vermieten.“

„Das kann ich natürlich nicht von Ihnen verlangen, ich werde ordnungsmäßig kündigen.“

„Jesus Maria, so einen anständigen ruhigen Mieter finden wir ja eh nicht wieder.“ Sie erging sich in Jammerreden, Schluchzen mengte sich in ihre Sätze ein . . .

„Wo sind die Hefte?“ fragte er. Um diese Zeit brachte ihm Fritzl gewöhnlich seine Rechenaufgaben zum Korrigieren. „Fritzl!“

Die Hausfrau holte ihren Enkel vom Hof, wo er Murmeln spielte; im Vorzimmer schon begann er laut zu weinen, da er die Trauernachricht erfuhr.

„Bretschen Sie doch nicht so!“ Obwohl der Junge kaum acht Jahre alt war, gab ihm Lauch das Sie. Er duzte niemanden.

„Nein, Sie dürfen nicht von uns weg, lieber guter Onkel Lauch, nein, bitte nicht, ich hab Sie ja so schrecklich lieb.“

„Also schau Sie, was für einen Klex Sie da hereingemacht haben. Sie tropfen ja aus dem Gesicht. Wischen Sie sich die Augen ab, so, pst . . . Und seit wann ist neunzehn mal sieben nur hundertdreiundzwanzig?“ Und Lauch begann schon mit unglaublicher Geschwindigkeit die Multiplikationen zu kontrollieren, längs langer Additionskolonnen die Bleistiftspitze aufwärts und abwärts gleiten zu lassen.

\* \* \*

Einige Wochen später hatte Pechgold in Pilsen amtlich zu tun. Er teilte dies der dortigen Filiale mit und war höchst erstaunt, nebst dem Dirigenten auch Lauch auf dem Bahnhof zu treffen, der, wie er sagte, ihn abholen kam und den ganzen Tag nicht von seiner Seite wich.

Nachmittag, als alles Geschäftliche besorgt war, gingen sie allein die lange Straße zum Bahnhof, am Bräuhaus vorbei.

„Es ist doch ein rechtes Nest, dieses Pilsen“, begann Lauch.

„So? Ich finde, es macht einen hübschen Eindruck, repräsentabel genug. Diese Skodawerke, ich muß schon sagen: à la bonheur.“

„Wissen Sie, Herr Kollega,“ Lauch wurde immer ängstlicher, „ich kann es eigentlich



selbst nicht begreifen, was das ist, aber ich fühle mich sehr unbehaglich. Alles ist so kleinstädtisch. Waren Sie zum Beispiel im Kaffeehaus . . .“

„Nein.“

„No sehn Sie, es ist so klein und dumpfig, und es gibt nur das eine; gleich hat man Kopfschmerzen, wenn man sich hineinsetzt. Und dann die wenigen Zeitungen. Ich lese ja nichts und von Politik versteh ich nicht das,“ er legte den Daumen an den Nagel des Mittelfingers, „aber doch, es ist hübsch, wenn man im Kaffeehaus recht viele Zeitungen sieht, wie sich's gehört, und diese gewohnten Titel und Umschläge und die Leute, die sich damit befassen . . . Dann das Theater. Da haben Sie daselbe in Grün. Oder die Häuser, alle so rußig und häßlich, und der alte Dom auf dem Marktplatz. Ja ja, das alles macht einen traurig, diese Provinz.“

„Wenn man Sie so reden hört, möchte man Sie für einen eingefleischten Großstädter halten. No ja, so ein Don Juan überdies wie Sie. Die Holde in Kuchelbad halt, die hat's Ihnen angetan . . . Da fällt mir ein, daß ich überdies böse auf Sie sein sollte. Sie haben sich ja nicht einmal von mir verabschiedet, wie Sie versetzt wurden . . .“

„Seien Sie nicht böse, bitte. Ich kann ja nichts dafür, ich kenn mich selber nicht mehr aus in mir. Vielleicht ist es Heimweh oder irgend so mehr eine Melancholie, was mich unglücklich macht.“

„Unglücklich?“

„Unglücklich, rein zum Verzweifeln. Ich halt es wirklich gar nicht mehr aus. Wissen Sie, so verlassen fühl ich mich in dem Pilsen, so öd, so langweilig.“ Sie hatten den Bahnhof erreicht und das dunkle Gebäude auf der Anhöhe mit seinen Kutschen vorn, dem Lärm, den gelben Postwagen gab der Landschaft und dem Himmel einen trübseligen Beiklang. Mit den Wolken von Dampf und Kohlenstaub trieben die ersten Schneeflocken über die Straße.

Pechgold lachte.

„Warum lachen Sie?“

„Weil Sie sich scheinbar einen guten Tag aus mir machen wollen. Sie und unglücklich! Ich bin überzeugt, Sie leben überall wie der Fisch im Wasser. Sie haben ja keine Bedürfnisse . . . Puh, kalt ist's,“ und Pechgold zog einen roten Schal aus der Tasche des Winterrocks.

„Ja, nehmen Sie nur den Schal um, das kann nichts schaden,“ erwiderte Lauch eingeschüchtert . . .

Mit einer Geste auf den eingeschnittenen Lochotinberg hinüber meinte Pechgold: „Im Sommer werden Sie fein leben. Pilsen soll ja eine herrliche Umgebung haben, prachtvolle Partien. Und Sie als Naturschwärmer . . .“

Lauch löste eine Perronkarte und geleitete Pechgold bis ans Coupé: „Wenn ich so mit Ihnen fahren dürfte, Sie Glücklicher!“ und als der Zug sich mit einem unmerklichen Ruck in Bewegung setzte: „Grüßen Sie mir das goldene Prag.“

\* \* \*



Lauch wurde von Tag zu Tag unruhiger.

Da er keinen andern Grund wußte, schob er es darauf, daß seine Sachen noch nicht da waren. Frau Wondrak hatte ihm nämlich einige Kleinigkeiten, wie Bilder, Nippfiguren, Andenken, als Frachtgut aufgegeben und nun redete er sich ein, daß er diese ererbte Ausstattung seines Zimmers vermisste. Er lief täglich zur Bahn nachfragen, ob der Koffer noch nicht angelangt sei.

Abends nach Schluß der Bureaustunden trieb er, von einem rätselhaften Dämon gequält, durch die Gassen. Die vielen unbekannten Gesichter irritierten ihn. In Prag hatte er sich seit Jahren daran gewöhnt, täglich an derselben Reihe von Gestalten nach Hause zu spazieren, und nur allmähliche kleine Veränderungen in diesem Zug ereigneten sich. Jetzt aber war alles wie mit einem Ruck rings um ihn zu Boden gerissen und die verschwenderische Willkür, mit der man neue Reihen fremder Menschen vor ihm aufmarschieren ließ, empörte ihn fast.

Alles in Pilsen kam ihm so willkürlich vor. In Prag lag eine gewisse, durch den Gebrauch langer Zeiten erprobte Logik darin, daß man aus der-jener Gasse genau und jedesmal auf den-jenen Platz kam. In Pilsen schien ihm alles nur so aufs Geratewohl über den Plan hingestreut. Hier, wo die Angel floß, hätte hier nicht ebensogut das Gymnasium stehen können? Und mußte dieses Haus gerade zwei, und nicht drei Stockwerke haben? Das waren lauter Zufälle. Wer bürgte ihm dafür, daß dies gestern nicht anders gewesen war. Häufig verirrte er sich, oft stieß er mit Entrüstung auf ähnliche Gebäude und Prospekte in ganz verschiedenen Stadttellen, es war ihm, als gelänge er durch ein und dieselbe Straße heute in eine ganz andere Richtung als neulich. Dann klagte er laut, daß man ihn absichtlich irre führe, und ernstlich stieg die Meinung in ihm auf, vor der er sich entsetzte: daß man nachts alle Häuser durcheinander schiebe und verwechsle, um ihn zu foppen.

Zu Hause, in seiner Wohnung angelangt, erwarteten ihn frische Unannehmlichkeiten. Das befremdende Treppenhaus, die Zimmerfrau, die es sich niemals merken konnte, daß er auch mittags frisches Waschwasser wünschte. Tausend kleine Handgriffe, die Frau Wondrak ungeheßen ausgeführt hatte, wurden ihm erst hier, da sie fehlten, bewußt. Immerfort mußte er bitten, befehlen, für seine Behaglichkeit sorgen und, während früher die Bewegungen seines häuslichen Lebens störungslos und nahezu unbemerkt abgelaufen waren, hörte er jetzt ununterbrochen die Maschinerie klappern . . . Und die Mahlzeiten gar wurden zu Höhepunkten seines täglichen Unglücks. Da er sich mit den neuen Kollegen nicht befreunden konnte, aß er zu Hause, allein in seinem Zimmer, nicht am Familientisch wie bei Wondrak. Nun fehlte den Speisen die Schmackhaftigkeit, die durch Pausen im Essen, durch Umherblicken und Reden erzeugt wird. Vielleicht waren sie auch wirklich nicht besonders schmackhaft gekocht. Kleinigkeiten machten den sonst so Sanftmütigen sarkastisch: das Fleisch nannte er bei sich zäh wie eine Stiefelsohle, überall schien ihm das Pilsner Bier besser als in Pilsen. Und oftmals kam er sich zwischen seinen vier Wänden zum Tier erniedrigt vor, das den Fraß im Käfig stumm hinunterschlingt . . .



Es gab Tage, an denen er kein Wort redete. Im Bureau achtete man die Unzugänglichkeit des anscheinend in seine Arbeit ganz Vertieften. Zu Hause sprach ihn die Kostfrau nur an, um ihm zeitweilig zu eröffnen, daß diese oder jene Auslagen wie Licht, Kohle, Milch u. s. f. im Mietzins nicht enthalten seien . . . Da lief er auf die Straße, zum Bummel. Auf und ab zogen fröhlich lachende Menschen, immer dieselbe Seite des Marktplatzes auf und ab, mit Gesprächen und Witzen und Hüteschwenken. Wie betäubt starrte Lauch in die wandelnde Masse, ein grenzenlos wehes Gefühl der Vereinsamung ergriff ihn. Stunden brachte er so zu, bis ihm Kopf und Füße weh taten. Oft ging er mit und, wenn es ihm gelang, mit einer Gruppe junger Männer, die im Schlußarm gingen, im gleichen Schritt zu bleiben, empfand er eine Art Genugtuung, als sei er nun wieder mit dem Menschengeschlecht in Verbindung. Einmal bemerkte er, wie ein Herr eine Dame auf die Spitze des Domes mit ausgestrecktem Arm aufmerksam machte. Von unendlicher Sehnsucht nach einem Gespräch erfüllt blieb Lauch stehen und sah aufmerksam empor, als wären die erklärenden Worte an ihn gerichtet. Dankbar blickte er dem Herrn in die Augen; der aber zog die Dame am Ärmel ein Stückchen weiter, von dem zudringlichen Lauscher fort. Da stürzte Lauch davon, in jeder Straße schrie er jemanden an mit der Frage, wo man hier zum Marktplatz komme. Erschrocken sahen die Leute dem aufgeregten Mann nach, der ohne eine Antwort abzuwarten weiterlief. Zu Hause redete er laut mit sich, er hielt Ansprachen an das Sofa, plauderte mit dem Kachelofen; eine geheime Angst, er könne die Sprache verlieren, trieb ihn an, durch immer geschwindere Sätze sich von seinen Fähigkeiten zu überzeugen. Erschöpft und weinend schlief er dann ein; im Traume sah er Heere von Menschen, die ihm alle den Rücken zuwandten, die vorübergingen, ohne ihn zu bemerken. Er wollte schreien, um Hilfe rufen; da konnte er die Zunge nicht bewegen, sie war zäh wie eine Stiefelsohle . . .

Am nächsten Tag kam der Koffer an.

Freudig packte er aus. Aber als die Kalender und Stiche an ihrer Stelle hingen, erschütterte ihn mit tausend Erinnerungen das Gefühl der Fremdheit erst recht . . . Von da an steigerte sich sein Zustand in einem krampfhaften Wahn. Er glaubte sich ausgestoßen aus der menschlichen Gemeinschaft, in allen sah er Feinde und Wühler, oft, wenn ihm eine Speise nicht recht schmeckte, stieg Mißtrauen in ihm auf, ob man ihn nicht vergiften wolle. Da er bei seinen kleinen Einkäufen die billigen Quellen nicht kannte, dünkte er sich von allen betrogen. Manchmal überlegte er den Gedanken, sich einen Hund oder eine Katze anzuschaffen, mit Tieren Freundschaft zu schließen. Wie in einem Kerker fühlte er sich bewacht und gehindert, der Himmel war stets bewölkt, mit schädlichen Miasmen erfüllt, eingeräuchert, nachts setzten blauviolette Blitze alle Wolken in strömende Bewegung, zerrissen die Sterne und brachen in die Fenster ein. Der Frühling kam, Regengüsse droschen ihm den Hut vom Kopf . . .

Da hielt er es nicht länger aus.

Er nahm für Sonntag, Montag Urlaub und fuhr nach Prag. Und dieser Jubel, als der Zug auf der Eisenbahnbrücke über die Moldau brauste! . . .

(Fortsetzung folgt.)



# Rundschau.

## Finanzpolitisches.

Von Pluto.

Zum ersten Male inkonsequent war die Börse jetzt wieder am Tage, da die Bilanz der Diskontogesellschaft erwartet wurde. Zwei Monate lang kaufte man unsere leitenden Bankaktien auf die guten Emissionen hin, die Leerung alter Effektenbestände, die Abrechnungen aus Konsortialbeteiligungen, und wenige Stunden, bevor nun die Jahrespublikation die Richtigkeiten all dieser Meinungen bestätigen sollte, wurde man reserviert. Wahrscheinlich hatte der Abschluß unserer konzentriertesten und in diesem Sinne stärksten Großbank: der Berliner Handelsgesellschaft, die Spekulationsneigungen etwas ernüchtert. Denn immerhin sind die unverändert gebliebenen 9% Dividende nicht in Verbindung mit einer größeren Liquidität verdient worden. Dabei soll keineswegs an die M. 29 Millionen ungedeckter Debitoren gedacht werden. Denn gerade dieser Posten pflegt entgegen hartnäckig festgehaltener Vorurteile sicherer als die gedeckten Debitoren zu sein. Was aber eigentlich befremdete, war das Nichts dieses Berichtes, d. h. die Unmöglichkeit, aus ihm irgend etwas Wichtiges aus der Vergangenheit und für die Zukunft zu ersehen. Nicht einmal den Chemischen Unternehmen glaubt man es noch heute, daß ihr alljährliches Schweigen, da sie schon das ganze Jahr überhaupt nichts sagen, von geschäftlicher Notwendigkeit sei. Je größer unsere Aktiengesellschaften werden, desto ausgeprägter findet man eben ihre Umkehr vom Parlamentarismus zum absoluten Staat. Im ganzen trägt trotz alledem die Allgemeintendenz eine unverkennbare Festigkeit in sich. Mag nun Serbien fortfahren, den wilden Mann zu spielen und seine Finanzfreunde in Berlin, Wien und Paris zu ängstigen. Oder ein Zusammenbruch des amerikanischen Eisenmarktes gerade mit unserem Prämlentermin zusammenfallen. Jede solcher Depressionen geht

rasch vorüber, da nunmehr auch das Publikum infolge des billigen Geldstandes annimmt, daß allmählich sogar Industriepapiere die Kauflust anziehen müßten. Dennoch sieht man wenigstens die — gegenwärtige Lage der Industrie nicht mehr anders als ungünstig an. Denn wenn auch Herr Thyssen seinen Besitz wieder um 500 Morgen erweitert, oder die Ilseder Hütte sowie De Wendel neue Betriebseinrichtungen machen, wie leicht wiegt dies alles gegen die Mindergewinne in den Halbjahresabschlüssen der Dortmunder Union und der Laurahütte oder den Zusammenbruch des Roh-eisensyndikats für Lothringen und Luxemburg. So- dann wird die Dividende des „Phönix“ bekanntlich erst im Juli erklärt, weshalb Aufsichtsrat und Direktion gerade dieses Werkes noch lange untätige Zuschauer bleiben werden, wenn Woche um Woche andere Dividendengerüchte auf die Kurse einwirken. Dagegen steht der Abschluß von Gelsenkirchen vor der Tür und er gilt nicht als günstig. Wie soll es auch einem Kohlenunternehmen ergehen, das unterstützt durch die Brüderschaft der Direktoren gerade so gut und so schlecht wie eine Hüttengesellschaft beurteilt worden muß. Sogar zur Ausbeutung der Mineralschätze Marokkos tritt Gelsenkirchen zusammen mit Krupp und „Deutscher Kaiser“ in ein internationales Syndikat ein. Unser billiges Geld ist zuweilen auch recht gesucht, wenigstens als tägliches Geld, wo es dann rasch teurer wird. Die Banken sammeln ihre Dividendenbeträge an, das Quartal erhebt binnen wenigen Wochen seine Ansprüche, bei welcher Gelegenheit ja die Reichsbank nie unter M. 500 Millionen Mehrbelastung erscheint. Nur Paris sieht seine Abundanz noch fortgesetzt steigen, weshalb wohl auch eine kleine Anzahl deutscher Bankiers Russische Papiere, selbst solche der Industrie, unversehens für aussichtsvoll ansehen möchten. Solange aber Wien und Belgrad miteinander unfriedlich verkehren, ist es ganz gleich, ob der Jahresbericht der Diskontogesellschaft von dem sehr



guten Fortgang der Londoner Filiale spricht, die Deutsche Bank soviel Dividende wie im Vorjahr, die Dresdner Bank wieder soviel Dividende wie 1904 geben kann, noch dazu bei bedeutend reduzierten Akzepten und der Schaaffhausensche Bankverein von seiner Dresdner Freundin noch M. 520 000 Gewinnanteil erhält.

\* \* \*

Serbische Schatzscheine könnte man eigentlich die 220 Millionen nennen, welche Österreich nunmehr in Form von Schatzscheinen ausgeben muß. Denn ohne die Störrigkeit seines kleinen Nachbarn, von dem doch im Ernstfalle keine Entschädigung zu haben ist, würde die Habsburgische Monarchie unmöglich in so überaus große Rüstungsausgaben geraten sein. Diese ganze Finanztransaktion erledigt sich leicht durch ein Konsortium, dem in der Hauptsache die Postsparkasse und Rothschild angehören. Welcher Unterschied gegen frühere Zeiten! Im Jahre 1866, als es Krieg mit Preußen galt, konnte Österreich nirgends eine Anleihe aufbringen, und noch 1876/77 beim Einmarsch in Bosnien und die Herzegowina waren die öffentlichen Verhältnisse derart heruntergewirtschaftet, daß eine Anleihe nach Kurs und Zinsfuß nur zu den allerteuersten Bedingungen möglich war. Seitdem hat sich aber im Innern trotz aller politischen Zerwürfnisse eine Konsolidierung vollzogen, die bedeutende Teile dieses Volkes nicht nur überaus wohlhabend sieht, sondern auch innerhalb einer weiterwirkenden ökonomischen Ordnung. Der Österreicher hat z. B. heute in Landschaften, die sonst sich selbst überlassen blieben, vorzügliche Verkaufsorganisationen, mit deren Hilfe ausgedehnte Exporte, selbst von Obst, entstanden sind. Noch gar nicht der Industrie zu gedenken, die sogar, was Dampfmaschinen betrifft, mit uns bereits seit Jahren die Konkurrenz im Auslande aufnehmen kann. Die allgemeine Sparkraft aber ist weit konzentrierter als bei uns, weil man sich dort mit weniger Zinsen begnügt. In Deutschland dagegen, wo ungleich mehr „kleine“ Stände Zeitungen lesen, wird alles nach Gelegenheiten zu höheren Gewinnen durchstößt. Daher auch unsere vielen Anlagen in auswärtigen Werten und sogar der regelmäßige lebhafte Verkehr in

Papieren, die nicht einmal notiert werden. Wäre der gleiche Zug in Österreich vorhanden, so hätte man auch fremde Effekten gar nicht vom Kurszettel ausschließen können. Auf diese Weise tritt dort stets eine kompakte Masse von gleichsam einseitigen Sparern auf die Bühne, die aber ihrem heimischen Markte eine merkwürdige Kraft verleihen. Man sehe sich doch nur die betreffenden Kurse an! Verhältnismäßig sind da keine scharfen Rückgänge eingetreten, trotzdem dort zu den auswärtigen Verwicklungen jene inneren Streitigkeiten kommen, die alle österreichischen Patrioten mit wirklicher Sorge erfüllen.

\* \* \*

Einmal ist keinmal, so meint wahrscheinlich die europäische Schuldenverwaltung in der Türkei, die jetzt eine Anleihe ohne ihre Mitwirkung und ohne spezielle Sicherheit von der Pforte abgeschlossen sieht. Es sind dieses erste Mal zwar nur 1 Million Pfund, an der die Ottomanbank, die Deutsche Bank und als lebhafte Konkurrenz auch die Deutsche Orientbank beteiligt erscheinen. Indessen bei der Fühlung dieser Institute mit der „Dette“ werden sie sich nur mit deren vorherigem Einverständnis zum Abschluß einer vom Parlamente genehmigten Anleihe bereit erklärt haben. Nun kann man es freilich den Banken nicht verdenken, daß sie im Augenblick, wo ihren industriellen Freunden eine Fülle von Geschäften in Konstantinopel winkt, sich die Türken bei guter Laune zu erhalten wünschen. Dies um so mehr, als Verhandlungen dort unten von jeher höchst schwierig und weitläufig gewesen sind. Solche Rücksichten sollten jedoch, von der Hochfinanz hinweg, noch keineswegs auf die höchste Vertrauenskommission, nämlich die Schuldenverwaltung übertragen werden. Letztere übt ihr Mandat im Namen der ausländischen Besitzer aller Turbanwerte aus, die den gegenwärtigen Kurs lediglich in der langbewährten Voraussetzung erreichen konnten, daß neue Anleihen nur innerhalb der internationalen Kontrolle möglich sind. So geschlossen wie über Ägypten konnte diese Administration natürlich weder verfahren, noch verfügen, da das Reich des Sultans ein viel-



gliederiges ist, das auch durch Meere voneinander getrennt bleibt. Trotz alledem galt die „Dette“ mit Recht als musterhaft, so daß die Garantien für die Eisenbahnen recht oft frühzeitig gedeckt sind, während andere Geldverlegenheiten der Pforte offenkundig nebenher laufen. Auch war man gerecht genug, gegen allzuvieler Verpfändungen bedenklich zu werden, da sich ja dann der Regierung selbst keine Einnahmequellen mehr darboten. Keinenfalls durfte sich aber die „Dette“ nur durch die Beziehungen ihrer Delegierten zur Hochfinanz verleiten lassen, von ihrem ersten und wichtigsten Grundsatz hier abzugehen. Sie hat damit gegenüber einem etwas zu plötzlich verjüngten Staat, der unserer Ordnung noch unfähig ist, ein höchst gefährliches Präjudiz geschaffen. Auch besaß sie vor allem nicht das geringste Recht, von jener strengen Linie abzuweichen, nach der sich unser ganzes Schutz- und Vertrauenssystem für die türkischen Papiere aufbaut. Vielleicht wird man an den Folgen dieser ersten Nachgiebigkeit noch zu zehren haben!

## Die Rückkehr der amerikanischen Flotte.

Von Fregattenkapitän z. D. P. Walther.

Am 22. Februar ist das Gros der amerikanischen Flotte, die im Dezember 1907 die Reede von Hampton Roads unter recht kriegerischen Aussichten verlassen hatte, nach einer Reise um die Erde glücklich wieder in ihren Heimat-hafen zurückgekehrt. Die Flotte wurde vom Präsidenten Roosevelt, der auf seiner Jacht Mayflower die Flottenparade abnahm, von einer großen Anzahl Mitglieder des Staats und Repräsentantenhauses sowie von 200 Vergnügungsdampfern, die nur einen Teil der zur Begrüßung herzugeströmten Volksmassen hatten aufnehmen können, in einer Weise empfangen, wie es nach einer siegreichen Schlacht nicht hätte großartiger sein können. Mag die Flottenparade, die ganze Aufmachung des Empfanges uns auch recht wenig republikanisch anmuten, verständlich ist die Begeisterung des

Volkes durchaus, denn die Flotte hat das Land nicht nur von schweren Kriegsbesorgnissen befreit, sondern auch diplomatische Erfolge erzielt, wie sie von einer Flottenexpedition ohne Schwertstreich noch niemals erreicht worden sind. Einzig und allein durch die Flotte und ihre Reise hat sich die Machtstellung der Vereinigten Staaten gegen früher um ein bedeutendes gehoben.

Als sich vor zwei Jahren das Verhältnis zwischen der Union und Japan in einer Weise zugespitzt hatte, daß ein Bruch nahe bevorstehend erschien, befanden sich die Amerikaner in der schwierigen Lage, die Philippinen, Hawaii und die Küste Kaliforniens fast ungeschützt feindlichen Angriffen der Japaner ausgesetzt zu wissen. Angesichts dieser drohenden Gefahr und in der richtigen Erkenntnis, daß eine große Machtentfaltung und Überlegenheit die sicherste Bürgschaft, sei es zur Erhaltung des Friedens oder Erringung des Sieges wären, entschloß sich die Regierung, fast die gesamte Flotte in einer Stärke von 16 Linienschiffen, mehreren Panzerkreuzern und Torpedobootszerstörern nach dem Pazifik zu schicken, ohne Rücksicht darauf, daß dadurch die Ostküste fast völlig von Seestreitkräften entblößt wurde.

Das Vertrauen zu der Tüchtigkeit der Flotte sowohl in bezug auf Personal wie Material war damals nicht groß und der Pessimismus, mit dem man in Amerika eigentlich mehr noch als in Europa das Unternehmen ansah, schwand erst, als die Flotte ohne Havarien die Westküste von Südamerika erreicht hatte und hier ihre ersten Wirkungen ausübte. — Die imposante Machtentfaltung machte nämlich den südamerikanischen Republiken erst klar, daß sie an der Flotte der Vereinigten Staaten einen mächtigen und immer bereiten Bundesgenossen gegen die Völker Ostasiens haben könnten. In dieser Erkenntnis wurden die Yankees überall mit großer Zuverlässigkeit und Hochachtung aufgenommen und zugleich die Sympathien der südamerikanischen Mischvölker zu dem übermächtigen Nachbarn im Norden im Sinne der Monroe-Doctrin gestärkt. Dies war der erste Erfolg der Expedition.

Mit dem Eintreffen der Flotte in St. Franzisko war die Hauptgefahr bereits beseitigt, denn mit dem Moment der Vereinigung der atlantischen und



pazifischen Seestreitkräfte war die amerikanische Flotte der japanischen weit überlegen. Die Flotte hatte zudem aller Welt bewiesen, daß ihre Leistungsfähigkeit zum mindesten in technischer Beziehung eine durchaus gute sei. Sie war weder durch die vielfach prophezeiten Torpedoangriffe japanischer Torpedoboote dezimiert worden, noch hatte sie sich durch Zwischenfälle, wie sie der russischen Armada bereits beim Antritt ihrer Reise durch das Beschleßen unschuldiger Fischerfahrzeuge passiert waren, bloßgestellt. Erwähnt sei hierbei, daß auf der Flotte das deutsche Element, besonders aus früheren Unteroffizieren, Matrosen und Maschinenpersonal unserer Marine bestehend, einen wertvollen und ziemlich bedeutenden Bestandteil ausmacht.

Von St. Franzisko ab suchte man der Expedition eine völlig andere Bedeutung beizulegen als zuvor. Sie sollte nur noch zu Ausbildungszwecken und um friedliche Eroberungen zu machen, ihre Reise fortsetzen. Anstatt der Philippinen war Australien das nächste Ziel, wohin sie durch das Commonwealth of Australia eingeladen worden war. Die Flotte wurde hier in allen Häfen, die sie besuchte, in Auckland, in Sydney wie in Melbourne mit einem Enthusiasmus empfangen, der nur einem sicheren Bundesgenossen gelten konnte und dem Mutterlande ostentativ zu Gemüte führen sollte, wie sehr sich die Kolonie durch das englisch-japanische Bündnis und die Zurückziehung der englischen Seestreitkräfte aus den ostasiatischen und australischen Gewässern im Stich gelassen fühlte. Diese Verbrüderung mit den Amerikanern dürfte übrigens weniger eng gewesen sein, wenn die Australier im vorigen Sommer das amerikanisch-japanische Abkommen hätten vorausahnen können. Nichtsdestoweniger ist die Interessengemeinschaft zwischen Australien und den Vereinigten Staaten durch den Besuch offen zutage getreten, und den Australiern wurde ähnlich wie vorher den Südamerikanern vor Augen geführt, daß sie vor dem Schreckgespenst einer asiatischen Invasion vielleicht besser durch die Vereinigten Staaten bewahrt werden könnten als von der entlegenen Flotte des Mutterlandes. Dies war der zweite Erfolg.

Der dritte und größte Erfolg war der Besuch in Japan und dessen Folge, das japanisch-amerikanische Abkommen. Die Japaner, gute Miene

zum bösen Spiel machend, bereiteten der Flotte einen glänzenden Empfang. Für Offiziere und Mannschaften wurden alle möglichen Festlichkeiten arrangiert und der Flottenchef, Admiral Sperry, ward vom Mikado in feierlicher Audienz empfangen. Bei dieser Gelegenheit erklärte der Mikado dem Admiral, daß er eine tiefe Genugtuung über die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Japan und den Vereinigten Staaten empfinde und dem Präsidenten dankbar sei, daß er ihm durch den Besuch der Flotte Gelegenheit gegeben habe, seiner aufrichtigen Freundschaft Ausdruck geben zu können. Der Admiral möge dem Präsidenten sagen, daß es sein ständiges Ziel und sein aufrichtiger Wunsch sei, die Freundschaft, die die beiden Länder vereinigte, durch unlösbare Bande guter Nachbarschaft und völliger Übereinstimmung enger zu knüpfen.

Das japanisch-amerikanische Abkommen bindet jede der beiden Mächte, den Besitzstand der anderen zu achten und die Integrität Chinas zu verteidigen, daneben gewährt es allen Nationen gleiche Vorteile für Handel und Industrie. Auf Grund dieses Abkommens, auch wohl im Hinblick auf die schlechten Finanzen Japans und dessen gespanntem Verhältnis zu China konnten die Vereinigten Staaten es wagen, ihre 16 Linienschiffe nach der Heimat zurückkehren zu lassen. Im Pazifik verbleibt dabei noch eine gewaltige Macht, nämlich 4 Linienschiffe, 13 Panzerkreuzer und eine größere Anzahl kleinerer Kreuzer und Torpedoboote, auf den Philippinen sind davon 4 Linienschiffe und mehrere Panzerkreuzer und Torpedoboote stationiert. Außerdem wird an den Befestigungen Manillas und Hawais mit großer Eile weiter gearbeitet.

Wenn je das Vorhandensein einer starken Flotte von Wert gewesen ist, so ist es in diesem allerdings ganz besonderen Falle bei den Vereinigten Staaten der Fall gewesen und der Ausspruch Roosevelts beim Empfang der Flotte am vorigen Montag, daß sich die Flotte als die größte Botschafterin des Friedens gezeigt habe, ist durchaus berechtigt.



## Die Überschwemmten.

Von Johannes W. Harnisch.

Das Wetter läßt sich seltsam an. Bald scharfer Frost, bald taut's. Tagelang rieselten die Flocken. Ehe wir ausgehen, spähen wir auf zum Himmel und zum Nachbardache. Soll man den Schlirm mitnehmen? Muß man Gummischuhe anziehen? Dies Umbertaumeln des Wetters um den Nullpunkt macht niemandem Freude. Welchling und Sportsman schimpfen mit gleichem, verschieden zwar gerichtetem Grolle. Und die Konversation steht unterm sonst verpönten Zeichen der Wettergespräche. Ich will nicht spotten. Will mich der Bedeutsamkeit der Fragen: ob das Eis gut sein wird, oder: ob man in die Galoschen schlüpfen muß, nicht verschließen. Nur, scheint mir, dürften wir bei der gegenwärtigen, aufdringlichen Wetterunart etwas weiter denken als an unsere Behaglichkeiten. Ein paar Meilen nur weiter westwärts!

Die in der Altmark spähen jetzt auch mit finsterem Blicke zum Himmel. Zur Zeit der Schneeschmelze sind sie das Wetterbeobachten gewöhnt. Dürfen wir heut nacht im Warmen liegen, oder wird uns des Deichgrafen Gebot in Transtiefel und Ölrock zwingen und zum mühsamen Werke in Kälte, Nässe, Dunkel scheuchen? Diesmal ist die Aufmerksamkeit noch angespannter. Der Spähblick schweift vom Schneehimmel zu der meilenweiten Eis- und Wasserfläche, aus der dort ein Baum und da und da und da ein Hausgiebel oder ein noch unzerstörtes Dach aufragen. Der kleine, rotbraune, weißgekrönte Fleck dorthinten ist des eigenen Hofes Dach. Jeder Neufrost zermürbt mit tausend Sprengkristallen das feuchte Mauerwerk noch mehr. Jedes Tauwetter kann neues Treibeis und neue Fluten an den Gefahrstellen stauen; droht, die Wasser noch höher steigen zu lassen. Der Spähenden Hirn ist nicht viel Phantasietätigkeit gewohnt. Jetzt kreisen in dem sorgenden immer wieder dieselben Fragen, dieselben Bilder. Hielt der Hausrat dem Wasser stand? Wenig Hoffnung. Des schweren Schrankes Türen quollen längst wohl aus den Fugen. Truhe, Tisch und Stühle tanzten lange genug auf den Wellen. Immer gleichen Pralls stießen sie gegeneinander, stießen sie gegen den Kachelofen. Was die Stöße ganz

loßen, bröckelte der nagende Zahn des Wassers, des Frostes nach. Und werden die Hausmauern standhalten, wenn sich das Wasser verläuft? Noch stützt es, die es durchnagte. Aber wenn mit ihm der Halt davonschwamm, was dann? Wie die Felder aussehen werden, dazu bedarf's geringer Phantasie. Zerwühlt und fußhoch mit Schlamm und Schutt bedeckt. Wie soll da der Pflug durch? Wie soll das Korn ausschlagen im Moraste? Es würde faulen, wie es die Grasnarbe der Wiesen tut, über die die Obstbäume ihre leblosen Äste morsch herabbrechen lassen. An das Gärtlein am Haus, an das verquollene Korn, das faulende Heu in den Scheuern mag man gar nicht denken. Und schweift ein schnell zurückgeholter Gedanke in die Ställe, in denen aufgedunsen die Äser der verstoffenen Ochsen, Kühe, Pferde am Boden liegen werden, dann ballt sich die Schwielenhand zur Faust . . .

Elend und schwere Not genug, sollte man meinen. Wo aber bleibt die vielgerühmte deutsche Mildherzigkeit? Freilich, alles, was das Dekorum forderte, ist geschehen. Längst hat das Abgeordnetenhaus mit der Interpellation, die de rigueur ist, aufgewartet. Längst wurde das Hilfskomitee gebildet. Klug und geschickt haben die Hohenzollern, wie bei jeder gemeinen Not der letzten Zeit, ihr Mitgefühl deutlich gezeigt. Der Kronprinz stellte sich an die Spitze des Hilfskomitees. Von seiner Rührigkeit wußten uns zwei-, dreimal die Zeitungen zu berichten. Die Prinzen, die Kaiserin fuhren ins Überschwemmungsgebiet, selbst Umschau zu halten. Lobenswerter Eifer. Die Minister konferierten, besichtigten; taten wohl alles, was getan werden konnte. Ihr Handeln diktierte nicht Mitgefühl, sondern die Staatsraison, die nicht dulden kann, daß eine reiche Kornkammer zur Schlammwüste werde. Und der Bezirk ihrer Hilfe ist eng umgrenzt. Übers Allernotwendigste hinaus zu geben, verbietet sich. Daß die Überschwemmten ihr Leben weiter fristen mögen, die Möglichkeit erhalten, sich mühsam von der Bettelarmut wieder emporzuarbeiten, mehr kann der Staat nicht tun. Soviel zu leisten, die Pflicht hat aber jeder Staat bei jeder gemeinen Not. Stets hielt man daneben die herzlich gereichte Gabe des Mitmenschen für unentbehrlich. Diesmal, wo's um deutscher Leute



Not geht, scheint der Deutsche sie für entbehrlich zu halten.

Ich sprach mit dem Leiter einer unserer Großbanken. Wie laufen die Gelder ein? Ach, nicht der Rede wert. Ein paar hundert Mark. Kaum mehr, als Direktoren und Personal selbst gezeichnet hätten. Messina? Nicht in einem Atem damit zu nennen. Gar kein Vergleich damit. „Messina war Modesache; die Altmärker sind es nicht.“ Wohin man hört, hallt die gleiche Antwort. Die uns, traun! wenig Ehre macht.

Ja, Messina. Italien. Das Land der Romantik. Geborstene Griechentempel ragen weiß gegen den ewig blauen Himmel. Im dunkeln Laube glühen die Goldorangen. Das Meer schlägt Böcklinisch gegen den felerlichen Felsen. Und schwimmenden Auges suchen wir an Trinakrias Strande das Land der Griechen mit der Seele . . . Was ist uns die Altmark dagegen? Eine langweilige, flache Gegend, die der Zug nach Hamburg oder dem Rheine nur gar zu langsam durchquert. Alles sehr richtig. Nur wollten wir, vermeinte ich, nicht dem Lande, sondern den Menschen dort helfen. Sehen wir uns sie doch ein wenig näher an! Unter den male- rischen Lumpen sitzt ein ziemliches Lumpenpack. Der tüchtige Norditaliener nennt nur ungeru die Herabgekommenen im Süden seine Brüder. Von der Maffia und der Camorra wissen wir doch alle. Haben den Nazi-Skandal in frischstem Erinnern. Wissen, wie All-Sizilien dem Diebischen zujubelte. Und konnten, hin und wieder wenigstens und im Petitdrucke, in den Zeitungen lesen, wie die lieben übergebliebenen Brüder unter den Verschütteten hausten. Schändungen; Leichenraub; Lebenden der Finger vom Leibe geschnitten, der den kostbaren Ring nicht hergeben wollte. Ein süßer Pöbel. Davon, daß es bei der Gabenverteilung nicht ohne Unsauberkeit abging, hören wir noch täglich einmal. Gewiß, wir hatten das Recht, uns über all das hinwegzusetzen. Wo Not ist, zu helfen, ohne engherzig nach der Würdigkeit zu fragen, kann sehr edel sein. Kann. Es kann aber auch sentimental und modisch sein. Was von beidem war's?

Wenn wir den Parallellfall der Altmärker-Not betrachten, wird das Urteil leicht zu finden sein. Hier traf's einen tüchtigen Bauernschlag. Und

Deutsche sind's. Wenn schon, nach der schalen Phraseologie der Messina-Tage, die Sizilianer unsere hilfsbedürftigen Brüder waren, so sind sie unsere Zwillingsbrüder. Und keine, mit denen die Verwandtschaft ein bißchen genehlicher ist. Nein: solche, auf die wir stolz sein können. Wir sind's auch gelegentlich gar sehr. Von dem kernigen, schwerfälligen niederdeutschen Bauern pflegen wir, wo's klingt, viel Rühmens zu machen. Und klopf irgendwo der Feind an die Grenzen, so wissen wir den Mann als Soldaten wohl zu schützen; erzählen von seiner handfesten Tapferkeit unsern Kindern erbauliche Histörchen. Ja, zum Teufel: wieviel ist denn an all unserer erdrückigen Heimatliebe, an all unserm kernhaften Nationalgefühl dran, wenn wir in Wirklichkeit für jeden Lazzarone mehr übrig haben als für unsere braven Bauern? Wenn wir uns durchaus nicht scheuen, die male- rischen, doch eigentlich besser mit Vorsicht zu be- tastenden Lumpen ans Herz zu pressen, während wir mit dem derben Bauernflausche jede Berührung meiden? Und wie ist endlich unsere Messina- Opferfreudigkeit einzuschätzen? War's wertige Menschenliebe? Oder war's Modesache und duselende Sentimentalität?

Ich weiß, was man erwidert, wenn der deutsche Idealismus bezweifelt, wenn die Motive unseres Wohltuns gescholten werden: Zeppelin. Der Ein- wand ließe sich hören. Aber steht's wirklich so glänzend um den Zeppelin-Fall? Was berauschte uns: Die Tat des Erfinders oder die Galaleistung eines Fluges (von dem, nebenbei, die Fachgenossen nach wie vor behaupten, er hätte scheitern müssen)? Wer zweifelt, der überlege, ob wir dem Übungs- fahrer am Bodensee auch gespendet hätten. Graf Zeppelin hatte schon zwei Jahre früher alle Buchten und Kurven des Bodenseeufers scharf ausgefahren; hatte damals also schon gezeigt, daß das Problem gelöst war. Damals hätte Begeisterung flammen dürfen. Wir blieben kühl wie Hundeschnauzen. Aber als uns ein nervenkitzelnder Sensationsflug vorgemacht wurde, da loderten wir. Gewiß, auch Edles mischte sich unserm Feuer. Sollen wir aber vielleicht darauf stolz sein, daß sich uns im be- geisterten Busen nicht nur Unwertiges regt?

Charity begins at home. Der Engländer braucht das Wort zu gemessener Abwehr, wenn



ihm Schwärmende im Namen der Menschheit Opfer abfordern. Ein Egoist? Meinetwegen. Aber ein gesunder und starker. Uns muß das Wort immer wieder als Mahnung gesagt werden. Das ist schlimm. Wird aber nicht eher anders werden, als bis uns vor der eigenen Vollkommenheit ein wenig bange wurde. Wir famosen Idealisten, die dem fremden Lazzarone willig geben, dem tüchtigen Landsmanne die Tasche verschließen. Ich finde einstweilen wirklich noch den englischen Egoismus ein gut Stück erfreulicher als unsern Idealismus, auf den wir uns so wunders viel zugute tun.

## Weiß denn jemand, was Krieg ist?

Von v. S.

Unlängst als das Gespenst eines großen, europäischen Krieges zu spuken begann, wurde man sich erst bewußt, daß die Generation, die heute am surrenden Webstuhl des öffentlichen Lebens steht, gar keine Erfahrung darüber besitzt, was eigentlich ein moderner Krieg ist. Ungeachtet der allgemeinen Wehrpflicht, die fast aus jeder häuslichen Gamelne ein oder mehrere Glieder zu Kriegerern heranzieht, ungeachtet der Riesenarmeen, die jede Großmacht unterhält, der ungeheuren Summen, welche jedes Land für den Etat seines Heeres aufbringen muß, weiß doch niemand in Europa aus Erfahrung, was ein großer Krieg bedeutet. Wenigstens keiner, der noch vorwärts geht. Nur Alte, die rückwärts blicken und von grusligen Legenden aus vergangenen Zeiten zu erzählen wissen.

Selbst in Petersburg und Moskau hat man über den letzten, in einem fernen Erdwinkel geschlagenen Krieg, der vom Mutterland als Kolonialkrieg empfunden wurde, nur vage und unbestimmte Vorstellungen.

Acht und dreißig Jahre sind für Deutschland verfloßen und für Österreich gar dreißig und vierzig — seit dem letzten, großen Waffengang. Hohe Generale haben ihre ganze Laufbahn bis zum Abschied absolviert, ohne je vor dem Feinde gewesen zu sein. Man denke sich einen Schauspieler, der in seiner ganzen Bühnenkarriere nur auf Proben aufgetreten, niemals vor dem Publikum gespielt hat!

Alles ist nur auf Schlüsse, auf Voraussetzungen,

auf Theorien für den Krieg aufgebaut. Die Reibungen bilden einen Koeffizienten, der trotz aller scharfsinnigen Berechnungen plötzlich eine Riesenhöhe erreichen kann. Zufälle, Zwischenfälle, Überraschungen kennt die militärische Mathematik der Mobilmachung und der Kriegführung nicht — aber der Krieg kann sie doch bringen und kann dann die besten Vorbereitungen und die schönsten Formeln über den Haufen werfen.

Die materiellen Werte, die in einem modernen, großen Krieg aufs Spiel gesetzt werden, sind so enorme, so unersetzbar, nicht wieder erschwingliche, daß sie alles in ein paar Wochen verschlingen, was Jahrzehnte menschlichen Schaffens und menschlicher Arbeit in einem Lande geleistet haben. Und die persönlichen und moralischen Opfer, die ein Volk für einen Waffengang im großen leisten muß, sind nicht minder zerrüttend.

Nicht die Riesenarmee allein führte den Krieg, alles kämpfte mit, das Kapital, der Staats- und Einzelbesitz, die Produktion eines ganzen Landes, der Handel usw.

Der Besiegte wäre gar nicht mehr kostenpflichtig zu machen.

Übermütigen Friedensstörern, wie sich Serbien anschickte einer zu werden, sollte rücksichtslos — in Anbetracht der von ihnen gar nicht zu ermessenden Gefahren und Schäden — von der Gesamtheit der Großstaaten das Handwerk gelegt werden.

Die Diplomaten arbeiten noch gern mit übertriebener Empfindlichkeit und nehmen ihren Rückhalt an der ultima ratio des Krieges. Militärs wollen sich begreiflicherweise endlich praktisch betätigen und rasseln mit den Waffen.

Aber das Volk steht, trotz seiner mangelnden Erfahrungen über die Tragweite eines modernen Krieges, keineswegs hinter ihnen.

Jeder große europäische Krieg erscheint ihm als eine Katastrophe — für den Sieger und für den Besiegten. Und Staatsspitzen, die diese Regungen der Volksseele in sich aufnehmen, werden sich daher in den Dienst des Friedens stellen.

Die Kriegsgefahr scheint jetzt überwunden zu sein. Der Schatten, den sie warf, hat aber genügt, um Europa das Ungeheuerliche eines „großen Krieges“ wieder zum Bewußtsein zu bringen.



## Ehe und Mutterschaft in Frankreich.

Von Hermann Fernau, Paris.

Der bekannte französische Soziologe Dr. J. Bertillon hat vor einigen Wochen in einer leitenden Pariser Zeitung auf Grund offizieller Statistiken einen Aufsatz veröffentlicht, worin er sich über die geringe Zunahme der Geburten Frankreichs im Jahre 1908 beklagt. Während der ersten sechs Monate des verflossenen Jahres sind in Frankreich 162 495 Ehen geschlossen worden, 411 402 lebende Kinder geboren worden und 399 336 Personen gestorben. Die Bevölkerung ist also um rund 12 000 Seelen gewachsen, wogegen bekanntlich im Jahre 1907 die Zahl der Geburten hinter den Todesfällen um rund 20,000 zurückgeblieben ist. Immerhin ist im Jahre 1908, wenn wir 1907 ausnehmen, die Geburtenzahl so gering wie nie zuvor in Frankreich. Und das Problem oder vielmehr das Gespenst der Entvölkerung bedrückt nach wie vor die Gemüter aller eifrigen Patrioten und einseitigen Soziologen in Frankreich.

Ist die Geburtenzahl Frankreichs im ersten Halbjahr 1908 eine der schwächsten, so ist auf der anderen Seite die Zahl der geschlossenen Ehen in der gleichen Periode die höchste, die man seit 100 Jahren im gleichen Zeitraum nachweisen kann.

Das eigentümliche ist also, daß in Frankreich während der letzten 100 Jahre die Geburten beständig abgenommen und die Eheschließungen beständig zugenommen haben. Diese Zunahme ist für 1908 ganz besonders stark, denn sie übersteigt die Zahl des Vorjahres mit 9135 Eheschließungen.

Im ersten Augenblick haben wir bei Gegenüberstellung dieser widerspruchsvollen Tatsachen abnehmender Geburten bei zunehmenden Eheschließungen das Gefühl, als habe man in Frankreich den eigentlichen Zweck der Ehe vergessen, als seien die Franzosen ein dekadentes Volk, eine im Verfall begriffene Rasse. Wenigstens gilt nach Ansicht vieler Gelehrter auch für eine Nation der Grundsatz, daß alles, was nicht numerisch zunehme und fortschreite, im Verfall begriffen sein müsse. Wer sich die Mühe gibt, die bisher aufgestellten

Bevölkerungstheorien durchzuprüfen, wird diese Ansicht bestätigt finden. Vielleicht macht Herbert Spencer hiervon die einzige, wissenschaftlich interessante Ausnahme, denn die Lehre von Malthus ist allzusehr auf die Furcht vor die drohende Übervölkerung basiert.

Die Frage ist in der Tat, ob wir berechtigt sind, den Satz, daß Stillstand Rückgang bedeute, auch auf das Bevölkerungsproblem anzuwenden, ohne Gefahr zu laufen, einseitige Theoretiker zu werden. Und eine weitere nicht minder wichtige Frage ist, ob sich für diesen Rückgang nicht Gründe anführen lassen, die, wenn wir uns einen Augenblick aller bisher üblich gewesenen Vorurteile enthalten, eher auf einen Fortschritt deuten. In Frankreich sowohl wie auch in Nordamerika und Australien stehen wir heute vor einer so starken Abneigung der Frauenwelt gegen eine allzu häufige Mutterschaft, daß diese Länder im Sinne unserer zeitgenössischen Bevölkerungswissenschaft dekadente Länder genannt werden müssen. Noch zehn Jahre Entwicklung und Frauenemanzipation und wir werden die gleiche Dekadenz (worunter ich ein Sinken der Geburtenzahl unter die Sterblichkeitsziffer verstehe) vielleicht auch in Deutschland und England feststellen müssen.

Aber bleiben wir einen Augenblick bei Frankreich. Die Tatsache der ständig wachsenden Zahl der Eheschließungen ist, wie ich glaube, Beweis genug für die Lebensfähigkeit und Lebensfreudigkeit der gallischen Rasse. Ein Zeichen wirklicher ethischer Dekadenz wäre die wachsende Ehefeindlichkeit der jungen Leute, die in Frankreich durchaus nicht in demselben Maße zu beobachten ist, wie in England, Nordamerika und schließlich auch in Deutschland. Allerdings bestehen wesentliche Unterschiede zwischen Frankreich und den übrigen zivilisierten Ländern, wenn wir uns die Wertung und die Form der Ehe näher ansehen. Und diese Unterschiede können zum Teil auch als Erklärung für die sinkende Geburtszahl dienen.

In Frankreich sind die Anforderungen ans Leben so hoch gestiegen, der Wunsch nach Reichtum, Wohlleben und endgültiger Existenzsicherheit ist so stark, daß in den meisten Fällen das Einkommen des Mannes allein zum Unterhalt der Familie nicht ausreicht. Mehr und mehr hat sich also in



Frankreich die Ehe zu einem rein wirtschaftlichen Problem entwickelt, das von jeder Klasse anders gelöst wird. Diese Tatsachen sind für alle Kulturen zutreffend. In Deutschland, England und Amerika geben sich nun aber die jungen Leute mit ihnen zufrieden und — heiraten spät. In diesen Ländern erheiratet selbst die Frau der unteren Klassen mit dem Manne gleichzeitig ein Heim und ihre wirtschaftliche Sicherheit. Dem ist in Frankreich und namentlich in Paris nicht so. Von der Aristokratie und den oberen Zehntausend abgesehen, deren Heiratsitten wir hier nicht diskutieren, weil sie überall die gleichen sind, heiratet der kleine Mann in Frankreich verhältnismäßig früh. Heiraten heißt für ihn weniger einen Herd gründen oder eine Verpflichtung zur Ernährung seiner Frau übernehmen, sondern heiraten heißt ihm vor allen Dingen, den Kampf um die Existenz nunmehr zu zweien kämpfen. Deshalb beginnen Tausende von Ehen in Paris mit einem lächerlich geringen Hausgerät, in Arbeiterkreisen noch obendrein ohne staatliche und kirchliche Genehmigung. Nur der Wunsch des gemeinsamen Lebens hat sie zusammengeführt, selbst da, wo kein festes Einkommen vorhanden ist. 5—10 Jahre gemeinsamer Arbeit und man ist zu einer auskömmlichen Existenz gelangt. Die Frau hat wacker mitgeholfen. Die Frau hat in vielen Fällen ebensoviel verdient wie der Mann. In Deutschland, England und Amerika verlangen die guten Sitten von der verheirateten Frau keine Erwerbsarbeit. Die guten Sitten verlangen im Gegenteil vom Manne, daß er nach Geld jage und es seiner lieben Gattin in Form von allerhand Luxusartikeln zu Füßen lege. Die guten Sitten verlangen ferner, daß sogar der Arbeiter danach trachte, seine Frau von der Erwerbstätigkeit zu befreien. Die englische Frau empfindet das als ganz selbstverständlich. Und wo man in England von Frauenemanzipation redet, da ist sie rein politischer Natur und hört mit der Heirat auf. In diesem Punkte ist die Französin anders. Sie mag alle Fehler haben, die man ihr so gern in die Schuhe schiebt, sie hat einen Vorzug, von dem man selten redet: Sie ist bereit, praktisch mitzuarbeiten. Sie betrachtet ihr wirtschaftliches Problem mit der Ehe nicht als gelöst. Besitzt sie keine Mitgift, will sie auf die Ehe nicht verzichten und dabei ihre

Ansprüche an ein Leben zu zweien nicht herabmindern, dann muß sie zum mindesten in den ersten Jahren der Ehe miterwerben. Unter anderen Bedingungen würden sich die jungen Männer auf eine Ehe gar nicht einlassen. Sie würden, wie in den anderen Ländern, mit der Eheschließung warten und inzwischen mit den bekannten Surrogaten des Geschlechtsverkehrs vorliebnehmen, über die unsere Gesellschaft verfügt. Aus allen diesen Gründen ist vielleicht Paris diejenige Stadt, wo der bedeutendste Prozentsatz verheirateter Frauen erwerbstätig ist. Und wahrscheinlich bietet sich der weiblichen Erwerbstätigkeit nirgendwo ein so weites und angenehmes Feld wie in Paris, wo beispielsweise der Beruf der Kellnerin beinahe unbekannt ist.

Versuchen wir die Konsequenzen dieser, ich möchte sagen, sozialen Psychologie der französischen Frau zu ziehen, so ergibt sich als erste Notwendigkeit der Wunsch der jungen Ehefrau, mindestens 5—6 Jahre lang keine Kinder zu haben. Wird sie dennoch von einem Kinde überrascht, dann gibt sie es in Pflege, und wenn der Haushalt gut vorankommt und der Mann eines Tages den erhöhten Ansprüchen des Pariser Lebens allein genügen kann, dann nimmt sie es zurück und widmet sich ihren erzieherischen Aufgaben. In solchen Fällen ist sie auch noch zu einem zweiten Kinde bereit. Dort aber, wo dritte und vierte Kinder geboren werden, darf man ruhig behaupten, daß dies gegen den Wunsch der Eltern geschehen ist, oder um es genauer zu sagen, gegen den Wunsch der Frau. Dieser Wunsch, nicht mehr als zwei Kinder zu haben, wird nötigenfalls gewaltsam in die Tat umgesetzt und wenn man je die Zahl der ungesetzlichen Abtreibungen feststellen könnte, die alljährlich in Paris vorgenommen werden, dann wäre man zweifellos sehr erstaunt. Die Frau hat eben im heutigen sozialen Handgemenge ihr völliges Gleichgewicht noch nicht finden können. Und deshalb sehen wir sie namentlich in Frankreich beständig zwischen ihren sozialen Erwerbspflichten und ihrem eigentlichen Beruf der Mutterschaft in Konflikt geraten. Da ihr nun aber in den Gegenwartsverhältnissen ihre Erwerbstätigkeit wichtiger sein muß, so leidet notgedrungen die Mutterschaft darunter. Frauen, die drei bis vier Abtreibungen hinter sich haben, sind in Paris keine



Seltenheiten. Mehr und mehr fühlt man die Schwierigkeit der Erziehung einer großen Kinderzahl. Das bescheidene Einkommen und der teure Lebensunterhalt des kleinen Mannes verbietet jedem denkenden Bürger die großen Familien, und solange man nicht ernstliche soziale Reformen geschaffen haben wird, Reformen, die die Mutter-schaftsleistungen der Frau so oder so in wirtschaftliche Werte umsetzen, solange werden die Befürworter der großen Familien tauben Ohren predigen.

Ist also die Praxis der Kinderenthaltssamkeit in den kleinstädtischen und proletarischen Familien Frankreichs durch wirtschaftliche Rücksichten diktiert, so geschieht das gleiche in der Geld- und Blut-Aristokratie sowie auch im Bauernstande aus ganz anderen Gründen. Frankreich macht mit seiner Aristokratie gegenüber anderen Ländern keine Ausnahme. Denn wenn es nach den Gepflogenheiten der Aristokratie ginge, dann würden wir in allen zivilisierten Ländern der Welt seit langem eine Geburtsdekadenz schlimmster Art bemerken müssen. Aber soweit die kleine Bourgeoisie und die Arbeiter in Betracht kommen, die überall der eigentliche Quell der Volksvermehrung sind, müssen wir für Frankreich feststellen, daß die wirtschaftlichen Sorgen und Nöte der Zeit von niemand besser verstanden werden als von der französischen Frau. Darf man eine Frau tadeln, wenn sie wissentlich die Schwangerschaft verhindert, die gegen ihr Verantwortlichkeitsgefühl als Ernährerin und Erzieherin geht? Darf man ihr von sozialen Pflichten reden, wenn sie berechnet, daß das dritte und vierte Kind dem Haushalt eine unerträgliche Last sein werden und durchaus nicht jene Freude, von der die Dichter singen? Und ist es schließlich berechtigt, von der Dekadenz eines Volkes zu reden, nur weil die einzelnen in diesem Volke anfangen zu begreifen, eine wie verantwortliche Sache die Elternschaft ist? Ich glaube, wir müssen diese und ähnliche Fragen nach einigem Nachdenken mit nein beantworten. — Der Fortschritt ist niemals da zu finden, wo die meisten Kinder geboren werden, sonst wären die Chinesen in der Kultur tonangebend und die Russen und Slawen kämen gleich hinter ihnen. Und auch da liegt der Fortschritt nicht versteckt, wo die Frau eine unbewußte Gebärmaschine geblieben ist, wie

meinetwegen in den Heimindustriebezirken Sachsens und Thüringens, wo das Kind schon in der Wiege als Erwerbsfaktor gewertet wird.

Ohne weiteres will ich zugeben, daß der Fortschritt auch nicht da zu suchen ist, wo die Frau zur sozialen Erwerbsmaschine herabgedrückt wird. Die Frau als Erwerbs- und Arbeitstier ist ebenso wenig ein Ideal wie die Frau als Geburtsmaschine. Sondern die Lösung wird in der weisen Mitte liegen. In Frankreich, wo die Frau (glücklicherweise) am politischen Leben viel weniger Anteil nimmt als in England und Deutschland (wo die politisierenden Frauen einem jeden Augenblick sehr unangenehm auf die Nerven fallen), ist diese Lösung am deutlichsten vorgezeichnet. Denn abgesehen von der Aristokratie, wo die Frau, um es mit Carpenter zu sagen, eine bloße Puppe, ein leeres Idol und eine „vollkommene Dame“ ist, und abgerechnet auch die vielen Entgleisten, die zur Prostitution greifen mußten, ist der gesunde Teil der französischen Frauenwelt bisher den einzig möglichen Weg der Frauenemanzipation am weitesten gegangen: den Weg der wirtschaftlichen Selbständigkeit und, dadurch bedingt, den Weg der physischen Selbstständigkeit als Geschlechtswesen. Die Gegner jeder Frauenemanzipation mögen die hierdurch geschaffenen Mißstände (wohin vor allen Dingen eben die vielen Abtreibungsfälle gehören) ungesund, antisozial oder sonst wie immer nennen. Sie sollten nichtsdestoweniger bedenken, daß mit vielem Fortschrittslicht auch starker antisozialer Schatten gehen muß. Aber wenn die doppelte Befreiung der Frau von der Geschlechtshörigkeit und von der wirtschaftlichen Minderwertigkeit überhaupt möglich ist, dann können wir uns damit trösten, daß der gegenwärtige, in manchen Punkten ungesunde Zustand, nur ein Übergangsstadium darstellt und daß mit mehr Aufklärung, Sicherheit und Verantwortungsgefühl eine sozial gesündere Zeit anbrechen wird. Eine Zeit, wo man sich anderer Wertungsweisen bedienen wird als heute, wo man das als Fortschritt preisen wird, was viele theorienreiche Gelehrte von heute als Dekadenz brandmarken.



## Worüber wir uns amüsieren.

Von Gobbo.

Jeden Tag muß man sich von neuem den Kopf zerbrechen wegen der Frage, die sich wie ein Stehaufmännchen immer wieder erhebt, und wenn sie auch tausendmal beantwortet wurde, wegen der Frage: Was fängt man heute abend an? In den verschiedensten Formulierungen wird sie dir vorgelegt: Wo ist was los? Wohin sollen wir gehen? Was kann man sich ansehen? Wo amüsiert man sich? Und mit befriedigenden Auskünften vermag man sich sehr beliebt zu machen, bei denen, die ganz naiv eingestehn, daß sie „was von ihrem Leben haben wollen“ nicht minder wie bei denen, die dir heuchlerisch vorzuschwatzen suchen, Ihnen sei der allabendliche Vergnügungsrummel nur volkpsychologisch hochinteressant, und nur deshalb seien sie begierig nach neuen Sensationen. Die aber, welche gewerbsmäßig den Verschleiß großstädtischer Amusements betreiben, sind die wahren Psychologen. Mag es auch noch so blöd sein — sagen sie — wenn es nur sensationell ist.

Wahrlich, das große Publikum ist schwer zu begreifen, ob es nun aus Schichten, Kreisen oder gar Sphären stammt. Über zwei Belustigungen lachte und sprach es, und sie brachten einem Zirkus volle Häuser. Einmal war es eine vollkommen naturgetreue Darstellung der Seekrankheit mit allen ihren Details, die stürmische Helterkeit erweckte, des weiteren setzte ein menschliches Wesen, das sich so zu bewegen verstand, als ob es eine automatische Gliederpuppe wäre, die Zuschauer in Staunen und gute Laune. Ich weiß, man liest solche

Glossen nicht gern. Wer über derartiges spricht, kommt leicht in den Verdacht, daß er immer die strenge Frage auf den Lippen: Gibt's denn hier nichts zu gelbeln? durchs Leben pilgre. Und auch der Volksbeglucker, stets bereit, die Massen intellektuell, kulturell, ethisch, ästhetisch, sozial zu „heben“, wird besten Falles mit mitleidigen Blicken gemustert, für gewöhnlich aber erregt er Unwillen. (Willkommen ist nur, wer alle miteinander wirtschaftlich zu „heben“ verspricht.) Deshalb beabsichtige ich auch nicht, aus der Tatsache, daß zirkusische Darbietungen wie das Ausstattungsspektakel: „Die Auswanderer“ und die Illusionsmechanik „Das Moto-Baby“ ein Publikum zu amüsieren vermochten, das aus Schichten, Kreisen und sogar aus Sphären stammte (Logenbesucher!), als melancholischer Pessimist auf kulturellen Tiefstand zu schließen und ebenso wenig als temperamentvoller Optimist Verbesserungsvorschläge zu machen. Nur staunen muß ich über ein unerklärliches Phänomen: Eigentlich hat weder ein naives noch ein raffiniertes, weder ein ungebildetes noch ein gebildetes, weder ein einfaches noch ein vornehmes Publikum die geringste Ursache, „Die Auswanderer“ oder „Das Moto-Baby“ als Amusements zu betrachten, die einen Zirkusbesuch lohnend erscheinen lassen. Denn daß es die Menschen in einer Zeit, in der sie verstehen, menschenähnliche Automaten zu konstruieren, auch fertigbringen, sich selbst automatisch zu dressieren, ist nichts Sensationelles, und daß hoher Seegang gewisse physiologische Vorgänge zur Folge hat, ist nichts Lustiges . . . Wie nötig müssen es die Menschen haben, erhellt und angeregt zu werden, wenn sie sich schon mit den wertlosesten Surrogaten zufrieden geben!

## Neue Bücher.

Der Redaktion sind folgende Bücher zugesandt worden:

- O. Poensgen. Das Wahlrecht. Leipzig.  
Verlag B. G. Teubner. Preis geb. M. 1,—,  
geb. M. 1,25.  
H. J. Chr. von Grimmelshausen.  
Der abenteuerliche Simplicissimus. Leipzig.

- Insel-Verlag. Taschenausgabe in 3 Bänden  
Preis in Pappband M. 8,—, in Pergament  
M. 14,—.  
El-Correi. Stehe es beglunt zu tagen.  
Roman. Berlin. Concordia Deutsche Ver-



- lagsanstalt, Hermann Ehbock. Preis geh. M. 4,—, geb. M. 5,—.
- Heinrich von Kleist. Erzählungen. Eingeleitet von Erich Schmidt. Leipzig. Insel-Verlag. Preis in Pappband M. 2,—.
- Ernst von Wildenbruch. Schwesterseele. Roman. Stuttgart. Verlag J. G. Cotta. Preis M. 4,—.
- Wilhelm Cremer. Das große Tor. Roman. Berlin. Verlag Dr. Franz Ledermann.
- Ferdinand Matras. Die Studentenschwester. Volksschauspiel in einem Vorspiel und 4 Akten. Prag. Verlag Carl Bellmann. Preis M. 3,50.
- Goethes Gespräche mit J. P. Eckermann. Neu herausgegeben und eingeleitet von Franz Delbel. Leipzig. Insel-Verlag. Preis zwei Bände in Pappband M. 5,—.
- Der Schatzbehälter. Ein Brevier zeitgenössischer Lyrik. Ausgewählt von H. Federmann. Königsberg. Deutschherren-Verlag. Preis M. 1,50.
- Planeten-Calendarium, da man zählte das XVI Seculum nach unsers Herrn und Seligmachers Geburt, eingerichtet auf das Jahr des Heils 1909. Ein gar sinnreich Büchlein über die Natur der Planeten, deren Influenz und sonstige lehrsame Dinge, mit Bauern-Practica und Regeln für den Menschen insgemein versehen. Gezieret mit artigen Bildlein, so Meister Sebald Beham von Nürnberg in Holz geschnitten. Mit Fleiß zusammengestellt von Marie von Redwitz. Leipzig, Insel-Verlag. Kartoniert M. 3,50.
- Johannes Weinold. Aus der Art geschlagen. Schauspiel. Leipzig, Verlag Deutsche Zukunft, G. m. b. H.
- E. Fischer-Planer. Philosophen untereinander. Leipzig. Reform-Verlag K. Engelhardt.
- Der Schatzbehälter. Ein Brevier zeit-

Schluß des redaktionellen Teiles.

### Alle Manuskript- und Büchersendungen

an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33.

Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33; für Österreich-Ungarn: Dr. Felix Braun in Wien. — Expedition für Österreich-Ungarn bei Hermann Goldschmidt, Wien I, Wollzeile 11. — Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76. — Druck von G. Bernstein, Berlin SW. 68, Zimmerstr. 94.

## Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- und Gallen-Leiden.

Diätetisches Tafelgetränk ersten Ranges.

Wo nicht am Platze, in Apotheken oder einschlägigen Geschäften käuflich, liefern wir direkt ab Quelle in Kisten à 50 % - Liter-Bordeauxflaschen frachtfrei jeder Bahnstation Deutschlands unter Nachnahme von Mk. 25.— pro Kiste.





HANS VON MARÉES / UNSCHULD









12. HEFT.

18. MAERZ.

1909

## Das Finanzkompromiß.

Von

Dr. Müller-Meinungen, Mitglied des Reichstags.

Die Zustimmung der freisinnigen Fraktionsgemeinschaft zu dem sog. Kompromißantrage hat eine lebhafte Zeitungsfehde hervorgerufen, in welcher es — was bei der großen Schwierigkeit der Materie nicht wundernehmen kann — nicht ohne Mißverständnisse und Irrtümer abging.

Wir haben stets erklärt, daß wir nach Ablehnung der Nachlaßsteuer, der Erbschaftsteuer-Ausdehnung sowie nach Zurückweisung der Reichsvermögenssteuer schon aus naheliegenden taktischen Gründen den Versuch eines Ersatzes durch Einführung einer sog. Reichs-Besitz-Zuschlagssteuer nicht a limine ablehnen können. Die schweren Bedenken gegen die komplizierte staatsrechtliche Struktur und eine Fortsetzung der unseligen Verquickung der einzelstaatlichen Finanzen mit denen des Reichs wurden von den Vertretern der freisinnigen Fraktionsgemeinschaft in allen Stadien der Vorverhandlungen auf das allerenergischste geltend gemacht. Daß wir nicht einseitig unsere Meinung durchzusetzen vermochten, liegt an der Stärkeverteilung der Parteien und Tatsachen, die ich später kurz berühre.

Waren wir uns und sind wir uns noch heute der Mängel dieser provisorischen Regelung völlig bewußt, so muß auf der andern Seite einer Übertreibung und Verzerrung der Bestimmungen des „Kompromisses“ entgegengetreten werden.

Eines der zahlreichen Schlagworte gegen das Opus lautet: „Bindung und Vernichtung des Budgetrechts des Reichstags!“ Diese Phrase beruht ebenso wie die der „Verrammung der Vermehrung oder Einführung von direkten



Steuern für das Reich“ auf einer irrtümlichen Auffassung des § 2. Der § 1 des Entwurfes eines Gesetzes betr. Änderungen im Finanzwesen bleibt bestehen. Wir wollen aber die Matrikularbeiträge in unbeschränktem Umfange im Gegensatz zum Antrage Herold aufrechterhalten; den beweglichen Faktor, das beste Erziehungsmittel zur Sparsamkeit gegenüber den Bundesregierungen können wir heute so wenig entbehren wie bisher. Nicht die Einführung aller möglichen direkten Steuern für das Reich hindert der Entwurf, sondern nur die ungemessene Steigerung dieser „Reichszuschläge“. Gerade diejenigen, die Zetermordio über die Vernichtung der einzelstaatlichen Finanzen schreien, müssen mit dieser Rückendeckung für die Einzelstaaten einverstanden sein. Von einer Bindung des Etatsrechts ist sohin sowenig eine Rede wie von der Vereitelung der Einführung weiterer direkter Reichssteuern. Vielleicht empfiehlt es sich, um größere Klarheit herbeizuführen, die Summe von 150 Millionen Mark unter Einrechnung der 50 Millionen Mark ungedeckter Matrikularbeiträge nach dem Finanzgesetzentwurfe in § 2 des Kompromisses einzustellen. Der Nachteil von zweierlei Matrikularbeiträgen bleibt freilich als mein Hauptbedenken auch dabei noch bestehen. Auch die verfassungsmäßige Bindung in § 2, Abs. 2 hat theoretisch schwere Bedenken, obwohl sie praktisch von geringerer Bedeutung ist; gegen Preußen wird erfahrungsgemäß kein so wichtiges Finanzgesetz durchgesetzt.

Leicht sind die Angriffe gegen die Feststellung des von den einzelnen Bundesstaaten zu entrichtenden Betrages durch den Bundesrat. Die wochenlangen Verhandlungen in der Subkommission haben aber jedem Teilnehmer die feste Überzeugung beigebracht, daß heute diese Umlegung überhaupt gar nicht anders zu bewerkstelligen ist. Hier steht freilich das Reichsschatzamt vor einer wahren Sisyphusarbeit: „Einheitliche Grundsätze“ zu schaffen, wo der Mangel jeder Einheitlichkeit das Haupthindernis einer Reform von Reichs wegen ist, ist ungeheuer schwierig, ein Kunststück erster Güte! Da aber jeder Bundesstaat in edelstem Egoismus möglichst wenig zahlt, kontrollieren sich automatisch die einzelnen Bundesstaaten am allerbesten selbst. Die schweren Bedenken, die im „Schwäbischen Merkur“ offenbar von offiziöser Seite zu lesen sind, sind aber zum Teil gerechtfertigt.

Eine reichsgesetzliche Lösung der Frage ist unmöglich, da es sich um eine ungeheuer schwierige finanztechnische Operation handelt. Ich glaube daher, daß die Einwände gegen diese Art der Aufstellung einer Reichsmatrikel nicht entscheidend sein können.

Große Schwierigkeit machte bei der Vielgestaltigkeit der einzelstaatlichen Steuergesetze auch der § 4 des Entwurfes, der die auf die einzelnen Bundesstaaten entfallenden Beträge auf die „allgemeinen Steuern auf Einkommen, Vermögen oder Erbschaften legt“. In den Staaten, in welchen weder eine allgemeine Einkommensteuer noch eine allgemeine Vermögenssteuer besteht, sind als Vermögenssteuer auch Ertragssteuern vom Grund- und Gebäudebesitze sowie vom Kapitale anzusehen, sofern sie in Verbindung miteinander erhoben werden.

Auch über den Inhalt und die Bedeutung dieser Bestimmung bestehen große Irr-



tümer: Das beste wäre es sicherlich gewesen, diese „Reichsbesitzabgabe“ nur auf das Vermögen zu basieren, also nur Vermögenssteuerzuschläge zu wählen. Allein das ist unmöglich, da eine Reihe von Bundesstaaten (darunter Bayern, Württemberg, Elsaß-Lothringen) keine allgemeine Vermögenssteuer besitzen, sondern entweder nur allgemeine Einkommensteuern oder Ertragssteuern vom Kapital bzw. vom fundierten Besitze überhaupt: Die Hauptmängel dieses Entwurfes resultieren eben immer wieder aus der föderativen, künstlichen, um nicht zu sagen gekünstelten Struktur unsers Deutschen Reiches sowie aus der Vielgestaltigkeit seiner Steuergesetze. Hier hätte, was die Vermögensbesteuerung betrifft, die Einführung einer reichseigenen Reichsvermögenssteuer, zu der dann die Einzelstaaten Zuschläge zu Landes Zwecken hätten erheben können, mit dem ganzen Gerümpel aufgeräumt: Da schrien aber die einzelstaatlichen Finanzminister und sämtliche Partikularisten im Reichstag: „Wehe, Untergang des föderativen Charakters des Reiches“! Übertreibung hüben wie drüben! Schuld an der unbefriedigenden Lösung der ganzen Frage die Bockbeinigkeit und der Egoismus zuerst der Agrarier, dann der Einzelstaaten!

Infolge der geschilderten Mängel der Steuersysteme mußte in diese „Besitzsteuer“ also auch die „allgemeine Steuer aus Einkommen“ hereingezogen werden: Der Gegensatz dazu ist die Ertragssteuer nach Satz 2, Abs. 1. Als „allgemeine Vermögenssteuer“ sind nicht anzusehen u. a. Dividenden-, Kupon-, Gesellschafts- und andere Partialvermögenssteuern. Auf solche darf sich diese „Reichsbesitzabgabe“ nicht stützen.

Eines der Hauptbedenken für die freisinnige Fraktionsgemeinschaft bildet nach wie vor der Absatz 2 des § 4, wonach nur Einkommen bis zu 3000 M. sowie solche Vermögen, die nach Abzug der Schulden den Betrag von 20 000 M. nicht erreichen, von der Steuer freizulassen sind. Soll der Charakter als reine Besitzsteuer nur einigermaßen durchgeführt werden, — die völlige Durchführung wird an den Mängeln der Vermögensbesteuerung in den Einzelstaaten scheitern — so muß der grundlegende Einkommensbetrag, um den kleinen Mittelstand freizulassen, bedeutend hinaufgesetzt werden. In Preußen sollte nur die Ergänzungssteuer der „Besitzsteuer“ zugrunde gelegt werden, mindestens müßte zwischen 3000 und 5000 M. nur das Einkommen aus fundiertem Besitze herangezogen werden. § 4 kann und darf übrigens die Heranziehung der Deszendenten und Ehegatten zu einzelstaatlicher Erbschaftsbesteuerung nicht verhindern.

Der Ingrimm der Einzelstaaten wird sich vor allem gegen den § 5 wenden:

„Soweit die Beiträge nicht durch neue Steuern der im § 4 bezeichneten Art erhoben werden, sind sie durch Zuschläge zu bestehenden Steuern dieser Art aufzubringen. Für Bundesstaaten, in denen Landesgesetze, die eine solche Regelung sicherstellen, nicht rechtzeitig erlassen werden, bestimmt der Bundesrat, daß und in welcher Weise Zuschläge zu den bestehenden Steuern der in § 4 bezeichneten Art erhoben werden müssen.“

Es steht sicher zu erwarten, daß diese Bestimmung nur auf dem Papiere stehen bleibt. Kein Bundesstaat wird es bis zu dieser Reichsexekution kommen lassen.



Auch die Vorwürfe gegen den Schlußparagraphen, daß das Gesetz mit dem Tage seiner Verkündung in Kraft tritt, daß die Erhebung der Besitzsteuer aber erst spätestens am 1. April 1911 erfolgt, erscheinen nicht gerechtfertigt, da die technischen Schwierigkeiten vor allem für die Reichsmatrikel auf § 3 usw., wie oben angedeutet, geradezu ungeheure sind, daher ein früherer Beginn der Erhebung auf die größten technischen Schwierigkeiten stößt.

Ich würde primär selbstverständlich wünschen, daß der ganze Entwurf nicht in Vollzug gesetzt zu werden brauchte. Das wäre aber nur der Fall, wenn die abgelehnte Regierungsvorlage bezüglich der Nachlaßbesteuerung ihre Auferstehung feiern würde. Sicherlich, der Reichstag bietet heute der Welt kein schönes Bild! Die Schuld an dem jetzigen schmählichen Durcheinander trifft in erster Linie die Regierung! Man hat in einer denkbar ungeschickten Weise von seiten des Reichsschatzamts von Anfang an operiert! Die Mitteilung der fertiggestellten Gesetzentwürfe ohne vorherige Fühlungnahme mit den Parteien sah einer Provokation verheult ähnlich! Dazu die schweren Fehler der Nationalliberalen, die sich auf die Reichsvermögenssteuer verbißen und ihre ganze Beredsamkeit gegen die Nachlaßversteuerung verschwendeten! Über die Kampfweise des Bundes der Landwirte und seiner Abhängigen sind die Akten geschlossen. Mißlingt die Reform, dann kann Fürst Bülow bei diesen Erbpächtern des Patriotismus sich dafür bedanken! Die Linksliberalen haben jede direkte Besitzbesteuerung unter Hintansetzung ihrer schweren Bedenken gegen Einzelheiten durch ihre Zustimmung zur Erbschaftsbesteuerung, Vermögensbesteuerung, zu den jetzigen Reichszuschlägen konsequent unterstützt. Der Grundgedanke, nicht bloß den Einzelstaaten die direkten Steuern zu überlassen, sondern entsprechend den stetig gesteigerten Aufgaben des Reichs auch seine direkten Einnahmequellen zu erhöhen, hat auf der ganzen Linie, auch in dem sog. Kompromisse gesiegt. Das ist die wesentlichste Errungenschaft für die Zukunft!

Ich habe gesagt, am liebsten möge dieses Provisorium ganz wieder verschwinden, wenn es sein taktisches Ziel, über das sich kein halbwegs vernünftiger Mensch im unklaren ist, erreicht hat! Allein die Sache steht heute komplizierter: Die Wehrsteuer, das Erbrecht des Staates usw. finden so wenige Sympathien, daß sie auch dann als verloren gelten, wenn der Gedanke der Ausdehnung der Erbschaftsbesteuerung doch noch zum Siege kommt. Ausgezeichnete eingeweihte Leute meinen, viel mehr als 50 Millionen Mark seien aus der Erbschaftssteuer kaum zu holen. Mindestens 100 Millionen Mark sollen nach den übereinstimmenden Erklärungen aller Parteien aus dem Besitze erhoben werden. Der Grundgedanke des Kompromisses liegt, wie dargetan, unzweifelhaft in der Richtung der Forderung der Liberalen. Arbeiten nicht diejenigen, die jetzt zügellos gegen die ganzen Grundgedanken des Entwurfes des sog. Kompromisses eifern, jenen in die Hand, die am liebsten alles durch indirekte Steuern decken oder Handel, Gewerbe und Industrie durch gehässige Einzelsteuern wie Dividenden-, Qulttungs-, Umsatz- und ähnliche verkehrsfeindliche Maßnahmen einseitig bluten lassen möchten? Es geht mancherlei vor;



ein gewisser Teil der liberalen Presse fördert diese Pläne zurzeit in kurzsichtigster Weise, ohne eine Ahnung davon zu haben, wessen Geschäfte er betreibt. In weiten Kreisen hat man das Gefühl, daß die Zügel den leitenden Männern der Regierung fast völlig aus den Händen geglitten sind. Nur mit Liebenswürdigkeiten kann man solche Situationen wie die jetzige nicht bezwingen. Etwas vom „starken Mann“ muß heute ein Reichskanzler besitzen, wenn nicht die ganze große Affaire verloren sein soll.

## Das Problem des Reichtums.\*)

Von

A n d r e w C a r n e g i e.

### III.

Die Summe der in großen Vermögen aufgehäuften Kapitalismengen ist gering im Vergleich zu der Summe der zu mäßigen Vermögen angewachsenen. Die erste Gruppe zieht also die Aufmerksamkeit weit über Gebühr auf sich. In Zukunft werden, so wie die Dinge jetzt liegen, Riesenvermögen noch weniger zahlreich sein und sich noch schwerer aufhäufen lassen als früher. Die meisten großen Unternehmungen treten heute auf in der Form von Gesellschaftsvermögen. Ich kenne nur einen einzigen noch aktiven Geschäftsmann, der ein ausnahmsweise großes Vermögen besitzt; der Grund dazu wurde jedoch bereits vor einem halben Jahrhundert gelegt durch Erwerb von Waldungen, deren Wert so ungeheuer gestiegen ist.

„Gleiche Teilung“, das ist der Ruf, der aus den Reihen der Sozialisten am lautesten ertönt. Nehmen wir einmal an, ein Philanthrop — das ist gewöhnlich ein Mensch mit mehr Geld als Verstand — wollte nach jenem Grundsatz handeln und sein Vermögen unter die Armen von London oder New York vertellen. Eines Morgens geht er zu ihnen hinaus und verkündet ihnen seinen Entschluß. Bald ist er von einer großen Menge umringt, und die Verteilung beginnt. Auf den Kopf jedes Mannes und jeder Frau kommen, sagen wir 100 Mark. Viele, viele Tausende hat er schon weggegeben, aber die Menge der ihn Umringenden wird immer größer. Am Abend geht er heim mit einer Erkenntnis reicher und voll Schauder über den Anblick, der sich ihm dargeboten. Sind das wirklich noch Menschen oder haben sie nur zufällig menschliche Gestalt? Sieht dann nicht jeder ein, daß die erste und notwendigste Arbeit der Sozialisten die Hebung der Menschheit auf ein Mindestmaß sein muß, das einen weisen und nüchternen Gebrauch der Wohltaten garantiert? Wir alle sind uns darüber einig, wenn erst diese notwendige Vorbedingung, diese

\*) Siehe Heft 9 und 10. Jahrgg. 1909.



Hebung, erreicht sein wird, sich dann über die weiteren Schritte, Elend und Not aus der Welt zu schaffen, reden lassen wird. Gegenwärtig würde ein solch Verrückter, der das Geld unter die Leute wirft, seinen Mitmenschen an einem einzigen Tage mehr Unrecht zufügen, als er wahrscheinlich sein ganzes Leben wieder gut machen könnte. „Auf die Knie und flehe um Gnade“, müßte man einem solchen Philanthropen zurufen. Nehmen wir einmal an, die 40 Pfund Sterling (800 M.) — soviel käme auf den Kopf der Bevölkerung von dem Nationalvermögen in England — würden jedem ausbezahlt, was wäre die Folge? Ein paar Tage Saturnalien, dann würden aus der gleichförmigen Menge wieder reich und arm sich scheiden, und die letzten Dinge würden ärger sein als die ersten. Der Boden ist noch nicht vorbereitet, um eine solche gleiche Verteilung vornehmen zu können. Die Disteln würden die ausgesäte gute Saat ersticken. Als das Zunächstlegendste haben wir die Pflicht, den Reichtumsüberschuß in einer solchen Form zu verteilen, als wir glauben, am besten die bestehenden Verhältnisse zu verbessern. Als eine rechte und billige Form der Verteilung erscheint eine kräftige progressive Nachlaßbesteuerung beim Tode des Besitzers und eine Steuerveranlagung nach der Leistungsfähigkeit. Dies ist die von Roosevelt inaugurierte Politik in Amerika; noch viel nötiger wäre sie in England.

Wenn man die Schriften der Sozialisten liest, scheint es, als ob der gesamte Reichtum in den Händen ganz weniger konzentriert sei. Man scheint die Tatsache ganz zu übersehen, daß die zusammengeschlossenen Massen der arbeitenden Klassen auch solche Großkapitalisten sind. Die Sparkassen des Staates New York allein verfügten im Jahre 1906 über 1 335 000 000 Dollars Spareinlagen von 2 637 235 Sparern — das macht 506 Dollars auf jeden Sparer. Diese Depositen stammen ausschließlich von Arbeitern, denn Kapitalisten und Geschäftsleute suchen ihr Geld zu einem höheren Zinsfuß anzulegen. Die Gesamtsumme, die in den Sparbanken der Vereinigten Staaten konzentriert ist, beläuft sich auf 3 482 000 000 Dollars, doch stellt diese Riesensumme noch nicht das Gesamtvermögen der amerikanischen Arbeiterbevölkerung dar, da es in Amerika, besonders in den Weststaaten, zahlreiche Gelegenheiten für vorteilhaftere Anlagen gibt, und das rapide Steigen der Bodenpreise die dortige Bevölkerung dazu verleitet, die Investierung ihres Vermögens in Grund und Boden vorzuziehen. Ich will noch ein paar Zahlen geben und zeigen, welche Summen in den Post- und anderen Sparkassen konzentriert sind: Im Jahre 1905 gab es in England 11 694 000 Sparern mit 997 000 000 Dollars Spareinlagen, in Dänemark 1 291 000 — die Hälfte der Bevölkerung — mit 205 723 000 Dollars, in Deutschland 16 613 000 mit 2 639 590 000 Dollars, in Frankreich 11 768 000 mit 890 000 000 Dollars; Durchschnittlich kommen auf jeden Sparer in England 85, in Dänemark 159, in Deutschland 159, in Frankreich 75 Dollars. Die Gesamtsumme aller Spareinlagen in den Ländern, die statistische Berichte veröffentlichen, beläuft sich auf 11 801 229 509 Dollars. Eine solch ungeheure Summe ist so angelegt, daß weder Rost oder Motten sie zerstören noch Diebe eindringen und sie stehlen können. Die einzige Gefahr, die für diese Summe besteht, ist nur das Verlangen der Sozialisten, aus diesem Privatbesitz Staatselgentum zu machen,



es den Sparern wegzunehmen und in die Staatskasse überzuführen. Die mit der Leitung und Verwaltung dieser Summen Betrauten stellen eine Großkapitalistengruppe dar, die mit den sozialistischen Ideen nichts mehr zu tun hat und die neue Klassenunterschiede aufstellt. Eine ernste Störung des Wirtschaftslebens dürfte zu befürchten sein, wenn sich die Sozialisten nicht mehr auf das Reden und Schreiben beschränken, sondern die Forderung, alles sei „Gemeineigentum“ in die Tat umsetzen wollten. Glücklicherweise wird es so bald nicht dahin kommen. Die Medaille hat also auch noch eine Kehrseite, über welche die sozialistischen Schriftsteller oberflächlich hinweggleiten. Einer der schwersten Vorwürfe, die der heutigen Sozialdemokratie gemacht werden können, ist der, daß, während sie große Reden hält, sie als System bis jetzt zur Untätigkeit verurteilt ist und es für absehbare Zeiten auch bleiben wird, es müßte sich denn die menschliche Natur total ändern. Ernste Männer sollten aber nicht solch wesenlosen Schatten nachjagen und darüber die Hauptsache, die Besserung der gegenwärtigen Zustände, die sich ihnen zum Greifen aufdrängt, übersehen.

Es gibt drei Sorten von Menschen. Die einen sind in Armut geboren und haben das sorgenvolle Antlitz von Vater und Mutter, von Bruder und Schwester sehen müssen, die am Nötigsten Mangel litten. Als eine heilige Pflicht steht vor ihren Augen, den Wolf von der Tür zu vertreiben und sich ein Vermögen zu erwerben. Junge Leute mit solch einer Jugend und einem solchen Vorsatz gehen in die Welt, entschlossen zu gewinnen, und sie müssen gewinnen. Das Geschäftsleben bietet ihnen heutzutage die besten Aussichten auf Erfolg und Sieg. Nicht daß der in Armut Geborene nicht auch nach Höherem streben dürfte, nach geistiger Bedeutung, nicht daß er nicht auch auf würdige Weise nach einem Ehrenkleide greifen dürfte, ich meine nur, erst wenn er für sich und seine Familie gesorgt hat, kann er andern von wirklichem Nutzen sein. Es muß das seine erste Aufgabe sein. „Wenn einer nicht sorgt für die Seinen und sein Haus, dann ist er abtrünnig geworden und schlimmer noch als ein Ungläubiger.“ Nur sehr, sehr wenige Ausnahmenaturen, die Großes in der Welt geleistet haben, scheinen wenig an sich oder an die Ihrigen gedacht zu haben; überzeugt von der segensreichen Tätigkeit dieser, haben andere die Sorge für sie übernommen. Aber solche Naturen sind so selten, daß wohl für alle als Regel gilt: die erste und notwendigste Pflicht ist, für sich und die Seinen zu sorgen. Nie sollte man die Wahrheit aus den Augen verlieren, daß Riesenvermögen für die Besitzer ebenso nutzlos sind, wie Ordenssterne ihren Inhabern, und dabei wirken jene lange nicht so ornamental. Die großen Reichtümer vermögen ihren Besitzern nicht mehr Lebensgüter zu gewähren, als ein bescheidenes Auskommen es vermag, wie das eines Arbeiters, der, gesund, nüchtern und tüchtig, sich etwas für die Tage des Alters zurücklegt.

Wir haben hervorragende Beispiele von Männern, die, Arbeiter, Zierden der Parlamente sind. John Burns ist Arbeiter gewesen und als Minister eine bemerkenswerte Erscheinung. Manche haben den höchsten Rang im Staate erreicht, und das ist nur eine vom Gesetz gewährleistete Möglichkeit, denn nicht wenige unserer großen Geister



sind ursprünglich gewöhnliche Arbeiter gewesen. Fast ohne Ausnahme haben unsere heutigen Millionäre ihre Millionen selbst erworben; ohne daß ich es erst ausdrücklich sage, haben sie sparsam gewirtschaftet, nicht getrunken oder gespielt. Ein Millionär wurde einmal gefragt, wie er zu dem ersten Tausend gekommen sei. „Das war sehr einfach,“ gab er zur Antwort, „Ich habe es nicht ausgegeben!“

Die zweite Art von Menschen streben nach Ruhm, nicht dem des kaufmännischen Erfolges, sondern einem noch unnützeren. All ihr Sehnen hat Hotspur in folgenden Worten ausgedrückt:

„Mich dünkt, es wär ein leichtes,  
Sich Ruhmesglanz zu holen von dem silbergleißenden Gestirn,  
Mit einem Sprung zu tauchen auf den Meeresgrund,  
Mit Ketten den versunkenen Schatz heraufzuholen,  
Und ohne Mitbewerber möcht' ich alle Würden tragen.“ --

So stolziert ein eitler Pfau über die Lebensbühne.

Die dritte Klasse scheint leise zu murmeln: „Ich will mitten unter die Menschen gehen, mein Rüstzeug ist ein reiner Wille. Zu Großem hat mich Gott berufen. Ob ich siege oder ruhmlos falle, mich kümmert's nicht, wenn nur Gottes Werk geschieht. Ich habe gelernt, den Heldentod zu preisen, die Stürme nicht zu fürchten, die jeden echten Ruhm umtosen.“ Zu dieser Klasse gehört jeder ehrliche, ernste, nüchterne Mensch, der mit den andern Schulter an Schulter arbeitet und den Platz ausfüllt, auf den er gestellt ist. Bei Mißerfolg im Leben gib nicht den Sternen schuld, nur dir selber! Diese Wahrheit stelle über alles andere.

Nur ein genügendes Auskommen ist notwendig und erstrebenswert, Reichtum an sich ist etwas Unwesentliches; wenn er kommt, betrachte ihn wie ein anvertrautes Gut, das du zum allgemeinen Wohle verwalten sollst. Wenn diese große Wahrheit besser gekannt wäre, der Gelddurst würde bald aufhören. Nie früher ist ein besonderer Stand so rücksichtslos und ausschließlich auf Reichtum ausgegangen wie heute unterschiedslos alle Berufsklassen. Die Menschen werden aber bald einsehen, daß er seinen Besitzern nicht das Glück bringt und ihren Kindern nicht den Nutzen, den sie erhofften. Der Weise wird vorerst seinen Unterhalt sicher stellen und dann sich gemeinnützigen Dingen widmen, für das Wohl der andern arbeiten, insbesondere das seiner engeren Heimat. Ich habe Gelegenheit gehabt, viele Städte zu sehen und ihre Bürgermeister und Bürgerschaftsvertreter zu sprechen. Einen tiefen Eindruck hat es immer auf mich gemacht, wenn ich sah, daß eine große Zahl von ihnen aus den niedrigsten Ständen hervorgegangen war. Sie sind glücklich in dem Bewußtsein, ein wertvolles und nützliches Leben zu führen, daß sie nicht nur für sich, sondern auch für ihre weniger vom Glück begünstigten Mitmenschen arbeiten. In ihren reiferen Jahren suchen sie ein Fleckchen Erde in einen besseren Zustand zu versetzen, als sie ihn übernommen haben, jenes Fleckchen, das für sie in den meisten Fällen das teuerste ist auf der ganzen Welt: wo einmal ihre Wiege





HANS VON MARÉES / SECHS NACKTE MANNER







gestanden. Erst ein auch für andere nützliches Leben, inneres Glück und Betriedigung, erst all das macht das Leben lebenswert und wirft einen Heiligenschein auf das Sterbebett. Millionäre hätten Grund, jene Stadtväter zu beneiden, und diese würden es sich lange überlegen, ehe sie mit jenen Multimillionären tauschten. Im Geld allein liegt nichts Erstrebenswerthes, wenn es nicht als ein heiliges anvertrautes Gut zum Wohle der anderen betrachtet wird, im übrigen genügt ein mäßiges Vermögen, um ein ehrenvolles Alter zu krönen.

---

## Bruder Jucundus.

N o v e l l e

von

A n a t o l e F r a n c e.

Autorisierte Verdeutschung von Friedr. v. Oppeln-Bronikowski.

Die Pariser liebten die Engländer nicht und ertrugen sie nur wider Willen. Als der Herzog von Bedford nach dem Begräbnis weiland König Karls VI. das Schwert des Königs von Frankreich vor sich hertragen ließ, murrte das Volk. Doch man muß nun einmal ertragen, was man nicht verhindern kann. Überdies, wenn man in der großen Stadt auch nicht engländisch gesinnt war, so war man doch gern burgundisch. Was war natürlicher für Bürger, insonderheit für Wechsler und Kaufleute, als den Herzog Philipp zu bewundern, einen stattlichen Fürsten und den reichsten Herrn der Christenheit. Was den kleinen König von Bourges betraf, so war er von trauriger Gestalt und arm, auch des Hochverrates in Monterau stark verdächtig, also daß er keinem gefiel. Man verachtete ihn, und seine Anhänger verbreiteten Schrecken und Graus. Seit zehn Jahren brandschatzten und plünderten sie das Land rings um die Stadt. Die Engländer und die Burgunder trieben es freilich nicht anders: Als Herzog Philipp im Monat August anno 1423 nach Paris kam, hatten seine Truppen die ganze Umgegend verwüstet. Doch das waren Freunde und Verbündete, und sie zogen nur durch. Die Armagnacs aber streiften immerfort durch das Land. Sie raubten alles, was sie fanden, steckten Scheunen und Kirchen in Brand, töteten Weiber und Kinder, schändeten Jungfrauen und Nonnen und knüpften die Männer an den Daumen auf. Im Jahre des Heils 1420 warfen sie sich wie losgekettete Teufel auf das Dorf Compiègne und verbrannten auf einmal Hafer, Korn, Schafe, Kühe, Ochsen, Kinder und Frauen. Ebenso und noch schlimmer trieben sie es in Croissy. Ein sehr großer Gelehrter von der Universität Paris sagte von ihnen, sie täten alles Böse, das sich tun oder denken ließe, und durch sie seien mehr Christen gemartert worden, als durch Maximian und Diokletian.

Bei der Kunde, daß die verfluchten Armagnacs in Compiègne einfielen und die



Kastellaneen der Umgegend besetzten, ergriff die Einwohner von Paris große Furcht. Sie glaubten, die Leute des Dauphins hätten gelobt, wenn sie die Stadt nähmen, alles zu töten, was sie fänden. Man sagte öffentlich, daß Herr Karl von Valois seinen Leuten die Stadt mitsamt ihren Bewohnern preisgegeben hätte, die Großen wie Kleinen, von allen Ständen, Männer wie Weiber, und daß er sich vorgenommen hätte, den Pflug über die Stätte von Paris gehen zu lassen. Die Mehrzahl der Einwohner glaubte das. Und darum hefteten sie das Andreaskreuz an ihre Kleider, zum Zeichen, daß sie zur Burgundischen Partei gehörten. Ihr Haß und ihre Furcht verdoppelten sich, da sie vernahmen, daß Bruder Richard und die Jungfrau Johanna das Heer Karls von Valois anführten. Sie kannten Johanna nur vom Ruhme der Siege, die sie bei Orleans, so hieß es, errungen. Doch meinten sie, daß sie die Engländer nur mit Hilfe des Teufels geschlagen hatte, durch Zauber und Hexenkünste. Die Lehrer an der Universität sagten: „Ein Wesen in Weibergestalt ist mit den Armagnacs. Gott weiß, was das ist.“ Den Bruder Richard aber kannten sie wohl, denn er war nach Paris gekommen, und sie hatten erst kürzlich seinen Predigten andächtig gelauscht. Er hatte sie beredet, das Glücksspiel zu lassen, um dessentwillen sie Essen, Trinken und Gottesdienst vergaßen. Nun, da sie hörten, daß Bruder Richard mit den Armagnacs ritt und ihnen durch seine geschickte Zunge gute Städte wie Troyes in der Champagne gewann, riefen sie auf ihn den Fluch Gottes und seiner Heiligen herab. Sie rissen sich in Jesu Namen die bleiernen Münzen von den Hüten, die der gute Bruder ihnen gegeben, und aus Haß gegen ihn kehrten sie zu den Würfeln, Kugeln, Damenbrettern und all den Spielen zurück, die sie auf seine Vorhaltungen hin verlassen.

Die Stadt war fest, denn zur Zeit, da König Johann in engelländischer Gefangenschaft war, hatten die Einwohner von Paris, da sie den Feind im Herzen des Reiches sahen, aus Furcht, ihre Stadt möchte belagert werden, dieselbe schleunigst zur Verteidigung eingerichtet und mit Gräben und Gegengräben versehen. Am linken Ufer waren Gräben am Fuße des alten Mauerringes gegraben. Am rechten Ufer stießen die Vorstädte, sehr groß und fest gebaut, fast an die Stadt. Die Gräben, die man anlegte, schlossen einen Teil von ihr; aber der Dauphin Karl, des Königs Johann Sohn, ließ längs dieser Gräben eine Mauer aufrichten. Jedoch war man nicht ohne Sorge, maßen das Domkapitel die Reliquien und den Domschatz vor dem Feinde in Sicherheit brachte.

Nun geschah es am 21. August, daß ein Franziskaner, namens Bruder Jucundus, die Stadt betrat. Er hatte die Wallfahrt nach Jerusalem gemacht und es hieß, er habe, wie Bruder Vincent Ferrier und Bruder Bernhardin von Siena, reichliche Offenbarungen über das nahe Ende der Welt empfangen. Er kündigte den Parisern an, er werde am folgenden Dienstag, dem Tag des Heiligen Bartholomäus, im Kloster der Unschuldigen die erste Predigt halten. Am Vorabend begaben sich über sechstausend Menschen ins Kloster, um die Nacht allda zu verbringen. Am Fuße des Gerüstes, auf dem er sprechen sollte, saßen die Weiber auf ihren Hacken, darunter auch Guillaumette Dyonis, welche blind geboren war.



Sie war die Tochter eines Handwerkers, den die Armagnacs im großen Wald von Boulogne erschlagen hatten. Ihre Mutter hatte ein burgundischer Krieger entführt und man wußte, was aus ihr geworden war. Guillaumette war zwischen fünfzehn und sechzehn Jahre alt. Sie lebte im Kloster der Unschuldigen vom Wollespinnen. Es gab in Paris keine bessere Spinnerin denn sie. Sie ging ohne jemandes Hilfe durch die ganze Stadt und kannte alle Dinge so gut wie die Sehenden. Da sie ein gutes und heiliges Leben führte und häufig fastete, so ward sie von Visionen begünstigt. Insonderheit empfing sie vom Apostel Johannes Offenbarungen über die Wirren des Königreichs Frankreich. Dieweil sie am Fuße des Gerüstes unter dem großen Totenkranz ihre Stunden abbetete, fragte sie eine Frau namens Simone la Bardine, die neben ihr am Boden hockte, ob der gute Bruder nicht bald käme.

Guillaumette Dyonis sah weder das grüne Schleppkleid noch die gehörnte burgundische Haube der Fragerin; trotzdem ward sie inne, daß Simone la Bardine kein ehrbares Leben führte. Sie empfand eine natürliche Abneigung gegen die Frauen der Liebe, insonderheit die, welche die Krieger ihre „Gesponse“ oder Liebchen nannten; doch sie wußte durch Offenbarung, daß man großes Mitleid mit ihnen haben und sie mit Erbarmen behandeln muß. Darum antwortete sie Simone la Bardine mit Sanftmut:

„Der gute Vater wird bald kommen, wenn Gott es will. Und wir werden es nicht zu bedauern haben, daß wir auf ihn warteten, denn er ist kundig in Gebeten und seine Predigten wenden das Volk noch mehr zur Frömmigkeit, als die Bruder Richards, welcher im Frühjahr in diesem Kloster sprach. Er weiß mehr als alle Menschen auf Erden von den künftigen Zeiten, welche seltsame Wunder bringen werden. Ich glaube, wir werden von seiner Rede großen Segen haben.“

„Gebe es Gott!“ seufzte Simone la Bardine. „Aber seid Ihr nicht sehr betrübt, blind zu sein?“

„Nein. Ich warte, daß ich Gott sehen werde.“

Simone la Bardine machte sich aus ihrer Haube ein Kissen und sprach:

„Alles ist nur Glück und Unglück. Ich wohne am Ende der Rue Saint-Antoine. Das ist der schönste Ort in der Stadt und der fröhlichste; denn die besten Gasthäuser liegen auf der Place Baudet und in der Nähe. Vor den Kriegszeiten gab es dort warmes Brot und frischen Hering und Wein von Auxerre in ganzen Tonnen. Mit den Engländern kam die Teuerung in die Stadt. Es gibt kein Brot mehr im Backtrog noch Relsig im Kamin. Die Armagnacs und die Burgunder tranken abwechselnd allen Wein aus, und im Keller blieb nichts als ein schlechter Most von Äpfeln und Pflaumen. Die Ritter, die für die Tourniere gewappnet waren, die Pilger im Muschelkleid, den Pilgerstab in der Hand, Krämer mit ihren Mauleseln und Laden voller Messer oder kleiner Kirchenbücher kommen nicht mehr nach der Rue Saint-Antoine, um ein Lager zu suchen und gut zu schmausen. Aber die Wölfe kommen aus den Wäldern und dringen des Abends in die Vorstädte, um die kleinen Kinder zu fressen.“



„Vertraut auf Gott!“ antwortete Guillaumette Dyonis.

„Amen!“ erwiderte Simon la Bardine. „Doch das Schlimmste erzählte ich Euch noch nicht. Am Donnerstag vor Johannis, um drei Uhr nachmittags, kamen zwei Engländer und pochten an meine Tür. Nicht wissend, ob sie etwa kämen, um mich zu berauben oder zum Spaß meine Truhen und Tröge zu zerschlagen oder eine andere Bosheit zu verüben, rief ich ihnen von meinem Fenster zu, ihres Weges zu gehen. Ich konnte sie nicht und würde ihnen nicht öffnen. Da pochten sie stärker und drohten, sie würden die Tür einbrechen und mir Nase und Ohren abschneiden. Damit ihr Lärm aufhörte, goß ich ihnen einen Topf Wassers auf den Kopf; der Topf entglitt meinen Händen und zerbarst im Nacken des Einen so unglücklich, daß der Mann tot hinfiel. Sein Gefährte rief die Stadtknechte herbei. Ich ward ins Châtelet geführt und in einen sehr harten Kerker geworfen, aus dem ich mich nur durch eine starke Summe Geldes erlöste. Ich fand mein Haus vom Keller bis zum Dach ausgeplündert. Seitdem ging es mir Tag für Tag schlechter. Ich besitze nichts mehr auf der Welt als den Putz, den ich an mir trage. Und aus Verzweiflung kam ich, den guten Bruder zu hören, der, wie man sagt, voller Trost ist.“

„Gott, der Euch liebt“, sprach Guillaumette Dyonis, „hat Euch in alledem geleitet.“

Tiefes Schweigen entstand in der Menge: Bruder Jucundus war auf dem Gerüste erschienen. Seine Augen sprühten Blitze. Als er den Mund auftat, dröhnte seine Stimme wie Donner.

„Ich kehre von Jerusalem zurück“, sprach er; „und zum Beweise dessen sehet Ihr in diesem Bettelsack Rosen von Jericho, einen Zweig von dem Ölbaum, unter dem unser Heiland blutigen Schweiß schwitzte, und eine Handvoll Erde von Golgatha.“

Er berichtete lang und breit von seiner Wallfahrt. Dann fuhr er fort:

„In Syrien begegnete ich Juden, die in Scharen reisten. Ich fragte sie, wohin sie gingen, und sie antworteten mir: „Wir gehen in Scharen nach Babylon, denn wahrlich, der Messias ist auf Erden geboren; er wird uns unser Erbe zurückerstatten und uns wieder einsetzen ins Land der Verheißung.“ Also sprachen die syrischen Juden. Nun aber lehrt uns die Schrift, daß der, welchen sie den Messias nennen, in Wahrheit der Antichrist ist, von welchem gesagt ist, er werde in Babel, der Hauptstadt des Perserreiches, geboren werden, in Bethsaida aufwachsen und sich in seiner Jugend in Coronaim niederlassen. Darum hat unser Herr gesagt: Weh! Weh dir, Bethsaida! Weh! Coronaim!

„Das kommende Jahr“, fuhr Bruder Jucundus fort, „wird die größten Wunder bringen, die je geschehen sind. Die Zeiten sind nahe. Er ist geboren, der Mann der Sünde, der Sohn der Verderbnis, der Böse, das Tier, das den Abgrund ausspeit, das Gräuel der Verzweiflung. Er kommt aus dem Stamme Dan, von welchem geschrieben steht: „Dan soll werden gleich der Natter am Wege und der Schlange am Pfade!“

„Brüder, bald werdet Ihr auf Erden zurückkehren sehen die Propheten Elias und Ezech, Moses, Jeremias und den Heiligen Johannes, den Evangelisten. Und siehe, es



erhebt sich der Tag des Zornes, der die Welt in Asche verwandeln wird, nach dem Zeugnis Davids und der Sibylle. Darum müßt Ihr Buße tun, bereuen und von den falschen Gütern lassen.“

Bei den Worten des guten Bruders drangen tiefe Seufzer aus den bewegten Brüsten. Und mehrere, Männer wie Frauen, fielen fast um, als der Prediger ausrief:

„Ich lese in Euren Seelen, daß Ihr Alraunen bei Euch bewahrt, die Euch in die Hölle bringen werden.“

In der Tat zahlten viele Pariser den alten Weibern, die zu viel wissen wollen, schweres Geld für Alraune und verwahrten sie mit Fleiß in einer Truhe. Diese Zauberwurzeln haben das Aussehen eines sehr häßlichen Zwerges von seltsamer, teuflischer Mißgestalt. Man kleidet sie köstlich in feines Linnen und Seide, und diese Puppen schaffen den Reichtum, die Quelle alles Übels dieser Welt.

Und Bruder Jucundus wettete gegen den Putz der Damen.

„Tut ab,“ sprach er, „Eure Hörner und Schleppen. Schämt Ihr Euch nicht, Euch dergestalt als TeufInnen auszustaffieren. Zündet Scheiterhaufen in den Straßen an und verbrennet darin Euren verruchten Kopfputz, Eure Wülste, Schleier, Drähte und Fischbein, mit denen Ihr Eure Hauben vorn aufrichtet.“

Endlich flehte er sie mit so viel Eifer und Mitleid an, ihre Seelen nicht zu verlieren, vielmehr sich Gottes Gnade anzuvertrauen, daß alle, die ihn hörten, heiße Tränen weinten. Und Simone la Bardine weinte reichlicher denn jeder andere. (Fortsetzung folgt.)

---

## Hans von Marées.

Von

Max Osborn.

Ein grandioses Fragment, das war dies Leben und dies Werk. Ein Suchen, Grübeln, Kämpfen, Ringen ohn' Unterlaß, und niemals ein lachender Sieg. Ein ewiges Anstürmen: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn;“ und doch kein einziger voller, froher Triumph. Aus flachen Niederungen ein mühsames Aufwärtsklimmen durch dorniges Gestrüpp; ein Ächzen, ein Stöhnen; ein Murren, ein Fluchen; die Füße versagen den Dienst, dicke Schweißperlen stehen auf der Stirn; da: eine Lichtung durch den Hochwald und ein Ausblick weit ins sonnenbeschienene Land hinein. Der Gipfel —? Du lieber Gott, der ragt noch himmelhoch! Weiter denn, die Zähne zusammengebissen, über Felsen und Geröll, über Schluchten und Gletscherspalten, über steile Hänge und Grate und Schründen. Schon winkt der Lohn. Aber eine Lawine saust herunter und reißt den Bergsteiger mit sich in die Tiefe.

Als ein Fünfzigjähriger ward er also gefällt. Es packte ihn zwischen blühenden



Hoffnungen und Plänen, und ihm bleibt in alle Zukunft der Zauber derer, die vorzeitig abgerufen wurden. Im Innersten erschüttert, sehen wir nun die der schimmernden Früchte, die aus seinem Acker aufsprossen, ohne je ganz zu reifen. Wir schreiten durch ihre Massen, staunen über ihre seltenen Märchenformen, berauschen uns an der Glut ihrer Farben, und plötzlich steigt in uns, alles bezwingend, der Zweifel an der Gottähnlichkeit unserer Maßstäbe auf, und das beschämende Gefühl von der Relativität der Begriffe vom „Fertigen“ in der Kunst. Was ist denn „vollendet“? Was ist denn letzten Endes nicht Fragment? Die überzeugende Kraft dieser strebenden und irrenden Künstlerseele ist so unwiderstehlich, daß wir alle aus Erfahrung gesammelten und doch im tieferen Sinne ungültigen Forderungen über Bord werfen. „In magnis et voluisse sat est,“ sagte Heinrich Wölfflin, als er die erste Berliner Maréesausstellung mit klugen und feinen Worten weihte. Wir wissen: es ist falsch; aber wir dürfen es dennoch in diesem Falle einmal glauben. Wenn jemals, war hier das Unzulängliche Ereignis.

Hans von Marées war schon vier Jahre tot, als auf Konrad Fiedlers Betreiben 1891 sein Nachlaß auf der Münchener Ausstellung präsentiert wurde. Ein Staunen ging durch die deutsche Kunstwelt. Man fühlte: es war ein Riese gewesen, den der Blitz gefällt hatte. Aber noch war die Zeit nicht gekommen, ihm ganz gerecht zu werden; die Bilder wanderten in die Schleißheimer Galerie und führten ein Leben in der Stille. Muthers dritter Kunstgeschichtsband (1894) machte sich dann die Entdeckung zunutze; durch ihn zuerst vernahm ein weiterer Kreis den ungewohnten Namen. Abermals eine Pause. Nun zog Tschudi in die Nationalgalerie ein, und von 1899 bis 1905 kamen zwölf Bilder Marées' in das preussische Staatmuseum. Die Jahrhundertausstellung erweiterte das Dutzend zu einer umfassenderen Kollektion; ein Königssitz zwischen Feuerbach und Böcklin ward für den in Berlin noch immer wenig Bekannten frei gemacht. Und Meier-Graefe übernahm Fiedlers Erbe. Der Plan zu seinem großen Maréeswerke entstand, das nun nächstens (bei Pleper in München) erscheinen wird, und die Vorbereitungen zu dieser umfassenden Publikation förderten die Riesenmasse von Gemälden und Zeichnungen zutage, die jetzt vor uns steht.

Nichts spiegelt das innerste Wesen der deutschen Kunst besser wider als das Erscheinen des großen Drelgestirns Feuerbach-Böcklin-Marées zur gleichen Zeit mit der impressionistischen Bewegung Frankreichs. Die Pariser Malerschule führt mit eiserner Konsequenz die Bestrebungen der vorausgegangenen Generationen zur Eroberung von Welt und Leben, zur Ergründung von Licht-, Luft- und Farbenproblemen der Wirklichkeit organisch weiter. Die Deutschen stellen als Gegenparole auf: Sehnsucht nach Fernen, heiligen, erträumten Schönheitswelten. Dort spielt sich alles im Zentrum des nationalen Getriebes ab; der Extrakt der Zeitstimmung, der sich durch das Zusammenströmen aller geistigen Kräfte des Volkes auf einen Punkt bildet, nimmt in der bildenden Kunst sichtbare Gestalt an. Hier wird der Schauplatz von der Heimat nach Italien verlegt, zu einer andern Rasse, in ein fremdes Klima, als sollte schon dadurch ausgedrückt werden, daß man von Gegenwart und Umgebung nichts erwartet. Feuerbach beginnt als Düsseldorfer Historien-



maler; Böcklin als Landschaftler Schirmerscher Schule; Marées als Pferde- und Soldatenschilderer des Berliner Steffek-Ateliers. Für alle drei wird erst der Aufenthalt im Schatten der Antike und der Renaissance die Erlösung. Und wenn die Franzosen in ganzen Trupps vorwärtsmarschieren, so steht die deutsche Trias in stolzer Einsamkeit, ragende Felsen in weit sich dehnender Ebene. Sie müssen in allem von vorn anfangen; statt weiterbauen heißt es für sie zunächst Fundamente legen. Da soll der Teufel in der kurzen Spanne Zeit von der Amme zum Totengräber „fertig“ werden. Als Marées über die Alpen kam, hat er fast alles zu verlernen, womit er bisher gewirtschaftet. Die ganze Routine, die er sich glücklich angeeignet, muß über Bord. Dafür bringt er zwei andere Elemente mit, die er schon in Deutschland adaptiert hat: einen vom älteren Frankreich angeregten Farbensgeschmack, der aus der Gegend von Fontainebleau stammt, und die Helldunkelmystik Rembrandts. Das „Bad der Diana“ von 1863, aus der Münchener Zwischenepoche, mag für jenen, die Porträts für diese sprechen. Doch die Beispiele zeigen zugleich, wie wenig bei Marées Einflüsse zu Ketten werden. Er ist ein Muster dafür, wie man lernen kann, ohne sich zu verkaufen. In Italien wird das nicht anders. Er schlürft ein, was sich ihm bietet, die Ruhe und Majestät einer vom Zweck genesenen Existenz in Schönheit, wie sie die Antike präsentiert, die flächenbeherrschende Stilsicherheit des Quattro- und Cinquecento, die koloristische Pracht der Venezianer. Das vermischt sich mit der Dosis Franzosentum und den mächtigen Rembrandtimpulsen zu einer völlig individuellen neuen Einheit. Alles spürt man heraus; aber es wäre unmöglich, an irgendeiner Stelle bestimmte Vorbilder namhaft zu machen. Höchstens daß die fast zur Reliefmalerei anschwellende pastose Farbenschichtung der Köpfe und Körper gelegentlich unmittelbar an den großen Holländer erinnert. Und nun beginnt er seinen steilen Höhenweg.

Im Beginn der siebziger Jahre entstanden die Fresken in der Zoologischen Station zu Neapel, deren Entwürfe die jetzige Ausstellung zum erstenmal zusammenträgt. Es war eine Riesenarbeit, noch dazu in einer schwierigen und ungeahnten Technik, die Marées in wenigen Monaten bewältigte; er muß in einer Ekstase der Leidenschaft gewesen sein. Einen Raum der Erholung in einem Hause der Arbeit galt es zu schmücken. Marées machte daraus einen Hymnus auf die Festlichkeit und den Glanz des südlichen Lebens. Es muß für die Gelehrten, die dort den Tag über wissenschaftlichen Studien obgelegen haben, ein immer neuer Genuß sein, am Abend diesen Saal zu betreten, dessen Loggia zum Meer hinaus liegt, und in dem sie nun die freie Heiterkeit der köstlichen Wandbilder grüßt, die in wogenden Rhythmen Gestalten und Gruppen des Tages in Symbole des Lebens umdeutet. Aber vielleicht war es gerade die Wahl solcher Motive, die Marées die Arbeit unmittelbar nach ihrer Vollendung verleidete. Man weiß, daß er nie davon sprach, keinen Freund dorthin führte. Seine Sehnsucht strebte weiter. Strebte schon zu jenen großen Tafeln, auf denen er nun die Träume seiner Phantasie zu bannen suchte. Und eine zeitlose Welt taucht auf. Nackte Menschen von reifer, strahlender Körperblüte, deren schimmernde Heiligkeit sich gegen die mystischen Akkorde dunkler Landschaftsgründe abhebt. Eine Reduktion unseres Daseins auf die einfachsten, urchüm-



lichsten Linien der menschlichen Erscheinungswelt. Idyllen von hellenischer Unbefangtheit, und doch durchströmt von einem undefinierbaren Hauch modernen Empfindens; erfüllt von der reinen Würde heroischer Zeitalter, und doch Ausdruck unseres eigensten Innenlebens und seiner letzten Wünsche; Befreiungen aus der Enge des Alltags, aber unlöslich verkettet mit einem Zuge, der vom Sentimentalen zum Tragischen hinüberleitet. Götter und Heilige, Paradiesesmenschen und edle Tiere bevölkern dies Nirgendland, in dem alles, was wir tun, sehen, erleben und sinnen, sich ins Großartige, Feierliche steigert.

Der Eindruck dieser Bilder wird verdoppelt durch die Zeichen des blutigen Kampfes zwischen Kopf, Auge und Hand, die sie weithin erkennbar an sich tragen. Es ist unsagbar, wie Marées sich mit der Materie der Ölfarben gequält haben muß. Er hat sie nie ganz überwunden, aber er hat ihnen Schritt für Schritt Stücke Bodens abgerungen. So schuf er vor allem die lange Kette der prachtvollen Bildnisse. So entstanden zuletzt die hinreißenden, erschütternden Fragmente der Flügelbilder, deren Teile nach langer Trennung jetzt in Berlin zum ersten Male zusammengefügt wurden. Kürzlich fand in dem großen Saale des Sezessionshauses, wo sie mit liebevollem Verständnis in die Wände eingelassen sind, die Maréesfeier statt, in der sich Kunst-Berlin zu einer Andachts- und Erinnerungsstunde einfand. Beim elektrischen Licht kam das Unzulängliche, Ergrübelte, Gequälte der Malerei noch deutlicher heraus als am Tage. Die Farben versanken fast ganz in trüb-schwärzliche Dunkelheiten. Aber dann begann das Klinglerquartett sein wunderbares Spiel. Und als die Klänge von Schuberts D-Moll-Quartett durch den Saal schwebten, gewannen die finstern Tafeln Leben. Es quoll aus ihren Tiefen wie ferne Visionen von Glück und Schönheit. Die Körper brannten hervor, die blaugrüne Baumwirrnis, von der sie sich abhoben, rauschte auf. Der Blick tauchte in Schmerz und Jubel, in eine glühende, gärende Flut schwerer Akkorde. Deutsche Sehnsucht entführte uns, deutsche Sehnsucht . . . . Die unausrottbare Romantik in unserer Seele, die mit dem Stoff nicht fertig wird.

Wir befinden uns heute in einer Epoche der Überschätzung des Fragmentarischen. Ganz ohne Zweifel. Die rechte Epigonenstimmung des ewigen Wollens, Wünschens und des Mangels an Können. Es ist die dringliche Gefahr vorhanden, daß auch Hans von Marées' Lebenswerk durch diese Überspannungen unseres Denkens und Dichtens in eine Beurteilung hineingerät, die nur wieder einen Rückschlag hervorrufen müßte. Über ihn werden heute Worte gemacht, die er bei all seiner Größe nicht erträgt. Denn diese Größe besteht nun einmal nicht im Vollenden, sondern im Ringen. Hier ruht sein Wert für den Genießenden und für den Künstler von heute, der sich Marées naht und von ihm unschätzbare Lehren empfangen kann. Er war ein hoheitsvoller Führer und Bannerträger, aber einer wie Moses, der das gelobte Land nur schauen, nicht betreten durfte. Die Ehrfurcht vor ihm verlangt, daß man den Begriff seiner Mission nicht verwirrt.





HANS VON MARÉES / SELBSTBILDNIS







## Schneelandschaft.

Von

E m i l F a k t o r.

Ist Fluch, ist Gnade dieser tiefe Schnee?  
In seinem Schimmer ging die Erde unter.  
Vertauscht, verbrüdet Wiesenland und See,  
Regloser Wald, was starrst du blaß hinunter!

Gespensterhaftes, grenzenloses Weiß,  
Dein kaltes Leuchten, ist's verborgnes Sinnen?  
Erloschen Bilder, einen Flammenkreis  
Aus Unsichtbarem neuer zu gewinnen?

Du tiefe Stille, schöpferische Ruh — —  
Das Feindliche, das Fremde ist verschollen,  
Das Unerlöste schwankte auf dich zu  
Und weckt in dir ein unermesslich Wollen.

Und selig wandernd zwischen Schein und Sein  
Erkennst du alles, dran dein Herz gehangen,  
Die Welt ersteht aus dir, aus dir allein,  
Und Chaos wird, was je durch dich gegangen.

Voll Liebeswärme glüht das weiße Land,  
Und all dein Denken macht es sich zu eigen;  
Ganz heimlich zieht dich eine Geisterhand  
Noch tiefer, tiefer in das große Schweigen.



## Die Einsamkeit.

Geschichte eines Primitiven.

Von

Max Brod.

(Schluß.)

Man saß beim Militärkonzert in Kuchelbad. Obwohl Pechgold ihm einen Spaziergang zu zweien vorgeschlagen hatte, zog Lauch es vor, mit bei der großen Gesellschaft zu sein, die allsonntäglich der Familie Pechgold zu Ausflügen sich anschloß.

Nun kamen die Beamten zu ihm, einer nach dem andern, mit derselben Frage: „Na also, haben Sie sich in Pilsen schon eingewöhnt?“

„Danke, es macht sich“, entgegnete Lauch.

Dann entfernte sich jeder auf seinen Sitz.

Man redete über das letzte Fußballwettspiel, einer enthusiastierte sich für die Backs der „Mittweidaer“, ein anderer fand sie „zu egoistisch“. Frau Pechgold erzählte ihre Eindrücke im „Abessynierdorf“. Man kam auf die Jubiläumsausstellung zu sprechen, man malte sich zu allgemeinem Ergötzen die Situation aus, wenn der zweihundertfünfzigtausendste Besucher zufällig ein deutscher Couleurstudent gewesen wäre. „Oder ein besseres Mädchen“, flüsterte Pechgold Lauch ins Ohr . . . Lauch verstand von all dem wenig, ihm fehlten die ununterbrochenen Ketten der Ereignisse, die jede dieser Episoden Prager Lebens zur Voraussetzung hatte, und eine undeutliche Traurigkeit erfüllte ihn, als er bemerkte, wie alles so ohne ihn weiterging . . . Nun gut, jetzt war er aber wieder zu Hause. Beruhigt sah er sich im Garten um, musterte die Kastanienbäume, die steinernen Vasen auf der Mauer, in denen sich Spatzen umhertrieben, wie voriges Jahr, und es schien ihm plötzlich undenkbar, daß er jemals wieder aus dieser festgefügtten realen Umgebung gerissen werden könnte. Im Kreise der Kollegen fühlte er sich geborgen; obwohl er mit den meisten früher kaum je ein Wort gewechselt hatte, erweckte diese lustige Menschenansammlung eine leise Stimmung von Macht, Wärme, Einheit, Zusammenhalt in ihm. Er hörte ihnen gern zu und fühlte sich beteiligt. Wenn ihn jemand ansprach, empfand er dies allerdings als anstrengend und störend. Aber das waren ja nur kleine Minuten, und wie behaglich blieb doch im ganzen immer der Anblick der Tafelrunde. Es waren Freunde, lauter Brüder. Nun konnte ihm nichts mehr geschehen. Und gar als jetzt die Militärmusik aus goldenen Instrumenten losschmetterte, und mit dem Gepolter der großen Trommel: da hatte Lauch die lebhafte Vision, als baue sich aus diesen Akkorden etwas wie ein durchsichtiger glänzender Palast von dickem, steinhartem Kristall um ihn, in den kein Verfolger eindringen konnte. Aufatmend, zum erstenmal frei aufatmend seit langer Zeit, setzte er sich tiefer an die Lehne zurück, klammerte seine Beine um die Sesselbeine, und zu den starken



Klängen durchdrang ihn vom Boden aus kräftigender Heimatssinn in wohligen Schauern. Seine Blicke wanderten über die Wiesen in der Ferne, über Wälder und den Fluß, aus dessen Innern irgendwo das Gurren anlegender Dampfer zu ertönen schien . . .

„Prosit Pilsen!“ rief ihm jemand über den Tisch, vom Rand eines Bierglases her.

Lauch schrak zusammen und, als ein Zug vorbeidonnerte, dachte er entsetzt, daß ihn übermorgen auf dieser Strecke, gerade hier vorbei, ein Zug entführen würde . . .

Aus seinem Brüten riß ihn Pechgold, indem er enger an seine Seite rückte: „Nun, wie haben Sie sich in Pilsen eingewöhnt?“

„Schlecht, Herr Kollega, sehr schlecht, sehr mäßig.“

„Haben Sie schon nette Gesellschaft gefunden . . . Ah, Pardon, Sie brauchen ja keine .“

„Das ist es ja eben,“ unterbrach ihn Lauch. Er war plötzlich in größter Erregung, krampfhaft schluckte seine Kehle, als wolle sie sein tiefstes Geheimnis heraufpumpen. Mitten unter diesen sorglosen Leuten, die mit ihrem Geplapper die Musik zu überschrelen suchten, zwischen eilenden Kellnern und Bretzelverkäufern war es ihm, als könnte das Rätsel seines Lebens ihm sich offenbaren, gerade jetzt mit einem Blitz klar werden. In angespannter Energie suchte er nach Worten: „Das ist es ja eben. Eigentlich bin ich ein sehr geselliger Mensch. Ich brauche Gesellschaft. Ich bin gern allein, aber unter Menschen, unter guten Bekannten. Wenn ich mit jemandem rede, dann geniert mich das und ich denke mir, wie schön wäre es jetzt, einsam zu sein. Aber das ist nur so ein Schwindel. Auf die Dauer halte ich dann das Einsamsein nicht aus. In Prag, wenn ich noch so allein ging, sehen Sie, war ich eigentlich immer unter lauter Bekannten, da gab es Millionen Beziehungen und Verkehr und Wiedersehn und Grüße. Und auch hier in Kuchelbad, auf dem Urlaub, das war doch kein Alleinsein, wenn jede Welle der Dampfer und die Eisenbahn fährt und die Ausflügler kommen, und vom Ufer aus sieht man den Wschehrad, die roten Mauern. Ich kann das nicht so ausdrücken, das sind schwere Dinge. Man kann ja nicht in sich hineinsehen. Aber in Pilsen, wissen Sie, das war schrecklich . . .“

Pechgold verstand ihn nicht: „Also kurz und gut, Sie fühlen sich in Pilsen nicht heimisch.“

Lauch besann sich, wurde ängstlich: „Vielleicht ist auch der wahre Grund nur, weil ich ebenerdig wohne. Ich wohne wie auf der Gasse. Jeder schaut mir zu, wenn ich mich früh anziehe . . .“

„Aber hier in Kuchelbad haben Sie doch auch ebenerdig gewohnt.“

„Ich weiß selbst nicht, was das ist,“ Lauch geriet in nervöses Schrelen. „Ich weiß nicht. Aber ich kann nun einmal ebenerdig nicht wohnen.“

Pechgold legte ihm besorgt die Hand auf die Schulter: „Sie sollten einen Doktor konsultieren. Vielleicht leben Sie zu ausschreitend? . . .“

Man brach auf, um die Bahn zu erreichen.

„Erinnern Sie sich noch,“ fragte Lauch leise, „wie wir voriges Jahr hier den Zug verplauscht haben. Das waren schöne Zeiten.“



„Ja, es war ein schöner Abend, ich hab noch oft daran gedacht.“

Mit einem Male, während sie auf der Holzbrücke die Geleise des Bahnhofes überschritten, kam es Lauch vor, als behandle ihn Pechgold mit einer überschwenglichen Zartheit, mit Schonung wie einen Kranken, wie eine zerbrechliche Konstitution. Tiefes Mitleid mit sich selbst beschlich ihn; wie elend mußte es ihm gehen, daß sich die andern schon seiner annehmen. Pechgold hängte sich in ihn ein. So viel Güte rührte Lauch zu Tränen, eng schmiegte er sich an seinen Begleiter und, die ganze Zusammengehörigkeit des Menschengeschlechtes empfindend, flüsterte er: „Wir sollten einander Du sagen, ja?“

Der heranrauschende Zug machte seine Stimme unhörbar . . .

\* \* \*

Am nächsten Morgen sprach er in der Direktion vor.

Der Direktor unterschrieb gerade Wechsel, ein Diener hielt das Bündel in der Hand, aus dem er ein Papier nach dem andern auf den Schreibtisch reichte. Dann zog er flink die Unterschrift weg, trocknete sie ab und nahm sie zu sich. Alle Papiere sahen einander ähnlich und waren doch ungleich, mit ihrer verwirrenden Fülle verschiedener Schriften und Stampiglien . . .

Lauch, die linke Hand zuckend geöffnet am Rücken, blieb etwas hinter dem Direktor stehen und begann seine Bitte dessen Schulter vorzutragen: man möge ihn nach Prag zurückversetzen, er habe so entsetzliche Qualen zu erleiden . . .

Plötzlich pausierte der Direktor in seiner Arbeit und schaute sich um: „Ah, Herr Lauch, was bringen Sie Schönes? Wie geht's? Nehmen Sie doch Platz . . .“

Lauch versank beinahe in dem weichen Fauteuil, das der Seite des Schreibtisches angrenzte. Von unten nun sah er wie zu einer mächtigen, furchtbaren Gottheit zu dem Direktor auf, der wieder zu schreiben begann, und vor Bestürzung vergaß er zu reden.

„Nun, wollten Sie etwas berichten? Was hat Sie hergeführt?“ Der Direktor pausierte wieder und sah ihn lächelnd an.

Lauch brachte alles noch einmal vor; aber da er so viel Gefühl in die erste Darstellung gelegt hatte, kam jetzt nur eine blasse Kopie heraus. Als ob er die Geschichte eines andern nacherzählte . . .

Der Direktor, elastisch, erhob sich, tänzelte durchs Zimmer, aus noch imponierenderer Höhe verkündete er dem kauern den Unterbeamten, jedoch mit freundlicher Miene: „Nach Prag . . . Nein, aber mein lieber Lauch, was fällt Ihnen denn ein. Unsere junge Filiale braucht erprobte Kräfte. Sie sind dort unentbehrlich. Und, was das Wichtigste ist, Sie haben dort eine Zukunft . . . Beziehungen? Was für Beziehungen haben Sie in Prag? Aber ich bitte Sie, das ist doch lächerlich. Ein alleinstehender Mann in ihren Jahren. Haben Sie Familie? Na also. Überdies höre ich ja immer, daß Sie seit jeher so ein bißchen philosophisch leben, haha, als Einsiedlerkrebs . . .“

In dem Moment schellte das Telephon.



Der Direktor hob die schwarze Muschel ans Ohr, vorgebeugt: „Hier Prager Bank . . . Hallo . . . heute um sechs Uhr . . . Bitte sehr, mit Vergnügen, nichts zu danken . . .“ und drehte die blanke Kurbel, die ein sanftes Läuten aussprühte.

Dann wandte er sich wieder an Lauch mit zerstreutem Blick: „Also, was ich sagen wollte . . . ja ein Philosoph, hahaha, Timon von Athen . . . Aber das ist Nonsense, man gewöhnt sich an alles. Sie werden noch selbst froh sein, Sie werden mir danken. Denken Sie daran, was ich Ihnen heute sage . . . Im nächsten Jahr? Nein, das kann ich Ihnen nicht versprechen, eine Verschlebung ist für die nächste Zeit nicht vor auszusehen. Das sind mißliche Sachen. Man kann auch nicht immer, wie man möchte. Wissen Sie, der Verwaltungsrat . . . Na also, Kopf hoch. Sie sehen überdies prachtvoll aus, ganz rot, muß ich Ihnen sagen. Na Servus! auf Wiedersehen!“

Ohne den leisesten Wink des Direktors legte der Diener den nächsten Papierstreifen vor. Und die Unterschriften flatterten aus der Feder . . .

Weinend schlich Lauch hinaus, durch die Korridore, über eiserne Wendeltreppen und über Linoleumstreifen, rot wie Gummi, die unter den Schritten so eigentümlich klatschten. Eine seltsame Neugierde befahl ihm, sein früheres Bureau zu sehen. Er schlug den Weg dahin ein, und nun war es ihm, als komme er wie früher zur gewohnten Arbeit, an den gewohnten filzbelegten Türen vorbei, an den Fenstern mit Aussicht auf grünes Laub. Nur etwas verspätet hatte er sich heute. Die Uhr der Haustreppe zeigte schon elf. Unwillkürlich machte er schnellere Tritte. Jetzt noch das Skonto, die Devisenabteilung . . . Er öffnete die Türe. Zwei junge Beamte plauderten über dem Schreibtisch, über s e i n e m Schreibtisch. Auf dem Pult lagen seine Bücher, eines war offen, er erkannte seine Schrift. Pechgold saß da, mit dem Rücken zur Türe, s e i n Metalllineal an die Wange gelegt . . . „So ungefähr würde es auch nach meinem Tode hier ausschaun, so also wird es ausschaun.“ Dieser Gedanke peitschte Lauch die Stiegen hinunter.

Den ganzen Tag hetzte es ihn durch die Straßen. Er sah nicht auf, er bemerkte seinen Hunger nicht. Plötzlich fiel ihm ein: einen andern Posten suchen . . ! Aber mit siebenundvierzig Jahren! sagte er sich.

Knapp vor acht Uhr abends auf dem Franz-Josefs-Bahnhof. Er dachte: „Gegen Mitternacht bin ich in Pilsen.“ Mit einemmal übermannte ihn das Bild dieser schwarzen rauchigen Stadt, er glaubte in einen Abgrund ohne Ende hinabzustürzen, in den Schleimgängen eines Ungetüms. Verstört schleppte er sich zum Schalter; in seinen Ohren sumimte es wild zu seinen Flüsterworten, die er selbst nicht hörte, zu seinen zögernden Worten: „Eine Karte nach — nach — — Kuchelbad.“ Und dann legte er unmäßig viel Geld auf das Brett, vergebens suchte ihn die Beamtin zurückzuhalten . . .

Irr stürzte er wieder auf die Straße, in den Stadtpark. Dann schlug er den Weg zur Hopfenstockgasse ein.

Es war ein schöner Maiabend. Allenthalben sah man Menschen, zufrieden im Lichte heimatlicher Besorgungen. Arbeiter in ihren von Schmutz gestelften Hosenröhren,



rote Sonnen aus Ziegelstaub an den Knien, schritten durch die Alleen des Karlsplatzes, um die Fontäne spielten Kinder, ganz im Hintergrund hob die Kirche „Sankt Johann auf dem Felsen“ zierlich die Kuppeln ihrer übereck gestellten Türme, durchlochten Helmen ähnlich, in den klaren Himmel. Ernsthaft widersprach diesseits des Platzes der Straßhausturm, aus nackten grauschwarzen Steinen gefügt . . . An ihm vorbei bog Lauch in seine Heimatgasse. Sie stieg an, im stillen, eng, behaglich. Da standen die beiden symmetrisch-genaugleichen Häuser, man suchte unwillkürlich den Spiegel zwischen ihnen; nur war das eine etwas tiefer gerutscht. Aus den Höklerleäden schauten die bekannten Greise. Die beiden Billardqueues kreuzten sich immer noch auf der großen Glasscheibe des Wirtshauses, mit ihrem flatternden Bändchen und den drei Kugeln; täglich hatte Lauch diese Zeichnung mechanisch betrachtet. Er trat ein, in diesem Hause hatte er gewohnt. Immer noch erfüllte muffiger Dunst den Flurgang um den Bierausschank.

Es klingelte. Erstaunt ließ ihn Frau Wondrak eintreten.

Sein Zimmer war beinahe unverändert; das Bett, der Nachtkasten, der Tisch, alles auf dem alten Fleck. Er sah es flüchtig durch die offene Türe. Dann folgte er der Frau in die Küche.

„Ich wollte Sie nicht stören, wollte nur . . .“

„Das ist aber schön, daß Sie uns die Ehre antun. Nur entschuldigen Sie halt, das Nachtmahl für Herrn Müttich . . .“ Aus allen Schüsseln auf der glühenden Ofenplatte spritzte es, ein knusperiger Geruch erfüllte den Raum, weißer Dampf zog aus den blauen Emailblechtöpfen. Verloren starrte Lauch in eine kleine Schale vor ihm, in der eine gelbliche Flüssigkeit um braune Zwiebelstückechen Blasen trieb. Ein wütender Hunger verdrängte plötzlich alle andern Gefühle in ihm . . .

Dann saß er mit Frau Wondrak in dem kleinen Salon.

„Sie sehen aber blaß aus, was fehlt Ihnen, Herr Lauch.“

Er erzählte. Unendlich lange Geschichten erland er, Zwistigkeiten mit seinem Vorgesetzten, sogar Angriffe in der Presse. Von dem Wunsche erfüllt, nur möglichst lange in dieser lieben Umgebung zu sitzen, dehnte er seine Berichte aus, gab Details, suchte alles durch handgreifliche Beweise zu befestigen. „Und die Ursache von all dem“, sagte er, „das würden Sie gar nicht glauben, liebe Frau Wondrak, die Ursache von all dem ist diese kleinwinzige Eisenbahnkarte, weiter nichts,“ und er legte mit einem gewissen Stolz, da ihm jetzt die Wahrhaftigkeit seiner Reden erhärtet schien, die vorhin gekaufte Karte nach Kuchelbad auf den Tisch.

„Nein, was man alles erleben kann,“ seufzte Frau Wondrak, „jetzt essen Sie aber eine Kleinigkeit mit uns, nicht wahr?“

Er sträubte sich energisch.

Fritz kam zum Nachtmahl heim, zuerst erkannte er den Besuch gar nicht. Endlich fiel es ihm ein. „Ah, der Herr Lauch,“ meinte er kühl, nach Art der Kinder. „Was haben Sie mir aus Pilsen mitgebracht?“



Im Nebenzimmer war gedeckt, alles wie ehemals.

„Das ist für Sie.“ Frau Wondrak wies auf seinen früheren Platz. Nun nahm er eine Kleinigkeit zu sich, trank etwas Bier, sofort schwindelte es ihm wirr durch den Kopf, so daß er den Faden seiner Erzählungen verlor. Mit quellenden Blicken sah er sich um: „Es waren doch schöne Stunden. Ich glaub immer, ein Stück von mir ist in diesem Zimmer geblieben.“

„Wie wohnen Sie denn in Pilsen? Sind Sie mit der Kost zufrieden?“

„Es könnte besser sein.“

Sie rückte näher, gab Ratschläge, und mit gedämpfter Stimme verriet sie ihm die Geheimnisse anderer Kostfrauen, die zweierlei Butter und zweierlei Fleisch einkaufen. Er solle doch der seinen etwas mehr auf die Finger sehen.

„Und was haben Sie für Erfahrungen gemacht,“ lange genug war ihm die Frage auf der Zunge gelegen. „Ist das Zimmer schon vermietet?“

„O sehr gut, jetzt hat's ein Schauspieler, ein reicher Kämpel, nicht so Pack wie die meisten. Dagobert Müttich heißt er. So einen anständigen, ruhigen Mieter finde ich nicht bald wieder. Ich hab halt Glück, das muß ich sagen.“

Vor Lauchs Augen stieg etwas wie ein gepanzerter Ritter auf, der ihm den Weg vertrat. Dagobert! . . .

Er wußte nichts mehr zu sagen, sie räumte den Tisch ab . . .

Müde sah er umher, streifte mit wehmütigen Blicken die Lampe, den gestickten Ofenschirm, die Silbertasse, die schief zwischen den Säulchen eines Trumeaus lehnte. Jetzt sollte er also aufstehen, weggehen. Und wohin? Vielleicht hatte er den letzten Zug verpaßt. Deutlich sah er sich hundert Mißgeschicken, Wirrsalen gegenüber, die über ihn herfallen würden, wie er den Fuß auf die Gasse setzte. Und hier war es ihm so sanft, so gesichert . . . Seine Blicke liefen auf einen Band „Zur Guten Stunde“, er nahm ihn und blätterte, wie einst, indem er die vertrauten Bilder ansah. Er begann, einen Rösselsprung aufzulösen, gab es auf, beschäftigte sich erfolgreicher mit mehreren Rebussen. Alle Sorgen traten zurück, die gelblichen Blätter rauschten so träumerisch beim Umwenden . . . So verging eine Viertelstunde.

„Wann fahren Sie eigentlich heim?“ fragte Frau Wondrak.

Das traf ihn wie ein Messer. Leise begann er, er habe eben kein Heim, er sei so gut wie obdachlos, alle Menschen kehrten ihm den Rücken, nirgends finde er wohlmeinende Freunde. Er wurde lauter und klagte die ganze Welt an, die grausame rücksichtslose Welt, die sich um ihn nicht kümmern wolle, er nannte sich einen Ausgestoßenen, schmähte den Direktor, Pechgold, der ihm sein Lineal gestohlen habe, die Bank, die Eisenbahnen. Warum es nicht eine einzige riesige Stadt auf der Erde gebe, fragte er, wie man dazu komme, in elende Kleinstädte aus dem Zentrum versprengt zu werden, in Kleinstädte, die zu gar nichts nützlich seien. Und er wolle nicht mehr hier weg, um keinen Preis. „Sie könnten vielleicht morgen zum Direktor gehn,“ flehte er, „bitte schön, liebe Frau



Wondrak, nicht wahr, Sie schlagen mir's nicht ab. Sie gehn also morgen zum Direktor und sagen ihm, daß Sie mich auf keinen Fall von hier weglassen, daß Sie mich brauchen, daß ich Ihnen unentbehrlich bin. Nicht wahr, das tun Sie, das tun Sie mir zulieb . . .“

„Aber mir scheint gar . . .“ die Frau schnupperte an sein Gesicht, „Sie riechen ja nach Bier, pfui, wie können Sie . . .“

Eine Türe schlug laut zu nebenan.

Fritzl packte seine Hefte und wollte davon, er hatte die ganze Zeit über geschrieben.

Lauch trat ihm in den Weg: „Wohin? Helfen Sie mir doch.“

„Ich muß mir die Aufgaben nachschaun lassen. Nein, lassen Sie mich! Onkel Müttich ist jetzt gekommen . . .“

„O n k e l Müttich!“ Lauch taumelte hinaus. Sein Blut wallte empor, zischte ihm in die Ohren. Die Treppen hinab wankte er, es war ihm, als verfolge ihn ein mächtiger gepanzerter Ritter, einen Silberteller in der einen Hand, ein glänzendes Lineal in der andern. Ein Diener in Livree der Bank sprang ihm in den Weg und wies mit ausgestreckter Hand, die ein Papierbündel schwenkte, der Frau Wondrak den Pilsner Domturm. Der ganze Marktplatz war in Bewegung, die Beamten der Filiale schoben die Häuser durcheinander, aus allen Fenstern bellten ihn Hunde an, eine Bahnhofskassierin bewarf ihn mit Geldstücken, die Kuchelbader Militärkapelle tutete in Rauchfänge von Dampfern, aus denen blauviolette Blitze strömten . . . Gehetzt erreichte er das Parterre. Da leuchtete ihm der Bierausschank entgegen . . . das durchsichtige kristallene Schloß, die Rettung, die Kastanienbäume im Dunst; mit heftigem Anprall schmetterte er an das Holz, alles versank in einem betäubenden wirbelnden Schwindel . . .

Unter den Leuten, die am nächsten Morgen in dem Flur die Leiche umstanden, befand sich auch Pechgold, dem auf seinem Gang zum Bureau die Ansammlung aufgefallen war. „Merkwürdig!“ meinte er, „merkwürdig, manche Leute möchten so gern sterben; aber gerade denen, die es gut haben, muß immer so etwas passieren.“

## Rundschau.

### Finanzpolitisches.

Von Pluto.

Serbien spielt noch immer mit dem Feuer, und das kann kein europäischer Kurszettel vertragen! Besonders, da es zum Frühling geht, wo die Bandenbildungen am Balkan erfahrungsmäßig auch vom Himmel begünstigt

werden. Indessen wünscht die Börse das große Wechselstubenpublikum guten Mutes zu erhalten; deshalb setzt sie selbst eine ziemlich zuverlässliche Maske. Noch dazu in Zeiten, wo die serbische Antwortdepesche tagelang in Petersburg lag, ohne von dem Chefredakteur der gegenwärtigen Situation: Minister Iswolski, die entsprechenden Änderungen zu erfahren. Morgens und abends





HANS VON MARÉES / DIE NETZTRÄGER (NEAPLER FRESKEN)







drängen sich die telegraphischen Mitteilungen über die Aussichten zum Kriege, oder zum Einlenken. Die Interessenten an dem Verlauf irgendeiner Krankheit würden persönlich krank werden, sähen sie sich derartig mit ärztlichen Bulletins abgehetzt, aber die hohe Politik hat nun einmal diese Form. Solange daher die Druckerelen nicht gesperrt, die Kabeldrähte nicht zerschnitten werden, kurz solange ein Rückfall ins Mittelalter unmöglich bleibt, muß sich die Welt leider mit all jener häßlichen Zwischenaktsmusik abfinden, die unsere starken und schwachen Dramen stets begleiten. Auf solche Weise sehen wir aber vor lauter Depeschengeräusch die wirklichen Verhältnisse gar nicht, die doch einen Kampf dort unten zum allermindesten recht lokalisiert lassen dürften. Aufwärts können augenblicklich die Kurse nur sehr schwer, man dankt also Gott, sich durch stilles Geschäft wenigstens allgemeiner Rückgänge zu erwehren. Gar keine Rolle spielt dabei das etwas anziehende Geld, da wir dies ja stets im März gewohnt sind. Auch hat hiermit die Abschwächung des Verkehrs in Anlagepapieren kaum etwas zu tun, denn vorderhand sind unsere großen und kleinen Kapitalisten mehr als gesättigt. Nicht einmal unsere Bankenabschlüsse gaben Anlaß zu irgendeiner besseren Stimmung. Sie würden dies sogar inmitten des tiefsten Friedens kaum getan haben. Denn wo ist schließlich die bei ihnen allgemein erwartete Liquidität zu finden? — In Zeiten, da die Industrie nur einen dezimierten Kredit gebraucht und alle Klassen unseren ersten Instituten die Papiere förmlich aus der Hand reißen! Russische Worte bilden immer nur die einstweilen noch geheim gehaltene Liebhaberei deutscher und französischer Großspekulant. Dies, trotzdem die Jekaterinoslaw-Donetz-Stahlwerke failliert haben und dabei  $\frac{2}{3}$  des Verlustes auf das Ausland entfällt, und trotzdem die Russisch-Amerikanischen Gummifabriken ihr Kapital von 8 Millionen auf 18 Millionen Rubel erhöhen. Eine einzige Neigung freilich tritt an unseren Börsen hartnäckig wieder hervor. Sie betrifft unsere Montanaktien, und auch in Tagen, wo es sogar um die Einheit unseres Stahlverbandes unsicher aussehen soll. Der Begründung einer derartigen Zuversicht ist mit Logik schwer beizukommen, und

jedenfalls sind die Herren in Rheinland-Westfalen heute noch ganz anderer Ansicht.

\* \* \*

Der neue Präsident hat gesprochen und zwar so, daß das etwas freihändlerische Repräsentantenhaus zufrieden sein kann, aber auch — der die Hochschutzzölle liebende Senat. Alles kommt nunmehr auf die Demokraten an, nämlich auf ihre politische Fähigkeit, den ersten Tarifentwurf mit einem Gegenentwurf zu beantworten. Indessen gibt es auch eine moralische Wirkung, und die bloße Tatsache, daß Mr. Taft versucht, Stahl und Stahlbarren zollfrei zu lassen, auf Leder, Wollwaren, Fensterglas, Felle, Holzstoff, Druckpapier und sogar Holz die Einfuhrtaxen herabzusetzen, wird die unpolitische Partei der Konsumenten schon stärken. Hat man doch in der Union schon andere innere Mächte durch die öffentliche Meinung stürzen sehen, oft in einem Augenblick, wo gerade die betreffenden Interessengruppen noch als sehr stark galten. Und so wird sich auch einmal die Mehrzahl der Verbraucher gegen eine künstliche Steigerung ihrer ganzen Lebenshaltung mit Erfolg auflehnen. Das Schicksal dieses Tarifkampfes ist ungleich wichtiger, als das up and down der Amerikanischen Eisenbahnshares, für deren Kurse die Newyorker Millionäre, die sich gegenwärtig bei uns ausruhen, wieder die rosigsten Bilder ausmalen. Natürlich ganz selbstlos!

\* \* \*

Wahrheit geht vor Schönheit! so haben wohl die Aufsichtsräte der Hamburg-Amerikanische ihrem Generaldirektor erwidert, als sie kürzlich beschlossen, von einer Dividende abzusehen. Schon im August wurde hier an dieser Stelle der Zwiespalt zwischen Herrn Ballin und seinen einflußreichsten Aufsichtsräten offen dargelegt. Gerade als triftigsten Punkt hoben wir dabei den festen Vorsatz jener Herren hervor, sich von der Nichtverteilung einer Dividende keinesfalls wieder abbringen zu lassen. Damit hat also der bisher allmächtige Leiter unseres größten Schiffsunternehmens diejenige bedeutsame Niederlage erlitten, die seit Monaten noch immer als



zweifelhaft gelten konnte. Wer weiß, ob nicht Herr Ballin die fünf Prozent dennoch mit Erfolg herausgerechnet hätte, wäre ihm nicht höchst unvermutet die innere Politik in die Quere gekommen. Auch dieser Umstand: die starke Verminderung des Ballinschen Einflusses in seinem Gremium, seit der Einschränkung der kaiserlichen Impulsivität, wurde hier sofort im November in Erwägung gezogen. Stand doch hinter aller Ausdehnung unserer beiden Dampfergesellschaften der schrankenlose Einfluß des deutschen Staatsoberhauptes! Das hat sich aber seit der bekannten Reichstagsdebatte darüber und der glücklichen Fahrt des Fürsten Bülow nach Potsdam gründlich geändert. Der Kaiser hält sich einstweilen stark zurück, und die großen Kaufleute in Hamburg und Bremen benutzen diesen Schluß, oder diese Pause, um ihre Überseelinien vor noch weiterer ungesunder Vermehrung zu behüten. Allerhöchste Zeit dazu ist es jedenfalls; wenigstens im soliden, wirtschaftlichen Sinne, der ja zu äußerlichen „nationalen“ Aktionen von jeher in einem Gegensatz steht. Wenn man demnach jenen Dividendenverzicht zugleich als einen Verzicht auf die weitere übermäßige Expansionspolitik, sowohl der Hamburg-Amerikalinie, als des Norddeutschen Lloyd ansehen dürfte, so blieben dem deutschen Aktienwesen für später schlimme Erfahrungen erspart. — Bei aller Achtung vor dem Talent jener Generaldirektoren!

\* \* \*

Die armen Reichen! darf man heute unsere Zuckerfabrikanten nennen, die ernsthaft und laut zu klagen beginnen, trotzdem sie sich eines ganz ausgezeichneten Geschäftsjahres zu erfreuen haben. Denn sie, die Geeinten, konnten für ihre Vorräte, die sie immer klug zurückhielten, sehr gute Preise machen, während die ganz zersplittert auftretenden Raffineure eben diese Preise zu ihrem Schaden bezahlen mußten. Indessen die deutschen Zuckerfabrikanten begnügen sich nicht mit der Gegenwart, sondern schauen auch in die nächste Zukunft. Vor allem erlaubt sich da Cuba, ein Umstand, der wohl noch oft wiederkehren wird, eine glänzende Ernte zu zeitigen. In der Folge kann nun nicht allein die Union, die voriges Jahr noch viel von uns kaufen mußte, sich in den An-

tillen decken, sondern auch England könnte noch in der Havannah aufkaufen. Dazu tritt neuerlich wieder Rußland mit seinem Kontingent an die fremden Märkte heran. In dieser Not nun wünschen unsere Rübenbauer resp. Zuckerfabrikanten sich an dem — Inlandsbedarf schadlos zu halten, was nicht ganz leicht ist. Denn erfahrungsmäßig ist zwar bei billigen Preisen mehr abgesetzt worden, ohne uns indes auch nur entfernt auf den Zuckerverbrauch etwa von England und Amerika zu bringen. Weder nehmen unsere Armen und Bettler ihren regelmäßigen Tee, noch versüßen sie sich denselben. Bier ist das Getränk der Masse, wobei freilich die Regierungsversicherung noch höchst unklar bleibt, den Brauereien weitere 100 Millionen an Steuern entziehen zu können. In derselben Zeit glauben unsere Zuckerindustriellen ganz fest an eine Herabsetzung der eigenen Besteuerung. Auch wünscht man den Staat um andere Freundlichkeiten zur Hebung des Absatzes anzugehen. So hat die Schweiz schon lange bei ihrem Militär, das oft auf einem äußerst schwierigen Terrain zu marschieren hat, die Schokolade eingeführt. Unsere Zuckerindustrie möchte also auch in ähnlichem Sinne vom Kriegsministerium unterstützt werden. Damals, als einige Neigung für solche Bestrebungen herrschte, stellte es sich freilich heraus, daß unsere Soldaten, die morgens zum Kaffee die Wahl zwischen Milch und Zucker haben, die erstere vorziehen. Denn Zucker erhalten sie zumeist von zu Hause!

## Zur Ovambo-Frage.

Von Wilhelm Föllmer.

Wie in Deutsch-Ostafrika das außerordentlich fruchtbare, viehreiche und bevölkerte Ruanda gesperrt ist, so in Südwestafrika das Ovamboland. Kein Händler, kein Ansiedler darf das Ovamboland betreten.

Bekanntlich waren es rein strategische Gründe, die die Sperrung des Ovambolandes veranlaßten. Der Aufstandsherd in Südwestafrika sollte lokalisiert werden, und es mußte mit allen Mitteln vermieden werden, den kriegerischen Stamm der Ovambo den Aufständischen als sehr willkommenen



und uns äußerst gefährliche Hilfe zuzuführen. Die Regierung verpflichtete sich damals, die Sperrung des Ovambolandes nur mit Genehmigung des Reichstages aufzuheben. Der furchtbare Krieg in Südwestafrika, der zu dieser eigentümlichen Maßnahme Veranlassung gab, ist beendet, und es wäre nun an der Zeit, an eine gewisse Revision der damaligen Bestimmungen zu gehen. Die ganze Entwicklung Südwestafrikas drängt gewissermaßen dazu.

Wir haben nach der Dernburgschen Berechnung in Südwestafrika ungefähr mit 20 000 arbeitsfähigen Männern zu rechnen. Was ist das in einem Lande, das anderthalbmal so groß ist wie Deutschland! Es kommt ungefähr auf 40 qkm ein Arbeiter. Die Städte, die Minenbetriebe ziehen natürlich die Mehrzahl der Arbeitsfähigen an sich, und so seufzen die Farmer mehr als die Agrarier hier unter der Arbeiternot.

Da nun das Ovamboland nicht vom Aufstande betroffen worden ist, hat hier eine Reduzierung der Einwohner nicht stattgefunden, und wir haben hier ein Arbeiterreservoir, das für die Wirtschaftsentwicklung der Kolonie von der größten Bedeutung ist.

Nun kommt noch ein anderes hinzu.

Durch die Sperrung der Grenzen für Händler wollte man verhindern, daß den Ovambos europäische Waffen zugeführt werden könnten. Die strategische Überlegenheit des Weißen gegenüber dem Eingeborenen ist nur in der verschiedenartigen Bewaffnung begründet. Es ist natürlich für einen Weißen mit einem modernen Hinterlader ein leichtes, 40 bis 50 Eingeborene, die nur mit Keulen, Pfeilen und Bogen bewaffnet sind, in Schach zu halten. Die Erkenntnis dafür, daß die Kampfesüberlegenheit des Europäers vor allem in der Ausrüstung begründet sei, kam den Eingeborenen zuerst im Burenkriege, in welchem die Engländer die Schwarzen gegen die Buren mit europäischen Feuerwaffen ausrüsteten. Durch diese Handlung wurde das Rassenprestige der weißen Rasse in Afrika auf das Ärgste untergraben. Die Eingeborenen gingen jetzt nur darauf aus, eine Feuerwaffe zu erhalten. Besaßen sie diese, so war jede Achtung, jeder Respekt, jede Furcht vor dem weißen Eindringling dahin.

Auch die deutsche Regierung hatte es anfänglich ruhig geduldet, daß durch die Händler den Hereros und Hottentotten Feuerwaffen in die Hand gespielt wurden. Die Unterlassungssünde hat sich außerordentlich bitter gerächt, und sie sollte im Ovamboland nicht wiederholt werden.

Aber die deutsche Regierung hat nur Einfluß auf die deutsche Grenze. Die Grenze nach Portugiesisch-Westafrika kann sie nicht bewachen. Und was sie auf deutscher Seite abspernte, kam reichlich, allzureichlich von der portugiesischen.

Gerade weil deutsche Kaufleute nicht ins Ovamboland kommen durften, betrachteten die portugiesischen es für ein außerordentlich günstiges Ausbeutungsobjekt, bei dem sie keine Konkurrenz zu befürchten hatten.

Portugiesische Unternehmer kamen in zahlreichen Scharen ins Ovamboland, führten Schnaps und Feuerwaffen in Unmengen ein, erstanden dafür nicht bloß die Produkte des Landes, sondern auch Grundbesitz in großem Maße und betrogen dabei die Ovambos in jeder erdenklichen Weise.

Die Sperrung der Ovambogrenze deutscherselbst hat also eigentlich das Gegenteil von dem erzeugt, was damit beabsichtigt war. Die Ovambos sind gut mit Hinterladern bewaffnet, ja sogar — o Ironie des Schicksals — meist mit guten deutschen Gewehren, die portugiesische Händler bei deutschen Waffenlieferanten erstanden haben. Bedeutende Strecken des Landes sind in das Eigentum portugiesischer Händler übergegangen. Die Eingeborenen sind in großen Mengen dem Alkohol ergeben und vollständig verarmt.

Es ist wohl anzunehmen, daß die deutsche Regierung über die Vorgänge unterrichtet war und daß sie auch in Portugal wegen des Vorgehens portugiesischer Unternehmer vorstellig geworden ist. Die Regierung in Lissabon scheint aber die Sache nicht sehr tragisch genommen zu haben. Jedenfalls ist alles beim alten geblieben.

Zum Überfluß brach im vorigen Jahre eine große Hungersnot aus, die für den Stamm der Ovambos das Schlimmste befürchten ließ. In ihrer Not traten die Hauptleute dieses wilden Stammes an das Gouvernement von Deutsch-Südwestafrika mit der Bitte heran, ihnen in der Hungersnot zu



helfen und sie gegen die Übergriffe der portugiesischen Händler zu schützen. Sofort wurde eine Expedition unter Hauptmann Franke nach dem Ovambolande ausgerüstet und dieser volkstümliche Truppenführer kam hier als Friedensengel, der überall aus reichen Vorräten den halbverhungerten Leuten mit freigebiger Hand Reis, Korn und andere Nahrungsmittel bot. Er wurde als Held gepriesen, wie ein Erlöser verehrt. Die günstige Situation wurde ausgenutzt, und es kam zwischen Hauptmann Franke und den Ovambohäuptlingen zu jenen Schutzverträgen, die ja in der Tagespresse genügend erörtert worden sind.

Diese Verträge wären völlig wertlos, wenn sich nun die deutsche Regierung wieder tatenlos aus dem Ovambolande zurückziehen und es weiter der Unternehmungslust skrupelloser Portugiesen überlassen würde. Der nächste Schritt für die wirtschaftliche und politische Erwerbung des Ovambolandes müßte die Errichtung einer Residentur sein. Im Reichstag wurde ja bereits in der Kommission und im Plenum darüber verhandelt, und es ist wohl anzunehmen, daß man sich der Notwendigkeit einer Residentur nicht verschließen wird.

Im Anschluß daran könnte sehr wohl eine Expedition die Trace einer Verlängerung der Otavibahn feststellen. Allmählich würde dann aber die Zeit kommen, um die Grenze für den deutschen Kaufmann zu öffnen. Die Expedition des Hauptmanns Franke hat die Ovambos in so hohem Maße mit der Schutzherrschaft der Deutschen ausgesöhnt, daß vorläufig keine kriegerischen Ereignisse zu befürchten sind. So wäre auch mit der Errichtung der Residentur keine militärische Besetzung vonnöten. Zwar wird sie in der Deutschen Kolonialzeitung von Dr. Hartmann mit allem Nachdruck gefordert. Trotzdem muß ihm energisch widersprochen werden.

Vorläufig hat der Ovambostamm neuerdings noch keine Veranlassung zu einer militärischen Besetzung gegeben, und sollte Gefahr im Verzuge sein, so würden bei der jetzigen Besetzung in Südwestafrika sehr bald etliche Kompagnien zusammengezogen sein, die wohl in der Lage wären, den ersten Anprall eines Aufstandes aufzuhalten. Nebenbei bemerkt wäre bei seiner offenen Kampfesart der Ovambo ein viel leichter zu bezwingender

Gegner als der Hottentott, der kaum entdeckt, schwere Wunden schlägt und plötzlich verschwindet. Der Krieg gegen die Hottentotten ist ein Kampf gegen Geister, der Krieg gegen Ovambos wäre ein Kampf gegen Menschen, der bei geschickter Politik sich wohl sehr gut vermeiden ließe.

## Wieviel kostet die Annexion Bosniens und der Herzegowina?

Von N e m o.

In Minimalziffern läßt sich's doch ungefähr feststellen, und Goethes Worte an Eckermann: „Man sagt, daß die Zahlen die Welt regieren; ich weiß nur, daß die Zahlen uns beweisen, ob wir gut oder schlecht regiert werden,“ haben vielleicht auch hier Bedeutung. Eine ganz kleine Zifferngruppierung:

Okkupation 1878	62 Millionen Kronen
Abfindung der Türkel	55 „ „
Militärische Maßnahmen	220 „ „
	<hr/>
	337 Millionen Kronen

Die Okkupationskosten sind nach den seinerzeit vorgelegten offiziellen Abrechnungen eingestellt; die vieljährigen Defizite im Haushalt der okkupierten Provinzen, die von der Monarchie aufgebracht wurden, mögen außer Betracht bleiben, ebenso die bosnischen Anlehen in der Note von 124 Millionen Kronen, die schließlich von den annektierten Provinzen selbst verzinst und getilgt werden müssen. Auch die militärischen Maßnahmen sind mit 220 Millionen gewiß nur im Mindestmaß geschätzt; sie sind geschätzt mit jenem Betrag an Schatzscheinen, welcher eben jetzt auf den Markt geworfen und der mit Ausnutzung bestehender anderweitiger Bewilligungen nunmehr eingestandenmaßen größtentells zu militärischen Zwecken verwendet wird. (Halb-Konstitutionalismus!) Zwei Jahre sind es her, seit ein österreichischer Finanzminister mit den großen Kassenbeständen prunken konnte, welche die Deckung von weit über den laufenden Bedarf hinausgehenden



Auslagen gestatteten. Heute sind die Kassenbestände erschöpft und das Donaureich muß tief in die Taschen seiner Kreditgeber greifen, um die leidige „Wacht an der Drina“ mit Anstand aufrecht zu erhalten. Dabei ging's bisher wenigstens und geht wohl hoffentlich auch fürderhin ohne Schwertstreich ab, was auch vom Standpunkte der Finanzen höchst wünschenswert erscheint. Im Vergleich zum Krimkrieg allerdings sind die okkupierten Provinzen billig. Damals ist es den österreichischen Staatsmännern gelungen — gleichfalls ohne Schwertstreich, wobei sie sich durch ihre unaufrichtige Wechsellpolitik alle europäischen Staaten zu Feinden machten — 1200 Millionen Kronen in nutzlosen Mobilisierungen aufgehen zu lassen.

## Brentano und Sophie Mereau.

Von Bernhard Ihringer.

Eine Unmenge verzeichneter Züge, die einer traditionell - versteiften Literaturgeschichtsschreibung zu Lasten liegen, bringt es mit sich, daß wir heute von Brentano wie von einem Fremdling reden müssen, den die glückliche Hand eines Zünftigen in alten Büchern vergraben fand und nun, vom Staube gereinigt, allen Augen darbietet. Im Grunde haben wir keine neue Entdeckung, aber ein neues Gesicht: die monotonen grauen Linien von einst haben sich aufgelöst, verschlungen, vervielfältigt zu einem Antlitz voller Reize, voller Rätsel, das aus der bunten Harmonie der Romantik selbstmächtig herausstarrt, lockend, fragend, abstoßend, düster, lachend; so zwiespältig verwirrt, so leidenschaftlich, gewaltsam ruhig und ironisch, daß ein einziger Blick da machtlos abgelenkt. Und wenn wir selbst weiter forschen, Zug für Zug, Falte für Falte durchsuchen, so kommen wir doch nicht an den Träger dieser Maske heran. Als große Anekdotensammler stehen wir vor dem großen und reichen Geist; es ist nur ein Geständnis unserer Schwäche, wenn wir Sophie Mereaus Worte nachsprachen: „Clemens, du bist ein Dämon! Du bist wunderbar, du bist ein Geist, kein Mensch.“

Hebbel meinte einmal, des alten Görres Gesicht sei ein Schlachtfeld erschlagener Gedanken; Brentano war selbst ein sprühender, ewig sich selbst umwälzender Gedanke, dessen Feuergarben sich am vollkommensten in leicht hingeworfenen Liedern, Sprüchen, Briefen verkörperten. Und wenn er damit den Athenäumsgenossen nahtet, so schied er sich von ihnen wieder durch den rauschenden Tumult, in dem bei ihm alles um- und durcheinandertanzte. Friedrich Schlegel war Forscher, Dogmatiker, Grübler; Brentano lief als feuriger Liebhaber dem Weltwissen entgegen, um es bald zu umarmen, bald eifersüchtig von sich zu stoßen, immer aber voll heiligen Eifers, ohne ein Bekelchen des Kompromisses. Die Jünglingspoesie des „Godwi“, die steinalte Frömmigkeit am Bett der Dülmener Nonne sind Taten dieses in Liebe und Haß vollkommenen Liebhabers.

Von der verschwommenen Liebe zum Leben des literarischen Weltkinds bis heran an die Liebe einer schönen, unter Schillers Direktion emporgekommenen Jenaer Dichterin und Professorsfrau reicht eine Kette von persönlichen und literarischen Freundschaften, an deren Anfang und Ende zwei Frauen stehen: jenseits des Rubicon die gute alte Sophie la Roche, Verüberin zahlreicher Romane und Freundin Wielands, diesseits Karoline Schlegel, das romantische Weib in reinster Ausprägung. Mit beiden Polen vertrug sich Brentano gleich schlecht, mit der ersten nicht bloß deshalb, weil sie seine Großmutter war. In der Mitte stand Sophie Mereau, eine junge „unglückliche Frau“, dem Lager Schillers wie dem der Romantiker durch persönliche Freundschaft verbunden; mit demjenigen Maß literarischer Interessen, das ein Brentano gerade noch ertragen konnte. Sie war siebenundzwanzig Jahre alt, somit dem Ideale jugendlicher Weiblichkeit nicht fremd, wie es sich die Phantasie eines jungen Dichters malt. Sie fühlte sich gefesselt an einen Banausen von Gatten; welche Perspektive für die Ritterlichkeit eines jungen Verehrers! So wurde die anfängliche Studentenliebe in dem Feuerkopf zur Leidenschaft. Bettinens kaltes Schweigen, der Horror der katholischen Familie vor der geschiedenen Frau schürten nur die Glut.

Das bürgerliche Leben aber trottete seine Ge-



leise weiter und die Erwählte war Weltdame genug, um sie nicht zu kreuzen. Dem Erwähler aber war dieser Gleichgang unerträglich; er liebte nicht das behagliche, langsam genährte Herdfeuer, sondern den spritzenden, vielfarbigen Sprühregen und wartete auf ein Ungeheures, Unerhörtes, das aus seiner Leidenschaft hervorbrechen sollte. Es kam nicht. Die bürgerliche Welt buchte einfach schmunzelnd ein neues Liebesverhältnis. Das machte ihn rasen. Nie sind wohl leidenschaftlichere Liebesbriefe geschrieben worden, als von dem ruhelos zwischen Zweifel und Glauben hin- und hergeworfenen Studenten an die nüchterne Frau. Er glaubte sich verraten, betrogen, hintergangen, wenn sie ihm Worte der Liebe ruhig, heiter, überlegen zuwarf, und überschüttete sie dann mit einer Flut von Worten, die, hastig hingeworfen, ohne Verbindung und Satzzeichen, auch nur in einer Minute und in keiner zweiten mehr empfunden und erlitten waren. Man muß diese Sturzbäche plastisch sehen; sie rauschen heute noch mit einem Getöse, halb Donnern, halb Zischen zu Tal, das einen staunen läßt vor der Wortkraft des Einundzwanzigjährigen.

„Wenn ich denke, daß wir füreinander und miteinander leben können, da ist das andere Leben all vorbei, und wir müßten es wahrlich im geheimen tun, sonst wäre es nicht recht, denn die andern alle würden sonst sehen, wie sie von Gott mißhandelt sind und wie alle ihre Freuden nur Elend sind. Es ist gut, Sophie, daß Du nicht so geworden bist, was Du werden konntest, wäre Deine Geschichte so wie Du gewesen, sonst hätte ich Dich doch nicht verdient — ach und doch kann ich so weinen, daß Du so elend bist, Dein Lächeln sieht aus wie die weiße Rose im Totenkranz und Deine Tränen wie die im wütenden Hochzeitstanz herabfallende, zertretene Perle des Brautkranzes.“ Solche Ergüsse halb wahren, halb eingebildeten Schmerzes, gefüllt mit witzigen Pointen und Wortspielen, Schmelcheleien und wütenden Vorwürfen, machen Brentanos Briefwechsel mit Sophie Mereau aus. Ein breiter Feuerstrom umschließt den Thron der romantischen Liebe; Pfeile fliegen heraus und herein, ein Meer von Gedanken flutet darüber hinweg —, die beiden Menschen aber, die in den bunten Wirren festen Fuß halten wollen, sehen sich nicht nackt und ledig, sondern in der Spiegelung des

künstlichen Farbstroms, der sie beide täuscht und dennoch zusammentreibt. Ein Trauerspiel ohne Tote steht in diesen Blättern: Die Liebe glänzt und leuchtet, aber sie lebt nicht.

Das waren die Jahre in Heidelberg, wo Sophie Mereau und Clemens Brentano — die Schriftstellerin und der Dichter — sich oft gegenüberstanden und kalt und ruhig über den dunklen Zwiespalt redeten, der sich zwischen ihnen auftat, sobald sie die nüchterne Lebensgemeinschaft zu übersteigen versuchten. Achim von Arnim betrachtete diese beiden als zwei Orgelspieler, „die beide recht spiellustig sind, doch fällt es erst dem einen ein zu spielen, wenn schon der andere angesetzt, da zieht er ihm die Pfeifen aus und will sie stimmen. Da tadeln die wohl einander, daß jenem nun die Töne fehlen, die er ihm selber ausgezogen, und jener diesen, daß er so ungezogen dazwischen pfeift und stimmt.“ Dieses Übermaß an „musikalischem Talent“ spiegelte vor beider Augen eine Fata Morgana in die Luft, die mit dem Winde kam und mit dem Winde verschwand, ohne Rücksicht auf die sehnstüchtigen Arme, die sich ihr entgegenstreckten.

Sollen wir's gelten lassen, daß ein Genie die Ehe stets genial und deshalb unglücklich treiben muß? Das goldene Gitter, durch das der graue Alltag sich vor dem reichen Geiste abgrenzt, war jedenfalls für Brentano der Umkreis einer eigenen Welt, in der nur er leben und froh sein konnte. Da draußen gingen auch Menschen, die er liebte und bewunderte; aber er konnte sie nur sehen und greifen, wenn sie seinem Standpunkt nahe kamen, bei ihm blieben und sich unterwarfen. Er war sein Leben lang ein in eigenen Netzen gefangener Tyrann, den seine Befreiungsversuche mehr und mehr aufrieben. Der katholische Eichendorff hat sein wahres Bild, zugleich die Tragik seines ganzen Lebens erkannt, wenn er sagt: „Eben darin liegt die eigentümliche Bedeutung Brentanos, daß er das Dämonische in ihm nicht etwa, wie so viele andere, beschönigend als geniale Tugend nahm oder künstlerisch zu vergelstigen suchte, sondern beständig wie ein heidnisches Fatum gehaßt hat, das ihn wahrhaft unglücklich machte.“ Wir werden heute den richtigen Grundton dieser Worte dahin umgestalten, daß wir nicht in dem sogenann-



ten „Dämonischen“ den Fluch dieses Lebens sehen, wohl aber in dem Vernichtungskampfe, der niemals einsah, daß er nur sein eigenes Selbst zerstörte.

Sophie Mereau sagte einmal ihrer Freundin Charlotte von Ahlefeld, das Leben mit Clemens bringe Himmel und Hölle mit sich, meist aber das letztere. Im Briefwechsel der beiden haben wir jetzt die Zeugen für beides. Glühende Liebe und höhnende Kälte stehen so nahe beisammen, daß sie oft ihre Standpunkte verwechseln und der unermüdliche Liebhaber einen Satz vollendet, der mit kühler Ironie begonnen wurde. Nur der Tod konnte den ewigen Mißklang zerschneiden, und tat's.

Im November 1806 starb Sophie Mereau bei der Geburt eines Kindes. „Da hörte ich Sophie schwer, schwer atmen: sie sagte: ‚Lebt mein Kind?‘ und starb, und die Erde starb, alles starb! und ich schrie: ‚Arnim! Arnim!‘ und rang die Hände nach Deinem Bild. Und Schwarz und Zimmer und Fries trugen mich zu Görres auf das Schiff, und Görres drückte mich fest, fest ans Herz, und ich schrie immer: ‚Sophie, das Herz ist zerbrochen!‘ — Den andern Tag brachte mich Görres bis Darmstadt.“

Der Größe des Anfangs entsprach das Ende. Die Schatten sanken zurück, und vor Brentanos Augen verklärte sich das Bild der Toten und begleitete ihn bis in seine letzten Lebensjahre. „Wenn ich sonst so traurig war,“ schrieb er 1809 an Arnim, „über den Irrtum und die naseweise Weisheit, die alle Herzen bricht, so konnte ich die festen Füße Sophies umarmen, die so rüstig über die gebärende und begrabende Erde hinwanderten. Mit einem Lächeln, mit einem Ernst siegelte sie meine trauerschwankenden Gedanken. Ich sah sie, sie war bei mir, ich hatte sie in den Händen. Mein Leben war wahr, denn ich hatte es wohl gefühlt, daß ich nicht ohne sie leben konnte, und ich konnte den Schmerz ertragen, viele Sonnen untergehen zu sehen. Denn sie mußte mir alles sein: ich hatte sie erlebt und erliebet.“

(Anlaßlich der erstmaligen Veröffentlichung der Briefe Sophie Mereaus und Clemens Brentanos durch Heinz Amelung im Inselverlag.)

## P. A.

Von Fritz Eckert.

Ein paar Stunden Peter Altenberg-Lektüre. Gibt es noch immer verdrossene Leser, die seine Bücher ärgerlich zuklappen? Die von der Gedankenstrichliteratur, von affektierter Lyrik, aufgelöst in bequeme Prosa, von der Kaffeehausgröße P. A. faszeln? Leidet man noch immer an dem Vorurteile, daß ein Schwächling einen unerhörten Kultus mit der Frau treibt?

Es ist nicht notwendig, ihn zu verteidigen. Sein Wesen, seine romantische Seele, sind uns so selbstverständlich geworden, daß man jede andere Form seiner geistigen Wirksamkeit als unwahr, als Untreue gegen sich selbst empfinden würde. Dabei hat man das Gefühl: Dieser Peter Altenberg, der so seltsam spricht, ist der klügste, der raffinierteste, der gütigste Lebensbeobachter. Hört nur, wie er die Männer warnt, ihre Frauen allzulange nach dem „Flügerl“ ausspähen zu lassen, wie milde er Sünden entschuldigt, mit welcher Herzenskraft er das Menschliche am Verbrecher herausarbeitet. Alle, die in der Öffentlichkeit stehen und Gerichtstag über ihre Nächsten halten, sollten seine Studien über „Kindermißhandlungen“ lesen: Staatsanwälte, Richter und Gerichtssaalreporter. Namentlich letztere müßten von ihm lernen, wie sich das Schreckhafte, das Abstoßende durch die Form veredeln läßt. Dann finde ich, daß jede Kulturgeschichte Wiens ein Bruchstück bleibt, wenn sie darauf verzichtet, ein paar farbige Bilder den Skizzenbüchern Altenbergs zu entlehnen. Ganze Straßenzüge werden lebendig, wenn er aus einem Grabenkiosk dem Wiener Leben nachschaut.

Er hat keine Quadersteine für den Dom der Menschheit geliefert, aber mit farbigen Mosaiken schmückte er die Innenräume. Es sind glitzernde, aus Staub und Schutt aufgelesene Steinchen, die wertloser Zierat wären, wenn sie nicht ein harmonischer Geist zu kleinen Bildern gefügt hätte. Und alles Flüchtige, das in uns blitzt und flimmert, hat er im Gleichnis festgehalten, uns Ahnungen gegeben, daß darin Urzellen der großen Tragödien des Lebens verborgen sind. Zugleich



sentimental und ironisch, weiterfahren und naiv entgeht er der Gefahr, an der Gewöhnlichkeit seiner Stoffe zu scheitern. Hinter seinen Tränen ist ein Lächeln des Verstehens verborgen, und durch sein Spotten zieht ein leises Weinen. Seine Sprachkultur ist das Ergebnis unermüdlichen Künstlertums. Sie ist aus den Bedürfnissen und Eigenarten eines Geistes hervorgewachsen, der selbst in lyrischen Stimmungen nach einer philosophischen Formel fahndet. Nicht durch seine skizzenhafte Form, sondern durch die Eindringlichkeit und die Pracht seiner Werke ist er der überzeugende Miniaturenkünstler unserer Tage geworden.

Ohne es mit jenen zu halten, die seine gelegentlichen Narretelen vergöttern, und, ihm nachäffend, die Genrebilder der Wirklichkeit verzärteln, darf man Peter Altenberg als einen Verfeinerer alles dessen begrüßen, was zwischen

Banalem und Erhabenem in der Mitte liegt. Er selber faßt seine literarische Mission nicht unbeschelden auf und legt sie in dem Worte nieder: „Das Privilegium des Dichterherzens höre auf durch den Fortschritt der Kultur des allgemeinen Menschenherzens.“ Und das ist ihm wahrhaftig gelungen: im Mittelreiche des Geistes goldene Lichtspuren zu ziehen.

Es war wenig freundlich, anläßlich seines fünfzigsten Geburtstages den Dichter an seinen Kahlschädel zu erinnern und ihn zu höhnen, weil er als tagesscheuer Schläfer allnächtlichen Gewohnheitsfreuden erliegt. Seine erleuchteten Stunden sind darum nicht wegzulösen. Und ich habe mir am Festtage seine „Märchen des Lebens“\*) aufgeschlagen.

\*) Verlag S. Fischer, Berlin.

Schluß des redaktionellen Teiles.

### Alle Manuskript- und Büchersendungen

an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 83.

Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 83; für Österreich-Ungarn: Dr. Felix Braun in Wien. — Expedition für Österreich-Ungarn bei Hermann Goldschmidt, Wien I, Wollzeile 11. — Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76. — Druck von G. Bernstein, Berlin SW. 68, Zimmerstr. 94.

Preis M. 1.00, kl. Tube M. —.60, Oesterreich-Ungarn Kr. 1.50, kl. Tube Kr. 1.00



seit sechzehn Jahren von Aerzten und Zahnärzten ständig empfohlen  
P. BEIERSDORF & Co., HAMBURG  
LONDON E. C., Idol Lane 7—8. Vertrieb für U. S. A. Lehn & Fink, NEW YORK









BRUNO SCHMITZ / ENTWURF EINES BISMARCKDENKMALS FÜR HAMBURG





13. HEFT.

25. MAERZ.

1909.

## Krieg?

Von

• • •

Auf der unteren Donau brausen die Eisschollen dem Meere zu, auf den Balkanpässen schmilzt der Schnee. Das sind die Tage, in denen sich dort unten fast immer die Frage, ob Krieg ob Frieden, entscheidet. Sind die Felder einmal bestellt, dann läßt der Balkanbauer die Ernte nicht leicht verfaulen (und neun Zehntel aller Serben nährt der Ackerbau). Eine lange Verschleppung des Streites ist unmöglich. Sie wäre für Österreich kostspieliger als der Krieg. Entweder Serbien rüstet ab, oder die österreichisch-ungarischen Divisionen brechen in das Königreich ein.

Gibt es für beide Teile noch ein Zurück? Seitdem Kaiser Franz Joseph zur „Schaffung einer klaren, unzweideutigen Rechtsstellung“ die Rechte seiner Souveränität auf Bosnien und Herzegowina erstreckt hat, also länger als ein halbes Jahr schon dauert die Kriegshetze. Der angeblich so friedliebende Minister des Auswärtigen, Dr. Milowan Milowanowitsch, erklärte im serbischen Parlament: „Mit der Besitzergreifung Bosniens und der Herzegowina drängt Österreich-Ungarn dem ganzen Serbentum in einer näheren oder fernerer Zukunft einen Riesenkampf auf Leben und Tod auf.“ Kann er jetzt noch die mit allen Mitteln aufgestachelte Volkswut wieder in die ruhige Bahn zurückreißen?

Täglich kommen neue Gewehre, Kanonen, Munition. Rußland sorgt dafür, daß das Kriegsmaterial rechtzeitig im Reiche Peters eintreffe. Nachdem Österreich bei der



Türkel das Verbot der Waffendurehfuhr von Saloniki aus endlich durchgesetzt hat, mußte Bulgarien auf einen russischen Wink seine Bahnen dazu hergeben. Wird Rußland, ehe es zu spät ist, den Serben und Montenegrinern ein strenges Halt zurufen oder auch nur zurufen wollen? Ohne die sichere Hoffnung auf die frühere oder spätere Intervention Rußlands hätten die drei Millionen Serben in den beiden kleinen Reichen die Kriegsdrohung gegen die Habsburger-Monarchie nie gewagt. Dem Spruch der Großmächte erklärte Serbien sich fügen zu wollen, aber nur in der Erwartung, daß ihm Rußlands Doppelzüngigkeit jede erwünschte Auslegung gestatten werde.

Und selbst wenn Iswolski, der nur zu gut weiß, daß die Revolution noch unter der Asche glimmt und daß die russische Heeresreorganisation kaum erst begonnen hat, den Serben jetzt klipp und klar jede Hilfe kündigen wollte — ob die Verzweifelten für ihn noch Ohren hätten? Sie hoffen, in höchster Bedrängnis diese Hilfe sich zu erzwingen; wie 1875 die Volksleidenschaft Rußland unmittelbar nach dem serbisch-türkischen Krieg in den Türkenkrieg trieb, so erwarten sie, daß ein serbisch-österreichischer Krieg einen russisch-österreichischen gebären werde. Die russische Diplomatie fängt die Serben immer wieder in ihrem Garn, so oft sie sie auch schon um die Siegesbeute betrogen hat. Auch nach Mukden kann sie sich nicht daran gewöhnen, daß ihre alte europäische Schiedsrichterherrlichkeit vorüber ist, und sie kostet jetzt mit widerlichem Behagen die Situation aus, die Europas Wohl und Wehe wieder einmal in ihre Hand gegeben hat, weil sie als Schildwache vor dem Pulverfaß steht.

Österreich-Ungarn hat den längst mit Geld und Blut erworbenen, sicheren Besitz von Bosnien und der Herzegowina von der Türkei jetzt noch einmal für zweieinhalb Millionen türkische Pfund erkauft. Es kann nur zu einer Konferenz gehen, die diesen Besitz ohne Debatte anerkennt. Nachdem Iswolski aber mit lebenswürdiger Zweideutigkeit auch nach dem österreichisch-türkischen Übereinkommen noch einmal vorge schlagen hat, die Annexion auf der Konferenz zu „beraten“, möchte Serbien, daß diese Konferenz gleich die Autonomie dieser beiden österreichischen Provinzen dekretiere. Das kleine Serbien verlangt von der Großmacht Österreich - Ungarn also schlicht, daß es für all seine Menschenopfer, für all seine Millionen und für seine dreißigjährige Kulturarbeit sich nur mit dem Recht begnüge, das zukünftige Großserbien langsam und sicher vorzubereiten. Ein Österreich, das seiner Machtstellung auf dem Balkan entsagen wollte, wäre im Südosten ein toter Stumpf.

Gewiß, das in fünf Teile zerrissene Serbenvolk, das schon in hundert Schlachten für seine Unabhängigkeit geblutet hat, ist eines der unglücklichsten Völker der Erde; solange es bestehen wird, werden sich seine Splitter zusammensehnen. Nur zu begreiflich, daß gerade im Zeitalter der nationalen Wiedergeburt so vieler Staaten diese Sehnsucht am heißesten brennt. Gewiß, Serbien, das keinen direkten Zutritt zum Meere hat, ist in drückender wirtschaftlicher Abhängigkeit von seinen mächtigen Nach-



barn: Österreich-Ungarn und der Türkei. Gerade in dieser letzten Hinsicht könnte das bewaffnete Bauernvolk selbst bei den magyarischen Agrariern wohl manche Erleichterung seines Lebens durchsetzen. Aber es ist kindlich, Österreich zuzumuten, es solle dem schwer heimgesuchten Volk selbstlose Samariterdienste leisten. Es solle den Chirurgen spielen, der all die schweren Gliederverrenkungen der Weltgeschichte wieder einrichtet und obendrein noch aus seiner Tasche die teure Heilung bezahlt. \*) Wer in der Politik auf Sentimentalität baut, der hat am schlechtesten gebaut.

Verzichtet Serbien auf diese Traumwünsche, auf diese unmöglichen Forderungen nicht, entsagt es ihnen nicht bündig vor Europa auch für späterhin, dann muß Österreich-Ungarn losschlagen. Zu einer förmlichen Erklärung in Wien selbst, die die serbische Dynastie und Regierung daheim der Volksrache preisgeben würde, wird man es nicht pressen wollen. Italiens Vermittelungsvorschlag ist für alle annehmbar. Ist es aber zum Frieden schon zu spät, dann hätte Erzherzog Ferdinand recht behalten, der schon im Oktober die Entscheidung herbeiführen wollte, als Serbiens Waffenkleid nichts als Löcher hatte und ein Feldzug gegen das krieggewohnte Volk zwar nicht „mit einer Musikbande und einer Kompagnie,“ aber immerhin schnell beendet werden konnte.

So unfruchtbar dieser Konflikt ist, für die innere Politik Österreich-Ungarns könnte er von heilsamster Wirkung sein. Ganz abgesehen davon, daß diese Aktion nach langer Zeit wieder die Kraftquellen beider Reichshälften in ein Becken leitet und das Gefühl der Zusammengehörigkeit neu erweckt, muß sie auch die Stellung der Deutschen in Cisleithanien stärken. Gegenüber der Reichsverdrossenheit der Tschechen und ihrer Trabanten wird die unbedingte Zuverlässigkeit der Deutschen wieder zutage kommen: Um Bosniens und der Herzegowina willen, gegen deren Besetzung sie sich bis zur Bewußtlosigkeit spreizten, haben die Deutschen in Österreich mit dem Zusammenbruch der liberalen Linken ihre Hegemonie eingebüßt. Vielleicht erobern sie sich jetzt durch gereifte politische Einsicht und durch ihre Opferfreudigkeit ein gut Teil der früheren Macht zurück.

Noch eins. Die deutschen Staatsmänner könnten die gefährvolle Sache Österreichs nicht mit so unerschütterlichem Vertrauen zu der ihrigen machen, besäßen sie nicht Bürgschaften dafür, daß die österreichischen Machthaber von ihrer verhängnisvollen Mißtrauenspolitik gegenüber den Deutschen im eigenen Lande endlich ablassen, und diesen den Einfluß gewähren wollen, der ihrer kulturellen Kraft und ihren Verdiensten um den Aufbau und die Sicherung des Staates gebührt.

Eine Ungeheuerlichkeit ist es, wenn in dieser Zeit, in der das deutsche Reich mit unanzweifelbarer Treue und entschlossener Bereitschaft hinter dem vereinsamten Österreich steht, die Pöbelangriffe gegen die Deutschen Prags sich noch immer Sonntag

\*) Vgl. Dr. Wladan Georgewitsch, Die serbische Frage. Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.



für Sonntag wiederholen dürfen. Die österreichische Regierung spräche sich selbst das Urteil, wenn sie sogar in diesem Augenblick der Bedrohung von außen nicht den Willen und die Kraft aufbrächte, im Innern die Deutschen vor roher Gewalt zu schützen.

Wie auch immer die Auseinandersetzung zwischen dem Habsburgerreich und dem von so vielen gnädigen Herrn protegierten Kleinstaat sich entscheiden möge, sie hat die beiden großen Militärmächte, die aufeinander noch lange angewiesen sein werden, noch näher verschwistert. Ihr ehernes Zusammengehen wird manches Gelüst zum Angriff, manchen boshaften Plan zertreten. Wenn es zum Kriege kommt, dann wird er nur eine draurige Züchtigung des von Rußland verleiteten Serbenvolks sein. Kommt es nicht zum Kriege, dann hat Deutschland in dieser schwülen Zeit den Vorteil gewonnen, daß sein Bundesgenosse angesichts der möglichen Gefahren seine Rüstung, die ihm von Slawen und Magyaren so lange Zeit knapp genug bemessen worden war, schnell ergänzt und seinen Bündniswert beträchtlich erhöht hat.

---

## Die elsässische Frage.

### Eine Schlußbetrachtung.

Von  
Otto Flake.

### III.

Wie im Anfang hervorgehoben wurde, sind neuerdings auch von deutscher Seite\*) Stimmen laut geworden, die das Eingeständnis verkündeten, daß der Sieger seine neuen Provinzen übernommen habe, ohne die wahren Verhältnisse zu ahnen. Besonders wichtig ist in dieser Beziehung Rechtsanwalt Dr. R u l a n d s Schrift, „Deutschtum und Franzosentum in Elsaß-Lothringen. Eine Kulturfrage“. (Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt 1908), die, von einem Mann völlig unzweifelhafter deutscher Richtung und mit langen Erfahrungen in den politischen Stürmen geschrieben, geeignet ist, die Leser in Altdeutschland in die Frage einzuführen. Ruland gibt die „grundfalsche Anschauung“, die er wie seine Landsleute vom Elsaß gehabt haben, offen zu. „Elsaß und Deutsch-Lothringen

---

\*) Außer der schon genannten Schrift Karl Grubers sei hier Professor Werner Wittichs Abhandlung „Deutschland und französische Kultur im Elsaß“ hervorgehoben. (Illustrierte Elsässische Rundschau II, 1900).



waren im Jahre 1870, kulturell gedacht, keine deutschen Länder mehr. Vielmehr waren sie in dem französischen Vaterlandsgedanken aufgegangen . . . Trotz aller unleugbaren Fortschritte des Deutschtums ist das Land noch nicht deutsch im kulturellen Sinne, geschweige denn im Sinne des Vaterlandsgedankens geworden. Alle politischen und kulturellen Maßregeln, die deutscherseits von einem entgegengesetzten Standpunkte ausgegangen sind, waren verfehlt und sind heute noch verfehlt! Diese Erkenntnis mag für uns hart sein, zumal sie zu der mephistophelischen Schlußfolgerung führt: „Ein großer Aufwand, schmähhch, ist vertan!“ Allein, was hilft, es ist die nackte Wahrheit und wir müssen dem ‚Jungen Elsaß‘ dankbar sein, daß es uns nicht nur diese Wahrheit sagt, sondern uns auch noch von ihr überzeugt! Ich selbst habe lange Jahre in dem erwähnten Irrtum gelebt und — habe manchem meiner politischen Gegner unrecht getan!“

Damit ist erreicht, was unerläßlich war, sollte mit einer Besserung Ernst gemacht werden: das Zugeständnis der eingewanderten Deutschen, daß es überhaupt eine elssässische Frage gibt, daß falsche Maßregeln ergriffen worden sind, daß das Problem nicht ohne weiteres ein rein politisches der Zugehörigkeit ist.

Nun zu den Elsässern selbst. Wenn auch weder der deutsche Kulturgedanke noch der deutsche Vaterlandsgedanke bis heute Boden haben gewinnen können, so gab es doch eine Überlegung, der sich die Gleichgültigsten unter ihnen nicht mehr entziehen können: es ist nicht die geringste Aussicht vorhanden, daß wir wieder vom deutschen Reiche losgetrennt werden, und zu dieser schwerwiegenden Tatsache müssen wir eine Stellung finden: es kann so nicht weiter gehen. Neben dem Gefühl, das nie schwankte, welcher Seite es sich zuneigen sollte, konnte auf die Dauer die Logik nicht unterdrückt werden. Den Mut zu ihr besaß der Kolmarer Joseph Fleurent, als er in der Pariser „Revue politique et parlementaire“ im Februar 1907 seinen seither so vielbesprochenen Aufsatz „L'idée de patrie en Alsace“ veröffentlichte. Es ist eine rein „soziologische“ Studie, die, unbekümmert um Resultate, Ideen gegeneinander abwägt. Der heutige Elsässer, führt Fleurent aus, hat kein Vaterland im national-kulturellen Sinne mehr, kein größeres Ganze, an das er sich anschließt. Er schwebt in der Mitte, sein Fühlen und Denken, seine geistigen Kräfte werden dadurch lau, schwach, kraftlos. „Il est impossible d'être Alsacien seulement, il faut être Alsacien et Allemand ou Alsacien et Français . . . Il est impossible à une province de se passer de patrie intellectuelle, de centre reconnu, auquel elle pourra pulser ses idées, vivifier sa tradition et ses moeurs. Separée de la France, le contact avec sa vie lui devient de jour en jour plus difficile. . . Il me semble qu'on peut déjà maintenant constater une certaine baisse dans la civilisation. La bourgeoisie est parfaitement indifférente aux choses de l'esprit; elle a une incuriosité encore plus grande qu'ailleurs. .“

Diese Sätze lassen nicht verkennen, was im Grunde der Ausweg ist, den die besten, die geistig regsamsten unter den Elsässern einzuschlagen versuchen, um zwischen den beiden großen Kulturen wenigstens zu einer eigenen zu gelangen: eine Sackgasse. Es



wäre an sich nicht undenkbar, daß dieses Zwischenland, wenn es politisch selbständig, etwa ein neutraler Staat wäre, eine gewisse Eigenart ausbilden könnte, derart, daß ein etwas gestelgertes Provinzleben erzeugt würde, dessen Träger die vom französischen und teilweise vom deutschen Nachbar übernommenen Anregungen noch einmal reflektierten, ja die im besten Fall es bis zur literarischen und künstlerischen Blüte der Wallonen brächten. Das wäre nicht uninteressant und nicht unmöglich, wenn sich auch erst lange, lange Entwicklungen vollziehen und zunächst die Fragen der Staatssprache und des Glaubens entscheiden müßten. Aber dieses Ziel ist eine Utopie, weil ihm die Voraussetzung, die politische Selbständigkeit, fehlt und immer fehlen wird. Und ein neuer, völliger Kurswechsel muß diesem so hin- und hergeworfenen Lande erspart werden. Heute aber treibt der Elsässer, soweit er sich noch für geistige Kultur interessiert, Inzucht. Instrukтив ist die Richtung, die der Mittelpunkt der geistigen Elite, die *Revue alsacienne illustrée* (Illustrierte elsässische Rundschau) einschlägt. Dieses Organ, das Muster einer vornehmen Heimatskunstzeitschrift, ist notwendig nach rückwärts gerichtet: in der (französischen) Vergangenheit wurzelt seine Liebe, seine außerordentliche Pietät, seine starken Erinnerungen, und so aufmerksam es auch die jungen Maler und Künstler stützt, es sucht dabei doch immer die Verbindung mit dieser Vergangenheit aufrechtzuerhalten: der Blick auf die Zukunft fehlt, ich meine das ausgeprägte, starke, unbekümmerte Ziel, der Wille zur Entfaltung.

Nein, jene von Fleurent erkannte Logik der Verhältnisse ist unaufhaltsam. Sie ist inzwischen auch von anderen Elsässern anerkannt worden. René Prévôt \*) schreibt: „Laßt uns dieser unsrer Zwitterstellung aus klar erschauter Wesenstiefe endlich bewußter werden“, und Lucien Pflieger: \*\*) „Die Dinge gehen doch ihren Gang, unbehindert von dem Machtwort allzuweiser Schreiber: ich glaube, Fleurent hat recht.“

In den vorgeschrittensten Elsässern also lebt die Überzeugung, daß es das beste ist, sich mit dem Gedanken einer Annahme des deutschen Vaterlandsgedankens vertraut zu machen, in den vorgeschrittensten Deutschen die Überzeugung, daß die elsässische Frage anders als bisher angefaßt werden muß. Das aber ist die Lösung der Krisis, die sich nicht mehr aufhalten lassen wird, sobald die Annäherung beider Parteien sich auch auf die weiteren Schichten ausbreitet. Ihr Gelingen aber hängt von der deutschen Seite ab. In gewissem Sinne also durfte gesagt werden, die elsässische Frage sei heute schon gelöst. Nur greife man diesen Satz nicht heraus und ziehe keine voreiligen Schlüsse.

Alles hat erst noch zu geschehen. Auch die Macht der Logik hat ihre Grenzen. Ruland z. B. erwartet mehr von ihr, als möglich sein wird. Er erweitert seine Untersuchung zu einer Darstellung der materiellen Entwicklung des Landes unter deutscher Herrschaft, zieht die Statistik im weitesten Maße heran, beweist den Elsässern, wieviel

\*) Das deutsch-französische Kulturproblem im Elsaß. W. Süßerott, Berlin 1907.

\*\*) Der Tag, 2. August 1907.



Kilometer mehr Eisenbahn sie heute als zu Napoleons III. Zeit haben, was die Post, die Stauweiher, die Schule für Fortschritte gemacht haben. Man darf solche „Pioniere des Deutschtums“ nicht überschätzen. Wessen Herz unwillig ist, der liest diese Zahlen und verhärtet sich doch so lange gegen sie, als er nicht freiwillig anerkennen will. Darum wurde hier auch keine Apologie der deutschen Verwaltung gegeben. Die Grenzen dieser Machtmittel hat Professor Wittich jüngst in einem viel bemerkten Aufsatz der *Illustr. Elsass. Rundschau* (1909, 1. Heft), „Kultur und Nationalbewußtsein im Elsaß“ \*) dargelegt. Die Germanisation hat eingesetzt, was sie einzusetzen hatte, mit dem bekannten Erfolg, weil sie bewußt, immer mit der Erwartung der sofortigen Wirkung arbeitete, statt der Zeit und der Macht der Verhältnisse alles zu überlassen und nur für die **Einhaltung der großen Linien** zu sorgen.

Diese großen Linien sind: die unzweifelhafte Zugehörigkeit des Elsasses zum Deutschen Reich, die Gleichstellung seiner Einwohner, ungeachtet ob sie Altelsässer oder Neuelsässer, also Neudeutsche oder Altdeutsche sind. Wenn der Deutsche nicht hätte germanisieren wollen, wäre heute das Land (im wesentlichen) germanisiert. So wird es erst in zwei Generationen so weit sein, vorausgesetzt daß die neue Auffassung bald in Wirklichkeit umgesetzt wird. Die Mittel aber sind außerordentlich einfach: Zurückhaltung, Takt, Gerechtigkeit. Die letztere ist am einfachsten herzustellen, weil sie durch einen Namenszug zu erreichen ist: die Gleichstellung der Elsässer mit den übrigen Deutschen, des Elsasses mit den übrigen Bundesstaaten, die Aufhebung der Reichskuratel. Sie wird den Elsässern, die schließlich keine Tschechen von tatarischer Kulturlosigkeit und Pöbelhaftigkeit sind, den guten Willen der Regierung zeigen, zugleich aber — und das sollte dieser den Schritt erleichtern — ihnen auch die endgültige Einverleibung in das Deutsche Reich und Kulturgebiet dokumentieren. Von diesem Entschluß hängt alles ab. Für unbeteiligte Leute ist die Politik manchmal ein Rätsel, ein Schieben mit imaginären Hindernissen, eine Berücksichtigung imaginärer Bedenken. Es kommt immer nur auf die großen Linien an, auf Festsetzung des Maximums und Minimums, worin auch die Natürlichkeit des Bismarckischen Handelns bestand. Bedenken religiöser Art etwa dürften einen solchen Schritt nicht beeinflussen. Als ob nicht jeder andere unserer Bundesstaaten solche internen Kämpfe ohne Gefährdung seiner Zugehörigkeit zum Reiche zu bestehen hätte! Heute besitzt das Land eine so zahlreiche altdeutsche Bevölkerung, daß irgendwelche ausschließenden Bestrebungen der Einzelheimischen nicht zu befürchten sind.

Die beiden anderen notwendigen Eigenschaften, Zurückhaltung und Takt, werden vorderhand noch schwerer fallen, wenigstens im täglichen Leben der einzelnen, aber auch da ist alles nur eine Frage der Zeit. Mit jedem Jahr fühlt sich der Deutsche mehr als moderner Mensch, gewinnt er an Kultiviertheit, verliert er an den Eigenschaften aus

---

\*) Auch als Broschüre erschienen.



der Kleinstaatzeit her: Einmischung und Aufdrängen. Die nächste Aufgabe ist, in der elsässischen Bevölkerung das Gefühl für die Notwendigkeit des Anschlusses an Deutschland zu stärken, und das erreicht man dadurch, daß nicht seine Züchtung versucht wird. Ist erst einmal die Bereitwilligkeit größer geworden, dann erlangen auch die äußeren Machtmittel des Staates, seine Pflege von Schule, Landbau, Verkehrsmitteln usw. Bedeutung, dann wird, und ich bin darin einer Meinung mit den jüngsten Ausführungen Professor Wittlichs, die äußere Zugehörigkeit, die ja Tausende von Beziehungen im täglichen Leben bedingt, auch die innere langsam, unmerklich erzeugen.

Das wird das Ende der elsässischen Frage sein. Aber es sei noch einmal betont, der Weg ist lang und bei unserem deutschen Charakter schwierig. Vor allem muß das stärkste Hindernis der Versöhnung, die Abneigung des elsässischen Familienlebens gegen die Berührung mit dem deutschen, beachtet werden; die Elsässerin der höheren Schichten ist völlig in französischen Auffassungen aufgegangen. Es wird wohl viel Wasser den Rhein hinunterfließen, ehe das Endziel erreicht ist.

Ich habe meine Ausführungen eine *Schl u ß b e t r a c h t u n g* genannt, weil ich der Überzeugung bin, daß nunmehr die Schriftsteller erreicht haben, was sie suchten: die Zurückführung der elsässischen Frage auf die Grundideen, die immer allein eine Bewegung ausmachen. Da die lang entbehrte Klarheit nun gefunden ist, überlassen wir das Problem, an dessen Lösung wir glauben, sich selbst. Je weniger man von ihm in Zukunft hören wird, um so verheißungsvoller.

---

## Matkowskys Tod.

Von

Paul Wiegler.

Sein Letztes bleibt der sophokleische Ödipus, den er mit dem Atem des Verhängnisses beschwingte. Von innerster Qual sprachen die Augen, die unsichtbare Tränen weinten, die durchfurchten Züge, betroffen hielt man vor diesem Bild eines auf den Tod Verwundeten. Abend für Abend gab er dann, im Lehnstuhl sitzend, den Ritter in Wildenbruchs waffenlautem Stück. Er mußte vom Harnisch befreit werden, Als Götz versuchte er den Rest seiner Kraft. Bei den Proben hinderte ihn die Ermüdung. Slech, schwerfällig stand er nachts, wenn die Leute aus dem Theater gingen. am Gendarmenmarkt, um seine Frau abzuholen. Wenn ihn jemand begrüßte, erschrak er. „Ich darf ja noch keine große Rolle spielen“, flüsterte er tonlos. Er ließ sich zu neuer Kur bereden, er entschloß sich zur Abreise. Die Sanatorien sollten ihm helfen, ein Elektropath und wieder Sanatorien. Als er dumpf und matt den fünf-





BRUNO SCHMITZ · FESTHALLE IN MANNHEIM







zigsten Geburtstag gefeiert hatte, ist er in der Gestalt des Orest zurückgekehrt. Der Wille, der umsonst sich aufbäumte, zerbrach, das schwelende Feuer erlosch. Durch das Haus hallte die Klage eines Taumelnden, „dem eine Götterhand das Herz zusammendrückt, den Sinn betäubt“. Drei Monate währte die Agonie. Er muß gestorben sein wie Robert Guiskard, der „gekrümmte Tiger“, der im Fiebertraum die Zinne von Konstantinopel vor sich sieht.

Mit ihm starb der deutschen Tragödie das, was die Ästhetiker die Größe der leidenden Person nennen oder das Kontrastgefühl des Unterganges, die Illusion des Singulären. Gesteigert brachte er uns noch einmal das beherrschte Toben der Instinkte entgegen. Ein naiver Tatmensch ragte in unsre graue Welt, ein Harmonischer beglückte unsre Schwäche und Zerrissenheit. In seinen Blicken flammte die Sonne, sein Lachen war wie der helle Morgen. Wer in Trauer seiner gedenkt, den umdrängen die rührenden Vorstellungen der Sage. Er schritt daher wie Siegfried, der das Geheimnis des Waldes versteht, oder wie Volker, der treue. Zärtlich war sein Sinn, stolz und schlicht, von Melancholie umwoben. Kaum, daß ihm in der Entfaltung bewußt ward, welche Lasten seine Schultern trugen. Er tollte sich in Dramen, die andern eine Mühsal waren, leicht und unbesorgt. Wo seine Vorgänger erstarrten, hob er sich erst zum Siegesflug. Auf seine phantastischen, vom Leben berauschten Carlos und Mortimer folgten seine Helden, wie Statuen anzuschauen in ihrer drohenden und milden Schönheit. Ein Wunderland öffnete sich: sein Shakespeare, in dessen Tyrannen und geheiligte Könige sein Blut strömte. Sein Coriolan, sein Marc Anton, sein Macbeth ließen uns erglühen und erbleichen. Diese Stirn war prädestiniert für die Krone, dieser Arm für das Schwert. Dann aber fand Matkowsky wie im Traum den Dramatiker des dritten Reiches, in dem sich die Vision vom Heldentum vollendet, der Kronen und Schwerter zerschlug. Und zaudernd, von höchsten Ahnungen, von erstem Sehnen nach Frieden befallen, wurde er Kandaules, der an der Grenze steht. Es wiederholte sich die Wandlung, mit der sein einst maßloser, nun in edler Parsifaltorheit geläuterte Sigismund erschütterte. Die Melancholie vertiefte sich zum Schmerz. In den Jaromir sogar, die stürmischste Explosion dieses späteren Matkowsky, schlich sich ein Ton erlösungssüchtiger Menschheit. Bis aus dem Grübler Wallenstein die objektive Ruhe eines Schöpfers mit kindlicher Seele sprach, der über sich selbst hinausgewachsen war und gefestigt sein Schicksal erwartete.

Hundert Zungen haben den „Genialischen“, seine Macht und Naivetät bespöttelt. Er war stürmisch und schamhaft wie Kleist, der Dichter, dessen Wesen er mit unvergleichlicher Intuition erfaßt hat. Sein Trotz hat die Jugend einer ganzen Zeit bewegt. Das romantische Preußen hat seinen Herold verloren. Ein Hamlet liegt auf der Bahre, doch kein Fortinbras ist da, der ihm die gebührenden Ehren erweist.



## Bruder Jucundus.

Novelle

von

Anatole France.

Autorisierte Verdeutschung von Friedr. v. Oppeln-Bronikowski.

(Schluß.)

Als Bruder Jucundus von seinem Gerüst herabstieg und den Kreuzgang und das Beinhaus durchschritt, kniete das Volk, wo er vorüberkam, nieder. Die Weiber gaben ihm ihre Kindlein, daß er sie segnete, oder reichten ihm Münzen und Rosenkränze, daß er sie berührte. Etliche rissen Fäden aus seiner Kutte, vermehrend, daß sie genäsen, wenn sie sie wie Reliquien auf die schmerzhaften Stellen legten. Guillaumette Dyonis folgte dem frommen Vater ebenso leicht, als ob sie ihn mit ihren leiblichen Augen sähe. Simone la Bardine schleppte sich schluchzend hinterdrein. Sie hatte ihre gehörnte Haube abgelegt und sich ein Taschentuch um den Kopf geknüpft.

Also schritten sie zu Dritt durch die Gassen, auf denen Männer und Weiber, die von der Predigt kamen, Feuer vor ihren Häusern entzündeten, um ihren Kopfputz und die Aitraunenwurzeln darin zu verbrennen. Doch als Bruder Jucundus bis zum Flusse gelangt war, setzte er sich unter eine Ulme, und Guillaumette Dyonis trat auf ihn zu und sprach:

„Frommer Vater, durch Offenbarung erfuhr ich, daß Ihr in dies Königreich gekommen seid, um Frieden und Eintracht darin wiederherzustellen. Ich habe selbst mancherlei Offenbarungen über den Frieden des Landes empfangen.“

Dann sprach Simone la Bardine also:

„Bruder Jucundus, ich wohnte in einem eigenen Haus in der Rue Saint-Antoine nahe der Place Baudet, welches das schönste und reichste Viertel von Paris ist. Ich hatte ein Schlafzimmer, mit Matten belegt, Truhen voll Brokatstoff und Kleider, mit Grauwerk verbrämt, drei Laden voll. Ich hatte ein Federbett, eine Tresur\*) mit Zinngerät geziert, und ein kleines Buch, darinnen man die Geschichte unseres Heilandes abgebildet sah. Doch seit den Kriegen und Plünderungen, welche das Reich zerrütten, verlor ich alles. Die Buhler kommen nicht mehr zur Kurzweil nach der Place Baudet. Doch die Wölfe kommen, um die kleinen Kinder zu fressen. Die Burgunder und die Engländer sind ebenso schlimm wie die Armagnacs. Soll ich Euch begleiten?“

Der Mönch blickte die beiden Mädchen eine Weile lang schweigend an. Und in der Meinung, daß Jesus Christus sie ihm selbst zugeführt hätte, nahm er sie als Büberinnen an, und fortan folgten sie ihm allerorten, wohin er ging.

\*) Kredenztsch. D. U.



Jedweden Tag predigte er dem Volke, bald bei den Unschuldigen, bald an der Porte Saint-Honoré oder in den Hallen. Doch er verließ die Stadtgrenze nicht, von wegen der Armagnacs, die das ganze Land rings um die Stadt durchstreiften. Durch sein Wort bekehrte er die Seelen zur Frömmigkeit. Und nach der vierten Predigt, die er in Paris hielt, nahm er zu Büsserinnen Jeanette Chastenier, das Weib eines Tuchhändlers am Pont au Change, und eine andere Frau, namens Opportuna Jadoin, welche die Kranken im Spital pflegte und nicht mehr jung war. Desgleichen nahm er in seine Gemeinschaft einen Gärtner der Bischofsstadt auf, einen Jüngling von ungefähr sechzehn Jahren, namens Robin, welcher an Händen und Füßen die Nägelmale der Kreuzigung trug und an allen Gliedern von heftigem Zucken befallen ward. Dieser Knabe sah die Heilige Jungfrau leibhaftig, hörte sie sprechen und roch die Düfte ihres glorreichen Körpers. Sie hatte ihn mit einer Botschaft für den Regenten von England und den Herzog von Burgund betraut.

Inzwischen drang das Heer des Herrn Karl von Valois in die Stadt Saint-Denis ein. Und fortan wagte niemand mehr vor die Stadt zu gehen, um Trauben zu ernten, noch in die Gemüsegärten, welche die Ebene nördlich der Stadt bedeckten. Die Teurung ward groß. Die Einwohner von Paris litten grausam. Und sie waren sehr aufgebracht, dieweil sie sich verraten wähnten. In der Tat hieß es, daß gewisse Leute, insonderheit Mönche, von Herrn Karl von Valois bestochen seien und auf den Augenblick harrten, um Unruhen zu stiften und den Feind in einer Stunde des Schreckens und der Verwirrung in die Stadt zu lassen. Von diesem Gedanken verfolgt, der vielleicht nicht ganz falsch war, gingen die Bürger, die auf den Wällen Wacht hielten, hart um mit allen verdächtig aussehenden Leuten, die sie nahe bei den Toren fanden und die sie auf die geringsten Anzeichen hin beargwöhnten, daß sie den Armagnacs Zeichen gäben.

Am Donnerstag, den 8. September, erwachten die Bewohner von Paris ohne Furcht, vor dem nächsten Tage angegriffen zu werden. An diesem Tage, dem 8. September, feierte man nämlich Mariä Geburt, und es war Brauch beider Partelen, die das Königreich zerrissen, die Feste unsres Heilands und seiner seligen Mutter zu achten.

An diesem heiligen Tage also vernahmen die Pariser beim Verlassen der Messe, daß die Armagnacs ungeachtet der Heiligkeit des Festes vor die Porte Saint-Honoré gerückt seien und das Bollwerk, das dieses Tor schützte, in Brand gesteckt hätten. Und man meldete, daß die Leute des Herrn Karl von Valois zur Stunde mit Bruder Richard und der Jungfrau Johanna auf dem Schweinemarkt stünden. Am Nachmittag vernahm man durch die ganze Stadt und auf beiden Flußufern den Ruf: „Rette sich wer kann! Der Feind ist eingedrungen! Alles ist verloren!“ Dies Geschrei drang bis in die Kirchen, wo die Frommen die Vesper sangen. Sie flohen entsetzt und liefen in ihre Häuser, um sich zu verbergen. Die aber, welche gerufen hatten, waren Sendlinge des Herrn Karl von Valois. Und fürwahr, in nämlichen Augenblick stürmte die Kompagnie des Marschalls de Rais die Mauer nahe bei der Porte Saint-Honoré. Die Armagnacs hatten in Karren große Reisigbündel und



Hürden mitgeführt, um die Gräben auszufüllen, und mehr denn sechshundert Leitern zum Erklettern der Mauer. Die Jungfrau Johanna, welche mit nichts so war, wie die Burgundischen wähten, denn sie führte im Gegenteil ein erbauliches Leben und einen keuschen Wandel, saß ab und stieg als erste in einen Graben, der leicht zu durchschreiten war, denn er war trocken. Doch alsbald war man den Pfeilen und Schleuderkugeln ausgesetzt, die dicht von den Mauern herabregneten. Und man hatte vor sich einen zweiten Graben, der war breit und voll Wassers. Darob waren die Jungfrau Johanna und die Krieger sehr verlegen. Johanna stieß ihre Lanze in den zweiten Graben und rief, man solle Reisigbündel hineinwerfen.

In der Stadt hörte man die Kanonen donnern; die Bürger liefen durch alle Straßen, halb gewappnet, nach ihren Posten auf den Wällen und rannten die kleinen Kinder um. Ketten wurden gespannt und Barrikaden errichtet. Getümmel und Verwirrung war allerorten.

Doch weder Bruder Jucundus noch seine Büberinnen wurden es gewahr, denn sie sorgten sich nur um himmlische Dinge und sahen das eitle Treiben der Menschen nur für ein Spiel an. Sie zogen durch die Straßen, das „Veni creator Spiritus“ singend, und riefen: „Betet! Die Zeiten sind nahe!“

Also schritten sie in schöner Ordnung die Rue Saint-Antoine hinunter, die von Männern, Weibern und Kindern erfüllt war. Zur Place Baudet gelangt, brach sich Bruder Jucundus Bahn durch die Menge und stieg auf einen großen Stein, der an der Türe des „Gasthofes zur Sau“ war und den Herr Florimond Lecoq, der Gastwirt, zu benutzen pflegte, wenn er sein Maultier bestieg. Herr Florimond Lecoq aber war Sergent im Châtelet und gehörte zur Partei der Engländer.

Und Bruder Jucundus predigte dem Volke vom Steine der Sau herab und sprach also: „Säet, Ihr guten Leute, säet Bohnen in Fülle, denn der, der da kommen wird, wird bald kommen.“

Mit den Bohnen, die gesät werden sollten, meinte der gute Bruder die frommen Werke, die es sich zu vollbringen geziemte, bevor unser Heiland auf den Wolken käme, um die Lebenden und die Toten zu richten. Diese Werke aber sollten unverzüglich gesät werden, denn bald würde die Ernte sein. Guillaumette Dyonis, Simone la Bardine, Jeanne Chastenier, Opportuna Jadoin und Robin der Gärtner standen um den Mönch herum und riefen: „Amen!“

Doch die Bürger, die sich dahinter in großer Zahl drängten, spitzten das Ohr und runzelten die Brauen, denn sie vermeinten, der Mönch verkündige den Einbruch Karls von Valois in seine gute Stadt Paris, über die er — so wähten sie — den Pflug wollte gehen lassen.

Indessen fuhr der gute Bruder in seiner evangelischen Predigt fort:

„Einwohner von Paris!“ sprach er, „Ihr seid schlimmer denn die römischen Helden.“

Der Lärm der Kämpfer, die von der Porte Saint-Denis her schossen, mischte sich



mit der Stimme des Bruders Jucundus und erschütterte die Herzen der Einwohner. Man schrie in der Menge: „Nieder mit den Verrätern!“

Im selbigen Augenblicke waffnete sich Herr Florimond Lecoq in seinem Wirtshause. Auf den Lärm hin kam er herabgeeilt, ohne seine Beinschienen angeschnallt zu haben. Da er den Mönch auf dem Prellstein erblickte, fragte er:

„Was sagt der gute Pater?“

Mehrere Stimmen antworteten:

„Er sagt, daß Herr Karl von Valois in die Stadt dringen wird.“

„Er ist gegen die Pariser.“

„Er will uns betrügen und verraten, wie Bruder Richard, der jetzt mit unsren Feinden reitet.“

Doch Bruder Jucundus antwortete:

„Es gibt weder Armagnacs, noch Burgundische, weder Franzosen, noch Engländer, sondern nur Kinder des Lichts und der Finsternis. Ihr seid Hurer und Eure Weiber sind Metzen.“

„Ha! Apostat! Zauberer! Verräter!“ schrie Herr Florimond Lecoq.

Und sein Schwert ziehend, stieß er es in die Brust des guten Bruders.

Der Mann Gottes ward bleich und sagte mit schwacher Stimme noch:

„Betet, fastet, tut Buße, und es wird Euch vergeben, Brüder . . .“ Dann erstickte seine Stimme in einem Blutstrome und er stürzte auf das Pflaster.

Zwei Ritter, Sir John Stewart und Sir George Morris, stürzten sich auf den Leichnam und durchbohrten ihn mit mehr denn hundert Dolchstößen, indem sie schrien:

„Lang lebe König Heinrich! Lang lebe der Herr Herzog von Bedford! Auf! Auf gegen den Dauphin! Auf gegen die tolle Jungfrau der Armagnacs! An die Tore! An die Tore!“

Und sie rannten nach den Mauern und rissen Herrn Florimond und die Volksmenge mit.

Nur die frommen Frauen und der Gärtner umringten den blutigen Leichnam. Simone la Bardine hatte sich zu Boden geworfen, küßte die Füße des guten Bruders und trocknete sein Blut mit ihren Haaren auf. Doch Guillaumette Dyonis erhob stehend die Arme gen Himmel und sprach mit glockenreiner Stimme:

„Meine Schwestern, Jeanne, Opportuna, Simone, und du, mein Bruder Robin der Gärtner, auf, denn die Zeiten sind nahe! Die Seele des guten Bruders hält mich an der Hand und wird mich leiten. Darum müßt Ihr mir folgen. Und wir wollen zu denen, die sich grausam bekrlegen, sprechen: „Umarmt Euch. Und so Ihr Eure Waffen gebrauchen wollt, so nehmt das Kreuz und zieht allesamt zum Kriege wider die Sarazenen“. Kommt, meine Schwestern und mein Bruder.“

Jeanne Chastenier raffte einen hölzernen Pfeil vom Boden auf, zerbrach ihn und machte ein Kreuz daraus, welches sie auf die Brust des guten Bruders Jucundus legte.



Dann folgten die frommen Frauen, und mit ihnen der Gärtner, der Guillaumette Dyonis, die sie durch Straßen, Plätze und Gassen führte, gleich als hätten ihre Augen das Tageslicht erschaut. Sie gelangten bis zum Fuße der Wälle und bestiegen auf der Treppe eines unbewachten Turmes die Mauer. Man hatte nicht die Zeit gehabt, sie mit hölzernen Brustwehren zu versehen. Also schritten alle ungedeckt. Sie gingen bis zur Porte Saint-Honoré, die in Staub und Rauch gehüllt war. Dort stürmten die Leute des Marschalls de Rais. Ihre Bolzen flogen hageldicht über die Wälle hin. Sie warfen Reisigbündel in den breiten Wassergraben. Und die Jungfrau Johanna stand auf dem schrägen Wall, der den großen Graben vom kleinen schied und rief: „Ergebt Euch dem König von Frankreich!“ Die Engländer hatten entsetzt die Mauerkrone geräumt und Tote und Verwundete zurückgelassen. Guillaumette Dyonis ging erhobenen Hauptes voran, den linken Arm vor sich hinstreckend. Und mit der Rechten bekreuzte sie sich fromm. Simone la Bardine folgte ihr zunächst. Dann kamen Jeanne Chastenier und Opportuna Jadouin. Robin, der Gärtner beschloß den Zug; sein Körper ward von einem inneren Leiden durchzuckt und er zeigte die Wundmale seiner Hände. Sie sangen Psalmen. Und Guillaumette sprach, sich abwechselnd zur Stadt und nach dem Lande zu wendend: „Brüder, umarmt Euch untereinander. Lebt in Frieden. Aus dem Erz Eurer Lanzen schmiedet Pflugschare.“

Kaum hatte sie also gesprochen, als von dem Rondengang, auf dem eine Bürgerkompagnie daher marschierte, und von dem Walle, auf dem sich die Söldner der Armagnacs drängten, die Schmähungen und Pfeile auf sie zufliegen.

„Metze!“

„Verräterin! Hexe!“

Indessen sie die beiden Parteien ermahnte, das Reich Christi auf Erden zu gründen und in Unschuld und Liebe zu leben, traf sie eine Schleuderkugel gegen die Brust. Sie taumelte und fiel hintenüber.

Die Armagnacs und die Burgundischen brachen um die Wette in Gelächter aus. Nachdem sie ihr Kleid über ihre Füße gezogen, rührte sie kein Glied mehr und gab die Seele auf, den Namen Jesus seufzend. Ihre Augen blieben geöffnet und blickten glasig.

Wenige Augenblicke nach dem Tode von Guillaumette Dyonis kehrten die Pariser in großer Zahl auf die Mauer zurück und verteidigten hartnäckig ihre Stadt. Johanna die Jungfrau ward durch einen Armbrustschuß am Beine verwundet, und die Truppen des Herrn Karl von Valois zogen sich in die Kapelle Saint-Denis zurück.

Was aus Jeanne Chastenier und Opportuna Jadouin ward, weiß man nicht. Man erfuhr nie wieder von ihnen. Simone la Bardine und Robin der Gärtner wurden am nämlichen Tage von den Bürgern der Wache auf den Mauern verhaftet und dem geistlichen Gericht überliefert, das einen Prozeß gegen sie anstrebte. Die Kirche erkannte Simone als Ketzerin und verurteilte sie zu heilsamer Buße bei Wasser und Brot. Robin ward der Zauberei überführt, und da er in seinem Irrtum beharrte, auf dem Domplatz lebendig verbrannt.

---



## Bruno Schmitz.

Von

Hans Schliepmann.

Es ist noch gar nicht so lange her, daß der Architekt für das große Publikum wieder unter die Künstler eingerückt ist. Für Malerei und Bildnerei mußte man Anteil wenigstens heucheln; „von Architektur verstehe ich zu wenig“ galt aber noch vor zwanzig Jahren eigentlich für ein Bekenntnis besonders vornehmer Seelen, die's mit den Kulturfragen ernst nahmen und das Gewicht ihrer Meinung und Verantwortlichkeit fühlten. Aber man muß sagen: die Architekten selbst waren an diesen Verhältnissen schuld. Sie hatten aus ihrer Kunst eine Gelehrsamkeit gemacht, sie mühten sich, möglichst täuschend die Sprache einer Vorzeit statt der eigenen zu sprechen und haderten obenin noch gegeneinander, ob der griechische, der mittelalterliche oder der Renaissancestil die einzig würdige „Formensprache“ für unsere Baukunst wäre.

In diese Zeit des Rezeptenwesens, der Nachbetung und der Furcht vor jeder Tabulaturverletzung, fiel leuchtend wie ein Meteorit der Entwurf des am 21. November 1858 in Düsseldorf geborenen Architekten Bruno Schmitz zum Nationaldenkmal für Victor Emanuel in Rom (1883). In einem internationalen Wettbewerb hatte in dreimaligem Ringen ein deutscher Künstler einen ersten Preis davongetragen — und man darf sagen, daß sein Entwurf den jetzt in der Ausführung begriffenen des Italieners Sacconi an Schönheit noch übertraf. Zuerst war's nationaler Stolz, vielleicht auch nur Eitelkeit, was plötzlich die Blicke auf den Sieger lenkte. Dann kam dazu die Verblüffung: Ein Mann von sechsundzwanzig Jahren! Man hatte solange die Baukunst für eine gelehrte Kunst, eine Kunst der grauen Haare gehalten, den Patriarchen nur folgte gemessene Verehrung. Und jetzt also ein Künstler in einem Alter, in dem man sonst höchstens den ersten Band anständiger Lyrik herausbringt! — Und endlich erschien der Entwurf selbst in einer akademischen Kunstaussstellung: Ja, das war ja auch Lyrik, nur — heroische! Das war ja Schwung und Größe und Reichtum: ein Gedicht in Massen und Linien! Dazu ein Vortrag! Diese Wucht der Kohlezeichnung, aus der es sprach: Nichts das Einzelwerk, alles die großen Rhythmen! — „Ja, das verstehe ich ja, das finde ich ja ohne Hirnverrenkung wirklich schön!“ sagte sich der Laie. Und er merkte sich den Namen. Der Künstler aber sorgte, daß er nicht in Vergessenheit kam. Tastend zunächst und manchen Prüfungen in Künstlers Erdenwallen ausgesetzt. Dann ein Sieg, der wieder aller Welt Augen auf ihn richtete und auch dem nüchternen Daseinskampf eine glückliche Wendung gab: erster Preis im internationalen Wettbewerb und Ausführungsauftrag für das Kriegerdenkmal in Indianapolis, im Jahre des Kaisersterbens. Nun aber war es Schmitz, der die Stimme fand, vom alten Kaiser Weißbart



in Stein und Erz zu reden. Zunächst freilich wieder nur in den wuchtigen Linien und Schatten seiner Kohlezeichnungen, der Handschrift, die keines Wettbewerbes Anonymität wieder verschleiern konnte, die Sieg auf Sieg fast spielend zu erringen schien, wo die Mitstrebenden peinlich genaue Tuschstriche und hundert Farbentuben aufwandten, um sich über das Mittelmaß emporzuarbeiten. Zwar: die Zahl Gleichstrebender, hervorragender Kräfte wuchs: um so rühmlicher der Sieg. Zunächst also das große Ringen um das Berliner Kaiserdenkmal, das so trübe in Theatralik ausgehen sollte. Mit dem Kyffhäuserdenkmal (1896) kam dann die erste große Ausführung. Wer da weiß, daß erst die Verwirklichung des Entwurfes die eigentliche, letzte Lehrmeisterin des Baukünstlers ist, der ermißt, was dieser Sieg für Schmitz bedeutete. Ein Unterschied fast wie zwischen Träumen und Leben liegt zwischen Entwerfen und Ausführenlassen! Diese zweite Lehrzeit setzte sich beim Kaiserdenkmal für die Porta Westfalica fort: sie zeigte sich beendet bei dem für das Deutsche Eck in Koblenz (1897), das wir ohne Bangen für die monumentalste Denkmalschöpfung Deutschlands, ja in ihrem Zusammenwirken von Natur, Bildhauerei und Architektur vielleicht für einzig in der ganzen Welt dastehend bezeichnen können. Nur New Yorks Freiheitsstatue und Hamburgs Bismarckdenkmal behaupten sich neben ihm.

Blicken wir nun aber den Weg zurück, den Schmitz als Denkmalskünstler gegangen, so finden wir, fast zu eigener Überraschung, daß seine Werke nicht durch „Urzeugung“ entstanden sind, sondern sich aus der Zeit entwickelt haben, mit der Zeit und ihren höheren Zwecken gewachsen sind. Auch Schmitz begann als ein „Tektone“, im Glauben an das Alleinnormative der Antike, nur daß ein gütiges Geschick ihn nicht durch acht Semester hinter ein Reißbrett in irgendeiner technischen Hochschule genagelt, sondern zunächst auf die Düsseldorfer Kunstakademie und dann sehr bald in ein Meisteratelier (das Riffarths, des Erbauers der neuen Akademie daselbst,) geleitet hatte. So blieb ihm die Phantasie unverkümmert und ungeschult. Sein Victor-Emanuel-Denkmal arbeitet noch durchaus mit dem ganzen mehr oder minder gebrauchsfertigen Apparat von Säulen, Gesimsen, Tabernakeln, Stylobaten usw. der gleichzeitigen Kunstrichtung. Was ihm den Sieg errang, war, daß nicht die Formen den Gedanken, sondern dieser jene gemelstert hatte, war die Kraft und die Lust zu fabulieren, war die machtvolle innere Musik, die ungekünstelt und verschwenderisch aus dem Werke hervorströmt. Von da ab nun aber ist jedes Werk mehr ein Eindringen in das Wesen des Monumentalen, eine grandiose Vereinfachung der Motive und der Linien, ein weiterer Schritt auf dem Wege, ganz als Plastiker, nicht als Reißbrettkünstler zu schaffen. So ist er denn in dem leider unausgeführten Bismarck-Denkmal für Hamburg ganz von allem architektonischen Apparat abgekommen; nur die wie aus Stein gewachsene Gestalt sollte einem riesigen Bautastein vergleichbar wirken. Gewiß grandios gefühlt und ungewöhnlich, aber nicht absonderlich. Das bloß Seltsame sucht er nie, denn er weiß: immer mehr sich selbst zu finden und zu geben, ist der natürlichste Weg zur Eigenart. Diese Eigenart ist in seinem Gedankeninhalt, die der Formensprache folgt ihr von selbst, wie des Dichters Stil aus seinem Wesen ohne





HANS VON MARÉES , DER SIEGER (ZEICHNUNG)







Absicht hervorsprißt. Die neue Note, die er anschlug, war lediglich — Größe; sie aber war uns auch mehr als alles verloren gegangen. Wir haben sie jetzt wieder. Schmitz ragt nicht mehr allein aus einer Wüstenel des Eklektizismus empor. Dicht neben ihn stellen sich die jungen Künstler: Kreis, Billing, Dülfer, Fritz Schumacher, Franz Brantzky, Otto Reutters u. a. Immerhin: Schmitz schlug zuerst wieder lebendiges Wasser aus dem Felsen; und er hat — um mit Walter Rathenau ganz real zu reden — den Vorsprung. Der wird ihm verbleiben. Dabei ist Schmitz kein Revolutionär, war es nie.

Während er aber aus der Zeit heraus zu schaffen begann und immer mehr sich selbst fand, während er die Wiedergeburt einer deutschen Monumentalkunst herbeführte, entstand eine ganz anders geartete Bewegung unter unseren Schöpfern angewandter Kunst. Sie kamen vom Kleinen, um zum Großen emporzuklimmen. Sie empfanden das Drückende der Überlieferung und suchten den Ausdruck der Gegenwart. Sie hatten vielleicht alles etwas zu viel Willen zur Eigenart und zu wenig rechte Aufgaben für große Kräfte. Aber diese großen Kräfte waren unleugbar da und begannen sich zu betätigen. Eckmann, van de Velde, der allzufrüh im Dogma Starrgewordene, Olbrich, Behrens, mit Berlepsch, Riemerschmid, Pankok, Möhring, Grenander, Huber, Bruno Paul und anderen im Verein haben allerdings eine Kulturaufgabe ersten Ranges auf sich genommen und, wenigstens im Kerne, auch schon zu bewältigen begonnen. Und doch: wie erschwerten sie sich den Weg! Kein Wunder, daß neben ihnen die großen Vermittler, die beiden Seidl, Theodor Fischer, Messel, Thiersch, Littmann, Ludwig Hoffmann-Berlin, Schulze-Naumburg und Grässer zu reichem Wirken gelangten! Sie führten den bequemen, ja, den natürlicheren Pfad hinan. Und am Ende dieses Weges stehen jetzt wirklich schon Werke, die so neuartig sind, wie die besten Werke früherer Zeiten es für ihre Zeit waren.

Zu jenen Vermittlern nun gehörte ursprünglich auch Schmitz. Wir sahen, wie er bei seinen Monumentalbildungen vom Überlieferten ausging und allmählich zum Eigensten kam. Diese Entwicklung hatte sich schon vollzogen, als die „Revolution vom Einfachen her“ einsetzte. Schmitz war schon Einer, als Eckmann und van de Velde auftraten. Damit war es ausgeschlossen, daß er nun zu deren Fahnen überging; schon weil er viel mehr Empfinder als Theoretiker war, vielleicht weil sein rheinländisches Temperament zu lebendig an der Gegenwart hing, als daß er ihren Strömungen Trotz entgegengesetzt hätte, weil er, mit einem Worte, wie jeder große Künstler, — naiv schuf.

So ist er denn den Weg vom Überlieferten zum Eigenen, den er als Monumentalbildner schon zurückgelegt, noch einmal auf dem Gebiete der eigentlichen Baukunst gegangen, wo es „Wohnungen für Menschen“ zu bauen galt. Denn es ist ein ganz gewaltiger Unterschied — fast wie zwischen Synthese und Analyse — zwischen dem völlig freien Phantasieschaffen der Denkmalskunst und dem unter tausend praktische Bedingungen gestellten Entwerfen des Architekten. Für diese mußte der Schritt vom Kleinen ins Große, den die Revolutionäre gingen, auch von Schmitz noch einmal getan werden. Er tat ihn, indem er „so für sich hin ging“. Ohne Absicht und Gewalttätigkeit. Er wollte



nie — vielleicht von einer Ausnahme abgesehen — originell sein; er wollte nur der Aufgabe und sich selbst genug tun.

So ging er, wie bei der reichen Villa des bekannten Stollwerk bei Köln oder bei dem Konzerthaus „Rosengarten“ in Mannheim, von der Formensprache des Barock aus, das ebenso dem Charakter unserer üppigen Zeit als dem Zuge von Bruno Schmitz zu lebenssprühender Wirkung reichbewegter Formen entspricht. In dem unvergeßlich schönen Forum aber, das er für die Berliner Gewerbe-Ausstellung 1905 schuf, verwandte er mit ebensolcher Unbefangenheit Hochrenaissance-Motive, namentlich spanische. Und auch jetzt noch, da er in gleich noch zu erwähnenden Schöpfungen völlige Eigenart gewonnen, zwingt er diese der Aufgabe nicht auf. Hat er doch sogar für das ihn augenblicklich beschäftigende große Werk, das aus der Reiß'schen Millionenstiftung zu erbauende Museum in Mannheim, ein völlig durchgearbeitetes Projekt von reifster moderner Fassung aufgegeben, weil dies Museum das Gegenstück zu dem Rosengarten-Gebäude an dem großen, fast ganz von Schmitz geschaffenen wundervollen Platz der Augusta-Anlage bilden wird, und weil schließlich die Einheit der Platzwirkung dem Künstler höher stand als die Entfaltung besonderer Originalität. So wird dies Reiß-Museum im Äußeren völlig dem Rosengartenbau gleichen, wodurch dann freilich das Platzbild eine Harmonie erreichen muß, die es über alle modernen Lösungen der gleichen Aufgabe weit hinaushebt.

Es sei bei dieser Gelegenheit der anderen Platzanlage gedacht, die Schmitz künstlerisch zu gestalten versuchte, des oben angedeuteten einzigen Falles, wo Schmitz bewußt durch „Originalität“ zu wirken suchte: bei der Berliner Oranienbrücke. Hier hielt er für diese Stelle allerbanalster Mietskasernenöde das Herausfallen aus der Umgebung für die einzige Möglichkeit künstlerischer Wirkung; die vier ragenden Lichtmasten sollten die Platzmitte mit der wuchtigen Brücke, ihren sphinxartigen Endbildungen zu einem „Werk an sich“ herausheben; wie Bildungen eines phantastischen Traumes auf lautem Markte aber bleiben sie für mein Empfinden; die Geringfügigkeit des Brückleins vertrug die Steigerung ins Monumentalste nicht recht. Doch mag nun dies Werk dem Künstler minder gelungen oder dem Betrachtenden noch zu fremdartig sein: es steht eigentlich nur in Einem auf der großen Linie der Entwicklung von Bruno Schmitz: in der Annäherung und Verschmelzung zwischen Architektur und Plastik, in der Schaffung scheinbar beseelter, lebendiger Steinbildungen. — Auch der Rhythmus der Antike und der mittelalterlichen Kunst spricht, singt sogar. Aber es ist kein individualisiertes Leben in diesen Kunstweisen, nichts von organischem Aufgehen zwischen den Architekturformen und den schmückenden Werken der Plastik; erstere bleiben Sockel, Wand für letztere; die gebundene Kunst bleibt Dienerin der freien. Erst das Barock schmilzt die harten Formen des Steines, damit die Plastik als Gipfelung des Werkes so naturgemäß der Architektur entblühe wie dem Stengel die Blume. Und hier ist der innere Grund, der Bruno Schmitz, vielleicht zunächst ganz instinktmäßig, zum Barock hinzog. Dessen Formen aber waren ihm deshalb auch minder bedeutsam als dessen Denk- und Empfindungsart. Wie frei



schaltend und losgelöst von aller Schablone der Künstler diese Denkweise gerade bei einer allernmodernsten Aufgabe, der Lösung eines großstädtischen Geschäftshauses, betätigte, zeigt vielleicht kein Werk reizvoller als der kleine graue Bau Friedrichstraße 167-168 in Berlin. Hier bewies Schmitz, daß er ebensogut einmal ein Meister des Zierlichen wie des Gewaltigen sein kann. Wie ein Goldarbeiterwerk, so elegant und zierlich, aber auch so lebendig und einheitlich wirkt diese geradezu einen neuen Typ schaffende Fassade, bei der alles neu und aus einem Guß — nein, Wachstum erscheint. Denn das Bezauberndste an diesem Werk ist, daß es alle architektonische Schwere abgestreift hat und wie ein plastisches Werk von schwellenden Formen zu blühen und zu leben scheint; daß es so auf eigenem Wege die Ziele des Spätbarock und Rokoko erreicht, ja hinter sich läßt. —

Eine Reihe von Villen, darunter seine eigene in der Charlottenburger Sophienstraße, in der unaufdringlichen Vornehmheit und Grazie der Erscheinung unter Verzichtleistung auf jede äußerlich aufgeklebte Schmuckform eine reife Schöpfung, liefert weitere Beispiele, wie Schmitz die überkommenen Formen mehr und mehr zurückläßt, wie er nicht ein Bauglied als bloße Floskel anwendet, sondern jede Aufgabe aus ihrem Wesen von innen heraus gestaltet und verlebendigt; und, je spezifischer modern deren Anforderungen werden, desto moderner erscheint auch ihr Gewand. Bei dem noch viel zu wenig gewürdigten „Papierhaus“, einem größeren Geschäftshaus in Berlin, Dessauerstraße 2, namentlich in dessen Hof, ist die Loslösung von aller Überlieferung völlig vollzogen. Moderner Tatsachensinn spricht nur noch durch die einfachsten Linien, die sich aus den Elementen des Baues, Fenster, Pfeiler, Erker von selbst ergeben, die Kunst aber durch deren unübertreffliche Abstimmung. Alles ist wie ein Organismus — dem Zwecke nach ein ernster — gegliedert, aus sich selbst, ohne Schmuck schön. In diesem Hause liegen die Keime zu den Motiven, die Schmitzens reichster Schöpfung ihren größten Zauber leihen: zum „Haus Rheingold“. Diese nun zu würdigen, erforderte eine besondere längere Betrachtung. Nur kurze Hinweise müssen hier genügen, zumal das Werk nachgerade als allgemein bekannt vorausgesetzt werden kann. Den Tadlern zunächst zwei Sätze: Wo ward gleich umfangreiche, verwickelte und aufwändige Schöpfung jemals in der Frist von kaum einem Jahre bezwungen? Während der Bau schon im Gange war, mußten erst alle Einzelheiten, alle Innengestaltungen, ja alle Konstruktionen gezeichnet werden: War dabel Zeit, etwa Verfehltes nachzubessern? — Und dann: Nicht als allgemeine „Fütterungsanstalt mit Musik“, zu dem jetzigen, allerdings völlig „stilwidrigen“ Zweck hat Schmitz die Räume erfunden. Ein edelstes Festhaus wollte er schaffen. Nur nach diesem Programm, das an äußeren Umständen erst in letzter Stunde scheiterte, darf man das Werk beurteilen. Das Ergebnis solchen Urteiles kann nur Bewunderung sein. Hier soll nicht erst bei der Fülle neuartiger Lösungen von Einzelheiten verweilt werden, bei der üppig orchestrierten Sinfonie des großen Saales, der sich in jedem Reisehandbuche mit drei Sternen verzeichnet fände, wenn er irgendwo im Auslande erbaut wäre. Nur auf die nunmehr ganz bewußte Durch-



führung des Schmitz'schen Bildungsprinzipes muß hier verwiesen werden, das seiner Neuartigkeit wegen noch immer nicht willig genug nachgefühlt wird: die Ausschaltung alles landläufig Ornamentalen, aller ins Kleine gehenden Gliederungen und die Herausgestaltung allein der Schönheit des Organismus. Man möchte vergleichend sagen, daß bisher die Architekten bekleidete, auch wohl schön kostümierte Gestalten schufen, Schmitz dagegen die Schönheit der nackten Gestalt. Wieder ist es also seine Richtung aufs Plastische, die hier nur nicht aufs Gaziöse und Liebliche, sondern aufs Grandiose und Ernst-Feierliche gestimmt ist. Und diese Richtung hat ihn im Verein mit dem kongenialen Bildhauer Franz Metzner zu einer ganz neuartigen Einreihung der Plastik (im eigentlichen Sinne) in die Architektur geführt. Fiel das „Ornament“ fort, wurde der plastische Organismus das Ziel, so mußten dessen Gipfelungen eben in Plastik ausmünden. Es ergab sich eine Anknüpfung an urälteste — assyrische und ägyptische — Gestaltungsweise, die uns in neuem Gewande plötzlich ganz „unerhört“ scheint, und denn auch von den Schnellfertigen im Urteil genügend zurückgewiesen worden ist, in der aber vielleicht mehr „Unausgemünztes“ steckt als in irgendwelchen anderen neuen Bildungsprinzipien unserer modernen Architekten. Es gilt nur, einmal sich mit der Vorstellung wieder zu befreunden, die ja doch bei näherem Zusehen der klassischen Antike noch durchaus vertraut war — man denke an Kentauren, Sphinxen, Löwentischfüße und ähnliches —, daß auch die menschliche Gestalt einmal bloß Objekt spielender Phantasie sein könne, wie man bisher die Pflanzenform benutzte. Man wird dann leicht erkennen, daß es sich bei dem Schritt vom Pflanzen- zum — sagen wir keck „Muskelornament“ um einen erstaunlichen Gewinn an — Maßstab handelt. Es ist plötzlich wieder möglich geworden, mächtige Betonungen als ein einziges einheitliches Motiv zu gestalten; man denke an die großen mystischen Kaiserbilder an den Schmalseiten des Hauptsaaes im „Rheingold“, die nur wie große, dumpfe, langausgehaltene Posaunenstöße wirken sollen. Das bisherige „Schmuckwerk“ hätte das niemals hergegeben. Die Vergrößerung des einzelnen Pflanzenmotives hat ihre Grenze; die Renaissance hat das bald genug gefühlt; dem Bedürfnis, einen schweren einheitlichen Punkt für den Rhythmus des Baugebildes zu haben, mußte schließlich das Wappen genügen. Man vergleiche, wie Wallot unter dem Hauptportikus des Reichstagsbaues dies Motiv gewaltsam zu monumentaler Größe zu steigern suchte! Und war auch noch dies Wappenmotiv nicht umfangreich genug, so kam die Säule, der Tabernakel, nicht mehr als organisches Glied, sondern nur noch als Iktus im Rhythmus zur Verwendung. Damit aber war von vornherein ein Unorganisches, ja Phrasenhaftes in die Baukunst gekommen, denn das organische Gebilde, der Strukturteil ward bloßer Rhythmus, Schmuck. Und bei aller Steigerung des Maßstabes konnte solche Verwendung doch nie die Monumentalität erreichen, die in der einfachen Riesenwand — Palazzo Strozzi oder Palazzo Pitti — lag oder gar erst in den Riesenfiguren ägyptischer und assyrischer Kunst.

Man wird staunen, wie Schmitz, der als eigentlichster Monumentalkünstler dazu geboren war, diesen Unterschied zu fühlen und den unschätzbaren Wert des vergessenen



Bildungsprinzipes wieder auszumünzen bei seiner eigentlichen Lebensarbeit, dem Leipziger Völkerschlachtdenkmal, aus diesem Bildungsgesetz zu Wirkungen gelangen wird, die an mystischer Feierlichkeit, Wucht und Eindringlichkeit alles hinter sich lassen, was die Denkmalskunst bisher geschaffen. Bis dahin wird alles Reden über Bruno Schmitz nur Provisorium bleiben müssen.

## Bekenntnisse von Marées.

In weit höherem Grade als andere modernen Bilder sind gerade die freskenartigen Gemälde von Marées' Künstlerbelichten, die von unablässigem Ringen erzählen. Gerade bei ihm erscheint es notwendig, auch den schriftlich niedergelegten Anschauungen und Prinzipien, die Marées' Freunden und Verehrern, wie Conrad Fiedler oder seinem Schüler Karl von Pidoll, anvertraut hat, aufmerksam zuzuhören, um so eine Ergänzung und Klärung seines künstlerischen Torsos zu finden. Als ein gänzlich Einsamer ist Marées in einer künstlerisch verflachten Zeit seinen Weg gegangen, und er hat die volle Tragik des Bildners empfunden, dessen Zeitgenossen nur das Fertige und unmittelbar Gegenständliche gelten lassen wollten.

„Die wahre Produktion,“ schreibt er einmal, „ist die Quintessenz des Erlebten und Erfahrenen. Wem dies gelingt, der lebt zweimal, was bei diesem kurzen Leben doch nicht übel ist, und wem es gelingt, dies mit der höchsten Kraft und in allgemeinverständlicher Art zu tun, der lebt fort in seinen Werken . . . . Die Zeiten sind schlecht und die Kunst wird immer mehr brach liegen. Und leider liegt fast die einzige Hoffnung für eine bessere Zukunft derselben darin, daß sie in dem heutigen verrotteten Geschmack und albernen Dilettantismus gänzlich ersticke. Das Unkraut ist zu hoch aufgeschossen, als daß gesunde Keime gesehen und gepflegt werden könnten. Die gänzliche Beziehungslosigkeit wirkt allerdings lähmend genug und untergräbt die Tatkraft. Immer wieder von neuem bedarf es eines heldenmütigen Elans, immer wieder entrollt der tückische Marmor. Wenn unter solchen Umständen ähnlich Gesinnte sich nicht gegenseitig fördern und halten wollten, so wäre das Unglück wirklich groß, und man möchte Hoffnung und Arme sinken lassen, und doch sind leider auch von dieser Einsicht nur wenige durchdrungen.“

Dieser halb verzweifelte Stimmung, die einen empfänglichen, empfindlichen und reizbaren Menschen (es sind Marées' eigene Worte) ergreift, stehen glücklichere Lebenssituationen gegenüber, in denen er den Kopf hoch trägt und eines endlichen Triumphes gewiß ist: „Es ist etwas in mir, was mich immer und immer wieder über jeden traurigen Zustand erhebt. Und dieses Etwas ist nichts anderes als meine unmittelbare Beziehung zum Reiche der Erscheinung, wenn auch nicht ein Verstehen, so doch ein fortwährendes



Fühlen und Ahnen des Göttlichen, oder wie man's nennen will, in der Schöpfung. Darum kann ich auch, und wenn die ganze Welt den Kopf dazu schüttelt, still und geduldig meinen Weg gehen, und es dünkt mir wohl der Mühe wert zu sein, daß auch einmal einer sein ganzes volles Dasein diesem Nachgehen hingebe. Die Gunst oder Ungunst der Zeiten kommt dann gar nicht mehr in Betracht; die endliche Errungenschaft wird von nicht abzusehender Wirkung sein, nicht von geräuschvoller, sondern positiver folgenreicher. Mit einem Wort: ich sehe ein endliches Ziel, mag es nun nahe oder fern sein, das gilt ganz gleich; es handelt sich zunächst nicht darum, es zu erreichen, sondern sich ihm zu nähern, ja es genügt schon, den ernstlichen Willen zu haben, sich demselben zuzuwenden.“

\*

Ein rascher Blick in die Werkstatt und die Arbeitsweise von Marées läßt uns die spezifisch artistische Art, wie er diesen Zielen nahe zu kommen suchte, deutlich erkennen. Marées betrachtete die Arbeit an der Bildtafel nur als Ersatz für das Fresko, in dem er den Gipfel der malerischen Kunst sah. Und das einmal, weil der Künstler genötigt sei, sein ganzes Wollen und Können in eine große Synthese zusammenzufassen. Sodann sei die Wandmalerei, im Gegensatz zum Tafelbild, in günstiger Weise an die Umgebung gebunden, für die es von vornherein bestimmt sei.

Marées' Kunstprinzipien beruhen auf dem Bestreben, mit seinen Bildern einen größtmöglichen Wahrscheinlichkeitseindruck hervorzurufen. Sie wurzeln in einem Realismus, der sich von der bloßen Naturnachahmung abwendet und aus einem hoch entwickelten Seh- und Vorstellungsvermögen hervorgeht. Er verschmähte es durchaus, den natürlichen Widerstand des Materials durch handwerksmäßige Übungen und Geschicklichkeiten, durch eine Art routinierter Mache, zu überwinden. Er ging in seiner Malerei von dem natürlichen normalen Menschen aus und andererseits vom architektonischen. Für ihn stand die Farbe im Dienste der Form- und Raumbildung. Aus diesen Grundsätzen heraus sind auch die folgenden künstlerischen Aphorismen von ihm geprägt worden:

„Alle Farbe ist relativ und in erster Linie von ihrer Nachbarschaft abhängig. In der Natur wechselt sie außerordentlich mit jeder Stunde des Tages und mit den unaufhörlichen Veränderungen der Atmosphäre, durch welche das Sonnenlicht dringt. Hinsichtlich der Farbe kommt alles auf feinste Nuancen an. Farben-Erfahrungen an der Natur lassen sich nur durch freie Beobachtung machen. Im Kunstwerke kann die Farbe nur frei verwendet werden.“

\*

Farbe ist Licht. Wo Farbe ist, ist also Licht, ein Farbiges niemals finster, sondern nur eine Abstufung zur Dunkelheit, ein Ton. Töne bringen in der malerischen Darstellung die plastische Form, die Illusion des Raumes zustande.

\*



In der Natur ist alles farbig. Auch die tiefsten Schatten sind koloriert. Also ist überall Licht. Demnach muß die Darstellung ihre absoluten Dunkelheiten für kleinste, zeichnerisch verwendete Portionen sparen.

•

Jede satte Farbe hat schattigen Charakter. Also ist das offene Licht der Natur immer helldunkel.

•

Im Helldunkel ist Gelb höchstes Licht und Grün allemal dunkel. Daher der warme Generalton guter Bilder.

•

Grau entsteht im Halbdunkel durch Mischung oder Übereinanderlegen komplementärer Farben. Farbiges Grau zeigt den Meister.

•

Die nackte menschliche Figur steht in Ansehung ihres Kolorites gegen beinahe alle anderen Naturerscheinungen zurück, am meisten gegen den strahlenden Glanz der Luft, aber auch gegen die satten Töne der Vegetation und des Erdbodens, ja schließlich gegen jede Blume. In der wirklichen Erscheinung ist aber der Mensch für diesen Nachteil durch ein anderes entschädigt: Er bewegt sich und zeigt in den Bewegungen das feine Spiel seiner Organisation. Weil wir nun in der Darstellung, den Bewegungen, welche wir den Figuren geben, so einrichten müssen, daß das Verharren in denselben natürlich aussehe, so dürfen wir kein Mittel versäumen, den Figuren zum Scheine jenes Lebens zu verhelfen, das sie in der Wirklichkeit auszeichnet. Wir werden also auch die ganze Kraft des formbestimmenden und belebenden Kolorites einsetzen, um ihnen das gebührende Übergewicht zu geben.“

## Erinnerungen an Gogol.\*)

Von

Iwan Turgenev.

Ich wurde bei Gogol durch Michail Semenowitsch Schtschepkin\*\*) eingeführt. Ich erinnere mich noch an unseren ersten Besuch: es war am 20. Oktober 1851. Gogol wohnte damals in Moskau, auf der Nikitskaja, in Talysins Hause, beim Grafen Tolstoj. Wir kamen um ein Uhr mittags und wurden sofort empfangen. Sein Zimmer lag neben dem

\*) Wir veröffentlichen diese Erinnerungsblätter anlässlich des hundertsten Geburtstags Nikolaj Gogols, den die russische Welt am 31. März (2. April) dieses Jahres feiert. Turgenev lernte Gogol ein Jahr vor dessen Tode kennen (+ 4. März 1852).

\*\*) Der berühmte russische Schauspieler 1798—1868.



Korridor, rechts. Wir traten ein — und ich erblickte Gogol, der mit der Feder in der Hand vor dem Pulte stand. Er trug einen dunklen Rock, eine grüne Sammetweste und ein braunes Beinkleid. Eine Woche vorher hatte ich ihn im Theater gesehen, bei der Aufführung vom „Revisor“; er saß in einer Loge des ersten Ranges direkt neben der Tür, und mit nervöser Unruhe, den Kopf vorgestreckt, schaute er auf die Bühne, über die Schultern zweier dicker Damen, die ihn vor dem neugierigen Publikum schützten. Mich wies auf ihn der neben mir sitzende F. hin. Ich drehte mich rasch um, um ihn anzusehen; er hatte wahrscheinlich die Bewegung bemerkt und rückte in die Ecke. Ich war überrascht, wie sehr er sich seit 1841 verändert hatte. Ich traf ihn damals ein paarmal bei Awdotja Petrowna E-na. Zu jener Zeit sah er aus wie ein korpulenter behäbiger Kleinarusse; jetzt machte er den Eindruck eines mageren und abgezehrten Menschen, der vom Leben beträchtlich zerquält ist. Dem ewig eindringlichen Ausdruck seines Gesichts mischte sich etwas, wie verborgener Schmerz, wie traurige Unruhe bei.

Kaum hatte er Schtschepkin und mich erblickt, so kam er uns lustig entgegen und sagte, indem er mir die Hand drückte: „Schon längst hätten wir miteinander bekannt sein sollen.“ Wir nahmen Platz. Ich — an seiner Seite auf dem breiten Diwan, Michail Semelowitsch — im Sessel, neben ihm. Ich musterte seine Züge. Sein blondes Haar, das über die Schläfen fiel, wie sonst bei Kosaken, hatte noch die Farbe der Jugend behalten, es war aber schon ziemlich dünn; von seiner steilen, glatten, weißen Stirn wehte geradezu Intelligenz, wie früher. Seine kleinen grauen Augen sprühten zuweilen vor Lustigkeit — nicht Ironie, sondern Lustigkeit; aber im allgemeinen erschien ihr Blick müde. Die lange, spitzige Nase verlieh Gogols Äußerem etwas Schlaues, Fuchsmäßiges; einen unvortheilhaften Eindruck machten auch seine dicken, weichen Lippen unter dem geschnittenen Schnurrbart; ihre unbestimmbaren Umrisse drückten — so schien es mir wenigstens — die dunklen Seiten seines Charakters aus: beim Sprechen öffneten sie sich auf eine unangenehme Art und zeigten eine Reihe schlechter Zähne; das kleine Kinn verschwand dabei in die breite schwarze Sammethalsbinde. In Gogols Haltung, in seinen Bewegungen war etwas, zwar nicht Professorenhaftes, aber Lehrermäßiges, etwas, was an einen Gymnasiallehrer aus der Provinz erinnerte. „Was bist du für ein kluges, sonderbares und krankes Geschöpf!“ mußte man bei seinem Anblick unwillkürlich denken. Ich erinnere mich, Michail Semelowitsch und ich fuhren auch zu ihm, wie zu einem ungewöhnlichen, genialen Menschen, bei dem im Kopfe etwas nicht recht ist . . . ganz Moskau war dieser Ansicht. Michail Semelowitsch hatte mich gewarnt, mit ihm nicht über die Fortsetzung der „Toten Seelen“ zu sprechen, über diesen zweiten Teil, an dem er so lange und zäh gearbeitet, und den er bekanntlich vor seinem Tode verbrannt hatte; er mochte das Gespräch darüber nicht. Den „Briefwechsel mit den Freunden“ hätte ich auch selbst nicht erwähnt, denn ich konnte nichts Gutes darüber sagen. Im übrigen bereitete ich mich auf kein bestimmtes Gespräch vor — und war einfach begierig, einen Menschen zu sehen,





BRUNO SCHMITZ / HAUS AUTOMAT IN DER BERLINER FRIEDRICHSTRASSE







dessen Werke ich fast auswendig kannte. Es ist schwer, der heutigen Jugend begreiflich zu machen, welcher Zauber damals seinen Namen umgab; auch ist heute niemand da, auf den die allgemeine Aufmerksamkeit so konzentriert sein könnte.

---

Sechtschepkin hatte mir von vornherein erklärt, Gogol sei nicht gesprächig; in Wahrheit war es anders. Gogol sprach viel, lebhaft, betonte und markierte jedes Wort einzeln — und das erschien nicht nur ganz natürlich, sondern verlieh im Gegenteil seiner Rede eine angenehme Wichtigkeit und Eindringlichkeit. Er betonte in seiner Ansprache etwas den Laut o; andere, für das russische Ohr weniger sympathische Besonderheiten der kleinrussischen Aussprache bemerkte ich nicht. Alles kam gut, bündig, geschmackvoll und treffend heraus. Der Eindruck von Müdigkeit, von nervöser Unruhe, den er bisher auf mich gemacht hatte, war verschwunden. Er sprach über die Bedeutung der Literatur, über den inneren Beruf des Schriftstellers, über die Stellung des Autors seinen eigenen Werken gegenüber; äußerte einige feine und richtige Bemerkungen über den Prozeß des Schaffens, über die, wenn man so sagen darf, Physiologie des Dichtens; und all das brachte er in einer originellen, anschaulichen Sprache hervor, ohne — soweit ich es wenigstens wahrnehmen konnte — sich auf das Gespräch vorbereitet zu haben, und das ist ja bei unseren „Berühmtheiten“ sonst gang und gäbe. Es schien mir nur einmal, daß er aus einem geistigen Arsenal sein Material nähme und zwar, als er über die Zensur zu sprechen anfing und sie beinahe billigte, sie hoch stellte, als Mittel, im Autor eine Geschicklichkeit zu entwickeln, die Fähigkeit, sein Werk zu beschützen, Geduld und eine Menge anderer christlicher und weltlicher Tugenden. Auf diese Weise die Notwendigkeit der Zensur zu empfehlen — hieß das nicht die Schlaueit und Verschlagenheit der Sklaverei zu rechtfertigen oder gar zu loben? Ich kann den Vers des italienischen Dichters noch gelten lassen: „*Si, servi slam; ma servi ognor frementi*“, aber die selbstgefällige Ergebntheit und Tücke des Sklaven . . . nein! lieber will ich nicht darüber sprechen. In diesem Spintisieren und Klügeln Gogols äußerte sich nur zu sehr der Einfluß derjenigen allerhöchsten Herrschaften, denen der größte Teil des „Briefwechsels“ gewidmet ist, von denen dieser verstockte und muffige Geist kam. Ich fühlte überhaupt sehr bald, daß zwischen Gogols Weltanschauung und der meinigen ein ganzer Abgrund lag. Wir haßten nicht dasselbe, liebten verschiedenes; aber in jenem Augenblick war das in meinen Augen belanglos. Vor mir stand der große Dichter, der große Künstler, und ich schaute auf ihn, hörte ihm ehrfurchtsvoll zu, wenn ich selbst auch nicht seiner Ansicht war.

---

Gogol kannte wahrscheinlich meine Beziehungen zu Bjelinski, zu Iskander Herzen; er sprach von Bjelinski und seinem Brief an ihn nicht; dieser Name hätte ihm die Lippen verbrannt. Aber zu jener Zeit war im Auslande gerade Iskanders Aufsatz erschienen, in dem er aus Veranlassung des berüchtigten „Briefwechsels“ Gogol den Vorwurf des Verrats an seinen früheren Überzeugungen macht. Gogol selbst lenkte das Gespräch



auf diesen Aufsatz. Aus seinen, nach seinem Tode erschienenen Briefen (oh! welchen Dienst hätte ihm sein Verleger erwiesen, wenn er zwei Drittel davon weggelassen hätte, oder wenigstens all diejenigen Briefe, die an Damen der Gesellschaft gerichtet sind . . . ein ekelhafteres Gemisch von Stolz und Kriecherei, Heuchelei und Eitelkeit, Prophetentum und Speichelleckerei — gibt es in der Literatur nicht!), aus Gogols Briefen wissen wir, welch unheilbare Wunde seinem Herzen das Flasko seines „Briefwechsels“ geschlagen hat, ein Flasko, das von einer der wenigen anständigen Regungen der damaligen Gesellschaft zeugt. Schtschepkin und ich waren am Tage unseres Besuches Zeugen, wie sehr diese Wunde brannte. Gogol begann — mit plötzlich veränderter, hastender Stimme — uns zu versichern, er könne nicht verstehen, warum manche Leute in seinen früheren Werken irgend etwas Oppositionelles erblickten, etwas, dem er nachher untreu geworden sei; er habe immer dieselben religiösen und staatschützenden Ansichten vertreten, und zum Beweis wolle er einige Stellen aus einem seiner vor langem bereits erschienenen Bücher vorführen . . . Mit diesen Worten sprang Gogol mit fast jugendlicher Frische auf und lief ins Nebenzimmer. Michail Semenowitsch konnte nur die Brauen hochziehen und den Zeigefinger heben . . . „So hab ich ihn noch nie gesehen“, flüsterte er mir zu . . .

---

Gogol kehrte mit einem Bande der „Arabesken“ in der Hand zurück und begann einige Stellen aus einem der kindlich-aufgeblasenen und ermüdend-leeren Artikel dieser Sammlung vorzulesen. Ich erinnere mich noch, es war die Rede von der Notwendigkeit einer strengen Staatsordnung, eines absoluten Gehorsams u. s. f. „Sehen Sie,“ beteuerte Gogol, „ich habe auch schon früher dasselbe gedacht, dieselben Ansichten vertreten, wie jetzt! . . . Wieso wirft man mir Verrat vor? . . . Mir?“ — Und das sprach der Verfasser des „Revisors“, einer der negierendsten Komödien, die je auf der Bühne erschienen! Schtschepkin und ich schwiegen. Gogol warf endlich das Buch auf den Tisch und begann wieder über Kunst zu sprechen, über das Theater, erklärte sich mit dem Spiel der Schauspieler im „Revisor“ unzufrieden, sagte, sie hätten „den richtigen Ton verloren,“ und er sei bereit, ihnen die Komödie vom Anfang bis zu Ende vorzulesen. Schtschepkin hielt ihn beim Wort und verabredete auf der Stelle, wann und wo das Vorlesen stattfinden sollte. Da kam eine alte Dame zu Gogol. Sie brachte ihm ein Stück Hostie vom Abendmahl. Wir entfernten uns.

---

Zwei Tage später fand die Vorlesung des „Revisors“ statt in einem Saale des Hauses, wo Gogol wohnte. Ich erhielt die Erlaubnis, daran teilzunehmen. Unter den Zuhörern war auch der verstorbene Professor Schewyrew und, wenn ich nicht irre, Pogodin. Zu meiner großen Verwunderung waren längst nicht alle im „Revisor“ Mitspielenden der Einladung gefolgt: es kam ihnen beleidigend vor, daß man sie belehren wollte. Ebenfalls war keine einzige Schauspielerin erschienen. Gogol schien gekränkt zu sein . . . Er gelzte bekanntlich mit solchen Lebenswürdigkeiten. Sein Gesicht nahm einen mürrischen



schen und kalten Ausdruck an; die Augen lauerten mißtrauisch. An diesem Tage sah er in der Tat krank aus. Er begann zu lesen — und lebte auf. Seine Wangen röteten sich; seine Augen wurden weit und hell. Er las vortrefflich . . . Ich hörte ihn damals zum ersten — und zum letzten Male. Dickens, der ebenfalls vorzüglich vorliest, spielt seine Romane, sein Lesen ist dramatisch, beinah theatralisch: er allein repräsentiert mehrere treffliche Schauspieler, die uns bald zum Weinen, bald zum Lachen bringen; Gogol frappierte mich dagegen durch seine äußerste Einfachheit, durch seine verhaltene Art, durch seine gewichtige und zugleich naive Innigkeit, die sich scheinbar gar nicht daran kehrte, ob Zuhörer da seien und was die dächten. Es schien, als ob Gogol einzig darum Sorge trüge, in einen Vorwurf einzudringen, der ihm selbst fremd war, und seinen eigenen Eindruck am besten wiederzugeben. Die Wirkung war ungeheuerlich — besonders in den komisch-humoristischen Stellen; man mußte unbedingt lachen — gut, gesund lachen; und der Urheber all dieses Gaudiums vertiefte sich immer mehr in seine Tätigkeit, ohne sich durch die allgemeine Lustigkeit beirren zu lassen; er schien sich selbst über sie zu wundern — und nur ab und zu zitterte um die Augen herum und auf den Lippen das verhaltene Lächeln des Meisters. Mit welchem Staunen, mit welcher Verwunderung brachte Gogol den berühmten Satz des Polizeimeisters von den „zwei Ratten“ hervor (ganz am Anfang des Stückes) „Sie kamen, schnüffelten umher und gingen davon!“ — Er sah uns sogar langsam an, als ob er die Erklärung eines solchen erstaunlichen Ereignisses suchte. Da begriff ich erst, wie falsch, oberflächlich, aus dem Wunsche nach Possenrolerei heraus, der „Revisor“ sonst gespielt wird. Ich saß da in eine freudige Rührung versenkt: das war für mich ein wahres Fest. Leider dauerte es nicht lange. Gogol hatte noch nicht die Hälfte des ersten Aktes zu Ende gelesen, als die Türe geräuschvoll aufging, und durch das ganze Zimmer hindurch lief lächelnd und nickend ein noch ziemlich junger, aber schon ungewöhnlich zudringlicher Literat, und nahm ohne ein Wort zu sagen in der Ecke Platz. Gogol hielt inne, schlug mit aller Gewalt auf die Klingel und sagte wütend zum hereintretenden Kammerdiener: „Ich habe dir doch befohlen, niemanden hereinzulassen.“ Der junge Literat rührte sich leise, im übrigen war er keineswegs betroffen. Gogol trank einen Schluck Wasser und fuhr im Lesen fort; aber es war längst nicht mehr dasselbe. Er hastete, brummte vor sich hin, verschluckte das Ende der Worte; manchmal ließ er ganze Sätze aus und machte nur eine ungeduldige Gebärde. Das unerwartete Erscheinen des Literaten hatte ihn verwirrt, seine Nerven hielten sichtlich den leisesten Anstoß nicht aus. Nur noch bei der Szene, wo Chlestakow sich in Lügen verwickelt, belebte er sich wieder und hob die Stimme: er wollte zeigen, wie diese wirklich schwierige Stelle aufzufassen sei. In Gogols Wiedergabe erschien sie mir natürlich und glaubwürdig. Chlestakow wird sowohl durch das Sonderbare seiner Lage, wie durch das ihn umgebende Milieu und die eigene leichtsinnige Fixigkeit hingerissen; er weiß zwar, daß er lügt, glaubt aber selbst an sein Gefasel: das ist etwas wie Inspiration, Sinnenrausch, Schaffensfreude — das ist kein einfaches Lügen, keine einfache Prahlerci. „Im Vorzimmer surren die Bitt-



steller, 35 Tausend Staffetten jagen umher, und dieses dumme Pack hier hält Maulaffen feil; was bin ich für ein geschickter, amüsanter, gesellschaftsfähiger junger Mann!“ Diesen Eindruck machte der Chlestakowsche Monolog in Gogols Munde. Aber im allgemeinen war die Rezitation des „Revisors“ an jenem Tage nichts mehr als eine Andeutung, eine Skizze; und all das kam durch den ungeladenen Literaten, der seine Zudringlichkeit so weit trieb, daß er länger als alle anderen bei dem ermatteten, bleichen Gogol blieb und sich sogar in sein Arbeitszimmer drängte.

Im Korridor nahm ich von Gogol Abschied, ich habe ihn nie wieder gesehen.

(Übersetzt von Frida Iehak.)

## Rundschau.

### Finanzpolitisches.

Von Pluto.

Berlin wechselt die Farbe! Lange Zeit hindurch war diese Börse fester als Wien, Paris und London, am vorigen Montag, gerade am Medio — erlebten wir das Umgekehrte. Wer dann unter dem allgemeinen Drucke z. B. in London verkaufen ließ, wunderte sich, so gut weggekommen zu sein. Nicht, daß es etwa früher in Berlin an einzelnen Angsthäuten gefehlt hätte. Solches ließ sich bereits im Dezember beobachten, als erste Wiener Hände ihre Papiere unausgesetzt an den deutschen Markt brachten. Indessen noch heute sind die Kurse tatsächlich höher als damals! Diejenigen also, die ihre Effekten — haben, verkaufen nicht, weil sie sehen, wie langsam die Mühlen der Politik mahlen, und diejenigen, welche kaufen möchten, rechnen sich aus, daß sie dies im Kriegsfall noch billiger erreichen könnten. Zwischen diesen beiden liegt der Sumpf d. h. die Geschäftsstille, die nur durch die Schachzüge unserer Spekulation unterbrochen wird. Letztere tut dann das, was sie immer in flauen Tagen zu tun pflegt, sie sucht sich für ihre Hausseengagements den Rücken einigermaßen durch Blankoverkäufe zu decken. Das ist bekanntlich am leichtesten in Bankaktien möglich, da ein Schluß von 100 000 Diskontokommandit oder Handelsgesellschaft schon zu

$\frac{3}{4}\%$  niedriger ausgeführt werden kann. Unsere plötzliche Kriegsangst läßt sich schon aus der bloßen Lektüre der Depeschen konstatieren, aber charakteristisch genug wird man über die eigne Empfindung so unbillig, daß neuerdings auch eine gewisse Kritik gegen Österreich Platz greift. Andererseits die Börse pflegt sich immer möglichst lange in Friedenshoffnungen zu wiegen, wie dies vor wenigen Jahren wieder beim Ausbruch des Japanisch-Russischen Krieges der Fall war. Natürlich sind die Kursstürze in Industriepapieren ungleich schärfer gewesen, weil zu der schlechten Politik auch die schlechten Marktberichte kommen und der Gelsenkirchener Concern sich nach neuen 65 Millionen zu Vergrößerungen sehnt. Wann kauft unser Publikum Industrie-Aktien? Sobald es 30% Dividende erhofft! Und wann folgen einander die Verkäufe? Bei 10% Dividende. Heute gibt es aber längst einen festen Stamm von Kapitalisten, die sich für beide Eventualitäten nicht irre machen lassen. Übrigens hat die Versteifung des Geldes an sich jetzt, gegen Quartalsende kaum etwas zu bedeuten. Symptomatischer dagegen ist der Umstand, daß alle die neuen Stadtanleihen nicht mehr ziehen. Vielleicht gibt es Oberbürgermeister, die in der Folge ihre Tatenlust etwas zügeln. Unsere politische Stimmung aber ist keineswegs dadurch geschönt, daß Rußland mit einer zweideutigen Note in Wien überrascht hat. Obendrein geben Leute, die



unsern Gesandten in Bukarest, Herrn v. Kidderlen-Wächter, jetzt auf seiner Reise in Deutschland gesprochen haben, von diesem recht kriegsbesorgte Ansichten wieder.

\* \* \*

Die Schweiz als Getreidekäufer dürfte wahrscheinlich bald in Tätigkeit treten. — Ein Schauspiel ebenso neu, wie in seinen Folgen lehrreich für die ganze moderne Sozialpolitik. Das Spiritusmonopol desselben Staates mit seinem Sechs-Millionen-Ertragnis, dessen man sich bei allem Abscheu vor dem Alkohol dennoch freut, umfaßt ein kleines geschlossenes Gebiet. Indessen ein Getreidemonopol, für das die Demokraten und Arbeiter eintreten und dem sogar der Bund nunmehr geneigt ist, würde eine soziale Fürsorge ersten Ranges darstellen; natürlich immer nur, falls es keinen Mißerfolg gäbe. Im Prinzip scheint dieser Versuch, wie wir ihn einstweilen noch nennen wollen, gesund zu sein, da es sich dabei in erster Linie keineswegs um eine neue Einnahmequelle handelt, sondern um die Aufhebung zahlreicher bisheriger Unzuträglichkeiten. Die Schweizer Mühlen sollen technisch zurückgeblieben sein, so daß die süddeutsche Konkurrenz drückend geworden ist. Deshalb will nun der Staat als einheitlicher Getreidekäufer im Auslande auftreten, den ganzen sehr großen Restbedarf für die Bevölkerung übernehmen, um ihn dann den inländischen Mühlen nutzbringend für beide Teile zu verkaufen. Bekanntlich hat nun Getreide einen Weltmarktpreis, mit dem dann auch ein so gewaltiger Einkäufer wie die Eidgenossenschaft beständig rechnen müßte. Es hätte also eine einzige Kommission die unübersehbare Intelligenz zahlloser Kaufleute an den verschiedensten fremden Plätzen ganz in sich zu vereinen. Und gesetzt, daß ein solches künstliches Uhrwerk weder vor- noch nachgehe, sondern ganz genau funktioniere, warum dies alles? Die Schweizer, welche ihre Äcker zum großen Teil in Wiesen verwandelt haben und auf diese Weise einen außerordentlichen Export jahrein jahraus erzielen, dürfen auch ohne Schaden für ihre Handelsbilanz dem Auslande gute Getreidepreise zahlen.

\* \* \*

Diamantenfabeln werden nunmehr nach mancher Meinung bei uns sorgfältig im Umlauf gehalten. Sie betreffen unsere afrikanischen Steine, die zuerst in der City und dann Monate später von Herrn Dernburg im Reichstage ausgelegt wurden. Inzwischen haben sich die Laien zu einer Art Patriotennähe in dieser Sache verbunden und werden nicht müde, den Wert unserer Kolonien auch an der Hand unserer dortigen Edelsteinschätze hervorzuheben. Da das zu überhohen Kursen verführen könnte, so täte man vielleicht gut, einmal unsere Juweliere darüber zu hören. Denn nicht die Theoretiker und Beamten wissen, was für den Diamantenhandel taugt, sondern immer nur die Händler selbst. Von diesen aber werden Urteile bekannt, die so durchaus pessimistisch klingen, daß es interessant zu erfahren wäre, ob eigentlich Herr Dernburg neben Bijouteriefabrikanten aus Pforzheim und Hanau auch noch ernste Juweliere befragt habe. Sollten letztere wirklich nicht mehr von ihrer angeblichen Feststellung abgehen, daß diese winzigen neuen Diamanten sich niemals im Weltmarkte Eingang verschaffen könnten, — besonders da Amerika ganz andere Ansprüche mache, — so wäre es wohl Zeit, mit einem immer weiter verbreiteten Irrtum endgültig aufzuräumen. Zugegeben, daß wir in Deutschland gegen unsere eigenen Glückszufälle skeptisch zu sein pflegen, so liegt doch hier in diesem besonderen Falle die unausbleibliche Pflicht vor, der Wahrheit auf den Grund zu kommen. Unsere maßgebenden Juweliere sind sämtlich Hoflieferanten, weshalb sie in politischen Dingen den Mund nicht gerne von selbst aufmachen.

\* \* \*

Es wird ein starker Kaffee werden, falls unsere Reichsfinanzreformer mit ihren diesbezüglichen Zollwünschen durchdringen. Natürlich haben sich die Händler sofort gebärdet, als ob sie Elektrizitätsdirektoren wären, d. h. sie sprachen von der bekannten Schädigung des bekannten Allgemeinwohles. Nur daß sie anstatt von der Kraftübertragung von den geheiligten Rechten des brasilianischen Handelsvertrages sprachen. Nun benimmt sich aber Brasilien, wie es hier schon einmal dargelegt wurde, keineswegs sehr gerecht



gegen Deutschland. Denn während wir ihm nicht nur einen Hauptteil seiner Kaffeeernte abnehmen, sondern auch unser bares Geld in seine Eisenbahnen, Provinzial- und Staatsanleihen stecken, gewähren die Herren in Rio bekanntlich nur der Union Vorzugszölle. Zwar könnte ja als Entschuldigung angeführt werden, daß man die brasilianischen Zollbeamten elend genug bezahle, um den Importeuren aus aller Herren Länder die größten Durchstechereien zu ermöglichen, allein offene Mißbräuche heben noch keine gesetzlichen Nachteile auf. Wir brauchten daher auf unser größtes Bezugsland von Kaffee nur wenig Rücksicht zu nehmen, trotzdem eine Abwälzung jener Belastung schließlich auf unsere Konsumenten leider keineswegs ausgeschlossen wäre. Denn die deutschen Händler können doch den Brasilianern mit keinem andern Produktionslande drohen. Die Großen bei uns müßten den Zoll tragen und ihrer Geschicklichkeit, oder richtiger: Festigkeit wird es schon gelingen, sich hierbei auf Kosten der „Kleinen“ zu entschädigen. Bei Massenware ist dies sogar der alte Gang der Dinge!

## Deutsche und Südslawen.

Von Otto Seidl.

Von den südslawischen Stämmen sind den Deutschen die Winden oder Slowenen an der oberen Drau benachbart, während rings um die Mündung der Drau herum — in Sirmien, in der Batschka und im Banat — Deutsche und Serben nebeneinanderwohnen. Den Slowenen oder gar den Serben gegenüber ist das Deutschtum nicht in der bedrängten Lage, in der sich etwa die Deutschen in den Sudetenländern befinden. Wohl kommt es vor, daß der slowenische Pfarrer seinen Schäflein einschärft, den zu erwartenden Sommerfrischlern nur ja keine deutsche Auskunft zu geben, wohl kämpft die slowenische Bildungsschicht eifrig für die Slawisierung der deutschen städtischen Sprachinseln, etwa durch Errichtung slawischer Mittelschulen. Aber die Bekämpfung des Deutschtums durch die Slowenen ist nicht Volksache, sondern nur die Folge von künstlicher Ver-

hetzung. Der slowenische Bauer ist sich des Wertes der deutschen Schriftsprache auch heute noch vielfach bewußt, um so mehr als mancher seine eigene schnell und künstlich zusammengeführte slowenische Schriftsprache schwer versteht (Hofmann v. Wellenhof: „Der Kampf um das Deutschtum VIII“, München 1899; 1,40 M.; S. 88). Es war überhaupt ein Fehler der Slowenen, sich eine eigene Schriftsprache zu bilden für ihr Völkchen mit seinen 1 100 000 bis 1 200 000 Menschen. Sie hätten — von ihrem Standpunkte aus — besser getan, das slowenische Volk an die kroatische Sprachgemeinschaft anzuschließen. Wie sehr auch der Slawe durch seine Begabung für die Erlernung fremder Sprachen dem Deutschen überlegen ist, später wird es sich einmal zeigen, daß das Deutsche durch seine Einheitlichkeit gegenüber der slawischen mundartlichen Zerspaltung einen wichtigen Vorteil voraus hat. Dazu kommt dann noch die Verschiedenheit der Schriftarten auf slawischer, gerade auch südslawischer Seite.

Im allgemeinen vermehren sich die Slowenen etwas rascher als die Deutschen, besonders was die eheliche Fruchtbarkeit anlangt. Die Sprachgrenze zieht von Villach abwärts meist etwas nördlich des Drautals; doch haben sich die deutschen städtischen Sprachinseln weiter südwärts in Kärnten und Steiermark gehalten, während das Deutschtum in Laibach nur mehr eine schwer kämpfende Minderheit bildet. Südöstlich von der Hauptstadt aber, nahe der kroatischen Grenze, liegt die berühmte deutsche Sprachinsel Gottschee, mitten in die unfruchtbare Wildnis der „Windischen Mark“ versprengt. Viele opferwillige Freunde und mächtige Herren haben über diesem vereinsamten Kinde des Deutschtums ihre schützende Hand gehalten. Seit auch ein eigener Reichsratswahlkreis für die Sprachinsel gebildet ist, darf die Hoffnung auf Erhaltung des dortigen Deutschtums wohl als begründet bezeichnet werden.

In Südungarn und in dem unter serbokroatisch-nationaler Herrschaft stehenden Sirmien steht das Deutschtum dem Slawentum viel kraftvoller gegenüber. Denn hier sind die Deutschen erst seit etwas über 100 Jahren eingedrungen; hier ist das Slawentum des Kampfes mit dem Deutschtum noch nicht gewohnt; ja es ist hier infolge seiner wirtschaft-



liehen Zurückgebliebenheit geradezu der schwächere Teil. Den vielen Kindern der „Schwaben“ bietet der fette Boden reichliche Nahrung, und Sirmien, das nicht — wie Batschka und Banat — unmittelbar unter der Herrschaft der Magyaren steht, entsendet unter seinen Abgeordneten auch einen Deutschen in den kroatischen Landtag (s. „Deutsche Erde“, Gotha 1907, S. 209).

Auch im nördlichen Bosnien gibt es ein paar deutsche Dörfer: Franz-Josefs-Feld, Rudolfstal u. a. Durch den Streit zwischen Österreich-Ungarn und Serbien wird die Teilnahme auf unsere Volksgenossen unter den Serben gelenkt. Auch die Zeitschrift für deutsche Schutzarbeit in Österreich, „Der getreue Eckart“ (Wien I, Bräunerstr. 9; 2,50 M. jährl.) berichtet im Februar-Heft 1909, S. 46 mit teilnehmender Freude von diesen kräftigen deutschen Vorposten im Südosten, die friedlich, ohne unter nationaler Verfolgung zu leiden, den habsburgischen Serben als Lehrer dienen. Und so kann man sehr im Zweifel darüber sein, ob es für die heutigen Reichsserben segensvoll war, daß Österreich den eigentlich s e r b i s c h e n Teil ihres heutigen Landes (den es 1718 zu Passarowitz gewonnen), 1739 im Frieden zu Belgrad wieder an die Türken abtreten mußte. So hat sich im Osten des serbischen Stammesgebiets ein kleiner „Nationalstaat“ gebildet, der nun die Volksgenossen im Norden und Westen zu sich heranziehen möchte. Nicht nur das östliche Bosnien, sondern auch Teile Südungarns, Sirmien und Süddalmatien müßte der Habsburger Staat abtreten, wenn die Vereinigung der Serben auf seine Kosten bewerkstelligt werden soll. Da wäre es doch eigentlich bequemer, wenn die Belgrader Serben freiwillig den österreichischen Verlust von 1739 wieder gut machten! Dann ist die „Einheit der Serben“ errungen! Nur ein kleines Opfer an Eitelkeit wäre nötig! Aber auf jeden Fall mögen die Reichsserben den alten Habsburger-Recken nicht allzu frech reizen. Denn sonst käme wohl ein ganz eigentümlicher, frischer Sinn in das alte Kriegslied; und nicht gegen den s e r b o k r o a t i s c h e n E i n h e i t s g e d a n k e n, wohl aber gegen die r e i c h s s e r b i s c h e F r e c h h e i t würde es klingen: „..... Wollt dem Kaiser wiedrum kriegen . . . . .!“

## Die serbischen Befestigungen.

Von Oberleutnant H a r b a u e r.

S e r b i e n, das mit drei Kriegsmöglichkeiten zu rechnen hat, hat auch demgemäß sein Befestigungssystem aufgebaut. Man unterscheidet in S e r b i e n Befestigungen an der D o n a u, solche an der Ostgrenze und endlich die befestigte (?) Südfront.

Gleich eingangs sei aber erwähnt, daß permanente Befestigungen im modernen Sinne überhaupt nicht existieren. Erst in den letzten Jahren ging man daran, P i r o t, Z a j e c a r und N i s in verschanzte Lager umzubauen. Die Befestigungen bestehen zumeist aus starken Erdwerken mit Aufzügen bis zu 4,5 Meter Höhe, Graben von 4--8 Meter Breite und etwa 4 Meter Tiefe. Die älteren permanenten Befestigungen stammen zum Teil noch aus der Türkenzeit und sind größtenteils nicht erhalten. In großer Zahl finden sich aber im Lande verstreut feldmäßige Befestigungen neueren Datums, die notdürftig erhalten werden und in der jüngsten Zeit verbessert wurden. Die größte Bedeutung kommt wohl den Erdwerken von A l e k s i n a c zu, die die Stadt in einer Entfernung von 1,1 km umgeben. Wie in allen ehemals türkischen Gebieten befinden sich auch noch in Serbien längs der Grenzen zahlreiche kleinere und größere verteidigungsfähige Unterkünfte (Karaulen), die schon im Frieden von der Grenzwache besetzt sind und denen als Stützpunkte (auch für eventuelle Banden) eine gewisse Bedeutung nicht abzusprechen ist.

Längs der D o n a u l i n i e wären als Befestigungen zu nennen jene von B e l g r a d, S e m e n d r i a und E l a d o v o. Ich hatte vor nicht allzulanger Zeit Gelegenheit, die Befestigungen von Belgrad (serbisch B e o g r a d — die weiße Burg) in nächster Nähe zu betrachten. Will man den Serben recht viel Ehre antun, so kann man sagen, daß diese Befestigungen den Charakter einer schlecht erhaltenen Depotfestung tragen, die aber keineswegs der Bedeutung des Platzes (Nähe der Grenze, Landeshauptstadt) entspricht. Die Festungswerke wurden in den Jahren 1718--1739 von den österreichischen Truppen aufgeführt, sind daher beinahe 200 Jahre alt. Die Befestigungen bestehen



aus der oberen und der unteren Festung. Freistehendes, sichtbares Mauerwerk ist vorherrschend, die Anlagen sind verwahrlost und entbehrten bis vor kurzem der Armierung; erst kürzlich wurden die besterhaltenen Positionen armiert und Instandgesetzt. Trotz alledem sind die Werke modernen Angriffsmitteln nicht gewachsen. Die obere Festung liegt auf einem die Save - Donau um etwa 40 m überhöhenden Plateau. Der sturmfreie Wall besitzt Außenwerke und ist im Süden durch die vorliegenden Stadtteile maskiert. Die knapp am Saveufer gelegene untere Festung besteht aus einer Umfassung aus freistehenden Mauern und alten Türmen und weist auch eine Anzahl gleichfalls in der letzten Zeit in Verteidigungszustand gesetzter Militärgebäude auf. Auch die in der Nähe des Bahnhofes befindliche Tabakfabrik ist verteidigungsfähig. Südlich und östlich der Stadt besteht in einem Umkreis von zirka 1,5 km in den alten Eugenschen Linien eine Art Kernwerk in einer Länge von belläufig 5½ km. Durch die dominierende Lage der Festung ist eine Beherrschung der Donau und Save auf Geschützertrag ermöglicht. Die Widerstandskraft Belgrads darf nicht allzu hoch veranschlagt werden.

Südwestlich der Stadt führt über die Save eine etwa 460 m lange Eisenbahnbrücke, die durch den Berliner Vertrag des Jahres 1878 neutral erklärt wurde. Wie noch erinnerlich, haben sich die Serben an diese Vertragsbestimmungen nicht gehalten, sondern den auf serbischem Gebiet gelegenen Teil der Brücke zum Sprengen eingerichtet.

Semendria (serbisch Smedero vo) besitzt ein altes aus dem Jahre 1432 stammendes Kastell mit einer 6 m hohen Umfassungsmauer, die von einem ebenso tiefen trockenen Graben umgeben ist; die Umfassungsmauer ist durch 24 Flankierungstürme unterbrochen. Obwohl das Kastell in den letzten Monaten notdürftig renoviert wurde, so kann doch nur von einer minimalen Verteidigungsfähigkeit gesprochen werden. Bis vor wenigen Monaten war das — überdies von den Hügeln im Südwesten eingesehene — Kastell beinahe ganz verfallen. Von Semendria führen mehrere gute Kommunikationen durch das Morawatal und nach Pozarevac. Die Donau-Strecke Semendria - Golubac ist unbefestigt, ob-

zwar sich hier mehrere geeignete Übergangspunkte befinden.

Kladovo, eine Depotfestung mit bastionierter Umfassung und einem Reduit, befindet sich nach wie vor im schlechtem Bauzustande und ist überdies von einem südwestlichen, auf etwa einem Kilometer entfernten Rideau eingesehen — besitzt somit keinen militärischen Wert.

Unvergleichlich besser steht es mit den gegen Bulgarien gerichteten Befestigungen.

Die größeren befestigten Orte besitzen Dampfbackereien, große Artillerie- und Munitionsdepots, sowie Verpflegungsmagazine. Zur Versammlung größerer Kräfte ist der Raum um Nis besonders eingerichtet. Was nun die Befestigungen der südlichen Grenze Serbiens anbelangt, so beschränken sich diese auf eine Reihe von Erdwerken und Karaulen um Vranja und entlang der nordwestlich streifenden, von Gebirgen gebildeten Grenze. Im Innern des Landes kommt noch Kragujevac als Straßenknotenpunkt Bedeutung zu, da es die Operationslinien nach Belgrad unterbindet. In Kragujevac befinden sich zahlreiche militärische Etablissements und eine Waffenfabrik. Aus diesem Grunde besteht auch schon seit Jahren der Plan, Kragujevac — da es überdies sowohl bei einem Einfall aus nördlicher wie aus östlicher Richtung zu einem den Eingang in das Landesinnere sperrende Reduit werden kann — als verschanztes Lager auszubauen.

## Die militärische Lage Österreich-Ungarns gegenüber Serbien.

Von v. Witzleben.

Die österreichisch-ungarische Heeresleitung setzt ihre Rüstungen mit vollendeter Sicherheit aber ohne Geräusch fort, um für alle Fälle bereit zu sein. Seit kurzem ist auch die volle kriegsmäßige Munition für die Feldartillerie fertiggestellt und verteilt und dazu sind besondere Vorkehrungen sowohl in den beiden neuen Provinzen wie auch längs der Donau-Savegrenze getroffen worden. Diese Vorsorgen erstrecken sich auf die Erhöhung



der Friedensstände bei allen im Bereiche des XV. Armeekorps (Sarajewo) dislozierten Truppen und auf die Vermehrung der dortselbst stehenden höheren Einheiten um eine Truppendivision, die in zwei Gebirgsbrigaden gegliedert ist. Durch die Erhöhung der Friedensstände hat die Gefechtsstärke des XV. Korps eine Vermehrung auf rund 60 000 Mann erfahren.

Die Truppentransporte aus dem Reichsinnern erfolgten derart, daß aus allen Korpsbereichen Niederösterreichs, Böhmens, Galiziens und Ungarns von verschiedenen Regimentern die vierten oder andere Bataillone herangezogen wurden und mit diesen Truppenteilen zwei Gebirgsbrigaden zu drei bis sieben Bataillonen und einer Gebirgsbatterie gebildet wurden.

Das XV. Armeekorps gliedert sich sonach heute in drei Infanterietruppendivisionen (Nr. 1, 2 und 48) mit insgesamt 12 Gebirgsbrigaden, 1 Gebirgsartilleriebrigade zu 8 Regimentern zu je 4 Batterien, 2 Eskadrons Kavallerie, 2 Pionierkompagnien, 1 Festungsartilleriekompagnie und 4 Gebirgsstralneskadrons, das Militärkommando in Zara, dem Süddalmatien untersteht, in zwei Gebirgsbrigaden, so daß für etwaige Operationen nach Montenegro und Serbien zusammen an Infanterie 14 Gebirgsbrigaden sofort zur Verfügung stehen. Dieses Kräfteaufgebot dürfte jedoch schwerlich ausreichen. Für einen Feldzug nach Serbien rechnet man unter Berücksichtigung des zu erwartenden Guerillakrieges und der dadurch bedingten umfangreichen Vorsorgen für den Etappenschutz auf ein Aufgebot von 4 bis 5 Korps, das wären nach der normalen Ziffer rund 240 000 bis 300 000 Mann, während für die Operationen in Montenegro ca. 100 000 Mann als notwendig erachtet werden. Im Falle des Eintritts unmittelbarer Kriegsgefahr müßten daher sehr umfangreiche Transportbewegungen erfolgen, die gegenüber Serbien zwar ohne besondere Schwierigkeit zu bewältigen sind, da eine weitere Kräftigung der Drinaposition, wo schon heute rund 30 000 Mann stehen dürften, einerseits kaum erforderlich, andererseits, dank der guten Bahn- und Straßenverbindungen unschwer erfolgen könnte, jedoch gegenüber Montenegro nur dann ohne große Reibungen bewirkt werden kann, wenn auch die

MORGEN. 1909. Heft 12.

Flotte hierzu herangezogen würde. Hierbei kommt in Betracht, daß Österreich-Ungarn unter Festhaltung der Drinalinie mit den Hauptkräften aus dem unteren Banat vorgehen dürfte, während gegenüber Montenegro eine Operation über die Cerna gora und von der Küste aus über Spizza gegen die zentralen Becken in Aussicht stehen mag. Soweit aus unvorsichtigen Äußerungen serbischer und montenegrinischer Politiker zu schließen ist, besteht der Kriegsplan dieser Staaten darin, Bosnien und die Herzegowina zu insurgieren und dann, wo tunlich, durch eine gemeinsame Operation, etwa mit Kalinovik als Bindelinie, über das südöstliche Bosnien gegen Sarajewo-Mostar loszumarschieren. Diesen Möglichkeiten erscheint österreichischerseits durch die Befestigungen, durch Errichtung eines verstärkten Grenzschatzes, durch die Organisation von Streifkommandos wie durch die ausgiebige Verstärkung der exponierten Stationen vorgebeugt. Gegenüber Serbien kommt es hierbei auf die unbedingte Festhaltung der Drinalinie an. Dementsprechend sind die großen Übergangspunkte über die Drina bei Foca, Gorazda und Visegrad befestigt und neuerdings durch Truppenzüge wesentlich verstärkt worden. Von Nachteil ist nur, daß die einzelnen Übergänge sehr weit voneinander liegen, so daß eine gegenseitige Unterstützung schwierig ist und daß abwärts Loznica das serbische Drinaufer das bosnische um einen Meter überhöht und fast überall eine Annäherung und Ansammlung gestattet, während das bosnische frei und offen daliegt.

Wahrscheinlich ist nun, daß das Gros der im östlichen Bosnien, in Banjalka und Dolna-Tuzla, untergebrachten 48. Infanteriedivision über Loznica, mit Teilen über und nördlich Zvornik vorgehen wird, während über Ljubovija die aus Sarajewo vordirigierten und für die Operation über Rogatica-Visegrad entbehrlichen Kräfte angesetzt werden dürften. Hierzu ist zu bemerken, daß die vorhandenen Streitkräfte für die Durchführung einer kräftigen Offensive über die Drina nicht ausreichen, daß vielmehr die an der serbischen Grenze verteilten beiden Infanteriedivisionen nur die ersten Staffeln des erforderlichen Machtaufgebotes sein können, während das Gros erst aus dem nächstbefindlichen Korpsbereiche von Agram (13. Korps)

36



heranzuschleichen sein wird. Und dies umsomehr, als mit einem starken Vorstoß serbischer Truppen über die Drina gerechnet werden muß.

Wesentlich einfacher liegen die strategischen Verhältnisse im Norden Serbiens. Hier bilden Save und Donau eine so mächtige Grenzbarriere, daß von einem strategischen Überfall Serbiens nicht die Rede sein kann. Weiter bestehen viel günstigere Verhältnisse für die Versammlung sehr starker Streitkräfte, indem das Kommunikationsnetz die rasche Ansammlung zahlreicher Truppen ermöglicht und die vielen wohlhabenden Ortschaften deren Unterbringung begünstigen. Als Aufmarschraum des Gros kommt das untere Banat in Betracht, das ist der Raum Pancsova-Weißkirchen, in welchem vier Bahnen münden und die Donau als Transportlinie eine große, in allen bisherigen Kriegen in Erscheinung getretene Rolle spielt. Von hier aus ergeben sich günstige Operationsrichtungen durch das Tal der zentralen Morava, der Kornkammer Serbiens und seiner wirtschaftlichen Basis. Diese Richtung ist aber auch deshalb von so großer Bedeutung, weil sie die für den Bewegungskrieg geeigneten Räume umfaßt und umrandet und bei den schwierigen Nachschubsverhältnissen die Durchführung der Okkupation wesentlich erleichtern würde. Die Operationsrichtung über Visegrad-Cacak und jene durch das Moravatal stellen die große äußere Umrandung des wahrscheinlichen Kriegstheaters dar; gelingt es einer österreichischen Offensive Herr dieser Linien und der sie begrenzenden Räume zu werden, so tritt eine allseitige Abschließung und Einschnürung der serbischen mobilen Kräfte in den westlich und nördlich davon gelegenen Räumen ein, die im Verlaufe der Ereignisse zu einer Kapitulation geführt werden könnte. Ein Hinarbeiten auf eine derartige Lösung des Problems der Niederwerfung der serbischen Anarchie erscheint auch mit Rücksicht auf den Umstand, daß nur ein Festhalten der serbischen Streitkräfte den späteren Bandenkrieg verhüten kann, von Wichtigkeit; ist die serbische Armee geschlagen und, womöglich zerniert — die konzentrischen österreichischen Operationslinien weisen gebieterisch darauf hin, diese Zernierung anzustreben, — so ist auch der Widerstand des Landes gebrochen.

Bei der Forcierung der Save-Donau ist der Donauflotte (12 Schiffe) eine besondere Rolle zugewiesen. Schätzungsweise dürften im Banat etwa zwei bis drei Korps, in Syrmien ein Korps, an der unteren Drina eine verstärkte Infanteriedivision und im Gebirgslande östlich des Banates zwei bis drei Gebirgsbrigaden zur Verwendung gelangen, sodaß das Kraftaufgebot gegenüber Serbien sich auf vier Korps und zwei selbständige Infanteriedivisionen belaufen könnte.

Die serbische Hauptkraft wird, wie aus mehreren Anzeichen hervorzugehen scheint, im Raume Valjevo-Uzice bzw. Aranjelovac-Sviljainac versammelt mit Kragujevac als befestigten Stützpunkt. Es ist kaum zweckmäßig, die serbische Armee qualitativ gering zu schätzen. Serbien rüstet seit Oktober des verflossenen Jahres, bildet seine Reservisten in vierwöchigen Turnussen aus, bestellt neue Gewehre, Geschütze und Kriegsmaterial und ist auch in der Lage, das Bestellte zu bezahlen, woraus geschlossen werden muß, daß das Land im Kriegsfall nicht aus Mangel an materiellen Mitteln unterliegen wird; es hat mächtige Gönner. Inwieweit in Bosnien und der Herzegowina selbst die Möglichkeit einer Aufstandsbewegung vorliegt, sei dahingestellt.

Es scheint zwar sehr leicht, die Bewegungen der serbischen Streitkräfte, die fast durchwegs auf langen Straßen und in kultivierteren Teilen erfolgen, zu überwachen, dagegen ist aus der serbischen Presse fast gar nichts über derlei Verschlebung zu erfahren, so daß die Gefahr besteht, bei nicht umfassend organisiertem Kundschafterdienst Überraschungen entgegenzugehen. Ganz im Gegensatz hierzu lassen sich die militärischen Maßnahmen Österreich-Ungarns aus den ungarischen Blättern bis ins kleinste Detail verfolgen, ja die Unvorsichtigkeit oder Ungewißheit der Preßüberwachungsstellen ging so weit, daß aus der Dankagung der mit Weihnachtsspenden beteiligten Truppen die genaue Kriegsgliederung des XV. Korps entnommen werden konnte, die bis dahin streng geheim gehalten worden war. Ein Schulbeispiel, wie man es nicht machen soll!

Was nun die militärische Situation Österreich-Ungarns gegenüber Montenegro betrifft, so gestalten sich hier die Verhältnisse dank der seit



der Okkupation Bosniens und der Herzegowina geschaffenen umfangreichen militärischen Einrichtungen wesentlich günstiger als gegenüber Serbien. Die große Armut an Hilfsquellen in der Herzegowina, das gering entwickelte Kommunikationsnetz und die äußerst schwierigen Unter-kunftsverhältnisse, wie sie noch in den achtziger Jahren vorlagen, führten zu einer Reihe administrativer Maßnahmen, die auf den Kommunikationsbau und zwar in erster Linie wieder auf die Schaffung leistungsfähiger Verbindungen mit der Monarchie (Bahn und Schifffahrt), auf die Anlage eines tunlichst engmaschigen Netzes von guten, jederzeit benutzbaren Straßen, weiter auf die Sicherung der Benutzung dieser Kommunikationen und auf die Verbesserung der Wasser- und Hilfsmittelverhältnisse abzielten. Zu diesem Zwecke wurden im besonderen zahlreiche Befestigungen geschaffen.

Diese Befestigungen dienen zur Festhaltung der betreffenden Punkte, schaffen gesicherte Lager-räume und Depots für größere Kräfte, können daher als gesicherte Sammel-, Ausgangs- und Stütz-punkte für Operationen dienen und sind somit als fortifizierte Aufmarschräume zu betrachten. Da jede der drei Grenzfestungen: Bilek, Trebinje, Cattaro mit Garnisonen von rund 10 000 Mann belegt ist, während das Gros der eventuellen Ope-rationstruppen gestaffelt bis Mostar zurückreicht, ist eine für den Vormarsch in diesem Gelände sehr zweckmäßige Kräftegliederung schon durch die Garnisonierung gegeben. Die umfassende Gestal-tung der Grenze ermöglicht zudem ein konzen-trisches Vorgehen.

## Allerhand Proletarier.

Von Otto Corbach.

Zu den Grundlagen der sozialdemokratischen Weltanschauung gehört auch die Auffassung, daß innerhalb des internationalen Proletariats der Trieb zur Vereinigung stärker sei als das Bedürfnis des Wettbewerbes. Schon im kommunistischen Mani-fest heißt es: „Der Fortschritt der Industrie, dessen

willenloser und widerstandsloser Träger die Bour-geoisie ist, setzt an die Stelle der Isolierung der Arbeiter durch die Konkurrenz ihre revolutionäre Vereinigung durch die Assoziation.“ Deshalb sollen sich die Proletarier aller Länder zum Kampfe gegen ihre gemeinsamen Bedrücker, die „Bour-geoisie“ vereinigen. Nun ist kürzlich, bei der jüngsten Polendebatte, im deutschen Reichstage von einem bürgerlichen Redner darauf aufmerk-sam gemacht worden, daß es mit der berühmten sozialistischen Brüderlichkeit unter Proletariern verschiedener Länder in Wirklichkeit recht schlecht bestellt ist, daß in Australien auch von sozialisti-schen Arbeitern farbige Brüder aus Asien nicht geduldet werden, daß auch der deutsche Arbeiter fremden Eindringlingen übel gesinnt ist und man selbst bei uns in der sozialistischen Literatur hin und wieder Vorschlägen für Ausnahmemaßregeln gegen ausländische Arbeiter begegnet. Die Ge-nossen Hue und Ledebour haben das alles mit Feuereifer bestritten und Beweise verlangt. Man brachte sie ihnen nicht bei, aber es gibt deren des-wegen doch. Max Schippel hat im Septemberheft des Jahrganges 1906 der „Sozialistischen Monats-hefte eine ganze Reihe von Beispielen zusammen-gestellt, wo von deutschen Sozialdemokraten eine Ausschaltung ausländischer Arbeiter durch behörd-liche oder gesetzgeberische Maßnahmen verlangt worden ist. „Der Pole in den altdeutschen Berg-werksrevieren, der Italiener bei den Bauten, der Farbige auf den Schiffen wird im Kampfe um Dasein und Brot als ein Schädling und deshalb als ein Feind empfunden, den man sich am besten ganz und gar vom Halse hält“, erklärt Schippel. Im April 1900 faßte der Bergarbeiterverband auf einer Tagung in Aitenburg einstimmig einen Be-schluß, wodurch die Reichsregierung ersucht wurde, „den Import fremdsprachiger ausländischer Arbeiter in die Bergreviere zu verbieten“. In Kommunalvertretungen kommt es häufig vor, daß von sozialistischer Seite beantragt wird, Unter-nnehmer bei der Ausschreibung öffentlicher Arbeiten nicht zu berücksichtigen, die „nichtdeutsche Ge-hilfen und Arbeiter in erster Linie beschäftigen“. Schließlich sei daran erinnert, daß die vierte Ge-neralversammlung des Verbandes der organi-sierten Seeleute Deutschlands im Jahre 1905 einen



Beschluß faßte, wodurch sie den Zentralvorstand beauftragte, „bei der Reichsregierung dahin vorstellig zu werden, daß die Verwendung von farbiger Mannschaft auf subventionierten Schiffen verboten wird“.

Es ist oft ergötzlich zu beobachten, wie sich das Zentralorgan der sozialdemokratischen Partei krümmt und windet, um seinem Groll gegen die Konkurrenz fremder Arbeiter Ausdruck zu geben, ohne an das Dogma des sozialistischen Internationalismus zu rühren. Da wird den Agrariern und Industriellen von Zeit zu Zeit Mangel an Rücksicht auf die Volksgesundheit vorgeworfen, weil sie fremde Arbeiter beschäftigen, die Seuchen einschleppten. Der „Vorwärts“ scheint diese Taktik seinen schlimmsten Feinden, den Agrariern abgelernt zu haben, die die Grenzen gegen fremdes Vieh gesperrt wissen wollen, weil es Seuchen einschleppe. Nach dem Beispiel der Agrarier eine Sperrung der Grenzen zu verlangen, wagt der „Vorwärts“ ja nicht; denn das würde zu offensichtlich gegen einen der ersten Grundsätze der sozialdemokratischen Lehre verstoßen. Man zotert über ein Übel, wagt aber nicht, das Mittel für seine Abhilfe zu nennen, um nicht gegen das Marxsche Evangelium zu sündigen. Als ob man von den heimischen Arbeitgebern erwarten könnte, daß sie aus freien Stücken auf die Beschäftigung billiger ausländischer Arbeiter verzichten. Wenn sie es aber täten, würden natürlich die deutschen Genossen es mit ihrer internationalen Gesinnung unvereinbar halten, wenn die abgewiesenen fremden Arbeiter deswegen in ihrer Heimat infolge mangelnder Arbeitsgelegenheiten verhungern müßten.

Mit Gründen der reinen sozialistischen Lehre läßt sich eine Erschwerung der Einwanderung und des Wettbewerbes fremder Arbeiter gar nicht rechtfertigen. Wenn diese die Löhne drücken, so steht es den organisierten heimischen Arbeitern frei, sie darüber aufzuklären, und nach der Marxschen Lehre muß ja die Entwicklung der Industrie auch in solchen Fällen von selbst dahin wirken, die Interessen, die Lebenslagen auszugleichen und an Stelle der Isolierung der Arbeiter durch die Konkurrenz ihre revolutionäre Vereinigung durch die Assoziation zu setzen.

In Wirklichkeit ist der Marxismus in dieser Hinsicht graue Theorie. Es gibt allerhand Proletarier, und die Interessen der Proletarier verschiedener Länder stehen sich oft schroff gegenüber. Der englische Arbeiter braucht heute Zölle und Einwanderungsbeschränkungen, um sich gegen festländische Konkurrenten behaupten zu können und englische Schutzzölle würden die Erzeugnisse festländischer europäischer Arbeiter von manchen Absatzmärkten ausschließen, also deren Arbeitsgelegenheiten vermindern. Die Gegensätze unter den Proletariern verschiedener Länder rühren hauptsächlich daher, weil ihre Fähigkeiten, aus einem bestimmten Lohn den größtmöglichen Effekt für ihre Lebenshaltung zu erzielen, recht mannigfaltig sind, und überall, wo in das Gebiet einer einheitlich organisierten Arbeiterschaft nationalfremde Arbeiter eindringen, die auf Grund ihrer Naturanlagen zu Bedingungen ihr Leben fristen und sich fortpflanzen können, unter denen die verwöhnteren einheimischen Arbeiter schlechterdings nicht mehr bestehen würden, da fehlt jede Möglichkeit des Ausgleichs, da kommt es zu einem rücksichtslosen Kampf ums Dasein. Das wollen sich die sozialistisch gesinnten Proletarier gegenseitig nicht eingestehen, und deshalb wird der Widerwille gegen die Konkurrenz fremder Arbeiter gewöhnlich mit moralisierenden Redensarten zu bemänteln gesucht. Besonders kennzeichnend war hierfür der Kampf der arbeiterfreundlichen Liberalen in England gegen die „Chinesen-sklaverel“, in Südafrika bei den letzten allgemeinen Wahlen. Als später Chamberlain im Parlament nachwies, daß von einem Sklavenlos der Kulis in den Minen am Rand gar nicht die Rede sein könnte, antwortete ihm Winston Churchill: „Ich verstehe, daß ein Gehirnarbeiter, wenn er keine Vorstellungskraft besitzt, nicht ahnt, wie dem einfachen Manne zumute ist, der nichts zu verkaufen hat als den Schweiß seiner Stirn, wenn er sieht, wie sich das kosmopolitische Kapital mit den ungeheuren Arbeiterreserven Asiens verbindet. Angst ist es, was ihn beschleicht, und ist diese Angst begründet, so droht die europäische Zivilisation in ihren Grundlagen erschüttert zu werden.“



## Geijerstams letzter Roman.

Von Hans Franck.

Nachdem es in den Brüdern Mörk geschienen hatte, als ob Gustaf af Geijerstams Kraft nachgelassen hätte, als ob die Hände, einst so kraftvoll und sicher, müde und zittrig geworden wären, hat der Dichter, der eben, ein Fünfzigjähriger, gestorben ist, in seinem letzten Buche uns noch einmal seine reiche Kunst in ihrer ganzen Stärke gezeigt. Noch einmal hat er in ein Werk seiner Hände seine tiefdringende Milde und seine Kraft überströmen lassen, die verworrenen Dinge des Lebens zu verklären, daß sie rein und neu vor unsern Augen erstehen, und uns damit ein Buch geschenkt, dem bestimmt ist, neben der „Komödie der Ehe“, neben „Frauenmacht“ und dem „Buch vom Brüderchen“ ein Teil unseres Lebens zu werden.

Die, die alles auf eine Formel bringen müssen, werden auch Thora (S. Fischers Romanbibliothek, Preis 1 Mark) eine Ehegeschichte nennen, werden nicht mehr darin sehen, als die bekannte simple Erzählung von dem alten Manne, der jungen Frau und dem Dritten, zu dem sie innerlich von Anfang an gehörte. Und doch bedeutet das Buch weit mehr. Es ist die Geschichte eines Lebens. Ist die ergreifende Gestaltung einer schweren, großen, sehnüchtigen Natur, über die die Flügel des Glückes hinwegrauschen. Nur soviel, als sie mit einem Augenaufschlag davon erhaschen kann, wird ihr von der tiefbegehrten Lebensfreude. Sie muß in die Fremde ziehen, die ihr Herz verachtet, muß einem Manne angehören, zu dessen Innern sie nie den Schlüssel findet. Sie bangt, leidet, verschließt sich, kämpft, wird überwältigt, flieht vor sich selber, sucht den Frieden in der tiefgeliebten Heimat, eilt dem Manne zu, der ihr bestimmt war. Sie ist frei. Noch einmal rauschen — ferne schon — die Flügel des Glückes. Aber nun im Aufschauen kommt ihr das Erkennen. Mit dem Kleinwerden, dem Sich-bescheiden-müssen, das es bringt, findet sie sich und ihre Kraft wieder. Sie kehrt mit ihrem Kinde in die tiefgehaßte Fremde zurück, wird stille in Ergebenheit an Arbeit und Pflicht, gewinnt Festigkeit und am Ende blüht ihr karge, wehmütige Freude.

Wieder hat Geijerstam — wie so oft — das gemeinsame Glücksuchen von Mann und Weib gestaltet, in dem ihm nicht die Zweigeschlechtlichkeit die Hauptsache war, sondern das vereinte, oft sich widerstrebende Suchen-müssen, das Nacheinander-trachten zweier Menschen, das Sich-begehren-müssen und — nur zu oft — das Nichtfinden-können. Wieder hat er die Fragen, die wir so manches liebe Mal aus seinem Munde vernahmen, gestellt: Was weiß ein Mensch vom andern? Womit kann einer dem andern, wenn das Unglück heranstapft, die Leidenschaft auflöht, der Sinn irre wird, der Tod klopft, helfen? Sind wir nicht immer, mitten im tiefsten Leid, mitten in der seligsten Freude, mit uns allein? Wer von uns ist, wenn er der Medusa Leben in die Augen blicken muß, diesem Blick gewachsen? Sind es nicht die Besten, die darüber zerbrechen? Und noch einmal hebt er uns über das dumpfe Gefühl hinweg, daß kleinliche Kräfte ihr Spiel mit dem Menschen treiben, daß Schuld und Fehle niedrigster Art den Ausgang des Lebenskampfes herbeiführen. Ein letztes Mal bekennt er den Glauben an die tiefgeheimen Mächte, die, endlich aller Weisheit voll, die Menschengeschicke bestimmen.

Wie wehmütig klingen nun, da der Tod über ihn gekommen ist, die letzten Worte des letzten Buches Gustaf af Geijerstams:

„Der Bergrücken schnitt ihr die Aussicht ab; aber über den Buchen leuchtete die Abendsonne. Und da sah Thora manchmal ihr eigenes Leben so schön, daß alles, was sie an Gutem und Bösem erlebt hatte, ihr entgegenklang wie Töne eines Liedes, oder schimmerte wie Märchenbilder. Und wie in einem Traum, der mit dem Ernst des Alltags gar nichts zu tun hat, ward es ihr klar, daß das Höchste im Leben das ist, was der Mensch nie greift und faßt, was über allen Grenzen ist. Einmal war auch sie ihm nahe gewesen. Und mehr erreicht kein Mensch.“

Und dieser Erinnerung lächelte sie noch nach, als schon ihr Leben dem Abend entgegen-glitt.“

Geht nicht ein seliges Trösten von der Tatsache aus, daß Geijerstams letzter Satz vom Lächeln über das Leben erzählt?



## L'homme esprit.

Von Bernhard Ihringer.

Wer kann die merkwürdige Tatsache erklären, daß in dem witz- und geistgesättigten Zeitalter der Aufklärung Witz und Geist als menschliche Sprudelkräfte so fanatisch zugeschüttet und verleugnet wurden? Wenn man die herrlichen braunen Ganzlederbände mit den prachtvoll gepreßten Goldtiteln, wie sie heutigentags noch in Paris um weniges in Trödelmagazinen aller Art feilgeboten werden, durchblättert und die große Reihe der Männer vom Geist vorbeiziehen läßt, dann staunt man, wie der sprühende Geist mit seinen Funken nur die Welt, die Sitten, die mores aller Halbmenschen bewerfen und in diesem Brillantfeuer von Objektivierungen sein eigenes schöpferisches Subjekt so jämmerlich verkennen konnte. Aufklärung — dieses Zauberwort, das zur Attacke bläst auf alles Brüchige, Morsche, Versteinerte und Verrostete, breitet mit seiner ungeheuren Schätzung der Umwelt eine unbesiegelte Staubwolke über die armen Aufklärer selbst, die im Elfer des Gefechts sich gegen sich selbst wenden und dort das zu tilgen versuchen, was ihnen am Anfang ungeheure Macht über ihre Gegner gab. Gewiß hat es keine Zeit gegeben, die soviel Geist — oder sagen wir besser esprit — verbrauchte und dieser eigentümlichen Kraft so wenig Achtung bezeugte. L'homme machine! Das war der Schlußpunkt der Aufklärungs-„Philosophie“, ihr Triumph und ihr Grab.

Bei uns Deutschen vegetiert immer noch die Auffassung von der „oppositionellen“, „dem französischen Staatsgebilde feindlichen“ Aufklärung. Das ist sicher grundfalsch. Der Staat Ludwig XV., in dem jedes Rädchen ins andere griff, der sich so glatt abwickelte wie die Newtonsche Weltenuhr mit ihrem Weltbaumelster, der in seinem reizenden Gegensatz zwischen Kirchlichkeit und Scheusälligkeit an die Renaissancepäpste zurückmahnt, ist der Prototyp der unflizierenden Systeme à la Lamettrie, Helvetius und wie sie alle heißen, die als ordnungsgliebende citoyens kein solches unfäßbares und unarretierbares Gebilde „Geist“ herumspucken lassen wollten. (So ähnlich wie unsere

modernen Naturforscher, die auch nicht merken, wie sie damit ihrer vielgerühmten „Geistes- und Denkfreiheit“ den Garaus machen.) Diese Leute kamen sich alle ungeheuer revolutionär vor, wenn sie ein paar Sonntage nicht in der Messe waren, nicht beichteten, und ragten doch mit keinem Haar über ihre nach G e s e t z e n dürstende Zeit hinaus. In der Vollblüte des englischen Staatsbewußtseins, während und nachdem Cromwell heißes Blut geschaffen hatte, sprach Hobbes seine Lehre vom omnipotenten Staat aus, der alle Forderungen von Gewissensfreiheit usf. höhnend, seine Bürger zum Bekenntnis einer, s e i n e r Religion zwingen sollte. Nicht England, sondern Frankreich realisierte diesen Satz in der Praxis, indem es trotz aller schönen Worte auf dem Papier die Protestanten an allen Ecken und Enden in den Hintergrund schob. Dagegen kämpften die „Aufklärer“; aber sie waren Franzosen genug, es mit den Konsequenzen nicht allzu scharf zu nehmen. Wer ihre Geschichte studiert, mag sich wundern, alle Augenblicke auf irgendeinen Abbé zu stoßen, der ruhig und fidel im Strom der Neuerer schwamm, ohne mit seinen „Oben“ in ernste Konflikte zu kommen. Die Staatskirche Frankreichs funktionierte in der Regel nur, wenn der „weltliche Arm“ den Wink dazu gab.

Deo erexit Voltaire. Eine feine Charakteristik der pathetisch und tugendrühmend wie die Helden Racines in der purpurverbrämten Atheistentoga einherstolzierenden Gallier. Dieses unvorsichtige, eingemeißelte Wort ihres Oberhauptes hat den Späteren ein leises Schleierlülten gestattet. Die liberalen Biederseelen unserer Historiker gruben eine Menge von Rittern ohne Furcht und Tadel vor uns aus, die im heiligen Feuer zur Wahrheit, programmbehaftet, überzeugungstriefend durch die Buchläden schwebten und der verkommenen Welt beständig Körbe voll „Fehdehandschuhen“ an den Kopf warfen. (Wahr ist's freilich, daß wir Deutsche, bei denen alles Übernommene sich so leicht verzerrt, mehr als einen solchen aufklärenden Hausknecht und Metzgermeister in unserer Literaturgeschichte sitzen haben und daß auch heute noch manche Gervinusnatur über die ästhetischen Drahtstege stolzert.) Keine harten Römer, keine Cäsaren, Arioviste oder Vercingetorixe „kämpften“



für die „neue Zeit“; sondern leichtlebige Salonmenschen, Franzosen des französischsten Jahrhunderts plauderten und spotteten die neue Weise im Tanzschritt herein, die alte hinaus. Auf kleine Konzessionen kam es dabei nicht an.

Es dürfte sich überhaupt empfehlen, unter „Weltanschauung“ nicht immer so etwas wie eine gedruckte Gesinnungsgrammatik zu verstehen und von dieser, aus unserer modernen Cliquen- oder Partei such geborenen Warte aus die Jahrhunderte zu überblicken. Die Renaissancemenschen betraten gerne die Kirchen ihrer Meister, die Aufklärer bauten gar selbst welche und bekämpften den Atheismus. Der alte Kardinal und Mystiker, der am Anfang unserer modernen Philosophie steht, Nicolaus Cusanus, hat mit seiner „coincidentia oppositorum“ vielleicht weiter geschaut als gewollt.

Immer noch mag Voltaire als Repräsentant von vielen, vielen dienen, in denen der Kern der Zeit weniger wesentlich lag. Dieser Mann — „Mann“ klingt hier eigentlich etwas sehr germanisch, deplaciert — mit seiner bemerkenswerten Verständnislosigkeit für das was wir „Charakter“ nennen, mit seiner Freude am höfischen Wesen und Treiben, am ganzen Firlefanz des Rokoko, der das Geld so liebte wie ein Deutscher seine Grundsätze, der einem halben Jahrhundert fast als Bildungsorakel diente, der als Gutsherr von Ferney in seine Kirche ging, um das Abendmahl zu empfangen und gleich darauf von diesem „Frühstück“ nach Paris zu schreiben, dem das Lügen als edle Kunst erschien, der mit seinen *œuvres* einen Eitelkeitsskandal auf dem Büchermarkt vollführte, der ein paar Hugonottenfamilien vor dem Gerichtspöbel rettete — das ist Voltaire — das ist die Aufklärung. Ach hätten doch alle diejenigen, die bedrucktes Papier daraus und darüber gemacht haben, nur ein wenig ihres Geistes, dann könnten wir das Kriegsbell der Debatte begraben. Voltaire, der Gott mit den „Charakter“-Allüren eines Gassenbuben wäre damit am ehesten einverstanden. Er war der bewußteste aller „zeitlichen“ Geister (ein feines Wort des Grafen Keyserling,) zeitlich wohl der erste Kulturpolitiker, den die Neuzeit sah.

Und damit für uns eben wirklich nur ein Name, eine Zahl, die nicht größer dadurch wird, daß

allerlei Gelehrte eine Menge Nullen davor stellen. Im Inselverlag gab neulich Dr. Käthe Schirmacher eine Auswahl seiner Briefe heraus, die das Bild eines in hohen Kreisen akkreditierten Diplomaten gibt, der in seiner Hausapotheke wenig Moralin beherbergt. Wertvoller dünkt mir die Übersetzung einer Anzahl „Erzählungen“, die Ernst Hardt bei Wiegand & Griepen erschienen ließ. „Zadig“, „Candide“ und die „Prinzessin von Babylonien“ sind zwar bekannt genug, aber in der geschliffenen Sprache Hardts kommt mancher Effekt erst recht heraus. Effekt und Pointe waren für Voltaire die elementarsten Ausdrucksformen; er war auch in seiner Sprache Diplomat, mehr noch Taschenspieler, der die Laune ganz harmlos der Berechnung in die Zügel greifen ließ.

Friedrich Albert Lange hebt einmal hervor, wie Voltaire allen systematischen Versuchen seiner Gesinnungsgenossen gegenüber sich stets auf den Standpunkt des gesunden Menschenverstandes gestellt habe. Er vergißt, daß selbst diese geruhsamphiliströse Basis für den Urtypus aller Skeptiker nicht existierte, daß sein einziger Grundsatz der war, keine Grundsätze zu haben. Diese gedanklichen Monstren waren ja auch unbequem genug in der satinierten Hofluft des *esprit*. Sie paßten nicht in die aristokratische Welt, in der alle diese Spötter, Lästere, Zerstörer und doch echte Kinder der vornehmen Sonderlinie lebten, die sie verstärkten und doch nicht erhalten konnten. Es ist eine merkwürdige Ironie der Tatsachen, daß die Vollender und Söhne der feinen Herren ihre wohlgepflegten Hände für die Metzgerarbeit der Revolution nicht zu gut hielten. Die positive Gesinnung, der Enthusiasmus, die Überzeugung — alle Tugenden des Biedermanns erlebten ihren furchtbaren Ausbruch, als die gepuderten und geschminkten *Aperçus* der skeptisch lächelnden Aufklärer sich zu ihren Konsequenzen abklärten. Kein Zweifel: die begelsterten Jakobiner, die den toten Voltaire im Pantheon begruben, hätten den lebenden auf Schafott geschleppt.

L'homme *esprit* war tot . . . Es kam die Zeit, da es, wie in Hobbes Konstruktion des „Naturzustandes“ auch hieß: *homo homini lupus*. Übersättigt von der Salonluft der Bonmots, der lächelnden Skepsis probierte es der wildgewordene Bourgeois



mit dem Fallbeil statt mit der Feder, sich Gehör zu verschaffen. Der Erfolg war überwältigend, wie noch immer, wenn der Theorie ihre eigene Praxis den Garaus machte. Die „Intelligenz“ zog aus und überließ Frankreich für die nächsten zwanzig Jahre dem kommenden Mann der Tatsachen.

### Notiz.

Die Wiedergabe der Marées-Zeichnung in diesem Heft und der Marées-Bilder im 12. Heft geschieht mit Genehmigung des Herrn H. v. Marées in Halle a. S.

## Neue Bücher.

Der Redaktion sind folgende Bücher zugesandt worden:

Dr. Wladan Georgewitsch. Serbischer Ministerpräsident a. D. Die serbische Frage Stuttgart, Berlin, Leipzig. Deutsche Verlags-Anstalt.

Hudolf Martin, Regierungsrat. Fürst Bülow und Kaiser Wilhelm II. Leipzig-Gohlis, Bruno Vogler, Verlagsbuchhandlung. Preis geh. 4 M.

Karl von Levetzow, Der Bogen des Philoktet Tragödie in drei Akten. Berlin-Westend. Verlag Erich Reiß.

Gerhart Hauptmann. Griselda. Berlin, S. Fischer, Verlag.

Peter Riedl. Wieland der Schmied. Ein dramatisches Heldengedicht in zwei Teilen. Prag, Druck und Verlag von Gustav Fantas Nachf.

Voltaire's Briefwechsel. Ausgewählt und übertragen von Käthe Schirmacher. Leipzig, Insel-Verlag.

Felix Braun. Gedichte. Leipzig, Haupt & Hammon, Verlag.

Schluß des redaktionellen Teiles.

### Alle Manuskript- und Büchersendungen

an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33.

Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33; — Expedition für Österreich-Ungarn bei Hermann Goldschmidt, Wien I, Wollzelle 11. — Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76. — Druck von G. Bernstein, Berlin SW. 68, Zimmerstr. 94.

## Das Prinzip der Sparsamkeit

sollte jedermann veranlassen, statt der teuren ausländischen Fabrikate die mindestens gleichwertigen **Salem Aleikum**-Cigaretten zu rauchen, deutsches Fabrikat und in Geschmack und Aroma unübertroffen. Salem Aleikum-Cigaretten. Keine Ausstattung, nur Qualität! Echt mit Firma: Orientalische Tabak- und Cigarettenfabrik „Yenidze“. Inh. Hugo Zietz. Deutschlands größte Fabrik für Handarbeit-Cigaretten.

Preis: 

Nr.	3	4	5	6	8	10
	3 1/2	4	5	6	8	10

 Pfg. das Stück.









FRANZ METZNER · FIGUR VOM NIBELUNGENBRUNNEN FÜR WIEN!





14. HEFT.

1. APRIL.

1909.

## Alfred Messel.

Von

August Endell.

Alfred Messel ist gestorben, und es drängt mich, einige Worte zu seinem Gedächtnis zu sagen. Leider bin ich niemals persönlich mit ihm in Berührung gekommen. Die Bestrebungen unserer jüngeren kunstgewerblichen Schule sind ihm wohl mehr oder weniger unsympathisch gewesen. Und doch weiß ich keinen modernen Architekten, dem ich auch nur annähernd so viel verdanke an Anregung und Belehrung über das Wesen der Architektur als ihm.

Seine Werke gaben etwas vollkommen Neues, gaben überraschende Einsichten und ließen erkennen, daß unsere Kritik des Eklektizismus doch in manchen Punkten zu revidieren war. Denn sie war nur so lange begründet, als man die Werke der vorhergehenden Architekten-Generation im Auge hatte, vor Messels Arbeiten konnte sie nicht bestehen. Auch jene Früheren hatten notwendige und tüchtige Leistungen vollbracht — ich bin weit davon entfernt in das üblich gewordene Verdammungsurteil einzustimmen — ihre Grundrisse waren mustergültig gewesen, ihre Bauweise solide und tüchtig im Handwerklichen. Aber was ihnen fehlte, war die Fähigkeit, die Formen der Alten lebendig wirksam zu erneuen. Wohl konnten sie sauber und korrekt die Einzelglieder bilden; aber sie wußten nichts vom Zusammenhang der Stücke. Sie hatten die Einzelheiten studiert und setzten zusammen; aber sie fühlten nicht das geheime Band, das in den Meisterwerken der Alten

NEUE REVUE und MORGEN. 1909. Heft 14.



zwischen den Teilen besteht; sie wußten nicht, daß jede Einzelform erst Sinn und Sprache bekommt durch Kontrast und Gleichklang mit den zugehörigen Formen. Sie füllten ihre Fassaden geschmackvoll mit Einzelstücken, ohne daß es je gelang, das Ganze bis in seinem letzten Teile lebendig schwingen zu machen.

Und darin ging Messel weit über alle Vorgänger hinaus. Seine Kenntnis der Vergangenheit war tiefergehend, eindringlicher als die aller vor ihm. Er beobachtete genauer und eingehender die Wirkungen der Alten, und das setzte ihn in Stand, wirksamer und feiner zu proportionieren als irgend ein Eklektiker vor ihm, die Münchner nicht ausgenommen. Das Verhältnis der Hauptmassen unter einander, der Teile zum Ganzen und vor allem der Flächen zu den teilenden und begrenzenden Gliedern ist bei ihm immer außerordentlich schön empfunden, seine Profilierungen von einer lebendigen Kraft und inneren Notwendigkeit. Wo seine Vorgänger nur eine mehr oder weniger geschmackvolle Phrase zu bringen wußten, brachte er redende und klingende Formen. Er vermochte als erster die Formen vergangener Stilarten, deren Leben den Eklektikern bis dahin immer zwischen den Händen zerrann, wiederum so zu bilden, daß sie zur Empfindung sprachen wie die Bauwerke alter Zeit. Man betrachte einmal die Pilaster am Geschäftshause der A. E. G., wie wundervoll lebendig dort die bekannte tausendfach verwandte Kapitälform gebildet ist. Und daß so etwas möglich war, bedeutete für uns Jüngere eine Erlösung. Hatte man bis dahin verzweifelt, die Alten jemals an Wirkung zu erreichen, schien bis dahin ihr Arbeiten in undurchdringliches Geheimnis gehüllt, so sah man nun mit einem Male Licht und begann zu hoffen, daß es vergönnt sein werde, einmal auch unsere Formen wirkend und klingend zu gestalten.

\*       \*       \*

So war Messel der Erfüller und Vollender des Eklektizismus. Aber er war mehr. So sehr ihn die Vergangenheit anzog, und gefangen nahm durch ihre Vollendung und ihre Sicherheit, so lebte doch auch in ihm der Gedanke, daß die neue Zeit mit ihren anders gestalteten Bedürfnissen, ihrer Lebensauffassung und ihren Idealen zu neuen Formen drängt, daß sich zum mindesten nicht alles in den Weisen der Vergangenheit ausdrücken läßt. Beim Wertheimbau kam das zur Geltung. Dieser Bau bedeutete eine Umwälzung, wichtiger und einschneidender als die wildesten Experimente der Jüngeren. Er machte namenloses Aufsehen, man feierte ihn mit Lobeshymnen und ist doch kaum seiner eigentlichen Bedeutung irgendwo gerecht geworden. Man feierte ihn als den endlich gefundenen Typus des Warenhauses, der durchaus aus Zweck und Bedürfnis erwachsen, das Innere vollkommen im Außen zur Geltung bringt. Aber das sind doktrinäre Phrasen, die den eigentlichen Wert in keiner Weise treffen. Vom rein praktischen Standpunkt könnte man manche Verbesserung in der Lage der Treppen,



der Führung der Gänge denken. Auch ist die Fassade durchaus nicht rein dem Bedürfnis entsprossen. Die Fenster der oberen Geschosse sind viel zu groß und darum dauernd mit Schränken verstellt. Das tut aber der Leistung gar keinen Abbruch, denn die Bedeutung liegt lediglich im Künstlerischen, in der glänzenden Erfindung, in der Kühnheit ein ganzes Haus von riesenhaften Dimensionen mit so einfachen formalen Mitteln zu bewältigen. Niemand vor Messel hatte ähnliches gewagt, niemand die Kraft gehabt ein fünfstöckiges Haus in eine so straffe, alles beherrschende Gesamtform zu zwingen. Welch ein mühseliges Gewimmel von Formen an allen ähnlichen Bauten vorher und welche Klarheit, welche geschmeidige, sichere Kraft, welche Größe im Wertheimbau. Freilich gelang nicht alles, im Detail war manches unentschieden, das den Hilfsarbeitern anvertraute Ornament bedeutungslos. Der Kühnheit des ersten Wurfes entsprach nicht überall die Ausführung. Trotzdem war die Wirkung ungeheuer und blieb es auch bei den späteren Teilen, bei dem prachtvollen Aufbau an der Voßstraße und dem schönen Abschluß am Leipziger Platz: Dieser wundervoll in den Massen, leider beeinträchtigt durch die Mitwirkung Münchenerischer Kulissenkünste im Bildwerk, die Profilierung der Pfeiler suchend und nicht ganz sicher, die Bildung im Einzelnen nicht auf der Höhe des Ganzen.

Messel mochte das selber fühlen. Bei den späteren Bauten ging er fast durchweg in streng eklektischen Bahnen. Der Lärm der modernen Bewegung mochte ihn darin bestärken. Vielleicht führte auch die Art der Aufgaben dazu. Aber selbst in dieser Begrenzung entstanden Werke von großer Originalität, so die wundervolle Eingangshalle im Geschäftsgebäude der A. E. G., die ich von allem, was ich kenne, für Messels reifste und stärkste Leistung erklären möchte.

Sein Einfluß auf die anderen Architekten war groß, direkt und indirekt, und in den letzten Jahren machen sich im Stadtbilde Berlins die Arbeiten seiner Schüler geltend. Aber besonders merkwürdig und fruchtbar war sein Einfluß auf Ludwig Hoffmann, der in glücklicher Freundschaft, in steter intimer Berührung mit ihm die lange Reihe seiner städtischen Bauten schuf, und den man nicht vergessen kann, wenn von Messel die Rede ist.

Und nun hat den einzigen Mann ein früher Tod dahingerafft gerade als ihm endlich vergönnt sein sollte, für den Staat ein Werk größten Stils zu schaffen, und in die Trauer um seinen Tod mischt sich die Sorge um sein letztes Werk.



## **Offener Brief an Georg Grafen von Hülsen-Häseler**

General-Intendanten der Königl. Schauspiele in Berlin.

Hochzuverehrender Herr General-Intendant!

Euer Exzellenz haben als Präsident des Deutschen Bühnenvereins in dessen Generalversammlung vom 30. Januar 1909 erklärt: „Die Vorlage des neuen Bühnenvertrags ist durch die Bühnengenossenschaft in einer Hetzversammlung schlimmster Art niedergeschrien worden. Eine Versammlung von derartiger parlamentarischer Unreife, von einem derartigen Mangel an parlamentarischem Takt und Anstandsgefühl ist weder umgangs- noch verhandlungsfähig. Und ich meine, wir sind es nicht nur der eigenen Würde, nein, vor allen Dingen der Würde des gesamten deutschen Schauspielerstandes schuldig, diese Delegiertenversammlung, und damit die Genossenschaft deutscher Bühnengenhörer als die Vertreterin des deutschen Schauspielerstandes nicht anzuerkennen.“

Dieser bedingungslose Abbruch allen Verkehrs mit der Genossenschaft hatte eine unerwartete Folge. Nicht nur die Genossenschaft erstarkte, gewann Hunderte, ja wohl Tausende neuer Mitglieder, sondern auch die öffentliche Meinung ergriff mit Feuer Partei für den Stand der deutschen Bühnengenhörer. In Städten wie Frankfurt, Mannheim, Straßburg, Graz, Zürich, Luzern, Brünn wurden die Bühnenleiter verpflichtet, diese Absage an die Genossenschaft nicht anzuerkennen, und immer mehr wuchs die Entrüstung gegen die Art und Weise, wie der Bühnenverein vorgegangen war.

Die ganze Angelegenheit ist für die Zukunft des Deutschen Bühnenwesens so unendlich bedeutungsvoll, daß Euer Exzellenz gewiß verstehen werden, daß die Mitglieder der Genossenschaft eine völlige Klärung der Sachlage fordern und alle Konsequenzen ziehen werden. Mir scheint dazu zunächst die öffentliche Darlegung einzelner im wesentlichen Euer Exzellenz betreffenden Punkte unerläßlich.

Ich rekapituliere: Ein von einer gemeinsamen Kommission des Deutschen Bühnenvereins und der Bühnengenossenschaft ausgearbeitetes Vertrag-Formular war nach verschiedenen Umarbeitungen, die u. a. infolge der glatten Ablehnung eines Entwurfs durch den Bühnenverein (!) nötig geworden waren, endlich von dessen Generalversammlung, Mai 1908 in Koburg, akzeptiert worden. Am 10. Dezember sollte dann auch die Genossenschaft ihren Segen dazu geben, d. h. diese erdgültige Fassung auf fünf Jahre unabänderlich genehmigen und obendrein als Vertrag des Bühnenvereins und der Genossenschaft anerkennen, d. h. offiziell zugeben, daß sie mit all den Punkten einverstanden sei und ihre sämtlichen Mitglieder auf volle fünf Jahre auf diese Vereinbarung festlege.

Als der Vertrag auffällig spät den Genossenschaftsmitgliedern bekannt wurde, erregte es bei diesen höchste Entrüstung, daß das eigene, beim Bühnenverein überaus wohlgelittene Präsidium in dem Organ



der Genossenschaft jede Aussprache über den Vertrag, jede Kritik untersagte. Da die gründliche Prüfung des Entwurfs in Versammlungen ergab, daß der Vertrag einige der wichtigsten Forderungen des deutschen Schauspielerstandes unerfüllt lasse, wurde der Vertrag von der Delegiertenversammlung der Genossenschaft einstimmig abgelehnt.

In dieser Versammlung sind in der Erregung allerhand Fehler in der Form gemacht worden, die die überwiegende Mehrzahl der Genossen nicht billigt. Das Tatsachenmaterial aber erlitt keine Fälschung. Außerdem wurde immer wieder betont, daß der Kampf sich nur gegen Mißstände richte und zum Schlusse noch einmal ausdrücklich folgende Parole ausgegeben: „Alle Unterstützung den guten Bühnengeleitern! Kampf den schlechten!“ Doch nicht an dies Wesentliche hielt sich der Bühnengeverein. Er klammerte sich an bedauerliche Entgleisungen einzelner Redner in der Form, um die bedingungslose Absage an die Genossenschaft zu motivieren. Jeder Genossenschaftler freilich und jeder einsichtige Laie weiß, daß die im Bühnengeverein unter dem Vorsitz Euer Exzellenz ausschlaggebenden Majorität der Genossenschaft dieselbe Absage gegeben haben würde, wenn die Genossenschaft auch ohne jede Verletzung des parlamentarischen Taktes eine kräftige Kritik des neuen Vertrags und der Haltung des Deutschen Bühnengevereins versucht hätte. Diese Taktlosigkeiten sind nur willkommener Vorwand, um den Versuch zu machen, die lange Jahre hindurch geübten Herrscherrechte zu retten! Leider wird er sich als untauglicher Versuch am untauglichen Objekt erweisen.

Wie ganz anders hätte es geklungen, wenn Euer Exzellenz als Präsident des Deutschen Bühnengevereins erklärt hätten: „In der Delegiertenversammlung der Genossenschaft sind einzelne Mitglieder des Bühnengevereins in formell unzulässiger Weise angegriffen und die Bemühungen verschiedener sehr verdienter Mitglieder, denen das Wohl der Bühnengeangehörigen am Herzen liegt, mit völlig unverdientem Undank gelohnt worden. Der Bühnengeverein lehnt es ab, mit der Genossenschaft weiter über den neuen Vertrag zu verhandeln, so lange die Genossenschaft diese Mißhelligkeiten nicht in völlig einwandfreier Weise aus der Welt geschafft hat. Er erwartet von der Bühnengegenossenschaft, daß sie nicht nur ihr Versprechen hält: „Alle Unterstützung den guten Bühnengeleitern, Kampf den schlechten!“, sondern daß sie auch alle ungerechtfertigten Angriffe gegen Bühnengeleiter ahndet und keinerlei Verstöße einzelner ihrer Mitglieder gegen die Form duldet.“

Das wäre eines Bühnengevereins, der sich zur Wahrung der Würde berufen fühlt und sich für geistig so sehr überlegen hält, würdig gewesen.

Statt dessen erklären Euer Exzellenz brüsk, daß die Bühnengegenossenschaft, zu der die bedeutendsten Künstler gehören, als Vertreterin der Bühnengeangehörigen nicht mehr anzusehen sei, vergreifen sich also nicht wie einzelne Mitglieder der Bühnengegenossenschaft gegenüber einzelnen „bedenklichen“ Mitgliedern des Bühnengevereins in der Form, sondern beleidigen nach reiflicher Ueberlegung eine ganze Standesvertretung.



Ja, Euer Exzellenz gingen noch weiter und erlaubten sich nicht nur die öffentliche Inachterklärung der Genossenschaft, sondern begannen, um sie um's Leben zu bringen, einen Feldzug, für dessen Kampfweise kein Ausdruck zu stark ist.

Zu allerhand herzhaften Schikanen kam folgender Haupttrick: Da man wußte, daß ein guter Teil der Einnahmen für die so überaus segensreichen Pensionsanstalten, die die Genossenschaft aus eigener Kraft gegründet, verwaltet und ausgebaut hat, aus den Vorstellungen fließe, die zahlreiche Theater in der Regel ja einmal im Jahre den Mitgliedern für die Genossenschaftsanstalten gewährten, wurde den Mitgliedern des Bühnenvereins verboten, die Erlaubnis zu solchen Veranstaltungen zu geben, und die Gründung einer „Konkurrenz“ beschlossen. Für eine solche Kampfweise, wie sie kaum das rücksichtsloseste kapitalistische Unternehmertum gegen seine Arbeiter anwendet, fehlt der parlamentarische Ausdruck. Die eigentliche Gesinnung der Leitung des Bühnenvereins tritt damit so klar zutage, daß alle weiteren Beweise für diese Gesinnung nebensächlich sind.

Doch sei noch einiges erwähnt: Der Bühnenverein rühmt sich, für die Genossenschaft jährlich zirka 80 000 Mk. hingegeben zu haben. In Wahrheit haben verschiedene deutsche Theater an einem einzigen Abend im Jahre ihren Mitgliedern gestattet, eine Aufführung zu veranstalten, deren Ertrag den Pensionsanstalten zugute kam, haben sich meist ihre Kosten für Heizung, Beleuchtung usw. bezahlen lassen und nur darauf verzichtet, an dem Abend — es gibt auch Abende mit faulen Einnahmen, wo die Theater ruhig schließen könnten! — selbst für ihre Kasse zu spielen. Ist es erstens überhaupt sehr wenig vornehm, — und der Bühnenverein will doch im Gegensatz zu der Genossenschaft „urvornehm“ sein! — sich seiner Wohltaten zu rühmen, so ist's in dem Falle doch vollends unangebracht. Ich bin auch überzeugt, daß, wenn Graf Seebach in Dresden das Opernhaus zu einer gutbesuchten Genossenschaft-Aufführung hergibt, er sich dessen nicht rühmt, sondern sagt: „Erstens gibt der König das Theater her, nicht ich; und zweitens haben Scheidemantel und alle die zugkräftigen Künstler die Einnahmen erzielt, nicht ich.“ Daß die Mitglieder ihm für seine Vermittlung der Erlaubnis herzlich dankbar sind, weiß er.

Dies ganze Vorgehen des unter Euer Exzellenz Vorsitz stehenden Bühnenvereins hat ja aber seinen Grund gar nicht in der Entrüstung über ein paar in der Hitze gerechter Empörung übermäßig scharf ausgefallene Ausdrücke. Der eigentliche Grund ist die Machtfrage! Der Bühnenverein muß autokratisch weiter regieren dürfen, der Künstler muß Angestellter, Bedienter bleiben, muß sich „behandeln“ lassen.

Das, Exzellenz, ist der Kern der Sache! Und darum darf zunächst der Bühnenverein nicht gesprengt werden. Euer Exzellenz haben es außerordentlich unangenehm empfunden, daß zunächst die deutschen Städte sich so gar nicht den allerhöchsten Wünschen Euer Exzellenz fügen wollten. Widerspruch waren Euer Exzellenz bisher nicht gewöhnt. Es mußte also zunächst ein Flugblatt erlassen werden, dessen Inhalt



bereits die deutsche Bühnengenossenschaft untersucht und auf das richtige Maß zurückgeführt hat, und ferner ein Interview „im Sonderdruck vervielfältigt“ (!) und zum Anschlag am schwarzen Brett an die Mitglieder des Deutschen Bühnenvereins versandt werden! Leider hat beides nicht beruhigend gewirkt.

Das Einzige, was bisher beruhigend gewirkt hat und wirklich Hoffnungen erweckt, ist die Broschüre des Vizepräsidenten des Deutschen Bühnenvereins, des Stuttgarter Generalintendanten Joachim Baron zu Putlitz. Es ist aber zu betonen, daß dieser der Genossenschaft sehr wohlwollende Bühnenleiter bisher sich im Gegensatz zu der von Euer Exzellenz sanktionierten Majorität der deutschen Bühnenleiter befunden hat und laut Satzung des Deutschen Bühnenvereins zunächst keine Aussicht hat, dessen Präsident zu werden, da das nur der Berliner Generalintendant sein darf. Die Bühnengenossenschaft hofft auf eine Satzungsänderung als einfachste Lösung der Frage.

Also: Das Wichtigste für Euer Exzellenz als Leiter des Bühnenvereins ist jetzt, die Sprengung des Bühnenvereins zu verhindern, an der einsichtige Stadtverwaltungen zu arbeiten begonnen haben. Der Bühnenverein hat ein Bindemittel, ein einziges! Ist ihm dies genommen, so ist er in Stücken. Dieses Bindemittel ist die Furcht vor dem gegenseitigen Wegengagieren von Mitgliedern. Man fühlt sich nicht stark in Grundsätzen, also bindet man sich durch ein Vereinsgebot! Es ist ja so schön, wegzugagieren; aber es tut auch so weh, wenn Einem Jemand wegengagiert wird. Uebrigens — trotz des Bühnenvereins kann man doch sagen: „Ersteres ist sehr beliebt und wird immer mal geübt usw.“ Da hilft aller Bühnenverein nicht! Der Stärkere frißt eben dem Kleineren die Würste weg und, wenn der böse tut, hängt er ihm zum Troste einen Orden um! Ich habe nicht nötig, Euer Exzellenz Fälle aufzuzählen. Natürlich „alles in Liebe und Güte, Herr Erbförster“ oder wie der Bureaukrat sagt: „Auf legalem Wege!“ Was nützt es aber, wenn der „legale Weg“ nur dem Mächtigen offen steht! Uebrigens, Exzellenz, manchmal glückt das Wegengagierenwollen auch nicht!

Die Angst, daß nach der Auflösung oder Teilung des Bühnenvereins ein wüstes Wegengagieren beginnen würde, ist unbegründet. Die großen Bühnen engagieren schon jetzt „auf legalem Wege“ den kleinen weg, was sie brauchen. Die kleinen unter einander werden sich nicht viel wegengagieren, weil sie jede Erhöhung des Gagenetats scheuen; bleiben nur die größten: Wien, München, Dresden, Berlin, Hamburg. Wien wird wohl nicht mehr lange im Bühnenverein bleiben und wird sich genau wie Prag, das ausgezeichnet außerhalb des Bühnenvereins lebt, sehr schlau dabei befinden.

Für Euer Exzellenz aber ist es wesentlich, daß der Deutsche Bühnenverein erhalten bleibt. Euer Exzellenz nehmen in ihm die Stellung des primus inter pares ein, aber doch immerhin mit der Färbung wie im Reich der Kaiser. Diese außerordentlich repräsentative Stellung ist selbstverständlich dahin, wenn der Bühnenverein entzwei ist. Und es ist jedem Menschen in jedem Gesellschaftskreise lieb, eine Macht-



stellung zu behalten. Es ist ja auch keineswegs irgend etwas Verwerfliches dabei. Nur ist's wichtig festzustellen, daß es sich bei dem Vorgehen gegen die Genossenschaft und bei den Bemühungen, den Bühnenverein zu sichern, lediglich um Erhaltung der Macht handelt! Und es fragt sich weiter: Was sagt die Kunst dazu? Und beim Bühnenverein: Was sagen die deutschen Fürsten und Städte dazu? Euer Exzellenz haben als Präsident des Deutschen Bühnenvereins jetzt verkündet, daß aller Verkehr zwischen Bühnenleitung und Genossenschaft abubrechen sei. An den meisten großen deutschen Bühnen bestand aber ein ausgezeichnetes Einvernehmen zwischen den beiden Faktoren! Euer Exzellenz hielten der Machtfrage wegen — alles andere sind Nebensächlichkeiten und taktische Züge! — den bedingungslosen Abbruch und die rücksichtsloseste Kampfweise für gut. Haben die deutschen Fürsten, die deutschen Städte nötig, den Frieden an ihren Theatern sich stören zu lassen, weil Euer Exzellenz und die Majorität des Bühnenvereins im Gegensatz zu einzelnen Mitgliedern „Scharfmacherei“ für nötig hielten? Die Majorität allein kann nicht verantwortlich gemacht werden. Wenn Euer Exzellenz die Tonart angeschlagen hätten, die Exzellenz Putlitz in seiner Broschüre anschlägt, wären im Bühnenverein andere Maßregeln ergriffen worden. Euer Exzellenz haben am 30. Januar nicht nur die Beschlüsse des Direktorial-Ausschusses verlesen. Die eingangs angeführten Worte sind „persönliche Bemerkungen“ Euer Exzellenz! Das werden die deutschen Genossenschafter nicht vergessen!

Die deutschen Theater regen sich ja erfreulicher Weise und sagen: Wir halten es für möglich und richtig, wenn der Friede zwischen Bühnenverein und Genossenschaft wieder hergestellt wird. Die Genossenschaft wird ohne weiteres dazu bereit sein zu erklären, daß die heftigen Ausdrücke einzelner ihrer Mitglieder in öffentlicher Versammlung — wissen Euer Exzellenz, was hinter geschlossenen Türen „parlamentarische und taktvolle“ Mitglieder des Deutschen Bühnenvereins an Ausdrücken gebraucht haben, was für Ausdrücke und Anträge und Griffe sie sich den Herrn und Damen ihrer Theater gegenüber erlauben? — als ungehörig bedauert und, ohne jeden Abstrich vom Sachlichen, zurückgenommen werden. Das ist ganz selbstverständlich. Aber vorher wird der Weg zur Verständigung durch Euer Exzellenz Türe führen, und ich vermute, daß außer einer Satzungsänderung des Deutschen Bühnenvereins nur die Möglichkeit bleibt, daß die Generalintendanz der Berliner Bühnen in andere Hände übergeht.

Als ein Nachteil für die Kunst würde das nach den übereinstimmenden Urteilen aller vorurteilslosen Kunstfreunde nicht anzusehen sein! Euer Exzellenz gehören zu den Leitern deutscher Bühnen, die vom Militär herkommen. Vom Großen Generalstabe, von der Adjutantur des Kriegsministers, vom Rittmeister zum Intendanten des Wiesbadener Hoftheaters. Ueber Vor- und Nachteile dieser Karriere ist oft gestritten worden, ohne daß es zu einer Einigung kam. Die Erfahrung lehrt, daß es, wie überall so auch bei der Frage, ganz auf die Persönlichkeiten ankommt, auf Takt und Selbsterkenntnis.



Das Beste ist zweifellos, wenn an einer Bühne die Führung in den Händen eines Mannes ruht, der selbst Künstler war. Man vertraut auch kein Artillerie-Regiment einem Klavier-Virtuosen an. Aber es gibt unter den deutschen Bühnenleitern, die vom Militär herkommen, eine Anzahl tüchtige Männer, die sich auf die Verwaltung beschränken. Einer der bedeutendsten deutschen Intendanten, auch früher Offizier, sagte einmal zu mir: „Meine Aufgabe ist, dafür zu sorgen, daß die richtigen Persönlichkeiten an den richtigen Plätzen stehen und Entfaltungsmöglichkeit für ihre künstlerischen Kräfte haben. Was ich als Laie an künstlerischer Erfahrung habe, mache ich dabei als Berater geltend, weiß aber immer, daß ich nicht Fachmann bin.“ Und eine ganz gleiche Auffassung vertrat stets in Wort und Tat ein anderer Intendant, unter dessen Leitung das Theater wahrlich nicht litt. Stellungen wie die Weingartners in Wien, Mottls in München, Schuchs in Dresden sind nur unter solcher Führung möglich. Und solcher Führung folgen gern die Tausende deutscher Künstler, die arbeiten, die etwas leisten wollen, und dem Bühnenleiter die Leitung sehr leicht machen, weil sie fühlen, daß sie als Menschen, als Künstler genommen werden. Drei Viertel der Reibungen zwischen Bühnenkünstlern und Bühnenleitern werden nur dadurch hervorgerufen, daß Männer, die nichts von Kunst verstehen, denken, sie dürfen an den Theatern schalten wie mit Subaltern-Beamten oder wie auf einem Kasernenhof. Es ist sehr gut, daß in diesen Tagen veröffentlicht worden ist, wie der ehemalige Intendant in Gotha, Kammerherr v. Ebert, einen Sänger behandelt hat.

Auch der folgende Fall gehört hierher: Ein Intendant fragt eine Sängerin brüsk: „Sagen Sie mal, warum verbeugen Sie sich nicht nach meiner Loge?“ „Ja, Herr . . . . , ich danke mit meiner Verbeugung dem Publikum, das mir Beifall spendet. Ob das Herr . . . . auch tun, weiß ich nicht.“ „Das ist ganz egal. Ich sitze hier als Vertreter des . . . . . (folgt der Titel des regierenden Herrn), da haben Sie sich nach meiner Loge zu verbeugen.“

Doch auch in Fällen, wo solche „Extravaganzen“ nicht vorkommen, leidet oft die Kunst! Euer Exzellenz gehören zu den Bühnenleitern, die, ohne Fachmann zu sein, auch in künstlerischen Dingen die Entscheidung haben wollen. Die Wiesbadener Einrichtung von Webers „Oberon“ mit dem schönen Aufdruck: Gesamtentwurf: Georg v. Hülsen zeigt, zu welch außerordentlich kunstschädlichen Folgen dieser Dilettantismus führen kann. Das außerordentlich niedrige Niveau der preußischen Bühnen, von denen keine weder für Schauspiel noch für Oper als vorbildlich in Betracht kommt, beweist wie verderblich dieses System ist. Ich wollte, daß einmal ein unabhängiger Mann, etwa Generalmusikdirektor Dr. Muck, vielleicht die bedeutendste Künstlerpersönlichkeit an sämtlichen preußischen Bühnen, darüber an maßgebender Stelle sich äußern dürfte. Ein anderer früherer „Angestellter“ Euer Exzellenz, Felix Weingartner, hat's ja bereits getan.

Es wird die große Öffentlichkeit gewiß interessieren, was Weingartner vor wenigen Wochen an Angelo Neumann telegraphiert hat:



„Hülsen hat in seiner Zeit vielbesprochenen Affäre gegen mich einen Vertragsbruch begangen. Da der Fall nun vor die Schiedsgerichte gekommen wäre, deren Institution von Fällen Hülsen gegen die Mitglieder geradezu strotzt, an die ordentlichen Gerichte aber nicht appellabel gewesen wäre, fühlte er sich sicher und imputierte mir diesen Vertragsbruch, den er selbst begangen hat, durch den Bluff der Plakatierung und eine von Unwahrheiten strotzende Klage. Ich zahlte schließlich 9000 Mk., um allen Scherereien zu entgehen, die mir ein Prozeß in überreichem Maße zugezogen hätte. Ich behalte mir vor, auf Hülsens jedem Rechte und jeder Noblesse widersprechendes Vorgehen gelegentlich öffentlich zurückzukommen.“ So äußert sich ein früherer „Angestellter“, der jetzige Hofoperndirektor in Wien, und gibt die Ermächtigung, diese Mitteilungen überall bekannt zu geben.

Euer Exzellenz werden ja dazu Stellung nehmen müssen und nicht wie in dem Falle Angelo Neumann mit unzureichenden Worten um das Wesentliche herumgehen können. Euer Exzellenz haben im Falle Neumann eine Kampfesweise beobachtet, und der Bühnenverein dazu, die sehr bedauerlich ist. Euer Exzellenz haben öffentlich gesagt, Angelo Neumann habe einer Sängerin eine „Lumpengage“ von 8000 Kronen bezahlt, während sie 24 000 Mk. wert gewesen sei. Euer Exzellenz irren zunächst. Die Dame war damals Anfängerin; Herr Kapellmeister Blech wird sich erinnern, in den unparlamentarischsten Ausdrücken über das geurteilt zu haben, was sie damals verdarb. Das ist kein Unglück! Jeder hat mal anfangen müssen. Aber eine „Lumpengage“ waren 8000 Kronen für eine Kraft, die damals noch sehr viel lernen mußte, nicht. Und Exzellenz! Wie kann man den Verkehr mit einer ehrenwerten Standesvertretung abbrechen, weil in der Hitze echt menschlicher Erregung ein paar Schauspieler etwas unparlamentarisch reden, wie kann man da über Mangel an Takt und Anstandsgefühl sich entrüsten, wenn man selbst als Kammerherr des deutschen Kaisers, Wirklicher Geheimer Rat und General-Intendant öffentlich sagte, ein sehr angesehener Direktor habe eine „Lumpengage“ bezahlt! Wie kann man überhaupt als Intendant, dem die Kunst bisher noch nichts zu danken hat, rein gar nichts als Hemmung ihrer Freiheit, Verkümmern ihres idealen Zwecks, Veräußerlichung ihrer höchsten Werte, wie kann man da einem Bühnenleiter, der in jahrzehntelangem Wirken einer Unzahl schaffender Künstler von Wagner bis zu den Jüngsten Bahn gebrochen hat, der Hunderten ausübender Künstler ein Förderer war, der gekämpft und gearbeitet hat Tag und Nacht, der nie ruhte, der für künstlerische Zwecke große Summen, die er erarbeitet, wieder aufbrauchte, der gewiß im Kampfe mit Gegnern oft rücksichtslos war, aber doch in allem eine der künstlerisch bedeutendsten Persönlichkeiten ist, die die deutsche Theatergeschichte kennt, so von oben herab zu behandeln versuchen. Euer Exzellenz werden sich entrüsten, daß ich das alles hier vorbringe, werden es vielleicht für Mangel an Takt und Anstandsgefühl erklären, daß es ein einfaches Mitglied der Bühnengenossenschaft wagt auszusprechen, was eine Unmenge von Bühnengehörigen und Freunden der Kunst bewegt! Auf



die Intendanten-Tätigkeit Euer Exzellenz einzugehen, war nötig, weil sich eine größere Anzahl Bühnenleiter, die durchaus genossenschaftsfreundlich sind, davor fürchten, an die Machtstellung des General-Intendanten der preußischen Bühnen zu rühren. Die Art und Weise, wie Euer Exzellenz die Fälle Weingartner und Neumann behandelt haben, mußte erwähnt werden, weil sie ein Pendant zu dem Vorgehen und der Kampfesweise gegen die Genossenschaft bildet. Alles, was hier vorgebracht ist, mußte gesagt werden, weil eine Menge ernster Kunstfreunde die Ueberzeugung hat, daß die deutschen Bühnen sich künstlerisch frei entwickeln müssen, daß die deutschen Bühnenkünstler durch keine Bureaukratie gehemmt werden dürfen und daß die Erfüllung ihrer gerechten Forderungen wichtiger ist, als daß Euer Exzellenz Vorsitzender des Bühnenvereins bleibt.

Euer Exzellenz sprechen jetzt mit schärfsten Worten die Nichtanerkennung der Genossenschaft als Vertreterin des deutschen Schauspielersstandes aus und müssen doch ohne weiteres zugeben, daß unter diesen Genossenschaftlern mindestens hundert sind, die Euer Exzellenz an künstlerischer und allgemeiner Bildung weit überlegen sind und aber hunderte, die ohne diese Bildung durch ein paar Abende ihres Wirkens mehr für die Kunst leisten als Euer Exzellenz während des ganzen Wirkens als General-Intendant.

Es handelt sich bei dem ganzen jetzigen Kampfe der Genossenschaft nicht nur um den Vertrag, nicht nur um materielle Forderungen, es handelt sich vor allen Dingen auch um die Geltendmachung des Künstlertums! Es gibt an den deutschen Bühnen eine Menge Idealisten, denen keine Arbeit zu viel ist, die ihren höchsten Lebensinhalt in künstlerischem Wirken sehen. Und es würde deren viel mehr geben, wenn die empfindlichen Blüten idealistischer Denkweise nicht von brutalen Direktoren und kommandierenden Intendanten nur zu oft gleich zu Anfang geknickt und völlig beseitigt würden. Die guten Bühnenleiter wissen das am besten! — Alle diese Künstler verlangen nicht nur ihr Recht auf künstlerische Arbeit, sondern auch eine Bewertung und Behandlung als Diener der Kunst, nicht als Angestellte einer Fabrik! Und das wieder neu erwachte Künstlerbewußtsein wird nicht dadurch unterdrückt, daß Euer Exzellenz die Nichtanerkennung der Genossenschaft dekretieren. Die Genossenschaft arbeitet seit Jahrzehnten in gegenseitiger Förderung der Größten und Kleinsten an der künstlerischen und wirtschaftlichen Förderung der deutschen Bühnenangehörigen. Sie wird das auch weiterhin unbeirrt tun und wird unter den Verfolgungen, mit denen man sie töten will, nur erstarken. Die Genossenschaft wird an sich weiterarbeiten und wird siegen! Denn hinter ihr steht die geschlossene Majorität aller Kunstfreunde und Gebildeten. Daß die Genossenschaft aber nicht vergessen wird, mit was für Mitteln versucht worden ist, sie zu unterwerfen, das versichert Euer Exzellenz

in vollkommener Hochachtung

Georg Göhler,

Mitglied der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger.

Durlach b. Karlsruhe, 21. März 1909.



## Biologische Aesthetik.

Von

Karl Jentsch.

Beethoven wird nicht oft in seinem Leben gelacht haben. Aber wenn man ihm gesagt hätte, seine Neunte sei Nebenprodukt eines Selektionsprozesses, der namentlich im Katzengeschlecht Bedeutendes erzielt habe, hätte gewiß ein Schimmer von Heiterkeit die tragische Maske des Titanen verklärt. August Weismann nennt ja weder Beethoven noch die Neunte; aber die Kombination ist doch wohl erlaubt, wenn er zeigt, wie es von Wichtigkeit für das Fortkommen der Katze sei, daß sie die Stimmen der kleinen Vögel, die sie frißt, und die der großen, die ihr gefährlich werden können, deutlich zu unterscheiden vermöge, wie es infolgedessen ihr Cortisches Organ auf 12500 Zellen gebracht habe (beim Menschen hat es 15500), und wenn er dann bemerkt, die Fähigkeit der Tiere und der Menschen, Musik zu hören, sei also „eine unbeabsichtigte Nebenwirkung eines Gehörapparats, der aus anderen Gründen so geworden ist, wie wir ihn vorfinden“. Den für ihre Wissenschaft begeisterten Biologen nun darf man es zwar nicht übel nehmen, wenn sie jener alles zutrauen und das geistige Universum von der Monere aus zu erklären unternehmen. Aber Vertreter der Geisteswissenschaften sollten doch auf diesen Zauber nicht hineinfallen, wenn auch selbstverständlich die Naturwurzel des irdischen Geisteslebens in einem Entwicklungsprozesse ausgebildet worden ist, über dessen Stadien die Biologen interessante Aufschlüsse zu geben vermögen; nur das Wort „unbeabsichtigt“ prägt dem Ausspruche des verdienstvollen Naturforschers den Charakter des Komischen auf. Wenn ich einige Betrachtungen über die angedeutete Verirrung an eine Abhandlung Otto Seecks in der „Deutschen Rundschau“ vom 15. Juni 1908 anknüpfe, so geschieht es nicht etwa, weil es mich gelüstete, gegen den von mir sehr hochgeschätzten Geschichtsforscher zu polemisieren; noch weniger beabsichtige ich, seine Abhandlung schlecht zu machen, die ich vielmehr in allem, was die Kernfrage nicht berührt, vortrefflich finde; sondern weil gleich der Eingang charakteristisch ist für die Art und Weise, wie Anhänger der zurzeit herrschenden biologischen Theorien unter der Einwirkung ihres Vorurteils richtige Wahrnehmungen falsch kombinieren. Ja sogar die Wahrnehmung selbst wird mitunter durch das Vorurteil inexakt. Auf den ersten Blick, so beginnt Seecks Essay über Schönheit und Zweckmäßigkeit, vermöge man zu erkennen, wo die rationelle Landwirtschaft des Gutsbesitzers oder des Großpächters aufhört und der primitive Ackerbau des kleinen Mannes beginnt. Aber dessen liederlich bestelltes Feld mit seinen bunten Blumen sei schöner als dort die einförmige gelbe Fülle. In den Gegenden, die ich kenne, treibt auch der Bauer, meistens sogar der Ackerhäusler, die Landwirtschaft rationell -- sorgfältig immer, und nur an der Kleinheit der Fläche, nicht am



Unkraut, erkennt man seinen Besitz. Was aber die Schönheit betrifft, so hat auch das wogende Aehrenmeer seine eigentümliche, und viele bunte Farbenflecke — die Schönheit der einzelnen Mohn- oder Kornblume kommt hier nicht in Betracht — machen einen verwahrlosten Acker noch nicht schön; wie gewöhnlich, erscheint auch hier die Unordnung häßlich. Um zu zeigen, wie Schönheit und Zweckmäßigkeit einander meistens ausschließen, erinnert dann Seeck daran, daß wir dem schönen Fußpfade die „staubige“ Landstraße, dieser die „rußige“ Eisenbahn vorzuziehen pflegen. Was ist denn Schönes an einem Fußpfade, der über Wiesen führt, die zertretenen Grashalme, zwischen denen weißlicher oder schmutzig brauner Erdboden hervorlugt? Von weitem betrachtet, können seine Windungen ästhetisch wirken; das tut aber auch das Band der „länderverknüpfenden Straße“, ja sogar die schnurgrade hat ihren Reiz, und ihrer „Pappeln stolze Geschlechter ziehn in geordnetem Pomp vornehm und prächtig daher“. Dasselbe gilt von der Eisenbahn, deren ästhetische Wirkung die in der Sonne glänzenden Schienen erhöhen. Diese Wirkung auf den von ferne Schauenden beeinträchtigen Staub und Ruß so wenig, wie der Oelfarbengeruch den künstlerischen Wert eines frischen Gemäldes. Nicht am Fußpfade haftet die Schönheit, sondern an der Landschaft, deren intime Reize sich uns erschließen, wenn wir, nicht von einem Vehikel in pfeilschneller Bewegung vorübergerissen, sondern langsam und behaglich, unbelästigt von Staub, Ruß, Menschengewühl und nicht in Gefahr, gerädert zu werden, auf ihm wandeln. Freilich ziehn wir ihm oft die Eisenbahn vor, aber was wollen die Scharen, die Anfang Juli den Bahnhof stürmen? Sie wollen rasch und mit geringen Kosten an Orte gelangen, wo sie auf Fußpfaden und Promenadenwegen reine Luft und landschaftliche Schönheit zu genießen und damit ihre Gesundheit zu kräftigen oder wiederherzustellen gedenken, so daß sich also das Schöne für sie zugleich als das Zweckmäßige bewährt. Die Eisenbahn dient demnach in diesem Falle der Aesthetik, und diese hinwiederum der Gesundheit. Daß das Werkzeug, das uns an den Ort des ästhetischen Genusses befördert, selbst schön sei, ist doch nicht zu verlangen. Auch Seeck erwähnt das Reisen zu diesem Zweck. Er irrt aber wieder, wenn er ausführt, die Landschaft biete desto mehr Reize, je schlechter sie ihre Bevölkerung zu ernähren imstande ist, die Natur sei desto schöner, je weniger sie uns nützt, je unvollständiger sie sich unsern menschlichen Zwecken unterwerfen läßt. Beim „Schönfinden“ wirken Suggestionen mit, unter denen die der Mode nicht die schwächsten sind, wie ja die Mode im engsten Sinne, die der Frauenkleidung, am augenfälligsten beweist. Es ist bekannt, daß man bis auf Rousseau und Goethe ziemlich allgemein wohlangebaute Gegenden schön, hohe wilde Gebirge abscheulich gefunden hat. Von den geistigen Moden unberührte arme Italiener, die aus der lombardischen Ebene in die Alpen hinaufsteigen, um bei einem Tunnelbau ihr Brot zu verdienen, empfinden noch heute so. Hier überwiegt also die Suggestion der Nützlichkeit auf der einen, die der Gefahr und des mangelnden Komforts auf der anderen Seite. Der Durchschnittsmensch



ist nicht imstande, bei körperlichem Unbehagen, gar bei Schmerz, z. B. Zahnschmerz, ästhetisch zu genießen. Als es noch keine Straßen, Eisenbahnen und Berggasthäuser gab, war eine Alpenwanderung so beschwerlich, daß dem gewöhnlichen Wanderer für den ästhetischen Genuß kaum ein Restchen von Energie übrig blieb. Uebrigens ist, eben unter der Einwirkung der Mode, die Schönheit der Alpen unterschätzt, die des deutschen Mittelgebirges und der Ebene unterschätzt worden. Bei der Analyse des Entzückens, das mich auf dem St. Gotthard und an den italienischen Seen anwandelte, habe ich sehr bald die Täuschungen herausgefunden, denen man leicht unterliegt. Was ist Schönes an den schwärzlichen Felswänden zu beiden Seiten des Abgrunds, in dem sich auf der Südseite die Gotthardstraße von Etage zu Etage hinabwindet? Der Farbendreiklang von dunklem Fels, weiß schäumenden Kaskaden des Ticino und blauem Himmel, und der Zauber, der in dem Namen Italien liegt, der einem an dieser Stelle Realität zu werden verspricht, zugleich mit dem Bewußtsein, du stehst auf einer Höhe, deren geographische Bedeutung Goethe so schön dargestellt hat. Nicht schön, sondern erhaben ist der Blick in die grause Schlucht — zu den ästhetischen Kategorien gehört freilich auch das Erhabene — und hätte man nicht die sichernde Straße unter den Füßen, so wäre dieses Erhabene furchtbar, was es freilich für den kühnen, absturzlüsternen Alpinisten von heute nicht mehr ist. Und wenn die Abendsonne die Felswände, die den oberen Teil des Gardasees einschließen, rosa und violett bemalt, so gibt das zwar eine prachtvolle Kulisse und mit dem Indigoblau des Wassers wieder einen schönen Farbendreiklang ab, aber kein warmes herzerquickendes Landschaftsbild, wie wir es im deutschen Mittelgebirge überall genießen, und auch in der Ebene dort, wo es an Bäumen und an Wasser nicht fehlt. Am schönsten finde ich die vom Menschen gebändigte, gepflegte und veredelte Natur: wohlangebaute Fluren mit Häusern und Gärten dazwischen und bewaldeten Bergen als Hintergrund, und die neueren Landschaftsmaler scheinen demselben Geschmack zu huldigen. Auch an den italienischen Seen sind die Uferstrecken am schönsten, an denen in Gärten eingebettete Villen und Hotelpaläste einladend prangen, und die norddeutsche Ebene ist überall dort schön geworden, wo menschlicher Fleiß sie in einen Garten verwandelt hat. Es ist also nicht wahr, daß „auf den meisten Gebieten das Schädliche und zweckwidrige mit dem Schönen zusammenfällt“, wie Seeck als Ergebnis seiner auch die Tierwelt und die sittliche Welt umfassenden Musterung verkündet.

Auf den meisten, nicht auf allen Gebieten, fügt er einschränkend hinzu. Damit kommen wir einander näher. Wenn oben gesagt wurde, es könne von den Verkehrswegen, die uns zum Genuß der Schönheit führen, nicht verlangt werden, daß sie selbst schön seien (obwohl sie's tatsächlich oft sind), so ist das dahin zu erweitern, daß überhaupt für Gebrauchsgegenstände, Werkzeuge und Maschinen Schönheit kein wesentliches Erfordernis ist; denn der ästhetische Genuß ist doch eben weder der einzige noch der höchste Zweck des Lebens, und bei der



Verwirklichung der meisten Zwecke, die uns das Bedürfnis aufnötigt, können wir uns nur wenig um die Schönheit des Befriedigungsmittels kümmern. Zugleich aber ist dieser Satz wieder einzuschränken durch den anderen, daß Gebrauchsgegenständen, Werkzeugen und Maschinen die vollkommene Angemessenheit an ihren Zweck ohne die Absicht des Künstlers, der sie anfertigt, eine gewisse Schönheit verleiht, wie seit einigen Jahren die Architekten und die Förderer des Kunstgewerbes predigen. Auch Seeck erwähnt das, schildert bei dieser Gelegenheit sehr schön den Wechsel im Kunstgeschmack und wie jede Geschmacksperiode den ihr unmittelbar vorhergegangenen Geschmack schlecht finde, alle Perioden aber darin übereinstimmen, daß sie das sehr Alte (wo das erforderliche Alter anfängt, bleibt unbestimmt) für schöner halten als das Neue. Und darin nun sieht er die Erklärung des Widerspruchs zwischen dem Schönen und dem Zweckmäßigen: allerdings sei das Schöne ursprünglich das Zweckmäßige gewesen; aber der so entstandene Geschmack habe sich erhalten bis in eine Zeit hinein, wo das immer noch als schön geltende wegen der veränderten Lebensumstände nicht mehr zweckmäßig sei. Daher komme es, daß das Schönheitsgefühl zum Unzweckmäßigen zu neigen scheine: wir fahren fort, die Truhe unserer Urgroßmutter schön zu finden, obwohl unsere Kommode weit zweckmäßiger ist. Ich vermute, die meisten der Leute, die vor einer Antiquität in Entzücken geraten, empfinden gar nichts, sondern heucheln, ebenso wie die meisten Museums- und Alpenbesucher, ihr Entzücken nur, weil's Mode ist. Wenn aber einem eine alte Truhe wirklich gefällt, so ist das nicht eine Nachwirkung ehemaliger Zweckmäßigkeit, sondern die Wirkung einer schönen Malerei oder Schnitzerei, wobei an die praktische Verwendbarkeit solcher Gegenstände gar nicht gedacht wird.

Mit der Meinung nun, das Schöne sei das Zweckmäßige, und manches Unzweckmäßige werde nur darum für schön gehalten, weil es früher einmal zweckmäßig oder nützlich gewesen sei (als ob der Tiger, der auch erwähnt wird, je einmal den Menschen nützlich gewesen wäre! gerade erst uns Heutigen ist er das samt allem Getier der Zoologischen Gärten einigermaßen), sind wir bei der biologischen Erklärung des Schönen angelangt. Wir erfahren nun die bekannte biologische Weisheit, daß es wenigstens ein Gebiet gebe, auf dem die Schönheit durchaus mit der Zweckmäßigkeit zusammenfalle: das Gebiet, auf dem der Instinkt nicht irren dürfe, wenn er nicht das Dasein des Menschengeschlechts gefährden solle. Der Mann findet im allgemeinen das Weib schön, dessen Körperbeschaffenheit das vollkommene Austragen, leichte Gebären und ausreichende Stillen der Kinder verbürgt, und jeder einzelne Mann findet das einzelne Weib besonders schön, dessen Antlitz einen dem seinen entsprechenden Charakter spiegelt. Es heißt die Aesthetik am verkehrten Ende anfassen, wenn man ihr Wesen von dem Gegenstande aus zu ergründen unternimmt, der das ästhetische Urteil in dem Maße zu fälschen vermag, daß Titania in einem Eselskopf die Gesamtheit aller platonischen Ideen verkörpert sieht. Am ästhetischen Wohlgefallen ist Interesselosigkeit das Wesent-



liche, das Charakteristische. Der kantische Ausdruck ist nicht eben glücklich gewählt, denn den ästhetisch Organisierten beseelt ja ein leidenschaftliches Interesse an der Schönheit, aber der Ausdruck will nur besagen, daß kein Interesse unseres leiblichen Daseins und der Erhaltung der Gattung dabei im Spiele, daß also das ästhetische Interesse das gerade Gegenteil vom biologischen ist. Musik und Architektur machen das unmittelbar deutlich. Beide Werke gefallen uns, wenn in der einen die Schwingungszahlen der tönenden Körper, in der anderen die Größen der Teile eines Gebäudes in bestimmten arithmetischen Verhältnissen zueinander stehen. Die ästhetische Anlage ist also die Fähigkeit, gewisse Proportionen als angenehm zu empfinden, wobei die Proportion selbst nicht erkannt zu werden braucht; bei einem Gebäude ergibt sie sich erst durch Messung und Berechnung, in der Musik ist sie erst von der neueren Physik gefunden und in den Klangfiguren sichtbar gemacht worden. Diese Fähigkeit nun hat für die Erhaltung des individuellen und des Gattungslebens gar nichts zu bedeuten. Der Prälat Ritter, dessen Gesangsproduktionen im Breslauer Dome vor 50 Jahren den Allerandächtigsten Anfälle von Lachkrampf zuzogen, erzählte uns einmal — er lehrte Kirchengeschichte — er habe beim Domkapellmeister Gesangsstunde genommen, aber es habe nichts genutzt; er könne nun einmal einen hohen Ton von einem tiefen nicht unterscheiden. Der Mann war kerngesund und stark und nicht im mindesten schwerhörig (während Beethoven die größten seiner Meisterwerke als Halbtauber komponiert hat), und hätte er Kinder gezeugt, so würden sie wahrscheinlich ebenso gesund und kräftig ausgefallen sein. Solche Unmusikalischen kennt ja wohl jedermann. Demnach kann auch die ästhetische Anlage in der biologischen Entwicklung keine Rolle gespielt haben, kann nicht Ueberrest von etwas sein, was vordem einmal nützlich gewesen ist. Sie zeigt sich darum auch auf den Anfangsstufen der menschlichen Kulturentwicklung entweder gar nicht oder nur in dürftigen Andeutungen. Die Musik der Naturvölker und der Barbaren ist ein häßlicher Lärm, der nur ein musikalisches Element enthält, das aber für sich allein noch lange keine Musik ausmacht, den Rhythmus, und dieser hat allerdings für das Leben der Naturvölker Bedeutung, weil er die gemeinsame Arbeit und den Marsch erleichtert. Etwas deutlicher tritt das ästhetische Empfinden in der Bemalung der Leiber, Hütten und Geräte mit regelmäßigen Figuren und in der Musterung der Gewebe und Geflechte hervor, aber dieser erste Schmuck des Lebens bedeutet doch keine Förderung des Lebens. Auch die Wirkung der Malerei beruht auf Proportionen: auf Proportionen in den Umrissen der dargestellten Menschen und Gegenstände und auf Farbenharmonien; die Farbenempfindung aber wird durch Aetherschwingungen von bestimmter Geschwindigkeit und Wellenlänge erzeugt.

(Schluß folgt.)





FRANZ METZNER / WEIBLICHER AKT







## Drei Theaterbriefe E. T. A. Hoffmanns.

Mitgeteilt von  
Hans von Müller.

Im vorjährigen ersten Oktoberheft der „Neuen Revue“ hat ein Brief Hoffmanns an Holbein an das Zusammenwirken der beiden am Bamberger Theater erinnert. Heute bringen wir nun die Hauptteile von drei ungedruckten Briefen Hoffmanns an Hitzig, die uns unmittelbar in jene große Zeit des Bamberger Theaters hineinversetzen.

Hoffmann und Hitzig (1780—1849) hatten sich 1804 als Kollegen am preußischen Obergericht in Warschau kennen gelernt und dort schöne Jahre im Verkehr mit anderen geistig interessierten preußischen Beamten verlebt. Von diesen Genossen sollen hier nur zwei genannt werden: der eine der Kammersekretär Zacharias Werner, der den Freunden seine mystischen „Söhne des Thales“ vorlas, mit der großen Effektszene der „Prüfung“ Adalberts von Anjou vor seiner Aufnahme in den Templerorden (Küssen des schauerlichen Baffometus-Hauptes u. a.: I. Teil, V. Akt, 6. Szene) und den (nie erschienenen) zweiten Teil seines „Kreuzes an der Ostsee“, von dessen Hauptfigur, dem heidnischen Preußenkönig Waidewuthis, Hoffmann noch um die Jahreswende 1820/21 sagt, daß seit Shakespeares Zeiten solch ein Wesen nicht über die Bühne gegangen sei, „wie dieser übermenschliche, fürchterlich grauenhafte Greis“ — der andere, wesentlich harmlosere, der Justizrat Heinrich Loest (1778—1848), der musik- und poesieverständige spätere Freund Immermanns.

Ende 1806 hatten dann Hoffmann und Hitzig durch den Zusammenbruch der preußischen Herrschaft in Warschau ihre Stellen verloren. Beide lebten nunmehr eine Zeitlang privatisierend in Berlin im Umgange mit Chamisso, Varnhagen, Robert und anderen aufstrebenden Talenten, bis im September 1808 Hoffmann Kapellmeister in Bamberg wurde und im darauf folgenden Monat Hitzig eine Verlagsbuchhandlung in Berlin eröffnete. Hitzig blieb auch als Verleger seinen Idealen treu; 1809 übernahm er drei Calderon-Uebersetzungen Schlegels, darunter die „Andacht zum Kreuz“ vom bisherigen Verleger, und schloß in einem neuen Bande den „standhaften Prinzen“ und die „Brücke von Mantible“ daran; 1810 ließ er Kleistens „Abendblätter“, 1811 Fouqués „Undine“ erscheinen.

Während so Hitzigs Unternehmungen florierten, mußte Hoffmann gleich nach dem ersten Auftreten als Dirigent sein Amt niederlegen; er war hinfort auf Gelegenheitskompositionen fürs Theater beschränkt und mußte sich im übrigen durchschlagen durch privaten Gesangs-



unterricht, Mitarbeit an der von Rochlitz in Leipzig redigierten „Allgemeinen Musikalischen Zeitung“ und den Kommissionsvertrieb von Musikalien. Im März 1810 versuchte er durch Rochlitzens Vermittlung die Kapellmeisterstelle bei Joseph Seconda zu erhalten, der eine Operngesellschaft für Dresden und Leipzig engagierte; Friedrich Schneider kam ihm jedoch zuvor, und erst nachdem dieser drei Jahre darauf zurückgetreten, konnte Hoffmann die Stelle erhalten, die ihm — zum ersten und letzten Mal — wenigstens zehn Monate lang Gelegenheit gab, sich als Operndirigent zu bewähren.

Vorher sollte jedoch für Hoffmann noch Gelegenheit kommen, sich anderweit ums Theater hochverdient zu machen. Holbein, der im Jahre 1810 die Leitung des Bamberger Theaters übernommen und am 1. Oktober die neue Spielzeit mit der „Minna von Barnhelm“ eröffnet hatte, begnügte sich nicht damit, seinen alten Freund als Theaterkomponisten beizubehalten, sondern gab ihm auch zugleich eine leitende Stellung als „Direktionsgehilfe“, d. h. Geschäftsführer und Dramaturg; vom 1. August 1811 ab war er daneben noch Theaterarchitekt.

Mit besonderer Vorliebe widmeten sich die beiden Theaterleiter den drei oben genannten Calderonschen Stücken des Hitzigschen Verlages und Kleistens „Kätchen von Heilbronn“, das bekanntlich vor Kleistens Tode sonst nur noch im Theater an der Wien gegeben worden ist, während es in Dresden, Berlin, Weimar verschlossene Türen fand.

Anfang 1812 begab sich Holbein dann nach Würzburg und ließ Hoffmann in Bamberg als eine Art Stellvertreter zurück. In dieser Zeit setzen unsere Briefe ein, deren jeder uns Hoffmann als begeisterten Verkünder Shakespeares, Calderons und Kleistens vor Augen führt.

\*       \*

B a m b e r g , 28. April 1812.

Daß ich noch hier bin, muß Ihnen schon beweisen, daß es mir so ziemlich gut geht, und nur das einzige ist mir nicht recht gewesen, daß mir bis jetzt die ganz überhäuften Theatergeschäfte alle Zeit raubten eigentlich für mich das heißt für das Bekanntwerden zu arbeiten. Als das Theater durch Holbein neu organisiert wurde, fiel mir die ganze Last der ökonomischen und ein großer Teil der ästeth[ischen] Einrichtung zu, und bald darauf wurde ich nächstdem, daß ich fürs Theater fortkomponieren müsse, noch Theater-Architekt und Dekorateur, indem der recht geschickte Maschinist Holbein mich bald in die Geheimnisse der Maschinerie praktisch einweihte und so die Theorie, die ich aus allen Büchern, die ich nur erhalten konnte, eingeschlungen hatte, ergänzte. — So haben wir denn die einstürzende Burg zum Kätchen von Heilbronn, das auffliegende Kreuz in der Andacht pp,



die Fantasmagorien in dem standhaften Prinzen und vorzüglich die Brücke von Mantible gebaut. Von letzterer werden Sie künftig eine genaue Zeichnung nebst Beschreibung von mir im Journal des Luxus und der Moden finden. — Jetzt ist Holbein in Würzburg und ich bin hier geblieben um einmahl den Sommer hindurch mit Muße für mich selbst arbeiten zu können. Eine Oper von mir, Text von Holbein kommt jetzt in Würzburg aufs Theater und wandert dann nach Wien zu Lobkowitz. Gefällt sie, so bin ich als Komponist durch. — Hier habe ich das Glück, daß meine Komposit[ionen] Sensation machen. — Dann beschäftigt mich ein sonderbares musikalisches Werk, in welchem ich meine Ansichten der Musik und vorzüglich der inneren Struktur der Tonstücke aussprechen will. Um jeder anscheinenden Excentrizität Platz und Raum zu gönnen sind es Aufsätze von einem wahnsinnigen Musiker in lichten Stunden geschrieben; ich behalte mir vor Ihnen künftig darüber mehr zu sagen und vorzuschlagen. — Nun habe ich recht viel von mir gesprochen, bloß um Ihnen, mein teuerster Freund zu beweisen, daß ich wirklich noch lebe! Denken Sie denn noch an Warschau? — an die Punschabende — den roten Ungarwein bei Ihrem Wirth — den Waideuwuthis — den Baffometuskopf pp? Werner soll ja, wie ich von dem vorigen Sommer hier nach Italien durchreisenden Mahler Raab hörte, nach Palästina gezogen sein. Das wäre nun ganz im Styl und in der Ordnung, nur möchte ich wissen, wo er den Mut hergenommen hat sich zu den Türken und Arabern zu begeben, und ob er nicht das bekante große Goldstück in zwanzig Papieren eingewickelt auf der bloßen Brust trägt. — Chamiseau ist also bei der Stael und Varnhagen noch in Berlin? — Unser Heinrich Loest („löst die Bande“, erinnern Sie sich noch?) hat also ein Trauerspiel ediert, namens: Clorinde, welches gewiß nichts anderes ist, als die Oper Tancred mit Variationen, die er in Warschau machte und die ich nicht komponieren mochte weil sie schlecht war. — Sie können denken wie mich das Kätchen begeistert hat; nur drei Stücke haben auf mich einen gleichen tiefen Eindruck gemacht — das Kätchen — die Andacht z[um] K[reuz] und Romeo und Julie — sie versetzten mich in eine Art poetischen Somnambulismus in dem ich das Wesen der Romantik in mancherlei herrlichen leuchtenden Gestaltungen deutlich wahrzunehmen und erkennen glaubte! — Das Kätchen ist hier nur teilweise gut, die Andacht zum Kreuz aber durch ein glückliches Zusammentreffen günstiger Umstände beinahe vollendet gegeben worden. Die Andacht hat jedesmal wahre Andacht erweckt und das katholische von jeder Ueberbildung freie Publikum faßte die Erzählung Eusebios von des Kreuzes sonderbaren Wundern mit tiefem Sinne auf. — Noch einmahl komme ich auf den herrlichen Kleist zurück um Sie zu bitten, mir einiges über seinen heroischen Untergang zu sagen; das dumme Geschwätz in öffentlichen Blättern von Leuten, die vor einem Strahl von Kleists Genius in die erbärmliche Nußschale, die sie für einen Pallast mit sieben Türmen ansehen, sich verkrochen hätten, dieses dumme Geschwätz hat mich überaus angeekelt; und schon damals wollte ich mich an Sie mein lieber Freund! wenden, um



etwas Rechtes vom Rechten zu hören, doch es unterblieb wie vieles. — Der Herr von Herr ist wohl noch immer der H. v. H. — wenn Sie ihn zufällig sehen sollten, bitte ich ihn von mir nicht zu grüßen, ein gleiches tun Sie gütigst mit Eimbeck und Beelitz.

Meine Frau ist ganz munter und hält zuweilen pohnische Monologe um die Sprache nicht zu vergessen, jedoch hat sie neulich mit vielem Vergnügen einen ganzen Pulk pohnische Lanzenträger, die sie ihre *Landleute* (nicht Landsleute) nannte, gesehen. Sehr empfiehlt sie sich Ihnen und Ihrer Frau, die ich auch um freundschaftliches Andenken herzlich bitte. Recht bald hoffe ich von Ihnen viel viel gutes und angenehmes zu hören; Ihr tätiges Wirken in der litterarischen Welt (gleichsam Ihren litterarischen Lebenslauf) habe ich mir aus den Meßkatalogen konstruiert und viel Zufriedenheit gefunden. — Leben Sie recht wohl, grüßen Sie Herrn Reimer und Freunde die sich noch meiner erinnern und behalten Sie mich lieb

Unverändert Ihr innig ergebener  
H o f f m a n n.

\* \* \*

B a m b e r g , 1. Juli 1812.

Mein lieber teuerster Freund!

Vor der Hand nur so viel, daß mir Ihr ausführlicher Brief die lebhafteste Freude gemacht und mich ganz in unsern jovialen Zirkel in W[arschau], wo denn doch manches recht gescheute Wort gesprochen wurde, versetzt hat. Uns fehlte damals nichts als etwas mehr Freiheit von Geschäften, die uns eigentlich nicht behagten, diese Freiheit gab uns die plötzliche Katastrophe mit einem Ruck und daß wir uns *per tot discrimina rerum* beide nun wohl befinden ist ein Beweis, daß das Schicksal zwar etwas tumultarisch mit uns verfahren, uns doch aber auf die rechte Stelle gesetzt hat. — Ich arbeite jetzt recht fleißig und habe um recht mit Muße zu leben 14 Tage auf der herrlichen Altenburg, wo ein alter gothischer verfallner Thurm nach meiner Angabe vorigen Sommer restaurirt und dekorirt wurde, eben in diesem Thurm mit meiner Frau gewohnt, bloß das anhaltend böse Wetter trieb mich wieder herab. Der Sturm, der Regen, das in Strömen herabschießende Wasser erinnerte mich beständig an den Oheim Kühleborn, den ich oft mit lauter Stimme durch mein gothisches Fenster ermahnte ruhig zu seyn, und da er so unartig war nichts nach mir zu fragen habe ich mir vorgenommen ihn mit den geheimnißvollen Charakteren, die man Noten nennt, fest zu bannen! — Mit andern Worten: die Undine soll mir einen herrlichen Stoff zu einer Oper geben! — Sind Sie nicht meiner Meinung? — Für die Musen schicke



ich Ihnen bestimmt nächstens einen Aufsatz, der Nachrichten über unsere Theater, vorzüglich aber die genaueste Rechenschaft von der so oft bezweifelten dramatischen Wirkung der Calderonschen Stücke und von den Erfordernissen bey ihrer Aufführung geben soll. Dies dürfte allerdings nicht zu spät kommen, da es nicht als Novität, daß die Calderonschen Stücke wirklich gegeben wurden, behandelt wird. — Nächstens mehr, viel mehr! Meine Frau grüßt Sie und die Ihrige, deren Andenken ich mich herzlich empfehle, auf das beste. Behalten Sie lieb

Ihren innig ergebenden

H o f f m a n n.

Herzlichen Dank für die höchst interessanten Abendblätter. — Sehr sticht hervor der Aufsatz über Marionetten-Theater. — Kleists Erzählungen kenne ich wohl; sie sind seiner würdig.

\*            \*

B a m b e r g , 15. Juli 1812.

Mein lieber teuerster Freund!

Anliegend erhalten Sie nach Ihrem Wunsche einen Aufsatz über die hiesige Aufführung der Calderonschen Schauspiele dessen ganze Tendenz dahin geht zu zeigen unter welchen Umständen jene Schauspiele auch dann ihren großen Effekt nicht verfehlen können, wenn auch der Bühne keine große Kraft Rücksichts eminenter Schauspieler oder kostspieliger Szenerie zu Gebote steht. Vielleicht dient dies zur allgemeineren Verbreitung jener göttlichen Schauspiele und dann wäre viel gewonnen. Holbein ist jezt in Würzburg und unser Theater wird schon wieder organisirt, kommt es leidlich zu Stande, so bringe ich es bestimmt dahin, daß Shakespearsche noch nicht gegebene Stücke (vorzüglich seine Lustspiele) auf die Bühne kommen. Goethes Bearbeitung von Romeo und Julie kenne ich nur aus den darüber in öffentlichen Blättern mitgetheilten Nachrichten und schon nach diesen — ich muß es frey gestehen — mißfällt sie mir. Der herrliche Schluß, die Versöhnung der Familien, nachdem ihre schönsten Zweige als Opfer ihres Hasses gefallen, Lorenzos rührende Rede, fällt wie ich höre ganz weg — ich möchte wirklich das Original ganz getreu auf die Bühne bringen.



## Die Ehe.

Komödie von Bernhard Shaw.

Deutsch von Siegfried Trebitsch.

### Personen:

Der Bischof von Chelsea  
Alice Bridgenorth, seine Frau  
Edith, seine Tochter  
General Bewley Bridgenorth  
Reginald Bridgenorth  
Leo Bridgenorth  
Lesbia Grantham

St. John Hotchkiß  
Cecil Sykes  
Ratsherr William Collins  
George Collins, seine Schwägerin  
Reverend O. C. Soames (Vater Anthony)  
Joseph Wallaston (Magistratsdiener)

An einem schönen Morgen des Frühlings 1903 sieht die normannische Küche im Schloß des Bischofs von Chelsea sehr geräumig, sauber, mächtig und gesund aus.

Der Bischof hat das Glück, der Besitzer eines Schlosses aus dem zwölften Jahrhundert zu sein. Das Schloß selbst hat das Glück gehabt, der Verwandlung in den gothischen Stil des fünfzehnten Jahrhunderts oder der Gleichmachung in die Quadersteine des achtzehnten Jahrhunderts oder der „Restaurierung“ durch einen Baumeister des neunzehnten Jahrhunderts und einen Victorianischen Architekten der sonnenschirmähnlichen Süßlichkeit des vierzehnten Jahrhunderts, entgangen zu sein. Der gegenwärtige Inhaber namens A. Chelsea, inoffiziell Alfred Bridgenorth genannt, weiß normannische Arbeit zu schätzen. Er wußte seine Klagen über die Unbehaglichkeit des Ortes so geschickt anzubringen, daß er die kirchlichen Bevollmächtigten dazu vermochte, ihm einiges Geld für Bauzwecke zu geben. Er benutzte es, sich der Tapeten, der Malerei, der Einteilungen, der äußerst ebenen und ornamentalen Gesimse zu entledigen, womit die Victorianischen Zimmerleute das gewaltige dunkle Gebälk gefällter Eichen verschlossen und versteckten; ferner tilgte er die Spuren aller anderen Hilfsmittel seiner Vorgänger, bis er sich in einer normannischen Festung heimisch und geachtet fühlen konnte. Es ist ein Haus, das für die Ewigkeit gebaut sein soll. Die Mauern und Balken könnten ihrer Stärke nach den Turm zu Babel tragen, als ob die Erbauer, unsere modernen Ideen vorwegnehmend und ihnen instinktiv Trotz bietend, hier einmal beschlossen hätten, zu zeigen, wieviel Material sie an ein Gott zu Ehren erbautes Haus verschwenden könnten, statt ein wetteiferndes Auge auf den Vorteil des niedrigsten Angebots zu richten, und wissenschaftlich zu berechnen, wie wenig Material genügte, um zu verhindern, daß die ganze Geschichte durch ihr Eigengewicht zusammenstürze.

Die Küche ist der Lieblingsraum des Bischofs; aber nicht etwa weil er ein Mann von demütiger Denkart ist, sondern weil die Küche zu den schönsten Räumen des Hauses gehört. Der Bischof hat weder das Einkommen noch den Appetit, seine Mahlzeiten hier kochen zu lassen. Die Fenster, hoch oben in den Mauern, liegen nach Norden und Süden. Das nördliche Fenster ist das größte; und wenn wir durch dieses in die Küche sehen, befindet sich die südliche Mauer mit kleinen normannischen Fenstern und einer offenen Tür in der Nähe der Ecke links uns gegenüber. Durch diese Tür bekommen wir einen Blick auf den Garten und einen sonnenbeschienenen Gartenstuhl. In der rechtsseitigen Ecke befindet sich ein Eingang zu einem gewölbten runden Gemach mit einer Wendeltreppe, die durch einen Turm zu den oberen Stockwerken des Schlosses führt. An der Wand zu unserer Rechten befindet sich der riesige Kamin, mit einem gewaltigen Spieß, der wie ein kleiner Kran aussieht, und einer Sammlung von alten Eisen- und Messinggeräten, die man für ursprüngliche Möblierung des Kamins nimmt, die aber natürlich vom Bischof in Antiquitätenhandlungen zweiten Ranges aufgekauft worden sind. An dem zunächstliegenden Ende der linksseitigen Wand gewährt ein kleines normannisches Tor den Eintritt



in das Arbeitszimmer des Bischofs, der ehemaligen Abwaschküche. Weiter entfernt steht an der Wand eine große Eichenkiste. Die Mitte der Küche nimmt ein großer Holztisch ein, der von elf starken Binsenstühlen umgeben ist: vier davon stehen an der entfernten Seite, drei an der nächstliegenden und zwei an jedem Ende. Vor dem Kamin steht ein großer Gitterstuhl. Auf dem Boden befindet sich eine grobe Bastmatte als Teppich-Schoner. Das einzige Möbelstück, das dann noch da ist, ist eine Uhr mit hölzernem Ziffernblatt, das ungefähr so groß ist wie der Boden eines Waschkübels. Sie hat Gewichte, Ketten und ein Pendel von entsprechender Größe; aber der Bischof hat schon lange den Versuch aufgegeben, die Uhr in Gang zu halten. Sie hängt über der Eichenkiste.

In der Küche befindet sich augenblicklich die Frau des Bischofs, Frau Bridgenorth, die mit William Collins, dem Gemüsehändler, plaudert. Er ist im Frack, obgleich es am frühen Vormittag ist. Frau Bridgenorth ist eine ruhige, glücklich aussehende Frau von ungefähr fünfzig Jahren, sanft, freundlich und humorvoll, hat zarte Gesichtszüge und schönes graues Haar, mit vielen weißen Fäden darin. Sie ist wie zu einem Fest gekleidet; aber sie macht es sich einstweilen noch bequem, wie sie da in dem großen Stuhl beim Kamin sitzt und die Times liest.

Collins ist ein älterer Mann von recht jugendlichem Taillenumfang. Seine hammelkotelettartigen Whiskers haben an ihren unteren Enden einen koketten Anstrich von vornehm tuendem Geckentum. Er ist ein freundlicher Mann, von jenen vollendeten Manieren, die man nur erwerben kann, wenn man einen Laden hält, in welchem man Damen Lebensmittel verkauft, deren soziale Position in einer Weise über jeden Zweifel erhaben ist, daß sie sich beim Einkauf nicht sonderlich anstrengen. Er ist ein beruhigender Mensch, hat wachsame graue Augen und besitzt die Gabe, einem, ohne zu beleidigen, alles was er will zu sagen, weil sein Ton immer voraussetzt, daß er es mit freundlicher Erlaubnis tut. Dabei ist er in keiner Weise unterwürfig: eher ritterlich und teilnahmsvoll, aber niemals ohne gewissenhafte Anerkennung der öffentlichen Fundamente sozialer Unterschiede. Er steht bei der Eichenkiste und zählt einen Haufen Servietten.

Frau Bridgenorth liest gelassen; Collins zählt; im Garten singt eine Amsel. Frau Bridgenorth läßt die Times in ihren Schoß fallen und betrachtet Collins einen Augenblick.

Frau Bridgenorth: Sind Sie bei solcher Gelegenheit niemals nervös, Collins?

Collins: Gott bewahre, gnädige Frau. Es wäre lächerlich, nachdem ich fünf Ihrer Töchter verheiratet habe, beim Verheiraten der letzten nervös zu werden.

Frau Bridgenorth: Ich habe immer gesagt, daß Sie ein wundervoller Mensch sind, Collins.

Collins, (beinahe errötend) Oh, gnädige Frau.

Frau Bridgenorth: Ja. Ich kann niemals irgend etwas arrangieren — sei's eine Hochzeit oder ein Diner — ohne daß die Sache einen Haken hat.

Collins: Warum sollten Sie sich selbst der Mühe unterziehen? Herbei mit dem Gemüsehändler: das ist das Geheimnis einer leichten Hausführung. Weiß Gott, es ist ja sein Geschäft. Es macht sich für ihn und für Sie bezahlt, ganz abgesehen von dem Vergnügen in einem Hause wie dem Ihrigen zu arbeiten. (Frau Bridgenorth verbeugt sich für das Kompliment) Die Leute machen sich über den Gemüsehändler genau so wie über die Schwiegermutter lustig. Aber sie können weder ohne den einen noch ohne die andere fertig werden.



Frau Bridgenorth: Was für ein Band uns doch verknüpft, Collins!

Collins: Weiß Gott, gnädige Frau, es gibt alle Arten Bänder zwischen allen Arten Menschen. Für die Frau eines Bischofs sind Sie eine sehr feine Dame, gnädige Frau. Ich kenne Frauen von Bischöfen, die einen wahrhaft reizen, sie zu necken und unverschämt zu sein; aber niemals wird Ihnen gegenüber jemand sich und seine Stellung vergessen, gnädige Frau.

Frau Bridgenorth: Sie sind ein Schmeichler, Collins. Sie werden natürlich wie gewöhnlich das Frühstück selbst beaufsichtigen, nicht wahr.

Collins: Ja, ja, gnädige Frau, selbstverständlich. Das tue ich immer. Die hochfeinen Lieferanten schicken Leute her, wie ich sie niemals gesehen hab' — man kann sie für Herzöge halten. Man sieht, wie die Verwandten diesen Leuten die Hände schütteln und sie nach ihrer Familie fragen — Damen fragen tatsächlich „Wo haben wir uns denn schon gesehen?“ und alle möglichen anderen Konfusionen. Das ist mein Geschäftsgeheimnis, gnädige Frau. Mich können Sie immer erkennen, ich bin der Gemüsehändler. Das ist ein Glück für mich heutzutage, wo man kaum sagen kann, wer dies ist und wer das ist. (Er geht durch den Turm hinaus und kehrt sofort für einen Augenblick zurück, um anzukündigen): Der Herr General, gnädige Frau.

Frau Bridgenorth erhebt sich, um ihren Schwager zu empfangen, der strahlend in Full-dreß-Uniform, mit vielen Medaillen und Orden geschmückt, eintritt. General Bridgenorth ist ein gut aussehender Mann von fünfzig Jahren, mit breiten, kühnen Nasenflügeln, einem eisernen Mund, treuen Hundeaugen und einer sehr natürlichen Einfachheit und Würde des Charakters. Er ist unwissend, dumm und voller Vorurteil, wozu er sorgfältig erzogen worden ist, es ist nicht immer möglich, die Geduld nicht zu verlieren, wenn seine fraglos guten Absichten sich in Wirklichkeit als schädigend erweisen; aber man tadle die Gesellschaft deswegen, nicht ihn selbst. Er würde kein schlechterer Mensch sein als Collins, wenn er Collins soziale Gelegenheiten genossen hätte. Er kommt an den Kamin, wo Frau Bridgenorth mit dem Rücken gegen das Feuer steht.

Frau Bridgenorth: Guten Morgen, Boxer. (Sie schütteln sich die Hand) Noch eine Nichte fortzugeben. Das ist die letzte.

Der General, (sehr düster): Ja, Alice. Der alte kriegerische Onkel hat nichts anderes zu tun als an Glücklichere Bräute fortzugeben. Ist, (er würgt) ist deine Schwester schon da?

Frau Bridgenorth: Warum nennst du Lesbia immer meine Schwester? Weißt du nicht, daß sie das mehr ärgert als all deine übrigen Scherze?

Der General: Scherze! Ha! Nun, ich will versuchen, es sein zu lassen; aber ich glaube, sie könnte eine solche Kleinigkeit von mir schon ertragen. Sie weiß, daß ihr Name mir im Halse stecken bleibt. Es ist besser, sie deine Schwester zu nennen als sie L — er bricht beinahe zusammen: L — nun, sie bei ihrem Namen zu nennen und sich lächerlich zu machen — durch Tränen. (Er setzt sich an das nächste Ende des Tisches.)



**Frau Bridgenorth** (geht zu ihm und zieht ihn auf). Oh, beruhige dich. Boxer! Wir sind doch wirklich keine Knaben und Mädchen mehr. Du kannst nicht dein Lebelang mit einem gebrochenen Herzen herumlaufen. Es muß schon nahezu zwanzig Jahre her sein, daß sie dir einen Korb gab. Und du weißt doch, das geschah nicht, weil sie dich nicht leiden mochte, sondern nur weil sie nicht heiraten will.

**Der General:** Einerlei. Ich liebe sie noch immer. Und ich kann nicht anders als es ihr sagen, so oft wir einander begegnen, obgleich ich weiß, daß sie mir deshalb ausweicht. (Er beherrscht kaum seine Tränen.)

**Frau Bridgenorth:** Was sagt sie, wenn du ihr das sagst?

**Der General:** Nur daß sie neugierig sei, wann ich darüber hinauswachsen würde. Ich weiß jetzt, daß ich niemals darüber hinauswachse.

**Frau Bridgenorth:** Vielleicht geschähe es, wenn du sie heiratest. Ich glaube, es ist besser so, Boxer.

**Der General:** Ich bin ein armer Teufel. Es tut mir wahrlich leid, daß ich ein lächerlicher alter Schwätzer bin, Alice; aber wenn ich in dieses Haus zu einer Hochzeit komme, zu diesen Szenen — zu — zu — zu Erinnerungen an die Vergangenheit — und die Braut immer jemand andern geben muß und nie selbst eine Braut bekomme (er erhebt sich plötzlich) Darf ich in den Garten gehen und es mir weg rauchen?

**Frau Bridgenorth:** Tu das, Boxer.

(Collins kommt mit dem Hochzeitskuchen zurück.)

**Frau Bridgenorth:** Oh, da ist der Kuchen. Ich glaube, es ist derselbe, wie wir bei Florences Hochzeit hatten.

**Der General:** Ich kann das nicht ertragen. (Er eilt durch die Gartentür hinaus.)

**Collins** (stellt den Kuchen auf den Tisch) Na, sehen Sie sich das an, gnädige Frau! Ist es nicht seltsam, daß der General, nach all den Hochzeiten an denen er teilgenommen \*) hat, den Anblick eines Hochzeitskuchens noch immer nicht ertragen kann. Er scheint ihm stets denselben Schlag zu versetzen.

**Frau Bridgenorth:** Na, es ist sein letzter Schlag. Jetzt ist die ganze Familie verheiratet, Collins. (Sie hebt die Times wieder auf und nimmt ihren Sitz wieder ein.)

**Collins:** Ausgenommen Ihre Schwester, gnädige Frau. Ein schöner Frauentypus, das Fräulein Grantham. Ich freue mich schon, ihr Hochzeitsmahl zu arrangieren.

**Frau Bridgenorth:** Sie will nicht heiraten, Collins.

**Collins:** Gott weiß, gnädige Frau, das sagen alle. Sie und ich haben es auch gesagt, ich wette darauf. Ich jedenfalls.

---

\*) Der englische Hochzeitsbrauch erfordert es, dass der amtierende Geistliche fragt: Wer verheiratet diese Frau mit diesem Mann? worauf ein älterer Herr, gewöhnlich der Vater oder der Onkel der Braut sagt: ich tue es!



Frau Bridgenorth: Nein: die Ehe ist von selbst an mich herangetreten. Ich hätte gedacht, an Sie auch.

Collins, (nachdenklich) Nein, gnädige Frau. An mich trat sie nicht wie von selbst heran. Meine Frau mußte mich dazu zwingen. An sie trat die Ehe wie von selbst heran: sie ist das, was man eine reguläre alte Henne nennt. Will immer ihre Familie in Sehweite haben, geht nicht zu Bett ehe sie weiß, daß alle gesund zu Hause, die Haustür zugeschlossen und die Lichter ausgelöscht sind. Will immer ihr Gepäck mit im Coupé haben. Geht immer hin und läßt sich vom Lokomotivführer versprechen, daß er vorsichtig sein werde. Sie ist eine geborene Frau und Mutter, gnädige Frau. Darum sind denn auch all meine Kinder von zu Hause fortgelaufen.

Frau Bridgenorth: Haben Sie jemals Lust gehabt auch davonzulaufen, Collins?

Collins: O ja, gnädige Frau, ja: sehr oft. Aber wenn es so weit war, konnte ich es nicht über mich bringen, ihr weh zu tun. Sie ist eine empfindsame, zärtliche, ängstliche Seele; und ist nie dazu erzogen worden zu wissen, was für manche Menschen Freiheit bedeutet. Bedenken Sie doch: das Familienleben ist das einzige Leben, das sie kennt; sie gleicht dem im Käfig geborenen Vogel, der sterben würde, wenn man ihn frei in die Wälder fliegen ließe. Wenn ich darüber nachdachte, wie leicht es wäre für einen Mann von meinem rührigen Temperament, es mit ihr aufzunehmen und wie tief es sie verletzen würde, wenn sie denken müßte, daß es aus Abneigung gegen ihre Person geschähe, verschob ich das Davonlaufen immer bis zum nächsten Mal; und so bin ich schließlich gar nicht davongelaufen. Ich glaube, es war gut für mich, daß ich so umwogt wurde; aber es hat mich von allen meinen alten Freunden abgeschnitten, gnädige Frau, besonders von den Frauen — und das ist was Furchtbares. Sie gab ihnen keine einzige Gelegenheit: weiß Gott nicht. Sie begriff niemals, daß verheiratete Leute gegenseitig Ferien nötig haben, wenn sie überhaupt frisch bleiben sollen. Nicht daß ich jemals ihrer müde war, gnädige Frau; aber ach! wie oft bin ich des häuslichen Lebens müde gewesen. Ich habe mich oft dabei ertappt, daß ich meinen Bruder George beneide; wahrhaftig, das hab ich, gnädige Frau.

Frau Bridgenorth: George war also Junggeselle.

Collins: Bewahre, nein, gnädige Frau. Er heiratete eine sehr schöne Frauensperson; aber sie war was unbeständig und sozusagen leicht erregbar, ganz unglaublich. Sie besaß gar keine Selbstherrschaft, wenn sie verliebt war. Sie konnte tagelang rumträumen und über ein Nichts weinen; dann plötzlich aufstehen und ausrufen — einerlei, wer da war und es hörte: „Ich muß zu ihm, George“. Und weg ging sie von Heim und Mann, ohne um Erlaubnis zu bitten.

Frau Bridgenorth: Aber hat sie denn das mehr als einmal getan? Ist sie — zurückgekommen?



Collins: Bei Gott, gnädige Frau, sie hat es meines Wissens fünfmal getan; und George hat es uns schließlich gar nicht mehr erzählt, so gewöhnt wurde er es.

Frau Bridgenorth: Aber hat er sie immer wieder zurückgenommen?

Collins: Na, was sollte er denn machen, gnädige Frau? Von vier Malen dreimal brachten die Männer sie noch am selben Abend zurück, ohne daß was geschehen wäre. Ein anderes Mal wieder sind sie ihr ausgerückt. Was hätte ein Mann von Herz anderes tun können als sie trösten, wenn sie weinend zurückkam und klagte, wie die Männer sie zum besten hielten, wenn sie sich ihnen an den Hals würfe und sie vorgaben, daß sie zu edel seien, das Opfer anzunehmen, das sie ihnen brächte. George hat ihr immer wieder gesagt, daß die Männer ihr den ganzen Tag zu Füßen liegen würden, wenn sie nur zu Hause bleiben und sich 'n bißchen zurückhalten wollte. Schließlich wurde sie vernünftig und befolgte seinen Rat. George liebte immer die Abwechslung.

Frau Bridgenorth: Was für ein verabscheuungswürdiges Weib, Collins! Finden Sie nicht auch?

Collins (kritisch) Na, viele häuslich empfindende Damen dachten so und sagten das, gnädige Frau. Aber ich möchte zugunsten der Wankelmütigen bemerken, daß die Mannigfaltigkeit der Erfahrung sie wunderbar interessant machte. Das ist der Grund, warum die Flüchtigen die Treuen übertrumpfen, gnädige Frau. Sehen Sie sich zum Beispiel meine alte Dame an! Sie hat nie einen anderen Mann gekannt außer mir; und eben darum kann sie mich nicht ordentlich kennen, weil sie mich nicht mit anderen Männern vergleichen kann. Natürlich kennt sie ihre Eltern wie — nun wie man seine Eltern eben kennt: kennt man ja nur die eine Hälfte von deren Leben und denkt niemals, daß die auch einmal jung gewesen sind; und sie kannte ihre Kinder als Kinder und dachte niemals, daß sie unabhängige menschliche Wesen seien, bis sie davonliefen und ihr eine oder zwei Wochen lang beinahe das Herz brachen. Aber Frau George, die bekam Gelegenheit, 'ne Masse über Männer aller Art und aller Altersstufen zu erfahren, denn je älter sie wurde desto mehr liebte sie Jüngere; und das hat sie sicherlich interessant und gescheit gemacht. Ich habe oft ihren Rat in Anspruch genommen, in Angelegenheiten, wo meine eigene alte Frau mir nicht das Geringste genützt hätte.

Frau Bridgenorth: Hoffentlich erzählen Sie Ihrer Frau nicht, daß Sie wo anders hingehen, wenn Sie einen Rat brauchen.

Collins: Gott bewahre, gnädige Frau, ich habe meine alte Matilda so gern, daß ich aus Angst sie zu kränken ihr niemals irgend etwas erzähle. Sie ist nämlich so durch und durch Gattin und Mutter, daß sie außer Haus kaum ein verantwortungsvolles menschliches Wesen ist, ausgenommen, wenn sie einkauft.



Frau Bridgenorth: Billigt sie Frau George?

Collins: O, Frau George kriegt sie rum. Frau George kriegt jeden rum, wenn sie will. Und dann nimmt es Frau George mit der Religion sehr genau. Sie ist eine Hellseherin.

Frau Bridgenorth, (überrascht); Eine Hellseherin!

Collins, (ruhig): Ja, gnädige Frau, ja. Man braucht sie nur ein bißchen zu hypnotisieren; und sie gerät in einen Trancezustand und sagt die wunderbarsten Dinge, nicht über sich selbst, aber es klingt, als wenn das ganze Menschengeschlecht seine Ansicht sagte. O, das ist wundervoll, gnädige Frau, glauben Sie mir. Sie könnten kein Spiel ersinnen, daß Frau George nicht zu spielen verstünde.

Lesbia Grantham kommt durch den Turm herein. Sie ist eine große, hübsche, schlanke Dame in ihrer Lebensblüte: das heißt zwischen sechs- und dreißig und fünf und fünfzig. Sie hat, was man eine wohlerzogene Art nennt, kleidet sich sehr sorgfältig, um diesen Eindruck hervorzurufen, ohne die geringste Rücksichtnahme auf die letzten Moden. Ihrer selbst sicher, ist sie den Jungen und Schüchternen fürchterlich; sie ist verwöhnt bis in die langen Fingerspitzen, duldsam und eher amüsiert, als innerlich teilnehmend.

Lesbia: Guten Morgen, liebe große Schwester.

Frau Bridgenorth: Guten Morgen, liebe kleine Schwester.  
(Sie küssen einander.)

Lesbia: Guten Morgen, Collins. Wie gut Sie aussehen! Und wie jung!

(Sie nimmt den Mittelstuhl vom Tisch fort und setzt sich.)

Collins: Das ist nur Berufsgewohnheit bei einer Hochzeit, gnädiges Fräulein. Sie sollten mich bei einem politischen Diner sehen. Da sehe ich beinahe wie siebzig aus. (Auf die Uhr sehend) Die Zeit vergeht, gnädige Frau. Darf ich Ihren Namen Fräulein Edith sagen lassen, daß sie sich ein bißchen mit ihrer Toilette beeile?

Frau Bridgenorth: Ja, Collins.

Collins geht durch den Turm hinaus, den Kuchen mitnehmend.

Lesbia: Der gute alte Collins! Hat er dir wieder Geschichten erzählt?

Frau Bridgenorth: Ja. Du bist gerade zu spät gekommen, um eine ganz besonders aufregende Geschichte seiner Erfindung zu hören.

Lesbia: Ueber Frau George?

Frau Bridgenorth: Ja. Er sagt, sie sei eine Hellseherin.

Lesbia: Ich möchte wissen, ob er wirklich Frau George erfunden oder sie aus einem Buch gestohlen hat.

Frau Bridgenorth: Das möchte ich auch wissen.

Lesbia: Wo ist der Barmecide?

Frau Bridgenorth: Im Arbeitszimmer, arbeitet an seinem neuen Buch. Er denkt jetzt nicht mehr daran, daß es eine Tochter zu verheiraten gibt, als an das Ei, das er zum Frühstück bekommt.

Der General, durch das Rauchen beruhigt, kommt vom Garten herein.



Der General (mit resoluter Bonhommie) Ah, Lesbia! Wie geht es Ihnen? (Sie schütteln einander die Hände und er nimmt einen Stuhl zu ihren Rechten.)

Frau Bridgenorth geht durch den Turm hinaus.

Lesbia: Wie geht es Ihnen, Boxer? Sie sehen beinahe so herrlich aus wie der Hochzeitskuchen.

Der General: Ich lege Wert darauf, in Uniform zu erscheinen, wann immer ich einer Zeremonie beiwohne, um den Subalternen eine Lektion zu geben. Es ist in England nicht üblich; aber es sollte üblich sein.

Lesbia: Sie sehen sehr schön aus, Boxer. Was für eine schauderhafte Menge Tapferkeit müssen alle diese Medaillen darstellen!

Der General: Nein, Lesbia. Sie stellen Verzweiflung und Feigheit dar. Die ersten hab ich alle dadurch gewonnen, daß ich den Tod suchte. Sie wissen, warum?

Lesbia: Aber Sie waren unverwundbar nicht?

Der General: Ja, unverwundbar. Die Bajonette bogen sich an meinen Schultern krumm, Kugeln durchbohrten mich und hinterließen keine Spur; und noch dazu, das ist das Schlimmste, ich wurde niemals von einem Dum-Dum-Geschoß getroffen. Als ich noch Truppenoffizier war, hatte ich wenigstens das Recht, mich dem Tod im Felde auszusetzen. Jetzt bin ich General, und da ist mir selbst dieser Ausweg abgeschnitten. (Seinen Stuhl überredend näher an sie heranrückend) Hören Sie mich an, Lesbia. Zum zehnten und letzten Mal. —

Lesbia, ihn unterbrechend: An Florences Hochzeitsmorgen vor vor zwei Jahren, sagten Sie „Zum neunten und letzten Mal.“

Der General: Wir sind seitdem zwei Jahre älter geworden Lesbia. Ich bin fünfzig; Sie sind —

Lesbia: Ja, ich weiß. Es hat keinen Zweck, Boxer. Wann werden Sie alt genug sein „Nein“ für eine Antwort zu halten?

Der General: Niemals, Lesbia, niemals. Sie haben mir noch nie einen wirklichen Grund dafür angegeben, daß Sie mich ablehnen. Einmal dachte ich, es sei „ein anderer“. Gar viele Burschen waren hinter Ihnen her; aber jetzt haben sie's alle aufgegeben und sich verheiratet. Beugt sich näher zu ihr. Lesbia: sagen Sie mir Ihr Geheimnis. Warum. —

Lesbia, angewidert die Luft einziehend: O! Sie haben geraucht. Sie erhebt sich und geht zum Stuhl an den Kamin. Fort mit Ihnen, Elender!

Der General: Wäre diese Pfeife nicht gewesen, ich würde bei unserer Begegnung zusammengebrochen sein. Sie hat mich besänftigt und meine Nerven stark gemacht.

(Fortsetzung folgt)



## Franz Metzner.

Von J. A. B.

Wer der Kunst Metzners unvorbereitet naht, wird vor ihrer nordischen Strenge erschauern. Da ist keine werbende, nur eine zwingende Geberde. Ein einziger Wille, der sich selbst vollenden muß, dem Beschauer das eigene Gesetz befiehlt.

Kein Spiel, nur Notwendigkeit. Ein Einsamer wie Hodler steht Franz Metzner in unseren Tagen da, deren Blicke er von allem Zufälligen ablenken und zu feierlicher, beinahe düsterer Größe erziehen will.

Niemand weigert heute dem Achtunddreißigjährigen die Meisterehren, die er sich zäh erstritten hat. Lange mußte er für Fremde Steine metzen. Der Weg aus seinem deutschböhmischen Vaterstädtchen — vorbei an den ungastlichen Toren der Akademien — bis zu seinem Berliner Atelier war weit. Als Bruno Schmitz den Wahlverwandten entdeckte, der ihm jetzt die Granitkolosse für das Leipziger Völkerschlachtdenkmal aufrichtet, war Metzner längst ein Fertiger.

Seine Lehrer leben nicht in unserer Zeit. Er geht bis zu den großen Aegyptern zurück und knüpft an die beste Gothik an. Nie als nachahmender Epigone, immer als Finder neuer Darstellungsmöglichkeiten.

Die Architektur ist sein urtümliches Lebenselement; sein Ziel und Ehrgeiz, endlich sein eigener Architekt zu werden. Sein hoheitsvolles Pathos steht in bewußtem Gegensatz zu den plastischen Bestrebungen der letzten Zeit. Die plastische Figur ist für Metzner nicht etwas Selbstherrliches und Isoliertes, sondern sie ist ganz untertan den Gesetzen des sie umgebenden Raumes. Dabei wird die Bildhauerei nicht eine Magd der Baukunst, sie bildet mit ihr eine organische Einheit, lebt als notwendiger Bestandteil ihr eigenes Leben im Gesamtkörper des Baues.

Metzner will nichts von einsam frierenden Figuren wissen, die als etwas Gelegentliches oder gar Fremdartiges in einen Bau hineingeschmuggelt werden, sondern das plastische Gebilde soll mit Naturnotwendigkeit aus dem steinernen Feld, aus dem Block hervorstechen, innerhalb der Säule, im Schutze einer Wölbung sich kristallisieren. Nicht fertige, vollkommene Menschenkörper werden plötzlich hineingezaubert, sondern eckig, knotig, schwer heben und zwingen sich aus dem Holz, dem Erz, dem Stein menschliche Gliedmaßen hervor.

Sogar bei den Figuren, denen eine selbstständige Existenz zugedacht ist, sucht dieser Bildhauer-Architekt den geometrischen Zwang, damit das Nebensächliche umso gewisser abfalle, das Typische umso reiner sich herauschäle, der Geist dem Joche des Materials sich umso kraftvoller entringe. So bei den hier abgebildeten Figuren, der in sich hineinhorchenden mütterlichen Frau und der zusammengekauerten männlichen Gestalt, die den Druck der Erdschwere symbolisiert.



Mit welcher Freiheit, ja Heiterkeit Metzners Phantasie sich aufzuschwingen vermag, das zeigt sein herrlich rhythmisierter Nibelungenbrunnen. Die gepanzerte Statue des treuen Schwerträgers Rüdiger von Bechlaren, die ihn ragend krönt, wächst wieder mit der ganzen Metznerschen Formenstrenge empor, die den Parallelismus liebt.

Dort, wo Metzner mit dem Baumeister zusammenwirkt, ist ihm die architektonische Struktur das Höchste. Da darf keine Linie verwischt, verweicht oder umgebogen werden. Mit überwältigender Klarheit muß der bauliche Gedanke sich dem Auge offenbaren. Alles andere muß diesem Zwecke hörig sein. Wenn Metzner die Wahl hat, ob er der architektonischen Gliederung oder einem menschlichen oder tierischen Körper Gewalt antun soll, so ist er keinen Augenblick im Zweifel: der Körper hat sich unbedingt unterzuordnen und anzupassen.

Drum darf man den ästhetischen Wert der Menschenleiber, die Metzner zum Beispiel aus den großen viereckigen Feldern hoch oben auf der Hauptfassade des Berliner Rheingoldhauses als Relief vortreten läßt, nicht an ihrer Naturwahrheit messen. Ist denn die Schönheit eines korinthischen Kapitäls davon abhängig, ob die Akanthusblätter möglichst treu wiedergegeben sind? Die Menschenkörper sind hier eben auch nur stilistische Hilfen im höchsten Sinne. Die Bildungsphilister waren entsetzt, als sie diese Füllungen zum ersten Male sahen. Sie hätten nicht so verständnislose Urteile gefällt, wenn ihre Fragestellung nicht so falsch gewesen wäre. Die Frage lautet nicht: Sind das ideal schöne Menschenkörper? sondern sie lautet: Wie fügen sich diese Reliefs in den architektonischen Rahmen, wie unterstützen sie die Absichten des Baumeisters? Und dann wird die Antwort ganz zugunsten Metzners ausfallen.

In der Kunst, einen Körper in einen vorbestimmten, fest umgrenzten Raum hineinzukomponieren, sucht er heute seinesgleichen. Mit klassischer Strenge bezieht er alles auf die horizontalen und vertikalen Hauptachsen. Ragt im viereckigen Feld ein menschlicher Körper auf, dann geht die kompakte Fühlung mit dem darüber liegenden Gebälk oder Quaderwerk verloren, weil rechts und links vom Kopf ein Vakuum entsteht, eine störende Ungleichmäßigkeit in der Raumfüllung. Meist suchte man diesem Mangel durch die Schablone emporgestreckter Hände, eine oft ganz sinnlose Pose, abzuhelpen. Metzner wagt es zum ersten-Mal, Haupt und Hals in die Horizontale umzubiegen. Hat man den ersten Schreck überwunden, so wird man gewahr, welcher Reichtum an dekorativen Wirkungen dadurch gewonnen würde, wenn der Künstler erst mit größerer Selbstverständlichkeit sich dieses kühnen Mittels bedienen lernte.

Wie adelig muten diese schlank stilisierten Körper auf den Metznerschen Reliefs an! Einerseits wirkt hier der Menschenleib nur als ein ruhiges architektonisches Ornament, selbst die Bewegung ist wie in einer Zisterne eingefangen. Andererseits aber behält der Leib die Kraft, seelische Zustände zu symbolisieren, ja, er vermag dies viel eindringlicher als irgendein realistisch modellierter Körper. Wer



sich dies einmal zum Bewußtsein gebracht hat, ist schon in die tiefsten künstlerischen Absichten Metzners eingedrungen. Er will seine Gebilde von allem Akzidentellen und Alltäglichen befreien, um in ihnen und durch sie mit um so größerer Sammlung das Ewig-Wesentliche darzustellen.

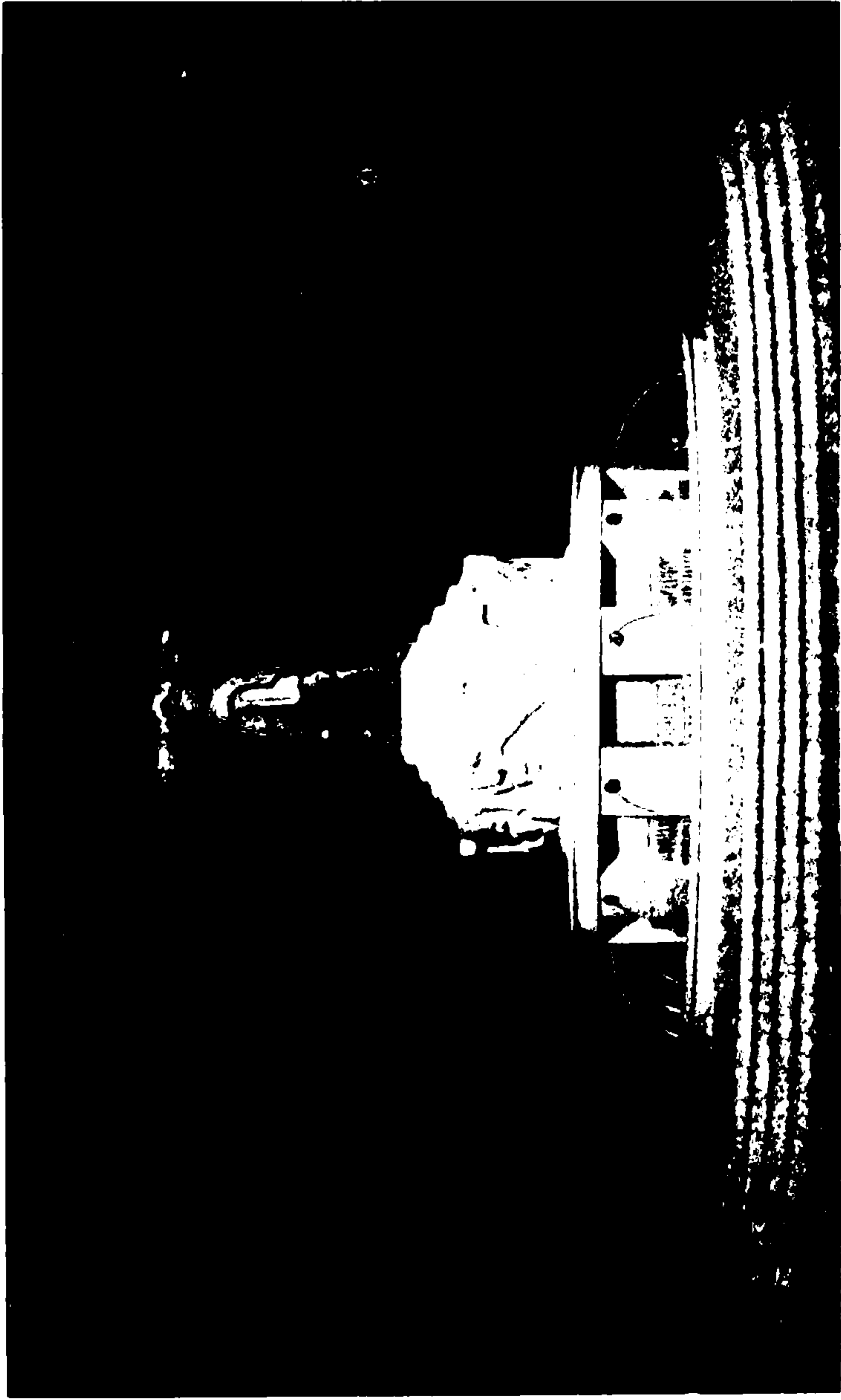
Ein Glück, daß es Metzner vergönnt ist, seine Kraft jetzt an der größten plastischen Aufgabe zu messen, die heute in deutschen Landen zu lösen ist, eben an der bildnerischen Ausschmückung des Völkerschlachtdenkmal in Leipzig. Was er vermag, davon hat er schon im Steinsaal des Rheingold-Baues eine Probe gegeben. Blickt man durch die Mitte des Kellergewölbes, so scheint es einen Augenblick, als hätte der Bildhauer hier gar nicht Hand angelegt. So sehr hat er die architektonischen Formen respektiert. Aber gleich darauf entdeckt man überall sein Walten. Ist hier ein menschlicher Rumpf zur Säule, dort ein Menschenkopf zum Kapital erstarrt? Nein, es sind Säulen, die langsam menschliche Bildung angenommen haben.

So sehr sind hier durch eine monumentale Auffassung Architektur und Plastik wieder eins geworden. Pfeiler bleibt Pfeiler. Plötzlich aber sehen wir — und so wird es auch in der Krypta des Leipziger Gigantenwerks geschehen — in die steinernen Augen einer Maske. Ein ungeheurer Ernst, eine den Blick bannende Konzentriertheit beherrschen die Gesichtszüge. Alles, was wandelbar ist in einem Menschenantlitz, ist hier gleichsam wieder zurückgepreßt zur Urform. Das letzte konstruktive Prinzip der Knochen und des Fleisches tritt hervor. Und in solcher Unverrückbarkeit starrt die Maske, daß wieder ganze Figuren in sie hineinkomponiert werden können und daß sie gar nicht wie etwas Selbständiges wirken. So stehen in der hier abgebildeten Pfeilerplastik die beiden Hünen vor diesem Antlitz Wache, als wären es Volker und Hagen vor Etzels Palast.

Oder weibliche Gestalten krönen die Stirne, und sie sind wie natürlich gewachsenes Haar, weil sie sich wieder ganz der Architektur des Menschenantlitzes angepaßt haben. Es ist eine Stilisierung, die nicht entkörperert, sondern den Körper in seiner letzten, von aller Willkür befreiten Nacktheit als ursprüngliche Idee des Schöpfers herausarbeitet. Und nicht nur zur äußersten Enthüllung menschlicher Formen dringen diese Masken durch, sie geben Typen verschiedener Charaktere und Temperamente, der Melancholie, der Strenge, der Nachdenklichkeit . . . Jedes Profil wirkt anders. Und seltsam! Einige Masken gliedern sich wieder, der Fluß der Bartlinien teilt sich und nimmt die Form zweier selbständiger Sockel an, jeder Sockel trägt zwei Flächen, die in sich wieder meisterhaft gegliedert und scheinbar von eigenem plastischem Leben erfüllt sind. Aber alle diese Teile ordnen sich dem Rhythmus der Maske unter, und plötzlich ist das Ganze wieder nichts als ein Pfeiler, der die Wölbung ruhig trägt. So schließt sich die eiserne Reihe. Sie offenbart eine Balladenwucht, wie sie nur in den nordischen Mythen lebt, eine elementare, aber gebändigte Kraft, die zu immer größeren Werken fortschreiten muß.

---





FRANZ METZNER NIBELUNGENBRUNNEN FÜR WIEN









FRANZ METZNER / PFEILER-PLASTIK AUS DER KRYPTA DES VÖLKERSCHLACHT-DENKMALS IN LEIPZIG









FRANZ METZNER / ZEICHNUNG ZU EINEM GRABMONUMENT BEI BERLIN









FRANZ METZNER ERDE







# Rundschau.

## Finanzpolitisches.

Von Pluto.

Der Ultimo ist der Friede! Nur in diesem Sinne, dem Nahen der Liquidation läßt sich die zuversichtliche Stimmung der Börse erklären. Drei Wochen lang darf man die wahre Gefahr an der serbisch-österreichischen Grenze erkennen, daraufhin verkaufen und fixen. In der Schlußwoche des Monats aber gedenke man der eigenen schwachen Hand und decke sich. In dem alten Paris jener großen Spekulation, die heute nur noch in den Fräumen gewisser Hetzpolitiker fortkommt, wurde über die Heiligkeit der Prämien-erklärung gespottet, welchen Tag selbst jeder General zu respektieren habe. Also wenigstens dieser Termin mußte gut vorübergehen. Tatsache bleibt, daß an dem Tage, wo die bisherige Reihe schlechter Depeschen von keiner einzigen guten unterbrochen wurde, ein plötzlicher Kurswechsel eintrat, „ein Unglück nach oben“, wie es die Baissiers zu nennen pflegen. Vorigesmal wurde hier darauf hingewiesen, daß in Momenten der Angst zunächst Bankaktien vorverkauft werden; daß das wirklich geschehen war, enthüllten nun die Deckungen. Avancen von 1 Prozent gingen nur zu rasch vor sich und Nationalbank erregten sogar ein solches Vertrauen, wahrscheinlich weil die Herren im Punkte der Höhe ihrer Tantième der Generalversammlung widerstanden, — daß der Couponabschlag von 2 Prozent eingeholt wurde. Auch deckt sich das Rheinland in Montanpapieren, trotzdem u. a. die Beteiligung der einzelnen Zechen im Kohlen-syndikat nur für einen Monat festgesetzt werden sollte. Indessen etwas Wichtigeres! All diese äußere Lebhaftigkeit brachte in den eigentlichen Verkehr keinen Zug, sodaß jetzt, wo schließlich noch von einer russischen Neutralität verlautete sowie von einem drathlichen Sympathienaus-tausch zwischen Franz Josef und Nikolaus, die alte Geschäftsstille mindestens so stark

war, wie kurz vorher, in den Tagen der Angstverkäufe, wo Iswolski noch nicht eingelenkt hatte. Dabei denkt die Börse doch nur an den Orient, für den Oesterreich-Ungarn bereits 500 Millionen Kronen ausgegeben haben dürfte. Sie folgte gespannt weder den für uns so bedeutsamen Tarifvorgängen in Washington, noch den Zollichabereien der Franzosen, ja, nicht einmal der englischen Flottendebatte.

• • •

Verhängnisvolle Kapitalvermehrungen könnten vielleicht die neuen Emissionen gerade von ersten Aktiengesellschaften genannt werden. Denn Unternehmer solchen Ranges geben sich nicht mit Kleinigkeiten ab. Ihre Generaldirektoren sind in Erfolgen grau geworden, sie werden von ihren Aufsichtsräten angebetet, entweder weil sie die Hälfte der Aktien besitzen, oder weil sie innerhalb ihrer Fachkreise hervorragen. Deshalb sind auch so-gleich ganz außerordentliche Kapitalvermehrungen beliebt, einerlei, ob wir in friedlichen oder recht gespannten Zeiten leben. Ferner lassen es die dies-bezüglichen Begründungen weder an Großartigkeit, noch an Aufrichtigkeit mangeln. Sie atmen eben die Sicherheit eines langen Glückes, das also wahrscheinlich noch in langen Fortsetzungen gedacht wird. Das alles ist nicht neu und wiederholt sich im verschiedenen Maßstabe die ganze Industrie- und Aktiengeschichte hindurch. Was aber neu, z. B. an dem Gelsenkirchener Unternehmen war, das betrifft den Gleichmut seines Generaldirektors, im Verein mit seinem Bruder vom Aachener Hüttenwerk, gerade einen Mann vom Schlage Thyssens ihrem Konzerne zu vereinen. Das ist doch von vornherein der geborene Nebenbuhler gewesen, von dem es auch noch unklar bleibt, ob er selbst dabei geschoben wurde, oder sich absichtlich schieben ließ. Sie gingen eine Zeit lang zusammen, die Herren Kirdorf und Thyssen, und indem der letztere nunmehr aus



Gelsenkirchen austrat, weil er die Neubetriebe in Esch nicht billigt, hat er seine Aktien vielleicht zur rechten Zeit verkaufen können. Sein Interesse an Deutsch-Luxemburg allein hat ihn wohl kaum dazu vermocht, da der Thyssensche Weitblick schwerlich von vornherein verkannt hat, wohin die neue Strömung führen würde. Ein sehr feines amerikanisches Bankhaus pflegte früher alle neuen Geschäfte zunächst daraufhin zu prüfen, ob dieselben nicht zu groß seien, der Gewinn wurde erst in zweiter Linie erwogen. Diese Firma war so reich und so liquide, wie es auch die größte Kohलगesellschaft nicht werden kann, aber die Leiter hatten nicht nur Verstand, sondern auch Vernunft. Und die Vernunft kann sowohl den Umfang eines Ausdehnungsplanes betreffen, als auch dessen Tempo. Zum mindesten dieses letzteres muß nun auch der nachsichtige Beurteiler jetzt bei Gelsenkirchen vermissen, das mit einem Geldbedarfe von nicht weniger als 65 Millionen überrascht. Ist es doch schon mehr als einmal dagewesen, daß gewaltige Unternehmen keineswegs durch ihre an sich ganz richtigen Ziele ins Stocken gerieten, sondern durch die Ueberhast, einer — ruhigen Entwicklung durchaus voraneilen zu wollen. „Ein großes Volk kann warten!“ sagte einmal D'Israeli und das Gleiche läßt sich auf große Aktiengesellschaften anwenden, deren Tätigkeit auf gesunder Basis ruht.

Als von demselben Geiste geleitet, wenn auch die fachmännischen Gründe natürlich ganz andere sind, müssen die Elberfelder Farbwerke erscheinen. Sie, deren technische Vorzüge ihnen des längeren zu den glänzendsten Dividenden verholfen haben, stecken gegenwärtig in so verschiedenartigen und neuen Gründungen, daß der Geldbedarf hierfür bereits jetzt ungewöhnlich groß ist. Und noch bezeichnender! Die in chemischen Betrieben versierten Kreise fragen sich verwundert, wozu denn so viele frische Barmittel gebraucht werden. Wenn also schon diese Leute den Kopf schütteln, mit welchem Scheine von Ueberzeugung sollen erst die Banken die vielen neuen Aktien und Obligationen jener Elberfelder ihren Kunden anbieten. Man hat seinerzeit die Zeche Augusta Victoria höchst teuer gekauft (denn warten hieße ja klug sein), muß dieselbe noch weit teurer ausbauen, sodaß ruhig behauptet

werden kann, wenn die Farbenfabriken dies noch einmal zu tun hätten, so würden sie es unterlassen. Auch andere Transaktionen könnten noch einst bereut werden. Ueberhaupt brauchen nicht alle Fabrikationen mit unendlichem Gewinn gesegnet zu sein. So brachten die pharmazeutischen Produkte in Elberfeld jahrein, jahraus die größten Profite; nunmehr scheint man mit weiteren neuen Heilmitteln etwas einzuhalten, da eines dem andern gleichsam im Wege steht.

\* \* \*

Ein Lichtpunkt inmitten aller Depression! Die südafrikanische Minenindustrie kommt sichtlich vorwärts. Vorderhand drückt sich dieser augenscheinlich zuverlässige Umstand mehr in den Kursen, als in den Käufen aus. Denn das englische Publikum setzt seine alte Kraft auf diesem Gebiete so leicht nicht wieder ein, die Franzosen werden überwiegend spekulieren, und das deutsche Kapital kann seine alten Verluste nur schwer vergessen. Inzwischen vermag aber der aufmerksame Beobachter die seltsamen Offerten für die amalgamierten Kompanien zu berechnen. Woraus sich ergibt, daß Shares, die nur zu begründet schon recht niedrig bewertet waren, ganz unvermutet, zu guten Kursen, abgefunden werden, eventuell die neuen Papiere preiswürdig erhalten. Es sollen hier keine Namen genannt werden, um auch nur den Schein einer Empfehlung zu vermeiden, aber aus all jenen Offerten geht doch deutlich hervor, wie Minen, die allein fast zugrunde gingen, durch jene Amalgamationen nachträglich rentabel werden konnten. Auch die technischen Fortschritte müssen ziemlich entscheidend geworden sein, wie u. a. aus der verlängerten Lebensdauer einzelner Gesellschaften zu ersehen ist, die man bisher nur noch für zwei Jahre gelten lassen wollte, während die fachmännische Schätzung heute auch auf fünf- und dreißig Jahre geht. Auch macht die bedeutende Einschränkung der Selbstkosten, eben auf Grund der technischen Verbesserungen, sowie der Elektrizität statt der Kohle die Wiedereröffnung vieler Erzgänge möglich. Am wichtigsten aber für alles, was Transvaal betrifft, bleibt natürlich die völlige Aussöhnung des Holländertums mit den englischen Kolonialherren. Durch diese



britische Staatsklugheit hat die dortige Minenindustrie einen völlig anderen Untergrund gewonnen. Ist doch nunmehr aller passiver Widerstand gegen die Fortentwicklung jener so reich gesegneten Distrikte aufgegeben, so daß alle Faktoren nahezu gemeinsam an der gleichen Aufgabe mitarbeiten. Auch Deutschland mit seinen schweren Mineninteressen gewinnt somit durch die englische Politik, bei der wir sonst leider in letzter Zeit alles eher als Nutzen finden.

\* \* \*

**Höhere Dividenden!** Dieser Ruf, der jetzt in so mancher Generalversammlung ertönt, wird vielleicht noch einmal von Erfolg begleitet sein. Einstweilen schadet aber eine solche Forderung nichts, weil zum mindesten dadurch eine Aussprache zwischen Direktion und Aktionären erzielt wird. Auch in der Berliner Handelsgesellschaft meinten jetzt einige Redner, daß das Aktienkapital erhöht worden sei, um ein noch größeres Erträgnis als 9 Proz. aufzubringen. Die offizielle Erwiderung hätte nun lauten können, daß man auch oft die Barmittel vermehre, nur um auf der alten Höhe bleiben zu können, allein das scheint gar nicht der Fall gewesen zu sein. Vielmehr wurde unerklärlicherweise erklärt: es sei im Jahre einer Kapitalserhöhung nicht üblich, die Dividende hinaufzusetzen. Was alles „nicht üblich“ sein soll! Eine schwächere Motivierung läßt sich kaum denken, und das bei einer Großbank, die zweifellos unter allen anderen Instituten am sichersten und geschlossensten geleitet wird. Indessen ungleich wichtiger als diese Sonderfrage ist die Gefahr, einem Geldgeschäfte überhaupt mehr Kapital als nötig anzuvertrauen. Hierdurch könnte leicht eine Willkür und ein Uebermut in der Behandlung großer Finanzierungen entstehen, die gerade die Aktionäre zuletzt schädigen würden, aber am ehesten das große Publikum. Was versucht denn eine Bank, sobald sie sich ungemein kapitalskräftig weiß? Sie schließt große Anleihen ab! Diese werden doch nun unseren Kapitalisten verkauft, welche im Verlustfalle das büßen müssen, was die Aktionäre der Bank indirekt mit verschuldet hatten. Letztere bekommen wohl später wieder eine höhere Dividende, allein jene zahl-

losen Kapitalisten müßten ihren Schaden oft genug glatt unterschreiben. Auf solche Weise werden die Ueberkapitalien der Banken zu ebenso vielen volkswirtschaftlichen Fragen.

## Aus der Fremdenlegion.

Von Wilhelm Cremer.

Rekruten, die die zwei Jahre Kasernenleben nicht ertragen können, gehen über die Grenze und lassen sich auf fünf Jahre für eine fremde Armee anwerben, die ihnen wahrscheinlich dieselben, vielleicht noch schlimmere Plackereien bringen wird. Handwerksburschen und Vagabunden, die alle Landstrassen Europas durchwandert haben, phantastische Träumer, die keinen Zwang ertragen können und das Glück hinter blauen Bergen suchen, sie verkaufen ihre Freiheit für das enge Obdach der Legion. Schiffbrüchige des Lebens, Idealisten, die die Nüchternheit des Alltags narrt, flüchtige Verbrecher und arbeitsscheue Zuhälter, Heilige und Sünder, die zu sonderbar für diese Welt sind, Genies ohne Willenskraft und bedauernswerte Geistesranke, sie alle finden den Zugang zu dieser Kaserne der Fremden, zu dieser Armee der verlorenen Söhne Europas. Und sie werden alle tüchtige Soldaten, sie, die zu Hause zu feige und zu schwach für die Anforderungen des Lebens gewesen sind. Für vier Pfennige Tageslohn marschieren sie durch die Fiebersümpfe Tonkings und Madagaskars und über den Wüstensand Marokkos, um Frankreich blühende Kolonien zu schaffen. Menschen, die nie gearbeitet haben, Lumpengesindel und Muttersöhnchen, sie bauen in tödlicher Sonnenglut Landstraßen, über die später behaglich die Zivilisation spazieren geht. Sie sterben alle, an Typhus und Fieber, an Trunk und Ausschweifung, oder auch, wenn sie Glück haben, durch die Kugel und das Messer der Feinde. Denn die Wenigen, die zurückkehren in ihre Heimat, sie sind siech und elend oder halb verblödet, und fast ohne jede Ausnahme für den Kampf mit dem Leben verdorben. Nein, sie bezahlen es fast alle mit ihrem Leben, die die Ehre haben, in der Legion zu dienen.

Es sind schon viele Bücher über die



Fremdenlegion geschrieben worden, fast jedes Jahr kommt eins heraus. Aber die meisten sind arge Tendenzschriften. In dem Bestreben, junge Leute vor dem Eintritt in die Legion zu warnen, malen sie alles so schwarz und grau, wie es nur möglich ist. Wenn man so ein Büchlein: „Fünf Jahre Sklavenleben“, „Die Hölle in Algier“ liest, so fragt man, wie solche bestialischen Mißhandlungen noch möglich sind, und man versteht nicht, daß Leute freiwillig zehn und fünfzehn Jahre dort dienen. In Wirklichkeit geht es dem Einzelnen in der Legion zunächst gar nicht so schlimm. Das Essen ist mindestens so gut wie in Deutschland, Mißhandlungen durch Vorgesetzte sind nicht möglich, einen Exerzier- und Paradedrill gibt es nicht, der Dienst ist abgesehen von den Marschübungen und den schlimmen Strapazen auf Expeditionen und Feldzügen leicht, die ganze Ausrüstung, die der Rekrut erhält, ist neu, sodaß er garnichts zu flicken hat. Die Fremdenlegion ist einfach eine moderne Kolonialtruppe, die allerdings ohne Rücksicht auf den Wert der Menschenleben eingesetzt wird, wenn es gilt, ein militärisches Ziel zu erreichen. Das Klima in Verbindung mit Trunksucht und andern Lastern sorgt schon von selbst für die Dezimierung der Legion, und keine Volksvertretung fragt nach einer Statistik dieser Menschenopfer, denn es handelt sich ja um Fremde, die von ihrer Heimat aufgegeben sind.

Erwin Rosen, ein junger Journalist, der ganz Amerika durchreist und den Kampf der Amerikaner auf Kuba mitgemacht hat, landete wie so viele andere auch eines Tages in der Fremdenlegion, und hat jetzt, nachdem er ein Jahr später von dort entflohen war, seine Erlebnisse in einem Buche geschildert.\*) Das Buch ist flott und äußerst anschaulich geschrieben und hat mich von Anfang bis zu Ende interessiert. Rosen ist zu seinem Glück nie ein Legionär in dem eigentlichen Sinne des Wortes gewesen, dafür war er zu gesund und zu willensstark. Aber er hat scharfe Augen gehabt und versteht zu schreiben. Er malt wie ein Maler mit frischen lebendigen Farben und gibt ein wirklich gutes Bild

von dem Leben und Treiben dieser modernen Landsknechte. Was ihm vielleicht fehlt, ist das tiefere Verständnis für die Seelen dieser Verkommenen, dieser Trinker und Träumer, ein Verständnis, das man nur erwerben kann, wenn man sich eins mit ihnen fühlt. Rosen hat aber immer über diesen Menschen gestanden, er verachtete sie, wie ein Engländer einen Kuli verachtet. Er war einer von denen, die stumm und verschlossen durch die Legion gehen, weil sie ihr Innerstes nicht beschmutzen wollen. Darum litt er auch an allem Rohen, das er sah und wurde ungerecht und moralisierend auch da, wo er vielleicht besser Verständnis und Mißgefühl empfunden hätte. Für Menschen wie Rosen freilich ist das Leben in der Legion einfach unerträglich, aber jeder, der sein Buch unbefangen liest, wird einsehen, daß andersgeartete Naturen sich in diese Verhältnisse einleben können. Das sind die wahren Legionäre, die für das Leben da draußen in der freien Welt längst verdorben sind, die aber, wenn sie ihre fünf Jahre abgedient haben, schleunigst von neuem kapitulieren.

## Berlin.

### Eine kleine Rhapsodie.

Von Albrecht Wirth.

Der bestrickende Reiz der Stadt liegt offenbar darin, daß so wenig Berliner darin leben. Außerdem haben die Temperenzler dort wenig Aussichten. Die Heilsarmee macht nicht einmal schlechte Geschäfte, aber die Gasthäuser noch bessere. Manchmal tagt der Reichstag oder was ähnliches in Berlin, er fabriziert Reden, die mit strenger Ausschließlichkeit in schwäbischer, namentlich schwäbischer, ferner in thüringischer, sächsischer und ostelbischer Mundart verfaßt sind. Nirgends kann man weltferner, weltfremder sein, als in Berlin. Heilande wirken hier, in ihrer Dachkammer in der Bayreutherstraße oder draußen in Schlachtensee verborgen, völlig nur mit sich selbst beschäftigt und vielleicht noch mit der leidenden Menschheit, aber am wenigsten mit Berlin, das sie hassen. Nirgends aber auch ist soviel überflüssiges

\*) In der Fremdenlegion. Stuttgart 1909. Verlag von Robert Lutz, Preis 5. — M., geb. 6. — M.



menschliches Ungeziefer. Und diese verruchte Gleichförmigkeit! Das ist ja längst ein Axiom und gerichtsnotorisch, daß man anderswo auf die Augen sieht, in Berlin aber auf das Schuhwerk und die Weste. Es gibt auch Dichtungen, Kleinode, Träume von Westen hier, namentlich bei Legationsräten. Aber, ich beschwöre euch, weshalb immer dieselben Hüte? Der übelste Proletarier hat sie und der hochnäsige Geheimrat. Da vermißt man denn doch die fitness of the things, die wohl lautend abgestufte Aesthetik der Schlapphüte und Fellmützen. Nur Bankdirektoren erlauben es sich, etwas salopper aufzutreten. Sie können's ja. Und Sven Hedin? Nun ja, das ist zwar auch noch kein Berliner, aber man muß es der Reichshauptstadt zugestehen, daß sie in der Branche etwas bietet. Sie bringt die seltensten Menschen zueinander. Sie schafft lebendige Märchen. Josty und Bartolini sind Mittelpunkte der Welt. Da taucht ein Generalkonsul aus Korea auf und eine Minute später ein Burenkämpfer und Mexikomaler und ein türkischer Militärinstrukteur. Alle erzählen sofort ihre Lebensgeschichte, wie die Kalender in 1001 Nacht bei dem Kalifen. Und die dicksten Wetten und Geschäfte werden prompt abgeschlossen. Gibt's Krieg? „Nun, Sie werden mir zugestehen, das muß ich doch ganz genau wissen. Ich kenne den Professor Mühsam, der die Akten einsehen durfte, die der Hofrat Strebzig von der Exzellenz Immerzuspät entlehnt hat. Und der sagt, es gibt keinen.“ Fest für Kanada? Unsinn. Morgen rasseln sie hinunter. Das Glühstrumpfpapier? Ja; für 50 Mille verkauft. Die Fabrik bei Danzig wäre ich nicht abgeneigt zu übernehmen; was meinen Sie zu 120 Anzahlung? Inzwischen stellen Firle und Hans von Marées aus. Und die Hochbahn donnert und die Elektrischen klirren. Und dort saust des Kaisers Automobil zu den Kolonialschätzen Herzog Adoifs.

## Christentum und Kirche.

Von v. Flöckher.

Jahrhundertlang hat der Glaube das Wissen geknechtet und in Fesseln geschlagen. Die Folge davon ist gewesen,

daß jetzt, wo das Wissen triumphiert, der Rückschlag nicht ausgeblieben und der Glaube in die Stellung gedrückt ist, die früher das Wissen einnahm. Die irrige Vorstellung, daß Glaube und Wissenschaft Gegensätze seien, und daß das Eine das Andere ausschließe, ist bestehen geblieben. Und doch hat schon Goethe den Hauptfortschritt des Menschengeschlech's mit genialem Blick darin erkannt, daß „wir gelernt haben, Gott und die Welt nicht wie früher mythologisch, sondern logisch zu begreifen“. Die Wurzeln des Unglaubens liegen eben nicht, wie man früher behauptete, in der Wissenschaft, sondern in ganz anderen Dingen, nämlich im Willen und im Herzen. Die tiefgründige Frage, ob der wissenschaftlich Gebildete heute noch an Gott glauben kann, erörtert Karl Jentsch in einem soeben erschienenen philosophischen Werke\*) in meisterhafter Weise. Es ist ein Standardwerk, das uns Deutschen lange gefehlt hat und das für jede Hausbibliothek angeschafft werden sollte. Nur geistig leere Menschen bedürfen keiner idealen Ergänzung ihres Sinnenlebens; wer aber irgendwelches Interesse an den Wechselwirkungen hat, die die moderne Zeit zwischen Religion, Natur, Wissenschaft und Kunst täglich neu hervorruft, der sollte sich Jentsch als Führer durch dieses schwierige Gebiet anvertrauen. Er weist nach, daß auch der heutige Mensch, der auf der Höhe der heutigen Wissenschaft steht, an Gott und das ewige Leben der Menschenseele in Gott glauben kann. Die Erkenntnis, die uns die Naturwissenschaft gewährt, reicht überhaupt nicht für die Sinnenwelt aus, obwohl sie darüber hinausweist. Die Philosophie aber, die echte Philosophie, spricht: „Wie in der Erkenntnis, so schien es uns im Leben die Summe der Weisheit, das Geringe nicht zu vernachlässigen, aber im Kleinen getreu zu sein; das wahrhaft Wirkliche, das ist und sein soll, ist nicht der Stoff, noch weniger die Idee, sondern der lebendige persönliche Geist Gottes und die Welt persönlicher Geister, die er geschaffen hat“.

\*) „Christentum und Kirche in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“ von Karl Jentsch. VIII und 736 Seiten 8°. Preis broschiert 10 M. Verlag von E. Haberland in Leipzig-B.



## Unterscheidungen.

Von Dr. Karl Wilker (Jena).

Man hat viel von Landerziehungsheimen gehört, und auch von einer freien Schulgemeinde Wickersdorf unter ihnen. Man sah diese gewissermaßen nur als eine Modifikation der Landerziehungsheime an; noch etwas unklar, unsicher. Eben: man hat viel darüber geredet und geschrieben. Aber zumeist nur von dem Zusammenleben und -schaffen der Menschen da, ohne eigentlich recht die beseelenden Gedanken zu kennen. Und blieb dann immer dabei: die freie Schulgemeinde ist ein Landerziehungsheim.

Das wird jetzt anders werden, anders werden müssen — seit G. Wyneken, der eigentliche Leiter der freien Schulgemeinde, ihre Idee klargelegt hat (im Wickersdorfer Jahrbuch 1908 verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1909). „Wir sind kein Landerziehungsheim, sondern stellen einen neuen Schultypus dar, und darin besteht unsere Besonderheit.“ Man wird also Unterscheidungen machen müssen. Die Landerziehungsheime wollen fern vom Hasten der Stadt einen abgeschlossenen Schulstaat bilden. Ich betone: „sie wollen“ — denn in der Wirklichkeit stellt sich die Sache etwas anders dar. Denn ihr Wesen liegt darin, daß sie Individualitäten eine Freistadt bieten, sofern sie ähnlichen Geistes sind. Daraus erfolgt: ihre Haupteigenschaft muß Neutralität, ihr einziges Gesetz Toleranz (oder Gesetzlosigkeit), ihr Charakter Elektizismus sein. Also kein neuer Schultypus, vor allem nicht die ersuchte Schule der Zukunft; sie will die freie Schulgemeinde verwirklichen, oder doch verwirklichen helfen. Ihre Idee ist ihr Ziel. Und das lautet „Bildung“. Fürwahr: ein einfach Wort, das leicht mißzuverstehen ist, wenn's nicht näher charakterisiert wird. Also Bildung ist das Teilnehmen des Einzelbewußtseins am Gesamtbewußtsein der Menschheit. Die Menschheit aber ist das Erwachen der Welt. Daran teilzunehmen ist Menschenrecht. In diesem Sinne will die freie Schulgemeinde wirken, durchdrungen also von tiefster Religiosität. Sie will an Stelle des Ich-Kultus den Gedanken-Kultus, das Verständnis für Schönheit und Wahrheit, setzen, eine bestimmte Weltanschauung unter ihren Zöglingen bilden; sie will nicht unklare

Schwärmer und Aestheten heranzüchten, sie will Menschen, Arbeiter in die Welt hinausschicken; sie will Lebenskultur treiben.

Das Ich und die Menschheit stehen sich gegenüber. Man wird unterscheiden.

## Geschäftliche Helden.

Von v. Stetten.

In den Mittellagen wirtschaftlicher Tätigkeit, wie sie in den alten Kulturländern die Regel bilden, wo Schutzgesetze, Kredithilfe und gegenseitige Anlehnung, den Zusammenbruch eines Geschäftshauses, einer Wirtschaft, Werkstätte oder Sonderarbeitsexistenz durch einen unverschuldeten Schlag, nicht allzu folgenschwer gestalten sollten, tritt zumeist das Gegenteil ein, d. h. ein solcher Unfall hat mit seltenen Ausnahmen, ein plötzliches Ausschalten der Arbeitsenergie der Betroffenen zur Folge. Mindestens zeitlich, und je nach vorhandener lebendiger Kraft länger oder kürzer dauernd, ist der Gefallene nicht fähig, an den Wiederaufbau seiner Existenz zu schreiten.

Es ist das eine Schwäche der Arbeitswelt in den gemäßigten Zonen. Und kommt gerade bei uns häufig vor, die wir uns rühmen, über die stärksten ethischen Widerstandsmittel gegen „Blitzschläge aus heiterem Himmel“ zu verfügen.

Dagegen scheinen Menschen aus zwei extrem grundverschiedenen Sphären und aus diametral entgegengesetzten Voraussetzungen, immun zu sein gegen die lähmenden Wirkungen eines solchen Schicksalsschlages. Im angelsächsischen Nordamerika bricht der kleine oder große wirtschaftliche Arbeiter, selbst unter einem Unfall, der seine ganze bisherige Tätigkeit vernichtet, aus Vertrauen zu sich selbst, seinem Leistungsvermögen, aus Fixigkeit nicht zusammen, und im islamitischen Türkentum nicht, aus unerschütterlichem Glauben an sein Fatum, das es bestimmte, er müsse von der Höhe wieder talab, um neuerdings berganzuklimmen. Diese in Temperament, Anschauungen und Lebensweise geradezu antipodisch veranlagten Rassen erfreuen sich beide dieses Vorzugs der Elastizität gegenüber Schwankungen von Glück und Erfolg, eines Vorzugs, der



hoch anzuschlagen ist und bei uns Mitteleuropäern offenbar verkümmerte.

Aus meinen Erinnerungen an nord-amerikanisches Arbeitsleben ist mir noch eine fürchterliche Brandkatastrophe gegenwärtig, die unter anderem das ganze, riesige Lager einer Buchhandlung zerstörte. Noch während der Feuersbrunst wurden Bedienstete der Firma in aller Eile an verschiedene Bahnhöfe dirigiert, um aus allen entfernten Zweiggeschäften des Hauses in anderen Städten, größere Warensendungen herbeizuschaffen, so daß die Buchhandlung im Laufe des nächsten Tages — ohne Geschäftsunterbrechung — wieder reich assortiert war. Der gleiche Brand ergriff auch die Redaktions- und Setzräume eines Lokalblattes. Da es gelang, die Setzkasten auf die Straße zu retten, diktierten Redakteur und Reporter auf offener Straße — im Gewühl von Menschen, Spritzen und Wagen — den Setzern die Berichte über den großen Brand im eigenen Hause, so daß — da die Maschinenräume unversehrt blieben — die Ausgabe des Blattes aus dem noch lichterloh brennenden Gebäude ohne Verspätung erfolgen konnte. Indessen entwickelte sich auf dem Square, wo ein ganzer Häuserblock eingestürzt war, ein ganz ernstes und auch erfolgreiches Geschäft zur Vermietung der Plakate auf den um die Brandstätte herum später herzustellenden Bretterwänden. Bei solcher Fixigkeit, solcher Arbeitselastizität gibt es keine nachhaltigen geschäftlichen Zusammenbrüche.

Und ebenso hatte ich Gelegenheit, den türkischen Silberarbeiter im Stambuler Bazar zu beobachten, der mit größter Seelenruhe — neben seinem gleichfalls durch Brand zerstörten Warenlager, der Arbeit vieler Jahre, dem Um und Auf seines Besitzes sich niederließ und mit einigen Silberdrähten und Fäden die Arbeit neben den rauchenden Trümmern seiner Habe, wieder aufnahm.

An solchen Beispielen kann der europäische Kaufmann und Arbeiter immer noch lernen. Vor allem nicht sofort nach der Regierung, nach öffentlicher Hilfe, nach Unterstützungen zu schreien, wie das bei uns üblich ist.

Der reelle Geschäftsmann oder Arbeiter hat ja doch nur einen Freund, der ihm im Unglück wieder auf den Damm hilft. Das ist er selbst.

## Sechs-Tage-Rennen.

Von Fridolin.

Auch sechs Tage gehen vorüber. Selbst wenn es sechs Tage und sechs Nächte rastloser Ausschöpfung der Kräfte, qualvoller Besessenheit, leidenschaftlicher Gier nach Selbsteintrüben sind. Sechsmal ging Berlin schlafen, während die dreizehn Dauerfahrer des „Zoo“ ihr Kuriositätsschauspiel zweckloser, sportwidriger, von Gewinn- und Renommiersucht gepeitschter Wettfahrten boten. Inzwischen liessen diese Heroen der Beinhuskeln, Augen, Herz und Lunge der einen fanatischen Idee dienen, eine Ellipse in stumpfer Monotonie zu umkreisen. Oder war dieses Ringelspiel grenzenlos missbrauchter Energien doch nicht ganz sinnlos? Wenn die Jagd auf Kilometer in ein beschwingteres Tempo kam, wenn es dem einen oder dem anderen Fahrkünstler gelang, die Konkurrenz mit einer Runde zu schlagen, hörte er ein erhitztes Konzert von Sympathierufen oder schnaubenden Protesten. Stigmatisierte Zuschauer, die haufenweise herumhockten, in merkwürdiger Gedankenpflicht sich von dem abspannenden Einerlei bannen ließen, suchten sich zeitweilig an dem Gejage mit spornenden He-he-he-Rufen, mit Bravo-Gebrüll, mit allerlei kannibalischen Demonstrationen zu beteiligen. Der Psychologe der Masseninstinkte kann aus diesen Begleitumständen für die Radfahrer immerhin Kapital heraus schlagen und nach Motiven fahnden, die in ihrer letzten Konsequenz auf die Erbauung der Menge ausgehen. Es gibt zahllose Wege, ein Liebling des Volkes zu werden. Bald sind es Toreadore, die sich von Stierhörnern die Brust aufreißen lassen, bald sind es die Meister der Rhetorik, welche die Leidenschaft entfachen, manchmal bringen auch Dichter solche Suggestiv-Wirkungen zustande, ohne wie ein unjubeles Variétégenie Kanonenkugeln auf den entblößten Nacken aus der Höhe herabregnen zu lassen. Die Dauerfahrer des Zoo erkämpften sich den Sieg über das Volk durch ihren in die Knie herabgerutschten Idealismus. Und ihr ausgesprochener Erfolg fordert den Respekt vor dem darauf gerichteten Willen.





ALFRED MESSEL / WARENHAUS WERTHEIM ANSICHT VON DER VOSSTRASSE





---

15. HEFT.

8. APRIL.

1909.

---

## Reichsanleiheschuld und ihre Tilgung.

Von

Felix Ortel, Kaiserlicher Bankdirektor, M. d. R.

### I.

Der § 2 des Entwurfes eines Gesetzes, betreffend Aenderungen im Finanzwesen unterscheidet hinsichtlich der Tilgung der Reichsanleiheschuld:

1. Anleihen, die bereits für bestimmte werbende Zwecke mit bestimmungsgemäß festgelegten Tilgungssätzen begeben sind (es sind diese Anleihen zur Förderung der Herstellung geeigneter Kleinwohnungen für Arbeiter und gering besoldete Beamte, zum Bau von Reichseisenbahnen und Fernsprechanlagen, ferner zur Gewährung von Darlehen an die Schutzgebiete Togo und Südwestafrika zum Bau von Eisenbahnen).

2. Sonstige Anleihen, die bis zum 30. September 1909 begeben sein werden, und

3. Anleihen, die erst nach dem 30. September 1909 begeben werden. Bei diesen treten noch die weiteren Unterschiede zwischen werbenden und sonstigen Zwecken ein.

Fünf verschiedene Tilgungssätze sind für diese gekennzeichneten Anleihen vorgesehen. Sie schwanken zwischen  $\frac{2}{3}$  und 3 vom Hundert und haben als Mittelstufen 1, 1,9 und 1,937 vom Hundert. Für die nach dem 1. Oktober 1909 ausgegebenen, nicht werbenden Zwecken dienenden Anleihen ist der höchste Tilgungssatz von 3 vom Hundert angesetzt.



Liegt nun die Notwendigkeit vor, das Tilgungssystem so reich auszugestalten und so feine Unterschiede, wie sie der Gesetzentwurf enthält, zu konstruieren? Diese Frage ist berechtigt, da für die wirkliche Tilgung sämtliche begebenen Anleihen ein einheitliches Schuldkapital bilden sollen. Genügt nicht für sämtliche Anleihen ein Prozentsatz, für dessen Höhe der Stand unserer Finanzen und unserer Volkswirtschaft maßgebend sein würde?

Wenn das Deutsche Reich in nächster Zeit eine Schuldenlast von fünf Milliarden hat, so reichen 50 Millionen, d. h. eine vom Hundert des Schuldkapitals zur jährlichen Tilgung vollkommen aus. Dem Reichsschatzamt wird es so wie so fürs erste nicht leicht fallen, diese Tilgungsquote aufrecht zu erhalten. Bessern sich im Laufe der Jahre unsere Finanzverhältnisse wesentlich, so kann, wenn es nützlich erscheint, eine größere Tilgung ins Auge gefaßt werden. Die Tilgung muß sich jedenfalls im Rahmen der finanzpolitischen Verhältnisse des Reiches halten.

Die Tilgung von Staatsschulden in Anleiheform hat nun durchaus nicht den Zweck, den Staat von seiner Schuldenlast völlig zu befreien. Sie soll eine Abschreibung auf Staatswerte sein, für deren Schaffung Anleihen aufgenommen und deren Zwecke teilweise oder ganz erledigt sind. Die Tilgung kann nur bezwecken, Schuldbeträge für künftig zu kontrahierende Schulden frei zu machen und Kredite zugunsten später wieder aufzunehmender Kredite zu lösen. Ein jeder Staat muß eine gewisse Schuldenschwere haben. Der Kapitalmarkt rechnet mit einer konstanten staatlichen Schuldenmasse besonders in Anleiheform. Sollte es wirklich einmal die Finanzverwaltung eines großen Staates ermöglichen, sämtliche Schulden dieses Staates zu tilgen, so würde ihr sehr bald die Notwendigkeit einer Schuldenkontrahierung klar werden, um auf dem Kapitalmarkte ein Gleichgewicht gegen die Kreditansprüche auswärtiger Staaten oder heimischer öffentlicher Korporationen oder Privater herzustellen.

Welchem Finanzkünstler aber wäre es in Deutschland im letzten Jahrzehnt möglich gewesen, ohne Aufnahme von Anleihen das richtige Verhältnis zwischen Bedarf und Deckung aufrecht zu erhalten? Und wenn von hervorragend wissenschaftlicher Seite darauf hingewiesen wird, daß das Reich bedeutende Summen gespart haben würde, wenn es sich schuldenrein gehalten hätte, so vermag ich diesen Hinweis nicht hoch einzuschätzen. Er ist lediglich ein kalkulatorisches Spiel. Wohin würden dann die Mittel aus der Produktivität unserer Volkswirtschaft geflossen sein? Welche Kanäle hätte das Anlagebedürfnis dieser Kapitalien aufgesucht? Wäre es so ganz von der Hand zu weisen, daß bei einer vollständigen Schuldenreinheit die freien Kapitalien in der Fremde Anlage gesucht hätten und vielleicht noch große Ausgaben für staatlichen Schutz benötigten, die in keinem Verhältnis zur jetzigen Verzinsung und Tilgung unserer Schulden stehen würden? Gewiß aber wäre es, daß damit ein großer Teil deutscher Kapitalkraft unserer Entwicklung entgangen wäre. Unsere Volkswirtschaft konnte den für staatliche Zwecke durch Anleihen entnommenen Kapitalbetrag entbehren, denn der Schuldenstand in Deutschland hat sich in einer



Zeit herausgebildet, „als unsere Volkswirtschaft sich in einer beispiellos glänzenden Entwicklung befand und eine gewaltige Vermehrung des allgemeinen Wohlstandes zu beachten war“. Und der Kapitalbetrag mußte unserer Volkswirtschaft entnommen werden, um die dringlichsten Bedürfnisse des Reiches, die über seine Einnahmen hinausgingen und über die Unzulänglichkeit seines Steuersystems hinauswuchsen, zu erfüllen. Hier liegt kein leichtfertiges Handeln vor. Die Summen, die das Reich und seine Gliedstaaten der Volkswirtschaft entnommen haben, sind aber nicht so gewaltige, um darin das Gespenst des drohenden Ruins unserer Finanzen zu erblicken oder um die Behauptung aufrecht zu erhalten, daß durch die Höhe der Reichsschuld unser politisches Ansehen und unser Renommee dem Auslande gegenüber litte. Es ist ja richtig, daß in den letzten Jahren zeitweilig unsere Finanzverhältnisse im Auslande, besonders in Frankreich und England, ungünstig beurteilt wurden und daß man das Deutsche Reich vor schwer zu überwindende finanzielle Schwierigkeiten hinstellte. Welche Momente zu einem solchen Urteil mitgewirkt haben, soll hier unerörtert bleiben. Jedenfalls bietet der absolute Stand unserer Reichsschulden hierzu den geringsten Grund. Es muß aber darauf hingewiesen werden, daß auch im nationalen Interesse Mäßigung in den Aeüßerungen von deutscher Seite zu diesem Teil unserer Finanzverhältnisse geboten ist. Und diese Mäßigung bildet sich bei genauem Studium unseres historischen Werdeganges, der staatlichen Aufgaben, deren Erfüllung uns zufiel, und der tätigen, wirtschaftlichen Kraft, in welcher sich das deutsche Volk befindet.

Wenn ich die Beziehungen und Wechselwirkungen zwischen Finanz- und Schuldenwirtschaft und dem Kapitalmarkte ins Auge fasse, so glaube ich, daß sich sehr bald auch in Deutschland ein festes, konstantes Verhältnis, eine traditionelle Schuldenmasse gegenüber den budgetmäßigen Einnahmen und Anforderungen herausbilden wird, dessen Grenzen nach oben wie nach unten herauszufühlen, die Fähigkeit und das Geschick der Finanzverwaltung und des Finanzpolitikers sein muß. Diese Grenze wird sich naturgemäß in Kurven bewegen und im Wechsel der veränderten Gesamtverhältnisse in unserem Wirtschafts- und Staatsleben steten Veränderungen unterliegen. Vergleichszahlen hierfür werden sich schwerlich aus anderen Staaten herbeiführen lassen. Die Tradition wird aber eintreten, und mit dieser werden sich die Grundsätze für unsere Finanzkunst herauschälen.

Ist nun der Schuldenstand Deutschlands und seiner Einzelstaaten wirklich schon besorgniserregend? Man kann diese Frage nur im Zusammenhang des Reiches mit den Einzelstaaten beurteilen, denn die Aufnahme der Schulden ist nur zur Erfüllung der dem Reiche und seinen Gliedstaaten zustehenden Aufgaben, für die Allgemeinheit der Staaten, des Reichs erfolgt. 18¾ Milliarden Mark sind es jetzt, wovon auf das Reich zirka 4300 und auf die Einzelstaaten zirka 14,400 Millionen Mark entfallen. Suchen wir bei dieser Frage nach Vergleichen in anderen Kulturstaaten — Vergleiche natürlich mit dem nötigen Vorbehalt —, so finden wir, daß Frankreich und England, Länder,



die hinsichtlich der Tilgung ihrer Schulden bei uns immer als Muster angeführt werden, ersteres seit 20 Jahren einen konstanten Bestand von 24 Milliarden Mark Staatsschulden hat und England seit sieben Jahren nicht unter 14 Milliarden Mark heruntergegangen ist. Bringen wir mit diesen Zahlen noch die Einwohnerzahl, den Kapitalreichtum, die politische Machtstellung, die Kultur und Verkehrseinrichtungen und das wirtschaftliche Vorwärtstreben der Bevölkerung dieser Staaten in Vergleich, so erscheint die Schuldensumme Deutschlands gegenüber der von Frankreich und England nicht besorgniserregend groß. Zu Bedenken hat nur das schnelle Anwachsen der Schulden, das Tempo, in welchem vorgegangen wurde, Anlaß gegeben, und wäre hierbei die Finanzverwaltung in der Lage gewesen, ausreichende Einnahmen für den Zinsendienst und zur Tilgung zu schaffen, so würde das Urteil über die Schulden und ihre Folgen nicht so scharf ausgefallen sein.

Es steht zwar fest, daß wir noch nicht an der Höchstgrenze unseres Schuldenstandes angelangt sind. Das Reich wird gezwungen sein, für Heer, Marine und auch für Sozialpolitik weitere Ansprüche an den Geldmarkt zu stellen. Die Finanzverwaltung und die Staatsmänner sind aber ausgesprochenermaßen heute schon davon überzeugt, daß es in diesem Geschwindigkeitsschritt beim Schuldenmachen nicht weiter geht, und daß durch Verzicht auf erstrebenswerte Einrichtungen und Einschränkung bestehender, sowie durch Schaffung ausgiebig fließender Einnahmequellen über die klar vorgezeichnete Grenze nicht hinausgegangen werden kann.

---

## Biologische Aesthetik.

Von

Karl Jentsch.

(Schluß.)

Was nun die Schönheit des Menschenleibes betrifft, so schließt zwar dessen vollkommene Gesundheit gewisse Extreme der Disproportion aus wie Buckel und ungleiche Länge der Beine, aber ideale Schönheit wird weder zur Gesundheit noch zur erfolgreichen Ausübung der Geschlechtsfunktionen erfordert. Es hat in beiden Beziehungen nichts zu sagen, wenn die Nase zu groß oder zu klein ist, die Beine zu kurz, die Arme zu lang sind, die Hautfarbe unrein ist. Wie stark verletzt unsern ästhetischen Sinn die Hautfarbe der Mongolen, dieser und der Neger Gesichtsbildung, und doch stehen beide Rassen der weißen an Lebenskraft und Fruchtbarkeit nicht nach. Wäre Schönheit nichts anderes als das Zeichen der Geschlechtsreife (gewiß fällt ihre Blüte mit dieser zusammen), ästhetisches Wohlgefallen nichts anderes als eine



Regung des Geschlechtstribs, und müßten wir die Fröschin schön nennen, weil ihr Anblick den Frosch erfreut, dann wäre jeder, der das Weib eines anderen schön findet, ein Ehebrecher in Gedanken, und jeder, der für die Schönheit eines Knaben, eines Jünglings, eines Mannes Augen hat, ein Sodomiter. Die meisten Menschen scheinen das in der Tat zu glauben, weil die Fähigkeit, Menschenschönheit rein ästhetisch zu beurteilen, gegen die Stärke des Geschlechtstribs im allgemeinen nicht aufkommen kann, was nicht befremden darf, da der ästhetische Sinn keineswegs allgemein verbreitet ist. Er ist weder eine biologische Funktion, noch das Produkt einer solchen, sondern eine rein geistige Eigenschaft, die allerdings, um aktuell werden zu können, einer gewissen auf biologischem Wege gewordenen Vollkommenheit der Sinnesorgane bedarf. Diese Eigenschaft bildet sich nur in der höchsten Rasse aus — kann sich bei Farbigen, die nie schöne Menschen zu Gesicht bekommen, gar nicht bis zur Vollkommenheit ausbilden — und auch in ihr nur unter dem Einfluß feiner geistiger Kultur in den feiner organisierten Individuen. Sie macht sich beim Kinde fast gar nicht, beim heranwachsenden Knaben wenig bemerkbar. Der Vierjährige zieht den Struwelpeter allen Madonnen und Aphroditen vor, und den Vierzehnjährigen muß man, wenn er nicht ein Malergenie ist, die Schönheit eines Baumes, einer Landschaft erst sehen lehren, was nicht immer gelingt.

Es tut einem leid, wahrzunehmen, wie auch vornehme Geister den Biologen in die plump gelegten Schlingen gehen. Seeck fällt auf den unfreiwilligen schlechten Witz des guten Darwin hinein, die Weibchen hätten den Männchen die Schönheit, die Hühner den Hähnen den Schweif angezüchtet. Darwin selbst mußte die ihn betäubende Erfahrung machen, daß die Hündin ohne Wahl jedem Köter nachläuft und, wenn überhaupt irgendwelchen Geschmack, den allerschlechtesten bekundet. Wo kommen nun die schönen Hunde her? Um die übrigen Vierfüßler steht es nicht anders. Wer sie beobachtet, der bemerkt, daß ihre Aufmerksamkeit nicht dem Gesamtumriß des begehrten Tieres, auch nicht dessen Gesicht, sondern der entgegengesetzten Partie gilt, und daß dabei nicht das Auge, sondern vorzugsweise die Nase als Wahrnehmungsorgan gebraucht wird. Insekten bekunden ja einen Farbensinn, der ihnen beim Suchen von Blüten und von Artgenossen hilft, also ein Element des ästhetischen Sinns, das aber natürlich noch nicht dieser selbst ist. Vögel besitzen ein zweites Element: Wohlgefallen an Sprachlauten und an melodischen Tonfolgen. Manche auch Farbensinn, wenigstens Wohlgefallen an glänzenden Gegenständen. (Biologen erzählen von Vogelmännchen, die bunte Steinchen zusammentragen, ordnen, und das Weibchen in dem so geschaffenen Lustgarten „spazieren führen“. Solchen Anekdoten gegenüber muß man Skepsis bewahren, solange man nicht mit eigenen Augen beobachtet hat. Wundt erzählt von englischen Ameisenforschern, die Beerdigungszeremonien, Prinzessinnen und Hofmeisterinnen gesehen haben, und bemerkt, diese Phantasien seien von dem Worte „Königin“ suggeriert worden, mit dem man die Weibchen der Bienen und Ameisen zu bezeichnen pflegt.)



Elemente des Schönheitssinns kommen bei Tieren vor, aber es ist ein völlig absurder Gedanke, daß die Weibchen gewisser Vogelarten unter dem Einfluß ihres Farbensinns den Männchen das prachtvolle Federkleid angezüchtet hätten. Zunächst gilt von dieser Züchtung, was gegen die Entstehung der Schutzfarben durch Selektion eingewendet wird. Auf schmalen Gräsern lebende Raupen sollen gestreift sein, weil da die gestreiften weniger auffallen, darum weniger gefressen werden. Mag sein. Aber nun die Entstehung durch den Selektionsprozeß! Ein Streifen entsteht durch Aneinanderreihung von Punkten. Wenn an einer Stelle der Haut des Räupchens das grüne Pigment braunem Platz macht, so ist das noch lange keine Streifung, nützt ihm also nichts, im Gegenteil macht es der Punkt auffälliger. Soll ein Selektionsprozeß in Gang kommen, dann muß ein Zufall plötzlich einer Anzahl von Raupen dicht aneinanderliegende braune Pigmentflecke verliehen haben, die so gelagert sind, daß sie zwei Streifen bilden. Dann werden allerdings alle, bei denen die Zeichnung deutlich ist, besser geschützt sein, als die nur schwach gefärbten, wird darum vielleicht eine stark gefärbte Spezies erhalten bleiben, während die mattgefärbte oder grün gebliebene verschwindet. Also die schwachen Anfänge einer Färbung, die als Schutzfärbung wirken soll, schützen nicht, darum kann diese Schutzfärbung nicht durch einen Selektionsprozeß, wie sich ihn die Darwinianer denken, d. h. durch die Summierung unmerklicher Aenderungen im Verlaufe langer Zeiträume, entstanden sein. Bei der Schönheitszüchtung kommt noch hinzu, daß der Schönheitssinn der Weibchen den Prozeß leiten soll.

Was das heißt, muß man sich am Pfauenschwanz klar machen, der expreß zu dem Zwecke geschaffen zu sein scheint, diesen Selektionsgedanken ad absurdum zu führen, der aber jedenfalls die Bestimmung hat, den Menschen zum ästhetischen Sehen und künstlerischen Schaffen anzuleiten. Weismann denkt sich Körperchen, die, vom Keimplasma aus zur richtigen Zeit an die rechte Stelle gelangt, hier den Bau eines Körperteils von bestimmter Beschaffenheit leiten und nennt diese Körperchen Determinanten. Da jede Schuppe eines Schmetterlingsflügels erblich variieren kann, ohne daß ihre Nachbarinnen mit variieren, so muß jede ihre eigene Determinante haben, was für manche Schmetterlingsart 240 000 Beschuppungsdeterminanten ergibt. Ich weiß nicht, ob auch jede gefärbte Stelle des Pfauenschweifs heute noch variieren kann; ursprünglich muß es, die Entwicklung angenommen, der Fall gewesen sein, sonst hätte ja seine Malerei nicht entstehen können. Wieviel Millionen Determinanten mag also wohl der Pfauenschweif brauchen! (Es ist gleichgültig, ob der Determinantenhypothese irgendwelche Wirklichkeit zugrunde liegt oder nicht; sie ist aber am besten geeignet, den ungeheuer verwickelten Prozeß, der doch irgendwie vor sich gegangen sein muß, zu veranschaulichen.) Das einzelne Pfauenauge besteht aus mehr als hundert Strahlen von verschiedener Länge, deren jeder streckenweise goldig, blau, grün und braun in verschiedenen Schattierungen gefärbt ist, und zwar so, daß alle zusammen eng aneinandergelegt das bekannte sauber umrissene Bild ergeben. Nun denke man sich die Urfauhenne, die am kurzen Schwänzchen des Gemahls



ein blaues oder grünes Pünktchen bemerkt und von da an keinen anderen Gemahl mehr annimmt als einen mit solchem Pünktchen geschmückten. Man denke sich eine Reihe von Millionen, vielleicht Billionen Pfauhennen, die unter dem unwiderstehlichen Zwange einer Schönheitsliebe, die den meisten menschlichen Weibern abgeht, mit einer phänomenalen Beharrlichkeit (sonst heißt's doch: *donna è mobile*) immer nur den Mann wählen, dessen Schwanzfärbung und Schwanzgestalt ein Schrittchen vorwärts zum Ziele bedeutet, das alle diese Pfauhennen, wie eine platonische Idee, in ihren winzigen Köpfchen getragen zu haben scheinen, bis sie endlich das Wunderwerk zustande gebracht haben: Verlängerung der Schwanzfedern in einem für das Tier unbequemen und die Flucht vor Feinden erschwerenden Maße, einen Muskelapparat, der die Schwanzfedern aufrichtet und fächerförmig auseinanderlegt, und eine solche Abmessung der Kiellängen und der gefärbten Strecken der Strahlen, daß beim Radschlagen das bekannte Bild herauskommt. Also diese Wunder sollen unter dem Einfluß des konstant wirkenden ästhetischen Wollens eines der dümmsten Tiere die Millionen Baumeisterchen, die im Dunkel der Zellen walten, in wunderbarer Einmütigkeit ihres Wollens und Wirkens zustande gebracht haben! Ehe ich dieses Wunder glaube, glaube ich lieber alle Lourdeswunder, und noch dazu die Wunder der indischen Gaukler, der Berliner Spiritisten, Gesundheitsbeterinnen und Wahrsagerinnen.

Nur der Mensch, bei weitem nicht jeder Mensch, nimmt die Schönheit wahr, nur für ihn ist sie, ist auch die Pracht des Pfauenrades vorhanden. Schönheit offenbart ihm die Harmonie des Universums, die er als Wahrheit erkennen, in Kulturschöpfungen und in der sozialen Gerechtigkeit verwirklichen, als Schönheit genießen soll. Wenn Gefäße und Geräte schon dadurch schön werden, daß sie durchaus zweckmäßig geformt sind, so ist es nicht der Nutzen, den sie uns gewähren, was sie uns als schön erscheinen läßt, sondern ihre Uebereinstimmung mit sich selbst, die Angemessenheit an ihren Zweck, die immanente Zweckmäßigkeit, die auch den Organismen eine Art von Schönheit verleiht. Freilich beruht auf der Harmonie des Universums auch die Möglichkeit des organischen Lebens; darum vermag die Biologie Beiträge zu liefern zur Erkenntnis dieser Harmonie. Aber die Bedeutung dieser Harmonie für das Geistesleben darzustellen, ist nicht ihre Aufgabe, und die Mehrzahl ihrer heutigen Vertreter hat sich bemüht, diese Bedeutung herabzusetzen, zu entstellen, zu verhüllen, zu leugnen, so daß es wider ihren Willen geschehen ist, wenn sie die Aesthetik mit ihren Beiträgen gefördert haben. Seeck schreibt: „Warum hielt man die Buntheit des bemalten oder bekleideten Leibes für schöner als die natürliche Farbe der Haut? (Eine sehr schief formulierte Frage; „man“ hielt und hält sehr oft die Fleischfarbe der weißen Rasse für die schönste aller Farben.) Warum empfindet man Musik als angenehm? (Wieder ungenau, da das Schöne keineswegs identisch ist mit dem Angenehmen.) . . . . . Alle diese Fragen hat bis jetzt keiner beantwortet (stimmt nicht ganz), und wenn einmal die Antwort gefunden wird, kann es nur der Physiologe sein, der sie gibt, nicht der psychologische Aesthetiker.“



Der Physiologe kann nur helfen; das entscheidende Wort hat die psychologische Aesthetik zu sprechen, von der die Verflechtung des ästhetischen Genusses mit dem Geschlechtstrieb ein schwieriges und wichtiges Kapitel ausmacht. Unsterblicher Dank aber gebührt dem göttlichen Plato, der uns Wegführer geworden ist durch die Doppeloffenbarung, daß der Anblick des Schönen die Seele an ihre ewige Heimat erinnert, und daß der Eros im Schönen zeugen will.

---

## Messel und Berlin.

Von

Robert Breuer.

Messels Bauten sind dem Beschauenden, dem in sie Eintretenden, noch immer zum Erlebnis geworden. Das könnte wie eine Phrase klingen, ist aber Wahrheit, und das schärfste Kriterium, das die Werke eines gereiften Empfindens von denen der rechnenden, selbst der vorzüglich rechnenden Konstrukteure, erst recht von denen der Handlanger, trennt. In der Tat, wie gleichgültig lassen uns die meisten der heutigen Bauprodukte; wir gehen an ihnen vorüber, wir gehen in sie hinein, wir wohnen in ihnen und haben dennoch von keinem eine klare Vorstellung, nahmen uns auch nie die Mühe, diese sich mit mehr oder weniger Nachdruck als Architektur gerierenden Dinge genau und hingebend zu betrachten. Wir werden nicht ergriffen, nicht fortgerissen; die Architektur hatte nicht die Macht, uns in ihren Lebenskreis zu ziehen, daß wir uns in ihr Lasten und Streben, in ihre Masse und ihren Rhythmus, in ihr Schweigen und in ihr Offenbaren einfühlten, daß wir in sie eintauchten. Wie man in die Akkorde der Musik nieder taucht, daß die Töne einen umfließen, einen das eigene Leben vergessen und die ästhetische Wallung als Wirklichkeit empfinden machen. Das eben ist es, was Messels Bauten zu leisten vermögen: sie heißen den Vorübergehenden, selbst den Hastenden aus der Menge der Großstadt, stillstehen und für einen Augenblick emporblicken, und entlassen ihn, um einen Wohlklang bereichert, erfüllt von Sehnsucht nach schöner, allem Zufall und jeder Wirrnis entwachsener Vollkommenheit. Es gibt gewiß nur wenige, die sich gebildet oder auch nur zivilisiert nennen, und die nicht schon einmal vor dem Wertheimbau die Idee des Kapitalismus und der konzentrierten Industrie erlebt hätten, abgeklärt und rein, als absolute Form. Sie vermochten vielleicht kaum, sich Rechenschaft zu geben von dem, was in ihnen und mit ihnen vorging, doch das kam ihnen zum Bewußtsein, daß ein männlicher und edler Wille in diesem Bauwerk das Gefühl organisierte, das sie selbst von dem neuen Berlin wie ein zum Dasein wollendes Ahnen in sich tragen. — Solches ist gewißlich keine Schwärmerei; wen Wertheim nicht besiegt,



der wird vor der Nationalbank oder vor dem neuen Hause der A. E. G. oder vor dem der Landesversicherungsanstalt sich ergeben müssen. Mit Worten freilich läßt sich hier wenig tun, man muß den Bauten gegenüberreten, man muß sie aufsuchen oder noch besser: von ohngefähr an sie geraten. Unerwartet angetroffen, werden Messels Architekturen zu den stärksten, gar nicht zu verkennenden Dominanten im Stadtbild des gegenwärtigen Berlins. Darum sollte jeder Eingeborene und jeder Fremde einen Spaziergang durch das Bankenviertel oder durch die Villenstraßen des Westens für nicht minder wichtig achten, als den Besuch der Museen und Ausstellungen. Im Tiergarten ist das Phänomen Messel von besonders geklärt und bei aller Discretion von besonders bestimmter Art. Man spaziert gelangweilt und mißmutig zwischen diesen üblen Typen eines den Parvenüs verdingten Historizismus, nur zuweilen hält man inne, eines der wenigen noch stehen gebliebenen Gartenhäuser, um die der Epheu rankt und das Alter wittert, still zu genießen. Dann aber, etwa in der Viktoriastraße, oder in der Margaretenstraße, hält man ein, tief ergriffen, vor einem Gebäude, das den sterbenden Resten der alten Zeit verwandt scheint und doch unverkennbar zu uns gehört. Solch ein moderner Patriziersitz ist wie ein Nachkömmling aus ruhmreichem Blut, der durch die Liebe und die Magie eines Kundigen zu neuem und reichem Leben berufen wurde.

•     •     •

Messel ist ein Erwecker und Umdeuter des Gewesenen. Er ist ein Fortsetzer, kein Erfinder. Niemand steht ihm ferner als die jungen Stürmer (die zum Teil gar nicht so viel jünger sind als er), die im Kampfe gegen eine lahm gewordene Tradition ohne Rücksicht auf die geschichtliche Logik neue Theorien und Dogmen aufrichteten. Dieser Gegensatz wird vielleicht nirgends fühlbarer als in Darmstadt. Dort, wo die erste Häuserkolonie des kunstgewerblichen Geschlechtes, wie ein apartes Spielzeug, wie ein Programm, aufgestellt wurde, hat Messel ein Museum gebaut. Was Olbrich, Behrens und die anderen auf der Mathildenhöhe zusammenbrachten, scheint uns heute schon durchaus unmöglich, und, was schlimmer ist, völlig aussichtslos. Mit unheimlicher Schnelligkeit hat das Alter diese Experimente der Jugend gezeichnet; wie ein verklungenes Puppenspiel, wie ein abgestandener Rausch sind diese Zeugen einer Revolution, die notwendig war, aber eben darum mehr schrie als schuf, mehr Keime streute als Früchte eintrug. Man steht ratlos und beunruhigt: gibt es von diesen tastenden Versuchen der Mathildenhöhe einen Weg, einen gangbaren und ans Ziel gelangenden Weg zu einer neuen Klassik? Man möchte es wünschen; aber, soviel man auch von den späteren Werken der damals Anfangenden aus der Erinnerung wachruft, man vermag nicht mit Sicherheit, mit Zuversicht einen krönenden Erfolg, einen Stil, zu erspähen. Und man kehrt um, läßt jene früheste, viel gerühmte Manifestation der modernen Genialität zurück, achtet sogar nicht einmal des erst 1908 erbauten Hochzeitsturmes von Olbrich, noch des Ausstellungsgebäudes



von Albin Müller, man kehrt um und geht zur Stadt zurück. Kommt man dann an das Schloß, so ist es, als tönte schwer und tief der Flügelschlag der Jahrhunderte. Der Geist von Generationen, von Vorübergegangenen, lastet auf den Mauern; die Architektur scheint der Welt abgekehrt, von schlafender Schönheit. Ganz still und bescheiden geworden, schlüpft man vorüber, beinahe gesenkten Hauptes. Und steht auf dem Schloßplatz. Und wie ein Chor der Erlösung, wie ein feierliches, stolzes Te Deum, wie ein Gloria des Wiedererstandenen, klingt und schwillt einem die Sinfonie des Museums entgegen. Die Schatten der Vergangenheit sind verflogen; im hellen Licht des Tages strahlt die Seele des alten Schlosses, geweckt, gewandelt, erobert von einem, der den vornehmsten Bedürfnissen der Gegenwart, den fernsten Träumen, dem kühnsten Wollen ein Erfüller ist. Eine große und seltene Glückseligkeit kommt über den Wanderer; die Unsicherheit, die Skepsis, die Angst, die Erregung, die er von der Mathildenhöhe mitbrachte, weicht einem vollen und starken Lebensgefühl . . . Wem solches geschah, wer auch nur einmal solche Transsubstantiation des Historischen in den höchsten Ausdruck des Zeitlichen, des gegenwärtig Möglichen, vor sich gehen sah, dem hat sich das letzte und heiligste Geheimnis der Kunst Alfred Messels erschlossen. — Messel war kein Eroberer, aber ein Sieger. Für die Konsequenz, mit der er seinem Ziele zuschritt, sind die Daten am deutlichsten in Berlin eingezeichnet. Welcher Weg, welcher Aufstieg von der kleinen Renaissancevilla des Jahres 1892 in der Tiergartenstraße, oder dem noch an Gabriel von Seidl mahnendem Volksspeisehaus in der Neuen Schönhauser Straße zu den gewaltigen Finanz-, Handel- und Industriepalästen, die durch ihren erworbenen Adel, ihren graden Herrensinn ein Symbol, vielleicht das einzige, der jungen Reichshauptstadt wurden.

---

## Ein Brief Gogols.

Zum ersten Mal in deutscher Sprache mitgeteilt von

Dr. Buek.

„Ich verstehe nicht, wie du, ein solcher Menschenforscher und Menschenkenner, mir die gleichen törichten Fragen vorlegen kannst, auf die sich alle anderen so trefflich verstehen! Die gute Hälfte von ihnen bezieht sich darauf, was der Zukunft angehört. Was für einen Sinn hat bloß diese Neugierde? Nur eine Frage, die du stellst, ist klug und deiner würdig, und ich wünschte, daß auch andere Leute sie an mich gerichtet hätten, obwohl ich nicht weiß, ob ich sie auch vernünftig beantworten kann; ich meine die folgende: woher es nur komme, daß



die Helden meiner letzten Werke, besonders die der „Toten Seelen“<sup>\*)</sup>, trotzdem sie nichts weniger als naturgetreue Porträts von wirklichen existierenden Menschen, und obwohl sie an und für sich sehr wenig sympathisch und anziehend sind, unserem Herzen dennoch so nahe stehen, wie wenn die Seele bei ihrer Schöpfung beteiligt gewesen wäre? Noch vor einem Jahre wäre es mir peinlich gewesen, dir auf diese Frage zu antworten. Heute aber will ich es offen bekennen: die Helden meiner Werke stehen unserem Herzen darum so nahe, weil sie Schöpfungen der Seele, weil sie selbst Zeugen meiner seelischen Entwicklung sind. Um mich dir besser verständlich zu machen, will ich dir eine Definition von mir als Schriftsteller geben. Man hat viel über mich gesprochen und geschrieben und mich nach den verschiedenen Seiten meines Wesens zu ergründen gesucht, aber mein wahres Wesen hat man darum doch nicht ans Licht gebracht. Dieses kannte nur Puschkin allein. Er sagte mir immer, noch nie habe es einen Schriftsteller gegeben, der in so hohem Grade das Vermögen besaß, die Gemeinheit und Platttheit des Lebens mit so satten Farben zu schildern, die Hohlheit und Nichtigkeit eines gemeinen Menschen mit einer solchen Kraft zu zeichnen wie ich, so daß die ganze Kleinheit und Armseligkeit, die den meisten Menschen entgeht, jedem deutlich in die Augen springt. Das ist der Grundzug meines Wesens, und er fehlt in der Tat den meisten anderen Schriftstellern. Er hat sich mit der Zeit in mir noch vertieft, weil sich noch andere geistige Züge mit ihm verbunden haben. Aber das konnte ich damals nicht einmal Puschkin mitteilen. Dieser Grundzug hat sich mit besonderer Kraft in den toten Seelen offenbart. Die toten Seelen haben nicht darum in Rußland solch' ein Grauen hervorgerufen und so ein Aufsehen gemacht, weil sie irgendwelche furchtbare Wunden oder innere Krankheiten an den Tag gebracht, oder ein erschütterndes Bild vom Triumph des Bösen und von den Leiden der Unschuld entworfen hätten. O nein. Meine Helden sind durchaus keine Bösewichter, wenn ich einem jeden von ihnen nur einen einzigen guten Zug mitgeteilt hätte, der Leser hätte sich sicher mit ihnen ausgesöhnt. Aber die Armseligkeit und Gemeinheit des Ganzen flößte dem Leser Schrecken ein. Was ihn mit solch einem Grauen erfüllte, war dieses, daß bei mir ein Mensch kleinlicher und elender war als der andere, daß es unter ihnen auch nicht eine tröstliche Erscheinung, keinen einzigen Ruhepunkt gab, an dem man hätte aufatmen können, an dem der arme Leser sich erholen und Mut schöpfen konnte, und daß es einem, wenn man das Ganze gelesen hatte, so vorkam, als trete man aus einem dumpfigen Kellergewölbe wieder in Gottes freie Welt hinaus. Man hätte es mir eher vergeben, wenn ich irgendein malerisches Ungeheuer gezeichnet hätte, — die Jämmerlichkeit und Gemeinheit aber hat man mir nicht verziehen. Das, wovor der Russe erschrak, das war

---

<sup>\*)</sup> Eine deutsche Gesamtausgabe der Werke Gogols, deren zwei erste Bände die „Toten Seelen“ enthalten und bereits im Druck vorliegen, erscheint im Verlage von Georg Müller, München.



seine Nichtigkeit, sie war ihm weit schrecklicher, als all seine Mängel und Laster! Ist das nicht eine außerordentliche Erscheinung? Fürwahr, dieser Schrecken ist etwas Herrliches! Wer einen solchen Ekel und Widerwillen vor dem Kleinen und Nichtigen empfindet, in dem liegt sicherlich das Gegenteil von aller Kleinheit und Nichtigkeit verborgen. Dies also ist mein größter Vorzug, und ich wiederhole, er hätte sich nicht mit einer solchen Kraft in mir entwickelt, wenn nicht meine eigene geistige Stimmung und die Geschichte meiner Seele hinzugekommen wären. Keiner meiner Leser wußte, daß er über mich selbst lachte, während er über meine Helden zu lachen glaubte.

Ich hatte kein einzelnes großes Laster, das all' meine übrigen Untugenden um Haupteslänge überragte, ebenso wenig wie ich irgendeine vorbildliche Tugend besaß, die mir ein besonders anziehendes Aeußere verliehen hätte, dafür aber vereinigte ich in mir alle Scheußlichkeiten, die es nur gibt, ich besaß zwar von jeder nur ein wenig; aber sie waren in solch einer Menge vertreten, wie ich es noch nie zuvor bei einem Menschen gesehen habe. Gott hat mir eine vielseitige Natur gegeben. Er hat mir bei meiner Geburt auch manche guten Keime eingepflanzt, der beste jedoch, für den ich ihm nicht genug zu danken vermag, ist der Wunsch, besser zu werden. Ich habe meine schlechten Seiten nie geliebt, und wenn es die himmlische Liebe Gottes nicht so gefügt hätte, daß sie sich nur langsam und allmählich vor mir enthüllten, statt sich mir plötzlich und mit einem Schlage zu offenbaren, als ich noch keine Vorstellung von seinem unendlichen Mitleid besaß — dann hätte ich mich sicherlich erhängt. Aber in dem Maße, als ich sie in mir entdeckte, verstärkte sich durch eine wunderbare höhere Eingebung der Wunsch in mir, mich von ihnen zu befreien; es war ein außergewöhnliches seelisches Erlebnis, das mich dazu führte, sie meinen Helden mitzuteilen. Was dies für ein Erlebnis war, dieses darfst du nicht erfahren; wenn ich glaubte, daß es jemand nützen könne, hätte ich es schon längst bekannt gemacht. Von diesem Augenblick an begann ich, meine Helden über ihre eigene Gemeinheit hinaus auch noch mit meinen persönlichen Scheußlichkeiten auszustatten. Das geschah folgendermaßen: ich nahm eine schlechte Eigenschaft, die ich bei mir selbst fand, untersuchte, welche Formen sie in einem anderen Beruf, Stand oder Lebenskreise annimmt, versuchte es, sie als meine Todfeindin darzustellen, die mich aufs empfindlichste beleidigt hat, und verfolgt sie mit Haß, Spott und allem, dessen ich noch sonst fähig war. Wenn jemand all die Ungeheuer gesehen hätte, die meine Feder im Anfang erschuf, er hätte vor Entsetzen gezittert. Ich brauche dir nur zu erzählen, daß Puschkin, als ich ihm die ersten Kapitel der Toten Seelen vorlas (er hatte sonst stets gelacht, wenn ich ihm etwas vortrug, denn er lachte gern und von Herzen) immer finsterer und finsterer wurde, bis sich sein Gesicht zuletzt vollkommen verdüsterte. Als ich geendigt hatte, sagte er mit einem tiefen Schmerz in der Stimme: Gott wie grauenhaft trostlos und traurig ist doch unser Rußland. Dieser Ausspruch überraschte mich. Puschkin, der Rußland so gut kannte, hatte nicht bemerkt,



daß dies alles nur eine Karikatur, ein Produkt meiner Phantasie war. Und jetzt erst erkannte ich, was eine Sache bedeutet, die einem aus dem Herzen geflossen ist, was geistige Wahrheit ist, und in was für einer erschreckenden Gestalt man die Finsternis und den furchtbaren Mangel an Licht darstellen kann. Seit dieser Zeit dachte ich nur noch daran, wie ich den niederschmetternden Eindruck der Toten Seelen mildern könnte. Ich sah, daß vieles Schlechte des Hasses nicht wert, und daß es besser ist, es in seiner Nichtigkeit und Armseligkeit darzustellen, die in alle Ewigkeit sein Teil ist. Ferner wollte ich sehen, was die Russen sagen würden, wenn man ihnen ihre eigene Häßlichkeit und Gemeinheit vor Augen führte. Nach einem Plan, der mir schon lange vorschwebte, brauchte ich für meinen ersten Teil lauter kleine und armselige Menschen. Diese elenden Menschen sind jedoch keineswegs Porträts nach lebendigen Personen, ich habe vielmehr in ihnen die Züge all der Leute gesammelt, die sich für besser halten, als die anderen; allerdings habe ich sie aus Generälen zu gemeinen Soldaten gemacht. Hier finden sich außer Zügen von mir selbst, noch viele solche von meinen Freunden und sogar einige von dir. Ich werde dir das später zeigen, wenn die Zeit gekommen sein wird, bis jetzt ist das noch mein persönliches Geheimnis. Ich mußte allen guten Menschen, die ich kannte, alles Häßliche und Gemeine nehmen, das sie zufällig erworben hatten, und es ihren rechtmäßigen Besitzern wiedergeben. Frage nicht, warum der erste Teil von nichts anderem handelt als von Elend, Armseligkeit und Gemeinheit, und warum alle handelnden Personen, bis auf die letzte, so trivial und gemein sind. Die Antwort hierauf wirst du in den folgenden Bänden finden. Das ist das Ganze! Der erste Teil hat trotz all' seiner Unvollkommenheiten seine Aufgabe erfüllt, er hat allen Menschen einen wahren Ekel und Widerwillen gegen meine Helden und gegen ihre Armseligkeit eingeflößt, er hat in uns etwas wie Schmerz und Unwillen gegen uns selbst erzeugt. Fürs erste genügt mir das. Dies alles wäre mir natürlich noch viel besser gelungen, wenn ich mich nicht so sehr mit der Veröffentlichung beeilt, und wenn ich das Ganze noch sorgfältiger und gründlicher bearbeitet hätte. Meine Helden haben sich noch nicht völlig von mir abgelöst, und daher auch noch nicht die rechte Selbständigkeit erlangt. Ich habe sie noch nicht fest genug auf den Boden gestellt, auf dem sie stehen sollten, noch sind sie nicht recht heimisch geworden in dem Kreis unserer Sitten, noch wurzeln sie nicht tief genug in dem eigentlich russischen Leben. Noch ist das ganze Buch nicht viel mehr als eine Frühgeburt, aber sein Geist hat sich doch schon unsichtbar verbreitet, und selbst sein verfrühtes Erscheinen kann mir dadurch nützlich werden, daß es meine Leser veranlassen kann, mir all meine Fehler nachzuweisen, die ich bei der Schilderung der gesellschaftlichen und privaten Verhältnisse Rußlands begangen habe. Wenn du zum Beispiel, statt mir unnütze Fragen zu stellen, (mit denen du mehr als die Hälfte deines Briefes angefüllt hast, und die zu nichts führen, außer zur Befriedigung einer müßigen Neugierde), wenn du alle vernünftigen und sachlichen Bemerkungen und Einwände, die über mein Werk laut



werden, deine eigenen sowohl, als auch alle möglichen fremden, die von klugen Menschen herkommen, welche gleich dir Erfahrung genug besitzen und mitten in einem tätigen Leben stehen, sammeln, und ihnen eine Reihe von Anekdoten und tatsächlichen Begebenheiten beifügen wolltest, die in eurem Kreise oder in eurer Provinz vorgefallen sind, — sei es nun, daß sie mein Buch in einem seiner Teile widerlegen oder bestätigen —, dann tätest du ein wahrhaft gutes Werk, und ich würde dir von Herzen dankbar sein. Wie würde sich dadurch mein Horizont erweitern! Wie würde das meinen Kopf erfrischen, und wieviel leichter würde die Arbeit von statten gehen! Aber das, worum ich bitte, will kein Mensch tun, niemand hält meine Bitten für ernst und wichtig genug, und jeder respektiert nur seine eigenen; andere wieder verlangen Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit von mir, ohne selbst zu wissen, was sie verlangen. Und was soll bloß diese müßige Neugierde, diese törichte unnütze Hast, die, wie ich sehe, auch dich angesteckt hat? Sieh doch, wie in der Natur alles würdig und weise nach wohlgefügteten Gesetzen von statten geht, und wie vernünftig eines aus dem anderen folgt! Nur wir allein machen uns, Gott weiß warum, soviel unnütze Unruhe. Alles eilt und hastet wie im Fieber. Hast du dir denn deine Worte auch ordentlich überlegt? „Es ist absolut notwendig, daß wir den zweiten Band erhalten.“ Soll ich mich denn bloß deswegen, weil alle Leute mit mir unzufrieden sind, mit dem zweiten Bande beeilen? Das wäre doch ebenso dumm, wie das, daß ich mich mit dem ersten zu sehr beeilt habe. Bin ich denn schon ganz um mein bißchen Verstand gekommen? Ich brauche diesen Unwillen und diese Unzufriedenheit ja. Wenn die Menschen unwillig über mich sind, werden sie mir doch wenigstens irgend etwas sagen. Und woraus schließt du nur, daß der zweite Band jetzt ein dringendes Bedürfnis geworden ist? Hast du etwa in meinen Kopf hineingeblickt, fühlst du, was das Wesen dieses zweiten Bandes ausmacht? Deiner Ansicht nach braucht man ihn jetzt, während ich glaube, daß er nicht früher, als nach zwei Jahren, erscheinen sollte, und auch dies bloß, wenn man die Umstände und den Gang der Zeit berücksichtigt. Wer von uns hat nun recht? Der, in dessen Kopf der zweite Band fertig dasteht, oder der, der noch nicht einmal weiß, was seinen Inhalt bildet? Was das jetzt für eine seltsame Mode ist, die neuerdings in Rußland aufgekommen ist! Der Mensch liegt selbst auf der faulen Haut, will selbst nichts tun und spornt die anderen zur Tätigkeit an; als ob jeder andere sich aus allen Kräften anstrengen müßte, vor Freude darüber, daß sein Freund müßig auf dem Rücken liegt! Kaum erfährt man, daß irgendein Mensch mit einer ernsten Sache beschäftigt ist, so treibt man ihn schon überall zur Eile an, und dann schilt man ihn noch, wenn er es schlecht macht; dann heißt es: Warum hast du dich so beeilt? Aber ich schließe meine Predigt. Auf deine kluge Fragen habe ich geantwortet; ich habe dir sogar gesagt, was ich bis heute noch keinem einzigen Menschen gesagt habe. Glaube, bitte, nach diesem Bekenntnis nicht, daß ich ebenso ein Ungeheuer bin, wie meine Helden. Nein, ich gleiche ihnen nicht. Ich liebe das



Gute, ich suche es aus allen Kräften, und meine Seele glüht für alles Schöne und Hohe, ich liebe meine Schändlichkeiten nicht und suche nicht, sie festzuhalten, wie meine Helden; ich liebe nicht das Gemeine in mir, das mich von dem Guten fernhält. Ich kämpfe gegen es an und werde gegen es ankämpfen, bis ich es ganz ausgetrieben habe, und dabei wird Gott mir helfen. Es ist ganz falsch, was törichte weltlich gerichtete Menschen behaupten, daß der Mensch nur erzogen werden könne, so lange er noch in der Schule sitzt, und daß er später keinen Charakterzug mehr in sich verändern könne; nur in einem törichten weltlich gesinnten Schädel konnte ein so dummer Gedanke entstehen. Ich habe mich schon von vielen meiner Scheußlichkeiten befreit, indem ich sie auf meine Helden übertrug, sie in ihnen verspottete und auch andere zwang, über sie zu lachen. Ich bin schon manche von ihnen los geworden, indem ich ihnen ihr verlockendes Aeußeres, ihre ritterliche Maske nahm, dank der jedes von unseren Lastern keck durch die Welt geht, ich habe sie neben daß Häßliche gestellt, das allen sichtbar ist. Wenn ich mich in der Beichte vor Ihm prüfe, der mich in die Welt gesandt hat und Der mir befahl, mich von meinen Fehlern zu befreien, dann erkenne ich viele Laster in mir, aber es sind nicht mehr dieselben wie im vergangenen Jahr, eine heilige Kraft half mir, mich von ihnen zu befreien. Dir aber rate ich, diese Worte nicht unbeachtet verhallen zu lassen, sondern wenn du meine Briefe gelesen hast, einen Augenblick allein zu bleiben, alles andere eine Weile zu vergessen und gründlich in dich selbst hineinzublicken, indem du dein ganzes Leben an dir vorüberziehen läßt, und dann die Wahrheit meiner Worte einer Prüfung zu unterziehen. In dieser meiner Antwort wirst du, wenn du näher zusiehst, auch eine Antwort auf deine übrigen Fragen finden, und du wirst erkennen, warum ich bisher dem Leser nicht auch die tröstlichen Erscheinungen gezeigt, und mir keine tugendhaften Menschen zu Helden erwählt habe. Solche kann man nicht frei aus dem Kopfe erfinden. Solange man ihnen nicht im geringsten selbst gleicht, so lange man sich nicht durch Hartnäckigkeit, Beständigkeit einige gute Eigenschaften erobert hat — wird alles, was die Feder niederschreibt, tot und leblos und von der Wahrheit entfernt bleiben, wie der Himmel von der Erde. Ich habe diese Schreckgespenster nicht erfunden — diese Schreckgespenster haben meine eigene Seele gewürgt und gedrückt: Nur was lebendig in meiner Seele lebte, ist frei aus ihr herausgeströmt.“

---



## Der Einzug in Jerusalem.

Von H a n s B e n z m a n n.

Wie ausgestorben liegt die Stadt, allein  
fast wie erwartungsvoll im warmen Schein  
der Frühlingssonne, die von Turm und Zinnen  
läßt blankes Gold in alle Gassen rinnen.  
Und von den Gärten kommt ein Ruch von Flieder,  
die Schwalben tauchen zwitschernd auf und nieder —  
Wo aber sind die Menschen? — Der Soldat,  
der vor des Königs Schloß die Wache hat,  
sieht sich verwundert um — Was ist denn los?  
Wo bleibt das Volk? Kein Lärmen, kein Getos . . .  
Nur eine Alte kommt vergnügt daher —  
„Ja ja, er wundert sich, s'ist alles leer --  
heut sind sie alle draußen, heut kommt Er!“  
„Wer, wer?“ „Schafkopf!“ ruft sie und äfft ihn: „Der! . . .  
Hörst du die Harfen nicht hoch in der Luft?“ . . .  
Er lauscht, wahrhaftig, etwas klingt und ruft!  
Und wie er lauscht, riecht er den süßen Fliederduft, —  
stellt sich breitspurig in den Sonnenschein  
und fühlt die warme Kraft in Mark und Bein, —  
sein Rüstzeug gleißt und glänzt wie pures Gold,  
als ständ' der Kriegsgott selber hier in Sold . . .

Indes dringt aus der Ferne ein Gesang  
von vielen Menschen, ein verwormer Klang  
von Rufen, — horch! schon hallen laut die Tore  
und Brücken wider von dem schwellenden Chore.  
Schalmeien und Flöten zwitschern helle,  
locken die Stubenhocker aus der Zelle, —  
schon klingen Fenster hier und dort, die Alten  
die Brillen eifrig auseinander falten  
und schauen mit den grauen Wackelköpfen  
hinab aus Sonnenschein und Blumentöpfen.  
Und Laufen rings, Pantoffel klipp und klapp,  
und Türen auf und zu, und Treppen auf und ab,  
und Hunde bell'n und Hündchen, und die Menge  
schwillt mächtig an, und über dem Gedränge  
entrollen sich die bunten schlanken Fahnen  
und schlagen in die Lüfte breite Bahnen —  
und nun, nun ist der Zug ganz nah, ganz nah --  
Hosianna dem Sohne Davids! schallt es da  
aus allen Straßen, von den Dächern, Türmen,  
und ihm entgegen alle Herzen stürmen!  
Ein Jauchzen ist's, ein Geigen, Cymbelnklingen  
und Harfenbrausen und ein Kindersingen —





ALFRED MESSEL / AUFANG ZUM BERLINER GEBÄUDE DER A. E. G.









ALFRED MESSEL STALLGEBÄUDE EINER VILLA IN DER BERLINER MARGARETENSTRASSE.







Hosianna dem Sohne Davids! . . . Palmenschwingen:  
Da ist er . . . auf dem grauen Eselein, — sein Haar  
glänzt hell im Sonnenschein, sein Augenpaar  
sieht lächelnd auf die Kinder nieder,  
und fast beschämt, fast überrascht und still  
senkt sich sein schlichtes Antlitz immer wieder —  
jedoch der Jubel nimmer enden will . . .  
Und hinter ihm ergießet sich der Schwarm  
des Volkes, Alt und Jung und Reich und Arm,  
der Duft der Blumen mischt sich dem Geruch  
des Elends, Kinderunschuld mit dem Fluch  
des Sünders, — also gingen sie dahin  
gar tiefbeglückt und mit befreitem Sinn,  
von Neid, von Hader, allem Haß genesen,  
hingebend sich der Liebe hohem Wesen . . .  
Und wo der Zug hinkam, floß ihm die Fülle  
der Seelen zu aus banggehegter Stille, —  
und der Gelehrte kam, es kam der Dichter,  
und all der andern, der Abtrünnigen Gelichter,  
die Träumer, die Propheten, die Erretter,  
die Heimatlosen, Ketzer, Spötter, —  
sie kamen mit dem vierten Stand,  
dem Arbeitsmanne, Hand in Hand, —  
der Trinker kam aus der Taverne  
und der Soldat aus der Kaserne, —  
so kam das ganze Volk allmählich  
und ward in einem Glauben selig.  
Und ganz zuletzt, als schon der Zug  
kaum mehr den Namen Christi trug,  
kam auch der König aus dem Schloß  
und mit ihm ein gewaltiger Troß  
von Würdenträgern, Generälen,  
von Millionären, Kardinälen! . . .  
Und immer noch wuchs das Gedränge,  
kaum ein Jahrtausend faßt die Länge,  
und als es schien, als ob der Chor  
sich endlich in der Welt verlor,  
gab's irgendwen am Eingangstor,  
der aus der Fern' zu hören meinte,  
daß wieder sich der Zug vereinte  
mit altem Namen, altem Sinn  
zu ewig neuem Urbeginn —  
und näher käm' und Magd und Mann  
und Knecht und König nähm' in Bann,  
wie alles sich in einem Kreis  
gar klug zu wiederholen weiß . . .



## Die Ehe.

Komödie von Bernard Shaw.

Deutsch von Siegfried Trebitsch.

(Fortsetzung.)

**Lesbia** setzt sich, mit der Times in der Hand: Na, mich hat Ihre Pfeife so stark gemacht, daß ich Ihnen jetzt sagen kann, warum ich ein altes Mädel werden will.

**Der General**, (sich ihr lebhaft nähernd): Sagen Sie das nicht, Lesbia. Es ist nicht natürlich: es ist nicht recht: es ist —

**Lesbia**, (ihn fortfächelnd): Nein: nicht noch näher, Boxer, ich bitte (Er weicht entmutigt zurück) Es mag nicht natürlich sein; aber es kommt vor. Sie werden eine ganze Menge Frauen meines Schlages finden, wenn Sie sich die Mühe geben wollen, sich nach ihnen umzusehen: Frauen, die sehr viel Charakter und Geld haben, gut aussehen und mit Anträgen verfolgt werden, aber nicht heiraten wollen und sich nicht verheiraten. Können Sie erraten warum?

**Der General**: Ich kann es verstehen, wenn „ein anderer“ da ist.

**Lesbia**: Ja; aber es ist kein „anderer“ da. Glauben Sie übrigens, daß ich in meinem Alter noch glaube, daß der Unterschied zwischen einem anständigen Mann und einem anderen ein Kopfzerbrechen wert ist?

**Der General**: Das Herz hat seine Neigungen, Lesbia. Ein Bild, und nur eines prägt sich unauslöschlich —

**Lesbia**: Ja. Verzeihen Sie, daß ich Sie so oft unterbreche; aber Ihre Gefühle sind immer so korrekt, daß ich weiß, was Sie sagen wollen, ehe Sie zu Ende sind. Sehen Sie, Boxer, jeder ist nicht wie Sie. Sie sind ein sentimentaler Hans Narr; Sie sehen die Frauen nicht, wie sie wirklich sind. Sie sehen mich nicht, wie ich wirklich bin. Na, ich sehe die Männer, wie sie wirklich sind. Ich sehe auch Sie, wie Sie wirklich sind.

**Der General**, (murmelnd): Nein, sagen Sie das nicht, Lesbia.

**Lesbia**: Ich bin ein regelrechtes altes Mädchen. Ich nehme es mit meinen Besitzständen sehr genau. Ich will mein eigenes Haus und will es für mich selbst haben. Ich habe einen sehr ausgebildeten Sinn für Schönheit, Schicklichkeit, Reinlichkeit und Ordnung. Ich bin stolz auf meine Unabhängigkeit und darauf eifersüchtig. Ich habe Verstand genug, um eine sehr gute Gesellschaft für mich abzugeben, wenn ich viele gute Bücher und Musik habe. Das einzige Ding, das ich niemals ertragen könnte, ist ein großer Tölpel, der in meinem Haus überall herumraucht und in seinem Stuhl nach dem Essen einschläft und alles in Unordnung bringt. Uh —!



Der General: Aber die Liebe —

Lesbia: Oh, die Liebe! Haben Sie keine Phantasie? Glauben Sie, daß ich niemals in wunderbare Männer verliebt gewesen bin — in Helden! Erzengel! Prinzen! Weise! selbst in verführerische Schurken! und die seltsamsten Abenteuer mit ihnen gehabt hab'? Wissen Sie, was es heißt, danach einen bloß wirklichen Mann zu betrachten — einen Mann, dessen Stiefel in jeder Ecke stehen und dessen Tabak man in jedem Vorhang riecht?

Der General, (etwas verblüfft): Na aber — entschuldigen Sie, daß ich das erwähne — wünschen Sie sich denn keine Kinder?

Lesbia: Ich wollte eigentlich Kinder haben. Ich dürfte Kindern eine gute Mutter sein. Ich glaube, daß es sich für das Land sehr lohnen würde, mich sehr gut zu entlohnen, damit ich Kinder haben könne. Aber das Land sagt mir, daß ich ohne einen Mann auch kein Kind im Hause haben könne; so sage ich dem Lande, daß es sich ohne meine Kinder wird behelfen müssen. Wenn ich eine Mutter sein soll, kann ich wahrhaftig nicht auch noch einen Mann brauchen, mit dem lästigen Anliegen: ich solle daneben auch noch Weib sein.

Der General: Meine liebe Lesbia: Sie wissen, ich bin nicht gerne unverschämt, aber das sind keine korrekten Ansichten. Eine englische Dame sollte sie lieber nicht aussprechen.

Lesbia: Deshalb spreche ich sie ja auch nicht aus, ausgenommen Herren gegenüber, die sich mit keiner anderen Antwort zufrieden geben. Die Schwierigkeit, sehen Sie, besteht nämlich darin, daß ich wirklich eine englische Dame und besonders stolz darauf bin, eine zu sein.

Der General: Davon bin ich überzeugt, Lesbia; ganz überzeugt. Ich habe niemals gemeint —

Lesbia, (ungeduldig aufstehend): Oh mein lieber Boxer, bitte versuchen Sie über etwas anderes nachzudenken als darüber, ob Sie mich vielleicht beleidigt haben und ob Sie als englischer Gentleman das Korrekte tun. Sie sind ohne Fehler und sehr langweilig. (Sie zuckt mit den Schultern unduldsam und geht hinüber zur anderen Seite der Küche.)

Der General, (traurig): Ha! das ist's, was mir fehlt: Klugheit. Ein dummer, armer, alter Soldat.

Lesbia: Die ganze Sache ist sehr einfach. Ich bin, wie gesagt, eine englische Dame, womit ich sagen will, daß ich angelernt wurde, ohne das auszukommen, was ich nicht zu ehrenhaften Bedingungen haben kann, einerlei was immer es sei.

Der General: Ich verstehe Sie wirklich nicht, Lesbia.

Lesbia, (sich ihm zuwendend): Warum um des Himmels willen wollen Sie denn eine Frau heiraten, die Sie nicht verstehen?

Der General: Das weiß ich nicht. Ich glaube, weil ich Sie liebe.

Lesbia: Hören Sie, Boxer, Sie dürfen mich lieben so viel



Sie wollen, vorausgesetzt, daß Sie dabei glücklich aussehen und mich nicht langweilen. Aber Sie dürfen mich nicht heiraten; und damit basta.

Der General: Es ist so entsetzlich schwer, die Sache mit Ihnen zu besprechen, ohne durch Ueberschreitung der Grenzen des guten Geschmacks Ihr Zartgefühl zu verletzen. Aber sicherlich gibt es Stimmen der Natur —

Lesbia: Machen Sie sich nicht lächerlich, Boxer.

Der General: Na, wie soll ich es ausdrücken? Zum Teufel, Lesbia, wünschen Sie sich keinen Gatten?

Lesbia: Nein. Ich will Kinder haben; und ich will mich ausschließlich meinen Kindern widmen und nicht ihrem Vater. Das Gesetz erlaubt mir das nicht; so habe ich denn beschlossen, weder einen Gatten noch Kinder zu haben.

Der General: Aber um des Himmels willen, die natürlichen Begierden —

Lesbia: Wie ich schon vorhin sagte, eine englische Dame ist nicht die Sklavin ihrer Begierden. Das scheint ein englischer Gentleman nicht kapieren zu können. (Sie setzt sich an das Ende des Tisches, der Tür des Arbeitszimmers zunächst.)

Der General: (trotzig): Nun gut, wenn Sie nein sagen, sagen Sie nein. Ich werde Sie nicht wieder fragen. Ich bedaure, wieder davon angefangen zu haben. (Er zieht sich an den Kamin zurück und pflanzt sich dort auf, verletzt und stolz.)

Lesbia: Seien Sie nicht böse, Boxer.

Der General: Ich bin nicht böse, nur verletzt, Lesbia. — Und wenn Sie so sprechen, überzeugen Sie mich nicht, ich bin dann nur in der größten Verlegenheit.

Lesbia: Na, Sie kennen ja unsere Familienregel. Wer in Verlegenheit ist, fragt den Gemüsehändler um Rat. (Sehr gelegen kommt Collins durch den Turm herein.) Da ist er.

Collins: Tut mir leid, daß ich so viel ein- und ausgehen muß, gnädiges Fräulein. Ich dachte, Frau Bridgenorth sei hier. Der Tisch für das Frühstück ist jetzt fertig, wenn die Gnädige ihn vielleicht in Augenschein nehmen möchte.

Lesbia: Wenn Sie zufrieden sind, Collins, wird sie es sicher auch sein.

Der General: Apropos, Collins, ich denke, man hat Sie zum Stadtrat ernannt.

Collins: Ja, Herr General.

Der General: Wo ist denn Ihr Amtskleid?

Collins: Ich trage es im Privatleben nicht, Herr General.

Der General: Warum nicht? Schämen Sie sich dessen?

Collins: Nein, Herr General, um die Wahrheit zu sagen, bin ich stolz darauf. Ich kann nicht anders.



**Der General:** Hören Sie mal, Collins. Kommen Sie her. (Collins kommt zu ihm) Sehen Sie meine Uniform — alle meine Orden?

**Collins:** Ja, Herr General. Sie fallen einem ins Auge, das will ich meinen.

**Der General:** Das sollen sie auch. Sehr schön. Sie wissen doch, daß die Dienste, die Sie dem Gemeinwesen als Gemüsehändler leisten, ebenso wichtig und ehrenvoll sind, wie die meinen als Soldat, nicht?

**Collins:** Es ist für mich sicher sehr ehrenvoll, wenn Sie das sagen, Herr General.

**Der General,** (nachdrücklich): Sie wissen doch auch, daß ein Mann, der in Ihren Arbeits- oder bürgerlichen Kleidern etwas Lächerliches oder Unmännliches oder Unpassendes sähe, kein Gentleman sondern ein hüpfender, springender, schnarchender Kaffer wäre?

**Collins:** Unter uns, ja das ist auch meine Ansicht, Herr General.

**Der General:** Warum ehren Sie dann nicht die Hochzeit meiner Nichte dadurch, daß Sie Ihre Amtskleidung tragen?

**Collins:** Geschäft ist Geschäft, Herr General. Frau Bridgenorth schickte um den Gemüsehändler und nicht um den Ratsherrn. Es ist ebenso unangenehm mehr als ausgemacht zu erhalten wie weniger.

**Der General:** Aber hier ist sie sicherlich meiner Meinung. Ich lege Wert darauf als Bestätigung der Solidarität im Dienste der Allgemeinheit. Der Schurz des Bischofs, meine Uniform, Ihr Amtskleid: die Kirche, die Armee, und die Stadtverordnung.

**Collins,** (sich zurückziehend): Sehr wohl, Herr General. (Er wendet sich auf seinem Weg zum Turm fragend zu Lesbia) Ich bin neugierig, was meine Frau dazu sagen wird, gnädiges Fräulein?

**Der General:** Was! Schämt sich Ihre Frau Ihrer Amtstracht?

**Collins:** Nein, Herr General, sie schämt sich ihrer nicht. Aber sie gibt mir das Geld dafür nicht gern und sie fürchtet, daß die Ärmel in die Sauce geraten könnten.

Frau Bridgenorth, all ihrer Sanftmut bar, kommt mit einem Brief herein und stürmt an Collins vorüber zwischen Lesbia und den General.

**Frau Bridgenorth:** Lesbia! Boxer! das ist eine schöne Geschichte! (Collins geht diskret hinaus.)

**Der General:** Was ist los?

**Frau Bridgenorth:** Reginald ist in London und will zur Hochzeit kommen.

**Der General,** (sprachlos): Kreuzhimmeldonnerwetter!

**Lesbia:** Oh ganz recht, laß ihn nur kommen.

(Fortsetzung folgt.)



## Rundschau.

### Finanzpolitisches.

Von Pluto.

Der Friede ist gerettet! Verwüstungen ärgster Art haben die Pessimisten und Baissespekulanten heimgesucht; das Antlitz der Börse läßt sich nicht wieder erkennen. Es war eine zwiefache Hausse! Zuerst jener heftige Aufschwung, als das nicht einmal zähneknirschende Nachgeben Serbiens endlich jede Kriegsangst weglegte. Und als einige Tage später selbst sehr ernste Bankiers in Berlin die Kurse bereits als auskömmlich hoch ansahen, ihre Freunde daher vom Kaufen tatsächlich abrieten, abermals ein kräftiges Aufwärts. Welche Umstände trafen da nicht alle zusammen! Schleunige Deckungen unserer eigenen Spekulation, gewaltsame Deckungen für Rechnung des überaus verfixten Wiens, sowie auch nur zu begreifliche Meinungskäufe. Sodann kamen die österreichischen Kapitalisten heran, die auf hochernste Zeiten zu disponieren gehabt hatten. Sie mußten viele Wochen lang ihre Papiere fortwerfen; und soliderweise suchten sie dieselben nunmehr, wenn auch höher, wieder anzuschaffen. Auf solche Vernunft setzte die Phantasie noch einen Trumpf. Es wurde die Idee von der Ueberkraft der zwei Zentralmächte zu einer Art von patriotischem Dogma, das sich sehr bald auch unseres Kurszettels bemächtigte, noch bevor die Bank von England ihren Zinsfuß heruntersetzte. Denn man vergesse nicht: das Publikum will spielen! Nur in diesem Zeichen siegt jetzt die Hausse, von der erfahrene Geschäftsleute behaupten, daß das Ende dieses Fiebers noch gar nicht abzusehen sei. Die weitesten Kaufkreise haben sich aufgetan, und wenn Herr Erzberger im Reichstage sie als verführte Mittelstände bedauert, so kaufen sie erst recht. Dabei ist es mit der Stimulanz durch das sehr leichte Geld anfangs noch gar nicht so weit her gewesen; die Flüssigkeit tritt jetzt erst ein. Eine ganz andere Stimulanz bedeutet es aber, wenn eine Firma, wie Wiener-Levy, tagelang in den größten

Posten Diskonto-Kommandit kauft, so daß alle Welt glauben muß: es gehe etwas ganz Besonderes vor. Entweder Ausgabe von jungen Aktien, oder Verkauf des Secteurs Clichy in Paris, der als einer der besten dort bekanntlich jahrelang die Druckluft Popp mit alimentiert hat. Jene Riesenkäufe wurden nährlicherweise auch von vielen als bloße Deckungen angesehen, als ob es eine derartige Kontermine überhaupt geben könnte. Vielleicht haussierte die ebengenannte Firma unser leitendes Spekulationspapier aus keinem anderen Grunde, als um für eine ganze Reihe kleinere Papiere glattere Bahn herzustellen, dadoch besonders bei Industrieaktien fast sämtliche Marktberichte noch entschieden schlecht lauten. Um Tendenz für weniger gehandelte Aktien zu machen, hat man von jeher die meistgehandelten hinaufgesetzt. Auffallend ist noch, daß die Deutsche Bank vielfach lange Stellagen auf allgemeine Elektrizität genommen hat. Sie muß also große Kunden haben, die etwas wissen, zugleich jedoch vorsichtig genug sind, vorübergehende Abschwächungen dieser neuesten Strömung mit in Erwägung zu ziehen. Kurz vor dem unblutigen Siege Aehrenthals, als die Depression am ärgsten, war gerade die Nachricht eingetroffen von dem glänzenden Licht- und Kraftvertrag der Rheinischen Schuckertwerke mit 100 rheinhessischen Gemeinden. Indessen mußten an diesem Tage Siemens-Schuckert 3, A. E.-G. sogar 5 Proz. einbüßen. Und wiederum könnte man jetzt auch etwas weniger optimistisch werden, beim Nachlesen der vernichtenden Rede, welche jetzt ein Bergrat und Direktor der Gelsenkirchener Bergbaugesellschaft gegen die Erbauung einer elektrischen Schnellbahn von Dortmund nach Düsseldorf gehalten hat. Nach ihm ist die Lage der Industrie „gänzlich ungeklärt“, und der spätere Fortbestand des Kohlensyndikats noch durchaus unsicher. Uebrigens haben Gelsenkirchener — bei ihrem kolossalen Geldbedarf nur zu begreiflich — den allgemeinen Kursaufschwung nur wenig mitgemacht. Deutschluxemburger steigen dagegen auf angebliche große



**Käufe Thyssens.** Sobald in wenigen Jahren der Stahlverband zu Ende geht, wird ein überaus heftiger Konkurrenzkampf zwischen dem Gelsenkirchener Konzern und dessen bisherigem Freunde Thyssen ausbrechen, und es gibt auch Fachmänner, die zum ersten Male Herrn Thyssen als Besiegten voraussehen wollen.

\* \* \*

Zehn Minuten für ein ganzes Jahr! Denn länger hat die ordentliche Generalversammlung der Hamburg - Amerika - Linie diesmal nicht gedauert. Man bedenke: es handelt sich hier um eines der mächtigsten und eigenartigsten Geschäftsunternehmen, das noch dazu seit Monaten wie kaum ein anderes inmitten der allgemeinen Diskussion stand. Und es genügte den Anwesenden der übliche Vortrag des Vorsitzenden, nachdem nicht einmal wegen der darin unberührt gebliebenen Art der Abschreibungen irgendeine edlere Wißbegier laut geworden war. Der Generaldirektor Ballin, zweifellos der verantwortlichste Träger für die bisherige Bau- und Finanzpolitik seiner Gesellschaft, schwieg gänzlich, ohne daß dies der Handvoll Aktionäre aufzufallen schien. Ein berühmter englischer Staatsmann sprach einmal von der Unentbehrlichkeit der Opposition, die er sich schaffen müsse, falls sie noch nicht existierte. Wann werden endlich unsere Direktoren ebenso klug werden? Uebrigens hat jetzt Herr Ballin durch den Hingang des Dr. Wiegand vom Norddeutschen Lloyd nicht nur einen Freund, sondern auch einen wichtigen Stützpunkt verloren. Beiden Männern, mit oder ohne kaiserliche Nachhilfe, war die Erkenntnis gemeinsam von der Opportunität einer Zukunftspolitik unserer Dampfergesellschaften. Somit entstanden auch alle jene Vergrößerungen und Erweiterungen, die dem Fernerstehenden vielleicht nicht so selbstverständlich erscheinen, weniger aus einem Wettringen zwischen Hamburg und Bremen, als aus einer natürlichen Doppeltätigkeit heraus. Für den uns so früh ent-rissenen Wiegand ist es recht charakteristisch, daß er, der Geschäftsmann großen Stiles, ursprünglich ein Rechtsanwalt, freilich in Bremen, gewesen ist. Außer bei Großbanken hat man eigentlich die Erfahrung noch keineswegs

durchgemacht, daß Juristen ihren Uebergang in das Gebiet von Soll und Haben mit glänzendem Erfolge bestehen. Hier zum ersten Male hat ein Mann von allerdings seltenen Fähigkeiten das Problem gelöst, aus einem Advokaten sogar ein Seemann zu werden, wie man die Seele des Norddeutschen Lloyd wohl nennen durfte. Ein großer Verlust, der Tod dieses so vielerfahrenen Mannes, und noch dazu in einem Augenblick, wo Deutschlands Schiffsverhältnisse einer neuen Aera entgegen zu gehen scheinen.

\* \* \*

**Eine neue Tyranisierung!** Auch das Blei soll nunmehr unter die Plombe einer einheitlichen Verkaufsstelle gelegt werden. Am Zink wird jeder der beiden deutschen Verkaufsstellen eine jährliche Provisions-Einnahme von angeblich 600 000 M. nachgerechnet; für Blei darf künftig nur die Metallgesellschaft zuständig sein. Das ist aber nicht ganz wörtlich zu nehmen, indem unter Zugrundelegung des Londoner Weltmarktpreises die bisherigen Verkaufsstellen täglich mit der Metallgesellschaft die Preisvereinbarungen zu treffen haben. Die Jahresprovision verrechnet sich dann also wohl direkt mit dem Trust. Als größte Bleiproduzentin steht nicht, wie es vielfach heißt, eine australische Mine da, sondern die Smelling Company in New York. Diese aber, deren Beitritt die neue Vereinigung erst besiegelt hat, hütet sich weislich, ihre Vertreter in Europa abzuschaffen. D. h. nichts anderes als sie deckt ihre Rückzugslinie für den Fall, daß jenes Syndikat auch einmal wieder auseinandergeht. Das Beste kommt aber noch! Jene ganz neue Schöpfung scheint etwas Anderes und Schlimmeres zu verdecken — eine gemeinsame Einschränkung der Produktion. Denn für plötzliche Preiserhöhungen sind die Großverbraucher von Blei, besonders in der Elektrizität, zu stark. Was will man aber später machen, sobald, wie ab und zu bei Kupfer, die Vorräte der Nachfrage nicht genügen? Dann treten eben die gleichen Preissteigerungen ein, die nur der Kurzsichtige als natürlich ansieht, weil er eben immer nur die Bestände vergleicht, aber keineswegs die dahinterstehende Produktions-Einschränkung. Zuerst werden deren Ursachen als Ab-



wehr gegen eine Ueberproduktion hingestellt, und auch mit Recht; sehr rasch folgen aber dann auf die Macht das Unrecht und die Unterdrückung. Unsere mittlere und kleine Industrie wird diesen Bleitrust schon eines Tages fühlen lernen!

\* \* \*

**Was sind Schmiergelder?**  
Die Fabrikanten, welche gegen dieses Waschen der einen Hand durch die andere nunmehr ein Gesetz schaffen, d. h. ihren Konkurrenten das Leben ein wenig saurer machen wollen, haben es nicht leicht. Denn wie will man es verbieten, daß z. B. ein Reisender in Druckfarben, neuen Maschinen usw. mit einem Subalternbeamten seiner Kundschaft abends beim Wein sitzt? Wie kann man es bestrafen, daß Braumeister mit kompletter Familie ihre Hopfenhändler zuweilen in der Stadt aufsuchen und dann die Frauen vor den verschiedensten Läden bald schmachtend, bald impertinent stehen bleiben, bis man ihnen das Gewünschte artig herausholt. Neben der Bestechung mit Geld, ist die „Naturalienverpflegung“, wie sie eben angedeutet wurde, so vielseitig und auch vieljährig ausgebildet, daß ihr schwer beizukommen sein dürfte.

## Spielbanken.

Von —tt—.

Deutsche Spekulanten gründeten im Jahre 1906 ein Unternehmen, dessen Sitz in Brüssel und dessen wahrer Zweck, die Errichtung einer Spielbank auf der Insel Korfu, war. Vorgeblich aus Gründen höherer staatlicher Moral, tatsächlich aber unter dem starken Druck der Finanzkontrollmächte, verweigerte die griechische Regierung die Erteilung der Konzession. Die Gesellschaft hatte inzwischen ein Kasino erbaut und hoffte wohl unter dem Deckmantel tolerierter Vergnügungen, das Spielziel dennoch zu erreichen. Ehe es noch zur Eröffnung kam, war der etwas faulen Gründung der Atem ausgegangen. Dazu traten noch unlautere Gebarungen der Verwalter, mit denen sich das zuständige Kölner Gericht demnächst beschäftigen soll.

Nun haben zwar weder diese Mache, noch die Gründer Anspruch auf breiteres Interesse, wohl aber besitzt der Ausgangspunkt der zutage getretenen öffentlichen Moral der europäischen Mächte ein solches. Diese Moral erklärt das Spiel à la Monte Carlo für ein öffentliches Aergernis, das keine zweite Heimstätte finden dürfe. Warum aber — eine Erste?

Der Schritt der Mächte gewinnt damit den Anschein einer Monopolisierung für den Spielstaat von Monaco. Man hat erwähnt, daß die Villegiatur des deutschen Kaisers auf der Insel der Etablierung einer Spielbank entgegenstand. Wahrscheinlicher dürften die guten Beziehungen des Fürsten von Monaco zu den Regierungen der Moralstaaten den Ausschlag gegeben haben.

Die Ziffer der Glücksspieler hätte durch eine gebotene zweite Gelegenheit, sein Geld los zu werden, kaum eine Erhöhung erfahren. Der Spielerstrom hätte sich höchstens geteilt.

Wenn Griechenland oder irgendein souveräner Staat aus Gründen öffentlicher Moral, die Errichtung einer Spielbank auf seinem Territorium untersagt, ist daran weder zu mäkeln, noch zu deuten.

Wenn aber Europa, die großen Kulturmächte, ihren Einfluß so einseitig moralisch ausüben, daß sie das Laster auf Korfu verhindern, um es in Monte Carlo zu tolerieren, muß man stutzig werden.

Ich bin ein erklärter Gegner der Spielbanken, aber inklusive jener von Monaco, und will durchaus dem Projekte der erwähnten Spekulanten nicht das Wort reden.

Ich rede nur von der Moral und ihren Antrieben, die das Laster örtlich dulden und örtlich wieder verhindern.

Kein Korfu — aber auch kein Monaco . . .

## Handgranaten.

Von Oberltnt. Karl Harbauer.

Anläßlich der in letzter Zeit wiederholt durch die Blätter gegangenen Nachricht, daß die Serben in ihrem Arsenal große Mengen von Handgranaten erzeugen, ist es vielleicht nicht uninteressant, diesem alten Kampfmittel, das im russisch-japanischen Krieg



wieder zu Bedeutung kam, einige Worte zu widmen.

Als selbständige Waffe der Infanterie oder gar der Kavallerie darf die Handgranate nicht bezeichnet werden, wohl aber als wertvolle Ergänzung. Der mit einer Handgranate ausgerüstete Mann besitzt in ihr eine handliche, auf 50 bis 60 Schritte wirkende Angriffs- und Verteidigungswaffe. Die im russisch-japanischen Krieg verwendete Handgranate wurde während des Feldzuges vom russischen Stabskapitän Lischin konstruiert. Die jetzt von den Serben erzeugte Handgranate ist bis auf geringe Abweichungen ebenso konstruiert wie die russische. Die serbischen und die russischen Handgranaten bestehen aus einer Zinkblechbüchse mit Pyroxilinladung und sind mit einer Schlagvorrichtung versehen. Am unteren Ende der Blechbüchse ist ein runder Stiel — ähnlich wie bei den Raketen — zum Schleudern der Handgranate angebracht. Beim Aufschlagen auf einen festen Gegenstand dringt die Schlagvorrichtung in die Zündkapsel und bringt so das Pyroxilin zur Explosion, die unter starker Detonation vor sich geht. Am äußeren Teil der russischen Handgranate waren zwei Bleiringe angebracht, die durch die Explosion in 10 bis 20 Partikel zerrissen wurden. Das Gewicht einer solchen russischen Handgranate betrug  $2\frac{1}{2}$  russische Pfund oder nach unserem Gewicht 1,24 kg. Die Russen verwahrten die Handgranaten während des Transportes in Kistchen zu je 50 Stück. Auf dem Gefechtsfelde trug der einzelne Mann stets etwa 4 Stück Handgranaten in einem eigenen Ledergürtel. Um ein vorzeitiges Explodieren der Handgranate beim Transporte zu verhindern, befindet sich an der Zündvorrichtung eine sogenannte Sicherheitsrast. Bevor nun die Handgranate geschleudert wird, wird der oberste Teil derselben — Kappe genannt — ganz einfach aus der Sicherheitsrast in die durch einen roten Strich markierte Ladestellung gedreht, die Handgranate sodann am Stiel erfaßt und gegen das gewünschte Ziel geschleudert. Wie immer man die Handgranate auch schleudern möge, sie muß stets auf die Kappe fallen und somit auch die Zündvorrichtung aktivieren.

Die Herstellung der Handgranaten ist sehr einfach, rasch und billig;

60 Arbeiter sind imstande, in zehn Arbeitsstunden etwa 800—1000 solcher Mordwerkzeuge anzufertigen. Während des russisch-japanischen Krieges wurden diese Handgranaten eigentlich an Ort und Stelle erzeugt, also improvisiert, und erfüllten trotzdem ganz erschreckender Weise ihren Zweck. Beim Detachement Rennenkamp wurden mehrere der erbittertsten und wütendsten Angriffe der Japaner ausschließlich mit Hilfe dieser Handgranaten abgewiesen. Es darf daher weiter nicht wundernehmen, daß die russischen Soldaten alsbald dieses handliche und wirkungsvolle Kriegsmittel lieb gewannen. Ein russischer Militärschriftsteller schreibt, daß die Japaner die Reihen der explodierenden Steinfugassen und Hindernisse unaufhaltsam passierten und bis auf wenige Schritte an die russischen Schützengräben herankamen; hier aber wurden sie mit einem Hagel von Handgranaten empfangen; die Erde erzitterte bei diesen ununterbrochenen Detonationen und der Himmel umwölkte sich mit einem Schleier dunkelbraunen Nebels — ähnlich jenem des Shimosepulvers. Diesem höllischen Feuer vermochten die Japaner nicht standzuhalten, auch die besten ihrer Truppen — jene Kurokis — nicht.

Die Fälle, in denen die Handgranate angewendet werden kann, sind sehr zahlreich, denn sie kann sowohl beim Angriff, als auch bei der Verteidigung im freien Felde, wie auch gegen befestigte Stellungen mit Vorteil angewendet werden. Auch zum Zerstören von Hindernisanlagen (Drahthindernissen und Verhauen) kann die Handgranate erfolgreich in Verwendung kommen. Ebenso vermögen die Handgranaten der Kavallerie wesentlichen Nutzen zu bringen, wenn es sich um Zerstörung von Brücken, Hindernissen und dergleichen handelt.

Im allgemeinen kann gesagt werden, daß im Zukunftskrieg die Kugel die Waffe für den Fernkampf und die Handgranate die Waffe für den Nahkampf sein wird. So kehrt auch im militärischen Leben alles wieder, und die alte Granate kommt, allerdings in geänderter Form, wieder in Gebrauch.



## Christentum und Kolonialpolitik

Von Otto Corbach.

Staatssekretär Dernburg fand bei der Beratung des Kolonial-Etats zu seinen Ausführungen viel Beifall und Zustimmung im Zentrum. Man hat sich darüber gewundert, denn es ließ unwillkürlich an den Zusammenstoß mit dem Abgeordneten Roeren zurückdenken, der im Dezember 1906 die Auflösung des Reichstags veranlaßte. Damals ließ Dernburg, wie er selbst sich ausdrückte, „das helle Licht der Öffentlichkeit in die durch das Zentrum versumpfte Kolonialpolitik dringen“. Es ist im Zentrum nun besonders dankbar bemerkt worden, daß der Staatssekretär die „Christianisierung der Kolonien“ für ein erstrebenswertes Ziel erklärte. Er hat indessen diesen Standpunkt von Anfang an eingenommen. Schon in dem Vortrage, den er am 8. Januar 1907 vor einer freien Vereinigung von Gelehrten und Künstlern hielt, zählte er den Missionar zu den „Erhaltungsmitteln“, womit heute kolonisiert wird. Er meinte: „Wir haben erfreuliche Zeugnisse des Wirkens der Missionen in unsern Schutzgebieten, und ich brauche als Bürger eines Staates mit christlicher Kultur mich über die Wichtigkeit dieser Seite nicht weiter auszulassen.“ Dernburg ist ein guter Kaufmann, der keinen Aktivposten für seine koloniale Buchhaltung missen mag. Die Missionen schaffen für die Schwarzen neue Abhängigkeitsverhältnisse zur kolonisierenden Nation, und das kann der Verwaltung nur dienlich sein, wenn sie sich die Missionare gefügig zu machen weiß. Um deren Unterordnung handelte es sich bei dem Streit zwischen Roeren und Dernburg, und dieser will auch heute die Missionen nur insoweit begünstigen, als sie die Grenzen beachten, die er ihrer Wirksamkeit setzte. Das Zentrum sucht sich jetzt der neuen Ordnung anzupassen, aber Herr Erzberger brachte doch als Wunsch manchen verummten Gegensatz zu Dernburgs Ausführungen vor. Erzberger möchte beispielsweise die Machtmittel der Verwaltung für den Kampf der Missionen gegen den Mohamedanismus in Anspruch genommen sehen. In dieser Richtung würde das Zentrum ganz gewiß bestimmend auf die Kolonialverwaltung einzuwirken suchen, falls es

wieder in die frühere Machtstellung gelangte. Das könnte aber weder den Grundsätzen Dernburgscher Kolonialpolitik entsprechen, noch sich mit den sonstigen auswärtigen Interessen des Deutschen Reiches in Einklang bringen lassen. Die Gefahr müßte entstehen, daß wir uns um den Rest des Ansehens bringen, der uns in der neuen Türkei geblieben ist, wo man sich heute mehr denn je als Schutzmacht aller mohamedanischen Völkerschaften fühlt.

## Die Ergebnisse der Londoner Seekriegsrechtskonferenz.

Von Adolf von Flöckher.

Die militärischen und politischen Interessen der Staaten haben durch die neue Abmachung keine Förderung erfahren. Dagegen ist im Vergleich zu dem bisherigen Zustand ein gewaltiger Fortschritt auf wirtschaftlichem Gebiete erreicht worden.

Der Erfolg der Konferenz besteht zunächst in der Schaffung wichtiger Bürgschaften für die Rechtssicherheit auf dem Meere in Zeiten eines Seekriegs. Diese Sicherung kommt natürlich den größten Handelsnationen, also auch uns, am meisten zugute. In Zukunft werden die Frachten und Versicherungstaxen in einem Seekriege nicht mehr so rapide steigen wie jetzt, da dann die Bedingungen, unter denen eine Ware oder ein Schiff gefährdet sind, genau bekannt sein werden. — Sehr wirksam werden in dieser Beziehung die neuen Vorschriften für Blockade und Konterbande sein.

Die Blockade muß auf die feindlichen oder vom Feinde besetzten Häfen und Küsten beschränkt werden. Sie muß tatsächlich vorhanden sein, d. h. durch eine Streitmacht aufrecht erhalten werden, welche hinreicht, den Zugang zur feindlichen Küste in Wirklichkeit zu sichern. Sie muß erklärt und bekanntgegeben werden. Das früher von verschiedenen Seemächten angewendete Prinzip, ein Schiff zu nehmen, wo man es traf, kann also in Zukunft nicht mehr angewendet werden. Die Zulässigkeit der Beschlagnahme eines neutralen Schiffes wegen Blockadebruchs ist be-



dingt durch die wirkliche oder vermutete Kenntnis der Blockade.

Direkte Erleichterungen für den Handel bedeuten die Abmachungen über die Kriegskonterbande. Als absolute Konterbande werden ohne weiteres angesehen: Waffen jeder Art, Munition, Explosivstoffe, militärisches Material, für den Krieg benutzbare Reit-, Zug- und Lasttiere, Panzerplatten, Kriegsschiffe und sonstige Kriegsfahrzeuge, sowie solche Bestandteile, die nach ihrer besonderen Beschaffenheit nur auf einem Kriegsfahrzeug benutzt werden können.

Unter die Bezeichnung „relative Konterbande“ fallen: Lebensmittel, Fourage, militärische Kleidungsstücke, Edelmetalle, Fuhrwerk, Schiffe, Boote, Eisenbahnen, Telegraphen, Funkentelegraphen und Telephon-Material, Luftschiffe, Flugmaschinen, Feuerungsmaterial, Stacheldraht, Fernrohre, Chronometer, Schießpulver und Sprengstoffe, die nicht besonders für den Krieg bestimmt sind. Eine große Anzahl von Gegenständen, wie z. B. Rohbaumwolle und Salpeter, kann aber künftighin nicht mehr als Kriegskonterbande erklärt werden. An dieser Freiliste sind fast alle Industrien beteiligt.

Wird ein Schiff auf See angetroffen, das sich in Unkenntnis der Feindseligkeiten oder der auf seine Ladung anwendbaren Konterbande-Erklärung befindet, so können die Gegenstände der Konterbande nur gegen Entschädigung eingezogen werden. Das Schiff und der Rest der Ladung sind von der Einziehung befreit.

Die Lehre von der „einheitlichen Reise“ (voyage continu) ist sowohl in Ansehung der Konterbande, wie der Blockade weiter ausgestaltet worden. Die Schiffspapiere begründen hinfort vollen Beweis betreffs der Fahrt eines Schiffes, das absolute Konterbande an Bord hat, es sei denn, daß beim Antreffen des Schiffes dieses offenbar von der nach den Schiffspapieren einzuhaltenden Fahrt abgewichen ist und keinen hinreichenden Grund für diese Abweichung nachzuweisen vermag.

Die Gegenstände der relativen Konterbande unterliegen der Beschlagnahme nur auf einem Schiffe, das sich auf der Fahrt nach dem feindlichen

Gebiet oder zur feindlichen Streitmacht befindet und das diese Gegenstände nicht in einem neutralen Zwischenhafen ausladen soll. Bisher beobachteten verschiedene Mächte, wie beispielsweise die Vereinigten Staaten in der berühmten Springbock-Affäre, die Praxis, die Kriegskonterbande zu konfiszieren, selbst wenn sie tatsächlich nach einem neutralen Hafen gerichtet war, sofern nur nachgewiesen werden konnte, daß sie später von dort nach einem feindlichen Hafen gesandt werden sollte. — Natürlich ist die Täuschung in bezug auf den wahren Bestimmungshafen auch in Zukunft ein genügender Grund für eine Konfiskation der Güter. Befördert ein Schiff Gegenstände, die der Beschlagnahme als absolute oder relative Konterbande unterliegen, so kann es auf hoher See oder in den Gewässern der Kriegführenden während der ganzen Dauer seiner Reise beschlagnahmt werden, selbst wenn es die Absicht äußert, einen Zwischenhafen anzulaufen, bevor es die feindliche Bestimmung erreicht.

Eine Beschlagnahme kann künftighin aber nicht mehr wie bisher bewirkt werden auf Grund einer früher ausgeführten oder bereits vollendeten Konterbande, wie es noch im Jahre 1879 mit dem deutschen Schiffe „Luxor“ während des Krieges zwischen Peru und Chile geschah, das sich bereits auf der Rückreise befand.

Ein Blockadebruch, der die Beschlagnahme eines Schiffes rechtfertigen könnte, ist in analoger Weise nicht als vorliegend anzunehmen, wenn sich das Schiff zurzeit auf der Fahrt nach einem nicht blockierten Hafen befindet, wie auch immer die spätere Bestimmung von Schiff oder Ladung sein mag.

Ein neutrales Schiff wird künftighin nur in Ausnahmefällen konfisziert werden, nämlich dann, wenn es der feindlichen Partei eine neutralitätswidrige Unterstützung gewährt. Jede, in die feindliche Armee eingereihte Person, die an Bord eines neutralen Kauffarteschiffes betroffen wird, kann zum Kriegsgefangenen gemacht werden, auch wenn dieses Schiff der Beschlagnahme nicht unterliegt. Ein beschlagnahmtes neutrales Schiff darf in der Regel von der beschlagnahmten Kriegsmacht nicht zerstört, sondern muß in einen Hafen gebracht werden, wo gehörig



über die Rechtmäßigkeit der Wegnahme entschieden werden kann.

Ein Flaggenwechsel, wodurch ein feindliches Schiff zur neutralen Flagge übergeht, ist nur vor Beginn der Feindseligkeiten gültig. Eine unwiderlegliche Vermutung spricht für die Gültigkeit eines Uebergangs, der mehr als 30 Tage vor Beginn der Feindseligkeiten herbeigeführt worden ist, wenn er unbedingt und vollständig ist, der Gesetzgebung der beteiligten Länder entspricht und zur Folge hat, daß die Verfügung über das Schiff und der Gewinn aus seiner Verwendung nicht in denselben Händen wie vor dem Uebergang bleibt.

Abgesehen von diesen Bestimmungen über den Flaggenwechsel wird die neutrale oder feindliche Eigenschaft eines Schiffes durch die Flagge bestimmt, zu deren Führung berechtigt ist. Die neutralen Schiffe unter dem Geleit ihrer Kriegsflagge sind von der Durchsuchung befreit. Der gewaltsame Widerstand gegen die rechtmäßige Durchsuchung hat in allen Fällen die Einziehung des Schiffes zur Folge.

Das jetzt international geregelte materielle Prisenrecht wird nicht eher angewendet werden, als bis das auf der Haager Konferenz unterzeichnete Abkommen über die Errichtung eines Internationalen Prisenhofes von allen Mächten unterzeichnet worden ist. Alsdann wird sich die Praxis so gestalten, daß zunächst das Prisengericht einer der kriegführenden Mächte eine Entscheidung trifft und daß gegen diese Entscheidung an den Internationalen Prisenhof appelliert werden kann.

Wird die Beschlagnahme des Schiffes oder der Ware von der Prisengerichtsbarkeit nicht bestätigt oder wird sie ohne gerichtliches Verfahren aufgehoben, so haben die Beteiligten künftighin regelmäßig Anspruch auf Schadenersatz.

Das neue Kriegsrecht wird vorläufig für 12 Jahre gültig sein. Die Abmachung kann gekündigt werden für den Schluß eines Zeitraums von 12 Jahren, der 60 Tage nach der ersten Hinterlegung der Ratifikationsurkunde beginnt, und später, nach Ablauf des 12jährigen Zeitraums, für den Schluß aufeinander folgender Perioden von 6 Jahren.

## „Der Arzt am Scheidewege.“

Von Leon Zeitlin.

Gänsefüßchen sind ein ungemein brauchbares Schriftzeichen. Man weiß gleich, daß der mit ihnen geschmückte Ausdruck etwas anderes zu bedeuten hat, als er sich den Anschein gibt. So auch hier. Nicht von Shaw und seiner Bühnensache, die so geistreich ist, daß sie uns schon albern vorkommt, soll die Rede sein, sondern von jenen Aerzten, die mit dem Verbands zur Heilung echt russischer Leute, in geschäftlichen Beziehungen standen.... Erst waren die anderen Aerzte entrüstet, dann war es die öffentliche Meinung, und schließlich entrüsteten sich die Provisionsgeber selbst, denn sie fanden nichts dabei. Das ist alles sehr heiter und doch auch sehr traurig. Schon in frühen, fernen Kindertagen wußten wir's: Der Arzt ist der gute Arzt, ist der Mann, der keinen Unterschied kennt zwischen arm und reich, für den es nur gesunde und kranke Menschen gibt, und der den Kranken gesund machen will. Ist alles dies noch wahr? Ist der Arzt von heute nicht ein „business-man“? Wir möchten daran zweifeln, und müßens doch glauben; wir möchten es tadeln, und müßens doch billigen. Wir wollen nichts davon wissen, daß Gesundheit eine Sache des Vermögens ist, daß man sich — je nach dem Preise — eine gute, eine bessere und eine prima-prima Gesundheit zu leisten vermag. Allein stellt euch nur auf die Straße und seht euch das vorbeiziehende Heer der Lebenskämpfer an. Da sind nur wenige ohne Wunden, und den meisten fehlen die Mittel, um sie zu heilen. Da sind nur wenige, die nicht ermattet ausruhen möchten, und die meisten haben keine Zeit zu einer Rast, die neue Kräfte spendet. Und jeder Trupp stellt Schwurzeugen, die es bestätigen: **Gesundheit ist Luxus**, ist etwas für nur ganz wenige. Von all den vielen aber, die sich nach Gesundheit sehnen, müssen sich die meisten mit einem minderwertigen Ersatz begnügen. Wer vermag denn mit dem Frühling als Schrittmacher zwischen dem Nordkap und den Nilkatarakten hin und her zu reisen, wer kann sich auf langer Meerfahrt durch stärkende Seeluft neu kräftigen, wer darf hoffen, im



milden Klima glücklicher Inseln Ruhe zu finden, für wen sprudeln heiße und kalte Quellen? Das sind alles gar teuere Lebensspender. Gibt es jedoch Leiden, von denen man nicht nur mit Hilfe der kostspieligsten Heilmethoden befreit wird, dann schafft eben das, was „auch ganz gut“ ist und beträchtlich weniger kostet, nicht die volle Gesundheit.

Klipp und klar muß man fragen, hat die soziale Differenzierung der Gesellschaft — was simpel und für jedermann verständlich ausgedrückt nichts anderes bedeutet, als daß sie in eine wohlhabende Oberschicht und eine besitzlose Masse zerfällt — zur Folge, daß sich auch etwas so allgemein Menschliches, wie Gesundheit und Krankheit sozial differenzieren. Und wenn das der Fall ist, dann liegt zu der Annahme, daß der Arzt schlechthin der Freund der leidenden Menschheit sei, nicht mehr der geringste Anlaß vor, dann ist es von minder Begüterten ebenso naiv, solche Aerzte aufzusuchen, die ihnen die bestmögliche Gesundheit verschaffen können, wie sich mit ihren bescheidenen Mitteln bei dem fashionabelsten Schneider kleiden, oder wie für ein paar Groschen in einem Restaurant ersten Ranges speisen zu wollen. Bekümmerten Herzens muß man zugestehen, daß sich Gesundheit und Krankheit in der Tat sozial differenziert haben, noch trüber freilich stimmt die Erkenntnis, daß heuchlerisch die Illusion vorgetäuscht wird, es sei nicht der Fall. Bekümmerten Herzens muß man zusehen, wie die wirtschaftlichen Nöte des Lebens mit die besten Kerntruppen im Lager derer, die zur Sache des allgemein Menschlichen stehen, dazu zwingen, vor allem für die wirtschaftlichen Interessen ihres Standes zu kämpfen, noch trüber freilich stimmt die Erkenntnis, daß heuchlerisch die Illusion vorgetäuscht wird, es sei nicht der Fall. Die Aerzte konnten ja so sprechen: Gern möchten wir jedem, der uns aufsucht — ob arm, ob reich — mit allen Möglichkeiten unserer Wissenschaft Gesundheit geben, allein, das vermögen wir nicht, denn es gibt Heilmittel, deren Anwendung sich nur die Allerwenigsten erlauben dürfen; gern möchten wir auch jedem, der uns aufsucht — ob arm, ob reich — soweit es in unserer Macht liegt, helfen, doch das vermögen wir gleichfalls nicht,

Denn, würde bei den berühmten Kollegen der Preis ihres Rates nicht im Verhältnis zu ihrem Ruf stehen, sie wären nicht imstande, den Ansturm der Heilung suchenden Patienten auszuhalten. Das Heilen ist eben ein Geschäft geworden. Wie andere Kleider, Stiefel, Möbel, andere wieder Kenntnisse in allerlei Künsten liefern — je nach dem Preise von verschiedener Qualität — so liefern wir Gesundheit, oder versuchen es wenigstens. Und wie jeder Geschäftsmann grob, und auf jede Weise zu verdienen sucht (die Konkurrenz zwingt ihn dazu), so auch wir.... Würden die Aerzte so sprechen, wer wollte es ihnen verargen. Allein, daß sie noch immer in ihrer Gesamtheit (von Ausnahmen hat man natürlich abzu sehen), den Anspruch erheben, nur deshalb, weil sie einen menschenfreundlichen Beruf ausüben, auch ohne weiteres als berufsmäßige Menschenfreunde ästimiert zu werden, das verstimmt uns.

Die Aerzte stehen am Scheidewege. Sie haben zu wählen, zu entscheiden, ob sie die uneigennütigen Freunde leidender Menschen sein wollen, oder die nützlichen, aber entsprechend entgoltenen Ratgeber mehr oder weniger zahlungsfähiger Patienten. Das erstere setzt eine Gesellschaftsordnung voraus, die man nur in Utopien für denkbar hält. Also mögen auch die Aerzte das tun, was man im Zeitalter des Kapitalismus nur schwer lassen kann. Doch dann sollen sie auch den Schein meiden, als ob sie die legitimen Sprossen eines Geschlechtes seien, das nichts wußte von Armut und Reichtum, und die späten Nachfahren einer sagenhaften Zeit, da der Mensch dem Menschen nur — Freund war.

## Trinkgelder.

Von v. S.

Ganze Berufe, ganze Menschenklassen haben ihr Haus scheinbar auf Sand, auf „Trinkgeld“ erbaut. Sand, weil man meinen könnte, er zerränne, wenn Ich, das zweite und xte Ich uns plötzlich in einem Anfall von Vernunft vornehmen würden, keinen Pfennig mehr für Dienstleistungen zu entrichten, die eo ipso verschehen werden müssen. Dem ist aber nicht so.



Die Trinkgeldfrage hat ihre feste Fundierung in der Eitelkeit der Durchschnittsmenschen. Die große Masse der letzteren und nicht der Trinkgeldnehmer selbst verteidigt das Trinkgeld gegen die Einzelangriffe der Nörgler. Da sich der erbärmlichste Wicht durch den Aufwand von Pfennigen, Hellern oder Centimes nicht nur den Anblick eines demütig gekrümmten Mitmenschen verschaffen und einen Titel hören kann, den er nicht führt, sondern sich auch einen sichtbaren Vorrang vor anderen, und bestehe er auch nur in rascherer Erledigung oder Bedienung, sichern kann, ist die Perpetuität des Trinkgeldes gewiß.

Wenn sich Reisende über das Trinkgelderunwesen in einem bestimmten Lande beschwerten, zeigt das nur, daß sie nicht weit herumgekommen sind. Denn das Trinkgeld ist international, eine Weltsteuer, welche die menschliche Eitelkeit, die ja auch keine Grenzpfähle kennt, überall aus selbstischen Gründen entrichtet. Höchstens variieren Form und Ausmaß.

Die Solidarität der Trinkgeldnehmer wird durch die tägliche Enthüllung ganz hübsch illustriert, daß sich die Lohndiener der Hotels durch konventionelle Zeichen an dem Reisegepäck über die Klassierung der Trinkgeldgeber verständigen. Und da wundert sich dann ein Ahnungsloser, der sein Stigma aus Bern am Koffer hat, wenn in Lissabon kein Lohndiener sich seines Gepäckes annehmen will!

In Rußland erfordert jede Türe in Aemtern, Kontors oder Privathäusern ihr Trinkgeld. Denn jede Türe hat ihren Schließer. Und nebenher ist immer noch einer da, der Ueberkleider und Galloschen abnimmt. Eine Reihe von Besuchen kostet dort stets einige Rubel an solchen Trinkgeldern. Vom Orient nicht zu reden. Im Zollhause von Konstantinopel oder Salonik kann man in der Regel keinen Beamten oder Diener finden der sich herbeilassen würde, nur einen Blick in das ihm vorgehaltene Zollpapier zu tun, ohne daß man gleich ein Geldstück auflegt. Der Bakschisch, der in Rußland, der Türkei, der Balkanstaaten oder wohl auch anderswo zur Erreichung eines höheren Zieles, zur Durchführung eines Geschäftes üblich ist, ist ebenso unausrottbar. Das Trinkgeld travestiert sich da als Provision, Honorar u. dgl., ohne sich jedoch im Grundwesen zu ändern.

Je „feiner“, je raffinierter das betreffende Geschäft oder Lokal, je höher sind die Trinkgelderansprüche. In gewissen Restaurants von Paris, Berlin, Wien wird ein Trinkgeldabstinenzler tatsächlich bei seinem zweiten Erscheinen ganz einfach nicht bedient. — Die Trinkgeldfrage ist nicht zu bekämpfen, man muß sich mit ihr abfinden. Das Aeüßerste, was man erreichen kann, ist die Abstellung ihrer Exzesse.

## Liebesbriefe.

Von Bernhard Ihringer.

Von allen Seiten nahen stattliche Bände soliden Aussehens, Sammlungen von Briefen, die die Liebe schrieb und der Liebe darbot, Verkühlungen von heißen Gefühlen, bangen Seufzern, lauten Jubeltönen. Da stehen sie jetzt schwarz auf weiß, in reinlichen Typen gedruckt auf vornehmes Papier; in goldgepreßten Lederbänden, zusammengefügt von Gelehrtenhänden, übersetzt womöglich von einem fleißigen Philologen und aus ihrer Jahrhunderte alten Wiege hinübergerissen in die graue Sandwüste, genannt Literatur. Nun lesen sie die Damen und die Herren und freuen sich und kichern und weinen vor Lust und Schmerz über die gedruckten lustigen Liebesschmerzen: die vor langer, langer Zeit ein gepudelter Marquis mit leiser Feder niederschrieb, nicht ahnend des kommenden Ruhmes, der ihm einmal geschwätzig und aufdringlich, wie ein Schaubudenbesitzer, im zarten, taktvollen zwanzigsten Jahrhundert nachlaufen sollte. Sie, die Reichen, sind jetzt arm geworden; man hat sie auf den Markt gestellt und ihre Prachtgewänder ans freche Licht der Sonne gehalten. Nun bleichen und welken die Farben; der Glanz verschwimmt, ein müdes Greisenlächeln bleibt und klagt die Neugierigen an, die es begafften.

Doch die Schaulustigen haben ein Recht: das Recht der Jungen, Lebenden, das größte und kräftigste aller Rechte. Mit diesem bewehrt, bringen sie ans Tageslicht, was in Truben und Kassetten wohl geborgen seine Zeit erwartete. Mit diesem Recht glauben sie auch den Schäfern und Schäferinnen längst vergangener Tage gebieten zu



können, daß sie ihnen ihre Flöte ausliefern — austauschen gegen Lob und Verehrung der Gegenwart. Doch der Ruhm ist eine schlechte Münze, zumal für längst vermoderte Gräber. „Nachruhm“, rief ein gewisser Kleist, der es wissen konnte, „was ist das für ein seltsam Ding, das man erst genießen kann, wenn man nicht mehr ist!“

Es ist der reinste eigentlichste Hohn, wenn man vom „Ruhm“, von den „glänzenden Stilleistungen“ usw. usw. derer spricht, die nur mühsam und widerwillig sich beschwören lassen, heraufzusteigen, und uns von dem Innersten, Reinsten ihres Herzens Kunde zu geben. Ihr Andenken will keine marktschreierischen Worte literarischer Reklame, sondern ein stilleres, nachdenklicheres Mitgefühl, das man freilich weder hroschirt noch gebunden kaufen kann: ein Gefühl für die zarten, knospenhaften Kernpunkte des Lebens, die in allen Zeiten wechselnd wiederkehren und die wir schließlich nicht anders kennen lernen können, als an ihrem siegreichen Wirken in der Gegenwart. So wird gerade das Nächste, Unmittelbarste Führer zu fernen Welten, freilich auch nur für die, die den Gleichklang auch über weite Zeitspannen hinweg noch empfinden. Das Ureigene, Persönliche kleidet sich da in alte verschlissene Gewänder, täuscht, erschreckt, stößt ab: Bis man die bekannten Züge wiederfindet und des fremden Kleides nimmer achtet.

Für die „Klassiker“ im engen Sinne zünftiger Literaturgeschichte wird nun das zwar nie recht passen. Ihre „Klassik“ ist ja gerade Mäßigung, Einheit in der Vielheit des Fühlens, ein Thronen über der Macht des Lebens und damit an sich schon Beschränkung. An ihrer Machtstellung zerreibt sich der warm menschliche Ton. Der junge Goethe schrieb noch sprudelnde, feurige Liebesbriefe, der „Olympier“ und Ideal-

mensch der Literaturgeschichte erwidert Marianne von Willemers leidenschaftliche Bekenntnisse mit dem Auftrag, Artischocken nach Weimar zu senden.

Anders die Romantiker. Karoline Schlegel, Sofie Mereau, Bettina, die Gündertode, — Clemens Brentano, Arnim, Novalis, Friedrich Schlegel — sie alle hafteten inniger an der Natur als daß sie das Joch der richtenden Vernunft ertragen konnten. Wer von Goethe zu Novalis kommt, wird den grundlegenden Unterschied merken. „Ich habe zu Söfchen Religion, nicht Liebe“, schrieb der Bräutigam einer Fünfzehnjährigen und vereinigte, getreu seinem Lebensideale, Liebe, Kunst und Philosophie zu einer einzigen genialen Idee. Goethe aber, der große Verehrer der Ordnung, Trennung, Differenziertheit, hütete sich ängstlich vor dem Mischen seiner in harter Arbeit erworbenen Lebensnormen.

Anders auch die Franzosen. Hier vereinigte sich der uralte Zug zur Pose, mit dem echten Gefühl für das Innerliche, Echte. Freilich nur ein Gefühl — das im Vorraum blieb, die Wege ebnete, aber nicht betrat. Und trotzdem zeugten Pose und Gefühl stets echte Liebe, echte Liebesbriefe von Heloise bis zu Madame de Lespinasse. Der reichbegabte Sinn für den Effekt, für die großen Aeüßerlichkeiten, für das Gefallenwollen und damit auch die „Zucht der Ehrbarkeit“ werden gedämpft durch alle Mächte des Witzes, die sich nun einmal nicht niederhalten lassen. Dieser unter der Oberfläche gut verborgene Zwiespalt macht die französischen Liebesbriefe so ungenießbar für den Durchschnittsbiedermeier, so wertvoll.

(Gelegentlich der Ausgaben deutscher und französischer Liebesbriefe im Verlag von Julius Zeitler, Leipzig.)

## Neue Bücher.

Der Redaktion sind folgende Bücher zugesandt worden:

Gustav Lüders. Die demokratische Bewegung in Berlin im Oktober 1848. Berlin und Leipzig. Verlag Dr. Walter Rotschild. Einzelpreis M. 6,—. Subskriptionspreis M. 5,20.

Martin Luthers Briefe. In Auswahl herausgegeben von Reinhard Buchwald. Leipzig. Inselverlag. Preis 2 Bde. geh. M. 9,—, in Leinen M. 12,—, in Leder M. 16,—.



Prof. Dr. Biedert, Gemeinwohl und Sittlichkeit. Leipzig. Verlag Deutsche Zukunft G. m. b. H. Preis geheftet 40 Pf.

Artur Hoerhammer Die Verlorene Naivetät. München und Leipzig. R. Piper & Co.

Karl König. Die kulturelle Bedeutung der Waldschulen. Leipzig. Verlag Deutsche Zukunft G. m. b. H. Preis geheftet 40 Pf.

Dr. Karl Schwarze, Herbert Spencer. Leipzig. Verlag von B. G. Teubner. Preis geb. M. 1,25.

Schluß des redaktionellen Teiles.

### Geschäftliches.

Ein neues Voigtländer Jagdglas 5mal Vergrößerung kommt soeben auf den Markt und wird seiner Leistungen, Handlichkeit und dauerhaften Bauart wegen bald allgemein Aufnahme finden. Gedrungene, kurze Form (Länge 9 cm) solider Bau, trotz geringen Gewichtes (340 g) hervorragende Schärfe und Helligkeit, starke, nämlich 5malige Vergrößerung, ein Gesichtsfeld von 75 m, das für jagdliche Zwecke vollkommen ausreicht, große Objekte und Okulare, letztere in tiefer Fibre-Okularmuschel, die das lästige Kältegefühl an den Augen ausschließt und das Beschlagen der Okulargläser auf ein Minimum beschränkt, mattschwarze Belederung und Brünierung, um jedes Glänzen zu vermeiden, das sind in großen Zügen

die Merkmale der Neukonstruktion, die sich den bisher von Voigtländer gebotenen Jagdgläsern 4mal, 6mal und 8mal Vergrößerung würdig anreihet. Die 5mal Vergrößerung erscheint besonders günstig gewählt, da einer großen Anzahl von Jägern die 4mal zu klein und die 6mal schon wieder zu groß ist und diese somit in dem neuen Modell ohne Frage das Gesuchte finden werden, zumal sein Preis M. 60,— innerhalb der Grenzen bleibt, die für ein wirklich gutes, den praktischen Bedürfnissen der Allgemeinheit entsprechendes Jagd- und Birschglas Bedingung sind. Unverbindliche Ansichtssendung wird, wie wir hören, von Voigtländer Braunschweig darin gern gemacht, so daß Jedem Gelegenheit gegeben ist, selbst zu probieren, und das geht bekanntlich immer über Studieren

### Alle Manuskript- und Büchersendungen

an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33.

Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33; für Oesterreich-Ungarn: Dr. Felix Braun, Wien — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Hermann Goldschmidt, Wien I, Wollzeile 11. — Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76.  
Druck von J. Harrwitz Nachfolger G. m. b. H., Berlin SW. 48, Friedrichstr. 16.

# Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- und Gallen-Leiden.

Diätetisches Tafelgetränk ersten Ranges.

Wo nicht am Platze, in Apotheken oder einschlägigen Geschäften käuflich, liefern wir direkt ab Quelle in Kisten à 60 <sup>3</sup>/<sub>4</sub>-Liter-Bordeauxflaschen frachtfrei jeder Bahnhauptstation Deutschlands unter Nachnahme von Mk. 25,— pro Kiste.





---

16. HEFT.

15. APRIL.

1909.

---

## Soziales Bastardtum.

Von

Oscar A. H. Schmitz.

Die sozialen Formen entwickeln sich analog dem Naturgeschehen bis zu dem Augenblick, wo sich der Geist entdeckt. Die Menschheit wird sich ihrer bewußt: während sie sich über die Natur setzt, begreift sie sich selbst, als die Ausstrahlung des Geistes, in welchem sie von nun an das absolute, unbeirrbar, über Zufälligkeiten erhabene, wahre Sein erblickt. Diese Emanzipation erhebt den Geist aus seiner bisherigen Stellung eines praktischen Dieners zum Herrn, ja zum Schöpfer der Welt. Nicht länger vermag er anspruchslos ihrem organischen Werden und Vergehen zu dienen; er greift selbständig in dieses Geschehen ein, fördert, hemmt, bewahrt, vernichtet auf Grund der ihm inwohnenden Gesetze der Zweckmäßigkeit. Er schafft ein Weltbild, dessen die zufällige, sich an den Erscheinungen stoßende Empirie nicht fähig wäre.

Früher gab es dieses und die Offenbarung, profanes und heiliges Wissen. Jetzt gibt es Bildung. Jenes ist solidarisches Gemeinschaftsgut, wie die Feldmark und das Weideland, diese ist individueller Sonderbesitz: die Erweckung des Geistes im einzelnen. In einen hat sie stattgefunden, im andern nicht. Wer von ihr ausgeschlossen ist, ist es nicht so sehr wegen seiner Stellung in der Gruppe, sondern mehr aus individuellen Gründen.

Der Paria hat Anteil an dem Kastendasein; wenn er auch eigentlich nur die Kaste der Kastenlosen, der Ausgestoßenen bildet, so wird er doch eben dadurch in das System einbezogen, seine Ausgestoßenheit ist aufgehoben. Auch der Bettler vor der Moschee oder der Kirche gehört in den bestimmten Kulturkreis, in dem er lebt. Das Wissen des



Priesters ist gewissermaßen mit für ihn als Gattungswesen da, wenn er auch persönlich und bewußt nicht daran teil hat. So aristokratisch die alten Kulturen bis ins Mittelalter sind, der Platz des Bettlers, des Armen, des Paria ist darin vorgesehen: er existiert. Anders die moderne Bildung, welche nur soweit besteht, als sie in dem Einzelnen Tatsache geworden ist. Man kann sagen: Für die Bildung existiert die Unbildung nicht. Zwischen Gebildeten und Ungebildeten besteht eine Kluft, wie sie zwischen dem gottähnlichen Eingeweihten des Tempels und dem rüdisigen Bettler auf den Stufen nicht bestand. Das individualistisch-dissoziierende Element der Geistesbildung hat gewissermaßen die alte religiöse Gruppengemeinschaft (religio = Bindung) und die gott (= natur) gewollte Erbfolge des Blutes in der sozialen Entwicklung bastardiert. (Dieses Wort wird hier ohne jede Wertbetonung im rein naturwissenschaftlichen, niemals im moralischen Sinne gebraucht.) Es ist, als ob neben den Söhnen, welche die Mütter, nach natürlichem Gesetz, aus dem Leibe gebären, die soziale Gruppe eine zweite Adoptivnachkommenschaft aus individuellen Beweggründen in freier Wahl des Intellekts zu Miterben einsetzte.

Träger der Bildung war von jeher das Bürgertum, diese zwischen Volk und Herr geschichtete Klasse. Sie tritt später auf als jene, dient von Anfang an komplizierteren, künstlicheren Bedürfnissen, besonders des Handels, wird zur Städtegründerin, zur Zweiflerin an den Vorurteilen des an die Scholle Gebundenen, zur politischen und sozialen Befreierin, kurz, sie erscheint unserem Gefühl weniger naturgesetzlich als zivilisatorisch bedingt. Sie verwischt den natürlichen Gegensatz zwischen Herrn und Knechten und ersetzt ihn langsam durch den künstlichen: Gebildete und Ungebildete. Die Herren müssen, sich dem Gebot der Zeit fügend, die intellektuelle Bildung erwerben — zeitweise dient sie ihnen sogar als Machtmittel — dem Volk wird sie schließlich als Evangelium gepredigt. Da die Bildung nicht wurzelnhaft, sondern vernünftig ist, mit geistigen Prinzipien und abstrakten Theorien über die vorhandenen Tatsachen hinaus rechnet, immer geneigt ist, von dem Gewordenen (so sehr sie es intellektuell zu begreifen sucht) zu dem möglicherweise Werdenkönnenden überzuspringen, hat sie demokratischen Charakter: Prinzipiell kann jeder daran teilhaben, und durch die altruistische Moral gestützt, entsteht die sozial-ethische Forderung: es soll jeder daran teilhaben. Die Bildung hat stets einen utopistischen Zug, sie glaubt daran, die Welt wesentlich anders machen, die natürlich scheinenden Gegensätze überwinden zu können. Die Grausamkeit des individuellen Bildungsprinzips, das nicht alle summarisch umfaßt, sondern gewissermaßen nur den „Würdigen“ zuläßt, wird durch diesen geistigen Kommunismus gemildert, der grundsätzlich die Würdigkeit jedes einzelnen als Möglichkeit anerkennt. Trotz ihrem demokratisch-individualistischen Prinzip ist die Bildung aus begreiflichen Ursachen in der Wirklichkeit vorwiegend im Besitz derjenigen, welchen die Not des Lebens Muße und Lust zu ihr läßt, das heißt, sie ist Klassenbildung. Sie gleicht einem Haus mit offenen Türen, in das jeder eintreten kann; es steht aber



auf einem Berg, den nur verhältnismäßig wenige zu ersteigen vermögen. Da die mannigfache Verschlungenheit der menschlichen Nöte stets nur einen Bruchteil der Individuen für die Bildung frei hält, wird sie praktisch stets ihren Klassencharakter bewahren, obwohl er theoretisch eigentlich ihrem Wesen entgegengesetzt ist. Darum klingt jeder theoretische Sozialismus so plausibel und ist jeder praktische so geisttötend.

Es entstehen naturgemäß drei Arten, wie das Volk zur Bildung steht; sie enthält: Begriffe, die das Volk weder selbst benutzt, noch bei andern versteht; sie fallen ohne weiteres aus dem Rahmen dieser Betrachtung. Dann gibt es einige primitive Moral-, Glaubens-, Geschmacks-, Höflichkeitsgesetze, die das Volk nicht nur begreift, sondern selbst häufig befolgt. Zuletzt kommen die Bildungsbestandteile, von denen es manches begreift, ohne sie selbst produzieren zu können. Sie finden sich naturgemäß da, wo es sich um Emotionen handelt, heilige wie profane. Religion und Vergnügen sind noch immer die stärksten Bindemittel zwischen den durch Bildung verschiedenen Klassen. Religiöser Kultus, feierliche Umzüge, italienische Oper, spanische Stiergefächte, wo solche und ähnliche gemeinsame Erhebungen und Freuden lebendig sind, da ist die Klassenbildung noch nicht zur Kulturkatastrophe geworden. Die symbolische Bedeutung des Kultes, die Partiturgeheimnisse des Maestro sind dem Volke verborgen, aber in ihrem Effekt werden sie gewürdigt, so, wie die meisten sich in einer Sprache, selbst der eigenen, nur eines ganz geringen Wortvorrates selbst bedienen, im Verhältnis zu der Zahl der Worte, welche sie verstehen.

Wie wenig dagegen ist von unserer neueren Literatur, Kunst und Philosophie ins Volk gedrungen, wie wenig ist seiner Art nach fähig, vom Volk begriffen, ja nur respektiert zu werden? Der Grund ist, daß es Produkte der Bildung, des Geistes aus den Gruppen gelöster Individuen sind. Sie appellieren selten an primitive Empfindungen der Gemeinschaft, sondern an die nur auf bewußter hochentwickelter Stufe mögliche Bereitwilligkeit des Individuums, zum Individuum zu kommen. Wo sie aber primitiv sein wollen, sind sie das hilflose Gestammel Schwacher, die sich in dem verschlungenen Dasein ihrer Epoche nicht zurechtfinden. Man lasse sich nicht täuschen durch das angebliche Interesse, welches das Volk sozialistischen Bildungsbestrebungen entgegenbringt. Es ist ebenso begreiflich, daß Dankbarkeit, Eitelkeit, primitive Neu- oder meinetwegen Wißbegier, die kindliche Freude, wichtig genommen zu werden, Strebertum, ein blinder Respekt vor dem Unverständlichen und zahllose andere gute oder böse Menschlichkeiten das Volk lernbereit machen, als es unmöglich ist, daß selbst nach einem Achtstundentag der Geist eines mechanischen Arbeiters ernsthaft Genugtuungen findet in der Versenkung in die Probleme Tassos oder Tristans, bei dem Anblick der Villa am Meer oder dem Anhören einer Straußschen Sinfonie. Die Empfindungen, welche solche Werke auszulösen bestimmt sind, können nur gedeihen, wo Muße ist, und wir sehen selbst auf den höchsten Bildungsstufen stark beschäftigte Menschen nach einem Tag im Laboratorium oder im Kontor



die derberen Reize des Variété oder einer Kokottenbar einer Ibsen-vorstellung, einem Beethovenkonzert oder nun gar dem bildenden Vortrag eines Privatdozenten vorziehen. Das ist nicht anders als natürlich und scheint der Oekonomie der Lebenskräfte durchaus zu entsprechen. Nun will ich gewiß nicht Arbeitern und Arbeiterinnen versagen, über Maria Stuart zu weinen oder sich an den Feerien des Nibelungenrings zu ergötzen, aber glaubt man ernstlich, etwas für sie zu tun, wenn man sie nach einem schweren Arbeitstag um eine Lampe ruft und ihnen von Aufbau, Peripetie, Leitmotiven und enharmonischen Verwechslungen spricht? Natürlich werden sie kommen und zuhören, denn alles freut sie, was ihr einfarbiges Dasein unterbricht, aber gebt ihnen lieber noch billigere und häufigere Theater-vorstellungen (ohne Conférence) und spielt die Stücke, die ihnen erfahrungsgemäß am besten gefallen: „Der Verschwender“ oder „Von Stufe zu Stufe“ oder „Der Herrgottschnitzer von Oberammergau“. Wenn ihr aber erwidert, daß sie dies verachten und lieber Ibsen sehen, um so schlimmer. Das ist euer Werk, ihr habt ihre Natürlichkeit verdorben und ihnen jene (an sich schon anfechtbare) Bildung zugefügt, die bei ihnen zur unbeholfenen Karikatur oder zur frechen Phrase werden muß. Dazu kommt, daß ihr ihnen die ursprünglichen Werte gar nicht geben könnt und selbst einseht, daß man sie in usum ihres Lebens zurechtmodeln, d. h. fälschen muß. Ich habe z. B. in einem eurer schauderhaften Leitfäden gelesen, daß Wagners Verbindung aller Künste im Musikdrama als eine demokratische Revolution gegen die bisherige Tyrannei der Musik in der alten Oper (jenem Produkt absolutistischer Höfe) zu deuten sei. Gibt es eine dümmere Art, Kunst zu erklären? Laßt doch die Leute sich ungebildet am Lindwurm und am Geisterschiff freuen, begierig sein, wie die Handlung weiter geht, und von einigen schmeichlerischen Melodien hingerissen werden. Das wird sie glücklicher machen.

Der Klassencharakter der Bildung äußert sich nicht allein in ihren Werken, sondern fast noch mehr in den Lebensformen, die ihre Träger mehr noch als ein Wissen nach außen kenntlich macht. Die Art, wie die Ungebildeten durch das Wahrnehmen dieser Formen beeinflußt werden, ist weit harmloser als ihr systematisches Erlernen der Bildungsinhalte; denn diese Beeinflussung ist spontan, ungezwungen und unterliegt keiner sozial-ethischen Tendenz. Hier wäre jede Kritik pedantisch, denn es handelt sich um nur allzu begreifliche Menschlichkeiten. Besonders da, wo sich die Stände im täglichen Leben am intimsten berühren, durch die persönliche Bedienung, entstehen jene bekannten, bisweilen so grotesken Bildungsmißverständnisse. Im Gegensatz zu denjenigen, welche in Fabriken, in Bergwerken, auf dem Felde zwar auch für die Bedürfnisse der Gebildeten arbeiten, aber kaum mit ihnen in persönliche Berührung kommen, sind jene eigentlichen Dienenden in auffallend geringem Maße einem prinzipiellen Sozialismus zugänglich. Mögen sie auch patriarchalen Verhältnissen entwachsen, immer anspruchsvoller werden, im Grunde ihrer Herzen schwärmen sie für die „feinen Leute“. Nichts versöhnt sie mehr mit ihrer unter-



geordneten Stellung, als wenn die, welchen sie dienen, nach ihren Begriffen „vornehm“ sind. Sie fühlen sich am wohlsten in Häusern, wo sie etwas von dem Leben der höheren Schichten zu sehen bekommen, wo überzeugende Unterschiede des Standes Grenzüberschreitungen ausschließen und „Leutseligkeit“ ermöglichen und empören sich am heftigsten da, wo der Unterschied zwischen ihnen und dem Befehlenden äußerlich nicht sehr ersichtlich ist und, vielleicht gerade darum, von diesem besonders schroff betont wird. Je mehr aber das natürliche Ständeleben durch die Bildung und ihre Folgen bastardiert wird, desto verwischter werden die Grenzen. Das Ex-Dienstmädchen, welches nun selbst Dienstboten hält, die Bürgersfrau, welche unter wechselnden Umständen heute mit, morgen ohne Bedienung lebt, der Emporkömmling, der desselben Ursprungs ist wie seine Dienerschaft, die gebildeten Armen, welche aus Standesursachen Bedienung halten müssen, alles dies schafft ein soziales Chaos, in welchem die Orientierung schwer wird. Zweifellos gilt ein gewisser Bildungsgrad, der sich in bestimmten Werturteilen und Ansichten zeigt, dem Volke allgemein als „vornehm“. Aber da man die Zusammenhänge nicht versteht und sich nur an das Aeüßerliche hält, das man bei „feinen Leuten“ beobachtet, entstehen jene komischen Mißverständnisse der Ausdrucksweise, des Betragens, der Mode. Die Zeit ist geradezu besessen von diesen Dingen. Jeder Ungebildete sucht gierig die Merkmale der „Vornehmheit“ zu erkennen und zu tun, als ob er sie begreife. Und dieses Streben wird um so fieberhafter, je unklarer die Merkmale wahrer Vornehmheit in den höheren Klassen selbst werden. Wir betreten ein Geschäft, um etwas zu kaufen; es tritt uns eine Verkäuferin entgegen, die, selbst von dieser sozialen Unsicherheit befallen, auch uns davon ergriffen glaubt, denn sie preist ihre Ware dadurch an, daß sie hervorhebt, dies gelte jetzt allgemein für „vornehm“, jenes aber werde von „besseren Leuten“ nicht mehr gekauft. Sie muß es wissen. Haben wir den Vorzug, von ihr für „feine Leute“ gehalten zu werden, so wird sie bald einen Ton stillen Einverständnisses finden, und sich mit uns von der uns umgebenden Plebs, die schlechte Sachen kauft, gesondert fühlen.

Besonders merkwürdig werden solche Bildungsmißverständnisse, wenn das erotische Element hineinspielt. Jedes Mädchen aus dem Volk, das aus der Liebe eine Karriere macht, sucht den „Kavalier“. Und es ist sehr merkwürdig, zu beobachten, wie ihre Instinkte hin- und herschwanken zwischen Bewunderung für den Mann, der feste Manschetten trägt und raffinierte Gelüste hat, und der Verachtung dafür, daß er sich einbildet, Liebe bezahlen zu können. Bezahlte er sie aber nicht, dann ist wieder der Traum vom Kavalier hin, und der raffinierte Mann mit den festen Manschetten entpuppt sich als „Nassauer“, wie man in Berlin, als „poseur de lapins“, wie man in Paris sagt. Alles dies ist recht lustig, und der Durchbruch der Natürlichkeiten in diesen Mißverständnissen versöhnt den peripathetischen Betrachter mit der nüchternen Borniertheit vernünftelter Weltverbesserer und Liebesreformer. Trotzdem können auch diese Menschlichkeiten



tragisch werden, wenn Einzelne ihr Glück aus verfälschtem Klassenbewußtsein mißverstandenen Konventionen hinopfern.

Die Konvention ist eines der kompliziertesten gesellschaftlichen Produkte. In ihren Einzelheiten fast immer unvernünftig und paradox, ist sie oft die Wahrerin zartester Innerlichkeit; scheinbar das Individuum vergewaltigend, dient sie ihm gerade dazu, sein Selbst in taktvoller Distanz von der Umwelt zu hüten. Niemandem kann ihr Wert bewiesen werden, der ihn nicht seit seiner Kinderstube erlebt hat, und darum ist nichts mehr den Mißverständnissen Unberufener ausgesetzt, als sie. Ich will hier nicht von solchen reden, die sie verachten und angreifen, vielmehr von denen, die sie anerkennen, aber mißverstehen und sich aus ihren Ringen eine Kette schmieden. Einige Beispiele: Es ist bekannt, wieviel Liebesglück dadurch geopfert wird, daß für große soziale Verhältnisse geltende Vorschriften der Moral und des Verhaltens auf kleinbürgerliche Familien angewendet werden; so betrügt man die Töchter um die Jugendfreude, die man dem Mädchen aus dem Volke nachsichtig zumißt, ohne daß sie darum die wirklichen Vorteile der höheren Stände genießen. — Alles, was man Repräsentation nennt, wird zur tragischen Farce bei einem Beamtengehalt von 5000 M. — Weil es ausgemacht ist, daß gentlemen sich nicht beschimpfen, müssen drei Richter, zwei Anwälte und zahlreiche Zeugen, vielleicht an mehreren Tagen, zusammentreten, weil das Mitglied eines Metzgergesangsvereins einen Brauergesellenverein eine „dumme vermoderte Gesellschaft“ genannt hat. Das ist vor kurzem in Süddeutschland passiert. — Wenn uns auf der Straße ein Mensch beschimpft, so gehen wir ihm aus dem Weg. Nennt aber eine Hausfrau ihre Köchin eine Gans, so läuft die Verblendete zum Richter, weil sie auch weiß, was Bildung ist.

Bei manchen Menschen der dienenden Klasse hat sich dieses gefälschte Ehrgefühl so hoch gesteigert, daß es geradezu den Selbsterhaltungstrieb pervertiert. Die meisten Dienstboten werden weniger Wert auf ein hygienisches und freundliches Zimmer legen, als darauf, daß ihnen erlaubt wird, in einem auffälligen Kostüm auszugehen. Mir ist ein Fall einer sozial stark interessierten Dame bekannt geworden, welche sich für das Schicksal ihrer Dienstboten menschlich interessierte. Mit Entsetzen hörte sie, daß eines ihrer Mädchen drei Jahre lang bei einer magenkranken Frau gedient hatte, welche, um ihre Waschkübel zu schonen, fast nach jeder Mahlzeit die des Mädchens verlangt habe, um den Magen zu entleeren. Das Mädchen hatte das wohl nicht in der Ordnung gefunden, es aber nicht für einen Grund gehalten, den in ihren Kreisen ehrenvollen Dienst bei der Oberstenwitwe aufzugeben. Wohl aber kündigte sie nach wenigen Wochen der menschenfreundlichen, sozial interessierten Dame. Diese machte ihr nämlich einige Kleidungs Vorschriften, da sich herausgestellt hatte, daß ihr Anzug, wenn sie mit der Tochter des Hauses über die Straße ging, bei vorübergehenden Herren zu equivoquen Verwechslungen Anlaß gab. Nun war gegen die Tugendhaftigkeit dieses Mädchens nichts zu sagen; sie stand vor ihrer Verheiratung und war wenig vergnügungssüchtig.



In der mißverstandenen Eleganz ihrer Kleidung drückte sich nur ein durch Bildungsirrtümer verschrobener sozialer Ehrgeiz aus, der sich nicht ducken lassen wollte.

In alledem soll keine moralische Kritik der intellektuellen Bildung überhaupt gesehen werden. Es ist ja wohl möglich, daß sie überhaupt überschätzt wird, vielleicht sind aber auch alle die hier gezeigten Erscheinungen unvermeidliche Uebergangssymptome. Ich wollte nur betonen, daß der Intellekt die Tendenz hat, die organische Gesellschaftsentwicklung zu bastardieren. Wenn nun auch das Bastardtum entwicklungsgeschichtlich keinerlei moralischen Makel trägt, ja sogar eine oft glückliche Notwendigkeit im Reichtum der Formen ist, so darf doch bei seiner Begünstigung niemals aus dem Auge gelassen werden, ob es wirklich wertvolle neue Spielarten schafft. Diejenigen, welche heute absichtlich einer möglichst vollständigen Intellektualisierung durch Erziehung und Bildung Vorschub leisten, scheinen sich allzu oft mit dem Hervorsprossen leerer unfruchtbarer Hülsen zu begnügen.

---

## Reichsanleiheschuld und ihre Tilgung.

Von

Felix Ortel, Kaiserlicher Bankdirektor, M. d. R.

II.\*)

Das ständige Sinken des Kursstandes unserer Anleihen soll wesentlich mit den jährlichen Schuldenvermehrungen im Zusammenhang stehen. Zum Teil wird es zutreffen, aber auch nur zum Teil. Es ist hierbei nicht zu übersehen, daß die Anleihen der reichen Kulturstaaen fast parallel mit den deutschen Anleihen im Durchschnitt der Jahre Kurseinbußen erlitten haben, die in den letzten 12 Jahren in England zirka 22 vom Hundert, in Frankreich 8 vom Hundert, in Holland 9 vom Hundert und in Deutschland bei den 3prozentigen 15 vom Hundert, bei den 3½prozentigen nur 9 vom Hundert betragen haben. Diese Zahlen sind nach den durchschnittlichen Jahreskursen bei Zugrundelegung eines 3prozentigen Zinsfußes festgestellt. Die Einflüsse, die sich auf den Kursstand der deutschen Anleihen geltend gemacht haben, sind also bei den 3prozentigen noch andere als bei den 3½prozentigen gewesen und liegen wohl im wesentlichen in der Internationalität des 3prozentigen Typs.

Im allgemeinen ist es auffallend, daß das Sinken des Kursstandes derjenigen Staatspapiere, welche einen verhältnismäßig niedrigen Realzins haben, d. h. welche im Kurse hoch stehen, in den letzten Dezennien ein verhältnismäßig großes gewesen ist, während die Anleihepapiere mit höherem Realzins, also von verhältnismäßig niedrigem

\*) Vergl. Heft 15.



Kursstande (bei Zugrundelegung eines gleichen Zinsfußes) eine größere Wertbeständigkeit gezeigt haben. Wie schon ausgeführt, sind in Deutschland, Frankreich, England, Holland starke Kurseinbußen zu verzeichnen; dagegen sind Kurserhöhungen in derselben Zeit bei Italienischer Rente, bei der Spanischen äußeren Anleihe und bei Türkischen und Rumänischen Staatsanleihen eingetreten. Die Beobachtung, daß die deutschen Staatspapiere unter sich so auffallend von einander abweichende Bewertungen aufweisen und die Tatsache, daß unsere Staatspapiere, — ich hebe hier besonders preußische Staatsanleihen hervor, die durch das gutverzinsten Kapital des preußischen Eisenbahnsystems Staatsschuld-papiere sind, welche von anderen in der Welt an innerem Wert nicht übertroffen werden —, nach internationaler Bewertung erst die vierte Stelle unter den Schuldpapieren der Kulturstaaen einnehmen, also international nicht so hoch eingeschätzt werden wie die französischen, englischen und nordamerikanischen, veranlaßt mich zu einer Bemerkung.

Man darf nicht annehmen, daß allein das Vertrauen zu der Finanzgebarung, zur Politik und zu den Hilfskräften des Staats, die allgemeinen Kapitals- und Geldmarktsverhältnisse und das wirtschaftliche Niveau des Landes oder als Ausdruck der internationalen Zahlungsverhältnisse der Stand der ausländischen Wechselkurse die Gründe bilden, welche für die Beurteilung des Kursstandes der Staatspapiere maßgebend sind. Hier müssen Einrichtungen oder Maßnahmen mithelfen, die in praktischer Weise auf die Wertbeständigkeit der Anleihen hinarbeiten haben; denn nur ein möglichst gleich bleibender Kursstand in Verbindung mit einer angemessenen Rente kann den Kapitalisten zum Ankauf von staatlichen Anleiheniteln bestimmen.

In Frankreich, England und Nordamerika hat man es verstanden, den heimischen Rentenmarkt für die Unterbringung der Staatspapiere und den Handel in denselben durch Maßnahmen der Verwaltung und auch der Praxis zweckmäßig auszugestalten. In Frankreich besteht der überwiegende Teil der Sparkassenanlagen in Staatspapieren. In England machen die Sparkassen ihre Anlagen durch die Staatsschuldenkommission in britischen Staatsanleihen, und es werden die Fonds des obersten Gerichtshofes, die bedeutend sind, zugunsten des Staatskredits herangezogen. Ferner sind die Bank von England und die Bank von Irland wesentlich an der Verwaltung der Staatsschuld beteiligt und dann ist die englische Rentenschuld grundsätzlich Buchschuld. In Nordamerika ist den Noten emittierenden Banken die Pflicht auferlegt, einen der Emissionshöhe entsprechenden Betrag an Vereinigte Staaten-Anleihen im Schatzamt zu Washington zu hinterlegen.

Während in den genannten Staaten Spar-, Geld- und sonstige Institute in erster Reihe die Aufnehmer von Staatspapieren sind, macht sich in Deutschland eine bis jetzt nicht genügend gewürdigte Aufnahmebereitschaft des privaten Publikums für Staatsanleihen bemerkbar, so daß in dieser Hinsicht das deutsche Publikum dem englischen individuell überlegen ist. Diese Ueberlegenheit ist eingetreten trotz des starken Geldbedarfs mit dem die deutsche Volkswirtschaft für ihre



Zwecke an das Publikum herantrat. Nur allmählich vollzieht sich in Deutschland der Ausbau des Rentenmarktes und langsam bilden sich die Grundzüge einer „Politik sowohl der öffentlichen Autoritäten gegenüber dem Geldmarkte als auch einer Politik des an der Börse organisierten Geldmarktes gegenüber dem öffentlichen Bedarfe“ aus. Ein festes Gerüst kann aber diesem Ausbau nur durch die Tätigkeit eines Instituts gegeben werden, welches die Aufgabe hat: sich der deutschen Anleihe- und Rentetitel besonders anzunehmen, vor allem regelnd auf den Anleihemarkt zugunsten dieser Titel einzuwirken und Kapitalanlage suchende Kapitalisten, öffentliche Institute und Körperschaften für die immer rascher fortschreitende Entwicklung unseres Anleihewesens und Anleihemarktes zu gewinnen. Ein solches Institut könnte man sich als eine Reichsdepositenkasse denken, deren Errichtung von der Bevölkerung trotz des von den Großbanken und Sparinstituten dagegen laut gewordenen Widerspruchs, als notwendig freudig begrüßt werden würde. Eine Reichsdepositenkasse wäre eine zeitgemäße Einrichtung. Sie würde sich organisch an schon bestehende andere wirtschaftliche Einrichtungen des Reichs anschließen können. Auch die Verwaltung der Staatsschuldenbücher könnte ihr angegliedert werden.

Es ist hier nicht die Gelegenheit, die Organisation einer Reichsdepositenkasse weiter darzulegen. Nur auf eine solche hinzuweisen, liegt bei diesen Ausführungen die Veranlassung vor, weil das Reich in Zukunft bei der unaufhaltsam wachsenden Ausdehnung unseres Finanzwesens nicht umhin können wird, für Unterbringung seiner Schuldtitel und für die weitere Beobachtung derselben eine aus den Zeitverhältnissen herauswachsende Einrichtung auszubilden, die in Verbindung mit dem Depositenwesen diese Aufgaben zu erfüllen hätte.

Der § 2 des Gesetzentwurfes betreffend Änderungen im Finanzwesen sieht bei den für „werbende“ Zwecke bewilligten Anleihebeträgen einen anderen Tilgungssatz vor als bei Anleihen für „sonstige“ Zwecke. Diese Differenzierung läßt sich schwer durchführen hinsichtlich der Feststellung der Eigenschaft als werbend und des Termins des Eintritts oder des Verlustes dieser Eigenschaft. Denn was sind für uns im Reiche werbende Anleihen? Alle außerordentlichen Ausgaben, welche eine Anleihe zur Folge haben, sind und werden doch zum Wohle, zum Schutze des Reichs und zur Förderung seiner Zwecke gemacht. Sind die Reichszwecke erfüllt und gedeiht das Reich, so haben diese außerordentlichen Ausgaben Nutzen geschaffen und der indirekt werbende Charakter kann ihnen nicht abgesprochen werden. In der Theorie haben Anleihen zur Beschaffung von Geldern zum Eisenbahnbau werbenden Charakter. Gewiß, so lange diese Eisenbahnen rentabel sind und nicht durch eine schnellere und vorteilhaftere Beförderungsart verdrängt werden! Werden sie unrentabel und tritt eine überflügelnde Konkurrenz, die zur Aufgabe des Eisenbahnbetriebes nötigt, ein, so hört auch der werbende Charakter der für diese Eisenbahn aufgenommenen Anleiheschuld auf.

Andererseits kann eine Einrichtung, der von Anfang an eine



werbende Kraft nicht inne wohnte, im Laufe der Zeit und durch besondere Umstände werbende Eigenschaften erhalten.

Wenn es nun nicht angebracht ist, den Zweck für Anleiheschuldverpflichtungen hinsichtlich seiner Werbekraft dauernd festzulegen und die Tilgungsquote danach zu bemessen, so ist dieses auch für den Anleihetitel selbst ohne Wert. Denn der Kapitalist, der Anlage in Staatspapieren sucht, kümmert sich nicht darum, für welche Zwecke die Anleihe aufgenommen ist. Für seine Entschliebung ist die Höhe und die Sicherheit der Verzinsung, die volkswirtschaftliche und finanzielle Leistungsfähigkeit des die Anleihe aufnehmenden Staats und die durch bestimmte Verwendungsmöglichkeiten erhöhte Brauchbarkeit — z. B. Mündelsicherheit — und nicht zu vergessen die Marktfähigkeit des Anleihetitels bestimmend. In diesen Eigenschaften liegt für den Kapitalisten der Grund, mit einem Verzinsungssatze zufrieden zu sein, den er auf anderen wirtschaftlichen Gebieten nicht für ausreichend gelten lassen würde.

Zum Schlusse wiederhole ich, was ich mit meinen Ausführungen darzutun anstrebe:

1. daß für die Tilgung unserer Reichsanleihen ein einheitlicher Prozentsatz angezeigt ist, dessen Höhe sich nach den allgemeinen wirtschaftlichen und staatlichen Verhältnissen richten muß;
2. daß die vorhandene Anleiheschuld des Reiches und seiner Gliedstaaten vorläufig keine besorgniserregende Höhe hat, und
3. daß Reichseinrichtungen zu treffen sind, die auf die Ausbildung und Erhaltung eines leistungsfähigen Anleihemarktes hinzuwirken haben.

---

## Aphorismen.

Von Carl Hauptmann.

### Schwermut.

Ich komme eben in der Nacht auf dunklem Dorfwege heim. Eine stürmische, düstere Atmosphäre. Ich bin müde ganz außermaßen. Mir gehen seltsame, ganz fremde Melodien durch den Sinn, die ich vor mich hin psalmodierte. Wie Motive aus slavischem Volksgesang. Totengesänge voll Schwermut, voll eintöniger, nicht sich lösender Trauer. Aus welchen Gründen des Kosmos heult der Wind, ächzen die Wegbäume, drohen die Wolken, quillt meine Klage? Es blitzt lang und erhellend aus der dunkelsten Mitternacht, — einmal über den ganzen Himmel, daß alles Hügelland klar wird. Noch einmal. Tief lautlos. Kein Donner. Eine Dorffrau kommt, die erzählt, daß gestern der Nordhimmel glutrot gewesen. Warum war sie furchtsam? Warum war ich traurig, gebrechlich, müde? Voll Todesahnungen?



Aus welchen Gründen des Kosmos quoll, was blitzte und düsterte, als Sturmwelle übers Tal? als ein blutiger Mitternachtsschein über den Himmels- und Weltenraum? als dumpfe Angst aus der Menschenseele? als Trauer und Totengesang aus mir?

### **Sterben.**

Wir müssen nicht bloß über den Tod tröstend denken, daß er Erlösung vom „Ich-kleide“, daß er abgrundtiefe Ruhe sei.

Wir müssen auch über die Art des Todes denken und uns besinnen, daß nicht die Natur, daß erst der Mensch ein abgeklärtes Bild der Todesart schaffen konnte.

Es muß uns klar werden, daß es einen Heldentod gibt und einen Strohtod. Daß das langsame, wohlgepflegte Sterben ein Gewaltstreich des intelligenten Willens gegen eine kühnere Bestimmung bedeutet. Daß derjenige, der für etwas stirbt, größer und schöner stirbt, als der an etwas stirbt.

Die Alten priesen den Heldentod und den Liebestod des Weibes, das ihrem toten Manne auf dem Scheiterhaufen nachstarb.

Aber immer sei auch das Sterben jener Greisin gepriesen, die mit stiller Friedensstimme, indem sie die Hand ihres Urenkels sanft in der ihrigen hielt, sagte: „Wenn du so alt sein wirst wie ich, wirst du wissen, daß der Tod ebenso ein Bedürfnis ist, wie der Schlaf.“

### **Die letzte Sehnsucht.**

Nicht der leibhaftige Christus, als Gestalt lebt er. Das ist das Mysterium der göttlichen Person.

Das Wesen der Gestalt ist, sich aus der irdischen Leibhaftigkeit durchsetzen durch Zeit und Raum in Millionen Seelen. Als ihr Teil, ihr Grund und ihre Schau in ihnen lebendig werden und so lebendig im Geist fortwachsen, wie ein reiches Geäst, durch die Jahrhunderte und die Jahrtausende.

Gestalt kann werden: die ganze weite, sittliche Person in ihrer ergrabenen Gottgeborenheit, wie in Christus.

Oder besondere Erstrahlungen der Person, wie in Leonardo, Rembrandt, Shakespeare, Beethoven, Goethe.

Wer kann einem irdisch Leibhaftigen, wer es auch sei, zu seiner Zeit sagen, daß er um jeden Preis und unter allen harten Zufällen dieser Welt wachsen und wachsen wird, wie ein weiter Baum aufstrebend, durch Jahrhunderte und Jahrtausende?

Gestalt sein ist das Wesen der Unsterblichkeit, ist der Gegenstand des wahren Ruhmes. Gestalt werden die letzte Sehnsucht des Geistes.

### **Am dunklen, wogenden Meer.**

Mancher Tor hält Weiser und Erkenner und „Mystiker“ sein für ein Verbrechen des Künstlers.

Wann und wo waren je große Künstler anderes?



Wann und wo hatten sie ihr Haus anders, als an das dunkle, reiche, wogende Meer der großen Ahnungen und Erkennungen und Gesichte aufgebaut?

Allein aus diesem Meere konnten sie es gewinnen.

Sie tauchten in seine Flut das eigene, einzelne, vergängliche Leben und erhoben es daraus als dauernde Gestalt und als unvergängliches Gleichnis.

### **An moderne Dichter.**

Zu nahestehende, zu intime Stoffe seiner Zeit muß der inoderne Künstler monumentalisieren lernen, wenn er sie zum ewigen Gleichnis und damit zum dauernden Besitz der Kultur erheben will. Ferne, dem Gefühl bereits entschwundene, monumentale Stoffe dagegen muß er strenge individualisieren, um sie seiner Zeit neu in Gefühl und Blut zu bringen.

•            •            •

Auch der Schaffende muß wie der Liebende zuerst seinen Verstand verlieren.

### **Flucht.**

Oft schmecke ich fast die Flucht der Wesen, als hörte ich die Umdrehung der Erde.

Fast atmend fühlbar ist mir dann das unaufhaltsam ineinander und durcheinander Fortdrängende der Menschenseelen und Menschen-schicksale, ihr Dahinfliehen mit Hoffnungen und Wünschen, wie Zähne im Triebrad — und doch zu keinem Ende.

Kein Zweck scheint in der Welt; alles nur Mittel — Mittel zur ewigen Flucht.

### **An den Künstler.**

Ganz einzig seien die Dinge!

Ganz nur einmal!

Ganz nur für dich!

Nur ein einziges Mal so schön, so tief, so grausig, so erhaben.

So in Lust an dem Einzigsten mußt du sie ergreifen! So nur in dieser Lust gestalten!

Alle Weltlehre sollst du verachten, die die Dinge von altersher greifen, alles Erkennen als Erinnern und alles Leben als Wiederkehr auffassen möchte.

Ganz einzig sei alles, was du liebst und ergreifst in deiner Kunst!

Es gibt für dich keine Welt, keine Einheit.

Du bist es selbst.

Du presse aus dem Einzelnen den Saft, gewinne das Arom, schaffe die Seele der Dinge!

### **Ragende im Kunstreich.**

Ragende im Kunstreich, Gipfel über Zeiten sind nur, die große Gestalten in den Raum und vor's Menschheitsauge stellten, sichere



Menschenmaße zum Anschauen und zum Aufschauen für die Menge hinschrieben in die Lüfte. Niemals die nur zärtliche, zerrissene und weiche Schwärmereien und Träume wie umnebelnden Weihrauch hinhauchten. Gestalt ist das Wesen der großen Kunst: sei es die volle, reiche Gestalt einer fünften oder neunten Symphonie, sei es Michel Angelos „Nacht“ oder Rembrandts „Mann im Helm“.

Der Ragende trachtet nicht Schwärmern nur selige Augen zu machen. Er weitet die Augen der Gewöhnlichen. Er macht ihren Blick ins Hohe, ins Machtvoll-sinngewaltige gerichtet. Er führt des Alltäglichen Schau und Verlangen einen Augenblick erschütterlich ins Reich des Ragenden empor.

## Die Ehe.

Komödie von Bernard Shaw.

Deutsch von Siegfried Trebitsch.

(Fortsetzung.)

Der General: Die Scheidung ist ja noch nicht in Kraft getreten. Hier soll Reginald herkommen, geradewegs zu Ediths Hochzeit, noch dampfend vom Ehescheidungsgerichtshof!?

Frau Bridgenorth, (sich ärgerlich im Mittelstuhl niedersetzend): Das ist stark. Nein: Ich kann ihm nicht verzeihen, Lesbia, wirklich nicht. Ein Mann in Reginalds Alter, im Besitz einer jungen Frau, die das beste Mädchen, und so hübsch ist, wie man sie nur wünschen kann — davonzugehen mit einem gemeinen Frauenzimmer von der Straße! Uh!

Lesbia: Du mußt Nachsicht haben. Was konntest du erwarten? Reginald war immer schwach. Er wurde zur Schwachheit erzogen. Der Familienbesitz war ganz mit Hypotheken belastet, als er ihn erbte. Er hatte fortwährend mit Geldschwierigkeiten zu kämpfen, war von seinen Sachverwaltern bedrängt, moralisch bedrängt durch den Barmeciden und physisch bedrängt durch Boxer, während die beiden ihren eigenen Weg durchkämpften und gute Uebung bekamen. Du weißt sehr gut, daß er es sich nicht leisten konnte, zu heiraten, ehe die Hypotheken abgestoßen waren, und er die Fünfzig überschritten hatte. Und beging dann natürlich eine Dummheit und heiratete ein Kind wie Leo!

Der General: Aber sie zu schlagen! Sie zu schlagen! Er schlug sie nieder — schlug sie glatt nieder auf ein Blumenbeet in Gegenwart seines Gärtners. Er! das Haupt der Familie! Der Mann, der vor dem Barmeciden und mir als Bridgenorth vor Bridgenorth dasteht! seine Frau niederschlagen und mit einem niedrigen Frauenzimmer davonzugehen und sich ihretwegen im Angesicht von ganz England scheiden zu lassen! angesichts meiner Uniform und Alfreds Schurz! Ich werde nie vergessen, was ich dabei empfand: nur des Königs persönliche Bitte — eigentlich sein Befehl — hielten mich davon



ab, meinen Abschied zu nehmen. Ich würde Reginald nicht grüßen, wenn ich ihm auf der Straße begegnete.

Frau Bridgenorth: Ueberdies kommt Leo. Sie würden einander begegnen. Es ist unmöglich, Lesbia.

Lesbia: O, das habe ich vergessen. Das macht allem ein Ende. Er darf nicht kommen.

Der General: Selbstverständlich darf er nicht kommen. Sagen Sie ihm, daß ich dieses Haus verlasse, sobald er es betritt; jeder anständige Mann und jede anständige Frau wird ein Gleiches tun.

Collins (kommt für einen Augenblick zurück, um anzukündigen): Herr Reginald, gnädige Frau. (Er zieht sich zurück, da Reginald eintritt.)

Der General, (außer sich): Himmelkreuzelement!

Reginald ist genau der Mann, wie ihn Lesbia beschrieben. Er ist körperlich abgehärtet und zähe, hastig und knabenhaft in Manieren und Sprache, und gehört zu der großen Klasse englischer Gentlemen, deren Grundbesitz von Sachverwaltern geleitet wird, die sich seit den Tagen ihrer Schulzeit intellektuell niemals weiter entwickelt haben. Er ist ein unordentlicher, rebellischer, hastiger, schmutziger, vergeßlicher, immer zu spät kommender Mensch, der offenbar die Fürsorge einer verständigen Frau nötig hätte, und niemals glücklich und anziehend genug gewesen ist, eine solche zu gewinnen. Nichtsdestoweniger ein netter Mensch, dem niemand eine Bosheit oder irgendeine böse Tat zutrauen könnte. In allem, außer an Jahren, ist er jünger als sein Bruder, der General.

Reginald, (zwischen dem General und Frau Bridgenorth vortretend): Alice, es hilft nichts. Ich kann Ediths Hochzeit nicht fernbleiben. Guten Morgen, Lesbia. Wie geht's, Boxer? (Er reicht dem General die Hand.)

Der General, (mit zermalmender Steifheit): Ich sagte Alice gerade, daß ich das Haus verlassen würde, wenn Sie es beträten, mein Herr.

Reginald: Na, ich will dich nicht zurückhalten, alter Knabe. Wenn du erst mit mein „Herr“ und „Sie“ anfängst, ist deine Gesellschaft nicht sonderlich angenehm.

Lesbia: Fangt doch nicht auch noch zu streiten an. Das macht die Sache nicht besser.

Frau Bridgenorth: Du hättest aber doch erst meine Antwort abwarten können, Rejy.

Reginald: Im Brief sagt man so furchtbar leicht Nein. Willst du mir nicht gestatten, hierzubleiben.

Frau Bridgenorth: Wie kann ich? Leo kommt ja.

Reginald: Pah, sie wird nichts dagegen haben.

Der General: Nichts dagegen haben!!!

Lesbia: Sprechen Sie keinen Unsinn, Rejy; und machen Sie, daß Sie fortkommen.

Der General, (mit beißendem Sarkasmus): In der Schule hattest du, soviel ich mich erinnere, die Theorie, daß die Frauen gern geschlagen werden möchten.

Reginald: Du bist wirklich ein nettes, ritterliches, brüderliches Schwein, das bist du.



Der General: Herr Bridgenorth: gehst du oder soll ich gehn?

Reginald: Du hoffentlich. (Er unterstützt seine Absicht zu bleiben, indem er sich ostentativ setzt.)

Der General: Alice: gibst du zu, daß ich bei Ediths Hochzeit davongejagt werde von diesem —

Lesbia: (warnend): Boxer!

Der General: — Von diesem Regreßpflichtigen? Soll er Edith verheiraten?

Frau Bridgenorth: Gewiß nicht. Reginald: du wurdest nicht aufgefordert, zu kommen; ich habe dich aber eben aufgefordert, zu gehen. Du weißt, wie lieb ich Leo habe; und du weißt, was sie empfinden würde, wenn sie jetzt hereinkäme und dich hier anträfe.

Collins (erscheint wieder im Turm): Frau Reginald, gnädige Frau.

Lesbia: Nein, nein. Bitten Sie sie zu —

Frau Bridgenorth: Oh, wie schrecklich! } (Alle drei schreien zugleich.)

Der General: Himmelkreuzelement!

Es ist zu spät: Leo ist schon in der Küche, Collins geht hinaus, stumm eine Situation aufgebend, die er beklagt, aber nicht hat retten können.

Leo ist sehr hübsch, sehr jugendlich, sehr beweglich und daher sehr reizend für Menschen, die Jugend und Schönheit rührt, und auch für jene, die in jungen Frauen mehr oder weniger appetitliches Zuckerwerk erblicken und alte Frauen überhaupt nicht ansehen. Kühl beurteilt ist Leos Beweglichkeit viel weniger liebenswert als die Kätzchenhaftigkeit, die einer großen und frischen Vitalität entspringt. Sie ist dazu geboren, aus sich selbst und aus einem jeden, für den sie sich verantwortlich fühlt, viel Wesens zu machen; und ihre Eitelkeit ist die Ursache, daß sie solche Verantwortlichkeiten geflissentlich übertreibt. Ihr ganzes Getue gilt Kleinigkeiten; aber sie gibt diesen oft große Namen, wie Kunst, göttlicher Funke, Welt, Mutterschaft, Bildung, Weltall, Schöpfer, oder irgendeinen anderen, der ihrer Einbildungskraft besonders geistig klingt. Sie besitzt eine ungewöhnliche Einbildungskraft, aber nur ein gewöhnliches Maß Begriffsvermögen und Tiefe; so daß sie Worten gegenüber immer hoch zu Roß, aber Dingen gegenüber immer im Kinderwagen sitzt. Da sie sich selbst für klug, gedankenvoll und über gewöhnliche Schwächen und Vorurteile erhaben hält, so macht sie sich in diesem Sinne, ohneweiteres mit gescheiten Männern zu schaffen, mit dem Endergebnis, daß die zuerst entzückt, dann verzweifelt und endlich gelangweilt sind. Als sie Reginald heiratete, erzählte sie ihren Freunden, daß in ihm etwas läge, das nur entwickelt zu werden brauchte. Wäre sie ein Mann in mittleren Jahren, so würde sie der Schrecken von dessen Klubs sein. Da sie eine hübsche junge Frau ist, wird ihr alles verziehen, ein Beweis für die Irrtümlichkeit des „Tout comprendre, c'est tout pardonner“, denn die Sache ist vielmehr die, daß beim Verzeihen das Geheimnis ist, nichts zu verstehn.

Sie stürmt wichtigtuend, ihres eigenen Wertes voll, herein und stürzt auf Lesbia los, die viel weniger als Frau Bridgenorth geneigt ist Leo zu verzeihen. Aber Leo gibt sich den Anschein besonderer Vertraulichkeit mit Lesbia, als ob sie die beiden Denker unter den Philistern wären.

Leo, (zu Lesbia, sie küssend): Guten Morgen (Zu Frau Bridgenorth kommend): Wie geht's, Alice? (weilerschreitend gegen den Kamin zu.) Warum so düster, General? (Reginald erhebt sich zwischen ihr und dem General.) Oh, Rejjy! Was wird der Staatsanwalt dazu sagen?

Reginald: Der Teufel hole den Staatsanwalt!

Leo: Unart du! ich fühle, ich muß dir wohl 'nen Kuß geben,



aber sag's niemand. (Sie küßt ihn. Die anderen können kaum ihren Augen trauen. Hast du alle deine Versprechungen gehalten?)

Reginald: Ach quäl' mich nicht mit diesen . . .

Leo: Hast du sie gehalten? hast du? hast du? Hast du dir jeden Abend den Kopf mit dem Waschmittel eingerieben?

Reginald: Ja, ja. Fast jeden Abend.

Leo: Fast! Ich weiß, was das heißt. Hast du deinen Lederumschlag getragen?

General (feierlich): Leo: Verzeihen mögen ist einer der schönsten Züge der weiblichen Natur; aber es gibt Dinge, die man einem Mann nicht verzeihen darf. Wenn ein Mann eine Frau niederschlägt — (Leo lacht und fällt in einen Stuhl neben Frau Bridgenorth, zu ihrer Linken.)

Reginald (sardonisch): Der Mann, der seine Hand gegen seine Frau erhebt, außer um sie zärtlich zu berühren, ist nicht wert, den Namen Bridgenorth\*) zu tragen. (Er setzt sich an das Ende des Tisches zunächst dem Kamin)

Der General, gebläht: Schön; wenn Leo nichts dagegen hat, habe ich natürlich nichts mehr zu sagen. Ich meine nur, du könntest deine Frau — von der Rücksichtnahme auf die Familie abgesehen — schlagen, wenn du mit ihr allein bist und nicht in Gegenwart des Gärtners.

Reginald, am Ende seiner Geduld: Es wäre doch ganz zwecklos, seine Frau zu schlagen, wenn kein Zeuge dabei ist, der es hinterher bestätigen kann? Du glaubst doch nicht, daß ein Mann seine Frau zum Spaß schlägt, nicht? Wie hätte sie denn ihre Scheidung erlangen sollen, wenn ich sie nicht geschlagen hätte? Ein schöner Zustand das!

Der General, keuchend: Soll das vielleicht heißen, daß du deine Frau kalten Blutes geschlagen hast — nur um sie loszuwerden?

Reginald: Nein, deshalb nicht: ich schlug sie, damit sie mich los würde. Was würdest du denn tun, wenn du töricht genug wärest, eine um dreißig Jahre jüngere Frau zu heiraten und dann entdecktest, daß sie dich nicht leiden mag und in einen jungen Burschen mit einem Schwammgesicht verliebt ist?

Leo: Das hat er nicht. In Tränen ausbrechend: Es ist abscheulich unliebenswürdig, von dir zu behaupten, daß ich dich nicht leiden mochte. Niemand hätte dich lieber haben können.

Reginald: Eine nette Art, deine Neigung zu beweisen! Ich mußte raus und das ganze Blumenbeet mit meinen eigenen Händen umgraben, um es wieder instandzusetzen. Ich mußte alle Steine daraus entfernen. Und dann beklagte sie sich noch, daß ich es nicht ordentlich gemacht hätte, weil sie einen Wurm in den Nacken gekriegt hatte. Ich mußte mit einem armen Geschöpf nach Brighton reisen. Auf der Fahrt fing sie an, sich für mich zu interessieren, und nach dem Essen habe ich Gewissensbisse bekommen wegen des Treubruches, den ich

\*) Das ist eine Stelle, wie man sie immer im englischen Melodrama findet, nur daß „Brite“ in Bridgenorth verwandelt ist.



beginng. Ich mußte sie als Frau Reginald Bridgenorth ins Hotelbuch eintragen: Leos Name! Weißt du, was ein anständiger Mensch dabei empfindet? Was würdest du dazu sagen, wenn du vor allen Kellnern und Leuten — mit einem solchen Geschöpf am Arm, in ein Hotel gingst? Nicht daß das arme Mädchen daran Schuld gewesen wäre, natürlich nicht; sie fing bloß zu heulen an, weil ich es nicht vertragen konnte, daß sie mich berührte; und jetzt schreibt sie mir Briefe. Und dann bin ich in öffentlicher Gerichtsverhandlung wegen Roheit und auf Ehebruch geklagt worden, von Ediths Hochzeit hat Alice mich fortgewiesen, und du liest mir die Leviten, ein Junggeselle! und noch dazu ein so grüner. Was weißt du denn davon?

Der General: Soll das heißen, daß das Ganze eine abgekartete Sache zwischen euch war?

Reginald: Ja, natürlich. Die Hälfte von solchen Fällen ist abgekartet: was sollen die Leute machen? Der General legt die Hand verwirrt über die Stirn und sinkt in den Gitterstuhl. Wofür hältst du mich eigentlich, daß du die Frechheit hast, all diesen Unsinn über das Schlagen Leos und mein böswilliges Verlassen um eine — eine — zu glauben! Uff! Du hättest sie sehen müssen!

Der General: Das ist mir vollkommen unfaßbar. Warum hast du es denn getan? Warum hat Leo es erlaubt?

Reginald: Frag sie!

Leo, noch in Tränen: Ich habe sicher nie geglaubt, daß es für Rejly so schlimm sein würde. Ich bot es ihm ganz offen selbst an, ihn zu schlagen und zu hintergehen, damit er sich von mir scheiden lassen könne; aber er wollte nicht. Er sagte, dies sei der einzige Weg, das Gesetz verlange es so. Ich habe dieses abscheuliche Geschöpf nur am Tage der Gerichtsverhandlung gesehen. Wenn er sie mir nur vorher gezeigt hätte, würd ich's nie erlaubt haben.

Frau Bridgenorth: Du hast das also alles Leo zuliebe getan, Rejly

Reginald, mit der unerträglichen Empfindung eines erlittenen Unrechts: Ich würde nicht das Geringste dagegen haben, wenn es um Leos willen geschehen wäre. Aber das tun haben müssen, um dieser Schlange mit dem Schwammgesicht Platz zu machen!

Der General springt auf: Welches Recht hatte er denn, zu verlangen, daß man ihm Platz mache? Bist du bei Sinnen? Welches Recht?

Reginald: Das Recht eines jungen Mannes, der zu einer jungen Frau paßt. Ich, in meinem Alter, hatte kein Recht, Leo zu heiraten: sie wußte nicht mehr vom Leben als ein Kind.

Leo: Ich kannte es sehr viel besser, als so ein großes Baby wie du. Ich weiß wahrhaftig nicht, was aus dir werden wird, wenn niemand auf dich acht gibt: ich liege deswegen des Nachts oft wach und denke darüber nach. Und nun hast du mich ganz unglücklich gemacht.

(Fortsetzung folgt)



## Neue Wiener Romane.

Von  
Willi Handl.

### I.

Als vor einem Vierteljahrhundert etwa die deutsche Dichtung wieder zu starkem eigenem Leben kam, in neuen Formen bemüht, neuen Inhalt unserer Tage zum Ausdruck zu bringen, da schien es vielleicht, als ziehe der österreichische Geist gemächlich im Kielwasser der majestätischen Ausfahrt Norddeutschlands einher. Aber wenn damals, als das moderne künstlerische Gewissen erwachte, der Geist in Oesterreich langsamer zu sein schien, so zeigt er sich jetzt, da die Ergebnisse schon einigermaßen zu sichten sind, insofern reifer und zeugungskräftiger, als er sich der Erfüllung weit inniger angenähert hat und sich nun schon in großen Formen, die keinen Wunsch mehr hinter sich zurücklassen wollen, zu entfalten beginnt. Von dem Musterbild eines deutschen Dramas, das der strengere norddeutsche Geist als seine auserwählte literarische Kunstform ersehnte, sind kaum noch die Konturen und die ersten Grundzüge deutlich genug bestimmt. Aber der Roman, den das neue Oesterreich trotz aller scheindramatischen, novellistischen und skizzierenden Umwege doch immer als den besonderen Ausdruck seines Lebensrhythmus gesucht hat, — der ist da und lebt. Seine Form ist gefunden und hat sich bewährt. Sein Inhalt stand von vornherein fest; sein Inhalt ist der Kernpunkt der großen österreichischen Kultur, ihre historische Zentrale und ihr empfindlichster gegenwärtiger Gradmesser; sein Inhalt ist Wien.

In Erscheinungen von verschiedener Art und Bedeutung hat sich gerade in der jüngsten Zeit der Wiener Roman diesem Ideal seiner Erneuerung angenähert. Die Meisterschaft der Großen in der Literatur und die noch ungelenke Kraft eines Jüngeren hat sich darum bemüht. Und es ist vielleicht kein Zufall, daß der umfassendste Blick auf Wien und der vollendetste Widerklang seines lebendigen Herzschlages gerade dem jüngsten von diesen Künstlern gelungen ist. Die anderen meistern Probleme der Seele, Probleme des Denkens, Probleme der Rasse, Probleme des Rechts oder der gesellschaftlichen Kräfteverhältnisse. Dieser aber gibt, noch ohne die letzte Meisterschaft zwar, aber mit erstaunlicher Fülle des Lebens, ein unfängliches und inniges Abbild von Wien. Sieht man die Reihe dieser Werke von dem etwas engeren Winkel der literarischen Lokalgeschichte an, so ist „Die Haindlkinder“ von Rudolf Hans Bartsch\*) unzweifelhaft der bemerkenswerteste Wiener Roman der letzten Zeit. Hier ist das volle, warme, ausgedehnte Leben der Stadt; hier ist die Lieblichkeit ihrer Landschaft

---

\*) Bei Staackmann in Leipzig.



und die Traulichkeit ihrer Straßen; hier sind ihre Menschen, fein und schwerfällig, träumerisch und sinnlich, bieder und verschlagen, leichtsinnig und ernst, gewalttätig und empfindlich.

Denn zunächst fängt diese Erzählung, wie jedes einfache und innerlich gesicherte Dichterwerk, beim Menschen selber an und geht nur so weit aufklärend um den Menschen herum, daß es immer in der Welt der Gegenstände, immer in einer atembaren, warm durchstrahlten Atmosphäre bleibt. Und dann wieder sind die Schilderungen, die der Roman geben muß, so voll von einem ganz bestimmten und besonders abgetönten Licht, daß es scheint, als habe die Plastik der Menschen und der Dinge ihre Tiefen und ihre Erhabenheiten unmittelbar von jener sanften, zwischen klar und trüb rythmisch wechselnden Sonne empfangen, wie sie nur vom Wiener Himmel niederleuchtet. Mit einem Strahl von Licht beginnt der ganze Roman. Und überallhin, in die welligen Weiten der Landschaft und in die winkligen Gänge der Seelen, durch die Straßen der Stadt und in die Heimlichkeiten der Gefühle, wird man von diesem Lichte geleitet, das seine Stärke und seine Helle auf das allerfeinste mit der Stimmung abändert und so über die Deutlichkeit des menschlichen Lebens noch eine andere, weniger greifbare, aber um so bedeutsamere atmosphärische Lebendigkeit hinbreitet. Und darum gibt dieser Roman, dem also eine ganz besondere sublimale Kraft sinnfälliger Gestaltung innewohnt, gar oft das Gefühl, als wäre er nur von einem freudig Schauenden für freudige Beschauer hingemalt; so herzinnige Lust an allem Sichtbaren, an allem, was Farbe und Linie hat, ist in ihm. Und mit diesem einen Sinn des Gesichts werden alle anderen zur schöpferisch genießenden Mitarbeit aufgerufen. Die Stimmen von Wien, sein Lärm und seine Stille, die ganze äußere Musik seines Daseins ist in diesem Buche eingefangen. Und der Duft seiner Wiesen, wie der Duft seiner Mädchen und nicht minder die seltsam eingesperrte, nach Feiertag und Vergessenheit riechende Luft in den stillen engen Gassen ist darin. Aber noch hellere Freuden erlebt der Sinn des Geschmacks; erlebt sie mit dem reizbaren, empfindlich und empfindsam genießenden Gaumen dieser Wiener. Endlich wieder ein epischer Dichter, der, sich des großen Urvaters Homer nicht schämend, die ganze Poesie des Essens begriffen und beschrieben hat! Der, von dem heiligen Respekt für die Schönheit, die Mannigfaltigkeit und die Wichtigkeit des menschlichen Körpers durchdrungen, auch das, was diesen Körper zunächst erhält und immer wieder aufbaut, mit den zärtlichen Gedanken seines Dichtergeistes zu heiligen versucht hat. Die schlichte und doch sehr kultivierte Sachlichkeit, mit der da vom Essen und Trinken, von seiner Materie, seinen Aktionen und seinen Begeisterungen die Rede ist, adelt sich selbst durch ihre stille, reine, ganz hingeebene Freudigkeit zu bedeutendem Humor. Und dieser Humor hat etwas frei Gewachsenes und Ungewolltes, sieht nicht wie absichtlich hereingebracht aus; denn er webt sich von selbst mit Nahrung, Trank und Atem unauflöslich in die Bilder dieser Menschen und ihrer Stadt ein. So entstehen, fast physiologisch, aus den greifbaren Bedingungen ihres Daseins die Typen, die nur aus dieser Erde



und unter diesem Lichte erwachsen können. Daß man sie so aufwachsen, nach ihrer heimatlichen Natur werden und sich bilden sieht, gibt diesem Buche einen ungewöhnlichen Reiz — dem eines Gartens ähnlich, der nur anstatt mit Bäumen, mit wohlgediehenen und dem Boden angestammten Menschen bestanden ist. Auf das einfachste und freieste ist damit die Erhebung des Individuums zum Typus, des Typus zum Symbol erwirkt. In diesen österreichischen Menschen lebt Oesterreich selbst, das alte und das junge, das trauernde und das strebende, das kämpfende und das träumende und nicht zuletzt das äußerst nahrhafte, das äußerst wohlgenährte, das in jedem Sinn und bei jedem Unsinn so lebensselige Oesterreich. Bei dem engen, materiellen Zusammenhange dieser Menschen mit ihrem Lande und mit ihrer Luft muß das Schicksal ihres ganzen Volkes aus ihrem persönlichen Schicksal nachklingen. Es ist eine Lust, das alte, kräftige, von der Fülle des Segens strotzende und unter schwersten Ungewißheiten schwankende Oesterreich aus diesen paar netten, ganz sacht und ehrlich aufgezeichneten Menschen so wahr und tüchtig heraus schauen zu sehen, heraus lachen und heraus weinen zu hören.

Freilich, daß an dem Aufbau dieses herzlichen und getreuen Bildes ein paar recht junge und nicht sehr ausgearbeitete Hände geschaffen haben, ist allenthalben zu bemerken. Da gibt es Strecken gewollter seelischer Vertiefung, die schwer und einförmig hinlaufen und von dem sinnlichen Zauber des Buches fast verlassen sind. Da gibt es Breiten und Ausladungen, Störungen im Fluß, naive Gemütlichkeiten des Vortrages, die nicht jedem zu Gefallen sein können. Die Sprache vor allem, die in ihrem reichen Blühen jedem Sinn des Lesers Farbe und Frische und Saft entgegenbringt, staut sich manchmal, von Bildern und Bildungen ungewöhnlicher Art dickflüssig angefüllt, wird ihres jungen, allzu jungen Reichtums noch nicht ganz Herr, taumelt gleichsam überladen dahin. Aber das ist Jugend, Jugend, schauensselige Jugend, die im Glück des Erfassens und des Erfindens wohl einmal das Maß der Form nicht behält, es vielleicht gar mutwillig hinwirft, weil sie im Formlosen sich selbst viel jauchzender und freier hergeben zu können meint. Einem Werk, das soviel Kunst und soviel Wahrheit umschlossen hält, mag solches Ueppigtun noch recht wohl anstehen. Nein, daß der junge Dichter sich hier noch nicht als aller epischen Gestaltung Meister verkündet, wird ihm keiner anrechnen, der Herz genug hat, sich an der Lust und Kraft, mit der er hier seine lieben, sonnigen, lebenerfüllten Welten offenbart, nach Gebühr zu freuen.

---



## Wohlverdiente Lobrede auf den unglaublichen Aufstieg Italiens, von dem alle Zeitungen und Rednerlippen des Landes triefen. Auseinandergesetzt und bewiesen an Florentiner Beispielen.

Von Arthur Bonus.

Schon von weitem verkündigt die intensive Vertonung elektrischer Kurven, dergleichen die Alten nicht ahnten, daß eine neue Zeit auch für dieses im Banne einer überschätzten alten Kultur bisher unwürdig festgehaltene Land angebrochen ist. Besonders seitdem die neuen Linien der Straßenbahnen festgestellt sind, auf denen die gewaltigen Kasten, welche die moderne Entwicklung repräsentieren, sich siegreich und überlegen durch die engen altertümlichen Gassen schleudern. Das ganze weite Arnotal widerhallt von der erhebenden Siegesfanfare der Moderne, die Mark und Bein mit ihrer stolzen Stimme durchschneidet und erschüttert.

Von den Bergen zu den Hügeln  
Niederab das Tal entlang,  
Da erklingt es wie von Flügeln,  
Da bewegt sich wie Gesang.

Goethe.

Noch vor vierzig Jahren schrieb Taine in sein Italienbuch<sup>\*)</sup>, in Florenz bestehe die alte Stadt des 15. Jahrhunderts und bilde noch den Körper der Stadt. Sie habe sich mit der Gegenwart in Einklang gesetzt. Das väterliche Regiment der deutschen Großherzöge habe die prunkvolle Regierung der italienischen Großherzöge weitergeführt; Florenz sei eine kleine Oase in Italien gewesen, man habe es „*gli felicissimi stati*“ genannt; und man habe darin gebaut wie ehemals, — das heißt doch, wenn man es aus der ästhetisierenden in die moderne wirtschaftliche Sprache übersetzt, daß Florenz eben nicht im Aufstieg war, sondern durch seine Vergangenheit festgehalten wurde.

Schon in den Vorstädten sieht man, wie es sich heute endlich von diesem Fluch der Vergangenheit mit Gewalt losreißt.

Was den Florentiner Stil von jeher und auch zur Zeit seiner Blüte zur Rückständigkeit verurteilt hatte; daß ihn die richtige Renaissance, wie Burck-

hardt sie feiert, der Stil der energischen Betonungen und Gliederungen, nie ganz erfaßt hat, daß er eigentlich immer Mauern gebaut hat, in denen die Fenster blieben, was sie wohl von Natur, aber doch nicht in einer bewußten Kunst sind: Löcher für Licht und Luft in die Wand hineingeschnitten, ohne Schals oben, Brüstungen unten, und Pfeiler zu beiden Seiten, — das wird nun endlich aufhören.

Man stellt neuerdings die wunderschönsten, echt imitierten Renaissance-Ornamente fabrikmäßig so billig her, daß auch der einfachste Mann sein Haus mit ihnen verzieren kann. Hier in den neuen Vorstädten kommen denn auch Stellen vor, die fast Berlinisch anmuten, wenn man diese Bezeichnung in einem gemäßigten Sinn nehmen will. Ganze Straßen wie mit dem Metermaß abgemessen, drei Fenster oben, zwei unten, dazwischen die Tür; kein Fenster oder Schnörkel so, daß man denken könnte, nichts als das natürliche Bedürfnis eines vielgliedrigen Haushalts habe es an dieser Stelle erfordert; vielmehr ist überall sofort zu bemerken, daß das Auge der Kunst, und zwar moderner — worunter ich natürlich die wissenschaftlich geläuterte und zum Residenzstil erhöhte Renaissance meine — darüber gewacht und von sich aus das Ganze gegliedert, betont und geschmückt hat. Dazu geeigneten Orts edelst empfundene Stuckrustika, an den Hauskanten in die Form von riesigen Quadersteinen auseinandergestrichen.

Schaut man rückwärts auf die Höhen, die die Stadt umgeben, so sieht man, wie auch da es sich belebt.

Wie langweilig lag bisher der Berg von Fiesole in den eintönigen Längslinien der alten, niedrigen Landhäuser und Mauern. Wie ein Frauenkopf im goldenen Stirnreif, sagten die Romantiker. Ueber der Villa, in welcher der Dekameron erzählt wurde, und deren unmoderne Architektur man durch Bemalung mit Möbelarabesken in der

<sup>\*)</sup> Taines Reise nach Italien (Leipzig 1904) II, S. 63 ff.



glücklichsten Weise paralyisiert hat, erhebt sich jetzt ein kolossales gelbes Viereck. Vittorio Emanuele I. soll es für eine seiner Damen errichtet haben. Von der modernen Anschauung ausgehend, daß das Hohe auf die Höhen, das Niedrige ins Niedrige gehört, setzte er den Palazzo Strozzi, der unten in der Enge der Gassen zu keiner freien Wirkung kommen kann, in beherrschender Pose auf den Berg. Der „Palazzo Strozzi in Dreck“ nennen die Unzufriedenen das stolze Schloß. Sie sollten sich lieber darüber freuen, wie auch hier, fern von Berlin, freundliche Fürsorge von oben mit gutem Beispiel läuternd vorangeht.

In demselben feinfühligem Takt für modernes Kunstgefühl, hat man den für die Riesenwand des Palazzo Vecchio entworfenen David Michel Angelos aus seiner Bedrängnis erlöst und ihm einen eigenen großen und weiten Platz auf den Höhen gegeben; nach den vier Himmelsrichtungen hin Nacht und Tag, Morgen und Abend aus den Medizeergräbern ihm anlagernd. Wie sinnig! und architektonisch, wie ganz im modernen Denkmalsgeschmack gedacht! Selbst die Siegesallee und der Stern in Berlin haben nichts Sinnvolleres hingestellt.

Wendet man sich wieder der Stadt selbst zu, so sieht man, daß auch ihr Profil sich verbessert.

Zwischen den rohen Burgtürmen aus der ganz alten vormediceischen Zeit, dem des Palazzo Vecchio und des Bargello, zwischen dem dünnen Campanile der alten Franziskaner Volkskirche Santa Croce und dem albern bunten Giotto-Turm am Dom erhebt sich seit langer Zeit zum ersten Male ein Denkmal aufgeklärten Geschmacks, der Turm der modernen Synagoge, auf die Florenz mit vielem Rechte stolz ist. Er scheint die Kuppel des Brunelleschi und von San Lorenzo gleichzeitig beschämen und auslachen zu wollen. Um dieses Umstandes willen muten die Neider den nicht wenigen reichen Israeliten, die über Florenz wohnen, allen Ernstes zu, im Sinne einer Kulturtat diesen „Spargel abzustecken“.

Das ist jenes selbe mit den wichtigsten, wirtschaftlichen Werten leichtfertig umspringende Asthetentum, welches meint, Venedig solle eine Lagenstadt bleiben, nur damit ein fort-

schrittfeindlicher Geschmack sich daran freuen dürfe!

Inzwischen schreitet Florenz von einer wirklichen Kulturtat zur anderen.

Nicht nur, daß es den alten Ghetto abtrug; es ließ bei der Gelegenheit auch die altersgrauen, niedrigen Kolonnaden verschwinden und errichtete an ihrer Stelle einen modernen Prunkplatz, den anerkannten Lieblingsplatz der Fremden, mit dem tönenden Namen und Standbild Vittorio Emanuele. Die vornehmsten Cafés und Tearooms liegen dort.

Aber auch in öffentlich, direkt zum Ruhm der Stadt und zur Belehrung der künftigen Geschlechter aufgestellten Denkmälern verkündigt man die moderne Kunstauffassung im Sinn des Residenzstils.

Wie roh, ungegliedert und unlebendig steht der San Giorgio Donatello in der Wandnische von Or San Michele! Geht man ein paar Schritte weiter, so sieht man aus einer Nische des alten Hallengebäudes des Mercato nuovo seine künstlerische Ueberwindung hervorspringen, den Michele di Lando eines neueren Bildners. Wenn man aus den bluttriefenden Schilderungen Macchiavellis kommt, so kann man sich nicht genug der geläuterten Kunst selig sprechen, mit der hier der Held in der graziösesten Sturmstellung, die man erdenken kann, seine Fahne schwingt.

Indessen alle diese Verdienste sind gering gegen die geradezu geniale Behandlung, durch die man die alte Kunst, soweit sie in Florenz noch öffentlich spukt, unschädlich zu machen begonnen hat.

Ich bin natürlich gebildet genug, um die historische Bedeutung jener Kunstentwicklung zu kennen und zu würdigen. Ich studiere sie in Büchern und Museen, kaufe mir sogar Photographien und weiß mehr oder weniger geistreich über sie zu sprechen. So bin ich auch sehr zufrieden, daß die Florentiner ihre alten Meister endlich in wahrhaft moderner Weise zu ehren beginnen, indem sie die neuen Straßen nach ihnen benennen; sie sollten noch einen Schritt weiter gehen und nach dem Dresdener Vorbild Tafeln mit den Jahreszahlen der Meister unter die betreffenden Straßenschilder anbringen. Das alles ist durchaus im Sinn unserer wissenschaftlichen Kultur.



Aber es ist offenbar etwas anderes, ob man einen Löwen zur wissenschaftlichen Belehrung im Zoologischen Garten hält, oder ob man ihn lebendig durch die Straßen rennen läßt!

So kann man nichts dagegen haben, daß die alte Kunst zum warnenden Exempel oder auch zur ermutigenden Belehrung darüber, wie weit wir es inzwischen gebracht haben, in Museen und sonstigen Kunstherrbarien aufgestellt wird.

Auch daß man bei gegebenem Anlaß einmal eine alte Burg oder Kirche neu herstellt und dabei zeigt, wie nach wissenschaftlich geläutertem Geschmack jene alte Kunst, wenn nicht war, so doch hätte sein sollen (vergleiche Hohenkönigsburg und Heidelberg), ist nur im besten modernen Sinn: Anschauungsbeispiele, in denen systematisch, auf verständige Regeln und in beglückende Harmonie gebracht ist, was das wirkliche alte Leben den primitiven Zuständen entsprechend nur mit häßlichen Zufälligkeiten und Notwendigkeiten gestört aufsticht. Man vergleiche in diesem Sinn die wohlausgerechneten neuen Fassaden des Florentiner Doms und von Santa Croce, mit den wilden und phantastischen alten Fassaden, zum Beispiel der von Santa Maria Novella.

Das Schlimmste von dieser Seite her ist indessen das Innere dieser alten Gebäude. Hier ist unsere wissenschaftliche Kultur geradezu in eine Art schwer aufzulösenden Selbstwiderspruch geraten. Die Renaissanceaufklärung war konsequenter und mutiger. Sie tünste die rohe Buntheit der alten Fresken einfach weiß oder grau zu und malte ihre neue Architektur darüber oder mauerte die herrlichen von allen Fremden und Bädern bewunderten Denkmäler mit überlebensgroßen Italia- und anderen idealen Figuren hinein.

Die wissenschaftlich strengere neue Zeit kann sich Derartiges nicht mehr erlauben; sie hat die Tünche wieder abgerieben und das bunte Zeug ans Licht der Wissenschaft gebracht. Leider nicht bloß an das der Wissenschaft, sondern auch des Tages und des Lebens; und das ist das Unzuträgliche: der Löwe auf der Straße!

Man hat sich vielfach damit geholfen, daß man diese alten Fresken abhob, und in die Museen überführte.

Dies ist natürlich der einzig richtige und deshalb auch mit Recht beliebte Weg. Nur in den Museen ist der Zweck, den diese Altertümer für uns noch haben können, gesichert und ihre ursprüngliche Lebenswirkung abgetötet.

Leider läßt es sich nicht mit allem machen.

In dieser Verlegenheit hat man hier in Florenz einen wahrhaft genial zu nennenden Ausweg gefunden, durch den man die alten Sachen nicht nur erhalten und doch ihrer verwirrenden oder verführenden Kraft berauben, sondern auch geradezu in positive Abschreckungsbeispiele umwandeln konnte.

Was die Romantiker an den alten Fresken entzückte, das war neben der edlen Haltung (womit sie das absolute Unvermögen der Alten meinten, eine wirklich bewegte Figur hinzustellen), die ihrer Meinung nach später nicht wieder erreichte Zartheit und Diskretion der Farben. Es ist nun, wissenschaftlich betrachtet, selbstverständlich, daß davon nicht die Rede sein kann.

Für unsere wissenschaftliche Weltanschauung bewegt sich die Entwicklung ununterbrochen und ohne Abschweife aufwärts.

Jene uns überlegene Zartheit und Diskretion kann also nur eine Täuschung sein, und es ist klar und deutlich genug, daß es allerdings an dem ist, und daß, was jene meinen, nichts anderes ist, als die höchst zufällige Patina, die die Zeit über diese alten Fresken gebreitet hat.

Hält man sich diese Einsicht gegenwärtig, weiß man vorweg, daß jene Feinheit Täuschung sein muß, so ist der Weg zur Lösung der Täuschung gegeben.

Man hält sich an diejenigen Stellen, an denen die vom Maler verwandten Farben am härtesten und ungedämpftesten zu erkennen sind, und legt die so festgestellten echten Farben über die ganze entsprechende Partie. Man verfolgt die Grenzen der Farben und stellt sie rein hin. Man stellt die vom Maler gewollten Umrißlinien der Nase, des Mundes und der Augen fest und zieht sie stark nach, wie man es für jene primitive Zeit voraussetzen muß.

Damit hat man die wirkliche und echte, alte Malerei wissenschaftlich genau hergestellt und zugleich auch den Ungläubigsten ad oculos demonstriert,



wie roh und gemein diese alten Maler in Wirklichkeit gewesen sind.

In der Capella Bardi kann mans für Giotto, in dem großen Tafelbild der Akademie für Fra Angelico studieren.

Diese neue Restaurierungskunst harmonisiert auf das Glückliche mit den auf anderen Gebieten gemachten Versuchen, die alte Zeit in ihrer wirklichen Ungenügendheit ermutigend aufzudecken (vergleiche zum Beispiel Flauberts Salammbo und Johannes!) und sie macht sich von Florenz aus auf, auch das übrige Italien des Mittelalters umzubeweisen.

Bis in die Unterkirche von Assisi hinein, hat sie erfreulicher Weise ihre überzeugende Kraft wenigstens in Anfängen geltend gemacht.

Das ist im höchsten Maße wichtig; denn wer einen Tropfen romantischen Blutes in seinen modernen Adern hatte, dem konnte er in Assisi in Gärung geraten. In Assisi am ersten konnte

man an der Ueberlegenheit der modernen Kultur irre werden. Assisi widerlegen heißt fast die alte Kultur selbst widerlegen.

So kann man klopfenden Herzens erwarten, daß von Florenz aus der Fortschritt ganz Italien glorreich ergreift, daß Florenz noch einmal die Führerin zu einer neuen und in ihrer wissenschaftlichen Gründlichkeit endgültigen Renaissance wird.

Und wie wird der neue, in Berlin bisher am vollkommensten und vorbildlichsten herausgekommene Renaissance-Residenzstil sich mächtig erweisen können, wenn er nicht mehr bloß eine Stadt umzuwandeln bekommt, die auf ein bischen Schlüter und Schinkel stolz ist, sondern eine, die von Cimabue bis Michel Angelo träumen darf!

Italien ist im Aufstieg. Und vor dem elektrischen Licht der modern-florentiner Aufklärung muß das finstere Mittelalter ein zweites Mal und für immer weichen.

## Rundschau.

### Finanzpolitisches.

Von Pluto.

Mäßigkeit im Glück ist eine seltene Eigenschaft und die noch am seltensten an der Börse fortkommt! Diesmal hatte aber unsere Aufwärtsbewegung bereits den ersten Ruhepunkt benutzt, um ihr Temperament ziemlich nachhaltig zu zügeln. Vielleicht haben hierbei die so allmächtigen Kommissionsbanken ein Wort mitgeredet, welche eher eine lange Liebe zu ihren Papieren wünschen, als eine heftige Leidenschaft, die naturgemäß immer wieder verfliegen muß. Unsere Hochfinanz hat keine Hitze mehr nötig, sondern möchte etwas Gutes in Ruhe schmausen. Immerhin hat die Spekulation auch einige ernüchternde Momente erlebt. Sie nahm die enormen Käufe in Diskonto-Kommandit als den Ausdruck der plötzlich so überaus günstig gewordenen Allgemeintendenz an. Es war aber vor allem ein von seinen Pariser Freunden eilig unterrichteter Berliner Bankier, der die Situation ausnützen konnte.

Also nur eine Klärung ehemals berühmter Komplikationen, nach nahezu zwanzig Jahren! Hätten die Herren von der Discontogesellschaft nur nicht den unseligen Einfall gehabt, jene Pariser Meldung sofort zu widerrufen! Das Dementi hatte anfangs kurze Beine, von einer Bank dieses Ranges erträgt das Publikum so etwas niemals ohne eine Art moralischer Depression. Ernüchternd wirkten ferner auch die Wiener Versuche, unsern Markt nun sogleich wieder in österreichische Eisenbahnaktien hineinzulocken. Dieses Wien, dessen Schwäche den deutschen Börsen seit Monaten so viel zu schaffen gemacht hatte, sollte uns wirklich glauben machen, daß Staatsbahn und Lombarden nunmehr rasch verstaatlicht würden? Wie von selbst wurde die Verstimmung hierüber zur Warnung, sich von fremden, unkontrollierbaren Elementen nicht so leicht schieben zu lassen. Auffallend ist nur die erst nachträglich stärker hervortretende Kaufneigung für Montanwerte, von denen sogar Gelsenkirchen nicht ausgenommen waren. Viele wiesen auf notwendige



Deckungen hin, Erfahrene deuteten auf kluge Kursverschönerungen. Denn ein so großer Geldbedarf, wie ihn Gelsenkirchen doch selbst offenbart hat, wird nicht erst warten, bis das Reich seine 300 Millionen und Preußen seine 500 Millionen dem Markt entnommen hat. Wie soll aber ein Prospekt aussehen, falls die Aktien des betreffenden Unternehmens die einzigen gewesen wären, die von der neuen Hausseperiode nichts profitiert hätten? Das geht einfach nicht! Ob jene 800 Millionen sich schon bald des deutschen Kapitalistenpublikums erbarmen werden? Weder die Politiker, noch die Bankdirektoren wissen es bis heute. Naht aber dieser Moment, so beginnt wohl die Börse unter einem andern Zeichen zu stehen. Jedenfalls läßt das in Hinblick auf die Feiertage eingeschränkte Geschäft an der grundfesten Tendenz nicht im mindesten deuteln.

\* \* \*

Berlinerisch oder Pariserisch? Diese Frage scheint bezüglich eines sehr bedeutenden städtischen Unternehmens in der französischen Hauptstadt erst jetzt nach langen, langen Jahren gelöst zu werden. Hätte die dortige Druckluftgesellschaft (Popp) wirklich zu der Licht- und Kraftversorgung entwickelt werden können, wie sie zunächst Oppenheim in Köln erhofft hatte, sodann in der Hauptsache die Discontogesellschaft und in deren Schlepptau die Norddeutsche Bank in Hamburg (wahrscheinlich weil diese eine erste hanseatische Handelsbank war?), so würden die nationalen Geister an der Seine sehr rasch nach einer Französisierung gerufen haben. Denn nicht zu vergessen: jene ganzen, nach Anlage und Finanzierung so großartigen Betriebe setzten gerade zu einer Zeit ein, als Chauvinismus und Revanche-  
traum dort am stärksten gärten und den verschiedenen Führern dabei kein Mittel zu schlecht war. Statt dessen geriet das Unternehmen ziemlich bald in einen solchen Sumpf, daß nicht einmal der merkwürdigerweise Gläubigste hierbei: Herr von Hanse-  
mann, schließlich noch Zutrauen zu Victor Popp haben durfte. D. h. Herr von Hanse-  
mann ist der — geschäftlich Gläubigste gewesen, während in technischer Hinsicht kein Geringerer als Professor Riedler hier als Stab und Stütze diente. Ohne diese Autorität, deren eindringliche Untersuchungen, sowie auch glänzende rednerische Führung, wäre der Irrtum niemals zu der schwer kostspieligen Tat geworden,

der Elektrizität, noch rasch vor ihrem Aufblühen einen siegreichen Vorsprung abgewinnen zu wollen. Als dann Zweifel und Depression in den Pariser Depeschen sich immer mehr häuften, schwankten Diskontokommandit lange genug „auf Popp“ wie dies Jahre vorher auf „Schmidtman“ gang und gäbe war. So hieß bekanntlich der Vorbesitzer der Ascherslebener Kaliwerke, deren Schächte ab und zu ersoffen. Nur daß man jetzt in Paris auch noch mit einem Manne zu tun hatte, der weit über die Grenzen seines rein sachlichen Zusammenbruches hinaus, wohl auch noch persönliche Unzuverlässigkeit zeigte. Die allmähliche Wertsteigerung der Société d'air comprimé kann nur mit ihrem gleichzeitigen elektrischen Betrieb zusammenhängen, da gleich anfangs ihr Secteur in Clichy als der bestrentierende zu Paris galt. Trotzdem konnten alle früheren Verkaufsverhandlungen mit der dortigen Gas-Compagnie zu keinem Ziele führen. Bares Geld käme sicher alsdann herein, allein die für M. 17 Millionen Aktien zu 145 (an die gleichzeitige größere schwebende Schuld denkt wohl Niemand mehr!) würden sich derartig verteilen, daß, wenn die Discontogesellschaft die neue Friedens-  
aera zu einer Kapitalsvermehrung benutzt, man ihr just den evtl. Rückfluß aus Paris kaum entgegen halten kann. Uebrigens konnte man damals noch Aktien emittieren, ohne das betreffende Unternehmen einige Jahre hindurch auf Solidität und Gewinn-  
ertrag geprüft zu haben. Indessen die Traditionen des Berliner Großinstituts, vielleicht auch einige Erfahrungen, ließen Herrn v. Hanse-  
mann glücklicherweise an eine solche Heranziehung des Publikums garnicht denken.

\* \* \*

Das erste Beruhigungsmittel haben unsere Großbanken jetzt angewendet. Sie publizierten ihre Zweimonatbilanzen und sind damit den Gegnern, oder den Neidern ihrer immensen Depositen zuvorgekommen. Da nun der Kampf auf diesem Gebiete, unterstützt von agitatorischen Politikern, längst die sachlichen Grenzen überschritten hatte, sind diese Herren nunmehr auch gezwungen, jene Maßnahme der Banken als ihr persönliches Verdienst hinzustellen. Damit müssen sie aber auch diese ganze neue Methode als einen Fortschritt ausmalen, der er doch wohl kaum ist. Wenigstens nach der alten Erfahrung, daß eine halbe Sache schlimmer als gar keine



wirkt! Welche Daten überzeugen denn jetzt den Leser von der völligen Deckung der Depositen, oder auch Creditoren? Doch nur Gesamtzahlen, die auch alle übrigen Engagements, also weit schwankendere, weil langfristige, umfassen. Im äußersten Falle hat eine Hypothekenbank keine anderen Schulden, als ihre Pfandbriefe — darf keine anderen haben. Indessen Creditinstitute können — freilich immer nur den äußersten Fall angenommen — einen Berg von Verpflichtungen eingehen, unter denen dann die verzinslichen Depositen nach Gesetz und Recht den durchaus gleichen Rang annehmen. Nur sobald dieses Gebiet einen so immensen Umfang wie z. B. bei der Deutschen Bank erreicht hat und die Direktion noch als solide gilt, werden allmählich auch die Kreditgeschäfte nach der Größe der Depositen vielleicht eingeschränkt werden. Sonst aber geben derartige Ausweise über 60 Tage durchaus unrichtige Begriffe, vor allem, weil dabei rein zahlenmäßig vorgegangen wird, während die großen moralischen Verantwortlichkeiten natürlich fehlen. Letztere wurzeln, wie hier schon im August vorigen Jahres eingehend ausgeführt wurde, in der engen Zusammengehörigkeit mit allerersten Provinzbanken, die sich auch einmal ihrer Berliner Kontrolle gründlich entziehen könnten. Diese Provinzbanken mit einem ebenfalls höchst ausgedehnten Depositenverkehr haben einstweilen noch keine so kurzen Bilanzen veröffentlicht. Tun sie es aber, so vergessen sie sicherlich den Zinsfuß beizufügen, den sie z. B. für Gelder mit einer nur jährlichen Kündigungsfrist anbieten. Bei 4<sup>0</sup>/<sub>0</sub> kann man dann allerdings schon viele Millionen bei sich einfließen sehen.

\* \* \*

Ein Staat der seine Gläubiger sucht, ist wohl sehr selten. Das hat aber diesmal sogar die Türkei getan, die doch unter einer sehr guten Fremdenverwaltung steht; wenigstens bisher, als der Ostrumelische Tribut und die Orientbahnen noch keinen Zwiespalt zwischen Diplomatie und Finanz zu entzünden brauchten. Schauspieler, die einen schmeichelhaften Ruf an eine größere Bühne erhalten, pflegen dann zuweilen in der Zeitung ihre Herren Creditoren zur Anmeldung aufzufordern, was aber weder bares Geld, noch etwa gar volle Zahlung zu bedeuten braucht. Die Pforte aber muß eigentlich doch ihre sämtlichen Gläubiger aufgeschrieben haben,

die also zu befriedigen wären, sobald sie drängen, oder solider, sobald ihre Forderungen fällig werden. Vielleicht stellt jedoch dieser ganz neue Schritt eine gute türkische Absicht dar, nämlich mit jenem innern Schlendrian aufzuräumen, der neben dem so strengen äußeren Schuldendienst ruhig dahinzog. Besonders Beamte und zwar keineswegs solche, die bloße Pfründen inne hatten, sind wohl ziemlich regelmäßig unbezahlt geblieben, was die angemeldete Summe von 12 Millionen Pfund jedenfalls komplettieren half. Natürlich wäre es wirtschaftlicher, wenn jetzt, wo am Bosphorus eine Fülle moderner Geschäfte über den Kopf des so barocken Sultans hinweg vorbereitet wird, auch die ewigen Geldkalamitäten der Machthaber endlich aufhören würden. Namentlich scheinen es die Franzosen zu sein, welche die neue Zeit zur Abwicklung langjähriger, verzwickter und oftmals wohl auch fragwürdiger Geschäfte gründlich ausbeuten wollten. Sie pflegen dabei auch an ihren Diplomaten Verfechter zu finden, wie sie die Botschafter Englands oder Deutschlands nur selten vorstellen.

## Geschäftspsychologie in der Politik.

Von Franz.

Der Käufer pflegt die Ware zu tadeln, die er kaufen will.

Er pflegt sogar auch noch die gekaufte Ware zu tadeln. Ja, man kann sagen, er pflegt sie um so mehr zu tadeln, als er glaubt, ein gutes Geschäft gemacht zu haben.

Es ist, als wollte er sich davor schützen, daß der Kaufmann ein Recht daraus herleite, ein anderes Mal aufzuschlagen. Er möchte dem Kaufmann womöglich die Ueberzeugung beibringen, daß er beim nächsten Handel ein Unrecht gut zu machen habe an seinem Kunden.

In der Politik kommen ähnliche Situationen vor.

Ohne diese psychologische Erwägung wäre das Siegesgeschrei nicht zu verstehen, das die Ententemächte im Namen ihres Gegners anstimmen.

„Oesterreich hat gesiegt!“ — „Das kann Rußland nie verzeihen!“ — „Man sieht wieder mal, daß Gewalt vor Recht geht!“ —

In Wahrheit hat niemand gesiegt;



nur, die Ententemächte haben ein vorzügliches Geschäft gemacht. Das gilt es zu verschleiern und durch ein moralisches Recht auf Rache zu verstärken.

England hat in aller Stille die Zeit benutzt, um drei hinterindische Provinzen einzustecken, und — woran ihm mehr liegen wird — einen dauernden Kriegsherd auf dem Festland geschaffen, oder doch die begründete Hoffnung darauf.

Frankreich hat einen günstigen Marokkovertrag gefischt.

Rußland hat die Revolutionierung der österreichischen Slawen ein gut Stück weiter gefördert.

Italien hat seine Politik vervollkommenet, mit der einen Seite verbündet zu sein und sich die andere zu verpflichten. Eine Politik, die vielleicht doch zu pfiffig ist, um klug zu sein.

Die Türkei hat für ein längst verlorenes Land ein halbverlorenes zurück- und noch eine Menge Geld dazu gekriegt.

Und selbst die Kleinkinderstaaten haben reichlich das genossen, was ihnen gewiß am wertvollsten ist, ungestraft und sogar unter der Bewunderung von Halb-Europa mit dem Säbel und mit dem Maule rasseln zu dürfen.

Oesterreich selbst hat für eine Unmasse Geld und Unannehmlichkeiten einen Titel errungen, und ein Stück Land verloren.

Es ist nicht mehr als recht, daß sich die allgemeine Wut gegen den Verlierer richtet. Das ist auch sonst im Leben so.

Doch ja, es ist ihm die Ehre des Sieges zugesprochen worden. Und Ehre ist teuer.

## Der Syndikalismus in Frankreich.

Von Otto Corbach.

Noch vor kurzem glaubte der „Vorwärts“ feststellen zu können, der syndikalistische antiparlamentarische Revolutionismus sei in Frankreich seit dem üblen Ausgange der Aufstände bei Draveil und Villeneuve-Saint George im Schwinden begriffen und auch der französische Sozialismus werde bald von solchen gefährlichen Auswüchsen befreit sein. Das war ein Irrtum. Der französische Syndikalismus änderte nur

seine Taktik, gewann aber an Einfluß. Daß heute mehr als je ein günstiger Wind seine Segel schwellt, lehrte der Pariser Poststreik. Noch vor einigen Jahren glaubte die französische Regierung dem Syndikalismus dadurch entgegenwirken zu können, daß sie überall die Kostgänger des Staates durch Schaffung immer neuer kleiner Beamtenstellen vermehrte. Man glaubte, daß Leute, deren Existenz ganz vom Staate abhängt, diesem auch mit ganzer Seele und aus allen Kräften dienen würden, daß es also deren nie genug geben könne. Seit einiger Zeit findet aber gerade in der Beamtenschaft der Syndikalismus immer mehr Anhang. Trotz aller Abwehrmaßnahmen der Regierung, die die Syndikalisten schon zu sehr fürchtet, um ihnen gegenüber mit Schärfe vorzugehen und selbst gegenüber offenbaren Gesetzwidrigkeiten ein Auge zudrückt. Erschreckend ist z. B. die große Zahl der Lehrer, die sich schon zu der neuen Lehre bekennen und sich nicht scheuen, sie in die Herzen der Jugend einzupflanzen: „Ils propagent l'enseignement socialiste“, klagte kürzlich ein französisches Blatt, „ils nous propagent des générations sans idéal et sans discipline; ils corrompent; ils tuent l'âme de la nation“. Es mag dahingestellt bleiben, ob die französischen Post-, Telephon- und Telegraphenbeamten von der Confédération Général du Travail beeinflusst waren, ob eine größere oder geringere Anzahl von ihnen im geheimen syndikalistisch gesinnt ist; jedenfalls war das Verfahren der Streikenden syndikalistisch. Durch ihre Erfahrungen mit den Parteien waren sie zu der syndikalistischen Auffassung gekommen, daß sie durch das Parlament nichts erreichen könnten. Deshalb gingen sie antiparlamentarisch vor, und sie hatten dann nicht nur die Regierung, sondern auch das Parlament als solches gegen sich. Auch die Parteien der Linken waren sich darüber schlüssig geworden, daß die Kammer den Streik der Beamten nicht dulden solle. Der Kampf galt nicht dem Kapitalismus in erster Linie, sondern der politischen Gesellschaft, dem Staate. Die Streikenden wollten nur einen Minister über sich dulden, der sich ihrem Kollektivwillen fügte. Es war ihnen weniger um wirtschaftliche Freiheit, als um größere persönliche Freiheit, im allgemeinen we-



niger um materielle, als um ideelle Vorteile zu tun; auch das war nicht syndikalistisch. Nirgends herrschte daher mehr Jubel über die Wirkung des Streiks als im Lager der Syndikalistinnen. Yvetot, einer der extremsten revolutionären Führer der französischen Arbeiter, hob in seinem Organ: „La révolution“ triumphierend hervor, daß trotz der Wahl eines Reformers als Generalsekretär des Allgemeinen Arbeiterbundes „alles gut“ stehe. Er deutete an, das Schweigen der leitenden Gruppe des revolutionären Syndikalismus verberge die endgültigen Vorbereitungen für den entscheidenden Kampf gegen die Gesellschaft.

Im Pariser Poststreik haben nach allgemeinem Urteil die Streikenden gesiegt. Die Bestimmungen über die Beförderung sind in ihrem Sinne abgeändert. Minister Barthou will die Streikenden künftig jederzeit empfangen, um etwaige Beanstandungen und Wünsche mit ihnen zu besprechen. Clemenceau hat ihnen Straffreiheit in Aussicht gestellt. Die Amtsniederlegung des Unterstaatssekretärs Simyan setzten sie zwar im Augenblick nicht durch, aber dieser war schon vorher, wie sich ein Abgeordneter in der Kammer treffend ausdrückte, „nur noch ein Kadaver“. Dieser Sieg mußte um so auffälliger wirken, als Clemenceau zu Beginn des Streiks das stolze Wort gesprochen hatte: „Sie wollen den Krieg, nun gut, sie sollen ihn haben. „Alle ändern Beamten“, schreibt der „Temps“, werden jetzt bald ihre Wünsche in gleich drohender Form geltend machen; was wir eben erlebten, war nur der Anfang.

Das Zentralorgan der deutschen Sozialdemokratie entwickelt einen auffälligen Eifer darin, die Fortschritte des Syndikalismus in Frankreich zu übersehen. Das erklärt sich einfach dadurch, daß der Marxismus im Syndikalismus seinen gefährlichsten Wettbewerber sehen muß. Man stelle sich einmal vor, welche Ebbe in der sozialdemokratischen Parteikasse eintreten müßte, wenn infolge syndikalistischer Lehren in den Kreisen der Genossen die Auffassung um sich griffe, daß es, um die neue Gesellschaftsordnung herbeizuführen, neben der gewerkschaftlichen einer politischen Organisation gar nicht bedürfe. Man sollte die Zugkraft der syndikalistischen Ideen nicht unterschätzen. Selbst Werner Sombart, der von allen bürger-

lichen Nationalökonomien am stärksten von Marx beeinflußt ist, hebt „als ein großes Verdienst der syndikalistischen Theoretiker“ hervor, „daß sie in die Schäden unserer Kultur zweifellos tiefer hineinleuchten als irgendeine andere sozialistische Doktrin“. Mit Recht, meint er, verspotteten sie „den parlamentarischen Aberglauben, vermöge dessen man wähnt, daß Gesetze die Wunderkraft haben, neue soziale Kräfte zu schaffen“ und „die Vorstellung von der magischen Wirkung der Regierungsgewalt“. Auch gefällt Sombart an der syndikalistischen Theorie, daß sie den Hauptnachdruck auf die Erfüllung der psychologischen und ethischen Vorbedingungen der neuen Gesellschaft legt, daß sie immer wieder betont, die lebenden Menschen müßten die technischen und moralischen Eigenschaften oder wenigstens die Keime dazu besitzen, die nötig sind, um ein ganz neues Produktionssystem einzuführen. Freilich ist Sombart der letzte, der die Praxis des Syndikalismus zu billigen vermöchte. Er steht dieser Lehre gegenüber, wie Schiller den Lehren der französischen Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts: als ästhetischer Betrachter. Als Schiller sah, wie in der französischen Revolution versucht wurde, die „Menschenrechte“ durchzusetzen, faßte ihn Entsetzen. Für ein Volk, das sich selbst befreit, konnte er sich nie wieder, wie früher als er den „Tell“ dichtete, begeistern.

Ob moderne Hand- oder Koptarbeiter leicht dahin gebracht werden könnten, die „psychologisch-ethischen Vorbedingungen“ für eine neue sozialistische Gesellschaftsordnung zu erfüllen, darf man allerdings mit Sombart stark bezweifeln. Im französischen Beamtentum ist der Glaube an den Staat rasch im Schwinden begriffen. Im eigentlichen Bürgertum ist dieser Glaube schon längst dem kirchlichen ins Nichts nachgeschickt worden. Das, was Montesquien die Tugend in der Republik nennt, ist dahin; das ganze religiöse, ethische Fundament der politischen Gesellschaft ist unterwühlt. Das republikanische Staatsgebäude kann unter solchen Umständen früher oder später in sich zusammenbrechen; ob aber aus seinen Trümmern eine neue bessere Demokratie oder eine Diktatur hervorgehen wird, das ist die Frage.



## Madame Magdeleine.

Von Eberhard Buchner.

Die Hypnose der Magdeleine ist zweifellos echt. Ihre Kunst dagegen ist, soweit es sich dabei um die Kunst des Tanzes, die Kunst der Bewegung handelt, nicht viel mehr als eine Banalität. Sie tanzte jüngst in den Berliner Kammerspielen u. a. auch den Donauwalzer und man empfand diese Nummer so etwa wie eine Blasphemie. O Grete Wiesenenthal! — Ungleich stärker wirkt Magdeleine mit ihrer Mimik. Nicht nur stärker — stark wirkt sie, oft erschütternd und furchtbar. Es gab Momente, da ich überzeugt war, ähnliches noch nie gesehen zu haben. Es waren immer Momente, wo es galt, einen ganz krassen Effekt zum Ausdruck zu bringen, ein Ungeheuerliches, Maßloses, Unerhörtes zu kennzeichnen. Und zwar lag das eigentlich nie nach der Seite des Hellen, Freudigen, immer nach der des Grausigen, Schrecklichen. „Aases Tod“ von Grieg gilt mir als Höhepunkt der Leistung Magdeleines. Den Anfang werden andere ihr nachspielen können; die ruhige Majestät des Todes, die Unerbittlichkeit des Todes, das Zusammenbrechen, Flehen und Winseln der Opfer — all das war stark und mächtig, aber nicht übermächtig. Wie aber dann das Schlußmotiv anhebt, von den höchsten Lagen langsam, wie in irrer Verzweiflung herabklingend, da schwingt sich die Interpretation der Magdeleine zu einer fast unheimlichen Größe auf. Sie horcht auf: was ist das, was da näher kommt, sich näher schleicht? Fast wie ein Lachen des Wahnsinns steigt's in ihr auf — sie will das Gräßliche abwehren und jagt ihm doch entgegen, von furchtbarem Zwang getrieben. Nun will es sie greifen, packen, springt ihr an die Gurgel, würgt sie — — Bei den letzten Klängen der Musik wirft sich Magdeleine dann zur Erde, es ist wie wenn eine Eiche unter dem Axthieb des Fällers niederstürzt und der Sturz hallt durch den ganzen Saal.

Die Erklärung dieser Kunst braucht uns heute nicht mehr soviel Kopfzerbrechen zu machen wie seiner Zeit, als Magdeleine zum ersten Mal an die Öffentlichkeit trat. Es ist lediglich eine Kunst der Reflexbewegung, also die passivste Kunst, die man sich vorstellen

kann. Eine Kunst, die an und für sich natürlich keine Kunst ist, weil sie mit schöpferischer Kraft nicht das geringste zu tun hat, die nur ein ähnliches Gesicht zeigt wie echte Kunst (etwa die Kunst des Schauspielers) und daher leicht mit ihr verwechselt wird. Selbstverständlich ist sie in dieser Reinzüchtung nur in der Hypnose bzw. im somnambulen Zustande zu beobachten (wie man sehr viele physikalische Experimente nur im luftleeren Raum vornehmen kann). Hier nur sind die Hemmungen ausgeschaltet, die die Reaktionsfähigkeit unserer Sinne gemeinhin auf ein sehr bescheidenes Maß herabdrücken. Der Verstand, die Ueberlegung schweigt und der Prozeß der Reizwirkung kann sich ohne jede Beeinträchtigung in paradigmatischer Form vollziehen.

Ich möchte durchaus nicht so weit gehen, zu behaupten, daß bei den Darbietungen Magdeleines das Individuelle gar keine Rolle spielt. Offenbar ist Magdeleine in ungewöhnlich hohem Grade geeignet, mimisch auf äußere Reize zu reagieren. Das ist natürlich, wenn man so will, auch eine Begabung, ein individuelles Talent. Man kann sich vorstellen, daß ein anderer anders und in anderm Grade reagieren würde, daß er die Auslösung der auf ihn wirkenden Reize statt in der Mimik, im Tanzen, im Singen, im Malen finden könnte. Immerhin überwiegt bei weitem der Eindruck des Typischen. Wir glauben in Magdeleine uns selbst zu sehen, in unserm wahrhaften, naivsten Wesen, so wie wir sein würden, wenn wir einmal außerhalb aller uns so mannigfach bestimmenden und zwingenden äußeren und inneren Zusammenhänge gestellt wären. Ein Stück menschliches Triebleben enthüllt sich, ein Stück menschlicher Seele, das wir bisher allen Studien zum Trotz doch noch nicht kannten. Oder sagen wir vorsichtiger: es möchte sich uns enthüllen. Denn wir werden wohl erst noch einige weitere Nachfolgerinnen Magdeleines abwarten müssen, ehe wir hier von klaren Erkenntnissen reden dürfen.

Ein Wort noch über den fabelhaft raschen Wechsel der Stimmungen in den Vorführungen Magdeleines. Er ist doch an sich verständlich? Ich denke sogar, es wird ohne weiteres einleuchtend sein, wenn ich gerade diesen Wechsel als vornehmstes psychisches Kriterium für die Echtheit der Hypnose in Anspruch



nehme. Alle Reflexion fällt da fort, es gibt keine gedanklichen Zusammenhänge mehr, nur eine Lücke von Empfindungen, die unmittelbar in Ausdrucksform umgesetzt werden. Und so gibt es auch keine Erinnerung von einer Empfindung zurück zur vorigen, von einer Ausdrucksform zur andern. Völlig unvermittelt stehen die Extreme nebeneinander. Eine Erschütterung, der selbst die starke Konstitution der vollblütigen Magdeleine nicht gewachsen scheint, wird jäh abgelöst durch die Symptome üppig aufschießender Freude. Es gibt keine Brücken herüber und hinüber. Von Augenblick zu Augenblick ändert sich das Gesicht, und in jeder Minute kann, wenn die künstlerische Unterlage es erlaubt oder fordert, die ganze Skala der denkbaren Effekte durchlaufen werden. Gerade hierin liegt für mich — vom ästhetischen Standpunkt aus — einer der Hauptreize dieser Vorführungen.

### Die Wucherer der Eitelkeit.

Von Emil Faktor.

Herr Rudolf Fastenrath aus Konstanz am Bodensee hat uns allen, die wir in Kürschners Literaturkalender mit einer Lyra behaftet sind, eine große Ehre erwiesen. Er ladet uns zur Mitarbeit an seiner Anthologie „Neu-Deutschlands Dichterschatz“ ein, die eine Fundgrube von Schätzen für Geist und Gemüt werden soll. Das Glück ist nicht auszudenken. Jeder Teilnehmer erhält eine ganze Seite reserviert und das Buch, fünfhundert Seiten stark, soll in roter Leinwand mit Goldpressung gebunden dieselbe Ausstattung erfahren wie die eigenen Werke des Herausgebers! Auch ist Herr Fastenrath bereit, bei unbedeutenden Fehlern der eingesandten Gedichte selbst die feilende Hand anzulegen. Bequemer können es Deutschlands Lyriker schon nicht haben.

Die geforderte Gegenleistung ist gering. Die Mitarbeiter sollen sich zur Abnahme eines Exemplars verpflichten, das ihnen per Nachnahme ins Haus gestellt wird. Lumpige fünf Mark und Portospesen — das ist alles. Nur wer unter den Lyrikern zufällig Buchhändler ist, muß nicht den vollen Ladenpreis zahlen. Aber auf solche Bagatellen kommt es ja nicht an. Herr Fastenrath

ist äußerst entgegenkommend. An Besteller von zwei und mehr Exemplaren geschieht die Zusendung franko unter Nachnahme per Post. Wer fünf Exemplare fest bestellt, erhält ein sechstes gratis beigelegt. Man bekommt Lust, bei so vorteilhaften Bedingungen die ganze Auflage aufzukaufen.

Der Fall Fastenrath ist nicht neu. Er wiederholt sich alljährlich einige Male. Es ist immer dieselbe durchsichtige Spekulation auf den Ehrgeiz der dichtenden Jugend und des ruhsüchtigen Dilettantismus. Daß auch Schriftsteller, die des Wohlwollens und der feilenden Hand des Herrn Fastenrath nicht bedürfen, von solchen entehrenden Anträgen nicht verschont bleiben, ist eine Sache für sich. Schließlich wissen sie Bescheid, und sie wenigstens beantworten die beleidigende Zumutung mit stillschweigender Verachtung. Nur um die irregeführten, in einen Größenwahn hineingesetzten Jünglinge ist es schade. Auch ist eine Dupierung des Anthologien kaufenden Publikums nicht ausgeschlossen. Ein Herausgeber, der seine literarischen Fähigkeiten nicht einmal in seinem „Appell an das dichtende Deutschland“ bekunden kann, und ein Verlag, dem es an Druckaufträgen offenbar mangelt, schließen sich zur Rettung der deutschen Poesie zusammen und lassen die Kosten durch Vorausbestellungen bestreiten. Es ist schändlich, so lustig auch die Gimpelfängerei in jedem einzelnen Falle sein mag.

Dabei sind es nicht lauter Eitelkeitsnarren, die sich um die Fahnen der Herren Fastenrath und Konsorten scharen. Es sind auch gutgläubige Idealisten darunter, schüchterne Neulinge, weltfremde Adepten, die der Lockung nicht widerstehen können. Man braucht nur die Kataloge eines in ganz Deutschland berüchtigten Verlegers nachzulesen — ich muß nicht einmal seinen Namen nennen — und man wird mit Staunen wahrnehmen, daß dort berühmte Schriftsteller ihre Erstlinge drucken ließen. Sie alle gehören zusammen: Die Herren Anthologienherausgeber, die sich auf das dichtende Deutschland wahllos stürzen, die Massenverleger von Lyrik, die mit dem Druckkostenbeitrag des Autors schon ein gutes Geschäft machen, noch bevor ein Bändchen zum Vorschein kam, die zahllosen Institute, die sich auf dem Wege des Inserates zur Durchsicht, Ausfeilung und Drucklegung von schrift-



stellerischen Arbeiten empfehlen. Da ein wirklich begabter, selbständiger Autor ihrer nicht bedarf, rechnen sie mit der Ausbeutung der Ueberzähligen, treiben sie Wucher mit dem Dilettantismus, lassen sie sich wertlose Leistungen bezahlen, spiegeln falsche Tatsachen vor, verwirren jüngere Köpfe, häufen Schund auf Schund im Namen der deutschen Poesie. Daher der Ueberfluß an bedrucktem Papier, daher die übertriebene Vorstellung der literarischen Massenproduktion Deutschlands. In der Statistik zählen ja alle mit.

Die deutschen Schriftsteller haben im Grunde ernstere Sorgen, als sich um die Bekämpfung des weithin erkennbaren Schmarotzertums zu bekümmern. Ihr Verhältnis zu den anständigen Verlagsfirmen ist auch kein ideales und eine Reform auf diesem Gebiete ist weit wichtiger. Aber von Zeit zu Zeit ist es ganz wohlthätig, den einen oder anderen Glücksritter in der Herausgebermaske zu entlarven. Namentlich dann, wenn die Förderungssucht der ungedruckten Talente gar zu schamlos getrieben wird. Den Jüngern des dichtenden Deutschlands möchte man aber zurufen: Wenn Dir jemand für eine Vorausbestellung von fünf Mark Dichterruhm verspricht, so traue ihm nicht. So billig ist ein Sitz auf dem Olymp nicht zu haben.

### Zu den Briefen E. T. A. Hoffmanns.

Die Auszüge \*) aus drei Bamberger Theaterbriefen E. T. A. Hoffmanns im Heft vom 1. April mußten wegen Zeitmangels gedruckt werden, bevor der dafür wissenschaftlich verantwortliche Mitarbeiter Wortlaut, Schreibung und Interpunktion nachprüfen und seinerseits Erläuterungen in Fußnoten hinzusetzen konnte. Es ist daher fast durchweg unterblieben, die zahlreichen Unterstreichungen, die bei Hoffmann stets eine besondere Nuance bedeuten, durch Sperrdruck anzudeuten; ferner ist im I. Brief S. 510, Z. 9 „müsse“ gedruckt statt „mußte“, S. 512, Z. 13 „gefunden“ statt „empfunden“; im II. Brief S. 513, Z. 2 „unsere“ statt „unser“; im III. Brief Z. 11 „organisirt“, statt „reorganisirt“. Zur Erläuterung ist zu bemerken:

\*) Vom I. Brief haben wir den Anfang, vom II. und III. den Schluß fortgelassen.

Schluß des redaktionellen Teiles.

#### Zum I. Brief:

S. 511, Z. 2—4] Hoffmanns hier angekündigter Aufsatz ist in Bertuchs „Journal“ nicht erschienen, wie Herr Dr. Doege von der Bibliothek des Kunstgewerbemuseums mir mitteilt; nach dem nächsten Brief scheint es, daß Hitzig den Freund bewogen hat, den Artikel den „Musen“ zuzuwenden, die Hitzig bald darauf selbst in Verlag nahm.

Z. 6 f.] Gemeint ist die von Max Voigt wieder aufgefundene „Aurora“.

Z. 14] Also in der Art der Orakelreden des wahnsinnigen Berliner Musikers (in Hoffmanns „Ritter Gluck“), der sich für Gluck hält.

Z. 15] Ihnen, nämlich als Verleger!

S. 512, Z. 2] Der Pommer Friedrich von Herr war mit Hoffmann zusammen Assessor in Posen gewesen und wurde am 22. September 1801 zum Rath am Obergericht zu Warschau ernannt, wo Hoffmann ihn 1804 wiederfand. Jetzt (1812) war er Justizkommissar (=Rechtsanwalt) und Notar in Berlin (er betheiligte sich 1822 als solcher an der Stiftung von Hoffmanns Grabdenkmal).

Z. 4] Carl Wilhelm Eimbeck aus Berlin war 29. Januar 1801 Rath in Posen geworden und 1803 ans Kammergericht versetzt, wo er jetzt (1812) noch thätig war. (Später kam er als Geheimer Oberjustizrath ins Ministerium und trug als solcher ebenfalls zu Hoffmanns Grabmal bei.)

Ebenda] Der Altmärker Friedrich Beelitz war ebenfalls mit Hoffmann Assessor in Posen gewesen, wurde 6. April 1803 Rath daselbst und 1805 ans Kammergericht versetzt, wo er jetzt noch thätig war.

Z. 6] neulich, nämlich 26. März, wo Polen und Italiener in Bamberg einrückten.

#### Zum II. Brief:

Z. 13] Die Altenburg gehörte damals Hoffmanns Gönner, dem Medicinalrath Friedrich Adalbert Marcus.

Z. 18] Die Figur von Undinens Oheim Kühleborn hat Fouqué völlig selbständig geschaffen.

S. 513, Z. 13] War 12. bis 15. Dec. 1810 erschienen und kommt nach langer Verkennung in unseren Tagen in Hoffmanns Sinne wieder zu Ehren, als ein Programm für Kleistens Entwicklung.

#### Zum III. Brief:

Z. 3] Der Aufsatz erschien dann in den „Musen“ Bd. III, S. 157-67.



### Geschäftliches.

Unbestrittene Erfolge konnte anlässlich der Eröffnung der Automobilsaison 1909 in Nizza die Mitteldeutsche Gummiwarenfabrik Louis Peter A. G. in Frankfurt a. M. verzeichnen. Der Ausgang der Rennen, die nach der langen Winterzeit das erste automobilsportliche Ereignis bildeten, brachte für **Peters Union Pneumatic glänzende Siege** ein. Gleich am ersten Tage gewann der bekannte Rennfahrer Joerns überlegen in der heißumstrittensten aller Klassen mit der schnellsten Zeit des Tages und einer Geschwindigkeit von 130 km, was in Anbetracht des Umstandes, daß das Rennen bei strömendem Regen und auf schlüpfrigen Straßen stattfand, zur Evidenz die ausgezeichnete Leistungsfähigkeit und unübertreffliche Zuverlässigkeit von Peters Union Pneumatik beweist. Den zweiten Platz an diesem Tage konnte ebenfalls dieselbe Marke belegen. — Diesen Erfolgen setzte jedoch das Ergebnis des **La Turbie Bergrennens** die Krone auf. In diesem bedeutendsten Ereignis der ganzen Woche gingen die auf Grund der Erfolge des ersten Tages gehegten Hoffnungen

vollauf in Erfüllung. Lindpaintner siegte mit dem schnellsten aller Wagen (Opel), der mit Peters Union Pneumatik montiert war, vor einem Felde von 39 Startern auf eine Bergstrecke von 6400 Metern in 6 Minuten  $\frac{1}{6}$  Sekunden. Dieses Rennen hat an die Konkurrenten ganz außerordentliche Anforderungen gestellt und schlugen eine Reihe von Wagen in den Kurven um. Die schnellsten in der Ebene vom ersten Tage waren auch hier die schnellsten bergauf, denn Joerns wurde in der Gesamtklassifikation Zweiter, ebenfalls auf Peters Union Pneumatik. Es sei nur noch erwähnt, daß Lindpaintner mit seinem Opelwagen erst in der Woche vorher mit vier Personen und Gepäck die Reise nach Nizza über Frankfurt a. M.—Basel—Lyon—Marseille auf ganz miserablen aufgeweichten Wegen mit Peters Union Pneumatik zurückgelegt hatte.

Die Nizzaer Internationale Automobilwoche hat also aufs neue die Tatsache bestätigt, daß Peters Union Pneumatik sowohl als Touren- als auch als Rennreifen unter den führenden Weltmarken unbedingt an der Spitze steht.

### Alle Manuskript- und Büchersendungen

an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33.  
Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33; für Oesterreich-Ungarn: Dr. Felix Braun, Wien. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Hermann Goldschmidt, Wien I, Wollzeile 11. — Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76.  
Druck von J. Harrwitz Nachfolger G. m. b. H., Berlin SW. 48, Friedrichstr. 16.

Preis M. 1.00, kl. Tube M. —.60, Oesterreich-Ungarn Kr. 1.50, kl. Tube Kr. 1.00



seit sechzehn Jahren von Aerzten und Zahnärzten ständig empfohlen  
P. BEIERSDORF & Co., HAMBURG  
LONDON E. C., Idol Lane 7—8. Vertrieb für U. S. A. Lehn & Fink, NEW YORK





BOTTICELLI

BESITZER ED. SIMON

Go gle









---

17. HEFT.

22. APRIL.

1909.

---

## Die allerneueste Türkei.

Von einem Balkanpolitiker.

Als Freund und Beobachter des Grundcharakters des türkischen Volkes, in dem viele gesunde, lebendige Kraft wohnt, habe ich die Reformbewegung, die scheinbar eine ganz neue Türkei schuf, immer so verstanden, daß wohl für den Augenblick die Springflut modern-kultureller Bestrebungen mit Konstitution, Religions- und Rassengleichheit das Bild eines europäischen Staates hervorbringen und die Korruption und das Gewaltsystem des Yildiz wegfegen werde, daß aber schließlich aus allen Gärungen ein erstarktes, national und religiös scharf geprägtes, islamitisches Türkentum hervorgehen werde, d. h. die „alte Türkei“ ohne das „hamidische Uebel“. Es ist dies unter den vorhandenen Bedingungen auch die natürliche Lösung. Das islamitische Türkentum, das unter den Einflüssen der Yildizpolitik nicht zum Zuge kam und in einer Art von Lethargie dem politischen Niedergang des Staates gegenüberstand, ist durch den allgemeinen Weckruf miterwacht. Und da es das stärkste, gesündeste, geschlossenste Element im Reiche ist, die christlichen Völker im ottomanischen Staatsverband politisch und national gespalten, moralisch niedriger stehen als die Türken, muß diesen die bisher nicht oder schlecht ausgeübte Führerschaft wohl oder übel zufallen.

Die Jungtürken haben das unstrittige Verdienst erworben, die Günstlings- und Palaisregierung umgeworfen zu haben. Aber ihr Programm war — wenn es echt gemeint gewesen sein sollte — nicht türkisch. Und nicht die Sultansreaktion wurde ihren Reformen gefährlich — sondern ihr untürkisches Grundstatut.



Der Verfassung, dem Parlament, der Verkündung gleicher Rechte für Alle, jubelten eigentlich nur die christlichen Bewohner des osmanischen Reiches zu. Die wirklichen Herren des Landes, die islamitischen Türken, standen abseits und schwiegen.

Gegen Reaktionsversuche des alten Regiments war das Jungtürkenthum stark genug. Obwohl es sich nicht danach benahm. Denn es unterhielt die ganze Zeit hindurch eine Nebenregierung; und doch wußten die Jungtürken ganz gut, daß die Komiteewirtschaft dem äußeren Ansehen der neuen Türkei sehr geschadet hat.

Gegenüber dem erwachten islamitisch-türkischen Nationalbewußtsein aber kommt das Reformsystem der Jungtürken nicht auf. Die Gleichberechtigung auf kultureller, europäischer Basis kann wohl heute schon als abgetan betrachtet werden.

Es sind nicht ausschließlich die Exzesse der türkischen Soldaten, die jetzt nach Herstellung der islamitisch-religiösen Vorherrschaft rufen, für das Urteil maßgebend, daß die Reformbewegung auf einen toten Punkt geraten war, nicht der Widerstand der Armee, um ihren exklusiv muslimischen Charakter zu bewahren, sondern weit mehr die heute in der Außenwelt noch immer nicht genügend gewürdigte Tatsache, daß das reine Türkenthum die Reformbewegung einfach nicht mitmachte, vielmehr ihr nur beobachtend gegenüberstand und nun gegen sie — aber durchaus nicht im Sinne der Herstellung des verhaßten, alten Palaisregiments — Stellung nimmt.

Damit ist die vielbewunderte, viel überschätzte Bewegung am Ende ihres Lateins.

Ich glaube nicht, daß Parlament und Konstitution in der Türkei wieder verschwinden werden — aber diese beiden Errungenschaften werden sich in Kürze, auch wenn die Jungtürken abermals die Oberhand gewinnen, doch in den Dienst der islamitisch-türkischen Vorherrschaft stellen müssen.

Und es wird gar nicht lange währen, daß wieder Klagen und Hilferufe der nicht-islamitischen Völker im türkischen Reich an die Adresse des Auslands gelangen werden, diesmal aber werden die Mächte gut daran tun, ehe sie an eine Einmischung in türkische Verhältnisse denken, sich klar zu machen, daß sie dann einer starken, vom Sultan und seiner Empfänglichkeit für auswärtigen Druck ganz unabhängigen, konsolidierten, reintürkischen Kraft gegenüberstehen werden, die sich innere Eingriffe kaum leichter gefallen ließe, als etwa Rußland bei seinem System der Russifizierung Finnlands und Polens.

Jetzt erst wird allmählig ein dauerndes Neubild der Türkei entstehen.

Alles bisherige waren Entwicklungsepisoden, Werdegangsmomente, die man vielfach schon für das „Neue“ hielt.



## Das große Problem.

Von

Albrecht Wirth.

Noch immer ist für unsre Historiker die Lage von Tigranokerta, die Zahl der Leibeigenen des Klosters von Sankt Gallen, und eine Karlsbader Note Metternichs weit wichtiger als die jüngste Vergangenheit. Bloß zwei Ausnahmen gibt es: die Beschießung von Paris und den Sturz Bismarcks. Die gewaltigen Dramen aber, die sich in der Gegenwart vollziehen, sie sind für die allermeisten unserer Historiker nicht vorhanden. Daher kommt es denn, daß wir in Deutschland stets unvorbereitet, stets überrascht sind, wenn irgendwo, sei es bei uns, sei es namentlich im Ausland, ein Gewitter losbricht. Die Metereologen wissen Lufterschütterungen zu erklären, und sogar einigermaßen vorauszusagen: an politischen Gewitterforschern ist jedoch ein betrüblicher Mangel. *Eventus stultorum magister* — dies beschämende Wort des alten Livius findet leider nur zu sehr auf unsere Ethnologen und Soziologen, auf Historiker, wie Politiker Anwendung. So beklagte es jüngst Lamprecht in der Vorrede zu einer Geschichte Japans, daß die kriegerische Kraft und der Aufschwung des Sonnenaufgangsreiches (der ja doch seit 1868 schon vorbereitet war und 1884, 1894 und 1900 deutliche Etappen weiteren Fortschrittes aufgestellt hatte) das deutsche Publikum so vollkommen überrascht habe. Es geht wirklich nicht mehr an, daß wir uns nur mit Schlachten Hannibals und Friedrichs des Großen, mit Klosterarchiven, diplomatischen Briefwechseln und Reichstagsakten beschäftigen, statt endlich einmal auch die außereuropäische Welt entschlossen in den Kreis unserer Studien zu ziehen. Und zwar gerade auch die jüngste Zeit, gerade auch die Gegenwart! Warum sollte im übrigen nicht einmal auch bei uns ein Herodot aufstehen, der heutige Perserkriege darstellte, ein Polybios, der heutigen Imperialismus beschrieb, und ein Tacitus, der die auswärtige Politik an der Peripherie der Kulturwelt gebührend berücksichtigte.

Ich wüßte mir kaum ein Problem geschichtlicher Forschung zu denken, das reizvoller wäre, als das türkische. Ein Reich von ungeheurer Ausdehnung und zugleich von ungeheurer Mannigfaltigkeit. Tripolis mit seinen Berbern und Negern und seinen Propheten des Panislamismus, den Senussi, der Balkan mit seinen gährenden Möglichkeiten, Kurdistan mit seinen noch ungebrochenen Bergbewohnern, Mesopotamien, das man nach einem Jahrtausend des Niedergangs neu zu beleben hofft, Anatolien mit seiner deutschen Bahn! Dazu ist Armenien eine Welt für sich, und ebenso Arabien. Gar nicht zu reden von den wirren, ewig wechselnden und ewig sich kreuzenden Einflüssen der Großmächte. Es ist ja begreiflich, daß allein diese Fülle der Bilder und ihre Disharmonie den Darsteller abschreckt. Dazu die Schwierigkeit der Quellen. Man sollte doch eigentlich türkisch



und arabisch, armenisch und albanesisch verstehen, nicht nur, um sich in den Geist der das osmanische Reich bewohnenden Volkheiten hinein zu versetzen, sondern auch, um so recht in die Ereignisse einzudringen. Weiter die verschiedenen Blaubücher und Gelbbücher und Grünbücher der auswärtigen Regierungen. Außerdem die gar nicht leicht zu erfassenden Statistiken, die erstens außerordentlich spärlich sind, und zweitens sehr stark voneinander abweichen. Endlich kommerzielle und industrielle Berichte über den Bau von Bahnen, über die Erschließung von Bergwerken, über Schiffsfahrtswege und Grundstücksertrag. Wie faszinierend ist z. B. die Vorgeschichte der Bagdadbahn mit den ersten englischen Entwürfen vom Jahre 1856, mit den Plänen des Oesterreichers Pressel, mit den Finanzierungsversuchen des ungarischen Klapka, des türkischen Konvertiten Noury Bey, des berühmten Gründungsgenies Strousberg (dessen Orientpläne bloß durch den Zusammenbruch des Franzosen Bontoux geknickt wurden), bis dann endlich die Deutsche Bank siegreich aus dem Streit der Bewerber hervorging. Ueber die diplomatische Geschichte der jüngsten Zeit haben wir zwar einige schätzbare Zusammenstellungen von Victor Bérard („La Question Turque“ und, soeben erschienen, „La Turquie et la Serbie“), sowie, in Ansehung Aegyptens, von Lord Cromer, dessen berühmtes Werk jedoch sehr tendenziös, und lediglich in majorem gloriam Anglorum geschrieben ist, während über die jüngste kommerzielle und industrielle Entwicklung Fitzners „Kleinasien“, und namentlich zahlreiche Aufsätze der wertvollen Zeitschrift „Asien“ dankenswerten Stoff liefern. Nirgend aber besitzen wir einen auch nur einigermaßen zusammenfassenden Ueberblick, der uns doch so Not täte. Freilich, wenn ein solches Werk vorhanden wäre, wer garantierte dafür, daß auch bei uns ein Publikum dafür da wäre! Vestigia terrent!

---

## Eine Erwiderung auf den offenen Brief Dr. Goehlers.

Berlin, 15. April 1909.

An die Redaktion der Neuen Revue und des Morgen.

In Nr. 14 Ihres geschätzten Blattes befindet sich ein offener Brief des Hofkapellmeisters Dr. Georg Göhler an Se. Exzellenz den Generalintendanten Grafen Hülsen-Haeseler, in welchem dessen Anschauungen in einen bewußten Gegensatz zu den unsrigen gebracht werden. Wir sehen uns daraufhin veranlaßt, zu erklären, daß alle Maßnahmen unseres Vereinspräsidenten in der Angelegenheit Bühnenverein-Genossenschaft durch einmütige Beschlüsse der Generalversammlung des Deutschen Bühnenvereins hervorgerufen worden sind, denen auch wir, wie es die uns aufgezwungene Lage gebot, zugestimmt haben.



Es ist demnach eine Entstellung der Tatsachen, wenn unsere Ansichten als denen des Präsidenten widersprechend hingestellt werden; wir können den Brief des Dr. Göhler aber als eine uns willkommene Gelegenheit benützen, um unserer Ueberzeugung dahin Ausdruck zu geben, daß Graf Hülsen-Haeseler während der ganzen Zeit seiner Präsidententätigkeit unermüdlich bei jeder Gelegenheit für die Interessen des Schauspielerstandes in selbstlosester Weise eingetreten ist.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Graf Seebach  
Dresden.

Baron zu Putlitz  
Stuttgart.

\* \* \*

Die „Dresdner Neuesten Nachrichten“, die wie viele andere Blätter den offenen Brief des Hofkapellmeisters Dr. Georg Goehler aus der Neuen Revue und dem Morgen abgedruckt haben, schreiben im Anschluß daran:

„Der bemerkenswerte Artikel zeigt deutlich, wo der Haken hängt. Graf Hülsen hat nach einem in den „Leipziger Neuesten Nachrichten“ veröffentlichten Interview von den „Schreibern“ gesprochen. So könnte auch der schlicht bürgerliche Vorsitzende des Scharfmacher-Verbandes bei irgendeinem Streik sich ausdrücken. Wir hegen gar keinen Zweifel, daß die Ursache des Unfriedens in dem Augenblick aus der Welt verschwände, wo Graf Hülsen nicht mehr der Führer der Gegenseite wäre. Er könnte sich dann noch ungestörter Werken wie Sardanapal und den Berliner Hoftheatern überhaupt widmen, über deren Rentabilität befragt, so erzählt der Interviewer, Graf Hülsen mit einem Schmunzeln antwortete.“

---

## Tolstoi und der Kult der Einfachheit.

Von

G. K. Chesterton.

Die ganze Welt hat gewißlich die Richtung zu größerer Einfachheit eingeschlagen — nicht gerade aus freien Stücken, sondern aus unumgänglicher Notwendigkeit. Und das ist nicht eine vorgeblich unschuldige bloße Laune, wie die der französischen Aristokraten vor der Revolution, die Pan einen Altar errichteten und den Bauernstand besteuerten, „weil es so ungeheuer kostspielig sei, das einfache Leben von Landleuten zu leben.“ Die Einfachheit, der die Welt zutreibt, ist die notwendige Folge all unserer Systeme und unseres Strebens nach Erkenntnis, mit einem Wort: unserer tiefen und unausgesetzten Beobachtung der Dinge. Denn das Weltall ist gleich einem jeden Ding darin: wir müssen es



wiederholt, ja gewohnheitsmäßig betrachten, bevor wir es sehen. Erst wenn wir es zum hundertsten Male gesehen haben, sehen wir es zum ersten Mal. Je fester wir aber die Dinge ins Auge fassen, um so mehr scheinen sie geneigt, sich zu einem Ganzen zusammenzuschieben und somit zu vereinfachen. Die Vereinfachung eines Dinges aber ist sensationell. Und so ist Monotheismus das sensationellste aller Dinge: es ist, als blickten wir lange auf ein Bild voll zusammenhangloser Motive und diese fügten sich plötzlich, mit einem gewaltigen Ruck gleichsam, zu einem furchtbaren, stieren Antlitz zusammen.

Wenige werden bestreiten, daß alle typischen Bewegungen unserer Zeit auf diesem Wege zur Vereinfachung begriffen sind. Jedes System möchte gründlicher sein als das andere, jedes sucht buchstäblich das andere zu untergraben. Alle großen Schriftsteller unserer Zeit unternehmen in der einen oder anderen Form den Versuch, den Zusammenhang mit dem Elementaren wiederherzustellen, oder, wie es mitunter derber und irriger ausgedrückt wird, zur Natur zurückzukehren. Die Riesen unserer Tage gleichen einander unzweifelhaft darin, daß sie auf verschiedenen Wegen ihrer Auffassung von der Rückkehr zur Natur folgen. Ibsens Rückkehr zur Natur vollzieht sich durch scharf umrissene Tatsachen; die Maeterlincks durch seine Neigung zur Fabel. Durch die Erkenntnis, wieviel er gelten lassen kann, kehrt Whitman zur Natur zurück; Tolstoi durch die Erkenntnis, wieviel er verwerfen kann.

Dieses heroische Verlangen, zur Natur zurückzukehren, gleicht nun in mancher Hinsicht dem heroischen Verlangen einer jungen Katze, ihren eigenen Schwanz zu fassen. Uns einzubilden, wir könnten der Natur, insbesondere unserer eigenen Natur Aug' in Aug' sehen, ist Torheit; es ist sogar Blasphemie. Es ist wie das Tun einer Katze in einem verrückten Märchen, die sich auf Reisen begibt in der festen Ueberzeugung, sie würde ihren Schwanz sehen, wie er am Ende der Welt einem Baume gleich auf den Wiesen wüchse. Und von außerhalb betrachtet, machen die Wendungen der Philosophen auf der Suche nach der Natur so ziemlich den gleichen Eindruck wie die Drehungen und Wendungen der ihren Schwanz verfolgenden Katze. „Du bist ein Gott, der sich verbirgt,“ sagt der hebräische Sänger. Und in aller Ehrfurcht sei gesagt, daß der Geist der Natur sich hinter des Menschen Rücken verbirgt.

Diese Erwägung ist es, die all der inspirierten Einfachheit und den tönenden Wahrheiten Tolstois einen Anhauch von Seichtigkeit verleiht. Wir fühlen es, daß ein Mensch nicht durch bloßes Eifern über komplizierte Zustände zur Einfachheit gelangen kann; ja, in lichter Augenblicken fühlen wir, daß ein Mensch sich Einfachheit überhaupt nicht geben kann. Bewußte Einfachheit mag leicht weit eigentlicherer Zierat sein als Luxus selbst.

Tolstoi würde sich kaum damit begnügen, Spott und Anklage gegen „Salomo in all seiner Herrlichkeit“ zu schleudern. Mit strenger und unfehlbarer Logik würde er noch einen Schritt weiter gehen: er



möchte Tag und Nacht auf den Wiesen verbringen und die schamlosen roten Blütenkronen von den Lilien auf dem Felde streifen.

Tolstois Erzählungen lenken unsere besondere Aufmerksamkeit auf diese ethische und asketische Seite seines Schaffens. In einem Sinne — und zwar im tiefsten Sinne! — ist Tolstois Werk natürlich ein aufrichtiger und edelsinniger Ruf nach Einfachheit. Die engherzige Ansicht, daß ein Künstler nicht lehren solle, ist heute so ziemlich in die Luft gesprengt. Das Wahre an der Sache aber ist, daß ein Künstler weit mehr durch seine bloße Eigentümlichkeit lehrt, durch seine besondere Erdschicht, seine Tracht, seine Mundart, seine Technik, kurz, durch die Seite seines Werkes, deren er sich wahrscheinlich gar nicht bewußt ist, als durch die ausgefeilten, pomphaften Morallehren, die er zärtlich für seine Ansichten hält. Der wahre Unterschied zwischen der Sittenlehre hoher Kunst und der Sittenlehre sorgfältig ausgearbeiteter lehrhafter Kunst besteht in der einfachen Tatsache, daß die schlechte Fabel eine Moral hat, während die gute Fabel eine Moral ist. Und die wahre Moral Tolstois tritt in seinen Erzählungen beständig zutage, die große Moral, die den Kern seines gesamten Schaffens bildet, deren er selbst wahrscheinlich sich nicht bewußt ist, ja, die er wohl heftig tadeln würde. Das seltsame, kalte, weiße Morgenlicht, das über all seinen Erzählungen liegt, die Einfachheit der Volkssage, mit der ohne irgendwelche weitere Identifizierung von einem „Manne und einer Frau“ gesprochen wird, die Liebe für die Eigenschaften unbelebter Körper: die Härte des Holzes und die Weichheit des Schlammes — fast möchte man sagen: seine Lust an diesen Dingen —, sein in der Wolle gefärbter Glaube an eine an der Wiege des Menschengeschlechts sitzende gewisse ursprüngliche Natürlichkeit: diese Einflüsse sind in Wahrheit Moral. Stellen wir daneben den in die Posaune blasenden, tobenden Unsinn des didaktischen Tolstoi, der nach obszöner Reinheit schreit und nach unmenschlichem Frieden, der das Menschenleben mit dem Hackmesser in kleine Sünden zerhackt, aus Achtung vor der Humanität Männer, Weiber und Kinder bespöttelt, einen unmännlichen Puritaner und einen Wildling in einem Chaos von Widersprüchen zusammenwirft: dann wissen wir wahrhaftig kaum, wohin jener Tolstoi verschwunden ist. Wir wissen nichts anzufangen mit diesem, kleinen, lärmenden Moralisten, der in einem Winkel eines großen und guten Menschen wohnt.

Auf jeden Fall ist es schwer, Tolstoi, den großen Künstler, mit Tolstoi, dem beinahe giftigen Reformator in Einklang zu bringen. Es ist schwer faßbar, daß ein Mensch, der die Würde des täglichen Lebens der Menschheit in so edlen Umrissen zeichnet, den göttlichen Akt der Fortpflanzung, durch den jene Würde Generation auf Generation erneuert wird, für böse erachtet. Es ist schwer faßbar, daß ein Mensch, der die herzerreißende Leere des Lebens der Armen mit so erschreckender Treue geschildert hat, ihnen wirklich jede einzelne ihrer armseligen Freuden mißgönnen kann, von der Liebelei bis zum Tabak. Es ist schwer faßbar, daß ein Dichter in Prosa, der den erdgeborenen Anwurf der Menschen, die innige Verwandtschaft zwischen einem



Menschenwesen und der Scholle, auf der er lebt, so machtvoll dargestellt hat, eine so elementare Kraft verneinen kann, wie die, die den Menschen mit seinen eigenen Vorfahren und seinem eigenen Lande verknüpft. Es ist schwer faßbar, daß ein Mann, der die verabscheuungswürdige Frechheit der Unterdrückung so scharf empfindet, nicht gegebenenfalls den Unterdrücker mit der Faust zu Boden schlagen möchte. Das alles aber entsteht aus dem Streben nach Einfachheit, dem Trachten, natürlicher zu sein, als es natürlich ist. Es würde nicht nur menschlicher, es würde auch bescheidener sein, wenn wir uns damit begnügten, daß wir nun einmal komplizierte Menschen sind. Die wahre Verwandtschaft mit der Menschheit würde darin beruhen, zu tun wie die Menschheit allzeit getan hat: den Besitz, zu dem wir berufen sind, das Glück, das uns beschieden ist, und die Geschicke unseres Geburtslandes mit aufrichtiger Neigung hinzunehmen.

Das Werk Tolstois hat noch eine andere, speziellere Bedeutung. Es stellt die Bejahung der furchtbaren Vernunftmäßigkeit dar, die den weitgehendsten Forderungen Christi zu eigen ist. In Wahrheit können wir dem, der uns schlägt, nicht unsere Backe hinhalten; wir können dem Dieb nicht noch unsern Mantel geben: unsere Kultur ist dafür zu kompliziert, zu hochmütig, zu empfindlich. Der Dieb würde trotzen und wir würden erröten; mit andern Worten: der Dieb und wir sind gleicherweise Empfindsame. Das Gebot Christi ist unmöglich, aber es ist nicht unsinnig; es ist vielmehr Vernunft, einem von Verrückten bewohnten Planeten gepredigt. Wenn die ganze Welt plötzlich von einem Sinn für Humor befallen würde, so würde sie sich selbst dabei betreffen, daß sie die Gebote der Bergpredigt mechanisch erfüllt. Nicht die einfachen Geschehnisse in der Welt stehen dieser Erfüllung entgegen, sondern der Trieb zur Eitelkeit, zur Selbstgefälligkeit und zu krankhafter Empfindlichkeit. Gewiß, wir können dem, der uns schlägt, nicht die Wange bieten, aus dem einzigen und zureichenden Grunde, daß wir nicht den Mut dazu haben. Tolstoi und seine Anhänger haben gezeigt, daß sie diesen Mut besitzen, und auch, wenn wir glauben, sie irrten: in diesem Zeichen sind sie siegreich. Ihre Theorie besitzt die Kraft eines äußerst dichtgefügtten Körpers. Sie repräsentiert die Lehre von der Sanftmut und von dem passiven Gehorsam, der die letzte und kühnste Form von Widerstand gegen jede Autorität ist. Wäre es dem Menschenwesen verliehen, wirklichen passiven Widerstand durchzuführen, sie würden die erschreckende Stärke unbelebter Dinge erlangen und die erbitternde Ruhe von Eichenholz oder Eisen, die ungestraft siegen und, ohne Demütigung zu erleiden, besiegt werden. Die von ihnen verkündete Lehre von des Christen Pflicht ist, daß wir nie durch Gewalt siegen sollten, sondern stets, sofern wir können, durch Ueberredung. In ihrer Legende überwältigt Sankt Georg den Drachen nicht: er bindet ihm ein rosa Band um den Hals und gibt ihm eine Schüssel Milch. Ihnen zufolge würde ein Kursus in beständiger Gutheit selbst einen Nero zu einem sanften Wesen umgewandelt haben. Ihr Vertrauen in die menschliche Natur ist wahrhaft ehrenwert und großzügig; es äußert sich durch die Weigerung, der





J. VERSPRONCK

BESITZER / O. HULDSCHINSKY







überwältigenden Mehrheit der Menschen Glauben zu schenken, selbst wenn sie ihre eigenen Beweggründe zu erklären unternehmen. Doch obwohl die meisten von uns aller Wahrscheinlichkeit nach geneigt sein würden, diese neue christliche Sekte auf den ersten Blick für kaum weniger schädlich zu halten als eine lärmende unvernünftige Sekte der Reformationszeit, würden wir damit doch in einen merkwürdigen Irrtum verfallen. Das Christentum Tolstois ist, wenn wir es näher betrachten, einer der packendsten und dramatischsten Zwischenfälle in unserer modernen Kultur. Es stellt einen Tribut an die christliche Religion dar, sensationeller, als wenn Sterne vom Himmel fallen würden.

Die Religion Christi ist, gleich manchen wahrhaftigen Dingen, unzählige Male widerlegt worden. Die Neuplatoniker widerlegten sie in demselben Augenblick, da sie ihren Lauf über die Erde antrat. Wiederum ward sie von den Skeptikern der Renaissance widerlegt, wenige Jahre nur, bevor ihre zweite, merkwürdige Verkörperung, die Religion der Puritaner, über viele Könige triumphieren und viele Länder zivilisieren sollte. Wir alle stimmen darin überein, daß diese Schulen der Verneinung und Zwischenspiele in ihrer Geschichte waren; aber wir alle hegen die Ueberzeugung, die Verneinung unserer eigenen Zeit müsse der Zusammenbruch der theologischen Weltordnung sein — gewissermaßen eine Götterdämmerung. Der Mensch des 20. Jahrhunderts glaubt wie ein Schulknabe von sechzehn, sein Zweifeln und Zagen seien Anzeichen vom Ende der Welt. In unsern Tagen sind die großen Irreligiösen, die nichts weiter taten als Gott absetzen und Engel austreiben, so weit übertroffen und überholt worden, daß sie beinahe als Rechtgläubige, ja Einfältige erscheinen. Ein jüngeres Geschlecht von Skeptikern hat eine unendlich anregendere Beschäftigung gefunden als auf eine Million Särge die Deckel aufzunageln und den Leib an ein einzelnes Kreuz zu schlagen. Sie haben nicht bloß die elementaren Glaubenslehren bekämpft, sondern die elementaren Menschheitsgesetze: Eigentum, Patriotismus, bürgerlichen Gehorsam. Sie haben die Kultur so offen angeklagt, wie die Materialisten die Theologie anklagten; sie haben alle Philosophen noch tiefer verdammt als selbst die Heiligen. Tausende von modernen Menschen wandeln ruhig und in hergebrachten Formen unter ihren Mitmenschen, während sie über wirtschaftliche Freiheiten und Grundbesitz Ansichten hegen, über die ein Voltaire geschaudert hätte wie eine Nonne beim Anhören einer Gotteslästerung. Und die letzte und tollste Phase dieser Saturnalien des Skeptizismus, die Schule, die den moralischen Wert der selbst von Piraten anerkannten Ideale von Mut und Gehorsam verneint: diese Schule stützt sich buchstäblich auf die Worte Christi. In der gesamten Weltgeschichte ist niemals der Lebenskraft eines alten Glaubens ein so furchtbarer Tribut gezollt worden. Damit verglichen, wäre es ein kleines, würde das Rote Meer entzweibersten oder die Sonne um Mittag stillstehen. Wir stehen dem Phänomen gegenüber, daß eine Gruppe von Umstürzlern, deren Verachtung aller Ideale von Familie und Nation in einer Diebeshöhle Schauer erregen würde, die sich frei zu machen vermögen von jenen in Fleisch und Blut unserer



Kultur übergegangenen elementaren Instinkten des Menschen und des Gentleman — sich nicht freimachen können von der Einwirkung einiger fernliegenden, in verderbtem Griechisch niedergeschriebenen Anekdoten. Stellen wir uns diese Tatsache lebhaft vor, so müssen wir erkennen, daß ihr etwas Betäubendes, ja Hypnotisches beiwohnt. Der überzeugteste Rationalist wird angesichts dieses Faktums plötzlich von einer seltsamen, uralten Vision beherrscht, sieht die ungeheuren skeptischen Weltentstehungstheorien unserer Tage als Träume den Weg tausend vergessener Ketzereien gehen und glaubt einen Augenblick lang, die neunzehn Jahrhunderte hindurch überlieferten dunklen Aussprüche könnten wirklich die Umwälzungen in sich schließen, von denen wir erst zu träumen angefangen haben.

Diese oben von uns an die Hand gegebene Bedeutung kommt fraglos den Tolstoianern zu, die, roh ausgedrückt, als die neuen Quäker bezeichnet werden können. Mit ihrem merkwürdigen Optimismus und ihrem beinahe erschreckenden logischen Mut bringen sie dem Christentum einen Tribut dar, wie keine Rechtgläubigkeit es je vermöchte. Es kann nur von Interesse sein, eine Revolution zu beobachten, bei der beide, die Gewalthaber wie die Rebellen, unter demselben Feldzeichen vorgehen. Doch selbst die Lehre vom passiven Gehorsam und alle ihr verwandten Lehren sind meines Erachtens nicht durch jene verständige Klarheit und Notwendigkeit gekennzeichnet, die ihre Anhänger für sie in Anspruch nehmen. Eine uns vorliegende Flugschrift weist eine ungewöhnlich hohe Zahl von Anführungen aus dem Neuen Testament auf, deren Genauigkeit keineswegs so packend ist wie ihre Dreistigkeit. Zunächst müssen wir Einspruch dagegen erheben, daß man gleichzeitig anführt und umschreibt. Wenn jemand erörtert, was Jesus sagen wollte, so soll er vor allem feststellen, was Er sagte, nicht, was dieser Jemand meint, daß Er gesagt haben würde, hätte Er sich klarer ausgedrückt. Hier ein Beispiel von Frage und Antwort:

Fr.: „Wie faßte der Herr selbst das Gesetz in wenige Worte zusammen?“

A.: „Seid barmherzig, seid vollkommen wie euer Vater; euer Vater in der Geisterwelt ist barmherzig, ist vollkommen.“

Darin ist vielleicht nichts enthalten, was Christus nicht gesagt haben würde — mit Ausnahme des abscheulichen, modernen metaphysischen Terminus „Die Geisterwelt“ —; aber zu sagen, es stehe geschrieben, Er habe das gesagt, ist wie wenn jemand sagte, es stehe geschrieben, Ihm seien Palmen lieber gewesen als Sykomoren. Es ist eine einfache, unverfälschte Unwahrheit. Der Verfasser sollte wissen, daß diese Worte für tausend Menschen tausenderlei bedeuten, und daß, wenn ältere Sekten sie so heiter umschrieben hätten wie er, er nie den Text empfangen haben würde, auf den er seine Lehre gründet. In einer Flugschrift, in der einfache gedruckte Worte nicht außer acht gelassen werden können, ist es nicht überraschend, wenn bei einem umfangreichen Gegenstand einmal eine irrige Anführung vorkommt. Hier aber ist in klaren, nüchternen Worten eine Aussage vorgebracht,



die wir glatt zu verneinen uns begnügen: „Das fünfte Gebot unsers Herrn sagt, wir sollten insbesondere bemüht sein, dieselbe Achtung für Leute aus fremden Ländern zu pflegen, und im allgemeinen für die, die nicht zu uns gehören oder gar Abneigung gegen uns haben, die wir für unsere Angehörigen hegen und für die, die mit uns übereinstimmen.“ Ich möchte wissen, wo im ganzen Neuen Testament der Verfasser diese gewalttätige, unnatürliche und unmoralische Mahnung findet. Christus selbst hatte nicht die gleiche Achtung für den einen wie für den andern. Es wird uns ausdrücklich gesagt, daß Er bestimmte Menschen besonders liebte. Es ist höchst unwahrscheinlich, daß er von andern Völkern dieselbe Meinung hatte wie von Seinem eigenen. Der Anblick der Stadt Seiner Geburt bewegte ihn zu Tränen, und das höchste Lob, das Er spendete, war: „Siehe, ein echter Israelit!“ Der Verfasser hat ganz verschiedene Dinge untereinander gemischt. Christus gebot uns, alle Menschen zu lieben; doch auch wenn wir alle Menschen ohne Ausnahme lieben könnten: es wäre dennoch irreführender Unsinn, zu verlangen, daß wir alle Menschen gleich lieb haben sollten. Wenn wir einen Menschen überhaupt lieben, so muß sein Eindruck auf uns wesentlich verschieden von dem sein, den ein anderer Mensch, den wir lieben, hervorruft. Christus hat nie gesagt, Er liebe die Menschheit: Er liebte die Menschen. Und der Grund dafür, daß den Tolstoianern der Gedanke von gleichmäßig verteilter Liebe erträglich ist, liegt darin, daß ihre Menschheitsliebe eine logische Liebe ist, eine Liebe, in die sie durch ihre eigenen Theorien hineingedrängt werden, eine Liebe, die einem Kater als Beleidigung erscheinen würde.

Der größte Irrtum von allen aber beruht darin, daß sie die Gebote des Neuen Testaments in fünf Regeln zerlegen. Bezeichnenderweise wird dadurch gerade das wesentlichste Merkmal dieser Gebote aufgehoben: ihre Ursprünglichkeit. Der Abgrund zwischen Christus und all seinen modernen Interpreten ist, daß wir keinen Nachweis besitzen, Er habe je Worte niedergeschrieben — außer mit Seinem Finger in den Sand. Wir haben nur Kunde von einem fortlaufenden erhabenen Gespräch. Tausende von Regeln sind davon hergeleitet worden, bevor die Tolstoischen Regeln aufgestellt wurden, und Tausende werden fernerhin daraus hergeleitet werden. Doch nicht um irgendeiner pomphaften Verkündung willen, nicht um irgendeiner sorgfältig ausgearbeiteten Ausgabe gedruckter Bände willen — um weniger herrlicher und unwirksamer Worte willen geschah es, daß das Kreuz auf Golgatha aufgerichtet ward, und die Erde sich auftat, und die Sonne sich verdunkelte um Mittag.

---



## Ein Dichter ruft. —

Von

Richard Wolfgang Worton.\*)

Ragen vom Erinnern zerkerbte Bäume an den Seiten eines Dammes.  
— Vor Tagen war ein Schneien gekommen und hat nun jeden kleinsten Ast, den das Sehnen aus dem Stamme streckt, durch seine schweigende, weiße Feierlichkeit sichtbar gemacht, auch für die tiefsten Nächte.

An einem der Stämme lehnt ein junger Dichter, und durchs Raunen der Saale horcht er auf die Mitternacht. Sie wird den Monat seines Hoffens, sie wird den März öffnen. —

Da — wie ein Leuchten plötzlich auffunkt — so richtete sich der junge Einsame auf. Eine Glocke sprach die Beschwörung der Mitternacht. —

Auf einer leichten Brücke steht er über der Saale. Der bald vollendete Mond öffnet die Wolken:

„März — Gesegneter meines Hoffens!

Ich weiß es — jetzt ist meine Stunde kommen!

Lehre mich, wie ich den Retter finde, der da für mich bestimmt! —

März — Gesegneter meines Hoffens!“

Dann war er durch den Schnee geirrt. Geirrt — denn schon lebte er in den Landen seines Werkes; und der Schmerz, daß die Not ihn bisher nur beginnen ließ zu bauen — einer tiefen Zuversicht war er gewichen. —

Er lebte in seinem Werk!

Das Tor war ja schon geschaffen. Er wollte unter ihm atmen, um dann aufzubrechen zur letzten Traumfahrt ins Ungeborene — denn bald, bald wird er ja auch das alles zeugen können.

So begann er: Leise zuerst, dann deklamierend, endlich jubelnd und losgelöst von allem Erinnern:

„Maria,  
Seele wellt über die Dinge, wenn mit dem Nachten  
Ruhe einherzieht;  
Wie an den Erd-Enden Wogen der Finsternisse  
Sich türmen  
Und weit und wölbend ihrer Feier  
Zwingende Gebärde über  
Die Vergänglichkeit spreiten.  
Tausendstimmiges Dunkel  
Gleitet als glanzsatter Mantel  
Würderuhig herab um die Welt!

\*) Ein junger Dichter spricht hier zum ersten Mal, der seine Schöpfer-Sehnsucht in hymnischem Ueberschwang ausströmt. Seine an Hölderlin und Novalis erstarkte Sprach- und Bilderkraft, die noch überüppig wuchert, verkündet eine so kühne und eigenartige Begabung, daß wir mit Freude auf sie aufmerksam machen, mag sie heute auch noch manchem Mißverständnis begegnen.

Die Red.



Und aus der Tiere Ruf,  
Dem trunknen Finden warmer Menschen,  
Da starren fremd erhaben  
Die Schatten von den tiefsten Trächten.

Sieh in der Kathedrale dieser offenen Nacht  
Kauern die müden Dinge der Welt,  
Wie von Stunden einer tiefen Not hierher gerufen,  
Einer Not,  
Die in ein Beten all das Getrennte gattet. —  
Die müden Dinge der Welt!  
Siehst du die vielen Tastenden,  
Wie sie mählich sich zusammenschieben  
Zu den flehend-gereckten Armen der Seele:  
Zu Sehnen und Traum?  
Und sieh da — zwei hochleitende Dämme  
Werden die Arme!  
Ich aber weiß es — sie ufern den Atem der  
Ewigen Fragen,  
Auf daß er rein den Mund wieder fände —  
Dem er entflohn.  
Die müden Dinge der Welt!  
So wund sind sie von den Schlägen  
Jener Schwingen aus Geißelsträngen,  
Die unsres Hastiglebens alten Geiern  
Schultern geben, gleich  
Entfesselten Kapitälen des Jähzorns.  
Und weißt du,  
In jede neue Nacht wühlt unser Erdensein  
Nur eine tiefre Bucht,  
Und wir könnten des schlafenden Licht's  
Führenden Traumklang hören, würden  
Ihm nach suchend den Pfad zur Sonne finden  
Und einst mit ihr erwachen.

Ja, dies Erwachen wäre dann das Schauern,  
Das unsern Brüdern, unsern Schwestern mangelt,  
Das Taten hervortreibt aus dem Leben —  
Hochsprießende, rankende Taten,  
Die kindlich-frisch und wie junge maihe!le Birken  
Plötzlich in das Uferlose lachten.  
Und ein Wachsen suchte sie heim  
Und ein Chor befreiender Rufe  
Bis unsres Hoffens Träume lebten.  
Ich aber weiß es, daß meine Sonne  
Jetzt niedersinkt zu den Knien  
Dieser offenen Nacht —  
Aufflammt — und sich hingibt.



Das aber, was ihr stammelnd entquillt,  
Fließt in den alten klaffenden Schrei  
Meines endlosen Sehnsens,  
Den meine schöpfereinsamen Nächte geweitet —  
Strömt hinein — schließet ihn endlich  
Und schwellt ihn zur Knospe.

Oh nun bricht der Brunnen unsrer Verheißung aus ihr —  
Sieh da hinauf — er teilt sich — er gleitet  
Hernieder —  
Fünf Strahlen schließen den Bund unsrer Hände.  
Die Stunde ist kommen, Maria! —  
Du! Um die Feuer meiner Stirne schließ deine Hände  
Und wie von Flügeln gotischer Altäre  
Mag dann sakraler Kühle weilendes Erhaben wehn  
Und meiner Sänge Taufut reifen  
Zu weißleuchtenden Perlen,  
Die bald schon als neue Idole  
Träufeln werden im Stundenglas,  
Das ich aus Himmel und Erde schmelzen will.  
Neue Träume! Ferner Geschlechter Leben und Gesetze!

Der Gott, der uns und unser Leben träumte —  
Siehe er ist nicht tot!  
Ich weiß es — ich bin seines Geistes!  
Und einige meiner Brüder sind's. —  
Sonst gibt es ja keine Zeuger als uns, die  
Schaffenden;  
Mütterleiber und Mütterkräfte  
Sind alles Andere uns! —  
Und ich will singen, weil ich ein Hoffen  
Sehe darin und weil vieles schon  
Ein Ahnen trägt!  
Auch unter jenen Brüdern und Schwestern,  
Deren Fleisch lüstig-blaß geworden,  
Seh ich schon einige,  
Denen die Schauer einer ungekannten  
Tannennacht, wo beim Frühlingsbersten  
Ferner Ströme der Mond ein unerhofftes  
Grün mählich aus dem Dunkeln schält,  
Denen jene Schauer ins Fleisch  
Zur Umkehr mahnende Runen gekerbt.  
Ich aber weiß, daß meine Mütter es sind,  
Die aus diesen Runen  
Einhalt entgegenstarren  
All den schwelenden Unbilden feiler Nächte.  
Um meines Rufens willen,  
Tun's die Mütter! — —



Andern schwillt das Stirngeäder,  
Als wittere das Blut darin  
Die neuen Sonnen schon,  
Die saugend noch an meiner Seele  
Firnenleuchten liegen.  
Ein Wachwerden seh ich,  
Darum dieses mein Grüßen,  
Euch Brüdern und Schwestern!  
Ich will es ja, daß gellwiehernde  
Stürme aus meinen Sängen schnauben  
Und daß Unrast aus ihren Leibern geige  
Zum Wirbeltanze um die alten Trügerwelten.  
Die müssen aufbrechen,  
Dann werden freien Sinnens lichte Grate  
Aus jeglichem steilen, der mir schwistert ist!  
Einen Ring will ich um unsern Stern  
Hämmern — und ich will mich  
Dazu auf die Schwingen unrastender  
Gottestrunkenheit stellen,  
Die ich über ein kreisend Knäuel  
Lichtdurchzuckter Hengste gespannt! —  
Ah die Hengste meines Zornes!  
Und mit den Wettern des ewigen Schreitens  
Will ich gen den Trugglast hämmern --  
Dieselben Rillen jenes ebbenden Trugs —  
Ich will sie zu Strombetten weiten  
Für die tausendarmige kommende Flut,  
Die meine Sänge beschwören!  
Ich weiß es — daß das Herz unsrer Tage auf  
Sie harrt — denn ein höher Pulsen soll  
Auf unserm Stern das Leben wieder treiben.  
Ich weiß es — noch hängen in Schwülen wie  
Lungernde Trauben  
Viel ringende Nächte irrender Brüder:  
Bald, bald aber wird mein brennender Morgen  
Seine lodernden Arme recken,  
Von deren Widerschein viel alte Schranken  
Zu ziehendem Gewölk zerquellen werden.  
Taten werden mit flammendem Fuß  
Ueber die trugbrachen Halden stampfen  
Und Schalen für die neuen Freuden  
Daraus schmelzen —  
Und werden weiter schreiten  
Zum Hörnertosen aus allen offenen  
Schreien der Sehnsucht —  
Werden nicht stehen  
Bis meines Zornes Flamberg  
In der alten Menschen-Sonne,  
Dem goldgierenden Arimaspenauge steckt! —



Maria! Nun will ich rufen!  
 Ihr Aare meines Höchsten Sinnens,  
 Die ihr allein nur kreisen könnt  
 Zwischen meinem Himmel und  
 Diesem Stern — wie Gluten zwischen Gatten kreisen,  
 Ihr Söhne der Höhen  
 Zieht einher in eurer Feier  
 Und rollt in den Stürmen  
 Eurer Schwingen herbei  
 Meinen Stern!  
 Und ich will meiner Himmel  
 Schöpfung künden!  
 Maria!“

## Neue Wiener Romane.

Von  
 Willi Handl.

II.\*)

Mit Meistern des Romans ist das heutige Oesterreich ja gesegnet. Sie sind aus der Unschuld des verliebten Anschauens und der hingeebenen Schilderung längst heraus, streben in leichtem oder in ernst bemühtem Anstieg der Bewältigung hochgipfelnder Probleme zu. Daß diese immer noch, in der Anlage oder in den Versuchen der Lösung, mit irgendeinem spezifisch österreichischen Element gemischt sind, spricht nur für die tiefwurzelnde Echtheit und Bodenverwandtheit dieser Dichter. Und von Wien kommen sie alle nicht los. So sehr jeder von ihnen auch seinen Willen anstrengt, zu möglichst weit-  
 ausgreifender Betrachtung menschlicher Schicksale, menschlicher Geschichte und Naturgeschichte vorzudringen; sein Sprungbrett bleibt doch immer der vertraute Boden dieser Stadt. In Burckhards „Die Insel der Seligen“\*\*) wird das nicht nur an den Ideen, sondern auch in der Formung offenbar — und leider mit der schreienden Deutlichkeit eines technischen Mißstandes. Dort, wo das Epos hingleitet, so frisch, so klug, so flott, wie nur irgendein geschriebenes oder getanes Werk von Burckhard, da hat es auch seinen natürlichen Wiener Schauplatz, der nicht nur die Heimat seiner Menschen, sondern auch die Heimat seiner inneren Bewegung, seines Gedankentempos und seiner sprachlichen Rhythmik ist. Sobald aber der Blick auf die Menschheit und ihre soziale Natur eröffnet werden soll, springt die Erzählung mit einer Plötzlichkeit, die nicht ganz angenehm überrascht, ins Wesenlose und allzu Will-

\*) Vergl. Heft 16.

\*\*) Verlag S. Fischer, Berlin.



kürliche. Nicht nur das Milieu des Bodens — die Insel der Seligen — ist namenlos und unvorstellbar, auch alles menschliche Geschehen wird Theorie, Erläuterung, absichtlich prinzipielle Darstellung, verliert an Bildkraft, an Plastik und damit an künstlerischem Wert. Nur ein paar ernste, großblickende Gedanken bleiben noch und ein feines Lächeln, das über die Gedanken wegführen kann, dorthin, wo der Zweifel wieder beginnt, — aber ohne die Schmerzen seines Stachels. Dieses Lächeln, das Verrat und Versöhnung in gleichem Maße in sich hat, ist so nachdrücklich und so herzlich österreichisch, daß es immerhin auch diesem zweiten Teile des Romans ein Stück der verlorenen Echtheit wiederzugeben imstande ist. Mit dem Verlust des Kunstwerkes, das sich mitten in der Entwicklung so plötzlich selbst zerstört, versöhnt es doch, daß der Künstler, der es schuf, noch aus den ungeordneten Stücken seiner Arbeit so hell und so lebendig zu erkennen ist.

Wie es denn überhaupt diesen Oesterreichern gemeinsam zu sein scheint, daß sie, je reicher ihre Technik wird, nur um so mehr in ihrer Kunst, ob sie es wollen oder nicht, von ihrer Person offenbaren müssen. Niemals noch war Arthur Schnitzler den Problemen seines eigenen Wesens so herzlich nahe, wie in seinem letzten Roman „Der Weg ins Freie“.<sup>\*)</sup> Was ihn und was an ihm beunruhigt hat, hier erscheint es klar und deutlich aufgeschrieben: die Unsicherheit des Juden in der modernen Kultur. Eine Handlung, so zart entwickelt und so leicht hingeführt, wie nur seine Meisterschaft es vermag, umwickelt sich auf das dichteste mit den trüb schattierten, unzerreißbar zähen Fäden, die aus der europäischen Judenfrage gesponnen werden. Wie diese Fäden alle Menschen untereinander verbinden und die Gedanken einer ganzen Gesellschaft hin und herleiten, so schnüren sie auch den freien Zug der Geschehnisse ein und pressen sich schwer um den eigentlichen, den poetischen Körper dieses Kunstwerkes. Wer bedeutende Gestaltung von Schicksalen erwartet, der wird enttäuscht. Nur bedeutende Fragen nach einem Schicksal erfüllen dieses Werk der inneren Schwere und der Bekenntnisse. Wienerisch ist die Farbe und die sprachliche Art seiner Menschen, österreichisch der leichte Zug, die gepflegte Noblesse seiner Führung. Aber das Gespinnst seiner Gedanken flicht sich um Probleme des Judentums, umklammert sie mit jüdischem Eifer, durchhellte sie mit dem Lichte jüdischer Geistigkeit. Daß dennoch aus dieser Vermengung verschiedenrassiger innerer Elemente eine künstlerische Einheit von hohem Wert und von eigener Art entstehen konnte, mag beweisen, daß diese Elemente trotz ihres scheinbaren Widerstreites gutartig und produktiv aufeinander reagieren können. Und das bedeutet im letzten Grunde die schönste Lösung der Fragen, die in diesem Buche ihr unruhiges Leben führen: nämlich ihre Beschwichtigung und Aufhebung im harmonischen Kunstwerk.

Trotzig herausfordernd, als ein Ueberwältiger in kühnstem Stile, und in der Form vollendetes Muster der neuen österreichischen Literatur, stellt sich Hermann Bahr in seinem letzten Werke „Die Rahl“<sup>\*)</sup> vor

<sup>\*)</sup> Verlag S. Fischer, Berlin.

NEUE REVUE und MORGEN. 1909. Heft 17.



die Menschheit hin. So ist wenigstens seine deutlich verkündete Absicht. Er will Typen schaffen, die nicht für Wien und nicht für Oesterreich, nicht für diese oder eine vergangene Zeit allein gelten sollen, die, so verspricht er, die wichtigsten Glieder im Aufbau des ganzen menschlichen Geschlechtes vielbedeutend und für alle Kulturen gültig hinstellen werden. Er fängt mit diesem Roman erst nur an, und es bleibt abzuwarten, ob der Kreis, der von hier ausgeht, in seiner Rundung auch wirklich alles Wichtige in der menschlichen Natur, wie es der Dichter gewollt hat, umschließen wird. In diesem Roman aber, das kann mit Freude festgestellt werden, ist soviel Wiener Luft und Wiener Takt, daß man ihn, wie er nun einmal ist, als ein typisches, klares aufnehmen kann. Das Buch handelt von der Kunst, zu leben und sein Leben zu fördern. In zwei mächtigen Linien, die einander suchen, begegnen, durchkreuzen, entfliehen, ist dieser Sinn des Werkes mit schöner Anschaulichkeit hingezeichnet. Hier das Ideal, da der Schwärmer, hier Kraft des Lebens, die sich in ruhmreichem Können und in unbewußt schönem Blühen ausgibt, da Kraft der Jugend, die schäumt und anbetet und umklammert und sich ängstlich verhält, so wie das Leben sie zur bitteren Erkenntnis zwingt. Zwischen beiden der Dilettant, fein und schwach, geschäftig und untätig, gepflegt und gedrückt. Und ihm zur Seite wieder der Künstler, von seiner Gier des Gestaltens im Inneren angefressen, ewig unruhig, ewig ohne Befriedigung, blind für alles, was nicht sein Werk ist, und doch wieder mit einer gewissen Hellsichtigkeit begabt, die sich nur nicht in klugen und feinen Worten, die sich in jähren Ausbrüchen eines cholerischen Temperaments entladet. Das wären so ungefähr die Typen, die, wenn man die allgemeine Vorrede des Dichters beim Wort nehmen will, in diesem Buche, die ganze große Menschheit vertretend, erscheinen. Vier Typen von Gewicht und von Geltung, man muß es gestehen; aber sie könnten kaum überzeugen, könnten von ihrem Leben und vom Leben der ganzen Menschheit kaum so kräftig und in so einfachen Wahrheiten reden, wären sie nicht durch die glänzende Kunst des Stilisten und Epikers in einer Erzählung von merkwürdigem innerem Schwung und von solidester Haltbarkeit des Gefühls untereinander festgebunden. Auch in diesem Buche ist Wien; und nicht das Wien des sinnlichen Daseins, nicht das Wien des fröhlichen Spottes, nicht das Wien versonnener und bedrückter Schwermut, sondern ein selbstbewußtes, helläugiges, tätiges Wien, das auf der Suche nach einem neuen Stil des Lebens eigene Formen findet und zu eigenen Entschlüssen kommt. Dieses Werk ist, in dem festen Ton und in der aufrechten Haltung des Dahinschreitens, ein Bild des Wien, das die Besten der Stadt erhoffen und heranzubringen willens sind.

---



## Die Ehe.

Komödie von Bernard Shaw.

Deutsch von Siegfried Trebitsch.

(Fortsetzung.)

**Lesbia:** Darf man fragen, wer die Schlange mit dem Schwammgesicht eigentlich ist?

**Leo:** Das ist er nicht.

**Reginald:** St. John Hotchkiß, natürlich.

**Frau Bridgenorth:** St. John Hotchkiß! Na, der kommt ja auch zur Hochzeit.

**Reginald:** Was! Dann geh ich aber (er geht nach dem Turmausgang).

<b>Leo, (ihn festhaltend):</b>	} gleichzeitig hinter ihm her und ihn auf der Schwelle erweisend:	Nein, das wirst du nicht tun. Du hast versprochen, nett gegen ihn zu sein.
<b>Der General:</b>		Nein, alter Knabe, gehe nicht von Ediths Hochzeit fort.
<b>Frau Bridgenorth:</b>		Oh, bleibe, Rejgy. Ich bin ernstlich böse wenn du uns verläßt.
<b>Lesbia:</b>		Bleiben Sie, lieber Reginald. Früher oder später müssen Sie ihm doch begegnen.

**Reginald:** Vor einem Augenblick, als ich bleiben wollte, habt ihr alle mir die Tür gewiesen. Nun, wo ich gehen will, wollt ihr mich nicht fortlassen.

**Frau Bridgenorth:** Ich will Herrn Hotchkiß 'n paar Worte schreiben, er möchte nicht kommen.

**Leo, (neuerlich weinend):** Oh, Alice! (Sie kommt zu ihrem Sessel zurück, mit gebrochenem Herzen.)

**Reginald:** Oh, laß ihn nur. Sie soll ihren Kerl mit dem Schwammgesicht haben. Laß ihn nur kommen. Laßt nur alle kommen.

Er geht durch die Küche bis zu der Eichenkiste und setzt sich ärgerlich darauf. Frau Bridgenorth zuckt mit den Schultern, setzt sich an den Tisch, in Reginalds Nähe und hört mit sanfter Hilflosigkeit zu. Lesbia, die über Leos Tränen die Geduld verloren hat, geht in den Garten und setzt sich in die Nähe der Tür. Sie atmet die frische Luft ein, froh über die Erklärung von der häuslichen Dumpfheit der Angelegenheit Reginalds.

**Leo:** Es ist grausam von dir, Rejgy, unablässig zu behaupten, daß ich dich nicht gern habe.

**Der General (kommt väterlich zu Leo):** Mein liebes Mädel: alle Gesprächsthemen der Welt sind ja schon lange erschöpft. Gott weiß, daß ich die Gesprächsthemen der britischen Armee dreißig Jahre



hindurch erschöpft habe: aber deswegen habe ich sie doch nicht verlassen.

Reginald, (bitter): Sie erklärte mir, daß es wäre, weil sie meine Gesprächsthemata erschöpft habe.

Leo: Nicht weil ich sie erschöpft habe, verlaß ich ihn, sondern weil er darauf besteht, sie gerade dann zu wiederholen, wenn ich lesen oder zu Bett gehen will. Und Sinjon\*) amüsiert mich. Er ist so klug.

Der General (fühlt sich getroffen): Ha! Die alte Klage. Ihr wollt alle Genies heiraten. Diese Nachfrage nach klugen Männern ist lächerlich. Irgend jemand muß doch auch die flachen, bescheidenen, dummen Burschen heiraten. Hast du daran mal gedacht?

Leo: Aber es gibt so viele dumme Frauen, die man heiraten kann. Warum wollen die Dummen gerade uns heiraten? Ueberdies weiß Rejy, daß ich ihn ganz gern habe. Ich mag ihn, weil er mich haben will; und Sinjon liebe ich, weil ich ihn haben will. Ich fühle, daß ich Pflichten gegen Rejy habe.

Der General: So ist es: das hast du.

Leo: Und selbstverständlich hat Sinjon dieselben Pflichten gegen mich.

Der General: Seht! Seht!

Leo: Oh, wie dumm ist doch das Gesetz! Warum kann ich nicht beide heiraten?

Der General, (schockiert): Leo!

Leo: Nun, ich liebe beide. Ich möchte 'ne ganze Masse Männer heiraten. Rejy möchte ich für den täglichen Gebrauch und St. John für Konzerte und Theater und um des Abends auszugehen, dann ungefähr einmal jährlich am Schluß der Saison, einen großen strengen Heiligen, und dann noch einen ganz wahnsinnigen Idioten von Jungen, mit dem ich nach Gutdünken ganz schlecht umgehen könnte. Ich bin so selten schlecht; und wenn ich es einmal bin, ist es jammerschade, es nutzlos zu vergeuden, bloß weil's zu verrückt ist, einem erwachsenen, wirklichen Manne zu beichten.

Reginald: Ja das ist so die Sache, weißt du — (hilflos). Na, so ist es!

Der General, (entschieden): Alice: das ist etwas für den Barmeciden. Er ist Bischof: es ist seine Pflicht, mit Leo zu reden. Ich kann eine tüchtige Portion vertragen; wenn es aber was mit offener Polygamie und Polyandrie ist, dann muß etwas geschehen.

Frau Bridgenorth, (zur Tür des Arbeitszimmers gehend): Komm einen Augenblick zu uns, Alfred. Hier ist 'ne Schwierigkeit.

Bischof, (von drinnen): Frag Collins, ich bin beschäftigt.

---

\*) So sprechen die Engländer St. John aus.



Frau Bridgenorth: Collins nützt hier nichts. Es ist ganz was Ernstes. Komm nur auf einen Augenblick Lieber. (Als sie ihn kommen hört, setzt sie sich in einen Stuhl am nächsten Ende des Tisches.)

Der Bischof kommt aus seinem Arbeitszimmer. Er ist seinen Jahren nach ein schlanker, tätiger Mann, seinem Temperament nach jünger als seine Brüder. Er hat eine zarte Haut, schöne feine Hände, eine vorspringende Nase mit einem dazu passenden Kinn, einen kurzen Bart, der seinem scharfen Kinn Nachdruck verleiht, kluge humorvolle Augen, nicht ohne einen Schimmer von Bosheit. Seine Sprache ist breit und glänzend. Er hat das Gehaben eines Mannes, der erfolgreich ist und sich immer für sich selbst interessiert und im allgemeinen mit sich wohl zufrieden ist. Als Lesbia seine Stimme hört, wendet sie ihm ihren Stuhl zu und erhebt sich sofort. Sie steht auf der Schwelle und hört dem Gespräch zu.

Bischof, (zu Leo gehend): Guten Morgen, meine Liebe. Hallo! Du hast Reginald mitgebracht. Das ist sehr nett von dir. Hast du sie miteinander ausgesöhnt, Boxer?

Der General: Sie ausgesöhnt! Mensch, die ganze Scheidung war eine abgekartete Sache. Sie will einen Burschen, namens Hotchkiss heiraten.

Reginald: Ein Kerl mit einem Gesicht wie —

Leo: Nein, du darfst nicht, Rejy. Er hat ein sehr hübsches Gesicht.

Frau Bridgenorth: Und jetzt sagt sie, sie will beide heiraten und noch eine ganze Menge anderer Männer dazu.

Leo: Ich habe nicht gesagt, daß ich sie alle heiraten will: sondern nur, daß ich sie heiraten möchte.

Bischof: Eine ganz feine Unterscheidung, Leo.

Leo: Wissen Sie, nur so — gelegentlich.

Bischof, (sich behaglich neben sie setzend): Ganz richtig. Manchmal einen Dichter, manchmal einen Bischof, manchmal einen Feenprinzen, manchmal irgendeinen ganz Unbeschreibbaren und manchmal keinen von allen.

Leo: Ja: genau so ist es. Woher wissen Sie das?

Bischof: Oh, ich glaube, die meisten phantasievollen und gebildeten jungen Damen empfinden so. Ich würde keinen Pfifferling für eine geben, die anders dächte. Shakespeare hat vor langer Zeit gesagt, daß eine Frau für den Sonntag einen Gatten ebenso nötig hat wie einen für den Wochentag. Aber wie gewöhnlich, hat er den Gedanken nicht weiter ausgeführt.

Der General, (entsetzt): Soll das heißen —

Bischof, (ihn kurz unterbrechend): Ja, Boxer, bin ich der Bischof oder du?

Der General, (verdrießlich): Du.

Der Bischof: Dann frage mich nicht, was das heißen soll.



„Du hast nicht nach dem Warum zu fragen, du hast nur zu folgen und zu sterben“ —

Der General: Schön: fahr nur fort. Ich bin ja nicht so klug. Nur ein dummer Soldat. Ha! Fahre nur fort. (Er wirft sich in den Gitterstuhl wie einer, der auf das Schlimmste gefaßt ist)

Frau Bridgenorth: Aergere Boxer nicht, Alfred.

Bischof: Wenn wir ethische Fragen erörtern wollen, müssen wir damit anfangen, dem Teufel eine freie Meinung zu gewähren. Boxer tut das nie. England tut das nie. Wir nehmen immer an, daß der Teufel schuld ist; und erlauben ihm niemals, seine Unschuld zu beweisen, weil es gegen die öffentliche Moral verstoßen würde, wenn ihm das gelänge. Wir pflegten mit Gefangenen, die des Hochverrats angeklagt waren, ein Gleiches zu tun. Die Folge davon ist, daß wir uns damit selbst leimen; und schließlich ist uns der Teufel doch über. Vielleicht wollen die meisten das grade.

Der General: Alfred: wir haben dich gebeten, Leo die Leviten zu lesen. Statt dessen liest du sie mir. Ich bin mir nicht bewußt, etwas gesagt oder getan zu haben, was diese unerwünschte Aufmerksamkeit verdiente.

Der Bischof: Aber die arme, kleine Leo hat nur einfach die Wahrheit gesagt; während du, Boxer, den Moralischen spielst.

Der General: Das ist wohl ein Epigramm. Ich verstehe Epigramme nicht. Ich bin nur ein dummer Soldat. Ha! Aber eine einfache Frage stellen kann ich. Sollen Leos polygamische Gelüste unterstützt werden?

Der Bischof: Denke an Großbritannien, Boxer. Du bist doch ein britischer General.

Der General: Was hat das mit Polygamie zu tun?

Der Bischof: Nun, die große Majorität unserer Mituntertanen sind Polygamisten. Als britischer Bischof könnte ich sie beleidigen, wenn ich mich nicht sehr vorsichtig über die Polygamie auslasse. Es ist eine sehr interessante Frage. Viele hochinteressante Männer sind Polygamisten gewesen: Salomon, Mahomet und unser Freund, der Herzog von — von — hm! Ich kann nie auf seinen Namen kommen.

Der General: Es würde dir besser anstehen, Alfred, dieses dumme Mädel zu seinem Gatten und zu seiner Pflicht zurückzuschicken, als klug zu sprechen und dich über deine Religion lustig zu machen. „Was Gott zusammengefügt hat, sollen die Menschen nicht trennen.“ Denk dran.

Der Bischof: Sei unbesorgt, Boxer. Was Gott zusammengefügt hat, wird schon kein Mensch jemals trennen: dafür wird Gott schon aufpassen. (zu Leo): Apropos Leo, wer hat dich und Reginald zusammengefügt, liebes Kind?



Leo: Das war jener entsetzliché kleine Geistliche, der nachher trank, mit einem Billett dritter Klasse reiste und dann zum Theater ging. Aber sie wollten ihn dort nicht haben. Er nannte sich Egerton Fotheringay.

Der Bischof: Nun, was Egerton Fotheringay zusammengefügt hat, soll Sir Gorell Barnes\*) um jeden Preis trennen.

Der General: Ich bin nur ein dummer Soldat; aber das nenne ich Lästerung.

Der Bischof, (ernst): Es ist besser, wenn ich den Namen des Herrn Egerton Fotheringay nicht unnütz führe, als daß du einen höheren Namen unnütz führst.

Lesbia: Könnt ihr drei Brüder euch denn nie treffen, ohne zu streiten?

Der Bischof, (mild): Das ist kein Streiten, Lesbia; das ist bloß das englische Familienleben. Guten Morgen.

Leo: Wissen Sie, Eminenz, daß es sehr, sehr lieb von Ihnen ist, für mich Partei zu ergreifen; aber ich weiß nicht recht, ob mich das nicht ein wenig verletzt.

Der Bischof: Dann bin ich, offenbar, etwas erfolgreicher gewesen, als Boxer, indem ich dich in die richtige Gemütsverfassung gekriegt habe.

Der General, (schnaubend): Ha!

Leo: Durchaus nicht; denn jetzt werde ich Sie verletzen — und ganz schlimm: Ich glaube, Salomon ist auch ein altes Biest gewesen.

Der Bischof: Genau dafür sollst du ihn auch halten, liebes Kind. Mach keine Entschuldigungen.

Der General, (noch mehr shockiert): Zum Teufel! Salomon kommt doch in der Bibel vor. Und schließlich ist Salomon doch Salomon.

Leo: Und ich bleib' dabei: Ich möchte noch immer mit 'ner Masse interessanter Männer intim sein, ihnen alles sagen, was ich denke, und sie könnten mir alles sagen, was sie denken.

Der Bischof: Das sollst du auch, liebes Kind, wenn du Glück hast. Aber weißt du, du brauchst sie ja nicht alle zu heiraten. Denke nur an alle die Knöpfe, die du anzunähen hättest. Außerdem gibt es nichts Schrecklicheres als einen Ehemann, der dir immer alles sagt, was er denkt und immer wissen will, was du denkst.

Leo, (betroffen): Na, das trifft auf Rejky zu; und das ist tatsächlich der Grund, warum ich mich von ihm scheiden lassen mußte.

Der Bischof, (teilnahmsvoll): Ja, er wiederholt sich in entsetzlicher Weise, nicht wahr?

---

\*) Sir Gorell Barnes ist der Präsident des Ehescheidungsgerichtshofes.



**Reginald:** Hör einmal, Alfred. Wenn ich Fehler hab, so laß sie sie gefälligst selbst herausfinden, ohne deine Hilfe.

**Der Bischof:** Sie hat sie schon alle herausgefunden, Reginald.

**Leo,** (ein wenig trotzig): Schließlich gibt es aber schlechtere Männer als Reginald, ich glaube schon, daß er nicht so klug wie Sie ist; aber so dumm, wie Sie glauben, ist er auch nicht!

**Der Bischof:** Ganz richtig, liebes Kind: tritt nur für deinen Gatten ein. Ich hoffe, du wirst stets für alle deine Gatten eintreten. (Er erhebt sich und geht zum Kamin, wo er sich behaglich mit dem Rücken gegen das Fenster hinstellt; er sieht sie alle drohend an als wenn er 'ne Stube voller Kinder vor sich hätte.)

**Leo:** Bitte, sprechen Sie doch nicht so, als ob ich ein ganzes Regiment heiraten wollte. Mehr als zwei gibt's für mich nicht, ich werde nie einen anderen lieben, als Rejy und Sinjon.

**Reginald:** Einen Mann mit einem Gesicht wie —

**Leo:** Nein, ich will's nicht haben, Rejy. Das ist ekelhaft.

(Fortsetzung folgt.)

## Rundschau.

### Finanzpolitisches.

Von Pluto.

Die plötzliche Vertilgung des jungtürkischen Regimes, die nicht ein mal von Europas Diplomaten geahnt war, hätte ungleich schärfer eingewirkt, hätten die Börsen nicht schon feste Nerven besessen. Und ohne unsere so umfassend gewordenen Haussepositionen, welche wie von selbst zu Verkäufen führten, würde sich die Allgemeintendenz noch vertrauensvoller ausgenommen haben. Worauf mußte denn alle Welt zuerst blicken, sobald die Möglichkeit einer Gefährdung unserer Finanz- und Eisenbahninteressen in Konstantinopel zu Tage lag? Auf Deutsche Bank! Dementsprechend sind aber doch die Aktien anfangs nur wenig und auch später nicht ernstlich zurückgegangen. Ebenso brauchten sich Turbanwerte nicht sofort stärkere Angriffe gefallen zu lassen, da man verhältnismäßig rasch bedachte, daß doch gerade unter dem früheren despotischen Sultanat die internationale Schuldenverwaltung am mächtigsten ge-

wesen ist. Dagegen überlegte man sich natürlich im ersten Augenblicke nicht, in welche Unsicherheit vorläufig alle jene bedeutenden Geschäfte kommen müssen, die mit den jüngst wieder verschwundenen neuen Faktoren in Verhandlung standen. Das sind aber auch Dinge, die vorläufig mehr die Hochfinanz als die Börse angehen, und letztere hat jetzt so viele Eisen im Feuer, daß ihr beim Umwenden der Eisen die Banken nur zu gerne helfen. Sonst würden nicht neu eingeführte Industripapiere, wie dies jetzt geschehen konnte, binnen ganz kurzer Zeit prozentweise gestiegen sein, oder gewisse Aktien bei ihrer Einführung zunächst ohne Kurs dastehen, weil eine erste Bank nur neun Stück zur Verfügung gestellt hatte. Solche Kunstmittel ergreifen die hochgeborenen Paten für ihre Patenkinder nur in Tagen, die ihnen höchst günstig erscheinen. Und man erkennt ja den Zug der Zeit schon an dem kräftigen Umpflügen des Bergwerksgebietes, auf dem diesmal schon Deutsch-Luxemburger seit der Besserung der Tendenz über 36 Proz. gewonnen hatten. Möglich,





CIMA DA CONEGLIANO

BESITZER : W. VON DIRKSEN







daß Herr Thyssen hier wirklich der Hauptkäufer ist, obgleich er dies alles doch bequemer bei seinem Konsortium haben dürfte, aber keinesfalls denkt die Spekulation heute daran, daß ihr ähnliche Erscheinungen schon voriges Jahr bei einem anderen Montanpapier: Phönix, begegnet sind, und daß dann dem up auch ein down gefolgt ist. In welchen Kombinationen erschöpft man sich nicht heut eben wegen der Deutsch-Luxemburger! — Das Bankenkonsortium selbst sollte sie kaufen, aus Reue darüber, früher zu viel, also zu voreilig abgestoßen zu haben. — Gelsenkirchen als späterer Rivale Thyssens sollte ebenfalls starker Käufer sein, und die Einwendungen, daß dieses gewaltige Unternehmen ja gerade jetzt mit einem enormen Geldbedarf an den Markt kommt, werden dadurch zu widerlegen versucht, daß die so reichen Generaldirektoren auch noch da seien. An eines jedoch denkt keiner! Wie wichtiges für jede Hausse bleibt, Leithämmel zu haben. Oder glaubt man vielleicht, daß es einzelnen Großbesitzern von kleineren Montanwerten mit einem engeren Markt gleichgültig bleibt, ob irgend eine bedeutende Aktie derselben Gattung plötzlich ins Ungemessene zu steigen beginnt? Von einem solchen Schimmer werden dann bald auch die kleineren übergossen, und die Herren können endlich verkaufen, verkaufen. Wie widerspruchsvoll übrigens die Meinungen über den Kohlen- und Eisenmarkt sind, beweist die Tatsache, daß nachträglich der erste Leiter der Dortmunder Union eine optimistische Rede zugunsten derselben elektrischen Schnellbahn Dortmund—Düsseldorf gehalten hat, von der bekanntlich noch kurz zuvor ein Direktor von Gelsenkirchen unter Enttollung eines recht zweifelhaften Zukunftsbildes aufs eindringlichste abriet. Trotzallem und auch ohne eine Art von Friedensbürgschaft durch das Zusammenstehen der beiden Zentralmächte, haben die Börsen schon Ursache, ihre feste Stimmung zu behaupten. Denn das Wichtigste ist wahr: Die letzte Krise hat keine Trümmer hinterlassen! Das ist das Außerordentliche an ihr und kann durch die Kurse jederzeit bestätigt werden. Noch ganz abgesehen von so großen Papieren, wie Nordd. Lloyd, die ja relativ geradezu ein Muster von Unentwegtheit sind, auch ohne daß erst die Cunard-Linie ebenso schlecht abzuschließen brauchte — aber man sehe sich nur zahlreiche Nebepapiere an! Einerlei, ob Spinnereien, Maschinen-, Steingutfabriken usw. usw., bei aller Divi-

denden-Verringerung ist ihre Notiz kaum stärker verändert.

\* \* \*

„Börsenschwindel“ ohne Börse scheint noch immer bei uns möglich zu sein, wie der endlose Prozeß Friedberg-Bohn leider nur zu grell beleuchtet. Es handelt sich hier um eine Firma, die ganz gewiß mit der Börse selbst nur wenig zu tun hatte und deren Adresse bei Ultimoabschlüssen recht leicht wog. (Man muß nur wissen, wie scharf die Berliner sind.) Eine auch nur oberflächliche Erkundigung würde daher fast regelmäßig zu Ungunsten jener Firma ausgefallen sein, ganz abgesehen davon, daß ein einigermaßen anständiges Auskunftsbureau auch niemals die überaus kostspielige Lebensweise Friedmanns hätte umgehen können. Wir sprechen so gerne von den leichtgläubigen Franzosen, allein ärger hätten auch die dortigen Groß- und Kleinstädter sich nicht nasführen lassen. Militärisch geschulte Zeugen, die sogar noch auf physiognomischem Wege zu Herrn Friedmann Vertrauen gefaßt haben, da sie ausdrücklich seinen ehrlichen, würdigen Gesichtsausdruck betonen, beweisen doch genugsam, wie gefährlich es gerade für Höhergebildete ist, sich einfach auf ihre selbständige Urteilkraft zu verlassen. Jedenfalls ist in diesem Augenblick noch gar nicht abzusehen, durch welche Neueinrichtungen, oder gar Gesetze man der Wiederholung solcher Vorgänge wie diesem Zusammenbruch vorbeugen könnte. Durch ein Verbot von Geschäftsreisen zu den Kunden gewiß nicht! In dieser Beziehung wird das bei uns bisher Ungewohnte, aber z. B. in Belgien längst Uebliche ziemlich pedantisch kritisiert. Haben doch auch sogar unsere Wechselstuben heute Stadtreisende, die ihnen, wie mancherseits versichert wird, unentbehrlich sind und die dann ebenfalls einem allgemeinen Verbot weichen müßten.

\* \* \*

Anleihen gebraucht man zum Regieren, hat einmal ein portugiesischer Staatsmann auf die persönliche Anfrage geantwortet, wozu Portugal soviel Geld brauche. Das war freilich nicht der jüngst verstorbene Graf Burnay in Lissabon, welcher Bankier, Anleihevermittler, Zeitungsbesitzer sowie Mitglied der Cortes war und in letzterer Eigenschaft fast jede Finanzoperation unbarmherzig zerpfückte, die nicht von ihm selbst unternommen



wurde. Augenblicklich tritt vor allem Spanien mit einem Milliardenprojekte hervor, das eine gute Konsolidierung seiner Finanzgebarung verspricht. Das Land selbst ist weit reicher, als das Ausland zu beurteilen vermag, so daß dabei auch in erster Linie nur eine innere Schuld in Betracht käme. Einen grotesken Gegensatz hierzu bildet Serbien, das seinen Katzenjammer tatsächlich in neuen 150 Millionen ausschlagen möchte. Hoffentlich gibt aber die Hochfinanz keinen Dinar her. Denn Sicherheiten fehlen, sofern nicht die monopolisierten serbischen Werte angestastet würden, von denen Deutschland schon einige Millionen besitzt. — Von einer russischen Anleihe großen Stiles vernimmt man augenblicklich nichts, trotzdem die neuen Eisenbahnprioritäten, weil sie als „billig“ galten, recht gut gezeichnet wurden. — Interessant ist endlich die Stellungnahme der schwedischen Regierung gegen die Anleihen ihrer Städte, von denen viele ziemlich unbedacht vorgegangen zu sein scheinen.

\* \* \*

Lerne leiden, ohne zu klagen! Diese Art von Selbstbeherrschung ist wohl den Aktiengesellschaften am allerwenigsten ans Herz zu legen. Denn sie prahlen mit ihrer vorzüglichen Entwicklung, sobald aus irgend einem noch so fernliegenden Grunde das Kapital vermehrt werden soll, und versuchen nach Kräften die Trauernden zu trösten, sobald die Dividende schmaler ausfallen muß. Eine Ausnahme hiervon pflegen unsere chemischen Fabriken zu machen, die von jeher, auch bei den glänzendsten Ausschüttungen, zu klagen beliebten. Entweder fürchtete man sonst zu starke Konkurrenz zu bekommen oder „die Begehrlichkeit“ der Arbeiter zu schärfen, oder gar die Steuerbehörden auf Jagd hinter sich zu sehen. An diesen alten, aber wenig bekannten Umstand tut man jetzt gut, sich zu erinnern, da ein Teil des Wiesbadener Handelskammerberichtes viel besprochen wird, in dem erste chemische Gesellschaften den Geschäftsgang ihrer Industrie darlegen, — ungünstig darlegen. Wären nicht die Jahresberichte selbst noch unveröffentlicht und außerdem die früheren äußerst kargen Textes, so würden diese neuesten Auslassungen vielleicht weniger einschneiden. So aber gibt es in der Tat zahlreiche Kapitalisten, die da glauben, es hier endlich mit einem Selbstbekenntnis der Direktoren zu tun zu haben, während

diese sich doch noch ganz auf der Höhe fühlen. Besser wäre es sogar, wenn ein solches Vollbewußtsein einer größeren Vorsicht und Voraussicht Platz machte. Als dann brauchte ein Gebiet deutschen Fleißes und deutscher Wissenschaftlichkeit, welches bis noch vor kurzem auch vorzüglich finanziert war, nicht so eindringliche Warnungen vor seiner Expansionslust zu vernehmen. Indessen, wer will im Glück gewarnt sein?

## Abhilfe.

Von K. W.

Noch ist Holle Kultusminister. Nur um zwei weitere Monate beurlaubt. Dadurch haben die Pläneschmiede neue Zeit erhalten, Kandidaten aufzustellen. Aber . . . .

. . . . Die Frage bleibt bestehen: wird ein neuer Kultusminister auf dem Wege der Reform — Holle hat für das Schulwesen zum wenigsten eine solche angebahnt — fortschreiten? fortschreiten können? Wenn er das ganze Gebiet überschauen soll, das man ihm unterstellt, kaum! Ausgenommen: er wäre mit napoleonischer Arbeitskraft ausgestattet. Doch — leider oder gottlob — die Welt wimmelt nicht von solchen Napoleonen. Unsere Zeit produziert mehr müde als starke Arbeitsmenschen. Ihr Schlagwort: Nervosität. Vor ihr wird sich ein Kultusminister kaum schützen können, solange — nun eben keine Abhilfe geschaffen ist. Was wir wollen? Trennung des Kultusministeriums in ein Ministerium für kirchliche und für Schulangelegenheiten. Und möglichst bald!

Die Kultur hat Fortschritte gemacht, gewaltige sogar, seitdem das Kultusministerium eingesetzt wurde. Das sind bald 100 Jahre her. Also: Abhilfe! Oder wollen wir erst wieder ein Jubiläum feiern?

## General Booth.

Von Eberhard Buchner.

Im Nordosten Berlins, in der Palladenstraße feierte die Berliner Heilsarmee dieser Tage, mit kleiner Verspätung, den 80. Geburtstag des Generals. Jeder, der die Heilsarmee kennt, weiß, daß zu einer solchen Feier viel



Spektakel gehört. Die Pauke dröhnt, die Trompeten heulen und die Menschen brüllen unter Tücherschwenken Hallelujah. Und dabei klatschen sie zum Ueberfluß noch schier unaufhörlich in die Hände, und wenn sie singen, so schreien sie und man fühlt sich wie rettungslos vergraben, verschüttet unter einem Chaos wüster Geräusche. Das ist so recht nach dem Herzen der Heilsarmee.

Aber schelten wir unsern Jubilar nicht! Was ist er doch für eine prachtvolle, aufrechte Persönlichkeit, der „alte liebe Kerl“, wie er von dem Höchstkommmandierenden der deutschen Heilsarmee in der Versammlung genannt wurde. Man mag über Wert und Bedeutung seines Werkes denken wie man will — der Mut dieses Mannes, der fabelhafte Elan seines Wirkens steht über allem Zweifel. Und trotz einzelner törichter Angriffe auf die Ehrlichkeit und Selbstlosigkeit seiner Arbeit. Hier ist wirklich einer, der ein Herz für die Mühseligen und Beladenen hat und dazu auch die Kraft, ihnen aus ihrem Elend herauszuhelfen. Wenn die Kirche nicht in Theorie und Dogmatik erstarrt wäre, diesen Mann müßte sie als einen der konsequentesten praktischen Vertreter ihrer Grundlehre hochhalten. Wenn einer, so ist er ein Christ von reinstem Wasser.

Nur die schnurrige Form dieser religiös-sozialen Bewegung verblüfft. Mehr noch: sie ärgert oft, reizt, stößt ab und widert an. Was soll dieser Reklametamam, was soll diese Sensationshascherei! Als kindische Spielerei erscheint der ganze komplizierte Apparat, den sich Booth da ausgesonnen hat, diese Armee mit den vielen Rangstufen, den Uniformen, den Kriegsliedern, den Kriegsberichten und den heißen Seelenschlachten in den allabendlichen Versammlungen. Nimmt denn Booth selbst das alles wirklich ernst?

Man darf nie vergessen, zu welchem Publikum Booth spricht. Er will ja zunächst nicht zu den Gebildeten kommen, sondern zu den Aermsten der Armen. Er hat es nur zu oft mit einer religiösen und sozialen Indolenz zu tun, der gegenüber die besten Absichten scheitern müssen, und so sucht er mit außergewöhnlichen Mitteln zu wirken. Aufrütteln will er aus dem Schlaf, und wo das Flüsterwort nicht genügt, da mögen die Pauken und Trompeten ein-

setzen. Wie ein Jahrmarktsschreier arbeitet Booth. Er steckt seine Leute in eine bunte Uniform, damit die Welt vor ihnen stehen bleibe, und dann legt er ihnen ans Herz, sich der größtmöglichen Exzentrizität zu befleißigen. (In England können sie dieser Direktive aus verschiedenen Gründen noch in ganz anderm Grade nachkommen als bei uns.) Und zweierlei ist es, was er damit erreicht: er macht das Publikum neugierig und er fesselt seine Leute.

Der Zweck heiligt die Mittel. Booth hat sich in seinen Schriften deutlich genug zu diesem jesuitischen Grundsatz bekannt; und hätte er es auch nicht gesagt, die ganze Organisation und Arbeitsmethode der Heilsarmee beweist es. An diesem Punkt wird zu allen Zeiten die Kritik an der Heilsarmee einsetzen. Glänzend sind die Erfolge von Booth, seine sozialen Leistungen (ich denke in allererster Linie an die Londoner Musteranstalten und die Kolonie in Kanada) sind hohen Preises würdig, aber der ausgesprochene Amerikanismus des ganzen Geschäftsbetriebs behält für uns die Nuance des Befremdlichen und Unpassenden.

Wollen wir hinzufügen: auch die Nuance des Undeutschen, des Exotischen? Die Berliner Feier für Booth hat diesen Eindruck doch wieder einmal recht lebendig werden lassen. Der Deutsche ist durchaus nicht der geborene Heilssoldat. In London hätte diese Feier einen ganz andern Schmiß und Schwung gehabt. Hier blieb sie trotz reichlichen Lärmens doch so ziemlich in der Alltäglichkeit stecken. Man wartete auf ein Crescendo, aber die Stimmung ging hinab, statt hinauf. Es ist auch gewiß kein Zufall, daß die höchsten Offiziere in Deutschland Engländer sind. Gewiß: der Kern der Heilsarmee ist international — die Form aber ist doch verzweifelt englisch oder wenn man will amerikanisch.

Für mich lag der Höhepunkt des Abends in der Aussendung der jungen Leute, die soeben die Kadettenschule der Heilsarmee absolviert haben. Es mochten an 40 oder 50 Jünglinge und junge Mädchen sein. Die standen erwartungsvoll und jeder erhielt (eine Bestallung, die ihn nun als Leutnant bez. „Leutnantin“) in irgendeine, vielleicht sehr ferne deutsche Stadt rief. Wenige Stunden ist zum Packen Zeit gegeben, dann muß die Reise angetreten wer-



den. Jeder bekam vom Kommandeur ein paar freundlich ermunternde Worte mit auf den Weg, und ein paar Zehrgroschen wird er außerdem noch erhalten. Dann geht's hinaus ins Unbekannte. So nimmt der Heilsarmee-soldat sein Schicksal aus seines Kommandeurs Hand — blindlings wird er ihm folgen. Ich kann mir nicht helfen: sie hat doch etwas Imponierendes, diese Armee von Idealisten.

## Helene Odilon.

Von v. S.

Der einstige Bühnenliebling, Helene Odilon, die bekanntlich in Oesterreich seit Jahren gegen die Entmündigung wegen Schwachsinn kämpft, die ungalante Richter über die galante Frau verhängen, hat „Memoiren einer Schwachsinnigen“ veröffentlicht, in welchen sie mit schier stupendem Zynismus ihr Liebesleben enthüllt.

Mir ist nicht bekannt, ob sie diese öffentliche Beichte ablegt, weil sie die Teilhaber an ihrer erotischen Karriere bloßstellen und ärgern, oder ob sie die Psychiater, die ihre mentale Zurechnungsfähigkeit bestritten haben, durch Gedächtnisproben ad absurdum führen oder ob die einst in aller Mund gewesenen Madame Sans Gêne nochmals von sich sprechen lassen wollte oder ob sie vielleicht nur der Suggestion eines spekulativen Verlegers folgte.

Genug daran — das Buch ist erschienen und wird von der Reklame an allen Ecken und Enden ausgeschrien.

Daß die Memoiren schlecht geschrieben sind und auch die Sucher erotischer Sensationen unbefriedigt lassen, steht fest. Dennoch haben sie es — wohl nur mit Rücksicht auf die Erinnerung an die verführerischen Bühnenleistungen der Autorin — zu Wege gebracht, daß sich zwei Lager, zwei Richtungen des Urteils über diese ganz minderwertige Publikation gebildet haben.

Die Einen empfinden bei der Banalität der Enthüllungen, bei der Demaskierung der einst in die Wolken gehobenen Künstlerin eine tiefe Enttäuschung. So gewöhnlich, so lediglich auf Routine basiert hatten sie sich ihr Bretterideal denn doch nicht gedacht. Und sehen das Buch als Attentat, als Selbstmord

der Künstlerin Odilon gegen sich und wohl auch als peinlichen Vorhalt der eigenen Täuschung über die Bedeutung dieser Frau an.

Indes die Andern sagen, das an und für sich wertlose Buch sei doch eine Notwendigkeit gewesen, eine logische Ergänzung des Charakterbildes der Künstlerin, die sich vielfach selbst spielte und darum nicht weniger Anspruch auf schauspielerische Bedeutung habe, etwa so wie Rousseau (!) seine Verirrungen veröffentlichen mußte, damit wir seinen vollen Wert erkennen.

Wer von den Beiden recht hat, — darüber will ich mir keine Entscheidung anmaßen. Aber die Verführerin des Publikums, wie man die Odilon in Wien nannte, dürfte ihren Zauber kaum nur mit Routine ausgeübt haben. Es wäre eine Routine gewesen, die mit der Wahrheit in der Kunst konkurrieren könnte.

## Die Osterfahrt der Gymnasiasten.

Von Dr. Karl Wilker.

In Programmen, in Verhandlungen, in Diskussionen nimmt es sich sehr gut aus, von Ueberbrückung der Kluft zwischen Arm und Reich, Hoch und Niedrig zu reden. Zum mindesten sichert man sich dadurch den Ruf eines gerecht oder auch eines sozial denkenden Mannes. Aber das ganze erinnert doch stark an Sophisterei — wenn man in die Lage kommt, danach handeln zu sollen. Möglich wäre es gewesen, eine solche Kluft zu überbrücken, wenn . . . .

Also: eine Schülerosterfahrt nach Rom hat das Kgl. Prinz Heinrich-Gymnasium zu Schöneberg-Berlin bewerkstelligt. Es beteiligten sich daran: 4 Lehrer, 15 Ober- und Unterprimaner, einige frühere Schüler der Anstalt, 5 Damen und der Bürgermeister von Schöneberg. Was die 5 Damen und der Bürgermeister mit der Sache zu tun haben, weiß wohl niemand recht (sie selbst vielleicht ausgenommen); 's kann auch einerlei sein. Was aber nicht einerlei sein kann, ist dieses: in unserer Epoche der Nervenchocks sollte man die Jugend möglichst an ein ruhiges Leben gewöhnen; sollte sie sich selbst finden lassen; sollte sie nicht peitschen, peitschen, peitschen . . . Oder ist diese



Berlin-Schöneberger Jugend bereits so stimulans-bedürftig, daß man sie durch eine Romreise etwas aufrappeln muß? Und dann: was sollen diese Jünglinge als Männer noch bewundern, wenn sie sagen können: „Das sahen wir mal vor vielen Jahren.“

Aber ganz abgesehen davon! Die Schule will Brücken schlagen. Unzweifelhaft . . . Wir verlangen: Einheitschule. Wir betrachten als erstrebenswert: Schulgeldfreiheit, wenigstens in dieser Einheitsschule. Doch was hilft das alles: man macht die Kluft an einer andern Stelle tiefer. Durch solch eine Ferienfahrt. Denn die Höhe der Kosten — 260 M. für jeden Teilnehmer — schließt eine Teilnahme aller Primaner an dieser Romreise aus. Und das wäre Grundbedingung gewesen: eine Schulreise ist nicht für die Minderzahl Glücksgütergesegneter. Sie soll für alle sein. Und muß deshalb Grenzen haben. Aber wie man's gemacht hat, hat man nur Grenzen zwischen denen, die's sich leisten können, und den armen Schluckern gezogen. Trotzdem: man brüstet sich mit dem Wort „Ueberbrückungen“.

Ich muß noch einen Zusatz machen: Die Idee der Schulreise hat vor allem die moderne Pädagogik der Landerziehungsheime aus dem Vergessen zu kräftiger Entfaltung gebracht, wie sie ja mancherlei Gutes den philanthropistischen Pädagogen abgelauscht hat. Landerziehungsheime haben auch Italienfahrten veranstaltet. Aber für sie fällt auch der gewichtige Faktor fort: die Kluft ist nicht da. Denn diese Schulen stehen einstweilen nur denen offen, die nicht darüber nachzudenken brauchen, was eine einmalige und dazu nicht notwendige (mithin luxuriöse) Ausgabe von 260 M. bedeutet. (Womit die ganze Italienfahrerei von Schülern noch lange nicht gerechtfertigt sein soll!)

Arbeiten wir nur lustig fort an unsern Ueberbrückungsprojekten. Aber ob sie je verwirklicht werden?

## Die Deutschen in Dahomey.

Aus Weidah in Dahomey erhalten wir folgende Zuschrift:

In Nr. 7 der „Neuen Revue“ und des „Morgen“ sagt Pluto in seiner finanzpolitischen Uebersicht: „Diplo-

matie und Handel stehen bei uns immer noch in peinlichem Gegensatz“ usw. Dazu interessiert vielleicht ein Beispiel. Der größte Teil des Handels in Dahomey befindet sich in deutschen Händen, die in der Kolonie ansässigen Firmen sind: H. Althof (Bremen, Kolonialhandels-Gesellschaft F. Oloff), I. K. Victor & Co. (Bremen), Victor Lohmann (Bremen), C. Goedelt (Hamburg), Deutsch-Südwestafrikanische Handelsgesellschaft (Hamburg), Otto Sander (Bremen). Jetzt denkt man daran, eine deutsche Vertretung hier einzurichten, und wer soll mit der Wahrnehmung der Konsulatsgeschäfte betraut werden? Herr „Charles“ Ungebauer, Kommissiönar der österreichischen Glasperlfirma A. Sachse & Co., Gablonz. Ungebauer selbst wohnt im englischen Lagos, wo sich bereits ein Konsulat befindet; sein Vertreter in Dahomey ist ein Prokurist österreichischer Nationalität.

Ich habe die Ehre usw.

G. T a e u f e r t, Prokurist,  
Leiter der Firma C. G o e d e l t.

## Gegen den Kaffeezoll.

Von einem Deutschen in Brasilien.

In Nr. 13 der „Neuen Revue“ (vereinigt mit dem „Morgen“) las ich unter „Finanzpolitisches“ eine Notiz, die mit den Worten „Es wird ein starker Kaffee werden“ einleitend, mir Anlaß bietet, die Gastfreundschaft der verehrlichen Redaktion für eine kurze sachliche Würdigung der m. E. sehr ernsten Frage nach der Zweckmäßigkeit der ventilerten Erhöhung unseres Kaffeezolles zu erbitten.

Bekanntlich ist Brasilien für die deutsche Handelsbilanz ein keineswegs zu unterschätzender Faktor. Deutschland steht unter den Lieferanten der großen südamerikanischen Republik direkt hinter England, also an zweiter Stelle. Unser Export dorthin ist allein in den fünf Jahren von 1902 bis 1906 von 2,6 auf 4,8 Millionen Lstrl. gestiegen. Als Abnehmer Brasiliens figurierten wir 1906 mit 9,3 Millionen Lstrl. oder ziemlich genau mit der Hälfte des Brasil-exports nach den Vereinigten Staaten, die bei weitem die größten Abnehmer der südamerikanischen Schwesterrepublik sind. Diese Ziffern zeigen schon



an sich, daß es sich um eine kommerzielle Verbindung handelt, die ein auf die Ausfuhr angewiesenes Industrieland nicht als nebensächlich betrachten kann. Nun aber noch der Aufschwung, den Brasilien genommen hat. In nur acht Jahren ist sowohl der Import, wie der Export dieses Landes um volle 100 Millionen Dollars gestiegen. Die Einfuhr, die sich 1900 auf 97,3 Millionen belief, schnellte bis 1907 auf 197,2 Millionen empor. Die Ausfuhr wuchs in der gleichen Periode von 165,4 auf 263,7 Millionen. Dieser, für die Entwicklungsgeschichte neuer Länder, wohl beispiellose Aufschwung kennzeichnet die Bedeutung, welche Brasilien als unser Geschäftsfreund hat und noch haben kann. Wenn sich daher die „Händler“ — und nicht nur sie, auch die Ältesten der Kaufmannschaft von Berlin stimmten beispielsweise in den Alarmruf ein — „wie Elektrizitätsdirektoren gebärdeten und von der bekannten Schädigung des Allgemeinwohls sprachen“, so hat man m. E. mindestens Anlaß, ihre Befürchtungen ernstlich zu prüfen. Vor allem möchte ich auch die Behauptung beleuchten, daß Brasilien sich Deutschland gegenüber „keineswegs sehr gerecht“ benommen habe und dem Lande, das ihm nicht nur „einen Hauptteil seiner Kaffeernte“ abnehme, sondern auch „sein bares Geld in seine Eisenbahnen, Provinzial- und Staatsanleihen stecke“, die Meistbegünstigung versage, die der nordamerikanischen Union zuteil werde. Der einfache Vergleich zwischen den Handelsbilanzen beider Länder und Brasiliens genügt völlig zur Erklärung dieser Bevorzugung. In der fünfjährigen Periode 1902 bis 1906 schloß die deutsch-brasilianische Handelsbilanz mit einem Saldo von 2 007 758 Lstrl. zugunsten des brasilianischen Exports. Dagegen erzielte Brasilien in der gleichen Zeit im Handelsverkehr mit den Vereinigten Staaten einen Export-Ueberschuß von 12 837 745 Lstrl., also von sechsmal so viel. Dabei genießt das Hauptprodukt der brasilianischen Ausfuhr, der Kaffee, in den Vereinigten Staaten absolute Zollfreiheit, während der Einfuhrzoll dieses Artikels bei uns schon heute 40,00 M. für den Doppelzentner beträgt. Dazu kommt, daß der Autor der in Rede stehenden Notiz denn doch die in brasilianischen Bahnen und Anleihen investierten deutschen Kapitalien zu über-

schätzen scheint. Von Bahnen kann nur die Santa Catharinabahn als deutsches Unternehmen angesprochen werden, und was die Anleihen angeht, so hätten, wenn man sie als Titel für die Anwartschaft auf Zollvergünstigungen ansehen wollte, Frankreich und Belgien, von England gar nicht zu reden, entschieden mehr Anspruch auf Meistbegünstigung, als wir.

Läßt sich nun eine Zollerhöhung auf Kaffee rechtfertigen? Die Antwort kann für jeden Kenner der deutsch-brasilianischen Beziehungen nur ein glattes „Nein“ sein! Für Brasilien ist der Kaffee bekanntermaßen wichtigstes Exportprodukt. Er repräsentiert mehr als 50 Proz. des totalen Ausfuhrwertes der Republik und mehr als 99 Proz. der Einnahmequellen des Haupt-Kaffee-Staates Sao Paulo. Infolge enormer Ueberproduktion hat der Artikel eine vieljährige Krisis durchzumachen gehabt, die das ganze Land in schwerste Mitleidenschaft zog und trotz drückendster Opfer, welche das Valorisationsexperiment der ganzen Nation auferlegte, noch heute nicht völlig überwunden ist; als Heilmittel hat man die Erweiterung des Konsums erkannt. Nichts einleuchtender, als daß Brasilien jede Nation als Freund betrachtet und behandelt, die ihm durch zollfiskalisches Entgegenkommen neue Absatzmärkte erschließt, und daß es umgekehrt allen Anlaß hat, mit Repressalien gegen solche Nationen vorzugehen, die ein Entgegenkommen verweigern, oder gar wie unsere Reichsfinanz-Reformer die Absatzmöglichkeiten weiter erschweren wollen. Welches Mittel der Pression steht nun aber der brasilianischen Bundesregierung zur Verfügung? — Nur eins: Das gleiche Budgetgesetz, welches die brasilianische Bundesregierung zur Ermäßigung ihrer Tarife um 20 Proz. ermächtigt, gibt ihr auch das Recht, um 20 Proz. über den Normaltarif hinauszugehen, mit andern Worten Differentialzölle zum Schaden solcher Länder zu erheben, die das Entgegenkommen weigern, welches Brasilien verlangt. An der eventuellen Anwendung dieses Mittels Deutschlands gegenüber zu zweifeln, liegt nicht der mindeste plausible Anlaß vor. Daß die deutschen Händler dem brasilianischen Kaffeeproduzenten keinen andern Lieferanten entgegenzusetzen haben, hat schon der Verfasser Ihrer Notiz anerkannt. Hinzu-



gefügt aber sei, daß umgekehrt: Brasilien die meisten Industrieerzeugnisse, die es heute von Deutschland bezieht, auch anderwärts erhalten könnte, so daß im Falle eines Tarifikrieges schwerlich ein Zweifel darüber aufkommen könnte, auf welcher Seite die Gewinnchancen lägen. Man denke sich nun, daß beispielsweise Frankreich bei Brasilien Meistbegünstigungsrechte erlangte, (und seine Chancen stehen dank der entgegenkommenden Haltung seiner Regierung nicht schlecht) während gleichzeitig Deutschland mit dem zulässigen Höchsttarife belegt würde. Das bedeutete Differenzierung um 40 Proz., die — das muß auch der größte Optimist einsehen — mehr wie hinreichend wäre, um Deutschland in allen den Industrien vom brasilianischen Markte zu verdrängen, in denen es Frankreich zum Konkurrenten hat, so beispielsweise in der Textilbranche. Schon die 20 Proz., welche die Vereinigten Staaten als Extravergünstigung auf Mehl, Farben, Tinten, Uhren, Gummiwaren, Lacke, Wagen (zum Wägen), Windmühlen, Klaviere, Schreibmaschinen, Eiskästen usw. genießen, haben für die meisten dieser Artikel hingereicht, um die deutsche Konkurrenz unschädlich zu machen.

Bei dieser Sachlage erschiene es denn doch mehr als fraglich, ob die Mehreinnahme aus dem Kaffeezoll, die wir selber bezahlen müßten, die Nachteile aus einem Akte kompensieren würde, den die Brasilianer nicht anders denn als feindselig anzusehen vermöchten. Unser Handel hat also sehr Recht, wenn er sich gegen den „starken Kaffee“ wehrt, den die Finanz-Reformer ihm zugedacht haben. E.

### Totenwache.\*)

Von A. S.

Man wird dieser Sonate in moll, die immer ergreifend, nur manchmal laut aufschluchzt und -schrillt, diesem Requiem, gewoben aus dem süßen Reiz und Reichtum einer herben Schwermut, die Seele kaum verschließen.

Eine junge Frau mit der Tragkraft mancher alten Märtyrerin tritt uns hier

\*) „Totenwache“ von Alice Fliegel, Verlag Harmonie, Berlin.

entgegen. Dies ist ihr Los: jahrelang in schweigender Ergebenheit an der Seite eines Gemahls ausharren zu müssen, der, obwohl Gottesdiener, unheiligen Trieben verfällt. Zwei Seelen wohnen offenbar in Pfarrer Birkners Brust: die eine, seiner Gemeinde geneigte, leuchtet in reinster Lauterkeit, die andere, nur den Seinen zugewendete, beschattet Frevler. Ja so fleckenlos-rein sein Ornat glänzt, so bemakelt dunkelt den Seinen sein kirchenfremdes Gewand. Aber des Glaubenspredigers Kleid tastet seine Frau, wohl in einer tiefen Gläubigkeit an das Gute, weder vor sich noch vor den Augen der Welt je an. Manchmal dünkt uns dabei, als wäre diese milde Dulderin eine jener frommen Frauen, wie wir sie auf gemalten Kirchenfenstern erblicken, und hier ins Leben gezaubert mit einer Seele durchsichtig wie Glas. Dann sehen wir in ihren Kindern, ihrem Sohne und besonders in ihrer Tochter Maria, ihre Trostengel, die das wachsende Bewußtsein des mütterlichen Wehs allmählich zu ihren Leidgeschwistern wandelte. . . Und nun trauern sie alle an der Bahre ihres geliebten und entliebten Vaters, wo die Kerzen weiße Tränen weinen, und ein wilder Schmerz spielt auf der Dreieinigkeit gütiger Herzen wie auf einer Orgel.

Und es ist gut an der Bahre dieses Entschlafenen Totenwache zu halten; denn alle Stimmen unseres eigenen, oft verirrt und verfehlten Lebens klingen uns hier in wehevoller Mahnung noch einmal an.

### Bildnisse aus Berliner Privatbesitz.

In der Berliner Akademie der Künste sind jetzt kostbare Porträts aus der Zeit vom fünfzehnten bis achtzehnten Jahrhundert zu sehen, die sonst den Blicken des Publikums entzogen sind. Die Mitglieder des Kaiser - Friedrich - Museums - Vereines haben sie zu einer reichen Ausstellung vereinigt, die beweist, daß die Berliner Sammler schon einen stattlichen Besitz zu erwerben verstanden haben.

Einige der bedeutendsten Bildnisse, die bisher noch nicht vervielfältigt worden sind, reproduzieren wir hier mit freundlicher Genehmigung des ausstellenden Vereines.

Schluß des redaktionellen Teiles.



### Geschäftliches.

Eine unbekannte Komposition Rossini's an das Tageslicht gebracht zu haben, ist das Verdienst des bekannten Hauses **Ludwig Hupfeld A.-G. in Leipzig**. Das Werk, ein Prélude für Klavier, dessen von der Hand Rossini's geschriebenes Original sich im Besitze der Familie Comte Pillet Will in Passy bei Paris befindet, ist im Jahre 1858 verfasst und dem jungen Grafen Pillet gewidmet worden. Altmeister Francis Planté, Frankreichs berühmtester Pianist der Gegenwart, hat diese verschollene Komposition Rossini's entdeckt und sie für die Künstlerrollen der Instrumente Phonola und Dea gespielt, sodaß das Werk jetzt der breitesten Oeffentlichkeit zugänglich ist. Im Aufbau und in der musikalischen Erfindung ist die Komposition ein echter Rossini. Das Stück, das für eine besondere

Gelegenheit komponiert zu sein scheint, ist von Feststimmung durchweht; der erste Teil weist strenge, tanzartige Rhythmen auf, der Mittelteil stellt eine Serenade dar, während der letzte Teil im italienischen Koloraturstil gehalten ist.

Rossini's Prélude für Klavier feierte seine Auferstehung am 1. April d. J. im großen Saale des Hotel de Pologne in Leipzig, wohin das Haus Hupfeld zur Vorführung seiner Instrumente die musikliebenden Kreise Leipzigs geladen hatte. Es gelangten auf Phonola und Dea ferner Kompositionen von Beethoven, Chopin, Mendelssohn, Grieg und anderer Meister zu Gehör, die mit Liedervorträgen der Konzertsängerin Frau Herta Geipelt aus Berlin angenehm abwechselten. An der künstlerischen Musikwiedergabe durch die Hupfeld-Instrumente konnte man auch diesmal wieder seine helle Freude haben.

### Alle Manuskript- und Büchersendungen

an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33.  
Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33; für Oesterreich-Ungarn: Dr. Felix Braun, Wien. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Hermann Goldschmiedt, Wien I, Wollzeile 11. — Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Kneesebeckstr. 76.  
Druck von J. Harrwitz Nachfolger G. m. b. H., Berlin SW. 48, Friedrichstr. 16.

## Das Prinzip der Sparsamkeit

sollte jedermann veranlassen, statt der teuren ausländischen Fabrikate die mindestens gleichwertigen **Salem Aleikum**-Cigaretten zu rauchen, deutsches Fabrikat und in Geschmack und Aroma unübertroffen. Salem Aleikum-Cigaretten. Keine Ausstattung, nur Qualität! Echt mit Firma: Orientalische Tabak- und Cigarettenfabrik „Yenidze“, Inh. Hugo Zietz. Deutschlands größte Fabrik für Handarbeit-Cigaretten.

	Nr. 3	4	5	6	8	10
Preis:	<hr/>					
	3 1/2	4	5	6	8	10 Pfg. das Stück.





REMBRANDT VAN RIJN

BESITZER / L. KOPPEL









TIZIAN

BESITZER / ED. SIMON





PIETER VAN DEN BOSCH

BESITZER / JAMES SIMON





---

18. HEFT.

29. APRIL.

1909.

---

## Bühnenverein und Bühnengenossenschaft.

Von

Hofkapellmeister Dr. Georg Goehler-Karlsruhe.

Mein Offener Brief\*) an den General-Intendanten der Königlichen Schauspiele in Berlin Grafen Hülsen-Häseler (Heft 14 dieser Zeitschrift) hat zwei Mitglieder des Bühnenvereins, die Herren Baron zu Putlitz und Graf Seebach, zu einer Erklärung veranlaßt (Heft 17). Es freut mich, konstatieren zu können, daß der Schlußsatz dieser Erklärung sich durchaus mit meiner Ueberzeugung deckt, vorausgesetzt, daß darin auf zahlreiche einzelne Fälle wohlwollendsten Interesses Bezug genommen sein soll. Es ist mir gerade in diesen Tagen von vielen Seiten bestätigt worden, was mir bereits bekannt war, nämlich, daß Graf Hülsen-Häseler ein äußerst gütiger, zartfühlender und wohlwollender Chef sei, der den Mitgliedern seiner Bühnen in jeder Weise entgegen-, ja zuvorkomme. Eine Menge einzelne Fälle und zahlreiche allgemeine Schilderungen passen alle zu diesem Bilde. Um dies alles aber hat es sich in meinem offenen Brief gar nicht gehandelt. Wenn ich mißverstanden worden bin und deshalb dies jetzt zur Ergänzung ausdrücklich hinzufüge, so muß ich eben so energisch betonen, daß diese außerordentliche persönliche Liebenswürdigkeit des Chefs, die allseitig anerkannt wird, sich mit den von mir aufgestellten Behauptungen durchaus verträgt.

Jeder Schauspieler wünscht nicht als zu Devotion verpflichteter Angestellter, sondern als Künstler behandelt zu sein, will das Recht seiner Kunst und seiner Persönlichkeit vertreten und vor allen Dingen

---

\*) Anmerkung. In dem „Offenen Brief“ sind zwei Druckfehler stehen geblieben: S. 501, Z. 24 von oben muß es heißen: „Kammerherr v. Ebart“, und S. 502, Z. 3 „deren Institution von Fallen gegen die Mitglieder geradezu strotzt“.



sich mit allen seinen Standesgenossen solidarisch fühlen dürfen!

Sobald sich's aber nicht um persönliches Wohlwollen, um huldvolle Gnade handelt, sobald Persönlichkeiten Gleichberechtigung fordern, sobald Künstler ihr Künstlertum verteidigen, hört das Wohlwollen vieler Bühnenleiter auf.

Ganz analoge Fälle kann man ja bei Großkapitalisten konstatieren. Sie sind Chefs von herzugewinnender Liebenswürdigkeit, haben sogar einen offenen Geldbeutel für ihre Angestellten, — als „Wohltäter!“ — sind aber die erbittertsten Reaktionäre, die tyrannischsten Selbstherrscher, sobald sie nur die geringsten freiheitlichen Regungen bei ihren Angestellten verspüren. Was ich also in meinem Offenen Brief schrieb, kann psychologisch sogar ganz ausgezeichnet zu der auch von mir mit Freuden ausdrücklich konstatierten Liebenswürdigkeit und dem persönlichen Wohlwollen des Berliner General-Intendanten stimmen. Dies Wohlwollen ist nur, wie der Fall Weingartner zeigt, sofort passé, wenn sich's um eine künstlerisch ernst zu nehmende Persönlichkeit mit selbständigen Forderungen handelt.

Daß jetzt der Bühnenverein sich auf die ärgste Scharfmacherei eingeschworen zu haben scheint, ist nur zu schieben auf die Haltung seines Präsidenten, nicht etwa seines Syndikus, den manche Kenner der Verhältnisse allerdings als den eigentlichen Machthaber im Bühnenverein ansehen. Dieser ist Jurist und es ist eine in 100 000 Fällen erwiesene, psychologisch durchaus begreifliche Tatsache, daß ein Jurist schon aus innerem Vergnügen an seiner Arbeit die Gegenpartei stets möglichst dick „einzuseifen“ sucht. Ich erinnere mich noch des unendlichen Behagens, das ein mir befreundeter junger Jurist über einen Mietvertrag empfand, den er für einen Hausbesitzerverein abgefaßt hatte; der Vertrag sah unendlich harmlos aus und erlaubte doch dem Mieter eigentlich kaum, sich in der Wohnung auch nur umzudrehen. In demselben Sinne hätte der juristische Angestellte des Bühnenvereins durchaus Recht, alles zu tun, was in seinen Kräften steht, um dem Bühnenverein eine Menge Vorrechte gegenüber der Genossenschaft zu sichern. Es wäre also falsch, auf die Schultern des Syndikus abzuwälzen, wofür der Bühnenverein verantwortlich zeichnet.

Daß ich dessen Präsidenten Graf Hülsen-Häseler als eigentlichen Verantwortlichen hingestellt und auf abweichende Anschauungen innerhalb des Bühnenvereins hingewiesen habe, bezeichnen die Herren Baron zu Putlitz und Graf Seebach als eine Entstellung der Tatsachen. Mich dünkt: nicht mit Recht. Jeder Leser aus jeder Partei hat aus der Schrift des Vizepräsidenten des Bühnenvereins eine ganz andere Tonart herausgehört als aus den Erlassen des Präsidenten. Und der Präsident hat am 30. Januar nicht nur die Beschlüsse des Direktorial-Ausschusses des Bühnenvereins vorgelesen, sondern diese mit den in Heft 14 zitierten „persönlichen“ Bemerkungen motiviert, die am meisten zur Verschärfung des Kampfes beigetragen haben. Daß die einstimmige Annahme der Beschlüsse des Direktorial-Ausschusses nur darum erfolgt ist, weil niemand Widerspruch gegen das Präsidium



wagte, ist bekannt. Wie's auf den Vorversammlungen zugegangen ist, das verschweigt ja des Sängers Höflichkeit. Daß die Einmütigkeit der Beschlüsse sofort umzustößen war, wenn der Präsident zur Besonnenheit gemahnt hätte, geht daraus hervor, daß von 110 Mitgliedern des Bühnenvereins gleichzeitig 64 Mitglieder der Genossenschaft sind, also gewiß sehr gern den völligen Bruch mit dieser vermieden hätten, und daß verschiedene sehr angesehene Mitglieder des Bühnenvereins den „bedingungslosen“ Abbruch allen offiziellen Verkehrs mit der Genossenschaft außerordentlich bedauern!

Daß Graf Hülsen-Häseler aber an der Spitze der Scharfmacher marschiert, daß er fast der Einzige ist, der die Beschlüsse des Bühnenvereins in rigorosester, „vorbildlicher“ Weise durchführt, beweisen folgende Tatsachen, durch die das hochachtbare Bemühen der Herren Baron zu Putlitz und Graf Seebach, ihren Präsidenten zu decken, vollends hinfällig wird:

1. Zahlreiche Bühnenleiter hatten den offiziellen Verkehr mit der Genossenschaft nicht abgebrochen. Um seine Autorität und die von ihm gewünschte völlige Isolierung der Genossenschaft durchzusetzen, erließ Graf Hülsen-Häseler in der Zeitschrift des Bühnenvereins folgende Verordnung: „Das Rechtsschutzbureau der Genossenschaft hat sich mit Anfragen an Mitglieder des Deutschen Bühnenvereins gewendet. Da nach den Beschlüssen unserer Generalversammlung ein Geschäftsverkehr mit der Genossenschaft nur noch in Schiedsgerichtssachen stattfindet, würde es hiermit nicht in Einklang stehen, wenn auf derartige Zuschriften überhaupt eine Antwort erginge . . . . Unsere Vereinsmitglieder werden deshalb darauf aufmerksam gemacht, daß jeder Schriftwechsel mit der Genossenschaft und mit den Vertretern ihrer Anstalten und Einrichtungen einzustellen sein wird.“

Ist das nicht Scharfmacherei des Präsidenten, die die meisten Mitglieder mißbilligen?

2. Es war an sehr vielen Bühnen üblich, daß die Genossenschaft ihre Versammlungen und Wahlen in einem Raum des Theaters abhielt. Auf diese Weise wurde vermieden, daß ihr Kosten für Saalmiete erwachsen usw. So auch in Wiesbaden. Kurz vor einer Versammlung der dortigen Genossenschaft traf nun eine Verordnung aus Berlin ein, die dem dortigen Intendanten, Herrn v. Mutzenbecher, verbot, eine Versammlung der Genossenschaft im Chorsaal des Theaters zu genehmigen. Herr v. Mutzenbecher mietete darauf im Kurhaus von sich aus für die Genossenschaft einen Saal. Ist das Berliner Scharfmacherei? Will Graf Hülsen dieses Vorgehen des Wiesbadener Intendanten an Allerhöchster Stelle melden oder ist er einverstanden mit Schroffheit in der Theorie und gnädigem Wohlwollen im Einzelfalle?

3. An den Stadtrat zu Halle schreibt Graf Hülsen-Häseler persönlich am 20. März: Der Beschluß des Bühnenvereins, den Mitgliedern keine Genehmigung zur Abhaltung von sogenannten Genossenschaft-Festen zu geben, ist lediglich aus dem Gedanken hervorgegangen, daß es gegenüber dem Vorgehen der Genossenschaft



Deutscher Bühnengehöriger praktisch und notwendig sei, einmal offen zu zeigen, „welch weitgehende „Wohltaten“ (!) der Deutsche Bühnenverein der Genossenschaft bislang erwiesen hat.“

4. Ausgerechnet am Tage der Delegierten-Versammlung der Genossenschaft läßt das Präsidium des Bühnenvereins bekannt machen, daß an sämtlichen preußischen Hoftheatern in Zukunft keine Vorstellungen zum Besten der Genossenschaft stattfinden würden.

5. Nach einer Mitteilung Berliner Blätter hat ausdrücklich Kaiser Wilhelm II. auf Vortrag des Grafen Hülsen-Häseler die Kabinettsordre Kaiser Wilhelms I. aufgehoben, nach der jährlich an jedem preußischen Hoftheater eine Vorstellung zum Besten der Genossenschaft stattzufinden hatte.

Ist das keine Scharfmacherei? Hat diese Kampfweise die Billigung des gesamten Deutschen Bühnenvereins?

6. Graf Hülsen-Häseler hat den Versuch gemacht, sich wegen der Boykottierung der Genossenschaft in die rein privaten Angelegenheiten eines seinem Kommando nicht unterstellten Hoftheaters einzumischen.

Es fragt sich nun, wie will sich zu dem allem der Deutsche Bühnenverein stellen? Zunächst haben ja eine Reihe tapferer Städte ihre Bühnenleiter beauftragt, entweder die Scharfmacherbeschlüsse der letzten Tagung des Bühnenvereins rückgängig zu machen oder aber aus dem Deutschen Bühnenverein auszutreten. Hoftheater, die in dem Vorgehen des Berliner General-Intendanten eine unerträgliche Einschränkung der eigenen Bewegungsfreiheit erblicken müssen, werden sich dem Protest gegen die jetzige Kampfweise gegen die humanitären Anstalten gewiß anschließen.

Dazu kommen die 64 Mitglieder der Genossenschaft, die gleichzeitig Mitglieder des Bühnenvereins sind. Diese müssen öffentlich Farbe bekennen. Entweder — oder! Entweder sie billigen das Vorgehen des Präsidiums, den Kampf bis aufs Messer gegen die Anstalten der Genossenschaft, dann sind sie als Männer von Ehre sofort verpflichtet, aus der Genossenschaft auszutreten. Es ist begreiflich, daß sie mit dem Austritt gewartet haben. Sie haben sicher alle gehofft, daß die Beschlüsse nicht in der Weise des blindesten Selbstherrschertums ausgeführt würden, sie haben sich zum Teil überhaupt nicht an die Beschlüsse gekehrt, haben Feste gestattet, Beiträge einkassiert, mindestens aber den Verkehr aufrecht erhalten. Jetzt aber, wo sie sehen, wie das Präsidium der Genossenschaft seine Macht zu beweisen sucht, jetzt, wo nach Mitteilungen der Blätter der Präsident selbst den Deutschen Kaiser zu Maßnahmen gegen die Genossenschaft veranlaßt, müssen sie Farbe bekennen. Ich kann nicht als Mitglied eines Gesangsvereins die Mitglieder einer Turngemeinde durch Nichtanerkennung ihres Vereins beleidigen, durch die heftigsten Schikanen schädigen und trotzdem Mitglied dieser Turngemeinde bleiben.

Als Männer von Ehre müssen sich die Mitglieder des Bühnenvereins, die gleichzeitig Genossenschafter sind, entscheiden: Entweder



sie erzwingen vom Bühnenverein, daß die Genossenschaft als Vertreterin des Schauspielerstandes wieder anerkannt und daß der . . . Kampf gegen ihre humanitären Anstalten sofort eingestellt wird, oder aber sie treten augenblicklich aus der Genossenschaft oder dem Bühnenverein aus. Beiden Vereinen weiterhin anzugehören, ist, wenn die Beschlüsse des Bühnenvereins aufrecht erhalten bleiben, für einen Ehrenmann unmöglich!

Ich muß noch einmal auf die Erklärung der Herren Intendanten Graf Seebach und Baron zu Putlitz zurückkommen. In dieser heißt es: „Die einmütigen Beschlüsse der Generalversammlung des Deutschen Bühnenvereins, denen auch wir, wie es die uns aufgezwungene Lage gebot, zugestimmt haben.“ Verstehen die Herren unter „aufgezwungener Lage“ die Ergebnisse der Genossenschaft-Versammlung vom 10. Dezember, so möchte ich bemerken, daß sie diese, über die ja auch durch Feinde der Genossenschaft berichtet worden ist, in falschem Lichte sehen. Wer infolge dieser Versammlung sämtliche 8000 Mitglieder der Genossenschaft in Acht und Bann tut und beleidigt, wer daraufhin einen maßlos scharfen, höchst unritterlichen Kampf gegen Wohltätigkeitsanstalten inszeniert, — (ohne die es noch tausendmal größeres Theaterelend gäbe und für die gewirkt zu haben trotz seiner Erklärung sich Graf Seebach niemals brüsten wird wie Graf Hülsen namens des Bühnenvereins), — der hat sich in den Kampfmitteln so arg vergriffen und sich selbst in den Augen aller Unparteiischen so herabgesetzt, daß nur schleuniges Einsehen dieses vielleicht begreiflichen, aber trotzdem bedauerlichen Irrtums ihn wieder gut machen kann.

Wenn den Herren des Bühnenvereins daran liegt, für die Bühnengehörigen zu wirken, wenn sie nicht bloß Redensarten machen, um ungestört ihre „Herrscherrechte üben zu können“, dann haben sie mit ihren Beschlüssen vom 30. Januar einen der schlimmsten taktischen Fehler gemacht. Daß sie einen Fehler gemacht haben, sehen sie ja alle ohne Ausnahme ein. Sie müßten doch auch wirklich ohne eine Spur von Urteilsfähigkeit sein, wenn sie nicht aus folgenden Tatsachen ihre Schlüsse zögen:

1. Die Genossenschaft hat, obwohl sie jetzt die Bühnenleiter zu Feinden hat, innerhalb vier Monaten an die 2000 neue Mitglieder gewonnen.

2. Solidarisch mit ihr fühlen sich auch diejenigen Bühnenmitglieder, die wegen ihrer geringen Gagen oder der Zahlungsverpflichtung zum Chorsänger-Verband den Jahresbeitrag zur Zeit noch nicht aufbringen können.

3. Fast die gesamte deutsche Presse ist energisch für die Forderungen der Schauspieler eingetreten.

4. Deutsche Städte protestieren gegen die Vergewaltigung ihrer Rechte durch die Beschlüsse des Bühnenvereins.

Es ist also gerade das Gegenteil von dem erreicht worden, was das Präsidium gewollt hat. Man wollte die Genossenschaft durch die



härtesten Maßregeln niederzwingen und hat sie mächtig, groß und unüberwindlich gemacht.

Also ein großer taktischer Fehler! Ein Präsident, unter dessen Kommando er begangen wird, ist untauglich zur Leitung in so kritischer Zeit. An die Spitze gehört ein Mann, der den richtigen Blick für die Situation hat, eine Persönlichkeit! Nicht ein sehr gütiger Chef, der Wohlwollen gegen einzelne Mitglieder und freundliche Gesinnung gegen die Schauspieler mit heftigsten Maßregeln gegen ihre Organisation verbinden zu können glaubt, der eine Vereinigung von Künstlern wie einen unliebsamen Arbeiterverein wegdekretieren möchte. An die Spitze des Bühnenvereins gehört eine eminent praktische Persönlichkeit, ein energischer Mann, der vor allen Dingen im eigenen Verein den richtigen Ton anschlägt, mit aller Schärfe zunächst einmal auf Mißstände im eigenen Lager hinweist, dem nicht die Einheit des Bühnenvereins das höchste Ziel ist, der nicht als ein für Kunst sehr empfänglicher Dilettant auch selbst die Oberleitung in künstlerischen Dingen beansprucht.

Der jetzige Präsident hat den zunächst schwer wieder gut zu machenden taktischen Fehler begangen, daß er sich durch eine künstlerisch durchaus nicht wertvolle Majorität im Bühnenverein hat verleiten lassen, den rücksichtslosesten Kampf gegen die Genossenschaft zu beginnen. Ein wirklich strategisch veranlagter Kopf hätte sich auf die guten Elemente der Bühnengenossenschaft und des Bühnenvereins gestützt und mit diesen den Kampf gegen schlechte Elemente in beiden Lagern geführt! Aber dadurch wären dem Bühnenverein allerhand Mitglieder verloren gegangen. In völlig guter Absicht, aber völlig ungenügender Sachkenntnis urteilen nämlich gerade sehr ehrenwerte Bühnenleiter so: „Wir dürfen die minder wertvollen Elemente des Bühnenvereins nicht vor den Kopf stoßen, denn sonst treten diese aus und führen dann an ihren Theatern, ohne die Bestimmungen des Bühnenvereins, noch schlimmere Wirtschaft.“

Diese Ansicht ist jetzt hinfällig. Denn, nachdem die deutschen Schauspieler und die deutschen Stadtverwaltungen erwacht sind, werden alle solche Zustände einfach sofort an das Licht der Oeffentlichkeit gebracht und beseitigt werden. Wäre dann der Deutsche Bühnenverein wirklich der Hort des Fortschritts und der Kultur der deutschen Bühnen, so würden die deutschen Städte ihren Theaterleitern einfach zur Pflicht machen, dem Deutschen Bühnenverein anzugehören. Statt dessen tritt nun gerade das Umgekehrte ein!

Was kann die Situation greller beleuchten, als daß die fortschrittlichsten Stadtverwaltungen — bezeichnender Weise sind's zunächst süddeutsche, österreichische und schweizerische, also nicht bürokratisch verknöcherte! — ihren Bühnenleitern die Weisung geben, aus dem Bühnenverein auszutreten!

Der Bühnenverein redet so kolossal viel von den Wohltaten, die er den Schauspielern erwiesen habe. Warum hat er trotzdem so wenig Leute, die Vertrauen zu seiner Tätigkeit haben? Warum gilt er allgemein nur als Interessengemeinschaft zur Verhütung gegenseitiger Schäd-



gung der Bühnenleiter unter einander (!)? Ist er wirklich die verkannte Unschuld?

Dann erlaube er einige Fragen: Warum hat er einen Vertrags-Entwurf durchsetzen wollen, in dem Vorrechte, die den Schauspieler auf's schwerste schädigen, mit größter Zähigkeit festgehalten wurden? Warum hat er die Schiedsgerichte eingeführt, die den Schauspieler verpflichteten, nicht an die öffentlichen Gerichte zu gehen? Warum hat er niemals aus eigener Initiative Mißstände an den Bühnen radikal abgeschafft, sondern sich alles von den Gegnern abzwängen lassen? Warum hat er in seinen öffentlichen Versammlungen nicht zugegeben, daß große Mißstände an vielen deutschen Bühnen herrschen, warum nicht öffentlich erklärt, daß er jeden Verstoß seiner Mitglieder gegen die Schicklichkeit oder gegen das Recht strengstens ahnden werde? Warum treiben sich noch immer an deutschen Theatern Bühnenleiter ungeniert in den Damengarderoben herum und erlauben sich selbst an großen Theatern die zotigsten Bemerkungen? Warum hat der Bühnenverein nicht längst seinen Mitgliedern allen, auch denen von Hoftheatern, das Betreten der Damengarderoben durch öffentlich gefaßten Beschluß ausnahmslos unter Androhung schärfster Strafen verboten? Natürlich werden die Direktoren sagen, sie müßten den Damen manchmal etwas Wichtiges mitteilen! Das ist nur Redensart. Ich kenne Theater, an denen dies Verbot auf das strengste durchgeführt wird, ohne daß die Kunst leidet.

Hat der Bühnenverein, wenn deutsche Gerichte erklärt hatten, es seien Mißstände an einem Theater vorhanden, öffentlich dem Direktor eine Rüge erteilt? Warum hat er jetzt z. B. nicht längst sachlich motivierte, beruhigende Mitteilungen zu dem Fall Dr. Dahlberg-Riga gemacht, der bereits zur Sperre des Theaters seitens der Genossenschaft und des Musiker-Verbandes geführt hat? Ist es Tatsache, daß ein Bühnenleiter Mitglied des Bühnenvereins geblieben ist, obwohl er wegen einer „Damen“-Angelegenheit gezwungen wurde, die Leitung einer Bühne niederzulegen? Will der Bühnenverein weiter an der schönen Praxis festhalten, auf Jahre hinaus „mehrere“ Mitglieder für „eine“ Stelle kontraktlich festzulegen und die, die ihm später nicht passen, die aber inzwischen durch Annahme eines anderen Engagements Vertragsbruch begehen würden (!), einfach laufen zu lassen? Will er nicht dem Rechtsschutz-Bureau der Genossenschaft und einzelnen mutigen Kämpfern für das Recht der Schauspieler mit aller Energie helfen, Mißstände auszurotten? Will er nicht öffentlich zugeben, daß im Lager des Bühnenvereins vieles besserungsbedürftig ist und manches passiert, was — sagen wir: wenig erfreulich ist?

Will er nicht einsehen, daß er selbst am besten fährt, wenn er mit den Tausenden von Idealisten unter den deutschen Schauspielern für die Hebung der deutschen Bühnen arbeitet? Weiß er nicht, wie maßlos noch jetzt gerade die besten Elemente des deutschen Schauspielerstandes unter dem Benehmen so manchen Bühnenleiters leiden? Will er nicht auf die Behandlung anständiger Mädchen durch die



Bühnenleiter etwas schärfer aufpassen? Ist es nicht beklagenswert, daß ein genauer Kenner der Bühnenzustände in einer der höchsten juristischen Stellungen noch vor kurzem erklären konnte, daß es besser sei, man vertusche es, wenn einer Schauspielerin von ihrem Bühnenleiter unsittliche Anträge gemacht würden, da sie als „schwieriges oder unangenehmes Mitglied“, wie leider viele Bühnenleiter alle unbequemen Personen beim Theater bezeichneten, sonst schwer Engagement fände? Ist es dem Bühnenverein nicht bedenklich, daß lediglich aus dieser Furcht junge Anfängerinnen beim Theater die Zudringlichkeiten von Direktoren stillschweigend dulden, so lange es nicht zum Schlimmsten kommt?

Hat ein Verein, der so viele ungelöste Aufgaben vor sich hat, das Recht, eine Vereinigung von etwa 10 000 Bühnenangehörigen, die sich ernstlich bemühen, für die Hebung ihres Standes zu sorgen, und ehrlich gegen unlautere Elemente in ihren eigenen Reihen kämpfen, öffentlich zu beleidigen, indem er ihre Nichtanerkennung dekretiert, und sie zur Unterwerfung zwingen zu wollen, indem er ihre Wohltätigkeitsanstalten zu schädigen sucht?

Gibt's im Deutschen Bühnenverein keine Männer mehr, die gegen solches Vorgehen protestieren?

Und nun noch eine Frage an den Präsidenten Grafen Hülsen:

Hat der Deutsche Kaiser wirklich auf Vortrag des General-Intendanten seiner Schauspiele die Benefiz-Vorstellungen für die Genossenschaft aufgehoben?

Hat der Deutsche Kaiser dabei erfahren, daß der Genossenschaft zirka 10 000 Bühnenmitglieder, darunter die größten Bühnenkünstler, angehören, nicht als untätige Mitglieder, sondern als Kämpfer für die Rechte des Schauspielers? Hat Er erfahren, daß Adolf Sonnenthal in gerechter Empörung über das Vorgehen des Bühnenvereins noch  $\frac{1}{4}$  Jahr vor seinem Tode Mitglied der Genossenschaft geworden ist, um zu dokumentieren, daß er sich solidarisch mit den Kämpfern für die Rechte der Künstler fühle?

Weiß der Deutsche Kaiser, gegen was für Mißstände die Genossenschaft kämpft?

Weiß der Deutsche Kaiser, daß ohne die Wohlfahrtsanstalten der Genossenschaft, gegen die sein General-Intendant wie ein rücksichtsloser Trust-Herrscher kämpft, Tausende von Schauspielern ein Alter in Not und Sorgen erwartete?

Wir Genossenschafter appellieren ab Imperatore male informato ad Imperatorem melius informandum!



## Schönheit und Symbolik des menschlichen Körpers.

Von  
August Strindberg.

Wie alles andere in der Natur ist das Skelett des Menschen durchaus zweckmäßig und vollkommen schön; schön in Maß, Verhältnissen und Form.

Das Becken ist ein Korb aus sächsischem Porzellan, der trägt die Eingeweide bei beiden Geschlechtern und das Kind bei der Mutter.

Der Brustkasten trägt nichts, aber schützt, und zwar das Edelste, das ist das Herz und die Lungen. Er heißt Kasten, ist aber ein Bauer, ein Fenstergitter, ein Schutzschirm, ein Staket. Plato nennt ihn Reuse.

Der Schädel ist nicht offen wie die beiden vorigen; der ist abgeschlossen; birgt, vielleicht verbirgt Geheimnisse. Er ist gewölbt, gleicht sowohl der Erde wie dem Himmelsgewölbe, von hinten der Erde, von oben dem Himmel. Er ist allerdings mehr dekorativ als eigentlich schön; und ein gebildeter Mann, vertraut mit dem Todesgedanken, sieht gern einen Schädel auf seinem Schreibtisch, wenn er auch keine Trinkschale daraus macht.

Von oben ist der Schädel ein Ovoid, eine Eilinie, die eine Entwicklung des Kreises ist. Legt man einen Vertikalschnitt durch den Schädel in der Höhe des ersten Eckzahns, erhält man ein sehr schönes Ornament vom Diagramm der Nasenlöcher und den andern Höhlungen. Auch von unten kann man den Schädel mit Lust sehen, denn da ist eine so reiche Ornamentik, daß man Motive entnehmen kann.

Die Glieder sind, wie sie sein sollen: Oberarm und Oberschenkel einfach und länger als die untern doppelten Teile; aber wie diese Hebevorrichtungen auch unvollkommen sein können, es gibt doch keine gerade Linie in ihnen. Alles schwillt an und nimmt ab, fließt und macht Uebergänge.

Die Knieschale ist bekanntlich ein Meisterwerk von mechanischer Kunst und schöner Kunst.

Die Muskeln, die man nicht anders sieht als im Anatomiesaal, bilden für sich einen ewig bestehenden Beweis, daß sie sich nicht selber geschaffen haben oder entstanden sind, sondern daß sie gemacht sind von einem Mechaniker, einem Instrumentenmacher, einem Bandagisten und einem gewaltigen Künstler. Der Bildhauer muß auch zur Muskelfigur greifen, wenn es darauf ankommt, wahr und schön zu sein. Legt sich aber die feine Haut darauf und sind alle Krümmungen mit Fett ausgefüllt und ausmodelliert, dann ist die Schönheit da; die kann übermenschlich sein und wirklich daran erinnern, daß der Mensch ein Ebenbild Gottes ist.

Die schönsten Muskeln sind das Deltoid auf der Schulter (Achsel) und der Biceps auf dem Oberarm, des Mannes Vorrecht; die Hüftmuskeln, des Weibes Ehre, und der schönste von allen, die Wade.



Der Deltamuskel oder die weibliche Schulter, die man in Oberlicht auf Bällen erblickt, ist oder kann eine kleine Parabel sein, also der Schnitt eines Lichtkegels, der parallel mit der Seite geht. Aber ich habe keine Skulptur gesehen, auf der diese Einzelheit besonders betont wäre, weder in der Aphrodite von Melos noch in der Venus von Medici, die beide hängende Schultern haben wie Thorwaldsens Schwanenhäuse. Diese Elfenbeinbälle, die jedoch keine Kugeln sind, zeigen sich erst in ihrer Schönheit, wenn sie vom Schlüsselbein gehoben werden; oder wenn das Weib sich schultert, mit Kopf und Hals in ihren eigenen Busen untertaucht.

Die Aphrodite von Melos besitzt zwei Linien, die das ganze Kunstwerk machen. Die linke Hüfte wird nach oben fortgesetzt von Sciaticus, und zusammen mit dem bildet sie eine Kurve von höchster Ordnung, die auf englisch cubical parabola heißt und mehrere Eigenschaften besitzt, die man in der analytischen Geometrie lernen kann.

Die rechte Hüfte ist gestreckt und setzt sich nach oben in einer Linie fort, die Sinuskurve heißt oder harmonische Kurve, die in der Musik und in der Meereswelle vorkommt. Das ist die Saite die vibriert; das ist die Wasserfläche, die im Winde schaukelt, wenn Aphrodite aus der Woge steigt und aus deren weißem Schaum geboren wird.

Dann kommen die Zwillinge, Gemini, die Wadenmuskeln, die unter der Haut des Weibes eine einzige Linie bilden, die schönste von allen. Die Wade ist eine Parabel genannt worden, ist aber eine Wurflinie, die des abgeschossenen Pfeils. Sie gleicht einem Kegelschnitt, ist aber nicht zu berechnen, doch ist der erste Teil gedrückter, der letzte steiler als bei der Parabel.

Man denke sich eine Bewegung, einen Wurf von der Ferse nach oben, und die Sprunglinie ist gebildet; denn mit der springt der Mann, und mit der trägt das Weib ihren sächsischen Korb, die kleine Frucht vom Baum des Lebens.

Man könnte die Schönheitslinie der Wade von einer logarithmischen Spirale konstruieren, bei der alle Radien in geometrischer Reihe zunehmen; und solche immanente Gründe muß es geben, denn fehlen sie, dann wird es etwas sehr Häßliches, das an die Flasche erinnert und vielleicht von der Flasche sich ableitet.

Auf der inneren Seite des Knies sitzt bei sehr jungen Frauen ein kleiner schwellender Muskel von ungewöhnlicher Schönheit. Der hat keinen Namen, ist sehr klein, unterbricht aber die Linie mit einem hors d'oeuvre. Diese Kurve heißt englisch Infinite branche, gleicht der Hornhaut des Auges und ist von hoher Gradzahl.

Nun muß ich sagen wie Herder, als er sich dem Verhüllten näherte: „Ich wünschte, ich schriebe für Griechen, die fürs Nackte erzogen wurden.“

Von des Weibes Busen und Schoß will ich sprechen, aber nur für Künstler. Die Profanen mögen es überspringen.

Die Brust des Weibes hat in ihrer höchsten Schönheit nichts zu tun mit etwas so elementar Niedrigem, wie die Kugel es ist. Sie ist keine Halbkugel, sondern nähert sich dem Hyperboloid, kann bei der



Jungfrau ein „Infinite branche“ sein wie die Vorderseite des Auges.

Die Brüste der Aphrodite von Melos sitzen zu weit unten und sind zu groß für den kleinen Brustkasten, nicht an sich, und sie wirken wie angesetzt, nicht wie herausgewachsen, denn sie haben keine Uebergänge.

Eine eigentümliche Linie, jedoch am meisten beim Mann markiert, ist die untere Grenze des Unterleibs. Das kann nichts anderes sein als eine Kettenlinie, Catenaria, die entsteht, wenn eine Kette oder ein Seil frei von seiner eigenen Schwere hängt: Seilschaukel. Und unter der Last der Eingeweide scheint die Haut gerade diese Form angenommen zu haben.

Unter dieser besitzt das Weib wie eine gedrückte Kuppel ein Zwickelgewölbe über der Geburt. Das ist eine große Schönheit und wird gebildet von einem sphärischen Dreieck, einem Segment der Mutter Erde, und ist auch das Symbol für die Mutterschaft.

— — — — —  
Jetzt mache ich es wie Herder (aber nicht wie Goethe), ich schließe.

Aber nicht eine gerade Linie findet man im menschlichen Körper, alles wogt wie die Meereswelle und die Harfensaite; da finden sich Fragmente der Ellipse (aber nicht des Kreises), Parabeln, Hyperbeln, Planetenbahnen und Kometenläufe. Doch die kompliziertesten von allen Kurven sind die des Knies, die eine ganze Konstellation ausmachen. Die Künstler schrecken davor zurück, die höhere Analysis besitzt keinen Namen dafür, aber auf Photographien nach der Natur ist oft auf dem Knie ein menschliches Antlitz zu sehen (Athlet in München).

Für unsern heutigen Geschmack braucht die Gestalt des Weibes nicht unbekleidet zu sein, sondern halbbekleidet spricht uns mehr an. Zu den schönsten, die ich kenne, zähle ich: Aphrodite (und Eros überreden Paris und Helena) im Museo Nazionale von Neapel und das junge Weib in „Gerettet“ von Adolf Brütt in Berlin.

Carus hat in der „Symbolik der menschlichen Gestalt“ viel über das Antlitz des Menschen geschrieben. Beim Kind nähert es sich dem Kreis; bei erwachsenen Menschen gleicht es dem Ei mit der Spitze nach unten. Aber unter allen Verhältnissen geht ein Meridian in einer senkrechten Linie von der Stirn zum Kinn, und der Aequator wagerecht durch die Augen; beide schneiden sich in einem Kreuz. Diese Vierteilung will Carus wiederfinden in der ersten Spaltung der Zelle.

Mit drei Punkten kann man eine Physiognomie geben; setzt man eine Senkrechte dazu als Nase, so erhält man verschiedene Typen und Ausdrücke. Das ist ein langweiliger Herr mit zu kleinem und zu langer Nase. Das ist ein wachsender Knabe mit zu langer Oberlippe. Das kann ein junges schönes Weib sein. Das ist ein Giftmischer, dessen Augen zu nahe aneinander stehen und dessen Mundwinkel in die Höhe gezogen sind. Ein Melancholiker. Ein Grinser. Und so weiter.



Eigentümlich ist, daß das menschliche Antlitz überall zu sehen ist, auf Tapeten, im Notendruck, auf Schranktüren aus ungestrichenem Holz, auf Tischtüchern; überall, wo sich Striche und Punkte finden. Am merkwürdigsten ist, in ungestrichenem Holz das menschliche Antlitz zu finden, besonders in knorrigem Nußbaum und Birkenholz. Aber es ist nie ein junges und schönes, sondern lauter Satyren, Faune, Trolle. Der Baumstamm besteht ja aus Röhren, die ineinander gesteckt sind; werden diese der Länge nach durchschnitten, so ist gleich ein Muster da. Blumen, besonders Rosen geben auch Gesichter, aber nicht die, welche man erwarten möchte, sondern meistens Hexen, die mit Hauben ausgeputzt sind usw. Ein Kindergesicht habe ich unter diesen Verhältnissen nie entstehen sehen.

Die Okkultisten nannten diese Figuren Gamahés (Camayeus) und geben eine Art Erklärung, die keine ist.

Nisus formativus, der Trieb zu vervollständigen, zu schaffen, zu bilden, liegt wohl dahinter, vielleicht auch etwas anderes „unter der Schwelle“.

Die Schönheit des menschlichen Antlitzes liegt nicht bestimmt in der Form, sondern im Ausdruck. Ein Lächeln braucht keine Bewegung der Lippen zu sein, sondern kann sich durch ein Leuchten um den Mund offenbaren, das von einem Strahl aus dem unbeweglichen Auge begleitet ist. Das ist die Seele selber, die sich zeigt.

Aber es gibt Gesichter, die in einem Augenblick Form, Typus, Alter ändern können. Das kann man am besten merken, wenn man in der Nacht wacht, zumal beim Becher. Ich habe in einer Nacht nach einem achtstündigen Gespräch gesehen, wie ein Mann seinen Gesichtsausdruck in einer Weise änderte, daß ich vergaß, mit wem ich sprach, und fragen mußte, wer er sei. Auch seine Stimme war verändert. Diese Erscheinung kann man beim Photographieren merken, wo ein wildfremdes Gesicht vorkommen kann.

Nach sechsunddreißig Jahren traf ich einen Jugendfreund wieder. Er war sich ja gleich geblieben; aber während eines Zusammenseins von zehn Stunden änderte er sein Gesicht drei Male und wurde dreien meiner Bekannten gleich. Ich schrieb die drei Gesichter auf, und die sagten mir viel, besonders, daß er nicht mein Freund sei.

Obgleich ich als Dichter wohl einige tausend Personen geschildert habe, erinnere ich mich nicht, daß ich ein Gesicht anders gezeichnet habe denn als Karikatur. Das Antlitz eines schönen Weibes kann man nicht schildern, noch weniger das eines Kindes. Es beginnt und schließt mit dem Ausdruck des Auges oder des Mundes oder beider.

Wenn ich mit einem Menschen spreche, sehe ich immer auf den Mund und wechsele mit dem Blick ab. Ich habe einen Mann zwanzig Jahre gekannt, weiß aber nicht, ob er Zähne im Mund hat; und es gibt bekannte Männer, bei denen ich aus der Entfernung nicht angeben kann, ob sie einen Bart tragen oder nicht; besonders gilt das vom Schnurrbart.

Viele legen ein großes Gewicht auf das Aussehen der Hand, aber ich habe es nie getan. Ob ich nun die Geheimnisse meiner Be-



kannten respektieren wollte, oder ob es mir widerstand, die Hand zu betrachten. Ich bin mit einer Frau verheiratet gewesen, und ich erinnere mich nicht, ihre Hand gesehen zu haben.

Wahrscheinlich bin ich Impressionist und sehe auf Bewegung, Gebärde, Ausdruck und nicht auf Gegenstände. Dagegen habe ich auf Händedruck geachtet; ohne daß ich über die Sache nachdenke, macht ein Handschlag seinen Eindruck und stimmt dafür oder dagegen. Ich erinnere mich an Waschbleuel und Brotlaibe, Dietriche und nichts; denn von manchen Personen weiß ich nicht, wie ihr Händedruck war.

Vom Fuß spreche ich ungern, und übrigens handelt es sich da um den Schuh oder den Stiefel. Den einzigen Fuß, den man nackt sehen kann, ist der des Kindes. Der ist schön, denn er hat nicht die Erde berührt und ist noch nicht krumme Wege gegangen. Zu lange Zehen, die Fingern gleichen, sind unheimlich. Und der Fuß kann zu klein sein, wie eine Mißgeburt wirken, auch wenn er schön ist. Die Spur des Fußes im Sande kann leicht komisch werden.

Die Hand soll doch nach menschlicher Schönheitsnorm nicht schmal sein wie eine Fortsetzung des Handgelenks, denn dann wirkt sie wie eine Tatze oder ein Handschuh. Die Hand soll mit einem Torus vom Handgelenk ausschwellen, und es muß etwas dasein, das dem Ellenbogenbein des Vorderarms entspricht.

Dasselbe gilt vom Fuß; der darf keine langen Fersen haben, nicht lang und schmal, nicht platt sein.

Nur der kann einen schönen Fuß haben, der der Mode zu trotzen wagt, und sich abends nicht niederlegt, ohne in kaltem Wasser den Staub von seinen Füßen geschüttelt zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

## Wieland.

Von

Bernhard Ihringer.

Nach Herder, Lessing und Goethe wird nun auch Wieland von den Philologen einer historisch-kritischen Ausgabe gewürdigt. Dem Rokokomenschen par excellence soll ein exaktes, gut passendes Kleid zugeschnitten werden. Ich fürchte, es wird trotz aller Bemühungen nicht recht sitzen und am Ende mehr karikieren als demonstrieren. Wenn wir mit würdevoller historischer Gelehrsamkeit das Rokoko (namentlich das deutsche) unter die Lupe nehmen wollen, läuft es uns unter den Händen auseinander. Und das von Rechts wegen, denn es will geschaut, verstanden, nicht gemessen werden.

Der Fluch und Staub der Zeitlichkeit, des in ein paar glanzvolle Jahre gespannten kurzen Lebens liegt auf den zerbrechlichen



Porzellanfigürchen, die aus Urgroßmutter's Tagen uns geblieben sind. Aus ihnen ragt der Schwabe Wieland heraus durch den Reichtum an Sonne, den er in einem langen Leben aufgesaugt und über seine vielen Bücher ausgestreut hat. Daß er dabei viel Flimmerfarben und Flittergold brauchte, haben wir ihm nicht vorzuwerfen. Es war das Ziel seiner Zeit, einen lichten Schleier über den grauen Alltag zu weben.

Dieses Ziel wird erreicht und auch darum haben wir kein Recht, in nachträglicher Verkümmern der Goetheschen „Farce“ nunmehr das Pathos von Götter und Helden gegen Wieland tönen zu lassen. Als ob nicht hinter der „historischen“ Kälte der Neid einer glücksarmen Zeit lauerte! Die Ehrlichen, die heute vom Rokoko und seinem Dichter reden, tun's wahrlich mit ähnlichen Gefühlen, wie Hebbel über das Mittelalter schrieb: „Da gab's so viel, an das man sich klammern konnte. Freilich lauter Irrtum . . . Aber der Irrtum hat Kolorit und Gestalt und schlingt sich heiter und lustig durch den Reigen des Lebens, die Wahrheit ist unsichtbar wie ein Gott und unheimlich wie ein Gespenst. Wär' man doch damals geboren.“ Das sind eigentlich echte Historikerworte, denn jeder, der eindringlich sich ins Mark einer Zeit hineinlebt, liebt das Geschaute trotz Ecken und Kanten.

So ist schließlich auch die Frage nach Wielands Bedeutung leicht zu beantworten: er bedeutet dem viel, der ihn mehr als historisch begreift und versteht. Und dennoch wieder schwer genug: denn der Gleichklang läßt sich über ein und einviertel Jahrhunderte hinweg mühsam finden. Man mag auch keinen Wieland sich vormalen, der ewig wiederkäuend und sich wiederholend einen deutschen Abguß von französischem Trara und Hopsasa lieferte (wie manche Literaturgeschichten weismachen). Zwischen dem viel zu wenig bekannten „Don Silvio von Rosalva“ und dem „Oberon“, zwischen „Agathon“ und „Biribinker“ sind der Unterschiede genug, kommt noch dazu, daß der fleißige Mann sich am Feilen und Bessern, Herausgeben und Erweitern nicht genug tun konnte, was bekanntlich den Hohn der Schlegels im „Athenäum“ weckte: „Wieland wird Supplemente zu den Supplementen seiner sämtlichen Werke herausgeben unter dem Titel: „Werke, die ich sogar für die Supplemente zu schlecht halte und völlig verwerfe.“

Als Goethe das las, meinte er zu Schiller, diese „Impietät hätten sie unterlassen sollen“. Er stand sich ja mit dem gutnütigen Alten gut, und hielt ihm, als er im zweiten Jahrzehnt des prosaischen neuen Jahrhunderts starb, eine schöne Logenrede. Lange vorher schon war freilich der Gefeierte zum großen Namen geworden, dem man im Vorbeigehen pflichtschuldigst seine Verbeugung machte, ohne ihm ins Gesicht zu sehen. Er wußte selbst, daß seine Zeit zur Neige ging. Pries er sich doch sechzehn Jahre vor seinem Tode, als er eine Ode Klopstocks an Gleim abdruckte, mit einem nassen und einem trockenen Auge glücklich, diese „Ode von dem größten Dichter unserer Nation an den einzigen noch lebenden von jenen, mit welchen sich das goldene Alter unserer Dichtkunst begonnen hat, der kleinen Anzahl von Lehrern mitteilen zu dürfen, die in diesen Hefen des achtzehnten Jahr-



hundreds noch Sinn und Herz für die lebenswürdigsten der Musenkünste aus einer bessern Zeit gerettet haben.“

Was die Romantiker Wieland verdankten, ist noch ein ungeschriebenes Kapitel. Wie er über die französische Salonnovellistik, über die Feenmärchen hinausgriff und dem phantastischen Roman die Wege ebnete, ist meist auch noch sehr schleierhaft. Man hat sich nun einmal gewöhnt, beständig ein gewisses „Frivoles“ im Vordergrund zu sehen, fast im Stil der Göttinger Hainbündler à la Stolberg mit ihren Tiraden gegen den „Jugendverderber“. Zur Entschuldigung kann gesagt werden, daß der Zwiespalt zwischen Werk und Persönlichkeit hier in der Tat oft grell hervorsticht. Wieland war ein ehrlicher Spießbürger in der immoralischen Pose. Der biedere, tugendsame Schwab, der Sophie la Roche umschwärmte, löste sich im Prinzenerzieher nie gänzlich auf, und die folgenden Verse aus der Frühzeit passen eigentlich ganz gut auch zu den alten Tagen des ehrbaren Ehemanns:

„Jetzo dring' ich sicher durch verwachsne Hecken,  
Denn ihr redlich Herz verläßt mich nie;  
Gott und Weisheit, Tugend und Sophie  
Sind bei mir, welch Unfall kann mich schrecken?“

(Anläßlich der Wieland-Ausgabe der Königlich preußischen Akademie.)

## Crysanthenen

Von

Siegfried Kawerau

Zärtlich weiße Crysanthenen  
freuen sich vor rötlichbraunen Blättern,  
sind wie Ostertage nach der Trauer.  
Zärtlich weiße Crysanthenen,  
welche Licht und Dunkel nehmen  
wie ein seidnes Kleid in warmen  
Armen eines roten Sessels,  
scheinen Wunder zu bedeuten:  
ihre feinen Blütenblätter, die sich schämen,  
zähmen silbernen Gelächters Läuten,  
schauen schüchtern nach der dunklen Mitte:  
ihr Geschlossensein ist eine Bitte  
gegen Blicke, welche hastig nehmen;  
aber solchen, die mit bangem Zagen  
diese silberlichten Mädchen fragen,  
sind sie wie geliebte Augen offen:  
fern in ihnen weiße Seelen schimmern  
wie der Mövenflügel reiches Flimmern,  
die ein Sonnenstrahl im Flug getroffen.



## Die Ehe.

Komödie von Bernard Shaw.

Deutsch von Siegfried Trebitsch.

(Fortsetzung.)

**Der Bischof:** Du wirst schon sehen, liebes Kind, die Gesprächsthemen von St. John wirst du auch in ungefähr einer Woche erschöpft haben. Ein Mann ist ein Phonograph mit einem halben Dutzend Walzen, du wirst sie bald alle satt bekommen; und mußt dennoch bei Tisch sitzen, während er sie bei jedem neuen Besucher aufzieht. Schließlich mußt du dich mit seiner allgemeinen Menschlichkeit zufrieden geben; und wenn du erst soweit bist, findest du von den Männern, was ein großer englischer Dichter meiner Bekanntschaft von den Frauen gesagt hat; daß sie alle gleich schmecken. Heirate, wen du willst: nach einem Monat ist er doch wieder Reginald. Es hat sich nicht gelohnt zu wechseln: wahrhaftig nicht.

**Leo:** Dann ist's also verkehrt, zu heiraten?

**Der Bischof:** Jawohl, liebes Kind: aber nicht zu heiraten, ist noch viel verkehrter.

**Der General,** (aufstehend): Ha! Hören Sie das, Lesbia? (Er geht zu ihr an die Gartentür.)

**Lesbia:** Das ist nur ein Epigramm, Boxer.

**General:** Gesunder Menschenverstand, Lesbia. Wenn ein Mann Unsinn schwatzt, so ist das ein Epigramm: wenn er vernünftig redet, dann stimme ich mit ihm überein.

**Reginald,** (von der Eichenkiste herabkommend und auf die Uhr sehend): Es ist schon spät. Wo ist Edith? Hat sie ihren Schleier und ihre Orangenblüten noch nicht an?

**Frau Bridgenorth:** Geh und treibe sie zur Eile, Lesbia.

**Lesbia** (geht durch den Turm hinaus): Komm mit, Leo.

**Leo** (folgt Lesbia hinaus): Ja, gerne.

**Der Bischof** geht zu seiner Frau hinüber, setzt sich, ergreift ihre Hand und küßt diese, als Einleitung zu einer Unterhaltung mit ihr.

**Der Bischof:** Alice: ich habe noch einen zweiten Brief von der geheimnisvollen Dame bekommen, die nicht orthographisch schreiben kann. Ich liebe die Briefe dieser Frau. Sie atmen eine Kraft der Leidenschaft, die mich bezaubert.

**Frau Bridgenorth:** Meinst du Incognita Appassionata?

**Der Bischof:** Ja.

**Der General** (wendet sich rasch um, er hat in den Garten hinaus gesehen): Soll das heißen, daß du Liebesbriefe von Frauen bekommst?





FRANS HALS

BESITZER : J. SIMON









REMBRANDT VAN RIJN

BESITZER O. HULDSCHINSKY







Der Bischof: Selbstverständlich.

Der General: Ich bekomm' nie welche.

Der Bischof: Die Armee hat für Frauen keine Anziehungskraft: aber die Kirche.

Reginald: Hältst du es für richtig, ihnen dergleichen zu gestatten? Es können ja Verheiratete darunter sein, weißt du.

Der Bischof: Verheiratet sind sie immer. Diese da auch. (Zu Frau Bridgenorth): Findest du nicht auch, daß ihre Briefe die besten Liebesbriefe sind, die ich bekommen hab'? (Zu den zwei Männern): Die arme Alice muß mir die Liebesbriefe, die es verdienen, laut zum Frühstück vorlesen.

Frau Bridgenorth: An der Incognita ist wirklich etwas Faszinierendes. Sie gibt niemals ihre Adresse an. Das ist ein gutes Zeichen.

Der General: Pah! Du meinst, kein Stelldichein.

Der Bischof: Oh doch: sie begann die Korrespondenz mit der Angabe eines sehr merkwürdigen, aber sehr natürlichen Stelldichein. Sie will mich im Himmel treffen. Hoffentlich wird was daraus.

Der General: Na Alfred, ich sag hoffentlich nicht. Hoffentlich nicht.

Frau Bridgenorth: Sie sagt, daß sie glücklich verheiratet und Liebe ihr eine Lebensnotwendigkeit sei, aber daß sie erhaben über all ihre Liebhaber — einen haben müsse —

Der Bischof: Sie hat offenbar mehrere —

Frau Bridgenorth: — irgend einen großen Mann, der sie niemals kennen lernen — niemals berühren wird, solange sie auf Erden weilt, den sie aber im Himmel treffen kann, wenn sie allen Niedrigkeiten irdischer Liebe entrückt ist.

Der Bischof (sich erhebend): Ausgezeichnet. Sehr gut für sie; und stört mich gar nicht. Jedermann sollte eine solche Idealgestalt haben, wie Dantes Beatrice. (Er schlägt die Hände auf dem Rücken zusammen und geht summend vor dem Kamin auf und ab.)

Lesbia erscheint ziemlich erschrocken im Turm.

Lesbia: Alice, bitte komm' herauf. Edith ist noch nicht angekleidet.

Frau Bridgenorth (sich erhebend): Noch nicht angekleidet! Weiß sie nicht wie spät es ist?

Lesbia: Sie hat sich in ihr Zimmer eingesperrt und liest.

Der Bischof hört zu singen auf, bleibt aber starr stehen.

Der General: Liest!

Der Bischof: Was liest sie?

NEUE REVUE und MORGEN. 1909. Heft 18.

47



Lesbia: Irgend ein Pamphlet, das mit der Eilfuhrpost gekommen ist. Sie will nicht herunter kommen. Sie will die Tür nicht öffnen. Und sie sagt, sie könnte nicht sagen, ob sie sich verheiraten würde oder nicht, ehe sie das Pamphlet zu Ende gelesen habe. Habt ihr schon jemals so etwas gehört? Komm und sprich mit ihr.

Frau Bridgenorth: Am besten gehst du mal hin, Alfred.

Der Bischof: Versuche es mit Collins.

Lesbia: Wir haben es schon mit Collins versucht. Alles was ich euch gesagt habe, hat er durch das Schlüsselloch aus ihr herausgebracht. Komm Alice. (Sie verschwindet. Frau Bridgenorth eilt ihr nach.)

Der Bischof: Das verzögert die Sache. Ich geh an meine Arbeit zurück. (Er wendet sich zur Tür des Arbeitszimmers.)

Reginald: Woran arbeitest du jetzt?

Der Bischof (stehen bleibend): An einem Kapitel meiner Geschichte der Ehe. Ich bin gerade bei den Römern angelangt.

Der General (kommt von der Gartentür zum Stuhl, den Frau Bridgenorth eben verlassen hat, und setzt sich): Hoffentlich bist du nicht für mehr Ritualismus, Alfred?

Der Bischof: Oh nein. Ich meine das alte Rom (Er setzt sich auf den Tischrand): Ich bin gerade bei der Periode, wo die besitzenden Klassen sich weigern zu heiraten und statt dessen Eheverträge haben wollen. Ein paar von den ältesten Familien hielten sich an die Ehe-Tradition, um die erforderliche Zahl der vestalischen Jungfrauen aufzubringen, die legitim sein mußten; aber sonst dachte niemand auch nur im Traum daran, sich zu verheiraten. Das ist alles sehr interessant, weil wir in England auch so weit sind; davon abgesehen, daß wir keine vestalischen Jungfrauen brauchen, will überhaupt niemand heiraten, ausgenommen die Armen vielleicht.

Der General: Du nimmst die Sache teuflisch kühl, Reginald, glaubst du, daß der Barmecide seinen gesunden Verstand hat?

Reginald: Na er ist nicht schlimmer als sonst (Zum Bischof) Willst du damit deiner Ueberzeugung Ausdruck geben, daß es jemals in England so weit kommen wird, daß respektable Menschen das Heiraten aufgeben?

Der Bischof: In England ganz besonders. In anderen Ländern rettet die Einführung vernünftiger Scheidungsgesetze die Sachlage; aber in England lassen wir eine Einrichtung sich immer selbst abnützen, bis sie kaputt geht. Ich habe unseren vier letzten Premierministern gesagt, daß ein Strike gegen die Ehe ausbrechen würde, wenn sie unsere Ehegesetze nicht vernünftig machten und daß die besitzenden Klassen darin anfangen würden wo keine Regierung wagen würde, sich einzumischen.

Reginald: Was hat man dir geantwortet?



**Der Bischof:** Das Gewöhnliche. Waren ganz meiner Ansicht, aber überzeugt, daß sie die einzigen vernünftigen Menschen auf der Welt wären und daß die leiseste Anspielung auf eine solche Sache den Verlust der nächsten Wahl zur Folge hätte. Und dann haben sie die trotzdem verloren — wegen des rauchlosen Schießpulvers, des Trinkens, wegen der chinesischen Arbeit in Südafrika, wegen alles möglichen Radaus.

**Reginald** (geht, die Hände in den Taschen mit einem Mal durch die Küche zum Kamin): Es hat keinen Zweck: auf Leute unseres Schlages hören sie nicht. (Sich zu den Brüdern wendend): Selbstverständlich müssen sie dich zum Bischof und Boxer zum General machen, weil ihre verdammten Snobs und Kaffern und halb verhungerten Krämer ihnen solche Arbeit nicht leisten können; und die Schurken und Samstagsfaulenzler sind zu träg und zu gemein. Ohne uns würden sie eben gar nichts machen können, aber was tun sie jemals für uns? Welche Aufmerksamkeit schenken sie jemals dem, was wir sagen und wollen? Wir Bridgenorths sind doch wahrhaftig eine feine typische englische Familie von der Gattung, die die Dinge immer in Ordnung bringt, sich für das Recht einsetzt in Uebereinstimmung mit seinem Gewissen zu denken und zu glauben. Aber heutzutage verlangt man von uns, daß wir uns wie die Samstagbummler, diese Schurken, kleiden und essen und die Gedanken und den Glauben der bekehrten Menschenfresser in Zentralafrika teilen, daß wir uns hinlegen und jeden Snob, jeden Kaffer und jeden Halfpenny-Journalisten über uns hinwegspazieren lassen. Gibt's doch heute keine Zeitung in England, die das ausspricht, was ich die solide Bridgenorthsche Tradition und Meinung nenne. Die eine Hälfte aller Zeitungen liest sich, als ob sie in der nächsten, besten Mütterversammlung, die andere Hälfte, als ob sie in der nächsten, besten Automobilgarage publiziert worden wäre. Nennst du diese Kerle Gentlemen? Nennst du sie Engländer? Ich nicht. (Er wirft sich angewidert in den nächsten Stuhl.)

**Der General** (durch Reginalds Beredsamkeit aufgeregt): Siehst du meine Uniform? Was hat Collins gesagt? Sie fällt in die Augen. Und das soll sie. Ich hab' sie absichtlich angezogen, um den modernen Armeeschurken einen Schlag aufs Auge zu versetzen. Irgend jemand muß doch mit dem guten Beispiel vorangehen. Na, möge es ein Bridgenorth sein. Ich glaube an Familienblut und Tradition, beim Jupiter.

**Der Bischof** (sinnend): Ich bin neugierig, wer mit dem Aufstand gegen die Ehe anfängt. Ich war selbst verheiratet, ehe ich darüber nachgedacht hatte; und selbst wenn ich darüber nachgedacht hätte, war ich in Alice zu sehr verliebt, um irgend ein Hindernis gelten zu lassen. Aber, wißt ihr, eine nach der andern unserer Töchter — Ethel, Jane, Fanny und Christine und Florence — hab' ich durch diese Tür hinausgehen sehen in Schleier und Orangenblüten; und ich habe mich immer staunend gefragt, ob sie so ruhig dahingegangen wären, wenn sie gewußt hätten, was sie zu tun im Begriffe waren.



Ich habe eine entsetzliche Ahnung betreffs dieses Pamphlets. Aller Fortschritt bedeutet Krieg mit der Gesellschaft. Der Himmel verhüte, daß Edith eine der Kämpferinnen werde!

(Vorhang.)

St. John Hotchkiß tritt durch den Turm ein, geleitet von Collins. Er ist ein sehr eleganter junger Gentleman von etwa neunundzwanzig Jahren, korrekt in seiner Kleidung bis zum letzten Faden seines Kragens, aber zu sehr von seinen Ideen erfüllt, um durch irgend etwas was sein Aeußeres beträfe, in Verlegenheit gebracht zu werden. Er spricht mit kräftiger Heiterkeit von sich selbst. Mit anderen Leuten spricht er mit einer milden Langmut auf ihre Dummheit freundlich Rücksicht nehmend, die die wütend macht, die zu unterhalten ihm nicht gelingt. Diese verlieren entweder die Geduld mit ihm oder versuchen vergeblich ihn abzuschmauzen.

Collins (ankündigend): Herr Hotchkiß (Er zieht sich zurück.)

Hotchkiß (Reginald fröhlich auf die Schulter klopfend, während er an ihm vorübergeht): Hallo Taugenichtslein, Rejgy.

Reginald (kurz, ohne aufzustehen oder seinen Kopf umzuwenden): Guten Morgen.

Hotchkiß: Guten Morgen, Bischof.

Der Bischof (vom Tisch herab kommend): Was um des Himmels willen suchen Sie hier, Sinjon? Sie gehören ja zur Partei des Bräutigams: Sie haben hier nichts zu suchen, ehe die Zeremonie erledigt ist.

Hotchkiß: Ja, das weiß ich: das ist es ja. Darf ich Sie privatim um ein Wort bitten? Rejgy oder irgendein Familienmitglied stört dabei nicht; aber — (er wirft dem General einen Blick zu, der sich ziemlich steif erhoben hat, da er die Rolle äußerst mißbilligt, die Hotchkiß in Reginalds häuslichen Angelegenheiten spielt.)

Der Bischof: Schön, Sinjon. Das ist unser Bruder, General Bridgenorth. (Er geht zum Kamin und stellt sich dort hin, mit auf dem Rücken verschlungenen Händen.)

Hotchkiß: Oh gut! (Er wendet sich zum General und zieht eine Visitenkartentasche heraus.) Da Sie im Dienst sind, erlauben Sie, daß ich mich Ihnen selbst vorstelle. Lesen Sie, bitte, meine Karte. (Er reicht dem erstaunten General seine Karte.)

Der General (lesend): „St. John Hotchkiß, der berühmte Feigling, ehemaliger Leutnant im 165. Füselierregiment.“

Reginald (mit einem Kichern): Er wurde von Südafrika nach Hause geschickt, weil er sich von einem Befehl zum Angriff drückte und den Plan des kommandierenden Offiziers verdarb.

Der General (sehr ernst) Ich erinnere mich jetzt dieses Falles. Ich hatte den Namen vergessen. Ich will mich nicht weigern Ihre Bekanntschaft zu machen, Herr Hotchkiß; teilweise weil Sie der Gast meines Bruders sind und teilweise, weil ich zu viel vom aktiven Dienst gesehen habe, um nicht zu wissen, daß jeden Menschen die Nerven ein oder das andere Mal im Stich lassen und daß manche sehr ehren-



werte Menschen überhaupt niemals in den Kampf gehen sollten, weil sie dazu nicht geschaffen sind. Aber wenn ich Sie wäre, würde ich diese Visitenkarte nicht benützen. Es ist zweifellos ein ehrenwerter Zug in Ihrem Charakter, nicht zu wünschen, daß irgend jemand Ihnen in Unkenntnis Ihrer Schmach die Hand reiche; aber Sie täten besser es uns vergessen zu lassen. Wir wollen vergessen. Es ist ja nicht nur eine Schmach für Sie: es ist eine für die ganze Armee und für uns alle. Verzeihen Sie meine offene Sprache.

Hotchkiss (strahlend): Mein lieber General, was Furcht im militärischen Sinn des Wortes bedeutet, kenne ich gar nicht. Ich habe in Italien und Oesterreich sieben Duelle auf Säbel ausgefochten, und eines auf Pistolen in Frankreich, ohne mit einer Wimper zu zucken. Ich hatte kein anderes Mittel, meine Weigerung, diesen Angriff in Smutsfontein auszuführen zu motivieren. Ich behaupte nicht, daß ich tapfer bin. Ich fürchte mich vor Wespen. Ich fürchte mich vor Katzen. Ungeachtet der Stimme der Vernunft fürchte ich mich vor Geistern; und zweimal bin ich wegen falschen Choleraalarms durch ganz Europa geflohen. Aber vorm Kampf fürchte ich mich nicht. (Er wendet sich heiter zu Reginald und klopft ihm auf die Schulter.) Nicht Rejy? (Reginald grunzt.)

(Fortsetzung folgt)

## Sezession 1909.

Vor dem bedeutendsten Bilde versagen wieder die meisten. Starren stumm-verständnislos hinauf oder wagen gar ein Hohnwort. Aber genug, niemand kann ganz unberührt vorübergehen. Ferdinand Hodlers Bild für die Jenaer Universität: Der Aufbruch der Jenaer Studenten 1813, zeigt den Schweizer wieder als den einsam ragenden Freskomeister unserer impressionistischen Zeit. Alles Anekdotische ist fern. Mit den grandiosen Mitteln seines sparsamen Parallelismus das Ganze wieder zum Typischen gesteigert. Ein gewaltig-kühner und dabei märchenhaft einfacher Aufbau. Zwei Figurenreihen übereinander. Unten die letzten Studenten, noch zum Aufbruch rüstend; rechts und links die jungen Krieger mit den feierlich stilisierten Pferden in Beziehung gebracht, und in der Mitte eine rührend jünglinghafte Gestalt, ein schwärmerischer Noch-fast-Knabe, der wie im Traum in seinen Soldatenrock schlüpft. (Dazu übrigens auch eine schöne Studie.) Und oben schon die in festem, staubumwehmem Schritt dahinziehenden Freiheitskämpfer. Sechs Reihen, je vier Mann, kraftvoll ausholend und immer in ein einziges Vorwärtstreben verschmolzen. Man sieht ein ganzes Heer, man fühlt die heroische Leidenschaft der ganzen Zeit.

Von Hodlers Kraft, eine große Landschaft in die letzten Linien zu zwingen, geben die Alpenzacken, die von weißem Gewölk umlagert, von streichenden Nebeln umwittert sind, ein überwältigendes Zeugnis.



Und ein elementares Symbolisierungsvermögen bekundet das Fresko „Die Liebe“. Hier ist das **N e b e n** einander je zweier Gestalten. Wesen und Entwicklung sollen sich im Doppelrythmus ausprägen. Links Mann und Weib in sonniger Nacktheit, in unwiderstehlichem Drang einander zustrebend; er flehend, sie abgewandt, aber schon ist ihr ganzer Leib eine sich breit hingebende Gebärde. — Rechts des Mannes Wange in zärtlicher Dankbarkeit an das Haupt der müde entschlumerten Geliebten gepreßt.

Wie alles hohe Wollen sich durch verwandten Adel berührt, zeigt sich in dem unvollendeten Werk **P a u l C é z a n n e s**, so fern er auch sonst dem Genfer Stilisten stehen mag. Ein vielsagender, wenn auch lange nicht so herber Parallelismus auch bei seinen „Badenden“. Die reifen und edel-schlanken Frauenkörper drängen sich in klaren Linien zu zwei Gruppen zusammen. Eine paradiesische Freiheit hat die nackten Leiber von aller Schwere erlöst. Eine Gruppe ist das Echo der andern. Schmiegsame Baumstämme neigen sich zu einem Rahmen, aus dem ein Teich und drüben ein belebtes Ufer glänzen; — nun seien auch gleich **V i n c e n t v o n G o g h s** in duftigen Farben schillerndes Bücher-Stilleben und die noblen, wie gewebten Parkstimmungen **E d o u a r d V u i l l a r d s** erwähnt. Unter mehreren Porträts des noch in Deutschland fast unbekannten Schweden **E r n s t J o s e p h s o n** ist ein sehr merkwürdig individualisiertes Journalistenbildnis.

Das **L e i s t i k o w z i m m e r** — mit des verstorbenen Malers Büste von Kruse — bringt noch einmal in dankbarer Treue einige der bekanntesten Landschaften des tüchtigen und feinen, aber doch etwas über Gebühr bewunderten Leistikow, der einer der Begründer und eifrigsten Kämpen der Sezession war. Die dunkelnden Grunewaldseen mit ihrer von ihm erst für die vielen entdeckten Feierlichkeit grüßen hier mit schon fast allzu vertrautem Klang. Sehr gerne findet man aber Leistikows Bild aus der Dresdner Gallerie „Ziegeleien am Wasser“ wieder, das in lebhaftem Wechsel alle Möglichkeiten, die in diesem emsigen und gewissenhaften Künstler waren, aufblühen läßt.

•                      •                      •

**M a x L i e b e r m a n n** konnte diesmal, da er erkrankt ist, das Jubiläum des zehnjährigen Bestehens der Sezession nicht mitfeiern und seine Obmanns-Predigt vom Ewig-Subjektiven und Ewig-Wandelbaren, vom allesumfassenden Wesen der Kunst nicht selbst hersagen. Er mußte sie von seinem Stellvertreter, dem Bildhauer Kruse, ablesen lassen. Liebermann selbst hat ein sehr lebensvolles Bildnis des Geheimrats **E m i l R a t h e n a u** ausgestellt. Der greise und noch immer so tatkräftige Direktor der **A. E. G.** sitzt aufmerksam mit leicht vorgebeugtem Körper an seinem Schreibtisch, als hörte er den Vortrag eines seiner Ingenieure an. Eine außerordentliche Energie sprüht aus dem klugen Kaufmannskopf. An **L.**'s schon oft gezeigten Bildern und



Skizzen von Amsterdamer Märkten und Gäßchen schließt sich eine konzentriert und lebhaft komponierte Arbeit aus dem Amsterdamer Judenviertel an. Im Vordergrund die leidenschaftlichen Gruppen der Käufer und Verkäufer an den mit leuchtendem Gemüse und gleißenden Fischen beladenen Wagen. Im Hintergrunde das geschlossene, farbige Gewühl der Ghettomenge.

Graf Kalckreuth, von dem ein mit wunderbar schleiernder Luft erfülltes Interieur zu sehen ist (eine alte Frau sitzt einsam in einem Winkel des dämmernden Zimmers), hat wieder ein eindringlich-schlichtes Porträt einer älteren Dame ausgestellt. Slevogt gibt nur ein einziges Bildnis, eine mondäne Dame in voller Figur. Der elegante Wurf des Kleides, die Schönheit der Linie war ihm die Hauptsache, das pikante Gesichtchen bleibt vernachlässigt, nur diesen kecken Gesang der gelben Seide läßt er aufrauschen. Unter den Bildnissen sind noch ein bewußt-korrektes Bürgermeisterporträt von Kardorff, Pankoks Bildnis des Dr. Schücking, ein Breyer und natürlich wieder Trübner zu nennen, der aber vor allem durch ein ganz außerordentliches Landschaftsbild fesselt: Ein saftiges Blätternetz bildet an schlanken Stämmen einen Vorhang, durch dessen Luken der Starnberger See mit dem hügligen Gelände siegreich hindurchleuchtet. Einer der begabtesten unter den Jungen, Beckmann, verfällt jetzt in eine Kraftmeierei, die das Wollen überspannt. Seine „Sintflut“ und seine mit gar zu journalistischer Geschwindigkeit entworfenen Szenen vom Erdbeben in Messina leiden an peinlicher künstlerischer Inkongruenz, aber zeugen immerhin wieder von einem großen Zug. Nun noch ein graziöses Ballsaalbild Walsers, ein sonnenüberflutetes Landschaftsbild von Theodor Brockhusen („Schulausflug“) mit dem lichten Gedränge der kleinen schmausenden Mädchen, fünf Frauenakte von E. K. Weiß. — Die Plastik tritt wiederum, wie fast immer zurück. Gauls kleiner Bär aus schwarzer Lawa und zwei edle Figuren von Klimsch: ein ruhender Jüngling und ein ruhendes Mädchen müssen hervorgehoben werden.

Die Sezession hat durch diese Ausstellung ihr Jahrzehnt-Jubiläum nicht unwürdig begangen und damit die beste Antwort auf den Rat gegeben, den ihr nach Liebermanns Versicherung schon Gegner und Freunde gegeben haben: sie solle, nachdem der Kampf zu Ende und manches Ziel erreicht sei, ihre Tore schließen. Sie kann und will ihre Aufgabe auch weiterhin erfüllen, dem Publikum Gutes und — was trotz des Widerspruchs der Pedanten für die Entwicklung der Kunst beinahe noch wichtiger ist — Neues zu zeigen. Besser der Philister erschrickt ein wenig, als daß die Jungen sich beruhigt auf das Faulbett legen, das die Meister ihnen ausgepolstert haben.



## Rundschau.

### Finanzpolitisches.

Von Pluto.

Wenn nur Geld billig bleibt! Zwar begegnen uns in dieser Beziehung alles eher, als sorgendurchfurchte Stirnen, — bei einem Privatkont von  $1\frac{7}{8}$  Proz. und einem täglichen Satze von  $1\frac{1}{2}$  Proz. Indessen die Großen, die sich jetzt mit vielem Vergnügen ihrer nur ungerne aufbewahrten Papiere entledigen können, geben doch ohne weiteres zu, daß eine Knappheit nicht eintreten dürfe, d. h. mit anderen Worten: so stark steht unsere Aufwärtsbewegung noch nicht da, daß sie auch teure Schiebungen vertragen würde. Der Verkehr in Aktien aller Art, angefangen von Deutsch-Luxemburgern, über Disconto-Commandit bis zu Otavi-Anteilen wird aber jetzt vielleicht fühlbar zurücktreten, um den Tauschgeschäften sowie Vorbereitungen in Konsols und Reichsanleihe Platz zu machen. Die Meinungen über die Gestaltung des Geldmarktes während der Subskription gehen lebhaft auseinander. Es gibt Erfahrene, welche sich eine Versteifung als ganz kurz denken, da die Reichsbank doch alsbald die einfließenden Millionen zur Einlösung der Schatzscheine benutze. Wiederum gibt es Leute mit einem anderen Gedächtnis, die befürchten, daß trotz alledem auch diesmal der Staat bald eine umfassende Schuld bei der Reichsbank haben werde. — Ferner, daß so rasch, nämlich in wenigen Tagen, der Rückfluß aus einem einzigen Bassin in die gewohnten Kanäle unmöglich vor sich gehen könne. Jedenfalls kümmern sich weder Spekulation, noch Publikum einstweilen um das, was ihre Kreise doch binnen Kurzem etwa stören könnte. Die Grundstimmung bleibt eben fest und treten einmal Abschwächungen ein, so begründet man das mit Telegrammen aus New-York oder unsern Montangeboten hinlänglich genügend. Dagegen „Kleinigkeiten“ wie der Scheintod und das Wiederaufleben der jungtürkischen Herrschaft, spielen in den Kursen kaum noch mit. Und sei das Schauspiel noch so groß, die ganze Cernierung von Konstantinopel interessierte diesen Teil der Menschheit weniger, als etwa die wahre Ursache von der Steigerung der Deutsch-Luxemburger. Für neue Haussemotive sind wir überhaupt noch

immer sehr empfänglich, und wird auch nur die Cardiffkohle um  $\frac{1}{2}$  Pence hinaufgesetzt, so fruktifiziert man damit möglichst viele Kohlen- und Hüttenpapiere; notabene angesichts eines starken Darniederliegens fast aller Metalle, das doch in der Hauptsache auch den Stand unserer Industrie abspiegelt. Der Zufall hat es gewollt, daß in der Frage unserer Kolonialwerte nicht unser umfassendstes Großinstitut: die Deutsche Bank, sondern die Diskontogesellschaft die erste Geige spielt. Otavi, do. Genußscheine South West Africa usw., alle werden sie im Zusammenhang mit der Diskontogesellschaft gerühmt, die ohne dies das Glück hat, endlich die letzten Formalitäten beim Verkauf der Pariser Druckluftgesellschaft überwunden zu haben. Unter Kolonialwerten figuriert auch die „Verkehrsbank“, von der hier am 11. Februar geschrieben wurde: „es dürfte unbedingt gut sein, auf diese Bank fernerhin stetig zu achten.“ Seitdem ist der offizielle Kurs von 167 auf 190 gestiegen! — Kurz, auf allen Gebieten Hoffnungsfreudigkeit und auch Geschäftsfreudigkeit, dies unbeirrt auch von den Verstimmungen, mit denen die innere österreichische Krise die dortige Finanz wieder überzieht.

\* \* \*

Bremen und Hamburg unter einen Hut! So denken sich jetzt keineswegs nur die Haussespekulanten eine Fusion des Norddeutschen Lloyd mit der Hamburg-Amerika-Linie. Weil aber der Kurs des ersteren unverdient hoch mit 87 notiert, braucht der Kurs der letzteren mit 117 noch keineswegs unverdient niedrig zu sein. In der Tat bleibt es dem Fernstehenden rein finanziell durchaus verborgen, in welcher Weise die sehr ungünstig dastehende Hamburger Gesellschaft die noch weit ungünstigere Bremer Kollegin in sich aufnehmen sollte. Denn die Abstoßung der schwebenden Schuld von 70 Millionen, als Hauptbelastungsmoment des Lloyd, könnte man in Hamburg auch in wirklich guten, ja glänzenden Zeiten unmöglich durchführen. Noch schwerer fallen aber die direkten, d. h. die Schiffsfahrtsinteressen ins Gewicht. Niemals ist doch das eine Dampferunternehmen als bloße Konkurrenz des andern aufgetreten. Beide sind ihren Vaterstädten von



jeher wichtig gewesen und können in diesem Sinne von dem deutschen Seehandel gar nicht entbehrt werden. Dort aber, wo eine Uebereinstimmung erforderlich war, bei den Personen, Frachten usw., sind die beiden Gesellschaften auch von Ballin und Wiegand klugerweise vor Hader behütet worden. Bei einer derartigen Verschmelzung, falls die Bremer sich wirklich vor lauter Pessimismus nicht mehr zu helfen wissen sollten, kämen doch fast nur zwei Ersparungen in Betracht: Einschränkung der Fahrten wie Konzentrierung der Ausgaben. Die ersteren würden dem internationalen Seeverkehr überhaupt und sodann dem Handel der Weserstadt schaden, die letztere müßte auf eine bisher gewohnte Selbständigkeit drücken. Die Umwandlung der Norddeutschen Bank in Hamburg zu einem Zweige der Discontogesellschaft wurde seinerzeit als eine Demütigung empfunden, trotzdem es anstatt einer Sanierung umgekehrt ein gewaltiges Agiogeschäft gab. Wie müßte man nun erst die Einbuße einer Gesellschaft empfinden, welche seit vielen Jahren als Bremens Seele galt. Uebrigens würde es der Hamburg-Amerika-Linie bald vor ihrer Alleinherrschaft selbst bange werden, auch wenn sie das ganze Aktienkapital des Lloyd, was gar nicht auszudenken wäre, zu einem Spottkurse überliefert erhielte.

\* \* \*

Die beste Abwehr ist der Hieb und in diesem Sinne hat die Gelsenkirchener Gesellschaft den Zweiflern und Kritikern, die jene gewaltige Kapitalvermehrung unter die Lupe nahmen, eine gründliche Antwort erteilen können. Am Tage der Coupondetachierung wurden nämlich die ganzen 5 Proz. am Kurse eingeholt! Für das Publikum mit seiner Momentspolitik ist hierdurch Alles abgetan, so lange natürlich, als die nächste Dividende uns einiges zu erzählen haben wird. Bezeichnend genug, haben es sogar solche Selbstherrscher wie die Leiter von Gelsenkirchen diesmal nicht an Aufklärung resp. Beschwichtigung fehlen lassen. Sie liessen vor der Generalversammlung eingehende Erwiderungen erscheinen, an denen Laien ihre Freude haben konnten, die nämlich in ihrem Leben noch keine zwei industrielle Gutachten über den gleichen Gegenstand nebeneinander sahen; beide scharfsinnig, überzeugend und völlig entgegengesetzt! Und erst in der Generalversammlung, welche umständlichen, also

gewissenhaften Darlegungen. Naiv war nur der Passus: „als s. Zt. die Aktionäre die Umwandlung der reinen Kohlen-gesellschaft in ein gemischtes Unternehmen durch Anschluß zweier Hüttenwerke beschlossen“. Die Aktionäre? Als ob die Direktoren gar nicht wüßten, in welcher harmlosen Form alle Banken ihre Kunden dann ersuchen, die im Depot befindlichen Aktien im Sinne der aufgestellten Tagesordnung vertreten zu dürfen. Das war allerdings damals eine grundlegende Veränderung, und ohne den ganz primitiven Konstitutionalismus der deutschen Aktionäre überhaupt, hätten die Beratungen über einen so wichtigen Gegenstand auch ganz andere Widerstände hervorgerufen. Wem wurde es dann enthüllt, daß jene ganze Kombination zunächst eine präzise Antwort auf den Verstaatlichungsversuch der Hibernia sein sollte? Ein reines Kohlenunternehmen ließ sich schon berechnen und ablösen, aber unmöglich ein solches, das noch mit Eisen- und Stahlbetrieben im größten Maße verbunden würde.

\* \* \*

Die Furcht vor dem Kaffeezoll ist noch immer vorhanden, so daß diejenigen Stimmen, welche eine zarte Rücksicht auf Brasilien nicht für durchaus geboten halten, bereits als glühende Anhänger jenes Zolles überhaupt verstanden werden. Das wäre freilich ein arges Mißverständnis! Eben nur weil eine Finanzreform im großen Stile an Parteien und Interessevertretern scheitert, bleibt keine andere Reform als in Stücken möglich. Da kann aber der Unbefangene, derjenige, der keine Elektrizität hervorbringt, keine Inseratengelder einnimmt, keinen Kaffee importiert usw. usw., nur äußerst schwer zu allen neuen Objekten Nein! sagen. Ein Deutscher aus Brasilien, der unsere jüngste Darlegung über diesen Gegenstand kommentiert, meinte, daß jene Republik für die der Union gewährten Vorzugszölle die ziffernmäßigste Berechtigung aufweisen könne. Das mag sein, aber wir verweisen auf unsere Mitteilungen, noch bevor an einen Kaffeezoll gedacht wurde. Damals wurde bereits hier an dieser Stelle hervorgehoben, daß unsere Reichsregierung hinsichtlich einer nachdrücklichen Beschwerdeführung in Rio, mit allen europäischen Staaten zusammengehe, nur die Weigerung Englands hätte bisher die Einmütigkeit einer solchen diplomatischen Aktion gestört. Auch ist es so leicht



nicht zu verstehen, weshalb Brasilien bei einem weiteren deutschen Kaffeezoll, der doch schließlich nicht das Ursprungsland, sondern unsere Verbraucher trifft, sich irgendwie an uns revanchieren sollte. So renommiert ist unsere Industrie immer noch und so große Kredite geben unsere Exporteure, daß man sich zehn mal besinnen wird, uns mit Frankreich oder Belgien usw. zu vertauschen. Endlich weiß der betreffende Einsender, dessen Meinungen gewiß mit Interesse hier vernommen worden sind, welch ein gewaltiger Abnehmer Deutschland auch von brasilianischem Tabak und Hartgummi ist.

\* \* \*

Eine Reichsdepositenkasse (?) befürwortet in dieser Revue ein kaiserlicher Bankdirektor, der auch durch seinen Sitz im Reichstage noch von Einfluß ist. Hauptzweck? sich der deutschen Anleihe- und Rententitel besonders anzunehmen, vor allem regelnd auf den Anleihemarkt usw. einzuwirken. Hat das aber bisher nicht die Seehandlung, vom Beginn ihrer Kapitalsvermehrung an, im vollen Maße getan? Es ist schon anzunehmen, daß in diesem Punkte die Seehandlungsdirektoren einigen Widerstand entfalten werden, und noch dazu unter der Begründung, daß hinsichtlich einer Regelung des Kursniveaus auch leicht etwas Künstliches hinzutreten könne. Schließlich werden alle diese Fragen, ob wir Deutsche auch genügend Liebe für unsere Staatspapiere hegen, so lange unbeantwortet bleiben, als wir mit an der Spitze der Industrie marschieren. Unsere Fabrikanten haben eben ihr Vermögen in ihrem Geschäft stecken und den weiteren Kredit geben ihnen, ungleich weniger unsere Banken, als unsere Kapitalisten, welche die Aktien kaufen.

## Steht Frankreich vor einer Revolution?

Von Hermann Fernau, Paris.

Das ist die Frage, die man allerorts stellt, wo die jüngsten Ereignisse im sozialen Frankreich diskutiert werden. Sensationslüsterne Zeitungsschreiber beantworten sie mit ja und malen ihren Lesern bereits das Gespenst einer blutigen Revolution an die Wand. Das ist Uebertreibung. Man kann höchstens sagen, daß wir in Frankreich augenblicklich vor der beginnenden Organisa-

tion der kommenden Revolution stehen. Mit anderen Worten: Wir erleben ein langsames Erwachen der proletarischen Energien. Und niemand, der die französische Arbeiterbewegung und ihr Gegengewicht, die Politik der dritten Republik, einigermaßen kennt, wundert sich darüber. Zuerst hatten wir Träumer und Utopisten in der sozialistischen Bewegung, dann Theoretiker, hitzköpfige, leidenschaftliche Praktiker, und schließlich Staatsmänner, Politiker und andere gelehrte Leute. Seit über 20 Jahren ist die sozialistische Idee in Frankreich salonfähig geworden. Die Blanqui, die Vallès und die Reclus der Kommune hat man längst vergessen, ihre Revolutionsidee ragt nur noch als romantischer Schatten in unsere Epoche hinein. Denn heute, wo der Sozialismus zum guten Ton gehört, macht man in Frankreich unter seiner Fahne keine Revolutionen mehr wie ehemals. Nein, man macht Geschäfte mit ihm und wird sogar Minister. Von der elenden Arbeiterwohnung der Faubourgs hat der Sozialismus seinen Weg gemacht bis zum Place Beauvau. Wahrlich es mußte schlimm stehen um einen Sozialismus, der zu gleicher Zeit der beherrschten und der herrschenden Partei als Aushängeschild diente. Und wo einmal die Lehre der Rousseau und Marx die Leiter wird, mit der man Ministersitze erklimmt, dort wird leibhafter Unfug getrieben.

Am letzten Ende haben das sogar die Arbeiter eingesehen. Wie denn? Es wird uns gelehrt, daß wir ausgebeutet sind, daß wir unter dem Druck des Kapitals leiden und daß unsere Jammerlage sich nur bessern kann, wenn das Kapital verschwindet und alles, was direkt oder indirekt mit ihm zusammenhängt. Um dies zu erreichen, wählen wir getreulich unsere Abgeordneten. Was haben diese sozialistischen Interessenvertreter für uns getan? Einige sind Minister geworden, andere sind vorläufig erst beim Unterstaatssekretär angelangt und wieder andere beim Bezirksbürgermeister. Eines Tages, als die Herren fanden, daß ihre Arbeit viel zu schlecht bezahlt sei, erhöhten sie von heute auf morgen, ohne Erlaubnis ihr Gehalt. Wer aber bezahlt uns 15 000 Frank? Schließlich stellte einer von ihnen (Millerand) fest, daß es überhaupt keine Klassengegensätze und keinen Klassenkampf gäbe und hielt



mehrere begeisterte Reden über die soziale Harmonie. Ein anderer (Viviani) bewies uns haarscharf, daß wir im schönsten aller Vaterländer lebten. Der arme Mann hatte keine Ahnung, daß man in der freien Republik verhungern kann und daß Tausende arbeitslos sind. Zum Teufel mit einem Sozialismus, der solche Heldentaten vollbringt.

Und siehe, in diesen enttäuschten, regierungsfeindlichen Massen, denen der Kathedersozialismus zum Ekel geworden war, fanden sich einige Männer ohne Stehkragen und Lackschuhe und Phrasenfertigkeit. Und die standen auf und sagten: Arbeiter, so lernt doch endlich eure Geschäfte selbst machen. Ihr wählt heute einen eurer Kameraden ins Parlament, damit hebt ihr ihn weit über den Proletarierstand hinaus. Morgen erfassen ihn die Interessen seiner neuen Klasse, seine Reden werden ihm nicht mehr von seinem Herzen, sondern höchstens noch von seinem Pflichtgefühl diktiert. Und da er gern oben bleiben möchte und nur oben bleiben kann, wenn ihr unten bleibt, so muß er notgedrungen nach einer Weile beginnen, von friedfertiger Evolution, von der möglichen Beteiligung der Arbeiter an Grund und Boden und anderen Reförmchen zu sprechen. Phrasen, Freunde, nichts als Phrasen. Der Parlamentarismus ist ebenso wenig eine Lösung wie die Mutualität, die Alters- und die Unfallversicherung und alle die vielen anderen sozialen Schönheitspflasterchen, die euch nicht heiß und nicht kalt machen. Begreift doch, daß jene ein Vaterland und einen Sozialismus haben, die nicht euer Vaterland und nicht euer Sozialismus sind. Wollt ihr endlich Ernst machen mit der Verwirklichung unserer Ideen, dann müßt ihr beginnen, eure Geschäfte selbst zu machen. Was geht euch im Grunde das Parlament an? Der Arbeiter mit dem Stimmzettel, ist das die Apotheose des Sozialismus?

Und die Arbeitermassen, denen diese Argumente der Agitatoren ganz allmählich einleuchteten, begannen erst heimlich und dann brutal über alle 15 000 Frank-Redner zu lachen. Die Augen gingen ihnen auf! Nein, das waren nicht die Leute, die ihnen helfen konnten. Und sie gingen hin und gründeten Gewerkschaften, die sie in eine Confédération du Travail zusammenschlossen. Von nun an waren, wie alle parlamentfrommen Sozialisten mit Un-

behagen feststellten, alle unruhigen und energischen Elemente der Arbeiterschaft in dieser Arbeitsfederation vereinigt. Dieser ganz neue, nach Meinung der Kenner durch und durch „unwissenschaftliche“ Sozialismus schien indessen, wie die kommenden Ereignisse bewiesen, wirksamer zu sein als der alte. Die Oberpriester der staatlich genehmigten Umsturzelehre schrien Verrat und Jules Guesde, ihr Führer, warnte in jedem Artikel die „gesund denkenden“ Teile der Arbeiterschaft vor dieser Verirrung. Die toleranter denkenden in der Partei, als deren Führer man Jaurès ansprechen darf, wünschten diese neumarxistische Schule unter ihre Fittiche zu bringen und eröffneten ihr im Parteiorgan eine Rubrik für freien Meinungsaustausch. Aber die Syndikalisten ließen sich nicht einfangen und blieben unter sich. Sie betonten immer wieder, daß sie vom Parlamentarismus bis über die Ohren hätten, daß sie, fern von aller Politik und Philosophie, die Befreiung der Arbeiterklasse ganz ausschließlich auf ökonomischem Wege anstrebten und daß es für diese Befreiung nur zwei Wege gebe: den Antimilitarismus und die sogenannte direkte, außergesetzliche Aktion. Und folgerichtig schlug die Federation der Arbeit eine von den deutschen und englischen Gewerkschaften grundverschiedene Taktik ein. Leider fehlt hier der Raum, diese Taktik genauer zu analysieren. Vielleicht genügt eine kleine Gegenüberstellung: In Hamburg haben sie die Riesenorganisationen, die heute schon mehrere Millionen Arbeiter gruppieren, während in Paris die ganze C. G. T., von der soviel geredet wird, kaum 400 000 Mitglieder zählt. In Hamburg ein Zentralbureau, einen leibhaftigen Generalstab mit Gefolge, alle mehr oder weniger einflußreiche Politiker, in Paris dagegen weiß niemand recht, woraus sich die C. G. T. zusammensetzt. Hier hängt sozusagen alles in der Luft und ist ohne scheinbaren Zusammenhang. Einige Führer stehen zwar auf dem Papier, aber sie führen nicht, sie verwalten nur, sie werden geführt. Der eigentliche Führer wächst im entscheidenden Moment plötzlich aus dem Boden. Der auf dem Papier stand, darf ruhig eingesteckt werden, dem Gewerkschaftskörper wird damit der Kopf nicht abgeschnitten. In Hamburg die Gewerkschaften mit ihren Arbeitslosen - Versicherungen, Sterbe-



kassen, Pensionseinrichtungen und sonstigen mutualistischen Errungenschaften des 19. Jahrhunderts (auf diesen Wohlfahrtseinrichtungen beruht einmal ihre numerische Stärke und andererseits ihre taktische Schwäche) in Paris ist den Gewerkschaftlern die Mutualität bloße Nebensache, man gehört der Gewerkschaft nur aus innerer Ueberzeugung an.

Und gerade deshalb handelt es sich bei den französischen Gewerkschaften um wirkliche Kerntruppen, die nicht verwechselt werden dürfen mit den führerbedürftigen, herdenartigen Trade-Unions Englands und den freien Gewerkschaften Deutschlands. Die Möglichkeit, mit dieser numerisch schwachen Organisation eine ganze Revolution zu entfesseln, ist sehr wohl gegeben. Der Mut und die Entschlossenheit wirken bekanntlich ebenso ansteckend wie die Furcht, und wenn sich in einem entscheidenden Moment in einer Masse von einigen tausend Personen nur 10 bis 20 entschlossene Individuen befinden, dann werden diese imstande sein, den ganzen Haufen mitzureißen. — Dabei haben diese neuen Theoretiker der sozialen Revolution vor allen Dingen die schwachen Stellen unseres Gesellschaftsorganismus im Auge, denn gleichwie ein Sandkorn genügt, um ein großes Uhrwerk anzuhalten, ganz ebenso kann ein kleiner Streik, an der empfindlichen Stelle angewandt, unseren komplizierten Gesellschaftsmechanismus total verwirren und der Anfang einer großen Revolution sein. Wie dies möglich ist, haben die Pariser Postbeamten bewiesen, die durch ihre organisierte Untätigkeit Paris für acht Tage von der Welt abgeschnitten haben. Wenn ich schließlich hinzufüge, daß die Wortführer der sozialen Revolution nach den Prinzipien Stirners vorgehen, daß man sich alle Rechte, die man nicht besitzt, selbst nehmen müsse, daß jeder soziale Fortschritt sich außerhalb der bestehenden Gesetzlichkeit vollziehen müsse und daß der Stärkste immer recht hat, dann habe ich damit die moderne Revolutionstaktik der französischen Syndikalistens zwar ungenügend, aber wie ich hoffe immerhin verständlich charakterisiert.

Heute nun stehen wir vor der unbestreitbaren Tatsache, daß diese neue, aus einem tiefen Ekel vor der Politik geborene Taktik der französischen Arbeiterbewegung in vieler Hinsicht er-

folgreich war. Der soeben beendete Poststreik hat den Syndikalistens bewiesen, daß sie der Verwirklichung ihrer Ideen eigentlich näher stehen, als sie selbst glaubten. Denn man darf sagen, daß sich die Beamtenschaft jetzt endgültig auf die Seite der Arbeiter geschlagen hat. Eine Verbrüderung der Staats- und der Fabrikproletarier hat stattgefunden, die auf der einen Seite selbst die kühnsten Erwartungen übersteigt und die andererseits alle regierungs- und kapitalfreundlichen Elemente mit düsteren Ahnungen erfüllt. Schreibt doch selbst der „Figaro“ von der kürzlich abgehaltenen Versammlung im Hippodrome: „Wir haben einer solchen Massenversammlung und einer solchen Begeisterung noch nicht beigewohnt.“

Diese selben Bourgeois, die augenblicklich dabei sind, in Paris den drei größten Helden der Revolution von 1789 und 92 Denkmäler zu setzen, haben vor der bloßen Andeutung dieser neuen Revolution eine wahre Kinderangst und bekreuzigen sich vor ihr wie die abergläubischen Weiber beim Herannahen des Jahres 1000.

## Apostel des Friedens.

Von Miser.

Während im Orient fröhlich die Welt umgekehrt wird, und die menschliche Leidenschaft mordet und brennt, haben sich im Westen, in Brüssel, die Apostel des Friedens wiederum vereinigt. Sie sind die geistigen Leiter jener parlamentarischen Gruppen aller Länder, die durch emsige Arbeit und Aufklärung Völkerfreundschaft und Völkerverbrüderungen fördern sollen. Diese Vorstandsmitglieder der „interparlamentarischen Union“ sind sehr sanfte, idealistische und kultivierte Männer. Und ihre Konferenzen sind stets ausgezeichnet durch feine, wohlstilisierte Reden. Die Deutschen hatten diesmal zur Versammlung des Friedensrates zwei Gymnasialprofessoren von gewinnender Urbanität, einen Fortschrittlichen und einen Zentrumsman delegiert. Den Vorsitz über die Nord- und Südländer, über die Mitteleuropäer und Balkanmänner hatte, wie schon oft, der frühere belgische Minister des Innern, der greise Herr Bernaert, der in



seinem Vaterlande eine Stütze des reaktionären Klerikalismus ist, der Priester fördert und Simultanschulen haßt, damit das Recht der Geistlichen in Belgien zum Monopole der romgefälligen Gottesjünger werde. Und diesmal haben die Friedensapostel hier wiederum hinter verschlossenen Türen schöne Reden gehalten in dem stillen, vornehmen, noch nie von lebhaftem Zwiste durchhallten Saale des belgischen Senats. Auch die düsteren Dinge unseres Lebens, auch die Kriege und ihre Bekämpfung können in schönen Räumen zur Beratung stehen, ist die Meinung der Friedensapostel. Es schadet dem Ernste nicht, wenn sich die Versammelten in weiche Ledersessel rücklehnen und einschliefen können, die mehr zum Rasten einladen als zum angestregten Nachdenken und Sorgen für den segensreichen Frieden in den Welten. Und doch hat es diesmal inmitten der Synode von Friedensaposteln eine Schlacht gegeben, eine Schlacht, von der die Apostel selber gerne schweigen möchten, die aber doch geliefert worden ist.

Diesmal sollte nämlich der Generalsekretär der Vereinigung gewählt werden. Die lateinischen Völker sollten einen Mann ihrer Rasse, die germanischen, Engländer, Holländer, Deutschen und Skandinavier, einen, der aus ihrem Blute geboren wurde. Die Völkervertreter waren sich zwar nicht ganz im klaren darüber, ob sie einen reinen Rassencharakter zu vertreten hätten; doch sie hielten zu ihrer Gruppe instinktiv und blindlings. Die Germanen siegten schließlich, und künftig wird der Generalsekretär der interparlamentarischen Vereinigung der Norweger Dr. Christian Lange sein, der als Bureauverwalter bisher der Nobelstiftung gedient hat. Aber war es nötig, gerade einen solchen Mann zu wählen, dem die Lateiner nicht hold waren? Eine Feindschaft, die nicht heftig zum Ausdruck kam — diese Männer sind auch noch in ihrer Verbitterung elegant — hat die Friedensapostel auf diesem Kongresse getrennt. Sie wollten nur geleitet sein von den beschwingenden Ideen der Menschenbrüderlichkeit und der großen Humanität, und sie fühlten sich als Vertreter der Rasse, nicht als Vertreter des weltbeglückenden Friedens.

Sie konnten nicht anders! Sie sind

Schwärmer, sehr liebenswürdige, schönredende Dilettanten auf dem gefährlichen Gebiete des internationalen Rechtes, noch mehr des internationalen Unrechtes. Einer war unter den Friedensaposteln, der sollte seine Kameraden zur Meinungsäußerung bewegen, daß sie offiziell den glücklichen Gang der Balkandinge belobten. Und er wurde abgewiesen. Um Gotteswillen keine feste Meinung aussprechen, die einem Staate gefallen oder mißfallen könnte! Die Union ist nur vorhanden, damit sie schöne Träume pflege. Mit bescheidenen Mitteln wird sie von den einzelnen Staaten unterstützt, daß sie ihrem künftigen Generalsekretär das jährliche Gehalt von 20 000 Frs. und die 5000 Frs. zahlen kann, die er für eine anständige Wohnung braucht. Gut und schön, das ist alles sehr weitherzig und sehr freigebig und sehr aristokratisch eingerichtet worden. Die Friedensapostel gingen auseinander, als der blaue Himmel mit Licht und heiterem Frühling über der belgischen Hauptstadt schimmerte. Die Frage ist nur, ob der Erfolg ihrer Arbeit das Ansehen rechtfertigt, das sie fordern. Die Friedensapostel konnten sich nicht einigen im eigenen Kreise. An manchem von ihnen nagte ein geheimer Haß. So sie den Haß nicht in sich selber töten, so lange sie den Haß nicht in den Tausenden einschläfern können, ist ihre Arbeit ein hübsches Gesellschaftsspiel. Das Spiel ist etwas kostspielig. Aber vornehme Herren lieben die teuren Spiele.

## Gefühl in der Politik.

Von v. S.

Große, ausgesprochen realpolitische Aktionen haben oft eine wenig gekannte, sentimentale Gefühlsecke. So hatte der nun wieder in den Vordergrund gezernte Berliner Kongreß in seiner Schlußsitzung einen Gefühlsantrag zu behandeln, der von einem der Vertreter Rußlands, Grafen Schuwloff, ausging. Mit bewegten Worten und unter Zeichen von Rührung beantragte der Graf, das Gebiet des Schipkaspases, damals ost-rumelisch, heute südbulgarisch, das durch die russisch-türkischen Kämpfe um diesen Balkanübergang geradezu zu einer Totenstätte geworden, wo Tausende von Soldaten beider Armeen



den letzten Schlaf tun, als neutralen Boden zu erklären, um niemals mehr durch Gewehrgeknatter und Kanonendonner die Ruhe der Helden, dieser Kämpfe zu stören . . .

Dieser schöne, aber sentimentale Gedanke rief große Ueberraschung bei den Teilnehmern des Kongresses hervor, die eben mit dem sehr realistischen Zerstückeln des Balkans fertig geworden waren. Vorsitzender Fürst Bismarck, der einer Verlängerung der Kongreßdauer aus dem Wege gehen wollte, die sich zweifellos schon aus der Einholung von Instruktionen der türkischen Delegierten, der Vertreter der Besatzmacht, ergeben hätten, ließ den pietätvollen Antrag im „Protokoll“ verzeichnen, ohne den Abschluß des Friedenstraktats zu verzögern.

Dort — im Protokoll des Berliner Kongresses — fand die seltsame Idee auch ihre ewige Ruhe. Und als ich nach einem Vierteljahrhundert den Gedenkmanövern der bulgarischen Armee am Schipkapasse, die in Gegenwart der bekanntesten russischen Generale und Kriegsveteranen abgehalten wurden, beiwohnte, erinnerte sich schon niemand der Anwesenden mehr an den Antrag Schuwaloffs. Die Höhen und Hänge strotzten von Soldaten, der Donner der Geschütze erschütterte die Lüfte — und oben auf der Paßhöhe standen Rußlands beste Heerführer und Generale, trunken von Wehmut und wohl auch von reichlich genossenem Wutki, und diskutierten die Episoden der blutigen Schipkakämpfe . . .

## Oster-Selbstmorde der Schüler.

Von Dr. Karl Wilker.

In den Osterferien hat die Statistik unter die Rubrik „Schüler-Selbstmorde“ etliche neue Fälle eintragen müssen. Ihr Grund: meistens Nichtversetztwordensein, in einem Falle eine scharfe Bemerkung.

In diesem letzten Falle kann die Schule nicht ganz unangeschuldigt bleiben: Bemerkungen haben sehr wenig Wert, zumal sie meist auf Vermutungen basieren; oftmals deshalb ungerecht treffen. Man kann über den Jungen auch nicht einfach urteilen: Dekadent. Sein Ehrgefühl kann wirklich fein, delikat gewesen sein. Zumal beim

Erwachen der Geschlechtsreife. Kann gewesen sein! Darum bleibe dieser Fall außer acht.

Die andern dagegen: die Schule kann die Versetzungen nicht missen. Wenngleich eine Reform der Versetzungs-Bedingungen nottut. Aber warum dem Jungen nicht äußerst schonend bereits vorher davon Mitteilung machen? Und vor allem den Eltern? Gerade in deren Unverständnis liegt einer der gewichtigsten Faktoren für die Beurteilung der Schülerselbstmord-Ursachen. Solange Eltern jeden Verlust eines Jahres bejammern wie den Verlust eines Millionen-Vermögens, solange sie mit Stock und Peitsche den Jungen dem Ziele zuhetzen, solange sie die Nichterreichung dieses Zieles bestrafen, wie das schwerste Vergehen, solange sie ihre eigenen Ehrbegriffe verletzt und besudelt wähnen, wenn ihr Junge hinter anderen um ein Jahr zurückblieb — solange werden auch Schüler sich selbst töten, nicht so sehr aus Furcht vor der Schule oder dem Spott ihrer Mitschüler (der übrigens dem Nichtversetzten gegenüber sehr, sehr selten ist), sondern aus Furcht vor den eigenen Eltern.

Gerade diese Osterselbstmorde sind Ausflüsse dieser Furcht, nervöser Ueberreizungen, argwöhnender Halluzinationen. Gewiß: ihre Opfer sind vielleicht nicht die gesündesten Elemente. Aber warum sollten sie wertlose sein?! (Diese Art Selektionstheorie spukt dann und wann auch noch herum!) Und Grund der verminderten Gesundheit, der Prädisponiertheit zum Selbstmord? Sicherlich (mit wenigen Ausnahmen) die Eltern. Abgesehen von den auf die Vererbungstheorie sich gründenden Uebertragungen nervöser (und anderer) Leiden: eine große Rolle spielt unabweisbar das Alkoholübel. Man hat 90 Prozent aller Schülerselbstmorde auf Alkoholismus zurückführen wollen. Die Zahl ist zu hoch — wenn man die direkte Wirkung des Alkohols darin ausgedrückt sehen will. Aber doch nicht so, daß man sie unbeachtet lassen dürfte . . .

...und sagen: nur die Schule hat diese Selbstmorde auf dem Gewissen. Schuldfrei ist sie nicht. Doch ich sprach von den Eltern.



## Talent.

Vor Eberhard Frowein.

Arnold Goldstein war ein junger Mann, in reichem Haus geboren. Alle Verwandten und Bekannten bewunderten ihn; denn er war „riesig talentiert“. Er zeichnete, modellierte, dichtete, schauspielerte, spielte Klavier und flötete auf den Fingern. Die Bewunderung wuchs mit den Jahren, und es war ausgemacht: Er wird Maler, und zwar ein zweiter Dürer, auch wird er bildhauern und dem Michelangelo nichts nachgeben, in den Mußestunden aber wird er dichten, armer Goethe! Mit Ach und Krach machte er sein Abiturientenexamen, spuckte auf der Straße verächtlich aus und trat dann bald sein Uebermenschenleben an. Aufnahmeprüfung in der Akademie: Es langte eben. Aber nun diese geisttötende Beschäftigung: Nach Gipsmodellen und wer weiß was zeichnen, Himmel! Das ist nichts für ein Genie! Gott sei Dank lernte er ein Modell kennen und lieben, das seiner Ansicht vollständig beipflichtete. Er verließ die nüchternen Hallen der Akademie, um sich seiner Eigenart zu widmen. Zum Dichten kam er nicht mehr; denn das Modell nahm seine Mußestunden in Anspruch. Das Bildhauern gab er auf. Ein Künstler muß sich konzentrieren. Im Malen leistete er Uebermenschliches, die Andern nannten es Kitsch. Er wurde das verkannte Genie. Sein Modell wandte sich einem anerkannteren Maler zu. So war er ganz verkannt. Er verhungerte schließlich, weil sich keiner um ihn bekümmerte, als er einmal schwer erkrankt war. Wäre er Kaufmann geworden, wäre er bis zu seinem Lebensende „riesig talentiert“ geblieben.

Hans Gerber war ein junger Mann, in bürgerlichem Haus geboren. Er hatte gute Gaben. Er zeichnete so gut, als wenn es photographiert wäre. Er spielte Geige und hatte lauter Faxen im Kopfe, das haben die Künstler immer. Sein Zeichenlehrer machte den Eltern klar, daß er Maler werden müßte. Der Alte hatte zwar ein schönes Bäckergeschäft, aber auch genug Geld, das war mal etwas anderes. Hans Gerber studierte sehr fleißig, jahrelang. Geld kostete es und viel Zeit. Er stellte auch Bilder aus, aber er verkaufte nie. Seine Eltern sprachen schon von ihm,

als einem Tunichtgut. Da endlich entdeckte er sein Talent. Heute zeichnet er Printen und Lebkuchen, Kalender und Streichholzdöschen. Das ist immer der junge Mann und das junge Mädchen im Biedermeierkostüm, reizend! Nur daß viele sagen, er habe sie vor seinem Studium besser gezeichnet.

Karl Schacht war Holzschnitzer in einem Möbelgeschäft, oder so was ähnliches. Es hatte den Eltern Geld genug gekostet, ihn lernen zu lassen. Abends ging er in eine Schule, und da sah er mal einen, der einen Kopf aus Gips gemacht hatte, das imponierte ihm mächtig, und er sagte sich, das mußt du auch lernen. Da erzählte ihm ein alter Herr, dann müsse er auf eine Kunstschule gehen. Gespart hatte Karl Schacht genug. So ging er auf eine Kunstschule, bis er nichts zu fressen hatte. Dann schuftete er wieder in einer Fabrik und wurde schließlich Lehrer. Später besuchte er eine Akademie, hungerte und hungerte, bekam aber wieder eine Anstellung als Lehrer. Schließlich konnte er solch einen Kopf machen, wie er ihn gesehen hatte. Die Leute nennen ihn einen Künstler, und er wird wohl nächstens Professor werden.

Nun bitte ich Sie, diese drei Geschichten nach allen Richtungen hin zu variieren. Sie werden Menschen kennen lernen, die sich das Leben nehmen, die Gesellen ihres Meisters werden, die aufs Kabarett gehen, die Gelegenheitsgedichte machen, Zeile 10 Pfg., die verhungern, die verkommen, die stehlen, und so weiter. Sie haben Talent!

## Ein Roman von Fjodor Sollogub.

Von Dr. Frida Ichak.

Die Uebertragungen neuerer russischer Dichtwerke zeigen, daß auch in Rußland die Epoche des Naturalismus wieder vorüber ist. Rußland erlebt jetzt eine Wiedergeburt der Mystik, und ein Neu-Christentum wird zum religiösen Gefühl mancher der wertvollsten Geister. In der Literatur entstand eine Art der Neuromantik. Fjodor Sollogub, dessen bedeutender Roman „Der kleine Dämon“ in deutscher Uebersetzung soeben erschienen ist\*), gehört zu denen, die

\*) München 1909, bei Georg Müller.



sich zuerst von der rein naturalistischen Tradition abgewendet haben.

Sollogub zeigt in diesem Buch Züge der menschlichen Seele, die man sonst nur heimlich ahnt. Das ist der Wirkungskreis der „kleinen Dämonen“ im Menschen, der Miniatur-Teufel, grauenhafte Bilder von dunstig erdrückender Stimmung. Der Held Peredonow trägt alle Merkmale des Lichtscheuen, Gemeinen und Schmutzigen, das sich auf den Nebenwegen der menschlichen Seele regt. Geiz und Gefräßigkeit, Lüsternheit und Sadismus, Bosheit, Roheit . . . Und die Freundin Peredonows, Warwara, webt um ihn ein Netz von Laster, Gemeinheit, Lüge (und körperlicher Schönheit). Etwas Sinnlos-trostloses, fast Grotesk-verzweifelter haben diese Gestalten und das Eulennest selbst, die kleine Provinzstadt, in der die Dämonen ihr Zerstörungswerk treiben. Der Dichter scheint manchmal unter der niedrigen Gemeinheit seiner Helden zusammenzubrechen, und wie aus tiefer Not heraus klingen die lyrischen Paraphrasen abseits der Schilderung. Die Sehnsucht des Dichters findet hier ihre Auslösung.

Neben dem Roman der Verkommenheit Peredonows läuft eine phantastisch

helle und abenteuerlich zarte Fabel einher, von der erwachenden Liebe des noch keuschen Knaben Sascha zu der „Heidin“ Ludmila, die die Schönheit liebt und ihn, „den Gekreuzigten“. Aber auch hier dunkle und drohende Töne von Geißelung, Schmerz und Wollust.

Seit Dostojewsky ist in Rußland wohl kein Buch mit so tiefer psychologischer Absicht geschrieben worden. Nur zum Schluß tritt Sollogub von seiner Aufgabe einen Schritt zurück. Peredonows Verfolgungswahn läuft in Brandstiftung und Mord aus, das trübe Brüten seines Gehirns endet mit Irrsinn. Und in dem Abweichen von Psychologie zu reiner Pathologie unterscheidet sich Sollogub von seinem großen Vorbilde.

### Notiz.

Wir reproduzieren heute wieder mit freundlicher Genehmigung des Kaiser-Friedrich-Museums-Vereins in Berlin vier bisher noch nicht vervielfältigte Meisterbildnisse aus Privatbesitz. Die Originale sind jetzt in der schönen Porträtausstellung zu sehen, die die Mitglieder dieses Vereins in der Berliner Akademie der Künste veranstalten.

Schluß des redaktionellen Teiles.

### Alle Manuskript- und Büchersendungen

an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33.  
Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33; für Oesterreich-Ungarn: Dr. Felix Braun, Wien. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Hermann Goldschmidt, Wien I, Wollzelle 11. — Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76.  
Druck von J. Harrwitz Nachfolger G. m. b. H., Berlin SW. 48, Friedrichstr. 16.

Preis M. 1.00, kl. Tube M. —.60, Oesterreich-Ungarn Kr. 1.50, kl. Tube Kr. 1.00



PEBECO

ZAHNPASTA

seit sechzehn Jahren von Aerzten und Zahnärzten ständig empfohlen  
P. BEIERSDORF & Co., HAMBURG

LONDON E. C., 101, Lane 7—8. Vertrieb für U. S. A. Lehn & Fink, NEW YORK





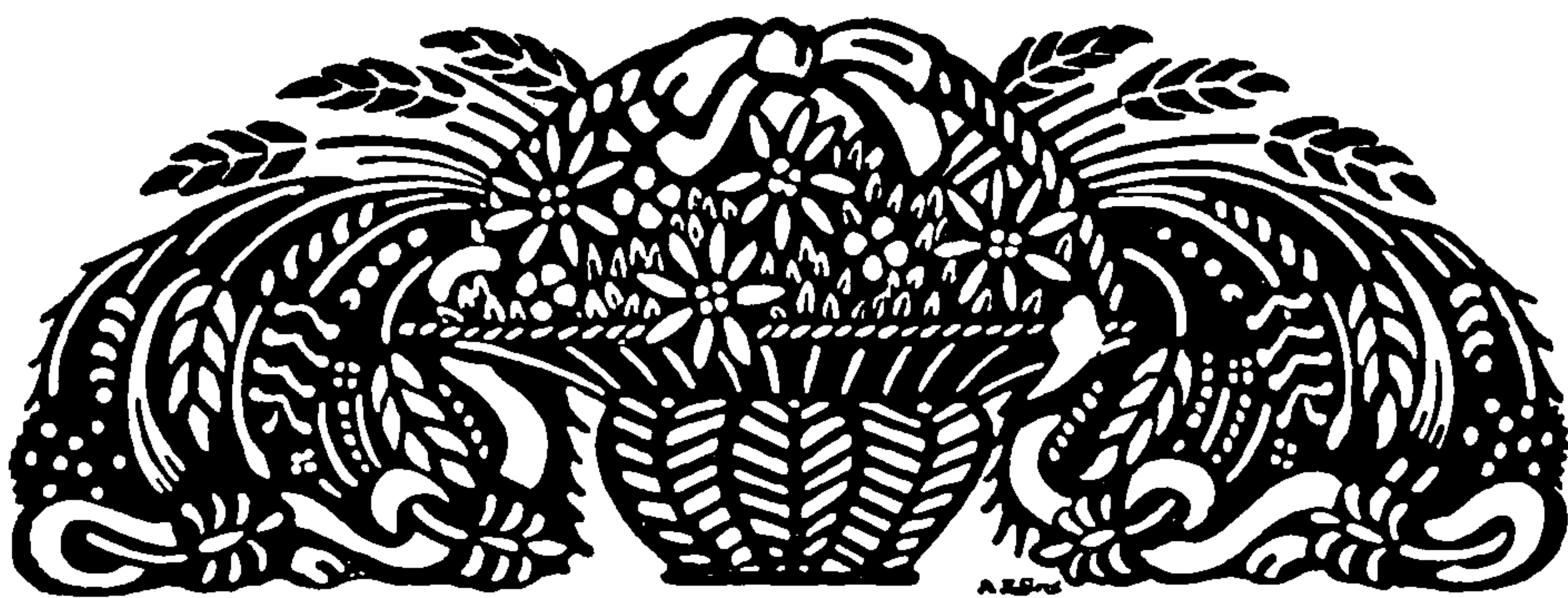
HAUS SPRINGER IN WANNSEE

ALFRED MESSEL









---

19. HEFT.

6. MAI.

1909.

---

## Rassenbund und Glaubensbund.

Von A. Wirth.

Durch die jungtürkische und die persische Bewegung ist man wiederum auf den Panislamismus aufmerksam geworden. Die indischen Unruhen haben gezeigt, daß der Nationalismus bei den Hindu im Steigen begriffen ist. Auch China ist in seinen Tiefen erschüttert; auch dort wächst das Selbstbewußtsein gegen die Fremden und ist die Hinneigung zum Parlamentarismus erwacht. Der ganze Orient ist offenbar in einer Aufregung, wie er seit Jahrhunderten nicht gewesen ist. Das ist in erster Linie auf den ungeheuren Druck Europas und Amerikas zurückzuführen; jetzt stellt sich endlich der Gegendruck ein. Dann aber machen sich hier rassenhafte und religiöse Strömungen geltend, die sich bald miteinander vermischen und sich so gegenseitig stärken, bald sich kreuzen und sich gegenseitig bekämpfen und wieder auflösen.

Mit den großen Glaubensbünden ging es fast wie mit den platonischen Ideen. Der Gedanke war zuerst allein da, und erst nach und nach ist er in die Erscheinung getreten und hat Gestalt und Fleisch und Blut gewonnen. Umgekehrt war es mit den Rassenbünden. Seit die Welt steht, sind die Rassen durch territoriale, staatliche Grenzen voneinander geschieden, und erst durch die Großreiche der neusten Zeit sind einige Rassen äußerlich zu einer Einheit verbunden worden. Schon länger hat ein dumpfes Gefühl von Zusammengehörigkeit in der Tiefe gewirkt, aber erst in den letzten Jahren ist dieses Gefühl über die Schwelle des Bewußtseins getreten. Auch haben erst in der allerjüngsten Zeit die Politiker angefangen, sich der Rassenidee zu bemächtigen und sie als Beweggrund praktischer Taten zu verwerten. Bei beiden Bünden aber muß streng zwischen der Konstruktion, die



einige begabte Schriftsteller Asiens wie Europas erdachten, und den tatsächlichen Verhältnissen geschieden werden. So ist das Buschido Nitobes und das „Asien für die Asiaten“ und ist ebenso Uchtomskis russischer Asiatismus eine bloße Konstruktion geblieben, die einmal Wahrheit werden kann, aber es bis jetzt noch nicht geworden ist. Ähnlich ist der Pangermanismus schon oft gefordert, aber nie auch nur im entferntesten verwirklicht worden. Einige Bünde sind aber bereits in das Licht der Wirklichkeit getreten, und sind von Worten zu Taten übergegangen.

Es handelt sich hier bei den Glaubensbünden um die Christian Endeavour-Bewegung in Amerika, eine pietistisch gefärbte Strömung, in die nach der Absicht der Urheber alle christlichen Konfessionen ausmünden sollen; ferner um den bereits sehr greifbaren Panislamismus und den noch etwas schattenhaften Panbuddhismus. Von Rassenbünden kommt als ältester der Panslawismus, sodann das All-Angelsachsentum, das All-Spaniertum, das All-Deutschtum, und in jüngster Zeit das All-Arabertum in Betracht. Ich nenne diese Erscheinungen Rassenbünde, und nicht Volksbünde, weil es sich um die Zusammenfassung von je mehr als einem Volkstum handelt. Darüber Genaueres sofort!

Es ist nur natürlich, daß, nachdem die Welt so klein geworden, daß — besonders seit Shimonoseki — die weißen Nationen sich als eine ideelle Einheit zu fühlen begannen, sich dieses Gefühl auch religiös verdichtete, und eine neue Bewegung in dem alle Weißen vereinenden Glauben erzeugte. Die erste derartige Erscheinung ist in der Heilsarmee zu finden. Die Offiziere und Soldaten des General Booth machen keinen sonderlichen Unterschied in den Denominations. Die Filialen, die von der Armee in verschiedenen Großstädten gegründeten Häuser und Herbergen speisen jeden Bedürftigen. Ihre rührigen Prediger-Agitatoren rufen jeden Bußfertigen zur Teilnahme auf. Die Dogmen treten gänzlich in den Hintergrund; das Gemüt, die fromme Stimmung, die Heilssehnsucht ist allein maßgebend. Ähnlicher Art ist das Christian Endeavour, das sich rühmen konnte, seinerzeit fünf Millionen Anhänger in Amerika zu haben. Bezeichnend ist, daß die Christian Endeavour-Leute sich auch politisch zu betätigen suchten. Sie richteten zur Zeit der armenischen Massakres einen scharfen Protest an die Türkei. Bezeichnend ist ferner, daß auch bei uns, durch Harnack und den Kaiser selbst gefördert, eine Neigung zur Wiederaussöhnung zwischen Katholizismus und Protestantismus sich auftut. Von dem All-Buddhistentum ist es schwer, etwas zu erfahren. Immerhin ist soviel bekannt daß die Japaner es mit allen Kräften zu fördern suchen. Die führenden Klassen des Mikadoreiches sind fast ohne Ausnahme sehr aufgeklärt, so ziemlich atheistisch; aber sie denken ähnlich wie führende Franzosen: l'Athéisme n'est pas un article d'exportation. Schon 1895 konnte man in Korea beobachten, daß die Bonzen, die sich seit Jahrhunderten nicht zeigen durften, die ad paganos verbannt waren, in Söul und Songdo, in Pyöng-yang und Takao kühn wieder ihr Haupt erheben durften. Ebenso wurde auf Formosa der Buddhismus staatlich gefördert. Zur Zeit der Boxerwirren, wenn ich nicht irre, kurz nach



den Verhandlungen des russischen Burjaten Dorijeff mit dem Dalai Lama, traf ein hochgebildeter japanischer Forscher in Lhasa ein, und es scheint, daß er dort kirchenpolitische Abmachungen getroffen habe. Zugleich wurden die Wechselwirkungen mit Indien und Ceylon reger. Im 9. Jahrhundert hatte ein japanischer Pilgerverkehr nach Indien begonnen, und eine ausführliche Erzählung ist uns erhalten (und ins Englische übersetzt worden), die von der Wanderung eines solchen Nachfolgers von Hiuen-Tsang berichtet. Nach einigen Jahrhunderten ist jedoch dieser Verkehr eingeschlafen, namentlich seitdem das Inselreich sich völlig vor der Außenwelt abschloß. Erst nach Shimonoseki hat man die früheren Beziehungen wieder aufgenommen, und zwar mit solchem Erfolge, daß jetzt nicht nur Pilger von jener östlichen Peripherie der buddhistischen Welt nach den heiligen Stätten, auf denen Gautama im Fleische gewandelt, wallten, sondern daß auch indische Bonzen, zunächst solche von Ceylon, ihrerseits seit einigen Jahren Japan aufsuchten. Am wichtigsten war in dieser Hinsicht ein Religionskongreß, der in Kioto — ich glaube im Jahre 1904 — abgehalten wurde. Nach den internationalen Glaubenszusammenkünften, die der Sassanide Anoschirwan, darauf der Mogul Akbar der Große, und zuletzt, 1893, die Stadt Chicago veranstaltete, war dieser Kongreß der belangreichste und jedenfalls der folgenschwerste von allen. Seit den großen ökumenischen Konzilen unter Asoka und Kanischka, seit fast zwei Jahrtausenden, waren die Buddhisten der verschiedenen Länder nicht mehr zusammengekommen. Es scheint nun, daß sich das Verhältnis zu dem Dalai Lama doch nicht so recht innig gestaltete. Daran trug ein konfessioneller und ein politischer Grund die Schuld. Eigentlich ist der Dalai Lama überhaupt kein Anhänger Buddhas, sondern ist das Oberhaupt einer unabhängigen Glaubenswelt, des Lamaismus. Sodann aber war man in Peking auf die Gefahr aufmerksam geworden, die von der Einmischung eines fremden Staates in kirchliche Fragen des chinesischen Reichs drohte. China hatte 1721 mit dem Dalai Lama ein Konkordat geschlossen, eine gegenseitige Rückversicherung, des Inhalts, daß der Himmelssohn dem geistlichen Oberhaupt und seinen Anhängern freie Ausübung ihrer kirchlichen Tätigkeit gewährleistete, und der Dalai Lama dafür mit Hand und Herz die Mandschu-Regierung zu fördern versprach. In dem jetzt anhebenden Wettrennen, bei dem sich außer Japan noch England und Rußland beteiligten, hat China den Sieg davon getragen. Die Geschichte ist sehr anziehend. Mitten vor unseren Augen vollziehen sich die schönsten Dramen, aber niemand beachtet sie. Zuerst, vor fünf Jahren, trachtete England danach, den Dalai Lama in seine Hand zu bekommen. Er aber entfloh und wurde ein unstäter Wanderer auf dem Angesichte der Erde. Bei dieser Wanderung hat ihn nach 70 Jahren, nach den Franzosen Huc und Gabet, zum ersten Male wieder ein Europäer gesehen und gesprochen. Es war ein Deutscher, Dr. Tafel, der jüngst nach langen und gefährvollen Reisen in die Heimat zurückgekehrt ist. Eine Zeitlang hielt sich der Dalai Lama in der Stadt seines Konkurrenten, des Geghen, in Urga auf. Damals (und vielleicht jetzt noch?) war



Urga, die Hauptstadt der Ostmongolei, von zwei Sotnien russisch-burjatischer Kosaken besetzt. Ich habe sie selbst dort im Jahre 1901 gesehen. Man muß wissen, daß die Burjaten sehr fromme Buddhisten, oder richtiger gesprochen Lamaisten sind. Daher war es nicht schwer, eine Annäherung an das flüchtige Kirchenoberhaupt zu erzielen. Die russische Regierung bemühte sich denn auch sehr eifrig um seine Gunst. Ein halbes Jahr lang schwankte die Wagschale. Da aber gelang es dem unablässigen Bohren und Stochern des britischen Gesandten, die Pekingener Regierung zu tatkräftigem Vorgehen anzustacheln. Die Folge emsig gepflogener Verhandlungen war, daß der Dalai Lama Urga verließ und zunächst dem fernen Lande der Tanguten zustrebte, dann aber sich im August 1908 mit großem Gefolge nach Peking begab. Dort schloß er im September ein neues Konkordat ab, das jedoch für ihn wesentlich ungünstiger war, als das zwischen seinem Vorgänger und dem Mandschu-Kaiser Kien-lung vereinbarte. Außerdem aber haben die Chinesen die militärische und politische Verwaltung Tibets wieder an sich gebracht, und zwar vollkommener, als je zuvor, oder wenigstens, als seit dem erfolgreichen Kriegszuge von 1792, da sogar Nepal den chinesischen Waffen unterlag. Was England bei der Sache gewinnen werde, ist nicht recht klar. Vielleicht ist es ein moralischer Gewinn, vielleicht auch haben sie einfach das Nachsehen. Inzwischen ist der Dalai Lama nach Lhasa zurückgereist. Tibet ist offenbar für die Engländer wieder verloren, ist freiwillig aufgegeben, so wie sie 1868 das schwer errungene Abessinien und 1880 das mit großen Kosten besetzte und mit Mühe von Lord Roberts behauptete Kandahar wieder aufgaben. Möglicherweise ist es genug für sie, freundschaftliche Beziehungen mit Lhasa zu hegen, zumal acht Millionen im britischen Hinterindien dorthin ihre Blicke zu richten gewohnt sind. Zum mindesten aber ist der Wind aus den russischen Segeln genommen. Denn Fürst Uchtomski, der Freund und Begleiter des Großfürsten-Thronfolgers auf seiner Reise durch Asien und der Berater Nikolaus' bis etwa 1902 — jetzt hört man gar nichts mehr von ihm — Uchtomski, der selbst aus Tatarenblut stammt, träumte einst von einer Schutzherrschaft des Zaren über das Buddhistentum.

Der dritte Glaubensbund ist der der Mohammedaner, der Panislamismus.

Sehr wenige Leute in ganz Europa, außer in Frankreich, verstehen heutiges Arabisch. Davon konnte man sich auf dem Orientalistenkongreß von Algier so recht überzeugen. Denn selbst die Orientalisten konnten den Vorträgen der Mohammedaner nicht folgen. Nur die kürzlich verstorbenen Dr. Glaser und Dr. Vollers waren auf der Höhe. Ähnlich erzählt man von Max Müller, daß ihn einst ein exotischer Herr besuchte und eine Zeitlang auf ihn einsprach. Endlich faßte sich der weltberühmte Gelehrte: „Bitte, ich verstehe Sie nicht. Was für eine Sprache reden Sie eigentlich?“ Die, in der Sie seit Jahren Texte herausgeben, erwiderte, ins Englisch übergehend, der Besucher. Es war Sanskrit. Nun ist außerdem Neu-Arabisch von dem klassischen Arabisch, das dem europäischen Gelehrten in erster Linie vertraut ist, recht ver-



schieden. Das ist der Grund, weshalb von dem Leben des heutigen Islam immer noch so wenig bekannt ist. Außerdem: gesetzt selbst, einer verstünde ausgezeichnet den arabischen Dialekt von Fes oder die türkische Mundart von Bochara, glaubt man denn, daß ein Fremder und dazu noch ein Christ ohne weiteres die tiefsten Geheimnisse erführe? Es kann einer ein Jahrzehnt in London leben, ohne von den englischen Umtrieben in Bulgarien oder China zu hören. All das erklärt leicht, weshalb so wenig vom Panislamismus bekannt ist. Dennoch haben wir einiges durch Franzosen, wie Chatelier, und deutsche Forscher, wie M. Hartmann und Erckert erfahren.

Der Senussi hat den Panislamismus erfunden. Sein Enkel lebt in Gharabub (zeitweilig in Kebabu\*) im Hinterland von Tripolis und beherrscht von dort die ganze Organisation. Abdul Hamid wollte sich der Senussi und ihres Gedankens bedienen. Er hatte auch in asiatischen Landen viel Erfolg. Aber gerade die Senussi wollten nichts von ihm wissen, so wenig wie vom Mahdi, der ihre Hilfe ansuchte. Die Araber (und Perser) sind gegen die Türken. Daran scheitert — vorläufig wenigstens — das All-Mohammedanertum. Wenn es aber einst zustande kommen sollte, so wäre das ein bedeutungsvoller Tag für Europa. Denn 270 Millionen Menschen, zu einheitlichem Handeln zusammengefaßt, sind keine Kleinigkeit.

Nun zu den Rassenbünden. Nichts wird so heiß gegessen, wie aufgetragen oder gekocht. Viele Anläufe sind auch hier gescheitert. Alles, was übrig blieb, was sich lebensfähig und fruchtbar erwies, ist jedoch belangreich genug, um der Welt Beachtung zu erzwingen. So schien der Panslawismus seit Ende der 1880er Jahre eingeschlafen. Er schien tot, als Rußland sich ganz Mittel- und Ostasien zuwandte. Aber er ist seit den Niederlagen in der Mandschurei zu neuem Leben erwacht. Er ist demgemäß eine Frucht der Verzweiflung. Von Osten und Westen zugleich bedroht, von den Gelben und den Germanen, macht die Slawenwelt eine furchtbare letzte Anstrengung, um den weniger gefährlich scheinenden Gegner, die Deutschen, niederzukämpfen. So rücken sie auf der Linie des geringsten Widerstandes vor. In der Tat, wenn man zahlenmäßig die Sache betrachtet, so muß man sagen, daß die halbe Milliarde Ostasiaten weit bedrohlicher aussieht, als die 72 bis 74 Millionen Deutsche Mitteleuropas.

Weniger günstig steht es mit den Aussichten des All-Angelsachsentums. Die Tage, da ein Carnegie Washington zur Hauptstadt eines all-angelsächsischen Weltreiches vorschlagen konnte, weil Washington von Irland und Californien gleich weit entfernt sei; da im Anschluß an die Gründung der Imperial Federation League (1884) die Möglichkeit eines ungeheuren Föderativstaates, der aus England, den britischen Kolonien und der nordamerikanischen Union bestünde, erörtert wurde: diese Tage eines knospenden Völkerfrühlings, diese Zeiten utopischer Blümenträume sind vorüber. Noch gar nicht lange, aber unwiderruflich.

---

\*) Oder Kafira, wie Visher berichtet. Der Engländer Vister machte nämlich, als Erster nach Barth, die mühselige Reise von Benghasi nach Marzak. Auch er bestätigt die Wichtigkeit der Senussi, die ihn mit Waffengewalt angriffen.



Vielleicht werden alle anderen Großtaten Roosevelts gegen die eine in den Schatten treten, gegen den gewaltigen Ruck, mit dem er (mit Freunden und Genossen) die Vereinigten Staaten losriß von der angelsächsischen Ueberlieferung, und sie in völlig unabhängige Bahnen einlenkte. „Connected with many nations, identified with none“, sagte er in seiner großen Rede bei der Einweihung des Denkmals Friedrichs des Großen. Seine entschlossene Wendung zu Deutschland und seine eigenrichtige ostasiatische Politik war die Besiegelung eines längst gefaßten Entschlusses. Wenn übrigens einerseits kein Mensch mehr an eine Pananglosaxonia, limited, denkt, wie noch im Jahre 1899, als Offiziere eines amerikanischen Ablösungstransportes nach Malta kamen, von den dortigen britischen Offizieren dined and wined wurden, und der Trinkspruch erklang: Anglo-Saxonia sweeps the Universe, so ist andererseits eine Hoffnung gescheitert, die reichlich ein Jahrhundert lang den eisernen Bestand einer Unions-Weltpolitik bildete, nämlich die Einverleibung von Kanada, die noch Seward, vielleicht der größte nordamerikanische Staatsmann seit Alexander Hamilton, für ganz unausweichlich betrachtete. Auch dieser Umschwung ist noch gar nicht alt. Erst seit wenigen Jahren gilt es für eine sichere Tatsache, daß Kanada sich so reich und mächtig entfaltet hat, daß es auf so festen eigenen Füßen steht, daß an eine Verschmelzung der Kanadier mit den Yankees nicht mehr gedacht werden kann.

Weitere Bünde werden durch das All-Spanier- und All-Deutschtum beabsichtigt. Solche Bünde haben mit den schon behandelten das gemeinsam, daß auch sie vielfach sich nicht mit einem Volkstum begnügen, sondern mehrere vereinigen wollen. Ich spreche hier nicht von den Pangermanisten, die von den einzelnen Agitationsgesellschaften, wie dem Alldeutschen Verband, meist abgelehnt werden — nur der „Jungdeutsche Bund“ und die „Hammergemeinde“ machen eine Ausnahme —, sondern von der Gepflogenheit einer ziemlichen Anzahl von Patrioten, auch die Holländer und Vlāmen und sogar die Buren zu den Deutschen zu zählen. Aehnlich wollen starke Führer der spanischen Republikaner in Europa und Südamerika auch die Portugiesen in ihre Liebe mit einschließen und so das „Allspaniertum“, das 1900 zu Madrid einen Kongreß abhielt, zum All-Iberertum erweitern. Als wünschenswerte Folge davon beanspruchen sie eine Vereinigung der spanischen und portugiesischen Kolonien. Diese Folge wird voraussichtlich nie eintreten, aber die kulturelle Verbindung zwischen allen Ibero-Latinern Europas und Amerikas wird gewiß noch bedeutende Früchte tragen. Ueberhaupt darf das gemeldete Latinertum von der neuen Welt noch eine glänzende Renaissance erwarten, wie ja schon jetzt Buenos-Ayres mit seinen 1 070 000 Einwohnern die bei weitem volkreichste Stadt der ganzen romanischen Welt ist.

Zum Schluß des All-Arabertum. Es vermählt sich mit der panislamitischen Bewegung. Marokko ist durch Frankreich mit Erfolg aufgestachelt worden. Algerien ist unruhig. Arabien selbst ist schon seit einem Menschenalter gegen die Türkei im Aufstande begriffen. Die letzten Jahre haben selbst bei den Beduinen das Gefühl der Gemeinbürgerschaft bei



ihnen aufkommen lassen. Aber mehr noch! auch zu den Volksgenossen in Aegypten und Marokko wurden Fäden gesponnen. Und eine politische Atmosphäre entstand, die einer arabischen Renaissance außerordentlich günstig ist. „Man weiß nicht, was noch werden mag.“ Zwar hat man weder Parlament noch Budget, noch Nationalgarde, noch Flotte. Aber wer will sagen, daß das alles nicht in absehbarer Zeit — sagen wir, in 50 Jahren — noch erreicht werden kann?

---

## Berliner Vorortbauten.

Von

Paul Westheim.

Protzmanns waren zuerst da. Eine Geste des Luxus war ihre Villa. Motto „Stolzenberg“ oder „Moritzfels“. Dann kam die Romantik. Heimatkunst. Selbstgezogener Salat. Dreschtemmenstil mit geschnitzten Pferdeköpfen am Giebel. Rousseausche Sehnsüchte mit elektrischem Licht, Telephon und Zentralheizung. Motto „Sigelindenruh“ oder „Villa Parcival“, Teutonenstraße . . . .

Alles unklare Sentiments. Sentiments, in denen nur die Unruhe der Unbefriedigten echt war. Solcher Grundlage kann keine gute Form der Bauweise entwachsen. Zwingende Bedürfnisse sozialer Natur mußten sich erst herauskristallisieren. Notwendigkeiten statt der Sentiments galt es zu erkennen, zu befriedigen und zu stilisieren.

Etwa die Unerträglichkeit des Zusammenwohnens mit Krethi und Plethi, die Sorge um das ungebundene Wohlergehen der allzu sehr eingeeengten Kinder, die Furcht vor der schalen Verödung durch die ständig steigende Welle der gesellschaftlichen Verpflichtungen oder Vergnügungen, das natürliche Bedürfnis nach Eigenbesitz und das hygienische nach Luft, Licht und Natur. Also ein psychischer, moralischer und sanitärer Zwang trieb den Menschen hinaus aus der städtischen Etagenwohnung. Nicht ohne Kontakt und doch außerhalb der Polypenarme des steinernen Molochs wollte er sich ansiedeln. So wurde der Vorort.

Die Mehrzahl der Berliner Vororte sind gemacht worden, nicht natürlich entstanden. Bald einer Laune, bald einer Spekulation verdanken sie ihr Entstehen. Zumeist hat sich das alles sehr gut entwickelt. Und so kann und muß man sich mit der Tatsache abfinden, die allein den Siedlern die Pflicht auferlegt, durch Anlage und Bauweise den Zufall zu einer Notwendigkeit zu erheben, dem Eingriff in eine herbe, düsterschwere Natur die Brutalität zu nehmen. Ob das immer geschehen oder gar erkannt worden ist? Der reich gewordene Gründer aus der neudeutschen Jubelzeit baute, baute und baute. Mit diabolischer Freude strich er die klappernden Taler für das verauktionierte Holz der grünen Bäume ein. Wofür er sich gar noch als rechte Verhöhnung



der Natur von einem Kunstmaler ein Alpen- oder Vesuvpanorama auf die Hauswand klecksen ließ!

Das Schicksal des Vorortes war eben das unserer neueren Kriegerdenkmäler. Sie mußten zu früh entstehen. Eine Generation später wären uns die Gräuel erspart geblieben, die wie gefrorene Verständnislosigkeit überall herumstehen. In all den Berliner Vororten, so weit hinaus man auch gehen mag, steckt ein matter Kern. Und wo Gutes entstehen sollte, war eine Auseinandersetzung mit einem Rahmen von Unvermögen und Verständnislosigkeit nötig.

Das Publikum wollte seinen Kurfürstendamm in Grunewald oder Wannsee haben. Man begriff nicht die Auflösung der Straßenfront, erfaßte nicht die Freiheit des Einzelhausorganismus. Mit Fremdenverkehrsvereinsidealen wurden Schauseiten errichtet. Schauseiten, die durch ein Eisengitter bequem zu bewundern waren. Der Gärtner pflanzte Ziersträucher um eine Putte, die einen zahmen Wasserfaden emporplätscherte. Aus den Winkeln lugten Steingutmännchen. Und aus dem Fenster schaut der Herr Vorortvillenbesitzer dem Apotheker aus „Hermann und Dorothea“ gleich vergnügt auf die Pracht, vor der die Spaziergänger mit einem erstaunten Ah! stehen bleiben. Drinnen eine Mischung von Herrenhaus und Hotel, von teutonischer Burschikosität und weltstädtischem Kunstgewerbeplunder. Ein Grundriß der Mietswohnung, nur unbequemer gemacht durch die Verteilung in mehrere Stockwerke.

Der Baumeister hatte kein Interesse an der Aufklärung des Publikums. So konnte er bei seinem Stadthauschema bleiben. Er ersparte das Nachdenken. Zuerst verstand er nicht, daß eine neue Aufgabe zu lösen war, und später konnte er sich nicht bequem, sein Schema zu opfern. Selbst das Großkapital, daß auf einmal seine Spekulation auf die Idee der Heimstätte stellte, versagte. Man sollte meinen, daß die Gesellschaften sich auf das Fundament eines natürlichen und sachlich werbenden Stilgedankens zu stützen versucht hätten, allein in den Direktorialsitzungen dachte man nur an Parzellen, Baukosten, Miets- und Verkaufspreise, und unter den Händen der billigen Architekturzeichner entstanden Bauten, die in zwanzig Jahren wieder nur jene Protzmanns erwerben werden — die sich einstweilen noch in Berlin NO. mit dem Verschleiß von allerlei nützlichen Dingen abrackern.

Das heißt, in den letzten Jahren wurde im großen Stil die Schönheit der märkischen Landschaft verwüstet. Glücklicherweise wird die Rivalität unter den einzelnen Vororten immer schärfer. Neben den Bahnverbindungen, dem Prozentsatz des Steuerzuschlags wird man auch das ästhetische Element als Lockmittel zu werten wissen. Schon heute bemühen sich die Leiter einzelner Kommunen, in ihren Bauten und durch ihre Anlagen den Reiz ihres Bezirkes zu erhöhen. Da entsteht eine Schule, dort ein Rathaus, ein Preisausschreiben um einen besser gearteten Kirchenbau wird erlassen oder man erzwingt sich einen anständigen Bahnhof wie in Zehlendorf. Das Postamt, daß das Reich hineinpatzt, verschandelt allerdings wieder alles; mit der wachsenden Selbständigkeit wird man auch hier Protestworte hören, ja es ist sogar



wahrscheinlich, daß die Kommunalleiter sich nicht auf die Dauer die geschmackliche Willkür des einzelnen gefallen lassen. Sie können sich nicht ihren Ort verschandeln lassen, denn mit jeder Häßlichkeit verliert er an natürlicher Anziehungskraft, mit jeder architektonischen Stümperhaftigkeit wird seine Entwicklung aufgehalten zugunsten der Orte, die sich frei von solchem Ballast entwickeln konnten. Es sind lediglich wirtschaftliche Notwendigkeiten, die diese ästhetischen Anforderungen stellen. Wie aber soll der Einzelne bauen? Es gibt keinen Typus. Das Mietshaus könnte, müßte typisch sein, aber das Einzelhaus? Das ist Dokument der Individualität. Und alles Krause und Bizarre, was in einem Individuum steckt, mag sich austoben, wenn dafür nur die rechte Form gefunden würde. Das bedeutet keineswegs, daß Kunstgewerbe „gebaut“ werden soll, was leider nur zu oft geschehen ist. Es ist ja richtig, daß unsere Architektur gerade durch das Eingreifen solcher ferner stehenden Elemente starke Impulse erhalten hat. Eine Schar unternehmungsfroher, sehr wagemutiger Kunstgewerbler hat daraus gefolgert, der Gewerbler könne womöglich besser Architektur machen als der Architekt. Eine Logik, die natürlich einen Knacks hat, und über die man lächeln könnte, wenn nicht so viele ausgerutschte Zeichnerentwürfe in Haustein oder Eisenbeton in die Lüfte ragten. Da ist das ganze Bauwerk eine Summe von stilisierten Naturformen geworden. Der Schornstein ein monumentaler Blütenkelch; das Fenster umkrönt von einem kreisrunden Glorienschein, Rosenblätter ringeln sich um breite Dornzacken; die Beleuchtungskörper stilisiertes Ungetier und das Musikzimmer eine ganze Gedankensymphonie. Meist in Hegelschem Dunkel gehalten. Ueberhaupt, wenn so ein Architekturgewerbler Gedanken hat! Es ist entschieden ein Glück, daß sie gewöhnlich ins Okkulte schillern, denn, wenn der gemeine Mann einmal dahinter kommt, pflegt sich's gewöhnlich als ganz gewöhnlicher Unsinn zu entpuppen. Und doch gilt es hier zu denken, wie aus der Notwendigkeit ein Raum zu bilden ist, wie aus der Zweckmäßigkeit Proportionen zu schaffen sind und wie diese Raumverhältnisse nach außen ihre natürliche Form erhalten. Dem Bauenden fehlt allerdings heute die sicherste Grundlage: das selbstverständliche, allgemeine Bedürfnis. Das Publikum dürfte jede Laune haben, wenn es sich ihrer nur voll bewußt wäre. Der Auftraggeber muß sich nur klar sein über das Leben, daß er da draußen führt und zu führen hat. Er muß sich dem Architekten anvertrauen: so sind meine Bedürfnisse, meine Wünsche, so meine Neigungen. Der Erbauer hat die Pflicht, diese Logik in Form umzusetzen. Gute Anregungen bot das englische Haus. Da war das Bedürfnis klar zum Ausdruck gebracht worden. In diesem Sinne, nicht in diesen Gestaltungsformen wären Ergebnisse erwünscht. Wie man nicht Sitten und Gebräuche von England nach der Mark herüber holen kann, läßt sich auch das englische Haus nicht einfach zwischen das lichte grüngraue Geäst unserer Kiefern setzen. Aus unseren heimatlichen Verhältnissen müssen seine Qualitäten entwickelt werden, wie es Muthesius in Nicolassee oder Zehlendorf getan hat. Auch aus dem alt-



bergischen oder thüringischen Landhaus sind Entwicklungskeime abgeleitet worden. Wenn man sich bei Schulze-Naumburg nur nicht so in der Kniehosen- und Stutzbartzeit fühlte. Messel hat mit dem seltenen Geschick des Verstehers in mehreren Fällen die Diagonale zwischen Schinkelschem Klassizismus, einem maßvollen Empire und dem 20. Jahrhundert gezogen. Gab. von Seidls süddeutsches Barock sucht vergebens nach verwandtschaftlichem Anschluß. Aber neben all den guten Anknüpfungsversuchen brodet da draußen eine ganze Menge Eigengeartetes und Eigenartiges hervor. Bruno Schmitz mit dem genialischen Künstlerenthusiasmus, Bruno Möhring mit der nervös gewordenen Logik des Konstrukteurs, der kernfeste Sachlichkeitsstil Riemerschmiedts, die in breitem Fluß und ruhigem Rhythmus ausschwingende Formenenergie Schaudts, William Müller, der im kapriziösen Geßnerton so aussichtsreich auftretende Martin Schreiber, G. Schlüter, Otto Spalding, Hans Grube oder die formfeste Fraktur des Dresdener Schumacher, um nur ein paar zu nennen, haben Häuser errichtet, die vielleicht alle noch keine endgültigen Lösungen sind, die aber immerhin als Marksteine bestehen und eine glückliche Heimatstättenform gefunden haben. Eine Ausdrucksform, in der sich über die frohe Frische unsere Ingenieurenergie ein Reflex der düsterschweren Wolkenzüge, des trägen Wassers, der stumpfgrünen und doch so durchsichtigen Kiefernäste breitet.

---

## Schönheit und Symbolik des menschlichen Körpers.

Von  
August Strindberg.

(Schluß.)

Wenn man den geöffneten Körper betrachtet, so sieht man sofort zwei Systeme streng geschieden. Das ist der Rumpf einerseits, und der Schädel mit Rückenmark andererseits; getrennt, aber in Verbindung: der Rumpf sendet Blutgefäße, mit dem was dazu gehört, nach der Cerebrospinalregion, und diese sendet Nerven nach dem Rumpf.

Der Rumpf selber ist eine Region, aber in zwei geteilt, eine obere mit Herz und Lungen, eine untere mit den Därmen, den Organen der Ausscheidung und der Geschlechtssphäre. Zwischen Bauch und Brust ist ein Gewölbe befestigt, das Diaphragma oder Zwerghell, dessen Kappe stark gebaut von Sehnen ist; die bilden den Schlußstein des Gewölbes und sind dreigeteilt wie ein Kleeblatt.

Ueber dem Gewölbe und auf ihm ruht das Herz wie ein Keim zwischen seinen beiden Herzblättern, den Lungen. Ein Okkultist hat



die Lungen eine Luftplacenta genannt, damit angehend, daß der Mensch sein Leben lang ein Embryo ist, der durch die Lungen die Verbindung mit dem Kosmos unterhält und dessen Milieu die Luft oder der Aether ist.

Das Herz ist keine vollständige Kardioide, nähert sich aber der von Castilliani erfundenen Kurve, die mehrere merkwürdige Eigenschaften hat. Die entsteht aus einem Winkel, auf dessen Umkreis man Sehnen absetzt usw. Die ist auch eine Epicykloide, die dadurch entsteht, daß ein Kreis auf einem gleich großem Kreis rollt. Die Fläche der Kardioide ist sechsmal so groß wie die des Kreises, und ihr Umkreis achtmal so groß wie der Durchmesser des Kreises.

Wenn zwei Punkte A und B sich auf der Peripherie eines Kreises in der gleichen Richtung bewegen, aber so, daß B doppelt so schnell wie A läuft, so entsteht auch eine Kardioide.

Ein denkender Anatom könnte ja hieraus einige Schlußfolgerungen über die Entstehung des Herzens ziehen und die Ableitung des Menschen aus dem Kosmos.

Das Herz ruht auf dem Gewölbe und atmet durch die Lungen wie ein lebendes Wesen, besitzt selbständige Bewegung und selbstständiges Leben. Das Materielle vom Herzen ist unempfindlich, denn man kann das Herz herausnehmen, es massieren und einkerben, ohne daß ein Schmerz gespürt wird. Kommt aber ein Kummer, eine Schreckensbotschaft, dann tut es „weh in der Seele“, und diesen Schmerz verlegt man ins Herz. Es gibt also zwei Herzen, ein unempfindliches, das sichtbar ist, und ein empfindliches, das nicht sichtbar ist. Empfindlich für eigene Leiden ist jedes Herz, aber bei fremden Leiden sind nicht viele so besonders zarthertzig.

Von den materiellen Funktionen des Herzens glaubt man alles zu wissen, aber sicher ist es nicht. Denn bis zu Harvey (17. Jahrhundert) glaubte man, die Arterien führten nur Luft, weil man sie bei Leichen leer fand.

Unter dem Zwergfellgewölbe liegen die niedrigen Regionen, die Retorten und Destillationsapparate des Magensackes. Die Därme sehen aus wie Wolken, und die Dünndärme gleichen darin dem Gehirn, dem großen nämlich, denn das Kleinhirn gleicht mehr dem Herzen mit seinen parallel gehenden Fasern.

Die Leber ist etwas formlos, aber tief in der Farbe und wirkt schön gegen das Seegrün, Aquamarin, Celadon der Gallenblase.

Das Pankreas ist eine Traube und die Milz ein Feuerschwamm. Die Nieren sind Bohnen oder Epicykloide und nähern sich der Kardioide.

Die Gebärmutter scheint eine selbständige Monade zu sein; ein Individuum mit Launen und bewußtem Willen zum Leben. Sie wird beherrscht vom Mond wie Ebbe und Flut. Was bei der Periode des Weibes geschieht, kann man für unbekannt halten. Noch 1892 wußten Aerzte in Berlin nicht, ob sich ein Ei löse oder nicht; und ein berühmter Mediziner, Professor der Frauenheilkunde, hatte nie ein menschliches



Ei gesehen, glaubte nicht, daß es eins gibt. Diese Zelle, die man Ei nennt, sei zu klein!

Nach neuesten Angaben befindet sich das Weib beständig in Periode. Denn wenn die eine Periode endet, beginnt die Vorbereitung zur nächsten.

Den körperlichen Verlauf kennt man etwas, aber der seelische ist schlecht beachtet. Doch die Charakterveränderung, die das Weib dann durchmacht, ist dämonisch; und alles seelische Böse scheint sich zu sammeln, um erst mit Schmerz aus dem Körper herauszugehen, ehe neues Leben einziehen will. Das Blut, das abgeht, ist violett wie die Milz, enthält Jod; wurde früher für giftig gehalten und sollte den Mann krank machen, wenn er sich näherte.

Die Gebärmutter ist beinahe frei, schwebend und wandernd, in ihren dunkeln Regionen. Sie gleicht dem Athanor der Alchemisten, in dem der Stein der Weisen, Gold, Lebenselixier, Homunkulus destilliert wurde. Sie gehorcht Gesetzen, die wir nicht kennen. Mit ihren Greifarmen soll sie ein Ei fassen und im rechten Augenblick in den Vorhof bringen, damit es den Würdigsten trifft. Aber sicher ist es auch nicht!

Der Uterus hat jedoch einen bewußten Willen; er wählt sowohl Person wie Zeit. Hat er gewählt und fühlt er sich von der rechten Liebe angezogen, so kommt er entgegen; aber nicht immer sogleich; er prüft, ob die Liebe die rechte ist, ob sie Geduld besitzt, Ueberwindungskraft. Ist die Liebe noch nicht erprobt, so wendet er sich fort, kann im Zorn den Rücken drehen, kann einen allzu hitzigen zurückschlagen und ihn warten lassen, bis er sich besonnen hat; denn die Liebe ist mild und soll es sein, beim Menschen nämlich. Sie will geben, aber nicht genommen werden; sie wünscht geliebkost, aber nicht gerissen und gebissen zu werden. Getreu und schön, in großen Linien, wie der Wellenschlag am Strande soll die Liebe kommen, nicht wie das Geplätscher im Froschteich.

Es scheint, daß der Uterus eine Psyche besitzt, denn Gemüts-erregungen des Weibes vernehmen sie; leiden und freuen sich mit ihr und werden nicht eher ruhig, als bis sie ihre Bestimmung erfüllt und in ihre Arme ein kleines Leben zum Lieben und Pflegen erhalten hat. Dann lebt sie erst, still, harmonisch, und gibt dem Weibe dieses liebevolle Wesen, das durch die durchsichtige Haut des bleichen Gesichtes leuchtet; und verleiht der Ungeduldigsten die Resignation eines Engels.

Wird sie aber durch falsche Hoffnungen gefoppt, dann wird sie zornig und straft. Aber vom Zorn wird sie krank, oder macht sich krank aus Bosheit, denn das Böse des Weibes wirft sich auf den Uterus.

Wenn eine verheiratete Frau zu einem Arzt kommt und sich über Unterleibsleiden beklagt, so kann er, ohne Untersuchung, nur verordnen: Sie müssen ein Kind von Ihrem Mann haben!

Mit dem Liebhaber sollen es glücklicherweise keine Kinder werden, das weiß man in Frankreich und Italien; und darum ist die Rolle des Liebhabers kläglich und lächerlich, auch in dieser Hinsicht. Er ist die personifizierte Impotenz; abgesehen davon, daß er sehr oft Schmarotzer ist und Geld vom Mann leiht, manchmal auch von der Frau.



Das ganze Zeugungsproblem ist auf der materiellen Ebene nicht gelöst worden. Was das Weib dazu beisteuert, weiß man nicht; und was der Mann dazu gibt, weiß man auch nicht. Die größten Autoritäten haben einander widersprochen, das heißt, sind zu entgegengesetzten Ergebnissen über den Samen des Mannes gekommen. Buffon und Spallanzani fanden den auch in den Flüssigkeiten des Weibes, sogar in ihrem Blut. Spallanzani fand Spermatozoen im Mensenterialblut von Fröschen und Wassereidechsen, und der Frosch war doch ein Weibchen. Auch fand er sie im Blut eines säugenden Kalbes und in einem Widder.

Spallanzani ist ein großer und guter Name, und wenn andere nach ihm nicht dasselbe gefunden haben, so kann das daher kommen, daß sie schlecht oder überhaupt nicht gesucht haben. Das heißt am bequemsten: die Sache ist nicht bestätigt.

Genug: die Sache ist unklar, ist verborgen, und soll es vielleicht sein. Aber eins ist sicher, wenn Leben mit Seele geboren wird, so ist das Mysterium der Liebe ein psychischer Akt. Ich glaube jetzt, in Haß kann nichts geboren werden, denn Haß ist eine negative Größe und kann nicht multipliziert werden. „Aber bei dem bösen Weibe kann Liebe nicht existieren; da ist nur Haß und Brunst. Die Bösen dürfen sich nicht fortpflanzen; das ist die Hure, ob getraut oder nicht!“

Der Schädel mit dem Rückgrat gleicht einem Wesen für sich. Unten vom Kreuzbein Sacrum, das seinen Namen nicht vergebens trägt, nach oben gleicht die Garnitur einem Drachen. Das ist der Hochmut des Eigenwillens, des geraden Rückens, des aufrührerischen Gedankens Haus und Hof; dort oben unter dem Gewölbe sind die Welttore offen: Auge, Ohren, Nase, Mund. Durch die wird die Verbindung mit Erde und Untererde aufrecht erhalten. Mit dem darmgleichen Brei des Gehirns begreift der Mensch das Sinnliche, alles was gesehen, gehört, gerochen, geschmeckt werden kann. Erst mit dem Herzen kann er den Himmel erkennen und die Wahrheiten des Göttlichen empfinden.

Oeffnet man Hirnschale und Rückgrat, so sieht man: des Kleinhirns Keim mit dem ersten Stengelblatt (Arbor vitae), aus den beiden Kotyledonen des Großhirns gewachsen. Die Wurzel geht hinunter ins Rückgrat und sendet Saugwurzeln hinunter in den Erdsack, hinunter in den Dung. Aber die Pfahlwurzel geht hinunter bis in die Urquelle des Lebens; und die Säfte des Lebens sind aus demselben Bräu wie Rückenmark und Gehirn; daran ist nichts zu ändern, auch wenn die Neuern es nicht bestätigen.

Die beiden größten Pforten des Schädels sind ja die Augenhöhlen. Diese bilden eine Lemniscate oder eine Cassinische Kurve. Beide zusammen werden von der Ellipse umschlossen, die eigentlich gleich zwei Cykloiden und zwei Parabeln ist oder zusammen ein Ei. Hinter diesem Oval liegt die Lemniscate, die eine Cassinische Kurve wird und das Zeichen der Unendlichkeit  $\infty$  bildet. Hinter dieser bilden sich zwei Ovale um die Brennpunkte, die die Pupillen des Auges sind, durch welche aus den konkaven Brennsiegeln des Augengehäuses Licht geworfen wird, das brennt und wärmt.



Diese Kurven finden sich in der Polarisationserscheinung mit den Farbenringen wieder. Und Cassini stellte seine Kurve als Gegenkandidat gegen Keplers Ellipse für die Planetenbahnen auf. Das müßte man von neuem untersuchen, dann käme vielleicht eine neue fruchtbare Theorie zustande, die viele unerklärliche Störungen in dem großen planetarischen Ringtanz erklären könnte.

Raspail, der doch kein Swedenborger war, hat in der Anatomie des Menschen Korrespondenzen gesehen, ohne darum über die Funktionen der Organe Schlußfolgerungen ziehen zu wollen, die doch nahe bei der Hand liegen.

Ich will keine angeben und nicht einmal seine eigene Sprache benutzen, um nicht die Gefühle der Freisinnigen zu verletzen; ich will nur auf die Einleitung zu seiner „Histoire de la Santé et de la Maladie“ hinweisen; besonders auf die Seiten XCIV—CIII; auf der letzten findet man seine „Homotypie des viscères des deux moitiés, inférieure et supérieure de l'unité humaine.“

Die Schönheit des menschlichen Körpers ist nicht von allen Künstlern gesehen worden. Rafael, der den größten Namen besitzt, hat ein subjektiv häßliches Frauenideal. Seine Eva zum Beispiel besteht nur aus Fehlern. Sie ist zu elementar, denn ihre Linien bewegen sich in Kreisen (die Brüste), Ellipsen (die Hüften); der Schulter Deltoid ist beinahe ein Kreis. Der Leib ist zu lang, männlich; dem Bauch fehlen die schönen Schilder; der Venusberg ist zu groß für diese Brüste; der Unterarm schwillt zu schnell an und nimmt zu plötzlich ab; die Beine und ihre Stellung sind unweiblich und erinnern an Hogarths Schlangenlinie; der Fuß ist zu fett; der Hals zu kurz.

Das sind alles nur Fehler, und es ist möglich, daß der Göttliche im Original nicht die Schönheit in ihrer großen keuschen Reinheit gesehen hat, sondern in anderen Eigenschaften, die nicht der Welt des Schönen angehören.

Rafael hat den Menschenkörper nicht in seiner Hand; das hatte dagegen Michelangelo, als Maler nämlich, nicht als Bildhauer (denn David ist häßlich und falsch). Die Figuren der Sixtinischen Kapelle sind wahr, und auch die Uebertreibungen und Verkürzungen sind richtig. Er muß stereoskopisch gesehen haben, perspektivisch, und besaß eine innere Skala, nach der er die Kontur seiner kleinen Modelle „transponierte“. Und man genießt nur die Linien, in seinen Sibyllen und Propheten.

Thorwaldsens Frauen sind auch subjektiv. Die Grazien sind schrecklich, da ihnen die Anmut fehlt. Besonders die Rücken sind abscheulich, da das, was das Schönste sein kann, das Häßlichste geworden ist.

---



## Die Entwicklung von Frankreichs Afrikanischem Kaiserreiche.

Von

von Pelet-Narbonne, Generalleutnant z. D.

Vor Faschoda hatte Frankreich starke politische und handelspolitische Aspirationen auf das Niltal und Aegypten, wo es schon alte Rechte besaß und die englische Besatzung des Landes nur als eine vorübergehende gebilligt hatte. Die nach jenem Ereignis den Franzosen unter das Kinn gehaltene englische Faust bewirkte einen schleunigen Rückzug Frankreichs auf der ganzen Linie, da es erkannt hatte, daß England für die Wahrung seines ausschließlichen, seine Weltstellung berührenden Einflusses in Aegypten einen Krieg nicht scheuen würde.

Der Traum eines großen Afrikanischen Reiches brauchte deshalb nicht aufgegeben zu werden. Zu dem Zweck galt es zunächst, durch Bahnbau eine Verbindung zu schaffen zwischen Frankreichs Besitzungen am Mittelmeer und seinem großen zentralafrikanischen Besitz. Damit mußte eine Besetzung der Oasen im Hinterlande von Algier und Tunis und eine Unterwerfung der Wüstenstämme verbunden sein.

Eine solche Bahnverbindung wird in Frankreich schon seit dem Jahre 1879 diskutiert, wo der Ingenieur Dupouchel darüber ein Werk erscheinen ließ. Die Entfernung von der Südgrenze Algiers bis zum Tschadsee wird auf 2000 km angenommen, die Kosten des Bahnbaues sind auf 250 Millionen Franken berechnet. Die Schwierigkeiten erachtet man durchaus nicht als unüberwindlich, ja als weniger bedeutend, als die der russischen, transkaspischen, der sibirischen und der australischen Wüstenbahn. Als Ausgangspunkt wurde Biskra gewählt, das mit der Küste durch die Bahnen nach Biserta und über Constantine verbunden ist. Es wurden verschiedene Erkundungen der Route vorgenommen, die einer Reihe von Oasen folgen sollte. Die Expeditionen hatten aber schwer unter dem Widerstande der räuberischen Tuareg zu leiden, die am 16. Februar 1881 eine solche unter Oberst Flatters bei El Garama, etwa halbwegs zwischen der Küste und dem Tschadsee, fast völlig aufrieben. Glücklicher war eine im April 1904 entsendete Expedition, die eine Route erkundete, die in Zinder halbwegs zwischen dem Tschadsee und dem Niger endet, einem Lande von ungewöhnlicher Fruchtbarkeit, dessen Hauptort inzwischen eine Besatzung von 1 Bataillon Senegalischer Schützen erhalten hat. Von hier soll eine Zweigbahn den Tschadsee und damit den wasserreichen Chari erreichen, so die Verbindung mit der Kongokolonie herstellend, während westwärts eine Verbindung mit der Dahomeybahn zu schaffen wäre. Es liegt auf der Hand, daß die Interessen unserer Kolonie Kamerun, die bekanntlich an den Tschadsee reicht, durch jenes Projekt gefördert oder geschädigt werden könnten, je nachdem wir eine Anschlußbahn bauen oder nicht, die allerdings im letzten Teil durch Englisch-Nigerien führen würde.



Noch eine andere Linie nach dem Tschadsee wurde erkundet, die direkt von dem wichtigen Hafen von Biserta durch Tunis und eine Oasenreihe nach dem Süden führt. Wenn indessen diese Oasen nach dem auf Faschoda folgenden Englisch-Französischen Abkommen vom 21. März 1899 auch noch im französischen Einflußgebiet liegen, so gehören sie doch zum Hinterlande von Tripolis und haben seit einigen Jahren türkische Besatzungen erhalten. Außerdem befindet sich die zu durchquerende Landschaft Tibesti in der Gewalt der fanatischen muslimanischen Sekte der Senoussi, die den Franzosen feindlich gesinnt ist, und deren Räubereien seinerzeit den Vorwand zur Besetzung von Tunis geboten haben. — So scheint es, daß man der westlichen Linie Biskra—Zinder den Vorzug geben wird.

Ein anderes Projekt zur Durchquerung der Sahara ist weiter gediehen. Hierbei wird die von Oran durch Algier an der marokkanischen Grenze entlang nach Süden bis Igli, im Bau befindliche, bis Colomb—Béchar fertiggestellte 750 Kilometer lange Bahn benutzt, die, die Wüste Igidi im Bogen östlich umgehend, Timbutku, das Handelsemporium am Niger erreichen soll, dessen Bedeutung allerdings in den letzten Jahrzehnten gesunken ist. Die Wichtigkeit dieser Bahn liegt, besonders was die Weiterführung durch die Sahara betrifft, mehr auf strategischem als auf handelspolitischem Gebiet, und dient der Umklammerung Marokkos von Südosten. Mehr als ein Drittel der Entfernung nach Timbuktu ist bereits im Betrieb. Die Weiterführung würde die vor wenigen Jahren von Frankreich im Hinterlande von Algier besetzten Oasen von Gurura, Tuat und Tidikelt, durch deren Angliederung die Grenze um 400 Kilometer nach Süden vorgeschoben wurde, mit Oran verbinden. Die Grenze zwischen Algier und Marokko ist nur in ihrem nördlichen Teil sicher bestimmt, in der Sahara ist sie ganz unsicher. Dies hat es Frankreich ermöglicht, die Grenze an der Südostecke Marokkos immer unter dem Vorwande, unruhige Stämme zu strafen, in den letzten zehn Jahren um 80 km in Gegenden vorzuschieben, die bisher immer als zu Marokko gehörig erachtet wurden, und damit auch einen großen Teil der Oase Figig zu annektieren, deren Hauptort zunächst noch bei Marokko blieb.\*) Auch diesen Landstrich, der in 350 Ortschaften etwa eine Viertelmillion Einwohner zählt, wird die Bahn bald erschließen, die bisher schon einen erheblichen Teil des marokkanischen Handels, der früher nach der Küste des Atlantischen Ozeans ging, auf Oran ableitet.

Während der kriegerischen Unruhen im verflossenen Jahre ist Frankreich bestrebt gewesen, bei der Verfolgung der geschlagenen Marokkaner immer weiter in Marokko einzudringen, wobei man bedacht war, die gewonnenen Landstriche sich dauernd zu sichern. Dies Eindringen erfolgte von Südosten aus, wo 1905 zum ersten Male das Tal der Susfana überschritten wurde, das bisher entlang der marokkanischen

---

\*) Selbst die zwischen 400 und 600 km von den jetzt durch Frankreich besetzten Gebieten gelegenen Oasen von Gurura, Tuat und Tidikelt finden sich im Andréschen Atlas von 1881 noch als zu Marokko gehörig verzeichnet.





HAUS UNGER IN NIKOLASSEE  
/ Nach einer Zeichnung des Besitzers

BRUNO SCHMITZ









HAUS IN ZEHLENDORF

MARTIN SCHREIBER







Grenze als Kommunikationsweg für französische Transporte gedient hatte. Es wurde jenseits der befestigten Posten Talzaza zum Schutze der Bahn geschaffen. Seit Februar 1908 erfolgte hier ein neues Vordringen gegen das Bergland von Tafilet, wo 10 km weiter Menaba besetzt wurde, nachdem die französischen Truppen daselbst durch nächtlichen Ueberfall beträchtliche Verluste erlitten hatten. Das Vordringen geschah dann weiter nach jenem Berglande, das schon zu den Hängen des Anti-Atlas rechnet, sowie in nordöstlicher Richtung nach dem oberen Ghir zu, einem vom Großen Atlas kommenden, später versiegenden Strome. Expeditionen erreichten dies Hochgebirge, das dann durch Major Canton erforscht wurde. Das Bestreben der Franzosen geht augenscheinlich darauf hin, sich zunächst hier eine natürliche Grenze zu schaffen, die rund 200 km westlich der bisherigen längs der Susfana läuft. —

Nach der Ermordung von 9 Europäern am 31. Juli 1907 in Casablanca wurde bekanntlich dieser Ort und das Schaujagebiet besetzt, und von Oran aus nach der Ermordung eines französischen Arztes am 19. März 1907 das der nördlichen Grenze nahegelegene Udja. Als im September desselben Jahres der Stamm der Beni-Snassen im Riff unruhig wurde, arrondierte man sich nach deren Züchtigung, und General Lyauté organisierte das „amalat“ von Udja, vier Kreise schaffend. Hier geht das Bestreben der Franzosen wohl dahin, die Grenze bis an die Muluga, den größten Fluß Marokkos, der das Mittelmeer erreicht, vorzuschieben.

So sehen wir, daß Frankreich, das seit Jahrzehnten schon begonnen hat, sich zu Marokko gerechnete Gebietsteile an dessen Südostgrenze anzueignen, nicht nur hier weiter übergreift, sondern auch von Oran und von der Küste aus in das Land eindringt. An eine volle Räumung der neuerdings besetzten Gebiete ist nicht zu denken. Andeutungen in französischen Blättern lassen vielmehr darauf schließen, daß man, wie gesagt, im Osten eine sogenannte Grenzberichtigung wünscht, durch die das französische Gebiet bis an die Muluga vorgeschoben würde. Die innere politische Zerrissenheit des Landes begünstigt solche Pläne.

Bemerkenswert ist es, mit wie wenig Kräften Frankreich in normalen Zeiten die riesigen Landstrecken im Süden von Algier und gegen die marokkanische Grenze unter seiner Botmäßigkeit hält. Es geschieht dies durch drei saharische Kompagnien, deren Mannschaft geworbene Eingeborene bilden mit Stämmen französischer Offiziere und Unteroffiziere. Von Ost nach West sind dies die Kompagnien du Tidikelt, du Touat und de la Saoura, diese so genannt nach einem Kannon, das sich von der marokkanischen Grenze weit nach Süden in die Sahara zieht, und für den Bahnbau in Aussicht genommen ist! Sie sicherte die südlichsten Stationen der Bahn von Oran. Die Kompagnien zählen zusammen rund 2250 Köpfe, davon etwa die Hälfte Meharas (Kamelreiter).

Die Sahara trennt die französischen Besitzungen am Mittelmeer von denen in Westafrika und am Kongo. Die Grenzen von Französisch-Kongo sind festgelegt und kaum einer Ausdehnung fähig. Anders



in Westafrika, wo in den letzten Jahren ein fortgesetztes Vorschieben der französischen Grenze nach Osten und Norden bemerklich wurde und die Zeitungen häufig von Kämpfen der Senegalschützen mit Eingeborenen zu berichten hatten.

Seit dem Jahre 1902 besteht ein Generalgouvernement von Französisch-Westafrika mit je einem Untergouverneur für Senegal, Französisch-Guinea, die Elfenbeinküste und Dahomey. Das Generalgouvernement, früher in St. Louis, wurde nach Dakar verlegt. Die „groupe de la défense de Dakar“ zählt 1 Bataillon der Kolonial-Infanterie und 1 Regiment Senegalschützen — Eingeborene. — Haut Sénégal-Niger hat eine Besatzung von 2 Regimentern Senegalschützen, Timbuktu und Zinder je 1 Bataillon. Im ganzen unterstehen dem Generalgouvernement 47 Kompagnien, davon 3 berittene, 1 Eskadron Spahis und 1 Sektion Genie. Bemerkenswert ist, daß es im Jahre 1906 dem Obersten Laperinne gelungen ist, von Timbuktu aus eine gesicherte Verbindung über Taudeni — 500 km nördlich — mit Algier herzustellen.

Auf dem Wege der Vereinigung der großen Gebiete ist neuerdings ein besonderer Erfolg zu verzeichnen, zu dem das Vordringen französischer Truppen nördlich des Senegal durch das Taganet (Tagant) in die Landschaft Adrar geführt hat, wo Oberst Gourant in dem politischen Zentrum zu Atar — halbwegs vom Senegal und dem Touat — die französische Flagge gehißt hat. Vor knapp zehn Jahren hatten die Franzosen nur Kaedie, am rechten Ufer des Senegal, besetzt; jetzt ist es ihnen nach wiederholten Kämpfen gelungen, ihre Herrschaft 600 km weiter nordwärts herzustellen.

Adrar ist ein im Hinterlande der spanischen Kolonie Rio-de-Oro gelegenes, von Berbern bewohntes, zum Teil sehr fruchtbares Bergland, mit dessen Scheich Frankreich 1892 einen Schutzvertrag abschloß, an dessen Stelle nun die Einverleibung tritt.

Oberst Septans erwähnt in der France militaire vom 19. Februar dieses Ereignis, das er neben dem deutsch-französischen Abkommen vom 9. Februar als außerordentlich bedeutsam für den Ausbau des französischen Kaiserreichs in Afrika bezeichnet. Es liegt ja auch auf der Hand, daß jenes Abkommen Marokko politisch Frankreich preisgibt, denn die ausbedungene Selbständigkeit und Unverletzlichkeit des Sultanats ist zu einer Floskel geworden, nachdem nicht gleichzeitig an Frankreich die Bedingung gestellt wurde, in einem bestimmten Zeitraum seine Truppen aus den neuerdings besetzten Landesteilen zurückzuziehen, ja, da dies nicht geschehen ist, ist man sogar berechtigt, von einer Anerkennung jener Besetzung zu sprechen. Die „Tunisierung“ Marokkos, die zu verhindern ursprünglich das Ziel unserer Politik war, wird nun unzweifelhaft etappenweise vor sich gehen, und damit wird die Konsolidierung jenes riesigen Kolonialreiches erfolgen, durch dessen Ausnutzung, auch bezüglich des Menschenmaterials zum Heeresersatz, Frankreich sehr wohl dereinst einen bedeutenden Machtzuwachs erringen kann.



Nun hat jenes Abkommen allerdings die schon in Algeciras getroffene Uebereinkunft, betreffend volle Freiheit des deutschen Handels, von neuem bestätigt. Was will das aber heißen bei einem Anteil Deutschlands am Außenhandel Marokkos von 10,8 Mill. Frank 1908, gegenüber einer Gesamtzahl von 94,9 Millionen Frank, und einer Steigerung von nur 800 000 Frank für Deutschland gegen 1907, während Frankreich und England an dem Handel mit zusammen 73 Millionen Frank und einer Steigerung von 25 Millionen beteiligt sind.

Im übrigen gewinnt dieser Erfolg auf finanziellem Gebiet, wenn man einen solchen überhaupt erkennen will, eine eigenartige Beleuchtung durch die besonders ungünstige differentielle Behandlung, die Deutschland durch die neue französische Zollgesetzgebung zuteil werden soll.

Wahrlich Oberst Septans bejubelt mit vollem Recht das Abkommen vom 9. Februar als einen bedeutsamen Erfolg Frankreichs in seinen afrikanischen Zielen. Auch das einst so bitter empfundene Abkommen mit England nach Faschoda ist schließlich zum Guten ausgelaufen, da es durch Beseitigung der Rivalität mit diesem Lande in Aegypten, den ersten Schritt bildete zum englisch-französischen Marokkoabkommen, und die Veranlassung war, daß Frankreich, von unerreichbaren Zielen im Niltale absehend, seine kolonisatorische Arbeit auf den westlichen Teil des nördlichen Afrika beschränkt und dort einem großen Erfolge entgegengeführt hat.

---

## Die schlaflosen Nächte.

Von

Felix Braun.

1.

Ich will mein Herz belauschen,  
die Nacht ist viel zu lang.  
Ich höre den Schmerz drin rauschen . . .  
Wie ein Wald, in den Wind eindrang!

Ueber die Augen die Hände!  
Tränen, ich laß euch nicht ziehn.  
Denn wißt nur: der Wald hat kein Ende —  
es wagt sich keiner durch ihn!

2.

Nun darf ich ihr Worte schicken,  
sorglos mit sicherm Geleit.  
Ich erröte nicht unter den Blicken  
des Zimmers und der Dunkelheit.



Meine Worte kommen so zögernd gegangen  
mit Flügeln, die atmend gefaltet sind  
wie bei Schmetterlingen, die saugend hangen  
an Blumen, leise geschaukelt vom Wind . . .

## 3.

Laß, Schlaf, an das Herz mich dir sinken:  
Traum ist so schönes Land!  
Ferne Gewässer blinken,  
Wiesen sind ausgespannt . . .

— Das Zimmer, das ist ja ein schwebender Garten . . .  
Mein Herz ist drin ein Rosenbeet . . .  
Im hohen Gras will ich liegen und warten,  
ob sie nicht wieder vorübergeht . . .

— — — Warten . . . o warten! . . .  
Abendwind weht . . .  
Dunkle Stunde . . ., ist es schon spät?

## Die Ehe.

Komödie von Bernard Shaw.

Deutsch von Siegfried Trebitsch.

(Fortsetzung.)

Der General (zu Hotchkiß): Warum haben Sie dann nicht Ihre Pflicht als Soldat in Smutsfontain getan?

Hotchkiß: Ich hab' meine Pflicht getan — meine höhere Pflicht. Wenn ich diesen Angriff ausgeführt hätte, würde der Plan des kommandierenden Offiziers erfolgreich gewesen sein und er wäre befördert worden. Nun bin ich aber zufällig der Ansicht, daß die britische Armee von Gentlemen befehligt werden muß und nur von Gentlemen. Dieser Mann war kein Gentleman. Ich opferte meine militärische Karriere — ich bot der Schande und der gesellschaftlichen Verfemung Trotz — nur um diesem Menschen seine Chancen zu verderben.

Der General (hoch entrüstet): Ihr Vorgesetzter, Herr, war mein Freund Major Billiter.

Hotchkiß: Ganz richtig. Was für ein Name!

Der General: Darf ich fragen, mein Herr, worauf gestützt Sie zu behaupten wagen, daß Major Billiter kein Gentleman sei?

Hotchkiß: Gestützt auf ein untrügliches Zeichen: eine jener



Kleinigkeiten, die einen Mann stempeln. Er ißt Reispudding mit dem Löffel.

Der General (sehr böse): Der Teufel soll Sie holen, ich esse Reispudding auch mit dem Löffel. Nun!

Hotchkiß: Oh, ich tue das selbst auch öfters. Aber es gibt eine gewisse Art, wie man dergleichen tut. Billiters Art war nicht mißzuverstehen.

Der General: So, nun will ich Ihnen mal etwas sagen. Als ich glaubte, Sie wären nur ein Feigling, bemitleidete ich Sie und würde alles getan haben, Ihnen zur Wiedererlangung Ihrer gesellschaftlichen Stellung zu verhelfen.

Hotchkiß, (ihn unterbrechend): Ich danke Ihnen; ich habe sie nicht verloren. Meine Beweggründe wurden vollauf gewürdigt. Ich bin zum Ehrenmitglied zweier der elegantesten Londoner Klubs ernannt worden, als die Wahrheit an den Tag kam.

Der General: Diese Klubs bestehen aus Snobs, mein Herr, und Sie selbst sind ein ganz abscheulicher Snob.

Der Bischof (belustigt, aber als Wirt remonstrierend): Mein lieber Boxer!

Hotchkiß (entzückt): Wie nett von Ihnen, das zu sagen, General! Sie haben ganz recht: ich bin ein Snob. Warum nicht? Die ganze Stärke Englands liegt in der Tatsache, daß die enorme Majorität der englischen Bevölkerung aus Snobs besteht. Sie beleidigen die Armut. Sie verachten die Pöbelhaftigkeit. Sie lieben den Adel. Sie bewundern die Exklusivität. Sie wollen keinem Mann gehorchen, der von der Pike auf gedient hat. Sie trauen niemals einem aus ihrer eigenen Klasse. Ich stimme mit ihnen überein. Ich teile ihre Instinkte. In meinen nicht graduierten Tagen war ich Replublikaner, Sozialist. Ich bemühte mich sehr für einen Mann aus dem Volke zu empfinden wie für einen Herzog. Ich konnte es nicht. So wenig wie Sie es können. Nun, warum sollten wir uns dieser Neigung für alles, was über uns steht, schämen? Warum sage ich nicht, daß ein Ehrenmann die edelste Arbeit Gottes sei? Weil ich das nicht glaube. Wenn er kein Gentlemen ist, frage ich nicht danach, ob er ein Ehrenmann ist oder nicht; ich würde seinem Sohne meine Tochter nicht zur Frau geben. Und das ist der Beweis. Das ist der Beweis. Sie fühlen wie ich. Sie sind tatsächlich ein Snob: ich bin ein Snob, nicht nur tatsächlich, sondern grundsätzlich. Ich werde in die Geschichte eingehen, nicht als der erste Snob, aber als der erste, der sich offen als Champion des englischen Snobismus bekannt, und als der erste Märtyrer in der Armee. Die Marine rühmt sich zweier solcher Märtyrer: der Kapitäne Kirby und Ade. Sie wurden erschossen, weil sie sich weigerten, unter Admiral Benbow, einem beförderten Schiffsjungen, zu kämpfen. Ich habe sie immer um ihren Ruhm beneidet.

Der General: Als britischer General, mein Herr, muß ich Ihnen mitteilen, daß ich einen Offizier mit eigener Hand erschösse,



der unter meinem Kommando wagen würde, die heilige Gleichheit unseres Standes zu vergewaltigen, dadurch, daß er auch nur ein Jota seiner Pflicht oder seiner Verantwortlichkeit auf die Schultern des niedrigsten Tambourjungen wälzte.

Hotchkiß: Das ist kein Gefühl Ihrer Gleichheit, General, sondern Ihrer Ueberlegenheit. Fragen Sie den Bischof. (Er setzt sich auf die Tischkante.)

Der Bischof: Ich kann Ihnen nicht helfen, Sinjon. Mein Gewerbe zwingt mich auch, dem Snobismus den Rücken zu kehren. Sehen Sie, was für ein entsetzlich demokratisches Geschäft ich habe: jedes Kind, das mir gebracht wird, rangiere ich ohne Unterschied der Klasse in einen so hohen und hehren Rang ein, daß damit verglichen alle Grade des Gothaischen Kalenders den Medaillen gleichen, die man Kindern in Kinderschulen gibt. Ich darf da nicht den geringsten Klassenunterschied machen. Sie sind alle Soldaten und Diener, nicht Offiziere und Herren.

Hotchkiß: Ah, Sie sprechen von der Taufformel. Aber das ist ja gar nichts Wirkliches. Wenn ich mich so ausdrücken darf, glaube ich, daß ihr beide einen viel größeren inneren Frieden besäße, wenn ihr eure wirklichen Ueberzeugungen aussprechen und eingestehen würdet. Bei sich glauben Sie doch nicht wirklich, ein Bischof sei einem Pfarrer, oder ein Infanterieleutnant einem General gleichgestellt.

Der Bischof: Natürlich glaube ich das. Ich bin ja selbst Pfarrer gewesen.

Der General: Und ich Infanterieleutnant!

Reginald: Und ich nichts. Aber wir gehören uns alle selbst und sind alle gleichwertig, einer ist soviel wert wie der andere, nicht? Und wenn ihr damit fertig seid, über euch selbst zu sprechen, werden wir vielleicht zu der Sache kommen, wegen der Sinjon hierher kam.

Hotchkiß (hastig vom Tisch herabkommend): Oh! das ist wahr, mein Lieber. Ich bitte tausendmal um Verzeihung. Es ist wegen der Hochzeit.

Der General: Was ist es mit der Hochzeit?

Hotchkiß: Na, wir kriegen unseren Mann nicht zum Starten. Cecil hat sich in seinem Zimmer eingeschlossen und will niemand sehen und sprechen. Ich ging an seine Tür und klopfte an. Ich sagte ihm, daß ich durchs Schlüsselloch gucken würde, wenn er mir keine Antwort gäbe. Ich guckte durchs Schlüsselloch. Er saß auf seinem Bett und las ein Buch. (Reginald erhebt sich bestürzt. Der General fährt zurück.) Ich sagte ihm, er solle kein Esel sein und so weiter. Er sagte, daß er sich nicht von der Stelle rühren werde, bevor er das Buch beendet habe. Ich fragte ihn, ob er nicht wüßte, wie spät es sei und daß er die ziemlich wichtige Verabredung getroffen habe, Edith zu heiraten. Er sagte, je eher ich aufhören würde, ihn zu unterbrechen, desto schneller würde er fertig werden. Dann stopfte er sich die Finger



in die Ohren, stützte sich auf die Ellbogen und begrub sich in seinem verdamnten Buch. Ich konnte kein Wort weiter aus ihm herausbekommen und dachte, ich käme am besten runter und benachrichtigte Sie.

Reginald: Das kommt mir tatsächlich wie ein Scherz vor. Das haben sie untereinander abgekartet.

Der Bischof: Nein. Edith hat keinen Sinn für Humor. Und ich habe noch nie einen Menschen gesehen, der an seinem Hochzeitmorgen zum Scherzen aufgelegt gewesen wäre.

Collins erscheint im Turm, den Bräutigam hereinlassend. Es ist ein junger Mann, der im Ernst gut aussieht und infolge eines empfindlichen Gewissens etwas abgehärtet ist. Eben jetzt ist er durch unlösbare Probleme, wie er sich benehmen soll, bedrückt.

Collins (ankündigend): Herr Cecil Sykes. (Er zieht sich zurück.)

Hotchkiß: Hören Sie, Cecil: Das sind Fehler über Fehler. Sie haben hier nichts zu tun bis nach der Hochzeit. Verdammt, Mensch! Sie sind der Bräutigam.

Sykes (kommt zum Bischof und spricht ihn mit trotziger Verzweiflung an) Ich bin gekommen, um Ihnen folgendes zu sagen. Als ich bei Ihnen um Edith anhielt, war ich in völliger Unwissenheit darüber, auf was ich mich in gesetzlicher Beziehung einließ. Da ich mein Wort gegeben habe, will ich es halten. Ich bin in Ihrer Gewalt: verheiratet mich, wenn ihr darauf besteht. Aber nehmt zur Kenntnis, daß ich protestiere. (Er setzt sich verstört in den Gitterstuhl.)

Der General: { in  
Reginald: { beide in  
höchster  
Wut: Was zum Teufel soll das heißen? Was zum —  
Der Teufel hole Ihre Frechheit, was glauben  
Sie denn eigentlich!

Hotchkiß: Ruhig, Rejy. Ruhig, Alter. Sachte, sachte, sachte. (Reginald setzt sich in seinen Stuhl, Hotkiß sitzt zu seiner Rechten, ihn besänftigend.)

Bischof: Nein, bitte, Rejy. Beherrsche dich, Boxer, ich bitte dich.

Der General: Ich kann mich nicht länger beherrschen; wahrhaftig nicht! Seit einer halben Stunde beherrsche ich mich in einer Weise, daß ich fürchte, ich platze. (Er setzt sich wütend an das Ende des Tisches, das dem Arbeitszimmer zunächst liegt.)

Sykes (auf den blasenwerfenden Reginald und den kochenden General zeigend): Ja, Eminenz, das ist es. Edith ist die Nichte ihrer Onkel. Sie hat auch nicht mehr Selbstbeherrschung als diese. Und sie ist die Tochter eines Bischofs. Das heißt, daß sie in allerlei Arten sozialer Arbeit verstrickt ist: Sie organisiert Kommis, ausgebeutete Arbeitsmädchen und dergleichen. Wenn ihr Blut kocht, und es kocht wenigstens einmal in der Woche, so kommt's ihr nicht darauf an, was sie sagt.



Reginald: Ja das wußten Sie aber doch schon, als Sie um sie anhielten.

Sykes: Ja: aber ich wußte nicht, daß ich gesetzlich für alles was sie tut verantwortlich sei, wenn ich mit ihr verheiratet bin, obgleich ihr Vermögen in jeder Weise gegen mich wie gegen den niedrigsten Dieb oder Schmarotzer geschützt ist. Heute früh hat mir jemand Belfort Baxs Essay über das Unrecht der Menschen geschickt; und der hat mir die Augen gründlich geöffnet. Eminenz: ich denke nicht an mich: um Ediths willen würd' ich es mit allem aufnehmen. Aber meine Mutter und meine Schwestern sind vollkommen abhängig von meinem Vermögen. Ich liebe mir lieber den rechten Arm um einen Zoll als das Einkommen meiner Mutter um hundert Pfund im Jahre kürzen. Ich verdanke ihrer Sorge für mich alles.

Edith kommt durch den Turm herein, im Kimono und Unterrock, rasch und bestimmt, das Pamphlet in der Hand, mehr von einem Bischof als ihr Vater, ist aber ebenso sehr Dame wie ihre Mutter. Sie ist das typische verzogene Kind eines klerikalen Haushaltes, beinahe ein ebenso schreckliches Produkt wie das typische verzogene Kind eines Zigeunerhaushaltes: all ihr kindisches Getue, Gewissenskrupel und religiösen Triebe haben so viel Beifall und Beachtung gefunden, daß sie ein ethischer Snob von reinstem Wasser geworden ist. Ihres Vaters Sinn für Humor und ihrer Mutter sanftes Gleichgewicht haben etwas dazu beigetragen, ihre Menschlichkeit zu retten; aber ihr ungestümes Temperament und ihr fester Wille, ungemildert durch einen Schimmer von Humor oder Skeptizismus, setzen alles durch. Befehlshaberisch und anmaßend, beherrscht sie sofort die Gesellschaft.

Edith (sich hinter Cecils Stuhl stellend): Cecil: ich hörte deine Stimme. Ich muß dich in einer sehr wichtigen Angelegenheit sprechen. Geh fort, Papa. Geht alle fort.

Der Bischof (zur Tür des Arbeitszimmers hinübergehend): Ich glaube es kann kein Zweifel darüber herrschen: Edith wünscht, daß wir uns zurückziehen. Kommt. (Er steht auf der Schwelle, wartend, daß sie ihm folgen.)

Sykes: Das ist es gerade. Diese Freimütigkeit macht meine Stellung so schwer, so sehr ich sie auch deswegen bewundere.

Edith: Willst du mir schmeicheln und unaufrichtig sein?

Sykes: Nein, das gerade nicht.

Edith: Will mir sonst jemand schmeicheln und unaufrichtig sein?

Hotchkiss: Na, da Sie mich fragen: ich will es. Schmeicheleien kommen in erster Linie für einen erträglichen geselligen Verkehr in Betracht.

Der General (bestimmt): Mir sagst du hoffentlich immer die Wahrheit, Liebste, unter allen Umständen.

Edith (gefällig an den Kamin kommend): In der Beziehung kannst du dich auf mich verlassen, Onkel Boxer.





HERMANN MUTHESIUS / SPEISEZIMMER IM LANDHAUS DES KÜNSTLERS







Hotchkiß: Sind Sie sicher, daß Sie eine richtige Vorstellung davon haben, was die Wahrheit über einen Militär ist?

Reginald (aggressiv): Was ist denn die Wahrheit über Sie, möcht' ich wissen.

Hotchkiß: Oh, das darf in seiner Totalität gar nicht publik gemacht werden. Wenn Fräulein Bridgenorth anfängt, das zu erzählen, verlasse ich das Zimmer.

Reginald: (Sich erhebend): Das überrascht mich gar nicht. Was hat das aber mit unserm Geschäft heute und hier zu tun? Wollen Sie sich verheiraten oder Edith?

Hotchkiß: Bedauere. Ich interessiere mich so sehr für mich selbst, daß ich mich in der abscheulichsten Weise bei jeder Diskussion in die vorderste Reihe stelle.

Reginald (geht mit einem Ausruf des Mißfallens durch die Küche, nach der Tür des Arbeitszimmers.) Aber mein lieber Rejy, sind Sie ganz sicher daß Fräulein Bridgenorth sich wirklich verheiratet? Verheiraten Sie sich, Fräulein Bridgenorth?

Bevor Edith antworten kann, kommt ihre Mutter mit Leo und Lesbia zurück

Leo: Da ist sie, natürlich. Ich sagte Ihnen ja, daß ich sie herunterkommen hörte. (Sie kommt an das Ende des Tisches in die Nähe des Kamins.)

Frau Bridgenorth (kommt in die Mitte der Küche wie vom Schlage getroffen): Und Cecil!!

Lesbia: Und Sinjon!

Der Bischof: Edith wünscht mit Cecil allein zu sprechen. (Frau Bridgenorth kommt zu ihm. Lesbia geht in den Garten, wie vorher.) Gehen wir in mein Arbeitszimmer.

Leo: Aber sie muß sich nun doch ankleiden. Es ist ja schon so spät!

Frau Bridgenorth: Komm, liebe Leo. (Leo folgt ihr widerstrebend. Sie wollen mit dem Bischof in das Arbeitszimmer gehen.)

(Fortsetzung folgt)



## Rundschau.

### Finanzpolitisches.

Von Pluto.

Die Politik, das Geld und das Gesetz, jede dieser Säulen an sich mächtig genug, tragen heute mit vereinten Kräften fast das gesamte Kursniveau! Es ist unser so unverhofftes Einvernehmen mit Frankreich, das zahlreiche der Börse sonst durchaus fernstehende Kreise von Grund auf beruhigt hat. In dieser Beziehung beschlich uns eine Unruhe seit 1904, um im März des folgenden Jahres infolge einer Kaiserrede in Karlsruhe noch an Schärfe zuzunehmen. Alles das liegt erst jetzt wirklich hinter uns und ob zwar keiner unserer Tagesberichte an diese psychologische Ursache der allgemeinen Kauflust denkt, so ruht doch in dem nunmehr befriedigten politischen Gefühl die wahre Nachhaltigkeit der ganzen Haussebewegung. Sodann folgt unsere Abundanz so groß, daß sich der Reichsbankpräsident bereits vor ihr zu fürchten scheint und daher lieber seinen Diskontsatz unverändert läßt. In Wochen aber und vielleicht Monaten, wo die Banken ihre ältesten Bestände loschlagen können, werden die Direktoren natürlich das Aeüßerste daran setzen, um das liebe Publikum in billigem Geld schwimmen zu lassen. Dennoch ist wohl gerade diese Frage nicht anders als unsicher zu behandeln, da nur zu oft Knappheit und Ueberfluß miteinander sehr rasch abgewechselt haben. In dem Augenblicke, wo die Industrie wieder mit ihrer Erholung in Rechnung kommt, was auch einmal ohne lange Vorbereitung erfolgen kann, müssen eben die enormen Kredite gewährt werden, oder unser Bankwesen hätte seine augenblicklich vornehmste Aufgabe vergessen. Was bedeuten dagegen die neuesten Kapitalsvermehrungen? Sie sind fast immer vorgegessenes Brot, da die Großinstitute sich mit den frischen Aktien, oder Obligationen für ihre alten Vorschüsse bezahlt machen. Von ähnlicher Unschädlichkeit für den Geldmarkt halten ja auch viele unsere deutschen Emissionen, wenngleich dies erst abgewartet werden muß. Keinesfalls wird alles das, was jetzt an der Börse gekauft wird, auch nur entfernt in Barzahlung geleistet. Denn es ist lange her, seitdem so viele verschiedene Papiere, auch sonst ganz ungefragt wieder tagtäglich

und sogar ohne besondere Empfehlung aus dem Markt genommen werden. Bei Erscheinungen so großartigen Appetites muß doch zum mindesten die Hälfte der Speisekarte auf Borg heruntergegessen werden. Es ist hier kürzlich betont worden, wie die letztverflossene Krise außerordentlicher Weise keine Trümmer hinterlassen habe. Das Verdienst darum haben die Konsortien und Banken, welche diesmal, entgegen ihrer früheren Methode, die Beteiligten, sowie die Kunden nicht mehr aus ihren Engagements herausdrängten, um dann selbst zu den gesunkenen Kursen einzutreten. Diese reiche Gewinnquelle scheint vorerst unbenutzt bleiben zu sollen. Vielmehr hatten sich die Großen bemüht, die Positionen ihrer Klientele durchzuhalten, wodurch auch die Kurse damals ziemlich unerschüttert bleiben konnten. Das nun sind dieselben Hände, von deren wohlwollender Behandlung auch später die neuerworbenen Papiere des Publikums abhängen werden, sobald nämlich die Hochfluten der Abundanz sich verlaufen haben. — Endlich hilft auch noch das Gesetz mit, da eine ernsthafte Hausse unter Mitwirkung ganzer Stände, die niemals die Börse besuchen, bei beständigen Winken mit dem Differenzeinwand ganz unmöglich wäre. Diese Epidemie ist ja aber so ziemlich erloschen, seitdem unsere höheren und höchsten Richter nicht mehr buchstäblicher entscheiden, als es der Sinn der Gesetzgeber überhaupt zulassen wollte. Also jene drei Hauptmotive treten in unserer Aufwärtsbewegung immer wieder hervor. Es kommt dabei nicht auf etwas Ueberstürzung an, wie z. B. bei Elektrizitätsaktien oder Montanwerten, weil auch die bevorstehenden Zeichnungen auf 80 Millionen Staatspapiere andere Gedanken nahelegen. So z. B., daß man selbst zu den gewichenen Kursen einzelner Hütten- und Kohlenaktien eine höhere Verzinsung erziele als mit der neuen Reichsanleihe, — die Kurschance noch ganz außer Betracht gelassen. Alles Mögliche wird jetzt gekauft und dazu auch von einzelnen Schichten, die nur höchst selten eine derartige Initiative entfalten. Es müßten nur noch Lombarden auf 25 gehen, um als ein Wunder mehr, die Börse weiter im Taumel zu halten.

\* \* \*



Die deutschen Papiere den Deutschen! so können wir selbst am besten den englischen Warnungen abwehren, welche ihren Landsleuten eine Beteiligung an unsern großen Subskriptionen als einen Verrat ausmalen. Oder geht es vielleicht auf die Verdummung hinaus, als ob wir bei unserer Flottenvermehrung auf die indirekte Geldhilfe der City angewiesen seien? Solche Hetzer haben dann eben von Deutschlands innerer Stärke keine Vorstellung. Wie aber leider unser Verhältnis zu England geworden ist, trotz aller Hin- und Herreisen von Pastoren, Journalisten, Stadtverordneten und Magistraten, könnte es von vornherein nur bedenklich erscheinen, einen Teil unserer neuen Staatsfonds drüben festzulegen. John Bull ist heute rabiat. Und ebenso wie er in den 80er Jahren eines Tages den Afghanistan-Konflikt damit illustrierte, daß er fast seinen ganzen Besitz an Russen zu jedem Preise losschlug, so könnte er es einmal auch mit unsern Konsols und Reichsanleihen machen. Ein solcher Tag würde uns dann, noch ganz abgesehen von dem beschämenden Schauspiel, viel Geld kosten. Wohin man blickt, nach der Türkei oder China, suchen uns die Briten die großen Geschäfte streitig zu machen, und sie werden dabei Niederlage auf Niederlage erleiden, weil der Fanatismus ihre Schachzüge ganz unsicher gemacht hat. Hoffentlich spielt aber bei uns selbst die nationale Eitelkeit keine so zweideutige Rolle, daß wir nun die nüchternsten Dinge von der Welt wie preußische und deutsche Anleihen mit einer Art von patriotischer Aureole umgäben. Von oben wird in dieser Beziehung wohl kaum ein Wunsch geäußert, während in unserer Hochfinanz schon der Irrtum verbreitet sein könnte, dem Ansehen des Reiches mit Milliardenzeichnungen besonders zu dienen. Derartige Uebertransaktionen sind jedoch noch immer zum allgemeinen Schaden ausgefallen, da sie von vornherein den Anlagemarkt in falsche Bahnen lenken mußten. Den Dingen ganz ihren natürlichen Lauf zu lassen, werden sich unsere Banken schwerlich verwinden, allein sie sollen nur des Guten nicht zu viel tun und endlich einsehen, daß bescheidene Zahlen einen ungleich stärkeren Eindruck von Wahrheit hervorrufen, als die üblichen Zeichnungssummen aus den Sphären der Phantasie. Namentlich würde dies auf die neuen 3½ prozentigen zutreffen, denen wenigstens Kenner keine so lebhafte Nachfrage

voraussagen, wie den 4 prozentigen. Bei der Entscheidung zugunsten des niedrigeren Typus siegte die Bureaukratie, gestützt auch auf den Rat einiger preußischer Krösusse, die von unseren Vermögensverhältnissen nichts mehr zu verstehen brauchen und — unserer Bodenkreditbanken. Denn deren Direktoren mit ihren Pfandbriefinteressen werden gegen 4proz. Papiere schon einige Argumente ins Feld geführt haben. Für den höheren Zinstypus scheinen diesmal sämtliche Großinstitute mutig eingestanden zu sein, wo doch sonst meist die Diskonto-Gesellschaft die Praxis gegen die Theorie in derartigen Konsortialsitzungen zu vertreten pflegte. Eine Energie, die, auch nur zur Hälfte vollkommen ausgereicht hätte, um ihr jetzt die überaus schwere Niederlage bei der Bayrischen Bodenkreditanstalt zu Würzburg zu ersparen. — Diesmal gibt es ein höchst lehrreiches Schauspiel, da die Bewegung für Staatsfonds auf die ältere für Dividendenpapiere trifft. Werden sich nun beide Bewegungen miteinander vertragen?

\* \* \*

Die Verstaatlichung der Gotthardbahn hat viele Aktionärwünsche im Grunde nur wegen des Ablösungspreises gegen sich gehabt. An den eigentlichen Nutzen für den Verkehr, wenn gerade dieses internationale Unternehmen in Privathänden geblieben wäre, dachten Wenige und einem solchen Gedanken Ausdruck gab Niemand. Es wird sich schon zeigen, mit welcher Einseitigkeit von nun an hier die Schweiz ihr Interesse geltend zu machen wünscht, obgleich dort das ganze Gebiet der Staatsbahnen so neue Aufgaben erfordert, daß die Gewinne des betreffenden Budgets noch stark in der Luft schweben. In die Liquidationskommission haben sich die Berliner Großbanken selbst klugerweise nicht mehr wählen lassen, seit ihrer Unterstützung Guyer Zellers bei der Nordostbahn haben sie in derartigen Interventionen ein Haar gefunden. Man will doch bei der Eidgenossenschaft nicht unbeliebt werden, solange von dorthier Finanzierungen von Sekundärbahnen winken! Dagegen haben unsere Großbanken in jene Liquidationskommission Männer entsandt, die Schweizer Verhältnisse mit dem Zuviel an Kompetenzen nur zu genau kennen. Einer dieser Herren hatte sogar vor Jahrzehnten die Einführung der Gotthardaktien am deutschen Markt überhaupt veranlaßt.



Auch umfangreiche Wiener Interessen, obgleich die Firma Reizes nicht mehr so viele Aktien wie früher besitzt, scheinen hinter den Kulissen mitgespielt zu haben.

## Zur Sultansfrage.

v. S.

Die Absetzung Abdul Hamids erfolgte — so wollten es ja die Jungtürken — durch die politische Volksvertretung, durch das als Nationalversammlung fungierende Parlament, aber — und hier kommt der Pferdefuß — auf Grund eines Gutachtens der rein islamitisch-religiösen Autorität, des Fetwas des Scheich-ul-Islam, des Hüters des göttlichen Gesetzes. Nichtislamiten, Ungläubige haben daher das Verdikt über das geistige Oberhaupt des Mohammedanertums, den Sultan, ausgesprochen. Im Parlament fand keine politische Behandlung der Frage statt, sie wurde lediglich vom religiösen Vertreter gestellt und von politischen Richtern beantwortet. Darüber wird die islamitische Welt — ohne irgendwelche persönliche Parteinahme für den Abgesetzten — nicht so leicht hinwegkommen.

Zunächst ist dieser Fall weder im Koran, der die Basis des moslemischen religiösen und bürgerlichen Rechtes bildet, noch in seiner kodifizierten Ergänzung, dem Scheriatgesetz, vorgesehen. So oft bisher ein Fetwa, d. i. ein religiösgesetzliches Gutachten einen Sultan für regierungsunfähig oder unwürdig erklärte, stellt man die Frage immer nur an Mohamedaner, an die höchsten und weisesten des Islams. Niemals an Nichtislamiten.

Nach echt-türkischer Auffassung ist daher die Entthronung Abdul Hamids auf illegalem, den religiösen Gesetzen widersprechendem Weg zustande gekommen. Und die Gefahr bleibt aufrecht, daß die Orthodoxie einmal an diesem Punkt ansetzt, wenn die Jungtürken keine Mittel finden, sich mit der islamitisch-türkischen Volksmehrheit etwa auf nationalem Wege zu verständigen.

Interessant bleibt, daß gerade die Jungtürken aus Rücksicht auf die islamitischen Anschauungen des Volkes, die Absetzung des Despoten Abdul Hamid

durch einen soldatischen Gewaltstreich vermeiden und der Entthronung eine legale Form geben wollten und dabei erst recht das gläubige Türkentum vor den Kopf stießen, indem Nichtislamiten als zuständige höhere Instanz über das höchste, geistliche Gutachten urteilten. Eine Welt von Widersprüchen...

## Die Auferstehung des politischen Menschen.

Von Emil Faktor.

Was ist denn mit uns vorgegangen? Seit dem lieben Herbst sind wir in einer ewigen Erregung, debattieren wir, sprechen wir Leitartikel über Kanzlerkrisen, über Steuerfragen, über die Chancen eines Weltkrieges, und in den jüngsten Tagen haben wir uns in einen hitzigen Kampf um das Kalifat eingelassen, nachdem wir kaum erst die bedenklichen Symptome einer neuen französischen Revolution überwunden haben. In Zeiten katastrophaler Ereignisse ist wohl eine Zunahme des politischen Interesses selbstverständlich, und man hätte schon an einem bedenklichen Phlegma leiden müssen, um nicht durch die spannenden Aufzüge des Welttheaters am Balkan aus seiner Ruhe herausgerissen zu werden. Aber was uns seit vielen Monaten bewegt, ist keine bloße Gelegenheitsteilnahme für außergewöhnliche Erscheinungen in der internationalen Weltzone. Es bedeutet die Reformierung unseres ganzen Verantwortlichkeitsgefühls, es ist die Aufrüttelung unsres Gewohnheitsmenschentums. Wir streifen alle Bequemlichkeit ab, welche die Sorge um auswärtige Politik den Diplomaten, die Regelung des Staatshaushaltes den Berufspolitikern, die Kontrolle aller Strömungen außerhalb und innerhalb des Reiches den verantwortlichen Behörden und der Presse überließ. Wir eifern mit, wir fühlen uns mitverantwortlich, wir möchten am liebsten selber in den Gang der Dinge eingreifen. Wohl blieb auch früher im Leibjournal keine interessante Parlamentsdebatte ungelesen, und hin und wieder griff die Leidenschaft der politischen Arena auch auf gesellschaftliche Kreise über. Aber man beruhigte sich furchtbar schnell, sobald die notwendigsten offiziellen Erklärungen



gen abgegeben waren und die Parteiführer ihre Paradereden gehalten hatten. Nun streben wir ununterbrochen weiter und möchten genauer sehen und mehr wissen, als es den Eingeweihten lieb ist. Wir studieren die Landkarte, wir greifen zu Statistiken und ethnographischen Werken, wir vertiefen uns in die Scheriatbestimmungen mit der gleichen Begier, mit welcher wir früher einen neuen Roman lasen. Das ist durchaus kein krankhafter Zustand, sondern ein Gesundungsprozeß, eine Erlösung von Gleichgültigkeit und falsch verstandenem Kosmopolitismus, der sich in dem Austausch schöngestiger Güter erschöpfte. Es bedeutet eine Erhöhung der Selbständigkeitstrieb des Individuums, eine Zunahme an Weltverstand. Eine übertriebene Beschäftigung mit der Politik kann Kräfte aufreiben, die Sinne für das Verständnis künstlerischer Kulturwerte abtöten. Aber diese Gefahr ist behoben, wenn mit dem politischen Interesse auch das Verständnis zunimmt. Wenn jener erhöhte Punkt erreicht wird, wo sich eine gewisse Uebersicht über die Weltlage erschließt und die äußere Politik aufhört, eine Geheimwissenschaft der Diplomaten zu sein.

### Rückständigkeiten.

Von Dr. Karl Wilker.

Ueber 43 Jahre war er, Dr. Edmund Fritze, Gymnasiallehrer. Dann ließ er sich pensionieren und — genoß nicht etwa der Ruhe, sondern schrieb in drei Jahren eine Reihe von Betrachtungen nieder, denen er den Titel „Pädagogische Rückständigkeiten und Ketzereien“ aufdrucken ließ. Und abermals vier Jahre suchte er nach einem Verleger, bis er ihn fand in Gustav Winter (Bremen 1909).

Was nun in dem Buch steht, ist gar so schlimm nicht, wie's der Titel vermuten lassen möchte. Eine gemäßigte Reform des Gymnasiums. Vieles, das uns schon wieder veraltet klingt. Manches, was der Erörterung im Ministerium wohl wert wäre: Einführung des Zehn-Klassen-Systems mit Parallelcöten, so daß eine Anstalt gewissermaßen in zwei Komponenten zerfällt, deren eine zu Ostern, die andere zu Michaelis einsetzt; Einschränkung des Religionsunterrichts; Hebung der Amtsbefug-

nisse der Lehrer; und dann dieses: nach je 10 Jahren erhält jeder Lehrer 1 Jahr Urlaub, ganz einerlei, wozu er's nützen will. Eben ganz diskutabile Vorschläge. Etwas mild und friedeliebig vorgetragen! Von Anklagen ist kaum was zu merken, von Rückständigkeiten dann und wann eine Spur.

Daß aber ist die Rückständigkeit: daß ein Gymnasiallehrer nicht wagen darf, seine paar Vorschläge und Gedanken vorzubringen, ohne fürchten zu müssen, „an seiner Stellung, seiner Beschäftigung und seinem Einkommen Einbuße zu erleiden“. Allerdings: es gibt einen Fall Gurlitt. Und auch noch andere Fälle, besonders unter Volksschullehrern. Und dadurch läßt man sich einschüchtern. Ohne zu merken, daß derlei unwürdige Geistessklaverei die Persönlichkeitsentwicklung hemmt, untergräbt, vernichtet. Das eben ist die Sache: aus der Reihe der Tätigen sollen die Vorschläge kommen, kommen dürfen.

Im Schweigenmüssen auf allerhöchste Anweisungen hin, darin liegt die Rückständigkeit!

### Eine deutsche Gogol Ausgabe.

Von Hermann Kienzl.

Bei der deutschen Erderoberung, über alle Farbenstriche der Landkarte hinweg, sind wir verhältnismäßig spät im innersten Rußland angelangt. Seit Turgenjew und Dostojewski allerdings bleibt uns kein neuer Russe verschwiegen. Doch erst in den jüngsten Wochen sind die Dramen des alten Alexei Tolstoi (des kleineren Oheims vom großen Neffen) deutsch geworden. Und von Nikolaus Gogol, dem Vater der jungrussischen Literatur, muß uns Vieles noch gewonnen werden.<sup>\*)</sup> Von der ersten deutschen Gesamtausgabe Gogols wurde der vierte Teil als Sockel zum Jahrhundert-Dankmal des Dichters niedergelegt. Diese beiden Bände des in würdiger Tracht dargebotenen Werkes enthalten nebst einigen Novellen den Roman „Tote Seelen“, die Leuchte

<sup>\*)</sup> Nikolaus Gogols „Sämtliche Werke“ in 8 Bänden herausgegeben von Otto Buek München und Leipzig bei Georg Müller, 1909 — Bände 1 und 2.



der satirischen Weltliteratur. Die deutschen Schuljungen nehmen seit langem gehorsamst zur Kenntnis, daß Gogol mit den „Toten Seelen“ sein Meisterwerk schuf. Den deutschen Lesern jedoch war ein unverkürzter und nicht verstümmelter Text der bedeutsamen Prosa-Dichtung bisher vorenthalten... Ihn lieferte jetzt Otto Buek mit einer strengen Genauigkeit, die dem Roman, der bekanntlich ein mächtiger Torso ist, auch die vielen Varianten, Skizzen und Entwürfe anreichte, die sich in des Dichters Nachlaß fanden. Diese Ergänzungen haben eine mehr persönliche als künstlerische Bedeutung. Sie öffnen den Einblick in das Innere Gogols, der an seinem Lebenswerk die letzten und reifsten sechzehn Jahre gelitten und mit ihm gerungen hat. Sie weisen die Spur auf jenen seltsamen Dualismus, der das Genie Gogols in besonderem Maße dem pathologischen Interesse unterwirft. Er, den es mit übersinnlichen Flügeln zu den Gefilden hoher Ahnen hob, war von der tyrannischen Fähigkeit realistischer Beobachtung gezwungen, die Erde mit allem Mittelmaß des Irdischen zu umklammern; er, der schon in seiner göttlichen Komödie des Allzumenschlichen, im „Revisor“, und noch überwältigender in den „Toten Seelen“ die Fäulnis schonungslos aufgedeckt, die russische Anklage-Literatur geschaffen hat, schrieb diese revolutionären Bücher mit der Sicherheit eines nachtwandlerischen Zustandes. Sein Wachen wußte nichts vom scharfen Pfluge. Sein bewußter Wille — der eines frommen, folgsamen Patrioten — schreckte vor dem Aufwühlen des Erdreichs zurück und haderte mit dem eigenen Müssen. Die ungeschriebene Vollendung der „Toten Seelen“ sollte aus den Regionen des Jämmerlichen und der klassischen Satire in die der Sehnsucht und der Harmonie führen. Die in der deutschen Ausgabe gesammelten Trümmer sind Zukunfts-Meilensteine. Sie erhöhen aber nicht das dichterische Vollgewicht des Werkes. — Die Gesamtausgabe erteilt vor dem Dichter seinem verdienstvollsten Forscher das Wort: Nestor Kotljarewski. Sein Vorwort ist ein wertvoller Scheinwerfer.

## Der heilige Skarabäus.

Von Karl Fr. Nowak.

Man hatte in der Literatur eine Lücke entdeckt. Das Buch der öffentlichen Häuser fehlte. In Frankreich stehen „Maison Tellier“ und das Heim der Fille Elisa, solide Institute, aber die Baumeister, die Maupassant und Goncourts, locken nicht mehr. In Deutschland erscheint das Genre neu. In Deutschland scheint es auch verheißungsvoll. Aeltere Stimulanzien verblässen da allmählich und man verblüfft nicht immer noch, nur weil man Kunst vorschützt. Ueberhaupt: die Vorbilder von drüben schlagen immer noch hier die Nachahmer tot. Zolas Wissenschaftlichkeit — und die Kraft — ist schwer auch für mutige Erben zu üben, Lemonniers Erotik blüht in einsamen Gärten, in die nicht leicht ein Romanschreiber dringt, und selbst Ekhouds schmerzvolle Kraßheiten wird nur der Ungewöhnliche nachmalen dürfen. Man muß es heute schon anders machen. Die Erotik allein tut's längst nicht mehr. Aber vielleicht reizt, ohne daß einer Vorwürfe erheben könnte, das Stoffliche doch noch, wenn man einmal statt mit dem Geduldsnamen Kunst den Kern mit dem Gefühlsbegriff Humanität drapiert. Statt Kunst Sozialreform. Und Frau Else Jerusalem, Wienerin, Dichterin und Ideologin, füllt also die Lücke aus: sechshundertsechundachtzig Seiten Varianten öffentlicher Häuser, ihr Elend, ihr Leid — Zukunftsfanfare.

Der kleine, blinkende Mistkäfer, der seine Angreifer mit allerlei ätzenden Düften verscheucht, der goldschimmernde Skarabäus wird das Symbol. Man muß einmal hinter den Seidenvorhang in die leere, trostlose Dämmerung, in die Lebensöde und Todes-schaurigkeit all' der Verkauften, Wehrlosen, Verfallenen blicken, und der Vergleich kommt unwillkürlich: die Prostitution als Skarabäus, der gleißt und anwirbt und den Ekel heimschickt, als Skarabäus auf dem Gesellschaftskehrich. Das Dirnenkind Milada ist die Heldin. Das Dirnenkind Milada, im Freudenhaus fast geboren, im Freudenhaus herumgestoßen und früh verwaist,

\*) Roman von Else Jerusalem. Verlag von S. Fischer, Berlin.



wird ihr Schicksal selbst aus dem Schlamm hochheben und endlich — „auf lichter Höh“ in Ethik geborgen — zur wilden Anklage gegen die Gesellschaft werden, die sich sonst um Dirnenschicksale wenig zu bekümmern pflegt und so die ethischen Wege versperrt. Milada geht durch alle Etappen „des Geschäfts“. Draußen vor den Mauern, die den „Salon Goldscheider“ hinter roter Laterne verbergen, liegt die lachende, gleichgültige Welt der Moral, von der Milada nichts ahnt, Welt und Gesellschaft, deren bürgerliches Schätzungsmaß sie erst spät und unvermittelt aufstören. Milada ist hart und voll Herbheit, sie hat ihren Leib hingegeben, wie alle andern um sie, aber sie selbst verlor sich nicht. Sie hatte einen Freund, der Philosophien in den Salon mitbrachte, den verkommenen Gymnasialprofessor und verkappten Nihilisten Horner, der Miladas Gehirn bis zu Büchner und Kant und Nietzsche zwingt. Nebenbei ist sie tüchtig: sie wirtschaftet sich rasch empor, ohne mittun zu müssen, sie führt das Szepter bald fester als die Herrin, deren Geschäftsuntüchtigkeit ihr den Aufstieg ebnet, und bei aller Härte des Berufs kann sie, die sich längst dem ärgsten Schmutz entwand, milde mit den andern sein. Milde sein, verstehen, lindern können: dort soll das Ziel ausharrender Arbeit grüßen. Den Phantasien Horners entsagt sie. Die geschlossene Macht der Prostitution wird sie nicht schaffen, Samariter sein, ist alles... Die Träumerei verfliegt, die ein romantischer Liebesjubiläum kurz beschwor, Milada besinnt sich, daß sie als Kind von Anbeginn und ohne Selbstbestimmung als Beute verfallen war, und da sie die Ersparnisse, den gehäuften Reichtum einiger Jahre übersieht, geht sie — noch all die Jammervisionen des Salons vor dem traurigen Blick — hinaus in die Berge, wo ihr Asyl all die Kinder der Rechtlosen, Schutzlosen in Reinheit retten wird. Das Asyl ist die Fanfare: „in lichter Höh“...

Soweit Frau Else Jerusalems Dichterschaft. Oder doch wenigstens der Versuch dazu. Aber es tut nichts, daß Miladas Entwicklung dabei — nicht nur das Emporschreiten zu Kant und Büchner — von unbedingter Unwahrscheinlichkeit ist. Es tut nicht, daß die Wortphilosophien ihres Präzeptors Horner verlässlich verbrämte Ba-

nalitäten bedeuten. Auch das verschlägt nichts, daß in der romantischen Episode der Freudenhausdirne mit dem Wiener Patriziersohn noch einmal das ältliche Märchenprinzenmotiv anklingt, das nur die Art der Modulation für das Dirnenmilieu abstimmt. Und dann ist noch ein wenig emphatische Lyrik da, — schwärmerische Apotheosen im sentimentalischen Stil, so preziös, daß man über sie lächeln kann: „Euch! Tanzen den Mädchen, — lachenden Bräuten, — spielenden Müttern, — euch gehört dieses Buch. Aus der Höhe eures Daseins lauschet in die Tiefen. Aus dem Lichte eures Lebens starret in das Dunkel. Fühlet — wo ihr lange verurteilt habt. Denket — wo ihr allzu lange vorübergeschritten seid. Und euer Mitempfinden grüße sie sanft — diese Opfer eures Glücks.“ Aber all dies tut nichts, denn vermutlich wollte Frau Else Jerusalem gar kein Kunstwerk bringen. Sie hätte sonst nicht auf dem dritten und vierten, noch auf dem letzten Hundert der durch alle Widerwärtigkeiten monoton fortrollenden Seiten immer nur die umschattierte Wiederholung der ersten hundert Blätter, den gleichen Reigen leicht umgezeichneter Dirnen- und Kupplerinnengesichter auffrischen dürfen. So treu und sorgsam die tausend Freudenhausdetails im sinkenden Glanze, in den wechselnden Geschäftssystemen dieses Wiener „Rothauses“ auch betrachtet scheinen. Der toleranteste Naturalismus hätte sich mit einem Zehntel der Schilderung begnügt. Und hätte da noch erschöpft.

Aber vermutlich wollte Frau Else Jerusalem gar kein Kunstwerk bringen. Die soziale Idee taucht auf. In dichtverhängtes Dunkel grelle Blitze schleudern, dem Notschrei der Niedrigsten den Weg in die Menge bahnen. Aufdecken, enthüllen, so endlich Besserung schaffen. Aber wer weiß nicht, wie der Abschaum von Kuppelei und Menschenverkäufern, die die Behörde nur schwer entlarvt, alle Spitäler, alle Bahnhöfe nach Opfern umlauert? Wer kennt nicht das schrille Ende in Krankheit und Pest, dem kaum eine entgeht, und wüßte nicht, daß auch Behörden manchmal unrein sind? Soll da ein Roman helfen? So unbefangen ist die Gesellschaft, dies bequeme Schlagwort nicht, wie es die literarische Humanität der Frau Jerusalem dünkt, so karikaturistisch-russisch



wird nicht jede Behörde sein, wie Frau Jerusalems Beamtenschaft, die mit den Geschäften des Goldscheiderschen Salons prosperiert. Vielleicht werden hier einmal die Mediziner helfen. Wenn sich die Großen unter ihnen zusammenschließen und unaufhörlich zur Heilung drängen. Oder der Utopie der Heilung doch wenigstens näher kommen dürfen. Vielleicht werden indes auch sie es nicht vermögen, und die harte Grausam-

keit der Starken triumphiert weiter über den Untergang. Aber was will das Buch? Die Gesellschaft entflammen? Man wird in den Salons der Gesellschaft die Berichte aus dem Salon „Rothaus“ eifrig lesen. Auch diskutieren. Weiter nichts. Und nach einigen Wochen wieder vergessen, daß ein paar Zeitungsschreiber mit pathetischer Geste ein neues soziales Gewissen entdeckten.

### Neue Bücher.

Der Redaktion sind folgende Bücher zugesandt worden:

Joachim Baron zu Putlitz. Generalintendant der Königl. Württembergischen Hoftheater, Vizepräsident des Deutschen Bühnenvereins. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlags-Anstalt.

Adolf Bartels. Geschichte der deutschen Literatur. Leipzig. Verlag Eduard Avenarius. 2 Bände. Preis M. 10.—.

Adolf Bartels. Handbuch zur Geschichte der deutschen Literatur. Leipzig. Verlag Eduard Avenarius. Preis M. 5.—.

Paul Stauber. Das wahre Erbe Mahlers. Vom Kriegsschauplatz der Wiener Hofoper. Kleine Beiträge zur Geschichte der Wiener Hofoper, nebst einem Anhang Dokumente zum Fall Hirschfeld. Wien. Verlag Huber Lahme.

Martin Buber. Ekstatische Konfessionen. Jena. Verlag Eugen Diederichs. Preis brosch. M. 6.—, geb. M. 8.—.

Lu Märten. Torso. Das Buch eines Kindes. München—Leipzig. Verlag R. Piper & Co.

Schluß des redaktionellen Teiles.

### Alle Manuskript- und Büchersendungen

an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33.

Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33; für Oesterreich-Ungarn: Dr. Felix Braun, Wien. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Hermann Goldschmiedt, Wien I, Wollzeile 11. — Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Kneesebeckstr. 76. Druck von J. Harrwitz Nachfolger G. m. b. H., Berlin SW. 48, Friedrichstr. 16.

## Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- und Gallen-Leiden.

Diätetisches Tafelgetränk ersten Ranges.

Wo nicht am Platze, in Apotheken oder einschlägigen Geschäften käuflich, Notern wir direkt ab Quelle in Kisten à 50 <sup>3</sup>/<sub>4</sub>-Liter-Bordeauxflaschen frachtfrei jeder Bahestation Deutschlands unter Nachnahme von Mk. 25,— pro Kiste.









HAUS SPRINGER IN WANNSEE  
/ Inneres /

ALFRED MESSEL





---

20. HEFT.

13. MAI.

1909.

---

## Volkswirtschaft und Weltfrieden.

Von

Karl Jentsch.

I.

Der Soziologe Novicow hat vor 15 Jahren ein geistreiches Buch unter dem Titel: *Les Gaspillages des Sociétés modernes* herausgegeben. Darin schreibt er: Der Reichtum wächst mit der Intelligenz und nimmt ab mit zunehmender geistiger Sehschwäche. Bis auf den heutigen Tag läßt sich die Menschheit von drei fundamentalen Irrtümern beherrschen: sie verwechselt den Reichtum mit dem Golde, verwechselt ihn mit dem Eigentum und macht sich eine falsche Vorstellung vom Weltall. Der erste Irrtum erzeugt den Merkantilismus und Protektionismus, der zweite den Parasitismus, die Eroberungs- und Raubsucht, der dritte den Misoneismus. Die Menschen halten die Welt für unveränderlich, versäumen es, sie ihren Bedürfnissen anzupassen und verschulden dadurch eine entsetzliche Verschwendung von Zeit und Kraft, die als Geldverschwendung sichtbar wird. Allein schon die lächerliche Orthographie, gegen deren Vereinfachung die Scheu vor Neuerungen sich sträubt, kostet ein Heidengeld; durch Weglassung der überflüssigen Buchstaben könnten die französischen Zeitungsverleger nahezu zehn, die englischen 34 Mill. Francs im Jahre sparen. Die Gesamtheit solcher Vergeudungen berechnet Novicow für Europa auf mehr als 61 Milliarden jährlich. In seinem neuesten Buche, „Das Problem des Elends“ (Leipzig bei Theod. Thomas), ordnet er den Stoff (es ist zum Teil derselbe, wie in den *Gaspillages*, zum Teil anderer; die originellen Berechnungen des ersten Buches fehlen) in umgekehrter Reihenfolge. Er fängt mit dem Universum an und ver-



sucht, wie es seit einiger Zeit Mode ist, das Gesellschaftsleben auf biologische Gesetze zurückzuführen. Er sagt auch in diesem Buche viel Wahres, Schönes und Geistreiches, aber gerade die meisten seiner grundlegenden Gedanken sind Irrtümer. Auch wenn die Aehnlichkeiten der physischen und der organischen Vorgänge mit den geistigen und sozialen nicht bloße Analogien, sondern die geistigen Bildungen höhere Entwicklungsstufen der physischen Welt sein sollten, würde uns das für die Lösung sozialer Probleme gar nichts nützen. Wir mögen nach der alten Mode von Beherrschung der Natur durch den Menschen, oder nach der neuen von passiver Anpassung an das Milieu und aktiver Anpassung des Milieus sprechen, Regeln für unser politisches und ökonomisches Handeln lassen sich aus diesen Allgemeinheiten nicht ableiten. „Wenn die Differenzierung der Funktionen ein natürliches Geschehnis ist und wenn die vitale Vollkommenheit in direktem Verhältnis zu dieser Differenzierung steht, so kann man die Anhänger des Freihandels nicht damit bekämpfen, daß man ihnen vorhält, sie seien Manchestermänner.“ Das tut auch niemand, und ebenso wenig sind die Schutzzöllner so dumm, die Differenzierung der Gesellschaft und ihrer ökonomischen Tätigkeit zu leugnen. Daß diese Differenzierung ihr Analogon in der Differenzierung der Organismen hat, ist interessant, aber für die ökonomische Praxis ganz gleichgültig. Kein Mensch verlangt, daß ein jeder seine Stiefel, Hemden, Röcke, Wohnungen und Bücher selber anfertigt. Für die Bedingungen aber, unter denen die Erzeugnisse der verschiedenen Produzenten ausgetauscht werden, läßt sich aus der unleugbaren Differenzierung in Natur und Gesellschaft nichts folgern. Wenn der Landwirt oder der Fabrikant Schutzzoll fordert, so tut er das nicht, weil er nicht Manchestermann geschimpft werden, sondern weil er an seiner Ware mehr verdienen will als bisher.

Daß der Reichtum weder im Golde noch in sonstigem Gelde besteht, hat Adam Smith, der von Biologie keine Ahnung hatte, weit besser klar gemacht als Novicow. Und wenn dieser meint, der Reichtum bestehe nicht sowohl in einer Summe von Dingen als in einer Summe von Anpassungen, in einem Zustande der Dinge, so sagt er auch damit nichts Neues. Ohne alle Biologie wissen wir längst, daß Bäume, die im Urwald faulen, keine Güter sind, daß für den Tauben Musikaufführungen, für den Blinden Gemälde nicht existieren, und daß der Zustand des Ackers, auf dem das Getreide wächst, viel wichtiger ist, als eine einmalige Weizenernte. Daß der Reichtum nur insofern Reichtum ist, als er menschliches Glück begründet oder vermehrt, wird ebenfalls wohl kaum vor irgend jemand geleugnet, aber mit seiner Definition von Glück fällt Novicow bis hinter die Weltweisen zurück, die vor zwei-, dreitausend Jahren gelebt haben. Es soll darin bestehen, in jedem Moment eine unbegrenzte Zahl von Wahrnehmungen zu haben. „Da der Reichtum in Wirklichkeit eine Genußmöglichkeit ist, und da das Glück des Individuums im direkten Verhältnis zu der Summe der Genüsse steht, die es in einer gegebenen Zeit haben kann, da andererseits der Genuß von der Anpassung der Umwelt herrührt, so sieht man, daß Anpassung, Reichtum, Genuß und Glück Synonyme sind.“ Es ist richtig, daß



für einen gebildeten und regen Geist der Zwang zum Aufenthalt auf einem entlegenen Dorf, wo es ihm an Abwechslung, Genußmitteln und angemessener Beschäftigung fehlt, sehr peinvoll sein kann. Aber der Aufenthalt in der Großstadt mit ihrem Reichtum an Genußmitteln und ihrem Gewirr von Eindrücken ist darum noch lange kein Glück, selbst für den Reichen nicht, der alles haben kann, was die Großstadt bietet. Sie erzeugt durch die stete Abwechslung das Bedürfnis solcher, so daß sich der an einen kleinen Ort versetzte Großstädter langweilt, aber die Befriedigung des Abwechslungsbedürfnisses — ich spreche damit nur einen Gemeinplatz aus — ist weder Genuß noch Glück. Der Großstädter verliert sogar mit seinem Hasten in einer hastenden Umgebung sehr oft die Fähigkeit zu genießen. In zwei Stunden zwanzig Museumsäle voll Bilder durchmustern, ist eine Strapaze, daheim sich behaglich in die Beschauung einiger guten Reproduktionen versenken, ist ein Genuß. Und nun die Leidenschaft! Was fragt ein vom Eros gepeinigter Jüngling nach allen Schätzen und Schauspielen der Erde; sie würden ihm höchstens dazu taugen, sie seiner Angebeteten zu Füßen zu legen. „So ein verliebter Tor verpufft auch Sonne, Mond und alle Sterne zum Zeitvertreib dem Liebchen in die Luft.“ Nicht eine Fülle von Dingen und Anpassungen, nur einen Gegenstand, eine Anpassung begehrt er, die würde sein (illusionäres, sagen die Pessimisten) Glück sein. Genau so verhält sich der Habgierige, der Ehrgeizige, der Rachsüchtige. Novicow will positiv sein, in Wirklichkeit ist er ein Doktrinär, der statt wirklicher Menschen nur sein biologisches Schema im Sinn hat, in das sich jene nicht hineinpressen lassen. Abgesehen von der Leidenschaft ist der Durchschnittsmensch — die Heiligen, Helden und Genies, die besonderen Bedingungen unterliegen, lassen wir beiseite —, um so glücklicher, je vollständiger seine Wünsche erfüllt werden oder, modern biologisch zu sprechen, je vollkommener sein Milieu seinen Wünschen angepaßt ist. Diese vollkommene Anpassung aber läßt sich um so leichter erreichen, je weniger zahlreich und je bescheidener seine Wünsche sind. Darum findet man das meiste Glück bei armen (nicht gerade Not leidenden) und einfältigen Leuten von engem Gesichtskreise. Der kranke Märchenkönig soll durch das Hemd eines Glücklichen geheilt werden. Nach langem Suchen finden seine Diener einen Glücklichen, aber ach — der hat kein Hemd!

Weil jeder Zwang einen Zeitverlust, also Verzögerung der Anpassung bedeute, ist nach Novicow das laissez faire die unverbrüchliche goldene Regel der Oekonomie. Indes, die Peitsche pflegt den Gang des Pferdes nicht zu verlangsamen. Es ist möglich, sogar wahrscheinlich, daß ihr zu häufiger und zu starker Gebrauch die Summe von Beschleunigungen, die man aus einem Pferde herausholen kann, vermindert, und daß ein geschickter Kutscher sogar ohne Peitsche das Meiste herausholt; auf Maß und Art des Zwanges kommt es eben an; aber ohne allen Zwang geht es gewöhnlich nicht, weder beim Pferde noch beim Menschen. Novicow will es nicht glauben, daß am Anfang die Sklaverei notwendig gewesen sei; ich jedoch vermag mir, gleich den meisten Soziologen und Nationalökonomen, keine Vorstellung davon zu machen,



wie ohne Sklaverei höhere und feinere Kultur hätte entstehen können, und was ich bestimmt weiß, ist dieses, daß auch heute noch unsere Kultur und unser Wirtschaftsleben auf verhüllter Sklaverei beruhen. Die schimpflichste Form der Abhängigkeit, die brutalste Form der Menschenbeherrschung hat der technische Fortschritt beseitigt, indem er sie ökonomisch unvorteilhaft machte, aber mit der Form ist keineswegs die Sache geschwunden. Spielen wir einmal das phantasierende Kind und stellen uns vor, ein Zauberer habe alle Wertpapiere der Welt in unseren Besitz gebracht und jeden Deutschen zum Rentner gemacht. Wie viele von uns würden sich, bloß zum Vergnügen oder des Gemeinwohls wegen, zum Dienste des Ackerknechts, des Tagelöhners, des Kohlengräbers, des Heizers im Dampfschiff, des Hausknechts, des Maschinenspinners, des Kloakenfegers melden? Die deutschen Bodenschätze würden, zum Nachteil der Weltwirtschaft, ungehoben bleiben, und die schlechthin unentbehrlichen Dienste würden wir von gemieteten Ausländern verrichten lassen. Wenn ich nicht wäre, fragt Penia, die Armut, in des Aristophanes Plutus, „Wer schusterte, schaffte euch Ziegel und Lehm, wer walkte und gerbte die Felle?“ Statt des Sklavenaufsehers peitschen heute der Hunger, die drohende Schande des Gefängnisses und der Ver lumpung, die Konkurrenz. Es ist vollkommen richtig, daß es eine Menge überflüssigen und schädlichen Zwanges gibt; über die Zollplackereien z. B. und den enormen Zeitverlust, den sie verursachen, ohne das Mindeste zu nützen, ließen sich die lustigsten Satiren schreiben. Aber es bleibt nichtsdestoweniger wahr, daß Deutschland und Nordamerika ihre heutige blühende Industrie nicht hätten, wenn sie sich nicht durch Zölle vor der Ueberflutung mit wohlfeilen englischen Waren geschützt hätten. Freiheit oder Knechtschaft und Zwang?, so fragt der für seinen Tell und Posa begeisterte Sekundaner. Für den praktischen Politiker lautet die Frage von jeher und wird sie immer lauten: welche Freiheiten und welche Arten und Grade von Zwang und Beschränkungen fordert der gegenwärtige Zustand in diesem bestimmten Lande?

Daß nur die Arbeit Güter schafft, Raub und Krieg Güter zerstören und die Produktion hemmen, weiß jedermann. Trotzdem steht es fest, daß Raub und Krieg mitunter Hebel des Produktionsfortschritts gewesen sind. Der Motor, der den heutigen großartigen Produktionsprozeß in Gang gebracht hat, ist das englische Kapital. Durch welche Kette blutiger Gewalttaten, Räubereien und anderer Scheußlichkeiten dieses Kapital aufgehäuft worden ist, hat Karl Marx im ganzen richtig beschrieben. Die Produktion im Gange zu erhalten, sind solche Gewalttaten heute nicht mehr erforderlich; zudem sind sie gar nicht mehr möglich. Die letzte bestand in den Fabrikkindergreueln. Durch Kinderschutzgesetze, meint Novicow, werde der Grundsatz des laissez faire nicht durchbrochen; dagegen sieht er in der Zwangsversicherung der Arbeiter und in deren Lohnkämpfen einen Raub an den Unternehmern. Es ist doch wahrhaftig nicht ein unverbrüchliches Naturgesetz, sondern reine Willkür, persönlicher Geschmack, was solche Grenzlinien zwischen berechtigten und unberechtigten Freiheitsbeschränkungen zieht.



In vielem stimme ich Novicow bei, und zwei seiner wahren Bemerkungen verdienen hervorgehoben zu werden, weil sie brennende Fragen der Gegenwart betreffen. Wenn der Erde, sagt er, noch nicht so viel Früchte abgewonnen werden, daß sich alle Menschen sättigen können, so ist daran zu einem großen Teile die ungleichmäßige Verteilung der Bevölkerung schuld. Sehr richtig! Nur sollte er beachten, daß an dieser ungleichmäßigen Verteilung eine Art von Freiheit, die Freizügigkeit, in nicht geringem Grade schuld ist. Denn sie hat den Zug zur Stadt und in die Industriebezirke entfesselt, der die Dörfer entvölkert. Alles strömt in die schon übervölkerten Orte und Gegenden, als Bauernknecht mag niemand mehr arbeiten, und als Pionier den Urwald zu roden, hat schon lange Keiner mehr Lust.

---

## Wie Summurrud sich an dem Kadi rächte, der ihr Haus beleidigt hatte\*).

Deutsch von Felix Paul Greve.

. . . . Summurrud schien ein großes Verlangen nach Rache zu haben. Sie nahm einfache, aber saubere Kleider, und nachdem sie sich das Gesicht mit einem sehr dichten Schleier bedeckt hatte, bat sie mich um die Erlaubnis zu einem Ausgang, die ich ihr gewährte. Sie verließ allein das Haus, begab sich in den Palast des Kadis und stellte sich in einen Winkel des Saals, wo der Richter so den Moslems wie den Ungläubigen Audienz erteilte.

Er hatte sie kaum bemerkt, so schickte er auch schon, da ihm ihre majestätische Haltung auffiel, einen Boten, um sie zu fragen, wer sie wäre und was sie wünschte. Sie erwiderte, sie sei die Tochter eines Handwerkers der Stadt und wünsche den Kadi in einer heimlichen Angelegenheit zu sprechen. Als der Bote dem Kadi diese Antwort gebracht hatte, winkte der Richter, der die Schönen liebte, Summurrud, sich zu nähern und in eine Kammer zu treten, die neben dem Gerichtssaal lag. Sie gehorchte unter einer tiefen Neigung des Kopfes; setzte sich auf ein Lager und hob ihren Schleier. Der Kadi folgte ihr, setzte sich neben sie und staunte ob ihrer Schönheit: „O meine Tochter,“ fragte er sie, „was gibt es, worin ich dir dienen könnte?“ „O mein Herr,“ erwiderte sie, „der du die Macht hast, zur Beobachtung der Gesetze zu zwingen und der du Recht sprichst zwischen den Armen wie den Reichen, ich bitte dich, lausche meiner Klage aufmerksam und geneigten Ohres; habe Mitleid mit der traurigen Lage, in der ich mich befinde.“ „Setze mir dein Anliegen auseinander,“ erwiderte der Kadi,

---

\*) Entnommen der Sammlung „1001 Tage“, die demnächst im Insel-Verlag, Leipzig erscheint.



schon ganz gerührt; „ich schwöre auf mein Haupt und auf meine Augen, daß ich für dich das Mögliche und das Unmögliche tun will.“

Da nahm Summurrud ihren Schleier vollends ab, und indem sie dem Richter die schönen moschusfarbenen Haare zeigte, die ihr in Locken über die Schultern fielen, sprach sie zu ihm: „Sieh, o mein Herr, ob dieses Haar scheußlich ist; prüfe, ich bitte dich, mein Angesicht, und sage mir ohne Schmeichelei, was du davon hältst.“ Der Kadi blieb bei diesen Worten, die ihm so schönes Spiel gewährten, nicht stumm, sondern rief: „Beim Opfer auf dem Berge Arafat, ich finde kein Fehl an dir; deine Stirn gleicht einem silbernen Mond, deine Augenbrauen sind wie zwei Bogen, deine Wangen wie Rosen, deine Augen wie zwei Edelsteine, die einen blendenden Glanz ausstrahlen, und deinen Mund könnte man für eine Dose aus Rubinen halten, darin ein Perlenarmband liegt.“

Die Tochter Muaffaks aber begnügte sich damit noch nicht; sie erhob sich von dem Diwan und tat ein paar Schritte durch die Kammer, indem sie sich wiegte und lockend bog. „Sieh meinen Wuchs, o mein Herr,“ sagte sie, „betrachte ihn dir genau; findest du Unregelmäßigkeiten darin? Bin ich nicht schlank und leicht gebaut? Habe ich gezwungene Bewegungen und eine linkische Geste? Was ist abstoßend an meinem Schritt?“ „Ich bin entzückt von deiner ganzen Gestalt,“ versetzte der Richter, „ich habe nie ein so schönes Wesen gesehn.“ „Und was hältst du von meinen Armen?“ fuhr sie fort, indem sie sie entblößte, „sind sie nicht weiß und rund genug?“ „O du Grausame,“ unterbrach sie der Richter im Uebermaß der Liebe, „du tötest mich! Wenn du mir noch mehr zu sagen hast, so sprich schnell, denn mir entflieht die Vernunft, und ich kann deinen Anblick nicht ertragen.“

„Du mußt also wissen, o mein Herr,“ fuhr Summurrud fort, „daß ich trotz der Reize, die mir der Himmel verliehen hat, im Dunkel eines Hauses lebe, das nicht nur den Männern, sondern selbst den Frauen verwehrt ist, die mir durch ihre Reden einigen Trost gewähren könnten. Nicht, als hätte sich nicht oft ein Freier für mich eingestellt; ich wäre seit langem vermählt, wenn nicht mein Vater die Grausamkeit besessen hätte, mich all denen abzuschlagen, die mich zum Weibe beehrten. Er sagt dem einen, ich sei dürrer als Holz, dem andern, ich sei aufgedunsen; diesem, ich hinke und sei ein Krüppel, jenem, ich habe den Verstand verloren, ich habe ein Krebsgeschwür auf dem Rücken, ich sei wassersüchtig oder mit Krätze bedeckt. Kurz, er gibt mich aus als ein Wesen, das der Gesellschaft der Männer unwert sei, und er hat mich so in Verruf gebracht, daß ich zur Schmach der Menschheit geworden bin; niemand sucht mich mehr auf, und ich bin zur ewigen Ehelosigkeit verdammt.“ Als sie diese Worte gesprochen hatte, stellte sie sich weinend und spielte ihre Rolle mit so viel Kunst, daß der Richter sich täuschen ließ. „O barbarischer Vater,“ rief er aus, „kannst du eine so liebliche Tochter mit solcher Härte behandeln? Willst du, daß ein so schöner Baum fruchtlos bleibe? Welches ist denn,“ fuhr er fort, „die Absicht deines Vaters? Sprich, o mein Engel, weshalb will er dich nicht vermählen?“ „Das weiß ich nicht, o mein Herr,“



erwiderte Summurrud, indem sie ihrer falschen Tränen noch mehr vergoß; „ich weiß nicht, welches seine Absicht ist; aber ich will dir gestehen, daß es mit meiner Geduld zu Ende ist; ich kann in meiner Not nicht weiterleben. Ich habe ein Mittel gefunden, das Haus meines Vaters zu verlassen; ich bin entschlüpft, um mich dir in die Arme zu werfen und dich um Hilfe anzuflehn. Habe also die Güte, o mein Herr, und greife mit deiner Macht ein, um mir mein Recht zu verschaffen, oder ich bürge nicht mehr für mein Leben; ich werde mich selber mit meinem eigenen Dolche treffen, und ich werde mich töten, um meinen Leiden ein Ende zu machen.“ Durch diese letzten Worte verdrehte Summurrud dem Kadi vollends den Kopf. „Nein, nein,“ sprach er, „du sollst nicht sterben, und du sollst auch nicht deine ganze Jugend in Tränen und Seufzern verbringen. Es soll nur an dir liegen, aus dem Dunkel, das deine Vollkommenheiten verbirgt, hervorzugehn und noch heute das Weib des Kadis von Bagdad zu werden. Ja, du vollkommenes Abbild der Huris, ich bin bereit, mich dir zu vermählen, wenn du einwilligen willst.“ „O mein Herr,“ entgegnete sie, „und wärest du auch nicht einer der angesehensten Großen dieser Stadt, so wäre es mir dennoch nicht zuwider, dir meine Hand zu reichen, denn du scheinst mir ein gar lebenswerter Mann zu sein; aber ich fürchte, du werdest meines Vaters Einwilligung nicht zu erlangen vermögen, wieviel Ehre ihm auch aus der Verbindung mit dir erwachse.“

„Darüber mache dir keine Sorge,“ versetzte der Richter, „ich verbürge mich für den Ausgang. Sage mir nur, in welcher Straße dein Vater wohnt, wie er sich nennt und welches sein Beruf ist.“ „Er heißt Usta Omar,“ gab Summurrud zur Antwort, „er ist Färber, und er wohnt auf dem östlichen Tigrisufer; am Eingang seines Ladens steht eine mit Datteln beladene Palme.“ „Das genügt,“ sprach der Kadi, „du kannst jetzt auf der Stelle nach Hause kehren, und du sollst bald von mir hören, auf mein Wort.“

Da verschleierte die Dame, nachdem sie dem Richter noch einen liebevollen Blick zugeworfen hatte, das Gesicht, verließ die Kammer und kehrte zu mir zurück. Sie erstattete mir von ihrer Unterhaltung mit ihm getreulich Bericht, und kaum vermochte sie an sich zu halten, so sehr war sie vor Freuden außer sich. „Wir werden Rache finden,“ sagte sie; „unser Feind, der da meint, wir würden dem Volk zum Gelächter dienen, wird selber seine Zielscheibe sein.“ Wirklich hatte der Richter Summurrud kaum aus den Augen verloren, als er auch schon einen Boten zu Usta Omar schickte, der sich in seinem Hause befand. „Komm und sprich mit dem Kadi,“ sagte der Bote, „er will mit dir reden, und er hat mir Befehl erteilt, dich ihm vorzuführen.“ Der Färber erblich bei diesen Worten; er glaubte, irgend jemand sei zum Richter gegangen, um sich bei ihm über ihn zu beklagen, und deshalb suche man ihn auf; er folgte also dem Boten in großer Sorge.

Kaum nun stand er vor dem Kadi, so ließ ihn der Richter in dieselbe Kammer treten, in der er mit Summurrud gesprochen hatte; und er hieß ihn sich auf dasselbe Lager setzen. Der Handwerker war so verwirrt ob der Ehre, die man ihm erwies, daß er mehrmals die



Farbe wechselte. „O Meister Omar,“ sprach der Kadi zu ihm, „ich freue mich, dich zu erblicken, denn ich habe seit langem Vorteilhaftes von dir gehört. Man sagt, du seiest ein Mann von guten Sitten, du verrichtest täglich der Regel gemäß deine fünf Gebete, und du ermangelst niemals, der Freitagsandacht in der großen Moschee beizuwohnen; ich weiß außerdem, daß du kein Schweinefleisch issest, daß du keinen Wein trinkst noch auch Dattelbranntwein, und schließlich, daß, während du arbeitest, einer deiner Gehilfen den Koran liest.“ „Das ist wahr, o mein Herr,“ erwiderte der Färber, „ich kenne sogar mehr als viertausend Sprüche Mohammeds auswendig, und ich rüste mich, bald die Pilgerfahrt nach Mekka zu machen.“ „Ich versichere dir,“ sprach der Richter, „daß all das mir viel Freude macht, denn ich liebe alle guten Moslems. Man hat mir auch gesagt, daß du hinter dem Vorhang der Keuschheit eine mannbare Tochter besitzest. Ist das wahr?“ „O großer Richter“, entgegnete Usta Omar, „dessen Palast den Unglücklichen, die von den Stürmen der Welt geschüttelt werden, als Hafen und Zuflucht dient, man hat dir die Wahrheit gesagt. Ich habe eine Tochter, die alt genug ist, um sich zu vermählen, denn sie ist mehr als dreißig Jahre alt; aber das arme Geschöpf ist nicht geeignet, mit einem Manne zu leben; sie ist häßlich, oder vielmehr grauenhaft anzuschauen; sie ist ein Krüppel, sie hat die Krätze und ist blöd; mit einem Wort, sie ist ein Ungeheuer, das ich gar nicht genug verbergen kann.“ „Schön,“ sagte der Richter, „das hatte ich erwartet, o Meister Omar; ich war fest davon überzeugt, daß du mir deine Tochter so loben würdest. Aber erfahre, o mein Freund, daß diese Krätzige, diese Blöde, dieser Krüppel, dieses grauenhafte Ungeheuer mit all seinen Fehlern von einem Manne bis zum Wahnsinn geliebt wird, der sie zum Weibe zu haben begehrt, und daß dieser Mann ich selber bin.“

Bei diesen Worten sah der Färber dem Richter ins Angesicht und sprach: „Wenn unser Herr und Kadi scherzen will, so ist er der Gebieter; er kann sich über meine Tochter lustig machen, soviel es ihm beliebt.“ „Nein, nein,“ erwiderte der Kadi, „ich scherze nicht; ich bin in deine Tochter verliebt und bitte dich um sie.“ Der Färber brach ob dieser Worte in Lachen aus und rief: „Beim Propheten, irgendeiner will dich zum besten haben; denn ich warne dich, o mein Herr, meine Tochter ist lahm und hinkend und wassersüchtig . . .“ „Ganz recht,“ unterbrach ihn der Richter, „an dieser Schilderung erkenne ich sie; ich liebe derlei Mädchen, das ist nun einmal mein Geschmack.“ „Nochmals,“ fuhr der Färber fort, „sie paßt nicht für dich; sie heißt Kaifakattadahri\*) und ich beteure, mit Recht.“ „O, das ist zu viel,“ sprach der Kadi schroff und herrisch. „Ich bin all dieses Geredes müde, Meister Omar, ich will, daß du mir diese Kaifakattadahri gebest, wie sie ist, und nun erwidere mir nichts mehr.“

Als nun der Färber ihn entschlossen sah, sich seiner Tochter zu vermählen, sprach er, mehr als je überzeugt, daß irgend jemand ihn,

\*) Das Ungeheuer der Zeit.



um sich ein Vergnügen zu bereiten, mit Hilfe eines falschen Bildnisses verliebt gemacht hatte, bei sich selber: „Ich muß eine hohe Morgengabe von ihm verlangen: diese Summe wird ihn vielleicht von meiner Tochter abbringen, und dann redet er mir nicht mehr von ihr. O mein Herr,“ fuhr er laut fort, „ich bin bereit, dir zu gehorsamen, aber ich werde dir Kaifakattadahri nicht übergeben, es sei denn, du habest mir zuvor eine Morgengabe von tausend Golddinaren gezahlt.“ „Die Summe ist ein wenig hoch,“ sagte der Kadi, „doch werde ich sie dir aushändigen.“ Zugleich ließ er sich einen großen Sack voller Golddinare bringen; man zählte tausend ab, wog sie und gab sie dem Färber, den Ehevertrag zu schreiben; aber als es sich darum handelte, ihn zu unterschreiben, beteuerte der Handwerksmann, daß er ihn nur in Gegenwart von hundert Rechtsgelehrten unterschreiben werde. „Du bist recht mißtrauisch,“ sagte der Kadi; „einerlei; ich will dir den Willen tun, denn ich wünsche nicht, daß deine Tochter mir entgehe.“ Er schickte auf der Stelle zu vielen Rechtsgelehrten, Olema, Gesetzeskundigen, Dienern der Moscheen und der Gerechtigkeit, und es kamen ihrer mehr als der Färber verlangt hatte.

Als nun all die Zeugen bei dem Richter versammelt waren, ergriff Usta Omar das Wort: „O mein Herr und Kadi,“ sprach er, „ich gebe dir meine Tochter zur rechtmäßigen Gattin, da du es durchaus willst, daß ich sie dir nicht abschlage; aber all diese Herren sind meine Zeugen: es geschieht nur unter der Bedingung, daß du ihr, wenn sie dir mißfällt, sobald du sie gesehn hast, und wenn du dich von ihr scheiden möchtest, noch einmal tausend Golddinare gebest, gleich denen, die ich schon von dir erhalten habe.“ „Ich schwöre es dir,“ sprach der Kadi, „und ich rufe die ganze Versammlung zu Zeugen auf; bist du zufrieden?“ Der Färber bejahte und ging davon, indem er sagte, er werde ihm die Braut zuschicken.

Nach Omars Aufbruch ging die ganze Versammlung auseinander, und der Kadi blieb allein. Er war seit zwei Jahren der Tochter eines Kaufherrn in Bagdad vermählt, mit der er bisher in gutem Einvernehmen gestanden hatte. Als nun diese Frau erfuhr, daß ihr Gatte an eine zweite Ehe dachte, ergrimmte sie wider ihn. „Wie,“ sprach sie zu ihm, „zwei Köpfe unter einer Mütze? Zwei Hände in einem Handschuh? Zwei Schwerter in einer Scheide? Zwei Weiber in einem Hause? O du Flatterhafter! Da dir die Liebkosungen eines treuen und noch jungen Weibes nicht genügen, um deiner Treulosigkeit einen Halt zu verleihen, so bin ich bereit, meiner Nebenbuhlerin das Feld zu räumen und mich zu meinen Eltern zurückzuziehen; du brauchst dich nur von mir zu scheiden und mir meine Mitgift auszuzahlen, so sollst du mich nie wiedersehn.“ „Du machst mir eine Freude, indem du mir zuvorkommst,“ erwiderte der Richter, „denn es wurde mir schwer, dir meine neue Hochzeit anzukündigen.“ Und alsbald zog er aus einer Truhe einen Beutel hervor, darin sich fünfhundert Golddinare befanden; den reichte er ihr und sprach: „O Weib, hier hast du deine Morgengabe; geh, nimm deinen Brautschatz, ich scheide mich von dir, einmal, zweimal, dreimal, ich scheide mich von dir! Und da-



mit deine Eltern nicht daran zweifeln können, daß ich mich von dir geschieden habe, so will ich dir diese Worte mitgeben, die von mir und meinem Naib unterschrieben werden, wie das Gesetz es will.“ Er tat es, und sein Weib zog sich mit ihrer Schrift und ihrem Gelde zu ihrem Vater zurück.

Kaum hatte sie das Haus verlassen, so ließ er für den Empfang seiner neuen Gattin ein getrenntes Gemach prunkvoll herrichten. Man trug seidene Teppiche und Vorhänge und Lager aus Goldbrokat und Silberbrokat hinein: und allerlei Pfannen voll herrlicher Wohlgerüche durchdufteten das ganze Hochzeitgemach. All das war bereit, und ungeduldig harnte der Kadi Kaifakattadahris, die immer noch nicht kam; da rief er seinen getreuen Eunuchenaga und sprach zu ihm: „Das liebliche Ziel meiner Wünsche sollte, so scheint mir, schon hier sein: was mag sie solange bei ihrem Vater zurückhalten? Wie lang mir die Augenblicke erscheinen, die mein Glück verzögern!“

Der Kadi wollte eben in seiner Ungeduld auf das Wiedersehen mit seinem jungen Weibe den Aga zu Usta Omar entsenden, als sein Träger mit einer Kiste aus Fichtenholz eintraf, die bedeckt war mit einem Tuch aus grünem Taft. „Was bringst du mir da? o mein Freund?“ fragte ihn der Richter. „O mein Herr,“ erwiderte der Lastträger, indem er die Kiste auf den Boden setzte, „das ist die Braut; du brauchst nur das Tuch abzuheben, so wirst du sehn, wie sie gewachsen ist.“ Der Kadi hob das Tuch ab und bemerkte ein Mädchen von dreieinhalb Schuhen Höhe; sie hatte ein lang gezogenes, krätziges Gesicht, in den Kopf versenkte Augen, die röter waren als Feuer, und keinerlei Nase; nur sah man über dem Mund, der wie ein Krokodilmaul geformt war, zwei große Nasenlöcher, die sehr ekelhaft waren. Er konnte dieses Wesen nicht ohne Grauen betrachten und deckte das Tuch auf der Stelle wieder darüber, indem er zu dem Träger sprach: „Was soll ich mit diesem scheußlichen Vieh?“ „O mein Herr,“ entgegnete der Träger, „das ist die Tochter Meister Omars, des Färbers, der mir sagte, du hättest dich ihr aus Liebe vermählt.“ „Allmächtiger,“ rief der Kadi, „kann man sich einem solchen Ungeheuer vermählen?“

In diesem Augenblick traf der Färber ein, der die Ueberraschung des Richters vorausgeahnt hatte. „Elender,“ schrie der Kadi ihn an, „wofür hältst du mich? Du mußt recht schamlos sein, um mir solche Streiche zu spielen; du wagst mich so zu behandeln, mich, der ich mich leicht an meinen Feinden rächen kann? Mich, der ich, wenn es mir gefällt, deinesgleichen in Eisen lege? Fürchte meinen Zorn, o du Elender! Statt dieses greulichen Wesens, das du mir geschickt hast, gib mir deine andere Tochter, deren Schönheit nichts gleich kommt, oder du sollst bald erfahren, was ein erzürnter Kadi vermag!“ „O mein Herr,“ sprach Omar, „höre auf, mich zu bedrohen, ich flehe dich an, und zürne mir nicht mehr; ich schwöre dir bei dem Schöpfer des Lichts, daß ich keine andere Tochter habe als diese. Ich habe dir tausendmal gesagt, daß sie nicht zu dir paßt: du hast mir nicht glauben wollen; an wen willst du dich halten?“ Der Kadi ging bei



diesen Worten in sich und sprach zu dem Färber: „O Meister Omar, es war heute morgen ein Mädchen von vollkommener Schönheit hier, die nannte dich ihren Vater und sagte, du gäbest sie für ein Ungeheuer aus, damit niemand sie zum Weibe begehrte.“ „O mein Herr,“ erwiderte der Handwerksmann, „dieses schöne Mädchen ist sicherlich eine Schelmin, und du mußt irgendeinen Feind besitzen.“

Da senkte der Kadi den Kopf auf den Magen und blieb eine Weile in Gedanken versunken. Dann ergriff er das Wort und sprach: „Es ist ein Unglück, das mir widerfahren sollte; laß uns nicht mehr davon reden. Ich bitte dich, laß deine Tochter wieder in dein Haus schaffen, behalte die tausend Golddinare, die ich dir gegeben habe, aber verlange nicht mehr, wenn du willst, daß wir Freunde bleiben.“

Obwohl nun der Richter vor den Rechtsgelehrten geschworen hatte, daß er noch einmal tausend Dinare zahlen würde, wenn ihm Omars Tochter nicht gefiele, so wagte doch der Handwerksmann nicht, ihn zu zwingen, daß er sein Wort einlöste, denn er fürchtete, sich mit ihm zu zanken, da er ihn als einen rachsüchtigen Menschen kannte, der leicht Gelegenheit fand, seinen Feinden zu schaden. Er wollte sich lieber mit dem begnügen, was er bereits erhalten hatte, und sprach: „O mein Herr, ich will dir gehorchen und dich von meiner Tochter befreien; aber ich bitte dich, du mußt dich zuvor von ihr scheiden.“ „Wahrlich,“ rief der Kadi, „das denke ich nicht zu vergessen, und ich versichere dir, es soll bald geschehen sein.“ Er schickte auf der Stelle zu seinem Naib, und die Scheidung fand in aller Form Rechtens statt. Dann nahm Meister Omar Abschied von dem Kadi und ließ die scheußliche Kaifakattadahri durch den Träger in sein Haus zurückschaffen.

---

## Der ewige Zecher.

Von

Camill Hoffmann.

Der Sterne diamantner Glanz  
ist in mein dunkles Glas gestürzt,  
nun ist mein Wein mit Ewigkeit gewürzt,  
und singend tanzt mein Herz leichtesten Tanz.

Melancholie, so süß wie Honig quillt,  
durchduftet Wein und Blut mir wunderhold.  
Und spiegelnd malt sich in dem Kreis von Gold  
das Bild der Welt, umfunkelt, rein und mild.

---



## Die Ehe.

Komödie von Bernard Shaw.

Deutsch von Siegfried Trebitsch.

(Fortsetzung.)

Hotchkiß: Ich möchte furchtbar gerne hören, Fräulein Bridgenorth, was Sie dem armen Cecil zu sagen haben.

Reginald (empört): Na!

Edith: Wer ist der arme Cecil, bitte?

Hotchkiß: Einen Mann an seinem Hochzeitsmorgen nennt man halt immer so; ich weiß nicht warum. Ich bin sein bester Freund wissen Sie. Glauben Sie nicht, daß mir das ein gewisses Recht gibt, in Cecils Interesse dabei zu sein?

Der General (gewichtig): Es gibt so etwas wie Takt, Herr Hotchkiß.

Hotchkiß: Es gibt so etwas, wie Neugierde, Herr General.

Der General (wild): Rücksichten werden hier nicht genommen, Alfred. Du nimmst am besten Sykes mit ins Arbeitszimmer, Edith.

Die Gruppe beim Arbeitszimmer löst sich auf. Der General wirft sich in den letzten Stuhl an der Längsseite des Tisches in der Nähe der Gartentür. Leo sitzt am Ende, ihm zunächst und Frau Bridgenorth neben Leo; und der Bischof geht zu seiner Frau und bleibt bei ihr stehen.

Hotchkiß (zu Edith): Selbstverständlich geh ich, wenn Sie es wünschen. Aber Cecils Protest, die Geschichte durchzumachen, wurde so ganz öffentlich begründet —

Edith (mit rasch auftauchendem Verdacht): Sein Protest!

Sykes: St. John: das zu sagen haben Sie kein Recht. Ich sagte ausdrücklich, daß ich es durchzumachen bereit sei.

Edith: Soll das heißen, Cecil: daß du gegen unsere Heirat Bedenken erhoben hast?

Sykes: Ich erhebe keine Bedenken. Aber ich bitte dich: sei vorsichtig mit deinem Sprechen über die Leute. Du mußt bedenken, daß wenn wir verheiratet sind, ich für alles was du sagst, verantwortlich bin. Letzte Woche hast du erst in einer öffentlichen Rede gesagt, Slattox und Chinnery seien Schurken. Der eine wie der andere hätte tausend Pfund Entschädigung von mir verlangen können, wenn wir zu der Zeit verheiratet gewesen wären.

Edith (streng): Ich habe niemals irgend etwas ähnliches gesagt. Ich lasse mich nie zu bloßer Beschimpfung herab: was würden meine Mädchen von mir denken, wenn ich das täte? Ich wähle meine Worte äußerst sorgfältig. Ich sagte, sie wären Tyrannen, Lügner und Diebe; und das sind sie. Slattox ist sogar noch Schlimmeres.



Hotchkiß: Ich fürchte das würden wenigstens fünftausend Pfund sein.

Sykes: Wenn es sich nur um mich handelte, würde es mir nichts ausmachen. Aber meine Mutter und meine Schwestern. Ich habe kein Recht, sie zu opfern.

Edith: Du brauchst keine Angst zu haben. Ich heirate nicht.

Alle Uebrigen: Nicht!

Sykes(in Bestürzung): Edith! Du gibst mir den Laufpaß?

Edith: Wie kann ich das? Du bist mir zuvorgekommen.

Sykes: Bei meiner Ehre, nein. Ich sagte doch nur, daß ich das Gesetz nicht kannte, als ich dich bat, meine Frau zu werden, das war alles.

Edith: Und du hättest also nicht um mich angehalten, wenn du es gekannt hättest. Stimmt das?

Sykes: Nein. Ich würde dich nur gebeten haben, mir zuliebe ein wenig vorsichtiger zu sein — und mich nicht zwecklos zugrunde zu richten.

Edith: Die Wahrheit ist nach deiner Ansicht zwecklos?

Hotchkiß: Viel schlimmer noch als zwecklos, ich versichere Sie. Meistens höchst schädlich.

Edith: Schweigen Sie St. John. Sie sind eine Klatschbase und ein Narr!

Frau Bridgenorth,	} abgestoßen:	{ Edith!
Der Bischof,		

Hotchkiß (milde): Ich werde kein gesetzliches Verfahren einleiten, Cecil.

Edith (zu Hotchkiß): Tut mir leid; aber Sie sind alt genug, das besser zu wissen. (Zu den anderen.) Und da jetzt keine Hochzeit ist, täten wir besser an unsere Arbeit zurückzukehren. Mama! Willst du Collins sagen, daß er den Hochzeitskuchen für die Klubmädchen in 33 Stücke teilen soll? Daß ich mich nicht verheirate, ist kein Grund, sie zu enttäuschen. (Sie wendet sich zum Gehen.)

Hotchkiß (galant): Wenn Sie mir gestatten würden, Cecils Platz einzunehmen, Fräulein Bridgenorth —

Leo: Sinjon!

Hotchkiß: Oh, das hab' ich vergessen. Verzeihen Sie. (Zu Edith, sich entschuldigend.) Eine ältere Verpflichtung.

Edith: Was! Sie und Leo! Das habe ich mir gedacht. Wäre es dann nicht besser, ihr heiratet auf dem Fleck? Ich bin keine Freundin von langen Verlobungen. Das Frühstück ist fertig: der Kuchen ist



fertig: alles ist fertig. Ich leih' Leo meinen Schleier und meine Sachen.

Der Bischof: Ich fürchte, Sie müssen warten, bis die Scheidung in Kraft getreten ist, liebes Kind. Und die Heiratsbewilligung ist nicht übertragbar.

Edith: Na, dann läßt es sich nicht ändern. Gibt es sonst noch etwas, ehe ich in den Klub gehe?

Sykes: Dir scheint die Sache nicht viel auszumachen, Edith — das muß ich doch sagen.

Edith: Und du siehst doch auch ungemein erleichtert aus, Cecil. Wir werden deshalb nicht im mindesten schlechtere Freunde sein, nicht wahr?

Sykes (verwirrt): Natürlich nicht. Aber ich bin vollkommen bereit — wenigstens — wenn's nicht meiner Mutter wegen wär' — Oh, ich weiß nicht, was ich tun soll. Ich hab dich so gern gehabt; und wenn die Unannehmlichkeiten der Hochzeit einmal vorüber wären, hätte ich dich wieder so gern gehabt —

Edith (zärtlich): Beruhige dich Cecil, mach' keine Szene, Lieber. Du hast ja ganz recht. Ich glaube eine Frau, die öffentliche Pflichten hat, soll sich nicht verheiraten, außer wenn ihr Gatte ebenso wie sie darüber empfindet. Ich mach dir gar keinen Vorwurf, daß du mir den Laufpaß gibst.

Reginald (von der Kiste herabspringend und hinter dem General vorbei an das andere Ende des Tisches gehend): Hör mal: das laß ich mir nicht gefallen. Warum soll denn der Mann immer ins Unrecht gestetzt werden? Sei ehrlich, Edith. Warum warst du nicht angekleidet? Wolltest du ihn wirklich nicht nehmen? Wenn ja, dann nimm den gebührenden Teil Vorwurf auf dich; und pack nicht alles auf ihn.

Hotchkiß (sanft): Wäre es nicht besser —

Reginald (heftig): Hören Sie, Hotchkiß. Wer hat Sie gebeten, sich einzumischen? Heißen Sie Edith? Bin ich Ihr Onkel?

Hotchkiß: Ich wollte, Sie wären es: einen Onkel Reginald möcht' ich schon immer haben.

Reginald: Hören Sie Sykes: sind Sie bereit, Edith zu heiraten oder nicht?

Sykes: Ich habe schon gesagt, daß ich vollkommen bereit dazu bin. Ein Versprechen ist ein Versprechen.

Reginald: Wir wollen nicht wissen, ob ein Versprechen ein Versprechen ist oder nicht. Können Sie nicht mit ja oder nein antworten, ohne alles zu verderben und Hotchkiß zum Grinsen zu bringen wie eine Cheshire-Katze? Wollen Sie sie heiraten, wenn sie ihren Schleier anlegt und zur Kirche geht?



Sykes: Gewiß. Ja.

Reginald: Schön. Lege deinen Schleier an Edith, und fort mit dir in die Kirche. Der Bräutigam wartet. (Er setzt sich an den Tisch.)

Edith: Heißt das, daß Slattox und Chinnery Lügner und Diebe sind und daß ich nächsten Mittwoch den absoluten Beweis in Händen hab', daß Slattox noch was viel Schlimmeres ist?

Sykes: Was das betrifft, habe ich keine Bedingungen gestellt, als ich um dich anhielt; und jetzt kann ich nicht mehr zurück. Ich hoffe nur, daß die Vorsehung meine arme Mutter verschont. Ich wiederhole: ich bin bereit dich zu heiraten.

Edith: Dann legst du große Charakterschwäche an den Tag, wie mich dünkt, und statt das auszunützen, will ich dir ein besseres Beispiel geben. Ich will wissen, ob das hier wahr ist. (Sie zieht ein Pamphlet hervor und reicht es dem Bischof; dann setzt sich zwischen Hotchkiß und ihre Mutter.)

Der Bischof (den Titel lesend); „Weißt du, was zu tun du im Begriffe bist? Von einer Frau, die es getan hat“. Darf ich fragen, liebes Kind, was sie getan hat?

Edith: Sie hat sich verheiratet. Als sie drei Kinder hatte — das älteste war erst vier Jahre alt — beging ihr Mann einen Mord und machte dann einen Selbstmordversuch, verstümmelte sich aber bloß. Statt ihn zu hängen, verurteilte man ihn zu lebenslänglicher Zwangsarbeit um seiner Frau und Kinder willen, wie es hieß. Und sie konnte von dem schrecklichen Mörder nicht geschieden werden. Man wollte ihn nicht einmal lebenslänglich einsperren. Zwanzig Jahre lang mußte sie allein leben, ihre Kinder durch ihrer eigenen Hände Arbeit erziehen, mit dem Bewußtsein, daß diese schreckliche Kreatur gerade in dem Augenblick freigelassen werden würde, wenn sie erwachsen sein und das Leben beginnen würden; dann dürfte er sie alle mit Schmach bedecken, die zwei Mädchen hindern, sich anständig zu verheiraten und den Sohn vielleicht aus der Heimat treiben. Sieht das Gesetz wirklich so aus? Werde ich mich wirklich von Cecil nicht scheiden lassen können, selbst wenn er einen Mord begeht, falsches Geld macht oder Atheist wird?

Der Bischof: Ja, mein Kind. So ist es. Du mußt ihn auf gut Glück nehmen.

Edith: Dann weigere ich mich auf das bestimmteste, einen so elenden Vertrag zu schließen. Was für Dienstboten, was für Freunde, was für Premierminister würden wir haben, wenn wir sie auf gut Glück für Lebensdauer nähmen? Wir würden sie einfach zu jeder Art Schlechtigkeit ermutigen. Der Lebenswandel meines Gatten ist für mich aber doch wahrhaftig von größerer Wichtigkeit als der Balfours oder Asquiths. Wenn ich das Gesetz gekannt hätte, würde ich niemals Ja gesagt haben. Ich glaube, gar keine Frau ginge darauf ein, wenn sie sich klar machte, was sie tut.



Sykes: Aber ich werde keinen Mord begehen.

Edith: Woher weißt du das? Ich habe manchmal gewünscht, Slattox zu ermorden. Hast du noch nie Lust gehabt, jemanden zu ermorden, Onkel Rejy?

Reginald (zu Hotchkiß, mit vielsagendem Ausdruck): O, ja!

Leo: Rejy!

Reginald: Ich habe ja gesagt: und ich meine ja. Es gab eine Nacht, Hotchkiß, in der ich nahe daran war, Sie, Leo und hinterher mich selbst zu erschießen; das ist die reine Wahrheit.

Leo (plötzlich wimmernd): Oh Rejy! ('Sie eilt zu ihm und küßt ihn.)

Reginald (grimmig): Weg! (Sie kehrt weinend an ihren Platz zurück.)

Frau Bridgenorth (Leo streichelnd, aber laut zu der Gesellschaft sprechend): Ist das nicht alles großer Unsinn? Wie groß ist denn die Wahrscheinlichkeit, daß einer von uns ein Verbrechen begeht?

Hotchkiß: Sehr groß, glauben Sie mir. Ich habe mich einmal mit dieser Frage sehr gründlich beschäftigt; und fand, daß Dinge, die ich tatsächlich getan habe — Dinge, die, wie ich glaube, jeder mann begeht — mir zehn Jahre Zuchthaus und zwei Jahre Zwangsarbeit und den Verlust aller bürgerlichen Rechte eingetragen hätten, wenn ich entdeckt und verklagt worden wäre. Ganz abgesehen davon, daß ich ein Privat-Administrator bin und wie alle Privat-Administratoren defraudiere. Täte ich das nicht, müßte die Witwe, für die ich administrierte, gelegentlich Hungers sterben und ihre Kinder könnten keine Erziehung erhalten. Und dabei bin ich wahrscheinlich ein so rechtschaffener Mensch wie irgendeiner der hier Anwesenden.

Der General (beleidigt): Wollen Sie behaupten, daß ich mich eines Lebenswandels schuldig mache, der mich ins Zuchthaus bringen könnte?

Hotchkiß: Ich halte das für ganz gut möglich. Aber natürlich — ich weiß es nicht.

Frau Bridgenorth: Meiner Treu! die Ehe ist doch keine Gesetzesfrage. Liebt ihr euch denn nicht? Das ist doch genug.

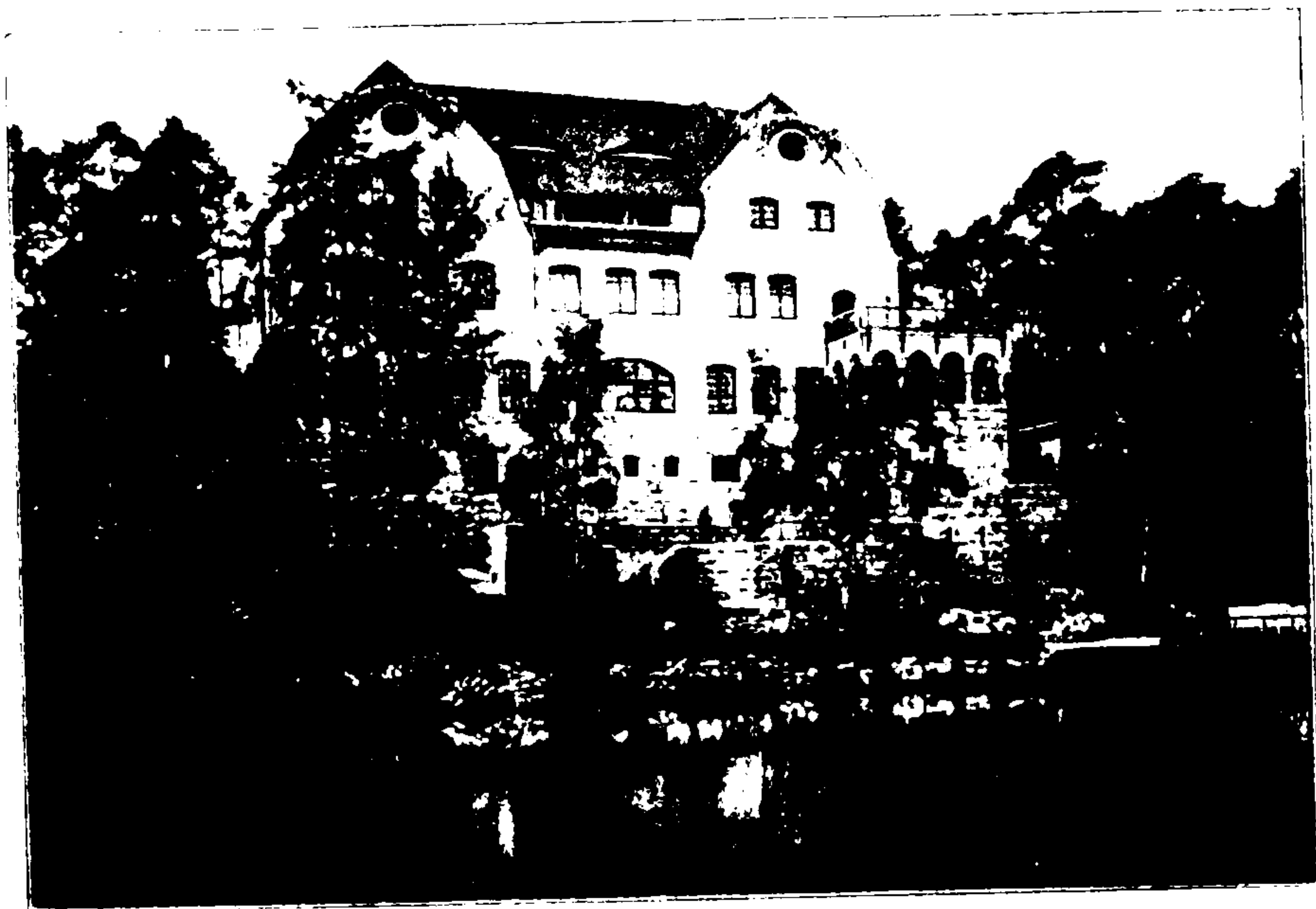
Hotchkiß: Wenn das genug ist, wozu sich dann verheiraten?

Frau Bridgenorth: Bleh, St. John! Natürlich müssen sich die Menschen verheiraten. (Unbehaglich.) Warum sagst du denn nichts, Alfred? Du wirst das doch nicht so weiter gehen lassen.

Der General: Alfred! Seit zwanzig Minuten warte ich darauf, staunend, sprachlos, ob du all dem ein Ende machst. Unsere Blicke sind auf dich gerichtet: es ist deine Sache, dein Amt, deine Pflicht. Uebe deine Autorität aus, sofort.

Der Bischof: Man muß auch dem Teufel Gerechtigkeit widerfahren lassen, Boxer. So lange man seinen Fall nicht angehört und





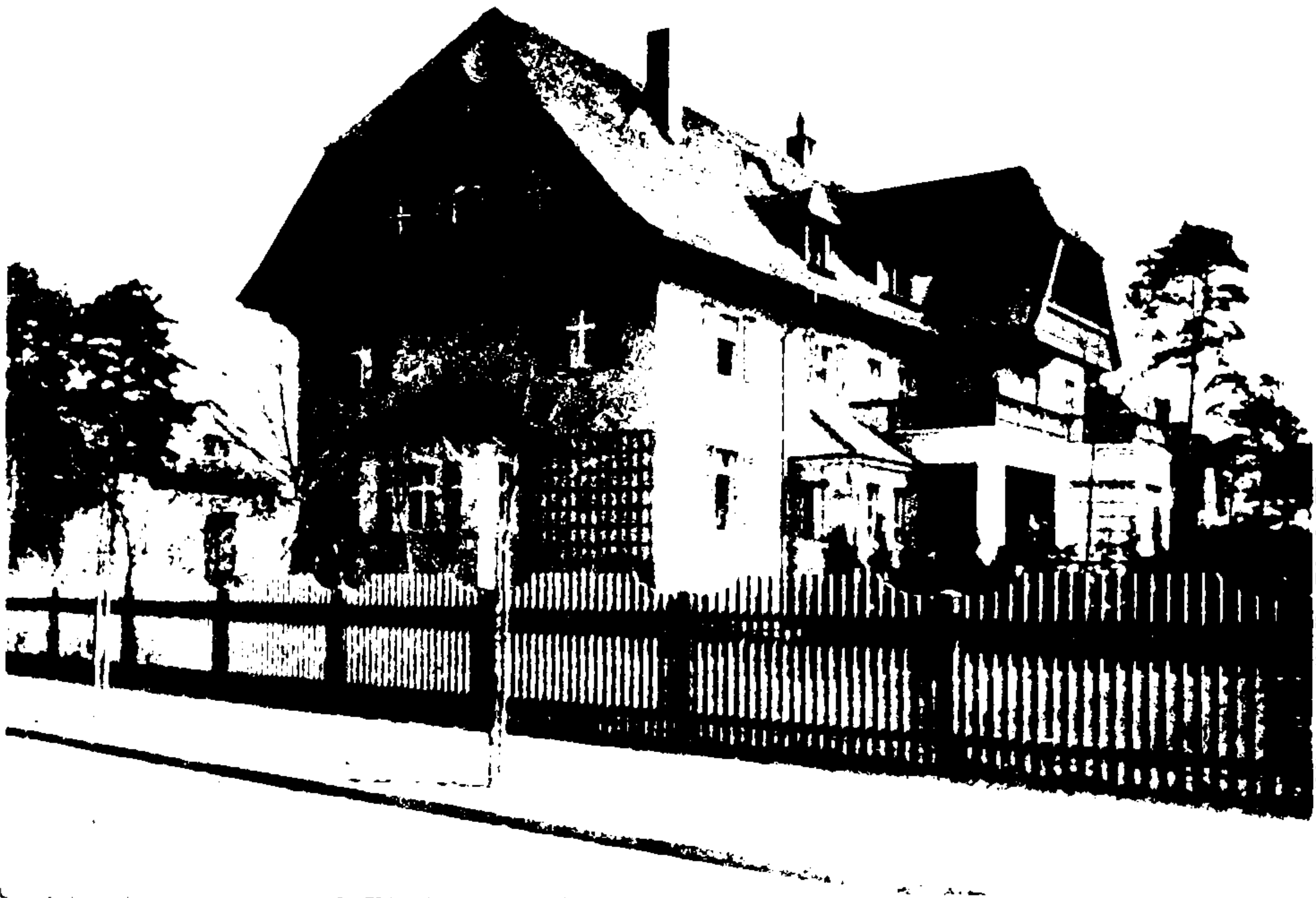
HAUS A. SULTAN, GRUNEWALD

RICHARD RIEMERSCHMIDT









HAUS SCHMIDTLEIN i. ZEHLENDORF-WANNSEEBAHN

WILLIAM MÜLLER







abgewogen hat, hat man kein Recht, ihn zu verurteilen. Es tut mir leid, daß du zwanzig Minuten warten mußt, aber ich selbst habe zwanzig Jahre warten müssen, bis dies passierte. Ich habe oft mit der Versuchung gekämpft, zu beten, daß dies nicht in meinem Hause passieren möchte. Vielleicht war es eine Vorahnung, das Ehegesetz möchte eines Tages Teil der alten Bridgenorth-Bürde werden, die mich veranlaßte, unsere Regierung so dringlich darauf aufmerksam zu machen, daß das Ehegesetz niemals göttlich werden könnte, so lange es nicht vor allem menschlich gestaltet würde.

**Frau Bridgenorth:** Ach sei doch vernünftig. Die Menschen müssen heiraten. Was würdest du gesagt haben, wenn Cecils Eltern nicht geheiratet hätten?

<b>Der Bischoff:</b>	}	Das haben sie garnicht getan, meine Liebe.
<b>Hotchkiß:</b>		Hallo!
<b>Reginald:</b>		Was?
<b>Der General:</b>		Wie?
<b>Leo:</b>		Nicht geheiratet!
<b>Fr. Bridgen.:</b>	}	Was?

**Sykes** (sich bestürzt erhebend): Was um Gottes willen meinen Sie, Eminenz? Meine Eltern waren doch verheiratet.

**Hotchkiß:** Sie können sich dessen kaum erinnern, Cecil.

**Sykes:** Ich habe meine Mutter zwar nie gebeten, mir ihre Heiratspapiere zu zeigen. Wer hat das jemals getan? Ich habe nie vermutet — ich habe nie gewußt — Scherzen Sie? Oder sind wir alle verrückt geworden?

**Der Bischof:** Regen Sie sich nicht auf, Cecil. Lassen Sie mich's Ihnen erklären. Ihre Eltern waren keine Anglikaner. Sie selbst waren vor Ihrem zweiten Semester in Oxford auch keiner. Ihre Eltern sind Positivisten gewesen, ihre Trauungszeremonie fand in Newton Hall in Fetter Lane statt, nachdem sie zuerst die Zivilehe vor dem Standesbeamten des West Strand Distrikt geschlossen hatten. Ich frage Sie als anglikanischen Katholiken, war das eine Ehe?

**Sykes** (überwältigt): Großer Gott — nein — tausendmal nein. Ich habe nie daran gedacht. Ich bin ein Kind der Sünde.

**Der Bischof:** Beruhigen Sie sich! Sie sind nicht mehr ein Kind der Sünde als ein Jude oder ein Mohamedaner oder ein Nonkonfirmist oder irgendein anderer, der außerhalb der Kirche geboren ist. Aber Sie sehen, wie das meine Ansicht von der Sache beeinflußt. Für mich ist nur eine Heirat heilig. Das Ehesakrament der Kirche. Sehen wir davon ab, so kann ich keinen Unterschied zwischen einer Zivilehe und einer anderen erkennen. Es gab eine Zeit, da alle Ehen im Himmel geschlossen wurden. Aber weil die Kirche unklug war und ihre Gesetze nicht vernünftig gestalten wollte, wurde ihre Macht



über Männer und Frauen von ihr genommen und die Ehen im Himmel machten den Eheverträgen am Standesamt Platz. Und jetzt, wo unsere Regierungen sich weigern, diese Verträge vernünftig zu gestalten, werden jene, die wir in unserer Blindheit aus der Kirche vertrieben haben, aus dem Standesamt vertrieben werden; und die Geschichte des alten Roms wiederholt sich bei uns. Wir werden durch unsere Anwälte auf die Dauer von sieben, vierzehn, oder einundzwanzig Jahren vereinigt werden — oder vielleicht auf die Dauer von Monaten und die alten Gelöbnisse werden durch Gesellschaftsverträge ersetzt werden.

Der General: Würdest du, als Bischof, solche Verträge billigen?

Der Bischof: Glaubst du, daß ich als Bischof die gesetzliche Erlaubnis die Schwester der verstorbenen Frau zu heiraten, billige? Das hat nicht gehindert, daß sie Gesetz wurde.

Der General: Aber als die Regierung dir auf den Zahn fühlte, ob du einen Mann mit der Schwester seiner verstorbenen Frau verheiraten wolltest, hast du ihr sehr natürlich und ordentlich gesagt, daß die beiden zuerst zum Teufel gehen sollten.

Der Bischof (entsetzt): Nein, nein, da muß ich doch bitten, Boxer! Du darfst nicht . . .

Der General (ungeduldig): Oh, ich meine natürlich nicht, daß du dieselben Worte gebraucht hast. Aber das war ihr Inhalt und ihr Sinn.

Der Bischof: Nicht der Sinn, Boxer, ich protestiere. Aber laß das. Die Hauptsache ist, daß die staatliche Ehe von der kirchlichen Ehe schon getrennt ist. Die Beziehungen zwischen Leo und Rejy und Sinjon sind vollkommen gesetzlich; aber erwartest du, daß ich, ein Bischof, sie billige?

Der General: Ich verteidige Reginald nicht. Er hätte Sie aus dem Hause werfen sollen, Herr Hotchkiß.

Reginald (sich erhebend): Wie konnte ich ihn aus dem Hause werfen? Er ist stärker als ich: erst hätte er mich hinausgeworfen, wenn es soweit gekommen wäre. Und er hat mich hinausgeworfen: was war es denn anderes als ein Hinauswerfen, als er mir die Liebe meiner Frau stahl und sich an meine Stelle setzte? (Er geht an den Kamin.)

Leo: Wenn du nicht aufhörst, über unser Eheleben so häßlich zu sprechen, verlass' ich das Zimmer und sprech nie wieder ein Wort mit dir.

(Fortsetzung folgt.)



## Aspern.

(21. 22. Mai 1809.)

Von

Karl Bleibtreu.

Napoleon sagt: „Die Geschichte ist konventionelle Fabel“, vor allem die Kriegsgeschichte, wo der Forscher sich durch endloses Gestrüpp von Legendenkram hindurcharbeiten muß. Ueber keine Schlacht verbreitete sich aber so arges Gewebe von Unwahrheiten, wie über das Mordgewühl im Marchfeld, sowohl bei Aspern als bei Wagram. Schon früh lichteten wir polemisch den Nebel, den Chauvinismus und Unwissenheit um den wahren Verlauf spannen, vor allem die dreiste Fälschung beiderseitiger Stärken und Verluste. Unser Ergebnis anerkannten die neusten österreichischen Militärautoritäten auf diesem Gebiete (im Gegensatz zu den phantastischen Prahlereien der Angeli, Smekal usw.) ausdrücklich als richtig. Der seither verstorbene bedeutende Binder-Kriglstein und später Major v. Hoen in seiner tüchtigen Aspernbroschüre fußten auf unsern Studien, was freilich auch nicht anders ging, weil seither endlich auch französischerseits Kommandant Saski sein offizielles (Generalstab-) Werk über 1809 losließ und hierbei, unabhängig von uns, dokumentär vieles bestätigte, was wir ohne Pariser Archivausweis lediglich durch unsere eigentümliche Methode scharfeindringender Untersuchung zutage förderten. Leider enthält aber auch dies Werk, ebenso die genannten österreichischen Versuche, sich von der bisher gepöppelten Legende loszumachen, noch schwere Irrtümer in Hauptdingen, die im Grunde doch noch wichtiger sind, als Aufhellung der schamlosen Stärke- und Verlustfälschungen. Selbst ein so strenger Unparteilicher wie Binder, der in Verurteilung Erzherzog Karls und anderer heimischer Paladine viel zu weit geht, hat sich noch nicht vom Schlendrian befreit, die übliche Darstellung des Schlachtverlaufs für bare Münze zu nehmen. Die Oesterreicher kennen zu wenig die französischen, die Franzosen höchst unvollkommen die deutschen Quellen. So sind z. B. die Rapporte der Korpschefs vom 23. Mai mehrfach

von Wert zur Selbstwiderlegung ihrer Prahlereien. Seither boten wir nun in Band II unseres Werkes „Die Große Armee“ eine ausführliche Aufhellung des Sachverhalts, deren Ergebnis wir hier niederlegen wollen.

Am 20. Mai, wo abends nach Vollendung der vier Donaubrücken zuerst Massenas Division Molitor nach Aspern übersetzte, beginnt schon die Legenden-Fabrik. Von der leichten Reiterdivision Marulaz kam nämlich nur eine Schwadron hinüber, weil die zweite Brücke beschädigt wurde, und da Lasalles Reiterei laut Napoleons Orderbuch hinter Marulaz stand, läßt sich nicht annehmen, daß sie schon am 20. übergang. Oesterreichische Autoren fabeln aber vom großen Abendgefecht bei Ebling zwischen den 12 Schwadronen Lasalles — Hoen macht sie sogar regimentweise namhaft — und 24 österreichischen. Dies wäre wenig ehrenvoll, zumal letztere nach eigener Angabe anfangs geworfen wurden, doch erzählt man mit Stolz, man habe die Franzosen zuletzt verjagt und ihnen „50“ (bei Smekal waren es noch 100!) Gefangene abgenommen. Aus des Pariser Archivars Martinien maßgebendem „Tableau toter und verwundeter Offiziere“ während des Empire geht aber hervor, daß am 20. nur 24. Chasseurs 3 Offiziere verloren. Nur diese schwache Truppe rekognoszierte also bei Ebling und schüchterte den Feind so ein, daß obige Sage entstand. Hätte Lasalle schon am 20. abends in großem Stile ausgekundet, so hätte Napoleon nicht am 21. früh persönlich rekognoszieren brauchen, und zwar mit so schwacher Eskorte, daß angeblich Ulanen auf ihn Jagd machten und einen Generalstäbler gefangen nahmen. Dies Beispiel lehrt, wie man in jeder Kleinigkeit den Angaben auf die Finger sehen muß.

Am 21. Mai nachmittags hatte Napoleon drüben etwa 22000 Mann inkl. Artillerie. Div. Carra St. Cyr kam später, angeblich um 6, und angeblich



gar nicht mitfechtend. Beides ist falsch, da die große Brücke um 6 Uhr riß, St. Cyrs 24. Leichtes aber schon nach 5 Uhr am Deichdamm die geworfene Reiterei aufnahm und sein 46. sehr heftig in Aspern focht, obschon gewisse Schriften es Gewehr bei Fuß im Brückenkopf stehen lassen. Wären französische Berichte richtig, daß Kürassierbrigade St. Germain erst vor 7 Uhr eintraf, so müßte auch das Zeitdatum über Reißen der Brücke geändert werden. Andererseits entspringt Hoens Annahme, drei frische Kürassierbrigaden seien schon um 5 Uhr zur Stelle gewesen, dem Vorsatz, die außerordentliche Minderzahl der französischen Reitsigen bei den ersten Attacken zu vertuschen. Wenn ferner Smekal freigebig noch St.-Hilaire heut anlangen und „Division“ Colbert (unvollzählige Brigade, von der nur eine Schwadron bis zur Lobau kam!) lustig attackieren läßt, dabei bezüglich Massenass Bataillonszahl rührende Unkenntnis entfaltet und es so auf 45 000 Streiter Napoleons schon am ersten Tage bringt, so verschafften wir den Aspernschwärmern wenigstens den Trost, sie vom Spott über „12 Regimenter Kürassiere“ zu entlasten. Nach bisheriger Angabe könnten dies nur 6 gewesen sein, wir stellten aber fest, daß alle französischen Quellen außer einer die Division St.-Sulpice unterschlugen, die man überall ausdrücklich stets bei Ebersdorf zurückbleiben läßt. Tatsächlich erschien sie schon am 21. und setzte mindestens Brigade Guiton stark ein. Ob Brigade Lagrange schon anwesend und im Zwischenraum zwischen Eßling und Donauufer einhieb, ist freilich zweifelhaft, denn sie verlor heut nur einen Offizier. Ebenso litten St. Germain's 12. Kür. gar nicht. Auf österreichische Berichte, daß man östlich von Eßling Kürassierattacken abschlug, ist gar nichts zu geben, denn auch dort, wo nur Marulaz' Chasseurs einhieben, wird von Panzerreitern geflunkert: es macht sich besser! Mit all diesen Kräften besaß Napoleon am 21. doch nur 32 000 Streitbare mit 70 Geschützen; am 22. stießen hierzu 30 000 Mann Infanterie mit 67 Geschützen, ungerechnet eine Gardebatterie, die vom Lobauufer den oben erwähnten Raum zwischen Eßling und Donau bestrich. An Reitern kamen nur angeblich eine Handvoll Gardepolen, außerdem eine Hälfte 2. Kür., deren an-

dere Hälfte losgerissene Pontons stromabwärts entführten. Gegen diese 65 000 Mann inkl. Artilleristen und Offiziere wälzten sich mindestens 110 000 Oesterreicher heran. Denn nach Ausscheidung unzuverlässiger Elemente gab es immer noch 84 550 Infanteristen, 14 360 Reiter, wie der aus den Akten schöpfende Hoen zugesteht. Die Geschützbedienung und die sonstigen Branchen waren aber so zahlreich im österreichischen Heere, daß unsere obige Ziffer noch zu niedrig scheint. Von der üblichen Fabelziffer 75 000 stieg Angeli schon notgedrungen auf 96 000, die 288 Geschütze wurden bei Hoen 292, leider aber falsch addiert, da seine eigene Geschützeinteilung bei den Korps 320 ergibt! Diese erdrückende Uebermacht in allen Waffengattungen brachte am ersten Schlachttag, wo ungefähr 80 000 österreichische Gewehre und Säbel gegen 25 000 französische ernstlich fochten, fast gar kein Ergebnis.

Wir tadeln nicht sehr, daß Karl seine Korps Hiller, Bellegarde, Hohenzollern in Richtung auf Aspern zu dicht aufeinanderpackte, wodurch sie sich gegenseitig beim Aufmarsch klemmten und dem feindlichen Feuer sich besonders aussetzten. Denn nur bei Aspern winkte Erfolg, da man von dort direkt an die Brücke reichte und so Napoleons Rückzug bedrohte. In die Lücke, die durch dies Rechtsziehen entstand, schob man ja auch die Reservereiterei Liechtenstein ein, die den Aufmarsch der Linken, Korps Rosenberg, vor Eßling decken sollte. Es ließ sich nicht voraussehen, daß dieser Schutz nicht ausreichte. Dagegen scheint unverantwortlich, wobei den Stabschef Wimpfen die Schuld trifft, daß liederliche Marschdisposition ein auch nur einigermaßen gleichzeitiges Eintreffen der fünf Kolonnen unmöglich machte. Hiller marschierte nach 2 Uhr auf, griff Aspern erst vor 3 Uhr kräftiger an, Bellegarde um 3 Uhr und schickte bis 4 Uhr Hilfe, Hohenzollern um 4 und trat bis vor 5 Uhr nur mit Artillerie in Tätigkeit. Diese wurde aber so bedrohlich, während Hillers und Bellegardes Stürme unter schweren Verlusten scheiterten, daß Napoleon seine Geschwader losließ, um diese Flankenbeschießung zu beseitigen. Marulaz nötigte die Batterien zu rascher Flucht, brachte Hohenzollerns Fußvolk in Unordnung. Espagne drückte die unordentlich aufgerittenen Kürassier-



brigaden Liechtensteins zurück und hielt die erst um 5 Uhr aufmarschierte Kolonne Dedovich (rechter Flügel Rosenbergs) ab, Ebling zu berennen. Zuletzt wichen freilich die Reisigen überall, Nachhauen vereitelte heftiges Feuer aus Ebling. Dort kommandierte in Ermangelung seines noch abwesenden Korps kein Geringerer als Lannes, der zwei kühne Stürme Rosenbergs abschlug. Diese begannen sicher viel später als „5 Uhr“, da damals noch der Reitersturm tobte und Lannes nach erfolgreicher Gegenwehr seinen persönlichen Feind Bessièrès einlud, jetzt endlich mal „aufs äußerste“ zu attackieren. Diese große Attacke, die der gereizte Reitermarschall sofort in Szene setzte, wird von den Franzosen übereinstimmend auf 7 Uhr angesetzt, von den Oesterreichern fälschlich noch später. Daß sie diesmal sich ausschließlich seitwärts von Ebling massierte, beweist, daß man damals noch Aspern für nicht gefährdet hielt. Wir sparen uns hier alle Einzelheiten und verzeichnen nur, daß die Attacke, durch Brigade Guiton und 3. Kür. vermehrt, anfangs großen Erfolg hatte und nicht, wie überall zu lesen, bloß Brigade Wartensleben, sondern vor allem Rosenbergs überall verleumderisch des Faulenzens beschuldigte Korpskavallerie sich ins Mittel legte. Der immer noch in Reserve gehaltene Lasalle hieb Bessièrès aus persönlicher Bedrängnis heraus. Saskis Angabe, er habe heut Null verloren und gar nicht gefochten, ist offenbar falsch. Wahr ist nur, daß er minimal teilnahm, Bessièrès überhaupt geradeso haushälterisch mit seinen Reserven umging, wie Lannes, der Boudets 93. gar nicht einsetzte, ähnlich wie Massena in Aspern. Denn dort blieb Molitors 2. ligne an beiden Tagen am Deichdamm in Reserve. Die Mythe, Molitor habe heute „die Hälfte“ eingebüßt, die noch Thiers verbreitet, widerlegt sich leicht, da er an beiden Tagen nur ein Drittel verlor und am 22. noch ganz schlagfertig war. Nicht mal Legrands 18. und die Badenser verbrauchte Massena, von Carra St. Cyr warf man nur zuletzt das 46. in den Kampf, das seinen Oberst als Leiche im Dorfe ließ. (Hierdurch bewahrheitet sich eine Anekdote Marbots, der dabei nur irrig „Ebling“ für „Aspern“ setzt.) Da der Erzherzog beim Reitersturm Hohenzollerns Fußvolk ermunterte, erst dann nach Aspern ritt und erst dann

nochmaliger Sturm begann, an denen auch Kräfte Hohenzollerns teilnahmen, die doch erst nach Verebben der Attacken freiwurden, dürfte auch hier nicht um 5, sondern 6 Uhr der große Stoß von 20 (nicht 15) Bataillonen begonnen haben. Bei Nacht ward endlich das Westdorf erobert.

Da aber am 22. früh Korps Lannes eintraf, ergriff Massena schon früh um 2 Uhr mit Legrand und St. Cyr die Offensive, überwältigte die Eindringlinge vom Korps Bellegarde völlig und jagte Korps Hiller 600 Schritt weit in die Ebene zurück. Dieser durchschlagende Erfolg, wobei die Oesterreicher viel Gefangene und Geschütze verloren, trat um 8 Uhr morgens ein. Umgekehrt hatte Rosenberg schon um 5 (nicht 3) Uhr Ebling erneut wütend angegriffen, auch er aber wich um 8 Uhr in Panik um 1000 Schritt. Dies brauchte Lannes, um den von Napoleon befohlenen Zentrumsstoß auszuführen. Korps Hohenzollern, zugleich seit 9 heftig von Lassalles Geschwadern bestürmt, mußte mittags vom Grenadierkorps abgelöst werden. Allein, da die Brücken erneut ungangbar wurden, daher Verstärkung ausblieb, fiel Lannes mittags langsam auf Ebling zurück, um 1 (nicht 11) Uhr griffen ihn Grenadierkorps und Bellegarde an, die selbstredend gleichzeitig mit Rosenberg ihren Stoß ansetzten. Dieser empfing zwar um 11 und 12 Uhr ergrimte Mahnung, erneut anzugreifen, Karl soll sogar Dedovich mit Erschießen gedroht haben, wie denn unerklärliche Gehässigkeit gegen Fürst Rosenberg bei ihm wie bei allen Historikern hervortritt. Der tapfere redliche Rosenberg tat seine Pflicht in vollem Maße, von seinen acht Unterführern bluteten fünf, Obersten und Stabsoffiziere fielen in Menge, die Truppen schlugen sich hingebend. Wie bei Aspern Regiment Klebeck und Reuß sich opferten, so hier alle Regimenter, besonders Regiment Karl und die ungarischen Sztaray und Hiller. Aber weil man bei Ebling mit vollem Mißerfolg abschnitt, wird das brave Korps geschnäht. Allerdings nimmt Wunder, daß Boudets 7 Bataillone sich dauernd gegen solche Uebermacht hielten. Doch das Dorf hatte drei wahre Zitadellen, von Lannes sorgsam verschantzt, was Massena bei Aspern unterließ, und 56. ligne focht so heroisch (verlor 900 Mann!), daß es allein von allen Regi-



mentern die Fahneninschrift „Ebling“ erhielt. (Vergl. Historique.) Genug, Rosenberg erlitt schon solche Verluste, seine Artillerie verfeuerte sich so, daß bei Dedovich nur 3 Stück noch Munition hatten, und war außer Stande, vor 12<sup>3</sup>/<sub>4</sub> anzugreifen. Er wiederholte nach 1 und um 2 Uhr Massenstöße, doch alle scheiterten. Ja, Boudets Batterie schleuderte auf die Grenadiere, als sie der durch Fallen ihres Chefs verwaisten Div. Hilaire nachdrängten, solches Flankenfeuer, daß sie schmachlich ausrissen. Nach Bellegardes eigenem Rapport drang er erst um 1 Uhr vor, Oudinot (Linke Lannes) wich um 2 Uhr hinter den Deichdamm, wo Bellegarde laut eigenem Geständnis durch verdoppelte Kanonade zum Stehen kam. Laut Memoiren der Artilleriechefs Seruzier und Boulart gruppierten sich jetzt 80 Stück zu einer Batterie (napoleonische Taktik) in gut maskierter Stellung und hielten die feindliche Geschützüberzahl im Schach. Jetzt tobte einstündiges Artillerieduell, welche Gefechtspause die übliche Zeitverwirrung auf Mittag verlegt und mit unerhörter Fälschung die eigentliche Schlacht um 3 Uhr hier enden läßt. Nun bezeugen aber Savary, Lejeune, Ségur, daß erst um 4 Uhr eine Krise eintrat, wobei Napoleon in solche persönliche Gefahr geriet, daß sich überall der Ruf erhob: „Rettet den Kaiser!“ Nie sei er seit Arcole in solcher Lage gewesen! Da man mit dieser Ueberlieferung (sogar sein Hut sei ihm abhanden gekommen) nichts anzufangen weiß, so phantasieren verschiedene Autoren, am 21. abends habe Napoleon persönlich die Attacke mitgeritten!! Hierbei seien neben ihm die Generale Fouler und Durosnel gefangen worden. Dieser Unsinn zerrinnt schon dadurch, daß Fouler, der übrigens nicht „Stallmeister“, sondern Brigadeführer Espagnes war, und Flügeladjutant Durosnel erst am 22. verwundet in Gefangenschaft fielen (Martinien), und zwar erwischte ein Knesevichdragoner den Fouler. Um 4 also attackierte Liechtenstein. Zwei württemberger Generale, die Martinien als verwundet anführt, können nur in Napoleons Gefolge getötet haben. Ebenso 3 Offiziere der Gardepolen, freilich auch als Ordonnanzen denkbar, doch da nach einer französischen Quelle „Gardereiterei“ attackierte, scheint möglich, daß die Polen, wirklich anwesend als Eskorte,

den Kaiser heraushieben. Zugleich dürfte hier eine gewaltige Gegenattacke der 7. Kür. erfolgt sein. Denn diese erhielten allein unter der Kavallerie die Standarteninschrift „Ebling“, man weiß nicht wofür, da sie am wenigsten in Div. Espagne litten und am 21. nur die 4. 6. gerühmt werden. Genug, die weit vorgeprellten Knesevich-Dragoner wurden zusammengehauen, verloren 20 Offiziere u. 200 Mann. Nächst ihnen litten am meisten Rosenberg-Chevauxlegers, die alle Autoren faulenz lassen, und Bellegardes Klenauchevauxlegers, denen man einen gloriosen Verfolgungsritt am 21. andichtet, wo nur 2 ihrer 8 Schwadronen noch gesammelt werden konnten. Bellegardes Rapport ist viel bescheidener darüber. — Die Grenadiere im Zentrum wandten zweimal so den Rücken, daß ihr Divisionär Lindenau den Abschied erhielt. Um 5 Uhr wollte Karl nochmals vorrücken, weil endlich Ebling zu fallen schien. Der andere Grenadierdivisionär Aspre (es ist irrig, daß er damals schon das ganze Korps führte, wie man überall liest) eroberte endlich den Südwestteil, Rosenberg drang im Osten durch. Da brach über die Stürmer selbst ein Sturm herein: Flügeladjutanten Mouton und Rapp warfen mit den Gardefüsiliern alles wieder ins Freie, wobei 1 Bat. Alte Garde nachhalf. Rapps Memoiren sprechen nämlich ausdrücklich von 5 Bataillonen. „Wir verloren hierbei General Gros“, der die Gardechasseurs kommandierte. Hier wird auf einmal klar, warum Napoleon dem Gardejäger Romeuf, dessen Ehrenkreuz durch Säbelhiebe zerspalten, sein eigenes anheftete und warum die Alte Garde 300 Mann verlor. Ségur schwatzt von Hörensagen, sie seien bloß durch Kanonade weggerafft, und österreichische Autoren griffen es gierig auf, um den Bereich der Kanonade bis zum Brückenkopf auszuprahlen. Stand aber die ganze Alte Garde stets im Brückenkopf, so konnte Romeuf sein Orden nicht durch Säbelhiebe zerspaltet werden! Obendrein haben wir aber den Beweis, daß alle rückwärtsstehenden Teile minimal litten, so Molitors 2. ligne, das an beiden Tagen nur 4 Off., 120 Mann verlor. Wenn vier Bataillone Demonts 10 Offiziere verloren, die anderen fünf nur 4, so kann solche Ungleichmäßigkeit nur bedeuten, daß erstere zuletzt bei Aspern oder am Deich in die Vorderlinie



rückten. Mit andern Worten, die österreichische Kanonade wirkte recht mäßig, französische Verluste rühren überall vom Infanteriekampf her.

Tatsächlich trat Karl um 6 Uhr den Rückzug an. Wenn Liechtenstein ihn wütend angefahren haben soll: „Warum? die Franzosen retirieren ja!“ welchen Vorfall die Legende noch auf ein früheres Datum verlegt, so ist dies entweder nachträglich erfunden oder macht Liechtensteins Auffassungsgabe wenig Ehre. Sein eigener Rapport sagt aber im Gegenteil, daß er abends eine Reiterbrigade zum Schutz Rosenbergs vorschob, was wenig auf glückliche Stimmung deutet! Jedenfalls, wie schon Binder zugibt, ging die Artillerie so weit zurück, daß ihre Sphäre knapp noch bis zum Deich reichte. Daß auch Bellegarde abgeschlagen, entnehmen wir der Tatsache, daß nach 5 Uhr seine Truppen plötzlich nach Aspern hineinströmten, d. h. dem Kampf mit Oudinot auswichen. Massenass Lage gestaltete sich offenbar bis dahin nur günstig, denn wir ersehen aus einem Korps-Rapport, daß er sogar feindliche Batterien im freien Felde bedrohte. Da aber nun auch Massen Bellegardes und sogar Hohenzollerns dorthin ab-

gezweigt, ward um 7 Uhr abends der Kirchhof endlich nochmals von Hillers Siebenbürgern überrumpelt. Doch kam weiteres Nachstoßen endgültig um 8 Uhr zum Stehen. Um 9 Uhr räumte Massena den Ort freiwillig, weil längst die Armee zur Lobau abrückte. Die „Sieger“ verloren 24 000, Napoleon 19 000 Mann. Angesichts statistischer Beweiskraft unserer Errechnungen und Fragwürdigkeit anderer Quellen ist psychologischer Irrtum, sich auf Eylau zu berufen, wo man auch so legendär schwindelte (vergl. einen Brief Friedrich Wilhelm III.). Liechtenstein selber entkräftet die Fabeln vom riesigen Verlust Espagnes durch das wertvolle Eingeständnis: „obschon unser Feuer“ (auf 50 Schritt, bei der Wiener Freiwilligenlegion Karl) „nur geringen Schaden verursachte.“ Sein zerhauener grüner Federbusch wird ebenso historisch bleiben wie die schwarz-gelbe Fahne, die Erzherzog Karl dem Rgt. Zach vorantrug und die Kugel, durch die spätabends Napoleons Liebling Lames getötet wurde. Doch nur weil er keine Kugeln und Patronen mehr hatte und Brückenriß ihn jedes Munitionersatzes beraubte, wandte der Imperator seine siegreichen Adler rückwärts.

## Rundschau.

### Finanzpolitisches.

#### Von Pluto.

Die Deutsche Bank riet bereits zur Mäßigung! Gerade diese Berichte, welche an die umfangreichste Kundschaft gehen, gelten als von höchstem Einfluß. Als vor Jahren von der gleichen Seite auf den Niedergang der Industrie hingewiesen wurde, behaupteten viele eingefleischte Hausseinteressenten, und keineswegs im Spaß, jener ganze Niedergang sei erst daraufhin eingetreten. Immerhin ist es für jetzt zu beachten, daß nach Tagen der Lebhaftigkeit, wie solche seit Jahren nicht in Erinnerung waren, sofort mit abgeschwächten Kursen, sich auch das ganze Geschäft verringerte. Das heißt die einen realisierten ihren Nutzen, die andern aber

ließen sich von den hierdurch etwas reduzierten Kursen durchaus noch nicht wieder zu Käufen anlocken. Beständig bleibt es der Geldstand, der das Nachdenken unserer Erfahrenen herausfordert. Wie, wenn nun eines Tages die Seehandlung nichts mehr hergibt! Letztere hat doch ganz bestimmte Vorschriften, z. B. auf Ottavi leiht sie überhaupt nichts. Man müßte sich also in zweite und dritte Hände geben und das verteuert dann natürlich den Satz. Viele bringen überhaupt auch unsere Abundanz an der Börse mit dem Erlöse der russischen Prioritäten zusammen (ca. 80 Millionen), der noch in Deutschland bei den Emissionshäusern ist. Andererseits läßt sich doch nicht leugnen, daß eine ähnliche Billigkeit in der ganzen Welt hervortritt. Die Schiebungen in London sind so niedrig wie seit langem



nicht, das Schatzamt in Washington sieht seine Goldbestände sehr beträchtlich wachsen, exotische Papiere steigen, weil unversehens die holländischen Kapitalisten wieder bei reicher Kasse sind und hinter den Kulissen als Käufer auftauchen. Es könnten also auch die gewaltigen Goldzuflüsse aus Transvaal, Australien, Klondyke usw. sein, die unsere Barmittel überhaupt außerordentlich vermehren. Alles in Allem bleibt die Spekulation den Eisen- und Kohlenaktien günstig gesinnt, hält sich in diesem Punkt noch immer vorausschauender als die eigentlichen Fachkreise, die keine Lust haben, ihre eigene Meinung aufzugeben. Sicher ist, daß der so vielerhoffte Bauaufschwung verpaßt ist, da doch der Frühling bald zu Ende geht. Es bleibt also auch unseren Optimisten nichts anderes übrig, als auf den Herbst zu hoffen, wo plötzlich die Bestellungen zum Frühjahr 1910 kommen könnten. Indessen die Börsensituation von heute hat mit dem Allen nur wenig zu tun. Sie erscheint nicht mehr ganz klar und erst der Ultimo mit seiner wahren Enthüllung der Positionen wird Vieles aufklären.

Die Konfiskation des Sultan-Vermögens ist leichter gewünscht, als vollzogen. Und ruhten die meisten Millionen sogar bei der Ottomanbank, die zugleich ein privilegiertes türkisches Noteninstitut ist, so ließe sich doch das einmal anerkannte Privateigentum nicht so leicht nachträglich wieder aberkennen. Haupttreuhänder sind aber in diesem Falle die leitenden europäischen Banken, die ohne tiefste Schädigung des Allgemeinvertrauens einer einfachen jungtürkischen Aktion unmöglich Gehorsam leisten dürfen. Ein sogenannter Verzicht des Sultans würde doch hier von vornherein als völlig erzwungen anzusehen sein und dies sogar unter lebensgefährlichen Bedrohungen. Jene Banken müßten also erst eine richterliche Entscheidung abwarten, in der — sie natürlich die Beklagten wären, und sie müßten ferner den ganzen Instanzenzug innehalten, um sich mit einem obersten Gerichtsbeschluß nötigenfalls zu decken. Bis diese Prozesse abgespielt wären, werden vielleicht wieder andere Verhältnisse in Konstantinopel obwalten und einige Machthaber von heute auf der Galatabrücke hängen. Wird aber der Exsultan wirklich um seine Viertelmilliarde

wieder erleichtert, so gäbe es in englischen und preußischen Konsols einen Kurssturz. Es müßte sich also sofort ein Syndikat bilden, um diesen ungeheuren Besitz einstweilen aufzunehmen, da die herrschende Partei am Bosphorus ihr Geld sicher besser gebrauchen kann, als es in schweren Rentenpapieren liegen zu lassen. Uebrigens hat die europäische Hochfinanz den märchenhaften Reichtum des Großherrs lange gekannt, ebenso wie die Zusammensetzung seiner Effektenbestände.

\* \* \*

Unsere Anleihen sind schlecht gegangen, d. h. im Verhältnis zu der beispiellosen Abundanz. Auch zeigen die Subskriptionen noch einige Schönheitsfehler, da die Großbanken es gewiß an künstlichen Millionen soweit nicht fehlen ließen, als es eben zum Schutze gegen eine Verflauung der Tendenz nötig war. Warum das Kapital keine echte Leidenschaft bezeugte? Das Ausland, das sich sicher sehr stark beteiligt hätte, wurde durch die Vorzugspreise ( $\frac{1}{4}$  Proz.) verstimmt, welche diejenigen erhielten, die sich ins Schuldenbuch eintragen ließen. Von Franzosen und Belgiern ist natürlich eine solche Neigung nicht gut zu verlangen. Das Inland atmet mit vollen Zügen unsere große Aktienbewegung ein und ist dadurch unternehmend genug geworden, auch unter den auswärtigen Anlagen Umschau zu halten. Die russischen Prioritäten mit ihrer höheren Rente sind glänzend untergebracht, sie stiegen schon um einige Prozente, und es steht augenscheinlich eine weitere derartige Emission bevor.  $4\frac{1}{2}$  prozentige japanische Tabakobligationen stehen 95, und mutigere Leute erinnern daran, daß Tabakobligationen, ob in Portugal, Bulgarien oder anderswo, noch niemals notleidend geworden sind, daß am Kurse noch Geld verdient wurde. Ebenso ziehen Mexikaner und Argentinier, dazu kommen Städtebonds in Argentinien, Japan, die heute ganz ernst gekauft werden, trotzdem die betreffenden Städte nicht einmal viel genannt sind; nur weil der internationale Markt in diesen Papieren augenblicklich als sehr willig erscheint. Aber nun zu den Deutschen Fonds! Gibt es wirklich keine Kapitalisten, die sich lieber 4 proz. Badische zu 102,10 hinlegen, als 4 proz. Preußen zu 102,70 zu zeichnen? Das reiche Frankfurt kann seine eigenen Stadtobligationen 1 Proz. unter der neue n





HERMANN MUTHESIUS / HAUS DES KÜNSTLERS IN NIKOLASSEE







Reichsanleihe kaufen und denkt dabei über den Unterschied zwischen großen oder mindergroßen Marktverhältnissen kaum nach. Auch andere deutschen Städteanleihen sind billiger zu haben, wobei es sogleich als Merkwürdigkeit verzeichnet werden soll, daß Bayerische und Badische Kommunalpapiere sich besser absetzen als Württembergische, trotz der großen Wohlhabenheit des letzteren Landes. Weiter konnte man an der Börse noch vor zwei Jahren 4—5 Proz. mit seinem Gelde machen, heute jedoch nur 2—2½ Proz. Diese Käuferschicht hat sich also jetzt dem Aktienverkehr zugewendet, rechnet sich bei Deutsch-Luxemburgern auch jetzt immer noch 5 Proz. heraus und ebenso bei andern großen Industriepapieren. Ein anderes Interesse erfüllt eben heute so manche wichtigen Kaufkreise. Endlich kam auch noch unsere innere Politik hinzu. Das Reich und Preußen jongliert keineswegs mit sofortigem Zeichnungsschluß. Bis Montag Nachmittag waren daher alle Listen offen. Nun scheiterte am Sonnabend einmal wieder unsere Finanzreform, und das war der Grund, weshalb höchst wohlhabende Geschäftsleute dann auch den vierten Teil ihres ursprünglich beabsichtigten Betrages subskribierten. Damit ist aber das Gesamtergebnis der neuen Anleihen kein ungünstiges geworden. Unsere Banken, die gegenwärtig sonst keine 4 Proz. machen können, legen sich die Stücke ruhig in ihr Portefeuille und setzen ihre Bestände nach und nach solider ab, als es vielleicht bei einer Ueberzeichnung der Fall gewesen wäre.

• • •

Der Flottenskandal in Spanien darf von keiner Industrie unterschätzt werden, denn auch anderen Lieferungen nach anderen Staaten hin könnten ähnliche Enthüllungen passieren oder nur angehängt werden. In Spanien macht sich gerade jetzt eine gewisse Schärfe gegen das Ausland geltend, die sogar bis zu einer Sonderbesteuerung der fremden Banken geht und u. a. dem Credit Lyonnais sein ganzes Aktienkapital zugleich in seinen fünf dortigen Filialen steuerpflichtig gemacht haben würde. Jener Skandal nun bei der Flotte betrifft englische Baugesellschaften, die aber nach allen Erfahrungen zu Bestechungen gar nicht die Initiative ergriffen haben werden. In solchen Fällen treten vielmehr immer ziemlich prompt eingeborene Vermittler

auf, die für sich die kleinste Provision beanspruchen, dagegen für Minister, ev. sogar für Prinzen von Geblüt außerordentlich hohe Sätze verlangen. Das mit der eigenen Provision stimmt, wohingegen die höheren und hohen Chargen sehr oft keinen Pfennig von den Millionen erhalten, die man vertrauensvoll in die Hände jener Vermittler gelegt. Das bleibt eben das Hauptgeschäft eines solchen Edelndenken. Ist es doch schon vorgekommen, daß der Vertreter der englischen Schienenwerke in Petersburg 8 Kopeken per Pud „nebenbei“ bezahlen sollte, bis ihm endlich ein besserer Russe, an den er sich in seiner Verzweiflung wendete, die 8 Kopeken auf ½ Kopeken herunterrechnete, nämlich für den Zwischenmann selbst. Alle anderen Adressen, von Witte angefangen, schienen eben gefälscht. Auch für unsere Industrie ist es bei Abschlüssen mit dem Auslande wichtig, sich die Person des Vermittlers genau auszuwählen, weil sonst entweder die Unkosten zu groß werden oder auf Kosten der Qualität der Lieferung eingeholt werden müssen.

## Die Stellung der Neger in den Vereinigten Staaten.

Von Fregattenkapitän P. Walther.

Durch die Polemik in den Verhandlungen des Reichstags über Stellung und Behandlung der Negerbevölkerung in unseren Kolonien, wird unser Augenmerk unwillkürlich nach den Vereinigten-Staaten gerichtet, die seit Jahrzehnten an der Lösung ihres Neger-Problems arbeiten, ohne zu einem endgültigen Urteil gekommen zu sein. Wenn auch die dortigen Verhältnisse schon allein durch das Ueberwiegen der weißen Bevölkerung ganz verschiedene von den afrikanischen sind, so haben sie doch insofern ein größeres Interesse, als es eine Menge Vergleichspunkte gibt, aus denen sich für die Entwicklung der Negerrassen auch in Afrika Schlüsse ziehen lassen.

Es gibt in den Vereinigten Staaten nach den neuesten Berechnungen ca. 10 Millionen Farbige mit Negerblut; sie machen also fast den achten Teil der Bevölkerung aus. Davon sind etwa 4 Millionen Vollblutneger, von den übrigen 6 Millionen hat der dritte Teil mehr weißes Blut als schwarzes



in den Adern und unterscheidet sich in der Hautfarbe nur wenig von den Südeuropäern. — Das Gros der Negerbevölkerung, über 7 Millionen, sitzt in den 11 Südstaaten, den früheren Sklavenstaaten, wo sie etwa ein Viertel der Bevölkerung ausmachen und, da sie hauptsächlich die Zucker- und Baumwollgegenden bewohnen, ganz unregelmäßig verteilt sind. In einzelnen Staaten wie Virginia, South Carolina, Alabama, Mississippi, bilden sie mit 58 Prozent die Mehrzahl. Im Westen kommen Neger nur in einzelnen Gegenden in größerer Menge vor.

Während der Neger im Süden hauptsächlich Landarbeiter oder Pächter ist und es vielfach zu Wohlhabenheit und einiger Bildung gebracht hat, ist er in den Zentral und Nordstaaten hauptsächlich in den Städten zusammengedrängt. Er nimmt hier die niedrigsten Stellungen ein und hat im allgemeinen durch ungünstige Lebensbedingungen, Krankheiten, insbesondere aber durch Schwindsucht und Ausschweifungen sehr wenig Aussicht auf eine günstige Weiterentwicklung. — Nach dem Gesetz ist er überall dem Weißen gleichgestellt. Seine Gleichberechtigung steht aber vielfach nur auf dem Papier, z. B. wird an vielen Orten im Süden trotz aller Verordnungen kein Neger an die Wahlurnen herangelassen. Die instinktive Abneigung des Weißen hat sich eben mächtiger erwiesen als das Gesetz.

Das Problem der Zulassung von Mischlingen und der rechtlichen Stellung der Nachkommen, das uns in unseren Kolonien soviel Kopfschmerzen macht und die spitzfindigsten juristischen Streitfragen gezeitigt hat, ohne bisher gelöst zu sein, existiert in den Vereinigten Staaten nicht mehr.

Volle Gleichberechtigung ist gesetzlich vorhanden, aber trotzdem ist eine Mischung der Rassen mit der Zeit immer seltener geworden. Der Weiße, der sich dazu hergibt, ist von der Gesellschaft sowohl wie vom niederen Volk geächtet, das Los der Kinder ein trauriges, denn auch der geringste Tropfen Negerblut macht dort den Menschen zum Paria. Das Volk kennt hierin kein Erbarmen, auch wenn der Betreffende ein durchaus gebildeter und rechtlicher Mann ist.

Zurücksetzung und Nichtachtung des Negers gelten eher im Zunehmen als

im Schwinden begriffen und sind in den Nordstaaten reichlich so groß wie im Süden, wenn dies äußerlich auch nicht in gleichem Maße in die Erscheinung tritt. So ist in den Nordstaaten, insbesondere in den großen Städten, den Farbigen die Benutzung der öffentlichen Institute und Beförderungsmittel zusammen mit den Weißen gestattet, im Süden hingegen sind sie in allem, im Unterricht, in den Kirchen, in Asylen, Hospitälern, Hotels, Gefängnissen, auf den Eisenbahnen und Straßenbahnen, sowie in allen Arten der Beschäftigung von den Weißen streng getrennt, was mit Chinesen und Indianern bei weitem nicht in gleichem Maße der Fall ist. „Der Neger ist bestimmt, nichts weiter zu sein, als Holzhauer oder Wasserträger.“ Dies ist der Standpunkt und die stehende Redensart, die im Süden über den Neger verbreitet sind.

Zu der allgemeinen Abneigung kommt bei den unteren Klassen der weißen Bevölkerung der Kampf um das tägliche Brot, durch den je nach den verschiedenen Gegenden ganz verschiedenartige und für uns kaum verständliche Verhältnisse geschaffen werden. So sind in den Südstaaten, seitdem nach dort aus Europa und aus dem Norden eine weiße Arbeiterbevölkerung gelenkt wird, Gewaltstreiche und offene Kämpfe zwischen beiden Rassen an der Tagesordnung. Dabei fallen die Interessen der alt eingesessenen weißen Bevölkerung, besonders auf dem Lande, mit denen der Negerbevölkerung vielfach zusammen, sodaß sich zwischen beiden bereits eine Art Bündnis gegen die weißen Eindringlinge angebahnt hat, eine seltene Ironie des Schicksals, wenn man an die Ströme Blut denkt, die vor 45 Jahren geflossen sind, und an das damalige Verhältnis zwischen beiden Parteien.

Ganz anders liegen die Verhältnisse im Norden. Hier ist der Neger der Eindringling. Mit welchen Mitteln sich die Arbeiterbevölkerung seiner Konkurrenz und seines Emporkommens erwehrt, dafür sei folgendes Beispiel angeführt: Im Staate Illinois wurde kürzlich versucht, Neger in größerer Anzahl als industrielle Arbeiter einzuführen. Die Zuwanderung unterblieb, weil der Gouverneur auf Betreiben der Arbeiterverbände sie an der Grenze mit Maschinengewehren zu empfangen



drohte. — Daß in Afrika dort, wo Weiße leben können, dermaleinst auch ähnliche Zustände sich bilden mögen, ist durchaus nicht unwahrscheinlich.

In etwas gemildert wird die grausame Zurückdrängung des Negers durch religiöse und humanitäre Einflüsse. Es gibt große und reich ausgestattete Erziehungs- und Bildungsanstalten, die einen Stamm von farbigen Lehrern und Predigern heranbilden und für die Entwicklung der Negerbevölkerung von großer Bedeutung sind. Der Vorstand der größten derartiger Anstalten, des hauptsächlich von Carnegie unterhaltenen Tuskegee-Institute, ist der berühmte Farbige Booker Washington, Doktor der Rechte der Harvard Universität. Sein Ziel ist, durch Heiraten der Farbigen untereinander eine neue Rasse entstehen zu lassen, die durch Fleiß, Ehrlichkeit und Reichtum sich die Achtung ihrer weißen Mitbürger erzwingen soll.

Booker Washington ist auch der einzige Farbige, dem die Ehre zuteil geworden ist, im Weißen Hause empfangen zu werden. Der Vorfall rief einen Sturm der Entrüstung in der Bevölkerung hervor, und dem Präsidenten Roosevelt wurde als eigentlicher Beweggrund zu seiner Handlungsweise vorgeworfen, daß er damit nur die Stimmen der Negerbevölkerung für seine Partei habe gewinnen wollen. Denselben Standpunkt wie Roosevelt nimmt übrigens auch sein Nachfolger Taft ein. Während ersterer vor kurzem von dem Unrecht sprach, das Amerika wieder gut zu machen habe, erklärte letzterer in seiner Antrittsrede am 4. März, daß er gleichwie sein Vorgänger gegenüber den Negern nicht das leiseste Rassenvorurteil kenne.

Die Frage über die Erziehungsfähigkeit des Negers ist, wie bei uns, unendlich oft in den Vereinigten Staaten behandelt und verschieden beantwortet worden. Es sei hier ein besonderes gewichtiges Urteil, nämlich das eines hervorragenden englischen Sachverständigen, Sir Harry Johnston, angeführt, der früher in Afrika, teils als hoher Beamter, teils als Forschungsreisender, die Negerrasse studiert hat und gegenwärtig in den Vereinigten Staaten studiert. Derselbe hält selbst den völlig ungebildeten amerikanischen Neger, nur weil er viele Generationen mit Weißen

zusammengelebt hat, in jeder Beziehung, körperlich wie geistig, für viel höher stehend als den afrikanischen, auch glaubt er fest an einen möglichen Fortschritt der Rasse. Nichtsdestoweniger gedeiht nach seiner Ansicht der Weiße selbst im Süden der Vereinigten Staaten, außer in den Malaria-Gegenden, im allgemeinen besser und vermehrt sich schneller als der Neger.

Will man aus den amerikanischen Verhältnissen einen Schluß auf unsere Kolonien ziehen, so ist es der, daß das Problem weniger durch Theorien, philanthropische Bestrebungen und allgemeine Rechtsgrundsätze gelöst werden wird, als durch die Macht der Tatsachen, wie die Lebensmöglichkeit der Weißen, die wirtschaftlichen und klimatischen Verhältnisse in den verschiedenen Gegenden. Es wird demnach in Südwestafrika und auf dem Hochlande Ostafrikas anders gelöst werden als in rein tropischem Klima. Ueberall aber liegt es im allgemeinen menschlichen, wie in unserem eigenen Interesse, wenn wir das Niveau des Negers durch Kirche und Schule nach Möglichkeit zu heben suchen. — Daß er sich selbst überlassen nicht kulturfähig ist und in diesem Zustande wirtschaftlich weder als Produzent noch als Konsument in Betracht kommt, haben die Verhältnisse in Haiti, Liberia und in der englischen Kolonie Sierra Leone zur Genüge erwiesen.

## Englands Nahrungsmittelzufuhr.

Von Otto Corbach.

Im Jahre 1851 kamen in England und Wales auf 1000 Personen 106, die in der Landwirtschaft tätig waren, gewiß schon nicht mehr viel, aber 1901 waren es nur noch 30 vom Tausend. Dem entsprach natürlich ein unaufhaltsamer Rückgang in den Erträgen der englischen Landwirtschaft und eine ebenso unaufhaltsame Zunahme der Einfuhr ausländischen Getreides. In dem Zeitraume von 1861 bis 1865 führte England im Durchschnitt jährlich 35 Millionen Zentner Weizen ein. Vierzig Jahre später, im Jahrzehnt 1901—1905, betrug die Einfuhr fast 112 Millionen Zentner. Die englische Bevölkerung vermehrte sich in diesen 40 Jahren von 29 auf 42 Millionen, nahm also um 45 Proz. zu, während die Steigerung der Weizen-



einfuhr von 35 auf 112 Millionen Zentner einen Prozentsatz von 222 ergibt. Am raschesten ging es in den letzten Jahren mit der englischen Landwirtschaft bergab. Während 1888 immerhin noch ein Drittel der englischen Bevölkerung mit einheimischem Getreide versorgt werden konnte, war dies 1906 nur noch bei einem Fünftel möglich, so daß heute die gesamte Weizenerzeugung des Vereinigten Königreichs nicht einmal mehr für Schottland und Irland ausreichen, so daß die gesamte Bevölkerung von England mit Wales von ausländischer Zufuhr abhängig ist. Es liegt auf der Hand, daß dieser Umstand das Land in einem Kriege in eine schwierige Lage bringen müßte, aber schon in Friedenszeiten ergeben sich daraus mancherlei Uebelstände. Man denke nur an das plötzliche Emporschnellen der Getreidepreise vor zwei Jahren infolge einer unzulänglichen Weltermte. Dann ist es ja nicht Getreide allein, was England an Nahrungstoffen in großen Mengen einführen muß. Es gehört dazu auch Fleisch, und in dieser Hinsicht ist England von den Vereinigten Staaten so abhängig geworden, daß die Fleischpreise im Vereinigten Königreich von Kapitalisten, die in Chicago sitzen, kontrolliert, wenn nicht diktiert werden. Auf dem Fleisch, das in England gegessen wird, ruht also gewissermaßen ein hoher Zoll zugunsten der nordamerikanischen Union. Für ein Reich wie Großbritannien ist das eigentlich ein unwürdiger Zustand, aber man bewegt sich schon zu lange auf der schiefen Ebene, als daß selbst eine großzügige Tarifreform mehr als eine bremsende Wirkung auszuüben vermöchte.

## Unser Wissen ist Stückwerk.

Von Johannes W. Harnisch.

Manchmal begegnen einem doch sehr nachdenkliche Dinge...

Sitze ich da jüngst allein zu Hause, als es klingelt. Ich gehe öffnen und finde einen jungen Mann vor, der etwas von Missionszwecken murmelt. Ich habe nun zwar für Missionszwecke sehr wenig übrig; aber, wie man nun einmal ist, ich greife in die Tasche, hole zwanzig Pfennig heraus und erhalte außer dem Wunsche, daß der Herr mich segnen möge, ein Blättchen ausgehän-

digt. Ich nehme es mit hinein; als ich es mir näher ansehe, ist es eins für innere Mission. „Wöchentlich erscheinendes Werbeblatt für entschiedenes Christentum.“ Die üblichen Kolportagetitel über den einzelnen Betrachtungen: „Aus Finsternis zum Licht“, „Wasser ein Zauberer“, „Das Ende vom Liede“, „Zu spät“. Die Bibellesetafel gewann zunächst meine Aufmerksamkeit. Das Thema der Woche war: „Völlige Enthaltbarkeit“, was sich sowohl auf des Fleisches Lüste, als auch auf den Dämon Alkohol bezog. Sie wurde verlangt: am Montag, um des Staates willen; am Dienstag, um des Beispiels der Nasiräer willen; am Mittwoch, um die Lüste zu verleugnen u. s. f. Und dann las ich die Betrachtung „Das Ende vom Liede“. Sie handelt von einem jungen Mann, der einen Geldbriefträger erschlagen hat.

„...Er war erst einundzwanzig Jahre alt. Und schon ein Mörder! „Wilhelm“, fragte ich ihn, „wie kamen Sie denn auf diesen abschüssigen Weg?“ „Durch schlechte Lektüre“, antwortete er, „Nietzsche hat mich verdorben.“ O diese Seelenmörder, diese Volksvergifter! ... Wilhelm war ein gelehriger Schüler Nietzsches gewesen. Er hatte es gut begriffen, daß es „Herrenmenschen“ und „Herdenmenschen“ gibt... Jedesmal, wenn ich Knaben vor den Schaufenstern der Buchhandlungen sehe, die da die zweifelhaften Büchertitel studieren und die Titelbilder besehen,“ dann muß der Betrachter an diesen hoffnungsvollen Nietzschejünger denken.

Das las ich. Erst lachte ich, dann ärgerte ich mich, dann wurde ich nachdenklich. Gewiß, dieser positive Christ, der sicherlich die Geschichte hier nie erlebt hat und der Nietzsche für so einen Nick Karter-Autor zu halten scheint, ist sehr komisch. Und diese Art, für positives Christentum zu werben, kann einen einigermaßen verdrießen. Aber das ist doch schließlich nicht die Hauptsache dabei.

Ich sagte mir: Solche Menschen laufen nun in der Welt herum, wohnen in derselben Stadt wie ich, sitzen in der Elektrischen neben mir, denen derartige Betrachtungen erbauend sind. Gebildete Leute sogar. Der Herausgeber ist mit dem Dokortitel geziert. Und man steht ihren Seelenäußerungen so verständnislos gegenüber, wie denen von Botokuden. Was sind das eigent-



lich für Menschen? Und ich bemühte mich, allen geistigen Hochmut auszuschalten und mir über die seelische Struktur derartiger Menschen ins Klare zu kommen. Brauche ich zu versichern, daß es mir nicht gelang?

Und dann spann sich der Gedanke weiter. Die Heilsarmee. Offenbar Leute von einer ganz ähnlichen Seelenstruktur. In diese einzudringen habe ich mich einmal bemüht. Erfolglos. Die Sensationen ihrer Radaufrömmigkeit waren mir weiter nichts als eine Beleidigung des Geschmacks. Botokuden. Oder man kann ebenso gut auch sagen, daß ich ihnen gegenüberstand, wie der Botokude einer Faustaufführung gegenüberstehen würde. Nur das Äußere war mir zugänglich. Von dem Geiste der Sache verspürte ich nicht den leisesten Hauch. Und ganz offenbar muß doch etwas Geistiges da sein. Viele der Anhänger mögen meinetwegen Heuchler sein. — Ich glaube es noch nicht einmal; vermutlich sind unter den Faust- oder Wagnerbekennern erheblich mehr Heuchler, als unter den Hallelujahleuten. — Auf jeden Fall muß aber doch den Führern der Bewegung etwas Geistiges in diesen unverständlichen Zeremonien, Selbsterniedrigungen, Grotesken stecken. Und an dieses Geistige komme ich nicht heran. Beschwöre ich die Erinnerung an die Jahre kurz vor der Pubertät, dann finde ich zur Not in der exaltierten Frömmigkeit des Kindes noch einige Berührungspunkte für die gestrengen Herren vom positiven Christentume. Zu der Radaufrömmigkeit der Heilsarmee und all der ähnlich gerichteten Sekten, von denen ich kaum den Namen einmal gehört habe, führt auch aus dem Kinderlande kein Steg hinüber. Diese Menschen leben und weben mitten unter uns. Und wir haben von ihrem Sein nicht die mindeste Ahnung. Natürlich, man könnte sich mehr Kenntnis von ihnen verschaffen, als man gemeinhin von ihnen besitzt. Aber all diese Kenntnis würde nichts nützen. Man würde in ihr Inneres doch nicht hineindringen. Immer wieder stände man vor einer verschlossenen Pforte, hinter der sehr seltsame Mysterien vorgehen; die zu öffnen man aber keinen Schlüssel besitzt. Wenn ich hundert Heilsarmeeversammlungen besuchte, ihre gesamte Literatur durcharbeitete — ich würde doch noch immer mit der gleichen Verständnislosigkeit diesem

Phänomen gegenüberstehen, dessen Gesetze ich noch so genau kennen würde.

Unser Wissen ist eben Stückwerk.

Und mit diesem Stückwerk von Wissen gehen wir nun ans Werk, die Fragen des Völkerlebens zu lösen. Treiben wir Politik. Woher nehmen wir eigentlich den Mut dazu? Gewiß, die anderen wissen vermutlich noch weniger. Es ist im allgemeinen anzunehmen, daß ein Mann, der Nietzsche als Verfasser von verderblichen Jugendschriften wertet, weniger allgemeine Bildung besitzt, als ich. Aber was will das im Grunde besagen? Er antwortet mir, daß es nur eine erstrebenswerte Kenntnis gibt, und das sei die des Wortes des Herrn und seiner Verkünder. In diesen Kenntnissen ist er mir ganz zweifellos über. Woher weiß ich denn nun, daß ich recht habe und der Mann unrecht hat?

Und selbst, wenn ich wirklich mir beweisen könnte, daß ich im Rechte bin — auch dann bleibt die Sache eigentlich so ziemlich die gleiche. Es steht doch nun einmal fest, daß ich hier Menschen gegenüber stehe, von deren Innern ich nur ein ganz äußerliches Wissen habe. Wenn ich aber Politiker bin und mich mühe, den Staat, soweit meine Kraft reicht, im Sinne des von mir für richtig Gehaltenen zu modeln, dann greife ich doch mitten in das Seelenleben dieser mir unverständlichen Menschen hinein. Und wenn ich ihnen alle Freiheit lasse — ihnen ist vielleicht die Gebundenheit inneres Bedürfnis. Ich erstrebe ein parlamentarisches Regime. Sie halten meinetwegen den Absolutismus für die einzige gottgewollte Regierungsform. Und die Beispiele lassen sich häufen, ohne daß man überhaupt auf das kirchliche Gebiet kommt, auf dem sich unsere Ansichten naturgemäß starr gegenüberstehen.

Gewiß, ich weiß: man kann auf solche Bedenklichkeiten keine Rücksicht nehmen. Als Politiker tue ich's natürlich auch nicht. Aber es ist doch eigentlich erstaunlich, daß da tiefe Probleme liegen, auf die man nur gelegentlich einmal stößt, wenn man nichts ahnend seiner Straße wandert. Und noch ungleich erstaunlicher, daß wir für diese Probleme die Antwort stets fertig parat haben. Genau, wie mein positiver Mann die Antwort auf die Frage nach dem Werte von Nietzsche oder auch nach dem anderer heidnischer Schriftsteller,



wie ich zum Beispiel einer bin, stets fertig parat hat. „Sie sind ein Greuel.“ Schön. Und ich sage, ohne weiter nachdenken zu müssen: „Das sind Zurückgebliebene.“

Dogmengläubig sind wir genau so gut wie jene. Nur daß unter unseren Dogmen sich auch das findet, daß man keine Dogmen haben dürfe. Was den Fall nicht sonderlich klärt. Dogmengläubig. Da unser Wissen nun einmal solch Stückwerk ist, werden wir die Dogmen und die gewisse Unbekümmertheit um die nicht gekannten Stücke wohl nötig haben, um mit dem Leben überhaupt irgendwie fertig zu werden. Dogmen bleiben's darum doch. Und im Hintergrunde schlummern Probleme, denen wir waffenlos gegenüberstehen...

## Eine neue Oper von Mozart.

Von Hofkapellmeister  
Dr. Georg Goehler.

„Die Dame Kobold“ heißt eine dreiaktige komische Oper von Mozart, die demnächst das Rampen-Licht erblicken soll. Der glückliche Entdecker dieser kostbaren Novität ist Carl Scheidemann, der Dresdener Kammersänger. Es ist ihm mit seinem Künstler-Scharfsinn und seinem gesunden Menschen-Verstand, mit seinem launigen Humor und seiner jugendfrischen Phantasie gelungen nachzuweisen, daß Mozart alle die Arien, Duetten, Terzetten und Finales, die man manchmal zu dem unbrauchbaren Libretto „Così fan tutte“ singen hört, in Wahrheit zu einer charmannten, von Witz und Laune sprühenden, an tollen Verwicklungen und dramatischen Spannungen reichen Umdichtung des Lustspiels von „Pedro Calderon de la Barca“ komponiert hat. Der Umdichter Calderons, der ein eminent feiner Musiker und Tausendkünstler ist, heißt ebenfalls Carl Scheidemann. Bei Breitkopf & Härtel wird diese Mozart-Novität im Klavier-Auszug veröffentlicht. Sie wird sicher den Ruhm des Dresdner Kammersängers auf einem ganz neuen Gebiete begründen und dauernd erhalten. Den deutschen Bühnen allen aber gratulieren wir herzlichst zu diesem Geschenk eines ihrer besten Künstler!

## Sexuelle Aufklärung.

Von Dr. Karl Wilker.

Es ist nicht erst ein Verlangen des 20. Jahrhunderts, was man unter dem Ruf „sexuelle Aufklärung“ für die Jugend heute verlangt. Es ist vielmehr ein Gewordenes, zeitweilig Vergessenes. Rousseau kennt es: dem fragenden Kind sage alles — oder gar nichts; aber alles wahr. Diese Worte sind ganz einfach, vollkommen klar . . . . . und finden sich im „Emile“. Gleichzeitig machte man im Dessauer Philanthropin die großzügigsten Aufklärungsversuche: man sprach zu zehnjährigen Kindern über die Zeugung, die Geburt des Menschen womöglich noch unter Vorführung von den drastischsten „Illustrationen“.

Man muß sich über diese Anfänge sexueller Aufklärung klar sein, um verstehen zu können, was wir beginnen müssen. Beginnen: denn der Realismus (wenn man so will) der Philanthropisten führte einen Kampf gegen die ganze sexuelle Erziehung herbei, unter dem wir noch zu leiden haben. Prüderie, Schamhaftigkeit werden unseren kleinsten Erdenbürgern eingepflegt: du darfst nicht nackt sein, darfst nichts wissen von Deinem Geschlecht; komm her und laß dir die allverhüllenden Mäntelchen umhängen, die wir sorglich für Dich bereitet haben! Jawohl — und wenn dann die große Frage kommt nach dem Woher, Woraus, Warum, dann tauchen die Klapperstorch-Variationen auf. Bis die heilige Menschenwerdung durch das heimliche Trivialisieren von „wissenden“ Gefährten gemein gemacht wird. Schlüpfrig, wohl hie und da mit Schrecken und Furcht. Und niemand kümmert sich drum. (Die Eltern: uns ist's nicht anders klar geworden, und wir sind doch tüchtige Menschen.) Bis jetzt wenigstens.

Doch daß ein neuer Geist die sexuelle Erziehung beseelen wird, bezeugt dieses Menschwerdungsbuch: „Am Lebensquell“ (ein Hausbuch zur geschlechtlichen Erziehung, herausgegeben vom Dürerbund, verlegt bei Alexander Köhler in Dresden 1909). Es hat nicht einen Verfasser. Sondern viele. Es ist eine Niederschrift dessen, was von Lebensringern in jahrelangem Kampf errungen wurde. Es ist Wahrheit. Man könnte Namen nennen, die



jeder kennt: Hedwig Bleuler-Waser, Henriette Fürth, Elsbeth Krukenberg, Konrad Agahd, Arne Garborg, Rudolf Penzig, Wilhelm Schwaner, Ernst Weber . . . . . Andere, von denen sich was erwarten läßt. Gewiß kein unfehlbares Buch. Aber durchdrungen vom Leben. Oftmals ein Labyrinth von Meinungen, aber alle auf das Eine gerichtet: das Menschwerden soll dem Kinde ein Heiliges sein und bleiben.

Das Wie: im allgemeinen ist zunächst an die Stelle des Realismus ein ästhetisches Moment getreten, oder besser an die Stelle des Intellektualismus der Voluntarismus, die Gefühls- und Willensbildung. Das Geschlechtliche (in seiner reinen Form natürlich!) ist das Gute, das Schöne, das Göttliche. Künstlerisch ist es aufzufassen. Nicht geistlich-moralisch-medizinisch. Deshalb: die sexuelle Erziehung darf nicht zu einer Massenerziehung werden, sie muß streng individualistisch sein. Was jedoch nicht ausschließt, daß sie in der Schule erfolgen kann, wenn die Not es erheischt. Nur keine Lehrplanmäßigkeit! Aber besser ist's schon: die Eltern tun ihre Pflicht. Und da traut man der Mutter meistens das feinere Gefühl zu, den sicheren Takt, die verstehende Weichheit. Nur müssen wir verlangen: schafft uns Mütter. Denn was heute als Mutter fungiert, existiert noch zum allerwenigsten für Kinder! Weiter: möglichst früh soll das Kind wissen, daß seine Mutter es zum Leben trug, um fremde Einflüsse auszuschließen. Freilich: bald wußte ein Kind mit zwei Jahren schon von seinem Leben im Mutterschoß, bald weiß es die werdende Frau noch nicht. Individualismus! Bald ist's eine feine Geschichte, bald ein Plaudern über Pflanzen und Tiere; bald ist's auch das ganz Selbstverständliche, das die gesamte Erziehung beherrschte. Der eine spricht von der Geburt, der andere von der Empfängnis, wieder ein anderer singt das hohe Lied der Liebe. Aber sie alle wissen, daß das Asketentum das Unreine ist. Eine gewaltige zukunftsfrohe Sinnenfreudigkeit soll das Menschsein verschönen!

Zweierlei erwarte ich von diesem Buch: zum ersten, daß es ein Elternbuch wird; daß es zeigt, wie Eltern ihre Kinder zu Menschen zu bilden haben; daß es den alten Wahn von dem unreinen Nackten niederzwingt;

daß es lehrt, wie die Liebe vom Manne zum Weib und vom Weibe zum Mann das Ewige und Erhaltende, das Göttliche ist. — Und zum andern: daß es ein Kulturdokument wird, auf das spätere Generationen zurückgreifen müssen, um den ganzen Kampf um die sexuelle Frage richtig zu verstehen, um kennen zu lernen, wie die Menschen aufwuchsen, denen doppelte Moral zum Natürlichen, freie und starke Liebe nur zu oft zum Unnatürlichen wurde und wird.

Noch einmal: eine zukunftsfrohe Sinnenfreudigkeit will die Menschen ergreifen!

## Die Besessenen.

Von Hans Benzmann.

Das letzte Novellenbuch „Die Besessenen“ von Hanns Heinz Ewers (Verlag von Georg Müller, München) möchte ich in seiner Gesamtwirkung nicht so hoch einschätzen wie das frühere „Das Grauen“, ich habe vielmehr den Eindruck, als ob dies Buch einen schwächeren Nachtrag zu jener Sammlung bildete. Sollte in dieser — ich möchte sagen — instinktiven Bewertung, die nur von Gefallen und Weniger-Gefallen spricht, ohne zunächst das Urteil zu begründen, nicht eine Enttäuschung zum Ausdruck kommen, die eine wirklich geniale Kunst — wie z. B. die Poe's — nie oder nur ganz selten hinterläßt? Wohl hat sich Ewers aus merkwürdig dilettantenhaften Anfängen heraus zu einem phantasievollen und geistreichen Dichter, zu einem originalen Charakter entwickelt. Aber auch heute wird ihm das Ereignis, der Einfall, die Idee nicht immer Kunst; dem grausigen oder geistvollen Motiv zuliebe scheint er oft das Beste — das künstlerische Empfinden — zu opfern. Er weiß noch nicht sicher auf des Messers Schneide zu wandeln, oder aber es entspricht seinen Absichten, daß sich ungeniert Kunst neben dem rohen Stoff, der nicht Kunst geworden ist oder niemals Kunst werden kann, präsentiert. Er überspannt seine Motive (vgl. „Die blauen Indianer“) oder es gelingt ihm nicht, sie psychologisch zu meistern (vgl. „Der Tod des Barons Jesus Maria v. Friedel“) — in dieser gewiß geistvoll erdachten



Tagebuchnovelle, die übrigens in Einzelpartien des Dichters reiche Begabung deutlich erkennen läßt, ist das Motiv von der doppelgeschlechtlichen Seele weder Leben noch Kunst geworden). Am höchsten möchte ich die Erzählung „Der Spielkasten“ einschätzen, die man Poe zuschreiben könnte. Die gespensterhafte erotische Novelle „Die Spinne“ ist ebenfalls ungemein subtil — trotz des gefährlichen, psychologisch und künstlerisch gefährlichen — Motivs durchgeführt. „Der letzte Wille der Stanislaw d'Asp“ — ein Blender, wirksam in Einzelheiten, verfehlt in dem unglaublichen Endeffekt.

### Landhäuser.

Im Anschluß an die Illustrationen zu Paul Westheims Artikel „Berliner Vorortbauten“ im 19. Heft geben wir diesmal abermals vier Abbildungen von

Landhäusern in der Umgebung Berlins, die besonders gelungene künstlerische Lösungen zeigen. Aus der vornehmen Springerschen Villa, die Alfred Messel in Wannsee erbaut hat, und deren behaglich umspinnene Muschelkalk-Fassade wir voriges Mal gezeigt haben, geben wir diesmal die feierliche und doch so gemütlich-holzgetäfelte Diele wieder. Umgekehrt ist diesmal die helle, freundlich grübende Front des Muthesius-Hauses zu sehen, das sich der Künstler selbst in Nikolassee erbaut hat, und dessen Inneres wir jüngst abgebildet haben. Dazu kommt das stattliche Haus Sultan von Richard Riemerschmidt in Grunewald, und die schöne, reich gegliederte Villa des Herrn Geheimen Sanitätsrats Dr. Schmidlein, die der Erbauer des Berliner Kammerspielhauses William Müller, einer der selbständigsten Schüler Alfred Messels, in Zehlendorf-Beerenstraße aufgestellt hat.

Schluß des redaktionellen Teiles.

### Alle Manuskript- und Büchersendungen

an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33.  
Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33; für Oesterreich-Ungarn: Dr. Felix Braun, Wien. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Hermann Goldschmiedt, Wien I, Wollzeile 11. — Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76  
Druck von J. Harrwitz Nachfolger G. m. b. H., Berlin SW. 48, Friedrichstr. 16.

Preis M. 1.00, kl. Tube M. —.60, Oesterreich-Ungarn Kr. 1.50, kl. Tube Kr. 1.00



seit sechzehn Jahren von Aerzten und Zahnärzten ständig empfohlen  
P. BEIERSDORF & Co., HAMBURG

LONDON E. C., Idol Lane 7—8. Vertrieb für U. S. A. Lehn & Fink, NEW YORK





21. HEFT.

20. MAI.

1909.

## Volkswirtschaft und Weltfrieden.

Von  
Karl Jentsch.

### II.

Novicow unterscheidet drei Kategorien solcher Reichtumsstrebungen, die aus einem falschen Begriff des Reichtums hervorgehen: den Banditismus, den Sozialismus und den Etatismus. Zum ersten, den er auch das Raubsystem nennt, rechnet er u. a. die Eroberungskriege, und auf diese bezieht sich die andre der beiden Bemerkungen, von denen ich sagte, daß sie ihrer Wahrheit und Wichtigkeit wegen hervorgehoben zu werden verdienten: die politische Organisation der Menschheit sei durch die Herstellung eines die Weltpolizei übenden Staatensystems schon so weit vorgeschritten, daß das Ende dieser Art des Raubes gekommen scheine. Der Gedanke ist nicht neu; die Friedensbewegung fußt auf ihm, und der Uebersetzer des Buches von Novicow, Alfred H. Fried, der Herausgeber der Friedenswarte, erörtert ihn in seiner beachtenswerten Schrift: „Die Grundlagen des revolutionären Pazifismus.“ Mit revolutionär meint er natürlich nicht gewalttätig — die größten und folgenschwersten Revolutionen der Weltgeschichte seien ja unblutig verlaufen — sondern daß die Bewegung auf eine völlige Neuordnung abziele.

„Die Ursachen der Kriege liegen in der Anarchie der internationalen Beziehungen, die notgedrungen die Gewalt als Regulator fordert. Der Reformpazifismus wendet sich nicht gegen die internationale Anarchie; er läßt das Prinzip bestehen, sucht nicht die Quelle der Gewalt zu verstopfen, bemüht sich nur, eine üble Folge dieses Prinzips, seine Erscheinungsform als Krieg zu beseitigen. Da eine Be-



seitigung der Wirkung ohne direkte Beeinflussung der Ursache nicht möglich ist, so geht er Kompromisse ein. Er sucht die üble Wirkung nach Möglichkeit hinauszuschieben, ihre Erscheinung für den Fall des Eintritts zu mildern.“ Der revolutionäre Pazifismus hingegen will das Völkerleben auf eine neue Grundlage stellen. Nicht die Konflikte, nicht den Kampf will er beseitigen, denn leben heißt kämpfen, aber nach Beseitigung der Anarchie werden die Konflikte „den Geist der Ordnung, des Normalen, der Vernunft in sich tragen und werden darum nicht mehr durch tierische Gewaltanwendung, sondern nach den Grundsätzen der Vernunft — durch das Recht — zu lösen sein.“

Nun erhebt sich aus der Anarchie schon ganz deutlich sichtbar die neue Ordnung, die vernünftige Organisation des Menschengeschlechts. „Ein isolierter Staat ist nicht mehr denkbar. Alle Staaten sind von einander abhängig, auf einander angewiesen. Die Wirtschaft, die Wissenschaft und das Empfinden greifen über alle Grenzen hinweg ineinander . . . . Wir haben nichts zu erschaffen, wir haben die Welt nicht zu organisieren. Wir haben lediglich die Erkenntnis dafür wachzurufen, daß sich die Welt organisiert . . . . Unsere Aufgabe besteht in erster Linie nur darin, das Sehvermögen unserer Zeitgenossen zu schärfen. Sie sollen den Gang der Entwicklung erkennen lernen, damit sie ihre Handlungen danach einrichten . . . . Der Pazifismus ist also im Grunde genommen nichts anderes als ein Problem der geistigen Optik.“

Dasselbe habe ich mit anderen Worten schon wiederholt gesagt. Ich teile nicht den Optimismus, von dem die Pazifisten beseelt zu sein schienen. Ich erwarte nicht, daß auf der Erde je einmal ein Reich des Friedens, ein Paradies der Glückseligkeit erstehen werde. Wir Deutschen leben seit 39 Jahren im Frieden, aber die mit giftigen Zungen und vergifteten Federn geführten Kämpfe, die unaufhörlich toben, sind wahrlich nicht schöner als ein ehrlicher Krieg mit blanker Waffe; auch schmerzen die körperlichen Leiden, die das soziale Elend erzeugt, nicht weniger als die von der Waffe geschlagenen Wunden. Endlich halte ich es für möglich, daß in einer fernen Zukunft der blutige Krieg um das Futter und die Futterplätze noch einmal, und zwar wilder als je zuvor entbrennt. Aber in der Darstellung der gegenwärtigen Lage haben Novicow und Fried vollkommen recht. Was ich selbst darüber an verschiedenen Orten gesagt habe, will ich hier kurz zusammenfassen.

Der Fortschritt der Technik hat die Organisation von Großstaaten ermöglicht, die nicht mehr schlotterige Reiche, sondern festgefügte Gemeinwesen sind. Errichtet werden konnten sie nicht ohne blutige Kriege, aber nachdem sie vollendet sind, haben sie den zahllosen kleinen Kriegen: den Räubereien, den Krawallen im Innern der Städte, den Fehden zwischen Städten, Rittern und kleinen Fürsten, den Bauernaufständen ein Ende gemacht. Im modernen Staate ist eine blutige Revolution so gut wie unmöglich; mit den Hilfsmitteln der heutigen Verkehrs-, Nachrichten- und Waffentechnik kann die Regierung, wenn sie nicht ganz jämmerlich ist, jeden Versuch eines Auf-



stands im Keime ersticken. Die Möglichkeit blutiger Zusammenstöße ist an die Grenzen der Großstaaten gerückt, und auch hier — ich spreche nur von Europa — beginnt sie zu schwinden. Zunächst fehlen Anlässe. Die Länder sind heute keine Landgüter mehr wie in früheren Zeiten, wo sie der Besitzer, Fürst oder König genannt, durch Kauf, Tausch, Erbschaft oder Eroberung zu vergrößern strebte. Fünf europäische Großstaaten sind Nationalstaaten, empfinden den fremdsprachigen Bürger als eine unbequeme Last, und keiner von ihnen beneidet den sechsten, der aus Nationalitätensplittern zusammengeflickt ist. Der letzte große europäische Krieg (Rußland und die Türkei gehören nicht zu Europa) entsprang aus der auf dynastischen Traditionen beruhenden Einbildung der Franzosen, daß sie die Gebieter Europas seien, und daß ohne ihre Erlaubnis die Deutschen weder einen Nationalstaat gründen noch den Spaniern einen König liefern dürften. Von dieser Einbildung sind sie gründlich kuriert worden. Ihr Revanchegeschrei war nur die Maske, hinter der sich ihre Furcht vor den schrecklichen Preußen verbarg, und jetzt, nach einer langen Periode der Militär- und Marineleitung durch Zivilisten, und bei dem neuerdings aller Welt offenbar gewordenen Zustande ihrer Wehrmacht, wissen ihre Maßgebenden ganz genau, daß ein Marsch nach Berlin erst recht in einen Transport nach deutschen Festungen umschlagen würde, und sie werden sich hüten, den Krieg zu erklären, bloß *pour se faire saigner à blanc* und sich selbst und ihren Söhnen Augen, Arme und Beine aus- und abschießen zu lassen; als noch gedungene oder gepreßte arme Tröpfe die Opfer waren, lag die Sache anders. Der Ehrenpunkt? Für den gilt zunächst das eben Gesagte, und außerdem: um einer vom Pöbel beschimpften Fahne willen opfert man nicht zehn Milliarden und reißt man nicht zwei Millionen Staatsbürger aus der Produktionstätigkeit heraus. Das unberechenbare Risiko des modernen Krieges ist eines der kräftigsten Vorbeugungsmittel. Der moderne Krieg ist kein ritterliches Duell, in dem ein paar tausend Helden ihre eigene Haut und die ihrer Gäule zu Markte tragen, sondern ein ungeheures, die ganze Volkswirtschaft in Anspruch nehmendes und mit Riesenmaschinen betriebenes Unternehmen. Dabei schlucken zwar die Geldleute schöne Provisionen, aber wegen der drohenden Ueberschuldung der beteiligten Staaten mit so hohem Risiko, daß ihnen die auch nicht kleinen Gewinne, die der bewaffnete Frieden abwirft, viel lieber sind. Das Diktum einer verflorenen Madame Rotschild: es wird kein Krieg, mein Mann gibt das Geld dazu nicht her, kann sich heut ein internationaler Konzern von Damen zu eigen machen.

Als Akteure in dem von gemeinschädlichen Sensationsspekulanten ausgemalten Zukunftskriege bleiben nach dem über Frankreich Gesagten nur Deutschland und England übrig, aber gerade diese beiden sind durch die wirtschaftliche Verflechtung, die heute alle Völker aneinanderkettet, unlöslicher verbunden als irgendwelche andere Staaten. Die Handelskonkurrenz als Kriegsursache ist ein Anachronismus, eine Phantasie, die den Zuständen einer vollkommen abgelaufenen Periode entstammt. Der Auslandshandel ist, wie ich S. 75 ff. des bei Emil



Felber in Berlin erschienenen Büchleins „Die Zukunft des deutschen Volkes“ gezeigt habe, bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts Raubhandel gewesen, und Kriegsschiffe waren sein Instrument. Jetzt ist er das, was Adam Smith prophetisch in ihm sah, aber nicht erlebte: ein friedlicher Austausch der eigentümlichen Erzeugnisse der verschiedenen Länder, der alle daran Teilnehmenden gleichmäßig bereichert. Wenn ehemals die Holländer und die Engländer spanische und portugiesische Silber- und Gewürzflotten kaperten, wenn sie die Kolonien jener eroberten, um an Stelle der Vorbesitzer den Handel mit Tropenerzeugnissen zu monopolisieren, so war das die wohlfeilste Manier, in den Besitz wertvoller Güter zu gelangen. Dagegen wäre es der Gipfel lächerlicher Dummheit, deutsche Pianos mit Dreadnoughts erbeuten zu wollen, die England viel wohlfeiler haben kann, wenn es sie kauft, und die ihm unsere Fabrikanten mit Vergnügen verkaufen. Der Schutz des Handels durch Kriegsschiffe ist nichts als eine gedankenlose Phrase, die heute keinen Sinn mehr hat. Geschäftsleute, die gegenseitig gute Kunden für einander sind — John Bull ist durch und durch Geschäftsmann, und Mutter Germania gleicht heute weit mehr einer Handelsfrau als der Pallas Athene — sollten ihr Geschäft dadurch zu heben suchen, daß sie mit Knüppeln über einander herfallen? Im Jahre 1900 hat Großbritannien in Deutschland für 841, Deutschland in Großbritannien für 912 Millionen Waren abgesetzt, und diese Zahlen wachsen beständig. Seit zehn Jahren bildet die Tatsache, daß England der beste Kunde Deutschlands, Deutschland der beste Kunde Englands ist, die natürliche Grundlage ihrer beiderseitigen Beziehungen und hätte als solche allgemein bekannt sein und öffentlich anerkannt werden müssen. Zeitungsgeschwätz hat sie verdeckt, bis endlich, endlich! in den letzten Monaten einige britische Staatsmänner, der General Graf Schlieffen und am 30. März auch Fürst Bülow im Reichstage diese politisch wichtigste aller Tatsachen ausgesprochen haben. Englands Furcht ist leicht zu erklären. Weil, wie gesagt, der Schutz des Handels durch Kriegsschiffe nicht mehr dieselbe Bedeutung hat wie in früheren Zeiten, mußte die durch das Wort von Deutschlands Zukunft auf dem Wasser entfesselte stürmische Flottenbegeisterung in den Engländern die Furcht vor einem deutschen Ueberfall, wie unsinnig und zwecklos ein solcher auch sein würde, oder vor einer Einschließung ihrer Insel wach rufen. Jeder Deutsche hat sich doch vom ersten Beginn dieser Komödie der Irrungen sagen müssen, was Sir Edward Grey am 30. März im Parlamente gesagt hat: „Es ist kein Vergleich zu ziehen zwischen der Bedeutung der deutschen Flotte für Deutschland und der Bedeutung unserer Flotte für uns. Was für uns unsere Flotte ist, ist für Deutschland sein Heer. Für Deutschland bedeutet eine starke Flotte die Vermehrung seines Prestiges, seines diplomatischen Einflusses und seiner Kraft, seinen Handel zu schützen. Sie ist aber nicht eine Frage von Leben und Tod, wie unsere Flotte für uns.“ Warum ist sie eine Frage von Leben und Tod? Das hat Sir Edward nicht gesagt; das wagt kein Engländer offen auszusprechen; aber jeder Engländer weiß es; es ist das, was ihn mit heilloser Angst



erfüllt, was ihn nervös macht und ihm beinahe die Besinnung raubt, wenn er von Vergrößerungen der deutschen Flotte hört: England ist das einzige Land der Welt, das durch eine überlegene Flotte ausgehungert werden kann; bezieht es doch vier Fünftel seines Brotkorns von jenseits des Meeres. Einige Kriegsschiffe brauchen wir natürlich — zu entscheiden, wie viele, maße ich mir, als Unsachverständiger, nicht an — um süd- und mittelamerikanische Staaten zur Erfüllung ihrer Zahlungsverbindlichkeiten anzuhalten (obwohl Landeskundige behaupten, Bestechung der dort waltenden Hidalgos führe rascher und sicherer zum Ziele), um deutschen Untertanen zu Hilfe zu kommen, wenn sie in wilden Ländern bedroht werden, und um die Eingeborenen unserer Kolonien im Zaume zu halten; außerdem auch zum Küstenschutz. Denn obwohl man nach dem oben Dargelegten einen Krieg zwischen europäischen Großmächten eigentlich für unmöglich erklären muß, bleibt die Möglichkeit eines solchen bestehen, weil dem homo sapiens jede Verrücktheit zuzutrauen ist, und weil sich der Fall, daß ein ganzes Volk toll wird, bei unsern westlichen Nachbarn schon ein paarmal ereignet hat. Doch dürfte sich ein neuer Irrsinnsanfall schwerlich nach außen entladen, weil Ritter- und Priestertum, die Träger abenteuernder Ruhmbegier, gebrochen am Boden liegen, und das jetzt beginnende Ringen zwischen der Bourgeoisie und der antimilitaristischen Sozialdemokratie alle Kräfte des Volkes in Anspruch nimmt.

•            •            •

Wegen der Kolonien endlich werden die Großmächte einander nicht in die Haare geraten, wenn man sich deren Zweck klar macht. Freies Land für Ansiedlerkolonien gibt es nicht mehr. Europäer können sich nur noch in schwachbevölkerten Gegenden von Ländern dauernd niederlassen, die längst ihre Herren haben. Es handelt sich also bei Koloniengründungen nur noch um vorübergehenden Aufenthalt zur Verwertung von Bodenschätzen und Arbeitskräften. Die Völker Europas bedürfen der Bodenschätze der tropischen und subtropischen Länder, und da deren Bewohner unfähig sind, sie in ausreichendem Maße zu heben, müssen sie von den Europäern in Vormundschaft genommen und zur Hebungsarbeit herangezogen werden. Die Sache liegt aber nicht so, daß die Tropenprodukte nur dem Lande zufließen, das den Gewinnungsort als politisches Eigentum besitzt; der Welthandel verbreitet sie überall hin, und Deutsche haben bis jetzt weit größere Reichtümer aus Südamerika, aus China, aus englischen Kolonien gezogen, als aus den deutschen Kolonien. In den englischen Kolonien gilt der Grundsatz der offenen Tür, der sich mit der Zeit überall durchsetzen wird. Der politische Besitz eines exotischen Landes ist weit mehr eine Last als ein Vorteil. Er zwingt, dieses Land zu verteidigen, darin Straßen und Eisenbahnen zu bauen, die Eingeborenen in Zucht zu nehmen, Polizei zu üben, für Ruhe, Ordnung und Sicherheit zu sorgen. Die Früchte dieser Tätigkeit aber kommen der ganzen



Menschheit zugute, zunächst allen, die darin Handel treiben und Pflanzungen oder andere Unternehmungen anlegen. Machen sich die Nationen das klar, so wird die Verwaltung der von Halb- und Ganzbarbaren bewohnten Länder nicht mehr als ein zu erstrebender vorteilhafter Besitz aufgefaßt werden, sondern als ein nobile officium, dem sich ein ehrliebendes Kulturvolk nicht entzieht, zu dem es sich aber nicht drängt, und um das es sich nicht mit anderen Nationen balgt. Da die Erde im Verhältnis zur wachsenden Bewohnerzahl immer kleiner wird, handelt es sich bei der Versorgung mit Nahrungsmitteln und Rohstoffen, die mehr und mehr ein Gegenstand internationaler Erwägungen werden muß, keineswegs bloß um tropische und subtropische Erzeugnisse, sondern auch um Getreide, Vieh, Holz, Kohle, Pelztiere, Tranlieferanten, Seevögel; Güter, die teils mit Vernichtung bedroht sind, teils nicht in den Mengen gewonnen werden, die der steigende Bedarf fordert, und die bei rationeller Wirtschaft erzielt werden können. Darum hat sich die internationale Fürsorge auch über die gemäßigten und die arktischen Zonen zu erstrecken. Bekanntlich hat Roosevelt die Organisierung dieser Fürsorge angeregt.

Eine Schwierigkeit wird dieser Organisation aus der Frage erwachsen, wie der Areopag der christlichen Großmächte solche Staaten zu behandeln habe, die den Anspruch auf volle Souveränität erheben, obwohl sie nur Barbarenstaaten sind. An diesem Punkte liegt noch eine Kriegsgefahr, wenigstens die Gefahr einer Notwendigkeit gelegentlicher militärischer Aktionen. Die Kriegsgefahr, äußerte vor einigen Jahren ein englischer Staatsmann (Lord Salisbury, wenn ich nicht irre) lauert heute nur noch dort, wo die Zivilisation an die Barbarei grenzt. Meiner Ueberzeugung nach gehört nicht bloß die Türkei, sondern auch Rußland zu den Barbarenstaaten, die über kurz oder lang werden in Pflegschaft genommen werden müssen, und wenn, was das natürlichste ist, die Nachbarn, Deutschland und Oesterreich, mit dieser Pflegschaft betraut werden, so bedeutet diese Arbeitteilung, bei der den Westmächten die überseeischen Gebiete zufallen (was für Deutschland den Besitz einiger Kolonien nicht ausschließt) eine weitere Friedensbürgschaft. Dieser Schluß meiner Gedankenreihe wird heute allgemein abgelehnt. Vor 50 Jahren würde das nicht der Fall gewesen sein, und in Zukunft wird der Deutsche wahrscheinlich die Blicke wieder mehr ost- und südostwärts richten als über die See. Die jüngste Orientkrise (deren Verlauf übrigens meine hier dargelegte Auffassung bestätigt; in dem Lärm des vergangenen Winters habe ich nicht einen Augenblick an die Kriegsgefahr geglaubt) hat eine neue Periode der europäischen Politik eingeleitet.

---



## Stil oder Mode.

Von

Dr. Curt Glaser.

Die Begriffe von Stil und Mode gehen vielfach ineinander über und sind nicht leicht reinlich voneinander zu trennen. Im gewöhnlichen Sprachgebrauch findet man das Wort Mode gleichbedeutend mit Kleidermode verwendet. Soll aber das rasch Wechselnde und unwesentlich Oberflächliche der Kleidermode auf andere Gebiete übertragen werden, so spricht man wohl auch in verächtlichem Sinne von einem Stil als bloßer Mode. Und umgekehrt wird man ebenso berechtigt sein, einer Kleidermode, in der das wesentliche und allgemeine künstlerische Empfinden einer Zeit sich spiegelt, den Namen des Stils zuzuerkennen. Will man andererseits anerkennen, daß das, was im weitesten Sinne der Stil einer Zeit heißt, in jeder ihrer Aeüßerungen gleichermaßen sich aussprechen muß, so bleiben für die im allgemeinen rascher wechselnden Formen der Mode nur leichte und das Wesen des Stiles nicht betreffende Schwankungen an dessen Oberfläche bestehen, und man wird das Wesenhafte des Stiles erst gefunden haben, wenn man auf den bleibenden Grund gestoßen ist, auf dem alle solche Bewegungen sich vollziehen. Je strenger und einheitlicher wiederum der Stil einer Zeit ist, um so weniger Raum wird naturgemäß für derartige Schwankungen bleiben, um so enger wird sich alles bis hinab zur Kleidermode den einheitlichen Aeüßerungen eines Stilwillens einordnen.

Ein charakteristisches Beispiel für eine solche Zeit war die Wende von Mittelalter und Neuzeit, die Zeit der Herrschaft Kaiser Maximilians, als sich in deutschen Landen der größte und folgenreichste Stilwandel vollzog, der neuzeitliche Geist der Renaissance die mittelalterlichen Formen der Gotik ablöste. Es war die künstlerisch fruchtbarste Zeit, die Deutschland noch erlebt hat, die Zeit der Dürer, Holbein, Grünewald, und ein starker künstlerischer Wille beherrschte jede Aeüßerung der Kultur. Damals machte auch die Mode der Kleidung den allgemeinen Wandel des Geschmacks in typischer Weise mit. Das langfließende Gewand der Gotik, das von den abwärts gerichteten Schultern bis zum Boden in einheitlich geschwungener Kurve sich senkte, ward verdrängt durch eine neue Tracht, die überall energisch die Teilungen des Körpers betonte, die Breite der Schultern durch weit gebauschte Ärmel und die Ausladung der Hüften durch die schwellende Fülle des Rockes, ja noch die Teilung des Armes im Ellbogengelenk durch eine kleinere Puffe bezeichnete. Nicht plötzlich vollzog sich der Wandel, sondern langsam bereitete sich das Neue vor, um endlich etwa im zweiten Jahrzehnt des sechzehnten Jahrhunderts in der Pracht voller Reife der Entwicklung dazustehen. So wie in der Baukunst der lang aufstrebende Pfeiler der Gotik der gegliederten Säule der Renaissance weichen mußte, wie die Neuzeit die horizontalen



Teilungen und breit ausladenden Gesimse liebte, wie der bildende Künstler den menschlichen Körper nicht mehr in gotischem Linien-schwung stilisierte, sondern die großen Teilungen und Hauptgelenke durch kräftige Cäsuren bezeichnete, so suchte nun auch die Kleidermode breite Fülle der Formen, gegliedert durch klare und einfach sprechende Teilungen.

Wenn heut von einer Saison zur anderen die Damenhüte Riesendimensionen annehmen, oder die Aermel bald eng anliegend, bald oben unförmig weit, bald nach unten trichterförmig, der Rock bald schmal, bald breit ist, so hat all das mit einem allgemeinen Stilempfinden nicht das mindeste mehr zu tun. Wenn trotzdem das jeweils Modische auch als das Schöne erscheint, so beweist dies nichts anderes als die Raschheit im Anpassungsvermögen des allgemeinen Geschmacks, und es muß schon Bedenken vor weiteren Folgerungen erregen, wenn man in Betracht zieht, daß der Geschmack des Verfertigers sich gewöhnlich nur für kurze Zeit mit dem des Trägers zu decken vermag, da die großen Werkstätten nicht für die Mode von heute, sondern für die Mode von morgen zu arbeiten gezwungen sind. Gerade dieser Zwiespalt ist vielleicht das bedenklichste Zeichen für die Gleichgültigkeit der lediglich von kaufmännischen Interessen diktierten, raschen Wandlungen der Mode. Daß in diesen willkürlichen Verschiebungen nicht ein tieferer Sinn liegt, nicht eine stilmäßige Notwendigkeit, braucht kaum erst bewiesen zu werden. Was demgegenüber andererseits etwa das Gemeinsame ausmacht und das für unsere Zeit in weiterem Umfang Charakteristische, das diese verschiedenen Aeüßerungen miteinander verbindet, vermögen wir heut nicht zu übersehen. Aber wenn irgendwo, so könnte erst hier etwas liegen, das den Namen eines Stiles verdiente.

Was für die Mode unserer Tage gilt, das galt in gewissem Sinne ebenso für die rasch sich folgenden Stile in der Baukunst des letztvergangenen Jahrhunderts. Denn auch in diesen scheint das Wesentliche nicht so sehr der eben beliebte und nachgeahmte historische Stil der Vergangenheit zu sein als vielmehr die Tatsache der Nachahmung überhaupt auf der einen Seite, die charakteristische Art, wie das Ueberlieferte angesehen und abgewandelt wurde, auf der anderen. So beginnen wir heut schon das stilmäßig Gemeinsame in den Werken eines Schinkel zu empfinden, ob sie nun der einen oder anderen Mode sich anschließend den vermeintlichen Regeln der Gotik oder der Antike folgen, und so ist das in unserem Sinne Geschmacklose eines buntfarbigem Seidenstoffes aus der Zeit des französischen Bürgerkönigs, eines derben Ornamentes oder einer Zimmerwand in den neuen Räumen des Potsdamer Stadtschlusses, endlich die harte Formen- und Farbengebung gleichzeitiger Malerei eben das Zusammengehörige eines Stiles, den wir als Ganzes nun zu begreifen lernen.

Das Nachahmen früherer, schon dagewesener Formen, wie es dem neunzehnten Jahrhundert gewöhnlich zum Vorwurf gemacht wird, ist als solches noch nicht geeignet, ein Mißtrauen gegen die Originalität eines Stiles zu wecken, lebt doch die Renaissance im wesentlichen von



antikem Formengut, und gerade in Hinsicht auf diesen Charakter der Wiederverwendung antiker Formen kann man mit einigem Recht, wie neuerdings vorgeschlagen wird, den Namen für einen weit längeren Zeitraum von frühen romanischen Zeiten bis in die Herrschaft des Empire anwenden. Nur durch die Absicht einer unbedingt historisch treuen Nachahmung jüngerer Stile, die zudem durch eine allgemein erstarkte historische Bildung gestützt wird, unterscheidet sich das neunzehnte Jahrhundert von den vergangenen Epochen der sogenannten originalen Kunststile. Nicht aber in dem Grade der Originalität der Formen wird man das Kennzeichen eines Stiles im Gegensatz zur bloßen Mode zu suchen haben, sondern in der Universalität, mit der ein Stil die sämtlichen Lebensformen einer Zeit in sich fegreift.

Stil ist das Unbewußte, das ohne individuelle Willenseinstellung Gewordene eines künstlerischen Werkes. Insofern kennt die Stilgeschichte nicht Namen und Persönlichkeiten, sondern nur die einer Zeit, einem Volke gemeinsamen Elemente. Und wo eine Persönlichkeit wie etwa die des Michelangelo am Eingang einer großen, neuen Stilepoche, des Barock, steht, da ist von dem Werden eines Stiles erst dort zu sprechen, wo sein persönliches künstlerisches Wollen sich einer ganzen Zeit aufgeprägt hat. Ob der italienische Barock überhaupt und wie er geworden wäre ohne Michelangelos Eingreifen, ist hier nicht die Frage, nur daß er erst in dem Augenblick ein Stil geworden ist, in dem er nicht mehr nur Ausdruck einer Persönlichkeit blieb.

Man kann von solchen Erwägungen aus eine Nutzanwendung ziehen auf die oft wiederholte Frage unserer Zeit, ob wir einem neuen Stil entgegengehen, ob ein neuer Stil sich gebildet hat. Daß nicht die Neuheit der Formen, die dafür gewöhnlich und allgemein ins Feld geführt wird, an sich schon den neuen Stil bedeutet, haben wir gesehen. Die Frage ist vielmehr, ob diese Formen sich als echter und einziger Ausdruck der Zeit selbst bewähren.

Die kunstgewerbliche Reformbewegung hing bislang zu sehr an den Namen der einzelnen Führer, um in diesem Sinne allgemein den Namen eines neuen Stiles beanspruchen zu dürfen. Der breite Untergrund der großen Massenproduktion war der alte geblieben, und nur daneben und losgetrennt vom allgemeinen Boden entstanden an Zahl verschwindend die neuen Werke der Van de Velde, Obrist, Pankok, Olbrich, Paul, Riemerschmid und einiger anderer. Etwas Neues war da, aber ob es nur eine vorübergehende Mode bleiben oder sich durchsetzen würde, ob das Neue zum neuen Stil werden sollte, das blieb die Frage. Es war eine Kunst für die Wenigen, ein neuer Geschmack, der sich mit vollem Bewußtsein dem allgemein geltenden entgensetzte. Erst nach Ablauf der ersten Entwicklungsjahre traten allmählich leichte Verschiebungen ein. Die Luxusfirmen, die sich zuerst der neuen Bewegung angeschlossen hatten, fielen allmählich wieder ab. Dafür traten ein paar größere und billiger arbeitende Fabriken ein. Was zuerst nur eine letzte Mode für die Reichsten gewesen, wurde nun zum praktisch verwendbaren Hausrat für den Gebrauch des Mittelstandes. Aber ging damit auch die Fabrikation wohl schon etwas in die Breite,



so blieb sie doch noch immer der Ausnahmefall, und immer blieben es die Namen derselben kleinen Zahl entwerfender Künstler, die mit den neuen Formen verknüpft waren. Wo diese Künstler zufällig ihre Werkstatt aufschlugen, hatte auch der neue Stil seine Heimat. So war das seltsame Experiment möglich, mit seinen Hauptträgern den Stil an einen beliebigen Ort zu verpflanzen. In Darmstadt kam auf solche Weise die erste, große, gemeinsame Kundgebung in dem „Dokument deutscher Kunst“ zustande. Aber die hessische Landesausstellung des vergangenen Sommers, die nun, nachdem Jahre verflossen waren, die Versprechungen jener ersten Ausstellung einlösen sollte, hielt keine von ihnen. Der künstlich aufgepfropfte Stil war nicht in der Kunst des Landes aufgegangen.

Die hessische Landesausstellung war nur eine des an kunstgewerblichen Veranstaltungen so reichen Sommers. In Wien gab es eine Kunstschau. Und hier schien etwas wie ein nationaler Stil, etwas nicht der Einzelpersönlichkeit, sondern dem künstlerischen Milieu Angehöriges sich anzukündigen. Nicht wie in Darmstadt das zufällige Beieinander von zugewanderten Fremden und in der Fremde lebenden Landeskindern, die nichts verbindet als irgendeine Zugehörigkeit zum Boden, sondern ein gemeinsames Wollen, das alle eint. Aber kommt man von der Kunstschau, glaubt man dort das neue Wien erfaßt zu haben, und kehrt zurück in das Wien, wie es wirklich ist, so findet man ein anderes. Nichts von der pretiösen Formenstrenge der Hofmann und Moser, dafür ein gemütliches Sichgehenlassen in der hergebrachten Eleganz. Auch hier ist der neue Stil nur die eigenwillige Mode einer eng umgrenzten Künstlergruppe.

Demgegenüber bedeutete die Münchener Ausstellung etwas durchaus Neues und Eigenes. Es war die Ausstellung einer Stadt. Nicht eine Gruppe von Künstlern, sondern die Stadt selbst war die Ausstellerin, und doch oder gerade darum war das, was da zustande kam, das Dokument einer zusammenhängenden und einheitlichen künstlerischen Kultur. Es war nicht so sehr die Menge der kunstgewerblichen Leistungen, obwohl auch die ungewöhnlich große Zahl sehr ins Gewicht fällt, sondern es war der einheitliche Geist in allen Darbietungen, der den großen Eindruck bedingte. Hier waren zum ersten Male nicht mehr die Künstlernamen überall das Wesentliche, sondern auch das Namenlose war vom gleichen Charakter und Wert. Der Handwerker selbst hat ein Gefühl für die neuen Formen. Er arbeitet nicht mehr nach den alten Schablonen, die er nur preisgibt, so lange ihn der zähe Wille eines entwerfenden Künstlers in seine Bahnen zwingt, sondern die neuen Formen sind ihm die natürlichen geworden. Und neben dem Fertigen war das erst werdende zu sehen, die große Zahl von Schulen, in denen eine heranwachsende Generation in dem Geiste einer neuen Kunst auferzogen wird, in denen die Lehrlinge und Schüler Entwürfe anfertigen, die wohl in Wettbewerb treten können mit solchen, die wir bisher nur mit der Marke eines bekannten Künstlers zu sehen gewöhnt waren.

Hier zum ersten Male hat das neue Kunstgewerbe seinen An-



spruch auf den Namen eines Stiles in Wahrheit dargetan, und München hat seinen alten Ruf als deutsche Kunststadt glänzend gerechtfertigt. Auch wo einst die große Gefahr für Münchens künstlerische Entwicklung gelegen, die zu dem berüchtigten, aber zu seiner Zeit berechtigten Wort vom Niedergang Münchens als Kunststadt geführt hatte, konnte man in den Räumen Seidls noch deutlich empfinden, in diesen Räumen, die eine Fortsetzung von Nationalmuseum und Künstlerhaus bedeuteten, und in denen der Geist Lenbachscher Halbkunst sein Wesen trieb. Aber dieses gleichsam eingesprengte Stück überwundener Kultur wirkte nur noch als Folie und Gegensatz, ein letzter Rest des endgültig zu Grabe getragenen, alten Stils.

Zu einer Leistung, wie sie diese Münchener Ausstellung darstellte, wäre keine andere deutsche Stadt heute imstande. Am wenigsten vielleicht Berlin, wo der neue Stil nach jahrelangen, oft erneuten Ansätzen noch immer im Stadium erster und stets wieder mißglückender Versuche geblieben ist. Die Zeit muß lehren, ob die Kolonisation von München aus, die mit Bruno Paul und den Filialen der vereinigten Werkstätten für Handwerkskunst versucht ist, zu besseren Zielen führen wird als die noch immer auf halbem Wege stehen gebliebenen Versuche von Firmen wie Keller und Reiner und Hohenzollernkaufhaus, Wertheim und Ball.

Aber nicht das ist heute mehr das Entscheidende, wie lange es dauern wird, bis an der oder jener Stelle der neue Stil festen Fuß gefaßt hat, daß er ein Stil geworden ist, ist das Ermutigende. Denn er hat eine Heimat, eine Stätte, von der er so leicht nicht verdrängt werden wird, — gehört doch ihm die Zukunft, die kommende Generation ist sein. Wie im einzelnen die Entwicklung verlaufen wird, kommt daneben nicht in Betracht. Aber das eine steht fest, daß Deutschland die Heimat des neuen Stiles ist. Mögen die Ausgangspunkte in England und Frankreich liegen, mag die erste Vermittlung einem Belgier zu danken sein, die Fortbildung und die Vertiefung der neuen Gedanken zu einem neuen Stil ist deutsches Werk, und wenn nicht alles trügt, wird man von dem Stile des zwanzigsten Jahrhunderts als von einem deutschen Stile reden dürfen.

In München hat der neue Stil festen Fuß gefaßt, hier hat er eine Heimat und sicheren Rückhalt und von hier wird er seinen Weg antreten können. Vorläufig gilt es noch, Deutschland selbst zu erobern, aber vielleicht ist die Zeit auch nicht mehr so fern, wo man so wie bei uns von Pariser Damenmode und englischer Herrenkleidung im Auslande von deutscher Handwerkskunst wird sprechen hören. Das hieße Weltpolitik und friedliche Eroberung. Und wird dieses Ziel erreicht, so ist es nicht dem geschäftigen Amerikanertum Groß-Berlins, sondern der stillen Arbeit des Münchener Handwerkes zu danken.



## Das letzte Werk Joseph Maria Olbrichs.

Von

Robert Schwerdtfeger.

Seltsames und trauriges Mißgeschick traf den zukunftsreichsten Zweig moderner Kunst. Zwar, um zu großer Kunst zu erwachsen, hat die Architektur nur wenige Stützen; aber drei Baumeister hoben sich über die weite, lenzgrüne Ebene moderner Baukunst. Nun riß in halber Jahresfrist die beiden jüngsten und lebendigsten aus vollem Schaffen der Tod.

Das ist ein böses Mißgeschick, dessen Tragweite wohl nur denen ganz begreiflich ist, die voll Unruhe bemerken, wie unsere Bauerei zwar die schroffen Spitzen verlassen hat, nun aber auch von der Höhe des Zeitgedankens herabglitt und mit lächerlicher Emsigkeit wiederum der historisierenden Verflachung zustrebt. Da ist es ein schwerer Verlust, wenn zwei von den drei besten, an die man Hoffnungen für eine reiche Zukunft getrost knüpfen konnte, für immer vom Werk gerufen werden.

Die drei, von denen ich spreche, sind Theodor Fischer in München, Alfred Messel in Berlin und Joseph Maria Olbrich in Darmstadt. Mancher freilich wird lächelnd diese Zusammenstellung ablehnen. Denn ist die Autorität der beiden ersten auch unbestritten, der Darmstädter steht für viele, und für Berufsgenossen besonders, erst in zweiter oder dritter Reihe, oder hat gar ganz im Hintertreffen zu bleiben. Der Name des Toten wartet noch auf Anerkennung, die dem Lebenden nur im engen Kreis reich zuteil wurde. Sind ihm die Zweifel an seiner Berufenheit doch nicht spärlich aufs Grab gelegt worden; und nun soll man ihn gar zu den Auserwählten zählen?

In Olbrichs künstlerischer Persönlichkeit wohl nicht am wenigsten lag der Grund, daß die allgemeine Anerkennung ihm bisher versagt blieb. Denn eigentlich ist das Große in ihm nie ganz frei geworden. Aus seinem Schaffen spricht überall eine jugendliche Unruhe und Unbändigkeit, ein Suchen und Proben, ein Auswählen und Verwerfen; das kontrastierte ein wenig mit seinem über die Drängejahre hinausgeschrittenen Alter; das legte eine leise Dissonanz in seine künstlerische Erscheinung und trug ihm so oft das Urteil der Unreife und von gehässigen oder stockigen Leuten gar der Unfähigkeit ein. Dennoch war seine Größe vielleicht gerade diese „Unfertigkeit“. Mit starrköpfiger Konsequenz lehnte er alle Konzessionen an den positiven Nutzwert der Vergangenheit ab. Was er aufnahm, gab er nicht wieder wie etwa Messel oder Fischer, unaufgelöst, nur durch eine Persönlichkeit destilliert und neu bearbeitet. Er wollte es in vollster Bedeutung verdauen; es sollte sich in Schaffensenergie umsetzen, in Blut sozusagen, und als frisches Blut die Gehirnzellen beleben. Daher brauchte er lange Zeit, sich zu entwickeln. Wenn Messel, kühn auf seine Persönlichkeit vertrauend, einfach die fremde Form aus der Ver-



gangenheit hob, um sie in seine Schöpfung zu bannen, brütete Olbrich vielleicht lange über einer Idee, die möglicherweise einmal vor Jahrhunderten schon gewesen war, aber neu wie ein Wassertropfen, der durch den uralten Leib der Erde gefiltert ist, mühsam als Quell wieder ins Licht brach. So kommt es, daß Messel, daß Fischer positiv viel Fertigeres leisteten, weil sie sich mit Recht diesen langwierigen Prozeß des Neuformulierens ersparten. Olbrich aber war nun einmal auf sein Prinzip versessen; und es machte ihn froh, eine neue Form, einen neuen Schmuck, eine neue Kombination von Linien oder Farben erarbeitet zu haben. Er blieb daher in der Hauptsache Dekorateur, ein unendlich reicher Detaillierer. Der sonderbare, im Versuch abnorme und in der Praxis unfruchtbare Weg vom Detail in den Aufbau schien manchmal seinem Schaffen zugrunde zu liegen, ja schien fast möglich bei diesem Künstler, der ständig Ueberraschungen bereit hatte. Wie sein Formtalent sich an handwerklicher Kleinkunst bewährte, wie es später ein Möbel zu gestalten vermochte, in dem ohne weiteres der lange Weg der konstruktiven Schönheit mit dem der schmucklichen Gestaltung zugleich beschritten scheint, während die große Masse noch immer auf dem ersten schläfrig dahintrottelt, ist bewundernswert. Ich glaube, Möbel von Olbrich werden in späteren Zeiten der Gegenwart eine künstlerische Reife bezeugen, die sie noch gar nicht besitzt; manche sah ich, die auf einer Höhe stehn, zu der man unsere besten Möbelarchitekten in langsamer Entwicklung einmal emporklimmen zu sehn hofft. So seltsam war dieser schöpferische Geist hier vorausgeeilt und dort zurückgeblieben.

Nun hat man in Düsseldorf einen Warenhausbau der Firma Leonhard Tietz eröffnet, der das letzte Werk Olbrichs darstellt, um dessen Ausführung er sich leidenschaftlich bemühte, weil er seine Lebensaufgabe in diesem Riesenprojekt sah. Es war eine ideale Aufgabe, denn klein nur im Verhältnis war das Honorar; doch stand ihm die künstlerische Befriedigung höher als die materielle. Vielleicht auch ließ sein Ehrgeiz nicht zu, daß ein anderer Entwurf, dessen Minderwertigkeit er wohl erkennen mußte, an Stelle des seinen ausgeführt würde.

Mit seltener Freudigkeit steht man vor diesem Werk. Man fühlt, hier bedarf die Kritik keiner Zählung, denn wenn sie das Mißlungene in zahllosen Beispielen zu häufen vermöchte, bliebe doch das Gute überwiegend. Fände sie an jeder Einzelheit zu tadeln, bliebe doch das Ganze groß; und wüßte sie auch das Gesamte als Resultat anzugreifen, so bliebe doch die Tat bestehn, die große und mutige Tat eines feurigen Wollens aus überreichem Geist.

Es ist leicht, Einwände sowohl wie Entschuldigungen für diesen Bau zu finden: Einwände in der Tatsache, daß Messel die Priorität des grundlegenden Gedankens zukommt, und daß Olbrich es sich leicht machen konnte, indem er, der die Vergangenheit verschmähte, eine Stütze und Anregung in der Gegenwart suchte; Entschuldigungen darin, daß der Künstler starb, als sein Werk erst im Rohbau stand, und daß er somit, wenn auch alle Zeichnungen bis in die größten Details fertig gewesen wären (was ich für ausgeschlossen halte), die wichtigste



Arbeit, die Uebertragung in das Material, nicht mehr sehn, überwachen und korrigieren konnte. — Daß Olbrich bewußt Messels Arbeit der seinen zur Grundlage machte, ist klar. Es erscheint charakteristisch für diesen mit allen Wurzeln in der Gegenwart haftenden Künstler: daß er die Vergangenheit als fertig übernehmbar zwar ablehnte, doch einem großen Zeitgenossen ohne Eitelkeit und Eigensinn auf seiner Spur folgte und so durch die Tat zeigte, daß er von ihm annehmen und lernen wollte. Mag er darin auch der Schüler geblieben sein, der den Meister vielleicht nicht einmal erreichte: was seine Schöpfung so stark macht, ist der tatsächliche Fortschritt über den Meister hinaus. Wohlverstanden nicht der Wert, sondern der Fortschritt; der Olbrichbau ist keine Wiederholung des Messelschen Warenhauses, sondern eine Weiterentwicklung; und zwar nicht in der Richtung des Prinzips (das ist wohl im Augenblick schwer noch möglich), sondern in der Ausgestaltung der schöpferischen Möglichkeiten. Mit anderen Worten: nicht den Warenhausbau hat er vervollkommenet, sondern die Fähigkeit der Architektur, mit eigenen Mitteln aus dem Elementaren den Reichtum zu entwickeln.

Denn das ist der überwältigende, kaum glaubhafte Eindruck des Baus: daß mit den Mitteln und Fähigkeiten unserer Gegenwart ein Monumental- und Prachtbau errichtet werden konnte, in dem die Vergangenheit, der Mittel und Fähigkeit doch entsprungen sind, überwunden scheint. Das ist eine unendliche Errungenschaft, die dem Unbefangenen vielleicht ganz unwichtig erscheint, aber ein so starkes Versprechen für die Zukunft unserer Architektur ist, daß man gern Unvollkommenes mit in den Kauf nimmt.

Das Gebäude steht mit dreifacher Straßenfront an bevorzugter Stelle Düsseldorfs. Während die Langseite an der engen Bazarstraße nicht in ein günstiges Gesichtsfeld zu bringen ist, liegen die beiden Querfassaden an der Alleestraße und der platzartigen Königsallee dem Blick vollkommen frei. Daher ist auf ihre Ausgestaltung auch die stärkste Betonung gelegt, so daß sie als Hauptfronten sich darstellen. Die gleiche Ausbildung beider Fassaden, die auf ein praktisch vielleicht übertriebenes Symmetriegefühl des Künstlers zurückzuführen ist, wäre bei der Größe des Gebäudes und bei der Unmöglichkeit, beide Fronten zu gleicher Zeit zu sehn, vielleicht unnötig gewesen; vielmehr hätte ein verschiedenes Schaubild weitere Möglichkeiten und größere Mannigfaltigkeit gegeben, ohne den einheitlichen Gesamteindruck zu beeinträchtigen. Dennoch wirkt die großzügige Symmetrie, die den streng achsialen Grundriß mit seinen drei quergelagerten Lichthöfen betont, imposant.

Während die Höhenwirkung der kräftig und doch fein profilierten Pfeiler nach der Mittelachse zu durch Balustraden an den Ecken, die die Vertikalen unterbrechen und ein zweifaches Zurücktretan der Wand bis an den Sims betonen, fein gesteigert wird, ist der Uebergang des Mittelteils zum Dach gar nicht gelungen. Man sieht, wenn man in die Achse tritt, daß der geometrische Aufriß schuld daran ist. Da fügen die vielfachen Formen von Kreis, Kuppel und ge-



schweiftem Giebel sich geschickt und ruhig übereinander, während in der perspektivischen Verschiebung ein beunruhigender und unharmonischer Wirrwarr von Motiven sich aufdrängt. Olbrich hat die Ausführung nicht mehr gesehen; er hätte sicherlich den Reißbrettirrtum berichtigt. Uebedingt aber möchte man die Schuld an der den Sims umziehenden schweren Fruchtgirlande, die sich an den zwei geschweiften Giebeln der Langseite hinaufzieht und in die architektonisch ganz unmöglichen Riesenmasken aus verschlungenen Frauenleibern endigt, von ihm abschieben. Diese Renaissancewurst und diese Verirrung aus der Jugendstilzeit hätte der fein empfindende Künstler, der wohl im Komplizierten, nie aber im groben Effekt stecken blieb, sicher nicht geduldet. Ueberhaupt erscheinen diese zwei Giebel, die wohl als Gegengewicht zu dem stark zurücktretenden Dach geplant wurden, ein störend unnötiges, auch praktisch zweckloses Anhängsel. Auch die giebelförmigen Ueberbauten der Portale, die, was besonders von innen unangenehm auffällt, die Fensterflächen unlogisch zerschneiden, wirken angestückelt, und man möchte ihre schönen Skulpturen, die der Düsseldorfer Bildhauer Knubel, ein aus dem Steinmetzhandwerk kommender Künstler, ausführte, harmonischer dem Bau eingefügt sehn.

An meisten vermißt man im Innern, daß das Auge des Schöpfers sein Werk nicht bei der Ausführung überwachen konnte. Die hohen Pfeiler der Mittelhalle, die einen schweren Fries unter der schönen Glastonne tragen, der das Auge schmerzhaft nach oben ablenkt, waren, wie man mir sagte, ursprünglich aus schwarzem resp. dunklem Marmor geplant. So hätten sie den Reichtum der Schmuckmotive gestützt und getragen. Das jetzt verwendete Material, ein stark geflammter gelber Marmor bringt eine bedenkliche Unruhe und Haltlosigkeit in den Raum und nur, wenn man vom Eingang aus gegen das riesige Mittelfenster sieht, durch dessen weiße Verglasung ein mildes Licht wie Schleier den Raum durchzieht, ruht das Auge ungestört auf all der Pracht.

Wunderschön dagegen ist das breite, in kühlen Farben marmorgetäfelte Treppenhaus, in dem fast nur das edle Material die einfach vornehme Wirkung gibt. Im Teppichsaal, der vielleicht aus zwecklichen Gründen in der Anlage so sehr an Messels Vorbild erinnert, stören die gar zu großen Beleuchtungskörper (die auch in den Lichthöfen nicht gelungen scheinen), an denen überdies ein orientalischer Akzent auffällt. Die Ausbildung der Wände (delikate Handstickereien sind in die Holztäfelung eingelassen) gibt dem Raum ein bewußtes Gepräge kühler Repräsentation, wobei vielleicht nicht genug berücksichtigt worden ist, daß die warmen Farben der orientalischen Erzeugnisse, die hier zum Verkauf kommen, ein wenig brutal der kühlen Vornehmheit der Wanddekorationen gegenüberstehn.

Es ist bei Olbrich nicht verwunderlich, daß immer wieder die Schönheit feiner Einzelheiten den Blick auf sich lenkt. Da steht man vor Schmuckformen, denen man keine Vergangenheit ansieht, und die doch nicht das so lustig begrenzte und fast immer eine Unvollkommenheit bezeichnende Wort „modern“ verdienen. Es sind neue formliche Mög-



lichkeiten, von der Praxis überraschend bestätigt. Aber erst wenn man bedenkt, daß dieser ganze Riesenbau in jeder Einzelheit solche Möglichkeiten bewußt, faßt und begreift man die ungeheure Leistung. Dies Gefühl des Reichtums läßt den Detaillierer, den Dekorateur Olbrich über den Architekten hinausragen, der doch, zwar in enger Anlehnung an einen Meister, in diesem Bauwerk den Beweis einer überraschenden Disziplin, der vornehmsten Eigenschaft des Architekten, gab, — wenn ich auch rein architektonisch den viel umstrittenen Darmstädter Hochzeitsturm als die stärkere Leistung ansehen möchte. — Wird man sich bewußt, daß dies das letzte Werk des Künstlers ist, über das hinauszuschreiten der Tod ihn verhinderte, begreift man, welche Erfüllungen uns versagt geblieben sind. So hinterläßt es ein Bedauern über verlorene Wünsche und Hoffnungen, und eine Traurigkeit über die Verschwendung der Natur, die ihre schönsten Früchte schwellen läßt, ohne ihnen die volle Reife zu gewähren. Neben der Trauer aber behauptet sich die helle Freude über die Tatsache dieses Bauwerks, das so herrliche Möglichkeiten zeigt. Ein Gefühl des Stolzes schwillt in dem auf, der nun erkannt hat, daß unsere Gegenwart doch nicht so arm ist, wie manche Vergangenheitapostel uns weismachen wollen.

---

## Geigen.

Von

Arthur Silbergleit

Wir sind wie leise, echozarte Geigen,  
Die Abend singen und zur Ruhe gehn  
Und die sich sanft verschwistern und verzweigen  
In einem kinderinnigen Verstehn.

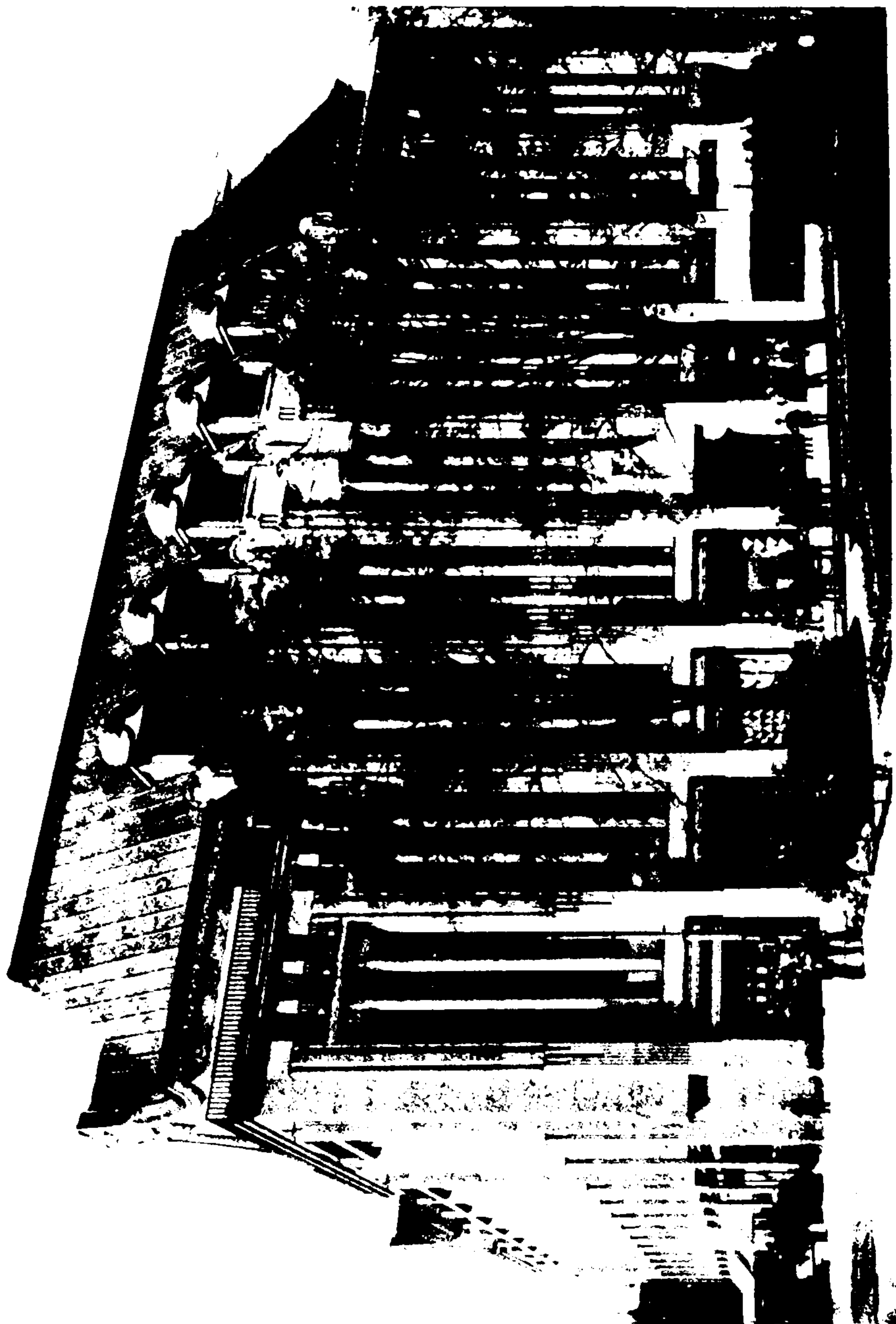
Du zitterst weh aus meinem tiefen Klange,  
Ich flute bang aus deinem zagen Lied.  
Wir sind wie Geigen, die des Mondes Spange  
Als Sangesseelen zueinander zieht.

Und wenn wir ausgetönt und ausgeschwungen,  
Führt Gott zu neuem Sang und neuem Reim  
Uns, von der Mondesspange schlank umschlungen,  
Zu der Musik der ersten Sterne heim.







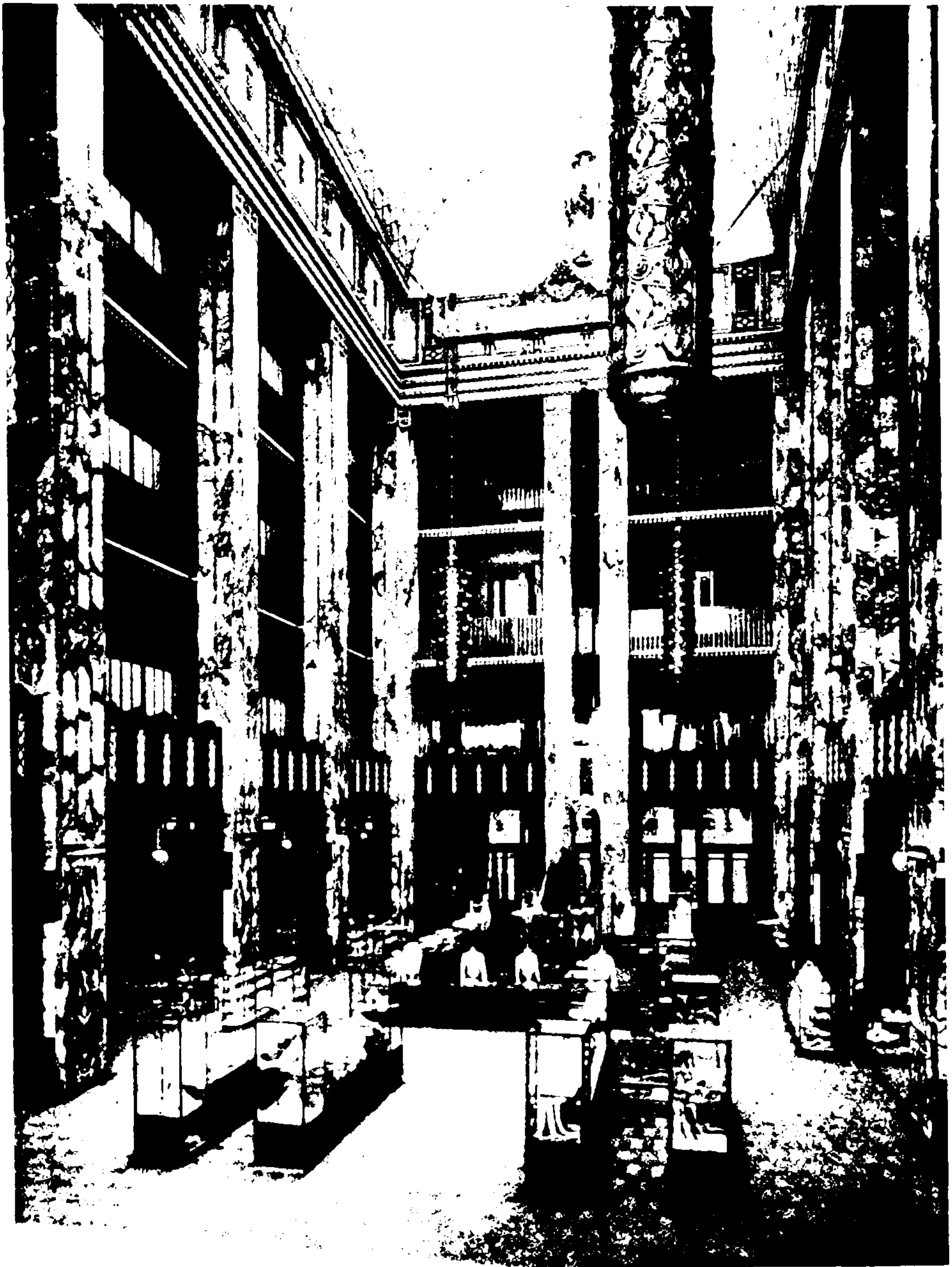


JOSEPH M. OLBRICH

DAS KAUFHAUS TIETZ in DUSSELDORF  
Aussenansicht

Aus dem 3. Sonderheft zur „Architektur des 20. Jhdts.“  
Verlag Ernst Wasmuth A. G. Berlin.





JOSEPH M. OLBRICH

DAS KAUFHAUS TIETZ in DUSSELDORF  
Innenansicht I

*Aus dem 1. Sonderheft zur „Architektur des 20. Jahrhunderts“  
Verlag Ernst Wasmuth A.-G. Berlin.*







## Die Ehe.

Komödie von Bernard Shaw.

Deutsch von Siegfried Trebitsch.

(Fortsetzung.)

**Reginald** (zu Leo): Glaubst du, daß ich dich besuche, wenn du Hotchkiß heiratest?

**Hotchkiß**: Ja hoffentlich. Sie werden doch nicht rachsüchtig sein, Rejy. Uebrigens werden dann alle Vorteile, deren ich mich früher erfreute, auf Ihrer Seite sein. Sie werden der Besucher, die Ablösung, das neue Gesicht, die neuen Nachrichten, die hoffnungslose Neigung sein: ich werde nur „der Gatte“ sein.

**Reginald** (rasend): Wer von euch will mir endlich einmal sagen, wie wir dazu kommen, immer über Hotchkiß zu sprechen, wo die Sache sich doch um Edith dreht? (Er geht aufgebracht durch die Küche zum Turm und zurück zu seinem Stuhl.)

**Frau Bridgenorth**: Wer von euch will mir endlich einmal sagen, was aus der Welt werden soll, wenn niemand heiratet?

**Sykes**: Wer von euch will mir endlich einmal sagen, was ein rechtschaffner Mann und aufrichtiger Anglikaner einer Frau, die er liebt und die ihn liebt und die ihn nicht heiraten will, anbieten soll?

**Leo**: Wer von euch wird mir endlich einmal sagen, wie ich es einrichten soll, daß ich für Rejy Sorge, wenn ich St. John heirate? Rejy darf keine andere heiraten, namentlich nicht diese widerliche ekelhafte Kreatur, die ihn bei Gericht so heimtückisch verleumdet hat.

**Hotchkiß**: Wir wollen den ersten englischen Ehevertrag aufsetzen.

**Leo**: Schämen Sie sich, Sinjon!

**Der Bischof**: Einer muß doch den Anfang machen, liebes Kind. Ich vermute sehr stark, daß er viel schlimmer sein wird als das bestehende Gesetz, und daß ihr alle vorziehen werdet, euch zu verheiraten, sobald er geschlossen sein wird. Wir können der Moralität daher keinen größeren Dienst erweisen, als wenn wir sofort versuchen, wie sich das neue System bewährt.

**Lesbia** (die Anwesenden plötzlich an ihre vergessene Gegenwart erinnernd, steht gedankenvoll im Torweg des Gartens: Ich habe nachgedacht.)

**Der Bischof** (zu Hotchkiß): Es geht nichts darüber, Menschen zum Nachdenken zu bringen: ist Sinjon da?

**Lesbia** (kommt an den Tisch, an die linke Seite des Generals): Ein Weib hat kein Recht, die Mutterschaft zu verweigern. Das ist klar nach den Statistiken, die Sidney Webb in der Times gegeben hat.



Der General: Webb hat damit nichts zu schaffen. Es ist die Stimme der Natur.

Lesbia: Aber wenn sie eine englische Dame ist, hat sie das Recht und die Pflicht, ehrenhafte Bedingungen zu verlangen. Wenn wir uns über die Bedingungen einigen können, bin ich nicht abgeneigt, ein Bündnis mit Boxer einzugehen.

Der General springt auf die Füße, momentan verblüfft und sprachlos.

Edith (sich erhebend): Und ich mit Cecil.

Leo (sich erhebend): Und ich mit Rejky und St. John.

Der General (bestürzt): Ein Bündnis! Meinen Sie eine — eine — eine —

Reginald: Sie meint bloß Bigamie, wenn ich sie recht verstehe.

Der General: Wie lange wirst du hier noch stehen, Alfred, und diesem Irrsin standhalten? Ist es ein schrecklicher Traum oder bin ich wach? Laßt uns im Namen des gesunden Menschenverstandes und der Gesundheit zum wirklichen Leben zurückkehren —

Collins kommt im Stadtratkleid durch den Turm herein. Die Damen stehen, setzen sich hastig wieder und sehen so unbefangen drein wie möglich.

Collins: Es tut mir leid, Sie drängen zu müssen, Eminenz; aber die Kirche ist seit einer Stunde voll und der Organist hat die ganze Hochzeitsmusik aus dem Lohengrin schon dreimal durchgespielt.

Der General: Das ist der Mann, den wir brauchen. Alfred: ich bin dieser Krise nicht gewachsen. Du bist ihr nicht gewachsen. Die Armee hat versagt. Die Kirche hat versagt. Ich werde mich aller sozialen Distinktionen begeben und an den Stadtrat appellieren.

Frau Bridgenorth: Tu das, Boxer. Er kriegt uns sicherlich aus dieser Schwierigkeit heraus.

Collins, ein wenig verlegen, kommt, höflich nach vorne zu Hotchkiß' Linken.

Hotchkiß (sich erhebend, die Kleider des Rats Herrn machen Eindruck auf ihn): Ich hatte noch nicht das Vergnügen. Wollen Sie mich vorstellen.

Collins (vertraulich): Es ist schon gut, mein Herr. Ich bin nur der Gemüsehändler, der das Hochzeitsfrühstück angerichtet hat. Stadtrat Collins, mein Herr, wenn ich in meinem Amtskleid bin.

Hotchkiß (verblüfft): Sehr erfreut. (Er setzt sich wieder.)

Der Bischof: Ich für meine Person schätze den Rat meines alten Freundes, den Herrn Stadtrat Collins, sehr hoch. Wenn Edith und Cecil es ihm erlauben.

Edith: Collins kennt mich seit meiner Kindheit: ich bin überzeugt, er stimmt mit mir überein.

Collins: Ja, Fräulein: Sie können in dieser Hinsicht auf mich zählen. Darf ich fragen, worin die Schwierigkeit besteht?



Edith: Das ist ganz einfach. Glauben Sie, daß ich mich unter der bestehenden Gesetzesform verheirate?

Sykes (sich erhebend, tritt an Collins linken Ellbogen): Ich frage Sie als vernünftigen Mann: ist es für Edith in irgendeiner Weise schlimmer als für mich?

Reginald (seinen Platz verlassend und sich zwischen Collins und Sykes drängend, der zu seinem Stuhl zurückgeht): Das ist nicht die Hauptsache. Sie müssen das wissen, Herr Collins. Es ist nicht der Mann, der den Rückzug antritt: sondern die Frau. (Er stellt sich am Kamin hin.)

Lesbia: Das geben wir nicht zu, Collins. Die Frauen sind vollständig bereit, ein vernünftiges Uebereinkommen zu treffen.

Leo: Mit beiden Männern.

Der General: Der Fall liegt Ihnen jetzt vor, Herr Collins. Und ich frage Sie wie ein Mann den andern: haben Sie schon jemals solchen verrückten Unsinn gehört?

Frau Bridgenorth: Die Welt muß doch ihren Lauf fortsetzen, nicht Collins?

Collins (schnappt danach, als dem ersten vernünftigen Vorschlag, den er hört.) Oh, die Welt wird schon weiter gehn, gnädige Frau: darüber brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen. Es ist nicht so leicht, sie aufzuhalten, wie die nachdenklichen Menschen glauben.

Edith: Ich wußte, Sie würden mit mir übereinstimmen, Collins. Ich danke Ihnen.

Hotchkiß: Haben Sie die leiseste Ahnung, wovon hier gesprochen wird, Herr Stadtrat?

Collins: Oh, das ist schon in Ordnung, mein Herr. Die Einzelheiten tun nichts zur Sache. Ich lese niemals einen Komitee-Bericht: was können sie einem schließlich sagen, was man nicht schon weiß? Man errät es aus ihrem Gespräch. (Er geht zur Tischdecke und spricht über den Tisch weg zur Gesellschaft): Nun, Eminenz, Fräulein Edith und meine Damen und Herren, die Sache ist die. Die Ehe ist in ihrer Art ganz erträglich, wenn man sie nicht zu schwer nimmt und nicht zu viel von ihr erwartet. Aber sie verträgt nicht, daß man über sie nachdenkt. Die Hauptsache ist, daß man die jungen Leute zusammengebunden kriegt, ehe sie wissen, worauf sie sich einlassen. Da ist Fräulein Lesbia. Ja, die hat gewartet, bis sie anfang darüber nachzudenken: und dann war alles vorbei. Wenn Sie erst einmal anfangen darüber nachzudenken, Fräulein Edith und Herr Sykes, so werden Sie nie heiraten. Gehen Sie hin und heiraten Sie zuerst: Sie werden nachher zum Nachdenken Zeit genug haben, glauben Sie mir, Fräulein.

Hotchkiß: Ihre Warnung kommt zu spät. Die beiden haben bereits mit dem Nachdenken angefangen.



Der General: Aber Sie sehen ja die Hauptsache nicht, ich möchte nicht übertreiben; aber das einzige Wort, das ich finden kann, ist grenzenloses Entsetzen über die ganze Angelegenheit. Diese Damen weigern sich nicht nur unsere ehrbaren Anerbieten anzunehmen, sondern so weit ich verstanden habe — und ich bitte Sie herzlichst um Entschuldigung, Lesbia, wenn ich Unrecht habe und hoffentlich hab' ich das — verlangen sie von uns, daß wir — ich bedaure diesen Ausdruck gebrauchen zu müssen, daß wir — Beziehungen mit ihnen eingehen, auf Grund von Verträgen, die unsere verdamnten Anwälte aufzusetzen haben.

Collins: Meiner Treu, General: das ist etwas Neues, wenn die Parteien derselben Gesellschaftsklasse angehören.

Der Bischof: Nichts Neues, Collins. Die Römer taten's schon.

Collins: Ja, die taten es, die Römer. Wenn man in Rom ist, soll man tun, was die Römer tun, sagt ein altes Sprichwort. Aber wir sind hier ja nicht in Rom, Eminenz.

Der Bischof: Wir haben viele Wege der Römer eingeschlagen. Was halten Sie denn vom Vertragssystem, Collins?

Collins: Nun, Eminenz, wenn von einem Vertrag die Rede, muß ich ihn immer schwarz auf weiß sehen. Wenn es mündlich sein soll, laßt es mündlich sein; aber wenn es ein Vertrag sein soll, aufs Papier damit, schwarz auf weiß; dann wissen wir, woran wir sind.

Hotchkiß: Ganz richtig, Herr Stadtrat. Wir wollen den Vertrag mal sofort aufsetzen. Darf ich Papier und Schreibzeug aus Ihrem Arbeitszimmer holen, Eminenz?

Der Bischof: Ja, St. John.

Hotchkiß geht in die Bibliothek.

Collins: Wenn ich auf eine Schwierigkeit aufmerksam machen dürfte? Eminenz —

Der Bischof: Gewiß (Er geht zum vierten Stuhl von der Linken des Generals abgezählt, aber ehe er sich setzt, weist er höflich auf einen Stuhl am Ende des Tisches, in der Nähe des Kamins): Wollen Sie nicht Platz nehmen, Herr Stadtrat? (Collins, der sich durch die feine Beachtung von seiten des Bischofs sehr geehrt fühlt, setzt sich. Der Bischof nimmt dann seinen Sitz ein.)

Collins: Wir sind jetzt sechs Herren und vier Damen. Das ist nicht fair.

Reginald: Nicht fair für die Herren, meinen Sie.

Leo: Oh! Rejy hat einen Witz gemacht! Sollte ich mich in ihm getäuscht haben?

Hotchkiß kommt mit einem Löschblatt und Papier zurück. Er nimmt den freien Platz in der Mitte des Tisches zwischen Lesbia und dem Bischof.



Collins: Eminenz! meine Damen und Herren, um Ihnen die Wahrheit zu gestehen, ich traue meinem Urteil in dieser Angelegenheit nicht. Da ist eine Dame, die ich in heiklen Fragen, wie diese es zum Beispiel ist, immer um Rat frage. Sie hat eine ganz außerordentliche Erfahrung, ein wundervolles Temperament und den sichersten Instinkt in Herzensangelegenheiten.

Hotchkiß: Verzeihen Sie, Herr Stadtrat; ich bin ein Snob; und ich mache Sie darauf aufmerksam, daß es keinen Zweck hat, wen immer um Rat zu fragen, der uns nicht schlechtweg vom Klassenstandpunkt aus berät. Die Ehe ist gut genug für die niederen Klassen: die haben Möglichkeiten zur Fahnenflucht, die uns versagt sind. Welches ist die gesellschaftliche Stellung dieser Dame?

Collins: Die höchste im Wahlkreis, mein Herr. Es ist die Bürgermeisterin. Aber Sie brauchen vor ihr keine Angst zu haben. Sie ist außerdem meine Schwägerin. (Zum Bischof): Ich habe Ihrer Frau Gemahlin oft von ihr erzählt, Eminenz. (Zu Frau Bridgenorth): Es ist Frau George, gnädige Frau.

Frau Bridgenorth (betroffen): Ist Frau George denn ein wirklicher Mensch?

Collins (gleichfalls betroffen): Haben Sie nicht an ihre Existenz geglaubt, gnädige Frau?

Frau Bridgenorth: Aber auch keinen Augenblick.

Der Bischof: Wir dachten immer, daß Frau George viel zu gut sei, um wahr zu sein. Ich glaube noch immer nicht an sie, Collins. Sie müssen sie herbringen, wenn Sie mich überzeugen wollen.

Collins (überwältigt): Na, ich bin so niedergeschlagen durch — das hab ich mir ja nie träumen lassen! sie ist augenblicklich in der Kirche und will die Hochzeit sehen.

Der Bischof: Dann bringen Sie sie her. (Collins schüttelt den Kopf.) Hören Sie Collins! beichten Sie. Diese Person existiert gar nicht.

Collins: Sie existiert, Eminenz: sie existiert, glauben Sie mir. Ich kann sie allerdings nicht herbringen; aber Sie können es, Eminenz.

Der Bischof: Ich!

Collins: Ja, Eminenz, Sie. Aus irgendeinem Grund, den ich nie herausfinden konnte, hat sie mir verboten, über Ew. Eminenz zu sprechen oder sie mit Ihnen zusammenzuführen. Ich habe sie wiederholt gebeten an einem Hochzeitsmorgen hierherzukommen und mir bei den Blumen und dergleichen zu helfen; und sie hat sich immer geweigert. Aber wenn Sie ihr befehlen herzukommen, als ihr Bischof — dann wird sie kommen. Sie ist sehr seltsamen Einbildungen unterworfen, diese Frau George. Senden Sie ihr Ihren Bischofs-Ring, Eminenz — senden Sie ihn durch einen sehr eleganten



Herrn — vielleicht wäre Herr Hotchkiß so liebenswürdig ihn zu überbringen dann: kommt sie.

Der Bischof (seinen Ring abstreifend und ihn Hotchkiß übergebend): Verbinden Sie mich, indem Sie die Mission übernehmen.

Hotchkiß: Aber woran soll ich die Dame erkennen?

Collins: Sie ist im Staatskleid zur Kirche gegangen, mein Herr, und wird von einem Magistratsdiener mit dem Amtsstab begleitet. Er wird sie Ihnen zeigen; und auf den Rückweg den Vordersitz auf dem Wagen einnehmen.

Hotchkiß: Nein, bei Gott! Verzeihen Sie, Eminenz; aber Sie verlangen zu viel. Ich bin vor den Buren davongelaufen, weil ich ein Snob bin. Vor einem Magistratsdiener laufe ich aus dem selben Grund davon. Ich lehne diese Mission unbedingt ab.

Der General (sich lebhaft erhebend): Seien Sie so freundlich, mir diesen Ring zu geben, Herr Hotchkiß.

Hotchkiß: Mit Vergnügen. (Er gibt ihn ihm.)

Der General: Es wird mir ein großes Vergnügen sein, Herr Stadtrat, mit den Befehlen des Bischofs auf die Frau Bürgermeisterin zu warten; und ich werde stolz darauf sein, städtischerseits hochgeehrt zurückzukehren. (Er ist galant und stolziert hinaus. Collins erhebt sich für einen Augenblick, um sich mit ostentativer Würde vor ihm zu verneigen.)

Reginald: Boxer ist in seiner Art doch ein ganz gelungener alter Spaßvogel.

Hotchkiß: Seine Uniform gewährt ihm einen unfairen Vorteil. Er wird die ganze Aufmerksamkeit des Magistratsdieners absorbieren.

Collins: Ich glaube Eminenz, wir könnten mit dem Vortrag immerhin beginnen, ehe sie kommen. Wenn Frau Georg einmal da ist, wird keiner von uns viel hineinsehen können. Es ist also besser, wenn wir jede kleine Klausel, die wir wünschen, hineinkriegen, bevor sie kommt.

Hotchkiß: Die Präliminarien habe ich ganz gut niedergeschrieben, glaub ich (er liest vor): „Memorandum eines Ehevertrages, der heute — bleibt frei — zwischen — bleibt frei — von — bleibt frei — in der Grafschaft — bleibt frei — im folgenden immer der Herr genannt — einerseits und — bleibt frei — von — bleibt frei — in der Grafschaft — bleibt frei — im folgenden immer die Dame genannt andererseits, wodurch bestätigt und genehmigt wird wie folgt.“

(Fortsetzung folgt.)



## Theodor Fontane:

### Ueber die gesellschaftliche Stellung des Schriftstellers.

Fontane hat sich im Jahre 1891 in einer Literaturzeitschrift über dieses gewichtige Thema geäußert. Seine Aphorismen erschienen damals anonym in dem von Fritz Mauthner herausgegebenen „Magazin für Literatur“ und sind eben, weil man den Autor nicht kannte, ziemlich unbeachtet geblieben. Es war nicht Sache Fontanes, den „Irrungen und Wirrungen“ bereits zu einem bekannten Schriftsteller gemacht hatten, das Thema seiner ganzen Breite nach aufzurollen. Er wollte nur ein paar Beobachtungen, die sich ihm in langer schriftstellerischer Tätigkeit aufgedrängt hatten, zur Diskussion stellen, und das ist ihm, wie uns scheint, vortrefflich gelungen.

Aber lassen wir ihn selbst zu Worte kommen mit dem Bemerken, daß die nachfolgenden fragmentarischen Ausführungen vielleicht kleine redaktionelle Ausbesserungen erfahren haben.

\* \* \*

#### I.

Wie ist die Stellung des Schriftstellers? — Ich glaube, es herrscht in dieser Frage bei denen, die sie zunächst angeht, eine seltene Einmütigkeit. Die Berühmten und die Unberühmten, Freien und Unfreien, die Roman- und Stückeschreiber, die Journalisten und Essayisten — der armen Lyriker ganz zu geschweigen, — alle sind meines Wissens einig darüber: die Stellung eines Schriftstellers ist miserabel. Welchem Lande nach dieser Elendseite hin der Vortritt gebührt, mag schwer festzustellen sein, doch wird sich vielleicht sagen lassen, daß Preußen-Deutschland immer mit in erster Reihe figuriert hat und erfolgreich bemüht ist, sich auf dieser alten Höhe zu halten. Die, die mit Literatur und Tagespolitik handeln, werden reich, die, die sie machen, hungern entweder oder schlagen sich durch. Aus diesem Geld-Elend resultiert dann das Schlimmere: der Tintensklave wird geboren. Die für Freiheit arbeiten, stehen in Unfreiheit und sind oft trauriger daran, als der mittelalterliche Hörige.

#### II.

Der Schriftsteller ist schlecht daran, weil er arm ist und die natürlichen Konsequenzen der Armut tragen muß. Ja, so heißt es dann wohl, warum ist er arm? Warum ist er ein Stümper? Warum drängt er sich hierzu? Wäre er talentvoll, so wäre er reich. Das ist auf jedem Gebiete dasselbe. Wer nichts kann, der bleibe davon; an dem gehen die goldenen Schüsseln vorüber. Wer etwas kann, dem fällt alles zu: mit dem Golde der Ruhm und mit beidem die gesellschaftliche Stellung. Ja, das klingt ganz gut, aber ist es richtig? Ich glaube nein. Gewiß ist Armut alles Uebels Anfang. Aber sie ist hier nur ein Teil der Schuld. Es haftet dem Stande noch etwas anderes an, das ihn ungelitten macht, und wem darüber noch ein Zweifel sein sollte, der braucht sein Auge nur von dem äußern Elend des Schriftstellertums ab- und dem Glanz des Schriftstellertums zuzuwenden, und er wird sich, wenn er es tut, der Wahrnehmung nicht verschließen können, daß auch die gesellschaftliche Stellung der Schriftsteller-Aristokratie viel, sehr viel zu wünschen übrig läßt. Ja, wer sich gedrungen fühlt, sich eingängiger mit dieser unerquicklichen Frage zu beschäftigen, dem wird gerade, wenn er auf die Schriftstelleraristokratie blickt, das Miserable der Schriftstellerstellung am einleuchtendsten klar werden. Denn wenn nicht viel dagegen zu sagen ist, daß Mangel an Erfolg überall in der Welt ein Eingereihtwerden in die 7. Reihe rechtfertigt, so müssen wir doch bei der Schriftstellerwelt die traurige Wahrnehmung machen, daß auch Glück und Erfolge die Sache nicht erheblich verbessern. Natürlich wird der, der seine Miete bezahlt, besser behandelt als der, der sie nicht bezahlt, und der mit einem englischen Musterkoffer in Helgoland Eintreffende darf sich einer besseren Sommerfrische rühmen, als der bloß nach Grünau hin ins Grüne gestellte, — seine eigentlich gesellschaftliche Stellung bleibt aber auf ihrem sehr mäßigen Niveau, und selbst die, die sich um einen solchen Glücklichen anscheinend bewerben, sind meist mehr erfreut, ihn kennen zu lernen,



als innerlich beglückt und geehrt. Respekt ist etwas, das kaum vorkommt. Immer verdächtig, immer Blame. Das ganze Metier hat einen Knax weg. Am besten gestellt ist der Schriftsteller, wenn er gefürchtet ist. Da kann er den Kopf schon höher tragen.

### III.

Woran liegt es? Es liegt an einem gewissen Detektiv-Charakter des Metiers, an einer gewissen Furcht des Publikums vor Indiskretionen, und am meisten daran, daß man die Schriftstellerei als Kunst nicht gelten läßt und davon ausgeht, all das am Ende ebenso gut oder auch noch ein bißchen besser machen zu können. Schreiben kann jeder. Und außerdem ist das Schriftstellern so nutzlos, es ist das einzige Metier, das ganz überflüssig dasteht und mit einem ernststen Bedürfnis der Menschen nicht zusammenhängt. Die Journalistik, die Zeitung ist hier die einzige Ausnahme. Nun wird sich freilich von einem geistigen Bedürfnis überhaupt sprechen lassen, von einem höheren geistigen Bedürfnis, das nur auserwählte besondere Persönlichkeiten befriedigen können. Aber dies wird schließlich doch nur von wenigen zugegeben, und diese wenigen haben dann ihre „Klassiker“ und stehen den Modernen oft nicht bloß gleichgültig, sondern feindselig gegenüber. Ich will dies nicht näher untersuchen. Ich will nur fragen, wenn ein guter oder selbst bester Lyriker einen Band Gedichte herausgibt, ob irgendwer von dem Glauben erfüllt ist, daß das Buch einem Bedürfnis entspricht? Und nicht viel anders steht es mit den Roman- und Novellenschriftstellern. Man wartet vielleicht zu Weihnacht darauf, aber von Bedürfnis keine Rede.

### IV.

Die Schriftstellerei wird nicht als Kunst betrachtet. Es heißt vielmehr: „catilinarische Existenzen von ungefähr dazu gekommen. Wenn einer nichts weiter kann, wird er Schriftsteller oder nennt sich so. Und dann, was ist es am Ende? Jeder kann es, jeder kann einen Artikel schreiben, einen Aufsatz, eine Kritik, ein Gedicht, eine Geschichte. Was sollen wir da groß bewundern?“ Gut, es soll das alles im wesentlichen richtig sein. Aber das Schreckliche ist,

daß das Urteil des Publikums gar keine Ausnahme gelten läßt oder fast keine. Denn es gibt Schriftsteller, die weder catilinarische Existenzen sind, noch in ihren Werken so dastehen, daß jeder Rat oder Assessor oder Kommissar erklären dürfte: das kann ich auch. Ja, es gibt viele solche Schriftsteller, aber auch sie bedeuten nichts. Männer wie Schack, wie Rudolf Lindau usw. gehören nicht hierher, denn sie haben Stellungen im Staat, und danach richtet sich ihre gesellschaftliche Stellung. Mit den andern aber, die nicht exceptionell situiert sind, vergleiche man nun die Maler und Bildhauer. Und da drängt sich denn die Frage auf, stehen unsere besten wirklich tiefer als die besten im Bereich unserer Schwesterkünste? Die Verständigen unter ihnen werden es selbst nicht behaupten wollen. Trotzdem sind wir das mißachtete Stiefkind . . . .

\* \* \*

Fontanes Ausführungen, die bei allem Humor einen gewissen wehmütigen Unterton nicht verkennen lassen, haben nun noch ein merkwürdiges, fragmentarisches Schlußkapitelchen. Er sucht nach Abhilfe und schlägt allen Ernstes (wirklich allen Ernstes?) vor, daß der Staat sich hier ins Zeug lege. „Unser Aschenbrödelum ist unzweifelhaft, ist eine Tatsache. Und Aenderung? Es gibt nur ein Mittel: Verstaatlichung, Aichung, aufgeklebter Zettel. Vielleicht ist das Mittel schlimmer als der gegenwärtige Zustand. Aber dann müssen wir uns getrösten und es lassen, wie es ist. Wollen wir Aenderung schaffen, so gibt es keinen anderen Ausweg.“

Nun auf diesem vorgeschlagenen Wege hätte es Fontane, dem die Kunst des Strebertums so ganz abging, bestenfalls zum Professor gebracht, oder sie hätten den Apothekerlehrling gar nicht in die Literatur hineingelassen. Mit solchem Chinesentum ist uns ganz gewiß nicht gedient. Gleichwohl enthalten die Ausführungen Fontanes so viel Beherzigenswertes, so Vieles, was bei aller Wendung zum Besseren auch heute noch die geistigen und materiellen Nöte des deutschen Autors charakterisiert, daß sich unsere kleine „Ausgrabung“ wohl ohne weiteres rechtfertigt.



# Rundschau.

## Finanzpolitisches.

Von Pluto.

Nur stoßweise kommt jetzt noch die Hausse, und so wird es bleiben, sobald die großen Gruppen ein Interesse daran haben. Das Publikum selbst scheint mit Papieren bereits vollgestopft zu sein, und an dieses richten sich wohl die Ermahnungen, die von so „gediegener“ Seite kommen, daß sie nicht gut zu ignorieren sind. Auf den mäßigenden Bericht der Deutschen Bank war auch ein solcher der Handelsgesellschaft gefolgt, nur nicht so generell wie der erstere, sondern zugleich auch mit Details ausgestattet. Dies insofern, als verschiedenen per 30. Juni abschließenden Montangesellschaften ungünstige Ziffern vorausgesagt werden. Will man in irgend einem Gefühl der Verantwortlichkeit die Aktionäre auf ihre Enttäuschung vorbereiten oder gilt es überhaupt einem Druck auf die Allgemeintendenz? Jedenfalls haben die Banken die letzten Kapitalsvermehrungen von Hütten- und Kohlenunternehmen mitbeschlossen und in den Prospekten dann mit unterschrieben. Die gläubigen Aktionäre erfahren aber von denselben Seiten erst nachträglich, wie sehr sich der Wert ihres Besitzes vermindert hat. Fast erinnert das an die Zeiten, als Herr Hanau (Mühlheim am Rhein) seine gewaltige Tätigkeit als Faiseur entfaltete, die Großen in Berlin für ihn von Monat zu Monat Millionen in Prolongation nahmen, jedoch zu gleicher Zeit dieselben Aktien dadurch im Kurse reduzieren halfen, daß sie neue in den größten Beträgen ausgaben. Nur muß man sich in solchen weitschichtigen Dingen keine persönlichen Bösewichte und Intriganten im Stile französischer Romane ausmalen! Die gegenwärtige Abundanz wird immer mehr als trügerisch angesehen, weil es die Erlöse der verschiedensten Emissionen sind, die der Börse noch zur Verfügung gestellt werden. In diesem Sinne hat auch die Versteifung des Geldmarktes infolge der Einzahlungen auf die neuen Konsols und Reichsanleihe wenig zu bedeuten, da im Gegenteil zahlreiche Zeichner wegen der guten Zinsen sofort verstärkte Einzahlungen leisteten. Das Unglück liegt ganz anderswo, nämlich wie dies niemals genug betont

werden kann, in dem unaufhörlichen Schuldverhältnisse des Staates zur Reichsbank. Dadurch gestaltet sich jede noch so große Anleihe regelmäßig zu einer bloßen Rückzahlung, anstatt, wie die Öffentlichkeit annimmt zur Deckung erst bevorstehender Ausgaben. In unserer Industrie muß es etwas erträglicher aussehen, da die Arbeiterbeschäftigung seit einer Reihe von Wochen keineswegs mehr so ganz unbefriedigend ist. Freilich hat dies nicht verhindern können, daß die internationalen Trägerpreise herabgesetzt werden mußten. Es betrifft dies das Baugeschäft, dessen Aussichtslosigkeit für die diesjährige Saison hier bereits hervorgehoben wurde. Gegenüber den schlechten Versandziffern unseres Stahlverbandes möchte man gerne mit amerikanischen Trustdepeschen kommen, allein wer weiß, ob die Harrimanlinien wirklich 1500 Stahlgerüste für Kühlwagen bestellt haben. Kabel sind geduldig, wie aus so manchen Nachrichten auch des Pariser New-York Herald zu ersehen ist. Darin werden Erholungsreisen amerikanischer Bankiers in Geschäftsreisen verwandelt. Aus Wiesbaden macht man Berlin, es wird die Dresdner Bank, oder die Discontogesellschaft hinzugefügt, und der Unsinn, in dem aber — Methode steckt, ist vollendet.

• • •

Eine Belohnung für sein Einlenken scheint jetzt Serbien zu erwarten, indem es sich zunächst nicht mehr als 170 Millionen Francs borgen will. Zuerst hat diese Regierung, die, wie sich jetzt herausstellt, durchaus der Herr ihrer Volksbewegung war, dermaßen gelärmt, daß die Gefahr eines Weltkrieges immer näher rückte. Dann ist sie plötzlich so zu Kreuz gekrochen, wie man dies sonst weder bei Europäern, noch bei Halbasiaten gewöhnt ist. Man durfte also annehmen, daß der Rest Schweigen und nicht 170 Millionen seien. Es ist wahr, die Pariser wissen nicht, was sie mit ihrem vielen Geld anfangen sollen, die dortigen Bankiers lieben exzessive Provisionsgewinne und ihre deutschen Kollegen können darüber ihren Neid nicht verwinden. Indessen hat doch keine Hochfinanz ein Interesse an einer wirklichen Verschlechterung der Serbischen Sicherheiten. Ein solcher Fall wäre aber bei einer Steigerung des dortigen



Zinsendienstes um jährlich 7 oder 9 Millionen ganz unvermeidlich; um so mehr, als man den Grund dieser Anleihe unverhohlen mit Rüstungen bezeichnet. Gegen wen? So zweifelhaft steht es um die wirtschaftliche Moral der Serben, daß sogar die Hypothekenbank in Belgrad Boden-Beleihungen versprochen hat, die sie in ihren knappen Verhältnissen unmöglich leisten kann. Es sollen hierdurch arge Verlegenheiten entstanden sein, und die betreffenden Gutsbesitzer, Bauern, vielleicht auch Häuserpekulanten haben schon ein Recht darauf, zu erfahren, warum ihnen ein ernstes Institut Summen versprochen hat, die es keineswegs besaß. Die Franzosen pflegen auch in den Pfandbriefen der östlichen Länder eine höhere Sicherheit zu erblicken, hoffentlich übertragen sie diese Vorliebe noch nicht auf das Reich des Königs Peter. Deutsches Kapital sollte sich aber gerade von diesem Stückchen Auslande fernhalten.

Obligationen ohne Unterpfand grassieren bekanntlich innerhalb unserer gesamten Industrie. Das in dieser Beziehung sehr strenge französische Gesetz würde wahrscheinlich ebenfalls Spaß verstehen, falls die dortige Fabrikation den Umfang und daher auch das Geldbedürfnis der deutschen erreichte. Damit braucht man aber noch immer nicht an der Erklärung der Bergmann-Elektrizitätswerke schweigend vorüberzugehen, die kürzlich in der Generalversammlung von der Verwaltung abgegeben wurde. Es handelt sich um ca. 10 Millionen Obligationen, die nicht hypothekarisch sichergestellt sind, weil der wirkliche Wert des Grundbesitzes vier- oder fünfmal höher sei, als die Bilanz ausweise. Da also das als die ernste Ursache bezeichnet wird, weshalb die Grundstücke „keine geeigneten Objekte“ als Sicherung für eine Anleihe darstellen, muß es noch eine weitere — ungenannte Ursache geben. Wahrscheinlich denken die Herren an eine spätere Gelegenheit, wo sie bei einem weiteren Wachstum ihrer Betriebe auch einmal mit der Ausgabe hypothekarischer Obligationen einsetzen müssen. Und nicht zu vergessen, daß man bei uns nur zu oft bloß deshalb Obligationen ausgibt, um das Aktienkapital, das doch keine feste Schuld darstellt, nach einem noch ganz anderen Maßstabe zu erhöhen. Die Bergmann-Gesellschaft gilt heute als eine der bestgeleiteten und bestrentierenden; wenn sie

aber darauf hinweist, daß sie sowenig wie die A. E. G. oder Siemens & Halske „es nötig“ habe, ihre Obligationen sicherzustellen, so ist dies doch eine Ueberhebung. Das sind Unternehmungen ganz anderen Stils und von einem so alten Rufe, wie ihn neuere Geschäfte so leicht gar nicht mehr erringen können.

\* \* \*

Tantiemen ohne bitteren Nachgeschmack galten bisher unseren meisten Aufsichtsräten und Direktoren als ganz gewiß. Nur sehr wenige Bankiers hielten sich selbst während der unbeschränktesten Freiheit unseres Börsen- und Bankwesens von allen solchen Pfründen vorsichtig zurück. Diese Herren wurden dann von ihren Kollegen als ängstlich und engherzig angesehen und in keiner Weise geliebt. Allmählich kommt es aber doch heraus, wie verantwortungsvoll derartige Stellungen sind. Und so mehrt sich wieder die Zahl der tüchtigen und freilich auch sonst vielbeschäftigten Finanzmänner, welche Aufsichtsratsstellen grundsätzlich ablehnen, bezeichnenderweise sogar bei großen Banken und Industrien. Die jüngsten Erfahrungen nun betreffen Städte, wie Solingen und Bonn, also alles eher als große Unternehmen. Desto markanter ist es aber, welche gewaltigen Ersatzsummen bereits im Vergleichswege von den Aufsichtsräten zu erlangen sind. Entweder also fürchten solche Leute eine Aufdeckung ihrer Unfähigkeit, was an kleinen Plätzen noch spöttischer auffällt, oder gar eines Protektionssystems, dessen Folgen auch über den zivilrechtlichen Charakter hinausgehen könnten. Am interessantesten nimmt sich die Abweisung der Klage gegen den Schaaffhausenschen Bankverein wegen Einführung der Solinger Bankaktien aus. Im Verurteilungsfalle hätte natürlich Schaaffhausen alle seine Kräfte daran setzen müssen, ein letztinstanzliches Erkenntnis zu seinen Gunsten zu erzielen, da einem anderen Präjudikat keine Bank fortan mehr gewachsen gewesen wäre. Immerhin könnten einmal Strömungen eintreten, wo auch von Leipzig aus gegen unsere Großinstitute in ganz überraschender Weise entschieden wird. Das sollte man im Uebermute des Glückes doch nicht ganz vergessen! Alles in Allem mehrten sich in den Tantiemenstellungen jetzt unsere Ingenieure und Juristen, wohingegen die Bankiers in diesem „Fache“ sich mindern.



## Herr v. Holstein.

Von Johannes W. Harnisch.

Den jetzt der Tod aus seiner einsamen Wohnung in der Großbeerensstraße geholt hat, war wohl der meist befabelte Staatsmann Deutschlands. Sein Wesen lockte zur Mythenbildung. Einer, der jahrzehntelang außerordentliche Macht in der geschickten Hand hielt und dessen ängstliches Mühen stets war, nur nicht ins Rampenlicht gedrängt zu werden — ein solcher Mann mußte einer Zeit, in der der Schein der Macht viel sorglicher gehütet wird als die Macht selbst, einer Zeit der Dekorationen und der bengalischen Feuer, ein seltsam unverständliches Rätsel sein. Und so war der Mann schon ein Mythos geworden, als er noch Deutschlands auswärtiger Politik die leitenden Gedanken gab; die dann freilich oft gar anders ausgeführt wurden, als er sie gedacht hatte.

Der Abschluß seiner amtlichen Tätigkeit, die Marokkopolitik, bietet das klassische Beispiel sowohl für die Mythendichtung um den Mann wie dafür, daß seine Ideen nachher oft ganz anders ausgeführt wurden, als sein Scharfsinn sie ersonnen hatten. Man hat laut in die Welt trompetet, Herr v. Holstein wäre für einen kriegerischen Austrag der Affäre gewesen. Nichts ist falscher. Er war nur der — durch die Tatsachen wohl inzwischen bestätigten — Ansicht, daß Frankreichs Kriegspose ein geschickterer Bluffversuch war, und hat deshalb das Nachgeben in jenen Tagen der Spannung verworfen. Was schließlich doch wohl etwas anderes als das ihm Nachgesagte ist. Weiter: es ist richtig, daß der Plan der Tangerfahrt des Kaisers seinem Hirne entsprang. Aber die Rede des Kaisers stand nicht auf seinem Programme. Ueber das Kapitel: Marokko und Herr v. Holstein wäre noch mancherlei zu sagen. Doch noch ist kaum die Stunde dazu. Wir alle werden zudem, soweit ich unterrichtet bin, dermaleinst Authentisches darüber erfahren. Den Freunden, die ihn drängten, seine Memoiren zu schreiben, hat er eine Darstellung der Marokkoaffäre konzedierte.

Politiker und Historiker mögen sich in das Bedauern teilen, daß Holstein keine Memoiren hinterlassen hat. Auch für seinen Nachruhm, der ihm indes

wohl kaum viel Sorge gemacht hat, würde durch solche besser als jetzt gesorgt sein. Viele hat der Einsame nie gehabt, die freundlich von ihm sprachen. Als Bismarck im Sachsenwalde grollte, da stand Holstein mit obenan auf der Liste derer, denen er zürnte. Es ist auch weiter kein Geheimnis, daß ihn der Kaiser wenig mochte. Und nun erst unter den Kleinen, da waren der Feinde des Unverständlichen Legion. Und ein gar absonderlich Bild war so im Laufe der Zeiten und der Zeitungen von ihm entstanden. Ich werde nie das Erstaunen vergessen, das mich faßte, als ich Herrn v. Holstein kennen lernen durfte. Und nie die Güte, mit der er dem durch ein briefliches Mißverständnis anfangs verletzten, noch ganz namenlosen jungen Journalisten entgegenkam.

Der hohe, fast hagere Greis machte den Eindruck eines deutschen Gelehrten. Den Eindruck, als sei eben nur soviel an Haut und Sehnen an seinem Körper, als unbedingt nötig war, die Knochen zusammenzuhalten. Als habe sein Hirn alle die Säfte langsam mitverzehrt, die bei anderen Menschen Fleisch und Fett bilden. Ich hatte das Glück, dem so mißtrauischen alten Herrn einen vertrauenswürdigen Eindruck zu machen. Und so durfte ich denn das scharfe und exakte Arbeiten dieses Hirnes bewundern. Einmal gab er mir in zehn Minuten einen Abriss der Marokkopolitik. Einmal charakterisierte er mir auf meine Bitte unsere bekanntesten Diplomaten. Wer ihn jemals so hatte sprechen hören, der verstand schon eher, wer der Mann war und wie der Mann war.

Sicherlich: Herr v. Holstein war nicht objektiv in seinen Urteilen. Objektivität und Kraft pflegen ja selten in einem Geiste zusammen zu hausen. Persönliche Zuneigungen, Abneigungen, deren er sich kaum so recht bewußt war, ließen ihn hier eine Linie verwischen, dort an Stelle des Haarstriches eine dicke Kohlenlinie ziehen. Aber wie gewannen diese Diplomatenköpfe Leben! Und wie sprang jeder charakteristische Zug klar hervor, so persönlich das Bild gemalt war! In dem Augenblicke verstand ich: Herr v. Holstein dürfte nicht immer die richtige, aber immer eine eminent kluge Politik gemacht haben.

Und immer eine patriotische. Als ich einmal bei ihm war — es war leider



nur selten — bat mich der alte Herr, ihm etwas aus der Zeitung vorzulesen. Es war eine Nachricht, die den Patrioten wenig freuen konnte. Als ich fertig war, war der Mann wie gebrochen. Alles deutsche Geschehen ging eben nicht nur in seinen Kopf, sondern in die innersten Kammern seines Herzens. Und dieses Herz schlug auch dem Greise noch heiß.

Es bleibt jammerschade, daß wir so wenig um diesen Mann wissen. Er könnte, alle Unvollkommenheiten und Schwächen vollauf in Rechnung gestellt, uns auch noch als Toter viel sein. Und wenn's auch weiter nichts wäre: Ein Mann, der den Schwarzen Adler und den Sitz im Herrenhause ausschlug, wäre, wer bezweifelt's? schon ein beachtlich Vorbild für unsere Zeit.

## Englische und deutsche Frauenrechtlerinnen.

Von E. B.

Die Berliner Frauenrechtlerinnen hatten kürzlich Gelegenheit, in einer öffentlichen Versammlung ihr Urteil zu fällen über das Vorgehen jener Partei unter ihren englischen Kolleginnen, die in letzter Zeit in der ganzen Welt soviel von sich reden machte: der Suffragettes. Miß Isabell Seymour war nach Berlin entsandt worden, um die Mißverständnisse zu beseitigen, die sich über die englischen Stimmrechtlerinnen bei uns mit der Zeit festgesetzt haben. Daß die Wahl für diese Mission auf Miß Seymour fiel, spricht entschieden zugunsten der Suffragettes. Sie zeigt keine Spur von dem ruppigen Amazonen-Typus, der nach der hier zu Lande üblichen Vorstellung die Suffragettes kennzeichnet. Sie zeigt auch in ihrer Art nichts von dem üblen schart provozierenden Fanatismus, von dem die Berichte uns soviel zu melden wußten. Eine Suffragette, in allen Reizen liebenswürdigster Weiblichkeit erstrahlend — das war ein Eindruck, der den Besuch der Versammlung gut und gern wert war.

Aber was sagten nun unsere Berlinerinnen dazu? Auch sie waren wohl etwas erstaunt, daß die Suffragettes solch holde Vertreterin zu entsenden hatten. Dann waren sie begeistert über den Opfermut, den die Frauen da

drüben aufbringen, den Opfermut, der sich größer vielleicht noch als in dem Erdulden schwerer Verfolgungen darin zeigt, daß die Suffragettes den Fluch der Lächerlichkeit nicht scheuen, wenn es gilt, für ihre Ziele zu kämpfen. „Wir wollen uns nicht lächerlich machen!“ sagte eine Diskussionsrednerin, die diesen Heroismus anerkannte, aber nicht teilte. Und das war trotz lebhafter Zustimmung eigentlich doch die entscheidende Stimmung des Abends: Wir erkennen an, aber mitmachen können wir das nicht.

Dieses Votum, das auf dem klaren Bewußtsein der Verschiedenheit der Verhältnisse dort und hier basiert, und auch die verschiedene Veranlagung von Engländern und Deutschen taktvoll berücksichtigt, hat mir doch sehr gefallen. Die Zeit des blinden Enthusiasmus in unserer Frauenbewegung ist offenbar vorbei, man schreit nicht mehr so leicht Hurra und zieht es vor, ernsthaft zu arbeiten; besonnen, maßvoll zu arbeiten. Und vor allem selbständig zu arbeiten. Miß Seymour wird in ihrer Heimat immerhin erzählen können, daß sie nicht kritiklos bei uns empfangen wurde, daß die deutschen Frauen doch schon wissen, was sie wollen, oder es doch schon demnächst wissen werden.

Hin und wieder freilich zeigt sich bei uns noch so etwas von jugendlicher Unreife. Wenn Miß Seymour von dem Kampf fürs Frauenstimmrecht sprach, dann sagte sie auch gleich dazu, weshalb das Frauenstimmrecht kommen müßte. S'ist ja nur Mittel zum Zweck! Die Frauen wollen sozial mitarbeiten. Die soziale Not ist es, die sie auf den Plan ruft. Man freut sich, daß die Suffragettes über ihrem Kampf den Kampfpfeil, das Kampfobjekt, nicht vergessen haben. Fanatiker tun das so leicht! Und man freut sich, wie stolz und großzügig die Frauenbewegung in dieser Beleuchtung dasteht. Wie anders wirkt es dann, wenn eine deutsche Rednerin in der Diskussion ausführt, der Widerstand gegen die Frauenbewegung beruhe doch einzig auf dem Konkurrenzneid der Männer. Sie wollen die Frau nicht aufkommen lassen, weil sie ihre Arbeit fürchten. Die Kleinlichkeit solcher Denkweise tut doch weh, beschämt! Wir alle würden die Frauenbewegung noch viel ernsthafter auffassen und anfassen, wenn sie von den



Frauen nicht so oft auf das Niveau eines nichtssagenden, und faden Gezänks herabgezerrt würde. Aber vielleicht gehören solche Dinge zu den notwendigen Kinderkrankheiten. —

## Kinderschutz.

Von Dr. Karl Wilker.

England hat mal wieder was vor Deutschland voraus; diesmal auf dem Gebiete der Gesetzgebung. Ganz schlicht, einfach, ohne viel Geschrei ging die Sache eigentlich durch. Während wir noch überlegen, noch immer, was sich da tun läßt. Denn daß etwas getan werden muß, ist klar. Wenn auch noch nicht lange! Aber deutsche Gründlichkeit weiß es immer noch rechtzeitig festzustellen. Wogegen? Gegen die Verführung der Jugend zu Tabak, Wein, Bier und Schnaps. Das klingt ganz einfach. Vielen noch gar nicht des Redens wert. Aber die Sache ist schlimm genug. In England war und ist sie nicht so schlimm, zumal in den sporttreibenden Kreisen. Und die sind weit. In Deutschland: altes Herkommen, alte Rechte. Unzertrennlichkeit vom lieb gewordenen Bierphilistertum. Deutsche Treue! Also was geschah in England? Man erkannte die Gefahr für die Jugend, die kommende Volksschar. Und beschloß: schon der bloße Versuch, Kinder im Alter bis zu 14 Jahren mit ins Wirtshaus zu nehmen, ist strafbar. Allerdings, die armen Eltern! Fast Hörige ihrer Kinder geworden. Aber einfach ist die Sache, verteuelt einfach! Und ingleichen die andere: das Rauchen wird erst vom 16. Lebensjahre an gestattet. Wahrhaftig: ein englisches Gesetz, im Frühling 1909 in Kraft getreten!

Die deutschen Pädagogen haben mal wieder erfahren müssen, daß — das vielgerühmte deutsche Erziehungswesen nicht mehr das führende ist. Wir sind ja lange (wir Pädagogen nämlich!) darüber einig, daß Alkohol und Nikotin unsere Erziehungsarbeit erschweren, hemmen, unterwühlen. Wir verkünden das auch. Wenn wir nur wüßten, wo man uns hören wollte! Und Direktorial-, Kreisschulinspektoren-, Lehrer-, Gott weiß was für Konferenzen brüten nach über diese Frage — und hecken allenfalls ein neues Wirtshaus- und

Rauchverbot für die „jeweils unterstellten“ Schulen aus. An das sich keine Seele hält, wenn nicht irgendein ganz pedantisches und besorgtes Schulmännlein zu Ostern und Michaelis den Schülern die betreffenden Verordnungen ins Gedächtnis ruft. Die froh sind, auf diese Weise ein paar Minuten freie Zeit zu gewinnen. Und im übrigen Verbot Verbot sein lassen. (Wie jeder Erzieher weiß.)

Aber ein Landesgesetz — das muß Erfolg haben. Doch wie kommen bei uns Gesetze zustande; und noch dazu „welche von solch untergeordneter Bedeutung“! Sic.

## Flaubert und die Bibliophilen.

Von Dr. E. W. Fischer.

Die Villa Tanit zu Antibes, dieses große Schatzhaus literarischer Kostbarkeiten, enthält neben dem gesamten Nachlasse Flauberts, seinen Manuskripten, seiner umfangreichen Bibliothek, den zahllosen mit Widmungen versehenen Büchern befreundeter Autoren auch eine Sammlung alles dessen, was seit dem Tode des Meisters mit Beziehung auf sein Werk erschienen ist. Erst diese, bis auf die Gegenwart fortgeführte Geschichte seines Nachwirkens gibt eine Vorstellung von der Weite der Kreise, die seine seltene Persönlichkeit zog. Die Sammlung ist stetig im Wachsen begriffen — wie ich bei meinem jüngsten Aufenthalt im Flaubert-Archiv konstatieren konnte —, beständig wächst auch die Anzahl der kostbaren Ausgaben, die Bibliophilen von Flauberts Werken veranstalten. Kaum ein anderer moderner Autor erfreut sich ihrer Gunst in so hohem Maße, und mit Leidenschaft hüllen sie den Meister des Stils in kostbare Gewänder. Wahre Pretiosen der Buchkunst sind so entstanden, bei deren Berührung die Hand des Kenners erschauert vor der Kostbarkeit des Gegenstandes.

Es versteht sich von selbst, daß Ausgaben, deren einzelnes Exemplar durchschnittlich einige hundert Franken kostet, auf Japan, Velin oder Bütten in tadelloser typographischer Aufmachung gedruckt sind. Der Wert dieser Ausgaben liegt indessen nicht in einer Buchausstattung im Sinne der heute bei uns gepflegten Bestrebungen. Ihre Kostbarkeit rührt vielmehr in er-



ster Linie von der Kostbarkeit des Bildschmuckes her, der meist in Radierungen besteht, und der hohe Preis des einzelnen Exemplars wird erst durch die Kosten der Illustrationen verständlich. Erhielt doch der Maler Rochegrosse für seine Zeichnungen zu der bei Ferrond edierten *Salambo* 40 000 Fr., der Radierer für seine Mühe 18 000 Fr.! Der aus bunten Gravüren bestehende Bildschmuck der neuen Ausgabe der *Versuchung des heiligen Antonius* (Edition Ferrond), der ebenfalls von Rochegrosse komponiert wurde, verursachte einen Kostenaufwand von 30 000 Franken. Der Preis der einzelnen Exemplare dieser Ausgabe wechselt von 250 bis 800 Franken, was nicht hinderte, daß die sämtlichen 350 Exemplare der Auflage nach sechs Monaten vergriffen waren. Wie man aus der Preisverschiedenheit ersieht, sind nicht alle Exemplare gleichwertig. Den Gipfel der Kostbarkeit bilden einige wenige Vorzugsexemplare, die alle Radierungen in drei verschiedenen Stadien enthalten (*les trois états*). Bei der Ausgabe der *Versuchung* kommt noch eine kleine Anzahl aquarellierter Nummern hinzu. Teilweise aus bunten, teilweise aus schwarzen Gravüren besteht der Bildschmuck zu der kostbarsten aller Ausgaben *Flaubertscher Werke*, einem Drucke von Bonvard und Pécuchet, der von Huard illustriert wurde. (Edition H. Piazza & Cie.). Es wurden nur 30 Exemplare abgezogen, von denen jedes mit der geringen Summe von 1000 Franken bewertet wurde. Nur bunten Bildschmuck zeigt wieder die äußerst reizvolle Ausgabe von „*Un cœur simple*“ die auf Kosten der Société normande, einer etwa 100 Mitglieder zählenden Bibliophilengesellschaft in einmaliger Auflage veranstaltet wurde. — Nun wird man sich kaum dem Zauber dieser bunten Bildchen entziehen können, in denen der Künstler mit unendlichem Raffinement die Töne bald klar aufleuchten, sie bald in Duft verschwimmen läßt. Und doch wird man das Buch als Ganzes kaum als ein glückliches Ergebnis ansprechen können. Gerade bei der außerordentlichen Zartheit der Tinten erscheint eine Verbindung der Gravüren mit dem schwarzen Text wie eine brutale Vergewaltigung. Auch durch die Umrahmung jeder Seite mit symbolischen Emblemen in zartestem

Blaugrau, wie sie Rochegrosse bei der *Versuchung* angewandt hat, wird dieser fatale Eindruck nicht gemildert. — Eine einzige dieser zahlreichen Luxus-Ausgaben wandelt in wesentlich anderen Bahnen. Es ist das der Druck der *Legende vom heiligen Julian*, der vor einiger Zeit von der Société normande veranstaltet wurde. Schon Luc-Ollivier, der erste Illustrator des Werkes, hatte hier von bunten Holzschnitten in der Art alter Kirchenbilder auf Goldgrund geträumt. Doch ließ der Widerstand des Verlegers diesen Traum einen Traum bleiben. Ähnliche Anlehnungen versucht mit Glück die neue Ausgabe. Sie ist eine möglichst getreue Wiedergabe eines von Malatesta hinterlassenen Manuskriptes. Zwischen einer blauen Linierung steht der gotisch geschriebene Text. Als Bildschmuck sind Teile einer Kirchenscheibe eingefügt: von ihrer Bleifassung umrahmt, erscheinen primitiv gehaltene Gestalten, die Szenen der *Legende* darstellend, in den Farben der Glasmalereien. Am Schluß befindet sich eine Gesamtdarstellung des ganzen Kirchenfensters. Es sei bemerkt, daß es sich hier um eine freie Erfindung Malatestas handelt und daß diese Darstellung nichts mit der Scheibe der Kathedrale von Rouen gemein hat, die Flaubert bekanntlich zu seiner Erzählung inspirierte.

In Frankreich pflegt der wahre Bibliophile Ausgaben, wie die hier beschriebenen, nicht aufzuschneiden. Hat er außerdem noch ein literarisches Interesse an dem Werk — was jedoch durchaus nicht der Fall zu sein braucht —, so befriedigt er es an einem billigen Exemplare! Häufig läßt man auch diese kostbaren Bücher nicht einbinden. Geschieht es doch, so wird stets der Umschlag des broschierten Exemplars, die „*couverture originale*“, mit in den Einband hineingenommen. Diese Ehre erweist man sogar den häßlichen zitronengelben Umschlägen der Dreifrankfünzig-Ausgabe. Um keinen Preis aber wird in Frankreich ein Buch beschnitten; solche, durch Barbarenhände gegangenen „*exemplaires ébarbés*“ gelten als mit einem Makel behaftet. So darf man diese dem Snobismus geheiligten Bücher meist nur von außen bewundern, und beinahe könnte man auch sie den Nonnen vergleichen und sagen: Sie sind Gott geweiht und unfruchtbar.



## Neue Bücher.

Der Redaktion sind folgende Bücher zugesandt worden:

- A. Freimuth. Hemmnisse nationaler Einheit. Blankenburg i. Harz. Verlag Karl Uebe. Preis M. 0.50.
- C. von Eynatten. Pereat Austria! Geschichte einer Zukunftsrevolution in Oesterreich-Ungarn. Leipzig. Verlag Deutsche Zukunft. Preis M. 3.—.
- Dr. Hermann Gerhard. Das Deutschtum in der amerikanischen Politik. Leipzig. Verlag Deutsche Zukunft. Preis M. 1.—.
- Kurt von Strantz, Berlin. Eine deutsche Antwort auf die Prager Revolution. Leipzig. Verlag Deutsche Zukunft.
- Liberalismus und Verfassung. Vorträge beim Münchner liberalen Kongreß 1908. Herausgegeben von W. Ohr. München. Buchhandlung Nationalverein. Preis M. 0.60.
- Das Neue Europa. Herausgeber Dr. Alexander v. Blaskovich. Zeitschrift. Abonnementspreis 20 Kr. = 17 M. Einzelnummer 2 Kr. = 1.70 M.
- Nikolaus Gogol. Sämtliche Werke. In 8 Bänden herausgegeben und übertragen von Otto Buek. Band I u. II. Die Abenteuer Tschitschikows oder Die toten Seelen. Preis geh. M. 10.—, geb. in Rohseide M. 14.—.
- Hermann Eßwein. August Strindberg. Im Lichte seines Lebens und seiner Werke. Mit 27 Bildbeilagen. München u. Leipzig. Verlag Georg Müller. Preis brosch. M. 4.—, geb. M. 5.50.
- August Strindbergs Werke. Deutsche Gesamtausgabe unter Mitwirkung von Emil Schering als Uebersetzer. Vom Dichter veranstaltet. IV. Abtlg.: Lebensgeschichte. 1. Band: Der Sohn einer Magd. Preis M. 5.50, geb. M. 7.—.
- Prof. Dr. Edmund Fritze. Pädagogische Rückständigkeit und Ketzerien. Bremen. Verlag Gustav Winter.
- Rudolf Pannwitz. Der Volksschullehrer und die Deutsche Sprache. Berlin-Schöneberg. Buchverlag der „Hilfe“.
- Kreisschulinspektor Karl König, Mülhausen i. E. Die kulturelle Bedeutung der Waldschulen. Verlag Deutsche Zukunft, G. m. b. H. Preis M. 0.40.
- Dr. med. Fritz Sexauer. Unsern Söhnen. Worte der Aufklärung. Stuttgart. Verlag Max Kiemann. Preis M. 0.80.
- Peter Kropotkin. Die französische Revolution. 1789—1793. Deutsche Ausgabe von Gustav Landauer. Leipzig. Verlag von Theodor Thomas. Preis 2 Bände brosch. M. 4.80, geb. I. Band M. 6.—.
- Dr. med. Paul Pollitz, Königlicher Strafanstaltsdirektor in Düsseldorf-Derendorf. Die Psychologie des Verbrechers. Kriminalpsychologie. Mit 5 Diagrammen. Leipzig. Verlag B. G. Teubner. Preis geb. M. 1.25.
- Dr. med. Franz Schönenberger. Lebenskunst — Heilkunst. 2 Bände. Zwickau i. Sa. Verlag der Graphischen Kunstanstalt Förster & Borries. Preis M. 8.40.
- André Gide. Der schlecht gefesselte Prometheus. Deutsch von Franz Blei. Mit Zeichnungen von Pierre Bonnard. München. Verlag Hans von Weber. Preis geb. M. 4.—.
- Remy de Gourmont. Komödien einer Frau. Ein Roman in Briefen. Die autorisierte Uebersetzung besorgte Frau Anna Sofie Gasteiger. München. Verlag Hans v. Weber. Preis geh. M. 3.50, geb. M. 4.50.
- Georg Hermann. Sehnsucht. Ernste Plaudereien. Berlin. Verlag Egon Fleischel & Co.
- Max Hochdorf. Das Herz des Little Pu. Roman. Berlin-Stuttgart-Leipzig. Verlag Axel Junker.
- Georg Engel. Der verbotene Rausch. Heitere Novellen. Berlin. Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock. Preis geh. M. 2.50, geb. M. 3.50.

**Anmerkung:** Das nächste Heft erscheint der Pfingstfeiertage wegen als Doppelheft am 29. Mai mit 8 Kunstbeilagen.

Schluß des redaktionellen Teiles.



Eine Fahrt in den nordischen Frühling. Vor den sieghaften Strahlen des immer höher steigenden Tagesgestirns wich des Winters starre Gewalt, die härter und dräuender als in früheren Jahren auf uns gelastet hatte, und freudiger, jauchzender atmet das von drückender Fessel befreite Herz dem Licht entgegen, der Wärme, dem neuen Werden. Da steht in der Brust mächtig die alte Sehnsucht auf nach dem Quell allen Lebens, dem weiten Meer, nach den ragenden Zeugen geheimnisvoller Vergangenheit, den schimmernden Gletschern und blinkenden Firnen des Nordens. Auch hier hat der Frühling mit linder Hand die Bande gelöst, die das drängende junge Leben in Finsternis und grimmen Frost gefangen hielten; brausend in klingendem Siegeslauf stürzen die befreiten Wasser von Bergeshöhen weißgischtig zu Tal, die Wälder erweckend vom Winterschlaf, Segen und Leben spendend den Ansiedelungen der Menschen unten am Fjord. Und wo der Frühling lachend den leichten Fuß gesetzt hat bei seiner Wanderung von Fjeld zu Fjord, sprießt es leuchtend und tausendfarbig auf in jungfräulichem Blühen, liches Grün drängt glänzend aus Waldesdunkel hervor der Sonne entgegen und spiegelt seine junge Pracht mit zitternder Freude in den schimmernd blauen Flächen der

Seen und Fjorde. Und der Sehnsucht der Menschen nach nordischem Frühling, nach Meereszauber und den lichten Wundernächten an Norwegens herrlicher Küste sind die Wege geebnet. Schon am 17. Juni tritt eines der schönsten Touristenschiffe der **Hamburg-Amerika-Linie**, der Doppelschraubendampfer „**Meteor**“ von Hamburg aus seine erste diesjährige Nordlandreise an, die über das romantische Odde zur alten Hansestadt Bergen, und weiter über Gudvangen, Balholmen, Aalesund, Molde und Naes zum tausendjährigen Drontheim führt, der altehrwürdigen nordischen Krönungsstadt, in der die Steine des mächtigen Domes von Wikingervfahrten und den Taten reckenhafter Vorzeithelden predigen. Auch für Ueberlandausflüge in die Gebirgs- und Seenwelt des nahen Innenlandes, zu Gletschern und Wasserfällen ist gesorgt. Eine größere solche Tour führt die „**Meteor**“-Reisenden z. B. von Bergen über Vossevangen nach dem malerisch in felsumstarrter Landschaft gelegene Touristenhotel Stalheim, von dem aus sich großartige Ausblicke in die wilden Schluchten des Nārödals bieten. Diese erste Meteorfahrt dürfte daher allen, die Herz und Auge an nordischer Frühlingsherrlichkeit erfreuen wollen, sehr zu empfehlen sein.

### Alle Manuskript- und Büchersendungen

an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33.

Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33; für Oesterreich-Ungarn: Dr. Felix Braun, Wien. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Hermann Goldschmidt, Wien I, Wollzeile 11. — Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76  
Druck von J. Harrwitz Nachfolger G. m. b. H., Berlin SW. 48, Friedrichstr. 16.

## Im Kreise guter Freunde

vergnügt man sich doppelt so gut beim Genuß einer **Salem Aleikum**-Cigarette. Ihr köstlicher Geschmack und ihr edles Aroma sind altbewährte Förderer der Unterhaltung. Salem Aleikum-Cigaretten. Keine Ausstattung, nur Qualität! Echt mit Firma: Orientalische Tabak- und Cigarattenfabrik „Yenidze“, Inh. Hugo Zietz, Dresden. Deutschlands größte Fabrik für Handarbeit-Cigaretten.

Nr.	3	4	5	6	8	10
Preis:	3 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>	4	5	6	8	10 Pfg. das Stück.









MAX SLEVOGT  
/ Aus der Sammlung Ed. Fuchs /

PORTRAIT: EDUARD FUCHS / Ölgemälde /





---

22/23. HEFT.

29. MAI.

1909.

---

## Die Reichsfinanzreform und das System Bülow.

Von

Dr. Pachnicke,

Mitglied des Reichstags und des Preußischen Abgeordnetenhauses.

Wie die innere Lage Deutschlands ist? Ungefähr so, wie sie vor sieben Monaten war. Noch immer stehen die Parteien, die das Finanzproblem bewältigen sollen, einander mit unausgeglichenen Forderungen gegenüber. Noch immer ist deshalb das System Bülow, wie es sich seit den Reichstagswahlen von 1907 gestaltet hat, bedroht.

Wir Liberalen sind und bleiben zur Mitarbeit bereit; aber wir wollen erst eine allgemeine und ergiebige Besitzbelastung gesichert sehen, ehe wir Zugeständnisse auf dem Gebiet der Verbrauchssteuern machen. Diese Vorbedingung stellen wir nicht aus Willkür oder Laune, sondern aus innerer Notwendigkeit. Soll die für Reichszwecke schon jetzt sehr fühlbar herangezogene Volksmasse weitere Hunderte von Millionen aufbringen, so ist es eine Anstandspflicht der Vermögenden, auch von dem Ihren reichlich beizusteuern. Eine völlig gerechte Steuer knüpft überhaupt nicht an den Verbrauch, sondern an die Leistungsfähigkeit an. Läßt sich dieser Grundsatz vom Gleichgewicht der Kraft und Last nicht rein zur Durchführung bringen, so müssen die direkten und die indirekten Steuern wenigstens in einem angemessenen Verhältnis zueinander stehen. Als angemessen ist ein Verhältnis von 1:4, wie es jetzt angenommen wird, nur zur Not und lediglich mit Rücksicht darauf zu betrachten, daß das Deutsche Reich keinen Einheitsstaat, sondern einen Bund von Staaten bildet, von denen jeder bereits das Einkommen, also die gesamte Kraft des Steuerzahlers für eigene Zwecke nutzbar macht. Unter diese Ziffer noch irgend wesentlich herabzugehen, lehnt der Liberalismus ab.



Die Hauptkontrahenten auf der anderen Seite, die Konservativen, weigern sich zwar nicht grundsätzlich, einen Teil des Geldbedarfs von Besitzenden zu nehmen; aber sie wollen sie nicht alle treffen, wie dies durch die Erbschaftssteuer möglich wäre, sondern greifen einzelne heraus, so die Grundstücksverkäufe und die Aktiengesellschaften. Außerdem wünschen sie bei der Branntweinsteuer die Kontingentsprämie nicht oder nur ganz wenig zu ermäßigen und beanspruchen auch sonst für die landwirtschaftlichen Brennereien Vergünstigungen, deren Berechtigung erst noch nachgewiesen werden muß.

Dazwischen steht die Reichspartei und die Wirtschaftliche Vereinigung, die beide eine mäßige Erbanfallsteuer zugestehen würden, aber nur dann und darum, wenn und weil sie eine Voraussetzung für das Gelingen der Reform im ganzen wäre.

Das Zentrum wartet, bis seine Stunde kommt. Es schlägt sich in entscheidenden Fällen stets auf die rechte Seite und hilft Mehrheiten bilden, die gegen den Block gerichtet sind.

Kein Wunder, daß unter solchen Umständen die Partie mehrmals verloren schien. Die Nachlaßsteuer, deren Einbringung ein Entgegenkommen gegen die Liberalen bedeuten sollte, erhielt in der Kommission nur sechs Stimmen. Damit war der tote Punkt erreicht, wenn es nicht gelang, eine andere Form der Besitzbesteuerung zu finden. Man vereinbarte darum, wenn auch mit allem Vorbehalt, die Auflegung von hundert Millionen auf starke Schultern derart, daß dabei Einkommen bis zur Untergrenze von 3000 M., Vermögen bis zur Untergrenze von 20 000 M. oder Erbschaften ohne Begrenzung heranzuziehen wären. Hierin lag bei aller Mangelhaftigkeit im einzelnen ein Zugeständnis an den Grundgedanken der Liberalen, und eben deshalb durften diese das Kompromiß als vorläufige Grundlage für die weitere Diskussion akzeptieren. Hätten sie hier versagt, so wäre der Block an falscher Stelle auseinandergebrochen. Das erkennen nachträglich auch die Kritiker des Freisinns an. Erst als sich, was bei gehöriger Kenntnis der Dinge und der Personen vorauszusehen war, die Konservativen durch unzureichende Ersatzsteuervorschläge und übertriebene Forderungen bei der Branntweinsteuer ins Unrecht setzten, bot sich für den Liberalismus die Gelegenheit, abzuschwenken, und er hat sie mit Geschick benutzt.

Selbst der Bundesrat sah sich zu einem Ultimatum an die Rechte veranlaßt. Der Reichsschatzsekretär Herr Sydow bezeichnete im Namen aller Regierungen die Erbanfallsteuer auf Abkömmlinge und Ehegatten als wesentlichen und unentbehrlichen Teil der Reform, ohne welchen diese nicht zustande kommen werde oder nicht zustande kommen könne. Jetzt stand das Spiel ungünstig für die Konservativen, und sie machten, um aus der Verlegenheit herauszukommen, immer gewagtere Züge auf dem Schachbrett. Ihre Neigung zu dem Bündnis mit dem Zentrum trat dabei klar zutage.

Hier griff Fürst Bülow von neuem ein und stellte außer Zweifel, daß er den Liberalismus bei der Finanzreform nicht ausgeschaltet zu sehen wünscht, daß er im Gegenteil auf dessen Mitarbeit einen beson-



deren Wert legt. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir in diesen Äußerungen ein Anzeichen für seinen Entschluß erblicken, die Bürde des Amtes niederzulegen, sobald sich herausgestellt hat, daß die Blockparteien die ihnen überwiesene Aufgabe nicht lösen können oder wollen. Andernfalls müßte er den Nacken wieder unter das Zentrumsjoch beugen, und das müßte ihm nach allem, was in der Zwischenzeit geschehen ist, doch recht schwer fallen.

Damit ist die Frage vom steuertechnischen auf das politische Gebiet gerückt. Wer den Fürsten Bülow stürzen will, wird die Schwierigkeiten häufen; wer ihn halten will, wird sie zu mindern suchen. In der konservativen Partei sind beide Gruppen vertreten. Die der Kanzlerstürzler aber hat die Oberhand gewonnen. Sie verübeln dem Fürsten Bülow seine Hinneigung zu liberalen Ideen, sie verübeln ihm vor allem, daß er die Krone von Preußen zu dem feierlichen Versprechen einer Wahlreform bewogen hat, und sie fürchten bei einem Fortbestand der Blockmehrheit weitere Konzessionen an den Liberalismus. Diese Altkonservativen wollen am Steuer bleiben, selbst um den Preis der Mitherrschaft des Zentrums. Sie sehen in dem jetzigen preußischen Wahlrecht, welches andere Volkskreise, andere Volksinteressen als die ihren nicht zu entsprechender Erscheinung und Geltung kommen läßt, ihre eigentliche Kraftquelle, und lassen sie sich nicht verschütten.

Ob dieser Widerstand noch gebrochen werden kann, ist zweifelhaft. Käme die Erbanfallsteuer im Plenum sofort zur zweiten Lesung, so würde sie vermutlich abgelehnt. Das Zentrum, das sich rühmt, über einhundertundsieben „Dreadnoughts“ zu verfügen, stellt für diese Steuer kaum eine Stimme. Vielleicht würden sogar die wenigen Freunde, welche die Erbanfallsteuer unter den Konservativen hat, im Augenblick auf die Neinseite fallen, weil sie den Zusammenhalt ihrer Partei zu wertvoll finden, als daß sie ihn gefährden möchten. Die Haltung der Reichspartei wäre unsicher. Für diese Steuer blieben also als Kerntruppe nur die Nationalliberalen, auch sie übrigens mit einigen Ausnahmen, und die Freisinnige Fraktionsgemeinschaft. Die Sozialdemokratie gibt zwar eine gewisse Geneigtheit zur Annahme einer nach Form und Höhe genügenden Erbanfallsteuer zu erkennen, kann aber angesichts der Tatsache, daß sie sich für die praktische Politik fast noch stets ausgeschaltet hat, als sicherer Faktor in die Rechnung nicht eingestellt werden. Die Entscheidung fiel hiernach zurzeit negativ aus.

Anders wäre die Situation, wenn die Erbanfallsteuer in einem späteren Stadium nicht als Einzelheit herausgehoben, sondern als integrierender Bestandteil der übrigen plenarreifen Beschlüsse behandelt würde. Dann stünden *à prendre ou à laisser* die fertigen indirekten auf der einen, die Besitzabgaben auf der anderen Seite, und die letzteren bildeten den Schlüssel zur Reform. Aber wird es dahin kommen? Jedenfalls ist der Weg zu diesem Ziele weit, und schwere Hindernisse bleiben zu überwinden. Man sagt, auch bei der Vertrustung falle der Zuschlag erst in zwölfter Stunde. Parteien sind indes keine Trusts; sie führen ihr eigenes Leben und müssen ihre Entwicklungsbedingungen scharf im Auge behalten.



So können die Freisinnigen auf die Politik der freien Hand nicht eher verzichten, als bis sie Bürgschaft dafür haben, daß der Besitz der Finanznot gegenüber seine Ehrenpflicht erfüllt. Bis dahin stehen alle ihre Reden und Abstimmungen unter der Generalklausel, daß sie nur eine vorläufige Bedeutung haben. Die Torheit, sich endgültig auf indirekte Steuern ohne jene Bürgschaft festzulegen, werden ihnen nur Sozialdemokraten und deren demokratische Gönner zutrauen. Wie für den Freisinn, so steht die Alternative aber auch für die Nationalliberalen. Glücklicherweise marschieren beide Parteien in der gleichen Richtung und halten feste Fühlung miteinander.

So endet diese Betrachtung mit einem Fragezeichen. Jedermann in Deutschland ist überzeugt, daß die Finanzreform zustande kommen muß. Niemand aber weiß, wie sie zustande kommen soll. Das Bild wechselt täglich. In dem Augenblick, wo diese Zeilen dem Druck übergeben werden, scheint sich die Reform auf dem Zentrumsgeleise zu befinden, und die einzige Hoffnung, sie umzulenken, beruht auf dem Bundesrat, der sich so unreife, so fragwürdige Steuerformen, wie sie jetzt von der Kommission beschlossen worden sind, eigentlich nicht aufzwingen lassen sollte.

Der Ernst der Stunde macht sich immer deutlicher fühlbar. Es wird um mehr gekämpft als nur um Steuern; es handelt sich darum, auf wen in absehbarer Zukunft die politische Macht übergehen soll. Ein neuer Kanzler bedeutet eine neue Mehrheitskombination, und diese wäre dann auf Jahre hinaus nicht zu erschüttern. Bleibt dagegen Fürst Bülow, so bleibt der Block. Die Entscheidungen sind höchst verantwortungsvoll und müssen im vollen Bewußtsein ihrer Tragweite mit klarem Blick für alle Konsequenzen getroffen werden.

---

## Reise in Schweden.

Von

Felix Paul Greve.

I.

Schweden ist Natur und sonst nichts; einförmig und doch ewig wechselnd, mit sich selbst im Widerstreit, eine Landschaft, die sich gleichsam noch im Fluß befindet, ungebündelt. Natürlich rede ich nicht von den Landschaften Skone, Södermanland, Västergötland und Dalarne; auch nicht von dem Westrand der Lappmarken und des übrigen Norrlands, den neuesten, eben durch die Lapplandbahn erschlossenen Touristenzielen eiliger Amateure, die sich in acht Tagen einen Begriff von Schweden machen wollen, um dann zu sagen: „Ebenso großartig wie die Schweiz“ — oder: „Die Schweiz ist doch großartiger.“ Ich



meine alle diejenigen ungeheuren Trakte, die der Tourist in tage- und tagelanger Eisenbahnfahrt verschläft. Ich meine jene fast unermesslichen Gebiete, die Bädeker und seine Geistesgenossen als „öde“ bezeichnen: den etwa tausend Kilometer langen und zweihundert Kilometer breiten Streifen zwischen Bräcke und Haparanda, die nördlichste Lappmark, die sich zwischen die finnische Grenze und das norwegische Finnmarken einschiebt, die Uferzüge des Torne Aelf mit seinen Quellströmen, des Kalix Aelf, des Lule Aelf und des Pite Aelf, und schließlich die vergessenen Küstenlandschaften, wie das Idyll Blekinge, dessen Schären sich unters Meer hin zu verlieren scheinen, während ihre Vegetation ein Sinnbild hellster Blondheit ist.

Dieses Schweden besteht aus Wald und Strömen. Freilich stößt, wer in ihm reist, immer wieder, wenn er einen Tag lang durch Urwald gefahren ist, auf nichts anderes als auf einen Strom. Und wenn er über einen Strom fährt, taucht er immer wieder nur auf einen Tag im Walde unter. Aber es genügt trotzdem nicht, an einem Zipfel hineinzusehn. Das Land ist so unmalerisch, daß man im Grunde Jahre und Jahre und sein ganzes Leben dort verbringen könnte, um ihm auch nur einen Teil seiner Geheimnisse abzulauschen oder abzuspähen. Es ist die Verzweiflung aller Maler zweiten Ranges, es ist die Sehnsucht jedes, der es einmal wirklich sah.

Der schwedische Wald, insbesondere der der Landschaften oder „Lehne“ Norbotten und Västerbotten ist etwas von all dem, was wir Wald nennen und als Wald kennen, so Verschiedenes, daß man begreifen kann, wenn er durch Wochen hin nicht anders als befremdend wirkt. Das Wort „Urwald“ gibt einen vollends falschen Begriff, weil es uns den Fuß des Himalaja und die Hänge der Mondgebirge oder die Uferländer südamerikanischer Flüsse suggeriert. Diese Urwälder sind wirr und dicht wie das Haar eines Negers; der nordische Urwald ist wie das Haar des nordischen Küstenbewohners, karg und lang und strähnicht. Urwald ist er nur, weil er niemals in Pflege genommen wurde. Forstwirtschaft kennt er nicht, höchstens strafwürdigen Raubbau. Und trotz allem ist er unerschöpflich. Oft hat meilenweit der Brand, entstanden durch Blitzschlag oder durch Fahrlässigkeit eines Köhlers oder durch Mutwillen eines sonntagsfrohen Bauern, nichts zurückgelassen als mannshohe, schwarzverkohlte Stämme; und wenige Jahre darauf späht überall zwischen dem Schwarz das lichteste Grün der kriechenden Birke hervor, der nach wiederum ein paar Jahren kindlich hilflose Kiefern folgen, bis nach Jahrzehnten die Kohle zum fruchtbaren Dünger im tiefendfeuchten Humus wird. Hier modert der Stamm auf der Wurzel, weil es an Händen fehlt, ihn rechtzeitig abzuschlagen. Aber ein Herbststurm wirft ihn um, und er verfault unterm Schnee, der ihn acht Monate deckt, oder er dörft in dem einzigen langen Sommertag, der von keiner Nacht weiß, bis auch er für neues Leben Nahrung gibt.

Dieser Wald führt bald einen scheinbar verzweifelten Kampf gegen jede Unbill der Natur und scheint sich dann nur durch die zähe Unüberwindlichkeit verkrüppelnden Lebens halten zu können (verkrüppeln, heißt sich anpassen, eine neue Möglichkeit suchen); bald wird er der



Hemmnisse durch ein Verfahren Herr, das überlegter List aufs genaueste gleicht; und bald ist er die einzige triumphierende Note des ganzen Landschaftsbildes. Kurz, nirgends gibt es eine Bewaldung, die so, aus sich heraus, unabhängig von allen Wetterstimmungen, eine ganze Skala von Lebenszuständen spiegelt. Dabei steht er in jeder Hinsicht unter Ausnahmeverhältnissen da. Zunächst der Boden. Nirgends sieht man den glatten Humus unsrer thüringischen Buchenwälder, nirgends den flachen Sand märkischer Tannengehölze; und Gebilde kompakter Felsen wie die Berge der Alpen haben nichts mit dieser Bodengestaltung gemein. Schweden ist, abgesehen von dem schmalen Westrand, im wesentlichen eine große Ebene, die sich, oberflächlich gesehn, von der norddeutschen Flachebene nur dadurch unterscheidet, daß sie sich von Westen nach Osten zum Meer hin um etwa tausend Meter abdacht. Mit Norddeutschland teilt sie außerdem die Eigentümlichkeit, daß sie von einer Reihe niederer Höhenzüge durchschnitten wird. Nur ganz vereinzelt finden sich, ohne Uebergang hineingestellt, Gebilde, die an die deutschen Mittelgebirge erinnern. Aber der ganze Boden ist ein anderer als bei uns. Dicht unter der nährenden Erdkruste liegt überall zusammenhängender Fels. Es kommt hinzu, daß das ganze Gebiet ein einziges großes Moränenfeld ist. Was an nacktem Fels unmittelbar an die Luft tritt, ist abgeschliffen von der Gletscherfeile der Eiszeit. Und kaum eine Quadratmeile dürfte frei sein von den verstreuten Blöcken, dem Geröll, das jene Eisströme in die heutige Ostsee niederführten, aus der die deutschen Steinfischer es mit Klammern emporholen, damit es für Molen und Schutzdämme an unsern Küsten als Material Verwendung finde. Daher kommt es auch, daß so wenig Land urbar gemacht worden ist. Hier wäre nicht nur der Wald auszuroden, sondern auch der Boden vom Gestein zu befreien. Selbst in den spärlich eingesäten Feldern sieht man riesenhafte Blöcke liegen, oft geschichtet, wie man sie im poetischen Deutschland zweifellos als Hühnengräber bezeichnen würde. Wo aber die Kulturarbeit noch nicht eingesetzt hat, liegen diese Blöcke härtesten Gesteins, das die Gletschermühle nicht hat zermahlen können, so dicht, daß der Boden, des Waldes entkleidet, den Eindruck eines bloßen Geröllfeldes machen würde. Und doch ist es gerade dieses Geröll, was das Wachstum des Waldes überhaupt ermöglicht hat. Denn die Witterungsergebnisse des weichen Grundgesteins wären sicherlich längst durch die unaufhörlichen Regen fortgewaschen worden, wenn sie nicht in dem darüberliegenden Geröll Stütze und Halt gefunden hätten. Und aus diesem durch die Verwitterung entstandenen Erdreich hervor ist der Wald nach oben durchgebrochen. Hunderte, ja Tausende von Malen kann man an einem einzigen Tage sehn, wie ein Baum im Erstarken und im Streben zum Licht Felsblöcke gehoben und gekippt hat, die mit menschlichen Mitteln zu bewegen unmöglich scheint. Das sind die Kiefern. Anders schafft sich der zweite der nördlichen Bäume, die Birke, ihre Daseinsmöglichkeit. Wir kennen in Deutschland fast nur die schmale, biegsame Birke, die unsre Feldwege einsäumt, und können uns also kaum eine Vorstellung machen von der Wandlungsfähigkeit in den Lebensformen dieses



Baumes. Ueppig und laubreich bildet er im südlichen Norrland schattenreiche Wälder. Aber je weiter man nach Norden kommt, um so zäher, um so wilder, und, wenn ich so sagen darf, sachlicher, das heißt unpoetischer wird sie; bis sie schließlich in den nördlichen Lappmarken zu einer kriechenden, knorrigen Schlingpflanze wird, die den ganzen Boden in weniger als Mannshöhe mit wildem Gestrüpp überzieht. Schon daraus ersieht man, wie sie sich abfindet mit der Geröllschicht des Bodens. Ihr ist kein Stein zu klein, als daß sie ihn nicht umgänge; ihr ist kein Spalt zu eng, als daß sie ihn nicht benutzte, um ihren Stamm durch ihn hindurch über den Felsblock hinauszuführen und oben ihre grotesk-phantastische Krone zu entfalten. Und diese beiden Bäume, die hochstämmige Kiefer und die nach Norden immer niedriger werdende Birke, bilden in stets neuen Zusammenstellungen den Wald des schwedischen Nordens.

Rein als Vegetation betrachtet steht dieser Wald vielleicht am herrlichsten zwischen Bräcke und Vännäs, wo die Kiefern unendlich alt, ehrwürdig, hoch, schlank und einzeln dastehen, mit gesenkten Aesten, die oben moosbeladen, unten mit langen, gleich Haaren wehenden Nadeln behangen sind. Zwischen diese ganz dunklen Riesen wie eingelagert ruht dichter, lichter Birkenwald, der in Farben-, Formen-, und Laubreichtum von unendlicher Frische ist. Das macht überhaupt den schwedischen Wald zum Inbegriff des Waldes, daß durch das rufende, klingende Leuchten der Birkenbewaldung, die zwischen den ernsten, warnenden Tannen steht, etwas nur doppelt Unheimliches in die Landschaft kommt; etwas Sirenenhaftes, bittend und schreckend, lockend und drohend. Freilich können diese bedrohlichen Tannen in ihrer Ehrwürdigkeit zuweilen auch etwas geradezu Gutmütiges bekommen; dann stehn sie da wie etwa ein Riese, dem ein Kind vor die Füße läuft, auf das er nur lächelnd niederblickt, während er im Schreiten innehält, um es nicht zu zertreten. Dieser Eindruck wird noch dadurch verstärkt, daß die Verästelung der Kiefer fast immer erst mehrere Meter über den Wipfeln der Birke beginnt. Aber wenn hier im südlichen Norrland das Unheimliche des Waldes nicht ohne Sanftheit, nicht ohne Beimischung jenes Weiblichen ist, in dem die Griechen das Wesen ihrer südlichen Meere verkörpert sahen, so entfaltet sich, je mehr wir nach Norden kommen, etwas immer ausgesprochener Spukhaftes in diesen Wäldern. Die Birke wird, wie gesagt, grotesker — grauer in ihrer Haut; die Tanne röter im Holz, schwärzer in den Nadeln, struppiger, beschäfter in der Form. Die Kiefer kommt nicht mehr so gut fort, es wird ihr zu nördlich, wahrscheinlich zu naß; immer häufiger modert sie auf der Wurzel, immer seltener kann sie den Stürmen des Herbstes widerstehen, so daß sie oft meilenweit, wie vom Gewitter niedergedrücktes Korn, mit der Krone auf dem Birkengestrüpp ruht; oder es stehn, namentlich auf niedern Höhen, die Stämme gitterartig fast ohne Krone da.

Dieser ganze nördliche Wald lehrt eine Poesie des Grauens; er wirkt mit der ewigen Variation fast ein und desselben Themas beinahe wie eine Symphonie, die für ein einziges Instrument geschrieben



wäre, das man allein zu hören sonst nicht gewöhnt ist. Wenn die Trommel in ihren Tonvaleurs eine annähernd gleich große Skala hätte wie das Cello oder die Violine, und eine Menschheitsgeschichte würde in einem riesenhaften Tonsatz von tausend Trommlern getrommelt, so kann ich mir denken, daß es etwa so wirken müßte, wie die Wälder Lapplands auf mich wirkten. Auch viel vom Märchen ist da: vom Wald, in den man hineingeht und aus dem man nicht wieder hinausfindet; vom Wald, in dem man nach stundenlangem Schweifen irgendwo auf eine Köhlerhütte stößt, die von rauchenden Meilern umgeben ist, oder auf ein mitten in den Wald eingesprengtes Gehöft, aus dessen Tür einem eine runzlige Alte, die lange Laubpfeife im Munde, entgegentritt. Aber das liegt vielleicht an der Endlosigkeit dieser Wälder, durch die sich nur selten Straßen ziehn, und deren Waldwege kaum jemals den Eindruck von etwas Zielhaftem, von etwas Vorwärtsführendem machen. Und doch kann es das nicht allein sein; denn gerade an dem Tage, an dem mir zum ersten Mal das Spukhaft-Grauenvolle dieses Waldes klar aufging, befand ich mich in relativer Nähe bewohnter Stätten.

Gellivare ist ein kleiner Ort an der Ofotenbahn. Noch vor wenigen Jahren sah man dort nichts als die in die Wildnis hineingesetzten Hütten der Bergleute, die in den Eisengruben des Malmbergs arbeiten; dann wurde die Bahn gelegt, und an diesen Punkt fiel die Mittagsrast der Züge. Das und die Tätigkeit des Touristenvereins brachten einigen Fremdenzustrom, und jetzt steht, ohne Straßen, ohne den Eindruck einer Stadt, ein lebendiger, aufblühender, kleiner Ort auf dem kahlen Boden, ein Gewirr von Häusern, die, wie Blockhäuser gebaut, einer Spielschachtel entnommen scheinen. Es ist die primitive Ansiedlung, wie sie alle sehr dünn bevölkerten Länder kennen, namentlich der amerikanische Westen; die Ansiedlung, in der man sich doppelt behaglich, doppelt geborgen fühlt, weil man weiß, daß man weit ringsum in der Wildnis verhungern müßte. Dieser Ort, jetzt der größte in den eigentlichen Lappmarken, bildet den Ausgangspunkt für ein paar der leichtesten Hochtouren der malerischen Gebirgsketten an der Westgrenze Schwedens. Der einfachste und vielleicht deshalb der schönste Ausflug ist der auf den Gellivare Dundret, einen nicht sehr hohen Berg im Südwesten des Orts.

Ich war hinaufgestiegen, und oben hatte mich in der Touristenhütte, die um die Sonnenwende eine Reihe von Tagen hindurch von der Mitternachtssonne beschienen wird, einer jener plötzlichen Regen überrascht, die einen im hohen Norden oft stundenlang zwingen, unter einem Stein zu kauern oder wie angeklebt auf der Windschutzseite an einem Baumstamm zu lehnen. Es war Abend geworden, ehe ich an einen Abstieg über die schlüpfrigen Felsen der kahlen Höhe denken konnte. Es wurde Nacht, ehe ich die baumlose Kuppe hinter mir hatte und den Wald erreichte. Wohl stand die Sonne niedrig über dem geographischen Horizont, aber auch wenn sie nicht von schwarzen Wolken verhangen gewesen wäre, so hätte doch das riesige Schneegebirge des Kebnekaise diese Berge und Täler mit dunklen Schatten zugedeckt. Es herrschte eine etwas ungewisse Dämmerung, in der ich plötzlich vom Waldsaum





MAX LIEBERMANN  
/ Aus der Sammlung Ed. Fuchs /

DER STRANDWÄCHTER / Ölgemälde /









HONORE DAUMIER  
/ Aus der Sammlung Ed. Fuchs /

DIE BETRUNKENEN / Ölgemälde /







**Edith:** Ich laufe ja die gleiche Gefahr. Nimm an, du würdest es für deine Pflicht halten, Slattox niederzuschießen, was würde aus mir und den Kindern werden? Ich will weiß Gott keinen Menschen erschossen haben, selbst Slattox nicht; aber wenn das Publikum selbst von den himmelschreiendsten Ungerechtigkeiten nie die geringste Notiz nimmt, ehe jemand totgeschossen wird, was soll man machen als jemanden totschießen?

**Soames** (unerbittlich): Ich warte auf meine Instruktion wegen des Vertragstermins.

**Reginald** (ungeduldig, verläßt den Kamin und stellt sich hinter Soames): Es hat keinen Sinn hier die ganze Geschichte mit allen Einzelheiten durchzuschwätzen. Wir werden hier noch den ganzen Tag sitzen. Ich schlage vor, daß der Vertrag dauert, bis die Interessenten geschieden sind.

**Soames:** Sie können nicht geschieden werden. Sie sind ja nicht verheiratet.

**Reginald:** Aber, wenn sie nicht geschieden werden können, ist dies ja noch schlimmer als die Ehe.

**Frau Bridgenorth:** Ja natürlich. Hört endlich mit diesem Unsinn auf. Wem sollen denn die Kinder gehören?

**Lesbia:** Wir haben schon festgesetzt, daß sie der Mutter gehören sollen.

**Reginald:** Zum Donnerwetter, das ist noch gar nicht bestimmt. Ich leg' mich quer in den Weg, wenn meine Kinder mir nicht gehören sollen; und das werden sehr viele Männer auch tun, das sag' ich euch.

**Edith:** Mir scheint, man sollte die Kinder zwischen den Eltern teilen. Wenn Cecil wünscht, daß eines von den Kindern ausschließlich ihm gehöre, dann soll er mir eine gewisse Summe bezahlen für die Gefahr und die Unannehmlichkeiten, es in die Welt zu setzen — sagen wir das Stück tausend Pfund. Die Zinsen dieses Betrages könnten zur Erhaltung des Kindes dienen, solange wir zusammen leben. Aber die Hauptsumme würde mir gehören. Auf diese Weise erhielte ich wenigstens, wenn Cecil mir das Kind wegnähme, das bezahlt, was es mich gekostet hat.

**Frau Bridgenorth** (ganz erstaunt ihr Strickzeug niederlegend:)  
**Edith!** Hat man jemals so was gehört!!

**Edith:** Ja, wie willst du es sonst in Ordnung bringen?

**Der Bischof:** Da gibt's doch so etwas wie ein Lieblingskind. Wie steht es mit dem jüngsten Kind? — dem Benjamin — dem Kind der gereiften elterlichen Kraft und Liebe, das da immer besser behandelt und mehr geliebt wird als die unglücklichen ältesten Kinder, die Früchte jugendlicher Unwissenheit und unreifen Eigen-



sinnes? Wem von den Eltern soll das jüngste Kind gehören, Zahlung hin, Zahlung her?

Collins: Da ist noch eine dritte Partei, Eminenz. Das ist das Kind selbst. Meine Frau hat ihre Kinder so lieb, daß die Dinger sich eigentlich gar nicht selbst gehören. Sie sind alle von zu Hause fortgelaufen, um ihr zu entfliehen. Ein Kind hat nicht so viel Appetit nach Liebe wie ein Erwachsener. Ein wenig davon begleitet es ein gutes Stück Wegs. Kinder mögen eine gute Nachahmung der Mutterliebe lieber als die wirkliche, wie jede Amme weiß.

Soames: Sind Sie denn sicher, daß irgendein Mensch, ob jung oder alt, die richtige Sache ebenso gern hat wie ihre künstlerische Nachahmung? Ist die richtige Sache nicht oft gottlos? Sind die geliebtesten Menschen nicht eher die guten Schauspieler als die wirklichen Schmerzendulder? Fälscht man die Liebe in Romanen und Theaterstücken nicht immer, um sie erträglich zu machen? Ich habe an mir selbst beim Anblick von Heiligenbildern und Gemälden der Mutter Gottes ein großes Entzücken beobachtet! Aber wenn ich jenem fürchterlichen Fluche des Priesterloses verfallte, dem Fluch Josephs, den das Weib des Potiphar verfolgt, bin ich jedesmal entsetzt und abgestoßen.

Hotchkiß: Sprechen Sie jetzt als Heiliger oder als Anwalt, Vater: Anthony?

Soames: Das macht keinen Unterschied. Es gibt nicht eine christliche Lebensregel für Anwälte und eine andere für Heilige. Ihre Herzen gleichen einander; und ihr Weg zur Erlösung liegt auf derselben Straße.

Der Bischof: Aber „wenige sind es, die ihn finden.“ Können Sie ihn für uns finden, Anthony?

Soames: Er liegt breit vor Ihnen. Der Weg der Zerstörung ist schmal und gewunden. Die Ehe ist eine Schändlichkeit, und die Kirche wurde gegründet, um sie zu verdrängen und an ihre Stelle die Gemeinschaft von Heiligen zu setzen. Das hat mich jeder Ehevertrag gelehrt, den ich als Anwalt aufsetzte, ebenso wie die göttliche Eingebung. Ihr seid hergekommen, eure Sünde schwarz auf weiß vor euch hinzustellen; und ihr könnt euch nicht über einen einzigen Artikel einigen.

Sykes: Es ist doch wirklich seltsam, daß die ganze Sache in Stücke zu zerfallen scheint, den Augenblick, wo man sie berührt.

Der Bischof: Da sehen Sie, wenn Sie dem Teufel freies Spiel lassen, verliert er seine Partie. Er ist nicht imstande, auch nur den ersten Punkt eines tatsächlichen Vertrages hervorzubringen; ich fürchte, wir können nun nicht länger auf ihn warten.

Lesbia: Dann muß das Land ohne meine Kinder fertig werden.

Edith: Und Cecil ohne mich.



**Leo** (die Kiste verlassend): Und ich heirate Sinjon positiv nicht, wenn er nicht fähig ist, irgendwie dafür zu sorgen, daß ich mich um Rejy kümmern kann.

Sie läßt Hotchkiß allein und kehrt an ihren Stuhl zurück, hinter Frau Bridgenorth.

**Frau Bridgenorth**: Und die Welt geht dann wohl mit dieser Generation zu Ende?

**Collins**: Ist da gar nichts zu machen, Eminenz?

**Der Bischof**: Man kann die Scheidung vernünftig und anständig gestalten: das ist alles.

**Lesbia**: Dafür danke ich. Wenn man nur die Ehe vernünftig und anständig gestalten wollte, kann man es mit der Scheidung halten wie man will. Meine tiefsten Einwände gegen die Ehe habe ich nicht ausgesprochen und habe auch nicht die Absicht es zu tun. Es gibt gewisse Rechte, die ich niemandem über mich einräumen würde.

**Reginald**: Na, ich finde es recht hart für einen Mann, seine Frau jahrelang zu unterstützen und die Gelegenheit, ein wirklich gutes Weib zu bekommen, verlieren zu müssen und dann noch ihre Weigerung, seine Frau zu werden, einstecken zu können.

**Lesbia**: Ich habe nicht die Absicht, mit Ihnen darüber zu streiten, Rejy. Wenn Ihr Sinn für persönliche Ehre Sie nicht zur Vernunft bringt, wird Sie nichts dazu bringen.

**Soames** (unerbittlich): Ich warte noch immer auf meine Instruktion. Sie sehen einander an, jeder auf den andern wartend, daß er etwas vorschlage. Schweigen.

**Reginald** (ratlos): Ich glaube, schließlich ist die Ehe doch besser als — nun, als die übliche Verlegenheit.

**Soames** (wendet sich grimmig an ihn): Mit welchem Rechte können Sie das behaupten? Sie wissen doch, daß die Sünden, die diese unglückliche Nation verheeren und zum Wahnsinn bringen, im Ehestand begangen werden.

**Collins**: Die Ledigen können sich's eben nicht leisten, ihren Neigungen genau so zu fröhnen wie die Verheirateten.

**Soames**: Fort damit, sage ich. Ihr habt die Befehle eures Herrn gehört, befolget sie.

(Fortsetzung folgt)



## Rundschau.

### Finanzpolitisches.

Von Pluto.

500 Millionen sollen der Börse entzogen sein, nämlich durch die großen Subskriptionen, und diejenigen, welche überhaupt an gewaltige Summen innerhalb unseres täglichen Effektenverkehrs glauben, entrüsten sich nunmehr über die Seehandlung. Angeblich hätte diese unrichtig disponiert, weil die Bareinzahlungen für jene Zeichnungen erst so langsam zurückfließen. In Wahrheit waren ja aber auch viele, wie dies hier vorher geschildert wurde, gar nicht der Meinung, daß es mit dem Rückfluß diesmal so rasch gehen werde. Vor allem scheinen doch unsere neuen  $3\frac{1}{2}$  Proz. noch keineswegs genommen zu sein, so daß die Banken selbst einstweilige Besitzer bleiben. Die Spekulationskurse hat jedoch das etwas teurere Geld kaum beeinflusst, trotzdem man sogar Ultimosätze bis zu 4 Proz. voraussah. So hoch stiegen auch die Kurse noch nicht, daß jeder Abschluß in Bank- oder Bergwerksaktien einen ungewöhnlich großen Betrag erforderte. Wenn aber Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika im freien Verkehr auf über 1000 Proz. emporschnellten, so kann dies doch nur immer wenige Stück betreffen. Im ganzen ist die Lebhaftigkeit der deutschen Börsen nicht mehr zu unterdrücken, sie besteht fort, auch ohne die stürmischen Impulse von erst kürzlich verflossenen Tagen. Ebenso hat sich der Optimismus bezüglich unserer Industrie nicht gemindert, trotzdem die maßgebenden Metallfirmen fortgesetzt behaupten, daß nach ihrer sehr guten Fühlung mit der Fabrikation der Stillstand noch weiter anhalte. Auf Montanaktien hat nicht einmal der neue Geldbedarf der Harpener Gesellschaft ungünstig gewirkt, wahrscheinlich, weil sowohl die Großen, als auch die Kleinen jetzt an etwas Wichtigeres zu denken haben. Es betrifft dies die Richthofenschen Anträge bezüglich schwerer Belastungen des ganzen Bank- und Börsenwesens. Anfangs in ihrer buchstäblichen Formulierung wurden diese Anträge als abenteuerlich belächelt. New

York hatte gerade den Tod des edlen Mr. Rogers, der rechten Hand Rockefeller's, mit einer wohlverdienten Hausse begrüßt, und auch bei uns wollte man sich solchen Kursfreuden nicht entziehen. Schließlich tauchte aber wieder jenes Richthofensche Gespenst auf, und nun wurden die meisten ängstlich. Gewiß würde z. B. eine Kotierungssteuer selbst bei der Diskontogesellschaft nur 400 000 M. ausmachen, also nur  $\frac{1}{4}$  Proz. von der Dividende, allein wir haben mit den Konservativen zu schlimme Erfahrungen gemacht. Fast stets, wo sie bei derartigen neuen Gesetzen den Schutz der mittleren Vermögensverhältnisse versprochen, sind sie bald auch zu den ärgsten Rücksichtslosigkeiten selbst gegenüber den geringsten Umsätzen und Abschlüssen vorgegangen. Einstweilen dürften sich Angst und Hoffnung wegen dieser Dinge aus unserer Allgemeintendenz nicht streichen lassen.

Ein neuer Zankapfel dürfte bald aus der angeblichen Verständigung wegen der Orientbahnen erwachsen. Man sollte es kaum glauben, wie das bislang so wohlakkreditierte Bulgarien seit seiner finanziellen Bevormundung durch Rußland an Solidität und Geschäftsauffassung gelitten hat. In Sofia hat man sich nämlich entschlossen, das gesamte rollende Material der Gesellschaft zurückzugeben. Aber wann? „Sobald der nötige Ersatz vorhanden ist!“ Alsdann, also für eine Zeit, die noch ganz unbestimmbar bleibt, wollen die Herren für Abnutzung 2 Millionen Francs zahlen. Wie kann aber die Gesellschaft eine Entschädigung anzunehmen gewillt sein, für einen Schaden, den sie unmöglich schon heute einschätzen kann. Es werden eben neue Schwierigkeiten daraus entstehen. — Als England auf dem Wiener Kongreß die seinerzeit den Dänen entführte Flotte zurückzugeben versprach, erfüllte es auch sein Versprechen. Nur, daß jene Schiffe ganz verfault vor Kopenhagen wieder anlangten, weil die Engländer dieselben in ihren Häfen liegen gelassen hatten. Wer weiß, ob die Orientbahnen bessere Er-



fahrungen mit den Bulgaren machen, wenn sie nach Jahr und Tag ihr Material zurückerhalten, und dazu winzige zwei Millionen.

\* \* \*

Präsident Havenstein trug die Fahne voran, als es in unserem Parlamente galt, die Reichsbankaktionäre gegen eine Gewinnverkürzung zu schützen. Ob ihm dies noch oft wieder gelingen wird, in Jahren, wo Deutschland sich gar nicht genug Einnahmequellen verschaffen kann, bleibt freilich eine andere Frage. In ihrer gemischten Eigenschaft eines Dividenden- und eines Anlagepapiers bietet die Reichsbankaktie den Kapitalisten mehr eine Spezialität, als ein Leckerbissen. Denn für ein Anlagepapier ist ihre Marktgängigkeit überaus beschränkt, und für eine Aktie fehlt ihr der nahezu unbegrenzte Geschäftskreis der anderen Kreditbanken. Ihre fast einzigen Erträge neben dem Giroverkehr fließen aus Wechsel und Lombard, hängen also ganz überwiegend vom Zinsfuß ab. — Wozu noch kommt, daß unsere Großbanken zusammen jetzt in ihren Portefeuilles mehr Dreimonatsdiskonten für ihre Kundschaft halten, als dies der Reichsbank möglich ist. Damit stehen wir natürlich noch immer gegen Frankreich zurück, wo wohl allein schon der Credit Lyonnais mehr Wechsel, als die Banque de France aufweist. Als zur Besiegelung der deutschen Einheit aus der Preußischen Bank eine Reichsbank wurde, glaubten selbst die Abgeordneten, welche damals der beratenden Kommission angehörten, daß die bald darauf eintretenden Kurssteigerungen ungerechtfertigt seien. Sie hatten sich aber, und zwar auf Dezennien hinaus, geirrt, da unsere ersten Institute, die Diskontogesellschaft ausgenommen, erst allmählich zu einer Macht, und zu einer — geschlossenen Macht gelangten. Heute steht aber der Kurs ganz auffallend niedrig, indem dabei unter Zugrundelegung der letzten dreijährigen Dividenden noch eine Rente von  $5\frac{7}{8}$  Prozent bleibt. Keine der anderen großen Bankaktien rentiert so hoch, so daß offenbar das kaufende Publikum hier Ansprüche stellt, wie an schwankende Industriewerte. Ueber diesen Umstand nachzudenken, der sich bei den leitenden Notenbanken z. B. in London und Paris auch nicht annähernd wieder-

holt, würde sich eher verlohnen, als über die Nützlichkeit (!) einer Verstaatlichung der Reichsbank. Diese bis zum Ueberdruß wiedergekäute Theorie, die wahrscheinlich einen ewigen Frieden voraussetzt, würde natürlich von keiner irgendwie gearteten Regierung verwirklicht werden. Auch die extremsten Minister würden dann entweder zuviel Pflichtgefühl, oder zuviel Furcht vor ihrer Verantwortung haben.

\* \* \*

Offenheit ist wirksamer als Höflichkeit, wie jetzt unser Botschafter in Washington nach seiner Bankettrede im Amerikanischen Fabrikantenverbande gespürt hat. Graf Bernstorff gab sich in den schönsten, europäischen Worten aus, um seine Hoffnungen auf einen Deutsch-Amerikanischen Handelsvertrag noch für den Winter darzulegen. Dann erhob sich aber der zurzeit noch „unübertünchte“ Mr. Fowler vom Hause der Repräsentanten und zerstörte diejenigen Hoffnungen Bernstorffs, an die dieser wohl selbst kaum geglaubt hatte. Vielleicht wäre in einer so großen Arena ein Diplomat von Bismarckscher Aufrichtigkeit nutzbringender gewesen, der ja auch nur offenherzig zumeist mit Vorbedacht war. Denn immerhin gibt es noch in der Union zahllose Wähler und Konsumenten, die Gegeninteressenten der Schutzzollpolitik sein müssen. Alles, was Mr. Fowler unter sichtlich höchster Beachtung erwiderte, kann vor einer gründlichen Kritik nicht Stich halten. So besonders sein Satz, daß der Binnenhandel der Union von 25 Milliarden wichtiger sei, als die 10 Milliarden Außenhandel. Wo steht denn aber geschrieben, daß entweder nur der eine oder der andere Handel als möglich gilt? Und seit wann sieht man den Verdienst im eigenen Lande, der doch nur ein Roulieren und kein Einströmen des Geldes zu bedeuten vermag, als eine wirkliche Vermehrung des Volkswohlstandes an? Eine solche Vermehrung kann doch nur von außen erfolgen! In diesem Sinne pflegt ja auch die Statistik bei Aufnahme des sogenannten Nationalvermögens den Besitz der Kapitalisten an vaterländischen Papieren auszulassen, da hier das eigene Land zu Zins verpflichtet bleibt. Selbst in dem demonstrativen Hinweise auf



das deutsche Schutzzollsystem, das ja leider recht vorbildlich geworden ist, irrt sich unser Yankee. Dieses ist 1879 nicht zur Förderung der heimischen Industrie geschaffen worden. Vielmehr gebrauchte der Altreichskanzler für unsere Wehrhaftigkeit viel Geld und und konnte die neuen Belastungen der großen Gebrauchsartikel nur unter der Bedingung durchsetzen, daß er den Industriellen die Schutzzölle gewährte. Damals verwandelte sich das Foyer des Reichstages bekanntlich in eine Börse, wobei die Menschenachtung Bismarcks gewiß nicht sonderlich stieg. Seine nahezu religiösen Ueberzeugungen von der Echtheit der neuen Politik wurden daher erst im Laufe des Kampfes so feuervergoldet. Genau so ist es auch seinerzeit in der Union gewesen, wo man einen strengen Protektionismus erst nach Beendigung des Bürgerkrieges einführt, während deutsche Märchendichter von der Beeinflussung durch deutsche Nationalökonomien noch heute erzählen. Tatsächlich wollte das amerikanische Volk nach Niederwerfung des Südens die bis ins Ungeheure angewachsene Staatsschuld rasch tilgen, und scheute deshalb keine noch so drückenden Zollbestimmungen, nur um den Goldschatz auf dem Kapitol alljährlich enorm zu vermehren. Die Profite und Monopole der Großindustriellen entstanden dann erst im Verlaufe jenes extremen Zollsystems und werden natürlich zugleich auf wissenschaftlichem Wege zu verteidigen versucht. — Einstweilen dürften auch zum Schaden Deutschlands jene Trustgewaltigen noch die Herrschaft in Händen behalten.

## Von der Notwendigkeit der Chauvinisten.

Von Johannes W. Harnisch.

Wer nicht Literaturgeschichte studiert hat, dem ist von Christian Ludwig Liskow höchstens der Titel einer kleinen Satire „Von der Notwendigkeit der schlechten Skribenten“ bekannt. Man dürfte sie ruhig einmal nachlesen; denn der satirische Einfall ist artig genug: Liskow rechnet sich selbst unter die schlechten Schreiber und elenden Skribenten und deduziert nun als einer von

ihnen, wie nötig sie für Buchdruckerey und Buchhandel („Ich habe nach einer genauen Ausrechnung gefunden, daß, ein Jahr ins andere gerechnet, ohngefähr drey gute Bücher des Jahrs zum Vorschein kommen. Was ist das aber unter so viele? Von den Werken der guten Scribenten würden sie das liebe Brodt nicht haben.“), für die guten Skribenten als Folie und Stichblatt und schließlich für das ganze menschliche Geschlecht sind. Das wird mit mancher witzigen, mancher platteren Ausführung begründet. Das Ganze liest sich auch heute noch recht amüsan und ist vor allem interessant vom Standpunkte der Vergleichung: Der schlechten Skribenten gibt's noch heute genug; aber die polemische Literatur der guten Schreiber gegen sie (die noch Lessings Lebenswerk zum guten Teile ausmacht) ist so gut wie verschwunden.

Der viel umgetriebene Wittenburger Pastorensohn hatte ein sehr ernsthaftes Ziel vor Augen, als er sein Satirlein von der Notwendigkeit der schlechten Skribenten schrieb. Das mag die erst unbewußte, dann bewußt beibehaltene Anlehnung im Titel entschuldigen. Denn ich will keine Satire schreiben, sondern meine es ganz ernst. Liskow rechnet sich scherzhaft unter die schlechten Skribenten und bekämpft sie, indem er ihre Notwendigkeit zu erweisen vorgibt. Ich muß mich ehrlicher Weise sehr ernsthaft unter die Zahl der Chauvinisten rechnen, und meine Absicht, ihre Notwendigkeit zu erweisen, ist keine vorgegebene. Darum bedarf die Anlehnung in der Ueberschrift der Entschuldigung und der Verwahrung.

Das Wort „Chauvinist“ stammt aus Frankreich. Jean Chauvin, den die Gebrüder Cogniard in ihrem Lustspiele „La cocarde tricolore“ auftreten lassen und damit der gebildeten Welt als Typus schenkten, findet sich schon früher als stehende Figur auf volkstümlichen Zeichnungen, namentlich zur Zeit der hundert Tage, und vertritt dort den Nichts-als-gloire-Standpunkt der grrrande armée. Noch Büchmann definiert den Chauvinisten als einen, „der übertriebene und lächerliche Ansichten über Vaterlandsliebe und Krieg hat“. Aber, wie das so geht, aus dem Schimpfnamen wird allmählich ein Parteiname. Wenn man heute von den französischen Chauvinisten spricht, so ist der Unterklang von Lächerlichkeit



und Uebertreibung kaum mehr zu spüren. Es ist einfach eine andere Bezeichnung für das Wort „Nationalisten“ geworden.

In die deutsche Parteienbezeichnung hat sich das Wort wenig eingebürgert. Hier sagt man „Alldeutsche“ (auch wenn man gar nicht „all“-deutsche Verfechter des Nationalitätsprinzips meint), fügt oft das Epitheton „wüst“ hinzu, oder sagt „Nationale“ und setzt das Wort sorglich in Anführungsstriche. Beide Bezeichnungen sind wenig glücklich. Als Eigennamen für sich selbst verwenden die so Gesonnenen jetzt gern die Bezeichnung „Entschieden-Nationale“. Doch ist auch dieser Ausdruck noch ziemlich schlecht umgrenzt. Die von mir verwandte Bezeichnung „Chauvinist“ ist geläufiger und gibt ein klareres Bild. Zumal für den, der es von außen betrachtet. Und Zweck dieser Zeilen ist ja gerade die Betrachtung von außen: Ich möchte nachweisen, daß auch der Nicht-Chauvinist von der Notwendigkeit der Chauvinisten sich überzeugt halten soll, anstatt sie als überspannt und deshalb schädlich und lächerlich zu brandmarken oder — je nach Temperament — mit einem Achselzucken abzutun.

Daß die nationalen Impulse im deutschen Volke nicht allzustark sind, dürfte allgemein zugegeben werden. Woher das kommt, dürfte gleichfalls keiner Erörterung bedürfen. Ein in hundert Staaten gespaltenes Volk, das jahrhundertlang in ständiger Selbstzerfleischung aus eigener Kraft und mit fremder Hilfe begriffen war, kann naturgemäß kein nationales Gefühl von der Stärke haben wie ein seit fast ebenso viel Jahrhunderten einheitliches, stets im bewußten und oft im betonten Gegensatz zum Festlande stehendes Inselvolk. Möglich auch, daß die Blutmischung des Deutschen nicht überstarke Widerstandskraft gegenüber fremdnationalen Einflüssen besitzt. Einzelerfahrungen, so die mit den Siebenbürger Sachsen und den baltischen Deutschen, scheinen das Gegenteil zu beweisen. Doch ist ebensowohl denkbar, daß es sich hier um erst in der neuen Heimat erworbene Eigenschaften handelt; was bei der kulturellen Ueberlegenheit, die die Balten und die Siebenbürger Sachsen über die fremdblütigen Mitbewohner von Anfang besaßen (und jetzt noch besitzen), leicht möglich ist und durch die entgegengesetzten Erfah-

rungen mit den Deutsch-Polen bestätigt zu werden scheint.

Woher aber auch zu erklären, jedenfalls ist der geringe Nationalsinn des Deutschen eine Tatsache. Man braucht, um sie zu erkennen, gar nicht außer Landes zu gehen und z. B. in den Vereinigten Staaten die „rein-englischen“ Abkömmlinge deutscher Einwanderer zu studieren. Man braucht nicht einmal in den Osten Deutschlands zu gehen und sich die echtpolnische Namensliste der Biedermann, Szulz, Myllerski und ähnlicher Familien zu betrachten. Solche Einzelabfälle von der eigenen Nation kommen schließlich überall vor. Und wir haben echt deutsche Browns, Nawrockis, Douglas und Fontanes schließlich auch. (Freilich: in viel geringerer Zahl; und fast immer aus ganz bestimmt nachweisbaren Gründen. Immerhin, so einleuchtend zumal der zahlenmäßige Unterschied ist, eine verlässliche Statistik fehlt meines Wissens; und sie erst doch hätte volle Beweiskraft.)

Man kann sich an ganz allgemeine Erscheinungen halten: Nirgends in der Welt gibt es einen so international getönten Klerikalismus wie bei uns. Die Katholiken sind bei uns in der Minorität und können sich deshalb den Luxus eines internationalen Zentrums leisten? Richtig. In viel größerer Minorität sind sie aber noch in England. Und von internationalen Velleitäten der englischen Katholiken hat man nie etwas gehört. Nirgends in der Welt gibt es eine so antinational gefärbte Sozialdemokratie wie bei uns (nicht einmal im kreißenden Rußland). Nicht nur Frankreich, England, die Vereinigten Staaten, Australien sind hierin besser daran; auch wo, wie in Spanien und Italien, die Sozialdemokratie viel weniger gesittet bürgerlich, viel mehr revolutionär, anarchistisch, konspiratorisch ist, hat sie überall eine ausgesprochen nationale Färbung. Die Anhänger des deutschen Zentrums und der deutschen Sozialdemokratie zusammen bilden aber die Majorität der deutschen Wähler. Und da ist denn doch zu sagen: wenn fünfeinhalb Millionen deutscher Wähler international zu denken programmatisch verpflichtet sind, dann ist es kein Uebel, sondern ein unbedingtes Erfordernis, daß hunderttausend oder vielleicht auch ein paar hunderttausend deutscher Wähler hypernational denken. (Ich sage:



hypernational; denn ich spreche nicht von mir aus.)

Ich stelle mich auf den Standpunkt des saturierten Nationalliberalen oder Konservativen und sage: „Die Entwicklungslinie eines Staates ist die Resultante aus den verschiedenen Kräften, die ihn angreifen. In der Ebene Nationalpolitik greifen auf der einen Seite Zentrum und Sozialdemokratie mit dem dumpfen Massengewicht ihrer fünfeinhalb Millionen Stimmen an; mit dem natürlichen Effekt, den Staatskarren links in die internationalen Sumpfniederungen hineinzuziehen. In der Mitte greift die Masse der ruhig vaterländisch Gesonnenen mit der Kraft von vier Millionen Stimmen an. Die Resultante aus diesen beiden Kräften würde den Karren zwar nicht geradeswegs, aber doch schief in den internationalen Sumpf hineinführen. Gerade also, wenn der Karren auf der geraden Bahn vorwärts gehen soll, die ich für richtig halte, muß rechts eine andere Kraft noch einsetzen. Eine Kraft, die für sich allein den Staatskarren ins unwegsame Gestrüpp des Hypernationalismus hineinführen müßte. Die, gäbe es nur sie und mich auf der deutschen Welt, den Karren schräg da hinein führen würde. Die aber, da links die internationale Kraft angreift, diese zu paralysieren imstande ist und mit ihr zusammen eine Resultante liefert, die ziemlich genau die von mir als richtig angesehene Bahn verfolgt. Gäbe es also keine deutschen Chauvinisten, so würde ich sie erfinden müssen. Da es aber welche gibt, werde ich mich wohl hüten, sie allzuschroff zu bekämpfen. Ihr Elan und ihre geistige Regsamkeit müssen ja das ersetzen, was ihren vielleicht Fünfhunderttausend (sehr gut gerechnet) an Wucht gegenüber den fünfeinhalb Millionen, die nach links ziehen, abgeht.“ . . . So ähnlich, dünkt mich, müßte ein verständig überlegender Nationalliberaler oder Konservativer oder auch Freisinniger sprechen.

So ähnlich: Jedes Bild ist schief. Und ein Bild, das ein so tausendfach kompliziertes Ding wie das Leben eines Staates und die Gesetze seiner Entwicklung mit ein paar Strichen festlegen will, ist notgedrungen am schiefsten. Und niemand irrt mehr, als wer sich einbildet, in einem solchen Bilde eine Formel gefunden zu haben, mit der er die Einzelfälle praktisch ausrechnen kann. Der Wert eines solchen Bildes

kann kein anderer sein als der, den beispielsweise eine Landkarte der Jahresdurchschnittstemperaturen hat. Eine solche Karte ist immer falsch, wenn man sie vom Augenblick aus betrachtet: Es hat nie einen Moment gegeben und wird nie einen Moment geben, zu dem die dort eingezeichneten Temperaturzahlen und -linien tatsächlich diese Höhe hätten, diesen Verlauf nehmen. Trotzdem ist die Karte richtig, weil sie den richtigen Durchschnitt angibt. Ein Weiteres kommt noch hinzu: Wer nur die Temperaturkarte von Deutschland kennt, wird sich nicht einbilden, Deutschland zu kennen. In der Politik ist oft oder meist das Gegenteil der Fall. Wer sich nur ein Bild von ihr gemacht hat, freut sich des Errungenen und glaubt, nun die ganze Politik danach beurteilen zu können. Der Verständige wird sich demgegenüber vor Augen halten, daß er, um zur Kenntnis zu gelangen, ebenso noch die physikalische und politische und geognostische und hundert andere Karten und Kärtlein studieren muß. Daß auch das noch nicht genügt: daß er ferner noch der lebensvollen Beschreibung und der lebendigen Anschauung bedarf, um zu einer einigermaßen richtigen und vollständigen Auffassung zu gelangen.

So also meinte ich das Bild und so den Aufsatz. Und glaube demnach, daß man auch noch sehr andere Faktoren in die Betrachtung einziehen und ganz andere Bilder entwerfen kann, ohne damit das Mindeste gegen die Richtigkeit dieser Betrachtung zu sagen. Die geognostische Karte zeigt nun einmal ganz andere Farben, Linien und Flecke als die isothermische. Und nur, wer die eine oder die andere von ihnen als allein richtig und maßgebend ansieht, ist im Irrtum. Ist es aber auch gründlich.

## Klassensysteme.

Von Dr. Karl Wilker.

Es entstand eine gewisse Unruhe im Preußischen Abgeordnetenhaus, als der Abgeordnete Dr. Heß merkwürdige Klassifizierungsgeschichtchen aus Essen zu vermelden hatte. Man wollte das nicht wahrhaben: A-Klasse, B-Klasse; 500 000 M. Vermögen, weniger Reichtum; Reserveoffiziere, simple Bürger; Aristokratie, Plebs. Allerdings alles



Gegensätze, die zu beachten man in einem königlichen Gymnasium nur guten Grund hatte. Das Verfahren ist vielleicht nicht ganz so einfach, wie das, in überfüllten Klassen die Schüler zu trennen nach dem Alphabet, nach geistigen Fähigkeiten, nach Alter oder Entwicklung. Aber es geht: man scheidet sie nach des Vaters Geldbeutel, wahrt, fördert und belebt den Kastengeist und Pennalismus — und ist froh dabei, bis . . .

. . . so ein Landtagsabgeordneter redet. Und nun sieht sich das hohe Kultusministerium gezwungen, zu gestehen: id est! Freilich bleibt es unbegreiflich, wie diese merkwürdige Klassifizierung unentdeckt bleiben konnte, während man doch sonst im Preußen-Deutschland nicht mit Inspektionsreisen zu kargen pflegt. Oder sollten königliche Anstalten davor sicher sein?! Seltsam, seltsam . . . Und diese treffliche Lehrerschaft! Man könnte argwöhnen, daß sie sich nur aus Alten Herren vornehmster Korps zusammensetzt. Eine traurige Blamage bleibt oder wird es für alle „akademisch gebildeten“ Lehrer, daß es vorkommen konnte, daß Leute ihrer Art eine solche unsoziale, volksverderbende Wirtschaft mitmachten und förderten. Dabei zetern gerade diese Herren vielleicht über die „volksverderbende rote Gefahr“. Und sind einfältig genug, gar nicht zu ahnen, wie sehr sie den Klassenhaß begünstigen. Aber sollte man nicht froh sein über diese kommende Generation, die niemals mit den Handwerkers-, Kaufmanns-, Volksschullehrers-Kindern dieselbe Schulbank drückte! die niemals die Not sah! die vor der Gefahr des Sozialismus bewahrt blieb! Sollte man nicht!? Man müßte eine Komödie darüber schreiben, wenn die Sache nicht so unendlich traurig wäre, wenn man bedenkt, was man unter dieser Essener Gymnasialjugend gesündigt hat, indem man sie lehrte: nicht nach deinen Fähigkeiten, nach deines Vaters Vermögen wirst du bewertet.

So lange derlei vorkommen kann, bleibt der Gedanke an ein einziges großes Volk eine Utopie. Und nur der Klassengegensatz und der Klassenkampf wird verschärft.

## Die „Konkurrenz“ der Frau.

Von Dr. Käthe Schirmacher.

„Konkurrenz“ bedeutet wörtlich „Mittlaufen“, d. h. Mitbewerb, Wettbewerb. Die Konkurrenz ist eine Hauptquelle des Fortschritts. Trotzdem lieben wir unsern „Konkurrenten“ nicht. Ueber die „Konkurrenz“ der Frau klagt, als Gesamtheit der Mann. Und zwar über ihre Konkurrenz im außerhäuslichen Beruf. Denn das Axiom, das die Stellung der Geschlechter entscheiden soll, lautet: die Frau gehört ins Haus. Aus diesem Grunde betrachtet der Mann, der die Konkurrenz des Mannes als, zwar unbequem, aber unvermeidlich hinnimmt, die Konkurrenz der Frau, als unnatürlich . . . ungerecht fertig. Er begegnet ihr mit Unverständnis und Bitterkeit.

Wir haben also zuerst das Axiom: die Frau gehört ins Haus zu prüfen. Dabei sinkt es von seiner Höhe und fällt in Stücke. Stets und überall hat die Frau außerhäusliche Berufe getrieben. Nie war die Gesamtheit des weiblichen Geschlechts im Hause versorgt. Dies aber müßte der Fall sein, will man die außerhäusliche Berufsarbeit der Frau als ungebührlichen Eingriff in Männerrechte hinstellen. Stets und überall, seit den ersten Anfängen der Arbeit, d. h. der Kultur, hat die Frau das Land gebaut, Lasten getragen, Gewerbe und Handel getrieben, war sie Aerztin, Priesterin, Lehrerin, Fürstin.

Wer dieses zugibt, pflegt dann zu sagen: Gut, die Frau mag außerhäuslich arbeiten, sie soll jedoch keine Männerberufe treiben. Die Begriffe „Männerberuf“ und „Frauenberuf“ sind aber keine feststehenden Begriffe. Stets und überall fanden und finden wir Frauen in den „männlichen“ Berufen, als Soldaten (ich erinnere an die Amazonen, die weibliche Leibgarde des Königs von Dahomey, die weiblichen Soldaten der napoleonischen Feldzüge) als Matrosen, Schiffer, Fischer, gelegentlich als Kapitäne, als Lokomotivführer (Vereinigte Staaten), Kutscher, Autolenker, Luftschiffer. Und wir fanden und finden Männer in „weiblichen“ Berufen als Köche und Schneider. Wenn der Mann sich am männlichsten fühlt, als Soldat, fegt, putzt, wäscht und kocht er — wie nur je eine Hausfrau.



Was ein Männerberuf, was ein Frauenberuf, ist gar nicht endgültig festzulegen: Feldarbeit, die in ganz Europa auch als Frauenarbeit gilt, ist in Australien und den Vereinigten Staaten ausschließliche Männerarbeit. Die moderne Technik ihrerseits verschiebt diese Grenze dauernd: der landläufige Schuster war und ist ein Mann, die Schuhfabriken aber verwenden immer mehr Frauen. Der Beruf des Arztes, ursprünglich ein Hauptfrauenberuf, mußte von den Frauen im 19. Jahrhundert mühsam zurückerobert werden. Die Mädchenerziehung, der Frau eigenster Beruf, ist gerade in Deutschland über Gebühr zum Männerberuf geworden usw.

Aber der Mann macht die schwere Arbeit, heißt es dann. Wirklich? Dann müßte er der Frau sehr viele Hausarbeit abnehmen. Scheuern, Waschen, Kohlentragen, Stiefelputzen, Kochtöpfe und Marktkörbe schleppen, Kindertragen, Nachtwachen und häusliche Krankenpflege sind schwere körperliche Arbeit. Und im außerhäuslichen Beruf: Bergwerkarbeit, Ziegelmachen, Erdekarren, Mörtel- und Ziegeltragen, Kohlen- und Schlackenkarren, Zementöfen ausputzen; die Arbeit in den Rübenfeldern, das Kartoffelhacken, die Erntearbeit; die Heimarbeit mit ihrer 14 bis 16stündigen Arbeitszeit um Hungerlöhne; endlich die Häufung von häuslicher und außerhäuslicher Berufstätigkeit sind schwere, sehr schwere körperliche Arbeit, die gleichwohl der Frau, bis zum Erliegen, aufgebürdet wird. Diese schwere, meist ungelernte oder wenig-gelernte und deshalb schlecht bezahlte Arbeit beneidet aber niemand der Frau, hier läßt der Mann sie gewähren. In diesen Berufen klagt er nicht über ihre „Konkurrenz“. Von „Konkurrenz“ der Frau wird nur da gesprochen, wo gelernte, d. h. besser-bezahlte Arbeit und höherbezahlte Stellungen in Frage kommen. Denn die gelernte, gutbezahlte Arbeit betrachtet der Mann als sein Eigentum. So haben sich in allen Ländern die Schriftsetzer gegen das Eindringen der Frau in ihren Beruf gewehrt. Desgleichen die organisierten Handlungsgehilfen. Desgleichen die deutschen Volksschullehrer und Oberlehrer gegen die Volksschullehrerin, Rektorin, Oberlehrerin und Direktrice. England läßt heute noch keine weib-

lichen Anwälte zu; Baden hat sie soeben mit Hinsicht auf „die Ueberfüllung des Anwaltsberufs“ (der als ein Männermonopol gilt) abgelehnt. Eine Umfrage an deutschen Hochschulen, die Befähigung der Frauen zum Studium betreffend, ergab, daß vor etwa 15 Jahren die Theologen sie für Jura befähigt hielten, die Juristen für Theologie usw. Der eigene Brotkorb wurde von vielen mit einem Drahtgitter umgeben.

Was befürchteten nun die Schriftsetzer, Handlungsgehilfen, Lehrer, Oberlehrer, Professoren und Anwälte vom Eintritt der Frauen in den Beruf?

Ein stärkeres Angebot von Bewerbern, ein Angebot von zum Teil minder vorgebildeten oder anspruchsloseren Bewerbern, d. h. eine Lohnerniedrigung, eine Verschlechterung der Arbeitsbedingungen.

Diese Befürchtung ist gerechtfertigt und natürlich. Nicht minder gerechtfertigt und natürlich ist aber das Vordringen der Frau. Hier stehen zwei elementare Rechte gegeneinander. Die erste Frage, und sie entscheidet, heißt: Ist die Frau fähig, solche Arbeit zu leisten?

Die zweite: ist sie solcher Arbeit bedürftig?

Die dritte: ist sie für solche Arbeit vorgebildet?

Ueber die Fähigkeiten der Frau auf Gebieten, die ihr bisher verschlossen, darf niemand sich heute ein Urteil anmaßen. Wir kennen die Fähigkeiten der Frau nicht. Unter ganz anderen Bedingungen aufgewachsen als der Mann, hat sie sich auch nach einer anderen Richtung entwickelt. Hier kann nur die Erfahrung gegründete Anschauungen geben. Soweit man den Frauen bisher entgegenkam, soweit haben sie sich auch bewährt, im Handel, im Gewerbe, in den liberalen Berufen, der Sozialpolitik und Politik. Ist die Frau erweiterter Arbeitsgebiete bedürftig? Ganz überaus. Hier liegt die wirtschaftliche Triebkraft ihres Konkurrenzkampfes: Sie muß leben. Wir haben heute in Deutschland von 18 Millionen erwachsener Frauen (über 18 Jahren) nur noch 9 Millionen verheirateter Frauen; von den übrigen neun Millionen sind zwei Millionen verwitwet und sieben Millionen ledig. Die meisten dieser nicht verheirateten Frauen sind auf ihre



eigene Arbeit angewiesen, d. h. sie müssen sich einen außerhäuslichen Beruf suchen. Nach der letzten Statistik sind in Deutschland neun Millionen Frauen außerhäuslich erwerbstätig. Was soll uns also das alte Axiom: die Frau gehört ins Haus? Es ist ja für 50 Proz. der deutschen Frauen nicht mehr wahr. 50 Proz. unserer Frauen müssen sich vor, in oder nach der Ehe selbst versorgen. Die Ehe ist für Millionen deutscher Frauen überhaupt keine wirtschaftliche Versorgung mehr und für weitere Millionen eine nicht lebenslängliche Versorgung. Auch im Leben der Frau wird die Ehe heute eine Episode. Wo solche Zahlen und solche Faktoren sprechen, wo ein wirtschaftlicher Zwang und eine große soziale Entwicklung vorliegen, ist mit dem Schlagwort „Konkurrenz“ der Frau nichts mehr zu machen. Unter diesen Bedingungen ist die Konkurrenz der Frau gar nicht anderer Natur als die Konkurrenz des Mannes, etwas ebenso Natürliches und ebenso Berechtigtes wie die Form des allgemeinen Daseinskampfes, mit der sich der Mann abzufinden hat. Und er tut dies am zweckmäßigsten, indem er sich beeilt, die Frau zum gleichwertigen Konkurrenten zu machen, den Widerstand gegen ihre vollwertige Ausbildung aufgibt, das Gefühl der Inferiorität von ihr nimmt, ihre künstlich gezüchtete Anspruchslosigkeit aufzuheben. Gegen diese Benachteiligung der Frau als Geschlecht erklärt sich die organisierte Frauenbewegung aller Länder. Diese Benachteiligung wird fast überall noch in stärkerem oder geringerem Maße aufrechterhalten. In dem Grade jedoch wie die Einsicht des Mannes, der heute noch der Machthaber, wächst, fallen die Ausnahmebestimmungen gegen die erwerbende Frau, gewinnt sie an Berufsschulung, an Gehalt, an Arbeitsgebiet und an leitender Stellung.

Denn die Dinge liegen heute tatsächlich in allen Kulturländern so, daß die Majorität der Männer und im Minimum von 50 Proz. der Frauen auf außerhäuslichen Erwerb angewiesen sind. Für beide heißt es: sie müssen leben, und sie wollen leben. Daraus ergibt sich aber auch, daß beide das gleiche Recht auf Arbeit haben, das gleiche Recht auf Arbeit nach Fähigkeit, das gleiche Recht auf gleiche Vorbildung, das gleiche Recht auf gleichen

Lohn. Die Frau ist im außerhäuslichen Beruf nicht mehr als Aschenbrödel zu betrachten. Ihre „Konkurrenz“ ist eine Form des modernen Daseinskampfes: gleichzeitig eine Form ihres Rechts auf persönliche Freiheit, da sie, in Unsicherheit über ihre Ehemöglichkeiten, das sichere, die eigene Erwerbsfähigkeit, in erste Linie stellen muß. Diese Entwicklung ist nicht mehr rückläufig zu machen. Und es bedarf nur einiger Erkenntnis der tief begründeten Ursachen der sogenannten „Konkurrenz“ der Frau, einiger Gewöhnung an die daraus entfließenden neuen Zustände, um die „Konkurrenz der Frau“ zu dem werden zu lassen, was sie ist, nämlich zur Konkurrenz schlechtweg, dieser Konkurrenz, die Grundbedingung des Fortschritts ist und eine Begleiterscheinung jenes Daseinskampfes, der keinem Geschlecht und keinem Individuum erspart bleibt.

## Sexuelle Aufklärung.

Eine Zuschrift

von

Elisabeth Landmann.

Als eine der Mitarbeiterinnen des Dürer-Bund-Buches „am Lebensquell“, erlaube ich mir, der Besprechung Dr. Wilkers einige Worte hinzuzufügen.

Daß ich seinen Ausführungen zustimme, ist wohl selbstverständlich. Noch mehr: ich möchte ihm danken für seine warmen, anerkennenden Worte über das Buch, — da es von verschiedenen andern Seiten her recht einschränkendes Lob erhalten hat. Immer wieder derselbe Einwand: „Etwas Angedeutetes schadet nur, wenn die volle Ausführung unterbleibt.“ Jawohl! — wozu aber enthält das Buch die vielen verschiedenen Beispiele der Aufklärung?

Dann Stimmen, wie die: „Freilich, wenn das Kind fragt, werde ich ihm die Wahrheit sagen, — nur nicht vorher; — wozu brauchten wir da aber all dieses Aufhebens um die sexuelle Aufklärung?“ Das aber ist's ja gerade: dieses Abwartenwollen, bis das Kind kommt mit der Frage! Wißt ihr denn nichts von Kindern, die sich mit heimlichen Fragen quälen? Mit Fragen, die man sich scheut, in Worte zu fassen, und gar auszusprechen! Und deren banger Druck mit den Jahren nur zu-



nimmt, wenn man alle diese kichernde Heimlichtuerei, all dies aufregend Häßliche sieht, das sich daran knüpft.

Wilker sprach von den Mitarbeitern als von „Lebensringern in jahrelangem Kampfe“, — vielleicht sind auch solche dabei, denen es vergönnt war, zitternd vor Glück und Freude, das Geheimnis geoffenbart zu bekommen, doch schließlich noch auf einem „reinen Wege“. (Ich denke an Bölsches „Liebesleben in der Natur“!)

Und noch ein Einwurf: „Aber gelöst ist das Problem durchaus noch nicht durch dies Buch!“ — Soll's auch nicht! Soll für jedes Kind immer wieder von neuem gelöst werden von solchen, die reine Hände und reine Sinne haben!

## Die soziale Lage des Schriftstellers.

Von Hans Landsberg.

Nachdem unsere Schauspieler in einen bemerkenswerten Kampf um ihre Existenz und um Abstellung würdeloser Bestimmungen der Bühnenparagraphen eingetreten sind, scheint auch im Lager der deutschen Schriftsteller das soziale Gewissen zu erwachen. Vorläufig handelt es sich wohl um bloße Vorpostengefechte, denn mangels einer geeigneten Organisation, die an die Stelle der zahllosen kleinen und kleinsten Schriftsteller- und Journalistenverbände treten müßte, kann man heute noch nicht entfernt daran denken, selbst die elementarsten und selbstverständlichsten Forderungen mit einiger Aussicht auf Erfolg durchzusetzen. Wenn in den modernen sozialen Kämpfen die Presse als Organ der öffentlichen Meinung, deren Gutmütigkeit nicht zu bestreiten ist, eine wesentliche Rolle gespielt hat, so muß die Schriftstellerwelt aus begreiflichen Gründen von vornherein auf dieses Unterstützungsmittel, das jedem anderen Staatsbürger zur Verfügung steht, verzichten. Vor ihren Beschwerden türmt sich eine doppelte unübersteigliche Mauer auf: das kapitalistische Interesse der Verleger, und zum zweiten der Widerstand ihrer Angestellten, der Redakteure, die für die sozialen Nöte ihrer frei schaffenden Genossen bisher noch nicht eine Spur von Kollegialität und Solidarität bewiesen haben. So konnte es kommen, daß im Volke

der Dichter und Denker bisher über die wahre hundselende Lage der deutschen Schriftsteller, unter denen ich in erster Reihe die Tagesschriftsteller verstanden wissen will, noch so gut wie nichts an die Öffentlichkeit gedrungen ist. Gewiß, man hört Einzelfälle, in denen ein produktiver Autor das große Los gezogen hat. Man spricht von den Millionen, die Sudermann, trotz einer „verrohten Kritik“, mit seinen Dramen und Romanen erworben hat, erzählt sich von den Hunderttausend, die „Alt-Heidelberg“, von den Riesensummen, die „Jena oder Sedan“, der so geschickt gemenagte „Götz Kraft“, das liebliche „Tagebuch einer Verlorenen“ und die unvergeßliche Serie der „Berliner Range“, sowie andere Stückwerke eingebracht haben. . . . .

Bei unserer Frage handelt es sich um etwas ganz anderes, nämlich um die Existenzmöglichkeiten des Tagesschriftstellers, der im Grunde genau so arbeitet wie jeder andere in freien Berufen tätige Mensch. Für die eigentlich künstlerische Produktion ist diese soziale Eingliederung des Berufsschriftstellers, der für Zeitungen und Zeitschriften Artikel schreibt, nur insofern von Bedeutung, als in dieser Tätigkeit auch der produktive Autor heute, mindestens in seinen Anfängen, seinen Broterwerb findet. Unser Publikum, selbst das gebildete, hat von den Zuständen im „Schriftstellergewerbe“ — ich gebrauche den Ausdruck sehr absichtlich — auch nicht die leiseste Ahnung. Ab und zu bricht sich der Notschrei eines Schriftstellers Bahn in die Öffentlichkeit, oder ein gewaltsames Ende und die letzte Irrsinnstation reden eine noch deutlichere Sprache. Es widerstrebt mir, hier Beispiele anzuhäufen und die ganze Schrecklichkeit dieser Dinge dem Leser vor Augen zu führen. Hat nicht in den sechziger Jahren einer der fleißigsten und begabtesten unter den deutschen Schriftstellern, nämlich Gutzkow infolge Ueberarbeitung einen Selbstmordversuch gemacht, einer von denen, die das typische Bild des Poeten darstellt, der aus der Notwendigkeit heraus zu leben zum Vielschreiber wird und nicht eins seiner Werke ausreifen lassen kann. Aber, so wird man einwenden, in den Tagen Gutzkows und Laubes lag die Journalistik, gegenwärtig die tatsächliche Haupterwerbsquelle des modernen



Schriftstellers, noch in den Windeln. Speziell in Berlin sind erst nach dem deutsch-französischen Kriege die großen, bald genug zweimal erscheinenden Tageszeitungen entstanden, die mit der wachsenden Zahl ihrer Abonnenten allmählich schlechthin alle Interessensphären aller Bevölkerungsschichten berücksichtigten. So ist aus der früheren politisch-wissenschaftlichen Zeitung die heutige kaleidoskopische Presse entstanden, die aus den verschiedensten, dem Laien zumeist unbekannten Quellen gespeist wird und wirtschaftlich ausschließlich auf dem Inseratenteil beruht. Die moderne Zeitung, die in unserer schnellebigen Zeit mit besinnungsloser Schnelligkeit hergestellt werden muß, setzt sich in der Hauptsache aus Telegrammen, Korrespondenzartikeln (Zeitungen für Zeitungen) und eigenen schriftstellerischen Arbeiten zusammen. Der Unterschied zwischen Zeitungen und Zeitschrift besteht in der Hauptsache darin, daß ein Wochenorgan nur schriftstellerische Eigenbeiträge aufnimmt, also um seinen individuellen Charakter zu wahren, von den Korrespondenzartikeln, die oft an Hunderte von Zeitungen zugleich gelangen, von vornherein absieht. Der Haß gegen die Presse, der so ziemlich allen großen Politikern und Philosophen, einem Bismarck, Lassalle, Nietzsche gemeinsam ist und sich vor allem gegen die wachsende Nivellierung der Meinungen und gegen die Erziehung zur Gedankenlosigkeit richtet, trifft die Zeitschrift, wenn man von dem Philistertum der Familienblätter absieht, eigentlich nicht. Sie bildet mit ihren Abschattierungen heute so ziemlich die einzige Zufluchtstätte des Schriftstellers, der die Presse zwar geschaffen hat, aber schließlich aus ihr hinausgedrängt worden ist.

Gleichwohl konnte der Tageschriftsteller, der es sich zur Aufgabe machte, aktiv die kulturellen und politischen Zustände seines Landes zu beeinflussen, von der Ausgestaltung der Presse eine Besserung seiner materiellen Lage erhoffen. Noch vor ein paar Jahren hat man ganz ernsthaft darüber debattiert, ob der Schriftsteller einen praktischen Hauptberuf haben müsse, oder ob er imstande sei, nur von seiner Feder zu leben. Die Tatsache, daß heute fast jeder Gebildete zur Feder greift, wobei die liebe Eitel-

keit und der Erwerbssinn eine nicht geringe Rolle spielen, hat die Disputierenden dabei ein wenig aus dem Konzept gebracht. Gegenwärtig liegen die Dinge jedenfalls so, daß ein Berufsschriftstellertum nicht mehr in „Nebenstunden“ betrieben werden kann. Jeder brauchbare Zeitungsschriftsteller hat alle Hände voll zu tun, um sich über seine Wissensgebiete auf dem Laufenden zu erhalten. Er muß überdies auch für das, was ihm ferner liegt, ein erstaunlich rasches Orientierungsvermögen entfalten, von seiner eigentlichen schriftstellerischen Fähigkeit ganz abgesehen. Somit leistet er eine viel intensivere geistige Arbeit, als der Gelehrte, der Zeit und Muße hat, seine Arbeiten ausreifen zu lassen.

Wie aber steht es um die materielle Entschädigung des Schriftstellers? Man darf zur Antwort geben: Er wird berühmt, auch wenn man diesen Bescheid als etwas unlogisch empfindet. Man erinnert sich der unvergeßlichen Schilderung, die Maupassant in „Bel-Ami“ von dem Schriftsteller entwirft, der sich zum ersten Male in einer Tageszeitung gedruckt sieht. Unser Held läuft in jedes Caféhaus und läßt sich das Blatt immer wieder freudestrahlend vorlegen.

Welch ein Glück, von Hunderttausenden gelesen und zitiert zu werden, an ersten Zeitungen mitzuarbeiten, überall ohne Entree dabei zu sein, wo irgendein Sensationskapitel der mondänen Großstadtkultur abgehandelt wird. Man versteht, wie eine solche Karriere junge Leute, die in ihrem Uebermut von Finanzpolitik noch nichts wissen wollen, reizen muß und damit ein im Grunde sehr enges Feld der Betätigung bereits so überschwemmt hat, daß hoffnungslose Warnungsrufe angebracht erscheinen. Redakteure großer Tageszeitungen versichern, daß der tägliche Einlauf von Manuskripten den tatsächlichen Bedarf um das 10- bis 20 fache übersteigt! Seltsam kontrastiert damit die ständig wiederkehrende Notiz von den Rieseneinnahmen, über die heute einzelne Schriftsteller verfügen. Noch in den letzten Tagen konnte man in einer sehr großen Zeitung den handgreiflichen Unsinn lesen, daß der amerikanische Tagesschriftsteller Einnahmen von 12—40 000 M. erziele. Es wäre kein Wunder, wenn die deutschen Schrift-



steller daraufhin an einer Massenauswanderung über den großen Teich dächten. Wie steht es in Wahrheit um uns? Der deutsche Schriftsteller erhält selbst bei großen Tageszeitungen ein Durchschnittshonorar von 10 Pf. per Druckzeile, damit also selbst für den größtmöglichen Artikel von 300 Zeilen erst ganze 30 M. (Der Laie nimmt gewöhnlich das Dreifache an.) Natürlich erzielen einige Tagesberühmtheiten bei weitem höhere Honorare, zumeist Outsider, die es nicht nötig haben, Professoren, Geheimräte, Nordpolforscher, amerikanische Präsidenten.

Nun erfordert es schon eine große geistige Regsamkeit, und ich scheue mich nicht, das auszusprechen, auch merkantilische Talente, um hundert Druckzeilen täglich zu schreiben, und was die Hauptsache ist, an den Mann zu bringen. Ich will hier gar nicht von den tausend Zufälligkeiten reden, denen jedes Manuskript ausgesetzt ist, von den oft höchst merkwürdigen Veränderungen, die es auf dem Wege zur Setzmaschine und von da ins Blatt erleidet. Es genügt die Feststellung, daß selbst in einem sehr günstigen Fall bei einer starken Produktivität sich der Tagesverdienst auf zehn Mark beläuft. Gehen wir weiter. Erhält der Schriftsteller weiter sein Honorar nach Ablieferung des Manuskripts, also nach Erledigung der von ihm geforderten Leistung? Durchaus nicht. Er hat sich gefälligst bis zum Abdruck zu gedulden, für den das Preßgesetz eine Frist von einem ganzen Jahre vorschreibt. Es passiert natürlich tagtäglich, daß unter solchen Umständen Roß und Reiter längst verschwunden sind, ehe die Arbeit zum Abdruck gelangt. Alsdann feiert der Autor ein stummes, freudiges Wiedersehen mit seiner vor Jahr und Tag verfaßten Arbeit. Man sage doch nicht, daß das vollkommen in der Ordnung ist. Selbst nach dem Abdruck, also in dem denkbar günstigsten Falle, muß der Verfasser nochmals meistens ein Vierteljahr warten, bis es der Zeitung auf eine höfliche Mahnung hin gefällt, mit ihm abzurechnen. Man sage doch nicht, daß das vollkommen in der Ordnung ist.

Gegen diese Zustände hat jetzt unter den Schriftstellern eine Bewegung eingesetzt. Sie haben die erstaunliche Dreistigkeit, die Bezahlung ihrer Arbeiten sofort nach erfolgter Annahme

zu verlangen. Sie wenden sich gegen abscheuliche Mißstände, die sie um den Ertrag vielstündiger Anstrengungen bringen. Sie wollen außer den ihnen längst zugesprochenen Ehren auch Geld sehen. Im Hintergrunde lauert der höllische Gedanke, daß sie von ihrer Arbeit leben wollen. Ich fürchte, man wird ihnen seitens der maßgebenden Faktoren die berühmte zynische Antwort geben: „Je n'en vois pas la nécessité.“

### Der desavouierte Roman-schreiber.

Von Emil Faktor.

Noch gibt es Rezensentenfreuden. Eben habe ich einen politischen Roman durchgeblättert, der reich an unfreiwilligem Humor ist. Der Verfasser ist um die Zukunft Oesterreichs schwer besorgt und widmet diesem ehrenwerten Gefühl den Titel „Pereat Austria!“ \*) Das Komische daran ist, daß die jammervoll komponierte, von Kriegslärm, Parlamentsgeschrei durchzetzte und mit phantasieloser Kriegsphantastik zusammengeschusterte Arbeit ebensogut „Vivat Austria!“ als Aufschrift verwenden könnte. Nachdem der Autor den Donaufstaat in unerhörter Weise verwüstet hat, indem er die Unabhängigkeitserklärung Ungarns durchsetzt, das edle Magyarenvolk aber in einen wilden Parteienzwist der Unionisten und Separatisten verwickelt; nachdem er die Bosniaken trotz aller Annexionen selbständig gemacht und sie mit einem Operettenkönig Georg I. beglückt hat, der zum Guerillakrieg gleich mit drei Theaterdamen in die Berge geflüchtet ist, nach vielen Meutereien in allen Bezirken der Monarchie, nach großen und kleinen Schlachten, nach Plünderungsszenen in Böhmen und Kroatien ist er so gütig, die kaisertreuen Truppen überall die Brände des Aufruhrs löschen zu lassen. Auch von Deutschlands bewaffneter Unterstützung macht er ausgiebigen Gebrauch. Und als sich in Wien ein ganzes Heer von Arbeitslosen, dessen Anwachsen nach so grauenvollen Wirren nur natürlich war, vor der Hofburg versammelt, lassen sich die Darbenden und Erschöpften

\*) Geschichte einer Zukunftsrevolution in Oesterreich-Ungarn von C. von Eynetten (Leipzig, Verlag Deutsche Zukunft).



durch trostvolle Worte des Monarchen beschwichtigen. Eine kaiserliche Geldspende erweist sich als der wirkungsvollste Balsam. Dabei passiert dem Autor das Malheur, die gerührte Bevölkerung eine falsche Strophe der Volkshymne singen zu lassen, die noch dem guten Kaiser Franz gewidmet war und seit sechzig Jahren in Oesterreich nicht mehr gesungen wird. Dieser Lapsus ist beruhigend und beweist, daß den unsinnigen Roman kein Deutsch-Oesterreicher und überhaupt kein politisch interessierter Schriftsteller geschrieben hat. Das ist nicht unwichtig zu konstatieren, weil in dem Buche sich eine deutsche Tendenz breit macht und Uebelgesinnte das schuldlose Deutschtum für die Geschmacklosigkeiten und Stümpereien eines Sensationsspekulanten verantwortlich machen könnten. Nur hat es der Autor mit seinem Kompromittierungsversuch nicht leicht gehabt. Offenbar hat er mit langwierigen Verwicklungen der politischen Lage gerechnet und die unblutige Beilegung des österreichisch-serbischen Konfliktes paßt gar so schlecht zu seinen gespenstischen Zukunftsbildern. Dagegen hat er sich mit einem anderen Coup nicht verrechnet. Der provokatorische Titel hat dem Buche tatsächlich den Erfolg beschieden, um den Einband die schreiende Hülle: In Oesterreich verboten! schlingen zu dürfen. Hoffentlich erweist sich der Zensor nicht wieder einmal als der rührigste Helfer der Reklame.

## Der natürliche Vater.

Von Max Mell.

Von dem bürgerlichen Lustspiel „Der natürliche Vater“ von Herbert Eulenberg (Berlin-Westend, bei Erich Reiß) darf man wohl deshalb um so eher Nachricht geben, als seine Aufführung nicht zu den Wahrscheinlichkeiten gehören mag, und wohl auch wenige, die die Lektüre von Eulenberg's Dichtungen nicht aufzuschieben pflegen, einen Begriff davon haben werden, wie diese Stücke mit Prologen und Merksprüchen, starker warmer Diktion und temperamentvollster Nachdenklichkeit auf der Bühne aussehen können. Diesmal nun ist es eine Komödie, der Stoff im Bilderbogenstil, von einem davongelaufenen Vater, den sein Sohn ernsthaft zur

Rechenschaft ziehen will: ganz in deutscher Bärbeißigkeit, aus deutschen Familiengefühlen, aus deutschen Gefühlseligkeiten kommt diesen Gestalten ihr Handeln, ihre Worte aus den wärmsten deutschen Sprachquellen: volksmäßiger Reichtum an Beziehungen klingt wie großes altes Münzgut in den Repliken, und das Nürrische in den Charakteren hat einen Stich ins Vorväterliche, die Gelenke bewegen sich manchmal wie bei Marionetten, und manchmal steht auf einem Gesicht ein rätselhafter Hohn, der sich als Lebensresultat verkünden möchte: den etwa der Rattenfänger von Hameln lächeln könnte. Diese Lebenswehmut, an der der Münchhausen und der „halbe Held“ gekrankt haben und aus der sie sich zu einem melancholischen Ende wandten, setzt sich hier zu einer herben Verspieltheit durch, wenn der natürliche Vater, dessen ganze Existenz nichts zu sein scheint als eine bittere Glosse zu seinen eigenen Gefühlen, schließlich der Braut seines Sohnes ihre Schuldverschreibungen hinwirft, sie ihr aufliegen läßt „wie Brieftauben in den Himmel deines Herzens“, und fortgeht wie ein geprellter Teufel im Volksmärchen. Und vollkommen ist die Einheit dieser Charaktere mit dem äußeren Rahmen der Ereignisse: manchmal fallen Beleuchtungen auf die Szene, wie sie Stimmungen des Volkslieds, der Studenten- und Kleinstadtromantik anzünden. Ein kahler Gartensaal, drin verlassen ein altes Bild und eine Laute hängen, ist das eine Mal der Schauspielplatz, das andere Mal ein deutscher Lustspielgasthof, beschienen von Laternen und Mond, besorgt von den derben Hausdienern und der klobigen Magd. Wie da die ganz verarmte Beate mit ihrer Laute kommt und zu singen beginnt, und das Gespräch mit Leo, dem natürlichen Sohn, beginnt und sie wägen gegenseitig ihr Unglück ab: Das ist eine der süßesten Szenen, ganz voll von Liebeslieblichkeit.

Ich wüßte aber nicht, was Schauspieler damit anfangen könnten. Und wenn sich merkwürdige tieferste Naturen, in deren Kunst ein Bodensatz von Lebenswehmut und vielleicht sarkastisch ausbrechender Bitterkeit vorfindet, zusammentäten, das zu spielen, ich wüßte nicht, was ein Theaterpublikum damit anfangen könnte. Es wäre da recht billig auf die Zukunft zu vertrösten, auf eine Bühne, die da kommen muß,



die da kommen könnte. Nein, dieses Stück ist von heute, wenn darin schon kein Problem der Gegenwart behandelt, keine Tendenz der Zeit ausgesprochen wird. Es ist von heute mit seiner Zwitterstellung zwischen halbverschollener Dichterhaftigkeit und herausfordernder Modernität. Beschwertheit

von gestern und Lebenskraft von heute sind in so vielen unserer Dichter wunderbarlich verbunden, und auch in diesem Dichter des „Natürlichen Vaters“. Das Theater aber äußert skrupellos sein Verlangen nach Dichtern, welche die Welt von heute ganz allein, ohne Sehnsucht und ohne Sprung, in sich tragen.

Schluß des redaktionellen Teiles.

### Alle Manuskript- und Büchersendungen

an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33.

Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33; für Oesterreich-Ungarn: Dr. Felix Braun, Wien. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Hermann Goldschmiedt, Wien I, Wollzeile 11. — Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76  
Druck von J. Harrwitz Nachfolger G. m. b. H., Berlin SW. 48, Friedrichstr. 16.

## Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- und Gallen-Leiden.

Diätetisches Tafelgetränk ersten Ranges.

Wo nicht am Platze, in Apotheken oder einschlägigen Geschäften käuflich, liefern wir direkt ab Quelle in Kisten à 50  $\frac{3}{4}$ -Liter-Bordauxflaschen francofrei jeder Bahnhofsstation Deutschlands unter Nachnahme von Mk. 25,— pro Kiste.

Preis M. 1.00, kl. Tube M. —.60, Oesterreich-Ungarn Kr. 1.50, kl. Tube Kr. 1.00



seit sechzehn Jahren von Aerzten und Zahnärzten ständig empfohlen  
P. BEIERSDORF & Co., HAMBURG  
LONDON E. C., 101, Lane 7—8. Vertrieb für U. S. A. Lehn & Fink, NEW YORK





---

24. HEFT.

10. JUNI.

1909.

---

## Die Masse und der Einzelne.

Von

Andrew Carnegie.

Zuvor müßte die Sozialdemokratie die menschliche Natur umkehren, ehe sie ihre Theorien verwirklichen könnte, denn die Natur läßt Gleichheit ebensowenig zu wie einen luftleeren Raum. Nicht zwei Grashalme gleichen einander, und je höher die Lebensformen der Schöpfung, desto größer die Unterschiede. Ein Ameisenforscher versicherte, er sei imstande, die einzelnen Ameisen voneinander zu unterscheiden, so verschieden sei die eine von der anderen. Wie wenig gleicht ein Kind dem anderen; je intelligenter, desto ausgesprochener sind die Verschiedenheiten. Versetzte man zwei Familien in die gleichen Lebensbedingungen, in gleiche Häuser, auf gleichen Grund und Boden und gäbe ihnen das gleiche Einkommen: die Verschiedenartigkeit der beiden Familien würde nicht schwinden, sondern Tag für Tag nur größer werden, und die ihrer Kinder noch mehr. Kein Staatsgesetz ist imstande dies zu verhindern. Aus der Gleichförmigkeit von heute würden ganz unvermeidlich morgen schon Abweichungen entstehen. Bereits bei der Geburt müßte ein Mensch das Duplikat des anderen sein, wenn der Sozialismus daran denken wollte, Gleichförmigkeit der Lebenshaltung einzuführen. In keinem Reiche der Natur sind die Verschiedenheiten so groß wie beim Menschen, der das höchste und komplizierteste Entwicklungsstadium darstellt. Wir können das Nationalvermögen unter die Gesamtheit zu gleichen Teilen verteilen, aber wir können nicht den einzelnen gleiche Einkommen garantieren und sie zu gleicher Lebenshaltung zwingen. Eine Woche nach der allgemeinen Verteilung würde es tausende von Mittellosen geben, die um ein Stückchen Brot betteln würden, und die letzten Dinge würden ärger sein als die ersten.



Weil der revolutionäre Sozialismus eine ganz andere menschliche Natur zur Voraussetzung hat als die vorhandene, so lohnt es kaum, sich mit ihm überhaupt zu befassen. Die Einführung der sozialistischen Staatsform ist ebensowenig möglich wie deren Aufrechterhaltung, solange nicht völlig neue Menschen aus der Erde wachsen. Erst wenn der Sozialismus das fertig gebracht haben wird, dann, nicht eher, müßten wir etwas näher zusehen. Noch aber leben alle Menschen ihr eigenes Leben, und so ist die heutige Ordnung der Natur im Pflanzen-, wie im Tierreiche. Nur durch Auswahl und Züchtung einer Besonderheit, einer größtmöglichen Abweichung vom gewöhnlichen Typ werden höhere Arten gebildet. Im Zustande der Barbaren war der Stärkere der erste, später im Zustande der Zivilisation wurden die Geistesriesen die Führer, von denen wieder nur einige wenige Marksteine in der Menschheitsgeschichte geworden sind, deren Arbeit und Beispiel die Menschheit auf die jetzige Höhe emporgehoben hat. Nicht Gleichheit, sondern mannigfaltigste Verschiedenheit hat diesen Fortschritt hervorgebracht und nur auf dem Wege der Unterschiede kann die Menschheit ihren Marsch nach aufwärts fortsetzen. Eine Ausnahmenatur muß Bewegungsfreiheit nach allen Richtungen hin haben, muß Gelegenheit finden, seine außergewöhnlichen Fähigkeiten betätigen zu können, um die Ziele zu erreichen, die allem vorgesteckt sind, was da lebt und webt. Das „Uebrigbleiben des Passendsten“ bedeutet nichts anderes, als daß besondere Pflanzen, Tiere oder Menschen, die über das Gewöhnliche hinausragen, die treibenden Kräfte werden, die alles befruchten. Die großen Lehrer und Gesetzgeber, Dichter und Staatsmänner, Erfinder und Entdecker, sie sind es, die die große gleichgeformte Masse vorwärts und aufwärts führen. Zwischen Shakespeare und dem gewöhnlichen Durchschnittsmenschen klafft ein ebenso großer Abgrund als zwischen dem Kulturmenschen und dem Barbaren.

Die Zahl der wirklich hervorragenden Genies, die, seit es eine Geschichte gibt, auf die Menschheit von bestimmendem Einfluß gewesen sind, ist nicht groß: auf wenigen Seiten eines Buches wären sie aufgezählt! Einen Baustein zu dem großen Kulturbau haben zwar viele geliefert, denn streng genommen trägt jeder, der seinen Platz im Leben nützlich und ordentlich ausfüllt, sein Scherflein zum allgemeinen Wohle bei. Die einzige Vorbedingung zur Entwicklung von Ausnahmenaturen nur ist Freiheit, die vollkommene Freiheit, seinen Beruf selbst zu wählen und sein Leben auf seine Weise zu leben. Beschränkung der Freiheit wäre nur am Platze, wenn schrankenlose Freiheit eines einzelnen die Freiheit der anderen gefährdete, oder um größeres Unheil zu verhüten. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen aber, die allen die Möglichkeit geben, sich den eigenen Lebensweg zu wählen, darf jeder dem Rufe seines Herzens folgen. Ein armer Wollspinner vernimmt eine höhere Stimme in seinem Innern und wird zum Gesandten der großen Dichter, indem er der großen Masse die Meisterwerke der Literatur zugänglich macht. Ein Pächter schaut hinter dem Pfluge den Dichtergenius, und auf sein Geheiß verkündet



er das Königtum des Menschen, besingt die ehrliche Armut, schmettert die verlogene Frömmerei zu Boden und begrüßt, am Busen der Natur ruhend, die ganze Schöpfung als seine Schwester, alles Lebendige als seine lieben Gefährten. Ein junger Mann folgt, statt eine Farm zu bewirtschaften, seinem Stern und zeigt der Welt das Gesetz der Schwerkraft, das das ganze Universum durchdringt. Zwei englische Jünglinge fanden nach jahrelanger Arbeit das Wort, das Ordnung in das Chaos brachte, das Wort „Entwicklung“, daß der Mensch nicht — wie bisher geglaubt wurde — ein von einer Höhe herabgesunkenes Geschöpf ist, sondern daß er zu seiner heutigen vollen Majestät geworden ist, zum Herrscher der ganzen Schöpfung, der nur immer höher strebt, und daß keine Schranke ihn hindert, den Zustand der Vollkommenheit zu erreichen. Vor vierhundert Jahren fühlte ein junger Schotte den Ruf in sich, das erste Samenkorn der Demokratie in England zu legen und den Grundsatz auszusprechen, daß alle Gewalt vom Volke herkomme und daß die Könige nur solange das Volk hinter sich hätten, solange sie am Wohle des Volkes arbeiteten. Vierzig Jahre später hörte einer seiner Jünger, eine Waise wie jener, die höhere Stimme, das angefangene Werk fortzusetzen, und als er vom König Jakob befragt wurde, ob er es nicht für Sünde hielte, sich gegen den Gesalbten des Herrn aufzulehnen, antwortete er dem König: „Mensch, du bist auch nur ein winziges Werkzeug Gottes!“ Und wieder siebzehn Jahre später erstand in einem armen Schreiber der, dem England seine Regierungsform verdankt. Der Sohn eines französischen Lohgerbers erkennt seine Bestimmung, der er sein ganzes Leben widmet: die furchtbarste aller Krankheiten zu besiegen und die Sterblichkeitsziffer zu verringern. Ein genuesischer Werftarbeiter, erglüht von dem Götterfeuer in seinem Innern, sieht neue Welten hinter den Meeren und entdeckt sie. Ein armer Student bekommt Zutritt zu einem Fernrohr und kehrt alle menschliche Anschauung über unser Planetensystem um. Ein deutscher Naturforscher, der sein Leben dem Dienste der Armen geweiht hat, durchbricht die Schranke menschlichen Erkennens, beobachtet die Himmelskörper auf ihrer Bahn und enthüllt der Welt nach Jahren auferzwungenen Schweigens das kopernikanische Weltensystem. Ein deutscher Buchdruckerlehrling erfindet, bei seinem Streben seine Kunst zu heben, die beweglichen Lettern und macht dadurch die Bildung zum Allgemeingut. Ein schottischer Mechaniker, der alle möglichen Kleinigkeiten für den täglichen Gebrauch verfertigte, weihet sein Leben dem Problem der latenten Hitze im Dampf und erfindet die Dampfmaschine. Ein Ingenieur dehnt die Erfindung auf das Meer aus und schafft das Dampfschiff. Ein anderer rückt durch die Erfindung der Lokomotive die Länder näher zueinander. Ein Buchdruckerlehrling in Philadelphia erhält den Besuch des Genius und entreißt dem Himmel den Blitz. Ein junger Mann folgt einem geheimnisvollen Rufe und schafft eine drahtlose Verbindung zwischen den Weltteilen. Ein amerikanischer Telegraphenbote erfindet die Doppelleitung, brauchbares elektrisches Licht, den Phonograph und noch viele andere Wunder. Ein schottischer Mechaniker entdeckt das

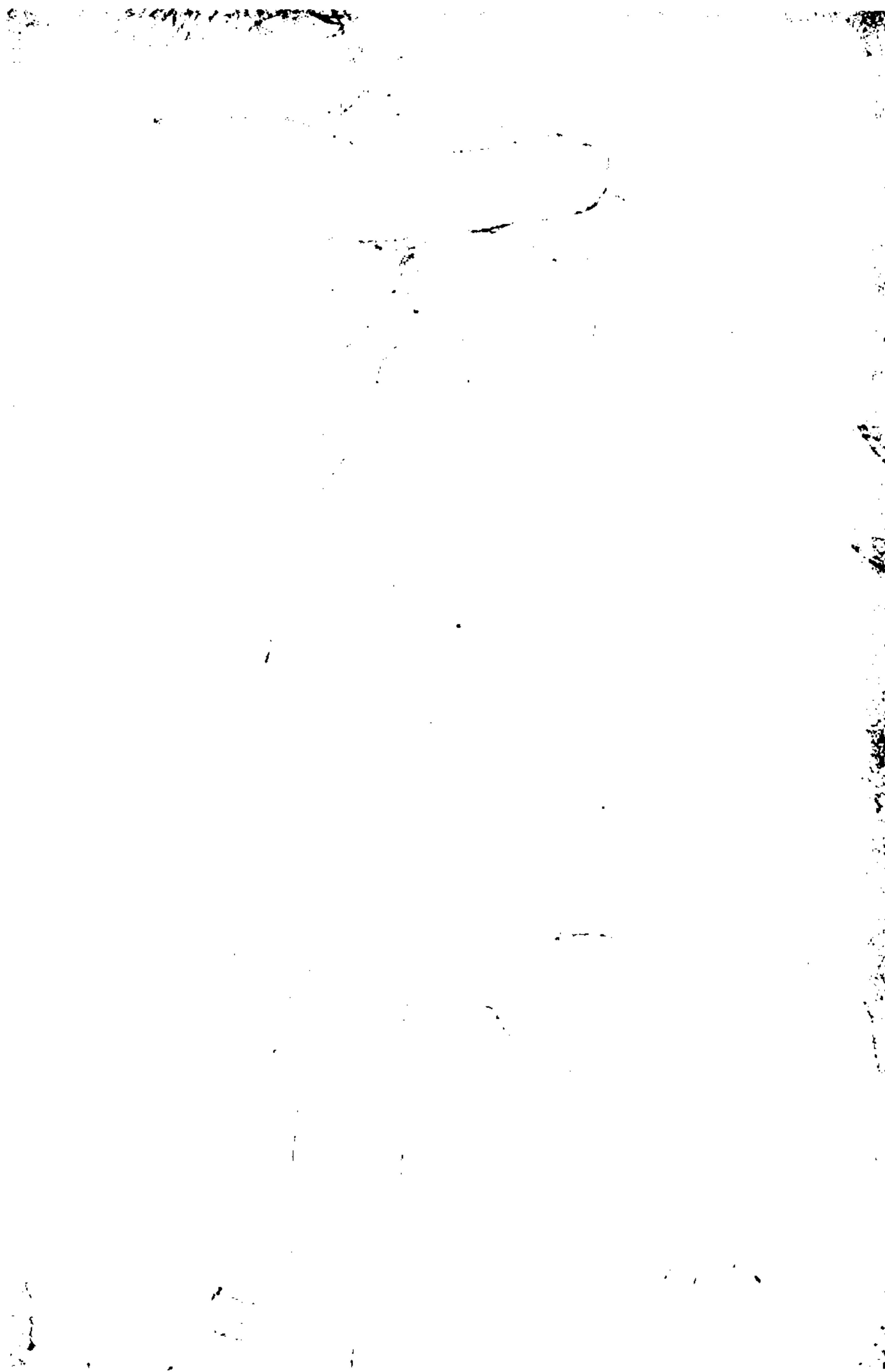


Steinkohlengas und erleuchtet die Wohnungen der Menschen. Ein englischer Eisenfabrikant lehrt Steinkohle statt Holzkohle zur Eisenerzeugung zu verwenden. Ein Deutscher entdeckt nach jahrelangen Mühen einen neuen Stahlfabrikationsprozeß und macht diesen unentbehrlichen Artikel ganz billig. Ein anderer Deutscher macht durch die Entdeckung eines neuen Herstellungsprozesses den Stahl zum unentbehrlichen Sklaven des Fortschritts. Ein Handweber erfindet das Webschiffchen, ein Drechsler die Spinnmaschine, ein Lehrjunge den Spinnrahmen und lehren so der Welt eine neue Webkunst, die die meisten Menschen von allen Industrien beschäftigt. Ein junger Amerikaner, der auf einem Mississippidampfer arbeitet, sieht, daß auf einem Sklavenmarkt Menschen verkauft werden, und schwört, daß er diesem Treiber ein Ende machen werde. Er widmet sich ganz seiner Mission und verbannt die Sklaverei aus dem Bereiche der zivilisierten Welt.

Und so könnte ich noch lange fortfahren, Beispiele anzuführen dafür, daß kaum oder selten der Götterbote in den Palast des Reichen oder in das Haus des behäbigen Bürgers kommt, um sie zu der Ehre zu berufen, der Menschheit einen bedeutenden Dienst zu leisten. Reichtum raubt dem Leben das heroische Element der äußersten Hingabe: auf ein bequemes Leben zu verzichten, wenn es notwendig ist, unsere Kräfte zu stählen, um das Höchste zu leisten. Die meisten von denen, die ich genannt, hatten schwierige Hände, sie hatten schwere Handarbeit verrichten müssen! Unter diesen Führern der Menschheit ist nicht ein einziger Reicher, alle mußten sich ihr Brot sauer verdienen. Nach einer gewissen Zeit indessen gaben die meisten, wenn auch nicht alle, ihre untergeordnete Beschäftigung auf, aber nur zum Wohle der anderen. Lasset uns also alle ehrliche und notwendige Arbeit freudig begrüßen, und wenn auch produktive geistige Arbeit über ihr steht, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß die gelernte Arbeit des heutigen Arbeiters eine Vereinigung von Gehirn- und Muskelkraft darstellt. Der tüchtige erstklassige Handwerker arbeitet heute ebenso mit seinem Hirn wie mit der Hand, und wenn er sich der Maschine bedient, sogar noch mehr. Der russige Fabrikraum, die enge Werkstätte, der gefüllte Arbeitssaal und das Heim der ehrbar gebliebenen Armut, sie beherbergen jene Ausnahmenaturen, die betraut sind mit der göttlichen Mission, die Menschen auf Erden zu heben und das Leben ein wenig besser und vollkommener zu machen als in der bisherigen Generation.

Wir wissen heute, daß Arbeit nicht der Schöpfer allen Reichtums ist, und noch sicherer wissen wir, daß sie nicht den Wert bestimmt, aber das Heim der Arbeit sendet seine in Armut aufgewachsene Jugend, die um der Lebensnotdurft willen hart arbeiten muß, aus; in ihr schlummern die Kräfte, von der der Fortschritt abhängt. Die Reichen haben wenig dazu beigetragen, wir brauchen auch in Zukunft nichts von ihnen zu erwarten. Es fehlt ihnen nur der Sporn, der in der Notwendigkeit liegt, und sie wiegen sich untätig in ihrer behaglichen Muße. Es wäre schlimm, wenn der Arme ebenso dächte. Die menschliche Natur ist nun einmal so geartet, und deshalb verdient eine Aus-





RODIN

ZEICHNUNG







nahmenatur, die aus den Kreisen der Reichen kommt, doppelte Ehre und Bewunderung.

Unser gegenwärtiges individualistisches System, das die notwendigen Führer hervorbringt und fördert, läßt keine staatliche Einmischung zu, keinen Kommunismus, keine allgemeine Gleichheit, keine besondere Kommission, die die Forderung der Ausnahmenaturen erst zu prüfen und über sie abzuurteilen hätte: Alle sind frei, vollkommen frei, dürfen wählen, was sie wollen, dürfen dem göttlichen Rufe folgen, der jedem seinen Platz zuweist. Nichts darf die Verschiedenheit der Talente verringern, alles sollte dazu angetan sein, die Verschiedenartigkeit möglichst zu fördern, denn nur durch die Unterschiede ist der gegenwärtige Stand unserer Kultur erreicht worden und nur auf ihnen baut sich der der Zukunft auf. Fortschritt ist der Endzweck des Daseins, und seinetwegen sind wir da. So ist es immer gewesen von der Zeit an, wo sich die Erde abkühlte und Leben in Erscheinung trat, bis heute, immer hat sich das höhere aus dem niederen entwickelt. Das ist unsere göttliche Mission, daß jeder einzelne dazu berufen ist, seine Zeit zu fördern, um der folgenden Generation bessere Lebensbedingungen zu schaffen, als die vorherige besaß. Und niemand unter uns darf sagen: Nun ist genug getan; erst am Ende seines Lebens darf er sagen: durch meine Bemühungen sind jene Menschen, jene Schöpfungen etwas besser dran. Von diesem Ruhm ist niemand ausgeschlossen, auch der niedrigste nicht; denn ein jeder kann dem anderen den besten Teil seines Selbst geben und ohne Anspruch auf Ruhm und Ehre dem anderen etwas Freundlichkeit und Liebe schenken.

---

## Vor-arisches Europa.

Von

A. Wirth.

Die Anthropologen sind sich längst darüber einig, daß vor den Ariern eine ganze Reihe anderer Rassen in Europa gehaust haben. Die Geschichts- und Sprachenforscher haben jedoch von dieser Erkenntnis noch nichts profitiert. Sie geben wohl mit säuerlicher Miene zu, daß einmal Iberer in Spanien waren, aber sie schmeicheln sich mit der Hoffnung, daß deren Spuren verloren gingen. Und die Basken? Ja, wer kann einem zumuten, baskisch zu lernen! *El imposible vencido*, heißt nicht ohne Grund der Titel einer berühmten baskischen Grammatik. Bloß der einzige Pott, der da raget wie ein Gott unter den Sprachmännern, entdeckte Baskenlaute in Deutschland und Italien und genierte sich gar nicht, Urbino baskisch als *ur Wasser bi zwei*, also eine Art *Confluentia* zu erklären.

Die Iberer standen nicht allein. Eine ganze Reihe anarischer, georgischer, tscherkessischer, hyrkanischer Stämme ist in Europa eingedrungen. Das kann man durch geschichtliche Nachrichten, kann es



ethnologisch, somatisch-anthropologisch, ergologisch, linguistisch und psychologisch und namentlich auch durch Ortsnamenforschung erweisen. In einer ziemlichen Zahl von Aufsätzen habe ich diesen Beweis, unter Aufwendung beträchtlichen Tatsachenmaterials, zu führen gesucht. Aber ich darf mich darüber beschweren, daß, obwohl die Aufsätze in wohlbekannten Zeitschriften, zum Beispiel der Beilage zur „Allgem. Zeitung“ und dem „Freien Wort“ veröffentlicht waren, kein einziger, ich will nicht sagen Fachmann, nein überhaupt kein Mensch davon Notiz genommen hat. Basca sunt: non leguntur. Und doch ist wahrhaftig die Sache von der größten Bedeutung. Die Träger der Hallstattkultur, der mykenischen, der hochentwickelten altkretischen Kultur waren Anarier, waren Verwandte der heutigen Kaukasusstämme. Von ihnen lernten die Arier. „Die Hellenen, sagt Herodot, haben ihre Götter von den Pelasgern.“ Helbig wunderte sich darüber, daß die Japyger in der Kultur höher standen, als ihre Bedränger und Ueberwinder, die Italiker: nun wohl, die Lateiner lernten von den nichtarischen Japygern und Etruskern. Vom psychologischen Standpunkt aus ist Lamprecht, wie er mir mündlich mitteilte, zu der Ueberzeugung gekommen, daß der „geometrische“ Stil, der auf die minoische, altkretische Welt folgt, „typisch“ für die primitiven Anfänge eines Volkes ist. Folglich sind die Griechen nicht, wie fälschlich überall gewähnt wird, die Urheber, sondern sind vielmehr die Zerstörer der kretischen und mykenischen Bildung. Homer steht nicht nur am Anfang einer neuen, sondern auch am Ende einer fremden, alten Kultur, gleichwie das Nibelungenlied einen Widerhall des stürzenden Römerreiches bietet.

Bei meinen Forschungen, die so wenig Beachtung gefunden haben, habe ich mich stark auf Ortsnamen und Völkernamen gestützt. Ich mag wohl gelegentlich mich verhasen haben — der Mut, zu irren, ist für fördernde Hypothesen unentbehrlich — aber im Kern, behaupte ich, ist diese Art der Namenforschung untadelig und unanfechtbar.

Ueber die Methode folgendes. Zunächst Achtung auf Suffixe. Der Grundsatz ist durch Heinrich Winkler, Kretschmer und Pauli längst zur Anerkennung gekommen. Demgemäß gehören Kruja in Mittelalbanien, Troja und Beroia, ferner Aquileja, Noreja und Celeja, wie auch Veji und Cireji zur selben Gruppe; ebenso Trapezunt, Korinth und Sagunt. Ferner geschichtliche Nachrichten. Wo Gründung von Kolchern oder von der Kolcherin Medea ausdrücklich bezeugt ist, da ist es doch wohl nicht vermessen, an den Kaukasus zu denken. Sodann die Umgebung. Wenn ich einen Namen in afrikanischer oder kaukasischer oder bestimmt iberischer Gegend finde, so kann er doch nicht gut arisch sein. Am wenigsten, wenn alle drei Zeichen zusammentreffen. So hausen die Querquetulani im östlichen Iberien. Gut. Sie heißen nun gelegentlich Querquerni: folglich ist Querqu die Wurzel. Das Suffix sul findet sich bei den Massaesyli Mauretaniens, den Massyli ebenda, bei den Δάκτυλοι (Dakern) Kretas, den Θουρρύλοι (Thusch, georgischer Stamm) Zwergen Lykiens, bei Mossul (Mos-k) und in der Deklination des heutigen Kasikumükischen. Nachbarn der Kasikumüken sind die Quarch. Diese waren einst weiter ausgedehnt, bis Kwarism, Chowaresmien im



Osten, bis zu den montes Coraxici in Kolchis. Folglich sind die Querque-tulani ein Kaukasusstamm. Was sagt man aber dazu, daß Plinius unter den Völkern, so in Latium vor Alters wohnten und untergingen, auch die Querquetulani aufzählt? Natürlich werden dann auch die Leidensgenossen der Querquetulani kaukasischer Herkunft verdächtig. Endlich Lautanklänge. Hier kann viel gesündigt werden. Es gibt eben Unterschiede. Orte wie Camarina gibt es überall, von Sizilien bis Korea; damit ist nichts anzufangen. Ob die Komoren von Semiten oder von „Protobanta“ so bezeichnet wurden, ist schwer zu sagen. Dann nehme man wieder eine so einfache Lautverbindung wie Boë oder Bajae: man wird sehr suchen müssen, um überhaupt ein leidliches Gegenstück zu finden. Einerseits hat Mass *Μελιχερτης* statt aus Melkart, griechisch als „Honigschneider“ erklärt, andererseits kann der Anklang von Aauraca am Licus in Pontus an die Rauraci bei Basel, den Rauris im baskischen Aquitanien die Rauris am Achensee und den Lech, Licus in Baiern nicht wohl zufällig sein. Ein Grundsatz jedoch führt unbedingt zum Ziele. Wenn ganze Gruppen von Ortsnamen mit anderen ganzen Gruppen, wo auch immer diese seien, übereinstimmen, so ist Verwandtschaft anzunehmen. Entfernung darf da nicht schrecken. Finden sich doch noch Splitter der kanadischen Athapasken an der Grenze von Mexiko und malaische Namen bis Madagaskar. Haben sich nicht die Arier über alle Länder von Hinterindien bis Irland ausgebreitet? . . . Es kann daher nicht befremden, wenn thüringische Orte, wie Prilip, Trippsdrill, Nohra, Dolmat, Tabarz, wenn deutsche Flüsse, wie Wupper, Anger, Nogat, Bode, Peine, Sill, ganz undurchsichtige Namen tragen, für die nur in nicht indogermanischer Welt Gegenstücke und Erklärung anzutreffen sind, wenn ein vorarischer Alpenname sich in Kaschmir wiederfindet und ein mesopotamischer in Marokko.

Freunde empfehlen mir, meine Vermutungen schluckweise dem Publikum einzuflößen. In der Tat wäre wenigstens das eine wünschenswert, daß Sicheres von Halbsicherem oder ganz Unsicherem getrennt würde. Allein das Leben ist kurz und die Geduld des Lesers gering. Daher wollte ich doch lieber alles auf einmal bringen, wollte auch vor afrikanischen und syrischen Namen nicht zurückschrecken, verband die Tauern mit dem Taurus und Tabor, *Ῥαβδος* auf Rhodos, Tauris und Täbris, das ebenfalls griechisch Tauris heißt, verband Corduba, den Gurten bei Bern, Cortona, Gardone, Gordeine (Grödnerthal), Agordo, Gortynia in Makedonien, Gortyn auf Kreta und Zypern, Gordyene oder Corduene in Kurdistan. Ich mache mich anheischig, Dutzende von alpinen und iberischen Namen im nördlichen Kleinasien und im Kaukasus nachzuweisen, und so endlich dem Wahne den Tod zu bereiten, als ob die Basken von den Abasgen in Kolchis oder die Iberer Spaniens von den Iberern des Kaukasus zu trennen seien. Zumal neueste Linguistik zu Hilfe kommt. Denn dänische, deutsche, italienische, russische und englische Gelehrte sind — meist unabhängig voneinander — zu der klaren Einsicht gekommen, daß Baskisch mit den Sprachen des Kaukasus verwandt ist.\*)



Es handelt sich um Großes. Es handelt sich um den Ursprung der Weltkultur. Aber die Art der Untersuchung ist notwendig mühsam und spezialistisch, ist unendlich kleinlich und fachmännisch. Οὐκ εἰς Κόρινθου παντὸς ἔσθ' ὁ πλοῦς. Nicht jedermanns Sache ist es, hürkilinishche und kasikumükische Suffixe zu studieren oder aus Votivinschriften und dem Itinerarium Peutingerianum makedonische und aus tirolischen Flurbüchern rätische Ortsnamen herauszuschälen. Die Hauptschwierigkeit aber ist folgende. Die einzigen Leute, die heutzutage etwas von Linguistik verstehen, sind die Indogermanisten. Die sind aber naturgemäß und unausweichlich gegen nichtarische Etymologien. Sie müßten ja umlernen. Sie müßten anerkennen, daß νέκυ und κατεχόπη τὴν κεφαλὴν kaukasische Formen sind, daß unser teures schwäbisches Gischpele, georigsch kischpa, Hanswurst, Dummkopf ist. Soviel Selbstentsagung ist begreiflicherweise von dem Indogermanisten nicht zu verlangen. Das Publikum aber versteht von all solchen Dingen überhaupt nichts. Es ist folgsam und unselbständig. Es folgt den Autoritäten. Es glaubt den Worten der powers that be. So ist der Verfechter eines nichtarischen Europa in peinvoller Klemme. Er hat keinen Anhang. Er hat nur Gegner. Er wird als Phantast verschrien. Und doch, was ist Wissenschaft? Wahrheit. \*)

## Die Begegnung der Götter.

Ein Erlebnis

von

Oscar A. H. Schmitz

(Fortsetzung.)

Ich las weiter in dem Brief meines Freundes:

„Unser Maßstab, den wir für die Aufnahme anlegen, ist schwer zu bezeichnen. Er ist weder ausschließlich gesellschaftlich, noch moralisch oder intellektuell. Wir suchen vielmehr — um ein Wort, auf die Gefahr hin zu gebrauchen, daß es mißverstanden wird — charakteristische, für das Leben wesentliche Elemente aus und scheuen uns nicht, hie und da böartige, niedrige oder zerfahrene Subjekte aufzunehmen, die zur Vervollständigung unseres abgekürzten Weltbildes von Bedeutung sein können. So halten wir uns neben einigen hervorragenden Namen, blendenden Frauen, Zierden der Wissenschaft usw. einen schmutzigen Professor, einen verkommenen Musiker, ja sogar einen unseren Abscheu erweckenden Anarchisten, weil wir Bewußte unser Wesen angesichts dieser Gegner besonders lebhaft fühlen.

\*) Genauer über all diese Dinge in meiner langen Abhandlung, die im Maiheft der orientalistischen Zeitschrift „Memara“ erschienen ist. Uebrigens sehe ich nachträglich, daß selbst Ed. Meyer aus einem Saulus ein Paulus geworden, daß er in der 2. Auflage seiner Geschichte des Altertums zur Hälfte die oben im Texte vertretene Anschauung angenommen hat.



Sie gehören zu unserem Leben als seine Umkehrung. Die Leute werden natürlich in gehöriger Distanz gehalten. Nun glauben Sir Charles und ich, Du seist einer von denen, die unsere Art zu leben begreifen werden, und wir möchten Dich bitten, uns gelegentlich zu besuchen. Unsere Anstalt heißt *Serenitas et Sapientia* und liegt in Katalonien am Abhang des Montserrat.“

Am Ende des Briefes fanden sich einige Angaben, auf welchem Wege „*Serenitas et Sapientia*“ am bequemsten zu erreichen ist und ein kurzer gastfreundlicher Gruß Sir Charles Blooms.

Ich faltete zufrieden den Brief zusammen und gestand mir ein, daß ich die ganze Reise nur unternommen hatte, um die beiden alten Freunde zu besuchen, während ich — (oder vielleicht ein Dämon in mir) — mir einzureden versuchte, ich wolle in's Kloster gehen.

### 5.

Am folgenden Tag gegen Mittag hielt mein Wagen vor dem hohen schmiedeeisernen Portal eines großen Parks. Ein Diener führte mich durch eine Allee. Vor mir lag ein weißes, weitläufiges Schloß in einfachem großzügigem Barockstil. Ich hielt mich nur kurz in dem angenehmen Zimmer auf, das mir der Diener gab, ließ einen Augenblick meine Blicke über die Baumwipfel streifen, über denen ich mich befand, und war der Meinung, daß es sich hier besser leben ließ, als im Kloster. Das Zimmer war in altmodischer Vornehmheit gehalten, gar nicht wie ein Sanatoriumsraum in seiner hygienischen Kälte. Ueber dem breiten alten Bett erhob sich ein purpurner Himmel. In der Ecke stand ein Betstuhl, auf dem eine Plantinausgabe des Marc Aurel lag. Ein bequemer Armfauteuil erwies sich als „chaise percée“ und ließ gleich die Schattenseite des Hauses, die niemals funktionierende Wasserleitung, erraten. Auch mit der Beleuchtung stand es für moderne Ansprüche nicht gut. Zwei große silberne Flambeaux mit mehreren Wachskerzen mußten genügen. Violet, ein ehrwürdiger Kammerdiener, erschien in havannafarbener Livree. Sein graues kaltes Gesicht entfaltete sich zu einem gewinnenden Lächeln, während er mich aufforderte, ihm zu dem Arzte zu folgen. Später erfuhr ich, daß Violet sich rühmte, den Herzog von Wellington während des Wiener Kongresses bedient zu haben. Demnach mußte er über 100 Jahre alt sein.

Das Kabinett des Docteur Pierre Lancret unterschied sich in nichts von dem jedes modernen, gut assortierten Sanatoriumarztes. Ich setzte mich in einen Klubsessel und wartete. Die Tür nach dem anstoßenden Raum war angelehnt. Ich hörte ein ziemlich lebhaftes Gespräch, das mehrere Personen miteinander führten. Was mich zuerst aufmerksam machte, war ihre Sprache, die ich unbedingt als die griechische erkannte. Ich habe von einem Aufenthalt in Griechenland so viel Kenntnis der heute dort herrschenden Sprache mitgebracht, wie jedem Reisenden, der ein Gymnasium besucht hat, in der Eile anfliegt, d. h. ich kann Zeitungen lesen und einzelne Redensarten in der Konversation verstehen, aber da die meisten Vokale und



Diphthonge wie i gesprochen werden, geschieht es oft genug, daß ich aus den Worten der Unterhaltung die mir in ihrer Orthographie wohl-bekannten Vokabeln nicht wiedererkenne. Viele Gelehrte behaupten, die antike Aussprache sei ebenso gewesen und wollen auch das Alt-griechische so ausgesprochen wissen.

Aber ich will hier keine Abhandlung über den Itacismus der griechischen Sprache schreiben, sondern nur sagen, daß ich die Unterhaltung im ganzen nicht verstand, obgleich ich die Sprache erkannte, daß mir aber immerhin eine Kleinigkeit auffiel: ich hörte diese Menschen einige Worte des klassischen Griechisch gebrauchen, die, wie ich ganz bestimmt wußte, selbst die heutige Literatursprache verwirft, obwohl sie sich sonst bis zur Affektiertheit dem klassischen Idiom zu nähern sucht. Es waren die alten Worte für Wein und Brot, oinos und artos, die im heutigen Griechisch allein der Kirchensprache vorbehalten sind, wo sie für die beiden Gestalten des Abendmahls gelten. Diese von dem Christentum geheiligten Worte sollen durch das alltägliche Leben nicht entheiligt werden, und darum hat man das profane Brot und den profanen Wein mit — wenn ich nicht irre — slawischen Lehnworten, krassi und psomi bezeichnet. Die Personen im Nebenzimmer aber benutzten jene dem christlichen Kultus vorbehaltenen Worte ganz un-befangen während eines kleinen Frühstücks, das sie zusammen einnahmen. Sie schienen sich des Frevels, der Gläubige des orthodoxen Bekenntnisses gewiß skandalisiert hätte, nicht einmal bewußt zu sein. Wie gesagt, dieses Detail fiel mir auf. Ich dachte erst später wieder daran, als die Erklärung dafür freilich deutlich genug auf der Hand lag.

Plötzlich trat ein Herr aus dem Nebenraum zu mir herein, schloß die Tür hinter sich ab und begrüßte mich in reinem, ja bemerkenswert elegantem Französisch. Er hatte ein ovales Gesicht mit etwas scharfen, sehr beherrschten, dabei doch eher lebenswürdigen Zügen; der etwas gelbliche, auf den Wangen leicht rosige Teint, das dunkelbraune, fast schwarze, glänzend und straff anliegende Haupthaar und der kurze, eckig zugeschnittene Vollbart ließen ihn mir als einen reinen angenehmen Typus der lateinischen Rasse erscheinen. Er besaß eine etwa mittelgroße, geschmeidige Figur. Eine sympathische Lebhaftigkeit des Geistes sprach aus den braunen, eindringlichen Augen. Seine Worte waren meist von leichten Bewegungen der schlanken, ein wenig behaarten Finger begleitet. Besonders fielen mir die fein und fest geschnittenen Lippen auf, die, zumal wenn sich die Mundwinkel senkten, zwingend den Eindruck geistreicher Ueberlegenheit machten. Er sprach mit einer sanften, eher schwachen, aber durchaus männlichen Stimme.

Er kam mir nicht nur bekannt, ja sogar vertraut vor, aber ich konnte mich durchaus nicht erinnern, bei welcher Gelegenheit wir uns gesehen hatten. Er half meinem Gedächtnis nach, er sprach von einer Nacht — es war etwa 15 Jahre her — wir hatten uns in Paris, in einer Gesellschaft im Trocadéroviertel kennen gelernt und machten dann den gemeinsamen Heimweg nach dem linken Seineufer zu Fuß. Nun entsann ich mich genau: die Champs Elysées unter



schweren Kastanienblüten, unsere Gespräche über germanische, lateinische und semitische Verschiedenheiten, über Intellektualität und Instinktleben, über die Frauen, über die Courtisane und das deutsche Gemüt. Während mir das alles deutlich wieder einfiel, schüttelte mir der Herr lebhaft die Hand. Der Leser wird sich zunächst wundern, daß ich jetzt erst den Docteur Pierre Lancret, Arzt an der Salpêtrière erkannte, meinen alten Freund. Auch ich erstaunte darüber, denn er hatte sich kaum verändert. Warum hatte ich ihn, den ich doch hier zu sehen erwartete, nicht gleich erkannt? Er ist der erste Franzose gewesen, dem ich näher getreten bin, dessen mir erst fremder, aber doch so schnell verständlicher Art gegenüber, ich mich zum ersten Male selbst ein wenig erkennen gelernt habe, indem ich meine Natur abzugrenzen begann. Er erinnerte mich an die Herbstabende bei seinem knatternden Kaminfeuer in dem engen, von Möbeln erdrückten Pariser Zimmerchen, wo wir meine ersten schwerfällig-tudesken Versuche in französischer Sprache zu schreiben, durchnahmen — ich besaß damals einen lebhaften, aber leider ganz unfruchtbaren literarischen Ehrgeiz — und mir die Durchsichtigkeit und der Nuancenreichtum des französischen Stils aufgingen. An diese Beschäftigung knüpften sich gemeinsame Lektüren — mein Freund hatte der letzten französischen Dichterplejade nahegestanden und besaß die persönlichen Interpretationen dunkler Verse von den Meistern selbst. Um 2 Uhr früh gingen wir hinunter auf den herbstlichen Boulevard St. Michel, wo sich die fröstelnden kleinen Frauen unter die Hidalgomäntel ihrer Freunde schmiegen, und kauften in einer Charcuterie, in der rings die lachenden Paare bescheiden soupierten, etwas rohes Fleisch für die Nachtmahlzeit. Ubus, des Katers, der unseren Gesprächen, auf einem Diwan ausgestreckt, mit stummem Verständnis zu folgen pflegte. Wie ich mich an alles dies erinnerte! Doch plötzlich fiel mir ein, daß der, mit welchem ich diese Herbstnächte verlebt hatte, nicht der Docteur Lancret, sondern der Dichter (und spätere Okkultist) Claude Chauchat war. Er hatte allerdings, wie mir jetzt zum ersten Male schien, eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Dr. Lancret. Plötzlich sprach er davon, wie wir viele Winternachmittage zusammen in seiner Anwaltskanzlei in dem altmodischen deutschen Patrizierhaus gesessen; ich sah ihn wieder, wie er einen Wust von Papieren ausbreitete, die bisher vor mir geheim gehalten worden waren. Ich erkannte darauf die Unterschriften meines Urgroßvaters, meines längst verstorbenen Großvaters und die Schnörkel wieder, die mein Vater in früheren Jahren seinem Namenszug beizufügen gewohnt war und die das Entzücken meiner Kindheit gewesen sind. Nun wurde mir plötzlich der geheimnisvolle Inhalt der Schubladen und Gefächer meines Vaters, über die er mit übertriebener Verschwiegenheit gewacht hatte, von einem Fremden enthüllt, denn mein Vater war gestorben. Ich lernte eine Menge juristischer, Bank- und Börsensachen kennen, für deren Formalismus ich seitdem eine Art perversen Interesses behalten habe. Aber der Mann, dem ich in seiner Kanzlei gegenübergesessen hatte, war doch mein inzwischen verstorbener Freund, der Rechtsanwalt Ladenburg gewesen; dadurch, daß



sein beweglicher, semitischer Geist den „Witz“ jeder Sache, die er angriff, schnell herausbekam, und durch eine angenehm belehrende Gesprächigkeit war er jenen beiden Franzosen, wie ich jetzt auf einmal erkannte — trotz seiner ganz verschiedenen Geistesrichtung — ziemlich ähnlich. Er hat später mein Interesse an der Soziologie und meine Freude an der Debatte auf die Politik zu lenken gesucht. Plötzlich schien er sich in den österreichischen Baron Sterneck zu verwandeln, den ich einst als diplomatischen Vertreter seines Landes in einem abgelegenen türkischen Wilajet kennen gelernt habe, wo er sich, in orientalische Studien vertieft, von türkischer Dienerschaft umgeben, soweit als irgend möglich der Geistlosigkeit seiner offiziellen Umgebung zu entziehen verstand. Dieser zarte, etwas nervöse Mensch, der von kriegerischen, dem Zechen und den Weibern ergebenden Ahnen stammte, hatte sich in langen Nächten bei der Studierlampe ein Aussehen erworben, das ihn von weitem wie einen reizvoll gewelkten Lebemann erscheinen ließ, obwohl er schon gegen Ende der Zwanzig mit der vergnüglichen Tradition seiner Ahnen gebrochen hatte. Saß man aber diesem Gesicht mit der straff gespannten Haut über den feinen, doch strenglinigen Knochen, dem spärlichen, rotblonden Haar an den Wangen und Schläfen gegenüber, dann gewannen seine müden, grauen Augen, besonders, wenn er mit knappen, hellen Worten eine Seltsamkeit orientalischen Wesens erklärte, eine so geistige, wenn auch ganz irdische Ueberklarheit, wie man sie bisweilen auf primitiven Heiligenbildern findet. Dieser einzigartige, unvergeßliche Ausdruck war es, der jetzt plötzlich auf dem sonst ganz verschiedenen Antlitz meines Gegenübers erschien; er redete von den religiösen Gesprächen, die ich einst mit ihm — dem Baron Sterneck — hatte, die zuerst meine Ahnung bestätigten, daß Heidentum und materialistische Irreligiosität nicht eins sind, daß vielmehr ein geistiges, positiv religiöses Heidentum möglich und einmal lebendig gewesen sei. Ich ahnte, was ich nun weiß, daß gewisse, einst Götter genannte Kräfte oder Elemente oder psychische Substanzen unser Dasein bestimmen und begrenzen und daß wir uns ihnen auf verschiedenen Wegen bis zur Verschmelzung nähern können. Der Weg, den der Baron Sterneck ging, war der, welcher dem modernen Skeptizismus und einem von dem Wissen der Zeit erfüllten Geist am meisten entspricht: der Weg der intellektuellen Erkenntnis. Dieser überlegene Geist zog sich einige Jahre nach unserem Zusammenreffen in der Türkei, in ein von europäischen Buddhisten gegründetes Kloster am Genfer See zurück.

Nachdem sie einige Augenblicke geschwiegen hatte, während deren ich lebhaft an das Schicksal Sternecks dachte, erinnerte mich die vielseitige Persönlichkeit lächelnd an ihre nicht sehr erfolgreichen Versuche, mir Schach, Tennis und Bostontänzen beizubringen, aber das hatten doch wieder andere Leute getan: der junge Mathematiker Heydenhof, der Artillerieleutnant Werner und jener fabelhafte Maëstro Mancinelli, zu dem ich einmal in Wien in meiner Not gelaufen war, als ich einer mit Leidenschaft dem Tanz ergebenden jungen Witwe den Hof machte.

Mit allen diesen, in ihrer klaren, redlichen Intelligenz verwandten



Naturen, vom mystischen Philosophen bis zum Tanzmeister identifizierte sich der Herr, und er hätte auch wirklich jeder von ihnen, die ich alle viele Jahre nicht gesehen, sein können. Aber alle auf einmal? Wie war das möglich? Das Rätselhafte, was darin lag, hatte indessen für mich gar nichts Beängstigendes. Im Gegenteil: die Gegenwart dieses Mannes stärkte, erhob mich, indem er mich an besonders gute Zeiten meines Lebens erinnerte.

Es gibt Stunden, in denen sympathische Geister durch ein Wort, durch einen Blick, ja durch ihre bloße Nähe, plötzlich eine Fähigkeit, eine Tugend in uns von der Fessel eines falschen Begriffs oder einer schlechten Gewohnheit befreien, es ist, als ob sie uns reicher gemacht hätten, aber in Wirklichkeit geben sie uns nur den Schlüssel zu uns selbst (das einzige, was ein Mensch von dem andern gewinnen kann); dann entdecken wir in uns Besitztümer, die wir vielleicht geahnt, aber nie zu gebrauchen gewagt haben. Viele achtlos gelebte Augenblicke verbinden sich zu gemeinsamem Sinn, und ganze Ebenen des Daseins liegen plötzlich erhellt vor uns. In solchen Augenblicken ist es, als verstünden wir die Sprache eines Vogels, oder sähen wir das Wachsen eines Baumes; wir durchschauen plötzlich den Sinn in einer bisher wirren Kette von Begebenheiten, so wie sich aus vielen Einzelkenntnissen einer Grammatik eines Tages bei einer glücklichen Begegnung zum ersten Male auf unseren Lippen die wirkliche Sprache formt, die wir bisher in toten Vokabeln und Regeln in uns trugen. Mir war, als ob alle solche fruchtbaren Augenblicke meines Lebens in Zusammenhang stünden mit diesem Fremden, ja, daß ich sie ihm eigentlich verdankte, der mir in wechselnden Formen von Zeit zu Zeit genahnt war und meinem Leben Sinn gegeben hatte. Er reichte mir stets den geistigen Spiegel, der die Dinge so auffaßt, daß sie ihre qualvolle Sinnlosigkeit verlieren. Ich weiß wohl, es gibt noch andere Arten der Synthese im Chaos der Erlebnisse. Viele erlöst die Liebe, der Glaube, manche vielleicht die Pflicht. Mein Weg ist der Geist, der den Glanz der Dinge, indem er ihn in Strahlen zerlegt, unerbittlich in sein scharf geschliffenes Prisma zwingt. Mein Geist ist mein besseres, freilich oft genug getrübt Selbst, dieser Fremde erschien mir wie seine reine Verkörperung, wie mein Schutzgeist, oder wie ein väterlicher Freund — und da entdeckte ich, daß er ungewöhnlich meinem Vater glich, ja sich ihm geradezu substituierte, mit dem ich seit seinem Tod in der Einbildung oft unwillkürlich Gespräche führe, als suche ich seinen Rat und seine Billigung für mein Denken und Tun.

In all seiner Vollkommenheit erschien mir der Fremde wie eine Mischung ungebrochener Jugendlichkeit und männlicher Reife.

„Mein Lieber“, schloß Lancret das Gespräch, „ich sehe, Sie sind der Alte geblieben. Sie werden sich bei uns wohl fühlen. Ueber Ihre Verstimmungen und Enttäuschungen reden wir ein andermal. Entschuldigen Sie mich jetzt, da ich zu meinen Patienten muß. Violet wird Sie in den Speisesaal führen, wo Sie noch einen kleinen Lunch finden. Um fünf Uhr wird man Ihnen Tee auf Ihr Zimmer bringen. Um halb acht nehmen wir die Hauptmahlzeit. Wir sind heute nur ein



kleiner Kreis, außer Ihnen sieben Personen, fünf Herren und zwei Damen. Die anderen haben einen Ausflug gemacht.“

Violet führte mich in ein behagliches, etwas düsteres Speisezimmer im Stil der Jagdpavillons aus der Epoche Heinrichs IV. Er ließ mir von einem jungen Groom eine Bouillon, etwas grilliertes Fleisch und Früchte servieren. Ich konnte kaum etwas zu mir nehmen vor Erregung über die sonderbare Begegnung und sprach nur dem ausgezeichneten Mouton Rotschild lebhaft zu. Dann ging ich hinaus und spazierte durch den Park in seltsamer Verwirrung, aber im Innersten zufrieden, daß ich dem Priester der vergangenen Nacht entflohen war.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Rodin über seine Zeichnungen.

Mitgeteilt von

Paul Lothringer.

Paris, im Mai 1909.

Rodin ist mit Beginn der warmen Jahreszeit nach Meudon-Val Fleury übersiedelt, wo er seit über anderthalb Jahrzehnten den Pariser Sommer zu verbringen pflegt. Aus dem kleinen Hause, aus dem einst die ersten Werke hervorgingen, die seinen Namen bekannt machten, ist ein richtiger stetig anwachsender Häuserkomplex geworden. Neben der prächtigen Villa, die als Wohnhaus dient, steht der seine zahlreichen Werke beherbergende Glaspalast, den er für die Weltausstellung konstruieren und dann vom Marsfeld nach Meudon schaffen ließ, und unweit davon erhebt sich bereits die von ihm entworfene Fassade des prächtigen neuen Museums, in dem seine Antiken zur Aufstellung gelangen sollen.

Rodin ist ein Schüler der Antike, und er betont diese Schülerschaft eben so stark wie sein Anderswollen und mit einem leidenschaftlichen Pathos, das oft etwas von der religiösen Weihe des Priesters hat. Seine Religion, wenn man es so nennen darf, ist die Ueberzeugung von der organischen ursprunghaften Entwicklung der Kunst, in der sich harmonisch Glied aus Glied entwickelt, und die Art und Weise, in welcher er ohne jede Phrase seine eigene kunstgeschichtliche Stellung kennt und betont, ist nicht ohne Majestät. „Der Grieche,“ sagt Rodin, „hatte den Glauben an die Selbstverständlichkeit des Lebens und damit in allem, was er tat und dachte, eine ungezwungene Natürlichkeit, die kein Resultat des Denkens ist, sondern ein lediglich aus Gefühlswerten konzentriertes Sein. Dementsprechend differenzierte er nicht im Detail, sondern ging auf den großen Gesamteindruck. Er kannte keinen Unterschied zwischen Konkretem und Abstraktem in unserem Sinne, und wenn daher dem naiven, dem künstlerisch naiven



Beschauer unserer Tage die griechische Kunst als etwas Kühnes und Abstraktes erscheint, so ist das doch keineswegs wirklich der Fall gewesen. Sie finden es überall, in der griechischen Philosophie ebenso wie in der griechischen Kunst. Die Bewegung ist dem griechischen Künstler etwas so gut wie Unbekanntes, selbst die für griechische Auffassung schier unanständig bewegten Gestalten des Skopas sind gewissermaßen nur eine bewegtere Art Ruhe.“

Ich erlaube mir einzuwerfen, daß diese Auffassung mir insofern nicht fremd ist, als ja auch die klassischen Wegebahner der Kunst in Deutschland sie vertraten, daß Winkelmann und Wieland sie predigten und daß Lessing im Laokoon die Bewegung in der Kunst mit dem Anathema belegte.

Rodin lächelt, als ich ihm über die Theorien dieser unserer klassischen Schriftsteller kurz berichte, und fragt, ob denn die Renaissance so gänzlich ausgeschaltet gewesen sei. Nachdem ich ihm die geistige Entwicklung des Deutschlands jener Tage zu schildern versucht habe und auf den Einfluß des französischen Dramas, der Corneille und Racine, hinwies, wird ihm der Zusammenhang deutlich, und er nennt eine Anzahl französischer Künstler, die allerdings infolge mangelnder Kenntnis des Griechentums auf dem Römertum fußen und daher ihrem Vaterlande nur eine Art Pseudoklassizismus brachten. Er geht dann wieder auf das Griechentum über und betont die Stärke des Handwerksmäßigen in ihm.

„Griechen waren die ausgesprochensten Veristen in der Kunst, und insofern bin ich ihnen verwandt, als ich gerade von ihnen die ergebene Treue der Natur gegenüber lernte. Nun kommt das dazu, was ich schon vorhin sagte. Sie waren ein Grund schaffendes Volk, fassen also das Allgemeine positiv, das heißt, sie machten aus ihren Göttern Menschen und vermenschlichten danach auch die Kunstbegriffe. Damit hoben sie ihr ganzes Leben in eine Sphäre des Allgemeinen empor, wie das kein anderes Volk wieder getan hat, weil ja keines wieder so traditionslos gewesen ist.“

Ein anderes Mal sagt Rodin, als wir vor einem griechischen Torso stehen, den er eben erst erhalten hat: „Ich wäre neugierig, was ein alter Grieche zu den Auslassungen einer modernen Kunstgeschichte über griechische Kunst sagen würde. Er würde unsere Bewunderung ihrer absoluten Selbstverständlichkeit belächeln und uns auf Leonidas in den Thermopylen hinweisen, als etwas viel Erinnerungswürdigeres denn die Athene des Pheidias. Wir schreiben da wohl dem einzelnen viel zu viel zugute, das eigentlich in der Gesamtkultur des Volkes lag. Bedenken Sie, wie arm eigentlich dieses wundervolle Volk an Individualitäten in unserem Sinne gewesen ist!“ Als wir einmal in Meudon einige neue Zeichnungen von ihm betrachteten und ich meinen Eindruck dahin zusammenfaßte, wie stark jedes einzelne Blatt, so wenig es als Werk an sich betrachtet werden könne, die Impression einer in einem äußeren Detail endgültig definierten Bewegung gäbe, nickte Rodin beifällig und meinte dann: „Ich glaube, Sie fassen meine Skizzen richtig auf. Sie sind keine fertigen Kunstwerke an sich, und sie sind



auch nicht eigentlich das, was man als Notizen des bildenden Künstlers bezeichnet. Sie sind Keime, und wenn ich ihrer eine Anzahl von Zeit zu Zeit ausstelle, so geschieht das, um meinem fertigen Werke eine vernünftiger Würdigung zu schaffen. Ich glaube nicht, daß eine kunsthistorische Wertung meines Schaffens anders als von meinen Skizzen aus möglich ist. Sie sind die Beweise für das Neue, das ich in die Kunst gebracht habe.“ Und als ich ihn um nähere Erklärung bitte, meint er, daß man dazu weit historisch ausholen müßte.

„Die Griechen brauchten keine Skizze und kannten wohl auch keine, sondern nur das Modell, weil sie typisch und nicht individuell zu schaffen hatten. Die Renaissance, welche anderthalb Jahrtausende späterer mit Traditionen überfüllter Kultur bedeutet, hat diese Traditionen auch in der Kunst und baut auf ihr als einem sicheren Besitze weiter. Das Neue, was ihre Plastik bringt, ist der Zustand. Sie braucht dazu die Studie, das heißt der Künstler bedarf eines Notizenmaterials, eben solcher Studien, in denen physisch mögliche Zustände festgehalten sind. Sie sehen, wie das bei Lionardo da Vinci sogar sich bis zu einer schon fast naturwissenschaftlichen Vorliebe für das Groteske steigert. Nirgends mehr treffen Sie in der Renaissance die absolute Menschlichkeit griechischer Kunst, aber auch nirgends treffen sie, einige Ahnungen des Benvenuto Cellini ausgenommen, das Momentane. Das plastische Kunstwerk der Renaissance läßt sich zeitlich mit einer längeren Linie begrenzen. Es will, wie gesagt, nichts Absolutes mehr sein, es drückt Freude oder Schmerz oder Charakterisierung einer bestimmten Persönlichkeit aus, aber das immer als Eigenart einer ganzen Zeitspanne. Der sterbende Sklave des Michel Angelo trägt alle Konsequenzen langer Gefangenschaft sichtbar im Ausdruck. Dem entspricht die Studie der Renaissance. Sie hält einen Mund fest, aus dem langes Leiden spricht, ein Auge, dem der Stolz vieler Generationen entblitzt, kurz immer einen Zustand.

Die Neuzeit mußte lange ratlos stehen, und es ist kein Wunder, daß sie bald auf die Antike, bald auf die Renaissance zurückgriff, und von dort aus den Weg weiter suchte. Stehe ich nun auch erst am Anfange einer neuen Periode der plastischen Kunst, so glaube ich doch für alle Zeit eben deutlich in ihr zu stehen und liebe meine Skizzen, weil die Bildhauerskizze dieser Art etwas Neues und dauernd Charakteristisches ist.

Es liegt im Wesen der Skizze, daß sie das Momentane gibt, und aus diesem Grunde konnte der Bildhauer mit ihr nichts anfangen. Meine Kunst, d. h. die nächste Epoche der Bildhauerkunst, zu deren Vorläufern oder Vorahnern ich gehöre, unterscheidet sich von den früheren Perioden dadurch, daß sie nichts Absolutes, auch keinen Zustand, sondern immer eine Bewegung gibt. Sie haben mir oft von dem Leben meiner Porträtbüsten gesprochen, ohne sich vielleicht vollständig über die Gründe klar zu sein. Ein Gedanke ist im Kopfe aufgestiegen, der Mund öffnet sich, um ihn auszusprechen — im selben Momente halte ich das Ganze fest. Es ist kaum eine Sekunde verflossen, die der Gedanke braucht, um vom Hirn zur Zunge zu gelangen,



dabei wirkt er wie ein elektrischer Funke auf jeden Teil des Gesichts, den er durchläuft, die Augen leuchten durch ihn, jeder Gesichtsmuskel ist durch ihn individuell angespannt. Es gibt nichts psychologisch Stärkeres, nichts Nervöseres, nichts Differenzierenderes als die Bewegung. Das Leben löst sich für den Bildhauer der Zukunft in Bewegungen auf, wie für den modernen Maler in Lichtwellen und Farben, es ist eine Unendlichkeit von Bewegungen. Ich habe das Auge für sie empfangen und glaube, daß sich in meinen zahllosen Skizzen keine dieser Bewegungen wiederholt, und daß ich, wenn ich einmal sterben werde, noch zahllose Bewegungen nicht gesehen haben werde. Jede meiner Skizzen ist eine Bewegung. Ich sehe nur sie, halte sie fest und suche dann als Künstler nach dem Körper, der zu ihr gehört. Jeder seiner Muskeln muß der Bewegung — sagen wir einmal, geistig parallel sein. Es ist dies der Grund, warum man meine Kunst eine psychologische genannt hat.“

Kurze Zeit nachher stellten sich einige Besucher ein. Rodin führte sie im Atelier herum und zeigte ihnen seine letzten Werke, wie „Eva, dem Leib Adams entsteigend“, „Der Frühling“ und andere. Vor einem dieser Werke, das eine charakteristische Eigenart der letzten Schaffensperiode Rodins aufwies, indem der menschliche Körper aus dem anscheinend ganz unbehandelten Hintergrund heraustrat, blieb einer der Besucher stehen und fragte, ob Rodin die Arbeit am Hintergrunde von seinem Steinmetz besorgen lasse.

Rodin sagte halb ernst, halb scherzhaft: „Sie unterschätzen die Bedeutung des Hintergrundes. Es ist nicht so einfach zu bewirken, daß Hintergrund und Körper zusammengehen, der Körper entspringt aus ihm, wie die Bewegung aus der Zeit entspringt; das soll ja durch diese Art der Arbeit gewissermaßen in dem beschränkten Maßstabe der Kunst gegeben werden. Und ich glaube nicht, daß Gott, der sich soviel Mühe mit den Bewegungen gibt, ihre Harmonie mit der Zeit seinen Engeln, diesen Steinmetzen der Abstraktion, überlassen wird.“

---

## Der wilde Wanderer.

Von

Hans Mühlestein.

Der Wind weht täglich wärmer schon,  
der Wald braust auf in jeder Nacht.  
Reiß auf die Brust! Das ist der Ton,  
der dich zum wilden Wandrer macht.

Die Wolken jagen hoch dahin  
und Lieb' und Heimat rauscht vorbei.  
Und Ackerfurchen seh' ich fliehn,  
und aus dem Grunde steigt ein Schrei.



O daß ich dich dahinten ließ!  
 Nun fahr' ich hin auf dieser Welt,  
 wie einer, der vom Strande stieß  
 und dem es gleich, ob er zerschellt.

Und dennoch: wär' die Steuerung  
 fest wie ich möcht' in meiner Hand,  
 ich wiche nicht von diesem Schwung  
 und schösse selbst von Land zu Land.

Ich bau' ein Reich — bald stürzt es hin;  
 ich bau' es neu — bald ist es alt.  
 O wüßt' du, wie ich hungrig bin  
 und wie die Zeit in mir verhallt!

Wohl fülltest du, wär' ich bei dir,  
 den Spalt allein, der in mir klafft.  
 Doch jetzt wogt Erde unter mir,  
 wie eine braune Brust gestrafft.

Jetzt schleudert sie mich ihre Bahn;  
 ich schrei' nach dir: lebwohl, lebwohl . . .  
 Die Wolken flieh'n, die Küsten nah'n,  
 dort springt ein Meer von Pol zu Pol.

---

## Die Ehe.

Komödie von **Bernard Shaw**.

Deutsch von Siegfried Trebitsch.

(Fortsetzung.)

Hotchkiss (erhebt sich und lehnt sich an den Rücken des Sessels, den der General leer gelassen hat) Ich muß Ihnen aber wirklich sagen, Vater Anthony, daß die ersten christlichen Lebensregeln nicht gemacht wurden, um zu dauern, weil die ersten Christen nicht daran glaubten, daß die Welt selbst dauern würde; während wir jetzt wissen, daß wir mit ihrem Bestande rechnen müssen. Wir haben herausgefunden, daß Millionen Jahre vor uns liegen. Frau Bridgenorths Frage, wie die Welt dann fortbestehen soll, ist noch immer unbeantwortet. Sie sagen, das sei nicht unsere Sache, sondern Sache der Vorsehung. Aber die moderne christliche Anschauung lehrt, daß wir hier sind, um das Geschäft der Vorsehung zu verrichten und sonst nichts. Die Frage ist nur, wie wir das



sollen. Soll ich meinen Verstand nicht dazu benutzen, das herauszufinden? Habe ich dazu denn nicht überhaupt meinen Verstand gekriegt? Nun, augenblicklich sagt mir mein Verstand nichts anderes, als daß Sie ein Wahnsinniger sind, mit dem nichts anzufangen ist.

Soames: Hilft uns das weiter?

Hotchkiß: Nein.

Soames: Dann beten Sie um Erleuchtung.

Hotchkiß: Nein. Ich bin ein Snob, kein Beter.

Hotchkiß setzt sich in den Stuhl des Generals.

Collins: Mir scheint aber, wir kommen nicht vorwärts. Fräulein Edith: Sie und Herr Sykes gehen am besten in die Kirche und einigen sich nachher über Recht und Unrecht der Sache. Das wird Sie erleichtern, glauben Sie mir: ich spreche aus Erfahrung. Sie verbrennen ihre Schiffe, sozusagen.

Soames: Wir sollten niemals unsere Schiffe verbrennen. Es bedeutet den Tod im Leben.

Collins: Na, Vater, eins ist gewiß: Ihr habt eigene Ansichten und sprecht sie ohne Bedenken aus. Aber einige unter uns huldigen doch einer etwas freudigeren Lebensauffassung. Sie müssen die menschliche Natur so nehmen wie sie ist.

Soames: Unter welchem Zwang muß ich das? Ich nehme die göttliche Natur wie sie ist. Ich werde dem Teufel nicht sein Pferd satteln.

Der Bischof: Das ist eine sehr unchristliche Art, den Teufel zu behandeln.

Reginald: Ja, aber wir kommen scheint's nicht vorwärts, nicht?

Der Bischof: Willst du's aufgeben und heiraten, Edith?

Edith: Nein. Mein Vorschlag scheint mir ganz vernünftig.

Bischof: Und du Lesbia?

Lesbia: Niemals.

Frau Bridgenorth: Niemals ist ein langes Wort, Lesbia. Sag' das lieber nicht.

Lesbia (mit einem Aufflammen von Aerger): Bemitleide mich gefälligst nicht, Alice. Ich hab's schon mal gesagt, ich bin eine englische Dame und ganz gerüstet, ohne Dinge auszukommen, die ich unter ehrenvollen Bedingungen nicht haben kann.

Soames (nach einem von der allgemeinen Verlegenheit beredten Stillschweigen): Ich warte noch immer auf meine Instruktion.

Reginald: Ja, wir kommen scheint's nicht recht vorwärts, wie?



Leo (am Ende ihrer Geduld): Das hast du eben erst gesagt, Rejly. Wiederhole dich doch nicht.

Reginald: Zum Teufel! (Er geht zur Gartentür und sieht finster hinaus.)

Soames (sich mit dem Papier in der Hand erhebend): Da! (Er zerreißt es in Stücke) Das ist euer Vertrag.

Die Stimme des Magistratsdieners: Mit Verlaub, meine Herren. Macht Platz für die Frau Bürgermeisterin. Platz für die verehrliche Frau Bürgermeisterin, meine Lords und Herren. Er kommt durch den Turm herein, auf dem Kopf einen Dreispitz, einen mit Goldborten verbrämten Ueberrock an, er trägt den Amtsstab und pflanzt sich beim Eingang auf. Mit Verlaub, meine Herren, Platz für die verehrliche Frau Bürgermeisterin.

Collins (sich gegen die Wand zu bewegend): Frau George, Eminenz.

Alle erheben sich, ausgenommen Soames, der sich setzt. Leo geht zu Reginald an die Gartentür. Frau Bridgenorth eilt zum Turm, ihren Gast zu empfangen und ist bis zu Soames' Stuhl gelangt, als Frau George erscheint. Hotchkiss erkennt sie offenbar wieder und weicht in Bestürzung zur Tür des Arbeitszimmers, in die äußerste Ecke des Raumes zurück.

Frau George (kommt direkt auf den Bischof zu, mit dem Ring in der Hand.) Hier ist der Ring, Eminenz; und hier bin ich. Erinnern Sie sich, daß Sie es gewollt haben und nicht ich.?

Der Bischof: Es ist gut, daß Sie kommen.

Frau Bridgenorth: Wie geht es Ihnen, Frau Collins?

Frau George (kommt, nachdem sie beim Bischof gewesen, zu ihr und betrachtet sie aufmerksam): Sind Sie seine Frau?

Frau Bridgenorth: Die Frau des Bischofs? ja.

Frau George: Welch ein Schicksal! Und dabei sehen Sie aus wie jede andere Frau.

Frau Bridgenorth (Lesbia vorstellend): Meine Schwester, Fräulein Grantham.

Frau George: Die in so seltsamer Weise mit der Lebensgeschichte des Generals verknüpft ist.

Der Bischof: Dann kennen Sie also seine Lebensgeschichte?

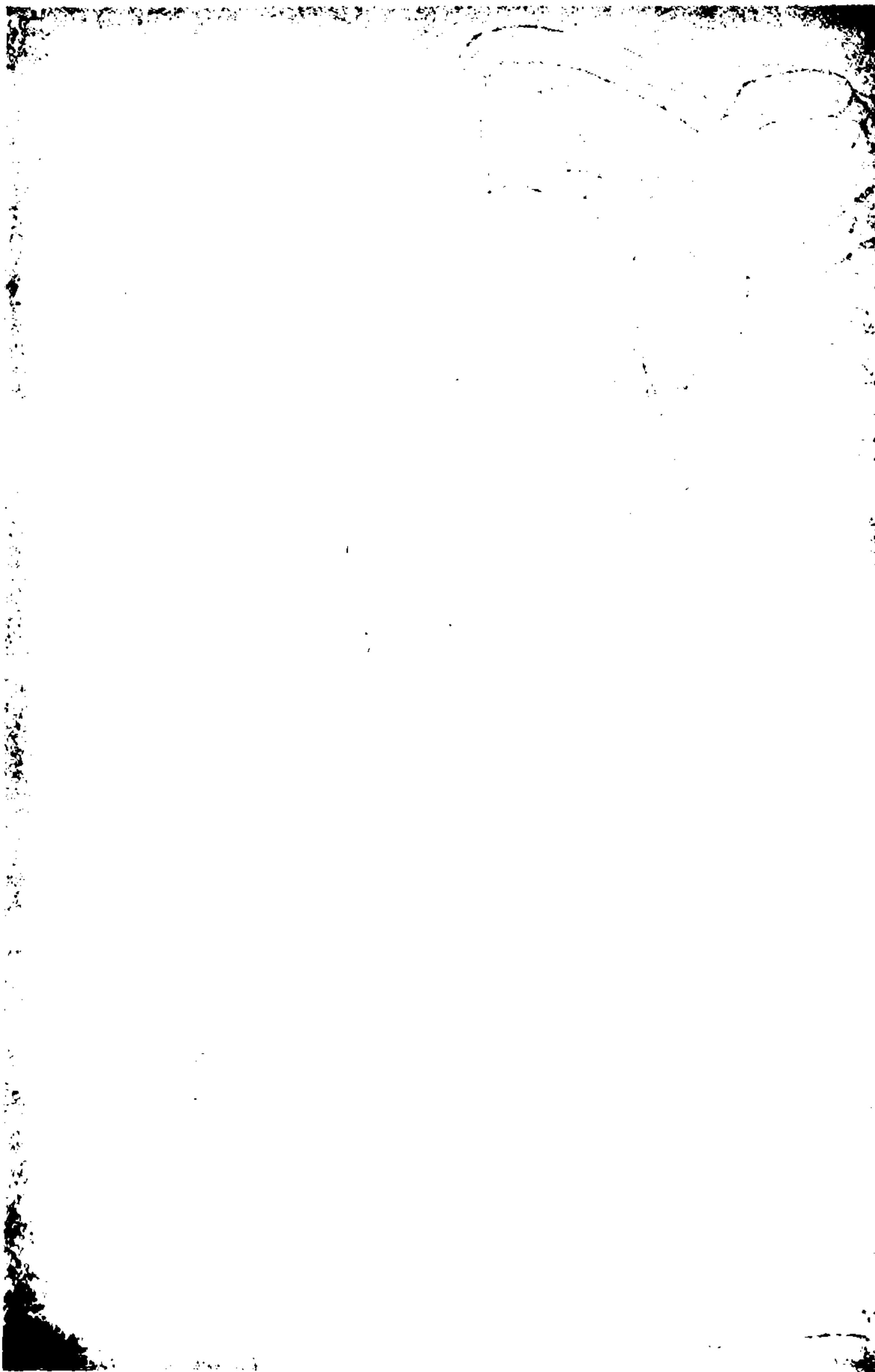
Frau George: Nicht ganz. Wir erreichten das Haus, ehe er sie bis zum heutigen Tage geführt hatte. Aber ich kenne sie genügend, um die Rolle zu kennen, die Fräulein Grantham darin spielt.

Frau Bridgenorth (Leo vorstellend): Frau Reginald Bridgenorth.

Reginald: Die verflossene Frau Reginald Bridgenorth.

Leo: Halt deinen Mund, Rejly. Sei wenigstens so anständig, zu warten, bis die Scheidung rechtskräftig ist.





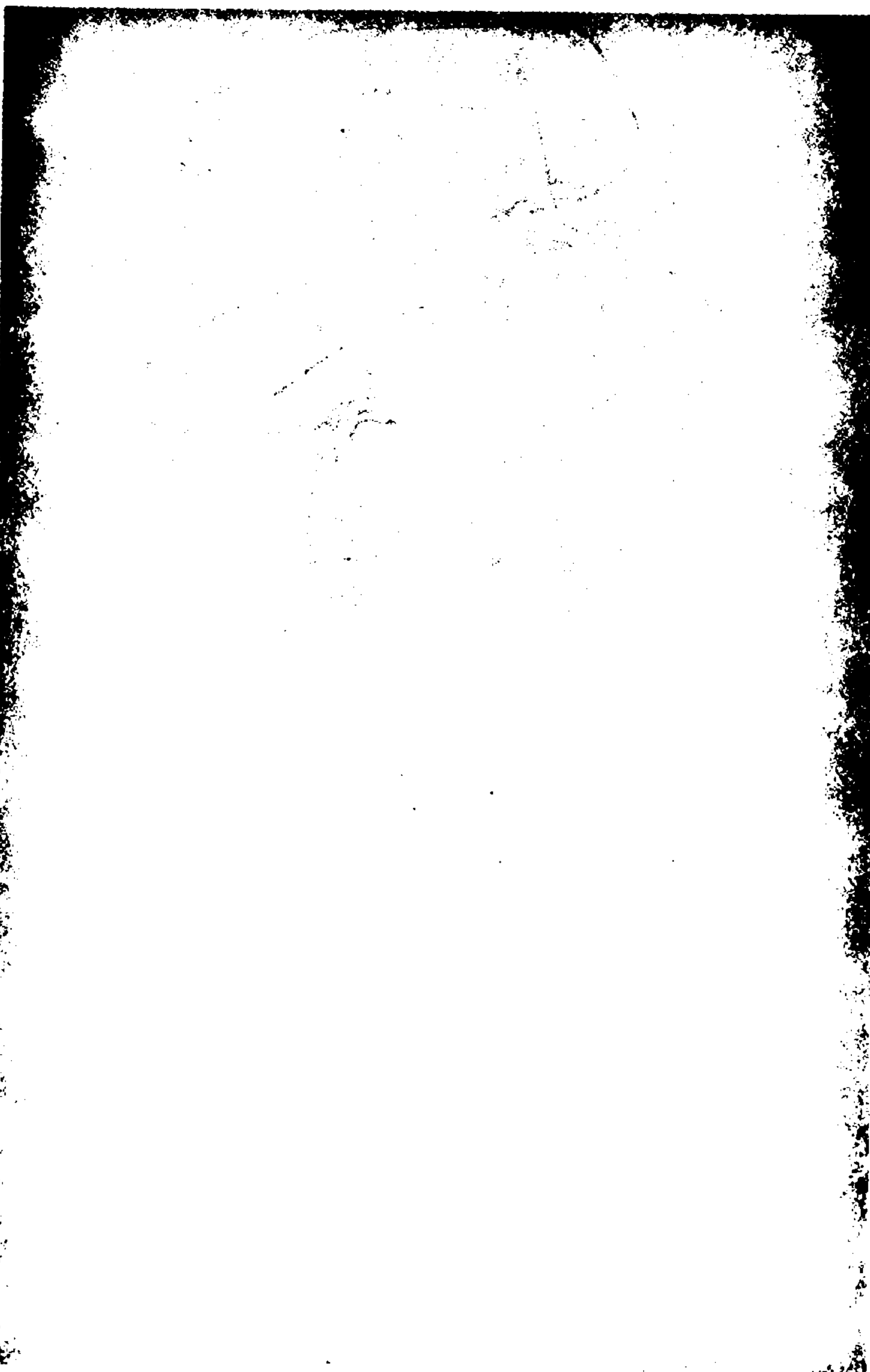
RODIN

ZEICHNUNG









RODIN

ZEICHNUNG







**Frau George** (zu Leo): Na, Sie haben ja doch noch mehr Zeit übrig, sich wiederzuverheiraten als er, nicht wahr?

**Frau Bridgenorth** (Hotchkiß vorstellend): Herr St. John Hotchkiß. (Hotchkiß, noch immer in der Ferne bei der Tür des Arbeitszimmers, verbeugt sich.)

**Frau Georges** Was! Sie! (Sie beschreibt einen Halbkreis um die Küche herum und bleibt gerade vor ihm stehen) Junger Mann; wissen Sie noch, junger Mann, wie Sie in meinen Laden kamen und mir sagten, daß die Kohlen meines Gatten in Ihrem Keller nicht am Platze seien, da die Natur sie augenscheinlich für das Dach bestimmt habe?

**Hotchkiß**: Ich erinnere mich dieser beklagenswerten Frechheit mit Scham und Bestürzung. Sie gaben mir freundlichst zur Antwort, daß Herr Collins sich nach einem gescheiten jungen Manne zur Abfassung seiner Inserate umsehe, und daß ich die Stelle haben könnte, wenn ich wollte.

**Frau George**: Sie ist noch offen. (Sie wendet sich zu Edith.)

**Frau Bridgenorth**: Meine Tochter Edith. (Sie geht zur Tür des Arbeitszimmers, um sie vorzustellen.)

**Frau George**: Die Braut! (Auf Ediths Negligée blickend.) \*In diesem Aufzug wollen Sie sich doch nicht verheiraten?

**Der Bischof** (geht um den Tisch herum zu Ediths Linken) Das ist es eben, worüber wir sprechen. Wollen Sie so freundlich sein, sich uns anzuschließen und uns den Segen Ihrer Weisheit und Erfahrung zukommen zu lassen?

**Frau George**: Soll der Magistratsdiener auch dabei sein? Er ist Ehemann.

(Sie wenden sich alle unwillkürlich um und betrachten den Magistratsdiener, der ihren Blicken würdevoll standhält.)

**Der Bischof**: Ich glaube, es sind schon zu viele Männer da, als daß es fair für Frauen sein könnte.

**Frau George**: Richtig, Eminenz. (Sie geht zurück, an den Turm und spricht den Magistratsdiener an.) Nehmen Sie dieses Narrenzepter fort, Joseph. Erwarten Sie mich in der Nachbarschaft, wo's für Sie am bequemsten ist. (Der Magistratsdiener zieht sich zurück. Sie bemerkt Collins zum ersten Male.) Hallo, Bill: du hast sie alle hier vereinigt. Geh und verschaff Joseph etwas zu trinken; bitte sei so gut. (Collins geht hinaus. Sie sieht Soames Priesterrock und Barrett.) Was! Noch eine Uniform! Sind Sie der Totengräber? (Er erhebt sich.)

**Der Bischof**: Mein Kaplan, Vater Anthony.

**Frau George**: O Gott. (Zu Soames, schmeichelnd) Sie nehmen mir's doch nicht übel?



Soames: Ich nehme nichts übel. Tu nur meine Pflicht.

Der Bischof: Jetzt kennen Sie wohl alle.

Frau George (wendet sich zum Gitterstuhl): Wer ist das?

Der Bischof: Oh verzeihen Sie, Cecil. Herr Sykes. Der Bräutigam.

Frau George (zu Sykes): Zum Opfer geschmückt, nicht wahr?

Sykes: Es scheint zweifelhaft, ob es zu einem Opfer kommt.

Frau George: Nun, zuerst will ich mit den Damen sprechen. Sollen wir hinauf gehen und die Geschenke und Kleider ansehen?

Frau Bridgenorth: Wenn Sie wollen, gewiß.

Reginald: Aber die Männer wollen auch hören, was Sie zu sagen haben.

Frau George: Mit denen sprech' ich nachher, einer nach dem anderen.

Hotchkiß (zu sich selbst): Großer Gott!

Frau Bridgenorth: Diesen Weg, Frau Collins.

(Sie geht voran durch den Turm, Frau George, Lesbia, Leo und Edith folgen ihr.)

Der Bischof: Wollen wir versuchen, den letzten Stoß Briefe zu bewältigen, Soames, während die fort sind?

Soames: Ja gewiß. (Zu Hotchkiß, der ihm im Wege steht.) Entschuldigen Sie.

Der Bischof und Soames gehen in das Arbeitszimmer, dabei scheuchen sie Hotchkiß auf, der in eine seltsame Träumerei versunken ist und vergessen hat, wo er sich befindet. Durch Soames aufgeweckt, blickt er betroffen auf: dann geht er mit plötzlichem Entschluß rasch in die Mitte der Küche.

Hotchkiß: Cecil, Rejy. (Von seiner Dringlichkeit aufgescheucht, eilen sie zu ihm.) Ich bedaure unendlich, euch im Stich lassen zu müssen: aber ich muß ausreißen. Diesmal ist es wirklich Feigheit; aber ich muß.

Reginald: Wovor fürchten Sie sich?

Hotchkiß: Ich weiß nicht. Hört mich an. Ich war ein junger Narr und lebte allein in London. Ich bestellte mir die erste Tonne Kohlen beim Gatten dieser Frau. Zu jener Zeit wußte ich noch nicht, daß man in Wirklichkeit nicht spart, wenn man den billigsten Artikel kauft; ich dachte alle Kohlen wären gleich und versuchte es mit der dreizehn Schilling-Kohle, weil mir das wohlfeil schien. Sie erwies sich unerwartet minderwertig gegen die gewöhnliche Steinkohle; und in der Entrüstung, in die mich die erste Kohlenlieferung versetzte, ging ich in den Laden und benahm mich wie ein Idiot, so wie die Frau es eben schilderte.

Sykes: Na, und wenn schon! Lachen Sie doch darüber, Mensch.

Hotchkiß: Darüber ja. Aber da kam noch was Schlimmeres. Bis zu diesem Tage, lieber Cecil, hatte mein Snobismus noch nie einen



wirklichen Schlag erlitten. Sie werden mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zuzugeben, daß ich, obgleich ein Snob — kein ungebildeter Mensch bin; folglich verfügte ich nicht über das Hilfsmittel des gewöhnlichen Snob, der ein ungebildeter Mensch ist, über das Hilfsmittel gegen Leute, die unter ihm stehen, bewußt beleidigend zu werden. Ich bau Häuser darauf, daß ihr nicht imstande seid, auch nur den Schatten eines Unterschiedes zwischen meinem Benehmen gegen eine Herzogin, und eine Scheuerfrau, herauszufinden. Meine Ueberlegenheit war mir eine so ausgemachte Sache, daß sie entweiht worden wäre, wenn ich sie benutzt hätte, um andere zu demütigen. Männer und Frauen der niederen Klasse gingen in schmutzigen Massen an mir vorüber, aber sie waren nicht meinesgleichen: sie mochten meine Stiefel wischen oder meine Küchenfliesen aufwaschen; aber zwischen uns konnten keine menschlichen Beziehungen vorhanden sein. Ich suchte nun aber den Kohlenhändler auf, um mich darüber zu beschweren, daß ich meinen Ofen in eine Batterie von schnellfeuernden Kanonen verwandelt gefunden hätte und sehe mich seiner Frau gegenüber. Stellt euch mein Entsetzen vor, als ich in ihrer Gegenwart ein derartiges Gefühl von Unruhe, Aufregung, ungelöster Verlegenheit fühlte! Aber ich will euch nicht mit Einzelheiten von Blödsinn und Wahnsinn langweilen, wie sie dieser Begegnung folgten. Es kam so weit: daß ich tatsächlich unter einer Art verzweifelter Notwendigkeit, in der Nähe des Ortes zu sein, wo sie weilte, des Nachts an ihrem Laden vorüberstrolchte. Eine widerwärtige Versuchung, die Treppenstufen zu küssen, weil ihr Fuß sie berührt hatte, brachte mir zum Bewußtsein, wie verrückt ich war. Ich riß mich mit Gewalt von London los und stand schon auf dem Sprung, wieder zurückzukehren, wie die Magnetnadel zum Magnet, als der Ausbruch des Krieges mich rettete. Auf dem Schlachtfelde ließ die Verblendung nach. Die Sache mit Billiter machte einen neuen Menschen aus mir; ich fühlte, daß ich die Torheiten und Dummenjungenstreiche der vergangenen Tage für immer hinter mir gelassen hatte. Aber vor einer halben Stunde — als der Bischof seinen Ring fortschickte — fühlte ich plötzlich einen Griff auf dem Grunde meines Herzens, der mich mit namenlosem Schrecken erfüllte — mich, den Furchtlosen! Ich erkannte die Ursache, als sie das Zimmer betrat. Cecil: dieses Weib ist eine Harpye, eine Sirene, eine Nixe, ein Vampyr. Es gibt für mich nur eine Rettung: Flucht, augenblickliche Flucht, Hals über Kopf. Entschuldigt mich bei den anderen. Vergeßt mich. Lebt wohl. (Er wendet sich nach der Tür, wo ihm die eintretende Frau George gegenübertritt.) Zu spät: ich bin verloren. (Er wendet sich um und wirft sich verzweifelt in den Stuhl nächst dem Arbeitszimmer, der am weitesten von ihr absteht.)

Frau George (kommt zum Herd und wendet sich an Reginald): Herr Bridgenorth: Sie werden mich verbinden, wenn Sie mich mit diesem jungen Mann allein lassen. Ich muß in Ihrer Sache wie eine Mutter mit ihm sprechen.

Reginald: Tun Sie das, gnädige Frau. Er hat es sehr nötig. Kommen Sie mit, Sykes. (Er geht in das Arbeitszimmer.)



Sykes (sieht Hotchkiß unentschlossen an.)

Hotchkiß: Zu spät! Jetzt können Sie mich nicht mehr retten, Cecil. Gehen Sie.

Sykes (geht in das Arbeitszimmer, Frau George schlendert zu Hotchkiß hinüber und betrachtet ihn neugierig.)

Hotchkiß: Es ist zwecklos, diese Agonie zu verlängern. (Sich erhebend.) Verhängnisvolles Weib — wenn Sie wirklich ein Weib sind und nicht ein Kobold in Menschengestalt —

Frau George: Ist das aus einem Buch? Oder ist das Ihr gewöhnliches kleines Gesellschaftsgespräch?

Hotchkiß (rücksichtslos): Masken haben keinen Zweck; die Kraft, die mich fortiegt, wird Sie nicht verschonen. Ich muß gleich das Schlimmste wissen. Was war Ihr Vater?

Frau George: Ein konzessionierter Lebensmittelhändler, der seine Kellnerin heiratete. Sie würden ihn wahrscheinlich einen Schankwirt nennen.

Hotchkiß: Dann sind Sie ein Weib, das tief unter mir steht. Leugnen Sie das? Machen Sie irgendeinen Anspruch darauf, meinesgleichen zu sein an Rang oder Abkunft oder an Kultur?

Frau George: Haben Sie etwas gegessen, das Ihnen nicht bekommen ist?

Hotchkiß (vernichtend): Minderwertige!

Frau George: Danke. Sonst noch etwas?

Hotchkiß: Dies. Ich liebe Sie. Meine Absichten sind nicht ehrenwert. (Sie kriegt keinen Schreck.) Schreien Sie, klingeln Sie. Lassen Sie mich aus dem Hause werfen.

Frau George (mit plötzlichem tiefem Gefühl): Oh, wenn Sie diesem elenden, erschöpften Herzen einen Strahl der Leidenschaft wiedergeben könnten, die es einst geschwellt hat — beim Anblick — bei der Berührung des Geliebten! Sie würden dann schreien junger Mann. Sehen Sie dieses Antlitz, das einst frisch und rosig war wie das Ihre und das jetzt verwüstet und gefurcht ist durch hundert ausgebrannte Feuer?

Hotchkiß (wild): Feuer! Dreizehn Schilling die Tonne, Feuer, aus denen zerstörende Meteore stoben, die blenden und brennen, und die Männer auf die Straßen jagen, daß sie Narren aus sich machen.

Frau George: Es scheint recht tief zu sitzen, Sinjon.

Hotchkiß: Wagen Sie es nicht, mich Sinjon zu nennen.

Frau George: Mein Name ist Xenobia Alexandrina. Sie können mich kurz Polly nennen.



Hotchkiß: Sie heißen Astarte-Durga — es ist noch kein Name gefunden, der boshaft genug für Sie wäre.

Frau George (sich bequem niedersetzend): Hören Sie! Glauben Sie wirklich, daß Sie zu dieser jungen schnippischen Person besser als ihre Gatte taugen? Sie haben Vergnügen an Ihrer Gesellschaft gehabt, als Sie nur der Freund der Familie waren, als der Gatte da war, die Verantwortung zu übernehmen und gegen Sie aufzutreten. Sind Sie sicher, daß sie Ihnen ebenso gefallen wird, wenn Sie der Gatte sein werden? Sie ist nicht klug, wissen Sie. Sie ist nur altklug.

Hotchkiß (lehnt sich unbehaglich gegen den Tisch und hält sich daran fest, um seine nervöse Erregung zu beherrschen): Brauchen Sie mir das zu sagen, Satan, der Sie sind?!

Frau George: Sie haben den Gatten amüsiert, nicht wahr?

Hotchkiß: Er hat mehr echten Sinn für Humor als sie. Er ist besser erzogen. Das war nicht meine Schuld.

Frau George: Mein Gatte hat auch Sinn für Humor.

Hotchkiß: Der Kohlenhändler? — Ich meine der Schieferhändler.

Frau George (beifällig, verständnisinnig): Er würde an Ihren Reden Spaß haben. Er langweilt sich jetzt sehr, weil er keine abwechslungsreiche Gesellschaft und gar nicht 'n bißchen neuen Spaß hat.

Hotchkiß (reißt einen Stuhl herein, stellt ihn ihr gegenüber und setzt sich mit einem übertriebenen Bestreben, einstudiert frech zu sein, hinein): Und was hab ich von der ordinären Fröhlichkeit Ihres verdammten Gatten, bitte?

Frau George: Sie lieben mich?

Hotchkiß: Ich hasse Sie.

Frau George: Das ist dasselbe.

Hotchkiß: Dann bin ich verloren.

Frau George: Sie dürfen kommen und mich besuchen, wenn Sie versprechen, George zu amüsieren.

Hotchkiß: Ich werde ihn beleidigen, ihn verspotten, meine Stiefel an ihm abputzen.

Frau George: Das werden Sie nicht, mein lieber Junge. Sie werden ein vollendeter Gentleman sein.

Hotchkiß (geschlagen, — sich an ihre Barmherzigkeit wendend): Xenobin —

Frau George: Polly, bitte.

Hotchkiß: Frau Collins —

Frau George: Mein Herr?



Hotchkiß: Etwas, das stärker ist als meine Vernunft und mein gesunder Menschenverstand, hält meine Hände und reißt mich mit sich. Ich versuche nicht zu leugnen, daß dieses etwas mich schleppen kann, wohin Sie wollen, und aus mir machen kann, was Sie wollen. Aber lassen Sie mich wenigstens Ihre Seele kennen lernen, wie Sie die meine zu kennen scheinen. Lieben Sie diesen abgeschmackten Kohlenhändler?

Frau George: Nennen Sie ihn George.

Hotchkiß: Lieben Sie Georgy Porgy?

Frau George: Ich weiß nicht, ob ich ihn liebe. Er ist mein Gatte, wissen Sie. Aber wenn mir Georges Gesundheit Sorgen machte und ich dachte, es bekäme ihm, so würde ich Sie, ohne mir dabei was zu denken, mit Zwiebeln ihm zum Frühstück braten. George und ich sind gute Freunde. George gehört mir. Andere Männer kommen und gehen; aber George bleibt für immer.

Hotchkiß: Ja: ein Gatte wird bald nichts anderes als eine Gewohnheit. Hören Sie: ich nehme an, daß dieser verabscheuungswerte Reiz, den Sie in meinen Augen haben, Liebe ist.

Frau George: Heutzutage heißt jedes Gefühl für eine Frau Liebe.

Hotchkiß: Lieben Sie mich?

Frau George (prompt): Meine Liebe ist kein so billiger Artikel, mein Junge. Ich würde nicht über die Straße gehen, um Sie nochmal zu sehen — jedenfalls noch nicht. Ich verschmachte nicht nach Liebe wie ein Rotkehlchen im Winter und wie die guten Damen, an die Sie gewöhnt sind. Sie müssen sehr klug sein und sehr gut und sehr echt, wenn Sie mich interessieren wollen. Wenn George an Ihnen Gefallen findet und Sie ihn wirklich amüsieren, werde ich so eben noch dulden, daß Sie gelegentlich kommen und gehen — sagen wir einen Monat lang. Wenn Sie mich in dieser Zeit zur Freundin gewinnen können, desto besser für Sie. Wenn Sie aber auch nur einen Augenblick lang mein armes, vergehendes Herz zu rühren vermögen, werde ich Sie segnen und nie vergessen. Sie können es versuchen — wenn George sich an Sie gewöhnt.

Hotchkiß: Kann ich probeweis einen Monat kommen?

Frau George: Unter der Bedingung, daß Sie Frau Reginald fallen lassen.

Hotchkiß: Aber sie wird mich nicht fallen lassen. Glauben Sie, daß ich sie jemals heiraten wollte? Ich war ein heimatloser Junggeselle; und fühlte mich in ihrem Hause als ihr Freund ganz glücklich. Leo war ein amüsanter kleiner Teufel; aber ich hatte Reginald viel lieber als sie. Sie verstand das nicht. Eines Tages kam sie und sagte, das Unvermeidliche sei eingetreten. Ich hatte Takt genug nicht zu fragen, was das Unvermeidliche sei; und erriet sofort,



daß sie Reginald gesagt hatte, ihre Ehe sei ein Irrtum gewesen, sie liebte mich und könne mein in leidendem Schweigen brechendes Herz nicht länger mit ansehen. Was konnte ich sagen? Was konnte ich tun? Was kann ich jetzt sagen? Was kann ich jetzt tun?

Frau George: Sagen Sie ihr, daß die Gewohnheit, sich in die Frauen anderer zu verlieben in Ihnen immer stärker werde, und daß ich Ihre letzte Liebe sei.

Hotchkiß: Was! Sie über Bord werfen, nachdem sie Reginald für mich über Bord geworfen hat!

Frau George (sich erheben): Sie wollen also nicht? Gut. Ich bedaure, daß wir einander nie wieder begegnen: ich hätte Sie um Georges willen gern öfter gesehen. Leben Sie wohl. (Sie geht von ihm fort zum Kamin.)

Hotchkiß (flehend): Xenobia!

Frau George: Ich glaubte, eine schwerwiegende Eroberung gemacht zu haben. Nun sehe ich aber, daß Sie nur eines jener armseligen Geschöpfe sind, das jede Frau auflesen kann. Das ist nichts für mich, ich danke. (Unerbittlich wendet sie sich gegen den Turm, um zu gehen.)

Hotchkiß (ihr folgend): Seien Sie kein Esel, Polly.

Frau George (innehaltend): Das ist schon besser.

Hotchkiß: Ein Mann ist völlig hilflos in einer solchen Klemme. Retten Sie mich. Begreifen Sie denn nicht, daß ich Leo nicht über Bord werfen kann, gerade weil ich's nur zu gerne möchte. Es wäre unehrenhaft.

Frau George: Werden Sie glücklich sein, wenn Sie sie heiraten?

Hotchkiß: Nein, bei Gott, nein!

Frau George: Wird sie glücklich sein, wenn sie merkt, wie Sie sind?

Hotchkiß: Sie ist unfähig glücklich zu sein. Aber sie ist nicht unfähig, sich damit zu vergnügen, einen Mann gegen seinen Willen festzuhalten.

Frau George: Richtig, junger Mann. Sie werden ihr also sagen, daß Sie mich lieben: vor jedermann, sobald Sie sie wiedersehen, hören Sie.

Hotchkiß: Aber —

Frau George: Das sind meine Befehle, Sinjon. Ich kann nicht gestatten, daß Sie jemand anders heiraten, ehe George Ihrer müde ist.

Hotchkiß: Oh, wenn ich mich nur nicht so selbstsüchtig sehnte, Ihnen zu gehorchen!



Der General kommt durch den Garten herein. Frau George geht ihm halbwegs zur Gartentür entgegen, um ihn zu sprechen. Hotchkiß stellte sich an den Kamin.

Frau George: Wo sind Sie die ganze Zeit gewesen?

Der General: Ich fürchte, unsere Unterhaltung hat meine Nerven etwas überreizt. Da ging ich denn in den Garten und rauchte. Jetzt geht es mir wieder ganz gut. (Er schlendert gegen die Tür des Arbeitszimmers zu und setzt sich sogleich in einen Stuhl am Ende des großen Tisches.)

Frau George: Geraucht! Sie sagten doch, sie könnte das nicht vertragen.

Der General: Großer Gott: Das habe ich vergessen! Rauchen ist aber so was Natürliches.

Lesbia kommt durch den Turm herein.

Frau George: Er hat wieder geraucht.

Lesbia: Das sagt mir meine Nase. (Sie geht an das Ende des Tisches, in die Nähe des Kamins und setzt sich.)

Der General: Lesbia: Es tut mir sehr leid. Aber wenn ich's aufgäbe, würd' ich so melancholisch und reizbar, daß Sie die erste wären, mich zu beschwören, wieder damit anzufangen.

Frau George: Das ist wahr. Die Frauen treiben ihren Gatten zu allen Arten von Schlechtigkeiten, um sie in guter Laune zu erhalten. Sinjon, fort mit Ihnen: das geht Sie nichts an.

Lesbia: Bitte lassen Sie sich nicht stören, Sinjon. Boxer hat sein gebrochenes Herz lange genug zur Schau getragen, als daß er Diskretion beanspruchen könnte.

Der General: Sie sind grausam, Lesbia — teuflisch grausam. (Er setzt sich verletzt nieder.)

Lesbia: Sie sind gewöhnlich, Boxer.

Hotchkiß: Wieso? Ich frage als Experte in Gewöhnlichkeit.

Lesbia: Auf zweierlei Art. Erstens spricht er, als ob das einzige Ding von Wichtigkeit im Leben die Frau wäre, die er heiraten will. Zweitens hat er keine Selbstbeherrschung.

Der General: Die Frauen sind mir nicht gleichgültig, Lesbia.

Frau George: Bitte warum auch nicht? Die Frauen sind alle verschieden: die Männer sind immer dieselben. Uebrigens, was versteht Fräulein Grantham von Männern oder Frauen? Sie hat zu viel Selbstbeherrschung.

Lesbia (ihre Augen aufreißend und ihr Kinn hochmütig erhebend): Und bitte, wieso hindert mich das, ebensoviel von Männern und Frauen zu verstehen, wie Leute, die keine Selbstbeherrschung haben?

Frau George: Weil das die Leute so erschreckt, daß sie sich Ihnen gegenüber nicht gehn zu lassen wagen, wie können Sie dann



wissen, wie sie wirklich sind? Sehen Sie mich an! Ich bin ein verzogenes Kind gewesen. Meine Geschwister wurden gut erzogen, wie alle Kinder von achtbaren Schankwirten. Und so würd' auch ich erzogen worden sein, wenn ich nicht die Jüngste gewesen wäre — zehn Jahre jünger als mein jüngster Bruder, meine Eltern waren damals zu müde, ihre Pflicht an ihren Kindern zu tun; und verzogen mich so viel sie nur konnten. Ich hab niemals gelernt, was es heißt, wenn man Geld oder irgend was braucht, was man für Geld kaufen kann. Wenn ich meinen Willen durchsetzen wollte, brauchte ich nur zu schreien, bis ich das Gewünschte erhielt. Wenn ich mich langweilte, habe ich mich nie beherrscht; ich kratzte und schimpfte. Haben Sie als erwachsener Mensch jemals eine erwachsene Frau bei den Haaren gezerzt? Jemals einen erwachsenen Mann gebissen? Haben Sie schon einmal Mann und Frau jedes Schimpfwort angehängt, das Ihnen nur auf die Zunge kam? —

Lesbia (vor Ekel schauernd): Nein —.

Frau George: Na, ich hab's getan. Ich weiß, was eine Frau ist, wenn man sie an den Haaren zieht, ich weiß, was ein Mann ist, wenn man ihn beißt. Ich weiß, was Mann und Frau sind, wenn man ihnen sagt, was man wirklich von ihnen denkt. Und daher kommt es, daß ich von der Welt mehr weiß, als Sie.

Lesbia: Der Chinese weiß, wie ein Mensch aussieht, wenn er in tausend Stücke geschnitten oder in Oel gebraten ist. Diese Art von Wissen hat für mich keinen Zweck. Ich fürchte, wir werden uns nie verstehen, Frau George. Ich lebe immer in Fechterstellung, bin immer auf dem qui vive? Ich mag gern Menschen gegenübergestellt werden, die immer auf dem qui vive sind. Ich hasse nachlässige Menschen, liederliche Menschen, Menschen, die nicht aufrecht sitzen können, sentimentale Menschen.

Frau George: Oh, lassen Sie Ihre Großmutter! Wenn Sie Ihre Stellung in der Welt behaupten lernen wollen, dürfen Sie nicht in Fechterstellung stehen, sondern Sie müssen angreifen und sich hart-hämmern lassen.

Lesbia: Ich bin kein Preisfechter, Frau Collins. Wenn ich eine Sache nicht haben kann, ohne würdelos darum kämpfen zu müssen, behelfe ich mich ohne sie.

Frau George: Na, ich glaube, die Welt besteht aus allen möglichen Arten von Menschen; aber wenn wir alle so klug wie Sie wären, und uns immer ohne alles behelfen könnten, wär nicht viel da, wofür man kämpfen möchte?

(Fortsetzung folgt.)



## Rundschau.

### Finanzpolitisches.

Von Pluto.

Die Börse steht zwischen zwei Feuern —, den Steuervorschlägen der Agrarier und den Wochenberichten unserer Großbanken! Jene Vorschläge sind so verstiegen, daß an ihre totale Erfüllung Vernunft und Praxis noch immer nicht glauben wollen. Es würde sich denn auch die Spekulation hiervon wenig beeinflussen lassen, falls nur unsere Kapitalisten ruhiger blieben. Diese aber verkauften anhaltend ihre Konsols und Reichsanleihe, so daß die Seehandlung gar nicht genug von ihnen aufnehmen konnte. Damit wuchs ihr die so wichtige Aufgabe: die Kurse der betreffenden Fonds zu halten, einigermaßen über den Kopf, und so erlebten wir schon am 3. Juni ein Zurückgehen um 0,20 Proz. unter den Emissionskurs. Falls daher nicht vieles trügt, ist es mit dem reichlichen Geld, dem täglichen oder per ultimo, bald zu Ende, da die Hauptquelle, eben die Seehandlung, in dieser Beziehung immer spärlicher fließen muß. Das wiegt doch schwerer, als die Festigkeit des Reichsbankpräsidenten, der den Diskont u. a. nicht herabsetzen mag, weil sich sonst das Publikum von der Hausse noch weiter hinreißen lasse. Was die Wochenberichte unserer Großbanken betrifft, so fahren die Direktoren, resp. deren Lieblingsdisponenten für die Börse fort, recht pessimistisch zu schreiben. Natürlich über Montanaktien, in denen die Spekulation bekanntlich am eigensinnigsten Meinungskäufer bleiben möchte! Dieselben Banken, welche da unversehens mit niedrigen Dividendenschätzungen überrascht hatten, glauben noch nicht genug getan zu haben, — gestehen ihren Irrtum offen ein, indem sie mit noch niedrigeren Taxationen kommen. Auf diese Weise könnten Laura angeblich sogar nur 4% geben, Harpener nur 7½ Proz. usw. usw. Man vergißt aber doch, daß die betreffenden Banken damit jene Dividenden förmlich diktieren. Denn unter einer so schlechten Konjunktur werden sich unsere Hütten und Zechen schwerlich zu größeren Ausschüttungen versteigen, sobald die öffentliche Meinung an geringe Prozente schon gewöhnt worden ist. Im Grunde wird aber dies alles unserer guten Tendenz nichts anhaben. Es brauchten nur die neuen

Steuervorschläge ein etwas normaleres Gesicht zu bekommen und die Börse würde sich weder durch teureres Geld, noch durch abermalige Belastungen von ihrer einmal vorhandenen Kauflust abbringen lassen. Einstweilen fröhnt sie dieser Lust in London und Paris, wo es ja Minenwerte genug zu handeln gibt.

\* \* \*

Wer wird schwarzer Peter? Nämlich bei dem gegenwärtigen Spiel und dem Schwindel in Minenaktien! Es ist da natürlich nur an den Boom in London und Paris zu denken, und nicht etwa an den 1100 Prozent-Kurs der Aktien der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika. Denn diese Aktien kann man doch nur „tropfenweise“ haben, so daß das Delphische Orakel in Gestalt einer offiziellen Erklärung des Gesellschaftsvorstandes eigentlich als ganz überflüssig galt. Man klagt bei uns stets über den Mangel an geeigneten Diplomaten, dagegen in unseren guten Geschäftskreisen scheinen solche hinreichend vorhanden zu sein. Ganz anders an den Westplätzen, wo für die tolle Kauflust in allen möglichen Goldshares auch zugleich das genügende Material herauskommt. Die Hausse begann unter jenen durchaus soliden Voraussetzungen, die hier schon vor Monaten dargelegt wurden, bis die Spekulation, nach langem Faulenzen, ihre mächtigen Arme ausstreckte, um fast den ganzen Kaffirmarkt in ihre stürmischen Umarmungen zu ziehen. Auf solche Weise sind viele Goldshares, die noch vor Monaten 4 oder 6 sh. standen, auf ebenso viele Pfund hinaufgeschnellt. Bei Randmines (Nominalbetrag: 5 Schilling) hat man in einer Woche eine Steigerung von 9 auf 10 Pfd. erlebt, das sind nicht mehr und nicht weniger als 3600 Proz. Auch sind eine ganze Reihe amalgamierter Unternehmen im Kurse hinaufgetrieben worden, trotzdem sich der Verdacht keineswegs immer abweisen läßt, daß die beteiligten Finanzleute die guten Claims herausgenommen und mit ihnen wieder Sondergesellschaften gebildet haben. Der Wahnwitz der neuen Hausse, wie sie seit 1895 nicht mehr möglich gewesen ist, liegt so auf der Hand, daß man dafür die ersten Minenhäuser gewiß nicht verantwortlich



machen kann. Indessen verkaufen diese bei einer ihnen so willkommenen Strömung alle ihre noch so eingerosteten Bestände an Transvaalwerten und weder in dem Meeting von Albu, noch aus dem Jahresbericht der Görzgesellschaft war jetzt irgend eine Warnung vor jenen fürchterlichen Uebertreibungen zu vernehmen. Nun ist Wernher, Beit: die bedeutendste dieser jetzt verkaufenden Firmen, englisch, dagegen die Görzgesellschaft ein deutsches Aktienunternehmen. Es muß daher schon die Frage erlaubt sein, wie sich z. B. die Deutsche Bank nunmehr zu Empfehlungen von Görzwerten stellt, oder die Dresdner Bank zu Empfehlungen von Shares der General Mining. Als Tatsache stellt sich heraus, daß sobald unser Publikum in den Wechselsuben nach Goldshares fragt, man ihnen auch zu den merkwürdigsten Papieren rät, merkwürdig besonders durch deren überhohe Kurse. Jedenfalls ist unser Besitz auf diesem immer abenteuerlicheren Gebiete seit Wochen größer und größer geworden, obzwar die Engländer und Franzosen hier natürlich noch als ganz andere Spieler auftreten. Bei uns wären auch keine Abschlüsse wie in der Stock Exchange möglich, wo einzelne Shares im Kurszettel den Vermerk sp.s. tragen; special settlement, weil ihre Abrechnung erst nach Monaten, sogar per Sept. angeordnet wird. Indessen hat Paris, wo der Reichtum von ganz Frankreich zusammenfließt, die eigentliche Hauptbewegung in die Hand genommen. Dort sind nämlich ganz neue Käufer-schichten aufgetreten, welche die Erfahrungen von vor 14 Jahren nicht mitgemacht hatten und denen daher kein Kurs hoch genug zu sein scheint. Die Londoner Minenhäuser verkaufen ihnen auch wahrscheinlich weit mehr, als an Beständen vorhanden ist, damit sie im Falle eines Rückschlages, desto leichter mit ihren Interventionskäufen herbeieilen können. Einstweilen reportieren allerdings diese Häuser auch für die gewaltigsten Beträge, sobald ihnen die Makler mit derartigen Liquidationsanliegen nahen. Eines Tages aber, sobald die Großen den Kleinen nicht mehr trauen, werden sie erklären: wir nehmen nicht mehr herein, sondern wir liefern! Und dann, nachdem die Schiebungssätze von sechs auch auf neun Prozent gesprungen sind, stürzt das Kartengebäude wieder einmal zusammen. In welcher Spekulationskraft Paris aber heute noch erstrahlt, ersieht man aus der Einführung der Aktien des amerikanischen Steel-Trust. Der allezeit ehrenwerte Herr Morgan ist

so gütig, den Franzosen 250 000 St. zum Kurs von 63 zur Verfügung zu stellen, deren Dividende erst 2 Proz. betrug und deren Kurs noch vor 2 Jahren auf 25 Proz. gesunken war. Es gibt 550 Millionen Dollars gewöhnliche und 350 Millionen Vorzugsaktien von diesem total überkapitalisierten Trust, und die Hälfte der gewöhnlichen Aktien glauben Morgan und Genossen in der Kulisse handeln zu können. Also mit afrikanischen Werten allein kommt das hohe Spiel an der Seine noch nicht aus, man kann auch noch amerikanische vertragen. Und erst mit welchem Regisseur gerade hinter dieser Bühne!

\* \* \*

Das Bürgertum soll den Mut nicht verlieren, denn seine Erbfeinde, wie man sie wohl nennen darf, werden auch noch mit der Hälfte ihrer neuen Steuerforderungen zufrieden sein. Jedenfalls kommen diesmal die verschiedensten Erwerbsgebiete bei uns nicht unbelastet davon. So muß man sich wohl oder übel auf eine Dividendenabgabe gefaßt machen, die vielleicht das Gute mit sich führt, daß die Aktionäre anfangen, ihre Interessen geschlossener zu vertreten — gegenüber ihren Aufsichtsräten, die nur in den seltensten Fällen bisher geneigt sind, dasjenige alljährlich auszuschütten, was auch nach den vorsichtigsten Rückstellungen bar verdient wurde. In dieser Beziehung die Macht jener leitenden Herren auf ein vernünftiges Maß zurückzuführen, erscheint jetzt immer notwendiger, da es schließlich dabei um ungezählte Millionen geht. Was die Kotierungssteuer betrifft, so hat kürzlich Herr Kopetzky in Berlin über den großen Wert der fremden Renten für Deutschland alles Wichtige gesagt. Hier sei nur noch hinzugefügt, daß wir von Oesterreich-Ungarn schon aus politischen Rücksichten nicht gut eine solche Steuer verlangen dürften, während z. B. Italien überhaupt ganz froh sein wird, seine Anlagefonds für sich allein behalten zu können. Kommt noch hinzu, daß der deutsche Markt überhaupt nur ein Durchgangsstadium für internationale Kapitalwerte darstellt, die endgültig doch fast stets Frankreich abnimmt. Nur an diesem letzteren Markt haben daher viele bedeutende Staaten ein dauerndes Interesse und auch Kotierungsinteresse. — Bei dem von den Agrariern geforderten Kohlenzoll darf schon daran erinnert werden, daß man sich hüten soll, anderen Ländern als Vorbild zu dienen, wie sie auf wichtige



Rohstoffe ohne weiteres einen Ausfuhrzoll legen. Sollte etwa Spanien oder Schweden seine Eisenerze mit derartigen hohen Taxen belasten, die doch nur die Abnehmer zu tragen haben, so würde durch unsere gesamte Eisenindustrie ein Schrecken gehen. Im übrigen ist unsere Regierung gegen jenes Steuerbukett wahrscheinlich nur, weil sie dasselbe für später selbst vorgesehen hat. Denn über die unermesslichen Unkosten, in die uns unsere Rüstungen zu Wasser und zu Lande auf viele Jahre hinaus stürzen, geben sich die preußischen Behörden keinerlei Illusionen hin; freilich in aller Stille.

### Gegen die Schäden der Arbeitslosigkeit.

Von Hans Ostwald.

Eins der bedenklichsten und schwierigsten Probleme unseres modernen wirtschaftlichen Lebens ist zweifellos die Arbeitslosigkeit großer Massen. Die Eigenartigkeit unseres modernen industriellen Betriebes bedingt eine große Reservearmee von Arbeitskräften. Selbst in den Zeiten der besten Konjunktur sind große Mengen von mehr oder weniger tüchtigen und leistungsfähigen Arbeitskräften ohne Beschäftigung, ohne Verdienst und damit ohne Existenzmittel. Entweder liegen sie den verschiedenen Arbeiterorganisationen, allerlei Hilfsinstituten, den Gemeinden, ihren Verwandten, oder der allgemeinen Wohltätigkeit zur Last. Zu ihrer Unterhaltung müssen die Wohlhabenden und auch alle andern Kreise eine unverhältnismäßig hohe Steuer ausgeben. In Zeiten allgemeinerer Arbeitslosigkeit, wie wir sie jetzt durchmachen müssen, steigert sich diese Steuer bis zu einer sehr beträchtlichen Summe. Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich annehme, daß diese Arbeitslosensteuer ziemlich sich unserer Einkommensteuer nähert. Nach genauer Kalkulation der vielen kleinen Beträge, die ich selbst jährlich zur Unterstützung Arbeitsloser ausbebe, habe ich ein Recht, zu dieser Annahme zu kommen.

Wäre es nun nicht wirtschaftlicher, vernünftiger, und unseren modernen Empfindungen entsprechender, wenn wir versuchten, diese Steuer in verständiger Weise abzulösen?

Nun sind ja bereits viele Mittel zur Milderung und Beseitigung der Arbeits-

losigkeit vorgeschlagen und auch probiert worden. Die Arbeiter-Kolonien, die Wanderer-Arbeitsstätten, die Verpflegungs-Stationen, die Asyle und manches andere ähnlicher Art erfüllt ja seinen Zweck. Aber es hilft immer nur kleinen Kreisen und gewissen Gruppen der Arbeitslosen. In den Arbeiter-Kolonien finden vor allem die nicht mehr leistungsfähigen krüppelhaften Invaliden unserer modernen Arbeit ihre Zuflucht. Die Wanderer-Arbeitsstätten nutzen ja wohl auch einer größeren Anzahl; aber sie haben den großen Fehler, daß die Arbeit, die von freien Arbeitern geleistet werden kann (nämlich Holz zerkleinern, Steine klopfen usw.), als Hilfstätigkeit vergeben wird. Die Asyle aber bieten ja nichts weiter als ein notdürftiges Obdach. Das alles sind durchaus unzureichende Mittel. Nun versuchen es viele Gemeinden mit einer Arbeitslosen-Versicherung. Auch geben viele Gewerkschaften ihren arbeitslosen Angehörigen eine Unterstützung. Hier werden große Mittel ausgegeben, ohne daß die geringste Gegenleistung dafür gefordert wird. Das ist durchaus unvolkswirtschaftlich gehandelt. So sehr nun auch eine Arbeitslosen-Versicherung zu wünschen wäre, so muß man doch sagen, daß sie den Fehler hätte, große Kräfte unseres Volkes zwar zu unterhalten, aber nicht fruchtbar zu machen. Sie würde wohl eine moderne Ablösung und geschickte Organisation der willkürlichen Arbeitslosen-Steuer bedeuten, aber man sollte sich doch umsehen nach einem Mittel, das vernünftiger, wirksamer, volkswirtschaftlicher und gerechter ist. Denn der moderne Arbeiter will keine Leistung umsonst haben.

Nun liegen im ganzen Deutschen Reich tausende von kleineren und größeren Landstrecken unfruchtbar und ungenutzt da und wir sollten es uns reiflich überlegen, ob wir eine allgemeine Aenderung der Arbeitslosigkeit nicht durch Urbarmachen dieser Stellen erzielen können. Das große Barackenmaterial, daß jetzt zu Kriegezzwecken ungenutzt aufgestapelt liegt, sollte auf diesen Stellen aufgebaut werden, damit die Arbeitslosen dort ein festes Unterkommen finden. Sie können dann je nach ihrer Leistungsfähigkeit aus Moor- und Heideboden Wiesen, Acker- und Obstland machen; sie sollen so



bezahlt werden, daß sie mit ihrer Familie über die verdienstlose Zeit hinaus kommen können und sollen auch im Barackenlager eine ausreichende, billige und gesunde Ernährung in Kantinen finden.

Nach all den Erfahrungen, die ich auf diesem Gebiete reichlich gesammelt habe, würden große Massen von Arbeitslosen gern in solchen „Kultur-Arbeitsstätten“ sich ihren Unterhalt verschaffen. Diese Arbeitsstätten müssen nur richtig organisiert und im modernen Sinne geleitet werden. Jede Mark, auf solcher Stelle verwendet, würde vielfachen Segen tragen. Vor allem würde das bisher wertlose Land zu einem Kulturland werden und den Wert unseres Nationalvermögens erheblich steigern. In Zeiten größerer Beschäftigungsmöglichkeit in unserer Industrie könnten diese Stätten auch den tausenden von luft- und lichtbedürftigen Arbeiterfamilien der Großstädte und Industriebezirke als Erholungsort dienen. Die Arbeitslosen fänden draußen gesunde Tätigkeit und ehrlichen Verdienst. Die Gewerkschaften würden von der erdrückenden Masse der zu Unterstützenden erlöst. Die Arbeiter selbst hätten nicht mehr unter den Lohnrückern zu leiden, die Bürger würden von dem lästigen Bettel befreit und würden gewiß gern die „Arbeitslosen-Steuer“ den Kultur-Arbeitsstätten zugute kommen lassen. Hier kommt es schließlich nur auf eine geschickte Organisation an, die Behörden, Gewerkschaften und Wohltätigkeitsvereine zusammen zu leisten hätten. Alle würden dann die quälende Sorge um die Unterhaltung der Arbeitslosen los. Vor allem aber würde die Industrie ihre notwendige Reservearmee frisch und leistungsfähig erhalten, sie würde nicht durch das zermürbende Leben in Pennen, Asylen, auf der Landstraße und in allerlei Schlupfwinkel, sowie durch allgemeine Unterernährung minderwertig werden. Mancher von den in solchen Kultur-Arbeitsstätten tätig gewesenen Arbeitern würde gewiß wieder Freude an der Landarbeit gewinnen und in einen landwirtschaftlichen Betrieb zurückkehren, so daß selbst die enragiertesten Landwirtsbündler für diese Idee eintreten können. Der Reichstagsabgeordnete von Kaphengst, von dem die Grundidee der „Kultur-Arbeits-

stätten“ stammt, hat jedenfalls schon seit Jahren Industriearbeiter mit Erfolg auf seinem Gut angesetzt.

Da die jetzige Arbeitslosigkeit immer größer werden wird, und wir bei der modernen Wirtschaftsweise stets mit arbeitslosen Massen zu rechnen haben, sollten wir diesen wirklich fruchtbaren Gedanken, der wohl noch ausbaufähig ist und auch eine gründliche Organisation des Arbeitsnachweises ermöglicht, ernsthaft überlegen und propagieren. Alle Bevölkerungsschichten haben ein großes Interesse daran.

## Die Nationalbühne.

Von Eberhard Buchner.

Paul Schulze-Berghof hat bei Fritz Eckardt (Leipzig) ein umfangreiches Buch „Die Kulturmission unserer Dichtkunst (Studien zur Aesthetik und Literatur der Gegenwart)“ erscheinen lassen. Wer es liest, wird Gelegenheit haben, dem Verfasser einige Male ein Bravo zuzurufen. Viel öfter wird er aber die Lust verspüren, gegen ihn anzugehen. Nur ist das nicht so leicht. Denn der redet auf ihn ein mit soviel Ueberredsamkeit und Geschwätzigkeit, daß dem anderen die Puste ausgeht, noch ehe er mit seinem Gegenvortrag begonnen hat. Das letzte Kapitel, das Schulze-Berghof wohl selbst für das wichtigste und aktuellste hält und daher auch noch in einem Sonderabdruck verbreitet, betitelt sich: „Die Nationalbühne als Volks- und Reichstagsache“. Da steht nun wieder das Wort, das nicht totzukriegen ist, das noch niemals Fleisch und Blut angenommen hat, noch nie etwas anderes als ein Phantom idealistischer Sehnsucht gewesen ist und das doch so anmaßend und herausfordernd auftritt, als hätte es längst seine Kraft und Lebensfähigkeit über allen Zweifel hinweg glänzend bewiesen. Nationalbühne! Und man man möchte das Wort dennoch mit so behutsamen Händen anfassen, wie man nur das anfaßt, was man liebt. Denn es ist eben doch unser deutscher Idealismus, aus dem heraus es geboren ist, es zeigt eben doch, daß tief im Herzen der einzelnen und vielleicht – vielleicht auch der Masse Wünsche und Bedürfnisse schlummern, die so weit von Kleinigkeit und praktischem Eigenutz entfernt sind, daß sie, ihrer selbst



sicher und froh, die Wirklichkeit übersehen und vergessen.

Das schließt nicht aus, daß dann einzelne Sprecher kommen, die dem Nationalbühnen-Gedanken etwas positivere Form zu verleihen und ihn dem Leben, das uns umgibt, mit mehr oder weniger Glück anzupassen suchen.

Paul Schulze-Berghofs Ausführungen setzen bei Bartels ein, der das Weimarsche Hoftheater zur Nationalbühne für die deutsche Jugend machen möchte. Und er bringt dabei, obschon er in manchen Bemerkungen kein allzu großes Verständnis für die Kindes-Psychie verrät, einen Vorschlag, der sich wohl hören lassen kann. Den Begriff der Nationalbühne läßt er für diese Jugendvorstellungen fallen. Und ebenso will er nichts davon wissen, daß ganz Deutschlands Jugend sich zu diesen Spielen in Weimar versammeln soll. Jeder Gau soll vielmehr seine eigenen Mustervorstellungen veranstalten. Damit wäre viel Geld gespart, und jedenfalls ein beträchtlicher Teil der Einwände, die gegen den Barteisschen Plan erhoben werden können, aus dem Felde geschlagen.

Nun geht aber Schulze-Berghof weiter. Das alles lag für ihn abseits von der Frage der Nationalbühne. Auf die Nationalbühne selbst aber will er nicht Verzicht leisten. Nicht in Weimar soll sie erstehen, sondern in Berlin. Und nicht für die Jugend soll sie spielen, sondern für das große deutsche Volk. Wie sieht diese Nationalbühne nun aus? Auf langen Seiten sucht Schulze-Berghof den Leser darüber zu informieren. Sie wird zunächst einmal einen „pathetischen Zeitstil“ schaffen; wird unbekannte Talente entdecken; wird nicht von der Willkür eines einzelnen, sondern von einer ganzen großen Jury von Künstlern, Dichtern und Literaturhistorikern geleitet und bedient werden. Sie wird große Serientheaterspiele veranstalten, wird mit allen Schäden des heutigen Theaterbetriebes im Handumdrehen aufräumen. Kurz, sie wird die „tragende Mittelsäule des Berliner Theaterlebens“ werden. So steht's auf dem Papier. Aber wer die Verhältnisse auch nur einigermaßen kennt, wird darüber lächeln müssen. Als ob wir nicht Theaterleiter genug hätten, die mit bestem Willen und Wissen an die Arbeit gegangen

sind; als ob Reinhardt nicht ehrlich versuchte, unsere Schauspielkunst aus dem naturalistischen Bühnenstil herauszuführen; und als ob Brahm durch seinen konsequenten Ibsen-Kult nicht ostentativ genug für ernsthafte und großzügige Kunst eingetreten wäre. Was würde die Nationalbühne hier in Berlin anderes tun können, als mit unseren ersten Theatern Seite an Seite in ernstesten Bemühungen für unsere Ideale zu kämpfen? Ich sehe das Bestehende gewiß nicht in zu rosigem Licht und verkenne nicht die vielen Schäden, an denen namentlich unser Berliner Theaterleben krankt. Aber was will die Nationalbühne dagegen ausrichten? Sie wird um so weniger zu diesem Kampf berufen sein, als sie sich doch unmöglich dazu hergeben kann, als Versuchsbühne zu dienen. Auch das kleinste Vorstadttheater wird eher dazu geeignet sein, Experimente zu machen; und darüber wollen wir uns nicht täuschen, jeder neue Mann auf dem Theater, sofern er wirklich Eigenes zu sagen hat, bedeutet ein Experiment. Ihr Name wird der Nationalbühne auf dem Nacken sitzen, und er wird sich, das liegt in der Natur der Sache, vielleicht als ein schwereres Hemmnis erweisen, sobald es gilt voran zu gehen, Neuland zu gewinnen, als Name und Würde bei so manchem Hoftheater. Das Spezialistentum möchte Schulze-Berghofs Nationalbühne beseitigen, aber es steht zu befürchten, daß sie nur einen neuen Typ des Spezialistentums einführen wird. Es wäre hier davon zu reden, wie wenig an sich das nationale Moment mit der Kunst zu tun hat und zu welcher Verwirrung und Einseitigkeit die Zusammenschweißung beider führen muß.

Und schließlich . . . wie bei allem Menschenwerk, so gibt es auch beim Theater nur eines, was entscheidet: die Persönlichkeit! Ein Programm besagt nichts oder so gut wie nichts. Schulze-Berghofs Nationalbühne mit einem hervorragenden Theatermann an der Spitze, kann natürlich auch Hervorragendes leisten. Warum nicht? In manchen Punkten vielleicht auch mehr als ein Privattheater, weil ihr die Unabhängigkeit von der Kasse zugesichert ist. Aber die Persönlichkeit wird ja gerade durch Schulze-Berghof nach Möglichkeit in Schach gehalten. Ein Komitee, eine Jury . . . das ist der Tod eines jeden



persönlichen und damit auch eines jeden erfolgreichen Wirkens. Die Autokratie in Bayreuth zeigt am besten, in welcher Weise solch ein Festspielhaus geleitet werden muß.

Ja Bayreuth, da sind wir bei dem Vergleich, der nicht umgangen werden kann. Bayreuth hatte eine feste Mission. Und auf dieser Mission fußt seine Existenz und sein Ruhm. Wir sind Zeugen gewesen, wie glänzend es sie erfüllt hat, denn sie ist heute erfüllt, und die Geschichte von Bayreuth ist über ihren Höhepunkt heute hinaus. Die Nationalbühne aber tritt ohne eigentliche Mission ins Leben. (Es müßte denn sein, daß sie sich in ihrem Programm eine ganz andere Beschränkung auferlegte als Schulze-Berghof es will, daß sie etwa den Ehrgeiz hätte, die klassische Bühne unserer Klassiker zu werden.) Wie wird ihr Publikum aussehen? Der Berliner wird sich gewiß oft und gern darin zu Gaste laden. Er geht heute ins Residenztheater, morgen in die Kammerspiele und übermorgen in die Nationalbühne. Gewiß. Und er wird das eine mit dem andern vergleichen, und er wird dabei ganz vergessen, daß das Wort Nationalbühne nicht nur ein Name sein, sondern auch etwas bedeuten will. Die Fremden, auf die Schulze-Berghof so zuversichtlich rechnet, von deren „unterdrückter Sehnsucht“, von deren „versteckten Wünschen“ er in seinem Optimismus so schön zu reden weiß, ich glaube kaum, daß sie einen Zyklus von sechs Abenden in der Nationalbühne besuchen werden, und würde es ihnen auch durchaus nicht verdenken, wenn sie sich einen der Abende lieber zu einem Gang durch die Friedrichstadt oder zu einem Besuch im Eispalast oder einem Souper bei Kempinsky reservieren würden. Berlin ist eine schöne Stadt, und es gibt da allerlei zu sehen und zu erleben. Man kann ein sehr großer Idealist sein und sich dabei doch für hundert andere Dinge hier ebensogut und vielleicht noch mehr begeistern, als für die Nationalbühne. Dieses Berliner Milieu ist denn doch nicht geeignet, als Rahmen für derartige Festspiele zu dienen. Soll eine Nationalbühne gegründet werden, dann schafft lieber ein zweites Bayreuth, dem das Festspielhaus dann Seele sein wird. Stellt es hin wie eine Wallfahrtskirche, in deren Bannkreis nur der sich trauer soll, der tiefes Verlangen hat nach den

Offenbarungen und Segnungen, die sie ihm bieten kann.

Ich habe das Gefühl, daß man noch etwas zu dem Thema sagen müßte. Man müßte untersuchen, wie weit das Theater überhaupt heute noch die Ausdrucksform für unser tiefstes Wollen und Sein abgeben kann. Da steigen mir denn allerhand skeptische Gedanken auf. Und ich glaube, daß ich Schulze-Berghofs Enthusiasmus auch dann nicht teilen könnte, wenn ich von der Durchführbarkeit seiner Ideen überzeugt wäre.

## Intellektualismus.\*)

Von Dr. Karl Wilker.

Hegel und Herbart stehen sich gegenüber, der Begründer des Intellektualismus dem Schöpfer des auf Ethik und Psychologie gegründeten erziehenden Unterrichts. Der erste muß weichen. Langsam, ganz langsam setzen die Herbartianer ihre (im Laufe des Jahrhunderts natürlich geklärten und gesichteten) Ideen durch. Zehn Jahre lang hat auch das preußische Lehrplansystem (von 1890 an) Front gemacht gegen den Intellektualismus, heute feiert er wieder Triumphe in ihm. Und nun ist der Kampf da: Kunsterziehung (das ist Phantasiebildung), Moralphädagogik (wie sie Fr. W. Foerster in seinen zahlreichen Abhandlungen entwickelt hat), Körperkultur (vom Ausland beeinflusst), vor allem aber der Individualismus rücken vor gegen den intellektualistischen Schulbetrieb, von dem selbst ein so vorsichtiger und sicherer Kritiker wie Budde sagen muß, er hat „die Entwicklung unserer höheren Schulen um ein Jahrhundert aufgehalten“. Ist er es doch allein (oder hauptsächlich), der uns diese Ueberfülle von Maschinenmenschen liefert, die sich als Beamte allenfalls noch brauchbar erweisen, eigene Schöpferkräfte aber höchstens vom Hörensagen kennen. Deshalb: der Intellektualismus muß verbannt werden aus Schulen, die Persönlichkeiten entwickeln wollen.

Freilich bleibt noch eine Frage: wie? — Klar zu beantworten vermag

\*) „Der Kampf gegen den Intellektualismus im Schulunterricht“ von Professor G. Budde-Hannover (Leipzig 1909, Verlag Deutsche Zukunft).



auch Budde sie noch nicht, wohl aber entwickelt er (um beim Kampfbild zu bleiben) einen vorzüglichen Ueberblick über das Schlachtfeld und über die Heere und ihre Bewaffnung.

### Rassen-Politik.

Von Otto Seidl (München).

Das sind schon immer die richtigen, welche die sprachfalschen Ausdrücke „Rasse-Politik“, „Rasse-Frage“, statt „Rassen-Politik“, „Rassen-Frage“ gebrauchen! Selbst Reineckes alldentscher „Heimdall“ kämpft gegen diesen undeutschen Sprachgebrauch seiner ostelbischen Freunde, und zwar für „Rassen-Hunde“, gegen „Rasse-Hunde“.

In seiner Schrift: „Deutsche Rassepolitik und die Erziehung zu nationalem Ehrgefühl“ (J. F. Lehmann's Verlag, München) sucht Eberhard Meinhold die führenden Bevölkerungsschichten Nordostdeutschlands als möglichst reinblütige Germanen hinzustellen. Im Norden des Kolonialgebiets sei die slawische Blutmischung sehr gering, viel geringer, als im Königreich Sachsen und in Schlesien; dort sei die heutige Bevölkerung dementsprechend vorwiegend groß und blond, hier klein und dunkel. Aber damit läßt sich nichts beweisen. Wir wissen, daß der Typus der nördlichen Wenden dem der Germanen sehr ähnlich war („Deutsche Erde“, Gotha 1908, S. 228), daß in den rein sorbischen Bezirken der Lausitz die Blonden und Blauäugigen stärker vertreten sind als westlich der Elbe. Der dunkle Typus ist nicht auf slawische Blutmischung zurückzuführen. „Die raßliche Scheidung“ im Kolonialgebiet dürfte nicht so scharf gewesen sein, wie Meinhold möchte. Die Quitzows waren wendischer Abkunft. Die slawischen Fürstenhäuser von Mecklenburg, Pommern, Schlesien usw., welche Meinhold zu der „bitteren“, aber sehr berechtigten Feststellung zwingen, „unser Fürstenstand habe sich international entwickelt“, diese Fürstenhäuser hatten wohl viele Stammesgenossen in ihrem Gefolge, beteiligten sich allerdings wacker am deutschen Minnesang. Die vielen slawischen Namen des ostelbischen Adels weisen nicht von vornherein auf sla-

wischen Ursprung hin, da dieser Adel die Namen seiner wendischen Lehengüter angenommen hat. Wir wollen also den Herrn Gans Edlen zu Putlitz als Germanen gelten lassen. Aber der durch die Schücking-Sache bekannt gewordene Regierungspräsident Dolega von Kozierowski dürfte mit seinem untrüglichen — „ski“ doch wohl als germanisierter polnischer Protestant anzusprechen sein. Meinhold sagt, daß der Slawe nur an seinen Vorteil, nicht aber an das Gedeihen der Gesamtheit denke. Das erinnert mich an die Erbschaftsteuer. Da müßten die ostelbischen Agrarier, welche diese gar nicht schlucken wollen, also doch wieder die reinsten Slawen sein! Weiterhin scheint mir die Zwischenbemerkung, der Gegensatz zwischen den süddeutschen und ostelbischen Sozialdemokraten sei eine Rassenfrage, viel Richtiges zu enthalten. Gegen das Ueberhandnehmen des politischen Einflusses der Polen im Westen Deutschlands müßten Mittel und Wege gefunden werden. Meinhold ist natürlich viel zu „national“, zu arbeitgeberfreundlich, als daß er in den Ruhr-Polen an sich schon eine rassenhgienisch schädliche Lohndruckertruppe sähe, die man möglichst bald nach dem Osten zurückbefördern müßte!

Dafür, daß eine freiheitliche Ausgestaltung unserer politischen Einrichtungen zur Hebung staatsbürgerlicher Persönlichkeiten notwendig ist, hat Meinhold natürlich gar kein Verständnis. Auch dafür nicht, daß die sogenannte „Herrenrasse“, wenn sie gesundheitlich entartet, hygienisch degeneriert ist, sich unbedingt aus gesundem Blut ergänzen, an ihm auffrischen muß, was durch Freiheitspolitik erleichtert und erstrebt wird. Der „hübscheste“ Satz in dem wunderlichen, aber frisch und anregend geschriebenen Büchlein ist aber doch folgender: „Die friedliche Lösung der Polenfrage ist unerwünscht, da sie zur Rasse-mischung führt.“ Was versteht Meinhold wohl unter „friedlicher Lösung“? Friedliche Lösung wäre wohl die, daß die Deutschen Deutsche bleiben, die Polen Polen. „Gewaltsame Lösung“ wäre die gewaltsame Eindeutschung der Polen, welche ich persönlich allerdings für unerwünscht und unmöglich halte. (Der sogenannte „Kulturkampf“ hat wohl die Eindeutschung polnischer Pro-



RODIN

RECHONUNG







testanten, noch mehr aber die Verpolung deutscher Katholiken gefördert.) Aber sehen wir einmal davon ab: Gerade die Eindeutschung der Polen würde eine verstärkte Rassen- und Blutmischung herbeiführen, und eine solche will ja Meinhold um jeden Preis verhindern! Meinhold tadelt die Minderheit im preussischen Landtage, welche die „Traditionen der Vorfahren nicht begriffen“ habe. Diese „Traditionen der Vorfahren“ bestehen nun in vollständiger Entrechtung des Slawentums, in Vertreibung, in seiner möglichsten Ausmordung, eine „Eroberungspolitik“, welche Meinhold gegen „die verirrtten Mißdeuter des Christentums“ als durchaus gottgewollt und wahrhaft „christlich“ verteidigt.

Das ist die Folgerung aus Meinholds Rassen-Politik, wenn seine Ausführungen nicht — wie viele Rassen-schriften — ein stimmungsvoller, aber widerspruchsvoller Unsinn sein sollen. Die Rassenpolitik aber, die wir heute wirklich brauchen, vor allem notwendig haben, die ist weder slawisch noch deutsch, weder antisemitisch noch jüdisch, weder konservativ noch liberal; die heißt: Rassenhygiene, Förderung der Volks-Gesundheit!

### Freundschaftskritik.

Von Hermann Kienzl.

Es kommt vor: Damon — solche unverdächtige Namen wählt Lessing — hat den neuen Roman noch nicht fertig, und schon sind die Rollen verteilt. Freund A. hat versprochen, ihn im Morgenjournal zu besprechen, Freund B. in der Allgemeinen Abendzeitung, Freund C. im Volksblatt. So gut geht es einem, wenn er „Freunde“ hat! Damon hat viele Freunde. Damon ist selbst Kritiker. Und Damon hat einen rührigen Verleger. Der Verleger hat Haus-Autoren. Er ist für sie sozusagen der gesellschaftliche Mittelpunkt, der Vermittler, der Makler. Erscheint in diesem Verlag ein neues Buch, so mobilisiert der Verleger rechtzeitig seine Truppen. Er weiß genau, welcher von den Hausautoren zu diesem, welcher zu jenem einflußreichen Blatt gute Beziehungen hat. Und er steckt einem jeden sozusagen den Einquartierungszettel zu.

Es kommt vor. Es ist nicht allgemein, aber es kommt doch so oft vor, daß man von einem öffentlichen Uebel sprechen kann. Nicht wenige Bücher werden auf diese Weise dem noch immer ziemlich ahnungslosen Publikum empfohlen und aufgedrängt, und noch immer bleiben manche bessere Werte unbeachtet, weil sich ihrer weder Klique noch Sippe erbarmt. Der redlichste Sinn der Zeitungsredakteure ist nicht imstande, dieser Art Freundschaftskritik genügend vorzubeugen. Müßte der Redakteur eben der liebe Gottvater sein, der angeblich alles weiß, also auch, wie die Weberschifflein hin- und herlaufen. Und würde der Redakteur prinzipiell den Standpunkt einnehmen, überall dort, wo er die persönliche Bekanntschaft zwischen dem Kritiker und dem Autor oder dem Verleger kennt, die Kritik nicht anzunehmen, so wär's in den meisten Fällen ein persönliches Unrecht, eine Beleidigung; und um so undurchführbarer wäre das Prinzip, je umfassender der Redakteur von den bestehenden Beziehungen unterrichtet ist. Selbst eine so große Stadt wie Berlin ist eine literarische Kleinstadt, in der unter den Bürgern und Hospitanten vom Geiste bald ein jeder einen jeden kennt. Ueberdies sind weder die redlichen, noch die unredlichen Beziehungen an den Ort und an den häufigen persönlichen Verkehr gebunden. Und verlangt man etwa vom Kritiker, daß er als Einsiedler lebe, nur mit Leuten Umgang pflege, die geistiger Leistungen absolut unverdächtig sind, damit er, der Kritiker, für unbefangen gelte? Wie armselig, wie jämmerlich sind Gedanken solcher Richtung! Ein anständiger Kerl darf der moralischen Aengste lachen.

Der persönliche Anspruch auf das Wort „anständiger Kerl“ bietet Gewähr gegen den groben Unfug der unredlichen Freundschaftskritik. Sekundär kommt das Witterungsvermögen des Redakteurs in Betracht — (für sein Amt ein unerläßliches Erfordernis überhaupt). Daß er den anständigen Menschen, wie den unsicheren Kantonisten wittere, ist seine Aufgabe. Hat man die zwei Kategorien radikal und ohne Rücksicht auf bestechende Fähigkeiten geschieden, so ist es vollkommen müßig, sich um die persönlichen Beziehungen zwischen dem Kritiker (ich sage schlechtweg: dem Kritiker, denn der privatim interessierte



Propagandist ist nicht Kritiker) zu bekümmern; dann fällt der Terminus „Freundschaftskritik“ mit seinem üblen Geruch aus der Welt.

Es hat schon ein anderer gesagt, daß sich diese Frage in der einfachen Formel darstellen lasse: „Ist einer Kritiker oder ist er es nicht?“ Zum Kritiker gehören natürlich sehr viele spezifische Qualitäten. Ihre Aufzählung würde hier vom Thema ablenken. Eines von den unerläßlichen Erfordernissen ist (das hochtrabende Wort „Charakter“ scheint mir zu wenig spezifisch) das absolute und unerschütterliche Liebesverhältnis des Kunstschriftstellers zur Kunst. (Für den wissenschaftlichen Kritiker sind hier nur die anderen Worte einzusetzen.) Eine starke Liebe duldet keine andere. Eine Liebe, die auf Vorteil ausginge, wäre die rechte nicht. Und weltlicher: Jeder Richter, der seine Rechtsüberzeugung im Spruch verleugnet, ist ein Lump.

Man spricht ziemlich leichtfertig von „Freundschaftskritik“, wenn man das Handwerk des Managers treffen will, aber auch in gedankenloser Verdächtigung des rechten Kritikers, dem, soll er als Vollmensch über die feinsten Äußerungen des menschlichen Geistes urteilen können, die Fähigkeit zur Freundschaft nicht fehlen darf. Man gebraucht das Wort, ohne zu bedenken, daß es in Hinsicht auf die Freundschaft eine Blasphemie — und in Hinsicht auf die Kritik einen Unsinn bedeutet. Und zwar in jedem Falle. Auch ohne hohes Pathos mag es jedermann einleuchten, daß Freundschaft und merkantile wechselseitige Interessenversicherung zweierlei Dinge sind. Außerdem werden die Augen eines Menschen von gesundem Gemüt in der Freundschaft kräftig und nicht schwach. Ich verzeihe dem Feinde lieber ein schlechtes Buch als dem Freunde...! Eine Kritik, die gegen Wissen und Gewissen dem versippten Autor nützen möchte, beweist, daß ihr Verfasser weder Kritiker noch Freund ist.

Soll es denn die Redlichkeit verhindern, daß ich eine freudige Ueberzeugung an dem Werk eines Autors gewinne, der zufällig mein Freund ist? Soll sie mich hindern, für diese Ueberzeugung Zeugenschaft abzulegen, bloß weil der Autor mein Freund ist und kleingeistige Leute auf der Lauer

liegen? Ja, wenn Feigheit die fine fleur der Redlichkeit ist . . . .!

Es wäre hübsch, ein anderes Wort einzubürgern für die sogenannte Freundschaftskritik, die doch mit Freundschaft und Kritik nichts zu schaffen hat.

## Eine Geschichte der Sehnsucht.

Von Franz Clement.

Man wird sein Land nie los, ebensowenig wie man sein Leben los werden kann, man müßte denn endgültig sterben. Unter denen, die aus ihrem Lande gehen, gibt es solche, die es dreist verraten, die vor ihr inneres Gesicht die Maske von fremder Art finden. Es fragt sich, ob man das nicht darf, ob man es manchmal nicht soll. Aber wer bürgt einem für die Verluste, die solche Entflohenen erleiden? Dann gibt es bessere unter ihnen; es sind zumeist solche, die wegen ihrer inneren Freiheitsgelüste und wegen geistiger Selbsterhaltungspflichten enge Städtchen und reizlose Gelände, die mit ihrem Geschlechte verwachsen waren, hinter sich ließen und die voll von Deraciné-Tragik sind, mögen sie es auch selbst nicht glauben. Bei denen klingt immer das Lied ihres Landes hinein in die Rhythmen ihres anders gewordenen Lebens, und es ist bald ein süßes, bald ein bitteres, leidiges Leid. Ganz andere gibt es daneben — Starke und Schwache, Sieger und Besiegte, Spötter und Tränenmenschen sind unter ihnen —, die vermögen ohne ihr Land überhaupt nicht zu leben.

Wenn man diesen starken Erstlingsroman eines Luxemburgers liest\*), ohne das Land zu kennen, in dem dieser junge Dichter aus freier Wahl nicht mehr wohnt, steigen einem solche Reflexionen nicht auf. Wenn man es jedoch kennt und weiß, wie alle in ihm Geborenen an ihm hängen, wie sie ganz anders sind als die Deutschen und nicht weniger ganz anders sind als die Romanen, der hört in dieser Geschichte der Sehnsucht deutlich Untertöne vom oft erklungenen und endlos variierten Sang des Entwurzelten, freilich des Entwurzelten im besten Sinne.

Wie hätte ein anderer diese Geschichte erfinden können? Ein kleines

\*) „Funchal“ von Norbert Jaques, Verlag S. Fischer, Berlin.



Kind, das auf einem untergehenden Schiffe war und das drunten in einem hellen Süden geboren wurde, wird an einem nordischen Strand aufgenommen und wächst mit blonden Kindern und unter dem mit heidnischer Ehrfurcht vor dem Leben durchtränkten Schutze blonder Menschen auf. Auch hier liegt das Meer vor dem Lande, aber unbittlich und stürmisch, verhangen von Bergen wilder Wolken. Die Augen des braunen Knaben haben aber einmal ein Meer gespiegelt, das immer glänzte und das mit grünen und farbigen Bergen, anstatt mit Sand umgeben war. Dieses Land Funchal ist seine Sehnsucht und das entnervende Gespenst seiner Träume. Er schreit nach ihm; er hat etwas wie Gift in seinem Blute und erst als er genug gelitten hat und Funchal verblaßt, vermählt er sich dem Lande in Form eines blonden Mädchens. Das ist die erste Entladung und die erste, süß verlogene Stillung der Sehnsucht. Das Kind von Tho und Margarete wird Erfüllung der Sehnsucht für einen andern, der gerade so wie er selbst zweierlei Blut in sich hat. Zuerst gewinnt er an Bertha sein Leben wieder, dann kommt das Glück, dann, wie es kommen muß, die unbarmherzige, rachsüchtige Tat des nordischen Meeres. Dem Fremden will das Dasein versagen, aber es treibt ganz aus sich heraus eine neue Blüte, die erlösende Kunst. „Und die süßen Unmöglichkeiten der Sehnsucht rauschten.“

Was ist dieses Gedicht in Erzählform also anders als das Lied von eigenem verlorenen Lande und von dem fremden Lande und den fremden Menschen, die dem Beraubten zum schönsten Eigentum werden, weil die Sehnsucht ihn geheiligt hat und weil ein großes, wärmendes Licht in seinem Inneren steht!

Ob es allen Menschen so sein wird, ich weiß es nicht, aber der Rhythmus

dieses Buches hat mich ergriffen. Norbert Jacques hat so viel Seele in sein Buch hineinzuzwingen vermocht, weil die Landschaft in ihm ganz Seele geworden ist, weil nichts draußen ist, sondern alles sich rührt, und weil kein Detail mit dem Begriff der Zutat gewertet werden kann. Die Dynamik seiner Persönlichkeit, sowohl die seiner Strebungen, wie auch die seiner Sinne, hat ein so starkes Auf und Ab, daß die Dünen und Dörfer, die Wasser und Wolken Individuen werden mit eigenen Seelen und bösen oder schönen Taten. Wenn dieses Buch durch die seltene Sprachkunst Aufsehen erregen wird, so verdankt sein Dichter diese Schätzung nicht einem Zufall von rein stilistischer Originalität, sondern der nie genug hervorzuhebenden psychologischen Wahrheit, daß Sätze und Seiten wie die vorliegenden der Niederschlag eines Lebens sind, das neben dem notwendigen Chaos eine manchmal brutale, immer aber überwältigende Energie birgt. So schwingt nicht nur in der Seele dieses Buches viel Luxemburgisches, seine Sprache ist von hier aus bedingt. Wenn dies sonderbar erscheint, der versuche die Originalität anders zu erklären. Ob er dazu imstande sein wird? Es gibt in der Geschichte eine Stelle, die für die Wertung des Buches symbolisch ist. „Tho lachte innerlich von Glück durchbraust, und zum ersten Male erzählte er dem Maler von seinem Leben, wie er gewandert sei, um Funchal zu finden, und wie er in der ersten Hochzeitsnacht das einzige Mal den Fuß in dieses Paradies gesetzt habe. Und das sei dann das Mädchen geworden.“ Jetzt wissen wir also, weshalb das Mädchen so schön geworden ist. Wir können aber auch errahnen, weshalb dieses Buch so schön geworden ist: in der Hochzeitsnacht mit den Wundern des Wortes hat Norbert Jacques sein Funchal gefunden.

## Neue Bücher.

Der Redaktion sind folgende Bücher zugesandt worden:

Hermann Löns. Mümmelmann. Ein Tierbuch. Hannover. Adolf Sponholtz Verlag, G. m. b. H.  
Edmund. Aufklärung. Lyrische Erzählung. Dresden. Verlag E. Pierson. Preis M. 2.—.

C. von Zepelin, Generalmajor a. D. Der ferne Osten. II. Teil. Berlin. Verlag von Zuckschwerdt & Comp.  
Heinrich Ilgenstein. Preußen-Spiegel. Berlin. Verlag Erich Reiß. Preis M. 2.—.



Max Brod. Ein tschechisches Dienstmädchen. Kleiner Roman. Berlin — Stuttgart — Leipzig. Verlag Axel Juncker.

Carl Albrecht Bernoulli. Der Ritt nach Fehrbellin. Ein Schauspiel. Jena. Verlag Eugen Diederichs. Preis brosch. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Hans Reinhart. Der Garten des Paradieses. Dramatische Rhapsodie. Winterthur. Verlag von Alb. Hoster.

Felix Salten. Künstlerfrauen. Ein Zyklus kleiner Romane. München-Leipzig. Verlag Georg Müller.

Ernst Müller-Meinungen und Friedrich Naumann. Gegenwart und Zukunft des deutschen Liberalismus. München. Buchhandlung Nationalverein. Preis 30 Pf.

Jules Laforgue. Pierrot, der Spaßvogel. Eine Auswahl von Franz Blei und Max Brod. Stuttgart — Leipzig — Berlin. Verlag Axel Juncker.

Lily Braun. Im Schatten der Titanen. Ein Erinnerungsbuch an Baronin Jenny von Güstedt. Braunschweig. Verlag George Westermann. Preis M. 6.50.

Schluß des redaktionellen Teiles.

### Alle Manuskript- und Büchersendungen

an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33.

Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33; für Oesterreich-Ungarn: Dr. Felix Braun, Wien. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Hermann Goldschmidt, Wien I, Wollzeile 11. — Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76  
Druck von J. Harrwitz Nachfolger G. m. b. H., Berlin SW. 48, Friedrichstr. 16.



## Rhenser Mineralbrunnen

am Königstuhl zu Rhens.

Staatlich anerkannte gemeinnützige Mineralquelle.

Preis M. 1.00, kl. Tube M. —.60, Oesterreich-Ungarn Kr. 1.50, kl. Tube Kr. 1.00

**PEBECO**  
**ZAHNPASTA**

seit sechzehn Jahren von Aerzten und Zahnärzten ständig empfohlen  
P. BEIERSDORF & Co., HAMBURG  
LONDON E. C., 14 Col Lane 7—8. Vertrieb für U. S. A. Lehn & Fink, NEW YORK





---

25. HEFT.

17. JUNI.

1909.

---

## Die neue Hansa.

Von \* \* \*

Die Sechstausend, die am 12. Juni im Berliner Zirkus Schumann gegen die Uebermacht der Agrarier im Industriestaat Deutschland sich mit schallenden Worten auflehnten, haben der neuen Kampfgenossenschaft einen stolzen Namen erwählt, der mehr Trotz und Kraft voraussetzt, als ihre noch ungegliederten Reihen in nächster Zeit aufzubringen vermögen. Freihändler und Schutzzöllner, Arbeitgeber und Arbeitnehmer — allerdings nur die Angestellten aus den Schreibstuben und nicht die Massen der Arbeiter, die heute wie gestern den eigenen Weg der Unzufriedenheit gehen — Verbände, die einander in den letzten Jahren so oft Feindseligkeiten zugeschleudert haben, ja auch das Mittel- und Kleingewerbe, das sich sonst gern im Grollwinkel verschanzt, alle wollen jetzt sich zu einer einzigen Front zusammenschließen.

Leicht wird das Werk nicht sein, und über Nacht erwächst nicht eine so fest verzahnte, wuchtige und draufgängerische Organisation, wie der Bund der Landwirte, der als Feind und als Vorbild zugleich allen vor Augen steht. Wunderliche Parallelen werden sich ergeben. Hier der notleidende Großindustrielle, drüben der so oft verhöhnte notleidende Latifundienbesitzer; hier der hilflos ausgesogene Handelsmann, drüben der arme, ausgeplünderte Bauer. Interessenpolitik gegen Interessenpolitik, Kaste gegen Kaste. Viele werden über diese Versimpelung unseres öffentlichen Lebens jammern, sie vergessen aber, daß es nie und in keinem Gemeinwesen je anders war, und daß die großen staatlichen Gedanken (so sehr dies Selbstverständliche von den Machthabern aller Zeiten mit Phrasen umnebelt wurde) nur aus der richtigen Erkenntnis der im Innern gegeneinander feindlich brodelnden Kräfte wachsen.



Und das ist das eigentlich Fesselnde an dieser neuen und noch nicht zur Klarheit gegorenen Bewegung, daß sie die ewigen Lehren wieder bestätigt: Die starren Hüllen alter Formen sind dauerhafter als diese selbst, aber die neuen Bildungen, die unter ihrem harten Mantel quellen, stoßen solange gegen ihn, bis er plötzlich aufklafft und bersten muß, wenn er sich nicht dem neuen Gliederbau anzuschmiegen vermag. Diese Zirkusversammlung war eine der vielen Attacken des neu Gewordenen, und die Gründung des Hansabundes ist einer der stärksten Versuche, der großen Kräfteverschiebung, die sich im industrialisierten Deutschland innerlich längst vollzogen hat, endlich auch zu gerechterem Machtausdruck zu verhelfen.

Er mußte kommen, früher oder später. Verzögert konnte er nur werden durch den leidenschaftlichen Erwerbseifer, der gerade unsere Industrie- und Bankherren bis zum letzten Rest ihrer Zeit und Kraft gefangen hielt. Während sich das Staatshaus dehnte und mit Wohlhabenheit füllte, ließ er sie solange von ihrer Arbeit nicht aufblicken, als die Wenigen, auf die sich die Kunst des Regierens von altersher vererbt hat, ihr Werken und Mühen nicht empfindlich störten. Kleinere Unbequemlichkeiten konnten die glühende Unrast kaum behelligen. Nur ein unverständiges Auftrotzen mit verjährten Machttiteln und die strikte Verweigerung der Anpassung an das Neuentstandene konnten die von einem noch lange nicht gestillten Erwerbshunger absorbierten Kräfte schon vor dieser Stillung energisch in politische Bahnen lenken.

Vielleicht war das auch der Keim des Blockgedankens, daß Fürst Bülow, der „agrарische Reichskanzler“, sich sagte: Gesetze, die 500 Millionen neuer Steuern vorschreiben, dürfen nicht ohne Mitwirkung der Freisinnigen, der eigentlichen Vertreter der Finanz- und Handelswelt, unter Dach und Fach gebracht werden. Er hoffte von der Klugheit der Konservativen, daß sie seine geliebte „mittlere Linie“ in dieser Entscheidungszeit endlich betreten würden, um eine frühe Eruption der bisher durch Arbeit gebannten Kräfte des Bürgertums zu verhindern. In dem Momente, wo in der Finanzkommission des Deutschen Reichstages die Konservativen und das Zentrum sich wieder zu einer Mehrheit fanden, die ihrem alten Haß gegen das mobile Kapital frei die Zügel schießen ließ, wurde der Plan reif, das gesamte, in Handel und Industrie erwerbstätige deutsche Bürgertum zur Erreichung politischer Ziele zusammenzuschmieden.

Nun ist der Anfang gemacht, und die neue Wegspur kann nicht mehr im Sand ertrinken. Die Gegensätze werden zwar auch im neuen Hansabund aufeinander prallen und das Fortschreiten von Zeit zu Zeit hemmen. Der alte Kirdorf, der in dieser Versammlung just zu denen gehörte, die aus altem Hanseatenholz geschnitzt sind, hätte, als er seine Gegnerschaft gegen die Sozialreformer und seine eigene Meinung über die Erbanfallsteuer offen bekannte, bei seinen unduldsamen Zuhörern im Zirkus Schumann beinahe dasselbe Schicksal erfahren, wie Adolph Wagner, der einsame Prophet im Zirkus Busch, über dessen brutale Behandlung sich die Liberalen so sehr entrüstet haben. Aber die neue Hansa kann, nachdem sie einmal die Pforte



zum Licht sich erriegelt hat, nicht mehr in die Dunkelheit zurückgestoßen werden. Es ist immer leicht, den Vollstreckern historischer Notwendigkeiten ihr Schicksal zu prophezeien. Die neue Kampfgenossenschaft wird ans Ziel gelangen. Ob sie es schneller oder nach mannigfachen Niederlagen langsam erreicht, das hängt von ihren Führern ab, deren eine grandiose Organisationsarbeit harrt. Aber jeder von ihnen hat sich in seinem eigenen Reiche schon als glückhafter Ordner und Rechner erprobt.

---

## Boccaccio.

Von

Herbert Eulenberg.

Dieses ist der Bericht, den der Augustinermönch und Professor der Theologie Martino da Signa zu Florenz über das Leben und Schreiben des hochberühmten Giovanni Boccaccio an seinen Bruder in Christo den Karthäusermönch Ciani zu Siena übersandt hat:

„Du verlangst von mir, mein viellieber Bruder im Herrn, daß ich dir und der Nachwelt eine Beschreibung von dem weltlichen Dasein unsers für und für verehrten Meisters Boccaccio geben soll, ähnlich derjenigen, die er selber von dem größten Sohne unserer Stadt Florenza, dem göttlichen Dante, aufgezeichnet hat, an der sich die kommenden saecula nicht minder als wir erfreuen werden. Denn, so schreibst du mit Recht, die Züge eines großen Mannes im Bilde zu erhalten, ist selber etwas Großes und solche Beschäftigung ist ein adliges Tun. Aber wie vermöchte ich die Feder so leicht und gewandt zu führen, das Wesen dieses Dichters zu schildern, der zart wie eine Mücke über unsere Zeit hinflog und ihr das Blut aussaugte, um es kommenden Geschlechtern zuzubringen. Niemals würde es mir gelingen, ein würdiges Abbild seines Lebens, wie es heute vor uns liegt, aufzuzeichnen, wie solches jenen Heiden vor Christo, einem Plutarch oder Polybius wohl geglückt ist, die weniger fromm, aber auch weniger einfältig als wir gewesen sind, und die unser Meister Boccaccio darum so über alles geschätzt hat. Versuche mich darum nicht zu einem Werk, das ich nicht leisten könnte, anzustacheln, auf daß ich nicht vor den späteren Zeiten dastehe wie Petrus, da er über den See von Genezareth gehen wollte, darinnen er beinahe versoffen wäre. Sondern vernimm aus diesem Schreiben nur das wenige und einfältigliche, was ich für deine Ohren allein von dem irdischen Dasein des Messer Boccaccio zu sagen weiß, vielleicht daß du selber aus diesem Hanf, den ich dir reiche, Seide spinnen und eine wirkliche wahre Lebensbeschreibung des großen Mannes entwerfen könntest.

Geboren ward unser Meister im Jahre des Heils 1313, zu einer Zeit also, da der König der Deutschen Heinrich der VII. zum letzten Mal versuchte, unser von den schwäbischen Kaisern, den Hohen-



stauen, verwüstetes schönes Land unter Germanien zu bringen, und da der Herr der Christenheit, der selige Papst Clemens der V. die Residenz Sankt Peters nach Avignon verlegte und damit die babylonische Gefangenschaft der Kirche begann. Wie sich um die Ehre, einen Homer der Welt geschenkt zu haben, sieben Städte in Griechenland wie Kinder um eine Bretzel gezankt haben sollen, wissen bei Boccaccio die drei Städte Paris, Florenz und Certaldo im Gebiet von Siena nicht genau, ob der Meister in ihnen zuerst seine Augen aufgeschlagen hat. Ich weiß es auch nicht und hinterlasse die Entscheidung darüber als ein rechtes Fressen den gelehrten Männern, die nach mir kommen und die die Kirchenbücher und Archive danach durchstöbern mögen, bis sie geschliffene Gläser vor den Augen tragen müssen. Tatsache ist, daß er einmal irgendwo geboren worden ist und daß er darum eine Mutter gehabt haben muß, wenngleich keiner sie kennt und er selbst sie nicht mehr kannte. Ob sie, mag sie nun eine hübsche Pariserin oder eine kluge Florentinerin gewesen sein, von Lorbeern geträumt hat, da sie mit ihm schwanger ging, gleich der Mutter Dantes, das vermöchte nur ihr Beichtvater zu sagen. Und der ist lange tot wie sie. Einige Feinde unseres Meisters, sonderlich die, die sich ihr Gewissen an den anzüglichen Stellen in seinen Schriften wund und blau stoßen, meinen zwar, seiner Mutter habe geträumt, sie läge unter einem Eichenbaum auf einer grünen Wiese neben einem klaren Quelle und habe dort einen Sohn geboren. Der habe sich eine Weile von den Eicheln genährt, die vom Baume herniederfielen, und sich plötzlich, so schien es ihr, in ein Schwein verwandelt. Das Tier sei dann grunzend in den Quell gestiegen und habe mit seinem Rüssel die Erde aufgewühlt, also daß ein Morast aus der Quelle geworden sei, der die ganze Wiese überschwemmt hätte. Alles dies deuten sie sinngemäß auf Boccaccio, einzig aus Wut darüber, daß er einen sittenlosen Mönch einen Schelmen heißt und eine nichtsnutzige Frauensperson ein Nickel. Wie es aber in Wahrheit um seine Frömmigkeit bestellt war, das weißt du, Bruder, der du ihm oft die Beichte abgenommen hast, besser als alle die, die Dreck am Stecken haben und damit nach ihm schlagen, nun er sich nicht mehr wehren und ihnen eine Nase drehen kann, über die noch in sechshundert Jahren die Menschen lachen würden.

Mit seinem Vater muß unser junger Boccaccio nicht gut gestanden haben, denn wo er seiner erwähnt, da geschieht es mit Worten wie „ein fühlloser trübsinniger Greis“ oder „ein roher stets nur auf Gewinn bedachter Geizhals“. Ausdrücke, über die man als unehrwürdige und unkindliche wahrlich mit ihm gram sein müßte, wenn anders man nicht bedächte, wie ein junger lebensfrischer Mensch, der Horaz und Ovid seine Kameraden nennen durfte, einen alten mürri-schen Filz lieben sollte, der ihn über sechs Jahre lang zwang, kaufmännische Rechenkunst zu treiben, einzig aus dem Grunde, weil er sein Vater war. Und obgleich ein jeder Mensch dem jungen Boccaccio an den Augen ansah, daß er hinter dem Zahltisch Verse machte und abends im Bett Dante las statt Zinseszinsen auszurechnen, so ruhte



doch dieser sein nur auf das Geld erpichter Vater nicht damit, aus dem Sohn ein goldenes Kalb machen zu wollen. „Wenn du mehr zum Gelehrten taugst als zum Kommercemachen“, sagte er zum Sohn, als der von seinem Lehrmeister ihm als zu dumm zum Kaufmann wieder zugeschickt worden war, „so sollst du mir das Rechtsstudium ergreifen und die päpstlichen Gesetzsammlungen, das heilige kanonische Recht, statt deines gottvermaledeiten Dante auswendig lernen. Denn der Mensch ist auf der Welt da, um Gold zu machen, wie die Henne, um Eier auszubrüten. Und wer nicht das Vermögen seines Vaters zum mindesten verdoppelt, der ist ein Lumpenhund, ein Tagedieb, ein Schmarotzer, ein Taugegarnichts gewesen.“ Mit diesen Zärtlichkeiten jagte der Alte unsern göttlichen Dichter in sechs weitere Sklavensjahre hinein, in denen Boccaccio sich vergeblich bemühte, die dicta Gratiani und die Dekretalen Gregors des IX. in sein Gehirn unterzustopfen, das die Poesien aller Zeiten und Völker bereits in sich hereingeschmuggelt hatte. So daß er seit jenen Jahren einen wahren Haß gegen alles Juristische in sich verspürte, und wenn er eines Advokaten oder Notars ansichtig wurde, zu zittern begann, gleichwie ein Pferd, das von ferne ein Kamel herankommen sieht.

Kein Wunder war es demnach fast, daß unser Dichter, der von seinem Vater, wenn es eben anging, so weit weglebte wie Neapel von Florenz liegt, nicht mehr als fünf Tränen herausdrücken konnte, als ihm ein Bote die Nachricht brachte, daß sein Vater an der Pest dahingegangen sei. Denn nun konnte er die Rechtsgelahrtheit mit gutem Gewissen denen überlassen, die besser damit fertig wurden als er. Er fuhr — es verdreußt mich dieses von ihm zu vermelden — mit einer gewissen stillen Heiterkeit nach Florenz zurück und summite bisweilen Liedchen vor sich hin, die zu seiner schwarzen Trauerkleidung paßten wie eine Guitarre in eine Kirche. Und doch, wer von uns sündhaften Menschen hätte ihm darob lange böse sein können! Denn siehe, das Leben lag nun vor ihm so lustig und frei wie der dritte Tag des Dekameron: Er konnte jetzt dichten und singen von früh bis spät und selbst in der Nacht aufstehen und aus einem falschen Reim einen guten machen, denn am nächsten Tage hatte er ja nichts anderes schlechteres zu tun. Er konnte ein Haus führen und einen Schmerbauch tragen — denn er nannte sich selber damals vor dem Spiegel „ein kleines Faß“. Er konnte im Sommer in Certaldo Blumen zum Kranze und Worte zu Gedichten winden. Er konnte seinen Freund und Meister Petrarka zu sich laden, so oft er wollte und jener es ihm gewährte, und konnte mit ihm Wochen lang über die großen Sänger und Männer des Altertums disputieren, eine Beschäftigung, die sie etwas vermessenlich „Humanismus“ taufte, nicht anders als ob wir Christenmenschen seitdem bis heute im Zustand der wilden Säue gelebt hätten!

Sein Glück vollkommen zu machen, war unser Boccaccio nicht verheiratet, denn die Liebe seiner Fiammetta war nur ein Flämmchen und kein Kochofen geworden. Und wie sein Freund und Meister Petrarka die herrliche Laura nur wenige Male gesehen hatte, um sie



dann unaufhörlich besingen zu können, so erging es auch unserm Dichter mit seiner Fiammetta, welche bekanntlich als Tochter König Roberts von Neapel ein Kind der Liebe war, was einige ja auch von unserm Boccaccio selber behaupten. Feststeht, daß Fiammetta schon verheiratet und Mutter war, als der Dichter am Ostersonnabend des Jahres 1338 in der San Lorenzokirche bei der Frühmesse zum ersten Male die schöne Neapolitanerin in grünem Kleide erblickte. So sehr aber trug unser Poet ihr Bild in seinem Herzen, daß er erst, als viele Jahre hinter diesem Blick lagen, noch einmal sein Herz an ein Weibsbild, eine schöne und reiche Witwe zu Florenz, verlor. Diese aber, die drei andere Männer im Sinne hatte, sah nicht das Feuer des Prometheus in seinen Augen, sondern nur den Gran-Sasso seines Bauches, und wies seine Werbung mit spitzen und garstigen Reden ab. Ein Ofen, der keinen Abzug hat, der qualmt und raucht, bis allen die Augen laufen, und so unser Meister auch nach dieser Niederlage: Er schrieb jene Schmähschrift gegen die Weiber, genannt „Corbaccio“, in der er selber wie ein wütender alles zerhackender Rabe auf das Geschlecht der Frauen, dem doch auch seine gepriesene Fiammetta angehörte, losfuhr und sie allesamt beschimpft hat, daß man es, wenn man dies Buch gelesen, leicht mit tausend Xantippen aufnehmen könnte, so viele häßliche Worte und Gründe hat er einem damit gegen sie in den Mund gegeben. Recht wie ein Herodes unter die Kinder fällt unser Boccaccio hier zwischen die Frauen, und er hat sich für diese eine, die ihn nicht nahm, an ihnen allen gerächt als ein persischer Wüterich, der das Meer mit Ruten schlagen ließ. Und die Frauen müssen doch wohl da sein, wenngleich — darin hat er Recht — ohne sie viel weniger Sünden auf der Welt wären.

Von dem Alter des Meister Boccaccio kann ich dir, Bruder Ciani, weniger berichten. Und weißt du selbst ja auch mehr davon als ich. Denn du warst doch der wackere Soldat unserer Kirche, der du auf Geheiß deines Ordensmeisters Pietro de Petroni von Siena dich aufmachtest, um nach der Weisung dieses deines verstorbenen Oberen den fast fünfzigjährigen Boccaccio zur Buße und zur Umkehr von seinem sittenlosen Lebenswandel zu ermahnen. Du selbst hast es mir oft erzählt, wie er da unter der Wucht deiner Predigten zusammenschmolz wie eine Kerze, wenn der Wind über sie fährt, wie er weinte wie ein Kind, wenn er seiner lockeren Schriften und dann der Hölle gedachte, wie er in sich ging und es als Gottes Strafgericht hinnahm, daß seine drei Kinder, die er außer christlicher Ehe in die Welt gesetzt hatte, alle längst vor ihm dahingegangen waren. „Mein Töchterchen Violante ist gestorben“, schrieb er mir damals, „sie war 5½ Jahr alt. Von Kindern, die in diesem Alter sterben, glauben wir, daß sie Engel werden.“ Du weißt es, mein Bruder, besser noch als ich, daß er seinen Frieden mit der Erde und dem Himmel gemacht hatte, als er selbst zweiundsechzigjährig zu Certaldo von Gott abberufen wurde. Du weißt, daß er mit jenen losen Geschichtchen von uns Mönchen oder Aebten oder Priestern nur diejenigen unserer Klerisei am Hemd gezupft hat, die es nicht besser verdient haben. Denn in



unserer Zeit liegt die Geistlichkeit oft im argen und manch einer von uns scheint mehr die Zotologie als die Theologie studiert zu haben, so daß der Tag nahe ist, da einer einmal diesen Augiasstall ausfegt und unsere Kirche an Haupt und Gliedern reformiert. Derowegen wollen wir unserm Boccaccio nicht über das Grab hinaus zürnen, der in seinen zehn Tagen des „Dekameron“ eine Welt aufgebaut hat, die nicht anders ist als die, die unser Hergott in sechs Tagen geschaffen hat, das ist voller Farben und Schatten, voller Freuden und Schmerzen und voller Tugenden und Schlechtigkeiten, alles durch einander vermengt bis zum jüngsten Tage.

So: Mehr weiß ich dir nicht weder zum Ruhme noch zum Tadel des Meisters Boccaccio zu berichten. Wer es besser kann, der mache es besser!“

---

## Die Begegnung der Götter.

Ein Erlebnis

von

Oscar A. H. Schmitz.

(Fortsetzung.)

Ich vermag kaum auszudrücken, wie es mich störte, daß sich ein Mensch mit einer alles Maß übersteigenden Indiskretion in meiner Nähe hielt und die Gelegenheit abwartete, mich anzusprechen. Er war mir auf den ersten Blick so verhaßt, als ich den Doktor liebte. Der lange, hagere Leib, die mageren Beine mit dem ungeheuren, knochigen Oberkörper darüber steckten in schlotternden, vertragenen Kleidungsstücken von der schmutzigen Farbe des Lehms. Das gelbe, hohle Gesicht hatte auf den Wangen starres, verwildertes Haar, das in einen langen, rötlich grauen Bart ausging. Ein unter der speckigen Krawatte etwas offenstehendes Baumwollhemd ließ ähnliche rauhe Behaarung auf der Brust sehen. Es lag in der bizarren Erscheinung etwas wie Zerfall, über den aber eine ungeheuer angespannte Willenskraft die Herrschaft zu gewinnen trachtete. Die Unterlippe des großen Mundes mit verdorbenen gelben Zähnen schob sich etwas vor, der breite Unterkiefer machte das Gesicht brutal. Die Nase war groß und höckerig, die Augenbrauen wuchsen zusammen, die Stirn hatte Furchen, welche eine tiefe geheime Angst und Nachdenklichkeit verrieten. Die klauenartigen, knochigen Hände fuhren bisweilen an den weichen Hemdkragen, als wollten sie dem fortgesetzt auf- und absteigenden Adamsapfel Platz schaffen. Dabei reckte er den mageren Hals, hob das Kinn und schnitt eine widerliche Grimasse, bei der die Unterlippe noch weiter hervortrat. Er trug einen verwitterten, grünlichen Filzhut über



dem dünnen Haupthaar. Als Violet den Kaffee brachte und ihn mir an einem kleinen Gartentisch servierte, setzte sich der Mensch zu mir, und ich bemerkte, daß ein eindringlicher Bocksgeruch von ihm ausging. Er erinnerte mich ganz auffallend — trotz seinem langen Barte — an den Priester, doch während er mich mit stechenden, tadelnden Augen, deren Weißes gelb war, anblickte, erkannte ich in ihm den Professor Nösel, der von Sexta bis Tertia, in der Zeit, wo der Geist noch ganz weich ist und wahllos jedem Eindruck nachgibt, mein Vorstellungsleben mit einigen unauslöschlichen Bildern erfüllt hatte. Ich erinnerte mich, wie er mit gehässigem Drohen Jahre hindurch meine kindlichen Träume begeisterte, so daß ich mir angewöhnte zu erschrecken, wenn mein Name gerufen wurde, und zu stammeln und zu erröten, wenn man mich anblickte. Ich lernte, mir selbst zu mißtrauen und fürchtete mich vor den Begierden, die ich im Grunde meiner Seele vermutete. Er verschüttete meine Einbildungskraft und verdrängte die Fragen, die mir auf den Lippen zuckten, durch ein nervenlähmendes, die Sinne abstumpfendes Einstampfen von geistlosem Wissen. Auch jetzt schien sein Blick zu fragen: „Was treibst du dich hier herum, verdorbener Faulenzer, zerstreuter Schwätzer, denke an dein Pensum.“ Plötzlich redete er; er hatte einen Zungenfehler, so daß seine Stimme schwer und gewaltsam klang. Er sprach deutsch, mit etwas ostpreußischem Akzent. Er erzählte von seiner kalten, kahlen „Bude“, die er einst im Norden Berlins neben dem Absteigequartier einiger Dirnen innegehabt. Ich befand mich damals in meinen ersten Semestern und besuchte ihn mehrere Abende der Woche. Ich brachte etwas kaltes Abendessen mit, und er offerierte dazu einen perfiden Schnaps, von dem ich genoß, um mich nicht verweichlicht zu zeigen.

Dieser Mensch knetete an meiner unruhigen, nur allzu empfänglichen Intelligenz, er wühlte durch umstürzlerische Ideen mein Inneres auf, versuchte, mich meinem auf eine Beamtenlaufbahn hinzielenden juristischen Studium zu entfremden, so daß ich mich mit meinem Vater überwarf und — zum erstenmal in meinem Leben — das Weihnachtsfest nicht zu Hause verbrachte. Dafür wurde ich in eine trostlose Gesellschaft von teils russischen Anarchisten eingeführt, deren scheinbare, nur auf Zerstörung gerichtete Intelligenz und überlegene Erfahrung mich blendeten. Hungernd und schnapstrinkend verkündeten sie in den dumpfen Destillen Berlins Arbeitslosen und vorüberkommenden Droschkenkutschern den nahen Zusammenbruch der Gesellschaft und verhöhnten in mir das verhätschelte Bourgeoissöhnchen, was ich als gerechte Strafe meiner bisherigen Irrtümer mannhaft ertrug. Aber war dieser dreiste Schreier, der im Rausch von Stirner und Krapotkin phantasierte und mir oft mein letztes Geld wegnahm, wirklich mein Klassenlehrer? Jetzt erst erkannte ich seine heimliche Aehnlichkeit mit diesem Berliner Literaten Lewin, dem mageren, zähen Menschen, der ein Holzbein nachschleppte. Ich sah hinter der Maske des Professors plötzlich ein fahles Gesicht mit blauschwarzem Stoppelbart um zerrissene, von hitzigen Reden bewegte Lippen, auf denen der Speichel



stand. Weil der Anarchist theoretisch ungefähr das Gegenteil der Grundsätze verfocht, welche die Schule uns einpflanzt, hatte ich übersehen, daß dieser Lewin seelisch ein Bruder des Professors Nösel war. Schien er nicht von derselben Rasse wie er, ebenso gehässig, ebenso armselig in den Ideen, ebenso unfruchtbar und zerstörerisch? Und doch wäre, wenn sich Nösel und Lewin getroffen hätten, die Hoffnung berechtigt gewesen, daß sie sich gegenseitig aufgefressen hätten. Uebrigens nahmen diese beiden Menschen ein tragisches Ende. Den Professor Nösel, der auch in einer Mädchenschule unterrichtete, fand man eines Tages erhängt, in dem Augenblick, wo er wegen unsittlicher Berührungen minderjähriger Schülerinnen verhaftet werden sollte. Lewin bekam eine lange Freiheitsstrafe wegen Beschimpfung, Verleumdung, Bedrohung und Erpressung. Diese Delikte hatte er aus Rache gegenüber einer jungen hübschen Studentin begangen, weil sie seine Bewerbungen beharrlich abwies. Dabei zeigte er eine solche Grausamkeit gegenüber seinem Opfer, welches er vernichten wollte, daß die Richter auf das höchste zulässige Strafmaß erkannten. Er ist in der Gefangenschaft an einer schmutzigen Krankheit — ich glaube Elephantiasis — gestorben.

Diese beiden Vernichter, der Professor und der Anarchist, schienen plötzlich, zu einer Person verschmolzen, in meinem Gegenüber aufzuleben.

Es war mir im späteren Leben gelungen, mich dem Einfluß dieser und ähnlicher mir nahenden Menschen zu entziehen, aber etwas Böses hatten sie für immer in mir zurückgelassen. Ich trug gewissermaßen zwei Intellekte in mir, einen geraden, Lancret verwandten, der mich, falls ich Zeit zur Sammlung hatte, bisweilen über die Sphäre der Alltagsmenschen erhob, und einen schiefen, der aus mir, wenn es im Augenblick zu handeln galt, oft das machte, was man einen „Schlemihl“ nennt. Anstatt meiner wohl noch unklaren Natur vertrauensvoll zu folgen, maßregelte ich sie im Namen Nöselscher, Lewinscher oder anderer Prinzipien, um sie in einen ihr fremden, sie irreführenden Kurs zu zwingen. War nicht der Priester ein — vermutlich letzter — Abgesandter derselben feindseligen Macht gewesen? Wie gut, daß ich Lancrets Brief gefolgt war, denn hier fühlte ich mich plötzlich sicher, so widerwärtig mich auch die Begegnung mit dem Professor im Augenblick berührte.

Mit ungewohnter Klarheit erkannte ich jetzt diese Zweiheit meines Wesens, mein gutes und mein böses Ich, während mich der unheimliche Mensch anblickte, als habe sein mich maßregelnder Blick verderblich über meinem ganzen Leben gestarrt. Wenn auch innerlich bebend, suchte ich nun diesem spitzen kleinen Auge zu begegnen, das mich, wie ein falsches Signal, so oft hatte den Kurs verlieren lassen.

„Ach, da kommt dieser unangenehme Poseur“, rief plötzlich der Professor, „ich gehe, schauen Sie, wie Sie ihm Stand halten, aber am Ende vertragen Sie beide sich ausgezeichnet.“ Mit meckerndem Lachen stand er auf, ging davon und hinterließ leichten Gestank.



## 7.

Ich sah einen hochgewachsenen Mann auf mich zukommen, der mir durch seine sonderbare Schönheit auffiel. Er war dem französischen Doktor nicht unähnlich, nur schien alles ins Monumentale gesteigert. Große helle Augen, eine ungemein weiße, klare Stirn, die dadurch von besonderer Höhe schien, daß sie in den sich lichtenden Scheitel überging, und nicht zum wenigsten ein langer, schmaler, brauner Bart, dem man liebevolle Pflege ansah, gaben diesem Manne eine erhabene Heiterkeit, die noch überzeugender wirkte, als das philosophische Gleichgewicht der durchdringenden, fast möchte man sagen, zu weltlichen Intelligenz des Doktors. Er hatte nichts von einem Philosophen oder Gelehrten, dazu sah er zu elegant aus, obgleich er in diesem Augenblick einen einfachen, hellen Gartenanzug trug. Seine langen, weißen, geistigen Hände — sie waren fast ein wenig zu groß — konnten an Pflege mit denen einer Halbweltkönigin wetteifern. Man hätte ihn vielleicht für einen indischen Rajah gehalten, der die Lehren der Brahmanen befolgt, aber die Heiterkeit seines Antlitzes war doch zu heidnisch-sinnlich. Besonders die tiefroten, starkgeschwungenen Lippen verrieten, daß dieser Mann, trotzdem man ihm fast fünfzig Jahre geben konnte, noch nicht zu küssen aufgehört hatte. Seine Formen mußten freilich bereits ein wenig fett sein, auch sah man an den Schweißperlen der weißen Stirn, daß er unter der Hitze litt. Man konnte sich ihn gut auf einer südlichen Terrasse ausgestreckt denken, umgeben von entzückenden Sklavinnen und blind gehorchenden Sklaven, die allein sein Wohlbefinden im Auge hätten. Dabei erinnerte nichts an die Grausamkeit eines orientalischen Despoten: abgesehen von kurzen Zornausbrüchen, zu denen seine nicht ganz heiteren Augen fähig schienen, war er gewiß ein sehr gütiger, großmütiger Herr, aber ein Herr, der aus seiner Natur heraus menschlich ist, nicht einer der mit seinen Dienern irgendwie parlamentiert.

Er redete mich in englischer Sprache an: „Als Sie mich vor einigen Jahren auf der Insel Tenerife verließen, befanden Sie sich in so schönem Gleichgewicht. Warum haben Sie die Ruhe, die damals in Ihnen war, wieder preisgegeben?“ Bei diesen Worten erkannte ich Sir Charles Bloom. Es ging mir wie mit Dr. Lancret. Warum hatte ich ihn nicht gleich erkannt? Was für eine fremde Atmosphäre lag um ihn, obgleich er sich gar nicht verändert zu haben schien? Ich habe Sir Charles in Kleinasien kennen gelernt. Ich lag an einer quälenden Ruhr in dem fliegenerfüllten Zimmer eines jämmerlichen Gasthauses und bemaß an den fünf täglichen Gebetsrufen des Muezzin auf der benachbarten Moschee, wie langsam die Stunden schlichen. Während ich gerade einmal gegen Sonnenuntergang in Halbschlummer lag, trat plötzlich Sir Charles in das verwahrloste, gekalkte Zimmer, das einen Augenblick von abendlicher Röte überschwemmt war. Er befand sich auf der Rückkehr von einer Expedition mit einer Schar von Dienern und Tragtieren, die Zelte und Proviant schleppten. Zufällig war er an dem Gasthaus vorbeigekommen, und man hatte ihm erzählt,



daß oben im „Staatszimmer“ ein kranker Europäer liege. Mir erschien er, als seine hohe Gestalt im Licht der letzten Sonnenstrahlen vor meinem Bett stand, wie der Heilgott selbst. Er stärkte mich mit einigen Mitteln seiner vorzüglichen Reiseapotheke, und schon am nächsten Tag konnte ich in einem Damensattel auf dem Maultier den Weg bis zur Küste zurücklegen, wo uns die Yacht des Sir Charles aufnahm. In wenigen Tagen waren wir in Konstantinopel. Als die Silhouette der Moscheen und Minarehs von Stambul vor uns im ersten Morgenlicht lag, konnte ich mich als genesen betrachten. In langen Gesprächen, die wir abends auf Deck, in Hängematten liegend, angesichts des Sternenhimmels führten, während die schwarzen Schatten der griechischen Inseln an uns vorbeizugleiten schienen, waren wir Freunde geworden. Ich fühlte eine ungemein gute Wirkung von ihm auf mich übergehen.

Im folgenden Jahre habe ich ihn auf der Insel Tenerife besucht, wo er im Tal von Orotava in dem tropischen Garten La Paz sein weißes tenerifinisches Landhaus mit grüner canarischer Holzarchitektur bewohnte. Ich verbrachte einige heitere Wochen zwischen ihm und seinen schönen Töchtern, umgeben von Kunstwerken und anmutigen Tieren. Sir Charles lebte von seiner Gattin getrennt. Nur einmal erwähnte er sie mir gegenüber flüchtig, bat mich aber unmittelbar darauf, als bereue er seine Worte, niemals von ihr zu sprechen. Dieses Verhältnis schien der einzige Mißton in seinem glücklichen Leben zu sein. Sir Charles nannte sich einen Platoniker; er liebte es, die Welt bis ins Kleinste zu durchkosten, da in jedem Stäubchen der Abglanz der göttlichen Idee zu finden sei — und er fand sie, wenn wir beim Sonnenuntergang auf der Azotea saßen und Burgunder tranken und die starken Gerüche aus dem grellen Blumenmeer des Gartens zu uns aufstiegen. Die Blicke schweiften über graugrüne, wogende Bananen- und Zuckerplantagen bis zum Fuß des ungeheuren Pic de Teide, rosa und hellblaue Spiegelbilder der tiefen besonnten Wolken färbten den Ozean. Sir Charles ließ in solchen Stunden gern Gegenstände aus seinen Kunstsammlungen heraufbringen, — Gemälde von Tizian und Rubens schätzte er besonders — die uns bald in Schweigen versenkten, bald zu weitführenden Gesprächen veranlaßten. Und er fühlte denselben „göttlichen Funken“, wenn wir nachts auf einer illuminierten Segelbarke ins Meer fuhren, eine Schar junger Fischer und Mädchen bei uns, und draußen eine Orgie veranstalteten, von deren Flammen wir uns in den Fluten des Ozeans kühlten.

Sir Charles konnte tun, was er wollte, nichts war ihm verboten, weil er für jeden so vollkommen das Ideal des „Herrn“ erfüllte, daß niemand ihn anzutasten wagte. Dazu besaß er eine bestrickende Lebenswürdigkeit, wie sie nur die Gewohnheit der Sünde als unwiderstehliche Waffe verleiht, der die Tugend entraten zu können glaubt. Er lächelte über die Angst der Aristokraten vor dem Sozialismus. Unter seinem Blick zog jeder Arbeiter den Hut, und Sir Charles duzte ihn mit väterlichem Wohlwollen. Dabei verstand er es, die Leute durchaus nicht zu erniedrigen, im Gegenteil, sie fühlten sich durch



seine patriarchalische Liebenswürdigkeit, die fast Vertraulichkeit werden konnte, durch die Verbindlichkeit, mit der er Befehle erteilte, in ihrem Menschentum mehr gehoben und geschmeichelt, als durch theoretische Anerkennung der sozialen Gleichheit, die heimlich die tatsächliche Ungleichheit um so bitterer als Ohnmacht empfinden läßt. „Der Diener“, sagte Sir Charles, „den Sie wie einen Gleichberechtigten behandeln, wird sich an Ihnen messen, und das macht ihn unzufrieden; der Diener, den Sie duzen, mißt sein Schicksal an dem anderer Diener und ist stolz, wenn er an Ihnen einen vollkommenen Herrn hat. Es ist nicht human, sondern geradezu unmenschlich, jemand zu behandeln, als sei er mehr, als er ist. Das läßt ihn erst seine Niedrigkeit empfinden.“ Sir Charles war dabei völlig frei von sogenannten Standesvorurteilen. Er liebte es, mit allen Klassen der Gesellschaft zu verkehren, und sich über Standesgenossen lustig zu machen, die er oft durch seinen Umgang und seine Gewohnheiten chokierte. Ich hatte das Gefühl, daß vor der Gebärde dieses Mannes selbst der Arm des preußischen Schutzmannes erlahmen oder die Unbestechlichkeit eines gerechten Richters scheitern könnte und verstand, wie einst in starken Oligarchieen, wo solche Typen vorherrschten, einige wenige Familien tun und lassen konnten, was sie wollten.

Während er nun den Platz einnahm, den der Professor leer gelassen hatte, entdeckte ich plötzlich die große Aehnlichkeit, die Sir Charles Bloom trotz seinem Bart mit dem glattrasierten Monsignore Francesco Pecca hatte, bei dem mir einst meine Freundin Giuseppina Cortis, von der ich nachher noch sprechen muß, eine Einladung verschaffte; ich hatte den Wunsch geäußert, einmal die italienische Küche auf ihrer Höhe kennen zu lernen, wie sie nur die untadelige Sorgfalt eines wirklich großen Hauses ermöglicht. Wir saßen lange bei der Tafel, und der etwas fette Monsignore mit den fast witzigen Gesichtszügen und den etwas üppigen, doch edeln Händen genoß die Speisen, wie die Verse seines Lieblingsdichters Martial, die er lächelnd zitierte und dann für Giuseppina in komischer Milderung des obszönen Inhalts übersetzte. Don Francesco war übrigens ihr Beichtvater, und so wird ihr ihre Liebe zu mir im Himmel wahrscheinlich nicht allzu hoch angerechnet werden, während ich bereit bin, dafür zu büßen, daß ich sie, wie man nachher erfahren wird, mit meiner nordländischen Kompliziertheit so sehr gequält habe.

Dieser Kompliziertheit wegen, welche die geraden Linien des Charakters verdirbt, schämte ich mich fast vor so großzügigen Naturen wie Sir Charles oder Don Francesco, in deren Gegenwart mir alle Nachdenklichkeit, Selbstquälerei und alles Zweifeln wie verächtliche Kleinigkeitskrämerei erschien. So sehr mich ihr Umgang anregte, bei ihnen fühlte ich doch, daß in mir eine natürliche Anlage zum Dasein in großem Zug zerbrochen war. Wodurch? Durch einen überwuchernden und ein wenig von dem Professor verderbten Intellekt. Wie ungequält und klar formulierte sich dagegen die Klugheit dieser Menschen, die ohne Widersprüche Platoniker, Epikuräer, Voltairianer und römische Prälaten sein konnten. Sie waren mir stets wohlgesinnt



und reichten mir in schwieriger Lage oft die Hand, mußten aber mit halb mißverstehendem, halb mitleidigem Achselzucken oft genug zusehen, wie ich ihnen entglitt und wie mein Inneres immer wieder zersetzenden Einflüssen erlag.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Gedichte.

Von

Maria Gräfin Gneisenau.

### Das Hochgemute.

Etwas das mehr ist, als Ihr Alle —  
und niemals werdet Ihr verstehn,  
daß nur veredelte Kristalle  
in dieses letzte Leuchten gehn.  
Und tragt ein lang vergangnes Sterben  
im Unbewußten, wie ein Weinen —  
vom ewig unerfüllten Werben  
der Allzuvielen und Gemeinen. —

### Von den Darbenden.

Und sind die Zagenden, die tastend an der Tür,  
die offen steht, wie Blinde dem Beschreiten  
von fremden Wegen, keine Möglichkeiten  
mehr zutraun, hilflos warteten und für  
das jämmerliche Flehen ihrer Gier —  
ein Leeres ernten aus verlassenem Sollen,  
das immer öder wird und nie ein Wollen.  
Doch Einer führt sie fort im Dunkeln von der Tür.

### Die Augen der Armen.

Sie sahen allzufrüh, was lange sonst  
verborgen bleibt, vielleicht auch hafteten —  
sie leer erstaunt an unbegriffenen Dingen  
und wußten nur, daß irgendwelches Klingen  
nicht kommen wollte und nicht war.

Und fühlten es im Letzten nebensächlich —  
daß eines Himmels losgelöstes Blau  
sich selten und verschoben in begrenzte —  
halbblinde Fenster gab und ihnen glänzte  
wie auf den weißen Haaren einer Frau.

---



## Die Ehe.

Komödie von Bernard Shaw.

Deutsch von Siegfried Trebitsch.

(Fortsetzung.)

**Der General:** Ich fürchte, Lesbia, die Dinge, die Sie entbehren können, sind die Dinge, die Sie nicht haben wollen.

**Lesbia** (von seinem Witz überrascht): Das ist nicht schlecht gesagt für den dummen Soldaten. Ja, Boxer, es ist wahr, ich hab' Sie nicht nötig genug, um das sehr unvernünftige Opfer zu bringen, das die Ehe verlangt. Und doch ist gerade das der Grund, warum ich heiraten sollte. Gerade weil ich die Eigenschaften besitze, die mein Land am meisten nötig hat, werde ich unfruchtbar in die Grube fahren; während die Frauen, die weder die Kraft haben, der Ehe zu widerstehen, noch die Intelligenz, die grenzenlose Erniedrigung, die in der Ehe liegt, zu begreifen, das England der Zukunft schaffen werden.

(Sie erhebt sich und geht auf das Arbeitszimmer zu.)

**Der General** (als sie an ihm vorübergehen will): Na, ich werde Sie nicht wieder fragen, Lesbia.

**Lesbia:** Ich danke Ihnen, Boxer. (Sie geht weiter zur Tür des Zimmers.)

**Frau George:** Sie sind mit ihm ganz fertig, nicht wahr?

**Lesbia:** Was die Ehe betrifft, ja. Das Feld ist frei für Sie, Frau George. (Sie geht in das Arbeitszimmer.)

Der General verbirgt das Gesicht in den Händen. Frau George kommt um den Tisch herum zu ihm.

**Frau George** (teilnahmsvoll): Sie ist eine nette Frau, wahrhaftig. Und ihre Schönheit ist auch von einer eigenen Art, ganz verschieden von jeder andern.

**Der General** (überwältigt): Oh, Frau Collins, ich danke Ihnen, ich danke Ihnen tausendmal. (Er erhebt sich überschwänglich.) Sie haben frosterstarre Blüten zum Tauen gebracht (er küßt ihr die Hand): verzeihen Sie; ich danke Ihnen: Gott segne Sie — (er nimmt, übermannt, wieder seine Zuflucht zum Garten.)

**Frau George** (ihm triumphierend nachsehend): Da hätten wir den lieben alten Krieger noch eben auf dem Sprunge erwischt, wie?

**Hotchkiss:** Mir jetzt schon untreu?

**Frau George:** Ich bin nicht Ihr Eigentum, junger Mann, glauben Sie das nicht. (Sie geht zu ihm hinüber und sieht ihm ins Gesicht.) Verstehen Sie? (Er schließt sie plötzlich in seine Arme und küßt sie): Oh!



Wagen Sie das noch einmal, Sie junger Schuft, und ich schlag' einen Sessel an Ihrem Gesicht entzwei. (Sie ergreift einen und hält ihn in Bereitschaft) Jetzt sollen Sie mich einen Monat lang nicht zu sehen bekommen.

Hotchkiß (bedächtig): Ich werde Ihrem Gatten heute meinen ersten Besuch abstatten.

Frau George: Sehen Sie zu, wie er Sie empfangen wird, wenn ich ihm sage, was Sie eben getan haben.

Hotchkiß: Was kann er sagen? Was darf er mir sagen?

Frau George: Nehmen Sie an, daß er Sie aus dem Hause wirft.

Hotchkiß: Wie kann er das? Ich habe sieben Säbelduelle ausgefochten. Ich habe Muskeln aus Stahl. Nichts tut mir weh — selbst gebrochene Knochen nicht. Ein Kampf hat gar kein Interesse für mich,, weil er mir weder Angst noch Spaß macht und ich immer gewinne. Ihr Gatte ist in allen diesen Dingen wahrscheinlich ein Durchschnittsmensch. Er wird entsetzliche Angst vor mir haben; und wenn er mich angreifen wollte, aufgestachelt durch Ihre Gegenwart und Ihnen zuliebe und weil es unter gemeinen Leuten so üblich ist, würde ich ihn einfach schlagen und demütigen. (Er legt nach und nach seine Hände auf den Stuhl und nimmt ihn ihr fort, während seine Worte Satz für Satz zu Ende gehen): Ehe Sie ihn dem aussetzen, würden Sie doch wohl tausend gestohlene Küsse dulden, nicht wahr?

Frau George (in äußerster Verwirrung): Sie junge Viper!

Hotchkiß: Haha! Sie sind in meiner Gewalt. Das ist auch einer der Irrtümer in Ihrem Ehrenkodex für Gatten: der Mann, der die einschüchtern kann, darf ihre Frauen straflos beleidigen. Erzählen Sie's ihm, wenn Sie es wagen. Wenn ich Lust habe, mir zehn Küsse zu nehmen, wie wollen Sie das verhindern?

Frau George: Kommen Sie mir in die Nähe, und ich laß kein Haar auf Ihrem Kopfe.

Hotchkiß (ergreift geschickt ihre Handgelenke) Jetzt hab' ich Ihre Hände.

Frau George: Aber nicht meine Zähne: Lassen Sie los oder ich beiße. Ich beiß' zu, sag ich Ihnen! Lassen Sie mich los.

Hotchkiß: Beißen Sie nur: ich schmeck genau so schön wie George.

Frau George: Sie Biest. Lassen Sie mich los. Sie nennen sich Gentleman und nützen Ihre brutale Kraft gegen eine Frau aus?

Hotchkiß: Sie sind in jeder Beziehung stärker als ich, nur hierin nicht. Glauben Sie, daß ich meinen einzigen Vorteil fahren lasse? Versprechen Sie mir, mich zu empfangen, wenn ich heute nachmittag vorspreche?

Frau George: Nach dem, was Sie eben getan haben! Nicht, wenn es gälte, mein Leben zu retten.



Hotchkiß: Ich werde George amüsieren.

Frau George: Er wird nicht zu Hause sein.

Hotchkiß (in naiver Bestürzung): Soll das heißen, daß wir allein bleiben würden?

Frau George (ihre Hände triumphierend losreißend, daß sein Griff nachläßt): Aha! das hat Sie abgekühlt, was?

Hotchkiß (ängstlich): Wann ist George wieder zu Hause?

Frau George: Für Sie ist das ganz gleichgültig, ob er zu Hause ist oder nicht. Die Tür wird Ihnen vor der Nase zugeschlagen, wann immer Sie kommen.

Hotchkiß: Kein Londoner Bedienter ist stark genug, eine Tür zuzuhalten, wenn ich sie offen haben will. Sie können mir nicht entfliehen. Wenn Sie mir Trotz bieten, werd' ich Kohlenhändler, mache Georges Bekanntschaft auf der Kohlenbörse und tu ihm so lange schön, bis er mich einlädt, ihn zu besuchen, und Ihre Bekanntschaft zu machen.

Frau George: Wir haben keine Verwendung für Sie, junger Mann: weder George noch ich.

Sie segelt von ihm fort und setzt sich an das in der Nähe des Arbeitszimmers befindliche Ende des Tisches.

Hotchkiß (ihr folgend und den nächsten Sessel um die Tischecke herumnehmend): Ja, Sie haben eine. George kann für Sie nicht kämpfen: ich kann es.

Frau George (sich ihm zuwendend): Sie Raufbold. Sie niedriger Raufbold Sie.

Hotchkiß: Sie haben Mut und einen berückenden Zauber: ich habe Mut und ein paar Fäuste. Wir sind beide Raufbolde, Polly.

Frau George: Sie haben eine böse Zunge. Das ist Grund genug, Sie meinem Hause fernzuhalten.

Hotchkiß: Es muß wohl ein Kartenhaus sein. Ein Wort von mir zu George, das richtige Wort, im richtigen Tonfall gesprochen — und Ihr Haus stürzt zusammen.

Frau George: Deshalb sterb ich eben lieber, als daß ich Sie einlasse.

Hotchkiß: Dann werde ich morgen Kohlenhändler, so wahr Sie und ich leben. Georges Gefallen an unterhaltender Gesellschaft wird ihn mir in die Hände liefern. Ehe ein Monat um ist, wird mir Ihr Heim ausgeliefert sein.

Frau George (erhebt sich, aufs äußerste aufgebracht): Glauben Sie, daß ich mich in eine solche Falle locken lasse?

Hotchkiß: Sie sind schon darin. Die Ehe ist eine Falle. Sie sind verheiratet. Jedermann, der die Macht hat, Ihre Ehe zu zerstören, hat die Macht, Ihr Leben zu zerstören. Ich habe diese Macht über Sie.



Frau George (verzweifelt): Ist das Ihr Ernst?

Hotchkiß: Jawohl.

Frau George (entschlossen): Na, dann zerstören Sie meine Ehe und seien Sie —

Hotchkiß (sich erhebend): Polly!

Frau George: Lieber meinem Unglück Trotz bieten als Ihre Sklavin sein.

Hotchkiß: Was! Und George?

Frau George: Zwischen mir und George muß Ehre sein, muß Glück oder Unglück sein. Tun Sie Ihr Schlimmstes.

Hotchkiß (sie bewundernd): Sie sind wirklich meine Beute, Polly? Wagen Sie's, mich herauszufordern?

Frau George: Wenn Sie noch ein Wort an mich richten, kann ich mich nicht mehr beherrschen und vergreif mich an Ihnen.

Sie stürzt außer sich mit gekrümmten Fingern in großer Verwirrung an ihm vorbei zum andern Ende des Tisches.

Hotchkiß: Das macht allem ein Ende. Polly: ich bete Sie an: wir sind füreinander geboren. Da ich ein Gentleman bin, werde ich nie etwas tun, was Sie langweilen, beleidigen könnte; nur behalte ich mir das Recht vor, Ihnen ein blaues Auge zu schlagen, wenn Sie mich beißen; aber Sie werden mich nun bis an Ihr Lebensende nicht los.

Frau George: Ich werde Sie loswerden, wenn der Magistratsdiener Ihnen mit seinem Stab den Schädel einschlägt. (Sie wendet sich zum Turm.)

Hotchkiß (eilt zwischen dem Tisch und der Eichenkiste durch den Turm, um ihr den Weg abzuschneiden): Das sollen Sie nicht . . .

Frau George (schwer atmend): Nicht?

Hotchkiß: Nein, Sie sollen nicht. Ich habe noch einen Trumpf in der Hand, den Sie vergessen haben. Warum waren Sie so ganz anders, als Sie mit dem Bischof sprachen?

Frau George (über alle Maßen aufgeregt): Halt. Das nicht. Das sollen Sie achten, wenn Sie auch sonst nichts achten. Das verbiete ich Ihnen. (Er kniet zu ihren Füßen.) Was tun Sie? Stehen Sie auf: seien Sie kein Narr.

Hotchkiß: Polly: ich bitte Sie fußfällig, mich heute nachmittag Georges Bekanntschaft bei Ihnen zu Hause machen zu lassen. Ich werde auf den Knien liegen bleiben, bis der Bischof hereinkommt und uns sieht. Was wird er dann von Ihnen denken?

Frau George (beiseite zu sich selbst): Wo ist die Feuerzange? Sie eilt an den Kamin; ergreift die Feuerzange; und eilt auf Hotchkiß zu, der zur Tür des Arbeitszimmers flieht. Der Bischof tritt in diesem Augenblick



ein und kommt zwischen beide zu stehen, mit knapper Not einen Schlag mit der Feuerzange entgehend.

Der Bischof: Schlagen Sie ihn nicht, Frau Collins. Er ist mein Gast.

Frau George wirft die Feuerzange fort; sinkt in den nächsten Stuhl und bricht in Tränen aus. Der Bischof geht zu ihr und klopft sie tröstend auf die Schulter. Ein Schauer durchzuckt sie bei dieser Berührung.

Der Bischof: Beruhigen Sie sich! Sie sind im Hause Ihrer Freunde. Können wir Ihnen helfen?

Frau George (zu Hotchkiß, auf die Tür des Arbeitszimmers weisend) Dort hinein mit Ihnen. Man braucht Sie hier nicht —

Hotchkiß: Sie begreifen, Eminenz, daß Frau Collins für diesen Auftritt nicht verantwortlich ist. Ich fürchte, ich bin ziemlich aufreizend gewesen.

Der Bischof: Ich kann mir das wohl vorstellen, Sinjon.

Hotchkiß geht in das Arbeitszimmer.

Der Bischof: (wendet sich zu Frau George in der freundlichsten Art): Ich bedaure, daß Sie Unannehmlichkeiten hatten. (Er setzt sich ihr zur Linken.) Lassen Sie ihn laufen. Ein wenig Mut, ein wenig Fröhlichkeit des Herzens, ein wenig Beten; und Sie lachen über ihn.

Frau George: Unbesorgt. Ich besitze das alles. Mein Fehler war ebenso groß wie der seine; und ich hätte ihn mit einem Schlag (dieser Feuerzange auf den Kopf zur Vernunft gebracht, wenn Sie nicht eingetreten wären.

Der Bischof: Sie hätten ihn auf diese Art in den Sarg bringen können, Frau Collins. Und das hätte mir sehr leid getan, weil wir Sinjon alle sehr gut leiden können.

Frau George: Ja, es ist Ihre Pflicht, mich zu tadeln. Aber glauben Sie, daß ich das nicht weiß?

Der Bischof: Ich tadle Sie nicht. Wer bin ich, daß ich das Recht hätte, Sie zu tadeln? Uebrigens weiß ich, daß es Auseinandersetzungen gibt, bei denen die Feuerzange das einzig mögliche Argument ist.

Frau George: Eminenz, bitte, nehmen Sie mich ernst. Ich bin wahrscheinlich ein sehr komisches Frauenzimmer, aber ich komme von derselben Werkstatt wie Sie. Vor Jahren hörte ich Sie das selbst sagen.

Der Bischof: Ganz richtig; aber dann bin ich ein sehr komischer Bischof. Da wir nun beide komische Menschen sind, wollen wir nicht vergessen, daß der Humor eine göttliche Eigenschaft ist.

Frau George: Ich weiß nichts von göttlichen Eigenschaften oder wie Sie das nennen mögen; aber ich fühle es, wenn man mich verkleinern will. Sie haben mich zuerst Selbstachtung gelehrt, Sie haben



mich befähigt, gefahrlos wilde und eigensinnige Gegenden zu durchschreiten. Machen Sie jetzt nicht Kehrt vor Ihrer eigenen Lehre.

Der Bischof: Ich bin kein Lehrer, nur ein Reisegefährte, den Sie nach dem richtigen Weg gefragt haben. Ich wies nach oben — nach oben von meinem Platze aus, so gut wie von dem Ihren.

Frau George (erhebt sich und steht beinahe drohend über ihm): So wahr ich ein lebendiges Weib bin, werde ich mich töten, wenn ich entdecke, daß Sie ein Heuchler sind.

Der Bischof: Was! Sie töten wegen einer Entdeckung? Weil Sie durch eine solche weiser und daher ein besseres Weib würden? Was für ein schlechter Grund!

Frau George: Ich habe manchmal daran gedacht, zuerst Sie und dann mich zu töten.

Der Bischof: Weshalb um alles in der Welt wollten Sie sich töten — von mir gar nicht zu sprechen?

Frau George: Damit wir unser Stelldichein im Himmel einhalten können.

Der Bischof (erhebt sich und starrt ihr atemlos ins Gesicht): Frau Collins! Sie sind Incognita Appassionata!

Frau George: Sie haben also meine Briefe gelesen? (Mit einem Seufzer dankbarer Befreiung, setzt sie sich ruhig nieder und sagt): Ich danke Ihnen.

Der Bischof (reuevoll): Und ich habe den Zauber zerstört, indem ich Sie hierher bat. (Er setzt sich.) Können Sie mir je verzeihen?

Frau George: Sie konnten doch nicht wissen, daß ich nur die Frau eines Kohlenhändlers sei, nicht wahr?

Der Bischof: Warum sagen Sie nur die Frau eines Kohlenhändlers?

Frau George: Viele Menschen würden sich darüber lustig machen.

Der Bischof: Arme Menschen! Es ist so schwer zu wissen, wann das Lachen am Platz ist, nicht wahr?

Frau George: Ich wollte nicht in Ihnen den Glauben erwecken, die Briefe seien von einer feinen Dame. Ich schrieb auf billigem Papier; und konnte niemals orthographisch schreiben.

Der Bischof: Ich auch nicht. So hatte das keine Bedeutung für mich.

Frau George: Nur eins möchte ich, daß Sie es wüßten.

Der Bischof: Ja?

Frau George: Wir haben Ihren Freund nicht betrogen. Die Kohlen waren genau so gut, wie sie für dreizehn Schilling die Tonne sein konnten.



Der Bischof: Das ist wichtig. Ich danke Ihnen für diese Mitteilung.

Frau George: Ich habe Ihnen noch etwas anderes zu sagen; aber wollen Sie so gut sein, jemand herzubitten, der hierbleiben kann, solange wir zusammen sprechen? (Er erhebt sich und wendet sich zur Tür des Arbeitszimmers.) Keine Frau, wenn Sie nichts dagegen haben. (Er nickt verständnisvoll und geht weiter): Auch keinen Mann.

Der Bischof (innehaltend): Keine Frau und auch keinen Mann! Kinder haben wir keine mehr, Frau Collins. Sie sind alle erwachsen und verheiratet.

Frau George: Der andere Geistliche könnte es sein.

Der Bischof: Was! Der Totengräber?

Frau George: Ja. Er wird mir doch nicht zürnen, daß ich ihn so nannte, wie? Es war nur meine Unwissenheit.

Der Bischof: Gewiß nicht (Er öffnet die Tür des Arbeitszimmers und ruft): Soames! Anthony! (Zu Frau George.) Nennen Sie ihn Vater: er hat das gern. (Soames erscheint in der Tür des Arbeitszimmers.) Frau Collins wünscht, daß Sie zu uns kommen, Anthony (Soames sieht verdutzt aus.)

Frau George: Sie haben doch nichts dagegen, Papa, nicht wahr nein? (Da er bei dieser Begrüßung zusammenzuckt, was den Rat des Bischofs schwerlich rechtfertigt, so sagt sie besorgt): Sie sagten mir doch, daß ich ihn so nennen sollte, nicht?

Soames Ich werde „Vater Anthony“ genannt, Frau Collins. Aber es ist einerlei, wie Sie mich nennen. (Er kommt herein und geht an ihr vorüber an den Kamin.)

Der Bischof: Frau Collins hat mir etwas zu sagen, Sie möchte, daß Sie es hören.

Soames: Ich höre.

Der Bischof: (geht zu seinem Sitz zurück in ihre Nähe): Nun.

Frau George: Eminenz, Sie hätten nie heiraten sollen.

Soames: Diese Frau hat göttliche Eingebungen. Hören Sie ihr zu, Eminenz.

Der Bischof (durch das Unvermittelte des Angriffs verwirrt): Ich heiratete, weil ich in Alice so sehr verliebt war, daß mir alle Schwierigkeiten, Zweifel und Gefahren der Ehe bedeutungslos schienen.

Frau George: Ja, es ist erbärmlich, arme, junge Dinger in diesem Zustand so weit kommen zu lassen. Würden Sie jetzt, wo Sie besser Bescheid wissen, heiraten, wenn Sie Witwer wären?

Der Bischof: Jetzt bin ich alt. Es wäre einerlei.

Frau George: Aber wenn es nicht einerlei wäre, würden Sie es dann tun?



Der Bischof: Ich glaube, ich würde wieder heiraten, damit sich niemand einbilden könnte, daß meine Ehe mit Alice unglücklich gewesen sei.

Soames (streng): Lieben Sie Ihre Frau mehr als Ihr Seelenheil?

Der Bischof: Oh, sehr viel mehr. Wenn Sie einem Manne begegnen, dem besonders viel an seinem Heil gelegen ist, so sehen Sie sich nach einer Frau um, der besonders viel an ihrem Charakter gelegen ist, und verheiraten Sie die beiden, sie werden ein vollendetes Paar abgeben. Ich rate Ihnen, sich zu verlieben, Anthony.

Soames (mit Entsetzen): Ich!!!!

Der Bischof: Ja. Sie! bedenken Sie, was das bei Ihnen heißen würde. Ihrer Frau zuliebe würden Sie des Geldes wegen selbstlos und fleißig sein, statt selbstsüchtig, faul und gleichgültig dagegen zu sein. Ihrer Frau zuliebe würden sie aus demselben Grunde Wert auf Beförderung legen. Um ihretwillen würden Sie auf Ihre Gesundheit, Ihre Erscheinung, die gute Meinung Ihrer Mitgeschöpfe Wert legen und alle die wirklich wichtigen Dinge vollbringen, denen zuliebe die Menschen arbeiten und streben, anstatt ziellos ihr „Seelenheil“ zu hegen und zu pflegen.

Soames: Mit einem Wort, wegen der einen Todsünde sollte ich allen anderen Todsünden nachjagen.

Der Bischof: Heiliger Anthony! Versuchen Sie ihn, Frau Collins, versuchen Sie ihn!

Frau Collins (erhebt sich und blickt seltsam vor sich hin): Hüten Sie sich, Eminenz: Sie haben noch immer die Macht, mich Ihren Befehlen zu unterwerfen. Und Sie, Herr Totengräber, hüten Sie sich vor einem leeren Herzen.

Der Bischof: Jawohl. Die Natur verabscheut ein Vakuum, Anthony. Ich hätte Angst, mit einem leeren Herzen umherzugehen: denn das erste Mädchen, dem ich begegnete, würde durch bloßen Luftdruck hineinfliegen. Alice hält jetzt andere Frauen fern. Frau Collins weiß es.

Frau George (ein leichter Krampf überläuft sie wie eine Welle): Ich weiß mehr als irgend einer von euch. Der eine von euch beiden hat seine erste Liebe noch nicht erschöpft, und der andere hat sie noch nicht erreicht. Aber ich — ich — (Sie wankt und wird wieder von einem Krampf geschüttelt.)

Der Bischof (sie vor dem Hinfallen bewahrend): Was ist denn los? Sind Sie krank, Frau Collins? (Er bekommt sie in ihren Sessel zurück.)

Soames: im Arbeitszimmer steht ein Glas Wasser — rasch. (Soames eilt zur Tür des Arbeitszimmers.)

Frau George: Nein. (Soames hält inne.) Rufen Sie nicht. Bringen Sie auch nichts. Hören Sie nichts?



Der Bischof: Nichts Ungewöhnliches.

(Er setzt sich, sie mit lebhafter Ueberraschung und Anteilnahme beobachtend.)

Frau George: Keine Musik?

Soames: Nein. (Er stiehlt sich an das Ende des Tisches und setzt sich zu ihrer Rechten, gleichfalls lebhaft interessiert.)

Frau George: Sehen Sie nichts — nicht ein großes Licht?

Der Bischof: Wir wandeln noch im Dunkel.

Frau George: Legen Sie Ihre Hand auf meine Stirne: die Hand mit dem Ring.

Er tut es. Die Augen schließen sich.

Soames (zur Prophezeiung inspiriert): Es war einmal eine Frau, die Frau eines Kohlenhändlers, die eine große Sünderin gewesen —

Der Bischof, stutzig, nimmt die Hand fort. Frau Georges Augen öffnen sich lebhaft, während sie Soames unterbricht.

Frau George: Sie prophezeien falsch, Anthony: ich habe in meinem ganzen Leben niemals irgend etwas getan, das mir nicht befohlen wurde. (Ruhiger): Ich bin ich selbst gewesen. Ich habe keine Furcht vor mir selbst gehabt. Und endlich bin ich mir selbst entronnen und bin eine Stimme für jene geworden, die sich fürchten zu sprechen und ein Weinen für die Herzen, die schweigend brechen.

Soames (flüsternd): Ist sie inspiriert?

Der Bischof: Wunderbar. Still.

Frau George: Ich habe das Recht zu sprechen erworben. Ich habe es gewagt: ich bin hindurch geschritten: ich bin nicht versengt im Feuer hingesunken: ich bin endlich wieder emporgetaucht, darüber erhaben, was jenseits des Abschieds liegt.

Der Bischof: Und was sehen Sie dort, jenseits des Abschieds?

Soames (hungrig): Geben Sie uns Ihre Botschaft.

Frau George (mit tieftraurigem Vorwurf): Als ihr mich liebtet, gab ich euch die ganze Sonne und die Sterne, damit zu spielen. Ich gab euch Ewigkeit in einem einzigen Augenblick, die Kraft der Berge in einer einzigen Umarmung und den Inhalt aller Meere in einer Regung eurer Seelen. Einen Augenblick nur; aber war das nicht genug? Wurdet ihr dadurch denn nicht für den ganzen Rest eurer Erdenkämpfe entschädigt? Muß ich auch noch eure Kleider reinigen und eure Dielen fegen? War es nicht genug? Ich zahlte den Preis, ohne zu feilschen: ich habe die Kinder geboren, ohne mit einer Wimper zu zucken: war das ein Grund, mir neue Lasten aufzubürden? Ich trug das Kind in meinen Armen: muß ich auch noch den Vater tragen? Als ich euch Himmelstore auftat, waret ihr blind? war es nichts für euch? Als alle Sterne in euren Ohren sangen und alle Winde euch in das Herz des Himmels trugen, waret ihr taub? waret ihr schwer-



hörig? war ich euch nicht genug? Wir haben die Ewigkeit gemeinsam erschöpft; und ihr verlangt von mir noch eine weitere kleine Lebensfrist. Wir besaßen das ganze Weltall zusammen; und ihr verlangt von mir auch noch meinen kärglichen Lohn. Ich habe euch der Dinge größtes gegeben; und ihr verlangt Kleinigkeiten von mir. Ich schenkte euch eure eigene Seele: Ihr verlangt meinen Leib als Spielzeug. War es nicht genug? War es nicht genug?

Soames: Verstehen Sie das, Eminenz?

Der Bischof: Ja, ich habe das vor Ihnen voraus, Anthony. Alice sei's gedankt. (Er ergreift Frau Georges Hand): Ihre Hand ist sehr kalt. Können Sie wieder auf die Erde herab kommen? Erinnern Sie sich, wer Sie sind und wer ich bin?

Frau George: Mir war es genug. Ich habe nicht verlangt, Ihnen zu begegnen — Sie zu berühren — (Der Bischof läßt rasch ihre Hand los.)

(Fortsetzung folgt.)

## Rundschau.

### Finanzpolitisches.

Von Pluto.

In Erwartung der Finanzreform, anders läßt sich die Haltung der Börse heute nicht erklären! Immerhin bedeutet unsere nachträgliche Geschäftsstille im Verhältnis zum Vorjahre noch die dreifache Lebhaftigkeit, während doch unsere Plottenfrage, besonders nach den Reden von Rosebery und Grey beständig ernster wird. Nur die hieran sich knüpfenden Steuerbefürchtungen bewogen unsere Kapitalisten, ihre einheimischen Fonds weiter so umfassend abzugeben, daß die Interventionen der Seehandlung und der Großbanken von zwingender Notwendigkeit blieben. Wenn man gegen diese tiefen Schatten das Licht der italienischen Märkte setzt! Sind bei uns 100 Obligationen der Meridional- oder Mittelmeerbahn (staatlich garantiert) zu verkaufen, so geht das spielend vor sich. Werden aber ein paar Tage später auch nur 10 Stück gesucht, so bereitet das Schwierigkeiten, weil eben das Heimatland jedes Anlagematerial aufnimmt und fast nichts herausgibt. Die Vielen, welche bei uns ihre Konsols und Reichsanleihe verkauften, scheinen sich dafür Industrieaktien hinzulegen (denn der

Ratschlag der Wechselstuben wiegt schwer! — aber auch Minenshares. Das ist eine Hausse, die schier unzähligen deutschen Händen frisches Geld gebracht hat, unzähligen Sparbüchsen mit nur einem oder zwei Papieren und wiederum unzähligen Wohlhabenden mit einem Besitz, den die Jahre fast schon rosten gemacht. All dies wird jetzt unter außerordentlichem Nutzen bar bezahlt, und solche Unsummen sind es gerade gewesen, die uns seit dem Jahre 1906, wo wir in unserer Industrie einem starken Barbedarf begegneten, tatsächlich gefehlt hatten. Allein, so wird man einwenden, das Publikum kauft doch auch gegenwärtig wieder jene so teuer gewordenen Shares. Gewiß! Nur daß sie nunmehr auch wieder Geld darauf bekommen. Randmines zu 5 Pfund beleiht man eben weniger schlank, als wenn der Kurs 11 Pfd. steht. Augenblicklich schaut ja die Minenhausse etwas ermüdet drein, man muß sich aber immer vorhalten, daß einstweilen noch die Londoner Großen ein Interesse daran haben, das allgemeine Feuer nicht verlöschen zu lassen. Natürlich verzeichnen unsere Banken bereits höchst reiche Transvaalgewinne, obzwar sie über die endliche Entleerung ihrer alten Pakete lieber schweigen. In Wahr-



heit sind diese Erscheinungen interessanter, als z. B. die fortlaufenden Diskussionen über den 3 Millionen-Kredit, den die Handelsgesellschaft einer einzigen Lederfabrik eingeräumt hatte. Wird doch hierbei eine wichtige Fragestellung ganz unterlassen. Nämlich, ob sich Herr Fürstenberg selbst um solche Kredite gar nicht kümmert, sondern dieselben den Leitern von der Konto-Korrentabteilung überläßt. Und es genügt keineswegs nach Monaten zu hören, daß etwa Herr X oder Herr Y aus Gesundheitsrücksichten ihren bisherigen Wirkungskreis verlassen. Unseren Bergwerksaktien sucht man durch die effektvollsten Drahtmeldungen aus Amerika aufzuhelfen, die aber mit Vorsicht zu genießen sind, selbst wenn darin Kuhn, Löb, Morgan und die National City Bank so einträchtig auftreten, wie die Urkantone auf dem Rütli. Andererseits sieht man z. B. die Laurahütte keineswegs bemüht, ihre Verhältnisse günstig darzustellen. Denn die Herren betonten die Depression in der Hüttenindustrie, während doch gerade diese Gesellschaft in früheren Jahren bis 70 Proz. ihres Gewinnes allein aus der Kohlenindustrie zog. Einzig Deutsch-Luxemburger bewahren eine auffallende Festigkeit. Eine Minorität unter den Kapitalisten, die gern rechnet, kauft Lombardische Prioritäten, um  $4\frac{1}{3}$  Proz. zu machen, und ebenso erregen Madrider Lose, die mit  $3\frac{3}{4}$  Proz. rentieren, eine gewisse Aufmerksamkeit. Dies aber nur, weil die Franzosen als Käufer auftreten.

\* \* \*

Eine Seeschlange konnte es kaum sein, jene merkwürdige Depesche, wonach Oesterreich und Deutschland zur Aufhebung der Dette Publique in der Türkei ihre grundsätzliche Zustimmung bereits gegeben hätten. Denn für Eingeweihte kam diese Depesche aus den Kreisen des Wiener Fremdenblattes, also aus einem ganz offiziellen Organ. Dank der englischen Krankheit, an der heute die europäische Politik laboriert, stehen, wie dies hier schon früher befürchtet wurde, auch viele auswärtigen Wirtschaftsverhältnisse im Zeichen der diplomatischen Schachzüge. Ein derartiger Gegenzug schien es nun wohl sein, falls unsere Reichsregierung der jungtürkischen Herrschaft mit der Versicherung geschmeichelt hätte, daß seit dem Einzuge des Fortschrittes (!) im Yildiz-Kiosk keine europäische Schuldenverwaltung mehr nötig

sei. — Eine Ungeheuerlichkeit, sowohl hinsichtlich der Wahrheit an sich, als auch hinsichtlich des etwaigen Wort- und Vertragsbruches an allen Besitzern von Turbanwerten! Vorsichtig und kleinlich ward jene Zustimmung zwar nur eine prinzipielle genannt, aber gerade diese angeblich sachliche Ueberzeugung bliebe das Allerfalscheste. Denn es wäre nicht wahr, daß die Deutsche Bank, die Eisenbahngesellschaften, die Tabakregie, die Ottomanbank und endlich die Dette Publique selbst, in irgend einem ihrer Mitglieder der administrativen Unabhängigkeit der Türkei zustimmen könnten. Unsere Staatsmänner würden auch dem neuen Regime ungleich besser dienen, wenn sie dessen Machthabern über ihre finanziellen Fähigkeiten, oder Unfähigkeiten nicht den geringsten Zweifel liessen. Statt dessen schien man aber wieder von Fall zu Fall klug sein zu wollen, ohne es sich zu überlegen, daß in dem Augenblick, wo jene Schuldenkontrolle wirklich aufhörte, alle türkischen Werte im Kurszettel gestrichen sein würden. Wenigstens müßte dann jedes ernsthafte Blatt in Deutschland, England und Frankreich die Kapitalisten warnen, diese Papiere noch länger zu behalten. Nachträglich spricht man denn auch nur von der mazedonischen Schuldenverwaltung.

\* \* \*

Zu viele „Gefährten“ befürchteten ehemals die großen Berliner Spekulanten, falls sie sich ein ordentliches Decouvert anschafften, oder, was ihnen zumeist widernatürlich schien, ein großes Hausengagement eingingen. D. h. sie zürnten denen, die ihnen nachhandelten und ihnen somit nach oben oder nach unten die Kurse verdarben. Aehnlich ergeht es jetzt unseren Bankiers, die sich kaum anschicken, gegen ihre weiteren Belastungen Enttäuschungsmeetings einzuberufen, als sie auch schon „Gefährten“ bekommen, an deren Mitreise in das dunkle Land der Steuerproteste nur zu wenig gelegen ist. Wir sind nun einmal leider noch keine solche Gleichheitsmenschen, um den Ernst zu bewahren, falls wir neben der Hochfinanz auch die Friseure und Barbieri sich vor den neuen Erhöhungen bekreuzen sehen. Für einen Satz etwa: was dem Einen seine Otavi sind, ist dem Andern sein Heliotrop! sind wohl einstweilen noch keine Verstehenden zu finden! Keinenfalls haben sich aber jene Friseure und Barbieri ärger benommen als vor Monaten die



Elektrizitätsleute, welche bekanntlich nicht zurückscheuten, eine Kohlensteuer zu empfehlen. Diese Abwälzungsmethode hat ja auch bereits ihre ehrenvolle Auszeichnung erfahren, indem sich der konservativ-klerikale Block bei seinen Vorschlägen gegen den Kohlenexport ausdrücklich auf die Heroen unserer Elektrizitätsindustrie zu beziehen vermochte. Nur bleibt es immer die Frage, ob nicht gerade innerhalb des Bank- und Börsenwesens verschärfte Lasten zum Gesetzerhoben werden könnten, die auf der andern Seite dem fiskalischen Geldbeutel unvergleichlich mehr schaden. Es sei hier nur an das Stempelgesetz erinnert, wodurch Aufträge auch für fremdländische Rechnung belastet wurden. Früher pflegten Belgien, Holland, besonders noch die Schweiz ihre regelmäßigen Anlagekäufe in Oesterreichischen und Ungarischen Werten durch Vermittlung des Frankfurter Platzes besorgen zu lassen, weil dort auch Gegenrechnung in anderen Papieren vorhanden war. Nachdem aber hiermit noch Stempelkosten verbunden wurden, trat die naturgemäße Verschiebung nach Wien ein, wo solche Weiterungen von selbst fortfielen. Auf diese Weise gehen uns jetzt schon seit vielen Jahren Millionen und Millionen an Provisionen verloren, ebenso an Courtagen für die Makler, — Summen, die uns vom Auslande einfließen. Also nicht nur London, wie Schulze-Gävernitz frei nach Siemens zu beweisen wünscht, sondern auch Wien hat auf Kosten der deutschen Geschäfte durch unsere kurzsichtige Gesetzgebung stark an Bedeutung gewonnen.

•   •   •

Neue Anleihen in Hülle und Fülle; gute und schlechte, mittelgute sowie auch solche, über deren Sicherheit keine Einmütigkeit besteht. — Argentinien vermehrt seine Nationalcedulas, die selbst in den schlimmsten Zeiten im Gegensatz zu den Provinzialcedulas ihren Zinsendienst aufrecht erhalten konnten. Kenner der dortigen Verhältnisse glauben, daß die Art der hypothekarischen Beleihung eine sorgfältige sei, so daß es interessant wäre, in diesen Modus einmal tiefer hineinzublicken. — Dagegen erhält natürlich Serbien nur einen Bruchteil der gewünschten Millionen, wobei die Pariser viel zu höflich, den großen Rest nur als aufgeschoben bezeichneten. — Stockholm hat eine sehr große Emission zustandegebracht, zu deren Uebernahmefirmen nach alter Tradition auch Hamburger Banken gehören.

Warum beschränkt man also die Zeichnung nur auf Frankreich? Wahrscheinlich wollen die Franzosen nicht erst später den deutschen Teilbetrag — zu höheren Kursen aufnehmen, wie dies so oft schließlich bei fremden Werten geschieht. Was die vielen neuen Anleihen innerhalb unserer eigenen Industrie betrifft, so nahen sie, bei einstweilen auch noch so schärfster Ablehnung.

## Slawische Wahnideen.

Von Staatsanwalt S p a t z.

Der Gedanke des Panslawismus hat in den letzten Jahren mit überraschender Stärke und Schnelligkeit Verbreitung gefunden. Seine Anfänge reichen zwar bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurück, sein Inhalt und sein Wesen hat sich aber im Laufe der Entwicklung sehr wesentlich verändert. Während der erste allslawische Kongreß, der im Jahre 1848 in Prag stattfand, lediglich insoweit allslawischen Charakter hatte, als er für alle Slawen die konstitutionelle Selbstregierung verlangte, hat sich der im vergangenen Jahre in derselben Stadt abgehaltene Kongreß auf rein nationale und allslawische Grundlage im modernen Sinne gestellt und deutlich genug die einheitliche Zusammenfassung des gesamten Slawentums und die geschlossene Bekämpfung des vermeintlich gemeinsamen Gegners als sein Ziel gezeigt. Dieser gemeinsame Gegner soll das Deutschtum sein, oder vielmehr der Pangermanismus, der angeblich immer weiter angriffsweise vordringt. Das Erwachen des nationalen Geistes mit seiner Förderung der Gegensätze hat dem Slawen gezeigt, daß der Deutsche auf fast allen Gebieten der Uebermächtige ist. Seine Eitelkeit verbietet ihm aber, als den richtigen Grund hierfür die intellektuelle Ueberlegenheit und die wirtschaftliche Befähigung zu erkennen, und führt ihn zu der Annahme, die Ursache sei in dem unberechtigten und anmaßenden Bestreben des Deutschen zu suchen, sich auf fremde Kosten vorzudrängen und auszubreiten. Dieses Leitmotiv kehrt überall wieder, wo die deutsch-slawischen Gegensätze aufeinanderstoßen. Es folgen ihm die polnischen Abgeordneten, die in deutschen Parlamenten überall hakatistische Umtriebe wittern, die



tschechischen, wenn sie ihre Wähler zu den größten Ausschreitungen anfeuern, die slowenischen bei Vertretung ihrer Forderung nach einer slowenischen Universität.

Seit einigen Jahren findet diese Idee auch in Rußland einen starken Widerhall. Ein bedeutender Teil der russischen Presse hat sie übernommen und verbreitet sie im russischen Volke. Auch in der russischen Volksvertretung hat sie bereits stark an Boden gewonnen. Als tatkräftigster Vertreter der Idee in der Duma darf wohl der Graf Bobrinski gelten, der der gemäßigten Rechten angehört. Mit Zähigkeit widmet er sich dem Ziele, besonders die Russen, Polen und Tschechen in gemeinsamer Schlachtlinie gegen das Deutschtum zu vereinigen. Bisher freilich mit nicht zu großem Erfolge. Denn auch ihm ist es noch wenig gelungen, die Gegensätze auszugleichen, die Russen und Polen beispielsweise in der ruthenischen Frage trennen und die Polen und Tschechen in Oesterreichisch-Schlesien gegeneinanderführen. Bemerkenswert für sein Bestreben, einem angreifenden Pangermanismus Russen und Polen als gemeinschaftlichen Feind vor Augen zu führen, ist seine Rede in der Duma am 1. April d. J., die von der deutschen Presse leider nur wenig beachtet worden ist. Er behauptete nicht mehr und nicht minder, als daß der Pangermanismus zielbewußt eine strategische Kolonisation der russischen Westprovinzen ins Werk gesetzt habe. Er wies darauf hin, daß in Russisch-Polen etwa eine halbe Million Deutscher wohne. Diese seien nach bestimmtem Plane von pangermanistischer Seite angesiedelt, um das Land militärisch dem Deutschtum zu sichern. Der beste Beweis hierfür liege nicht nur darin, daß in den großen Städten wie Lodz, Kalisch und Warschau die Deutschen fortgesetzt an Zahl und Macht gewannen, sondern auch darin, daß wichtige Festungen schon fast in deutscher Hand seien; so wohnten um Kowno herum bereits 15 000 und um Dubno herum in weiterem Umkreise etwa 300 000 Deutsche, und diese hätten schon fast alles Land zwischen den Festungen und den Forts durch Kauf in ihren Besitz gebracht.

Durch diese Rede, die übrigens nicht ohne Beifall blieb, wird die Auf-

merksamkeit gelenkt auf eine bisher wohl in Deutschland noch unbekannte Broschüre, der ihre wesentlichen Gedanken und Angaben offensichtlich entnommen sind. Diese Broschüre, genannt „Die Deutschen im Königreich Polen“ und verfaßt von einem Stephan Gorski (Warschau 1908), bietet geradezu ein Musterbeispiel für die slawische Wahnidee des pangermanistischen Schreckens und verdient deshalb ein näheres Eingehen auf ihren Inhalt.

Sie sucht zunächst die Entstehung deutschen Lebens in Rußland und besonders Russisch-Polen historisch zu entwickeln. Sie führt diese zurück auf die Zeit des ehemaligen Südpreußen. Damals habe Friedrich Wilhelm III. Tausende von deutschen Ansiedlern angesetzt. Schon zu dieser Zeit sei der Zweck der Berliner Regierung gewesen, das Deutschtum zum ausschlaggebenden Faktor zu machen, das sich militärisch des Landes bemächtigen solle, und die Polen zu entnationalisieren. Diese Ansiedler seien der „Auswurf der deutschen Bevölkerung“ gewesen, der „unter dem Deckmantel der Ehrlichkeit nichtswürdige Absichten verborgen“ habe. Dieses absprechende Urteil hindert den Verfasser aber nicht daran, einige Zeilen später zu erwähnen, daß diese deutschen Ansiedler notwendig gewesen seien, um dem damals verödeten Lande wirtschaftlich aufzuhelfen und daß sie viel zur Begründung wichtiger Unternehmungen im Interesse des Landes beigetragen hätten. In den folgenden Jahrzehnten hätten dann die polnischen Behörden ständig weiter den Zuzug von deutschen Ansiedlern aus wirtschaftlichen Gründen begünstigt. Das habe die preußische Regierung dazu ausgenutzt, ihr militärisches Sicherungsnetz immermehr zu ergänzen. Bis heute fahre sie darin fort; beharrlich führe sie noch jetzt die Politik Friedrich Wilhelms III. weiter. Dieser historische Rückblick — dies sei gleich hier eingeschaltet — läßt nach der tatsächlichen Seite hin völlig außer Betracht, daß die deutsche Einwanderung bedeutend weiter zurückreicht. Schon vor Jahrhunderten lag ja Handel und Gewerbe der polnischen Städte fast ausschließlich in deutschen Händen. Es sei aber beispielsweise auch an die große Ansiedlung deutscher Bauern zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts



erinnert, deren Spuren noch heute in der Ostmark deutlich sichtbar sind.

Die deutschen Ansiedlungen in Russisch-Polen sind, soweit sie ländlich sind, hauptsächlich längs der schiffbaren Flußläufe und der Eisenbahnstrecken vorhanden. Darin sieht Gorski preußisches System. Nach seiner Meinung soll dadurch für deutsche Invasion der Weg vorbereitet werden, der Weichsel, Bug, Njemen und Warthe entlang durch Russisch-Polen über die Ukraine nach dem Bosphorus und bis Kleinasien führt. Etappen auf diesem Wege seien durch die deutschen Siedlungen um die Festungen Kowno, Dubno und Iwangorod gebildet. Seine südlichste Strecke sei geschützt durch die zahlreichen deutschen Dörfer in Bessarabien und in den Ebenen westlich vom Dnjepr. Längs des ganzen Weges sei im letzten Jahrzehnt die auffallende Beobachtung zu machen gewesen, daß Deutsche aus der Zerstreuung in anderen Gegenden zu ihm hingezogen seien und sich an seinen Stationen in so großen Mengen zusammengeballt hätten, daß beispielsweise im Gouvernement Lublin schon eine Kette von Gemeinden vorhanden sei, die bis zu 40 Proz. deutsche Bevölkerung enthielten. Alle diese deutschen Inseln seien so geschickt angelegt, daß sie durch die natürlichen Wälle von Flüssen, Seen und Sümpfen ringsum geschützt seien. Schreckliche Vorwürfe erhebt der Verfasser gegen diese bäuerlichen Deutschen. Ihre Absonderung von den Polen erscheint ihm unbegreiflich. Hartnäckig hielten sie an Lebensgewohnheiten, Kleidung und Eßgerichten ihrer Vorfahren fest. Ihre deutsche Sprache aufzugeben, seien sie so wenig geneigt, daß sie durchaus überall eigene Schulen durchzusetzen suchten. Nicht einmal so viel Rücksicht auf das herrschende polnische Volk nahmen sie, daß sie nach dessen Sprachgebrauch dem Lande die historisch einzig berechnete Bezeichnung Königreich Polen zugestehen wollten. Verräterisch gesinnt seien sie durch und durch, denn sie nahmen willig deutsche Schriften und Schulbeihilfen aus Deutschland an, ließen sich von der deutschen Regierung öfters Geld zu Reisen nach Berlin zahlen und von deutschen Banken Geld zum Zinsfuß von 2 Proz. zu Landankäufen geben. Hin und wieder erschienen bei ihnen auch verdächtige

Personen, die unter der Maske von Bilder- und Bücherhändlern als pangermanistische Geheimboten unter ihnen wirkten und stets unfassbar für die russische Polizei blieben. Diese sei überhaupt unbegreiflich lässig. Vor einiger Zeit habe ein General beim Manöver eine deutsche Mühle entdeckt, deren Teile eine zusammenlegbare Brücke enthalten hätten. Trotz dieses untrüglichen Zeichens von Hochverrat sei aber nichts geschehen.

Das sicherste Anzeichen für „Berlins Hand“ aber sieht der Verfasser in der Entwicklung des Deutschtums in den großen Städten wie Lodz, Kalisch und Warschau. Lodz gilt ihm als kennzeichnendes Beispiel. Dort hat es nach seiner Meinung die pangermanistische Agitation von Berlin aus verschuldet, daß die Deutschen seit etwa 1907 die früher bekundete Neigung, im Polentum aufzugehen und sich ihm in allen Dingen anzupassen, plötzlich aufgegeben haben und nun national provozierend und die Polen unterdrückend auftreten. Drei deutsche Zeitungen und ein deutsches Theater wirken darauf hin und noch mehr drei deutsche Elementarschulen und neuerdings sogar ein deutsches Gymnasium. Aus den Worten des Aufrufs zur Gründung dieses Gymnasiums, die auffordern „zur Hebung des Deutschtums, dem im hiesigen Völkerchaos der Untergang droht“, und aus dem Umstand, daß gleichzeitig ein Verein zur Förderung des Deutschtums in Russisch-Polen begründet wurde, sieht der Verfasser die „preußischen Sperberklauen“ hervorschauen. Nun aber gebe es auch noch acht Gesangsvereine von Deutschen in Lodz und auch vier Turnvereine und einen Schützenverein. Die Gesangsvereine sind ihm „politische Vorposten par excellence“, Beweis: 1908 erhielten sie vom Generalkonsul in Warschau Sammlungen von deutschen Volksliedern zu Kaisers Geburtstag geschenkt, die auf Veranlassung des Kaisers herausgegeben waren. Noch gefährlicher ist der Schützenverein, weil er sich soviel im Schießen übt und ein regelrechtes Lager von Gewehren und Patronen unterhält; er kann deshalb als nichts weiter denn ein Regiment der deutschen Freiwilligenarmee angesehen werden. Die gefährliche und feste Organisationsmacht der Deutschen hat sich dann auch, wie Gorski meint, schon



deutlich darin gezeigt, daß sie im Februar 1909 einen nationalen Ball veranstaltet und auf diesem ganz offen die deutsche Nationalhymne gesungen haben.

In einem besonderen Abschnitt faßt dann der Verfasser noch einmal alle Verdachtsgründe zusammen: die Planmäßigkeit der Ansiedlung, die Organisation, die Unterstützung durch den Schulverein (und Gustav-Adolf-Verein) und auch noch die patriotische Disziplin, mit der die Weisungen der Berliner Regierung und des Warschauer Generalkonsuls befolgt würden. Mit warnend erhobenem Zeigefinger weist er schließlich auf das Wetterleuchten der kommenden Gefahr hin: Es hat bereits „das erste Probemanöver der preußischen Kriegsorganisation auf polnischem Boden“ stattgefunden. Denn im Jahre 1908 hat ein preußischer Kriegerverein mit einem General und vielen Offizieren das an der Grenze gelegene Bad Ciechocinek besucht, alle im Schmucke von eisernen Kreuzen und deutsche Lieder singend!

Es hieße der geradezu für polnischen Verfolgungswahn zeugenden Broschüre zuviel Ehre antun, wenn man sie in den Einzelheiten widerlegen wollte. Deshalb nur einige Worte der Erläuterung. Wie schon oben angedeutet, sind die Einwanderungen der Deutschen in Russisch-Polen Jahrhunderte lang zurückzuverfolgen. Sie sind bis vor wenigen Jahrzehnten unter starker Begünstigung der polnischen und russischen Regierung erfolgt, besonders zahlreich anfangs und auch Ende des achtzehnten Jahrhunderts, weil diese sie als wirtschaftlich notwendig ansahen. Naturgemäß ließen sich die Ansiedler in geschlossenen Gemeinschaften nieder und bevorzugten die Flußufer. Ihre wirtschaftliche Entwicklung zog in der Neuzeit Bahnlinien nach sich. Wechsel der Wohnplätze ist aus mancherlei natürlichen Gründen nicht ausgeblieben. So trieben die Verfolgungen der Deutschen während der polnischen Aufstände 1830-31 und 1863-64 die Ansiedler in Mengen nach Wolhynien und dem Lubliner Gouvernement, wo sie jetzt am dichtesten sitzen. Auch die Revolutionszustände vor einigen Jahren haben viele dazu genötigt, Schutz und Anschluß in den größeren Siedlungsgebieten zu suchen. Die Deutschen auf dem flachen Lande bewahren sich im

allgemeinen treu ihre Volksart, obwohl der größte Teil ihrer Pfarrer mit dem Warschauer Generalsuperintendenten an der Spitze sie durch polnischen Gottesdienst und polnische Verkehrssprache fast gewaltsam zu verpolen suchen. Die Bevölkerung der Städte wie in Warschau und Kalisch hat sich nur wenig widerstandsfähig gegen die Verpolungsgefahr erwiesen mit rühmlicher Ausnahme von Lodz, wo etwa 100 000 Deutsche ansässig sind, die noch heute die Oberschicht bilden. In den letzten Jahren zeigt sich aber auch in den Städten, scheinbar durch Zuströmen von Reichsdeutschen, ein langsames Erwachen deutschen Bewußtseins durch Gründung von Vereinen usw.

Die Bedeutung der Broschüre liegt nicht in ihrem Inhalt, sondern in ihrer Wirkung. Ihre Angaben sind kritiklos von der polnischen Presse des Auslands, besonders in Russisch-Polen und Galizien, übernommen worden und werden ebenso kritiklos von deren Leserkreis geglaubt. Sie hat also nicht unwesentlich dazu beigetragen, das Allslawentum in seinen Wahnideen über die pangermanistische Gefahr zu bestärken. Offenbar auf sie ist es auch zurückzuführen, daß vor kurzer Zeit wie der Warschauer Kurjer Warßawski am 4. April meldete, die russische Regierung von den russisch-polnischen Behörden Auskunft über die „Fortritte der deutschen Ansiedlungstätigkeit im Grenzgebiete“ erfordert hat. Diese Maßregel verdient um so mehr Beachtung, als in den letzten Jahren die Polen in der hohen russischen Beamtschaft sichtlich zunehmen.

## Die Wiesbadener Vogelwiese.

Von Paul Westheim.

Das naussische Gewerbe hatte nach langer Zeit einmal den Ehrgeiz, als Appendix einer Vogelwiese zu figurieren. Und wirklich, die Amüsiercke ist nicht schlecht geraten. Rutschbahn, Schlaghammer, Kasperle-Theater, die Schießbude, eine Cake-Walk-Halle und ein Singalesen-Dorf sorgen für den nötigen Spektakel. Leider steht das Gewerbe nicht ebenso auf der Höhe der Zeit. Die Aufteilung des Geländes und die Ausstellungsarchitektur können sich allein in den offiziellen Kreisblätt-



chen eine gute Zensur holen. Die Gartenbauhalle ist ein Stall, die Maschinenhalle ein hohler Darm, die Gewerbehalle eine nüchterne Scheune, dagegen ist die Kunsthalle schon ein Kasten. Die Halle der Spengler-Innung hat eine lieblich stilisierte Blechfassade bekommen. In der Schlosser-Innung zeigt einer einen geschmiedeten Garderobenständer, der mittels Lackierung einen knorrigen Baumstamm mimen soll. Ein Tischlermeister präsentiert eine neue Art Intarsia; sie ist fein säuberlich — aufgemalt. Nicht weit davon steht ein Vogelkäfig — mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattet: an den Seiten Veranden und Erker, oben auf dem Drahtdach ein Leuchtturm mit einer eingebauten Weckeruhr. Fehlt nur noch die Warmwasserheizung.... Vorbildliches hat man ja aller Erfahrung nach nicht erwartet, aber wer hätte eine solche Kompromittierung des deutschen Gewerbefleißes vor einem tonangebenden internationalen Fremdenpublikum geahnt? Das muß einmal deutlich gesagt werden. Wäre der ganze Kram in irgendeinem weltverlorenen Nest aufgestapelt worden, so wäre das eine Angelegenheit geblieben, die wir untereinander abzumachen gehabt hätten. Aber Wiesbaden, eine Stadt von 108 000 Einwohnern, wird alljährlich von 180 000 Fremden besucht — es steht so im Ausstellungskatalog — darunter sind wenigstens 100 000, deren Geschmack und Urteil für die konjunkturheischenden Einkäufer maßgebend sind. Sollen sie in die Welt hinausfahren und ihre Lieferanten vor dem deutschen Gewerbe warnen?! In Dresden, München u. a. O. bemühten wir uns, über die Reichsgrenze hinaus unsere Tüchtigkeit zu erweisen, und dann wieder.... Wo bleibt in solchen Fällen eigentlich der Werkbund? Den braven Innungsmeistern wird man keinen Vorwurf machen können, wenn ihnen der nötige Weitblick dafür abgeht. Sie exportieren ja nur nach den umliegenden Ortschaften. Aber die Regierung und die Stadtverwaltung, die erhebliche Zuschüsse gaben, hätten dafür sorgen müssen, daß die ganze Geschichte unter uns geblieben wäre. Das nassauische Gewerbe mag aus dem vergnüglichen Spektakel lernen, daß es noch sehr, sehr viel zu lernen hat.

## Lori Graff.

Von Max Mell.

„Es ist ein Grausames und Unerbittliches in der Geschichte der Lori Graff, und vielleicht wird manche Leserin das Buch und mich darum scheitern. Aber es ging nicht an, da etwas zu verschweigen. Denn das Schicksal der Lori Graff ist auch eine Erfahrung und eine Lehre. Und es soll anderen eine Rettung sein, ein Zeichen auf der See- und Fährniskarte des großen Lebens, daß an einer Stelle Klippe und Untergang ist, eine Warnung, damit andere wissend und heil daran vorbeikommen.“ „Und doch wissen nur so wenige darum und können nur so wenige einen Blick hinter den Vorhang werfen, den eine scheinheilige und verlogene Gesellschaft zimperlich und feig davorhält.“

Dieser Bozener Roman „Lori Graff“ von Hans von Hoffensthal (erschieden bei E. Fleischer u. Co. in Berlin) hat also eine Tendenz, eine sehr wackere Tendenz: er warnt die Männer, die jungen Mädchen, die Eltern. Wie notwendig oder wie gut gemeint es immer sein soll, jemand, der von der Kunst eine höhere Meinung hat, als daß er von ihr unterrichtet werden soll, wird sich davon wenig angezogen finden, und setzt voraus: der Künstler müßte wissen, daß in seinem Schaffensgebiet nichts wirkt als: eindringliche Darstellung. Und selbst wenn er im innersten Herzen wünscht, mit seinem Werk mehr hervorgerufen als die bloße erhebende oder befreiende Wirkung der Kunst, wenn er auf Ansichten und Entschlüsse, vor allem eben auf lebengestaltende Elemente Einfluß gewinnen will: so ist das sehr lobenswert und außerordentlich sympathisch, bedarf aber keines weiteren Wortes, keiner Betonung im Kunstwerk selbst: der Dichter müßte wissen, daß es ohnedies keine Darstellung des Lebens gibt, von der wir nicht moralisch angerührt würden; und daß dies um so stärker ist, je stärker die Gestaltung, je glühender die Anschauung, je treffender das Wort, und je heftiger und erregter dadurch die Mitarbeit des Lesers wird.

Und eben in diesem Fall hätte sich daher der Dichter einiger besonders absichtlicher Schärfen enthalten können: zu Anfang in der Zeichnung der Eltern von Lori Graff, die bei ihrer Verhei-



ratung nach allem, aber nicht nach der Gesundheit des Mannes fragen, und in der Folge die Warnungen des Arztes vor dem Umgang mit leichtfertigen Weibern. Es sei auch nebenher angedeutet, aber nicht erörtert, daß eine gewisse Weitschweifigkeit in dem Buch vorwaltet, manches Uebersehene und manche Lücke zu empfinden ist, — ja daß die Führung der Handlung zwischen Menschen, die das Buch interessiert hat, immer noch diskutiert werden kann.

Aber jede, auch die leiseste Unduldsamkeit schiene mir bei diesem Roman nicht am Platz. Denn wie es der Wunsch über das Kunstziel hinaus ja erwarten ließ, stammt es aus einem herzlichen und teilnehmenden Gemüt, das sich im Verlauf der Geschichte auf das schönste auftut; und wenn der Dichter im Schlußwort unbefangen gesteht, er hätte ja nur von Frau Lori schreiben wollen, aber fast wider seinen Willen wären ihm auch die anderen Gestalten sympathisch geworden, und er hätte von ihnen reden müssen, und er sie dann noch einmal alle aufzählt, und dies schreibt, auf dem Waltherplatz vor dem Greifen, und der Militärmusik zuhörend, an einem warmen Juniabend in Bozen — so fühlt man sich schon angerührt von einem redlichen deutschen Gemüt, das zu allererst vom Mitgefühl mit einer armen zerstörten, erkrankten jungen Frau lyrisch beschwingt wird und sich allmählich ausbreitet zu dichterischem Begreifen und Gestalten.

Und die Tatsachen des Romans sind so gestellt, daß einem unfehlbar ans Herz gegriffen wird. — Bald nach der Hochzeit stellen sich bei der jungen Frau des Bezirkskommissärs allerlei Schwächezustände ein: sie ist erkrankt, weil ihr Mann, der einmal ein Ladenmädchen geliebt hat, nicht gesund war. Welche Wege zu Aerzten, und welche Wege nach Hause. Eine Leidensgeschichte hebt an, ein verzweifelter Kampf um alles, was Besitz auf Erden ist: um die Eltern, um den Mann, um die Möglichkeit eines Kindes. Um Verzeihen können und um bürgerliche Stellung, alle Zusammenhänge sind erschüttert. Und zuletzt, wie die beiden, Mann und Weib, einander voll Schuld gegenüberstehen, und doch nicht schuldig: er, der ihr die Gesundheit geraubt hat, sie, die ihm die Treue gebrochen hat — da gäbe es ein Weiterleben, ein ferneres Nebeneinander, hätte

sich nicht die Stadt schon der Sache angenommen, die mit ihrem Tratsch die junge Frau in den Tod treibt, zum Sturz von einer Wand des Gandkofels.

Eine feste, schöne Gestalt vollen Gelingens, diese sehr egoistische und dennoch sehr lebenswürdige Lori Graff, eine tapfere und unendlich rührende Dulderin, die etwas Mignonhaftes bekommt, etwas ganz Süßes vom Leiden. Es gibt Wendungen in dem Buch, da wird sie ganz unvergeßlich sichtbar: und dies mag den Leser oder die Leserin zu innerst aufrühren, — so wie ihr einmal die Wände des Gandkofels in unwahrscheinlicher Klarheit erscheinen und ihr Schicksal von diesem Anblick bestimmt wird. Das merkt man sich, wie sie geht — etwa vor dem kleinen Mädchen, an den Obstlerinnen vorbei, oder durch die Lauben der alten Stadt, und in der Erzherzog-Rainer-Gasse. Und da steht eine der lieblichsten und zartesten Schilderungen einer Hochzeitsnacht, die wir in deutscher Sprache haben. Und dann, wie sie krank ist: ihr Auskleiden, ihr Liegen im Bett, und zuletzt ihr zerschmettertes Liegen am Fuß eines Absturzes, auf einem Schuttband. — Und einige Nebenfiguren: ein kleines Mädchen, von dem sie angeschwärmt wird, was für ein reizendes Köpfchen; und Dienstbotenfiguren mit dem Zeichen der langjährigen Arbeit in Gesicht und Gestalt; dann ein treuer Hund, und Landschaften, Luft und Gewitter... Luft weht einen an, wirkliche Luft von der Mendel und vom Ritten, frische und Wahrhaftigkeit. Das alles und nicht die Wichtigkeit seiner Absichten macht das Buch zu einem wahren, lebendigen und schönen, und welcher Leser wird sich nicht freuen, eine Geschichte zu rühmen, wenn er dabei sagen kann: sie ist von der reinsten Herkunft; aus einem Gemüt.

### Das Herz des Little Pu.

Von Wilhelm Cremer.

Das Leben ist ein grausamer Spuk, es narrt uns alle und jagt uns durch einen Wirbelwind von Träumen immer vorwärts, bis wir erschöpft irgendwo liegen bleiben. Dem armen Little Pu in Max Hochdorfs Roman\*), hat es den Körper eines Zwerges gegeben,

\*) „Das Herz des Little Pu“. Verlag Axel Juncker, Berlin, Stuttgart und Leipzig.



einer abscheulichen Mißgeburt mit schweren Klumpfüßen. Im Zirkus muß er stehen, den Clown spielen und sich dem Gelächter des Publikums preisgeben. Aber sein Herz ist doch ein richtiges Menschenherz, und er möchte so gerne ein Mensch sein wie die andern. Er liebt die wunderschöne Erdmuscha Feininger, die rotblonde Kunstreiterin, die doch in ihm nur ein putziges Spielzeug sieht und ihn verlacht und verhöhnt. Bis er sich todwund in die weite Welt flüchtet, nach Paris, wo ihn schließlich noch eine schlimmere Sklaverei erwartet. Aber wie in dem Märchen von Andersen aus dem häßlichen Entlein doch noch ein schöner Schwan wird, so lächelt auch dem armen Little Pu am Ende das Glück. In seiner Kehle ist ein Schatz vergraben, die schönste Sopranstimme von der Welt, und so wird aus dem verwachsenen Zwerge, der eigentlich der Sohn eines puckligen, trunksüchtigen jüdischen Kantors war, ein berühmter Kirchensänger, der von vornehmen Damen verhätschelt und sogar dem Papst vorgestellt wird.

Die Geschichte Little Pus, die sich so wie ein Märchen liest, ist aber auch ein sehr feiner Artistenroman. Max Hochdorf kennt das Artistenleben offenbar sehr gut, und er schildert es nicht von der glänzenden Seite, wie es das Publikum sieht, er reißt den Goldfitter weg und legt die Herzen dieser Menschen bloß. Wie prächtig ist das Leben bei dem Budenbesitzer Pomponi geschildert! In einem Wagen, einem Haus auf Rädern, wohnt er mit seinen Raritäten zusammen: mit der Riesendame Lucile Prevost, die in ihrem Fett erstickt und ihr elendes Dasein beweint; mit Conchita Muras, dem Mannweib aus Katalonien, das stolz ist auf den langen Vollbart; und mit Little Pu selbst, der hier zu einem mazedonischen Prinzen avanciert ist, alle drei sind sie Sklaven ihres gestrengen Chefs, der die „Mißgeburten“ wie Hunde einsperrt und bewacht, und der sie doch auf seine Art auch liebt. Das Zusammenhausen dieser vier Menschen ist mit einer grausigen Phantasie dargestellt, die an ähnliche Szenen bei den Romantikern erinnert. Jedenfalls erweist sich Max Hochdorf mit diesem seinem ersten Roman als ein eigenartiges Talent, das weitgehende Beachtung verdient.

## „Die Liebe wacht.“

Von Max Brod.

Es ist doch nicht gut, ... dachte ich im Theater während der Vorstellung ..., wenn die Pracht von „Haben Sie nichts zu verzollen?“ mit „Weißes-Röhl“-Komik für den Mittelstand sich amalgamieren will... Ein Nachthemd ist immerhin ein Nachthemd, und lustig. Was aber lernen wir aus diesem (jetzt sag ich's schon) miserablen Stück? Zum Beispiel, es tritt ein junges Mädchen auf und legt Karten. Die Gouvernante kommt dazu, zankt sie aus, dann dreht sie sich selbst um, fängt ihre Patience an. Ein Abbé tritt auf ... mein Freund und ich im Publikum, wir lachen schon, wollen ihn durch Gebärden abhalten ... es nützt nichts, es bleibt dem Abbé nicht erspart, sich lächerlich zu machen, indem er die Gouvernante auszankt und dann (beiseite) seine Patience anfängt... Ist darin eine Moral, so ist sie mindestens sehr langweilig! Und plattgedrückt von dieser ausdrücklichen, wie mit Humor akzentuierten Langeweile kriecht das Stück über die dreiaktige Bühne, nein vieraktige sogar! Schließlich wirkt diese Oede verwirrend, wie eine große Stille, diese Selbstverständlichkeit wird unverständlich; man gähnt, um sich mit etwas zu amüsieren...

Doch merkwürdig, jetzt zu Hause hat auf einmal dieses unaufmerksam gehörte Spiel eine Einheit für mich bekommen... Ein Gelehrter kommt darin vor, schreibt über etwas Uninteressantes, Kleines aus dem Mittelalter, liebt eine Frau, ist schüchtern, ungeschickt, mit Mißlingen von oben bis unten bekleidet. Und dann, in dem Moment, wo er glaubt, diese Frau liebe ihn doch, schmeißt er seine Bücher weg, verschmährt eine Freundschaft, tanzt und bestellt Champagner (genau Champagner!). Da erstaune ich. Und weiß: dieser Gelehrte ist nichts Reales, er ist ein Gelehrter, wie sich die Autoren vorstellen, daß eine Frau sich ihn vorstellt... Daher seine vernachlässigte Tracht! Daher sein Vorname, den er betrauert: Auguste! Daher die schlimmen Ibsen-Symbole das ganze Stück entlang! Daher das ganze Stück!... Das ganze Stück stellt ein Gehirn einer mittelmäßigen Frau im Sinne mittelmäßiger Autoren dar. Es



ist gleichsam ein inwendiges Stück, ein Kapitel Physiologie, ein Blick in die arbeitenden Gedankenzellen des Fräulein Jacqueline. Deshalb muß ihr begünstigter Liebhaber ein Lebemann und ziemlich untreu, schlagfertig, eifersüchtig, im Grunde edelmütig sein; der Gelehrte aber nebst allem Unglück auch unehrlich, zappelnd, zum Auslachen, ohne eine Spur von Tessimans Tragikomik einfach zum Auslachen. — Auch bei andern Dichtern gibt es diesen Geistigen, der den Kürzern zieht. Aber konnte ein einziger bisher sich zurückhalten, innerlich diesem Geistigen wenigstens ein bißchen recht zu geben, ein bißchen ironisch auf die siegende Eleganz zu

seitenblicken? Ibsen, Hamsuns Nagel, Shakespeares Hamlet . . . In diese Galerie unterliegender Gelehrter führen nun die Herren G. A. de Caillavet und Robert de Fiers (Ritter aus den Kreuzzügen, Autoren von „Die Liebe wacht“) ihren Auguste, als den einzigen, der gänzlich unterliegt, gänzlich unrecht hat und dem wir's gönnen (im Sinne des erwähnten Zentralgehirns der kleinen Jacqueline) . . .

Und in diesem Sinne auch wünschen wir ungebrochene Erfolge weiterhin über alle Bühnen Deutschlands diesem physiologisch-inwendigen, originellen Stück. —

Schluß des redaktionellen Teiles.

### Geschäftliches.

Für den Skatabend hat die **Bremer Zigarrenfabrik Heinrich Lotz** ihren Abnehmern Skatblocks und nach Wunsch auch deutsche oder französische Karten, sowie Skatteller zur Verfügung gestellt und benutzt diese Gratisbeigaben zur

neuesten Propaganda für die beliebte Skatkiste „Vier-Wenzel-Sortiment“ (350 Stück Zigarren und Zigarillos inkl. Skatbeilagen M. 20,— portofrei). Wir möchten unsere verehrlichen Herren Leser bitten, die der heutigen Ausgabe beiliegende Spezial-Offerte der Firma Heinrich Lotz, Bremen, beachten zu wollen.

### Alle Manuskript- und Büchersendungen

an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33.

Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

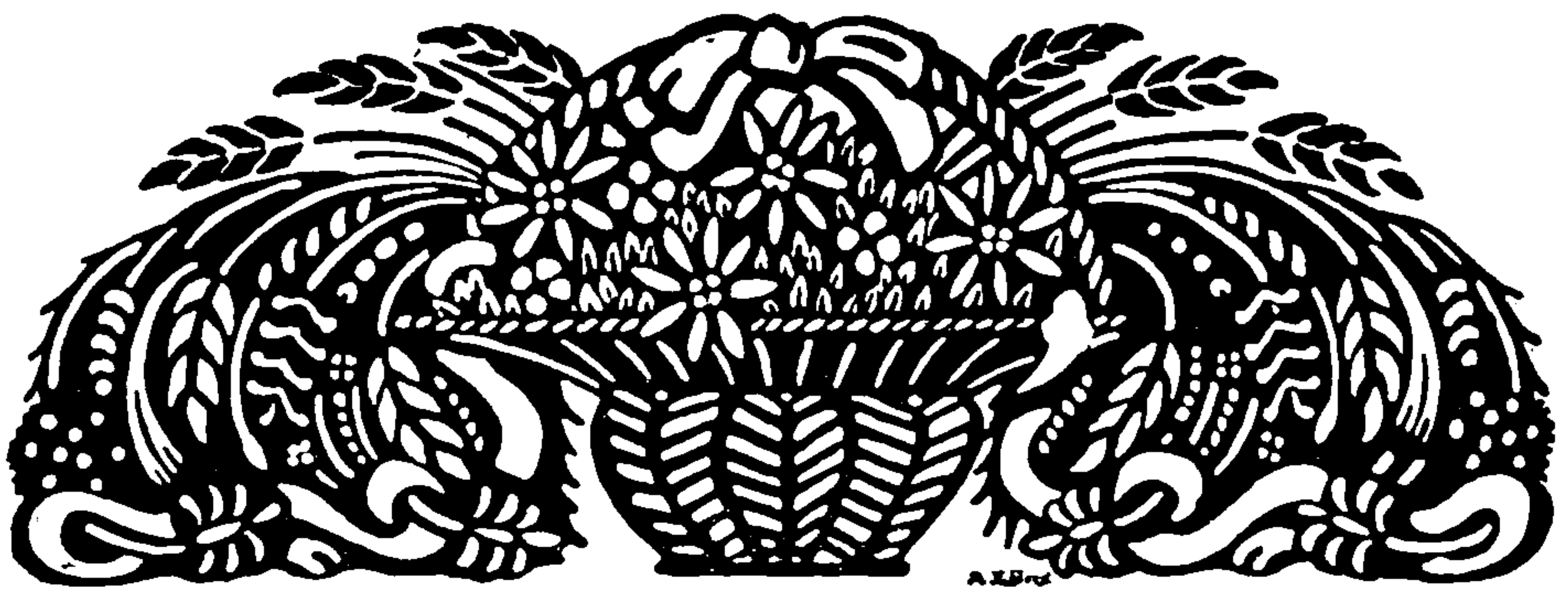
Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33; für Oesterreich-Ungarn: Dr. Felix Braun, Wien. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Hermann Goldschmiedt, Wien I, Wollzeile 11. — Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76  
Druck von J. Harrwitz Nachfolger G. m. b. H., Berlin SW. 48, Friedrichstr. 16.

## Zünden Sie sich

einmal eine „Salem Aleikum“ an und vergegenwärtigen Sie sich dabei, daß diese feinste und bekömmlichste Cigarette ein deutsches Fabrikat ist! — Salem Aleikum-Cigaretten. Keine Ausstattung, nur Qualität. Echt mit Firma Orientalische Tabak- und Cigarettenfabrik „Yenidze“, Inh. Hugo Zletz, Dresden. Deutschlands größte Fabrik für Handarbeit-Cigaretten.

Preis:	Nr.	3	4	5	6	8	10
		3½	4	5	6	8	10 Pfg. das Stück.





26. HEFT.

24. JUNI.

1909.

## Wir und die römische Kaiserzeit.

Von

Albrecht Wirth.

Jakob Burckhardt fand viele Züge der nachperikleischen Zeit in der Renaissance wieder. Seit zehn Jahren vergleichen unsere Gelehrten und Zeitphilosophen — Bethge, Breysig, Naumann — die Gegenwart mit der Epoche der Caesaren. Wie ja auch Kaiser Wilhelm dem Antoninus Pius, der Imperator dem Imperator, ein Denkmal auf der Saalburg erhöht hat. Der Gedanke des Vergleiches ist richtig. Es gälte, ihn weiter auszuspinnen und vielleicht politisch fruchtbar zu machen.

Einige Décadence-Erscheinungen. Das Gastmahl des Trimalchio und anderer Protzen taucht in London und New York wieder auf. Man verwandelt in einem halben Tage einen Gasthaussaal in einen See und läßt in Gondeln speisen. Man nimmt das üppige Essen zu Pferde, von berittenen Kellnern bedient. Ein Millionär von Irkutsk läßt seinen Empfangsraum mit Silberrubeln pflastern. Weiter die circenses. Die Schaulust hat auch jetzt unendlich zugenommen. Das Brutale, das Bizarre, das Laszive hat den meisten Beifall. Auch in nördlicheren Strichen, in Paris und Berlin, werden Versuche gemacht, den Stierkampf einzuführen. Radrennen, Eispreislafen, Cake-walk, Pferderennen aller Art, Serpentin tänze, dressierte Flöhe und Meer-schweinchen: Schönes und Scheußliches bunt durcheinander, aber alles der dankbaren Aufmerksamkeit des Publikums gewiß. Den Nackt-schaustellungen, die Apulejus mit so viel Behagen erzählt, entsprechen die bekannten Berliner Vorstellungen. Eine Note geht durch fast all



das Schaugepränge hindurch: das Publikum wendet sich dem Klassischen ab und dem Geistlosen, Possenreißerischen zu. So wissen wir, wie einst zu Alexandrien die Menge tagelang zusammenströmte und außer sich war vor Entzücken, weil ein grüner Elefant zu sehen war.

Aber auch die gewaltige Arbeitsleistung der Kaiserzeit hat bei uns ihr Spiegelbild. Großgewerbe damals wie heute; nicht minder riesige Vermögen, ungeheure Bauten, gewaltiges Meer der Literatur. Freilich, Massenkunst und Massenliteratur. Der edle Stil vergröbert und verflacht sich. Er geht durch die Ausbreitung der Fabrikware verloren.

Ueberraschende Aehnlichkeiten zeigt die äußere wie auch die innere Politik. Wie wir jetzt fortwährend Expeditionen in Mittel- und Südafrika, in Marokko und an der Somaliküste machen, wie die Truppen der Kolonialmächte von Indo-China nach Madagascar, und von da nach Senegambien, oder von China nach Südwest, von Hongkong und Ceylon nach Sierra Leone und Canada geschickt werden; so waren auch seit Sulla und Pompejus Expeditionen in weit entfernte Länder an der Tagesordnung. Man erlebt es in der Gegenwart, daß eine imperialistische Macht absichtlich Unruhen in Marokko erregt, und man weiß, daß die Engländer mit Fleiß den Lobengula gereizt haben, um ihn zum Aufstand zu bringen, und dann sein Land einstecken zu können; ganz ähnlich reizte Caesar mit vollem Bewußtsein die Eingeborenen von Spanien und Gallien zum Kriege, um dann ihre Städte plündern, und die Kriegsgefangenen in die Sklaverei verkaufen zu können. Mit ungeheuren Schulden ging Caesar aus Rom, mit 40 Millionen Mark Ueberschuß kehrte er aus Spanien zurück. Eine Folge der vielen Feldzüge an der Peripherie des Römerreiches war das Aufblühen eines reichen ethnologischen Schrifttums, und einer wertvollen geographischen Wissenschaft; die gleiche Erscheinung heute. Und wenn Tacitus ein tendenziöses Idealbild von den germanischen Zuständen entwirft, so schilderte Forster mit begeisterter Wärme die paradiesischen Sitten von Otahaiti, was ein Jean Paul ebenso begeistert aufnahm. Wenn bald nach Tacitus die mit Wundern reich versehene Alexander- und Apollonius-Geschichte aufkam, wenn der Abenteuer- und Reiseroman, der von einer odysseischen Liebesaffäre durchflochten war, sich großen Beifalls erfreute, so haben wir heutzutage Jules Verne und hatten Cooper und Sealsfield. Das Sudanfieber war schon damals erwacht. Die Lust an Entdeckungen führte, anscheinend ohne Befehl von Rom, verschiedene Heerführer in die unbekannte Weite, in die Urwälder Germaniens und des schottischen Fens, führte jenseits des Atlas und des Kaukasus. Der Zug eines Aelius Gallus nach Inner-Arabien und der eines römischen Ritters nach dem Sus erinnert an die Fahrten von Carl Peters und des Tibet-Eroberers Younghusband. Auch gab es schon eine Art gelber Frage in der Kaiserzeit, der nie erlöschende Gegensatz zu den Parthern. Es gab nicht minder eine Judenfrage und ein bewußtes Antisemitentum. Im übrigen wirkte, ebenfalls wie bei uns, dem Bewußtsein der Rassegegensätze ein überaus starker Kosmopolitismus entgegen. Caracalla verlieh sämtlichen Bewohnern des Imperiums das Bürgerrecht, ähnlich werfen sich die



Briten für die politischen (wenn auch nicht die gesellschaftlichen) Rechte der Farbigen ins Zeug und verlangen, daß im Ausland schmierige Banyanen und Nigger als british citizens anerkannt werden.

Die innerpolitische Folge davon ist das Empordrängen der Liberti, reich gewordener Parvenüs, und das Anschwellen proletarischer Begehrlichkeit. Trimalchio, der einstige Freigelassene, sammelte 30 Millionen Sesterzien. Russische Zuckerrübenbauern errichten Paläste in Kiew. Gasthauspfortner und Münchener Schenkkellner werden Hotelbesitzer und reiche Grundstückspekulanten. Auch die Bureaukratie der Neuzeit, die so ziemlich sämtlichen Staaten gemeinsam ist, nicht nur den monarchischen, sondern auch Frankreich und der Schweiz (nur Amerika hält sich noch einigermaßen frei davon) findet in einer rigorosen Verwaltungskonzentration unter den römischen Kaisern ihr Gegenstück. Auch die Trennung von Militär und Zivilisten ist schon von Ulpian, dem Juristen des angehenden dritten Jahrhunderts, durchgeführt, und gerade die angeblich freiesten Staaten, nämlich England und die Union, wiederholen die despotische Anordnung der Kaiserzeit, kraft deren das Waffentragen auf eine gesetzlich privilegierte, aber gesellschaftlich angesehene Soldatenkaste beschränkt war. Auch die wachsende Titelsucht der neuesten Zeit ist gar nicht so sehr ein Ueberbleibsel des Mittelalters, als vielmehr das Zeichen einer bureaukratisch-imperialistischen Zeit. Sie entsteht aus den Wechselwirkungen einer großen, wenig differenzierten Masse mit einer monarchischen Spitze. An und für sich sind ja alle vor dem Gesetze gleich. Um so krampfhafter klammert sich der einmal vorhandene menschliche Drang nach Ungleichheit an äußere Anerkennung. In der Technik ist das Zeitalter des Imperialismus am erfolgreichsten. Die Römer bauten das Kolosseum, die Cloaca maxima und feste Straßen, die vor allem den Zweck politischer Beherrschung hatten. In der Gegenwart sorgt man für Klärbecken und die Hygiene der Städte, errichtet große Schauburgen und Volkshäuser und Redehallen und baut Ueberlandbahnen, deren gewaltige Schienenstränge imperialistischen Zwecken dienen. Einem römischen Kaiser stellte sich ein Mann vor, der eine Flugmaschine erfunden hatte. Aus dem Nachlaß des Commodus versteigerte man „Wagen, die ohne Pferde liefen“, also eine Art Automobile mit irgendeinem mechanischen Antrieb. Nicht minder gab es Syndikate und eine Großindustrie. Selbst eine Konzentration des Verlagswesens gab es wie zu unserer Zeit.

---



## Zum Bühnenproblem der Gegenwart.

Von  
Ernst Schur.

Wir sind in der Kunst vom Impressionismus zum Dekorativen, vom Dekorativen zum Architektonischen gekommen. Den gleichen Gang finden wir in der Bühnenkunst.

Der Impressionismus fußt auf einem neuen Sehen. Die Abstufung der Farben unter der Einwirkung des Lichts, das Zusammenfließen und Ineinanderübergehen der Kontraste, das ergab ein ganz neues Erfassen der Wirklichkeit und die Technik folgte diesem Umwerten der Erscheinungen ins Malerische, die Kontur schonend. Der Farbfleck dominierte, und indem das Spiel des Lichts alle Kontraste dämpfte, vollzog sich ein Ausgleich in den Farben. Ein ganz neuer Reichtum von Nuancen war die Folge. Zugleich auch eine wechselnde Folge feinsten Abtönungen der Farben. Und solch ein Bild zeigte im künstlerischen Sinne Wirklichkeit; sie gab die Dinge so, wie sie dem malerisch geschulten Auge erschienen.

Bis ein Rückschlag kam, der ebenso sehr logische Weiterentwicklung war. Das so differenzierte Sehen erzog sich. Es strebte hin zu einem vereinfachten Erfassen des Vielen. Es wollte die Fülle disziplinieren. Indem man dem Licht, dem Vibrieren der Lichtstrahlen folgte, kam man zu den prunkenden Effekten, die die Natur da zeigt, wo volles Licht auf den Dingen liegt, so daß sich eine Farbe strotzend heraushebt. Das war etwas Neues. Das befreite von dem ermüdenden Teil der Nuancen wieder. Es gab den Mut, zum dekorativen Umwerten der Naturerscheinungen fortzuschreiten. Hand in Hand mit dieser Erneuerung ging die Erziehung durch das Technische, die Reproduktionsmittel, die ebenfalls zu einer Vereinfachung drängten und damit zu ganz neuen Effekten führten. Die Lokalfarbe, die vernachlässigte, erschien wieder; nun aber war sie betont, unterstrichen, sie hatte Geist und Willen bekommen. Und nun galt es auszuwählen unter den Farben; nun kam man dahin, Farbenphysiologie und -psychologie zu treiben, um durch weise Wahl der Kontraste und Komplemente die künstlerische Wirkung aufs raffinierteste zu steigern. Das Plakat war die Folge dieser Erneuerung.

Nächst dem kam die Raumkunst, die auch wieder logisch sich an die vorhergehende Etappe angeschlossen. Von der prägnanten Farbwirkung bis zum kunstgewerblichen Gegenstand ist kein weiterer Schritt. Gerade die Dinge unserer Umgebung zeigen sich uns so nah, daß wir ihr entschiedenes, wirkliches Sein empfinden müssen. Früher war auch hier ein schwächliches Vermeiden ausgesprochener Farben üblich. Jetzt freute man sich gerade an dem Leuchten der Kontraste und es war die Aufgabe des Künstlers, diese so zu finden, daß sie rein zusammenklängen. Der Wille zum Stil, zur sachlich-zwecklosen Formung, das ist das Charakteristische. Im Kunstgewerbe begann die Revolutio-



nierung. Neue Muster, neuer Schmuck. Die kleinen Dinge des alltäglichen Gebrauchs wurden vorgenommen, in ihrer Erscheinung mußten sie sich ändern. So kam man von selbst zum Zimmer, zum Raum, und nachdem man sich an die Möbelform gewagt hatte, kam man zu Wand und Decke. Da man schon hier auf architektonische Probleme übergriff, war es nur logisch, daß man den weiteren Schritt wagte, der Baukunst sich zu nähern. Und nun fand man plötzlich, daß in der Architektur der Grund zu all dem gefunden war, das vielfältig sich regte. Nun, nachdem vom Kleinen zum Großen fortgeschritten war, spürte man die Einheit des Ganzen. Es kam darauf, ebenso natürlich, eine Rückbewegung, die den neuen Tendenzen nur förderlich war. Die, die vielleicht noch in sich, im Verhältnis zum Ganzen zu unsicher gewesen waren, haltlos bleiben mußten, gewannen nun in der Architektur festen Grund. Zur Baukunst strebten nun alle, die voll des formalen Willens unserer Zeit waren, ob sie nun die technische Hochschule besucht hatten oder nicht. Das ist der Grund, weshalb die Kunstgewerbler anfangen, Häuser zu bauen. Sie hatten das Gefühl für das Wesentliche der Baukunst im Leibe. Dazu hatten sie sich im langsamen Werden, im Schatten, von Ding zu Ding systematisch erzogen. Und rückwirkend durchströmte nun die architektonische Idee die Raumkunst und das Kunstgewerbe, säuberte, reinigte, kräftigte und verschmolz das Vielfältige zu einer Einheit. Hier befinden wir uns jetzt. Die architektonische Idee, sie ist es, deren Erstarken wir miterleben, deren Einfluß wir auf den verschiedensten Gebieten spüren, indem wir dabei zugleich das einheitliche Werden einer neuen Kultur ahnen. Architektur, das ist Großzügigkeit, Einheit der Massen, Formung im reifsten Sinne, Rhythmus des Ganzen in dem Einfachen, Aufgehen des Vielen in das Einfache, Wille, gesteigert zur Kraft, ein Herrwerden über die Verwilderungen und Verflachungen. Das Architektonische ist der Grundzug unserer modernen Anschauung, die uns allmählich wieder zu einem Stil führen soll, der die äußeren Dinge ebenso umgestaltet, wie sie den Geist beeinflusst, so daß die Folge eine Kultur ist, die sich den Vergangenheiten an die Seite stellen kann.

Man kann nun die gleichen Etappen in der Entwicklung der modernen Bühnenkunst nachweisen, und damit erreicht diese ihre Begründung, ihren Kulturzusammenhang. Beginnend mit dem Hinstreben zum Malerischen (wofür Walsers Dekorationen und Kostüme ein Beispiel seien), ging sie über zum Dekorativen (Beispiel Orlik) und endet schließlich im Architektonischen. Diese letzte Etappe stellt sich im Münchener Künstlertheater, soweit es die Idee betrifft, dar. Die Mängel, die hier noch bemerkbar sind, werden aufgezeigt, und das drängt von selbst zu einer Vereinigung der Reinhardtschen Bühne mit den Münchener Bestrebungen, einer Synthese, die nicht so sehr einen Abschluß gibt, als vielmehr die Hoffnung zu neuen, reicheren Möglichkeiten. Das Zwingende, Logische dieser Entwicklung erfüllt mit Zuversicht.

Denn wie sahen nun die ersten Taten in München aus?



Es soll hier nicht so ausführlich auf die einzelnen Aufführungen eingegangen werden. Es soll nur die Tatsache konstatiert werden, daß die Praxis sich der Idee nicht fügte. Selbst wenn man in Betracht zog, daß vielleicht Gewöhnung hinderte, sich gleich restlos in das Neue hineinzufühlen, so blieb doch das bestehen, daß gerade diese Handhabung den Duft einer Dichtung zerstörte, die Ganzes zerpfückte und in seinem Besten den bildhaften Charakter zu sehr betonte, als daß der Rhythmus weiterhin einheitlich weiterströmen konnte. So waren es bezeichnenderweise einzelne Bilder, die haften blieben. Wundervolle, eindringliche Bühnenbilder, die in einem neuen, dekorativen Stil gehalten waren. Es blieb auch das als Eindruck, daß diese Bühne vielleicht sich speziell für eine Gattung von Dramen eignen könnte, die aber erst zu schreiben wären, die eine neue Monumentalität des dramatischen Stils pflegten. Für die alten Werke, die ihren Charakter aus dem Stil der alten Bühne heraus prägten, erschien diese architektonische Reliefart oft als Zwang, und speziell „Faust“ wurde im Grunde mißhandelt; gestreckt, gereckt, zerpfückt, bis nur die Stilidee des neuen Theaters noch übrig blieb, das Werk aber war verschwunden. Gerade die Fähigkeit, Ganzes, eine Einheit zu geben, war für diesen neuen Stil damit nicht bewiesen, sondern eher das Gegenteil.

Zudem, man ist solchen Hals-über-Kopf-Reformen gegenüber leicht mißtrauisch. Das Historische hat auch seine Berechtigung; gerade in diesem Zusammenhange, der das Neue betont, kann das gesagt werden. Es entspricht dem Hindrängen der Zeit, zu dem, was historische Form gewonnen hat. Die Bühne, wie sie ist, hat vielleicht gerade so, wie sie ist, ihren Stil, der wohl im Einzelnen gebessert werden könnte, aber das System ist durch die Jahrhunderte festgelegt; sodaß es eher gilt, wie es Brahm im Lessing-Theater in Berlin, Reinhardt in den Kammerspielen und im Deutschen Theater in Berlin taten, im einzelnen zu reformieren und vor allem das Augenmerk auf das Werk, auf die Schauspieler, auf die Darstellung zu richten. Man soll diese neuen Ideen nicht abweisen. Das Wertvolle wird übernommen und von berufenen Kräften weiter gebildet werden.

Es melden sich hier schon Bedenken, die nicht verschwiegen werden dürfen. Man vergißt leicht das Wesentliche: daß nämlich Stück und Darsteller die großen Hauptsachen sind und bleiben. Während die Szenerie und die Art, wie sie gestaltet wird, doch nur den Rahmen geben. Selbstverständlich ist es schön, wenn auch diese Nebensachen bedacht werden: aber sie rücken ein wenig zu sehr in den Vordergrund, sodaß sie gerade das Gegenteil von dem erreichen, was sie anstreben: sie lenken ab, sie stören.

Namentlich das alleinseligmachende Prinzip des Münchener Künstler-Theaters weist diese Momente, die ebenso interessieren, wie abstoßen, auf. Statt ein Prokrustesbett zu schaffen, in das alles hineingezwängt und ausgereckt werden soll, scheint es der praktischen Entwicklung, die auf Differenzierung ebenso wie auf Großformigkeit ausgeht, mehr zu entsprechen, wenn wir die einzelnen Gebiete spezialisieren, für das große Drama seinen Stil, für die Komödie ihren Stil, für das Salonstück seinen Stil, usw. auszubilden.



Wenn in Bayreuth im „Parsifal“ die Blumenmädchen noch so geschmacklos in ihrem Klatschblumenkostüm paradieren, man vergißt sie. Das bedeutende Stück, der geistreiche Schauspieler wirken im schlichtesten Rahmen und machen ihn vergessen. Während die raffinierteste Inszenierung über den Mangel schauspielerischen Könnens (und gerade das schauspielerische Material war in München nicht ersten Ranges und bedrohte sehr die Reformierung), über die Minderwertigkeit des Stückes nicht hinwegtäuschen kann.

Es ist ein Mißbrauch, wenn das Architektonische das Geistige erdrücken soll. Aber es ist eine selbstverständliche Begleiterscheinung des Zukunftsvollen, daß es über das Ziel zumeist hinausschießt. Den Ausgleich schafft die Zeit. Man muß zwei Schritt vorausgegangen sein, um, wenn dann der unausbleibliche Rückschlag kommt, der einen Schritt wieder zurückwirft, doch noch einen Schritt gewonnen zu haben.

Mit dieser Entwicklung ist ein Kreis geschlossen. Denn nun kann es sich nur noch um ein weiteres Verfolgen der genannten Ziele handeln. In der Hauptsache um eine Vereinigung der in Berlin und München gepflegten Bestrebungen, die nebeneinander herliefen, die sich nun treffen.

In der Tat: es war ein merkwürdig sicherer Instinkt, der dazu antrieb, Reinhardt nach München zu rufen.

Indem Reinhardt die Tendenzen des Münchener Künstler-Theaters übernimmt und weiter ausbilden will, indem solchermaßen Praxis und Idee zusammenkommen, Kunst und Theatertechnik sich einen und ein neues, geschultes und differenziertes Schauspielermaterial sich anfügt, sehen wir deutlich, wie das Vielfältige, dem wir auf verschiedenen Wegen begegneten, sich zusammenzufügen beginnt. Das ist ein Anzeichen dafür, daß eine neue Etappe einsetzt.

---

## Die Begegnung der Götter.

Ein Erlebnis

von

Oscar A. H. Schmitz.

(Fortsetzung.)

8.

Sir Charles veranlaßte mich, ein wenig mit ihm durch den Park zu gehen. Auf einem baumfreien Plateau sahen wir einen Maler bei der Staffelei sitzen. Er nahm die Aussicht in das catalonische Hügel-land auf. —

„Sie werden hier noch einen alten Bekannten finden“, sagte Sir Charles.

Der Maler hatte uns kommen hören, ging auf uns zu und streckte mir lachend beide Hände entgegen.



„Mich erkennen's wohl gar nimmer?“ fragte er mich in unverkennbar österreichischer Mundart. Ich erkannte den Wiener Landschaftsmaler und Hauptmann a. D. Franz Göhringer. Er hatte einen prachtvollen, rotblonden Vollbart, einen bernsteinfarbenen Teint, milde, braune Augen und eine Art natürlicher Eleganz, die seine ein wenig gesuchte, zu sehr den Künstler markierende Kleidung angenehm milderte. Ich will damit nicht sagen, daß er schlecht gewaschen war, im Gegenteil, er wirkte sogar soigniert, aber er trug mehrere Ringe mit farbigen Steinen, eine zu sehr flatternde schwarze Seidenkrawatte und eine zu weit ausgeschnittene Weste über einem freilich einwandfreien Hemd.

Ich habe ihn in Skutari, der Hauptstadt Albaniens, kennen gelernt. Auf einem miserablen, kleinen Dampfer fuhren wir die Adria hinauf nach Ragusa. Beim Austritt in die See lief das Schiff auf. Wir rechneten mit der Möglichkeit, einige Tage festliegen zu müssen. Das Bewußtsein, daß uns ein plötzlicher Wetterwechsel lebensgefährlich werden konnte, verschärfte die Situation. Zwei ausgesandte Boote warfen indessen in einiger Entfernung Anker aus, und es gelang in wenigen Stunden die Ankerketten aufzurollen und das Schiff flottzumachen. Diese plötzliche Wendung der Lage brachte unter der Mannschaft und den Passagieren eine solche Fröhlichkeit hervor, daß Göhringer und ich nach dem Essen einige Fiaschi Wein spendierten. Es entstand ein kleines Gelage auf Deck. Man trank und sang. Göhringer nahm die Gitarre des italienischen Maschinisten und trug Lieder in allen Sprachen vor, serbische und ungarische Volksweisen, italienische Tarantellen und Wiener „Gstanzeln“.

Die Kabinen waren so dumpf und schmutzig, daß wir vorzogen, während der unruhigen Sciroconacht auf dem Verdeck in den Heubündeln zu schlafen, welche die Ladung bildeten. Göhringer war damals noch K. K. österreichischer Hauptmann und hatte sich gerade im Nationalkostüm in das dem Fremden verschlossene Albanien geschlichen — ich weiß nicht, wieweit aus militärischen Gründen oder aus privater Abenteuerlust. Jedenfalls war diese Eigenschaft mit im Spiel. Er gestand mir, während wir in Ragusa einige Tage ausruhten, daß ihn sein Beruf unbefriedigt lasse und er eigentlich nur seine alljährliche Urlaubsreise als „Leben“ betrachte. Als Generalstabsoffizier wußte er ihr meist einen halb beruflichen Charakter zu verleihen und sie auf Monate auszudehnen; aber es befriedigte ihn nicht, die Länder als Kartograph oder Stratege anzuschauen, so willkommen ihm dieser Vorwand zum Reisen auch war. Ihn reizte die künstlerische Betrachtung der Gegenden und Völker. Er erzählte sehr bereitwillig und außerordentlich anschaulich von seinen Eindrücken und schien sich zu freuen, in mir einen interessierten Zuhörer zu finden. Es war ihm eine besondere Art eigen, mit den verschiedensten Menschen auszukommen. „Die Leute sind wie Kinder“, sagte er, „man muß mit ihnen Spaß machen, sie zum Lachen bringen“. Das war ihm in Paris, kurz nach dem Kriege, wo man ihn seines deutschen Akzents wegen für einen „Prussien“ hielt, ebenso gut gelungen, wie mit den fanatischen Marokkanern. Gefährliche





Emil Pottner

Farbige Fayence







Gestalten auf der Landstraße — er liebte einsame Fußwanderungen — boten ihm die Flasche an, in den Verbrecherhöhlen der Großstädte, wo er Studien gemacht hatte, erklärten sich Leute bereit, für ihn zu morden, falls er Feinde hätte. Er zeigte mir sein Skizzenbuch, das voll war von geschickten Aufnahmen sogenannter „malerischer“ Gruppen und Szenerien. Er war ein ausgezeichneter Gesellschafter. So wie er auf dem Schiff die Leute mit seiner Lustigkeit hingerissen hatte, so bezauberte er im Hotel die Damen dadurch, daß er aus der Hand zu lesen wußte, ausgezeichnet walzte und Gesellschaftsspiele zu arrangieren verstand. Dabei machte er eigentlich keiner Dame einzeln den Hof, sondern schien von allen gleich entzückt. Auch zwei ganz unscheinbare Schwestern mit Vogelgesichtern beachtete er und pries sie mir als sehr wohlerzogene, vernünftige Mädels. Im Seebad erstaunte er dadurch, daß sein Körper durch viele Sonnenbäder fast bronzebraun geworden war, was im Kontrast zu seinem rotblonden Bart sehr sonderbar wirkte.

Einige Jahre später besuchte ich ihn in Wien. Er hatte seinen Abschied genommen und war Maler geworden, aber wie bei seiner Vielseitigkeit zu erwarten war, erschien er mir mehr ein starkes künstlerisches Temperament, als ein produktiver Künstler zu sein. Was er war, gab er durch seine Gegenwart, seine Werke enttäuschten mich durch konventionelle, fast akademische Hausbackenheit. Seitdem waren wieder einige Jahre vergangen.

„Ja, wie ist's Ihnen denn inzwischen ergangen?“ fragte er mich. Ich war froh, daß er mich selbst der Antwort enthob, indem er mit der Erzählung seiner Schicksale hervorsprudelte. Er war inzwischen Professor geworden. „Stellen 'S sich vor, ich a Professor!“ Er hatte aber das seßhafte Dasein nicht ausgehalten und sich bald wieder auf die Wanderung begeben. Wo es ihm gefiel, blieb er, malte oder faulenzte, oder tat sich mit den Mädchen herum — ein Unverwüstlicher. Merkwürdigerweise fehlte es ihm nirgends an Feinden, aber er „pfiff“ darauf. „A kleines Malheur“ war ihm aber doch dabei passiert. Seine Berühmtheit und die Leichtigkeit, mit der er Geld verdiente, hatte manche töchterreiche Mutter auf ihn aufmerksam gemacht, und er mochte wohl unbekümmert manche falsche Hoffnung genährt haben — kurz, einmal geriet er in ein Netz. Zu spät erkannte er, daß man es darauf abgesehen hatte, ihn zu einem braven Bürgersmann zu machen, der für die Salons der Finanzkreise teure Porträts und Landschaften herstellen sollte. Schon interessierte sich — dank den Machenschaften seiner Schwiegermutter — ein Erzherzog für ihn. Das war ihm aber „zu fad“ gewesen, sein Leben ließ er sich nicht „verschandeln“. Das „arme, dumme Frauerl“ tat ihm wohl leid, aber warum hatte sie sich so von der Alten mißbrauchen lassen — und eines Tages ging er auf und davon. Die paar Batzen, die sie brauchen, schickt er ihnen pünktlich, aber nur nichts mehr hören und sehen von der Gesellschaft.

Auch diesem Manne gegenüber habe ich, gerade weil er verwandte Saiten in mir berührte, meine von ihm so verschiedene Zerrissenheit besonders stark gefühlt, und oft war mir, als ob seine Nähe sie heilte



oder wenigstens erträglich machte. Ich habe manche ihm ähnlichen Leute getroffen. An vielen sonnigen Nachmittagen war meine Seele klar und sorglos, wie die ihre, ja es gab ganze sonnige Perioden, wo ich das Leben wie einen durchfunkelten Bergkristall hell und einfach vor mir liegen sah; aber dann kamen kalte, wolkige Wochen, gegen deren Traurigkeit kein Licht, keine Flamme schützte, wo alles mißlang und es nur geduldiges Abwarten gab. Suchte ich zur Zerstreuung Geselligkeit, so machte ich mir Feinde, wollte ich arbeiten, so brachte ich Unsinn hervor — es mag vielleicht schon an Wahnsinn zu grenzen scheinen, wenn ich sage: nahm ich mir an einem besonders trübseligen Tag ein Theaterbillett, so wurde die Vorstellung abgesagt. Immerhin kann ich versichern, daß mir das gerade an solchen Tagen oft passiert ist, wo ich nicht mit mir allein sein wollte.

Viel Aehnlichkeit mit Göhringer besaß mein Freund Frank Endres. Er ging und kam, schlief und aß und hatte eine wahre Freude an den Unvollkommenheiten des Lebens, die er rührend oder drollig fand. Manchmal setzte er sich in einem Caféhaus hin und schrieb ein gutes Gedicht oder eine hübsche Erzählung nach den Augenblicksaufzeichnungen seines Notizbuchs. Ich beneidete ihn, wenn er in seiner Lieblingsstellung — mit übergeschlagenen Beinen auf einem Kissen saß, als sauge er aus dem honiggelben Tabak einer kurzen Pfeife einen leisen beruhigenden Rausch, der ihm alles vergoldete.

„Sie verstehen nicht zu leben“, sagte er zu mir, wenn er mich aus zäher Arbeit in gewollten Genuß umschlagen sah, ohne daß mich das eine oder das andere befriedigte. Und doch war auch in mir etwas von jenen kindisch glücklichen Menschen. Konnte nicht ein einziger Sonnenstrahl an einem Wintermorgen allen meinen Kümernissen schnell ein Ende machen? War ich nicht im Grund in meinen Wünschen einfach geblieben? Was war mir das Köstlichste im Leben gewesen? Ein Morgengang über einen bunten Markt, ein unverhofftes leuchtendes Gespräch mit einem Reisegefährten auf dem Deck eines Schiffes, der Gang mit einer Geliebten längs des abendlichen Meers, ein kluger Satz in einem Buch, der drollige Ausruf eines hübschen Kindes und vielleicht noch einige flüchtige Augenblicke, in denen uns Frauen aus Zärtlichkeit wirklich verstehen wollen, solange sie noch nicht gewiß sind, ob wir sie lieben. O, ich habe das Leben gespürt, wo es am süßesten ist — aber — gerade darum — ich weiß nicht, was ich hinter dieses „aber“ setzen soll, ich möchte gegen den Sprachgebrauch damit den Satz schließen.

„Wissen Sie übrigens, wer hier ist?“ rief plötzlich Göhringer und lächelte zu Sir Charles hinüber, der ihm ein stummes Zeichen machte. „Sie wissen nix — gar nix?“ fragte er mich wieder und freute sich wie ein Kind. „Na, da spazieren's einmal geraden Wegs da hinein, lieber Freund.“ Er deutete auf einen kleinen Rokokopavillon, wie sie bisweilen Fürsten des ancien régime in den Parks um ihre Schlösser für ihre Schäferstunden erbaut haben.

„Lassen Sie sich nicht stören und begrüßen Sie ihre Freundin!“



sagte Sir Charles lächelnd, „Göhringer und ich, wir setzen solange unsere Promenade allein fort.“

## 9.

Verwirrt trat ich aus der Hitze in den Pavillon. In dem achteckigen, ganz weiß gehaltenen Raum, dessen Wände Reliefs mit Putten und Fruchtkränzen schmückten, befand sich ein leise rieselnder Springbrunnen. Am Rande saß eine Dame, die, als sie mich kommen sah, eilig ihre Füße aus dem Bassin zog und unter ihrem Kleid verbarg. Sie kauerte am Boden. Als ich einen Augenblick verwundert stehen blieb, winkte sie mich lachend heran, bedeutete mich schweigend, neben ihr auf der Matte Platz zu nehmen und legte ihre Hand auf mein Knie. Mir war, als habe ich diesen Augenblick schon einmal erlebt. Wann war es nur? Ich hatte gerade wieder einmal eine entmutigende Bilanz meines Lebens gezogen — und da kam eine Frauenhand . . . Es war eine in der Anlage der Knochen schlanke, doch im Fleisch fast üppige, schneeweiße Hand, der Unterarm hatte das blendendste Inkarnat, Spitzen verdeckten ihn halb (sehr anständige Spitzen übrigens!). Während diese Hand gleich einer Taube auf der meinen ruhte, flüsterte eine unsagbar weiche und klangvolle Stimme: „Non ti ricordi piu?“ Ich sah in ein Paar braune, etwas feuchte Augen, die mich unter der Fülle des Glückes, die sie zu versprechen schienen, zusammenschauern ließen. Meine Nachbarin war eine erblühte, doch nicht zu üppige Frau. Unter einem weißen, duftigen Sommerhut lag ihr schwer gebändigtes kastanienbraunes Haar. Dies und die makellose Haut, an der sich hie und da sanft bläuliche Adern abzeichneten, gab ihrer reifen Leiblichkeit etwas wie den Reiz eines edlen Materials. (Jetzt ließ sie auch ihre vollkommenen Füße wieder ein wenig unter dem Saum des Kleides hervorlugen.) Die klare, glatte Stirn, vor allem aber der Mund bezauberte mich: obgleich ziemlich klein, waren die ausgesprochen korallenroten Lippen kräftig geschwungen; das entzückendste aber schien mir eine kaum merkliche Unregelmäßigkeit: die rechte Seite der Unterlippe war ein wenig mehr geschwollen, als die linke. Wenn sie lächelte, erschienen Grübchen auf den Wangen und eine kleine senkrechte Falte zwischen den Augenbrauen. Auch diese standen in reizendem Kontrast zu dem sonst regelmäßigen Gesicht: obwohl in feiner Linie gezogen, waren sie ein wenig zu dicht, und einzelne, sich gegen die regelmäßige Lage sträubende Härchen schienen in dieser im Grund harmonischen Natur die Fähigkeit zu einer wahrscheinlich entzückenden Wildheit zu verraten. Die Nasenflügel bewegten sich fein und leise über einem rätselhaften Lächeln, das diesem kindlich-weiblichen Antlitz eine zu Zeiten königliche Ueberlegenheit gab. Es schien zu sagen: meine Macht ist so groß und sicher, daß ich keine äußeren Zeichen brauche, sondern ungefährdet ein Kind sein darf. Aus den Formen, die eine dünne Sommerbluse umschloß, konnte ich erkennen, daß die Brust wie auf antiken Statuen ziemlich tief saß und sich leise auf breiter Fläche aus dem Körper bildete, nicht wie zwei Früchte aus ihm hervorstarre. Wenn alles in dieser Frau von einem inneren sinnlichen



Feuer durchglüht schien, so war es edelste, poetischste Sinnlichkeit, besonders diese zarte und doch voll erblühte Brust gab ihrem Leib jenen Zauber sinnlicher Keuschheit, wie ihn nur die Nacktheit großer Kunstwerke besitzt. Ein Strauß halb entblätterter Rosen lag in ihrem Schoß. Die Finger ihrer Linken schienen sich an den Blüten zu kühlen, während die Rechte mit einem Ring an meiner Hand spielte.

„Erinnerst du dich?“ fragte ihre Stimme, in der die ganze Süßigkeit des Daseins lag. O, ich erinnerte mich an alles, an alles was das Leben lebenswert machen kann. War sie wirklich Marie-Luise, dieses große fünfzehnjährige Mädchen, das mich, als ich dreizehn war, bei unseren Kinderspielen plötzlich auf den Schoß genommen, halb tot geküßt und dann wie wahnsinnig in rätselhaftem Taumel und unklarer Sehnsucht stehen gelassen hatte? Nein, es war die Sängerin Aline Vidal, die ich am letzten Abend meiner Pariser Jugendjahre in einem Montmatrekabarett als Anfängerin auftreten sah, ebenso entzückend schüchtern als Künstlerin, wie entzückend sicher als Weib. Ein Freund von mir und ich führten sie zum Souper, aber unser stillschweigendes Einverständnis betrachtete sie mehr als meine Dame. Ich hatte gerade eine lange, selbstquälerische Periode hinter mir. Ich war zu dem Entschluß gekommen, nach Deutschland zurückzukehren, und obwohl mir jetzt eine Stimme sagte: „packe deine Koffer wieder aus“, hielt mich eine andere zähe Macht bei meinem hölzernen Entschluß zu reisen fest. Wenn ich Aline Vidal entzückt anblickte, rief mir gleichzeitig etwas höhnisch zu: „Wie oft warst du schon entzückt, erspare dir doch die neue Enttäuschung, wer weiß, ob sie dich mag oder ganz banal jemanden sucht, der sie aushalten soll. Sei philosophisch und verzichte im voraus, gehe nun, wie du geplant hast, nach Deutschland zurück, du wirst sehen, es ist besser für dich. Vielleicht findest du dort ein viel größeres Glück, deinem Schicksal vermagst du nicht zu entgehen.“ Diesen verleumderischen, lebenszerstörenden Stimmen folgte ich, wie so oft, auch damals. (Seit der Begegnung mit dem Priester weiß ich, welche teuflische Macht sie in mir erweckte.) Gegen Morgen brachten wir Mlle. Vidal nach Haus. Das bläuliche Frühlicht von Paris lag über dem Vorgärtchen ihres am Hügelabhang klebenden Montmatrehäuschens, als ich meinen Freund zum Fortgang des Abenteuers Glück wünschte.

Aber beispielloses Wunder! Als wolle es das Schicksal noch einmal mit mir versuchen: Aline kam wieder. War es nicht dasselbe blühende, selbstsichere Wesen ohne Falsch, als ich einige Jahre später Giuseppina Cortis liebte? In einem kleinen Kahn legte ich vor ihrem Landhaus am See an; die italienische Mittagsglut flimmerte über den weißen Häusern und den grellblühenden Terrassengärten; alles schlief, ich war sicherer, unbemerkt zu bleiben, als bei Nacht. Giuseppinas dünne vierzehnjährige Schwester Vincente schlich schon aus dem Haus und winkte mir. Ich folgte ihr in einen leeren Pavillon. In dem dämmerigen, achteckigen Raum, wo alle Fensterläden herabgelassen waren, verbrachte ich nun drei Tage. Unten im Garten sah ich Giuseppinas Mann und ihre Mutter zwischen den Beeten auf- und abgehen. Sobald



sie konnte, flog Giuseppina auf eine halbe Stunde zu mir herauf; die kleine verschwiegene Vincente, die wie ein kluger Vogel war, brachte mir heimlich Essen. Nachts schlief ich auf einer Matratze, die in einer wackligen, eisernen Bettstelle lag. Man hätte mir nicht unbenutzt Wäsche heraufbringen können. Einmal kam auch die weißhaarige, etwas korpulente Mutter, die noch Spuren von einstiger Schönheit zeigte. Sie trug ein feierliches, schwarzes Seidenkleid mit etwas lila Samt am Halse. „Mein Gott, was haben Sie aus meiner Tochter gemacht, lieber Herr?“ „Es ist ein wahrer Roman“, urteilte die kleine Vincente. Aber die alte Dame liebte ihren Schwiegersohn nicht und ihre Augen sahen aus, als könne sie sich selbst noch ziemlich gut erinnern, wie die Liebe ist. Das machte diese freundliche Greisin nachsichtig.

Im Hochsommer, als Giuseppina, um von einer leichten Melancholie Heilung zu finden, aufs Land zu halbbäuerlichen Verwandten geschickt wurde, ließ ich mich in dem nächsten Städtchen nieder. Dort konnte sie jeden zweiten Tag mit der Bahn hinkommen. Einmal erschien sie schon am nächsten Tag wieder, und ich entdeckte, daß mir das lästig war. Von jetzt ab begann sie mich manchmal zu langweilen und ich quälte sie. Sie wollte nur lieben, lieben und im Zimmer dicht bei mir hocken (es war in der heißesten Zeit des Jahres), ich aber zog vor, wenn die Abendkühle durch die Läden drang, unsere Siesta zu beenden und hinauszueilen an den See oder in die Berge. Als Giuseppina nach langem Zögern, ohne mich zu verstehen, manchmal mitkam, merkte ich, daß ich auch so nicht zufrieden war. Nun wäre ich am liebsten ein wenig allein gewesen. Ich fand, wir sahen uns zuviel. Die Liebe konnte mich nicht ganz ausfüllen; ein paar Stunden wohl, dann Einsamkeit oder Arbeit. So habe ich es stets gern gehalten. Aber das einem südlichen, sonnigen Wesen, das nicht viel nachdenkt, das einer Giuseppina Cortis begreiflich machen, die nur lieben und von Liebe sprechen will! „Du liebst mich nicht mehr, du liebst eine andere“ hieß es täglich. Jeder Brief, den ich erhielt, erregte ihre Eifersucht. Sie raste, weil sie die Sprache meiner Korrespondenz nicht verstand. Dann kamen leidenschaftliche oder rührende Versöhnungen und mitten in Umarmungen wieder Eifersuchtsanfälle, ich sei heute kälter gewesen, als sonst, was das bedeute? Ich muß gestehen, daß dies alles meine Liebe nicht verstärkte, im Gegenteil sie immer mehr schwächte; meine Bewunderung konnte ich indessen diesem rückhaltlos einem Gefühl hingeebenen Wesen nicht versagen, und ich hätte aufrichtig gewünscht, daß diese Liebe sich auf eine andere Person richtete, die fähig gewesen wäre, sie mit gleicher Stärke zu erwidern und ganz darin aufzugehen. War es meine Schuld, daß ich es nicht konnte! Ich behandelte sie mit Rücksicht, Achtung, vielleicht brach auch manchmal mein Mitleid durch. Glücklicherweise besaß Giuseppina Stolz und der diktierte ihr die rechte Handlungsweise. Eines Tages war sie verschwunden. Ich erhielt einige kurze Abschiedsworte, aber sie gab mir keine Adresse, wohin ich ihr heimlich hätte schreiben können. Schon nach vier Wochen fühlte ich eine



heftige Sehnsucht nach ihr, obwohl ich genau wußte, daß ein Wiedersehen, wenn es nicht ganz flüchtig wäre, zu demselben Ende hätte führen müssen; sie aber zu gelegentlichem, kurzem Zusammentreffen zu überreden — wie ich später einmal versuchte — das war unmöglich. Es sind nicht die schlechtesten Frauen, die dazu fähig sind und verstehen, wie die Trennung eine Liebe immer wieder neu machen kann, aber Giuseppina war dazu zu einfach und ungebrochen. Ihre Liebe und der egoistische Stolz dieser Liebe wollten Alles oder Nichts.

„Ti ricordi?“ O, wie ich mich erinnerte! Wie war ich bereit, alles mit ihr zu wiederholen, alles Glück und alle Enttäuschung. Und sie schwatzte wieder mit ihrer süßen, italienischen Kindlichkeit, als wären zwischen uns niemals Mißverständnisse gewesen. Manchmal war mir, als hörte ich in der Ecke des Pavillons des Professors hämisches Lachen, aber er konnte mir jetzt nichts anhaben. Immer wenn ich eine Geliebte hatte, die mir ohne ein irgendwie verpflichtendes Band angehörte, fühlte ich mich sicher vor ihm. Ich konnte ein leises ironisches Lächeln über mich selbst nicht unterdrücken, weil ich nun wieder ganz in Bann Giuseppinas lag.

„Warum lächelst du, Geliebter?“ fragte mich meine Nachbarin.

„Ich denke an die Vergangenheit“, erwiderte ich.

„Und nicht an die Zukunft?“

„Ich will nicht mehr an die Zukunft denken.“

„Kindskopf.“

(Fortsetzung folgt.)

---

## Das Gespräch Christi über Ehe und Ehescheidung.

Von

Hans Benzmann.

Ein Pharisäer spricht ihn einmal an:

„Herr, sage uns, ist's recht, daß sich ein Mann von seinem ehelichen Weibe scheide?“

Spricht er zu ihm: „Fragst du mich, daß sie beide um ihrer Liebe willen ließen Haus und Heimat, Ehre, Gut und Geld, —

so sag ich dir: Gott selbst hat sie gesellt!

Und was so eins in Leib und Seel' gewesen, das soll sich selbst nicht von einander lösen!

Denn welche Liebe, welche Leidenschaft kann sich vergleichen dieser ersten Kraft?

Ich sage euch: aus Asche wird sie brennen!

Was Gott gefügt, das soll der Mensch nicht trennen!“

Da rufen sie: „Wie, gab uns Moses nicht den Scheidebrief? Was ist nun Recht und Pflicht?“



Entgegnet Jesus: „Er hat euch erkannt!  
 Euch ist die Ehe weder Bund noch Band!  
 Bevor ihr euer Scheidewort gesprochen,  
 habt ihr die Ehe tausendmal gebrochen!“  
 Da schwiegen sie und blickten hin und her — —  
 Wirft einer ein: „Doch mag sich mancher finden —  
 er braucht kein schlechter Mann zu sein, — dem schwer  
 sich die lebendigen Gedanken binden  
 für Zeit, für Ewigkeit und — Augenblick ...  
 Wen träfe nicht dies plötzliche Geschick?  
 Wer ist ganz frei, wer hat so steten Willen,  
 um Durst in Durst und nur in Durst zu stillen? ...“  
 Sieht Jesus ihm tief in das Herz hinein:  
 „Gilt es dir mehr, Gott gleich zu sein?  
 Willst du dich selbst, o Mensch, entbehren?  
 Sei Mensch! Mag Unbewußtes dich beschweren,  
 du wirst dich selber unbewußt auch ehren! ...“  
 „Wie,“ fragt ein anderer, „aber ist's mit denen,  
 die niemals sich nach Weib und Ehe sehnen?“  
 Spricht Jesus tiefbewegt: „Weißt du, was Liebe ist?  
 Meinst du, daß sie sich ganz in dem ermißt,  
 was ihr euch denkt? Ist sie in einem gleich? ...  
 Sie ist ein unbegrenztes blindes Reich! ...  
 Zwar manchen gibt's, der ohne sie geboren —  
 doch manchen auch, der sie hat abgeschworen  
 um euretwillen, um der — Liebe willen — —  
 wollt ihr nicht soviel heiße Liebe stillen ...?“

## Die Ehe.

Komödie von **Bernard Shaw**.

Deutsch von **Siegfried Trebitsch**.

(Fortsetzung und Schluß.)

**Hotchkiß** (kommt leise aus dem Arbeitszimmer herein. Er schlüpft hinter Frau George, ergreift ihre Hand von ihrem Schoß und küßt sie über ihrer Schulter).

**Frau George** (erwachend): Was war das? Wer hat mir die Hand geküßt? (Zum Bischof, eifrig) waren Sie's? (Er schüttelt den Kopf. Sie ist gedemütigt): Verzeihen Sie.

**Der Bischof**: Keineswegs. Ich weise diese Ehre nicht zurück. Erlauben Sie (er küßt ihre Hand.)

**Hotchkiß**: Ich war es, Polly, Ihr stets getreuer.

**Frau George** (wendet sich um und sieht ihn an): Lassen Sie



mich Sie noch einmal dabei ertappen: das ist alles. Wie kommen Sie hierher? Ich habe Sie doch fortgeschickt. (Mit großer Energie wieder ganz sie selbst werdend.) Was um Gottes willen ist passiert?

Hotchkiß: So weit ich es begreifen kann, hatten Sie eine sehr reizende und beredsame Art Paroxysmus.

Frau George (entzückt): Was! Mein zweites Gesicht! (Zum Bischof) Oh, wie habe ich gebetet, daß es zu mir kommen möge, sobald ich Ihnen jemals begegnete! Und nun ist es dagewesen. Wie wunderbar! Ihr dürft mir jedes Wort glauben, das ich sagte: ich kann mich nicht erinnern; aber es war etwas, das brannte, einmal ausgesprochen zu werden; da ergriff es eben Besitz von mir und sagte sein eigenes Wesen aus. So ist es zugegangen, seht.

Edith und Cecil Sykes kommen durch den Turm herein. Sie hat ihren Hut auf, Leo folgt. Sie sind augenscheinlich zusammen ausgewesen. Sykes, mit einem unnatürlichen Wesen, halb verrückt, halb liederlich, als wenn er seine ganze Selbstachtung verloren hätte und entschlossen wäre, sich nicht seiner Verfassung berauben zu lassen, wirft sich in einen Stuhl am Ende des Tisches, in der Nähe des Herdes und vergräbt die Hände in den Taschen, wie Hogarths Müßiggänger, ohne zu warten, bis sich Edith setzt. Sie sitzt im Gitterstuhl. Leo nimmt den Stuhl, der dem Turm zunächst an der Längsseite des Tisches steht und sitzt brütend, mit geschlossenen Lippen da.

Der Bischof: Bist du ausgewesen, mein Kind?

Edith: Ja.

Der Bischof: Mit Cecil?

Edith: Ja.

Der Bischof: Seid ihr zu einer Verständigung gelangt?

Keine Antwort. Ratloses Schweigen.

Sykes: Du erzählst es Ihnen am besten, Edie.

Edith: Erzähl's ihnen selbst.

Der General kommt durch den Garten herein.

Der General (kommt nach vorwärts an den Tisch): Wer von euch kann mir mit etwas Tabak aufwarten? Ich habe meinen aufgebraucht; und meine Nerven sind noch lange nicht beruhigt.

Der Bischof: Warte einen Augenblick, Boxer, Cecil hat uns etwas Wichtiges zu sagen.

Sykes: Wir haben's getan. Das ist alles.

Hotchkiß: Was getan, Cecil?

Sykes: Na, was glaubt ihr?

Edith: Wir haben uns natürlich verheiratet!

Sykes (dreht den Kopf nach dem Turm): Dieser Herr hat es getan. (Er bemerkt, daß sie ihn nicht verstehen, sieht sich um und erkennt, daß da niemand ist): Oh! ich dachte, er sei mitgekommen. Er ist wohl runtergegangen. Der Magistratsdiener.

Der General: Der Magistratsdiener! Wofür zum Teufel hat er das getan?





Emil Pottner

Farbige Fayence









Emil Pottner

Farblge Fayence







Sykes: Oh, ich weiß nicht; ich habe mit ihm nicht drum gehandelt. (Zu Frau George): Wieviel soll ich ihm geben, Frau Collins?

Frau George: Fünf Schilling. (Zum Bischof): Ich möchte einen Augenblick ausruhen — da — in Ihrem Arbeitszimmer. Ich sah es hier — (sie berührt ihre Stirn.).

Der Bischof (ihr die Tür des Arbeitszimmers öffnend): Mit Vergnügen. Entfernen Sie meinen Bruder, wenn er Sie stört. Soames, bringen Sie die Briefe hierher.

Sykes: Er wird doch nicht beleidigt sein, wenn ich ihm fünf Schilling anbiete, wie?

Frau George: O nein! Er berührt mit seinem Amtsstab Kinder, um sie von der Ringelflechte zu heilen und bekommt dafür vier Pence pro Stück. Sie geht in das Arbeitszimmer. Soames folgt ihr.

Der General: Nun, Edith, ich bin etwas enttäuscht, das muß ich sagen. Immerhin bin ich froh, daß es wenigstens jemand in einer öffentlichen Uniform getan hat.

Frau Bridgenorth und Lesbia kommen durch den Turm herein. Frau Bridgenorth geht zum Bischof. Er geht zu ihr, und sie begegnen einander in der Nähe der Eichenkiste. Lesbia kommt zwischen Sykes und Edith.

Der Bischof: Alice, denk nur, liebes Kind, sie sind verheiratet.

Frau Bridgenorth (sanft): Oh, wie schön, das ist recht. Erzähl es, Collins.

Soames kommt aus dem Arbeitszimmer mit seinen Schreibmaterialien. Er setzt sich an das Ende des Tisches und fährt mit seiner Arbeit fort. Hotchkiß setzt sich in den nächsten Stuhl um die Ecke und kehrt ihm den Rücken zu.

Lesbia: Ihr habt wohl beide nachgegeben?

Edith: Durchaus nicht. Wir haben Vorkehrungen für alle möglichen Fälle getroffen.

Soames: Wie?

Edith: Ehe wir in die Kirche gingen, gingen wir ins Bureau der Versicherungsgesellschaft — wie heißt sie doch noch, Cecil?

Sykes: Die britische Familien-Versicherungs-Gesellschaft. Sie versichert gegen arme Verwandte und gegen alle Arten von unvorhergesehenen Familienzufällen.

Edith: Sie hat sich bereit erklärt, Cecil gegen Verleumdungsklagen zu versichern, die meinetwegen gegen ihn erhoben werden könnten. Sie stellt uns ganz besonders günstige Bedingungen, weil ich die Tochter eines Bischofs bin.

Sykes: Und ich habe Edith mein feierliches Wort gegeben, sie für den Fall, daß ich jemals ein Verbrechen beginge, zuvor in Gegenwart von Zeugen niederschlagen und mit einer anderen Dame nach Brighton zu gehen.

Lesbia: Das nennt Ihr Vorkehrungen für alle möglichen Fälle treffen!

(Sie geht an die Mitte des Tisches an die Gartenseite und setzt sich.)



Er soll sich zuerst überzeugen, daß dort keine Würmer sind, wo er dich niederschlagen wird, Edith. Wo ist Rejgy?

Reginald (kommt aus dem Arbeitszimmer): Hier. Was gibt's?

Leo (springt auf und fährt hastig auf ihn zu): Was es gibt! Du hast gut fragen. Während Edie und Cecil im Versicherungsbureau waren, nahm ich einen Taxameter und fuhr in deine Wohnung; da fand ich eine schöne Wirtschaft vor. Dein Zeug ist in erbarmungswürdigem Zustand. Deine Leberkompressen war bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Man kann dich ebenso gut dir selbst überlassen wie ein einjähriges Kind.

Reginald: Oh, ich kann mich um solche Dinge nicht kümmern. Ich bin ganz in Ordnung.

Leo: Das bist du nicht: du machst mir Schande. Du bedenkst niemals, daß du mir Schande machst: du denkst nur an dich selbst. Du mußt mit mir nach Hause kommen, wo ich alles nachsehen will; mein Gewissen gestattet mir nicht, dich wie ein Schwein leben zu lassen. (Sie bringt seine Krawatte in Ordnung.) Du mußt bei mir bleiben, bis ich St. John heirate, und dann werden wir dich adoptieren oder so etwas.

Reginald (reißt sich von ihr los und poltert fort, an Hotchkiß vorbei gegen den Kamin zu): Nein, verdammt will ich sein, wenn ich mich von St. John adoptieren lasse. Du kannst ihn adoptieren, wenn du willst.

Hotchkiß (sich erhebend): Ich halte diesen Vorschlag wirklich für den besseren, Leo. Ich muß Ihnen ein Geständnis machen, ich bin nicht der Mann, für den Sie mich halten. Ihr Einwand gegen Rejgy war sein niedriger Geschmack.

Reginald (sich umwendend): Wirklich?

Leo: Liederliche Angewohnheiten hab' ich gesagt. Ich habe nie gedacht, daß er einen niedrigen Geschmack habe, ehe ich — dieses Weib bei Gericht sah. Wie er ein solches Geschöpf wählen und dem Frauenzimmer erlauben konnte, ihm später noch zu schreiben.

Reginald: Ist das fair? Ich habe niemals —

Hotchkiß: Selbstverständlich haben Sie das nie getan, Rejgy. Nicht dumm sein, Leo. Ich bin's der in Wirklichkeit einen niedrigen Geschmack hat.

Leo: Sie!

Hotchkiß: Ich habe mich in die Frau eines Kohlenhändlers verliebt. Ich bete sie an. Ich zöge einen ihrer Schuhriemen einer Locke Ihres Haares vor. (Er kreuzt die Arme und steht wie ein Felsen da.)

Reginald: Sie verdammter Schuft, wie können Sie es wagen, meine Frau in meiner Gegenwart auf solche Weise vor den Kopf zu stoßen!

Er scheint auf dem Sprung, sich auf Hotchkiß zu stürzen, als Leo zwischen sie tritt und Rejgy nach der Tür des Arbeitszimmers zieht.

Leo: Nimm keine Notiz von ihm, Rejgy. Geh und laß die alte



häßliche Ehescheidung sofort annullieren. Sage Sir Gorell Barnes, daß ich meinen Sinn geändert habe. (zu Hotchkiß) Ich hätte wissen können, daß Sie zu klug sind, um wirklich ein Gentleman zu sein. Sie zieht Rejy fort zur Eichenkiste und setzt ihn dort nieder, Rejy kichert ein wenig. Hotchkiß nimmt nachdenklich seinen Sitz wieder ein.

Der Bischof: Alle Probleme scheinen sich von selbst zu lösen.

Lesbia: Ausgenommen meines.

Der General: Aber Sie sehen doch, meine liebe Lesbia, was heute hier geschehen ist. (Kommt ein wenig näher und neigt ihr sein Gesicht zu.) Nun frage ich Sie, zeigt das nicht klar und deutlich, was es für ein Wahnsinn ist, nicht zu heiraten?

Lesbia: Nein. Das kann ich nicht sagen. Oh, (sich erhebend): Sie haben wieder geraucht.

Der General: Sie treiben mich dazu, Lesbia. Ich kann mir nicht anders helfen.

Lesbia (steht hinter ihrem Stuhl, mit den Händen an der Lehne und blickt sich strahlend um): Na, ich will Sie heute nicht schelten. Ich bin jetzt gerade in besonders guter Laune.

Der General: Darf ich fragen warum, Lesbia?

Lesbia (tief Atem schöpfend): Wenn ich denke, daß ich nach allen Gefahren des heutigen Tages noch unverheiratet bin! noch unabhängig! noch Herrin meiner selbst! noch ein glorreiches, starkgeistiges, altes Mädchen von Old England!

(Soames springt schweigsam auf und muß sich sehr ausrecken, um ihr über den Tisch hinüber die Hand zu drücken.)

Der General (sich erhebend): Macht es Sie wirklich glücklich, Herrin Ihrer selbst zu sein? Wäre es nicht großmütiger — wären Sie nicht glücklicher als Maitresse eines andern —

Lesbia: Boxer!

Der General (entsetzt): Nein, nein, liebe Lesbia, glauben Sie ja nicht, daß ich das Wort in seinem unreinen Sinn gebraucht habe. Ich bin manchmal unglücklich in der Wahl meiner Ausdrücke; aber Sie wissen, was ich meine. Ich bin überzeugt, daß Sie als meine Frau glücklicher wären.

Lesbia: Das mag ja sein in einem gewissen unordentlichen Sinn. Aber ich ziehe meine Würde und meine Unabhängigkeit vor. Es tut mir leid, aber ich halte diese Jagd nach Glück für ziemlich gemein.

Der General: Oh sehr gut, Lesbia. Ich werde Sie nicht wieder fragen. (Er setzt sich hochmütig nieder.)

Lesbia: Das werden Sie doch, Boxer; aber es wird keinen Zweck haben. (Sie setzt sich wieder und legt ihre Hand beinahe zärtlich auf die seine.) Eines Tages hoffe ich Sie mir zum Freund zu machen, und dann werden wir uns sehr gut vertragen.

Der General (wieder aufspringend): Ha! Ich glaube, Sie sind



hart, Lesbia. Ich mach' mich lächerlich, wenn ich noch länger hier bliebe. Alice, ich gehe für einige Augenblicke in den Garten.

Collins (erscheint im Turm): Ich glaube, jetzt ist alles in Ordnung, gnädige Frau.

Der General (zu ihm gehend): Oh! apropos, Sie könnten mich verbinden — (Der Rest des Satzes verliert sich in ein Flüstern.)

Collins: Gewiß, Herr General. (Er nimmt einen Tabakbeutel heraus und händigt ihn dem General ein, der ihn einsteckt und in den Garten geht.)

Lesbia: Ich glaube nicht, daß es einen Mann in England gibt, der Hand aufs Herz, seine Frau so liebt wie seine Pfeife.

Der Bischof: Apropos, was ist mit der Hochzeitsgesellschaft geschehen?

Sykes: Ich weiß nicht. Es war keine Seele in der Kirche als wir heirateten, mit Ausnahme des Magistratsdieners und des Geistlichen, der die Sache machte.

Edith: Sie sind alle nach Hause gegangen.

Frau Bridgenorth: Aber die Brautjungfern?

Collins: Ich und der Magistratsdiener sind im Taxameter überall herumgefahren, gnädige Frau; wir haben sie alle zusammengesucht. Sie waren recht enttäuscht wegen ihrer Kleider und fanden, daß alles ziemlich unregelmäßig zuging; aber sie willigten ein, zum Frühstück zu kommen.

Leo: Bitte, nehmen Sie zur Kenntnis, Collins, daß kein Wort davon wahr ist, daß ich von meinem Gatten geschieden bin, oder daß es zwischen mir und Herrn Hotchkiß jemals etwas gegeben hat oder gibt.

Collins: Gott segne Sie, gnädige Frau! das konnte man wohl immer sehen. (Zu Frau Bridgenorth): Werden Sie hier oder in der Halle empfangen, gnädige Frau?

Frau Bridgenorth: In der Halle. Alfred, du und Boxer müßt hinunter gehen und euch bereit halten, die ersten Ankömmlinge plaudernd festzuhalten, bis wir kommen. Wir müssen Edith ankleiden. Komm, Lesbia; komm Leo; wir müssen alle helfen. Nun, vorwärts, Edith. (Lesbia, Leo und Edith gehen durch den Turm hinaus.) Collins, wir brauchen Sie, sobald Fräulein Edith angekleidet ist. Sie müssen sich dann ihren Schleier etc. etc. ansehen, ob alles in Ordnung ist.

Collins: Ja, gnädige Frau. Wünschen Sie, daß über Fräulein Lesbia etwas verbreitet werde, gnädige Frau?

Frau Bridgenorth: Nein, Sie nimmt den General nicht. Ich glaube, das können Sie für definitiv betrachten.

Collins: Wie schade, gnädige Frau!

Der Bischof: Ich gehe zum Empfang in die Halle, Collins. Rejy, verständige Boxer; ihr müßt mir beide bei der kleinen Unterhaltung helfen. Komm, Cecil.  
(Er geht durch den Turm hinaus. Sykes folgt ihm.)



Reginald (zu Hotchkiß): Sie haben immer den Mund vollgenommen und auseinandergesetzt, wie man sich als Gentleman zu betragen habe. Wenn Sie aber glauben, daß Sie sich Leo gegenüber als Gentleman benommen haben, dann sind Sie im Irrtum. Ich werde mich für Leo ins Zeug legen, vergessen Sie das nicht.

Hotchkiß: Ich verstehe. Ihre Tür ist mir verschlossen.

Reginald (rasch): Oh nein. Nur keine Uebereilung. Ich glaube, nach einer geraumen Weile seh ich Sie ganz gern wieder. Sie wird so böse und anmaßend, wenn niemand da ist, der das Haus ein bißchen belebt.

Hotchkiß: Ich werde mein Möglichstes tun.

Reginald (erfreut): Na also. Sie sind doch nicht böse, alter Knabe, he?

Hotchkiß: Es ist mein Schicksal. Ich habe Kohlen angefaßt; und meine Hände sind schwarz; aber sie sind rein. Wenigstens bis jetzt, Rejgy. (Sie schütteln einander die Hände; und Reginald geht in den Garten, um Boxer zu suchen.)

Collins: Entschuldigen Sie mein Herr; aber bleiben Sie zum Frühstück hier? Ihr Name steht auf einem Gedeck; und ich würde ihn gern vertauschen, falls Sie nicht da bleiben sollten.

Hotchkiß: Was weiß ich? Bin ich noch Herr meines Schicksals? Gehen Sie: fragen Sie — die, der gehorcht werden muß.

Collins (ehrfürchtig): Sollte Frau George an Ihnen Gefallen gefunden haben?

Hotchkiß: Ich wollte, sie hätte es! Es ist Schlimmeres, Mensch, viel Schlimmeres: ich habe an Frau George Gefallen gefunden.

Collins: Verzweifeln Sie nicht, Herr: wenn George gern mit Ihnen plaudert, werden Sie das Haus seiner Frau sehr angenehm finden — lebhafter als das des Herrn Reginald.

Hotchkiß (rufend): Polly.

Collins: Oh, wenn Sie schon bei Polly sind, mein Herr, glaube ich sagen zu können, daß schon alles in Ordnung ist.

Frau George erscheint an der Tür des Arbeitszimmers.

Hotchkiß: Ihr Schwager möchte gern wissen, ob ich zum Hochzeitsfrühstück dableibe. Sagen Sie es ihm.

Frau George: Er bleibt, Bill, wenn er entschlossen ist, sich gut zu betragen.

Hotchkiß (zu Collins): Darf ich als Freund der Familie das Vorrecht genießen, Sie Bill zu nennen?

Collins: Mit Vergnügen, mein Herr, gewiß.

Hotchkiß: Mein Kosenamen im Schoß der Familie ist Sonny.

Frau George: Warum haben Sie das nicht gleich gesagt? Sonny ist gerade der Name, den ich für Sie gewünscht habe.

(Sie tätschelt vertraulich seine Wange: er erhebt sich rasch und geht zum Kamin)



wo er sich geistesabwesend in den Gitterstuhl fallen läßt.) Bill, ich gehe nicht in die Halle, ehe genug Menschen dort sind, um einen kleinen Hof für mich zu bilden. Laß mich durch den Magistratsdiener holen, wenn du glaubst, daß es gut aussieht.

Collins: Ganz recht. (Er geht durch den Turm hinaus.)

Frau George, allein geblieben mit Hotchkiß und Soames, legt plötzlich die Hände auf Soames Schultern und neigt sich über ihn.)

Frau George: Der Bischof sagte, daß ich Sie versuchen sollte, Anthony.

Soames (ohne sich umzusehen): Weib: hebe dich hinweg.

Frau George:

„Dein holdes Herz trägt treulos eine Maske,

Doch würd' es brechen, säh' es das.

In einer solchen Stunde eins nur fleh ich:

Gedenke mein.“

Und das werden Sie, Anthony. Ich werde meinen Zauber über Sie werfen.

Soames: Glauben Sie, daß ein Mann, der das Magnifikat gesungen und die Himmelskönigin angebetet hat, für solch ein Gewäsch Ohren hat oder ein Auge für eine so liederliche Person wie Sie — Da ist ein anderer, mit dem Sie sprechen können. Ich bin beschäftigt.

Frau George (verläßt Soames und tritt einen oder zwei Schritte näher an Hotchkiß heran) Warum sind Sie nicht wie er, Sonny? Warum hängen Sie Ihr Herz an das erstbeste Weib in der nächsten Straße?

Frau George (zu Soames): Sie glauben nicht an die Frauen, Anthony, nicht wahr?

Soames: Weib: versuchen Sie nicht, mich des Unglaubens anzuklagen. Und Sie, Hotchkiß, verachten Sie die Seele dieses Weibes nicht. Sie sind ein so eingefleischter Snob wie nur je.

Hotchkiß (ungeduldig): Mein lieber Anthony, ich finde Sie als Prediger einfach lächerlich, weil Sie mich auf Stellen und Dokumente und Vorkommnisse verweisen, an die ich tatsächlich nicht glaube. Ich glaube an nichts als an meinen eigenen Willen, meinen eigenen Stolz und meine Ehre. Ihre Fische, Ihr Katechismus und alles Uebrige geben ein reizendes Gedicht, das Sie Ihren Glauben nennen. Ihnen steht's vollendet gut; aber mir nicht. Ich ziehe nun mal wie Napoleon den Mohammedanismus vor. (Frau George, die Mohammedanismus mit Polygamie verbindet, sieht ihn mit raschem Verdacht an.) Ich glaube, daß das ganze britische Königreich sich zu einem reformierten Mohammedanismus bekennen wird, ehe das Jahrhundert zu Ende geht. Mohammeds Charakter ist dem meinen kongenial. Ich bewundere ihn, und teile in ausgedehntem Maße seine Lebensansichten. Das schlägt Sie, Soames, wie Sie sehen. Religion ist eine große Macht — die einzige wirklich bewegende Kraft in der Welt; aber Ihr Bursche versteht die Haupt-



sache nicht; einen Menschen durch seine eigene Religion und nicht durch die eure seinen Weg machen zu lassen.

Frau George (seine Beredsamkeit bewundernd): George wird Sie mögen, Sonny. Sie sollten ihn über die Kirche reden hören.

Soames: Gut! Dann geht beide in euer Verderben. Für mich gibt es nur eine Religion: die, von der meine Seele weiß, daß sie die wahre ist; aber selbst der Unglaube hat einen Grundsatz; und das ist die Heiligkeit der Ehe. Ihr beide seid an der Grenze der Todsünde. Leugnen Sie das?

Hotchkiß: Sie vergessen, Anthony: Ihrer Ansicht nach ist die Ehe selbst eine Todsünde.

Soames: Die Frage ist jetzt nicht, was ich glaube, sondern was Sie glauben. Nehmen Sie mit mir das Zölibat; und geben Sie dieses Weib auf, wenn Sie die Kraft und die Erleuchtung dazu haben. Aber wenn Sie noch in den Klauen der Welt sind, achten Sie wenigstens ihre Einrichtungen. Glauben Sie an die Ehe oder nicht?

Hotchkiß: Meine Seele ist vollkommen frei von irgendeinem solchen Aberglauben. Ich erkläre feierlich, daß ich zwischen diesem Weibe, wie Sie Frau George unhöflich nennen, und mir keinerlei Schranken sehe, die zu respektieren mein Gewissen von mir verlangt. Ich hasse mit allen meinen Instinkten die ganze Ehemoral der Mittelklassen. Wenn ich ein Marquis aus dem achtzehnten Jahrhundert wäre, könnte ich mich einer Pariser Bürgerfrau gegenüber nicht freier fühlen, als ich mich Polly gegenüber fühle. Ich verachte dies ganze häusliche Reinigungsgeschäft als die niedrigste Tiefe der engherzigen, selbstsüchtigen, sinnlichen nach dem Weibe gierenden — Gemeinheit.

Frau George (sich sofort erhebend): Oh, wahrhaftig. Dann kommen Sie nicht mit mir nach Haus, junger Mann. Es tut mir leid, denn es ist erfrischend, einmal im Leben einem Mann begegnet zu sein, der sich vor meinem Ehering nicht fürchtet; aber ich suche einen Freund und keinen französischen Marquis; deshalb kommen Sie nicht mit mir nach Hause.

Hotchkiß (unerbittlich): Ja, ich komme mit.

Frau George: Nein.

Hotchkiß: Ja. Ueberlegen Sie doch nur. Sie kennen Ihre Sippschaft hoffentlich ganz gut, die Anschauungen Ihrer Händlersippe. Sie kennen alle Skandale, Heucheleien dieser Gesellschaft, ihre Eifersüchteleien und Streitigkeiten — die hundert Scheidungsaffären, die nie vor Gericht kommen, ebenso wie die zehn, die so weit kommen.

Frau George: Wir sind keine Engel. Ich kenne ein paar Skandale aber die meisten von uns sind zu sehr abgestumpft, um etwas andres als gut zu sein.

Hotchkiß: Dann müssen Sie doch bemerkt haben, daß gerade wie alle Mörder, wenn man sie nach ihren erbaulichen Bemerkungen auf dem Schafott beurteilt, gottergebene Christen zu sein scheinen, so alle Wüstlinge, die männlichen, wie die weiblichen, ohne Unter-



schied Menschen sind, die überfließen von häuslichen Sentimentalitäten und Respektbezeugungen für die Konvention, die sie in der Praxis verletzt.

Frau George: Sie erwarten doch nicht, daß sie sich alle selbst aufgeben sollen?

Hotchkiß: Es sind Gefühlsmenschen und nicht Menschen von Ehre. Nun, ich bin kein Gefühlsmensch, sondern ein Mann von Ehre. Ich weiß ganz gut, was mir passiert, wenn ich erst mal die Schwelle des Hauses Ihres Gatten überschreite und sein Gast geworden bin. Dieses Band der Ehe, das ich verachte, wird mich binden, wie es niemals die Menschen binden kann, die daran glauben und deren Hauptunterhaltung darin besteht, das Theater zu besuchen, wo man sich darüber lustig macht. Soames: Sie sind ein Kommunist, nicht wahr?

Soames: Ich bin ein Christ. Da muß ich wohl Kommunist sein.

Hotchkiß: Und Sie glauben, daß uns viele Landgüter von der Kirche unter Heinrich VIII. gestohlen wurden?

Soames: Das glaube ich nicht nur: das weiß ich als Jurist.

Hotchkiß: Würden Sie von den Feldern eines der Grundbesitzer jener gestohlenen Landgüter eine Steckrübe stehlen?

Soames (sich gegen diese Frage verwehrend): Sie haben kein Recht auf ihr Landgut.

Hotchkiß: Danach habe ich Sie nicht gefragt. Würden Sie von einem der Felder, auf das diese Grundbesitzer kein Recht haben, eine Steckrübe stehlen?

Soames: Ich mag weiße Steckrüben.

Hotchkiß: Da Sie Jurist sind, müssen Sie mir antworten.

Soames: Ich gebe zu, daß ich es wahrscheinlich nicht täte. Ich bin vielleicht im Unrecht, wenn ich die Steckrübe nicht stehle; ich kann meinen Widerwillen gegen eine solche Handlungsweise nicht verteidigen, aber ich glaube, ich würde es nicht tun. Ich weiß sogar bestimmt, daß ich es nicht täte.

Hotchkiß: Ebensowenig wäre ich fähig, Georges Weib zu stehlen. Ich habe meine Hand vorhin nach dieser verbotenen Frucht ausgestreckt, und ich weiß, daß meine Hand immer leer zurückkommen wird. An die Ehe nicht glauben ist leicht, eine Frau lieben, ist leicht; aber einen Kameraden betrügen — gegen einen Gast illoyal sein — den Vertrag von Brot und Salz brechen — das ist unmöglich. Sie können mich nach Hause mitnehmen, Polly: Sie haben nichts zu befürchten.

Frau George: Und nichts zu hoffen?

Hotchkiß: Da Sie das so in einer mehr als gütigen Art fragen, Polly, durchaus nichts.

Frau George: Hm! Sie glauben, wie die meisten Männer, daß Sie alle Wünsche, die Frauen hegen mögen, kennen, nicht wahr? Aber das Kind, das man am meisten nötig hätte, hat mit der Ehe





Emil Pottner

Farbige Fayence







absolut nichts zu tun. Vielleicht hat Anthony einen Schimmer davon, wie, Anthony?

Soames: Christliche Gemeinschaft?

Frau George: So nennen Sie es, nicht?

Soames: Wie nennen Sie es?

Collins: (erscheint im Turm mit dem Magistratsdiener): Nun, Polly, die Halle ist voll; und man wartet auf Sie.

Der Magistratsdiener: Platz meine Herren. Platz für die verehrliche Frau Bürgermeisterin. Mit Verlaub meine Lords und Herren. Mit Verlaub meine Damen und Herren: Platz für die Bürgermeisterin.

Frau George nimmt Hotchkiß' Arm und geht hinaus, der Magistratsdiener folgt ihr.

Soames nimmt seine Schreibarbeit ruhig wieder auf.

E n d e.

## Rundschau.

### Finanzpolitisches.

Von Pluto.

Die Börse hascht nach Vorwänden! Augenblicklich, wo sie noch am Verdauen eines weitschichtigen und auch nicht gerade billigen Materials ist, zeigt sie zur Entschuldigung ihrer Appetitlosigkeit auf die Verschleppung unserer Finanzreform. Eines Tages könnte sie sich auch mit dem Emporschnellen unserer Kolonialwerte ausreden, sobald sie nämlich für eine allgemeine Hausse wieder hinreichend ausgeruht erscheint. Man vergesse keinen Augenblick, daß alle solche Bewegungen heute auch durch die Bankenkabinette gehen. Während der kriegesischen Spannung zwischen Oesterreich und Serbien nebst allem, was noch daran hing, warf das Publikum seine Papiere allmählich fast ganz fort. Die Großen nahmen dieselben auf, und dann nach der Friedenssicherung bekam die Masse jener Verkäufer Reue. Sie kauften zurück — wie dies immer der Fall zu sein pflegt, natürlich zu beständig steigenden Kursen, worauf dann eben der bekannte Boa constrictor-Zustand nach dem Gespeisthaben eintrat. Sobald aber unsere Großinstitute

den neuen Zeitpunkt als gekommen ansehen, wird auch wieder vorwärtsmarschiert. Infolge dieser Diktaturverhältnisse, die sich die Spekulation nur ungern klar macht, dürfte es wohl ausgeschlossen sein, daß die deutschen Börsen das ganze Jahr hindurch einen lebendigen Verkehr entfalten. Wenn fünf- oder sechsmal ein stärkerer Anstoß erfolgt, so genügt dies vollkommen. Eines Mehr bedarf die Hochfinanz nicht, die ja durch Einschließung des Kommissionsgeschäftes ganze Gebiete des Anlagewesens, der Aktienemissionen usw. gleichsam von ihren Bureaus aus regelt. Anders, als mit reininnerlichen Ursachen läßt sich also auch der gegenwärtigen Tendenz kaum beikommen. Diese bleibt so ziemlich unempfindlich, einerlei ob Rosebery nach Dreadnoughts schreit, oder ob Riesser in schwungvoller Rede einen Erfolg gegen die Agrarier erhofft. Ab und zu will man sich dann von den Vorgängen auf Kreta oder gar der Spannung zwischen Spanien und Marokko wie absichtlich etwas verstimmen lassen, während das anziehende Geld (wie gewöhnlich gegen den Juli hin) in gar keine Erwägung zu kommen scheint. Dagegen wird schon wieder die Opposition infolge einer ungünstigen Beurteilung unserer Montanindustrie bemerkbar, indem



man u. a. auf die Kattowitzer Hütte verweist, die es im Gegensatz zu Laura bei ihrer alten Dividende lassen dürfte. Und wünscht man etwa Mix & Genest, deren Aktionäre diesmal leer ausgehen, als symptomatisch für eine andere wichtige Industrie anzusehen, so folgt wohl die Erwiderung, daß da, wo Herr Rathenau mitzuraten hat, die Abschreibungen stets überreichlich bemessen werden müssen. Nicht einmal die unübersehbare Hausse in unseren eigenen Kolonialwerten vermag die Gesamtstimmung irgendwie anzustecken. Kolonialgesellschaftsanteile – schon der lange Rufname deutet den geringen Verkehr darin an – konnten an einem einzigen Tage auf 2000 Proz. springen, was einen Kursgewinn von 5000 M. pro Stück ausmacht. Zwar haben die feineren Hände diesen Taumel zum Verkaufen benutzt, allein man soll dennoch den populären Kreuzzug gegen eine solche Strömung nicht einfach mitmachen, ohne vorher einen großen Bankier zu fragen, warum gerade er noch kurz vorher gekauft hat. Natürlich konnte auch „Verkehrsbank“ wieder profitieren, auf deren Kursentwicklung hier schon vor Monaten aufmerksam gemacht wurde. Wenn nur nicht der Minenschwindel in Paris und London früher zusammenbricht, als man nach älteren Erfahrungen schon erwarten kann!

. . .

Ein falsches Echo! Hansa hat man hineingerufen und: Schecksteuer hallte es zurück. In der Tat, ein vollgültiger Beweis für das geringe Sachvertrauen, das wir zu unserer gegenwärtigen Regierung haben dürfen, wäre gar nicht zu erbringen. Denn bei dieser Schecksteuer, welche gerade die alten Wünsche der Minister nach Erleichterung des nationalen Geldverkehrs zernichtet, kann doch unmöglich irgend ein Kenner befragt worden sein. Schon diese einzige Nonchalance rückt die Kurzsichtigkeit der neuen Hansa in ein ganz bestimmtes Licht, indem die Herren immer nur die Agrarier angreifen, unsern Staatsleitern aber die regelrechtste Verbeugung machen. Und dabei verwahrt sich noch jenes Programm gegen jeden etwaigen Verdacht, über die Grenzen einer bloßen Abwehr hinausgehen zu wollen. Vierzig Jahre nach der Einheit Deutschlands ist also die politische Fähigkeit seiner tätigsten Bürger nicht stärker geworden als früher, wo wir von aller Welt belächelt wurden. Im übrigen ist das, was hier voriges Mal

wegen der „Gefährten“ gesagt wurde, nur zu rasch in Erfüllung gegangen. Und wieder die Barbieri und Friseure, welche ihre Parfümerien weiter billig an den Mann bringen möchten, haben sich das Wort: Erdrosselung aus den Reden der Hansamänner angeeignet. Es mag klein erscheinen, auf solche komischen Dinge einzugehen, aber sie markieren doch die moralische Gefahr, die verschiedensten Interessentengruppen unter einen Hut zu bringen. Denn Schlimmeres kann den Objekten, die unberührbar bleiben müßten, kaum drohen, als sie mit Luxusartikeln zu vermengen, welche verzärtelte oder eitle Menschen auch teurer bezahlen würden.

\* \* \*

Der Zug nach dem Osten hat merkwürdigerweise jetzt die Amerikaner wieder erfaßt. Nicht etwa die Missionare, die in Kleinasien und der Türkei ihre finanzpolitische Rolle spielen, sondern die Industriellen, die den Anspruch der „Nation“ auf Beteiligung an der Chinesischen Eisenbahnanleihe durchgesetzt haben. Offenbar stellt die schließliche Nachgiebigkeit der amerikanischen Hochfinanz eine Gegengefälligkeit dar! D. h. der Staatssekretär Knox und der neue Präsident wünschten einen starken äußeren Erfolg und leisteten dafür gegen das Wegfallen der Einkommensteuer nur soviel Widerstand, als eben noch schicklich war. In Wahrheit wissen aber auch die dortigen Staatsmänner, wie spröde das Kapital ihres Landes noch in bezug auf auswärtige Papiere ist. Wie lange ist es denn her, seitdem die Amerikaner unter allgemeinsten Begeisterung das japanische Kriegsanlehen abschlossen? Indessen waren nur wenige Monate vergangen, als auch das ganze Material schon wieder herauskam. Die europäischen Konsorten mußten es aufnehmen, weshalb sie von da an gegen fremde Emissionen in der Union ganz mißtrauisch blieben. Wahrscheinlich besitzt das panamerikanische Bureau eine große agitatorische Macht, die selbst Faktoren wie Morgan nicht von sich zu lenken vermöchten. Daher nimmt man neben China, wo wenigstens ein außerordentlicher Massenabsatz von Textilwaren in Aussicht gestellt werden könnte, auch noch Südamerika folgsam in das neue Programm auf. Also ein ganz heterogenes Gebiet, wo keineswegs eine neue Kundschaft zu schaffen, sondern zuvor die alten Kommissionäre



noch zu verdrängen wären. Ein solches Schicksal hätte aber dort die englischen und deutschen Exporteure schon lange erreicht, falls nicht die Amerikaner für ihr eigenes Land genug fabrizieren müßten. Nicht einmal eine Erweiterung des Stahltrusts dürfte Herr Morgan erhoffen, falls man nunmehr in der Tat die Hand stärker auf Brasilien oder Argentinien legen würde, die kleinen Staaten noch ganz ungerechnet. Lieber bezahlt jener Trust für die Einführung seiner gewöhnlichen Aktien in Paris 42 000 Pfund Kotierungssteuer. Herr Morgan weiß also schwerlich, daß das französische Kapital nur für Renten ein vorzüglicher Markt ist, während spekulative Papiere fast immer wieder in ihr Ursprungsland schließlich zurückfließen. Wichtiger als jene Einführung könnte übrigens der Umstand werden, daß London in den amerikanischen Eisenbahnshares, und wohl auch in Steels, ungeheuer verfixt ist.

\* \* \*

Die Getreideposse ließe sich unser gegenwärtiger Handel in Weizen und Hafer nennen, wenn die Sache nicht so sehr traurig wäre. Mit nicht weniger als siebenzig Prozent nehmen nämlich alterfahrene Kaufleute denjenigen Teil der Getreidekäufe an, den diesmal Deutschland, anstatt in Rußland und Argentinien, bei sich zu Hause hätte decken können. Die auswärtigen Preise sind natürlich sehr teuer geworden, nachdem die Ware, die wir im Inlande sonst billiger kaufen konnten, vorzeitig (!) nach Norwegen, Italien und England abgegeben wurde. Dies ist bekanntlich nur durch den künstlichen Profit möglich, da bei uns auf Transit-Getreide der Zoll von M. 5 und M. 5½ zurückvergütet wird. Diese Staatsgelder fließen rein mechanisch in die Taschen unserer Gutsbesitzer, die sonst kaum anders als zu Hause verkaufen könnten. Also ein doppelter Schutz! Zunächst ein solcher in Form eines Einfuhrzolles, damit die fremde Konkurrenz ferngehalten werde, und noch eine Prämie für angebliche Durchgangsware, damit dieselben nützlichen Staatsbürger auch in fremden Ländern ausgezeichnete Geschäfte machen können. Und dazwischen unsere Konsumenten, die diese ganze Protektion bezahlen müssen. Warum wurde denn eigentlich s. Zt. der Identitätsnachweis aufgehoben?

## „Reformer“.

Von Otto Seidl (München).

Bruno Köhler, Vertreter der Naturheilkunde („mäßiges Honorar“), der „als Reformer auf Wunsch in politischen reichstreuen Vereinen gern über das Thema: „Ist ein Gott? zum Kampfe gegen die materialistische Weltanschauung“ Reden hält, hat die „Ursachen der allgemeinen Wirtschaftskrisen, sowie die Mittel und Wege zur wirtschaftlichen Wohlfahrt“ gefunden. Da seine Schrift (Verlag Deutsche Zukunft, Leipzig, 30 Pfennig) „in volkstümlicher Abfassung“ (in holperigem Deutsch) geschrieben ist, kann jeder sich darüber belehren lassen, daß unser „heutiges Wirtschaftsleben — man sagt wohl nicht zu viel — doch fürwahr ein Trauerspiel“ ist. Gegen Börsenspekulation, aber auch gegen Brotwucher (S. 4) und indirekte Steuern geht Köhler scharf vor. Die „Dissidenten“ der Aktien-Gesellschaften mißfallen ihm (S. 5). Auch durch den „alten wahren Satz“: „Nobel muß die Welt zugrunde geh'n“, will er sich nicht beruhigen lassen: „Wir sagen aus Nächstenliebe „nein“, denn das Volk soll doch vernünftig sein“. (S. 7.) Das Kapital müsse besteuert werden, und zwar gründlich, bei internationaler Vereinbarung gleichmäßiger Steuerstaffelung (S. 9). Der Zukunftsstaat sei nicht existierbar“. Eine Fülle von unbeholfenen Schlagworten läßt jeden Widerspruch gegen Köhler verstummen!

Es wäre die dankenswerte Aufgabe eines Verlags gewesen, uns eine Bereicherung zur Reichsfinanzfrage dadurch zu geben, daß er einen einfachen, ganz gewöhnlichen, bescheidenen Mann aus dem Arbeiter-, Handwerker- oder Bauernstande sich aussprechen ließ. Für jede Unbeholfenheit im Ausdruck hätten wir dankbare Verehrung gehabt, weil wir aus ihr wie aus der ganzen Schrift hätten sehen können, wie das Volk, das große Volk über die wichtige Frage denkt, ob es bereit ist, Opfer zu bringen, ob es die Arbeit, die Streitigkeiten der Politiker versteht. Was wir aber hier an dieser „Betrachtung über die Reichsfinanzreform“ bekommen haben, ist ein hochtrabendes Gemengsel von teilweise vernünftigen Ansichten, in schlotternder Sprache von einem Manne vorgetragen, der sich selbst wohl nicht zu den Gebildeten rechnet, aber auch dem bildungs-



fernen, bildungsuchenden Volke nicht angehört. Der Mann scheint in gewissen Kreisen Ansehen und Vertrauen zu genießen. Das ermutigte ihn offenbar, die Schrift in dieser Form hinauszulassen. Wer nach Jahrzehnten oder Jahrhunderten die Reichsfinanzreform von 1909 studiert und Sinn für unfreiwilligen Humor hat, der wird seine „Freude“ an diesem „Reformer“ haben. Auch der Anzeigenteil ist „beachtenswert“!

## Die Kultur der Millionen.

Von H. Fernau.

Starb da neulich in Paris ein braver Mann mit Namen Chauchard. Er hat 88 Jahre lang auf dieser Erde gewandelt und von Anfang bis zu Ende war sein Leben ein Triumph guter Spießbürgersitten. Nie ist er vom Pfad der Wohlanständigkeit und der Korrektheit abgewichen. Nur eine Fähigkeit an ihm ist erwähnenswert: Er besaß ein ausgesprochenes kaufmännisches Genie und eine zielbewußt handelnde Energie nach Geld. Im Laufe von einigen Jahrzehnten wußte er sich vom simplen Ladenangestellten mit 100 Frank Monatsgehalt bis zum Multimillionär hindurchzuarbeiten. Damit wurde er einer von den wenigen, die sich im Glanz und in der Macht des Reichtums sonnen dürfen. Aber damit hörte er leider nicht auf, einer von den vielen zu sein, die ihre Freunde fortwährend beim Rockzipfel fassen, den Stoff mit Kennermiene betasten und ihren Geist so leuchten lassen: Was haben Sie für den Anzug bezahlt? Oh, viel zu teuer, lieber Freund! Schlechte Ware für Ihr gutes Geld. Verlangen Sie das nächste Mal mein Gutachten und meinen Preiskurant. Einer von den Vielzuvielen war Chauchard, die aus der Kunst ein Handelsding machen und die sich vor einem Delacroix oder Fromentin nach Maßgabe des dafür bezahlten Preises begeistern. Und auch einer von den vielen, die immer korrekt bis aufs I-tüpfelchen gekleidet in der Opernloge sitzen, die Lorgnette sofort absetzen, wo es keine Busen mehr zu bewundern gibt, die an den von der Kritik gekennzeichneten Stellen ihren Freunden diskret mit der flachen Hand vor Bewunderung auf die Kniee schlagen und — „Ohé, la Mignonne“

rufen, wenn sie eine fein geschnittene Weibersilhouette vorüberhuschen sehen. Was war Chauchard noch? Er war ein Philantrop, einer von den vielen edlen Menschenfreunden, die hunderte von Tausenden von Frank für Westenknöpfe aus Perlen ausgeben, einer von den Edelmütigen war er, die bis in den Tod hinein das Elend der Massen durch ihren Luxus beleidigen und die, wenn sie über 150 Millionen verfügen, sich großmütig schwere 200 000 Frank für die Armen abknöpfen, während sie die anderen, die ohnehin schon im Vollen sitzen, mit Millionen bedenken. Chauchard hat Pensionskassen gestiftet, Altersasyle für seine Angestellten errichtet, milde Gaben für milde Stiftungen gegeben. Kurzum: Chauchard war ein großer, ein korrekter, ein vorschriftsmäßiger Philantrop.

Wir bemerken nichts Besonderes an diesem Mann, nichts über das große Mittelmaß menschlicher Intelligenz Hinausgehendes. Und doch, man hat aus seinem Tod ein welterschütterndes Ereignis gemacht. Man füllte 8 Tage lang die heimischen und ausländischen Zeitungen mit seinem Namen und seinen kleinen Taten. Weshalb war Paris schon tagelang vor seinem letzten Seufzer in Aufregung? Wird er sterben? Wird er nicht sterben? Wie wird sein Testament aussehen?

Oh, sein Testament, seine Millionen! Das war es. Wenn man irgendwo Millionen wittert, dann macht man aus dem friedfertigsten Spießbürger, aus dem alltäglichsten kaufmännischen Gemäldesammler einen Menschenfreund, einen großen Mann, einen Kunstfreund. Wo man Millionen wittert, da umdrängt man ihren Besitzer, schüttelt ihm ehrerbietig die Hand, gibt ihm das Großkreuz der Ehrenlegion und verzichtet auf alle anderen, als Millionärsmeinungen. Ein Millionär liegt im Sterben? Aber der Mann war sein Leben lang ein Held, ein Menschenkenner, der Beste der Besten. Der Mann war ein ausgesprochenes Genie. Schade, daß er inmitten seiner Millionen nie Zeit fand, seine tiefen Gedanken der Menschheit in künstlerischer Form zu übergeben. Und die Zeitungen füllen sich mit Biographien, mit Anekdoten, mit Abbildungen. Alles trieft vor Ehrerbietung. Aus den lächerlichsten Details werden spaltenlange Artikel gebaut. Nirgendwo eine Kritik, eine Frage nach dem wirk-



lichen Wert. Ueberall platteste Kriecherei!

„Es gibt keine Sünde, ausgenommen die Dummheit!“ Jedesmal, wenn im Meer der Geldinteressen einige Millionen an die Oberfläche gespieen werden, dann bewahrheitet sich dieser Oscar Wildesche Satz aufs neue, dann glänzt die Dummheit der Zeitgenossen in ihren schönsten Farben. Denn nur unserer zeitgenössischen Dummheit ist es zu verdanken, daß Chauchard, der banale, kalt lächelnde Gesellschaftsmensch und Kaufmann Chauchard, tagelang die öffentliche Meinung gefesselt hat. Die Macht der Millionen ist überall die gleiche. Ob in Amerika, ob in Frankreich oder in Deutschland, die Philosophen sterben überall Hungers, während man das kaufmännische Genie mit der Gloriole des wahrhaftigen Menschentums umgibt. Man beweihräuchert das Andenken der Millionäre und feiert sie als Ereignisse. Man errichtet ihnen Denkmäler, denn ein Millionär ist immer ein großer unsterblicher Mann.

Nichts ist lehrreicher für die Kultur unserer Epoche als dieser Todesfall. Für Menschen vom Schlage Chauchards (und unter 100 sind mindestens immer 95 so veranlagt), ist das Geld längst nicht mehr Mittel zum Zweck. Sie besitzen nicht das Geld, sondern das Geld besitzt sie. Das Geld ist ihr König, ihre Philosophie, ihr Lebensklärer und Lebenswertmesser. — Nur wer Geist hat, ist nach Nietzsche zum Besitz berechtigt. Irrtum, Freund, großer Irrtum! Wer mit Bändern handelt, der wird reich, Beweis: Chauchard, der die Stoffe und Bänder meterweise verkaufte, und sein Freund Leygues, der sie als Minister zentimeterweise in die Knopflöcher seiner Mitbürger steckte. Der die Meter verkaufte, verdiente über 150 Millionen, der die Zentimeter verkaufte, verdiente nur 15. Und beide besaßen sie keinen Geist. Also handelt mit Bändern, Freunde. Denn das ist es, was wir im Grunde Kultur nennen: Der Handel mit Bändern. Und wer dabei so oder so zu reussieren weiß, dem werden die üppigsten Dummheiten wie große Taten nacherzählt, an dessen Tafel speisen Fürsten und Könige, der wird das, was unsere Zeitgenossen als das Höchste am Menschen verehren und was alle Herzen höher schlagen läßt: Millionär!

## Das Risorgimento.

Von Bernhard Ihringer.

Eine Revolution in ihren Anfangsstadien, in der Kleinheit persönlich gefärbter Anfänge, hatte wohl zu keinen Zeiten etwas hinreißend Ueberwältigendes, und doch hat sie stets durch ihre Märtyrer den Boden geebnet für die Volksleidenschaft, die freilich nur schwer in eine bestimmte Bahn sich lenken läßt, dann aber auch um so elementarer alles vor sich niederreißt. Mittelmäßige, nicht eben weitblickende, fast niemals konsequente Menschen haben da die Anreger gespielt — Anreger, die eigentlich nur im Dunkel sahen was sie wollten, und oft erschrecken vor der Macht der Geister, die sie gerufen. Eben darum ist das Schicksal dieser Fechter auf Vorposten tragisch, — gerade geeignet für die Märtyrergloriole eines nur in Umrissen sehenden Volkes. Daher der Ruhm jener Männer, die in der nachnapoleonischen Zeit gegen die Erben der Lombardei: Kaiser Franz und Metternich ankämpften, nicht mit den Waffen in der Hand, sondern nur durch ihre Gesinnung, durch zufällig hingeworfene Worte, Teilnahme an geheimen Verbindungen. Und die dafür lange Jahre auf dem Spielberg bei Brünn zu büßen hatten.

Das ist eigentlich, auf ein paar Kernworte gebracht, die äußere Geschichte des Risorgimento. Sie glänzt auf keiner Seite: der „gute Kaiser Franz“ war kein entschlossener Despot mit herrlichen Allüren; ebensowenig leuchteten die „Aufrührer“ mit heldischen Eigenschaften ihrer Zeit voraus. Sie waren nicht einmal Repräsentanten der öffentlichen Meinung, die erst viel später entscheidende Worte sprach. Jeder spielte sein Spiel auf eigene Faust, oft ohne sonderliche Sorgfalt für das Schicksal seiner Freunde. Und dennoch ist der Dank des Volkes nicht ausgeblieben, vielleicht deshalb zum meisten, weil der Kaiser ihre Internierung auf so allerhöchst raffinierte Weise selbst überwacht hatte. Diese lange Leidenszeit rückte die Duldung in den Gesichtskreis der Geschichte und ließ sie Lorbeeren ernten für Worte, zu einer Zeit, da die Taten anderer anfangen, ein geeinigtes Italien zu schaffen.



Die äußere Geschichte jener Gärungsperiode ist damit eigentlich erschöpft; sie verließ nicht viel und brachte doch viel: die ersten Keime zur politischen Ausprägung des Nationalbewußtseins. In diesem „moralischen“ Erfolg lag ihr ganzes Wesen ausgedrückt. Sie war eigentlich nur ein erstes, zitterndes Greifen nach der verbotenen Frucht, das nur durch die strenge, strafende Hand glorifiziert wurde. Mehr versprach ihr innerer Charakter. Da waren eine Anzahl Männer, heißblütig, ruhmduerstend, unzufrieden; Italien hatte ihrer zwar viel, aber sie waren zu glücklich, erfolgreich, um recht gewürdigt zu werden. Auf dem Spielberg saßen die „Schützer der gerechten Sache“, die großen Söhne des Volkes, an die der Italiener dachte, wenn er die Devise „Italia fera da se“ den europäischen Kabinetten vorhielt. Er sah in ihnen Volkstribunen, getrieben vom naiven Verklärungsbedürfnis des Fernen, Vergangenen.

Es war ein glücklicher Irrtum; wir urteilen heute wesentlich anders. Und anders urteilt auch Ricarda Huch in ihrem eben erschienenen Werke\*), das, fern von den ausgetretenen Wegen zünftiger Geschichtsschreibung, den Zauber der Persönlichkeiten festzuhalten strebt. „Wie Helden auf einer nächtlichen, vom Sturm umrauschten Bühne sehen wir sie mit flatternden Gewändern, mit starken Gebärden die Geschichte ihres Lebens spielen, und werden nicht müde, den tragischen und süßen Worten zu lauschen, die aus tiefer Vergangenheit abgerissen zu uns auf tönen.“

Confalonieri, Pellico, Maroncelli, Salvotti, Kaiser Franz, Karl Albert von Savoyen, Pallavicino — soviel Namen, so viele verschiedene Typen, nach denen auch später noch — bewußt oder unbewußt — sich mancher bildete, die in der Geschichte der Revolutionen vorher wie nachher oftmals wiederkehrten, sei es als Fanatiker der Freiheit, sei es als selbstbewußte Absolutisten ohne persönliche Werte. Daß von diesem nicht sehr seltenen Schlage der „gute“ Kaiser Franz gewesen sei, sucht Ricarda Huch zu zeigen; nicht gerade im Einklang mit den Fachgelehrten. Ich lege darauf kein Gewicht, denn die künstlerisch geschaute Geschichte trägt ihr eigenes Antlitz. Die Dürre archi-

valischer Forschung darf nun einmal nicht in ein Totalgemälde eindringen, wo Zug um Zug in wechselnder Beziehung wirkt. Das Erbe Jakob Burckhardts ist heute noch zu vollstrecken, nicht zum Schaden historischer Wirklichkeit, wohl aber zum Nutzen einheitlicher Kultur. Das System der gegenseitigen „Erhellung“ des Geschichtlichen vom Künstlerischen und Philosophischen aus ist ja heute nicht mehr fremd genug, um nicht auch in dem tiefen mitternächtlichen Dunkel mancher Hörsäle Gehör zu finden.

## The Noble Art.

Von Karl Escher.

Die meisten Menschen, die durch die mit köstlichen Schätzen angefüllte Tate-Galerie in London schreiten, bleiben bewundernd vor einem kleinen Bilde von Whistler stehen, The Bather-sea Bridge, einem Notturmo, das in wundervoller Vollendung die graziösesten Reize eines nächtlichen Stromes offenbart; aber nur die wenigsten dieser Beschauer wissen, welch einen merkwürdigen Prozeß eben dieses Bild verursacht hat. Der kaprizienreiche Meister englischer Kunst, der sorgfältig alle Angriffe, die sich gegen ihn richteten, und seine Antworten an seine Widersacher sammelte und sie zu einem merkwürdigen Buch vereinigte, gibt selbst eine genaue Schilderung jener Gerichtsverhandlung, in der kein Geringerer als Ruskin der Angeklagte war. Es ist nun geradezu köstlich zu lesen, mit was für Sarkasmen Whistler seinen Kritiker abfertigt, welche Seitenhiebe er an das Publikum und selbst mitunter an die Richter austeilt; und schon allein wegen dieses einen Stückes sollte niemand, der sich mit den Problemen des künstlerischen Schaffens und Kritisierens beschäftigt, versäumen, dieses Buch von Whistler zu lesen, das den Titel The Noble Art of Making Enemies trägt, und das uns endlich in einer guten deutschen Ausgabe: Die artige Kunst sich Feinde zu machen (Deutsch von Margarethe Mauthner. Berlin, Bruno Cassirer) vorliegt. — Whistler sagt, daß er in diesem Buche einige unterhaltende Beispiele gäbe, wie er „die Ernsthafte dieser Erde zuerst mit Vorbedacht zur Raserei und dann in

\*) Das Risorgimento. Leipzig. Im Inselverlag.



ihrem falschen Rechtsbewußtsein zu Unanständigkeit und Torheit gebracht habe“. Und wahrlich, es muß nicht angenehm gewesen sein, diesen großen Künstler und doch so boshaften Menschen zum Feinde gehabt zu haben. Nach Wilde, der übrigens auch zu den enemies gehörte, soll es viel schwieriger sein, Feinde als Freunde zu bekommen. Whistler hat diese Schwierigkeit spielend überwunden: alle seine namhaften Zeitgenossen sind von ihm in der Defensive oder Offensive mit Hohn und Spott überschüttet worden; um nur ein paar Namen zu nennen: Ruskin, Swinburne, Wilde und besonders die Kritiker der großen Zeitungen (unter ihnen ist „'Arry“, der Kunstreferent der Times, Whistlers bevorzugter Liebling). Er geht so weit, daß er in seinen offenen Briefen, die er an die verschiedenen Redaktionen schickte, nur von den „von mir gemordeten 'Arry“ spricht und seine neuesten Kritiken posthum nennt. Schließlich kommen alle Sarkasmen und Peitschenschläge darauf hinaus, daß Whistler verlangt, nur ein Maler soll Gemälde kritisieren, und Radierungen sollen nur von einem Mann beurteilt werden, der selbst mit der Radiernadel umzugehen versteht. Das ist ein Verlangen, in das — vielleicht mit Unrecht — die meisten Künstler unserer Tage mit einstimmen.

Das wertvollste Dokument in diesem stacheligen Buche ist Whistlers berühmter Zehn-Uhr-Vortrag, in dem er die tiefsten Lehren seiner Kunstanschauung in der ihm eigenen jongleurartigen Weise zum Ausdruck bringt. Dieser Vortrag ist schon einmal in einer kleinen Auflage vor Jahren in deutscher Sprache erschienen und erregte als Broschüre, die übrigens im Handumdrehen vergriffen war, das größte Interesse. Es ist daher um so erfreulicher, daß diese eigenartige Schrift nun wieder einem großen Leserkreise zugänglich gemacht ist. Vielleicht ist der Zehn-Uhr-Vortrag das Ernsthafteste, was Whistler je geschrieben hat, und jeder Bewunderer seiner Kunst muß ihn lesen, obgleich er wieder scharf gegen die Kritik gerichtet ist, und es manchmal sogar scheint, als sei alles Andere darin nur als Folie für die Ausfälle gegen die Kritik erdacht. — Endlich noch ein Wort über Whistlers persönliche Reibereien. Sie sind so ergötzlich, daß sie dieses „artige Buch“

zu einem wertvollen Bestandteil der so arg vernachlässigten humoristischen Literatur machen. Die Zeitung Punch veröffentlichte ein fingiertes Gespräch, das Oskar Wilde und Whistler über Kunst gehabt hätten. Wilde telegraphiert entrüstet an seinen Freund Whistler: „Punch zu albern — wenn Sie und ich zusammen sind, sprechen wir doch über nichts anderes als über uns selbst!“ Und sofort drahtet der mali-tiöse Maler zurück: „Aber bester Oskar, Sie irren sich. Wenn Sie und ich zusammen sind, sprechen wir über nichts anderes als über mich!“ und macht sich so Wilde mit dieser Herabsetzung zum Feinde, mit dem er späterhin noch in der amüsantesten Weise die Klingen kreuzte. — Bekanntlich war das Zentralkomitee der internationalen Kunstausstellung in München seinerzeit geschmacklos genug, Whistler auf sein Meisterwerk, das Bildnis seiner Mutter, die zweite goldene Medaille zu erteilen. Der Künstler schreibt darauf in seinem offiziellen Brief: „Bitte übermitteln Sie den Herren des Komitees den Ausdruck meiner gemäßigten und wohlanständigen Freude und meine völlige Würdigung der mir verliehenen zweitklassigen Ehrung!“ — Geradezu entzückend ist es aber, wie er Horsley, ein angesehenes Mitglied der Royal Academy, abführt, der anlässlich eines Kirchenkongreß' gegen das Nackte in der Kunst gezetert hatte. Whistler stellte bei der nächsten Gelegenheit drei seiner Aktstudien aus und setzte als Motto unter eines der weiblichen Akte die Worte: Horsley soit qui mal y pense.

## Emil Pottners Fayencen.

Ein kleines, aber um so eigenartigeres Gebiet hat der in Berlin lebende österreichische Maler Emil Pottner, ein intimer Freund und Ateliergenosse des früh verstorbenen Wilke, sich ausgebaut. Seine Freude an kräftigen und doch fein verteilten Farben, verbunden mit einem sehr lebendigen plastischen Sinn, hat ihn dazu geführt, nach selbstersonnenen Methoden farbige Fayencen herzustellen, die durch ihre scharfe Naturtreue, ihre impressionistische Kühnheit und den merkwürdig feinen und ganz individuellen Farbenschmelz jedesmal gleich



auf den ersten Blick ihren lebhaften und klugen Schöpfer erraten lassen. Pottner hat seine kleinkünstlerischen Arbeiten niemals ins handwerks- oder gar fabriksmäßige herabsinken lassen, jedes Werk zeigt von neuem und reinem Bemühen, die Natur in vollem Schwingenschlag einzufangen. Die Welt der Vögel ist sein eigentliches Revier geworden. Mit unendlicher Liebe beobachtet er in all den tausend mannigfachen Bewegungs- und Lebensanschauungen, den

Eisvogel, die Möwe, den Kakadu, die Eule und all die Großen und Kleinen, die Drolligen und die Tragischen. Jedes Werk existiert nur in einem einzigen Exemplar, damit die Abklatsche die in der ersten Schaffensfreude gefundene Form nicht entwerte. Die Plastiken, die wir heute hier reproduzieren, können von seiner Art und seiner Meisterschaft nur dann eine Vorstellung geben, wenn man von ihrem blühenden Reiz, dem farbigen Glanz, abstrahiert.

### Neue Bücher.

Der Redaktion sind folgende Bücher zugesandt worden:

Josef Ruederer. Wolkenkuckuckshaus. Komödie in 3 Akten. München, Süddeutsche Monatshefte, G. m. b. H. Preis geh. M. 2.50, geb. M. 3.50.  
Clemens Brentano und Sophie Mereau. Briefwechsel. Nach den in der Königlichen Bibliothek zu Berlin befindlichen Handschriften zum ersten Male herausgegeben von Heinz Amelung. In II Bänden. Leipzig. Insel-Verlag.

Dr. Heinrich Spiero. Geschichte der deutschen Lyrik seit Claudius. Leipzig. Verlag B. G. Teubner. Preis geb. M. 1.25.

Paul Ernst. Der Weg zur Form. Aesthetische Abhandlungen, vornehmlich zur Tragödie und Novelle. Berlin. Verlag Julius Bard.

Erich Eckertz. Der leidende Roland. Berlin. Otto Baumgärtel Verlag. Preis brosch. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Schluß des redaktionellen Teiles.

### Alle Manuskript- und Büchersendungen

an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33.

Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33; für Oesterreich-Ungarn: Dr. Felix Braun, Wien. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Hermann Goldschmidt, Wien I, Wollzeile 11. — Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Kneesebeckstr. 76  
Druck von J. Harrwitz Nachfolger G. m. b. H., Berlin SW. 48, Friedrichstr. 16.

Preis M. 1.00, kl. Tube M. —.80, Oesterreich-Ungarn Kr. 1.50, kl. Tube Kr. 1.00



PEBECO

ZAHNPASTA

seit sechsundzwanzig Jahren von Aerzten und Zahnärzten ständig empfohlen

P. BEIERSDORF & Co., HAMBURG

LONDON E. C., 141, Lane 7—8. Vertrieb für U. S. A. Lohs & Fink, NEW YORK





27./28. HEFT.

8. JULI.

1909.

## **Tagebuchblätter einer Nachbarin von Friedrichsruh.**

Mitgeteilt von Wirkl. Geh. Rat Heinrich von Poschinger.

Vor einiger Zeit habe ich hier\*) einen Brief Bismarcks mitgeteilt, den er an seinen Nachbar und Jagdpächter im Sachsenwalde, den jüngst verstorbenen Bankier Emil Voigt geschrieben hat und ich erwähnte, wie gern Bismarck sich des Rats dieses geschäftskundigen Hamburgers bediente. Heute will ich einige Tagebuchblätter der Frau Voigt mitteilen, welche die freundlichen Beziehungen des fürstlichen Hauses zur Familie Voigt treuherzig widerspiegeln. Emil Voigt hatte, um seinem Revier nahe zu sein, das sogenannte Turmhaus in Friedrichsruh gemietet, das er im Sommer bewohnte.

Im Jahre 1880 siedelte die Familie Voigt nach Niendorf bei Hamburg über, wurde aber später durch die Erwerbung der hübschen Villa in Aumühle bei Friedrichsruh aufs neue Nachbar Bismarcks. Dadurch entwickelte sich zwischen beiden Familien ein freundschaftlich nachbarliches Verhältnis. Dem Fürsten Bismarck war es angenehm, mit dem erfahrenen Kaufmann über manche materiellen Fragen ungezwungen plaudern zu können, und die Fürstin Bismarck freute sich über die Besuche der Frau Voigt, die mit einer seltenen Herzensgüte ein ausgesprochenes musikalisches Talent verband, das auch Bismarck bis zum Schlusse seines Lebens zu würdigen verstand. Dem Fürsten Bismarck gewährte es, wenn er in Friedrichsruh lebte, eine Zerstreuung, Tischgäste, sei es aus Hamburg, sei es aus seiner Nachbarschaft, bei sich zu sehen; er wurde durch das Gespräch mit ihnen aus dem politischen

\*) Vgl. 1. Heft, Jahrgang 1909, S. 13 f.



Ideenkreise herausgezogen, und er brauchte sich nicht den Zwang anzutun, wie wenn er eine offizielle Persönlichkeit aus Berlin zu bewirten hatte. Die Fürstin Bismarck hatte eines Tages Herrn Voigt und Frau in Friedrichsruh zu Tisch geladen, ohne daß ihr Gemahl davon wußte, da gerade der Minister Friedenthal zu Gast war, sagte Bismarck im Scherz zu Frau Voigt: „Sie sind mir als Tischnachbarin immer willkommen, nur dürfen Sie von dem, was Sie heute hören, nichts erzählen, denn ich will mit diesem Herrn über Politik sprechen.“

Ich lasse nunmehr einige auf die fürstliche Familie bezügliche Auszüge aus dem Tagebuch der Frau Voigt folgen, welche durch ihre Schlichtheit und Herzlichkeit erklärlich machen, warum die Verfasserin in Friedrichsruh stets ein so gerne gesehener Gast war.

18. Dezember 1888.

Im Jahre 1887 habe ich nur die Fürstin gesehen, welche, wenn sie Geschäfte nach Hamburg riefen, gerne in unserer Stadtwohnung am Georgsplatz eine Tasse Tee einzunehmen liebte. Heute fuhren wir nach Friedrichsruh, einer Dinereinladung entsprechend. Ich fand den Fürsten, der pünktlich um 6 Uhr in unsern Kreis trat, nicht so wohl aussehend, wie vor 2 Jahren. Er bot an diesem Tage meinem Manne scherzweise sein zwischen Anmühle und Reinbeck gelegenes Gut Silk an. Nach Tisch ging ich mit der Fürstin und der Gräfin Rantzau in das Damenzimmer, woselbst ich auf Wunsch der ersteren einige Stücke von ihrem Lieblingskomponisten Chopin vortrug. Sie erbat sich zunächst den „Valse post hume“, der ihr wegen seiner melancholischen Stimmung besonders sympatisch war. Später kam noch Rubinsteins „Les fleurs“, gleichfalls eines ihrer Lieblingsstücke, an die Reihe.

9. Januar 1889.

Wir fuhren heute bereits um 4,15 Uhr von Hamburg nach Friedrichsruh;\*) diesmal empfing uns der Fürst bereits in der Garderobe; sein Aussehen war wiederum nicht besonders günstig. Da er uns — trotz seines üblen Befindens vor der Rückkehr nach Berlin\*\*) noch sehen wollte, erfreute mich doppelt. Vor Tisch saßen wir in dem vor dem Speisezimmer gelegenen großen Wohnzimmer, über dies und jenes plaudernd. So erzählte die Fürstin, daß es ihr Prinzip sei, die ihr geschenkten Blumen, wenn sie verwelkt, zu verbrennen. Etwas nach 6 Uhr erschien Fürst Bismarck, der inzwischen eine Zeit lang mit dem Geheimrat Rottenburg gearbeitet hatte, in Begleitung dieses Herrn und eines Sekretärs. Er erkundigte sich in lebenswürdigster Weise nach meinem Befinden und reichte mir dann sogleich den Arm zum Gang in den Speisesaal.

\*) Die Einladung war telegraphisch erfolgt. Friedrichsruh, 8. Januar 1889. Herrn Emil Voigt, Georgsplatz. Bitte möchten Sie uns morgen, Mittwoch, die große Freude machen, mit lieben Frau Gemahlin um 6½ Uhr bei uns zu essen. Im Ueberrock. Fürstin Bismarck.

\*\*) Dieselbe erfolgte am 10. Januar 1889.



3. Juni 1890.

Bei dem Diner in der Villa des Bürgermeisters Petersen in Flottbeck hielt derselbe den ersten Toast auf Bismarck. Dann sprach dieser und ließ die Damen leben, was große Heiterkeit hervorrief. Bürgermeister Mönckeberg ließ die Familie des Fürsten leben. Nach Tisch ging ich mit der Fürstin ins Freie, sie wollte ihre Asthmacigarette rauchen. Der Fürst steckte nun seine lange Pfeife an, und es bildete sich um ihn ein Kreis eifrig lauschender Zuhörer. Vor den Fenstern standen die Leute Kopf an Kopf, manches bekannte Gesicht tauchte auf. Der Fürst beachtete den Vorgang nicht. In Hamburg angekommen, finden wir eine Visitenkarte vor, die Bismarck bei uns abgegeben hatte. Darauf fuhren wir bei Mondschein nach Niendorf.

20. Dezember 1890.

Nachdem der Fürst am 17. ds. Mon. mit seiner Familie nach 4½monatlicher Abwesenheit wiederum von Varzin nach Friedrichsruh zurückgekehrt war, bat er heute meinen Mann zu Tisch. Derselbe kam sehr beglückt aus dem Sachsenwald zurück, und teilte mir im Auftrage des Fürsten mit, der letztere habe mit ihm das erste Glas auf meine Gesundheit geleert.

22. Januar 1891.

Mit meinem Manne in Friedrichsruh zum Diner. Man sprach viel von dem Abgang des Kommandierenden Generals Leszcynski in Altona, und Bismarck meinte: „Der Kaiser verliert mit ihm einen seiner besten Generäle.“ Nach Tisch blieben die Damen bei den Herren sitzen; alles lauschte den Erzählungen des Fürsten.

1. Februar 1891.

Bei dem Diner zu Ehren des Fürsten Bismarck, wozu uns der Bürgermeister Petersen mit einer Einladung bedacht hatte, brachte der letztere das Wohl auf die beiden abgedankten Generäle (Bismarck und Leszcynski) aus. Bismarck erwiderte mit kurzen Worten. Den Abend sang Frau Haller, sich selbst auf dem Klavier begleitend; ihre Tochter Maggi spielte die Violine.

\* \* \*

Ich unterbreche hier die Tagebucheinträge durch Einschaltung von zwei an Frau Voigt gerichteten, überaus herzlichen und natürlichen Briefen der Fürstin Bismarck:

Friedrichsruh, den 14. März 1892.

Meine liebe Frau Voigt!

Sonnabend sollen wir bei Frau Senator Heyn speisen, Sind Sie vielleicht auch da? Das wäre reizend! Ich fürchte, wir werden lauter ganz fremde Gesichter dort finden und würde sehr getröstet sein in Ihrer möglichen Aussicht.

Mein armes Billchen in Hannover leidet wieder große Gichtschmerzen, liegt schon seit mehreren Tagen fest zu Bett, und ich gräme



und ängstige mich hier ganz furchtbar um meinen geliebten Jungen!  
Gott wolle ihm bald helfen!

Ich habe gar keinen anderen Gedanken, als diese sehr traurigen  
um mein geliebtes Kind.

Mit tausend herzlichen Grüßen bin ich, meine gnädige Frau,

Ihre  
sehr ergebene

J. v. Bismarck.

Friedrichsruh, 7./4. 92.

Donnerstag Abend.

Meine liebe Frau Voigt!

Leider bin ich ziemlich confuse — weiß nicht genau, ob ich  
Ihren lieben Gatten um Ihren beiderseitigen Besuch für Freitag oder  
Sonabend bat, und möchte Sie nun, unhöflicher Weise für diese Tage  
wieder ausladen, und herzlich bitten, ob Sie sehr liebenswürdig und  
gütig Dienstag kommen könnten? weil meine Schwiegertochter morgen  
nach Berlin fährt, wovon ich gestern keine Ahnung hatte und erst  
Sonntag wieder kehrt. Mein ältester Sohn geht gleichfalls morgen früh  
fort nach Schönhausen, wo er bis Sonntag bleibt, und Beide waren  
betrübt, daß Sie Ihren lieben Besuch nicht miterleben sollten. Also,  
bitte, liebste Frau Voigt, wenn Sie frei sind, schenken Sie uns freundlich  
die Dienstag Abendstunden, wodurch Sie uns Alle hoch beglücken  
werden und verzeihen Sie, bitte, meine Zerstreutheit!

Mit herzlichen Grüßen hofft auf Ihre liebe Zusage

Ihre  
sehr ergebene

J. v. Bismarck.

\* \* \*

1. April 1893.

Mittags zum Fürsten Bismarck. Von Hamburgern waren Hans  
v. Bülow, der Eisenbahndirektionspräsident Krahn, beide mit Frauen,  
und die Herren der Handelskammer anwesend. Die Schleswig-Hol-  
steiner, wohl 2000 an der Zahl, standen unter dem Altan. Mit der  
Fürstin viel über deren Gesundheit gesprochen, die viel zu wünschen  
übrig läßt. Sie sieht schlecht aus und klagt viel. Der Fürst erkundigte  
sich nach meiner Gesundheit und nach der Musik. Mit Kapellmeister  
Levy aus München mich lange unterhalten, ein interessanter Mensch,  
ebenso mit Lenbach und Frau. Ein hübsches Bild gewährten die  
Bonner Studenten in ihren farbigen Röcken. Sie meldeten sich abends  
bei uns zum Bier an und saßen bis nach 11 Uhr bei meinem Manne,  
viel von dem wunderbaren Toaste sprechend, den der Fürst ge-  
halten hatte.



11. April 1893.

Mittag 1 Uhr zum Gratulieren zur Fürstin; ihr Aussehen wiederum recht leidend, die Stimmung deprimiert, was wohl auf ihr Befinden zurückzuführen ist.

28. Mai 1893.

Als wir mittags in Aumühle bei Tisch saßen, kam unerwartet die Fürstin Bismarck mit der Gräfin Rantzau; beide ließen sich am Tische nieder. Ein eben aufgetragenes Sauerampfergericht (Gemüsegang) erweckte bei der Fürstin wegen der Farbe große Heiterkeit. Sie bat, dasselbe probieren zu dürfen, und da es ihren Beifall fand, bemerkte sie: „Mariechen, das wollen wir doch auch einmal essen.“ Nachdem wir vom Tische aufgestanden waren, blieb die Fürstin, die wegen ihres Asthmas nicht gerne Treppen steigt, bei meinem Manne und freute sich über sein gemütliches Zimmer mit der Geweihsammlung und der herrlichen Aussicht auf den See im Walde.

23. Juni 1893.

Oberförster Lange bringt uns nach Aumühle die betrübende Nachricht, die Fürstin habe dieser Tage einen Blutsturz gehabt.

18. Juli 1893.

Bei einem Besuche, den ich der Fürstin machte, fand ich ihre treue Pflegerin, Frau Oberin von Reckow, bei ihr. Ich überzeugte mich, daß es doch einigermaßen besser mit ihr ging und sagte sie beim Abschied in ihrer alten gewohnten herzlichen Weise zu mir: „Bald komme ich zu Ihnen.“

9. Oktober 1893.

Besuch bei der Fürstin Bismarck, um mich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Sie war im Begriffe, die Gräfin Rantzau von der Bahn zu holen, nahm mich aber trotzdem an. Ich begleitete sie zur Bahn. Ich fand sie schwach, angegriffen und sehr gealtert. Die Oberin von Reckow war nach wie vor um sie.

16. Oktober 1893.

Mittags wiederum bei der Fürstin, die mich zu sich hatte bitten lassen. Unerwartet kam der Fürst ins Zimmer und freute sich, daß ich von Aumühle herübergekommen war, um mich nach seiner Frau zu erkundigen, was ich als selbstverständlich fand.

26. Januar 1894.

Mein Mann kam voll des schönen Erlebten von Berlin zurück. Mit Herrn Landrat v. Kotze war er zusammen gewesen, und er hatte das Glück gehabt, den Fürsten im königlichen Schlosse zu begrüßen, dann noch einmal in Wittenberge am Coupé.

20. März 1894.

Mit meinem Manne nach Friedrichsruh gefahren, ich besuchte die Fürstin, die mir sehr angegriffen vorkam und oft mit Atemnot zu kämpfen hatte. Nach meinen Kindern erkundigte sie sich aufs Liebenswürdigste und bat, ich möchte bald wieder zu ihr kommen. Sie sehnte sich so sehr nach Musik.



9. Juli 1894.

Ich werde durch folgende Zeilen erfreut.

Friedrichsruh, 9. 7. 94.

Meine liebe gnädige Frau!

Wir möchten Sie und den verehrten Gatten und das liebe Brautpaar so gerne heute zu Tisch hier haben. Wir reisen Mittwoch von dannen und wenn wir im Herbst wiederkommen, sind Ihre lieben Kinder ja längst verheiratet und Gott weiß wohin gereist. — Darum aber möchten wir so sehr gerne noch einmal mit Ihnen hier speisen und bitten herzlich um Ihre gütige Zusage, ganz gewiß und sicher heute um 1/2 7 Uhr. Nicht wahr, Sie kommen bestimmt, alle Vier zu unserer großen Freude — und ich darf sagen: Auf frohes Wiedersehen!

Mit herzlichen Grüßen bin ich, meine liebe gnädige Frau,

Ihr sehr ergebene

J. v. Bismarck.

11. Juni 1894.

Da der Fürst am 12. Friedrichsruh verlassen wollte, um sich nach Schönhausen zu begeben, machten mein Mann und ich, heute der Fürstin unsern Abschiedsbesuch. Ich bedauerte, daß ich morgen nicht an die Bahn kommen könne. Die Photographie, die am Geburtstag meines Mannes bei uns aufgenommen worden war, hatte ich ihr gezeigt und bat sie, ihr einige davon zu überlassen.

27. November 1894.

Heute erreichte mich die Nachricht von dem Ableben der Fürstin Bismarck. Mit ihr schied eine der edelsten deutschen Frauen, die für mich stets eine unbegrenzte Güte an den Tag gelegt hatte.

31. März 1895.

Mittags nach Friedrichsruh gegangen, um unser Geschenk, eine Photographie der Fürstin, welche mein Mann nach einer Photographie, die dem Fürsten sehr gefallen, hatte anfertigen lassen, anzusehen. Mit dem Grafen und der Gräfin Rantzau darüber gesprochen, deren Beifall das Bild gleichfalls hatte. Wir hatten dasselbe auf eine mit Blumen geschmückte Staffelei stellen lassen. Den Fürsten sahen wir selbstredend nicht, da er vor dem anstrengenden morgigen Tage der größten Ruhe und Schonung bedarf.

1. April 1895.

Ich blieb den Tag über in Aumühle, um das Haus für die Illumination herzurichten. Mein Mann fuhr um 11 Uhr nach Friedrichsruh und war Zeuge der begeisterten Huldigungsfahrt der deutschen Studenten.

24. Juli 1896.

Als ich abends am Tennisplatz saß, dem Spiel meines Sohnes und meiner Töchter zusehend, kam der Fürst vorbeigefahren, ließ den Wagen halten und unterhielt sich auf das Liebenswertigste mit mir und den Kindern.



6. Mai 1897.

Den Fürsten abends, als er am Eingangstor vorbeikam, gesprochen. Er sagte: „Wäre es noch so mit mir, wie in anderen Jahren, so wäre ich zu Ihnen heraufgekommen, doch das Aufsteigen macht mir Schwierigkeiten. Hoffentlich sehe ich Sie bald bei uns“.

11 Mai 1897.

Einladung auf morgen zum Fürsten, was mich sehr glücklich macht.

1. Januar 1898.

Mein Mann nach Friedrichsruh zum Gratulieren. Ob es wohl das letzte Mal sein wird?\*)

---

## Die Reichs-Wertzuwachssteuer und die Gemeinden.

Von

Dr. A b l a ß, M. d. R.

Die Frage der Besteuerung des Wertzuwachses an Grundstücken ist neueren Datums und durchaus noch nicht überall spruchreif. Ich persönlich gehöre zu denjenigen, welche prinzipiell die Berechtigung einer solchen Steuer anerkennen und ihre Einführung in den Kommunen unter Berücksichtigung der jeweiligen örtlichen Verschiedenheiten dringend befürworten.

Es gibt keine allgemein gültigen und gleichmäßigen Normen für die Ermittlung des Wertes eines Grundstückes, dafür kommen in erster Linie die örtlichen Verhältnisse in Betracht, der Wert der Grundstücke ist auch kein gleichbleibender, sondern ständigem Wechsel unterworfen.

Nun kann freilich nicht in Abrede gestellt werden, daß eine Wertssteigerung der Grundstücke sehr wohl herbeigeführt werden kann durch mittelbare oder unmittelbare Maßnahmen des Reiches. Ich erinnere in dieser Hinsicht in bezug auf den ländlichen Grundbesitz nur daran, welche ganz unglaubliche Wertsteigerung vielfach die landwirtschaftlich bewirtschafteten Grundstücke durch die agrarische Steuergesetzgebung des Reiches erfahren haben, daß für eine derartige Besitzvermehrung eine Reichssteuer an sich am Platze wäre, kann ohne weiteres zugestanden werden. Auch mittelbar mögen Maßnahmen des Reiches den Wert des Grundbesitzes günstig beeinflussen. Man braucht nur an den wirtschaftlichen Aufschwung zu denken, den das Reich als Hüter des Friedens in Handel und Verkehr, Landwirtschaft und Industrie herbeizuführen oder zu fördern imstande ist.

---

\* Es war das letzte Mal.



Aber schließlich sind diese Wirkungen, abgesehen von der aus der agrarischen Wirtschaftspolitik herrührenden, stark sekundärer Natur und im einzelnen kaum feststellbar und nachweislich, der Kausalzusammenhang ist ein zu entfernter, als daß sich ein einigermaßen richtiger Maßstab für die Gewinnbeteiligung des Reiches an dem Wertzuwachs schon jetzt gewinnen ließe.

Nachweisbar dagegen sind diejenigen Faktoren, welche stets unmittelbaren Einfluß auf die Steigerung der Grundstückswerte vor allem im städtischen Grundbesitze haben müssen, nämlich die wirtschaftlich-kulturellen Maßnahmen der Gemeinden. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Leistungen der Gemeinden in ihrem eigenen Wirtschaftsbetriebe unmittelbar auch der Steigerung der Werte des Grundbesitzes zugute kommen müssen.

Ich brauche in diesem Zusammenhange nur zu erinnern an die Schaffung neuen Straßenpflasters und neuer Kanalisation, die Einführung elektrischer Beleuchtung oder neuer Wasserleitung, den Anschluß an Eisenbahnverbindungen unter Aufbringung hoher Kommunalbeiträge, die Schaffung neuer Straßenzüge, die Erschließung von Baugelände, die Anlegung von Promenaden und öffentlichen Plätzen, die Schaffung von Straßendurchbrüchen und neuen Straßenfluchtlinien, die Verbesserungen von Verkehrseinrichtungen, die Schaffung kommunaler Wohlfahrtseinrichtungen und wie die Maßnahmen alle heißen mögen, durch die ein Gemeinwesen seinen kulturellen Standpunkt ständig hebt. Alle diese Maßregeln haben mit Notwendigkeit eine den Wert des Grundbesitzes erhöhende Wirkung. Deshalb erachte ich es als einen Akt steuerlicher Gerechtigkeit, daß die Gemeinden befugt sind, durch Einführung einer Steuer auf den unverdienten Wertzuwachs, der nicht auf die Aufwendungen des Besitzers, sondern die der Gemeinde zurückzuführen sind, der Allgemeinheit, welche die Opfer bringt, auch eine Gewinnbeteiligung in mäßigem Umfange zu gewähren.

Damit komme ich zu dem Satze, daß eine Wertzuwachssteuer in erster Linie den Gemeinden gebührt. Es mag vielleicht richtig sein, zu erwägen, in welchem ziffernmäßig noch zu ermittelnden Umfange man auch das Reich an derartiger Wertserhöhung beteiligen kann, aber spruchreif ist diese Frage noch längst nicht. Dafür muß der ganze Gang der Entwicklung noch abgewartet werden.

Die Richtigkeit dessen ergibt schon die einfache Tatsache, daß die Gemeinden selbst noch nicht einig sind darüber, ob und in welchem Maße sich die Einführung der neuen Besteuerung überhaupt rechtfertigt. In vielen, besonders ländlichen Gemeinden oder kleineren Städten mit langsamer Entwicklung, in denen eine Wertssteigerung gar nicht oder nur in unbedeutendem Maße zu verzeichnen ist, wird die Einführung der Steuer sich vermutlich überhaupt nicht rechtfertigen lassen, jedenfalls aber kaum lohnen. Anders liegt es bei den größeren und mittleren Gemeinwesen. Aber auch dort ist die Frage noch flüssig und in unruhiger Entwicklung.

Eingeführt haben die Steuer die Gemeinden Köln, Dortmund, Breslau, Görlitz, Gelsenkirchen, Hagen, Kiel, Frankfurt a. M., Essen,





KIMBEL & FRIEDERICHSEN-BERLIN, Herrenwohnzimmer, Nußbaumholz mit Einlagen.







Mülheim a. Rh., Halle, Barmen, Wiesbaden, Laubau und Schöneberg; in Aussicht genommen ist sie in Erfurt, Bochum, Stettin, Krefeld und Hirschberg i. Schl.

Auch die Einnahmen aus den Steuern sind völlig ungewiß und vielfach schwankend, insbesondere in denjenigen Gemeinden, in denen ungewöhnlich hohe Gewinne aus Grundstücksspekulationen zu erzielen sind. So hat Frankfurt a. M. im besten Steuerjahre 1 Million Einnahme gezogen, in anderen Jahren nur  $\frac{1}{2}$  Million, und für dieses Jahr soll nach einer Erklärung des Oberbürgermeisters Adickes kein Pfennig Steuereinnahme zu erwarten sein.

Auf solch unsicheren Einnahmen kann man die Finanzpolitik des Reiches kaum begründen. Es kommt hinzu, daß sich Schwierigkeiten für die Steuerveranlagung aus der niemals außer acht zu lassenden Erwägung ergeben müssen, daß nur der Wertzuwachs der Steuer unterworfen werden darf, der auf die Melioration der Gemeinde, nicht aber auf die nachweisbaren des Eigentums des Grundstücks selbst zurückzuführen ist.

Eine zweite Schwierigkeit folgt aus der Tatsache, daß der Grundstückswert mit dem Sinken des Geldwertes und seiner Kaufkraft steigt, ohne daß sich häufig die allgemeine Vermögenslage des Grundstückseigentümers dadurch wesentlich bessert. Die Kommunalbesteuerung hat dieser Tatsache dadurch wohl mit Recht Rechnung getragen, daß sie in der Regel den Wertzuwachs bis zu 10 Proz., in einzelnen Fällen bis zu 5 Proz. ganz steuerfrei läßt. Die Höhe der Sätze nach oben schwankt zwischen 15 und 25 Proz.

Ferner hat sich eine *communis opinio* dahin noch nicht gebildet, auf welchen Zeitraum nach rückwärts gerechnet man mit der Feststellung des unverdienten Wertzuwachses zurückgreifen soll, ob bis auf das Jahr der Gründung des Deutschen Reiches oder auf 15, 10 oder 3 Jahre. Auch hierüber sind die Ansichten in den Gemeinden selbst noch völlig ungeklärt.

Vor allem aber muß daran festgehalten werden, daß man bestrebt sein muß, den Gemeinden neue Steuerquellen zu erschließen, nicht aber bestehende noch möglichst einzudämmen. Die Lage der Kommunen ist eine vielfach geradezu bedauernswerte. Durch die Gesetzgebung des Reiches und der Einzelstaaten sind den Gemeinden Lasten aufgebürdet worden, die an ihre Leistungsfähigkeit kaum mehr erträgliche Anforderungen stellen. Dazu kommt die Steigerung aller Lebensbedürfnisse, die ja eine Erhöhung des städtischen Etats vor allem in der Form der gar nicht abweisbaren Gehaltsaufbesserungen der städtischen Beamten und Lehrer geführt haben. Die Ausgaben für das Schulwesen und die Schulbauten steigen ins Ungemessene. Infolge der Notlage kann man den Kommunen nicht neue Einnahmen verkürzen zugunsten eines steuerscheuen, kulturfeindlichen Agrariertums, das sich mit nichtssagenden Gründen gegen gewisse Besitzsteuern aus einfältigsten Portemonnaieinteressen sperrt. Gerade die Reichsgesetzgebung muß diesen Erwägungen Rechnung tragen, weil ihre Vor-



schriften bezüglich der städtischen Octrois eine weitere Schmälerung der städtischen Einnahmen zur Folge haben und von den Einzelstaaten gerade der Weg der Wertzuwachssteuer als eine neue Einnahmequelle bezeichnet worden ist.

Nach allem komme ich zu dem Ergebnis, daß der Weg der Reichs-Wertzuwachssteuer zurzeit noch nicht beschritten werden soll, weil seine Gangbarkeit noch ungewiß und zweifelhaft ist.

## Blaubarts sieben Frauen.\*)

Von

Anatole France.

(Nachdruck verboten.)

1.

Ueber die berühmte Persönlichkeit, die man insgemein Blaubart nennt, sind die mannigfaltigsten, seltsamsten und falschesten Meinungen im Umlauf. Die am wenigsten zu verfechtende ist vielleicht die, nach der besagter Edelmann eine Verkörperung der Sonne sein soll. Und gerade dies hat vor etwa vierzig Jahren eine gewisse Schule vergleichender Mythologie hartnäckig behauptet. Nach ihrer Lehrmeinung wären die sieben Frauen Blaubarts Morgenröten und seine beiden Schwäger die Morgen- und Abenddämmerung, entsprechend den beiden Dioskuren, die Helena aus den Händen des Theseus, der sie geraubt hatte, befreiten. Wer versucht sein sollte, dies zu glauben, sei daran erinnert, daß ein Gelehrter, der Bibliothekar von Agen, Jean Baptiste Perès, im Jahre 1817 sehr scharfsinnig bewies, daß Napoleon nie existiert habe und daß die Geschichte dieses großen Feldherrn nur ein Sonnenmythus sei. Trotz der geistreichsten Spiele des Verstandes ist es aber unzweifelhaft, daß Napoleon und Blaubart wirklich existiert haben.

Nach einer nicht besser begründeten Annahme soll dieser Blaubart identisch sein mit dem Marschall de Rais, der von der Justiz am 26. Oktober 1440 auf der Brücke von Nantes erdrosselt ward. Ohne untersuchen zu wollen, ob dieser Marschall alle die Verbrechen beging, die ihm zur Last gelegt wurden, oder ob sein Reichtum, nach dem ein habgieriger Fürst trachtete, nicht zu seinem Untergang beitrug,

---

\*) Nachdem Anatole France seine zweibändige Geschichte der Jungfrau von Orleans veröffentlicht hat, scheint er sich von dieser ernsten historischen Arbeit über ein tragisches Thema durch eine Parodie auf geschichtliche Untersuchungen erholt zu haben, die er soeben als „Blaubarts sieben Frauen und andere wundersame Geschichten“ veröffentlicht hat. Mit burleskem Ernst nimmt er das Märchen vom Blaubart des Charles Perrault (1628–1703) als historische Ueberlieferung und „Biographie“ und vollzieht an dem Unmenschen dieses Märchens eine Mohrenwäsche. Die Red.



möchte ich doch feststellen, daß sein Leben keinerlei Uebereinstimmung mit dem zeigt, was man in Blaubarts Leben findet. Das genügt, um sie nicht zu verwechseln und zu einer Person zu verschmelzen.

Charles Perrault gebührt das Verdienst, um 1660 die erste Biographie dieses Edelmannes geschrieben zu haben, der durch seine siebenmalige Verheirathung mit Recht bemerkenswert ist. Er stempelt ihn zu einem schwarzen Verbrecher und zum vollkommensten Urbild der Grausamkeit, das es auf Erden gab. Doch man darf, wo nicht an seiner Ehrlichkeit, so doch an der Zuverlässigkeit seiner Nachrichten zweifeln. Er war vielleicht voreingenommen gegen seine Gestalt. Es wäre dies ja nicht das erste Beispiel eines Historikers oder Dichters, der sein Gemälde absichtlich mit dunklen Farben malt. Wenn wir von Titus ein wahrscheinlich geschmeicheltes Bild besitzen, so scheint es im Gegenteil, daß Tacitus den Tiberius viel zu schwarz gezeichnet hat. Macbeth, den die Sage und Shakespeare mit Verbrechen beladen, war in Wirklichkeit ein gerechter und weiser Herrscher. Er ermordete den König Duncan durchaus nicht in verrätherischer Weise. Duncan wurde, noch jung an Jahren, in einer großen Schlacht besiegt und am folgenden Tage an einem Orte, genannt „die Bude des Waffenhändlers“, tot aufgefunden. Er hatte mehrere Verwandte von Gruchno, der Gattin des Macbeth umgebracht. Unter dem letzteren stand Schottland in Blüte; er begünstigte den Handel und wurde als Verteidiger der Städte, als richtiger Bürgerkönig angesehen. Der Adel aber verzieh ihm niemals, daß er Duncan besiegt hatte, noch daß er die Handwerker begünstigte; er zerstörte seinen Ruhm und entehrte sein Andenken. Nach seinem Tode war der gute König Macbeth nur noch durch die Erzählungen seiner Feinde bekannt. Shakespeares Genius verewigte ihre Lügen im menschlichen Bewußtsein. Schon lange vermutete ich, daß Blaubart das Opfer eines ähnlichen Verhängnisses geworden sei. Alle Umstände seines Lebens, so wie ich sie berichtet fand, befriedigten meinen Geist keineswegs, noch genügten sie, dem Bedürfnis nach Logik und Klarheit, das mich unablässig verzehrt. Bei näherer Ueberlegung entdeckte ich unüberwindliche Schwierigkeiten. Man wollte mich zu geflissentlich von der Grausamkeit dieses Mannes überzeugen, als daß ich nicht Verdacht geschöpft hätte.

Diese Ahnung täuschte mich nicht. Meine Vermutungen, die sich auf eine gewisse Kenntniss der Menschennatur stützten, sollten sich alsbald zur Gewißheit verwandeln, die auf unwiderleglichen Beweisen beruhte. Bei einem Steinmetz in Saint-Jean-des-Bois entdeckte ich verschiedene Schriftstücke, die sich auf Blaubart bezogen, unter anderen sein Rechnungsbuch und eine anonyme Anklage seiner Mörder, die aus mir unbekannten Gründen niemals zum Austrag kam. Diese Dokumente bestärkten mich in dem Glauben, daß er gut und unglücklich war und daß sein Andenken durch schmähhliche Verläumdungen entehrt wurde. Fortan betrachtete ich es gleichsam als Pflicht, seine wahre Geschichte zu schreiben, ohne mich über den Erfolg dieses Unterfangens irgendwelchen Selbsttäuschungen hinzugeben. Dieser Versuch einer Ehrenrettung ist — ich weiß es — dazu bestimmt, in



Schweigen und Vergessen zu versinken. Was vermag die kalte, nackte Wahrheit gegen den Zaubergranz der Lüge?

## 2.

Um 1650 saß auf seinen Gütern zwischen Compiègne und Pierrefonds ein reicher Edelmann namens Bernhard von Montragoux, dessen Vorfahren die höchsten Aemter des Königreiches bekleidet hatten. Er jedoch lebte fern vom Hofe, in dem friedlichen Dunkel, das damals alles umgab, was nicht von der Sonne des Königtums bestrahlt ward. Sein Schloß Les Guillettes war reich an kostbarem Hausrat, an goldnem und silbernem Tafelgeschirr, Wandgeweben und Stickereien, die er in Gerätkammern bewahrte, nicht als ob er seine Schätze versteckt hätte, aus Furcht, sie durch den Gebrauch zu beschädigen; er war im Gegenteil freigebig und prachtliebend. Aber die Edelleute jener Zeit führten in der Provinz gewöhnlich ein sehr einfaches Leben, ließen ihre Leute mit am Tisch essen und tanzten des Sonntags mit den Dorfmädchen. Nur bei bestimmten Gelegenheiten gaben sie glänzende Feste, die gegen die Mittelmäßigkeit ihres Alltagslebens scharf abstachen. Und deshalb mußten sie viele schöne Möbel und Teppiche auf Lager halten. Dies tat auch Herr von Montragoux.

Sein Schloß, in den Zeiten der Gothik gebaut, war rauh wie sie. Von außen sah es recht wild und düster aus mit seinen halb zerstörten dicken Türmen, die in den Wirren des Königreiches unter weiland König Ludwig gebrochen waren. Im Innern bot es einen freundlicheren Anblick. Die Zimmer waren im italienischen Stil ausgeschmückt und der große Korridor im Erdgeschoß war ganz bedeckt mit Zieraten von getriebener Arbeit, Malereien und Vergoldung.

An einem Ende dieses Ganges befand sich ein Gemach, das gewöhnlich das „kleine Gemach“ genannt ward. Dies ist der einzige Name, mit dem Perrault es bezeichnet. Es ist nicht unerheblich, zu wissen, daß es auch das Gemach der unglücklichen Fürstinnen hieß, weil nämlich ein Florentiner Maler an den Wänden tragische Geschichten verewigt hatte: Dirke, die Tochter des Helios, von den Söhnen der Antiope an die Hörner eines Stieres gebunden; Niobe, auf dem Berg Sipylos ihre Kinder beweinend, die von den göttlichen Pfeilen durchbohrt sind; Prokris, die den Tod vom Speere des Cephalus erfleht. Diese Figuren waren wie lebendig; und die Porphyrfliessen des Fußbodens schienen mit dem Blute dieser unglücklichen Frauen getränkt. Eine Tür dieses Gemaches ging auf den Schloßgraben, der ohne Wasser war.

Die Stallungen bildeten ein prächtiges Gebäude in einigem Abstand vom Schlosse. Sie enthielten Stände für sechzig Pferde, und Remisen für zwölf vergoldete Karossen. Was aber Les Guillettes zu einem bezaubernden Sitze machte, das waren die Kanäle und Wälder ringsumher, die zu den Freuden der Jagd und des Fischfangs einluden.

Viele Einwohner der Gegend kannten Herrn von Montragoux nur unter dem Namen Blaubart; denn dies war der einzige, den das Volk ihm gab. In der Tat war sein Bart blau. Man darf sich Herrn



von Montragoux nicht als ein Scheusal nach Art des dreileibigen Typhon vorstellen, der in Athen zu sehen ist und der in seine drei indigofarbenen Bärte hineingrinst. Wir kommen der Wirklichkeit viel näher, wenn wir den Herrn von Les Guillettes mit den Schauspielern und Priestern vergleichen, deren frisch rasierte Wangen einen bläulichen Glanz haben. Herr von Montragoux trug keinen Spitzbart wie sein Großvater am Hofe König Heinrichs II.; noch trug er einen breiten Vollbart wie sein Urgroßvater, der in der Schlacht von Marignano fiel. Er hatte wie Turenne nur ein kleines Schnurbärtchen und einen Zwickelbart; seine Wangen schimmerten blau; aber was man auch gesagt hat, dieser gute Edelmann war keineswegs mißgestaltet und deswegen auch nicht abschreckend. Er erschien dadurch nur männlicher, und wenn er auf diese Weise etwas wild aussah, so verdiente er doch nicht den Haß der Damen. Bernhard von Montragoux war ein sehr schöner, stattlicher, breitschultriger Herr, stark beleibt und gut aussehend, obwohl ländlich und mehr nach dem Wald als nach Boudoirs und Salons duftend. Trotzdem ist es wahr, daß er den Frauen nicht so gefiel, wie er es bei seiner Erscheinung und seinem Reichtum gesollt hätte. Der Grund war seine Schüchternheit und nicht sein Bart. Die Frauen übten auf ihn einen unbeschreiblichen Reiz aus und flößten ihm unüberwindliche Angst ein. Er fürchtete sie eben so sehr wie er sie liebte. Das ist der Grund und die Ursache all seines Unglücks. Wenn er eine Dame zum ersten Male sah, so wäre er lieber gestorben, als daß er sie anredete; und wie sehr sie ihm auch gefallen mochte, er verharrte vor ihr in finsterem Schweigen. Seine Gefühle drückten sich nur durch seine Augen aus, die er in furchtbarer Weise rollte. Diese Schüchternheit setzte ihn mannigfachem Mißgeschick aus; sie hinderte ihn vor allem daran, mit bescheidenen und zurückhaltenden Frauen ehrsamen Umgang zu pflegen, und ließ ihn widerstandslos in die kühnsten und verwegensten Abenteuer hineintappen. Das war das Unglück seines Lebens.

Von Kind auf Waise, hatte er die vorteilhaften und sehr ehrbaren Heiraten, die sich ihm boten, in jener Art von Scham und Schrecken abgewiesen, um ein Fräulein Colette Passage zu heiraten, die sich seit kurzem in der Gegend niedergelassen hatte, nachdem sie in den Städten und Dörfern des Königreiches mit einem Tanzbären herumgezogen war und dadurch etwas Geld verdient hatte. Er liebte sie mit aller Macht und allen Kräften. Um gerecht zu sein, konnte sie ihm auch gefallen, so wie sie war, kräftig, mit üppigem Busen und frischer, wenn auch sonnengebräunter Haut. Zuerst war ihre Ueberraschung und Freude, eine vornehme Dame zu werden, groß; ihr Herz, das nicht schlecht war, ließ sich durch die Güte eines Gatten rühren, der von so hohem Stande und so starker Körperbeschaffenheit war und sich gegen sie als der gehorsamste Diener und der verliebteste Liebhaber aufführte. Doch nach etlichen Monaten langweilte es sie, daß sie nicht mehr durch die Welt streifen konnte. Im Schoße des Reichtums, von Fürsorge und Liebe umgeben, kannte sie kein anderes Glück als den Gefährten ihres Wanderlebens, der jetzt in einer Grube



schmachtete, eine Kette am Hals und einen Ring durch die Nase, zu besuchen und ihm weinend die Augen zu küssen. Herr von Montragoux sah ihren Kummer und ward dadurch selbst bekümmert, und seine Trübsal mehrte wiederum die seiner Gefährtin. Die Artigkeiten und Rücksichten ihres Gatten gaben der armen Frau einen Stich ins Herz. Eines Morgens beim Erwachen fand Herr von Montragoux Colette nicht mehr an seiner Seite. Umsonst suchte er sie im ganzen Schlosse. Die Tür zum Gemache der unglücklichen Fürstinnen stand offen; durch sie hatte sie mit ihrem Bären das Weite gesucht. Blaubarts Schmerz war furchtbar anzusehen. Trotz der zahllosen Boten, die er auf die Suche nach Colette Passage schickte, blieb ihre Spur verloren.

Herr von Montragoux trauerte ihr noch nach, als in Les Guillettes ein Fest stattfand, bei dem er mit Jeanne La Cloche, der Tochter des Polizeileutnants von Compiègne, tanzte. Und es geschah, daß sie ihm Liebe einflößte. Er bat um ihre Hand und erhielt sie unverzüglich. Sie liebte den Wein und trank unmäßig. Diese Neigung nahm derart zu, daß sie nach wenigen Monaten aussah wie ein Weinfäß mit einer Säufernase. Das schlimmste dabei war, daß dieses Faß, wenn es in Wut geriet, fortwährend durch Säle und Treppen rollte und dabei schrie, fluchte, rülpste und Schimpfworte und Wein auf alles spie, was ihr in den Weg kam. Herr von Montragoux war bestürzt vor Ekel und Abscheu. Doch sogleich faßte er sich ein Herz und bemühte sich, mit ebensoviel Festigkeit wie Geduld seine Gattin von einem so abstoßenden Laster zu heilen. Bitten, Vorstellungen, Flehen und Drohungen, er ließ nichts unversucht. Nichts fruchtete. Er verweigerte ihr den Wein aus seinem Keller; sie verschaffte sich welchen von außerhalb, der ihre Trunkenheit noch schrecklicher machte.

Um ihr den Geschmack an diesem Getränk zu verleiden, tat er Katzenwurz in ihre Flaschen. Sie glaubte, er wolle sie vergiften, fuhr auf ihn los und stieß ihm ein Küchenmesser drei Zoll tief in den Bauch. Er wäre daran fast gestorben, doch er ließ nicht von seiner gewohnten Sanftmut. „Sie ist,“ sagte er, „mehr zu beklagen als zu tadeln.“ Eines Tages hatte man vergessen, die Tür zum Gemache der unglücklichen Fürstinnen zu schließen. Jeanne La Cloche betrat es, wie gewöhnlich von Sinnen, und als sie an den Wänden die Figuren mit Gebärden des Schmerzes erblickte, nahe daran, den Geist aufzugeben, hielt sie dieselben für leibhaftige Frauen und entfloh entsetzt querfeldein, mit dem Rufe: „Mord! Mord!“ Als sie Blaubart rufen und ihr nacheilen hörte, warf sie sich, von Schreck betört, in den Teich und ertrank. Kaum glaublich und doch wahr: ihr Gatte war über diesen Tod betrübt —; solch ein weiches Herz hatte er.

Sechs Wochen nach diesem Unglücksfall heiratete er im stillen Gigogne, die Tochter seines Pächters Traignel. Sie ging in Holzschuhen und roch nach Zwiebeln, schielte mit einem Auge und hinkte mit einem Fuße! Abgesehen davon war sie ein recht hübsches Mädchen. Kaum verheiratet, ward sie, die vordem die Gänse gehütet, von tollem Ehrgeiz gepackt und träumte nur noch von künftiger Größe und Glanz.



Ihre Brokatgewänder waren ihr nicht reich genug, ihre Perlenhalsbänder nicht schön genug, ihre Rubinen nicht dick genug, ihre Kutschen nicht vergoldet genug, ihre Teiche, Wälder und Aecker nicht groß genug. Blaubart, der nie Ehrgeiz verspürt hatte, seufzte über den hochmütigen Sinn seiner Gattin; und da er in seiner Herzensunschuld nicht wußte, ob es das Rechte war, ruhmsüchtig wie sie oder bescheiden wie er zu denken, so machte er sich beinahe Vorwürfe über seine schlichte Sinnesart, die den vornehmen Gelüsten seiner Lebensgefährtin entgegen war, und in seiner Unsicherheit ermahnte er sie bald, die Güte dieser Welt mit Maß zu genießen, bald zwang er sich, dem Glück am Rande des Abgrundes nachzujagen. Er war verständig, doch die eheliche Liebe war bei ihm stärker als der Verstand. Gigogne dachte an weiter nichts als an ihr Erscheinen in der großen Welt; sie wollte bei Hofe ausgehen und des Königs Geliebte werden. Da ihr dies nicht gelang, so dörnte sie vor Verdruß aus, bekam die Gelbsucht und starb. Blaubart errichtete ihr seufzend ein prunkvolles Grabmal.

Durch so anhaltendes häusliches Unglück bedrückt, hätte der gute Herr vielleicht keine Gattin mehr genommen; doch er selbst wurde zum Gatten gewählt durch Blanche von Gibeauxmex, der Tochter eines Kavallerieoffiziers, der nur ein Ohr hatte. Das andere, sagte er, habe er im Dienste des Königs verloren. Sie besaß viel Geist und benutzte ihn, ihren Gatten zu hintergehen. Sie betrog ihn mit allen Edelleuten der Umgegend. Sie war dabei so geschickt, daß sie ihn in seinem eigenen Schlosse, ja unter seinen eigenen Augen betrog, ohne daß er es merkte. Der arme Blaubart witterte wohl etwas, doch er wußte nicht was. Zu ihrem Verhängnis wandte sie zwar ihren ganzen Scharfsinn auf, um ihren Gatten zu betrügen; doch sie gab nicht genug acht darauf, ihre Liebhaber zu betrügen, ich meine, ihnen zu verbergen, daß sie den einen mit dem anderen betrog. Eines Tages ward sie im Gemache der unglücklichen Fürstinnen mit einem Edelmann, den sie liebte, von einem anderen Edelmann überrascht, den sie geliebt hatte, und der sie in einer Wallung der Eifersucht mit seinem Degen durchbohrte. Ein paar Stunden danach ward die unglückliche Dame durch einen Diener des Schlosses tot aufgefunden, und der Graus, den dieses Zimmer einflößte, nahm noch zu. Der arme Blaubart, der auf einen Schlag seine ausgiebige Unehre und das tragische Ende seiner Frau erfuhr, war untröstlich über dieses zweite Unglück in Ansehung des ersten. Er hatte Blanche von Gibeauxmex mit seltener Ghit geliebt, heißer als Jeanne La Cloche, Gigogne Traignel und selbst Colette Passage. Bei der Kunde, daß sie ihn standhaft betrogen hatte und ihn nie mehr betrügen würde, empfand er einen Schmerz und eine Verwirrung, die, weit entfernt, sich zu besänftigen, täglich heftiger wurden. Sein Leiden wurde unerträglich und warf ihn aufs Krankengager; man fürchtete um sein Leben.

Nachdem die Aerzte mehrere Arzneien ohne Erfolg angewandt hatten, eröffneten sie ihm, das einzige Mittel gegen seine Krankheit sei dies, daß er eine junge Gattin nähme. Sofort dachte er an seine kleine Cousine Angele von Garandine, deren Hand er leicht zu erhalten



hoffte, da sie mittellos war. Was ihn dazu ermutigte, sie zur Frau zu nehmen, das war, daß sie für schlicht und unerfahren galt. Nachdem eine geistreiche Frau ihn betrogen hatte, beruhigte ihn eine dumme. Er heiratete Fräulein von Garandine und erkannte, daß er sich in seiner Voraussicht getäuscht hatte. Angele war sanft, Angele war gut, Angele liebte ihn; sie neigte nicht von selber zum Bösen; doch dem Ungeschicktesten gelang es, sie jederzeit zum Bösen zu verführen. Man brauchte ihr nur zu sagen: „Tu dies, sonst tust du dir weh!“, „Komm hierher, sonst frißt dich der Werwolf!“ Oder auch: „Mach’ die Augen zu und nimm dieses Mittel ein“, und sofort tat das Unschuldslamm, was die Schelme von ihr wollten und was zu begehren sehr natürlich war, denn sie war hübsch. So ward Herr von Montragoux von dieser reinen Seele eben so sehr und noch mehr betrogen wie vordem von Blanche von Gibeauxmex, und dazu hatte er noch das Unglück, es zu wissen, denn Angele war viel zu aufrichtig, um ihm etwas zu verbergen. Sie sagte zu ihm: „Mein Herr Gemahl, man sagte mir dies, man tat mir jenes; man faßte mich hier an; ich sah das, ich fühlte dies.“ Und durch solche Offenherzigkeiten bereitete sie dem armen edlen Herrn unaussprechliche Qualen. Er ertrug sie standhaft. Trotzdem kam es vor, daß er zu dieser schlichten Seele sagte: „Du bist eine Pute!“ und ihr Ohrfeigen gab. Diese Ohrfeigen brachten ihn in den Ruf der Grausamkeit, der ihm für immer anhaften sollte. Ein Bettelmönch kam nach Les Guillettes, während Herr von Montragoux auf der Schnepfenjagd war, und fand Frau Angele beim Nähen eines Puppenkleides. Der gute Mönch merkte, daß sie ebenso einfältig wie schön war und entführte sie auf seinem Esel, indem er ihr vorspiegelte, der Erzengel Gabriel erwarte sie im Waldesdickicht, um ihr Strumpfbänder von Perlen zu schenken. Man nimmt an, daß der Wolf sie gefressen hat, denn sie ward nie mehr gesehen.

Wie konnte Blaubart nach so schlimmen Erfahrungen nochmals zur Ehe schreiten? Man verstünde es nicht, wenn man nicht wüßte, welche Macht schöne Augen über ein edles Herz haben. Der ehrsame Edelmann traf in einem Schlosse der Gegend, wo er verkehrte, eine junge Waise von Stand, Alix von Pontalcin, die ein habgieriger Vormund all ihrer Habe beraubt hatte, und die nur noch daran dachte, ins Kloster zu gehen. Dienstfertige Freunde legten sich ins Mittel, um sie von ihrem Einfluß abzubringen und sie zu bewegen, Herrn von Montragoux die Hand zu reichen. Blaubart, der sich in ihren Armen ein unendliches Glück erhoffte, ward abermals in seinen Erwartungen getäuscht; ja diesmal mußte ihm die Enttäuschung infolge seiner Anlage noch empfindlicher sein, als all das Mißgeschick, das er in seinen früheren Ehen erlitten hatte. Alix von Pontalcin weigerte sich hartnäckig, diese Verbindung, in die sie doch gewilligt hatte, in Wirklichkeit einzugehen. Umsonst drängte Herr von Montragoux sie, sein Weib zu werden; sie blieb taub gegen Bitten, Tränen und Tadel, entzog sich den leisesten Liebkosungen ihres Gatten und floh in das Gemach der unglücklichen Fürstinnen, wo sie sich einschloß und ganze Nächte scheu und allein verbrachte. Der Grund dieses Widerstandes,



der den menschlichen wie göttlichen Gesetzen so entgegen ist, wurde nie aufgeklärt; man schrieb ihn dem Umstand zu, daß Herr von Montragoux einen blauen Bart hatte; doch das, was wir vorhin von diesem Barte sagten, macht jene Annahme wenig wahrscheinlich. Zudem ist dies ein Gegenstand, über den sich schwer reden läßt. Der arme Gatte litt die grausamsten Qualen. Um sie zu vergessen, jagte er mit Wut, jagte Hunde, Pferde und Piköre tot. Doch wenn er ermattet und erschöpft in sein Schloß zurückkehrte, so genügte der Anblick von Fräulein von Pontalcin, um seine Kräfte und zugleich seine Qualen zu beleben. Endlich ertrug er es nicht länger; er suchte in Rom um die Aufhebung dieser Ehe nach, die nur eine Scheinehe war, und erreichte sie gemäß dem kanonischen Recht und mit Hilfe eines schönen Geschenks an den heiligen Vater. Wenn Herr von Montragoux Fräulein von Pontalcin mit den Zeichen des Respekts entließ, die man einer Frau schuldet, und ohne seinen Stock auf ihrem Rücken zu zerbrechen, so geschah dies, weil er eine starke Seele, ein weites Herz hatte und weil er so sehr Herr seiner selbst wie seines Schlosses Les Guillettes war. Doch er schwur, daß nichts Weibliches seine Gemächer mehr betreten sollte. Wie glücklich wäre er gewesen, hätte er diesen Schwur bis zuletzt gehalten!

## 3.

Ein paar Jahre waren vergangen, seit Herr von Montragoux seine sechste Frau fortgeschickt hatte; und man bewahrte in der Gegend nur noch eine trübe Erinnerung an das häusliche Mißgeschick, das über diesen guten Edelmann hereingebrochen war. Man wußte nicht, was aus seinen Frauen geworden war, erzählte sich im Dorfe des Abends Geschichten, daß einem die Haare zu Berge standen. Die einen glaubten sie, die andern nicht. Zu dieser Zeit ließ sich eine Witwe in vorgerückten Jahren, die Dame Sidonie von Lespoisse, mit ihren Kindern im Schloß La Motte-Giron nieder, das in der Luftlinie zwei Meilen von Les Guillettes entfernt lag. Woher sie kam, wer ihr Gatte gewesen, das wußte kein Mensch. Die einen behaupteten von Hörensagen, er hätte Aemter in Savoyen oder Spanien bekleidet; andere meinten, er wäre in Westindien gestorben; mehrere bildeten sich ein, daß seine Witwe unermessliche Güter besäße, woran einige stark zweifelten. Trotzdem lebte sie auf großem Fuße und lud den ganzen Adel der Gegend nach La Motte-Giron ein. Sie hatte zwei Töchter, von denen die ältere, Anna, schon fast eine alte Jungfer, sehr durchtrieben war. Die Jüngere, Johanna, die leicht zu verheiraten war, verbarg unter dem Scheine der Harmlosigkeit eine frühe Welterfahrung. Die Dame von Lespoisse besaß auch zwei Söhne von zwanzig und zweiundzwanzig Jahren, sehr schöne und schmucke Jünglinge, von denen der eine Dragoner, der andere Musketier war. Dieser, dessen Patent ich gesehen habe, war schwarzer Musketier. Das sah man ihm freilich nicht an, wenn er zu Fuße ging, denn die schwarzen Musketiere unterscheiden sich von den grauen nicht durch die Farbe ihres Rockes, sondern durch das Fell ihres Pferdes. Die einen wie die andern trugen



einen Waffenrock von blauem Tuche mit goldnen Tressen. Die Dragoner trugen als Abzeichen eine Art Pelzmütze, deren Ende fersch auf Ohr herabhing. Die Dragoner standen in üblem Rufe; Beweis das Volkslied:

„Da kommen die Dragoner,  
Mama, wir wollen flieh'n!“

Doch man hätte in den beiden Dragonerregimentern Sr. Majestät umsonst nach einem größeren Schürzenjäger, Schmarotzer und geriebeneren Halunken gesucht als Cosme von Lespoisse war. Sein Bruder war mit ihm verglichen ein ehrlicher Bursche. Pierre von Lespoisse war ein Trunkenbold und Spieler; er hatte Glück mit den Karten und gefiel den Damen; das waren seine einzigen Subsistenzmittel, die man kannte.

Die Dame von Lespoisse, ihre Mutter, lebte in La Motte-Giron nur deshalb auf großem Fuße, um die Leute irrezuführen. In Wahrheit besaß sie nichts als Schulden, selbst für ihre falschen Zähne. Ihre Kleider, ihre Möbel, ihre Kutsche, ihre Pferde und Dienstboten, alles war ihr von Pariser Wucherern geliehen, die ihr drohten, es ihr wieder fortzunehmen, wenn sie nicht bald eine ihrer Töchter an einen reichen Herrn verheiratete. So war die ehrbare Sidonia jeden Augenblick gewärtig, zwischen leeren Wänden zu sitzen. Zur Wahl eines Schwiegersohns gedrängt, hatte sie es sofort auf Herrn von Montragoux abgesehen, sie erriet, daß er schlicht, leicht zu täuschen, sehr sanftmütig und rasch entflammt sei, trotz seines anscheinend rauhen und scheuen Wesens. Ihre Töchter teilten ihre Ansicht und durchbohrten den armen Blaubart bei jeder Bewegung mit Blicken, die ihm bis auf den Herzensgrund gingen. So verfiel er den Reizen der beiden Fräuleins von Lespoisse sehr bald, vergaß seinen Schwur und dachte an nichts weiter, als die eine oder andere zu heiraten, da er beide gleich schön fand. Nach einigem Zaudern, das weniger durch seine Unschlüssigkeit, als durch seine Schüchternheit verursacht war, fuhr er in seiner Staatskarosse nach La Motte-Giron und hielt bei der Dame von Lespoisse um eine ihrer Töchter an; welche, überließ er ihrer Entscheidung. Madame Sidonie antwortete ihm höflich, daß sie ihn hoch schätze und ihm gestatte, derjenigen der beiden Fräuleins von Lespoisse den Hof zu machen, die er vorzöge.

„Suchen Sie zu gefallen, mein Herr,“ sagte sie zu ihm, „und ich will die erste sein, die Ihrem Erfolg Beifall zollt.“

Um sie näher kennen zu lernen, lud Blaubart Anna und Johanna von Lespoisse samt ihrer Mutter, ihren Brüdern und einer Menge von Damen und Edelleuten ein, vierzehn Tage im Schloß Les Guillettes zu verbringen. Nun gab es nichts als Spazierfahrten, Jagd- und Angelpartien, Tanz- und Festlichkeiten, Mahlzeiten und Zerstreuungen aller Art.

Ein junger Edelmann, den die Damen von Lespoisse untergebracht hatten, der Chevalier de la Merlus, arrangierte die Treibjagen. Blaubart hatte die schönsten Meuten und die schönsten Koppeln von Jagdhunden. Die Damen wetteiferten mit den Edelleuten an



Leidenschaft für die Hirschjagd. Man hetzte das Wild nicht immer zu Tode, aber Jäger und Jägerinnen verirrten sich paarweise, fanden sich wieder und verirrten sich von neuem im Walde. Der Chevalier de la Merlus verirrte sich vornehmlich mit Johanna von Lespoisse, und jeder kehrte des Nachts ins Schloß zurück, bewegt von seinen Abenteuern und zufrieden mit seinem Tagewerk. Nach einigen Tagen der Beobachtung gab der gute Herr von Montragoux der jüngeren der beiden Schwestern entschieden den Vorzug vor der älteren; Johanna war entschieden frischer, womit nicht gesagt sein soll, daß sie unberührter war. Er ließ seine Vorliebe durchblicken, da er sie nicht zu verbergen brauchte, denn sie war durchaus ehrbar und überdies ohne Arg. Er machte dem jungen Mädchen also nach besten Kräften den Hof, sprach nach seiner Gewohnheit wenig mit ihr, blickte sie jedoch an, indem er furchtbar die Augen rollte und Seufzer ausstieß, die einen Eichbaum entwurzelt hätten. Bisweilen lachte er auch, daß die Scheiben klirrten und das Geschirr zitterte. Als einziger von der ganzen Gesellschaft merkte er nicht, wie sehr sich der Chevalier de la Merlus der jüngeren Tochter von Frau von Lespoisse zugetan war, oder wenn er es merkte, so sah er doch nichts Schlimmes darin. Seine Erfahrung mit Frauen war nicht groß. Genug, um ihn argwöhnisch zu machen, und wenn er liebte, mißtraute er nicht. Meine Großmutter pflegte zu sagen, die Erfahrung sei im Leben nichts wert, und man bliebe, was man war. Ich glaube, sie hatte recht, und die wahre Geschichte, die ich hier schildere, bestätigt es nur.

Blaubart entfaltete bei diesen Festen einen seltenen Glanz. Sobald es dunkel ward, erleuchteten tausend Fackeln den Wiesenplan vor dem Schlosse. Diener und Mägde, als Faune und Dryaden verkleidet, bedienten den Tisch, die alle Leckerbissen von Wald und Feld trugen. Musiker spielten unablässig schöne Symphonien. Gegen Ende des Mahls erschienen der Schulmeister und die Schulmeisterin, von der Dorfjugend gefolgt, vor den Tischgenossen und verlasen ein Kompliment für Herrn von Montragoux und seine Gäste. Ein Astrologe in spitzer Mütze trat an die Damen heran und weissagte ihnen ihre künftigen Liebschaften aus den Linien ihrer Hand. Blaubart gab allen seinen Lehnsleuten zu trinken und verteilte selbst Brot und Fleisch unter die Bedürftigen.

Um zehn Uhr abends zog man sich vor der Kühle der Nacht in die Gemächer zurück, die durch eine Unmenge von Kerzen erleuchtet waren, und in denen Tische für alle möglichen Spiele aufgestellt waren: Landsknecht, Billard, Reversi, Kammerspiel, Roulette Bête, Hokka, Krimpelspiel, Tricktrack, Würfel, Bassett- und Calbassspiel. Blaubart hatte beständig Unglück in allen diesen Spielen und verlor allnächtlich große Summen. Was ihn über ein so hartnäckiges Unglück hinwegsetzte, war der Umstand, daß die Damen von Lespoisse alle drei viel Geld gewannen. Johanna, die Jüngere, die im Spiele des Herrn de la Merlus stets mitsetzte, häufte dabei Berge von Gold an. Auch die beiden Söhne der Frau von Lespoisse machten im Reversi oder im Bassettespiel gute Geschäfte, und bei den gewagtesten Spielen blieb



ihnen das Glück unveränderlich günstig. Diese Spiele dauerten bis tief in die Nacht. Man schlief nicht bei diesen wunderbaren Belustigungen, und, wie es der Verfasser der ältesten Geschichte von Blaubart ausdrückt, „verbrachte man die ganze Nacht damit, Bosheiten zu treiben.“ Diese Stunden waren bei weitem die holdesten am Tage, denn unter dem Vorwand von Scherzen verbargen sich die, welche Neigung zueinander verspürten, im Schutze des Dunkels in einem Alkoven. Der Chevalier de la Merlus verkleidete sich eines Tages als Teufel, ein andermal als Gespenst oder als Währwolf, um die Schlafenden zu erschrecken, doch zuletzt schlich er sich immer in das Schlafgemach von Fräulein Johanna von Lespoisse. Der gute Herr von Montragoux ging bei diesen Spielen nicht leer aus. Die beiden Söhne der Frau von Lespoisse streuten ihm Juckpulver ins Bett und verbrannten in seinem Schlafzimmer Dinge, die einen abscheulichen Gestank verbreiteten. Oder sie stellten einen Krug voll Wasser auf seine Tür, so daß sich dem guten Herrn, wenn er die Tür schloß, der ganze Inhalt auf den Kopf ergoß. Endlich spielten sie ihm auch allerhand gute Streiche, über die sich die Gesellschaft belustigte und die Blaubart mit seiner angeborenen Sanftmut ertrug.

Er machte seinen Antrag, den Frau von Lespoisse annahm, obwohl ihr, wie sie sagte, das Herz brach bei dem Gedanken, eine ihrer Töchter zu verheiraten. Die Hochzeit wurde in La Motte-Giron mit außerordentlichem Prunke gefeiert. Fräulein Johanna, von blendender Schönheit, war ganz in französische Spitzen gehüllt und trug eine Frisur mit tausend Locken. Ihre Schwester Anna trug ein grünes Samtgewand, mit Gold bestickt. Das Kleid ihrer Frau Mutter war von gekräuselm Gold mit schwarzen Raupen, und ihr Schmuck bestand aus Perlen und Diamanten. Herr von Montragoux hatte ein schwarzes Samtkleid angelegt, auf dem alle seine großen Diamanten prangten; er sah vorzüglich aus und hatte einen Ausdruck von Unschuld und Scheu, der gegen sein blaues Kinn und seine breitschultrige Gestalt vorteilhaft abstach. Auch die Brüder der Braut waren ohne Zweifel reizend gekleidet; doch der Chevalier de la Merlus in seinem rosa Samtrock mit Perlenbesatz strahlte unvergleichlichen Glanz aus.

Nach Beendigung der Feier nahmen die Juden, die der Familie und dem Verehrer diesen Staat und diese reichen Juwelen geliehen hatten, die Sachen ab und brachten sie per Post nach Paris.

#### 4.

Einen Monat lang war Herr von Montragoux der glücklichste Mensch. Er betete seine Frau an und hielt sie für einen Engel an Keuschheit. Sie war etwas ganz andres; doch hätten sich auch Gewandtere als der arme Blaubart darin getäuscht, so listig und verschlagen war diese Person, und so willig, ihrer Frau Mutter zu gehorchen, welche die geschickteste Schelmin im ganzen Königreich Frankreich war. Diese Dame ließ sich mit Anna, ihrer ältesten Tochter, ihren beiden Söhnen Pierre und Cosme und dem Chevalier de la Merlus in Les Guillettes nieder. Der Letztere wich nicht mehr von der Seite



der Frau von Montragoux, gleich als wäre er ihr Schatten. Den guten Ehemann ärgerte das etwas, denn er hätte seine Frau dauernd für sich allein behalten mögen; doch nahm er keinen Anstoß an der Freundschaft, die er für den jungen Edelmann empfand, da sie ihm gesagt hatte, er wäre ihr Milchbruder.

Charles Perrault erzählt, einen Monat nach dieser Eheschließung hätte Blaubart in einer wichtigen Angelegenheit eine sechswöchentliche Reise unternehmen müssen; doch er scheint die Gründe dieser Reise nicht zu kennen, und man hat vermutet, daß sie nur der übliche Vorwand war, zu dem der eifersüchtige Gatte seine Zuflucht nahm, um seine Frau zu überlisten. Die Wahrheit ist ganz anders: Herr von Montragoux reiste nach Le Perche, um die Erbschaft seines Veters von Outarde anzutreten, der in der Schlacht bei Dünkirchen von einer Kanonenkugel ruhmvoll getötet ward, als er auf einer Trommel saß und Würfel spielte.

Vor der Abreise bat Herr von Montragoux seine Frau, in seiner Abwesenheit alle denkbaren Zerstreuungen zu genießen.

„Lassen Sie Ihre Freundinnen kommen, Madame,“ sprach er zu ihr, „und fahren Sie mit ihnen spazieren; unterhalten Sie sich und speisen Sie gut.“

Er übergab ihr die Schlüssel des Hauses, zum Zeichen, daß sie während seiner Abwesenheit in der ganzen Herrschaft Les Guillettes die einzige, unumschränkte Herrin sein sollte.

„Hier,“ sprach er, „sind die Schlüssel zu den beiden großen Gerätkammern; hier ist der für das Gold- und Silbergeschirr, das nicht täglich benutzt wird; hier ist der für meine Schatztruhen, die all mein Gold und Silber enthalten, hier der für die Kästen, in denen meine Edelsteine sind, und hier der Schlüssel, der alle Zimmer öffnet. Dieser Kleinschlüssel ist für das Gemach am Ende des langen Ganges im Erdgeschoß; öffnen Sie alles, gehen Sie überall hin.“

Wie Charles Perrault behauptet, setzte er hinzu:

„Nur das kleine Gemach verbiete ich Ihnen zu betreten, und zwar so streng, daß, wenn es Ihnen beikommt, es zu öffnen, Sie von meinem Zorn alles gewärtigen können.“

Der Historiker Blaubarts hat, indem er diese Worte wiedergab, leider ohne Nachprüfung die Version mitgeteilt, die nach dem Vorfall von den Damen von Lespoisse in Umlauf gesetzt wurde. Herr von Montragoux drückte sich ganz anders aus. Als er seiner Gattin den Schlüssel des Kleinen Gemachs aushändigte, das kein andres war, als das der unglücklichen Fürstinnen, von dem wir schon mehrmals zu sprechen hatten, drückte er seiner geliebten Johonna den Wunsch aus, diesen Teil des Schlosses, den er als verhängnisvoll für sein häusliches Glück ansah, nicht zu betreten. Durch dieses Gemach war seine erste Frau — von allen die beste — mit ihrem Bären entflohen; dort hatte Blanche von Gibeaux ihn mit verschiedenen Edelleuten ausgiebig betrogen; jene Porphyrfiesen waren mit dem Blute einer angebeteten Frevlerin befleckt. War das für Herrn von Montragoux



nicht Grund genug, um mit diesem Gemache grausame Erinnerungen und schlimme Ahnungen zu verknüpfen?

Die Worte, die er an Johanna von Lespoisse richtete, drückten die Wünsche und Eindrücke aus, die seine Seele bewegten. Sie lauteten wörtlich:

„Ich habe kein Geheimnis vor Ihnen, Madame, und ich müßte fürchten, Sie zu beleidigen, indem ich Ihnen nicht alle Schlüssel eines Hauses, das Ihnen gehört, aushändige. Sie können dies kleine Gemach also betreten, ebenso wie alle anderen Räume dieses Schlosses; doch wenn Sie mir glauben wollen, werden Sie es nicht tun, um mich zu Dank zu verpflichten und wegen der schmerzlichen Gedanken, die ich damit verknüpfe, und der schlimmen Ahnungen, die diese Gedanken wider Willen in meinem Geiste erwecken. Ich wäre verzweifelt, wenn Ihnen etwas zustieße oder ich Ihre Huld verscherzte; und Sie, Madame, werden diese gottlob grundlosen Befürchtungen als Zeichen meiner besorgten Zärtlichkeit und meiner wachsamten Liebe verzeihen.“

Mit diesen Worten umarmte der gute Herr seine Gattin und fuhr mit der Post nach Le Perche.

„Die Nachbarinnen und guten Freundinnen,“ sagt Charles Perrault, „warteten nicht auf die Einladung, um die junge Frau zu besuchen; so neugierig waren sie, alle Schätze ihres Hauses zu sehen. Sie gingen sofort durch alle Zimmer, Gemächer und Gerätkammern, deren eine immer schöner war als die andere; sie hörten nicht auf, das Glück ihrer Freundin zu übertreiben und zu beneiden.“

Alle Historiker, die diesen Gegenstand behandelt haben, fügen hinzu, daß Frau von Montragoux kein Vergnügen daran fand, alle die Schätze zu besehen, da sie vor Ungeduld brannte, das kleine Gemach zu öffnen. Nichts ist wahrer; und wie Perrault sagt, „wurde sie derart von ihrer Neugier getrieben, daß sie, ohne zu bedenken, daß es unschicklich ist, seine Gäste zu verlassen, auf einer kleinen Geheimentreppe hinabstieg, und zwar so eilig, daß sie sich zwei- bis dreimal fast den Hals gebrochen hätte.“ Die Tatsache ist unzweifelhaft war. Doch was niemand gesagt hat, sie war nur deshalb so ungeduldig, diesen Ort zu betreten, weil sie den Chevalier de la Merlus dort erwartete.

Seit ihrem Einzug im Schloß Les Guillettes traf sie den jungen Edelmann täglich und lieber zweimal als einmal in diesem Gemache, ohne daß sie dieser für eine junge Frau so wenig ziemlich Unterhaltungen müde ward. Es ist unmöglich, sich über die Art der Beziehungen zwischen Johanna und dem Chevalier zu täuschen: sie waren nicht ehrbar, sie waren nicht unschuldig. Ach, wenn die Dame von Montragoux nur die Ehre ihres Gatten verletzt hätte, so würde sie den Tadel der Nachwelt ohne Zweifel verdienen; doch der strengste Moralist würde Entschuldigungen dafür finden; er würde zugunsten einer so jungen Frau die zeitgenössischen Sitten, das Beispiel der Hauptstadt und des Hofes, die zu offenbaren Wirkungen einer schlechten Erziehung, und die Ratschläge einer perversen Mutter anführen; denn Sidonie von Lespoisse begünstigte die Galanterien ihrer Tochter. Die



Weisen würden ihr eine Sünde verzeihen, die zu süß ist, um ihre Strenge zu verdienen; ihre Fehltritte wären zu landläufig erschienen, um sehr groß zu sein, und jedermann hätte sich gesagt, daß sie es getrieben hätte wie die andern. Doch Johanna von Montragoux begnügte sich nicht damit, die Ehre ihres Gatten zu verletzen, sie vermaß sich auch, ihm nach dem Leben zu trachten.

In jenem kleinen Gemach, das auch das Gemach der unglücklichen Fürstinnen hieß, karteten Johanna von Lespousse, Herrin von Montragoux, mit dem Chevalier de la Merlus den Mord ihres treuen und zärtlichen Gatten ab. Später erklärte sie, sie hätte beim Betreten dieses Gemaches die Leiber von sechs ermordeten Frauen darin hängen gesehen, während ihr geronnenes Blut die Fliesen bedeckte, und da sie in diesen Unglücklichen die sechs ersten Frauen von Blaubart erkannt hätte, so hätte sie das Los, das ihrer selbst harzte, geahnt. In diesem Falle hätte sie also die Wandmalereien für verstümmelte Leichen gehalten, und man müßte ihre Halluzinationen mit denen der Lady Macbeth vergleichen. Aber es ist höchst wahrscheinlich, daß Johanna diesen furchtbaren Anblick erfunden hat, um ihn nachher zu schildern und die Mörder ihres Gatten zu rechtfertigen, indem sie ihr Opfer verleumdete. Herr von Montragoux sollte also sterben! Gewisse Briefe, die ich vor Augen habe, zwingen mich zu der Annahme, daß die Dame Sidonie von Lespousse an dem Komplott teilnahm. Ihre ältere Tochter war sozusagen dessen Seele. Anna von Lespousse war die schlimmste von der Familie. Die Schwächen der Sinne blieben ihr fremd, und sie war keusch inmitten der Ausschreitungen ihrer Familie, nicht als ob sie sich eine Freude versagt hätte, die sie ihrer für unwürdig hielt, sondern weil ihre einzige Freude die Grausamkeit war. Sie beredete ihre beiden Brüder Pierre und Cosme zu dem Verbrechen, indem sie ihnen ein Regiment versprach\*).

##### 5.

Es erübrigt noch, an der Hand authentischer Dokumente und sicherer Zeugnisse das furchtbarste, treuloseste und feigste häusliche Verbrechen, das uns überliefert ist, darzustellen. Die Untat, deren Umstände wir hier ausführen wollen, hat nur ein Gegenstück: in der Ermordung des Wilhelm von Flavy am 9. März 1449 durch Bianca von Overbrenc, seine junge und zarte Gattin, den Barstard von Orbandas und den Barbier Johann Boquillon. Sie erstickten Wilhelm in seinen Kopfkissen, erschlugen ihn mit einem Holzklotz und schnitten ihm die Halsader durch, wie einem geschlachteten Kalbe. Bianca von Overbrenc bewies später, daß ihr Gatte sie habe ertränken wollen, wohingegen Johanna von Lespousse ihren Gatten, der sie liebte, schändlichen Missetätern auslieferte. Wir wollen die Tatsache so nüchtern wie möglich berichten.

Blaubart kehrte etwas früher heim, als erwartet. Man hat daraus fälschlich geschlossen, daß er, von schwarzer Eifersucht geplagt, seine

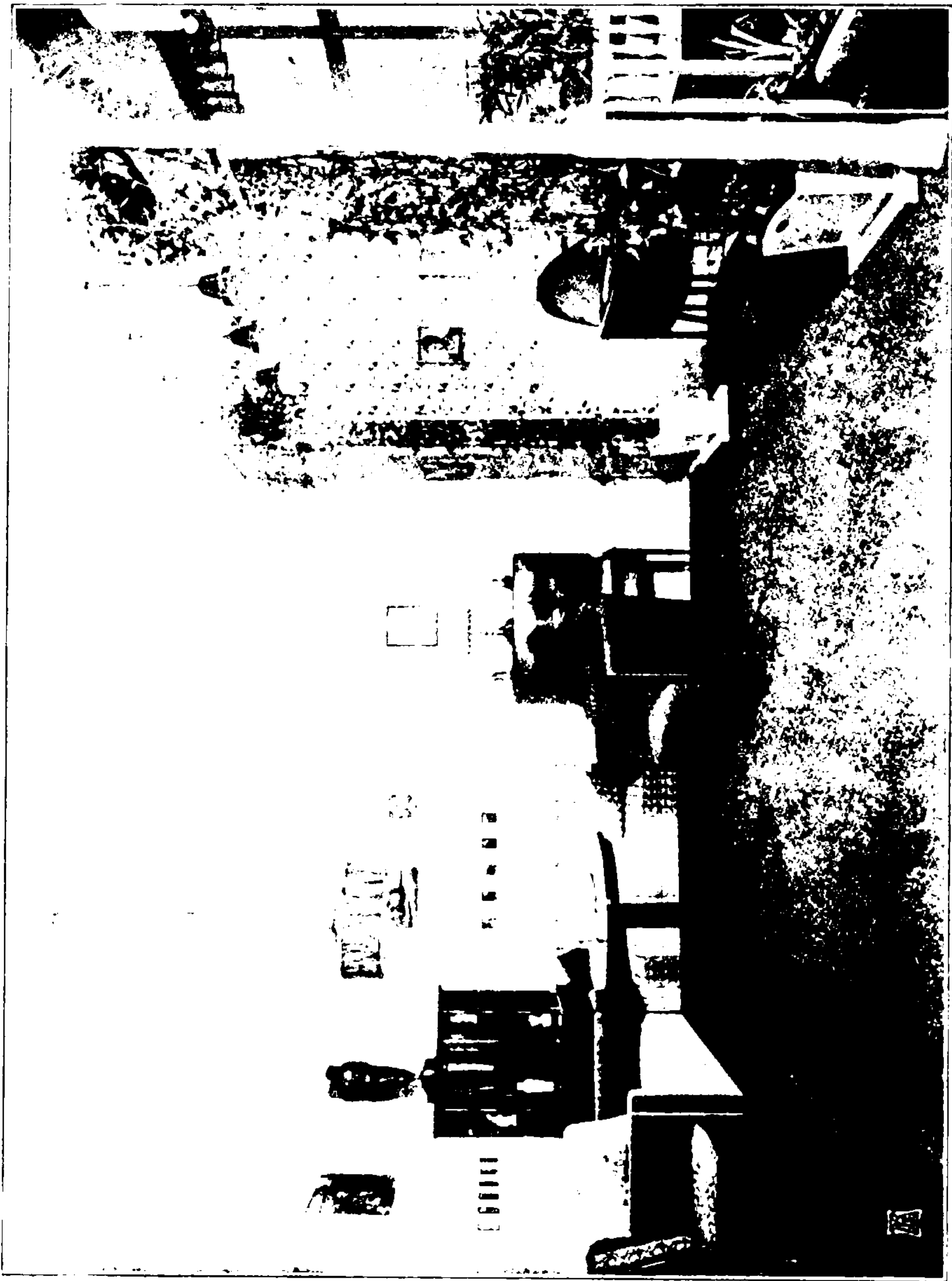
\*) Man kaufte die Offizierspatente sowie die Richterstellen im *ancien régime*.  
D. Uebers.



Frau überraschen wollte. Gutmütig und vertrauensselig wie er war, hätte er, wenn er an eine Ueberraschung dachte, ihr nur eine freudige bereitet. Seine Zärtlichkeit, seine Güte, sein frohes und ruhiges Wesen hätten die wildesten Herzen gerührt. Der Chevalier de la Merlus jedoch und das ganze verruchte Geschlecht der Lespoisses sah darin nur eine bequeme Gelegenheit, ihn beiseite zu schaffen und sich seiner Reichtümer zu bemächtigen, die durch die neue Erbschaft noch vergrößert waren. Seine junge Gattin empfing ihn mit lächelnder Miene, ließ sich umarmen, sich in das eheliche Schlafgemach führen, und tat alles, was der treffliche Mann wollte. Am nächsten Morgen übergab sie ihm den Schlüsselbund, den er ihr anvertraut hatte. Doch der Schlüssel zum Gemach der unglücklichen Fürstinnen, gewöhnlich das kleine Gemach genannt, fehlte. Blaubart bat sanft darum. Johanna zauderte eine Weile unter verschiedenen Vorwänden; dann gab sie ihn heraus.

Hier drängt sich eine Frage auf, die man nicht anschneiden kann, ohne aus dem beschränkten Gebiet der Geschichte in das unbegrenzte Reich der Philosophie zu kommen. Charles Perrault sagt ausdrücklich, der Schlüssel zum kleinen Gemache sei „gefeit“ gewesen, d. h. verzaubert, magisch, mit Eigenschaften begabt, die den Naturgesetzen wenigstens so, wie wir sie auffassen — widersprechen. Für das Gegenteil fehlen uns die Beweise. Es ist hier der Ort, an die Vorschrift meines verehrten Lehrers, des Herrn Duclos des Lunes, Mitglieds vom Institut, zu erinnern: „Wenn das Uebernatürliche sich einstellt, darf der Historiker es nicht verwerfen.“ Ich will mich also damit begnügen, inbetreff dieses Schlüssels die einstimmige Meinung der alten Biographen Blaubarts zu berichten; alle behaupten, er sei „gefeit“ gewesen. Das ist sehr wichtig. Uebrigens ist dieser Schlüssel nicht das einzige Erzeugnis menschlichen Gewerbflusses, das mit wunderbaren Eigenschaften begabt war. Die Ueberlieferung ist reich an Beispielen von gefeiten Schwertern. So war das Schwert des Königs Artus gefeit; das der Jungfrau von Orleans war es nach dem unwiderleglichen Zeugnis von Jean Chartier; und der Beweis, den dieser berühmte Chronist dafür angibt, ist der, daß, als die Klinge zerbrach, die beiden Bruchstücke sich nicht wieder zusammenschweißen ließen, wie sehr sich auch die berühmtesten Schwertfeger abmühten. Victor Hugo spricht in einem seiner Gedichte von „gefeiten Treppen, die stets irreführen.“ Ja, viele Autoren behaupten, es gäbe gefeite Menschen, die sich in Wölfe verwandeln können. Wir wollen uns nicht darauf einlassen, einen so starken und beständigen Glauben zu bekämpfen, und hüten uns, zu entscheiden, ob der Schlüssel gefeit war oder nicht. Der kluge Leser wird unsere Meinung ohnedies erraten, denn unsere Zurückhaltung bedeutet nicht Ungewißheit, und darin ist sie verdienstlich. Wo wir uns aber auf unserm eigenen Gebiete oder besser im Kreis unsrer Gerichtsbarkeit befinden, wo wir wieder Richter der Tatsachen, Schiedsrichter der Umstände werden, das ist die Behauptung, der Schlüssel hätte Blutflecke gehabt. Die Autorität der Texte geht nicht so weit, daß wir dies glauben. Er hatte keine Blutflecke. In dem



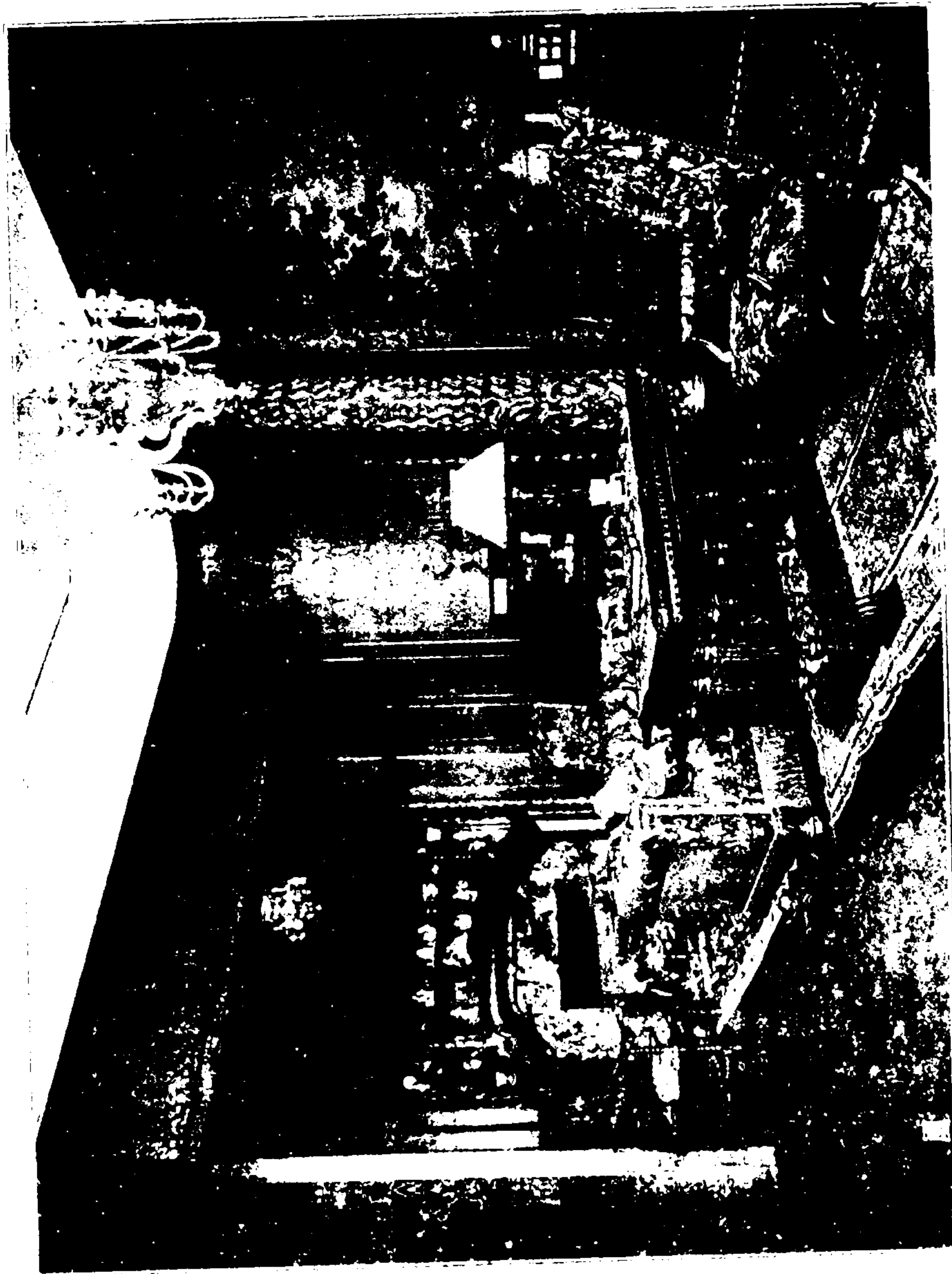


W. DITTMAR-BERLIN: Damenzimmer.









FLATOW & PRIEMER-BERLIN: Wohnzimmer.







kleinen Gemache war zwar Blut geflossen, doch vor langer Zeit. Mochte es nun eingetrocknet oder abgewaschen sein, der Schlüssel konnte davon nicht befleckt sein, und was die verbrecherische Gattin auf dem eisernen Gegenstand für einen Blutfleck hielt, das war der Widerschein des noch rosigen Morgenhimmels. Dagegen bemerkte Herr von Montragoux beim Anblick des Schlüssels, daß seine Gattin das kleine Gemach betreten hatte. Der Schlüssel sah jetzt nämlich reiner und glänzender aus, als damals, wo er ihn ihr gegeben hatte, und er dachte sich, daß diese Politur nur vom Gebrauch kommen könnte.

Der Eindruck, den ihm diese Wahrnehmung bereitete, war schmerzlich, und er sagte zu seiner jungen Frau mit traurigem Lächeln:

„Mein Liebstes, Sie haben das kleine Gemach betreten. Möge dies keine schlimmen Folgen haben, für Sie, wie für mich! Von diesem Gemache geht ein schlimmer Einfluß aus, vor dem ich Sie gern bewahrt hätte. Wenn Sie ihm dauernd unterliegen sollten, so wäre ich untröstlich. Vergeben Sie mir; man ist abergläubisch, wenn man liebt.“

Bei diesen Worten begann die junge Gattin — wiewohl Blaubart ihr keine Furcht einflößen konnte, denn seine Sprache und sein Benehmen drückten nichts als Schwermut und Liebe aus — aus Leibeskräften zu schreiben:

„Hilfe! Hilfe! Man mordet mich!“

Das war das verabredete Zeichen, auf das der Chevalier de la Merlus und die beiden Söhne der Frau von Lespoisse sich auf Blaubart stürzen und ihn mit ihren Degen durchbohren sollten.

Doch der Chevalier, den Johanna in einem Wandschrank des Zimmers versteckt hatte, erschien allein. Als Herr von Montragoux ihn mit dem Degen in der Faust anspringen sah, griff er gleichfalls zur Waffe.

Johanna entfloh entsetzt und begegnete auf dem Gang ihrer Schwester Anna, die sich nicht, wie man gesagt hat, auf einem Turme befand, denn die Schloßtürme waren auf Befehl des Kardinals Richelieu niedergelegt worden. Anna von Lespoisse bemühte sich, ihre Brüder zu ermutigen, die, bleich und wankend, einen so großen Schlag nicht zu führen wagten.

Da rief Johanna schnell und flehentlich:

„Rasch! Rasch! Brüder, helft meinem Liebsten!“

Nun stürzten Pierre und Cosme sich auf Blaubart, der soeben den Chevalier de la Merlus entwaffnet hatte und auf ihm kniete. Sie rannten ihm ihre Degen verräterisch von hinten durch den Leib und stachen noch lange auf ihn ein, als er schon tot war.

Blaubart hatte keine Erben. Seine Witwe wurde Herrin seiner Güter. Sie verwendete einen Teil dazu, ihre Schwestern auszustatten, einen anderen, ihren zwei Brüdern Kapitänsschergen zu kaufen, und den Rest, um selbst den Chevalier de la Merlus zu heiraten, der, seit er reich war, ein sehr ehrenwerter Mann wurde.

(Berechtigte Uebersetzung von Friedrich Oppeln-Bronikowski.)

---



## Persönliches von Richard Muther.

Von  
Alfred Gold.

Wenn man mit Richard Muther, diesem sensibelsten aller Kunstprofessoren, plaudernd einmal beisammen saß, etwa nach einem der vielen populären Vorträge, die er in den letzten Jahren gehalten hat, dann kam unweigerlich das Gespräch auf das Schreiben: Immer voll von Themen der Kunstgeschichte, die er neu behandelt wissen wollte, pflegte er die zumeist übliche zünftige Art der Behandlung abzutun mit dem Wort „schlecht, nämlich langweilig geschrieben“. Damit war eine Sache für ihn schon erledigt; auch in der Wissenschaft lehnte er den Stil einer Darstellung ab, die sich nicht anregend las, die nicht kurzatmig, lebendig, vibrierend war, und aus solcher Ablehnung erklärte er sich dann selber: Niemals vielleicht beherrschte einen Gelehrten so sehr wie ihn der Glaube, daß man nicht gelehrt sein müsse auf Kosten der Lesbarkeit.

Muther war als Schriftsteller aus einem literarisch-künstlerischen Kreis in München hervorgegangen; seine entscheidenden Jahre verbrachte er dort, und man erzählte, daß er in der Handschriftenabteilung der Staatsbibliothek arbeitend dennoch eine Art Schwärmerdasein geführt hat, worin sogar manche Aeüßerlichkeit französischen Aesthetentums, des Romantisme, der Theophile Gautierzeit mit ihren orientalischen Verkleidungen auftauchte. Jedenfalls hat er sich damals mit den Ausläufern der interessanten Literaturen, mit den Zeugnissen letzter Uebergangskunst, mit der Dekadenz (die nur der Unwissende schlechtweg Verfall nennt) gründlich vertraut gemacht, und aus seinem unerschöpflichen Reichtum an Kenntnissen und Parallelen aus diesem Gebiet erstand die orchideenhafte und doch nicht duftlose Stilkunst seiner viel bewunderten und viel benörgelten „Malerei des 19. Jahrhunderts“. Was für ein Ereignis dieses Werk war, auch das erfahren zu haben, gehört zu den persönlichen Erinnerungen an Muther: Er selbst trat ja hervor in diesem Buch; er sprach zu einer Jugend, die aus halbverstandenen Bruchstücken moderner Kunst nichts Ganzes zu machen wußte, und die hier zum ersten Mal nicht nur den Versuch dazu, sondern eine virtuose Beherrschung eines kaum noch bekannten Materials fand.

Muther war als Schriftsteller, was er selbst so gern als Vergleich für gewisse Künstler heranzog, er war wie jener Des Esseintes im bekannten Roman von Huysmans ein Aesthet, der jede Gruppe von Namen, Daten und Gedanken in eine Harmonie zu bringen verstand, gerade darin ähnlich dem Huysmansschen Gourmet, auch wenn dieser seine Harmonien nur aus Wahlsprüchen und Likören zusammensetzte. Sehr überraschend wirkte es aber nun, diesen Feinschmecker der Schriftstellerei, diesen gelehrten Aestheten, diesen Sammler-Amateur, eben diesen Des Esseintes, im Leben als kleinen rundlichen glatzköpfigen



Herrn zu sehen, der mit seinem grauschwarzen Spitzbart und mit seinem Smoking, den er bei seinen Besuchen in Berlin und Wien ein wenig zu oft trug, fast den Eindruck eines Provinzkaufmanns machen konnte. Namentlich von Wien aus erinnere ich mich, wie überrascht oder eigentlich enttäuscht man gesellschaftlich von seiner „Insignifiance“ war. In Wirklichkeit hatte bei ihm eben aller innerer Reichtum nur eine Aeußerungsform, und das war die stille Arbeit der Feder. Nur im Schreiben fand er seine Sicherheit, seine Stärke, seine Grazie: Oft genug hörte ich ihn Ansprüche der Geselligkeit scherzhaft damit ablehnen, daß er seinen Geist in „Druckerschwärze“ aufbrauche, und unglaublich gut klingt die Geschichte, die dennoch wahr ist, daß er einmal in einem Geschäft, wo er unredlich bedient worden war, zur Reklamation mit einem (allerdings nur kurzen) Manuskript erschien, das er vorlas . . .

Im Schreiben lebte er. Man mußte ihn auf Reisen etwa in einem Hotelzimmer oder einem Kaffeehaus mit fliegender Feder arbeiten gesehen haben, um dann manche seiner Aufsätze in ihrer sauberen und — trotz breitester Manuskriptränder — unkorrigierten Handschrift als Leistungen einer eigenen Technik zu bewundern.

Nicht gesprochen, sondern geschrieben, zumindest dem Geiste, dem Stil nach waren endlich auch Muthers Vorträge, obwohl er sie freilich mit seinem erstaunlichen Gedächtnis frei und in raschestem fließendem Tone sprach. Die Form war auch hier wieder sehr elegant, sehr ästhetisch, und selbst die Art, wie Muther z. B. die Projektionsbilder abrollen ließ, ohne sich dabei bemerkbar zu machen, ohne den Stock des Dozenten zu Hilfe zu nehmen, hatte etwas ganz Unzünftiges, Weltmännisches; diese Vorträge waren denn auch beliebt und bewundert, obgleich sie manchmal noch bedenklicher als die Aufsätze und Bücher die reine kunstkritische Analyse vermieden und lediglich Stimmung, Literatur, Biographie dafür gaben. Muther als akademischer Lehrer war der Führer einer kleinen, treuen Gemeinde, in der man ihm persönlich sehr nahe kommen konnte, und der gegenüber er sich aufrichtig gab, wie er war, jugendlich, Eindrücken zugänglich, deprimiert und begeistert, sensitiv und sensibel. In seinem Seminar konnte ihn beim Vortrag über Dürer oder Rembrandt der Stoff so ergreifen, daß er selbst Tränen vergoß; die ganze innere Glut, aus der bei ihm die leichte und vornehme Darstellungskunst aufwuchs, war dann zu erkennen.

Stark war in Muther bei alledem ein Zug von freundlicher Güte; aus seinen klugen und herzlichen, oft in harmloser Fröhlichkeit leuchtenden Augen konnte diese Güte überwältigend aufleuchten. Die Bitterkeit vieler Feindseligkeiten (nicht nur von Feinden) konnte ihm lange nichts anhaben. Sie hat ihn schließlich doch untergraben.

---



## Uebergang.

Von

Hans Mühlestein.

Wer bist du? — fragst du mich, den Wanderer.  
Ein armer Teufel, der im Dunkel reist;  
er strebt aus dieser Zeit nach anderer,  
gehetzt, gestoßen vom ererbten Geist.

Und was bezweckst du? — Nichts kann ich bezwecken.  
Ich muß die Ketten der Gewalten brechen,  
und bis dahin wird's mich darniederstrecken,  
gerade wenn die Zeit gereift, zu sprechen.

So schweig du ganz und sei kein Aergernis,  
du Fremdling, wandernd zwischen festen Sitzen.  
— Reiß ich ins Künftige den kleinsten Riß,  
will ich mit Freude all mein Blut verspritzen.

Denn sieh! Der Geist, der wandert auch, wie ich,  
hat manche dürre Schale schon zerbrochen.  
Er stampft auch Eure Trümmer sicherlich;  
Denn er hat sich von je am Fleisch gerochen.

---

## An die Kunstschüler!

Vortrag\*) von Oscar Wilde.

Der Vortrag, den ich die Ehre habe heut Abend vor Ihnen zu halten, soll Ihnen keine abstrakte Definition der Schönheit geben. Denn wir, die in der Kunst arbeiten, können nicht eine Theorie der Schönheit als Ersatz für die Schönheit selbst gelten lassen, und weit davon entfernt, sie in einer verstandesmäßigen Formel isolieren zu wollen, suchen wir vielmehr, sie in einer Form zu materialisieren, die durch die Sinne die Seele erfreut. Wir möchten sie schaffen, nicht definieren. Die Definition soll dem Werke folgen; das Werk soll sich nicht der Definition anpassen.

Nichts ist dem jungen Künstler so gefährlich wie irgendeine Vorstellung von idealer Schönheit; sie verführt ihn beständig zu schwächerer Niedlichkeit oder lebloser Abstraktion. Wollen Sie jedoch das Ideal erreichen, so dürfen Sie es nicht seines lebendigen

---

\*) Gehalten am 30. Juni 1883 vor den Schülern der Royal Academy in London.  
Zum ersten Male nach dem Originalmanuskript mitgeteilt von Max Meyerfeld.



Wesens entkleiden. Sie müssen es im Leben finden und in der Kunst neu schaffen.

Ich möchte Ihnen also einerseits keine Philosophie der Schönheit geben — denn was ich heut Abend vorhabe, ist: zu untersuchen, wie wir Kunst schaffen, nicht wie wir davon reden können —; andererseits wünsche ich nicht, ein Thema wie Geschichte der englischen Kunst zu behandeln.

Zunächst bedeutet ein solcher Ausdruck wie englische Kunst nichts. Man könnte ebensogut von englischer Mathematik sprechen. Die Kunst ist die Wissenschaft der Schönheit, und die Mathematik ist die Wissenschaft der Wahrheit; beide haben keine nationale Schule. Ja, eine nationale Schule ist lediglich eine provinziale Schule. Es gibt überhaupt nichts Derartiges wie eine Kunstschule. Es gibt nur Künstler — weiter nichts.

Und was Kunstgeschichten betrifft, so sind sie ganz wertlos für Sie, es sei denn, Sie strebten nach der ruhmreichen Vergessenheit einer Kunstprofessur. Es hat keinen Zweck für Sie, die Jahreszahlen Peruginos oder den Geburtsort eines Salvator Rosa zu kennen; alles, was Sie von Kunst wissen sollen, ist: ein gutes Bild zu erkennen, wenn Sie es sehn, und ein schlechtes, wenn Sie es sehn. Was die Lebenszeit des Künstlers angeht, so sieht jede gute Arbeit vollkommen modern aus: eine griechische Skulptur, ein Porträt von Velasquez — sie sind immer modern, gehören immer unsrer Zeit an. Und was die Nationalität des Künstlers betrifft, so ist die Kunst nicht national, sondern universal. Meiden Sie also die Archäologie durchaus! Die Archäologie ist lediglich die Wissenschaft, schlechte Kunst zu entschuldigen; sie ist der Fels, an dem mancher junge Künstler scheitert und Schiffbruch leidet; sie ist der Abgrund, aus dem kein Künstler, alt oder jung, je zurückkehrt. Oder wenn er zurückkehrt, ist er so vom Staub und Moder der Zeit bedeckt, daß er als Künstler ganz unkenntlich ist und sich für den Rest seines Lebens unter dem Barett eines Professors oder als Illustrator alter Geschichte verborgen halten muß. Wie wertlos die Archäologie in der Kunst ist, können Sie daran ermessen, daß sie so populär ist. Popularität ist der Lorbeerkrantz, den die Welt schlechter Kunst aufsetzt. Was populär ist, ist vom Uebel.

Da ich also nicht über die Philosophie des Schönen und über die Geschichte der Kunst sprechen will, werden Sie mich fragen, worüber ich denn hier sprechen möchte. Das Thema meiner heutigen Vorlesung lautet: was macht einen Künstler, und was macht der Künstler? Welches ist das Verhältnis des Künstlers zu seiner Umgebung, welche Bildung soll der Künstler empfangen, und was ist das Wesen eines guten Kunstwerks?

Zuerst ein paar Worte über das Verhältnis des Künstlers zu seiner Umgebung, worunter ich das Zeitalter und das Land verstehe, in dem er geboren ist. Alle gute Kunst hat, wie ich vorhin sagte, nichts mit einem besonderen Jahrhundert zu tun; diese Universalität ist das Wesen des Kunstwerks; aber die Bedingungen, die dieses Wesen erzeugen, sind verschieden. Sie sollten, meiner Ansicht nach, Ihre Zeit



völlig begreifen, um sich völlig von ihr zu abstrahieren. Bedenken Sie, daß, wenn Sie überhaupt ein Künstler sind, Sie nicht das Mundstück eines Jahrhunderts, sondern Herr der Ewigkeit sein werden; daß alle Kunst auf einem Grundsatz beruht, und daß rein zeitliche Erwägungen überhaupt kein Grundsatz sind; und daß die, welche Ihnen raten, in Ihrer Kunst das neunzehnte Jahrhundert zu spiegeln, Ihnen den Rat geben, eine Kunst zu schaffen, die Ihre Kinder, wenn Sie welche haben, für altmodisch halten. Aber Sie werden mir sagen: dies ist eine unkünstlerische Zeit, und wir sind ein unkünstlerisches Volk, und der Künstler leidet sehr in diesem unserm neunzehnten Jahrhundert.

Natürlich leidet er. Ich leugne das am allerwenigsten. Aber bedenken Sie: es hat nie eine künstlerische Zeit, nie ein künstlerisches Volk gegeben, seitdem die Welt steht. Der Künstler ist immer eine auserlesene Ausnahme gewesen und wird es immer sein. Es gibt kein goldenes Zeitalter der Kunst — nur Künstler, die geschaffen haben, was goldener ist als Gold.

Aber wie, werden Sie mir einwenden, verhält es sich mit den Griechen? Waren sie nicht ein künstlerisches Volk?

Nun, die Griechen sicher nicht, aber vielleicht meinen Sie die Athener, die Bürger einer einzigen Stadt unter tausenden.

Halten Sie die Athener für ein künstlerisches Volk? Betrachten wir sie zur Zeit ihrer höchsten künstlerischen Blüte in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts v. Chr., als sie die größten Dichter und die größten Künstler der alten Welt hatten, als der Parthenon auf Geheiß eines Phidias in seiner Anmut erstand, als der Philosoph im Schatten der gemalten Säulenhalle Weisheit lehrte und die Tragödie in hehrer Hoheit über die marmorne Bühne zog. Waren sie damals ein künstlerisches Volk? Nicht im mindesten. Was ist ein künstlerisches Volk anders als ein Volk, das seine Künstler liebt und ihre Kunst versteht? Die Athener konnten beides nicht.

Wie haben sie Phidias behandelt? Phidias verdanken wir die große Zeit, nicht nur in der griechischen, sondern in aller Kunst — ich meine: da der Gebrauch des lebenden Modells aufkam.

Und was würden Sie sagen, wenn sämtliche englischen Bischöfe, hinter denen das englische Volk stünde, eines Tages von Exeter Hall zur Royal Academy zögen und Sir Frederick Leighton in einem grünen Wagen nach Newgate ins Gefängnis schafften auf die Beschuldigung hin, er habe Ihnen gestattet, lebende Modelle in Ihren Entwürfen zu religiösen Bildern zu benutzen?

Würden Sie nicht laut protestieren gegen die Barbarei und das Puritanertum einer solchen Idee? Würden Sie nicht geltend machen, daß die schlimmste Art, Gott zu ehren, darin besteht, den Menschen zu entehren, der nach Seinem Bilde geschaffen und das Werk Seiner Hände ist; und daß man, wenn man Christus malen will, die Christus ähnlichste Person nehmen muß, die sich finden läßt, und wenn man die Madonna malen will, das reinste Mädchen, das man kennt?

Würden Sie nicht hinlaufen und, wenn nötig, das Gefängnis



niederbrennen und sagen, ein solcher Vorgang sei ohnegleichen in der Geschichte?

Ohnegleichen? Nun, genau das taten die Athener.

In dem Saal der Parthenon-Gruppen im Britischen Museum können Sie einen Marmorschild an der Wand sehn. Darauf sind zwei Figuren: die eine die eines Mannes, dessen Gesicht halb verborgen ist, die andre die eines Mannes mit den gottähnlichen Zügen des Perikles. Dafür, daß er dies getan, daß er in ein, der religiösen Geschichte Griechenlands entnommenes, Basrelief das Bild des großen Staatsmannes eingeführt hat, der Athen damals beherrschte, wurde Phidias ins Gefängnis geworfen, und dort, im Kerker des athenischen Staats, starb der wundervollste Künstler der alten Welt.

Und halten Sie das für einen Ausnahmefall? Das Kennzeichen eines philiströsen Zeitalters ist der Vorwurf der Immoralität gegen die Kunst, und dieser Vorwurf wurde vom athenischen Volke gegen jeden großen Dichter und Denker seiner Zeit erhoben — gegen Aeschylus, Euripides, Sokrates. Ebenso war es im Florenz des dreizehnten Jahrhunderts. Die Tüchtigkeit des Handwerks ist den Gilden, nicht dem Volke zu danken. Sobald die Gilden ihre Macht verloren und das Volk aufkam, war es mit schöner, anständiger Arbeit vorbei.

Und darum reden Sie nie von einem künstlerischen Volk; dergleichen hat es nie gegeben.

Aber vielleicht werden Sie mir sagen: die äußere Schönheit der Welt ist uns fast ganz verschwunden, der Künstler wohnt nicht mehr inmitten der reizenden Umgebung, die in früheren Zeiten das natürliche Erbe jedes einzelnen war, und die Kunst ist sehr schwer in dieser unsrer reizlosen Stadt, wo man, wenn man morgens zur Arbeit geht oder abends von ihr zurückkehrt, durch eine Straße nach der andern kommt mit der törichtsten, dümmsten Architektur, die die Welt je erlebt hat; einer Architektur, in der jede reizende griechische Form entweiht und geschändet, jede reizende gotische Form entweiht und geschändet ist, so daß drei Viertel der Häuser in London lediglich zu viereckigen Kasten von den gemeinsten Größenverhältnissen geworden sind, ebenso elend wie rußig und ebenso armselig wie anspruchsvoll — die Flurtür immer falsch in der Farbe, die Fenster falsch in der Größe, und wenn Sie, der Häuser überdrüssig, sich anschickten, die Straße selbst zu betrachten, so gäbe es nichts für Sie zu sehn als Zylinderhüte, Männer mit Plakaten auf Brust und Rücken, zinnoberrote Briefkasten, und dabei müßten Sie noch befürchten, von einem grasgrünen Omnibus überfahren zu werden.

Ist die Kunst nicht schwer, werden Sie mir sagen, in einer solchen Umgebung? Selbstverständlich ist sie schwer, aber leicht hatte es die Kunst nie; Sie selbst möchten ja auch gar nicht, daß sie es leicht hat; und außerdem ist nichts der Mühe wert als das, was die Welt für unmöglich erachtet.

Sie wollen jedoch nicht bloß mit einem Paradoxon abgespeist werden. Welches sind die Beziehungen des Künstlers zu der äußeren Welt, und was folgt für Sie aus dem Verlust einer schönen Umgebung?



Das ist eine der wichtigsten Fragen der modernen Kunst; und auf keinen Punkt legt Ruskin solchen Nachdruck wie darauf, daß der Verfall der Kunst sich aus dem Verfall schöner Gegenstände ergeben hat und daß die Schönheit, wenn der Künstler sein Auge nicht an ihr weiden kann, aus seinem Werke verschwindet.

Ich erinnere mich, in einer seiner Vorlesungen entwirft er uns, nachdem er den schmutzigen Anblick einer englischen Großstadt beschrieben, ein Bild, wie sich die künstlerische Umgebung früher angenommen hat.

Stellt Euch vor, sagt er in Worten von vollendeter, malerischer Bildkraft, deren Schönheit ich nur schwach wiederzugeben vermag, stellt Euch vor, welch ein Schauspiel sich einem Zeichner der gotischen Schule — Nino Pisano oder einem seiner Gehilfen — auf seinem Nachmittagsspaziergang bot:

„Zu beiden Seiten eines leuchtenden Flusses sah er eine Reihe leuchtender Paläste mit Bogen und Säulen, mit tiefrotem Porphyr und Nephrit ausgelegt, emporragen; an den Kais sprengten vor ihren Toren Reitertrupps dahin, edel von Angesicht und Gestalt, mit blitzendem Helmbusch und Schild; Roß und Reiter ein einziges Labyrinth von seltsamen Farben und Lichtstrahlen — die purpurnen, Silber- und Scharlachfransen flossen über die starken Glieder und den klirrenden Panzer, wie die Wogen des Meeres über Felsen bei Sonnenuntergang. Auf beide Ufer des Flusses gingen Gärten, Höfe und Klöster hinaus; eine lange Zeile weißer Säulen im Schmucke des Weinlaubs; Fontänen sprangen zwischen blühenden Granatapfel- und Orangenbäumen; und auf den Gartenwegen, unter und zwischen dem Karminrot der Granatapfelschatten, bewegten sich langsam Gruppen der schönsten Frauen, die Italien je gesehen — der schönsten, weil reinsten und gedankenvollsten; in allem hohen Wissen wie in aller höfischen Kunst zu Hause: im Tanz, Gesang, in süßem Witze, in edler Bildung, edlerem Mut, der edelsten Liebe — gleichermaßen befähigt, die Seele des Mannes zu erheitern, zu bezaubern oder zu retten. Ueber dieses ganze Schauspiel vollendeten menschlichen Lebens ragten Dom und Glockenturm, funkelnd in weißem Alabaster und Gold; hinter Dom und Glockenturm die Abhänge mächtiger Hügel, silbergrau von Oliven; weit im Norden, über einem Purpurmeer von Bergspitzen des feierlich ernstesten Apennin sandten die klaren, scharf gespaltenen Berge Carraras ihre standhaften Flammen von marmornem Gipfel zum Bernsteinhimmel empor; die große See selbst, unter der weiten Lichtfläche schwelend, erstreckte sich von ihrem Fuße bis zu den Gorgonischen Inseln; und über all dem, ewig gegenwärtig, nah oder fern durch das Weinlaub gesehen oder mit dem Zuge der Wolken im Strome des Arno gespiegelt oder mit seinem tiefen Blau sich scharf abhebend von dem goldnen Haar und den brennenden Wangen des Ritters und der Dame — der ungetrübte, heilige Himmel, der in diesen Tagen eines unschuldigen Glaubens für alle Menschen die unbestrittene Wohnstätte der Geister war, wie die Erde die Wohnstätte der Menschen, und der durch seine Wolkentore und Tauschleier stracks in die ehr-



ich darüber wohl nicht zu sprechen. Die Religion entspringt dem religiösen Gefühl, die Kunst dem künstlerischen Gefühl; Sie bekommen nie das eine von dem andern; wenn Sie nicht die richtige Wurzel haben, können Sie nicht die richtige Blume erlangen; und wenn jemand in einer Wolke den Wagen eines Engels sieht, wird er sie wahrscheinlich einer Wolke sehr unähnlich malen.

Aber was die allgemeine Idee in der ersten Hälfte dieser allerliebsten Prosastelle anlangt: ist es wirklich wahr, daß eine schöne Umgebung für den Künstler notwendig ist? Ich glaube nicht; sicher nicht. Ja, für mich ist das Unkünstlerischste in unsrer Zeit nicht die Gleichgültigkeit des Publikums gegenüber dem Schönen, sondern die Gleichgültigkeit des Künstlers gegenüber dem, was häßlich genannt wird. Denn für den echten Künstler ist nichts an sich schön oder häßlich. Mit den Tatsachen des Gegenstands hat er nichts zu tun, sondern nur mit seinem Aussehn, und das Aussehn hängt ab von Licht und Schatten, vom Stoff, von der Stellung und vom Tonwert.

Das Aussehn ist tatsächlich bloß eine Sache des Effekts, und mit den Wirkungen der Natur haben Sie sich zu beschäftigen, nicht mit der wirklichen Beschaffenheit des Gegenstands. Was Sie als Maler zu malen haben, sind nicht Dinge, wie sie sind, sondern Dinge, wie sie zu sein scheinen, nicht Dinge, wie sie sind, sondern Dinge, wie sie nicht sind.

Kein Gegenstand ist so häßlich, daß er unter gewissen Licht- und Schattenbedingungen, durch die Berührung mit andern Dingen nicht schon aussehn kann; kein Gegenstand ist so schön, daß er unter gewissen Bedingungen nicht häßlich aussehn kann. Ich glaube,



jungen Künstler, der nur Schönes malt, sage ich: die eine Hälfte der Welt entgeht ihm.

Warten Sie nicht darauf, daß Ihnen das Leben malerisch entgegenkommt, sondern versuchen Sie, das Leben unter malerischen Bedingungen zu sehn. Diese Bedingungen können Sie für sich in Ihrem Atelier schaffen, denn es sind bloß Lichtbedingungen. In der Natur müssen Sie darauf warten, nach ihnen ausschauen, sie auslesen; und wenn Sie warten und ausschauen, kommen werden sie.

In Gower Street sehn Sie vielleicht bei Nacht einen Briefkasten, der malerisch ist; am Ufer der Themse in London sehn Sie vielleicht malerische Schutzleute. Selbst Venedig ist nicht immer schön, so wenig wie Frankreich.

Malen, was man sieht, ist eine gute Regel in der Kunst; aber sehn, was sich zu malen lohnt, ist besser. Sehn Sie das Leben unter malerischen Bedingungen! Es ist besser, in einer Stadt mit veränderlichem Wetter zu leben als in einer Stadt mit lieblicher Umgebung.

Nachdem wir nun gesehen haben, was den Künstler macht und was der Künstler macht, fragen wir: wer ist der Künstler? Unter uns lebt ein Mann, der alle Eigenschaften vornehmster Kunst in sich vereinigt, dessen Werke eine Freude für alle Zeit sind, der selbst ein Meister für alle Zeit ist. Dieser Mann ist Whistler.

Aber, werden Sie mir sagen, die moderne Kleidung, die ist schlecht. Wenn Sie nicht schwarzes Tuch malen können, hätten Sie auch nicht ein seidenes Wams fertig gebracht. Häßliche Kleidung ist besser für die Kunst — Tatsachen des Sehvermögens, nicht des Gegenstands.

Was ist ein Bild? Ursprünglich ist ein Bild eine schönfarbige Oberfläche, lediglich das, und es hat ebenso wenig eine geistige Botschaft oder Bedeutung für Sie wie ein köstliches Stück venetianisches Glas oder ein blauer Ziegel aus der Mauer von Damaskus. Es ist ursprünglich etwas rein Dekoratives, eine Augenweide.

Alle archäologischen Bilder, die Sie ‚wie merkwürdig!‘, alle sentimentalischen Bilder, die Sie ‚wie traurig!‘, alle historischen Bilder, die Sie ‚wie interessant!‘ sagen lassen, alle Bilder, die Ihnen nicht auf der Stelle eine solche künstlerische Freude bereiten, daß sie Ihnen den Ausruf entlocken ‚wie schön!‘, sind schlechte Bilder.

Wir wissen nie, was ein Künstler machen wird. Natürlich nicht. Der Künstler ist kein Spezialist. Alle solche Unterscheidungen wie Tiermaler, Landschaftsmaler, Maler des schottischen Viehs in englischem Nebel, Maler des englischen Viehs in schottischem Nebel, Pferderennen-Maler, Bullterrier-Maler, alle sind seicht. Wer ein Künstler ist, kann alles malen.

Der Zweck der Kunst ist, den göttlichsten, entlegensten der Akkorde anzuschlagen, die in unsrer Seele Musik machen; und Farbe ist an sich eine mystische Gegenwart auf der Oberfläche der Dinge und der Ton eine Art Schildwache.



Rede ich also der bloßen Technik das Wort? Nein. Solange irgendwelche Merkmale der Technik vorhanden sind, ist das Bild unfertig. Ein Bild ist fertig, wenn alle Spuren der Arbeit und der Mittel, die aufgewendet werden, um das Resultat hervorzubringen, verschwunden sind.

Bei dem Handwerker — dem Weber, dem Töpfer, dem Schmied — sind die Spuren seiner Hand auf seiner Arbeit. Aber so ist es nicht bei dem Maler; so ist es nicht bei dem Künstler.

Die Kunst soll kein Gefühl haben als ihre Schönheit, keine Technik als das, was sich nicht wahrnehmen läßt. Man soll von einem Bilde sagen können, nicht daß es ‚gut gemalt‘, sondern daß es ‚nicht gemalt‘ ist.

Was ist der Unterschied zwischen absolut dekorativer Kunst und einem Gemälde? Die dekorative Kunst betont ihr Material; die Phantasiekunst vernichtet es. Ein Wandteppich zeigt seine Fäden als einen Teil seiner Schönheit; ein Bild vernichtet seine Leinwand, zeigt nichts davon. Porzellan betont seine Glasur; Wasserfarben weisen das Papier von sich.

Ein Bild hat keine andre Bedeutung als seine Schönheit, keine Botschaft als seine Freude.. Das ist die erste Wahrheit in der Kunst, die Sie nie aus den Augen verlieren dürfen. Ein Bild ist etwas rein Dekoratives.

---

## Die Begegnung der Götter.

Ein Erlebnis

von

Oscar A. H. Schmitz.

(Fortsetzung.)

10.

Während wir so miteinander scherzten, erschien ein Herr in der Tür des Pavillons. Giuseppina verzog ärgerlich das Gesicht. Unsere Gruppe schien ihm zu mißfallen. Er war elegant gekleidet, hatte aber jene etwas steife Gezwungenheit in der Haltung, an der man den deutschen Offizier in Zivil erkennt. Dazu stimmten auch seine mächtige, nicht gerade schwerfällige Gestalt, die hochgerötete Haut des Gesichts, besonders aber des Halses, sowie der starke rotblonde Schnurrbart über dem langen dünnen Mund. Obwohl er noch ziemlich jugendlich wirkte, schien sein Gesicht wie verwittert, die Haut war wie von Sturm und Sonne gegerbt; die dunkelgrauen, tiefliegenden Augen hatten etwas Durchdringendes und die ungewöhnlich gebogene Nase sprach von viel Lebenskraft. Er trat zu Giuseppina heran, die ein Gesicht machte wie ein gescholtenes Kind. Es kam mir vor, als ob er mit etwas preußischer Aussprache halblaut zu ihr sagte: „Na, Kind,



wenn Ihr beide fertig seid, sag's bitte!“ Dann rückte er sich ein Taburett heran, setzte sich dicht zu Giuseppina, zog das Militär-Wochenblatt heraus, und, während er las, flüsterte er: „Wer is' denn der Mann? Alte Connaissance (spr. sangse), was? Bei welchem Re'ment steht er denn? Am Ende kenn' ich ihn!“

Der Dame wurden diese Bemerkungen lästig. Sie stand auf und trat hinaus in den Park.

Nun konnte ich dem Offizier ins Gesicht sehen, und ich erkannte den ehemaligen stud. jur. von Seydewitz, der mich, als ich in Heidelberg die Rechte studierte, zu seinem Korps „keilte“, wo ich es ganze sechs Wochen aushielt. Während ich auf die lärmend um die Kneiptafel versammelte anmutlose Runde mit geringer Sympathie zurückblicke, habe ich für Seydewitz eine gewisse Neigung und Achtung behalten. Er war ein anständiger, freilich leicht aufbrausender Charakter und keineswegs dumm. Als Einziger in diesem Kreis gab er sich Rechenschaft über sein Tun und Denken. Er erkannte genau alle Nachteile des Korpslebens, ertrug sie aber, weil er die Institution als Ganzes hochstellte, als Schule des Muts, der Zucht, der Selbstbeherrschung, der Manieren. Wir disputierten oft halbe Nächte lang über dieses Thema und, während die anderen zum Teil wahre Simplissimuskarikaturen waren, liebte ich in ihm den starken, ehrlichen Gegner. Unsere Wege gingen bald auseinander, aber viele Jahre später erkannte ich ihn zufällig auf einem Wörmandampfer längs der Westküste von Marokko. Er nahm eine militärische Stellung im Kolonialdienst ein und kehrte auf Urlaub nach Hause zurück. Er war dieselbe „Draufgängernatur“ wie früher, das Leben in den Tropen hatte ihn noch selbstherrlicher gemacht. Er betonte die Notwendigkeit, die Schwarzen mit Härte zu behandeln, und ich mußte seinen Gründen beipflichten, als er von ihrer vollkommenen Gedanken- und Gefühllosigkeit sprach. Er beklagte sich über die bureaukratische Beschränktheit der Berliner Vorgesetzten, die seinen Betätigungsdrang durch unangebrachte Maßregeln hemmten. Ich erstaunte über die ungeheure Menge Whisky, die er vertilgte, und als wir, lange nach Mitternacht, noch allein im Rauchzimmer des Dampfers saßen, kam eine Art Jammerstimmung über ihn; plötzlich behauptete er, alle seine Ideale seien vernichtet und der Alkohol mache ihn kaput. Später hat er übrigens noch eine kühne militärische Expedition ins Innere Afrikas befehligt.

Einmal traf ich Seydewitz auf einem Münchener Künstlerfest — aber nein, das war ja nicht Seydewitz, sondern der ihm ähnliche Oberleutnant Santen. Mitten in der ausgelassensten Heiterkeit, während sich alles duzte, begann er, ziemlich stark angetrunken, ein wenig zu krakehlen, weil ich mich ziemlich viel mit einer Dame beschäftigte, die er für den Abend gepachtet zu haben glaubte. Es war eine junge Malerin und — wie der Oberleutnant nicht müde wurde zu wiederholen — aus adliger Familie. (Der Bruder stand beim 1. Garderegiment zu Fuß.) Santen wurde von einigen Kameraden, welche die Sachlage besser als er überschauten, hinausgebracht. Ich bin mit Leuten



wie Santen stets in dem Punkt einig gewesen, daß man auch auf Maskenfesten Damen gegen Handgreiflichkeiten und ungezogene Bemerkungen der sexuell besitzlosen Klasse zu schützen hat; aber darum vermochte ich doch nicht in der Faschingslustigkeit von den sozialen Beziehungen einer Dame allzu viel Aufhebens zu machen, deren Augen mir eine „promesse de bonheur“ schienen. Ein Teil von mir fühlte sich Leuten wie Seydewitz und Santen verwandt, eine andere Seite wurde gerade durch sie zum heftigsten Spott und Widerspruch gereizt. Meine Kampflust, die ich mit ihnen gemein hatte, warf sich mehr auf Prinzipien und Ideen, die mich in vielem zu ihrem Gegner machten. Das gestaltete meine Stellung unter den Menschen unklar und schwierig. Ich geriet oft ins Disputieren, verzankte mich mit vielen und fühlte deutlich, während der Disput heftig wurde, wie überflüssig das alles war.

„Du hast dich immer viel zu sehr auf Auseinandersetzungen eingelassen, alter Freund,“ sagte Seydewitz, der auf seinem Taburett saß und mit lärmender Freude auf einige unserer gemeinsamen Erinnerungen anspielte. „Das ließ dich unsicher erscheinen, den Menschen imponiert nur Rechthaberei — und die Waffe.“ „Aber wozu soll man überhaupt streben, den Menschen zu imponieren,“ sprach Dr. Lancrets überlegener Geist aus mir, „wenn man erkannt hat, wie töricht die meisten sind.“ Gerade darum muß man die Bande unterkriegen,“ rief Seydewitz erregt, „sie unterkriegen, bis sie einem aus der Hand frißt.“ Halb mußte ich ihm recht geben, ich erkannte, daß diese Unentschiedenheit die Quelle vieler Fehler war, die ich in meinem Leben begangen hatte.

„Bombenhitze,“ rief Seydewitz plötzlich. „Weißt du was, alter Junge, ich werde hier 'ne kalte Douche unter dem Springbrunnen nehmen.“

Er begann sich zu entkleiden. Da mich dieser Anblick nicht reizte, verließ ich ihn. Draußen im Park hörte ich fünf Uhr schlagen. Ich dachte an den Tee und begab mich auf mein Zimmer.

## 11.

Ich muß gestehen, daß mir durch diese seltsamen Begegnungen etwas wirr im Kopf war, wozu nicht zum wenigsten das Gefühl beitrug, daß Giuseppina Cortis hier lebte. Meine Gedanken kehrten immer wieder zu ihr zurück, als es an die Tür klopfte und ein aschblondes Fräulein den Tee hereinbrachte. Sie trug ein einfaches schwarzes Hauskleid, einen steifen weißen Kragen und Manschetten, wie eine Dame, der eine ernsthafte Tätigkeit Eleganz verbietet, die aber dabei appetitlich aussehen muß. Sie blickte mich mit grauen, unter gewölbten Brauen ein wenig leer starrenden Augen an.

„Ja, schauen Sie nur,“ sagte sie, „ich bin hier als Krankenpflegerin, bis meine Stimme sich erholt hat, und fühle mich wohl dabei.“

Das blonde Fräulein gefiel mir recht gut. Im Gegensatz zu der mehr frauenhaften Giuseppina hatte sie etwas Mädchenhaftes. Sie war viel schlanker, doch auch nicht eigentlich mager. Ihre Haut schien nicht so weiß, das Fleisch weicher, das Material des Körpers



im ganzen nicht so edel, dagegen zog der beseelte Ausdruck ihres Gesichtes stark an. Ein weicher, nicht kleiner Mund, das runde, etwas fleischige Kinn verrieten Sinnlichkeit, aber eine, die ganz auf sehnsüchtiges Abwarten beschränkt ist, und — abgesehen von dem rätselhaften Spiel der Augen — nie selbstverlangend auftreten könnte. Die Nase setzte gut an, war aber etwas zu kurz und ein bißchen stumpf geraten. Sie mußte eine Norddeutsche sein; ich fragte sie, ob sie mir nicht sagen könnte, wo wir uns schon begegnet wären. „Diese Frage sieht Ihnen ähnlich,“ sagte sie leicht pikiert. „Ihr ganzes Unglück besteht darin, daß Sie mich vergessen konnten . . . Ich habe es wirklich gut mit Dir . . . mit Ihnen gemeint.“ Sie kam nicht weiter. Ein Schluchzen stieg in ihr auf. Sie drückte das Taschentuch an den Mund und lehnte sich an einen Sessel. Ich fühlte ein solches Mitleid mit ihrem Schmerz, an dem ich mich schuldig wußte, so daß ich selbst Tränen in den Augen spürte. Ich wäre am liebsten vor ihr auf die Kniee gesunken, um sie um Verzeihung zu bitten, für alles, was ich ihr getan.

„Laß gut sein,“ erwiderte sie zitternd, als ich einige Worte stammelte, „ich weiß ja, du konntest nicht anders, ich bin nicht die Frau, die dich glücklich machen könnte. Aber etwas mehr Rücksicht hätte ich doch verdient.“ Ich ergriff ihre Hand, um sie zu beruhigen, aber als ich Sie beim Namen nennen wollte, drängten sich mir eine ganze Reihe von Namen auf die Lippen, Namen von blonden deutschen Frauen, die mich einst trösteten, retten, verstehen, inspirieren, heiraten wollten — ich weiß nicht, was alles noch —, die in entmutigten Augenblicken meine Stirn streichelten, allerlei Grundsätze in mir wachriefen, mich manchmal zu Versprechungen und Verpflichtungen hinrissen, von gegenseitiger Achtung, Freundschaft, seelischem Verstehen sprachen, bisweilen auch von Pflicht, anstatt gerades Weges zu lieben und sich lieben zu lassen; Frauen, die in Augenblicken unendlich süß sein konnten, in deren Armen sich nicht nur der Mann, sondern auch der Mensch hinzugeben vermochte und die dann ebenso schnell enttäuschten, fad, leer, sentimental, hausbacken, kurz unsachlich in der Liebe erscheinen mußten; Frauen, die erst zum Mann „aufschauen“ wollen und, wenn das für beide Teile auf die Dauer langweilig geworden ist, ihre Hingabe bereuen, „wenigstens“ Dankbarkeit verlangen, als wüßte die Liebe von Dank, ja auf einmal „Rechte“ beanspruchen, als sei die Liebe ein einklagbarer Vertrag; Frauen, die uns nicht einfach lieben wollen, sondern auf uns „eingehen“, was eine Giuseppina Cortis nie vermag, weil sie bloß lieben kann, und darüber hinaus keinen Gesichtskreis hat; Frauen, mit denen man eine Giuseppina zum mindesten seelisch betrügt und die dennoch wieder neben der selbstsicheren ungebrochenen Giuseppina verblassen, Frauen, die nicht den natürlichen Stolz in der Liebe besitzen, weil sie alles verstehen und verzeihen können, Frauen, die eigentlich Krankenpflegerinnen, Haushälterinnen oder Kinderfräuleins sein sollten, aber, wenn sie diese verfluchte rührende Schönheit haben, dem Manne verderblicher werden können, als die echte, einseitig leidenschaftliche Frau,



aber, wenn es einem schlecht geht, immer wieder sehnt, denn sie allein verstehen zu trösten, an einem Winterabend Tee zu bereiten, und — zuzuhören. Man darf sie nicht etwa mit dem kleinen Bürgermädchen für identisch halten; meine Braut Gertrud, die mir von meiner Mutter gewissermaßen ausgesucht worden war, stammte aus der obersten Schicht der Stadt, und doch wartete sie Jahre auf mich, bis ich mich „ausgetobt“ hätte — o, sie konnte „verstehen“, daß ein Mann andere Gefühle hat, als eine Frau. Ihr Verständnis ging so weit, daß ich sie zur Vertrauten machte in einer Liebesintrigue, die ich mit einer kleinen Schauspielerin hatte, für die sie mit mir gemeinsam schwärmte. War sie nicht die ideale Gattin, die den Mann „versteht“? So ideal, daß ich in den Augen der Welt die Schlechtigkeit beging, sie zum Lohn für ihre Geduld und ihr Verständnis schließlich nicht zu heiraten. Und ich brachte zu meiner Entschuldigung nichts als die fadenscheinige Erklärung hervor, sie ginge mir auf die Nerven.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Rundschau.

### Finanzpolitisches.

Von Pluto.

Sanftmütiger ist die Börse wohl noch niemals gewesen, als jetzt, wo sie täglich über die neuen Orgien unserer Besteuerungsmajorität staunte und dennoch an den schließlichen Sieg des Unsinns

— von seiten derselben Kreise, die einst auch jene Börsengesetzgebung erlebt haben, an der sie doch ebenfalls lange gezweifelt hatten? Daß eine wirkliche Geschäftslust vorhanden ist, die nur den günstigen Moment, vielleicht sogar nur die Lösung irgendeiner Ungewißheit abwartet, um möglichst rasch in Aktion zu treten. Gründe für ein derartiges



mehrere Stunden später!) Immer wieder jene Hoffnungszähigkeit, die selbst unsere Dreiprozentigen sich wieder erholen ließ. Und hat man denn ein Recht, unsere Montanindustrie nur deshalb gut zu beurteilen, weil der Stahlformguß-Verband sich schließlich auf ein Jahr verlängern ließ, oder der Stahlverband in seiner Generalversammlung die nicht genug zu beachtende Tatsache nur leicht gestreift hat, daß die seit 7 Jahren beschleunigte Verlegung von schwerem Oberbau auf den großen preußischen Durchgangslinien nunmehr ihr Ende erreicht hat. Ebenso läßt man sich seinen Optimismus von den Kämpfen im Kalisyndikat keineswegs verderben, diesmal vielleicht in der richtigen Empfindung, daß unter den betreffenden Interessenten von jeher recht kriegerisch verhandelt, dann aber doch gütlich vereinbart worden ist. Das betrifft unsere Tendenz, allein von dort bis zu einer wirklichen Lebhaftigkeit des Geschäftes dürfte noch ein ziemlich weiter Weg sein. Denn deutsche Kolonialwerte mit ihren abnormen Steigerungen, in Colmanskop, oder Kolonialgesellschaftsanteilen bilden doch ein Ausnahmegebiet. Kürzlich zeigte man dabei auf Mendelssohn als Käufer. Indessen gibt sich sogar dieses Haus mit seinem Kommissionsgeschäft viele Mühe, und so haben vielleicht Spekulanten einer so einflußreichen Firma Aufträge gegeben, um sie zugunsten der betreffenden Aktie, als eingeweihten Selbstkäufer hinzustellen. Ein alter Trick, den einige auch mit mancherlei Ordres zuweilen bei der Diskontogesellschaft anwenden. Im übrigen ist es ergötzlich, zu sehen, wie die Vermittler, die unser Publikum für Transvaalwerte bearbeiten, gerade vor unserer deutschen Kolonialhausse warnen. Sie wollen eben die neue Konkurrenz ausschalten, fahren aber fort, zu behaupten, die Randmines bzw. die dortigen 43 Minengesellschaften seien noch ungenügend gestiegen. Sogar die 47 Millionen Pfund, welche dort bisher unter verschiedenen Formen verteilt wurden, werden zur Anreizung angeführt, ganz so, als ob jene Minen niemals leer würden.

Korruption überall! Kaum daß in Spanien und Frankreich böse Enthüllungen erfolgt sind, wird das alternde Europa mit ähnlichen Nachrichten aus dem jugendfrischen Japan versorgt. Die Siege dieses Volkes wurden bekanntlich

auch mit dessen strenger und unantastbarer Verwaltung in Zusammenhang gestellt, die im Gegensatz zu den dortigen Kaufleuten des besten Rufes genoß. Als seinerzeit die ersten japanischen Anleihen zu uns kamen, verwiesen die deutschen Handelskreise, ebenso wie die englischen, auf den fast durchwegs betrügerischen Charakter der japanischen Händler und Fabrikanten. Die Emissionshäuser leugneten natürlich nicht, was zu leugnen unmöglich war, konnten jedoch mit Erfolg nachweisen, daß der betreffende Staat selbst noch niemals seine Verpflichtungen unerfüllt gelassen habe. Inzwischen scheinen aber die japanischen Händler, deren Besserung man bei fortschreitender Zivilisation gerade erhofft hatte, umgekehrt ihr hohes Beamtentum angesteckt zu haben. Denn die neueren Klarlegungen der Presse von Tokio lassen über die Käuflichkeit gelegentlich der Ausrüstung von Flotte und Heer nicht den geringsten Zweifel übrig. Man könnte ja einwenden, daß riesenhafte Vorbereitungen für den Krieg, oder wie es jetzt immer tröstend heißt: für Abwendung (!) des Kriegs, die unreine Geldgier zahlreiche Unternehmer hervorrufen müsse. Das hat jedoch nichts mit dem kapitalistischen Vertrauen zu Japan zu tun, in das wir immer mehr hineingebracht werden. Gut! Die Regierung wird weiter zahlen. Wer bürgt aber für die dortigen Städte, die jetzt eine nach der andern Anleihen im Auslande aufnehmen? Und wer bürgt wiederum den europäischen Industriellen, die vielleicht ihre Banken erst zu jenen Emissionsübernahmen bewogen haben, daß sie wirklich bar Geld sehen. Wenn man auch, wie immer bei fremden Aufträgen, 10, ja 20 Proz. Einschuß vorher verlangt, so wäre noch ein Verlust der weiteren 90 oder 80 Proz. sehr schmerzhaft. Es sei hier nur an Rumänien erinnert, dessen Staatspapiere schon lange als Anlagewerte galten, als man den Aufträgen seiner Städte noch ein fast nichtachtendes Schweigen entgegenzusetzen pflegte. — Wenigstens so lange unsere Fabrikation sonst viel zu tun hatte!

Ein interessanter Fall, so müßten unsere Nationalökonomien wohl von der Kotierungssteuer sagen; vorausgesetzt, daß die Regierung den gegenwärtigen Reichstag aus eingerosteter Angst vor den Sozialdemokraten nicht aufzulösen wagt. Im Falle also jene famose Steuer



G

O

E



N

LIN: Treppenhaus im Erdmannshof, entw. von Architekt Ernst Schneckenberg.







zum Gesetz erhoben werden könnte, wären über die Werttheorien, vor allem von Aktien und Renten ganz neue Erfahrungen zu machen. Wie niedrig würde dann das Publikum z. B. Deutsche Bank kaufen, die nach des Präsidenten Havenstein Berechnung 28 Millionen zu zahlen hätte? Oder Reichsbank, deren Steuerpflicht von demselben Redner auf 30 Millionen geschätzt wurde? Fast scheint es undenkbar, daß irgendeine Aktiengesellschaft in einer so einschneidenden Vermögensfrage eigenmächtig verfügen dürfe. Sie müßte zu diesem Zweck eine außerordentliche Generalversammlung einberufen, die sich auch gegen ein weiteres Residieren im Kurszettel überhaupt entscheiden könnte, worüber natürlich mit einfacher Stimmenmehrheit erst in einer zweiten Versammlung zu beschließen wäre. Bei Oesterr. Staatsbahn würde sich die Disconto-gesellschaft an diese selbst wenden, und wer den steifen Nacken des Herrn v. Taussig kennt, hört schon jetzt im voraus dessen: Nein. Die Lombardische Bahn käme nicht einmal mit irgendeinem Prinzip, sondern zeigte auf ihren „abgebrannten“ Zustand. Bei der Prince Henri-Bahn würde die interessierte Berliner Bankfirma wahrscheinlich zureden, aber der Aufsichtsrat antwortet dann wohl, daß die Luxemburger Regierung auch noch ein Wörtchen mitzusprechen habe. Und wer sollte für die Notiz der Italienischen Rente bezahlen? Kein Ministerium in Rom kann die eigenen Kapitalisten derart vor den Kopf stoßen, daß sie ihnen die Gelegenheit raubt, sich die heimischen Papiere immer mehr selbst zu erhalten. Glaubt man ferner, daß Oesterreich oder Ungarn ihre Renten bei uns gegen schwere Summen hätten notieren lassen? Besonders, wo der Effektenstempel da ist, also eine anderweitige Belastung vielleicht sogar einen internationalen Vertragsbruch darstellt. Dieser Effektenstempel ist ja jetzt auch noch verschärft, was u. a. bei Pfandbriefen so viel ausmacht, daß die betreffenden Institute fortan Hypotheken  $\frac{1}{4}$  Proz. teurer anzunehmen hätten. Das ist ein ganz beträchtlicher Zinsunterschied. Hoffentlich irrt sich Fr. v. Liszt mit seiner Behauptung nicht, daß die Hansa das 30 jährige Kartell zwischen Großgrundbesitz und Rohstoffindustrie gesprengt habe.

## Die Tennispartie des Kronprinzen.

Von Johannes W. Harnisch.

Man erzählt mir folgende kleine Geschichte: Berlin. Turnier des rot-weißen Tennisklubs. Ein sportliches Ereignis von Range, bei dem, ich weiß nicht: welche Meisterschaften ausgekämpft werden. Unmengen von Zuschauern, viele aus der besten Gesellschaft. Unter ihnen auch der Kronprinz des Deutschen Reiches. Den jungen Herrn, der lange genug zugesehen hat, kommt die Lust an, selbst ein paar Bälle zu schlagen. Begreiflich. Den Sporttreibenden kann das Zuschauen allein nicht sättigen. Ihn prickelt es in den Fingern, wenn er andere spielen, und gut spielen sieht. Der Kronprinz bittet also einen bekannten guten Spieler als Partner und wählt als Gegner das beste Paar aus der mixt-double Konkurrenz. Sie gehen auf einen freien Platz und beginnen zu spielen.

Als bald strömen die Zuschauer an diesen Platz, um dem Kronprinzen beim Spielen zuzusehen. Auch das mag noch hingehen. Zwar bot der Wettkampf, dem man eben zugesehen hatte, außerordentliches sportliches Interesse. Aber es ist schließlich verständlich, daß bei der überwiegenden Mehrzahl die Neugierde stärker ist als das Sportinteresse. Den Kronprinzen spielen zu sehen, so gut trifft man es selten. Ein kleines Häuflein bleibt als Zuschauer des Wettspieles. Die anderen umscharen den Platz, auf dem der Hohenzoller seine Bälle schlägt. Das Spiel geht anfangs seinen ruhigen Gang. Wie weiter nicht erstaunlich, wird der Kronprinz im ersten set geschlagen. Ihm gegenüber stehen Leute, die mehr freie Zeit zur Pflege des Tennissportes zur Verfügung haben als ein künftiger Herrscher. Das Ergebnis erregt trotzdem ein leises Gemurmel. Und die beiden Gegenspieler des Kronprinzen tauschen stumme Blicke aus. Das Spiel geht weiter. Und nun wird dem Kronprinzen jeder Ball zugespielt. Das Publikum quittiert über jeden Ball, den der Kronprinz unter diesen Umständen schlägt, mit dem gleichen Klatschen, das sonst besondere Leistungen der Champions lohnt. Die Dame, die gegen den Kronprinzen spielt, eine der ersten Spielerinnen, schlägt so viele Bälle ins Netz, wie sonst ihr Jahresetat daran zu betragen pflegt. Kurzum, es wird alles getan, um den Kronprinzen darüber zu täuschen, daß er den Gegnern nicht gewachsen ist. Ob



der Kronprinz davon etwas gemerkt hat? Das ist kaum anzunehmen. Es gilt als recht guter Durchschnittsspieler. Vermutlich aber wird ihm etwas Derartiges, was ihm hier unter den Augen der Menge geschah, sehr oft geschehen, wenn ihn keiner beobachtet. Und vermutlich befindet er sich infolgedessen ganz im Irrtum über seine Leistungen im Tennisspiel.

Die Geschichte will an sich wenig besagen. So mag er sich doch für einen ausgezeichneten Spieler halten, während er nur guter Durchschnitt ist! Was liegt daran? Sehr wohl. Nur: Wird es dem Kronprinzen auf irgendeinem Gebiete anders ergehen? Wer ist der Typus des schlichten, der Schmeichelei unzugänglichen Hohenzollern auf dem Throne? Wilhelm I. Und er ist zugleich der einzige, der nicht als Thronfolger alterte. Als die Wahrscheinlichkeit, er werde Preußens Königsthron besteigen, näher rückte, war er ein gereifter Mann. Und auch da blieb er noch von den Gefahren so ziemlich verschont, die sonst den Thronfolger umlauern. Er war fast gemieden. Das Heer der Schmeichler drängte sich um seinen romantischen Bruder auf dem Throne. Ist's ein Zufall, daß er unter diesen Umständen der schlichte Mann wurde und blieb, dessen Schlichtheit Preußens Größe und Deutschlands Einigung zum guten Teile zu danken ist? Würde er den Widerspruch Bismarks haben ertragen können, wenn ihm von Kind auf nie Widerspruch begegnet wäre? Jakobys Wort, das er dem umschmeichelten Romantiker sagte: „Das gerade ist das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen“ — es ist gewiß richtig. Aber warum wollen sie die denn nicht hören? Weil ihnen dieser herbe Trank nie kredenzt wurde.

Es hängt so sehr viel davon ab, ob ein König die Wahrheit zu hören weiß oder nicht. Sehr viel für das Volk. Das bedarf der Ausführung nicht. Sehr viel auch für ihn. Darüber ein Wort. Je weniger ein Herrscher die Wahrheit zu hören gelernt hat, desto schlechter schmeckt sie ihm, wenn sie ihm einmal kredenzt wird. Vor allen Dingen wird er, da ihm ja ein viel angenehmeres Weltbild, als es die Wirklichkeit bietet, richtig scheint, kaum noch in der Lage sein, das Unangenehme, das da mit der Behauptung, die Wahrheit zu sein, an ihn herantritt, als diese zu erkennen. Er muß die Wahrheit für den Ausfluß unrichtiger Anschauung, unbewußter oder wohl auch

bewußter, halten. Oder für den der feindlichen Gesinnung. Dementsprechend wird er gegenüber denen handeln, die ihm die Wahrheit sagen. Das wird bekannt. Das miserable Pack der Menschen wird deshalb auch soweit, soweit es sich, wenn die Sache gefahrlos bliebe, nicht zur schmeichlerischen Entstellung herabließe, nun sich gegen solche Folgen damit schützen, daß es die allgemeine Umschmeichelung mitmacht. Als Wahrheitssager bleibt eine verschwindende Minderheit zurück. Eine verschwindende im eigentlichsten Sinne: Einem, der ein ganz falsches Weltbild hat und infolgedessen naturgemäß auch ganz falsch handelt, die Wahrheit zu predigen, ist ein aussichtsloses Geschäft, für das nur Toren Zeit und Mühe opfern werden. Und nur ganz selten einmal wird einem knorrigen Kerle die Bitterkeit schroff die Wahrheit hervorpressen. Die Wahrheit, die ihm dann günstigsten Falls — verziehen wird. Etwa so: „Ein verrückter Kerl, ungeschliffen und ganz verbiestert. Immerhin einer, der's doch eigentlich gut meint. Ich will nicht kleinlich sein.“

In der Art geht's weiter. Das Weltbild, das der Herrscher im Kopfe trägt, wird immer schiefer. Infolgedessen wird er auch immer falscher handeln. Dauernde Mißerfolge werden die Folgen sein. Wenig schön für ihn. Das Schlimmste aber kommt, wenn ihm der Schleier schließlich einmal gewaltsam von den Augen gerissen wird. Dieser Augenblick kommt, wenn er lange genug herrscht, mit absoluter Gewißheit; früher oder später. Das gibt dann den völligen Zusammenbruch. Wie soll er sich nun noch in der realen Welt zurecht finden? Finde dich einmal zurecht, wenn alle deine Erfahrungen seit vierzig, fünfzig Jahren falsch waren. Es geht nicht. Zu spät. Und was ist das für eine traurige Bilanz des Lebens, das im strahlenden Sonnenscheine angetreten wurde; des Wirkens, das mit dem besten und reinsten Willen begonnen wurde? So liegen die Dinge. Das läßt sich auf dem Wege logischer Schlußfolgerung darthun. Und das läßt sich mit empirischen Beispielen belegen. Eins davon: Bei Friedrich Wilhelm IV. trifft Zug um Zug ein.

Jetzt ist man an der Arbeit, einen neuen hoffnungsvollen Spross aus dem alten Stamme zu verpflücken. Ihn für sein ganzes Leben unbrauchbar zu machen. Ihm die Möglichkeit der Selbstkritik zu benehmen und ihn dafür mit Ueberhebung zu erfüllen. Noch ist die Arbeit zu tun.



Alle, die den Kronprinzen näher sahen, stimmen darin überein, daß er ein famoser, frischer Mensch sei. Wie lange kann er's bleiben, wenn so an ihm gehandelt wird?

## Morgenandachten.

Von Dr. Karl Wilker.

Die Aufmerksamkeit wurde wieder stärker darauf gerichtet durch einen — diesmal im freien Bremen konstruierten Fall: Maßregelung eines Lehrers wegen Unterlassung der täglichen Morgenandachten. Freilich, die Gefahr ist ja fürchterlich, unausdenkbar: die Kinder haben heute eine deutsche Stunde zuerst — und sangen nicht vorher einen Choral. Oder sie beginnen den Tag mit einer Rechenstunde, mit einer Naturgeschichtsstunde gar! Ohne vorher an den lieben Gott erinnert zu sein. Fürchterlich!

Nur scheint mir mit den Morgenandachten allerhand Fürchterlicheres noch verknüpft zu sein. In zweierlei Beziehungen: Schüler und Lehrer. — Von den ersten wäre das Folgende zu sagen: Die Kinder nehmen in ihren ersten Jahren die Morgenandachten als einen Brauch hin, der auf ihr Gemütsleben — eben in seiner monotonen Alltäglichkeit — keinerlei Einflüsse behält. Im zweiten Stadium entwickelt sich eine gewisse kleine Freude (man darf das nur nicht so merken lassen, deshalb: gewisse), weil man mit dieser „erhebenden“ Morgenandacht einige Minuten von irgendwelcher üblen ersten Stunde geschenkt bekommt. Im dritten Stadium — dem des Erwachsenwerdens — wird diese Freude noch stärker: die Andacht wird für die Streber und für die Gewissenhaften die gewohnte Litanei, für die Temperamentvollen und Leichtfertigen aber die notwendige Vorbereitungszeit für die nächstfolgende Lektion. Und vom rein psychologischen Standpunkt aus sind diese Augenblicke des Lernens durchaus nicht so fruchtlos, wie man zu glauben geneigt ist, weil eben das so kurz vor dem Verhör immer mit größter Kräfteanspannung Gelernte tatsächlich für den Augenblick besser gemerkt wird, als das gründlich Gelernte. Das Fürchterliche: statt der Erweckung religiöser Gefühle oder statt der erstrebten Konzentration der Gedanken Verleitung zu unerlaubtem

Handeln, zu Betrug und — zu Spötteereien über diese „trefflichen, erhebenden“ Andachten. Meinethalben Ausnahmen zugegeben in den ausgesprochen konfessionellen Anstalten. Aber diese Ausnahmen sind nicht zu häufig.

Andererseits: den meisten Lehrern (oder doch einer ansehnlichen Zahl) sind diese vorgeschriebenen Morgenandachten auch nur leere Schemen geworden. Vorschriften muß gehorcht werden! Selbst wenn man's vor dem eigenen Bewußtsein hat nicht verantworten können: man muß Choral Nummer so und soviel singen lassen, und die Epistel des heutigen Tages lesen. Muß . . . Denn was tut man nicht alles fürs liebe Brot! Und gemäßregelt werden . . . verzwickter Gedanke.

Wenn man aber weiter nachdenkt, muß man doch unbedingt zu der Einsicht kommen, daß die revolutionären Geister hier mal wieder (wie so oft) nicht die schlechtesten sind: sie haben nachgedacht über ihre Pflichten, übernommene sowohl wie überkommene; über das Verhalten von Gewissen zu Pflicht, in dem durchaus nicht immer Einklang herrscht, über sittlichen Wert und sittlichen Unwert. Zumeist sind's die jugendlichen Kämpfer oder die junggebliebenen Alten. Während die Gehorchenden oft nur einen Typ des Lehrers darstellen, der Skatkarten und Bierseidel als Embleme ebenso berechtigt führen darf, wie das Glas mit roter Tinte und den Pack blauer Hefte. Der Typ derer die ihr Amt als Milchkuh liebgewonnen haben, die schon um deswillen alle Skrupel und Kämpfe scheuen. Sie besitzen eine oft beneidenswerte seelische Ruhe. Und vielerlei Tugenden mehr. Natürlich weiß ich sehr gut, daß es ehrliche orthodoxe Lehrer gibt, die ihre Morgenandacht mit Wärme und Eifer halten. Um die handelt es sich aber nicht. Nur um die vielen, die man zu vergewaltigen beliebt.

Wir werden deshalb mit aller Energie immer wieder vollste Gewissensfreiheit fordern: für den Schüler (oder dessen Eltern), den Morgenandachten fernzubleiben, wenn sie ihm nichts weiter als Brauch sein können; für den Lehrer, die Morgenandachten zu halten oder nicht, wie er es vor sich selbst verantworten kann. Selbstverantwortung, nicht blinder Gehorsam! Und gleichzeitig fordern wir freie Ausgestaltung



der Morgenandachten, wie sie in den Lanerziehungsheimen und den freien Schulgemeinden schon zum Teil durchgeführt ist: das enge religiöse Moment wird ersetzt durch das gemütbildende. Goethe und Schiller! oder eines anderen Großen Gedanken mögen das Tagwerk einleiten, wenn der Wille (um das Wort „Stimmung“ zu vermeiden) dazu da ist. Nur dann!

Gegen den bestehenden und geforderten Betrieb mit seinem unberechtigten Zwang kann die freiforschende und -gestaltende Pädagogik, solange sie auf dem Boden der Ethik steht, nur Kampf kennen. Einen Kampf, den vielleicht erst spätere Generationen entscheiden werden!

## Noch ein neuer Mozart.

Von Hofkapellmeister Dr. G. Göhler.

Die von mir hier angezeigte neue Mozart-Oper „Die Dame Kobold“ hat inzwischen bereits auf der Dresdner Hofbühne die Richtigkeit meiner Prophezeiung erwiesen und ihrem Entdecker Scheidemantel wie den ausführenden Kräften großen Erfolg gebracht. Ich bin nicht bange darum, daß alle Bühnen, die über die erforderlichen Künstler verfügen, in kurzer Zeit dem schönen Beispiels folgen und mit der „Dame Kobold“ ihr kunstsinniges Publikum entzücken werden.

Ich hoffe aber auch, daß Dresden aus dem Erfolge dieser Mozart-Oper die richtige Konsequenz zieht und ein anderes, fast vergessenes Mozartsches Kunstwerk, das ihm in einer neuen Einrichtung zur Verfügung steht, mit der gleichen Liebe zu einem sicheren großen Erfolge führt. Gewiß wird der in anderer Richtung liegen und bei anderen Kreisen zu suchen sein, auch auf einem ganz anderen Stil der Einstudierung beruhen müssen. Handelt sich's doch nicht um eine heitere Gabe, sondern um den von ernster, antiker Größe erfüllten „Idomeneus“. Mozart selbst kannte dessen Schwächen und beabsichtigte eine Umarbeitung. Da ohne diese das Werk aus dramatischen Gründen nicht wirksam ist, haben alle bisherigen Versuche, es dauernd der deutschen Bühne zu gewinnen, keinen Erfolg gehabt.

Nun hat sich seit Jahren einer der

größten Mozart-Kenner, die wir besitzen, dessen Initiative und Stilgefühl wir bereits die herrliche C-moll-Messe Mozarts verdanken, Professor E. Lewicki, intensiv mit dem Werke beschäftigt, und es ist ihm gelungen, bei aller Wahrung der Rechte Mozarts und aller Gewissenhaftigkeit und Scheu vor Zutaten, durch meisterhaftes Zusammenziehen, Verwerten aller mozartschen Vorlagen, scharfes Herausarbeiten der dramatischen Höhepunkte und Tilgung alles überflüssigen Beiwerks ein wirkliches Mozartsches Musikdrama zu gestalten, das neben den Werken Glucks als eine der schönsten Inkarnationen antiken Geistes in neuer Musik gelten kann.

Freilich viel mehr als die Dame Kobold bedarf dieses Werk dramatisch und szenisch künstlerischer Leitung und außerdem hervorragender Gesangkünstler.

Es wäre sehr schön, wenn Dresden bewiese, daß es auch den Idomeneus mit großen Künstlern besetzen und auch dieses Werk vollendet stilvoll herausbringen kann.

Nach meiner Ueberzeugung ist das gerade in Dresden sehr gut möglich. Also folgt dort hoffentlich bald der Dame Kobold der neue „Idomeneus“ und dann dem Vorbilde Dresdens mit beiden Werken jede deutsche Bühne, die noch Anspruch auf künstlerische Bedeutung macht!

## Die Kommenden.

Von Otto Grautoff.

Der Impressionismus ist erschöpft. Die Bewegung verebbt. Ihre Stilgesetze verschwimmen den Jüngeren wie Schemen der Vergangenheit. Die Schwächeren, die nicht die Kraft finden im Winde des Lebens, auf eigenen Füßen fest zu stehen, der Zeit stark ins Auge zu blicken und das Zeitgefühl zu gestalten, klammern sich an die entgleitenden Schemen und blasen sie mit dem dünnen Feuer ihrer Seele noch einmal auf. Die Nachzügler vergeuden ihre Kräfte um nichts. Die Geschichte vergißt bald ihre schwächlichen Versuche, die Konventionen einer früheren Generation lebendig zu erhalten, nachdem sie unwahr geworden sind. Das Leben fließt weiter. Die Zeitstim-



in Tempel der neuen Jugend nicht  
dünkt und auch dann wieder seine  
Strukturen den Kommenden wie Schemen  
entschwinden. Sie müssen hart sein  
gegen die Vergangenheit, stark sein  
in sich selber, untertauchen in ihrer  
Zeit und arbeiten im Tumult der Gegen-  
wart, auf daß die Architektur ihrer  
Wahrheiten sich klar und strahlend  
zum Himmel hebt.

Die neue Generation will nicht Augen-  
blicke festhalten, Vorübersausendes er-  
fassen, die Natur zerlegen in Farbe und  
Linie; sie will zusammenfassen, das  
Fazit von tausend Augenblicken geben,  
die Summe vielfältiger Eindrücke abzüg-  
lich des Momentanen aufstellen, das  
Ewiggültige in der Flucht der Erschei-  
nungen herausarbeiten; sie spürt dem  
großen Zug in den Dingen nach. Die  
Jugend unserer Zeit ist müde der klein-  
lichen Analyse; sie will synthetisch  
sein, Symbole schaffen.

Die neue Generation verachtet Monet  
und Sisley und spricht hart über Signac  
und Cross, die das Dogma jener bis  
zur äußersten Konsequenz durchführten.  
Sie betet zu Cézanne, Gauguin und  
van Gogh, die als erste dem Dogma  
abtrünnig wurden und der neuen Jugend  
die Bausteine lieferten, mit denen sie  
ihren Wahrheitstempel errichten konn-  
ten. André Derain und Henri Matisse  
sind die überzeugtesten Kämpfer dieser  
Kunst. Derain ist der instinktivere  
Künstler, der weniger seinem Intellekt  
als seinem Temperament folgt. Er  
horcht auf seine Stimme; aus seinem  
inneren Empfinden heraus heben sich  
die Bausteine der neuen Kunst.

Pädagoge, der Wortführer dieser  
Gruppe, starrsinnig, konsequent, willens-  
stark und fest. Die Methode wird deut-  
lich in seinen Bildern, oft sogar aut-  
dringlich. Indem wir das konstatieren,  
kommt uns gleichzeitig der schwerste  
Vorwurf, den wir gegen ihn erheben  
können, auf die Lippen. Er ist zu sehr  
und zu oft Didakt, um immer erwärmen  
zu können. Verständlich wird gerade  
daraus, daß die werdenden sich be-  
sonders ihn zum Lehrer wählen. Er  
ist der geborene Lehrer, geistreich,  
scharf, streng und organisatorisch. Alle  
diese Eigenschaften lassen begreifen,  
daß seine Kunst mehr intellektuell als  
instinktiv ist. Seine Hauptverdienste  
liegen im Bahnbrechen. Seine vorzüg-  
lichsten Arbeiten sind die, in denen die  
Theorie verschwindet, in denen er nichts  
beweisen will. Den reinsten Genuß  
gewähren seine Zeichnungen. Unbe-  
einträchtigt von verstimmender Didakt-  
tik sind die Bilder des jungen Pablo  
Picasso, der, eine heiße, impulsive  
Natur, leidenschaftlich mit sich ge-  
rungen hat, bis er — in letzter Zeit  
erst — für das neue Empfinden die  
wahre Form fand. Seine Kunst hat  
nichts mehr gemein mit den Impressio-  
nisten. In dem Naturempfinden und  
in der Auffassung des Wesens der  
Kunst steht er den Impressionisten dia-  
metral gegenüber. Für ihn und seine  
Freunde Eugène Braque, Auguste Her-  
lin und André Derain, die neuerdings  
einen Zirkel bilden, neigt sich die Zeit  
des Suchens dem Ende zu. Sie zerrissen  
die Dogmen des Impressionismus, de-



fachen Linienkunst, die persönlich erlebt ist, sind ihre Ziele, denen sie zustreben. Aus der Vergangenheit vieler Völker lasen sie Werte auf, die sie ihren Seelen als verwandt empfinden. Es gibt eine Skulptur Derains, in der die ganze Welt Indiens konzentriert erscheint, inbrünstig, stürmisch empfunden. Ebenso wie die Götterbilder Indiens und Chinas den Jüngeren den Weg zu neuen Schönheiten weisen, wirkt jede reine und unmittelbare Kunst, die frei von cerebralen Einflüsterungen und nachahmender Fingerfertigkeit geblieben ist, stark auf sie ein. Der kindliche Henri Rousseau gilt in ihrem Kreise. Der „douanier-peintre“ war ehemals Zollbeamter; jetzt nennt er sich stolz Professor an der philotechnischen Hochschule, seitdem er malt, dichtet und komponiert. Sein kindlicher Sinn, seine empfindsame Ungeschicklichkeit und seine malerische Begabung haben indirekt den Jüngeren mancherlei Anregung gegeben. Eine Sonderstellung unter den Neueren nimmt Othon Friesz ein. Wie alle in diesem Kreis sich gegenseitig beeinflussen und sich aneinander in die Höhe arbeiten, so ist auch Friesz von Derain und Braque zeitweise gelenkt worden; aber er scheint doch immer ein Besonderer. Er hat am tiefsten Cézanne durchdrungen, am gründlichsten seinen Stil des Subtrahierens des Zufällig-Momentanen von dem Gesamtbilde, welches das Auge in sich aufnimmt, erfaßt, seine Reduzierungsmethode, seine Art des Zusammenfassens am klarsten begriffen. Seine Bilder sind einfach. Seine Bemühungen um einen neuen Zeitstil wachsen unmittelbar aus seinem Empfinden heraus. Er jubelt in Farben. Vlaminck kommt ihm nahe, nachdem er seine Härten abgeschliffen; Dufy und Puy stehen ihm zur Seite.

Die mächtige Kraftanstrengung, die sich in dieser Bewegung unter den Künstlern ausspricht, finden wir auch in den literarischen Kreisen. Die Generation von 1880 hat, was die Parnassier nicht konsequent erreichten, mit einem gewaltigen Aufwand von Energie, Zähigkeit und Kraft durchgesetzt: die französische Literatur von dem klassischen Formenpanzer befreit, ihn zerrissen, zerstückelt, unter die Füße getreten. Die Generation tobte zügellos sich im freien Rhythmus aus. Sie wollte Ungebundenheit, absolute Freiheit. Der

Formenkodex mußte erweitert werden, sollten Ausdrucksmöglichkeiten geschaffen werden für die zitternden Mannigfaltigkeiten des modernen Weltempfindens. Auch hier war der Impressionismus das Erste und Symbolismus die Folgeerscheinung. Wie freiheitlich, kühn und mutig die Verhaeren, Griffin, Mistral, Jules Romain, Appollinaire, Guilbeaux ihre Kunstprinzipien jahrzehntelang verteidigt haben, ist mehr als flüchtiger Achtung wert. Man hält Paris für eine Kunst- und Literaturstadt und weiß im Ausland nicht, wie schwer in dieser Stadt es jede neue Generation hat. In keiner Stadt der Welt braucht ein Werdender einen so fest gefügten Charakter wie in Paris, wenn er nicht im Elend oder im Arrivistentum zugrunde gehen will. In keiner Stadt mangelt dem Künstler so sehr im Publikum ein Resonanzboden. Vielleicht, daß die Kommenden, die die Synthese bringen, einen leichteren Stand haben, gerade, weil sie in ihren Werken die Erfahrungen Vieler vor ihnen zusammenschließen.

## Der Luftkrieg.

Von Felix Paul Greve.

Wells ist der Gestalter eines unendlich komischen Wesens, nämlich des modernen jungen Mannes, der bei ungenügenden Verstandskräften und unzulänglicher Bildung von jener explosiven Begeisterung für alles Moderne, für jeden — namentlich technischen — Fortschritt erfüllt ist, die ihn zum Beispiel an den Tagen wimmelnder Massenausflüge mit seinem Rennrad (Uebersetzung 100, Lenkstange abwärts gebogen) auf die Landstraße hinaustreibt — einer Begeisterung, die ihm zum Verächter seiner selbst und jeder Gefahr, zum unwillkürlichen Versuchstier einer ganzen Schicht von Menschen macht. Dieser moderne junge Mann wird irgendwie durch seine Begeisterung hinübergerissen in eine ihm fremde Welt, wie die Muschel auf den Strand geworfen wird — sei es nun in die Welt des Reichtums (Kipps), in die Welt des Intellekts (Love and Mr. Lewisham) oder in die Welt technischer Errungenschaften (Die ersten Menschen im Mond; Der Luftkrieg). Die Kapriolen,



mischer sein als in dem neuen Buch die Szene, wie Bert Smallways den Ballon, der ihn wider seinen Willen entführt, auskundschaftet und versucht, die Leine der Reißbahn zu ziehen, während er 2000 Meter über dem Lande schwebt; oder wie er in einer gasgeschwängerten Atmosphäre nach Streichhölzern tastet, um sich eine Zigarre anzuzünden, und wie er flucht, weil die andern so vergeßlich waren, ihn vor dem Verbrennen oder dem Sturz aus den Lüften zu bewahren. — Daß Wells dabei ein Meister der Schilderung von Massenbewegungen ist, wird mittlerweile zur Trivialität. Nur die ernsteren Aufschwünge vermeidet man gern, wenn sie nicht durch das Medium seiner fast immer köstlichen Gestalten (der Plural ist falsch, es ist stets nur die eine) kommen. Im ganzen ein typischer Wells, das heißt, das Ideal einer leichten und doch wertvollen Unterhaltungslektüre — leicht, schwebend in ihren Gedankenflügen, von unausschöpflicher Komik und niemals ermüdend. Diesem Buch fehlt wie manchen andern des Autors nur eins zur Vollkommenheit: die Verbreitung. Man müßte ihm überall da begegnen, wo sich heute eine intellektuell unreine Romantik spreizt, sei es die der Kriminalistik oder die der verlogenen Liebes-sentimentalität. Dem Buch fehlen ganz einfach 50 000 Leser.

worden. „Wo bleiben die Künstler? ja, München, Dresden und Darmstadt, das ist ganz etwas anderes.“ Von ihrem Standpunkte aus haben die Kritiker recht. Eine Kunstaussstellung ist die Wohnungs-Ausstellung nicht. Schon der ganze Aufbau ist plump. Neben schönen Möbeln sehen wir Möbelmonstren. In hübschen Zimmern hängen Bilder von kühner Fürchterlichkeit, und auf geschmackvollen Schränken stehen die berühmten Nippesfiguren. Eine Kunstausstellung ist die Berliner Wohnungsausstellung nicht — und doch ist sie interessant.

Fast alle Berliner Möbelfirmen, kleine und große, sind vertreten. Jeder hat eben ausgestellt, was er täglich anfertigt, was er verkauft. Sein Material versteht er zu bearbeiten, und sein Geschmack, der richtet sich nach seinen Kunden; er will verkaufen. Die Berliner Ausstellung ist sicher eine sehr ehrliche Ausstellung. Wir sehen, was gekauft wird. Neben schönen Einrichtungen, überladenes Zeug. Es ist aber sicher nicht die Sache der Tischlermeister, die große Masse der Käufer zu erziehen, sie kämpfen ums Brot und wollen leben. Diese Erziehung müßte und sollte an anderer Stelle erfolgen. Ich glaube, wenn man mit solchen Augen die Ausstellung betrachtet, ist man gerechter.

---

\*) Vgl. die illustrierten Beilagen.

---



Jeder Tag der Arbeit raubt Nerven-  
kraft. Die Stärkung der Nerven, d. h. die  
Ergänzung ihrer verbrauchten Kraft, ist  
daher für jeden modernen Berufsmenschen  
eine Lebensfrage und eine ernste Pflicht.  
Das von der Wissenschaft anerkannte und  
von den Aerzten erprobte Mittel, das hier  
in Betracht kommt, heißt „Sanatogen“.  
Sanatogen stärkt und stählt die ge-  
schwächten und erschöpften Nerven, indem  
es diese **nährt**, indem es ihnen die  
wichtigsten Bestandteile ihres organischen  
Aufbaues zuführt und dadurch die ver-

brauchte Kraft ersetzt. Die natürliche  
Folge davon ist die Neubelebung und  
Verjüngung des gesamten Organismus,  
eine beglückende Hebung aller seiner  
Kräfte und Leistungen.

So mancher würde sich wie neugeboren  
fühlen, wenn er sich entschließen könnte,  
einen Versuch mit Sanatogen zu machen.

Wir verweisen ausdrücklich auf den der  
heutigen Nummer beiliegenden Prospekt  
der Sanatogen-Werke Bauer & Cie.,  
Berlin SW. 48.

### Alle Manuskript- und Büchersendungen

an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33.

Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin,  
Lückhoffstr. 33; für Oesterreich-Ungarn: Dr. Felix Braun, Wien. — Expedition für  
Oesterreich-Ungarn bei Hermann Goldschmiedt, Wien I, Wollzeile 11. — Für den  
Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76  
Druck von J. Harrwitz Nachfolger G. m. b. H., Berlin SW. 48, Friedrichstr. 16.

## Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- und Gallen-Leiden.

Diätetisches Tafelgetränk ersten Ranges.

Wo nicht am Platze, in Apotheken oder einschlägigen Geschäften käuflich, liefern wir direkt ab Quelle in Kisten  
à 60  $\frac{3}{4}$ -Liter-Bordauxflaschen frachtfrei jeder Bahnstation Deutschlands unter Nachnahme von Mk. 25,— pro Kiste.

Preis M. 1.00, kl. Tube M. —.80, Oesterreich-Ungarn Kr. 1.50, kl. Tube Kr. 1.00



seit sechszehn Jahren von Aerzten und Zahnärzten ständig empfohlen  
P. BEIERSDORF & Co., HAMBURG  
LONDON E. C., Mid Lane 7—E. Vertrieb für U. S. A. Lehn & Fink, NEW YORK





Hodler: Der Tag.

## Die Kunst Ferdinand Hodlers.

Von

Ewald Bender.

Es kommen Stunden, da man, ergriffen von der Leidenschaft des Forschers, sich die Frage stellt: was hat das Schicksal mit uns vor, daß es in dieses niedere Gebaren der Zeit einen Koloß warf, vor dem die Häupter sich so tief beugen müssen? Welche Not der Zeit hat diesen Genius aus sich geboren? Hat der einzige Ferdinand Hodler keine andere Mission, als der Masse unseres heutigen Kunstschaffens eine grandiose Kontrasterscheinung zu bieten? Oder ist dieser Mann das bessere Gewissen unserer Zeit, kündigt er den neuen Geist der Zukunft an?

Da wird nun mancher, der diese Zeilen liest, sich lächelnd an die eine oder andere Kunstaussstellung erinnern, in der ihm, gedeckt von dem Namen Hodlers, merkwürdige Gebilde gezeigt wurden: große Leinwände, gefüllt mit einer kalten, kreidigen Farbe, die zu harten Kombinationen neigte; dazu bizarres Linienwerk, eine kindliche Perspektive, und darunter stand wohl ein Titel wie „Empfindung“, oder „Der Tag“, oder „Die Lebensmuden“. Wir brauchen uns nicht zu wundern, daß man den Bildern ebenso kalt und fremd den Rücken kehrte, wie sie sich dem unvorbereiteten Auge präsentierten.

Aber dann denke man sich einmal, daß ein genialer Architekt sich irgendwie und -wo mit diesem Maler einig fände. Doch die Zeiten scheinen vorbei zu sein, da man



guten Meistern Wände gab anstatt der Leinwand; und wir Deutsche hatten für unsere großen Maler noch nie den großen Auftrag bereit. Es gibt Leute, welche unserem Volk die Kraft zur Monumentalität in malerischen Dingen absprechen. Ich möchte vielmehr behaupten, daß wohl der tragischste Moment im Leben aller unserer großen Maler der war, da sie, reif genug zu bedeutsamen Aufgaben, erkennen mußten, daß widrige Umstände der allgemeinen Lebenslage des Volkes und ein unseliger Mangel an Einsicht und Einigkeit der Maßgebenden ihnen eine Betätigung in großer Form unmöglich machten. Man muß sich schon den Stiernacken Ferdinand Hodlers etwas nachdenklich anschauen, will man begreifen, daß er auch ohne größere Aufträge der Welt seinen Willen



Holbein: Zeichnung zu einem Freskoentwurf.

aufzwang, der auf nichts anderes gerichtet war als auf die Wirkungen des monumentalen Freskos.

Das Publikum jedoch, das seine Kunst nicht als Fresko, wie sie gedacht ist, genießen kann, sondern als Entwurf auf der Leinwand im modernen Ausstellungssaal, kann — und das muß der Gerechtigkeit halber konstatiert werden — gewichtige und berechtigte Gründe für sein Verhalten in Anspruch nehmen. Es gehören außerordentlich kultivierte Augen und ein mit der Kunst aller Zeiten vertrauter Geist dazu, um die wirkliche Bedeutung Ferdinand Hodlers unter so unzeitgemäßem Gewand zu entdecken.

Es ist heute noch nicht an der Zeit, über Hodler als eine gegebene Größe zu sprechen. Um dafür Interesse zu finden, müßte Hodler weit mehr im Besitztum der Vielen sein. Was



auch könnte es bedeuten, wollte man von dem Leben eines Mannes erzählen, der, ein Fünziger, das Licht noch sieht, und dessen interessanteste Dokumente nicht in einem äußeren Geschehen sich bieten, sondern eben in seinem Werk! So habe ich es denn vorgezogen, mich auf die Quintessenz seines Schaffens zu beschränken, zu versuchen, jene Formeln zu deuten, die den meisten noch Hieroglyphen sind. Es bot sich mir auch der lockende Gedanke, aus der Vergangenheit der Kunst Parallelererscheinungen zu der Art Hodlers zu zeigen, damit wir von der Torheit geheilt werden, bei den Alten zu genießen, was wir unseren Zeitgenossen verübeln.

Es kann zunächst nicht genug betont werden, daß die Kunst Ferdinand Hodlers



Hodler: Die Schlacht bei Näfels.

ihre Wurzeln in jenem raumlosen Sehen hat, das wir von ägyptischen Reliefs, von griechischen Vasenbildern, von frühchristlichen Mosaiken her kennen. Wir wissen, wie im Trecento dann die Raumprobleme auch in das Fresko eindrangten, wie sie aber bald ganz dem Tafelbild überlassen wurden, da die spröde Technik des Mauermalens einer ausführlicheren Raumaussage sich widersetzte. So machte man denn aus der Not eine Tugend, und das Fresko blieb nach wie vor eine Flächenkunst. Daraus ergibt sich sofort die Vorherrschaft der reinen Linie, die Komposition nach Gesetzen der Harmonie von Flächenausschnitten und vor allem blasse und kühle Farbgebung.

Doch nun Ferdinand Hodler. In eine Zeit hineingeboren, die letzte Konsequenzen der denkbar möglichen Raumdarstellung zog, und mit dem Impressionismus alle Möglich-



keiten der Tiefenvorstellung erschöpft hatte, entdeckte dieser Maler, wie der überreiche Erfahrungsbesitz der Zeit seine künstlerische Eigenart zu ersticken drohte. Die hochentwickelte technische und künstlerische Kultur der Zeit konnte zwar beliebig viele Talente zu gesteigerten Leistungen erheben, dem Genie aber, das eigene Wege zu gehen liebt, mußte sie die Brust beengen. Da geschah jene grandiose Verneinung alles Bestehenden, die Tat eines Giotto. Die primitivsten Momente künstlerischer Wirkung erschienen plötzlich als die einzige Rettung aus dem Raffinement einer Überkultur, die großen Daseinsgefühle mußten gegenüber dem nuancierten Sentiment in ihre ewigen Rechte eingesetzt werden. So ging denn Hodler, wie es noch alle taten, sich bei den Alten Rats zu holen. Und er fand das ihm Gemäße, erstarkte und wurde er selbst.

In seinem Manuskript, das weiter unten abgedruckt ist, legt der Künstler selbst dar,



Hodler: Die Lebensmüden.

wie er zu seinen Formen gekommen ist: aus der Nachahmung der Natur. Er spricht von dem Parallelismus der Form, der Farbe, der Empfindung, den er in der Natur entdeckt habe, und er beruft sich auf die Primitiven, die es ebenso gemacht hätten wie er. Es ist eine rohe Konstruktion, und es spricht von einer mangelhaften Kenntnis der menschlichen Seele, wenn man nun diesem Künstler, wie es geschehen ist, so ohne weiteres Anachronismus vorwirft, in dem Sinne, als habe Hodler fremde Götter an seinen Herd gesetzt etwa aus dem Wunsch nach intensiverer Wirkung durch das Ungewohnte.

Nichts spricht deutlicher als die Gegenüberstellung jenes Freskoausschnittes Giottos aus der Capella dell' Arena zu Padua und der hier zum erstenmal veröffentlichten Skizze zur „Eurhythmie“. Was ist da noch von der Formensprache Giottos zu spüren? Eine durchaus moderne Empfindung spricht aus der Rückenkontur, wie die Linie vom Kopf her so geruhig über den Mantel läuft und sich in weichem Geriesel am Boden staut.



Welch eine Wucht des Abfalls bei Giotto! Man sage nicht, daß Hodler eine weiche Milde heiteren Schreitens in diesen Greis legte, während bei Giotto der alte Joachim, dem wegen seiner Kinderlosigkeit das Opfer zurückgewiesen wurde, in bitterem Gram seinen Weg zu den Hirten geht. Auch für einen ähnlichen Empfindungsgehalt, wie ihn Hodler darstellte, hätte Giotto keine wesentlich andre Zeichnung gekannt. Und was für Stöße vermag Hodler doch unserer Seele in seinen Schlachtenbildern zu versetzen — und diesmal wirklich Giotto im Temperament verwandt und wie weit entfernt von seinen Formen! Er ist durchaus modern, erwägt man, welche Differenziertheit menschlicher Zustände sein Werk



Hodler: Skizze zur Eurhythmie.



Giotto: Fresko in der Capella dell' Arena zu Padua.

aufweist, von der „Eurhythmie“ bis zur „Schlacht bei Näfels“, von jener „Landschaft am Genfersee“ bis zu den „Enttäuschten“.

Und nun vergleiche man jenes hier reproduzierte Schlachtenbild Hodlers mit der hier ebenfalls abgebildeten Holbeinzeichnung, einem Freskoentwurf für das Baseler Rathaus. Gewisse Übereinstimmungen in der Form — abgesehen von der beiden Künstlern gemeinsamen Größe der Konzeption — fallen auf. So erinnert der in frontaler Stellung das Schwert Schwingende der Holbeinschen Zeichnung an gewisse Kriegergestalten bei Hodler. Vielleicht hat dieser den Entwurf gekannt, und wie behält er doch so ganz seine Eigenart!

Oder man erinnere sich vor Hodlers „Empfindung“ an jene Prozession der Frauen aus den Toren von Classe, des Mosaik von S. Apollinare nuovo in Ravenna. Jedes Wort



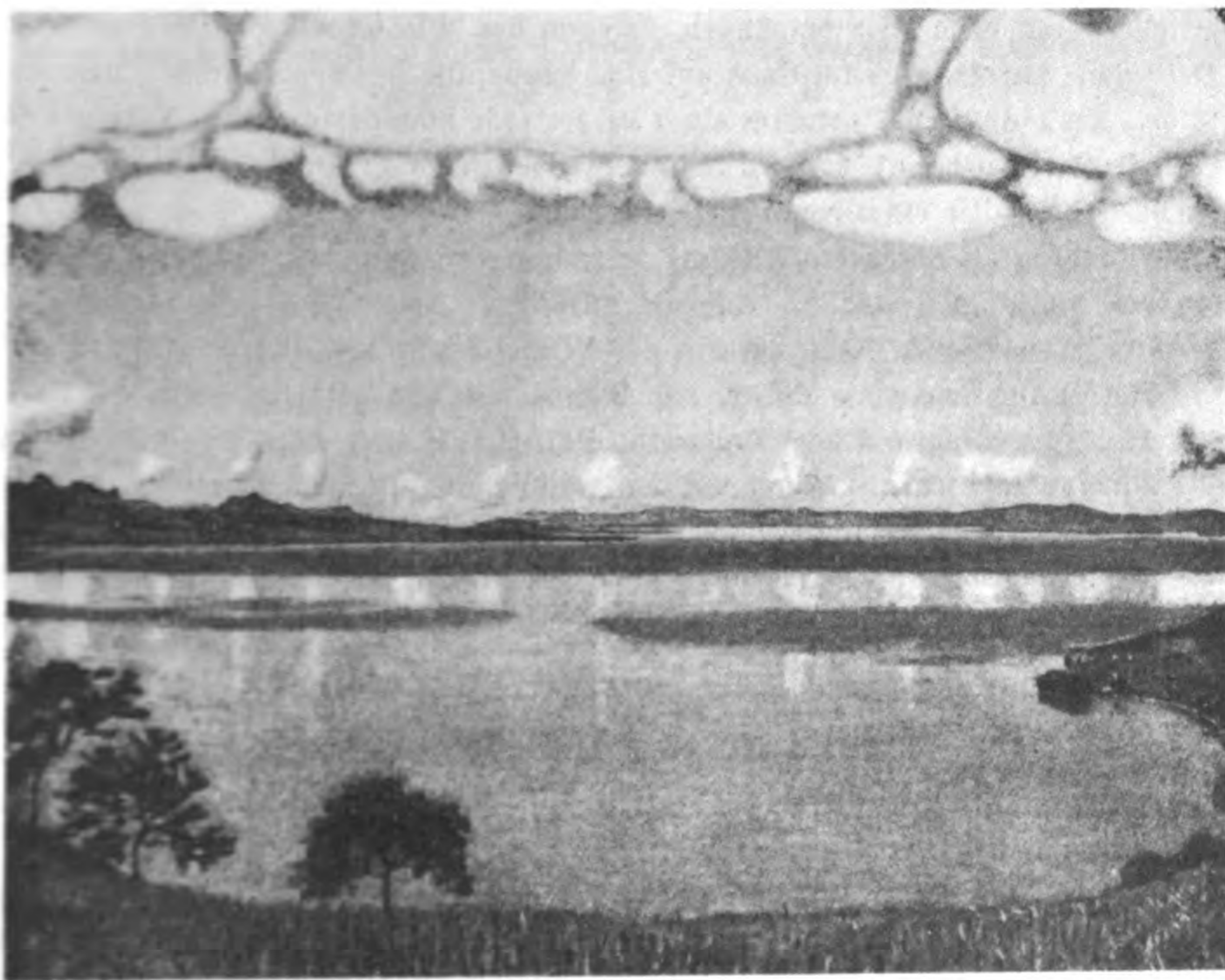
## Über das Kunstwerk.\*)

Von

Ferdinand Hodler.

**Parallelismus** nenne ich jede Art von Wiederholung. — So oft ich in der Natur den Reiz der Dinge am stärksten spüre, ist es immer ein Eindruck von Einheit. —

Führt mich mein Weg in einen Tannenwald, wo die Bäume sich hoch zum Himmel heben, so sehe ich die Stämme, die ich zur Linken und Rechten vor mir habe, als unzählige



Hodler: Landschaft am Genfer See.

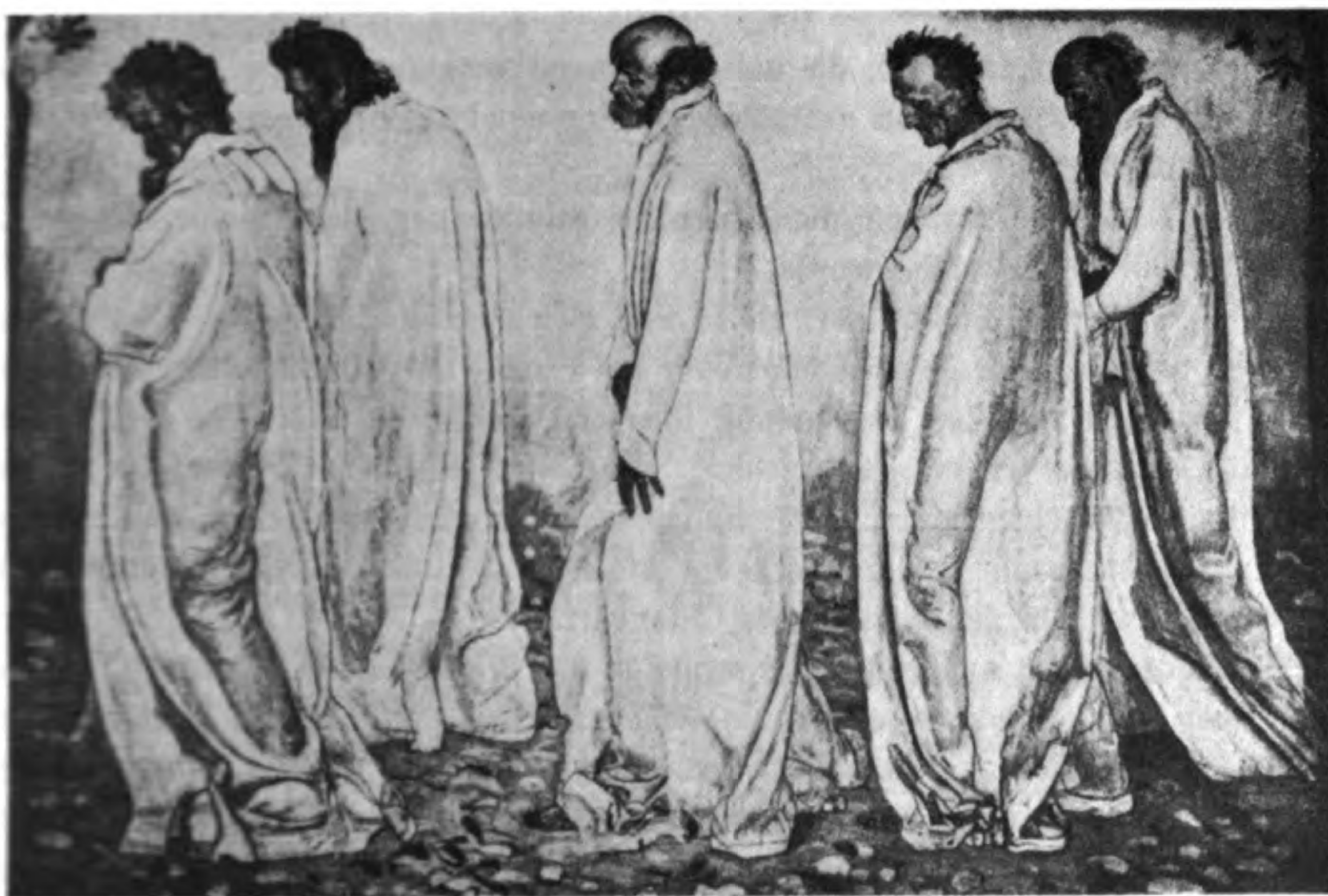
**Säulen.** Ein und dieselbe vertikale Linie, viele Male wiederholt, umgibt mich. Mögen sich nun diese Stämme hell von einem immer dunkler werdenden Hintergrund abheben, mögen sie gegen das tiefe Blau des Himmels gestellt sein, die Ursache, die in mir jenen

\*) Mitgeteilt aus dem französischen Manuskript, übersetzt von Ewald Bender.



Ich muß noch hinzufügen, daß bei fast allen diesen Beispielen, die ich eben angeführt habe, die Wiederholung der Farbe sich zu derjenigen der Form gesellt. Die Blütenblätter einer Blume, wie auch die Blätter der Bäume, sind im allgemeinen von derselben Farbe. — — — Dasselbe Prinzip der Ordnung nun erkennen wir auch im Bau des tierischen und menschlichen Körpers, in der Symmetrie der rechten und linken Körperhälfte.

Unsere Kleidung trägt dieselben Falten an den beiden Schultern, an den beiden



Hodler: Eurhythmie.

Ellenbogen und Knien, die gleichen Abdrücke unserer Bewegungen. Das merkt man besonders an einem Gewand, das bereits einige Zeit getragen ist.

Doch brechen wir ab und fassen wir zusammen: der Parallelismus läßt sich nachweisen an den verschiedenen Teilen eines Gegenstandes, für sich allein betrachtet, er besteht noch augensichtlicher, wenn man mehrere Objekte derselben Gattung nebeneinanderhält. — — —

Wenn wir nun unsere Lebensäußerungen mit diesen Erscheinungen in der Natur vergleichen, so sind wir erstaunt, dasselbe Prinzip wiederkehren zu sehen.

Wir wissen und wir empfinden es alle in gewissen Momenten, daß das, was uns



# DRUCKSCHRIFTEN VON PET. BEHRENS


 elbst der wohlmeinende Kunstfreund wird nicht immer ein waches Gefühl für den ästhetischen Wert, für die formale Mannigfaltigkeit der Drucktype haben. Es liegt ein Schein von Berechtigung in der Annahme, die Type sei so durchaus zur Unpersönlichkeit, zum Schema, zum Typischen, bestimmt, daß sie überhaupt kein eigenes Leben, kein Fürsichsein aufweisen und beanspruchen dürfe. Die Type, aus deren Vielheit die Druckschrift zusammengestellt wird, ist auch ganz gewiß fürs erste nichts anderes als Träger und Diener. Sie ist nicht um ihrer selbst willen da und erfüllt ihren Zweck erst, wenn sie nach der Ordnung der Sprache gereiht ist. Einem tieferen Nachdenken erschließt sich aber schon bei dieser nüchternen Auffassung der Type als Gefäß des Geistes die Einsicht, daß es doch nicht ganz gleichgültig sein kann, welcher Form eine bestimmte Art der Intellekterregung, des Gefühls oder des Wollens anvertraut, einverleibt wird. Wie es nicht gleichgültig ist, ob man Sekt in ein Weißbiereglas und Bier in eine Kaffeetasse gießt. Wer empfindet nicht das Seltsame, französische Worte in Fraktur oder gar in deutscher Handschrift zu sehen. Es gibt zweifellos einen inneren Zusammenhang zwischen Typenform und Wort Sinn. Damit ist die Gewißheit erbracht, daß die Type ihrer mechanischen Bestimmung, ihrer notwendigen Bescheidenheit und Schweigsamkeit zum Trotz einen Charakter haben kann, ja haben muß. Nur dann wird die Type ihr Vermittelungsamt, ihre Aufgabe, geistige Regungen zu materialisieren und sichtbar zu bewahren, treu erfüllen, wenn sie ein wenig von dem Takt und dem Rhythmus des verbalen Gehaltes aufweist. Die psychologische, die natürliche Richtigkeit dieser Auffassung ergibt sich schon aus der alltäglichen Beobachtung, wie verschieden unsere eigene Handschrift ist, ob wir kühle, neutrale Gedanken, zornige Anklagen oder weiche Stimmungen zu Papier bringen. Selbstverständlich hat die gegossene Type nicht die Schmiegsamkeit und die Variabilität eines vom individuellen Gefühl durchwallten Federzuges, aber auch sie hat zum mindesten die Tendenz, Spiegelbild des Volkes, der Sprache, des Themas und des Schriftstellers zu sein. Ausprüche Bismarcks in einer dünnen, zierlichen Kursivschrift gedruckt, würden wir als eine Dissonanz empfinden. Wobei freilich anzumerken ist, daß solche eigentlich selbstverständliche Empfindsamkeit uns während der Zeiten des optischen Barbarismus ein wenig unsicher geworden oder gar verloren gegangen war. Nun aber, da wir's lernten, daß zu einem gebildeten Menschen vor allem gebildete Augen gehören, haben wir wie zu den besten Zeiten unserer Kultur auch den Geist des Druckwerkes wieder entdeckt. Jeder Buchstabe und damit auch die Type hat nun aber nicht nur Bedeutung und Recht als Glied einer Kette, im Verband der Worte; der Buchstabe führt auch ein eigenes Sonderdasein. Er ist ein Ornament; er hat eine Fleck- und Linienwirkung, einen Effekt in Schwarz-Weiß zu vergeben. Diese spezifische Ästhetik des Buchstabens bleibt uns während des Lesens, überhaupt glatt lesbaren Bildungen gegenüber, leicht und wohl auch notwendig verborgen. Wir empfinden das Ornamentale aber sofort vor schwer zu entziffernden oder uns unverständlichen Buchstaben. Etwa Arabisch oder Chinesisch wirkt auf jeden





Empfindsamen als Ornament; wie stark diese figurale Gewalt sein kann, das zeigen die Koransprüche, die sich auf alten Kafen der katholischen Kirche finden. Die frommen christlichen Sticker wollten gewiß nicht Allah und Mohammed preisen; sie empfanden die Schriftzüge der orientalischen Vorlagen als schönes Ornament und übernahmen sie naiv aus Formgefühl. Wenn wir nun auch niemals eine uns verständliche Schrift so absolut als Kunstform empfinden können, so bleibt doch die Zugehörigkeit auch unserer Buchstaben zum Kreis der ornamentalen Gebilde gesichert. Die Drucktype ist sogar ein äußerst subtiles, auf das präziseste ausbalanciertes Ornament; und weil sie das ist, darum dürfen Künstler in ihr ein Ausdrucksmittel sehen, wird sie für ihre Reinheit, ihren Charakter und ihre Schönheit gewinnen, wenn eines Künstlers Disziplin, sein Instinkt und sein Temperament über sie kommt.

Wie nachdrücklich der Einfluß feinsinniger Künstler auf die Drucktype zu sein vermag, das haben wir während der letzten Jahre zu unserem Vorteile erfahren. Die hartnäckige Stilleuche, die alle Eigenart unserer Architektur und unseres Gerätes vernichtet hatte, war auch der Buchkunst, dem Druckwerk und der bleiernen Letter zum Verhängnis geworden. Man braucht nur ein Buch aus den siebziger und achtziger Jahren aufzuschlagen oder gar eine sogenannte Akzidenzfache, eine Verlobungsanzeige, einen Prospekt oder etwas derartiges zur Hand zu nehmen, um sich zu entsetzen vor dem Gewimmel der gotischen Schnörkel, des sinnlosen, spinnwebigen Zierates, darunter die Zweckform des Buchstabens verschüttet ist. Wie der Hausbau, die Möbelschreinerei, die Textilik,

jedes Gewerk überhaupt, so bedurfte auch die Typographie eines gründlichen Reinigungsbades. Die sogenannten »Fachleute«, die Schriftzeichner, waren total verdorben, in der Imitation, im Überflüssigen, verrannt. Hilfe konnte nur von dem optisch gebildeten, ebenso pietätlosen wie produktiven Künstler kommen. Als erster trat Otto Eckmann auf das Schlachtfeld. Es war in der Tat so etwas wie ein Kämpfen und hitzig Streiten mit der faulen Gewöhnung und dem hochmütigen Schlendrian. Aber die Logik und die Konsequenz, die unserer kunstgewerblichen Bewegung eignet, verlagte auch nicht bei dem Versuch, die Type zu reformieren, sie gesund, modern und deutsch zu machen. Eckmanns Vorstoß entbehrte gewiß nicht begreiflicher Unzulänglichkeiten und gewisser bizarrer Kapricen; bald kam der Stärkere: Peter Behrens. Der hatte eingesehen, daß die Zukunft einer neuen Type daran hing, sie in der Tradition wurzeln zu lassen. Er griff nach den wundervollen Inkunabeln, die auf unseren Bibliotheken stehen und von den Gelehrten nur um der Daten, selten um ihrer Schönheit willen geschätzt werden. Er griff weiter zurück und erkannte die monumentale Größe der Mönchshandschriften. Es entsprach seiner konstruktiven, geometrischen Art, in dem klar gegliederten, scharf





geschnittenen Rhythmus der Feder das prädestinierte Element einer der Gegenwart gehörenden Type zu erfassen. So schrieb er denn mit der Feder die erste Behrensschrift, die im Jahre 1902 aus der Gießerei kam. Sie ist heute noch eine unserer besten und charakterfestesten Typen; straff, steil, klingend und nicht ohne Pathos. Sie ist vor allem eine durchaus deutsche Schrift, sie hat den Duktus gotischer Holzskulpturen und etwas von dem Streben der Türme. Das war es aber juist, was diese erste Behrensschrift nicht für jeden Zweck geeignet machte; besonders ihre Verwandtschaft mit der Fraktur zwang oft selbst ihre besten Freunde zum Verzicht. Es ist eine bedeutame und keineswegs leicht zu nehmende Streitfrage, ob die Fraktur oder die Antiqua leichter lesbar, für das Auge wohltuender sei. Es steht zur Diskussion, ob wir Deutsche uns auf die Dauer mit zwei, rechnen wir die Handschrift hinzu, mit vier Alphabeten belasten wollen; ob wir nicht gut daran täten, die Fraktur zu verabschieden. Die Psychologen, die Pädagogen und die Schriftkundigen haben hier manche gute Beobachtung getan und kluge Folgerung gezogen. Am wichtigsten ist dies: die Antiqua hat eine größere Tendenz zur Breitenwirkung, während die Fraktur durch die häufigeren, die Zeile überschneidenden Unterlängen näher aneinanderrückt; die Antiqua sei darum für die vokalreicheren romanischen Sprachen, die Fraktur für das konsonantenreichere Deutsch besonders geeignet. Das ist an sich richtig, ändert aber nichts an der Tatsache, daß sich bei uns seit Jahren ein lebhaftes Streben zeigt, möglichst häufig Antiqua anzuwenden.

Es liegt nun nahe, zu erwägen, ob es nicht möglich sei, eine Antiqua zu schaffen, die bei allen ihr eigentümlichen Vorteilen dennoch einen Zug ins Frakturale aufweist, eine Deutsche Antiqua. Dies war die Aufgabe, die sich Peter Behrens stellte, als er daranging, eine Antiqua zu schreiben. Der Versuch ist über Erwarten gelungen, ja es ist eine durchaus reife, blutvolle und in Schönheit abgeklärte Type zustande gekommen. Über deren ästhetische Werte schwelgende Worte zu machen, ist überflüssig, da das Lesen dieser Seiten zur Genüge das eigenartige starke Vergnügen, das die Behrens-Antiqua den Sinnen zu spenden hat, vermittelt. Wohl muß man anfangs das Tempo, in dem die Augen über die Zeilen laufen, ein wenig hemmen, das aber hilft dazu, eine sanfte, eine milde Feierlichkeit aufströmen zu lassen; je weiter wir lesen, je rückhaltloser wir uns von dem Rhythmus, von der Geste der Versalien, von dem Takt der Kleinbuchstaben ergreifen lassen, desto mächtiger spüren wir das offene, leuchtende Antlitz, das freie Atmen dieser Seitenbilder. In den großen Graden hat die Schrift eine sakrale Monumentalität, hier fühlt man aber auch am deutlichsten ihren spirituellen Zug zur deutschen Mystik. Der Geist ehrwürdiger Missalen wird wach. Voll entfaltet sich diese feierliche Musik in dem Lineament der Initialen. Aus diesen rollenden Linien strömt

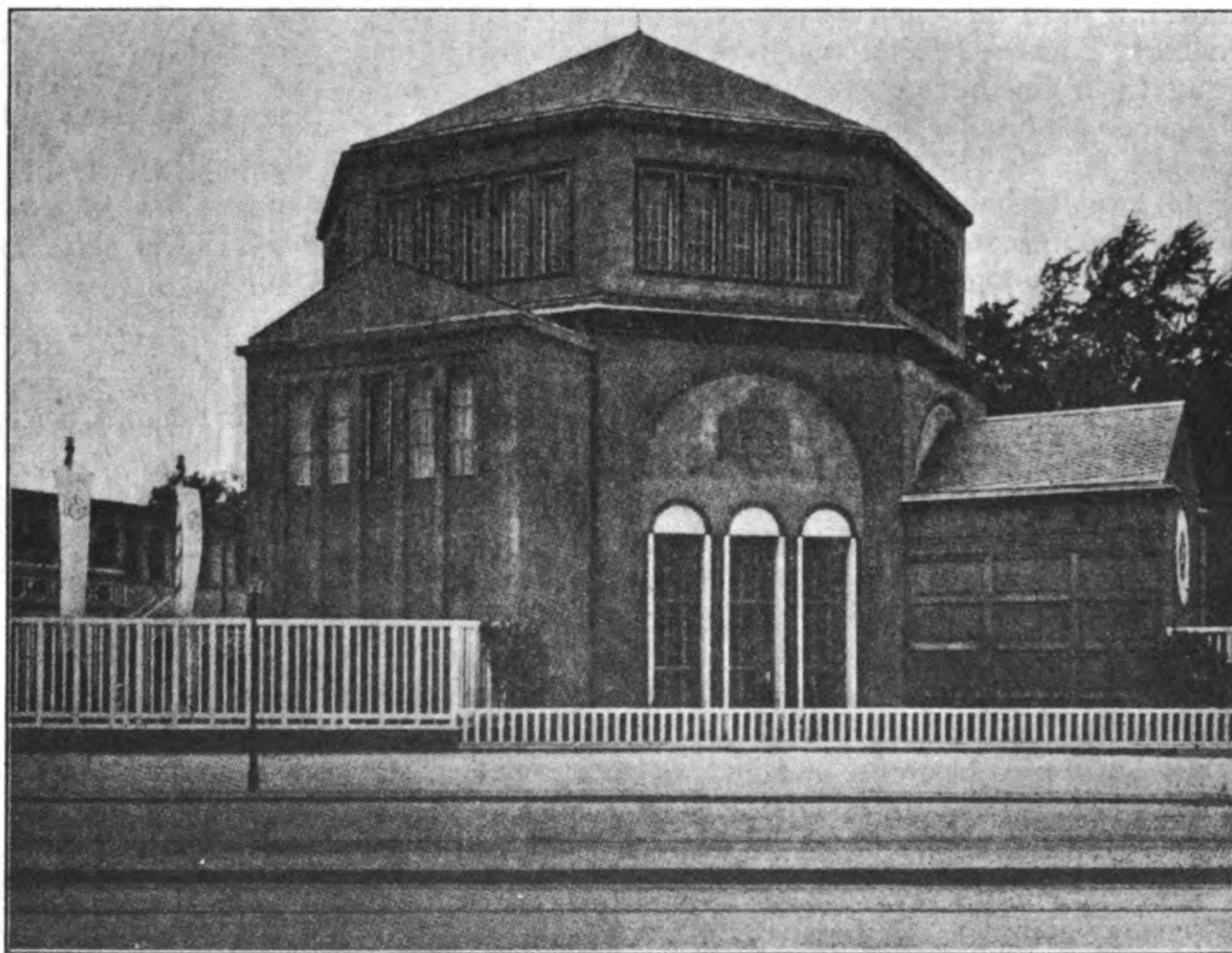




ein sonores Pfalmodieren und zugleich die harte Atmosphäre eines eisernen Zeitalters. Erinnert man sich der Architektur, wie sie Behrens schafft, etwa des Krematoriums zu Hagen oder des Pavillons der A. E. G. von der Schiffbauausstellung, so wird einem die Verwandtschaft deutlich, die jene modernen Heiligtümer mit der Antiqua der Deutschen verbindet. Der bedeutsame Wert dieser Type wird dadurch noch offener, daß man, wie die Proben zeigen, germanische und romanische Sprachen gleichmäßig gut, fließend und fest darin zu lesen vermag.

Ein nicht weniger beachtenswertes Werk ist die Kursive, eine geschriebene, eine liegende Schrift. Mit ihr brachte Peter Behrens die endgültige Lösung eines viel umworbenen Problems.

Robert Breuer.



PAVILLON DER A. E. G. VON DER SCHIFFBAU-AUSSTELLUNG.





## Volkskunst.

(Zur Ausstellung des Lyceum-Klubs in Berlin.)

Von

B. Robert.

Die Ausstellung bereitet uns eine freudige Überraschung; sie ist nicht nur wesentlich umfangreicher, sie ist auch weit besser und interessanter als nach den bisherigen Veranstaltungen des Damenklubs zu erwarten war. Voilà, meine Damen, das vermögen Sie: schöne Dinge mit Geduld und List aus ihrem Versteck zu locken, sie anzuhäufen (wie das im Hamsterkasten und beim Flanieren durch das Warenhaus geschieht); das verstehen Sie, eine Schatzkammer zu arrangieren, artig zu ordnen, eine Putzstube daraus zu machen. Karl Schefflers Buch: „Die Frau und die Kunst“ hat den Damen wenig gefallen, dies harte, schneidende Buch, das der weiblichen Psyche die Fähigkeit des künstlerischen, des kosmischen Erlebens prinzipiell absprach. Und dennoch, darin hat er recht:



Altbayrisches Zimmer, sehr farbig.



im Arrangement, im Dekorieren, in der Belegung einer milden, wohltätigen Ordnung ruht das Wertvolle einer ästhetisch begabten Frau. Sich gut und mit diskreten Akzenten zu kleiden, einen Wohnraum wohnlich, einen Tisch einladend, ein Blumengebinde blühend zu machen, das sind feminine Tugenden. Die halfen uns zu dieser Ausstellung; und noch eins assistierte: das fein gesponnene Netz der gesellschaftlichen Konnexion, in das sich brav viel Männlein, ernste Wissenschaftler und sonst gar bärbeißige Museumsdirektoren, verfangen.

\*       \*       \*

Der faktische Inhalt dessen, was Volkskunst heißt, ist sowohl entwicklungsgeschichtlich wie psychologisch schwer zu bestimmen. Schmückende Fertigkeit des Volkes, der Bauern, wäre vielleicht die richtigere Umschreibung. Um den Begriff der Volkskunst steht es ähnlich wie um den des Kunstgewerbes. Wenn Michelangelo Kunst ist, so ent-

behrt es nicht der Komik, die Herstellung eines trefflichen Stuhles oder selbst eines vorzüglichen Wohnhauses gleichfalls unter die Königsstandarte der Kunst zu stellen. Und nun erst bemalte Holzschachteln oder farblustige Keramiken oder geschnitzte Pfeifenköpfe . . Die Wesensverwandtschaft dieser Dinge mit den Häuptern der Menschheit ist sehr, sehr locker. Nur dann könnte mit Recht von einer Volkskunst gesprochen werden, wenn die diskutierten Objekte sichtlich ein Mittel wären, die höchsten und heiligsten Erregungen ihrer Fertiger auszudrücken. So dürften die Steinzeichnungen der Höhlen-



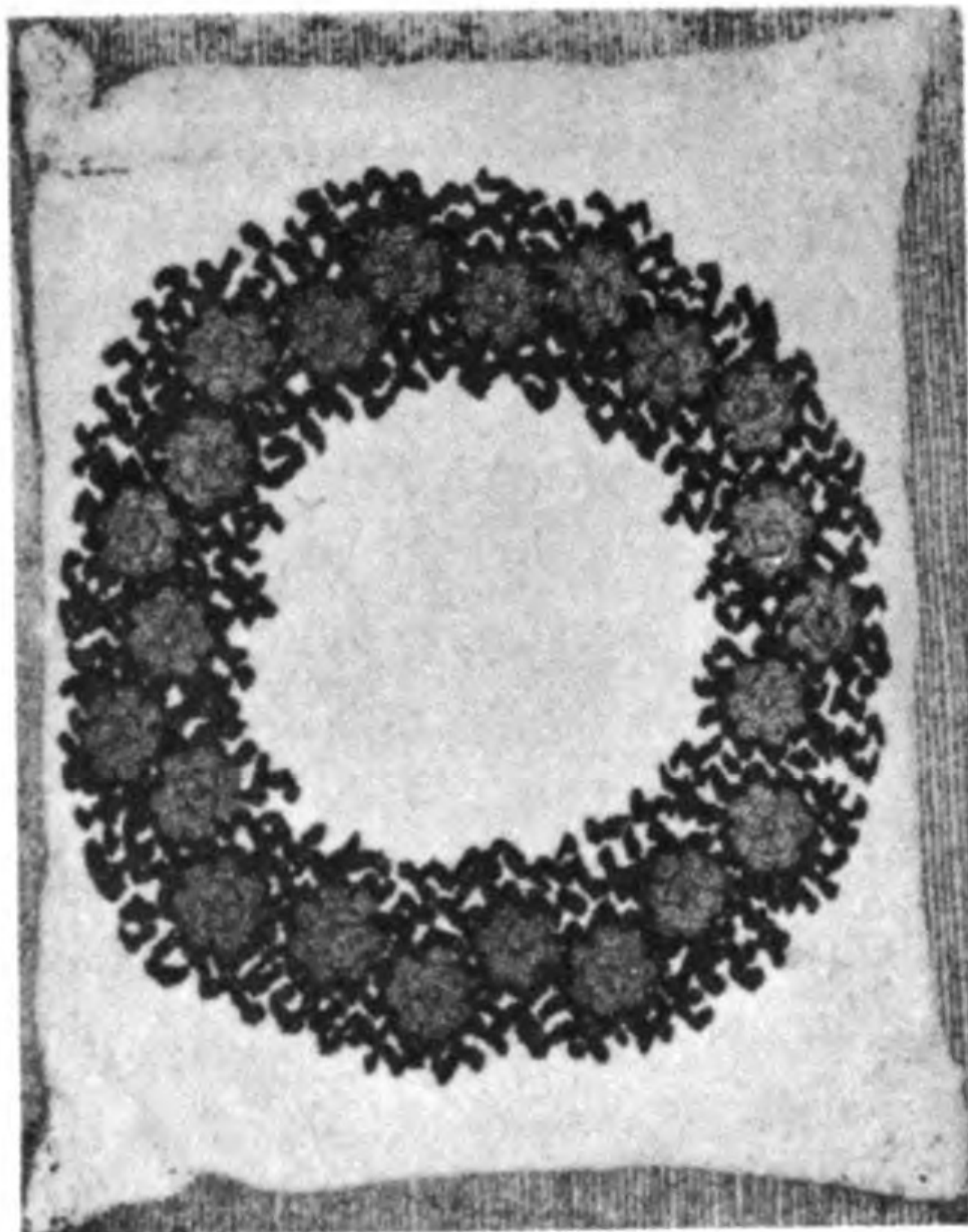
Bayrische, hessische und sächsische Keramik auf bedrucktem Kattun.



bewohner Kunst genannt werden; sie waren Dokumente der bedeutsamsten Erlebnisse und der gewaltigsten Vorstellungen dieser Primitiven. Die Götzenbilder, die Bemalung und das Schnitzwerk an den Zelten der Priester und der Häuptlinge, all das, dahinter der Flügelschlag der Seele zu spüren, das ist Kunst. So mag vielleicht der ungelenke Schäfer, der einen Gemarterten mühsam zurechtstümperte, oder der Dorfmalers, der auf die Schränke die Mutter Gottes pinselte, Kunst erfahren und gemacht haben. Auch mit einem Kranz aus Tulipanen und Maienglöckchen war das zu erreichen. Aber, ob solches noch heute geschieht, in Europa, da überall die Naivität stirbt und die Eisenbahn den Handelsgeist mehrt, da die Götter in Öl gedruckt und in Gips gegossen werden, das scheint recht problematisch. Darum möchte es besser sein, statt von Volkskunst von Handfertigkeit, von verzierender Geschicklichkeit der Land-

bewohner zu sprechen. Dies um so mehr, als sich vielfältig in dem, was diese Leuten jetzt schaffen, der Einfluß der Stadt und deren Produktion bemerkbar macht.

Die Naivität stirbt. Das zeigt sich deutlich, wenn man in dieser Ausstellung erst die Räume des Parterre, dann die der ersten Etage abschreitet. Unten stehen Dinge aus alter Zeit, Museumsschätze. Wie sind sie so köstlich reich an gesunder Ursprünglichkeit, an lachenden Farben, an der Absicht zu schmücken, vornehm und eifersüchtig zu machen. Wie unverkennbar reihen sich die Bänderhauben und die Brautkronen dem Kopfschmuck der Exoten; Glasperlen und Spiegelscherben, Blinkendes und Glitzerndes hatten die Bäuerinnen einst ebenso lieb, wie wir dies heute noch an den Wilden beobachten. Das alles aber hat sich wesentlich geändert; die Mode drang bis in die fernsten Dörfer und mit ihr die Muschelmöbel und das Orchestrion. Da kam über das Völkische, das Einfältige, ein unaufhaltsames Welken. Gewiß, vieles blieb noch unbetastet, frisch und blank; auch in der oberen Etage gibt es genug des Schönen und Guten, Keramik und Textile vor allem. Die Gewebe, die Stickereien,



Gesticktes Kissen von Frau Wislicenus  
entworfen und in Wolle ausgeführt

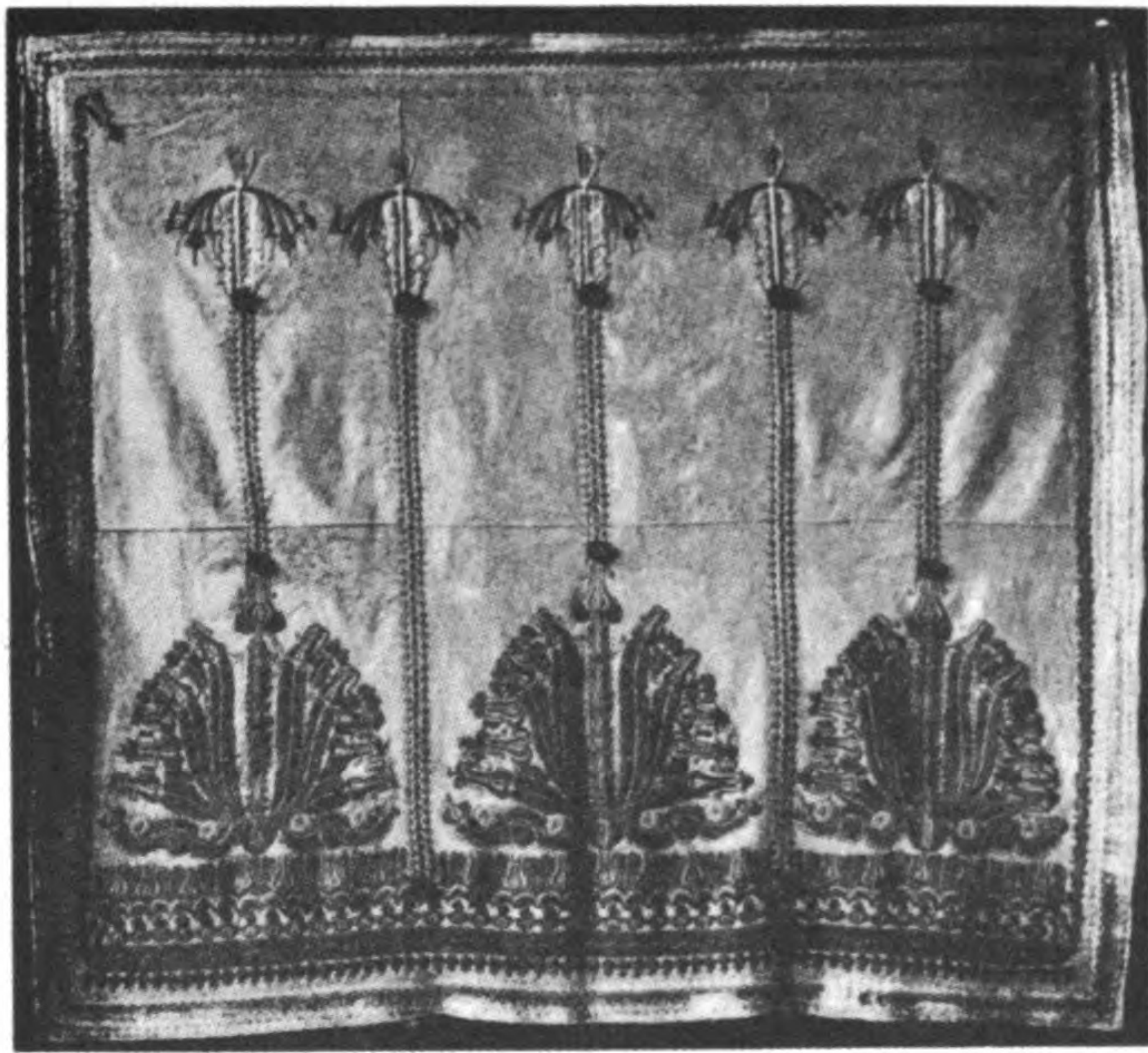


Gewelltes Täschchen nach  
Prof. Wislicenus.



die Spitzen der Bauern, die zum Balkan hinunter oder gen Norden wohnen, sind heute noch besser, materialgerechter und wirksamer als alles, was unsere Gewerbler, die sich so gerne Künstler nennen, bisher erfunden haben. Zumal die Ungarn, die Dalmatiner, die Rumänen, die Südslawen, verwalten eine durch Geschlechter zurückgreifende Tradition; letzte Ausläufer der orientalischen Formenwelt, letzte Nachklänge längst vergessener Wanderungen scheinen ein unbewußtes Leben zu führen.

Die natürliche, gesunde Güte der bäuerlichen Textilik hat (wie dies selbst beim Hausbau geschah) nach Zeiten argen Verfalles Hilfe suchenden Reformern der Stadtkultur als Ausflucht und Arznei gedient. Die simple, aber sachgemäße Bändigung der Fäden, die nüchterne Gesinnung, die von der Nadel ebensowenig Kunststücke wie von der Henne goldene Eier verlangt, half der verirrtten „Kunststickerei“ und ähnlichen Mißgebilden wieder auf den rechten Weg. Zu den schönsten Erfolgen solcher rückläufigen Befruchtung gehören die Arbeiten der Flensburger und die der Breslauer Kunstschule. In der schlesischen Hauptstadt hat der Professor Wislicenus vorbildlich und erfolgreich gewirkt; seine Arbeit sollte von der provinziellen Textilik nicht ungenutzt bleiben, die Liebhaber schöner Gewebe lieben sie längst.



Ungarische Wagendecke.

Leder appliziert.





Escolta (Hauptstraße) in Manila.

Wir verlassen die oberen Zehntausend und fahren hinaus nach der Vorstadt Binondo, wo Hahnenkämpfe jene Eingeborenen zusammenlocken, die sich vor der Polizei sicher fühlen. In Rozario, der Hauptgeschäftsstraße, ist ein chinesischer Laden neben dem anderen. Was der Jude für Osteuropa, was der Grieche und Armenier für den Orient, was der Inder für Ostafrika, das ist der Chineser für den fernen Osten.

Ein merkwürdiges Völkchen, das sich da vorüberdrängt, sind es Malaien? ist es eine Mischrasse von Papuas und Spaniern? Mild, unterwürfig, mit großer Neigung zur Religiosität, etwas orientalisch indolent, so werden sie uns geschildert. Die Männer mit über dem Leinenbeinkleid lose und offen getragenen europäischen Stärkhemd, die Frauen in sauberen, zum Teil ganz kostbaren Spitzenkleidern; aus ihren Augen spricht mehr Leidenschaft und Energie als aus denen der Männer.

Tiefer sinken die Schatten, Patrouillen durchziehen die Straßen, die Menge verläuft sich. Wir schlendern heim durch die laue Tropennacht. Keiner ist zum Sprechen aufgelegt, der Vollmond sorgt für Straßenbeleuchtung, um jedes Haus ein schützender Kranz von Bananenbäumen (mit ihren fleischigen Blättern halten sie die Sonne und das Feuer ab), im kleinen Nebengäßchen zupft mich was am Ärmel: „Herr, Herr, rettet den Rizal!“ ein Tagale, ärmlich gekleidet, barfüßig, aber in Stimme und Blick ein demütiges Fischen.



„Wer ist Rizal?“ „Oh, Ihr müßt Rizal kennen, besinnt Euch! Rizal, er hat doch in Deutschland studiert, der große alte Kaiser hat ihn gesprochen. Er hat uns immer gesagt, die Deutschen allein könnten uns helfen, sie sind gerecht und treu!“

„Wo ist er?“

„In Intramuros. Sie haben ihn mit Verrat gefangen! Er ist ja reich, er lebte im Auslande, aber er fühlte unsere Not und schrieb Bücher, oh, so schöne Bücher. Da sie ihn nicht anders fangen konnten, schrieben sie, seine Mutter läge im Sterben und falls er nicht agitieren wollte, so sollte er freies Geleit haben. Er kam. Auf dem Zoll hielten sie seine Sachen zurück, am nächsten Tage waren verbotene Schriften darin, da nahmen sie ihn und machten ihm den Prozeß. Ihr seid Deutscher, Euer Admiral ist da mit einem großen Schiffe (Admiral von Tirpitz auf „Irene“). Rettet Rizal und morgen weht die deutsche Flagge auf allen Inseln, auch die Visayas halten jetzt zu uns, was noch keiner weiß. Es ist leicht, die Spanier sind wenige und nicht kriegsgewohnt. Rettet Rizal!“

Es ist oft so schwer, nicht helfen zu können, nicht helfen zu dürfen, die Zeiten der deutschen Parteigänger sind vorüber.

Vor uns tauchen allmählich wieder Laternen und — Patrouillen auf, die flehende Stimme an unserer Seite verschwindet.



Hahnenkampf in Binondo.





Vorstadt Binondo zur Regenzeit.

Im Innern der Stadt auf der Escolta noch Leben mit etwas kriegerischem Einschlag. Wir stehen beobachtend still. Die Gruppe, die jetzt vorüberzieht, sind doch keine Tagalen? der stechende Blick, die energischen, verschlagenen Züge! Trotz der Kleidung, keine Frage: Japaner! Seht ihr es, Spanier? Siehst du es, Europa?! —

Todmüde kommen wir ins Hotel, der eingeborene Kellner leuchtet uns ins Zimmer, entfernt sich noch einmal, um mit einer Hand voll Eidechsen zurückzukommen: „Gegen die Moskitos.“ Wir erkundigen uns nach der Ursache des eigentümlichen Polterns über unserer Zimmerdecke, sanft kommt die Antwort: „Schlangen!“ — Donnerwetter, wir fahren empor. „Oh, sie sind harmlos, tötet sie ja nicht, Herr, sie fressen die Ratten.“ —

Am nächsten Morgen führt mich der geräuschlose Aufwärter ins Bad, mit Lächeln zeigt er auf einige Stellen in der Wand: Kugelspuren.

Die Erlaubnis des Admirals Montojo zur Besichtigung des Arsens von Cavite ist eingetroffen.

Ein kleiner Dampfer bringt uns hinüber. Die Zeit der Überfahrt bietet Gelegenheit, uns einzuweihen in die Verhältnisse von Manila. Unser Gewährsmann erzählt uns von dem ungeheuren Einfluß der Geistlichkeit, er erzählt uns von der eindrucksvollen Karfreitagsprozession, die die Soldaten durch Präsentieren mit dem Kolben nach oben begrüßen; sie endet in der Kathedrale; hier sitzt auf prunkvollem Sessel, umgeben von glänzendem Gefolge, der Erzbischof, vor ihm ausgebreitet auf dem Boden die spanische Kriegsflagge, die stolze Flagge Kastiliens, und über sie hinweg schreiten die Beamten und Offiziere, geführt vom Generalgouverneur, zum Hand- oder Fußkuß. Welche Kraftprobe, welcher Triumph der Kirche! —





Arsenalbatterie in Cavite mit Wrack des „Duero“.

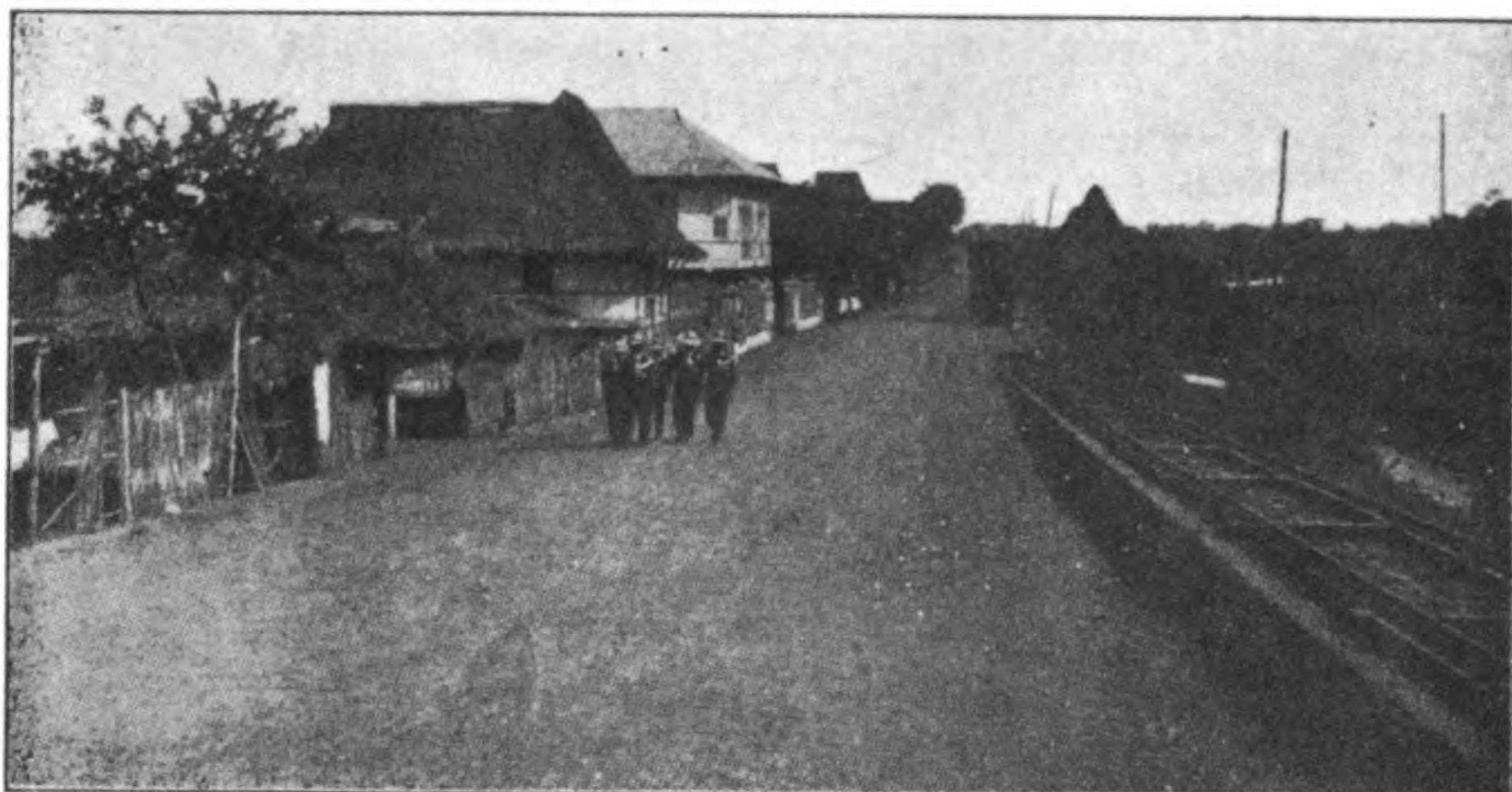
## II. Während des spanisch-amerikanischen Krieges.

5. Mai 1898. Wenige Tage nach der Schlacht bei Cavite trafen wir mit S. M. S. „Irene“ ohne jede Kenntnis der Ereignisse, ja ohne Kenntnis der Kriegserklärung vor Manila ein. Wir passieren die siegreiche amerikanische Flotte, etwas mißtrauisch betrachtet. Unsere aus Freiwilligen bestehende Kapelle spielt, was der Hoboistenmaat für den Yankee-doodle erklärt. Unser spanischer Lotse schwört bei dem Haupte seiner sämtlichen geborenen und ungeborenen Kinder, es wäre der Marcha reale gewesen. Wer hatte recht? Vielleicht keiner von beiden. Ich bin skeptisch, unser Hoboistenmaat spielte uns einmal zur Feier der Anwesenheit russischer Offiziere, auf die Aufforderung, ein russisches Lied zu spielen, voll Freude und Überzeugung: Noch ist Polen nicht verloren. Er tat so etwas aber nicht aus politischer Überzeugung.

Der spanische Lotse führte uns in Zickzacklinien durch die angeblichen spanischen Minensperren, auch an Stellen der Bucht, an denen man aus den Wasserverhältnissen mit ziemlicher Sicherheit schließen konnte, daß keine Minen liegen konnten. Die spanischen Minen existierten auch nur in den eingereichten Rechnungen der Befehlshaber, wenn man nicht die drei ehrwürdigen verrosteten Eisentöpfe, welche im Arsenal von Olongapo lagerten, in Betracht ziehen will.

Die Schlacht selbst war für die Amerikaner weder ein Wag- noch ein Kunststück, ich hörte es von einem fremden Seeoffizier eine gutgeleitete Schießübung nennen. Es wird erzählt, die spanischen Offiziere seien erst nach Beginn der Schlacht alle an Bord gekommen. Montojo, der Admiral von dem man sagt, daß viel, allzuviel staatliche Gelder





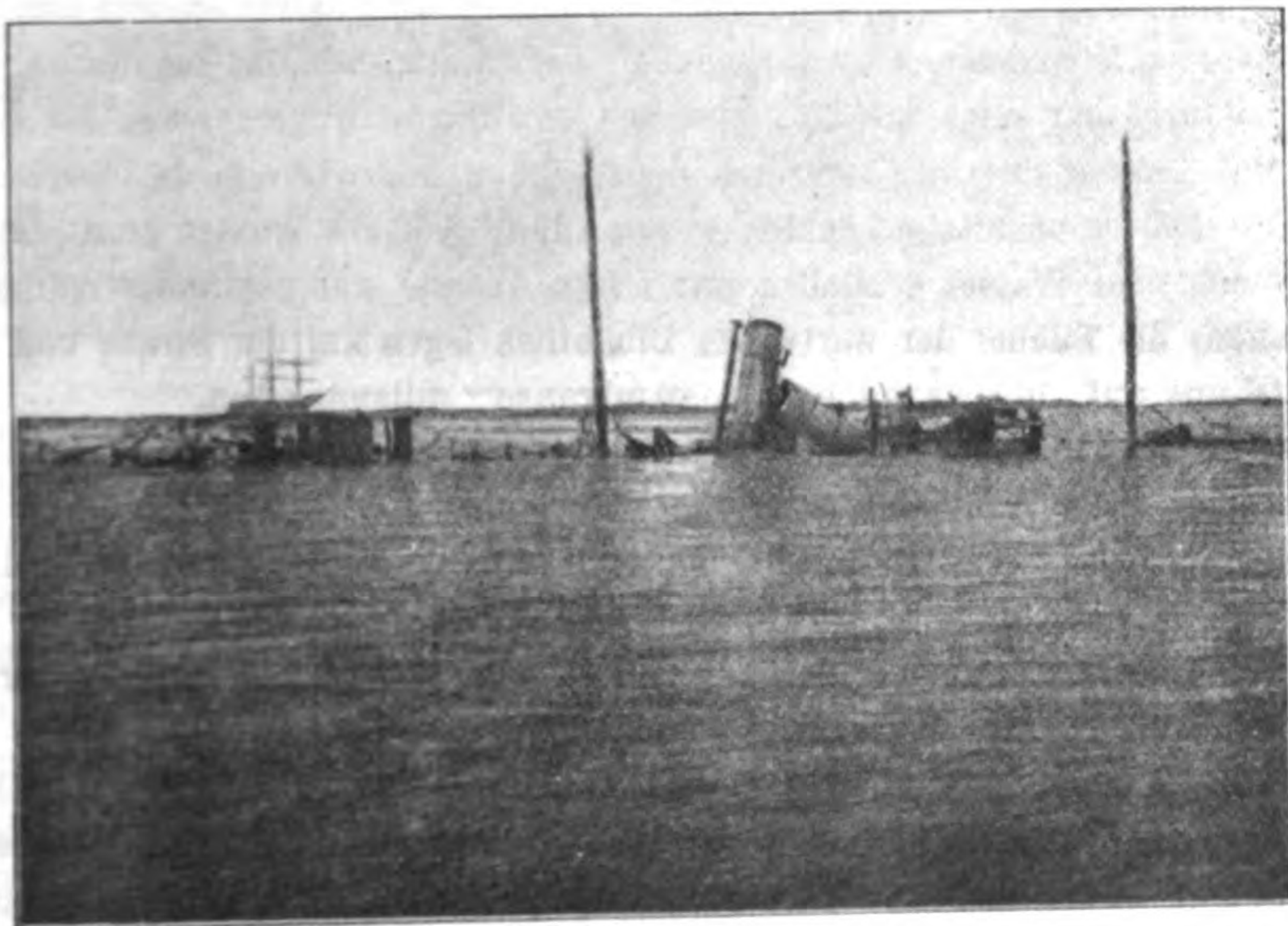
Patrouille an der Bahnlinie.

in seine Tasche geflossen seien, hat aber großen, persönlichen Mut entwickelt und dreimal sein Flaggschiff gewechselt. Manila selbst macht einen kriegesischen Eindruck; jeder erwachsene Spanier ist unter die Waffen gerufen. Der Pasigfluß ist durch eine doppelte Schiffssperre geschlossen, hinter der das einzige spanische Kanonenboot liegt. Die umwallte Stadt (Intramuros) ist fast verlassen, weil man fürchtet, daß die Amerikaner diese als Festung in erster Linie bombardieren werden. Die Lebensmittel werden knapp. Fast alle Dienstboten sind verschwunden, sie sind bei den Aufständigen. Es wird keine Wäsche mehr gewaschen, dies ergibt für uns auf die Dauer eine große Unbequemlichkeit. Die im Salzwasser gewaschene Wäsche trocknet in dieser feuchten Atmosphäre nie, da das Salz in den Fäden sitzen bleibt und immer Feuchtigkeit aufzieht. Ist man wochenlang gezwungen, solche feuchte, glitschige Wäsche zu tragen, so erzeugt dies ein ganz bedeutendes Unbehagen, ja Krankheiten. Die spanischen Zeitungen an Land bringen die unglaublichsten Gerüchte: Deutschland werde für Spanien eintreten. Wir sind nicht in der Lage, diesen Gerüchten wirksam entgegenzutreten, da jede Verbindung fehlt. Die Spanier, die uns vor 1½ Jahren mit Mißtrauen kommen sahen, klammern sich an uns mit der Verzweiflung eines Ertrinkenden. Eine äußerst heikle Position, da jede harmlose Redensart von ganz unverantwortlichen Personen aufs gewissenloseste ausgeschlachtet wird.

Ich hatte für meine Person selbst darunter zu leiden, das kam so. Infolge der teils wahren, teils übertriebenen Erzählungen von der Grausamkeit der wiederempörten Tagalen gegen Europäer beantragten die Europäer die Aufnahme an Bord der Kriegsschiffe und besonders unsere Schutzbefohlenen waren sehr ängstlich. Die Spanier ihrerseits behaup-



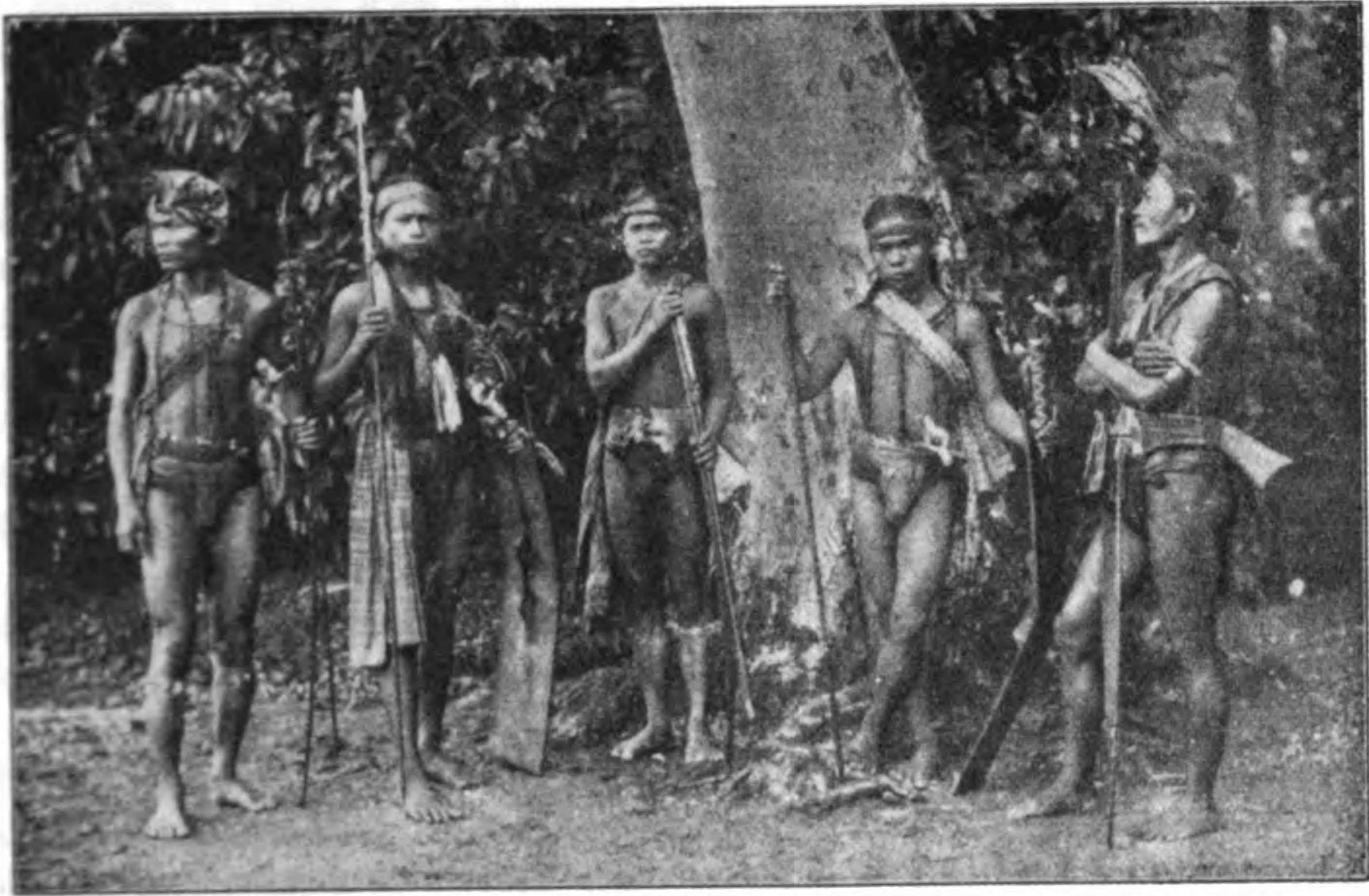
teten, die Stadt gegen Überfälle der Insurrekten hinreichend gesichert zu haben und erboten sich die Außenwerke zum Beweis zu zeigen. Eines Morgens um Fünf ritten daher T., ein Beamter des Konsulats K. und ich mit einem großen Gefolge von spanischen Offizieren hinaus nach Parañaque und Las Piñas, wo vor zwei Tagen heftige Gefechte stattgefunden hatten. Die Spanier hatten zweifellos ihre Stellungen bedeutend verstärkt, gegen Überfälle von außen schien die Stadt gesichert. Bei einsetzender Tageshitze fanden wir in einem altersgrauen, kühlen Steingebäude ein reiches Frühstück aufgetragen, die Spanier waren zwar anerkennenswert mäßig, aber dem Feuer und dem Fluß ihrer Reden tat dies keinen Eintrag. Nachdem die üblichen Toaste auf die deutsche Flotte auf meine Bitten von K. in Spanisch erwidert worden waren, mußte die ganze Genealogie unseres Fürstenhauses herhalten um Grund zu neuen Toasten herzugeben, sie erwarteten offenbar eine persönliche Antwort von mir. Ich brachte schließlich, meinen spanischen Kenntnissen angemessen, in wenigen Worten die Gesundheit von Sr. Majestät Alfons XIII. und seiner erlauchten Mutter der Regentin aus. Begeisterungsturm, Umarmen, „Vivan“-Gerufe ohne Aufhören. Wie oberflächlich oder gemacht das patriotische Gefühl aber bei einigen war, zeigte mir, daß einer der spanischen Offiziere mir bei der endlosen Wiederholung des vivan in die Ohren flüsterte: „Y las muchachas de esta noche,“ (Und die Mädchen der heutigen Nacht). Sobald es ging, drängten wir zum Aufbruch, es war zu augenscheinlich, wie jedes unserer Worte ausgenutzt werden sollte. Diese Vorsicht



Wrack der „Reina Christina“.



Tage vorher die Besatzung bis auf den letzten Mann (alle Unteroffiziere einschließlich) gewechselt hatten und also wirklich nur auf Friedensmission gehen konnten. Unser Auftrag lautete, nach zwei deutschen Mineningenieurern zu forschen, die sich nach der Westküste hatten durchschleichen wollen. Im Verfolg dieses Auftrages ankerten wir zuerst im Golf von Lingayen vor Dagupan, welches wir noch in spanischen Händen fanden. Der Kommandant der aus 500 Mann bestehenden Garnison, ein Jägermajor Caballos, machte einen vorzüglichen Eindruck. Die Garnison war überall eingeschlossen durch die Aufständischen, Munition und Lebensmittel knapp; seit 1 ½ Monat keine Nachrichten



Negritos (Ureinwohner).

von der Außenwelt. Da uns glaubhaft versichert wurde, daß die Aufständischen alle spanischen Frauen und Kinder auf das barbarischste behandelten, so boten wir uns an, diese mitzunehmen; der alte ergraute Offizier war rührend dankbar. Den nächsten Morgen gingen wir an Land, um die Flüchtlinge zu holen, ich gebe darüber die Eintragung meines Tagebuches im Wortlaut wieder:

„Die Damen verließen ab und zu die Stube, um sich auszuweinen. Ein kranker Priester bat, auch mitgenommen zu werden, was ihm aber unser Kommandant (eifriger Katholik) nicht gewähren zu können glaubte, trotz eines Kniefalls. Plötzlich begann ein kleines Mädchen zu weinen, uns allen wurden die Augen feucht, es war furchtbar.



wieder eröffnet und nochmals durchgelesen, einige wurden zurückbehalten. Packend war die Dankbarkeit der Spanier, packend die Verzweiflung der Frau.

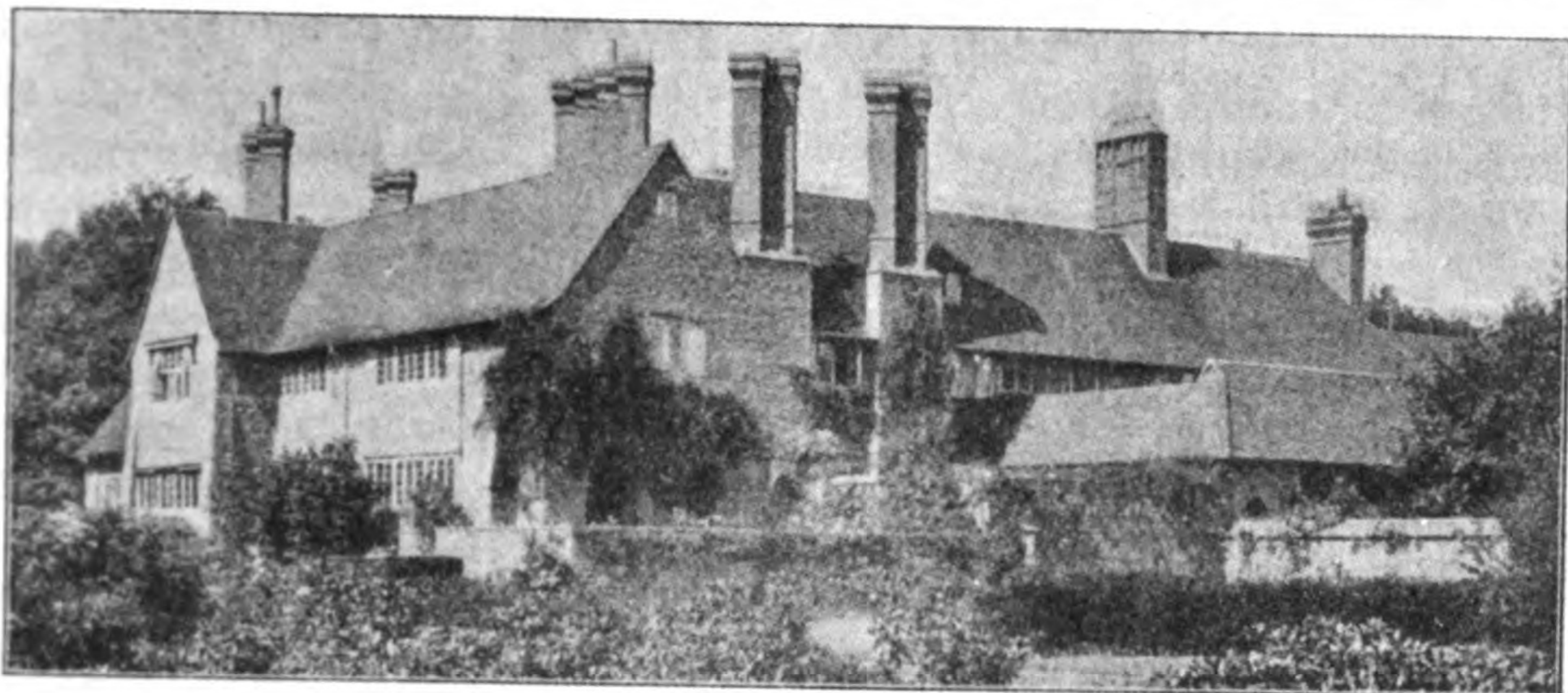
Als keine Briefe mehr kamen, traten wir den Rückmarsch an, geleitet von Musik, Fahnen und Ehrenwachen, die an der Stadtgrenze größtenteils zurückblieben. Als nur noch wenige da waren, kam barfüßig und -häuptig ein Tagale neben mein Pferd getrabt. „Es tat mir leid, ich weiß ihr sprecht die Wahrheit, ihr belügt uns nicht, ich kenne euch von vorigem Jahre von Binondo“. Jetzt erst sah ich mir den fast demütig Ausschauenden an, hatte aber keinerlei Erinnerung. „Ihr müßt es nicht verübeln, wir kennen die Gebräuche großer Völker noch nicht so, wir glaubten schon viel getan zu haben, daß wir Gefangene machten, ich habe im Kriegsrat gesagt, wir wissen es nicht, aber den Deutschen dürfen wir trauen, aber der General war mißtrauisch. Aber ich bitte euch, nehmt diesen Dolch als Zeichen an, daß ihr nicht mehr zürnt und hier ist meine Visitenkarte.“ [Beide liegen noch vor mir, der Dolch selbstgefertigt, mit Silber beschlagen; auf der Karte steht, mit Tinte geschrieben: „Valentin Mendigorin Komandante nang kokbo Subik-Zambales“ (Befehlshaber des Subigdistrikts).]

Merkwürdiges Volk,entwicklungsfähig, voll schlummernder Energie, wehe, wer es unterschätzt!



Tagalenfamilie vor ihrem Hause.





Haus Orchards Godalming.

Architekt Lutjens.

## Die Wohnkultur in England.

Von

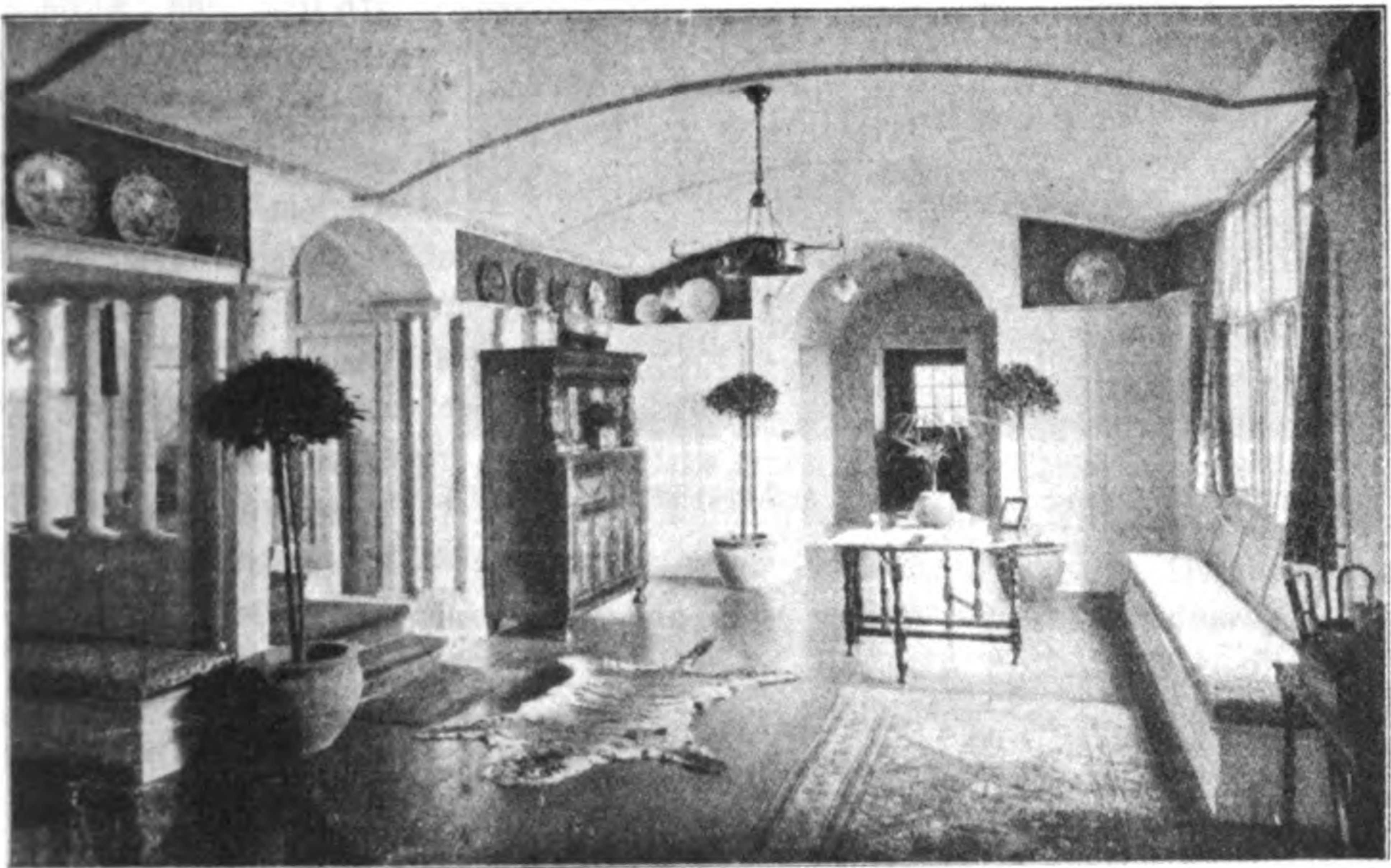
Hermann Muthesius.

In neuerer Zeit hat das englische Haus auch in Deutschland von sich reden gemacht und ist vielfach als vorbildlich hingestellt worden. Nicht ohne Widerspruch bei denen hervorzurufen, die in jeder Hervorhebung eines Vorzuges des Auslandes eine Verleugnung der heimischen Verdienste erblicken. Wie es in der Regel geschieht, werden von solchen Leuten Berichte über auswärts gefundene Vorzüge von vornherein zurückgewiesen, ohne daß man sich die Mühe nähme, die Materie zu prüfen. So sehr die Neigung, nationale Verdienste zu würdigen, begrüßt werden muß, so sehr muß eine Umkehrung dieses Prinzips in die negative Kritik ausländischer Errungenschaften schädigend wirken, weil sie uns des besten Mittels beraubt, durch Erkenntnis der guten Qualitäten anderer unsere eigenen Leistungen zu steigern.

Durchweg ist zu beobachten, daß, wer mit offenem Sinn England bereist, entzückt ist von den Wohnstätten der Menschen, die ihm auf seinen Eisenbahnfahrten auf saftigem Wiesengelände in ihrer anheimelnden und traulichen Art entgegentreten. Er bemerkt, wie dort die Häuser aus einer ganz anderen Gesinnung gebaut werden als bei uns, wie sie eine höhere Geschmackskultur verraten, wie sie der Natur gleichsam als organische Bestandteile eingefügt sind. Wer dazu noch das Leben in einem englischen



In nichts prägen sich diese Eigenschaften drastischer aus als im englischen Hause, dem jede Prätension fernliegt und das im Innern und Äußern nichts anderes sein will, als eine Stätte für das gesündeste und komfortabelste Wohnen. Nichts ist vielleicht auffallender als das Nichtvorhandensein von Prunk- und Gesellschaftsräumen, die selbst im Hause des ganz reichen Mannes fehlen. Das kleinste wie das größte Haus hat einen festen Bestand von wenigen Wohnzimmern, dem auch im größten Landsitze fast nichts mehr hinzugefügt wird. Unerläßlich, aber auch genügend, sind für den Engländer das („drawingroom“ genannte) Wohn- und Gesellschaftszimmer, das Eßzimmer, die Bi-



Halle in Garth Haus Edgboston bei Birmingham.

Architekt Bidlak.

bliothek und die Halle. In Häusern, die sich über die Mittelgröße erheben, finden wir noch ein Billardzimmer und hier und da ein sogenanntes Morgenzimmer (das zur Entlastung des Hauptwohnzimmers dient) und vielleicht ein Frühstückszimmer. Mehr ist an eigentlichen Wohnzimmern in keinem, auch noch so großen Hause zu finden. Dagegen unterscheidet sich das Haus des reichen Mannes dadurch von dem Hause des Minderbemittelten, daß die Wirtschaftsräume einen für unsere Begriffe geradezu enormen Umfang annehmen. Wer zum erstenmal den Grundriß eines englischen großen Landhauses betrachtet, dem erscheint die Zahl und Größe der Wirtschaftsräume geradezu rätselhaft. Sie nehmen im Erdgeschoß nicht selten den zwei-, drei-, ja vierfachen Flächeninhalt





Sommerhaus in Surrey.

Architekt Walter Cave.

der eigentlichen Wohnräume ein. Der Küche sind eine große Anzahl von Nebenräumen angegliedert (Abwaschküche, Teeküche, getrennte Vorratsräume für Fleisch, Milch, trockne Vorräte), der „butler“ beherrscht drei bis vier Arbeits- und Aufbewahrungsräume, die Wirtschaftsführerin hat über eine gleiche Anzahl von Räumen zu verfügen und außerdem sind für die verschiedenen Reinigungsvorrichtungen getrennte Räume vorhanden. Nie fehlt ein gemütlich eingerichtetes Zimmer für die Diensthofen, in welchem

diese am sauber gedeckten Tische essen und sich in den dienstfreien Stunden aufhalten.

Ausgedehnt wie der Wirtschaftsteil des Hauses sind die den Besuchsgästen gewidmeten Räume. Ein großes englisches Landhaus ist ohne Wohnbesuch nicht denkbar. Auch das kleinste Haus enthält ein Fremdenzimmer, die Zahl der Besuchszimmer steigert sich im ganz großen Landhause bis zu der Einrichtung eines kleinen Hotels.

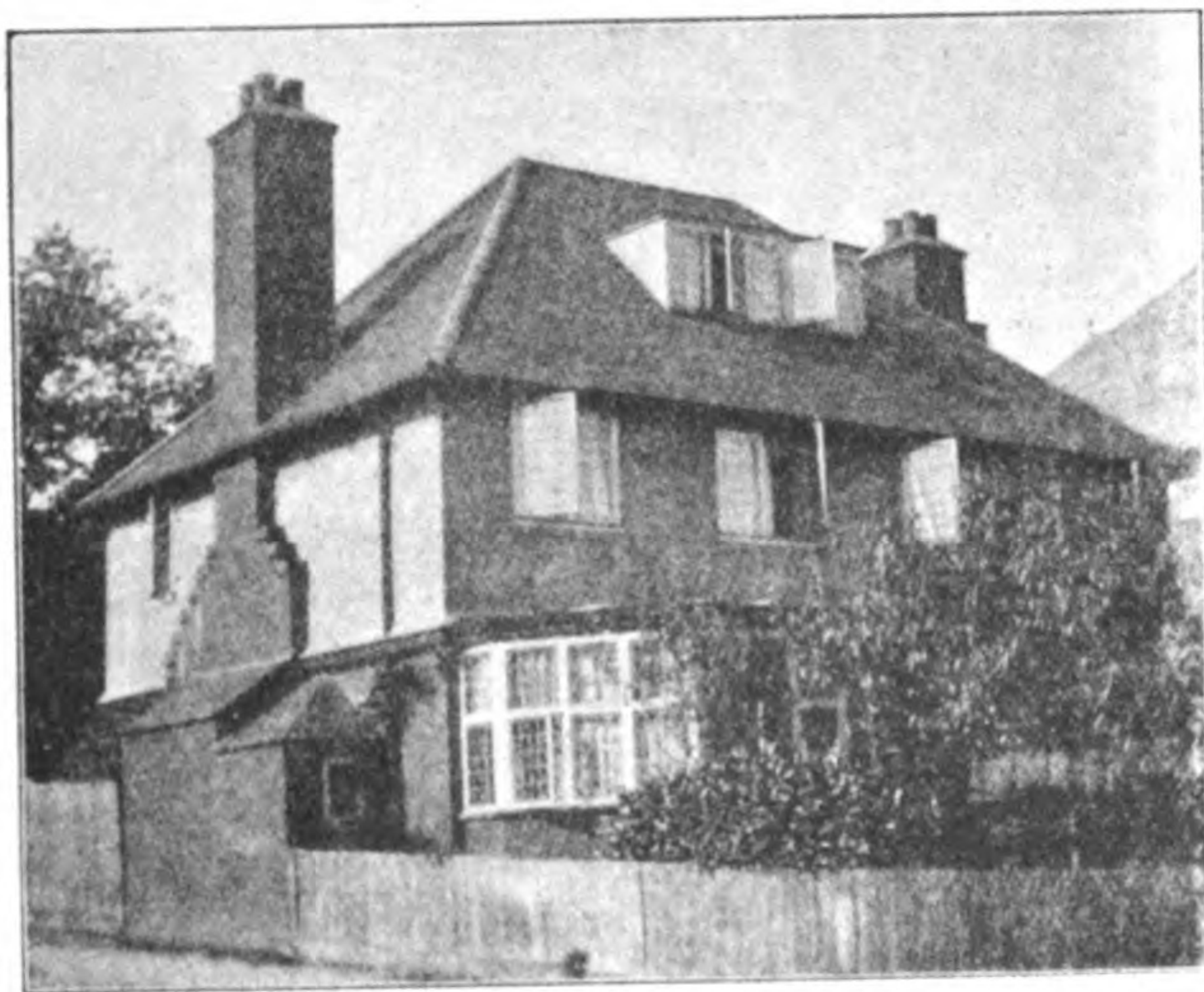
Tief eingewurzelt ist in jedem Engländer die Liebe zur Natur. Er steht in einem innigeren Verhältnisse zu dem Boden, auf dem er lebt, als der Bewohner des Kontinents. Hierzu mag die eigentümliche Schönheit der englischen Landschaft das ihrige beitragen, deren frisches, saftiges, durch das ganze Jahr anhaltendes Grün anziehender und einladender ist, als die durch Sommerhitze und Staub bald dem Vergehen ausgesetzte Vegetation des Festlandes. Sicherlich trägt aber auch noch ein anderer Umstand dazu bei, die freie Natur aufzusuchen: England ist nicht umsonst das Land der Bewegungsspiele im Freien, des Sportes jeder Art. Es ist das feuchte, sonnenscheinarme Klima, das den Menschen zwingt, durch Körperbewegung gegen seine Einflüsse anzukämpfen. So wird der Bewohner des Inselreiches hinaus auf seine Wiesengründe, Flüsse und Berge zur Sportbetätigung gezogen, er gibt sich der Natur hin, aber er muß sich in ihr bewegen. Er darf sich in ihr nicht, wie der Südländer, dem Müßiggange überlassen. Zum ruhigen



Genuß seiner Existenz kann ihm nur sein Haus dienen, in welchem das flackernde Herdfeuer durch seine direkte Strahlung die Feuchtigkeit bekämpft. Hier liegt der Grund für die Universalität des englischen Kamins. Kein englisches Zimmer ist ohne den Kamin denkbar, der auch nicht durch moderne Einrichtungen wie die Zentralheizung beiseite geschoben werden kann. Das uralte Symbol des häuslichen Behagens, das offene Feuer, übt heute wie vor tausend Jahren noch ungeschwächt seine Wirkung aus, mit ihm verknüpfen sich alle ethischen Werte des Familiensinns, des Friedens und des häuslichen Glückes wie in alter Zeit. Das Herdfeuer ist die Seele des englischen Hauses.

Mit dem Klima mag es auch zusammenhängen, daß in England ein Grundsatz der Hausanlage stets eingehalten wird, der bei uns stark vernachlässigt wird: Es ist die Anlage der Räume nach der Sonne. Unter allen Umständen liegen die Wohn- und Schlafräume der Sonne zugekehrt. Nach der Sonne öffnen sich alle Räume mit breiten Fenstern, gleichsam um den letzten ihrer Strahlen noch einzufangen. Ein sonnenloses Zimmer ist für den Engländer ein unbrauchbares Zimmer. Die Bestimmung der Räume stuft sich nach ihrem Anteil an der Sonne ab. Für unerläßlich wird die sonnige Lage für die Kinderzimmer sowie für die Schlafzimmer gehalten (das Schlafzimmer erfordert die gesündeste Lage, weil es von allen Räumen des Hauses am längsten besetzt ist, nämlich volle acht Stunden in ununterbrochener Folge). Demnächst ist es eine Selbstverständlichkeit, daß das drawingroom die Sonnenlage erhält. Nur für EBzimmer und Bibliothek sind Ausnahmen zulässig. In der Beobachtung dieses Gesichtspunktes muß uns das englische Haus in allererster Linie vorbildlich sein. Denn die Besonnung der Wohnräume ist zur vollkommenen Erfüllung der gesundheitlichen Anforderungen bei uns nicht minder wichtig als in England, wird aber trotzdem selbst beim freiliegenden Landhause fast nie beobachtet.

Überhaupt lassen sich aus den meisten uns auffallenden Eigentümlichkeiten des englischen Hauses wichtige Lehren für uns ziehen. Eben in seiner völligen Zweckerfüllung, in seinem Bestreben, dem Wohnbedürfnisse besonders in dessen Verzweigung nach der Hygiene und dem Komfort hin in der voll-



Kleines Haus in Wintbleton bei London.



kommensten Weise entgegenkommen, hat es eine Entwicklungshöhe erreicht, durch die es für alle Länder zum Vorbilde wird. Selbstverständlich ist eine sklavische Nachahmung von Einzelheiten zu verwerfen. Wir können in Deutschland den Feuerkamin entbehren; unsere Zimmer haben zum Teil andere Bestimmungen, wir müssen uns mehr vor Kälte schützen und wollen der Geselligkeit mehr Rechnung tragen, als es der Engländer tut. Aber der Geist des englischen Hauses, der in vollkommener Nützlichkeit und im höchsten Komfort gipfelt, kann auf das Haus irgendeines Volkes übertragen werden. Die Sachlichkeit macht das englische Haus vorbildlich.

Nicht für uns in Frage kommt selbstverständlich die äußere Erscheinungsform, die eine englisch-nationale ist, die als solche ihre örtliche Entwicklung hat, die nur als ein Erzeugnis englischen Kunstempfindens und englischer Geschmacksrichtung angesprochen werden kann. Wir begingen die größte aller Torheiten, wenn wir etwa, wie es leider so oft geschieht, Äußerlichkeiten als das Nachahmenswerte betrachteten. Das Ziel unserer Entwicklung kann hier nur das einer deutschen nationalen Hausbaukunst sein. Wenn es uns gelingt, ebenso echt deutsch zu bauen, wie der Engländer echt englisch baut, so haben wir die beste Lehre aus dem englischen Hause gezogen, die sich aus ihm gewinnen läßt.



Haus des Architekten Colcutt in Totteridge bei London.



## Gottfried Schadow.

Von  
Georg Hermann.



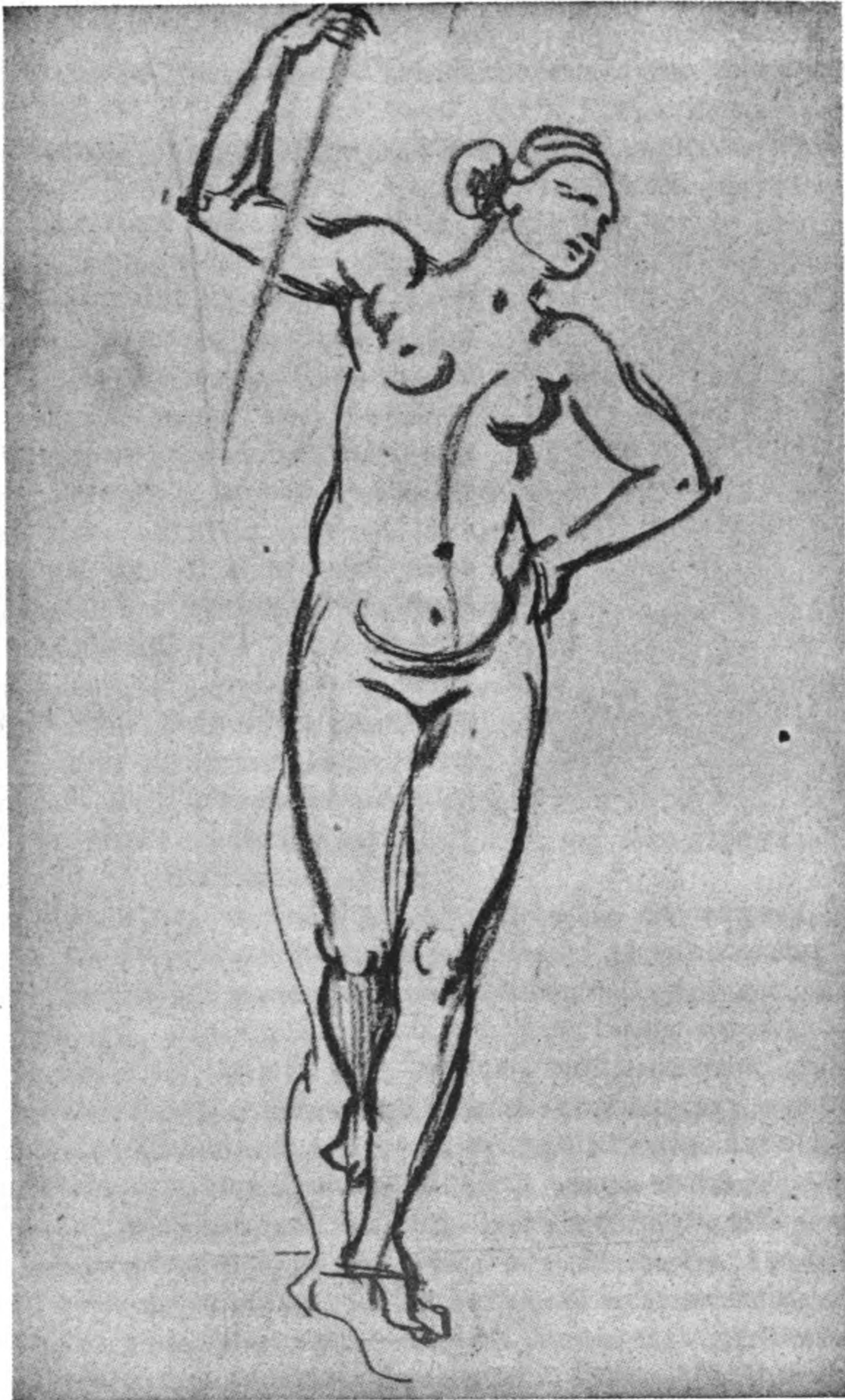
Studie.

Volkslieder sind uralt und ewig neu. Man kann sie immer wieder singen, ohne Gefahr zu laufen, abgeschmackt zu werden. Und so wird man auch mir verzeihen, wenn ich das alte Lied von vorn anfangen, daß die Deutschen nicht wissen, was sie im Land haben, daß sie ihre große Kunst nicht kennen, daß sie in aller Welt Bescheid wissen, nur nicht bei sich zu Hause. Derselbe Meister, dessen Ruhm im Ausland in dem dankbareren Frankreich, in England und Italien durch Jahrhunderte währt, ist in Deutschland in vierzig Jahren so gut, wie unbekannt. Es ist fast ein Unglück für eine starke künstlerische Begabung, in Deutschland geboren zu werden. Bei Lebzeiten nur ein kleines und behindertes Feld der Betätigung, Kampf mit der Engherzigkeit kleinstädtischer Philisterseelen und

nach dem Tode Vergessenheit — das ist ihr Los. Alle hundert Jahre einmal versucht man es mit Ausgrabungen und dann rollt sich vor unsern Blicken ein reiches Bild auf — und des Staunens ist kein Ende: Herrgott, das haben wir besessen und besitzen es noch! Das muß anders werden, wir müssen uns finden, auf uns selbst halten. Alle Welt singt dann das gleiche Lied. Die letzten Töne verhallen. Und alles ist, wie es war.

Ich will zwei ganz eklatante Beispiele herausheben. Wäre der Würzburger und Bruchsaler Schloßbaumeister Balthasar Neumann ein Franzose, unsere Kinder würden seinen Namen in der Schule lernen. Er ist ein Deutscher, und von zehn Gebildeten kennt ihn nicht einer. Wäre Colmar mit dem Isenheimer Altar des Grünewald in Italien — es würden Extrazüge hingehen. Es ist im Elsaß — und von 5000 Reisenden, die im Sommer nach der Schweiz fahren, sehen ihn nicht zehn, wissen nicht 50 von ihm. Oder aber ein Name hat guten Klang, dann kennen wir sicher das Werk nicht, an das sich dieser Name knüpft. Denn nichts läßt sich ja leichter loben, wie das, was wir nicht kennen. Das war schon zu Lessing-Klopstocks Zeiten so, und das hat sich bis heute wenig geändert. Der Name Gottfried Schadow z. B. hatte guten Klang, aber von seinem Werk kannten





**Weiblicher Akt.**





**Henriette Herz.**

21\*





Studie.

allen Seiten und eine jede Ansicht dünkt uns interessant und wertvoll. Da ist ja gar keine preußische Armut, sondern Reichtum. Keine Nüchternheit und Kühle, sondern Wärme und Versenkung. Aus der Herbheit lockt die zarteste Anmut hervor, aus der stilistischen Vereinfachung das reichste, bewegteste Leben. Empire — ein Nachahmen der Antike, ihres Räusperns und Spuckens, Befragen antiker Statuen, alter Reliefplatten, doch nicht der Natur. Das mag bei Thorwaldsen sein, bei Canova — bei Schadow nicht. Dessen Kunst ist dem Leben untertan und zu zweit erst einem Stilgedanken. Keinem unglückseligen, sondern dem größten Stilgedanken, in dem je die Bildhauerkunst dachte — eben dem

der Antike. Und der heißt Ehrlichkeit, Unbestechlichkeit, sich nicht Kirren- und Wirrenlassen durch die Dinge, die daneben liegen. Man kann vielleicht Plastik male-rischer, gefälliger, bewegter gestalten, aber die Form wird dann leiden. Über Äußerlichkeiten wird man das innerste Wesen vergessen. Aber das heißt es gerade enthüllen, aus dem Organischen heraus entwickeln. Und erst wenn d a s da ist, dann kann auch das Feinste und Letzte ausgesprochen werden, nachgefühlt werden; die Weichheit eines Kindermundes, die gärenden Gedanken eines Mannes, das verlorene Lächeln der Anmut einer Zwanzigjährigen, und der sanfte atmende Schlaf eines Knaben. Dann können die gegliederten Formen lebensvollste und momentanste Bewegung bekommen, dann können die Rhythmen des Tanzes eine Figur durchpulsen und durchzucken. Dann mag auch der Realismus zu seinem Recht kommen — jener verpönte Realismus, der sich von dem vielgerühmten und vielgeforderten Idealismus d a d u r c h unterscheidet, daß er weder lügt noch sinnlos und schwächlich

allen Seiten und eine jede Ansicht dünkt uns interessant und wertvoll. Da ist ja gar keine preußische Armut, sondern Reichtum. Keine Nüchternheit und Kühle, sondern Wärme und Versenkung. Aus der Herbheit lockt die zarteste Anmut hervor, aus der stilistischen Vereinfachung das reichste, bewegteste Leben. Empire — ein Nachahmen der Antike, ihres Räusperns und Spuckens, Befragen antiker Statuen, alter Reliefplatten, doch nicht der Natur. Das mag bei Thorwaldsen sein, bei Canova — bei Schadow nicht. Dessen Kunst ist dem Leben untertan und zu zweit erst einem Stilgedanken. Keinem unglückseligen, sondern dem größten Stilgedanken, in dem je die Bildhauerkunst dachte — eben dem



Studie.



nungen auf einer andern Basis aufzubauen als seine Plastiken oder Reliefs, immer an die innere Konstruktion denkend. Er grübelt über den Formenkanon der menschlichen Figur und schafft ein Buch über die menschlichen Proportionen — wie Dürer — das noch heute bei Künstlern in Gebrauch ist und das z. B. von Max Liebermann stets und ständig bei seinen Arbeiten um Rat gefragt wird. Und er kommt als Zeichner ebenso wie als Plastiker zu den letzten und feinsten Dingen: Kampfszenen von unerhört wilder Bewegung baut er auf; den feinsten Rhythmus der Tänzerin fühlt er nach; er gibt in der „Dramatischen Muse“ das Schweben der Figur so gut, wie es nur je ein Fresko Pompejis gab, und er schafft mit ein paar Pastelltönen in der großen Studie zum Kopf der Muse die Illusion des Rampenlichtes, das durch die seltsam verlegte Bestrahlung einen Kopf großzügig und überirdisch stilisiert, . . . jene Illusion so zwingend, daß man sie nie wieder vergißt. Man kann von Schadow das sagen, was man nur von ganz wenigen sagen kann: er ist der Schöpfer einer großen und eindringlichen Schönheit, die doch nie das Leben verleugnet. Welch eine Charakteristik in seinen Porträtbüsten! Da sind Kinderköpfchen, und wir müssen bis zur Florentiner Frührenaissance zurückgehen, um jene unversüßlichte, unbewußte Kinderlieblichkeit und herbe Weichheit wiederzufinden. Der ganze klassische Geist der Zeit ist in dem Kopf eines Goethe, eines Wieland, eines Fasch gebannt und das ganze Genießertum des ausklingenden Rokoko liegt in den Zügen Friedrich Wilhelms II., während in dem Dantonkopf des Berliner Aufklärers Nicolai, vernüchtert und zahm, doch schon der volle Sinn der französischen Revolution lebt. Für die feine, fesselnde Geistigkeit einer Henriette Herz hat Schadow ebenso das Organ, wie für die charakteristische und doch sympathische Unschönheit einer



Selbstbildnis Schadows.



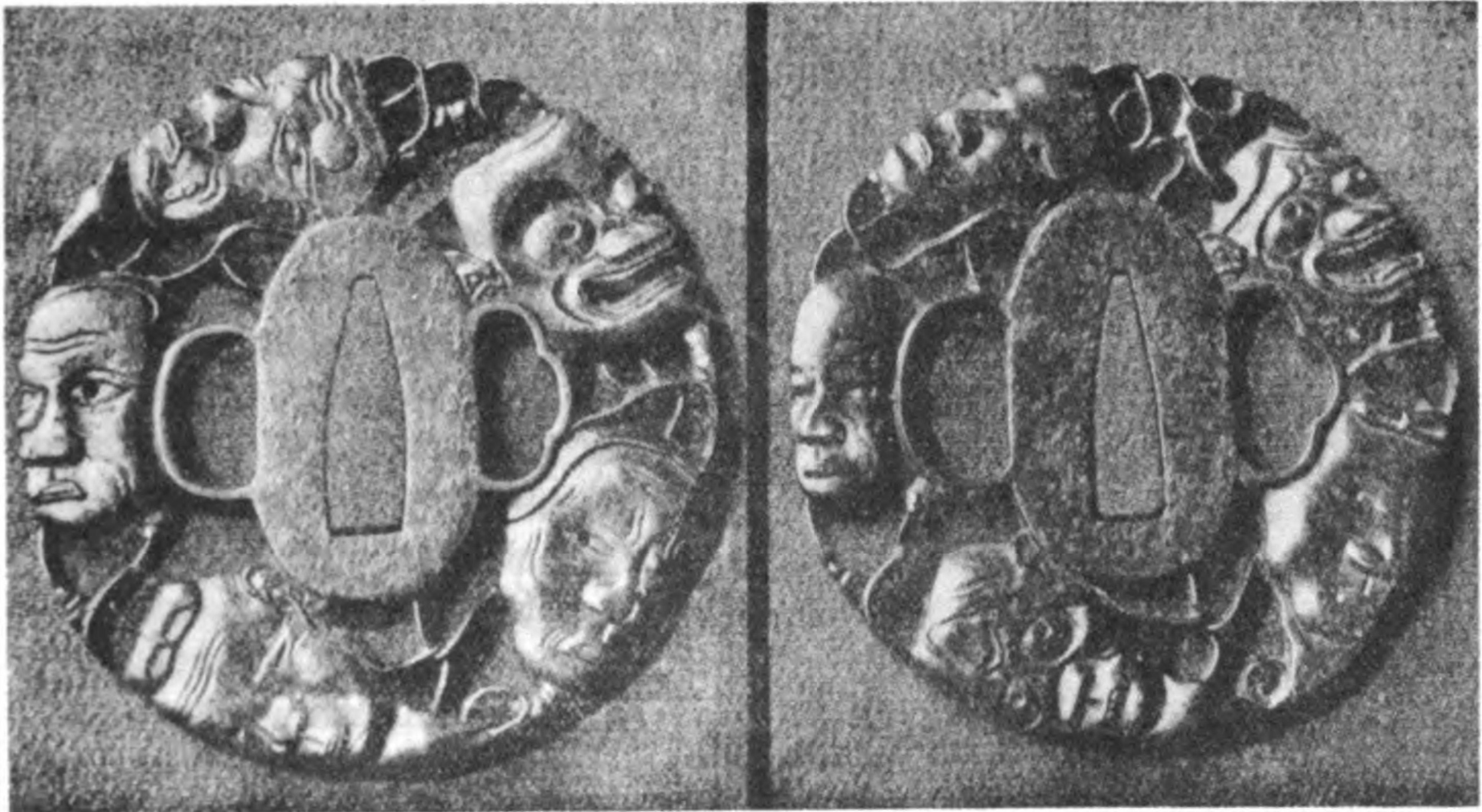
Frau Zelter oder einer Gräfin Hochberg-Rohnstock. Er gewinnt jedem Material das ab, was in ihm lebt; und eben der Künstler, der in Marmor wie mit Absicht jeder malerischen Behandlung aus dem Wege geht, ist in seinen Wachsmodeilen von einer Weichheit und Breite, die nicht übertroffen werden kann. Dort ist eine Aktfigur — schreitend im Tanz mit erhobenem Arm — die uns das Wort Michelangelo aufnötigt. Und welch ein Leben, welch eine malerische Breite in den kleinen Entwürfen zum Zietendenkmal — und trotzdem welch eine Formgebung, welch eine Charakteristik!

Man sagt und staunt, daß Schadow ja ganz modern wäre; da sind z. B. Aktstudien mit wenigen Strichen, die an Rodin gemahnen; bei der einfachen Größe dieser Büsten spricht man von Hildebrand — und doch ist Hildebrand viel kühler, weil weniger vertieft. Ja, was heißt denn modern sein? Jede Kunst ist modern, die einmal den feinsten und letzten Zusammenhang mit dem Leben selbst, und nicht nur mit dem Geschmack einer Zeit hatte. Dann ergeben sich immer wieder ähnliche Kunstformen.



Grabmal des Grafen von der Mark.





**Daishō-Stichblatt, Eisen. Arbeit der Kinal-Schule. Achtzehntes Jahrhundert.**

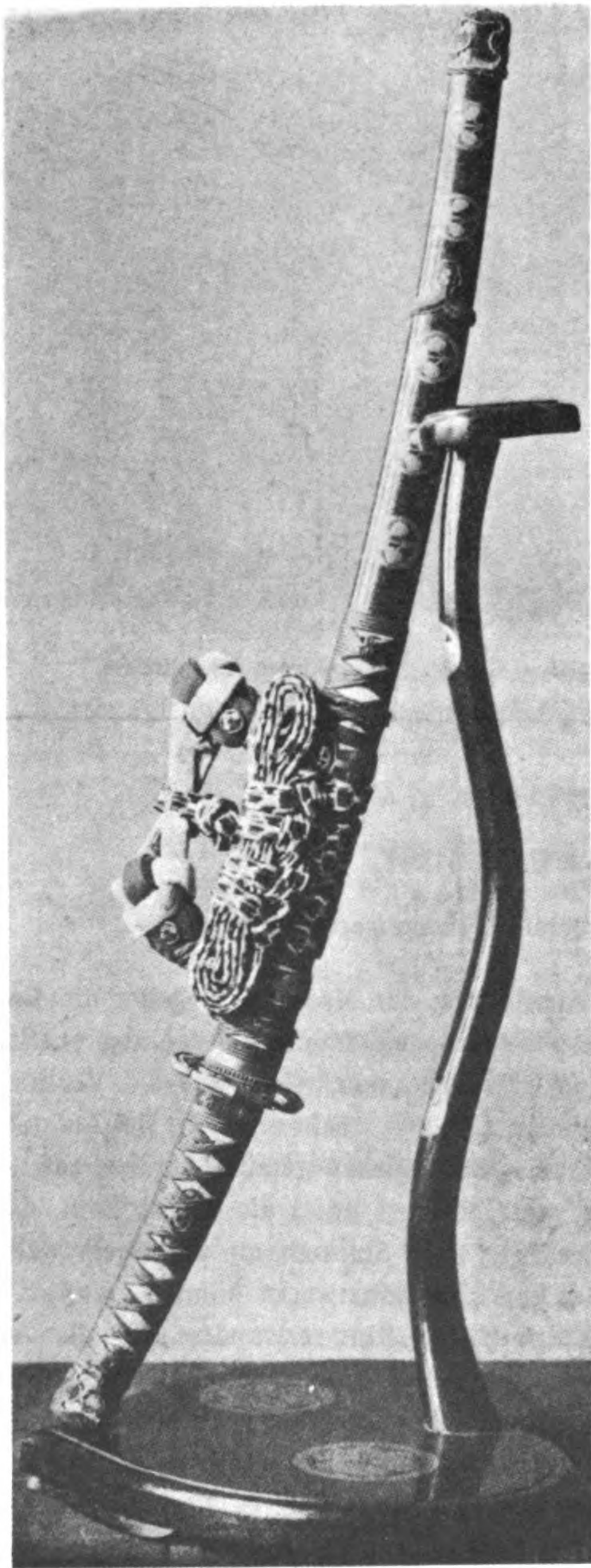
## Japanische Kunst.

(Zur Ausstellung im Berliner Kunstgewerbemuseum.)

Nachdem wir durch die chinesische Ausstellung der Madame Wegener die Bedeutungslosigkeit einer schnell und dilettantisch zusammengebrachten Stapelung exotischer Altertümer mit peinlicher Heftigkeit demonstriert bekamen, wird uns die Vorführung der Sammlung Moslé zu einem doppelt wertvollen Erlebnis. Schon die Art der Aufstellung wie die Gegenstände untergebracht, wie sie zu edlen Stilleben gereiht wurden, zeigt, daß dieser Sammler nicht von ohngefähr raffte, was ihm just unter die Finger kam, daß er vielmehr mit eindringendem Blick jede Erwerbung nach Stammbaum und Seele befragte. Nur, weil es sich hier um wahre, sorgfältig geprüfte Kunstwerke handelt, schließt sich die Vielheit der Nummern zu einem Organismus: die Blutsverwandtschaft, die Adelsgemeinschaft dieser zahllosen über Jahrhunderte sich verteilenden Gebilde wird offenbar. Die volle Zärtlichkeit eines Liebhabers, der von dem untadeligen Wert seiner Schatzkammer überzeugt ist, und es sein darf, hat Moslé bei dieser ersten und vielleicht einzigen Vorführung seiner Sammlung entfaltet. Da die Räume des Museums zu hoch waren, so zog er nach dem Bedürfnis des an japanische Abmessungen gewöhnten Auges Interims-

21\*





Fürstenschwert im Ständer.

decken aus Latten mit gespannter Gaze. Nach der gleichen Methode wurden die Fenster und die Wände verkleidet. Man spürt den sanften Zwang, der die Vorstellung auf die Holzhäuser, die Mattenmaße und die papiernen Schiebewände des fernen Nippons einstellt. Zwei eingebaute Nischen, Toko-no-ma, in denen Kakemono hängen und besonders wertvolle Kunstwerke, Geschenke der Kaiserin von Japan, aufgestellt wurden, vervollständigen die Illusion, ohne daß auch nur die Spur eines ethnographischen Panoptikumeffektes sich regt; die reine, kühle Atmosphäre selbstverständlicher Klassik umfängt uns. Von derselben hohen Qualität zeugt auch der Katalog, das Resultat hingebender Arbeit, ein übersichtliches und vorzügliches Druckwerk von beinahe vierhundert Seiten. Gute Kenner gaben zu den einzelnen Abteilungen erläuternde Einleitungen; jedes Stück wurde sorgfältig beschrieben und nach Möglichkeit datiert. —

Wir zählen 2249 Nummern (die im Jahre 1905 gezeigte Sammlung Jakoby umfaßte 1182 Nummern), deren jede drüben, im Ursprungslande, während eines dreißigjährigen Aufenthaltes erworben wurde. Den Hauptkern bilden, wie zu erwarten, die Schwertzierate; ihnen gesellen sich sechs vollständige Rüstungen, etliche Helme, Masken und andere Rüstungsteile, sowie eine überaus wertvolle Kollektion Schwerter und Dolche. Die Gusoku sind Wunderwerke der Technik und der Ausdruckskraft; allein die Panzer aus Eisenstreifen oder -platten, die mit Seidenbändern verschnürt und oft mit reichen Beschlägen geschmückt sind, wirken wie eine Apotheose des rasselnden Krieges. Die Helme sind



köstlich und furchtbar zugleich; aus Eisenspangen genietet, geben sie das Gefühl der Wölbung und des Angriffs, die Tauschierung und das zarteste Ziselierwerk verraten der Ritter kultivierte, äußerst verfeinerte Freude am Schmuck der Waffen. Unter den Schwertern treffen wir neben kostbaren Zeremonialstücken die unwiderstehlichen Daishō (das große und das kleine Schwert), vielfach bezeichnet und beglaubigt. — Von großen Bronzen hat auch Moslé nichts aufzuweisen; einige Blumenschalen und ein Räuchergefäß aus dem 16. Jahrhundert lassen immerhin Ahnungen wach werden. Die Lackarbeiten beginnen mit dem 17. Jahrhundert; die früheren, von den Japanern eifersüchtig behüteten, fehlen wie leider in den meisten europäischen Sammlungen. Dafür bekommen wir eine sehr gewählte Kollektion von Töpferarbeiten, gute Textilien und einige seltene Hängebilder zu sehen. Die Farbenholzschnitte weisen die frühen Moronobu und Masanobu und führen in gut geschlossener Reihe bis zu den vom Verfall umwitterten Nachkömmlingen des Hokusai und des Hiroshige; besonders gut ist der mädchenkundige Harunobu vertreten.

\*     \*     \*

Nachdem im Jahre 1876, dem Beginn der modernen Ära, das Schwertertragen verboten wurde, kam diese Waffe, von der sich zu trennen, dem alten Japaner eine unsühnbare Schmach gewesen wäre, auf den europäischen Kunstmarkt. Freilich, komplette Schwerter blieben immer noch sehr selten, aber das Zubehör, die Schwertzierate, wurden häufig. Man kann der vielfachen Nachahmungen und Fälschungen wohl gedenken und wird doch zuweilen erstaunt sein über die Menge der Stichblätter,



Stichblatt, Eisen. Arbeit der Mochin-Familie.



der Schwertmesser und Haarnadeln (bisher immer unverständlich Schwertnadel genannt), der Zwingen, Kopfstücke und der kleineren Zierate, mit denen unsere



Räuchergefäß, Bronze. Sechzehntes Jahrhundert.

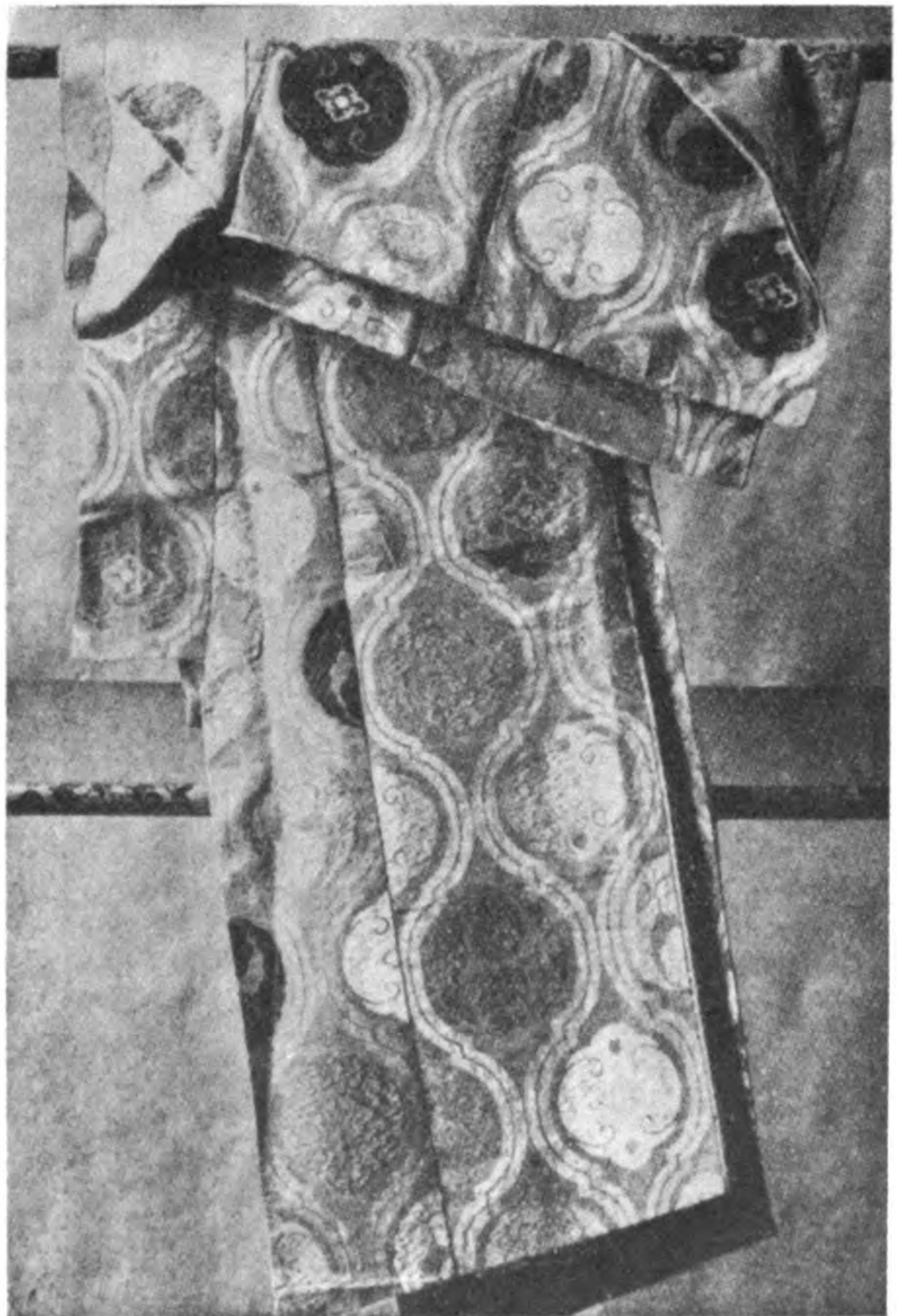
Sammlungen aufwarten können. Dann muß man wissen, daß es sich hier um die Ernte mehrerer Jahrhunderte handelt, und daß es Zeiten gab, da ein einziger Samurai auf 170 Stichblätter stolz war. — Die fünf Jahrhunderte umfassende Entwicklung der Schwertzierate ist innerhalb der Kunstgeschichte ein einzigartiges Phänomen; dazu ist schwerlich irgendwelche Parallelerscheinung zu finden. Für kein anderes Gebiet gibt es ein so lückenloses Material, eine so stetige Tradition, eine so unbeirrbar Phalanx von Persönlichkeiten, deren jede die logische Erfüllung oder Befehdung, jedenfalls aber die Fortsetzung der Vorhergehenden und die Ankündigung der Nachfolger war. Um die japanische Kunst in ihrem gradlinigen Aufstieg und ihrer blütenreichen Beharrung recht zu verstehen, muß man die Existenz und das Wesen der Schulen begriffen haben. Was will es bedeuten, wenn wir



von der Schule Raphaels oder der des Rubens sprechen; wir meinen einen Kreis von Schülern, der nach einigen Jahrzehnten restlos zerstoben ist. Die japanischen Schulen umfassen Generationen von Abkömmlingen; die Kunst und das Handwerk vererben die Väter den Söhnen, den Enkeln und Urenkeln. Speziell für die Schwertzierate lassen sich solche durch die Zeiten ragende Familien nachweisen; an erster Stelle stehen die Goto-Meister. Während sechzehn Generationen, vom Ende des vierzehnten bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, bleibt dieser Familie das Erbe, kostbare Schwertmesser und Haarnadeln, zuweilen auch kleineren Zierat und Stichblätter zu fertigen. Für die Abwicklung dieser monumentalen Ahnenreihe hat Moslé ein ganz besonderes Interesse gehabt; seine Sammlung birgt von jedem der sechzehn Meister, von deren Schülern und Nebenlinien zahlreiche gesicherte Stücke. Es ist offenbar, welch kaum schätzbarer Wert allein in diesen etwa dreihundert Nummern enthalten ist: ein unfehlbarer Schlüssel für die Entwicklung der japanischen Kunst vom Mittelalter bis zum Einfall der europäischen Verderbnis.

\*   \*   \*

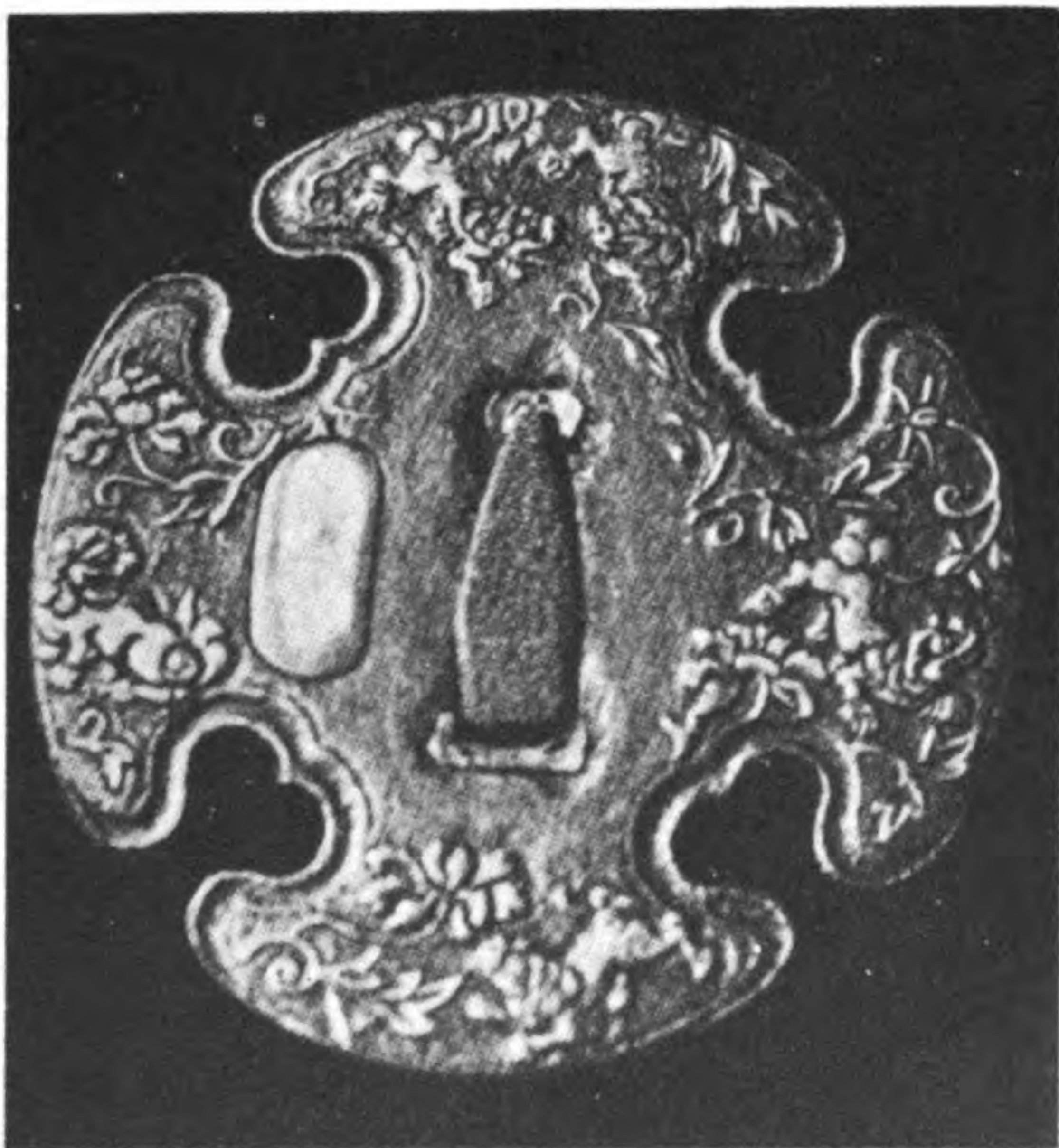
Zu denen, die am frühesten sich an japanischer Kunst ästhetisch vergnügten, gehören die Gebrüder Goncourt. 1881 gab Edmond eine Beschreibung ihrer Sammlung; es wurde eine Konfession vibrierender Nerven. Jeglicher historischer Exaktheit ledig, war dieser Katalog, wie alles, was von den Goncourts kam, eine leidenschaftliche Causerie, eine Hymne und ein Tanz. Diese temperamentvollen Amateure kümmerten sich wenig um Tabellen und Geschlechtsregister; sie sammelten



Kleid für die Nō - Pantomime.  
Siebzehntes bis achtzehntes Jahrhundert.



nicht aus musealem Interesse, sondern aus Lebensbedürfnis. Ihr Erbverwalter Bing traf das Richtige, als er sagte: „Ihrer rigorosen Logik bedeutete es wenig, an welchem Orte der Erde die einzelne Blume aufgegangen; vorausgesetzt, daß alle im Bukett von demselben Geruch waren und sich in einer einigen Harmonie umarmten.“ Damals war es auch kaum möglich, gesicherte Geschichtsaussagen über die japanische Kunst, speziell die Arbeiten der Metalltechnik, zu machen. Noch 1905 schrieb Gaston Migeon im Vorwort einer Publikation japanischer Meisterwerke, daß es



Stichblatt, Eisen mit flachen Reliefeinlagen von Gelbmetall.  
Sechzehntes Jahrhundert.

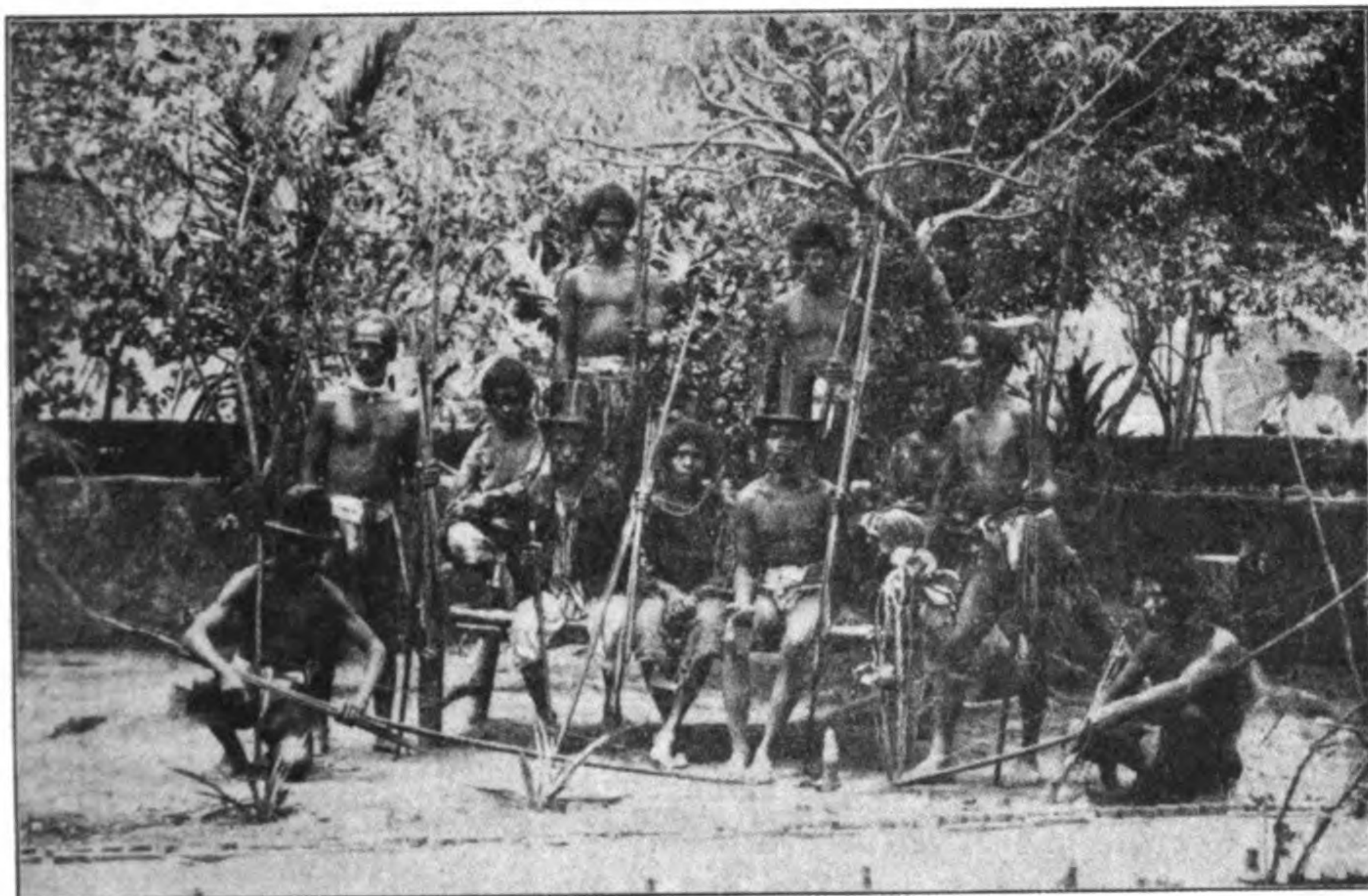
Tollheit hieße, an die Schätze des fernen Orients mit kritischer Methode herantreten zu wollen; vorderhand könne man sich begnügen, mit ihnen als ein Dilettant und Künstler zu spielen. Das war nun freilich mehr Skepsis, als der Stand der Forschung notwendig machte. In Frankreich selbst war bereits das Fundament zu einer Chronologie der Schwertzierate (dem universalen Schlüssel) gelegt worden. Tadamasa Hayashi hatte 94 dem Louvre eine historisch geordnete Sammlung früher Stichblätter überwiesen; das 19. Jahrhundert war kaum beachtet. Damit war fester Boden gewonnen. Einige wissenschaftliche Publikationen und die Weltausstellung 1900 vervollständigten den kritischen Apparat. Einen bedeutenden Fort-



ein Feind des Anschlusses an Amerika. Hinter diesen standen natürlich die reichen Geldgeber, wie die Roxas, Villaruel, Rizal und andere.

Die geradezu furchterliche Grausamkeit, mit der der Aufstand unterdrückt werden sollte, hatte nur den Erfolg, die Flammen des Aufruhrs überall mächtig und hell aufleuchten zu lassen.

Ein Mißgriff der Spanier folgte dem anderen, die verräterische Hinrichtung des gemäßigten und gebildeten Dr. Rizal, die schroffe und grausame Behandlung der zuerst noch getreuen Visayas, welche diese auch zum Aufruhr brachte, und anderes mehr.

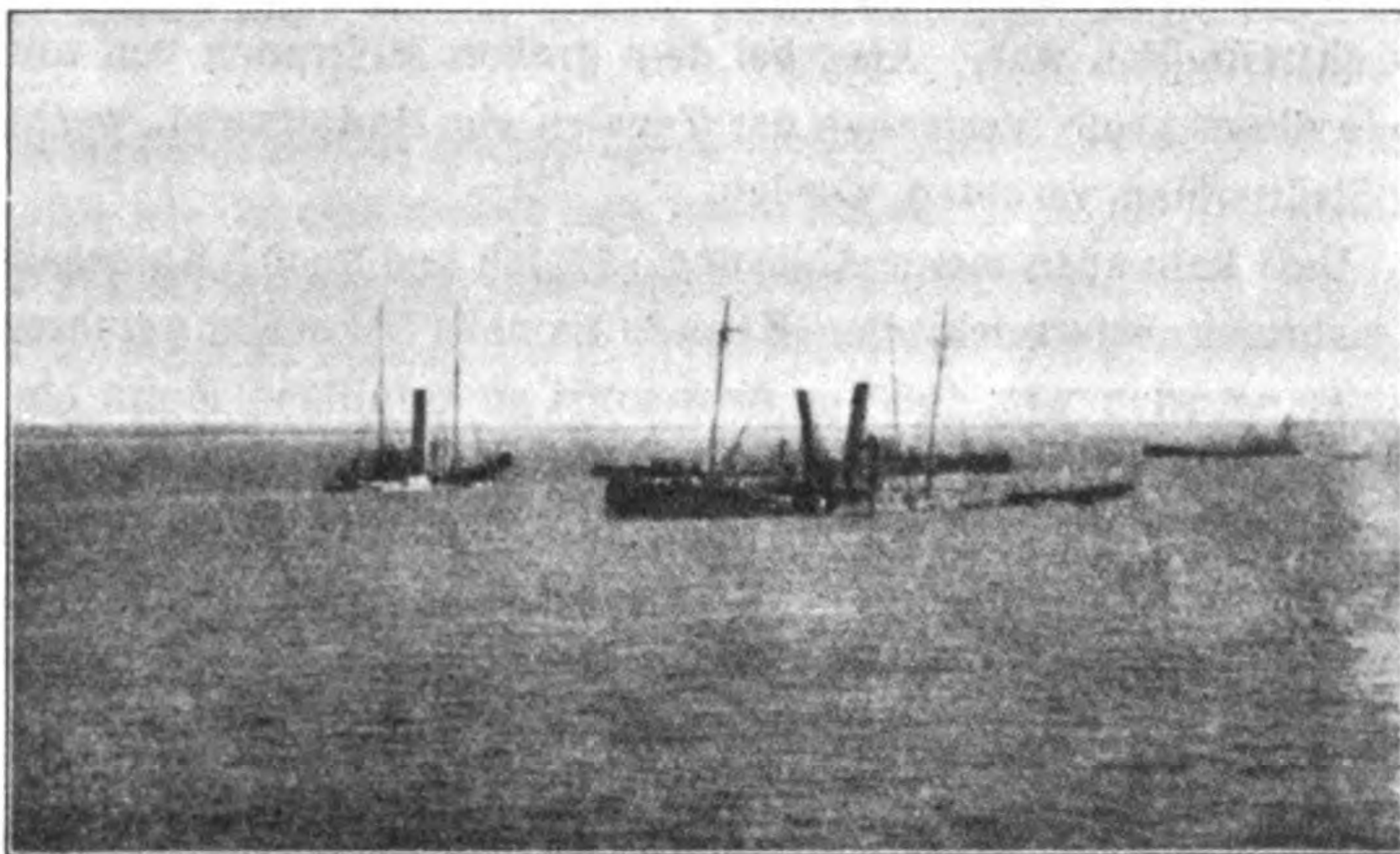


Bewaffnete Eingeborene.

Das eigentliche Oberhaupt des Aufstandes wurde ein einfacher Volksschullehrer, Emilio Aguinaldo, ein großes Organisationsgenie. Die Ordnung in seinem Heer, seine Tapferkeit und Gerechtigkeitsliebe wurde selbst von den klerikalischen Spaniern anerkannt. Da die Bewaffnung der Aufständischen aber eine klägliche war, so beschränkten sie sich meistens auf die Guerilla, auf den Kleinkrieg. Wo die spanischen Truppen überlegen auftraten, da teilten sich die Aufständischen und wichen aus, hinter der abmarschierenden Truppe schlossen sie sich aber wieder zusammen, wie sich das Wasser hinter einem Schwert, das es durchschnitten hat, zusammenschließt: unverändert, ungeschwächt.



Der spanisch-amerikanische Krieg ließ aber den Aufruhr von neuem ausbrechen und sofort war auch Emilio Aguinaldo wieder zur Stelle und stolz verhandelte er mit den amerikanischen Befehlshabern.



Gesunkene Schiffe im Hafen von Cavite.

Gewaltig hatte sich die Stellung des Katipunan verbessert, denn nicht allein die Tagalen, nein,

alle eingeborenen Stämme stellten die Rekruten für seine Reihen, wie überall so hob sich auch hier in diesen Jahren der Volksstolz und das Zusammengehörigkeitsgefühl der farbigen Rassen, denen bald alle Weißen nur als Bedrücker und Eindringlinge erschienen.

#### IV. Unter amerikanischer Herrschaft.

Als ich das dritte und letztemal auf den Philippinen weilte (November 1898) merkte man schon, daß sich die Amerikaner häuslich niederlassen wollten. Vielfach waren es ja nicht die besten Elemente, die man hier draußen als Amerikaner sah. Viele waren vaterlandslose Abenteurer anderer Nationen; waren sie brauchbar für besondere Dienste, so wurde nicht lange nach Legitimationspapieren gefragt. Auf diese Weise wurden viele „Amerikaner“ geschaffen nicht zugunsten des Rufes dieser großen Republik. Ein deutscher Kaufmann sagte mir zu dieser Zeit: „Ja, die spanischen Zollbeamten mußten Geld erhalten, aber dann hatte man auch seinen Vorteil, aber die Amerikaner lassen sich bestechen und dann lassen sie einen noch sitzen.“

Mit den Tagalen war zurzeit noch nicht ganz gebrochen. Ganz Luzon, besonders der Norden, war damals in der Gewalt des Katipunan. Trunken vor Siegesfreude verübten sie die tierischsten Grausamkeiten an den gefangenen Spaniern und ihren Familien, trotz lebhaften und ernstlichen Protestes der Amerikaner.

Die amerikanische Straßen-, vor allem die Gesundheitspolizei war sehr gut.

Das Leben war aber echt amerikanisch und es mutete einen seltsam an, wenn man in einem Restaurant Dewey, den gefeierten Sieger von Cavite, Tisch an Tisch mit Matrosen und Soldaten in Hemdsärmeln sitzen sah, wobei sich die Matrosen noch gar keinen Zwang antaten.



Trotzdem diese Bedingung nicht erfüllt wurde, wurde dies 1907 gemeldet und die Wahlen ausgeschrieben.

Das erste philippinische Parlament wurde durch den Staatssekretär Taft eröffnet und zugleich verschwanden die Räuberbanden auf allen Inseln.

Die Mehrheit des neuen Parlaments war jedoch regierungsfeindlich. Die erste Sitzungsperiode war meist formalen Fragen (Wahlprüfungen) gewidmet, daher ziemlich fruchtlos. Eingbracht wurden 125 Gesetzentwürfe. Bewilligt wurde unter anderem das Budget, in diesem wurde den Abgeordneten tägliche Diäten von 30 Pesos (= 63 Mk.)



Besichtigung eines zerschossenen Geschützes in Cavite.

gewährt, mancher der Abgeordneten hat wohl früher nicht soviel monatlich verdient. Der Präsident erhielt sogar ein Jahresgehalt von 16 000 Pesos. Anzuerkennen hingegen sind große Bewilligungen für Volksschulen.

Hat nun Taft wirklich recht, wenn er sagte: „Nicht das Heer und die Polizei, sondern die Zusage der Volksvertretung haben das Land beruhigt.“? Ja, aber doch nur so lange, als alle die Zugeständnisse gemacht werden, die die Philippiner fordern. Die Räuberbanden im Innern und in den entlegenen Provinzen waren viel zu ungebildet, um die Tragweite der Gewährung einer parlamentarischen Volksvertretung würdigen zu können. Sie haben sicher nicht deswegen die Waffen ruhen lassen, sondern, weil sie von den eigentlichen Führern dazu Anweisung bekamen. Dies beweist also meines Erachtens, daß der Kati-



punan in alter Macht weiterbesteht. Kommt der Zeitpunkt, zu dem die philippinischen Forderungen nicht mehr gewährt werden, so wird auch an allen Ecken der Aufstand wieder da sein. Dieser Zeitpunkt muß aber kommen, denn die Philippiner sind in keiner Weise parlamentarisch reif.

Dem dortigen Amerikaner fehlt gerade meist alles, was den Philippinern Eindruck machen konnte; er ist formlos bis zur Unfeinheit, rücksichtslos, selbstüberhebend und zum Teil bestechlich, beseelt von uneingeschränktem Erwerbssinn.

Man kann sagen, daß jetzt der Durchschnittsphilippiner für den Durchschnitts-amerikaner Haß, ja Verachtung hegt und gegen den Durchschnittsweißen mißtrauisch ist. In Kolonien gehören eben die besten, nicht die zweifelhaften Elemente.

In den letzten 10 Jahren haben die Amerikaner 400 Millionen Golddollar in die Philippinen gesteckt; werden sie sich verzinsen? Ja vielleicht, denn die Japaner sind noch gefürchteter als selbst die schlimmsten Amerikaner, das zeigt das Vernichtungsprinzip auf Formosa und Korea. Aber ob sich die Philippiner dessen bewußt sind?



Reisesänfte der Eingeborenen.





Die Neustädter Kirchenburg.

## Das deutsche Dorf in Siebenbürgen.

Von

F r e d F a k l e r (Kronstadt).

Stundenlang fährt man mit der Eisenbahn durch Ungarn, Ebene weit und breit, kahl, grau, hie und da ein „Wald“ von Besenstöcken mit einem Büschel Laub darauf, dann durch Siebenbürgen, Gebirgsland, rauh, unwirtlich, sieht überall dieselben menschlichen Niederlassungen: ein regelloser Haufen von Lehmhütten mit zerzausten Strohdächern um ein, sozusagen, mageres Kirchlein; trifft überall dieselben absonderlichen armseligen Menschen, die eine exotische Sprache reden. Man weiß es, und die Vorstellung verstärkt noch den sarmatischen Eindruck, man ist unter den europäischen Asiaten; in Siebenbürgen nehmen dann die Walachen überhand — sie nennen sich heute Rumänen und fühlen sich als Nachkommen der Römer — und die absonderliche Armseligkeit beginnt peinlich zu wirken.

Plötzlich sieht man mitten in grünen und gelben Getreidestreifen und schwarzem, geackertem Boden ein stattliches Dorf: breite Straßen, steinerne Häuser, eine mächtige Kirche, wie die Henne zwischen den Küchlein, ringsherum Obst-, Gemüse- und Blumen- gärten mit rechtwinkligen Zäunen und ordentlichen Türen aus Brettern, an den Berg-



Ist er durch die stete Sorge der Besten der Nation immer wieder weitergebildet und angeeifert worden, und so repräsentiert sich heute der sächsische Bauer als ein durchaus sicher und selbstbewußt im Leben stehender Mann, der sich seiner überlegenen, fast aristokratischen Stellung gegenüber den andern Mitbewohnern des Landes bewußt ist; aber auch dessen, daß dies nicht ein politisches Vorrecht ist, denn die magyarische Regierung protegiert ihn nicht, wie seinerzeit die ungarischen Könige, sondern ein Recht seiner überlegenen Kultur, die nur in Arbeit und Sittlichkeit wurzelt.



Hochzeitstanz nach der Trauung.

Der Boden, den die Sachsen im Besitze haben, ist nur zum kleinen Teil erstklassig; was aber an Qualität abgeht, ersetzt Technik und Arbeit. Der Besitz ist nicht groß, es gibt nur Mittel- und Kleinbauern, und so mancher Hof gerät durch Mißwachs und schlechte Wirtschaft in Verfall; diesen Verlusten steht wieder die Organisation des Sachsentums gegenüber, die ganz wunderbar ausgebildet ist und jeden einzelnen verantwortlich macht für das Ganze und dieses hinwiederum einsetzt für jeden einzelnen. Dresch- und Häckselmaschinen, Schrot- und Putzmühlen, Getreide- und Grasmäher und vielerlei andere Maschinen des modernen Ackerbaues, Grünbrache, Kommassation, Stoppelschälarbeit,

30\*



seit der Reformation, durch den Kronstädter Johannes Honterus, einen Schüler Luthers und Freund Melanchthons, galt ihr deren Erhaltung und Förderung als vornehmste Aufgabe. Der Erfolg der ausgezeichneten Schulorganisation ist der, daß die Sachsen die einzigen in Ungarn sind, die keine Analphabeten haben.

Schon in der Schulzeit wird mit Nachdruck auf den national-kameradschaftlichen Geist in der Jugend hingewirkt. Mit dem Ende der Schulzeit, die gewöhnlich mit der Konfirmation zusammenfällt, tritt die Jugend in die Arbeit des Hofes ein. Die Jünglinge werden weiterhin in der „Brüderschaft“, die Mädchen in der „Schwesterschaft“, unter der Oberaufsicht des Pfarrers, sonst aber mit freigewählten Funktionären zusammen gehalten. Die verheirateten Bauern

sind in Nachbarschaften geteilt; die Bäuerinnen gehören dem Frauenverein an.

In der Berufsarbeit und in der Hingabe an Schule und Kirche werden die stärksten Elemente des nationalen Zusammenschlusses ausgebildet und erhalten; schon dieses allein bewahrt die Organisation vor Verknöcherung und Unfruchtbarkeit. Jedoch auch das gesellschaftliche Leben steht unter dem nationalen Zeichen, damit unter der Führung der Kirche, und namentlich auf dem Lande ist auch hier der Pfarrer an der Spitze. Er muß nicht nur Volkswirt, Pädagoge und Prediger sein, unter anderm muß er auch gut tanzen können. Denn wenn sich bei der Hochzeit die Gesellschaft nach dem Mittagessen am Nachmittage in den Tanzsaal begibt, so führt der „Wortmann“, der Leiter des ganzen Hochzeitsbrauchs, nachdem das jungvermählte Paar einmal allein getanzt hat, die junge Frau nun zunächst dem Pfarrer zu einem Rundtanz zu, während der neubackene Ehemann die Pfarrerin zum Tanze führt; und erst, wenn diese Tänze erledigt sind, geht allmählich das allgemeine Tanzen an, indem die beiden jungen Gatten ihre Verwandten zum Tanze holen, die dann auch untereinander ins Tanzen kommen. Eine große Rolle spielt bei jeder Bauernhochzeit die „Begabung“. Nach der Trauung und vor dem Mahle versammelt sich die ganze Gesellschaft im Hof des Hochzeitgebers. Der Bräutigam steht an einem Tisch; die Braut an einem anderen. Und nun geht die ganze Gesellschaft einzeln zuerst am Tisch des Bräutigams, dann an dem der Braut vorbei und „gabt“ entweder Geld oder dem Manne Feldgeräte, der Frau Haus- und Kücheneinrichtungsstücke. Auf diese Weise bekommt das junge Paar seine „Wirtschaft“ zusammen.



Sächsische Bauernfamilie im Sonntagsstaat.





Ungarische Dorfstraße.

Im allgemeinen ist der sächsische Bauer nicht besonders fabulierlustig, dazu war für ihn in früherer Zeit das Leben wohl zu schwer infolge der ewigen Kriegsnot; immerhin hat sich auch hier ein Sagenschatz ausgebildet, durchwegs im Zusammenhang mit den von der Helmat mitgenommenen Mythen, wozu dann Zusätze

und Ergänzungen aus dem Magyarischen und dem Rumänischen kamen. An originalen, schnurrigen Anekdoten dagegen ist das sächsische Bauernleben ziemlich reich.

Wie der sächsische Bauer in Sprache und Sitte seine rhein-fränkische Helmat bewahrt hat, so auch im Hausbau und in der Tracht. Der Typus des sächsischen Hauses ist altfränkisch: die schmale Seite mit einem Fenster in der Gassenfront, großes Dach mit kräftigem Giebel, mächtiger Torbogen mit Hoftor und Türchen. Die breite Seite des Hauses ist dem Hofe zugekehrt. Sie hat in der Mitte einen Vorbau, die „Laube“, zu der eine drei- oder vierstufige Treppe emporführt, und durch die man in das Haus gelangt, zunächst in die Küche. Zu beiden Seiten der Küche liegen die Wohnzimmer. Die größern, gegen die Gasse gelegenen bewohnen die Eltern; die auf der andern Seite die Kinder, namentlich der Sohn und Erbe des Hauses, wenn er geheiratet hat und keinen eigenen Hof hat. In der innern Einrichtung der Wohnung ist leider von dem alten, eigenartigen Hausrat herzlich wenig übrig geblieben, und man findet nun auch hier die banale Dutzendware der Großindustrie, selbst die alten Lutherherde weichen vor gewöhnlichen eisernen Öfen. Noch hängen aber rings an den Wänden altsächsische Tonkrüge und uraltes Zinngeschirr, Krüge und Teller, die längst nicht mehr im Gebrauch sind.

In der Tracht wird die Tradition aufrecht erhalten. Das Hauptstück der weiblichen Festkleidung ist der goldne Gürtel, der mit Edelsteinen und kunstvollem Zierat besetzt ist. Dieses kostbare Schmuckstück ist um so merkwürdiger, als sonst die Tracht wenig kostbar ist und insbesondere den Aufputz mit Edelmetall und Steinen meidet. Die Mädchen haben beim Kirchgang auf dem Kopf einen zylinderartigen Hut ohne Krämpe aus schwarzem Samt, den „Borten“, und, in den Haaren eingeflochten, hängen rückwärts breite, bunte Bänder vom Kopf herab, die von den Mädchen nach modernen Mustern selbst gestickt sind, im allgemeinen in äußerst kunstvoller Weise; die Frauen tragen ein schwarzes Spitzenhäubchen, oder haben die Haare bei besonders festlichen Gelegenheiten — zum erstenmal am Tage nach der Hochzeit, wo das junge Paar zum Pfarrer „um den Segen“ bitten geht — „gebockelt“, wobei die



Haare auf eigentümliche, komplizierte Art mit Schleiern bedeckt und mit den „Bockelnadeln“ — langen Nadeln mit kunstvollen goldnen Köpfen — befestigt werden, während wie bei den Mädchen breite, bunte Bänder rückwärts hängen. Typisch für die Männertracht ist der Kirchenmantel und der Kirchenpelz. Jener ist von dunkelblauem Tuch mit roter oder violetter Verschnürung an den Ärmeln und den Taschen, ist sehr lang, und wird vorne mit großen, silbernen Schließen, den „Hefteln“, geschlossen; der Kirchenpelz ist kürzer und besteht aus schneeweißem Lammfell, das schwarz verschnürt ist.

Die deutschen Ortschaften Siebenbürgens — im ganzen über zweihundertfünfzig — bilden nicht ein zusammenhängendes Sprachgebiet, sondern nur Inseln um die sächsischen Städte Hermannstadt, Kronstadt, Schäßburg, Mediasch, Mühlbach, Bistritz, Broos und Sächsisch-Reen. Rings um sie breiten sich die Rumänen aus; hie und da stoßen auch magyarische Gebiete an. Im Laufe der Zeit ist viel von deutschem Territorium verloren gegangen, namentlich im Norden Siebenbürgens an die Rumänen und im Nordwesten um Klausenburg, das früher auch deutsch war, an die Magyaren. Hier erlosch das Deutschtum, das sich in einem geschlossenen Gebiet von hundertvierzig Gemeinden nachweisen läßt, bis auf neunzig vollständig; in den restlichen fünfzig Ortschaften hat es auch heute noch, namentlich um Sächsisch-Reen, einen schweren Stand gegen die Rumänen, die außerordentlich bedürfnislos sind und schon wegen ihres Kinderreichtums „erobern“ müssen. Fest und beinahe unangreifbar steht das Deutschtum im südlichen Siebenbürgen, dem eigentlichen Gebiet des ehemaligen Königsbodens.



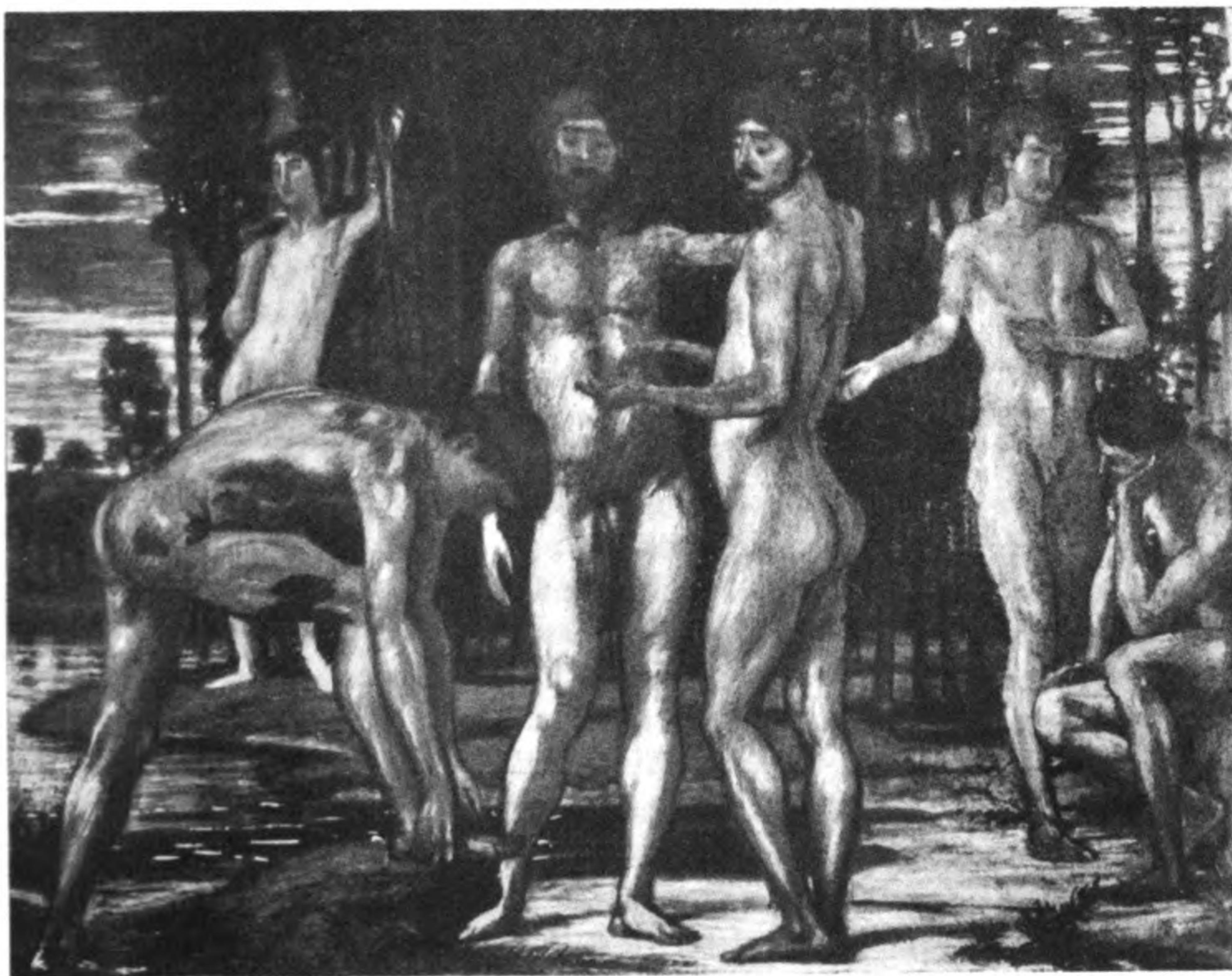
Sächsischer Hof aus dem 17. Jahrhundert.





HANS VON MARÉES / UNSCHULD





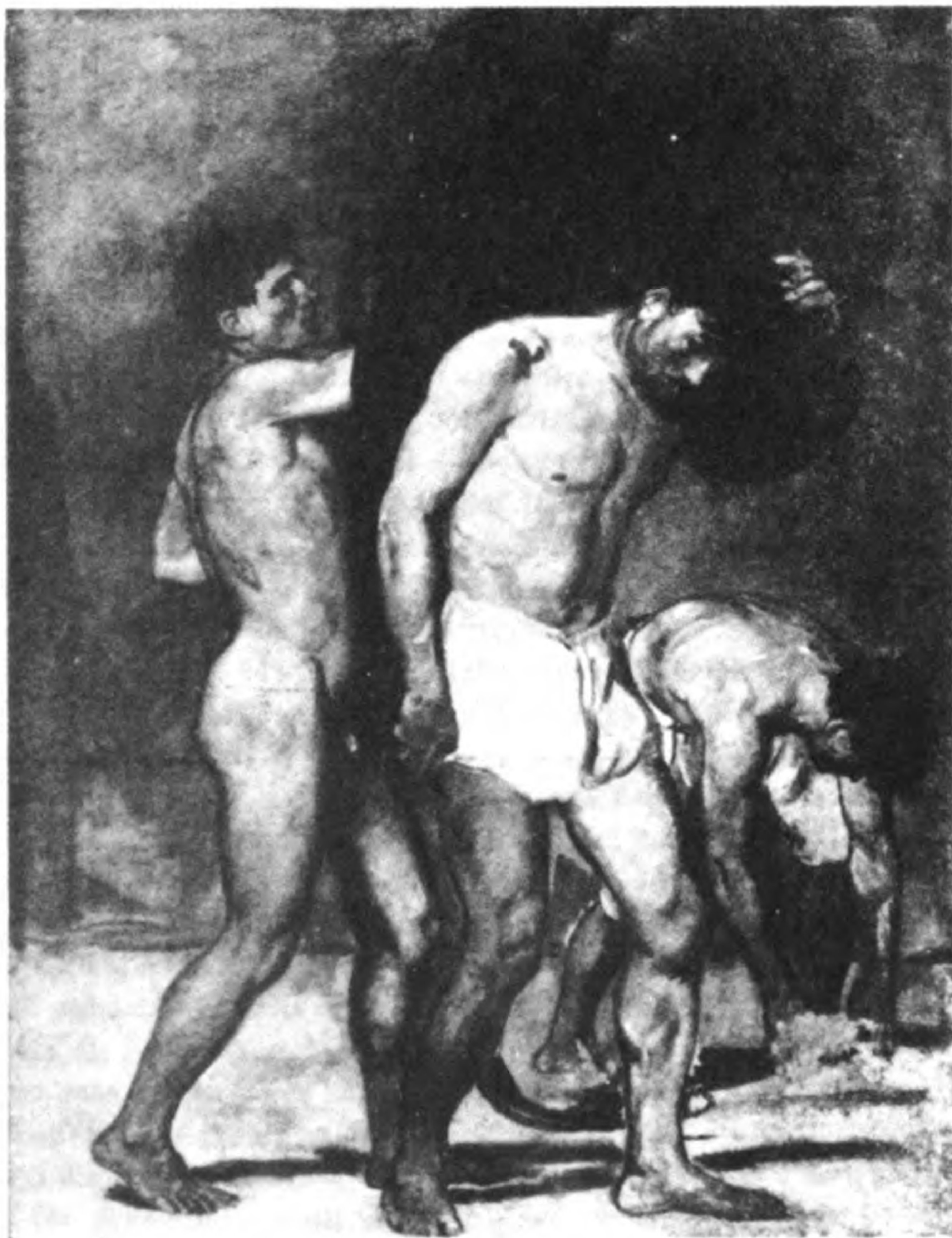
HANS VON MARÉES / SECHS NACKTE MÄNNER





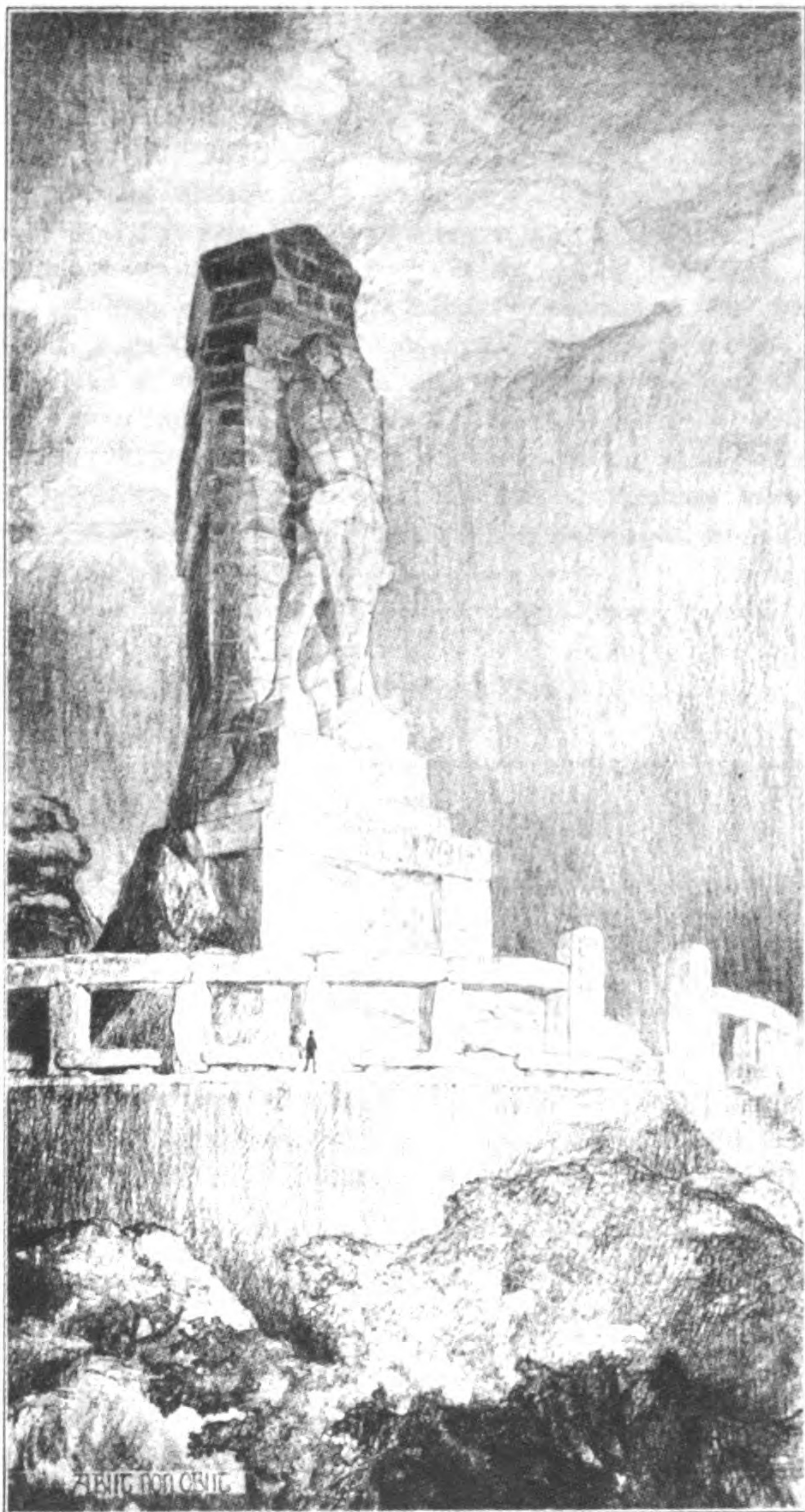
HANS VON MARÉES / SELBSTBILDNIS





HANS VON MARÉES / DIE NETZTRÄGER (NEAPLER FRESKEN)





BRUNO SCHMITZ / ENTWURF EINES BISMARCKDENKMALS FÜR HAMBURG





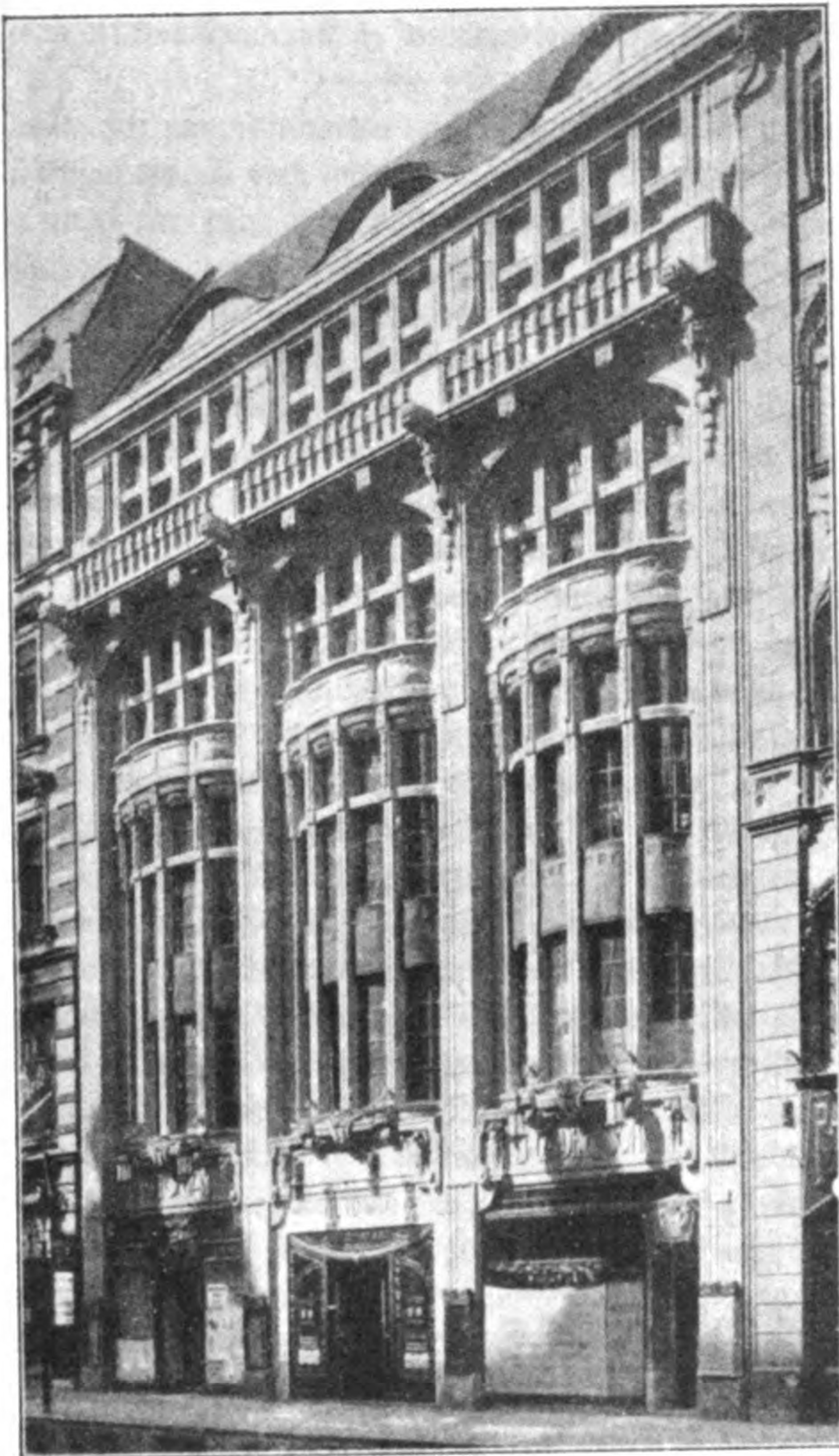
BRUNO SCHMITZ : FESTHALLE IN MANNHEIM





HANS VON MARÉES , DER SIEGER (ZEICHNUNG)





BRUNO SCHMITZ / HAUS AUTOMAT IN DER BERLINER FRIEDRICHSTRASSE





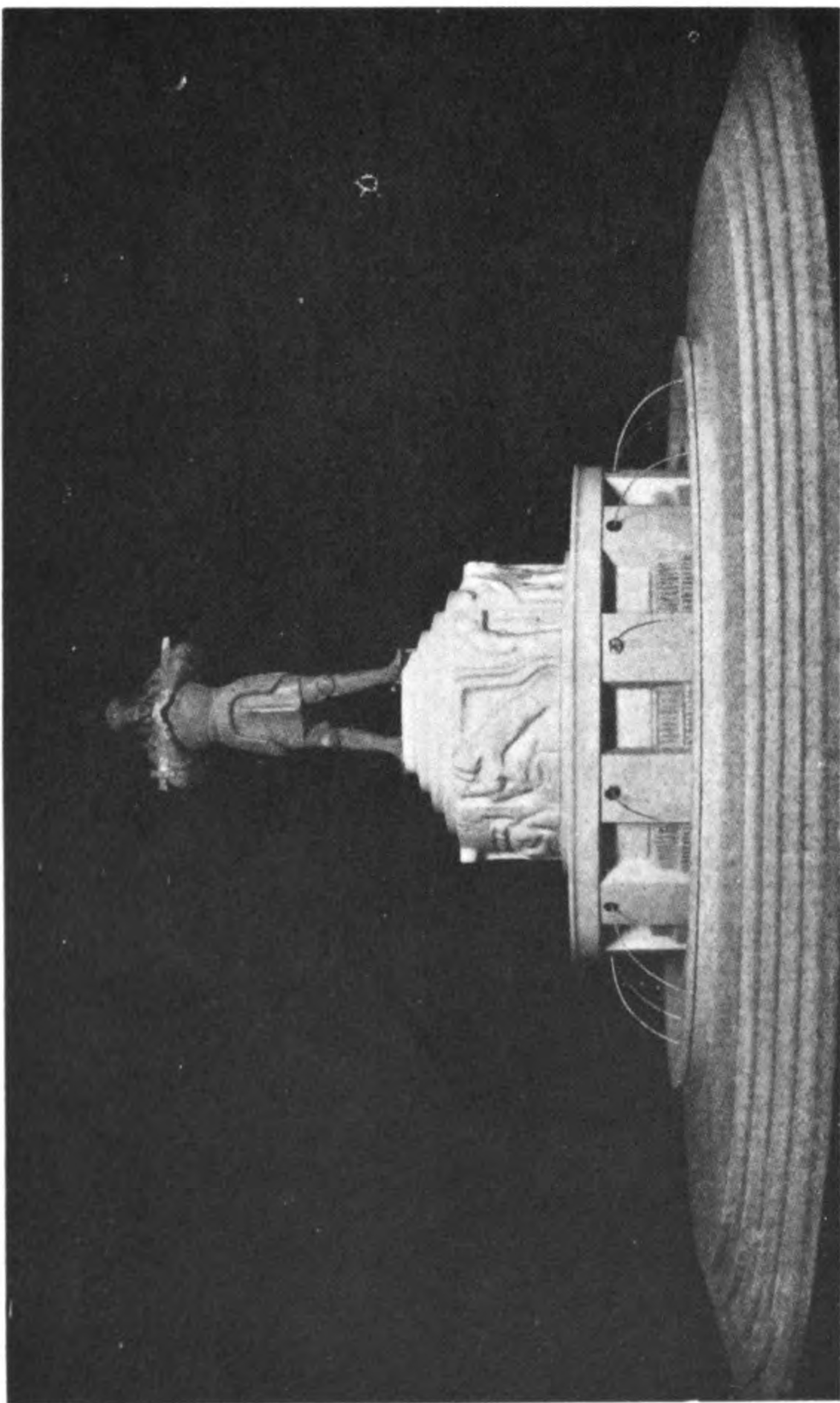
FRANZ METZNER / FIGUR VOM NIBELUNGENBRUNNEN FÜR WIEN]





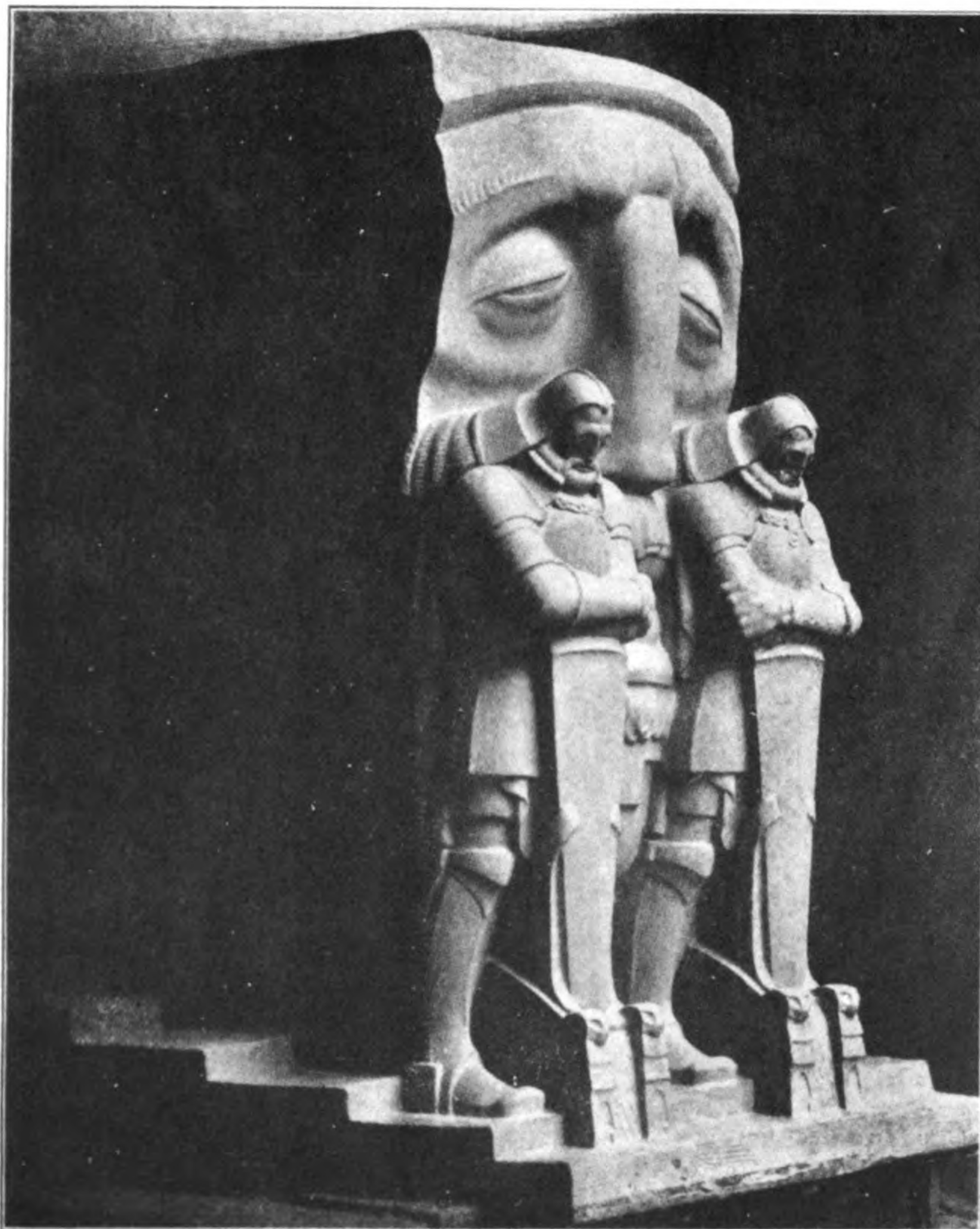
FRANZ METZNER / WEIBLICHER AKT





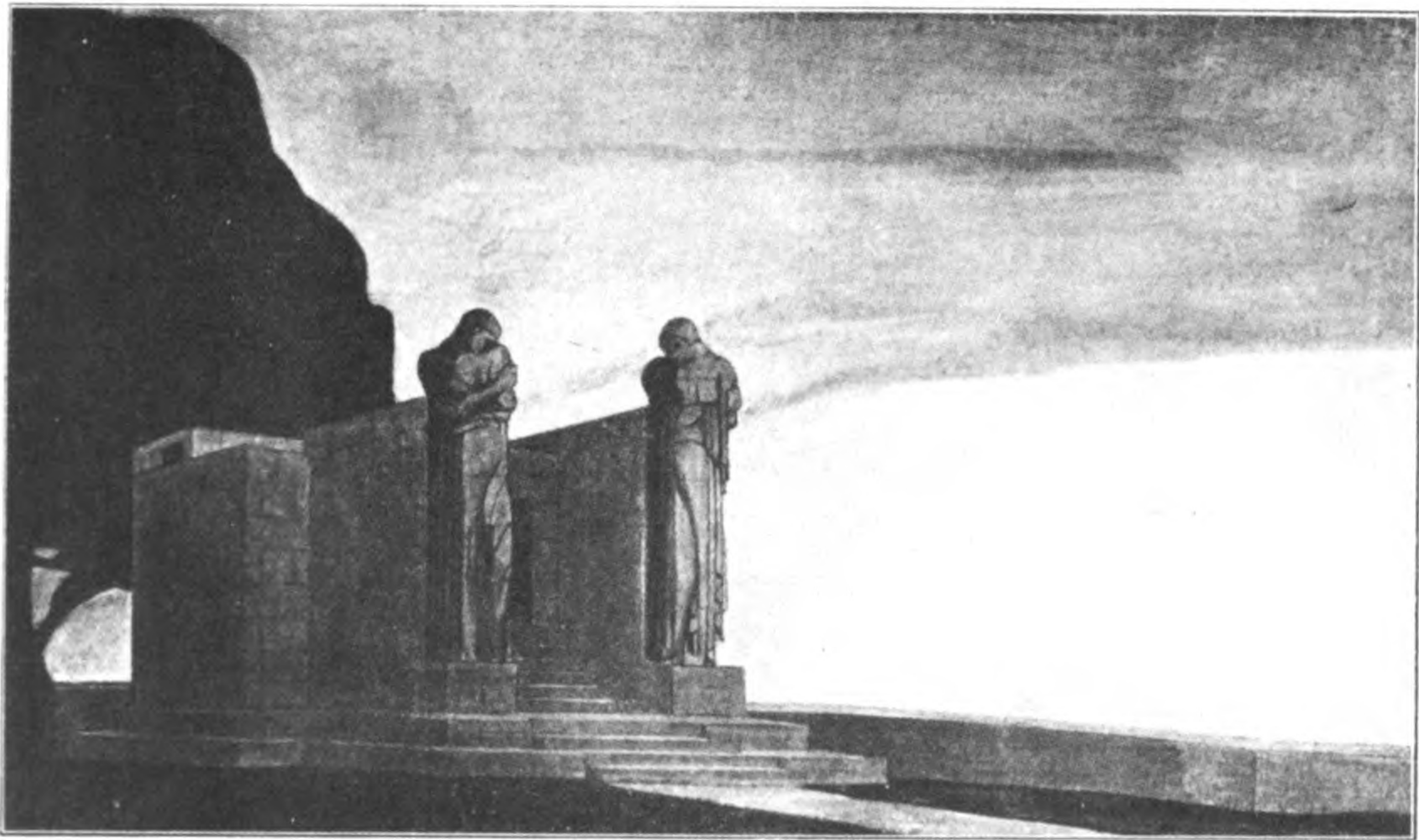
FRANZ METZNER / NIBELUNGENBRUNNEN FÜR WIEN





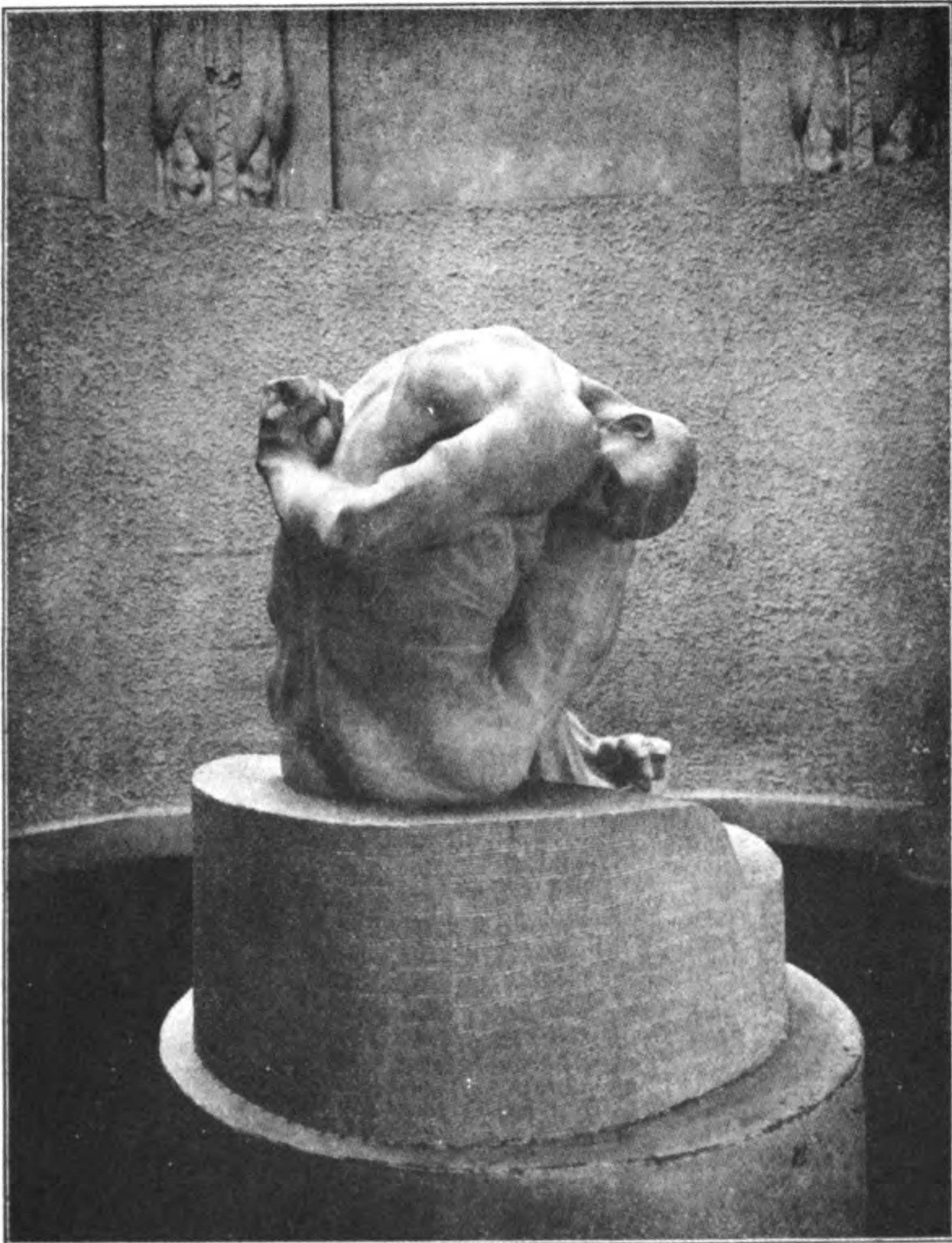
FRANZ METZNER / PFEILER-PLASTIK AUS DER KRYPTA DES VÖLKERSCHLACHT-DENKMALS IN LEIPZIG





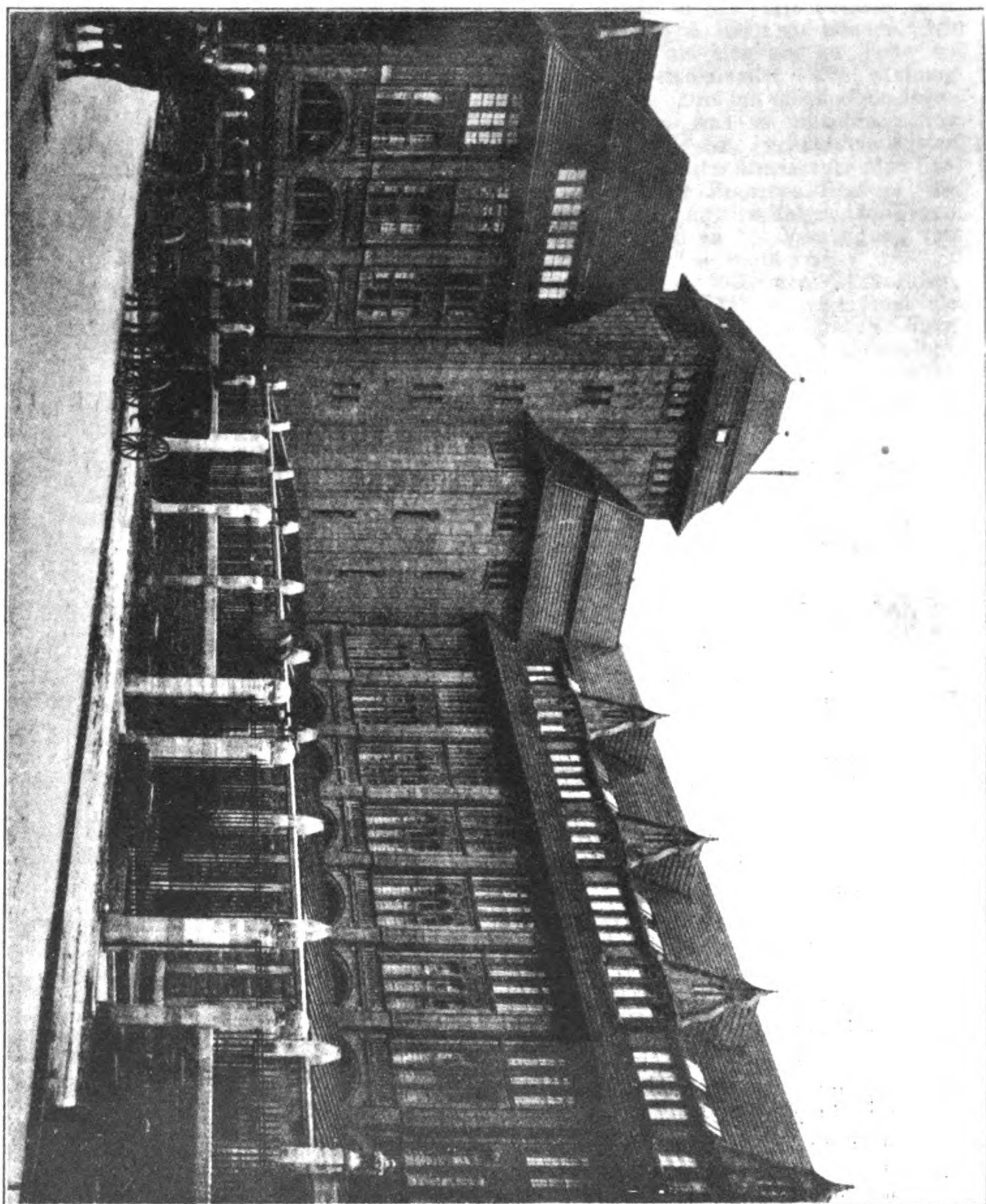
FRANZ METZNER / ZEICHNUNG ZU EINEM GRABMONUMENT BEI BERLIN





FRANZ METZNER ERDE





ALFRED MESSEL / WARENHAUS WERTHEIM ANSICHT VON DER VOSSTRASSE





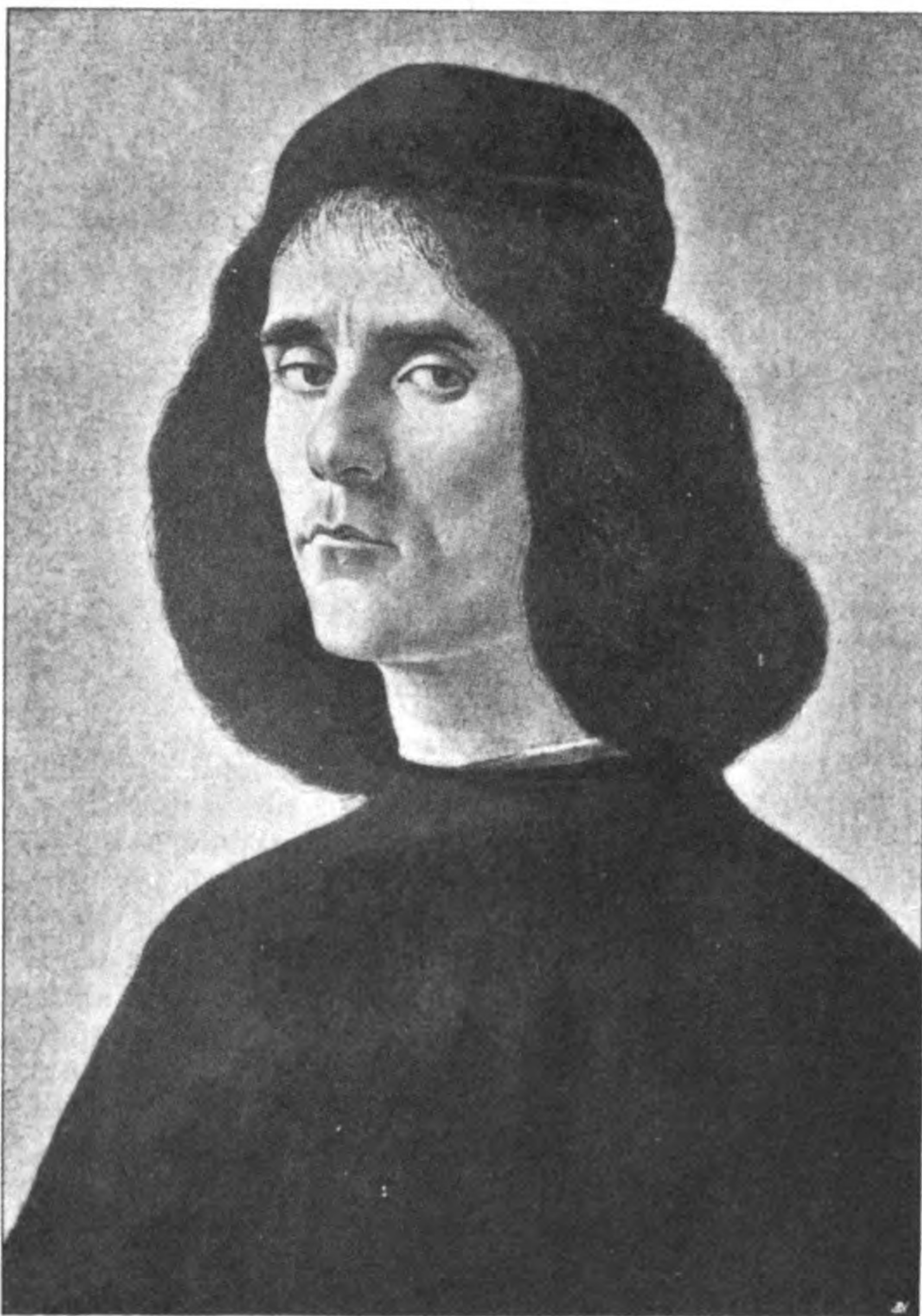
ALFRED MESSEL / AUFGANG ZUM BERLINER GEBÄUDE DER A. E. G.





ALFRED MESSEL STALLGEBÄUDE EINER VILLA IN DER BERLINER MARGARETENSTRASSE.





BOTTICELLI

BESITZER ED. SIMON





J. VERSPRONCK

BESITZER / O. HULDSCHINSKY





CIMA DA CONEGLIANO

BESITZER / W. VON DIRKSEN

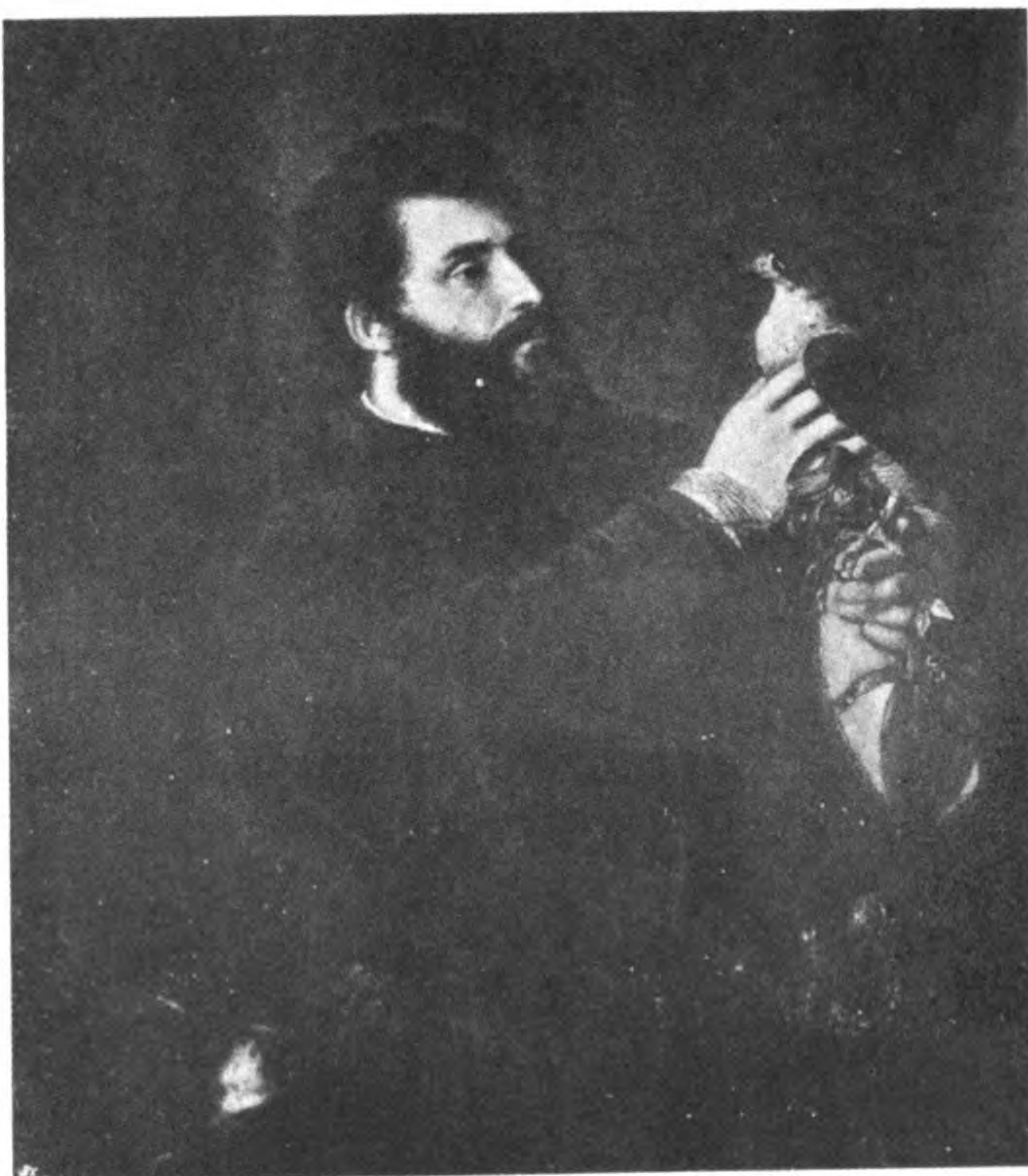




REMBRANDT VAN RIJN

BESITZER / L. KOPPEL





TIZIAN

BESITZER / ED. SIMON





PIETER VAN DEN BOSCH

BESITZER / JAMES SIMON





FRANS HALS

BESITZER ' J. SIMON





REMBRANDT VAN RIJN

BESITZER : O. HULDSCHINSKY





HAUS SPRINGER IN WANNSEE

ALFRED MESSEL





HAUS UNGER IN NIKOLASSEE  
/ Nach einer Zeichnung des Besitzers

BRUNO SCHMITZ

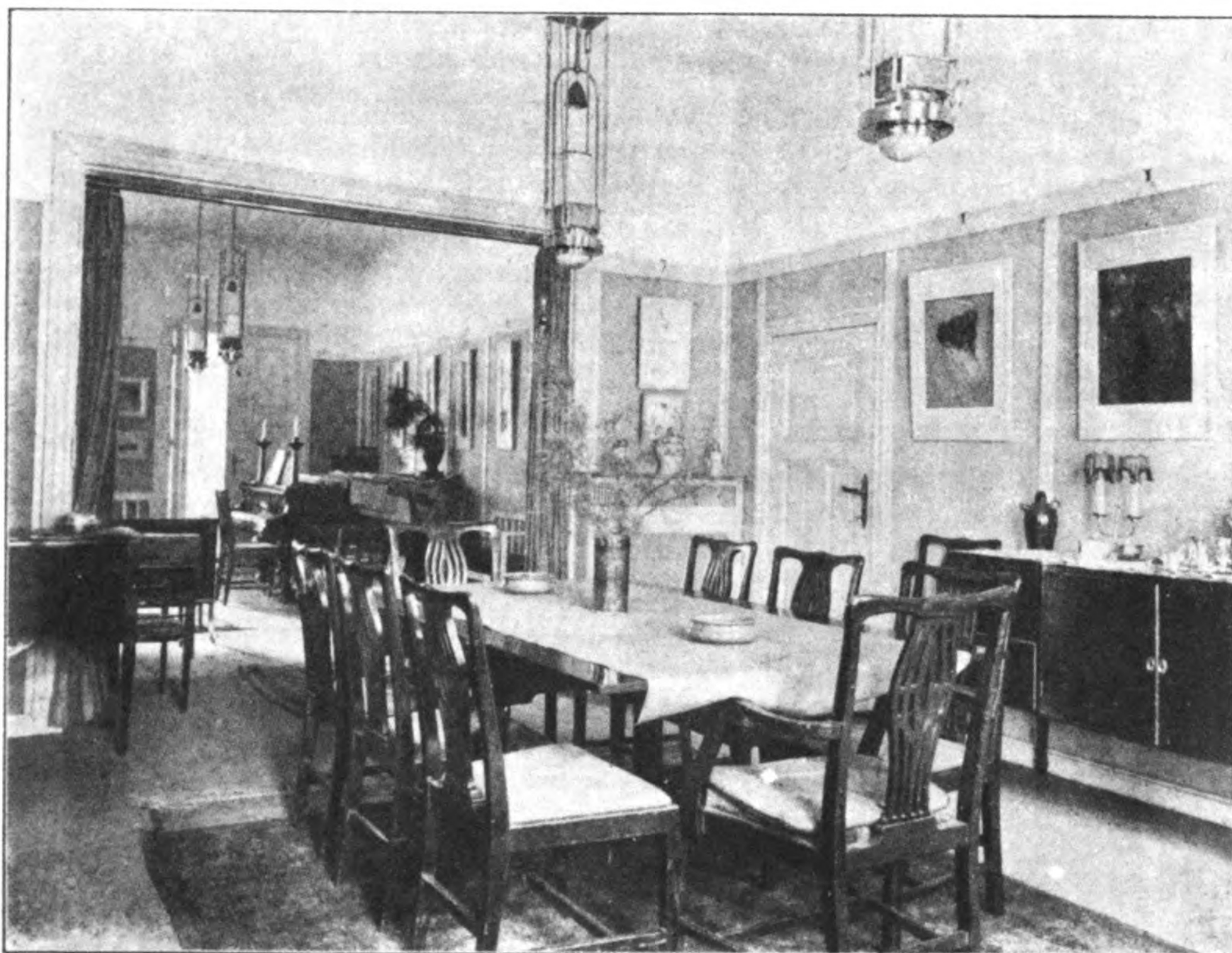




**HAUS IN ZEHLENDORF**

**MARTIN SCHREIBER**





HERMANN MUTHESIUS / SPEISEZIMMER IM LANDHAUS DES KÜNSTLERS

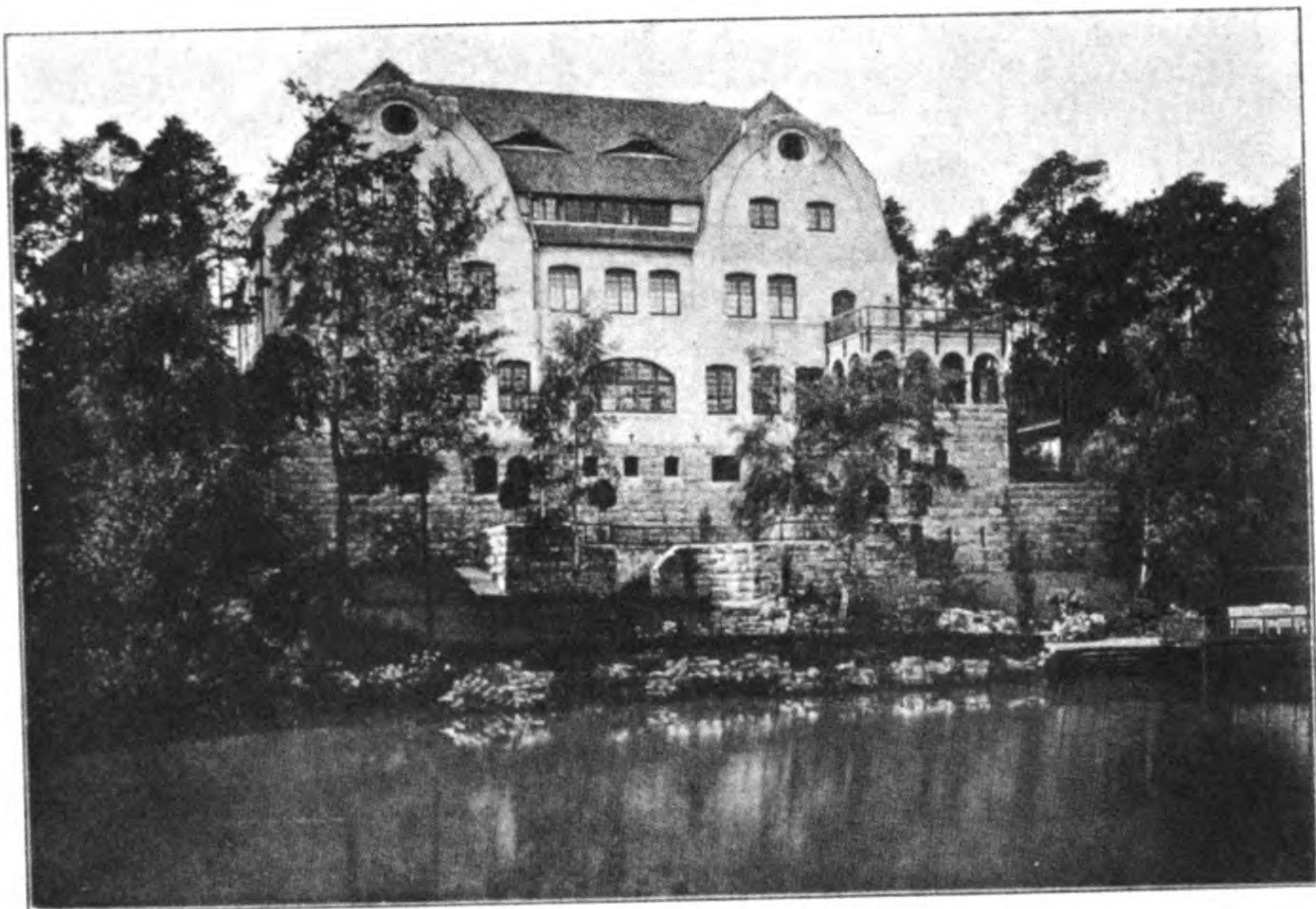




HAUS SPRINGER IN WANNSEE  
/ Inneres /

ALFRED MESSEL





**HAUS A. SULTAN, GRUNEWALD**

**RICHARD RIEMERSCHMIDT**





HAUS SCHMIDTLEIN i. ZEHLENDORF-WANNSEEBAHN

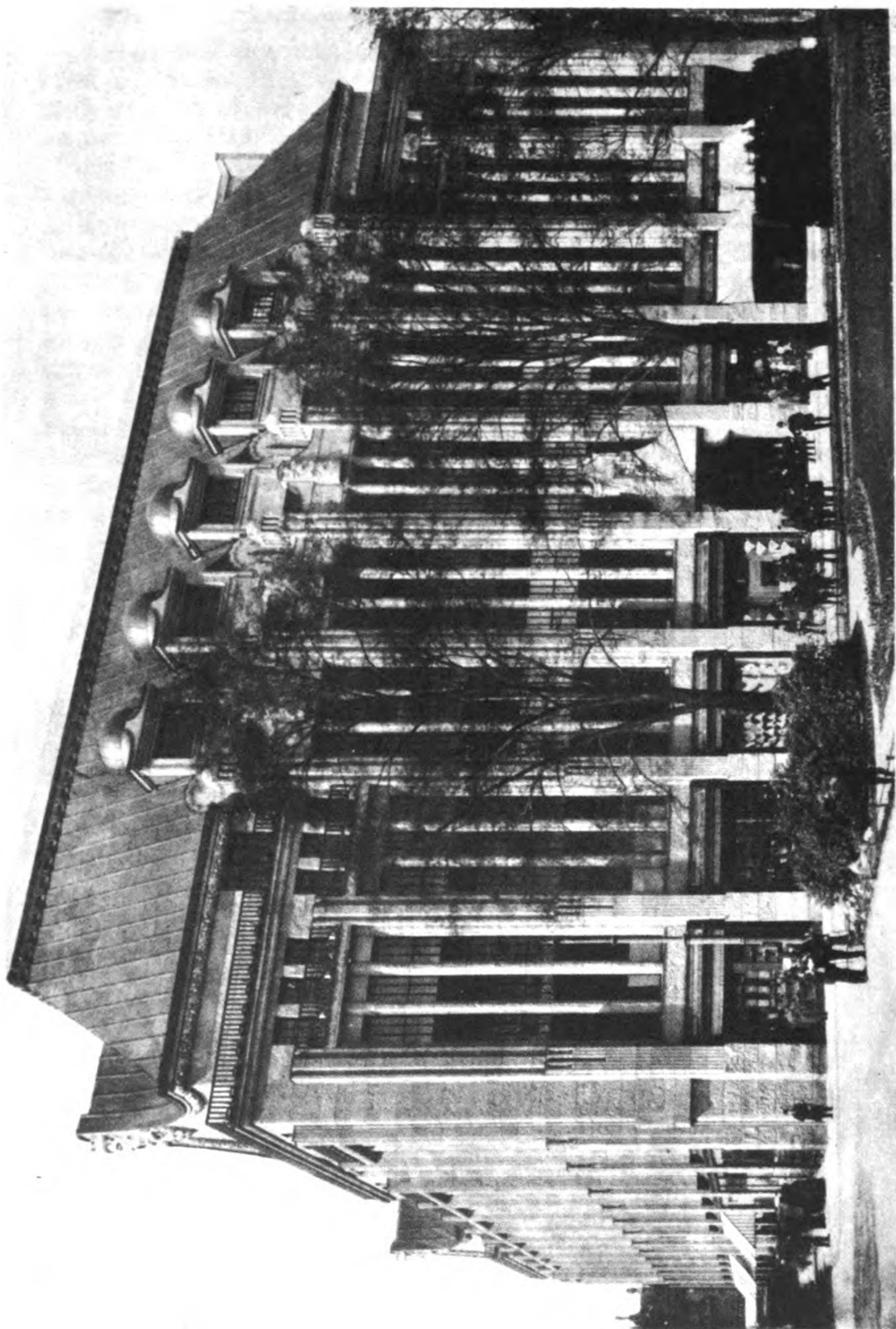
WILLIAM MÜLLER





HERMANN MUTHESIUS / HAUS DES KÜNSTLERS IN NIKOLASSEE





JOSEPH M. OLBRICH

DAS KAUFHAUS TIETZ in DÜSSELDORF  
! Aussenansicht !

Aus dem 3. Sonderheft zur „Architektur des 20. Jhdts.“  
Verlag Ernst Wasmuth A. G. Berlin.





JOSEPH M. OLBRICH

DAS KAUFHAUS TIETZ in DÜSSELDORF  
Innenansicht /

*Aus dem 3. Sonderheft zur „Architektur des 20. Jhdts.“  
Verlag Ernst Wasmuth A.-G. Berlin.*

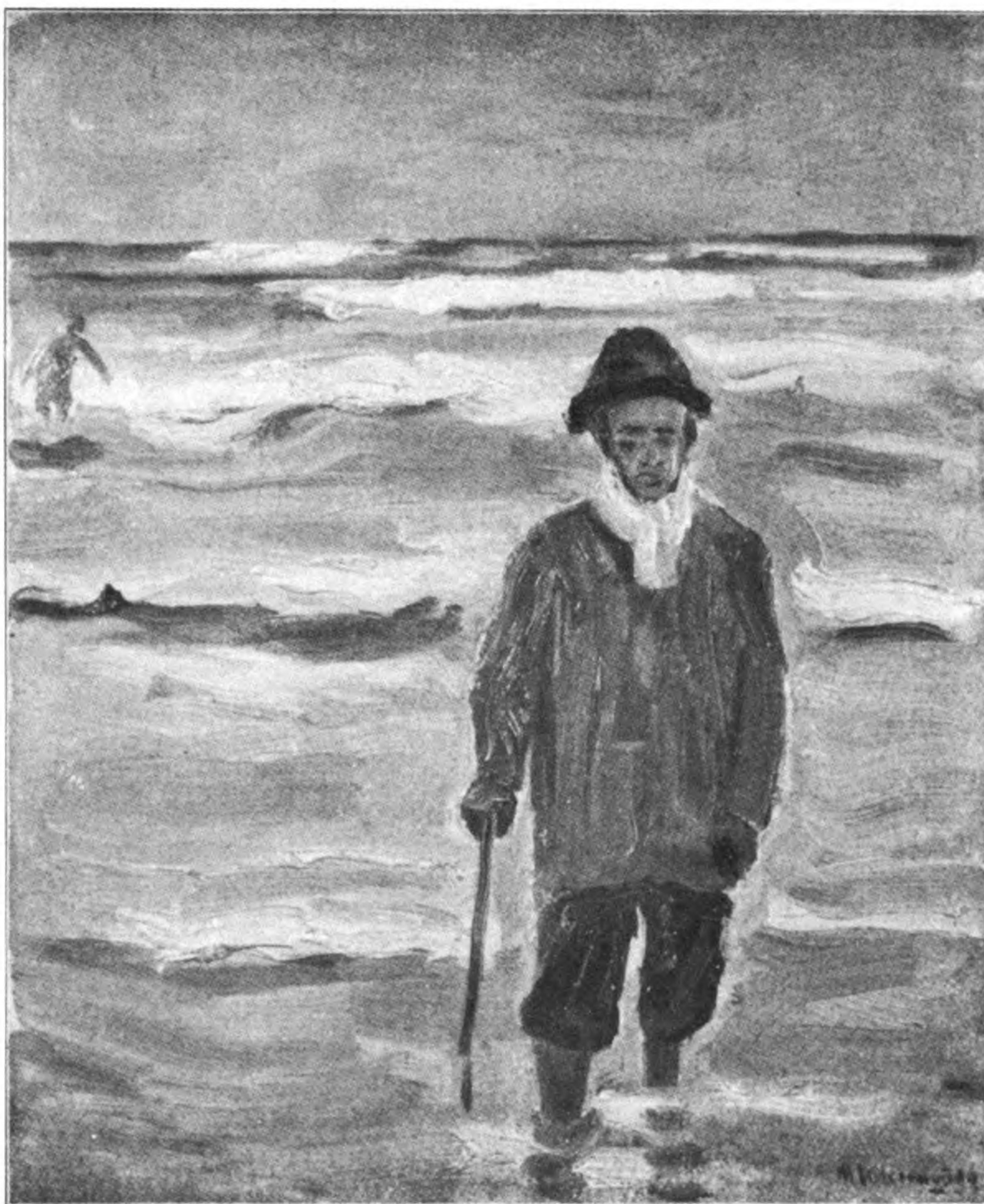




MAX SLEVOGT  
/ Aus der Sammlung Ed. Fuchs /

PORTRAIT: EDUARD FUCHS / Ölgemälde /

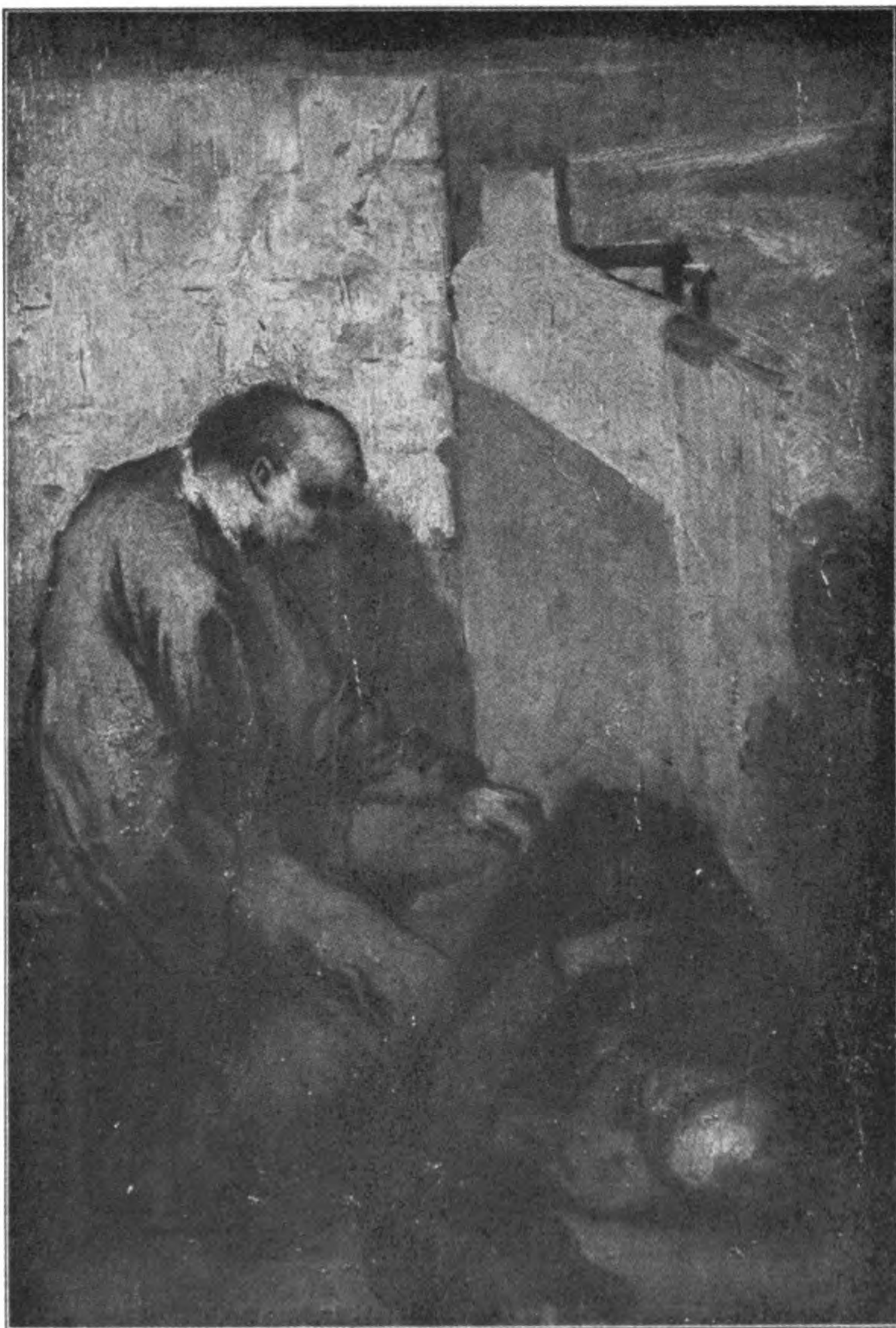




**MAX LIEBERMANN**  
/ Aus der Sammlung Ed. Fuchs /

**DER STRANDWÄCHTER / Ölgemälde /**

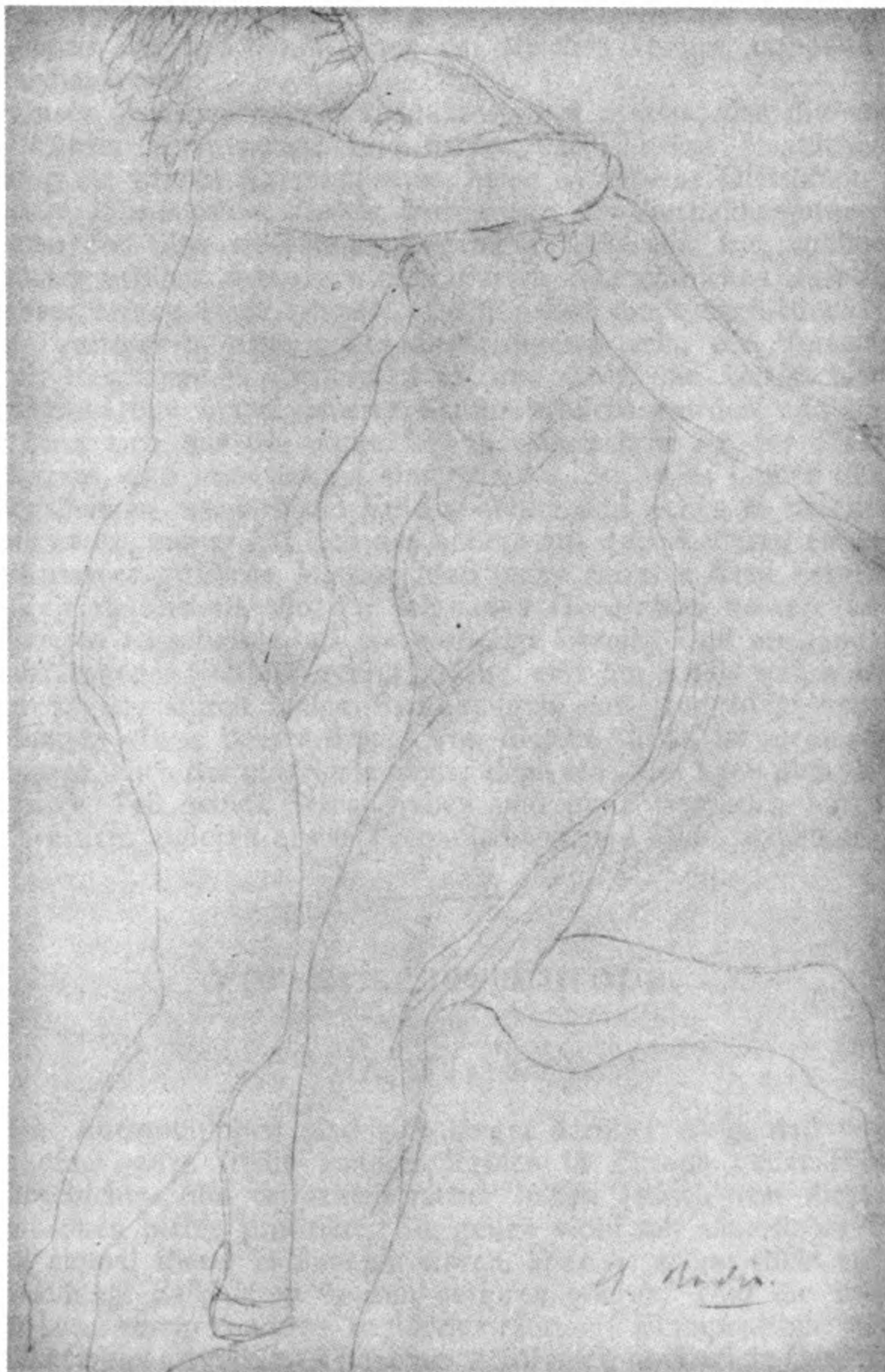




HONORE DAUMIER  
/ Aus der Sammlung Ed. Fuchs /

DIE BETRUNKENEN / Ölgemälde /





RODIN

ZEICHNUNG

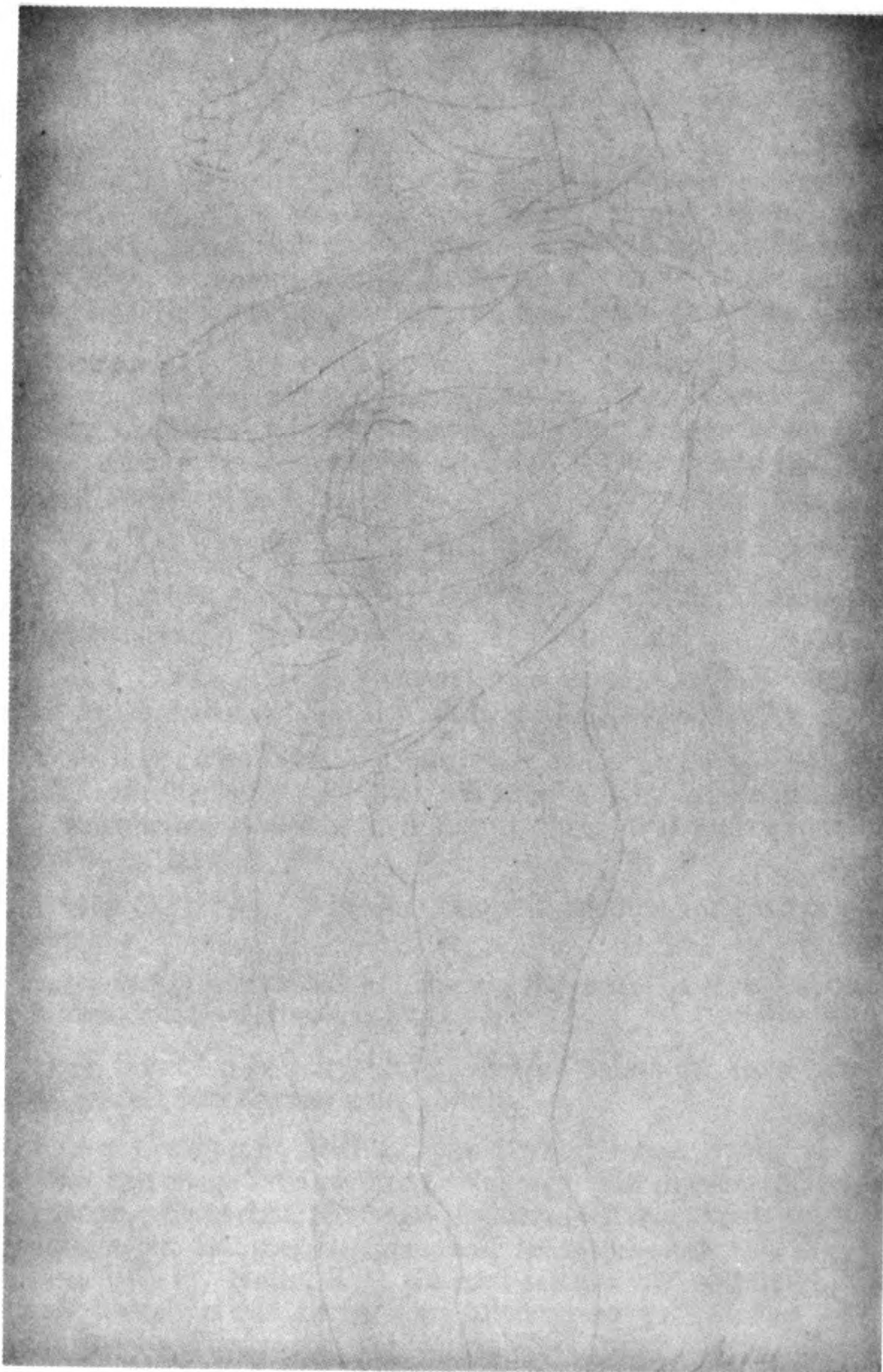




RODIN

ZEICHNUNG

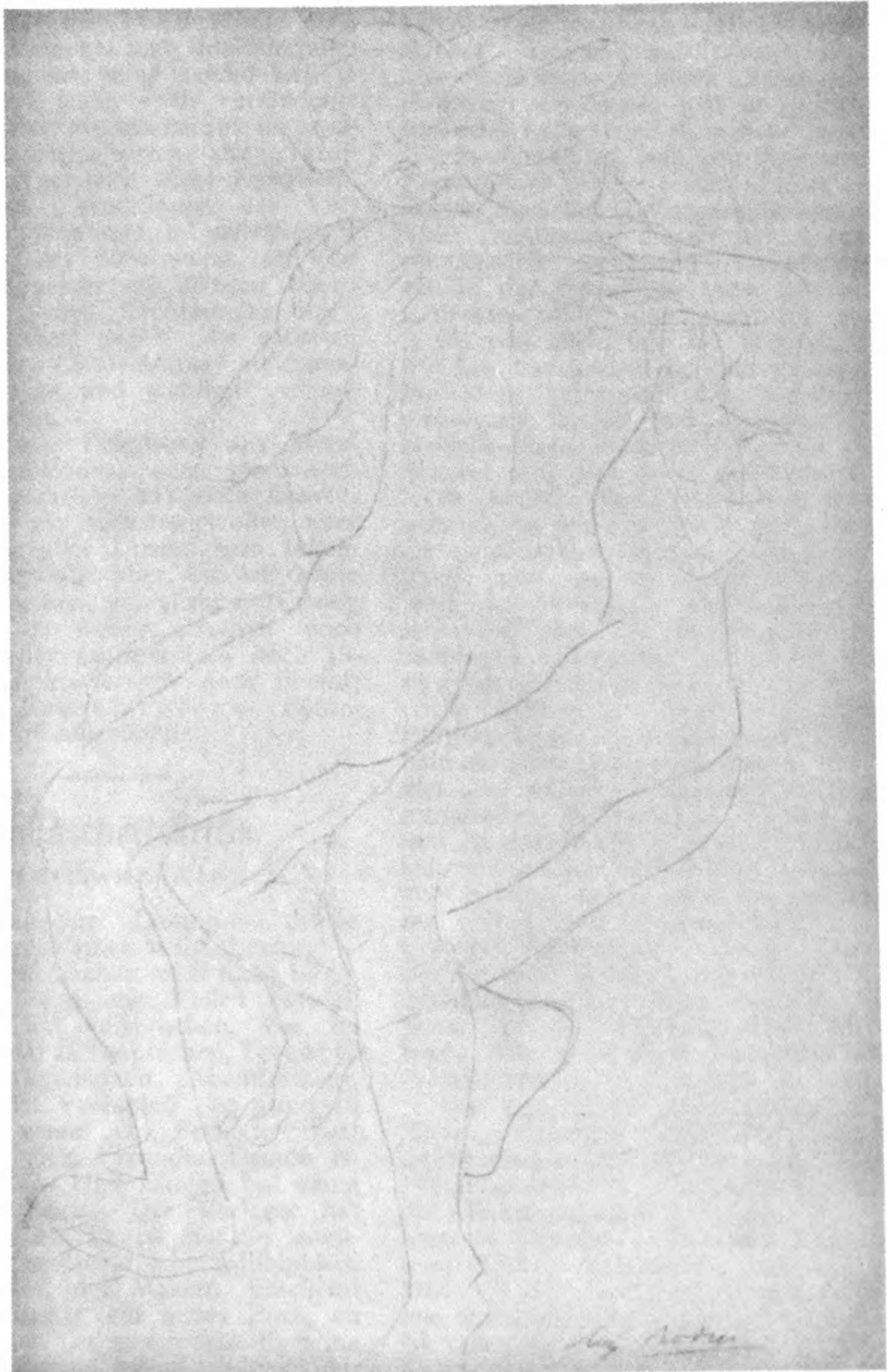




RODIN

ZEICHNUNG





RODIN

ZEICHNUNG





**Emil Pottner**

**Farbige Fayence**





**Emil Pottner**

**Farbige Fayence**

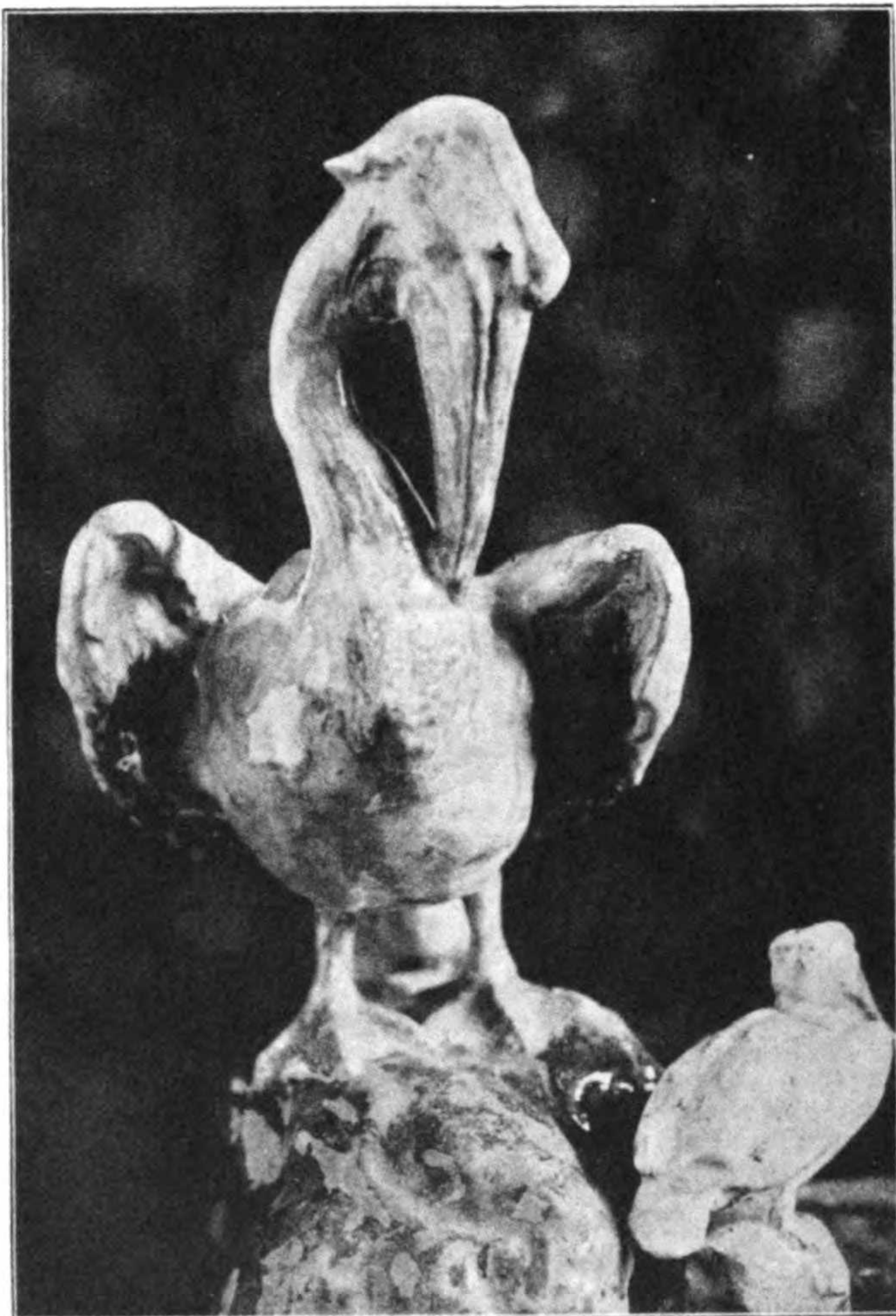




**Emil Pottner**

**Farbige Fayence**





Emil Pottner

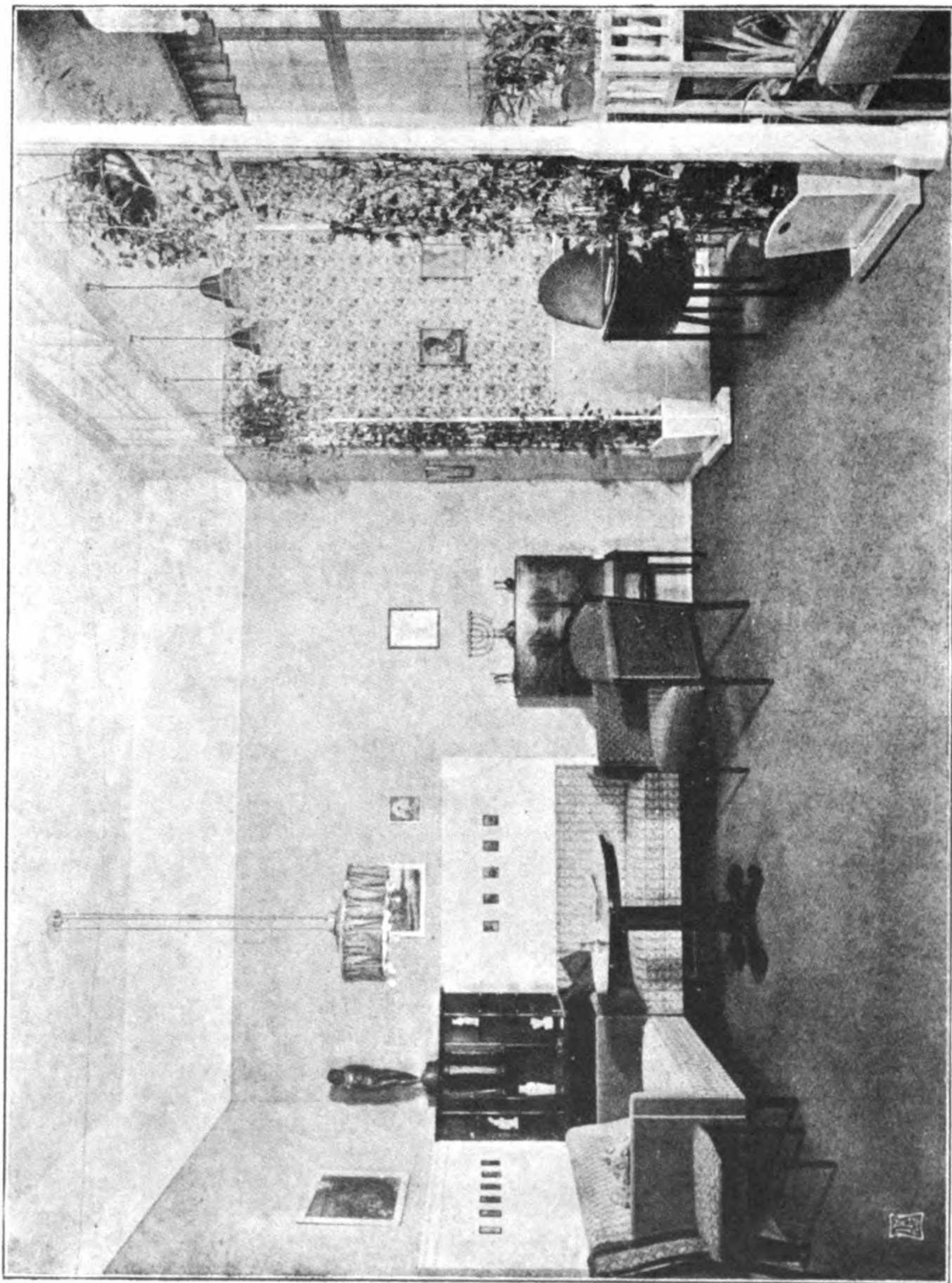
Farbige Fayence





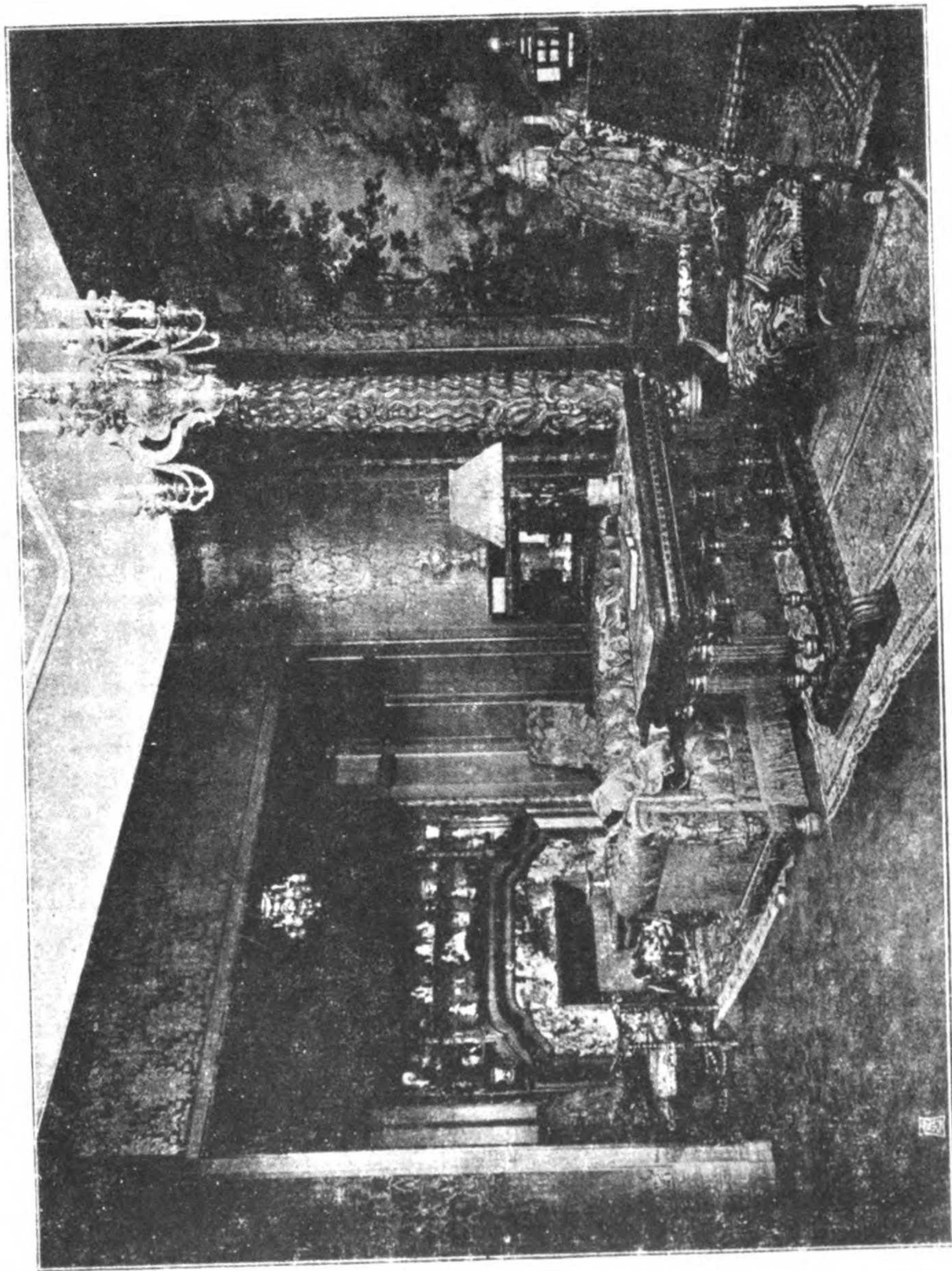
KIMBEL & FRIEDERICHSEN-BERLIN: Herrenwohnzimmer, Nußbaumholz mit Einlagen.





W. DITTMAR-BERLIN : Damenzimmer.





FLATOW & PRIEMER-BERLIN : Wohnzimmer.



I. HEFT.

I. JANUAR.

1909

Kriegstrompeten.

Von

Die österreichisch-ungarischen Patrouillen haben im Schnee der bosnischen Berge »in« phantastische Neujahrsnacht verlebt. Stundenlang ein zielloses Streifen durch die wunderbare Wildnis. Plötzlich ein Schuß aus dem Hinterhalt. Eine serbische Kugel etti dicht am Tschako des Führers vorbei. Ringsum kein Feind zu erspähen. So Seht das nu.i schon seit langen Wochen. Es ist der Anfang eines richtigen Operettenkriegs. Dennoch lassen die Hornsignale im Tal der Drinaganz Europa erschauern. Was bereitet sich dort unten vor? Soll wirklich die schellenlaute Serbenfarce am Ende noch ir furchtbaren Ernst umschlagen? Soll vor den Felsentoren des Orients ein 3nrd entzündet werden, bestimmt, den ganzen Kontinent zu Übernammen? Nicht wenige über In letzter Zeit diese Frage bejaht und die Engländer offen der Brandstiftung ••ziehe. . Im Frühjahr werde ein allgemeiner Hexensabbat beginnen, dem King Edward mit Schmunzeln zuzuschauen gedenke.

Die Feiertage waren voll von Krieg und Kriegsgeschrei. In den Zeitungen über-  
onte das Säbelgerassel beinah die unentbehrliche Silvestersalbaderei. Und ist die Krlegs-  
phantasie einmal entkettet, dann vergißt sie gern aller Hemmungen und bezecht sich an  
Jen schaurigsten Bildern. Schon sieht sie Österreichs Truppen im Verzweiflungskampf  
mit Serbien, Montenegro und Italien bluten. Die englische Flotte fällt indes über die

! 1NU IM\* MI 1. 1



## MORGEN.

deutsehe her, und die deutsche Armee muß sich gleichzeitig den anstürmenden russischen und französischen Heeresmassen entgegenwerfen. Die Lust am Erdichten spannender Kriegsromane, die Seestern-Manie greift eben immer weiter um sich.

Gewiß, es sind sehr ungemütliche Zeiten gekommen, und unverantwortlich wäre es, die Seelen jetzt in Sorglosigkeit einzulullen. Pflicht ist es vielmehr, vor jeder möglichen Gefahr schnell zu warnen. Aber eines Volkes, das mit so gutem Erz und so gutem Gewissen gewappnet ist wie das deutsche, wäre es nicht würdig, durch maßlose Übertreibung der Fährnisse sich den besonnenen Blick trüben zu lassen. Wenn es auch offenbar ist, daß England seit langem die Gluten sehürt, um einen starken Ring gegen Deutschland zusammenzuschmieden, und daß es schon viele Große und Kleine hineingeschweißt hat, so ist es doch töricht, zu glauben, daß alle Völker Europas, nur um England ein einträgliches Vergnügen zu gönnen, ohne weiteres übereinander herfallen und einander zerfleischen werden.

Die beiden nächsten nicht geringen Gefahren, die durch Englands Mißgunst heraufbeschworen werden könnten, wären das Scheitern der österreichisch-türkischen Verhandlungen und ein Krieg zwischen Österreich und Serbien. Daran ist kein Zweifel, daß England jetzt im Orient den Haß gegen Österreich-Ungarn mit allen Dornen stachelt, um Deutschland am Leibe seines Bundesgenossen zu verwunden.

Mehr noch als der Minister des Auswärtigen Tewfik Pascha ist der greise Großwesii Kiamil Pascha ein williges Werkzeug Sir Edward Greys, und alle Schwierigkeiten, denen Baron Aehrenthal in Konstantinopel begegnet, hat er englischen Einflüsterungen zu danken. Auch der zähe und unerbittliche Boykott, der die österreichisch-ungarische Industrie seit vielen Monaten geißelt, wäre ohne die Billigung Englands so schroff nicht durchzuführen gewesen. Dennoch ist die jungtürkische Partei zu klug, um sich in ein Kriegsabenteuer mit Österreich hineinhetzen zu lassen und daheim die junge Konstitution zu gefährden.

Der Tatendrang der Serben und Montenegriner wird dagegen durch jedes aufmunternde Wort aus London bis zum Sieden erhitzt, und die vielen heimlichen Goldsendungen helfen die Rüstungen über alles Erwarten schnell ergänzen. Immerhin bleiben die südslawischen Feinde allein, dann bedarf die Großmacht Österreich-Ungarn keiner Hilfe, um mit ihnen fertig zu werden. Schweres Unheil würde sich erst begeben, wenn einer der vielen Alliierten Englands sich zu einer Einmischung verleiten ließe. Dann wäre der große europäische Krieg entfacht, von dem Bismarck prophezeit hat, er werde zuerst um den Orient entbrennen.

Aber wer von den allen, die Englands König jetzt am Gängelbände führt oder zu führen vermeint, wird dazu Lust verspüren? Am wenigsten wohl Frankreich, das sich in Marokko festgebissen hat, in der Türkei mit den Deutschen bequemer zusammengehen kann als mit den Briten, und dein die Geschichte enthüllt, was es vor einem übermächtigen England zu erwarten hätte. Oder Rußland? Oder Italien? Sowohl Tittoni als auch



liwotsky haben in ihre Eiertanzreden dunkle und zweideutige Worte eingeflochten. Mit einem seltsamen Überpathos hat Tittoni den Dreibund als eine nur dem Frieden dienstbare Allianz gepriesen. Trotzdem wird Italien jetzt keinen heißen Eifer zeigen, sich draußen in der Welt in große Affairen verstricken zu lassen, nachdem es eben erst durch das Unheil von Messina ins Mark getroffen worden ist. Obendrein weiß es nur zu gut, wir unvollkommen seine Kriegsbereitschaft ist.

Rußland braucht nach den wuchtigen mandschurischen Schlägen Zeit, um sich nieder aufzuraffen, und ehe seine Armee nicht neuen Lebensatem hat, kann es nicht daran denken, sich an den Händeln dieser Welt mit Ehren zu beteiligen. Das hat Iswolsky bei seiner großen Dumarede verblümt zugegeben und der einflußreiche Schreier Purischkevitch offen herausgesagt. Die russische Regierung täuscht sich nicht darüber welche Gefahren ihr im Innern von neuem erstünden, wenn sie in nächster Zeit das Land von Truppen entblößen müßte. Gedrängt von den Panslawisten, hat Iswolsky das Phantom eines Balkanbundes von neuem auftauchen lassen, nachdem die Magyaren und das englische Balkankomitee mit diesem schönen Plan erbärmliche Erfahrungen gemacht haben.

Ein solcher Balkanbund mit türkischer Spitze würde sich — wäre er überhaupt möglich — innähest gegen Österreich und dann gegen den deutschen Export wenden. Aber nach der strikten Absage Bulgariens ist es kaum notwendig, sich über die Ausführbarkeit dieser Idee noch lange den Kopf zu zerbrechen. Und auch das zweite Zugeständnis an die Panslawisten, die Forderung von „Vergünstigung“ für Serbien und Montenegro, ist in der unbestimmten Formulierung Iswolskys nicht mehr bedenklich. Die Anerkennung der Buda- pester Konvention vom Jahre 1877 und der Berliner Deklaration vom Jahre 1878, in denen sich Rußland mit der definitiven Besitzergreifung der okkupierten Provinzen durch Österreich-Ungarn einverstanden erklärte und die Verweigerung eines russischen Protestes gegen die Annexion haben in Belgrad eine große und sicher sehr heilsame Bestürzung hervorgerufen.

Auch Rußland hat also jetzt wenig Neigung, sich für andere vorzuwagen. Und •ena manche schon eine Quadrupelallianz geharnischt und gespornt gegen Deutschland tesmarschieren sehen und - ohne Berücksichtigung der Qualität der Truppen — mit Schrecken eine bedeutende Unterlegenheit des Zweibundes gegenüber dem Vierbund konstatieren, so sind das Erwägungen von nur akademischem Werth. Trotz der vielen Fehler, die die deutsche Diplomatie im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte begangen hat, die Ungeschicklichkeit wird man ihr doch nicht zutrauen dürfen, daß sie all die vier ungleichen Brüder zu einer großen gemeinsamen Aktion sich zusammenschließen lassen werde, n.mal da jeder von ihnen jetzt genug ureigener Schmerzen hat. In den Kriegssphantasien der letzten Zeit spielt die Vorstellung eine große Rolle, als wollte England alle europäischen Völker einander niedermetzeln lassen und dann selbst über einem roten Trümmerfelde triumphieren. Als ob einem Kaufmannsvolk ein solches Ideal vorschweben könnte! Man verrißt auch in der Regel die brennenden indischen Sorgen Englands in die Rechnung zu setzen.



## MORGEN.

England hat allen Grund, seinem gefährlichsten Rivalen überall in der Welt das Leben zu erschweren. Der politische Umschwung in der Türkei hat den Todfeind der Osmanen plötzlich zum Busenfreund der jungtürkischen Gewalthaber gemacht. Von der englischen Botschaft in Konstantinopel aus wird heute das türkische Reich regiert, und so ist England imstande, dem treuesten Bundesgenossen Deutschlands und dadurch uns selbst gerade an dem Punkte, wo wir bisher das Heft in Händen hatten, eine Verlegenheit nach der andern zu bereiten. Das ist angesichts, bedenkt man die in Frankreich noch immer nicht erloschenen Revanchegefühle, die Deutschfeindlichkeit des ganzen russischen Volkes und die bösen Gegensätze zwischen Italien und Österreich-Ungarn, eine sehr brenzliche Situation. Aber, wo so vieles das Hervorbrechen der lauernden Instinkte hemmt, ist kein Zwang gegeben, gleich mit der schlimmsten und unwahrscheinlichsten Häufung aller Übel das Volksgemüt zu beunruhigen und die Leidenschaften überall noch mehr aufzupeitschen. Im rechten Augenblick wird wohl auch Österreich-Ungarn, um seine imperialistischen Pläne nicht gar zu teuer zu bezahlen, noch den Fackelwurf in den Pulverturm zu hindern wissen. Drum soll die Gefahr nicht gering geachtet, aber auch nicht ins Groteske verzerrt werden. Kühle Wachsamkeit tut uns mehr Not in dieser ernsten Zeit als heißblütige Phantasie, nüchternes Abwägen aller Möglichkeiten mehr als die Freude an politischen Indianergeschichten. Und wenn jetzt aufgeregte Generale und Professoren ein wildes Trompetongeschmetter erklingen lassen: es ist viel falscher, überflüssiger Lärm dabei. Es ist ein allzu lautes Echo der nächtlichen Signale bei Vschegrad.

Die Reichswehrsteuer.

Von

v. der B o e c k , Generalleutnant z. D.

Die Ansichten über Zweckmäßigkeit und Durchführbarkeit einer Reichswehrsteuer haben im Laufe der Jahre sowohl innerhalb der Reichsregierung als auch im Reichstage und nicht zuletzt in der öffentlichen Meinung vielfach gewechselt. Frühere Gegner dieser Steuer treten jetzt für sie ein, während mancher ehemalige Anhänger der Wehrsteuer bei näherer Prüfung zum Gegner geworden ist. Nun hat bekanntlich die Reichsregierung mit der beabsichtigten Finanzreform unter anderem die Wehrsteuer in Verbindung mit der Nachlaßsteuer vorgeschlagen, und diese Frage wird voraussichtlich noch im Laufe der gegenwärtigen Tagung des Reichstages entschieden werden.

Die Wehrsteuer ist für Deutschland nichts Neues. Als Bayern und Württemberg



1866 die allgemeine Wehrpflicht einführen, mußten alle jene, die nicht um Dienst ausgehoben wurden, eine Wehrsteuer zahlen, die nach dem Vermögen und dem Einkommen bemessen wurde. Diese Steuer wurde in beiden Staaten wieder auf» als nach der Reichsgründung 1872 die preußische Wehrverfassung eingeführt. In Anhalt dafür, daß die mehrfach aufgestellte Behauptung, die Artikel 67 und 58 der Reichsverfassung enthielten die Grundlage für eine Reichswehrsteuer, kaum zutreffend sein dürfte, denn dann hätte man doch nicht nötig gehabt, die Wehrsteuer in jenen beiden Staaten bei ihrem Eintritt in den Reichsbund abzuschaffen, vielmehr würde es richtiger gewesen sein, sie auch in den anderen Bundesstaaten ein- von der Reichsregierung 1881 vorgelegten Gesetzentwurf sollten alle Wehrpflichtigen, die vom Dienst im Heere ausgeschlossen oder ausgemustert sind, ferner diejenigen, die der Ersatzreserve I. oder II. Klasse (heute der Ersatzreserve oder dem Landsturm» überwiesen werden, endlich diejenigen, die vor erfüllter Dienstpflicht aus jedem Militärverhältnis ausscheiden, 12 Jahre hindurch eine Steuer bezahlen, und zwar eine feste Kopfsteuer von 4 Mark jährlich, sowie eine bei dem Einkommen von 1000 Mark Einkommensteuer in der Progression von 1—3 v. H. — Die Regierung empf- „Akt ausgleichender Gerechtigkeit“. Aber gleichzeitig erklärte sie: „Ein der Ehrenpflicht des persönlichen Militärdienstes und den darin begriffenen Opfern gegenüberzustellendes Geldäquivalent gibt es nicht.“ Die Ungleichheit in der Erwerbsfähigkeit, die zwischen den zum Dienst herangezogenen Wehrpflichtigen und den nicht herangezogenen besteht, meinte man jedoch durch eine angemessene Geldleistung ausgleichen zu können. Von den damaligen Volksvertretern, welche gegen die Vorlage sprachen, wurde wohl mit Recht gefragt, worin denn hier für den die Last des Militärdienstes Tragenden die ausgleichende Gerechtigkeit bestehen solle? Ob etwa in dem Tröste, daß der Staat auch den vom Dienst Befreiten das wirtschaftliche Fortkommen Möglichkeit zu erschweren suche? Die von der Regierungsvorlage gewollte Steuer- lizwecken würde naturgemäß den Charakter eines Äqui- valents für die unterbliebene Ableistung der Dienstpflicht annehmen. „Der eine dient, der andere zahlt“, würde alsdann die Volksanschauung sein. Die Gefahr entstehen, daß sich mit der Zeit eine Art Loskaufsystem einschleiche, das auf die allgemeine Wehrpflicht der ärgste Hohn sein würde. Neben diesen, in erster Linie gegen diese Steuer sprechenden Gründen wurde damals •eher noch geltend gemacht, daß eine Wehrsteuer im Sinne jener Vorlage in erster Linie »eine neue, schwere Last für den Mittelstand werden würde; statt Gerechtigkeit würde die neue Steuer vielfach härteste Ungerechtigkeit schaffen, insbesondere würde das unter diesem Gesichtspunkte schon bisher bestehende Mißverhältnis zwischen wohlhabenden nur mit Töchtern gesegneten Familien noch ganz außerordentlich



MORGEN.

Gegenüber diesen gegen jene Steuervorlage sprechenden Argumenten hatte die Reichsregierung damals einen schweren Stand; daraus erklärte es sich wohl auch, daß die Verteidigung ziemlich matt war. Selbst Bismarck meinte nur, der Gedanke zur Einführung einer Wehrsteuer „sei aus dem Gefühl entstanden, welches sich des Musketen tragenden Soldaten bemächtigt, wenn er einen seiner Meinung nach auch diensttauglichen Nachbar zu Hause bleiben sieht!“

Bei der mit erdrückender Majorität erfolgten Ablehnung der damaligen Wehrsteuervorlage ließ die nationalliberale Partei eine Erklärung abgeben, sie habe einmütig und ohne Unterschied, ob Ihre Mitglieder aus dem Norden oder aus dem Süden herkommen, beschlossen, diese Wehrsteuervorlage unter allen Umständen abzulehnen.

Seit diesem fehlgeschlagenen Versuch hatte die Reichsregierung bis jetzt keinen neuen zur Einführung einer Reichswehrsteuer gemacht. Die Frage ruhte lange Jahre und wurde nur gelegentlich in der Presse, auch vereinzelt im Reichstage und zwar in Verbindung mit dem Reichsinvalidenfonds angeschnitten. So stellte u. a. der Abgeordnete Dr. Arendt von der Reichspartei am 4. Dezember 1903 gleich nach Beginn der neuen Legislaturperiode den Antrag, eine Wehrsteuer einzuführen, mit der Maßgabe, daß die Erträge ausschließlich für die Versorgung der Invaliden und Veteranen, bez. für deren Hinterbliebene und zur Verstärkung des Reichsinvalidenfonds zu verwenden seien.

Der Antrag blieb zwar unerledigt, aber es trat doch bei dieser Gelegenheit hervor, daß die Stellung des Reichstages zur Wehrsteuerfrage eine ganz andere geworden war wie im Jahre 1881.

Der Antrag Arendt wurde am 1. Dezember 1908 wiederholt, auch nahmen im Verlaufe der ganzen ersten Sitzungsperiode 1903/05 die einzelnen Parteien im Reichstage bei verschiedenen Positionen Gelegenheit, ihre Stellung zur Wehrsteuerfrage zum Ausdruck zu bringen. Selbst die nationalliberale Partei, die sich — wie wir sahen — 1881 so entschieden gegen eine Wehrsteuer ausgesprochen hatte, ließ gleich bei Beginn der neuen Sitzungsperiode durch ihren Führer, den Abgeordneten Bassermann, erklären, sie vermisse in dem Steuerbuckett die Wehrsteuer, die sie als einen gerechten Ausgleich empfehle.

Greifbarere Gestalt nahm die Frage dann an, als die Kommission für die Finanzreform den von Mitgliedern der Mehrheitspartei mitunterzeichneten Antrag stellte: „einen Gesetzentwurf vorzulegen, welcher Ausgaben des Reichs in der Höhe, in welcher solche zurzeit zum Zweck der Sanierung des Reichsinvalidenfonds als Veteranenbeihilfe aus allgemeinen Einnahmen bestritten werden sollen, durch eine Reichswehrsteuer deckt.“ Bei der eingehenden Besprechung, welche dieser Antrag erfuhr, machte sich zum zweitenmal eine vollständige Wandlung in der Stellung zur Wehrsteuer bemerkbar, indem die Verbündeten Regierungen, welche 1881 selbst einen bezüglichen - Antrag eingebracht hatten, sich diesem Antrag gegenüber sehr skeptisch verhielten. Der Reichsschatzsekretär führte aus, die Erinnerung an die Erfahrungen von 1881 hätten



Die Wehrsteuer.

7

Die Regierungen einigermaßen bedenklich gemacht. Ihre Bedenken lägen weniger auf ethischem Gebiet, als auf steuertechnischem. Die finanzielle Benachteiligung der zum Dienst Eingezogenen werde übertrieben, bilde doch für manche die Erfüllung der Dienstpflicht die Grundlage für ihr bürgerliches Leben. Auch der preußische Finanzminister erklärte, die Wehrsteuer unterliege den schwersten sozialen Bedenken, kaum Überwindlichen steuertechnischen Schwierigkeiten und bringe keine nennenswerten Erträge. Energisch bekämpft wurde der Antrag auch von den Sozialdemokraten, deren Vertreter ausführte, die Wehrsteuer widerspreche den Festsetzungen des § 58 der Reichsverfassung. Die untauglichen Personen seien nicht schuld, daß sie nicht zu dienen brauchten, sie seien durch ihre körperlichen Leiden schon genug beeinträchtigt. Auch die Freisinnigen beharrten in ihrer früheren ablehnenden Stellung; wenn auch der Gedanke einer Wehrsteuer populär sei, so führte ihr Sprecher aus, so sei nicht zu vergessen, daß der Militärdienst nicht nur eine Last sei, sondern auch ein großer Vorteil für die Dienenden in ihrer Schulung, Entwicklung und künftigen Lebensstellung.

Schließlich wurde die Resolution mit 16 gegen 10 Stimmen angenommen und vom Reichssekretär zugesagt, daß die Verbündeten Regierungen den Vorschlag in ernsthafte Erwägung ziehen würden. Eine Folge ist dieser Resolution aber nicht gegeben worden. Auch ein am 15. Mai 1908 von der nationalliberalen Partei eingebrachter Antrag, einen Gesetzentwurf vorzulegen, durch welchen den vom Militärdienst Befreiten die Zahlung einer einmaligen, eventuell in Raten zu entrichtenden Steuer nach Maßgabe ihrer Leistungsfähigkeit auferlegt wird, ist nicht zur Beratung gelangt.

Noch im November 1907 nannte Freiherr v. Rheinbaben die Wehrsteuer eine unmögliche Kopfsteuer.

Das ist in groben Zügen die Entwicklung, welche die Wehrsteuerfrage in den letzten 10 Jahren etwa in Deutschland gehabt hat.

Es stellt sich heraus, daß die Wehrsteuer in Deutschland im Laufe der Jahre zweifellos an Popularität gewonnen hat. Man kann auch nicht leugnen, daß diese Steuer auf den ersten Blick etwas Bestechendes hat, „sehr schön und gleißend aussieht“, wie der Minister Freiherr v. Rheinbaben sich im Reichstage einmal ausdrückte, „aber die meisten ihrer Vorzüge verliert, wenn man sie näher betrachtet.“

Vor allem ist und bleibt es immer noch der ideale Gedanke, welcher der allgemeinen, persönlich abzuleistenden Wehrpflicht zugrunde liegt, der gegen die Einführung einer Reichswehrsteuer spricht. Die Begründer der allgemeinen Dienstpflicht in Preußen haben von vornherein den Standpunkt vertreten, daß es für jeden wehrfähigen Preußen eine Ehre sei, des Königs Rock zu tragen und das Vaterland im Nothalle mit der Waffe zu verteidigen. Außerdem aber muß die auch mehrfach hervorgetretene Behauptung bestritten werden, daß die Erfüllung der Militärdienstpflicht allgemein eine Schädigung für das bürgerliche Leben bedeute, für die eine Entschädigung, wenn auch nur in der mittelbaren



## MORGEN.

Form der Wehrsteuer, zu gewähren, der Billigkeit entspreche. Das Heer als größte nationale Erziehungsanstalt gewährt seinen Angehörigen in körperlicher, geistiger und sittlicher Beziehung bedeutende, bei den meisten früheren Soldaten in der einen oder anderen Weise sich geltend machende Vorteile. Die materiellen Nachteile, welche etwa mit der Ableistung der allgemeinen Dienstpflicht verbunden sein können, dürften sich daher in späteren Jahren schnell wieder ausgleichen und häufig in das Gegenteil verwandeln. Und wenn ferner behauptet worden ist, daß die von der Ableistung dieser Pflicht ganz oder teilweise Befreiten leichter Arbeit und Beschäftigung finden, so ist dem entgegenzuhalten, daß in vielen Branchen gediente Leute den nichtgedienten vorgezogen werden.

Zu diesen gegen die Wehrsteuer sprechenden Gründen kommen noch die finanz- und steuertechnischer Art, »wie sie der preußische Finanzminister im Reichstage vor Jahresfrist eingehend dargelegt hat.

Trotz aller dieser Bedenken hat nun die Reichsregierung sich doch entschlossen, im Rahmen der Reichsfinanzreform eine Wehrsteuer und zwar in Form eines Zuschlags zur Nachlaßsteuer in Höhe von 1% v. H. vorzuschlagen. Diese Form der Wehrsteuer ist, wie Staatssekretär Sydow bei der Generaldebatte über die Finanzreform im Reichstage ausführte, gewählt worden, um der Mißdeutung vorzubeugen, daß diese Steueran als ein Loskauf von den militärischen Verpflichtungen aufgefaßt werden könnte. Als Kopfsteuer erhoben — betonte er — wäre die Wehrsteuer ungerecht. Ihre Erhebung aber von dem beim Tode vorhandenen Vermögen könne keinem Vorwurf begegnen.

Ob diese Lösung der Frage eine sehr glückliche war, muß bezweifelt werden. Die Reichsregierung hat damit den Weg, der in den letzten Jahren als Vernümittlung zwischen den sich gegenüberstehenden Ansichten betreten worden war, nämlich die Wehrsteuer nicht als reine Finanzsteuer, sondern als Zwecksteuer zur Auffüllung des Invalidenfonds einzuführen, wieder verlassen. Dies wurde auch als Argument gegen diese Art der Wehrsteuer vom Fürsten Hatzfeldt bei der Generaldebatte im Reichstage hervorgehoben.

Im übrigen ist in den Reden der Reichstagsabgeordneten ein direkt ablehnender Standpunkt nicht hervorgetreten. Wohl aber war dies mit einer einzigen Ausnahme der Fall hinsichtlich der beabsichtigten Verkoppelung dieser Steuer mit der Nachlaßsteuer. Nicht mit Unrecht wurde von den Gegnern einer solchen Verkoppelung hervorgehoben, daß beide Steuerarten gar keine oder doch nur sehr geringe Berührungspunkte miteinander hätten, und daß ferner eine derartige Wehrsteuer niemals denjenigen treffen würde, der den materiellen Vorteil von der Dienstbefreiung hätte, es sogar nicht selten vorkommen könne, daß derjenige die Wehrsteuer tatsächlich zahlt, der selbst zwei oder gar drei Jahre seiner Dienstpflicht genügt hat.

Es gewinnt also den Anschein, als habe die Wehrsteuer in der von der Reichsregierung vorgeschlagenen Form kaum Aussicht auf Annahme. Trotzdem werden wir wohl nicht von dieser Steuer verschont bleiben, denn die Stimmung im Reichstage ist



Magister Sb»w.

ihr« Einführung im allgemeinen günstig, ja man hofft sogar, durch ihre selbständige Ausgestaltung viel höhere Summen herausholen zu können, als sie in Verbindung mit der Nachlaßsteuer gebracht haben würde. Ob die Reichsregierung sich mit einer selbständig ausgestalteten Wehrsteuer einverstanden erklären und ihren bisherigen sehr berechtigten Widerstand gegen ihre Einführung als Kopfsteuer fallen lassen wird, muß ebenso abgewartet werden, wie die Lösung der Frage, ob die Wehrsteuer eine reine „Finanistener“ oder eine zur Auffüllung des Invalidenfonds bestimmte .. Z w e c k s t e u e r“ werden soll.

Man ersieht aus alledem, daß die Wehrsteuerfrage nicht so einfach zu entscheiden ist, wie viele glauben.

Magister Shaw.

Franz Wilhelm.

Oscar Wilde drückt einmal seine Befriedigung darüber aus, daß die Lehrer aussterben, aber ich weiß wirklich nicht, ob er selber an dieses Aussterben glaubte. Jedenfalls sind der Künstler und der Magister zwei absolute Gegensätze, die einander nie verstehen, die sich hassen und bekämpfen müssen. Der Künstler begreift nicht, warum man nicht an all n Dingen seine Freude haben soll, und der Magister sucht immer nach dem Zweck and dem Wert jeder Sache und fragt noch bei einem Gedicht, was man damit beweisen will. Es ist der ewige Kampf zwischen der produktiven, neuschaffenden, männlichen Kunst und der unproduktiven, wertenden, weiblichen Ethik. Aber es ist nicht ein Kampf iwiscaen Kunst und Wissenschaft. Im Gegenteil, in der Wissenschaft liegen die Verhältnisse genau so. Auch hier muß der produktive Mensch sein voraussetzungsloses, amoralisches Schaffen gegen den Magister verteidigen, der selbst nichts schafft, aber alles an sieb reißt, um es in den Dienst des Staates, einer Weltanschauung, eines Aberglaubens tm stellen.

Heute nun, in unserer ausgesprochenen ethischen, femininen Zeit, in der eine so kunstfeindliche Rasse wie die anglo-amerikanische die Vorherrschaft hat, sind die Magister obenauf. Wie niemals zuvor ist die ganze Menschheit von einem gemeinsamen toii&l-ethisehen Willen erfaßt. Solche Zeiten wollen sich von einem schweren Druck befreien, über einen Abgrund hinüberkommen, eine große Idee durchführen. Sie sind notwendig, sber weil sie in den Frühling wollen, gehen sie in den Winter hinein. Sie habet, keine



## MORGEN.

Hände für Feinheit und Schönheit, sie zerstören die Kunst und machen höchstens daraus ein Jahrmarktsvergnügen. Die Kunst muß sich anpassen oder verderben. Darum mußte der Künstler Wilde zugrunde gehen. Aber der Magister und Nichtkünstler Shaw, der Mann mit Grundsätzen und strenger sozialistischer Ethik, der Vegetarianer, Alkoholgegner, Nichtraucher Shaw, der Manu, der alles weiß und kann, der über jedes Ding auf der Erde lärmend und selbstbewußt sein Urteil fällt, erobert sich die Welt. Beide Menschen sind Typen. Weniger vielleicht noch für die Gegenwart, als für die nahe, amerikanische Zukunft.

Noch niemals hat man sich über das eigentliche Wesen eines Schriftstellers so getäuscht wie bei dieser Allerweltsberühmtheit Shaw. Es war speziell Deutschland, das seine Theaterstücke gründlich mißverstand und sich über die witzige Verspottung englischer Spießbürger amüsierte. Den deutschen Bürgersmann mußte es ja kitzeln, als er sah, daß es im Auslande auch seinesgleichen gab. Und dann fühlte er auch instinktiv, daß das alles nicht so schlimm gemeint war, was er da auf der Bühne hörte. Dieser Autor war kein Dichter, kein Feind, der mit einem bösen Gesicht kam, weil er die häßlich gewordene Allgewöhnlichkeit nicht mehr ertragen konnte. Dieser Shaw war wie ein neuer Pastor aus Amerika, der seine Kunden festhielt, indem er seine Predigten mit amüsanten Mätzchen dekorierte. Man hatte so das Gefühl wie an einem Abend in der Heilsarmee man sang religiöse Lieder nach der Melodie: „Guter Mond, du gehst so stille.“

In England kannte man Bernard Shaw gar nicht. Dort kannte man nur einen „G. B. S.“, wie man ihn nannte, den Vorsitzenden der „Fabian Society“, der sozialistische Eingaben an das Parlament richtete und mit Erfolg unter den englischen Millionären politische Jünger warb. Den unermüdlichen Vielschreiber „G. B. S.“, der sich in seiner Zeitschrift „The New Age“ allwöchentlich mit jedem biedereren Schustermeister oder Pastor, wie es nun gerade kam, über die Frauenfrage oder den Einfluß der vegetarischen Ernährung auf die Darmtätigkeit bis aufs Blut zankte. Den schlagfertigen Debatter „G. B. S.“, der als Rektor aller Briten in jeder politischen und unpolitischen Versammlung seinen Bakel schwang. Das zukünftige Member of Parliament, in dem seine Anhänger schon den ersten Präsidenten der kommenden britischen Republik sahen. Und so weiter — was war er nicht? Gab es doch schon einen „G. B. S. Calendar“, in dem man für jeden Tag im Jahr seine Aussprüche lesen konnte, einen „Ewigen Kalender“, denn die Aussprüche würden in hundert Jahren noch so frisch und so wertvoll sein wie heute. Bis die Engländer an dem Lärm im Auslande merkten, daß G. B. S. auch ein Dichter war. Und das war ihnen sehr lieb, denn sie hatten gerade den unaussprechlichen Oscar Wilde für alle Zeiten aus dem Gedächtnis der Nation ausgelöscht und wollten nun beweisen, daß sie gegen einen Dichter an und für sich durchaus nichts einzuwenden hatten, im Gegenteil.

Und Shaw zierte sich auch nicht. Er hatte in den langen Jahren, als er sich noch schlecht und recht als Theaterkritiker durchschlug, so manches Stück geschrieben, von



dem kein Mensch etwas wissen wollte. Die brachte er jetzt alle zum Vorschein. Und wenn ihm die pruden New-Yorker Behörden ein Stück verboten, weil es unsittlich war – als ob es jemand ernster mit seiner Moral nehmen könnte als Shaw — dann schrieb G. B. S. einen flammenden und witzigen Protest, der die Lacher auf seine Seite brachte, und vor allem schickte er drei oder vier andere Stücke hin, die alle gleichzeitig an verschiedenen Theatern aufgeführt wurden und alle volle Häuser fanden. Heute ist Shaw der berühmteste Mann auf der Welt, und man bedauert nur, daß er nicht auch diese Welt selbst erschaffen hat. Denn er hätte es erstens besser gemacht und zweitens eine lange Vorrede dazu geschrieben.

Aber man muß George Bernard Shaw ernst nehmen, schon weil er ernst genommen werden will und weil ihm im Grunde nichts ferner liegt, als irgendetwas auf der Welt spaßhaft zu finden. Dieser Mann lacht, weil das Lachen gesund ist, und er tut alles, was seine Gesundheit stärkt. Er schreibt witzig, weil das seinem Schriftstellerbandwerk zuträglich ist, weil er so mehr gelesen wird. Lieber wäre es ihm schon, er brauchte seine Spätmacherrolle nicht länger durchzuführen, denn der innere Humor, der ihm die Dummheit und den Unsinn des Lebens erträglich machen könnte, fehlt ihm ganz. Und sein Verstand ist zu gesund und zu umfassend, um über all die schlimmen Dinge hinwegzusehen. Wir wissen von Shaw, daß er in seinen jüngeren Jahren als ziemlich verwahrloster Bohemien herumlief in einem zerschlissenen, vor Alter grün gewordenen Anzug, auf dem Kopf einen Zylinderhut, der mehrfach eingeknickt nur mühsam seine Haltung bewahrte. Er schrieb damals Romane, die er mit unermüdlicher Ausdauer von einer Redaktion zur andern sandte, obgleich kein Mensch etwas von ihnen wissen wollte. Langsam und zäh arbeitete er sich herauf, bis er es rein durch seine literarische Tätigkeit zum mehrfachen Millionär brachte. So besitzt heute Shaw das starke, unerschütterliche Selbstbewußtsein des Selfmademan, dem nichts auf der Welt imponiert, der weiß, daß alles, was er will, erreichen kann, und der dafür jedes Augenmaß für fremde Tüchtigkeit und andersartige Begabung verloren hat. Mit großer Energie und eiserner Konsequenz hat er sich selbst erzogen. Er lebt streng rationell nach festen Grundsätzen. Menschen, die Fleisch essen und Alkohol zu sich nehmen, verachtet er als elende Sklaven ihres Bauches. „Wenn die Leute so kannibalische Gelüste haben, die Leichen geschlachteter Tiere zu verzehren, und ihre Nerven mit schädlichen Fäulnisprodukten erregen, ich werde sie nicht hindern, solche Abjcheulichkeiten zu begehen; aber man kann nicht von mir erwarten, daß Ich ihren Geschmack teile. Zweifellos würde das zarte Fleisch eines Babys einen köstlichen Braten geben, aber ich könnte so etwas nicht essen, weil es mir widersteht.“

Für Shaw ist Intoleranz eine Selbstverständlichkeit. Was für ihn gut gewesen ist, was er für sich selbst als richtig erkannt hat, das muß es auch für alle andern Menschen sein. Er fühlt, daß er klüger und vernünftiger ist als die andern Menschen. Er weiß, daß er sich nicht durch Gefühle bestechen läßt, sondern nur seinem gesunden, unbeirrten Verstande folgt. Er steht sich darum auch immer als Lehrer, der von einer großen Schule unver-



IS

MORGEN.

nünftiger Kinder umgeben ist. Gütig, milde und nachsichtig selbst gegen die schwächsten Schüler, wenn sie nur den guten Willen zeigen, seine Autorität anzuerkennen, wird er unerbittlich streng, wenn er es mit „schlechten Elementen“, mit törichten, eigensinnigen Bursehen zu tun hat. Er ist unermüdlich, ihnen zu prophezeien, daß im ganzen Leben nichts aus ihnen würde, und läßt kein Mittel unversucht, am sie zu bessern und zu bekehren. Ein gutes Beispiel hierfür ist Shaws Stellung zum Sozialismus und zu den sozialistischen Parteien. Shaw ist selbst Sozialist und hat sich die größte Mühe gegeben, diese Partei in seine Schule aufzunehmen und zu belehren. Aber gerade bei diesen Leuten hat er den schwärzesten Undank erlebt. Während das Bürgertum, dem er doch immer auf die Füße trat, wenn es nicht richtig gehen wollte, einen ungeheuren Respekt vor dem Lehrer bekam, ließen sich die Arbeiter nun einmal dahin nicht belehren, daß sie an die Stelle der Bibel von Marx den Katechismus von G. B. S. setzen müßten. Es ist amüsant, wie Shaw sich über die Orthodoxie besonders der deutschen Genossen beklagt. Interessanter für das Publikum, wenn auch weniger wichtig für Shaw selbst, ist seine Stellung zur Kunst, besonders zur Literatur. Bekannt ist seine Geringschätzung Shakespeares. Shaw hat absolut kein Verständnis für das Stille, Feine, für Stimmung, Lyrik. Er liebt den Lärm und das Poltern, und als alter Bühnenpraktiker besitzt er den Instinkt für wirksame Theatereffekte. Er sieht bei Shakespeare nur, was er an ihm begreift, und ärgert sich, weil die Leute nun so viel Wesens von ihm machen. „Ich gebe den Büchern in der Literatur den Vorzug, in welchen der Autor, anstatt die landläufige, ohne Begründung aufgestellte Moral zu vertreten, vor. eigenem moralischen Standpunkt aus schreibt und damit sein Buch ebenso zu einem Beitrag für Sittenlehre, Religion und Soziologie macht, wie zu einem für Belletristik. Shakespeare stelle ich mit Dickens, Scott, den älteren Dumas usw. in die zweite Reihe, obwohl sie außerordentlich unterhaltend sind, weil sie ihre Moral fertig übernommen haben.“

Leider gibt es noch immer Leute, die bei Shaw Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung suchen und wenn sie lesen, daß er Shakespeare „Hohlheit der Philosophie, Oberflächlichkeit und Falschheit der Moral, Schwäche und Inkonsequenz als Denker, Verdienstlosigkeit um den für ihn geforderten philosophischen Vorrang, Aufgeblasenheit, gewöhnliche Vorurteile und Unwissenheit“ vorwirft, dann sehen sie darin schalkhafte Neckerei. Nein, man muß auch in der Literatur Shaw als Magister ernst nehmen, selbst wenn man ihn dann weniger amüsant findet.

Im Verlage von S. Fischer, Berlin sind in der Übersetzung von Siegfried Trebitz drei Bände Essays erschienen: „Ein Ibsenbrevier“, „Ein Wagnerbrevier“ und ein größerer Band „Essays“. Eigentlich müßten die Überschriften heißen: „Shaw und Ibsen“, „Shaw und Wagner“, „Shaw und die übrige Welt“, denn darin ist Shaw der persönlichste Mensch, daß er immer nur über sich selber schreiben kann. Was er noch nebenbei über die andern sagt, ist nur die Nutzenanweisung davon.

Immer fragt er, was will Ibsen, was will Wagner damit beweisen? Was ist die Moral



ihrer Stücke? Und dann beweist er selber etwas, er beweist Shaw. Er zeigt, daß Ibsen seine Dramen geschrieben hat, nm die Tyrannei der Tugendideale zu beweisen. Dann teigt er, daß Ibsen von diesen seinen eigenen Ideen natürlich gar nichts gewaßt hat, and daß erst Shaw sie herausfinden mußte. Genau so geht es Wagner, dem einzigen Menschen auf der Welt, vor dem Shaw so etwas wie Respekt hat, wahrscheinlich well der ihm im Lärm ooeh etwas über war.

Der Sammelband „Essays“, der eine Reihe alterer und neuerer Aufsätze bringt, zeigt die ganze Vielseitigkeit Shaws. Shaw ist ein guter Kenner der englischen Theater-verhältnisse, darum haben seine Gelegenheitsaufsätze über bekannte Schauspieler und Schauspielerinnen aueh heute noch Interesse. An Oscar Wilde wagt er sich nicht so recht heran, er nimmt seinen Ausspruch: „Shaw hat keine Feinde, und von seinen Freunden mag ihn niemand leiden,“ für ein verstecktes Kompliment, das Wilde seiner Größe macht. Psychologisch interessant ist, „wie Shaw den Nordau demolierte“ — ein Magister, der einen andern totschißt. Den Schluß des Buches bilden politische Aufsätze, wie das schon bekannte vom „Sozialismus für Millionäre“ und zwei Essays über Sozialismus und Anarehismus. ,

Für die Erkenntnis des Problems Shaw Ist es gut, daß diese Aufsätze erschienen sind. Mar wenn man anfängt, den Sozialpolitiker und ethischen Kämpfer Shaw zu würdigen, wird man endlich das unsinnige Mißverständnis aufgeben, in ihm einen humoristischen Dichter zu sehen.

Bismarck als Landwirt.

Ein Brief Bismarcks.

Mitgeteilt von Geh. Rat Heinrich v. Posebinger.

Der hier zum ersten Male veröffentlichte Brief Bismarcks war an den Jüngst verstorbenen Bankier Emil Voigt in Hamburg, einen Jagdpächter im Sachsenwalde, gerichtet. Herr Voigt war jahrelang der Nachbar Bismarcks. Dieser beriet sich gern mit dem geschäftskundigen Hamburger über materielle Fragen, und die Fürstin Bismarck freute sich, In Frau Voigt eine liebenswürdige Besucherin Ihres Salons gefunden zu haben. Der Brief gibt ein seltsam anmutendes Stimmungsbild aus dem Leben des abgedankten greisen Staatsmannes, der sich die Selbstbewirtschaftung seiner Güter, die ihm offenbar schon viel Verdruß bereitet hat, nicht mehr recht zutraut und kein Mittel unversucht lassen will, um einen anständigen, zahlungsfähigen Pächter »«findig zu machen. Bismarcks Hinweis auf seine abnehmende Rüstigkeit und der



MORGEN.

Ausblick auf einen nahen Tod haben einen eigentümlichen melancholischen Beigeschmack. Der Brief lautet:

V\*r11n,  . August 1894.

Verehrter Freund und Nachbar!

Bei unsrer letzten Besprechung über Schönau und Verpachtung hatten Sie die Freundlichkeit, mir Ihren weitren Beistand zu versprechen, und ich bedarf dessen zunächst in Einwirkung auf Herrn Rathmann, den ich gebeten hatte, die Verpachtung in den Zeitungen anzukündigen, damit Bewerber noch die Ernte ganz oder teilweise auf dem Halme sehn könnten. Es ist aber nichts derart erfolgt und ich würde Ihnen daher dankbar sein, wenn Sie mir sichere Nachricht geben könnten, ob die Bekanntmachung unter Bezeichnung der Güter in ihrer Größe geschehn ist, geschehn wird oder nicht. Im letzteren Falle würde ich den Oberförster beauftragen, die Bekanntmachung in seinem Namen zu veröffentlichen. Ich würde wenn ich nicht verpachtete, noch einen Ober-Inspctor anstellen müssen, da Janders zwar ein vorz glichlicher Ackerwlrth ist, aber seine Gesamteinrichtungen für einen so großen Bmttoumsatz nicht richtig zu treffen weiß. Ich habe kein Glück in derartigen Anstellungen und deshalb keine Neigung, eine neue zu versuchen, und bin selbst auch nicht rüstig genug, um die Wirthschaft mehr als bisher zu beeinflussen. Daher bin ich entschlossen zu verpachten und die Selbstbewirthschaftung nicht über nächsten Frühling hinaus fortzusetzen. Es kommt mir nur darauf an, achtbare und zahlungsfähige Contrahenten zu haben, ob die Pachtsumme etwas höher oder niedriger ist, f llt für die geringe Zeit, die ich noch leben werde, nicht ins Gewicht im Vergleich mit den Verdrießlichkeiten, welche die Selbstbewirthschaftung verursacht. Ich würde Ihnen unter diesen Umständen sehr dankbar sein, wenn Sie mir Ihren Beistand in dieser Sache weiterhin gewähren wollten und auf Rathmann einwirken, daß er sofort die specialisirte Bekanntmachung erläßt, die Betheiligung eines Mäklers ist nach dortigen Gewohnheiten schwer zu vermeiden, aber der Mäkler auch schwer zu bewegen, das Geschäft so zu betreiben, daß er es nicht mehr allein be\* herrscht.

Für Ihre freundliche Bereitwilligkeit, dem Förster Perlberg für die Zeit seiner Krankheit den nöthigen Wein, an meiner Statt, zukommen zu lassen, danke ich Ihnen verbindlichst.

Meine Frau ist seit drei Wochen recht leidend, in den letzten Tagen fühlte sie sich etwas kräftiger. Sie läßt mit mir, Ihre Damen herzlich grüßen.

Der Ihrige

v. Bismarck.



Bettler.

15

Bettler.

Burleske Betrachtungen von Wilhelm Cremer.

Es gibt wohl keinen Stand auf der Welt, der so von dem Vorurteil des Publikums verfolgt wird, wie der Bettler und Krüppel. Während man sonst gar nichts dagegen hat, «rcDn jemand ein freundliches Gesicht macht — sogar bei Schutzleuten und anderen Beamten, also bei Wesen, die nur auf der Welt sind, um Tiere und Menschen in Schreckenta setzen, sieht man das gern verlangt man von den Bettlern und Krüppeln, daß sie mit finstern, verzweifelten Blicken zitternd durch die Straßen wanken, und mit sterbender Stimme um Erbarmen und um ein paar Pfennige flehen. Kein Bettler, und wenn er ein MiUionärseinkommen hatte, dürfte sich unterstehen, im eleganten Anzug, sauber rasiert und mit zufriedener, glücklicher Miene seinem Gewerbe nachzugehen. Die mildherzigste Dame würde ihn sofort verhaften lassen. Nein, der arme Kerl muß seinen Bauch wegsehnuren wie eine Modedame, er muß graue Bartstoppeln tragen, mindestens einen Zentimeter lang, und die mürben Stoffetzen, die seinen Leichnam umhüllen, dürfen nie anders ab durch verrostete Haarnadeln und aufgefundene Stücke Bindfaden zusammengehalten werden. Nur wenn sich fingerlange Holzwurmer aus seinem Krückstock herausringen, wenn man Ihm ansieht, daß er sich seit Jahren von altem Schuhleder ernährt hat und in einem abgelegten Mülleimer schläft, hat man Vertrauen zu ihm und überschüttet ihn mit Gaben. Wenn man ihn nach etwas fragt, muß er eine blödsinnige Antwort stammeln oder in kläglichster Weise winseln. Weh ihm, wenn er auch nur einen Augenblick ein vernünftiges Gesicht macht oder gar so redet wie andere Leute! Er gerät sofort in Verdacht, daß er ein schnöder Simulant ist, der das fehlende Bein zu Hause irgendwo in der Schublade liegen hat und es des Abends anzieht, um auf den Tanzboden zu gehen. Und so kommt es, daß gute und glückliche Menschen, wenn sie einmal die Laufbahn eines Bettlers oder Krüppels eingeschlagen haben, durch diesen Beruf gezwungen sind, sich ein finsternes, elendes und verzweifelteres Aussehen zuzulegen.

Aber das Publikum irrt sich, wenn es glaubt, daß es auch im Innern dieser Leute so ansieht. Innerlich sind sie die fröhlichsten, zufriedensten und glücklichsten Menschen. Wenn der blinde Bettler nach Hause kommt und dort seinen Arbeitsanzug und sein Glasauge ausgezogen hat, fährt er mit seiner Frau und der ältesten Tochter in die Ausstellung der Sezession, denn er ist ein Kenner und Bewunderer der modernen Malerei. Wer ahnt es wohl, daß jener unglückliche Stelzfuß, der sein Bein bei Vionville verloren hat, einer der besten Fußballspieler Deutschlands ist? Während der Ausübung seines Berufs trägt er das Bein um den Bauch gewickelt und erreicht so noch den Effekt einer Wassersucht. Und der arme, unschuldige Kretin ohne Arme und Beine, dessen glanzlosen, erloschenen Augen man es ansieht, daß aus ihnen niemals ein Funke menschlicher



## DÖRGEN.

Vernunft hervorgeblitzt hat — ach, wer ihn am Tage in den Anlagen auf dem kleinen Wägelehen hocken sieht, wird der wohl glauben, wenn dieser Mann erst abends auseinander-gewickelt ist, daß er dann in seinem Salon die Koryphäen deutscher Kunst und Wissen-schaft empfängt und sie durch seine geistvollen Gedanken in Staunen setzt?

Ich kannte einen fallsüchtigen, dreifach gelähmten Taubstummen, der all seine Gebrechen aufgab und Rentner wurde, nur um seinem Sohn in seiner Offizierskarriere nicht hinderlich zu sein. Der alte Herr war seit der Zeit tiefunglücklich. Ja, man muß einmal einen Ball des Vereins moderner Krüppel mitgemacht haben, um eine Ahnung zu bekommen, wie gesund noch unser deutsches Volk ist. Da ist keine Spur von groß-städtischer Entartung und Nervosität, das sind noch dieselben kernigen Gestalten, wie sie Tacitus in seiner Germania beschrieben hat. Und der harmonische, glückliche Cha-rakter dieser Menschen, der aus ihrem ganzen Wesen hervorleuchtet, so daß man ordent-lich angesteckt wird!

Ich habe immer die Leute bemitleidet, die keine Krüppel sind, aber ich wagte nie, meinen Bekannten vorzuschlagen, sich die Arme oder Beine abschneiden zu lassen. Man wäre meinem Rat doch nicht gefolgt, die Macht der Vorurteile ist zu groß auf dieser Welt. Und wie glücklich und zufrieden könnte nicht mancher Unglückliche auf diese Weise werden.

Die Tänzerin.

Von Karl Esche r.

Nach Li-tai-po.

Ein leiser Wind trägt durch die lauen Lüfte  
der Lotosblumen süße, schwere Düfte;  
von fern ertönt Geschrei der bunten Pfauen.

Der Kaiser ruht. Vor ihm wie die Gazelle  
schlank und voll Anmut tanzt die schnelle  
Si-Cbi, die schöner ist als alle Frauen.

Ihr süßer Anblick macht den Kaiser trunken,  
sein Haupt ist In die Kissen tief gesunken;  
er schließt die Augen, da ihr Tanz zu Ende.

Sie lächelt leise, ihre Blicke strahlen  
voll Wollust; langsam reicht sie ihm die schmalen,  
die ringgeschmückten, weißen Kinderhände.



Die Kunst Ferdinand Hodlers.  
\* Von

Ewald Bender.

Es kommen Stunden, da man, ergriffen von der Leidenschaft des Forschers, sich die Frage stellt: was hat das Schicksal mit uns vor, daß es in dieses niedere Gebaren der Zeit einen Koloß warf, vor dem die Häupter sich so tief beugen müssen? Welche Not der Zeit hat diesen Genius aus sich geboren? Hat der einzige Ferdinand Hodler keine andere Mission, als der Masse unseres heutigen Kunstschaffens eine grandiose Kontrasterhellung zu bieten? Oder ist dieser Mann das bessere Gewissen unserer Zeit, kündigt er den neuen Geist der Zukunft an?

Da wird nun mancher, der diese Zeilen liest, sich lächelnd an die eine oder andere Kunstaussstellung erinnern, in der ihm, gedeckt von dem Namen Hodlers, merkwürdige Gebilde gezeigt wurden: große Leinwände, gefüllt mit einer kalten, kreidigen Farbe, die zu harten Kombinationen neigte; dazu bizarres Linienwerk, eine kindliche Perspektive, und darunter stand wohl ein Titel wie „Empfindung“, oder „Der Tag“, oder „Die Lebensmüden“. Wir brauchen uns nicht zu wundern, daß man den Bildern ebenso kalt und fremd den Rücken kehrte, wie sie sich dem unvorbereiteten Auge präsentierten.

Aber dann denke man sich einmal, daß ein genialer Architekt sich irgendwie und -wo mit diesem Maler einig fände. Doch die Zeiten scheinen vorbei zu sein, da man  
! J»Cf« IM«. Hfft 1



## MORGEN.

guten Meistern Wände gab anstatt der Leinwand; und wir Deutsche hatten für unsere großen Maler noch nie den großen Auftrag bereit. Es gibt Leute, welche unserem Volk die Kraft zur Monumentalität in malerischen Dingen absprechen. Ich möchte vielmehr behaupten, daß wohl der tragischste Moment im Leben aller unserer großen Maler der war, da sie, reif genug zu bedeutsamen Aufgaben, erkennen mußten, daß widrige Umstände der allgemeinen Lebenslage des Volkes und ein unseliger Mangel an Einsicht und Einigkeit der Maßgebenden ihnen eine Betätigung in großer Form unmöglich machten. Man muß sich schon den Stiernacken Ferdinand Hodlers etwas nachdenklich anschauen, will man begreifen, daß er auch ohne größere Aufträge der Welt seinen Willen

Holbein: Zeichnung zu einem Freskoentwurf.

aufzwang, der auf nichts anderes gerichtet war als auf die Wirkungen des monumentalen Freskos.

Das Publikum jedoch, das seine Kunst nicht als Fresko, wie sie gedacht ist, genießen kann, sondern als Entwurf auf der Leinwand im modernen Ausstellungssaal, kann — und das muß der Gerechtigkeit halber konstatiert werden — gewichtige und berechtigte Gründe für sein Verhalten in Anspruch nehmen. Es gehören außerordentlich kultivierte Augen und ein mit der Kunst aller Zeiten vertrauter Geist dazu, um die wirkliche Bedeutung Ferdinand Hodlers unter so unzeitgemäßem Gewand zu entdecken.

Es ist heute noch nicht an der Zeit, über Hodler als eine gegebene Größe zu sprechen.

Um dafür Interesse zu finden, müßte Hodler weit mehr im Besitztum der Vielen sein. Was



Die Kunst Ferdinand Hodlers.

19

auch konnte es bedeuten, wollte man von dem Leben eines Mannes erzählen, der, ein Fünfziger, das Licht noch sieht, und dessen interessanteste Dokumente nicht in einem äußeren Geschehen sich bieten, sondern eben in seinem Werk! So habe ich es denn vorgezogen, mich auf die Quintessenz seines Schaffens zu beschränken, zu versuchen, jene Formeln zu deuten, die den meisten noch Hieroglyphen sind. Es bot sich mir auch der lockende Gedanke, aus der Vergangenheit der Kunst Parallelerscheinungen zu der Art Hodlers zu zeigen, damit wir von der Torheit geheilt werden, bei den Alten zu genießen, was wir unseren Zeitgenossen verübeln.

Es kann zunächst nicht genug betont werden, daß die Kunst Ferdinand Hodlers

Hodler: Die Schlicht bei Nalels.

ihre Wurzeln in Jenem raumlosen Sehen hat, das wir von ägyptischen Reliefs, von griechischen Vasenbildern, von frühchristlichen Mosaiken her kennen. Wir wissen, wie im Treento dann die Raumprobleme auch in das Fresko eindringen, wie sie aber bald ganz dem Tafelbild überlassen wurden, da die spröde Technik des Mauermalens einer ausführlicheren Raumaussdeutung sich widersetzte. So machte man denn aus der Not eine Tugend, und das Fresko blieb nach wie vor eine Flächenkunst. Daraus ergibt sich sofort die Vorherrschaft der reinen Linie, die Komposition nach Gesetzen der Harmonie von Flächen-ausschnitten und vor allem blasse und kühle Farbgebung.

Doch nun Ferdinand Hodler. In eine Zeit hineingeboren, die letzte Konsequenzen der denkbar möglichen Raumdarstellung zog, und mit dem Impressionismus alle Möglich-



## MORGEN.

keiten der Tiefenvorstellung erschöpft hatte, entdeckte dieser Maler, wie der Überreiche Erfahrungsbesitz der Zeit seine künstlerische Eigenart zu ersticken drohte. Die hochentwickelte technische und künstlerische Kultur der Zeit konnte zwar beliebig viele Talente zu gesteigerten Leistungen erheben, dem Genie aber, das eigene Wege zu gehen liebt, mußte sie die Brust beengen. Da geschah jene grandiose Verneinung alles Bestehenden, die Tat eines Giotto. Die primitivsten Momente künstlerischer Wirkung erschienen plötzlich als die einzige Rettung aus dem Raffinement einer Überkultur, die großen Daseinsseufühle mußten gegenüber dem nuancierten Sentiment in ihre ewigen Rechte eingesetzt werden. So ging denn Hodler, wie es noch alle taten, sich bei den Alten Rats zu holen. Und er fand das ihm Gemäße, erstarkte und wurde er selbst. In seinem Manuskript, das weiter unten abgedruckt ist, legt der Künstler selbst dar,

## U I MI

## 1 W'

Hodler: Die Lebensmüden.

wie er zu seinen Formen gekommen ist: aus der Nachahmung der Natur. Er spricht von dem Parallelismus der Form, der Farbe, der Empfindung, den er in der Natur entdeckt habe, und er beruft sich auf die Primitiven, die es ebenso gemacht hätten wie er. Es ist eine rohe Konstruktion, und es spricht von einer mangelhaften Kenntnis der menschlichen Seele, wenn man nun diesem Künstler, wie es geschehen ist, so ohne weiteres Anachronismus vorwirft, in dem Sinne, als habe Hodler fremde Götter an seinen Herd gesetzt etwa aus dem Wunsch nach intensiverer Wirkung durch das Ungewohnte.

Nichts spricht deutlicher als die Gegenüberstellung jenes Freskoausschnittes Giottos aus der Capella dell' Arena zu Padua und der hier zum erstenmal veröffentlichten Skizze zur „Eurhythmie“. Was ist da noch von der Formensprache Giottos zu spüren? Eine durchaus moderne Empfindung spricht aus der Rückenkontur, wie die Linie vom Kopf her so geruhig über den Mantel läuft und sich in weichem Geriesel am Boden staut.



Die Kunst Ferdinand Hodlers.

21

Welch eine Wucht des Abfalls bei Giotto! Man sage nicht, daß Hodler eine weiche Milde heiteren Sehreitens in diesen Greis legte, während bei Giotto der alte Joachim, dem wegen seiner Kinderlosigkeit das Opfer zurückgewiesen wurde, in bitterem Gram seinen Weg zu den Hirten geht. Auch für einen ähnlichen Empfindungsgehalt, wie ihn Hodler darstellte, hatte Giotto keine wesentlich andere Zeichnung gekannt. Und was für Stöße vermag Hodler doch unserer Seele in seinen Schlachtenbildern zu versetzen — und diesmal wirklich Giotto im Temperament verwandt und wie weit entfernt von seinen Formen! Er ist durchaus modern, erwägt man, welche Differenziertheit menschlicher Zustände sein Werk

zu Padua.

ausweist, von der „Eurhythmie“ bis zur „Schlacht bei Näfels“, von jener „Landschaft am Genfersee“ bis zu den „Enttäuschten“.

Und nun vergleiche man jenes hier reproduzierte Schlachtenbild Hodlers mit der hier ebenfalls abgebildeten Holbeinzeichnung, einem Freskoentwurf für das Baseler Rathaus. Gewiss« Übereinstimmungen in der Form abgesehen von der beiden Künstlern gemeinsamen Größe der Konzeption fallen auf. So erinnert der in frontaler Stellung das Schwert schwingende der Holbeinschen Zeichnung an gewisse Kriegergestalten bei Hodler. Vielleicht hat dieser den Entwurf gekannt, und wie behält er doch so ganz seine Eigenart! Oder man erinnere sich vor Hodlers „Empfindung“ an jene Prozession der Frauen in den Toren von Classe, des Mosaik von S. Apollinare nuovo in Ravenna. Jedes Wort



MORGEN.

ron Hodlers prinzipieller Aussage über seine Kunst paßt auf dieses Bildwerk — und doch  
welch eine weltenweite Kluft in der Formenwahl, im seelischen Gehalt, wie stark packt  
uns plötzlich die Gewißheit, daß Hodler Geist von unserem Geist ist.

\* \*

\*

Hodler ist — wie alle wahren Stilisten — im Recht, wenn er behauptet, er habe  
nichts anderes im Leben getan als die Natur nachgeahmt. Aus der Eigenart des Baues  
seiner Organe, besonders des Auges, erklärt sich seine Formenwahl. Und weil er „diese  
so häßlichen“ und „unmöglichen“ Dinge zum erstenmal als „schön“ empfand, ja als die  
einzige Schönheit der Welt, erleben wir in uns die neue Art von Schönheit als eine Offen-  
barung. Dieser Künstler ist so naiv und so kompliziert zugleich — wie Johann Sebastian  
Bach. Welche verzwickte Art der Anschauung hier wie dort — und doch welche Brunnen  
von unmittelbarster Empfindung fließen zuzeiten! Welche Härten und welcher Zauber  
von pastoraler Lieblichkeit in einer Seele und aus einer Hand! Und beide Künstler sind  
bei aller Differenziertheit des Gefühls und der Anschauung im Grunde so unendlich primitiv  
in der künstlerischen Wirkung, weil sie sich nur an die Elemente menschlicher Empfindung  
halten, an die Grundfragen des Lebens, und ihren Überschwang in die gewähltesten und  
überlegtesten Formen gießen. Was aber über soviel Filter ging, ist immer rein und einfach.  
So bleibt uns denn nichts anderes übrig, als uns den Notwendigkeiten Hodlerscher  
Anschauung und Empfindung zu beugen — mit ihm zu erschauern vor der homerischen  
Wildheit des Kampfes der Männer und so heitere Pfade zu wandeln wie jener sehreitende  
Greis, im Ohr das Lied von der überirdischen Schönheit der Linie. — Wir ergießen unsere  
Endlichkeit in die ewigen Weiten des Raumes vor jener Landschaft am Genfer See. Und  
wenn wir uns fragen, was wir wohl als das Unverlierbare und Unerhörte von Hodler mit-  
nehmen, dann ist es dieses: daß er uns wieder lehrte, groß zu denken.



Über das Kunstwerk.

23

Über das Kunstwerk.')

VOD

Ferdinand Hodler.

Parallelismus nenne ich jede Art von Wiederholung. — So oft ich in der Natur den Reiz der Dinge am stärksten spüre, ist es immer ein Eindruck von Einheit. Führt mich mein Weg in einen Tannenwald, wo die Bäume sich hoch zum Himmel beben, so sehe ich die Stämme, die ich zur Linken und Rechten vor mir habe, als unzählige

Hodler: Landschaft am Genfer See.

Samen. Ein und dieselbe vertikale Linie, viele Male wiederholt, umgibt mich. Mögen steh nun diese Stämme hell von einem immer dunkler werdenden Hintergrund abheben, mögen sie gegen das tiefe Blau des Himmels gestellt sein, die Ursache, die in mir jenen laukrtpt, ttorMtit »on EmlD B\*nd«r.



## MORGEN.

Eindruck von Einheit bestimmt, ist ihr Parallelismus. Die vielfachen senkrechten Linien wirken wie eine einzige große Vertikale oder wie eine ebene Fläche.

Wenn man Über eine Wiese hinblickt, wo nur eine einzige Art von Blumen sich dem Auge bietet, wo z. B. die Blüten des Löwenzahns sich in hellem Gelb von dem grünen Grunde des Rasens abheben, so wird man einen Eindruck von Einheit empfinden, der geradezu in Entzücken versetzt. Ich bemerke, daß die Wirkung größer sein wird, der Eindruck stärker, als wenn sich eine Mischung von Blumen da vor uns ausbreitete, die in Farbe und Form verschieden sind.

Ein andres Beispiel: Da stehen ein paar blühende Lorbeerstämme von ein und derselben Farbe, oder wir gehen einen Weg, der von Fliederbäumen eingefäßt ist; man wird gleicherweise jenen Reiz empfinden, der von der Wiederholung ausgeht.

Oder man versetze sich im Geist auf eine Ebene, die mit Felstrümmern übersät ist. etwa infolge des teilweisen Einsturzes eines Berges (wie man das z. B. am Fuße des Mont Saleve bei Genf sehen kann), so wird man denselben tiefen Eindruck empfinden, wie ihn die Gleichartigkeit aller einzelnen Teile verursacht.

Eine analoge, aber stärkere Wirkung verspüren wir, wenn wir auf einem Berggipfel inmitten der Alpenregion stehen. Alle die unzähligen Spitzen, die uns umgeben, verschaffen uns jenen eigenen Reiz, der aus der Wiederholung resultiert.

Im Herbst sieht man die Blätter der Bäume, ein und dasselbe Blatt — etwa das der Akazie ausgestreut auf dem Erdboden; die Art, wie diese Blätter so nebeneinander liegen, kann uns entzücken. Wenn ich den wolkenlosen Himmel betrachte, so zwingt mich die große Uniformität zur Bewunderung. Und sind bei diesem Beispiel die Elemente, welche den Parallelismus erzeugen, auch nicht geschieden, wie bei den vorhergehenden, so sind sie darum nicht weniger vorhanden: Jedes einzelne Luftmolekül steht in einer Parallelwirkung zu dem andern. —

In allen den Fällen nun, in denen der Parallelismus nicht für sich allein als Ursache jenes Reizes zu konstatieren ist, läßt sich doch ein gewisses Element der Ordnung in der Natur nachweisen. So haben z. B. bei einer Blume alle Blütenblätter dieselbe Form und sind um einen Mittelpunkt gruppiert.

Ein Baum bringt immer Blätter und Früchte derselben Form hervor. Wenn Tolstoi in seiner Schrift: „Was ist Kunst“ sagt, man könne niemals zwei Blätter desselben Baumes genau übereinanderlegen, so kann man mit größerem Recht behaupten, daß nichts einem Platanenblatt ähnlicher sieht als das Blatt einer Platane.

Man wird ebensowenig einen Apfelbaum Kirschen oder verschiedenartige Früchte hervorbringen sehen, wie man jemals erleben wird, daß eine Pflanze mehrere Arten von Blüten trägt.

Wir ersehen also aus allen diesen Beobachtungen, welche wichtige Rolle der Parallelismus oder die Wiederholung in der Natur spielt, und besonders bei den Dingen, an denen wir unsere größte Freude haben, wie die Blumen.



Ober das Kunstwerk.

25

Ich muß noch hinzufügen, daß bei fast allen diesen Beispielen, die ich eben angeführt habe, die Wiederholung der Farbe sich zu derjenigen der Form gesellt. Die Blütenblätter einer Blume, wie auch die Blätter der Bäume, sind im allgemeinen von derselben Farbe. Dasselbe Prinzip der Ordnung nun erkennen wir auch im Bau des tierischen und menschlichen Körpers, in der Symmetrie der rechten und linken Körperhälfte.

Unsere Kleidung trägt dieselben Falten an den beiden Schultern, an den beiden

Hodler: Eurhythmie.

Ellenbogen und Knien, die gleichen Abdrücke unserer Bewegungen. Das merkt man besonders an einem Gewand, das bereits einige Zeit getragen ist.

Doch brechen wir ab und fassen wir zusammen: der Parallelismus läßt sich nachweisen an den verschiedenen Teilen eines Gegenstandes, für sich allein betrachtet, er bestellt noch augensichtlicher, wenn man mehrere Objekte derselben Gattung nebeneinanderhält.

Wenn wir nun unsere Lebensäußerungen mit diesen Erscheinungen in der Natur vergleichen, so sind wir erstaunt, dasselbe Prinzip wiederkehren zu sehen.

Wir wissen und wir empfinden es alle in gewissen Momenten, daß das, was uns



## MORGEN.

Menschen eint, stärker ist als das, was uns trennt. — Der Sinn und die hauptsächlichsten Bedingungen des Lebens sind dieselben für uns alle. Wir haben alle unsere Freuden und unseren Schmerz, die nur Wiederholungen derjenigen der andern sind, und die nach außen hin durch dieselben oder durch analoge Gesten sichtbar werden, da wir doch von einerlei Fleisch und Bein sind.

Feiert man irgendwo ein Fest, so sehen wir die Menschen sich in ein und derselben Richtung bewegen: das sind Parallelen, die einander folgen. — Manchmal erblickt man Menschen um einen Redner gruppiert, der seine Gedanken vorträgt; oder betreten wir eine Kirche während des Gottesdienstes, so empfinden wir jenen Strom von Einheit als etwas Imposantes.

Setzen sich ein paar Leute, die derselbe Zweck zusammenführte, an einen Tisch, so können wir sie als Parallelen auffassen, die irgendwie eine Einheit bilden, etwa als die Blätter einer Blume.

Sind wir froh, so hören wir nicht gern die Stimme der Disharmonie, die uns aus unserer Heiterkeit herausreißen würde.

Auch sagt man im Volksmund: gleich und gleich gesellt sich gern. — An all dem läßt sich nun unschwer der Parallelismus oder das Prinzip der Wiederholung nachweisen. Und dieser Parallelismus der Empfindung übersetzt sich nach außen in den formalen Parallelismus, von dem wir bereits sprachen. (Man wird jetzt meine Bilder: die „Lebensmüden“, die „Enttäuschten“, die „Eurhythmie“ oder den „Tag“ verstehen, und erkennen, daß ich mir Seelenzustände oder überhaupt Stoffe auswählte, an welchen die Einheit unserer Empfindung am deutlichsten sich offenbart.)

Ist ein Gegenstand angenehm, so vermehrt die Wiederholung seinen Reiz, drückt er Trauer oder Schmerz aus, so erhöht sie die Traurigkeit. Ist dagegen ein Stoff barock oder abstoßend, so wird er durch die Wiederholung bis zum Unerträglichen gesteigert werden. So bewirkt also die Wiederholung eine Steigerung der Intensität. — Indessen abgesehen vom Stoff, löst die Wiederholung einer Form oder einer Farbe an sich angenehme Empfindungen aus.

Seit der Kunstübung der Primitiven hatte man dieses Prinzip der Harmonie aus dem Gesichtsfeld verloren, man dachte nicht mehr daran. Man suchte den Reiz des Verschiedenartigen, und man wurde zu Zerstörern der Einheit.

Wenn ich für mein Teil dazu gekommen bin, den Wert und die Kraft jenes Elementes wiederzuerkennen, so war es dadurch, daß ich die Natur beobachtete, wie ich es eben an Beispielen gezeigt habe, die ich bis ins Unendliche vermehren könnte. Natürlich darf man, nebenbei bemerkt, nicht vergessen, daß es auch eine Welt des Verschiedenartigen gibt, von der als Folie sich die Einheit abhebt.

Bei einer Betrachtung über die Einheit führt sich die Verschiedenheit von selbst ein, durch die einzige Tatsache schon, daß alle Geschöpfe voneinander verschieden im Aussehen sind.



D«r Winter und das Harz.

27

Der Winter und das Herz.

Von

Felix Braun.

Vertriebner Fürst, dich barg mein Herz  
vom ersten blonden Tag im März  
bis zu dem Jungen Oktobertag,  
um dessen Stirn ein Silberreif lag.

Vor der Sonne Wut  
schirmt' ich dich gut.

Du liebst das Dunkel, —  
mich suchte kein Licht, —  
meines Blutes Gefunkel  
störte dich nicht.

Nun schwebst du in brausender Stürme Chor  
mit mächtigem Fluge aus mir hervor.

Aus den versilberten Trümmern der Welt  
baust du ein einziges Herrscherzelt.

Vorhang aus Schnee den Eingang bewacht,  
im Innern ruhst du im Arm der Nacht,  
jeder Traum ein hartes Gebot,  
jedes Wort Zwang . . .

Was sind die eisigen Fliesen so rot?  
Auf blutenden Füßen hastet die Not.  
Müde sinken die Arme dem Tod:  
sein Tagwerk war lang.

Du ragender Kaiser, alles ist dein . . .

Mein Herz allein  
kann deinem Zepter nicht dienstbar sein.  
Mein Herz, das du verlassen hast,  
hat den Frühling zu Gast.

Traumwälder schwanken in Blütenlast . . .

Ich kann's kaum tragen . . .

Ich flüchte mich vor den schneeigen Tagen  
in Nächte tief

und fühle, versponnen und ganz verzückt,  
wie mein Blut, das in ewigem Eise schlief,  
beglückt, oh! beglückt



MORGEN.

hinströmt und dem, der staunend lauscht,  
hell-dunkle Worte raunend rauscht!

Ich faß es kaum:

ist alles ja Traum!

wie soll ich dran glauben?

Nun bin ich in Angst,

daß du mein Herz zurückverlangst.

daß du kommst, es zu rauben . . .

Und doch: wie mir vor dem Frühling bangt!

Du bliebst so still.

Mein Herz, das in Farben und Lichtern prangt,

tut, was der Launische will;

tut jauchzen und weinen,

schluchzt und lacht

wie in bacchisch erfüllten Opierhainen.

Mein Herz ist ein funkelndes Fest in der Nacht,

mein Herz ist wie schwebendes Stimmengewirr,

wie endloses Tanzen umschlungener Paare —

mein Herz ist irr

von den Frühlingen tausend verschollener Jahre!

Ach! kämest du,

ginge wohl Wunsch und Lust

stille zur Ruh;

schlösse die Brust

leise sich zu.

Öffnete einmal nur die Tore weit:

für deinen Einzug, Fürst der weißen Zeit.

sich hinter dir in Ewigkeit zu schließen.

Ach! Komm! Der Frühling schmerzt dies Herz zu sehr.

dies Blut ist es nicht mehr

gewohnt, in lauten Wellen hinzufließen.

Komm, greiser Fürst. Dein Herrscheramt ist groß:

Klein ist die Welt dies Herz nur grenzenlos.

Die Sonne naht!: wohin willst du dich wenden?

Zieh wieder ein!: leicht sähst du den Palast,

darin du schweigsam lang gewaltet hast,

aufgehn in himmelüberhöhten Bränden!



Di« Berufung.

29

Die Berufung.

Von

Georges Rodenbach.

Vj«ortei«rM Ub«rs«uung von Friedrich von Oppeln-Bronlkowskl.

Vorwort.

Jeden Morgen zur selben Stunde kehrte Frau Cadzand mit Ihrem Sohne Hans von 3er Aebt-Uhr-Messe in Notre Dame zur Rue de l'Ane Aveugle zurück, wo sie wohnte. Das altersgraue Brügge erwachte kaum aus seinem Schlummer. Nur wenige Menschen zeigten sich auf der Straße, höchstens ein paar frühauftstehende Beghinen oder aoeih ein Bauernweib, das einen Hundewagen führte und vor allen Türen anhielt, um Milch zu verkaufen, die sich in blinkenden Kupferkannen befand. Dieser Metallglanz »ar wie Mondschein im Hebel, denn der Nebel lichtete sich nur langsam, der nordische Wehel, der sieh zerteilt, die totenbleiche Dämmerung der Frühe.

Brügge erschien wie eine Gespensterstadt. Die Bäume an den Kanälen, die hohen Torrn« verschwanden, von demselben grauen Schleier zugedeckt. Ein undurchsichtiger, lückenloser Nebel! Selbst die Glockenklänge mußten sich scheinbar hindurchbohren uni diesen Kerker von Watte zersprengen, um ins Freie zu kommen und die Häusergiebel zu erreichen, über welche die Glocken alle Viertelstunden einen melancholischen Herbst von Tönen Blatt für Blatt ausstreuten.

Hans Cadzand ging mit seiner Mutter an den Grachten entrang, ein stummes, schweig-same« Paar! Sie war stets dunkel gekleidet, er schwarz, und In dem strengen Schnitt i'tntr Kleider lag etwas Altmodisches, Unzeitgemäßes, etwas Weltabgeschlossenes mit »•n\*m Stich ins Gebtliche. Er schien noch jung, kaum dreißig Jahre alt; sein Antlitz war >}-i blendender Vornehmheit, und man wunderte sich, daß er bei seiner Schönheit so traurig war. In seinem blassen Gesicht brannten zwei fiebernde Augen; sein wirres blondes Locken-haar hatte die Farbe von Bernstein, Honig und welkem Laube.

Seine altliehe Mutter schritt neben ihm; aber so nahe sie sich waren, so fern schienen sie sieh in Wirklichkeit! Sind die Uferborde der Grachten nicht auch parallel? Und doch t-»nni sie das kalte Wasser. Auch Mutter und Sohn schienen jedes seinem Traume zu r oircn, ohne sieh zu berühren. Ein großes düstres Geheimnis lag zwischen ihnen, ebenso uli und undurchdringlich wie das kalte Wasser. Welches Geheimnis? Die öffentliche \*>ojper beunruhigte sich darüber. Man beobachtete sie oft, wenn sie vorübergingen, ainter den Tullgardinen in den stillen Wohnungen; und mit Hilfe jener Zwischenträger, «er kleinen Spiegel an der Außenseite der Fenster, die man Spione nennt, suchte man noch, während sie schon entschwanden, eine Gebärde, einen Austausch von Blicken, ein Z\*ieb«n. einen Zug im Profil zu entdecken, der ihr Geheimnis zu lichten vermochte.



## MORGEN.

Das Rätsel dieses grübelnden Doppellebens erschien den Einwohnern von Brügge um so unerklärlicher, als Frau Cadzand und ihr Sohn es im Leben leicht hatten. Sie gehörten einer alten Familie an, besaßen ein reiches Erbgut. Trotzdem führten sie ein häusliches, zurückgezogenes, einfaches Dasein und beschränkten sich auf das Notwendigste. Sie verausgabten Ihr Einkommen in Almosen und guten Werken.

Was war geschehen, daß sie sich so dem Leben abwandten?

Besonders der Sohn benahm sich so außergewöhnlich für sein Alter. Die Mutter hatte freilich vor Jahren ein großes Unglück betroffen: sie war nach einer Ehe von welligen Monaten Witwe geworden. Aber die Zeit heilt Wunden und zwingt die Menschen zum Vergessen solcher Schmerzen. Sie läßt die brennendsten Tränen zu jenem Perlenhagel gefrieren, der die Gräber schmückt.

Und dann hatte Frau Cadzand doch Ersatz gefunden in ihrem Muster von Sonn.

Auch jetzt noch verließ er das Haus nie ohne sie. Er hatte keine Freunde, ging nirgends hin. Die Frauen blickten voller Neid auf diese stets begleitete Mutter. Es ist ja der Kummer aller Frauen, daß ihre Kinder sich von ihnen losreißen. Ihr Schoß ist dann traurig wie eine verlassene Landschaft. Frau Cadzand jedoch sah ihren Traum verwirklicht. Sie widmete sich ganz ihrem Sohne, und er ihr.

Aber eins schien ungewöhnlich: warum sahen sie so unglücklich aus, wenn sie so einmütig waren?

Sie ahnten nicht, daß sie die Aufmerksamkeit auf sich lenkten, daß aller Augen in dieser toten Stadt aus Mangel an Beschäftigung auf ihnen ruhten. Sie kehrten jeden Morgen gemeinsam aus der Messe zurück, gingen müden Schrittes an den Grachten entlang, so fremd gegen alles, was nicht ihre Seele betraf, daß selbst die Schwäne auf den Kanälen nicht böse wurden und nicht merkten, wie der Schatten des schwarzen Paares ihr weißes Schweigen mit Trauer bedeckte.

Erster Teil.

1.

Als Hans Cadzand zur Welt kam, herrschte Freude in dem altertümlichen Haus in der Rae de l'Ane Aveugle. Das altersgraue Gesicht der Front lachte fröhlich mit den Tüllgardinen der Fenster, die Frau Cadzand für die göttliche Stunde der Geburt weiß und hell zu haben wünschte. Eine reizende Ausstattung der Fenster, das Gegenstück zu der des Kindes! All die kühlen Morgenstunden, die langen Abende, wo man im Hause genäht, geschneidert, gestickt und dieses frische Weiß angeheftet hatte! Oh Freude der künftigen Mutter, das, was die Glieder und den Schlummer ihres Kindes umfassen sollte, aus dem feinsten Linnen, dem unstofflichsten Batist herzustellen und mit Spitzen in zieren! Sie wollte durchaus seine Ausstattung selbst nähen. Ihr deuchte, daß sie allein



den Schnitt, die genaue Form kannte; denn sie allein kannte ja schon das künftige Kind und sah dessen Körpermaß in sich selbst. Und dann sollte kein fremder Finger an dieser Ausstattung sein Fleisch berühren. Von ihr allein genäht und hergestellt, sollte sie etwas von der Weichheit ihrer Hände, von den Empfindungen ihrer Seele annehmen. Sie sollte wie ein Stück von ihr selbst werden, so daß das Kind, wenn es in diesem Linnen und diesen Windeln lag, sich noch in ihrem Schöße wähnte.

Es kam genau ein Jahr nach der Heirat der Eltern zur Welt. Ein doppelter Jahrestag! Und es war ein Sohn, ein Stammhalter, der den schönen Namen Cadzand fortsetzte, der so tauige schon im Lande geehrt ward! Den der Vater des Neugeborenen so würdig trag! Er war Gelehrter, war Archivar der Provinz geworden, um inmitten der Chroniken, Urkunden, Inkunabeln irhd kostbaren Manuskripte, der Überbleibsel aus Brügges ruhm-vollen Tagen zu leben, inmitten der authentischen Beweise einer großen Vergangenheit, die er bisweilen in gelehrten Monographien, in Werken mit wissenschaftlichen Anmerkungen neu herausgab. Als das Kind geboren wurde, war er gerade beschäftigt, wichtige neue Dokumente über Hans Memling, den leuchtenden Genius Flanderns, ans Licht zu ziehen. Es handelte sich um die Streitfrage, ob der berühmte Schrein mit der Marter der Heiligen Ursula von einem reichen Bürger bestellt war, wie einige behaupteten, oder ob er wirklich für das Hospital zu Brügge gemalt wurde, das er heute noch ziert, zu der Zeit, da Memling selbst dort Aufnahme fand, gemalt, um seine holden Träume zu bannen, die ihm während der Genesung kamen.

Und weil er so ganz in den Forschungen über den großen Maler aufging, der es ihm angetan hatte, kam er auf den Gedanken, seinem eben geborenen Sohn dessen Namen a geben. Hans! Dieser hübsche, etwas kurze, hochschnellende Name, der in sich zurückfällt wie ein kurzer Wasserstrahl! Hans! Der Name eines Heiligen der Kunst, der Glück bringen mußte! Der Knabe ward auf diesen frischen Namen getauft, der fortan unaufhörlich in der Wohnung erklang, aus dem Munde des Vaters, der Mutter, der Amme, der Mägde. „Hans!“ morgens, abends und bis in die Träume der Nacht. „Hans! Hans!“ ein fortwährendes leises Plätschern wie von einem Springbrunnen, der in einem Zimmer verborgen war.

O Freude der Geburt eines Kindes, das beiden zugleich gehört! O Spiegel, in dem die beiden Gatten, die sich lieben, sich in einem Antlitz vereint sehen! Freudenrausch einer beginnenden Familie! Doch jedes große Glück ist eine Herausforderung, ein heftiger Lichtstrahl, der die schwarzen Nachtfalter, die schlimmen Schicksale anlockt! Die Mensehen sollen nicht zu glücklich sein! Die Glücklichen lassen alle andern am Leben verzagen, denen nur mittelmäßige Stunden, nur seltene Freuden zuteil werden, nur Rosen, die man mit Tränen begießen muß.

Die Familie Cadzand war zu glücklich! Das altersgraue Gesicht der Hausfront lachte zu hell mit seinen weißen Tüllgardinen an den Fenstern. Hansens Wäsche war zu weiß! Das Unglück brach über seinen Vater herein, und alle Wäsche des Kindes mußte



S-2

MORGEN.

mit Flor benäht werden; selbst die Wiege wurde umflort, wie eine Flagge auf Halbmast auf der zerbrechlichen Barke, die ins Meer des Lebens hinausfuhr.

Hans begriff nichts von der plötzlichen Trauer und lächelte.

Eines Nachts war das tragische Ereignis geschehen. Hansens Wiege stand immer neben dem Bett seiner Eltern. Das große Schiff Seite an Seite neben der kleinen Barke, über ihren einzigen zarten Insassen wachend. . . Die Mutter hatte diese eifersüchtige Aufsicht gewollt. Sie wagte das Kind bei Nacht nicht der Amme anzuvertrauen. Die Bauernmädchen haben einen festen Schlaf, sie versinken so tief in seinen Abgrund, daß diese es gewiß nicht gehört hätte, wenn Hans aufwachte. Sie hätte ihn weinen lassen; er hätte sich erkältet bei seiner Sucht, stets die Decke von sich zu stoßen, dieser Gebärde der Neugeborenen wie der Sterbenden, als hätten sie, die dicht vor dem Nichts stehen, Angst vor allem, was lastet und regungslos macht. . .

Frau Cadzand dagegen wachte sorgfältig über ihr Kind. Sie stand oft auf und wickelte es in sein Daunenbettchen; und selbst wenn sie einschlief, blieb doch etwas in ihr wach, jener Hauch von Bewußtsein, der uns aufweckt an Tagen, wo man früher aufstehen oder verreisen muß.

Stieß das Kind nur den leisesten Schrei aus, entstand nur der kleinste Riß in dem festen Gewebe seines Schlummers, so streckte bisweilen der Vater, um der Mutter jede Störung zu ersparen, den Arm aus dem Bett heraus, schaukelte eine Weile die Wiege, gab der kleinen Barke einen leichten Anstoß, der sich bald in der Stille verlor, und der kleine Passagler schlief wieder fest ein.

In jener Nacht aber weinte Hans. Frau Cadzand rief ihren Gatten, noch selbst halb im Schlafe: „Hans weint! Wieg' ihn ein bißchen! . . .“

Der Vater gab keine Antwort. Frau Cadzand, jetzt halb wach, wiederholte: „Hans weint!“

Und da ihr Mann sich nicht rührte, tastete sie nach ihm, um ihn zu wecken und aufzumuntern.

Oh! was berührte da ihre Hand! Welche Eisscholle hatte sie angefaßt? Sie fuhr jäh in die Höhe: ihr Gatte lag stumm, kalt und regungslos da. Sie greift nach dem Nachtlicht, das unbewegliche Schatten an die Decke warf, Flecken, die den Mondbergen gleichen. Sie rief, befühlte sein Antlitz, seine Hände, den Körper. Alles war eiskalt, starr, alles zu Ende.

Ein Wachsbild lag neben der Wiege des Kindes.

2.

Die Jahre verstrichen. Das Kind wuchs heran.

„Hans! Hans!“ rief die unglückliche Frau Cadzand jeden Augenblick, indem sie den Kopf ihres Kindes umfaßte. Oh! diese Umarmung ihrer Hände, ihrer schmalen,



Unyen Hände, wie gemacht, am Ihn ganz in umspannen, dieser bleichen Hände, die auch wächsern geworden schienen seit der Nacht, wo sie den Leibnam berührt hatten.

Leidenschaftliches, banges Umklammern, wie das eines Schatzes, den man zu verlieren fürchtet! Sind die Mutterhände nicht wie Schlüssel, wie Riegel, um diesen Schau festzuhalten? Sie sind auch wie Flügel, wie brütende Fittiche . . .

Die arme Witwe bedurfte der Pflicht, ihren Hans aufzuziehen; der Schmerz hatte sie verstört, verzweifelt und irre gemacht, Monate lang brach sie in gelles Gelächter aus, verzerrte nervös das Gesicht, sah in den Spiegeln das Lockbild eines teuren Schattens, der in ihnen ertrinkt. Das Kind hatte sie von dem Abgrund zurückgehalten. Hans — das war ja das Abbild ihres toten Gatten, das war ihr geliebter Verstorbener, den sie nach anderthalbjähriger Ehe verloren hatte, so schön, so gut und so edel! Hans glich Ihm. Je größer er wurde, desto stärker trat die Ähnlichkeit hervor: sein feingeschnittener Mund mit einem kurzen verächtlichen Fältchen, seine warme Hautfarbe und vor allem seine Haare, in denen kleine lichte Wirbel sieh zeigten, hellere Löckchen in einer dunkel goldigen Haarflut

Frau Cadzand vergötterte Ihren Knaben, der so anmutig und zudem so klug war. Von den ersten Monaten an entzückte er sie durch seine Lieblichkeit, durch Gebärden, die so schön, so würdig. So entsann sie sich eines Tages, als er noch ganz klein war, wie er zu den weinerlichen Klängen einer vorüberziehenden Drehorgel getanzt hatte. Er hatte mit seinen niedlichen Händchen, reizend wie ein Zierat, sein Kleid aufgerafft und begonnen, sich in rhythmischer Bewegung zu drehen und zu wiegen, wie eine Stockröhre im Winde. Kurz darauf wurde er zum Baden entkleidet. Hans war nackt. Da kam die Orgel wieder auf der Straße vorbei. Sie wiederholte eine alte traurige Weise. Und das Kind fing sofort wieder an zu tanzen. Und da es sich seiner Nacktheit nicht bewußt war, raffte es jetzt sein Körperchen auf mit den niedlichen Händchen, reizend wie ein Zierat, und faltete sein helles Fleisch wie den Stoff seines Kleidchens. Oh! Himmlischer Augenblick! Das Ideal eines Bildes, das sie in sich trug! Fortan blieben ein paar helle Pastelltöne in dem Trauergemach Ihrer Seele.

Jetzt war Hans herangewachsen. Er war schon ein Knabe, blaß und ernst. Set mußte daran denken, ihm Unterricht geben zu lassen. Die Witwe tat ihn in eine Pratersehule, und er errang sich im Sturme Belobigungen, Preise und Auszeichnungen; er wurde rasch zu einem Muster von Fleiß und guter Führung, das die Lehrer seinen Mitschülern zur Nacheiferung vorhielten. Diese achteten ihn, mit einem Anflug von Verehrung, nicht allein wegen seiner Erfolge, seiner offenbaren geistigen Überlegenheit, sondern auch wegen der Vornehmheit, die von Ihm ausströmte, wegen seines inbrünstigen Glaubens, der sein Antlitz verklärte und seinen Kopf mit einem Nimbus umgab, wie man ihn in der Kirche der Schule um das Haupt der Heiligen Jan Berchmanns erblickt. Man neigte zum Glauben, daß auch der kleine Hans einst solch ein Seliger, wo nicht gar ein Heiliger werden würde.



## MORGEN.

werden würde. Welche Ehre dann für die Schule, in der er erzogen war, Und für die Stadt Brügge, die stets eine Hochburg der Kirche gewesen ist!

Hans Cadzand begeisterte sich voller Entzücken an den Zeremonien der katholischen Kirche. Während des Hochamts und bei dem feierlichen Segen zu Ostern und Weihnachten betete er, wie ein Vogel singt. Und die Gebete waren in seinem Munde wie die Wohlgerüche, wie schmelzende Früchte. Und der Gesang auf der Empore, die Orgel, die ihn erzittern ließ, ihm Tränen entlockte, ihn auf ihren mächtigen Wogen dahnirifi!

Er schloß die Augen, ließ sich von der Oktave emportragen, versank wieder in einen blendenden Abgrund. Er ging in dieser Musik auf und sie in ihm. Die Flut und Ebbe der Töne erfüllte seine Seele mit einem Wirbel von Wohlklängen, Prismen, Hostien, Weihrauch und Himmelsblau. . .

Oh! diese Sonntage in der Kirche, und auch die Sonabend in der Kongregation, wo dem großen Flutschwall der Orgel der stille Kanal des Harmoniums folgte, auf dem man so sanft dahinglitt: Akkorde in stillen Verschlingungen, ein Nebel von Tönen, der sich wagerecht ausbreitete und dann emporstieg zu der Madonna, die in ihrem Samtmantel mit dem langen Spitzenschleier herniederlächelte.

Hans wurde von seinen Gefährten wegen seiner erbauUchen Frömmigkeit zum Vorsitzenden ernannt, der höchsten Würde in der Kongregation. Er kniete auf einem Betpult, rechts und links von ihm zwei Ministranten, während die einfachen Kongregansten auf Strohstühlen knieten. Sie trugen ein blaues Band um den Hals, an dem die geweihte Medaille hing; er ein rotes als Abzeichen seiner Würde.

! In seiner religiösen Begeisterung hegte Hans einen frommen Wunsch: Chorknabe zu werden. War das nicht ein Mittel, sich Gott zu nähern? Sah er Jesu Antlitz in der 'Hostie nicht ganz nahe, wenn er auf den Altarstufen kniete? Es war auch eine Art, Gott besser zu dienen. Er beteiligte sich an dem heiligen Meßopfer, reichte das Meßkännchen dar, trug das Evangelienbuch, schellte in den feierlichen Momenten der Messe mit den zwanzig kleinen Glöckchen, die plötzlich Töne sprühten, die Stille mit erzenem Klange netzten und die Seelen besprengten wie ein Weihwedel von Tönen... Hans begeisterte der Gedanke, daß e r beim Nahen der Gottheit schellen, daß er das Weihrauchfaß schwingen, und alle die kleinen blauen Pfade durch die Kirche ziehen sollte, auf denen die Augen bis zur Hostie wanderten.

Er sagte es seiner Mutter:

„Ich möchte Chorknabe werden.“

„Gewiß, Hans, wenn's Dir Freude macht!“

Sie war selig bei dem Gedanken, ihn im Chor der Kirche zu sehen, in der langen roten Soutane mit dem spitzenbesetzten Chorhemd. Er mußte zwei Arten von Kleidern haben: das eine für den Alltag, das andere, reichere, für die Feiertage, wo ein Seidenmäntelchen, ein purpurner Umhang, über das weiße Linnen geworfen wurde.

Eines Tages sagte er zu ihr:



Die Berufung.

„Mutter, bald kann ich ministrieren. Ich muß mir das Haar kurz scheeren lassen.“\*

„Dein Haar? Alle deine Haare absehneiden? Ei, wohin denkst du!“ entgegnete die Mutter, die diese Kunde aufs höchste erregte.

„Das ist die Regel, Mutter, alle Chorknaben tragen kurze Haare.“

Es war Frau Cadzand höchst zuwider, daß die hübschen, wirren Locken ihres Hans mit den lichten Wirbeln, ganz wie bei seinem Vater, der Schere zum Opfer fallen Oh nein! Dieser kalte Stahl in den Haaren war gut für die Toten! Sie hatte schon einmal Haare fallen sehen. Aber das waren die ihres toten Gatten. Wenn sie nun die Haare ihres Kindes fallen sah, so war es ihr, als ob etwas von ihm stürbe; denn unsere Haare sind unser; sie leben. Es war wie ein halber Tod.

Hans fürchtete, seiner Mutter wehe zu tun. Er sprach eine Weile nicht mehr davon.

Dann, als seine Chorknabenausstattung fertig war, und ein Wandschrank in der Sakristei Namen trug, fing er wieder davon an, mit so zarten, flehenden Lauten, mit traurigen Schmeichelworten, als ob seine Mutter ihm durch ihr Nein wirklich das Glück raubte, als ob sie sein Leben in Schatten tauchte und ihm den Weg verlegte, zu dem er berufen war!

Frau Cadzand beharrte auf ihrer Weigerung; sie widersetzte sich und wurde traurig bei dem Gedanken, Hans durch sein kurz geschorenes Haar verhöftlicht zu sehen. Sein schönes Haar abmähen! Diese goldenen Ähren abschneiden! Sie sah im Geist schon den kleinen kahlen Schädel, wie ein Stoppelfeld, die dichten kurzen Haare, wie ein verkümmernder Rasen . . . Schließlich gab sie doch nach. Aber sie wollte den teuren ; nicht verschleudern lassen; sie wollte selbst mitkommen. Voller Schmerz sah sie üppiges Haar mehr und mehr fallen und den Schädel hervorkommen wie den eines bei der Schür. Aber wirft man die Schafwolle fort? Frau Cadzand stand bewegt in dem dunklen Friseurladen. Dann bückte sie sich und sammelte die seidigen Locken zusammen. Hans lächelte vor seinem Spiegel. Sein Gesicht verschmälerte sich Jetzt n asketischer Magerkeit, zur Schlankheit eines geschnitzten Elfenbeinkopfes. Er war mch s o schön, aber er war anders.

Frau Cadzand verfolgte bang diese Metamorphose; sein Kopf war Jetzt wie der eines

Ais die Schur beendet war, nahm sie alle die abgeschnittenen Haare von Hans mit.

Beute von Seidenflocken, mit denen sie die trüben Tage ihrer Zukunft

Sie wickelte sie in einen alten Stoff ein. Sie wollte etwas Wolle

hinzutun und ein Kissen daraus machen. Ist's nicht das gleiche? Sind

Schwan, Lamm und Kind nicht Brüder?

Das weiche unschuldige Gemisch ward zum Kopfkissen ihrer Tage, zur heilkraftigen für ihren leidenden Kopf, ihre häufigen Kopfsehmerzen. Wenn sie das Haupt

legte, war es Ihr, als ruhte sie auf dem Antlitz ihres Sohnes.

||\*



Hansens Frömmigkeit loderte noch heißer auf, als er unter die Chorknaben aufgenommen war. Ihn dünkte jetzt, daß er an den Kultzeremonien teilnahm, daß er eine Rolle in dem großen Schauspiel der Messe spielte. Zitternd kniete er hinter dem Priester, hob das Chorhemd während der Konsekration der Hostie auf, voller Stolz, Gott so nahe zu sein. Aug' in Auge mit der großen Sonne des Sakraments, senkte er den Blick, geblendet von dem Gold, den Strahlen, der diamantenen Taube, die auf der Spitze zitterte, dem durchsichtigen ungesäuerten Brote, das vom Scheine der nahen Kerzen oft wie aus göttlichen Wunden zu bluten schien.

Hans sang die Antworten mit bescheidener Stimme, deren leiser Silberklang neben dem tiefen Baß der Offizianten einher hüpfte, wie ein kleiner Bach neben dem breiten Strom, in den er einmündet .... (Fortsetzung folgt)

Rundschau.

Finanzpolitisches.

Von Pinto.

Zum neuen Jahre gehen die Betrachtungen und Hoffnungen unserer Bankkreise stark auseinander! Die Finanzleute zweiten Ranges, welche am liebsten von Vermittlungen leben und Ihre Gründungs-, sowie Konsortialofferten von den leitenden Stellen Jetzt beharrlich zurückgewiesen sehen, hoffen In Ihrer Verzweiflung auf den boom (!)

In Amerika. Indessen Herr Carnegie und Herr Schwab, die Ober die Aufhebung Ihrer Stahlzölle entgegengesetzter Meinung sind, werden wohl bezüglich der Aussichtslosigkeit eines unmittelbar bevorstehenden booms völlig übereinstimmen.

Unsere Hochfinanz aber, die noch durch Ihre gesellschaftlichen Berührungspunkte mit der Diplomatie besonders nervös gehalten wird, kontrolliert morgens und abends die Depeschen aus Wien, um sich über den Stand der Hartnäckigkeit des Herrn Ahrenthai oder auch des Herrn Weckerle in Budapest zu vergewissern. In der Tat kann es keinem Zweifel unterliegen, daß ein ungewöhnlicher Teil unserer gegenwärtigen Abundanz eine ausdrückliche Disposition für den Fall auswärtiger Verwickelungen darstellt. Und die letztere Eventualität könnte Ja schon zu Gefälligkeitsbeteiligungen an österreichischen oder ungarischen Anleihen führen, die zurückzuweisen ganz unmöglich sind. Wir würden In diesem Falle eine ebenso freundliche Miene zum bösen Spiel machen, wie es Jetzt die französischen Banken bei der ihnen von ihrem Finanzminister empfohlenen russischen Emission zeigen. Wenn man entgegen allen solchen Befürchtungen auf den Winter verweist, so denken Weltsichtigere auch an den Frühling, welche Zwischenzeit erfahrungsmäßig mit friedlichen Noten und zugleich militärischen Vorbereitungen auszufüllen wäre. Unsere Industrie steht augenblicklich noch keineswegs im Banne dieser Erwägungen. Sie hat dies leider Insofern« nicht nötig, als sie ohnehin einer allgemeinen Depression unterliegt, die zwar kaum eine Verschärfung, aber auch andererseits noch wenig Anhaltspunkte für eine Besserung bietet Dir wahre Geldflüssigkeit am deutschen Markte würde erst



dann zu erkennen sein, wenn an einzelnen zufällig knappen Tagen Geld nur höher, aber doch nicht erst wirklich zu suchen wäre. In dieser Beziehung haben wir aber um die Mitte des Dezembers auffallende Erscheinungen erlebt . . .



5 I g n a l s e h ü s s • aus Sudamerika  
 nrw tn letzter Zelt mehr »eh xu vernehmen,  
 i nachdem von englischer Seite ausdrücklich

die Krlgsmöglch-  
 keit berührt, welche hier an dieser Stelle wiederholt  
 eingehend dargelegt wurde, ohne leider tn der  
 Qbrtgeo Presu ein Echo zu linden. In Wahrheit  
 iiehea sich die Wolken zwischen  
 Sinn« kann es auch nicht gleichgültig sein, ob:  
 Bebble die Herren in Rio de Janeiro anter Irgend -  
 ««leben anderen Vorwänden sieh große Anlehen  
 Und sei dies auch nur

i worden ist, so bleibt doch die  
 sehr gering, daß nicht Im Ernstfälle  
 i'f »trottenden 2 Millionen Pfund nach anderen  
 Kuim abgeschoben werden. Wenn man bedenkt,  
 welche gewaltigen Handelsinteressen und auch  
 KapltahInteressen In Brasilien und Argentinien  
 ee fei der Tat an der Zeit, über diese schon seit  
 Hennen drohende Angelegenheit die Kabinette xu  
 einer Sullungsnahme zu veranlassen. Es müssen  
 Ursachen vorbanden sein,  
 i Ist, was auf eti  
 wohl mitten Im Frieden noch selten der einheimi-  
 schen Industrie mitgespielt worden. Da unserm  
 Reichskanzleramt die an sich ganz kleine Anzahl  
 von deutsehen Fabrikanten doch  
 gegenwartig Aufträge  
 so bitte sie schon Indirekt, und sei es  
 auch nur durch Vermittlung der betreffenden  
 Handelskammer, Gelegenheit zu Ihren Warnungen  
 gefunden. Statt dessen Ist Irgendeine Ursache \  
 , um vor der ganzen Welt, auch In i  
 und hierzu scheinen deutsches Kapital und deutsche  
 Gewerbtthlgkelt gerade gut genug zu sein. Man  
 bedenke, welche Ermunterung es für einen Balkan-  
 staat bedeutet, — und welcher dieser Staaten zahlt  
 überhaupt prompt! — sobald das Deutshe Reieh

daß es seine Bürger gegen böswillige Zahler nicht  
 schützen werde. Wir mochten einmal den Sturm  
 der Entrüstung sehen, wenn In Paris oder London  
 ähnliche offiziöse Erklärungen den eigenen Bürgern  
 ier Interessenvertretung entziehen  
 Mit demselben Rechte könnte unsere  
 Fabrikation Ja vor englischen und russischen Auf-  
 tragen gewarnt werden, die wir gewiß jederzeit mit  
 Vergnügen akzeptieren. Allein Serbien Ist ein  
 kleiner Staat, dem diplomatisch zu nahe zu treten.  
 Ist, und d  
 naJ der Deutsche Reichstag erst eine Interpellation  
 Parlament abwarten sollte, um von

Im übrigen sind sogar die „Hamburger  
 Nachrichten“, die doch In vieler Beziehung die  
 Tendenzen der „Post“ haben, langst der Ansicht  
 gewesen, daß Deutsehland hier auf recht eigentüm-



liche Welte In ein großes, gefährliches 1  
Lieferanten und Steuerzahler!  
In der „Post“, die  
Der erlöschende (?) Halbmond

des bisherigen Sultans  
nicht zu denken gewesen Ist Sofort nach der  
! aroL daj ab Gegner Österreichs keinerlei Unter- neuen Konstellation machten wir auf die Möglich -  
unsererlelti verdiene, sondern es wird kelt aufmerksam, daß diplomatische Direktiven  
auvdrtiküeb versichert daß im Falle von die Ottomanbank veranlassen könnten, Ihr so enges  
scheint nunmehr klugerweise durch



## MORGEN.

einen Schritt der Deutschen Bank vorgegriffen worden, da «ein, die entgegen der früheren Konkurrenzrücksicht endlich eine Filiale in Konstantinopel errichtet. Es gab Zeiten, in denen der deutsche Baumwollhandel in Alexandrien dringend einer solchen Vertretung bedurfte und dennoch entschied gegen eine solche lediglich die Freundschaft mit der Ottomanbank. Dies wird sich hoffentlich in Bilde ändern, ebenso in Smyrna, wo wir auch einer solchen Niederlassung dringend bedürfen. Das ist die Zukunftsstadt des Orients, die als solche von der deutschen Großindustrie, namentlich der elektrischen, schon seit Jahren erkannt worden ist. Einstweilen hat die Ottomanbank bereits öffentlich eine Stadiengesellschaft mit mehreren Millionen gebildet, während dies deutscherseits wohl noch nicht als nötig erkannt worden ist. Wir sind eben dank unserer Technik und wohl auch unseres geschulteren Handels ungleich vorbereiteter für neue Geschäfte als die Franzosen, die, sobald sie uns zu entbehren haben, eine Anlehnung an die Engländer durchaus gebrauchen. Diese aber mit ihrem naiven, praktischen Egoismus werden dem neuen politischen Freunde schon manches neue Liebt aufstecken. Für die Deutsche Bank beginnt von nun an eine außerordentlich große Ergänzung Ihrer bisherigen Wirksamkeit, die ohnehin schon die halbe Erde umfaßt. Das Wichtigste bei Banken ist genau wie bei der Industrie die sichere finanzielle Leitung. So z. B. dürfen Aktienkapitalien niemals von den laufenden Tratten überschritten werden. Ebenso wie die moralischen Verantwortlichkeiten für ausgedehnte Provinzinstitute seitens der Deutschen Bank am allerehesten rationell vermindert werden müssen. Hoffentlich hat jetzt unser Botschafter in engster Fühlung mit der Hochfinanz gehandelt als er auf der Pforte seine Erklärung zugunsten von Wertzöllen und Monopolen abgab. Besonders die letzteren könnten sonst innerhalb der Internationalen Schuldenverwaltung zu bösen Meinungsverschiedenheiten führen. Leider weiß man unter den gegenwärtigen Verhältnissen niemals so recht was dort unten als Schachzug, oder als wirkliche praktische Interessenbetätigung aufzufassen ist.

Deutsche, Slawen, Magyaren.

Von Pannonien.

Aus Budapest wird uns geschrieben: „Warum ist denn die slawische und die magyarische Welle so hoch gestiegen?“ Dieser erbitterte Ausruf stammt vom Professor Adolf Wagner her und ist in der Protestversammlung erklingen, die von den Lehrern und Studenten der Berliner Universität gegen die wüsten deutschfeindlichen Ausschreitungen in Prag veranstaltet wurde.

Die tiefe Verehrung für Ad. Wagners wissenschaftliche Bedeutung, eine Verehrung, die nirgends lebhafter als in Ungarn empfunden wird, kann kein



Hindernis sein, Ja sie gerade bildet einen starken Antrieb, die Frage aufzuwerfen, ob es politisch gerecht, ob es überhaupt politisch klar gedacht war, Slawentum und Magyarentum gerade in diesem Augenblick und in diesem Zusammenhange zu sammenzukoppeln?

In diesem Augenblick ... An der Schwelle einer Wahlrechtsreform steht Ungarn in diesem Augenblick, die die Zahl der Wähler von 1,1 Million auf 2,9 Millionen zu erhöhen sich anschickt und in die das System der Pluralität nicht vorwiegend, nein, ganz ausschließlich zum Schutze der deutschsprachigen Bevölkerung des Landes gegenüber den slawo-rumänischen Massen eingefügt worden ist. Durch das dreifach abgestufte Wahlrecht erhöht sich die Zahl der magyarischen Stimmen bloß von 61,4 auf 62,2 Prozent, diejenige der Deutschen aber von 11 auf 17 Prozent. Um noch konkreter zu sprechen, sei die Wirkung des Pluralsystems auf die beiden großen Sprachgebiete der ungarlandischen Deutschen — auf die südungarischen Schwaben und die siebenbürgischen Sachsen — näher ins Auge gefaßt. Im Sachsengebiete Siebenbürgens gliedert sich die Bevölkerung in nationaler Hinsicht so, daß dort 182 811 Deutsche und 98 680 Magyaren einer kompakten Masse von 350 025 Rumänen gegenüberstehen. Es liegt auf der Hand, daß bei gleichem Wahlrecht das deutsche Element das bloß 29 v. H. der Bevölkerung ausmacht, von der rumänischen Mehrzahl rettungslos hinweggespült würde, da das Rumänenrum nicht weniger als 55,9 v. H. der



Gesamtbevölkerung beträgt. Durch die Wahlreform  
«irt Dan der deutschen Minderheit die unbestrittene  
politische Herrschaft In diesen Komitaten gewähr-  
leistet, lodern 393 v. H. der Einzelstimmen und  
> 58.8 v. H. der 1

«1 d Drittel der Bevölkerung, Ober die absolute  
X e b r b e 11 der abzugebenden Stimmen verfügen  
wird.

Gleich kräftigen Schutz bittet die Vorlage den  
die HoB 31,6 v. H. der  
ih 88,1 » v. H.

i und 40,4 t. H. der Pluralstimmen

trollten, während In demselben Gebiet auf die  
Xafjaren. die dort 24,8 v. H. der Bevölkerung De-  
umen bloß 24 v. H. und  
26 v. H.

: Ist i

Suitsmännern, die sich bisher nicht eben durch

: . mmend; Begeisterung für deutsches Wesen aus-

:\*\*!met\*n. die Liebe für des Deutschtum Ober

Herz geschossen? Nein, nichts dor-

la

stets bewahrte politische

K arbeit, Ihr gesunder Lebenstrieb hat sich, so

"i\* tie daran gehen mußten, dem slawischen

Wahlrecht eine

irische

daß Ungarn

den eberdlgen Isthmus bildet und auch fernerhin

ttidei raul. der das inelnderströmen der süd-

>^\*n und östlichen mit den nördlichen und wesl-

i S'iwenmassen verhindert. Ist dieser Isthmus

«tu«J I

"vierrestiuie Element zusammengeströmt, so

Vi B3a «t mK einer Hochflut zu tun. die sich nicht

i'riit begnügen wird, das tacserd Jahrige historische

Steitswesens hinfortxu-

itt

!lvib rr^en 4as Genrinertum walzen und zunächst

Oaarreteu m flu« Gewalt zu bekommen suchen.

Von diesen Erwägungen gingen die ungarischen

aus, als sie das neue Wahl-

in der Vergangenheit nach dieser

Richtung bin begangen worden seien, man mußt

sagen, die Umkehr zu der einzig richtigen Politik:

ist noch in zwölfter Stunde mit mannhafter Entr

Werk gesetzt worden. Im.

ments mit dem Deutschtum zu einträchtigem

Schutz und Trutz wider die slawische Gefahr be-

steht der Kern dieses neuon Kurses der ungarischen

Staatspolitik. Sie bedeutet eigentlich ein Zurück-

Deiks und des Grafen Julius Andrassy, die:

In ihrem Ausgleichswerke vom Jahre 1867 dl«:

dualistische Monarchie auf der magyarischen Hege-1



monie In Ungarn und auf der deutschen Hegemonie In Österreich aufbauten. Wenn Im weiteren Verlaufe der geschichtlichen Entwicklung das österreichische Deutschtum seine ihm ursprünglich eingeräumte Vormachtstellung nicht zu behaupten vermochte und sich von Tschechen, Slowenen und Polen Schritt um Schritt aus ihr verdrängen lieft, so ist Ungarn an dieser unheilvollen Wendung un-: schuldig. Reichsdeutsche Beobachter der politischen Entwicklung Österreichs sollten aber niemals vergessen, daß es Graf Julius Andrássy war, der Hohen\* warth.; FundamentalarUkel In letzter Stunde zer- rissen und hierdurch den Anschlag slawisch- föderalistischer Zersetzung vom lebendigen Organis- mus des Habsburgreiches abgewehrt hat. Und wenn seit der Ära Teaffe den Deutschen In Öster- reich ab und zu doch immer wieder Gelegenheit geboten wurde, durch gouvernementale Versuche, zu denen sie zugelassen wurden, sich In die »He Vormachtstellung wieder emporzuarbeiten — Ver- suche, die leidar samt und sonders erfolglos blieben — so wirl eine künftige Geschichtsschreibung un- schwer feststellen können, welcher namhafter An- teil daran aktiver österrischer Einfluß, oder doch Rücksichtnahme auf Ungarns politische Stimmungen Um nun auf Prof. Wagners Wort von der so hoch gestiegenen ..slawischen und magyarischen Welle" zurückzukommen, so darf man schon auf Grund der bisher Erörterten fragen, wie ein so klarer Kopf ein so scharfes Auge In den Fehler verfallen konnte, diese beiden Inkommensurablen Dinge miteinander zu verkoppeln? Schon daß



MOBGEN.

während In Prag dl« körperlich« Sich«rh«U der  
Deutsehen durch Vorhängnng das Standr«chts ge-  
sehatzt werden mußte, In Ungarn eine Wahlrechts-  
1 Zuge Ist, die In den i

der abzugebenden Stimmen sichert, hatte  
Auseinanderhalten der slawisohen von der 1  
aehen Welle anraten sollen.

Nein, wahrlich — nicht gleichzeitig können  
slawische und magyarisch« Wellen  
gleichwie slawisch« und gtrmanls

Bestrebungen nicht einander ergänzen und unter-  
stützen können. Wo Immer ein slawischer Wellen-  
berg zu sehen ist, da mal nach unserer Auffassung  
zu seinen beiden Seiten ein germanisches und «in  
magyarisches Wellental zu finden sein.

In Ungarn hat man dies bereits erkannt und  
sich neuesten] auf dies« Erkenntnis hin eingerichtet.

Wenn nichts anderes, so sollt« doch die Schaden-  
freude, die in slawischen Augen Jedesmal, wenn  
deutsche Hände sich gegen die ungarische Staats-  
Mee erheben, aufleuchtet, die öffentliche Meinung  
des deutschen Volkes

seinerseits

•chlleBen.

Eine endgültige Verständigung  
in der Marokkofrage?

Von Adolph von Flöckher.

Der glücklicherweise durch die Schiedsgerichts-  
Vereinbarung seiner akuten Gefährlichkeit beraubte

Zwischenfall von Casablanca hat die unliebsame  
Lage in Marokko mit einem grellen Schlaglloht

beleuchtet Es mag ja recht witzig klingen, wenn  
ein Redner Im Reichstage den Vorschlag machte.

Fälle der Art in Zukunft einem bekannten alten  
Amtsrichter beim Berliner Gericht vorzulegen, der

eine außerordentliche Routine besitze, eine Ver-  
gleichsform zu lindern, wenn Müllers und Schulzes

prozessieren, weil Ihre Kinder sich In die Haare  
geraten sind. Ganz so einfach, wie sich hier die

marokkanischen Händel in dem Kopfe \* eines  
deutschen Volksvertreters malen, ist die Regelung  
schwebender diplomatischer Fragen zwlsohen zwei  
großen Staaten, die einander Gewehr bei Fuß  
gegenüberstehen, denn doch nicht. Und außerdem  
ist der Casablanca-Zwischen (all leider nicht dar  
einzige Reibungspunkt zwischen uns und Frank-  
reich In Marokko.

Aus den Differenzen wegen Marokko kau  
eines Tages ein deutsch-französischer Krieg ent-  
stehen, wenn nicht von beiden Mächten mit pein-  
lichster Vorsicht alles getan wird, um die ent-  
lich zu beseitigen. So wie es Jetzt Ist, geht  
es keinesfalls noch lange Zelt weiter.

Frankreich kann Jetzt m Marokko nichts erreichen,  
well Deutschland Joden Sehsritt überwacht und  
Jeden Schritt von dem durch die Algeclras-Akte  
vorgezetohnetem Wege verhindert oder rügt  
Deutschland kann ebenfalls nicht viel In Marokko



durchsetzen, weil Frankreich seine Okkupationsarmee dort hat die Häfen besetzt hält und den Internationalen Handel auf alle erdenkbare Weise erschwert und unterbindet. Marokko selbst geht dabei zugrunde. Seine Verbindlichkeiten werden auf ungefähr 200 Millionen Franken anschwellen, wenn Frankreich ihm auch noch die Kosten der Casablanca-Expedition aufbürdet. Deutschland hat allein 20 Millionen zu ordern. Wer will aber können? Nicht einmal die Zahlung der Kriegsgelder aus Anlaß des Bombardements von Casablanca erscheint zurzeit gesichert. Die an sich schon sehr verwickelten Verhältnisse werden noch komplizierter dadurch, daß die französische Regierung nicht einheitlich auftritt. Clemenceau denkt anders über Marokko als Pichon, und d'Amade und Regnault setzen durch ihre von den Instruktionen abweichenden Handlungen beide in Verlegenheit. Die Franzosen versichern immer wieder mit den feierlichsten Worten, daß sie sich genau an die Algeiras-Akte halten wollen, und im nächsten Augenblicke setzen sie sich mit ihren Taten schon wieder über sie hinweg — der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, wie sie dann zur Entschuldigung sagen, wenn sie eine solche überhaupt für erforderlich halten. Der offiziöse „Temps“ Plan« in den sebw



Rundschau.

41

Recht Frankreichs her, Gegenmaßregeln zu  
Ptehoa pflegt du die Auslassungen des  
zu desavouieren, aber leider hat es das  
immer so gefügt, daß die

Natürlich kann dieses beständige Spiel mit dem  
Feuer nicht ewig dauern und kann Ober kurz oder  
sobald einmal ein

und zum Ober-  
kochen bringt. Der Trost, daß in Frankreich viele  
vernünftige Männer sind, die den Krieg nicht wollen,  
und daß es in Deutschland noch weniger Leute

eine Minorität  
von Chauvinisten Paris und damit ganz Frankreich,  
add dann wurde entweder der Fall eintreten, daß  
wie 1870 „a Berlin“ ruft

Und doch ist jetzt die Möglichkeit einer für  
Siede Teile ehrenvollen Beseitigung der Spannung  
vorhanden. Das Mittel dazu ist gar nicht so fern-  
ehr wohl

möglich.  
Zunächst wäre eine Regelung ihrer marokkanischen  
I durch eine gemeinsame deutsch-

der Ver-  
hältnisse zu legen und sich den von der Algerien-  
Konferenz bestimmten Arbeiten für die Entwick-  
lung des Landes zu widmen. Sind  
wiederhergestellt.

Kapital sich gemeinsam  
u marokkanischen Konzessionen beteiligen sollte,  
wie es an vielen anderen Punkten der Erde zu  
Vorteilen geschehen ist.  
es gut sei  
li\*

es uns dahingehende Vorschläge machen  
muß. Tout arrive a point a qui sait attendre.  
Das Jungst erschienene französische Gelb-  
bach bestätigt den Eindruck der Reibungen und  
liefert, infolge der Auswahl und Gruppierung des  
Stoffes, naturgemäß ein etwas einseitiges Bild, das  
voraussichtlich in dem demnächst zu erwartenden  
deutschen Weißbuch einige Korrekturen erfahren  
wird.

Die chinesische Ausstellung.

Von Georg Hermann.

daß es der Wunsch

Kunstgeschichte zu schreiben oder zu lesen, in der  
kein einziger Künstlername vorkäme, in der man  
z. B. die Malerei als eine homogene Masse betrachte,  
die langsam, langsam sich umforme, weniger durch  
den Einfluß des Einzelnen als unter dem Einfluß



einer ständig schaffenden Gesamtheit. Nun — für die chinesische Ausstellung In der Akademie ist dieser Wunsch erfüllt. Man sieht keine Persönlichkeiten, will keine sehen. Man sieht nur die Malerei, sieht langsame Entwicklung. Umformung, sieht klar die Gesetze, nach denen sich diese Kunst aufbaute, fühlt die Prinzipien der Dekoration, die sie aufstellt, den Geschmack, den sie bevorzugt Man steht einer uralten Tradition gegenüber, der sich auch der Selbständigste nicht entziehen konnte und wollte. Höchste Kalligraphie der Unle! Rhythmus! Intimste Naturbeobachtung im Kleinen (die Im Großen oft versagt!) Nur Andeutungen des Raumempfindens! Farbengeschmack von feinsten dekorativer Eigenart! Vieles tat die Zelt, die die Bilder brünierte, Farben verschmolz und auf den Ton alter Ledertapeten und Seidenstoffe brachte. Vieles — ach leider all zu vieles taten bei diesen Ausstellungen plumpe Restauratoren, geschmacklose Illuminatoren, Fälscher von Siegeln und Signaturen. Immerhin es bleiben ein Dutzend — nein vielleicht neun erstklassige Schönheiten und die übrigen Hunderte sind noch originelle, oft prächtig-seltsame Flecken an der Wand. Ganz gleich, was sie darstellen, sie



## MORGEN.

bezaubern uns — auch wenn das kritische Auge an Ihnen Korrektoren and Schwachen wahrnimmt — bezaubern ans darch ihr eigenartig exotisches Partum. Sie setzen ans In Staunen, well sie alles schon enthalten, was Japans Kunst zu bieten hat, nur verstärkt durch die größere stilistische Kreit der älteren Kultur. Für die chinesische Kunst, für die chinesische Malerei soll Ja diese Aussteilung ziemlich problematisch sein, doch bat sie den Vorzug der ersten und genügt uns zurzeit, well sie uns den Geschmack von den Dingen gibt.

Ein Philister-Roman. \*)

Von Max B r o d.

Es ist, als hätte Hamsun nach seinen „Schwärmern“, nach dem Buch rhapsodischer, entgleisender, mühsam Ins Gelelse zurückgebrachter Existenzen, diesmal den Roman ordnungsmäßiger

Gesinnungen schreiben wollen. Ein wunderschönes Buch Ist es auch diesmal geworfen, denn natürlich wandet sich ins Beste, was dieser Meister anpackt. Und allen zur Lehre, die nur im Extravaganter das Gebiet zukünftiger Schönheit zu betreten glauben. Ihnen hat schon Flaubert gesagt: „Nur die Gemeinplätze und die bekannten Gegenden sind von unerschöpflicher Schönheit.“ Und so ist es richtig, wenn man es recht versteht.

Post-Benoni, der Akteur des neuen Romans, hat unter allen Hamsun-Helden eine Tanz einzige Stillung. Er ist nämlich gar nicht, aber auch nic.it ein kleines bißchen seltsam. Er Ist so konsequent und stockig unseltsam, er ordnet sich so den Auslebten seiner Mitmenschen, der bürgerlichen Moral (ortw, dal) er In aller Bescheidenheit . . . doch wieder gerade sehr seltsam wird, gleichsam von hinten hemm. Der gute Kerl! So stolz ist er darauf, dP-ß er Im Ansenu dar Leute steigt, well Ihm ein Hcringsfang glückt. Die Leute nennen ihn schon Mit „Sie“, mit dem Zunamen. Das ist sein höchstes Glück. . . . Kaum begreiflich, wie ein Mensch so aus nichts als aas seinem Ruf bestehen kann.

Hamsun, Schüler Dostojewskis, macht es selbstverständlich, In kleinen psychologischen Hilfskonstruktionen. Er stellt den waekern Benoni In ganz primitives Milieu, in die Mitternachtssonne. Slirilund heißt das Einöd-Gut, wir kennen es schon aas dem „Pan“, kennen schon die armen Fischer, den Dorfklatz, den allmächtigen Kaufmann Mack. Und so wundern wir uns kaum mehr, wenn wir In dieser eintönigen, stets mit sich selbst nur beschäftigten Welt auf den gutmütigen, ungeschickten, herzensbravan Egoisten stoßen, der Benoni Ist. Nun hören wir gern sein Leben erzählen, manches gelingt ihm, manches nicht, herauf, hinunter, schleßtich wird er sehr reich, vielleicht heiratet er sogar noch die schöne Pfarrerstochter, die er lange genug sich gewünscht hat. . . . überflüssig zu erwähnen, daß das Buch wie eben von Hamsun die herrlichsten Details hat. Viele Stellen vergißt man im Leben



nicht mehr. Da ist die Beschreibung eines Schwelne-  
schlachtens, schwärzester Humor, da gehn zwei  
idiotische Dorfarme durch das Buch, neue Typen  
der Weltliteratur, da gibt es Biegungen, Situationen.  
Blitze Im Gespräch, die mich In Zittern bringen. . .  
Hamsuns Stil hat eine Entwicklung durchgemacht.  
Er ist knapper, sachlicher geworden. Statt der  
Lyrischen Tatsächlichen; selten mehr findet sich  
dieses Echo der Sätze, das Nachstammeln wie im  
äußersten Affekt. Das ist zu registrieren. Es  
steckt eben noch anderes in dem Dichter als die  
Hymnen der „Viktoria“, die Labyrinth der  
„Mysterien“; nicht Besseres, nicht Schlechteres,  
einfach anderes. Geblieben ist aber die zauberhafte  
Undurchsichtigen, diese ganz Individuelle Erzähl-  
weise Hamsuns, die alle Geschehnisse wie durch  
das Medium einer unweiblichen Seele nur er-  
raten läßt, die alles verkleidet. In raffinierte Sim-  
plizität, und ihr Originelles in die feinste Faser des  
Werkes noch senkt. So als Original stellen wir  
Hamsun über die größten Autoren des Nordens,  
über Strindbergs Goethefestigkeit und den Knall-  
effekt Jensen, wiewohl wir auch diese sehr Heben.  
•i Benoni, Ronun rta Knnt Hanntn. Vrrisg  
Alton Lauern.



Rundschau.

48

Credo quia . . .

Von G o b b o.

; Ist ein dorniger Pfad:

überdies durfte er schwerlich je an ein Ziel führen.

Wenn wir meinen, den letzten Dingen ein paar

Schritte naber gekommen zu sein, merken wir

bald. diß urs ein Trugbild genarrt hat Das Er-

gebnis unserer erkenntnistheoretischen Wanderun-

gen pflegt ein betrübendes zu sein. So klug wie

zuvor kehren wir zum Ausgangspunkt zurück, nur

verstimmt und unlustiger zu neuer Suche nach

Wahrheit: Glauben, Zweifeln, Wissen, Verzweifeln

Glauben. Zweifeln und so fort in

Die Jeweiliige Etappe aber halten

r verachten wir in

einem Zeitalter des Glaubens die Zweifler und

Jen«, die mit Ihrem Wissen prahlen, In einer Epoche

des Wbsens dagegen Jene, denen alles ebenso wie

nicht einmal die Wissenschaft.

Wir, die wir unter dem strengen Regiment

Wissenschaft leben, sind also sehr geneigt,

er klaren zu wollen, dem Unerklärlichen

über Jedoch VogelstraußpoUtlk zu treiben.

Naturkräfte" gibt es nicht; mit

Die Vertreter der Naturwissenschaften,

«e mit Vorliebe die Exaktheit ihrer Methoden

rühmen, werden zornig, sobald man von mystischen

Erscheinungen der menschlichen Natur spricht. Um

dreifache

die Wirklichkeit

a, oder man stellt sie ohne

weiter\*\* als Humbng hin, oder aber man Ist „ob-

Jafct!«". Diese Objektivität Äußert sich darin, daß

n: n zwar wissenschaftliches Entgegenkommen bc-

! Weise, die uns höchst un-

Wenn man nämlich

I zur wlsaenscrtaftllchftn Anerkennung

telepathischer Fälle notwendig, daß man

tt» \*ot freien Stücken wiederholen kenne, so

«erwechselt man Beobachtung und

Experiment. Genau so gut hätte man das

Komet auf Wunsch und

», um s»lne Existenz «rlaub-

haft nachzuweisen. Die telepathischen

Fälle sind Beobachtungen und nicht

Versuche; man erlebt sie, aber man produziert sie

nicht. Ihr Studium gleicht dem der Astronomie

und Meteorologie, nicht aber dem der Chemie und

Physik . . .

Diese Bemerkung Flammarlons macht mir

sein Jüngst ins Deutsche übersetzte Werk „LIn-

connu1'\*) besonders wertvoll, denn es enthebt mich

von vornherein der Systphusarbeit, gegen Jene zu

polemisieren, die nur ein Beweismaterial als absolut

einwandfrei gelten lassen, das durch Experimente

nachgeprüft zu werden vermag. Zu untersuchen



bleibt vielmehr nur, welchen Wert man der von Flammarion veranstalteten Umfrage über geheimnisvolle Kundgebungen und Erscheinungen von Sterbenden oder Toten, Vorahnungen von Unglücksfällen und dergleichen beizumessen hat; eine Enquete, die Ihm 4280 Antworten einbrachte. Von den Antwortenden verneinten 2456 die Frage, ob sie von derartigen Erlebnissen zu berichten wüßten, 1524 bejahten sie . . . Ich weiß schon: „Zweifelhaftes Material!“ Kluß ich ausdrücklich betonen, daß ein Gelehrter wie Flammarion zu sondern und zu sichten versteht? Gewicht legt er nur auf 786 Briefe, in denen Ihm 1130 Fälle der verschiedensten Art geschildert werden. Und die Beobachtungen, die in diesen Briefen niedergelegt sind, klassifiziert er folgendermaßen: „Manifestationen und Erscheinungen Sterbender -- Manifestationen nicht kranker, lotender Menschte — Manifestationen und Erscheinungen Totär — Sehen von Ereignissen, die sich In der Ferne abspielen Vorahnungen In Träumen — Vorhersehen der Zukunft — Erscheinungen von Verstorbenen im Tr.-um — Eintreffen von Vorahnungen -- Vorgea'.inte Begegnungen —- Doppelgänger - - Gedankenübertragung In die Ferne — Para'lele Empfindungen - Rufe, die In welter Feme gohcrl werden -- Verriegelte Türen, die sich vor. selbst öffnen — Hi'iser. In denen es spukt — Spiritistische Erfahrungen". Scheiden wir um des lieber Friedens willen e>s große Gebiet dessen aus, das gemein irdische Existenzen wie Taschenspieler und HochMarl'T •) ri.-nmifUn: RIUel <lc> SMlenle^m. ät»n Gostar Mtyrnk (Julius HoBmton-Slultrirt :90P).



der Sphäre des Übersinnlichen mit Geschick und Erfolg zu entreißen suchen, also alles „Spiritistische“, halten wir uns ferner nicht bei den Ritzen der tierischen Psyche auf und geben wir schließlich zu, daß eine ganze Anzahl der mitgeteilten Tatsachen mit den zurzeit gültigen Gesetzen der Naturwissenschaften, wenn diese von einem klugen Richter Interpretiert werden, eigentlich gar nicht in Konflikt geraten, so bleibt in Flammarions Briefsammlung immer noch ein sehr ansehnlicher Rest von „Unerklärlichem“. Und ist auch nur ein kleiner Teil des dort von räumlichem und zeitlichem Fernsehen Erzählten wahr, so dürfen wir mit vollem Recht von „unbekannten Naturkräften“ und „Rätseln des Seelenlebens“ sprechen. Ich bin vorurteilsfrei genug zu bekennen, daß ich die Angaben dieser Briefe nicht etwa deshalb für subjektiv oder gar objektiv wahr halte, weil sie aus den Leserkreisen der „Annales politiques et littéraires“, der „Revue des Revues“ und des „Petit Parisien“ stammen, die Briefschreiber also zum großen Teil den gebildeten Ständen angehören. Allein aus ähnlichen Individuen setzt sich doch wohl auch das Publikum zusammen, das den Männern der Wissensluft Mitteilungen macht über Kugelblitze, über den Fall von Meteoriten, über Luftspiegelungen usw. Daß man Meteorsteine findet, beweist ja nichts für ihre Herkunft, und daß man heute Kugelblitze und Luftspiegelungen zu photographieren vermag, rechtfertigt nicht, daß man solche Erscheinungen auch schon vordem als wissenschaftlich erwiesen hat gelten lassen. Hier wie dort hat man es mit Beobachtungen zu tun; hier wie dort entstammt das Gros der Beobachtenden Kreisen, die gleichen Standes und gleicher Bildung sein dürften. Ich höre einen Einwand: Die astronomischen wie die meteorologischen Erscheinungen widersprechen dem heutigen Stande unserer metaphysischen, psychologischen und physikalischen Erkenntnis nicht, die telepathischen wohl, folglich handelt es sich entweder um rein subjektive Empfindungen im Gehirn des oder der Beobachtenden, um Halluzinationen einzelner oder mehrerer oder um reine Zufälligkeiten. Dieses „folglich“ aber ist unlogisch. Denn zu einer Deutung des Zusammenhangs der Dinge nach dem „Prinzip der Ökonomie des Denkens“, die unter den möglichen Verknüpfungswegen die einfachste als die Richtige zu wählen befiehlt, hat man gerade vom Standpunkt der Allereaktesten, der „Phänomenalisten“ nicht das geringste Recht. Das ist keine Beschreibung mehr, sondern eine Erklärung und obendrein eine durch und durch dogmatische; die Vorstellung, daß diejenigen Verknüpfungen, die für unser Denken am bequemsten auszuführen sind, auch die objektiv richtigen seien, kann nur in anthropozentrischen Hirnen beheimatet sein.



Vielleicht beruhen aber all die seltsamen Tatsachen, die Flammarton berichtet, wirklich nur auf Zufall, das wäre freilich ein merkwürdiger — Zufall. Indes eine Wissenschaft, die exakt zu sein vorgibt, sollte nicht gar so schnell zum Zufall Zuflucht nehmen. Läßt sie den In dem weiten Reiche des Unerklärten und Unerklärlichen herrschen, so bekennt sie sich damit für besiegt Denn für die Wissenschaft darf es Ja gar keinen Zufall geben. Jeder Zufall bedeutet nichts anderes als ein nur vorläufig noch unentwirrbares Knäuel von Ursachen und Wirkungen. Dies Durcheinander mag aus Fäden bestehen, die wir schon kennen, wenn mir beispielsweise „zufällig“ ein Ziegelstein auf den Kopf fällt, so ist meist nicht schwer zu sagen weshalb und warum, und es lohnt sich also kaum in dieser Sache eine andere Wissenschaft als die Medizin zu Hilfe zu rufen. Allein noch kennen wir nur sehr wenige von den Drähten, an denen wir als Marionettenfiguren über die Erde tanzen, und wenn wir keine „tanzenden Männerchen“ bleiben wollen, so heißt es unverdrossen Jedem Draht nachgehen, auch auf die Gefahr hin, daß wir uns im Kreise drehen. Wagt die Wissenschaft taugt ein mutiges „Credo“ wahrhaftig besser ab ein resignierendes „Ignorabimus.“ Nicht Tertullians phantastisch-mystisches: Credo quia absurdum est, auch nicht des heiligen Anselmus von Canterbury fromm-vernünftelndes: Credo ut intelligam, sondern eines, das Kraft gibt, den ewigen Kreislauf Immer wieder von neuem hoffnungsfreudig zu beginnen: Credo quia possibile est!



46  
Der blinde Peter.  
Von Max Hoehdorf.  
ödipus verlißt wehklagend und in brennender  
Blindheit den Palast seiner Plagen. Telrcslas  
schlurft durch mächtige Königshallen, und sein  
Auge ist für alles Irdische  
«MIXEN Polypbem Ist das  
«•glüht and er tappt um sich, watend und dröhnend  
dareb die Dunkelheit taumelnd. Diese Wesen des  
Mythos sind durch ihre Blindheit erhöht worden.  
Mächtiges lebt In Ihnen, Kräfte, die Imstande  
Nun gibt es noch  
die In  
Grabe des Propheten Muhammed, an der Klage-  
mauer des zerstörten Jerusalem, auf den Marmor-  
>tulen des zerbröckelnden Parthenon In Athen.  
die mit  
die es  
brauchen, um sich einen schmutzigen Kupier, ein  
Stock schimmligen Brotes zu erwerben.  
Zwischen den Heroen der Blindheit und den  
der ewigen Nacht soll es keine anderen  
wohl die  
das.  
ipor-  
vraehs. wenden wir uns. bedrückt, vielleicht auch  
angewidert, von den Kleinen, die auf allezeit Im  
Kbwarzim Schatten stehen. Poeten lieben es, blinde  
zu lassen, den Mut Ihrer

ihr»» Entbehren! niederschmetternd zu beschreiben.  
Oder sie predigen, daß diese Gezeichneten sich  
tollkommen von der Häßlichkeit abschließen  
in ein wundervolles Leben Im schmelzen-

. die In <  
•\*n Bach von der Pracht Ihres Innern erzählte.  
Glückliches Madehen! Das stets eine sanfte  
Leiterin Ihrer Schritte hatte, das sich anschiegen  
durfte und gehütet wurde, wenn ein lautes, scharfes,  
i Ihre Zartheit beschädigen wollte.

er einem überschwenglichen GIGcl: unter-  
oc"er Jener Not. die nur den schrecklichsten  
Bürgerwohnungen aufwachsen, aus denen keine  
feierliche Seele sprüht, die auch niemals sonderlich  
zur Vernichtung reif sind. Blinde sind das, deren  
Schicksal niemand sieht, niemand hört, die sich  
durch Ihr Leben ringen, wie es unsere tausend,  
tausend Brüder auch tun, bis der Priester den  
letzten Segen über sie spricht.  
Über solche Blinde Ist soeben ein merkwürdiges  
Buch erschienen. „Uferdasein" heißt es. Der  
Verfasser Ist Oskar Baum, der selber die Seh-  
kraft verloren hat: — Axel Juncker, Stuttgart. —  
Für einen solchen stillen Blinden des Alltags sind  
die Verhältnisse des Daseins viel verworrener und  
schwieriger. Er möchte sich sein Geschick ohne  
Lärm gestalten. Er möchte, wie alle Kämpfer im



Lebensstrelche, am Ende siegen. Aber er hat doch ein Gebrechen. Wie kann sich ein Lahmer vermessen, In die Reihe der Schnellläufer einzutreten? So fragen wir, wenn uns noch unbekannt Ist, wie tüchtig Blinde die Dinge des geschäftlichen Verkehrs bewältigen. Oskar Baum ist beinahe ein Dichter, und da er vom Schicksal seiner Leidensgenossen erzählt, sollte man glauben, daß er von furchtbaren Tragödien zu berichten hätte. Nein, er tut das nicht. Die Fügung, die über seinen Geschöpfen waltet, Ist nur ein winziges verschieden vom Erlebnis, dem wir alle begegnen. Der erste Held In diesem Buche heißt Peter. Die andern führen zwar einen andern Namen, aber der Name Ist nur die Maske. Der Mensch bleibt der gleiche. Er bleibt der blinde Peter. Solch Unglücksmensch kommt auf die Blindenschule. Als er sie mit mannigfachen Fertigkeiten verläßt, im Besitze geistiger Nahrung, ausgebildet und entwickelt In seinen künstlerischen Talenten, da bäumt sich etwas auf Im blinden Peter. Der Lehrer, der selbst zu Jeder Stunde das Sonnenlicht schaut, verlangt von seinem Zögling Dankbarkeit. Und der Zögling fragt sich: Warum denn das? Mir hat die Natur alles gegeben, was gute Anlagen bedeutet und mein Lehrer, der Heuchler, tut nun so als wäre Ich ein hilfloses Tier gewesen. als habe er erst aus dem hilflosen Tiero das geistige Menschlein geformt? Solch Trutrgedanke des blinden Peter Ist schön. Er Ist auch neu. und die



4<J

MORGEN.

Wahrheit Ist darinnen enthalten, daß wir nicht mit überflüssigem Mitleid, auch nicht mit verlogener Überhebung den Blinden begegnen sollen. Wer nicht darin geübt ist, das Gebrechen des blinden Peter sofort zu erkennen, merkt nichts von seiner Not. Peter ist ein ganzer Mensch. Er will nicht als halber angesehen werden. Und so dürfen wir mit Rocht wohl sagen, daß ihm der Kampf ums Leben nicht schwer wird.

Dach andere Dinge verwunden ihn. Es ist vor allem die Liebe. Ja, der Peter verspürt nur den Atem der Frauen, aus Ihrer Stimme, aus dem Wiegen ihres Ganges, aus der Süßigkeit oder der Herbbeit Ihrer Worte, aus i •»! Art ihres Händedruckes rät er, träumt er von der ganzen Frau. Es ist merkwürdig, er Irrt sich nie. Die Hexe fühlt er auch da, wo er nicht Ihre Hasenscharte, Ihre Kralionfinger sieht. Und, er beugt sich vor der angenehmen Schönheit, obwohl er verzichten muß, mit zufriedenen Augen sie zu bewundern. Da er geschickt Ist, die Notdurft des Lebens schnell abzutun, bleibt ihm für das Feiertägliche viel Zeit. Er Ist viel zusammen mit den Hegerinnen unserer Muße, mit den Frauen. Da sie Ihm mit Schluchzen entgegentreten, mit Überquellender Weichheit ihn beklagen wollen, stößt er sie, fast hochmütig, fast entsetzt, zurück. Als sie nun begriffen haben, hier wirbt kein Krüppel um sie, sondern ein reifer, ebenbürtiger Mensch, da klingen die Seelen der Frauen Im anderen Ton. Der blinde Peter findet das Vertrauen eines Mädchens. Die beiden wollen Hochzelt machen. Als Gatte und Gattin Im ehe-lichen Bette erwachen, da gesteht sie Ihm ein Geheimnis, seltsam und für den Seelenforscher sehr bewegend. Hätte die Junge Gattin gewußt, daß ihr Herr die Schönheit ihres Leibes mit gesunden Augen bestaunen würde, sie hätte es nicht gewagt, sich ihm so schnell, so hüllenlos hinzugeben. Die Blindheit, meint Peter, ist kein Hindernis zum Glück, sie wirkt, daß zwei Menschen eines werden, ohne das zeremoniöse Spiel, das die Sitte Ihnen vorschreibt. So deutet der arme Peter sein Gebrechen. Wir wollen ihn nicht schelten. Und er spricht von Lebensdingen, die viel, viel düsterer sind, nicht von solcher Leichtigkeit begnadet. Scheu sitzt der blinde Peter in seinem Heime. Angstlich wacht die Mutter, daß ihm gar kein böses Quälendes geschehe. Aus dem Knaben ist ein Jüngling geworden. Und in dem Jüngling regen sich die Gefühle des Mannes. Aber er traut sich nicht In die Welt zu gehen und das zu suchen, was sein Blut verlangt. Da liegt er denn sehnend In der Nacht Da sin:! seine Träume verzehrend und verheißend zugleich. Da tritt die schlaflose Mutter, aufgestört durch das Seufzen des Sohnes an sein Bett. Und es begibt sich Furchtbares. Oskar Baum scheint mir kein Possenreißer zu sein, sondern ein sehr wahrhaftiger Berichterstatter, der



keine Lüge berichtet, als er von solchen abseitigen Ereignissen erzählt. Sie sind gewiß gegen das geschriebene Geg: .I, sie sind gewiß .. ild, fremd- artig und bedrückend. Aber wir sollen doch zu- hören mit wehmütiger Gerechtigkeit. Nicht schelten und nicht fluchen!

So sind die Blinden doch ungewöhnliche Menschen? So Ist das Schicksal des blinden Peters doch ein unerhörtes, fast grausiges Märchen? Ja, sagt der Peter. Aber das sollen nicht die vielen Menschen wissen. Die sollen wähnen, daß der Blinde im Leben elnherschwlmme, ab wäre es ein großer, breiter Fluß, als wäre Peter nicht verdammt, an den Ufern zu nisten. Er erzählt von seinem „Uferdasein“ nur wenigen Freunden, solchen, die sich geübt haben, menschliche Dinge, auch die unverständlichen, bedachtsam und verehrungsvoll zu beschauen.

Nietzsches Epilog.

Von v. B.

Eeee Homo, ohne Autor und Verlag, ohne Versendung der üblichen Rezensionsexemplare an die Presse, Luxusausgabe für 20 Mark und bereits vergriffen — so erseheint Jetzt 20 Jahre nach seiner Niederschrift, Nietzsches letztes, kurz vor dem Ausbruch des Irrsinns entstandenes Buch. — „Warum ich so klug bin?“ — „Warum Ich so gut« Bücher schreibe?“ — „Warum Ich ein Schick- sal bin?“ usw. — so lauten die größtenwahnsinnigen Kapitelüberschriften dieses Buches über sich selbst und über seine Bücher. Eine dröhnende Messias- Selbstreklame, eine aller Maßstäbe spottende Ober-

- [Feedback](#)

## Navigation links for searching HathiTrust, login

[HathiTrust Digital Library](#)

Full-text    Catalog

Search

Search Field List    All Fields

Search

- [Advanced full-text search](#)
- [Advanced catalog search](#)
- [Search tips](#)

Full view only

[LOG IN](#)

## About this Book

### Catalog Record Details

Morgan; Wochenschrift für deutsche Kultur. 1909 Jan-Jul.



[View full catalog record](#)

**Copyright:** [Public Domain in the United States, Google-digitized.](#)

## Get this Book

- [Find in a library](#)
- [Download this page \(PDF\)](#)
- [Download whole book \(PDF\)](#)

Partner login required

Partner institution members: [Login](#) to download this book.

*If you are not a member of a partner institution,  
whole book download is not available. ([why not?](#))*

## Add to Collection

[Login](#) to make your personal collections permanent

## Add Item to Collection

Add to your collection:   

Add

## Share

Permanent link to this book

Link to this page

[Embed this book](#)

## About versions

**Version:** 2011-02-05 13:40 UTC [version label for this item](#)

# Main Content (use access key 5 to view full text / OCR mode)

[Scroll](#) [Flip](#) [Thumbnail](#) [Page by Page](#) [Plain Text](#)

[Zoom In](#) [Zoom Out](#)

[Rotate left](#) [Rotate right](#)

[First](#) [Previous](#) [Next](#) [Last](#)

Jump to

Go

Jump to section

- [Front Cover](#)
- [Section 1 - 1](#)
- [Section 2 - 17](#)
- [Section 3 - 18](#)
- [Section 4 - 19](#)



[Section 5 - 21](#)

- [Section 6 - 23](#)
- [Section 7 - 25](#)
- [Section 8 - 35](#)
- [Section 9 - 39](#)
- [Section 10 - 49](#)
- [Section 11 - 65](#)
- [Section 12 - 66](#)
- [Section 13 - 68](#)
- [Section 14 - 74](#)
- [Section 15 - 85](#)
- [Section 16 - 90](#)
- [Section 17 - 118](#)
- [Section 18 - 119](#)
- [Section 19 - 124](#)
- [Section 20 - 125](#)
- [Section 21 - 127](#)
- [Section 22 - 143](#)
- [Section 23 - 147](#)
- [Section 24 - 149](#)
- [Section 25 - 152](#)
- [Section 26 - 155](#)
- [Section 27 - 115](#)
- [Section 28 - 117](#)
- [Section 29 - 123](#)
- [Section 30 - 125](#)
- [Section 31 - 127](#)
- [Section 32 - 143](#)
- [Section 33 - 147](#)
- [Section 34 - 149](#)
- [Section 35 - 151](#)
- [Section 36 - 152](#)
- [Section 37 - 155](#)
- [Section 38 - 159](#)
- [Section 39 - 167](#)
- [Section 40 - 181](#)
- [Section 41 - 183](#)
- [Section 42 - 199](#)
- [Section 43 - 207](#)
- [Section 44 - 221](#)
- [Section 45 - 223](#)
- [Section 46 - 237](#)
- [Section 47 - 239](#)
- [Section 48 - 247](#)
- [Section 49 - 261](#)
- [Section 50 - 263](#)
- [Section 51 - 284](#)
- [Section 52 - 301](#)
- [Section 53 - 319](#)
- [Section 54 - 327](#)
- [Section 55 - 341](#)
- [Section 56 - 343](#)
- [Section 57 - 359](#)
- [Section 58 - 363](#)
- [Section 59 - 367](#)
- [Section 60 - 381](#)
- [Section 61 - 383](#)
- [Section 62 - 397](#)
- [Section 63 - 399](#)
- [Section 64 - 407](#)
- [Section 65 - 421](#)



- [Section 66 - 423](#)
- [Section 67 - 439](#)
- [Section 68 - 453](#)
- [Section 69 - 455](#)
- [Section 70 - 471](#)
- [Section 71 - 487](#)
- [Section 72 - 493](#)
- [Section 73 - 533](#)
- [Section 74 - 565](#)
- [Section 75 - 597](#)
- [Section 76 - 629](#)
- [Section 77 - 661](#)
- [Section 78 - 693](#)
- [Section 79 - 725](#)
- [Section 80 - 747](#)
- [Section 81 - 757](#)
- [Section 82 - 805](#)
- [Section 83 - 845](#)
- [Section 84 - 877](#)
- [Section 85 - 909](#)
- [Index - 940](#)

## Search in this volume

Search in this text

Find

4<J

MORGEN.

Wahrheit Ist darinnen enthalten, daß wir nicht mit überflüssigem Mitleid, auch nicht mit verlogener Überhebung den Blinden begegnen sollen. Wer nicht darin geübt ist, das Gebrechen des blinden Peter sofort zu erkennen, merkt nichts von seiner Not. Peter ist ein ganzer Mensch. Er will nicht als halber angesehen werden. Und so dürfen wir mit Rocht wohl sagen, daß ihm der Kampf ums Leben nicht schwer wird.

Dach andere Dinge verwunden ihn. Es ist vor allem die Liebe. Ja, der Peter verspürt nur den Atem der Frauen, aus Ihrer Stimme, aus dem Wiegen ihres Ganges, aus der Süßigkeit oder der Herbbeit Ihrer Worte, aus i •»! Art ihres Händedruckes rät er, träumt er von der ganzen Frau. Es ist merkwürdig, er Irrt sich nie. Die Hexe fühlt er auch da, wo er nicht Ihre Hasenscharte, Ihre Kralionfinger sieht. Und, er beugt sich vor der angenehmen Schönheit, obwohl er verzichten muß, mit zufriedenen Augen sie zu bewundern. Da er geschickt Ist, die Notdurft des Lebens schnell abzutun, bleibt ihm für das Feiertägliche viel Zeit. Er Ist viel zusammen mit den Hegerinnen unserer Muße, mit den Frauen. Da sie Ihm mit Schluchzen entgegneten, mit Überquellender Weichheit ihn beklagen wollen, stößt er sie, fast hochmütig, fast entsetzt, zurück. Als sie nun begriffen haben, hier wirbt kein Krüppel um sie, sondern ein reifer, ebenbürtiger Mensch, da klingen die Seelen der Frauen Im anderen Ton. Der blinde Peter findet das Vertrauen eines Mädchens. Die beiden wollen Hochzelt machen. Als Gatte und Gattin Im ehe-



lichen Bette erwachen, da gesteht sie Ihm ein Geheimnis, seltsam und für den Seelenforscher sehr bewegend. Hätte die Junge Gattin gewußt, daß ihr Herr die Schönheit ihres Leibes mit gesunden Augen bestaunen würde, sie hätte es nicht gewagt, sich ihm so schnell, so hüllenlos hinzugeben. Die Blindheit, meint Peter, ist kein Hindernis zum Glück, sie wirkt, daß zwei Menschen eines werden, ohne das zeremoniöse Spiel, das die Sitte Ihnen vorschreibt. So deutet der arme Peter sein Gebrechen. Wir wollen ihn nicht schelten.

Und er spricht von Lebensdingen, die viel, viel düsterer sind, nicht von solcher Leichtigkeit begnadet. Scheu sitzt der blinde Peter in seinem Heime. Angstlich wacht die Mutter, daß ihm gar kein böses Quälendes geschehe. Aus dem Knaben ist ein Jüngling geworden. Und in dem Jüngling regen sich die Gefühle des Mannes. Aber er traut sich nicht in die Welt zu gehen und das zu suchen, was sein Blut verlangt. Da liegt er denn sehnend in der Nacht da sin: seine Träume verzehrend und verheißend zugleich. Da tritt die schlaflose Mutter, aufgestört durch das Seufzen des Sohnes an sein Bett. Und es begibt sich Furchtbares. Oskar Baum scheint mir kein Possenreißer zu sein, sondern ein sehr wahrhaftiger Berichterstatter, der keine Lüge berichtet, als er von solchen abseitigen Ereignissen erzählt. Sie sind gewiß gegen das geschriebene Gec: .I, sie sind gewiß .. ild, fremd-artig und bedrückend. Aber wir sollen doch zu-hören mit wehmütiger Gerechtigkeit. Nicht schelten und nicht fluchen!

So sind die Blinden doch ungewöhnliche Menschen? So Ist das Schicksal des blinden Peters doch ein unerhörtes, fast grausiges Märchen? Ja, sagt der Peter. Aber das sollen nicht die vielen Menschen wissen. Die sollen wähnen, daß der Blinde im Leben einherschwlmmte, ab wäre es ein großer, breiter Fluß, als wäre Peter nicht verdammt, an den Ufern zu nisten. Er erzählt von seinem „Uferdasein“ nur wenigen Freunden, solchen, die sich geübt haben, menschliche Dinge, auch die unverständlichen, bedachtsam und verehrungsvoll zu beschauen.

Nietzsches Epilog.

Von v. B.

Eeee Homo, ohne Autor und Verlag, ohne Versendung der üblichen Rezensionsexemplare an die Presse, Luxusausgabe für 20 Mark und bereits vergriffen — so erseheint Jetzt 20 Jahre nach seiner Niederschrift, Nietzsches letztes, kurz vor dem Ausbruch des Irrsinns entstandenes Buch. — „Warum ich so klug bin?“ — „Warum Ich so gut« Bücher schreibe?“ — „Warum Ich ein Schicksal bin?“ usw. — so lauten die größtenwahnsinnigen Kapitelüberschriften dieses Buches über sich selbst und über seine Bücher. Eine dröhnende Messias-Selbstreklame, eine aller Maßstäbe spottende Ober-

- [Home](#)
- [About](#)



- [Collections](#)
- [Help](#)
- [Feedback](#)
- [Mobile](#)
- [Take-Down Policy](#)
- [Privacy](#)
- [Contact](#)



tut Deutschland und das  
tum, daneben ein Dalailama-artiges Breit-  
Menschlichen - Allzumenschlichen:  
Dt« — kurz

nbrucb! Die  
geber seiner Schriften Uten nach erfolgter Kata-  
strophe In seinem Interesse das Beste, was sie tun  
könnten: sie zogen das bereits Im Satz stehende  
Manuskript zurück. Dieses furchtbare document  
•o diese Befürchtung hinfällig Ist, wo sich  
bereits unsere Schüler und Backfische ihre „zeit-  
gemäße" Lebensweisheit aus Nietzsche heraus-  
klauben, bringt man es In der oben gekennzeichneten  
esoterischen Form heraus, mit einem Nachwort  
über die

V«  
üblen Dienst erweisen," sagt er,  
„und es müßte das Lachein Jedes Mediziners erregen,  
venn der hierdurch bedingte Einschlag verschwiegen  
oder verschleiert werden sollte." Sehr richtig heißt  
ee weiter-. „Nicht das Was, sondern das Wie, der  
Ton. die Dynamik der Äußerungen Ist das Ge-  
biet, auf dem die organische Erkrankung sich  
äußert" Die „Oberstelgerungen", der „Ausfall der  
Hemmungen", die „ungesunden Auswüchse des  
", die große Relativität gerade des  
Herausgeschmetterten, i

eingeräumt. So braucht also der kritische Beob-  
achter nicht zu fürchten, sich zu kompromittieren,  
wenn er die Dinge beim rechten Namen nennt. . .  
freilich schulmeistert In:

Indem sie Ihn nicht  
anerkannten; Ja er konstruiert sich  
aus dieser zeitweiligen Verkann titelt, die alsbald  
! eitremen Verhlmmelung Platz machen  
Ewigkeits-Richtmaß, um die

Art „Einkreisung" Im Stil Delcasses gegen sie zu  
hetzen. Dabei versichert er treuherzig, er be-  
iimpfe Immer nur Sachen und Menschen, bei  
hätte. Dieser Selbstwiderspruch geht In-  
dessen noch weiter. Wozu der Grimm auf die Ur-  
sachen seiner „Unzeitgemäßheit," wenn seine ganze  
Philosophie doch auf dieser aufgebaut ist, sieh  
mit Ihr brüstet und nichts unversucht läßt, um  
seine Zeltgenossen zu brüskieren? In dieser Art  
aber Ist das ganze Buch. Eine totkranke, ver-  
zweifelte Seele will sich und den anderen einreden,  
daß sie krafttrotzend und übergücklich sei; oin  
„Desperado des Optimismus," wie Ihn sein alter  
Freund Overbeck klug genannt hat, will seine pa-  
thologische Streitsucht, die den Grundsatz aufstellt,  
nur erfolgreiche Dinge anzugreifen und nur kom-  
promittierende Schritts zu tun, für die über-  
schüssige Lebenskraft einer „starken Natur" aus-  
geben, während sie doch nur zerstörungswutige



Abhängigkeit von Ihrem Objekt ! das  
Stigma aller Anarchisten — Ist  
„Ich bin kein Mensch, ich bin D y n a m i s c h“  
hat er an anderer Stelle ehrlicher zugestanden. Die  
verrenkte Pose eines, der um Jeden Preis groß  
sein will, ein narzißhaftes Selbst-Bespiegeln,  
das aus Jeder Nichtigkeit einen „Beweis“ seiner  
Größe saugt, mit snobigen Hinweisen auf sein  
legendäres polnisches Edelblut und des Vaters  
Prinzenerzleherel, ein Herausschreien von Im-  
perativen, ein Drauf-Los-Behaupten, möglichst  
schroff, damit der Leser Ja nicht auf das Gegenteil  
schließt, ein unablässiges feierliches Selbstzitieren,  
ein „Beweisen“ durch Metaphern, Wortspielerelen  
und Auf-den-Kopf-Stellen landläufiger Redens-  
arten, ein Verzerren der an sich logischen  
Probleme, und das alles vorgetragen mit dem  
keuchenden Stöhnen eines Atemlosen, Tod-  
matten — das ist „E c c e H o m o“!  
Daß ein solches Buch von Anomalien wimmelt,  
Ist klar und wurde bereits gezeigt Die Liste läßt  
sich ad Infinitum erweitern. Man lese nur das  
widerspruchsvolle Gerede über R. Wagner, oder  
die Bekenntnisse altjüngferlicher Zimperlichkeit,  
als „Vornehmheit“ ausgedeutet neben der Prahlerei,  
daß er „der furchtbarste Mensch“ sei, „mit maß-  
loser Kraft zu vernichten“ begabt; oder schließlich  
das Ausspielen von Buddhas Gebot der Fettnäse  
gegen das „erbarmungswürdige“ Christentum, dem  
er doch selbst — und hier nicht parodistisch -  
den Titel seines Buches entlehnt.



## MOBGEN.

In diesem lyrischen Tam-Tam-Stil löst man keine Probleme mehr und gründet Utk keine „neu« Religion“, sondern hypnotisiert nur sieb selbst Es Ist ein bloß auf sich hörender Subjektivismus, ein Wahnsinn (Tarnt la lettre, der nur noch zum Selbstbetrug mit dem Begriffe der „ReaUttt“ hantiert, die er allein richtig erkannt hat, wftährend der Rest der Menschheit an feigem und verlogenen „Ideallismus“ krankt . . . Ein Buch, das den Philologen nicht mehr interessiert, umsomehr den Pathologen, dem es wertvolle Aufschlüsse über die Psyche des höheren Entarteten gibt Durch die Maske des „dionysischen Gottes“, die der Messias der Moderne sich hier vorhält sehen wir stets den erbarmungswürdigen Leidenblick dessen, der unter der Dornenkrone seiner fixen Gedanken zusammenbricht — Siehe welch ein armer Mensen!

## Mitteilung.

Die öffentliche Kunstsammlung In Basel, hat uns die Reproduktion der Hodlersehen Bilder „Die Schlacht bei NafeU“ und „Die Landschaft am Genfer See“ freundlich gestattet  
Schluß des redaktionellen Teiles.

## Alle Manuskript- und Büchersendungen

an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Luckhoffstr. 38.

Nicht erbetenen Sendungen Ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 88; für Österreich-Ungarn: Adolf Trager, Wien X, Eugengasse 24. — Expedition für Österreich-Ungarn bei Hermann Goldschmiedt, Wien I, Wollzeile 11. — Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Kneesebeckstr. 76. — Druck von G. Bernstein, Berlin 8W. 68, Zimmerstr. 94. Inseratenannahme durch den Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Kneesebeckstraße 76.

Von Hamburg nach Italien. Eine vor- I „Meteor“. Aus dem uns vorliegenden fahrgängliche Gelegenheit, den sonnigen Süden zu j plan sehen wir, dati Lissabon, Funchal auf besuchen und auf dem Wege dorthin einige j Madeira, Las Palmas (Canarische Inseln), das der schönsten und interessantesten Punkte der in letzter Zeit so viel besprochene Tanger, Gwelt kennen zu lernen, bietet die von der | braltar — die eherne Feste Englands — Oran, Hamburg-Amerika-Linie am 7. Januar d. J. ver- j Algier, Tunis, Palermo und Neapel besucht anstaltete erste Fahrt nach dem Mittelmeer werden, um nach 26 Tagen die Reisenden am mit dem beliebten Doppelschrauben - Dampfer | 2. Februar in Genua zu landen.

hW\* Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt der Bellapia-Vertriebs« Gesellschaft m. b. H., Leipzig, bei, auf welchen wir ganz besonders hinweisen.

## Kaiser Friedrich Quelle

===== Offenbach am Main =====

gegen Gicht, Rheumatismus, Bksten-, Nieren- und Gallen-Leiden.

Diätetisches Tafelgetränk ersten Ranges.

Wo nicht im Plau, in Apotheken od« einschlägigen Geschäften käuflich, liefern wir direkt ah Quelle in Kisten

à SOVliter-Bordeauxflaschen frachtfrei jeder Bahnstation Deutschlands unter Nachnahme m Mk. 25.— pro Kiste.



2. HEFT.

8. JANUAR

Die Wahrheit über die englisch-deutsche Verstimmung.

VOD

Charles Tuchmann, königl. preußischer Kommerzienrat in London.\*)

Es ist eine traurige Tatsache, daß die seit Jahren herrschende Verstimmung zwischen und Deutschland trotz aller gegenseitiger offizieller Versicherungen, trotz aller und Gegenbesuche sich nicht vermindert hat, und wenn es in demselben geht, auch schwerlich mindern wird. Die Publizisten beider Länder, die Magistratsbeamten, Pastoren, Regierungsräte, Studenten, Arbeiter und all die anderen Herren, die von Deutschland nach England und von England nach Deutschland gereist sind, um einander den Ölzweig des Friedens zu überbringen, sind gekommen und gegangen, aber sie haben nichts mit sich fortgenommen, was Irgendeine Bürgschaft für eine Besserung der Beziehungen zwischen den beiden einflußreichsten Staaten Europas abgeben könnte. Sie sind gekommen; aber sie haben weder hien noch drüben etwas gesehen. Die große vorwärts strebende und unzweifelhaft gesunde Kraft der beiden Völker haben nur wenige erkannt, denn es bedarf Jahre des Studiums, um sich von vaterländischen Vorurteilen frei zu machen und eine dem eigenen Wesen fremde Nation in ihrer vollen Bedeutung zu würdigen. Deutschland und England sind blutsverwandte, religionsverwandte Nationen, wenigstens sagt man so, wenn sieh dies auch in mancherlei Weise bestreiten ließe. Aber ob stammverwandt oder nicht, sie haben sich beide nach anderen Richtungen entwickeln denn ihre geographischen Voraussetzungen sind verschieden gewesen.



Es ist deswegen verkehrt, von einer Gefühlsduselei über Blutsverwandtschaft eine Lösung des unzweifelhaft bestehenden englisch-deutschen Konfliktes zu erwarten, und alle diejenigen, die nichts Besseres zu bieten haben, sollten lieber die Finger von dem gefährlichen Spiel lassen.

Solange England eine kontinentale Politik getrieben hat, hat sich diese notgedrungen Immer gegen den Staat richten müssen, der am europäischen Festlande der mächtigste war. England hat daher der Reihe nach Spanien, Frankreich und schließlich auch Deutschland bekämpft. Frankreich war der letzte Gegner Englands auf dem Kontinent, der es gezwungen hat, zu den Waffen zu greifen. Nachdem Frankreich durch den Krieg von 1870/71 zu einer Macht zweiten Ranges herabgesunken war, wendete sich die englische Politik automatisch gegen Deutschland. Dieser Schachzug trug jedoch in sich nichts direkt Deutschlandfeindliches, und der Engländer ist heute ebensowenig deutschfeindlich, wie er franzosenfeindlich gewesen ist, als es sich darum handelte, die Macht der Ludwige zu brechen. Er ist englisch ganz und vollkommen, und wenn er dem immer mehr in den Vordergrund strebenden Einfluß Deutschlands seine politische Kraft entgegensetzt, so geschieht dies in erster Linie aus einer Art von Selbstverteidigung in einem Kampf, der ihm, gewollt oder ungewollt, von Deutschland aufgedrängt wird. Auf der anderen Seite steht Deutschland, das in den letzten vierzig Jahren eine beispiellose Entwicklung durchgemacht hat und dessen Kraft unbedingt nach weiterer Betätigung sucht. Das Land kann die Zahl seiner Bewohner nicht mehr halten, und es beginnt überzufließen. Deutsche suchen sich neue Heimaten in der ganzen Welt, und Deutschland verliert da, wo sich seine Söhne anderen Staatsverbänden einfügen, eine große Zahl tüchtiger Bürger, denn die Schlechtesten sind es nicht, denen die Grenzen der Heimat zu klein werden. Deutschland muß daher rein mechanisch nach einem Platz auf der Erde suchen, wo es seine überfließende Kraft ungefährlich ausdampfen lassen kann, und richtet seinen Blick nach der Erwerbung von Kolonien. Überall aber, wo es sich seßhaft machen könnte, steht England ihm im Wege. Was wunder, wenn beide Staaten sich mit elfersüchtiger Aufmerksamkeit beobachten? Was wunder, wenn der Dampfkessel ohne Ventil zu platzen droht? Und trotzdem, es ist kein Grund, eine Gefahr aufzubauschen, die wohl in weiter Ferne existieren mag, aber vermieden werden kann, wenn beide Länder zur rechten Zeit die nötigen Schritte tun. Von den Regierungen können diese Schritte nicht so leicht ausgehen, denn sie haben Rücksichten zu nehmen, die das Volk als solches leicht beiseite zu setzen vermag, und es wird den Völkern vorbehalten bleiben, den Streit, von wenigen Jahren, friedlich zu ordnen. Sind politische Reibungspunkte zu beseitigen, so sei dies den Regierungen überlassen; aber nicht jene bilden augenblicklich die Gefahr, sondern die kleinen Nadelstiche, die immerwährend ausgeteilt werden und das Gefühl einer nationalen Nervosität auf beiden Seiten hervorgebracht haben.

Wenn man den Spuren der gegenseitigen Verstimmung nachgeht und deren Gründe erforscht, so kommt man weit zurück zu jenem Telegramm, welches das Berliner Kaiser-



Di« Wahrheit Ober die englisch-deutsche Verstimmung.

51

liehe Schloß verließ, um sich In Prätoria wieder einzufinden. Das berühmte Telegramm des Deutschen Kaisers an den Präsidenten der Buren-Republiken, den „ehrenwerten“ Ohm Krüger, über dessen Bedeutung und Wert sich die Geschichte Jedenfalls einmal sehr verschieden von der deutschen Presse Jener Tage aussprechen wird. Dieses Telegramm hat den Ton für eine beispiellose Reihe gegenseitiger Mißverständnisse und Takt-  
die wir heute unter dem Namen englisch-deutsche Verstimmung  
immenfassen können. Als dann mehrere Jahre später der Krieg zwischen den Re-  
und England ausbrach, folgte die öffentliche deutsche Meinung, falsch berichtet  
« Presse und unter dem Einfluß Jener großdeutschen Richtung, die bisher im  
Auslande immer für die Störerin des Friedens gehalten wird, einem Impuls, der, wenn  
eeht In seinen Äußerungen, so doch Immerhin üble Folgen hatte. England foht  
Krieg, der ihm von einer Gruppe von Finanzleuten mit Recht oder Un-  
recht, Jedenfalls gegen seinen Willen, aufgedrängt worden war, und es war In den ersten  
Monaten beinahe schon ein verlorener Krieg. Aber die englische Nation, obwohl un-  
zufrieden, entschloß sich, ihre Regierung, mit der sie nicht durchweg einverstanden war,  
In dieser Zeit der Not nicht sitzen zu lassen, und erhob sich wie ein Mann, um dieses un-  
glückliche Kapitel der englischen Geschichte noch zu einem guten Ende zu führen. Eng-  
land hat den Sieg mit ungeheuerlichen Menschenopfern erkaufen müssen, und es war  
übel angezeigt, daß die deutsche Presse In jener Zeit die englische Armee und ihre Führer  
da verhöhnte, wo Achtung oder schweigendes Zuschauen besser am Platze gewesen wären.  
Di« Deutsehen in England sind sich damals dieses Umstandes und seiner verhängnis-  
vollen Folgen ganz bewußt gewesen. Es Ist zu bedauern, daß In Jener bedeutsamen  
Stunde die Stimme der Deutschen in England nicht gehört worden Ist. Der Stachel jener  
Angriffe aber ist sitzengeblieben, und noch vor wenigen Monaten sagte mir der Miteigen-  
tümer der Times, Mr. Moberty Bell: „Keine englische Mutter wird  
Jemals die Beleidigungen und Karikaturen vergessen, die  
In der deutsehen Presse gegen die gefallenen Söhne dieses  
Landes gerichtet worden sin d.“ Die Einwendung wurde gemacht, daß die  
Franzosen dasselbe getan hätten. „Die Franzosen hatten ein Recht zu ihrem Haß; sie  
hatten kurz zuvor den Fall in Fashoda, aber niemand In England hatte bis dahin einen  
beleidigt, und die beiden Völker lebten in bester Eintracht.“  
Zweifel sind es vor allem diese Gefühle, welche die „Times“, die, trotzdem  
sie viel von ihrem alten Ruf verloren hat, Immer noch die führende Zeitung des alten  
Englands ist, zu ihrer Haltung gegen Deutschland bestimmen, und Deutschland hat einen  
starken Gegner an dem Organ am Printing House Square. Von beiden Selten ist seit jener  
Zeit wenig getan worden, was zu einer Verbesserung der Beziehungen hätte beitragen  
können, und man möchte fast sagen, daß die letzten Jahre eher eine Verschlechterung  
Leider kann die Presse beider Länder von einer Schuld an den gegen-  
Ich besitze in meiner Brief-

p



## MORGEN.

mappe ein Schreiben des früheren Premierministers Lord Rosebys, In dem dieser sich über diese Preßtreiberei wie folgt ausdrückt: „Es ist eine bedauerliche Tatsache, daß sowohl In Deutschland als England Zeitungen direkt und Indirekt dazu beitragen, Zwistigkeiten zwischen den beiden Ländern aufzuwühlen, ohne irgendwelche Rücksicht auf das Unheil, das sie anstiften.“

Diejenigen Zeitungen, und eine große Zahl von einflußreichen Blättern auf beiden Seiten gehören dazu, auf welche das zutrifft, sollten sich diese Worte merken und sich der großen Verantwortung bewußt werden, die sie übernehmen, wenn sie die beiden Länder in einen Krieg hetzen, der vernichtend für beide werden muß. Es ist eine bezeichnende Tatsache, daß besonders in England die Ursache der gegenwärtigen Spannung In den Ketzereien der Presse auf beiden Seiten gesucht wird. Vor mir liegen bedeutsame Briefe, die mir Lord Avebury, einer der aufrichtigsten Bewunderer Deutschlands, und andere maßgebende Freunde unseres Volkes in England zur Verfügung gestellt haben. All diese Persönlichkeiten sind derselben Meinung. Allerdings fällt auch auf hervorragende Politiket hüben und drüben der Vorwurf, daß sie die feindliche Stimmung in der Presse für ihre einseitigen Interessen ausbeuten. Neben der wirtschaftlichen Konkurrenz, welche das Deutsche Reich den Briten macht, bleibt dauernd und stetig Im Vordergrund die jährlich wachsende Vergrößerung der deutschen Flotte. Umsonst hat Deutschland betont, daß seine Flotte zur Deckung seines Handels und zur Verteidigung seiner Küsten bestimmt sei. Es wird dies besonders dadurch begründet, daß die deutsche Flotte einen großen Teil ihrer Schiffe mit nur kleinen Kohlenbunkern gebaut habe, da sie ja stets die Basis des Heimhafens besitzen würden. Die englische Presse aber hat gerade aus dieser Tatsache die Folgerung gezogen, daß die große deutsche Flotte gegen England und ausschließlich gegen dieses gebraucht werden sollte, denn um England anzugreifen, würden die deutschen Kriegsschiffe nur wenig Kohlen brauchen. Das Schlimmste Ist, daß dieser himmelschreiende Unsinn geglaubt wird. Ebenso geglaubt wird die Fabel von der Landung der 100 000 Mann in Essex. Lord Roberts, der große englische Kriegsmann, hat sich dieses Schlagwort auf den Schild geschrieben; aber es ist schwerlich anzunehmen, daß er selber an die Fabel glaubt, die einen guten Beweis für die Notwendigkeit einer großen englischen Landarmee und Einführung der allgemeinen Wehrpflicht abgeben soll. Leider aber gehen alle diese Äußerungen — getan in einem leidenschaftlichen Moment von einem leidenschaftlichen Mann — als Schlagworte in den Besitz des englischen Zeitungsschreibers über. Genau so wie das „erfreuliche“ Material, welches der Brief an den Lord Tweedmouth und das letzte Kaiser-Interview gegeben haben.

Wie aber stehen die Verhältnisse nun in Wirklichkeit? Deutschlands Konkurrenz auf dem Weltmarkte? Gewiß, Deutschland ist ein starker Rivale, und es hat sich in wenigen Jahren auf einen hohen Posten geschwungen; aber es wird nie in der Lage sein, England zu verdrängen, wenigstens nicht, solange England seinen Freihandel behält In Brasilien



«. B», wo In großer Zahl Deutsche wohnen, Ist der englische Import führend, und Deutschland kommt erst an iweiter Stelle; dasselbe Ist fast überall in der Welt der Fall, und in gewissen Industrien sind deutsche Güter neben den englischen überhaupt nicht zu finden, obwohl Deutschland dieselbe Industrie In starkem Maße besitzt. Noch mehr: Lord Aveburyhatin seinem Vortrage vom 1. Dezember 1905 festgestellt, daß nach Indien Deutschland der beste Kunde Englands ist und ein Drittel mehr als Amerika, das Doppelte mehr als Frankreich und nahezu das Zweieinhalbfache mehr als Südafrika aus England bezieht Wenn also Deutschland auch England vielleicht eine bedeutende Konkurrenz macht, so leben Tausende von englischen Arbeitern von der steten Kundschaft des Deutschen Reiches. Weiter; was von den Rüstungen Deutschlands gilt, trifft auch für Englands Rüstungen zu. Deutschland hat einen großen Handel zu verteidigen und seiner jungen Position die notwendige Kraft zu verleihen. Aber Englands Handel umfaßt die Welt, und sein Kolonialbesitz zwingt es zu einer weit größeren maritimen Ausdehnung als Irgendein anderes Land der Welt Wenn die Engländer eine Flotte haben wollen, so groß wie sie wünschen, so soll man ihnen dies in Deutschland gönnen, ebenso wie den Besitz einer großen Landarmee. Wir verlangen von England, daß es sich nicht in deutsche Verhältnisse mische, und auch wir sollen uns nicht in englische Verhältnisse mischen. Allerdings wird, wie Fürst Bülow gesagt hat, der englische Kaufmann sich daran gewöhnen müssen, daß der deutsche nicht mehr nur die Brosamen auflese. Nun überdenke man die ganze Situation! Zwischen kaum zwei Staaten Europas bestehen so wenig wirkliche Reibungspunkte wie zwischen England und Deutschland. Die kolonialen Grenzen sind alle gesichert. Deutschland hat sein Teil bekommen, und mit der Ausnahme des kleinasiatischen Zentrums ist nur noch wenig in der Welt zu verteilen. Warum nicht über diesen Punkt sich einigen, und diese Frage zur Grundlage einer Entente machen, die für England und Europa nützlicher werden könnte als die englisch-französische, welche in vieler Hinsicht nur einen platonischen Wert besitzt. Leider wird von beiden Seiten eine solche Politik, die besonders von den Deutschen in England sehr begrüßt werden würde, nicht nur nicht gefördert, sondern — auch abgesehen von der Agitation der Presse — direkt unmöglich gemacht An der Aufrichtigkeit der Gesinnung des deutschen Kaisers gegenüber England kann nicht gezweifelt werden. Wie unangebracht das Interview im Daily Telegraph auch gewesen sein mag, es besteht kein Zweifel darüber, daß der Kaiser darin seiner aufrichtigen Freundschaft für England Ausdruck verleihen wollte. Aber kann man sich in Wahrheit darüber wundern, daß es mißdeutet wurde? Man braucht nicht, wie der Schreiber dieser Zeilen, 40 Jahre im Auslande gelebt zu haben, um zu sehen, daß die deutsche Politik im letzten Dezennium besonders England gegenüber sehr unglücklich gewesen ist. Unter der beispiellosen Wankelmütigkeit unserer auswärtigen Politik haben die Deutschen zu Hause wie Im Auslande gleichermaßen zu leiden. Wer schuld daran ist, ist hier nicht die Frage, wenn auch gesagt werden muß, daß die deutsche diplomatische Vertretung in England nicht immer so erfolgreich in ihren Bemühungen war, die häufigen Intrigen zu zerstören,



## MORGEN.

wie es zu wünschen wäre. Man glaubt den deutschen Versicherungen nicht mehr. Im Auslande, daher das Mißtrauen, welches dem Interview entgegengebracht wurde. Es ist weiter bedenklich aufgefallen, daß sich das offizielle Deutschland in England den mehrfachen Besuchen unserer Landsleute gegenüber mit einer bemerkenswerten Kühle verhalten hat. Dieses ist um so mehr in der Presse kommentiert worden, als es sich gerade in England die Minister und höchsten staatlichen Würdenträger zur Ehre rechnen, mit der Presse zu Tisch zu sitzen. Ja, es kann offen und ehrlich gesagt werden, daß diese Besuche gänzlich in das Wasser gefallen wären, wenn die Deutschen in England die Angelegenheit nicht selber in die Hand genommen hätten.

Ich habe schon einmal in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung darauf hingewiesen, daß der Engländer als solcher durchaus nicht prinzipiell deutschfeindlich ist, und ich kann hier nunmehr hinzufügen, daß die in England lebenden Deutschen die vollen Rechte der Gastfreundschaft genießen und daß jene Deutschen, die es aus irgendwelchem Grunde vorgezogen haben, ihre Nationalität zu wechseln, mit allen Ehren in die englische Nation aufgenommen worden sind. Ja, man hat noch mehr getan, — welches Land der Erde hat Männern, die als Deutsche geboren sind, nach Ihrem Eintritt in den neuen Staaten-Verband solche Ehren angeboten, wie sie ehemalige Deutsche in England genießen. Baron Schroeder, Sir Ernest Cassell, der Intime Freund des englischen Königs, Sir Jul. Wernher, Sir Felix Semon, Sir Edgar Spyer, Sir J. Brunner, M. P. und viele andere sind in Deutschland geboren, aber dies hat die Nation nicht abgehalten, ihnen für Ihre hervorragenden Leistungen die englische Ritterschaft anzubieten. Man kann unter solchen Umständen wirklich nicht von einer grundsätzlichen Feindschaft reden.

Krieg zwischen England und Deutschland hieße die Zerstörung der nationalen Kraft zweier großer Reiche und den Ruin von Hunderttausenden von wirtschaftlichen Existenzen in beiden Ländern. Zwischen England und Deutschland bestehen intimere Bande als sie Verwandtschaft darzubieten vermag; Bürger beider Staaten haben in friedlichem Austausch und in der Zuversicht auf freundschaftliche Beziehungen zwischen beiden Ländern sich dort und hier niedergelassen und sind in der neuen Heimat seßhaft geworden. Ihre Aufgabe ist es, Mißverständnisse und unnötiges Mißtrauen auf beiden Seiten zu bekämpfen. Die Deutschen in England bedauern tief die deutschen Angriffe, gegen England, soweit sie das Maß der erlaubten Polemik überschreiten, und verurteilen sie mit aller Schärfe.

Die Deutschen in England bemühen sich nach Kräften, ein besseres Verständnis zwischen den beiden Nationen herbeizuführen und dem Phantom eines Krieges den Garaus zu machen, mit dem uns heute die überreizte Phantasie unverantwortlicher politischer Sensationsmacher schreckt. Es wird die höchste Zeit, daß man Ernst mit dem Friedenswerk macht und daß es nicht nur bei Besuchen und schönen Worten bleibt, denn die Gefahr ist näher, als mancher der Herren, die so übermütig mit dem Kriegsgedanken spielen, glaubt.



Interessante Geschichte«.

66

Die beiden Länder leben heute im besten kommerziellen Einverständnis, keine unheilbaren politischen Differenzen bestehen, und trotzdem leben wir in der täglichen Erwartung eines Völkerkrieges, der sieh an seinen Sehreken mit nichts messen ließe, was je vorher gewesen ist.

Niemand will den Krieg, weder in Deutschland noch in England, aber ein unheilvolles Schicksal scheint uns in dieses Abenteuer treiben zu wollen, das von niemand ersehnt wird, von allen beklagt würde. Darum wenden wir Deutschen in England uns an unsere Landsleute zu Hause mit der Bitte, den frivolen Ruhestörern, sei es, wer es will, Halt zu gebieten im Interesse des Friedens, im Interesse der Welt. Mögen diese Worte in ernster Stunde gehört werden.

„Interessante Geschichte“.

Von

Max Brod.

Aus den vielen erzürnten, die Welt attackierenden Stellen im „Tagebuch“ der Goncourts hab ich mir diese notiert: „Die alten Autoren, ein paar hundert Bände lesen, daraus Notizen auf Zetteln exzerpieren, ein Buch darüber machen, was die Römer für Schuhwerk trugen, oder eine Inschrift mit Anmerkungen versehen — das nennt sich gelehrte Forschung. Damit ist man ein Gelehrter . . . Aber man nehme ein Jahrhundert aus unserer Nähe, ein ungeheures Jahrhundert, man rüttle ein Meer von Dokumenten auf, dreißigtausend Broschüren, zweitausend Journale, und mache aus alledem nicht eine Monographie, sondern das Gemälde einer Gesellschaft, so ist man nichts weiter als eine lebenswürdige Spürnase, ein netter Wißbegieriger und Neuigkeitskrämer. Es wird noch viel Zeit vergehen, bis das französische Publikum vor der Interessanten Geschichte Hochachtung hat“

In diesem Ausruf haben die Goncourts ihre Arbeit (o nein, nur eine Abteilung Ihrer ungeheuren Arbeit!) und Ihr Schicksal beschrieben. . . . Tatsächlich haben sie zehn Jahre ihres Lebens gänzlich (die Jahre 1850 bis 1860, nach dem mißglückten Romandebüt) und viele folgende stundenweis an ihre Absicht gewendet, das „achtzehnte Jahrhundert“ zu rekonstruieren. Und traurig lächelnd rechnen sie später einmal aus, daß sie als Honorar lange niebt einmal das dafür erhalten haben, was sie zur Erwerbung von Materialien bar auszahlen mußten; die unfäßbare Mühe gar nicht gerechnet. Und der Ruhm? Man bat Ihnen auch davon nicht viel gegeben, höchstens den negativen des Angegriffenwerdens, der so gefährlich werden kann, weil er von der Arbeit ab und ins Polemisieren dringt. Der alternde Edmond, vereinsamend und stiller, zeichnet es dann einmal als Kuriosum auf, daß Jedes seiner neuen Bücher Immer noch mit derselben Beschimpfungs-



## MORGEN.

flnt begossen wird wie das eines eben auftauchenden Jungen Neuerers. Er wundert sich nur noch, ohne Freude und ohne Gram. Die Jungen Brüder aber trösten sich bissiger, in Nr. 112 ihrer *Idees et sensations*: „Um berühmt zu sein, muß man unbedingt zwei Generationen begraben, die seiner Professoren und die seiner Schulfreunde.“ . . .

Allerdings können wir nur auf einem Umweg die Kühnheit ihrer Tat messen. Für uns ist das 18. Jahrhundert, das „galante Jahrhundert“ nahezu ein Gemeinplatz geworden, ein Requisit der mittelsten Autoren. Und gar Kritikern und Essayisten ist nichts vertrauter schon als dieser leichten Epoche Grazie und entzückende Sinnlichkeit, wie eine Klebmarke halten sie ihr 18. Jahrhundert bereit, um es ahnungslos herauskommenden Büchern als Etikette vorzupicken. Da erscheint „die Puderquaste“ von Franz Blei. Handelt von Frauen, verliebten Ratschlagen, Abenteuern, Schminke und Eleganz. Nichts einfacher, als einen leicht plaudernden Marquis ancien regime hinter diesen übrigens auch in kokette Blumen gebundenen Seiten stehen zu sehen, während in Wahiheit die Not nach letzten Wertungen, nach stärkeren desillusionierteren Begriffen tragische Falten durch sie wirft in erschütterndster Zurückhaltung . . . Wupp, das „18. Jahrhundert“, der „Plauderton“ sitzt schon. Aber das 18. Jahrhundert hatte seinen tiefgehängten erreichbaren rationalen Himmel; hier münden wir in ein Himmelreich als ins Entfernteste, haben fast verzweifelt die Ethik als kleine Variante im Wind gelassen. . . . Doch das tut dem Publikum nichts. Hochachtung vor der „interessanten Philosophie“ wie vor der „interessanten Geschichte“ hat es seit den Zeiten der Goncourts nicht gelernt. . . . Nur dieser Punkt hat sich geändert: Jetzt kennt man das 18. Jahrhundert nicht, gibt jedoch vor, es in intimster Kenntnis zu bewundern, — damals kannte man es nicht und verachtete es. Die Schüler Davids schossen mit Brotkügelchen auf Watteaus Meisterbilder, die in einem Arbeitssaal der Akademie hingen.

In bewegten Worten klagend beginnen die Goncourts ihre Studien über Chardin:

„Wenn man es unternimmt, von der Kunst des 18. Jahrhunderts zu sprechen, an das Gedächtnis seiner Künstler zu rühren, so wird man gleich auf der Schwelle dieser Arbeit von einem tiefgehenden Gefühl der Traurigkeit, von einer Art melancholischen Zornes ergriffen. Angesichts dieser beispiellosen Vernachlässigung, angesichts des übermäßig hohen Grades von Undankbarkeit und der schon mehr als kühnen Verachtung einer verhältnismäßig noch Jungen Nachwelt für die große Kunstepoche unter Ludwig XV. muß man anfangen, an jeglichem Gerechtigkeitsgefühl Frankreichs zu zweifeln. Man fragt sich, ob denn die Mode unser ganzer Geschmack ist und ob unser Nationalstolz mit dem Bewußtsein unserer Urteilskraft sich nicht endlich auf sich selbst besinnen will . . .“

Erstaunt liest man, daß damals nur die beherztesten Sammler ihr Geld insgeheim an die vor fünfzig Jahren gepriesensten Meister wagten, daß man ein Bild von La Tour um drei Francs, eine Schachtel mit dreizehn Mappen und vielen Katalogen von Saint-Aubin für 87 Francs 10 Sous kaufte, daß man Bouchers und Baudoulns malerische Qualitäten hinter einer angebliehen Laszivität übersah.



Interessant« Geschichte.

67

Und dieser allgemeinen Gleichgültigkeit gegenüber begannen die Brüder ihre Bücher. In der Einleitung zu ihrer „Frau im 18. Jahrhundert“ geben sie den Grundriß: diesem Werk sollen drei weitere Teile folgen: „Der Mann“, „Der Staat“, „Paris“, das ganze gedacht als umfassendes Register der Zeit. Doch wurde dieser Plan nicht ausgeführt. Vielleicht zum Glück, und zu fröhlichster Durcharbeitung blieb es bei Monographien, die ohne System weiter spannen und alle Zwischentöne haben: „Intime Portraits aus dem 18. Jahrhundert“, „Sophie Arnould“, „Die frantösische Gesellschaft während der Revolution und unter dem Direktorium“, „Marie Antoinette“, „Die Maitressen Ludwigs XV.“, „Die Schauspielerinnen des 18. Jahrhunderts“, „Das Werk Watteaus“, „Die Frau im 18. Jahrhundert“, „Die Kunst im 18. Jahrhundert“ . . . Diese zwei letzteren Bände, erregende Sammlungen feinsten Kultur, hat neuerdings deutsch der Verlag Julius Zeitler ediert, zu dessen Hauptverdiensten ich rechne, daß er das Licht der Goncourts nach Deutschland bringen will (außer den erwähnten Werken erschien bei ihm „Germinie Lacerteux“ und ein Auszug aus dem „Tagebuch“, wie ihn die Goncourts selbst arrangiert haben).

In diesen Büchern triumphiert die Methode der Goncourts, ihre Sachlichkeit, Ihre visuellen Talente, die durch das stete Studium von Bildern geschärft, oftmals auch das Leben wie ein Bild beschreiben oder Bilder zu Hilfe rufen, um eine bestimmte reale Nuance zu fassen. Der Stil hat alle Möglichkeiten: bald reiht er in gerader Linie Tatsachen auf, zeigt eine ruhig nach der andern zum Anschauen hin, bald spritzt er mit einer hoch empor, daß sie in metaphorisches Leuchten gerät oder als Witzwort logischen Raketenlärm macht, dann türmt er emphatisch parallel gebaute Sätze (und nur in diesem einen kleinen Falle bin ich mit ihm nicht ganz einverstanden) zu rhetorischen Siegesbögen übereinander. Romanische Wortlebendigkeit, hingerissen, begeistert ohne Zügel mehr; nach einer Welle Stillstand, Genuß vor einer ins Detail geführten Szene. Diese Stellen, die an Flauberts strenge Verdichtung reichen, haben mich besonders in Glück und Rührung gebracht. So wird die sinnliche Eigenart des J. B. Greuze von seinen Gemälden mit einer Präzision und in so erstaunlich gut beobachteten Einzelheiten abgelesen, daß ganz entfernt nur im Hintergrund die historische Wahrheit uns freut, vorn aber die selbständige Schönheit der Autoren als Hauptschauspielerinnen alle Herzen entzündet. . . Und da meldet sich mein Problem:

„Interessante Geschichte.“ Ist es noch Geschichte? Was unterscheidet sie von einem Roman? Mit derselben Sachlichkeit und neuartigen Schreibweise haben später die Goncourts das Leben ihrer Tage eingefangen und die schönen Romane und Dramen geschrieben, die man naturalistisch benennt. Ja, diese Patrizier (Flaubert in den Briefen an seine Nichte hatte den Spitznamen „Die Bologneserhündchen“ für sie) beobachteten die Liebeskrämpfe und den Untergang eines armen Dienstmädchens mit derselben Liebe wie ihr Versailles. In ihrer Familie haben sie unter den ältesten Verwandten noch einen Marquis, den Sohn eines Ministers der alten Monarchie, einen „verehrungswürdigen



## MORGEN.

Dummkopf, einen Dummkopf von Herz und Rasse", so klammert sich Ihre Tradition noch an ein Überbleibsel der vornehmen Zeit; ihr Vater aber war 1879 Deputierter des dritten Standes in der Nationalversammlung. Es mischt sich also in ihnen der Sinn für Aristokratie und für das Volk, für romantische Historie und für festen Blick in trübe Gegenwart. Und all das in Einheit gebracht durch eine übertönende Sehnsucht nach dem Neuen, nach ungeahnter Schönheit, die sie auch in Japan und in den Auktionssälen suchen wie in Ihren Romanen, in ihren Geschichtsforschungen. Vom Standpunkt des Neuen, der Kunst aus erscheint das Historische nur als Spezialfall des Schönen. Alles Historische ist schön, außerdem gibt es noch Schönheit im Erdichteten. Oder wie die Goncourts es sagen: „Die Geschichte ist ein Roman, der war. Der Roman ist Geschichte, die hätte sein können.“

Das Augenglas.

Von

Christian Morgenstern.

Da trag' ich fünfzehn Jahre nun ein Augenglas  
mit schmalem goldnen Rand, das eine Frau,  
das eines Freundes Mutter mir geschenkt  
Es war vielleicht ihr eignes dermaleinst,  
an einem dünnen Kettchen trug vielleicht  
ihr Junger Hais das zierliche Gebild  
des Petersburger Goldschmieds, — ja, wer weiß:  
durch diese feinen Reifen (denn die Gläser  
sind längst nicht mehr die alten) sah vielleicht  
ihr reines Aug' noch Ihn — Michajlowitsch —  
den Großen 1 Und das trug ich nun  
gedankenlos drei Lustren ... Oh —  
was ist der Mensch! Des Rings, durch den er blickt,  
tagaus, tagein, durch den er sich der Welt,  
der sichtbaren, vermählt und sie sich ihm,  
vergißt er, achtet sein nicht; denkt nicht Sein,  
der ihn geformt, nicht Ihrer, die ihn gab,  
nicht Seiner, dessen Bild einst in ihm lag —  
wer weiß, als wie in einem Rähmchen, ... bis —  
vor einem Buch, vor einem Sintho-Buch,  
in einer Nacht dies alles ihm erscheint  
und ihn erschüttert, anklagt und betrübt!



Simm ms dem LustspUl „Ll«ba um Liebe."

60

Eine Szene aus dem Lustspiel „Liebe um Liebe."

V\*a

William Congreve.

(1670—1729.)

In! Deutsohe fibertragen von Sil Vara (London).

William Congreve wurde Im Jahre 1670 geboren. Seine Kindhelts- und Erziehungs-Jahre verbrachte er In Irland, In dessen Atmosphäre, wie es scheint, Satiriker gut gedeihen.

In London führte er das zügellose Leben, das damals in der Gesellschaft zum guten Ton gehörte. Ab 23J4hriger brachte er sein erstes Lustspiel, „Der alte Junggeselle", auf die Bühne, das Dryden für das beste Erstlingswerk erklärte, das er jemals gelesen habe. Seine

zweite dramatische Arbelt war „Der Arglistige"; seine dritte, die den Triumph seines Lebens und seiner Kunst bedeutete, hieß „Liebe um Liebe". Dieses Lustspiel, sowie sein

letztes, „Der Lauf der Welt", haben Ihm den Titel des größten englischen Lustspiieldichters eingetragen. Durch Jeremy Colliers berühmten Angriff gekränkt, der gegen die Un-

moralitit der damaligen Bühne gerichtet war, zog sich Congreve aus der Öffentlichkeit zurück und starb Im Jahre 1729 nach einem unglücklichen Sturz, eigentlich aber an den

Folgen zu heftigen Lebens als der Geliebte der zweiten Herzogin von Marlborough.

Congreves Kunst Ist ein lachender Protest gegen den Purltanismus. Aber wenn

dieser Protest bei anderen Dichtern und Schriftstellern der Restaurationsperiode, bei

Etberedge, Wyherley, Shadwell zum Beispiel brutal, roh und ordinär klang, so blieb sein Lachen bei aller Frechheit immer elegant, grazlös und liebenswürdig. Es blieb das

Lachen eines Gentlemans. Und Gentleman sein wertete er — in einem Gespräch dem erstaunten Voltaire gegenüber — höher als sein Dichtertum.

Congreve war In gewissem Sinne Reallst. Seine Sittenschilderung ist daher dem

Kulturhistoriker unschätzbar. In der Literaturgeschichte (st sein Platz einige Stufen unter

Kollere, von dem er Jedenfalls beeinflßt war. Daß er trotz seines Witzes, seiner Charakterisierungskunst und seines überaus leichten Stiles heute beinahe vergessen ist, scheint

mir zweierlei Gründe zu haben. Erstens und vor allem sind seine Handlungen äußerst kompliziert und seine Lösungen keineswegs von besonderer Klarheit; zweitens fehlt

Ihm das mitfühlende Herz und die tiefere Menschlichkeit. Für die Nur-Geistreichen

Jedoch hat bloß eine Minorität von Intellektuellen der Nachwelt Bewunderung.



## MORGEIT.

Die nachstehende Szene aus dem Lustspiel „Liebe um Liebe“, die nur als Probe der entzückenden und pikant-graziösen Art Congreves gelten soll, gehört einer eingeflochtenen Nebenhandlung zu.

Auf der Bühne stehen Urs. Foresight und ihre Schwester, Urs. Frail. Mrs. Foresight ist eine junge Frau, die Ihren alten Mann betrügt. In einer amüsanten, aber überaus frechen Szene sagt sie im Beisein ihres Gatten, der allerdings mit der Beobachtung seines Gesundheitszustandes beschäftigt ist, einem ungestüm werbenden Galan eine Zusammenkunft während der Nacht zu. Als sie aber der Beglückte am nächsten Morgen an die Schäferstunde erinnert, da leugnet sie dem Verblüfften ins Gesicht ab, ihm jemals eine Gunst gewährt zu haben. Diese „Vergeßlichkeit“ hat die junge Frau zur Taktik erhoben. — Ihre Schwester, Mrs. Frail, ist eine Witwe, die den jungen Herren und Witzlingen der Stadt in deren Wohnungen Besuche abstattet. Sie ist im Einverständnis mit ihrer Schwester eben daran, einen jungen, reichen Seemann zu ergattern, der aber von seinem Vater für Miß Prue, ein auf dem Lande erzogenes Stiefkind der Mrs. Foresight, bestimmt ist. Um dieses naive, ein wenig liebesüchtige Fräulein von dem ihr zugedachten reichen Freier abzulenken, begünstigen die beiden Schwestern ihre Zusammenkünfte mit dem Stutzer Tattie, weil sie sicher sind, daß dieser sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen werde, dem jungen, unerfahrenen Mädchen den Kopf zu verdrehen.

Fräulein Prue stürmt herein, hinter Ihr Herr Tattie.

Fräulein Prue: Mutter, Mutter, schauen Sie!

Frau Foresight: Pfui, pfui! Was schreist du denn! Und wie oft habe ich dir schon gesagt, du sollst mich nicht Mutter nennen!

Fräulein Prue: Wie soll ich Sie denn nennen? Sind Sie nicht die Frau meines Vaters?

Frau Foresight: Madam. Du mußt Madam sagen. Das fehlte mir noch!

Ich werde mich selbst für eine alte Frau ansehen, wenn mich so ein großes Mädchen Mutter ruft. Und was ist's, mein Fräulein, was hat Sie so in Entzücken versetzt?

Fräulein Prue: Oh sehen Sie doch, Madam, was Herr Tattie mir gegeben hat.

Schauen Sie, Tante. Das ist eine Schnupftabaksdose, und da ist Schnupftabak darin.

Wollen Sie riechen? Oh wie gut! Wie süß das riecht! Herr Tattie ist überhaupt im ganzen süß, seine Perücke ist süß und seine Handschuhe sind süß und sein Schnupftuch ist süß, süßer als Rosinen. Riechen Sie mal, Mutter — Madam wollt ich sagen. Er hat mir diesen Ring für einen Kuß geschenkt.

T a 111 e: Aber Fräulein, Sie dürfen nicht küssen und es nachher ausplaudern.

Fräulein Prue: Ich darf es doch meiner Mutter sagen? — Und er sagt, er



Bin\* Sun« aus dem Lustspiel „Liebe um Liebe“.

61

wird mir etwas geben, damit ich auch so gut rieche. Bitte, leihen Sie mir Ihr Schnupftuch. Riechen Sie, Tante. Er hat versprochen, mir etwas zu geben, daß meine Hemden auch so riechen werden. Ist das nicht wunderbar? Es ist besser als Lavendel und ich lasse die Amme nicht mehr Lavendel zwischen meine Hemden legen. Ah Tante!

Frau Frall: Pfui, Fräulein. Sie meinen unter Ihr Leinenzeug. Man spricht nicht von „Hemden“.

Fräulein Prue: Warum, ist das etwas Unanständiges?

T a 111 e: Oh, Gnädigste, Sie sind zu streng mit Fräulein Prue. Sie dürfen Ihre entzückende Einfachheit nicht tadeln, es kleidet sie reizend. Hübsches Fräulein, lassen Sie sich nicht Ihre Unschuld rauben.

Frau F o r e s l g h t: Oh, oh, verdammte Kröte! Wenn nur Sie Ihr die Unschuld nicht rauben werden.

Tattie: Wer? Ich? Madam! Wie können Gnädigste nur so einen Gedanken lassen? Sie verkennen mich.

F r a u F r a i l: Ah, Sie Teufel, Sie schleichender Teufel. Er ist so aalglatt wie ein Pfaffe. Er glaubt, wir durchschauen ihn nicht.

Frau Foresight: Ein schlauer Hund! Wie bald er diese frische, unberührte Kreatur aufgestöbert hat. Und um uns kümmert er sich gar nicht mehr.

T a 111 e: Nein, wirklich —

Frau Frail: So sind sie alle, Schwester. Diese Männer! Ein junges Mädchen ra verderben, der erste zu sein, das lieben sie! Ich bin überzeugt, es würde Herrn Tattie das Herz brechen, wenn er dächte, daß ein anderer ihm zuvorkommen könnte.

T a 111 e: Oh, Himmel, ich schwöre, ich würde nicht für alles In der Welt —

Frau Frail: Zum Henker, wer glaubt Ihnen. Sie würden sich Ja eher umbringen als die Wahrheit beichten. Wir kennen Sie. — Sie Ist sehr hübsch, die Kleine, nicht? Gott, so rot und weiß, wie Milch und Blut. Wie lieblich sie aussieht. Ich will nicht hetzen, aber wenn ich ein Mann wäre —

Fräulein Prue: Oh Tante, warum spotten Sie meiner?

Frau Foreslght: Hör mal, Schwester, das Mädchen scheint mir schon verdorben. Glaubst du, daß sie den tölpischen Seebären Jemals erträglich finden wird? Ich bin sicher, sie läßt sich ihn nicht In die Nähe kommen — nach Herrn Tattie.

Frau Frall: loh fürchte es auch. Ah, ein schmieriges Mannsbild, das nach Pech und Teer riecht. Der Teufel hole Sie, Tattie, Sie verdammter Speichellecker, warum mußten Sie ihr In den Weg laufen, bevor sie verheiratet ist.

Frau Foreslght: Das heißt, warum ließen wir ihn zu. Mein Mann wird uns prügeln lassen. Er wird glauben, wir haben die Bekanntschaft vermittelt.

Frau Frall: Gehen wir, gehen wir. Wenn Herr Foreslght uns hier findet, dann glaubt er es gewiß.

Frau Foreslght: Natürlich. Aber wir können sie doch nicht allein lassen.



MORGEN.

Das wäre ja noch schlimmer. Und er Ist solch ein glatter Teufel, er wird sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen.

F r a n F r a 11: Was geht das mich an. Ich will nichts damit n tun haben.

Frau Foresight: Gut, Herr Tattie. Wenn Sie es tun, machen Sie es mit

Ihrem Gewissen aus. Ich wasche meine Hände In Unschuld. Ich bin vollkommen un-

schuldig an der Sache. (Frau Foresight und Frau Frall ab. Fräulein Prue und Tattie bleiben allein.)

Fräulein Prue: Warum sind die beiden weggegangen? Was haben sie miteinander gesprochen? Verstehen Sie es?

T a 111 e: Ja, meine Liebe, ich glaube, ich kann es verstehen. Aber hol' mich der Henker, wenn ich ihre Absicht ganz durchschaue.

Fräulein Prue: Also müssen wir auch gehen?

T a 111 e: Nein, nein. Das haben sie nicht gemeint

FräuleinPrue: Nicht? Also was denn? Was sollen Sie und Ich zusammen tun?

T a 111 e: Ich soll Ihnen den Hof machen, hübsches Fräulein. Wollen Sie mit erlauben, Ihnen den Hof zu machen?

Fräulein Prue: Wenn es Ihnen beliebt

T a 111 e: Das ist wenigstens offenherzig. (Bebelte.) Aber was zum Teufel mag Frau Foresight mit dieser Gefälligkeit im Schilde führen? Will sie mich zum Narren halten? Oder läßt sie uns aus rein moralischen Gründen allein — und erlaubt uns Dinge, die sie sich niemals versagt sehen möchte? — Ich will's so auffassen.

Fräulein Prue: Nun, wie werden Sie mir den Hof machen? Beginnen Sie, ich kann's schon nicht erwarten. Muß ich Ihnen auch den Hof machen? Rasch, rasch, unterrichten Sie mich.

T a 111 e: Sie müssen mich sprechen lassen, Fräulein; Sie dürfen nicht zuerst reden, leb werde Fragen an Sie stellen und Sie müssen sie beantworten.

Fräulein Prue: Ist's wie im Katechismus? Also fragen Sie.

Tattie: Glauben Sie, daß Sie mich lieben konnten?

FräuleinPrue: Ja.

T a 111 e: Oh, oh, Sie dürfen nicht gleich „Ja" sagen. Mein ganzes Interesse geht zum Teufel.

Fräulein Prue: Was muß ich denn sagen?

T a 111 e: Sie müssen „nein" sagen, oder „ich weiß es noeh nicht", oder „leb kann es nicht sagen" . . .

Fräulein Prue: Wozu soll ich lügen?

T a 111 e: Das müssen Sie allerdings, wenn Sie gut erzogen scheinen wollen. Alle wohlerzogenen Menschen lügen; außerdem sind Sie ein Frauenzimmer und dürfen niemals



Bne Szene m dem Lustspiel ..ItiH am Liebe".

63

das aussprechen, was Sie denken. Ihre Worte müssen Ihren Gedanken widersprechen, aber Ihre Taten dürfen Ihren Worten widersprechen. Wenn ich Sie also frage, ob Sie mich lieben könnten, so müssen Sie „nein" sagen — aber mich dennoch lieben. Wenn Ich Ihnen sage, daß Sie hübsch sind, so müssen Sie es leugnen und sagen, ich schmeichle Ihnen; innerlich müssen Sie sich Jedoch reizender dünken, als ich es aussprechen kann — müssen mir aber wegen meiner Bemerkung gut sein. Wenn ich Sie bitte, mich zu küssen, so müssen Sie zornig werden — aber mich nicht zurückweisen; wenn ich mehr verlange, müssen Sie noch böser werden — und zugleich nachgiebiger. Und sobald ich Sie dahingebracht habe, daß Sie mir drohen, laut um Hilfe zu rufen, müssen Sie ganz still Ihre Zunge halten. Fraulein Prue: Bei meiner Seele! Ich schwöre, das ist ganz einfach! Das gefällt mir viel besser, als unsere alte Provinzmode, alles auszusprechen, was man denkt. — Und müssen Sie nicht auch lügen?

T a 111 e: \_ Hm, Ja, natürlich. Aber Sie müssen es als Wahrheit hinnehmen.

Fräulein Prue: Gut, gut. Es hat mir immer Spaß gemacht, ein bißchen zu lügen. Aber man hat mich immer abgeschreckt und es eine Sunde genannt.

T a 111 e: Nun, mein herziges Geschöpf, willst du mich glücklich machen und mir einen Kuß geben?

Fr 1 | 1 • IB Prue: Ganz gewiß nicht Ich bin sehr böse, daß Sie so etwas von mir verlangen. (Linn aal ihn ta and küßt Ihn.)

T a 111 e: Bravo, bravo! Das Ist sehr gut Nur hättest nicht du mich küssen sollen, sondern du hättest dir von mir einen Kuß rauben lassen sollen.

Fräulein Prue: So? Also versuchen wir's noch einmal.

T a 111 e: Herzlich gem. Nun, mein kleiner Engel. (Küßt de.)

Fräulein Prue: Pfui, pfui!

Tattie: So ist's recht, noch einmal.

Fräulein Prue: Oh pfui, weg, Ich kann Sie nicht ausstehen!

Tattie: Vortrefflich. Das war so wunderbar getroffen, als ob du In Covent Garden geboren und auferzogen worden wärest. — Und jetzt, mein hübsches Kind, willst da mir nicht zeigen, wo deine Schlafkammer Ist?

Fräulein Prue: Nein, das will loh nicht. Aber ich werde vorauslaufen und werde mieh hinter den Bettgardinen verstecken.

Tattie: Ich folge nach.

Fräulein Prue: Ich werde aber die Tür mit beiden Händen zuhalten und Mhr, sehr böse sein und Sie müssen mich erst niederstoßen, bevor Ich Sie einlasse.

T a 111 e: Nein, ich werde zuerst hineinkommen und dich nachher niederstoßen.

Fräulein Prue: Das wollen Sie tun? Dann werde Ich noch böser sein — und



MORGEN.

T a 111 e: Dann werde ich dich um Hilfe rufen lassen.

Fräulein Prue: Das werden Sie nicht, denn ich werde meine Zunge halten.

Tattie: Oh, du süße, gelehrige Schülerin!

Fräulein Prue: Jetzt laufe ich aber — schneller als Sie. (Sit Unit dann.)

T a 111 e: Du wirst nicht so rasch laufen, daß ich dich nicht einholen könnte.

(Unit Ihr tun.)

Ende des zweiten Aktes.

Das Vierhändigspielen.

Von

Max Mell

Wir fühlen es erregt und bange,  
wie unsre Hände nahn und fliehn;  
ein sinnlich Spiel, gebannt im Klange,  
Durch mich nicht sicher, doch durch ihn.

Wie wir uns wahren und uns halten  
und keine Hand die andre rührt,  
fühl' ich sein Sehnen den Gewalten  
der Töne lösend zugeführt.

Mich find' ich klein,ühl's fast wie Schuld.

Bin ich allein, so fiücht' ich zu Etüden,  
wollüstig meine Finger zu ermüden,  
künftig zu decken alle Ungeduld.

Sie werden einmal in der reinen Stunde  
mit seinen Griffen sicher gehn,  
es wird ruhvoll, wie Atem aus dem Hunde  
des Glücks, von diesen Tasten wehn.



## DRUCKSCHRIFTEN VON PET. BEHRENS

elbß der wohlmeinende Kunftfreund wird nicht immer ein waches Gefühl  
| für den äfthetifchen Wert, für die formale Mannigfaltigkeit der Drucktype  
haben. Es liegt ein Schein von Berechtigung in der Annahme, die Type fei  
I fo durchaus zurUnperfönlichkeit, zum Schema, zumTypifchen, beffimmt, daI)  
I fie überhaupt kein eigenes Leben, kein Fürfichfein aufweifen und bean-  
| fpruchen dürfe. Die Type, aus deren Vielheit die Druckfchrift zusammen-  
geftelft wird, ift auch ganz gewiß fürs erfte nidits anderes als Träger und Diener. Sie  
ift nicht um ihrer felbft willen da und erfüllt ihren Zweck erft, wenn fie nach der Ord-  
nung der Sprache gereiht ift. Einem Jtieferen Nachdenken eiTchlieUt (ich aber fchon  
bei diefer nüchternen AuffafTung der Type als Gefäß des Geiftes die Einficht, daß es  
doch nicht ganz gleichgültig fein kann, welcher Form eine beftimmte Art der Intellekts-  
erregung, des Gefühls oder des Wollens anvertraut, einverleibt wird. Wie es nicht  
gleichgültig ift, ob man Sekt in ein Weißbierglas und Bier in eine KaffcetafTe gießt.  
Wer empfände nicht das Seltfame, franzöfifche Worte in Fraktur oder gar in deutfeher  
Mdndf«-brift zu fehen. Es gibt zweifellos einen inneren Zusammenhang zwifchen Typcn-  
form und Wortlinn. Damit ift die Gewißheit erbracht, daß die Type ihrer mechanifchen  
Beftimmung, ihrer notwendigen Befcheidenheit und Schweigfamkeit zum Trolj einen  
Charakter haben kann, ja haben muß. Nur dann wird die Type ihr Vermittelungsamt,  
ihre Aufgabe, geiftige Regungen zu materialifieren und fichtbar zu bewahren, treu er-  
füllen, wenn fie ein wenig von dem Takt und dem Rhythmus des verbalen Gehaltes  
aufweift. Die pfychologifche, die natürliche Richtigkeit diefer AuffafTung ergibt lieh li-hon  
aus der alltäglichen Beobachtung, wie verfchieden unfere eigene Handfchrift ift, ob wir  
kühle, neutrale Gedanken, zornige Anklagen oder weiche Stimmungen zu Papier bringen.  
Selbiverftändlich hat die gegofTene Type nicht die Schmiegfamkcit und die Variabilität  
eines vom individuellen Gefühl durchwallten Federzuges, aber auch fie hat zum mindeft  
die Tendenz, Spiegelbild des Volkes, der Sprache, des Themas und des Schrifttellers zu  
fein. Ausprüche Bismarcks in einer dünnen, zierlichen Kurfivfchrift gedruckt, würden wir  
als eine DifTonanz empfinden. Wobei freilich anzumerken ift, daß folche eigentlich felbft-  
verftandliche Empfindfamkeit uns während der Zeiten des optifchen Barbarismus ein  
wenig unficher geworden oder gar verloren gegangen war. Nun aber, da wir's lernten,  
daß zu einem gebildeten Menfchen vor allem gebildete Augen gehören, haben wir wie  
zu den betten Zeiten unferer Kultur auch den Geiß des Druckwerkes wieder entdeckt.  
Irder Buchftabe und damit auch die Type hat nun aber nicht nur Bedeutung und Recht  
als Glied einer Kette, im Verband der Worte; der Buehflabe führt auch ein eigenes  
Sonderddfetn. Er ift ein Ornament; er hat eine Fleck- und I.inienwirkung, einen Effekt in  
Schwarz-Weiß zu vergeben. Diefefpezififche Äßhetik des Buchftabcns bleibt uns während  
det Lefetw, überhaupt glatt lesbaren Bildungen gegenüber, leicht und wohl auch notwendig  
verborgen. Wir empfinden das Ornamentale aber fofort vor fchwer zu entziffernden  
oder uns unverftändlichen Buchftaben. Etwa Arabifch oder Chinefifch wirkt auf jeden  
M«ym. 1909. Heft 1. I>



Empfindfamen als Ornament; wie ftark diefe figurale Gewalt fein kann, das zeigen die Koranlpriche, die fich auf alten Kafeln der katholifchen Kirche finden. Die frommen chriftlichen Sticker wollten gewiß nicht Allah und Mohammed preifen; fie empfanden die Schriftzüge der orientalifchen Vorlagen als fchönes Ornament und übernahmen fie naiv aus Formgefühl. Wenn wir nun auch niemals eine uns verftändliche Schrift fo abfolut als Kunftform empfinden können, fo bleibt doch die Zugehörigkeit auch unferer Buchftaben zum Kreis der ornamental Gebilde gefichert. Die Drucktype ift fogar ein äußerft fubtiles, auf das präzifefte ausbalanziertes Ornament; und weil fie das ift, darum dürfen Künftler in ihr ein Ausdrucksmittel fehen, wird fie für ihre Reinheit, ihren Charakter und ihre Schönheit gewinnen, wenn eines Künftlers Difziplin, fein Infinkt und fein Temperament über fie kommt. Wie nachdrücklich der Einfluß feinfinniger Künftler auf die Drucktype zu fein vermag, das haben wir während der letzten Jahre zu unferem Vorteile erfahren. Die hartnäckige Stilfeuche, die alle Eigenart unferer Architektur und unferes Gerätes vernichtet hatte, war auch der Buchkunft, dem Druckwerk und der bleiernen Letter zum Verhängnis geworden. Man braucht nur ein Buch aus den fiebziger und achtziger Jahren aufzufchlagen oder gar eine fogenannte Akzidenzfache, eine Verlobungsanzeige, einen Profpekt oder etwas derartiges zur Hand zu nehmen, um fich zu entfeden vor dem Gewimmel dergotifchen Schnörkel, des finnlofen, fpinnwebigen Zierates, darunter die Zweckform des Buchftabens verfchüttet ift. Wie der Hausbau, die Möbelfchreinerei, die Textilik, jedes Gewerk überhaupt, To bedurfte auch die Typographie eines gründlichen Reinigungsbades. Die fogenannten »Fachleute«, die Schriftzeichner, waren total verdorben, in der Imitation, im Überflüßigen, verrannt. Hilfe konnte nur von dem optifch gebildeten, ebenfo pietätlofen wie produktiven Künftler kommen. Als erfter trat Otto Eckmann auf das Schlachtfeld. Es war in der Tat fo etwas wie ein Kämpfen und hitzig Streiten mit der faulen Gewöhnung und dem hochmütigen Schlendrian. Aber die Logik und die Konfequenz, die unferer kunftgewerblichen Bewegung eignet, verfagte auch nicht bei dem Verfuch, die Type zu reformieren, fie gefund, modern und deutfch zu machen. Eckmanns Vorftoß entbehrte gewiß nicht begreiflicher Unzulänglichkeiten und gewifler bizarrer Kapricen; bald kam der Stärkere: Peter Behrens. Der hatte eingefehen, daß die Zukunft einer neuen Type daran hing, fie in der Tradition wurzeln zu laffen. Er griff nach den wundervollen Inkunabeln, die auf unferen Bibliotheken ftehen und von den Gelehrten nur um der Daten, feiten um ihrer Schönheit willen gefchätjt werden. Er griff weiter zurück und erkannte die monumentale Größe der Mönchshandfchriften. Es entfprach feiner konftruktiven, geometrifchen Art, in dem klar gegliederten, fcharf



ORATIO PRO SEX.

ROSCIO AMERINO

Credo ego vos iudices, mirari  
quid sit quod, cum tot summi  
oratores hominesque nobilissi-  
mi sedeant, ego potissimum  
surrexerim, qui neque aetate  
neque ingenio neque auctoris  
auctoritate sim cum his, qui sedeant,  
comparandus. Omnes hi quos  
videtis adesse, in hac causa  
iniuriam novo scelere confla-  
tam putant oportere defendi,  
defendere ipsi propter iniqui-  
tatem temporum non audent.

Ita fit ut adsint propterea quod

Behrens-Antiqua und Schmuck

von Cicero. Klingspor, Offenblieb 1867 M.



## PAUL ET VIRGINIE

Sur le côté oriental de la montagne qui s'élève derrière le Port-Louis de l'Ile-de-France, on voit, dans un terrain jadis cultivé, les ruines de deux petites cabanes. Elles sont situées presque au milieu d'un bassin formé par de grands rochers, qui n'a qu'une seule ouverture tournée au nord. On aperçoit à gauche la montagne appelée le Morne de la Découverte, d'où l'on signale les vaisseaux qui abordent dans l'île, et, au bas de cette montagne, la ville nommée le Port-Louis; à droite, le chemin qui mène du Port-Louis au quartier des Pamplemousses; ensuite l'église de ce nom, qui s'élève avec ses avenues de bambous au milieu d'une grande plaine; et, plus loin, une forêt qui s'étend jusqu'aux extrémités de l'île. On distingue devant soi, sur les bords de la mer, la baie du Tombeau; un peu sur la droite, le cap Malheureux; et au delà la pleine mer, où paraissent à fleur d'eau quelques îlots inhabités, entre autres le Coin de Mire, qui ressemble à un bastion au milieu des flots.

A l'entrée de ce bassin, d'où l'on découvre tant d'objets, les échos de la montagne répètent sans cesse le bruit des vents qui agitent les forêts voisines, et le fracas des vagues qui brisent au

234 PAUL ET VIRGINIE

son corps à sa famille, et rendre les derniers devoirs à sa pudeur sur les mêmes rivages qu'elle avait honorés de son innocence. Jeunes gens si tendrement unis! mères infortunées! chère famille! ces bois qui vous donnaient leurs ombrages, ces fontaines qui coulaient pour vous, ces coteaux où vous reposiez ensemble déplorent encore votre perte. Nul, depuis vous, n'a osé cultiver cette terre désolée, ni relever ces humbles cabanes. Vos chèvres sont devenues sauvages; vos vergers sont détruits; vos oiseaux sont enfuis; et on n'entend plus que les cris des éperviers qui volent en rond au haut de ce bassin de rochers. Pour moi, depuis que je ne vous vois plus, je suis comme un ami qui n'a plus d'amis comme un père qui a perdu ses enfants, comme un voyageur qui erre sur la terre, où je suis resté seul. En disant ces mots, ce bon vieillard s'éloigna en versant des larmes; et les miennes avaient coulé plus d'une fois pendant ce funeste récit.

dS

» c



TORQUATO TASSO: IV. AUFGUG

ERSTER AUFTRITT ZIMMER

TASSO ALLEIN

TASSO

Biß du diu einem Traum erwacht, und hat  
Der IchöneTrug auf einmal dich Verlanen?  
Hat dich nach einem Tag der höchften Luft  
Ein Schlaf gebändigt, hält und ängftet nun  
Mit fchweren FelTeln deine Seele? Ja,  
Du wachft und träumft. Wo find die Stunden hin,  
Die um dein Haupt mit Blumenkränzen fpielten?  
Die Tage, wo dein Geift mit freier Sehnfucht  
Des Himmels ausgepanntes Blau durchdrang?  
Und dennoch lebft du noch und fühlft dich an,  
Du fühlft dich an und weißt nicht, ob du lebft.  
Ift's meine Schuld, ift's eines andern Schuld,  
Daß ich mich nun als Ichuldig hier befinde?  
Hab' ich verbrochen, daß ich leiden foll?  
Ift nicht mein ganzer Fehler ein Verdienft?  
Ich fah ihn an und ward vom guten Willen,  
Vom Hoffnungswahn des Herzens übereilt:  
Der fei ein Menfch, der menfchlich Anfehn trägt.  
Ich ging mit offenen Armen auf ihn los,  
Und fühlte Schloß und Riegel, keine Bruft.  
O hatt' ich doch fo klug mir ausgedacht,  
Wie ich den Mann empfangen wollte, der  
Von alten Zeiten mir verdächtig war!  
Allein was immer dir begegnet fei,  
So halte dich an der Gewißheit feft:  
Ich habe fie gefehn! Sie ftand vor mir!  
Sie fprach zu mir, ich habe fie vernommen!  
Der Blick, der Ton, der Worte holder Sinn,  
Sic find auf ewig mein, es raubt fie nicht  
Die Zeit, das Schickfal, noch das wilde Glück!  
Und hob mein Geift fich da zu fchnell empor,  
Und ließ ich allzu ralch in meinem Bußen  
Der Flamme Luft, die mich nun felbft verzehrt.  
So kann mich's nicht gereun, und wäre felbft  
Auf ewig das Gefchick des Lebens hin.  
Ich widmete mich ihr und folgte froh  
Dem Winke, der mich ins Verderben rief.  
Es fei! So hob' ich mich doch wert gezeigt  
Des köftlichen Vertrauns, das mich erquickt,  
In diefer Stunde felbft erquickt, die mir  
Die fchwarze Pforte langer Trauerzeit  
Gewaltfam öffnet. - )a, nun ift's getan!  
Es geht die Sonne mir der fchönften Gunft  
Auf einmal unter; feinen holden Blick  
Entziehet mir der Fürft und läßt mich hier  
Auf düftrem, Ichmalen Pfad verloren ftehn.  
Das häßliche zweideutige Geflügel,  
Das leidige Gefolg' der alten Nacht,  
Es fchwärmt hervor und fchwirrt mir um das Haupt.  
Wohin, wohin beweg' ich meinen Schritt,  
Dem Ekel zu entfliehn, der mich umfauft,  
Dem Abgrund zu entgehn, der vor mir liegt?



Die ScQtuefiern.  
Wir Sdjweftern zwei, wir fdjönen,  
So gleid) von TIngefijdt,  
So gleidjt kein €i dem andern,  
Kein Stern dem andern nidjt.  
Wir Scßweftern zwei, wir fdjönen.  
Wir Qaöen Cidjtöraune Tjaar,  
Iind fficQtft du fie in einen Zopf,  
Man kennt ße nidjt fürwaßr.  
Wir Sdjweftern zwei, wir fdjönen,  
Wir tragen gleid) Gewand,  
Spazieren auf dem Wiefenpfan  
Und fingen Tjand in Tjand.  
Wir Sdjweftern zwei, wir fd)önen,  
Wir fpinnen in die Wen',  
Wirßßen an einer Kunkel  
Und fdjfafen in einem 'Bett.  
O Sdjweftern zwei, ifjr fdjönen,  
Wie fjat fidj das Hlättdjen gewend't!  
Iljr Redet einerlei Bieödjen -  
Iind jefyt Bat das Oiedel ein €nd'.  
deQrens-TCur/io und Sd)imicß  
von Gedr. Xlingspor- Offendadj a.ltf.



gelchnittenen Rhythmus der Feder das prädefinierte Element einer der Gegenwart gehörenden Type zu erfassen. So schrieb er denn mit der Feder die erste Behrensfchrift, die im Jahre 1902 aus der Gießerei kam. Sie ist heute noch eine unserer besten und charaktervollsten Typen; scharf, reil, klingend und nicht ohne Pathos. Sie ist vor allem eine durchaus deutsche Schrift, die hat den Duktus gotischer Holzschnitten und etwas von dem Streben der Türme. Das war es aber nicht, was die erste Behrensfchrift nicht für jeden Zweck geeignet machte; besonders ihre Verwandtschaft mit der Fraktur zwang oft selbst ihre besten Freunde zum Verzicht. Es ist eine bedeutende und keineswegs leicht zu nehmende Streitfrage, ob die Fraktur oder die Antiqua leichter lesbar, für das Auge wohlthuender sei. Es steht zur Diskussion, ob wir Deutsche uns auf die Dauer mit zwei, rechnen wir die Handschrift hinzu, mit vier Alphabeten beladen wollen; ob wir nicht gut daran täten, die Fraktur zu verabschieden. Die Psychologen, die Pädagogen und die Schriftkundigen haben hier manche gute Beobachtung getan und kluge Folgerung gezogen. Am wichtigsten ist dies: die Antiqua hat eine größere Tendenz zur Breitenwirkung, während die Fraktur durch die häufigeren, die Zeile überlappenden Unterlängen näher aneinanderrückt; die Antiqua sei darum für die vokalreicheren romanischen Sprachen, die Fraktur für die konsonantenreichere Deutsch besonders geeignet. Das ist an sich richtig, ändert aber nichts an der Tatsache, daß sie bei uns seit Jahren ein lebhaftes Streben zeigt, möglichst häufig Antiqua anzuwenden. Es liegt nun nahe, zu erwägen, ob es nicht möglich sei, eine Antiqua zu schaffen, die bei allen ihr eigentümlichen Vorteilen dennoch einen Zug ins Frakturale aufweist, eine Deutsche Antiqua. Dies war die Aufgabe, die ich Peter Behrens stellte, als er daranging, eine Antiqua zu schreiben. Der Versuch ist über Erwarten gelungen, ja es ist eine durchaus reife, blutvolle und in Schönheit abgeklärte Type zustande gekommen. Über deren ästhetische Werte schwelgende Worte zu machen, ist überflüssig, da das Lesen dieser Seiten zur Genüge das eigenartige starke Vergnügen, das die Behrens-Antiqua den Sinnen zu spenden hat, vermittelt. Wohl muß man anfangs das Tempo, in dem die Augen über die Zeilen laufen, ein wenig hemmen, das aber hilft dazu, eine sanfte, eine milde Feierlichkeit aufströmen zu lassen; je weiter wir lesen, je rückhaltloser wir uns von dem Rhythmus, von der Geste der Verfall, von dem Takt der Kleinbuchstaben ergreifen lassen, desto mächtiger fühlen wir das offene, leuchtende Antlitz des freien Alms dieser Seitenbilder. In den großen Graden hat die Schrift eine faktische Monumentalität, hier fühlt man aber auch am deutlichsten ihren spirituellen Zug zur deutlichen Mystik. Der Geist ehrwürdiger Mysterien wird wach. Voll entfaltet ist diese feierliche Musik in dem Lineament der Initialen. Aus diesen rollenden Linien strömt



## MORGEN

ein fonores Pfalmodieren und zugleich die hcrte Atmolphäre eines eifernen Zeitalters. Erinnert man (ich der Architektur, wie fie Behrens fchafft, etwa des Krematoriums zu Hagen oder des Pavillons der A. E. G. von der Schiffbauausstellung, fo wird einem die Verwandtfchail deutlich, die jene modernen Heiligtümer mit der Antiqua der Deutfchen verbindet. Der bedeutfatre Wert diefer Type wird dadurch noch offener, daß man, wie die Proben zeigen, germanifche und romaiifche Sprachen gleichmäßig gut, fließend und feft darin zu lefen vermag.

Ein nicht weniger beachtenswertes Werk iß die Kurliv, eine gefchriebene, eine liegende Schrift. Mit ihr brachte Peter Behrens die endgültige Löfung eines viel umworbenen Problems. Robert Breuer.

PAVILLON DER A. E. O. VON DER SCHIFFBAUAUSSTELLUNG.



Die Berufung.

69

Die Berufung.

Von

Georges Rodenbach,

von Friedrich von Oppeln-BrontkowikL

(Fortsetzung.)

war selig. Das merkte seine Mutter wohl, als sie zu Weihnachten dem Hoch- in der Schule beiwohnte, um ihren Sohn von weitem in seinem Chorknabenamt zu sehen. Er war ganz reizend, und selbst sein geschorener Kopf betrübte die Mutter nicht mehr

Diese Haartracht gab ihm ein minder weltliches Gepräge, ein engelhaftes Aussehen. Er nahte so salbungsvoll mit geschlossenen Fingern an der Spitze der Chorknabenschar, die sich um den Altar gruppierte. Ein abwechslungsreiches Bild: die einen trugen eine Kerze, die andern eine Paime, wieder andre ein Weihrauchfaß, ein Kreuz, ein Räucherpfännchen, die zarten Attribute des Gottesdienstes. Sie gingen, knieten nieder und verschränkten sich in langsamen Reihen.

Es war wirklich ein himmlischer Chor, eine fromme Pantomime mit bedeutungsvollen Schritten und Gebärden, ein heiliges Ballett, das sich zwischen den blauen Rauchstreifen des Weihrauchs abspielte.

Frau Cadzand sah nur ihren Sohn. Wenn man eine Kerze geopfert hat und sie auf dem eisernen Lichthalter brennt, blickt man nur sie an und besorgt sich nur um sie, um Ihre Flamme, die flackert, wieder auflebt, emporloht und strahlt.

Hans war diese geweihte Kerze. Frau Cadzand folgte ihm mit den Augen, bewunderte mit dem naiven Egoismus der Mutter die Anmut und Vornehmheit seines Ganges und auch seine innere, strahlende Reinheit. — Die andern tragen in Ihrer Brust ein trübes Gefäß. Selbst wenn sie rein sind, bergen sie doch etwas von dem Urschlamm in sich, und stets steigt ein wenig davon zu ihrem Gesicht empor. Er mußte ein Gefäß lauterer Wassers in seiner Seele tragen, denn von ihm strahlte nur Licht aus; sein Gesicht war der Spiegel eines Inneren Quells, worin der Himmel sich spiegelt und sich seiner Reinheit bewußt wird.

4.

Darum war seine Frömmigkeit auch ansteckend. Mit wahren Apostelelfen, mit der gleichen Beharrlichkeit wie in der Schule, drang er darauf, daß Gott im Hause seiner Mutter geehrt wurde. Er war nur Halbpensionär, d. h. er kehrte des Abends um sieben Uhr nach Hause zurück, aß zu Abend und legte sich schlafen. Er veranlaßte Frau Cadzand, auch sie zu schmücken, wie eine Priesterwohnung. Auch sie dem großen Unglück ihres Wittums hatte sie sich



## MORGEN.

von Gott etwas abgewandt. Gibt es einen Gott, einen wirklich guten Gott, der solche Wege geht? Ein eilersüchtiger Gott? Heißt es ihn beleidigen, wenn man glücklich ist? Trotzdem verhilft die Liebe zum Glauben. Und wie kann man glauben, wenn man nicht liebt? Wenn man weint, sieht man den Himmel nicht.

Bald Jedoch hatte das Beispiel ihres Sohnes sie wieder bekehrt. Sie beteten allabendlich das Nachtgebet zusammen. Hans hatte sie darum gebeten. Wenn sie so beteten, würde ihr Bitten Gott wohlgefälliger sein!

Eine einzige betende Stimme ist wie eine einzige Kerze vor dem Altar. Man entzündet viele Kerzen vor dem Altar; viele Stimmen, soviel wie möglich, müssen sich vereinigen und verflechten; dann entsteht eine breite Bahn von Gebeten, die bis zum Himmel dringen und auf der Gott herabsteigen kann. So ward das Abendgebet in dem alten Haus In der Rue de l'Ane Aveugle zu einem wahren Familien-Gottesdienst. Auch das Gesinde erschien und kniete hinter der Herrschaft nieder, im Hintergrund des großen Zimmers im ersten Stock, das durch Hansens Bemühungen das Aussehen einer Kapelle bekommen hatte.

Während des Monats Mai, des Marienmonds, stand eine Statue der Jungfrau auf dem Sims des Kamins, der wie ein Altar, wie ein Ruhaltar bei einer Prozession geschmückt war. Fromme Wallung dieser lauen Abende! Die bemalte Statuette lächelte, weiße und rosa Azaleen blühten nebeneinander und bewegten gleichsam die Lippen in dem leichten Luftzug des Fensters, als ob sie mitbeteten. Daneben Reliquien, geweihter Buchs, künstliche Blumensträuße unter Glasglocken, eingerahmte Heiligenbilder, fromme Gegenstände in Vergoldung, schöne flandrische Spitzen, nach Art eines Altartuchs auf dem Kaminsims ausgebreitet, und dahinter der Spiegel, der diesen künstlichen Garten bis zur Ferne von Feengrotten entrückte, mit huschenden Reflexen wie auf einem Wasserspiegel. Hans betete Inbrünstig. Er rezitierte mit lauter Stimme die Litaneien: „Maria, Rosa mystica, Stella matutina, Turris eburnea, Janua Coeli!“ Und Frau Cadzand mit dem Gesinde wiederholte jedesmal einstimmig: „Ora pro nobis!“ Unsägliche Augenblicke, in denen man schon das ewige Leben lebt! Und in den Sekunden des Schweigens zwischen den Stimmen hörte man das Knistern einer Unzahl von Lichtern, deren Flammen wegen des offenen Fensters flackerten und große schwankende Schatten auf die Wände und die Decke des Zimmers warfen, das größer geworden und von einer namenlosen Menge in schwarzen Mänteln bevölkert schien, die niederkniete und den Platz wechselte . . .

6.

Eines Tages sagte Hans zu seiner Mutter:

„Ich liebe die Jungfrau besonders deshalb, weil sie eine Frau Ist. . .“ Er hatte das ganz einfach, ganz naiv geantwortet, weil Frau Cadzand sich über seinen ausschließlichen Marienkult wunderte, gleich als ob Gott gar nicht vorhanden wäre und sie den



ganzen Himmel einnähme. In den folgenden Tagen mußte Frau Cadzand oft an dieses Wort denken, das auf den ersten Blick sehr harmlos und liebenswürdig erschien, Jedesmal, wenn sie wieder Kopfschmerzen hatte und nicht ausgehen konnte, wenn sie schläfrig in ihrem Zimmer saß, den Kopf auf das weiche Haarkissen gelehnt. Diese laue Wärme, auf der ihr Kopf ruhte, war so hold und lindernd. Ihr Sohn war fort, in den düstern Räumen der Priesterschule, über schwere Wörterbücher gebückt, oder er zog Kreidelinien über eine schwarze Tafel. Er war so fleißig, daß er sich nicht einmal die Zeit nahm, auf die große Uhr Im Hofe zu blicken und zu berechnen, wann die Stunde der Helmkehr schlug. Doch die Mutter folgte auf ihrer kleinen Pendeluhr dem Spiel der Zeiger, die sie suchten und flohen. Sie zählte die langen Stunden und sehnte sich nach Hans. Etwas von ihm hatte sie wenigstens jederzeit bei sich: das weiche Kissen, das sie in einem guten Einfall mit den Haarlocken ihres Sohnes gefüllt hatte. Bisweilen drückte sie ihr leidendes Gesicht tief hinein, wie In ein Wasser, in dem man Schminke abspült, wie Jesus in das Tuch der Veronika, In dem er sein Blut und seine Dornen abdrückte.

An solchen Tagen kam ihr Hansens Wort: „Ich liebe die Jungfrau besonders deshalb, weil sie eine Frau ist,“ oftmals in den Sinn und mehrte ihr Leiden noch etwas, beunruhigte und verwirrte sie. Er hatte das gewiß In seiner Unwissenheit gesagt, der unschuldige Knabe, den die Reinheit des Leibes und Geistes noch zierte. Doch dies Wort war ein Zeichen. Der Gedanke an das Weib drängte sich Ihm auf. Der Knabe trat In die Pubertätszeit ein. Furchtbare Krise! Vielleicht waren seine fromme Inbrunst, sein Marienkult, die Flammenworte seiner Gebete nichts als der Überschwang eines liebebedürftigen Herzens und Blutes.

Frau Cadzand dachte voller Schrecken an die kommenden Tage. Wenn doch Hans nicht größer würde! Wenn er der harmlose Jüngling bliebe! Jeder Schritt, den er Jetzt tat, entfernte Ihn von Ihr. Trotzdem hatte sie so oft davon geträumt und träumte noch davon, daß er sie niemals verlassen sollte! Da sie Witwe war und allein stand, da sie nichts als Ihn hatte, würde er vielleicht stets bei Ihr bleiben. Wie schön ist ein Sohn, der sich ganz seiner Mutter weihet! Nichts Ist rührender als das Paar, das Mutter und Sohn bilden, immerfort beisammen und einander genügend! Wie schön muß es sein, selbst erwachsen, selbst alt, sich „mein Kind!“ nennen zu lassen! Sie hatte manchmal diesen schönen Plan geäußert, sich nie zu verlassen, stets zusammen zu leben; und Hans hatte Bit Freuden Ja gesagt.

„Weil sie eine Frau ist!“ Heute klang das Wort wie eine Drohung. Jawohl, die Frauenliebe war die Gefahr, das mögliche Hindernis, an dem ihr Herzenswunsch scheitern konnte. O Schmerz für die Mütter, sich sagen zu müssen, daß schon eine Frau lebt, In dem Augenblick, wo sie daran denken, eine Frau, die aus der Tiefe der Ewigkeit auf ihren Sohn zuschreitet! O Schmerz, sich zu sagen, daß die heißeste Liebe nicht ihnen gelten wird, daß sie nicht am tiefsten geliebt haben. Die andre wird am heißesten geliebt werden; der andre wird am tiefsten lieben, denn seine Liebe ist gebend!



Frau Cadzand blickte voller Bangen in diese geheimnisvolle Zukunft. Ja, wenn es nur eine einzige Frau war, rein und gut, die Hansens Geschick mit ihr teilen würde! Doch sie kannte die Gefahren, die Verirrungen, zu denen das freie, vielseitige Leben der Männer und die Versuchung der Frauen führt, — all der sündigen Frauen welche die Feindinnen der Mütter sind und ihre Gesichter im Spiegel der Herzen auslöschen, in denen sie sich spiegeln!

Frau Cadzand zitterte für ihren Sohn. Er mit seinem bebenden Gemüt, mit der Empfindsamkeit einer Treibhausblume, war der Gefahr mehr ausgesetzt. Zum Glück ist die Religion ein Vorbeugungs- und Ablenkungsmittel. Frau Cadzand beglückwünschte sich, daß seine Frömmigkeit in der Schule gepflegt worden war, daß sie selbst durch die Marienmond-Altäre, die Nonen, die Opferkerzen, die gebeteten Rosenkränze und Wallfahrten diesen Glauben entfaltet hatte, der durch die Furcht vor der Hölle behütet. So würde er im voraus gefeit sein gegen schlechten Wandel und die künftigen Lockungen der Leidenschaft.

Ist nicht die Frömmigkeit selbst eine Leidenschaft, eine veredelte, vergöttlichte Leidenschaft? Die ganze katholische Liturgie mit ihrem Prunk und all ihrem Zubehör, worin alles und jedes eine geniale Erfindung ist, befriedigt die Herzen, die ein dunkler Kampf zwischen Ideal und Sinnlichkeit plagt.

Die Orgel ist wie Umarmungen; der Weihrauch steigt in Wolken empor wie der Duft von Frauenhaaren; das Wunder der Liebe vollzieht sich in der Kommunion, die zuerst ein Kuß auf die Lippen und dann auch eine Einverleibung, ein lang ersehntes Besitzen ist, wo man ein andres Wesen, das ein Gott ist, in sich eindringen und leben fühlt. Frau Cadzands Gemüt heiterte sich wieder auf: welches Glück, daß sie ihren Sohn im Glauben erzogen, daß sie seine Frömmigkeit angefeuert hatte! Im Glauben würde er stets ein Mittel gegen die Sünde, die Versuchung des Fleisches finden. Dank diesem lebendigen Glauben würde sie ihn gegen die andern Frauen verteidigen, ihn stets bei sich behalten, ihren Plan verwirklichen können . . . Und dies ohne jede Selbstsucht!

Empfand er nicht in der Kirche eine fast leibliche Trunkenheit, die einzige Wollust, die nicht von Reue gefolgt ist? Und seine leidenschaftliche Empfindsamkeit, sein zartes, inbrünstiges Herz würden ihr höheres Ziel finden, das übernatürliche Ziel, Gott zu lieben, und vor allem die Jungfrau, „weil sie eine Frau ist“, ja, sie, die ihm vielleicht alle andern ersetzte, und die einzige, gegen welche die Mutter keine Eifersucht hegte.

6.

Hans war älter geworden, hatte alle Klassen der Priesterschule durchlaufen, deren Muster und Stolz er war. Seine Lehrer verzogen ihn, hätten ihn gern für sich gewonnen. Ein kostbarer junger Nachwuchs für die Mönchsorden! Gewiß hatte Gott ihm die Gnade einer solchen Inbrunst nur verliehen, um ihm zu zeigen, daß er ihn rief, daß er ihn für



seinen Dienst begehrte. So glaubte es Hans, wenn er über seine Zukunft nachdachte, wenn seine Lehrer ihn in häufigen Zwiegesprächen ermahnten, fleißig zu beten, die Erleuchtung des Heiligen Geistes recht auf sich herabzuflehen, um die wesentliche, alles entscheidende Gunst zu erlangen: seine Berufung zu erkennen.

Die Berufung! Das Ist der Hauptgedanke Jeder religiösen Erziehung. Wo anders ist nur das Leben, in dem man sich eine Laufbahn zu wählen hat. Hier ist das Leben und Gott — eine ganz anders schwere Wahl. Im ersteren Falle handelt es sich nur um das weltliche Glück. Im zweiten steht das ewige Heil selbst auf dem Spiel. Man versteht die Bangigkeit der jungen gläubigen Seelen, wenn die Priester In den Schulen, die Rönnen in den Klöstern zu den Schülern und Schülerinnen am Ende der Lehrzeit sagen: „Gebt acht! Drängt nicht, fortzukommen! Wartet! Gott hat euch vielleicht ein Zeichen gesandt, das ihr nicht sähet Gott wählt unter euch seine Knechte und Mägde für morgen. Er nimmt seinen Zehnten von den Kindern, die wir ausbilden. Gebt acht! Es handelt sieb weniger um Gottes als um euren Vorteil!"

Und das ist wahr. Nur die sind vielleicht wahrhaft unglücklich, die ihren Beruf verfehlt haben. Dies Wort aus geistlichem Munde paßt selbst auf weltliche Geschicke. Die Berufung ist selbst In ihrem Fall vorhanden: zum Soldaten, zum Seemann, zum Künstler, zum Arzt; zur Jungfräulichkeit oder Mutterschaft. Eingeborene Triebe, unwiderstehliche Neigungen. Ein Instinkt, der litte, wenn er von seiner Bahn abgelenkt, vergewaltigt würde. Wie bedauernswert ist der Abenteuerlustige, der In einen Beruf eingekerkert ist, oder der Talentlose, der In die Kunst gedrängt wird, oder die Frau, die für das Familienleben geboren ist und unter dem Schleier des Zölibats hinsiecht! Wie viel mehr also, wenn es nicht einfach gilt, zwischen einigen ähnlichen Laufbahnen, zwischen den gleichlaufenden Wegen der Welt zu wählen, sondern wenn man steh im voraus für den Himmel oder die Erde entschließen soll!

Aus diesem Grunde mußte auch die Klasse, der Hans angehörte, am Ende des Studienjahres eine strenge Prüfung über die große Frage der Berufung durchmachen. Das war alljährliche Gewohnheit. Jedesmal entschlossen sich mehrere Schüler zum Priesterstand oder zum Eintritt in einen Orden, nach einer Reihe von Zusammenkünften und Übungen. Hans wohnte Ihnen mit einer Inbrunst bei, die mehr denn je glühend und voller Überschwang war. Ein besonderer Prediger war für diese Prüfung herbeigerufen, ein Dominikanerpater mit blumiger, verschlagener Beredsamkeit, die sich In die Seelen einschmeichelte, wie eine Biene, deren Stachel die Erinnerung an Rosen wachhält! Er war ein Seelenkenner! Er hatte die rechte Diagnose, den entscheidenden Rat für ihre Unentschiedenheit, ihre Inneren Kämpfe! Er war unversieglich in guten Rat-schlägen über die Wahl des Berufes, ein Wort, das er immerfort wiederholte und in teurigen Buchstaben an die Wand malte, um jedem zu helfen, daß er klar sähe In seiner Seele! (FortMtiung folgt)



Rundschau.

Finanzpolitisches.

Von Pluto.

DI« Elementargelster Siziliens

haben diesmal ein Unglück angerichtet, unter dessen fürchterlicher Wucht die Menschen noch kaum rar Abschätzung Ihrer wirtschaftlichen Verluste gekommen sind. In erster Linie gehören zu Verlusten doch Verlierer, und die Unzahl der Toten und Vermißten laßt es leider wie von selbst verstehen, daß über eine gar nicht zu übersehende Eigentumszerstörung der Hund der davon Betroffenen auf ewig schweigen wird. Erst dann folgen die indirekt Geschädigten, d. h. die Geschäftsfreunde resp. Gläubiger all Jener Erschlagenen und Versunkenen. Sogar wenn dieses Heer von Forderungen noch irgendwie eingetrieben werden könnte, anstatt barmherzigerweise daran ein für allemal zu vergessen, würde wohl In den meisten Fällen die force majeure als Ablehnungsgrund durchschlagen. Im übrigen haben wir vor nun fast 67 Jahren an einem andern schrecklichen Fall, dem Hamburger Brande, erlebt, wie großmütig die auswärtigen Korrespondenten zu handeln verstanden. Damals, wo 4200 Gebäude vernichtet und 20 000 Menschen obdachlos wurden, hatten o. a, die deutschen Buchhändler sofort auf Jeglichen Ersatz Ihrer Konsignationslager verzichtet. Man glaube nur nicht, daß Sizilien, ab Obst- und Kornkammer, verhältnismäßig wenig Fabrikate bezogen habe. Hierfür nur ein kleines Beispiel. Ab die Messinaapfelsinen noch von sehr guter Qualität waren, umwickelte man dort Jedes einzelne Stück mit bronziertem Seidenpapier, das für recht große Beträge von Nürnberg und Fürth aus geliefert wurde. Inwieweit jetzt die Staatshilfe zu einer umfassenden Anleihe führen müßte, läßt sich zurzeit kaum übersehen. Es ist dies aber eine Gelegenheit, daran zu erinnern, daß Italien im Gegensatz zu andern Staaten schon des längeren ohne neue Emissionen auskommen konnte, ebenso wie seine Renten bekanntlich unentwegt über im deutschen im Kurszettel prangen. Das macht die kluge, zugleich systematische Finanzpolitik, die noch unter Cavour und den Konservativen seit dem Jahre 1862 einsetzte und auch 14 Jahre später mit der endlichen Herrschaft der Linken, nur kurz unterbrochen von den außerordentlichen Lasten des Dreibundes —, sieh fortsetzte und vor allem fortschritt. Viele Hinweise unserer deutschen Steuerliebhaber auf die rigorosen Abgaben Jenes Landes sind ganz einseitig. Da ist z. B. der von Sonnino Im Jahre 1894 herbeigeführte Zoll auf Rohbaumwolle. Das war von einer Industrie, die mit so billigen Wasserkraften und so niederen Löhnen arbeitet, schon allmählich zu tragen. Desgleichen ist zwar die Staatsrente indirekt mit einer Steuer belegt worden, aber dafür sind alle Umsätze In Italienischer Rente von Jeglichem Stempel



so ferngehalten worden, daß allein hierdurch bereits der ungemein leichte Verkehr in diesem wichtigen Papier begründet wurde; zum beschämenden Gegensatz unserer früheren eigenen Anlageverhältnisse. Indessen, was nun? Vielleicht mag es allzunüchtern klingen, sogleich angesichts der noch rauchenden Trümmer über einen baldigen Aufschwung nachzudenken. Tatsächlich Jedoch wird es gehen wie nach Jeder gewaltigen Zerstörung, nach Jedem Kriege, wo bald an der Wiederherstellung des Notwendigen und sodann an Neukonstruktionen auf zahlreichen Gebieten gearbeitet wird. Industrie und Handel werden also aus diesen erschütternden Zusammenbrüchen ungeahnte Quellen von Aufträgen erfließen sehen, was z. B. in Deutschland sogar zur Errichtung einiger weiterer Zementfabriken führen könnte. Unter einem Jahre sind bekanntlich derartige Fabriken nicht fertigzustellen, weshalb möglicherweise schon bald von dahingehenden Beschlüssen etwas zu verlauten hätte.

• \*



Wo 111 d • r „b o o m"? I

wirkung Tom Sittes Irrtaseben gewesen sein! Denn weshalb sonst brachten unsere Börsen die feste Obeneugung nun Kursausdruck, daß der amerl- aus der starken Nachfrage tflr Privatkonten hervorgeht, die freilich bei 21/, % die Zinsen- ertrignisse unserer Großinstitute alles eher als Irrtum der erste Geschäftstag des neuen Jahres gut genug. Dann sah man allseitig ein, daß Jener boom Oberhaupt noch gar nicht da sei,

Kreise i

fatal noch keine guten Nachrichten. Es läßt sich dies schon aus den Antworten spüren, die von den Aufsichtsräten anfragenden Montan - Aktionären erteilt werden. Fast Immer verweist man da Die Hochfinanz freilich und die Groß- kapitalisten haben gegenüber Jenem merkwürdigen Anfall kaum etwas anderes gezeigt,

I Wie heute die Dinge liegen, unsere Börsen nicht von New York, sondern zunächst noch von Wien ab. Und sobald die österreichische Kreditanstalt Ihren Holzverkohlungshaltung, nämlich die der— prospekt, der bei Ihr fertig liegen soll, wirklich nimmt offensichtlich alle nur möglichen Inund- sieben Staats- und Stadtpapiere weiter auf, ebenso die Montankrise Ihre schärfste Zu-

nut angesichts der Balkanwirren. Das Ist ein Punkt, In welchem unsere Bankkreise von Wien aus wahrscheinlich besser unterrichtet sind, ab es leider seinerzeit unser dortiger Botschafter

war. Ja, In diesem Wien verkaufen die aller- ersten Hände fortgesetzt Ihre besten Papiere bei sehr feine Aktien, die sie aus noch ziemlich kurze Zeit muß die

Die Deutsche Bank findet Nachahmer. Kaum hat dieses Institut nach allerdings gründlichen Vorbereitungen endlich die Zahl Ihrer Filialen um eine solche In Konstantinopel vergrößert, als auch schon die Russische Bank für Auswärtigen Handel dasselbe tun will. Ja noch sie läßt Jetzt bereits Niederlassungen In Trapezunt, Smyrna, Salonik verkünden. Das Ist zwar die größte Russische Bank, aber bei Ihrem ganzen höchst weltherzigen Ausdehnungssystem hat sie schon oft Obers Ziel hinausgeschossen. Diese Bank besitzt Agenturen in Paris, London und Genua. Über diesen letzten Platz sind gleich dieselben Wiener Herren es auch an Empfehlungen von Papieren nicht fehlen lassen. So rekommandieren sie z. B. In intimen Briefen: der sicheren

da Ja bis da-



(»?).

Als ob nicht diese Millionäre und Briefschreiber die gefährliche Schwäche Ihres eigenen Platzes nur zu gut kannten und bei der kleinsten politischen soweit es sich um ein außerordentlich rasches Emporblühen Genuas handelte. Auch unsere eigenen Industriellen und Kaufleute mußten nachträglich diesen Ihren Irrtum unter vielfachen Ver eingestehen. Aber nun die Filialen Jener k! Dieselben befinden sich ausschließ- lich Im Inlande, stellen ein ganzes Netz dar und sind In dem mit Ziffern und Text wohlangefüllten Jahresbericht nirgends zu ersehen. Nach dem letzten Bericht bilanzieren z. B. die laufenden Rechnungen am 1. Januar 1908 für St Petersburg mit 15 Millionen Rubeln und dagegen für die



MORGEN.

Filialen mit 58 Millionen, also mit dem tut vierfachen Betrag. Trotzdem bleiben sowohl die Zahl dieser Filialen, als Ihre Ortsangabe unerwähnt. Sieher sollte da nichts verheimlicht werden, aber wenn die Unterlassung nur ein Versehen ist, dann ist es desto bezeichnender, notabene für die bestgeleitete Bank Rußlands! Soweit bekannt, verfügt das Institut über nicht weniger als ein paar Hundert Prokuristen! Übrigens figurirt für 1907 bei den Filialen ein Posten: „Verluste durch Fälschung und Beraubung.“ Und alle diese Falle aufs skrupelhafteste zusammenaddirt ergeben RbL 84920,30. Keine Ordnung ohne Kopeke!

\* \*

Nur kein Geld nach dem Auslande, so meinen unsere Banken, die schon lange auf die Provisionen und Courtagen elfersüchtig sind, die das deutsche Publikum für seine auswärtigen Spekulationen in London und New York bezahlt. In diesem Sinne hat sich soeben die Hamburger Maklerbank zu einem Rundschreiben aufgefaßt, das den Interessenten für amerikanische Papiere und Goldshares einen Vorschlag zur Ersparnis der Londoner Kommissionsgebühren macht. Jedenfalls haben wir in Deutschland eine ganze Reihe von Provinzbankiers, die heute nichts anderes mehr vermitteln, als amerikanische und südafrikanische Spekulationen. An einer inländischen Konjunktur finden sie, wie sie sich bitter aber wahr ausdrücken, keinerlei Nutzen; nur daß sie dann die Dienstbotennot und die hohen Fleischpreise spüren! Ein anderer und zwar ziemlich großer Teil unseres Publikums ist auf unterirdische Börsenorgane in London oder Paris abonniert, deren Ratschläge tatsächlich befolgt werden. — Augenblicklich sieht es freilich mit der ganzen Spekulation in jenen Werten mager genug aus. Bezüglich der Aufschwungstählgkeit der amerikanischen Eisenbahnaktien gehen die Meinungen außerordentlich auseinander, und da, wo bezüglich einer sachlichen Besserung der Lage Einmütigkeit zu bestehen scheint, nämlich bei Transvaalwerten — wird es so leicht nicht wieder eine deutsche Käuferschicht geben.

Im Kientopp.

Von B a r d o l p h.

Ich hörte neulich die Anekdote von einer Frau, die ihrem Kinde, das im Nebenzimmer spielte, zuriet: „Was machst du da, Frida?“ — „Nichts, Mama!“ — „Willst du das gleich sein lassen! Kannst du nicht hören?“ Die Frau hatte so sehr die Gewohnheit, ihrem Kinde alles zu verbieten, daß sie auch gleich mit ihrem Verbot kam, wenn das Kind einmal nichts tat. Diese Frau ist durchaus typisch. Kinder dürfen keinen Willen haben! und in allen ihren Handlungen etwas Böses zu sehen und es zu verbieten, ist die erste Pflicht der Erwachsenen. Das paßt nicht nur auf die Eltern



sondern auch auf die Lehrer und Behörden und auf die ganze öffentliche Meinung.

Nun läßt es sich aber nicht leugnen, daß die Kinder anfangen, sich von den Erwachsenen zu emanzipieren. Die Tendenz unserer Zeit, den Schwerpunkt des Lebens immer mehr von der Familie in die Öffentlichkeit zu verlegen, macht sich auch bei Ihnen bemerkbar. Die Jugend wird amerikanisiert, sie treibt Sport und verfolgt die Rennberichte, sie interessiert sich für Politik und gründet Vereine — In der sozialistischen Jugendorganisation gibt es schon tüchtige „Debatter“, die einen grauhaarigen Pastor in die Flucht schlagen, sie macht die Sherlock Holmesmanie mit, indem sie eine umfangreiche Nick Carterliteratur veranlaßt und von der Lustigen Witwe und der Dollarprinzessin genießt sie die packendsten Szenen und Melodien im Blophon-Theater.

Aber quod licet Jovi, was den Großen ein Vergnügen ist, ist Gut für die Kinder. Die Wächter auf den Zinnen schlagen Alarm. Das jugendliche Gemüt soll nicht mit Politik, mit Renn- und Wettleidenschaften, mit blutrünstiger Literatur verdorben werden. Die Zukunft ist schwarz. Die heranwachsende Generation verliert jeden Halt. Jeden Glauben an Ideale, vor allen Dingen — und das ist entscheidend — jeden Respekt vor den Großen.

Ja, ist es denn wirklich so schlimm? Ich muß immer an die amerikanischen Jungen denken, die alle diese Symptome noch viel stärker zeigen,



ner werden. Ist denn der Jugendliche  
Einbrecher and Messerstecher nur durch das Bei-  
spiel Nick Carters so weit gekommen? Warum  
denn der Gymnasiast, der genau dieselben

nicht solche Sachen?

Ich glaube auch nicht an den unheilvollen Einfluß  
der Klnematographentheater, gegen die man  
neuerdings wieder Sturm läuft Hinter all der  
steekt mir zu viel von dei

laßt, wie und wo sie sich vergnügen soll.  
Aber Ich will das Klnematographentheater, den  
Kientopp, wie Ihn der Berliner verdeutscht hat und  
allgemein nennt, zu schildern suchen. Wenn man  
man Ihm Ron-  
an die  
aber man soll sich vor einem hüten,  
auch besonders für die Kindererziehung gilt,  
i soll nichts Langweiliges bieten.  
Die Einrichtung eines Kientopps Ist

Ist Stuhlreihen, die  
zusammengehalten wer-  
den. Eine Letnwandfläche, die die Bilder aufnimmt  
Ein Klavier oder ein Musikautomat und ein Büfett,  
an dem es Bier und Erfrischungen gibt Man  
sitzt eng zusammengedrängt Jedes Plätzchen Ist  
ausgenutzt Jeder Stuhl ist besetzt An den Wänden  
stehen diejenigen, die keinen Platz gefunden haben.  
Die Erwachsenen rauchen, die Kinder Jubeln, und  
der Klavierspieler paukt auf das verstimmte Klavier.  
In den Pausen werden Erfrischungen rundgereicht  
„Süßigkeiten, meine Herren! Süßigkeiten, meine  
Damen:" und der Junge „Herr" von fünfzehn  
Jahren greift geschmeichelt In sein Portemonnaie  
and Metet seiner „Dame" Eiswaffeln oder über-  
zuckerte Baumnüsse an. Ganz vorne sitzen fast  
nur Kinder. Vier- und sechsjährige, zehnjährige,

aah alte Leute. Mütter mit Ihren Kindern und  
weißhaarige, verhutzelte Männer. Gymnasiasten  
Motzen und typische Kneipenbummler.  
Büfett sitzt ein Junges schwarzlockiges  
iB es bald von der Straße  
verschlungen werden wird, und unterhält sich mit  
dem Büfettfräulein. Sie schimpft auf Ihren Schatz,  
der nicht gekommen Ist Man sieht, es Ist ein  
ganzer Ausschnitt des Berliner Lebens, der sich  
hier In diesem kleinen, verräucherten Saal zusam-  
Und sie sind alle glücklich, besonders die  
Jüngeren und Jüngsten. Theater Ist Ja so ein  
Rausch für kleine Herzen, die noch Phantasie haben  
und an Wunder glauben. Und hier auf dieser  
Zauberbühne läuft In einer Stunde ein ganzer  
Wunderkreis ab. Da gibt es Hexen und Teulels-  
geschichten mit Prinzessinnen und Feengrotten.  
Da fährt ein tollgewordenes Automobil die Häuser



hinauf und über die Dächer und durch die Stuben.  
Da wird ein Motiv aus Dickens sentimental und  
überzuckert dargestellt Da Ist das Maurerparadies.  
In dem die Steine von selbst den Bau hinaufspazieren.  
Und eine Wildschweinjagd zu Pferde. Caruso singt  
mit seiner schönsten Stimme eine Italienische Arle.  
Immer weiter geht es, Immer weiter.  
Denn dieses Theater Ist Ja soviel reicher als  
Jedes andere, es gibt hier unendliche Möglichkeiten,  
die alle erst In der Anfangsentwicklung sind. Gewiß  
Jetzt findet man viele Geschmacklosigkeiten und  
eine ungesunde Sentimentalität. Aber haben wir  
das sonst In der Literatur und Im Leben nicht auch?  
Dafür sind manche Sachen auch neu und ganz echt.  
Wie fein Ist das Straßenleben geschildert, wie  
humoristisch wird es dargestellt! Und der An-  
schauungsunterricht den viele Lichtbilder geben,  
warum fehlt der auf den Schulen?  
Das Volk liebt ileses neue Theater - es ist  
sein Theater. Anfangs gingen nur die Kinder  
die Großen genierten sich. Aber allmählich  
haben die Kinder die Großen erobert und besonders  
an der Peripherie von Berlin und In den Vorstädten  
wird der Kientopp zu einem richtigen Volkstheater.  
Hier fühlt das Volk noch natürlich, und Im Norden  
In einem Kientopp sah ich, wie man einen Schurken  
auf der „Bühne“ mit Apfelresten bewarf.  
Darum bestehen auch diese Theater sehr gut,  
trotz aller polizeilichen Bevormundung, und wir  
haben in Berlin einige, die 40 bis 50 000 Mark  
Jährliche Pacht bezahlen. Im einzelnen sind Ja  
viele Unterschiede vorhanden. Es gibt vornehme  
mit Klappstühlen, In denen die guten MePterssehtn



MORGEN.

gut dargestellt werden, es gibt  
 Netter mit schlechter Beleuchtung und schlechten  
 Bildern und Resensue für das Massenpublikum.  
 Der Geschmack ist im Westen ein anderer als Im  
 Osten. Daß aber Irgendwo Unsittlichkeit geboten  
 werden, Ist einlach nicht wahr. Wenn die andern  
 Bühnen eine so strenge Zensur hätten wie die Kine-  
 matographentheator, dann könnten viele zumachen.  
 Dafi einmal ein Wüstling In diesen Theatern Kinder  
 belästigt hat, ist wohl vorgekommen. Der Mann  
 hätte sich sonst vielleicht eine andere Gelegenheit  
 gesucht Die Kinder laufen hier nicht mehr Gefahr  
 wie überall auf der Straße, und wer die großstä-  
 dtischen Wohnungsverhältnisse kennt, der weiß,  
 wo die Quelle aller solcher Obel steckt Wer den  
 Kindern helfen will, der hat so i  
 feld, der braucht nicht damit  
 das

Wagon-lits.

Von Joseph Aug. Lux.

Ein schweres Rätsel Ist die Kunst!

Nachts im Schlafwagen zwischen Berlin und  
 München dachte Ich wieder Ober all die Rezepte  
 nach, die Ihr Geheimnis entschleiern sollton. Die  
 Lokomotive ratterte, und die Worte „Sachlichkeit,  
 wieder In den Ohren. Wie von der sehnarrenden  
 Stimme des widerwärtigen Theoretikers gesprochen,  
 der den Künstler In der modernen Bewegung ab-  
 gelöst. Das also soll das Geheimnis der Kunst sein!  
 Drei dürre Worte auf eine Anzahl von philiströsen  
 Lehrparagraphen vertollt, Elementargesetze der bil-  
 denden Kunst in der Westentasche zu tragen, un-  
 fehlbar, damit Jeder Droschkenkutscher oder Jeder  
 Lehrbub binnen ein bis drei Jahren hinter den Witz  
 kommt und fertiger Kunstgewerbe wird. Binnen  
 ein bis drei Jahren, auf den Kunstbrutanstalten ver-  
 sessen — den sogenannten Kunstgewerbeschulen, -  
 deren jämmerliches Fiasko wir bereits zu erleben  
 anfangen. Das Fiasko der Systematiker, Rezepten-  
 maker, Aesthetiker, die nun richtig In den Ele-  
 mentargesetzen der bildenden Kunst das probate  
 Dressurmittel gefunden haben.

Die Lokomotive Ist unausstehlich. Mit Jedem  
 Jagt sie so etn Wortgespenst von  
 neuem auf: Sachlichkeit! Zweckmäßigkeit! Echtheit!  
 Ich muß mleh endlich mit diesem eauehemar aus-  
 einandersetzen. Nein, Ihr drei Kunstgespenster  
 lügt mir nichts vor! Nicht einmal ein nüchternes,  
 fertig. Nicht einmal ein Hotelzimmer, das auf der  
 Höhe eines Wagon-Uts Ist Auf der Reise Ist der  
 Eisenbahnwagen meine einzige und bevorzugte Hel-  
 Nieht das Hotel Ist es, In dem Ich absteige,  
 e! Ich bin froh, wenn Ich dei  
 die durch die heuchlerische Freundlichkeit f  
 der Kellner und schadenfroher Wirte nicht sym-  
 pathischer werden. Fühle mich erst wohl, wenn Ich  
 Ins Coupe steige. Hier Ist alles adrett, praktisch,  
 diszipliniert Hier gibt's keine Diskussion. Ist das



euer Verdienst? Nein, Ihr häßlichen Lügenmäuler. Ihr wollt Ja Kunst machen. Und ihr werdet doch nicht behaupten, daß so ein Eisenbahnwagen ein Kunstwerk Ist! Dann ist mein Hutkoffer auch ein Kunstwerk, und zwar ein sehr viel besseres. Denn wenn Ich näher zusehe, finde Ich auch in dem praktischen Eisenbahnwagen eine Menge von Unzulänglichkeiten. Ist das sachlich und zweckmäßig, diese Mist- und Staubfänger unter den Sitzen der Coupes? Diese Bakterienherde, dieses Winkelwerk, Unterschlupf, und Wursthäute ein Stelldichein geben und die Tuberkeln Orgien feiern? Diese Plüschbezüge, die der Nistort aller anstockenden Krankheiten sind? Vor zwei Jahren In der Kunstgewerbe-Ausstellung Dresden 1906 hat Richard Rlemerschmld mit eurer Hilfe einen künstlerisch pretontlösen Eisenbahnwagen ausgestellt Aber In der Hauptsache Ueß er die Obelstände unberührt und gab dafür neue Ornamente und Farben, die mir genau so gleichgültig sind wie die alten. Euer Scheinwesen ist vollständig durchschaut. Heuchler seid Ihr, mit Bäffchen an der Seele! Hier gebe es stille, nützliche Arbelt zu tun, tägliche Erfindung und Verbesserung, reine Utliltät ohne Ruhm und Namen. Aber ihr scheinheiligen Kreaturen, ihr Surrogat-Geschöpfe, Ihr wollt Ruhm und Namen! Ihr aufgeblähton Froseh-r! Darum stellt Ihr euch auf den Markt und gebt vor,



Rundschau.

79

das Geheimnis der Kunst entdeckt in heben. Was  
wollt Vbx mit der Echtheit? Bronze, Hartgummi,  
Und ein

wie auch In Bronze  
herrliche Kunstwerke geschaffen worden sind. Was  
wollt Ihr mit eurer Zweckmäßigkeit In der Kunst?  
Sie verachtet euch und eure Sachlichkeit Bildende  
sie

hat mit  
eurem Zweck und eurer Sachlichkeit nicht das ge-  
ringste zu tun. Sie hat nicht einmal mit euren  
Schonheitsbegriffen zu tun, weil eure Schönheits-  
i sind, die wie ein  
enfaie

das Unerwartete tut und ihr beglückendes  
vielleicht auch erschreckende\* Antlitz voll ent-  
hüllt. Und sie tut Immer das Unerwartete. Und  
Ihr Nüchternheitsfanatiker, Ihr Entbaltsamkelts-  
mlt de

erfüllt, wenn die Kunst, ihrer an-  
Natur gemäß, Im sorglosen Überfluß  
und schöpferischen Reichtum, der ihr Element Ist  
Gebilde über Gebilde, Schmuck über Schmuck,  
r Rätselhaftigkeit hervorzaubert!  
Ein Dichter und ein Fasler.  
Von J. A. B.

Im I  
, da poltert „Die Revolution In Krahwinkel“  
schon zum fünfzigsten Mal über die Bretter. Mein-  
hart hat das Innerlichste Kulturbedürfnis der  
Reichshauptstadt erspürt und labt  
mit „Einer von unsere Leut“.  
-adikalster und schneidigster  
Blerphllister predigt vor Philistern den Philistern  
tm Kleinen Theater Abend um Abend eine  
JtanX“. Es ist ein beruhigendes Bewußt-  
a Parterre von Spießbürgern Ist noch Immer  
amen.  
Wilhelm Sehmldtbonn

aufknospen und eine Versmusik von seltener Natur-  
lichkeit erklingen laßt, darum kümmern sich nicht  
viele. Sein „Graf von Gleichen“\*) Ist eine  
der erquicklichsten Schöpfungen der letzten Jahre,  
und es spricht für Max Reinhardt, daß er für  
diesen Werdenden Ohr und Herz hat  
Das Vorspiel, die Zwiesprache des In  
finsterem Verlies gefesselten Kreuzfahrers mit dem  
grausamen und zugleich rührseligen Tod laßt nicht  
viel Gutes erhoffen. Aber dann kommen die zwei  
ersten Akte voll klaren, warmen Lichts. Des  
Poeten Kraft hat mit dem hellen Morgen um die  
Wette die Schloßbewohner aufgeweckt In voller



Lebensgröße stehen alle da. Voran die drei, die das seltsamste Schicksal zusammengeführt hat: Der Graf von Gleichen und seine beiden Frauen. Leidenschaftlich bangend erwartet der Träumer die erste Begegnung zwischen der Jungen, Uebrelzumkleldeten Türkin, die ihn aus Nacht und Not errettet hat, und der Gemahlin, die seiner in sehnsüchtiger Treue zwölf lange Jahre harrete.

Und schlicht vollzieht sich, was geschehen muß: Der Kampf des Edelmutts der beiden Gattinnen gegen den wilden Hunger nach dem Alleinbesitz des Manns. Mit erstaunlicher Kraft ertönt der Grundakkord: der Graf kann nicht auf ein Quentchen Liebe dort wie hier verzichten, zu einer mystischen Einheit schlug ihm die Glut der beiden Frauen zusammen, auskosten nach so langem Darben will er dieses unsäglich kostbare Doppelglück. Und mutet Ihnen das Unmögliche zu. Die drei Seelen, die so schwer um Ihr letztes Hell ringen, heben sich In Jedem Augenblick deutlich vom Schlcksals-hIntorgrunde ab. Erschütternd, wie sie In Zorn und Liebe werben und abwehren. Nun schmeicheln die beiden Frauen einander, nun lauern, nun hadern sie, und nun knien sie vor einander nieder, die stolze Gräfin küßt dem Heidenkind demütig den Schuh. Eine möchte der anderen den Mann abbetteln. Undenkbares Opfer! Hier Ist der Dichtung Höhe.

Der dritte Akt sinkt In Niederungen hinab. Noch einmal gibt sich der Poet kund. Die Türkin gesteht Ihrer Todfeindin ahnungslos Ihre Muttorglück. Gleich darauf stürzt sie vom hohen Felsen, hinabgestoßen von der Hand der Gräfin. Scheuß-\*) Baobtufb« bei Ejon Fltiuhd tt Co. In Berlin.



## MORGEN.

lieh Ist die Freude der brünstigen Siegerin nach der Tat. Das Kleid der Hobelt fällt ganz von Ihren Schultern. Und der Graf, wieder der Brombeerromantik des Todes, mit dem er sich einst im Gefängnis unterhielt, verfallen, reitet mit dem unheimlichen Gesellen weit hinaus. Hinaus In einen wohlfeil aufgewirbelten Balladendunst Die Letzte zu gestalten, war Schmidtbonns Kraft nicht reif genug. Aber was ihm gelang, Ist Dankes wert. Der exotische Wegener entdeutschte den Grafen zu sehr. Fest aber zeichnete die harte Leidenschaftlichkeit der Durleux Jeden Zug der Gräfin. Das Herz des Türkenmädchens schlug In der Klanderstille der Elbenschütz.

Nach dem Dichter der Fälscher: Johannes Raff, den ein Studentenverein auf der Bühne Brahms von zusammengeborgten guten und miserablen Schauspielern aus der Taufe heben ließ. „Der letzte Streich der Königin von Navarra“ (als Buch bei S. Fischer erschienen). Ein Geduldspiel In Blankversen. Der Autor Im Irrgarten hallender Worte ewig auf der Suche nach seinen eigenen Gestalten, ewig herumtastend, um aus dem Versbrei die Faden herauszufischen, mit denen er die wirre Handlung weiterspinnen will. Das alte Gymnasiastendrama mit einigen neuen Schnörkeln aufgeputzt möchte die schöne Jambenorgie wieder hoffähig machen in der Literatur. Diesmal bedarf es der Abwehr nicht. Die hat die Langeweile im Theater unhöflich genug besorgt. Berliner Konzerte.

Von Max Ollitzki.

Sascha Calbertson ist ein Gelgenknirps, der mit großer Wichtigkeit sich gebärdet Er wird zu einem großen Gelger reifen, wenn er In ernsthafte Hände gerät :: Zur Bewältigung des D-Dur (op. 77) von Brahms gehört mehr Kraft als die jugendliche ungarische Violinistin, Ilona von Regöczy besitzt Zart, kraftlos, ohne Jede Persönlichkeit, ohne Paprika brachte sie es vor. :: Achille Rívarde (ein Pariser Geiger) Ist ein Künstler, der durch innige Tongebung, hin-stürmendes Temperament und technische Vollendung gefangen nimmt Ein ganzer Mann, dem Bewunderung gebührt Auch an seinem zweiten Abend lauschte man ihm andachtsvoll. :: Starke kompositorische Begabung zeigte der Russe Peter Schenk in seinen phantastischen „Visionen“. Seine „Lebensepisoden“ — eine Suite in sechs Sätzen — sind musikalisch reich bewegt Herr Schenk gehört zur besseren Hälfte der Jung-Russen und dürfte nach Abdämpfen einer groben Instrumentation einer ihrer beachtenswertesten Vertreter werden.:: Nach den Vorträgen des H-moll-Konzerts von Dávidow, des A-moll von Saint-Saëns und der Waldsuite von Popper kam man zur Überzeugung, daß Ewsei Beloussow den bedeutendsten Cellisten beizuzählen Ist Diesem ersten Auftreten



(Im Beethovensaal) wird man weitere mit Vergnügen folgen sehen. :: Willy Burmester adagierte den E-moll 'sehen Bach mit prachtvollem Violinton, einer Größe, die nur Auserwählten eigen Ist :: Man könnte das Organ — ein kräftiger Sopran — wohl gelten lassen, aber die Liedworte behandelte Frau Charlotte Boerlage-Reyers zu nonchalant als daß die Gesamtleistung hätte befriedigen können. :: Harold Bauer betastete den Flügel mit Souveränität und Herzlichkeit :: Ferruccio Busonis zwölfter Abend (In dieser Saison der „einzige“) „neuer und selten aufgeführter Werke“ brachte dem großzügigen Ideallisten nicht den gewünschten Dank. Das Cesar Frank-Entree in D-moll kannte man von Niklsch, dem mehr Dirigentenbefähigung zu Gebote steht als Herrn Busoni. Der Mozartschen „Don Giovanni“-Ouverture ein konzertales Anhängsel zu geben, war eine nicht üble Eingebung. Bleibt noch ein Scherzo des Ungarn B41a Bartók unter dessen Leitung. Es stellte sich als eine Klang-Klang-Gloribusch-Zusammensetzung zweifelhaften Charakters heraus. Und als letzter marschierte Franz Liszt mit dem „Salve Polonia“ auf. Ein pletoses Andante und marziales Allegro aus seinem Stanislaus-Oratorium, das zu den schwächsten von Liszt gehört Interessant nach literaturhistorischer Seite, deshalb die einzige berechtigte Aufführung dieses Abends. :: Lola Rallys Gesangsweise Ist auffallend reifer geworden. Ihre Kopf töne parieren, das mezza-voce hat Farbe; Ihr „prendre un tendre baiser“ In Bizets „Pastorale“ war Nervenkitzel. —



begeben und dessen tolle leine Märchen modernisiert Er gewinnt seiner liebenswürdigen Fiktion alles Erdenkbare ab and da nichts Ihm seine Freiheit benimmt kann er seinen vielgeliebten Landstalent vergeudet Nicht, daß es durchaus fruchtlos bleiben muß, aber daß es bei der übergroßen Anzahl von auch talentierten ellern kaum mit der Genugkann, die für die Ent-

nod Ziel sein sollte. In den Verlagshäusern Jansot, Ambert & Cle. u. a. geben ganz Junge Leute manchmal Bücher heraus, deren Drucklegung sie sicher und die zweifellos die hohe Calman-Livys solche Talentprobe Ist der Roman „La Blessure“ von Alme Griff gne. Ein Roman der Syphilis von der Brutalität die neben den Sensationshaschern auch den Ist die mit zerrissenem He

i Kraft In einer bitteren Anklage auf den Rest von Leistungsfähigkeit prüfen. Was rar eine delikate Aufgabe war es, den Roman der zu schreiben: Und dieser wahrscheinlich s fertig, weil er

Notwendigkeit von Jedem nachkann, der auch einmal am Rande stand. Und viele standen am Rande, viele stehen beute noch da, und Immer wird es deren geben, 4Je auf einmal vor dem niemals ausgefüllten Abgrunde zurückschrecken. So liegt etwas Lyrisches In der Darstellung dieses Schauers und man fragt steh: Wird dieser Junge Mensch auch noch etwas schreiben können, wenn er es nicht so intensiv direkt erlebt hat Und man fragt sich In Frank-Junger Leute so. an sich bei einem aeoen Buche eines Alten. Es Ist beinahe schon •In ganz Alter. Anatole France schreibt In seiner -II» des Plngouln" (erschieden bei Calman-Levy) i Imaginären Volkes, eines Vogel-

abwechselnd weinen und lachen dürfen. Im französischen Theater haben In dieser Saison bereits einige der alten Bühnenbeberrscher zu Ihrem gewohnten Publikum — ein Drittel feine Snobs, die Kritiker miteingegriffen, ein Drittel Tout Paris mit teils ererbtem und teils mühelos erworbenem Geschmack und Sinn für regelmäßiges Theater, sowie noch ein Dritte anspruchslose, aber achtbare Mitläufer—gesprochen. Von diesen wurde Paul Bourget mit seinem Emlgri, einem nationalistisch sein sol'enden Familienstück, am wenigsten höflich aufgenommen. Der von Clarette zuerst für



die Comedie Française angenommen, dann verweigerte Foy von Octave Mirbeau und Sadee Natanson hat bei seiner Uraufführung stark enttäuscht und Claretie hat damit etwas wie einen Kompromißertriumph erhalten. Und sicher: die Gerichtsverhandlungen des Foy-Streites, in denen Mirbeau einnehmend zynisch, der geriebene und außerordentlich witzige Advokat Henry Robert mit den Erfolgen eines unwiderstehlichen Esprit-Tenors auftraten, waren anregender als dieses schablonenhafte, an die Naivität des verstorbenen Zola erinnernde Thesenstück. Nur begreift man nicht, wie Claretie dieses Stück anstößig finden konnte; sogar im Mollerehaus ist man an Stärkeres gewöhnt.

Deshalb ist die außerordentlich erfolgreiche Komödie *Le Roi* von Emmanuel Arène, dem verstorbenen Kritiker des Figaro, Robert de Flers und G. A. de Caillavet in den Varietés mehr an ihrem Platze als in der Comedie. Aber kein Stück hat künstlerisch mehr Rechte auf Frankreichs erstes Theater — Jedenfalls dem Namen nach das erste — als dieses mit allen Lächerlichkeiten gespickte, von erlesenstem und gleichzeitig eingänglichstem Witz überschäumende Satire. Die Abmurckung dieses Sozialisten, der in snobistischem Respekt vor einer fremden Majestät erstirbt und ihr mit Selbstverständlichkeit sein in wunderrundhelt hingeworfenes Frauchen ausliefert ist mit soviel Geist geschehen, daß die Ge-



## MOBGEN.

troffenen selbst bei den Gelbelbieben mehr Spaß als Haß empfinden. Auch nicht allein die Gesinnungsgegnossen des Sozialisten; alle Stände, alle Partelen werden verulkt de Fels und Calllavet die man bisher nur als flotte Schwankdichter nehmen wollte, haben hier zusammen und mit einem anderen eine Glanzleistung gegeben, denen die ernstesten Franzosen ihre Anerkennung nicht mehr versagen können. Das ist wohl der Mitarbeit des in der Politik beschlagenen Arene nicht ausschließlich zu verdanken; denn wer die beiden anderen von früher her kennt, traut Ihnen Jede Szene dieses ergötzlichen Mimenspiels zu. Von Maurice Donnay hatte man nach Paraltre mehr Großzügigkeit erwartet, als er deren In seinem neuen Stücke „La Patronne“ gezeigt hat; man glaubte, er sei über die Vorstufe des Nurerotikers hinweggekommen, und nun variiert er wieder das alte Thema. Hier Ist es gewiß schon neuartiger aufgefaßt: eine im Obergang stehende Dame drapiert sich mit dem Mütterlichkeitsempfinden, das sie einem blutjungen Menschen gegenüber hat. Und alles war Ja nur eine anders geratene Geschlechtlichkeit Daß Donnay Im Stil und In den szenischen Einzelheiten derselbe feine Herr bleibt, muß gesagt werden, denn einige scheinen es nicht mehr haben zu wollen. Auch Henri Bernstein hat sich in seinem „Israel“, den man in Berlin kennt nicht wesentlich gebessert.

Die Belgier hatten, geräuschvoll zirkulierenden Gerüchten zufolge — und In diesem Lande zirkulieren alle Gerüchte geräuschvoll — für Verhaeren und Maeterlinck den Nobelpreis erwartet Er wurde viel schlechter verwandt; denn wenigstens Verhaeren Ist Im Sinne des Nobelpreisstatuts der stärkste unter den „idealistischen Dichtern“ unserer Tage. Zu etwas anderem gab dieses Gerücht die Veranlassung. Die Brüsseler, die alles gleich ein wenig geschmacklos laut machen (schon Baudelaire hat sie in dieser Hinsicht scharf charakterisiert), veranstalteten eine Maeterlinck-Verhaeren-Ovation. Der alte Verhaeren wird nach dem Trubel in seiner stillen Klausur ironisch-heimlich in seinen langen, fein gekräuselten Schnurrbart hineingelächelt haben. Chinesen unter sich.

Von Robert Saudek.

Es gibt wohl kein Volk der Erde, dessen seelisches Wesen uns so fremd, so unfasslich wäre wie das der Chinesen. Wir sind unfähig, Irgend eine Regung aus dem Gesiebt des Chinesen zu lesen, und selbst Europäer, die Jahrelang Im Innern des Landes keinen andern Verkehr pflegten, die sich Immer nur mit Chinesen auseinanderzusetzen hatten, selbst sie gestehen, daß sie diesem Volk in entscheidenden Augenblicken Immer noch ratlos gegenüberstehen und sich Immer wieder aufs Neue Überraschen lassen müssen. Der Europäer, dem sonst die Tradition wissenschaftlicher Forschung



das Verständnis und die Anpassung an fremde Rassen zu erleichtern pflegt versagt dem Chinesen gegenüber als Psychologe fast völlig. Ganz anders ist das Verhältnis des Chinesen zu uns. Als Diener besitzt ein Chinese eine so erstaunliche Anpassungsfähigkeit, ein so ungewöhnliches, ja, fast liebevolles Gedächtnis für die individuellen Bedürfnisse und Wünsche seines Herrn und eine so treue, stets wache Aufmerksamkeit daß er, dem wohl alle Voraussetzungen europäischen Denkens und Empfindens fehlen, uns unvergleichlich leichter zu verstehen lernt, als wir ihn. Die Achtung, die er dem Willen seines Herrn entgegenbringt kennt nur eine Grenze. Der Befehl seines Gebieters ist ihm eine höhere Willensfügung. So lange, als er den Weißen als höheres, unnahbares Wesen anerkennt dessen Angelegenheiten eine ungewöhnliche Bedeutung zukommt. Nur ein einziger Umstand vermag diese voraussetzungslose Achtung zu zerstören. Der Europäer darf sich nie für die Verhältnisse seines chinesischen Dieners interessieren. Tut er dies, so hat er sich selbst vom Pedestal seines Rassenadels gestürzt und wird von seinem gelben Diener nur noch respektlos als seines Gleichen behandelt. An Bord des Reichspostdampfers, der uns nach Ostasien führt sind 53 chinesische Heizer und 18 chinesische Wäscher und Stewards. Weder der Kapitän noch die Offiziere und die Maschinisten kennen den Namen auch nur eines der 53 chinesischen Arbeiter. Der Obermaschinist hat nur



i von IhoM angeworben, und hat mit den andern  
i zu tun. Doch »oeh der Name dieses einen  
Er führt offlixiell

I Ist nur ab Nummer

Die eins Ist eine Rangordnung. „Number  
ist allein für dl« andern chinesischen Arbeiter  
nrwortlleh, nur dureh Ihn wickelt lieb Jeder Ver-  
mtt Ihnen ab. Er hat sie angeworben, er zahlt  
Ihr Ver-

;

Hongkong, er allein i  
vollstreckt seine eigenen Urteile selbst, lagt einen  
He.zer oder Kohlenzeher, mit dem er unzufrieden  
ist. Im nächsten Haien an Land, wirbt einen andern  
Maehtvoll-

kaam einen Bericht an den Obermaschinenisten oder  
Kapitän. Number one Ist absoluter Selbstherrscher  
In dem kleinen Beleb der an Bord arbeitenden  
Chinesen. Dabei Ist sein Arbeitslohn Im Vergleich in  
dem seiner Untergebenen durchaus nicht unverhält-  
nismäßig hoch. Seine höhere Stellung bedeutet ein  
soziales, nicht ein wirtschaftliches Obergewicht.  
Ihm unterstehen vorerst die Aufseher der drei  
Wachen, die Chinesen, die den Namen „Number  
der Chor der

nicht einmal durch euro-  
pabebe Ziffernbenennung geehrt werden. Trotz  
seiner Selbstherrlichkeit verdient Nummer eins nur  
60 Mark, die drei Aufseher 43 Mark monatlich.  
Recht, gegen das es keine Appellation gibt. Nie  
noch hat sich ein Heizer über schlechte Behandlung  
durch Nummer eins beklagt Aber ein wahrer  
würde dureh das chinesische

durch Ihren  
obersten Fuhrer empfinden die Leute als eine  
»iiiiig ordnungsgemäße Sache, einen Klaps von  
Schändung der Raas,  
der Macht der  
Hand aexb Ober das kleine Völkchen, das in  
Ober die Weltmeere schwimmt  
Unter den Chinesen an Bord gibt es einen, um dessen  
Gunst auch noch ein Number one bangend buhlen  
muß, gibt es einen gelben Mann, der mit den Göttern  
selbst In täglicher Verbindung steht: den chinesischen  
Steward der höchsten Schiffsmajestät des Kapitäns.  
Es gilt als selbstverständlich, daß der Steward, der  
Im persönlichen Dienste des Kapitäns steht, Ein-  
fluß auf die oberste Schiffsleitung hat, ganz so,  
die Pompadour als Gellebte des Königs,  
illeicht, wenn die Mar zu Recht besteht,  
der Friseur an manchen kleinen Fürstenhöfen die  
Entscheidung seines Herrn durch eingeflüsterte  
Worte zu beeinflussen vermag. Dieser Fabel hat  
es der Kapitän ssteward zu danken, daß er als



uneingeschränkter Herr über alle Chinesen an Bord, über die ersten vier Nummern, über die 49 Heizer und Kohlenzeher und über die 18 Wascher und Stewards angesehen wird. Nur ein einziger, der Kapitänssteward selbst, weiß, daß er seine Machtstellung einem falschen Glauben seiner Landsleute verdankt. Aber er ist klug genug, kein Exempel statuieren zu wollen, und verzeiht im letzten Augenblick doch noch gnädig demjenigen, der seine Gunst verscherzt hat, schmeißt den Sünder nicht im nächsten Hafen hinaus und bringt sich und den andern auf diese Weise nie den Beweis seiner Ohnmacht. Der Glaube an die Macht des Kapitänsstewards ist einer der wenigen Kardinalfehler in der chinesischen Psychologie unserer Eigenart. Wie ein Wegelagerer, der mit ungeladener Pistole droht, läßt sieb der schlaue Bengel Tribut bezahlen und bezieht so Prozente von den Einkünften eines Jeden der 71 an Bord arbeitenden Chinesen. Kein gelber Mann würde es wagen, gegen einen kräftigen Puff oder eine Ohrfeige des Kapitänsstewards zu protestieren. Dafür zeigt sich der gute Boy auch von Herzen. Er kennt nur liebevolle Empfindungen für Herrn, ist bemüht, ihm jeden Wunsch und jedes Bedürfnis an den Augen abzulesen und befolgt seine Befehle mit einer gewissenhaften Promptheit die oft im geraden Gegensatz zu seiner Überzeugung steht. Der Kapitän braucht nur in den Wintermonaten in der Nordsee zu sagen, daß er allmorgendlich heißes Waschwasser wünscht um zu sein, daß sein guter Boy ihm noch fünf Monate später im Hochsommer der Tropen mit ebenso heißem Wasser dienen werde, oder daß er



## MORGEN.

Ihm Im Winter Im Kanal la Manch« dieselben weißen Leinenanzüge zurechtlegen werde, die er Im August bei SIngapore getragen hat Nur schwer entschließt sich der Kapitänssteward, Urlaub zu nehmen und zieht es vor, Weib und Kind In Shanghai ruhig von einer Reise zur andern auf seine Rückkehr warton zu lassen, bevor er seinen Dienst auch nur für die kurze Strecke bis Nagasaki einem andern Oberlassen würde.

Hoch Ober dem Kapitänssteward, dem oberston Chinesenherrn an Bord, thront In den heimatlichen Gefilden die höchste Instanz aller Chinesenstewards: Die Gilde, deren Sitz In Shanghai ist. Ihren Entscheidungen und Beschlüssen unterliegen sie alle, die aus dem Land der Mitte auf europäische Dampfer In Dienst gehen. Fest Ist das Netz der chinesischen Gildeparagraphen gewoben und keines der gelben Kerlchen Ist geschmeidig genug, um durch eine Masche dieses Netzes schlüpfen zu können. Niemand darf ohne Vermittlung und Bewilligung der Gilde eine Stelle antreten und alle sind ihr tributpflichtig. Nicht alle Chinesen führen gleich hohe Prozente Ihres Einkommens an die Gilde ab. Aber bluten müssen sie alle, am empfindlichsten der Oberwäscher, der ein Viertel seines Einkommens an seine Gilde bezahlen muß. Die Vorteile dar Gilde sind recht bedeutend. Ihre Machtsphäre Ist so stark, daß sie den Europäern Ihre Bedingungen diktieren kann und Ihr einzelnes, an sich wehrloses Mitglied recht wirkungsvoll vor Gericht Jedem Mandarin gegenüber In Schutz nimmt Ohne Vermittlung der Gilde sind Heizer und andere Arbeiter In China überhaupt nicht zu bekommen und einem „Number one“, der nicht Mitglied der Gilde wäre, würden alle Chinesen den Gehorsam verweigern. Dafür hält die Vereinigung Ihre Mitglieder In strenger Zucht und hält heute noch so etwas wie einen numerus clausus fest, wie Ihn bei uns die mittelalterlichen Zünfte kannten.

So gewinnt denn die deutsche Redensart von dem „alten Zopi der Verwaltung“ durch die Kenntnis dieser exotischen Verhältnisse einen doppelt berechtigten Sinn. Der chinesische Zopf wird zum Symbol altehlneslscher Verwaltungsart  
Schluß des redaktionellen Teiles.

Alle Manuskript- und Büchersendungen an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhofistr. 33.

Nicht erbetenen Sendungen Ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin, LückhofTstr. 83; für Österreich-Ungarn: Paul Knepler In Wien I, Hoher Markt 1. — Expedition für Österreich-Ungarn bei Hermann Goldschmiedt, Wien I, Wollzelle 11. — Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76. — Druck von G. Bernstein, Berlin SW. 68, Zimmerstr. 94. Inseratenannahme durch den Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76.

Prelt M. 1.00, kleine Tube M.

Oesterrelcb-Ungim Kr. 1.50, kleine Tube Kr. 1 00



seit fünfzehn Jahren von Aerzten und Zahnärzten ständig empfohlen

P. BEIERSDORF & Co., HAMBURG

LONDON B. C, Idol Lane 7-& Vertrieb für D. 8. A. Lehn b Kink, NW YORK



3. HEFT.

18. JANUAR.

Gartenstädte.

Ein Beitrag zu ästhetischer und sozialer Kultur.

Von

Hofrat Doenges -Dresden.

Noch immer bekanntlich ist die Kleinwohnungsfrage, die Wohnungsfrage des Arbeiters, eines Jener zugleich ästhetisch und sozial wichtigen Probleme, deren Lösung in befriedigender Form bisher nicht erfolgte. Man darf anerkennen, daß, namentlich in den letzten Jahren, mancherlei geschehen ist, um den arbeitenden Klassen die Segnungen vor allem gesunden, aber auch mutatis mutandis schönen, glücklichen Wohnens zuteil werden zu lassen, aber das Erreichte genügt bei weitem noch nicht, ja, wenn man die Kleinwohnungsfrage innerhalb der Peripherie der Großstädte lösen will, so verspricht das Erstrebt niemals den Erfolg, den man erwartet. Solange mit der noch immer anhaltenden Steigerung der Grundstückspreise das Erbauen von Mietskasernen nicht aufhört, wird die sogenannte Übervölkerung\*) bestehen bleiben.

Aus dem Bedürfnis, dem Wohnungselend in den Großstädten und seinen Begleiterscheinungen nach Möglichkeit wirksam entgegenzutreten durch Verlegung der Industrie aufs Land, entstand die Gartenstadtbewegung. Schon im Jahre 1899, also schon vor zehn Jahren, hat der Engländer Ebenezer Howard ein Buch „Garden cities of to-morrow“



## MORGEN.

erscheinen, in dem der Plan einer idealen Industrie- und Wohnstadt sich bereits ganz rationell entwickelt findet. Und schließlich wollte auch die im Jahre 1895 erschienene Schrift des Leipziger Ingenieurs Theodor Fritsch „Die Stadt der Zukunft“ nichts anderes als die Schaffung günstigerer Arbeiterwohnungen, wenn sie diese Idee auch nicht mit so großem Geschick vortrug wie das Howardsehe Buch.

Praktisch gewann die Bewegung zuerst in England Bedeutung, und zwar in dem im Jahre 1888 gegründeten Musterfabrikstädtchen Portsunllght des bekannten Seifenfabrikanten Lever. Auch in Deutschland haben eine Anzahl von Großindustriellen Ortschaften für ihre Arbeiter gegründet, die technisch, ästhetisch und hygienisch Muster-gültiges in bezug auf die Kleinwohnungsfrage leisten. Nur in sozialer Hinsicht bleiben in ihnen noch Wünsche bestehen, Mißstände zu beseitigen; der badische Fabrikinspektor Woerishoffer faßt diese in einem seiner Berichte in folgende Satze zusammen:

„Der Mißstand besteht in den sehr kurzen, zudem vielfach an die Dauer des Arbeitsverhältnisses geknüpften Kündigungsfristen, so daß in der Regel die Wohnung mit Ablauf des Arbeitsverhältnisses geräumt werden muß. Hierdurch sind die Arbeiter gehindert, sich in diesem Falle anderwärts eine passende Existenz zu gründen, da sie ihre Familien nicht leicht in dem seitherigen Wohnorte zurücklassen können. An diesem Punkte setzt auch die Kritik der Arbeiterpartei gegenüber den Arbeiterwohnungen der Fabriken ein.“

Gartenstädte, die nicht als das Werk eines einzelnen, sondern als das einer Gemeinschaft gegründet werden, die also neben hygienischen und ästhetischen auch soziale Ziele haben, existieren in Deutschland bis heute noch nicht. In England gibt es bis jetzt eine einzige, das Gemeinwesen Lethworth zwischen Cambridge und Hitchin. Diese Gartenstadt-bildung, nach den Ideen Howards ausgestaltet, ist Besitz einer Aktiengesellschaft mit einem Kapital von 300 000 Pfund Sterling (6 000 000 M.). Sie hat zur Bebauung ein Terrain von 1600 Hektaren erworben. Zweck der Gesellschaft ist: eine dauernd» Lösung des immer schwieriger werdenden Wohnungsproblems dadurch zu erreichen, daß sie 1. der Überbevölkerung der Städte, 2. der E n t v ö l k e r u n g des flachen Landes vorzubeugen und abzuhelpen sucht. Ähnliche Bestrebungen bilden das Programm der Deutschen Gartenstadtgesellschaft, die im Jahre 1902 gegründet wurde und jetzt hoffentlich zuerst in die Lage kommt, ihre gemeinnützigen Ideen in die Tat umzusetzen. Sie hat in Karlsruhe eine Gartenstadtgründung vorbereitet, die 5000 bis 6000 Menschen gesunde und schöne Wohnstätten geben würde, und sie hat in Dresden die deutschen Werkstätten für Handwerkskunst G. m. b. H. so für ihre Pläne gewonnen, daß diese Unternehmung die Gründung einer Gartenstadt in der Nähe von dem Luftkurort Klotzsche — auf dem sogenannten Heller — ins Auge gefaßt hat.

Nach dem Plane, auf dem dieses Gemeinwesen erbaut werden soll, soll es den Namen „Gartenstadt Hellerau“ erhalten. Es bildet eine Dreieinheit, nämlied



8T

1. die Werkstättenanlage,
2. die Wohnhäuser der Arbeiter,
3. die Wohnhäuser der Gartenstadtfreunde.

Plane der Gründerin würde sich zunächst eine G. m. b. H. als boden-

Diese Gesellschaft erwirbt Grund und Boden

in einem bereits angebotenen Preise von 1,60 M. für das Quadratmeter gegen vier vom

Verzinsung des Anlagekapitals. Die zu erbauenden Häuser sind Eigentum einer

Baugenossenschaft, die zur Hauptsache aus den Arbeitern der deutschen

Werkstätten für Handwerkskunst besteht, und die den Grund und Boden von der Boden-

gesellschaft erwirbt. Etwaige aus der Mehrwertbildung des Bodens erzielte Gewinne

der Bodengesellschaft sollen der Gartenstadtgemeinde „Hellerau“ zufallen für ihre gemein-

nützigen sozialen und kulturellen Aufgaben und Einrichtungen, so daß von vornherein

einer ungesunden Privatspekulation vorgebeugt wird. Es ist aber Vorsorge getroffen

worden, daß der Bodenpreis für die Häuser der Kunsthandwerker überhaupt keine nennens-

werten Steigerungen erfährt. Die Baugenossenschaft als Eigentümerin der zu erbauenden

Wohnhäuser und des dazu gehörigen Grund und Bodens vermietet nun die Häuser an

die Handwerkerfamilien zu einem Preise, der fünf vom Hundert der Baukosten nicht

übersteigt und im Durchschnitt etwa ein Sechstel des Lohneinkommens beträgt. \*) Auch

• eine etwaige Eigentumserwerbung von selten des Arbeitermieters ist in dem Projekt der

Dresdner Gartenstadt vorgesehen worden und an gemeinsam geschlossene Bedingungen

gebunden. Die Baugenossenschaft als Eigentümerin der erbauten und vermieteten Häuser

bildet nämlich eine Sparkasse für die Arbeiterschaft, durch die sich jeder Arbeiter in die

Baugenossenschaft einkaufen kann mit einem in Raten zu bezahlenden Betrage, der

verzinst wird.

Pur den baukünstlerischen Charakter der Gartenstadt „Hellerau“ ist, wie bei der

englischen Gartenstadt Lethworth, der Umstand bestimmend, daß Werkstättenanlagen

und die Familienhäuser sowie die zu berücksichtigenden Zweckmäßigkeitsbauten als

Gartenstadtanlage ein Gemeinwesen bilden und deshalb ab Bauganzes von vornherein

ein künstlerisch-soziales Gepräge zur Schau tragen sollen. Aus dem Bebauungsplan

ist zu erkennen, daß die Dresdner Gartenstadt von vornherein als ein Organismus gedacht

ist, dessen öffentlicher, gesellschaftlicher und geschäftlicher Mittelpunkt der Marktplatz

mit einem Reformgasthaus, einer Post, Verkaufsläden und als Hauptzufuhrader der

Hauptstraße bildet. Die Werkstättenanlage, wenn auch räumlich entfernt, bildet mit

der Wohnstadt ein zusammenhängendes Ganzes. Hinsichtlich der Straßenführung sind

die von alters her gegebenen Straßen und Wege maßgebend;

sollen die alten Flurnamen

rt|\*ii«ifllf llr Min Wolminc



## MORGEN.

Hinsichtlich der Werkstättenanlage ist das Bestreben der Gründer darauf gerichtet, mit rein sachlichen Mitteln ein ästhetisch vollauf befriedigendes Gebilde zu schaffen. „Wenn wir,“ so bemerken sie in der Darlegung ihrer schönen, verdienstlichen Idee, „darin auch keine Vorgängerschaft aus der neueren Zeit haben, so sind wir doch der Überzeugung, daß ein Werkstättenbau mit Vermeidung jeglicher Stilmätzchen den künstlerischen Charakter einer Landschaft oder eines Gemeinwesens ebenso harmonisch ergänzen kann, wie es etwa seitens der landwirtschaftlichen Bauten der Fall ist.“ Die Wohnhäuser der Kunsthandwerker oder Arbeiter sollen sich ebenso wie die reichlicher bedachten Familienhäuser durch Sorgfalt, Gediegenheit und Sauberkeit auszeichnen und in jeder Hinsicht ungeachtet der Schlichtheit eine veredelte Auffassung des Wohn- und Hauswesens verkörpern. Die kleinsten Häuser sollen eine Wohnküche in angemessener Geräumigkeit, eine Spülküche in Verbindung mit einer Bademöglichkeit und zwei Schlafstuben umfassen. Keines der Häuser ist ohne Garten gedacht, wenngleich mit Rücksicht auf die persönliche gärtnerische Betätigung das Gartenstück im Interesse einer sorgsamten Ausnutzung und Pflege nur beschränkten Umfanges sein kann. Für den Gartenliebhaber ist jedoch eine größere Gartenplatzzuweisung vorgesehen. Als Spielplatz für die Kinder wird ein eigener verfügbarer Wiesen- und Tummelplatz in Aussicht genommen. Mancher Leser wird geneigt sein, die Idee der deutschen Werkstätten für Handwerkskunst von der Gründung einer Werkstätten- und Wohnstadt für ihre Angestellten für eine jener barocken Ideologien zu halten, an denen unsere Zeit ja nicht arm ist. Und dieser Eindruck würde noch verstärkt werden, wollte der Verfasser dieser Betrachtung versuchen, auch die Grundzüge des geistigen Programms zu entwickeln, das sich die Gartenstadtgesellschaft „Hellerau“ gebildet hat. Denn es besteht bei dieser die Absicht, ihre Schöpfung nicht nur zu einer Pflegstätte des äußerlich Schönen und der körperlichen Wohlfahrt zu machen, sondern auch zu einer solchen des innerlich Schönen und der geistigen Wohlfahrt.

Halten wir uns zunächst an den Kern der Sache, an das Bestreben, das der ganzen Gartenstadtbewegung zugrunde liegt, für die arbeitenden Klassen der Großstadtbevölkerung eine bessere und gesündere Wohnweise zu schaffen. Selbst wenn man annehmen müßte, daß eine Gartenstadtbewegung, wie sie in England mit Erfolg propagiert wird, auf Deutschland im allgemeinen nicht übertragbar ist, weil die Besiedelungsverhältnisse des deutschen Landes nicht dieselben sind wie die des englischen, so würde doch immerhin noch die Möglichkeit bestehen bleiben, an die Anlegung von Gartenvorstädten zu denken, die den Villenkolonien unserer Großstädte ähnlich, nach ähnlichen baukünstlerischen, hygienischen und sozialen Gesichtspunkten behandelt werden könnten wie die von der Deutschen Gartenstadtgesellschaft geplanten ganz neuen Städtegründungen.



Ist tarnte Frieden In Südwestafrik?»?

89

Aber sollte selbst eine solche Möglichkeit nicht durchführbar sein, so behalten doch die idealen Bestrebungen der Gartenstadtfreunde ihren Wert: wenn sie für Stadlgemeinden, Industrielle usw. Veranlassung sind, der gesünderen und würdigeren Wohnform der arbeitenden Bevölkerungsschichten in den Großstädten immer größere Aufmerksamkeit zuzuwenden, so sind sie nicht umsonst gefaßt worden.

Ist dauernder Frieden in Südwestafrika?

Generalmajor z. D. A. v. F r a n c o I s.

Am 31. März 1907 wurde der Kriegszustand in Südwestafrika für beendet erklärt. Die Kriegsgefangenen wurden am 27. Januar 1908 entlassen. Doch am 16. März 1908 kämpften in der mittleren Kalahari 400 Deutsche unter v. Erckert gegen 200 Kopper-Hottentotten. Ein nochmaliger Zug gegen sie, der wie der vorige nicht unter 2 Millionen Mark fordert, wird vorbereitet. Denn diese Räuberbande gefährdet immer wieder das ganze Astliche Namaland, ein Gebiet größer als Bayern. In den übrigen besiedelten Teilen hindern die vorkommenden Viehdiebstähle die wirtschaftliche Arbeit nicht. Ob diese Art Frieden erhalten werden kann, hängt mehr von uns als von den sechs Eingeborenstämmen des besiedelten Teiles des Schutzgebietes ab. Die uns feindlichen Hottentotten und Herero sind furchtbar gestraft und sehr geschwächt, während unsere », die Bastards, Bergdamara und Betschuanen, auf die wir auch in Zukunft können, wenig gelitten haben. Aller Feinde sind die Buschleute. Ein Zusammenschluß der etwa 40 000 Menschen, darunter höchstens 8000 Männer zählenden Eingeborenen, deren Stammverbände meist gelöst sind, gegen uns ist ganz unwahrscheinlich. Nie wieder können sie Kriege veranlassen wie 1904—1907; nur durch kleine Räuberbanden einzelne TeDe oder ungünstigsten Falles das ganze Schutzgebiet gefährden. Da 3000 erwachsene eingeborne Männer Im Dienst der Regierung stehen, mindestens 1500 bei Privaten, wird diese Gefahr nicht sehr erheblich für das ganze werden, besonders auch, weil die Eingeborenen entwaffnet sind.

Die Gefährdung des Friedens durch die 4000 Ovambokrieger im deutschen Norden n der Ferne. Wir haben es in der Hand, den Zeitpunkt für ein etwaiges Einschreiten sie, zu dem vorläufig gar keine Veranlassung vorliegt, selbst zu wählen. Dann es einen Krieg ähnlich dem der Portugiesen 1907.

Den zersplitterten Eingeborenen steht eine 8100 Köpfe starke weiße Bevölkerung iter derselben befinden sich über 5000 erwachsene Männer, von welchen 3000 wehrpflichtige Reichsangehörige sind. Polizei und Schutztruppe zählen 4700 Mann. Die Wehrorganisation ist so vorgeschritten und der Nachrichtendienst durch Telegraph.



Funkentelegraph und Heliograph so vollständig, daß sehr schnell mobilisiert werden kann. Nicht ganz so schnell geht die etwa nötige Versammlung der Streitkräfte. Die von Swakopmund und Lüderitzbueht ausgehenden 1260 km Bahnen überwinden wohl die schwierige Küstenwüste und ermöglichen den Verpflegungsnachschub von der See her. Sie gestatten aber keine Verschiebung der Truppen von der Mitte nach dem Süden und reichen nach Osten nicht nah genug an die gefährdeten Gebiete heran.

Daß 1700 schutzgebietsangehörige, weiße Männer anderen Nationalitäten entstammen, meist aus der Kapkolonie eingewandert sind, hat bei Konflikten mit den Eingeborenen nichts zu sagen. Wir können unbedingt auf sie rechnen. Zweifelhafter wird ihre Verwendbarkeit, wenn es sich um einen nicht unmöglichen Krieg gegen Übergriffe des in naher Aussicht stehenden südafrikanischen Staatenbundes handeln würde. Ein Krieg gegen England kann nicht in Betracht kommen, da er in Europa entschieden würde.

Diesen vielleicht zweifelhaften Elementen gegenüber steht die deutsche Bevölkerung der Kolonie jetzt noch fest zu Kaiser und Reich. Eine solche Gesinnung muß erhalten werden. Sehr schnell gehen die Reichsdeutschen in dem afrikanischen Interessen ihrer zweiten Heimat auf. Ist erst eine deutsch-afrikanische Generation erwachsen, ist reines Deutsch nicht die Landessprache, herrscht nicht mehr deutsche Sitte und Gewohnheit, gibt das Reich keine Vorteile mehr, dann wird vielleicht auch der deutsche Teil der Bevölkerung dem Aufgehen im Afrikandertum nicht widerstreben.

Die Maßnahmen unserer Kolonialregierung zeigen, daß sie allen Übelständen vorbeugen möchte. Vielleicht könnte sie in der Durchführung ihren auf Erhaltung des Friedens bedachten Anordnungen noch energischer sein und noch mehr das über der Kolonie stehende Interesse der deutschen Heimat berücksichtigen. Mehr Energie scheint mir angezeigt in der Durchführung der vortrefflichen Eingeborenen-Verordnungen des Gouverneurs v. Lindequist, besonders der Paßverordnung. Sind sie erst durchgeführt, werden keine Ausnahmen zugunsten einzelner Stämme gemacht, so ist der Landfrieden gewährleistet. Wenn bisher von einer Durchführung wenig zu merken ist, liegt dies daran, daß die weiße Bevölkerung für diese Durchführung nicht genügend interessiert ist. Die Verordnungen geben dem weißen Dienstherrn gar keine Macht- und Strafbefugnisse. Er hat seinen niedrig stehenden Farbigen gegenüber nicht die Strafgewalt, die ihm bis 1900 die preußische Gesindeordnung gab. Und der auf entlegener Farm mit seinen Schwarzen hausende Farmer hat nicht die Polizeigerechtsame, die jeder Dorfschulze im Reiche hat. Gäbe man den Dienstherrn, besonders den Farmern mehr obrigkeitliche Gewalt, so würde jeder derselben Beamter. Die größere Zahl der ausübenden Organe würde die schnellere Durchführung der Sicherheitsverordnungen ermöglichen, für den Landfrieden vorteilhaft sein und zahlreiche angestellte Beamte sparen.

Weniger aus Besorgnis vor der Wiederkehr von Aufständen im Innern, als um auch nach außen für alles gerüstet zu sein, hält die Kolonialverwaltung eine sehr starke Truppe für nötig. Gewiß ist sie wünschenswert. Aber durchaus notwendig erscheint sie nicht



Ifear Allan Pm.

91

Die Sicherung gegen innere Feinde mögen Polizei und Bevölkerung übernehmen. Gegen Angriffe von außen schützen die schwierige Küste, die Wüsten an den Grenzen, die wüste Katar der Kolonie and schließlich die Bevölkerung, wenn sie patriotisch ist and versteht, nach südafrikanischer Manier tu kämpfen.

Ändern sieh die Verhältnisse zu den Eingeborenen, wird ein Krieg gegen die Ovambo nötig, so ist's Immer noch möglich, rechtzeitig Truppen von der Heimat zu schicken. Wichtig wäre es allerdings, daß die aus der Heimat kommenden Truppen besser auf ihre Aufgabe vorbereitet wären als die 1904 hinausgesandten Freiwilligenaufgebote. Neben dem andern Dienst Innerhalb der aktiven Armee koloniale Sonderausbildung zu geben, ist nicht angängig. Möglich würde es aber sein, die für Auslandszwecke bestimmte Marine-Infanterie auf eine Division zu bringen und dem pr. Kriegsministerium zu unterstellen, das für die Sonderorganisation und Ausbildung die meiste Erfahrung hat. Jedenfalls müßte die Organisation so eingerichtet sein, daß sie die Grundlage gibt für eine zweckmäßige Entwicklung der überseeischen Streitkräfte und die Möglichkeit rechtzeitiger, verwendungsbereiter Unterstützung gewährt. Sie würde nicht der geringste Faktor zur Sicherung dauernden Friedens in Südwestafrika sein und Millionen sparen, die für den Schutz gegen Gefahren ausgegeben werden, welche wahrscheinlich nicht eintreten. Zurzeit verlangt die Erhaltung des Friedens weder im Innern noch nach außen besondere Aufwendungen, wenn die Bevölkerung auf eigene Füße gestellt wird. Die von der Kolonialverwaltung getroffenen Maßnahmen sind mehr als ausgiebig, so daß wir auf Frieden von langer Dauer rechnen können.

Edgar Allan Poe.

Vm

Charles Baudelaire.

Am 19. Januar 1909 sind hundert Jahre seit der Geburt Poes vergangen. An diesem Tag mögen die Worte Baudelalres vernommen werden, der den Geheimnissen des leidenschaftlichen Hypnotiseurs nachgespürt hat wie nur Irgendeiner.

Das äußere Leben Poes, sein Charakter, sein Wesen, seine physische Natur, kurz alles, was seine Persönlichkeit ausmacht, erscheint däramerhaft und strahlend zugleich. Er ist ein Ausnahmemensch, ein Verführer und trägt gleich seinen Werken eine unbestimmbare melancholische Note in sich. Er besaß eine Fülle von Talenten. Als junger Mensch hatte er große Gewandtheit in allen körperlichen Übungen bewiesen. Mit seiner kleinen Statur, den Händen und Füßen einer Frau — er war überhaupt von einer fast weiblichen



»2

MORGEN.

Zartheit — war er doch wieder stark und hat gelegentlich außerordentliche Kraftproben gegeben. In seiner Jugend gewann er ein Wettschwimmen, bei dem er Ungewöhnliches leistete. Man ist versucht, anzunehmen, daß die Natur Menschen, die sie zu großen Aufgaben bestimmt, ein energisches Temperament verleiht, ähnlich wie sie den Blumen, die Trauer und Schmerz bedeuten, eine ungewöhnliche Lebenskraft gibt. Solche Menschen, die auf den ersten Blick schwächlich erscheinen, sind athletisch gebaut, unermüdlich in der Orgie und in der Tätigkeit, stets bereit, sich auszurasen, und doch wieder vollkommener Enthaltsamkeit fähig.

• •  
•

Von den Werken dieses merkwürdigen Genies habe ich nicht viel zu sagen. Wer sie liest, wird selbst sehen, was er davon zu denken hat. Es ist schwer aber nicht unmöglich, Poes Arbeitsmethode bloßzulegen und zu zeigen, wie er technisch vorgeht, insbesondere da, wo der Haupteffekt auf einer glänzend durchgeführten Analyse beruht. Ich könnte den Leser in die Geheimnisse seiner Arbeitsweise einweihen und mich ausführlich darüber verbreiten, wie ein wesentliches Element des amerikanischen Genies in dem Triumph über die Bewältigung eines Hindernisses, über ein schließlich gelöstes Rätsel oder einen gelungenen Gewaltstreich besteht; ich könnte zeigen, wie alles das einen Poe mit kindischer, ja fast perverser Wollust auf die Welt der Möglichkeiten und Hypothesen verweist, wie er Automaten und Mechanismen schafft, um ihnen mit subtiler Kunst Geist und Leben einzuhauchen. Poe ist ein glänzender Taschenspieler, das wird kein Mensch bestreiten; dabei zeigen die Schriften, auf die er persönlich Wert legte, eine ganz anders geartete Note. Ich habe aber Wichtigeres, und das übrigens nur ganz kurz zu bemerken.

Nicht seine wirklichen Wunder, die seinen Ruf geschaffen haben, werden ihm die Verehrung der denkenden Menschen eintragen: Nein, sein Schönheitstrieb, sein Wissen um die Harmonie der Schönheit, all das Klagende und Tiefe in seiner so sorgfältig ausgearbeiteten Poesie, die durchsichtig und abgezirkelt ist wie ein kristallenes Kleinod; dieser in seiner Klarheit und Bizarrerie so wundervolle Stil, gedrängt wie die Maschen einer Rüstung, bis ins kleinste ausgearbeitet und gefällig, so daß der zarteste Anstoß den Leser weiterführt; endlich ist es die spezielle Note dieses Genies, daß seine besondere Naturanlage es befähigt, auf die reinste, ergreifendste, erschütterndste Art die Ausnahme im Moralgesetz darzustellen. Diderot ist, um nur ein Beispiel unter hundert anzuführen, Sanguiniker; Poe ist ein Nervendichter und sogar noch etwas mehr als das und der beste, der mir bekannt ist.

Wie ein Sturmwind, hinreißend aber doch ohne Zwang, versetzt er uns mitten hinein in eine Geschichte. Ein feierlicher Ton überrascht und hält uns in Spannung. Man hat sofort das Gefühl, daß es sich um etwas Schweres handle. Und langsam, ganz allmählich rollt der Faden einer Geschichte ab, bei der alles Interesse auf einer unmerklichen Ablenkung des natürlichen Intellekts, auf einer kühnen Hypothese, auf der unüberlegten



mit der die Natur disparate Eigenschaften zusammenschweißt, beruht. Der muß in einer Art schwindliger Verwirrung der spannenden Entwicklung folgen. Es ist, wie ich wiederhole, noch keinem Menschen gelungen, mit mehr Zauber- kraft die Ausnahme der Natur und im Leben zu schildern; zu zeigen, wie in einem Genesenden brennende Neugier erwacht, wie Jahreszeiten Im Absterben noch ihre höchste Kraft entfalten. Wie kein zweiter weiß er heiße, feuchte, neblige Tage in i malen, wie der Südwind die Nerven so weich und lässig macht gleich Geige, wo das Auge sich grundlos mit Tränen füllt, ohne daß das Herz etwas davon verspürt Bei ihm läßt die Halluzination anfangs noch Raum für den Zweifel, dann wird sie ihrer selbst gewiß und denkt selbständig und logisch wie ein Buch. Das Absurde bemächtigt sich des Verstandes und herrscht hier mit der grausamsten Logik. Wo der Wille war, nistet sich die Hysterie ein; zwischen den Nervenbündeln und dem Geist entsteht ein Kampf, und der Mensch wird so zermüht und entnervt, daß er, statt zu weinen, in ein schrilles Lachen ausbricht. Poe analysiert die flüchtigste Nuance, wägt das Unwäg- bare und beschreibt mit minutiöser Wissenschaftlichkeit, die so furchtbar wirkt, all das Rätselhafte, das um den erregten Menschen schwirrt und an ihm zum Verführer wird. Die Gier, mit der er aus Liebe zum Grotesken grotesk und aus Liebe zum Schreck- liehen schrecklich wird, beweist, wie wahr und gefühlt seine Schöpfungen sind, und wie völlig Werk und Persönlichkeit sich bei ihm decken. Bei manchen Menschen geht diese Gier aus einer großen unbefriedigten Lebenskraft hervor, bei anderen sprudelt sie aus hartnäckiger Enthaltbarkeit, oder sie reift auf der Basis eines gewaltsam niedergehaltenen Gefühls. Die übernatürliche Wollust, die einer beim Strömen des eigenen Bluts verspült, starke, plötzliche, sinnlose Bewegungen, laute Schreie, die unbewußt ausgestoßen werden, - das alles sind Phänomene aus der gleichen Sphäre.

Im Reiche dieser Literatur, In der eine verdünnte Luft herrscht, packt uns eine vage Angst; Furcht, Weinen und Beklemmungen steigen in uns auf; aber stärker als alles ist die Bewunderung vor dieser großen Kunst. Wie ist das Milieu und alles Drum und Dran der Gefühlsstimmung der Personen angepaßt! Ob es sich um eine einsame Landschaft handelt, ob das Begebnis in einer geräuschvollen Stadt spielt, wir finden stets dieselbe nervöse und phantastische Art der Beschreibung. Gleich unserem Eugene Delacroix, der seine Kunst zur Dichtung großen Stils erhoben hat, stellt auch Poe seine Gestalten gern a«f einen violetten oder grünlichen Grund, von dem sich Verwesung und Sturmeshauch leuchtend abheben. Die angeblich unbeseelte Natur nimmt teil an dem lebendigen und zittert wie sie in übersinnlichen Schwingungen. Das Opium vertieft den Raum und hebt alle Färbungen ins Magische und gibt jedem Geräusch einen starken, harten Klang. In der Landschaft entstehen plötzlich großartige Fernsichten, die von Licht und Farbe überströmen; man sieht ganz unten am Horizont orientalische Städte und Gebäude, halb verschwommen und von der Sonne



## MORGEN.

Die Gestalten Poes, oder vielmehr d 1 e Gestalt Poes, der Mensch mit überseharfen Sinnen, mit gelösten Nerven, mit der Inbrunst und Energie des Willens, die jeder Schwierigkeit Herr wird; ein Mensch, der messerscharf den Blick auf Gegenstände heftet, die Im Hinsehen größer und größer werden — das Ist Poe selbst. — Und seine Frauen, die strahlend und leidend an seltsamen Krankheiten sterben und mit sphärischer Stimme reden, das ist wieder er; oder besser ihre seltsamen Triebe, Ihr Wissen, ihre Melancholie haben sie von ihrem Schöpfer erhalten. Seine Ideale Frauengestalt, seine Titanide erscheint in verschiedenen Porträts seiner Gedichte, die wie ein verkörpertes Gefühl des Schönen anmuten. Der Dichter hat diese seelisch verwandten Wesen In eine fühlbar gemeinsame Sphäre erhoben, in der mehr als anderswo sein unersättlicher Schönheitstrieb, der Poes schönstes Anrecht auf die Liebe und Verehrung der Dichter bildet, zu spüren Ist Ein Schicksalsbeginn.

Von

Oskar Baum.\*)

L

Friede Ellmann war ein nachdenklicher, lieber Junge mit hellen Haaren, Apfelwangen und ganz dunkeln Augen.

Seit seinem ersten Schultag trug er eine dicke Brille, die von Jahr zu Jahr an Dicke zunahm.

Seine Bewegungen beim Spiel, beim Turnen und auf der Straße waren nie so achtlos und unbefangen wie bei allen Kindern. Und wenn er mit hastigen Schrittschen seinen Schulweg ging, in der Rechten die Bücher und mit der Linken von Zeit zu Zeit die Brille gegen das Auge drückend, um ein besonders anziehendes Schaufenster oder die Turmuhr besser zu sehen, dann verweilten seine Blicke immer so lange und forschend auf jeder Einzelheit, daß es den Eindruck machte, als seien seine Gedanken mit etwas ganz anderem inständig beschäftigt.

Wer ihn so traf, der lächelte und erzählte daheim: „Nein, ein komischer Knirps!“

„Wer?“

„Der kleine Professor.“ Und da wußte jeder, daß man den jüngsten Sohn des Herrn Mathias Ellmann meinte, des Chefs der größten deutschen Buchhandlung in der Stadt, der Firma „Ellmann & Munter“ in der kleinen Franzensgasse.

•) nachdem hier Im 1. Haft IM» auf II\* Eigener! 11mm blinden Plentere hingewiesen worden Ist, aei^niuoren

Lesern heut\* eine Probe Ielner lieberen DarstelHngskraft gegeben. D. H.



An dem Renommee des kleinen Professors änderten auch die sehr mittelmäßigen Schulzeugnisse nichts, die er in lückenloser Reihenfolge unentwegt und unerschrocken heimbrachte.

Friede war stillen Wesens und las zu viel. Aber zuweilen liebte er auch die Gasse oder das Schaukelpferd. Und wenn er in rechter Lust umhersprang oder sich balgte, dann begleitete er seine Taten mit rühmender Beschreibung nach Art alter Heldengeschichten und Immer im Imperfektum: „Mit schrecklicher Drohung schwang er das blitzende Schwert und ließ es mit gewaltiger Kraft zerschmetternd auf den Helm des Feindes sausen.

Doch jener hob seinen Schild und zornig schlug er zurück.“

Natürlich waren Helm und Schwert nicht vorhanden und die Hiebe nicht schlimm gemeint. „Schon ermattete fast die Kraft des edlen Recken, doch noch einmal raffte er sich empor, und feige wichen die Feinde vor seinem Ansturm.“ Alle seine Kameraden waren starker und gewandter als er, aber sie unterlagen nicht selten, weil sie den hochtonenden Wendungen aufmerksam lauschten, mit denen er den Kampf verherrlichte. Sie kannten viele der Worte gar nicht, mit denen er nur so um sich warf.

Es kam auch vor, daß er mit einem Haufen wilder Jungen in den Feldern und Wiesen am Rande der Stadt umherzog und Ihnen abenteuerliche Geschichten erzählte, — halb aus Büchern, halb erfunden, — die nachher von den Zuhörern ohne langes Rollenstudium zu dramatischer Darstellung gebracht wurden. Freilich erlebten diese Ausflüge selten ein friedliches Ende. Die Kinder der tschechischen Arbeiter, die dort draußen wohnten, kamen gewöhnlich dazu, und nach einleitendem Necken und Höhnen herüber und hinüber begann ein kurzer erbitterter Kampf, der immer damit schloß, daß die deutsche Minderzahl, reichlich mit Beulen und blauen Malen versehen, auseinanderstob und in toller Flucht zur Stadt zurückkehrte, wo jeder einzelne bis zu seiner Wohnung von Spott und vereinzelt Steinwürfen verfolgt wurde.

Unter Friedes besten Freunden war der stämmige Frantischek Naprst, der Sohn des Uhrmachers, der Tür an Tür mit Eumanns wohnte. Ein treues Herz. Frantischek hatte die andächtigsten Augen, wenn Friede erzählte, und oftmals rettete er den kleinen Freund vor den Verfolgern.

Die liebsten Tagesstunden waren Friede im Spätfrühling zwischen fünf und sieben, wenn die Sonne zu scheiden begann.

Da stand er, wo er gerade war, im Freien, daheim oder bei Freunden und blickte mit unbeweglichen Augen auf einen sonnenbeschienenen Fleck. Das Tanzen der funkelnden Golds taubchen, das schon nicht mehr blendete und immer matter, blasser verschleierter schien, ein zartestes Goldnetzgewebe in bebender Bewegung; das liebte er. Und langsam, wenn es schon weniger flirrendes Zittern gab auf dem gelben Fleck, hob er die Lider und ließ die Blicke an den Sonnenstrahlen emporklettern, bis es Immer goldener und tanzender wurde. Immer breiter und wogender schwoll das leuchtende Meer, von seltsamen silbergrauen Körperchen durchzuckt, die Immer blitzender funkelten,



MORGEN.

je höher das Auge sieh wagte; kaum ertrug man noch die grelle Flut. Da — mit einer äußersten Anstrengung hob er die Brille hinunter und starrte ein winziges Augenblickchen in die Hündung des Lichtstroms. Eine unerhört heftige Cremefarbe glühte aber nur ein winziges Augenblickehen. Dann entstand ein schwarzer Punkt, der hurtig im Kreise wuchs, so fast, als ob er naher Urne und bald erfüllte er alles ringsum mit nachttiefem Dunkel. Wenn Jemand in dieser Hinute um ihn her sprach oder ging, war es wie hinter einem dicken Hantel.

Friede senkte die Augen und ließ die Lider herab; da war alles rot und wirbelte unaufhaltsam durcheinander. Geometrische Figuren, Dreiecke, Kreise und Vielecke von einer Form, die in der Wirklichkeit sonst nie zu sehen war. Nur langsam kam er in die dammerhelle Tagesfarbe zurück.

„Schaust schon wieder in's Licht?!“ sagte Frantischek vorwurfsvoll, wenn er dabei war.

„Ach, das schadet nichts,“ erwiderte er dann immer, aber es flimmerte noch vor seinen Augen, und er bereute es. „Nie wieder!“ sagte er sich täglich nachher.

Als Friede 10 Jahre alt war und ins Gymnasium eintreten sollte, traf ihn ein harter Schlag: Der Arzt verbot ihm alles Lesen. Nur das Notwendigste durfte er lernen. In der Schule erhielt er ein Gestell auf seinen Pult, damit er sich nicht so tief zu bücken brauchte, ähnlich den Notenständern bei den Militärkapellen.

Das Leseverbot war aber eine bedenkliche Unvorsichtigkeit. Seine Schlaueit begann sich zu entwickeln, und sein Auge zwang sich zu äußersten Anstrengungen. Als Vater Ellmann abends die drakonische Maßregel erließ, zu Hause kein Licht zu machen, stellte sich Friede zum Fenster und las bei dem Licht der Gaslaterne von der Straße unten. Meist aber schlich er gleich nach dem Essen aus dem Hause, alle Taschen voll Büchelchen, und am Geschäft vorbei in den Volkspark zur Synagogenbank. Sein Lieblingsplätzchen, eine dunkelbraun gestrichene Eisenbank wie alle städtischen Parkbänke, stand in einer unbelebten stillen Ecke. Friede träumte gern im Anblick des altertümlichen Tempels, der mit seinen moscheeartigen Kuppeln und den goldenen Davidswappen darüber eine exotische Heiligkeit atmete, worein die buntbemalten Riesenfenster mit ihren unzähligen kleinen Scheiben etwas Kindliches brachten. Wie ein unerschütterliches Stückchen Bibel stand es da und war recht unbegreiflich zwischen den stumpfsinnigen Mietskasernen, die es dicht umdrängten. Hier genoß Friede mit kindischer Deutung — den halben Kotzebue, viel Walter Scott, Hauff, Zschokke, die griechischen, germanischen, römischen Mythen und zwischen Karl May und Wilhelm Busch einiges von Shakespeare, wonach Buffalo Bill, der Skalpjäger und Stanleys Afrikareisen verschlungen wurden. Je nachdem, was er unter den zerlesenen Exemplaren fand, die Vater aus dem Lager ausgeschieden hatte, oder was er von den Kameraden geliehen bekam. Oft stieß er bei dieser Lektüre auf schwere Rätsel. Z. B. wenn in Dramen hinter manchem Namen stand: (wie oben). Vermutlich



mußte der betreffende Schauspieler so reden, als stünde er höher ab die anderen, auf einer Galerie vielleicht?

Noch viele Jahre nachher erinnerte er sich an die bitteren Stunden, die ihm solche Unklarheiten bereiteten und die Unmöglichkeit, Erwachsene um Rat zu fragen, denen er Ja seine verstohlenen Genüsse hatte verraten müssen.

Ein kühler Julinachmittag war es, als Friedes Leben eine scharfe Biegung machte.

Die ganze Klasse schwelgte mit Friede in dem gehobenen Gefühl, daß wieder einer der letzten Schultage überstanden war. Alle subtrahierten die heute abgessenen Unterrichtsstunden vom Schuljahrsrest.

Friede wallfahrtete mit glückseligen Gedanken in den Volkspark zu seiner Synagogenbank. Er hatte einen besonderen Fang in der Tasche: Den ersten Band von „Kapitän Grant's Kinder“, auf den er schon lange Jagd gemacht hatte und eine Biographie Emin Paschas. Eine kleine Trübung kam zwar in seine Freude, als er in der Nähe des Tempels ein übermütiges Häuflein umhertreiben sah. „Zum Glück ist Franta darunter, da wird der Lärm vielleicht nicht so arg werden,“ hoffte er und schlug sein Buch auf.

Bald war er mit den Gestalten der Kordillierenwanderung so intim, daß er das Raufen und Schreien gar nicht hörte, das sich übrigens auch zu entfernen begann. Er fühlte nicht einmal die Sonne, die zwischen den Zweigen des Wipfels über ihn türkische Teppichmuster auf seinen Rücken und auf seinen Hut glühte. Zuweilen, wenn Jules Verne die Handlung an einen Ruhepunkt führte, sank Friede das Buch in den Schoß und er träumte darüber, wie er sich in diesen Situationen benommen hätte und was für Situationen wohl das Leben für ihn im Hinterhalt habe? Ja, was er denn überhaupt am besten werden sollte; später als „Herr“? Vielleicht ein großer weitberühmter und vielvermögender Buchdrucker:

„Druck und Verlag von Friede Ellmann“. Er errötete bei dem Gedanken oder ein kunstbegnadeter Schöpfer, der der Welt mit seinen Farben ein neues Gesicht erfindet. Dann würden Bilder mit seiner Unterschrift in den Schaufenstern stehen und alle Leute, auch wenn sie es noch so eilig hätten, würden sich davor aufhalten. Vielleicht wäre es aber schöner, „Ingenieur“ zu heißen: Brücken, Paläste und Bahnen auszudenken. Man könnte es sich auch wohl gefallen lassen, immer in einer feschen Uniform über die Straße zu stolzieren und bei jedem Schritt respektabel zu klirren wie ein Offizier, oder als Kapitän in den abenteuerlichsten Gegenden zwischen schwarzen, roten und gelben Menschen herumzufahren. Da plötzlich hob sich das Buch von seinem Schoß empor,

klappte in der Luft vor seinen Augen zusammen und fiel neben ihn auf den Sand. War das ein Zauber?! Entsetzt fuhr er auf und sah sich um. Lachend stürzten ein paar Gassen-Jungen nach allen Seiten. Sie waren in seine Nähe geschlichen und hatten das Buch in die Luft geschleudert. „Was ist das für ein Benehmen?!“ schrie er, so aus seinen lieben Gedanken gerissen. „Helleho!“ riefen sie, erstaunt über seine furchtlose Erregung. „Schämt Euch, gegen einen allein, der da ruhig sitzt!“ „Jo, deutsches Buch do lesen vor alle Leuf,



MORGEN.

das is provokaaee!" „To Je provokaaee!" braeh die Zustimmung wie ein Jubel los, and der Chor intonierte: „Prügel! Matte hol!"

Mit zusammengebißnen Zahnen and geballter Faust lehnte Friede an der Bank und sah na eh allen Seiten aus, ob er nicht entschlüpfen konnte. Aber die zerlumpten Jungen schlossen einen förmlichen Kreis um ihn. Friede dachte an Unkas, den letzten Mohikaner, der über einen solchen Kreis von Feinden gesprungen war. Ja, er konnte das nicht Seine Füße zitterten.

Alle Blicke richtete der Schwarm, wie immer bei soleben Gelegenheiten, auf seine Brille. Da ... . Erlösung! Von ganz nahe hörte er Frantas Schlachtruf: „Hotto! Hio!" „Franto, Franto!" schrie er aus voller Kraft Wie unvorsichtig! Die Rotte stieß ein Wutgeheul aus. Alle sahen herum und als Frantas Truppe zum Entsatz herbeilief, machten sie sich noch rasch über Friede her. Er wehrte sieh verzweifelt Jeder streifte auf der Flucht an ihm vorbei und holte aus, so heftig es in der Elle ging. Mit Vergnügen fühlte er, daß auch seine Fäuste hie und da die rechte Stelle trafen. „Hotto! Hio! — Hotto! Hlo!" hörte er schon ganz nahe. Da stürzte noch einer auf Ihn zu und schlug mit etwas Beinernem, — wie Friede vorkam, die Brille tief in das Auge. Im selben Augenblick sauste Frantisebeks Schar an ihm vorbei und den Flüchtigen nach.

Friede war auf die Bank zurückgesunken, ein Brennen und Zueken im Auge und einen schmerzhaften Druck in den Schlafen. Er nahm die Brille ab und hob die Lider. Ein schwirrendes Kleid aus goldenen und silbernen Funken hing und schwankte statt der Zweige vor seinen Blicken; dazwischen schoß auf einmal etwas Schwarzes wie eine Lokomotive. Ein furchtbares Entsetzen legte sich schwer auf ihn; erdrückend. Er öffnete die Augen krampfhaft immer weiter und weiter. Er war nicht imstande, die Büsche zu unterscheiden, die der Bank gegenüberstanden. „Franto!" rief er in seiner Angst „mir ist schwindlig!" und der Klang seiner Stimme beruhigte ihn ein wenig. Aber Frantisehek war zu eifrig bei der Verfolgung. „Wir werden sie schon erwisehen!" rief er zurück und lief. So mußte Friede den Heimweg allein versuchen. Übrigens ließ das Brennen im Auge nach, und der Weg durch den Volkspark war ihm vertraut. Er kam gut vorwärts. Als er eine Fahrstraße überseht sah er deutlich einen braunen Fleck vor sieb, der sich fortbewegte. — Pferde! Oder er hörte das Räderrasseln und Traben. — Er wich geschickt aus, fühlte sieh aber doch erst wieder sieher, als er auf dem Bürgersteig ging. Schon in der Franzensgasse, wenige Schritte vor dem Geschäft begegnete er dem Vater. „Um Gottes Willen!" Mathias Ellmann mußte sich an die Mauer lehnen, so hatte ihn der Sehrecken gepackt Der kleine Friede mit dem unsicheren Gang, — den Häusern entlang — die Brille in der Hand — die Augen rot!

„Friede!, was ist Dir geschehen?"

Der Herr Doktor, zu dem sie gingen, strahlte mit etoem unglaublich hellen Lieht in Friedes Auge und sagte: „Netzhautablösung."



Mit einem sehr festen Verband um die Augen lag er dann im Bett und freute sich, daß er morgen, vielleicht auch übermorgen daheim bleiben würde, also heuer wahrscheinlich überhaupt nicht mehr in die Schule mußte.

„Was soll ich seinem Klassenvorstand morgen sagen?“ fragte schüchtern Bruder Leo, der Obergymnasiast. Aber er erhielt fast gar keine Antwort.

Die Mutter saß in ratloser Verzweiflung am Fenster und starrte in die Dunkelheit hinaus. Schwesterchen Ella, der Backfisch lehnte neben ihr und flüsterte ihr von Trost und Aufmunterung zu, so viel ihr nur einfiel.

Trade, die Älteste, saß an Friedes Bett, spielte neckend mit seinen Fingern und erzählte Märehen und spannende Geschichten. Von Zeit zu Zeit unterbrach sie ein Aufschluchzen unaufhaltsamer Heftigkeit vom Fenster her. Papa saß grimmig bei Tisch und kaute am Schnurrbart; ein instinktiver Versuch, die gewohnte Zigarre zu ersetzen, die er im Krankenzimmer nicht rauchen wollte. Seine Aufregung, sein Schmerz erhöhte sich durch die Unbehaglichkeit beim Abendessen und durch den ungewohnten und unbequemen Aufenthalt im Kinderzimmer, das er sonst nie betrat.

Friede fühlte die Aufmerksamkeit aller, das Mitleid und die Liebe, die ihn plötzlich überschüttete, nur im ersten Augenblick wohlthuend und warm. Es bedrückte ihn bald. Er fühlte, daß er der allgemeinen Stimmung nicht widersprechen und zumindest lyrisch das wurde ihm auf die Dauer unbequem; besonders, da er innerlich überaus war. Diese Krankheit, oder was das sein mochte, worüber die Seinen so erschrecken, das kam ihm ja gerade so gelegen. Er wußte ziemlich zuverlässig, daß er heuer durchfallen würde. Zum erstenmal in seinem Leben ein Durchfallszeugnis, und das hätte selbst dem „kleinen Professor“ recht saure Gesichter zu Hause eingetragen.

„Friedel, du sollst dich ruhig verhalten, hat der Doktor gesagt!“ Mama war es; ihre Stimme klang so farblos und sehwaeh, daß man sich wunderte, sie zu verstehen.

wild auf den Tisch: „Ihr macht den Burschen noch heulen. Wenn er lauter de Gesichter um sich sie ... herum hat, glaubt er, Gott weiß was! — Gar nichts e! Ein bißl Augenkatarrh und wenn du dich still hältst, ist es nächste Woche gut!“ den Hut und ging in die Ressource. Er mußte unter gleichgültige Leute

In der Tür stieß er auf Franta, der sich mit scheuen Augen, ohne Gruß an Ihm ins Zimmer drückte.

vierschräge Junge sehloh mit mühsamer Geräuschlosigkeit zum Kopfende des Knabengesleht ihm das Blut in die Wangen trieb.

„Franto, du bist es; nicht wahr?“ Frantischek überrieselten Schauer, und während sein knöchiges großes Gesicht von elligen Tränen überfloß, sagte er mit trockener Akzent noch härter klang: „Ich hab den Lausbuben nicht



## MORGEN.

Leo, der beim Tisch gelernt hatte, hob den Kopf: „Du weißt, wer es war, Franto?“  
 Eill schrie auf: „Der muß ins Gefängnis! Der muß hingen!“ Franta nickte nur. Trade erschrak, weil Friede bei der heftigen Sprache lusammengezuckt war.

Ein Begriff von großen Dingen, die mit ihm vorgegangen sein mußten, überkam ihn mit Grauen und doch wieder mit Stolz.

„Ach wegen einer solchen Kleinigkeit wird niemand eingesperrt,“ beeilte sich Trade in tunlichst überzeugtem Ton.

„Was, Kleinigkeit?“ sagte Friede verletzt, „du weißt gar nicht, wie teuflisch und verrückt dies Verbrechen ist, das an mir verübt wurde.“

Es war der Ton der Heldengeschichten, die auf den Feldern vor der Stadt immer solchen Eindruck gemacht hatten.

„Ich werde den Lausbuben schon finden! Ganz sicher,“ sagte Frantisek zu Mama gewendet und nach einer Pause wiederholte er: „ganz sicher!“

Mama schief diese Nacht im Kinderzimmer. Leo mußte zu Papa übersiedeln.

Am nächsten Morgen fand es der Arzt um tausend Prozent besser.

Eine Woche darauf meinte er: „Ja, wenn das andere Auge nicht schon von Geburt so schwach wäre!“ und riet Herrn Mathias Ellmann, mit seinem Sohn zum Professor nach Prag zu fahren.

Trostlos kehrte er am Abend zurück. Auf dem Bahnhof erwartete sie Frantisek strahlenden Auges und mit verbundenem Arm. Er hatte den „Lausbuben“ gestern auf der Bahn gefunden, wie er einem Herrn das Packel tragen wollte. Ehe er ihn zum Wachmann schleppte, hatte Frantas Arm einen Messerstich bekommen. — „Jetzt sitzt er schon, der Lausker!“ sagte Franta mindestens zwanzigmal auf dem Weg vom Bahnhof in die kleine Franzensgasse.

Sechs Wochen lag nun Friede zu Bett, erhielt schmerzhaft Injektionen in die Schläfen, von denen er noch nach Jahren immer wiederkehrende Kopfschmerzen hatte und alles nur, damit er nachher sicher wußte: daß nichts zu machen war.

Und dies nicht einmal sagte ihm jemand wirklich und bestimmt.

Als er endlich aufstehen durfte und langsam umherzugehen begann, war er kraftlos und dick.

Eines Morgens ging die Mutter zum Pfarrer. Die Milchfrau hatte ihr so lange zugesetzt, auch dies nicht unversucht zu lassen. Der Herr Pfarrer nahm warmen Anteil. Er sah darin wieder einen klaren Beweis für die Unerforschlichkeit der göttlichen Ratschlüsse. Übrigens riet er zu einer Wallfahrt

Es war nicht Nacht vor Friedes Augen. Sondern etwas Farbloses, weißlich Schimmerndes wie ein ewiges Morgengrauen. Und, da er gewohnt war, mit den Augen immer



etwas In sich aufzunehmen, suchte seine Phantasie das Fehlende zu ersetzen. Bunt wechselnde Bilder gaukelten um ihn her.

V' Jetzt umgab ihn ein Wald mit Bäumen, so dick wie das Krankenzimmer, und deutlich sah er im Winde die Riesenwipfel schwanken, deren Blätter so groß waren wie die Fenster der Synagoge.

Oder er befand sich in den Goldkammern der peruanischen Könige, die von den portugiesischen Entdeckern seinerzeit so ausgeraubt wurden. Am lebhaftesten sah er sich vor einem weißen Nebelschiff mit sehr vielen flatternden, oft zerrissenen Segeln. Draußen im Freien wagte er oftmals urplötzlich keinen Schritt vorwärts oder rückwärts, obgleich man ihn führte. Er hatte die greifbar deutliche Vorstellung, daß er von kriechenden Schlangen umgeben sei, die miteinander kämpften und ihn nur so lange nicht anfielen, als er ihren Leib nicht berührte; oder Ekel schüttelte ihn, weil er ein endloses Heer von Raupen, Würmern und Spinnen auf sich zukommen sah. Die beklemmendsten Phantasien hatte er beim Auf- und Absteigen von Treppen. Entweder kletterte er über unzählige Schieferdächer — Jede Stufe einer der Vorsprünge, die sich wie Augenbrauen über den Dachluken wölben. Oder eine zackige Felswand war es und manchmal — plötzlich — kam es ihm sehr wahrscheinlich vor, daß vor ihm ein Abgrund klaffte; ein andermal, daß er nicht vom Fleck komme und nur das Stückchen Boden auf dem er stand, sich unter seinen Füßen fortschiebe.

Düren all das war sein Gang und seine Haltung unsagbar ängstlich und ungeschickt. Kläglich.

Allmählich rückte er sich in seiner neuen Anschauungsmöglichkeit zurecht. Er maß Bücher nicht mehr nach Seiten, sondern nach den Vorlesestunden, die sie erforderten. Er sprach oft und lange über seinen künftigen Lehrgang und Beruf. Er wußte nicht, wie das die Seinen quälte. Er kam sich so erwachsen und wichtig vor, wenn über die besonderen Schwierigkeiten seiner weitem Erziehung beraten wurde.

Der Doktor hatte mit einem Seufzer die Behandlung geschlossen und sagte, wie seinerzeit der Professor in Prag und auch fast mit dem gleichen Tonfall: „Vielleicht hilft sie die Natur.“

Vater Mathias erzählte das zu Hause als unterstrichene Aussicht, wenngleich er selbst wohl fühlte, wie es gemeint war.

Und nun wartete man auf das gleichsam unsichtbare Heilwerk. Und man suchte die Natur durch Proben und Versuche anzufeuern. „Wie brennt heute die Lampe?“ Friede wußte, daß man sie zu putzen vergessen hatte und sagte: „Trübe, sehr trübe heute.“ Da wurde er von allen Seiten wild umarmt und Freudentränen strömten. Am nächsten Abend fand er das Licht der Lampe natürlich wieder hell.

In Wahrheit aber nahm er nur eine dicke trübgelbe schwebende Kreisfläche wahr, wenn er angestrengt auf die gewohnte Stelle blickte.

Der Doktor wurde von der auffallenden Besserung verständigt und kam mit dem

ioeeta. im\*, ms. 9



MORGEN.

traurigen Lächeln einer wissenschaftlich begründeten Ungläubigkeit. Er führte Friede in das Zimmer, bevor Licht gemacht war. Friede erschrak, als er gar nichts sah, wollte aber der Familie nicht den Schmerz bereiten und meinte unsicher: „Man wollte vielleicht den Zylinder putzen.“

„Wenn Sie das Licht nur überhaupt sehen?“ fragte der Doktor unnachsichtig.

„Oh Ja.“

Langsam — mit viel Kummer und unter Tränen gab man dem Drängen des entfernt verwandten Philosophieprofessors aus Berlin nach, der . . . der Herrgott in der weitverbreiteten Ellmannschen Familie . . . anfangs schonend, dann aber immer bestimmter den Befehl ergehen ließ, daß der kleine Friede in einer Blindenerziehungsanstalt unterzubringen sei. Der Mutter und den andern kam es so vor, als ob sie durch einen solchen Schritt sein Ausnahmsschicksal anerkennen und besiegeln würden. Vielleicht war dieses Ärgste noch nicht notwendig!

Schließlich reichte Mathias — ohne Wissen der Seinen — in verschiedenen Instituten um Jahresberichte, Aufnahmebedingungen usw. ein und sandte nach lebhaftem Briefwechsel mit dem Philosophieprofessor sein Aufnahmsgesuch in das große Institut der Residenz.

Aber es floß nun eine endlose Zeit der Erwartung hin. Zuletzt glaubte man schon beinahe, man habe gar kein Gesuch abgeschickt.

Indes verfiel Friede neuen quälenden Leiden. Die beschäftigungslose Einsamkeit wurde selbst für ihn zu lang und zu ununterbrochen. Immer häufiger und unaufhaltsamer versank er in den bodenlosen Sumpftiefen der Langweile. Er wurde reizbar und launenhaft, mürrisch und verdrossen. Seine Geschwister hatten zu wenig Zeit für ihn. Auch wußte man ja keine Abwechslung. Vorlesen und Spazierengehen, Vorlesen und Spazierengehen. Vertrieb er sich die Zeit durch Aufenthalt in den Goldkammern der peruanischen Könige oder durch Beteiligung an Indianerkämpfen und Ritterfehden, dann rächte es sich immer. Er kehrte von diesen anstrengenden Ausflügen der Phantasie mit leeren Taschen zurück, erschlaft, genußunfähig, voll Überdruß und Ekel vor allem, was ihn sonst begeisterte. Da kamen oft furchtbare Stunden für Ihn und alle.

Erst trübsinnige Stummheit, dann Anklagen gegen seine Nächsten, gegen das Leben und gegen alles, was man ihm tat und für ihn wollte.

Wenn er zu Hause blieb, war es unabwendbar, — das zeigte sich deutlich — er würde ein verzogener, dicker, grobsinnlicher und geistesstumpfer Mann werden. Das erleichterte Herrn Mathias, seiner Familie die voraussichtliche Aufnahme Friedes in eine Erziehungsanstalt mitzuteilen. Es schien jetzt ein Ausweg, eine Trostesquelle. Es war geradezu ein freudiges Ereignis, als die Nachricht kam, daß er aufgenommen war.“



Kainz.  
103

Kainz.

Von

Willi Handl.

(Prolog zu Minem Berliner Gastspiel)

Das Phänomen Kainz, rätselhaft und unvergleichbar, wie Jede gewaltige Künstlersehaft, ist in keiner psychologischen, technischen oder kulturkritischen Betrachtung restlos auszuschöpfen. Unzählig und unaufhörlich haben sich subtile oder leidenschaftliche Äußerungen darum bemüht, erkennbar wiederzugeben, was er uns war, was er uns wurde, wie er seine Kunst, sein Leben oder sein besonderes Verhältnis zur dramatischen Dichtung der verschiedensten Zeiten vom Grunde auf gestaltet hat. Und von diesem Überfluß an beschreibenden oder lobpreisenden Worten sind zum Schluß im Bewußtsein der deutschen Kulturwelt doch immer nur Worte zurückgeblieben: Sprachgewalt, Leidenschaft, Nervosität, moderne Durchgeistigung — lauter kennzeichnende Begriffe, die auf Jedes Junge und kluge Kraftgenie unter den Schauspielern ebenso gut gepaßt hätten. Nein, man wird es aufgeben müssen, an die wirkliche Bedeutung eines Menschen gestalten von so einziger Art in Schilderung oder Analyse herankommen zu wollen.

Es kann sich bei Jeder dieser gedanklichen Übungen, die sehnsüchtig oder überlegend um den vielfältigen und ausgedehnten Komplex künstlerischer Probleme herumgehen, der sich im Namen Kainz zusammenfaßt, immer nur darum handeln, irgendeine seiner rätselhaft lockenden Besonderheiten herauszuheben und in möglichst klarer Anschauung hinzustellen. Die glitzernden Flächen seines Wesens, die leichten Flammen, die aus seiner Kunst In ewig Jugendlicher Glut aufschlagen, die Triumphe seines durchdringenden, kühn auflösenden oder aufbauenden Geistes sind oft genug gewertet und gepriesen worden.

Einer Kritik aber, die sich vorgesetzt hätte, das Wesen einer Kunst zunächst an ihrem Material zu fassen, gibt er besonders das eine ungewöhnliche Problem auf: die souveräne Haehtfülle seiner Kunst von den Äußerungen eines Körpers herzuleiten, der schmal und schwächlich, von zierlichen und ellfertigen Bewegungen doch eigentlich nur die Zeichen einer gefälligen und gepflegten Unkraft als seinen ebenbürtigen Ausdruck hergeben zu können scheint. An diesem offenbaren Widerspruch der Mittel und ihrer Wirkung hängt, technisch betrachtet, vielleicht die erstaunlichste Merkwürdigkeit dieses merkwürdigen Schauspielers. Es ist nicht anders denkbar, als daß zwischen diesen beiden, der zartlinigen Körperlichkeit und Ihrer ungeheuren künstlerischen Tat, ein übermächtiger Wille sltat, der eines zum anderen zwingt. Kainz Ist der Schauspieler des überragenden, bewußten Willens. Das ist seine Funktion Inmitten der bilderreichen Spiegelung unseres Lebens, die uns von der modernen Schauspielerei dargebracht wird. Es ist die oberste



## MORGEN.

und stärkste Funktion; denn aus der Sehnsucht und den Zweilein, aus Niedergeschlagenheit und Selbsttäuschung, aus der Hingabe an den blinden Instinkt und der bitteren Furcht vor dem Zerfall, kehrt die Seele unserer Zeit zuletzt doch zur Macht und Klarheit eines bestimmten Willens zurück und fragt ihn, wie er uns weiterführe. Als sein künstlerisches Abbild beherrscht die dunklen, dumpfen, gespaltenen und gebrochenen Klangfarben der heutigen Schauspielerei immer wieder der helle Ton des wachen Wissens und Wollens, das alle Kräfte befeuert, sammelt und in tatbereiter Ordnung weiterführt. Und diesen Ton meistert keiner wie Josef Kainz. Was er darstellt, künstlerisch und geistig, ist Be-  
meisterung des Lebens durch persönliche Energie. Kainz ist in der Kunst unserer Tage das unvergleichlichste Beispiel für die schöpferische Gewalt und den entwicklungsstarken Reichtum der Spannungen, mit denen ein unbeirrbarer Wille seine physischen Mittel schier bis ins Ungemessene laden kann.

Von solchen Spannungen geht aber das unheimliche Beben aus, in dem alles Dumpfe und Gefährvolle mitzuschwingen scheint, das unser heutiges Empfinden dunkel umlauert. Und hinter den klaren, festen, leidenschaftlich bewußten Oberflächen des dargestellten Lebens zeigt sich gleich auch, deutlich durchschimmernd, alles Instinktive, Unsichere, umstürzlerisch Drohende. Die sieghafte Majestät eines Willens leuchtet aus diesen Schöpfungen; aber ihren Glanz untermalen auch die Schatten aller Gefahren und Feindseligkeiten, über denen dieser Wille hinschreitet. Der fanatisierte Schwung und die seelenvolle Elastizität seiner jugendlichen Rollen hatten hier ihren natürlichen Untergrund. Hier liegt auch das Geheimnis der unerhörten Meisterschaft, die seiner Sprache gegeben ist. Die verständigste und eifrigste Übung könnte sonst aus der Sprache immer nur ein blitzblankes Instrument machen, fertig zum Gebrauch für intelligente Erklärung und Ausdeutung. Aber die Genialität des Kainzschen Sprechens, in der sich — durchaus modern — die technische Arbeit zum unglaublichen Wunderwerk erhöht, ist von weit größerer Natur, ist die tönend gewordene Leidenschaft eines Bezwingers. Seine Sprache ist die letzte, sicherste Zuflucht seiner tyrannischen Energien, wenn ihnen die feinen Glieder, die leichtgefügteten Gelenke den gleichwertigen Ausdruck jener Leidenschaft verweigern. Unter diesem Eindruck eines Körpers, der den gewaltigen inneren Spannungen nicht mehr ganz nachgeben kann, hat man seine Gestaltung jugendlicher Menschen oft als krankhaft oder neurasthenisch bezeichnet. Dies scheint mir aber ein Irrtum zu sein, verschuldet von dem verständnislosen Anstaunen einer geistigen Übermacht, die den Körper scheinbar über das Maß seiner Kraft emporriß. Soviel steht fest, daß diese beispiellose Konzentrierung auf das Wort und seinen Ton diesen Figuren späterhin den Schein von etwas Künstlichem und allzu Beredtem gegeben hat. Da hatte gleichsam der ungeheueren Wille, der sein künstlerisches Gestalten antreibt, des unjungen Körpers ganz vergessen und arbeitete allein, nur noch als sprachlicher Ausdruck lebendig. Das gab einen stürmisch-tatenreichen Übergang zwischen der aufgelösten Schönheit früherer Triumphe und dem Wetterleuchten neuer geistiger Flammenzeichen. Diese blitzten nun aus den Ge-



Der Weg.

105

bilden auf, die vor allem die Leidenschaft des Begreifens, hinreißende Aufschlüsse der Erkenntnis verlangen. Da ist kein jugendlicher Wurf der Glieder, kein befeuerter Schwung des Körpers mehr nötig; hart und scharf und gemessen fällt die Gebärde, in gutem Takt mit der meisterlich reinen und starken Ausprägung des Wortes. Die Tyrannei des Geistes hat nun wieder ganz vom körperlichen Material Besitz ergriffen und gebraucht es in Schönheit, als ihr vollkommenes Mittel. Mehr und mehr offenbart sich nun in seiner Kunst die herrschende Gewalt dieser inneren Energie, die früher, vom Widerspruch körperlicher Zartheit vielfach maskiert, oft nur in interessanten Brechungen oder Umleitungen wirksam werden konnte. Jetzt aber, in diesen Gestaltungen rein geistiger Übermacht, erscheint sie frei und in blanker Herrlichkeit. Sein Franz Moor und in gewissem Sinne auch sein Hamlet sind Darstellungen eines großen Willens, den nur das Schicksal, wie es ihn eben gegen die Welt gestellt hat, auf das Gute oder auf das Böse wendet. Und sein Mephisto ist nichts als dieser Wille selbst, der, lohend, klar und scharf, aus blanken Worten und aus kurzen Gesten unweigerlich herausschlägt.

In diesen neueren Rollen, die sieghafter Gewißheit voll neben den Resten des älteren Repertoire einhergehen, verkündet uns Kalnz das Durchdringen selbstbewußten Dranges zur Macht durch die widerspenstige Materie. Er bekräftigt uns künstlerisch so alle Hoffnungen, die wir auf die schaffentüchtigen, leidenschaftlich durchgeistigten, wissenschaftlich angespannten Kräfte der jetzigen und der nächsten Menschheit setzen. Von da aus betrachtet kann seine Kunst zum lebendigen Sinnbild einer trostreich verheißenden Entwicklung für die ganze gegenwärtige Generation erhoben werden.

Der Weg.

Von

Alice Falckenthal.

Nun leh stehe in des Lebens reichem Sonnenglanz,  
Nun Ich trag des Glückes roten Rosenkranz,  
Möcht ich lachen lernen so voll Übermut,  
Doch es bleibt ein Fürchten heimlich mir im Blut.  
Schließt mir schwer die Lippen, und das Lachen schweigt,  
Und zu toten Tagen mein Erinnern steigt.  
Mitten in der Sonne wird mein Herz mir krank,  
Mitten aus der Sonne geh ich müd entlang



## MORGEN.

Einen Weg, den ich ging viele, viele hundert Mal  
 Hin und her, hin und her in Einsamkeit und Qual.  
 Einen Weg, der gepflastert ist mit soviel Kinderleid  
 Und mit meiner Jugend schwerster Bitterkeit.  
 Einen Weg, der meiner Seele Kraft und Glauben nahm,  
 Und den sie doch zu Ende ging und niemals wiederkam  
 Nun ich stehe in des Lebens reichem Sonnenglanz,  
 Nun ich trag des Glückes roten Rosenkranz,  
 Möcht ich lachen lernen so voll Übermut,  
 Doch es blieb ein Fürchten helmlich mir im Blut.  
 Die Berufung.

Von

Georges Rodenbach.

(Fortsetzung.)

Er predigte vor allem des Abends in der schon in Schatten getauchten Kirche der Schule. Und über Gegenstände, die geeignet waren, die Einbildungskraft mit heilsamer Furcht zu erfüllen: die Sünde, den Tod, die Hölle. Es waren oft lockende, doch meist tragische Bilder, die er entwarf; er ließ die Flammen der Verdammnis lodern. Die wenigen Schüler lauschten bang, oft entsetzt, wie eine verstörte Herde, deren schwarzer Hirt in der Ferne mit Feuerbränden droht.

Er hielt auch besondere Reden über die Berufung, denn dies war ja der Hauptzweck der Andachten für die jungen Leute, welche die Schule verlassen sollten. Er schilderte ihnen die Welt, in die sie bald treten würden, ihre Gefahren, Ihren trügerischen Schein, ihre Verrätereien und die eitle Schminke ihrer Freuden, die bald von Tränen abgewaschen wird.

Dann malte er ihnen als Gegenstück das geistliche Leben als die Zufluchtsstätte, wo die Leidenschaften und folglich der Kummer nicht hindringen, als die Inselflur des Friedens, wo Gott auf einige unter ihnen harrte, um sie in den Dienst der Altäre und Kanzeln einzuweihen.

Während er so sprach, glaubte Hans, er blickte ihn an, an 1 h n richtete er vor allem diesen Weckruf. Sein Zaudern war mit einem Male dahin, wie ein Nebel der Seele, der



verfliegt! Ihn dünkte, als ob ein großer Schleier plötzlich zerrisse, als ob das Dunkel in ihm sich hellte.

Eine Gewißheit überkam ihn. Sein geistlicher Beruf, seit lange erträumt, geahnt, war plötzlich zum Ereignis geworden, stand wie in die leere Luft der Kirche geschrieben. Ehre sei Gott, der ihn berufen hatte! Endlich war er entschlossen, und da gerade ein Dominikaner diese Predigten gehalten und ihn bestimmt hatte, so war das sicher ein Zeichen, daß er selbst in diesen ruhmreichen Orden eintreten sollte! Ja, das Gewand des Heiligen Dominikus, die »weiße Kutte und der schwarze Mantel, die Farbe von Meervögeln, um zu Gott emporzufliegen! Von diesen Tagen an stand Hansens Entschluß unerschütterlich fest.

Er sagte es seiner Mutter nicht sogleich, aber einige Tage nach der Preisverteilung, bei der er die höchsten Auszeichnungen davontrug. Seine Schulzeit war nun zu Ende. Er hatte der Schule Lebewohl gesagt, zwischen deren weißen Wänden seine fromme und glückliche Kindheit verflossen war. Was sollte er werden? Frau Cadzand hatte ihn nicht danach gefragt, nicht einmal daran gedacht. Sie fand es sehr einfach, daß er sein Dasein bei ihr verbrachte, ohne etwas zu wollen, als sie zu lieben und weiter zu beten. Er war wohlhabend genug, um müßig zu leben, in frommen Unterhaltungen, im Besuchen von Messen und Vorlesungen und vielleicht auch ein paar gelehrten Studien, in denen er das Werk seines Vaters fortsetzen würde: die Forschung nach der Geschichte und den großen Namen der Vergangenheit Brügges.

Hans kannte diesen schönen Traum ihres gemeinsamen Lebens durch seine Mutter. Sie hatte Ihn oft davon gesprochen, und er hatte stets Ja gesagt, um sie nicht zu betrüben; er hatte die Stunde und das Zeichen von Gott abgewartet. Nun aber hatte Gott ihm das entscheidende Zeichen gesandt, während der letzten Andachtsübungen. Es war ihm plötzlich sonnenklar geworden, ein großes Licht war ihm aufgegangen, und er hatte in seine Seele hineingeblickt wie in ein Sprechzimmer, in das Jesus hinabstieg, um mit Ihm zu reden.

Er faßte sich ein Herz und gestand alles der armen Frau Cadzand, die schon bei seinen ersten Worten In Schluchzen ausbrach. Was mußte sie da hören? Was wollte Gott noch von Ihr? Es war wie die Anzeige eines neuen Todes. Sie war wieder allein. Jetzt erschien Hans ihr, ganz bleich von seinem Geständnis, als zweites Wachsbild nach dem andern, — dem Leichnam ihres Gatten, der eine Nacht hindurch zwischen Ihr und der Wiege gelegen hatte. Auch er war bereits eisig und stumm! Hans sprach nicht mehr; er hatte schlicht, aber fest Gottes Willen genannt, und Frau Cadzand fühlte Jetzt die Kälte von etwas Unabwendbarem.

„Aber nein, Hans, das Ist Ja unmöglich! Was soll aus mir werden? Warte doch wenigstens, bis ich tot bin!“

„Gott wird dir die Kraft geben, Mutter; es Ist eine große Gnade für uns!“

„Nein, es ist ein großes Unglück, Hans; für mich und auch für dich. Du bist noch



## MORGEN.

ein Kind; du verstehst es nicht; du bist noch unwissend. Versuche doch erst mal zu leben! Oh, wie bin ich unglücklich!"

Dann schluchzte Frau Cadzand von neuem auf. „Hans! mein armer Hans!" rief sie ein über das andere Mal leidenschaftlich. Sie benetzte ihn mit Tränen, während ihre Lippen ihn flüchtig berührten. Sie ging verwirrt und verstört im Zimmer umher und rief fortwährend: „Hans! Hans!" als wäre das schon ein verlorener Name, ein armer, aus ihrem Herzen entflogener Vogel, den sie rief, den sie wieder einfangen wollte . . .

Hans Heß es an diesem Tage genug sein; er war selbst ganz erschüttert von dem Tränenerguß und dem heftigen Schmerz seiner Mutter. Er bat den Himmel, daß er sie erleuchte und stähle! Dann fing er seine Versuche wieder an: er mußte seinen Beruf erfüllen; der seine sei ganz klar: er hätte deutlich Gottes Stimme vernommen. Er fühlte sich berufen. Sollte er Gottes Ruf nicht folgen?

Diesmal hatte Frau Cadzand nachgedacht. Sie antwortete nicht mehr mit Tränen. Sie sagte, er möge doch verständig sein, sich nicht so rasch auf gut Glück entschließen. Sie wollte sich seinem Beruf nicht widersetzen; aber erst mußte er dessen ganz sicher sein. Er möge doch noch etwas warten, die Welt kennen lernen und sich aus ihr erst dann zurückziehen, wenn er sich wirklich als Fremdling in ihr fühlte.

Er wäre noch Jung, zu Jung. Sie hätte nur eine sehr berechtigte Bitte: sich ein, zwei Jahre zu gedulden, spätestens bis zu seiner Großjährigkeit. Er könnte sein frommes Leben, seine religiösen Übungen ja fortsetzen. Sie würde sogar daran teilnehmen. Sie könnten noch ein paar Marienmonde voller Blumen miteinander verbringen. War das nicht eine sachgemäße Vorbereitung, ein treffliches Vorspiel für das geistliche Leben? Nach dieser Frist möge er gehen, wenn Gott ihn dann noch rief; doch bis dahin gäbe sie Ihre Erlaubnis nicht. Damit wäre alles besprochen und bestimmt.

Sie hatte mit Festigkeit gesprochen, ihre Tränen unterdrückt, ihre Stimme gezwungen, nicht zu beben.

Hans wurde schwankend. Er mußte Vater und Mutter ehren. Das war auch ein Gebot Gottes. Und wie sollte er der seinen nicht gehorchen, die so edel, so gut und so traurig war?

Jawohl, traurig! Frau Cadzand blieb tagelang völlig niedergeschlagen; ihre Kopfschmerzen wurden heftiger in der Besorgnis um eine Zukunft, in der ihr kaum mehr eine Hoffnung leuchtete . . .

Welch ein Schatten von Möglichkeit blieb ihr noch, daß diese geistliche Berufung ihres Sohnes scheiterte, die so fest schien und überdies durch so viele Jahre der Inbrunst und der mystischen Verzückerung vorbereitet war?

Die Witwe sagte sich, daß sie selbst an dem großen Unglück gearbeitet hatte, das Jetzt über sie hereinbrach. Ihre eigne Waffe hatte sich gegen sie gewandt. Sie hatte sich Über die inbrünstige Frömmigkeit ihres Hans gefreut, weil sie darin ein Werkzeug ihrer Macht über ihn erblickte. Sie hatte seinen Glauben angestachelt durch besonderes Beten



außer dem La der Schule. Sie hatte gewähnt, Ihn vor den Frauen und der Sünde zu behüten, indem sie ihn ganz der Maria weihte, aber die jungfräuliche Frau hatte ihn jetzt mehr für sich gewonnen, als es alle andren je getan hätten.

Das war wirklich eine Liebe, die keine Teilung zuließ. Gerade ihr mußte sie mißtrauen. S i e hatte gewinkt, und ihr Sohn verließ sie, wollte nie mehr zurückkehren, weit, weit von ihr leben, wie mit einer Gattin, die eifersüchtig auf die Mutter ist. Und sie hatte nichts geahnt, nichts geargwöhnt! Oh diese Verblendung, diese mütterliche Selbstgefälligkeit! Nichts gemerkt in allen Phasen dieser Inbrunst, durch die er ihrem Leben entrissen ward; die erste Kommunion, die Andachten, die Marienmonde, die Zulassung zur Kongregation und die Aufnahme unter die Chorknaben!

Hier allein hatte sie eine Art von Vorgefühl gehabt, als sie schauderte und sich widersetzte, alle seine Haare fallen zu sehen, damit er kurzgeschoren ging, wie die Regel es forderte.

Aber diese erste Verstümmelung war gar nichts im Vergleich zu der andren, die noch drohte . . . Und tatsächlich: als er von seinem Wunsche gesprochen hatte, in einen Orden einzutreten, hatte die Mutter, Gott weiß durch welche Gedankenverknüpfung, die bisweilen in der Verwirrung der großen Erschütterungen stattfindet, im ersten Augenblick nur eines gesehen, was sie schmerzte: die Tonsur. Ach! auf dem reizenden, geliebten Kopfe, dem bereits zum Altardienst das Haar geschoren war, jetzt auch noch diese Wunde zu erblicken, diese starre Lücke, tragisch wie das einzige Auge Gottes hinter einem bleichen Glase! Ja, dieser tote Stern, dieses leere Zifferblatt, das nur noch die Ewigkeit anzeigt, dieser eine bloßgelegte Fleck, der gleichsam die Entsagung des ganzen Fleisches anzeigt! Die Tonsur! Diese Wunde In Form einer Hostie!

Frau Cadzand sah weiter nichts mehr, trotzdem die Frist jetzt verschoben war. Sie dachte an weiter nichts während der langen Nachmittage, wo sie sich, von Kopfschmerzen geplagt, auf das geliebte Haarkissen legte und den Tag kommen sah, wo sie es vielleicht öffnen würde, um das hinzuzufügen, was unter der Schur für die Tonsur gefallen war . . . Aber dann war das Kissen keine Hilfe mehr gegen das Kopfweh; es wurde für sie zum schmalen Sargkissen.

Zweiter Teil.

1.

„Hans, willst du mich begleiten?“

„Wohin gehst du?“

„Zu Frau Daneele; sie erwartet uns.“

„Nein, entschuldige mich. Ich bleibe lieber zu Hause. Ich arbeite.“

Frau Cadzand drang nicht weiter In Ihn. Sie schloß die Tür, und Ihr langsamer Schritt verhallte auf der Wendeltreppe des Hauses. So war es jedesmal, wenn sie ihrem Sohne einen Spaziergang, eine harmlose Zerstreuung vorschlug. Er ging nur des Morgens



## MORGEN.

mit ihr aus, um die Messe in Notre Dame anzuhören. Obwohl ihr Glaube seit der großen Trauer, die sie fast an Gott verzweifeln ließ, sehr abgeflaut war, hatte sie auch die Gewohnheit angenommen, täglich zur Messe zu gehen, allerdings mehr, um mit ihrem Sohn auszugehen, etwas mit ihm zusammenzusein. Denn sobald sie heimgekehrt waren, schloß er sich oft den ganzen Tag lang in das große Zimmer des ersten Stockes ein, wo sie einst die schönen Marienmonde gefeiert hatten. Der Kamin sah noch immer aus wie ein Ruhaltar, und vor der Statuette der Jungfrau standen stets frische Blumen, wie auf einem neuen Grabe. Dort hatte Hans sich zum Arbelten niedergesetzt, an einem großen Tisch, der mit Büchern und Schriften bedeckt war.

Seit den Monaten, wo er die Schule verlassen, hatte er versucht, sich eine Beschäftigung zu schaffen durch Arbelten, die zugleich fromm und gelehit waren. Er schrieb eine Studie über die vlämischen Beghinenklöster; er hatte ihre Geschichte studiert, von ihrer fernen Stiftung durch die heilige Bega, die Schwester Pipins, die Gründerin des Ordens an; vor allem aber über das Beghinenklöster in Brügge, dessen Anlage noch bestand. Hans ging bisweilen dorthin; es waren seine einzigen Spaziergänge. Er lenkte seine Schritte nach dem grünen Weichbild, in dem es einsam liegt; er verbrachte köstliche Stunden des Träumens und Sinnens unter den Ulmen des Grenzwalles, beobachtete das Huschen einer Beghinenhaube hinter den Scheiben, das dem Vorbeifliegen eines Vogels im eisartigen Gesichtsfeld eines Fernrohres glich; er betete in der Kapelle, wo die verwischten Namen der früheren Oberinnen mit den alten Daten des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts auf den Grabplatten standen, mit denen sie gepflastert war. Auch daheim betete er stundenlang und las Tag für Tag sein Brevier mit der Pünktlichkeit eines Geistlichen. Denn seine Arbeiten waren nur ein Mittel, die Zeit hinzubringen und die Muße zu veredeln, die, wie er fühlte, nur vorläufig war.

Frau Cadzand merkte es wohl, und ebenso, daß er in seinem Vorsatze festblieb. Aus Gehorsam und kindlicher Zärtlichkeit hatte er seinen Plan aufgeschoben, aber nur so, wie sie es gewünscht hatte, für ein paar Jahre, höchstens bis zu seiner Großjährigkeit. Er lebte fast schon wie ein Mönch: Frühmesse, strenges Fasten, Brevier und Vesper, häufige Beichte und Kommunion. Er verkehrte mit niemand.

Trotzdem gab Frau Cadzand die Hoffnung noch nicht auf. Die Zeit arbeitet so geheimnisvoll daran, unsre Pläne zu zerstören. Sie raubt unseren lebhaftesten Gedanken, unseren festesten Vorsätzen die Frische, und unser Geist entkleidet sich ihrer wie eines Stoffes, dessen Blumen verblassen. Jede Stunde nimmt uns etwas von uns und trägt etwas in uns hinein. Bald sind wir nur noch scheinbar die gleichen. Die Zellen, aus denen unser Leib sich zusammensetzt, sind nach Verlauf weniger Jahre sämtlich erneuert. Und gilt nicht ein Gleiches vom Gehirn und den Ideen, die ihm angehören?

Und dann: war diese geistliche Berufung bei Hans wirklich so tief und unheilbar? Vielleicht war es nur eine jugendliche Ekstase. Die Frömmigkeit ist ja eine Form der höchsten Empfindsamkeit, eine Art, den inneren Überschwang abzuleiten. Dafür ist



die Religion vortrefflich. Sie bietet eine Liebe ohne Gefahren, ein Vergnügen ohne Gewissensbisse. Dank ihr veräußerlicht sich das Unendliche. Und wie kühl werden die Finger, wird die Stirn and die brennende Seele des Jünglings im Naß des Weihwasserbeckens. Eine Leidensehaft für etwas, das so fern ist, als ob es nicht da wäre! Trotzdem genügt es, am Worte zu hören and zu sprechen, In denen Liebe ist, wie in allen Gebeten. Aber sobald ein andres Ideal erscheint, vollzieht sich eine Art Übertragung. Man hat Gott vermenschlicht; nun vergöttilcht man die Schöpfung. Man stellt sie auf den Altar, betet sie an, schmückt sie mit Blumen, benetzt sie mit Tränen.

Frau Cadzand faßte wieder Vertrauen. Jenes Wort von Hans kam Ihr wieder in den Sinn: „Ich liebe die Jungfrau besonders deshalb, weil sie eine Frau ist!“ Mit diesem Wort hatte er ahnungslos, rein instinktmäßig, das Geheimnis seines Zustandes verraten. Es brauchte nur eine Frau zu kommen und sein Herz zu rühren, so war s i e alsbald die Jungfrau und er liebte sie über alles. Aber würde sie kommen? Und woher?

Die Mutter sann nach. Sie brauchte nicht weit zu suchen, denn eine Ihrer ältesten Freundinnen, Frau Daneele, hatte Just ihre einzige Tochter wieder zu sich genommen, die kleine Wilhelmine, die Ihre Erziehung im Kloster der Heimsuchung soeben vollendet hatte. Die Zeit war fern, wo Fi au Cadzand eifersüchtig darauf bedacht war, stets mit ihrem Sohne zusammenzuleben, wo sie hoffte, daß er nie heiraten, sich ganz ihr widmen, der beharrliche Gefährte ihres Alters sein würde. Das war ein selbstsüchtiger Traum gewesen, für den sie nun bestraft wurde. Jetzt dachte er ja daran, sie ganz zu verlassen und ein geistliches Leben zu führen. Aber es gab noch einen Mittelweg, dem sie sich nicht mehr bloß fügen wollte, sondern den sie leidenschaftlich zu wünschen begann, wie einen hinreichenden, immer noch köstlichen Ausweg. Jawohl! Er sollte heiraten! So behielt sie ihn doch ein wenig. Sie behielt ihn trotz dieser Teilung. Gott hingegen hätte ihn ihr ganz geraubt. Das war das schlimmste: wenn er für die andern lebte und für sie tot war.

Wilhelmine war eben siebzehn Jahre geworden, eine schöne Brünette, wie man sie in Flandern oft findet. Ein Einschlag spanischen Blutes, denn die blonde Schönheit bildet den Grundstock des Volksschlages. Sind die blonden Haare nicht am lichten Tage entstanden? Die schwarzen dagegen bei Nacht? Spanien aber war die Nacht in Flandern. Fräulein Daneele war reizend, von sanftem Wesen, trotz ihres dunklen Haares and Ihrer entsprechenden Augen, die wie dunkler Samt waren. Dazu eine träumerische Versonnenheit, eine reizende Schüchternheit, die ihren blassen Teint alle Augenblicke rötete: der Ton des Himmels, wenn die Morgenröte in den Tag übergeht.

Frau Cadzand liebte das junge Mädchen; sie hatte auch die Mutter ins Herz geschlossen. War sie doch eine der wenigen Freundinnen ihres zurückgezogenen, einsamen Daseins, das sie seit ihrer Witwenschaft geführt hatte. Und daher kam sie auch auf den Gedanken, daß die Arznei, die Heilung, die Abkehr von allen geistlichen Plänen für Hans darin läge, daß Wilhelmines Liebe Ihm zuteil würde. Ein Ideales Paar! Ihr Ehebund würde allen Ängsten der Mutter ein Ende machen.



## MORGEN.

Deshalb forderte sie Ihren Sohn auch heute auf, sie zu Ihrer Freundin zu begleiten. Er hatte es ausgesprochen. Aber er war schon dagewesen. Er würde wieder hingehen. Auch kam Frau Daneele mit Wilhelmine oft in die alte Wohnung in der Rue de l'Ane Aveugle, um den Nachmittag bei ihr zu verbringen. Man mußte alles erhoffen von dem Zauber der Jugend, den sanften Augen und weichen Haaren, der Macht der Sinne, deren Fludum wirkt, von dem unschuldigen Glücksversprechen der Lippen, deren rote Frucht stets dem Apfel im Paradiese gleicht.

Und wenn die beiden Hütter beisammen waren, dachten sie an das gleiche, ohne es auszusprechen.

Hans war krank geworden. Jedenfalls infolge seiner sitzenden Lebensweise. Er war abgemagert und etwas verändert, zumal ihm In den letzten Tagen seiner Krankheit die Haare gewachsen waren und wieder ein wirres Gelock mit blonden Ringeln und Lichtwirbeln bildeten.

Der Arzt hatte frische Luft, Spaziergänge und Zerstreuungen verordnet. Er entschloß sich, etwas mehr auszugehen. Seine Mutter nahm ihn zu langen Spaziergängen mit, betrübte ihn stets so versonnen zu sehen, so geistesabwesend und mit dem großen Plane beschäftigt, den sie nur zu gut kannte ... Gefügiger wurde er höchstens, wenn sie mit ihm zum Beghinenhof ging, die mit Grün geschmückte Brücke über das Minnewater beschritt und in die stille Umfriedung trat, deren leise Geräusche den Takt zu der Stille schlugen: ein Seufzen in den Blättern, ein ferner Glockenklang, ein zwitschern-der Sperling, dessen scharfer Ruf an das Knirschen eines Messers auf einem Steine gemahnt. Durch diese leisen Geräusche skandiert, wirkte das Schweigen noch mächtiger; es war wie das Meer um ein paar Kähne. O Ruhe des mystischen Obdachs, in dem Hans daherschritt wie auf einem Bilde, wie man im Geiste in der Landschaft eines alten Meisters wandelt! Weiter war nichts zu hören. Und doch lebten Menschen hinter diesen Scheiben, gerettet vor den Leidenschaften, Geschäften und Kämpfen der Eitelkeit und des Wohllebens. Bisweilen schritt eine Beghine vorüber, so ruhig, so wenig menschenartig, wie ein schwarzweißer Schwan, und strebte der Kapelle zu, aus der frommer Gesang sich erhob. Hans beneidete sie und wurde von neuem auf seinen fixen Gedanken gelenkt.

„Hier ist man glücklich!“ sagte er zu seiner Mutter.

„So scheint es uns, Hans, weiß wir hier nur vorbeikommen. Die Dinge sind glücklich hier. Aber die Frauen, in Ihren kleinen Klöstern eingeschlossen — weißt du, was sie denken?“

„Sie sind glücklich,“ antwortete Hans mit Wärme.

Man merkte, daß er an sich dachte, seine eigne Sache verfocht.

„Ein kaltes Glück, wie das der Toten!“

Mutter und Sohn schwiegen. In diesem Augenblicke stand Gott zwischen ihnen.

(Fortsetzung folgt)



Einsamkeit

113

Einsamkeit.

Von

Camill Hoffmann.

Wohin die Wege mich führen,  
ich frag nicht mehr.

Vorbei an vermauerten Türen,  
vorbei an vergitterten Fenstern,  
erblindet und leer.

Die Pforten zu Gott sind mit großen  
und dunkeln Worten versperrt.

Gott hat die Mensehen verstoßen,  
Ist selbst nun einsam und stumm. —

Wir gehn In der Irre herum.

Hundschau.

Kars« tu leiern. Noch wärmer hätte sich diese  
Feier gestaltet, als Österreich endlich der Pforte eine  
Entschädigung mit Erfolg anbot, wenn Inzwischen  
andere Sorgen aasgeblieben waren. .Die Ich rief,  
die Geister werd' Ich nun nicht los.' Zuerst hat  
die Habsburgische Monarchie extreme Schutzzölle  
geschaffen und nunmehr, da dadurch die dortigen  
Industriellen ebenso reich, wie mächtig geworden  
sind, greifen sie auch In die hohe Politik ein. Wer  
die Preßverhältnisse jenes Landes In Ihrer vtel-  
Jährigen Ehe mit den Kartellen und Syndikaten  
kennt, der wußte auch von vornherein, weshalb  
angesehene Organe, nachdem sie zur Beseiti-  
gung des türkischen Boykotts Immer wieder eine  
Geldentschädigung angeraten hatten, von dem  
eigensinnigen Aehrenthal schließlich ganz ab-  
rückten. Die Industriellen, ohne deren glänzende  
Geschäfte nicht einmal die Banken In Wien höhere  
Dividenden zahlen könnten, wollten ihren verloren  
Finanzpolitischen.

Von Plate.

Anstand geht Ober Berechnung!

nichts Gescheiteres tun

i auf Sizilien

lag doch klar vor aller Augen da, daß Italien vor-  
aas Jeder politischen Kombination auszu-  
seL Was das in Zelten solcher Span-  
Ja Pressungen bedeutet, wie sie die Orlen-

Ranges, das die

aus Scheu vor dem Unglück

Otzte. Dagegen ließ es

Lokalpatriotismus etwas



## MORGEN.

gegangenen Absatz Im Orient schleunigst zurückgewinnen, und tu diesem an sieb gani vernünftigen Zwecke machten sie Ihre öffentliche Meinung mobil. Also nur um des — Inneren Friedens willen, hat die österreichische Diplomatie nach langem, allzulangem Zaudern eingelenkt Da aber die Großen In Berlin nach wie vor wenig optimistisch sind, u. a. wegen unserer eigentlichen Konjunktur, — so zeigten sie den Kleinen, d. h. der Börse, ein anderes Bild, — das einer möglichen Geldversteifung. Die Franzosen, in Vorbereitung ihrer russischen Emission, ziehen viel Gold aus London und die Bank von England maß Jetzt, trotzdem dies Ja nur eine vorübergehende Erscheinung sein mag, ihren Disconto erhöhen. Sie Ist nun einmal das Goldreservoir der ganzen Welt, wie sich Jetzt wieder zeigt, trotzdem die Pariser Banken den Löwenanteil an Jener Anleihe nehmen, während die Londoner Finnen sich mit einer Anstandsбетellung begnügen. Also ohne weiteres sind die Börsen noch einer stürmischen Hausse nicht allzugeneigt, es müßten denn die südöstlichen Angelegenheiten plötzlich ein ganz friedliches Antlitz zeigen. Bis dahin aber gedenken unsere Bankkreise ihrer Intimen Kenntnisse von den schlechteren Dividendenaussichten der Eisen- und besonders der Kohlenwerte, wobei sie noch hoffen, daß diese Umstände nicht allzufrüh In die Öffentlichkeit dringen werden.

\* . \*

Die Unzufriedenheit der Erfinder Ist nichts Neues. Hier In einem seltenen Falle loben sie vielleicht die staatliche Fürsorge. Es handelt sich um ein ziemlich wahrscheinlich gewordenes Obereinkommen zwischen Deutschland und der Union, das ohne sehr rigorose Maßnahmen Englands wohl kaum nötig gewesen wäre. Dieses hat bekanntlich den Ausübungszwang von Patenten binnen wenigen Jahren gesetzlich festgelegt und zu dieser, die internationalen Gewohnheiten brüsk überspringenden Neuerung, sogar noch eine Rückdatlerung des Inkrafttretens hinzugefügt. Infolgedessen wünscht man In Washington ähnlich rücksichtslos vorzugehen. Da wir aber keine Gefahr laufen wollen, unter fremden Neubestimmungen zu leiden, die sich eigentlich gegen England kehren, so unterbandeln wir nunmehr mit den Amerikanern wegen eines diesbezüglichen Toleranzvertrages auf Gegenseitigkeit D. 11 es soll für die Patente beider Länder genügen, wenn dieselben In einem der Länder fabriziert werden, so daß der direkte Fabrikationszwang da, wo man auch patentierte, hinfällig wird. Mit Italien haben wir bereits einen derartigen Vertrag, mit Österreich, dem Dorado der Hochsehattzölle, war seinerzeit In dieser Beziehung nichts durchzusetzen. Lieber hätten die Wiener Delegierten auf das ganze Obereinkommen verzichtet als daß sie den so un-



gerechten Ausübungszwang preisgegeben hätten.

— Altmodisch, aber rentabel!

\* • \*

Der Ring Ist geschlossen. Mit der nunmehrigen Konstituierung der Elektrobank Feiten & Gullleume-Lahmeyer, der abermals eine Reihe von Großbanken angehören, Ist dieser neuesten Gattung finanziell-Industrieller Mischwesen vorläufig das letzte Glied angereiht worden. Natürlich stehen auch hier wieder Millionen und Millionen auf dem Papier, von denen angenommen werden darf, daß Ihre rastlosen Unternehmer mit der Ausgabe nicht allzulange zögern werden. Unter den Vorständen erblicken wir Geschäftsleiter, deren Persönlichkeiten zum Teil schon für eine solide, Ja vorsichtige Führung bürgen. Das würde aufhören, entweder dadurch, daß diese Herren mit Ihren größeren Zwecken wachsen, d. b. Ihren alten guten Grundsätzen untreu werden, oder aber wenn sie später, wie dies doch allzu menschlich ist Anderen Platz machen. Für diese Anderen fehlt aber, denn wer kann so weit sehen? — Jeder Anhalt hinsichtlich einer gleich sicheren Dispositionsfähigkeit. Es mag seltsam erscheinen, so vorausdenken, aber wir haben es hier doch schließlich mit gewaltigen Obligations Instituten zu tun, ohne Staatskommissar und ohne besondere gesetzliche Regelungen. Deshalb kann es auch nicht früh genug ausgesprochen werden, daß unsere beiden Elektrobanken Im Grunde nichts weiter als eine Art von Privathypothekenbanken sind, deren Obligationen (!) wie sie wohl leider betitelt werden, In erster Linie auf persönlichem Vertrauen beruhen.



Behutsamkeit wohl vollauf gerecht-  
fertigt werden, und man muß eben hoffen, daß dann  
später die neuen Männer von den Ihnen verliehenen  
Machtvollkommenheiten keinen sehr  
i Ist die Kontrolle

nötig (wenigstens soweit A. B. G.-  
In Betracht kommt). In Zukunft aber, wo eine solche  
Kontrolle vielleicht erforderlich sein wird, weiß man

Der chinesische Staatsstreich  
scheint sämtliche Europäische Gesandte so unvor-  
zu haben, wie etwa die Annexion  
i v. Tschirschy. Nur daß für  
i Erfassen neuer Situationen die Un-  
wohl  
Schwierigkeiten bietet als die am Hofe zu Wien.  
Sofort nach der Thronbesteigung Jenes Jugendlichen  
Kaisers wurde hier auf die baldige Möglichkeit  
einer veränderten Fremdenpolitik hingewiesen.  
In der Tat hat der jähe Sturz des Premierministers  
derartige Besorgnisse unter den dortigen Groß-  
machtsvertretern sofort hervorgerufen, wobei natür-  
lich der Diplomat irgendeines einflußreichen Landes  
I war es zufällig Frankreich — eine wohl-  
Ausnahmestellung

Zersplitterung der europäischen Inter-  
setzung gegenüber dem schlauen Manda-  
rententum wurde gleich anfangs von uns dargelegt.  
Ein Glück ist es nur, daß wenigstens die Union sich  
i Peking  
von dort aus  
eine An-  
leihe von 60 Millionen Dollar anbietet Wissen  
doch die Amerikaner nur zu gut, wie jene Absetzung  
auf Japanischen Einfluß zurückzu-  
vor allem in der Mandschurei  
i Genug-  
gerade der Amerikaner. Die ganze Lage  
so verwickelter als die Chinesen sich wahr-  
scheinlich zunächst hüten werden, die internationale  
Zoll- resp. Finanzkontrolle zu verletzen, um  
noch aus dem Wege zu gehen. Einstweilen soll  
Ja unsere Industrie die Lieferungen für die Tientsin-  
Pukowbahn erhalten, deren Eisenbahnmaterial  
mindestens mit M. 20 Millionen bewertet wird.  
Vor Zeiten fürchtete  
wohl u. a.  
wegen Ablösung des Grundeigentums völlige Un-  
kenntnis der dortigen Gesetze herrschte. Das hat sich  
Inzwischen geändert  
Diplomaten oder Fachleute? Die  
Franzosen haben gewiß ein Interesse daran,  
den neuen deutsch-portugiesischen Handelsvertrag  
als einen Sieg unsererseits auszuposaunen. Erstens  
hetzen sie dadurch ein wenig gegen uns und sodann  
könnten sie auch selbst mehr in Lissabon erreichen.  
In Wahrheit werden aber jetzt gewichtige deutsche



Kaufmannsstimmen vernehmbar, nach denen, wenn sie wahr sprechen, dieser ganze Vertrag eine Blamage schlimmster Art für uns sein würde. Kein einziger Fachmann sei zu Rate gezogen worden, alles hätten vielmehr dabei unsere Diplomaten besorgt, noch dazu unter so strenger Geheimhaltung der Vertragsverhandlungen, als handele es sich um ein Stück auswärtiger Politik. Nun ließe sich Ja einwenden, daß vielleicht unsere Kaufleute unzufrieden, unsere Fabrikanten dagegen zufrieden seien. Leider finden wir aber auch die letzteren in bitterer Beschwerde, so vor allem die Kleinhändler. Tatsächlich weist diese alte deutsche Kolonie in Lissabon eine Zahl so gewiegter Exporteure und Importeure auf, daß ein Übergehen dieser Autoritäten bei den entscheidendsten Verhandlungen ganz unbegreiflich erscheinen müsste. Und wie lange klagte man gerade in diesen Kreisen über die Verzögerung des Handelsvertrages, sowie über das geringe Verständnis in Berlin für diese Interessen! Am besten: Die Deutschen in Lissabon hätten den Mut nunmehr mit dem wahren Sachverhalt offen und klar herauszutreten. Alsdann würde ja noch der Reichstag sein letztes Wörtchen über Fähigkeit oder Unfähigkeit unserer Diplomaten zu sprechen haben.



MORGEN.

Die Steuer gegen Bayern.

Von Otto Saldi (München).

Der Herr Abgeordnete Gotthard Wölzl (München I) hat Jetzt schwere Tage. Den National-liberalen und allen unentwegten Preußenfreunden In Bayern muß die geplante Elektrizitäts-Steuer am wehesten tun. Sie haben es nicht verdient um den Norden, daß man sie zu so peinlicher Entscheidung zwang! Die aber, welche eine scharfe Hetze gegen Preußen als lieben Sport betreiben, die haben Jetzt ein wahres Kaiserwetter für ihre Kraftübungen. Es war Ja, wie oft betont, ein wirtschaftlich rückständiger, in seiner Grundanschauung verfehlter Gedanke, mit einer solchen, die Wirtschaft lähmenden, eine hoffnungsreiche Entwicklungsmöglichkeit unterbindenden Steuer einen Versuch zu machen. Aber das hätten wir Im Süden aus eigener Kraft nie fertig gebracht, den bayerischen Bauern und Handwerker neben den Industriellen und die Handelskammer als Kämpfer einzustellen gegen einen wirtschafts-politischen Rückschritt Dazu brauchen wir schon den — Alpenvereln, Herrn Sydow, der unsere hübschen Bäche mit ihrem schnellen Wasser so gerne sieht, der sie nun zur „Hebung der Reichsfinanzen“ schnöde und undankbar anzapfen möchte. Hilpert, der mittelfränkische Bauernbündler, ab Bundesgenosse der Handelskammer zu Mannheim und der Sozialdemokratie! Das bayerische Zentrum als Verteidiger des wirtschaftspolitischen Fortschritts!

Unser Land Ist arm an Kohle und Eisen, wirtschaftlich zurückgeblieben. Im Süden zumal Ist die Bevölkerung In geistiger und gesundheitlicher Beziehung ungünstig gestellt, durch Biergenuß und klerikale Erziehung verdummt, körperlich minderwertig durch den Mangel der Mutterbrust. Aber sie ist einig im Widerstand gegen die Steuer auf Licht und Kraft, gegen die Beraubung an dem Geschenke der Bergflüsse, daß da feenhaft Hoffnungen, unabsehbare Fortschritte zu bringen versprach und mit der wirtschaftlichen Besserung: Bildung und geistige Freiheit Kein Schiff befährt unsere Flüsse, nur kümmerliche Flöße. Das stelle Gefälle versagt uns so vieles, was die Ströme den Ebenen bieten. Jetzt sollte es uns Hilfe bringen, Kraft schaffen, Licht erzeugen. Soll Ich sie nennen, die ärmlichen Dörfer in Münchens Umgebung, zum Teil abseits von Jeder halbwegs radfahrbaren Straße, die Dörfer, die elektrisch beleuchtet sind, deren Bauern und Handwerker Betriebs-Verbesserungen, Arbeits-Erleichterungen erhofften von der geheimnisvollen Kraft mit dem schwierigen Namen, die ihnen von den Isarwerken zugeführt wird? Wieviel Schönheit und Landschaftsfreude mußten geopfert werden, um diese, vorerst noch kleinen, aber entwicklungsfähigen Fortschritte zu ermöglichen. Von einem schmutzigen Kanal begleitet, In



ein abscheuliches Korsett gezwängt, fließt die grüne Tochter des Karwendeis, die Isar, auf München zu, damit sie dem Volke der Bayern die sehr nötige Erleuchtung schaffe. Wir wollen nicht noch Steuern dafür zahlen, daß wir das Isartal verschandelt haben! Wir wollen uns den späten Ersatz für die lange Benachteiligung nicht aus der Hand winden lassen, ehe wir ihn recht genossen. Und wir befinden uns in diesem Kampfe in gemischter, aber nicht in schlechter Gesellschaft. Der Landrat von Oberbayern (d. h. also der „Provinzial-Landtag“), die Abgeordneten-Kammer, das „Herrenhaus“, der „Reichsrat der Krone Bayern“ haben einstimmig vor der Elektrizitäts-Steuer gewarnt. Nun will ich gewiß kein Loblied singen auf die bayerische Kammer der Reichsräte. Sie ist zwar nicht entfernt so kraftvoll rückschrittlich wie das preußische Herrenhaus; aber es fehlen ihr völlig die großstädtischen Bürgermeister, die in Preußen doch etwas Leben und Geist in den „Senat“ hineinbringen. Man kann im bayerischen Reichsrat ziemlich gut zwei Richtungen unterscheiden: die freikonservative, die aus den philosophisch freisinnigen, aber politisch konservativen Plutokraten besteht und eine zweite, die man etwa als „nationalkatholisch“ bezeichnen darf, zu der ich eben die Prinzen und den katholischen Hochadel rechne. Trotz dieser gewiß nicht gerade fortschrittlich zu nennenden Zusammensetzung haben unsere hohen Herren „Schneid“ entwickelt und sich hochgemut auf die Seite der Sozialdemokraten gestellt. Hie Sydow, hie Prinz Ludwig und Vollmar! Aber diese haben die wirtschaftspolitische Einsicht für sich: Es ist



Ausland« gegenüber zu belasten.

Die elektrischen Fachleute sagen, daß Ihnen der bloße Vorschlag und die Tatsache eines so ver-

in

Uns in Bayern

hat das die Augen geöffnet. Es ist diesmal nur der Egoismus der Enterbten, ein Partikularismus und ein Fanatismus für den Fortschritt, ein

„Preußenhaß“ zum Helle der ganzen

deutschen Volkswirtschaft!

Rätsel des Seelenlebens.

Von Oral Carl Kluckhohn.

Im Jahre 1886 hat die Londoner „Society for psychical researches“ eine Umfrage erlassen be-

zogen auf [sinnlicher Erlebnisse. Das Resultat, ver-

öffentlicht von Gurney, Myers und Pod-

more unter dem Titel „Phantasma of the Irving“,

ergab eine Fülle wertvollen Materials. Ein Jahr

erließ Dr. F. H. A. eine ähnliche Rund-

(„Psych. Studien“, 1887, Nov.), die ein

absolut negatives Ergebnis zeltigte.

Dr. H. A. schöpfte daraus die Überzeugung,

Seite angefaßt

dürften, daß vielmehr vor allem erst ein naturwissenschaftliches, physikalisches und chemi-

sches, besser mechanisches Fundament ge-

legt werden müßte. Ob die Zeit und die mühe-

volle Arbeit, die Dr. M. A. C. K. in den

Zukunft entscheiden. (Siehe besonders seine

Zeitschrift für Xenologie“, 1899—1902.)

M. A. C. K. „Xenologie“ ist im Grunde nichts

anderes als eine transzendente Mecha-

nik, oder der Versuch einer solchen, ohne die die

Rätsel des Seelenlebens stets Ritz 1 bleiben werden.

Zu einer solchen transzendentalen Mechanik, die

auf den neuesten Erfahrungen von Biologie und

neuerdings auch

Stuttgart 1909“.

Eine dritte Enquete, die ein sehr reiches und wertvolles Material ergab, ging im Jahre 1899 von

OL Flammarion aus. Das

Flammarion nac

Stoffes zuerst 1900 publizierte, liegt i

In deutscher Übersetzung vor. \*) Das Buch ist

hier bereits gewürdigt worden. Der temperament-

volle französische Astronom bleibt diesmal zumeist

auf dem realen Boden der Tatsachen und schweift

nur selten in das Gebiet phantastischer Spekulation

hinüber. Es ist eine erdrückende Fülle von be-

glaubigten Fällen psychischer Fernwirkung Lebender

und Sterbender, von Gedankenübertragung, Hell-

sehen, Wahrträumen usw., die, nüchtern registriert

und klassifiziert, schon als statistisches Material

einen durchaus berechtigten Anspruch auf Beach-

tung erheben. Es läßt sich nicht leugnen: Ein-

wendungen, die in dem beliebten „Zufall“ gipfeln,



oder zur Halluzinationshypothese — ein Thema, das Flammarion für sich behandelt und gleichfalls mit einer Menge von Beispielen belegt (5. Kap.) — Ihre Zuflucht nehmen, sind zwar einem einzelnen Berichte gegenüber zu rechtfertigen. Hier verlieren sie an Gewicht. Im 4. Kapitel des Buches hat Flammarion diese und ähnliche Einwendungen in völlig befriedigender Weise entkräftet. Was durch diese Art der Forschung erreicht werden kann: die klare und präzise Konstatierung einer Reihe übersinnlicher Phänomene, ist damit erreicht. Zu einer Erklärung derselben wird dieser Weg niemals führen.

Glaubt das etwa die Berliner „Psychologische Gesellschaft“, wenn sie Ihrerseits eine Umfrage (die vierte in der Reihe) erlassen hat? (Desseur, Moll, Hennig). Das Resultat Ihrer Enquete, es mag ausfallen wie es will, wird in dieser Sache kein Wort von entscheidender Bedeutung mehr sprechen können. Diese Kundgebung hat lediglich symptomatischen Wert: Es muß freudig begrüßt werden, daß nun auch deutsche Akademiker endlich offen den okkulten Problemen Interesse entgegenbringen.

•)  
rea Camilla Flast-  
na Qaita« Mayrlak. Stattian



gegenbringen. Wenn erst die deutsche Wissenschaft, dem Beispiel last des gesamten Auslandes folgend, Ihre sprichwörtlich gewordene Exaktheit und Gründlichkeit in diese komplizierten Gebiete hineintragt, so wird die Lösung der Probleme hoffentlich nicht lange auf sich warten lassen. Es geht aber nicht an, die vielen guten Anläufe unserer okkultistischen Bewegung einfach zu ignorieren. Die Geschichte wird wohl hier, wie überall, Ihre ausgleichende Gerechtigkeit walten lassen.

Dr. R. Hennig hat eine Broschüre geschrieben, die ich gerne Jedem Spiritisten auf den Weihnacht- resp. Geburtstagstisch legen würde: „Wunder und Wissenschaft. Eine Kritik und Erklärung der okkulten Phänomene. Hamburg 1904.“ Wenn auch der Titel nicht alles hält, was er verspricht — die Kritik ist z. T. sehr gut, die „Erklärung“ läßt natürlich zu wünschen übrig — so können doch die Spiritisten seit dem Erscheinen dieses Buches nicht mehr sagen, daß ihren Gegnern die Sachkenntnis und mithin das Urteil fehle. Der Verfasser weist energisch auf alle Fehlerquellen hin und gibt damit dem Experimentierenden oder beobachtenden Okkultisten wertvolle Fingerzeige.

Hennigs reservierte Haltung geht vielleicht zu weit. Jedes Zugeständnis, das er macht, wird durch drei Einschränkungen, die er daran hängt, allso gleich stark zurechtgestutzt. So auch in einem kürzlich erschienenen Aufsatz in der „Neuen Revue“ (1908 No. 8, Dez.), in welchem er einen orientierenden Überblick über das ganze Forschungsgebiet des Okkultismus gibt. Ich greife nur beiläufig heraus, daß Hennig das Phänomen der Wünschelrute rückhaltlos anerkennt. Ein bedeutungsvoller Schritt, wenn man bedenkt, mit welcher Heftigkeit noch vor kurzem dagegen geeifert wurde. Wer glaubt heutzutage, daß es mit den allbekannten Erscheinungen des Hypnotismus vor einigen Jahrzehnten nicht anders zuging? Und doch wurde der „Magnetiseur“ Hansen für seine Produktionen, die freilich damals noch unerklärlich erschienen, mit Schimpf und Hohn verfolgt und als Betrüger gebrandmarkt.

Einer Anschauung Hennigs möchte ich aber entschieden entgegentreten. Wenn er sagt: „Für die Wissenschaft können die genannten spiritistischen Produktionen erst dann diskutabel werden, wenn der Welt das erste bedingungslos zuverlässige und ehrliche Medium beschert wird, an das sie anknüpfen — bis dahin muß es gestattet sein, sie als Betrug und Taschenspielererei zu brandmarken“, so habe ich darauf zu erwidern: Solange die Ehrlichkeit der Versuchsperson ein integrierender Faktor in der Rechnung des Experimentes ist, bleibt dieses stets angreifbar. Die Bedingungen der Versuche sind daher von dem Experimentator durch geeignete Kautelen so einzurichten, daß ein Betrug von vornherein ausgeschlossen ist, daß die Reinheit der Resultate also von den guten oder schlechten



Charaktereigenschaften des Mediums unberührt bleibt — ein Prinzip, das für den Physiker sich wohl von selbst ergibt, und das z. B. M o r s e 111 bei der nichts weniger als einwandfreien I u s a p l a P a 11 a d I n o mit Erfolg angewandt hat Worauf Ich Herrn Dt. H e n n 1 g speziell hinweisen möchte. Ob sich Dr. Henntgs kühne Behauptung — um auch darauf einzugehen —, daß noch kein spiritistisches Medium sich bis jetzt als absolut ehrlich erwiesen habe, rechtfertigen läßt, kann Ich nicht entscheiden. Es wird dies aber seitens der Spiritisten zum mindesten von D. D. Home und der Frau d'Esperance mit Enthusiasmus verkündigt Auch gegen die Frau Piper ist bis Jetzt nichts eingewendet worden. Die ohne Zweifel sehr wertvollen Experimente einer Reihe englischer und amerikanischer Gelehrter mit diesem „Medium“ sind u. a. von Professor M. D e s s o 1 r eingehend besprochen und gewürdigt worden („Woche“, 1900, No. 6, 9 u. 11). Ich will Jedooh für die moralischen Qualitäten dieser und anderer berühmter Medien meine Hand nicht ins Feuer legen, zumal diese meines Erachtens keine Rolle spielen, Insofern, wie gesagt, dieser Faktor als mögliche Fehlerquelle a priori auszuschalten ist Ganz abgesehen davon, daß In den sich unserer Kontrolle meist entziehenden sogenannten Trance-Zuständen bewußter Betrug von unbewußten Handlungen, die die Tendenz verraten, den Phänomenen „nachzuhelfen“, oft nicht mit Bestimmtheit unterschieden werden kann. Was freilich vorausgesetzt werden muß, das Ist die Ehrlichkeit des Experimentators, die aufrichtige Überzeugung von der Richtigkeit der Dinge, für die er eintritt In dieser Hinsicht kann der freimütige Franzose unseren deutschen Akademikern



aufs Spiel zu setzen, sieb  
dem Hohn und Spott der Majorität preiszugeben?  
Und ritmmitlOD ist nicht allein geblieben.  
Wie lange  
helt  
Festkleider.  
Von Norbert Jaques.  
Etwas, das wir aus unserm Leben langsam  
verschwinden sehen, sind die Feste, sowohl Jene, die  
die Allgemeinheit Im Freien feiert, als auch die-  
Kreisen In der Intl-  
Dlese Tat-  
sache war mir nicht nur In Deutschland, sondern  
auch In seinen Nachbarländern auffällig, und nur  
abgeschlossene Gegenden, die einen steifen  
von Volkstum und Tradition bewahrt haben,  
n kritiklosen Drlnaufgehen  
Naivität des Frohsinns zu  
feiern, die den Festen Ihren äußeren Bildwert und  
ihren Inneren Wert als Abspanngelegenhelten voll  
heute Feste, so pflegt man in ihre  
die In der vergangenen Buntheit  
alter Trachten herumprunken müssen. Ja, oft  
feiert man reine Trachtenfeste. Drei Tage lang  
sich dann die direkten Teilnehmer unter  
von Ur-

der anderen Menschen  
herum, an sich selber verzückt, weil sie nicht dachten,  
daß sie zu solchen Bildern werden könnten, und  
bewundert von den Zuschauern,  
der Farben, das Malerische der  
in die Augen leuchtet  
greift also In eine vergangene Zett zurück  
und gibt mit Ihrer toten Schönheit seinen Festen  
sozusagen die Würze, die sie In den lebendigen  
Gegenwart aus eigener Kraft nicht  
i nicht vielleicht

Nämlich in der  
Tracht

... Die Psychologie des Festtreibens geht  
doch durch die Augen. Man sieht In dem Durch-  
AufelnandcrstoBen, in dem Sleh-  
und Auseinanderschwärmen, Im  
Promenieren, Tanzen, Karussellfahren, im Tindeln  
und Umsehlungengehen, In dem ganzen verwirrten  
Festrummel als Rhythmus die Lustigkeit den  
Leichtsinn, das Abspannen aus den Sorgen des  
Tages herum kreiseln. Aber unsere Männer kleiden  
sieh in Schwarz und auch die Frauen kommen  
eintönig genug hin. Es fehlt der anreizende Zauber  
der Farben. Statt herzerheiternder Buntheit bewegt  
sich Dunkles durcheinander, und nur das Karussell  
hat In seinen Füttern das Verständnis für den Bild-  
relz des Festes naiv bewahrt.  
So Ist ein Gegensatz mitten Ins Bild gekommen,  
dessen Zwiespalt auf die Stimmung zurückwirkt.



Helmlich weiß man, woran es Hegt und versucht wie gesagt, durch die Farbigkeit alter Traehtengruppen das Bild etwas aufzumlschen.

Ahnlich wie mit den Festen Im Freien geht es auch den stilleren Feiern, zu denen man sich im Innern der Häuser vereinigt. Als kürzlich ein süddeutscher Dichter von Baden nach Wien zum Vorlesen eingeladen worden und In einer Lodenjoppe hinter dem Vorlesetisch erschienen war, ging etwas wie ein Jubilieren darüber durch die Wiener Zeitungsberichte, aus denen es in ganz Deutschland weiterklang. Man setzte sich heiter Über die Verletzung der gesellschaftlichen Form hinweg. Man empfand auch nicht die kokettierende Lüge, die In dieser Lodenjoppe steckte, denn nimmt ein Dichter die nur rein gesellschaftliche Formalität eines solchen Vortrags schon über sich, so Ist die nächste Konsequenz, daß er sich den Sitten der Gesellschaft, In die er sich freiwillig begibt, anpaßt Man feierte, glaube Ich, diese Lodenjoppe als Protest Sie erschien als eine Gewandung von malerischer Weichheit, wo man die steife Lächerlichkeit eines Frackes erwartet hatte.

Das Beispiel der alten Trachten in den heutigen Festen, der gepriesenen Lodenjoppe des süddeutschen Dichters, wie noch manche andere Erscheinungen geben deutlich zu verstehen, daß man mit dem unzufrieden Ist, und Oberall fühlt

9»



## MORGEN.

man, wenn er auch noch nicht ausgedrückt wird, den leisen Wunsch, in die herrschende Festmode Hand zu legen.

Wir sind uns ja wohl alle klar über die traurige Erscheinung unseres großen männlichen Festanzuges, des Fracks. Dieses jämmerliche Überbleibsel einer sonst radikal verschwundenen Kode trägt zur eigenen Trauer das farblose Schwarz. Er ist ein gerupfter Vogel. Die Spitzenjabots und Manschetten, die Taschengehänge, die Leistenbändchen, die bunten Knöpfe, Tressen und Borten, Material und Farbe — um all das wurde er geplündert, wie ein farbiges Vögelein um seine Federn. Es bleibt von dem alten lustigen und bunten Ding nur noch das farblose Gerippe, eine Andeutung der alten Form. Und diese „lügübren“ Reste schleppen wir durch die Abende, an denen wir uns mit Frauen und Freunden zu großen abspannenden und anregenden Festen vereinigen sollen. Es hängt seine Schöße trübselig über unsere Waden, bis wir anfangen uns im Tanze zu drehen; dann fliegen sie auf einmal närrisch in die Höhe, spreizen sich wie geöffnete Scherenflügel auseinander, bis wir mit dem Drehen einhalten und sie wieder in Ihre unglückselige hängende Stellung zurücksinken können. „Wadenklopfer“ hat ihn der Witz meiner Heimat getauft. Die zaghaften Reformen, die man an ihm vorzunehmen versuchte, als wie z. B. daß man ihm etwas Farbe geben wollte, konnten natürlich an seinem toten Dasein keine Keime ansetzen.

Es wäre gefährlich und humoristisch, übrigens ebenso unnatürlich, zu den alten Marquisröcken zurückzugeben. Wir Männer sind in unserer Kleidung nun einmal auf eine karge Knappheit gekommen, die in natürlicher Weise den geänderten Bewegungsarten, den umgemodelten Äußerungen des Zusammenlebens entspricht. Es wäre also schon ein Schritt vorwärts, wenn wir uns entschließen könnten, den Frack durch den Smocking zu ersetzen. Denn dieser Smocking ist wenigstens er selber, gibt sich als die letzte Frucht und als den rationellsten Ausdruck unserer Kleidungsart. Er ist vernunftgemäß und also von einer praktischen Schönheit und zeigt schließlich im Verein mit dem Glanz der weißen Hemdenbrust und dem hellen Licht der Damentoiletten ein gewisses, wenn auch zurücktretendes feierliches Benehmen. Auch der Gehrock mit seiner Stoffmasse und seinen wenn auch nur mehr Rudimenten von Falten wäre, trotz seiner historischen Vergangenheit bei einigen Gelegenheiten der lächerlichen Figur des Fracks vorzuziehen.

Die Frau hat, entsprechend ihrem formen- und linienreicheren Körper und im Gegensatz zu der Gewohnheit der Natur, die sonst dem Männchen das bunteste Kleid zuerteilt, sich mehr Möglichkeiten für Falten und Formen ihrer Kleider be-



wahrt. Jedoch Ihr Ballkleid Ist meistens beträchtlich unpraktisch, nicht nur durch das die trete Bewegung hindernde Schnüren, sondern durch den Besatz, die Flitter und kleinlichen Fältelten, mit denen sie Ihre Robe gerade nach der Seite hin übersät die mit dem Tänzer In Berührung Ist Das Kleid wird gerade an den Stellen, die delikat wirken sollen, sofort defralchlet Die Dekolletage zu erörtern, gehört natürlich nicht hierhin, well diese Plauderei nicht von ethischen Dingen handeln will, sondern von ästhetischen.

Einmal setzte eine kräftige Gegenwehr gegen das übliche Kleid ein, und einige Frauen kaprizieren sich noch heute auf das daraus entstandene „Reform“. Ja, unsere Kunstzeitschriften bringen noch manchmal, allerdings schämig gegen die letzte Seite gerückt Probekleider in Reform. Das Reformkleid hängt sich nun Im allgemeinen krampfhaft am Busen fest Ulli dann leblos herunter bis an die Schuhe und baut den Schultern, dem Kopf und der Oberhälfte der Busen ein wurstähnliches, schwer gewundenes Pledestal, In dem all die Weichheit und der süße Reiz, all die Musik fraulicher Bewegungen erbarmungslos versumpft Das Reformkleid Ist beute Ja auch schließlich nur mehr noch „Uniform“. Taugt diese Gewandung schon für das ruhige Maß der Bewegung Im Hans und auf der Straße nichts, um wieviel ungeeigneter erweist es sich nun erst bei Bällen und gesellschaftlichen Feierlichkeiten, wo die Bewegungen des Körpers sich steigern und In einem potenzierten Rhythmus konzentriert gegeben werden müssen. Das Reformkleid Ist unästhetisch. Aber wir haben Ja noch seinen unverdrängten Nebenbuhler. Nennen wir es: die Pariser Methode, sich zu kleiden, well sie In Paris bis zum „Musterhaften“ ent-



wickelt wurde. Im Grunde ist die Eigentümlichkeit dieses Kleines nur eine zweideutig entstellende Verlegung des Ruhepunktes der Körperlinie, eine Vergewaltigung dieser Linie. Für das nahe Beisammensein auf einem Fest ist sie von einer etwas unpropem Aufdringlichkeit, für die Bewegungslust beim Tanzen aber unnatürlich — In allen Fällen ungesund. Diese Art, sich zu kleiden, ist ja schließlich weiter nichts, als eine weibliche Spekulation, die sich auf ein naives Mißverstehen der Reize

• Ines Frauenkörpers stellt Es ist ein plumpes Raffinement. — Von der so entstellten Pariser Modedame bis zu der guten deutschen geschnürten Provinzfrau ist nur ein Schritt, der, je näher er dem Ende zugeht, um so mutverlassener wird.

Jedoch der Geschmack macht einige Fortschritte In dieser Zeit und bei einem kürzlichen Besuche drüben bei den Nachbarn sah ich froh erstaunt, daß man der alten Liebe untreu zu werden beginnt. Es geht mit den Kleidern, wie mit den weiteren Behältern, In die wir unser Leben des Tages fassen, wie mit den Zimmern, den Häusern, rfen Städten. Langsam tastend arbeitet man sich aus der verwirrenden Trübseligkeit der ersten Übergangsperiode der neuen Zeit heraus. Vielleicht dauert es nicht mehr lange, bis man die Liebe zur reinen Farbe und zur ungebrochenen Form wieder erwischt hat Der Schritt ist für Frauen ungefährlich, und es wird Ihren gesellschaftlichen Wert steigern, wenn sie statt Flitter und Behang Farben, statt Korsett Falten von schönen Geweben um Ihren Körper fließen lassen.

Geschäft ist Geschäft.

Von Freiherrn v. Stetten.

Man hat sich seinerzeit daran ergötzen können, wie engtsehe Lieferanten ganz unverfroren den Buren Kriegsmaterial verkauften, das zum Kampfe gegen die britische Macht dienen sollte. Nun hat man In Wien zwei große RoßhändlerOrmen, die noch obendrein k. k. österreichische Hoflieferanten sind, angenagelt, welche sieh geschaffenen verpflichtet hatten, den Pferdebedarf der Serben im KonfliktsfaU mit Österreich - Ungarn zu decken und die Pferde von Rußland zu liefern. Die Interpellation eines ohrlstllchsozialen Abgeordneten Im niederösterreichischen Landtag hat den Fall publik gemacht und den Blerpatrloten Gelegenheit gegeben, Ihren schwarzgelben Gefühlen Luft zu maachen. Gewiß ist das Geschäft kein moralisch schönes und steht einem Hoflieferanten schlecht an. Aber In einem Reiche, wo tschechische Mitglieder des Reichsrates zu offenen Kundgebungen für die verlotterte Regierung Serbiens anregen, die sich nur durch Beschimpfungen und maßlose Angriffe auf Österreich am Ruder erhält, wo der größere Teil der Tagespresse Jahraus, Jahrein, direkt und Indirekt, dUparaten, der österreichischen Reichsidee entgegenwirkenden Tendenzen huldigt — kann das Roß-



händlerstüeklein nicht gar so arge Entrüstung auslösen. Der Patriotismus Ist hier aber billiger Im Preis geworden. Der Kaufpreis für Rösser steigt dagegen . . .

Englands Zukunftspolitik.

Von Dr. Hans Helderloh.

England und kein Ende! — so möchte man wirklich beinahe ausrufen. — Ein merkwürdiges Land, ein merkwürdiges Volk und eine merkwürdige Politik. Eine Politik regsam und von äußerster Wachsamkeit. Unbeugsam, mit elserner Energie Ihren Zielen nachgehend, weiß sie diese stets zu verschleiern, die allgemeine Aufmerksamkeit von Ihnen abzulenken und auf gänzlich bedeutungslose Nebensachen zu richten. Still und ruhig geht sie Ihren Weg. Eitles Gepränge verachtet sie. Aber nie vergißt sie Ihre Aufgabe, die Interessen ihres Landes, ohne Rücksicht auf die Interessen anderer, zu schützen. Geschlossen steht das ganze englische Volk vom einfachsten Laufjungen bis zum stolzesten englischen Peer hinter Ihr. Dies verleiht Ihr Jene Zielsicherheit und Großzügigkeit, die wir Im kontinentalen Europa bis Jetzt vergeblich suchen und wohl noch lange vergeblich suchen werden.

Welches sind nun die eigentlichen Ziele der englischen Politiker? Vergessen wir nie, daß, im Grunde genommen, die ganze weltaussehauende englische Politik In erster Linie Handelspolitik Ist. Welohé Mühe bat sich Altmeister Alezander von



## MORGEN.

Peez, der bekannte hervorragende österreichische Großindustrielle, Volkswirt und Politiker, wohl der beste Kenner der englischen Politik, den wir haben, gegeben, auf diesen Grundzug hinzuweisen, ihn bekannt zu machen und ihn in Fleisch und Blut der mitteleuropäischen Völker übergehen zu lassen. Ob mit Erfolg? — Es scheint nicht so.

Wieder tritt v. Peez mit einer kleinen Schrift „Englands Zukunftspolitik“ (Wien, im Selbstverlag) auf den Plan. Wieder zeigt er uns in klarster Weise ihre Ziele und wieder von neuen Gesichtspunkten aus. Wir sehen, daß das Gerede von der englischen Einkreisungspolitik keine Fabel ist, daß höchst reale Faktoren hinter ihm stehen und daß Wachsamkeit von unserer Seite kein Fehler, sondern eine unabweisbare dringende Notwendigkeit ist. Die englische Politik ist Wirtschaftspolitik.

Auf wirtschaftlichem Gebiete haben wir ihre Grundursachen zu suchen. England sieht seine zukünftigen Handelsinteressen durch die Vereinigten Staaten, durch Deutschland, ja durch die ganze neuzeitliche industrielle Entwicklung überhaupt bedroht und es sucht sich durch vorbeugende Maßnahmen zu schützen.

Welches sind nun diese vorbeugenden Maßnahmen? Da die Vereinigten Staaten, der, auch in England, längst anerkannte, in Zukunft gefährlichste Gegner vorläufig für den Briten unangreifbar ist, so sucht es zunächst den weniger starken Konkurrenten, Deutschland, zu isolieren und wenn möglich, unschädlich zu machen. Verschiedene große „Zeltungs-Konzerne“ sind seit Jahren eifrig an der Arbeit, das „Germanland esse delendam“ den Gehirnen ihrer Leser einzuprägen. „Was das Spanien Philipps II., das Frankreich Ludwigs XIV. und Napoleons, sei heute Deutschland: der Gegner“ (v. Schulze-Gäwewiltz).

Warum aber sucht England Deutschland zu isolieren? Nicht nur, weil es industriell ein scharfer Konkurrent geworden ist, sondern auch, weil es durch die handelspolitischen Maßnahmen Englands am meisten betroffen werden würde und weil es andererseits den natürlichen Mittelpunkt aller derer bildet, die sich durch die englische Umklammerungspolitik bedroht fühlen und die nicht von Großbritannien verschlungen werden wollen.

Die Joe Chamberlainsche Zollpolitik, die Umwandlung des bisher locker zusammengehaltenen englischen Kolonialreiches in ein einheitliches, straff organisiertes Wirtschafts- und Zollgebiet ist genugsam bekannt. Man bedenke: ein einheitliches Wirtschafts- und Zollgebiet von über 12 Millionen englischen Quadratmeilen mit über 400 Millionen Einwohnern. Da nun in diesem englischen Zukunftssystem der Schutzzoll wahrscheinlich eine wesentliche Umgestaltung erfahren und zu einem System von Begünstigungszöllen sich erweitern wird, so bildet er in englischen Händen



nicht nur einen Schutz gegen fremde Übermacht, sondern er wird zu einer mächtigen Waffe der Eroberung, v. Peez glaubt, daß wir in Zukunft mit zwei- oder dreierlei Zöllen in England zu rechnen haben werden, nämlich mit: 1. Zöllen Im Mutterland für die englischen Siedlungen und umgekehrt; 2. Zöllen für die mit England verbündeten und unter dessen Patronat stehenden Länder und 8. Zöllen für die Außengebliebenen.

Da es sich um einen Markt von über 400 Millionen Verbrauchern handelt, so läßt sich ermessen, wie stark der Anreiz zum Anschluß an ein solch gewaltiges Wirtschaftsgebiet für die übrigen Staaten sein würde. Man mache sich nur einmal klar, was es für einen kleineren Industriestaat, z. B. Belgien bedeutet, zu einem derartigen Markt unter günstigen Bedingungen zugelassen oder aber durch hohe Zölle von demselben ausgeschlossen zu werden.

Der wirtschaftliche Anschluß verschiedener solcher Mittel- und Kleinstaaten aber erweist sich als notwendig, da die vorläufig noch nicht genügende intensive Entwicklung der englischen Kolonien letztere zum Ersatz der bei einem Einschwenken in schutzzöllnerische Bahnen voraussichtlich verlorengehenden Absatzgebiete noch nicht geeignet und ausreichend erscheinen läßt. Es handelt sich also bei der zukünftigen englischen Wirtschaftspolitik in erster Linie um die Sicherung des von Jahr zu Jahr wichtiger werdenden kolonialen Absatzgebietes und um die dauernde Abwehr der stets gefährlicher werdenden Konkurrenz des Auslandes auf diesen Märkten. \*) Da aber die Entwicklung der Kolonien auch in absehbarer Zeit eine völlige Aufnahme des Produktionsüberschusses des englischen Mutterlandes kaum zulassen dürfte, so soll der Entwicklungsgang durch den engeren wirtschaftlichen Anschluß kleinerer Staaten, die als

•) HtiOttlich, Du Wtetutam Estland!, Kami Mtl.



Rundschau.

128

Absatzgebiet für die englische

Die hier In Betracht kommenden Staaten waren nach englischer Auffassung: Portugal, Dänemark, Norwegen und Griechenland. Zu Ihnen könnten günstigenfalls, gezwungen durch kommerzielle Eroberungspolitik, noch Niederlande hinzutreten. In allen ist England eifrig nach dieser Richtung an der Arbeit „Ihre Fürstenhäuser sucht es in sein Interesse zu ziehen, seine gesellschaftlichen Gewohnheiten und seine Sprache breitet es dort aus, es ist der große Bankier, beherrscht die Wirtschaft in die öffentliche Meinung, gewinnt für sich und die sorgfältig gepflegte Angst vor dem Deutschen Reiche wird virtuos geübt, um die Kleinen ins englische Garn zu treiben.

Von Portugal, Dänemark, Norwegen und Griechenland läßt sich sagen, daß sie schon jetzt unter britischem Protektorat stehen. Belgien und die Niederlande, reiche gebildete Kulturländer, behaupten noch ihre Selbständigkeit, obwohl Belgien am Kongo und Holland in Südafrika die Krallen des Leoparden bereits empfunden haben.“ Alle diese Staaten zusammen besitzen eine Bevölkerung von über 25 Millionen Menschen. Portugal, Belgien und die Niederlande sind ferner im Besitze von Kolonien mit je 2,1, 2,3 und 2 Millionen Quadratkilometer und je 7,19 und

mit 65 Millionen Seelen.

Das wäre ein stattlicher Zuwachs für das britische Wirtschaftsgebiet und die Zukunft der englischen Industrie erschiene damit gesichert.

Ersehelnt Ihre Verwirklichung auch jetzt noch unsicher, so sprechen die bisherigen Erfolge zu Gunsten. Vergessen wir nicht daß gerade Konkurrenz eines der Haupt- ist und sein wird, Je mehr wir unsere Industrie und emporzubringen bemüht sind, die eigentlichen Urheber und Veranlasser der neuen Zu- ichwerlegenden wirt-

schaftlichen Gründen. Und so lange diese wirtschaftlichen Gründe, d. h. die Konkurrenz Deutschlands und Amerikas, nicht aus der Welt geschafft sind, wird nichts die Haltung Englands, auch rein politisch, zu ändern vermögen. Danach müssen wir festhalten.

Berliner Konzerte.

Von Max Oppolzer

Poesietrunken waren die Darbietungen Fer-



Claudio Busoni, als er die farbenreichen  
 Bilder „Sulce“ und „Italic“ von Liszt (I. und II.  
 der „Années de Période“) uns miterleben ließ.  
 (Erster Klavierabend Im Beethovensaal.) Da:  
 erstmalig wird man dieses Werk in seiner Gesamt-  
 heit gehört haben; eine Aufgabe, die dem Liszt-  
 gelehrten Busoni zur Ehre gereicht und nur von  
 ihm in Vollendung gelöst wird. Für Beethoven  
 fehlt ihm die Tiefe, für Liszt der großzügige Schwung.  
 :: La bella Martha Malatesta (eine sieg-  
 hafte Grazie Italiens) variierte und fugierte ein  
 Händel-Thema in echt Brahms'scher Vorschrift  
 mit ganzer Technik und vielem Verständnis.  
 Hätte die Signorina auf Beethovens As-dur-Sonate  
 mehr Sonne leuchten lassen, könnte man ihr un-  
 bedingte Anerkennung zollen. :: Und abermals  
 trat Dimitry Aichscharumoff für rus-  
 sische Musik ein, ohne uns Überzeugen zu können,  
 daß sich Gutes darunter befindet. Kallinnikoff  
 A-dur- und G-moll-Sinfonien erwiesen sich als öde  
 Tonstrecken, die wenig Interesse erwecken. Reiz-  
 voller ist Tschairowsky in seiner G-moll-Sinfonie  
 (Nr. 1), die jedoch von seiner späteren Größe  
 nicht allzuviel ahnen läßt. :: Des zweiten Mar-  
 teau-Becker-Quartetts Abends (man  
 hörte Mozarts C-dur und Brahms, A-moll, op. 51  
 Nr. 2) wird man sich oftmals erinnern, waren  
 doch die vier Herren in bester Laune. :: Saint-  
 Saens (H-moll op. 61) und Lalo (Symphonie Es-  
 pagnole, op. 21) in der Wiedergabe von Brons-  
 law. Hübnermann erschienen als Novitäten,  
 trotzdem sie zum Überdruß oft gespielt sind. Dieser  
 Wundergelber ergriff durch die volle Süße seines  
 Gesangs, durch die Bravour des Vortrages, durch  
 die Kraft seines Kunstlertums. :: Franz Od-  
 derle wird man stets gern begegnen. Ein



## MORGEN.

Violinspieler von Raste, der weiß, «u er will.  
 Er teilte sloh den Abend mit Allee Beehr,  
 einer erkaltenden Sängerin, die Im kolorierten  
 Fache vertiert Ist :: Zum erstenmal produzierte  
 sich (Im Blüthnersaal war's) Simeon Nay-  
 kpar, ein Pianist von vielversprechender Be-  
 gabung. Wer sieh, wie er, In Bach vertieft, Ist  
 ernst zu nehmen und da er Intelligenz bewahrt, Ober  
 einen Reichtum von Ansehlagsnuanoen verfügt,  
 Ist von ihm Gutes zu hoffen.

Sehlaß des redaktionellen Teiles.

Alle Manuskript- und Büchersendungen

an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhuilsir. 33.

Nicht erbetenen Sendungen Ist

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 38; für  
 Österreich-Ungarn: Adolf Träger, Wien X, Eugengasse 24. - Expedition fOr Österreich-Ungarn bei  
 Hermann Goldschmledt, Wien I, Wollzelle 11. — Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue,  
 Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76. — Druck von G. Bernstein, Berlin SW. 68, Zimmerstr. 94.

Hat der heutige Mensch eine ftlr ihn passende  
 Umgebung in seinem eigenen Heim? Meistens  
 nein. Denn nur selten wird die Form der Möbel,  
 die Farbe der Möbelbeztte, der Teppiche, der  
 Tapeten von dem Standpunkte aus gewählt wor-  
 den sein, daß sie zum Menschen trefflich passen.  
 Zu den schweren, reichgeschnitzten Möbeln und  
 den stark gemusterten bunten Tapeten gehört  
 durchaus eine bunte, faltenreiche Kleidung, sonst  
 lassen diese Dinge ihren eigenen Besitzer nicht  
 zur Geltung kommen. W. Dittmar, Möbelfabrik,  
 Berlin, Molkenmarkt 6, geht bei der Schaffung  
 seiner Möbelformen und Einrichtungen von dein  
 Grundsatz aus, „der Hauptschmnnck des Raumes  
 sei der Mensch“. Ihm, in seiner modernen Art  
 und Kleidung, muß sich alles anbequemen und  
 unterordnen, so daß er erst den Schlußstein im  
 Räume bildet. Wie wohltuend und sympathisch  
 ein so gestalteter Raum auf den Menschen wirkt,  
 davon sich zu überzeugen ist jedem Gelegenheit  
 gegeben, der die Ausstellung der Firma Dittmar,  
 Berlin, Tauentzienstr. 10, besucht. Für jedermann  
 frei von 9—1 und 3—7, Sonntags von 12—2.

Hermann Münchhausen hat sie für Dittmar ganz  
 in dem Sinne entworfen. Auch in seinem Haupt-  
 geschäft, Berlin, Molkenmarkt 6, bietet Dittmar  
 eine reiche Auswahl trefflicher Möbel, Bezüge  
 undTcpciciei, die desselben Geistes sind. — Auch  
 dn ist Besichtigung frei und stehen Abbildungen  
 solcher Möbel und die Druckschrift „Neue Woh-  
 mingskunsP.inderalledieseüedanken näher zum  
 Ausdruck kommen, gerne kostenfrei zu Gebote.  
 Schon wieder hat die Actien-Gesel 1-  
 schlaft für Anilin - Fabri Ration („Agfa“)  
 Berlin, eine Neuauflage ihres bekannten „Agfa-  
 Photo-Handbuches“ herstellen lassen müssen,  
 und zwar das 66.-75. Tausend, nachdem die  
 vorhergegangene Auflage von 12000 Exemplare  
 binnen 16 Monaten vergriffen wurde. Die Neu-  
 ausgabe präsentiert sich sehr geschmackvoll



im terrakottfarbenen Kunstleinenband in einer Stärke von 132 Seiten und ist wiederum zu dem sehr müßigen Preis von 30 Pfg. durch die Photohandlungen zu beziehen. Die größere Seitenzahl der Neuausgaben gegenüber den früheren Ausgaben ist einmal durch Aufnahme der inzwischen herausgekommenen „Agfa“-Neuheiten, wie „Agfa“-Röntgenplatten, „Agfa“-Belichtungstabelle für Tages- und Blitzlicht, „Agfa“-Blitzlanipe und „Agfa“-Kupferverstärker bedingt, ergibt sich zum andern aber durch Revision, Verbesserung und Vermehrung des bisherigen Inhalts. Wir zweifeln nicht, daß auch die neueste Auflage schnell Freunde finden wird.

Wollen Sie etwas Feines rauchen?

Dann empfehlen wir Ihnen

„Salem Aleikum“

Garantiert naturell-aromatische, rein türkische Cigarette. Diese c. 1, „rotte“ wird in Nr. 3 nur lose, in den Nummern 4 bis 10 auch in einfachen Kartoni i 20 Stück Inhalt, ohne Kork, ohne Oo'.dmundstück verkauft. Bei diesem Fabrikat sind Sie Sieker, dass Sie Qualität, nicht Konfektion bezahlen.

. Nr. 3 4 5 6 8 10

3>/t 4 5 6 8 10 Pf. das Stück.

Nur echt, wenn auf jeder Cigarette die volle Firma steht: Orientalische Tabak- und Cigarettenfabrik „Yenlidae“, Inhaber: Hugo Zlotx, Dresden. Deutschlands grSsste Fpbrik fflr Handarbd-Cigaretten. Zn haben in den Cigarren-Geschäften““!



4. u. 5. HEFT.

28. JANUAR.

1909.

Reichskanzler Fürst Bfllow:

Zum Tode Wildenbruchs.

Nachdem in den Tageblättern beim Ableben Ernst von Wildenbruchs so viel Stimmen literarischer Kritik laut geworden sind, hatte der Herausgeber den Wunsch.

Wildtüberuchi Bedeutung nunmehr auch von einem Staatsmann gewürdigt zu sehen

Er bat den Fürsten BÜJow um einige Worte des Gedenkens, und der Hvrr

Reiehskauzier hatte die Liebenswürdigkeit, ihm folgendes zu schreiben:

Die Zeitungen haben beim Tode Wildenbruchs so viele schöne und verständnisvolle Würdigungen seiner Persönlichkeit veröffentlicht, dass ich das Gefühl habe, es bleibe kaum noch etwas zu sagen.

Ganz allgemein hat sich die Empfindung geltend gemacht, dass

Wildenbruchs Tod einen nationalen Verlust bedeutet.

Ich selber teile diese Empfindung,

miau im. a\*n I •. 1



MORGEN.

Ich glaube, daß sein begeisterndes Wort noch manches Mal uns fehlen wird, wenn es gilt, das Volk mit vaterländischen Gedanken zu erfüllen;

ich glaube, daß wir ihn noch oft vermissen werden, wenn die Nation aufrichtenden Zuspruchs bedarf; und ich meine, daß wir ihn auch da entbehren werden, wo Entrüstung gegen Niedrigkeit und Gemeinheit ehrlichen und vornehmen Ausdruck sucht.

Es war eine reine und klare Flamme, die in seinem Herzen brannte.

Daß sie so früh erloschen ist, werden wir alle noch lange beklagen.

Berlin, den 28. Januar 1909.

B ü 1 o w.



4. u. 5. HEFT,  
28. JANUAR.  
1909.

Deutsche Kulturbeziehungen zum Ausland.

Von

A. Wirth.

Seit der Zeit Ludwigs XIV. wurde französische Tracht und Baukunst und Sprache, sowie französische Sitte und Etikette in ganz Europa vorherrschend. Die Erfolge Napoleons erweiterten den Einflußkreis der französischen Bildung, der auch Südamerika erlag. Noch jetzt dauert der Einfluß und gewinnt noch immer, wie in Japan und Nordamerika, neuen Boden. Daneben ist aber in der Gegenwart englische Tracht und Sprache aufgekommen; englische Spiele und Gewohnheiten haben den halben Erdkreis erobert. In Ostasien haben britische Diplomaten schon zu verschiedenen Malen den Anspruch erhoben, daß das Idiom Shakespeares, das ja tatsächlich dort im internationalen Verkehr die Hauptgeltung hat, der Sprache Voltaires und Talleyrands vorangehen solle. Auf militärische und politische Errungenschaften folgen in der Regel auch die kulturellen. Nach 1871 wurde Deutschland ein Lehrmeister der Völker. Es schickte Militärinstruktoren nach Rumänien und der Türkei, nach Japan und China, nach Chile und Argentinien; Offiziere aus aller Herren Länder dienten in unsern Regimentern und auf unseren Kriegsschiffen. In Japan geschah der Wechsel von den französischen Instruktoren, die man trotz Sedan und Metz zu berufen fortgefahren hatte, zu den deutschen Offizieren Anfang der achtziger Jahre. Es waren die Herren von Meckel, der später als Generalquartiermeister in Mainz starb, von Blankenburg und von Grüttschreiber. In China zeichneten sich die Herren

! OKI«. IM«. M i 4 « \*. I<I



von Hanneken and von Reitzenstein aus. Die nach Chile 1896 entsandten Instruktoren, fast dreißig an Zahl, wurden persönlich vom Kaiser darauf hingewiesen, daß sie da drüben in der neuen Welt deutscher Art eine neue Stätte und neue Ehre bereiten sollten. Selbst bis in das koreanische Heerwesen ist das deutsche Vorbild gedrungen. Ich habe selbst im Jahre 1895 zu Söul durch den Oberstleutnant Kussunose die „Kurental“ nach dem Vlerbataillonssystem exerzieren sehen, das damals bei uns aufgekommen war, und allerdings sehr bald wieder fallen gelassen wurde.

Häufiger wird der Einfluß gepriesen, den deutsche Wissenschaft, Kunst und Technik in der Fremde erworben hat. Es fehlt Jedoch an einer zusammenhangenden Darstellung. Der Stoff ist ungeheuer vielfältig und zerklüftet. Gar manches ist in Biographien zu finden. Was deutsche Führer in Amerika geleistet, was unsere Forscher in Afrika oder Südasien gefunden — so erzählt Ehlers, daß der Name Bismarcks in Hinterindien bekannt war, so wissen wir aus Kolonialabenteuern, daß so manche deutsche Worte schon in das Suaheli eingedrungen sind — was deutsche Naturwissenschaftler und Philologen in Rußland, was unsere Musiker in Ostasien erfahren haben: all das liefert uns Bausteine zu einer Erkenntnis jenes gewaltigen Kulturstromes, der von unserer Heimat in alle Welt ausging. Dann gibt es eine Menge von spezialistischen Einzelschritten. Dr. Renn stellte Beziehungen deutscher und amerikanischer Medizin zusammen. Friedrich Correll arbeitete eine Denkschrift über Silos aus, in der er Erfindungen der deutschen Mühlenindustrie in Amerika verfolgte. Deutsche Chemiker und Physiker, Philologen und Philosophen führten aus, was in ihrer jeweiligen Wissenschaft Amerika uns verdanke. Münsterberg hat dann in einem (vielleicht zu idealistisch gefärbten) Kolossalgemälde derartige Studien zusammengefaßt. Wieder andere haben die deutschen Einwirkungen auf Italien, auf Frankreich, auf Rußland, auf Japan darzustellen unternommen, aber fast stets nur auf einem bestimmten Gebiete. Von Zusammenfassung sind wir also noch weit entfernt.

Besondere Beachtung verdient das Vorschreiten deutscher Bildung in Osteuropa. Politisch mag sich der Gegensatz zwischen Slawen und Germanen seit einem Menschenalter verschärft haben: kulturell ist er dagegen überbrückt worden. Genau so wie römische und romanische Bildung Mitteleuropa bezwang, so hat wiederum seinerseits die deutsche Kultur im Osten des Erdteils Fuß gefaßt. Der Vorgang beginnt schon sehr früh. Südrussische Städte hatten Soester oder Magdeburger Stadtrecht. Die Hansen kamen nach Nowgorod; deutsche Kaufleute besuchten Prag, Krakau und Kiew. Durch den Deutschen Orden, durch Lübeck und verschiedene deutsche Kleinstaaten wurde der slawische Nordosten dem Christentum zugeführt. Im Südosten wirkten sogar slawische Fürsten, wie der Przemysl Ottokar, germanisatorisch. Ivan der Schreckliche ließ englische Handwerker kommen. Neben den Slawen wurden die Littauer und Esthen mit deutscher Bildung befruchtet. Sie machten auch den Überlang von der katholischen zur protestantischen Kirche mit. Durch Peter den Großen .«uic'c neuerdings der Befruchtungsprozeß aufgenommen und erweitert Die Balten wurden dem Zarenreiche einverleibt. Die Folge



Die deutsche Kultur beizubehalten gegen den Ausländer.

127

war, daß in Heer und Verwaltung, in Diplomatie, in Universität und der Welt der Technik unsere baltischen Volksgenossen eine maßgebende Stellung erlangten. Dazu wurden die Beziehungen zu Reichsdeutschen Staaten immer enger und häufiger. In dem heutigen Russisch sind eine ganze Unmenge deutscher Lehnwörter enthalten. Allerdings ist zuzugestehen, daß auch französische, holländische und italienische Einflüsse sich geltend machten, und daß in der Gegenwart das Bestreben bemerkbar wird, die Fremdwörter möglichst auszumerzen. „Kübelweise“, sagt Turgenieff, „goß Peter der Große west-europäische Kultur in das russische Volk, wohl wissend, daß dessen Gesundheit stark genug sei, um das Fremdwesen zu verdauen.“ Wenn aber der äußeren Form nach die slawischen Staaten der Gegenwart national geworden sind, so ist doch dem Wesen nach zum mindesten Wissenschaft und Technik in Petersburg, Prag, Warschau und Sofia deutsch.

Seit ungefähr zwanzig Jahren dringt unsere Kultur auf dem Balkan vor. Bulgaren und Montenegriner lernen Deutsch. In Bukarest, Sofia und Konstantinopel erscheinen deutsche Zeitungen. In Nordalbanien verbreiten die katholischen Priester unsere Sprache. Selbst in Griechenland beginnt sie neben dem Französischen mächtig zu werden. In der Türkei vollends ist sie die Mode des Tages geworden, wenn sie auch noch lange nicht Französisch und Italienisch verdrängt hat. Was unsere Generale, Moltke, Kamphövener, Goltz, was die Ärzte Riedel, Düring und Mordtmann geleistet, ist der Welt bekannt. Die Anatolische Bahn hat einen fruchtbaren Strom deutscher Arbeit und deutschen Wissens nach Vorderasien geleitet.

Etwas von diesem Strom hat auch Persien bekommen, das von Deutschösterreichern viel gelernt hat. In Syrien hat das Beispiel der Templer und der nie abbrechende Pilgerzug einiges gewirkt. Gehen wir weiter nach Osten, so finden wir in Indien Hunderte von deutschen Kaufleuten und eine Reihe von Elektrikern und Ärzten, ferner eine kleine, aber berühmte Schar von Professoren, meist Sanskritisten, die an Indischen Universitäten lehren. Mit China haben wir Beziehungen seit der Fahrt des Admirals Grafen Eulenburg Anfang der 60-iger Jahre. Der Einfluß aber, den China auf unser Kulturleben ausübte, ist weit bedeutender gewesen, als unsere Einwirkung auf die chinesische Bildung. Immerhin darf nicht unerwähnt bleiben, daß ein deutscher Missionar, Gützlaff, der später eine Geschichte Chinas geschrieben hat, insofern mit einem Anstoß zur Taiping-Revolution gab, als der oberste Führer der Taiping bei ihm in die Schule gegangen sein soll, wodurch er angeregt worden sei, christliche Lehren zur Umgestaltung Ostasiens zu benutzen.

Von Missionaren nenne ich weiter Faber, der wie kaum ein anderer in den entlegensten Winkeln und Buchten Jenes Ozeans, den die chinesische Literatur darstellt, Bescheid weiß. In Indien ist es mir begegnet, daß ein einfacher Postbeamter mich als Deutschen freundlich begrüßte, da ja unsere Nation die anerkannte Meisterin altindischer Forschung sei. Ähnlich schmeichelt es auch den Chinesen, sei ihr Eigendünkel noch so robust und undurchdringlich, wenn Fremde sich um ihre klassischen Schriften kümmern. Die zwar kleine, aber auserlesene Schar unserer Sinologen, eine

10\*



von der Gabelentz, eines Hirth, Grube, Conrady, Floreni und C. W. F. Müller hat nicht wenig dazu beigetragen, China und Deutschland einander freundlich geneigt zu machen. Einen unserer Sinologen, Dr. Francke, hat sogar die chinesische Gesandtschaft in Berlin zu ihrem Dragoman erkoren. Ein sehr guter Kenner nicht nur ostasiatischer, sondern aller asiatischen Sprachen ist auch der Dragoman unserer deutschen Gesandtschaft in Peking, Herr Krebs; nur ist er freilich wenig aus seiner Studierstube herausgetreten, während sonst unsere Sinologen sich gern und geschickt im weiten Weltleben tummeln. In jüngster Zeit sind chinesische Offiziere in nicht ganz kleiner Zahl zu uns gekommen, um leitwellig in deutsche Regimenter einzutreten. Maßgebend wäre fast der deutsche Einfluß in dem chinesischen Seezollamt geworden, das ja neben einer rein kommerziellen und verwaltungstechnischen Tätigkeit auch eine rein wissenschaftliche statistischer, nationalökonomischer, medizinischer, meteorologischer und topographischer Art pflegt. Neben Sir Robert Hart war lange Zeit Herr Detring der mächtigste Mann im Seezollamt, und man sagt, daß Hart nur deshalb so viele Jahre nicht auf Urlaub ging, weil er besorgte, daß in seiner Abwesenheit Detring zum L. G. (Inspector General) ernannt würde. Anfang 1895 wurde sogar Detring mit den Friedensverhandlungen mit Japan betraut. Von greifbaren kulturellen Beziehungen ist endlich die Sendung C. W. F. Müllers anzuführen, der während der Boxerunruhen großartige Sammeltätigkeit in Peking ausübte, und weiter die Stellung Professor A. Fischers, der ab eine Art Kulturattaché unserer Gesandtschaft in Peking in amtlichen Aufträgen chinesische Kunst und Wissenschaft zu studieren hat. Welt wichtiger noch ist das Ergebnis der deutschen Arbeit in Japan. Schon in der holländischen Zeit beginnen die Spuren dieser Arbeit. Der Arzt Siebold, der in holländischen Diensten war und gute Gelegenheit zum Forschen hatte, ist der Erste nach Kämpfer, der einen Gesamtüberblick über die Geschichte, Natur und Kultur des fernen Inselreiches gab. Es ist bezeichnend, daß nicht wir selbst, sondern daß Fremde das Einströmen deutscher Wissenschaft in das Land des Mikados vermittelt haben. Ein Holländer, Hoffmann, war der erste Professor der Medizin in Tokio. Aber er lehrte in deutscher Sprache. In Zukunft ist dann die deutsche Sprache für die ganze medizinische Fakultät maßgebend geworden. Hunderte von japanischen Ärzten sprechen fließend Deutsch. Aoyama und Kitosato stehen auf den Schultern der deutschen Forscher Koch und Behring. Auch für Sprachen und Nationalökonomie und Recht ist Deutschland Vorbild gewesen. Das Inselreich hat unser bürgerliches Gesetzbuch — mit einigen Veränderungen, wie sie namentlich die eigentümlichen einheimischen Erbverhältnisse bedingten — früher eingeführt, als wir selbst. Bloß das Patentrecht ist ein bodenständiges Gewächs, nicht gerade zum Vorteil der japanischen Reputation, insofern Patentverletzungen und Mißbrauch von Handelsmarken viel zu leicht gestraft wird. Professor Florenz, einer der bedeutendsten Sinologen der Gegenwart und einer der vielseitigsten Sprachforscher — er beherrscht viele Idiome Vorderasiens und Sanskrit, dazu Türkisch, ostasiatische Sprachen und Malaiisch — trägt seine linguistischen Vorlesungen auf Deutsch vor. Ebenso Lönholm, der sich jetzt



als Patentanwalt aufgetan hat, einst seine Vorlesungen über Volkswirtschaft. Dagegen trogen der Balte Ton Köbner und Ludwig Rieß, sowie aueb die deutschen Missionare Philosophie, Geschichte nnd Theologie auf Englisch vor, ebenso der Münchener Löw Biologie, Graßmann und Jansen Forstwissenschaft; ich meine Jedoch, daß bei einiger Zähigkeit auch auf diesen Gebieten unsere Sprache bitte zur Geltung gebracht werden können. Im übrigen verweise Ich, was das Wirken einzelner hervorragender Landsleute anbetrifft, auf ein tüchtiges Buch, das Jüngst erschienen Ist: Das Kaiserreich Japan von Paaizow. Besondere Erwähnung verdient Jedoch die Deutsch-Ostasiatische Gesellschaft zu Tokio, von der eine reiche Flut wissenschaftlicher Anregungen auf das Inselreich ausgeströmt ist Bei der Gesellschaft waren die Japanischen Mitglieder entschieden die Nehmenden. Sonst aber bat „das Land der zehntausend Inseln" ebensoviel gegeben. Unsere Landsleute haben fleißig In Ihre Scheuern gesammelt, und haben mit Elfer die Kenntnis des Inselreiches uns vermittelt. Florenz hat das Nihongi übersetzt, die wichtigste Quelle über die Urgeschichte Japans. Balz hat die Gesamtwissenschaft um wichtige Funde ostasiatischer Anthropologie bereichert. Auch Ist von den Japanischen Historikern Neues ausgegangen, das bei uns mit Dank verwertet wurde. Shiroa und Professor Lange vom orientalischen Seminar haben zusammen die neueste Geschichte von Japan bearbeitet; von Murakami sind wichtige archaische Aufschlüsse über Formosa nnd die Philippinen zu erwarten. Auch ist naturgemäß unsere Botanik und Geologie durch Japanische Gelehrte befruchtet worden.

Über unsere Kulturbeziehungen zu Amerika kann ich mich kurz fassen, nicht, weil sie unbedeutend wären — Im Gegenteil! Sondern weil sie schon gut erforscht und oft behandelt sind. Ich brauche bloß auf das bekannte Buch Münsterbergs zu verweisen, das vielleicht nur darin Irrt, daß es den Einfluß unserer Kultur eher unter- als übertreibt. Wenig Ist dagegen für Mexiko und das lateinische Amerika getan. Und doch gibt es Leute In Mexiko, an erster Stelle Porfirio Díaz selber, sowie In Venezuela, die alles von der deutschen Kultur erwarten, und doch wimmelt es in München und Berlin von südamerikanischen Studenten. In St. Jago, wie auch In Buenos Aires gibt es angesehene wissenschaftliche Gesellschaften, die von Deutschen gegründet wurden, bei denen Jedoch auch gar manche Chilenen nnd Argentinier Mitglieder sind. Zusammenfassende Arbeiten über unsere Kultur Im lateinischen Amerika gibt es nicht. Für Mexiko, Mittelamerika und das nördlichste Südamerika findet man einiges in dem Büchlein von Wilhelm Winztr „Das Deutschtum in Mexiko und Mittelamerika", für Chile in dem leider etwas veralteten Werkchen von Johannes Unold „Das Deutschtum In Chile", für Brasilien in dem Jüngst erschienenen trefflichen Buche von Wettstein, in dem enzyklopädischen Buche Canstatts nnd In zahlreichen anderen Schriften, die namentlich auf Veranlassung deutsch-brasilischer Auswanderer-Gesellschaften, wie der Hansa, geschrieben wurden. Eine dankbare Arbeit wäre es, auch Im europäischen Auslande das Wirken unserer Landsleute und das Umsichgreifen deutscher Kultur zu verfolgen. Man müßte auf die



MORGEN.

Kruppsche Niederlassung In Bilbao und das deutsche Kapital in Italienischen Banken verweisen, müßte das Wachsen unserer Kaulleute und Banken in der City schildern, müßte von den kaiserlichen archäologischen Instituten in Rom und Athen erzählen, müßte hervorheben, daß in jüngster Zeit skandinavische Künstler nicht mehr so sehr nach Paris, wie nach Berlin und München gehen, müßte die ungeheuere Macht Richard Wagners und Nietzsches auf die Gemüter unserer Nachbarn schildern, allein das wäre une mer ä bolre. Wer wagt sich an den Ozean?

Hans von Bülow.

Von

Herbert Eulenberg.

Man denke sich dieses Bild: Eine festlich gekleidete Gesellschaft in einem Abendkonzert In der Berliner Philharmonie. Alle elektrischen Lichter an den Wänden glühen, der große glitzernde Kronenleuchter zittert vor Erwartung über dem Ganzen. Alles, die Damen in ausgeschnittenen hellen Kleidern, Schmuck an Hals, Haar und Händen und die Herren In schwarzen Fräcken mit weißen Kragen und Binden, schaut gespannt auf das Kapelimesterpult. Nach einer langen Krankheit soll heute wiederum Hans von Bülow, „freier Bürger der Stadt Hamburg“ oder wie er sich auch nach der Entziehung seines Hofkapellmeistertitels gerne nennt, „deutscher Volkskapellmeister und Volkspianist“, ein Berliner Philharmoniekonzert leiten. Die Musikanten stimmen ihre Instrumente, wie Soldaten vor einer Schlacht Ihre Waffen prüfen, und alle kratzen, flöten, blasen, schrauben und hämmern drauf los. Die elektrischen Glühbirnen am Pulte des Kapellmeisters werden angedreht und beleuchten das Notenheft, das darauf liegt. Flugs richten sich alle Operngläser von oben aus den Galerien darauf, und man entdeckt zu seinem Erstaunen und ErgStzen die Aufschrift: „Sinfonien des Grafen Bolko von Hochberg“. Eine stille schmunzelnde Heiterkeit geht durch den ganzen Saal und vermischt sich mit der Katzenmusik der Stimmenden zu einer allgemeinen, jeden seltsam berührenden Ironie. Plötzlich verstummt das Orchester, wie der Donner verklingt, wenn der Blitz erscheint. Hans von Bülow kommt, jubelnd und schreiend und klatschend vom Publikum empfangen. Er ist ganz bleich im Gesicht, fast so weiß wie der Knebelbart, der ihm dünn am Kinn herunterhängt; seine kleinen scharfen Augen unter den etwas schweren Lidern phosphoreszieren. Nie seit dem Tode Don Quixotes sah die Menschheit wieder so einen der Ihrigen traurig überlegen und verdreht aus den Augen schauen. Er wendet sich zum Publikum und hebt wie zum Dank einmal die Arme gegen es gleich einem Schwimmer,



gleich Leander, ehe er sich in das Meer zwischen ihm und seiner Geliebten stürzt. Dann nimmt er anter Gelächter das Notenheft des Grafen vom Pult herunter, wirft es vor seine Füße, stellt sich darauf und zieht, weiße Glacehandschuhe an den Fingern, den elfenbeinernen Taktstock aus der Fracktasche. Er klopft an und alles schweigt wie in der Kirche. Das Orchester horcht auf wie Pferde bei einem Wettrennen auf das Zeichen, daß die Schranke fällt. Aber plötzlich, als sei ihm etwas ganz Wichtiges noch eingefallen, klopft Bülow wieder ab, wendet sich zum Publikum zurück und beginnt zu sprechen: „Meine Damen und Herren! Wir werden uns erlauben, Ihnen die Tannhäuser-Ouvertüre vorzuspielen. Diese Musik gehört freilich mehr Ins Theater als In dieses Milieu. Insofern könnte einer sagen: Schuster, bleib bei deinem Leisten! oder: Bülow, kümmere dich um Brehms! Aber mein alter Freund und Zirkusdirektor Hülsen hat aus Freude über meine Wiedergenesung definitiv auf die gute Wiedergabe dieser Partitur an der Königlichen Opernkaserne unter den Linden verzichtet. Wir werden uns also angesichts dieser höchsten Genehmigung mit einem dankbaren Blick nach oben für Wagner gestatten, Ihnen das Werk, wie es Ist, ohne die bisherigen gutgemeinten, aber unmusikalischen Zutaten zu produzieren. Der Allerhöchste stehe unsern Blasern bei! Darf loh bitten, meine Herren!"

Sprach's und drehte sich unter dem Lachen und lautem Beifallrufen der Menge Im Saale ans Orchester zurück, klopfte von neuem an und begann die Ouvertüre aus dem Kopf zu dirigieren. Und siehe, der Zirkusdirektor, der er selber beinahe mit seinen Redepurzelbäumen und seinen Ankündigungen in der musikalischen Reitbahn vor dem Publikum gewesen war, wurde zum Künstler, zum Mittler und Götterboten zwischen dem Olymp und Bötien, riß wie ein Magnetiseur an seinem funkelnden Taktstock alle Seelen, die spielenden und die lauschenden, In die Höhe, und solange er am Pult stand, jeder Zoll ein Musiker, zweifelte man, ob Paulus oder Christus der Größere wäre.

Trat er dann aus dem Lichtkreis fort wie Faust von den Gelstern, die er beschworen hatte, naß am ganzen Leibe gleich dem Patriarchen, der mit den Engeln gerungen, so lohnte ihn ein dröhnendes Brüllen und Klatschen aller satt gewordenen Bestien ringsum. Damen weinten und winkten mit den Tüchern, und „Bülow!", dieser Name, der laut geschrien wie der wilde Kriegeruf von Wenden und Kosaken klang, hallte es dann von allen Plätzen. Diesen stark duftenden Dank nahm der schwache zarte Mensch, der frierend und zitternd wie Friedrich der Große nach Leuthen In seinen Mantel kroch, In seine einsame Höhle mit. Die lag für ihn, den ewig reisenden Handwerksburschen und Nomaden, meist In Irgendeinem Hotel, wo ihn Kellner, Hausknechte und Portiers, diese nur auf unsere Börse blickende schwarze Schar, zu deren Hochachtung er häufig nachgemachte Orden trug, mit kalten Knicksen empfangen.

Schnell schluckte der Einsame zwischen fünf russischen Zigaretten ein lieblos zurechtgekochtes Souper herunter und schrieb bei dem Kaffee an die ferne Frau ein kurzes Briefchen In seinem gehetzten schnellatmigen fin-de siecle-Stil, halb deutsch, halb französisch wie



## MORGEN.

der alte Friti: „Liebe Marie! Das Haus war heute ausverkauft. Tout consldere ein Bomben» erfolg für mir, wie der alte Wrangel doppelsinnig sagte, als er Generalfeldmarschall geworden war. Genug für heute! Die Hand versagt mir — aus Mangel oberer Leitung. Aueh abgesehen davon maecht mich die Einsamkeit d. h. Deine Niehtgegenwart unsäglieb traurig. Wie viel böse Stunden muB ich verleben. O — o — oh! (Barbier von Bagdad — tiefes AB.) Morgen will ich noeh ins Theater: Der Volksfeind oder Coriolan in Krahwinkel, wie Ich es getauft habe, von Ibsen, den ich, vous savez, sehr sehätze. Leb wohl für heute! Dein Dir furchtbar attachierter armer Lebensgefährte Hans." Hernach kroch er, die letzte Zigarette vor dem Schlafen im Munde, die Stiege zu seinem Zimmer hinauf, mit der zitternden Hand im Halbdunkel auf das Treppengeländer ein Scherzo von Beethoven klopfend. Vor seiner Türe, Äummero817, steht er außer Atem. Er wartet und wartet, mag gar nicht hineingehen in den leeren einsamen Raum, in das Grab einer Naeht. Endlich ist er drinnen, dreht das Licht an und fällt wie etwas Totes in das weiße Bett. „Es war wieder etwas viel heute, altes Haus!", sagt er noch und fängt an, über sich nachzudenken. „Hast dich wieder tüchtig für andere abschinden müssen!" Und sein Leben rinnt ihm durch den Kopf, das gejagte Leben eines Virtuosen, der heute seine Schuhe in Berlin auszieht, vor ein paar Wochen in Indianapolls, vorgestern in Hamburg und in acht Tagen vielleicht In St. Petersburg oder Bukarest Wie ein Kinema sieht's so vom Bette aus. Seine Jugend geht an Ihm vorüber, der Kummer der vornehmen Eltern über seinen Künstlerberuf, die ewigen Seufzer der hochmütigen Mama, die ihr alter Schuhmacher tröstet: „Der Herr Sohn seien ein Genie geworden." Seine Freundschaft mit Wagner, Liszt, Joachim, Brahms und allem, was in seiner Zelt musikalische Ohren hatte, ziehen ihm durch die Seele wie ein Seil, das weiterläuft. Er hört Wagners Stimme ganz deutlich in seinen Ohren mit seinen Leipziger ges und ces. An ihn hat er seine ganze Jugend, seine geliebte Frau Cosima, und seine drei Töchter verloren. Er hört Brahms lachen und vor Wonne brummen wie einen Bär, wenn er ein Konzert von ihm besonders fein exekutiert hat. Aber eine Undankbarkelt von Brahms hat ihn einst von seinem liebsten Posten, der Hofkapellmeisterstelle in Meiningen, getrieben. Und auf einmal fing der einsame alte Hans laut an zu schluchzen, so laut wie als Kind, wenn der alte Wieck, sein Klavierlehrer, knurrte: „Wenn er nicht fleißig übt, muB er Assessor werden." Hatten sie ihn nicht alle bestohlen, die er geliebt und wiedererschaffen hatte, deren Werke er seine Feuerseele eingehaucht hatte, daß sie lebten und sprachen und alle Menschen vor sich auf die Knlee zwangen? Hatten die Götter, denen er geopfert, Ja die er gemacht hatte — denn ohne Priester gibt es keinen Gott —, Ihn nicht um sein eigenes Leben betrogen? Für sie war sein Blut wie das der Opfertiere am Altar geflossen, und sie hatten es hingenommen, ohne nur einmal zu fragen: „Sehmerzt es nicht, Hans?" Und sein Dasein, wie es so fremd vor Ihm vorbeizog, schien ihm das ärmste und leerste und traurigste Leben gewesen zu sein, das je ein zweibeiniges Wesen hatte führen müssen.



Furelitsam und hungrig.

133

Aber wie Immer rIB Ihn etwas, was die andern seinen Humor and er selber seinen guten Geist nannte, ans dieser tiefsten Melancholie. Er sprang vom Bette auf und nahm eine Visitenkarte von sieh aus seinem Hut, auf der stand: „Hans von Bülow, Wagnerianer a. D. Vormittags nleht zu Hause, nachmittags nicht iu sprechen." - „Am wenigsten für Hans von Bülow selber!" schrieb er mit fester Hand noch darunter, legte die Karte vor sieh auf den Nachttisch und sog sich zum Schlafen aus. Er nahm ein Chloralpulver für seine Nerven, ließ das Licht über Naeht brennen, um nicht wieder von Wagnei zu träumen, zog seine Taschenuhr auf, legte sich nieder und blätterte im Bett noch ein wenig Im Grlllparzer, seinem Lieblingsdiehter, herum. Schon im Einschlafen las er liebeind die Worte, die mau ihm aufs Grab bitte setzen soUen:

„GlüekUeh der Menseh, der fremde Größe fühlt,

Und sie durch Liebe maeht zu seiner eignen;

Denn groß zu sein, Ist wen'gen nur vergönnt."

Furchtsam und hungrig.

Von

Johan August S t r I n d b e r g. \*)

Das Haus am Klara-Kirchhof In Stockholm bildet ein Viereck um einen Hot. Die Straßenfront wird zu ebener Erde vom Baron, eine Treppe hoch vom General, zwei Treppen hoch vom Oberlandesgerichtsrat, der Hauswirt ist, drei Treppen hoch vom Kaufmann and vier Treppen hoch vom pensionierten Küchenmeister des seligen Königs Karl Johan bewohnt. Im linken Hofflügel wohnt der Tischler, der Hausverwalter, der ein armer Teufel Ist; Im andern Flügel wohnt der Lederhändler und einige Witwen: Im dritten Flüeel wohnt die Kupplerin mit Ihren Mädchen.

Drei Treppen hoch In dem großen Geb&ude erwachte der Sohn des Kaufmanns und der Magd zum Selbstbewußtsein und zum Bewußtsein vom Leben und dessen Pflichten.

Seine ersten Empfindungen, an die er sich später noch erinnerte, waren Furcht und Hunger. Er fürchtete sich im Dunkeln, fürchtete sich vor Schlägen, fürchtete sich etwas Otwildica,

li

it. In «m.d T«k«L trir. »thUMi.» JiM l'ionwi lu' !.-• f|»a>

itt «li kotfb«:i C< \*»nii»ui(ibi dir V.nit SirtiOn«

Webling mcb^n», #!• Itrtnfbtrf du ,.Enf«lcklut.(tftMbUha

6m Iii ttttmm tiullw »bin all ivtifll4\*r Bubi «!



## MORGEN.

verkehrt zu machen, fürchtete sich zu fallen, sich zu stoßen, im Wege zu sein. Ihm war bange vor den Fäusten der Brüder, vorm Zausen der Mägde, vor der Schelte der Großmutter, vor Mutters Rute und Vaters Rohrstock. Er fürchtete sich vor dem Burschen des Generals, der mit Pickelhaube und Faschinenmesser unten im Hausflur stand; er fürchtete sich vor dem Hausverwalter, wenn er beim Müllkasten auf dem Hof spielte; er fürchtete sich vor dem Oberlandesgerichtsrat, der Hauswirt war.

Über ihm waren Machthaber mit Vorrechten, von den Altersvorrechten der Brüder bis zum höchsten Gewicht des Vaters; über dem stand Jedoch der Hausverwalter, der Ihm die Haare zauste und Immer mit dem Hauswirt drohte; dieser war jedoch selten zu sehen, weil er auf dem Lande wohnte; vielleicht wurde er gerade darum am meisten gefürchtet. Aber über ihnen allen, sogar über dem Burschen mit der Pickelhaube, stand der General; besonders wenn er in Uniform ausging, mit dreieckigem Hut und Federn. Das Kind wußte nicht, wie ein König aussah, aber es wußte, daß der General zum König ging. Die Mägde erzählten auch Märchen vom König und zeigten des Königs Meerkatze. Die Mutter sprach ihm auch das Abendgebet vor, aber einen Begriff von Gott hatte er nicht; doch mußte Gott etwas Höheres sein als der König.

Diese Furcht war wahrscheinlich dem Kind nicht eigentümlich, falls nicht die Stürme, welche die Eltern durchmachten, als die Mutter es trug, einen besonderen Einfluß auf das Kind ausgeübt hatten. Es hatte nämlich gehörig gestürmt. Drei Kinder waren vor der Ehe geboren, und Johan kam im Anfang der Trauzeit zur Welt. Willkommen war er wahrscheinlich nicht, am allerwenigsten, da ein Konkurs seiner Geburt vorangegangen war; er also in einer geplünderten Häuslichkeit, die vorher behäbig gewesen, in der jetzt aber nur noch Betten, Tische und Stühle vorhanden waren, geboren wurde. Der Bruder des Vaters starb zur selben Zeit, und zwar als des Vaters Feind, weil der Vater sein freies Verhältnis nicht auflösen wollte. Der Vater liebte dieses Weib und zerriß das Band nicht, sondern knüpfte es fest fürs Leben.

Der Vater war eine verschlossene Natur; hatte vielleicht deshalb einen kräftigen Willen. Er war Aristokrat von Geburt und Erziehung. Es gab einen alten Stammbaum, der im siebzehnten Jahrhundert Adel nachwies. Später waren die Vorfahren Geistliche gewesen, aus nordschwedischem, vielleicht finnischem Blut. Dann hatte sich das Blut gemischt. Des Vaters Mutter war von deutscher Geburt und stammte aus einer Tischlerfamilie. Des Vaters Vater war Kaufmann In Stockholm, Führer der Bürgerwehr und hoher Freimaurer gewesen; auch hatte er König Karl Johan verehrt. Ob er den Franzosen, den Marschall oder den Freund Napoleons verehrte, ist noch nicht entschieden.

Johans Mutter war die Tochter eines armen Schneiders; ihr Stiefvater hatte sie Ins Leben hinausgeschickt, zuerst als Magd, dann als Kellnerin. In dieser Stellung war sie von Johans Vater entdeckt worden. Sie war Demokratin aus Instinkt, sah aber zu ihrem Mann auf, weil er „aus guter Familie“ war; und sie liebte ihn, ob als Retter, Gatte oder Familienversorger, ist schwer zu sagen.



Furchtsam und hungrig.

Der Vater diente Knecht und Magd und wurde von ihnen Herr genannt. Er war trotz seiner Niederlage nicht zu den Mißvergnügten übergegangen, sondern verschanzte sich mittels religiöser Resignation: es war eben Gottes Wille. Auch isolierte er sich in seiner Häuslichkeit. Schließlich blieb ihm immer noch die Hoffnung, wieder in die Höhe zu kommen.

Aber er war Aristokrat aus dem Grunde, bis in seine Gewohnheiten hinein. Sein Gesicht hatte einen veredelten Typus angenommen: glattrasiert, feinhäutig, das Haar wie Louis-Philippe. Dazu trug er eine Brille, kleidete sich immer fein und liebte reine Wasche. Wenn der Knecht seine Stiefel putzte, mußte er Handschuhe anziehen: dessen Hände hielt der Herr für so schmutzig, daß er sie nicht in seinen Stiefeln haben wollte. Die Mutter blieb in ihrem Innersten Demokratin. Sie war immer einfach, aber rein gekleidet. Die Kinder sollten immer reine und helle Kleider haben, aber nicht mehr. Sie war vertraulich zu den Dienstboten und bestrafte ein Kind, das gegen einen von ihnen unhöflich gewesen war, sofort, ohne den Fall zu untersuchen, auf die bloße Anzeige hin. Gegen Arme war sie immer barmherzig; mochte der eigene Haushalt noch so knapp sein, niemals ließ sie einen Bettler von ihrer Türe gehen, ohne ihm etwas Essen zu geben. Alle alten Ammen, vier Stück, kamen oft auf Besuch und wurden dann wie alte Freundinnen empfangen.

Furchtbar war der Sturm über die Familie dahingefahren, und wie erschrockene Hühner waren die zerstreuten Mitglieder zusammengekröchen; Freunde und Feinde durcheinander; denn sie fühlten, sie hatten sich gegenseitig nötig und sie konnten sich gegenseitig beschützen.

Tante mietete zwei Zimmer der Wohnung ab. Sie war die Witwe eines berühmten englischen Erfinders und Fabrikbesitzers, der ruiniert gestorben war. Sie hatte Witwenpension; von der lebte sie mit ihren beiden Töchtern, die eine feine Erziehung genossen hatten. Sie war Aristokratin, hatte ein glänzendes Haus gehabt, hatte mit vornehmen Leuten verkehrt. Sie hatte ihren Bruder geliebt, seine Ehe aber nicht gebilligt, jedoch seine Kinder zu sich genommen, als der Sturm kam. Sie trug eine Spitzenhaube und ließ sich die Hand küssen. Lehrte die Kinder ihres Bruders gerade auf dem Stuhl sitzen, schön grüßen, sich sorgfältig ausdrücken.

Ihre Zimmer trugen Spuren des früheren Luxus und der zahlreichen und vermögenden Freunde. Ein gepolstertes Jakarandamöbel mit einem gehäkelten Überzug in englischem Muster. Die Büste des verstorbenen Mannes, im Frack der Akademiker Wissenschaften und mit dem Wasaorden. An der Wand ein großes Ölporträt vom Vater in der Majorsuniform der Bürgerwehr. Die Kinder glaubten immer, das sei der König: er hatte nämlich so viel Orden, die sieb später aber als Zeichen der Freimaurer herausstellten.

Tante trank Tee und las englische Bücher.

Ein anderes Zimmer wurde vom Bruder der Mutter bewohnt, der am Heumarkt



## MORGEN.

«Inen Materialwarenhandel hatte; außerdem von einem Vetter, dem Sohn des verstorbenen Bruders des Vaters, der in die Technische Hochschule ging.

In der Kinderstube hielt sich die Großmutter mütterlicherseits auf. Eine seiharte Alte, die Hosen fliekte, Kittel ausbesserte, Abe lehrte, wiegte und sauste. Sie war religiös und kam Jeden Morgen um acht Uhr, nachdem sie erst in der Klarakirche ihr Morgengebet verrichtet hatte. Im Winter trug sie eine Laterne, denn Straßenlaternen gab es noch nicht und die Argandschen waren gelöscht.

Sie kannte ihre Stellung, liebte den Schwiegersohn und dessen Schwester wahrscheinlich nicht. Die waren Ihr zu fein. Der Vater behandelte sie mit Aehtung, aber nicht mit Liebe.

In drei Zimmern wohnte der Vater mit seiner Frau und sieben Kindern nebst twel Dienstboten. Die Möbel bestanden fast nur aus Wiegen und Betten. Kinder lagen auf Plättbrett und Stühlen, Kinder in Wiegen und Betten. Der Vater hatte kein Zimmer für sich, war aber stets zu Hause. Nahm nie eine Einladung von seinen vielen Geschäftsfreunden an, well er sie nicht wieder einladen konnte. Ging nie in die Kneipe und nie Ins Theater. Er hatte eine Wunde, die er verbergen und hellen wollte. Sein Vergnügen war ein Piano. Die eine Tochter der Schwester kam Jeden zweiten Abend, und dann wurden Haydns Symphonien vierhändig gesDielt Nie etwas anderes. Später auch Mozart Nie etwas Modernes.

Als die Verhältnisse es ihm wieder erlaubten, hatte er später auch noch ein anderes Vergnügen. Er hielt sich Blumen in den Fenstern. Aber nur Pelargonien. Warum Pelargonien? Jchan glaubte später, als er älter wurde und die Mutter nicht mehr lebte, seine Mutter neben einer Pelargonie oder beide zusammen zu sehen. Die Mutter war blaß, sie machte vier Kindbetten durch und wurde lungenkrank. Dar Gesicht glich wohl den durchsichtig weißen Blättern der Pelargonie mit Ihren Blutstreifen, die Im Grunde dunkeln und eine beinahe schwarze Pupille bilden, schwarz wie die der Mutter. Der Vater ließ sich nur bei den Mahlzeiten sehen. Traurig, müde, streng, ernst war er, aber rieht hart; er sah strenger aus, als er war, weil er bei der Heimkehr Immer ohne weiteres eine Merge Sachen entscheiden sollte, die er nicht beurteilen konnte. Auch wurde sein Name immer benutzt, die Kinder in Schrecken zu versetzen. „Wenn Papa das erfährt“ bedeutete Schläge. Das war gerade keine dankbare Rolle, die man Ihm gegeben. Gegen die Mutter war er immer mild. Er küßte sie immer nach der Mahlzeit und dankte ihr fürs Essen. Dadurch gewöhnten sich die Kinder daran, sie als Geberin aller guten Gaben und den Vater als den aller bösen zu betrachten. Das war urgerechu Man fürchtete den Vater. Wenn der Ruf: „Papa kommt!“ zu hören war, liefen alle Kinder davon und versteckten sich; oder eilten in die Kinderstube, um sich zu kämmen und zu waschen. Bei Tisch herrschte Todesschweigen, und der Vater sprach nur wenig. Die Mutter hatte ein nervöses Temperament. Flammte auf, wurde aber bald wieder ruhig. Sie war verhältnismäßig zufrieden mit ihrem Leben, denn sie war ge-



stiegen auf der sozialen Stufenleiter und hatte Ihre eigene Stellung wie die ihrer Mutter and ihres Bruders verbessert Sie trank des Morgens Kaffee Im Bett; hatte Ammen, zwei Dienstboten, Großmutter rar Hilfe. Wahrscheinlich überanstrengte sie sieh nicht. Für die Kinder war sie aber Immer die Vorsehung. Sie schnitt die Niednagel, verband verletzte Finger, tröstete und beruhigte immer, wenn der Vater gestraft hatte, trotzdem sie der öffentliche Anklager war. Das Kind fand sie kleinlich, wenn sie dem Papa „petzte“; Achtung wenigstens erwarb sie sich dadurch nicht. Sie konnte ungerecht, heftig sein; rar Unselt strafen, auf die bloße Anzeige eines Dienstboten; aber das Kind bekam auch Essen aus ihrer Hand, wurde von ihr getröstet; darum war sie beliebt, während der Vater Immer ein Fremder blieb, eher ein Feind als ein Freund.

Das war des Vaters undankbare Stellung in der Familie. Aller Versorger, aller Feind. Kam er müde, hungrig, finster nach Haus und wagte, fand er den Fußboden frisch gescheuert und das Eisen schlecht bereitet, einen Tadel auszusprechen, so erhielt er eine etwas kurze Antwort Er lebte In seinem eigenen Hause wie auf Gnade, und die Kinder verbargen sieh vor ihm.

Der Vater war mit seinem Leben weniger zufrieden, denn er war hinabgestiegen, hatte seine Stellung verschlechtert, mußte entsagen. Und wenn er die, denen er das Leben gegeben und Essen schenkte, unzufrieden sah, wurde er nicht froh.

Aber die Familie selbst Ist keine willkommene Einrichtung. Für die Erziehung hatte niemand Zeit; die nahm die Schule da auf, wo die Mägde aufgehört hatten. Die Familie war eigentlich eine Speisewirtschaft, eine Wasch- und Plattanstalt; aber eine unzumutbare. Nie etwas anderes als Kochen, Einkaufen, Waschen, Platten, Scheuern. So viele Kräfte in Bewegung für so wenig Personen. Der Gastwirt, der hunderte speiste, wandte kaum mehr auf.

Die Erziehung bestand aus Verweisen und Zausen, wies hin auf Gebet und Gehorsam. Das Leben empfing das Kind mit Pflichten, nur mit Pflichten, nicht mit Rechten. Aller andern Wünsche durften sieh äußern, die des Kindes wurden unterdrückt. Das Kind konnte keinen Gegenstand anfassen, ohne etwas Unrechtes zu tun; nicht umherlaufen, ohne Im Wege zu sein; nicht ein Wort äußern, ohne zu stören. Schließlich wagte es sieh nicht mehr zu rühren. Seine höchste Pflicht und seine höchste Tugend war: auf einem Stuhl stillsitzen und ruhig sein.

— Du hast keinen Willen, so lautete es Immer. Und damit wurde der Grund zu einem willenlosen Charakter gelegt.

— Was werden die Menschen sagen, nteß es später. Und damit wurde sein Selbst angegriffen: er konnte nie er selber sein, war Immer abhängig von fremder Ansicht, die sieh ändert; traute sich selber nichts zu, ausgenommen in den wenigen Augenblicken, In denen er seine energische Seele unabhängig von seinem Willen arbeiten fühlte.

Der Knabe war äußerst empfindsam. Weinte so oft, daß er deshalb einen besonderen Schimpfnamen bekam. Jeder kleine Tadel verletzte Ihn; er war In beständiger Unruhe,



## MORGEN.

einen Fehler tu begeben. Er achtete aber auf Ungerechtigkeiten und wachte über die Verfehlungen der Brüder, indem er hohe Anforderungen an sich selber stellte. Wenn die Brüder nicht bestraft wurden, fühlte er sich tief gekränkt; wenn sie zur Unzeit belohnt wurden, litt sein Gerechtigkeitsgefühl. Darum wurde er für neidisch gehalten. Er ging dann zur Mutter, um sich zu beklagen. Erlangte einige Male Gerechtigkeit, wurde aber ermahnt, es nicht so genau zu nehmen. Aber man war ja so genau gegen ihn, und es wurde ihm befohlen, genau gegen sich selbst zu sein. Er zog sich zurück und wurde bitter. So wurde er scheu und verschlossen. Verbarg sich ganz hinten, wenn etwas Gutes verteilt wurde, und weidete sich daran, wenn er übersehen wurde. Er fing an Kritik zu üben und bekam Geschmack für Selbstquälerei. Abwechselnd war er melancholisch und mutwillig.

Sein ältester Bruder war hysterisch; konnte, wenn er beim Spiel geärgert wurde, unter konvulsivischem Lachen, das ihn zu ersticken drohte, niederfallen. Dieser Bruder war der Liebling der Mutter und der andere der des Vaters. Lieblinge gibt es in allen Familien. Es ist nun einmal so, daß das eine Kind mehr Sympathie erringt als das andere; weshalb, ist nicht zu entscheiden. Johan war niemandes Liebling. Das fühlte er und das grämte ihn. Die Großmutter sah es und nahm sich seiner an. Er lernte das Abc bei ihr und half ihr beim Wiegen. Aber er war mit dieser Liebe nicht zufrieden; er wollte die Mutter gewinnen. Und er wurde zutunlich, betrug sich aber so plump dabei, daß er durchschaut und zurückgestoßen wurde.

Es wurde strenge Zucht im Haus gehalten. Lüge wurde schonungslos verfolgt und Ungehorsam auch.

\*

Eines Mittags besichtigt der Vater die Weinflasche, die Tante benutzte.

— Wer hat den Wein ausgetrunken? fragt er und sieht sich unter den Kindern um.

Niemand antwortet, aber Johan errötet.

— So, du bist es gewesen, sagt der Vater.

Da Johan niemals das Versteck der Weinflasche ausgekundschaftet hat. fängt er an zu weinen und schluchzt:

— Ich habe den Wein nicht ausgetrunken.

— Was, du leugnest auch noch!

Auch noch!

— Du sollst was erleben, wenn wir von Tisch aufstehen!

Der Gedanke, was dann geschehen würde, und die Betrachtungen, die der Vater über Johans verschlossenes Wesen fortsetzt, veranlassen Johan. noch mehr zu weinen.

Man steht von Tisch auf.



Furchtsam und hungrig.

— Komm, sagt der Vater und geht in die Schlafstube.

Die Mutter folgt.

Bitte Papa um Verzeihung, sagt sie.

Ich habe es nicht getan, schreit er Jetzt.

Bitte Papa um Verzeihung, sagt die Mutter und zaust ihn.

Der Vater hat hinter den Spiegel nach der Rute gegriffen.

Lieber Papa, verzeih mir, brüllt der Unschuldige.

Jetzt aber ist es zu spät. Das Bekenntnis Ist abgegeben. Die Mutter hilft bei der Exekution. Das Kind heult vor Harm, vor Wut, aus Schmerz, am meisten aber vor Schande, vor Demütigung.

Bitte Papa Jetzt um Verzeihung, sagt die Mutter.

Das Kind sieht sie an und verachtet sie. Es fühlt sich allein, verlassen von der.

zu der es sich stets flüchtete, um Milde und Trost zu finden, aber so selten Gerechtigkeit fand.

Verzeih, Heber Papa, sagt er mit zusammengebißenen lügenden Lippen.

Nun schleicht er in die Küche zu Luise hinaus, dem Kindermädchen, das Ihn zu waschen und zu kämmen pflegt, und weint sich in ihrer Schürze aus.

Was hast du getan, Johan? fragt sie teilnehmend.

— Nichts! antwortet er. Ich habe es nicht getan.

Mama kommt In die Küche.

- Was sagt Johan? fragt sie Luise.

— Er sagt, er habe es nicht getan.

— Leugnet er noch!

Johan wird zurückgeführt, um dazu gezwungen zu werden, zu bekennen, was er nie begangen hat.

Und jetzt bekennt er, was er nie begangen hat.

Herrliche, sittliche Einrichtung, heilige Familie, unantastbare, göttliche Stiftung, die Bürger zu Wahrheit und Tugend erziehen soll! Du angebliches Heim der Tugenden, wo unschuldige Kinder zu ihrer ersten Lüge gezwungen werden, wo die Willenskraft durch Willkür geknickt, wo das Selbstgefühl von enge wohnenden Egoismen getötet wird. Familie, du bist das Heim aller sozialen Laster, die Versorgung aller bequemen Frauen, die Ankerschmiede des Familienvaters, die Hölle der Kinder!

Seit diesem Tage lebte Johan in ewiger Unruhe. Nicht der Mutter, nicht Luise, noch weniger den Brüdern und am wenigsten dem Vater wagte er sich zu nähern. Feinde überall. Gott kannte er noch nicht anders als durch das Abendgebet. Er war Atheist, wie das Kind Ist; aber im Dunkeln ahnte er wie der Wilde und das Tier böse Mächte.

Wer trank den Wein aus? fragte er sich. Wer war der Schuldige, für den er litt? Neue Eindrücke, neue Sorgen ließen Ihn bald die Frage vergessen, aber die aufregende Handlu: ».' blieb Ihm im Gedächtnis haften.



Er hatte das Vertrauen der Eltern, die Achtung der Geschwister, die Gunst des Vaters verloren; Großmutter Terhelt sich still. Vielleicht schloß sie aus anderen Gründen auf seine Unschuld, denn sie schalt ihn nicht, aber sie schwieg. Sie hatte nichts zu sagen. Er war wie ein bestraffter Mensch. Bestraft für eine Lüge, die man im Hause so verabscheute, und für Diebstahl, ein Ausdruck, der nieht einmal genannt werden durfte. Hatte sein bürgerliches Ansehen verloren, war eine verdächtige Person; wurde von den Geschwistern verhöhnt, daß er sich habe ertappen lassen. Und das alles mit seinen Folgen, die für Ihn volle Wirklichkeit hatten, beruhte auf etwas, das nicht vorhanden war: das war seine Schuld. Häuser werden eingerissen.

fea

Max B r o d.

Zumal im Regen sind die Hauserstümpfe,  
 Die stündlich niederschrumpfen, schlimm «u sehn.  
 Formlos halbabgerissne Mauern stehn  
 Wie trübe Drüsen bösgesohwollner Lymphe.  
 Erschreckt bewunderst du die Trümmersturse  
 Durch Bretterrinnen, wie In langen Sargen,  
 Und Schutt wie Nebel über Ziegelbergen  
 Und Wagensohall und rauher Schreie Kurie,  
 Und siehst noch an der grünen Innenwand  
 Den Ofenrauh, der alten Möbel Stand  
 Und tausend Spuren einst bewohnter Statte . . .  
 Dachstühle, nackt wie Rippen weißer Wracke  
 Gehn In die Luft Ein Mann mit rascher Hacke  
 Legt an den Himmel seine Silhouette.



Die Ausstellung bereitet uns eine freudige Überraschung; sie ist nicht nur wesentlich umfangreicher, sie ist auch weit besser und interessanter als nach den bisherigen Veranstaltungen des Damenklubs zu erwarten war. Voilä, meine Damen, das vermögen Sie: schöne Dinge mit Geduld und List aus ihrem Versteck zu locken, sie anzuhäufen (wie das im Hamsterkasten und beim Flanieren durch das Warenhaus geschieht); das verstehen Sie, eine Schatzkammer zu arrangieren, artig zu ordnen, eine Putzstube daraus zu machen. Karl Schettlers Buch: „Die Frau und die Kunst“ hat den Damen wenig gefallen, dies harte, schneidende Buch, das der weiblichen Psyche die Fähigkeit des künstlerischen, des kosmischen Erlebens prinzipiell absprach. Und dennoch, darin hat er recht:



## MORGEN.

im Arrangement, im Dekorieren, in der Belebung einer milden, wohltätigen Ordnung ruht das Wertvolle einer ästhetisch begabten Frau. Sich gut und mit diskreten Akzenten zu kleiden, einen Wohnraum wohnlich, einen Tisch einladend, ein Blumengebilde blühend zu machen, das sind feminine Tugenden. Die halfen uns zu dieser Ausstellung; und noch eins assistierte: das fein gesponnene Netz der gesellschaftlichen Konnexion, in das sich brav viel Männlein, ernste Wissenschaftler und sonst gar bärbeißige Museumsdirektoren, verfangen.

Der faktische Inhalt dessen, was Volkskunst heißt, ist sowohl entwicklungsgeschichtlich wie psychologisch schwer zu bestimmen. Schmückende Fertigkeit des Volkes, der Bauern, wäre vielleicht die richtigere Umschreibung. Um den Begriff der Volkskunst steht es ähnlich wie um den des Kunstgewerbes. Wenn Michelangelo Kunst ist, so entbehrt es nicht der Komik,

die Herstellung eines  
trefflichen Stuhles oder  
selbst eines vorzüglichen  
Wohnhauses gleichfalls  
unter die Königsstandarte  
der Kunst zu stellen. Und  
nun erst bemalte Holz-  
schachteln oder farblusti-  
ge Keramiken oder ge-  
schnitzte Pfeifenköpfe . .

Die Wesensverwandt-  
schaft dieser Dinge mit  
den Häuption der Mensch-  
heit ist sehr, sehr locker.

Nur dann könnte mit  
Recht von einer Volks-  
kunst gesprochen werden,  
wenn die diskutierten Ob-  
jekte sichtlich ein Mittel  
wären, die höchsten und  
heiligsten Erregungen ih-  
rer Fertiger auszudrük-  
ken. So dürften die Stein-

Bayrische, hessische und sächsische Keramik auf bedrucktem Kattun. Zeichnungen der Höhlen-



Gesticktes Kissen von Frau Wisllcenus entworfen und In Wolle ausgeführt Kunst genannt werden; sie waren der bedeutsamsten Erlebnisse und gewaltigsten Vorstellungen dieser Primi- Die Götzenbilder, die Bemalung und das Schnitzwerk an den Zelten der Priester und der H&uptlinge, all das, dahinter der Flügelschlag der Seele zu spüren, das ist Kunst. So mag vielleicht der ungelenke Schäfer, der einen Gemarterten mühsam zurech t- stümperte, oder der Dorfmalers, der auf die Sehränke die Mutter Gottes pinselte, Kunst erfahrend und gemacht haben. Auch mit einem Kranz aus Tulipanen und Maienglöckchen war das zu erreichen. Aber, ob solches noch heute geschieht, in Europa, da überall die Naivität stirbt und die Eisenbahn den Handelsgeist mehrt, da die Götter in öl gedruckt und in Gips gegossen werden, das scheint recht Darum möchte es besser sein, von Volkskunst von Handfertigkeit, von verzierender Geschicklichkeit der Landbewohner zu sprechen. Dies um so mehr, als sich vielfältig In dem, was diese Leuten jetzt schaffen, der Einfluß der Stadt und deren Produktion bemerkbar macht. Die Naivität stirbt. Das zeigt sich deutlich, wenn man in dieser Ausstellung erst die Räume des Parterre, dann die der ersten Etage abseht. Unten stehen Dinge aus alter Zeit, Museumsschätze. Wie sind sie so köstlich reich an gesunder Ursprünglichkeit, an lachenden Farben, an der Absicht zu schmücken, vornehm und eifersüchtig zu machen. Wie unverkennbar reihen sich die Bänderhauben und die Brautkronen dem Kopfschmuck der Exoten; Glasperlen und Spiegelscherben, Blinkendes und Glitzerndes hatten die Bäuerinnen einst ebenso lieb, wie wir dies heute noch an den Wilden beobachten. Das alles aber hat sich wesentlich geändert; die Mode drang bis in die fernsten Dörfer und mit ihr die Muschelmöbel und das Orchestrion. Da Völkische, das Einfältige, ein unaufhaltsames Gewiß, vieles blieb noch unbelastet, frisch und blank; i In der oberen Etage gibt es genug des Schönen und Guten, und Textile vor allem. Die Gewebe, die Stickereien,

Gewelltes Tischchen nach  
Prof. Wisllcenus.  
II«



## MORGEN.

die Spitzen der Bauern, die zum Balkan hinunter oder gen Norden wohnen, sind heute noch besser, materialgerechter und wirksamer als alles, was unsere Gewerbler, die sich so gerne Künstler nennen, bisher erfunden haben. Zumal die Ungarn, die Dalmatiner, die Rumänen, die Südslawen, verwalteten eine durch Geschlechter zurückgreifende Tradition; letzte Ausläufer der orientalischen Formenwelt, letzte Nachklänge längst vergessener Wanderungen scheinen ein unbewußtes Leben zu führen.

Die natürliche, gesunde Güte der bäuerlichen Textilik hat (wie dies selbst beim Hausbau geschah) nach Zeiten argen Verfalles Hilfe suchenden Reformern der Stadtkultur als Ausflucht und Arznei gedient. Die simple, aber sachgemäße Bändigung der Fäden, die nüchterne Gesinnung, die von der Nadel ebensowenig Kunststücke wie von der Henne goldene Eier verlangt, half der verirrtten „Kunststickerei“ und ähnlichen Mißgebilden wieder auf den rechten Weg. Zu den schönsten Erfolgen solcher rückläufigen Befruchtung gehören die Arbeiten der Flensburger und die der Breslauer Kunstschule. In der schlesischen Hauptstadt hat der Professor Wislicenus vorbildlich und erfolgreich gewirkt; seine Arbeit sollte von der provinziellen Textilik nicht ungenutzt bleiben, die Liebhaber schöner Gewebe lieben sie längst.

Ungarische Wagendecke.

Leder appliziert



Erlebnisse auf den Philippinen.

145

Erlebnisse auf den Philippinen.

Von

K. von S. K.

I. Unter spanischer Herrschaft.

Dezember 1896. Strahlender Sonnenschein, flimmernde Hitze (Nachttemperatur-minimum 26° C), Windstille. Vor uns weit ausgedehnt Manila von üppigem Grün umgeben, aber rechts und links, da rauchen die von den Aufständischen verbrannten Dörfer und Ortschaften. Im Osten der herrlichen Bucht wirft ein spanisches Kanonenboot Granaten in das dichtbewaldete Ufer, von Zeit zu Zeit klingt der schwache Schall knatternder Salven von Land zu uns an Bord. Nach Erledigung der nötigen Formalitäten gehen wir an Land. Auf der Straße fast nur Bewaffnete: Soldaten, Freiwillige und — Mönche. Stolz liebe ich den Spanier, stolz schreiten sie auch durch die Straßen, die Farbigen keines Blickes würdigend, ihnen kaum für ihren Gruß dankend, stolz und gedankenlos gehen sie dahin: der General mit dem goldenen troddelbehängten Stockknopf, der junge Freiwillige in einer blaugestreiften Leinenuniform, der barfüßige Mönch. Die wenigen Tagalen machen demütig Platz.

Wir kommen nach der mittelalterlich umwallten Innenstadt — Intramuros —, da, gegenüber der deutschen Apotheke, aus dem düstern vergitterten Gebäude, welches markerschütterndes Schreien, was ist das Fürchterliche? — Still, Ich flüstere es euch ins Ohr, die Mönche foltern mit Elektrizität! — Die Mönche foltern? Was soll das heißen? foltern? Elektrizität, Ende des neunzehnten Jahrhunderts?

Da wieder das nervendurchzitternde Schreien! Es ist Wahrheit! — Mit uns eilen einige Tagalen aus der furchtbaren Straße barfüßig, scheinbar demütig, aber wer sehen will, der kann die Blicke voll tödlichen Hasses sehen, die dem Kloster zufliegen.

Wir kommen an den Pasigfluß, aus ihm ragen mehrere altersgraue, halbfertige Steinpfeiler: el puente del capitán-general — die Brücke des Generalgouverneurs. Jeder Generalgouverneur bekommt bei seinem Dienstantritt mehrere hunderttausend Pesos zum Bau dieser Brücke bewilligt, unter der spanischen Herrschaft ist sie nie vollendet worden.

Wir treten in die Wohnung des Gouvernementsadjutanten, um uns Pässe für die Umgebung zu verschaffen, auf dem Tisch einen geladenen Revolver, über dem Bett einen ebenfalls geladenen Repetierkarabiner. Achselzuckend: „Ja, wissen Sie, die Rebellen können jede Nacht angreifen und wir sind der Diener nicht sicher.“

Wieder auf der Straße begegnen wir einem Trupp farbiger Soldaten, fremd schreiten sie und verschlossen an den Eingeborenen vorüber, es sind Visayas. Bewohner der südlichen Inseln: Divide et impera!



## MORGEN.

Wir treten In das Hotel eines Tagalen, die aus Muschelschalen zusammengesetzten Scheiben halten die Sonne von den verhältnismäßig kühlen Räumen ab. Die gemeinsame Mittags- und Frühstückstafel ist auf einer Art geräumiger, nach dem Fluß offenen Loggia. Uns gegenüber sitzt ein junger, elegant gekleideter spanischer Kavallerieoffizier; er fällt selbst hier im Lande der leeren Höflichkeit und Grandezza durch seine guten Manieren auf. Beim Fisch erhebt er sich, er geht auf sein gegenüber liegendes Zimmer und schließt den unteren Teil der nur aus Jalousiewerk bestehenden Tür. Ein Schuß! Alles stürzt hin, Selbstmord. Allen voran zeternd der Sohn des Wirtes, er stellt sich vor die Zimmertür: „Hier kommt niemand herein!“ Mein Begleiter gibt sich als Arzt zu erkennen, will helfen: „Helfen? warum? dem ist nicht zu helfen, er wird unterschlagen haben,\*) wir verlieren unser Geld, da wollen wir wenigstens keine Unannehmlichkeiten haben! Nach der Polizei ist telephonierte.“ Wir verlassen nach zwei Stunden das Lokal, die Tür des Zimmers ist noch immer geschlossen, der Tod ist schon vor geraumer Zeit drinnen erlösend erschienen, die Polizei noch nicht.

Nachdem wir die Stunden der Nachmittagshitze auf der Veranda eines Freundes verschlafen haben, nehmen wir uns einen Wagen, um nach der Promenade zu fahren, nach der Luneta!

Der wollüstige Duft der Ilang-Ilangblüten durchzieht die Luft; herrliche Farbentöne erfreuen das Auge.

Der Wagen biegt um die Ecke, wir sind da. Narrt uns ein Traum, sind wir in einer anderen Stadt?

Militärmusik, lachende, flirtende Menschen, vor uns eine Gruppe Herren und Damen, mit der vornehmen Einfachheit der großen Welt gekleidet, die Offiziere ohne Säbel, ohne Waffen, nur Lachen, Augenwerfen, Fächerspiel! Die eine der Damen, welche an dem Rande des Weges geht, rafft ihr Kleid etwas zusammen und weicht etwas zur Seite: eine dunkle Lache — Blut, am Morgen finden hier die Erschießungen der Verurteilten statt! Jetzt allgemeines Verneigen, Abnehmen der Kopfbedeckung, eine elegante Equipage rollt vorüber, in ihr einer der zahlreichen Kirchenfürsten.

An dem Kiosk bietet man uns Lose der Manilalotterie an, eine loyale Lotterie, jedes dritte Jahr gewinnt der Generalgouverneur das große Los, so sagt man uns, und die übrigen Jahre — der Erzbischof!

Wir treten auf den Rasen und lassen die bunte Menge vorbeiwogen. Neben uns sitzt eine glutäugige Senorita, ihre Augen haben auch Grund zum Glühen, was flüstert ihr alles ihr Verehrer zu! „Oh Senorita, Sie sind so lieblich, daß in Ihrer Gegenwart selbst die Luft zittert!“ mit dankbarem Blick tönt es mehr heischend: „Gracias, danke!“ Tiefer beugt er sich herab, immer leiser und immer feuriger flüstert er; nur das ewig gleichlautende Gracias! ist noch zu verstehen.

•) Dies wir tatsächlich der ML



Escolta (Hauptstraße) in Manila.

Wir verlassen die oberen Zehntausend und fahren hinaus nach der Vorstadt Binondo, wo Hahnenkämpfe jene Eingeborenen zusammenlocken, die sich vor der Polizei sicher fühlen. In Rozario, der Hauptgeschäftsstraße, ist ein chinesischer Laden neben dem anderen. Was der Jude für Osteuropa, was der Grieche und Armenier für den Orient, was der Inder für Ostafrika, das ist der Chineser für den fernen Osten.

Ein merkwürdiges Völkchen, das sich da vorüberdrängt, sind es Malaien? ist es eine Mischrasse von Papuas und Spaniern? Mild, unterwürfig, mit großer Neigung zur Religiosität, etwas orientalisch indolent, so werden sie uns geschildert. Die Männer mit über dem Leinenbeinkleid lose und offen getragenen europäischen Stärkhemd, die Frauen in sauberen, zum Teil ganz kostbaren Spitzenkleidern; aus ihren Augen spricht mehr Leidenschaft und Energie als aus denen der Männer.

Tiefer sinken die Schatten, Patrouillen durchziehen die Straßen, die Men<sup>e</sup> verläuft sich. Wir schlendern heim durch die laue Tropennacht. Keiner ist zum Sprechen aufgelegt, der Vollmond sorgt für Straßenbeleuchtung, um jedes Haus ein schützender Kranz von Bananenbäumen (mit ihren fleischigen Blättern halten sie die Sonne und das reuer ab), im kleinen Nebengäßchen zupft mich was am Ärmel: „Herr, Herr, rettet dcnR:zal!“ ein Tagale, ärmlich gekleidet, barfüßig, aber in Stimme und Blick ein demütiges F'tiicn.



MORGEN.

„Wer ist Rizal?“ „Oh, Ihr müßt Rizal kennen, besinnt Euch! Rizal, er hat doch in Deutschland studiert, der große alte Kaiser hat ihn gesprochen. Er hat uns immer gesagt, die Deutschen allein könnten uns helfen, sie sind gerecht und treu!“

„Wo ist er?“

„In Intramuros. Sie haben ihn mit Verrat gefangen! Er ist ja reich, er lebte im Auslande, aber er fühlte unsere Not und schrieb Bücher, oh, so schöne Bücher. Da sie ihn nicht anders fangen konnten, schrieben sie, seine Mutter läge im Sterben und falls er nicht agitieren wollte, so sollte er freies Geleit haben. Er kam. Auf dem Zoll hielten sie seine Sachen zurück, am nächsten Tage waren verbotene Schriften darin, da nahmen sie ihn und machten ihm den Prozeß. Ihr seid Deutscher, Euer Admiral ist da mit einem großen Schiffe (Admiral von Tirpitz auf „Irene“). Rettet Rizal und morgen weht die deutsche Flagge auf allen Inseln, auch die Visayas halten jetzt zu uns, was noch keiner weiß. Es ist leicht, die Spanier sind wenige und nicht kriegsgewohnt. Rettet Rizal!“ Es ist oft so schwer, nicht helfen zu können, nicht helfen zu dürfen, die Zeiten der deutschen Parteigänger sind vorüber.

Vor uns tauchen allmählich wieder Laternen und Patrouillen auf, die flehende Stimme an unserer Seite verschwindet.



Vorstadt Binondo zur Regenzeit.

Im Innern der Stadt auf der Escolta noch Leben mit etwas kriegerischem Einschlag. Wir stehen beobachtend still. Die Gruppe, die Jetzt vorüberzieht, sind doch keine Tagalen? der stechende Blick, die energischen, verschlagenen Züge! Trotz der Kleidung, keine Frage: Japaner! Seht ihr es, Spanier? Siehst du es, Europa?! —

Todmüde kommen wir ins Hotel, der eingeborene Kellner leuchtet uns ins Zimmer, entfernt sich noch einmal, um mit einer Hand voll Eidechsen zurückzukommen: „Gegen die Moskitos.“ Wir erkundigen uns nach der Ursache des eigentümlichen Polterns über unserer Zimmerdecke, sanft kommt die Antwort: „Schlangen!“ — Donnerwetter, wir fahren empor. „Oh, sie sind harmlos, tötet sie ja nicht, Herr, sie fressen die Ratten.“ — Am nächsten Morgen führt mich der geräuschlose Aufwärter ins Bad, mit Lächeln zeigt er auf einige Stellen in der Wand: Kugelspuren.

Die Erlaubnis des Admirals Montojo zur Besichtigung des Arsenal von Cavite ist eingetroffen.

Ein kleiner Dampfer bringt uns hinüber. Die Zeit der Überfahrt bietet Gelegenheit, uns einzuweihen in die Verhältnisse von Manila. Unser Gewährsmann erzählt uns von dem ungeheuren Einfluß der Geistlichkeit, er erzählt uns von der eindrucksvollen Karfreitagsprozession, die die Soldaten durch Präsentieren mit dem Kolben nach oben begrüßen; sie endet in der Kathedrale; hier sitzt auf prunkvollem Sessel, umgeben von glänzendem Gefolge, der Erzbischof, vor ihm ausgebreitet auf dem Boden die spanische Kriegsflagge, die stolze Flagge Kastiliens, und über sie hinweg schreiten die Beamten und Offiziere, geführt vom Generalgouverneur, zum Hand- oder Fußkuß. Welche Kraftprobe, welcher Triumph der Kirche! —



## MORGEN.

Er erzählt uns von dem unermeßlichen Reichtum einzelner Mönchsorden; von dem wissenschaftlichen Wirken der Jesuiten, scheinbar ganz uneigennützig, ja fast ohne religiösen Hintergrund; von der Armut und Aufopferungsfähigkeit der unteren Weltgeistlichen, die aber keine wichtigeren Amtshandlungen ausüben dürfen, denn Hochzeiten und Begräbnisse geben ja herrliche Gelegenheit, zu erpressen und erbzuschleichen.

Wir landen in Cavite, dem Kriegshafen der Philippinen, uralte dicke Quadermauern bilden die Befestigung, gegen Wilde ein vortrefflicher Schutz.

Vor dem Arsenal mehrere hölzerne Kriegsschiffe, für die moderne Kriegführung ebenso wertlos wie die Quadermauern der Forts. Eine der Kanonenboote wirft Granaten in den gegenüberliegenden Urwald; wohl ein neuer Kommandant, der sich Kriegsruhm oder Orden erwerben will, denn einen anderen Nutzen kann diese Handlung nicht haben.

Wir werden liebenswürdig empfangen und nach Prüfung unseres Erlaubnisscheines bis in die Schützengräben der Vorpostenstellung in der Dalagla-Bucht geführt. Eine schmale Landzunge verbindet hier die Cavite-Halbinsel mit dem Festland, rechts das Meer, links Sumpf, in der Mitte eine schmale ebene Landzunge mit einem Weg. Wir treten heraus: Pssüh! pssüh! einige Rauchwölkchen im gegenüberliegenden Gestrüpp, natürlich, es ist ja Krieg und unsere weißen Leinenanzüge mögen ein vorzügliches Ziel abgegeben haben.

Unsere Führer gehen, um das Frühstück vorzubereiten.

Wir fragen die Schildwache, ob er gern Soldat sei. Bitteres Lächeln, Achselzucken: „Gern Soldat? Vor einem Jahr habe ich mich verheiratet, ich besaß einen kleinen Hof bei Barcelona, ich war auf meinem Felde, da kamen Gendarmen und hoben mich aus: ich mußte gleich mit, nicht einmal nach Hause durfte ich, um mich von meinem Weibe zu verabschieden! — Man brachte mich mit vielen anderen an Bord eines Dampfers (Montserrat); eingepfercht, schlecht gepflegt, ohne Möglichkeit, Wäsche und Kleidung zu wechseln, ohne unseren Bestimmungsort zu kennen, ging es dahin. In Singapore gab man uns Uniform und Gewehre, man instruierte uns, wir waren nun Cazadores — Jäger! Drei Tage nach unserer Ausschiffung waren wir auch schon hier, noch ganz steif von der Überfahrt trieb man uns über diese Landzunge zum Angriff auf die Verhaue der Insurrekten. Wir waren ja viele, unsere Abteilung wurde in den Sumpf gedrückt, wir versanken, der Schlamm kam in unsere Gewehrschlösser, wir konnten nicht mehr schießen, gesehen hatten wir schon vorher nichts. Aus dem undurchdringlichen Busch, spärliches, aber wohlgezieltes Feuer eines unsichtbaren Feindes; unser rechter Flügel flutet zurück, da kommen die Tagalen heraus, wie die Bläßhühner auf dem Sumpfe gleitend, erschlagen sie uns mit Knüppeln wie die Ratten. 250 Mann an Toten verloren wir in kurzer Zeit!

Bin ich gern Soldat? Hombre!"

Unsere Führer kommen zurück, sie führen uns kreuz und quer auf der Halbinsel durch die herrlichen Bambushaine, immer an Vorpostenstellungen, zum Teil mehrmals an dieselben, die nur inzwischen von anderen Truppenteilen besetzt sind. Potemkinsche Dörfer. Eine untergehende Nation! —



Arsenalbatterie in Cavite mit Wrack des „Duero“.

II. Während des spanisch-amerikanischen Krieges.

5. Mai 1898. Wenige Tage nach der Schlacht bei Cavite trafen wir mit S. M. S.

„Irene“ ohne jede Kenntnis der Ereignisse, ja ohne Kenntnis der Kriegserklärung vor Manila ein. Wir passieren die siegreiche amerikanische Flotte, etwas mißtrauisch betrachtet. Unsere aus Freiwilligen bestehende Kapelle spielt, was der Hoboistenmaat für den Yankee-doodle erklärt. Unser spanischer Lotse schwört bei dem Haupte seiner sämtlichen geborenen und ungeborenen Kinder, es wäre der Marcha reale gewesen. Wer hatte recht? Vielleicht keiner von beiden. Ich bin skeptisch, unser Hoboistenmaat spielte uns einmal zur Feier der Anwesenheit russischer Offiziere, auf die Aufforderung, ein russisches Lied zu spielen, voll Freude und Überzeugung: Noch ist Polen nicht verloren. Er tat so etwas aber nicht aus politischer Überzeugung.

Der spanische Lotse führte uns in Zickzacklinien durch die angeblichen spanischen Minensperren, auch an Stellen der Bucht, an denen man aus den Wasserverhältnissen mit ziemlicher Sicherheit schließen konnte, daß keine Minen liegen konnten. Die spanischen Minen existierten auch nur in den eingereichten Rechnungen der Befehlshaber, wenn man nicht die drei ehrwürdigen verrosteten Eisentöpfe, welche im Arsenal von Olongapo lagerten, in Betracht ziehen will.

Die Schlacht selbst war für die Amerikaner weder ein Wag- noch ein Kunststück, ich hörte es von einem fremden Seeoffizier eine gutgeleitete Schießübung nennen. Es wird erzählt, die spanischen Offiziere seien erst nach Beginn der Schlacht alle an Bord gekommen. Montojo, der Admiral von dem man sagt, daß viel, allzuviel staatliche Gelder



Patrouille an der Bahnlinie.

in seine Tasche geflossen seien, hat aber großen, persönlichen Mut entwickelt und dreimal sein Flaggsschiff gewechselt. Manila selbst macht einen kriegerischen Eindruck; Jeder erwachsene Spanier ist unter die Waffen gerufen. Der Pasigfluß ist durch eine doppelte Schiffssperre geschlossen, hinter der das einzige spanische Kanonenboot liegt. Die umwallte Stadt (Intramuros) ist fast verlassen, weil man fürchtet, daß die Amerikaner diese als Festung in erster Linie bombardieren werden. Die Lebensmittel werden knapp. Fast alle Dienstboten sind verschwunden, sie sind bei den Aufständigen. Es wird keine Wäsche mehr gewaschen, dies ergibt für uns auf die Dauer eine große Unbequemlichkeit. Die im Salzwasser gewaschene Wäsche trocknet in dieser feuchten Atmosphäre nie, da das Salz in den Fäden sitzen bleibt und immer Feuchtigkeit aufzieht. Ist man wochenlang gezwungen, solche feuchte, glitschige Wäsche zu tragen, so erzeugt dies ein ganz bedeutendes Unbehagen, ja Krankheiten. Die spanischen Zeitungen an Land bringen die unglaublichsten Gerüchte: Deutschland werde für Spanien eintreten. Wir sind nicht in der Lage, diesen Gerüchten wirksam entgegenzutreten, da jede Verbindung fehlt. Die Spanier, die uns vor 1 y2 Jahren mit Mißtrauen kommen sahen, klammern sieh an uns mit der Verzweiflung eines Ertrinkenden. Eine äußerst heikle Position, da jede harmlose Redensart von ganz unverantwortlichen Personen aufs gewissenloseste ausgeschlachtet wird. Ich hatte für meine Person selbst darunter zu leiden, das kam so. Infolge der teils wahren, teils übertriebenen Erzählungen von der Grausamkeit der wiederempörten Tagalen gegen Europäer beantragten die Europäer die Aufnahme an Bord der Kriegsschiffe und besonders unsere Schutzbefohlenen waren sehr ängstlich. Die Spanier ihrerseits behaup-



teten, die Stadt gegen Überfälle der Insurrekten hinreichend gesichert zu haben und erboten sich die Außenwerke zum Beweis zu zeigen. Eines Morgens um Fünf ritten daher T., ein Beamter des Konsulats K. und ich mit einem großen Gefolge von spanischen Offizieren hinaus nach Paranaque und Las Piflas, wo vor zwei Tagen heftige Gefechte stattgefunden hatten. Die Spanier hatten zweifellos ihre Stellungen bedeutend verstärkt, gegen Überfälle von außen schien die Stadt gesichert. Bei einsetzender Tageshitze fanden wir in einem altersgrauen, kühlen Steingebäude ein reiches Frühstück aufgetragen, die Spanier waren zwar anerkennenswert mäßig, aber dem Feuer und dem Fluß Ihrer Reden tat dies keinen Eintrag. Nachdem die üblichen Toaste auf die deutsche Flotte auf meine Bitten von K. in Spanisch erwidert worden waren, mußte die ganze Genealogie unseres Fürstenhauses herhalten um Grund zu neuen Toasten herzugeben, sie erwarteten offenbar eine persönliche Antwort von mir. Ich brachte schließlich, meinen spanischen Kenntnissen angemessen, in wenigen Worten die Gesundheit von Sr. Majestät Alfons XIII. und seiner erlauchten Mutter der Regentin aus. Begeisterungsturm, Umarmen, „Vivan“-Gerufe ohne Aufhören. Wie oberflächlich oder gemacht das patriotische Gefühl aber bei einigen war, zeigte mir, daß einer der spanischen Offiziere mir bei der endlosen Wiederholung des vivan in die Ohren flüsterte: „Y las muchachas de esta noche," (Und die Mädchen der heutigen Nacht). Sobald es ging, drängten wir zum Aufbruch, es war zu augenscheinlich, wie jedes unserer Worte ausgenutzt werden sollte. Diese Vorsicht

Wrack der „Retna Christina".



sollte wenig nutzen, am nächsten Tage stand in der Zeitung: der deutsche Kommandant habe mit großem Gefolge die Vorposi?nsiellung besucht und bei dem darauf folgenden Mahl den Säbel gezogen (ich war nichts weniger als Kommandant und hatte Gottlob gar keinen Säbel mitgebracht) auf den Tisch geschlagen und versichert, er sei vom Kaiser beauftragt, zu erklären, so lange ein Hohenzoller auf deutschem Thron säße, würden die Philippinen nie amerikanisch! — Tableau. Wenn ich auch jedes Wort meines kurzen Toastes auf das genaueste wußte, so habe ich doch natürlich viel Ärger mit dieser Angelegenheit gehabt.

Es war dies auch nur einiges von den vielen derartigen Verdrehungen, die es schließlich doch erreichten, daß zwischen den Amerikanern und uns eingespanntes Verhältnis entstand.

Inzwischen drangen die Insurrekten von den Amerikanern mit Waffen und Munition reichlich versorgt, bis unmittelbar an die Stadt vor, so daß es doch notwendig wurde, die Europäer zu sichern. Sic auf die Dauer auf Kriegsschiffen unterzubringen, war natürlich ausgeschlossen. Wir hatten zwei spanische Dampfer gemietet und sie ebenso wie die von anderen Nationen gecharterten, mit Erlaubnis der Amerikaner vorläufig auf Reede verankert. Außer den Deutschen waren uns noch die Österreicher, Italiener, Schweizer und noch andere Staaten zugeteilt, die zum Teil merkwürdige Vertreter entsandt hatten. Viele der deutschen Herren blieben zum Schutz ihres Vermögens an Land, es ist ihnen auch nichts geschehen, während von allen Seiten Berichte über die bestialischsten Grausamkeiten gegen die Spanier gemeldet wurden. Wer Wind säet, wird Sturm ernten! und wehe, wer ein orientalisches Volk und sei es auch noch so gutmütig, wie das tagalische, durch Jahrhunderte so furchtbar reizt wie dies hier von den Spaniern geschehen.

Am 6. Mai zeigten uns die Amerikaner zuvorkommender Weise das Schlachtfeld von Cavite. Die meisten spanischen Schiffe waren auf so flachem Wasser gesunken, daß das Oberdeck noch über Wasser geblieben war. Das Arsenal war geplündert (angeblich von Eingeborenen) die Bücher der wertvollen Bibliothek lagen auf der Straße und unser Führer forderte uns auf, uns davon ein „remembrance“ mitzunehmen.

Hier in Cavite fanden auch die Beratungen der Amerikaner mit den Insurrekten statt, deren Hauptquartier unter Aquinaldo in Cavite viejo war. —

Die Hitze und Feuchtigkeit steigerten sich noch immer, jedermann litt unter diesem fürchterlichen Klima.

Anfang Juni versammelte sich allmählich das ganze deutsche Geschwader vor Manila unter der Führung des Vizeadmirals von Diedrich.

Obgleich alle Bewegungen unserer Schiffe den Amerikanern auf das korrekteste angekündigt wurden, so betrachteten sie uns doch mit großem Mißtrauen. Die Anwesenheit der Schiffe wurde nun dazu benutzt, um den Bitten der verschiedenen deutschen Firmen nachzukommen, ihre Angestellten aus dem Aufstandsgebiet zu holen. Auch wir mit „Irene“ erhielten einen solchen Auftrag. Einschalten muß ich noch, daß wir wenige



Erlebnisse auf den Philippinen.

155

Tage vorher die Besatzung bis auf den letzten Mann (alle Unteroffiziere einschließlich) gewechselt hatten und also wirklich nur auf Friedensmission gehen konnten. Unser Auftrag lautete, nach zwei deutschen Mineningenieurern zu forschen, die sich nach der Westküste hatten durchschleichen wollen. Im Verfolg dieses Auftrages ankerten wir zuerst im Golf von Lingayen vor Dagupan, welches wir noch in spanischen Händen fanden. Der Kommandant der aus 500 Mann bestehenden Garnison, ein Jägermajor Caballos, machte einen vorzüglichen Eindruck. Die Garnison war überall eingeschlossen durch die Aufständischen, Munition und Lebensmittel knapp; seit 11. Monat keine Nachrichten

Negrillos (Ureinwohner).

von der Außenwelt. Da uns glaubhaft versichert wurde, daß die Aufständischen alle spanischen Frauen und Kinder auf das barbarischste behandelten, so boten wir uns an, diese mitzunehmen; der alte ergraute Offizier war rührend dankbar. Den nächsten Morgen gingen wir an Land, um die Flüchtlinge zu holen, ich gebe darüber die Eintragung meines Tagebuches im Wortlaut wieder:

„Die Damen verließen ab und zu die Stube, um sich auszuweinen. Ein kranker Priester bat, auch mitgenommen zu werden, was ihm aber unser Kommandant (eifriger Katholik) nicht gewähren zu können glaubte, trotz eines Kniefalls. Plötzlich begann ein kleines Mädchen zu weinen, uns allen wurden die Augen feucht, es war furchtbar.



## MORGEN.

Die Männer, den sicheren Tod durch das Buschmesser vor Augen, die Frauen und Kinder, oder soll man schon sagen Witwen und Waisen, meist ohne genügende Mittel hinausgehend Ins Ungewisse." —

Es kamen im ganzen an Bord drei Offizierfrauen und elf Kinder.

Gleichzeitig mit den Frauen brachten uns die spanischen Jäger auf einem Prahm zwei Ochsen als Dankgeschenk; wir hatten sie bereits ausgeschlagen, aber nun brachten sie sie selbst an Bord und nahmen keinerlei Weigerung an. Wir müßten falsch berichtet sein, sie hätten reichlich Fleisch. Als wir uns schon Manila näherten, sagte mir die eine Dame, es wäre ihr letztes Fleisch gewesen, aber es machte wohl wenig Unterschied, die Munition sei auch fast verschossen! Als dieselbe mir sagte, daß sie nicht wüßte, wovon sie leben sollte, meinte ich, Spanien würde doch sicher für sie sorgen, sagte sie traurig und bestimmt: „Nein, nichts wird man für uns tun, nichts!“

Die Damen aßen mit uns in der Offiziermesse, bei einem Mittagessen ließ die eine Ihr schreiendes Kind kommen und stillte es ohne Zögern am Tisch, sie war offenbar aus vorzüglicher Familie und vollkommene Welt dame, fand aber bei dieser intimen Handlung scheinbar nicht das geringste.

Nachdem die Amerikaner verständigt waren, landeten wir die Flüchtlinge in Manila und fanden die Befürchtungen der Damen nur zu sehr bestätigt, es kostete große Überredung und stete Kontrolle, die Behörde zu veranlassen, ihnen ein leeres Gebäude zur Wohnung und Nahrungsmittel zu überweisen.

Ende Juni trafen die ersten amerikanischen Truppentransporte ein und wurden bei Cavite und Paraftaque gelandet. Die Amerikaner behandelten die Tagalen vollständig als Verbündete.

Wir legten uns zur Ergänzung von Kohlen und Vorräten in die Bucht von Maniveles fern vom Kriegsschauplatz; was mir ermöglichte, wieder der Jagd nachzugehen. Ein Tagale — überzeugter Insurrekte — diente mir als Führer, doch gingen unsere Begriffe über das Weidwerk etwas auseinander. Zuerst wollte er mich veranlassen, die Tauben des verlassenen und ausgeplünderten Pfarrhofes zu schießen, und dann strebte er nur die Erbeutung der Iguanos (Rieseneidechsen) an, deren Fleisch von den Tagalen besonders geschätzt wird; von Hirschen und Schweinen, welche vorhanden sein sollten, habe ich nichts gesehen. Waren diese Streifereien auch nicht erfolgreich, so waren sie doch lehrreich. Er erzählte mir von dem Vertrag von Singapore, den die Amerikaner mit dem Katipunau geschlossen hätten, er erzählte mit sichtlicher Genugtuung von den unerhörten Grausamkeiten gegen die Spanier und zeigte mir die primitivsten Waffen, mit denen die Insurrekten den Aufstand begonnen hatten: Schwerter aus Eisenholz oder Faßreifen, Lanzen und Dolche, Pfeile und Bogen aus demselben Material, es gelang mir, vieles zu erwerben. Merkwürdig war eine Kanone: ein ausgehöhlter Eisenholzstamm, mit Leder umgeben und mit eisernen Reifen beschlagen. Die Spanier waren mit modernen Mausern bewaffnet!



Erlebnisse auf den Philippinen.

167

Lange dauerte unser Erholungsaufenthalt nicht; wiederum wurden wir nach der Westküste gesandt, um nach den gefährdeten Landsleuten zu suchen. Am 5. Juli ankerten wir zunächst in der Subigbay vor der Insel Isla grande.

Die Insel war z. Z. noch von Spaniern besetzt. Besondere Furcht herrschte vor einem Insurgenten-Dampfer Filigunas, der angeblich mit Bombardement gedroht haben sollte. Der spanische Kommandant forderte uns als Vertreter der Landesregierung auf, das Schiff als Pirat aufzubringen, wozu er formell berechtigt war. Da die Frage völkerrechtlich nicht ganz klar war, da nicht bekannt war, ob die Amerikaner nicht die Tagalen inzwischen als kriegführende Macht anerkannt hatten, so begnügten wir uns, den inzwischen erschienenen Dampfer, auf Befragen seitens der Tagalen, darauf hinzuweisen, daß ihre Flagge noch nicht anerkannt sei. Übrigens hatte das Schiff keine Kanonen an Bord. Auf Einladung der Führer gingen wir nach Aongapo, wohin uns der Dampfer folgte und wo wir feierlich und festlich mit Musik und Ehrenwachen empfangen wurden, die beiden deutschen Ingenieure waren aber nicht da. (Sie wurden später von „Cormoran“ an der Ostküste gefunden.)

Den nächsten Morgen gingen wir nach dem kleinen Städtchen Subig, wiederum feierlicher Empfang durch die Aufständischen, wieder Ehrenwachen, Fahnen, Musik, ja Überreichung eines Huldigungsprotokolles. — Die beiden Deutschen, ja, das wüßten sie nicht, in Castillejos wären viele Hundert europäische Gefangene. Wir sollten doch hinreiten und sehen. —

Um ein Zeichen unseres Vertrauens zu geben, ritten wir in Uniform aber waffenlos hinauf, geleitet von unserer Eskorte; unser Kommandant, der sich im Sattel nicht wohl fühlte, wurde in einer Sänfte getragen.

In Castillejos wurden wir nach feierlichem Empfang in die Kirche geführt, wo ungefähr 250 spanische Gefangene untergebracht waren, die 450 gefangenen Farbigen waren anderweitig eingeschlossen. Hier wurden für uns und unsere philippinischen Wirte Stühle gebracht, die Gefangenen standen gedrückt herum: Nein, Deutsche wären hier nicht,

Improvisierte Lafette ans einer Tagalenverschanzung.

! ORGEH. im. Ulli 4 !. i. 1\*2



der Tagalen.

alles Spanier, darunter der Gouverneur der Provinz und ein General, auch eine Dame wäre da.

Ob sie uns etwas anbieten könnten?

— Ja, ein Glas Wasser nehmen wir mit

Dank. Der Ritt war heiß.

„Agua“ (Wasser) rief der tagalische Befehlshaber herrisch den spanischen Offizieren zu, und gehorsam und eilig stürzten diese fort, um uns Wasser zu holen. Mein Gott, waren das dieselben Spanier, die wir im vorigen Jahre auf der Luneta gesehen hatten? Sic transit Gloria mundi!

Würdevoll kam der Gouverneur heran, er erzählte, sie könnten sich im allgemeinen nicht beklagen, was die Tagalen hätten, bekämen sie auch, aber wenig wäre es: einige Handvoll Reis, etwas Tabak, das wäre seit Monaten ihre tägliche Kost. Nun kam auch die Dame, sie flehte, mitgenommen zu werden, sie erwartete täglich ihre Niederkunft und „Seht, Herr, das ist meine einzige Kleidung!“ (Sie bestand nur aus ein Paar ausgetretenen Schuhen, einem Kattunrock und Jäckchen). Sie sei die Frau des Richters und habe nichts mit dem Militär zu tun. Wir wollen sie mitnehmen, ebenso Privatbriefe. Großer Kriegsrat, lebhaftes Debatte auf Tagalisch. Den Vorsitz führte ein bisheriger Druckereigehilfe (jetzt Divisionsgeneral) mit auffallend energischem Gesicht. Nein, es ginge nicht, die Frau müßte bleiben, aber wegen der Briefe könnte man verhandeln, jedoch erst sollten wir mit ihnen tafeln.

Nein, wir wollten erst Bescheid. Unser Kommandant ließ nochmals versichern, daß es ganz dem Völkerrecht entspräche, die Dame freizugeben. Erneute Verhandlung. Nein, die Frau müßte bleiben, Briefe, die sie gelesen, könnten wir mitnehmen, aber nun sollten wir mit ihnen speisen. — Nein, das täten wir nicht, wenn sie unserm Wort nicht trauten, könnten wir auch nicht ihre Gastfreundschaft annehmen; wir würden hier auf die Briefe warten. Ein tagalisches Überwachungskomitee war bald gebildet, als Sammelkasten für die gelesenen Briefe diente mein Sombrero, ab und an kam der finstere Führer und sagte auf einen geprüften Brief zeigend: „Dieser“, der bezeichnete Brief wurde dann

Verhau der Tagalen, mit eingelassenen Bambusspießen, Graben und vorgelagerter Dornenhecke.



Erlebnisse auf den Philippinen.

169

wieder eröffnet und nochmals durchgelesen, einige wurden zurückbehalten. Packend war die Dankbarkeit der Spanier, packend die Verzweiflung der Frau.

Als keine Briefe mehr kamen, traten wir den Rückmarsch an, geleitet von Musik.

und Ehrenwachen, die an der Stadtgrenze größtenteils zurückblieben. Als nur wenige da waren, kam barfüßig und -häuptig ein Tagale neben mein Pferd getrabt.

„Es tat mir leid, ich weiß ihr sprecht die Wahrheit, ihr belügt uns nicht, ich kenne euch von vorigem Jahre von Binondo“. Jetzt erst sah ich mir den fast demütig Ausschauenden an, hatte aber keinerlei Erinnerung. „Ihr müßt es nicht verübeln, wir kennen die Gebräuche großer Völker noch nicht so, wir glaubten schon viel getan zu haben, daß wir Gefangene machten, ich habe im Kriegsrat gesagt, wir wissen es nicht, aber den Deutschen dürfen wir trauen, aber der General war mißtrauisch. Aber ich bitte euch, nehmt diesen Dolch als Zeichen an, daß ihr nicht mehr zürnt und hier ist meine Visitenkarte.“ [Beide liegen noch vor mir, der Dolch selbstgefertigt, mit Silber beschlagen; auf der Karte steht, mit Tinte geschrieben: „Valentin Mendigorin Komandante nang kokbo Subik-Zambales“ (Befehlshaber des Subigdistrikts).]

Merkwürdiges Volk,entwicklungsfähig, voll schlummernder Energie, wehe, wer es unterschätzt!

Tagalenfamilie vor Ihrem Hause.

12"



Oft auch schritten sie auf diesen Spaziergängen, die der Arzt verordnet hatte, an den Grachten entlang, zur Seite des heilen Wassers. Frau Cadzand gab diesen Streifzügen durch die Stadt den Vorzug. Wenn sie aufs Land gingen, außer Sehweite der Häuser, dann ragten nur noch die Kirchtürme von Brügge empor und schlossen den Horizont. Dann aber war es, als ob sie nicht nur leibhaftig daständen, sondern auch, als ob ihr Schatten auf Hansens Seele fiel, als ob ihre Verlockung zunahm.

In der Stadt hingegen, in dem Gewirr der winkligen Gassen, sah man die Glockentürme nicht überall, sie wurden von Häusern und Giebeln verdeckt. Und Hans erschien dann mehr er selbst, er schien freier und losgelöster von ihnen und ihrer Mahnung, an seine Berufung zu denken. Darum lenkte Frau Cadzand, die auf die Nuancen bedacht war, auf alles, was ihren Sohn von seinen fixen Gedanken abbringen, ihn sich selbst zurückgeben konnte, die Schritte am liebsten zur Stadt, zumal sie ihre Nachmittags-Spaziergänge oft mit einem Vorsprechen bei ihrer Freundin, Frau Daneele, beschloß. Und dank der Verschlungenheit der Kanäle und Gassen von Brügge, die sich winden und drehen und in sich selbst zurückkehren, wie die Wolle am Knäuel, kamen sie nach mancherlei Umwegen wie zufällig immer wieder zum Quai du Miroir, wo Daneeles wohnten.

Es war dies eine rührende List der Mutter, die ihren Plan verfolgte. Sie hatte bald gemerkt, daß Wilhelmine in Gegenwart des Jünglings verwirrt wurde. Ihr Hans war ja so schön, namentlich seit seiner Krankheit, wo er sein Haar hatte wachsen lassen...

Eine wogende Flamme krönte seine bleiche Stirn!

Jawohl! Die kleine Wilhelmine wurde verwirrt. Der halbe Weg war gemacht.

Sie kam ihm entgegen; Hans brauchte nur einen Schritt zu tun, und es stand nichts mehr zwischen ihnen als ihre Zukunft!

Wenn sie so zur Dämmerstunde mit ihrem Sohn bei Frau Daneele vorsprach, spielte Frau Cadzand stets das gleiche Spiel. Sie wurden in den Räumen des Erdgeschoßes, zwei großen, aneinanderstoßenden Zimmern, empfangen. Hansens Mutter hatte rasch einen Vorwand gefunden, um ihre Freundin in den hinteren Salon zu locken. Die beiden jungen Leute blieben allein in dem anderen. Man zündete die Lampen erst spät an und verlängerte so die holde Schwermut des sinkenden Dunkels... Minuten, wo die Seele traurig wird, sich allein fühlt, sich anvertraut. Wilhelmine war von schüchternem Wesen;



sie errötete leicht. Seit einiger Zeit errötete sie stets, wenn sie an den Jüngling das Wort richtete. In diesem Dämmerlicht wurde sie zweifellos kühner und errötete nicht mehr, denn man errötet nur, wenn man weiß, daß man angeblickt wird.

Wilhelmine plauderte mit Hans von tausend reizenden Nichtigkeiten, von der Pension, von einer Freundin, die ihr geschrieben, einem Buche, das sie gelesen hatte, einer Reise, die sie gern gemacht hätte.

„Und Sie, Hans, würden Sie nicht gern reisen?“

Sie nannte ihn vertraulich beim Vornamen. Sie kannten sich ja schon so lange!

Sie waren zusammen Kinder gewesen.

Trotzdem fühlte Wilhelmine, daß sich etwas verändert hatte. Als sie aus der Pension zurückkehrte und Hans ganz erwachsen, ganz verändert wiedersah, mit einem Flaumbärtchen an der Oberlippe, da war er ihr zuerst wie ein Fremder erschienen, der ihrem Kindheitsgefährten ähnlich war.

Hans war schön! Wenn er sie jetzt anblickte, errötete sie. Sie wußte nicht, warum.

Es war zu dumm. Trotzdem errötete sie. War er nicht da, so wünschte sie ihn zu sehen; ihr war, als hätte sie ihm viel zu sagen; und wenn sie beisammen waren, wußte sie nichts mehr, wagte sie nicht den Mund auf zutun. Er war so klug; er hatte alle Preise davongetragen, alle Auszeichnungen erhalten. Jetzt würde er ein Gelehrter werden, wie sein Vater: er arbeitete an einem Buche.

„Wirklich, Hans, du willst ein Buch schreiben?...“

Wilhelmine plauderte, plauderte, als ob die zunehmende Dunkelheit sie kühner machte. Sie hatte keine Angst mehr. Sie errötete nicht mehr. Doch bei diesem Geplauder ohne Lampe war es ihr, als legte sich das Dunkel auch auf ihre Worte. Ihre Stimme wurde tiefer. Seltsamer Einfluß des Schattens, des frommen Schattens, der uns nur leise sprechen laßt wie in einer Kirche.

Ohne etwas Intimes oder Vertrauliches zu sagen, denn sie hatte ja noch kein Geständnis zu machen und keine Liebe keimte in ihr auf, dämpfte Wilhelmine ihre Stimme mehr und mehr ab. Wenn man aber leise spricht, ist es, als hätte man ein Geheimnis miteinander, — darum flüstern auch alle Liebenden.

Und Frau Cadzand, die aus dem andern Zimmer das Geplauder der beiden jungen Leute belauscht hatte, wie es immer leiser, immer gedämpfter wurde, bis das Anzünden der Lampen es jählings erweckte, zweifelte deshalb auch an diesem Abend nicht mehr, daß ihr Plan zum Ziel führen würde. Beim Abschied auf dem großen Korridor gab Frau Daneele ihr einen Kuß. Wie groß war ihre Überraschung, als sie merkte, daß ihr Schleier feucht, ihre Wangen mit Tränen benetzt waren ...

„Was hast du? Du hast geweint ...“

„Nein!... Es ist nichts!...“ Und schließlich gestehend: „Es ist vor Freude!...“

Damit umarmte sie ihre alte Freundin, als hätten sie ein großes Glück miteinander zu teilen.



MORGEN.

4.

Auch Frau Daneele sah dem beginnenden Idyll ohne Mißbehagen zu. Hansens Gefühle waren ihr noch unbekannt. Ihre Freundin hatte ihr ihren Kummer und ihre Befürchtungen zwar ehemals mitgeteilt. Aber derartige Träume vom geistlichen Leben sind bei jungen Leuten und Mädchen, die von Priestern und Nonnen erzogen sind, häufig, und die sogenannte Berufung kommt rasch ins Wanken. Würde Hans daran festhalten? Das war wenig wahrscheinlich, obwohl er von einer beginnenden Liebe zu Wilhelmine noch nichts hatte durchblicken lassen... Ihr Herz schien allerdings von der Liebe getroffen ... Mütter haben einen Instinkt, der Vorgefühle kennt. Die Nabelschnur zwischen ihnen und ihren Kindern wird nie ganz zerschnitten. Und wenn der Leib des Kindes eine Erschütterung erfährt, selbst die holde Erschütterung der Liebe, so gehen Kreise von dieser Bewegung aus, wie in aufgerührtem Wasser, bis zu dem empfindsamen Leib der Mutter.

Frau Daneele erriet und fühlte die entstehende Liebe Wilhelmines. Nichtigkeiten: ein Erröten, die Vorliebe für ein Buch, ein Drang zur Einsamkeit, Tränen ohne Anlaß, das waren ihre Anzeichen ... Hans erklärte sich nicht. Frau Daneele war dies im Augenblick ganz recht. Ihre Tochter war noch zu jung. Bindet man sich mit siebzehn Jahren fürs Leben? Ihr war es lieber, sie ging etwas aus, kam in Gesellschaft, wenn auch nur für einen Winter.

Feste sind in Brügge selten; doch jedes Jahr gibt der Gouverneur einen großen Ball, auf dem sich die Spitzen der Behörden und die gute Gesellschaft der Provinz zusammenfinden. Der alte Adel erscheint, mit uralten Spitzen, mit Juwelen aus den Zeiten des Ruhmes geschmückt, wo eine Königin von Frankreich beim Anblick solchen Prunkes klagte, man fände in Brügge nur Königinnen. Wilhelmine wäre lieber nicht auf dieses Fest gegangen, ohne Zweifel wegen Hans. Doch Frau Daneele, ebenfalls von alter Familie, setzte ihren Stolz darein, ihre Tochter dort vorzustellen. Sie sollte reizend aussehen. Man sprach lange hin und her über die Toilette. Rosa würde ihr gut stehen, da sie brünett war. Aber Weiß war eine leuchtendere Farbe, die Farbe der ersten Einführung. Ist der Obstgarten nicht weiß im April, wenn die Bäume ihr Leben beginnen? Sie bestellte ihr also ein ausgeschnittenes weißes Kleid, das die Schultern frei ließ, den wundervollen Nacken mit dem schwarzen Nest der krausen Locken, die noch etwas mageren Arme, an denen kurze Ärmel sich blähten wie aufgespannte Flügel. Das ganze Kleid war aus Tüll, schwebend, luftig, unstofflich, eine festgesteckte Wolke! Der rechte Putz für die Siebzehnjährigen! Nichts als Weiß! Am Hals eine Reihe von Perlen; weiße Atlasschuhe; ein Fächer, der einer gefalteten Lilie glich.

Es war ein großes Ereignis, als der Ballabend herankam und Wilhelmine sich endlich in diesem Festkleide sah. Sie war duftig wie eine mit Vorhängen umhüllte Wiege, frisch



Die Berufung.

163

wie eine weiße Azalee. Der große Empirespiegel ihres Schlafzimmers strahlte wider, wenn sie sich darin betrachtete, wie wenn der Mond voll hineinfiel.

Frau Cadzand hatte Wilhelmine gebeten, einen Augenblick bei ihr vorzusprechen.

Sie wollte sie in ihrer ersten Balltoilette sehen, und Hans sollte sie auch sehen, da er sich ja geweigert hatte, das Fest zu besuchen, häuslich und wenig gesellig, wie er war.

Ein Wagen hielt in der Rue de l'Ane Aveugle: im nächsten Augenblick betrat Wilhelmine mit ihrer Mutter das Eßzimmer der alten Wohnung, in dem sich Frau Cadzand aufzuhalten pflegte. Diese stieß einen Schrei aus und war voller Bewunderung ...

„Wilhelmine! Wie bist du reizend!... Wie gut tatest du, weiß zu nehmen. Und die reizende Frisur. Wer hat dich frisiert?“

Frau Cadzand wollte alles wissen, alles sehen, ließ das junge Mädchen sich umdrehen, um es im Rücken, von der Seite zu betrachten, dann wieder von vorn; sie prüfte den Sitz der Taille, und die schöne Fülle des Rockes, der sie umfloß, in Falten herabfiel und ihre Füße umrauschte ...

„Halt, ich vergaß!“ versetzte Frau Cadzand; „auch ich wollte an deiner Schönheit heute abend teilnehmen, Wilhelmine.“

Damit holte sie einen weißen Fliederzweig, den sie beim Blumenhändler bestellt hatte.

„Er ist wie aus Nizza.“

Wilhelmine hatte den blassen Blütenzweig in Empfang genommen; sie war sehr zufrieden, sehr gerührt. Sie umarmte Frau Cadzand und befestigte die zarten Blüten an ihrem Gürtel, so daß sie mit dem zarten Stoffe verschmolzen.

„Hans muß dich auch so sehen!“

Frau Cadzand schellte nach den Dienstboten, um Hans zu rufen. Auch diese gerieten in Verzückung, vor allem die alte Köchin Barbara, die seit zwanzig Jahren im Hause war und sich gewisse Vertraulichkeiten erlauben durfte. Sie faltete die Hände und bewunderte die Balldame, als wäre sie eine Prinzessin in der Prozession.

Tritte erschollen auf dem stillen Korridor: es war Hans, der aus seiner Stube herunterkam. Er trat ein.

„Nun? findest du sie hübsch?“ fragte Frau Daneele.

Hans blickte sie an, er schien verwirrt, verlegen. Aus Höflichkeit antwortete er mechanisch Ja! Dann zog er sich in die dunkelste Ecke des Zimmers zurück. Er sprach kein Wort. Frau Cadzand fuhr in ihren Lobeserhebungen fort. Sie steckte den Fliederzweig, der schlecht befestigt war, besser an; seine kleinen Blüten glichen Schneeflocken, die aus dem unbeweglichen Schnee des Tülls hervorflogen.

Wilhelmine blickte Hans an, betrübt über sein Schweigen. Sie fühlte sich minder glücklich, minder weiß, als ob Hans beim Eintreten einen großen, schwarzen Schatten über ihr helles Kleid geworfen und eine der Lampen ausgelöscht hätte.

Frau Daneele fragte nach der Uhr.

„Was! Schon zehn Uhr! Schnell fort.“

## MORGEN.

Damit verschwanden sie, und Frau Cadzand blieb düster zurück, tief enttäuscht über diese Probe, die sie von Vorteil gewähnt hatte für den Traum der Zukunft. Würde Hans, nachdem er Wilhelmine so reizend geschmückt gesehen, sie nicht schön finden und zu lieben beginnen? Das jungfräuliche Weiß ihres Ballkleides würde seine Gedanken vielleicht auf das andere weiße Kleid lenken, das sie eines Tages anlegen würde, um zum Hochzeitsaltar zu schreiten. Es gibt solche Gedankenverknüpfungen, die plötzlich etwas klar werden lassen, was man noch nicht in sich vermutet hatte. Ach! der weiße Zauber hatte nicht gewirkt. Hans hatte vielmehr etwas wie ein Zurückprallen gezeigt, ohne Zweifel einen Verdruß, sie frivol zu finden, sie so weltlich zu sehen.

In Wahrheit hatte er noch mehr empfunden, als er das Eßzimmer betrat: er fühlte sich verletzt, Wilhelmine in diesem Kostüm zu erblicken, und mehr noch, daß man ihn dazu gerufen hatte. Konnte ein junges Mädchen die Unbescheidenheit so weit treiben! Und die beiden Mütter machten sich noch zu Mitschuldigen! Hans hatte nie auf ein Fest gehen mögen. Er ahnte nicht, daß die Frauen, wenn sie sich dekollettieren, so schamlos wären, soviel von ihrem Körper zu zeigen: die Schultern, die Rückenlinie, die Arme und vor allem die verwirrende Schwellung der Brüste, deren Geheimnis er selbst in Gedanken nie zu ergründen gewagt hatte, dessentwegen er die Augen selbst vor Statuen und Bildern niedergeschlagen hatte. Heute hatte er die beiden Busenhügel fast deutlich gesehen. Wilhelmine stand in ihrem Tüllkleid da, als wollte sie ihm entsteigen. Oh nackter Frauenleib, Spalier der reifen Brüste, in dem die ewige Schlange sich gewiß verbarg, Baum der Versuchung, um den sie sich ringelte!

Hans war ins Dunkel zurückgewichen, erschrocken wie vor einer Gefahr, die seine Seele bedrohte. Lange verfolgte ihn die Erscheinung mit ihren Einzelheiten, deren Spuren er in seinem Geist zu verwischen suchte ....

5.

Eines Tages fand Frau Daneele ihre Tochter in Tränen aufgelöst. Sie hatte sich auf ihr Bett geworfen und schluchzte, das Gesicht in die Kissen gedrückt. Ihr Haar war aufgegangen und umwogte sie in schwarzen Strömen.

„Was hast du?“

„Nichts . . . Laß mich . . .“

Worte des seelischen Schmerzes, ganz wie bei körperlichem Leiden, voller Angst, daß man dem schmerzhaften Punkt nahe kommen, die Wunde berühren könnte, wenn auch nur, um sie zu heilen. Doch Mutterhände kennen Heilmittel, als hätten sie aus den Windeln der Kindheit Scharpie gezupft, mit der sie ihre Kinder zeitlebens verbinden.

Wilhelmine war von empfindsamem, feurigem Gemüt. Bei ihren Plaudereien und Begegnungen mit Hans, welche die Mütter begünstigt hatten, war es natürlich, daß er es dem jungen Mädchen angetan hatte. Er besaß edle Züge und war so schön, daß alle

nly view of this item.

- Special full-text views of publicly-available items are available to authenticated members of HathiTrust institutions.
- Special full-text views of in-copyright items may be available to authenticated members of HathiTrust institutions. Members should login to see which items are available while searching.
- See the [HathiTrust Accessibility](#) page for more information.

## Navigation links for help, collections

- [Home](#)
- [About](#)
  - [Our Partnership](#)
  - [Our Digital Library](#)
  - [Our Research Center](#)
  - [News & Publications](#)
- [Collections](#)
- 
- [Help](#)
- [Feedback](#)



# Navigation links for searching HathiTrust, login

[HathiTrust Digital Library](#)

Full-text    Catalog

Search

Search Field List    All Fields

Search

- [Advanced full-text search](#)
- [Advanced catalog search](#)
- [Search tips](#)

Full view only

[LOG IN](#)

## About this Book

### Catalog Record Details

Morgan; Wochenschrift für deutsche Kultur. 1909 Jan-Jul.

[View full catalog record](#)

**Copyright:** [Public Domain in the United States, Google-digitized.](#)

### Get this Book

- [Find in a library](#)
- [Download this page \(PDF\)](#)
- [Download whole book \(PDF\)](#)

Partner login required

Partner institution members: [Login](#) to download this book.

*If you are not a member of a partner institution,  
whole book download is not available. ([why not?](#))*

### Add to Collection

[Login](#) to make your personal collections permanent

### Add Item to Collection

Add to your collection:    Select Collection

Add

### Share

Permanent link to this book

Link to this page

[Embed this book](#)

## About versions

**Version:** 2011-02-05 13:40 UTC[version label for this item](#)

# Main Content (use access key 5 to view full text / OCR mode)

[Scroll](#) [Flip](#) [Thumbnail](#) [Page by Page](#) [Plain Text](#)

Full Screen

[Zoom In](#) [Zoom Out](#)

[Rotate left](#) [Rotate right](#)

[First](#) [Previous](#) [Next](#) [Last](#)

Jump to

Go

Jump to section

- [Front Cover](#)
- [Section 1 - 1](#)
- [Section 2 - 17](#)
- [Section 3 - 18](#)
- [Section 4 - 19](#)
- [Section 5 - 21](#)
- [Section 6 - 23](#)
- [Section 7 - 25](#)
- [Section 8 - 35](#)
- [Section 9 - 39](#)
- [Section 10 - 49](#)
- [Section 11 - 65](#)
- [Section 12 - 66](#)
- [Section 13 - 68](#)
- [Section 14 - 74](#)
- [Section 15 - 85](#)
- [Section 16 - 90](#)
- [Section 17 - 118](#)
- [Section 18 - 119](#)
- [Section 19 - 124](#)
- [Section 20 - 125](#)
- [Section 21 - 127](#)
- [Section 22 - 143](#)
- [Section 23 - 147](#)
- [Section 24 - 149](#)
- [Section 25 - 152](#)
- [Section 26 - 155](#)
- [Section 27 - 115](#)
- [Section 28 - 117](#)
- [Section 29 - 123](#)
- [Section 30 - 125](#)
- [Section 31 - 127](#)
- [Section 32 - 143](#)
- [Section 33 - 147](#)
- [Section 34 - 149](#)
- [Section 35 - 151](#)
- [Section 36 - 152](#)
- [Section 37 - 155](#)



- Section 38 - 159
- [Section 39 - 167](#)
- [Section 40 - 181](#)
- [Section 41 - 183](#)
- [Section 42 - 199](#)
- [Section 43 - 207](#)
- [Section 44 - 221](#)
- [Section 45 - 223](#)
- [Section 46 - 237](#)
- [Section 47 - 239](#)
- [Section 48 - 247](#)
- [Section 49 - 261](#)
- [Section 50 - 263](#)
- [Section 51 - 284](#)
- [Section 52 - 301](#)
- [Section 53 - 319](#)
- [Section 54 - 327](#)
- [Section 55 - 341](#)
- [Section 56 - 343](#)
- [Section 57 - 359](#)
- [Section 58 - 363](#)
- [Section 59 - 367](#)
- [Section 60 - 381](#)
- [Section 61 - 383](#)
- [Section 62 - 397](#)
- [Section 63 - 399](#)
- [Section 64 - 407](#)
- [Section 65 - 421](#)
- [Section 66 - 423](#)
- [Section 67 - 439](#)
- [Section 68 - 453](#)
- [Section 69 - 455](#)
- [Section 70 - 471](#)
- [Section 71 - 487](#)
- [Section 72 - 493](#)
- [Section 73 - 533](#)
- [Section 74 - 565](#)
- [Section 75 - 597](#)
- [Section 76 - 629](#)
- [Section 77 - 661](#)
- [Section 78 - 693](#)
- [Section 79 - 725](#)
- [Section 80 - 747](#)
- [Section 81 - 757](#)
- [Section 82 - 805](#)
- [Section 83 - 845](#)
- [Section 84 - 877](#)
- [Section 85 - 909](#)
- [Index - 940](#)

## Search in this volume

Search in this text

Find

164

MORGEN.

Damit verschwanden sie, und Frau Cadzand blieb düster zurück, tief enttäuscht über diese Probe, die sie von Vorteil gewähnt hatte für den Traum der Zukunft. Würde Hans, nachdem er Wilhelmine so reizend geschmückt gesehen, sie nicht schön finden und zu lieben beginnen? Das jungfräuliche Weiß ihres Ballkleides würde seine Gedanken

vielleicht auf das andere weiße Kleid lenken, das sie eines Tages anlegen würde, um zum Hochzeitsaltar zu schreiten. Es gibt solche Gedankenverknüpfungen, die plötzlich etwas klar werden lassen, was man noch nicht in sich vermutet hatte. Ach! der weiße Zauber hatte nicht gewirkt. Hans hatte vielmehr etwas wie ein Zurückprallen gezeigt, ohne Zweifel einen Verdruß, sie frivol zu finden, sie so weltlich zu sehen.

In Wahrheit hatte er noch mehr empfunden, als er das Eßzimmer betrat: er fühlte sich verletzt, Wilhelmine in diesem Kostüm zu erblicken, und mehr noch, daß man ihn dazu gerufen hatte. Konnte ein junges Mädchen die Unbescheidenheit so weit treiben! Und die beiden Mütter machten sich noch zu Mitschuldigen! Hans hatte nie auf ein Fest gehen mögen. Er ahnte nicht, daß die Frauen, wenn sie sich dekollettieren, so schamlos wären, soviel von ihrem Körper zu zeigen: die Schultern, die Rückenlinie, die Arme und vor allem die verwirrende Schwellung der Brüste, deren Geheimnis er selbst in Gedanken nie zu ergründen gewagt hatte, dessentwegen er die Augen selbst vor Statuen und Bildern niedergeschlagen hatte. Heute hatte er die beiden Busenhügel fast deutlich gesehen. Wilhelmine stand in ihrem Tüllkleid da, als wollte sie ihm entsteigen. Oh nackter Frauenleib, Spalier der reifen Brüste, in dem die ewige Schlange sich gewiß verbarg, Baum der Versuchung, um den sie sich ringelte!

Hans war ins Dunkel zurückgewichen, erschrocken wie vor einer Gefahr, die seine Seele bedrohte. Lange verfolgte ihn die Erscheinung mit ihren Einzelheiten, deren Spuren er in seinem Geist zu verwischen suchte ....

5.

Eines Tages fand Frau Daneele ihre Tochter in Tränen aufgelöst. Sie hatte sich auf ihr Bett geworfen und schluchzte, das Gesicht in die Kissen gedrückt. Ihr Haar war aufgegangen und umwogte sie in schwarzen Strömen.

„Was hast du?“

„Nichts . . . Laß mich . . .“

Worte des seelischen Schmerzes, ganz wie bei körperlichem Leiden, voller Angst, daß man dem schmerzhaften Punkt nahe kommen, die Wunde berühren könnte, wenn auch nur, um sie zu heilen. Doch Mutterhände kennen Heilmittel, als hätten sie aus den Windeln der Kindheit Scharpie gezupft, mit der sie ihre Kinder zeitlebens verbinden.

Wilhelmine war von empfindsamem, feurigem Gemüt. Bei ihren Plaudereien und Begegnungen mit Hans, welche die Mütter begünstigt hatten, war es natürlich, daß er es dem jungen Mädchen angetan hatte. Er besaß edle Züge und war so schön, daß alle

- [Home](#)
- [About](#)
- [Collections](#)
- [Help](#)
- [Feedback](#)
- [Mobile](#)
- [Take-Down Policy](#)
- [Privacy](#)
- [Contact](#)



Frauen Ihm Blicke zuwarfen. Wilhelmine Utt unter seiner Kalte. Anfangs verlangte sie nur nach seiner Gegenwart. Sie errötete; aber es war ja so hold, dies Erröten am Abend, wo er es infolge der Dunkelheit nicht gewahrte. Sie empfand eine linde Wärme dabei, eine Liebkosung wie von Rosen, als hätte sie plötzlich ihr ganzes Gesicht in einen Rosenstrauß vergraben. Wenn er da war, fühlte sie sich wie verwandelt; ihr war, als hatte sie sich wiedergefunden, nachdem sie sich verloren hatte, als kehrte sie von einer langen Reise heim. Und seine Stimme, ernst und gehalten — Ihr war, als käme sie ihr entgegen, dränge in sie hinab, erweckte Dinge in ihr, die sich rührten, emporstiegen und sie verließen, um ihrerseits zu ihm zu gehen; und es war eine Einigkeit, ein Austausch, wie die gute Nachbarschaft zweier Häuser, deren Rauch sich vermischt Erste Liebe! Verwirrung des ganzen Wesens! Unruhe, man weiß nicht worüber! Emporsprießen eines mystischen weißen Rosenstrauches in der Brust, den man mit Tränen bewässern muß! Wenn Hans mit seiner Mutter fortging, so war Wilhelmine unglücklich. Die Stunden waren endlos. Die Stille der Wohnung langwellte sie. Sie bemühte sich, seine Stimme wieder zu hören, sich sein Gesicht vorzustellen, und war betrübt, dessen flüchtige Zeichnung immerfort zu verlieren. Oh Hinfälligkeit des menschlichen Gedächtnisses, In dem nichts als die Gegenwart erseheint, die für die Abwesenheit so wenig Ersatz bietet, die von dem, was man gern wiedersähe, nicht mehr zurückhält, als ein Spiegel auf seinem Grunde bewahrt. Kaum entsann sie sich der lichten Haare, des lebhaften Schwunges der Nase, der ganzen Gestalt von Hans — und nun gar die unausdrückbare Farbe seiner Augen, die Linie seines Mundes, die mit einer kleinen, leicht verächtlichen Falte endete! Wilhelmine suchte, strengte ihr Gedächtnis an; denn sie bedurfte des teuren Gesichtes. Sie hätte so gern sein Bild gehabt, um ihrer Erinnerung nachzuhelfen . . .

Aber sie wagte nicht, ihn darum zu bitten, sie wagte ihm nichts zu sagen. Er war stets so ernst und so kalt, er sprach mit ihr wie mit einer Fremden oder mit einer Jüngeren Schwester, der man nichts zu sagen hat! Ohne Zweifel hatte er sie als Kind zu gut gekannt, um sie Jetzt ab Erwachsene zu behandeln, als ein Junges Mädchen, das sie doch war. Nie würde es ihm in den Sinn kommen, sie anders zu lieben als wie eine Kindheitgespielin, noch gar sie zu heiraten!

Wilhelmine war verzweifelt.

Als Frau Daneele sie so in Tränen fand, zweifelte sie keinen Augenblick am Grund ihres Kammers. Junge-Mädchen-Tränen, Liebestränen.

Sie reizte ihre Tochter zum Geständnis . . . Dann sprach sie ihr sanft Trost und Rat zu. Sie erzählte ihr, was Wilhelmine nicht wußte, Hansens übertriebene Frömmigkeit, seine alten Pläne, seine religiöse Berufung, seinen Willen, In einen Orden einzutreten, und den Widerstand von Frau Cadzand, der er hatte versprechen müssen, noch etwas zu warten, seinen Entschluß bis zu seiner Großjährigkeit aufzuschieben. Aber Entschlüsse dieser Art halten nicht stand, sie verfliegen, wenn man nur ein paar Jahre draußen In der Welt bleibt.

MORGEN.

„Oh Ja!“ rief Wilhelmine, „als ich Im Kloster war, wollte ich auch Nonne werden.“  
 „Also betrübe dich nicht. Ich selbst und Frau Cadzand, die klar sehen, wie es um dich steht, wären hocherfreut, wenn Du Hans heiratest. Er ist deiner Liebe wert! Weine nicht mehr, Wilhelmine!“

Das junge Mädchen warf sich ihrer Mutter an den Hals und umarmte sie mit Inbrunst. Ihre Augen waren wieder hell, geklärt von all dem häßlichen Kummer, der sie mit Regen erfüllt hatte. Dann beruhigte sie sich und fragte:

„Ja! Aber wenn er es sich in den Kopf setzt, wenn er doch Priester werden will?“

„Das ist deine Sache, Wilhelmine. Sieh zu, daß er dich liebt. Du liebst ihn, das ist die Hauptsache. Richte es so ein, daß er es errät, es halb und halb merkt ... Die Männer lieben besonders, wenn sie wissen, daß sie wiedergeliebt werden . . .“

6.

Frau Daneele erzählte ihrer Freundin den Tränenausbruch Wilhelmines. Rührende Verschwörung zweier Mütter zu dem gleichen Ziel, ihre kranken Kinder zu heilen. In Wahrheit war ihr Leiden, das so verschieden schien, ja das gleiche. Der eine litt am Glauben, die andre an der Liebe. Sind aber Glaube und Liebe nicht die beiden Gesichter des Unendlichen? Beide litten zugleich an einer Einsamkeit und einer Fülle, einem Bedürfnis, zu wachsen und sich auszutauschen. Wir haben nur ein Herz für alle Arten von Liebe: Hans betete gewiß mit Liebesworten zu Gott, und Wilhelmine liebte Hans mit dem Überschwang der Anbetung.

Deshalb war auch das Heilmittel das gleiche; man mußte sie durch einander heilen: aber wie sollte man sie dazu überreden? Die beiden Mütter waren durchaus unentschlossen und fast ängstlich; auch sie erwarteten das große Ereignis der erhofften Heirat, um sich nach so vielen Jahren fester Zuneigung noch enger verbunden zu fühlen, als gehörten sie der gleichen Familie an . . . Es war ihnen, als ob sie am Hochzeitstage Schwestern würden.

Frau Daneele riet ihrer alten Freundin, mit Hans zu reden, zu lavieren, zu erfahren, was er empfinde. — Doch Frau Cadzand war in betreff der Taktik unsicher. Ihr Sohn durfte nicht merken, daß sie eine Absicht, einen festen Plan verfolgten. Er würde sich um so weniger bestimmen lassen, wenn es den Anschein hätte, daß sie ihn beeinflusste, in seine Zukunft eingreifen wollte und die Frage seiner Berufung, die zwischen ihnen geregelt war, wieder ins Rollen brachte. Ohne Zweifel würden sich die Dinge von selbst gestalten. Es wäre besser, ihnen ihren Lauf zu lassen. Junge Herzen verständigen sich besser untereinander, mit halben Worten. An einem gewissen Tage würde Wilhelmine durch die Stimmung der Stunde, durch ihren Tonfall mit einem einzigen Worte mehr sagen, als sie alle beide es mit langen Reden und Kriegslisten vermöchten.

So dachte Frau Cadzand. Sie setzte alle Hoffnung auf ihre Anmut, auf das an-



steckende Fluidum der Liebe. Sie hoffte im Grunde ihres Herzens und ohne es ihrer Freundin zu gestehen, nur noch auf ein Wunder. Sie hatte ihren Sohn beobachtet; sie sah seine unveränderte Frömmigkeit, sein fast schon mönchisches Leben, sah, daß er sieh nur widerwillig gefügt hatte, daß er seinen Plan nur aus kindlicher Liebe aufschob, und weil er sein Wort gegeben hatte. Aber er fuhr fort, in der Welt zu leben wie in einer Verbannung, er schleppte seine eintönigen Tage hin, verbrachte sie mit einigen Nachforschungen und Arbeiten ohne jeglichen Eifer; er war ganz Gott zugewandt, und auf seinem schwermütigen Antlitz leuchtete nur dann etwas Zufriedenheit, wenn sie zur Kirche gingen, wenn die Orgel erklang und die Messe gesungen ward. Die übrige Zeit schien er zu warten.

Wilhelmine gegenüber empfand er höchstens ein Gefühl der Unruhe, des Unbehagens, wie gegenüber einem zu weltlichen Wesens, besonders seit dem Abend, wo er sie in Balltoilette gesehen hatte.

Frau Cadzand verhehlte sich das alles nicht. Trotzdem hoffte sie noch. Hofft man nicht so lange, als man wünscht?

7

Der Winter kam. Die beiden Mütter hatten sich für einen Sonntag nachmittag verabredet, mit Ihren Kindern einen Ausflug nach Damm zu machen. Hans mußte trotz seiner Neigung, zu Hause zu bleiben, wohl oder übel mitgehen, denn seine Gesundheit war noch immer schwach und der Arzt hatte von neuem frische Luft und Spazierengehen verordnet. Seit einigen Tagen, namentlich aber seit der letzten Nacht, war Frostwetter eingetreten. Aus diesem Grunde hatten sie diesen Ausflug längs des Kanals, der zu der kleinen toten Stadt führt, verabredet. Sie wußten, wie malerisch seine Ufer an Frosttagen waren. Eine wahre Kirmeß entfaltete sich auf dem Eise: Buden, in denen Punsch verkauft wurde, Pfannkuchen; Kinder, die Reigen auf dem Eis tanzen und dazu singen:

„Die Fische haben's heiß

Unterm Boden von Eis;

Und wir obendrauf

Werden heißer im Lauf.“

Schlittschuhläufer kamen von dem nahen Holland herüber; sie unterschieden sich von den Einheimischen durch ein rhythmisches Wiegen, ein harmonisches Schaukeln des Körpers, durch die Kunst, sich abwechselnd auf einem Beine zu halten, wie ein Boot auf beiden Seiten einer Woge, mit einem Auf und Ab der Bewegung. Das Schlittschuhlaufen ist für die Holländer gleichsam ein Tanzfest.

Die beiden Familien trafen sich am Quai du Miroir bei Frau Daneele, dann gingen sie nach dem Dammer Tor an der Gracht entlang. Die Sonne schien hell. Die Kälte belebte das Blut und machte heiter und lustig. Die beiden Mütter plauderten. Auch Wilhelmine war gesprächig. Hans beobachtete mit Interesse die Straßenszenen.

## MORGEN.

Selbst auf den Kanälen in der Stadt, die eine feste Eisschicht bedeckte, tummelten sich ein paar vereinzelte Schlittschuhläufer. Es war ein seltsames Bild: das Wasser wurde hier zu beiden Seiten von Kais eingefasst, und da der Kanal gefroren war, so sah er aus wie drei parallele Straßen, wie ein Triptychon, dessen etwas vertieftes Mittelbild die Eisfläche bildete. Hier und da fuhren die Schlittschuhläufer neben den Fußgängern vorbei. Sie waren wie eine höhere Menschheit, beweglicher und luftiger, mit einem neuen Sinn begabt, noch halb Menschen und schon halb Engel, die über das Eis dahinglitten, als ob sie flögen.

Die Spaziergänger erreichten das Dammer Tor mit seinen olivengrünen melancho-lischen Rasenwällen. Sie wandten sich noch einmal um nach der Stadt, die scharf umrissen Im Sonnenlicht lag. Oh, diese Wintersonne an Frosttagen über Brügge! Wie Kerzen-schimmer über dem Katafalk einer Jungfrau! Dieses blasse Ros rot auf dem Eise, ähnlich wie die Patina auf alten Gemälden, das hier der Luft, den Kanälen, den Straßen die Farbe und gleichsam den Dunstkreis eines Museums verlieh! (Fortsetzung folgt)

Rundschau.

Finanzpolitisches.

Von Pluto.

DI« Politik ist nur noch Vorwand, denn wer an der Börse Irgendwie furchtsam von Bulgarien spricht, würde In Verlegenheit kommen, diese Worte auch wirklich begründen zu müssen. In der Tat! Nachdem der Harkgraf Pallav ein! und Klamll Pascha handelseinig miteinander geworden sind, Ist doch das Schwerste In jener so plötzlich aufgerollten Frage Oberstanden. Damals hat Wien, das keine protestantische Felertags-helllung kennt, in seinem Sonntagsverkehr Kredit-aktien um 7 Kronen, also um 2% hinaufgesetzt und — damit basta. Es wollte als Hauptstadt eines großen Reiches wenigstens sein höheres Verständ-nis für die neue Wendung der Dinge dartun, sich aber dann wieder schlafen legen. — Nirgends so gut wie in Wien kennt man die eigenen Klassierungs-verhältnisse von Aktien mit ersten Bankinstituten als Pathen. Deshalb hatte man dort auch Holz-verkohlungsaktien, deren Prospekt von der Kredit-anstalt noch Immer nicht herauskam, auf 170 taxiert, was bei uns, wo sich das Publikum von keiner Bank befehlen laßt, nicht so rasch möglich wire. Von Wien hing der deutsche Harkt wochenlang ab, nun erst, da man am Schottenring völlig versagt, bleibt uns nichts übrig als auf New York zu blicken. Die Banklers von dort, deren Anwesenheit bei uns zu allen möglichen Fragestellungen veranlaßt, fühlen sich zu günstigen Auskünften dreifach bewogen: weil sie ihre Kommanditisten In Berlin über das Blühen von deren Kapitalien beruhigen wollen; — well sie nach andern Selten hin Vorwürfen über von Ihnen emp ohlene, aber dennoch schlechte Konsortlalbetelllungen behutsam ausweichen; — well sie mit neuen Geschalten In der Tasche herüber gekommen sind. Indessen wenn diese Herren nun das Nahen des booms mit den vielen Bonds zu beweisen versuchen, die Jetzt das amerikanische Publikum wieder selbst kauft, so Ist damit gar nichts bewiesen. Im Gegenteil tun dies die unternehmenden Yankees



nur M lange, als sie Ihr Geld nicht In Industrie and Handel anlegen können. Ist aber eine Konjunktur wirklich In Sieht, so kommt es diesen Leuten, die niemals kleinliche Rechner sind, auch nicht darauf an, sieh Ihrer Bonds mit einigen Prozent Schaden zu entäußern, nur um rasch wieder flussig zu werden. In Wahrheit denken die deutsche Montanteute Jetzt an alles eher, als an einen Sukkurs von drüben, weshalb auch fast alle maßgebenden Äußerungen der letzten Zeit recht vorsichtig, sogar bezüglich des ganzen Jahres lauten. Besonders In Zechenkreben fuhr man den Umschwung der Verhältnisse auch Insofern, als viele Großverbraucher nunmehr auf eine Qualifizierung Ihrer Kohle dringen, während sie sieh viele Jahre hindurch In diesem Punkte ziemlich unterschiedlos verhalten hatten. Freilich darf man dabei nicht übersehen, daß die meisten Hütten Ihre eigenen Grubenfelder besitzen, also auch bei sich selbst nicht gut reklamieren. So kaufunlustig Ist heute unser Publikum, daß es sogar chemischen und elektrischen Aktien ziemlich fernbleibt, trotz so mancher Divldendenanreizungen und trotz einer solchen Abundanz, daß z. B. die Versicherungsgesellschaften auch nicht annähernd so viele gute Hypotheken linden, als sie Barsummen dafür übrig haben. — Mldas In ver-

Hundert Jahre Ist eine lange Zeit und deshalb konnte auch die Kohlenfirma Mathias Stlnnes, deren Jubelfeier so zahlreiche Federn Jetzt beschäftigt hat, sieh Muße zu Ihrem Wachstum lassen. Goethe spricht von der Erbschaft, die Jeder große Mann gemacht haben müsse. Friedrich II. habe die schlesische Frage geerbt, Napoleon die französische Revolution und er, Goethe, die Newtonsene Farbenlehre. — In diesem Sinne hatten die Stlnnes zu Mülheim an der Ruhr die Kohlengeode und den Fluß dazu geerbt Wie viele hanseatische Kaufleute gibt es, die das erste Lelnwandpaket nach Afrika gesandt, oder die ersten Straußenfedern nach Europa exportiert haben usw.

großer Kulturvölker zu tun, deren Flotte nicht etwa wie die deutsche einst unter den Hammer gekommen war. Dagegen die Firmen wie Hanlel oder Stlnnes brauchten bei Ihrem Kohlenhandel und Ihren Reedereien das Ausland minder zu fürchten, während sie Im Utlande statt ernsthafter Rivalen nur ängstlichen Kaufleuten begegnet waren, die für Neues und Mutiges nicht den mindesten Sinn hatten. Freilich einen großen Vorteil hatten unsere Seestädte, den, stets Geld oder Kredit bekommen zu können. Es gab eine Valuta: Hamburg, die In die Wechselportefeuilles der ganzen Welt regelmäßig gelangte. Wer Im Auslande aber sollte Köln Düsseldorf Elberfeld Zug um Zug diskontieren 7 An Knappheit litt daher sowohl unsere westliche Textilindustrie als auch unser Hütten- und Kohlengewerbe.

Es gab lange Jahre, in denen Oppenheim in Köln an seinen Pariser Verwandten Fould sehr reich geworden war, den Hauptkreditgeber Rheinland-Westfalens abzugeben hatte, dies aber auch nur unter Anlehnung an den Frankfurter Rothschild als Hauptdiskonteur. Andere Krösusse, wie die vom Rath, Schöller, Rautenstrauch, Langen etc. zogen es vor, ihre Barmittel in eigenen Fabriken arbeiten zu lassen oder gar große Gutsbesitzer in Schlesien und Böhmen zu werden. In Bezug auf Geld hatten es daher auch die Stinnes besonders schwer, nachdem sie zu ihrem Kohlenhandel noch Schiffsreederei und Bergwerksbesitz getan hatten. Heute ist der wichtigste Mann dieser Familie keineswegs derjenige, der die regelmäßigen Geschäfte macht, sondern derjenige, der das Grubeneigentum verwaltet, Hugo Stinnes, er, der aus einem Unternehmer längst ein Eroberer geworden ist, steht inmitten unserer modernsten Kombinationen von Stahl- und Kohleninteressen. Seinen Entschlüssen hat Deutschland mit Aufmerksamkeit zu folgen, namentlich sobald man in dieses gewaltige und auch gewaltsame Konzentrationssystem noch einigen Zweifel setzt. Eine neue Phase wird mit dem Augenblick kommen, wo Stinnes und Thyssen ihre Wege voneinander trennen werden, weil sie dann nichts mehr Gemeinsames, sondern nur noch Entgegengesetztes vertreten. Und ein solcher Moment wird eines Tages melden.



MORGEN.

300 000 Hark ohne Quittung, du ist du Neueste auf dem Gebiete der wohltätigen Sammlungen! Unser Kronprinzenpaar hat, wie offiziell erklärt wird, M. 800 000 (ein wahres Wunder von einer runden Ziffer!) für die Hinterbliebenen auf der Zeche Radbod gesammelt. Bei der großen Ansicht der einzeln eingehenden Beträge sei es aber nicht möglich gewesen, allen Spendern den Empfang der Summen besonders zu bestätigen. Eine Quittungsleistung der einzelnen Beträge werde demnach nicht mehr geschehen. — Merkwürdig genug scheint diese Erklärung nirgends aufgefallen zu sein. So soll wenigstens hier gegen eine ganz ungewohnte Art von Empfangnahme zahlreicher Geldposten und deren fehlender Verrechnung der öffentliche Ordnungssinn angerufen werden. Gibt es doch In Verwaltungsdingen weder Vertrauen noch Mißtrauen, sondern nur Regelmäßigkeit! Die Beamten im Kronprinzenpalais wußten, welche Arbeit Ihrer harrte, — übrigens keine allzudrückende Arbeit — sie hätten also auch für genügende Hilfskräfte sorgen können, um wenigstens zum Schluß eine Quittung im einzelnen, zu erlassen. In dieser Beziehung darf es sich wirklich keine Zerknirschung mit einer Krone darüber bequemer machen, als alle andern Stellen, ohne böses Beispiel zu geben.

\*

Herr Flschl reist nicht ohne Nutzen, wie nunmehr aus den Russischen Eisenbahnobligationen zu ersehen ist, die du Haus Mendelssohn demnächst unserm Markte anbieten wird. Als der oben genannte Herr kürzlich in Petersburg erschien, war er lediglich zu Informationszwecken anwesend, wie er selbst versichern ließ, und zwar noch mit dem Zusätze, daß es sich um keinerlei Anleihe handle. Ganz gleichgültig ist aber diese Art des Auftretens keineswegs. Herr Flschl braucht gar nichts zu sagen, aber es zwingt ihn auch niemand, das Gegenteil von dem zu sagen, was wirklich in Unterhandlung steht. Nicht einmal die Furcht vor einer Konkurrenz kann ihn dazu zwingen. Denn die Zelte, wo z. B. Bleichröder ebenfalls solche Versuchsreisen nach Petersburg unternahm, sind längst vorbei. Jedenfalls wird sich Mendelssohn nicht einmal in Vorverhandlungen eingelassen haben, bevor er dabei unseres auswärtigen Amtes ganz sicher war. Unsere Diplomatie muß also bereits seit Monaten gerade gegen Rußland besondere Rücksicht geübt haben, die zwar bei uns nicht weiter bekannt gewesen sind, aber doch vielleicht seitens Kokoszews den Pariser Emittenten der Milliardenanleihe von weitem gezeigt wurden. Die rein wirtschaftliche Frage, ob Deutschland gut tue, wieder sehr große Summen nach dem Auslande zu legen, ist ebenfalls mit ein paar Worten noch nicht abgetan. Nur wäre es gut wenn Jene für uns bestimmten Obligationen auch für Frankreich

von vornherein marktgängig gemacht würden, damit der große französische Markt auch diese Werte mit aufzunehmen vermag, wie er schon so viele andere Rubelpapiere und gerade in den letzten Jahren von uns erhalten hat Sittlichkeit.

Von Johannes W. Harnisch.

Sittlichkeit Man scheut sich allmählich, du Wort in den Mund zu nehmen. Der Begriff ist besudelt Man versteht darunter eine saftlose. Impotente Geschlechtsmoral; wer fein züchtlich und Jungferlich durchs Leben ging, nie, ehe Staat und Kirche ihn autorisierten, ein Weib berührte, ist sittlich. So die gassenläufige Behauptung. Ihr verbindet sich die Fiktion: Jeder, von dem nicht das Gegentoll auf dem Markte ausgeschrien wurde, ist solch ein sittlicher Mensch. Niemand zweifelt daß die Fiktion falsch ist; niemand zweifelt daß, ganz gering gerechnet, zum mindesten 90 Prozent aller Männer dem Eros auch außerhalb der ehelichen Schlafkammer opferten. Jeder weiß, daß auch für die Frauen, trotz allen Unterschieds in der Physik, die Fiktion nur in einem Bruchteile der Fälle stimmt. Tut nichts. Ein deutscher Gesandter in irgendeinem verbuhelten Orientneste ist Junggeselle. Sein Haus wird, wie nötig und selbstverständlich, von einer Dame versehen. Eines Tages heult's irgendwo: Er



Rundschau.

171

hat ein Verhältnis mit dieser Dame; und „zwingt“ die hochsittliche Gesellschaft dort, sich mit Ihr an einen Tisch zu setzen! Skandalum. Nehmen wir einmal an, es handle sich um Bukarest, wo die Würde des Reichs so schamlos geschändet wird. Karl Emil Franzos? Man lese Sittlichkeit im schönen Rumänien sagt Wer, der's tat, wird Irgend ernsthaft behaupten wollen, der schlimmste Schürzenjäger könne In diesem Lande der Würde des Reiches abträglich sein? Hier t's sich nicht um einen solchen; handelt's sich

dort ein Verhältnis zu seiner Hausdame nachgesagt wird. Nachgesagt; Genaues weiß natürlich niemand. Gesellschafts- und Schlafgenügt, damit der Name des dem er gilt, unter wildem Gekreisch an . wird. Von Leuten natür-Mägdleins Schlafzimmer betraten; denen nie ein herzkloptender Besuch In Ihrem Junggesellenzimmer galt Gleichviel: Der ist weder Eunuch noch mit einem Quäker-nt begabt Deshalb durfte er sich nicht

Doch, sagen die Aufgeklärten, das durfte er schon. Er durfte nur nicht die Dame, mit der Ihm solche Beziehungen nachgesagt werden, an seinem Tische dulden. Das heißt also: am Tage, Haie den beiden Eros die rot-mußte er Ihr sagen: „So, liebes Kind, von heute an darfst du nicht mehr an meinem Tische sitzen. Man könnte sonst vielleicht einmal klatschen. Und der Schande, daß tber einen kräftigen, vollblütigen Mann geklatscht wird, darf Ich das Deutsche Reich nicht aussetzen. Naturlich wird jeder stutzen, warum dn auf einmal an meinem Tische fehlst Natürlich wird sieh Jeder bald zutuscheln, was der Grund Ist Dein Ruf ist ruiniert Für dich eintreten, darf Ich aber nicht; Ich muß mich zum Ruhme des Deutschen ehebrecherischen Eumuten, daß sie forder mit dir an einem Tische sitze.“ So müßte der Mann nach unseren aufgeklärten Katonen eben. Wie ekelhalt roh und gemein! In einem Lande, wo dies die Sittlichkeit der Aufgeklärten ist, darf man sich über die Sittlichkeitsbegriffe der Zeloten nicht wundern. Nacktkultur. Seit Monaten dröhnt uns das Wort in den Ohren. Nicht Ihre Propagatore haben dem Worte diesen Hall verliehen. Das tat das Roeren-Syndikat, das aus einer Unbeträchtlichkeit glücklich eine Affaire gemacht hat Nacktkultur. Das Wort klingt nach etwas. Und, schließlich, steckt auch einiges dahinter. Allerlei ideale Strebungen nach Rasseveredlung und Schönheitspflege. Kein Zweifel, daß auch allerlei weniger Erfreuliches sich dort

einmischte: Geschäftliche Spekulation, Lüsternheit, Unzucht vielleicht Erwiesen Ist das letzte nicht war zudem bei den öffentlichen Abenden, denen der Entrüstungssturm galt naturgemäß ausgeschlossen. Und wer mit Gefährten in seinen vier Pfählen Orgien zu feiern wünscht, der tut's, ob er ein Schlagwort hat, das Ihn belobigt, oder nicht Daß sich In die öffentlichen Vorführungen Lüsternheit mischte, wird niemand wundern. Wohlnein mischte sie sich nicht? Wer Ist sicher, daß die Novize bei der Vorstellung des Seelenbräutigams nicht Lüsternes fühlt? Der Kavalier beim Anblick der Damen Im Hofkleide? Der Parkett- oder Galerlebesucher, wenn Johanna von Are pathetisch Ihre fruchtlose Liebe In Klagen ausströmt? Sinnlichkeit, gewiß, sie kann vom Anblicke der Nacktheit für uns Verhüllung Gewohnte sich stärker regen. War's so schlimm? Wir haben blindgläubig den Satz übernommen, daß die Kunst mit dem Sinnlichen nichts zu schaffen habe. Man sollte diesen Satz einmal mit prüfendem Finger abklopfen, ob er vollen Gehalt hat oder hohl und Inhaltlos Ist Will man ernsthaft behaupten, die Danaen, Leden, Europen, Semelen der Renaissancemeister, Rubens blonde Fleischmassen, Watteaus und Bouchers Zierlichkeiten, selbst Böcklins Meerweiber und Selige seien ohne sinnliche Wirkung? oder hätten sie nur zufällig, ohne daß der Meister an sie dachte? Sind's Kunstwerke? Ich denke. Und Ist der Gattungstrieb etwas Gemeines, das aus den reinen Sphären hochstehender Menschheit verbannt sein müßte? Lüsternheit ist etwas Häßliches; schön; aber sie Ist dem reinsten Kunstwerke, der harmlosesten Situation nicht fern zu halten. Die Phantasie des Lüsternen findet überall Häkchen, an denen sie klammern kann. Und geschäftliche



MORGEN.

i! Gibt es etwas

das sie nicht In Ihren Bereich söge? Solange der Henseh Hunger fühlt nach allerlei, wird sie nirgends auszurotten sein. In der Liebe nleht und Im Patriotismus; In der Religion nicht und nicht einmal, furchte Ich, In der StttUchkeltsbewegung.

Daß durch die öffentlichen Nacktdarstellungen ernsthafte Beunruhigung geschaffen wurde, bestreite Ich. Unter den Schimpfenden mag mancher gewesen sein, dem nur die Doppelkrone etwas zu viel war. Dal die Herren vom Blauen Kreuze, von den Junglingsvereinen, und daß Uten Familienväter ehoekert waren, glaube Ich. Daß gegenüber der laut geblasenen Entrüstungstrompete alle verfügbaren Polizeirechte herangezogen wurden, mag In der Ordnung sein. Daß Herr 1 hat, bestreite Ich.

Dnd gleich dreimal. Ein bißchen viel. Was weiß Herr Roeren von Fräulein Desmond? von Ihrem Leben? von Ihren Gesinnungen? Ist er ganz sicher, daß sie nleht einer Kulturaufgabe zu dienen vermeint? Ein anständiger Mann würde keine Straßendirne ohne Not

titulieren. Nur eine, die Ihn belästigte. Hat die Desmond Herrn Roeren belastigt? Ich wüßte nicht Herr Roeren aber glaubt sich berechtigt, sie zu schimpfen; öffentlich; daß es durch die Welt hallt Mag er. Kultur? Ritterlichkeit? Wer langen?

Eins aber kann man von Ihm verlangen: daß er, der Vorkämpfer der Sittlichkeit sein will, nicht selbst den Sittlichkeitsgesetzen Hohn spreche. Ich finde, er hat's getan. Ich finde es Jämmerlich, einen Wehrlosen Im Schutze der Immunität zu beschimpfen; eine Wehrlose zumal; und sich zu weigern, das schimpfende Wort so zu wiederholen, daß die Beschimpfte sich zur Wehr setzen kann. Ich erinnere mich dabei, daß Herr Roeren das Gleiche schon einmal tat Gehässigen Neger- und Missionarslügen über den Bezirksamtmann Schmidt lieh er laute Resonanz. (Das Schöffengericht stellte später fest daß der Beweis, er habe sie wider besseres Wissen verkündet nicht erbracht sei; fügte aber hinzu, dieser Beweis sei außerordentlich schwer zu führen.) Als Herr Schmidt Ihn aufforderte, sein Wort zu wiederholen, damit er sieh von den Anwürfen reinigen könne, weigerte sieh Herr Roeren. Dabei Ist gerichtlich festgestellt worden, daß Herr Roeren nur die ungünstigsten ler (mehrfach umgefallenen)

günstigere Aussagen und die der Entlastungszeugen zum Teil gar nicht erwähnte, zum Teil ohne Jede Erörterung des Für und Wider als falsch abtat Daß er die für Schmidt günstigen Urteile allgemein als wahnsinnig bezeichnete, Ihre Gründe und Ihre tatsächlichen Feststellungen aber verschwieg. Der so handelte, war nicht ein Jugendlicher Fanatiker, dem der Elfer für die von Ihm vertretene Sache

die Fähigkeit ruhiger Abwägung raubte. Das war  
ein In der Justiz ergrauter, den Jahre des Wirkens  
In der Öffentlichkeit zur Vorsicht <  
iel besser ab i  
i lückenhaft durch Berichte Dritter  
Belastungsaussagen einiger Zeugen  
sieh niemals ein Bild des Sachverhaltes gewinnen  
läßt  
findet Herr Roeren In Über-  
iem Sittengesetze. Ich habe  
nicht die Absicht mich mit Ihm darüber zu streiten.  
Ich find's unsittlich. Finde nicht daß die Angst  
vor den gesunden Freuden des Körpers allein genügt  
um Jemandem Anspruch auf das Prädikat des  
sittlichen Mensehen zu geben. Glaube auch nicht  
daß dies die Ansicht des Nazareners war, dessen  
treuen Jünger Herr Roeren sieh fühlt War's  
anders, hätte Ja auch Herr Kolander aus Itzehoe  
Anspruch auf diesen Titel. Er hat ekelhafte und  
rohe Gemeinheiten gegen die seiner Willkür aus-  
gelieferten verderbten Kinder und Mädchen be-  
gangen. Was tut's? Er bekundet er würde sich  
geniert haben, eine davon Im Hemde zu sehen . . .  
Daß Ich Immer noch nloht einsehen kann, Herr  
Kolander sei ob dieser Seelenregung ein sittlicher  
Mensch. lob finde ihn wirklich unsittlich. Und  
glaube, dem grotesken Beispiele wieder einmal  
entnehmen zu sollen, daß die Stellung zur Prüderie  
und zu den geschlechtlichen Dingen mit der sltt-  
Qualiflkation des Mensehen nlehts zu



Reflexionen über das österreichische Gymnasium.

Von Dr. Adolf C. von Hof,

Detnt an fer UolnnlUt Chietgo.

Das österreichische Gymnasialelend hat in letzter Zeit wieder die öffentliche Aufmerksamkeit etwas mehr als gewöhnlich erregt und gewiß bei erweckt

Beruf besonders geeignet

Ist, Vergleiche mit den eigenen Schülerjahren zu veranlassen, so möge mir gestattet sein von diesen Gedanken einiges mitzuteilen.

Vor sechzehn Jahren vollendete ich das Gymnasium in einer österreichischen Provinzialstadt und heute noch sehe ich deutlich vor mir die Disziplinarordnung mit ihren vielen Paragraphen, worin fast ebensoviel verboten war wie in einer Gefängnisordnung. Besonders das Druckenlassen und Ver-

deutschen Büchermarktes mit Gymnasiastenliteratur nicht als drohend bezeichnet werden konnte.

Die Verfasser dieser Verbote hielten es zweifellos recht viel zu unter-

geistigen Re-

Talente. Jene Paragraphen

mir heute wie enge Röhren, durch die sich nur ein Durchschnittsmensch winden kann.

Wenn einmal einer kam, der für die Röhren zu maßte er sich verstümmeln lassen,

litten! Sonst wäre das Vaterland verloren gewesen.

Jetzt gehöre ich selbst zum Lehrkörper eines großen amerikanischen Kollege und sehe mit ltillem Neide, wie gerade das gutgeheißene und gewird, was mir im Jünglingsalter verboten

Jedes amerikanische Kollege, ja schon die i hat seine von Studenten herausgegebene Zeitung, worin freie Meinungsäußerung erlaubt Politiker sprechen vor den

«K,

hier gehört. Die Debattierklubs der Studenten erörtern politische und soziale Themata, kurzum der Student darf sich für alles Interessieren, was einem anständigen Menschen und Staatsbürger wissenswert erscheint. Er darf darüber eine Meinung haben und dieselbe aussprechen, ja sogar drucken lassen. Wenn einer sich einmal dabei blamiert, so lernt er etwas und wird es in Zukunft anders machen.

Aber es ist ja so bedeutend leichter, die Äußerungen einer beginnenden Persönlichkeit zu unterdrücken als die jugendliche Kraft zu bilden und in die richtigen Bahnen zu lenken. Der junge Geist könnte ja so ketzerisch sein, andere Meinungen und Überzeugungen zu entwickeln, als die hohe Obrigkeit für richtig hält und schon im „Don Carlos“ will jemand die Verwesung lieber sehen als die

Freiheit Daß der junge Mensch dennoch auf eigene Faust sich auszuleben versucht und dabei auf Abwege gerät Ist zwar altbekannt gehört jedoch nicht zur offiziellen Kenntnis amtlicher Pädagogen. Man hat auch In der ganzen Welt keine solche Angst vor individueller Selbständigkeit wie In Österreich. Ist es nicht bezeichnend, daß der Österreicher erst mit vierundzwanzig Jahren seine Selbstbestimmung erhält, während In der übrigen ganz- und halbzivilisierten Welt die Großjährigkeit mit Vollendung des einundzwanzigsten Jahres eintritt! In Amerika weiß man ganz gut daß die Bewegungsfreiheit des Individuums ganz von selbst ihre Grenzen findet an den Gesetzen der Gesellschaft des Staates, der Religion und besonders an den Erfahrungen des praktischen Lebens, welche recht eindeutig lehren, was einem jeden nützlich oder schädlich Ist Innerhalb dieser natürlichen Grenzen soll sich jedoch das Individuum ausleben dürfen. Es lernt dabei sich selbst Lehrmeister zu sein und seinen Weg selbst zu bestimmen. Selbstbeherrschung Ist eine notwendige Folge, und jedermann, der längere Zeit In Amerika gelebt hat weiß, daß gerade die Amerikaner Selbstbeherrschung für die notwendigste Tugend des Gentleman halten. Auch hört man hier nie das Schimpfen über die einmal gewählte Lebenslaufbahn, das am deutschen Stammtisch In so üppiger Blüte steht Ein Mensch, der gelernt hat sich selbst zu bestimmen, findet gewöhnlich die Ihm am besten zusagende Lebens-



## MORGEN.

Stellung, vielleicht nicht gleich, gewiß aber Im Laufe der Zeit

In Amerika setzt die Schule beim Schüler einfach voraus, daß er sich wie ein anständiger Mensch zu benehmen hat, Im übrigen aber kann er bei Erfüllung seiner Lernpflichten tun und lassen, was er will. Er darf seinen Charakter entfalten. Ihm fehlt die Versuchung seinem Lehrer zu schmeicheln oder Ihn zu hintergehen. Er kann diesem gerade ins Auge sehen und widersprechen, wenn er sich Im Rechte fühlt Die Lüge wird vom Amerikaner als das gemeinste Laster angesehen. Oer Lehrer ist hier kein Potentatchen, das sich auf seinem hölzernen Throne wie ein kleiner Gott fühlt und von einer Schar von Bedientenseelen umschwärmt sein möchte. Die tüchtigsten Schüler sind hier keine engbrüstigen, brillentragenden Gestalten, deren Ideal es Ist, das Potentatchen der Klasse zu kopieren und die aufgegebene Lektion von vorne und rückwärts aufsagen zu können. Dagegen sind sie kräftige, junge Männer, von offenem und unabhängigen Wesen, die ihre Aufgabe gut inachen, weil sie überzeugt sind, daß sie damit ihrem eigenen Besten dienen. Man mißverstehe mich nicht. Ich weiß genau, daß Ich hier auf Extreme hinweise, aber leider sind diese Extreme bei uns nur allzu zahlreich vorhanden.

Wie oft werden ursprünglich kräftige Schülernaturen im Gymnasium gebrochen, um nur in die amtliche Schablone zu passen, während gerade der moderne Kampf ums Dasein die höchsten Anforderungen an Willensstärke und Unbeugsamkeit stellt. Ein starkes und aufrechtes Rückgrat wäre im Leben von höchstem Wert, aber man läßt sich leichter regieren, wenn man keines hat Darum weg damit!

Das Gymnasium ist eine Quarantäne-Station, In welche sich kein Lebensbazillus verirren darf. Der künftige Staatsbürger und Wähler darf kein Storb3nswörtchen hören von den politischen und :QzUlen Problemon seiner Zeit Diesen tritt er nach Beendigung seiner Isolierhaft mit der naiven Unschuld eines Neugeborenen entgegen. Der junge Arbeiter oder der katholische Seminarzögling sind ihm an politischer Bildung um hundert Schritte voraus. Die Beiden sind politisch ganz gründlich eingepaukt worden, allerdings in einer höchst einseitigen Richtung. Man kann die Wirkungen sehen, wenn man die Energie der Sozialdemokraten und Ultramontanen mit derjenigen der bürgerlichen Parteien Im politischen Leben der Nation vergleicht

Die amerikanische Schule sucht den jugendlichen Geist mit den Realitäten des Lebens vertraut zu machen, anstatt Ihn mit klassischen Träumen zu umgaukeln. Griechische Schönheitsideale und humanistische Weltanschauungen sind höchst schätzenswerte Dinge, wenn sie das Innenleben

verschönern helfen, aber ganz ausfüllen sollen sie es nicht. Leider kommt man mit Ihnen nicht sehr weit. Im heutigen Leben. Vergleichen wir einmal ein österreichisches Schulbuch und seine Aufsatzthemen mit einem amerikanischen. Dort stehen lauter Titel, wie: „Was bewundern wir an den alten Römern?“ oder „Worin besteht der weltgeschichtliche Beruf der alten Griechen?“ Im amerikanischen Schulbuche handelt es sich um Aufsätze über Fremden-einwanderung, Präsidentenwahl, Zollpolitik und ähnliches. Gewiß ist der Junge nicht berufen, an diesen Problemen mitzuarbeiten, aber er soll sich politisch und volkswirtschaftlich an ihnen bilden. Im amerikanischen Kollege gehören National-ökonomie, Soziologie und Staatswissenschaft zu den populärsten Elementarkursen. Wie viele deutsche und österreichische Studenten hören freiwillig diese Fächer?

Der Zusammenhang des amerikanischen höheren Schulwesens mit dem Leben wird allerdings auch dadurch gewährleistet, daß keine Hofräte in den obersten Schulbehörden sitzen, sondern lauter praktische und tüchtige Männer, die sich durch geschäftliche und berufliche Erfolge das Vertrauen ihrer Mitbürger erworben haben. Ich bin nicht davon überzeugt, daß eine Aufsichtsbehörde der Schulen sich aus lauter Laien zusammensetzen soll. Viele Übelstände werden dadurch hervorgerufen, aber der Bevölkerung gebührt Sitz und Stimme. Im Schulrat, Ihre Wünsche sollen unmittelbar zum Ausdruck kommen können und nicht erst auf dem unendlichen Umwege der Petitionen oder gar erst der Petitionen im Abgeordnetenhaus. Wenn die Bevölkerung berechtigt ist bei der Verwaltung von Stadt und Land mitzusprechen, so sollte sie auch das Recht haben, mit-



zubestimmen Ober die Schulbildung Ihrer Söhne  
und Töchter.

Verglichen mit der reingeistigen und kasernen-  
mäßigen Ausbildung am Gymnasium zeichnet sich  
die amerikanische Schülererziehung vorteilhaft aus  
durch Pflege und Förderung unabhängiger Persön-  
lichkeiten. Damit legt sie die Grundlage für die  
allgemeine Achtung vor der Menschenwürde,  
welche der schönste Zug im amerikanischen Volks-  
leben ist und manchen häßlichen Fehler aufwiegt.  
Es läßt sich kein schreienderer Gegensatz denken,  
als der zwischen der amerikanischen Schule,  
welche für das Volk da ist und vom Volke ver-  
waltet wird, und einer Schule, die für die Bureau-  
kratie besteht und von der Bürokratie geleitet  
wird.

!

„Mondaine“ Kultur.

Von G o b b o.

Einen Wiener kannte ich, der die ihm eigent-  
lich von Rechts wegen gebührende Lebenslustig-  
keit nicht anders zu dokumentieren wußte, als  
daß er von Zelt zu Zelt ohne jede Veranlassung  
in den Ruf ausbrach: „Gents Kinder, san raer  
feeeeeesch!“ Eine Handvoll Berliner kenne ich,  
die ihr Unrecht angemaßte Kulturlichkeit  
nicht anders zu dokumentieren wissen, als daß sie  
auf die Frage: Was seid ihr denn jetzt? mit Ober-  
zeugung antworten: Jetzt sind wir mondain! . . .  
Diese Handvoll Berliner herrscht. Und es erging  
gemessene Order an Stadt und Land, zu zeigen.  
In welchem Maß Berlin ein Hort mondainer  
Kultur ist. So entstand die Ausstellung: Die  
Dame in Kunst und Mode. Diese Aus-  
stellung ist wohl gelungen. Hier gehört sie so  
wenig nach Berlin, wie „Pfirsich à la Melba“ zu  
schlichter Hausmannskost; nur ist sie amüsant,  
nicht welt, sondern trotzdem mondaine Kultur-  
tuschler die Ausstellung „beseelen“. Das sehe  
ich am Katalog; dort regiert das Wort Und ich  
•Inde so profunde Welshelten über die Welt und  
das Leben der mondainen Frau wie: „Dame sein —  
heißt: Stil haben; Stil haben — heißt: selbstver-  
ständig das tun, sagen, wählen, was dem eignen  
Wesen und den Bedingungen des Lebens entspricht“  
(ein Königreich für Jemand, der — Stil hat), oder  
„Neue Stühle machen keine neuen Menschen . . .  
neue Menschen machen neue Stühle“ (ein König-  
reich für einen — neuen Menschen), oder: „Was  
ist besonders hold und edel? — In der „Dame“ das  
„süße Mädel“, oder: „Mode wird nur, was nicht  
von einer Gruppe, nicht von einem Schneider,  
sondern von einer Dame aus der Schönheit ihres  
Lebens oder den Partikularitäten dieser Schönheit  
erfunden wird“, oder: „Der Tag einer Dame ist  
wie der Tag einer Rose, die in hohem Kristallglas  
des Morgens zu wunderbarem Leben erblüht und  
des Abends in Schönheit stirbt“

In den Räumen der Ausstellung aber herrscht

dl« Tat: Viel köstliche Dinge sind da zur Schau  
gestellt Doch für wen? Ich war dort, als der  
Eintritt eine Mark und als er drei Mark kostete.  
Ich war dort zu Stunden, in denen die „mondaine“  
Frau In die Erscheinung tritt Ich sah hübsche  
und häßliche, elegante und unelegante Frauen,  
doch keine kam, die Ins mondaine Reich zu passen  
schien. An des Reiches Pforten blieben fast alle  
stehen — erstaunt und neidisch. Den wenigen  
aber, die sich hineinwagten, merkte man gleich  
an, daß sie Fremdlinge waren: aus Berlin oder aus  
dem Orient nach „Mondanlen“ verpflanzt und nicht  
heimisch geworden. Denn mondain sein, heißt  
nicht, das Raffinement eleganter Äußerlichkeit zur  
Lebenswichtigkeit, sondern die spießbürgerlichem  
Wichtigkeiten des Daseins durch etwas Raffinement  
wieder genießbar machen . . . Diese Ausstellung  
Ist ein Zeichen schlimmer kultureller Verlegenheit.  
Bedauerlich. Und doch haben wir auch allen An-  
laß, uns darüber zu freuen. Denn böte uns die Aus-  
stellung wirklich ein Bild der Welt, In der die Dame  
von heute oder gar die von morgen lebt, — es wftrn  
zwar schön, vielleicht auch stilvoll, «.Hein Im  
Grunde genommen wäre es entsetzlich.



MORGEN.

Strindberg und Nietzsche.

Von Hans Landsberg.

Im letzten gesunden Jahre Nietzsches, vor zwei Dezennien also, sind die beiden Mahner in Berührung gekommen. Sie fanden sich ganz natürlich in der großen Einsamkeit einer Kulturwelt, die sie mit feindlichen Blicken maß, weil beide es gewagt hatten, an alten Satzungen zu rütteln. Strindberg hatte Gesellschaft und Moral gegen sich empört und mit seinen „Ehegeschichten“ das ganze Heer der emanzipationslusternen neuen Frauen gegen sich aufgebracht in seiner wandlungsreichen Entwicklung, die später in raschem Ablauf zum Mystizismus und hernach wieder zu neuen Gängen führte, war er vorläufig beim absoluten Skeptizismus angelangt und schrieb die Worte: „Schwarz ist, was der eine sagt, weiß ist, was dem andern benagt; hat man aller Antwort vernommen, ist man ins graueste Grau gekommen.“ In dieser Stimmung traf er auf Nietzsche, dem Strindbergs „Gittas“ (Ehen) als Zeugnis eines freien Geistes großen Genuß bereitet hatten. Wie so oft ist Brandes der Mittler. Er schreibt im November 1888 an Nietzsche: „Es wird Strindberg freuen, daß Sie ihn schätzen. Ich kenne nicht die französische Übersetzung, die Sie nennen. Aber man sagt hier, daß all die besten Partien in ‚Gittas‘ (maries) weggelassen sind, besonders die witzige Polemik gegen Ibsen. Lesen Sie aber sein Drama ‚Pere‘; es ist ein sehr großer Zug darin. Er würde es Ihnen gewiß gerne schicken. Aber ich sehe ihn so selten, er ist menschen scheu wegen einer unendlich unglücklichen Ehe. Denken Sie sich, er verabscheut seine Frau sehr und kann sie physisch nicht entbehren. Er ist ein monogamer Misogyn!“ Die Scheu vor der Bekanntschaft mit neuen Menschen hatte Strindberg augenscheinlich davon abgehalten, dem deutschen Psychologen für die Übersendung des „Fall Wagner“ zu danken. Und so hört Nietzsche nur durch Brandes, daß der „größte schwedische Schriftsteller“ ganz für ihn gewonnen sei. Als eine Jener stummen Aufmerksamkeiten, die geistig Große an Menschen senden, von denen sie sich erkannt glauben, geht Strindberg dann der „Zarathustra“ zu. Und seine schneidende, weltverachtende Kälte, die immer wieder von dem Gegenpol fieberhafter Rausempfindungen, geheimnisvoller Gesichte und brünstiger Triebe abgelöst wird, scheint an Nietzsches pantheistisches Dithyramben neues Leben und Zukunftshoffnung getrunken zu haben. Der Sozialist und Utilitarler, denn das war Strindberg damals, klammert sich an das Ideal des Übermenschen, vor dem die bislang verschlossenen Pforten einer neuen Welt sich sprunghaft auftun. „Strindberg“, schreibt Nietzsche an Freund Gast (Dezember 1888) „hat mir vorgestern seinen ersten Brief geschrieben — es war der erste Brief mit einem welthistorischen

Akzent, der mich erreichte. Er hat den Begriff davon, daß Zarathustra ein Non plus ultra ist . . .' Strindberg hält mich übrigens für den größten Psychologen des Weibes . . ." Wir schreiben den Dezember, und wenige Wochen später bricht das Dunkel herein über Nietzsche. Von weiteren persönlichen Beziehungen kann also nicht die Rede sein.

Aber In der Produktion der Schweden gehören die drei nächsten Jahre, in denen die Romane „Tschandala“ und „An offener See“ entstehen, der Auseinandersetzung mit den Problemen Nietzsches. Der Philosophie des Deutschen entnimmt er die These von den zwei sich ewig bekämpfenden Menschenkassen, den Herren und den Sklaven, die Lehre, daß Jede höhere Kultur in durchaus antisozialem Sinne die Existenz einer niedrigen Menschenklasse, die nur den Dünger bildet für die geistig Vornehmen, zur Voraussetzung habe: „Tschandala soll ganz unten liegen als wärmender nährender Dünger, damit der Adelstamm der Arier emporwachsen und seine Blumen tragen könne, einmal alle hundert Jahre gleich der Alofc“ In Strindbergs Geistesleben ist diese Nietzsche-Epoche nur eine Episode, ein Tribut an eine Strömung, die in jenen Tagen dem ganzen Norden gemeinsam ist und selbst bei so gegensätzlichen Naturen wie Björnson und Ibsen zum Ausdruck kam. Man griff zu Nietzsche, weil man sich an Marx und Darwin müde gelesen hatte. Auf die Gefahr, sich einer Selbsttäuschung hinzugeben, ließ man sich von den Visionen des neuen Adelsmenschen und von den kommenden Triumphen



Bündel hau.

177

4m G\* li tesaristo traten, der Ober die Herde tri um-  
ist die

Schriften, dem ron Iubballsttk und okkulten Strö-  
mungen durchwirrten „Blaubuch“ (1906)

lesen wir die bezeichnenden Worte: „Dies Ist der  
Kann Kern des Darwinismus, dieser Torheit, die  
in das Bewußtsein der Welt schlüpfte, als diese Welt  
von der Jagd nach Macht und Luxus aberanstrengt  
war. Aber dieser Beelzebub konnte nur mit einem  
andern ausgetrieben werden. Das war Nietzsche.  
Ein losgelassener Dämon, der den Affen tötete,

well

Das war die

einzige Art, sie zum Lauschen zu zwingen. Einen  
christlichen Propheten bitten sie niemals angehört  
hat man, wie Strindberg

Apostel, dem er einst gehuldigt, diese feind-  
Worte zuschleudern kann. Für Ihn, dem  
sich die geheimen Sehnsüchtmächte offenbart haben,  
Ist der Antichrist, der kraft seines Zukunftsglaubens

die gerechte Strafe

Neue Liebesbriefe.

Von Feld Stötilnger.

R. (Bebet) an Boursault ge-  
wicht alle Farben, Schattierungen,  
Sehnsüchte. Theoreme und Blutwallungen sind in  
Dingen festgehalten, von denen die Liebesbibel des  
voll steht, schwer und reif,

Sie war ein munteres

> Bebet, mit lieblichem Witz und

Güte und hatte lange nicht so viel er-

lebt, wie Ihre große Zeltgenossin NInon. So hat

sich kein Abdruck der ganzen Liebe In die zierliche  
Schrift geprägt, aber ein Lebensausschnitt des  
Wunderreichen, In dem sich alles gleicht und nichts  
sich wiederholt, steht fest wie ein Scherenbild um-  
rissen da. Und dieser Ausschnitt Ist erfüllt von den  
Schicksalen und den Gemütskurven zweier Herzen  
und von dem Bilde einer Welt, die aus Liebe, Kirche  
und Küche ein Leben zusammenzusetzen wagte.

Es war kein Flirt in unserem Sinne, den die  
Menschen dieses Alters trieben. Ihre Liebe scheint  
oberflächlich, die Zuneigung herzlos gewesen zu  
sein; gering die Vertraulichkeit zwischen den Ge-  
schlechtern. Kein Seufzer dringt aus dieser At-  
mosphäre unverständlicher Menschlichkeit, die  
wollten sich selbst nicht verstehen und  
hatten nichts In sich, was zu verstehen schwierig  
war. Die Liebe war Genuß, und der Genuß Mal  
Liebe. Von Haus zu Haus gingen die Liebes-  
zetteln, und nichts enthielten sie, ab Seherze,  
Vorwürfe, Fragen, Antworten, Vorschläge, Schmei-  
cheleien und delikate Wünsche. Aber alle diese  
Nichtigkeiten mußten bunt auf einander folgen,

grazlös gereicht werden, In einen Wirbel von Esprit und Galanterie gehüllt und so zierlich geschrieben sein, wie Blumen auf Porzellan von Sèvres gemalt Der Geist war alles. Die Erlebnisse als sondern und die Aphorismen als Erlebnisse ausgeben, ist keine geringe Kunst, and wer nicht Geist genug hatte, der borgte Ihn sich aus der Literatur. Als z. B. der plumpe normanische Monsieur de Launay, Sleur du Mesnil an Babel einen Brief richten sollte, schrieb er schlankwegs einen ab, der bei Votture an Mademoiselle Paulet gerichtet war. Und die mokante Babette verfiel nun auf den Witz, Ihn einen zweiten In Gegenwart Boursaults schreiben zu lassen und Ihre Antwort aus dem Roman „Pierre de Provence“ zu stehlen. Nötig hatte sie es wohl nicht, denn sie war sehr verständig und voll Humor und hatte, was am allerschwersten wiegt, auch viel Gemüt und Güte.

Wo die anderen Undelten, liebte sie, und wo die anderen Epidermis kitzeln wollten, suchte sie Ihr Leben dem Liebsten zu weihen; nicht Immer ohne Eifersucht Alles Raffinement mit dem man einen Liebhaber quält oder entzückt schüttete sie dann In Ihre Billets, mit ein paar Worten stellte



## MORGEN.

sie die widersprechendsten Menschen nebeneinander und zeigte feinstes Verständnis für die Behandlung einzelner Seelen. War es zuerst Eitelkeit, daß sie Ihre Herrschaft auf den Dichter Edme Boursault, den Bolleau in den „Satyres“, im Kampf um Molleres „Ecole des Femmes“ einen „froid rimeur“ genannt hatte, ausdehnen wollte, so war doch der Keim dieses Willens wirkliche Liebe. Schon in ihrem ersten Brief hält sie vor Ihren Liebesseufzern schwer ihre Frauenwürde aufrecht. Mit stolzen Worten antwortet sie auf stolzen Sinn, aber was ist der Stolz einer Frau, welche Ihre Schönheit ausspielt, um an ihre Schönheit zu erinnern? Sechzehnhundertvierundsechzig scheint sie im Kloster gestorben zu sein. Ruhig ging die Jugendliche hin, wo dem Geliebten kein Nebenbuhler lebte, um nicht den ungeliebten Mann zu freien. Rührend klingt ihre Geschichte aus, die sich in vielleicht (wie bei Ninon) fingierten Briefen vor dem Leser entwickelt. Sie sind nicht unbekannt und nicht die schönsten aus diesem goldenen Zoltalter amoureuseuser Federn. Aber sie sind reicher an menschlichen Zügen als manches andere Dokument dieser Zeit. Jetzt hat sie Julius reit er in Leipzig neu aufgelegt und jeder kann sich an dem verschnörkelten Geist Boursaults und der beständigen Liebe Babots erfreuen. Ich denke, man wird ihre Briefe mit behaglichem Vergnügen lesen. Berliner Theater.

Von J. A. B.

Der König.

Nun lacht das Berlin Wilhelms II. ebenso laut wie Clemenceaus Paris über die weltklugen Witze dieser Komödie.

Die zünftigen Volkstribunen, die politischen Gewerbetreibenden — nichts von ihren Menschlichkeiten ist uns fremd. Zu aristophanischen Höhen will dieser leichte Sinns gefügte Ulk nicht empor, aber es sind ewige Figuren, denen er das Kostüm unserer Zeit übergeworfen, hat Drum sind sie überall im Nu zu erkennen und von internationaler Lustigkeit

G. A. de Cavaillet Robert de Flers und Emanuel Arene. Also drei Köche auf einmal. Daß sie das Ragout doch noch schmackhaft gewürzt haben, ist nicht so erstaunlich, wie daß gleich drei Beobachter des öffentlichen Treibens sich — fern von Giftigkeit und Pathos — zu einem so ehrlichen Lachen zusammenfanden. Zu einem erlösenden Gelächter, das rechts und links niederregnet. Bei uns wäre zumindest ein Schulmeister und ein Entrüsteter darunter.

Diese muntere Skepsis mag dem Tätigen gefährlich werden; den drei Komödienschreibern hat sie den Spiegel, in den das Leben hineintanzte. In den delikaten-frechen Kurven geschliffen, daß drin selbst die vielen alten Operettenspäße neu werden. Ein unendliches Gaudium ist die Menagerie

der Politiker: Der Deputierte, der sich seine Donner-  
reJii von seinem Sekretär diktieren läßt, der  
P-ivenü Im Sozlailstenfell, der als Leidtragender  
eines königlichen Ehebruchs durch ein Portefeuille  
entschädigt wird; die Volksmiiiister, die sich in  
den Boudoirs eleganter Damen wie Rollkutscher  
benehmen und bei allen Staatsfesten die Büffets  
kahl fressen. Obenan der exotische König, den  
die republikanischen Würdenträger wetteifernd  
umschwänzeln, der ihnen dafür die Frauen und  
Geliebten wegschnappt und zum Schluß für all die  
Liebesgunst mit einem glänzenden Handelsvertrag  
zahlt Noch knapp vor dem Besuch Eduards  
konnten die Berliner diese herzhaft Verulkung  
der entente cordiale genießen.

Die Lessingtheaterleute gingen für die lockere  
Burleske, In der doch eine Spur weltgeschichtlicher  
Ironie Ist, mit demselben Elan Ins Feuer wie für  
Ibsen, den Gestrengen. Es war ein Spiel von  
Meistern. Reicher, Marr, Forest Sauer, Irene  
Triesch In Ihrer Japanischen Grazie und selbst Ida  
Wüst. Sie Übersetzte freilich den Berlinern die  
Exgrisette und Deputiertenfrau, der Frankreich den  
herrlichsten Handelsvertrag zu danken hat \*us dem  
Pariserischen Ins Heilemannsehe.

Die Revolutionshochzeit.

Alles Geschehen Ist ummarsellalset und um-  
trommelt Wenn die Zofe die Tür aufmacht



hört man von draußen Ca Ira! oder so etwas.  
 Dazwischen Wortfanfaren, die mißtrauisch machen.  
 Die Pathetischen sind Immer verdächtig.  
 Behalt man gar nur das Echo der letzten  
 Flintenschüsse, dieser knallenden Lüge, Im Ohr,  
 so mochte man den Jungen Dänen Sophus  
 Michaelis zu den Musikanten stellen, die nur für  
 die Menge blasen.

Aber es Ist doch mehr In diesem Pauken-  
 und Trompetenstück. Durch den Lärm zittert  
 aueh der Rhythmus noblerer Kontraste. Jede  
 Situation Ist — wenn auch nicht bis In Ihre Tiefen  
 erfüllt — so doch ganz erschaut. Die Leute  
 reden alle — zwar nicht die einzig notwendige —  
 aber fast Immer eine mögliche Sprache.  
 Und er hat die Macht, einen plötzlich an  
 den Ernst des Gedröhns glauben zu machen. Es  
 Ist etwas Starkes, Wildes, wenn bei der gedämpl-  
 ten Hochzeit des knabenhaften Emigranten-Marquis  
 mit der Grafentochter der alte Diener, der Immer  
 stumm die Bratenschüssel gereicht hat, sich auf  
 einmal In fanatischer Tollheit sein Jakobiner-  
 Evangelium von der Seele schreit.

Nach dem gar zu wüsten Einbruch der  
 Revolutionshorden und nach dem polternden Todes-  
 urteil wieder etwas Ergreifendes: wie die gleich-  
 maßig hallenden Schritte der Schildwache die  
 Höllenangst des zierlichen Marquis, dem die Hoch-  
 zeltsnacht zur Galgenfrist wurde, vertausendfachen.  
 Warum schlottert das wohlerzogene Herrchen, als  
 der andere es mit Gefahr des eignen Lebens rettet,  
 ohne ein Dankeswort und ohne sich auch nur  
 eine Sekunde um das Schicksal seiner noch kaum  
 umarmten Frau zu kümmern, auf und davon?  
 Wohl denkbar, daß auch ein glaubensstarker  
 Revolutlonsheld, einem entzückenden Weib zuliebe,  
 Ihrem gräflichen Gemahl zum Reißaus verhilft,  
 daß die Junge Gattin schnell sich in den Heroischen  
 verliebt und mit Ihm statt mit dem Angetrauten  
 die Brautnacht feiert, aber dann müßte alles In  
 einem schwülen Dunst, im Brodem dunkler Wünsche  
 bleiben, dürfte nleht von solchem Wort- und  
 Formelschwa!) umbrandet sein. Gut, daß auch  
 dem Zweiten das Entsetzen In die Glieder fährt,  
 als die Henkerstunde heranschleicht, aber böse  
 die Tiraden des Todeskandidaten an die Sonne.  
 Und am schlimmsten sein eigenes Kommando:  
 „Gebt Feuer!“, wo doch seihst der wildeste  
 Jakobinerhauptling Ihm das Weib, um das er all  
 das tat, weiter gönnen will.

Sie spielten leidlich Im Hebbeltheater. Außer-  
 ordentlich war Kayßler als der von der Komtessen-  
 Hebe gezähmte Löwe der Revolution. Das Publikum  
 benahm sich Jugendlich wie der Autor. Es raste  
 Beifall.

Lebenserinnerungen eines  
 Generals.

Von Oberstleutnant z. D. H ü b n e r.

Für die Militärllteratur hat der sächselsehe

Generalleutnant von Schubert In seinen, mit großer Objektivität aufgezeichneten „Lebenserinnerungen“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) vor allem die Epoche festgehalten, In der die Artilleriesich von dem Handwerk, als das sie früher allgemein angesehen wurde, zu der Waffe hob, als die sie Jetzt In allen modernen Heeren der Infanterie und Reiterei zur Seite steht. Die längste Zeit seiner einen Raum von etwa 42 Jahren umfassenden glänzenden militärischen Laufbahn hat der Autor Im Generalstab verbracht. Aber noch ehe er Im Jahre 1849 zu diesem übertrat, hatte er als Oberleutnant bei der Truppe die schweren Tage des Dresdner Mäufstandes mit durchzumachen, von dem die Lebenserinnerungen ein getreues Bild geben. Von den Schilderungen kriegsgeschichtlicher Ereignisse sind besonders die Darstellungen wertvoll, <Me den böhmischen Feldzug betreffen, den Schubert Im Generalstabe mitmachte und In dem er dem damaligen Generalstabschef, dem General von Fabrice, dienstlich nahe trat. Die Berichte aus der Zeit dieses Feldzuges zeichnen sich durch besondere Frische aus und besitzen einen hohen Wert, weil Schubert scharf die Verhältnisse zeichnet, die bei den Bundesgenossen der Sachsen herrschten. Bemerkenswert Ist, was er beispielsweise über den Angriff mehrerer Schwadronen des Regimentes



## MORGEN.

Lichtenstein-Husaren auf eine preußische Batterie bei Zames sagt, sowie die Episode, die er von einem österreichischen Ordonnanzoffizier erzählt, der vom Feldzeugmeister Benedek an den Kronprinzen von Sachsen eine Order bringen sollte, und der auf dem Ritt glaubte, sich „durch ein ausgiebiges Diner stärken zu müssen“ und Infolgedessen mehrere Stunden zu spät ankam. „Derartige Reibungen In der Befehisgebung waren nichts Ungewöhnliches bei unseren Verbündeten. Sie war, wenigstens bei der Nordarmee, sehr vernachlässigt“ — Den Feldzug gegen Frankreich machte Schubert als Generalstabsoffizier der 23. Division mit, und auch hier hat er seine Arbeitskraft In den Dienst der Geschichtschreibung gestellt, allerdings nicht Immer glücklich. Die Darstellung der Schlacht von St. Privat wenigstens wäre besser ungeschrieben geblieben.

Das Buch des verdienstvollen Generals Ist Immerhin ein geschichtliches Quellenwerk von Bedeutung und verdient In Deutschland auch Über die militärischen Kreise hin; us eine freundliche Aufnahme zu finden.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Alle Manuskript- und Büchersendungen

an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Btrlin, Lückhoffstr. 33.

Nicht erbetenen Sendungen Ist Rückporto

Verantwort'lich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33; für Österreich-Ungarn: Adolf Träger, Wien X, Eugengasse 24. — Expedition für Österreich-Ungarn bei Hermann Goldschmedt, Wien I, Wollzelle 11. — Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, BerUn-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76. — Druck von G. Bernstein, Berlin SW. 68, Zimmerstr. 94,

Hat der heutige Mensch eine für ihn passende Umgebung in seinem eigenen Heim? Meistens nein. Denn nur selten wird die Form der Möbel, die Farbe der Möbelbezüge, der Teppiche, der Tapeten von dem Standpunkte aus gewählt worden sein, daß sie zum Menschen trefflich passen. Zu den schweren, reichgeschnitzten Möbeln und den stark gemusterten bunten Tapeten gehört durchaus eine bunte, faltenreiche Kleidung, sonst lassen diese Dinge ihren eigenen Besitzer nicht zur Geltung kommen W. Dittmar, Möbelfabrik, Berlin, Molkenmarkt 6, geht bei der Schaffung seiner Möbelformen und Einrichtungen von dem Grundsatz aus, „der Hauptschmuck des Raumes sei der Mensch“. Ihm, in seiner modernen Art und Kleidung, muß sich alles anbequemen und unterordnen, so daß er erst den Schlußstein im Räume bildet. Wie wohltuend und sympathisch ein so gestalteter Raum auf den Menschen wirkt, davon sich zu überzeugen ist jedem Gelegenheit gegeben, der die Ausstellung der Firma Dittmar, Berlin, Tauentzienstr. 10, besucht. Für jedermann frei von 9—1 und 3—7, Sonntags von 12—2.

Hermann Münchhausen hat sie für Dittmar ganz in dem Sinne entworfen. Auch in seinem Hauptgeschäft, Berlin, Molkenmarkt 6, bietet Dittmar eine reiche Auswahl trefflicher Möbel, Bezüge und Teppiche, die desselben Geistes sind. — Auch

da ist Besichtigung frei und stehen Abbildungen  
solcher Möbel und die Druckschrift .Neue Woh-  
nungskunst' , in der alle diese Gedanken näher zum  
Ausdruck kommen, gerne kostenfrei zu Gebote

Im Königsschlosse

kann ebenfalls nichts besseres geraucht werden, als Salem  
Atelkum-Cigaretten. Dieselben sind naturell-aromatischer Qualität,  
aus nur edlen orientalischen Tabaken von der Firma Orientalische  
Tabak- und Cigarettenfabrik „Yenidze", Inn.: Hugo Zletz, hergestellt  
Salem Aleikum-Cigaretten keine Ausstattung, nur Qualität

Nr. 3 4 5 6 8 10

Preis:

3'/, 4 5 6 8 10 Plg. das Stück.



1909.

Städtische Gartenbaukunst.4)

Von

Maurice Maeterlinck.

Autorisiert« Übersetzung Ton Friedrich von Oppeln-Bronikowski.

[Nachdruck verboten!]

Die meisten Gartenanlagen unserer Großstädte, die seit einem halben Jahrhundert oder erneuert sind, scheinen nach einem unveränderlichen Plan angelegt, i alle die gleichen gewundenen Alleen, die in sich selbst zurückkehren, um nirgends i den unvermeidlichen, mehr oder minder schneckenförmig gewundenen Teich, die unerläßliche Rasenfläche mit ihren künstlichen, zwecklosen Erhebungen, die hier und da ein — regelmäßig ovales — Blumenbeet schmückt, während hin und wieder eine tropische Pflanze, eine Palme, Araukarie oder Agave, fröstelnd auf einen ungewissen Sonnenstrahl wartet. Das alles ist weder sehr häßlich noch sehr abstoßend, denn in der Pflanzenwelt ist nichts ganz häßlich und abstoßend, und für den Bewohner einer Steinwüste ist das bescheidenste Grün ein Labsal. Dennoch ist es erlaubt, sich zu fragen, ob diese dürrtigen, eintönigen Anlagen wirklich alle Freuden erschöpfen, die Bäume und Blumen uns schenken können.

\*) Der Dionter hat mbla sein neueates biblisch«« Drama „Mari\* Magdalena" dem Deutschen iur Auffuhrunf übergeben, die noch in dieser Saiaon stattfindet. Da der «rate Akt des Stückes in spielt hat Maurice Maeterlinck sieh in das Stadium römischer Gartenanlagsn Tertioft, und aus ist als „ParAliporaenon" die nachfolgende Studie über moderne Qartenbauknst sntsprungen, »susr syntbetiaobar Riohtung die romsatisahen TJnraldasohauer des Rousseauiach beeinnussten dsas iogisch-synuastnachen Empfinden der Kulturmensehhait dea Altertums und dsr Reaaissanos tu ver D. Red.

;«. 14

## MORGEN.

Nach meiner Ansicht ist diese Landschaftsgärtnerei und der „englische Garten“, mit dem man derart Mißbrauch treibt, ein großer Irrtum unsrer Gärtner. Er ist natürlich und entsteht sozusagen von selbst, sobald man über weite, ineinander übergehende Räume verfügt: in einer Gegend mit Hügeln, Flüssen und Hainen und den sie umgebenden Feldern. Er ist dann nichts als diese Landschaft selbst, unaufdringlich verändert und „zur Augenweide“ verbessert. Doch er wird unfehlbar falsch und reichlich lächerlich, sobald er in enger Beschränkung Schönheiten ankaufen will, die nur infolge der reinsten Horizontlinien entstehen und weiter nichts sind als der harmonisch entfaltete Raum. Vergessen wir überdies nicht, daß der „natürliche“ oder „unwillkürliche“ englische Garten, wie ihn die Botaniker in England nennen, in der Art, wie wir ihn auffassen, chinesischen Ursprunges ist und daß es keine Kunst und keinen Geschmack gibt, die den unsern feindlicher und für uns undurchdringlicher sind als die der Bewohner des Reiches der Mitte. Der Garten der weißen Rasse, zum mindesten der europäische Garten, war jederzeit logischer und vernünftiger. So weit wir zurückgehen, sehen wir, daß er sich in Beziehung zu der ihn umgebenden Architektur zu setzen bestrebt ist. Er setzt sie fort, deutet und kommentiert sie.

So können wir mit Hilfe der pompejanischen Wandmalerei die römischen und griechischen Gärten ungefähr rekonstruieren. „Es sind“, sagt Gaston Boissier, „regelmäßige Alleen, die sich rechtwinklig schneiden und die von zwei Mauern von Buchenhecken eingefast sind. In der Mitte befindet sich zumeist ein Rondel mit einem Wasserbecken, auf dem Schwäne schwimmen. Von Zeit zu Zeit sind kleine Lauben ausgespart, die aus Stabgittern hergestellt und mit Wein umrankt sind; im Hintergrunde dieser Lauben erblickt man eine Marmorsäule oder Statue und ringsherum Bänke, die den Lustwandelnden zu kurzer Rast laden.“

Die gleiche Anordnung finden wir in allen italienischen Gärten mehr oder minder durchgeführt, je nachdem sie vor oder nach der Renaissance angelegt wurden; auch die Gartenanlagen Lenötres\*) knüpften nur an eine nie ganz erloschene Tradition an. Diese Tradition ist bezeichnend. Sie entstammt entschieden einem unsrer Natur eingeborenen Harmoniebedürfnis. Es schien uns stets notwendig, daß die Umgebung unsrer Wohnung an deren Gestalt und Regelmäßigkeit etwas teilnahm. Es dünkte uns jederzeit peinlich, daß vor unsrer Haustür und unter den Fenstern plötzlich die Ebene ohne Gesicht oder der wilde Wald begann. Ein Übergang war unerläßlich, und er hatte naturgemäß die Anähnlichung und Unterwerfung der nächsten Bäume und Pflanzen unter die Symmetrie des Gebäudes zur Folge.

Dieser Übergang, diese traditionelle Harmonie wird in unsern städtischen Gartenanlagen systematisch verkannt, seit man mit den kleinen englischen Parks Mißbrauch treibt (denn auf dem Lande kann ein kleiner englischer Park zur Not ein Landhaus um-\*) LsuM.t, der 81 hopfer d«r fr«ni4ijfi«i Crte; kumt „1G3J—1700) legt« die Cirten tu V«: Hille», Eilnt-Clond, Meudon, FuLtaincjleau, Sünt-Germain nsv. IX. r. Ber".



rahmen, während er zu keinem andern Bauwerk paßt). Nur hier und da, in einzelnen alten, fast ausgestorbenen Städten, wo noch vollkommene Muster „vermenschlchter“ Parks und Promenaden vorhanden sind, finden wir sie wieder. Ich brauche nicht an Versailles und andre französische Gartenanlagen zu erinnern, deren Pflanzenschmuck sich eng an die Bauten der drei Ludwige anschließt. Noch weniger der Erinnerung bedürfen die berühmten italienischen Parkanlagen, deren Vollendung so offenbar ist und die sich um Säulenhallen und Balustraden so untrennbar schlingen und sie fortsetzen, daß es vielleicht nichts Gefälligeres und Vornehmeres auf Erden gibt.

Doch andre, näher liegende und minder leuchtende Beispiele sind genau ebenso typisch. Man rufe sich irgend eine holländische Kleinstadt in Erinnerung, mit ihren roten Häuschen an den Kanälen, mit ihren blinkenden Fensterscheiben und Kupferbeschlägen, von alten Linden wie von Ricsenspalieren umgeben. Man denke an den Beghinenhof in Brügge, dessen schlichter dreieckiger Rasenplatz, mit einzelnen Bäumen bestanden, und an den kleinen Beghinenhof von Gent\*), dessen breite, rechteckige Beete, von alten Ulmen eingefast und von rechtwinkligen Fußwegen durchschnitten, die zur Kirche führen, die beredtesten Beispiele von Gärten sind, wie sie das Aussehen der umliegenden Häuser auf das strengste verlangt. Namentlich für Gent ist der Beweis um so stichhaltiger, als der Gegenbeweis leicht zu führen ist. Man besuche nur den alten Beghinenhof von Sankt-Elisabeth am andern Stadtends, der heute zwar verodet, doch in seiner allgemeinen Anlage unberührt geblieben ist. Wiewohl alle die Treppengiebel, alle die kleinen grünen Klosters-türen, alle die reizenden kleinen rosigen Ziegelmauern ihren Platz treu bewahrt haben, hat der arme Beghinenhof keine Seele, kein Gesicht, keinen Dunstkreis noch Stil mehr. Liegt das daran, daß die Beghinen ihn räumten? Keineswegs; die Sträßchen in dieser toten Stadtgegend sind heute fast ebenso verlassen wie früher, als die frommen Nonnen, ihre alleinigen Insassen, sie mit ihren schwarzen Schleiern belebten. Doch an Stelle der einfachen, anspruchslosen, primitiven, uralten und von hohen graden Pappeln begrenzten Rasengevierte hat man eine Art von Park Monceau\*\*) angelegt, der vulgär, anspruchsvoll, von falscher Vornehmheit und unzweifelhaft schwächlich ist. Die notwendige Harmonie zwischen Häusern und Bäumen ist dahin, und mit ihr entschwindet eine der köstlichsten Erinnerungen der alten Zeit.

übrigens findet man in Gent, einer zu rasch und zu willkürlich veränderten Stadt, noch manch andre gärtnerische Mißgriffe. So befand sich zwischen dem Schlosse Gerhard des Teufels und der Kirche Saint-Bavon ein ziemlich breiter Wallgang, den man zum unvermeidlichen englischen Square umgeschaffen hat. Die Wirkung seiner kümmerlichen exotischen, fremd anmutenden Pflanzen auf dem strengen und kraftvollen Hintergründe der Kathedrale ist zweifellos kindlich. Ein schlichter Rasenplatz, mit italienisch e ti Pappeln bepflanzt, hätte den Einklang zwischen den Steinen und der Vegetation, den wir \ •. r- •) Dia v.t-nudt Im Dielten.

\*\*) Eer-Jhmte Piiku'.ac« im Zu'rum t'i Pari». B. Red.

## MORGEN.

langen, jedenfalls besser besorgt, oder auch der alte vlämische Spielplatz, in regelmäßigen Abständen mit breiten, runden, dichtbelaubten und freundlichen Linden bepflanzt, die übrigens durchaus nicht den Blumenschmuck ausschließen, vorausgesetzt, daß diese sich der allgemeinen, vertrauten Anlage von Pflanzen und Schatten anschließt.

Man wird vielleicht sagen, daß dieser Einklang sich leicht erzielen läßt, sobald es sich um so stilreine Architekturen wie die der französischen Fassaden des 17. und 18. Jahrhunderts oder um vlämische und holländische Häuser handelt. Bei unsern modernen, fünf- bis sechsstöckigen Bauten jedoch, in denen alle Stile sich mischen und widersprechen — welche Beziehungen soll man da zwischen ihren unaufhörlichen Widersprüchen und dem unglücklichen Garten schaffen, der mit ihnen in Einklang gesetzt werden soll? Dies Problem hat man aber noch gar nicht ergründet; und wenn ich auch durchaus nicht den Anspruch erhebe, es zu lösen, so möchte ich doch wenigstens die Aufmerksamkeit derer darauf lenken, in deren Händen die Anmut und Schönheit, der Reiz und die Gesundheit unserer Großstädte liegen.

Der Park Monceau ist allgemein bekannt. Für viele ist er der vollkommenste und eleganteste Typus des städtischen Parkes. Dank seiner außergewöhnlichen Ausdehnung, die sich im Zentrum einer Großstadt nur höchst selten finden wird, zeigt er uns den englischen Park in seiner vorteilhaftesten und verführerischsten Gestalt. Ohne Zweifel erweckt er mit seinen frischen Rasenflächen, seinem See, seiner eleganten Säulenhalle, seinen herrlichen Blumenkörben, seinen breiten, gewundenen, kiesbestreuten Alleen, an deren Biegungen lackierte Equipagen mit blanken Kupferbeschlägen auftauchen, einen unleugbaren Eindruck von Luxus, Glück und Festlichkeit. Doch täuschen wir uns nicht darüber: das bessere Teil dieser bestechenden Schöne verdankt er seinem Umfang. Man reduziere ihn auf die Hälfte, und sofort wird er angreifbar; und der Verdacht, der sich von vornherein aufdrängte: daß sein ganzer unverhoffter Reiz künstlich sei, bestätigt sich. Es ist eine fremde und unwahrscheinliche Zierde, unbekümmert um die ihn eingrenzenden Bauten wie um den Stil der langen Straßenzüge, die von ihm ausgehen. Ubrigens verzeiht man ihm diesen Fehler am ersten; ungleich schlimmer ist es, daß er seinen Zweck als Park nur ganz unzureichend erfüllt. Er ist lediglich bestrebt, sich selbstgefällig in fast kahlen Alleen und Rasenflächen zu spreizen; und doch müßte eine Gartenanlage mitten in der Steinwüste der Großstadt nicht bloß ein grüner Samtteppich sein, sondern auch eine Oase von Kühle, Schatten und Stille — lauter Dinge, die dem Stadtbewohner vor allem lieb und unentbehrlich sind und die sich nur durch zahlreiche, ununterbrochene und dichtbelaubte hohe Bäume erzielen lassen.

Zwischen dem französischen Garten (z. B. dem Tuileriengarten), der dem Zuge gewisser Straßen entspricht, doch zu kahl und schattenlos ist, und dem englischen Park, der ebenfalls wenig Schatten spendet und überdies die Symmetrie der Städte häßlich durchbricht, müßte man vielleicht ein Mittelding finden. Würde z. B. der Park Monceau mit Gruppen hoher Ulmen, Fichten, Linden, Platanen oder Kastanien bepflanzt, die hoch,



voll, dicht, gedrungen, fast würfelförmig wären und von breiten, sauberen und regelmäßigen Alleen durchschnitten würden, die sämtlich auf eine große Wasserfläche münden, — nicht dem Luxus, der Ihn erfüllt, ebenso Rechnung tragen, und verlöre er etwas von seinem Reiz, indem er etwas Feierlichkeit, Ruhe und Sammlung verbreitete?

Was man sich derart beim gelungensten englischen Park vorstellen kann, drängt sich erst recht auf, sobald es sich um die kleinen städtischen Parkanlagen handelt, deren Ausdehnung ihre Abgeschmacktheit nicht mehr zu mildern vermag. Der große Fehler und Irrtum aller unserer städtischen Gärten ist die Furcht vor den Bäumen. \*) Sie scheinen zu vergessen, daß im Herzensgrunde des Menschen, in seinen dunkelsten, aber stärksten Instinkten, das ungeheure Heimweh nach dem Urwalde herrscht. Man mißbraucht wahrlich die Harmlosigkeit und Leichtgläubigkeit der Stadtbewohner, wenn man ihnen an Stelle des dichten Schattens, nach dem ihre Natur sich sehnt, nur dürftiges Grün bietet, wohlgeordnete Blumen und geschorenes Gras, das Ihn nur zu sehr an den Teppich seines Zimmers gemahnt, dem er umsonst entflo. Eine Fläche von zehn Ar, derart hergerichtet, ist nichts als ein kläglicher, staubiger Läufer. Man bepflanzt ihn mit schönen Bäumen, nicht spärlich in weiten Abständen, als ob jeder von ihnen ein Kunstwerk sei, das auf einem Rahmteller präsentiert wird, sondern dicht gedrängt, wie wohltätige Schlachtreihen. Dann wirken sie, wie sie im heimatlichen Wald wirken würden. Die Bäume tun nur dann ihre Pflicht und fühlen sich nur dann als Bäume, wenn sie zahlreich sind. Sofort ist alles verwandelt; Licht und Himmel gewinnen ihre ursprüngliche, tiefe Bedeutung zurück, Tau und Schatten kehren wieder, Stille und Ruhe finden eine Zufluchtsstätte.

Das Aussehen dieser Zufluchtsstätten ließe sich nach den Erfordernissen oder den Ratschlägen des Ortes und der Umgebung unendlich verändern. Hier, zwischen den niedrigen Häusern, wären Linden am Platz, rund und behäbig wie Matronen, sanft, voll, unveränderlich grün und von Bienen umsummt Weiterhin, wo die Häuserfronten höher und regelmäßiger ragen, ständen Kastanienbäume, deren prächtiges, dichtes, schweres, schwärzliches Kleid bis auf Mannshöhe hinabreicht. Noch weiter, zwischen den säulengeschmückten Palastfassaden, befände sich eine Vierung mit Platanen, doch nicht so zurechtgestutzt wie in unsern nordischen Ländern, wo wir die Schönheit der Platanen nicht kennen. Ich denke an die Platanen in den Städten und Dörfern des Südens, die man kappt, sobald sie vier oder fünf Meter Höhe erreichen. Auf diese Weise erzielt man riesige, massige, gedrungene Stämme mit herrlichen Schuppen von Gold und rostigem Kupfer und zahllos verästelten Zweigen, die bald, wie auf dem Cours Mirabeau in Aix in der Provence, mächtig emporstreben, um im Himmelsblau phantastische Schiffe mit Federbüschen zu bilden, bald, wie in den Aueen, von Azemar in Draguignan sich zu einem niedrigen, märchenhaften und kühlen Gewölbe verflechten, zu einer Art unterseeischer Grotte,

•, DIM ut für itatMh« VtrhJUtnisM wohl kaum nititfftnil. S. EtJ.

in welche die Sonne kaum einen Kristallpfeil hinabschießt, der dann blendend auf den Steinplatten zerspringt.

Vergessen wir nicht die so gefügige Heckenbuche, noch ihre Schwester, die Ulme, noch die Rotbuche, die alle drei vortrefflich geeignet sind, einen Platz zu beleben, sobald der Himmel freier ist, d. h. sobald nicht zu befürchten ist, daß die Fenster der zu nahe stehenden Häuser verdunkelt werden. Vergessen wir schließlich auch die italienische Pappel nicht, unsere nordische Zypresse, die fast unentbehrlich ist, um in unsern Städten hier und da in den weiten Raum zu weisen. Besonders in vlämischen Städten ist sie unersetzlich zur Einfassung mancher Kanäle, zur Unterstreichung einer langen Wiesenfläche oder als Wache vor einem alten Hause.

Ich übergehe die Akazie, die neuerdings zu viel gepflanzt wird; sie ist schwächlich, kränkelnd und von dürrtigem Grün; auch die Eiche wächst zu langsam, ungleichmäßig und ungewiß. Doch ein Baum, der nach meiner Meinung zu Unrecht in Mißachtung steht, ist die Fichte. Ich spreche nicht von der Pinie, der edelsten Konifere und einer der schönsten Zierden der Pflanzenwelt. In unsern nordischen Städten, deren Klima sie nicht verträgt, müssen wir auf sie verzichten, genau wie auf die Zypresse und den göttlichen Lorbeer. Ich meine die einfache Kiefer unsrer Wälder. Will man sich klar werden, welche Wirkung ein Platz übt, der ausschließlich mit diesen prächtigen Bäumen bepflanzt ist, so sehe man sich etwa in der Umgegend von Rouen, in den alten Domänenforsten von Brotonne oder Roumare, das großartige Märchen an, das sich bei Tag und bei Nacht in den nur mit Kiefern bestandenen Schlägen abspielt. Mag Sonnen- oder Mondschein, Sommerglut oder Winterschnee darauf liegen, nichts gleicht den Säulenhallen und Kathedralen aus ihren zahllosen Stämmen, die glatt, starr, rein und dichter als die Ruten der Liktorenbündel gen Himmel streben und doch glücklich und selbständig sind und von Kraft und Gesundheit strotzen, — von dem warmen, rostroten Ton ihrer Schäfte an bis zu dem blauen, leichten, unwirklichen Duft, der ihre Wipfel krönt.

So fände ein jeder von uns, außer der notwendigen und wirkungsvollen Erinnerung an den Wald, sei es auf geräumigem Promenadenplatz, sei es auf einer bescheidenen Straßenkreuzung, die Art von Stille, Duft, Sammlung und Schatten, die er bevorzugt. Jeder Freund großer Wälder weiß, daß jedwede Baumart ihr besonderes Schweigen hat und daß sie eine Stille, einen Schatten verbreitet, die man empfindet, auch ohne hinaufzublicken; denn der Wohlgeruch eines Baumes ist ebenso eigenartig und bestimmt, wie der einer reifen Frucht.



Kunst und Gemüt.

187

Kunst und Gemüt.4)

Ein Beitrag zur Ästhetik der modernen musikalischen Produktion  
von

Dr. Wilhelm Kienzl.

„Les grandes Meets viennent du coeur.“

Alle großen menschlichen Schöpfungen werden aus der Kraft des Gemüts geboren.

Dem Intellekt ist nur die Rolle des Gestalters zugewiesen. Diese ewige Wahrheit unserer künstlerischen Produktion ab und zu als Mene Tekel vorzuhalten, erachte ich als eine heilige Pflicht aller jener, die sich zur Erkenntnis von der hohen Mission der Kunst durchgerungen haben. Die Kunst wird ihre schönste Aufgabe stets als Befreierin des unter dem Drucke übergroßer Freude oder tiefster Not leidenden menschlichen Herzens zu erfüllen haben.

Auf weit tieferer Stufe schon steht sie als Befriedigerin des dem Menschen eigenen ästhetischen Spieltriebes, auf der sich ihr noch als ziemlich triviales Motiv die Lust am Gelingen einer selbstgestellten Aufgabe zugesellt, wie sie beispielsweise unter den Bergsteigern auch dem Sporttouristen im Gegensatz zu dem von allen Nebenabsichten freien Naturfreunde eigen ist. Daß es sich in letztem Falle um eine unwürdige Veräußerlichung der Kunst, um eine Entfremdung von ihrer wahren Aufgabe, ja unter Umständen sogar um eine Umkehrung ihres eigentlichen Wesens handelt, wird dem künstlerisch empfindenden Menschen wohl ohne weiteres klar werden, wenn er die Ergebnisse der produktiven Betätigung verschiedener Künstler untereinander vergleicht. Er wird nach einiger Übung bald zwischen Geschaffenem und Gemachtem, zwischen Vermögen und Können

unterscheiden lernen. Es ist nicht leicht, für das Wesen der zwei gegensätzlichen Arten des künstlerischen Produzierens bezeichnende Worte zu finden. Der in den Worten „schaffen“ und „machen“ liegende Gegensatz bedarf keiner Erläuterung. Bezüglich der Ausdrücke „vermögen“ und „können“ hingegen glaube ich eine solche schuldig zu sein. Ich verstehe unter „vermögen“ die Fähigkeit des Künstlers, eine große Idee zu empfangen und in erschöpfender Weise mitzuteilen, unter „können“ jedoch nur die Herrschaft über das kunsttechnische Handwerk, die zwar jedem, der künstlerisch produzieren will, als selbstverständliche Voraussetzung eigen sein muß, die jedoch allein noch lange nicht die Berechtigung zum Schaffen verleiht.

Nur der schöpferische Drang, das unabweisliche Bedürfnis, einer Empfindung künstlerischen Ausdruck zu geben, kann als der rechtmäßige Urheber des Kunstschaffens gelten.

Und dieses Bedürfnis kommt unmittelbar aus dem Herzen; deshalb ist auch jede große Kunst in erster Linie Herzenskunst. Sie unterscheidet sich im tiefsten Grunde

ihrer Wesens von der Verstandes- und der Handwerkskunst, die beide unter gewissen äußeren Voraussetzungen von jedem fleißigen, normal veranlagten Menschen erlernt werden können.

•) Wir vtTtfwtliekm U d«n Tiftn in , E;«V.ri“-Dibatt« dijita Artikel das bekannt» Komjoniiten, o r»

\* m tiasa Auftibninftn mraattmmtn. D. Red.

## MORGEN.

Wer könnte es beispielsweise nicht bis zur Anfertigung einer korrekten Sonate bringen? Jeder lernt doch auch rechnen! Darüber müssen wir uns endlich einmal klar werden. Sind wir das, so werden vor unsern Blicken ganze Reihen von vielgenannten Komponisten und bildenden Künstlern in den Orkus versinken, mindestens aber ihren Nimbus einbüßen. Es braucht wohl nicht erst betont zu werden, daß auch die Herzenskunst in zweiter Linie Verstandes- und Handwerkskunst sein muß, um vor dem Richterstuhl der Kunst bestehen zu können. Um die Verlebendigung echter Kunst darf uns aber nie bange sein; denn der ihrer Mächtige schafft sich die Mittel und Wege sowie — wenn nötig — auch die neuen Formen und Ausdrucksmittel, deren sie zu ihrem Inslebentreten bedarf, unter allen Umständen herbei, da der ihn beseelende Drang viel zu gewaltig ist, um unterdrückt werden zu können. Er muß sich Bahn brechen. Dieses Elementare ist eben das untrügliche Merkmal des schöpferischen „Vermögens“.

In der Geschichte jeder Kunst wechseln produktive und unproduktive Zeitläufte. Auf große Aufschwünge folgen naturgemäß Ermattungen, auf Revolutionen Perioden spießbürgerlicher Begnügbarkeit. Beispiele sind überflüssig. In einer solchen Ermattungsperiode scheinen wir uns jetzt zu befinden. Nach dem durch Beethoven erfüllten Ideal der Sinfonie und dem durch Wagner geschaffenen dramatischen Gesamtkunstwerk fehlt vorläufig noch das Bedürfnis nach großen Dingen. An diesen Phänomenen haben wir noch auf lange hinaus zu zehren. Wir können mit solchem Reichtum geduldig warten, bis die Zeit zu einem neuschöpferischen Genie reif wird. Merkt man es denn nicht, daß es heute im Reich der Töne so gar nicht gährt, sondern nur in vielerlei Farben schillert wie auf der Oberfläche der besonnenen See? Weit dehnt es sich hin, enthält viel Salz, trägt Handelsschiffe; nur die Tiefe fehlt. Aus Untiefen entwickelt sich aber keine Revolution. Ja, wenn einmal die Fäulnis unserer Kunst so weit vorgeschritten sein wird, daß die chemischen Kräfte frei werden, dann wird es zu gähren beginnen, und neue Kräfte werden sich regen. Daß dieser Zersetzungsprozeß noch so weit zurückgeblieben ist, liegt daran, daß die Fermente fehlen, die ihn beschleunigen. Eis konserviert bekanntlich, und eiskalt wehts aus unserer heutigen „Kunst“. Wir sind künstlerisch unproduktiv geworden. Geschäftigkeit, keine Taten; Geschicklichkeit, keine Kraft. Zur Verarbeitung inneren Erlebens gehört aber Kraft. Und Gemüt ist Kraft, also positiv im Gegensatz zur Sentimentalität, die nur Schwäche, mithin negativ ist. Sowie Mitleid nur dann Kraft ist, wenn es zur Tat führt, also produktiv wird.

Auf dem Gebiete der Musik im besondern konzentriert sich die schöpferische Gemütskraft in der M e l o d i e. Sie stellt die Seele dieser Kunst dar; daher wird es in ihr vor allem auf sie ankommen. Beim stark empfindenden Tonsetzer, den ein heißes Ausdrucksbedürfnis beseelt, wird sie sich von selbst einstellen. Künstlich bilden läßt sie sich nicht: eine konstruierte Melodie ist ein Homunkel ohne Seele, und jeder, der sie hört, fühlt es so gleich, daß sie keinem schöpferischen Drang ihr Dasein verdankt, daß sie sozusagen auf kaltem Wege entstanden ist. So rächt sich die Natur grausam an dem, der sie mißbraucht,



die Kunst an dem, der sie verrät. Keine Kunst lebt so ausschließlich von der Eingebung wie die der Töne, da ihr Darstellungsobjekt nicht die Außenwelt, sondern die menschliche Seele selbst ist. Im Grunde ist mit der bildenden Kunst ebenso, denn nicht auf eine objektive Abschilderung der Außenwelt kommt es in ihr an, sondern darauf, wie diese von der Seele des Künstlers empfunden und von dessen Auge gesehen worden ist. Es begreift sich aber, daß der Laie in der Tonkunst dem Gemachten empfindsamer gegenübersteht als in der Augenkunst, in der ihn meist das Objekt (das Dargestellte) weit mehr interessiert, als das Subjekt des künstlerischen Darstellers.

Dadurch, daß man heute in der Musik vielfach die Äußerungen des Gemüts durch ausgeklügelte Kombination ersetzen zu können meint, so daß die Arbeit fast ausschließlich dem Verstand überlassen bleibt, hat man die Basis des Schaffens verschoben und einerseits dem schrankenlosen Experimentieren, andererseits der phantastischen Willkür Tür und Tor geöffnet, •? daß das Gebiet der musikalischen Tonsetzkunst zum „Land der unbegrenzten Möglichkeiten“ geworden ist. „In der Anwendung der musikalischen Ausdrucksmittel gibt es überhaupt keine Grenzen,“ sagte zu mir vor einigen Jahren der prononzierteste Komponist unserer Zeit, „und das Unmöglichste wird möglich werden.“ Seither hat er selbst diese „Grenzenlosigkeit“ beweisen zu müssen geglaubt, indem er zwei, ja drei Tonarten gleichzeitig in Aktion treten ließ. Sollte es dem höher organisierten oder entwickelten Menschen der Zukunft vorbehalten sein, diese Anomalie, der das einheitliche Empfindungszentrum mangelt, erschöpfend apperzipieren zu können?

Wir befinden uns heute mehr als je in der Zeit des technischen Problems und des längst überwunden geglaubten präventiös auftretenden hohlen Effekts. Jungfräuliche Gipfel zu ersteigen, ohne die Sehnsucht nach neuen Ausblicken, damit scheint man sich begnügen zu wollen. Man geht aufs Pfad suchen aus, während diese sich den Großen von einst von selbst eröffnet haben. Diese Entdeckungsreisen nach neuen „Möglichkeiten“ haben mit der Betätigung des künstlerischen Ausdruckstriebes nichts zu schaffen. Sie haben den Amerikanismus in der Kunst auf dem Gewissen, der es in erster Linie darauf abgesehen hat, den Hörer zu verblüffen, nicht ihn zu erfreuen, zu ergreifen oder zu erheben. Ohnmächtig Herzensoffenbarungen zu bieten, haben sich unsere Künstler dem Artistentum ergeben und bieten bestenfalls — Gehirnmusik. Auf dem Spiralwege der „Entwicklung“ sind sie wieder auf dem Standpunkt der zwecklosen Technik angelangt, auf dem einst die alten Niederländer mit ihrer herzlosen Künstelei sich befanden, nur mit dem Unterschiede, daß die Künstler von heute darüber in schwindelnder Höhe kreisen. Kein Schaffen, ein Emporringenwollen, dadurch charakterisiert sich ihre sisyphäische Betätigung, die uns an Goethes Wort erinnert:

„Geheimnisvoll am lichten Tag  
Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,  
Und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag,  
Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben.“

## MORGEN.

Und Kunst sollte doch nichts anderes sein, als die durch die geheimnisvolle Retorte der schöpferischen Menschenseele gegangene Natur.

Es versteht sich von selbst, daß, wenn ich von unsern „Künstlern“ spreche, mir jedes Generalisieren fern liegt; gibt es doch glücklicherweise auch noch heute echte Ausdruckskünstler; aber sie sind in der Minderheit und spielen keine führende Rolle. Die Zeit folgt ihnen nicht, weil sie der Zeit nicht nachgehen, sondern in ihrem Streben unzeitlich sind. Als ein solcher Unzeitlicher im schönsten Sinne des Wortes erscheint mir beispielsweise Anton Bruckner, mit dem unsere heutige „Kunstwelt“ so gar nichts anzufangen weiß, ein erratischer Block, auf dem grüne, sich mit jedem Jahr verjüngende Tannen wachsen, die zu zartstämmig sind, um uns Holz zu liefern, doch stark genug, auf ihren Zweigen das leuchtende Symbol des Erlösertums zu tragen. Was aber ist uns heute dieses Symbol? Der bloße Gehirnmensch weiß mit ihm nichts anzufangen.

Wenn ein musikalisches Kunstwerk innerlich Erlebtem seine Entstehung verdankt, also wenn ein ganzer Mensch es geschaffen, dann wirkt es, selbst wenn seine technischen Werte nicht für jedermann erkennbar sind, auch auf alle wirklichen Menschen, und somit nicht nur auf den Musiker. Am meisten gilt das von den Werken jener Genies, die — wie Lessing sagt — „alles nur der Natur zu danken zu haben scheinen und durch die mühsamen Vollkommenheiten der Kunst nicht abschrecken“. „Mühsame Vollkommenheiten“ — welch ein bezeichnendes Wort für jene Kunstingredienzen, die den Schweiß, mit dem sie hervorgebracht wurden, so prahlerisch anpreisen, daß ihre Unverdaulichkeit beim natürlichen Menschen sich dadurch nur erhöht. Besteht nun ein Kunstwerk lediglich aus Negationen, Frivolitäten und Unverdaulichkeiten, so taugt es höchstens für moderne Makrozephalen.

Ist es denn nicht verdächtig und zur Vorsicht mahnend, daß wir heute nur Großes, Mächtiges, Nochnichtdagewesenes, und zwar unter Aufwand aller erdenklichen bis zum Unerhörten gesteigerten klanglichen Mittel zu hören bekommen? Früher bediente sich nur der wirklich Große, und zwar auch nur, wenn er uns etwas Außergewöhnliches zu sagen hatte, ähnlicher Mittel und Dimensionen, wie sie heute eine ganze Schar von Tonsetzern bei den gewöhnlichsten Anlässen verwenden. Oder gäbe es jetzt etwa nur große Persönlichkeiten und große Gedanken und Gefühle?

In ein- bis zweistündigen (!) Sinfonien, wie sie jetzt an der Tagesordnung sind, macht sich meist eine so abstoßende Hypertrophie durch exaltierte Mittel geltend, angesichts deren grotesker Anwendung und Ausgestaltung man im Hinblick auf die meist überaus mageren und hohlen Themen unwillkürlich ausruft: „Setz dir Perrücken auf von Millionen Locken, setz deinen Fuß auf ellenhohe Socken, du bleibst doch immer, was du bist,“ oder kürzer und banaler: „Tant de bruit pour une omelette.“ Man sehe sich daraufhin einmal einen bloßen Streichersatz von Haendel oder Mozart an. Welche Kraft liegt beispielsweise in der Begleitung der D-dur-Arie der Elvira („Ah, fuggi il traditor !“) aus dem „Don Giovanni“, welches Mark in den fast bläserlos instrumentierten Furien- und Skythen-



tanzendes Gluckschen „Orpheus“, in der „Iphigenia auf Tauris“. Man denke auch an den mit wenig Bläsern gestützten Streichersatz des Menuetts aus Mozarts G-moll-Sinfonie. Die Intonation eines Themas durch Posaunen macht es inhaltlich nicht größer, sondern nur intensiver, eindringlicher, ja es gibt selbst Tonsätze, in denen die materielle Wucht beleidigend auf den Hörer wirkt, da der geistige Inhalt zu groß und mächtig ist, als daß er einer äußerlichen Verstärkung bedürfte. Ja, er kann durch eine solche möglicherweise für unseren Eindruck sogar verkleinert werden, wie etwa ein großer Denker, dem man einen Purpurmantel umhängt. Der wirklich produktive Komponist wird übrigens seine Orchester-musik nicht erst „instrumentieren“ (wie das schöne Wort heißt), sondern sie schon so niederschreiben, wie er sie empfunden hat, nämlich mit dem ihr zugehörigen Klang, der ja einen Wesensteil der Erfindung selbst bildet. Die während der Ausarbeitung noch extra hinzutretenden klanglichen Einzelheiten werden von ihm so wenig ausgetüftelt werden, wie die harmonischen und kontrapunktischen Akzidenzien; sie werden vielmehr von ihm gleichsam erlauscht werden. Dann wird sein Orchesterklang auch persönlich sein, und man wird aus ihm allein schon den Meister erraten.

Nach dieser kleinen Abschweifung auf die Kunstmittel kehre ich nun wieder zum Thema der Produktivität im allgemeinen zurück. Es gibt zwei Arten von produktiver Begabung. Der im Besitze der ersten befindliche Künstler ist einem „lebenden“ Brunnen vergleichbar, dessen Wasser unaufhörlich fließt, der andere dem Prometheus, der sich den Menschen aus eigener Kraft bildet und, den Göttern trotzend, sich das Feuer erobert. Im ersten bestaunen wir die Natur, die solch ein Phänomen hervorgebracht, im zweiten verehren wir den machtvollen Willen, der sein Werk der Schöpfung abringt. Wollen wir erst untersuchen, welcher von beiden höher steht?

i Wie dem auch sei, jeder große Künstler schafft aus sich und aus den Errungen-schaften seiner Zeit heraus. Es ist kein Widerspruch, wenn man trotzdem behauptet, daß er in gewissem Sinne stets gegen seine Zeit schafft. Die Zeit, das ist die in einer bestimmten Epoche lebende Kulturmenschheit, empfindet ein dunkles Bedürfnis nach dem künstlerischen Ausdrucke ihrer Not. Im Gefühlsleben des Künstlers konzentriert sich diese Not und drängt mit Allgewalt zur Befreiung aus ihr. Diese kann er nur durch seine Kunst bewirken. Vermag die Zeit diese Kunst noch nicht zu fassen, weil sie von ihr überholt wird, so steht sie ihr so lange feindlich gegenüber, bis sich deren Segnungen an ihr erfüllen. Dann feiert sie „ihren“ Künstler. Es liegt in der Natur der Sache, daß dieser Dank meist zu spät kommt. „Erkennt ihr ihn, dann muß er von euch ziehn.“

Anders verhält es sich mit jenem Künstler, der nicht aus der Not der Zeit, sondern nur aus seiner persönlichen Not heraus schafft, oder mit dem, der seiner Zeit zuGefallen schafft. Der letzte steht sittlich zutiefst; noch tiefer aber der, der seine Zeit durch Gaukel-kunst täuscht Ist doch die Musik — wie Ferdinand v. Feldegg\*) so schön sagt — „die •j Itri. T« F«M«Cf iJlu OtfUM all Fundlmtnt dar Weltordnung“. Wim 1893. S. 233.

MORGEN.

Kunst des Seins, nicht des Scheins". Sein heißt aber Fühlen und Denken. Die harmonische Vereinigung dieser beiden bildet das Gemüt. Dieses ist daher das schaffende Prinzip in der Kunst der Töne, ohne dessen Mithilfe sie ihre höhere Natur einbüßen und ihres ureigensten Wesens verlustig gehen müßte.

Das Ende der Bodenreform.\*)

Von

Dr. Adolf Grabowsky.

Die Bodenreformer haben wirklich Pech. In letzter Zeit sind so viele Tatsachen zusammengekommen, um die Bewegung zu diskreditieren, daß den Herren im „Bund der deutschen Bodenreformer“ nicht allzu wohl sein mag. Nun — sie haben jahrelang mit einem so minimalen Aufwand geistiger Güter gewirtschaftet, daß sie sich nicht wundern dürfen, wenn die ganze Herrlichkeit eines Tages zu Ende ist. Bedauerlich ist nur, daß den Lockrufen des Bundes so viele Gelehrte von unzweifelhafter Tüchtigkeit gefolgt sind und damit ihre Kraft an eine unglückselige Sache vertan haben. Eine Erklärung dieses Umstandes ist freilich nicht allzuschwer: Der Nationalökonomie wird immer der Vorwurf gemacht, daß sie in der Theorie verbleibe und niemals sich anschicke, für das wirtschaftliche Leben etwas Positives zu leisten; hier aber war einmal die Gelegenheit vorhanden, in frischer Arbeit Theorie und Praxis zu verbinden, und es darf nicht wundernehmen, daß die Männer der Wissenschaft, die in diesem Falle noch dazu eifrig umworben wurden, sich mit Begierde auf die neue Tätigkeit warfen. Jetzt freilich kommt der Katzenjammer: man erkennt allmählich, an eine wie dilettantische Gesellschaft man geraten ist und beginnt sachte von den Herrschaften abzurücken. Man beschränkt mehr oder weniger seine früheren Behauptungen. Die alte Garde aber des Bundes der Bodenreformer sieht, daß alle Fundamente wanken, und sie klammert sich nur um so heftiger an die abgedienten Bretter und Bohlen. Man verschmäht aber auch andere Mittel nicht: wer gegen den Bund auftritt, wird entweder hingestellt als nicht unbeeinflußt durch die Terraingesellschaften, oder aber es werden ihm persönliche Motive unterschoben. Von mir konnte man zwar noch niemals behaupten, daß ich in irgendeiner Verbindung mit dem Grundstücks- oder Hypothekenmarkt stände, aber man hat dafür recht kräftig mein Vorgehen gegen den Bund auf kleinliche Beweggründe persönlicher Art zurückgeführt. Es wäre Verschwendung, dagegen überhaupt ein Wort zu sagen.

•) Wir werden dieeee Frage auch noch Ton anderer Seite erörtern laseen. D. Red.



## Das Ende der Bodenreform.

193

Bekanntlich hat den Bodenreformern unter allen Maßnahmen, die das Reich in jüngster Zeit ergriffen hat, die „Verordnung betreffend den Landerwerb in dem deutschen Kiautschougebiete“ vom 2. September 1898 am besten gefallen. Immer wieder erklärten sie diese Landordnung für eine riesige sozialpolitische Tat. Abgesehen nun davon, daß die Einführung der Wertzuwachssteuer in Kiautschou, wie sie durch diese Verordnung erfolgte, gar nicht von bodenreformerischen, sondern — das weiß man jetzt genau — von rein finanziellen Tendenzen diktiert war, sind hierdurch billige Landpreise und billige Mieten in keiner Weise erzielt worden. Dies haben neuerdings unabhängig voneinander zwei Besucher Kiautschous konstatiert. In der „Kolonialen Zeitschrift“ (5. Jahrgang, Heft 21 — 23) hat Otto Corbach die Landordnung von Kiautschou mit eingehender Begründung ein verfehltes Experiment genannt, und in der „Frankfurter Zeitung“ hat kürzlich der jetzt an die Universität Jena berufene Robert Schachner erklärt, daß unter Herrschaft dieser Verordnung unsere Pachtkolonie die teuersten Mieten im ganzen fernen Osten hat. Daß aber auch für deutsche Verhältnisse nichts mit der Wertzuwachssteuer anzufangen ist, dafür haben sich seit einigen Jahren eine ganze Reihe von Stimmen eingesetzt. Erst vor kurzem hat wieder der durch seine Besonnenheit in der Bodenfrage bekannte Adolf Weber (Privatdozent in Bonn) in einer auch sonst beachtenswerten kleinen Schrift „Boden und Wohnung“ (Leipzig, Duncker & Humblot) die Wertzuwachssteuer unter die Lupe genommen. Er behauptet hier ganz richtig die Abwälzbarkeit dieser von den Bodenreformern so gepriesenen Steuer, was auch ich früher bereits mehrfach, wenn auch mit andern Gründen, dargelegt habe. Es trifft ebenfalls zu, wenn Weber als Konsequenz einer Wertzuwachssteuer auch eine Besteuerung der während der Besitzzeit gemachten, doch noch nicht realisierten Gewinne verlangt. Als bloße Besitzwechselabgabe würde die Steuer nämlich eine ungerechtfertigte Begünstigung der Reichen und eine Benachteiligung der durch Not zum Verkauf Gezwungenen sein. Diese Konsequenz jedoch führt die Steuer ad absurdum. „Wie kann man“ — so fragt Weber mit Grund — „jemand zwingen, Steuern von einem möglichen Zukunftsgewinne zu zahlen, den er noch gar nicht gemacht hat?“

Noch eine andere Konsequenz der Wertzuwachssteuer leitet zu unmöglichen Zuständen. Die Bodenreformer sehen meistens ein, daß mit der Wertzuwachssteuer gebieterisch eine Wertabnahmevergütung verknüpft sei. Durch solche Vergütung aber würden lediglich die Schattenseiten der Bodenspekulation vermehrt, weil hierdurch nämlich die Zurückbehaltungspolitik der Bodeneigentümer gefördert wird. Die Ursache steht klar vor Augen: In der Wertabnahmevergütung liegt für den Eigentümer ein direktes Versicherungsmoment. So werden die Bodenreformer mit ihren eigenen Waffen geschlagen. Führte man aber wirklich eine Wertabnahmevergütung ein, so würde man vielleicht über das Wesen der Bodenspekulation richtigere Ansichten gewinnen. Mit dieser Vergütung würde man das Risiko, das heute von privater Seite getragen wird, einfach den Gemeinden oder falls neuere, auf eine Reichs- oder Staatswertzuwachssteuer gerichtete Bestrebungen

## MORGEN.

durchzudringen imstande wären, — den Einzelstaaten oder dem Reich aufhalsen. Es würde sich dabei zeigen, ein wie großes Risiko doch mit der Bodenspekulation verbunden ist, besonders da — wie auch Weber zutreffend bemerkt — der Urbanisierungsprozeß nicht im selben Umfange wie in den letzten Jahrzehnten weitergehen wird. Außerdem ist überhaupt die starke Fluktuation der Bevölkerung zu berücksichtigen und die Unge-  
 wißheit, welche Richtungen die Bevölkerungsströme nehmen. Schließlich bedenke man, wie sehr fast allerorten während des hohen Geldstandes die Überschüsse aus dem Hausbesitz und damit der Wert der Häuser infolge der Mehraufwendungen für Hypothekenzinsen zurückgegangen sind. Aus solcher Wertabnahmevergütung könnten daher geradezu ruinöse Zustände für die Kommunal- oder Staatsfinanzen entspringen. Dann verbreitete sich wohl auch ein Verständnis für die Tatsache, daß die Terraingesellschaften gar nicht so ohne weiteres immer Gewinne einziehen oder in Aussicht haben, ja, daß im Gegenteil das finanzielle Ergebnis der meisten Terraingesellschaften recht traurig ist. Es zeugt nur wieder von der kleinbürgerlichen Unkenntnis unsres Wirtschaftslebens — wie sie in dem Bunde der Bodenreformer vorhanden ist —, daß man stets von den kolossalen Gewinnen der Terraingesellschaften geredet hat. Nur ist es höchst unangenehm für die Bodenreformer, daß gerade im Augenblick die Zeitungen voll sind von den recht unbefriedigenden Abschlüssen der meisten Terraingesellschaften. Zusammenlegung von Aktien und Dividendenlosigkeit sind an der Tagesordnung, ganz abgesehen von den sogenannten Liquidationsgesellschaften, auf deren selbstverständliche Dividendenlosigkeit von den Bodenreformern immer hingewiesen wird, sobald von informierter Seite die Behauptung kommt, die Terraingesellschaften hätten schlechte Ergebnisse. Lächeln muß man, wenn Carl Ballod in einem der letzten Hefte des Schmollerschen Jahrbuchs die mäßige oder schlechte Rentabilität der Terraingesellschaften gern leugnen möchte, hierbei aber im wesentlichen das Faktum bestätigen muß.

Sehr peinlich für die Bodenreformer war weiterhin die jüngst erfolgte Veröffentlichung über die Einkünfte, welche die Wertzuwachssteuer dort, wo sie bereits eingeführt ist, ergeben hat. Sie waren lächerlich gering, und zwar auch da, wo man keine besonderen Beschränkungen getroffen hat, in bezug auf den Zeitpunkt, von dem ab die Berechnung des Wertzuwachses geschieht. Man kann ja sagen, die Wertzuwachssteuer sei überall nicht hoch genug; eine sehr hohe Wertzuwachssteuer gibt aber wiederum ohne Zweifel nur den Anreiz zur weiteren Überwälzung und damit zur weiteren Verteuerung der Mieten. Mit Recht erklärt es Adolf Weber als auffällig, „daß die Bodenreformer, die doch sonst die Bodenspekulanten für gewaltige Zauberer halten, wenn es sich um Bodenpreiserhöhungen handelt, die glauben, alle möglichen Kosten, Zinsen usw. könnten mit Leichtigkeit auf die Mieter gewälzt werden — daß dieselben Leute energisch protestieren, wenn man behauptet, daß auch diejenigen Kosten, die den Namen ‚Steuer‘ tragen, abgewälzt werden können“. Wie leicht gerade im Bodenverkehr eine Überwälzung ist und wie immer nur



Das Ende der Bodenreform.

19Ö

einzig der Mieter „kleben bleibt," das beweist auch das Beispiel der am 1. Juli 1905 in New York eingeführten Hypothekensteuer, die ein halbes Prozent der Hypothekensumme beträgt. Die Hausbesitzer haben hier sofort sich verpflichten müssen, die vertragsmäßigen Zinsen steuerfrei zu zahlen, und haben, da sie dies aus eigener Tasche nicht wollten, vor allem aber wohl nicht konnten, einfach die Steuer auf die Mieter übergewälzt. Also: entweder lächerlich geringes Erträgnis oder aber stark bemerkbare Mietsverteuerung, das ist die Alternative, die die Wertzuwachssteuer bietet. Würde jedoch eine Wertzuwachssteuer eine so exorbitante Höhe erreichen, daß eine Abwälzung auf die Käufer und von Giesen auf die Mieter nur in verhältnismäßig geringem Maße möglich wäre, so würde dadurch eine Eigentumskonfiskation eintreten, die sich als Ausnahmemaßregel schlimmster Art darstellte. Denn, will man überhaupt den „ungerechtfertigten Wertzuwachs" besteuern, so ist nicht einzusehen, warum man allein beim Grund und Boden damit vorgehen sollte, während alle übrigen Konjunkturgewinne freigelassen wären. Ludwig Pohle hat mit vollem Recht immer wieder betont, daß überhaupt die Gegenüberstellung von Konjunkturgewinn und durch Arbeit gewonnenem Gewinn innerhalb unserer Wirtschaftsordnung verfehlt ist. Eine glatte Scheidung ist nur in einer sozialistischen Wirtschaftsordnung möglich, die der Handarbeit einen bevorzugten Platz einräumt. Läßt man daneben die keineswegs ebenso meßbare geistige Arbeit mit gleichem Range gelten, so ist gar nicht mehr der reine Konjunkturgewinn von dem reinen Arbeitsgewinn zu trennen. In Wirklichkeit schwimmen also die Bodenreformer im Fahrwasser eines getrüben Sozialismus, wenn sie das auch niemals zugestehen wollen.

Mit diesem Sozialismus, der nicht Fisch und nicht Fleisch ist, hängt auch der g.inzu sogenannte Kommunalsozialismus zusammen, der in so vielen unklaren Köpfen spukt und der seine besondere Heimstätte bei den Bodenreformern gefunden hat. Das, was sich als Kommunalsozialismus aufspielt, und was unsere Volkswirte geraume Zeit nicht wenig in Banden gehalten hat, beginnt ja immer mehr durchlöchert zu werden. Die Dcrou-tierung unseres Geldmarktes und der hohe Diskont kommen zum großen Teil — das ist r.o:h lange nicht genügend beachtet — auf das Konto dieses utopischen Geincirde-sozialismus. Indem nämlich die Städto alle möglichen Wasserwerke, Elektrizitätsgesellschaften, Straßenbahnen usw. aufkauften oder neu anlegten, haben sie sich eine Schuldenlast aufgebürdet, die geradezu ungeheuerlich ist. Damit ist aber der Geldmarkt weit übr seine Aufnahmefähigkeit hinaus mit Kcmmunalobligationen überschwemmt worden. Die Folge war natürlich Versteifung des Geldmarktes und insbesondere Erhöhung des Zinsim cs für Rentenpapiere. Und dadurch nun bekommen die Bürger in Gestalt riesiger Zinslasten die Segnungen des Kommunalsozialismus zu spüren. Man verstehe mich nicht faiscli: ich verwerfe nicht etwa jede Übernahme von Betrieben durch die Gemeinder., aber das Tempo, in dem hier gearbeitet worden ist, läßt sich denn doch nicht halten.

Der Kommunalsozialismus wird immer verteidigt mit dem Argument, Monopole dürften nicht in Privathände gelangen. Vor allem andern aber ist der Begriff des Monopols,

der von den Bodenreformern und von den ihnen Geistesverwandten so unglaublich verzerrt wird, zu revidieren. Monopol — das ist ein Begriff, der sich immer so einfach darbot, der so bequem als Schlagwort zu verwenden war, und der daher von den nicht mit geistigen Glücksgütern Gesegneten begierig ergriffen wurde. Was ist ein Monopol, unter welchen Bedingungen entsteht ein Monopol? Haben wir denn heute überhaupt so viele Monopole oder monopolartige in Privathänden befindliche Betriebe — wenn man gar nichts mehr weiß, verwendet man nämlich den Ausdruck „monopolartig“ — die absolut keine Konkurrenz haben oder bei denen die Gesamtheit nicht durch prozentuale Beteiligung interessiert ist? Alles das ist noch kaum untersucht worden. Was aber neuerdings betrachtet wurde und was die Theorien der Bodenreformer ganz zuschanden gemacht hat, das ist die sogenannte Monopolstellung des Bodens. Was Henry George unter Bodenmonopol verstanden hat, ist nicht zu retten. Nur in ganz primitiven Verhältnissen, das heißt in abgegrenzten Landbezirken, die ohne wirtschaftliche Bedeutung und ohne Kommunikation mit der Außenwelt sind, hat der Boden Monopolcharakter, und auch nur in so primitiven Zuständen ist die von George so hoch gepriesene einzige Steuer auf den Grund und Boden möglich. In den zivilisierten Staaten wird die Einführung einer solchen Steuer nicht Platz greifen können, es sei denn in ganz winzigen Staatsgebilden, die kaum als Staaten anzusprechen sind. Es ist bezeichnend, daß in Europa meines Wissens allein in dem schweizerischen Halbkanton Appenzell-Inner-Rhoden (mit nur 159 qkm Bodenfläche!) eine Annäherung an das bodenreformerische Ideal einer einzigen Grundsteuer erreicht ist, eine Annäherung sage ich, denn von einer vollen Durchführung ist auch hier keine Rede. Ich weiß nun wohl, daß die Bodenreformer ihr Ideal einer einzigen Steuer ebenso wie das andere einer Bodenverstaatlichung in den Winkel gestellt haben und vorläufig mit einer sehr intensiven Besteuerung des Bodens zufrieden sind; aber die Rechtfertigung einer solchen intensiven Besteuerung liegt nicht weniger als die einer einzigen Grundsteuer in der genauen Erfassung der Grundrente, was eben nur in unkomplizierten Wirtschaftsverhältnissen möglich ist. Überall sonst ist Kapital und Arbeit viel zu eng mit dem Boden verwachsen, als daß die reine Grundrente klar zutage treten könnte. Die von Bastiat und Carey gegen die Rententheorie der klassischen englischen Schule vorgebrachten Einwände sprechen freilich in der Hauptsache nur vom Kapital, das untrennbar mit dem Boden verbunden sei, und hiergegen ließen sich immerhin noch mannigfache Möglichkeiten einer praktischen Unterscheidung von Kapital und Grundrente geltend machen. In neuerer Zeit aber haben sich die Grundrentenverhältnisse in den Städten durch das enorme Zusammenströmen von Menschen dorthin in einer Weise geändert, wie sie den englischen Nationalökonom des vorigen Jahrhunderts unmöglich vorschweben konnte. Zwar war das Bereitstellen von Boden zum Anbau von Bodenfrüchten oder zur Bebauung mit Gebäuden stets eine Art von Bodenproduktion gewesen, neuerdings jedoch hat die Bodenbereitung zwecks Bebauung völlig den Charakter regulärer Güterproduktion angenommen. In der Tat wird der Boden um die Städte herum mit Aufwendung erheblicher Mengen von



Arbeit wie irgendeine andere Ware als Wohnboden produziert und unterliegt der Konkurrenz aller übrigen, um die gleiche Stadt hemm befindlichen Böden, deren ursprüngliche Grundrente — als Lagerrente oder landwirtschaftliche Rente — In diesem Wettstreit immer gleichgültiger wird und deren durch die reine Produktion gewonnene Qualitäten den Ausschlag geben. Diese Produktionsqualitäten wird ein oberflächlicher Beurteiler freilich leicht als Lagerrente bezeichnen, denn es handelt sich bei ihnen um gute Situation des Grundstücks an guter Straße, um leichte Kommunikation mit der inneren Stadt und den übrigen Außenbezirken, um Nähe von größeren Plätzen und Anlagen usw. Wer aber weiß, daß alle diese schönen Dinge heute fast regelmäßig nicht dem Grundstück anhaften und auch nicht von außen den Grundstückseigentümern herangetragen werden, sondern gerade auf Initiative und Kosten der interessierten Eigentümer — besonders der Terraingesellschaften — veranstaltet sind, der hat keinen Zweifel, daß hier vor allem die Arbeit die Rente der Lage verursacht hat und daß es deshalb eine unmögliche Sache wäre, die Lagerrente als Grundrente von dieser produktiven Arbeit und von dem Kapital, das naturgemäß eng mit dieser Arbeit verknüpft ist, abzulösen. Damit aber fallen alle Hoffnungen der Bodenreformer in sich zusammen.

Schon früher habe ich darauf aufmerksam gemacht, daß die Ansicht, das zur Bebauung verfügbare Land könne nicht vermehrt werden, entweder eine platte Selbstverständlichkeit oder ein volkswirtschaftlicher Unsinn sei. Weil nun der Boden produziert wird wie Jede andere Ware, unterliegt er auch im Handel den gleichen Bedingungen wie Jede andere Ware. Berücksichtigt man insbesondere das vorhin schon besprochene Risiko der „Grundstücksproduzenten“, so wird man ihnen ohne weiteres eine größere Risikoprämie zubilligen müssen.

Die geschäftsmäßige Spekulation, die zur Grundlage hat die „Bodenproduktion“ zwecks Bebauung und die mit genauer Kenntnis des Grundstückmarktes arbeitet, ist im allgemeinen ein durchaus gesunder Geschäftszweig. Es werden hier manchmal freilich übermäßige Gewinne gemacht und oft genug mag auch das Zwischentreten von Agenten und Maklern den Grundstückspreis ungerechtfertigt in die Höhe schrauben, alles in allem jedoch sorgt schon die Konkurrenz der Böden untereinander und die kaufmännische Handhabung dieser Art von Spekulation, die verbunden ist mit genauer Kalkulation, dafür, daß Schwindelpreise zu den Seltenheiten gehören. Das Wort: „Taxen sind Faxen“ ist viel gemißbraucht worden; es paßte auf die Hochkonjunktur um die Wende des Jahrhunderts sehr gut, aber werden nicht bei solcher Hochkonjunktur in allen Erwerbszweigen tausend Möglichkeiten im voraus eskomptiert? Die Bodenreformer jedoch haben — und dies bemerkt auch Weber sehr richtig — diese gesunde geschäftsmäßige Spekulation zum Teil beiseite gedrückt und dafür die ungesunde, mit Phantasiepreisen wirtschaftende der Urbesitzer gesetzt. Selbst der durchaus bodenreformfreundliche Mangoldt meint in seinem Buche über die städtische Bodenfrage, daß das Bekanntwerden der grollen Gewinne, die auf bisher ländlichem Boden um die Städte herum gemacht worden sind, die Urbesitzer

MOBOEM. IM». H.ft 6 13

auch von weiter entferntem Land zur Forderung außerordentlicher Preise aufgestachelt habe. Also das Geschrei der Bodenreformer hat nur das Ergebnis gehabt, daß die rationelle Spekulation durch eine unrationelle ersetzt worden ist! Wenn Adolf Weber hieraus den Schluß zieht, dies sei ein würdiges Ergebnis einer Reformbewegung, die vielleicht demaleinst Stoff gäbe zu einer Geschichte der Schildbürger im 20. Jahrhundert, so wird man ihm nur beistimmen können.

An einer Stelle seines neuen Buches fragt Weber: „Wie lange mag es noch dauern, bis die Bodenreformer unter dem immer stärker werdenden Druck unbefangener wissenschaftlicher Untersuchungen sich zu einer gründlichen Revision ihrer Theorien entschließen?“ Die Antwort ist schnell gegeben: Die Gelehrten, die der Bodenreform einmal gefolgt sind, fangen meistens schon an zu revidieren, die anderen aber sind zu solcher geistigen Betätigung denn doch nicht in der Lage. Eine Stimme, die sich neulich sogar im offiziellen Organ des Bundes der Bodenreformer gegen die Wertzuwachssteuer erklärte, wird wohl in der Wüste verhallen. Die paar tausend Mitglieder des Bundes — mehr sind es nämlich nicht — mögen noch um ein paar tausend zunehmen, innerlich ist die Organisation gebrochen.

Jahrelang hat der Bund der Bodenreformer mit einem Bildchen aufgewartet, das einen Wegweiser zeigte, auf dessen drei Armen die Inschriften Kapitalismus, Kommunismus und Bodenreform prangten. Der Weg des Kapitalismus führte auf steinigtes Land, der des Kommunismus ging im Zickzack in neblige Wolken hinein, der aber der Bodenreform ganz gerade in die strahlende Sonne. Doch das Wetter bleibt nicht immer dasselbe; die Wolken haben sich inzwischen auch über den Bodenreformweg gezogen. Vielleicht weil man dies eingesehen hat, zeigt man neuerdings nicht mehr das Bildchen. Jedenfalls müssen erst einmal alle diese Paradenstücke eines dilettantischen Kiembürgertums verschwinden, damit Platz werde für ein aus wirklicher Kenntnis gewonnenes Vorgehen in der Wohnungs- und Bodenfrage, das freilich den diskreditierten Namen „Bodenreform“ am besten völlig vermeiden würde.



Hymne.

199

Hymne.

Von Adolf Lantz.

Tausend Wunder geschehen —

Es schwebt ein Rauschen

Über der Stadt

Wie wenn seidene Fahnen

Ungesehen

Im Wind sich bauschen —

Und der Himmel hat

Sich um die Sonne gewoben,

Ganz um die Sonne gewoben,

Um seine Braut

Geliebte!

Und alle Gassen,

Die sonst sich gequert,

Sind plötzlich

In eine Richtung gekehrt —

Geht keine mehr einsam

Nach da und nach dort,

Haben gemeinsam

Einen einzigen Ort

Als Ziel gefaßt:

Deinen Palast

Geliebte!

Der sah noch gestern

Nicht anders aus

Wie rings In den Straßen

Haus um Haus, j

Als ich heut ihn erschaut,

Ist er aus hellstem Kristall

Strahlend in die Luft gebaut,

Ein jäh verzauberter Wasserfall

Um einen flammenden Brand

— Den Glanz Deiner Seele — gebannt

Geliebte!

ir-\*

MORGEN.

Geheime Treppen

Steig ich hinan,'

Eine Tür wird aufgetan,

Und in dem Raum,

Der mich umfängt,

Sind die Fenster verhängt.

Im gedämpften Leuchten thront

Heines Schicksals Traum,

In ein mildes Licht versenkt

Wie die Nacht in den Mond

Geliebte!

Die Berufung.

Von

Georges Rodenbach.

(Fortsetzung.)

Als sie die Stadt hinter sich hatten und an dem baumbesetzten Kanal hin das Blachfeld erreichten, kam Wilhelmine auf den Einfall, aufs Eis zu gehen. Die Mütter erschrakten . . .

Doch Hans, entschieden von fröhlicher Laune und fast lustig, ging darauf ein; er nahm das junge Mädchen bei der Hand, um ihr beim Herunterklettern des grasbewachsenen Ufers zu helfen; sie kamen durch den Abhang ins Laufen und eilten zusammen hinab. Wilhelmine fand Vergnügen daran; sie wunderte sich über die Verschiedenheit des Eises. Ist es der Einfluß der Luft, die dem Weiß flüchtige Töne beimischt, einen Schimmer von geschmolzenem Blei oder bläuliche Adern? Oder sind es die Reflexe, die das Wasser bewahrt hat und die nun durchschimmern? Weiterhin war das Eis plötzlich ganz dunkel. Ein Schlittschuhläufer war darüber hingefahren.

„Das sieht aus wie Kreide auf einer Schiefertafel," sagte Wilhelmine.

Hans lächelte und freute sich über das gute Bild. Er machte dem jungen Mädchen ein Kompliment. Wilhelmines Herz pochte. Sie erkannte Hans nicht wieder; er schien minder verschlossen und grämlich. Zum erstenmal sprach er so mit ihr. Begann sie ihm wohl zu gefallen? Wie lange schon gab sie sich Mühe dazu! Auch heute hatte sie ihre Kleidung nur in dem Gedanken an ihn angelegt. Sie sah reizend aus mit ihrem Samtkäppchen und dem dicken dunklen Pelz, in den sich ihre gleichfarbigen Haare verstrickten. Und



ihre Lippen, vom Frost gerötet, riefen neben diesem Pelz den Eindruck von Tapferkeit, Jagd und Blut hervor, als ob die Wunde des Mundes zu dem Tierfell gehörte.

Wilhelmine ging mit gelenken, kriegerischen Schritten, kühn gemacht durch den Frost, der den Körper wie mit einer Rüstung umfängt und zum Heldentum anfeuert. Sie selbst fühlte sich verändert. War es wirklich die Folge des Wetters, das solchen Einfluß auf uns hat, das uns durch seine Hitze erschlaft, durch den Regen entmutigt? Oder war es vielleicht wegen Hans und seiner freundlichen, so unerwarteten Worte, die ihr plötzlich eine Kraft und Glut verliehen hatten, um die Welt zu erobern?

Indessen wurde das Eis des Kanals zu kalt für die Füße. Hans wollte wieder ans Ufer; er half Wilhelmine die Böschung erklimmen, deren Gras von Reif glänzte. Er zog sie an der Hand empor, während die beiden Mütter lächelnd zusahen, wie sie so anmutig hinaufkletterten.

Wilhelmine erbebt, als sie ihre Hand in der seinen fühlt. Es war wirklich eine kräftige Hand, die bewies, daß seine Gesundheit nur durch seine Schuld und seine Lebensart gelitten hatte.

Dieser Händedruck, der seinerseits ganz mechanisch war, ohne daß etwas von seiner Seele in seine Finger gedrungen wäre, verwirrte Wilhelmine. Er war für sie eine holde Berührung, die sich durch ihr ganzes Wesen ergoß, als ob er ein Flakon geleert hätte, dessen Duft all ihre Glieder umfing, ihr durch alle Adern floß.

Sie hätte so bleiben mögen, die Hand in der seinen, den ganzen Spaziergang, das ganze Leben hindurch. Aber Hans hatte sie nur ergriffen, um ihr beim Heraufklettern des Hanges behilflich zu sein, und jetzt hatten sie die beiden Mütter wieder eingeholt und schritten in geschlossener Gruppe auf Damm zu, dessen mächtiger Turm sich bereits in den Tönen einer Radierung vom blassen Hintergrunde des Himmels abhob.

Wilhelmine wurde still und versonnen; ihr war, als wäre etwas Neues zwischen ihr und Hans geschehen, als wäre etwas Entscheidendes im Anzüge. Sie hatte ihn noch nie so geliebt wie heute, und noch nie hatte sie so gehofft, daß er sie wiederliebte. Sie ahnte und fühlte gleichsam, daß die Stunde mit anderem Klang schlagen würde. Plötzlich — doch warum nur Jetzt? — fiel ihr ein, was ihre Mutter ihr damals gesagt hatte, als sie sie in Tränen aufgelöst fand: „Die Männer lieben besonders, wenn sie sich geliebt wissen.“ Doch damals und in der ganzen Zwischenzeit hätte sie Hans niemals zu sagen gewagt, daß sie ihn liebte. Jetzt war es ihr, als ob dies Geständnis ihr nichts kostete; sie hätte es gleich abgelegt. Denn der Augenblick, der kommen muß, kommt stets. Die Ereignisse vollziehen sich von selbst, namentlich in der Liebe. Die Blüte am weißen Rosenstrauch der ersten Liebe will fallen, und wir wähen sie zu pflücken, wenn sie sich entblättert . . .

So konnte Wilhelmine gleichzeitig sehr ruhig und sehr verwirrt sein; sie besaß völlige Geistesgegenwart inmitten einer großen Bestürzung. Ruhig und geistesgegenwärtig war in ihr das unabwendbare Schicksal, das sich in ihr und ohne ihr Zutun vollziehen sollte.

## MORGEN.

Alles mußte geschehen, wie die Logik des Mysteriums es erheischte: oder warum suchte sie sonst mit Hans ein paar Augenblicke allein zu sein, um ihm ihre Liebe zu gestehen? Bisher wähnte sie, daß sie sich lieber jedem andern als Hans eröffnen würde. Jetzt fühlte sie, daß sie nur in seiner Gegenwart, nur vor ihm allein sprechen könnte, — selbst vor ihrer Mutter nicht, die doch um alles wußte, Ja die ihr das angeraten hatte, was sie soeben vorhatte ... War doch die Zeit der Erfüllung gekommen, und dann bestimmt nicht mehr der Wille, sondern das Schicksal die Formen. Wilhelmine wußte also, daß sie mit Hans reden würde und daß ihr Leben auf dem Spiel stände. Sie war bereit; sie wartete. Plötzlich sahen sie auf dem zugefrorenen Kanal einen Schlitten von Holland herkommen, ein Pferd vorgespannt, das auf dem Eis trabte wie auf einer Straße. Er näherte sich rasch und leicht, überholte den Wind und durchtönte die Stille mit dem kupfernen Klang seiner Schellen.

Frau Cadzand, Frau Daneele und die beiden jungen Leute waren stehen geblieben, um das malerische Gefährt vorbeifahren zu sehen. Auf der Sitzbank saß eine junge Frau, das hübsche rosige Gesicht von einer jener Flügelhauben umschlossen, wie man sie in den Grenzdörfern trägt, deren Linnen und Spitzenschmuck von Edelsteinen, Plättchen und goldenen Spiralen festgehalten werden. Hinter ihr stand, die langen Zügel haltend, ein Bauer von stattlichem Wuchs, mit glattem, gebräunten Gesicht, und beugte sich über ihren Nacken, den er mit den heißen Kohlen seiner Lippen wärmte. Das schöne Paar, wahrscheinlich jung verheiratet, schien seine Hochzeitsreise in diesem Schlitten zu machen, der bunt bemalt war wie ein Boot!

Die Mütter setzten ihren Gang fort; Hans stand immer noch mit Wilhelmine da und blickte noch einen Augenblick der schmucken Vision nach, die rasch über die Eisfläche dahinflog.

So waren die beiden jungen Leute allein.

Wilhelmine sagte: „Das ist gewiß ein junges Ehepaar.“

„Warum?“

„Weil sie so glücklich aussehen!“

Hans gab keine Antwort. Sie schwiegen beide. Aber Wilhelmine war entschlossen, als ob eine innere Stimme ihr befohlen hätte, zu sprechen, als ob der Augenblick, der kommen sollte, da sei.

„Ich möchte an ihrer Stelle sein,“ setzte sie hinzu. „Auch Ich möchte mit jemand dahinfahren . . .“

Und sich ein Herz fassend: „Mit dir, Hans, jawohl, mit dir, weit fort fahren, wo wir ganz allein wären . . .“

Der junge Mann blickte sie voller Überraschung an; er hatte sie nicht verstanden ...

„O ja, Hans! Hast du denn nichts gemerkt... seit so langer Zeit? Seit so langer Zeit, wo ich dich liebe! . . . Und du? . . .“



Hans war verstört. Er stammelte unbestimmte Worte: „Aber das ist Ja unmöglich!“  
Wilhelmine erschrak Jetzt. War er wirklich seiner Berufung treu geblieben? Hatte er seinen Vorsatz, in den geistlichen Stand zu treten, unverändert bewahrt? Aber warum dann der lockende Schein einer Veränderung, diese freundlichen Worte, dies Ausschierausgehen, das ihr die Kraft zum Geständnis gegeben hatte? . . .

Sie wollte alles wissen, sofort Aufklärung haben.

„Unmöglich? Warum? Wo doch selbst unsere Mütter glücklich darüber wären!“

„Sie wissen es also?“

Hans begriff im Nu die ganze lange, rührende Kriegslist. Ja! das war die schlimmste Versuchung, das größte Opfer, das Gott von ihm forderte. Er zauderte zwar keinen Moment; er schwankte nicht in seiner Berufung, die deutlich und unwiderruflich vor ihm stand.

Er hatte sich Gott geweiht und wollte sich nicht zurücknehmen. Aber die guten Herzen, die er betrüben würde! Er begriff Jetzt den intiemn Verkehr seiner Mutter mit Frau

Daneele, die häufigen Begegnungen und Spaziergänge. Und die arme Wilhelmine, die ihn liebte, so hübsch und so traurig angesichts seines Schweigens! . . . Hans brachte

kein Wort hervor. Sie standen stumm beieinander, als stände ein Toter zwischen ihnen.

Trotzdem sagte sich Hans mit der Raschheit des Denkens, die man in solchen Mo-

menten hat, daß sie für ihn die Versuchung, der süße Apfel der Eva war, die stets die

Bundesgenossin des Teufels ist. Ein furchtbarer Mitschuldiger, der ihn von seinem Weg

abbringen wollte! War sie es nicht schon am Abend ihres ersten Balles gewesen, als sie

in Jener Toilette erschien, die ihn so verletzt hatte? Plötzlich sah er die Schultern wieder,

die Rückenlinie, die bloßen Arme, und vor allem die schlimmen Früchte des Busens, die

verbotenen Früchte am Rande des Tüllkleides . . .

Da gab er entschlossen seine Antwort. Er suchte mit sehr traurigem, sehr sanftem

Tonfall zu mildern, was er zu sagen hatte. Vor allem ohne jede irdische Rücksicht. Ja-

wohl, er würde nie heiraten; er wollte Mönch werden und hatte nur etwas gewartet, um

seine arme Mutter zu schonen. Wilhelmine möge ihn vergessen; sie sei seine Kindheits-

gespielin gewesen; sie würde seine Schwester bleiben in der heiligen Mutter Kirche . . .

Wilhelmine weinte . . . Plötzlich, als die beiden Mütter sich umdrehten und auf

sie warteten, bezwang sie sich und unterdrückte ihre Tränen.

Sie holten sie ein. Der Abend sank bereits, schneller als man geglaubt hatte. Der

schwarze Kirchturm von Damm, der wegen der großen Reinheit der Luft nah erschien,

rückte weiter zurück. Es war zu spät, um noch dorthin zu gehen. Sie kehrten um, Jetzt

alle zusammen und schweigsam, die beiden Frauen etwas müde von dem rauen Wind

und dem Gehen, und Wilhelmine wegen des entscheidenden Schlages; sie schien in ihrem

Herzen ein totgebornes Kind zu tragen.

In ihnen wie um sie herrschte die Schwermut des Zuendegehens, — das Ende der

Hoffnung und das Sinken des Tages. Frau Cadzand merkte die gezwungene Miene der

Jungen Leute und dachte sich wohl, daß etwas Trauriges geschehen sei. Sie sah bang und

schweremütig die Sonne in ihren Augen verlöschen . . . Nebel ballten sich und wallten empor, erhoben sich von den Feldern zur Sonne, die bleich wurde und hinter ihrer durchsichtigen Gaze verschwand.

Als sie sich der Stadt näherten, war es Abend geworden. Die Mühlen am Uferrand standen unbeweglich und halb versunken, in starrer Linie, wie Kreuze auf Gräbern. Die Sonne war untergegangen . . . Wilhelmine ließ ihren Tränen in der sinkenden Nacht freien Lauf. Und Hans betete die ganze Zeit. Er pries Gott, daß er ihn in dieser Prüfung beschützt hätte, und dankte ihm für das Zeichen, das er ihm beim Sonnenuntergang in den Nebeln gesandt hätte: die bleiche Sonnenscheibe, wie eine Abendmahlsschüssel, eine Hostie, eine Tonsur, die ihn gleichsam an seine Berufung gemahnte.

8.

Die Eigenliebe ist bei jungen Mädchen oft stärker als die Liebe. Wilhelmine litt unter dem Erwachen aus ihrem schönen Traume, unter der Gewißheit, daß Hans sie nicht liebte und nie lieben würde. Sie hatte sich eine so zärtliche Zukunft geträumt! Sie hatte ihn so leidenschaftlich angebetet! Wer wird je erfahren, was sie ihm sagte, wenn sie mit seinem Ebenbild sprach, das sie in sich trug? Mit welchen glühenden Augen betrachtete sie ihn, ohne daß jemand es merkte, jedesmal, wenn sie zusammen waren! Aber wie war es möglich, daß er selbst diese Blicke nicht fühlte, die ihn bis ins Herz treffen und es ihm hätten versengen müssen! Wie schön waren ihre Träume gewesen! Sie sah sich allein mit ihm in fremden Ländern; sie trug ihr weißes Kleid vom ersten Balle; er umarmte sie und sie ihn. Eine göttliche Empfindung, und so stark, daß sie ganz erstaunt erwachte und tief betrübt war, sich allein in ihrem dunklen Zimmer zu finden. — Der Mond schien durch die Tüllvorhänge .... Ihretwegen hatte sie vielleicht von ihrem weißen Ballkleide geträumt ... Oh, holde Zeit, wo diese Liebe sie ganz erfüllt hatte! Sie würde nie wieder so lieben. Sie trauerte über das Ende dieser Liebe; aber sie litt auch darunter, verschmäht zu sein.

Sie sah nicht mehr das strahlende Antlitz von Hans, das sie sich allabendlich beim Einschlafen zu vergegenwärtigen suchte, um es in die Tiefe des Schlafes mitzunehmen, sondern vielmehr sein kaltes, ruhiges, etwas hartes und gleichgültiges Gesicht vom letzten Tage, an dem sie ihr Geständnis gewagt hatte. Wenn sie sich sagte, daß er nicht einen Augenblick bewegt war! Hatte ein zu strenger Glaube sein Herz so ausgedörret? — Mochte er denn Priester werden! Dies war für sie beide das beste Schicksal. Mit ihm verheiratet, wäre sie unglücklich geworden.

Wilhelmine hatte ihrer Mutter alles gebeichtet. Sie fügte hinzu, daß sie Hans fortan nicht mehr sehen könne. Sie grollte ihm, weil er sie verschmäht hatte. Außerdem würde sie in seiner Gegenwart zu verlegen sein. Frau Daneele besuchte ihre Freundin nur noch selten und ging jetzt allein zu ihr.

Das Haus in der Rue de l'Ane Aveugle versank in noch tiefere Stille. Hans war häuslicher denn je, und auch frömmer denn je. Er ging wie stets des Morgens zur Messe;



oft aber ging er des Nachmittags noch einmal in die Kirche, um die Stationen durchzumachen oder eine Kerze zu opfern. Beichte und Kommunion jede Woche.

Die übrige Zeit blieb er in dem großen Zimmer im ersten Stock eingeschlossen.

Seine Arbeiten hatte er nicht fortgesetzt; die angefangene Studie über die Beghinen von Brügge und ihre Geschichte erschien ihm zu weltlich. Er ging ganz in seiner Berufung auf und bereitete sich auf das geistliche Leben vor. Eines Tages entdeckte Frau Cadzand unter seinen Papieren eine Korrespondenz mit dem Dominikanerkloster in Gent, dem Kloster, in das einzutreten er sich vorgenommen hatte, seit ein Pater dieses Ordens; bei den Andachten in der Priesterschule gepredigt hatte. Jetzt antwortete der Prior in einem Auskunftsschreiben auf einen Fragebrief, den Hans an ihn gerichtet haben mußte. Er enthielt lauter Einzelheiten über den Eintritt in den Orden, das Noviziat, die Beschäftigungen, die Andachtsübungen, die Ordensregel, die das Geländer bildet, an dem sich die Mönche festhalten, um die Leiter der Stunden hinaufzuklimmen, ohne zu straucheln . . . Frau Cadzand verglich diese Vorschriften mit seinem jetzigen Wandel und fand, daß er schon jetzt bei ihr fast so lebte, wie er später im Kloster leben würde. Er war schon ein halber Mönch, ein halber Toter für sie.

Trotzdem wollte sie Widerstand leisten, bis zum letzten Augenblick kämpfen. Was sollte aus ihr werden, wenn Hans sie verließ? Sie würde ihr Leben damit verbringen, ihn von Zimmer zu Zimmer zu suchen. Sie würde in dem leeren Hause wohnen, wie man in einer Ruine haust. Hans! Hans! Hatte sie ihm zu dem Zwecke das Leben gegeben, ihn gehätschelt, gewärmt, geküßt, bewacht und in Windein gewickelt, die sie eigenhändig genährt hatte? Nun wollte er fortgehen und sie ganz allein lassen! Allein sein — lürchten sich die Sterbenden nicht davor, und liegt nicht darin das Grausen des Grabes? Sie erkannte, daß ihr ein ganz schwacher Hoffnungsstrahl blieb, nämlich die Beobachtung des neuen strengeren Lebens, das Hans jetzt führte, seit er den Brief von dem Dominikanerprior empfangen hatte.

Freilich, die anbetungswürdige Anmut Wilhelmines, dieser holden Mitschuldigen, hatte versagt. Sein Herz hatte nicht gesprochen und würde es nie tun. Selbst gegen sie zeigte er sich schon kälter und fremder. Er begleitete sie nur noch in die Frühmesse nach Notre Dame. Den Rest des Tages, außer bei den Mahlzeiten, erblickte sie ihn nicht mehr. Er vertiefte sich allein in Betrachtungen und fromme Lektüre, namentlich in die Predigten Lacordaires und anderer Dominikaner. Er bereitete sich auf das Predigen vor, das die Hauptbeschäftigung und den Ruhm dieses Ordens bildet... Er entwarf Reden und Andachten. Manchmal sprach er ganz laut in seinem Zimmer. Frau Cadzand erschrak eines Tages darüber, als sie eintrat und ihn gestikulierend dastehen sah, wie er zum offenen Fenster hinauspredigte.. Wie der heilige Franz von Assisi die Vögel und Fische bekehrte, so predigte Hans den Schwänen auf den fernen Kanälen, den Bäumen am Kai, dem Rauch und den Glocken, allem, was verfliegt, den Nebel bevölkert und die Stille bewohnt...

! OROKP. HO«. Heft «. 10

Hans war in seinem Herzen fest geblieben. Nun griff die Hölle seine Sinne an. Frau Cadzand entsann sich, früher einmal ein seltsames Bild der Versuchung des heiligen Antonius gesehen zu haben, aber nicht durch mehrere Frauen, die sich darboten, wie bei Breughel und Teniers; sondern ein einziges Weib, ganz nackt, hat den Gekreuzigten ersetzt und bietet ihren Leib auf dem Kreuze selbst dar, ebenfalls in Form eines Kreuzes, und mit Rosen gekrönt. Das war eine weit furchtbarere Versuchung, eine, die nicht mehr verschwindet. Auf den andern Bildern hatte der Einsiedel, weil er wählen mußte, die Zeit, in sich zu gehen und sich zu retten. Hier nahm die Gefahr zu, weil sie gleichzeitig war.

Eines Tages sollte Frau Cadzand gewahr werden, daß eine gleiche Versuchung in die Einsamkeit, in der Hans lebte, eintrat. Er war gefeit gegen die allgemeinen Gefahren der Frauen. Aber der Teufel ist erfindungsreich. Er verkörpert sich in einer einzigen, er wählt die, welche nötig war, das veränderliche Antlitz der ewigen Eva mit den gleisnerischen Worten. Er versucht ihn daheim in seinem eigenen Hause, durch die fortwährende Gegenwart einer, die man nicht beargwöhnte . . .

Und um ihn besser zu verführen, ihn nicht argwöhnisch zu machen, hatte die junge Ursula Augen voller Unschuld, als sie eines Morgens bei Frau Cadzand erschien, deren Zimmermädchen sie verließ, um zu heiraten. War sie ein Ersatz? Oh nein! Die alte Köchin Barbara, erfahren wie sie war, hätte zu den häuslichen Arbeiten fast genügt. Höchstens der Vorwand galt, daß sie etwas nähte und die Hauswäsche in Ordnung hielt. In Wahrheit kam sie aus den Tiefen der Ewigkeit, um Hans das Unglück zu bringen. Unser Schicksal muß sich vollziehen; und es wählt häufig die ersten besten Boten aus, beliebige Mitschuldige, um zum Ziele zu kommen. Hier war freilich die Wahl sehr fein getroffen. Ursula war verführerisch. Selbst Frau Cadzand freute sich, sie in Dienst genommen zu haben. Das Haus war seitdem wie verändert. Sie fragte sich: „Verjüngen neue Gesichter die alten Wohnungen?“ In der Tat heiterte Ursulas Schönheit, ihr unbeußtes Lächeln alles auf. Ihre Augen erhellten die Zimmer, als ob man zwei neue Fenster durch die Wände gebrochen hätte.

Ja, ihre Augen waren wirklich unschuldsvoll, sie waren weit und blau, Augen wie ein Marienmond, wie Quellen, die den Himmel spiegeln! Aber es war mehr darin als ihre Farbe, um sie verführerisch zu machen: auch ihre Form und Bewegung; denn diese Augen führten gleichsam ein selbständiges Leben; sie schienen in ihrem Gesichte kaum heimisch. Wenn Ursula einen Blick warf, so war es, als ob ihre Augen ihre Lider verließen, sich näherten, sich niederließen und Wärme hervorriefen wie eine Berührung. Ihre Augen waren verführerisch wie Lippen. Sie drückten Küsse überall hin, brennende, betörende



Küsse. So empfand es auch Hans, und auch sie wurde vom ersten Moment, wo sie ihn sah, verwirrt und verführt durch sein schönes blasses Gesicht, sein wirres Lockenhaar.

Hans fühlte auf seinem ganzen Körper das Ruhen dieser großen Augen, ein seltsames Streifen und Prickeln, das die trägen Grachten nachts empfinden müssen, wenn der Sternenhimmel sich in ihnen spiegelt. Was wollten diese Augen, brennend wie Sterne, die auf ihm ruhten und sich zu vermehren schienen? Nach der Mahlzeit, bei der diese erste Begegnung stattgefunden hatte, als er wieder in sein Zimmer ging, war ihm ganz seltsam zumute, als wäre etwas Ungewöhnliches geschehen, als hätte er in seinem Meßbuch immerfort die Gewissensprüfung des sechsten und neunten Gebots gelesen. Eine unerklärliche Verwirrung! Er dachte, ohne zu wissen, warum, wieder an den Namen des Mädchens: Ursula, der Name der Jungfrau Memlings, und er hieß gleich ihm Hans . . . Aber ziehen die Dinge sich nicht an? Und ist das, was wir Zufall nennen, nicht einfach das Zeichen, die Ankündigung des Schicksals?

Ursula, blond und blauäugig, war unter dem Anschein einer gotischen Jungfrau eine sinnliche Natur. Zwanzigjährig, hatte sie in den Städten rasch Abenteuer erlebt. Jetzt, in dem mönchischen Leben von Brügge, verwirrte und versuchte Hansens Jugend ihre Sinne. Sie begann um ihn herumzuschweifen, rauschte mit ihrem Kleide vor seiner Tür, wenn er arbeitete, verzögerte sich auf den Gängen und Treppen, um ihm zu begegnen, ihn zu streifen .... Er begann, ohne etwas zu durchschauen, das Gefühl zu haben, daß sich ein Netz um ihn spannte.

Bisher hatte Hans die Frauen nicht angesehen. Er war völlig unschuldig, doppelt jungfräulich, nicht allein körperlich, sondern auch geistig, denn er hatte nie um das Geheimnis der Geschlechter gewußt, noch es ergründen mögen. Seinem Geiste war der Schmelz noch nicht abgestreift. Sein Leib war keusch und heilig wie das Wachs der Kerzen.

Höchstens an dem Abend, wo Wilhelmine im Ballkleid erschien, hatte er eine Ahnung vom Weibe bekommen, hatte die Schultern, den Busen, die Einzelheiten gesehen . . .

Wenn Ursula ihn jetzt anblickte, kehrte ihm diese Erinnerung wieder. Er sah auch sie jetzt in ihrer enganliegenden Taille weiß und rosig, nur halb bekleidet . . .

Dies sündige Bild verfolgte ihn; besonders wenn Ursula ihn mit ihren kecken Blicken lange magnetisiert hatte. Diese Augen waren stets unterwegs, hoben den Raum zwischen ihm und ihr auf, ruhten auf seinem Gesicht, prickelten auf seinen Händen, drangen ihm in die Augen, küßten seinen Mund und schienen bis unter seine Kleider zu dringen, sein Herz zu erbeuten, seinen ganzen Leib zu plündern, zu liebkosen, zu versengen und zu betasten . . .

(Fortsetzung folgt.)

ir,\*

Bekanntlich sind am 1. Mai 1908 von der deutschen Regierung neue Bestimmungen über den Eintritt in den diplomatischen Dienst erlassen worden, die sich jeder gedruckt kaufen kann (während die früheren Zulassungsbestimmungen nur in einer lithographierten Zusammenstellung des Auswärtigen Amtes vorhanden waren und möglichst geheim gehalten wurden). Fürst Bülow hat den Stier bei den Hörnern gepackt und eine den modernen Erfordernissen der diplomatischen Laufbahn entsprechende Abänderung der veralteten Zulassungsvorschriften vorgenommen. Die Wirkung wird sich natürlich erst nach und nach bemerklich machen, da die jetzigen Diplomaten ja alle noch nach dem alten Reglement aufgenommen worden sind. Der Reichskanzler ist in der Lage, jeden ihm geeignet erscheinenden jungen Mann als Kandidaten für den diplomatischen Dienst ins Auswärtige Amt aufzunehmen, einerlei, ob er Träger eines adligen Namens ist oder nicht, und einerlei, welchem Beruf er bis dahin angehört hat. Ich betone das ausdrücklich, weil gerade diese beiden Bestimmungen noch immer fast allen unbekannt sind. Zugelassen zur Vorbereitung für die diplomatische Laufbahn kann jeder junge Mann werden, der hinreichende wissenschaftliche Kenntnisse hat, in guter Vermögenslage sich befindet und eine französisch-englische Vorprüfung besteht. Der Nachweis hinreichender wissenschaftlicher Kenntnisse ist in der Regel durch ein Zeugnis über die bestandene Referendarsprüfung zu erbringen. Man wird es vielleicht auffallend finden, daß die Juristen so begünstigt sind, aber solange auf den Schulen keinerlei Rechtsbegriffe gelehrt werden, wird man immer von den Kandidaten der Diplomatie ein gewisses juristisches Studium verlangen müssen. Ich habe selbst in meiner auswärtigen Praxis, wo ich oft der einzige Deutsche war, der deutsches Recht kannte, erfahren, daß der Diplomat etwas juristisch vorgebildet sein muß, wenn er seinen Landsleuten mit Rat und Tat zur Seite stehen soll.

Ehe ein junger Diplomat Legationssekretär wird, hat er in der Regel ein Alter von 26 bis 28 Jahren erreicht. Ich glaube, daß schon diese Tatsache dazu führen müßte, in Zukunft die Referendare und Assessoren nicht mehr in so ausgedehntem Maße zu begünstigen wie bisher, sondern nur ein Mindestmaß juristischer Kenntnisse zu verlangen, denn mehr als allgemeine Rechtsbegriffe sind nicht nötig und werden auch von anderen Regierungen nicht verlangt. Jedenfalls ist es viel wichtiger, daß der Kandidat möglichst jung in die diplomatische Karriere eintritt, als daß er vorher alle möglichen Gesetze



kennen lernt, die er nachher nie wieder in seinem Leben braucht. In England kann ein Kandidat, der älter ist als 24 Jahre, keinesfalls mehr zugelassen werden.

Ferner ist die Vorbedingung, daß der Kandidat in einer guten Vermögenslage sich befinden muß, zu weit gehend. Es müßten Bestimmungen getroffen werden, die es ermöglichen, nicht unter allen Umständen auf Vermögen zu sehen, denn mit den jetzigen Gehältern kann kein deutscher Diplomat auskommen. Die ersten vier Jahre als Attache erhält er überhaupt kein Gehalt, sondern günstigstenfalls einen kleinen Zuschuß, und später bekommt er ein so geringfügiges Gehalt, das er jährlich erhebliche Summen zusetzen muß, wenn er seinen Platz ausfüllen und allen Anforderungen genügen will. Die Diplomaten sind bei vielen Gesandtschaften nicht besser bezahlt als die subalternen Kanzleibeamten, während z. B. die Engländer Gehälter gewähren, mit denen jeder auskommen kann. Ein englischer Legationssekretär, der als Geschäftsträger fungiert, erhält außer seinem Gehalt vier bis sechs Pfund Sterling täglich Zulage, während der deutsche Legationssekretär ungefähr 1/3 davon bekommt. Hier muß also der

Die diplomatische Laufbahn.

209

Hebel angesetzt werden, wenn man mehr die Geistesgaben als den Geldbeutel bei der Auswahl der diplomatischen Aspiranten entscheiden lassen will. Man hat immer behauptet, daß ein finanziell unabhängiger Diplomat besser seinen Posten ausfülle, weil er nicht am Amte klebe und ja auch ohne das Amt leben könne, aber ich habe im diplomatischen Leben diese Theorie nicht bestätigt gefunden. Grade die englischen Diplomaten, die nun großen Teil lediglich auf Ihr Gehalt angewiesen sind, sind fast ohne Ausnahme mustergültige Diplomaten.

Nach dieser kleinen Abschweifung wollen wir nun den Werdegang des Jungen Diplomaten, der in das Auswärtige Amt aufgenommen ist, und damit das Recht bekommen hat, sich Attache auf seiner Visitenkarte zu nennen, weiter verfolgen. Der Vorbereitungsdienst dauert für die Attaches ohne Juristische Vorbildung fünf, für die Referendare vier Jahre und für die Assessoren ein Jahr und erfolgt durch Beschäftigung bei den verschiedenen Abteilungen des Auswärtigen Amtes, sowie bei den Auslands-Posten. Mit Rücksicht auf die gesteigerten wirtschaftlichen Interessen des Deutschen Reiches ist auch die neue Bestimmung getroffen worden, daß die Attaches einen Teil Ihrer Vorbereitungszeit bei einer Bank, einem größeren Handelshause, bei einer Handelskammer oder auf einer Handelshochschule verbringen können, damit sie mehr nach der wirtschaftlichen Seite hin ausbilden und praktischen Sinn gewinnen können. Ich halte diese Bestimmung, wenn sie wirklich durchgeführt wird, für

außerordentlich segensreich. Die rein politischen Fragen, mit denen sich die Diplomaten zu beschäftigen haben, werden immer seltener; die meisten Prägen sind wirtschaftspolitischer Natur. Das geht soweit, daß beispielsweise bei einer gewissen Gesandtschaft nur ein Teil der Berichte politische sind. Die allgemein verbreitete Vorstellung, daß sich die Diplomaten nur mit Politik und Staatsgeheimnissen beschäftigen, ist längst hinfällig geworden.

Nach Abschluß seiner Vorbereitungszeit kann der Attache zur diplomatischen Prüfung zugelassen werden, die in einen schriftlichen und in einen mündlichen Teil zerfällt. Sie ist so schwer, daß der Reichskanzler selbst sie nicht bestehen könnte, wenn er streng geprüft werden würde. Es ist aber sehr gut, daß sie jetzt schwieriger geworden ist, denn früher schlüpften manchmal unfähige Kandidaten, insbesondere Angehörige des hohen Adels durch, die nicht einmal über die notwendigsten Kenntnisse verfügten und nun durch Verwendung auf gleichgültigen Posten mitgeschleppt werden müssen. Die schriftliche Prüfung umfaßt vier Arbeiten aus dem Gebiete der Geschichte, des Staatsrechts, des Völkerrechts, der Nationalökonomie, der Finanzwirtschaft und der Handelspolitik. Eine Arbeit ist in französischer und eine in englischer Sprache anzufertigen.



Die mündliche Prüfung umfaßt außer den genannten Materien noch die politische Geographie. Außerdem hat der Bewerber einen Vortrag über einen den Akten des Auswärtigen Amtes entnommenen praktischen Fall zu halten. Ist das Examen bestanden, so erfolgt die Ernennung und früher oder später die Anstellung als Legationssekretär.

Damit hat er dann die erste Stufe der diplomatischen Beamtenhierarchie erklommen und wird irgend einer Mission zugeteilt.

Ehe der Junge Diplomat sich auf seinen neuen Posten begibt, ist es seine Aufgabe, sich über alle Einzelheiten des Landes, in welchem er tätig sein wird, zu informieren. Er hat in der Regel mehrere Wochen Zeit hierzu, da er sich nur in Ausnahmefällen sofort auf seinen Posten begeben muß. Für die Reise wird ihm im Auswärtigen Amt ein in besonders großem Format hergestellter sog. Kaiserpaß ausgestellt, während er sich von der diplomatischen Vertretung des Staates, in den er sich begibt, ein „laissez passer“ ausstellen läßt, das er nur vorzuzeigen braucht, um mit seinem gesamten Reisegepäck die Grenze frei zu passieren. Nach seiner Ankunft auf dem neuen Posten hat er sich unverzüglich bei dem Missionschef zu melden. Dieser stellt ihn dem Staatsoberhaupt, dem Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, den wichtigsten Behörden und dem gesamten diplomatischen Korps vor. Die Tätigkeit des Legationssekretärs besteht hauptsächlich in der Unterstützung des Missionschefs, dem er zugeteilt ist. Verreist dieser, so ist der Legationssekretär sein gegebener Stellvertreter und führt als solcher den Titel „Geschäftsträger“. In der übrigen Zeit konzipieren, registrieren und expedieren die Legationssekretäre die Noten und offiziellen Depeschen. Sie erledigen mündliche

## MORGEN.

Aufträge bei den Behörden des Landes oder bei den anderen fremden Vertretern. Sie überwachen die Archive der Mission, chiffrieren und dechiffrieren die Depeschen und fertigen die Reinschriften der Noten oder Briefe an, welche der Missionschef zu schreiben hat. Ein Teil der technischen Arbeit wird Indessen bei uns den Legationssekretären durch die Subalternbeamten abgenommen, während andere Staaten, wie England und Italien auf den meisten Legationen überhaupt keine Kanzleibeamten haben, sondern deren Dienst durch die Attaches und Legationssekretäre verrichten lassen. Die Kanzleiarbeit halte ich aber für die Jungen Diplomaten nur als Studium und zur Übung, nicht aber dauernd für angebracht. Das Richtige liegt, wie so oft, in der Mitte. „Lackstiefeldiplomaten“, die in den Großstädten ein otium cum dignitate führen, können wir nicht länger brauchen. Wir sollten daher die Attaches mehr als bisher zur Kanzleiarbeit heranziehen, die Legationssekretäre dagegen nur für die höheren Aufgaben der Diplomatie verwenden.

Die Mission, bei denen die Legationssekretäre tätig sind, zerfallen Jetzt in vier Klassen. Die vornehmsten Missionen sind die Botschaften bei den Großmächten. Dann folgen die Gesandtschaften. Auf diese die Ministerresidenturen und schließlich die Generalkonsulate mit diplomatischem Charakter. Die Ministerresidenturen befinden sich bei Staaten von geringer internationaler Bedeutung. Wir haben solche in Bangkok, Bogota, Caracas, Cetinje. Havana, Lima, La Paz, Montevideo, Port au Prince. Generalkonsulate mit diplomatischem Charakter haben wir in Budapest, Kairo, Kalkutta, Sofia. In der Regel erhalten diese diplomatischen Generalkonsuln den persönlichen Titel und Rang eines außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers.

Viele Staaten haben noch eine fünfte Klasse von Missionschefs, nämlich die ständigen Geschäftsträger. So hat Frankreich z. B. einen Geschäftsträger in München, und Guatemala, Liberia, Luxemburg und Venezuela haben ständige Geschäftsträger in Berlin. Wir haben keine ständigen Geschäftsträger, sondern nur im Falle der Beurlaubung eines Missionschefs interimistische Geschäftsträger.

Eine besondere Stellung nehmen auch heute noch Diplomaten des Papstes ein. Indem sie in den meisten Staaten vor allen ihren Kollegen rangieren und die Ehrenstellung eines Doyen einnehmen, die sonst nur demjenigen Diplomaten gebührt, der am frühesten von allen sein Beglaubigungsschreiben übergeben hat.

Vor der Ernennung eines Vertreters bei einer fremden Regierung war es früher allgemein üblich, bei dieser anzufragen, ob dieser „persona grata“ sei, und ihn nur in dem Falle zu akkreditieren, daß die Frage bejaht wurde. Heute wird diese Vorsicht



eigentlich nur bei den Hauptposten geübt und bei den minder bedeutenden Missionen in der Regel außer acht gelassen. Natürlich beruht das Verfahren dabei auf Reziprozität mit den einzelnen Staaten.

Die Überreichung des Beglaubigungsschreibens, das vom Kaiser eigenhändig unterschrieben ist und mit dem Kaiserlichen Siegel verschlossen wird, erfolgt in feierlicher Audienz bei dem fremden Staatsoberhaupt mit einer Rede, die der Missionschef frei zu halten hat. Es ist Usance, eine Abschrift des Beglaubigungsschreibens und der Rede vorher dem Minister der Auswärtigen Angelegenheiten einzureichen, damit die Antwort des Staatsoberhauptes vorbereitet werden kann.

Die Vorrechte, welche der Missionschef genießt, sind auch in unseren modernen Zeiten noch ganz außerordentliche. Die beiden Hauptprivilegien sind die persönliche Unverletzlichkeit und die sogenannte Exterritorialität, worunter eine absolute Unabhängigkeit von den Gesetzen, Behörden und Gerichten des Landes verstanden wird. Die Unverletzlichkeit erstreckt sich nicht nur auf die Person des Missionschefs, sondern auf das ganze diplomatische und offizielle Personal, auf ihre Familie und auf ihre persönliche Dienerschaft.

Die Exterritorialität äußert sich zunächst darin, daß die Missionschefs ihr Domizil in dem Lande behalten, welches sie vertreten, und daß sie lediglich den Gesetzen dieses Domizils unterstehen. In allen Fällen, wo das Domizil maßgebend ist für das Gesetz, dem Jemand unterworfen ist und für die gerichtlichen Handlungen, die notwendig werden. Die Diplomaten unterliegen weder den Straf- noch

DI» diplomatische Laufbahn.

211

den Zivilgerichten des Landes, und ein Prozeß gegen sie ist immer nur in ihrem Heimatlande möglich.

Das Haus, in dem der Missionschef wohnt, ist unzugänglich für alle Behörden des Landes, selbst im Falle der Ausübung der Strafjustiz, es sei denn, dafür die Zustimmung des fremden Diplomaten vorher erlangt ist. Die diplomatischen Agenten sind befreit von den Steuern und von den Zöllen. Die Exterritorialität erstreckt sich auf ihr gesamtes Mobiliar, das selbst nach ihrer Abreise niemals beschlagnahmt werden kann. Schließlich haben die fremden Minister auch noch das Privilegium, den Kultus ihrer Religion in ihrem Hause zu pflegen und ihre Landsleute daran teilnehmen zu lassen.

In neuerer Zeit ist jedoch die Exterritorialität nicht mehr in allen Fällen anerkannt worden. So hat sich beispielsweise die französische Regierung bei Gelegenheit eines von einem Russen im russischen Botschattspalast zu Paris begangenen Mordes mit Erfolg auf den Standpunkt gestellt, daß trotz der Fiktion der Exterritorialität der Mord in Frankreich begangen worden sei und nicht auf russischem Gebiet, wie es die Regierung in St. Petersburg prätendierte. Die russische Regierung hat sich schließlich fügen müssen und ihren Rückzug mit der Erklärung gedeckt, daß sie nach denselben Grundsätzen verfahren wurde, wenn ein ähnlicher Fall sich im französischen Botschattspalast in Petersburg ereignen sollte.

Die Tätigkeit der Missionschefs ist eine außerordentlich umfangreiche. Man kann sie in drei Arten einteilen: sie leiten die Arbeiten ihrer Kanzlei, sie führen die Verhandlungen mit dem Staat, bei welchem sie beglaubigt sind, und sie senden ihre Berichte an ihre eigene Regierung. Die Aufsicht über ihre Kanzleien ist besonders deshalb eine sehr peinliche, weil sie für sämtliche Geldausgaben persönlich haften und hierüber dem Rechnungshofe des deutschen Reiches Rechenschaft schuldig sind. Die Verhandlungen mit der fremden Regierung spielen sich nur in Ausnahmefällen zwischen dem Minister und dem Staatsoberhaupt ab. Sie werden in der Regel mit dem Minister und dem Unterstaatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten geführt oder mit besonderen Kommissaren, die von der fremden Regierung bezeichnet sind. In der Praxis kommt es zwar oft vor, daß fremde Diplomaten auch ohne Wissen des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten mit anderen Landesbehörden verhandeln, da diese direkten Verhandlungen oft schneller zum Ziele führen, aber die fremde Regierung hat immer das Recht, sich einen derartigen direkten Verkehr zu verbitten, und die Diplomaten tun daher immer gut, den Minister der auswärtigen Angelegenheiten nicht zu umgehen.

Die Verhandlungen werden regelmäßig mündlich geführt. Schriftliche Noten dürfen nie an die fremde Regierung gerichtet



werden, wenn es sich um Mitteilung von Ansichten der eigenen Regierung handelt und wenn nicht ein ausdrücklicher Befehl zu schriftlichen Mittellungen vorliegt. Die diplomatischen Schriftstücke zerfallen in drei Klassen: 1. gewöhnliche Schreiben an die fremde Regierung heißen, wenn sie die Unterschrift des Missionschefs tragen, Noten, wenn sie ohne Unterschrift sind, Verbalnoten, 2. die bei einer mündlichen Verhandlung übergebenen Notizen heißen aide memoire oder aperçus de conversation, 3. die Schriftstücke bei den Kongressen heißen Protokolle oder proces-verbaux.

Eine der wichtigsten Pflichten der diplomatischen Agenten ist, Ihre Landsleute gegen Willkür der Justiz und gegen Justizverweigerungen zu schützen. Dieser Schutz erstreckt sich aber nicht auf die Privatangelegenheiten, welche ohne Beziehung zu den allgemeinen Interessen Ihres Staates sind. Es wird im allgemeinen verlangt, daß ein Deutscher, welcher den Schutz der Mission in Anspruch nimmt, zunächst seine Reichsangehörigkeit beweise. Leider stellt sich hierbei in vielen Fällen heraus, daß er die Reichsangehörigkeit bereits verloren hat, und es ist daher im nationalen Interesse dringend zu wünschen, daß endlich ein neues Reichsangehörigkeitgesetz, an dem bereits seit Jahren von den verschiedenen Ressorts gearbeitet wird, erlassen wird, welches verhindert, daß die Reichsangehörigkeit so leicht verloren geht, wie dies heute der Fall ist.

Bei dem Schutz der Landsleute bin ich oft in die Lage gekommen, helfen zu müssen in Fällen, wo der Fremden Regierung gegenüber kein formelles Recht hatte, zu reklamieren. So war in einem Lande, wo ich gerade Geschäftsträger war

MORGEN.

eine große Anzahl von Fabrikarbeitern mit ihren Familien in Verletzung der Kontrakte von ihren Fabrikherren ausgesperrt und auf die Straße gesetzt worden, um sie zu zwingen, einen für sie weniger günstigen Kontrakt anzunehmen. Ich habe darauf dem Minister der Auswärtigen Angelegenheiten mitgeteilt, daß nach den deutschen Gesetzen jede Lokalbehörde, in deren Bezirk Personen unterstützungsbedürftig werden, einerlei, ob diese Inländer oder Ausländer sind, verpflichtet sind, ihnen Obdach und Nahrung zu gewähren. Der Minister sagte mir sofort, daß seine Regierung den deutschen Arbeitern gegenüber genau so verfahren würde, und noch an demselben Tage erhielt die Lokalbehörde die bezüglichen Anweisungen, die dann auch zur Folge hatten, daß die Arbeiter zu den alten Bedingungen wieder aufgenommen wurden.

Die Tätigkeit der Missionschefs hat, wie erwähnt, heute aufgehört, eine rein diplomatische zu sein. Sie ist fast überall eine überwiegend handelspolitische geworden, da die wirtschaftlichen Verhältnisse des eigenen Landes und die Handelsbeziehungen der Staaten untereinander eine ganz andere Bedeutung wie früher erlangt haben. Man hat deshalb wiederholt die Frage aufgeworfen, ob es nicht richtiger sei, für die Posten, wo die Politik fast gar keine, die Handelspolitik dagegen eine sehr große Rolle spielt, anstatt der Diplomaten Generalkonsuln zu ernennen. Das ist aus dem Grunde nicht angängig, weil sich diese Staaten dann in Ihrer Souveränität gekränkt fühlen, und eine derartige Behandlung als Zurücksetzung empfinden wurden.

Es bleibt also nichts anderes übrig, als daß alle Diplomaten sich gründliche wirtschaftliche Kenntnisse und Erfahrungen aneignen, da sie nur dann ihren Platz voll ausfüllen können, und es ist dringend notwendig, daß hierauf noch vielmehr Wert und Nachdruck als bisher gelegt wird, denn sogar für die Botschafter ist eine mangelnde Kenntnis der kommerziellen Angelegenheiten nicht mehr entschuldbar, wenn sie sich auch in allen laufenden Fragen der Handelspolitik auf die Generalkonsuln verlassen können.

Rundschau\*

Finanzpolitisches.

Von Pluto.

Ohne Stimulanz geht's nicht! und da der boom in Amerika, auf den die Börse zu Neu-jahr schwor, völlig versagt, so müssen Otavi-Aktien herhalten. Von Kolonialwerten zu Banken führt ein gut aufgeschütteter Weg, denn wie hilflos wäre — so sagt man — unser überseeischer Besitz ohne die freigebige Hand unserer Großbanken. Diese sind es also, die sich drüben jetzt entweder glänzende oder zweifelhafte Geschäftsgebiete sichern und bald das eine, bald das andere wird angenommen,



Je nachdem die Spekulanten Diskonto-Commandit oder der Deutschen Bank ihre Zuneigung bezeugen möchten. Die Börse will eben um jeden Preis dem Publikum gegenüber als Lebenswecker auftreten. Sie kann die alte, wahrscheinlich bereits überwundene Formel von dem kursmäßigen Nutzen einer Abundanz nicht von sich tun, indem sie aus der wirklichen Schädigung durch teures Geld, das logische Gegenteil für den umgekehrten Zustand folgert. Weshalb aber nur so logisch sein wollen? Als die Zinssätze bis auf 9 Proz. gestiegen waren, blieb nichts anderes als die Überlegung übrig, daß man Dividendenpapiere, die nur noch mit 5 Proz. rentierten, nicht gut kaufen könne. Heute, wo tägliches Geld zu eineinhalb Prozent und Ultimogeld

Rundschau.

2 Iii

iq zweieinhalb Prozent zii haben ist, bezieht man diese unnatürliche Billigkeit nicht auf das Darniederliegen unserer Industrie, weshalb auch die betreffenden Aktien wenig Anreiz bieten. Enttäuschungen, sogar Täuschungen mit Montanwerten werden schon Jetzt der Börse nicht erspart. Siehe „Phönix“, dessen Minderertrag in den verschiedensten Millionen kolportiert wurde, ebenso wie vor zwei Jahren die greifbaren Überschüsse. Ein Werk muß alt und hinsichtlich seines Aufsichtsrates recht einheitlich (!) geworden sein, bis derartige schwankende Nachrichten kurz vor der entscheidenden Sitzung vermieden werden. Der „Phönix“ produziert außerordentlich viel, er muß also unter Umständen niedriger verkaufen als die Direktoren selbst voraussehen können. Freilich sind wichtige Abteilungen syndiziert, allein die Fernerstehenden denken erst sehr spät daran, wie auch so Manches an keinen Verbandspreis gebunden ist. Es wird also auf der einen Seite verloren, was auf der andern verdient wird, der bekannte verhängnisvolle Punkt einer jeden allzugroßen Vielseitigkeit. Am sichersten verneinen noch diejenigen zu gehen, welche für die leitenden Bankaktien hoffnungsvolle Mienen aufsetzen. — Wien läßt uns schmählicherweise im Stich, New-Tork nimmt unsere Haussewünsche mit Kälte auf, wir müssen uns also auf uns selbst verlassen. Da nun die Jahresabschlüsse der Banken ziemlich bald erscheinen, verbreitet sich die Meinung, daß die Ziffern des verflossenen Jahres günstig seien, immer mehr. Zweifellos sind nun viele alte Effektenpakete glücklich abgesetzt worden, aber dreierlei Bedenken sollte man doch nicht unterschätzen: die Reihe nutzbringender Emissionen erst seit 1909, den hiedem Geldpreis, den schließlich die Stellen, die gerade mit Geld handeln, am wenigsten vertragen können, -- die sichtbaren oder stillen Rücklagen wegen der auswärtigen Politik. Hinsichtlich der letzteren lassen sich unsere Direktoren nicht im mindesten von dem letzten Säbelrasseln des Herrn t. Podblelski, dagegen ganz von der Ängstlichkeit Ihrer Wiener Kollegen beeinflussen, was vielleicht als unnötig erscheinen wird, wie immer, nachdem irgend eine Vorsichtsmaßnahme nicht ausgeführt worden brauchte. Rücklagen wegen unserer Inneren Politik macht natürlich Niemand, denn wie könnte z. B. eine Bülowkrise überraschen, wo sie doch immer weitere Kreise von dem Willen des Reichskanzlers überzeugen, zu passender Zeit abzugehen. Freilich mußte es so ein Abgang werden.

• \* \*

Gold als Unterhaltungsstoff ist nunmehr in Mode gekommen. Die Edelmetallfrage bleibt eine der feinsten und deshalb für den Laien sogar noch interessant bei unrichtiger, oder noch schlimmer: Irreführender Behandlung. In dieser letzteren Weise hatten sich früher besonders ehrgeizige Kritiker ausgezeichnet, solche, die im Ernst



glaubten, den Reichsbankpräsidenten stürzen und sich selbst an dessen Stelle setzen zu können. Neuerdings aber geraten Schilderungen über Goldanhäufungen und deren angeblich höchst geheimnisvolle Ursachen, förmlich ins Feuilletonistische. Frankreich kauft noch immer sehr viel gelbes Metall auf. Folglich könnte das eine Vorbereitung zum Kriege sein. Früher, bevor Transvaal mit seiner ungeheuren Jahresförderung einstand und die Golddecke wirklich kurz war, suchte der Bankier bei derartigen Aufkäufen z. B. Rußlands sofort nach tieferen militärischen Plänen. Es geht aber doch nicht gut an, daß die Journalistik nunmehr die abgelegten Kleider der Hochfinanz anzieht, um dieselben als die modernsten auszugeben. Da es nur einen einzigen offenen Goldmarkt gibt, London, so können die Franzosen eben nur dort kaufen. Sofort wird die Situation an der Themse in Farben gemalt wie Schreckensszenen bei dichtem Nebel. AU oh sich die City aus ihrer Fassung bringen ließe, wenn die Bank von England einmal wieder Ihren Satz auf 3 Prozent erhöhen muß. Ferner haben die Pariser Banken ihr Guthaben in Berlin eingekassiert, was man als plötzliche Feindseligkeit unmöglich auslegen kann, denn wir waren schon seit Monaten auf die Nichtverlängerung dieses großen Restes einer sehr großen Summe vorbereitet. Geld anders als gegen Diskonten bekommen doch unsere Banken schon lange nicht mehr von jener Seite, seitdem die Marokkofrage sich verschärft hatte. Ob sich das im Handumdrehen ändern würde, falls wirklich in dieser Komplikation ein deutsch-französisches Abkommen zustande kommt, bleibt noch die Frage; selbst wenn die Münchhausiade Wahrheit wäre, daß die Presse beider Länder ein für allemal schweigen wolle. So gewaltige und regelmäßige Darlehen

## MORGEN.

hängen selbst bei palmwedelnder Politik vom Zinsfüße ab, und danach handeln die Franzosen, indem sie sich für Deutschland bei hohen und höchsten Zinssätzen interessieren, bei niederen aber nicht im mindesten. Ihr Gold füllt die Bank von Frankreich wahrscheinlich aus den verschiedensten Gründen auf. Sie möchte im inneren Verkehr den freilich schon erhöhten Notenumlauf nicht wieder an seiner Grenze sehen, wozu beim Bauern vielleicht silberne 5-Francsstücke dienen könnten, beim Großstädter aber doch 10- und 20-Francsstücke herangezogen werden müßten. Ferner ist angesichts der neuen Milliardenemission von Zarenwerten eine beträchtliche Abladung nach Rußland wohl nicht ausgeschlossen, trotz aller geflüssentlicher Dementis. Endlich nimmt Frankreich neue fremde Banken bei sich auf, und diese Gelegenheit wird in zwiefacher Hinsicht ausgenutzt. Man sagt sich dort, daß die Industrie so rasch unmöglich hochkommen kann, es sollten also andere besondere Vorteile mittelst der überragenden Reichtümer erzielt werden. Hierzu passen verschiedene an sich gute Länder wie etwa Ungarn, Schweden, die bei Ihrem wachsenden Anleihebedarf den Pariser Markt gern für sich gewinnen möchten. Der Finanzminister gestattet die offizielle Notiz nur gegen bedeutende Zollerleichterungen auf französischen Rotwein. Damit ist dem heimischen Anlagekapital und zugleich dem Handel gedient. Da aber der Weinexport Sache der Reichen ist, findet hier eine Begünstigung des Großkapitals statt, was für Frankreich selbstverständlich ist, wie für Deutschland die Förderung der Industrie. Jede Regierung wird eben die Hauptquelle ihres Landes zu schützen suchen, deshalb gingen wir auch keineswegs zum Schutzzollsystem über, als unsere Industrie schwach, sondern als sie stark geworden war. Nicht aus Mitleid vor der Ohnmacht, sondern aus Furcht vor der Macht pflegen Gesetze zu entstehen, sogar die sozialpolitischen. Alles in allem braucht die neue Goldanhäufung der Franzosen keine Beunruhigung hervorzurufen.

\* . \*

Es lebe die Unabhängigkeit, so kann man frohgemut der Zulassungsstelle der Berliner Börse zurufen, die übrigens von Jeher ihre freie Meinung scharf und klar behauptet hat, und dadurch nicht wenig zum Ansehen ihres Platzes beitrug. Diesmal werden Maßnahmen gegen die Zulassung ausländischer Werte nur für einen Teilbetrag erwogen, so daß in dieser Beziehung zwischen den Beträgen derselben Emission an andern Börsen kein Unterschied, aber auch kein Hindernis im Internationalen Handel entstehen soll. Zweierlei Interessen haben diese Mißbräuche bis auf den heutigen Tag gefördert. Der Geschäftssinn der Kommissionsbanken, welche durch die Einengung der Lieferbarkeit besonders von überseeischen Papieren, den Umsatz derselben ganz in der Hand be-



hielten. — Die Herrschsucht der Emissionshäuser, denen es nicht nur um die Sperre der Städte, sondern auch für immerdar um eine Unbeweglichkeit des deutschen Besitzes an den betreffenden Papieren zu tun ist. Einerlei, ob sich nicht die Hochfinanz durch solche Zwangsmaßnahmen schließlich selbst mehr schadet als dem Publikum, so kann gerade die Zulassungsstelle hier vielem abhelfen. Vor allem vielleicht auch dadurch, daß sie sich in Jedem einzelnen Falle mit den auswärtigen Börsen ins Einvernehmen setzt. Auch diese haben, wie das Publikum, ein Lebensinteresse an einem freie« Markt.

\* . \*

Die neuen Geschäfte in der Türkei 1 mehren sich. Französische Kapitalisten fahren, nachdem sie soeben in Belgien Industriegesellschaften sogar für Rußland gegründet haben, mit der Etablierung von Banken in Konstantinopel fort. Dazu kommt eine sehr ernste englische Gründung unter den Auspizien von Sir Ernest Cassel, der neben Lord Rothschild der einflußreiche Ratgeber der britischen Regierung ist. Es könnte das alles wohl auf eine Einkreisung der deutschen Tätigkeit in der Türkei und der Levante hinauslaufen, wenn unsere Leistungen so leicht zu übertreffen wären. Jedenfalls ist Sir Cassel kein einseitiger Geschäftsmann, da er sogar s. Zt. bei der Berliner Emission der Bagdadbahn im stillen beteiligt blieb, trotz der offenen Animosität seines auswärtigen Amtes. Möglicherweise sprechen Ottomanbank und Deutsche Bank auch dann noch demonstrativ von ihrem ungestörten Einvernehmen, wenn die Londoner und Pariser Einflüsse längst ihre Ministerarbeit vollzogen haben.

Rundschau.

215

Sozialdemokrat und Kaiser.

Von I g n o t u s.

Der sozialdemokratische Vizepräsident des österreichischen Abgeordnetenhauses ist vom Kaiser Franz Josef in Audienz empfangen worden. In Jener selben Hofburg, in der eigentlich noch immer auch Minister, die nicht von gutem Adel sind, nicht als ganz voll genommen werden, Ist ein Sozialdemokrat In Frack und weißer Binde (ohne Orden allerdings) die Stufen hinaufgeschritten, dann bat der Republikaner vor dem Kaiser seine Verbeugung gemacht, und der Kaiser hat dem Republikaner die Hand gereicht und mit Ihm freundlich Ober die aktuellen Gegenstände der Gesetzgebung gesprochen.

Das Ist so einfach und, man möchte fast sagen, selbstverständlich. Aber es mutet doch, trotz den Präzedenzfällen, die sich, nicht In Berlin, aber in Deutschland abgespielt haben, revolutionärer an als ein« echte Revolution. Es ist vor allem die Revolution der österreichischen Sozialdemokratie gegen die Revolutionstheorie. Schon lange, ehe auf den reichsdeutschen Parteitag die evolutionistischen Rebellen mit groben Worten gezüchtigt wurden, hatten die österreichischen Sozialdemokraten opportunistische Politik getrieben. Die Christlichsozialen, die in den neunziger Jahren als Oppositionspartei sehr demokratisch taten, wurden gefördert, als Sturmbock gegen die Manchester-Liberalen benutzt, um freilich, ans Ruder «langt und »li klerikale Duckmäuserpartei entpuppt, nun von derselben Sozialdemokratie aufs erbitterteste bekämpft zu werden. Die bürgerlichen Sozialpolitiker, die unter Philippovichs Führung das Erbe der abgewirtschafteten Liberalen antreten sollten und wegen ihrer weltfremden Kathederweisheit rasch selbst abwirtschafteten, erfuhren gleichfalls von sozialdemokratischer Seite wohlwollende Unterstützung. Die schwierige nationale Frage, das Reilglonsproblem, wurden nach außen hin, sobald es eben „opportunistisch“ erschien, aus dem Spiele gelassen, und die Person des Kaisers blieb aueß zu einer Zeit, da dl« Sozialdemokratie noch keine Immune Rednertribüne Im Parlamente hatte, außer Debatte. Dann wurde Franz Josef der Wahlreforms-Kaisrr. Nicht den Sozialdemokraten zuliebe, aber Ihnen zugute führte er mit dem ganzen Nachdruck seiner Persönlichkeit das allgemeine gleiche und direkte Wahlrecht durch alle Gegnerschaften der um ihre Existenz zittern,; <m parlamentarischen Partelen zum Siege. Das machte ihn populär bei jenen selben Arbeiterbataillonen, deren große Wahlrechtsdemonstrationen noch knapp vorher dort oben nicht ohne einiges Unbehagen geduldet worden waren. Und es ergab sich die eigenartige Konstellation, daß Im großen Pressekrieg, der um das Prinzip des allgemeinen Wahlrechts geführt ward, gerade die sozialdemo-



kratischen Blätter gegenüber den wahlreformfeindlichen Konservativen den Willen des Kaisers als gewichtiges Argument in die Wagschale der Diskussion legen konnten. Als dann das allgemeine Wahlrecht durchgesetzt war, da zogen die Sozialdemokraten — vordem eine Zehnmänner-Partei — mit 89 Stimmen in das Parlament ein, die zweitstärkste Partei des Hauses, in welchem nur die vereinigten Klerikalen über eine noch größere Zahl von Mandaten verfügen. Die Sozialdemokraten haben sich für die Wahlreform nicht undankbar erwiesen. Im letzten Sessionsabschnitt konnte das Budgetprovisorium nur mit ihrer Unterstützung auf die Tagesordnung gebracht und erledigt werden. Sie haben diese Hilfe nicht verweigert und lassen es sich gefallen, daß man ihnen den Spitznamen „kaiserlich-königliche Sozialdemokraten“ beilegt. Unter der stillen und klugen Führung Dr. Victor Adlers haben sie jenen Weg zurückgelegt, der sie zunächst in den Thronsaal zur Verlesung der Thronrede und jetzt sogar in das Audienzzimmer jenes Monarchen führte, dessen erste Regierungsjahre mit absolutistischen Experimenten ausgefüllt waren.

Der Vizepräsident aber, der dem Kaiser von Österreich als Mann dem Mann gegenüberstand, heißt Engelbert Pernerstorfer. Er war der erste sozialdemokratische Abgeordnete Österreichs. Als Gymnasialprofessor schloß er sich bei Beginn seiner politischen Laufbahn dem Apostolate Schönerers an, um dann ganz allmählich immer mehr ins sozialistische Lager überzugehen. Noch als Deutschnationaler errang er sich außerordentliche Popularität, als er einzelne Mitglieder des Kaiserhauses in öffentlicher Sitzung des Abge-

MORGEN.

ordnetenhauses in einer Weise angriff, die ihn  
•hae den Schutz der Immunität in den Kerker  
gebracht hätte. Viele, viele Jahre sind seither  
vergangen, und als die „staatserhaltende“ sozial-  
demokratische Partei zur Thronrede erschien, da  
war es dor seinerzeit im Auftrage eines sehr hohen  
Herrn mit der Hundepitsche traktierte Abgeordnete  
Pernerstorfer, der das ssinige dazu beitrug, tun die  
Partei in das Fahrwasser des reinsten Revisionis-  
mus zu steuern und der das „Zu Hofe gehen“  
verteidigte. Er bekannte sich als Opportunitäts-  
politiker, der bereit ist, „zu Hofe zu gehen und  
auf die Straße zu steigen“, wenn nur ein Vorteil für  
seine Partei daraus erwachse.

Die Sozialdemokratie geht in der österreichi-  
schen Politik andere Wege, als das Dogma vor-  
schreibt. Ihr nur halb verschleiertes Ziel ist, als  
demokratische Volkspartei auch die Sympathien  
der Bürgerlichen zu gewinnen, welche sie als einzig  
kräftigen Sturmbock gegen die immer übermächtiger  
werdenden Klerikalen einschätzen sollen. Ihre  
weitere Entwicklung wird ein lehrreiches Exempel  
für die Streitfrage bilden, ob sozialdemokratische  
Parteien als solche in der Lage sind, positive Politik  
zu treiben. Für Österreich um so lehrreicher, als  
diese Partei auch berufen erscheint, die harte  
KuB der nationalen Frage, an der sich Regierungen  
med politische Führer bisher vergeblich die Zähne  
ausgebissen haben, zu knacken.

Der tolle Georg.

Von v. S.

Der kriegstollwütige Kronprinz von Serbien  
kann sich immerhin einiges erlauben. Er gehört  
in Jenen Bevorzugten, die nichts zu verlieren  
haben. Außerhalb Serbiens nimmt ihn niemand  
ernst und im Lande ist auch so w e n i g mehr für  
einen Karageorgewitsch vorhanden, daß er durch  
aationale Extasen immer noch eher etwas ge-  
winnen kann, als durch Befolgung der väterlichen  
Ratschläge. Der kleine Georg schreit unablässig  
lach Krieg, erklärt in der Offiziersmesse seines  
Regiments, er werde — wenn sich auch König  
ind Regierung für den Frieden entschließen sollten  
- - doch und auf eigene Faust gegen  
Österreich marschieren. Der kleine  
Georg will nämlich partout für einen psychopatisch  
veranlagten Politiker gelten, dem alles scheu  
aus dem Wege gehen soll. Und dabei ist es gar  
nicht so um ihn bestellt. Ihm fallen die mildernden  
Umstände einer wildaufbrausenden Jugend, die einen  
Vogel haben darf, gar nicht zu — er schwin-  
delt uns diese nationalen Brust-  
gefühle nur vor. Wer das besondere  
Vergnügen hat, ihn zu kennen, weiß, daß er ein  
mittelmäßig begabter, innerlich harter gefühlloser,  
früh gealterter Knabe ist, der sich für gar nichts  
begeistern kann, der seinen Vater, seine Familie,  
seine Maitressen, seine Kameraden, seine Hunde  
und Pferde haßt und quält — der wahrscheinlich



auch alle Serben haßt und sie sicher quält.

Ein Komödiant—der auch später  
anders kommen kann, wenn das  
Repertoire es verlangt. Diese Berichtigung des  
landläufigen Bildes vom „gährenden Mostjungen“  
beruht teils auf persönlichen Beobachtungen,  
teils auf Mitteilungen verlässlicher Personen seiner  
genugsam gemarterten Umgebung.

Tschechischer Volkswitz.

Von Fridolin.

Die Prager Allotria haben wieder begonnen und  
allsonntäglich wird die bummelnde Studentenschaft  
mit Stockhieben traktiert und so lange mißhandelt,  
bis sich die Sicherheitsbehörde in die nicht ganz  
barmlosen Volksbelustigungen einmischt. Als  
unlängst das Einschreiten der Gendarmerie not-  
wendig wurde und bei der unheimlichen Musik  
von Hornsignalen diese Schutzmannschaft in Be-  
reitschaft trat, begrüßte man die Pickelhauben  
mit dem Spottgeschrei: der Scharlach kommt!  
In den Kasernen der Gendarmerie war nämlich  
einige Wochen vorher der Scharlach ausgebrochen.  
Solche Spaßvögel sind die Tschechen. Einige  
Jahre vorher war es sehr im Schwange, der be-  
rittenen Polizei „Kosaken“ zuzurufen. Auch die  
Namen der japanischen Feldherrn, wie Kaml-  
mura, waren als Scheltworte sehr beliebt. Wie  
idyllisch ging es doch in Prag in den Tagen des  
Standrechtes zu. Da steckten die Straßenpolitiker

Rundschau.

217

höchstens wie Schneider Jette und Zimmermeister Vansen die Köpfe zusammen, um beim Anblick der bewaffneten Schutzorgane lautlos davonzu-  
Dieselben Leute brüllen nun wieder auf Serbien und akklamieren die Gen-  
der Scharlach kommt. Und sie werden das heitere Spiel so lange fortsetzen, bis der Scharlach wieder in der Gestalt des Scharfrichters ein-Bürgerkunde.

Von

Otto Corbaob.

igegnet man jetzt

der Anregung, In unsere Schulen Bürgerbücher einzuführen, wodurch die Jugend über die bestehenden öffentlichen Einrichtungen und alles, was von der Politik für jedermann zu wissen Ist, unterrichtet werden könnte. Der

durch Mangel an Staatssinn und geringe Kenntnis des eigenen Staates auffallen. Der Gedanke ist vernünftig, so vernünftig, daß man sich wundern muß. Ihn nicht längst verwirklicht zu wissen. Wie kommt es, daß bei uns der Staat, der die allgemeine Schulpflicht einführte, keinen Wert darauf gelegt hat, das Volk auf diesem Wege mit sich näher bekannt und vertraut zu machen? Das ist sonderbar und regt zum Nachdenken an. Die Frage taucht auf: „Hat der Staat ein Inter-

Wer

Wirt-

sc haitsorganismus begreift, wird sie unbedenklich bejahen. Aber der Staat, das Ist bei uns noch die BureaukraUe. Wer es vergessen hatte, wurde durch den Fall Schücking und den Streit um die „politischen Beamten“ daran erinnert. Und die BureaukraUe bedeutete bisher gewissermaßen ein „Ding an sich“, ein Gebilde, du, hoch erhaben Über die gemeinen Nützlichkeitstriebe der „Unterkategorischen Imperativ be-Bureaukratie

lag es nun zwar, daß das Volk sich In den Schulea allerhand nützliche Kenntnisse aneignete, die et Ihm erleichterten, wohlhabend und steuerkräftig zu werden, nicht aber, daß es tieferen Einblick la das Getriebe des Staates gewann. Der Staat sollt« etwas bleiben, was gefürchtet wird, und dazu mußte die Bureaukratie mit geheimnisvoller Wichtigtuerei wirken können. Dasselbe Grauen, das ein echter Bureaukrat gegenüber Dingen wie Telephon und Schreibmaschine, die Ihm jetzt aufgedrängt werde« sollen, empfindet, regt sich In ihm auch bei dem Gedanken, daß jeder Schulbube künftig schon darüber belehrt werden sollte, mit wie wenig Verstand noch Immer regiert wird. Das Ist der Grund, weshalb bei uns bisher in den Schulen kein« Bürgerkunde getrieben wurde. Nun Ist die Entwicklung unserer politischen Verhältnisse soweit



gediehen, daß die Umstände darauf hindrängen, das Beamtentum dem nationalen Wirtschaftsorganismus anzupassen. Dazu muß die Kluft zwischen der Bürokratie und dem Volk Überbrückt werden. Deshalb ist das Verlangen nach Einführung von Bürgerbüchern in die Schul« Richard Straussens Elektra.

Von

Felix Adler.

Man hielt es für «inen Reporterwitz, als gleich nach dem Erfolg der Salome die Kunde laut wurde, Richard Strauß wolle Hoffmannsthals „Elektra“ in Musik setzen. Wollte er wirklich die Salome noch einmal wiederholen, sollte er die Gefahr nicht bemerken, die der Stoff in sich birgt? . . . Richard Strauß Ist nicht blind. Er gehört nicht zu den Künstlern, welche dem inneren Drange folgend mit Problemen ringen, unbewußt. Er mußte also einen bestimmten Zweck im Auge haben, und der könnte kein anderer sein, als eine neuerliche Ausnützung oder der Versuch einer Potenzierung des Salomeerfolges, der ihn selbst offenbar überrumpelt hatte. Die prachtvolle Mischung der Salome aus überspitztem Raffinement und holdem Kitsch hatte

## MORGEN.

den Zeltgeschmack getroffen. Salome war das Experiment, Elektra wurde die Spekulation.

Das Experiment der Salome bestand aus der Übertragung der differenziertesten instrumentalen Ausdrucksmittel, die sich in den letzten zehn Jahren jenseits des Theaters, also im Konzertsaal, so unheimlich entwickelt haben, daß man den feinsten Zwischenstimmungen, den unmerklichsten Übergängen Klang zu geben vermochte, auf das Drama. Gewiß haben andere, Pfitzner z.B., sich gleichfalls diese Ausdrucksmöglichkeiten zu Nutzen gemacht, aber suchend, tastend, sich ganz der schöpferischen Phantasie überlassend, um sich auf dem Wege zum musikalischen Neuland zumeist in Untiefen zu verlieren. Strauß selbst ist schöpferische Phantasie gewiß nicht abzusprechen, aber er kennt nur die Welt und ihre Leute nur zu gut und mit einem Seitenblick auf sie, hält er das Schaffen seiner Phantasie im Zaune. Die Salome hat er mit einem Zielbewußtsein sondergleichen in Töne umgesetzt und genau das herausgebracht, was er wollte. Man hat mit Recht eingewendet, die Strauß'sche Salome sei nicht mehr die des Wilde, und wenn man, ernüchtert nach den tonkoloristischen Orgien das dichterische Original wieder zur Hand nahm, oder es gelegentlich wieder einmal auf der Bühne sah, so erkannte man mit Schrecken den Unterschied. Aber Strauß wollte sicherlich nichts anderes als just die Orgie. Die zarte filigrane Dichtung war ihm Hekuba. Er brauchte sie als Substrat für seinen Zweck, und daß er ihn erreichte, dankte er seiner überwältigenden Meisterschaft, seiner kein Hindernis kennenden Technik.

Es ist etwas Meyerbeer'sches in Richard Strauß. Nur ein Meyerbeer unserer Tage konnte auf den Gedanken kommen, die Salome übertrumpfen zu wollen und das Rezept, das sich eben so vortrefflich bewährt hat, an der Elektra zu erproben. Diese Elektra ist nichts anderes als die ins Grandiose, Ungemessene fortgeführte Steigerung eines einzigen Gefühls: des Rachedurstes. Man begreift, daß dieses ungeheuere Crescendo den Tondichter reizen konnte, reizen mußte. Man begreift aber auch den Widerspruch Jener, die von der musikalischen Auslösung des Stofflichen in der Elektra, aus Gründen des guten Geschmacks, nichts wissen wollen. Wie nicht anders zu erwarten war, deckt sich die Elektra mit der Salome formal vollkommen. Es ist eine einsätzliche, dramatische Riesensinfonie, in welcher das absolut Musikalische Hauptsache, die Bühne fast Nebensache ist. In der Disposition zeigt Strauß wieder seine ganze Meisterhaft. Man sieht sofort, daß es ihm weniger auf die naturalistische, vor nichts zurückschreckende Illustration des Stoffes ankam, die für jedes Gleichnis des Textes das entsprechende Spiegelbild findet, als vor allem auf die musikalische Versinnlichung der dichterischen Idee und ihrer Triebe. Seine Themen scheiden sich in-



folgedessen in zwei Kategorien: die erste Gruppe enthält das symbolische Motivmaterial, die zweite Gruppe das koloristische. Der einleitende große Monolog Elektras faßt alles Symbolische zusammen. Da ist gleich am Anfang der Quartensprung, der so oft erscheint, als der Name des erschlagenen Agamemnon genannt wird, dann ein wuchtiges, durch drei Oktaven aufsteigendes Vergeltungsmotiv, und endlich das recht dürftige Gesangsthema, die Geschwisterliebe der Kinder Agamemnons symbolisierend. Ein viertes deutet schon jetzt auf Elektras mädchenhaften Schluß Tanz. Diese Motive dominieren. In schier unerschöpflicher Polyphonie führt sie Strauß stets aufs neue vor das Ohr, steigert sie, wirft sie durcheinander, verzerrt sie zur gräßlichsten Kakophonie, je nach Bedarf. Die illustrierenden Themen klammern sich dagegen an das Wort. Da ist zum Beispiel bei dem Ausruf „Schmeißfliegen fort!“ ein alterierter Undecimen-Akkord, der an Scheußlichkeit seines gleichen sucht, dann die parallelen Quinten, die „Das ewige Gemorde und Glitschen im Blute“ darstellen sollen, die sind von einer nicht mehr zu überbietenden drastisch-naturalistischen Wirkung, ebenso das Schleppen und Schleifen des Zuges der Opfertiere. Aber man ist davon nicht mehr überrascht, kennt man doch Straußens Vorliebe für solche Kraßheiten, man hält sich dabei kaum mehr auf, und richtet lieber das Augenmerk aufs Große, auf die eminent sinfonische Struktur und die bei Strauß stets wiederkehrende schwungvolle melodische Linie. Man weiß, Straußens melodische Erfindung geht mehr in die Breite als in die Tiefe, sie ist zumeist billig und unoriginell, aber immer packend und steigerungsfähig. In der „Elektra“ ist sogar mehr davon als in der „Salome“. Chrysotemis, Elektras müde

Schwester, Ist ganz In solchen lyrischen Konturen gehalten. Alle überhitzten Phantashgebüce schwinden, wenn sie erscheint, das Gedringe der benachbarten Tonalitäten hört auf, der tollen Chromatik sind Schranken aulerlegt bis — Klytämestra kommt. In ihr hst Strauß ein Gegenstück zu seinem Herodes geschalten. Da geht es nun freilich von neuem los. Die Ästhetik des Häßlichen feiert Triumphe und die, diesen Teil beschließende Prophezeiung Elektro\* Übertrifft an schauerlicher Eindringlichkeit alles Vorangegangene. Es folgt eines Jener großen instrumentalen Zwischenspiele, die sich bei Strauß, ab eine Art Inionischer Synthese, In die Handlung einkerben. Markerschütternd ist der Aufschrei des Orchesters bei dem Empfang der Botschaft vom vermeintlichen Tode des Orest, musikalisch voll ausgebeutet die Szene, In der Elektra von Chryso-tils den Muttermord verlangt und sie nach ihrer Weigerung verflucht. Das Erscheinen des Orestes bringt den ersten, langersehten Ruhepunkt. Das Erkennen der Geschwister gehört zu dem Ergreifendsten. Wir dürfen auch für längere Zeit in einer Tonart (As dur) verharren. Man atmet auf. Aber Jetzt folgt wieder Geschehnis auf Geschehnis, Schlag auf Schlag. Elektras Triumph, Tanz und Tod bringen die nochmalige Zusammenfassung und Kondensierung des gesamten musikalischen Stoffgehaltes zu einer der effektivsten Szenen, die man Je auf der Opernbühne erlebt hat.

Man kennt Straußens beispiellose Gewalt Über das Orchester und weiß, daß der Instrumentalapparat seinen Werken erst Leben und Farbe gibt. Er ist auch in der Elektra einfach unerschöpflich in neuen Orchesterelfekten und Instrumentalkombinationen, die einzeln aufzuzählen schlechtweg ein Ding der Unmöglichkeit ist. Neu ist die Einteilung der Streicher in drei Gruppen. Strauß unterschied diesmal erste, zweite und dritte Violinen, erste, zweite und dritte Bratschen. Das Elektra-Orchester ist Infolgedessen noch größer als das in der Salome. Das Blech besteht aus acht Hörnern, vier Tuben, sechs Trompeten, von denen drei am Schluß stehend geblasen werden müssen, Baßtrompete, drei Posaunen, Kontrabaßposaunen und Baßtuba. Das Holz Ist durchwegs drei- bis vierfach besetzt. Daß Celles La, Heckelphon und das Schlagzeug eine besondere Rolle spielen, ist belrzbe schon selbstverständlich. Die Schwierigkeiten, die sich einer Wiedergabe des Werkes durch den Instrumentalapparat entgegenstellen, spotten Jeder Beschreibung. Mit ihnen konkurriert nur noch die Partie der Elektra selbst, welche Anforderungen enthält, wie sie bisher wohl noch nie an eine dramatische Sängerin gestellt worden sind. So viel sei nach den flüchtigen Eindrücken der ersten Dresdner Aufführung gesagt. Erst später wird man das reiche Detail, mit dem Strauß seine Elektra durchsetzt hat, würdigen und feinere Zusammenhänge heraus-



finden können. Denn Strauß hat sich seine Aufgabe nicht leicht gemacht. Einen wesentlichen Fortschritt seinem früheren Schaffen gegenüber wird man aber in der Elektra nicht erblicken können, denn alles in allem bedeutet sie doch nur eine Wiederholung des glänzenden artistischen Meisterstückes, das er in seiner Salome gegeben hat. Eine Potenzierung war allerdings kaum mehr möglich.

Berliner Konzerte.

Von

Max 01 11 z k i.

Moritz Roscnthals Abende gehören

zur Kategorie der außerordentlichen Ereignisse.

Dieser Klaviermeister ragt über das Gros der guten Spieler empor. Wie er z. B. die Paganini-

Brahms Variationen trotz seiner oft brutalen Ton-

erzeugung mit absoluter Klarheit des Geistes und

der Technik wiedergibt; wie er dagegen in der As-

dur-Sonate von Weber nicht nur seine große Finger-

fertigkeit, sondern auch Herz und Gemüt reizt;

wie er den Beethoven (op. 109) vollständig ver-

änderte Vortragsweise diktiert, Chopins Ball-

Sonate nicht gerade chopinsch empfindet, dessen

As-dur-Walzer aber zu einer Leistung pianistischcr

Athletik stempelt, läßt seine exzeptionelle Stellung in

der Konzertwelt erklärlich erscheinen.: Leopold

Godowsky interessiert Immer wieder nur wegen

seiner kompositorischen Geistreicheleien über be-

kannte Themen. Auch geht man zu ihm, um

einen Straußschen Walzer paraphrasiert zu hören.

MORGEN.

So etwas düpiert die Menge, die sich mit waghändiger Tastenarbeit begnügt.

Professor Karl Panzner (III. Abend Im Mozartsaal) verhalt der sinfonischen Dichtung von Paul E r t e 1 „Hero und Leander“ zu gutem Erfolge. Das Ertelsche Werk zeigt gegen seine Vorgänger einen wesentlichen Fortschritt in der Erfindung. Wenn Herr Eitel im Bewußtsein seiner kontrapunktischen Sicherheit auch manchmal über die Stränge schlägt, so freut man sich immer wieder, diesem farbenreichen Tonmaler zu begegnen.::

Die ungarische Geigerin Stefi Geyer spielte unter Panznern Leitung den A-moll'schen Goldraarck sehr ergreifend; sie ist seit vorigem Jahr reifer geworden und bewahrt überlegene Ruhe selbst bei der Ausführung der verzwicktesten Passagen.

Das Hubay'sche E-dur-Konzert war für den Erfolg des debütierenden Gelgers, Joseph S z l g e t i, bestimmend. Rasse steckt in ihm. Er überrascht durch einen vollen Ton, den er nuancenreich färbt. Der Londoner Ronald begleitete ihn mit den Philharmonikern und konnte sich selbst mit der Tschaikowsky'schen E-moll-Sinfonie als tüchtiger Orchesterleiter in Erinnerung bringen.

Die blasinstrumentalen Kammermusikabend« des Herrn Gustav Bumcke sind wohl tüchtige Veranstaltungen, haben aber im Grunde genommen bisher wenig Erfreuliches gezeitigt. Herr Bumcke hat weder als Dirigent noch als Komponist Zeichen sieghafter Begabung gegeben.

Ferruccio Busoni vollendete Listts annees de Pelerinage (II. Abend im Beethovensaal) und schloß mit dessen H-moll-Sonate. Von des drei Sätzen der Venezia e Napoll (Supplement ä l'Italie) nahm die Tarantella das stärkste Interesse in Anspruch. Der Angelus mit der Prien aux anges gardiens (I. der Trolsieme annee) ist ein so ermüdender Satz, daß selbst Busonis Kunst ihn nicht zu würzen vermochte.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Alle Manuskript- und Büchersendungen an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33.

Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33; in Österreich-Ungarn: Dr. Felix Braun In Wien. — Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76. — Druck von H. G. Rabtgens, Lübeck, Mengstr. 13.

Prell M. 1M, kleine Tube M. — 60, Oesterreich-Ungarn Kr. 1.50, kleine Tube Kr. 1.00

PCBCCO

BEIERSDORFS

ZAHNPASTA

seit fünfzehn Jahren von Aerzten und Zahnärzten ständig empfohlen

P. BEIERSDORF & Co., HAMBURG

LONDON E. C, Idol Lane 7-8. Vertrieb fttr D. S. A. Lehn iE Fink, NEW YORK



7. HEFT.  
11. FEBRUAR.  
1909.

Willkommen.

Ton

Karl Lamprecht.

König Eduard ist in diesen Tagen Gast des Kaisers, der Stadt Berlin und des Reiches. Wir begrüßen ihn aufrichtig, da er den Ort betritt, der die Heimat seiner Schwester geworden war, und das Land, dem seine Ahnen einst ganz angehört haben und dem er selbst noch einmal, durch seinen Vater, mit der Hälfte seines Blutes verwandt ist. Und wir betonen, wie dieser Zusammenhang auf der breiten Grundlage nationaler Verwandtschaft der beiden vertretenen Völker, der breitesten, die in der geschichtlichen Welt bekannt ist, beruht. Im Engländer mischen sich mit fiberwiegenden niederdeutschen und nord-germanischen Elementen vornehmlich keltische, Im Deutschen kommen cur germanischen Anlage Momente des Keltischen und Slawischen; gemeinsam ist beiden das Teutonische, das Hauptelement europäischer Expansion über die Welt: und um einen Freundschaftsaustausch teutonischer Elemente vor allem handelt es sich in den nächsten Tagen. Daß dabei die Politik im Vordergrande stehen wird, selbst wenn nicht ein einziges Wort Politik gesprochen werden sollte, ist klar. Denn wann wären Teutonen zusammengekommen ohne einen Vorrat ernster Gedanken über allgemeine Fragen? Und Gedanken sind Absichten.

Auf politischem Gebiete handelt es sich zwischen England und dem Reiche um die Ausgleichung sehr ernster Gegensätze, deren Hervorbrechen keineswegs dem Willen und lohu. im. MI 7. 17

## MORGEN.

der Kraft eines einzelnen, und wäre es König Eduard, verdankt wird. Die äußere Geschichte Europas ist bis zum 14. und 15. Jahrhundert in dem Ausgleich der Gegensätze zwischen dem westlichen und dem zentralen Europa verlaufen. Den politischen Mittelpunkt bildete dabei der geographischen Lage nach Frankreich, der Machtstellung nach Deutschland; Deutschland war dabei in der allgemeinen Konstellation der Dinge in einer ähnlichen Position etwa wie heute Rußland: und wie für Rußland, so erhielt sich für das alte Reich die Gewohnheit des Übergewichts auf lange Zeit hindurch, vornehmlich deshalb, weil es das größte peripherische Reich der gesamten europäischen Staatengruppen und insofern nicht leicht angreifbar war.

Diese Lage verschob sich von dem Moment an, da das Reich im Osten und Norden Nachbarn von Bedeutung erhielt. Dieser Prozeß begann mit der Erhebung Litauens, Polens und Ungarns Im 14. und 15. Jahrhundert, setzte sich fort mit dem Aufschwung der Türkei im 15. und 16. und Schwedens Im 17. Jahrhundert und war vollendet mit dem Eintreten Rußlands in den Kreis der großen europäischen Mächte im 18. und 19. Jahrhundert. Die Frage aber der politischen Mündigkeitsentwicklung Osteuropas war für Deutschland der Verfall des Reiches, das nun von West und Ost angegriffen werden konnte und angegriffen wurde: und die Führung der europäischen Geschichte ging an Frankreich-England und Rußland über.

Dieser Zustand der Dinge ist durch die nationale und wirtschaftlich-imperialistische Erhebung Zentraleuropas im Laufe der letzten zwei bis drei Generationen unterbrochen worden. Italien fand eine beinahe gänzliche, Deutschland eine minder vollendete nationale Einheit; Österreich begann, wenn auch im Verhältnis zu Deutschland und selbst zu Italien etwas verspätet, in den wirtschaftlichen Aufschwung einzutreten. Was sich innerlich angebahnt hatte und vorwärts zu stoßen begann, brachten äußerlich der deutsche Sieg über Frankreich und die Vollendung der italienischen Einheit durch Einnahme des Kirchenstaates zum Ausdruck. Mitteleuropa erstrebte und erreichte auf einige Zeit die politische Hegemonie des Erdteils; Frankreich als führende Macht des Westens wurde auf das Mittelmeer, nicht minder Rußland ab führende Macht des Ostens auf Konstantinopel abgedrängt: Türkenkrieg und koloniale Zusammenfassung des Nordrandes Afrikas durch Frankreich waren die Folge, das Mittelmeer wurde wieder ein politisches Gewässer, und über die politische Behandlung der alten Länder des römischen Imperiums hinaus erfolgte der Übergang zur Weltpolitik, in deren Verlauf denn auch England von den Wirkungen der Veränderungen Zentraleuropas betroffen wurde.

Das war die Lage, die König Eduard vorfand: und er hat sie, sehr natürlich vom englischen Standpunkte, dadurch akzentuiert, daß er ein engeres Verhältnis zu Frankreich und Rußland anbahnte. Natürlich aber wurde dadurch auch die neue Situation Mitteleuropas, wie sie im Dreibund Ausdruck gefunden hatte, bedroht: und dies ist die Lage der Gegenwart.

Wird sich an dieser allgemeinen Konstellation rasch etwas ändern?



Soviel ist klar: es könnte schwerlich ohne eine gewaltige kriegerische Katastrophe geschehen, vor der schließlich Jedermann zurückbebt.

Dennoch ergeben Einzelveränderungen in der politischen Gesamtlage Europas immer wieder die Möglichkeit und reifen auch zu der Absicht, eine generelle Verschiebung mit kleineren Mitteln hervorzurufen. Und hierdurch entsteht ein Hin und Her der Beziehungen, dessen Behandlung für England, dem einzigen europäischen Inselstaat, besonders leicht und vorteilhaft ist.

Die letzte Phase in dieser Entwicklung, die wir eben noch durchlaufen, die orientalische, zeigt indessen, daß eine solche Politik doch auch für ihre wichtigsten Teilnehmer und teilweisen Urheber nicht ohne Gefahr ist. Zunächst haben sich diesmal doch die Fäden, welche Frankreich und Rußland mit England verbinden, als nicht genügend stark erwiesen, um diese Staaten ganz auf englische Seite zu ziehen; das System englischer Bevormundung und Ausnutzung kontinental-europäischer Gegnerschaften ist schon zu alt, um nicht in das politische Bewußtsein der kontinentalen Massen eingedrungen zu sein, und erweist sich, weil bekannt, schon als minder wirksam. Vor allem aber hat auch nur der Versuch schon, die orientalische Frage stärker anzupacken, zu einer Amalgamierung der deutschen und österreichischen äußeren Politik geführt, die nicht umhin kann, daran zu erinnern, daß dies früheste Rezept äußerer Einheitsbewegung darin bestand, ein österreichisch-deutsches Doppelreich mit gemeinsamer auswärtiger Politik zu erstreben. Die deutschen Stämme und Staaten haben als politischen Hauptfehler stets den Partikularismus gehabt; und bei optimistischer Auffassung der politischen Entwicklung des letzten Menschenalters möchte mancher Deutsche darum vielleicht dankbar das Geschick der französisch-russischen Aussöhnung preisen, das um die spröden Dauben des deutschen Reichsgefäßes einen Reifen elserner Verschweißung gelogt hat; es kann darum vielleicht gar nichts schaden, wenn England Mitteleuropa, und zwar zunächst Deutschland und Österreich, verwandte Dienste leistet. Wegen Italiens aber bedarf es kaum der Beunruhigung: es wird im Momente der Gefahr, wie bisher stets, nicht den zum Freunde wählen, dem die nationalen Sympathien gelten, sondern den, der sichere Vorteile zu verbürgen weiß. Diese Gedanken bedürfen in diesem Moment nicht weiter des Ausspinnens. Aber wie wir uns daran gewöhnt haben oder gewöhnen sollten, politische Feste, wie den Geburtstag des Kaisers oder den Gründungstag des Reiches, nicht mit leerem Hurra, sondern mit Versuchen politischer Aussprache zu feiern, die in vielen Fällen gegenseitige Verständigung und zumeist doch wenigstens einen Fortschritt politischen Denkens bedeuten, so scheint es doch richtig, sie eben jetzt und eben bis zu dem erreichten Ende auszuführen: als einen schlichten Beitrag zur Begrüßung König Eduards.

IT

Zum Besuch unseres Königs in Berlin.

Von

Lord Avebury - London.

Ih bin der Überzeugung, daß unser König' Deutschland als ein Bote des Friedens und der guten Gesinnung unserer Landsleute für das deutsche Volk besucht.

Deutsche und Engländer gehören zu derselben großen Rasse und Religion. Unsere gegenseitigen Interessen liegen auf gemeinsamen Bahnen und ein Krieg würde diese zerstören. Wir haben bis heute nie einen solchen Krieg gehabt, und ich kann nicht einsehen, warum wir ihn jetzt haben sollen. Ich bin auf alle Fälle sicher, daß England mit Feindseligkeiten nicht beginnen wird, und habe auch nie einen Augenblick daran geglaubt, daß Deutschland dies tun will. Es wird sehr oft gesagt, daß wir Deutschland einschließen und seine Ausdehnung verhindern oder doch wenigstens die Auswanderung seiner überflüssigen Bevölkerung unmöglich machen. Das ist sicher ein Mißverständnis. Unsere großen Kolonien sind unter eigener Regierung und sie machen daher keinen Unterschied zwischen englischen und deutschen Auswanderern.

Wir würden ohne Zweifel sehr erfreut sein, wenn Deutschland sich einverstanden erklären sollte, einEndemitdenweiterenVergrößerungderFlotte zu machen. Wir denken, daß unsere nationalen Flotten hinreichend groß und stark sind, und wir verstehen daher nicht, aus welchen Gründen die deutsche Regierung ihre Flotte in so umfangreicher Weise vergrößert. Dieses hat natürlich entsprechende Vergrößerungen der Flotten der anderen Länder, eingeschlossen der unserigen und der Frankreichs, zur Folge. Aber, wenn wir auch die Vergeudung von soviel Geld bedauern; besonders da der Grund dafür ein Geheimnis bleibt, so kann man Deutschland doch nicht das Recht absprechen, über seine Flottenpolitik allein zu entscheiden. Was auch immer der Grund Deutschlands für die Übernahme einer so großen und, wie wir denken, unnützen Bürde sein sollte, die neuen Schiffe werden nie zur Verteidigung gegen unseren Angriff dienen; denn wir sehen auf einen englisch-deutschen Krieg als einen Schrecken und als eine Handlung des Wahnsinnes.

England kann durch die Prosperität Deutschlands nur Vorteile gewinnen und umgekehrt. Wir haben daher in England nicht nur aus starken und materiellen Gründen, sondern auch aus höheren und vornehmeren Motiven, freundschaftliche Wünsche für das deutsche Volk. Was man auch sagen möge: Haß und Eifersucht sind uns fern.

Lord Landsdowne, der frühere Leiter der auswärtigen Politik Englands, schreibt uns: „Ich erkenne die Wichtigkeit einer Verständigung zwischen Deutschland und England an, aber ich möchte zu dieser Angelegenheit nicht selbst öffentlich das Wort nehmen.“



Zum Besuch unseres Königs In Berlin.

226

Joseph Allan Baker, Mitglied des Parlaments, der bekannte englische Politiker und Industrielle, schreibt uns:

Persönlich bin ich sehr erfreut über die liebenswürdige und freundschaftliche Aufnahme, die unserem König und unserer Königin in Deutschland zugebracht ist, und ohne Zweifel wird Gutes aus diesem Besuch erwachsen, der — wie wir alle glauben — im Interesse des Friedens und einer näheren Freundschaft mit Deutschland erfolgt.

Ich bin fest davon überzeugt, daß eine englisch-deutsche Allianz von größter Wichtigkeit wäre.

Je eher sie zustande kommt, um so besser nicht nur für die beiden Länder und Völker, sondern für die ganze Welt. Ein Krieg zwischen England und Deutschland würde eine absolute Lahmlegung des ganzen Welthandels bedeuten, und wer auch die Oberhand behielte, er könnte seines Sieges nicht froh werden. Die Zerstörungen, die ein solcher Krieg hervorrufen würde, sind kaum auszudenken.

Auch der moralische Effekt eines Krieges zwischen zwei Ländern, die dieselben ethischen Ideale haben und einander so viel verdanken, würde nicht nur eine nationale Schande, sondern eine Kalamität für die ganze zivilisierte Welt bedeuten.

Während zweier Besuche, die ich im letzten Jahre im Interesse des Friedens und guter Beziehungen in Deutschland gemacht habe, konnte ich beim Vergleich weder dort noch hier etwas entdecken, was nach Unfrieden oder Streit aussah. Jene Presse, die Zwistigkeiten hervorzurufen sucht, repräsentiert — wie ich sehe — auf beiden Seiten weder die öffentliche Meinung noch die Regierungen.

Reginald John Campbell, das Haupt der modernen theologischen Bewegung in England, schreibt uns: „Jeder patriotische Engländer bedauert das Mißtrauen, das so lange zwischen Deutschland und England, oder besser gesagt, zwischen gewissen Richtungen der öffentlichen Meinung in beiden Ländern existiert, und wird alles ernstlich willkommen heißen, was Wert für eine Annäherung zwischen den beiden Nationen haben könnte. Keine Partei in diesem Lande hat jemals Krieg mit Deutschland gewünscht, jede wird auf die Möglichkeit eines solchen Ringens nur mit Schrecken sehen.

Es würde daraus nur ein unendliches Elend für die Zivilisation entstehen. Es kann allerdings nicht geleugnet werden, daß ein gewisser Konflikt materieller Interessen in der kaufmännischen Welt existiert hat und noch existiert; aber dieser ist nie ernstlich genug gewesen, um zu einer wirklichen Fehde zu führen und es ist auch nicht anzunehmen, daß ein Krieg denselben beseitigen könnte. Was jetzt mehr als alles andere notwendig ist, ist, daß jede der beiden Völkerschaften von dem guten Willen der anderen überzeugt werde, und das ist, wie wir alle hoffen, nunmehr, da König Eduard nach Berlin kommt, auf einem guten Wege zur Verwirklichung.“

MORGEN.

Ein englisches Nationaltheater.

Meine lieben Engländer,

Ihr rüstet Euch, Shakespeares dreihundertsten Sterbetag

(im April 1916) würdig zu begehen, und wollt zur Erinnerung an den größten Dichter englischer Nation etwas Bleibendes schaffen.

Hie Shakespeare-Monument — hie Nationaltheater!

Die eine Partei ist für die Errichtung eines Shakespeare-Denkmal in London, wo der Dichter bisher nicht die ihm gebührende monumentale Verkörperung gefunden habe; die andre für die Errichtung eines Nationaltheaters, das in erster Linie der Pflege seiner Dramen gewidmet sein soll. Noch sind die Würfel nicht gefallen; aber es scheint, als ob der zweite Plan durchgesetzt würde. Hoffentlich.

Was das Denkmal betrifft. . . Natürlich ist Shakespeare in der Westminster-Abtei, Eurer Walhalla, vertreten; er steht am Eingang zum Lesesaal des Britischen Museums, der Eure universitas literaria ist, und er steht auf Leicester Square, der das Zentrum des Londoner Fleischmarkts ist. Als das Beste daran erschien mir immer der Vers auf dem Sockel, weil er von Shakespeare ist, und ich habe mich jedesmal über die Aufstellung der Statue gefreut: der Blick des Dichters ist auf das Empire gerichtet, wo man zwischen musikalischen Clowns und dressierten Hunden Balletts in höchster Vollendung — ausgestattet von dem für Euch geschmackvoller arbeitenden Berliner Baruch — sehen kann. Scheint der Stratford nicht mit leisem Lächeln sagen zu wollen: da drüben gibt es zu schauen, was bei meinem Volk zurzeit In Gunst steht; Massenaufzüge, schlanke Trikotbeine, grell beleuchtete Mädchenbusen (mehr Verheißung als Erfüllung), das ist den Engländern heute lieber als Hamlets Skrupel, Lears Flüche, Macbeths Ehrgeiz, Othellos Raserei. Sonst hat die Statue nichts zu sagen.

Sie genügt Euch also nicht mehr. Dir wollt sie durch ein würdigeres Werk ersetzt wissen. Aber mit Denkmälern Ist es eine eigene Sache. Wir leben in einer Zeit, die der Plastik nicht sonderlich günstig ist. In London gibt es kaum mehr gute Denkmäler als in dem verschrienen Berlin. Konventionelle Statuen, ja, die Menge, Krieger zu Roß und zu Fuß, barhäuptig und bedeckt; Staatsmänner, die ein schrecklich gewichtiges Gesicht machen, als wären sie sich der Verantwortlichkeit ihres Amtes auch nach ihrem Tode noch bewußt.

Wer hat etwas von einem Denkmal? Falls es ein großes Kunstwerk wird, ist es natürlich „a joy for ever“. Aber glaubt Dir, das könnten Reggie und Maggie, Mr. Jones und Mrs. Brown beurteilen? Von hundert Menschen, die ganz vernünftig über einen Roman zu sprechen wissen, vermag noch nicht einer ein gutes Gemälde zu erkennen, von tausend noch nicht einer eine Skulptur richtig einzuschätzen.

Wer hat etwas von einem Denkmal? Hauptsächlich der Künstler, der mit seiner



Ausführung bedacht wird. Und wer käme da in England in Betracht? Denn schließlich, das Nationaldenkmal eines nationalen Dichters müßte doch von einem Engländer geschaffen sein. Gibt es zurzeit bei Euch einen wirklich hervorragenden Bildhauer, einen von anerkannter Bedeutung? Meines Wissens nicht. Ihr werdet Euch hüten, den jungen Jacob Epstein, dem ein Mäcen eben das Oscar Wilde-Denkmal auf dem Pere-Lachaise übertragen hat, mit der Aufgabe zu betrauen. Und Ihr selbst scheint den heimischen Künstler nicht oder noch nicht zu kennen. Also wer soll das Denkmal machen? Rodin selbstverständlich — Rodin, von dem schon die Henley-Büste in der St. Paulskirche stammt. Ein Triumph der entente cordiale! Er wäre der einzige, bei dem man eine gewisse Garantie hätte, daß das Werk des Anlasses nicht unwert würde. Und Rodins Name ist schon genannt worden. Es macht Eurem Kunstsinn alle Ehre, daß Ihr lieber ein gutes Denkmal von einem Ausländer als ein gleichgültiges oder verfehltes von einem Autochthonen haben wollt, einerlei, ob Euer schönes Geld über den Kanal wandern muß.

Aber selbst wenn Rodin etwas ganz Großes schüfe, wem ist damit gedient (abgesehen von dem Gewinn, den die Kunst hätte)? Am wenigsten dem Mann, den Ihr ehren wollt und dessen Züge im Bilde festgehalten werden sollen. Wie sah Bill Shakespeare wohl aus? „Das kann ich nun gar nicht mir denken.“ Als authentisch gelten das sogenannte Chandos-Porträt und die angemalte Grabbüste in der Stratfordor Dorfkirche. Geben sie auch nur den schwächsten Begriff von dem „Stern der höchsten Höhe“? Wer in ihnen den genialen Dichter suchen wollte, müßte ein überzeugter Baconianer werden oder Tolstois, von Bernard Shaw sanktioniertes, Attentat gutheißen.

Darum: gebt den Plan auf. Je eher, desto besser. Sagt getrost von Shakespeare, was wir von Heine sagen: das ist der Dichter ohne Nationaldenkmal, und jedem Eton-boy wird das Horazische „aere perennius“ auf den Lippen schweben. Im günstigsten Falle bekämt Ihr ein Kunstwerk . . .

Das Nationaltheater dagegen könnte Euch sämtliche Kunstwerke Shakespeares in musterhafter Darstellung geben oder doch in besserer, als Ihr jetzt gewohnt seid, sie zu sehen, und dann ungezählte andre Dramen von Dichtern, die unter Euch leben, und solchen, die noch gar nicht geboren sind — eine Reihe, endlos wie die Banquo-Sprossen, die Macbeth Im Spiegel erblickt. Könnte all das wettmachen, was Ihr in vielen, vielen Jahren am Aschenputtel oder eigentlich an der aufgeputzten Prinzessin Drama gesündigt habt.

Die augenblickliche Stimmung neigt sehr zur Ausführung dieses Projekts. Ein Glück! Macht es nicht wie unsre Schildebürger, die ihre Dummheiten immer erst eingesehen haben, wenn es zu spät war. Bedenkt, daß Ihr den Witz ante rem bene gerendam gebrauchen sollt, und daß der Treppenwitz eine Form des Intellektuellen Katzenjammers ist. Alle Eure aufgeklärten Geister befürworten deshalb das Nationaltheater.

Ihr tut, als wäre es etwas Ungeheuerliches, ein Hirngespinnst, Chimäre. Das, was ins Leben gerufen werden soll, ist aber nichts andres als das, was jede mittlere deutsche

## MORGEN.

Stadt langst besitzt, was im kleinen Weimar schon zu Goethes Zeit vorhanden war und wo er mit dem Freunde Schiller ein Weltrepertoire anstrebte. Ihr müßt ein Theater mit wechselndem Spielplan haben, wenn Ihr wieder Sitz und Stimme im europäischen Konzert gewinnen wollt. Die Serienspielerei ist ein Fluch und ein Verhängnis für alle Beteiligten, am meisten für die Schauspieler. Ihr ruiniert Eure Bühne heillos dadurch. Sobald am Court-Theatre, das als Pionier des neuen Unternehmens zu betrachten ist, ein vernünftiges System eingeführt wurde, waren auch mit einem Male die besseren Stücke da. Wie über Nacht aus dem Boden gewachsen. Nicht, als ob sie vorher nicht da gewesen wären; aber es war keine Chance für sie da. Sie rührten von Männern her, die noch keinen Kredit beim Publikum hatten und daher die Masse nicht zur Kasse lockten, die ein zu großes Risiko für den Manager bedeuteten. Bei den lächerlich hohen Pachtsummen der Londoner Theater, bei dem außerordentlichen Aufwand, den der Mob für die Inszenierung verlangt, ist ein Mißerfolg in London eine schwerere pekuniäre Schädigung als anderswo. Darum trifft ein new-comer zuerst überall verschlossene Türen; hat er aber durch irgendeinen Zufall Erfolg gehabt, dann wird er — wehe dem Sieger! — zur Überproduktion gespornt. Manager, die im Rufe der Geschäftstüchtigkeit stehen wollen, legen Beschlag auf ihn, zahlen Ihm eine Rente für Stücke, die noch gar nicht existieren, und bestellen bei Ihm ihrer Person angemessene Ware, wie sie beim Schneider einen höchst persönlichen Anzug in Auftrag geben. Es wäre ratsam, meine lieben Engländer, Ihr triebet etwas weniger Namenkult und etwas mehr Dramenkult.

Daß Euer Jetziges System ungesund, an Haupt und Gliedern verdorben ist, brauche ich Euch nicht erst zu sagen. Eure besten Männer verkünden es seit Jahr und Tag; eifern dagegen mit Wort und Schrift. Sie wissen, daß das englische Theater auf dem Kontinent in Mißkredit gelangt ist. Das englische Theater — das gibt es eigentlich gar nicht. Es gibt nur ein Londoner Theater. Das ist keine pars pro toto-Trope, sondern das theatralische London ist wirklich England. Die Provinz wird ja durchaus von der Zentrale gespeist, mit abgenagten Knochen sozusagen. Jeder Erfolg der Metropole wird in England, Irland, Schottland abgegrast, und die Provinzstädte wollen es nicht besser. Sie haben nur den einen Ehrgeiz, Londoner Schlager bei sich daheim zu bejubeln. Auch darunter leidet das englische Theater sehr; denn London mit seinen zwei oder drei Dutzend Westendtheatern kann unmöglich alle Stimmen, die gehört sein wollen, zu Worte kommen lassen. Die Provinz sollte sich endlich aufraffen, ihre Trabantenrolle abzuschütteln, und an der Renaissance des Dramas mithelfen.

Förderung der Ringenden: das wäre einer der wichtigsten Programmpunkte des Nationaltheaters. Und wenn es eine besondere Mission zu erfüllen hat, müssen ihm auch Ausnahmebedingungen zugestanden werden. Für das Nationaltheater müßte die lästige oder fast schon lustige Person des Zensors abgeschafft oder zum mindesten in ihren Befugnissen stark eingeschränkt werden. Der Lord Chamberlain, der jetzt die Zensur ausübt, ist eine Hofcharge, von keines literarischen Gedankens Blässe angekränkelt. Was bat dieser ehrenwerte Gentleman in den letzten Jahren für eine Fülle von Abderiten-



Ein englisches Nationaltheater.

22»

streichen geleistet! Maeterlincks „Monna Vanna“ verboten, obwohl alle Gebildeten dagegen Protest erhoben. Ein absolut harmloses, nüchternes Drama von Edward Garnett, das bei uns jedes Hoftheater zahm gefunden hatte, beanstandet, obwohl sich alle Schriftsteller gegen eine solche Vergewaltigung auflehnten. Und sein letztes Bravourstück? Er hat dem „König Ödipus“ des Sophokles aus sittlichen Gründen die Aufführung geweigert, weil das Motiv des Inzests darin behandelt ist. Ja, seid Ihr ein Volk von erwachsenen Menschen oder von halbreifen Pensionsmadehen, deren Lektüre streng überwacht werden muß? Ihr braucht nicht mehr zum Gespött Europas zu werden, wenn Ihr Euch also von einem Lord Chamberlain bevormunden laßt. Dergleichen wäre kaum in einem andern Kulturstaat möglich.

Von der Quarantäne, die bei Euch über religiöse Dramen verhängt ist, will ich nicht allzu viel Aufhebens machen. In dieser Beziehung versteht Ihr keinen Scherz, obwohl Ihr Euch gern mit Eurem sense of humour brüstet, und es ist am klügsten, Eure Zimperlichkeit zu schonen. Aber das Gesetz ist dumm, das Gesetz, das religiöse Dramen, in denen Gestalten der Bibel auftreten, zur öffentlichen Darstellung nicht freigibt. Aus dem Grunde: weil es ein leichtes ist, dem Gesetz ein Schnippchen zu schlagen und fingierte Namen einzuführen. Der biblische Schmarrn „The Sign of the Cross“ ist bei Euch erlaubt, ein Kunstwerk wie „Salome“ verboten. Nicht einmal die Oper von Richard Strauß kann in Covent Garden gegeben werden, und Dir genießt somit den zweifelhaften Ruhm, noch morganatischer als Miß Morgan und die amerikanischen Kunstbarbaren zu sein. Wenn Ihr also das Nationaltheater gründet, so laßt es einen Tempel der Kunst werden, nicht das, was Eure Durchschnittsschaubühnen sind: der Hätschelhans des hohen wie des niedern Pöbels und das Stiefkind der Intellektuellen. Ein Theater mehr — das hätte keinen Sinn, wenn es nicht ein Theater von besonderem Gepräge wäre, das spielen dürfte, was anderswo bedenklich, das spielen könnte, was anderswo finanziell zu gefährlich. Will der König, dem sein alldeutscher Gegner eines gewiß nicht nachsagen kann: Prüderie, am dreihundertsten Sterbetag des größten Dichters englischer Zunge etwas Besondres tun, so stelle er den Lord Chamberlain für das Nationaltheater kalt. Die Leute, die an der Spitze stehen, werden schon dafür sorgen, daß ängstliche Gemüter nicht verletzt werden. Wie die Dinge bei Euch liegen, ist es eine Lebensfrage für sie. Aber wer wird an der Spitze stehen? Ich weiß, das macht Euch viel Kopfzerbrechen. Darf ein Ausländer in aller Bescheidenheit seine Meinung äußern, so nehmt den einen Rat an: wählt keinen ständigen Londoner Theaterleiter. Nicht als ob ihnen die künstlerische Befähigung abgesprochen werden sollte, sondern weil es naturgemäß zu Unzuträglichkeiten führen würde. Geschieht es dennoch, so müßte er in dem Augenblick, wo er die neue Stellung antritt, auf eigne schauspielerische Betätigung verzichten. Das System des actor-manager, der die ihm eingereichten Stücke nur unter dem Gesichtswinkel betrachtet, ob sie ihm eine dankbare Rolle abwerfen, hat Schäden genug gezeitigt; laßt es nicht noch mehr Unheil anrichten! Das bißchen praktische Erfahrung, das er voraus hat, ist schnell erworben.

## MORGEN.

Auch die Schauspieler müßten Opfer bringen. Das Nationaltheater könnte wohl nicht so hohe Gagen zahlen, wie sie an Londons Westendbühnen üblich sind. Aber jeder Künstler müßte es sich als Ehre anrechnen, wenn er zur Mitwirkung im vornehmsten Heim des Dramas herangezogen würde, und dementsprechend seine Forderungen in mäßigen Grenzen halten. Auf die Dauer geht es eben in der Kunst nicht ohne kleine Zugeständnisse idealer Art, am wenigsten in unserm kommerziellen Zeitalter. Man braucht ja nicht immer die verwöhnten Publikumsgünstlinge zu nehmen, deren Wert oft in einem schreienden Mißverhältnis zu ihrem Preis steht. Daß es überraschend viele tüchtige Schauspieler in England gibt, hat wieder das Court-Theatre gezeigt, wo in kurzer Zeit mit jungen, teilweise ungeschulten Kräften prachtvolle Vorstellungen zustande kamen — dank dem organisatorischen Talent und der hervorragenden Regie Granville Barkers. Nun ist mir (beinahe wider Willen) ein Name entschlüpft. Laßt Euch diesen Mann auf keinen Fall entgehen! Er hat nicht seinesgleichen in England heute. Und neben ihm müßte als Dramaturg William Archer wirken, der das europäische Theater von Grund aus kennt und in der Kunst den Wahlspruch des Prinzen von Wales: „Ich dien“ mit unerschütterlicher Treue befolgt.

Damit wäre die Personalfrage gelöst. Laßt Euch von den andern Schwierigkeiten nicht abschrecken, sondern Euren oft erprobten Wagemut befeuern. Baut das Nationaltheater! Max Meyerfeld.

Der Schatz im Walde.

Von

H. G. Wells.

Deutseh von Felix Paul Greve.

Das Kanoe näherte sich dem Lande. Die Bucht öffnete sich, und eine Lücke in der weißen Brandung des Riffs bezeichnete die Stelle, wo der kleine Fluß ins Meer hinausrann; seinen Lauf verriet auf dem Hang des fernen Hügels das dichtere und dunklere Grün des Urwalds. Hier trat der Wald bis nah an den Strand. Weit hinten hoben sich, blaß und der Farbe nach beinahe Wolken gleich, wie plötzlich erfrorene Wellen die Berge. Das Meer lag, abgesehen von einem fast unmerklichen Schwellen, glatt und still. Der Himmel glühte.

Der mit dem geschnitzten Ruder hielt inne. „Hier herum muß es sein,“ sagte er.

Er zog das Ruder ein und streckte die Arme vor sich hin.

Der andere hatte Im Bug des Bootes gesessen und scharf aufs Land gespäht. Auf seinen Knien lag ein gelber Bogen Papier.



„Komm her und sieh's dir an, Evans," sagte er.

Beide sprachen flüsternd und ihre Lippen waren hart und trocken.

Der Evans Benannte stieg durch das schwankende Boot, bis er dem andern über die Schulter blicken konnte.

Das Papier sah aus wie eine grobe Karte. Durch vieles Zusammenfalten war es zerknittert und bis zur Zersetzung abgenutzt, und der zweite der beiden Männer hielt die verfärbten Fragmente, wo sie zerrissen waren, zusammen. Undeutlich konnte man in fast verwischten Bleistiftlinien den Umriß der Bucht erkennen.

„Hier," sagte Evans, „ist das Riff, und hier die Lücke." Er folgte der Linie mit dem Daumennagel.

„Diese gewundene Kurve ist der Fluß — ich könnte jetzt einen Trunk Wassers gebrauchen! — und da bei dem Stern ist es."

„Siehst du die punktierte Linie?" sagte der, der die Karte hielt, „sie läuft von der Öffnung des Riffs geradeaus zu einer Palmengruppe. Der Stern steht genau, wo sie den Fluß schneidet. Wir müssen uns die Stelle merken, wenn wir in die Lagune kommen."

„Komisch," sagte Evans nach einer Pause, „wozu sind diese kleinen Zeichen da unten? Es sieht aus wie der Plan zu einem Haus, aber was all diese kleinen Striche hierhin und dorthin bedeuten, das krieg ich nicht raus. Und was für 'ne Schrift ist das?"

„Chinesisch," sagte der mit der Karte.

„Natürlich! Er war Chinese," sagte Evans.

„Das waren sie alle," sagte der andere.

Ein paar Minuten lang saßen beide da und starrten aufs Land, während das Kanoe langsam dahintrieb. Dann blickte Evans aufs Ruder.

„Du bist dran, Hooker", sagte er.

Und sein Gefährte faltete seine Karte ruhig zusammen, steckte sie in die Tasche, kletterte vorsichtig an Evans vorbei und begann zu paddeln. Seine Bewegungen waren schlaff, denen eines Mannes gleich, dessen Kraft fast erschöpft war.

Evans saß mit halbgeschlossenen Augen da und sah auf die schäumende Brandung des Korallenriffs, die immer näher kam. Der Himmel war jetzt wie ein Schmelztiegel, denn die Sonne stand fast im Zenit. Obgleich sie dem Schatz so nahe waren, spürte er doch nichts von der Erregung, die er erwartet hatte. Die intensive Aufregung im Kampf um den Plan und die lange Nachtfahrt vom Festland herüber, noch dazu in einem Boot ohne Vorräte — das hatte ihn, wie er sagte, „aufgerieben". Er versuchte sich aufzuraffen, indem er die Gedanken auf die Goldbarren lenkte, von denen der Chinese gesprochen hatte, aber sie wollten nicht dabei bleiben; jähling sprangen sie zu dem Süßwasser zurück, das im Flusse rann, und zu der fast unerträglichen Trockenheit der Lippen und der Kehle. Jetzt wurde der rhythmische Schlag der Wellen auf dem Riff vernehmbar, und der Laut klang seinen Ohren angenehm. Das Wasser plätscherte am Kanoe entlang, und das Ruder tropfte zwischen je zwei Schlägen ab. Er versank in eine Art Halbschlaf.

## MORGEN.

Er war sich noch dunkel der Insel bewußt, aber ein wunderlicher Traum verwob sich mit seinen Sinneseindrücken. Es war wieder die Naeht, in der er und Hooker das Geheimnis des Chinesen erfahren hatten; er sah die mondbeschiedenen Bäume, das kleine Feuer, und die schwarzen Gestalten der drei Chinesen — auf der einen Seite vom Mond versilbert, auf der anderen glühend vom Sehein des Feuers — und er hörte sie im Chinesenenglisch miteinander sprechen, denn sie waren aus verschiedenen Provinzen. Hooker hatte als erster herausbekommen, um was ihr Gespräch sich drehte, und er hatte ihm gewinkt, daß er horchen sollte. Fragmente der Unterhaltung waren unhörbar, andere Fragmente unverständlich. Im Hintergrund der Geschichte stand eine spanische Galleone von den Philippinen, die hoffnungslos gescheitert war, und deren Schatz man für den Tag der Rückkehr eingegraben hatte; eine Mannschaft, gelichtet durch Seuchen, Streit und die Anforderungen der Disziplin—und zuletzt schiffte sie sich in ihren Booten ein, und niemand hört je wieder von ihr. Chang-hi hatte vor einem Jahr bei einem Streifzug an Land die zweihundert Jahr verborgen gewesenenen Barren gefunden; er war von seiner Dschunke desertiert und hatte sie allein, aber sehr sicher wieder versteckt. Er legte großen Nachdruck darauf, daß sie ganz sicher waren — das war sein Geheimnis. Jetzt suchte er Hilfe, um wieder hinzufahren und sie auszugraben. Dann flatterte die kleine Karte, und die Stimmen sanken. Eine schöne Geschichte für zwei gestrandete englische Haulunken! Evans Traum lief weiter bis zu dem Moment, in dem er Chang-his Zopf in der Faust hielt. Das Leben eines Chinesen ist kaum so heilig wie das eines Europäers. Chang-his schlaues, kleines Gesicht trat, erst wütend und scharf wie eine aufgestörte Schlange, dann ängstlich, verräterisch und erbärmlich, überwältigend in den Vordergrund des Traums. Zuletzt hatte Chang-hi gegrinst — ein unbegreifliches und erschreckendes Grinsen. Unvermittelt wurde alles sehr unangenehm, wie es zuweilen in Träumen so geht. Chang-hi schwätzte und drohte ihm. Er sah im Traum viele Haufen Goldes, und Chang-hi trat dazwischen und suchte ihn zurückzuhalten. Er packte Chang-hi am Zopf —wie dick der gelbe Kerl war, und wie er rang und grinste. Und er wurde immer größer! Dann verwandelten sich die hellen Goldhaufen in einen brüllenden Schmelztiegel, und ein ungeheurer Teufel, der Chang-hi erstaunlich ähnlich sah, aber einen riesigen schwarzen Schwanz hatte, begann ihm Kohlen in den Mund zu schaufeln. Sie verbrannten ihn furchtbar. Ein zweiter Teufel schrie seinen Namen: „Evans, Evans, du schläfst ja, du Narr!“ — oder war Hooker das?

Er erwachte. Sie waren am Eingang der Lagune.

„Da stehn die drei Palmen. Es muß genau auf der Linie von hier über dieses Gebüsch sein,“ sagte sein Gefährte. „Merk dir das. Wenn wir zu dem Gebüsch gehen und dann die gerade Linie von hier aus suchen, müssen wir hinkommen, sobald wir den Fluß erreichen.“

Sie konnten jetzt sehen, wo der Fluß mündete. Bei seinem Anblick lebte Evans auf. „Los, Mann,“ rief er, „oder, beim Himmel, ich muß Salzwasser trinken!“ Er



nagte an seiner Hand und starrte auf den Silberschein zwischen den Felsen und der grünen Wildnis.

Plötzlich wandte er sich beinahe wild zu Hooker. „Gib mir das Ruder," sagte er.

So erreichten sie die Flußmündung. Ein wenig stromauf schöpfte Hooker mit der hohlen Hand, kostete das Wasser und spie es aus. Nach einer Weile versuchte er es von neuem. „Das geht," sagte er, und sie begannen eifrig zu trinken.

„Verdammt!" sagte Evans plötzlich. „Das geht zu langsam." Und indem er sich gefährlich über den Bug des Kanoes bog, begann er das Wasser mit den Lippen aufzusaugen.

Dann hielten sie inne, trieben das Kanoe in eine kleine Bucht und wollten gerade in dem dichten überhängenden Pflanzenwirrwarr landen.

„Wir müssen hier durchklettern, bis an den Strand, und die Büsche suchen, um die Linie zu finden," sagte Evans.

„Besser, man rudert nun," sagte Hooker.

So hielten sie wieder in den Fluß hinaus und ruderten zum Meer zurück und die Küste entlang, dahin, wo die Büsche standen. Hier landeten sie, zogen das leichte Boot hoch auf den Strand und gingen dann zum Rand des Dschungels, bis sie die Einfahrt des Riffs und die Büsche in gerader Linie sahen. Evans hatte ein einheimisches Gerät aus dem Kanoe genommen. Es war L-förmig, und das Querstück trug vorn polierten Stein. Hooker nahm das Ruder. „Jetzt genau in dieser Richtung," sagte er; „wir müssen hier durch, bis wir den Fluß schneiden. Dann müssen wir kundschaften!."

Sie arbeiteten sich durch ein Dickicht aus Rohr, Farrenwedeln und jungen Bäumen; erst war es mühsam, aber bald wurden die Bäume größer und der Boden unter Ihnen freier. Die Sonnenglut wich in unmerklicher Abstufung kühlem Schatten. Die Bäume wurden zuletzt zu ungeheuren Pfeilern eines grünen Daches hoch zu Häupten. Undeutlich hingen weiße Blüten an ihren Stämmen, und strickartig schlangen sich Schlinggewächse von Baum zu Baum. Der Schatten wurde tiefer. Auf dem Boden wurde ein schwarz-fleckiger Pilz und eine rotbraune Inkrustation sehr häufig.

Evans fröstelte. „Es scheint hier fast kalt nach der Glut da draußen."

„Ich hoffe, wir sind auf der Linie," sagte Hooker.

Dann sahen sie, weit vor sich, eine Lücke in dem Nnstern Dunkel, wo weiße Strahlen heißen Sonnenscheins In den Wald einschlugen. Auch glänzend grünes Bodendickicht leuchtete dorthin und farbige Blumen. Und dann vernahmen sie das Plätschern von Wasser.

„Hier Ist der Fluß. Jetzt müssen wir hart dabei sein," sagte Hooker.

Die Vegetation stand dicht am Ufer. Große, noch unbenannte Pflanzen wuchsen zwischen den Wurzeln der Riesenbäume und spreizten Rosetten ungeheurer grüner Fächer gegen den Himmelsstreif. Viele Blumen und ein Schlinggewächs mit glänzenden Blättern klammerten sich an die nackten Stämme. Auf dem Wasser des breiten, ruhigen Sees,

MORGEN.

den die Schatzsucher jetzt überblickten, schwammen große ovale Blätter und eine wachsartige rötlich-weiße Blüte, die einer Wasserlilie nicht unähnlich war. Weiterhin, wo sich der Fluß von ihnen abwandte, schäumte das Wasser plötzlich geräuschvoll in einer Schnelle auf.

„Nun?“ fragte Evans.

„Wir sind ein wenig von der geraden Linie abgewichen,“ sagte Hooker. „Das war zu erwarten.“

Er wandte sich und spähte in die dunklen, kühlen Schatten des schweigenden Waldes.

„Wenn wir ein wenig flußaufwärts und flußabwärts suchen, müßten wir es finden.“

„Du sagtest“ begann Evans.

„Er sagte, es stände ein Steinhäufen dabei,“ sagte Hooker.

Einen Moment sahen die beiden sich an.

„Laß uns erst stromab versuchen,“ sagte Evans.

Sie gingen langsam weiter, indem sie sich neugierig anblickten. Plötzlich stand

Evans still. „Was zum Teufel ist das?“ sagte er.

Hooker folgte seinem Finger. „Was Blaues,“ sagte er. Es war in Sicht gekommen, als sie eine Bodenschwellung überschritten. Dann erkannte er langsam, was es war.

Mit eiligen Schritten ging es weiter, bis der Rumpf, der zu der schlaffen Hand und dem Arm gehörte, sichtbar wurde. Seine Hand schloß sich fester um sein Werkzeug.

Es war ein Chinese, der auf dem Gesicht lag. Die Gestalt ließ nur eine Deutung zu.

Die beiden Leute traten dichter zusammen und starrten schweigend auf die ominöse Leiche. Sie lag auf einer Lichtung zwischen den Bäumen. Dicht neben ihr lag ein chinesischer Spaten, und weiterhin ein wirrer Steinhäufchen, dicht bei einer frisch gegrabenen Grube.

„Hier ist schon jemand gewesen,“ sagte Hooker, indem er sich räusperte.

Dann begann Evans plötzlich zu fluchen und zu rasen und auf den Boden zu stampfen.

Hooker erblaßte, aber er sagte nichts. Er trat zu der Leiche. Er sah, der Hals

war purpurn und aufgeblasen, die Hände und die Fußknöchel geschwollen. „Bah!“

sagte er, machte plötzlich Kehrt und ging zu der Grube. Er stieß einen Schrei der Überraschung aus. Er rief Evans, der ihm langsam folgte.

„Du Narr! Alles in Ordnung. Es ist noch da.“ Dann wandte er sich nochmals

und sah auf den toten Chinesen; dann wieder auf das Loch.

Evans eilte herbei. Halb schon von dem Unglücklichen da entblößt, starrten ihm

ein paar stumpfgelbe Barren entgegen. Er bückte sich in das Loch hinab, schaufelte

die Erde mit den nackten Händen zur Seite und zog eilig eine der schweren Massen heraus.

Dabei stach ihn ein kleiner Dorn in die Hand. Er zupfte ihn mit den Fingern aus der Haut und hob den Schatz.

„Nur Gold oder Blei kann so schwer sein,“ sagte er triumphierend.

Hooker staunte immer noch den toten Chinesen an. Er grübelte.



Der Sehati im Walde.

23 6

„Der wollte seinen Freunden zuvorkommen," sagte er schließlich. „Er kam allein hier, und eine giftige Schlange hat ihn getötet ... Ich möchte wissen, wie er die Stelle gefunden hat."

Evans hielt den Barren in den Händen. Was kam auf einen toten Chinesen an!

„Wir werden dies Zeug stückweise zum Festland nehmen und es dort eine Weile vergraben müssen. Wie sollen wir es zum Kanoe bringen?"

Er zog sich die Jacke aus, legte sie auf den Boden und warf zwei oder drei Barren hinein. Dann merkte er, daß wieder ein kleiner Dorn seine Hand geritzt hatte.

„Mehr können wir nicht tragen," sagte er; und plötzlich, mit wunderlicher Ge-  
reiztheit: „Was starrst du da?"

Hooker wandte sich ihm zu. „Ich kann . . . den da nicht ausstehn." Er nickte zur Leiche hin. „Er sieht ganz aus wie"

„Unsinn!" sagte Evans. „Alle Chinesen sind gleich."

Hooker sah ihm ins Gesicht. „Auf jeden Fall werde ich ihn begraben, ehe ieb  
Hand an das Zeug da lege."

„Sei kein Narr, Hooker," sagte Evans. „Laß den Haufen Fäulnis liegen."

Hooker zögerte, und dann sehweifte sein Blick sorgfältig über den braunen Boden  
rings. „Er ängstigt mich irgendwie," sagte er.

„Es handelt sich darum," sagte Evans, „was man mit diesen Barren machen soll.

Sollen wir sie hier wieder vergraben oder sie im Kanoe über die Enge bringen?"

Hooker dachte nach. Sein irrer Blick schweifte durch die hohen Baumstämme  
hinauf zu dem fernen, sonnenhellen Laub. Ihn fröstelte wieder, als sein Auge von neuem  
auf die blaue Gestalt des Chinesen fiel. Er starrte suchend in die grauen Tiefen zwischen  
den Bäumen.

„Was ist dir, Hooker?" sagte Evans. „Hast du den Verstand verloren?"

„Auf jeden Fall laß uns das Gold hier fortbringen," sagte Hooker.

Er faßte die Enden des Rockkragens, Evans packte am andern Ende an, und sie

hoben die Masse. „Wohin?" fragte Evans. „Zum Kanoe?"

„Komisch," sagte Evans nach ein paar Schritten, „aber die Arme tun mir vom  
Rudern immer noch weh."

„Verdammt!" sagte er. „Sie tun wirklich weh! Ich muß ausruhn."

Sie legten die Jacke nieder. Evans Gesicht war weiß, und auf seiner Stirn standen  
kleine Schweißtropfen. „Es ist stickig hier in diesem Wald."

Und dann mit unvermitteltem Übergang zu sinnloser Wut: „Was nützt es, hier  
den ganzen Tag zu warten? Faß an! Du hast nur noch Maulaffen gefangen, seit wir  
den toten Chinesen gesehen haben."

Hooker sah seinem Gefährten fest ins Gesicht. Er half die Jacke mit den Barren  
aufheben, und schweigend drangen sie vielleicht hundert Meier vor. Evans begann schwer  
zu atmen. „Kannst du nicht reden?" sagte er.

MORGEN.

„Was fehlt dir?“ sagte Hooker.

Evans stolperte, und dann warf er mit einem plötzlichen Fluch die Jacke hin. Einen Moment stand er da und starrte Hooker an; dann griff er sich stöhnend an den Hals.

„Komm mir nicht nah,“ sagte er und trat zu einem Baum, um sich anzulehnen.

Und mit festerer Stimme: „Mir wird gleich besser sein.“

Plötzlich ließen seine Hände den Stamm los, und langsam sank er zu einem schlaffen Haufen zusammen. Seine Hände waren krampfhaft geballt. Sein Gesicht verzerrte sich vor Schmerz. Hooker trat zu ihm.

„Rühr mich nicht an! Rühr mich nicht an!“ sagte Evans mit erstickter Stimme.

„Leg das Gold wieder auf die Jacke.“

„Kann ich nichts für dich tun?“ fragte Hooker.

„Leg das Gold wieder auf die Jacke.“

Als Hooker die Barren anfaßte, fühlte er am Daumenballen einen leisen Stich. Er sah auf seine Hand und erblickte einen dünnen, vielleicht zwei Zoll langen Dorn.

Evans stieß einen unartikulierten Schrei aus und überschlug sich.

Hookers Kinn sank herab. Er starrte einen Moment mit weiten Augen auf den Dorn. Dann sah er Evans an, der jetzt zusammengekrümmt auf dem Boden lag, während sich sein Rücken krampfhaft bog und streckte. Dann blickte er durch die Baumpfeiler und das Netzwerk der Schlinggewächse, dahin, wo im blassen, grauen Schatten die blau-gekleidete Leiche des Chinesen noch undeutlich zu sehen war. Er dachte an die kleinen Striche in der Ecke des Plans, und im Nu begriff er.

„Gott sei mir gnädig!“ sagte er. Denn die Dornen waren denen ähnlich, die die Dyaks vergiften und für ihre Blasrohre benutzen. Er verstand jetzt, was Chang-his Vertrauen auf die Sicherheit seines Schatzes bedeutete. Er verstand jetzt jenes Grinsen.

„Evans!“ rief er.

Aber Evans war jetzt still und reglos, nur daß seine Glieder noch krampfhaft zuckten.

Tiefes Schweigen brütete über dem Walde.

Dann begann Hooker wütend auf dem kleinen roten Fleck an seinem Daumenballen zu saugen — er sog um sein Leben. Dann fühlte er einen sonderbaren Schmerz in Armen und Schultern, und seine Finger gehorchten ihm nicht mehr. Da wußte er, daß das Saugen nichts nützte.

Plötzlich hielt er inne, setzte sich neben das Gold, legte das Kinn in die Hände, stützte die Ellbogen auf die Knie und starrte auf die verzerrte aber noch zuckende Leiche seines Gefährten.

Chang-his Grinsen fiel ihm wieder ein. Der stumpfe Schmerz zog ihm in den Hals hinauf und wurde langsam intensiver. Hoch über ihm rührte eine leichte Brise im Laub, und die weißen Blätter einer unbekannten Blume schwebten durch den dunklen Schatten.



Haus Orchards Godalming. Architekt Lütjens.  
Die Wohnkultur in England.  
Von  
Hermann Muthesius.

In neuerer Zeit hat das englische Haus auch in Deutschland von sich reden gemacht und ist vielfach als vorbildlich hingestellt worden. Nicht ohne Widerspruch bei denen hervorzurufen, die in jeder Hervorhebung eines Vorzuges des Auslandes eine Verleugnung der heimischen Verdienste erblicken. Wie es in der Regel geschieht, werden von solchen Leuten Berichte über auswärts gefundene Vorzüge von vornherein zurückgewiesen, ohne daß man sich die Mühe nähme, die Materie zu prüfen. So sehr die Neigung, nationale Verdienste zu würdigen, begrüßt werden muß, so sehr muß eine Umkehrung dieses Prinzips in die negative Kritik ausländischer Errungenschaften schädigend wirken, weil sie uns des besten Mittels beraubt, durch Erkenntnis der guten Qualitäten anderer unsere eigenen Leistungen zu steigern.

Durchweg ist zu beobachten, daß, wer mit offenem Sinn England bereist, entzückt ist von den Wohnstätten der Menschen, die ihm auf seinen Eisenbahnfahrten auf saftigem Wiesengelände in ihrer anheimelnden und traulichen Art entgegentreten. Er bemerkt, wie dort die Häuser aus einer ganz anderen Gesinnung gebaut werden als bei uns, wie sie eine höhere Geschmackskultur verraten, wie sie der Natur gleichsam als organische Bestandteile eingefügt sind. Wer dazu noch das Leben in einem englischen MORGEN. IMN. Hell 7. 18

## MORGEN.

Hause kennen lernt, und in der Lage ist, sein Urteil von heimischen Gewohnheiten zu befreien (viele Reisende können das nicht), der wird ferner beobachten, wie das Haus in einer viel weitgehenderen Weise als bei uns sich dem häuslichen Leben anpaßt, wie für die Erfüllung jedes Lebensbedürfnisses in liebevoller Weise gesorgt ist, wie namentlich dem Wirtschaftsbetrieb des Hauses eine große Anzahl von Räumen gewidmet sind, die im deutschen Hause fehlen. Am meisten wird ihm aber vielleicht die enge Beziehung des Hauses zur umgebenden Natur auffallen. Ebenen Fußes treten die Hausbewohner in einen Garten voll üppigen Blumenflors. Dieser Garten breitet sich an der Sonnenseite des Hauses aus und das Haus kehrt ihm seine Hauptfront zu. Das Haus scheint mit der umgebenden gärtnerischen Anlage zusammengewachsen zu sein, so daß der Garten ohne das Haus und das Haus ohne den Garten nicht denkbar wäre. Die Hauptfront des Hauses ist demgemäß die Gartenfront und nicht die Seite, welche nach der Straße gerichtet ist. Zu der Straße unterhält das Haus keine Beziehungen.

Alles das ist eigentlich für den ausländischen Beobachter völlig neu. Wenigstens ist in den Hauptländern des Kontinents, vor allem in Deutschland, das Landhaus nach ganz andern Gesichtspunkten entwickelt. Es steht fast ausnahmslos an der Straße, sein Wohngeschoß ist hoch über den Garten erhoben, so daß man, um in diesen zu gelangen, erst eine Treppe von 2 m Höhe herabsteigen muß. Es ist stark auf innere und äußere Repräsentation gestimmt, und wenn auch alle Wohn- und Schlafzimmer aufs beste bedacht sind, so fehlt doch meist jene Sorgfalt für die zur Bewirtschaftung nötigen Räume, die im englischen Hause so wohltuend berührt. Unbedingt entdeckt der aufmerksame Beobachter also eine Reihe von Verschiedenheiten vom heimischen Hause. Und er kann sie bei weiterem Nachdenken nur als die Beweise eines vorgeschrittenen Entwicklungsstadiums des englischen Hauses erkennen.

Daß die Entwicklung der Wohnungskultur weiter fortgeschritten sein muß als bei uns, lehrt der einfachste Blick auf die englischen sozialen, politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse. England ist das einzige Land, das in den fünf letzten Jahrhunderten von Kriegen verschont geblieben ist. Die kleinen Störungen, die die Regierung der Stuarts mit sich brachte und die schließlich zur Enthauptung ihres letzten Vertreters, und damit zum Sieg der bürgerlichen Freiheit gegen die absolutistischen Gelüste eines fremden Herrscherhauses führten, wirkten wirtschaftlich nicht tief eingreifend. Der Wohlstand Englands war bereits in der langen Regierungszeit der Königin Elisabeth gegründet worden und steigerte sich von da ununterbrochen bis in die Gegenwart herein. Auch die politische Unabhängigkeit entwickelte sich in England früher als in irgendeinem andern Staate. Das bürgerliche Selbstbewußtsein führte zur Außerkraftsetzung jeder Art von Standesprätension und schuf jenen in sich gefestigten Charakter mit der selbstverständlichen Anstandsverpflichtung, die wir in dem Begriff des „gentleman“ ausgedrückt finden. Die Sucht, anderen zu imponieren, durch Aufwand, Hervorkehrung von Standesunterschieden und anderen Vorzügen zu glänzen, ist in England so gut wie abwesend.



In nichts prägen sich diese Eigenschaften drastischer aus als im englischen Hause, dem jede Prätension fernliegt und das im Innern und Äußern nichts anderes sein will, als eine Stätte für das gesündeste und komfortabelste Wohnen. Nichts ist vielleicht auffallender als das Nichtvorhandensein von Prunk- und Gesellschaftsräumen, die selbst im Hause des ganz reichen Mannes fehlen. Das kleinste wie das größte Haus hat einen festen Bestand von wenigen Wohnzimmern, dem auch im größten Landsitze fast nichts mehr hinzugefügt wird. Unerläßlich, aber auch genügend, sind für den Engländer das („drawingroom“ genannte) Wohn- und Gesellschaftszimmer, das Eßzimmer, die Bi-

bliothek und die Halle. In Häusern, die sich über die Mittelgröße erheben, finden wir

noch ein Billardzimmer und hier und da ein sogenanntes Morgenzimmer (das zur Entlastung des Hauptwohnzimmers dient) und vielleicht ein Frühstückszimmer. Mehr ist an eigentlichen Wohnzimmern in keinem, auch noch so großen Hause zu finden. Dagegen unterscheidet sich das Haus des reichen Mannes dadurch von dem Hause des Minderbemittelten, daß die Wirtschaftsräume einen für unsere Begriffe geradezu enormen Umfang annehmen. Wer zum erstenmal den Grundriß eines englischen großen Landhauses betrachtet, dem erscheint die Zahl und Größe der Wirtschaftsräume geradezu rätselhaft. Sie nahmen im Erdgeschoß nicht selten den zwei-, drei-, ja vierfachen Flächeninhalt

räume ein. Der Küche sind eine große Anzahl von Nebenräumen angegliedert (Ab Waschküche. Teeküche, getrennte Vorratsräume für Fleisch, Milch, trockne Vorräte), der „butler“ beherrscht drei bis vier Arbeits- und Aufbewahrungsräume, die Wirtschaftsführerin hat über eine gleiche Anzahl von Räumen zu verfügen und außerdem sind für die verschiedenen Reinigungsvorrichtungen getrennte Räume vorhanden. Nie fehlt ein gemütlich ein-

Sommerhaus In Surrey. Architekt Walter Cave. gerichtetes Zimmer für die Dienstboten, in welchem diese am sauber gedeckten Tische essen und sich in den dienstfreien Stunden aufhalten.

Ausgedehnt wie der Wirtschaftsteil des Hauses sind die den Besuchsgästen gewidmeten Räume. Ein großes englisches Landhaus ist ohne Wohnbesuch nicht denkbar. Auch das kleinste Haus enthält ein Fremdenzimmer, die Zahl der Besuchszimmer steigert sich im ganz großen Landhause bis zu der Einrichtung eines kleinen Hotels. Tief eingewurzelt ist in jedem Engländer die Liebe zur Natur. Er steht in einem innigeren Verhältnisse zu dem Boden, auf dem er lebt, als der Bewohner des Kontinents. Hierzu mag die eigentümliche Schönheit der englischen Landschaft das ihrige beitragen, deren frisches, saftiges, durch das ganze Jahr anhaltendes Grün anziehender und einladender ist, als die durch Sommerhitze und Staub bald dem Vergehen ausgesetzte Vegetation des Festlandes. Sicherlich trägt aber auch noch ein anderer Umstand dazu bei, die freie Natur aufzusuchen: England ist nicht umsonst das Land der Bewegungsspiele im Freien, des Sportes jeder Art. Es ist das feuchte, sonnenscheinarme Klima, das den Menschen zwingt, durch Körperbewegung gegen seine Einflüsse anzukämpfen. So wird der Bewohner des Inselreiches hinaus auf seine Wiesengründe, Flüsse und Berge zur Sportbetätigung gezogen, er gibt sich der Natur hin, aber er muß sich in ihr bewegen. Er darf sich in ihr nicht, wie der Südländer, dem Müßiggange überlassen. Zum ruhigen



Genuß seiner Existenz kann ihm nur sein Haus dienen, in welchem das flackernde Herdfeuer durch seine direkte Strahlung die Feuchtigkeit bekämpft. Hier liegt der Grund für die Universalität des englischen Kamins. Kein englisches Zimmer ist ohne den Kamin denkbar, der auch nicht durch moderne Einrichtungen wie die Zentralheizung beiseite geschoben werden kann. Das uralte Symbol des häuslichen Behagens, das offene Feuer, übt heute wie vor tausend Jahren noch ungeschwächt seine Wirkung aus, mit ihm verknüpfen sich alle ethischen Werte des Familiensinns, des Friedens und des häuslichen Glückes wie in alter Zeit. Das Herdfeuer ist die Seele des englischen Hauses.

Mit dem Klima mag es auch zusammenhängen, daß in England ein Grundsatz der Hausanlage stets eingehalten wird, der bei uns stark vernachlässigt wird: Es ist die Anlage der Räume nach der Sonne. Unter allen Umständen liegen die Wohn- und Schlafräume der Sonne zugekehrt. Nach der Sonne öffnen sich alle Räume mit breiten Fenstern, gleichsam um den letzten ihrer Strahlen noch einzufangen. Ein sonnenloses Zimmer ist für den Engländer ein unbrauchbares Zimmer. Die Bestimmung der Räume stuft sich nach ihrem Anteil an der Sonne ab. Für unerläßlich wird die sonnige Lage für die Kinderzimmer sowie für die Schlafzimmer gehalten (das Schlafzimmer erfordert die gesündeste Lage, weil es von allen Räumen des Hauses am längsten besetzt ist, nämlich volle acht Stunden in ununterbrochener Folge). Demnächst ist es eine Selbstverständlichkeit, daß das drawingroom die Sonnenlage erhält. Nur für Eßzimmer und Bibliothek sind Ausnahmen zulässig. In der Beobachtung dieses Gesichtspunktes muß uns das englische Haus in allererster Linie vorbildlich sein. Denn die Besonnung der Wohnräume ist zur vollkommenen Er-

füllung der gesundheitlichen Anforderungen bei uns nicht minder wichtig als in England, wird aber trotzdem selbst beim freiliegenden Landhause fast nie beobachtet. Überhaupt lassen sich aus den meisten uns auffallenden Eigentümlichkeiten des englischen Hauses wichtige Lehren für uns ziehen. Eben in seiner völligen Zweckerfüllung, in seinem Bestreben, dem Wohnbedürfnisse besonders in dessen Verzweigung nach der Hygiene und dem

Komfort hin in der VOll- Kleines Haus in Wintblelon bei London.

kommensten Weise entgegenkommen, hat es eine Entwicklungshöhe erreicht, durch die es für alle Länder zum Vorbilde wird. Selbstverständlich ist eine sklavische Nachahmung von Einzelheiten zu verwerfen. Wir können in Deutschland den Feuerkamin entbehren, unsere Zimmer haben zum Teil andere Bestimmungen, wir müssen uns mehr vor Kälte schützen und wollen der Geselligkeit mehr Rechnung tragen, als es der Engländer tut. Aber der Geist des englischen Hauses, der in vollkommener Nützlichkeit und im höchsten Komfort gipfelt, kann auf das Haus irgendeines Volkes übertragen werden. Die Sachlichkeit macht das englische Haus vorbildlich.

Nicht für uns in Frage kommt selbstverständlich die äußere Erscheinungsform, die eine englisch-nationale ist, die als solche ihre örtliche Entwicklung hat, die nur als ein Erzeugnis englischen Kunstempfindens und englischer Geschmacksrichtung angesprochen werden kann. Wir begingen die größte aller Torheiten, wenn wir etwa, wie es leider so oft geschieht, Äußerlichkeiten als das Nachahmenswerte betrachteten. Das Ziel unserer Entwicklung kann hier nur das einer deutschen nationalen Hausbaukunst sein. Wenn es uns gelingt, ebenso echt deutsch zu bauen, wie der Engländer echt englisch baut, so haben wir die beste Lehre aus dem englischen Hause gezogen, die sich aus ihm gewinnen läßt.

Haus des Architekten Collcutt in Totteridge bei London.



Was wollte sie nur von ihm! Wer war dieses seltsame Mädchen, die eines Morgens zu ihnen ins Haus kam, scheinbar so sehr unter ihrem Stande, zu anständig aussehend, als hätte sie nur einen Vorwand benutzt, um sich ihm zu nähern und ihn mit der Unruhe, der Verwirrung eines Gartens vor dem Sturm zu erfüllen, wenn der Wind in den Bäumen wühlt? Er begann die Wirkung des Zaubers zu fühlen, ohnmächtig, sich ihr zu entziehen. Umsonst hatte er sich vorgenommen, Ursula nicht mehr anzusehen, sich sorgfältig vom Fallstrick ihres Gesichtes abzuwenden. Er fühlte trotzdem durch die Luft den beharrlichen Blick ihrer Augen. Stets waren sie auf ihn gerichtet; er fühlte, wie sie an seiner Haut hingen, wie sie lebten und den Vorhang ihrer Lider öffneten. Selbst wenn sie nicht anwesend war, wenn er allein war und sich in sein Zimmer einschloß, verfolgten ihn die beiden großen Augen. Er war zwischen ihnen wie zwischen zwei unerbittlichen Kerzen. Was ihn am meisten entsetzte, das war, daß sie ihn bis in die Kirche verfolgten ... Wenn der Priester vor der Messe mit einem großen Ostensorium das Zeichen des Kreuzes machte, so schien ihm an Stelle der bleichen Hostie ein großes blaues Auge, Ursulas Auge, in dem Glase gefangen. Ein tägliches, fortwährendes Verfolgt werden! Auch in der Nacht sah er die schönen Augen neben sich, in alle Wahnbilder des Traumes verstrickt. Er fühlte plötzlich seine Haare auf dem Kopfkissen wachsen und groß werden wie ein Feld, wie ein riesiges reifes Erntefeld, und mitten darin, wie zwei einzelne Kornblumen, Ursulas Augen tief verborgen, doch um jeden Preis vor Tagesanbruch entdeckt werden müßend! Dann plötzliches Dunkel... und Ursulas Augen sind zwei Signalscheiben auf einem Bahnhof. Dann fliegen die Augen fort, schweben weiter... Ein Pfau schlägt Rad auf einer Freitreppe, sein Schweif ist ein Fächer voller Augen, hundert Augensterne, alle wie Ursulas Augen... Dann fliegen sie höher hinauf; ein Gesicht entsteht; es sind Papierdrachen, blaue Mondscheiben... Plötzlich fallen sie wieder zu Boden, zusammengeschrunpft, kalt und winzig, zwei unbewegliche Türkise, die im nächsten Augenblick schmelzen, davonfließen, sich weiten und zum Meere werden, einem blauen Mittelmeer, aus dessen Wogen Ursulas Kopf empor taucht, auf dem bloßen Körper Wilhelminens, der in einen Sirenenleib ausläuft.

Hans wachte entsetzt und erschöpft aus diesen fiebernden, bilderreichen Nächten auf. Aber die Tage waren noch schlimmer. Verwirrung eines Jünglings, dessen Haus ein junges Weib betreten hat! Erregung, wenn die Begierde dieses Weibes ihn umgarnt und umschweift!

## MORGEN.

Denn Ursula war leidenschaftlich entbrannt für diesen Hans mit dem stolzen Gesicht und den schönen Augen ... Sie wagte jetzt mehr, seit sie ihres wachsenden Einflusses inne ward ... Sie blickte ihn nicht nur mit ihren sprechenden, küssenden Augen an, sondern nahm sich verstohlene Berührungen heraus, die stärker wirkten.

Hatte sie ihm einen Gegenstand zu bringen, zum Beispiel die Briefe, so suchte sie seine Hände zu berühren, sein Fleisch zu fühlen. Erste Berührungen der Liebe! Winziger Punkt, an dem man einander begegnet und sich schon besitzt!

Abends wollte Hans immer eine Flasche frischen Wassers für die Nacht haben.

Ursula wartete so lange wie möglich und brachte sie ihm erst, wenn er sich schon in sein Schlafzimmer zurückgezogen hatte, eine Stube im zweiten Stock über der seiner Mutter, denn er hatte im ersten Stock nur sein Arbeitszimmer. Bevor er die Tür schloß, kam Ursula, die gelauert hatte, herein, stellte die Flasche hin und blickte Hans mit einem jener langen Blicke an, bei denen ihre Augen sie scheinbar verließen. Der junge Mann wandte sich oft ab und tat, als ob er mit etwas beschäftigt wäre. Aber manchmal hatte er sich nicht rechtzeitig vorgesehen. Dann fielen ihm Ursulas Augen mitten ins Gesicht wie zwei auf ihn geworfene Blumen. Er wankte von diesem Wurf. Ursula verzögerte sich, drehte die Lampe hoch, unter dem Vorwand, daß sie blakte ... Dann warf sie Hans einen zweiten leidenschaftlichen Blick zu. Ihre Augen weiteten sich ... Hansens Bett spiegelte sich darin, öffnete sich in ihrem blauen Alkoven ..

Hans zitterte; er fühlte, wie sein Atem stockte, und eine jähe Röte schoß ihm ins Gesicht.

Endlich ging Ursula; doch ihr „Gute Nacht“ war so zweideutig, so langsam vor Sehnsucht und stummem Flehen.

Sobald Hans allein war, warf er sich auf die Knie, flehte die Jungfrau um Hilfe an, bat Gott um Vergebung, fühlte sich schon als Sünder wegen seiner Willfährigkeit, mit der Gefahr zu spielen. Denn jetzt war er sich der Versuchung bewußt. Und welch elende Liebe, zu der er herabsank!

Hatte er die jungfräuliche Anmut Wilhelminens verschmäh — um dieses Dienstmädchens willen, vor deren Liebe er sich schämte? Doch Ursula war kein Dienstmädchen. Hatte ein Dienstmädchen solch ein feines Gesicht, so wohlgepflegte Hände, solchen Anstand in seinem ganzen Benehmen und solche kluge Listen, um seine Tugend zu Falle zu bringen? Nein, sie war eine Abgesandte der Hölle, die das Haus unter einem Vorwand betreten hatte und an seinem Falle mitarbeitete

Hans geriet in Verzweiflung. Er mußte vorbeugen, sich schützen, die Versuchung sich fern halten, die vielleicht seine Kräfte überstieg... Ja, das war das beste: er wollte seine Mutter bitten, Ursula zu entlassen. Aber unter welchem Vorwand? Seine Mutter durfte doch vor allem keinen Argwohn hegen!

Hans war sehr in Verlegenheit. Überdies fühlte er sich bereits ohnmächtig, diese großen Maßregeln zu treffen. Ursula entlassen? Das arme Ding würde sicher weinen.



Hit welchen Augen würde sie ihn beim Scheiden anblicken! Er würde nicht mehr leben können, wenn er diese Abschiedsblicke immer auf sich ruhen fühlte, diese leuchten Augen, die er in Trinen ertränkt hatte.

Ursula! Ursula! Er Iloh sie und suchte sie. Er flehte Gott um Schutz an gegen sie, aber wie auf dem Bilde, das Frau Cadzand gesehen hatte, fand er selbst an dem Kruzifix, vor dem er kniete, das Weib wieder, mit seinem kreuzartig ausgespannten Leibe, an dem sich die Blüten der Augen, der Brüste und die Blüte des Mundes öffnete — wie die fünf Wunden der Liebe.

8.

Frau Cadzand hatte Ursulas Schliche wohl bemerkt; sie hatte gesehen, wie ihre seltsamen Augen sich immer auf Hans richteten; doch vor allem war ihr Sohn ihr aufgefallen durch seine Verwirrung, sein ungewöhnliches, verändertes Wesen. Er war zwar beharrlich in seiner Frömmigkeit, begleitete sie zur Frühmesse und betete viel. Aber er betete anders, — so, wie Schiffbrüchige beten müssen. In der Art, wie er sich zu Gott wandte, lag etwas Erwartendes, Banges, eine Art von Kampf. Und auch eine Verwirrung. Er warf sich nieder, den Kopf In den Händen vergrabend. Er verbarg sich hinter dem Gitter seiner Hände, wie um sich gegen eine Erinnerung, ein ihn verfolgendes Antlitz zu wehren. Frau Cadzand erkannte die Situation ohne Mühe. Zumal sie bemerkt hatte, daß Ursula des Abends kurze Zeit im Schlafzimmer von Hans wellte. Ihr eignes Schlafzimmer lag gerade darunter, so daß man das Geräusch der Schritte und Stimmen sehr deutlich vernahm. Frau Cadzand beunruhigte sich nicht übermäßig darüber. Hans war schön, Ursula jung. Es war natürlich, daß er ihr Eindruck machte. Eine Liebschaft mit den Augen . . . Übrigens freute sich Frau Cadzand eher darüber, ohne es sich einzugestehen. Hans war durch seine Frömmigkeit gegen jeden Zufall gefeit. Aber man konnte bei ihm auch auf eine leise innere Regung hoffen, auf etwas, das gewiß keine Leidenschaft, wohl aber das Gefühl für die Frau, der Begriff der Liebe war. Wenn er solche Blicke auf sich ruhen fühlte wie die ihren, so mußte er unbedingt einen Schauer empfinden, das Hüpfen des rascher fließenden Blutes, die Lust zu küssen . . . Und das genügte, um seine Strenge zu brechen.

Sobald er sich des Weibes bewußt ward, seine Wonnen erriet, würde er gegen Gott und seine Berufung kühler werden. Die Mutter begann wieder zu hoffen . . .

4.

Eines Abends, als Frau Cadzand ihre gewöhnlichen Kopfschmerzen hatte, begab sie sich früher als gewöhnlich zur Ruhe. Den Kopf in das Kissen gedrückt, lag sie leidend, in einem Zustand, der halb Schlaf, halb Wachen war, einem Nebel zwischen beiden, wo es einen dünkt, als läge man in der Tiefe von etwas Durchsichtigem und ungewöhnlich Eindrucksfähigem. Man liegt wie im Wasser, wie in einem Spiegel, wie eingekerkert In  
MOBQII MW. SMI 7 19

## MORGEN.

ein Glashaus, wo der geringste Laut von dem Glas laut zurückschallt. Eine unerhörte Schärfe der Sinne! Selbst gedämpfte Schritte, eine Stimme, die kaum vernehmlich flüstert, genügt zur Reizung des Hörsinns, zur Spannung der Aufmerksamkeit, zum Bewußtwerden.

Frau Cadzand lag also im Halbschlummer, was sie aber nicht hinderte, auf der Treppe die Schritte von Hans zu hören, der zur gewohnten Zeit schlafen ging. Einen Moment später hörte sie in dem Zimmer über ihrem Kopfe, wie Ursula eintrat, um ihm, wie gewöhnlich, eine Flasche frisches Wasser für die Nacht zu bringen. Doch sie hörte auch, daß leise geflüstert wurde. Ursula ging heute nicht gleich wieder hinaus und in ihr Schlafzimmer, das neben dem der alten Barbara lag. Das Verweilen dauerte länger. Erstaunt schüttelte Frau Cadzand ihren Halbschlaf ein wenig ab. Sie lauschte. Sie unterschied die beiden Stimmen, die sich abwechselten und miteinander verschmolzen. Hans und Ursula . . . jawohl, sie waren es; sie sprachen in undeutlichen Flüstertönen; dann schwoll eine der Stimmen, die des Mädchens, wie ellig und leidenschaftlich an. Was ging da vor. Frau Cadzand hatte sich aufgerichtet und stützte den Ellenbogen auf das Kissen. Jetzt waren es leise Schritte, eine Flucht scheinbar, ein Laufen durch das Zimmer. Der Kronleuchter vor ihrem Bette klirrte leicht mit seinen Kristallgehängen, wie von einem Windstoß bewegt.

Dann trat eine kurze Pause ein, dann gemeinsames, langsames Gehen, wie von einem sich umschlingenden Paar, das vorwärtsschreitet . . . Frau Cadzand war bestürzt aufgesprungen. Träumte sie? War Hans vielleicht krank? Sie wollte ihre Tür öffnen, auf den Gang laufen, rufen. Die beiden Stimmen begannen von neuem . . . Jawohl, Ursula war immer noch da. Sie sprach wieder; und Hans antwortete. Es war ein wirres Gestammel, ein ohnmächtiges Murmeln von Worten, die in einem Munde begannen und in dem anderen endeten! Der Klang von Küssen loderte durch die Stille. . . .

Frau Cadzand war stumm vor Verblüffung, sie begriff, was dort oben vorging. Wie konnte Hans, so rein, so fromm, der Versuchung unterliegen? Aber welche Blicke warf ihm auch Ursula täglich zu! Sie hatte ihn verführt; sie war es, die ihn jetzt belehrte und einweihte.

Verwirrende, pathetische nächtliche Szene, wie ein Drama oder ein Verbrechen! Die Mutter wohnte ihr gleichsam bei; sie hörte die Geräusche, die Stimmen, folgte ihren Phasen. Diese Szene war für sie vorhanden wie die Gegenstände für den Spiegel. Sie mußte sie wider Willen mit ansehen, sie in Reflexen miterleben. Durch den Zwischenraum hindurch wiederholte sich alles in ihr. Frau Cadzand zitterte voller Entsetzen, und doch fühlte sie, daß etwas Heiliges sich da vollzog. Die Einweihung in die Liebe ist auch eine Weihe. Freilich war es nicht die göttliche Verbindung, die sie für ihn in Wilhelmines Armen geträumt hatte. Doch das Fleisch hat seine Geheimnisse. Frau Cadzand fühlte sich anfangs verletzt und empört; aber wer weiß, ob die Leidenschaft nicht recht hat vor allem, was wir Erniedrigung, Fall, Mißheirat nennen, und was vielleicht



nichts ist als ein Vorurteil der Kaste, der Erziehung und Vererbung? Die Natur paart die Mensehen, ohne sich um ihre Vorgeschichte zu kümmern. Man wählt nicht, das Schicksal setzt in Einklang, verknüpft und löst. Wie der Wind durch das Schilf der Flußufer fährt, es vermischt und sich küssen läßt. Alle Menschen sind einander gleich in der Nacktheit der Liebe wie in der Nacktheit des Todes. Die Liebe macht gleich wie der Tod.

Frau Cadzand sann darüber nach. Sie bedachte auch, daß es wenigstens ein junges und alles in allem schönes Mädchen war, das Hans in das große Mysterium einweihte. Ursula verlangte nach ihm, liebte ihn; nichts Käufliches war zwischen ihnen, wie so oft. Seine erste Liebesnacht hatte immerhin etwas Hochzeitliches.

Frau Cadzand lauschte fiebernd. Sie gedachte anderer Nächte, wo Hans in ähnlichen Küssen empfangen ward . . . Die Witwe fühlte in ihrem Fleisch die Erinnerungen, die Sehnsüchte, den brennenden Widerhall alter Wollust . . . Jawohl, Hans war ein Kind der Liebe. Wie konnte er dem Verlangen nach dem heiligen Krämpfe entgehen? Tausend Gedanken erwachten und wirbelten durch ihr glühendes Hirn, und einer von ihnen tauchte empor, kehrte wieder und erfrischte sie: daß hier vielleicht die Rettung und das Glück für sie läge. Würde Hans wohl nach der Offenbarung des Weibes bei seiner religiösen Berufung verharren? Würde er es wagen, das Gelübde der Keuschheit abzulegen, jetzt, wo er die Sünde und die Fleischesfreuden kennen gelernt hatte? Frau Cadzand glühte von maßloser Hoffnung . . . Nein! Sie wollte Ursula morgen nicht entlassen. Sie wollte einstweilen die Augen zudrücken ... Sie wollte Ihrem Sohne keine Vorwürfe machen ... Er sollte sieh an Küsse und Wollust gewöhnen; denn das war das einzige Mittel, ihn vor dem Kloster zu retten, ihn sich zu erhalten. Der Zufall hatte alles gut gefügt. Man muß dem Zufall nicht widerstreben. Er war klüger als sie. Denn es war harmlos, zu glauben, daß Wilhelmine und die kühle Lilie ihrer Liebe genügen würde. Ursula war die erblühte Rose, die Blume der Sinnlichkeit, deren Duft berauscht, wie der Überschwang der Begeisterung, an dem man zu sterben vermeint! Sie konnte ihm den Geschmack am Leben, die Freude am Garten des Lebens geben, jetzt, wo er die erblühte Rose, die geheime Rose der Leidenschaft kannte!

5.

Am nächsten Morgen kam Frau Cadzand voller Verwirrung herunter. Ursula ging im Eßzimmer hin und her und machte sich zu schaffen, ruhig und lächelnd wie immer, nur mit etwas röteren Wangen und etwas müderem Schritt, als wäre sie durch die Last ihres Glückes beschwert. Eine Heiterkeit strömte von ihr aus, und in ihrem blonden Haar glühte das Kupfer des Sieges. Namentlich als Hans herunterkam, blaß wie stets, mit einem Fall seines wirren Gelocks, den er früher nicht hatte. Frau Cadzand beobachtete beide. Ursula warf ihm heimliche Siegesblicke zu, bestürmte ihn mit Ihren Raubtieraugen. Und Hans, der am Frühstückstisch saß, wandte sich ab, drehte sich fort mit gezwungener Miene, mit der Miene eines, der sich gegen etwas Unsichtbares wehrt, das ihn von neuem

## MORGEN.

befällt. Das waren Ursulas Augen, deren Fluidum schon an seinen Nervensträngen entlanglief, liebkosend und brennend. Neubeginn des Zaubers! Ihre Augen näherten sich ihm, verließen ihr Antlitz, wie Spinnen ihr Netz verlassen, an das sie mit einem Faden gekettet bleiben, an dem sie es wieder erreichen können. Und sie waren wirklich wie blaue Spinnen auf Hansens Gliedern, diese raschen Augen Ursulas, die überall hin huschten, mit tausend unsichtbaren Füßen kribbelnd, die ihn liebkosten, entnervten, kitzelten, tausend winzige Zuckungen auslösten, die wie tausend Funken wieder aufglühten in der toten Asche der Wollust. Denn er blieb ganz erschüttert von der Nacht. Er dachte unaufhörlich an die Wollust, voller Abscheu und Wonne! Das also war das große Mysterium, die ewige Liebe, für welche die Menschen leiden, sich abmühen, sich verbannen, sich zugrunde richten und töten! (Fortsetzung folgt)

Hundschau.

Finanzpolitisches.

Von P1 u t o.

Der englische König zieht in Berlin ein, aber dieser Einzug an sich, das Feierliche daran ist so gleichgültig, wie der Überzieher, den man diesmal unserm Oberbürgermeister am Brandenburger Tor gestattet hat. Das Wichtige vielmehr ist die auch von der Börse begriffene Tatsache, daß hier ein Mann, der noch mehr als der geborene König, der geborene Unterhändler ist, als Politiker kommt. Indem er von dem Unterstaatssekretär des Auswärtigen begleitet wird, der doch in erster Linie Mitglied des Parlamentes sein muß, manifestiert er wahrscheinlich mehr vor seinem eigenen Volke die enge Zusammengehörigkeit mit dem gegenwärtigen Ministerium, also der herrschenden Majorität. Die kontinentalen Regierungen aber, die vom König Eduard besucht wurden und noch besucht werden, wissen nur zu gut, daß dessen diplomatische Rolle rasch ausgespielt sein würde, ohne Wunsch und Willen seines Volkes, Bündnisse und Gegenbündnisse zu schließen. Wer sich durch noch so interessante Tagesereignisse von der Hauptfrage nicht ablenken läßt, wird auch die ganzen Orientalischen Wirren in den jetzigen Berliner Besprechungen als nur zweiten Ranges ansehen. Von erstem Rang ist nur eine einzige — die englisch-deutsche Frage! Vielleicht, daß die Börse auch schon den freundschaftlichen Begrüßungen unter den beiden Monarchen mit höheren Kursen salutierte, ebenso wie sie ja kurioserweise den Vorschlag Rußlands sofort günstig aufnahm, der Pfortedle bulgarische Entschädigung durch seine eigene Verzichtleistung auf die alte Kriegsschuld zu bezahlen. Keinesfalls hat unser Bankwesen jemals in den Chauvinismus eingestimmt, dem leider andere unserer praktischen Berufsstände wie Techniker, Ingenieure usw. von Zeit zu Zeit unterlagen. Das waren Männer, deren Gebiete einen ganz neuen Aufschwung genommen hatten und die deshalb sich leicht versucht fühlten, die älteren Inhaber derselben Gebiete als anmaßend, oder gar abgetan anzusehen. Anders die deutsche Finanz, der beständig die Erfahrungen unserer Kaufleute zur Seite stehen, die also auch das durch nichts übermalte Bild festhalten konnte, von dem englischen Gleichmut der englischen Duldung und



dem englischen Verstande, mit dem jenseits des Kanals das Fremdenelement also auch das unsere, Jederzeit behandelt wurde. Nicht einmal in neuester Zeit hat man es erlebt, daß die City, ähnlich etwa wie Paris, ihre Guthaben bei uns von dem Schwanken politischer Sympathien abhängig macht. In diesem Sinne muß auch die Hoffnung erlaubt sein auf ein schließliches Wiedertzusammengehen beider Völker, das aber keine Phrasen, sondern nach Vieler

Rundschau.

249

Meinung nur der Ausgleich der Flottenfrage zu bewerkstelligen vermag. An einem solohen Tage wurden sowohl englische, als preußische Konsols um Prozent« mehr wert sein.

\* . \*

Der Soheln trägt! Well die Börse belebt ist, möchte man sie bereits als — sehr belebt ansehen, und das kann unmöglich der Fall soln, solange es unserer Industrie schlecht geht Zwei Felder werden nunmehr von der Spekulation mit Vorliebe bearbeitet: das der Kolonlaiiwerte und das der Banken. Lange hat unsere Hochfinanz die neuen Kolonien des Reiches nur mit Glacehandschuhen angefaßt, erst Jetzt, als die Gelegenheiten zum Zugreifen sicherer wurden, nimmt sie diese Werte offen In ihre Hand. Nicht einmal die Verkehrsbank, hinter der doch unsere Großinstitute ab Gründer gestanden haben, hat während ihres mehrjährigen Daseins viel geleistet, nun aber kommt sie mit ihren afrikanischen Geschäften in Mode, und es durfte unbedingt gut sein, auf diese Bank fernerhin stetig zu achten. Koloniale deutsche Papiere gibt es, die langst zugrunde gegangen sind, ebenso wie dies mit einzelnen unserer Übersee liehen Industrieunternehmen geschah, aber os gibt auch Aktien dieser Gattung, die ihren Wort, richtiger: ihren Kurs verdreifachen und vervierfachen konnten. An diese letzte Erscheinung hält sich Jetzt unsere Spekulation z. B. In Otaviaktlen, glaubt an einen baldigen Diamantenmarkt In Berlin, wo nicht einmal eine deutsche Zinkbörse gegen die Londoner bisher aufkommen kann und nimmt alle die Jungen Einrichtungen Dernburgs, die Ja stets etwas stark Positives für sich geltend zu machen verstehen, als bereits erfüllt an. Kein Wunder, daß besorgte, sowie aueh besorgt redende Volksvertreter nunmehr von den Kauf-Irrungen des Hittelstandes weissagen; dieses harmlosen Hittelstandes, der, sobald er gewinnt, ab sehr klug, sobald er aber verliert, ab verführt (!) gilt Weiß man denn wirklich nicht, was sich diese vermeintlich so bescheidenen Kreise sagen, sobald sie In den Blättern die Warnung lesen, daß kleinere Vermögen ihre Hände besser von solchen Papieren lassen sollten? — „Aha! Die Großen wollen'» für sich allein schlucken!" Und so erzeugt die Warnung die gerade entgegengesetzte Wirkung. Natürlich tragen die breiten Schultern Dernburgs unwillkürlich Jenen ganzen Kursaufschwung. Indessen wissen es die Wenigsten, welche ungünstigen Beurteiler dieser Hann In einer schmalen, aber doch höchst beachtenswerten Reihe von Praktikern hat die allerdings aueh nicht ganz ohne Neid sein könnten. Von Otavi zu Banken bt der Sprung ziemlich rasch gemaecht. So steigen Dbknnto-kommandlt daraufhin, well die Diskontogesellschaft nach Meinung stiller Kenner noch eine große Option besitzt. Das brauchte sie aber noch keineswegs



zu einer Kapitalerhöhung zu veranlassen, wäre nicht das Vorbild der Deutschen Bank da. Die Diskontogesellschaft könnte aus Ihrem Portefeuille die Hälfte des Aktienkapitales der Norddeutschen Bank in Hamburg nehmen, um sie mit Agio an den Markt zu bringen. Es scheint aber, daß gerade dieses Aktienpaket den Herren ab ein Noll me längere gelte. Keineswegs zu vergessen, daß die Aufsichtsräte zugleich von der Diskontogesellschaft und von der Norddeutschen Bank Tantiemen beziehen!

\* \*

\*

Diplomatie und Handel stehen bei uns noch immer in peinlichem Gegensatz, wie vor allem das unaufgeklärte Vorhandensein eines deutsch-portugiesischen Vertrages beweist, der erst ganz nachtraglich unsere leitenden Staatsmänner stutzig gemacht zu haben scheint. Deutsche Kaufleute in Lissabon haben, wenn sie früher nach Berlin kamen und im Auswärtigen Amt vorsprachen, übrigens schon zu Bismarcks Zeiten die Unkenntnis der Handelsdezenten bewundert. Ob es seitdem besser geworden ist weiß eigentlich kein Mensch. Neuerdings war auch von der Versetzung des langjährigen Konsuls in Barcelona nach Neapel zu lesen. Nun ist aber Barcelona das wichtigste Emporium Spaniens, wo Deutschland gewiß ungleich größere Interessen zu vertreten hat, als etwa in Neapel. Ist dieser Umstand auch bedacht worden, oder walten hier nur persönliche Gründe vor? Einiges Mißtrauen zu der Durcharbeitung so bedeutsamer Fragen muß schon erlaubt sein, nachdem

## MORGEN.

z. B. Jetzt dl« Kehrseite der Portoverringerung nach der Union bekannt geworden Ist Es kommen andere, langsamere Schiffe In Betracht, so daß Kaufleute allen Ernstes von Brieten sprechen, die nunmehr später ankommen, als dies seit 10 Jahren der Fall gewesen Ist Und In unserer Post erblickton wir doch früher eine der besten Errungenschaften an Ordnung und Geschwindigkeit

\* \*

•

Das uneigennützig Rußland zeigt sich wieder einmal bei der Behandlung der bulgarischen Entschädigungsfrage! Die Türkei gebraucht Geld und würde von Bulgarien mit Hilfe der Banque de Paris sicher Geld bekommen (nachdem die Größe der Summe nicht mehr streitig bleibt). Die Herren In Petersburg aber machen die kecke Voraussetzung: Bulgarien könne nichts Bares erhalten und bedürfe deshalb der russischen Hilfe. Diese besteht aber nur in einer Clearingmethode, Indem die Pforte Ihren Rest auf die an Rußland noch zu entrichtende Kriegsschuld nicht mehr bezahlen soll, aber dafür auch von Bulgarien wenig oder nichts erhalten würde. Was nützt dies aber der Jungtürkischen Regierung in Konstantinopel, die sich seit Neuetaablierung der orientalischen Frage in schwere Ausgaben gestürzt hat und nunmehr statt wirklicher Summen eine Quittung zu empfangen und eine Quittung auszustellen hätte. Würde dieser Vorschlag Rußlands angenommen werden, was zum mindesten unsicher bleibt so müßten die Rechnungen der Dette public, der Banque Ottomane, der Deutschen Bank, der Orientbahnen usw. usw. arge Enttäuschungen erfahren. Seit fast 30 Jahren hat die Zarenregierung aus der türkischen Kriegsschuld alle nur erdenklichen Vorteile gezogen, dieser Fischzug wäre aber der reichste. Nachträglich scheint denn auch die Sache so gedreht zu werden, daß die Pforte wenigstens einen Teil der von ihr mit Recht erwarteten Centanten auch wirklich erhält. Von Rußland selbst natürlich keinen Pfennig! Ein Pate, der kein Geschenk gibt.

Die neue Ära in Indien.

Von Fregatten-Kapitän z. D. P. Walt her.

Hit obigem Ausdruck verkündete der Vizekönig von Indien Ende vorigen Jahres die von den Eingeborenen mit größter Spannung erwarteten Reformpläne für die Verwaltung Indiens. Dieselben haben mit Rücksicht auf die revolutionären Umtriebe während der letzten Jahre auch ein allgemeines Interesse und werfen ein helles Licht auf die wunderbare Verwaltungskunst, mit der etwa 1000 englische Beamte 300 Millionen Menschen, von denen 50 Millionen noch unter besonderen Fürsten stehen, zu beherrschen wissen.

Englische Schule und Literatur, verbunden mit unbegrenzter Freiheit in Wort Schrift und Agitation



hatten In den Indern neue Ideale von Freiheit und Selbstbestimmungsrecht hervorgerufen, die notwendigerweise auch zu dem Wunsch nach staatlicher Selbstverwaltung und im letzten Ende nach Befreiung von fremdem Joch führen mußten. Ersten den Indern so weit wie möglich zu gewähren, ohne die englische Herrschaft zu erschüttern, Ist der Zweck der Reformen. Von Einführung Irgendwelcher parlamentarischer Einrichtungen ist dabei allerdings nicht die Rede. Daß die Regierung nicht daran denke, wurde vom Staatssekretär für Indien Mortey Im Oberhause besonders hervorgehoben. Ober diesen heiklen Punkt sind sich überhaupt alle Parteien In England einig. Der verstorbene, links-liberale Premier-Ministor Bannerman erklärte seinerzeit sogar, daß die Indische Regierung immer etwas von persönlichem, beinahe absolutem Charakter an sich haben müsse.

Die Reformen beschränken sich daher im großen ganzen darauf, bestehende repräsentlve und beratende Körperschaften zu erweitern bzw. neue zu schaffen. Die bedeutendste derselben, der gesetzgebende Rat (legislative Council) des Vizekönigs soll von 24 Mitgliedern auf 62 erhöht werden, von denen 34 zu ernennen und 28 zu wählen sind, ein bestimmter Prozentsatz besteht aus Indern. Die Zusammensetzung ist eine derartige, daß eine Regierungsmajorität, wie es auch bisher der Fall war, unter allen Umständen gesichert bleibt. Für die

beratenden Körperschaften der Provinzen hingegen soll die bisherige gesetzliche Regierungsmajorität nicht mehr mtrecht erhalten werden.

Die Gerechtsame aller dieser Körpersehartten erhalten gegen früher Insofern eine bedeutende Erweiterung, als sie auch andere als reine Geldfragen, auf die sie bisher beschränkt waren, behandeln können. Der Staatssekretär bemerkte hierbei allerdings In seiner Rede unter dem Gelichter des Hauses, daß die Regierung mit ihren Resolutionen ebenso sorgfältig oder nachlassig verfahren werde, wie sie es in England zu tun pflege. Auch könnten die Gouverneure den Beschlüssen der Majorität jederzeit Ihre Genehmigung versagen. Man sieht hieraus, wie vorsichtig und langsam die Engländer mit Gewährung größerer Rechte den Indern gegenüber vorgehen.

Als die wichtigste der Reformen dürfte die Zulassung von Eingeborenen zu hohen Regierungsbeamtenstellen, die bisher nur Engländern vorbehalten waren, anzusehen sein. Berücksichtigt man, daß in der indischen Zollverwaltung überhaupt nur ea. 1000 Engländer sich befinden, d. h. 1 auf 300 000, so kann die Zahl der Stellen, die noch an Eingeborene abgetreten werden können, keine große mehr sein. — Unter allen Umständen nur Engländern vorbehalten bleiben die Stellen der Gouverneure und der 260 Distriktsvorsteher, die Im Durchschnitt über Je eine Million Inder zu regieren haben. Der Ersatz durch Eingeborene ist schon aus dem Grunde ausgeschlossen, weil sieb Hindus niemals durch Mohammedaner und Mohammedaner durch Hindus regieren lassen würden und zum Glück für die Engländer beide Religionen über ganz Indien verstreut sind.

Als ein weiterer Grund, weshalb sich Eingeborene zu selbständigen, hohen Stellungen nicht eignen, wird Ihr Mangel an Charakter und Energie angeführt Sowohl die Zivilverwaltung wie die Armee sollen hierin schon viele üble Erfahrungen gemacht haben. Lord Roberts schreibt hierüber In seinem Buch „41 Jahre In Indien“: „Geschichte und Erfahrung haben uns gelehrt, daß die eingeborenen Rassen Indiens nicht Eigenschaften besitzen, nie ein Führertalent haben muß. Ich habe viele Eingeborene gekannt, deren Tapferkeit und Opfermut schwerlich Ubertroffen werden können, aber keinen einzigen, der nicht Im Falle der Not und Gefahr zu dem Jüngsten britischen Offizier aufgeschaut hätte.“

Es ist mehrfach von den Reformen gesagt worden, daß sie ein Produkt der Furcht vor der aufständischen Bewegung In Bengalen seien. — Wer die indische Geschichte der letzten Jahre verfolgt hat, kommt zu einem anderen Schluß, nämlich, daß sie weit eher als Kompensation für die strengen Maßnahmen anzusehen sind, die die Regierung In den letzten Jahren getroffen und die die unmittelbare Veranlassung zu der gegenwärtigen feindlichen Gesinnung der Bevölkerung gewesen sind. Die



schwerwiegendste der englischen Maßnahmen war die Teilung Bengalens. Im Jahre 1904, ein Schlag gegen die Hindus zugunsten der Mohammedaner, der noch lange nicht verwunden sein wird, weil damit eine große Provinz von 24 Millionen Einwohner künstlich geschaffen wurde, in der im Gegensatz zu den anderen wichtigen Provinzen die Mohammedaner in der Mehrzahl sind. Eine zweite Maßnahme war die Beschränkung der Zulassung zu den höheren Schulen auf die oberen Stände; eine dritte, die besonders die Wut der Literatenkreise erregte, die Beschränkung der Preßfreiheit. Insoweit, als direkt aufrührerische Artikel die Bestrafung der Redakteure zur Folge hatten.

Da mit diesen Mitteln eine Besserung der Zustände nicht erreicht wurde, ging die Regierung im vorigen Jahre bedeutend schärfer vor. An die Stelle der von den Indischen Rechtsanwälten möglichst in die Länge gezogenen Gerichtsverhandlungen wurde für aufrührerische Handlungen ein abgekürztes, summarisches Gerichtsverfahren eingeführt und außerdem ein altes bisher niemals angewendetes Gesetz von 1818 wieder hervorgeholt, nach dem die Regierung mißliebige Personen ohne gerichtliches Verfahren verbannen kann. — Die heilsame Wirkung dieser etwas russischen Maßnahmen zeigte sich bald. Von offenem Aufruhr, wie er 1906 in Bengalen und im Punjab stattfand, verlautete nichts mehr. Der Indische Nationalkongreß, eine Art Privatparlament der gebildeten Hindus, das seit zwei Decennien jedes Jahres zusammentritt und auf die Hindubevölkerung einen großen Einfluß ausübt, hat sich gespalten. Der letzte Kongreß vermochte es sogar über sich, seine Freude und Zustimmung zu den Reformen auszusprechen.

## MORGEN.

Nachdem so die offene Opposition niedergeschlagen worden, ist in Bengalen eine geheime Bewegung von Fanatikern entstanden, die mittels Bomben die Engländer vertreiben wollen. Eine weitverzweigte Verschwörung wurde vor kurzem entdeckt. Zu einer wirklichen Gefahr durften solche Ausbrüche des Fanatismus aus den unteren Volksschichten heraus aber kaum werden, da es Ihnen an Führung und Organisation fehlt. — Indirekt sollen die Reformen auch gegen diese Art des Widerstandes wirken. Man erwartet, daß dadurch die Gebildeten und die höheren Klassen auf die Seite der Engländer gezogen und veranlaßt werden, der Erregung des Fanatismus und Fremdenhasses entgegen zu wirken. Diese Hoffnung wurde am selben Tage vom Staatssekretär im Oberhause und vom Vizekönig im legislative Council in Kalkutta ausgesprochen.

Ein Aufstand großen Stils ist durch die Feindschaft zwischen Mohammedanern und Hindus ganz unwahrscheinlich; dazu kommt das erwachende politische Verständnis der Gebildeten für die Vorteile der englischen Herrschaft durch ihre Schaffung von Rechtssicherheit, Hebung der Wohlfahrt des Landes und Erschließung seiner natürlichen Hilfsmittel, ferner die Gewißheit darüber, daß nach Vertreibung der Engländer wieder die anarchischen Zustände früherer Zeiten Platz greifen würden. Einen schwachen Begriff davon gaben wieder einmal in den ersten Tagen des Januar Zusammenstöße und gegenseitige Tempelschändungen der Hindus und Mohammedaner in Kalkutta.

## Die Suffragettes.

Von Dr. Käthe Schlrmaoher.

Auf dem Kontinent werden sie in weiten Kreisen immer noch mißverstanden. In England gewinnt ihre Beharrlichkeit einen ersten Sieg: die Geneigtheit des Publikums und die Geneigtheit der Presse. Der Fortschritt ist bedeutend genug.

Von Anfang an hatte die Presse den Suffragettes alle Aufmerksamkeit erwiesen, denn das Vorgehen der Suffragettes war eine Neuigkeit, und ab solche der Presse willkommen. In welche Form aber kleideten die Berichtersteller diese Neuigkeit? Der Sache und dem Ernst der Sache standen sie fast alle fern, was sie meldeten, war eine Sensationsneuigkeit, eine unweibliche oder lächerliche Sensation. Denn die Suffragettes schienen sich absichtlich von jeder hergebrachten Weiblichkeit zu entfernen, und wenn der Reporter da treulich aufzeichnete, so schüttete der Mann (die gesamte politische Presse ist heute noch männlich) die Lauge seines Spottes oder Witzes über den Bericht.

Die Suffragettes wußten aber sehr gut, was sie taten. „Viele Jahre,“ sagt Rachel Foster-Avery\*) (sie gehört zum Vorstand des Internationalen Verbandes für Frauenstimmrecht) „hatten die



Stimmrechtlerinnen, die den Englischen Frauenstimmrechtsverband bilden, praktische Wahlarbeit für solche Parlamentskandidaten geleistet, die sich verpflichteten, wenn sie gewählt würden, für Frauenstimmrecht einzutreten. Waren sie aber im Parlament, so machten sie nur ganz schwächliche Versuche, um den betreffenden Gesetzentwurf auf die Tagesordnung und zur Annahme im Unterhaus zu bringen."

Diese Vertreter der alten Stimmrechtsbewegung nennt man *Suffragists*. Seit 1908 entstanden die *Suffragettes*. Der Name schon war — ein Spotname: *Suffragette*, das politische Weibchen, die Modeststimmrechtlerin, das Aufsehen und Reklame suchende Dämchen. Es war ein Wort der Lächerlichkeit, fast des Schimpfs, wie einst die „Gueusen“.

„Die *Suffragettes*," fährt Rachel Foster fort, „die nun sahen, wie das jetzige liberale Parlament, das seine Wahl in bedeutendem Maße Frauen verdankte, und das den Frauen ihre politische Freiheit versprochen, den Frauen sein Wort brach, griffen zu einer ganz neuen Taktik. Es ist ihnen gleich, ob der liberale Parlamentskandidat (bei den zahlreich vorkommenden Ersatzwahlen; allgemeine Wahlen kommen erst 1910) sich für oder gegen Frauenstimmrecht erklärt ... Sie arbeiten überall gegen die liberalen Kandidaten, weil die liberale Partei als solche ihr Wort gebrochen hat und freuen sich, wenn sie die Wieder-  
•) ProgTMI 16. 11. ItM. An»rtk«iMI« mm-

Rundschau.

253

wähl eines liberalen M. P.\*) verhindern oder doch seine Majorität empfindlich verringern können."\*\*) Sie haben das bis Jetzt bei 13 Ersatzwahlen

getan and so eine Probe Ihrer Macht gegeben. Vor 1903 waren die Stimmrechtlerinnen In Eng-

land keine Macht, Ihre Bewegung auf enge Kreise Gebildeter beschränkt, das Frauenstimmrecht eine Doktorfrage. Heute ist es eine Frage der T a g e s - Politik.

Es arbeiten dafür zusammen: der Landesverband für Frauenstimmrecht (National Union of Women's Suffrage Socletles), die National Women's Social and Politlcal Union und die Women's Froedom League (d. h. der Soziale und Politische Frauenlandesverband und die Frauenfrelheltsllga), der Minnerverband für Frauenstimmrecht (Men's league for Women's Suffrage), der Stimmrechtsverein der Künstlerinnen (Art ist j league for Women's Suffrage) and der StlmmreehtsvereIn der Schauspielerinnen (Aetresses league for Women's Suffrage). — Der zuerst genannte Verband Ist gemißigt, die anderen radikal.

Suffraglsts und Suffragettes gründen Ihre Ansprüche aal Frauenstimmrecht auf folgende Grundsätze und Texte: Sie verlangen das Wahlrecht als Steuer zahlerinnen.\*\*) Denn das Grundgesetz der polltischen Freiheiten In England lautet: „Steuern dürfen nur mit Einwilligung der Vertreter der Besteueren erhoben werden.“ (De tallagio non eoneedendo. 26. Eduard I.)t) Die englischen Frauen sind im heutigen Parlament aber nicht vertreten. Sie waren es (als Wähler) In allen früheren Parlamenten bis 1832. Das damalige Wahlgesetz brauchte an Stelle des Wortes „man“, das die Frau mitbegriff, (wenn sie nicht eigens ausgeschlossen war), den Ausdruck „male person“ (minnliche Person). Das Wahlgesetz von 1867 strich „male person“ und sagte wieder „man“. Nach Lord Broughams Akt (von 1860) begreift aber das Maskulinum das Femininum In sich, sofern letzteres nicht eigens ausgeschlossen. — Zu \*) Memoer of ParllamonL

••) In !•isutla i. B. Ton 0000 »of 1000 Stimmen.

•«•) Butten« Bit kein allgemeines Wahlrecht, die Soffrmgettes verlangen M anoh sieht.

t» Wir ratnlus aal In. C. C. Stop« anigeieleh-mW kMnaa Buh „Tb« Sahof» ot .Mao' In Iba oonitl-einem diesbezüglichen Rechtsfall (Chorlton versus Lulgg entschied das Gericht freilich, der Ausdruck „man“ Im Wahlgesetz von 1867 begreife die Frauen nicht mit — Eine richterliche Entscheidung kommt aber gegen ein Staatsgrundgesetz nicht auf; sie Ist In diesem Fall verfassungswidrig. \*)

Die Suffragettes vertreten Ihre Ansprüche In der Wochenschrift „Votes for Women“. (Der Frau das Stimmrecht) Ihre Herausgeberin ist M r s. Pethlok-Lawrence; Ihr Mann ist Jurist und Anwalt. Beide haben sich und ihren



Reichtum In den Dienst der Sache gestellt — Die Suffragettes haben eine ausgezeichnete Organisationskraft In Mrs. Drummond (General Drummond genannt, weil sie Tausende von Menschen zu leiten und zu ordnen weiß) und drei weitere geistige Führerinnen In Mrs. Pankhurst, einer gebildeten Frau, die 20 Jahre sozialer Arbeit in der Armenpflege, Mäßigkeitsbewegung und in Schulkommissionen geleistet hat, dann aber erkannte, daß nur die Erlangung des Stimmrechts dem sozialen Elend der Frauen steuern kann; \*\*) In Miss Chrystabel Pankhurst, ihrer Tochter, die Jura studiert hat und eine hervorragende Begabung für den Anwaltsberuf besitzt (Beweis, ihr Kreuzverhör der beiden als Zeugen geladenen Minister Lloyd George und Herbert Gladstone. Verhandlungen in Bow Street Polizeigericht Oktober 1908); Anne Kenney, eine frühere Arbeiterin, die gleichfalls erkannt hat, daß nur das Wahlrecht die Arbeiterin von dem schweren Druck ihrer Rechtlosigkeiten befreien kann. Die Frauen handeln nach einem wohlüberlegten Plan. Ihre Mittel sind: Bekämpfung der wortbrüchigen liberalen Partei bei allen Ersatzwahlen; Heransgabe ihres Blattes; Massenverkauf von Stimmrechtschriften (meist zu 0,10); Massensammlungen in geschlossenen Räumen wie unter freiem Himmel (da das liberale Ministerium von ihnen den Beweis verlangte, daß die Frauen das Stimmrecht wollen \*\*\*); wohlorganisierte, regel-\*) Siehe Bln. Slop« am angeführten Ort.

\*) Well ein Parlament von Männern, abhängig von männlichen Wählern, privaten Interessen und in einer Reihe von Dingen, oder ohne Sachkenntnis verhandeln muß.

•\*\*) Die Reueverammlung im Hyde Park am 1. 10. 1908 brachte 260 000 Menschen zusammen, es war die größte Volksversammlung, die je in England das Stimmrecht gefordert hat.

## MORGEN.

mäßige Versammlungen In ganz England; der Versuch, Abordnungen an die Minister In das Parlament zu schicken und dort als Steuerzahler Gehör zu verlangen (nur weil letzteres Ihnen verweigert wird und sie doch versucht haben einzudringen, sind die bekannten Ruhestörungen vor dem Parlament eingetreten); bei öffentlichen Versammlungen, wo Minister sprechen, den sonst Unzugänglichen, die Frage zu stellen: Wann geben Sie den Frauen das Stimmrecht;\*) durch öffentliche Umzüge mit Musik, Bannern, den Suffragettefarben (weiß, Parpar, grün), denn sie müssen das öffentliche Interesse tief, lebhaft und dauernd fesseln, die Öffentlichkeit muß für sie Partei ergreifen. Nu so erhalten sie die nötige Stoßkraft Ihr Sieg Ist eine Machtfrage: Gelingt es ihnen, das „wortbrüchige“ liberale Ministerium völlig unbeliebt zu machen, so haben sie gewonnen. Man kann nicht leugnen, daß sie diesem Ziele seit 1903 beträchtlich näher gekommen sind. — Ein Immer größerer Teil des Publikums begreift, daß die Suffragettes nur Ihr verfassungs-mäßiges Recht wollen; daß das liberale Ministerium sie hinzuhalten und „hereinzulegen“ sucht. Die öffentliche Meinung entzieht einem solchen Ministerium In England besonders leicht Ihre Achtung, denn sie Hebt „fair play“ (ehrliches Spiel); sie findet es heute lächerlich, daß Parlament und Minister durch 100 und 1000 von Polizisten zu Fuß und zu Pferde vor Frauen beschützt werden; sie betont, daß die Frauen bei all Ihren Veranstaltungen ordentlich und friedlich vorgehen, und daß die Unordnung erst durch die Polizei verursacht wurde. Ganz besonders unbeliebt aber wird das Ministerium durch die rauhe Art, mit der es die fragenden Stimmrechtlerinnen aus Versammlungen entfernen läßt und durch die Weigerung des Justizministers, die zu Gefängnis verurteilten Stimmrechtlerinnen In die I. Abteilung \*) Hur weil die Minister diese Frage mit Ausdachten oder garnicht beantworten, sondern die Fragerinnen hinauswerfen lassen, „heckein“ die SnBragettes Jetit die Minister (to hockte Ministers), d. h. ah lassen sie bei soleben Versammlungen durch dauernde Unterbrochungen nicht mehr su Worte kommen. (politische Vergehen und Verbrechen) zu übernehmen.\*)

In Ihres Herzens Grunde finden die Suffragettes gar kein Vergnügen daran, diese Agitation zu treiben, Umzüge zu halten, sich zur Schau zu stellen, Maskerade zu treiben, Ins Gefängnis zu wandern. Sie wissen aber: dies sind die Mittel zum Zweck. Und sie tun Ihre P f 11 e h t, Indem sie sie brauchen.

Vertrösten lassen sie sich nicht mehr: Vier der Jetzigen Minister sind für das Frauenstimmrecht. Und es wäre nicht möglich gewesen, den Gesetzesentwurf mit solcher Unterstützung zu einem Re-



glerungsentwurf zu machen? Doch nur, weil die „befreundeten“ Minister aus dem Frauenstimmrecht eine Kabinettsfrage nicht machen wollen. Die Ministerverantwortlichkeit ist aber eine gesamte. Kann der einzelne Stimmrechtsfreund das Kabinett nicht gewinnen, so muß er nach der Auffassung der Suffragettes gehen. Tut er es nicht, erscheint das Frauenstimmrecht Ihm dafür nicht wichtig genug, nun, so wollen die Stimmrechtlerinnen Ihn eines besseren belehren.

Die Suffragettes haben die öffentliche Meinung nun so weit aufgeklärt, daß die Presse Ihnen gegenüber einen ganz anderen Ton anschlägt. So bei folgender Gelegenheit: Selbst einen Frauenstimmrechtentwurf einzubringen hat das Kabinett abgelehnt; es wird sich aber einem Entwurf von selten des Hauses nicht widersetzen (der natürlich von vornherein sehr viel weniger Gewicht und Aussicht hat als ein Regierungsentwurf). Es verlangt gleichzeitig, daß dieser Entwurf „demokratisch“ sei (d. h. wahrscheinlich das allgemeine Wahlrecht fordert, so daß Frauenwahlrecht und allgemeines Wahlrecht verquickt würden); dann ist das Kabinett nämlich sicher, daß das Oberhaus ihn ablehnt.

Dieses Verfahren nennen nun große politische Blätter „feige“, „blind“, „Jedes moralischen Muts bar“, „unwürdig“.

Und so scheint sich das Blatt der öffentlichen Meinung Großbritanniens zugunsten der „Suffragettes“ zu wenden.

\*) Während die Träger der Irischen Unabhängigkeitsbewegung und die Träger englischer Wahlrechtsbewegungen stets der Abteilung I tugetelt werden.

Nachdenkliches

über Nachlässiges.

Von Johannes W. Harnisch.

Als das aasgehende ancten regime sieh in seiner Haut nicht mehr recht wohl fühlte, mühte es sich um Unschuld, Harmlosigkeit und landliche Freuden. Es baute Meierhöfe, Trlanons; und baute chinesische Pavillons. Und was ist es für ein China, dieses Rokoko-China, in dem die über-sättigten Marqulsen und Abbes die längst verlorene Unschuld wieders lichten! Welch putzig Land! Es ist eine Synthese aus TeetäCchon; Porzellandächern mit Glöckchen; gelben Zopf-tragern und Schlitzaugen. Auf den Wandbildern in den chinesischen Pavillons steht eine Rokoko-Dame Im Reifrock, aber mit gelbem Teint und merkwürdig schiefen Augen vor einem Hinsehen mit dem Porzellandach. Das Dach hat die charakteristische Schweifung, aber das Häuschen steht mitten in einem Parke mit Fontinen und Amoretten und Taxusherken, „so regelrecht geschnitten, ab waren's Verse Bolleaus". — Oder Heines Vorstellung von Indien: „Am Ganges, da duftet's und leuchtet's und Riesenbäume blühn, und schöne, stille Menschen vor Lotosblumen knien." Ausgerechnet! Vermutlich hat noch kein Inder lernen als vor einer Lotosblume gekniet. Poetisch schön? GewiB. Aber wer den folgenden Vers Ober die Lappen nachliest, der sieht, das Heines Ehrgeiz hlor durchaus nicht nur poetisch, sondern auch ethnologisch war. Wir lachein. Diese naiven Abbes und Marqulsen! Der gute Heine! Sind wir soviel welser?

Gewiß, alles In allem, wir haben mehr gelernt Und haben mehr Respekt vor dem Tatsächlichen und vor allem, was sieh Wissenschaft benamst. Wir wurden keine Chinesinnen Im Tailor made malen. Wir sind eben In all diesen Dingen exakter geworden, vergessen nie, unser Wissen zu fragen, wenn wir uns künstlerisch mit etwas Fremdem beschäftigen. Denken ernsthaft nach und prüfen faksimilierte Kostümkunden, ehe wir nur ein Ritterfräulein zu Rosse zeichnen. Aber wo wir nicht unseren Ernst anspannen, denken wir genau so schief und flach und scheuen uns nicht im mindesten, darauf unsere Urteile zu gründen. Vor allem In der Politik.

Die Zeltung verführt dazu; und das Zeltunglesen nicht minder. Mein Gott, so am Schnürchen haben wir unser bißchen Wissen über Südafrika und Australien, Abesslnien und Slam, Mexiko und China wirklich nicht, daß nur der Name genannt zu werden braucht, um in uns das geographisch und ethnologisch richtige Bild ohne besondere Denkanstrengung entstehen zu lassen. Und nun lesen wir fünf Zeilen aus Kapstadt, zehn aus Bangkok, sieben aus Rio de Janeiro, elf aus Peking, sechs aus Melbourne und vier aus Adls Abeba. Lesen in Hast. Haben wir da die Zelt, uns Süd-



afrika, Slam, Brasilien, China, Australien, Abessinien (was wir davon wissen), wirklich zu vergegenwärtigen? Und nun kommt das Heer der Schlagworte, in die der Zeitungsschreiber das Geschehende einschachtelt: Feudalstaat, Reaktionäre, Nationalisten, Arbeiterfrage, fremdenfreundlich, Kaiser, fortschrittlich und hundert andere. Der Zeitungsschreiber muß sich dieser Schlagworte bedienen, um in den drei oder zehn oder zwanzig verfügbaren Zeilen wenigstens das Ungefähre zu geben. Da er in Hätz schreibt, wird er auch beim Leitartikel sich oft nicht klar machen, wie wenig der Begriff vom Worte gedeckt wird. Der Leser wird's fast nie tun. All das wäre nicht schlimm, wenn's dabei bliebe; aber, wenn ich zehnmal von den persischen Reaktionären oder den abessinischen Christen oder den Indischen Nationalisten gelesen habe, dann hat sich mir unmerklich das schiefe Bild ins Hirn geprägt. Ich komme nur schwer von ihm los; müßte dazu besondere Kraft aufwenden; und, was das Schlimmste, ich bin mir gar nicht bewußt, werde es nur gelegentlich einmal, daß sich mir die Dinge ganz schief und verbogen im intellektuellen Bestände speicherten. Wer dem nachsinnt, dem wird manches Jäh in unerwartet anderes Licht gerückt werden. Einige Beispiele werden das am besten geben: Menschenrechte. Gewiß, die Malaien und Neger sind auch Menschen. Heißt: sie gehören zur Klasse des homo sapiens. Haben wir denn aber, wenn wir von „Menschenrechten“ und „Auch-Menschen“ reden, wirklich das dreimal gefilterte Typische des homo

## MORGEN.

sapiens vor Augen? Wir denken gar nicht daran! Wenn wir vom Menschen sprechen, meinen wir den Menschen unserer Klasse, Bildung, Sitte, Religion, Begabung; wer viel abstrahierte, vielleicht den Typus unseres Volkes; Im günstigsten Falle den modernen Europäer. Das hindert uns natürlich nicht Im mindesten, dem Malaien und Neger dies und das zu vindizieren, weil er „Aach-Mensch“ Ist Wären wir nicht so nachlässig, dächten wir nach, so würden wir bald sehn, daß wir von uns, vielleicht von unserem Volke, vielleicht vom modernen Europäer aus abstrahierten. Daß unser Schluß, der Neger müsse als „auch ein Mensch“ dies und das zuerkannt bekommen, falsch Ist, weil wir an „auch ein Europäer“ dachten. Und wenn wir von den allgemeinen Menschenrechten reden, sollten wir füglich des Ausdrucks allgemeine Europäerrechte uns bedienen. Oder ist's anders? Wir müssen schon bekennen, wir hielten uns buchstabengläubig an das Wort Mensch, ohne Je zu besinnen, daß wir mit dem Worte ganz verschiedene Begriffe deckten; bald den aus zwanzig oder hundert oder meinetwegen aus zehntausend Europäern abstrahierten Typus, bald den naturwissenschaftlichen Begriff des homo sapiens. Wollen wir wirklich noch über das Rokoko-China lächeln? Und über Heines Inder?

Und dieser Nachlässigkeiten gibt's die Hülle.

Man prüfe sich genau, ob nicht, wenn wir von persischen Nationalisten lesen, In irgendeiner Ecke des Gehirns der Schemen des Generals Boulanger oder Henri Rocheforts spukt Ob wir nicht bei den Worten abessinische Christen sehen, wie im kahlen protestantischen Gotteshause der Geistliche die Vormittagskinderlehre abhält; oder wie im warmen Kerzendämmer weihrauchumwallt der Priester das Hochamt zelebriert Ob nicht statt der chinesischen Juden In Kaiföngfu In Honan Gestalten aus der Tiergartenstraße oder mit dem Hausiererpacken sich uns vors Auge drängen. Oder: die Arbeiterfrage In Deutsch-Ostafrika. Machen wir uns wirklich klar, daß es sich nicht um strebsame, fleißige, fest organisierte, klassenbewußte Industriearbeiter, sondern um Indolente, träge Nigger handelt; nach des Negrophillen Franklin hartem Worte, um Tiere, die nur fressen und faulenzten mögen? Und ist uns nicht der fremdenfreundliche Chinese mit einem Tropfen Schillerischen Weltbürgeröles gesalbt? Taucht uns nicht bei der Kunde vom abessinischen Feudalstaate Ostelblen vors liberale, oder bei der Kunde von den türkischen Liberalen Eugen Richter vors konservative Auge?

Ohne daß wir's wissen und wollen, Ist hier und dort immer wieder olne Lücke in unserem Denken, eine Nachlässigkeit, die uns von schiefen Begriffen her urteilen läßt; die uns den Fettsteiß einer afrikanischen Heldenjungfrau In den Stahlpanzer der Joanne d'Arc pressen, einem chinesischen Dorf-



schulzen den behäbigen Flausch des frohen Kluckhuhn um die dürrn Glieder schlappen läßt Das Ist bis zu einem gewissen Grade unvermeidlich. Wenn wir noch so viel lernen, nie lornen wir genug, um nicht falsche Analogien aus Kindheitstagen oder aus früher Kenntnis oder aus häufiger Beschäftigung in wenig Geläufiges hinüberzunehmen. Den Philister am Biertische (auf dem auch Wein oder die Schale Melange stehen kann) mag 's nicht drücken. Wer weiter will, und wer nicht Kolonialpolitik und Weltpolitik gegenüberstehen will wie Jean Jaques Rousseau dem Naturmenschen, der muß das eine lernen: sich bescheiden. Zu Jedem Volke gehört so Tausendfaches, das sich nicht mit Händen greifen, nicht auf die Platte bannen, nicht In Bücher pressen läßt Wer nicht die fremde Luft schlürfte, das fremde Leben lebte, kann's nie viel weiter bringen, als rezeptives Verständnis für dies Fremde zu bekommen. Wenn die Engländer uns politisch so viel über sind, so Hegt's neben anderem zu gutem Teile auch daran, daß viel mehr von Ihnen irgendwo drüben waren.

Wo aber eine uns fremde Rasse zu einer alten Kultur gelangte, wird uns selbst das drüben gewesen sein nieht allzu viel nützen. „Ein Mann, der China sehr lange gedient hat sagte neulich, daß er In den ersten Jahren des Aufenthaltes in seinem Adoptivvaterlande für vieles eine Erklärung bereit gehabt habe, wo er Jetzt kaum wage, ein Wort mit Bestimmtheit auszusprechen.“ So erzählt uns Max Diehr, der sich selber dort lange aufhielt Jeder, der es tat und dem nicht Arroganz den Blick blödete, bestätigt es. Ich meine, wir dürften uns allmählich des Wahnes entschlagen, wir mit unserm spärlichen Wissen vom Fremden, das unter Westeuropäergesichtswinkel gesehen, unter Westeuropäererfah-

Rundschau.

257

rangen eingeschachtelt wurde, könnten diese«  
Fremde genau verstehen oder Ihm gar die richtigen Wege weisen.

Hans von Maries.

Von Otto Grautoff

Hans von Härtel' Kunst bildet das schönst«  
Kapitel der deutschen Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts; sein Lebensschicksal das traurigste Kapitel. Die Ausstellung seiner Werke, die Julius Meyer-Graefe in der Münchner Seiesston zusammengestellt hat, erfüllt uns daher ebenso sehr mit Freude und Stolz wie mit einer tiefen Scham. Wir müssen uns schämen, daß uns allen bis heute die Einsicht fehlte, für die Bedeutung dieses größten, deutschen Hannes seit Matthias Grünewald, daß dieser große Mensch und Künstler sein Leben nicht nur in Armut und Verkennung verbrachte, sondern auch noch zwanzig Jahre nach seinem Tode warten mußte, bis die Deutsehen, seine Landsleute, den Wert seines Lebenswerkes erkannten. Die Ausstellung, die 184 Bilder und gegen 60 Zeichnungen vereinigt, macht manches wieder gut; sie würde vieles wieder gut machen, wenn die deutschen Künstler und Kunstfreunde das von Ihm lernen wollten, was seine Kunst zu lehren vermag. Und seine Kunst vermag alles «u lehren; denn dieser kühne Sucher und anspruchsvolle Kämpfer strebte mit den reinsten und edelsten Mitteln den höchsten Zielen der Kunst zu. Wenn er Jetzt so verstanden würde, wie er es verdiente, so müßte die deutsche Kunst einen nie vorher gesehenen Aufschwung nehmen; denn er weist den Malern aus den verwirrenden Kämpfen zwischen Idealismus und Realismus den Weg zu einer höheren Einheit, zu einer stilisierten Idealität, die das höchst« Ziel der Kunst aller Zelten war. Wenn wir die Bilder aus Böekllns letzter Zelt Malerpoesien nannten, eo Irrten wir. Ihnen fehlt die Einheitlichkeit; In stilisierte Landschaften stellte der Schweizer mit realistischer Treue gemalte Fabelwesen der antiken Sage. An Maries' Werken lernen wir Böekllns Mangel klarer verstehen. Er hat die Figuren und Landschaften, die sein Auge erlebte, zu einer allgemeinen Gattung gesteigert und sie als Gesamterscheinung in eine einheitliche Idealität erhoben. deren elementare Wucht in der Stileinhelt aller Bildfaktoren besteht Seine Kunst erhebt sich über den Zufall des Tageserlebnisses und wird so wie die Kunst aller großen Meister im höchsten Sinne zeltlos.

Marees verbindet Delacroixs schillernden Farbenreichtum mit Puvis de Chavannes großer dekorativer Gebärde. Die Deutschen aber übersahen diesen göttlichen Geist, als er unter Ihnen lebte, und erst die Erziehung, die Paris den Künstlern und Kunstfreunden gewährt, vermochte die Einsicht für den Wert dieses deutschen Meisters zu reifen. Die Wege des Lebens sind wahrhaftig sehr verschlungen.

Marees begann als Steffek-Schüler. Er malte



Pferdebilder und Schlachtbilder, die allerdings frühe schon einen unter Deutschen seltenen Sinn für malerische Harmonie und für das Gleichgewicht der Gegensätze in Farben und Formen zeigen. In Italien festigte sein Talent sich. Er ging durch Rembrandt hindurch, vertiefte sich in Giorgione und nahm die edlen Konventionen der klassischen Kunst Italiens ganz in sich auf. Die Antike begeisterte ihn und die pompejanischen Wandmalereien entzündeten seine Bewunderung. Niemals sättigte sein Geist sich an ihnen. Seine Zeichnungen mahnen uns mehrfach an Michelangelo. Dieselbe Wucht, die gleiche Unmittelbarkeit im Ausdruck. Seine Farbe jedoch ist reicher. Es gibt Studien und Entwürfe von ihm, die an Manet erinnern. Aber in seinen großen Farbenkompositionen ist aller Realismus überwunden. Er steigert, was er gesehen hat, zu einer Idealität und schafft dadurch eine Welt, die nicht Abglanz des Sichtbaren ist, sondern ein leuchtender Widerschein innerer Erlebnisse. Die Körper seiner großen Farbenkompositionen scheinen von innen herauszuleuchten; sie sind von Fleisch und Blut, sind aber doch übersinnlich. Sie stehen in einer Landschaft, die die Erde nicht trägt, deren Struktur aber doch glaubhaft erscheint. Linien und Farben klingen mit elementarer Wucht zu einem Ganzen zusammen, und dieses Ganze fühlt man ab den unmittelbaren Ausdruck eines starken, feurigen, inneren Erlebnisses. Den Größten reiht Hans von Marees sich an. Wir können diesen Deutschen in einem Atem nennen mit Rembrandt und Michelangelo.

Der Zufall legte mir beinahe gleichzeitig zwei Bücher auf den Tisch, die Deutsche über französische Zustände, Kunst und Menschen geschrieben haben und die alle beide mit braver Aufrichtigkeit und unleugbarem Geschmack vieles sagen, das vor Ihnen nicht einmal halb so gut von Franzosen und Deutschen gesagt worden ist. Und deshalb muß man ein wenig auf sie eingehen.

Karl Schettlers Buch über Paris ist In Jeder Zelle beschwingt; es erzählt mit manchmal naiv anmutendem Lyriismus die Geschichte einer Besitzergreifung, und das ist die Besitzergreifung der heiligen Stadt Paris durch das Individuum Karl Schettler, seines Namens einer der überzeugendsten Prosaschriftsteller und einer der gedankenvollsten Kunstgelehrten des Deutschland von heute. Karl Schettler hatte sich von der Stadt, die er jetzt bejubelt, keine untergeordnete Illusion gemacht; er ist genug Kenner gallischer Art, Kunst und Dichtung, um starke Erlebnisse zu erwarten. Als er dennoch zum erstenmal die Säle des Louvre durchwandert und In den alten Straßen, Im Schatten der Bolsbäume und der geläuterte Tradition ausstrahlenden Bauten, Pariser Bewegung und selbstverständliche Pariser Schönheit in sein Auge autsaugt, setzt er zu Hymnen an, die er selbst nicht von sich erwartet hätte. Denn Karl Schettler ist, soweit Ich ihn aus früheren Schriften her kenne, gar kein zum billigen Hymnus aufgeräumter Sterblicher; so anschaulich sein Denken, sein in Stil geäußertes Denken auch Ist, er hinterläßt eher den Eindruck eines zur vereinfachenden Abstraktion hinzielenden Analytikers als den eines enthusiastischen Künders offener Lebens-, Formen- und Farbenwerte.

Man spürt deshalb von allen Ins Spiel tretenden Gefühlen am meisten das einer gewissen intellektuellen Dankbarkeit. Und die Übersicht, die er an der Hand der Louvrebilder über die Vergangenheit \*) Ptil, Hotlien Ton Karl Soheffler. Insel-Verlag, Marie 1908. Prell geb. 10 Hark. Paul Hahn: Gor «e Maupauant. Sein Leben nnd telne Werke. Berlin, Egon FleUebel \* Co., 1908. Prell 8 Mark.

und Gegenwart der französischen Kunst gibt, Ist ein spontaner Tribut der Dankbarkeit, eine frohe, freie, aber gar nicht undeutsche Hingabe an die seltene Kulturdynamik, die von Fragonard bis Glsley um Ausdruck und um dementsprechende Verstärkung rang. Wer hätte den Mut, wenn es nicht gerade Julius Meler-Gräfe Ist, in diesem Überblick die von Schettler geäußerten, außerordentlich zahlreichen, hier und da kühn anmutenden Ideen im einzelnen einer Kontrolle zu unterziehen. Von so reichmöblierten Köpfen, wie dieser jüngste unserer angesehenen Kunstdeuter einen zeigt, läßt man sich anregen und protzt man nicht mit flegelhafter Auchwisserei. Und sträflicher wäre es noch, diesem



genußstarken Kosmopoliten mit engnationalen Beweggründen zu kommen. Er hat schon im voraus darauf eine Antwort geschrieben.

„Nein,“ sagt er im letzten Kapitel, „nicht undeutsch ist es, Paris zu lieben. Es zu hassen, wäre undeutsch. Denn unsere Erkenntnis kann die Werte nicht missen, die der ganzen Menschheit dort geprägt worden sind. Wir kommen als Lernende in diese wunderreiche Stadt und gehen dankbar von dannen, reicher geworden, ehrfürchtiger und somit auch besser Im Fühlen und Meinen. Besser, das aber heißt zugleich auch immer deutscher.“

Der Gegenstand des zweiten Buches, über das ich mich heute äußern möchte, hat mit dem Gegenstand des Schefflerschen Buches manches gemeinsam. Maupassant ist noch weniger aus Paris zu entwurzeln als aus seiner normannischen Heimat, und wenn er auch nicht der typische Pariser Franzose ist — den gibt's unter den Dichtern, die zu sehr aufs Produzieren sehen, nimmer — so hat er doch In seinen besten Novellen und dreien seiner Romane, Notre coeur, Fort comme la Mort und Bel-Ami stark rhythmisierte Regungen der femininen Seele der Hauptstadt eingefangen. Darüber hinaus ist Maupassant noch mehr: ein prachtvoll entwickelter, rassischer Mensch, ein guter, durch keine Schwefelelen und keine Clique zu beirrender Lateiner, ein kühler Kopf, der zum großzügigen Gestalten vielleicht nicht Herz und Phantasie genug gehabt hätte, wenn seine schöne, immer wuchtig und doch gemessen ausladende Sinnlichkeit ihm nicht gewissermaßen die fehlenden Eigenschaften ersetzt hätte: Vor einer solchen Erscheinung kann man wirklich

Rundschau.

259

In Feuer geraten, ohne gerade eine Fran zu sein;  
denn die Maupassantsche Männlichkeit können wir  
als etwas Ehrendes, als eine Art Geschlechtstriumph  
empfinden. Paul Hahn Ist nur etwas zu autdringlich  
in der Belobung seines Helden. Wie wenn er nötig  
hatte, nach all den Einzelheiten, die er gibt,  
mit den durchschnittlich banalen Lobesprädikaten  
für Maupassant um Liebe und Achtung zu werben?  
Wir rechnen die Punkte schon zusammen und  
machen die Zensurnummer selbst  
Schettlers Buch ist undeutsch in gutem Sinne;  
es ist kein Walzer; die Form hat den reichen Stoff  
aufgezehrt. Paul Manns Buch Ist ein deutsches  
Buch, sowohl In gutem wie auch in schlechtem Sinne.  
Hehr Im Guten meine Ich, denn es ist viel wert,  
daß wir am Ende der zahlreichen Selten Genaueres,  
Unzweideutiges und Bleibendes über Maupassants  
Leben und Werke wissen. Wir haben eine Bilanz  
zu ziehen, wie am Ende der meisten sog. „deutschen  
ugunsten des  
die Langen,  
die Ausführlichkeiten und wenn man so brav moralln-  
frel ist, wie dieser Autor, der den großen Sittenlosen,  
der Maupassant war, immer verteidigt, müßte man  
auch so vorurteilsfrei sein, die selbstverständlichsten  
zu lassen,  
sich dazu noch etwas anderes:  
Mahn, ein Deutseher, ist der erste ausführliche und  
zuverlässige Biograph des reinen Franzosen Man-  
nt Jenseits der Vogesen muß man arm sein  
Denn was könnte mehr  
als dieses Leben, das mit dreiundvierzig  
Jahren In einem wilden Besiegtensehrel abbrach  
und das einen Taten- und Genußreichtum hat, daß  
der Tod doch nicht zu früh kam? Dieses volle, Im  
Rausch feinsten Gattung verzehrte Leben? Fünf  
musterhaften  
Künstler, dann Paris, Etretat Geld und Frauen,  
kühne Jachtfahrten auf dem sonnigen Mittelmeer,  
dann Alkohol- und Atherrausch, ein blinder Schuß  
In seinen kranken Kopf, daneben das schmerzliche  
Das Gottsuchen der Völker.  
Von A. Wlrth.  
Das Auftauchen vieler neuer Sekten ist immer  
ein Zeichen für rege Religiosität. Auch die Be-  
kämpfung alter Dogmen beweist doch zum min-  
desten, daß man sich mit Ihnen noch beschäftigt.  
Alexander von Peez meinte, die Engländer seien  
nur deshalb dem Kontinent so weit voraus, weil sie  
die konfessionellen Kämpfe längst hinter sich  
hätten. Allerdings könnte man auch den Spieß  
umdrehen und sagen, die Kälte und Nüchternheit  
der Engländer stehe mit Ihrer religiösen Gleich-  
gültigkeit In Zusammenhang. Das eine Jedoch ist  
sicher: Dogmenzänkereien sind Immer das Symptom  
sinkender Zelten. Schwaner\*) wendet sich aber  
gerade g e g e n die Dogmen. Er wünscht und hofft,  
daß die Flammen des reinen Gefühls über den



trüben Schwalch der Dogmen siege. Er hält es  
 mit Schüler, der zu keiner Religion sich bekennt —  
 aus Religion. Er denkt wie Jean Paul, der einmal  
 äußerte, Jedes neue System verenge den Philo-  
 sophen und bereichere den Dichter. So sucht der  
 Herausgeber des Volkserziehers aus allen Blüten  
 Honig zu saugen, und aus allen Religionen der  
 Welt die kräftigsten Sprüche herauszuholen. Er  
 leistet das für das Volk, was die Chrestomathie  
 Bertolets für die Gelehrten schaffen will. Das  
 eine aber kann ich Schwaner, dem ehemaligen  
 Lehrer, nicht durchgehen lassen: daß er den Brah-  
 manen und Buddhisten „eine Geistesentwicklung  
 von 20—30 000 Jahren" zuschreibt Tatsächlich  
 ist diese Entwicklung viel Jünger als die westliche,  
 sei es, daß man diese mit Homer oder mit der alt-  
 kretischen Kultur, oder aber, wie es recht und  
 billig ist mit Ägypten und Sumir beginnen läßt.  
 Ein neues Evangelium, das er Nolsmus\*\*)   
 nennt bringt ein Namenloser. Die Grundlage liefert  
 Kant Dagegen kommt Nietzsche sehr schlecht  
 weg. Auch der Prophet des „Nolsmus" beklagt  
 es, daß die Froststarre des alten Dogmatismus die  
 •) Vom Göttern der Völker. Aus heiligen Schriften  
 von Wilhelm Schwaner. Berlin-Schöneberg,  
 Gerstenberg und Volkerverdeher Verlag.  
 \*\*) Nolsmus. Von einem Welt- und Götterfeind.  
 Zarten und Leipzig, Tb.. Schöner.

## MORGEN.

Blüten der Religion, der Schönheit und der Freude knicke. Auch findet er, daß der Fluch dogmatischer Anschauungen der gleiche sei, „ob er aus dem Munde von Btbelptaflen oder von Bebel-pfaffen, oder gar von Monisten" ausgeht. Ich kann nicht umhin, daran zu denken, wie Bezold den großen Königsberger Philosophen behandelt, nimllch so, daß eigentlich kein Hund mehr ein Stück Brot von ihm (Kant) nehmen sollte. Jedoch nur so frisch welter! „Wenn dir's In Kopf und Herzen schwirrt, was willst du Beßres haben?" Und das Buch des Namenlosen Ist anregend und anstachelnd geschrieben. Seine Polemik bringt Neues, Ist fruchtbar. Das Ist schon viel. Schluß des redaktionellen Teiles.

Alle Manuskript- und Büchersendungen

an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lücknoflstr. 33.

Nicht erbetenen Sendungen Ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 88; für Österreich-Ungarn: Dr. Felix Braun In Wien. — Expedition für Österreich - Ungarn bei Hermann Goldschmiedt, Wien I, Wollzelle 11. — Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 78. — Druck von G. Bernstein, Berlin SW. 68, Zimmerstr. 94.

Hat der heutige Mensch eine für ihn passende Umgebung in seinem eigenen Heim? Meistens nein. Denn nur seilen wird die Form der Möbel, die Farbe der Möbelbczüge, der Teppiche, der Tapeten von dem Standpunkte aus gewählt worden sein, daß sie zum Menschen trefflich passen. Zu den schweren, reichgeschnitzten Möbeln und den stark gemusterten bunten Tapeten gehört durchaus eine bunte, faltenreiche Kleidung, sonst lassen diese Dinge ihren eigenen Besitzer nicht zur Geltung kommen. W. Dittmar, Möbelfabrik, Berlin, Molkenmarkt 6, geht bei der Schaffung seiner Möbelformen und Einrichtungen von dem Grundsatz aus, „der Hauptschmuck des Raumes sei der Mensch". Ihm, in seiner modernen Art und Kleidung, muß sich alles anbequemen und unterordnen, so daß er erst den Schlußstein im Räume bildet. Wie wohltuend und sympathisch ein so gestalteter Raum auf den Menschen wirkt, davon sich zu Überzeugen ist jedem Gelegenheit gegeben, der die Ausstellung der Firma Dittmar, Berlin, Tauentzienstr. 10, besucht. Für jedermann frei von 9—1 und 3—7, Sonntags von 12—2.

Hermann Münchhausen hat sie für Dittmar ganz in dem Sinne entworfen. Auch in seinem Hauptgeschäft, Berlin, Molkenmarkt 6, bietet Dittmar eine reiche Auswahl trefflicher Möbel, Bezüge und Teppiche, die desselben Geistes sind. — Auch da ist Besichtigung frei und stehen Abbildungen solcher Möbel und die Druckschrift „Neue Wohnungskunst", in der all diese Gedanken näher zum Ausdruck kommen, gerne kostenfrei zu Gebote.

Kaiser Friedrich Quelle

===== Offenbach am Main =====

gegen Gicht, Rbenmatismos, Blasen-, Nieren- und Gallen-Leiden.

Diätetisches Tafelgetränk ersten Ranges.



Wo nicht an Pate, | Ipothktg «der ttuiäifei Gettäftea taflet. Mm wir direkt | hah | Baal  
a SO % - Liter-BordtauxflascheB fraentfrei jeder Bahnstarieo DeDistblaads uter lariaakise in Hl. 25 — tri  
Ihre.

8. HEFT.  
18. FEBRUAR.  
1909

Nach dem Königsbesuch.

VOD

Die leichten, lustigen Papierschlangen rascheln nicht mehr von Stange zu Stange. Ohne bunten Putz stehen die Linden wieder im nüchternen Berliner Winterlicht da. Kein falscher Oberschwang ist nach diesen wohltemperierten Festtagen zurückgeblieben und auch kein Katzenjammer.

Man kann mit ihnen zufrieden sein. Sie beweisen, daß wir aus Fehlern gelernt haben. Diesmal gings ohne faustdicke Schmeicheleien ab, die den Gast beleidigen und den Wirt nicht ehren, ohne phantastische Redebblumen, die so oft den Frost höflich abwehrender Antworten zu erleiden hatten. Will man den Fortschritt politischen Geschmacks ermessen, so vergleiche man die üppigen Zarentoaste in Breslau und auf der Danziger Reede mit dem vorsichtig redigierten Trinkspruch, der bei der Galatafel im Königlichen Schlosse zu Berlin am 9. Februar ausgebracht wurde. Er war der zu erwartenden Erwiderung knapp angepaßt.

Den Ton gemessener Freundlichkeit hatte schon Tags zuvor die Norddeutsche Allgemeine angeschlagen, als sie von den Bemühungen sprach, „einer Entfremdung zwischen den beiden Reichen entgegenzuwirken und die deutsch-englischen Beziehungen in sichere Bahnen zu lenken“. Man werde sich überzeugen, „daß aus dem persönlichen Verhältnis der Monarchen diesen Bestrebungen keine Schwierigkeit erwächst. Freilich wird es noch unverdrossener Aufklärungsarbeit bedürfen, um das Ziel zu erreichen, das in der Sicherung einer auf gegenseitige Wertschätzung begründeten Freundschaft zwischen den beiden großen Kulturvölkern vorgezeichnet ist“



## MORGEN.

So verschachtelt und abwartend war der amtliche Graß. Er beweist, daß man noch nicht recht wußte, wessen man sich von Seiten Eduards, der seine Karten nie zu früh zeigt, zu versehen habe. Und es ist drum nicht gleichgültig, daß die offizielle und offiziöse Sprache während der dreitägigen Anwesenheit des Königpaares, nach der langen Unterredung des Reichskanzlers mit dem Unterstaatssekretär Sir Charles Hardinge und nach der Besprechung Dernburgs mit dem Staatssekretär für die Kolonien, Earl of Crewe, wärmer und wärmer wurde.

Freilich die offiziösen Redensarten von dem „Austausch befriedigender Eindrücke“ etc. etc. würden an sich wenig bedeuten. Die haben wir auch nach Wilhelmshöhe und nach Cronberg über uns ergehen lassen, ohne daß diesem Wind freundlicheres Wetter gefolgt wäre. Es müßte schon schlimm stehen, könnte man selbst auf dieser abgegriffenen Phrasenklaviatur nicht mehr klimpern.

Aber es sprechen auch zuverlässigere Zeichen mit. Gerade durch die Schmucklosigkeit der Worte haben auch die Freundschafts- und Friedensversicherungen der Trinksprüche an Nachdruck gewonnen. Das haben alle gefühlt. „Unser Kommen beabsichtigt nicht allein die engen Bande der Verwandtschaft zwischen unseren Häusern wiederholt in Erinnerung zu bringen, sondern erzielt auch die Befestigung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen unseren Ländern und dadurch die Erhaltung des allgemeinen Friedens, auf welchen mein ganzes Streben gerichtet ist.“ So sprach König Eduard nicht nur beim Festmahl im Bann höfischen Herkommens. Er, der frei von „Impulsivität“ ist und jedes Wort sorgsam abwägt, hat denselben Gedanken beim Empfang der englischen Kolonie und im Berliner Rathaus mit erhobener Stimme wiederholt: „Es ist mein Wunsch, daß die Beziehungen zwischen beiden Ländern immer auf bestem Fuße sind“ (oder, wie es der amtliche Merker nachträglich korrigiert hat: „daß die Beziehungen der beiden Völker stets die besten seien.“)

Im Berliner Stadthaus hat gleich nach dem ersten November-Umschwung Wilhelm II. den Text der Gedenkrede auf den Freiherrn vom Stein aus der Hand seines Ministerpräsidenten entgegengenommen. Jetzt hat die Bürgerschaft Berlins — ja, auch sie muß nun langsam umlernen — dort zum ersten Male einen fremden Fürsten als Gast begrüßt. In aller Würde, wenn man einige nicht ganz rückgratfeste Worte überhören will, mit Geschmack, trotzdem sie den alten Herrn dort mit Liedern überschüttet haben und bei dieser frohen Feier auch ein weinerliches Grablied anstimmen ließen. König Eduard hat vor seiner Abreise offenbar noch schnell ein Privatissimum über Berliner Bräuche gehört. Denn auch im Bürgerschloß erschien er in der Verkleidung eines preußischen Generals, die er elegant-behäbig und ohne eine Spur militärischer Schneidigkeit trägt; und doch hätte man ihn gerade hier gerne in klassischem Zivilrock bewundert.

Immerhin kamen Ihm die Berliner hier am nächsten. In manchem Augenblick ist es schwer, den Sohn Alberts von Sachsen-Coburg-Gotha, der — mit leichter thüringischer Färbung — ein so natürlich sprudelndes Deutsch spricht, und seine

Nach dem Königsbesuch.

263

Gemahlin, die Tochter des Herzogs Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksstadt, die Enkelin des Landgrafen Wilhelm von Hessen - Kassel, als ein nichtdeutsches Fürstenpaar anzusprechen. Da konnte man nun den furchtbaren Mann, mit dem man seit Jahren die deutschen Kinder sehreckt wie einst im 80 Jährigen Krieg mit dem schwarzen Grafen Axel Oxenstjerna, immerzu heiter lächeln sehen und all in seiner freundlichen Onkelhaftigkeit beobachten.

Ihn, den weltklugen Gentleman, der vielen zum mythischen Popanz geworden ist, weil es ihre Gedankenträgheit bequemer findet, auf dem Brett oberflächlicher Zeitbetrachtung mit ein paar leicht erkennbaren Schachfiguren zu spielen, die man in einen spannenden Wettkampf verstricken kann, anstatt den tieferen wirtschaftlichen und völkerpsychologischen Gesetzen nachzuspüren. Nun hatten wir ihn immerzu vor Augen, den Achtundsechzigjährigen, der trotz einer Erkältung alle Strapazen rüstig aushielt, um dessen Gesundheit man bei Hofe aber ängstlich besorgt war und den man so wenig als möglich dem rauen Ostwind aussetzen wollte.

Vielleicht fördert diese menschliche Berührung mit dem ergreisenden König die Erkenntnis, daß ein Einzelner nur dann fruchtbar wirken und die Schicksale seines Volkes mächtig leiten kann, wenn er sich mit klarer Erkenntnis zum Werkzeug gesunder Kräfte, zum Vollstrecker geschichtlicher Notwendigkeiten macht. Der Augenblick des Einlenkens war da, als wir uns mit Frankreich über Marokko zu verständigen begannen; dadurch schien eine ganze Reihe möglicher Verwicklungen ausgeschaltet zu sein, in die auch England kraft der von ihm treulich erfüllten entente cordiale hineingezogen worden wäre. Vielleicht hat die englische Politik in letzter Zeit auch zu fühlen bekommen, wie untequem und unbehaglich zuweilen die Rolle eines Allerwelt-Onkels ist. Und darum konnte König Eduard, der solange keine Sehnsucht nach Berlin verspürt hatte, zu uns gerade Jetzt mit Friedensworten auf den Lippen kommen. Ob er uns dauernden Frieden verkünden kann, das zu bestimmen ist nicht in seiner Macht. Das Entscheidende ist, daß die öffentliche Meinung in England sich auf der ganzen Linie Jetzt freundlicher vernehmen läßt. So sanfte Worte sind schon seit langem nicht zu uns herübergedrungen. Selbst die „Times“ und die „Daily Mail“ fehlen in dem Chor der Versöhnten nicht. Schon sprechen manche von einer neuen Ära in den deutsch-englischen Beziehungen und von der Möglichkeit einer Entente. Fast allen aber steckt die Invasionsangst noch in den Gliedern. Das englische Kabinett berät gerade Jetzt, ob es dem Antrag zustimmen solle, der den Bau von sechs neuen Dreadnoughts zu je 40 Millionen Mark fordert, und die „Westminster-Gazette“, die dem Premierminister und Sir Edward Grey am nächsten steht, schreibt: „Der Wettbewerb zur See, der hauptsächlich durch die Marokko-Streitigkeiten veranlaßt war, bleibt auch, wenn sie beseitigt sind, und wir fürchten, er wird noch einige Jahre nicht einzuschränken sein. Erst nach drei Jahren, wenn die Verstärkungen der englischen Flotte vollendet sind, würde man eine maritime und eine politische Detente erreichen können.“

20\*



264 MORGEN.

Man kann sich also der Besserung zwar (reuen, zu überschwänglichen Erwartungen, zu unbedingter Vertrauensseligkeit aber ist kein Grund gegeben.

1877 — seither sind 82 Friedensjahre vergangen — sagte Hellmuth von Moltke: „Ich teile die Hoffnung und den Wunsch nach dauerndem Frieden, aber die ausgesprochene Zuversicht teile ich nicht.“ So geht es den meisten auch heute.

Honore de Balzac.\*)

Von

Hermann Bang.

Es gab eine Zeit, wo man den Dichter den Herold der Götter nannte, wo seine Seele ein Saitenspiel war, in das die Götter griffen, und seine Lippen ein singender Mund, durch den sie sprachen. Die hingerissenen Völker hörten Gottes Stimme hinter den Worten ihrer Sänger. Diese Zeit ist vorbei. Die Götter sind tot, und die Menschen der Gegenwart suchen in den Werken ihrer Dichter nicht mehr einen Gott, sie wünschen nur einen Menschen zu finden. Für uns ist der heilige Taumel eine Mythe, er ist verschwunden, zugleich mit Pythias Priesterinnen; und was für uns einen Dichter zum Dichter macht, ist nicht, daß er mehr Gott ist als wir anderen, sondern nur, daß er mehr — Mensch ist.

Eigentlich durchleben ja alle nahezu dasselbe. In den großen Hauptzügen sind es dieselben Leiden, die wir alle tragen, dieselben Freuden, die wir genießen, dieselben Gefühle, die uns bewegen; die Mißgunst ist dieselbe, der Ehrgeiz, die Habsucht, die Begierde und die Liebe. Es ist in unserer Seele eine eisenharte und unveränderliche Schicht von großen und ursprünglichen Gefühlen, und diese Grundsicht ist allen Zeiten und allen Völkern gemeinsam. Das Leben, das auf diesen Gefühlen basiert, wird von allen durchlebt. Dann gibt es andere, weniger ursprüngliche und weniger tiefliegende Bewegungen, die den wechselnden Zeiten angehören, und die sich bei verschiedenen Gesellschaftsschichten verändern können, aber die doch immerhin gewissen Klassen und bestimmten Perioden, wo alle von denselben Bewegungen bestimmt werden, gemeinsam sind. Das Leben, das aus diesen weniger tiefliegenden Gefühlen entspringt, wird auch für alle Zeitgenossen auf derselben Gesellschaftsstufe ungefähr dasselbe sein.

Auch der Dichter lebt von und in denselben Gefühlen wie wir. Aber die Sache ist die, daß er empfänglicher ist, seine Nerven sind feiner, seine Natur ist sensibler, sein Wesen ist stärker elektrisch als unseres. Darum durchlebt er — und gerade  
) Ans AnlaS der sohöneD dtuUehea Gessmtansgab« dar R<

das Halltors Im Lslpxlfer InMI-V»rl\*g.

das ist es, was ihn zum Dichter macht — viel mehr als wir. Außerdem s i e h t er mehr. Dieselben Menschen umgeben ihn und uns, wir können beide dieselben Phänomene beobachten und Studien an demselben Material machen, aber wir sind alle mehr oder weniger blind, der Dichter ist sehend. Ferner haben wir ein schwächeres Gedächtnis, und w i r vergessen, was wir durchlebt und gesehen haben, e r gedenkt und erinnert sich. E s g e h t i m L e b e n, w o w i r u n s d o c h a l l e b e w e g e n, leiden und kämpfen, wie in den Träumen: Wir träumen alle, aber die meisten vergessen, wenn sie aufwachen, alles, was sie eben erst geträumt haben. In gleicher Weise können wir gewöhnliche Menschen, wenn die seelische Bewegung vorüber ist, uns nicht vergegenwärtigen, was wir selbst durchgemacht haben. Aber die Dichter können es.

Was den Dichter macht, ist also schärlere Beachtung, stärkere Erinnerung und vor allem ein reicheres Erleben. Und er erlebt mehr, weil er empfänglicher ist. Die Empfänglichkeit ist die schaffende Kraft des Dichters, man könnte sich versucht fühlen, zu sagen, sein notwendiges Übel; denn seiner nervösen Empfänglichkeit ist es zuzuschreiben, wenn man so oft fragen muß, ob das Talent denn wirklich eine Krankheit sei und das Genie ein Wahnsinn.

In unseren zerquälten Dezennien sind selbst die Alltagsmenschen mehr als nervös genug. Es siedet und kocht in dem gemarterten Hirn der Gesellschaft wie in einem brodelnden Krater. Nicht die Gelehrsamkeit quält, sondern gerade das halb angeeignete Halbwissen. Die Luft ist schwer von unverdauten Ideen, die die Diskussion verbreitet, die die Zeitungen während der Zirkulation in der Eile verzerren, und die in unser armes Hirn hineingestopft werden, dessen Inventar ohnehin schon zu bunt und verschiedenartig ist. Jeder Tag bringt neue Projekte, neue Gedanken, die der Telegraph rings um die Welt verbreitet und die wir doch wenigstens in der kondensierten Form der Depesche kennen lernen müssen. Es wimmelt von populärer Wissenschaftlichkeit, und nachdem man Völkern die Freiheit gegeben hat, die vielleicht kaum reif dazu waren, davon Gebrauch zu machen, wirft man nun zugleich aufs Geratewohl den Gehirnen Probleme zu, mit denen sie noch nicht ringen können. Die Atmosphäre ist erfüllt von halbgedachten Gedanken, hingeworfenen Projekten, von nebelhaften Reformplänen, fragmentarisch entwickelten Ideen. Und unser Hirn kommt nie dazu, irgend etwas zu Ende zu denken, wir haben nie Zeit, mit etwas ganz fertig zu werden: am nächsten Tag bringt man ja neue Gedanken zu Markte, schreit man neue Elixiere aus und stellt man neue Ziele auf. Der Vergleich zwischen der Gesellschaft und einem Ameisenhaufen ist schon veraltet: im Ameisenhaufen herrscht Geschäftigkeit, aber der Instinkt der Insekten läßt inmitten der Geschäftigkeit Ordnung walten. Die Gesellschaft hat diesen Instinkt anscheinend nicht. Und welches Gedränge überall, man pufft sich mit den Ellbogen, man tritt sich auf die Füße, man stößt, man drückt, man drängt sich. Die Luft ist heiß wie in einem dichtgefüllten, schlehtventillierten Saal, der von Gas und von der tierischen Wärme der



## MORGEN.

Menge erhitzt ist, und man ist nahe daran, zu ersticken, vergebens schnappt man nach Luft, und der kalte Schweiß dringt aus allen Poren. Und in dieser Luft und diesem Gefühl werden unsere Gefühle krank und unsere Begierden krampfhaft. Um durchzudringen, müssen wir härter stoßen als die anderen, und wir müssen lauter schreien, um den Lärm zu übertönen. Der Kampf um die Existenz wird von Tag zu Tag bitterer, hartnäckiger, beinahe verzweifelt und tierisch. Und während die Anstrengungen des Existenzkampfes wachsen und unsere Gedanken quälen, unsere Kraft auspressen und zermartern, werden unsere überbürdeten Gehirne von all den uns umsummenden Ideen und den ausgerufenen Glückseligkeitsprojekten bedrängt. Oder glaubt man vielleicht, daß dieses starke Bild zu stark ist? Man irrt sich, wenn man das glaubt. Die Sache ist die, daß die Gesellschaft das Dekor der Kultur als einen verhüllenden Mantel über ihre verkümmerten Gliedmaßen gebreitet hat; die Politur der Zivilisation liegt wie eine Schminke auf den abgezehrten Zügen, die in Neuralgien zittern, welche eine Folge der Überanstrengung des Gehirns und der Mattigkeit des Körpers sind. Es geht der modernen Gesellschaft wie jenem Gepeinigten bei Dante, an dem rasende Pferde ununterbrochen zerrten, ohne ihn ganz in Stücke zu reißen. Die unendlich zusammengesetzten Gefühle ziehen sie nach den verschiedensten Seiten, und die Harmonie ist aus einer Kultur verschwunden, die ihre allzu verschiedenartigen Elemente noch nicht zu Einigkeit und Einheit zusammengeschweißt hat.

Aber nun die Dichter. Wie müssen ihre krankhaft empfänglichen Nerven nicht in diesem überspannten Leben zittern. Die Zeit ist wohl vorbei, wo man z. B. Shakespeare als einen begeisterten Seher betrachtete, der die Träume, die er sah, mühelos deutete. Wenn Dichtung je die Frucht von Träumen war, so sind diese Visionen zum mindesten niemals schmerzlos gewesen. Sie waren wie ein magnetischer Somnambulismus, der das Medium oder Opfer peinigt oder auf jeden Fall in Trance versetzt. Aber die Dichter sind nie Schlafwandler gewesen: sie haben immer ihre Werke gelebt. Doch Michelangelos starke Seele ist mit Keulenschlägen bearbeitet worden, unsere Zeit kneift mit Tausenden von kleinen Zangen. Oder mau nenne mir einen Dichter, der in unseren bewegten Dezennien nicht wie ein fieberkranker Patient gewesen ist? Das ganze nervöse Leben der Gesellschaft pulsiert in diesen Gestalten, die, um die drückende Last zu tragen, „den Körper eines Athleten haben müssen und die Seele eines Sokrates“. Heine, Shelley und Musset ziehen an unseren Gedanken vorüber — wir sehen Turgenjeffs wehmütig lächelnden Mund, Dumas' müden Blick, Edmond de Goncourts trauriges Antlitz, wir denken vor allem an Balzac. Er, der Größte von ihnen allen, hat auch am schwersten an den Leiden der Zeit getragen. Wir sehen es an seinem Leben.

Madame Surville erzählt in dem kleinen Buch, das sie über ihren berühmten Bruder geschrieben hat, daß er einmal in der Schule hart bestraft wurde, weil er anstatt eine Aufgabe „über die Pflicht“ zu schreiben einen Aufsatz „über den Willen“ verfaßte. Man findet den Mann schon im Knaben. Das einzig Feste in diesem ganzen zersplitterten

Leben war sein „Wille“. Er wollte siegen, und er siegte. Sein ganzes Leben war ein gigantischer Kampf mit allen Verirrungen seiner Zeit, aber er ging — dank seiner Stärke — als Sieger aus dem Kampf hervor. Darum ist die Stärke die Gottheit seiner Dichtung geworden.

Honore sollte Jurist werden, und er machte sich mit dem juristischen Fache so genau vertraut, daß sein Roman „Cesare Birotteau“ als ein Handbuch über Fallissements dienen kann und stellenweise nicht viel interessanter ist als das Gesetz über Konkurs und Ausgleich. Aber die juristische Tätigkeit konnte ihn nicht befriedigen. Er wollte Dichter sein. Sein glühender Geist konnte sich nicht in eine Tätigkeit einschnüren lassen, die ohne Spannung war, ohne das Fieber der Produktion, die Bitterkeit der Enttäuschungen, und die Süßigkeit der Triumphe. Man gab ihm zwei Jahre, um Dichter zu werden.

Er zieht nach Paris in ein Daehkämmerchen, er sperrt sich ein, sieht keinen Menschen, nicht einmal seine Familie; er durchstöbert die Bibliotheken, verschlingt historische Werke, sucht die Weltgeschichte ab, um ein Sujet zu finden. Nach einigem Zaudern wählt er Cromwell: er arbeitet Tag und Nacht. Er gönnt sich keinen Schlaf. Es fällt ihm so schwer, Verse zu schreiben, und er kann keine Reime finden. Und man denke sich, es gehen zweitausend Verse auf eine Tragödie. „Wenn du,“ schreibt er an seine Schwester, „die Schwierigkeiten einer solchen Arbeit kennen würdest! Der große Racine hat — verzweifelt, arme Dichter! — zwei Jahre gebraucht, um Phädra zu feilen. Zwei Jahre — bedenkst du das? . . . Zwei Jahre “\*

Nach Verlauf von fünfzehn Monaten ist die Tragödie fertig. Er bringt sie heim, versammelt seine Richter und liest. Das Stück war unmöglich. Er fühlt es selbst, während er liest, und er wird durch das vernichtende Schwelgen der Zuhörer beinahe zu Stein erstarrt. Das Urteil ist einstimmig: Es ist kein, aber auch kein Funke Talent in diesem „Cromwell“, der Tag und Nacht sein Gedanke gewesen, seine Hoffnung, wenn er wachte, und sein Traum, wenn er sich Ruhe gönnte. In „Verlorene Illusionen“ in der Szene, wo Lueien seine Sonette vorliest — hat uns der Dichter erzählt, was er bei der Vorlesung von „Cromwell“ gelitten hat. Der Welt gegenüber zeigte er es nicht. „Herrgott“, sagt er, „so ist eben die Tragödie nicht mein Fach. — Voilà tout.“

Und er begann wieder zu schreiben. Nun folgt in den nächsten fünf Jahren — von seinem zwanzigsten bis zu seinem fünfundzwanzigsten Jahre — jene lange, namenlose, hoffnungslose und triste Arbeit, die ihm weder Geld noch Ruhm einbrachte. Er wohnt zu Hause. Wir kennen wohl alle solche Zeiten, wo wir nach einem Schiffbruch heim flüchten mußten; wir sind gut aufgenommen worden, ohne Scheltworte und ohne Groll. Aber die Luft selbst ist drückend, schwer von den stummen Vorwürfen, die man nicht in Worte faßt, die aber hinter tausend Blicken lauern und sich in den bekümmert gefurchten Stirnen der Eltern halb verbergen. Wie diese Luft Balzac gequält haben muß, ihn, der vor allem die Freiheit liebte, der rücksichtslos bis zur Gewalttätigkeit war und gewaltsam bis zum Paroxysmus! Denn niemals und nirgendwo muß man mehr Rück-



sieht zeigen als in seiner Eltern Haus, wenn man als ein im Leben Oeseheiterter zurückgekehrt ist. Er sehreibt und schreibt immer weiter. In diesen fünf Jahren sehrieb und veröffentlichte er vierzig Bände — vierzig Bande, die ihn durch ihre Schlechtigkeit selbst zur Verzweiflung brachten und die er Pseudonym schrieb, um nicht den Namen zu besudeln, den er dereinst berühmt machen sollte. Aber er mußte schreiben, es galt die Freiheit, den Ruhm, die Zukunft, denn er wollte eine Zukunft haben.

Trotz allem sind diese Jahre verhältnismäßig glücklich, und die Kämpfe, die der Dichter durchmacht, sind nicht schlimmer als die, die Jeder von uns leiden muß, der vorwärts will und siegen will. Die vierzig Bände sind das Interessanteste, denn die Zahl illustriert schon zu diesem Zeitpunkt seine unbegreifliche und großartige Produktionsgabe. Man sollte nicht glauben, daß jemand so viel abschreiben kann wie Balzac — hierin ein Seitenstück zu Dumas dem älteren — g e geschrieben hat. Aber der Tag hat nicht gleichviel Stunden für uns alle, und ein Mann, der für ein Lebensziel arbeitet, macht oft fast die ganzen vierundzwanzig Stunden zu einem Tage.

Bisher waren doch sein Unglück und seine Sorgen von jener Art gewesen, wie sie den meisten jungen Dichtern gemeinsam ist. Erst als er Geschäftsmann wird, wächst sein Elend und wird furchtbar. Das Fieber hat ihm immer im Blut gelegen, jetzt bricht es aus und verzehrt Ihn. Er m u ß Geld haben, er muß seine Freiheit wiedergewinnen. Da er es nicht mit seiner Feder vermag, muß er es auf andere Weise versuchen. Er will spekulieren, Geld gewinnen, reich werden. Das Reichtumfieber beginnt mit dem Ehrgeiz zu kämpfen. Unsere Zeit, die Geld mit Hilfe von Dampfmaschinen gewinnt, hat die Habsucht zu einer Art Wahnwitz gemacht. Balzac wird davon gepackt, und vier Jahre verwendet er all seine Energie, all sein Genie und all seinen Erfindungsgeist dazu, die hoffnungslosesten Spekulationen ins Werk zu setzen. Er quält sich mit Löwenmut für das unmögliche Ziel ab: ohne Betriebskapital reich zu werden. Als Buchhändler veranstaltet er Volksausgaben und gibt Moliere in einem Band heraus; als Buchdrucker grübelt er — so wie David in „Eve et David“ — darüber nach, eine neue Art Papier zu erfinden. Aber er hat keine Stetigkeit, er läßt immer zu früh locker, die eine Idee löst die andere ab, die ganze haltlose Unruhe der Zeit bebt und pulsiert in diesem Geschäftsleben, das auf einem Vulkan basiert ist und stets mit einem Fallissement abzuschließen droht. Das Unvermeidliche muß kommen: alles stürzt zusammen. Mit Schulden beladen kehrt Balzac zurück, um aufs neue Dichter zu werden.

Er ist noch unbekannt, seine Freunde zweifeln an ihm, er hat niemanden, der an ihn glaubt; er ist mit einer drückenden, ewig nagenden Schuld belastet, die er noch in Jahren nicht bezahlen kann. Hoffnungslos, zerquält, gejagt, beständig von ungeduldigen Gläubigern bedrängt, beginnt Balzac von neuem seine Tätigkeit und sendet zu Ende des Jahres 1827 sein erstes namhaftes Buch „Les Chouans“ hinaus. Er beginnt nun sein großes Werk, das erhabene Monument seiner Zeit und seines Jahrhunderts, das er „die Menschliche Komödie“ nannte. Neben Shakespeare und Goethe wurde Balzac durch

Ode an Maupertuis.

269

dieses Gigantenwerk einer der Heroen, die Säkulargeschlechtern und nicht Dezenniums-  
mensehen angehören.

Er sehrleb von (1827—48) siebenundneunzig Novellen und Romane, alle die mäch-  
tigen Meisterwerke, die sein Genie geschaffen hat. Und mit welchen Anstrengungen sind  
nicht seine Erzählungen zur Welt gebracht. In unseren Tagen, wo, wie Taine sagt, das  
Genie mehr Ähnlichkeit mit einer Krankheit als mit einer Blüte hat, werden solche Ar-  
beiten unter beständigen Kämpfen geboren, und Balzacs Lehrzeit war nicht mit jenen  
fünf Jahren um, die seine namenlose Schulzeit in der Romanschriftstellerel waren.

(Schloß folgt)

Ode an Maupertuis.

(1749.)

Von

Friedrich dem Großen.

O Maupertuis, mein Maupertuis,

Schnell ist das Leben uns verflossen!

Die Blume, die noch heute früh

Blüht, morgen welkt sie, kaum erschlossen.

Denn allem winkt ein Untergehn,

Und keine Macht kann stolz bestehn

Vor ihres Schicksals grausem Walten.

Talente, Tugend, Tapferkeit

Kann dir die zugeteilte Zeit

Um einen Tag mehr nicht erhalten.

Die schönsten Tage sind geschwind

Mir wie die Wellen hingegangen,

Die Freuden flogen fort im Wind,

Und keine Macht kann sie mir fangen.

Schon hört Vernunft sich eisig an

Die Lehren in der Stoa Bann,

Sie hält den müden Haß im Zaume.

Die Gegenwart entflieht im Flug,

Die Zukunft ist ein eitler Trug,

Vergangenheit schwand wie im Traume.



270

MOBGEM.

O Mensch, voll Stolz, voll Eitelkeit,  
Des Geistes schwächliche Gedanken,  
Erkenne die Vergänglichkeit  
Und baue deinem Hochmut Schranken!  
Der Weg ist kurz und eng begrenzt;  
Der erste Tag, der dir erglänzt,  
Läßt dich der Nacht entgegenschweben;  
Dieselbe Menge, gleiches Ziel,  
Ein jeder, Mävius, Virgil,  
Das gleiche Schicksal muß erleben.  
Ihr, deren'Seele leis bestahl  
Ein irdisches Besitzverlangen,  
Für die das höchste Ideal  
Ein flüchtiges metallisch Prangen,  
Wem häuft ihr diese Schätze auf?  
Euch überlebt der Welten Lauf;  
Das Leben ist ein Blumensterben.  
Wer wird, wenn ihr im Grab verblaßt.  
Den Reichtum, eure Größe laßt,  
Das bißchen Erdentand wohl erben?  
Wer wird denn seine Sendung sehn  
In einem nutzlos blöden Sammeln,  
Soll uns der Sinn danach nur stehn  
In unserm kurzen Kinderstammeln?  
Ihr Helden, deren Eisenschwert  
Dies arme Weltall wüst verheert,  
Um in das Buch der Zeit zu brennen  
Die Namen eurer Taten ein,  
Denkt der Erobrer stolzen Reihn!  
Dürft ihr mit gleichem'Ruhm euch nennen?  
Selbst sollte euer Heldentum  
Sich auf dem Erdball fast verbreiten.  
Und euer Ruf zum Königsruhm  
Mit Riesenschrecken mächtig schreiten,

Ode an Hauptertuls.

271

Der Friede endet euren Krieg,  
Dem Tode lacht der letzte Sieg;  
Der Namen Lob verträumt indessen,  
Und bald ertrinkt im Strom der Zeit  
Auch eure große Herrlichkeit;  
Der Mensch ist tot, der Held vergessen!  
Viel Große haben schon gelebt,  
Die Zahl vermehrt sich heut auf morgen.  
Zu dieser Schattenzukunft schwebt,  
In Ihrem schwarzen Schoß geborgen!  
Die Ehre unterscheidet gut  
Vom Ehrgeiz in des Wahnes Wut,  
Seid eingedenk der Frucht des Samens!  
Wenn der Tyrann auch prahlend meist  
Die Größe seiner Taten preist,  
Im Fluch denkt Jeder seines Namens.  
Jahrhundert auf Jahrhundert schwand,  
Seit eine Urkraft fruchtbar kreisend  
Der Elemente Wildheit band,  
Dem Chaos seine Wegeweisend.  
Die Zeit ist höchste Herrscherin,  
Der Augenblick flieht mir dahin,  
Die Zukunft eilt, Ihm nachzuschweben.  
O Mensch, das Ziel ist dir nicht weit,  
Es ist ein Punkt der Ewigkeit;  
Und dieser Stunde Sein ist Leben.  
Wenn uns ein gütiges Geschick  
Zwei Mensohenalter gäb zu leben,  
Dann dürften wir mit heitrem Blick  
In hohem Stolz uns stark erheben.  
Ihr Staubgeborenen begehrt,  
Daß man euch göttergleich verehrt;  
Ihr, die als Schlammgewürm verloren.  
Um wieder zu verfall'n in Staub,  
Als Beute bald des Todes Raub,  
Ihr glaubt euch für den Ruhm geboren!



## MORGEN.

Was schert euch nur des Glückes Schaum,  
Droht euch der Finger des Gerechten?  
Die guten Tage sind ein Traum,  
Und nur ein Traum sind auch die schlechten.  
Was kam und kommt und kommen kann,  
Verachtet daher dieser Mann,  
Dem seine Tage traumgleich rinnen.  
Dum fort mit Liebe, Lust und Leid!  
Ich seh am Rocken meiner Zeit  
Von Atropos den Faden spinnen.  
Vermögen, Reichtum, Titel, Macht,  
Der Ehrgeiz, Ruhm und hohe Achtung  
Sind Blendwerk, äußerliche Pracht,  
Sind eitel Schall und Rauch, Umnachtung.  
Ein Blick der Wahrheit hat enthüllt  
Der Schönheit trügerisches Bild,  
Es trauert arm in nackter Grelle.  
Nein, nichts hat Dauer auf der Welt,  
Sogar der stärkste Staat zerfällt,  
Wir sind des Wechsels bunte Bälle!  
Laß Schwäche, Vorurteil, dem Lid  
Den letzten Wahnsinn niedergleiten,  
Denn was man Großes vor sich sieht,  
Ist nur ein Berg von Kleinigkeiten.  
Schwingt euch hinauf zum Himmelsraum,  
Aus seinem Glänze könnt ihr kaum  
Paris und Rom und Peking finden!  
Dort ist so klein, was hier so prunkt,  
Die Erde selbst ist nur ein Punkt,  
Wie muß da erst der Mensch verschwinden!  
Wir schwimmen zwischen einer Zeit,  
Auf der das Lebensschiff uns funkelt,  
In eine ferne Ewigkeit  
Der Zukunft, die verschwiegen dunkelt.

An\* einem Tagebuch Gottfried Schadows.

273

Und nutzlos lockt uns Jedesmal

Wie Tantalus die ew'ge Qual

Zu neuer Arbeit stets vergebens;

Genarrt vom Schimmer irren Lichts,

Verlieren wir uns in das Nichts.

Das ist das Schicksal unsres Lebens!

(Im Versmaß des französischen Originals übertragen von

Alfred Richard Meyer.)

Aus einem Tagebuch Gottfried Schadows.

Im Herbst 1802 war Schadow mit seinem Freunde, dem Landschaftsmaler Franz Gate!

In Weimar. Kurz zuvor hatte er gegen Goethes Verurteilung der Berliner Kunst

protestiert. Darauf und auf seinen freundschaftlichen Verkehr mit dem Intriganten

Kotzebue ist wohl der kühle Empfang im Goethehaus zur Höflichkeit. Ohne Retouche-

malerei erzählt Schadow in seinem Reisetagebuch, das Julius Friedländer vor etwa

zwei Jahrzehnten mit andern Aufsätzen und Briefen herausgegeben hat, von seinen

Begegnungen mit Goethe und Wieland. Die Büsten beider Dichter sind jetzt in der

Schadow - Ausstellung zu sehen. Das Bild Goethes stammt aus einer späteren Zeit

freundlichen Einverständnisses. Immerhin ist deutlich zu erkennen, mit wieviel größerer

Liebe der Jünger Wielands Persönlichkeit erfaßt hat

Mittwoch, den 22. September [1802].

Da wir erfahren hatten, daß H. von Humboldt mit Frau in Weimar wäre, die den

Dienstag als gestern Mittag bei Goethe gegessen hatten, worüber Tieck uns schon ver-

traut hatte, daß es ihn ärgere, nicht mit eingeladen zu sein, weil man erstlich gut da esse,

2. gut trinke, 3. gute Conversation hätte und 4. Humboldt da wäre, so ging es nach dem

Erbsprinzen, wo wir beide (Humboldt und Frau) fanden. Das ganze Gespräch lief um

Tieck\*), den sie gar zu gern nach Italien haben wollen, sei es durch Hilfe des Curators

der Akademie oder durch eigene Mittel, denn Madame protegiert ihn. Der 8. Besuch

war zu Herrn von Goethe, bei welchem uns Meyer gemeldet hatte. Louis Catel ging mit,

der Bediente fragte sogleich, ob ich dabei wäre und eröffnete den Saal. Meyer erschien so-

gleich, eine Kopie nach Tizian von Bury und vier illuminierte Blätter aus Rafaels Psyche,

und dann die Büste der Madame Unzelmann war, was ich bemerkte. H. v. Goethe erschien,

mit schnellen Schritten, blauer Überrock und Stiefel. „Sie wollen mir das Vergnügen

Ihres Besuchs geben," sagte er, dann gebot er, uns Stühle zu geben, seine erste Frage

\*) Friedrich Tieck, der Bruder des Dichters.



## MORGEN.

war nach Zelters Befinden, von dem ich ihm einen Brief gab. Dabei blieb auch das Gespräch, eigentlich] sprach er wenig. Ich wollte auf etwas anderes kommen and frag ihn, ob er mir wohl erlauben würde, nach Haassen seinen Kopf zeichnen zu dürfen. Er stutzte, sagte halb lachend und halb höhnisch, das sei bedenklich, denn die Herren Berliner wären Leute, die daraus etwas deuten würden; auch in Weimar hätten sie jemand gehabt, der Galls Lehre anhing, dies sei der Dr. Froriep, der jetzt verreist sei. Schon vor diesem Antrag hatte er sich durch seinen Bedienten abrufen lassen, und blieb so lange weg, daß uns Meyer ein anderes Zimmer zeigte, wo er selbst die Superporten gemalt hat und auch ein[en] Medusenkopf im Fußboden. Als H. v. Goethe wiederkam, entschuldigte er sich mit seinen Geschäften, und da wir aufgestanden waren, so fiel dies Gespräch stehend vor; wir wollten zu Pferd noch vor Tisch nach Jena zu H. v. Kotzebue, mußten Reuter-Toilette machen, also brach ich ab, da er uns nicht wieder zum sitzen nöthigte, und wir empfahlen uns. Er sagte: „Sie werden doch noch einige Zeit hier bleiben“ etc. Die Catels meinten, ich sei mit meinem Antrag in die Quere gekommen, wie es auch wohl war.

Sonnabend, den 25.

Früh von Rudolstadt fort, gegen Mittag trafen wir in Weimar ein; ich ging in die Ausstellung, die Armuth und Kleit heit des Gebäudes und die schlechten Sachen an Zeichnungen und Gemälden haben mich recht erschreckt.

Sonntag, den 26.

besuchte ich meinen Freund Böttiger, nachher Mamsell Jagemann\*), die dann mit mir und Cramer eine Promenade in den Park machte. Nach Tisch fuhr man hinaus nach Belvedere, ein fürstliches Schloß mit Orangerie.

Montag, den 27.

besahen wir Vormittag das Innere des Schlosses, Tiecks Atelier, die Zeichenschule und Ausstellung, da steht auch das Bild der Königin, von Macco. Nachmittag den Park, das Innere des römischen Hauses, wo ein Bild der Herzogin Mutter von der Angelica\*\*) merkwürdig ist.

Als ich so mit Tieck und Franz spazierte, äußerte ich die Idee, des alten Wieland Büste zu machen; dies machte, daß Tieck sagte, unter mehreren Büsten sollte er diese auch' machen, wonach ich nicht weiter hörte/

Dienstag, den 28.

verabredete ich mit Böttiger, den alten Wieland bei der Herzogin Mutter in Tieffurt aufzufinden, und dieser durch ihren Umgang mit Literaten und Artisten fein gebildeten Dame aufzuwarten. Dies pflegte zum Thee zu geschehen. Als wir ankamen, fanden wir uns in unsern Hoffnungen getäuscht, denn Wieland war seit zwei Tagen nach seinem Gute Ossmannstädt wegen schwacher Gesundheit und der etwas rauhen Luft gereist.

\*) Die bekannte Schauspielerin.

\*\*) Angellea Kaufmann.

Ans einem Tagebuch Gottfried Schsdows.

275

Mittwoch, den 29.

besuchte mich schon ganz früh der Professor Doli, Bildhauer des Herzogs von Gotha. Gleich nach Tisch nahm Ich einen Wagen und fuhr nach Osmannstädt. Ein Billet, womit mich Böttiger versehen hatte, schickte ich hinein. Wieland war im Garten, er ging mit mir ins Haus. Er war der erste deutsche Gelehrte, der für mich etwas Dichterisches auch in seinem Äußern hatte, Seine kurzen grauen Locken, seine schwarze Prälatenkappe und breiter rother Gurt gaben ihm ein malerisches Ansehen. Ich sagte ihm, wie ich seine Büste einst naeh einem schlechten Gipsmodell hätte müssen In Marmor ausführen, und daß, wenn es mir Irgend möglich gewesen wäre, ich damals schon hergereist wäre. Er sagte, daß er fast immer schlecht sei abgebildet worden, so daß ihm alle Lust dazu vergangen sei. Noch vor einiger Zeit habe ihm der Herzog gesagt, er wünsche seine Büste zu haben, und er möchte dazu dem Tieck sitzen. Darauf habe er dem Herzoge geantwortet, wenn derselbe befehle, so lege er Sr. Durchlaucht seinen alten Kopf zu Füßen, der Ueberdem nicht viel taugt. Der Herzog aber habe diese Redensart nicht verstanden oder verstehen wollen, er habe jedoch damit sagen wollen, daß er keinesweges Lust hätte, dem Jungen Tieck zu sitzen, indem solcher zu einer Clique gehöre, die es sich seit langer Zeit zum angenehmen Geschäft mache, ihn mit Recht und Unrecht anzugreifen und zu beleidigen, und er sei jetzt in einem Alter, wo ihm ein jeder nicht sogleich behagte. Von Tieck, dem Bildhauer, glaubte er, daß solcher wohl imstande sei, eine gute und getreue Abbildung zu machen, zumal wenn man ihm nicht unter der Hand so was von einem Jupiter oder Apollo zu verstehen gäbe. Obwohl der alte Mann nicht mehr nach Weimar kommt, so entschloß er sich drei Tage meinethalben daselbst zu verweilen, und da ich eine Reise naeh Gotha vor hatte, es bis Sonnabend zu verschieben, bis wann ich sicher zurück sein würde. Da ich an ein Übereinkommen sehr gezweifelt hatte, so war nichts vorbereitet; ich hatte zwar Tieck wegen Thon gefragt, der mir aber zur Antwort gab, dies brauche acht Tage vorher. Ich eilte nun zu Böttiger, der sich über die Bereitwilligkeit Wielands wunderte und freute und mir sogleich versicherte, daß er dafür sorgen würde, daß alles Nötige Sonnabend früh sich vorfinden solle. Dies bewirkte er auch durch die jungen H. H. Klauer, welche die Fabrik der Tonarbeiten ihres Vaters fortsetzten. Hr. v. Goethe meinte er, würde diese Geschichte nicht recht sein. Daß ihm mein Herkommen nleht behage, merke er aus Manchem, sei es nun, weil ich einst an seiner Göttlichkeit gezweifelt habe oder weil seine Ausstellur g so armselig ausgefallen sei, oder weil er selbst die Wielandsehe Büste habe besorgen sollen und dazu bis jetzt nichts gethan habe. Und überhaupt Im Kunstfache dürfe ohne sein Wissen nichts geschehen, weil dies zu seinem Departement gehört. Ich begriff dies Alles nicht so ganz, und es machte mir gar keinen Die Reise nach Gotha und Erfurt nahm Donnerstag und Freitag hin. Um V/2 Uhr waren wir in unserm Gasthofe zum Elephanten zurück, und gleich darauf erhielt ich ein Billet von Böttiger, zu Bertuchs zum Thee mich einzustellen, von Wieland habe er nichts gehört, fürchte aber, es seien gegen die Sache große Hindernisse aufgebracht worden.



## MORGEN.

Sonnabend, den 2. Oktober.

Um 10y2 Uhr erschien Wieland; ich spannte meine Aufmerksamkeit, um sowohl gut als prompt zu arbeiten, und die so wesentliche erste Anlage fiel zu meiner eigenen Zufriedenheit aus. Wir wurden durch Niemand gestört. Nachmittag erzählte mir Böttiger, es sei in Tieffurt bei der alten Herzogin eine starke Scene vorgefallen. H. v. Goethe sei, wie es scheine, ausdrücklich deshalb hingegangen, er habe mich einen geizigen, neidischen, tracassieren Mann genannt; sie, die Herzogin, könne und dürfe es nicht zugeben, daß Wieland mir zu seiner Büste sitze. Er selbst komme hierbei in Verlegenheit, denn es sei doch einmal des Herzogs Wille gewesen, daß Tieck diese Büste machen solle. Genug, der H. v. Goethe habe es dahin gebracht, daß die Herzogin und selbst Wieland nicht mehr gewußt hätte, was sie thun oder lassen sollten, bis der Herzog, dem es zufälligerweise einfiel, seine Frau Mutter zu besuchen dazu kam, der dann als ein verständiger Herr sich hierüber verwunderte und die Meinung äußerte, daß sie alle hierin nichts zu sagen hätten, und daß die Sache lediglich vom alten Wieland abhinge, dem es freistände, zu sitzen, wem es ihm beliebte, und eben so wäre ja Schadow auch der Mann, der jede Büste machen könne, welche ihm einfielen.

Nun machte mir Böttiger insbesondere darüber Vorwürfe, daß Ich in dem Thee bei Cramer davon geredet hätte, Meyer wäre dagewesen und so hätte es Goethe gleich erfahren, es wäre aber politischer gewesen, wenn ich geschwiegen hätte. Ich antwortete ihm darauf, daß ich gleichsam aus den Wolken fiele, daß die Wichtigkeit, die man auf diese Geschichte legte, mich beinahe schwindlicht machen könnte, was aber die zu beobachtende Politik beträfe, ich solche auf wichtigere Fälle zu versparen pflegte und hier sie auch nicht würde beobachtet haben, im Falle es mir wäre geraten worden, denn es würde mir hämisch geschienen haben.

Abends in der Komödie saß Goethe zwei Bänke von mir, er sah mich und mußte mich sehen, vertiefte sich aber in ein Gespräch mit Loder, tat freundlich mit Wieland und sah Alles nur mich nicht, ich verließ meinen Platz und ging in eine Loge.

Sonntag, den 3. Oktober.

brachte Wieland seinen Schwiegersohn mit, der aber wieder fortging, nach ihm kam Tieck, der fast den ganzen Morgen dableib und W. und Tieck unterhielten sich. Als Beide weg waren, kam gegen 1 Uhr H. v. Kotzebue zu mir; er war nach Weimar gekommen, theils um die Sonntags-Cour zu machen, theils um sich zu beurlauben, denn er ging nach Berlin. „Ich weiß Alles," sagte er, „was vorgefallen ist, der Mensch wird durch sein Zuweitgreifen lächerlich, am Ende wenn wir ihn machen ließen, müßten wir eine Erlaubnis haben von ihm zu jedem Vorhaben," wobei er sich eines harten Ausdrucks bediente. „Er hat kaballert," heute verwende ich den ganzen Tag am Hofe, um gegen ihn zu kaballieren."

Gottfried Schadow.  
277  
Gottfried Schadow.  
Von  
Georg Hermann. Volkslieder sind uralt und ewig neu.

Man kann sie immer wieder singen, ohne  
Gefahr zu laufen, abgeschmackt zu werden.  
Und so wird man auch mir verzeihen, wenn  
ich das alte Lied von vorn anfangen, daß die  
Deutschen nicht wissen, was sie im Land  
haben, daß sie ihre große Kunst nicht kennen,  
daß sie in aller Welt Bescheid wissen, nur  
nicht bei sich zu Hause. Derselbe Meister,  
dessen Ruhm im Ausland in dem dankbareren  
Frankreich, in England und Italien durch Jahr-  
hunderte währt, ist in Deutschland in vierzig  
Jahren so gut, wie unbekannt. Es ist fast  
ein Unglück für eine starke künstlerische  
Begabung, in Deutschland geboren zu werden.  
Bei Lebzeiten nur ein kleines und behindertes  
Studium, Feld der Betätigung, Kampf mit der Eng-  
herzigkeit kleinstädtischer Philisterseelen und  
nach dem Tode Vergessenheit das ist ihr Los. Alle hundert Jahre einmal versucht man  
es mit Ausgrabungen und dann rollt sich vor unsern Blicken ein reiches Bild auf und  
des Staunens ist kein Ende: Herrgott, das haben wir besessen und besitzen es noch! Das  
muß anders werden, wir müssen uns finden, auf uns selbst halten. Alle Welt singt dann  
das gleiche Lied. Die letzten Töne verhallen. Und alles ist, wie es war.  
Ich will zwei ganz eklatante Beispiele herausheben. Wäre der Würzburger und  
Bruchsaler Schloßbaumeister Balthasar Neumann ein Franzose, unsere Kinder würden  
seinen Namen in der Schule lernen. Er ist ein Deutscher, und von zehn Gebildeten kennt  
ihn nicht einer. Wäre Colmar mit dem Isenheimer Altar des Grünewald in Italien — es  
würden Extrazüge hingehen. Es ist im Elsaß — und von 5000 Reisenden, die im Sommer  
nach der Schweiz fahren, sehen ihn nicht zehn, wissen nicht 50 von ihm. Oder aber ein  
Name hat guten Klang, dann kennen wir sicher das Werk nicht, an das sich dieser Name  
knüpft. Denn nichts läßt sich ja leichter loben, wie das, was wir nicht kennen. Das  
war schon zu Lessing-Klopstocks Zeiten so, und das hat sich bis heute wenig geändert.  
Der Name Gottfried Schadow z. B. hatte guten Klang, aber von seinem Werk kannten  
MORGEN 1909. Haft 8. 21





Henriette Herz.



wir weniger, als von dem Werk irgendeines Franzosen der gleichen Zeit. In Künstlerkreisen hatten sich Legenden bewahrt, daß er ein guter und rücksichtsloser Lehrer war: „Hast du das gemacht?“ fragte er den Schüler. „Hast du das ganz alleene jemacht?“ Und wenn dann der freudige Schüler das bejahte, dann klopfte ihm der alte Schadow auf die Schulter: „Junge,“ sagte er, „Junge, du kannst wirklich Töpfer werden!“ Und damit nahm der alte Schadow den Draht und schnitt das Relief mitten durch. Der alte Schadow! Man stellt ihn sich nie anders vor, als uralte, zusammengetrocknet, hager, mit 'nem grünen Augenschirm, so'n bißchen pedantisch, so'n bißchen langweilig. Man hatte so das instinktive Gefühl: anständige Kunst, urpreußisch, die einem nichts sagt. Kunst im Banne einer herben Zeit, in der die Kühle des Stils jedes Leben, jede persönliche Note im Künstler wie in seinem Werk gefrieren ließ. Man wußte, daß er auf Menzel gewirkt hat. Der Bildhauer auf den Maler und Zeichner, daß er aber Menzels Illustrationen zur Geschichte Friedrichs des Großen später aufs schärfste ablehnte. Hier konnte er also wohl nicht mehr mit, der alte Herr, sagte man sich, so modern war er nicht, hier überholte man ihn. Er wird wohl nur Menzel zur Selbstzucht angehalten haben, wird sein Preußentum in der Kunst — ich meine das innerliche Preußentum Menzels — gestärkt haben. So hatte sich mit der Zeit von Johann Gottfried Schadow bei uns eine ganz feste und bestimmte Vorstellung gebildet. Man sah in ihm eine Vorstufe, ein Zwischenglied der Entwicklung in der berlinischen Kunst. Und diese Vorstellung war an sich keineswegs tadelnswert. Hatte eben nur die Eigenart der meisten Vorstellungen, nicht mit dem Bild der Wirklichkeit übereinzustimmen. Da tauchten Zeichnungen auf. Z. B. diese Hand, die eine Schnupftabakdose hielt. Das war nicht Menzel, das war mehr. Man hatte sie aus technischen Gründen für Menzel gehalten, und man hatte sie zu Menzel geschickt, aber der hatte gesagt, daß er sich sehr freuen würde, wenn er sagen könnte, daß sie von ihm wäre, sie sei aber von Schadow. Und dann erwarb Tschudi für die Nationalgalerie eine solche Plastik nach der andern, und jedesmal, wenn einen der Weg in die Sammlung führte und man sah wieder etwas Neues: Die Doppeistatue der beiden Prinzessinnen, ein kleines Wachsmodeill für die Blücherstatue, den Akt einer schreitenden Tänzerin mit dem erhobenen Arm — dann hatte man das Gefühl, daß hier vor unsern Augen eine köstliche Antike aus dem Schutt der Zeiten mehr und mehr ausgegraben werde. Noch wußte man nicht, was sie war, ahnte sie nur in ihrer Schönheit. Kunstfreunde erzählten Wunder von dem Grabmal des jungen „Grafen von der Mark“ in der Dorotheenstädtischen Kirche. War's in Venedig — von morgen bis abend würden die Leute hin wallfahren. Aber hier in Berlin ist es mir noch nie gelungen, diese Kirche offen zu finden, und ich konnte nie Lust und Laune aufbringen, mir erst mühselig den Schließer zu suchen. Und so schwebte immer noch der Gedanke an diese unbekannte und erlesene Schönheit über allem. Und nun hat die Akademie eine Schadowausstellung gemacht, hat die Früchte der jahrelangen Vorarbeiten des Dr. Makowsky zusammengetragen; und die herrliche Figur ist ganz freigelegt worden; und wir gehen staunend umher und betrachten sie von

der Antike.

allen Seiten und eine jede Ansicht dünkt uns interessant und wertvoll. Da ist ja gar keine preußische Armut, sondern Reichtum. Keine Nüchternheit und Kühle, sondern Wärme und Versenkung. Aus der Herbheit lockt die zarteste Anmut hervor, aus der stilistischen Vereinfachung das reichste, bewegteste Leben.

Empire — ein Nachahmen der Antike, ihres Räusperns und Spuckens, Befragen antiker Statuen, alter Reliefplatten, doch nicht der Natur. Das mag bei Thorwaldsen sein, bei Canova — bei Schadow nicht. Dessen Kunst ist dem Leben Untertan und zu zweit erst einem Stilgedanken. Keinem unglückseligen, sondern dem größten Stilgedanken, in dem je die Bildhauerkunst dachte — eben dem Und der heißt Ehrlichkeit, Unbestechlichkeit, sich nicht Kirren- und durch die Dinge, die daneben liegen. Man kann vielleicht Plastik malerischer, gefälliger, bewegter gestalten, aber die Form wird dann leiden. Über Äußerlichkeiten wird man das innerste Wesen vergessen. Aber das heißt es gerade enthüllen, aus dem Organischen heraus entwickeln.

Und erst wenn d a s da ist, dann kann auch das Feinste und Letzte ausgesprochen werden, nachgefühlt werden; die Weichheit eines Kindermundes, die gärenden Gedanken eines Mannes, das verlorene Lächeln der Anmut einer der sanfte atmende eines Knaben. Dann können die Formen lebensvollste und momentanste Bewegung bekommen, dann können die Rhythmen des Tanzes eine Figur durchpulsen und durchzucken. Dann mag auch der Realismus zu seinem Recht kommen — jener verpönte Realismus, der sich von dem vielgerühmten und vielgeforderten Ideal dadurch unterscheidet, daß er sinnlos und schwächlich Studie.



## MORGEN.

aufschönt — sondern mit angespanntester Seele den feinsten Lebensvorgängen folgt, und sie als Spiegel eines geheimen Schöpfungsgedankens auffaßt, ob ihr Ausdruck nun Armut oder Häßlichkeit ist.

Aber eine Grundforderung gibt es. Zuerst einmal die geheimen Gesetze der Plastik kennen; das Wesen jeder Form ergründet haben, den Zusammenhang der Formen verstehen. Das Handwerkliche der Plastik aus dem ff. beherrschen mit allen ihren Hilfskräften, und dabei immer unbestechlich bleiben gegen das, was äußerlich gefällig, aber innerlich unwahr ist. Darüber erst kann sich eine große Kunst erheben.

Und all das, was soviel gefordert, so selten erreicht wird, bewahrheitet sich bei dem alten Schadow.

Wo kommt er her? Sein Lehrer war Tassaert, der Belgier, der Franzose, den Friedrich der Große hierhergezogen, und durch ihn steht Schadow mit jener großen französischen Bildhauerschule im Zusammenhang, die von Ludwig XIV. bis zur Revolution unter der Larve der Rokokoanmut einen neuen realistischen Stil schuf. Von der Glucksbüste des Houdon zu dem Nikolai Schadows spinnen sich z. B. Fäden. Aber trotzdem keine Abhängigkeit, trotzdem bei Schadow jene unerhörte Selbstkritik und eine Selbstzucht, die keiner Schule leibeigen sein kann. Er erscheint als der Stärkere, der Männlichere, er ist tiefer in den Urgrund der Dinge eingedrungen, in die Urgesetze seiner Kunst. Ich zweifle nicht, daß die Franzosen mehr Oberflächenreize haben, das Fleisch lebt bei ihnen mehr bei einer guten Bildnisbüste; aber der Kopf ist nicht so gut aufgebaut und die letzte Ähnlichkeit, die uns das ganze Wesen enthüllt, ist nicht so unauslöschlich gebannt worden. Die Franzosen sind nervöser, aber nicht besser. Ein Akt Bouchers, ein Köpfchen Bouchers hat mehr von dem Duft der Frau, aber weniger von ihrer Animalität, weniger von dem wundervoll organischen Spiel ihrer Bewegung, die bei den Werken Schadows uns wie eine Offenbarung dünkt.

Wie alle Großen — und vor allem die Großen jener Tage — ist Schadow sehr frühreif. Er beginnt seine Künstlerlaufbahn mit 11 Jahren, tritt mit 16 als Schüler in die Akademie und ist schon mit 24 selbst Mitglied der Akademie der Künste; und in die gleiche Zeit fällt auch schon die Entstehung des wundervollen Grabmals des Grafen von der Mark. Und nun schafft er fast ohne Unterbrechung bis in sein 80. Jahr bis 1844, um die letzten sechs Jahre seines Lebens, da bei seinem geschwächten Augenlicht ihm vielleicht die Arbeit nicht mehr möglich war, wohl aber theoretische Erörterungen über Kunstfragen. In einem so langen Leben kann man zeichnen lernen, wenn man's richtig anfaßt und das Zeug dazu hat. Und das hat Schadow gelernt, so wundervoll und großzügig, wie es nur ein Bildhauer lernen kann, der nicht zeichnet, um gefällige Blätter zu schaffen, sondern um sich für seine ureigenste Zwecke etwas klar zu machen und der doch wieder alle Mittel voll beherrscht. Schadow zeichnet mit Stift, Feder, Rötel, Bister, wischt etwas nur großzügig hin, deutet hier nur an und bringt dort einmal eine Sache, einen Akt zur letzten und intimsten zeichnerischen Vollendung, ohne doch je seine Zeich-

Gottfried Schadow.

283

nungen auf einer andern Basis aufzubauen als seine Plastiken oder Reliefs, immer an die innere Konstruktion denkend. Er grübelt über den Formenkanon der menschlichen Figur und schafft ein Buch über die menschlichen Proportionen — wie Dürer — das noch heute bei Künstlern in Gebrauch ist und das z. B. von Max Liebermann stets und ständig bei seinen Arbeiten um Rat gefragt wird. Und er kommt als Zeichner ebenso wie als Plastiker zu den letzten und feinsten Dingen: Kampfszenen von unerhört wilder baut er auf; den

feinsten Rhythmus der Tänzerin fühlt er nach; er gibt in der „Dramatischen Muse“ das Schweben der Figur so gut, wie es nur je ein Fresko Pompejis gab, und er schafft mit ein paar Pastelltönen in der großen Studie zum Kopf der Muse die Illusion des Rampenlichtes, das durch die seltsam verlegte Bestrahlung einen Kopf großzügig und überirdisch stilisiert, . . . jene Illusion so zwingend, daß man sie nie wieder vergißt. Man i Schadow das sagen, i nur von ganz wenigen sagen kann: er ist der Schöpfer einer großen und eindringlichen Schönheit, die doch nie das Leben verleugnet. Welch eine Charakteristik in seinen Por- Da sind Kinder- und wir müssen bis zur FlorentinerFrührenaissance zurückgehen, um jene unversüßlichte, unbewußte Kinderlieblichkeit und herbe Weichheit wiederzufinden. Der ganze klassische Geist der Zeit ist in dem Kopf eines Goethe, eines Wieland, eines Fasch gebannt und das ganze Genießertum des ausklingenden Rokokos liegt in den Zügen Friedrich Wilhelms II., während in dem Dantonkopf des Berliner Aufklärermannes Nicolai, vernüchtert und zahm, doch schon der volle Sinn der französischen Revolution lebt. Für die feine, fesselnde Geistigkeit einer Henriette Herz hat Schadow das Organ, wie für die charakteristische und doch sympathische Unschönheit einer Selbstbildnis Schadows.



MOB GEN.

Frau Zelter oder einer Gräfin Hochberg-Rohnstock. Er gewinnt jedem Material das ab, was in ihm lebt; und eben der Künstler, der in Marmor wie mit Absicht jeder malerischen Behandlung aus dem Wege geht, ist in seinen Wachsmodeilen von einer Weichheit und Breite, die nicht übertreffen werden kann. Dort ist eine Aktflgur — sehreitend im Tanz mit erhobenem Arm — die uns das Wort Michelangelo aufnötigt. Und welch ein Leben, welch eine malerische Breite in den kleinen Entwürfen zum Zietendenkmal — und trotzdem welch eine Formgebung, welch eine Charakteristik ! Man sagt und staunt, daß Schadow ja ganz modern wäre; da sind z. B. Aktstudien mit wenigen Strichen, die an Rodin gemahnen; bei der einfachen Größe dieser Büsten spricht man von Hildebrand — und doch ist Hildebrand viel kühler, weil weniger vertieft. Ja, was heißt denn modern sein? Jede Kunst ist modern, die einmal den feinsten und letzten Zusammenhang mit dem Leben selbst, und nicht nur mit dem Geschmack einer Zeit hatte. Dann ergeben sich immer wieder ähnliche Kunstformen.

Grabmal des Grafen von der Mark.

Wo Boratung.

286

Die Berufung.

Von

Georges Rodenbach.

(FOftMtZOllg.)

Korse Raserei, Schauder und Verrenkung, als durchführe uns einen Augenblick ein Blits, der uns den Himmel einimpfte! Und dann auch Schwache, Untergehen, als versänke man einen Augenblick In die Tiefe eines Meeres von Wein und Wohlgerüchen! Hans erinnerte sich, analysierte. Aber seltsam! Indem er an die Wollust dachte, daachte er fast gar nicht an das Weib. Ursula war ihm scheinbar so fremd geblieben! . . Sie hatten sich nur durch die Wollust vereint. Denn auch sie hatte ohne Zweifel nur das unversöhnliche Schicksal und die geheime Botschaft des Teufels vollstreckt. Das empfand Hans Jetxt deutlich, mit der Sinnfälligkeit und Ehrlichkeit des Tageslichtes. Sie war gestern abend zu ihm gekommen, unter dem Schutz des Dunkels, das ein schlechter Ratgeber ist, um Ihm die Frucht der Sünde darzubieten. Ewige Eva! Vielleicht war sie nicht schuldig! Vielleicht wurde sie selbst versucht und verlockt. Hans grollte ihr nicht. Der Teufel hatte sieh in ihr verkörpert, sprach aus ihrem Munde und verlieh ihren Küssen «in Feuer, das nur aus der Hölle stammen konnte.

Aber wie hatte er der Versuchung erliegen können, er, der Erwählte Gottes, er, begabt mit der Gnade, er, der B e r u f e n e, wie er noch vor kurzem mit Stolz sagte, wenn er an seine Zukunft dachte?

Hans fühlte sieh von Gewissensbissen bedrückt. In der Messe, wohin er seine Mutter begleitet hatte, wagte er sich nicht zum Altar zu wenden, noch zu der Hostie im Augenblick ihrer Erhebung. Ihn dünkte, wenn er sie anblickte, müßte er Jesu Antlitz darin sehen, voll Blut und Tränen über seinen Treubruch. Er betete; er flehte um Vergebung. Aber fortwährend trat Ursula zwischen ihn und Gott . . . Ihre Augen umgaben ihn stets wie Magnete, umsehwiirten ihn, dann sanken sie In ihr Gesicht zurück, sanken wieder in ihr Fleisch.

Beim Mittagessen bediente Ursula mit. Sie wirbelte um ihn herum, streifte ihn mit der Liebkosung ihres Kleides. Als er wieder In den ersten Stock in sein Arbeitszimmer hinaufging, nahm die Anfechtung noch zu. Ein nachträglicher Schauder lief Ihm bisweilen durch das Mark, wie der Nachgerueh von Schwefel, wenn das Gewitter schon vorüber Ist. Eine sündige Neugier trat hinzu. Er hatte einst Wilhelminens Schultern gesehen, Ihren freiliegenden Busen, diesen Anfang der kecken, rosigen Nacktheit ... Er dachte an Ursula, die für ihn noch ganz verhüllt war ... Je näher der Abend kam, desto heftiger kehrte die Versuchung zurück, wie ein Fieber . . .

So ging es mehrere Tage lang hintereinander . . . Hans fiel abermals. Er lernte

!ONO. im\*, tun 22



## MORGEN.

das Mysterium ganz kennen. Ursula blieb Jetzt bis In die Nacht In seinem Schlafzimmer, herausfordernd und willfährig, und offenbarte ihm die Geheimnisse ihres Leibes, die Hügel Ihrer Brüste, alles, was er in Wilhelminens Tüllkleid kaum erraten hatte. O Zauber des Busens! Raserei der jungen Finger, die Ihn berühren, als wollten sie diese weißen Trauben pflücken, die eine bläuliche Beere krönt, und aus ihnen ein Freudenelixier ernten, das gegen alle Schmerzen feit! Schönheit der Brüste! Ihr rhythmisches Auf- und Abwogen, gleich dem des Meeres . . . Und vor allem ihre Weiche, wie ein Kissen des Vergessens Ton Watte und Wohlgerüchen, auf dem man schlafen möchte, auf dem man sterben könnte! . . . Wie konnte er sich davon losmachen, darauf verzichten, wo ihr bloßes Fehlen difl Hände arm und leer macht? . . .

Trotzdem bewahrte Hans inmitten dieser sinnlichen Bilder, die ihn bestürmten, dieu getreue Erinnerung an die Jungfrau Maria und flehte sie um Hilfe an. Sieht man in den alten flandrischen Städten, selbst in den aussätzigen Vierteln der Ausschweifung, nicht oft eine Madonna In gläsernem Schrein, in steinerner Nische thronen? Und an der Hausfront der Sünde duften Blumen und brennen Kerzen . . .

Hans war seiner alten Verehrung nicht untreu geworden, noch an ihr verzweifelt. Und als das Ende der Woche herannahte, schien er wieder zu sich zu kommen. Der Abscheu vor seiner Sünde ward deutlicher. Jawohl, er befand sich im Stande der Todsünde, und wenn er plötzlich starb, wie es geschieht, so wurde er sicher verdammt. Die Furcht vor der Hölle kehrte wieder, all die Schreckbilder, die tragischen Schilderungen der Schulpredigten. Ein aufrichtiger Schmerz ergriff ihn sofort: er hatte Gott betrübt; er hatte die fünf Wunden und das Herz Jesu wieder bluten gemacht. Er war unwürdig und verächtlich ... Er hatte den Weg seiner Berufung verlassen . . .

6.

Eines Tages fand Frau Cadzand, die ihn beobachtete, ihn ganz außer Fassung. Es war, als hätte ihn ein großes Unglück betroffen. Er war nicht mehr blaß, sondern leichenfahl. Er setzte sich zu Tisch, aß nicht, sprach kein Wort. Seine Augen waren rot, als ob er geweint hätte. Er hütete sich jetzt vor Ursulas Augen wie vor schrecklichen Tieren, vor denen man Angst hat. Als er sich zu Tisch setzte, hatte er sorgfältig gebetet und sich vor allen In sichtlicher Weise bekreuzigt, wie sich mit diesem heiligen Zeichen zu umgürten und eine Teufelsaustreibung vorzunehmen.

Die Mutter begriff die Kämpfe, die in ihm tobten. Sie freute sich darüber, daß die Frömmigkeit den Sieg davontrug, und so schnell davontrug. Er würde also nicht dem Laster verfallen und hatte gerade genug von der Leidenschaft erfahren, um ihre Trunkenheit zu kennen und sein Leben nicht mehr der ewigen Keuschheit zu weihen.

So rechnete die Mutter. Dies wahrhaft schicksalsvolle Ereignis fand die bestmögliche Lösung. Hans war ohne Zweifel von dem Wunsche gehellt, in einen Orden zu treten, wo die Keuschheit das harte Gesetz ist. Andererseits war es offenbar, daß er sich wieder--

Die Berufung.

287

fand, wieder Macht über sich gewann . . . Aber mit welcher Verzweiflung! Und gleichsam bestürzt, wie nach einem Gewitter, das seine Seele verheert hatte! Furcht, Trübsal, Schrecken, Rene, Verwirrung — das alles zog abwechselnd oder gleichzeitig über sein Gesicht Er schien bedroht, gequält, berückt; er litt in seinem Gewissen wie in seinem Leibe.

Frau Cadzand erschrak.

„Bist du krank?“ fragte sie.

Im nächsten Augenblick verließ er das Zimmer, als hätte man an eine Wunde gerührt, und er eilte nach einer Quelle, um sie zu kühlen. Er schloß sich stundenlang in sein Zimmer ein. Frau Cadzand, die aufpaßte, hörte ihn hin und hergehen und laut sprechen, nicht mehr, um sich wie vordem im Reden zu üben, als er Lacordaire und die Prediger las; nichts von Beredsamkeit: eine eintönige, traurige Stimme, wie eine Klage, erhob sieb Jetzt, ohne Zweifel das Gebet eines Kranken, der am Boden lag und versuchte, aufzustehen. Es glich dem Hurmein des Pilgers auf der Landstraße . . .

Plötzlich ging die Tür in den Angeln; sein Schritt hallte auf dem Gang. Einen Augenblick später hörte sie ihn, ganz gegen seine Gewohnheit und trotz des Regengusses, der gegen die Scheiben schlug, das Haus verlassen, ohne daß er einem Mensehen ein Wort gesagt hätte, als hätte er keinen Abschied nehmen wollen, um beim Lebewohl nicht weich zu werden.

Dieses ungewohnte Ausgehen beunruhigte Frau Cadzand. Sie hatte ihn schon am Mittag bei Tisch so verwirrt, so seltsam gesehen! Und dieses Stöhnen am Nachmittag, das auf dem Gange noch nachbebte wie der Nachhall einer Glocke . . .

Was war geschehen? Was würde geschehen? Sie kannte Hans als bestimmbar, nervös, bisweilen Jäh in seinen Entschlüssen. Wenn ihn nun die Verzweiflung über seinen Fall irreführte? Wenn die Furcht vor Ursula, der gegenüber er sich zu schwach fühlte, ihn zur Flucht trieb? Wenn er nun fortging und sich unmittelbar in das Dominikanerkloster in Gent rettete, wo er gleichsam schon seine Stelle besaß? Aber dann geschah dies soeben, in dem Augenblick, wo sie wähnte, daß seine geistliche Berufung ein für allemal besiegt war durch die Leidenschaft, dann wurde diese so gefürchtete Berufung Jetzt gerade zum Ereignis! Arme Mutter, deren Hoffnung just In dem Augenblick erlosch, als sie ihn gerettet wähnte!

Eine Jähe Angst befiel sie. Hans! Hans! Wo war ihr Sohn, der so verstört davon- gelaufen war, ohne Grund und Ziel? Wohin ging er Jetzt quer durch die Stadt In dem Regen, der immer stärker wurde, auf die Dächer prasselte und die glatte Flut der Kanäle sprenkelte? Frau Cadzand hielt es nicht mehr zu Hause aus. Ein Bangen ergriff sie; sie befürchtete ein Unglück. Sie warf einen Mantel über ihr Hauskleid, steckte hastig einen Hut fest und stürzte trotz des furchbaren Wetters hinaus, als gälte es Eile, um ihr Kind zu retten . . . (Fortsetzung folgt)



Die Börse Im Fiebert so wird In vier Wochen du Bulletin Unten, falls die gegenwärtige Bewegung Im bisherigen Male weiter steigt Immer ließe sich da nur für den deutschen Markt von einer ausgezeichneten Tendenz reden. Denn London steht tan ganzen noeh unter der sehr langsamen Erholung seiner Goldshares, New York könnte nach mancher Meinung auch noch sechs Monate zu einer radikalen Besserung nötig haben, und Paris hat Im Grunde nur die bekannte außerordentliche Abundanz ohne eigentliche Objekte. Wir dagegen lagen lange still, blieben von dem Daniederliegen unserer Industrie bedrückt, fohltten uns von der Ängstlichkeit der Wiener Finanz Infiziert und wurden ab und zu auch noch durch die einzelnen Phasen der marokkanischen Frage nervös gemacht Hur auf diese Weise hatte die Börse von unserer beispiellosten Flüssigkeit so wenig profitieren können, bis endlich auch hier die Macht des Geldes alle Scheu überwand. Dies war schon zu beobachten, als Rußland mit seinem Entschädigungsvorschlage zugunsten Bulgariens überraschte und unsere Spekulation sogleich bereit war, einen Ihr doch keineswegs verständlichen Umstand, als eine politische Stimulanz anzusehen. Kolonialwerte und Banken wurden poussierte, die Wechselstuben hatten auf Antragen des Publikums keinerlei Kopfschütteln mehr, und Jetzt ist man sogar so weit gekommen, der Erholung unseres Montan- und Industriemarktes weit voraneilen zu wollen. Einige gute Erfahrungen für solche Voreiligkeit liegen Ja aus ähnlichen Zelten wohl vor, obgleich unsere Fabrikanten es Jedem sagen, der es hören will, daß nur derjenige, der mitten Im Geschäft steht erkennen könne, wie schlecht es Jetzt noch Ist Ebenso werden unsere Banken bald mit sehr guten Bilanzen hervortreten, aber als Hauptsache: die Dividenden dürften doch nicht übermäßig höher als vorher ausfallen. Wer das Gegenteil annimmt muß die betreffenden Direktoren für Gemütsmenschen halten. Was hilft's? Da Diskonto-Kommandit statt 190, noeh 170 standen, und Dresdner statt 155, noeh 187, wollte Jeder verkauten, während heute die stärkste Kauflust besteht Wie nachhaltig sich die Hausse tortsetzt wird besonders aus bedeutsamen Einzelheiten ersichtbar. So erhalten Konsortialbe teil Igte nunmehr oft Abrechnungen Ober Berliner Terrainaktien, die lange genug unanbrngllch gewesen waren, für die weitere Kreise also doch endlich gewonnen wurden. Ebenso ruhig ging bis vor kurzem die Aufnahme Junger Aktien vor sieh, selbst so solider, wie die 10 Millionen der Leipziger Kreditanstalt Gegenwärtig aber konnte sich der Ausverkauf vorzüglich gestalten. Was nun den angeblichen Bedarf nach

Anlagepapieren betrifft In dessen Folge sogar fremde Renten hinaufgesetzt werden, so spricht man dabei wohl mit Unrecht nur von emsthaften Kapitalisten. Vielmehr Ist ein Heer von Industriellen da, welche Ihr Geld vorübergehend Im Oesehaft nicht verwenden können, die Depositenzinsen zu niedrig finden und somit einstweilen zu Reichsanleihe und Konsols greifen. Auch sollte man dran denken, wie eines Tages die Seehandlung kein Geld mehr ausleiht sondern noch das Ausgeliehene als Erlös von Anleihen den Staatskassen zur Verfügung zu stellen hat So viel Ist auf unsere Abundanz hin schon gesündigt worden, daß der neuerliche Anreiz, nämlich das deutsch-französische Marokkoabkommen, zunächst den Verkehr kaum noch starker belebte. Und dennoch scheidet durch die drei Sätze dieser „Deklaration“ aus der allgemeinen Empfindlichkeit eine kaum zu übersehende Menge von Beunruhigungsmöglichkeiten aus. Denn so rasch kann doch eine gewisse Presse In Paris nun nicht mehr zu Ihrer Hetzarbeit zurückkehren! Das Ist wenigstens eine Art Ersatz für die unerquicklichen Wirkungen, die auch für den deutschen Markt von Wien ausgehen. Der Inneren Lage



Rundschau.

289

Österreichs kann sie eben schließlich «ach das Anstand nicht entziehen; fortwährend entstehen Schwierigkeiten, deren Folgen die Börse mit berühren. Siehe die Ablösungsvorlage der Staatskahn, welche sie Jetzt wirklich so verschleppt, wie dies in der „Neuen Revue“ vor Wochen dargestellt worden ist

V \*

fr

Unsere Junge Diplomatie ist von Adolph v. Flöckher in einem der letzten Hefte dieser Revue sehr interessant behandelt worden. Nach seinen Schilderungen des Vorbereitungsdienstes dürfen neuerdings die Attaches einige Zeit bei einer Bank, einem größeren Handelshause, bei einer Handelskammer, oder auf einer Handelsakademie verbringen. Wir fragen nun, weshalb hier ein: Dürfen und kein: Müssen angeordnet ist. Wurde doch der vorübergehende Besuch einer Handelsakademie schon vor Jahren den Jüngeren Legationsräten in Berlin empfohlen, aber damals schienen diese selbst die Sache gar nicht sehr ernst zu nehmen. Vielmehr wollten es wohl die meisten nur als eine Konzession gegenüber dem Reichstage ansehen, in dessen Debatten gerade ähnliche Forderungen aufgestellt worden waren. Nun würde freilich ein Verfahren nach der Schablone nur wenig nützen, so z. B. das Arbeiten auf einer Bank. Soll ein solches Fremdelement vielleicht an den Direktorkonferenzen teilnehmen? Das würden sich die Direktoren verbitten. Oder sind Buchhaltung und Korrespondenz gemeint? Ein derartiger Gamaschendienst wäre nur zeltraubend und nichts weiter. Man vergißt immer, wie maschinenmäßig und unpersönlich unser Bankwesen geworden ist, während früher in einem Bankhause, das etwa in einer Industriereichen Provinz amelsenartig geschäftig war, schon sehr viel gelernt werden konnte. Indessen unsere Banken? Es kam schon vor, daß Großinstitute den Sohn eines fetten Kunden als Volontär nicht gut ablehnen konnten. Als bald ließen sie aus Furcht vor dessen Fehlern pro forma ganze Bücher einrichten, die ein solcher Ahnungsloser tagtäglich führte, ohne jemals zu erfahren, daß sie mit dem eigentlichen Geschäfte nicht das Mindeste zu tun hatten. Dagegen wäre eine Teilnahme an der Tätigkeit unserer wichtigen Handelskammern höchst unterrichtend. Noch mehr sogar das Studium unserer Handelskammerberichte! Sich diese zu verschaffen, kann unserem Auswärtigen Amte unmöglich schwer fallen. Es gäbe das zusammengebunden einen einzigen, sehr interessanten Band, der dann etwa in 100 Exemplaren an unsere Konsulate zu versenden wäre. Es dürfte kaum irgend etwas anderes eine so rasche und aktuelle Einsicht in die Handels- und Fabrikationswünsche des deutschen Volkes gewähren, als eben eine solche Lektüre. Freilich, die Hauptsache bleibt

Immer dabei — wer dies liest Es müssen Menschen sein, die unseren Gesandtschaften und Konsulaten attachiert werden und niemals Gigerl, oder Nur-Millionäre.

\* • \*

Rußlands neueste Rolle als unerbeter Anleihepatron Bulgariens mag den Diplomaten noch so klar geworden sein, obgleich wir einmal wieder mit einer fertigen Tatsache überrascht wurden, — so läßt sich doch rechnerisch wenig damit anfangen. Die Welt hatte einen tüchtigen, und solange es Frieden bleibt, auch kreditfähigen Staat einen internationalen Eigentumsbruch begehen sehen, und für diese Wegnahme der Orientbahnen mußte Bulgarien unbedingt zahlen. Das Geld hierzu hätte es, wie hier an dieser Stelle schon vor Monaten dargelegt wurde, von seinem Hauptfinanzier der Gruppe Banane de Paris erhalten: In Form eines Vorschusses, solange die Balkankrisis ungelöst erschien, in Form einer Anleihe bei der Rückkehr zu normalen Zeiten. Unterhandlungen darüber hatten in So Sa zwischen Vertretern aus Budapest und Paris und der Regierung gleich anfangs stattgefunden. Und schließlich würden doch die Börsen die Rente eines kleineren Staates, der diesmal noch ein neues Aktivum gewann, mindestens so gerne genommen haben, wie weitere Zaren- oder Turbanwerte. In diesen regulären und vor allem auch völkerrechtlichen Gang einer im Prinzip niemals angefochtenen Entschädigung greift dann ganz unerwartet Rußland ein. Großmütig erklärt es sich bereit, Bulgarien, dessen Ehre bisher noch in seiner freien Entschließung ruhte, jene finanzielle Bürde



MORGEN.

abzunehmen. Und zwar bekanntlich derart, daß die Türkei, der ihr Schuldner Jedenfalls eine sehr große Summe sofort auskehren wollte, nunmehr cum mindesten Oberhaupt nichts bekommen sollte. Das nannte Herr InrolaU in Petersburg den Frieden retten. Er, der nur zu gut weiß, daß die Pforte das bulgarische Geld an eine Reihe von Banken und Eisenbahnkassen abzuführen hat, die statt dessen doch keine Russische Zession auf die alte türkische Kriegsschuld annehmen können. Die ganze Brutalität der russischen Finanzgebarung, die weder im Krieg noch Im Frieden jemals Rücksicht auf den europäischen Kapitalmarkt nahm, zeigt sich auch in diesem Fall. Freilich scheinen England, Frankreich und Italien dabei den russischen Vorschlag zu unterstützen, allein wer anders, als der Eingeweihte kennt hierfür die geheimen Ursachen? Es ist demnach so weit gekommen, daß die in Konstantinopel vertretenen Bankinteressen ihren rein geschäftlichen Standpunkt einstweilen wohl aufgeben müssen. Die betreffenden Kabinette wünschen das, und sogar die Deutsche Gruppe, die doch nicht nach der Pfeife von Paris und London zu tanzen braucht, dürfte sich der Banque Ottomane dabei kaum entgegenstellen. Die Spaltung zwischen Jenen beiden Banken wird aber fortbestehen.

\* \*

Abwehr oder Gewinnsucht? Zwischen solchen beiden Begründungen sieht man gegenwärtig Viele schwanken, die von der Neuausgabe der 6% Vorzugsanteile der Deutschen Südafrikagesellschaft Kenntnis zu nehmen haben. Der Umsatz in Kolonialwerten ist bei uns noch fortwährend gestiegen und hartnäckige Optimisten wollen z. B. Otavilaktien bei aller schuldigen Ehrfurcht vor der bisherigen Hausse auch noch 40 Mark höher sehen. Inmitten einer solchen Hurrastimmung ist es wohl möglich, daß die Großaktionäre die hohen Kurse zum Verkaufen benutzen, also durch jene Emission von Vorzugsanteilen lediglich die Majorität in der Hand behalten wollen. Da man jedoch so etwas nicht sagt, sondern tut, so wird von einer notwendigen Abwehraktion gegen nichtdeutsche, soll wohl heißen: englische Aktionäre, gesprochen, denen der Weg zu einer Majorisierung der Gesellschaft nunmehr dauernd verlegt werden soll. Als et) nicht gegen fremde Elemente Statuten geschaffea werden könnten, die in allen Punkten dem deutschen Charakter der Südwestafrika-Compagnie hinreichend Schutz gewährten. Es gibt noch Juristen in Berlin und — Justizräte!

Das deutsch-französische  
Marokko-Abkommen.

Von Adolph von Flöckher.

Die endgültige Verständigung in der Marokkofrage, die ich hier im ersten Januarheft als unaufschiebbar bezeichnet hatte, ist jetzt in dem damals

von mir skizzierten Rahmen erfolgt. Man darf wohl annehmen, daß auf beiden Seiten seit längerer Zeit der Wunsch nach einem derartigen Ausgleich gehegt worden ist, um die Reibungen in Marokko, die einem freundlichen Verhältnis der beiden Völker im Wege standen, zu beseitigen und guten Beziehungen die Wege zu ebnen. Das Abkommen bewegt sich Innerhalb der bestehenden Verträge, Insbesondere der Algeciras-Akte. Zu dieser haben sich beide Nationen gewissermaßen nochmals feierlich bekannt Ausdrücklich werden die Integrität und die Unabhängigkeit Marokkos, sowie die Politik der offenen Tür und der Gleichberechtigung für den Handel erneut festgelegt. Solange zwischen beiden Regierungen Reibungen und Mißtrauen bestanden, haben sich natürlich auch die Handelsinteressenten beider Länder gescheut, sich gemeinsam wirtschaftlichen Aufgaben in Marokko zu widmen. Nachdem jetzt durch die offene Aussprache zwischen den Regierungen freie Bahn geschaffen ist, wird hoffentlich darin eine gründliche Wendung zum Bessern eintreten. Sehr erfreuliche Anfänge in dieser Beziehung sind bereits zu verzeichnen. Die einfache Tatsache, daß schon in der letzten Woche eine ruhigere Atmosphäre zwischen Frankreich und Deutschland sich entwickelte, hat es ermöglicht, daß in Paris aussichtsvolle Verhandlungen über Gründung eines internationalen Minensyndikats



mit stark« französischer und deutscher Beteiligung haben stattfinden können und daß sich In T a n g e r ebenfalls zwei Internationale Gruppen gebildet haben, von denen die eine den Ausbau der Stadt Tanger verfolgt, während die andere sich allgemeinen wirtschaftlichen Aufgaben widmen will. An der letzten sind von 26 fremden Firmen In Tanger 23 beteiligt, darunter auch alle wichtigen deutschen Firmen, und zum Präsidenten Ist ein Franzose, zum Vizepräsidenten ein Deutscher gewählt worden. Das beweist, daß gute Hoffnungen bestehen, deutsches und französisches Kapital gemeinsam bei der Erschließung des Landes arbeiten zu lassen. Beide Regierungen erklären, daß sie bestrebt sein werden, Ihre Staatsangehörigen an allen Geschäften gemeinsam zu beteiligen, deren Ausführung diesen übertragen werden sollte, so daß also an Unternehmungen, die bei der Verdingung französischen Interessenten zufallen, auch Deutsche beteiligt werden und umgekehrt.

Deutschland hat es von Jeher als sein Endziel in Marokko angesehen, seinen Handel, der dank der Unternehmungslust und dem Fleiße unserer Kaufleute sich verhältnismäßig kräftig entwickelt hat, zu erhalten und zu fördern. Wenn Deutschland gewiss« besondere politische Interessen Frankreichs In Marokko anerkennt, so wird dagegen schon deshalb nichts einzuwenden sein, weil Ja auch die Algeclras-Akte eine solche Sonderstellung Frankreichs vorsieht. Man wird nicht vergessen dürfen, daß Frankreich als Nachbarland, das Marokko nahezu an allen Seiten umgrenzt, ein besonderes Interesse daran bat, daß in diesem Staate geordnete Zustände herrschen. Es ist also ganz natürlich, daß Deutschland den Bemühungen Frankreichs, die darauf gerichtet sind, nicht entgegenwirken will.

Ein Moment der Beunruhigung Ist Immer die französische Okkupation des Schaulagebiets gewesen. Die weltgehenden Befürchtungen, die darin den Beginn einer Eroberung Marokkos sehen wollten, haben sich nicht erfüllt Die Okkupation ist auch räumlich und zeitlich begrenzt gewesen. - räumlich, da sie nur einen geringen Gebietsteil Marokkos betraf und zeitlich, da In den letzten sechs Monaten t.ber die Hälfte der französischen Truppen zurückgezogen und die dort stationierten französischen Kriegsschiffe durch einen Beschluß des Ministerats auf drei vermindert wurden. Alle diese Maßnahmen sprechen dafür, daß Frankreich keine weltgehenden politischen Pläne dort verfolgt Die Hauptsache Ist und bleibt Immer die Erhaltung der Entwicklungsfähigkeit Marokkos für den deutschen Handel Dieses Ziel durfte durch das Abkommen Jedenfalls gefördert werden, denn es ist lelehter etwas zu erreichen, wenn man gemeinsam vorgeht, als wenn man Immer erst

miteinander um Jede Konzession kämpfen muß.  
Das Abkommen Ist Jedenfalls als ein Beweis des gegenseitigen Vertrauens beider Nationen In die Ehrlichkeit ihrer Absichten anzusehen und wohl geeignet, Im Laufe der Zelten auohlmallgemeln auf eine freundlichere Gestaltung der deutsch-französischen Beziehungen Im günstigen Sinne zurückzuwirken, wenn es auch natürlich unrichtig wäre, an dieses doeh Immerhin rein lokale Abkommen allzu überspannte Hoffnungen zu knüpfen.

Lordmayor von Berlin.

Von Johannes W. Harnisch.

Dann trat Oberbürgermeister Kirsehner an den Wagenschlag und hielt folgende Ansprache."

Bei Jedem Monarchenempfange In Berlin dürfen wir diesen Satz lesen. Und dürfen mit Stolz uns, das, wie manche behaupten: mündige deutsche Volk, In der Person des Oberbürgermeisters vertreten fühlen. Das Bild Ist auch erhebend. Auf dem Pariser Platz harren die offiziellen Vertreter Berlins des feierlichen Augenblicks, wo sie slok huldigend dem Galakutsehensehlage nahen dürfen. Neuerdings dürfen sie sich sogar Im Tribünenpavillon aufhalten und sind, der Sitte zivilisierter Menschen folgend, nicht Im Frack, sondern Im Gehrock. In den siebziger Jahren schon spöttelte Chlodwig Hohenlohe darüber, daß man am Berliner Hofe den Frack auch als Vormittagstollette wähle. Im Jahre des Heils 1909 sind wir Immerhin schon



MOROBN.

Im weit, ialsieh auch die würdigen Väter der Stadt, brütet nicht ohne Anstoß vom Schloss her, vom ehrerbietigsten Respekt nicht mehr hindern lassen, sie gesittet anzuziehen. Und offenbar werden sie sich im Pelz mit dem Gehrock darunter besser machen als im Frack, unter dem sich doppelte Wollwasche um die würdigen Formen schmiegt. Ein Fortschritt also. Nur, weiß Gott, kein überwältigender.

Also im Pete, unter dem die goldene Amtskette ein wenig hohlwimmelt, stehen sie und warten. Lauter ältere Herren. Auch der, der sonst von Haarkräuslerkünsten wenig halt, lief heute wohl zum Friseur. Der Zylinder wirft spiegelnden Glanz. Am Tuch zeigt sich kein Stäubchen. Schauen recht würdig und stattlich drein, so weit da kommt die Unruhe, die dem großen Ereignis vorausläuft. Und auf einmal Jäh ein anderes Bild. Die eben noch so stattlich-selbstbewußt Plaudernden — den Anblick gewährten sie von fern; wer näher stand, mochte in den Gesichtern vielleicht anderes lesen — sie scharen sich, ängstlich Positur nehmend, im Halbkreis um einen aus ihrer Mitte. Der steht, und sein Wesen verrät Befangenheit. Schutzleute zu Pferde, Kavallerie. Dann ein offener Prunkwagen, vier stattlich aufgeäumte Gäle, davor zwei glänzend Uniformierte und Besternte darin. Der Wagen hält. Und die würdigen Herren von vorn stehen in tiefem Bückling am Kutschenthlage. Ein unangenehmes Bild.

Sitzt einer im Wagen, und Jemand tritt an den Kutsehenschlag mit tiefem Diener heran, so wird das immer etwas Unterwürfiges haben. Das hegt in der Situation. Der im Wagen mag noch so höflich Kopf und Oberkörper neigen, noch so lebenswürdig lächeln. Der am Sehlage könnte noch so viel Würde besitzen. Es würde nichts helfen. Das Bild der Unterwürfigkeit bliebe. Wenn der eine sitzen bleibt, während der andere sich ehrfurchtvollst neigt, wird das immer das Bild von Herr und Diener geben. Zumal, wenn sein Sitz ein paar Fuß über der Erde ist. Ist der sieh Neigende ein Graukopf, wirkt es desto unangenehmer. Und daß der Begrüßte aus dem Wagen stiege, verbietet sich. Das Heraus- und Wiedereinklottern würde seiner Würde Abbruch tun. Und komisch wirkte es, wenn er im Wagen aufrecht stände. Die Situation muß schon genommen werden, wie sie ist. Bessern läßt sie an ihr nichts. Man muß sie in den Gedanken finden, daß der einzige Vertreter des deutschen Volkes, der eines fremden Monarchen bei seinem offiziellen Besuche offiziell begrüßt ihm wie der Oberste einer Dienerschaft entgegentritt dem verstattet wurde, sieh dem Wohlwollen des Gastes seines Herrn zu empfehlen. Oder: Man muß überhaupt mit dem Brauehe der Begrüßung am Brandenburger Tor brechen. Der Empfang im Rathaus muß genügen. Ein anderes Bild. Vor mir hegt eine illustriert»

Zeitschrift mit Bildern vom Besuche des Königs von Schweden in London. Keiner wird den Engländern absprechen wollen, daß sie die Kunst meistern, aufmerksame Wirte zu sein. Darüber sind wir wohl einig. Eins der Bilder zeigt den König von Schweden als Gast der Stadt London. Ein Saal in der Guildhall. Am Würdenplatze drei erhöhte Sessel; man würde Throne sagen, wenn der Name nicht den Herrscher als Eigner voraussetzte; der Form nach sind sie's. Auf dem mittleren, dem höchsten und würdigsten, sitzt in feierlicher Amtstracht der Lordmayor von London; auf dem niederen zu seiner Rechten die Königin, auf dem niederen zu seiner Linken der König von Schweden. Dies das Bild. Und Ich entsinne mich, daß die Stadt London dem fremden Königspaar» ein Bankett gab. Der Lordmayor führte die Königin zur Tafel; der König führte dessen Gattin .... Die beiden Bilder halte man einander gegenüber: die Katzbuckelei am Brandenburger Tore und die würdevolle Gastlichkeit in der Guildhall. Ein Kommentar sollte überflüssig sein. Ist's aber wohl kaum. Darum kurz noch einige Worte. Andere Völker, andere Sitten; gewiß. Hur trennt uns von den Engländern kein so gewaltiger Untersehled. Warum sollte bei uns Arroganz und Oberhebllichkeit sein, was beim Engländer ruhig bewußte Würde ist? Nichts Lächerlicheres und zugleich Würdeloseres als die Taktlosigkeiten des Unentwegten, der einem Fürsten gegenübersteht (Auch Würdeloseres: um sich gegenüber dem überwältigenden Eindrucke einigermaßen zu behaupten, gibt er sich Ja taktlos.) Nur gibt's, London zeigt's Jedem, zwischen taktloser Ungesehlffheit und Bedientenmanier noch ein .Drittes. „Nie hat



Rundschau.

293

etn Sklaven Joch meinen itarken Hals gebogen."

darf es von sieh rühmen. Wir?

: Not und ]

an sein. Seit der dreißigjährige Krieg den Wohl-  
Staad der Städte endgültig zertrat, and die ZoUern  
hinterher brachen, was an selbstbewußtem Bürger-  
autreeht stand, war's Jammer-

L, der mit dem

Gestalt

Sind's die Stadthaupter, die er prügelte, darum

aoeh? Oder itnd's die Berliner Borger, die 1806

Napoleons Einsog nmjubelten?

Das Geld klingt

nnsei

Und die Beehte, die der Engländer seit Jahr-  
hundertn am Staate übt, die üben wir nun doch  
schon sechzig Jahre lang. Aber darum haben

wir immer noeh nicht an Wurde irgend i  
neigt das. Und was rar Emptangsreden dabei ge-  
halten werden, ohne daß irgend etwas von Empö-  
rung in der Öffentlichkeit zu merken wäre, zeigt's  
nicht minder.

uns nichts zu vergeben. Eine

der Voraussetzungen dazu seheint mir, daß wir  
abgelebte Formen, die den Tatsachen nicht mehr  
entsprechen, m die Rumpelkammer weben. Daß  
i sein Herrscher

Wenn wir niedliche und nett

damit beauftragen,

i Gast unseres Kaisers mit höflichem Knicks und

empfangen, wird niemand

Junge Mädchen sind gut

Die'

in tat Untertänigkeit Ersterbende höflich sind,

Ist's weiter? Wert hat aber die Höflichkeit

und selbstverständlich seine

i?

Ich weiß, womit

nicht öffentlich, aber

„Ja, be-

denken Sie, Verehrtester, bei dem eigenartigen

Naturell des Kaisers "Wer so von Ihm

spricht, sehätzt Ihn niedriger ein ab Ich. Wie?

zusetzen, daß Überlebtes In die Rumpelkammer

wandern muß? Daß es seiner Wurde höheren

Glans gibt, wenn die, die in Ihm ihren Forsten

ehren, sich ab selbstbewußte Männer zeigen —

ab wenn si

daher kommt, In 1

nahen? We

sich ins stattliche Maß des Lordmayors zu recken

lernte? Wahrhaftig nein! Es bt nicht unmög-

lich, dem Kaber in allem Respekt das zu sagen.

Vielleicht gehört ein kleiner Entschluß dazu. Freilich muß Ich gestehen: Wenn Ich Oberbürgermeister von Berlin wäre, würde für mich ein sehr großer Entschluß dazu gehören, es ihm nicht zu Suß fragettes.

Von Otto SeldL

Man kann den englischen WahlrechtsUmpferInnen nicht den Vorwurf machen, daß sie für eine ungerechte Sache kämpfen. Die deutsche Frauenrechtlerinnen fühlen gar wohl, daß die Frage des Frauenwahlrechts der überwältigenden Mehrzahl der deutschen Frauen unbekannt oder gleichgültig ist. Die Erteilung eines Freiheitsrechts setzt aber zum allermindesten einen lebhaften Wunsch bei den zu Beglückenden voraus. Durch die Vorführung und die Vorträge der englischen „Märtyrerinnen“ soll der Wunsch nach dem Frauenwahlrecht entfacht und verbreitet werden. Dem Heldentum der Engländerinnen alle Ehre! Ich glaube gerne  
,daz diu koutwlp ze Tolnsteln  
an der vasnaht nie bat\*) gestalten.'  
Die deutschen Spießbürger beiderlei Geschlechts



## MORGEN.

begrenzt« Hochachtung vor Leuten, die sich der Polizei gegenüber frech zu sein trauen. Aber der Gedanke an die snffragettes muß In Deutschland die Begeisterung für Frauenwahlrecht ähnlich dämpfen, wie sozialdemokratische Straßenkundgebungen den Eifer des Freisinns Im preußischen Wahlrechtskampf. S e h w e I B und Staub des Straßenkampfes sind eine Schminke, auf welche die deutschen Frauenrechtlerinnen wohl lieber verzichten werden. Denn wir Jungen Deutschen halten es noch immer allzusehr mit dem alten Herrn Wolfram von Eschenbach: „Swä harnssrameo\*) wirt ein wlp, diu hat Ir rehtes vergessen.“

Berufsfreudige.

Von v. S.

Gibt es denn solche noch? Leute, die ihr Beruf nicht nur sättigt, sondern auch voll befriedigt? Gleichviel, ob sie ihn selbst erwählt oder ob die Lebensverhältnisse ihn vorschrieben. Leute, die sich vor dem inneren Spiegel gestehen: sie befänden sich für ihr Können und Vermögen Im richtigen Fahrwasser. Nochmals vor die Wahl gestellt, würden sie abermals das werden, was sie sind? Übertönen nicht vielmehr allorts klagende Stimmen die Brandung des Alltagsseins, als hätte fast jeder seinen Beruf verfehlt?

Der Arzt, daß er nicht Rechtskundiger geworden, der Beamte nicht Offizier, der Offizier nicht Techniker, der freie Künstler nicht Kaufmann usw. Und Je breitere Schichten der Drang nach Wissen und Lernen ergreift, desto größer wird die Schar der Enttäuschten, desto gelichteter das Häuflein der Berufsfreudigen.

Diese bedenkliche Zunahme der Berufsunzufriedenheit rührt zum Teil daher, daß die Grundlage der Bildung allzusehr in Gegensatz zur Spezialisierungstendenz der modernen Präzision steht. Mit generellem Wissen angepfropft, übermäßig von Disziplinen und Stoffen, die nur zur Entwicklung der Lernfähigkeit dienen, In Anspruch genommen, tappt der Wählende wie ein Blinder in einen Beruf hinein, den er nicht annähernd kennt Das Prinzip der gleichartigen Vorbildung für alle Fächer wird viel zu lange hochgehalten. Bis zu einer Studienstufe, einem Lebensalter, das keine Zeit mehr zur Prüfung des zu wählenden Berufes bietet Da heißt es rasch zugreifen oder zurückbleiben, wenn nicht gar verziehen. Wie weit voraus Ist doch der Jugendliche Schmied seines Glückes drüben in Amerika. In einem Alter, wo bei uns der künftige Praktiker noch mit Cicero und Plato ringt, praktiziert der Jugendliche Amerikaner schon in einem Beruf, sammelt schon selbst Erfahrungen und vor allem Kriterien dafür, ob er für dieses Fach passe oder nicht

Dann tritt noch unsere rückständige Erschwerung des Wechsels Im Beruf hinzu. Gewohnheit,

Gesetz, Tradition, Schwerfälligkeit stellen sich entgegen. Friß, Vogel, oder stirb. Man braucht nicht an das berufliche Umsatteln zu denken, das die Not diktiert, an den Versicherungsagenten, der aus dem Leutnant wird, sondern an die tiefste Erkenntnis, die sich nach kurzer Praxis einstellt und einem sagt: das ist das Fach nicht, in dem ich etwas leisten kann.

So wird denn eine übergroße Menge von öffentlicher und privater Arbeit von Berufsunfreudigen versehen.

Und wie wenig geschieht vom Staate, um das Interesse am Beruf, die Berufsfreudigkeit zu wecken oder zu fördern.

Wie denn auch — wenn Jene, denen diese dankbare Aufgabe obliegen würde, zumeist selbst Unbefriedigte sind!

Vielleicht ist die Frage nicht ohne Zusammenhang mit andern großen sozialen Problemen zu lösen. Aber die Folgen, verpfuschte Existenzen und verpfuschte Leistungen, wären sicher zu lindern, durch Rücksichtnahme auf das Moment der wichtigen Berufsfreudigkeit in den Studienplänen unserer Erziehung und in der Erleichterung der Korrektur einer verfehlten Berufswahl.

> Wann hirnlieb-Khmutilg.



## Apologie des Geldvermittlers.

Von Dr. Leon Zeltlin.

„Können Sie mir vielleicht auf kurze Zeit?

Diese Frage macht dich zu einem „Einsamen“.

Um dich wird's leer, und aus sicherer Ferne bombardiert man dich mit tausend Gründen und jeder vernichtet eine Hoffnung. Wie Meister Anton (Gott hab Ihn selig) verstehst du deine Zeit nicht mehr. Daß weiß doch Jeder, daß wir im Zeitalter des Kredits leben. Dem Manne der nationalökonomischen Wissenschaft aber, der mich mit verleihender Nachsicht über meine Unkenntnis aufklären und mir den Unterschied zwischen produktivem und konsumtivem Kredit auseinandersetzen will, erwidere ich verstockt: „Also es ist verdienstlich, sich Geld zu leihen, um all die guten Dinge, wie Sekt, Automobile, schöne Möbel, kostbare Stoffe usw. zu fabrizieren, oder um mit Juwelen, Delikatessen, Kunstgegenständen und so weiter zu handeln, aber es soll verwerflich sein, sich Geld zu leihen, um sich all diese guten Dinge anzuschaffen!“ Daraufhin werde ich keiner Antwort mehr gewürdigt und bin deshalb genötigt, im Selbstgespräch weiter fortzufahren.

Allerdings muß man zugeben, daß das Kreditnehmen zu produktiven Zwecken nicht als eine «die Ökonomie an sich gilt, sondern nur, weil in diesem Falle das Vertrauen des Kreditgebers, seine gegenwärtige Leistung durch eine zukünftige des Kreditnehmers belohnt zu sehen, weniger oft getäuscht zu werden pflegt. Wer aber einen Pump aufnimmt, um zunächst mal leicht zu leben und nicht schwer zu arbeiten, darf nicht erwarten, daß ein am Golde Hängender es freudig hergibt, denn Ihn plagen Zweifel, ob es je wieder zu Ihm zurückkehren wird. Diese Erkenntnis ist wichtig, denn sie räumt gründlich mit der Annahme auf, daß der wirtschaftliche Zweck die leihweise Hergabe von Geldmitteln heiligt. Den Geldgebern kommt es nur auf die Sicherheit an, die Sozialethiker aber sollten hieraus nicht voreilig Schlüsse ziehen. Kreditgeben und -nehmen zu sogenannten produktiven Zwecken ist nicht unbedingt seliger als zu konsumtiven. Wer ohne die gehörige Eignung zu einem, sei es auch dem volkswirtschaftlich nützlichsten Unternehmen, Kredit in Anspruch nimmt, ist entschieden leichtsinniger als Jemand, der einige Zeit auf Borg lebt, weil er von einer gewissen Höhe der Lebenshaltung nicht herabsteigen darf, ohne Gefahr zu laufen, sein Patent als „nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft“ zu verlieren.

Anbei eine Binsenwahrheit: Das Werturteil, das irgendein Begriff in uns auslöst, übertragen wir auf alle Individuen, an die wir bei diesem Begriff denken: „Kredit in Anspruch nehmen“, das klingt gut — also sprechen wir mit einer gewissen Hochachtung von Jenen, die es tun, nicht minder als von Jenen, die dabei freundliche Helfer

sind. Dem Ausdruck „Schulden machen“ hatten eine etwas anrühige Bedeutung an — also rümpfen wir die Nase über die Schuldenmacher, aber auch über die Geldverleiher, die Geldvermittler. Allein wenn sieh von vornherein noch gar nichts darüber sagen läßt, ob das produktive „Kredit In Anspruch nehmen“ höher zu schätzen ist als das rein konsumtive „Schuldenmachen“, dann stimmt es natürlich auch nicht, wenn man Geldverleiher, Geldvermittler = Wucherer setzt. Sobald einmal Zweifel laut werden, ob die Konsumtion wirklich nichts anderes ist als eine lästige oder gar schädliche Begleiterscheinung der Produktion, darf man mit Sicherheit darauf rechnen, daß man nicht mehr lange darauf zu warten hat, bis sieh Stimmen zur Rechtfertigung bisher verachteter konsumentenfreundlicher Funktionäre erheben.

Denen, die zu hören verstehen, tönt eine solche Stimme aus der kleinen originellen Schrittlampe, die den verheißungsvollen Titel führt: „Aus der Feder eines langjährigen Geldvermittlers“, als Privatdruck erschienen und mir von ungefähr ins Haas geflogen ist. Der Verfasser klagt: Die Gesellschaft kennt nur drei Kategorien von Leuten, die sich mit Geldgeschäften abgeben: Solche, die sich für sogen. Auskünfte und Bemühungen zahlen lassen, aber selbst nicht das geringste tun; solche, die dem Geldsuchenden vorschwindeln, sie hätten Geldgeber an der Hand, sich die betreffenden Wechsel aushändigen lassen und dann die Sache als erledigt betrachten. Die Wechsel werden später über Holland oder England eingeklagt. Der Darlehenssucher erhält keinen



Pfennig Geld and maß obendrein den Wechsel noch einlösen. Endlich solche, die richtige Wucher-geschäfte treiben. Bar Geld wird wenig gegeben, dsittr aber um so mehr Zigarren, Wein, Korsetts usw. Daß es Jedoch auch leistungsfähige Geld-gibt, davon scheint man nichts zu

Nun, die Sache des reellen und leistungs-fähigen Geldvermittlers wird In diesem kleinen Manifest mit Mut und Geschick geführt Ein frei-mütiger Mann spricht da über ein Thema, von dem zu reden sonst Verlegenheit Ist Geld zu vermitteln — so resümiert er — ist eine Kunst und zwar keine leichte, denn Geldgeber und Darlehnssucher machen es dem Vermittler verdammt schwer, seine Aufgabe zu erfüllen. Wo finden sich Geld besitzende Men-sehen, die zur Hergabe eines Darlehns ohne Faust-pfand bereit sind; wie vermag sich ein Darlehns-sucher ab wirklich vertrauenswürdig zu legiti-mieren? Unser „langjähriger Geldvermittler“ Ist gewiß kein wissenschaftlich gebildeter National-ökonom, allein er hat ganz richtig erkannt daS für den Begriff: Kredit das subjektive Vertrauens-moment das entscheidende Ist Für die Praxis seines Geschäftes heißt das: Leute, denen er vertraut, an Leute zu bringen, die ihm vertrauen; eine saure Arbeit die Ihres Lohnes wohl wert ist wenn sie — gelingt. Aber den würde man ihm schließlich nicht neiden, wenn man nur darüber hinwegkäme, daß das Gros der Geldbedürftigen sich aus „Leicht-Gesetz unserer wirtschaftlichen Moral verletzt: Deine Ausgaben sollen sich nach deinen Einnahmen richten! Doch wenn man nur durch Ausgeben gelangen kann? Oder selbst wenn schauung zu bekennen wagt daß das Leben nach Stunden, nicht nach Jahren zählt und daß es sich lohnt für solche Stunden die höchsten Preise zu zahlen (was nicht falsch gedeutet werden darf) Der Geldvermittler kann uns zu i verhelfen, und drum hat er eigentlich nicht nur verurteilt zu werden, < nicht seine Schuld, daß es meist zweifelhafter Güte sind, für die in Anspruch nimmt

Bemerkungen zur praktischen Arbeit des Deutschen Bundes für Mutterschutz.

Wir erhalten folgende

Im Januarheft der

Ruth Bre darüber, daß es dem Bund trotz aller Bemühungen nicht möglich war, ein Mädchen von außerhalb, das In Geburtswehen hilfesuchend zu Ihm kam, unterzubringen, weder Im Krankenhaus Charlottenburg, noch im Krankenhaus Westend, so daß die Entbindung schließlich auf einer Unfall-station erfolgen mußte.

Bei aller Hochschätzung, die dem Wirken des Bundes entgegengebracht werden muß, läßt es sich doch schwer umgehen, bei diesem Anlaß auf Miß-

merklich zu machen, die mit den vor-  
Mitteln und dem verfügbaren Material  
zu beheben wären.

Die praktische Tätigkeit des Bundes, der be-  
reits auf eine vierjährige Wirksamkeit zurück-  
blicken kann, besteht in erster Linie darin, hilfe-  
suchenden Müttern mit Rat und Tat beizustehen,  
ein geeignetes Unterkommen zur Entbindung zu  
verschaffen, nach der Entbindung für ihr weiteres  
Fortkommen (durch Arbeitsnachweis) und für eine  
geeignete Unterbringung des Kindes zu sorgen.  
Er sucht ferner unglückliche, verlassene Mütter  
durch Zuspruch aufzurichten, Verstoßene mit ihren  
Angehörigen wieder auszusöhnen, Väter zur  
Deckung der Kosten heranzuziehen, er leitet auch  
eine ev. notwendige Alimentationsklage ein. Wahr-  
lich eine große Aufgabe, die viel selbstlose Arbeit  
Herzenstakt und Feingefühl erfordert. Die Leitung  
all dieser Arbeiten liegt in den Händen einer älteren,  
liebenswürdigen, gebildeten Dame, die es ausge-  
zeichnet versteht mit den hilfesuchenden Müttern  
zu verkehren, ihnen Trost zu spenden, auf ihre  
Wünsche und Bedürfnisse einzugehen. Aber leider  
fehlt ihr die umfassende Kenntnis der einschlägigen  
es ist doch der  
aller

In Frage kommenden Krankenhäuser,  
Anstalten, Säuglingsheime, Walsenhäuser usw., so-  
wie der Bedingungen der Waisen- und Armenpflege.  
Es fehlt ihr die Anlage für das Praktische, die ihr  
In jedem einzelnen Fall ermöglichte, ohne V«



Rundschau.

297

das Richtig« eu treffen. Hier müßte der Bund Mine ganzen Kr alte einsetzen und erst eine Unterlage organisieren, aul der sich glatt welterbauen laßt. Vor allem mußte er mit allen staatlichen, städtischen und privaten Anstalten Vereinbarungen anstreben, die seinen Schützlingen, oder wenigstens den Bedürftigen unter ihnen, Vergünstigungen ermöglichen. (Ich habe mir erzählen lassen, daß der Vorstand des neuen Säuglingsheims In Westend einen Vertrag mit dem Charlottenburger Krankenhaus geschlossen hat, nach dem letzteres bereit ist, alljährlich eine gewisse Anzahl werdender Hütter, die Ihm von dem genannten Säuglingsheim kurz vor der Entbindung zugeführt werden, unentgeltlich zu entbinden. Man kann daraus ersehen, daß auch solche Anstalten Entgegenkommen zeigen, wenn es gilt, einem ernsten Bedürfnis nachzugehen.) Ferner müßte der Bund mit einigen Anstalten, die nahe seinem Bureau liegen, Verträge schließen, die es Ihm ermöglichen, alle diejenigen unterzubringen, die In höchster Not seine Hilfe suchen und für die ein Transport nach einer entfernter liegenden Anstalt nicht mehr möglich erscheint. Auch in Säuglingsheimen, Kinderasylen, Walsenhäusern und ähnlichen Anstalten könnte sich der Bund gewiß noch mehr Vorrechte sichern, wenn er seine Kräfte und seine Beziehungen gut ausnutzen würde. Sind diese Unterlagen geschaffen, dann gebe der Bund der oben erwähnten Leiterin des Bureaus eine kaufmännisch oder verwaltungsmäßig vorgebildete Persönlichkeit zur Seite, die befähigt ist. Im Inneren Betrieb eine straffe Ordnung zu schaffen und In der praktischen Arbeit nach außen hin, Im Verein mit der vorerwähnten Dame, die Interessen des Bundes und seiner Hilfesuchenden sachlich zu vertreten.

Solange er diese straffe Organisation nicht schafft, kann Ihm der Vorwurf nicht erspart werden, daß er seine Kraft unzweckmäßig zersplittert, denn alle Statistiken, Bücher und Broschüren dürfen in seiner Arbeit gegen Not und Kummer immer doch nur einen entsprechenden Teil der Tätigkeit und der Mittel In Anspruch nehmen. Selbst die Gründung eines eigenen, kleinen, bescheidenen Mutterhelms kann das nicht Ins Gleichgewicht bringen.

Zehlendorf. Frau Anna Baader.

Flauberts Freundschaft. \*)

Von Erich Oesterheld.

Heinrich Mann schrieb eine feingeschliffene, geistreiche Studie über die Freundschaft George Sands mit Gustave Flaubert. Von Musset über Chopin zu Flaubert führte siegelstiger Johannes t r l e b, späte Liebe zum Geist Erst nachdem sie sich ausgegeben, kommt sie zu Eingebungen. Nachdem sie als Gellebte die Mutter Ihrer Anbeter gewesen, wird sie hier ganz Mutter: Literaturmutter. Nachdem sie sich denen gab, die Ihr glichen, wirbt sie in geistiger Brunst um den, der eine

fremde, hart In sich verschlossene Welt herum-  
trug und ihr so fern stand, wie die Literatur, die  
er schuf. Zwei ferne Pole, die das magnetische  
Gegensatzbewußtsein anzieht. Sie schreibt ihre  
Romane im Bett, noch heiß von „blutschände-  
rischen“ Umarmungen, er trägt einen Roman  
fünf Jahre mit sich herum. Die Verhältnisse Sands  
sind unsympathisch, weil sie, sensuell lüstern,  
nach geistigem Raub ausgeht; ihre Freundschaft  
mit Flaubert aber adelt die Größe des „entrüsteten  
Romantikers“. Manns Studie wirft feine psycho-  
logische Schlaglichter auf ihre Entwicklung und  
Vollendung. Er spürt in halb Gedachtem und tief  
Empfundem alle Nuancierungen Ihrer Gegen-  
sätzlichkeit auf und stellt Ihre Bourgeoisnatur  
seinem Künstlertemperament gegenüber, die sich  
abstoßend anziehen. Alle Inspirationen, die sie  
Ihm gab, die aber leider zu spät kamen, um Ihn zu  
beeinflussen, liegen in Manns analytischem Urteil  
offen und klar vor uns.

Deutsche Wiedergeburt.

Von E m 11 Faktor.

Unter dem kreißenden Titel nationaler Wieder-  
geburt beginnen im Tb. Schröterschen Verlage  
(Zürich und Leipzig) Broschüren zu erscheinen.  
Ernst Wachler zeichnet als Herausgeber. Ich habe  
gegen derartige anspruchsvolle Publikationen, die  
sich nichts Geringeres als die Aufpöppelung der  
•) Heinrich Mann, Du Frwjn\*Kbttt. E. W. Boi.sol»,  
Mönchen.



## MORGEN.

Kultur vornehmen, ein vielleicht nicht unbegründetes Mißtrauen. Geschieht durch flüchtige Behandlung abstrakter Themen «wirklich etwas Fruchtbares für die geistige Entwicklung der Nation? Und Ist mir nicht jedes Buch, das sein selbständiges Gesicht hat, jedes BÜd, das talentvoll gemalt ist, jede soziale Tat, selbst jede mutige öffentliche Rede nicht ein wichtigerer Beitrag zur nationalen Kultur als eine programmatische, sich jeweilig auf SO—40 Selten abspielende Wiedergeburt? Dieses allgemeine Bedenken mochte ich nicht unterdrücken, trotzdem das erste Bandchen recht sympathisch berührt Dr. Albrecht Wirth läßt sich über „Deutsches Volkstum“ vernehmen. Es ist ein amüsanter, Jahrhunderte und Gestalten im Schnellflug unikreisender Aufsatz. Es regnet Aperçus. Der Vielwaiser, der bewegliche Denker, der Forscher und Politiker Wirth hat sich die Aufgabe nicht leicht und nicht schwer gemacht Wie soll man auch die rechte Vorstellung vom Volksleben haben? Es kann sich auch nur um Ahnungen handeln von den Geheimnissen eines komplizierten Kreislaufes. In der Hauptsache behilft sich Wirth mit einem Querschnitt durch die Literaturgeschichte vergangener Jahrhunderte. Man merkt, daß bei ihm das Interesse für die moderne Literatur weit schwächer Ist als für die historischen Perioden; wo die Begriffe der Dichtkunst und Kultur beinahe kongruente Kreise ergeben. Namentlich das Porträt der deutschen Frau wird in seinen vielfältigen Formen herausgearbeitet. Dann wird manches über den Stammescharakter der Deutschen, über Stammesunterschiede gesagt, der Rassenfrage wird ein klares, wohlthätig gesundes Kapitelchen gewidmet dem großen Deutschen Bismarck schließlich ein Standbild errichtet. Alles In allem: ein angeregtes Plauderstündchen in Gesellschaft Wirths, eines der lebendigsten Geister in der jüngeren Gelehrtenwelt. Und ohne durch neue Fundamente gefestigt zu werden, hat man die Empfindung, daß der Autor nebenbei viel Geschmackvolles über die deutsche Dichtkunst hervorgesprudelt hat Er hat ahnungslos das zweite Bändchen der neuen Serie überflüssig gemacht, das der schwerblütige Verfasser Ft. Llenhard „Wesen und Würde der Dichtkunst“ nennt Wiederum der Versuch einer kurz gefaßten Ästhetik und durchaus kein gelungener. Ein etndrueksloser Schwall von Worten mit untermischten Goethe- und Schfllerzitate. Durch blinde Voreingenommenheiten gegen Erscheinungen wie Nietzsche oder Ibsen beengt sich Llenhard seinen Horizont In beängstigender Weise. Seine Wege nach Weimar geht er mit Krebschritten. Oberhaupt Ästhetik! Es gibt für unser entwickeltes Kunstempfinden nurmehr eine ganz besondere, einzige Art der Ästhetik. Das Ist jene, die mit der Psychologie des künstlerischen Schaffens zusammenfällt. Es Ist klar, daß jede

geistige Erscheinung Ihre eigenen ästhetischen Gesetze sucht und findet Ein hilfloser Ringer mit dem Stoff wird nie imstande sein, uns durch zusammengeklaupte ästhetische Ideale zu überzeugen, und am allerwenigsten, wenn er sich dabei rückschrittlicher Gemeinplätzigkeit befleißigt Nirgendwo wie auf ästhetischem Gebiete hat man das bestimmte Gefühl: hier ist etwas mit Notwendigkeit gesagt worden oder es war vollständig überflüssig, daß es ausgesprochen wurde. Llenhard treibt mit Vorliebe zwecklose Ästhetik. Was soll man mit einem solchen Satze beginnen, wenn Llenhard doziert: „S9hen lernen heißt demnach: Harmonie der Sinne walten lassen und das Weltbild zusammenfassen im tendenzlosen Kristalle der lebenswarmen Seele Dichten ist sehen .. Dichten ist Heben und sehen .... Dichten ist Träume gestalten . . . Dichten ist Leidenschaft. . ." Lauter ästhetische Errungenschaften von Fr. Llenhard Und was hat dies alles mit den wahrhaft großen Gebilden der Dichtkunst, mit unserer geistigen Entwicklung, mit den Bemühungen unserer echten Talente, mit der nationalen Kultur zu tun? Der erlöschende Halbmond.\*)

Von S. v. H.

Seit zwei Monaten ist ein Buch mit türkischem Enthüllungen erschienen, das entgegen so mancher Erwartung fast in der gesamten Öffentlichkeit durch Schweigen ausgezeichnet wird.

Weshalb? Der obige Titel weisst freilich der \*) Von AltUblar Ulu und Enrico Joubtto. (Frankfurt fc. Utorarüeh« Anita It RQtlcn & Leenlaf.)



Türkei nichts Gutes, und diejenigen, welche ganze Städte dieses Reiches wegzunehmen wünschten, hören dabei nicht auf, von Freundschafts- und Friedensgefühlen zu reden. Indessen wann haben nicht noch neben den diplomatischen Zielen der Verstellung und der Ablehnung ernste Interessen nach Erforschung der Wahrheit bestanden? Für ein so starkes Verschweigen eines so auffallenden Buches müssen also andere Gründe vorhanden sein. Der Hauptverfasser A. Ular hat sich vor noch nicht langem durch den Rassenroman: „Die gelbe Flut“ ein recht bekanntes Denkmal gesetzt. In dieser Erzählung führte Phantasie und wirkliche Kenntnis einen Wettlauf aus, der nahezu imponierte, weil alle Erfindung dabei der Zukunft galt. Ganz anders jedoch in seinem neuesten: „Der erlöschende Halbmond“. Hier tritt die Einbildungskraft des Autors in die unmittelbarste Gegenwart ein, und dies kann naturgemäß nicht anders als zahllose Ruhigerdenkende entweder frappieren oder verletzen, oder frappieren und verletzen. Es gibt alte, höchst objektive Kenner der orientalischen Verwicklungsgebiete, und fast jeder dieser Herren wundert sich über das reiche und intime Material, das sich Ular zu verschaffen gewußt hat. Der Pferdefuß hinkt aber nach, indem alle diese Lober durchaus nicht auf ihr selbständiges Urteil verzichten wollen, daher vorsichtig hinzufügen, daß man ihm nicht trauen könne! d. h. in den 170 verschiedenen Kapiteln seines sonst so lehrreichen Buches weiß man niemals, ob es sich um strenge Tatsachen, Übertreibungen, oder gar Ungeschehenes handelt. Wahrscheinlich ist auch direkt Falsches nirgends hinzugesetzt, nur stößt der Leser fortwährend auf realpolitische Schlußfolgerungen aus den abenteuerlichsten Ereignissen und glaubt daher lieber allen beiden nicht. Diese nahezu unheimliche Neigung Ular für das Grelle, — unheimlich, weil er dabei vielleicht einem unwiderstehlichen Zwange weicht, — bildet sein Verhängnis. Volle 32 Jahre türkischer Geschichte sind hier in zahlreichen knappen Abhandlungen niedergelegt. Der Beginn der Verfinsterung umfaßt u. a. Midhat Pascha, Abdul Asis, der Bruch mit Rußland. Dann folgt als Schauroman, wie er ausdrücklich genannt wird, Hurad V., Abdul Hamids erstes Auftreten und die Abtretung Bosniens an Österreich 1876. Verhältnismäßig kurz kommen die Ikonen gegen den Halbmond weg, wo besonders die russischen Machenschaften so geschildert werden, als ob Dumas seinen Monte Christo noch gar nicht geschrieben hätte. Dagegen sind lange, eindringliche Schilderungen dem jetzigen Sultan gewidmet und ebenso natürlich der jungtürkischen Bewegung, die hier einfach: die Revolution genannt wird. Von dieser letzteren hält Ular sehr wenig, da das Jungtürkentum den Islam zerstören wolle, um aus der Türkei ein Kulturland zu machen, während ein solcher Nationalstaat schon die Gegnerschaft der

Großmächte von vornherein besitze. Alles das wird sehr sieher vorgetragen, so daß den Fernerstehenden sogar die Ausführungen über Deutschlands Streifzüge in Konstantinopel gefallen könnten. Nur unsere Industrie und die deutschen Bankgruppen durften es besser wissen, wenn hier gesagt wird, daß unsere Orientpolitik ursprünglich ein persönlicher Gedanke des Kaisers Wilhelm gewesen sei.

Notiz: Die beiden Bilder „Weiblicher Akt“

u. „Henriette Herz“ auf Seite 278 u. 279 reproduzieren wir hier mit Genehmigung des Verlags Bruno Cassirer in Berlin, der den schönen, von Herrn Dr. Makowsky verfaßten Katalog der Schadow-Ausstellung herausgegeben hat.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Alle Manuskript- und Buchersendungen

an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 83.

Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 83; für Österreich-Ungarn: Dr. Felix Braun in Wien. — Expedition für Österreich - Ungarn bei Hermann Goldschmidt Wien I, Wollzeile 11. — Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Kneesebeckstr. 76. — Druck von G. Bernstein, Berlin SW. 68, Zimmerstr. 94.



## Geschäftliches:

In der Reihe der grossen kunstgewerblichen Etablissements, um welche in den letzten Jahren die sächsische Residenz bereichert worden ist, nimmt die „Raumkunst“ (Dresden, Victoriastr. 5/7) eine der ersten Stellen ein. Die Unternehmung ist eine Errungenschaft unserer modernen künstlerischen und wirtschaftlichen Kultur. Sie wurde aus der Erwägung heraus gegründet, dass die Leistungsfähigkeit eines gewerblichen oder industriellen Betriebes am sichersten gewährleistet wird, wenn mit grossen Mitteln grosse Umsätze erstrebt werden. So verbanden sich drei alt-eingesessene Dresdner Geschäftshäuser des Innenraumsgewerbes — die Firmen Gebrüder Bernhardt, Hartmann & Ebert und G. Ritter — zu gemeinsamem Betriebe; die grosse Spesenverringerung, die durch diese Verbindung herbeigeführt werden konnte, ist der Schlüssel zu den ausserordentlichen Erfolgen, deren sich das junge, im vorigen Jahre erst gegründete Unternehmen, schon heute rühmen kann. Von den kunstgewerblichen Unternehmungen im Reiche, die sich mit der Einrichtung von Wohnung und Haus befassen, ist die Dresdner „Raumkunst“ gegenwärtig zweifellos eine der tonangebenden. In eigener Fabrik mit den neuesten technischen Mitteln und in eigenen Werkstätten stellt sie in Anerkannt sorgfältigster Ausführung und edler künstlerischer Form, die dem modernen Geschmack eben so vornehm zu dienen sucht, wie der Nachbildung historischer Stilarten, Kunstmöbel her. Das große, eigens für sie erbaute Geschäftshaus auf der Victoriastr. 5/7 in Dresden-Altstadt enthält eine ständige Ausstellung von über 100 Zimmern, und in dieser Ausstellung findet der Besucher nicht nur komplette, bis auf den letzten Haushaltsgegenstand durchgeführte Wohnungseinrichtungen im Preise von Mk. 2500.— an bis hinauf zu den kostbarsten, sondern auch charaktervolle Beispiele für Specialräume, z. B. Rechtsanwalts-, Aerzte- usw. Zimmer. Es ist bekanntermaßen eine der mühseligsten Aufgaben, bei Neueinrichtungen von Wohnungen und Räumen oder bei Umänderungen von solchen ein halbes Dutzend und mehr Spezialgeschäfte aufsuchen zu müssen. Die „Raumkunst“ enthebt den Suchenden dieser Verpflichtung; denn sie ist dank ihrer großzügigen Organisation in der Lage, den Innenraum bis hinab auf das niedrigste Bestandteil auszustatten; sie unterhält eines der größten Dresdner Läger in orientalischen und deutschen Teppichen, sie liefert die Fenster- und Türdekorationen und auf Wunsch die Bett- und Tafelwäsche, die Haushalts- und Küchengeräte, kurz alles, was zu einem Räume oder zu einer Raumausstattung gehört. Wer Dresden besucht, sollte nicht versäumen, die-

sem wahrhaft weltstädtischen Etablissement einen Besuch abzustatten, ganz gleichgültig, ob er von Kaufabsichten geleitet wird oder nur künstlerische Anregungen gewinnen will. Ein enthusiastischer Besucher des grossen Etablissements, Herr Dr. Manz in Berlin fasst seine Eindrücke über die Riesenunternehmung der „Raumkunst“ in einem Feuilletonaufsatze der „Tägl. Rundschau“ in folgende Worte zusammen: „Wenn man sich nach stundenlanger Wanderung, die mich persönlich aus der Tischlerwerkstatt und der Mottenvertilgungs-Anlage des Kellers bis in die Zeichenateliers, Nähstuben und Tapeziererwerkstätten des 4. Geschosses führte, die grundlegenden Prinzipien dieses eigenartigen Unternehmens aus der Fülle der Einzelercheinungen herausliest, so kommt man zu dem erfreulichen Endergebnis, daß heutzutage unser deutsches Kunstgewerbe an einem gewissen Ruhe- und Haltepunkt angelangt ist, in welchem sich zweckvolle Raumaussnutzung mit geschmackvoller Formgebung vereinigen. Die Art und Weise, wie z. B. in den Zimmergruppen die dem einen Raum zugewiesene Nische für den Nebenraum die Möglichkeit eines eingebauten Wandschranks ergibt oder wie die Belebung eines Zimmers dadurch erreicht wird, dass sich der nur bis zu einer gewissen Höhe heraufgezogene Tapet ein hell ge-  
Preis M. 1.00, kl. Tube M. —.00, Oesterreich-Ungarn Kr. 1 50, kl. Tube Kr. 1.00

seit sechzehn Jahren von Aerzten und Zahnärzten ständig empfohlen  
P. BEIERSDORF & Co., HAMBURG



9. HEFT.  
25. FEBRUAR.  
1909.

Das Problem des Reichtums.

Von  
Andrew Carnegie.

L

Das Problem des Reichtums will nicht zur Ruhe kommen. Er ist zu ungleich verteilt, als daß er nicht von Zeit zu Zeit die Aufmerksamkeit auch der Gebildeten auf sich lenkte, und diese Ungleichheit wird schließlich noch die Gesetzgebung veranlassen, eine gleichmäßigere Verteilung herbeizuführen. Ein Beleg dafür, wie sehr dieses Problem die Gegenwart beschäftigt, ist die Rede des Präsidenten Roosevelt vom 14. April 1906, in der er diesem allgemeinen Gefühl einen kräftigen und unmittelbaren Ausdruck gibt und sich mit meinen Anschauungen berührt, die ich im Jahre 1889 in einem Aufsatz in der North-American-Review niedergelegt habe, worin ich eine progressive Besteuerung der Vermögen beim Tode forderte als die bequemste und beste Art, der Allgemeinheit wieder den ihr gebührenden Anteil an den großen Vermögen zuzuführen. Meine späteren Studien über diese Frage haben mich in meiner Überzeugung von der Gerechtigkeit, von den wohltätigen Wirkungen auf die Gesellschaft, von der Notwendigkeit der baldigen Einführung einer solchen Steuer nur bestärkt. Seitdem ist viel für und wider sie geschrieben worden: man hat die progressive Nachlaßbesteuerung als ungerecht, als sozialistisch verdächtig bezeichnet. Wenn ich zu dem Schlusse kommen müßte, eine solche Steuer begünstige den Sozialismus oder Kommunismus oder hemme irgendwie die Initiative des einzelnen, dann wäre ich wahrhaftig der letzte, der für sie sprechen würde, denn von nichts bin ich mehr überzeugt als davon, daß nur im Individualismus das Geheimnis des Fortschrittes liegt. Der Spruch  
HORM\*. IMQ. Haft |. 23

„wie du säest, so wirst du ernten“ muß die Richtschnur unseres Arbeitens bleiben, sonst können wir unsere Zeit nicht vorwärts bringen, ja sie nicht einmal auf ihrer gegenwärtigen Zivilisation erhalten. Tüchtigkeit muß belohnt, Faulheit muß bestraft werden, Arbeit muß materiellen Gewinn, Müsiggang muß Elend nach sich ziehen. Energie und Begabung müssen die Palme erringen können, die der Indolenz und Ignoranz versagt bleibt. Wer Wind sät, muß Sturm ernten.

Der Reichtum ist sicherlich einer der wichtigsten Faktoren der Zivilisation und von einer gewissen Zeit an sogar ihr Fundament. In seinem Essay „Das Evangelium des Reichtums“ im „XIX. Century“, nannte der englische Premierminister Gladstone ihn die Triebfeder der Welt. Mit Recht, denn ohne Reichtum ist Zivilisation unmöglich, ohne ihn muß notwendigerweise alles im Zustande der Unkultur und Barbarei verbleiben. Auf seiner ersten Entwicklungsstufe, als noch der Mensch von der Hand in den Mund lebte, vermochte er nichts Dauerndes zu schaffen: er konnte sich auf keine aufgespeicherten Kapitalien stützen. Wie der Mensch den Zustand der Wildheit vorfand, so gab er ihn der nächsten Generation weiter. Auf der zweiten Entwicklungsstufe beginnen schon merkwürdige Züge von Individualismus sich zu zeigen: der eine konnte bessere Schwerter schmieden und wirksamere Pfeile schnitzen, der andere brachte mehr Fische als seine Beute heim, ein anderer erlegte mehr Wild als die übrigen, und man fand, daß er profitabler sei, sich ausschließlich auf das zu verlegen, wozu ein jeder ein besonderes Geschick zeigte. Die Spezialisierung, die Wurzel des Individualismus, hatte ihren Anfang genommen, die notwendige Folge war der Austausch der Erzeugnisse. Doch auch der Tauschhandel hatte seine Zeit und gewisse Artikel: Wampumgürtel, Perlen, Häute, Muscheln wurden „Geld“ und die Ersparnisse und Überschüsse in dieser Form aufgespeichert.

Allmählich drang das Evangelium des Heiles durch: „Wie die Arbeit so der Lohn“.

Aus Gemeineigentum wurde Privateigentum, und jetzt erst wurden mit Hilfe der zurückgelegten „Kapitalien“, feste Wohnungen gebaut und damit der Grund zu der heutigen Zivilisation gelegt. So ging es fort bis auf unsere Zeit. Nicht eine Elle oder Tonne Produkt kann erzeugt, weder Schiffe noch Eisenbahnen, weder Wohnhäuser noch Schulen oder Kirchen können gebaut werden ohne Kapitalismengen, die wir Reichtum nennen. Zu Anfang war Kapital, was man sich mit seinen zehn Fingern erspart hatte, bald aber floß einzelnen der Reichtum in immer größeren Mengen aus anderen Quellen zu, wie der Wertsteigerung des Grund und Bodens, aus Bodenschätzen usw. Deshalb kann man nicht mehr sagen, daß Reichtum der Lohn für seiner Hände Arbeit ist, wenn sie auch den ersten Grund gelegt hat: die größten Reichtumsmengen entstammen heutzutage zumeist dem steigenden Werte des Grund und Bodens, wobei man wenig oder gar nichts getan hat, den die Zunahme der Bevölkerung ganz allein geschaffen hat.

Die Rechte des Privatbesitzes haben sich also nur sehr langsam entwickelt, der individuelle Besitz ist also nichts Heiliges, er wurde von der Allgemeinheit nur gestützt, weil er den Fortschritt schuf; der Kommunismus ist in Mißkredit gekommen, weil er den.



Fortschritt hemmte. Wenn wir uns nun des Gemeinbesitzes der großen Vermögen wieder mehr bewußt werden, so brauchen wir gleichwohl nicht zu fürchten, daß die Kultur damit einen Rückschritt machen und die Menschheit sich in einem Kreise bewegen konnte: das Gesetz der Entwicklung wird schon den rechten Weg nach aufwärts zeigen. Der große Nationalökonom Adam Smith hat nicht recht, wenn er sagt: „Der Reichtum einer Nation ist das Produkt ihrer Arbeit“ und weiter als Konsequenz dieses Irrtums: „Arbeit ist der Tauschmesser für Waren“. Karl Marx hat diese irrigen Lehren aufgegriffen und hat ganz folgerichtig weitergeschlossen, daß Kapitalzuwachs nur Aufhäufung von ungelohnten Arbeitswerten sei. Zur Entschuldigung von Smiths Irrtum mag daran erinnert werden, daß zu seiner Zeit die heutige gigantische Produktion in Riesenunternehmen noch nicht eingesetzt hatte. Man arbeitete im ganzen und großen in seiner eigenen Werkstatt, und die Reichtumsansammlung ging nur langsam vor sich. Heut ist alles ganz anders geworden, und auch die Marxistischen Lehren sind von den heutigen sozialistischen Führern aufgegeben worden. „Seine Werttheorie läßt sich kaum mehr halten,“ sagt Sidney Webb. Zwar hat die große Masse der sozialistischen Arbeiter diese Höhe noch nicht erreicht, doch der Irrtum hat eine Wunde erhalten und muß sterben vor den Augen seiner Verehrer. Der größte Teil des Reichtums stammt, wie ich bereits gesagt habe, aus der Wertsteigerung des Grund und Bodens. Im Jahre 1870 wurde der Wert der City von London auf 2 268 842 Pfund geschätzt, heute auf 5 451 820 Pfund, die entsprechenden Zahlen für ganz London sind 18 719 237 und 44 351 000 Pfund. Der Wert der Stadt New York ist von 4 751 632 826 Dollars im Jahre 1903 auf 6 240 480 602 im Jahre 1907 gestiegen. Der Wert des Grund und Bodens der gesamten Vereinigten Staaten ist von 39 544 544 330 Dollars im Jahre 1890 in zehn Jahren auf 52 537 628 164 gestiegen. Reichtum ist also hauptsächlich auf das Konto der Bevölkerungsvermehrung und nicht auf das der Arbeit zu schreiben, denn wertschaffende Arbeit ist herzlich wenig dabei geleistet worden. Die für die Bestellung des Ackers aufgewendete Arbeit wurde durch die Ernte gelohnt, aber erhöhte nicht den Wert des Ackers selbst. Daß die Ansicht „Wert ist Produkt der Arbeit“ unhaltbar ist, geht aus folgendem Beispiel hervor: Ein Bildhauer arbeitet ein Jahr lang an einer Statue und erhält tausend Pfund dafür; ein anderer Bildhauer arbeitet vielleicht doppelt so lange und doppelt so fleißig und doch repräsentiert sein Werk fast gar keinen Wert. „Gearbeitet“ haben beide, aber die Käufer wollten nur das eine Kunstwerk haben, das andere nicht. Die Wünsche und die Bedürfnisse des Käufers und nicht die geleistete Arbeit sind also bestimmend für den Wert. So ist es mit jeder Arbeit, wo Nachfrage, d. h. ein Käufer da ist; nur da gibt es einen Preis, nur da erhält das Arbeitsprodukt einen Wert, im anderen Falle war die aufgewendete Arbeit umsonst. Auf die fertigen Artikel und die Nachfrage hat Arbeit keinen Einfluß mehr. Arbeit schafft also weder Werte noch ist sie ein Maßstab für sie, das Gesetz von Angebot und Nachfrage übt diese Funktionen aus. Der Fabrikant kann nicht anders: sein Streben und der Bedarf der Massen, seiner Abnehmer, müssen sich decken. Auch

die Interessen von Arbeitgeber und Arbeitnehmer, von Kapital und Arbeit, stehen sieh einander nicht gegenüber, sondern greifen Hand in Hand. Marx prophezeite, daß die Maschine die Arbeitszeit ausdehnen, die Löhne so sehr herabdrücken würde, daß für die Arbeitsleistung einer ganzen Familie nur mehr so viel gezahlt werden würde, wie früher für das Familienoberhaupt allein; er behauptete, daß von den wachsenden Gewinnen nicht der geringste Teil den Arbeitern zugute kommen könnte, solange das Kapital die Kontrolle über die Maschine hat. Das Gegenteil davon ist eingetroffen: die Arbeitszeit hat sich verkürzt, die Löhne sind gestiegen, und die Lage der Arbeitnehmer ist unter den neuen Produktionsbedingungen eine ungemein bessere geworden. Diese erfreulichen Resultate, besonders die innerhalb der letzten zwanzig Jahre, gehören zu den willkommensten Erscheinungen, die ein wahrer Freund der arbeitenden Massen nur begrüßen kann. Mein und anderer Reformers heißer Wunsch ist es, daß die Entwicklung zum Besseren einen noch schnelleren Gang nehmen möge. Man mag noch so sehr betonen, daß kein Mensch dem anderen gleicht, wahr bleibt doch, daß die Gegensätze des Besitzes unendlich größer sind als die Verschiedenheiten der Anlagen, Fähigkeiten, der Erziehung und — mit Ausnahme einiger ganz weniger — ihres Wertes für die Gesamtheit. (Immer sollte man sich vor Augen halten, daß unter den heutigen Verhältnissen Reichtum nicht das Produkt des einzelnen ist, sondern der Allgemeinheit.)

Wir wollen der Sache einmal auf den Grund gehen und untersuchen, woher und wie Reichtum entsteht. Nehmen wir einmal einen biedereren fleißigen Farmer, der sich so viel gearbeitet hat, daß er jedem seiner zwei Söhne eine Farm kaufen kann. Beide nehmen sich Frauen aus der Reihe der Töchter des Landes, tugendhafte Mädchen aus guter Familie. Sie finden verkäufliche Farmen, eine auf der Insel Manhattan, eine andere jenseits des Harlem. Sie lassen das Los entscheiden, wer die eine und wer die andere bekommen solle, damit keiner sich benachteiligt fühle. Das Schicksal weist dem älteren die Farm am Harlem zu, dem jüngeren die auf Manhattan. Ein paar hundert Dollar hatten die Farmen gekostet und die beiden Brüder siedelten sich an. Sie sind geachtet und beliebt bei ihren Nachbarn, so viel sie können, suchen sie der Gesamtheit zu nützen und ihren Nachbarn durch Rat und Tat zu helfen. Beide sind gleich fleißig, verstehen sich gründlich auf Landwirtschaft und sind in jeder Beziehung gute Bürger ihres Staates. Ihre Kinder wachsen zusammen auf und erhalten eine gemeinsame Erziehung.

Die Ausdehnung von New-York nach Norden macht die Kinder des jüngeren zu Multimillionären, während die des älteren einfache, wenn auch wohlhabende Farmer bleiben. Sie haben vor ihren Vettern nur den Vorzug, zu der Menschenklasse zu gehören, die ihren Mitmenschen gewisse Dienste zu leisten hat, um für sich den Lebensunterhalt zu erwerben.

Wer oder was hat diesen Vermögensunterschied bewirkt? Nicht die Arbeit, nicht besondere Talente, nicht überlegene Fähigkeiten wie Klugheit, nicht größerer Unternehmungsgeist, nicht größere der Allgemeinheit geleistete Dienste. Die Allgemeinheit



Du Problem des Reichtums.

305

hat die Millionen dieses Millionärs geschaffen. Sein Reichtum wuchs ebenso schnell während seines Schlafes wie während seines Wachens. Der Reichtum wurde genau so sicher eingetroffen sein, wenn nicht er, sondern sein Bruder auf Manhattan gewesen wäre und er am Harlem.

Der jüngere der beiden Farmer, nun ein Großgrundbesitzer, stirbt, und eine Generation später auch seine Kinder, jedes Millionen hinterlassend, da unterdes die Farm Teil der Großstadt geworden ist und Riesengebäude auf diesem Grund und Boden errichtet sind, die jährlich Hunderttausende als Renten abwerfen. Wenn beim Tode dieser Kinder jenes Farmers, die weder „gegraben noch gesponnen“ haben, der Staat sich hinstellte und erklärte: durch die Vermehrung ihrer Mitmenschen, der sogenannten Allgemeinheit, ist der Reichtum der Erben geschaffen worden, und es sei nicht mehr als recht und billig, daß diese ein gut Teil davon an die Allgemeinheit abgäben — welcher Gesetzeskanon würde da verletzt werden? Die Allgemeinheit hat zu Lebzeiten auf den Teil verzichtet, der ihr zukam, nun darf sie ihren Teil fordern.

Es gibt Fälle, wo Reichtum zum größten Teil die Frucht persönlicher Anstrengung und Befähigung ist, und in diesen Fällen ist es besser, wenn der Staat Kapital und Befähigung weiter arbeiten läßt — es ist der beste Ansporn zum Erfolge — zum Wohle und zur Vermehrung der Hilfsquellen des Landes. Es ist nicht klug, Arbeitsbienen zu stören, es ist klüger, sie weiter Honig einholen zu lassen, ihr ganzes Leben lang. Aber wenn der Tod sie von der Arbeit abrückt, dann sollte ein Teil der Honigwaben den anderen Bienen zugute kommen, wann dies geschieht, ist unwesentlich, wenn nur schließlich doch das Nationalvermögen seinen Teil erhält.

Wie wir in dem Falle der beiden Brüder sahen, ist der Schöpfer des Reichtums nicht der einzelne, sondern die Gesamtheit. Eine Besitzung geht von einer Hand in die andere, jeder bezahlt einen höheren Preis als sein Vorgänger, und ob jeder Eigentümer sein Besitztum mit Gewinn seinem Nachfolger verkaufen kann, hängt fast einzig und allein von dem Anwachsen der umwohnenden Bevölkerung ab. Bleibt die Bevölkerung stabil, so bleiben es auch die Werte des Grund und Bodens, geht die Bevölkerungszahl zurück, so sinken auch, sogar noch schneller, die Werte. Mit anderen Worten: jede neue Generation erzeugt neuen Reichtum, Entvölkerung vermindert ihn, und dieses Gesetz gilt vor allem auf dem Gebiete der größten Reichtumsansammlungen, des Besitzes von Liegenschaften. Nirgendwo sonst ist die Kapitalsvermehrung so sehr von der Allgemeinheit und so wenig von dem Besitzer selbst abhängig. Deshalb sollte vor allem diese Form des Reichtums zu den öffentlichen Lasten herangezogen werden.

Balzac hatte ein ungewöhnliches Gedächtnis und einen scharfen Blick. So wie manche Ärzte einen vielleicht übertriebenen Ruhm durch die genial rasche Diagnose erwerben, die mit einem einzigen Blick sozusagen die Krankheit umspannt, so vermochte Balzac im Nu aus einer einzigen Geste, einer einzelnen Äußerung, einem unwillkürlichen Ausruf und einem flüchtigen Blick die Geschichte eines Herzens oder die Krankheit einer Seele herauszulesen. „Er war," sagt Chasles, „ein genialer Mann der Wissenschaft. Geniale Männer der Wissenschaft erraten." Obgleich sein Gedächtnis alles mit erstaunlicher Treue aufbewahrte, verließ er sich doch nicht allein auf seine Erinnerung. Auf seinen Ausflügen rings in Frankreich — er verlegte die Szene nie in einen Ort, den er nicht genau untersucht hatte und in- und auswendig kannte — schrieb er alles in ein Notizbuch, das er scherzend sein garde-manger nannte, und man behauptete, daß In seinen abenteuerlich reich möblierten Büchern nicht ein einziges Möbel vorkam, das er nicht irgendwo in Europa gesehen hatte. So sammelte er seinen Stoff; er Übertrug zum erstenmal den ganzen verwirrten Apparat des Lebens in seine Bücher, und er schuf seine unsterblichen Typen, indem er seine Beobachtung der anderen mit seinen Erfahrungen über sich selbst verband. Allein diesen überwältigenden Stoff zu sammeln, muß als ein Lebenswerk erscheinen, um so mehr, als dieses fieberkranke Hirn, das alles umfassen und seine Gedanken in alle Wissenschaften eindringen lassen wollte, zugleich ein karnevalartiger Tummelplatz für die flüchtigsten Ideen des Tages war. Der Roman „Seraflta" ist die Frucht eines Streifzugs in die Mystik. Balzacs Interesse ist durch das Auftreten einer berühmten Somnambule erregt, dieser mystische Scharlatanismus kitzelt seine Neugierde, sein immer schlagfertiger Gedanke baut im Nu eine neue Welt auf, erfüllt von geheimen Kräften und gelenkt von verhängnisvollen Gesetzen. Er stürzt sich in die Mystik und verschlingt eine Unendlichkeit von Bänden. Im nächsten Monat ist er Philosoph geworden, im darauffolgenden zieht er auf Exkursionen und Reisen aus. Die Ideen tummeln sich losgelassen und ungebunden in seinem Kopfe, wie die Leidenschaften und Begierden in Rollas Hirn.

Nur in Einem war Balzac bisweilen ruhig: während der Ausarbeitung seiner Romane. Er arbeitete in Wirklichkeit langsam, und wenn er in zwanzig Jahren mehr schreiben konnte als zehn andere zusammengekommen, so ist dies nur, weil er so unglaublich viel arbeitete. „Er sperrte sich," sagt sein Biograph Verdet, „in der Regel sechs Wochen oder zwei Monate hintereinander ein, mit geschlossenen Fensterläden und herabgelassenen Rouleaus. Er las dann keinen Brief und empfing niemanden, arbeitete hingegen oft achtzehn Stunden



im Tage, an seinem Schreibtisch, auf dem vier Kerzen brannten. Wenn er schrieb, war er immer in die weiße Kutte der Dominikaner gekleidet." Und die übrige Zeit sah er fast ununterbrochen Korrekturen durch. Das war ein Leben ohne Schlaf, aufrechterhalten durch ununterbrochenes Kaffeetrinken, das schließlich das Blut vergiftete und seinen Tod beschleunigte. Er sah zehn bis zwölfmal die Korrektur seiner Bücher durch, riß in Stücke und verbrannte beständig wieder und wieder sein halbfertiges Manuskript. Seine anhaltenden Anstrengungen endeten damit, die Sprache zu bezwingen, aber sie blieb doch beständig für ihn ein unterjochter Feind.

So entstand die menschliche Komödie. Vielleicht hat man jetzt einen schwachen Begriff davon, was es heißen will, in dieser Weise im Laufe von zwanzig Jahren etwa dreißigtausend Seiten in gewöhnlichem Buchformat zu schreiben, namentlich wenn diese Seiten „Eugenie Grandet“ und „Les Parents Pauvres“ umfassen.

Wenn man noch dazu weiß, unter welchen Verhältnissen diese Titanenarbeit vollbracht wurde. „Warum ich Euch nicht schreibe?“ sagt er einmal in einem seiner Briefe an seine Schwester, „verstehet Ihr denn nicht, wieviel ich arbeiten muß? Und ehe ich noch mit meiner eigentlichen Arbeit beginnen kann, habe ich noch oft sieben, acht Geschäftsbriefe zu beantworten.“

Diese Geschäftsbriefe waren Balzacs Unglück. Sein unseliges Leben war eine unendliche Reihe von stets kürzeren Fristen zwischen zwei Wechseltagen. Der Ursprung der Schuld, die diese Wechsel notwendig machte, datierte von den mißglückten Spekulationen, aber im übrigen wuchsen die Summen beständig; eine furchtbare Lawine, die ihn stets bedrohte und ihm nie Ruhe ließ. Was muß ein solches Leben für einen Menschen sein, der so sensibel ist wie Balzac? Es bringt ihm eine erstickende Angst, ein nie schlummerndes Grauen, eine beständige fieberhafte Unruhe, die stets krampfhaft um dieselbe Hoffnungslosigkeit kreist. Es bringt ihm schlaflose Nächte, wo sein Gehirn von all den schwirrenden, immer ohnmächtigen Plänen gepeinigt wird. Es bringt ihm rastlose Stunden, wo er trügerische Träume sucht und großzieht und wo er in wenigen Minuten hoffen und verzweifeln kann und wieder hoffen, nur um wieder enttäuscht zu werden. Die Schuld untergräbt sein Leben, löst alle Bande und dringt mit ihrer verzehrenden Auflösung in alle Verhältnisse ein. Sie läßt ihn von Tag zu Tag leben und in der Stunde verschwenden, in der er nicht mehr zu hungern braucht. Sie macht sein Leben zu einer Kette von Leiden und sein Gehirn zu einer verwirrten Werkstätte, wo Pläne geboren werden und sterben, sowie sie nur geboren sind. Und um all dies zu bannen, hatte er nur seine Arbeit; seine einzige Waffe gegen das Unglück war seine Feder und sein Genie. Aber die Waffe reichte nicht. Balzac mußte wie Mercadet ein Humbugmacher, ein Schelm, ein Betrüger im kleinen werden. Er hat ebensoviel Talent darauf gewandt, sich die Parker Wucherer vom Leibe zu halten, wie darauf, seine menschliche Komödie zu schreiben. Er mußte Tag und Nacht arbeiten, um die furchtbarsten Prozente aufzubringen, und wenn der Verfalltag kam, hat er, um seinen Ruin hinauszuschieben, mehr als einmal

den Roman spielen müssen, den er geschrieben, um die Zinsen bezahlen zu können: er hat sieh verkleiden müssen und er hat sich versteckt, er ist fortgereist und er hat in geheimen Wohnungen mit zwei Ausgängen (jeder auf eine andere Straße) gewohnt. All diese Meisterwerke sind geschrieben, um die Zinsen eines Kapitals aufzubringen, das stets wuchs und das er nie zu bezahlen hoffen konnte. Sie sind nur ein Teil der Arbeit, die diese unglückselige Schuld seinen mächtigen Geist gekostet hat, der andere Teil ging für die Wucherer von Paris auf.

Sein Leben wurde ein fieberheißer Kampf ums Dasein, verbunden mit einem ebenso aufreibenden Kampf um Größe und Ruhm. „Welchen Intelligenzverlust haben mir nicht diese Unglücksfügungen bereitet," sagte er einmal zu seinen Freunden. „Ein Jahrhundert Ruhm haben sie mir geraubt." Er verblüffte die Welt durch seine kolossale Produktivität. Ich will die Titel seiner Bücher in einem einzigen Jahr nennen. Wählen wir das Jahr 34. Er schrieb in diesen zwölf Monaten „Un drame au bord de la mer", „La duchesse de Langeais", „La Alle aux yeux d'or", „Le pere Gorlot", „La recherche de Pabsolu". Und an diese Liste knüpft seine Schwester die beinahe erschreckende, kurze, aber viel-sagende Bemerkung, daß die Jahre, die die reichste Produktion zeigen, die vielfältigsten, drückendsten Leiden aufzuweisen gehabt haben. Schreiben müssen, von ClaeV Suchen nach dem allesbeherrschenden Gold zu erzählen, während die Wucherer an die Türe klopfen und kaum warten wollen, bis das Manuskript, das er mit seinem Herzblut schrieb, trocken ist und vom Verleger in Empfang genommen werden kann. . . . Was Wunder, wenn durch seine Bücher ein rieselnder Goldstrom läuft, in dem wir bis zu den Knien waten; was Wunder, wenn er in seinen Werken wie in seinem Leben beständig dem Reichtum nachjagt, der ihn in der Welt der Wirklichkeit beständig flieht? Denn zuweilen legt er die Feder hin und wird wieder Spekulant: er will selbst in den alten Goldminen der Römer in Sardinien graben, er will wieder Papier erfinden.

Alle Verschuldeten werden Phantasten. Ihr Leben wird ein Traum, daß das Unmögliche geschehen wird, und sie leben in der Hoffnung auf Wunder. Die Unmöglichkeit verschwindet, verschwindet für sie, sie schwelgen sozusagen in den unfruchtbaren Hoffnungen der Hoffnungslosigkeit. Wenn es allen Menschen so geht, ist es nur natürlich, daß Balzacs Schulden der erste Grund zu seinem immer stärkeren Phantasieleben wurden. Seine mächtige Einbildungskraft, die ebenso Imponierend war wie sein Denken, fand allzustarke Nahrung in diesen Leiden, sie wurde, wie es scheint, zuweilen die Alleinherrscherin In seinem Überbürdeten Gehirn, und seine Exzentritäten vermehrten seine Schuld und sein Unglück. Seine Reisen nach Sardinien um Gold, seine hoffnungslosen Projekte, seine tausend Verirrungen, alles ist dieser unselig überlasteten Einbildungskraft zuzuschreiben, die krankhaft erhitzt war von dem doppelten Kampf um die Existenz und den Ruhm, der seinen Gedanken die Macht nahm und ihm den Sehein zur Wirklichkeit machte. Balzac konnte nicht lügen, aus dem einfachen Grunde, weil Wahrheit und Realität momentweise ganz aufgehört hatten, für ihn zu existieren. Er lebte in der Welt,



die er selbst geschaffen hatte, und er entfloh der wirklichen, von der diese ein Abbild war. Üstignac und die Baronin Nuelingen wurden lebendige Personen, er sprach von ihren Kindern, von ihrem Heim, von den verschiedenen Heiraten in der Familie. In jener selbstgeschaffenen Welt war er ja reich und konnte seine Hände in Goldströmen baden, hier war die wunderbare Wirklichkeit, und hier war der „reiche Bankier, der gerne Balzacs Schuld bezahlen wollte, um ein solehes Genie zu retten.“ Seine Einbildungskraft schuf ihm ein neues Leben, wo er momentweise reich, vornehm und glücklich war: Er schenkte einmal Herrn Latouche ein arabisches Pferd. Latouche wollte es nicht annehmen, aber Balzae nötigte ihn, bat ihn, sagte, daß er sehr böse sein würde, wenn er sich weigerte, es anzunehmen. Latouche gibt nach und dankt sehr für das allzu kostbare Geschenk. Brauche ich erst zu sagen, daß der Dichter nie ein arabisches Pferd besessen hatte? Wenn er dann aus seinen Träumen erwachte, war er hoffnungslos verzweifelt. So gestaltete sich sein ganzes Leben zu einem ununterbrochenen schmerzlichen Hinundherpendeln zwischen üppigen Träumen und einer entsetzlichen Wirklichkeit, und unter solchen Kämpfen ist die „Menschliche Komödie“ geschrieben.

Diese Kämpfe dauerten sein ganzes Leben lang. Sein Leben war von diesen Leiden eingeschlossen, die sein Leichtsinn stets erneuerten. Balzac war prunksüchtig, und er liebte die Kunst. Er konnte sich in die furchtbarste Verlegenheit bringen, um Geld für einen kostbaren Porzellangegegenstand oder ein holländisches Bild aufzutreiben. Er wurde gänzlich von dem verhängnisvollen Leichtsinn jener beherrscht, die meinen, daß es nicht mehr schlimmer werden kann, und er konnte sich jahrelang an den Verleger binden, sich für lange Zelträume einem Wucherer verpflichten, um nur Geld zu einer luxuriösen Mahlzeit zu bekommen. Er war brutal in seinem Leichtsinn wie in allem andern, er war stets in allen Verhältnissen rücksichtslos und gewaltsam.

Ist es wohl notwendig, zu erzählen, daß Esthers und Madame de Beauseants Dichter auch gewaltsam in seinem Begehren nach dem Weibe war und daß die Liebe noch hinzukam, um die Überlastung im Leben des Dichters zu vollenden. Die Liebe war lange bei ihm nur ein heftiger Sensualismus, und ihre Paroxysmen kamen und gingen in seiner verwirrten und komplizierten Existenz so wie „die Schwalben, die in ein Haus fliegen, das offen steht, und nach kurzer Zeit sein gastfreundliches Dach wieder verlassen.“ Aber dann kam die große Leidenschaft hinzu, und Balzac, der das Unglück hatte tragen können, starb am Glück.

Von diesem Mann und in diesem Leben wurde die „Comedie Humaine“ geschaffen. Und wenn Madame Surville mit nervöser Ängstlichkeit fragt, ob denn all dies Unglück für ihren Bruder notwendig war, und ob es ihn geschaffen hat, dann wird man antworten müssen, daß ein moderner Shakespeare — nicht ich, sondern Taine nennt Balzac mit diesem Namen — gewiß so leiden muß. Vielleicht war nicht gerade dieses Unglück notwendig, aber ein Dichter wie Balzae muß in einer Zeit wie der unseren immer viel leiden. Gringoire hat recht, wenn er sagt, daß ein Dichter den Schmerz der Zeit aufnimmt

## MORGEN.

und in seiner Brust birgt; und selbst wenn das Leiden, worüber man Bücher schreiben kann, vielleicht kein Leid mehr sein mag, so ist es doch immerhin eines gewesen. Die Seele des großen Dichters gleicht den feinen Blättern eines Elektroskops» die sich selbst bei dem allergeringsten Strome stark bewegen. Und in unseren Tagen, wo die nach tausend verschiedenen Seiten gehenden verschiedenen Strömungen selbst die Seele eines gewöhnlichen Menschen mehr als halb in Stücke reißen, muß das Leben des großen Dichters eine blutige Walstatt für eine Unzahl von Feinden werden, die sich gegenseitig in ununterbrochenem Vernichtungskampf zerfleischen.

Gerade das war Balzacs Leben. Ein Leben, das sozusagen die höchste Potenz des Lebens seines wunderlichen Jahrhunderts war, das all sein Fieber barg, alle seine Leiden-schaften einschloß, ebenso unruhig war, ebenso wankelmütig, ebenso unmoralisch, ebenso erhitzt und ebenso überspannt. Das Stöhnen der Überspannung, das wie eine dumpfe Begleitung zu Balzacs mächtigen Sinfonien erklingt, ist zugleich das des Jahrhunderts und sein eigenes; das nervöse Zittern, von wachen Nächten, forciert Arbeit, peinigenden Gedanken, potenzierten Sorgen und raffinierten Genüssen hervorgerufen, das Jedes seiner Werke durchrieselt, erschüttert zugleich seinen eigenen und den Körper der Gesellschaft. Die Empfänglichkeit ist das notwendige Übel des Dichters. Es ist nicht absolut beneidenswert, ein Balzac zu sein. Er hat seinen Ruhm teuer bezahlt.

Nichts ist umsonst, sagt das Leben beständig. Und Balzac gegenüber hat man wohl Grund zu denken, daß das Geheimnis der Auserwählten verhängnisvoll ist.

Das Genie ist ein Nessushemd, das den verbrennt, der es trägt! Und es sich vom Leibe reißen kann keiner.

Nur des Todes kaltes Laken meistert und löscht den furchtbaren Brand.

Im Kriege.

Novelle von Friedrich von Oppeln-Bronikowski.

Es war im Kriegerverein zu Cr ..., einer eingeschlafenen Mittelstadt ohne Industrie, ohne Universität, ohne Hof, aber mit ungezählten pensionierten Offizieren und Beamten, aus denen sich die „Spitzen“ des Kriegervereins rekrutierten. Für gewöhnlich freilich, wenn keine Schlacht- oder Kaisersgeburtstage zu feiern waren, hielten sich diese „Spitzen“ den Zusammenkünften der alten Krieger ebenso fern, wie sie dereinst als Offiziere den Gemeinen ferngestanden hatten; nur der Krieg — wie jetzt die Kriegserinnerungen — hatte ein festeres Band zwischen ihnen geknüpft.

Heute saßen die alten Graubärte also qualmend in ihrer von Rauch blauen Bierstube, wie sie dereinst in der Kantine gesessen hatten, hier wie dort von ein paar patrio-



Im Kriege.

311

tischen Bildern and gipsenen Herrseherbüsten mit verstaubten Lorbeerkränzen tungen, hier wie dort von einem dunstenden, glühroten eisernen Ofen erwärmt Da es strenger Winter war, so verboten sich die Freuden der Kegelbahn von selbst; und das Gespräch drohte In den sattem bekannten Kriegsgeschichten zu versanden, die jeder der Helden immer wieder als sein eigener Sänger und Barde vortrug, wenn nicht zuweilen ein neuer Stadtklatsch das altgewohnte Ragout gewürzt hätte.

Einige hatten sich soeben an das Billard gemacht und ließen auf dem grünen Gefechtsfeld die Kugeln knallen, da trat unerwartet ein neuer Gast ins Vereinszimmer, ein Hüne von Gestalt, doch In seinen Zügen die Sanftmut selbst, schüttelte sich vor Kälte, begrüßte den Vorsitzenden mit einem so herzhaften Händedruck, daß dieser sich in die Lippen biß, um nicht vor Schmerz aufzuschreien, und stellte sich dann als das neue Vereinsmitglied Heinrichs vor, das mit seiner Ofenhandlung nach Cr . . . übersiedelt war und in patriotischer Gesinnung Anschluß an den städtischen Kriegerverein gesucht hatte. Diese neue Erscheinung war die Sensation des Abends. Der Ofenhändler, oder vielmehr der Hoflieferant Seiner Hoheit, des Fürsten Reuß XXIV, wurde umringt und ausgeforscht: nach seinem letzten Wohnsitz, den Gründen seiner Übersiedlung, seinen Familienverhältnissen, seinen Geschäften, dem Kriegerverein, dem er bisher angehört hätte — und der Truppe, bei der er Kombattant gewesen war.

Der Neuling schlug sich auf die breite Brust und nannte mit kräftiger Baßstimme den endlosen Fürstentitel eines norddeutschen Artillerieregiments, das im Feldzug als Divisionsartillerie fungiert und die meisten Schüsse von allen abgegeben, die meisten Mannschaften und Pferde verloren und die meisten eisernen Kreuze bekommen hätte. Der alte Kanonier geriet bald in ein Kreuzfeuer von Fragen; der eine hatte bei demselben Korps mitgefochten, der zweite war bei der Stabswache der Division gewesen, ein dritter erkundigte sich nach dem Obersten, andre nach den Schlachten und Gefechten, die er mitgemacht hatte — und so war man denn in kürzester Frist wieder bei dem alten Thema angelangt, nur daß es diesmal den Reiz der Neuheit hatte. Man kannte Ja diese neuen Kriegserinnerungen noch nicht; der Neuling war vermutlich sogar ein großer Held, wie «r eine Säule des Kegelklubs zu werden versprach; und nicht genug, etwas Neues, Herz-erhebendes zu hören, fand ein Jeder selbst ein jungfräuliches Ohr, das die alten Geschichten mit den stereotypen Wendungen noch wißbegierig anhörte — bis es sie schließlich auch auswendig konnte.

Mit dem großen Helden war es freilich nichts. Durch ein Wunder des Himmels war er nicht einmal verwundet worden; nur in seine Feldflasche hatte eine Kugel eine Wunde geschlagen, durch die sich der schönste Bordeauxwein, den er bei den Kämpfen um Orleans erbeutet, verblutet hatte . . . Außerdem hatte er vierzehn Tage strengen Arrest gehabt, und zwar aus folgendem Grunde.

„Wir waren,“ erzählte der Veteran, „im Loirefeldzug in ein Dorf einquartiert; wie «s hieß, habe ich vergessen. Das sind ja alles so kauderwelsche Namen . . . Unser Ge-

MORGEN.

schütz, d. h. die Bedienung, denn die Kanonen parkierten auf dem Marktplatz, kam auf einen großen Bauernhof, der trotz des Krieges noch ganz wohlhabend aussah. Der Besitzer hatte Mutter und Frau, Knechte und Mägde. Er war ein baumlanger Kerl, größer als Ich, und redete uns in seiner Sprache an, um uns irgend etwas begreiflich zu machen. Wir verstanden nur immer „Lancier“. Er hatte jedenfalls als Lancier unter Napoleon gedient und wollte uns damit imponieren. Wir zuckten die Achseln und ließen ihn stehen: er war wütend. Ich sehe ihn noch mit seinem Ziegenbart an der Unterlippe, seiner roten Zipfelmütze und seinem blauen gestärkten Leinenkittel, über den er sich ein wollenes Halstuch geschlungen hatte; denn es war eine schneidende Kälte, und wir hatten von den Märschen und Biwaks eine Menge erfrorener Nasen, Hände, Ohren und Füße in der Batterie. Es war noch kälter wie jetzt, und wir haben doch heute schon einen Bärenfrost und einen Wind ... hui, wie der die Straße herunterpiff ... Wir waren also tüchtig erfroren und ausgehungert, und da wir uns mit dem Kerl nicht verständigen konnten, zog ich meine Uhr, zeigte auf 12 und 8 und befahl: „manger“. Das war mein einziges Französisch, was ich konnte: es genügte auch ... Wir kriegten untre französische Suppe zu Mittag: die bekannte Brühe von Kartoffeln, Brotschnitten und Wasser mit 'nem bißchen Speck oder Fleisch drin.

„So weit ging also alles gut; aber am Nachmittag gab's einen Streit wegen der Futterage\*). Wir wollten Heu für die Pferde haben und gingen auf den großen Bauern los, der mit 'ner Heugabel vor der angelegten Bodenleiter stand. Wir suchten ihm begreiflich zu machen, was wir wollten. „Oi, Oi?“ wiederholte er achselzuckend. „Je ne eomprends pas, Monsieur.“

„Was, der Kerl nennt uns Musjö, wie der Unteroffizier, wenn er uns schimpft! — Ich will dir mal die Hammelbeine grade ziehen! Musjö!“ So schrieen die Kameraden durcheinander.

„Wir sind keine Musjös, Kanallje“, brüllte ich den Franzosen an.

Der hatte wohl nur das letzte Wort verstanden. Er wurde puterrot. Es ging ihm wie ein Ruck durch den Körper, und als ich ihm die Heugabel aus der Hand reißen wollte, um damit auf den Boden zu klettern, legte er sie wie eine Lanze ein, der alte Lancier, und ging auf mich los. Ich packte die Gabel am Stiel mit der Linken und langte ihm mit der Rechten eins über.“

Der Hoflieferant erhob seine große, knochige Hand und führte einen Streich durch die Luft, wobei die Umsitzenden unwillkürlich den Kopf duckten. Dann legte er sie schwer auf den Tisch nieder und fuhr fort:

„Na, wo ich hinhaue, da wächst kein Gras. Ich hatte aber besonderes Pech; ich traf den Mann an die Schläfe. Er streckte die Arme in die Luft, warf die Heugabel hin und fiel der Länge nach zu Boden. Er war auf der Stelle tot, ohne Schrei, ohne Zucken.

) Nr Fangt.



Im Kriege.

313

„Wir standen eine Weile ratlos wie vor etwas, was uns nicht in den Kopf wollte.

Dann sagte einer: „Gottseidank, es hat's keiner gesehen.“

„Wir trogen den Toten die Leiter hinauf zum Heuboden, vergruben ihn so tief wie möglich unter dem Stroh, stellten die Leiter fort und gingen wieder an unsre Arbeit. Dem Geschützführer sagten wir kein Sterbenswörtchen. Am nächsten Morgen sollte ausgerückt werden. Unsre Sachen waren von den letzten Biwaks und Gefechten in einem schauerhaften Zustand, zerrissen, voller Schmutz und schwarz von Pulverschleim. Vor allem war das Schuhzeug in arger Verfassung. Die Sohlen klafften oder waren durchlöchert, denn wir waren auf dem Harsch oft zu Fuße gelaufen, um die abgetriebenen Pferde zu schonen. Manchmal mußten wir auch in die Speichen greifen und die Knalldroschke schieben: nach der Schlacht von Cravant hatten wir nur noch drei Pferde vorm Geschütz . . .

„Wir putzten und flickten also unsere Sachen pikfein, wie Schulbuben, die ihre Arbeiten besonders gut machen, wenn sie etwas ausgefressen haben. Es dauerte gar nicht lange, so hörten wir Skandal auf dem Hofe. Die Frau und die Mutter suchten nach dem Sohn. Sie schrieen seinen Namen: Urban hieß er; das hörten wir, Urban Ledrü. Wir guckten uns entsetzt an. Mein Gott, wenn die auf den Einfall kamen, auf den Boden zu klettern! Aber es war zum Glück schon dunkel. Dann kamen sie weinend und weklagend zu uns herein und fragten nach Urban. Wir verstanden kein Französisch und zuckten die Achseln. Sie stießen ein paar wütende Laute aus, so ähnlich wie „Sakermant!“ und warfen die Tür hinter uns zu. Wir waren ganz klein und schwankten den ganzen Abend zwischen Furcht und Hoffnung. Jedesmal, wenn Lärm entstand, wähten wir uns entdeckt Vor den ersten Granaten, als wir die Feuertaufe empfingen, hatte ich nicht solchen Graus wie vor diesen beiden Megären.

„Wir kochten uns selbst unsre Abendsuppe, denn die Weibslleute und Knechte waren wie unsinnig, drohten uns mit Fäusten und liefen dann wieder auf die Suche nach dem Urban. Wir schliefen die Nacht auf dem Heuboden in einer anderen Ecke: das schien uns das sicherste. Was war dabei? In den Kämpfen um Metz hatten wir jungen Dächse uns noch entsetzt, wenn die alten Reservisten von 66 die Gefallenen zusammentrugen, ihre Mäntel darüber breiteten und auf diesem Lager nächtigten. Jetzt hatten wir das auch gelernt Es war immer noch besser, auf einer bekleideten Leiche, als im nassen Schnee und auf dem knochenharten, gefrorenen Boden zu schlafen.

„Aber der Tote da unter den Heubündeln war uns doch grauslich. Ich dachte alle Augenblicke, er würde hervorkommen und uns verraten, und trotzdem wir von all den Strapazen kaput waren und eine gute Nachtruhe im warmen Stroh bitter nötig hatten, schlief ich miserabel Einer von uns mußte abwechselnd wachen und herumpatrouillieren. Das Dorf war zwar dick voll Militär, so daß wir vor den Franktireurs keine Bange hatten; aber wir fürchteten, die Weiber vom Hof möchten aus Rache den Heuboden anzünden und uns lebendig braten.

HORGEH.

„Endlich graute der Morgen. Wir rückten noch im Schummern aus; der Geschützfürher war ganz erstaunt, daß wir so früh mobil waren; sonst mußte er uns immer aus dem Stroh ziehen. Endlich schmetterte das Signal „Ausrücken“ durch die verschneiten Dorfgassen. Die Pferde wurden zu dem Geschützpark geführt und angespannt und wir rückten ab. Uns fiel ein Stein vom Herzen.

„Wir kamen vors Dorf, wo das Regiment sich versammelte. Die rote Wintersonne ging auf und blitzte auf den Kanonenrohren. Die Pferde waren in weiße Dampfwolken gehüllt. Die Offiziere hatten sieh in dicke Schafspelze gemummt und wir hatten uns mit Fausthandschuhen und Ohrenklappen gerüstet, so gut es ging.

„Der Oberst kam angetrabt. Die Abteilungsführer sprengten ihm entgegen. Er rief die Batteriechefs zu sich. Der Galopp hallte auf dem gefrorenen Boden wie Dreschflegeltakt auf einer Tenne.

„Alles war marschbereit. Da erschien aus dem Dorfe plötzlich eine Schar von Weibern und Kindern, von ein paar alten Bauern begleitet, und schritt auf den Obersten zu. Als sie näher kamen, sah ich an der Spitze die beiden Megären und einen weißbärtigen Alten, jedenfalls den Maire des Dorfes. Mir fuhr ein Todesschreck durch die Glieder. Am liebsten wäre ich in den Protzkasten gekrochen, auf dem ich saß.“

Diese Worte des Hünen erweckten allgemeines Gelächter. Er fuhr unbekümmert fort, wie wenn er eine Lektion hersagte:

„Der Oberst hörte die Frauen ruhig an. Dann rief er plötzlich: „Wer hat im Hof von Urban Ledrü gelegen? Vortreten!“

„Wir blickten uns entsetzt an. Was sollten wir machen? Wir sprangen von der Protze und Lafette ab, die drei Reiter und der Geschützfürher von ihren Pferden, und stolperten mit zitternden Kniecn über die gefrorenen Ackerschollen zum Obersten. Alle Bücke waren auf uns gerichtet. Wir traten in den weiten Halbkreis, den die Hauptleute um den Obersten bildeten; in der Mitte hielt er selbst mit dem Adjutanten und Stabs-trompeter. Die Weiber standen in der Öffnung des Bogens. Kaum erblickten sie uns, da schrieen sie laut auf und wiesen mit erhobenen Händen auf uns. Nur die Scheu vor den Reitern hielt sie ab; sonst wären sie uns wohl ins Gesicht gesprungen und hätten uns mit den Nägeln zerkratzt. Sic fletschten die Zähne und heulten wie hungrige Wölfinnen.

„Der Oberst fragte sie etwas auf Französisch. Sie antworteten mit gellendem Geschrei, alle durcheinander. Dann fragte er uns:

„Welche Batterie?“

Unsre Lippen waren wie zugefroren.

„Dritte, Herr Oberst“

Der Kommandeur drehte sich um. Unser Kapitän drückte sein Pferd vor und legte die Hand an den Helm.

Dann erhob der Oberst furchtbar die Stimme. Er kam uns vor, wie Gott Vater beim Jüngsten Gericht.



Im Ki lege.

315

„Es ist gestern abend ein Verbrechen begangen worden, ein s e h e u B1 i c b e r Mord! Ein wehrloser Bauer ist erschlagen und auf dem Heuboden seines Hofes verscharrt worden. Wer von euch weiß etwas von dem Verbrechen?“

„Wir standen stramm, die Hand an der Hosennaht. Das Herz klopfte uns bis in die Halsbinde hinauf. Ich sah mich als Mörder gebrandmarkt und brachte kein Wort über die Lippen.

„Der Kommandeur ritt dleht an uns heran. Ich stand in der Mitte von uns neun, obwohl ich der l&ngste war: rechts von mir standen die Reiter und der Geschützführer. Der Oberst fragte zuerst den Sergeanten, dem wir nichts verraten hatten:

„Wissen Sie was davon?“

„Nein, Herr Oberst.“

Er fragte den zweiten und dritten. Ich war verloren. Aber o Wunder: sie antworteten gleichfalls: „Nein, Herr Oberst!“

Dann kam er zu mir. Ich schwieg. Die Kameraden hatten mich nicht verraten. Sollte ich mich selbst hereinlegen?

„Warum antworten Sie nicht?“ herrschte mich der Kommandeur an. „Das ist verdichtig.“

Ich flennte beinahe. „Herr Oberst. . .“ stieß ich hervor, „ich gab dem Mann nur 'ne kräftige Backpfeife . . .“

„Genug!“ rief der Kommandeur und schnitt mir mit einer Handbewegung das Wort ab. Dann nickte er den Weibern zu, als ob er ihnen Rache verspräche. Sie stießen ein Schakalgeheul aus.

„Wir wurden jeder auf eine andre Batterie verteilt; wer mit uns sprach, sollte streng bestraft werden. Das weitere würde sich am nächsten Rastorte finden. Der Adjutant sah nach der Uhr. Die Hauptleute ritten zu den Batterien. Wir machten Kehrt und strauchelten den Geschützen zu, die uns mit barscher Stimme angewiesen wurden, — wie Betrunkene, die nach Hause taumeln. Die Batterieen trabten an.

„Es war die gräßlichste Fahrt meines Lebens. So etwa, als ob ich scheintot zu meinem Begräbnis gefahren würde. Der Mund war mir verschlossen, und ich wagte vor Schrm nicht aufzublicken; ich stierte dumpf, ohne einen Gedanken, vor mich hin. Der Frost machte mich bald ganz fühllos. Nur das Stoßen der Lafette, die über die tiefen gefrorenen Gleise sprang, wie über einen Knüppeldamm, hielt mein Blut in Bewegung; ich wäre sonst sicher erfroren .... Raben krächzten über unsern Köpfen. Plötzlich machte die Lafette einen mächtigen Satz: wir fuhren über einen gefrorenen Kadaver, der quer über den Weg lag. Er war schon halb zermalmt und hatte bloße, blaue Füße. Mir machte das alles keinen Eindruck. Bald mehrten sich die Spuren des Kampfes, der vor ein paai Tagen hier getobt haben mußte. Der weiße Schnee war beschmutzt und tief durchfurcht. Waffen und Monturstücke lagen herum. Schwarze Körper bedeckten die weißen Felder, wie Flöhe ein Leichentuch. Eine zerschossene Mitrailleuse stand auf einem Rade, wie

## MORGEN.

ein Menschen, dem ein Bein abgeschossen ist, und reckte ihr dickes Rohr gen Himmel Pferdeleichen, über die der Wind feinen Schnee geblasen hatte, ragten wie lauter große Maulwurfhügel. Wir kamen durch ein ausgebranntes Dorf. Es war völlig menschenleer. Verkohlte Balken standen in die Straße hinein, daß man den Kopf ducken mußte, um nicht dagegen anzurennen. Der Schnee war vom Feuer fortgefressen und klebte nur noch hier und da in den Steinfugen und Wegespuren. Auf dem Platze standen ein paar ausgebrannte Planwagen, von den Einwohnern im Stich gelassen. Alles schwan und weiß wie 'ne Zeichnung.

„Und weiter ging es durch die öden Felder; die Spuren der Verwüstung hörten auf. Ich sah und hörte nichts mehr. Als die rote Abendsonne ihre Blutspuren auf den Schnee warf, machten wir in einem Dorf Halt. Man rüttelte mich auf und stieß mich auf den Platz. Der Oberst, jetzt zu Fuß, wartete auf uns, während er sich die erstarrten Beine durch Stampfen wärmte.

„Die Missetäter kamen angehumpelt, wie Hunde, die Prügel bekommen sollten. Wir wurden in Abständen aufgestellt, so daß wir uns nicht verständigen konnten und nicht hörten, was die anderen aussagten. Mein Verhör war kurz. Ich bekannte die Wahrheit. Der Adjutant machte sich Notizen in sein Buch. Ich sah mich bereits fusiliert.

„Endlich ließ uns der Oberst zusammentreten. Ich erblickte meinen Kapitän, der mich vorwurfsvoll ansah.

„Ich wartete, vor Frost sehlotternd, auf mein Todesurteil und bedauerte schon, nicht von der letzten Granate weggeputzt zu sein, die unsre Nummer Drei\*) umgerissen hatte.

„Endlich öffnete der Oberst die Lippen unter seinem rotbraunen Schnurrbart, von dem dicke Eiszapfen herabhingen.

„Das Verhör hat Ihre Aussage bestätigt. Aber warum habt Dir andern mich angelogen?“

„Ein kleiner Kanonier, ein geweckter Berliner, gab die Antwort. Sie hätten ihren Kameraden nicht anpetzen wollen, ehe er sich selbst meldete.

„Das ist sehr kameradschaftlich gedacht,“ nickte der Oberst wohlwollend, „aber für die Lüge im Dienst muß ich euch drei Tage Mittelarrest geben. Und Sie“ — damit wandte er sich wieder an mich — „Sie hätten die Sache gleich melden müssen, anstatt sie so dumm zu verheimlichen und dem Regiment einen Mordverdacht aufzuladen. Dafür kriegen Sie vierzehn Tage strengen Arrest; das übrige mögen Sie mit sich selbst ausmachen.“

„Mir war plötzlich wie vorhin, als Ich von der zugigen Straße hier in das warme Vereinszimmer kam. Das Blut schoß mir sozusagen mit einem Ruck durch den ganzen Leib.

„Die paar Rüffel vom Hauptmann, vom Wachtmeister und Zugführer, die bei jeder  
) Di.

M «tf ArtIUwU hltoo



Zusammensein.

317

Charge gröber wurden, und die Rippenstöße des Geschützführers, der mit einem Verweise davonkam, dünkten uns wie Liebkosungen."

Der Hoflieferant machte eine Erholungspause. Dann schloß er:

„In den nächsten vierzehn Tagen merkte ich freilich, was strenger Arrest im Felde ist, obgleich ich wegen der grimmigen Kälte nicht ans Rad gebunden wurde. Aber der Strafdienst nach den Strapazen der Märsche, nach den Aufregungen der Gefechte war hart. Ich mußte außer der Reihe Futter, Wasser und Lebensmittel requirieren, Feuer anmachen, die eiskalten verbleiten Geschützrohre putzen, an denen die Haut festfror, — während die andern am Biwaksfeuer schliefen oder Liebeszigarren rauchten. Kurz ich war Mädchen für alles. Ich habe die Mauschelle also teuer bezahlt und mir das in Zukunft zur Warnung dienen lassen — denn im Frieden war' ich nicht so glimpflich davongekommen."

Der Hoflieferant trank einen kräftigen Schluck aus seinem Seidel und schöpfte Atem.

Da fragte ein alter dürrer Kanzlist, der Vizevorsitzende des Vereins:

„Nun, und der Totschlag, lag Ihnen der nicht länger auf dem Gewissen? Sie hatten zu Anfang doch Angst gehabt . . ."

„Angst?" wiederholte der Veteran. „Doch nur vor dem Obersten, vor der Disziplin, vor der Schande. Ohne d i e hätten wir im Granatfeuer nicht so stramm ausgehalten. Aber der Lancier, du lieber Gott! Ich habe mich nur meiner Haut gewehrt! Und das Sterben, das war uns doch ein gewohnter Anblick. Wir waren ja täglich und stündlich darauf gefaßt."

Zusammensein.

Von

Emil Lucka.

Hochzeitstag.

Was ich schon habe, wird mir heut gegeben,

Was Ich vor lange gab, verpfänd' ich neu.

Und immer tiefer wurzeln unsre Leben

In Liebe ein und wachsen eng In Treu.

Zu deinen Füßen leg ich weiße Blüten

Und Perlen, daß sich eine Krone flicht

Um diese Stirne, duftend sie zu hüten —

Zu deinen Füßen leg ich mein Gedicht.

MORGEN. ISO«. Halt 9. 24

## MORGEN.

Du siehst, was ferne Meere, ferne Gärten  
Für dich gesandt, doch du berührst es nicht.  
Was deine eignen Lande dir bescherten,  
Erschaust du — und so nimmst du mein Gedicht.  
Unser Heim.

Wir treten bebend über diese Schwelle.  
Die Tür fällt zu — wir sind in unsrem Haus.  
Lang stehn wir stummen Glücks. Dann stammt' ich aus  
Dem übervollen Herzen: „Froh und helle  
Wie diese Blumen, die die Simse zieren,  
Soll dir das Leben werden, meine Braut,  
Mein Weib! Du hast in Lieb dich mir vertraut,  
So will ich dich in Lieb durchs Leben führen."  
Du aber schließest heiß den Mund mir zu  
Mit einem Kuß, von goldner Zukunft schwer.  
Um uns wogt brausend unsrer Liebe Meer,  
Und dieses Flüstern hör' ich: „Lieber du!"  
Am späten Abend.

Die Dämmerung hat längst mit weichem Finger  
Das letzte Wort von unsrem Mund gepflückt,  
Legt ihre Schleier über uns und inniger  
Hat sie dein Haupt an meine Brust gedrückt.  
Und meine Lippen atmen dich und trinken  
Die Glorie, die das Dunkel süß erhellt.  
O Nacht der Nächte! Deine Augen blinken  
So tief in meine Seele, Glück der Welt!  
Flammen.

Die flammenden Gewalten,  
Die uns umbrandet halten,  
Durchsingen unsre Seelen  
In brausenden Chorälen.  
In ihren Purpurfluten  
Ertrinken die Minuten  
Laß uns umschlungen sein!



Dalshö-Stichblatt, Eisen. Arbeit der Kinal-Schule. Achtzehntes Jahrhundert  
Japanische Kunst.

(Zur Ausstellung im Berliner Kunstgewerbemuseum.)

Nachdem wir durch die chinesische Ausstellung der Madame Wegener die Bedeutungslosigkeit einer schnell und dilettantisch zusammengebrachten Stapelung exotischer Altertümer mit peinlicher Heftigkeit demonstriert bekamen, wird uns die Vorführung der Sammlung Mösle zu einem doppelt wertvollen Erlebnis. Schon die Art der Aufstellung wie die Gegenstände untergebracht, wie sie zu edlen Stilleben gereiht wurden, zeigt, daß dieser Sammler nicht von ohngefähr raffte, was ihm just unter die Finger kam, daß er vielmehr mit eindringendem Blick jede Erwerbung nach Stammbaum und Seele befragte. Nur, weil es sich hier um wahre, sorgfältig geprüfte Kunstwerke handelt, schließt sich die Vielheit der Nummern zu einem Organismus: die Blutsverwandtschaft, die Adelsgemeinschaft dieser zahllosen über Jahrhunderte sich verteilenden Gebilde wird offenbar. Die volle Zärtlichkeit eines Liebhabers, der von dem untadeligen Wert seiner Schatzkammer überzeugt ist, und es sein darf, hat Mösle bei dieser ersten und vielleicht einzigen Vorführung seiner Sammlung entfaltet. Da die Räume des Museums zu hoch waren, so zog er nach dem Bedürfnis des an japanische Abmessungen gewöhnten Auges Interims-

Fürstenschwert Im Ständer.

decken aus Latten mit gespannter Gaze.

Nach der gleichen Methode wurden die Fenster und die Wände verkleidet. Man spürt den sanften Zwang, der die Vorstellung auf die Holzhäuser, die Mattenmaße und die papiernen Schiebewände des fernen Nippons einstellt. Zwei eingebaute Nischen, Toko-no-ma, in denen Kakemono hängen und besonders wertvolle Kunstwerke, Geschenke der Kaiserin von Japan, aufgestellt wurden, vervollständigen die Illusion, ohne daß auch nur die Spur eines ethnographischen Panoptikumeffektes sich regt; die reine, kühle Atmosphäre selbstverständlicher Klassik umfingt uns. Von derselben hohen Qualität zeugt auch der Katalog, das Resultat hingebender Arbeit, ein übersichtliches und vorzügliches Druckwerk von beinahe vierhundert Seiten. Gute Kenner gaben zu den einzelnen Abteilungen erläuternde Einleitungen; jedes Stück wurde sorgfältig beschrieben und nach Möglichkeit datiert. —

Wir zählen 2249 Nummern (die im Jahre 1905 gezeigte Sammlung Jakoby umfaßte 1182 Nummern), deren jede drüben, im Ursprungslande, während eines dreiundzwanzigjährigen Aufenthaltes erworben wurde. Den Hauptkern bilden, wie zu erwarten, die Schwertzierate; ihnen gesellen sich sechs vollständige Rüstungen, etliche Helme, Masken und andere Rüstungsteile, sowie eine überaus wertvolle Kollektion Schwerter und Dolche. Die Gusoku sind Wunderwerke der Technik und der Ausdruckskraft; allein die Panzer aus Eisenstreifen oder -platten, die mit Seidenbändern verschnürt und oft mit reichen Beschlägen geschmückt sind, wirken wie eine Apotheose des rasselnden Krieges. Die Helme sind



köstlich und furchtbar zugleich; aus Eisenspangen genietet, geben sie das Gefühl der Wölbung und des Angriffs, die Tauschierung und das zarteste Ziselierwerk verraten der Ritter kultivierte, äußerst verfeinerte Freude am Schmuck der Waffen. Unter den Schwertern treffen wir neben kostbaren Zeremonialstücken die unwiderstehlichen Daishō (das große und das kleine Schwert), vielfach bezeichnet und beglaubigt. — Von großen Bronzen hat auch Möse nichts aufzuweisen; einige Blumenschalen und ein Räuchergefäß aus dem 16. Jahrhundert lassen immerhin Ahnungen wach werden. Die Lackarbeiten beginnen mit dem 17. Jahrhundert; die früheren, von den Japanern eifersüchtig behüteten, fehlen wie leider in den meisten europäischen Sammlungen. Dafür bekommen wir eine sehr gewählte Kollektion von Töpferarbeiten, gute Textilien und einige seltene Hängebilder zu sehen. Die Farbenholzschnitte weisen die frühen Moronobu und Masanobu und führen in gut geschlossener Reihe bis zu den vom Verfall umwitterten Nachkömmlingen des Hokusai und des Hiroshige; besonders gut ist der mädchenkundige Harunobu vertreten.

Nachdem im Jahre 1876, dem Beginn der modernen Ära, das Schwertertragen verboten wurde, kam diese Waffe, von der sich zu trennen, dem alten Japaner eine unsühnbare Schmach gewesen wäre, auf den europäischen Kunstmarkt. Freilich, komplette Schwerter blieben Immer noch sehr selten, aber das Zubehör, die Schwertzierate, wurden häufig. Man kann der vielfachen Nachahmungen und Fälschungen wohl gedenken und wird doch zuweilen erstaunt sein über die Menge der Stichblätter,

Stichblatt, Eisen. Arbeit der Mochi-In-Familie.

MORGEN.

der Schwertmesser und  
genannt), der Zwingen,  
Haarnadeln (bisher  
Kopfstücke und der

Rauchergefäß, Bronze. Sechzehntes Jahrhundert.

immer unverständlich Schwertnadel

kleineren Zierate, mit denen unsere

Sammlungen aufwarten

können. Dann muß man

wissen, daß es sich hier

um die Ernte mehrerer

Jahrhunderte handelt, und

daß es Zeiten gab, da ein

einzigster Samurai auf 170

Stichblätter stolz war. —

Die fünf Jahrhunderte

umfassende Entwicklung

der Schwertzierate ist

innerhalb der Kunstge-

schichte ein einzigartiges

Phänomen; dazu ist

schwerlich irgendwelche

Parallelerscheinung zu

finden. Für kein anderes

Gebiet gibt es ein so

lückenloses Material, eine

so stetige Tradition, eine

so unbeirrbar Phalanx

von Persönlichkeiten,

deren jede die logische Er-

füllung oder Befehdung,

jedenfalls aber die Fort-

setzung der Vorhergehen-

den und die Ankündigung

der Nachfolger war. Um

die japanische Kunst in

ihrem gradlinigen Auf-

stieg und ihrer blüten-

reichen Beharrung recht

zu verstehen, muß man

die Existenz und das

Wesen der Schulen be-

griffen haben. Was will

es bedeuten, wenn wir



von der Schule Raphaels oder der des Rubens sprechen; wir meinen einen Kreis von Schülern, der nach einigen Jahrzehnten restlos zerstoßen ist. Die japanischen Schulen umfassen Generationen von Abkömmlingen; die Kunst und das Handwerk vererben die Väter den Söhnen, den Enkeln und Urenkeln. Speziell für die Schwertzierate lassen sich solche durch die Zeiten ragende Familien nachweisen; an erster Stelle stehen die Goto-Meister. Während sechzehn Generationen, vom Ende des vierzehnten bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, bleibt dieser Familie das Erbe, kostbare Schwertmesser und Haarnadeln, zuweilen auch kleineren Zierat und Stichblätter zu fertigen. Für die Abwicklung dieser monumentalen Ahnenreihe hat Möse ein ganz besonderes Interesse

gehabt; seine Sammlung birgt von Jedem der sechzehn Meister, von deren Schülern und Nebenlinien zahlreiche gesicherte Stücke. Es ist offenbar, welcher kaum schätzbarer Wert allein in diesen etwa dreihundert Nummern enthalten ist: ein unfehlbarer Schlüssel für die Entwicklung der japanischen Kunst vom Mittelalter bis zum Einfall der europäischen Verderbnis. Zu denen, die am frühesten sich an japanischer Kunst ästhetisch vergnügten, gehören die Gebrüder Goncourt. 1881 gab Edmond eine Beschreibung ihrer Sammlung; es wurde eine Konfession vibrierender Nerven. Jeglicher historischer Exaktheit ledig, war dieser Katalog, wie alles, was von den Goncourts kam, eine leidenschaftliche Causerie, eine Hymne und ein Tanz. Diese temperamentvollen Amateure kümmerten sich wenig um Tabellen und Geschlechtsregister; sie sammelten

Kleid für die Nö - Pantomime.

Siebzehntes bis achtzehntes Jahrhundertl.

nicht aus musealem Interesse, sondern aus Lebensbedürfnis. Ihr Erbverwalter Bing traf das Richtige, als er sagte: „Ihrer rigorosen Logik bedeutete es wenig, an welchem Orte der Erde die einzelne Blume aufgegangen; vorausgesetzt, daß alle im Bukett von demselben Geruch waren und sich in einer einigen Harmonie umarmten.“ Damals war es auch kaum möglich, gesicherte Geschichtsaussagen über die japanische Kunst, speziell die Arbeiten der Metalltechnik, zu machen. Noch 1905 schrieb Gaston Migeon im Vorwort einer Publikation japanischer Meisterwerke, daß es

Stichblatt, Eisen mit flachen Reliefeinlagen von Gelbmetall.

Sechzehntes Jahrhundert

Tollheit hieße, an die Schätze des fernen Orients mit kritischer Methode herantreten zu wollen; vorderhand könne man sich begnügen, mit ihnen als ein Dilettant und Künstler zu spielen. Das war nun freilich mehr Skepsis, als der Stand der Forschung notwendig machte. In Frankreich selbst war bereits das Fundament zu einer Chronologie der Schwertzierate (dem universalen Schlüssel) gelegt worden. Tadamasa Hayashi hatte 94 dem Louvre eine historisch geordnete Sammlung früher Stichblätter überwiesen; das 19. Jahrhundert war kaum beachtet. Damit war fester Boden gewonnen. Einige wissenschaftliche Publikationen und die Weltausstellung 1900 vervollständigten den kritischen Apparat. Einen bedeutenden Fort-



DI« Berufung.

826

sehr machte dann das Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe. Hier hatte der treffliche Justus Brinckmann den Ostasiaten stets eine bevorzugte Stelle eingeräumt; er wußte gut, wie problematisch es war, seine respektable Sammlung nach Motiven geordnet zu haben. Es konnte nicht mehr als ein Notbehelf sein, die Stücke mit Chrysanthemen, Kirschbäumen, Glyzinen, Kürbissen, die mit Fabeltieren, Landschaften, Volksszenen oder Göttergeschichten zusammenzustellen. Da war es der Japanische Assistent des Museums Shinkiebi Hara, dem es durch eingehende Studien der alten heimatlichen Quellen und durch vergleichende Prüfung möglichst vieler Stücke gelang, eine relativ sichere Chronologie der Meister der japanischen Schwertzierate aufzustellen. Das umfangreiche Namenverzeichnis erschien 1902; im Herbst desselben Jahres war bereits ein Teil der Hamburgischen Sammlung danach geordnet worden. 1904 folgte Jakoby dem Hamburger Beispiel; auch Möse fußte auf Hara. — Wenn die Zeiten, da der Sammler japanisch dilettierte, nun wohl vorüber sind, so braucht doch unser künstlerisches Genießen dabei nicht zu leiden. Im Gegenteil, unser Verhältnis zur japanischen Kunst ist nicht nur ein bewußteres, auch ein Innigeres geworden. Wie Lessing den Laokoon und Goethe den Apoll als höchstes Vermögen der Griechen priesen, so delectierten sieh die Gönner an dem späten, besonders raffiniert dekorierten Vitrinen-Japan. Wir aber wissen, daß der Laokoon wie der Apoll dem absteigenden Barock gehören; daß bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts Japan trefflich zu arbeiten weiß, daß aber die Höhen der Entwicklung den früheren Jahrhunderten angehören. Auch die Sammlung Möse hilft uns zu dieser Erkenntnis; sie zeigt aber zugleich, daß man der Wissensehaft wohl dienen kann, ohne die Leidenschaft zum Objekt und die Empfindsamkeit der Nerven einzubüßen.

Robert Breuer.

Die Berufung.

Von

Georges Rodenbach.

(ScbJulU

7.

Sie irrte herum, lief an den Kanälen entlang, wagte aber nicht, ins Wasser oder unter die schwarze Wölbung der alten Brücken zu schauen, fragte sich, ob Hans in seiner Verstortheit sich nicht darin ertrinkt hätte. Dann befiel sie eine andere Befürchtung. Vielleicht hatte er sie entschlossen, abzureisen, der Sünde und der Versuchung im Hause zu entfliehen. Sie schlug sofort einen andern Weg ein und ging nach dem Bahnhof. Hans war nicht da; kein Zug war inzwischen in der befürchteten Richtung abgegangen. Frau Cadzand ging wieder auf die Straße und irrte weiter. Der Regen strömte nach wie vor, im. H«n •. 25

MORGEN.

durchnäßte sie ganz, überschwemmte die Bürgersteige und schuf zwischen den Pflastersteinen Weihwasserbecken von Tränen.

Seltsames Gefühl im Regen, als ob man irrte, flöhe, unterginge! Als wäre man nur noch ein schmutziges Blatt am Lebensbaume, das zusammenschrumpfte, ein Raub des Herbstes würde, in den Tod sänke!

Frau Cadzand ging jetzt mechanisch, mit dem Gefühl, als müßte sie bis zum Abend gehen, bis ans Ende der Welt. Die Gedanken wirbelten in ihrem Hirn. Das alles war durch ihre Schuld so gekommen: sie hatte Gott getrotzt, ihm ihren Sohn streitig machen wollen; sie war wirklich selbstsüchtig und dachte nur an sich. Eins zu anspruchsvolle Mutter, die davon träumt, ihren Sohn immer bei sich zu behalten. Vor allem aber traf sie die Schuld für die letzten Ereignisse. Um ihn von seinem Ziel abzulenken, ihn seinem geistlichen Beruf zu entreißen, hatte sie diese Liebschaft mit Ursula geduldet. Ja, wenn sie aufrichtig war, hatte sie sie fast gewünscht und herausgefordert. Andernfalls hätte sie sie nicht in Dienst genommen, sie, die so hübsch war, zu hübsch, mit diesen Augen, die berauschende Verheißungen machten ... Sie hatte allerdings die Gefahr bedacht, als sie sie annahm. Aber im Grunde hatte sie gelächelt, beglückt durch die Tücke des Zufalls. Sie war an alledem mitschuldig. Das war eine große Sünde für sie als Mutter, und jetzt strafte Gott sie ... . Hans, Hans! Wo war ihr Sohn? Hatte sie Ihren Sohn verloren? . . .

Während ihre Gedanken so herumschweiften, war sie fortgefahren, im Regen durch das Labyrinth der Straßen von Brügge, die gewundenen Gäßchen, die stillen Kreuzwege herumzuirren. Nach mancherlei Umwegen und ohne zu wissen, wie, war sie vor die Kirche Notre Dame gelangt. Ein Krähenschwarm umflatterte den alten Turm wie eine Schar armer Seelen. Eine Glocke läutete unerbittlich . . . Jeder Schlag fiel von dem Turmfirst herab in ihre Seele wie ein Stein in Wasser und schlug Kreise in ihr ... Kreise der Trübsal, die größer wurden — und Gewissensbisse.

Die Kirchentür war offen. Sie trat ein . . . Fast kein Mensch in den Schiffen; ein paar Frauen aus dem Volk beteten in der eigenartigen Haltung der flandrischen Frommen: mit erhobener, kreuzförmig ausgestreckten, unbeweglichen Armen. Sie glühten in ihre weiten schwarzen Mänteln gekreuzigten Glocken . . .

Alles war erstarrt, tot und finster . . . Ein paar Lampen brannten, Kupferschmiedearbeiten, die rote Gläser umschlossen. Es war wie brennendes Blut, und die Kapellen erhielten durch sie den Schauer von Krypten. Tiefe Stille herrschte, nur durch das Prasseln des Regens gegen die Scheiben gestört. Und ein Duft von verfliegenem Weihrauch, von welken Altanüchern, von Kerzen, die sich totgeweiht hatten, machte die Luft fad und drehte einem das Herz um.

Plötzlich hörte Frau Cadzand Geräusch, das Knacken von Holzwerk. Kam es aus einem der Chorstühle, wo ein Chorherr, mit dem Dunkel verschmelzend, gebetet hatte? •der aus einem Beichtstuhl, dessen unbemerktes Beichtkind sich erhoben hatte? In der



Die Berufung.

327

Tat sah Frau Cadzand kurz darauf eine menschliche Gestalt auftauchen, sich noch dunkler von der Finsternis abheben, auf sie zukommen und niederknien. Sie hätte fast aufgeschrien. Sie hatte Hans erkannt. Jawohl, Hans war da, Hans war nicht fort. Und die Kanäle ... Oh nein, nur die Schwäne bevölkerten sie. Hans lebte. Er war neben ihr. Er hatte gebeichtet, das war alles. Er betete.

Die Mutter war toll vor Freude. Sie hätte ein Jubelgeschrei ausstoßen mögen in der Kirche. Sie mußte sich Gewalt antun, um ihren Sohn nicht laut zu rufen, ihren wiedergefundenen, geretteten Sohn . . . Hans! Hans!

Jetzt klärte sich das ganze Mysterium. Sie hatte seit ein, zwei Tagen wohl bemerkt, daß der junge Mann wieder zu sich kam, sich befreite. Die Blässe des beendeten Kampfes lag in diesem Augenblick auf seinem Antlitz. Als er plötzlich hinausgestürzt war, fühlte er sich schon als Sieger . . . Und seine Sünde drückte ihn nur, weil er sie in sich ertötet hatte.

Jetzt kniete er dort vor ihr und sagte Jedenfalls die ihm auferlegte Buße her, aber absolviert, geläutert, mit wiedergewonnener Ruhe . . .

Die Mutter wartete. Erst viel später, nachdem er sich bekreuzigt hatte und dem Ausgang zustrebte, verließ sie ihren Platz, folgte ihm und holte ihn am Weiherwasserbeeken ein. „Wie? Du?“ rief Hans aus.

„Ja, ich war auch gekommen, um zu beten.“

Sie kehrten stillschweigend heim, in dem feinen Regen, der sich jetzt zu einem ungreifbaren Staubregen verflüchtigt hatte . . . Hansens Herz wurde weich von der schwermütigen Freude der Genesung, in der man sich immer noch etwas für künftig bedrückt fühlt von der Krankheit, an der man zu sterben vermeint hat . . . Nach langem Still-schweigen sagte Hans zu seiner Mutter, als ob er sich Zwang antäte, doch entschlossen zu einer Bitte, die er für verhänglich, doch notwendig hielt:

„Glaubst du nicht, daß es besser wäre, Ursula zu entlassen? Diese Person ist nicht christlich. Sie gehört nicht in unser Haus.“

Die Mutter begriff, daß das Seelendrama sein Ende gefunden hatte, daß er dem Beichtiger versprochen und sich fest vorgenommen hatte, nicht wieder zu sündigen . . .

Sie ging sofort darauf ein und sagte, um ihn völlig zu beruhigen:

„Ja, Hans, sie wird morgen fortgehen.“

Es war Abend geworden, als sie in die alte Wohnung in der Rue de l'Ane Aveugle zurückkehrten. Und bald darauf, als Hans in sein Zimmer im zweiten Stocke hinaufging, um sich zu Bette zu legen, hörte Frau Cadzand, die scharf aufpaßte, wie er die Tür sofort abschloß . . .

Es war für ewig zu Ende mit Küssen, Torheiten und Wollust; Stille durchströmte den Gang und die Treppen, die Stille, die allen kurzen Festen folgt, die schwermütige Stille der öffentlichen Gärten, wenn die Musik aufgehört, die Menge sich entfernt hat und die Dunkelheit herabsinkt!

•25\*

Die Jahre sind verstrichen. Hans geht heute ins dreißigste Jahr. Er wohnt immer noch bei seiner Mutter, der er nie wieder etwas von seiner Berufung gesagt hat. Er ist noch immer so fromm, ein eifriger Kirchengfinger, ein glühender Beter; doch seit seinem Falle hält er sieb für unsühnbar unwürdig zum göttlichen Berufe. Andre haben gesündigt und bereut und sind doch in die weißen Klöster gegangen mit ihren kühlen Höfen und den abgeschlossenen Zellen, in denen der Heilige Geist wohnt. Die Bedenken, die ihn an der Schwelle zurückhielten, mögen denen übertrieben erscheinen, die nicht wissen, was zwischen Gott und ihm vorgefallen ist. Gott hatte ihn nur für ein hohes Ziel erkoren. Dieses Zieles aber hatte er sich unwert gezeigt. Gott hatte ihn berufen, ein Liebt der Heiligkeit, ein Gefäß der Keuschheit zu sein. Das Gefäß hatte den Sprung der Sünde bekommen, und so unscheinbar dieser sein mochte, so drang doch immer etwas durch ihn hindurch. Aber was will das sagen, wenn das Blut Jesu selbst diesem Gefäß anvertraut wird? Soll das kostbare Blut in winzigen Tropfen, In rotem Staubregen herausträufeln und das gesprungene Gefäß immerdar mit dem Todesschweiß vom Ölberg umgeben? Durch nichts konnte der Sprung ungeschehen gemacht werden. Nichts konnte das Gewesene verhindern, daß es war. Gott verlangte nicht mehr nach ihm, suchte ihn nicht mehr, denn er war ein anderer geworden . . .

So behielt Frau Cadzand ihren Sohn bei sich und wird ihn sicher behalten bis ans Ende ihrer Tage, denn keine Frau, keine Liebe wird ihn ihr je streitig machen. Er ist aus seiner ersten Sünde zurückgekehrt wie aus einem Abgrund, dem man nicht zum zweiten Male naht. Aber trotzdem sie ihn so bei sich behalten hat, wie sie es wünschte, ist sie unglücklich, voller Reue und fühlt sich sündig, weil sie ihren Sohn Gott streitig zu machen gewagt hat. Sie konnte Gott nicht besiegen. Und heute steht sie bestürzter vor ihrem anscheinenden Siege als vor einer Niederlage. Sie erkennt, daß sie Hans das Leben verdorben hat, und sich selbst auch. Es war besser, ihren Sohn in der Ferne glücklich zu wissen, als ihn in ihrer Nähe unglücklich zu sehen.

Hans ist in der Tat untröstlich über seinen verfehlten Beruf; er lebt in der alten Wohnung in der Rue de l'Ane Aveugle eingeschlossen wie in einem Kloster, und sein Dasein ist weniger weltlich als geistlich; er lebt außerhalb der Welt, einsam wie ein Asket, von allem abgewandt, und geht nur einmal täglich mit seiner Mutter aus: zur Aeht-Uhr-Messe In Notre Dame ...

Und so sah man sie allmorgendlich zur nämlichen Stunde — beneidet von den Müttern, die nichts ahnten! — in dem sich klärenden Morgennebel an den alten Grachten entlang gehen, mit müden Schritten und so fremd gegen alles, was nicht ihre Seele betraf, daß selbst die Schwäne, so empfindlich sie sind, nicht böse wurden und nicht merkten, wie der Schatten des schwarzen Paares ihr weißes Schweigen mit Trauer bedeckte.



Erlebnisse mit Haeckel.

329

Erlebnisse mit Haeckel.

Von

Johannes W. Harnisch.

Ich war ein Borsch von vierzehn Jahren, ab ich zum ersten Male den Namen des zornigen Weisen von Jena nennen hörte. Mein Vater schickte mich mit Irgendeinem Auftrage zu einer unverheirateten alten Dame, die damals Ende der Achtziger stand. In dem Zimmer, In dem mich die Dame, Treitaehke lesend, empfing, fand sich manche historische Kuriosität, manches feine plastische Kunstwerk. Köpfe von Rauch, der mit Ihrem Vater befreundet gewesen war. An der Wand lenkte eine Plakette meinen Blick auf sich. „Kennen Sie den?“ Ich kannte ihn nicht „Das Ist mein Neffe, Professor Haeckel in Jena, der berühmte Naturforscher.“ Der Kopf — Harro Magnussen bildete ihn — war, wenn ich ruckdenkend ihn mir vergegenwärtige, wohl nicht ohne Pose. Die Schönheit des feinen Gelehrtenhauptes wirkte etwas kokett Die hohe, wie bei Ftlz von Preußen zurück fliehende Stirn, die das Haupt charakterisiert, kam wenig zur Wirkung. Es war, trugt die Erinnerung nicht, viel mehr das Bildnis eines schönen als das eines bedeutenden Mannes. Gerade darum Imponierte es mir. „Berühmt sein und Naturforscher und so aussehen," dachte Ich. War's bei dieser Gelegenheit, daß mir die alte frische Dame von Ihres bewunderten Neffen Artung erzählte? Von seiner Verachtung von Titeln und Orden? Seinem Freimut gegenüber dem Weimarer Großherzoge Karl Alexander? Ich weiß es nicht mehr. Der Eindruck war Jedenfalls stark und bleibend.

Allerlei Zufälligkeiten hielten ihn wach. So, daß damals meine Eltern Haeckels „Kunstformen in der Natur" Im Hause hatten. Dann sprach Ich einmal In der Schulpause mit einem Kameraden, der die alte Dame gleichfalls kannte, von Ihr. Dabei fiel auch der Name Ihres Neffen. Der Inspizierende Lehrer, der in diesem Augenblicke die Klasse betrat, hörte das. „Aeh nein, Ja, sprechen Sie von Haeckel?“ „Ja. Kennen Sie seine ‚Kunstformen in der Natur?‘“ fragte ich zurück; ich hielt sie für sein Hauptwerk. „Nein, sehn Sie mal..." Er schnappte ein paar Male. Aber er sprach nicht „Nein, nein, ach Ja, nein." Er trat einen verschüchterten und eiligen Rückzug an....

„Ich zog, Ich zog zur Musenstadt" Nach Jena. Mit Grüßen und Auftragen der alten Dame an ihren Neffen. Ich imponierte mir sehr damit Und wollte auch anderen damit Imponieren. Am FOrstengraben, nahe der Universität, war eine kleine, tags wenig besuchte Kneipe und Konditorei mit einem angenehmen Blick auf die breite, wundervoll schattige Promenade und mit einer angenehmen und angenehm blickenden Tochter. Am zweiten Tage waren wir schon sehr nett Im Schwatz miteinander. Der In Hemdsärmeln auftauchende vierschrötige, brum-

melnde Vater, der solch kümmerliches, mützenloses  
Junges Gemüse wie mich durchaus nicht für voll  
nahm, war mir sehr wenig sympathisch. Er sollt«  
mehr Achtung vor seinem Gaste bekommen; mehr  
Verständnis dafür, weleh Aristokrat des Geistes seine  
Klausen beehrte. Leicht, obenhin fragte Ich: „Wo  
wohnt eigentlich Haeckel?“ Stummes Kopfschüt-  
teln. „Herr Professor Ernst Haeckel?“ „Ben Bro-  
fessor? An de Univerbedad? Nee. Da missen Se  
wohl den Namen falsch gebeert ham. Oder der Herr\*  
liest nch mehr.“ lob saß und staunte. Ich hatte  
gedacht, Jedes Jenaer Straßenkind würde mich zu  
Ernst Haeckels Hause zu führen wissen. „Da missen  
Se wohl den Namen falsch geheert ham.“ Und die  
liebliche Tochter, zu deren Bildung Ich mehr Ver-  
trauen hegte — traute ich Ihr doch mehr bildenden  
studentischen Umgang zu — sie kannte so wenig  
wie dieser Mann aus dem Volke den Namen dessen,  
an den man rings In der Welt denkt wenn vom  
heutigen Jena gesprochen wird ....  
Als Ich Haeckel besuchen wollte, wurde mir der  
Bescheid, er wäre drüben im Schillergarten Im Phy-  
logenetischen Museum. Ich sollte nur hinübergehen.



## MORGEN.

Ich tat's. Ernst Haeckel war mitten In der Arbeit; beschäftigt, die Ausbeute seiner letzten Java-Reise zu ordnen. Was mir vor allem aufle!, waren die Aquarellskizzen, die die wundersamen südlichen Lufttinten mit starker Stimmung wiedergaben. Er zeigte mir einige. Eine darunter, einen seltsam gekegelten Krater dicht am Meere darstellend, wurde ich wohl heute noch wiedererkennen. „Malen Sie?“ „Nein, Ich zeichne ein wenig.“ Das wäre nichts. Die Farben seien die Hauptsache. Nur sie gäben das Bild. Die Technik? Die käme von allein. Sich vor die Natur hinsetzen mit Farben und Pinsel und offenen Augen und dann Immer wieder suchen, mit heißem Bemühen, den Eindruck wirklich wiederzugeben. Er sei selbst Autodidakt Zum Künstler lange das natürlich nicht. Aber zu mancher stillen Freude und zur Bewahrung mancher lieben Erinnerung.

Ein paar Tage später, eines Sonntagnachmittags, war er bei mir. Klingelte lange vergeblich an der Haustüre, da nur Ich zu Hause war. Schließlich kletterte ich hinunter und öffnete. Er schien etwas unwirsch. Lud mich aber ein, ihn nach seinem Hause zu begleiten. Als ich die Treppen wieder hinaufstieg, Hut und Stock zu holen, wirbelte mir der Kopf. Ich las in Gedanken den Brief, den Ich über Haeckels Besuch bei mir meiner Mutter schreiben würde, und sah ihr Gesicht bei seiner Lektüre. Dann gingen wir die fünf bis zehn Minuten zusammen. Er sagte mir, er „gäbe“ nichts — das hatte Ich Inzwischen gehört — könne also einem Jungen Studenten nichts bieten. Einem Juristen. Vielleicht hörte Ich den Ton der Ablehnung bei dem ominösen Worte „Jurist“ nicht heraus, sondern hinein. Mir schien der alte Herr überhaupt nicht sehr freundlich. Ich war damals mit glühender Begeisterung Flinken-schaftler. Er sprach anerkennend, aber nicht eben enthusiastisch von der Jungen Bewegung. Schon das war dem Jüngling eine Enttäuschung. Ernst Haeckel hätte dieser höchst idealen und zukunftsreichen Geisterbefreiung vom dumpfen Joche bunter Bänder und Mützen begeisterter gegenüberstehen müssen.

Ich erwähnte die alte Berliner Dame, die meiner gymnasialen Begeisterung für die Jetzt gehaßten Attribute des Studententunis manche Sarkasmen gesagt hatte. Sie war In demokratischen und freidenkerischen Traditionen erzogen; ihr Vater, ein hoch gerühmter Jurist, war Rheinpreuße. Man weiß, was das vor 1848 hieß. Er hatte es seinem Könige Friedrich Wilhelm IV. nie verziehen, daß er ihm bei der Pensionierung den wiederholt abgelehnten Adel mit auf den Weg gab. Sohletermacher, ein guter Freund Ihres Vaters, hatte sie konfirmiert. „Er hat's aber doch nicht fertig bekommen, mich fromm zu machen.“ Alles derartige erzählte die Neunzigerin, die Treitschke las, über Harro Magnussens sterbenden Alten Fritz

durchdachte Worte mir sagte und stets ein wenig vom Oberlegenden Cynismus des hohen Alters zur Verfügung hatte, mit einer wundersamen Grazie des Geistes. Ich stellte sie mit mehr Recht noch, als Ich ahnte, sehr hoch. Haeckel sagte: „Tante Bertha.“ Gewiß, wie sollte er anders sagen? Aber die feine Greisin wurde mir Jäh In die Tantensphäre gerückt, was mich empörte. Und seiner Tante Argumente gegen die Farbenträger tat er, vielleicht zu Unrecht, mit einem kurzen Worte ab. Meine Begeisterung für Haeckel, die eigentlich nur von der Begeisterung seiner Tante zehrte, geriet Ins Wanken. Wurde aber, manchen Überschwang abstreifend, wieder fest und wurde gegründet, als Ich kurz danach seine „Welträtsel“ las. Die waren damals In meinen Jenaer Kreisen Debattethema. Ich lernte viele verschiedene Anschauungen über sie kennen, auch an Paulsens und Reinkes flachen Busen geschlürfte, ehe loh sie selbst kannte. Das war vielleicht kein Fehler. Ich las geschärften Blicks. Neben mir liegt ein Exemplar des Buches, das ich in seinem theologischen Teile und in einzelnen Kapiteln des psychologischen Teiles für eine Junge Freundin damals mit Anmerkungen versah. Sie atmen den Stolz des Studenten, der hier und dort und da Haeckel widerlegen konnte. Schwer Ist's an vielen Stellen ja nicht Wer Je David Friedrich Strauß durcharbeitete, kann, wenn er arrogant genug Ist über Haeckels Deduktionen des Christentums lächeln. Der zornige Weise hat hier an vielen Orten mehr seinen Zorn als seine Weisheit befragt Der Student war wohl arrogant genug zu diesem Lächeln. War aber nicht so töricht, zu verkennen, daß durch



all diese Irrtümer Haeckels gegen die Hauptsache nichts gesagt wird. Er sah schon damals, daß nnr 4er zornige Eller des Alternden and des Agitators, 4er für eine Ihm hohe, begeisterte, verkannte Sache wirbt, die BIOßen verschuldet — und manches ungebührlich Drastische entschuldigt.

Was in weiten Kreisen über Haeckel Im Schwange ist, Ist sicherlich nicht sorglichen Prüfens Ergebnis. Wie der Mann, der übers Dutzendmaß ragt, begeistert wird, erfuhr Ich noch in Jena aus allerlei trübem und häßlichem Klatsche. Wer seiner Gegner Schriften liest, wird immer neu erstaunen — wenn er sich die Fähigkeit noch erhielt. Wie ein gewissenloser und windbeuteliger Hanswurst wird der Mann befehdet. Von der Ehrfurcht, die man Jedem ehrlichen Wahrheitsucher und jedem geistig Großen schuldet, suchte Ich vergebens die Spur. Der Haß Kleiner hat Haeckels Charakterbild ins Unkenntliche verzerrt. Ich möchte noch zwei Züge beibringen, die Ihn besser zeigen.

Den einen berichtete mir Harro Magnussen bei der einzigen Gelegenheit, zu der Ich mit Ihm zusammenkam. Das Gesprächsthema war zwischen uns gegeben: „Tante Bertha“, die vor kurzem nach fünfundneunzigjährigem Lebenslaufe eines Tages nicht mehr hatte aufwachen wollen. Ihre geistige Frische; Ihre Freude an Harro Magnussens Kunst; ihre Begeisterungsfähigkeit; und Ihre Begeisterung für Ihren großen Neffen. Da erzählte Magnussen mir: Tante Bertha hatte eine stille Dreizimmerwohnung In einer ziemlich altmodischen Privatstraße nahe dem Tiergarten. Dort hauste sie mit ihrer alten Beschließerin recht komfortabel, aber ohne Oberfluß an Platz. Kam Ernst Haeckel nach Berlin, so mußte er bei Ihr wohnen. Die Schwierigkeit wurde leicht bezwungen: Er kroch anf dem einigermaßen geräumigen Hängeboden unter. Leise gingen die Jahre. Stets blieb es der alten Dame selbstverständlich, daß Ihr Neffe bei Aufthalten In Berlin bei Ihr wohnte. Haeckel kam In die Sechzig, kam in die hohen Sechzig. AU er gelegentlich einmal wieder in Berlin war, fragten ihn nahe Bekannte, wo er diesmal abgestiegen wäre. „Wieder bei Tante Bertha,“ war die lächelnde Antwort. Und als der besorgte Rat gegeben wurde, er solle mehr an sich und seine Gesundheit denken, gab er zurück: „Nein; das würde Tante Bertha kränken.“ Dies zu melden, hauste der Alte auf dem dumpfen, licht- und luftleeren Hängeboden altberllner Fasson, der so niedrig war, daß er dort nicht gerade stehen konnte. Der zweite Zug gibt noch mehr von Ihm: Ich warb einmal für eine höchst unpopuläre Sache. Ein Name wie der Haeckels wäre mir von großem Belange gewesen. Ich schrieb Ihm einen Brief - er hatte den grünen Berliner Jurisstudenten, der Ihm einmal Grüße von Tante Bertha zu brtngea

hatte, wohl längst vergessen — und fragte bei ihm an, ob er in der beregten Sache meine Oberzeugung teile, und ob er, wenn Ja, mit seinem Namen für diese Oberzeugung eintreten wolle. Ich muß bemerken, daß nach Lage der Sache jeder, und Jeder Namhafte zumal, auf die heftigsten Angriffe gefaßt sein mußte, wenn er diese Oberzeugung äußerte. Umgehend erhielt Ich Haeckels Antwort. Ja, er teile meine Oberzeugung; er halte meinen Kampf für aussichtslos; wenn aber sein Name etwas nützen könne, so stände der zur Verfügung. — .... Im vorstehenden habe ich einige Anmerkungen rund um das Thema Haeckel gemacht. Ich weiß nicht, ob mir gelungen ist, des Mannes Wesenskern in etwas zu zeigen. Der Wille war da. Noch ein anderer Wille: Dem wenig frohen tapferea Greise einen Dankbarkeitsgruß zu seinem fünf- undsiebzigsten Geburtstage In die stillen Räume seines Museums hineinzusagen. Wer ein so seltenes Fest begeht, muß dulden, daß ihm Wuchten von Blumen ins Haus geschickt werden. Da sei aueb diesem sehlichten Relsleln der Zugang verstattet.



MORGEN.

Rundschau.

Finanzpolitisches.

Von Pluto.

Rosigen Blickes schaut die Börse noch

Immer in die Zukunft, um so mehr, als ihr das

Publikum jetzt den Gefallen tut, nachzukommen.

Das ist das Wichtigste! — Jene breiten Massen, die  
sich aus den verschiedensten Ständen zusammen-

setzen: den hochwürdigsten und den gelehrtesten, den

ländlichsten und den großstädtischsten, den naivsten

und den raffiniertesten. Nur jene schneidigen, ver-

zweifelten Existenzen, die von vornherein mit der

festen Absicht spekulierten, im Verlustfalle als ver-

folgte Unschuld den Schutz des Differenzeknandes

anzurufen, sie scheuen zurück, nachdem unser

Reichsgericht zu einer anderen Gesetzesausdeutung

gelangt ist. Ab und zu, wenn die Hausse einmal

zu Atem kommen muß, spielt dann die Börse den

ängstlichen Mann. Sie ergreift den Zwist zwischen

Jungtürkei und Großwesir als willkommenen Ge-

legenheit zu Kursherabsetzungen, obgleich ihr

auch im Innersten jedes Stückchen auswärtiger

Politik wirkliche Beunruhigung macht. Ja sie selbst

findet den politischen Horizont so stark erhellt,

daß sie (aber durchaus nicht das von ihr ange-

feuerte Publikum!) sogar ein gewisses Mißtrauen

gegen soviel ungetrübte Helligkeit keineswegs ganz

loswerden kann. Erscheinen dann unserer Speku-

lation Kolonialwerte zu hoch, so dämpft man schon

heute die Stimmung wegen des Ausfuhrzolles, den

Herr Dernburg auf unser überseeisches Kupfer

angeblich legen will. Dieser Mann wird überhaupt

unsern Spekulanten noch zu schaffen machen, und

in so manchen Momenten überströmender Kauf-

lust dürfte die warnende Frage erfolgen: Ist kein

Dernburg da? Auffallend leichtherzig scheint die

Börse bereits über Bergwerksaktien zu urteilen,

indem sie all die vielen ungünstigen Fachmel-

dungen am liebsten als bereits hinter uns liegend

erklären möchte. Hat dann aber die Provinz

auf oberschlesische Verbandsverhandlungen ge-

nügung gekauft, so kommt der Verkehr wieder

zur Ermüdung, etwa auf das bevorstehende Berg-

gesetz hin, oder das abenteuerliche Projekt

einer Kohlensteuer. An New York finden wir.

Im Gegensatz zu Wien, nun wieder etwas An-

halt, nachdem die Erlebahn endlich finanziert

werden kann. Die Interstate Commerce Com-

mission, deren Befugnisse erweitert worden sind,

haben die Ausgabe von 30 Millionen D. Bonds ge-

stattet. Davon geht wohl die Hälfte auf die Notes,

mit deren Übernahme s. Z. die Harrimangruppe

der Gesellschaft zu Hilfe kam. Dann können aber

doch fortan die so nötigen Verbesserungen und

Erweiterungen der bisher kapitalsarmen Bahn be-

werkstelligt werden. — Geld bleibt in Deutschland

nach wie vor sehr reichlich. Die Reichsbank mit

ihrem auf 1% reduzierten Satz hat zunächst unser

Privatdiskonto noch unverändert mit 2 Vi % gesehen. Indessen schlank zu haben Ist Geld eigentlich nur an der Berliner Börse. An unsern übrigen Plätzen Ist der Preis zwar ebenfalls billig, allein keineswegs Immer leicht zu erhalten. Demnach muß die Relehshauptstadt, resp. deren Banken übergroße Bannittel aus den Provinzen an sich liehen. Ein bemerkenswerter Vorgang!

• • \*

Eine Entente ohne Fürsten stellt das Comlte Comereial Franco-Allemand dar und kommt dennoch vorwärts! Ob die 41S Mitglieder, die In der diesmaligen Generalversammlung angegeben wurden, auch ohne den neuesten Marokkovvertrag so hoffnungsvoll gestimmt gewesen wären, bleibt eine andere Frage. Jedenfalls Hegt es lediglich an den Franzosen und zu keiner Zeit an uns, daß nicht schon bisher der wirtschaftliche Austausch beider Länder seine volle Höhe erreichen konnte. Inzwischen ist aber ein Jüngerer Geschlecht mündig geworden, das nur zu gut weiß, wie seine Landsleute zuerst keine deutsche Technik mehr kennen wollten,



•lies Fremde Vorurteile faßten and auf diese In der Geschicht« der Industrie In der Tat beispiellose Weise auf Jahre hinan\* in fast ganzliehen Stillstand gerieten. Das ist die Erkenntnis der Jungen! Die Alten aber, die Jene Jetit naturlieh bereits überwundenen Vor-eigenen Leibe empfunden hatten, diplomatisch geworden. Sie ver-suchen Ihren Reichtum resp. den Wert ihres Geldes last aberall da In die Wagschale zu werfen, wo es sieh um das Erringen von Handelsvorteilen dreht, «der wie gegenüber der deutschen Fabrikation, gleichsam um deren Mitgenuß. Die beiden Schwierig-keiten hierbei sind freilich ebenfalls im Lager unserer Nachbarn ni suchen. Die cur Manier gewordenen Bestrebungen, wenn nur Irgend möglich, keine deut-i an Ihren Verkaufsobjekten zu dulden i die wissenschaftlichsten! Ferner Verstärkung erstrebt wird und die auch In dieser Generalversammlung wieder von dem früheren Handelsminister Delombre heftig mitgenommen wurde. Da aber Frankreich nicht Österreich Ist,

nus In Aussicht nehmen. Augenblicklich haben je unsere Industriellen gerade Ruhe genug, um über die tägliche Arbelt hinauszudenken, sie Buden daher vielleicht auch den richtigen Weg, am die freundlichere Augenbleksstimmung der Fran-Geschfttsverblind ist man Ja bei uns! Vier oder dreieinhalb Proz.? Das ist Jetzt die schwere Frage, die fern von dem lauten Markt, unsere Regierung und die Bankkreise beschaf-

i In dem 4%lgen ZIns- i erledigt haben, kommt In der gleichen Weise aueh noeh Bayern mit 64 Millionen. Unsere Haupt-emlsslone stehen Jedoch noch bevor. Es Ist das Reich and Preußen, die ungezähltes Geld brauchen und liebsten mit 8'»% lgen

Als sicher darf es wohl gelten, daß auch gewichtige Bankiers, die freilich bei Ihrem Reichtum kein Urteil Über unsere GeldverMtltnisse haben müssen, direkt zu •%% raten. Wiederum andere einflußreiche Be-rater wenden ein, daß sieh der Staat a bei der Ausgabe von 4% lgen mit der '. einer Konversion nach fünf Jahren. Nun muß hier sogleich konstatiert werden, daß weder Preußen noch das Reich mit diesen Anleihen Ihren wirklichen Bedarf decken können. Bald nach den letzten Emissionen mußte Ja die Reichsbank Hunderte von Millionen auch In Form von Schatzscheinen vor-schießen, und genau dasselbe dürfte diesmal wieder der Fall sein. Rüstungen zu Wasser und zu Lande in solcher Ausdehnung und solcher Regel-mäßigkeit kosten eben sehr viel! Oder glaubt man etwa, daß wir z. B. durch die Politik des

Erzherzogs Thronfolger mit der Aufrollung der Orientalischen Frage wenig auszugeben brauchten? Zur Vorsicht sei hier übrigens daran erinnert, daß die erste große Konversionsmaßnahme Miquels, die diesem damals Zaudernden von einigen Hochfinanzmannern dringend empfohlen war, nachträglich als unrichtig angesehen wurde. Man merkte nur zu spät, wie außerordentlich man die Kapitalkraft eines Volkes überschätzt hatte, das inmitten seiner Oberzahl von Menschen sein Barvermögen noch erhalten lassen mußte. Auch heute ist dies der Fall, so daß eine abnorme Flüssigkeit, die unmöglich lange anhalten kann, nur ganz unsachlich zum Ausgangspunkt eines 8%igen Zinsfußes genommen werden könnte, nach dem sich dann auch die Sparkassen zu richten hätten. Sind doch selbst erste Hypotheken noch immer nicht unter 4% zu haben. Unsere gesamte Lebenshaltung befindet sich in einer Teuerung, die noch keineswegs ihr Ende erreicht hat. Dazu kommt bald eine Steuervermehrung, deren Druck schon fühlbar genug werden wird. Wir stehen also bereits zwischen zwei Feuern. Und nun droht uns als Drittes eine Minderbewertung unserer Ersparnisse! Welcher andere hochentwickelte Kulturstaat



MORGEN.

Kinderschutz.

Von Landgerichtsrat Dr. S a 11 n g • r - Breslau.

Es mag sein, daß die Ehe als solche noch nicht die sittliche Höhe der in der Ehe Lebenden gewährleistet. Aber darum ist noch lange nicht der Schluß gerechtfertigt, daß neben ihr ein Zusammenleben ohne die gesetzliche Form als berechtigt anerkannt werden muß. Das könnte nur geschehen, wenn für dieses formlose Zusammenleben eine sittliche Notwendigkeit vorhanden wäre. Sie aber fehlt. Verwirklichen die frei Zusammenlebenden das Ideal einer Lebensgemeinschaft, so wurden sie das auch als Eheleute können. Verwirklichen sie es nicht, so erscheint ihre Gemeinschaft neben der Ehe wertlos und darum ebenfalls entbehrlich. Allerdings steht es bei einer solchen Gemeinschaft Jedem frei, sich von dem anderen zu trennen, wenn dieser ihn verdrießt. Aber diese Freiheit hat nicht das Gewicht, jene Gemeinschaft auch nur als wünschenswert erscheinen zu lassen. Sie zieht einen Mangel an Verantwortlichkeit groß, der eine Gefährdung wahrer Sittlichkeit bedeutet, und ist schon allein aus diesem Grunde ein Geschenk von zweifelhaftem Werte. Bei einer vernünftigen Handhabung des geltenden Ehescheidungsrechts, die allerdings nur vernünftig ist, wenn sie neben den Interessen der Eltern auch die der Kinder berücksichtigt, läßt sich eine gebotene Trennung auch so erreichen. Aber mag man immerhin auch anerkennen müssen, daß die Ehe als Quelle und Pflegestätte uneigennützigster Liebe das erstrebenswerteste Ideal der Lebensgemeinschaft ist, und weiter auch erwarten dürfen, daß diese historisch festgewurzelte Form der Gemeinschaft dauernd standhalten wird gegenüber den Utopien freier Liebe, so ist damit noch nicht die Frage entschieden, ob es gerecht, zweckmäßig und vernünftig ist, Kindern, die nicht einer ehelichen Gemeinschaft entsprossen sind, die Bewertung ehelicher Kinder zu versagen. In Wahrheit geschieht das. Es ist zwar übertrieben, wenn man schlechthin von einer Entrechtung des unehelichen Kindes redet. Richtig aber ist, daß nach den herrschenden Lebensanschauungen das außer der Ehe geborene Kind eine Zurücksetzung erfährt gegenüber dem ehelichen. Diese Schlechterstellung bewegt sich weniger auf rechtlichem Gebiete. Daß das Verhältnis zwischen Vater und Kind hier ein lockereres sein muß, als beim ehelichen Kinde, und darum auch nicht derselben rechtlichen Ausgestaltung bedarf, wie bei diesem, ist natürlich. Schon der Mangel des familienartigen Zusammenlebens bedingt die Verschiedenheit. Wo dieses dem Äußern nach vorbände« ist, verbietet sich mit Rücksicht auf die beliebige Trennungsmöglichkeit der Zusammenlebenden der Entschluß, dem natürlichen Vater persönliche Fürsorgepflichten gegenüber dem Kinde aufzuerlegen, auch von selber. Es bliebe also, da die Unterhaltspflicht des natürlichen Vaters gegenüber dem von

ihm erzeugten Kinde gesetzlich festgelegt ist nur an eine Umgestaltung der erbrechtlichen Verhältnisse beider zu denken und Im Zusammenhang\* hiermit an die Frage, ob der Eintritt des Kindes in die Familie des Vaters und damit auch das Recht auf dessen Namen im Interesse des Kindes anzustreben Ist Immer aber werden die zahlreichen Fälle, wo die Vaterschaft zum Kinde nicht festzustellen Ist, dem unehelichen Kinde die Möglichkeit nehmen, die Wohltaten des Verhältnisses zum Vater ebenso, wie das eheliche Kind, zu genießen. Sein Verhältnis zur Mutter ist dem des ehelichen Kindes im Endergebnis nicht gar zu unähnlich. Allerdings hat die uneheliche Mutter Im Prinzip nicht die elterliche Gewalt über ihr Kind. Es steht vielmehr unter Vormundschaft. Aber abgesehen davon, daß die Mutter mit der Führung dieser vom Gericht auch selbst betraut werden kann, steht ihr In Jedem Falle das Recht und die Pflicht der persönlichen Fürsorge für das Kind zu und damit Im springenden Punkte eigentlich der hauptsächlichste Teil der elterlichen Gewalt. Will man, um die fremde Hand aus dem Verhältnis zum Kinde auszuschalten. Im Interesse des Kindes Ihre Rechte zur elterlichen Gewalt verdichten, so wird sich nichts dagegen einwenden lassen, wenn die uneheliche Mutter den Grad sittlicher Verantwortung erreicht hat, der sn einem solchen Vertrauen berechtigt Schlechthin kann Ihr dieses Vertrauen nicht abgesprochen werden. Es Ist vielleicht ein allzu festgewurzelt Vorurteil, wenn man die Mütter unehelicher Kinder grundsätzlich als verworfen bezeichnet, und ein\* Schablone, wenn man sie fast ausnahmslos gleich



beurteilt. Wer Gelegenheit nimmt, sieb in dem Schutz dieser meist hilfsbedürftigen Mädchen praktisch zu betätigen, der wird, wenn er gerecht und ohne Voreingenommenheit ist, sehr bald die Erfahrung machen, daß die weitaus größte Zahl derselben sittlich nicht so verkommen ist, daß Ihnen die gehörige Sorgfalt für die Erziehung ihres Kindes nicht zugemutet werden kann. Meist sind sie Opfer der Verführung, trotzdem aber tragen sie fast alle das Bewußtsein einer Schuld. Das ist ein Zeichen, daß sie Verständnis haben müssen für sittliches Empfinden, denn Menschen, welche stumpf sind gegen die Beurteilung Ihres Tuns, besitzen solches nicht. Für die soziale Bewertung des Kindes darf dieses Zeugnis der Mutter nicht ohne Rücksicht gelassen werden. Es hebt seinen Wert, was um so beachtlicher ist, als gerade auf dem sozialen Gebiet die wundeste Stelle für das uneheliche Kind liegt.

Nicht zum wenigsten darum, weil die Gesellschaft der unehelichen Mutter grundsätzlich Verachtung entgegenbringt, wird Ihrem Kinde schon von Geburt an diejenige Fürsorge versagt, die im Interesse der Allgemeinheit wünschenswert wäre. Der überwiegend größte Teil dieser Kinder wird den Händen von Pflegerinnen anvertraut, da der Mutter ein Zusammenleben mit ihrem Kinde aus wirtschaftlichen Gründen nicht möglich ist. Das Leben in dem Hause dieser Pflegerinnen aber ist trostlos. In den meisten Fällen sind es sittlich nicht so hochstehende Personen, daß sie auch nur imstande sind, einem fremden Kinde die gehörige Sorgfalt zu schenken. Zum großen Teil wollen sie es auch gar nicht. Die durch die Armut der Mutter bedingte Niedrigkeit des Pflegegeldes macht sie meist Interesselos. Es soll nicht verkannt werden, daß von Polizeiwachen und auch aus der Mitte gemeinnütziger Veranstaltungen viel zur Überwachung dieser Pflegerinnen geschieht und daß auch Vormund und Vormundschaftsgericht vereinzelt ein wachsames Auge für diesen Teil des Kinderschutzes haben. Aber alles ist bei weitem nicht genug und so kommt es, daß von den 180 000 Kindern, die in Deutschland jährlich außerhalb der Ehe geboren werden, ein Drittel schon während des ersten Lebensjahres stirbt, der Rest aber zu einem erschreckenden Teil d&i Material für die Landstreicher, Dirnen, Verbrecher und anderen Feinde der Staatsordnung liefert. So waren Uneheliche:

a) In deutschen Zuchthäusern von 1891—1900

männlich = 8,5 Prozent

weiblich = 10,2 „

b) in Besserungsanstalten von 1898—1900

männlich = 8,3 Prozent

weiblich = 12,5 „

c) in Zwangserziehung von 1895—1900

männlich = 11,6 Prozent

weiblich = 15,1 „

Wer das ganze Maß des Unheils erwägt, das sich auf diese Weise nicht nur über das einzelne

Individuum, sondern über die Gesamtheit schüttet, der wird sich zu dem Bekenntnis entschließen müssen, daß hier soziale Fürsorge mehr als anderswo nettut. Staat, Kommune und Gesellschaft widmen neuerdings der Jugendfürsorge ein besonderes Interesse. Insofern, als sie jugendliche Verbrecher der Gesellschaft zurückzugewinnen suchen. Sie werden nicht minder die Pflicht haben, Maßnahmen zu treffen, welche gewährleisten, daß die Jugendlichen nicht erst Verbrecher werden oder sonst der Gesellschaft verloren gehen. Dazu aber wird wesentlich gehören, daß man die große Anzahl der Uegetlmen Kinder, die heute in den kulturell niedrigst stehenden Schichten vater- und mutterlos und darum ohne Liebe aufwachsen, diesen Schichten, in denen sie von früh auf Trunksucht, Prostitution und andere Laster zu Gesicht bekommen, entzieht. Das wird am besten durch Gründung von Anstalten geschehen, in denen diese Kinder gleichwie in Walsenhäusern mit Sorgfalt und Liebe aufgezogen werden. Eine solche Erziehung wird sie am ehesten vor Verkümmern an Leib und Seele bewahren und bat für die Allgemeinheit nicht nur den Gewinn, daß ihr Feinde der Gesellschaft erspart bleiben, sondern auch den, daß sie sich nützliche Mitglieder heranzieht. Nützlich vielleicht um so mehr, als von Individuen, die einem sozial ungleichartigen Elternpaar entstammen, ein besonderes Maß von Intelligenz und Schaffenskraft zu erwarten steht, ein Gesichtspunkt, der für die Zwecke der Kolonial- und Siedlungspolitik vielleicht nicht außer acht gelassen werden darf.

Ob sich der Kinderschutz hiermit begnügen darf, ist eine weitere Frage. Ein großer Teil der unehelich geborenen Kinder geht zugrunde, weil sie nicht



## MORGEN.

lebensfähig geboren werden oder naeh der Geburt der natürlichen Pflege der Mutter entbehren. DU Kindersterblichkeit bt In Deutschland mit am größten anter den Staaten Europas. Sie beträgt etwa 21—22 Prozent, woiu die Säuglingssterblichkeit unter den unehelich geborenen Kindern wesentlich beiträgt Diese aber hangt zusammen mit den ungünstigen Lebensbedingungen, unter denen das uneheliche Kind zur Welt kommt Die Entbehrung und der Mangel an Schonung, denen die Mutter vor der Geburt des Kindes ausgesetzt ist, Ihre Vernachlässigung während der Rekonvaleszenz Oben naturgemäß Rückschläge auf das Kind. Darum gehört zum Kindeseshutz auch der Mutterschutz.

Man sucht letztere mit der Einrichtung von Mutterschaftsversicherungen anzubahnen, durch welche nicht nur den ledigen Müttern, sondern auch den verheirateten Frauen die erforderliehen Mittel zur Pflege und Schonung vor und naeh der Geburt des Kindes nach Art der Krankenkassenunterstützungen bereitgestellt werden sollen. Ob diese Versicherung, die z. B. die bayerische Regierung bei einer Kammerdebatte am 6. Dezember 1907 als sehr wünschenswert bezeichnet hat, Aussieht auf Verwirklichung hat, Ist fraglich. Da In der Petitionskommission des Reichstages Im Juni 1907 der Vertreter der Reichsregierung erklärte, daß eine solche Versicherung eine Jährliche Mehrausgabe von etwa 27C Millionen Mark verursachen wurde, so ist an ihre Verwirklichung vorläufig kaum zu denken. Aber schon durch einen schrittweisen Ausbau der Krankenversicherung läßt sich In dieser Beziehung mancherlei erreichen. Vielleicht auch, wie z. B. In Italien versucht wird, durch ein kombiniertes System, bei dem die erforderlichen Gelder sieh aus freiwilligen Beiträgen der Versicherten einerseits und aus staatlichen, kommunalen und privaten Zuschüssen andererseits zusammensetzen.

In Jedem Falle hat der Staat ein Interesse daran, sich ein Geschlecht, gesund an Leib und Seele, heranzuziehen, und in keinem Falle darf er, mag er Jetzt auch einen Überschuß an Menschen haben, einen Teil der Bevölkerung nutzlos untergehen lassen. \r. Der unmögliche Krieg.

Von v. I,

Vernunftgemäß bt anzunehmen, daß ein Staat nur dann an das polltische und wirtschaftliche Wagnis eines Krieges geht, wenn wenigstens die Möglichkeit besteht, die mit Recht oder Unrecht gestellte Forderung, das Bei der Gewaltaktion durchzusetzen. Wie aber will Serbien gegen Österreich-Ungarn dieser elementaren Bedingung genfigen? Serbien widersetzt sich der vollzogenen Einverleibung von zwei ehemals türkischen Provinzen in Österreich-Ungarn. Fordert einen Teil dieser Gebiete, well es einen freien Weg zum Meer wünscht und verlangt die Autonomie dieser Provinzen, weil deren Bewohner

zum Teile serbischer Nationalität sind.

Insolange Irgendeine Aussicht für Serbien bestand, daß eine oder mehrere der Großmächte sich aktiv auf seine Seite, und gegen die Annekstellen wurden, war die Herausforderung noch zur Hand haltbar. Wenn Große in Streit geraten, kann Immerhin für Kleine etwas abfallen. Aber heute weiß Serbien vom König herunter bis zum letzten Straßenjungen, daß kein russischer Soldat und kein englischer Schilling für die Sache eines Friedensstörers am Balkan mobil zu machen. Man müßte allgemeine Hirnparalyse in Belgrad voraussetzen, wollte man den Serben zumuten, ernstlich zu hoffen, mit ihrer Armee Österreich-Ungarn zu bezwingen. Das Ziel des Krieges ist also unter keiner wie immer gearteten Möglichkeit zu erreichen. Wenn serbische Invasionen in Bosnien auch mit Teilerfolgen durchführbar erscheinen, würde doch die serbische Armee im Handumdrehen ihre strategische Basis verlieren, indem österreichische Truppen Donau und Save überschreiten. Unter solchen Umständen erscheint es geradezu ehrenrührig gegen die sonst anerkannten militärischen Qualitäten des serbischen Kriegsministers General Zivkovic, diesem zuzuschreiben, den Krieg des „Isolierten“ Serbiens um jeden Preis zu wollen. Ich glaube vielmehr, daß der ehrenwerte General die fürchterlichen Lücken in Ausrüstung, Organisation, Vorräten der serbischen Armee geschickt durch die Kriegsstimmung auszufüllen versucht. Nur das Fieber der drohenden



Rundschau.

337

Kriegt« kann Ihm zu den Krediten verhelfen, deren die vernachlässigte und weit hinter d  
Krieg

kann kein vernünftiger Serbe denken.

Und somit erklärt sich aneh die „Wurstigkeit“  
der Wiener Regierung gegenüber den serbischen  
Rüstungen und Provokationen.

Man glaubt eben in Österreich, daß es nicht  
zum Schlagen kommen kann . . .

Der Karneval

als bayrisches Reservatrecht.

Von Oberbayern.

Der norddeutsche liebt den Süddeutschen, in-  
sonderheit den Münchner. Allein diese Liebe ist  
eine unglückliche, denn sie wird nicht erwidert Die  
Folgen sind schreckliche. Ich wage zu behaupten,  
ebensol wie Politik den Cha-  
! beiderseits. Bei den Nord-  
deutschen monströsen Paarung  
von Verstimmung und Groll mit exzentrischen Liebes-  
torheiten: Was sich diese bayrischen Dickschädel  
wohl einbilden, sie sollten (roh sein, daß wir um ihre  
Gunst werben. Doch wir wollen nun mal durchaus  
bayerisch-selig werden, und wenn sie uns nicht  
mögen, so müssen wir eben zu Surrogaten greifen ..  
Geburt der Alpenballe.

Die an der Isar aber sahen's erst mit Staunen,  
dann wurde ein dummer Stolz daraus und heute  
viele ganz ernsthaft, nur die  
sind eine gut deutsche und  
nur in München verstelle man, aus all den feinen  
Dingen der\* Lebens eine Kultur harmonischer Da-  
seinsfreude zu bereiten. Das ist sehr schade. Das  
Unbewußt-Selbstverständliche wird auf diese Weise  
zum Bewußt-AbsichtUehen; die naive Heiterkeit des  
Genlebens wird von der Empfindung infiziert, daß  
es so etwas wie eine nationale Pflicht des Bayern sei,  
Fahnen hochzuhalten, die mit fröhlichen Welschelten  
als Bannersprüchen geziert sind. Jüngst könnt' ich  
Karneval beobachten. Der

deshalb, weil er zu einem Programmpunkt der bay-  
rischen Volkspolitik geworden ist Der Karneval  
wird in der Tat als eine Art bayrischen Reservat-  
rechts betrachtet auf das man stolz ist doppelt stolz,  
weil ihm preußisch-deutsche Machtgelüste nichts an-  
haben können. Das betont man, das unterstreicht  
man dort, und der Norddeutsche bekommt's bei jeder  
Gelegenheit zu hören. Würde er den Süddeutschen  
(insonderheit den Münchner) nicht so grenzenlos  
lieben, so hätte er alle Ursache, darüber schadenfroh  
zu lachen, so aber muß er sich wehmütig sagen,  
daß gerade hierdurch die Gefahr eines allerletzten  
Aschermittwochs für den Münchner Fasching her-  
aufbeschworen wird. Wenn der Besuch von Bai-  
eres und Redouten demonstrative Bedeutung ge-  
winnt dann werden die Jungbrunnen, aus denen jetzt  
so köstliches Leben sprudelt bald versiegen. Wenn

sich In das narrische Treiben „Überzeugungen“ einschleichen, wird es sicher bald langweilig werden und wenn man in aller Früh seine Weißwurst' nicht mehr bloß mit guter Laune und gutem Appetit zu verzehren haben wird, sondern im Bewußtsein, sich damit der bayrischen Kultur nützlich zu erweisen, dann werden sie in Kürze vllt von ihrer Bekömmlichkeit verlieren.

die Jubel- und

Jahres als „quinta <

Die Woche der Messerstecher.

Von Jab.

Ein Besessener führte In Wonneshauern den ersten Messerstoß. Einer, in dessen Leib die Triebe der Arterhaltung sich unwiderstehlich in Zuckungen blutdürstiger Wut verwandelt haben. Da alle sexuellen Dunkelheiten durch seltsame Berührungen zusammenhängen, bringt die Erschütterung eines der rätselhaften Fäden Immer gleich das ganze Gewebe In Unruhe. Und so sprang das Fieber schnell in andere Seelen, in denen gleiche Gelüste lauerten, hinüber.

Wieviele Kranke mag eine Stadt, in der drei Millionen Menschen durcheinander wimmeln, beherbergen! Heuchlerisch wußten sie ihre wilden Impulse zu verheimlichen. Jetzt, In den Tagen der allgemeinen Erregung brechen sie hervor. Bald schleicht hinter dem ersten Wahnsinnigen ein zweiter und dritter einher, und die Apachen, die aueh sonst gern, um sich ein kleines Vergnügen zu gönnen, einem Ahnungslosen auf einsamer Straße



## MORGEN.

ihr Messer zwischen die Rippen treiben, werden aal einmal zu frecheren Versuchen ermutigt. Die psychische Ansteckung flackert weiter. Schon meldet sieh aus dem Polizeiamt das Schulmädchen, das seine Kleider selbst mit ungleichmäßigen Schnitten zerrissen hat und vorlügt, sie sei überfallen worden. Eine solche geistige Pest ist für die Großstadt eine der tückischsten Gefahren. Wo immer sie wütet, in London, Paris oder Berlin, jedesmal sind die Behörden ohnmächtig gegen sie. Darein will man in Deutschland, wo man von der Polizei alles und von der Selbsthilfe nichts erwartet, sich nicht finden. Man bedenke, welche Schwierigkeiten schon das Abfassen von Taschendieben bietet, die sich doch viel umständlicher und länger mit Ihren Opfern abgeben müssen. Und dann gar die Messerstecher, die sich von ungefähr herandrängen, zu einem einzigen Hieb ausholen und unter dem Schutz der Verwirrung verschwinden. Man kann nicht tausend Straßen und die Treppen aller Häuser mit Wächtern besetzen. Immer wird es schlecht beleuchtete Winkel, unbelebte, nicht beobachtete Strecken geben. Die Raubtiere selbst aber passen mit geschärften Sinnen auf. Sie sind immer im Vorteil, denn sie sind auf alle Möglichkeiten gefaßt, irdische die angegriffene Frau vom Schrecken so überrumpelt wird, daß sie oft selbst zu schreien vergißt. Das ist das Furchtbarste aus diesem Grauen, daß es fast nie und nirgendwo zu packen ist. Auch die Moabiter Brandstifter sind unentdeckt geblieben. So geheimnisvoll wie die Untaten aufflackern, erlöschen sie auch. Wir können von Glück sagen, wenn wir von dem Entsetzlichen diesmal schnell erlöst werden.

Eins hat sich wieder bestätigt. Die Gefahr wächst mit der Neugier, die sie umflutet, sie schrumpft zusammen, wenn die Sensation ihr untreu wird. Will man aus dieser Erfahrung noch immer nichts lernen? Diesmal haben die Messerstechereien von dem Tage an sich vermindert, an dem alle Zeitungen — geschah es auf einen Wink der Polizei? — nur mit wenigen Worten von den letzten Überfällen sprachen. Es wäre unsinnig, zu verlangen, daß die Blätter solche Ungeheuerlichkeiten totschwelgen. Dann bliebe das Publikum ungewarnt. Aber war es nötig, mit so widerlichem, epischem Behagen die ganze Vor- und Nachgeschichte jeder Verwundung zu erzählen, jedes stammelnde Wort der zu Tod« erschrockenen Dienstmädchen den Zeitgenossen beim Frühstück und beim Abendbrot zu wiederholen, das kitzelnde Gruseln und die Angst taglich neu aufzureizen und so die überhitzte Atmosphäre erst zu schaffen, in der die Instinkt« am leichtesten sich entzügen?

Der erste Ursprung der letzten Greuel war sadistische Gier. Es ist der schnellste und feigste

Lustmord, der sich in einem einzigen Messerhieb zusammenkrampft und dann spurlos im Menschen-  
gedränge untertaucht Daß er meist nicht ge-  
lingt, ist sicher nicht der Wunsch des Mord-  
lustigen. Das Zusammenschauern und Zucken  
des getroffenen Weibes kann der Messersteeher  
nicht genießen. Er maß gleich fliehen. Diese  
Weide verschaffen ihm erst die Zeitungen, die  
ihm die Wirkung seiner Tat liebevoll beschreiben,  
Ihm keine Gebärde, keinen Schmerzenslaut seines  
Opfers vorenthalten.

Auch jene, die stumpfsinniger Nachäffungs-  
trieb bewegt oder die herostratsch« Lust beseelt,  
die Verrufenheit, den Zeitungsruhm eines Tages  
ganz auszukosten — aus dem Dunkel ihres Nichts  
wollen sie plötzlich herausgehoben und der Popanz  
von Hunderttausenden werden. — Wie enttäuscht  
wären sie, fänden sie am nächsten Morgen an  
Stelle eines vielstrophigen Heldengedichts nur die  
Worte: „In der . . . Straße ist wieder ein in-  
famer Überfall versucht worden. Man nehme  
sich vor dem Irrsinnigen in acht.“ Wir haben  
in Berlin zwei Blätter, die in einer Auflage von  
mehr als einer halben Million in den niederen  
Volkskreisen verbreitet sind. Hätten diese Blätter  
von Anfang an darauf verzichtet, jede neue  
Fleischwunde In einer langen Sehauerballade zu  
verherrlichen, dann wäre die Seuche vielleicht nie  
so böse ausgeartet.

Neue Sage von Tristan.

Von Felix Braun.

Man könnte sagen: Das Vorspiel zu dem Buche  
„Isolde Weißhand“ von Emil Lucka (Berlin, S.  
Fischer Verlag) seien die ersten zwei Akte von  
Wagners „Tristan und Isolde“ und sein Ton — oder  
seine Seele — sei nichts anderes als die traurige



Rundschau.

WeUe aus der Schalmei des Hirten. Tristan hat Abschied genommen und zieht In fremdes Land, traumhaft, wie ohne Sinne, schattenhaft-leise. Das ist Ja des Leides Zeichen: das Langsame und Leise, und auch dies: daß alles Begegnende wie nun Schatten verwandelt scheint Selbst die beiden, denen es zufiel, „Tristan von seinem Schmerz fortblieken und etwas anderes sehen zu lassen, das nicht sein Schmerz war“: der alte Spielmann Riolt und Imbrek, der Schmied, der seine Rosse beschlug —: was waren sie Ihm mehr als bewegte Schatten?

Wie dieses Thema des Leisen fortklingt, bis zu dem Abend Im Schnee, an dem Tristan ganz nahe bt, dort hinüberzuschwinden, wo die Stille vertieft Ist und nicht klingt; wie er durch soln kluges Pferd Blgrat vor dem Fuchs gerettet wird; wie Ihn zwei Dienstmannen des Königs von Karke finden und des Königs Toohter, Isolde mit den weiften Händen, In die Hütte kommt, die den Fiebernden birgt; wie sie Ihn Ins Schloß bringen läßt, um ihn zu hellen —: dies alles Ist erzählt wie In einer fernen, mit den feierlichen Gefühlen des verschollenen Wunderbaren ans Herz rührenden Sage.

Man ahnt, was Jetzt geschehen muß, und wer sich des Meisters Gottfried von Straßburg entsinnt, weiß es wohl auch: daß die zweite Isolde den fremden Ritter lieben wird, solange über Ihre Hoffnung hinaus, bis er, der Müdigkeit müde, der ersten vergißt und des Liedes und des Gartens, den Ihr Liebesabschied Immerblühend verzauberte. Aber dies Ist das Schöne an der neuen Sage: daß zwischen dem Leid und der fremden Liebe ein Göttliches und die Nähe des Todes Ist Der Knabe Percival mit den goldenen Augen schreitet den Eschenstab schwingend, durch das Land dieser Schicksale. Er hat den Jungen Kaherdln, Isoldes Bruder, erschlagen, Tristan tritt ihm entgegen, doch vor dem Anblick des Wehrlosen erfaßt Ihn Furcht und treibt Ihn in Flucht. (So floh Hektor vor Achilles.) Da rettet ihn, der dem Tode verfallen scheint, IsoldeWeißhand. Und noch einmal stehen sich Tristan und Percival gegenüber: nachts, an der Bahre Kaherdins, Im Gespräch um große und dunkle Dinge, an denen der Knabe ungebeugt reift und die den Trauernden tiefer beugen. So findet ihn Isolde und was Ihre Heilung und alles Belebende nicht vermochte - -: Im Angesichte des Todes entzündet sich die neue, vom Schicksal gehaßte und doch geforderte Liebe mit den unreinen Schatten des Verrates.

Wie dann das Buch ausgeht: mit dem Tod der Königin des Nordens, die mit dem welkenden Garten abstirbt, und der großen Vision, die das „steuerlose Schiff langsam in den Winternebel in das riesige Zackentor fahren“ schaut, „das rot und unbeweglich über der Nacht des Nordmeeres steht“, — das Ist Mythos. Wer in sich die Kräfte fühlt, einen Herbst oder Frühling in Schicksal aufzulösen oder aufgelöst zu begreifen, wird In diesen Gestalten — inkarnierten Symbolen der ewigen Gefühle:

der Liebe, der Sehnsucht und des Leids eine Tragik spüren, die ihm nahe ist, die er erlitten oder geahnt hat. Wer nur liest um Stunden zu füllen, den mögen die Mängel des Romans: sein zu langsames Tempo, seine geringe Spannung, sein Streichen des Typischen. In manchen Figuren vielleicht nicht zu reinem Genuß gelangen lassen, aber, den Rat befolgend, die einzelnen wundervoll abgeschlossenen Kapitel mit aller Intensität des Lesens in sich aufzunehmen, wird er dem, der ihn zu dloser neuen Sage geführt hat, doch auch dankbar sein.

Neue Bücher.

Der Redaktion sind folgende Bücher zugesandt worden:

Landgerichtsrai Dr. J. K. Julius F r I e d r I c h.

Kolonialpolitik als Wissenschaft. Berlin und Leipzig 1909. Dr. Walther Rothschild. Preis

M. 1,—.

Adolf Stein, Wilhelm II. 1.—5. Tausend.

Leipzig. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung.

(Theodor Welcher.)

R. Cbarmatz. Österreichs Innere Geschichte von 1848- 1907. i. Die Vorherrschaft der

Deutschen. Leipzig. Verlag B. G. Teubner.

Dr. S t e r - S o m m e r. Der Staat als Kunstwerk und die Wirklichkeit. Leipzig. Verlag Deutsche

Zukunft, G. m. b. H. Preis M. ,40.

Konrad Fischer. Ein offenes Wort aus

Deutsch-Südwest Der Wannbader Distrikt.

Die brennendsten wirtschaftlichen und poli-



## MORDEN.

tischen Fragen des Südens unseres Schutzge-  
Metes. Leipzig. Verlas; Deutsche Zukunft,  
O. m. b. H. Preis geb. M. —,80.

Dr. Theobald Fischer. Mittelmeerbilder.

Gesammelte Abhandlungen zur Kunde der  
Mittelmeerländer. Leipzig-Berlin. Verlag B. O.  
Teubner. Preis geh. M. 12,—, geb. M. 14,—.

Dr. C. M e n c k e. Die Oesehaftsmethoden der  
Standard 011 Cy. Berlin W. Verlag für Fach-  
literatur, G. m. b. H.

Gustav von Schubert, Kgl. Sieks. General-  
leutnant Lebenserinnerungen von Geh. Kir-  
chenrat Dr. Hans von Schubert. Stuttgart u.  
Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt.

Dr. Johannes Obst. Politisches Handbuch  
für Jeden Deutschen. Berlin. L. Oehmlgke's  
Verlag (R. Appellus). Preis geb. M. 1,—.

Felrefiss. Der neue Kurs und der Zusammen-  
bruch der deutschen Politik. Leipzig. Verlag  
Deutsche Zukunft, G. m. b. H. Preis  
M. —.80.

Franz Biet Die Puderquaste. Bin Damen-  
brevier. Aus den Papieren des Prinzen Hippolyt  
München. Verlag Hans von Weber. Preis  
geh. M. 4,60, geb. M. 6,40.

Maurlee Renard. Der Doktor Lenne. Bin  
Schauerroman. Deutseh von Heinrieh Lauten-  
sack. München. Verlag Hans von Weber.  
Preis geh. M. 4,60, geb. M. 6,60.

Rainer Maria Rilke. Geschichten vom  
lieben Gott Leipzig. Insel-Verlag. Preis geh.  
M. 8,—, Leinen M. 4,—.

B a 1 z a e 's Menschliche Komödie. 3. Band:  
Eugen le Grandet Der Ehe vertrag. Obersetzt  
von Gisela Etzel. Leipzig. Insel-Verlag. Preis  
geh. M. 4,—, Leinen M. 5,—.

E d m o n d und Jules de Goneourt Die  
Kunst des achtzehnten Jahrhunderts. Ober-  
setzung des ersten und fünften Abschnittes von  
Maria Edecke, des zweiten, dritten, vierten und  
sechsten Abschnittes von Paul Prtna. Leipzig.  
Verlag Julius Zeitler.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Alle Manuskript- und Büchersendungen

an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33.

Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 88;  
für Österreich-Ungarn: Dr. Felix Braun In Wien. — Expedition für Österreich - Ungarn bei  
Hermann Goldschmledt Wien I, Wollzelle 11. — Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue,  
Berlln-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76. — Druck von G. Bernstein, Berlin SW. 68, Zimmerstr. 94.

Am Nordpol

wie in der Wüste Sahara mündet zu jeder Zeit gleich  
vorzüglich die Qualitäts-Cigarette .Salem Aleikum\*. Mild,  
naturell-aromatisch. :: Keine Ausstattung, nur Qualität.

Nr. 3 4 5 6 8 10

Preis: |

31/, 4 5 6 8 10 Pfg. das Stück.

10. HEFT.

4. MAERZ.

1909

Die elsässische Frage.

Eine Schlußbetrachtung.

Von

Otto F I a k e.

L

Die Droschkenkutscher in Strasburg würden demnächst schon die elsässische „Frage“ untereinander ausfechten, meinte neulich ein Kritiker eines meiner Beiträge zur elsässischen Literatur: offenbar war es ihm der Aufsätze, Vorträge und Broschüren zu diesem Thema ein wenig zu viel geworden.

Aber es hat sich — und das ist nicht uninteressant — gezeigt, daß solche theoretische Behandlung eines Problems nicht immer nutzlos zu sein braucht, die elsässische Frage wenigstens ist durch sie erstens definitiv, zweitens in ihrem augenblicklichen Entwicklungsstadium festgehalten und drittens sogar der endgültigen (und endlichen!) Lösung nahegerückt worden. Ja, es darf sogar die Behauptung gewagt werden, daß sie im Grunde schon gelöst ist, dadurch, daß die beiden Gegner der Auffassung, die Elsässer und die Deutschen, den entschiedenen Weg zur Versöhnung einzuschlagen beginnen, der auf beiden Seiten eine außerordentliche Einlenkung bedeutet, am stärksten auf deutscher Seite, von beiden gleich ehrlich. Wie einfach sind im Grunde alle Fragen des Lebens und wie schwer der Weg zu dieser Klarheit!

Die altdeutschen Beurteiler haben mehr als fünfunddreißig Jahre dazu gebraucht.

Es gab für sie keine Frage, deren Anerkennung immer das Verständnis für die Selbst-

BOI. 1908. Heft 1«. 2li



ständigkeit des Gegners bedeutet. Im Elsässer aber sah man nichts Eigenartiges, keinen Menschen von anderen Voraussetzungen, Neigungen und Zielen, sondern — ja, was sollte man in ihm eigentlich sehen? Etwas wie ein Rätsel, einen Querkopf, einen verstockten Protestler, der wider bessere Erkenntnis den Übertritt zum neuen Dogma verweigerte. Und der doch zuletzt des gleichen alten Glaubens, oder (um nicht den Irrtum aufkommen zu lassen, das sei eine religiöse Anspielung) der des gleichen alten Blutes, der gleichen deutschen Abstammung war. Der Elsässer war doch in der Tat nur mit den früheren Brüdern wiedervereinigt worden; er mußte also die Befreier mit offenen Armen begrüßen; daß er es nicht tat, darüber waren die Herren am Stammtisch sämtlich einig, war nur aus — freilich echt alemannischem — Trotz erklärlich. Auch heute meinen das die Stammtische immer noch, indessen ein paar offene Köpfe, die ins Leben geblickt und lange genug im Lande gelebt hatten, um mit eigenen Augen sehen zu lernen, den Trugschluß in jener anscheinend so logischen Überlegung „von welschem Höllenjoche deutschen Blutes“ erkannten und eingestanden.

Die ursprüngliche Stammverwandtschaft mit dem Deutschland rechts des Rheines ist nicht zu leugnen (das wäre Wahnsinn), aber an sich bedeutet sie noch nicht zu viel. Es passiert auch im Familienleben, daß ein Glied sich in entscheidenden Jahren loslöst, seine eigenen Wege geht, die bestimmenden Abenteuer seines Blutes erlebt und eines Tages dann mit den alten Angehörigen nur zusammentrifft, um die völlige Entfremdung festzustellen. Auch die Schweiz und die Niederlande haben sich dem Reich entfremdet und sind eigene Wege gegangen; früher als das Elsaß; aber auch damals, als dieses, von der unter sich so uneinigen Familie schlecht behütet, die französische Zwangsadoption noch als die endliche Gewähr der so notwendigen ruhigen Entwicklung begrüßen mußte, handelte es sich um entscheidende Jahre.

Europa war gerade im Begriff, sich endgültig zu nationalen Staaten zusammenzuschließen oder, wenn man will, zu trennen, und diese Staaten wiederum, geschlossene Kulturen auszubilden, d. h. jene spezifische Eigenart, die sämtliche Betätigungen eines Volkes, vom Essen und Trinken angefangen, bestimmt: Geselligkeit, Stellung zum Nächsten, Schwere oder Leichtigkeit des Blutes, die Auffassung des alltäglichen Lebens gehören dazu so gut wie die höchsten Ideen, Moral und Kunst. Solange ein Volk diesen Grad noch nicht erreicht hat, ist es noch keine Nation, kein Volk im tieferen Sinne; solange also gibt es auch kein Merkmal der Zugehörigkeit zu ihm. Man beachte nur, daß das Elsaß vom Reich getrennt wurde, bevor sich der Begriff einer deutschen Kultur, den wir ja erst hundert Jahre später entstehen sehen, verdichtete. Das ausgehende Mittelalter, d. h. eine Zeit, in der das Elsaß rein deutsch gewesen war, hatte zwar die ersten Grundlagen einer nationalen Kultur gezeitigt, aber dieser Prozeß wurde bei uns seit und infolge der Glaubensspaltung abgebrochen.

Frankreich dagegen gelang zur Zeit der Angliederung des Elsasses eine Aufgabe, die seit Beginn der Geschichte erst einmal dem Hellenismus gelungen war: eben jene

durchgehende Kontrolle aller natürlichen Zustände durch ein von Menschen erfundenes Prinzip, das wir Kultur nennen, der einheitliche Geist, der begrenzt ist, aber eben in dieser Begrenzung seine Voraussetzung hat. Auch die höfische Kultur Frankreichs war einseitig, aber sie war geschlossen, zu Ende gedacht, radikal und bedeutete die weiteste Entfernung des Menschen von der trivialen Barbarei, also einen Sieg der zielbewußten Idee. Dasselbe Frankreich aber war glücklich genug beanlagt, diese Kultur in dem Augenblick, als sie nichts mehr zu verwirklichen hatte, fallen zu lassen und, aus ihr nur eines für immer mit sich nehmend, die geschmackvolle Höflichkeit im Verkehr unter Menschen, mit fröhlichem Selbstvertrauens an eine den neuen Verhältnissen angepaßte Umwandlung heranzugehen: die Revolution wurde römisch antik, das 19. Jahrhundert aber modern; Frankreich bildete zuerst den Begriff der reichen Bourgeoisie aus, die zuerst liberal, dann demokratisch war, immer jeder Nuance des Zeitgeistes angepaßt. (Die gleiche Fähigkeit bewies der französische Geist in der modernen Kunst, im Roman und in der Malerei.)

An ein solch kulturfähiges Land nun wurde das Elsaß angegliedert. Bis zur Revolution war im Grunde Jedoch bei den großen Massen wenig von der Einwirkung des neuen Geistes zu spüren; dazu lag die Provinz zu weit von dem Sitz dieser zentralisierten Kultur entfernt. Die Verschmelzung vollzog sich in der Revolution, die in den Provinzen nicht viel weniger mit Leib und Seele ausgefochten wurde, als in Paris, und die im Elsaß eines bewirkte: das völlige, aber auch völlige Vergessen der Vergangenheit und das Gefühl, mit einer Nation, einem größeren „Ganzen“ gemeinsam eine der ungewöhnlichsten, folgenreichsten Epochen, eben ein Stück Weltgeschichte erlebt zu haben. Große Erlebnisse verbinden. Aus dieser Zeit rührt die auffällige Tatsache her, daß die Elsässer ihre eigene Geschichte nicht mehr kennen, daß Ihnen — von dem Häufchen Protestanten abgesehen — Reformation und Humanismus keine lebende Vergangenheit bedeuten, daß Geiler, Sebastian Brant, Jakob Sturm kaum mehr als Namen sind; dagegen bedenke man, wie die Landsknechtszeit, Götz, Till Eulenspiegel, der Doktor Faust von der Phantasie des deutschen Volkes Besitz ergriffen haben.

Die erste Phantasiebildung aber seit der Okkupation vollzog sich in der elsässischen Seele — und das heißt weiter nichts, als daß diese sich zur Befruchtung öffnete — unter dem Kanonendonner der Napoleonischen Schlachten, den Adlern seiner jungen Kohorten, dem triumphierenden Anbrausen der Marseillaise. Der (altdeutsche) Schriftsteller Karl Gruner hat diesen bestimmenden Einfluß der Napoleonischen Ära erkannt und in seinem Instruktiven Sammelband\*) ausgezeichnet dargestellt: „Der anfangs uferlosen enthusiastischen Volksstimmung schafft das Kaisertum eine organische Vorstellungswelt, halb Realität, halb Symbol und Legende, aber eben durchaus militärischen Gepräges: die Welt der nationalen Gloire. Diese ersetzt und beseitigt endlich die mittelalterlich-elsässische Gedankenwelt. Nach anderthalb Jahr-

Karl OnMr: „ZdtftnftwIHIM Dichtonj Im BbaB“. Strasburg, Ludolf Beut, 1(06.

2t.\*



## MORGEN.

hundertten verwischter Individualität spielt der Stamm, und zwar durch eine persönlichste Stammestugend wieder in der Staatengeschichte mit. Das wirkt wie nationale Neugeburt. . . Man war nationalfranzösisch geworden, als die Befreiungskriege einsetzten. Damals eröffnete sich den Elsässern das Verständnis für die französische „Gloire“, die man meiner Ansicht nach bei uns nicht ernst, geradezu nicht tief genug nimmt — man muß dichterisch empfänglich sein, um sich zu Friedenszeiten Ihr Wesen aus Andeutungen rekonstruieren zu können. Die Deutschen glaubten gerade diesem Gegner die Herzen streitig machen zu können und, selber Sieger in einem beispiellos prägnant geführten Feldzug und Inhaber des gewaltigsten stehenden Heeres, ruhig an eben die tiefeingesessene Kriegsfreude der Alemannen appellieren zu dürfen. Aber die deutsche Armee kennt nicht, was dem Gloirebegriff der französischen entspräche. Der Deutsche ist gern Soldat, aber er vergißt gleichwohl nie die Vorstellung der Pflicht, die sein germanisches Wesen zwar völlig durchdringt, aber auch alles, was spontan heißt, gleichsam lähmt.

Wohlverstanden soll damit nur die Tatsache umschrieben werden, daß es dem Deutschen, auch in seinem Soldatenleben, nicht gegeben ist, einen freimütig-zwanglosen Geist der Allgemeinheit hervorzurufen, derart, daß auch der Geringste sich als notwendiges Glied des Ganzen fühlt, von dem er auch Anerkennung erwarten darf. Die Herzen werden selten entflammt, der Rausch, die Legende reißt sie nicht mit, es sind eben Germanen, die Ihr Heer auf dem etwas starren Treuverhältnis der Geführten zu den Führern aufbauen. Es gibt keinen charakteristischeren Unterschied, als den zwischen dem deutschen Untertanen und dem elsässischen. Jener fühlt sich vor allem als Stütze von Thron und Altar, immer noch zum absoluten Gehorsam bereit, wie er ja oft genug als (selbstverständliches) Mitglied seines Kriegervereins das Strammstehen weiter übt — dieser lebt, jedem Abstraktum fern, mit seiner Erinnerung in den Zeiten, in denen er jung und „hitzig“ war, so wie alte Leute in ihrer Vergangenheit leben: mit dem Herzen und dem ein wenig wehmütigen Verständnis menschlicher Dinge. Sie sterben freilich aus, die alten Soldaten, die in der Mittagssonne auf dem Kleberplatz in Straßburg sitzend, an die Kriegsabenteuer des dritten Napoleon zurückdenken, dessen Käppi und Knebelbart den Kopf ihrer Pfeife verzieren. Die Gloire, das ist das lyrische Verhältnis, das der einzelne seiner verschwindenden Unbedeutendheit zum Trotz zu den Angelegenheiten der großen Welt hat, die deutsche Mannhaftigkeit ist, selbst wenn sie nicht nur das Draufloshauen der Urahnen bedeutet, das Verhältnis des einzelnen zu einer sittlichen Idee (Befreiungskriege!). Die Lyrik, die Romantik aber werben, die Sittlichkeit bleibt immer auf den Kreis ihrer Angehörigen beschränkt, sie muß sich zu gewöhnlichen Zeiten bescheiden.

Auch die Demokratisierung der französischen Armee hängt von dem Gloirebegriff ab, wie dieser von ihr, und die alemannischen Herzen flogen ihr nicht zum wenigsten darum zu, weil es Söhne des Volkes waren, die als Marschälle und Generäle den Ruhm des

Die elsässische Frage.

345

elsässischen Namens an die Trikolore hefteten; man glaube nicht, daß heute die breiteren Schichten des elsässischen Volkes es vergessen haben, daß seine Söhne es im deutschen Heere in namenlosen Feldwebeln bringen, während ihnen drüben die Republik, weniger aus theoretischem Fortschritt, als aus wärmerer Anerkennung der Menschenrechte die ganze Laufbahn öffnet.

Das Resultat der revolutionären und der napoleonischen Ära war die Bereitwilligkeit des Elsässers, auch da Franzose zu werden, wo er es noch nicht war, im Äußern, in der Sprache, im Benehmen, im Geschmack, kurz in dem, was wir zusammenfassend den Lebensstil nennen können, die Gemeinschaft der ästhetischen und sozialen Anschauungen. Was Frankreich hier zu bieten hatte, weil es durch eine zu Ende gedachte Kultur hindurchgegangen war, haben wir gesehen. Die Führung bei dieser Gallisierung übernehmen die oberen Schichten des elsässischen Volkes, die nun, mit Beginn des neuen industriellen Zeitalters, sich analog zu der Bourgeoisie des französischen Bürgerkönigtums zu bilden begannen. Das an natürlichen Schätzen und Hilfsmitteln reiche Elsaß war einer der frühesten Sitze des modernen Gewerbefleißes, dessen Fabriken in seinen Tälern Wasserkräfte, bequeme Beförderungswege und billige Arbeitshände fanden.

Diese oberen Schichten, die Fabrikanten, Richter, Deputierten, Notare, Ärzte gingen also restlos zum französischen Lebensstile über. In ihm fand ihr von dem wachsenden Reichtum erzeugtes Bedürfnis nach einer kultivierteren Lebensweise seine Erfüllung. Von einer gewissen sozialen Stufe an legt überall das Volk seine wohl von den Vätern ererbte, aber immer auch derbere Sprache ab, indem es zu einer Redeweise greift, der man gern das Präfix hoch voransetzt. Auch bei uns sprechen die gebildeten Stände keinen Dialekt, sondern „Hochdeutsch“, wenigstens ausnahmslos dann, wenn sie sich feiner, gemessener ausdrücken, d. h. benehmen wollen. Das Hochdeutsch des Elsässers aber — dessen Dialekt eben kräftig ist, aber derb klingt — wurde durch die Verkettung der Umstände — Französisch. Das ist kein Paradoxon, sondern reine Wahrheit. Wie sollte der Elsässer auch dazu kommen, Hochdeutsch zum Ideal der feineren Bildung zu machen? Er war ja völlig vom deutschen Leben abgeschnitten, in dem seit etwa 1750, also nach der Loslösung des Elsasses, sich erst eine (hochdeutsche) Kultur der oberen Stände zu bilden begann. Die Erlebnisse des Elsässers waren Revolution, Kaiserreich, Bürgertum, die des Deutschen Friedrich der Große, deutsche Klassik, Jena, Befreiungskriege, deutsche Frage — zwei Welten, von denen keine die andere berührte.

Aber lag darin, daß der französische Lebensstil, der der oberen Schichten wurde, nicht eine Beschränkung? blieb der Kern der Bevölkerung nicht gut deutsch? Auch das ist nur scheinbare Logik, die durch die Erfahrung widerlegt wird. Bei einem weniger demokratisch gerichteten Stamm hätte dieser Gegensatz von oben und unten vielleicht Bedeutung gewinnen können. Nicht im Elsaß. Mit Absicht brauchte ich immer den Ausdruck obere Schichten, um ihren Zusammenhang mit den mittleren und unteren anzudeuten: einen oberen Stand kannte das vom Adel geradezu gänzlich entblößte Elsaß nicht. Der



## MORGEN.

Reichtum bestimmt die Unterschiede, aber er wurde in diesem Lande nie eigentlich zu einem so abstoßenden und zum Idol erhobenen principium divisionis wie anderwärts. Dazu wurzeln hier alle „Stände“ zu gleichmäßig im gemeinsamen Mutterboden, der Scholle im Wortsinn. Keine Familie, die nicht Verwandte im Dorf hätte. Es gibt im Elsaß nicht den Gegensatz von Städtern und Landbewohnern. Jeder steht irgendwie mit einem Fleck des fruchtbaren Landes in der innigsten Beziehung, der des Besitzers und Bebauers. Eine vermögenslose vor allem grundbesitzlose Beamtenschaft wie in Deutschland ist absolut unbekannt: daher sie auch nicht sich von der Allgemeinheit absondern noch sich, Inzucht des Standesbegriffes treibend, durch einen verhängnisvollen Irrtum für etwas Höheres halten kann. Im Elsaß ist das Bauernblut gleichmäßig durch alle Adern verteilt. Daraus ergibt sich aber, daß der französische Lebensstil, der bei den oberen Schichten Erfüllung wurde, bei den mittleren und unteren (im Grunde gibt es keine unteren Schichten, höchstens in den Fabrikorten ein leider wie anderswo auch entcharakterisiertes Proletariat) zum Ideal wurde. D. h. zu einem Teil, wie es für den deutschen Beamten etwa die „Bildung“ seiner Kinder darstellt: zu einem erreichbaren Ziel. Der Drang nach aufwärts, der in jeder Masse sitzt, geht also hier gleichfalls dem französischen Lebensstil entgegen. Daher jene oft verspottete Erscheinung des mittleren Elsässers, der Deutsch und Französisch durcheinander brockt: er wartet nicht, bis er die Berechtigung erhält, sondern er nimmt soviel von ihr vorweg, als er kann. Solche Ideale aber sind außerordentlich zäh, weil sie mit den kräftigsten, eigentlichsten Trieben der menschlichen Kultur verwachsen, mit dem Selbstgefühl und dem Willen zur Entwicklung, weil sie, rein psychologisch betrachtet, eine Besessenheit des sich unzulänglich Fühlenden darstellen.

So standen die Dinge 1870. (Fortsetzung folgt)

Das Problem des Reichtums.\*)

Von

Andrew Carnegie.

II.

Wir wollen nun den Reichtum betrachten, den sich jemand durch geschäftliche Betätigung erwirbt, der nicht zum geringsten Teile das eigene Werk eines einzelnen ist. Nehmen wir einmal an: ein braver Farmer hat fünf Söhne. Der erste geht nach New York und sieht, daß Eisenbahnen nach allen Richtungen des Landes für die Zukunft dieser Weltstadt von höchster Bedeutung sind. Er wirft sich auf dieses Feld und spielt

•) Siehe Hett 9. Jahrgf- 1908.

bald eine wichtige Rolle auf dem Eisenbahnmarkt. In dem Maße, in dem die Bevölkerung des Landes wächst und die von New York in die Millionen geht, rechtfertigen diese Transportwege steigende Kapitalsinvestierungen. Er kalkuliert genau mit diesen Zahlen und stellt fest, daß die Aktienanteile sichere, Dividenden abwerfende Papiere zu werden versprechen, daß vielleicht jetzt schon Überschüsse über die Zinsen des investierten Kapitals erzielt werden, die, wenn sie nicht für notwendige Erweiterungen benötigt werden, als Dividenden ausgezahlt werden und die Aktien auf pari bringen könnten. Er strengt einen Kredit an, nimmt große Summen auf, kauft die niedrig stehenden Aktien und, getragen von einer Hochflut der Prosperität, verursacht durch den intensiven Handelsverkehr einer sich rasch entwickelnden Großstadt, wird er bald vielfacher Millionär, und auch jedes seiner Kinder wird bei seinem Tode Millionär. Bei einer Verschmelzung der verschiedenen kleineren Linien zu einem einzigen Eisenbahnsystem ist Raum gegeben für eine ungeheure Kapitalkonzentration und Gelegenheit für profitable Betätigungen auf verwandten Gebieten — aber all das ist abhängig von einer stetig steigenden Bevölkerung, die eben die höheren Werte schafft. Wenn wir auch dem Begründer dieses Vermögens eine hervorragende Begabung zuschreiben und zugeben müssen, daß er sich um seine Zeit und den Staat hervorragende Verdienste erworben hat, so steht doch ebenso fest, daß letzten Endes die Begründer seines Vermögens die blühenden Gemeinwesen längs der Bahnstrecken sind, zwischen denen die Bahn Handel und Verkehr vermittelt, die die Eisenbahnaktien zu guten Dividendenpapieren gemacht und ihnen einen über die Anlagekosten weit hinausgehenden Wert gegeben haben. An seinem Werke war die Nation ein stiller Teilhaber, der auch zu einem entsprechenden Anteil am Gewinn berechtigt ist.

Den zweiten Sohn verschlug das Schicksal nach Pittsburgh, gerade als man entdeckte, daß einige Kohlenfelder, die um Pittsburgh herum liegen, vorzüglich für den Hochofenbetrieb geeignet seien und daß eine andere leicht zu fördernde Kohlenader ausgezeichnete Schiffskohle liefere. Hochöfen von geringerer Größe waren vorhanden. Alles wies darauf hin, daß hier das zukünftige Zentrum der Eisenproduktion sein werde, wo man billigeren Stahl herstellen würde als an irgendeinem andern Platze der Welt. Die Aufmerksamkeit unseres Farmers lenkte sich naturgemäß auf dieses Gebiet. Er wurde das Werkzeug, der genius loci. Er brauchte seine Geisteskräfte nicht besonders anzustrengen, es lag ja alles in der Luft. Sein Verdienst bestand darin, daß er den unverrückbaren Glauben an die Zukunft dieser Gegend und des Stahls hatte, daß er und seine jungen Gefährten alles, was sie hatten — es war wenig genug — daransetzten, und daß sie vorsichtige Geldgeber dazu bewogen, ihnen größere Summen zur Verfügung zu stellen. Er und seine Partner bauten Hochöfen und Walzwerke, wurden schließlich Besitzer eines großen Konzerns, das jährlich Millionen über Millionen einbrachte. Er sah noch weiter. Er suchte andere Länder auf, studierte die dortigen Verhältnisse und kam zu dem Schlüsse, daß große Vorräte von Rohmaterialien der Schlüssel zu dauernder Prosperität sind. Er



und seine Partner bandelten danach, erwarben eine Reihe von Kohlenfeldern und Engroben und waren so auf viele Jahre hinaus im Besitze all der Rohmaterialien zur Erzeugung von Stahl und Eisen. Ihr Vorgehen war gesund, es war dazu aber kein besonderes Genie erforderlich, nur ein bißchen Intelligenz, Fleiß, Weitblick, Urteil und Augenaufmachen. Sie beschränkten sich nicht auf Kohlen und Eisen allein, sie sahen sich anderen Mineralien ringsum gegenüber, die sie zu wohlfeilen Preisen kauften, nur daß das Kind einen Namen hatte. Aus diesen Mineralien strömten dem Konzern große Gewinne zu — aber diese Mineralien hatten vordem der Allgemeinheit gehört, zu lächerlichen Preisen wurden die Besitztitel erworben. Ihre Spekulation wurde erst durch den Bedarf nach Eisen und Stahl profitabel, durch die wachsende Bevölkerung, die den neuen Kontinent besiedelte. Ohne volkreiche Städte und Dörfer wäre auch kein Milliardensegens auf sie herabgeregnet, jene waren gar wichtige Faktoren ihres Erfolges. Wer wollte also der Nation wehren, wenn sie ihren Anteil forderte an den Millionen beim Tode derer, die sie zusammengerafft?

Der dritte Bruder lenkte seine Schritte nach Chicago, und es lag für ihn am nächsten, daß er eine Beschäftigung in einem Fleischexporthaus suchte. Er machte sich dort bald unentbehrlich. Er brachte es dahin, daß er einen Anteil am Geschäftskonzern bekam, und da der Bedarf mit dem Steigen der Bevölkerung wuchs, erlangte auch er die Millionärskrone. Wäre Chicago und Amerika überhaupt so klein geblieben, wie es damals war, nimmer würde dieser Millionär geworden sein. Die Größe seines Geschäftszweiges basierte ganz und gar auf dem Bedarf der großen Masse, sie trieb die Gewinne in die Höhe und «ehuf das Riesenvermögen.

Der vierte, verleitet durch die Erzählungen von den Schätzen von Hoclá und Calumet und anderen reichen Minen, siedelte sich in Montana an und hatte nach einigen Jahren harter Entbehrungen endlich Glück. Die große Nachfrage nach Kupfer und Silber hielt die Preise hoch, und so konnte er ungeheuerere Summen aus einem Stück Land heraussehlagern, für das er der Regierung einen lächerlich geringen Preis gezahlt hatte. Er hat seinen Reichtum nicht geschaffen, er holte ihn nur aus dem Boden heraus; erst die Bedürfnisse des Wirtschaftslebens haben den vordem wertlosen Steinen Wert gegeben. In diesem Falle besonders muß unser Gerechtigkeitsgefühl zugeben, daß der, der den Wert schuf, auch seinen Vorteil davon haben müsse.

Der fünfte hatte ein trauriges Lebensschicksal. Als junger Mann kam er nach New York, geriet unseligerweise in das Kontor eines Börsenmaklers und wurde bald in das Getriebe des Börsenlebens verstrickt, während seine gute Mutter allen ihren Bekannten erzählte, daß er sich „im Geschäft gut mache“. Von seinem kleinen Gehalte versuchte er zu spekulieren und hatte auch Glück. Die Ära des Steigens der Werte war gekommen, und er erwarb sich ein großes Vermögen, ohne daß er etwas dabei tat, denn der Börsenspekulant ist nur ein Schmarotzer des Geschäftslebens, er nährt sich von Werten, schafft aber keine neuen. Nach wenigen Jahren hatte ihn die Spielwut ganz

und gar erfaßt. Er ließ sich dazu verleiten, mit einem ganzen Ringe einen Korner zu schließen, und wie zu erwarten, mußte er die Erfahrung machen, daß Leute, die sich zusammenschließen, um anderen eine Falle zu legen, auch keinen Augenblick zögern, gelegentlich ihre Partner ebenso zu betrügen, sobald es für sie vorteilhaft ist und sie selber keine Bloßstellung zu befürchten haben. Er endete sein Leben durch eigene Hand. Sein Leben war für seine Brüder nur ein Beweggrund mehr, nie zu spielen. Ein Spekulant hinterläßt selten seinen Erben ein Millionenvermögen, es sei denn, daß der Tod ihn zufällig aus einer glücklichen Konstellation abruft. Und in diesem Falle sollte der Staat dieses auf unehrliche Weise erworbene Geld mit dem höchstmöglichen Steuerfuße belegen, mit einem höheren als auf unverdienten Wertzuwachs. Reichtum ist oft, man kann wohl sagen, fast immer ein Gnadengeschenk des ganzen Volkes; in diesem Falle aber demoralisiert er nur den Inhaber wie das Volk und drückt die ethischen Maßstäbe des Volkes auf ein niedrigeres Niveau herab, er ist gewonnen ohne irgendwelche Gegenleistung, ohne hinreichend begründeten Besitztitel und steht auf einer Stufe mit den Gewinnen am Spieltisch.

Es gibt eine Klasse von Millionären, die in einem höheren Grade als alle anderen ihr Vermögen als Eigentum zu besitzen berechtigt sind: die Erfinder. Graham Bell für sein Telephon, Edison für seine zahllosen Erfindungen, Westinghouse für seine Luftpumpe und so viele andere, die neue bisher unbekannte Verfahren entdeckten und ihr Vermögen daran setzten, waren es sich selbst schuldig, ein gut Teil der Anteilscheine der Gesellschaften, die gegründet wurden, um die neue Erfindung zu verbessern und sie in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen, für sich in Anspruch zu nehmen. Der Reichtum des Erfinders hat seinen Ursprung in dem Erfindergehirn, deshalb gebührt dem Erfinder alle Ehre, er steht auf einer höheren Sprosse als die andern. Es mag zugegeben werden, daß die Führer unserer Industrie, unserer Eisenbahnen, Warenhäuser, Trusts oder anderer Geschäftszweige mehr oder weniger neue Wege auffinden mußten, und mit kaum einer Ausnahme läßt sich in ihrem Leben eine besondere Fähigkeit verfolgen, auf der ihr Erfolg beruhte. Das ist zweifellos richtig, doch die Erfindungen und neuen Verfahren waren das Werk anderer; so daß ihre ganze eigne Leistung sich nur auf die Einführung von neuen Organisations- und Geschäftsmethoden oder auf das Erfassen und Ausnutzen von Gelegenheiten beschränkte. Genau das haben die Erfinder auch getan, die Millionäre geworden sind, und außerdem haben sie selbst noch die Erfindung gemacht, so daß sie den Anspruch haben, mehr zu ernten als jene. Doch sie alle sind abhängig von einer Zunahme der Bevölkerung, von Massen, die die produzierten Artikel verlangen und brauchen, so daß auch der Reichtum des Erfinders im hohen Maße abhängig ist von der Gesamtheit der Bevölkerung, die sich der erzeugten Waren bedient. Und deshalb ist nicht recht ersichtlich, warum nicht beim Tode des Besitzers eines großen Reichtums aus solchen Quellen auch die Allgemeinheit, die ein sehr tätiger Teilhaber gewesen war, miterben sollte?



Ohne eine große und stetig wachsende Bevölkerung gibt es keinen großen Reichtum, und wo solcher auf ehrliche Weise entsteht, da ist die große Masse stets ein stiller Teilhaber. Wohl kann nicht bestritten werden, daß die großen Organisatoren, die Eisenbahnpräsidenten, Schiffsreeder, Industriellen, Großkaufleute oder Bankiers Ausnahmen sind, daß auf ehrliche Weise in irgendeiner nutzbringenden Betätigung erworbene Millionen ein Beweis ungewöhnlicher Befähigung, von Urteilsvermögen und Arbeitskraft sind, ein Beweis dafür, daß die Betreffenden wertvolle Mitglieder der menschlichen Gesellschaft sind. Um keinen Preis der Welt sollte man solchen Männern unnötigerweise Hindernisse in den Weg legen oder Schranken errichten, solange sie leben und schaffen können. Im Grunde genommen können sie nur verhältnismäßig wenig für sich verbrauchen: der Geldverdiener ist im allgemeinen im Gegensatz zu seinen Erben, die gewöhnlich der *jeunesse doree* angehören, mäßig, bescheiden und hat wenig vom Verschwender an sich. Der Millionär ist vielleicht diejenige Arbeitsbiene in dem Bienenstock der Industrie, die am wenigsten ausgibt, wenn man vergleicht, was ein solcher einnimmt und was er für sich verbraucht. All sein Kapital arbeitet an der Entwicklung des Landes, sucht wieder Geld zu erwerben, von dem ein gut Teil auf Arbeitslöhne aufgeht. Im Interesse der Allgemeinheit also sollte diese Arbeitsbiene nicht belästigt werden, so lange sie Honig einholt, aber ein großer Teil muß dann in die gemeinsame Schatzkammer fließen, wenn sie selber nicht mehr ist.

Jene, die keine Gelegenheit hatten, das Wirken des Reichtums in dem Weltgetriebe zu studieren, müssen sich naturgemäß einen falschen Begriff davon machen. Sie sehen nur die Besitzenden in ihren Palästen, umgeben von jeglichem Luxus, sehen nur die prächtigen Wagen durch den Park jagen, lesen von ihren prunkenden Festlichkeiten, ihrem schwelgerischen Leben und ihrer unmäßigen Verschwendung, von Spiel und Wetten — und es ist für jene, die um des Lebens Notdurft zu ringen haben, schwer ruhig dabei zu bleiben. Ich will diese traurigen Kontraste nicht vertuschen und will auch kein Wort zu ihrer Verteidigung anführen — sie sind die traurigsten und beklagenswertesten Dissonanzen, die das Leben überhaupt aufweist, aber wenn wir die Tätigkeit des Reichtums als Ganzes nehmen, so zeigt sich gar bald, daß diese Extravaganzen nur einen ganz kleinen Teil des ganzen Reichtums verschlingen. Die Kapitalien des Millionärs liegen alle fest und müssen arbeiten, nur eine verhältnismäßig kleine Summe liegt zum persönlichen Gebrauch als offenes Scheckkonto auf der Bank. Unsere Eisenbahnen und Schiffe, unsere Hochöfen und Stahlwerke, unsere Fabriken und das dazu gehörige Betriebskapital — sie sind das Werk des festgelegten Reichtums. Der Millionär mit ein paar Millionen oder der Multimillionär mit Hunderten von Millionen hat nur sehr geringe Summen müßig liegen, alles arbeitet und sucht Menschen lohnend zu beschäftigen. Sie können sich diesem Zwange nicht entziehen, wollen sie nicht Geizhalse werden, die sich an dem Gleißeln des vielen Goldes im Kasten ergötzen — doch Ich habe bis jetzt noch keinen solchen Millionär kennen gelernt. Im Gegenteil der Millionär ist in der Regel sehr vorsichtig und zurück-

haltend, was Geld anbelangt, viel weniger als der weniger Bemittelte geneigt, Geld auszugeben. Außerdem ist er in den allermeisten Fällen ein Mann von einfachen Gewohnheiten und haßt allen nur äußeren Sehein.

Was immer auch Arbeiter über ihre reicheren Mitmenschen denken mögen, eins steht über allem Zweifel fest: der Überschuß dient, mit Abzug eines ganz geringen Teiles, zur Vermehrung des Lohnfundus und kommt auf die eine oder andere Weise den Arbeitern zugute. Ja sogar die Extravaganzen müssen auf ihre Weise dem allgemeinen Wohl dienen, indem sie die Erwerbsquelle so manches um den Lebensunterhalt Ringenden bilden, der seinerseits wieder manchen Arbeiter beschäftigt. Ganz zwecklos, ohne bezahlte Dienste und Gegenleistungen dafür in Anspruch zu nehmen, kann von dem Reichen wohl herzlich wenig ausgegeben werden. Alles, was der Millionär für sein Geld bekommen kann, ist besseres Essen, bessere Kleidung und Wohnung. Nur ein sehr, sehr geringer Prozentsatz seines Reichtums läßt sich wirklich verschwenden. Wenn der Sozialist also verlangt, daß aller Reichtum in den Staatsschatz zurückfließen solle, dann verlangt er keine großen Änderungen in den Aufgaben des Reichtums. Als alleiniger Eigentümer würde der Staat ihn nicht viel anders ausnützen als die bisherigen Besitzer: d. h. ihn in einer der tausend Formen arbeiten zu lassen, um Arbeit zu entlohnen. Ob aber der Staatsbetrieb produktiver arbeitet als ein Privatbetrieb, ist nach den bisherigen Erfahrungen mehr als zweifelhaft. Es kann für die Arbeiter nicht viel ausmachen, ob der Staat oder Einzelpersonen den Besitztitel über den Reichtum haben, wenn der Staat ebenso wie jetzt die Privatbetriebe als Maßstab für den Arbeitslohn die Nachfrage nimmt, den einzig richtigen und möglichen. Alles würde beim alten bleiben; auch dann würde der eine fünf Talente, der eine zehn, ein paar ganz wenige hundert Talente und mehr besitzen, und der Individualismus würde herrschen wie zuvor. Man hat die Brücke noch nicht aufgefunden, die die Kluft zwischen gleicher und ungleicher Entlohnung von verschiedenartigen Arbeitsleistungen überbrückt. Solange sie nicht gefunden werden wird — und ich glaube nicht, daß es eine gibt, und daß man solche Dinge schlankweg dekretieren kann — bis dahin kann es keinen Kommunismus geben, auch nicht in der abgeschwächten Form des Sozialismus. Auch gegen diesen sind von Leuten, die über die wirtschaftlichen Verhältnisse etwas nachgedacht haben, ernstliche Bedenken erhoben worden, seit die Beseitigung des Privateigentums und der Grundsatz „Gleicher Lohn für alle“, die beiden Grundpfeiler des Sozialismus, endgültig aufgegeben worden sind.

Man spricht heutzutage vielzuviel über den Reichtum, man stellt ihn dar als die Hauptsache im Leben. Ärmeren Bevölkerungsschichten ist er das Götzenbild, vor dem alles niedersinkt, er ist das Ziel ihrer heißen Sehnsucht, und ihm gilt die ganze Lebensarbeit. Freilich ist wahr, daß Reichtum die bestehenden Rangunterschiede verschiebt: der geldbedürftige Peer, der seine Würde geerbt hat, sucht Fühlung mit dem Reichtum, und — immer mit Erfolg. Es bleibt ihm ja nichts anderes übrig, da er zu einer bestimmten Lebenshaltung gezwungen ist, die ohne große Mittel unmöglich ist. Er sieht sich nach



einer reichen Erbin um, nicht seine Vorzüge, ihr Geld ist die Hauptsache. Aber die Arbeiter mögen noch folgendes beachten: Niemand von den sogenannten freien Berufen betrachtet Reichtum als Hauptlebensziel, schneidet sein Leben ganz auf ihn zu. Der Arzt, der der Heilung der menschlichen Gebrechen sein Leben widmet, weiß, daß Reichtum nicht das Höchste im Leben ist; der Geistliche, der seinen Mitmenschen etwas zu sagen hat, sieht in der Ausfüllung seines Berufes seine höchste Befriedigung; Reichtum würde ihm wenig dabei helfen. Der Rechtsanwalt sieht im Geld allein auch nicht den Lohn für seine Arbeit, der Erfinder, der Architekt, der Ingenieur, der Gelehrte, sie alle kennen edlere Belohnungen als Geld. Ein genügendes Auskommen ist alles, was sie wünschen. Die großen Erzieher der Nation, von den Professoren der Hochschulen bis zum Volksschullehrer, beugen ihre Knie nicht vor dem Idol der Massen. Unsere Dichter, Schriftsteller und Staatsmänner, in denen wir den höchsten Typ des Menschen verkörpert sehen, sind über die Lockungen des Geldes erhaben und müssen es sein: sie kennen höhere Genüsse und edlere Lebensziele als nur Millionär zu sein, sie haben ihre höhere Mission, sie können ihr Leben nicht auf die Aufhäufung von Untergeordnetem verschwenden. Sie legen wohl etwas für ihre alten Tage zurück, aber kaum darüber hinaus. Sie alle wissen nämlich, daß Reichtum das Glück der Menschen eher vernichtet als erhöht. Lachende Millionäre sind selten. Familienzweist ist bei Reichen so häufig, und fast immer sind es widerliche Differenzen wegen des lieben Geldes. Die allerunglücklichsten Menschen aber sind diejenigen, die ihr Leben lang das goldene Kalb angebetet haben und ihr Alter herankommen sehen: Die Unseligen treten in der Tretmühle weiter, fest davon überzeugt, daß sie noch die wirklichen Triebkräfte sind, abgearbeitet und gebrochen treten sie weiter und können sich nicht losreißen. Sie haben einen Überfluß, auf den sie sich zurückziehen könnten, aber sie enden, wie sie begonnen: immer mehr Geld aufzuhäufen und dann in das Nichts zurückzusinken. Ihren Erben müssen sie das Geld zurücklassen, weil sie es nicht mitnehmen können, und diese zanken sich darum. Ein trauriges Ende, weniger beneidenswert als das ihrer ärmeren Leidensgenossen.

Reichtum an sich bringt nicht Ruhm, wenn man sich auch Ehrentitel dafür kaufen kann. Auch ist das Andenken der Millionäre im allgemeinen nicht ein gesegnetes. Es ist ein niedriger und erniedrigender Ehrgeiz, Geld zusammenzuscharren, das stets der Sklave, nie aber der Herr der Menschen sein sollte.

Und doch gibt es einen fundamentalen Gegensatz zwischen Standesunterschied und Reichtum. Gewöhnlich ist der Reichtum schon in der dritten Generation in alle Winde verstreut; er fängt bei einem Hemdärmel an und hört bei einem Hemdärmel auf. Reichtum zu behalten ist kaum weniger schwer als ihn zu erwerben. Er hat das Bestreben, sich zu verteilen, wenn er nicht durch besondere Gesetze bei diesem Bestreben gehindert wird. In Amerika, dem Lande der größten Vermögen, kommt der Reichtum fast nie über die dritte Generation hinaus, es ist schon viel, wenn er so lange beisammen bleibt. Wir haben in Amerika nur sehr sehr wenige Familien, wo Enkel noch von dem Vermögen ihrer Groß-

Wesen und Worte. 353

väter zehren. Die zwei oder drei der allergrößten Reichtumsansammlungen, die wir heute haben, sind unter die Kinder und Kindeskinde verteilt und werden zu ganz mäßigen Zahlen zusammenschrumpfen, wenn deren Kinder groß geworden sein werden. So sicher wie der Tod werden sie wieder anfangen müssen in Hemdärmeln zu arbeiten, wie ihre Vorfahren es getan.

Wesen und Worte.

Von

Carl Hauptmann.

In einem System von Zeichen und Worten sitzen wir, wie die Spinnen im Netze.

Das Hin und Her in diesen abgezogenen Werten — das macht unser Leben. Wir sind Staatsmenschen, Gesellschaftsmenschen und haben aufgehört, Naturwesen zu sein.

Den Himmel und die Sterne sehen wir noch und bewundern sie wie eine schöne Dekoration, aber sie greifen nicht mehr ins leidenschaftliche Leben. Wasser trinken wir. Wir wissen, was es ist, und sind zufrieden, es für ein Chemikat oder flüssiges Mineral zu halten und nichts weiter. Das Licht leuchtet uns. Wir können mit einem Fingerdruck tausend Glühflammen aus dem Dunkeln wecken oder für Pfennige hundert Flämmchen aus kleinen Hölzern emporbrennen lassen. Was Licht ist, sagt uns das Wissen und die Gewohnheit, und wir sind zufrieden, es für eine Energie zu halten und nichts weiter. Wir wissen alles — und wir werten es wenig. Die Liebe zu den großen Wesensdingen ist uns verloren. Die

Dinge wirken gar nicht auf uns. Wir genießen sie meist in dem engen Becher des Begriffes. Wir sind aus den Gründen der weiten Welt wie Pflanzen aus Felsen hervorgebrochen.

Aber wir wissen, was Pflanzen und Erdboden und Licht und Luft ist, und sind es zufrieden.

Wie ein schlechter Sohn, der gleichgültig auf die ewige Hilfe und Tat der reichen Eltern baut, ohne sie zu lieben, so sind wir befriedigt, wenn wir nur mit Sicherheit über die Dinge verfügen, nichts weiter. Wir sind Staatsmenschen. Wir sind auf Wort und Wissen gestellt, wir finden uns eingeeengt in eine Welt von Begriffen, die der Notdurft dienen und im Zwange der Notdurft der Massen aus den wirklichen Dingen entstanden sind. Aber wir haben vergessen, daß ein jeder von uns einmal, ein ganz Einzelner, aus dunklen Gründen aufgestiegen ist, unverwandelt im Blute mit Fels und Wasser und Fisch und Vogel. Wir haben vergessen, daß in Wahrheit alle Dinge Naturdinge sind und daß auch im Natursinne unseres Lebens die wahre regenerative Macht des Persönlichen allein beschlossen liegt. Denn niemand kann auch nur eine eigene Sprache reden, dem nicht erst die Sinnendinge wieder reden, die große Sinnenwelt mit ihren Zeichen und Wundern, die zugleich zeugende und



## MORGEN.

brennende Macht haben. Niemand kann ein Künstler sein, der nicht fern ab von allem  
Herkommen und allen Namen in der weiten Sinnenwelt eine eigene, sinnliche Heimat  
gewann. Niemand kann vom Erkennen der Dinge etwas ahnen, der nicht das Wissen,  
an der Tiefe der Erlebnisse gemessen, als Stückwerk erkannt und es in sich selbst und  
nur in Beziehung auf sich zur inneren Einheit erhoben hat. Wer wollte anders auch sich  
in sich zurückfühlen in das Ein und All, in dessen leibhaftigem Wunder verstrickt wir unser  
Leben leben, aus dunklen Gründen aufkeimend und in dunkle Gründe auch sinkend? Wer  
wollte zur Ehrfurcht kommen? Wer wollte anders wieder ein echt religiöser Mensch sein,  
nicht einer, der die unwirklichen und unsinnlichen Gedankendinge und engen Theorien  
— nein, der die machtvollen, grenzenlosen, allgegenwärtigen, alldrohenden und allgütigen  
wirklichen Dinge um uns und in uns anbetet?

Gebet an Mithra.

Von

Hans Benzmann.

O Mithra, Strahlender, dich preisen wir!

Wenn du kommst, dann schweben über dir

die tausend Genien im reizenden Tanz

und verteilen aufglühend deinen Glanz

in Wolken und Winden und auf der schimmernden Erde

und tränken im Strom deine goldbraunen Pferde!

O Mithra, du Reiner, dich preisen wir!

Wenn du kommst, dann werden wir wie Kinder wir,

in der Sonne wird rein, was uns sündhaft macht,

und alles, was fromm ist, in uns erwacht!

Wir ziehen, den heiligen Glanz im Gesicht,

zum heiligen Pfluge, zur göttlichen Pflicht!

Doch du bist mehr als das Sonnenlicht,

aus Fernen leuchtet dein Urgesicht,

aus Räumen, die undurchschaulich sind,

und wie das Licht aus den Tiefen rinnt

Gäbet an Mithra.

355-

der tausend Himmel, so wie der Schall  
wellend sich weitet gleich einem Ball, —  
so dringt durch Äonen die göttlichen Kraft,  
die dich entäußert, dich tausendmal schafft.  
Du schwebst um uns in goldenen Ringen,  
du webst in all den tausend Dingen,  
wie feine Strahlen geht dein Geist  
durch unser Blut, das dich umkreist —  
so rhythmisch wie der Sterne Reigen  
und wie das ungeheure Schweigen  
der Himmel, die dir nahe sind —  
und wo das Unbegreifliche beginnt . . .  
Denn du bist in uns, um uns, — doch fürwahr —  
und dies erst ist so wunderbar!  
du bist für dich jenseits der Grenzen,  
die alles Irdische umglänzen; —  
das ist ja nur ein Kindertraum,  
daß ohne Grenzen Zeit und Raum . . .  
Erst jenseits all der tausend Sonnen,  
da rauschen deine Zauberbronnen,  
da strahlst du unsre Seelen aus  
und der Dämonen Macht und Graus, —  
da webst du all die himmlischen Gewalten,  
die sich in unsrem Sinn gestalten,  
in unsrem Auge, unsrem Hirn,  
und die das Chaos erst entwirrn . . .  
In dir beruht so Frucht wie Samen  
und aller Dinge Bild und Hamen  
und aller Kräfte Wiederkehr  
und aller Seelen Selbstbegehrt!  
Was sich verschieden offenbart,  
ist Zeugnis nur der Einen Art,  
der göttlichen Allgegenwart, —



356

MORGEN.

vermag sich selbst nicht zu erkennen,  
eh seine Hüllen nicht verbrennen,  
eh seines Wesens Hauch und Flug  
ein stiller Sturm nicht heimwärts trug . . .  
Doch, Herr, mein Herz hüllt sich in Schweigen,  
will sich nur gläubig vor dir neigen, —  
denn was Ich denke, was ich bin, —  
Ameise ich, wo kriech ich hin? . . .

Gen Abend.

Von

Arthur Silbergleit.

Das sehr gelenke Spiel der leichten Finger  
Ward Immer schwerer. Auf den Saiten traf  
Schon träumetönend sanft sie der Bezwinger  
Der letzten Zärtlichkeit, der leise Schlaf.  
Es spielten sich in eine tiefe Müde  
Die Mädchenhände in die Nacht hinein,  
Auf feinen Fasern spielte schon der Friede,  
Sein Lied floß milder als der Mondenschein.  
Die Hände hüben nicht mehr an zu spielen,  
Sie tasteten sich schon ins Dämmersein.  
Doch in die Saiten und die Finger fielen  
Die Schattenhände junger Träume ein.

Erlebnisse auf den Philippinen.

357

Erlebnisse auf den Philippinen.\*)

Von

K. von S. K.

K3 K

III. Der Katipunan.

Fahne des Katipunan.

Katipunan—Vereinigung

der Edlen des Volkes — ist der

Name für die Gesellschaft,

welche die treibende Kraft in

den Aufständen gegen die spanische Herrschaft war und

die aller Wahrscheinlichkeit nach noch heute besteht.

Seit der Besitzergreifung der Inseln durch

Spanien (30. März 1520) wurden ihre Bewohner in

unerhörter Weise bedrückt und ausgesogen. Vor

allem wurde diese systematische Ausbeutung nicht

nur von den Verwaltungsbeamten, sondern von den

verschiedenen Mönchsorden betrieben, nur die

Jesuiten machten hiervon scheinbar eine Aus-

nahme.

Da zu der pekuniären Bedrückung noch die

schändlichste Mißachtung der Familienehre kam,

so konnten Aufstände nicht ausbleiben. Sie trugen

aber meist lokalen Charakter und wurden durch ein-

geborene Truppen mit blutiger Strenge unterdrückt.

Aber in den siebziger Jahren kam es bereits zu ernstlichen Meutereien unter den

eingeborenen Truppen. In Spanien war man sich in liberalen Kreisen völlig klar über

die herrschenden Mißstände, aber die klerikale Hofpartei wußte durchgreifende Reformen,

die ihren Anhängern üppige Einnahmequellen verschlossen hätten, geschickt zu ver-

hindern; immerhin mußte man sich aber zu gewissen Zugeständnissen bequemen. So

kam es denn zu dem Verderblichsten, was es für eine Kolonisation gibt: Fortbestehen

der Reibungsflächen, der Beschwerdegründe, und Gewährung von politischen Freiheiten.

Durch die liberalen Gesetze (leyes de atracciön) geschützt, wurden eine große An-

zahl sogenannter Freimaurerlogen in den achtziger Jahren gegründet, die — in Wahrheit

schon immer revolutionäre Geheimbündnisse — sich Ende der achtziger Jahre zum

Katipunan zusammenschlossen.

•) Sich« Heft 4 u. 5, 190t, Seile 145 II.

MORGEN IM». Heft 10.

27



## MORGEK.

Die Organisation war weit verbreitet und wohl durchdacht.

Jeder Neuaufzunehmende mußte mündlich und schriftlich einen feierlichen Eid ablegen und sein Leben ganz in den Dienst der Allgemeinheit stellen. Er kannte nur die Mitglieder einer besonderen Gruppe und diesen Vorstand.

Die Vorstände wiederum kannten nur den (bzw. die) Oberführer.

Die Vorteile der sehr komplizierten Organisation waren: Schwierigkeit des Ver-  
rates, große gegenseitige Kontrolle.

Der Consejo supremo hatte stets ein vollständiges Ministerium in Bereitschaft.

Vorgesehen waren außer den Präsidenten ein Minister für Krieg, einer für das Innere, einer für das Äußere, einer für Justiz, einer für Domänen und Finanzen.

Unterzeichnet waren die Dekrete mit den Worten:

Die hohe freie Vereinigung der edlen Söhne des Volkes.

Um die Kosten der Propaganda zu decken, wurden von den Mitgliedern des Katipunan regelmäßige Beiträge gefordert. Da einige Familien über großen Reichtum verfügten, so war die Kasse meist genügend gefüllt, wenn auch nicht im Überfluß.

Daß der Katipunan bestand und aufrührerische Zwecke verfolgte, war von verschiedenen Seiten berichtet worden, wurde aber mit Hochmut übergangen.

Schon war der Tag des Ausbruches des allgemeinen Aufstandes festgesetzt, als der Anschlag verraten wurde. Die Art des Bekanntwerdens wirft ein besonders grelles Licht auf die in Manila herrschenden Zustände und mag daher erzählt werden.

Die Frau eines Tagalen und Katipunanmitgliedes hatte mit einem Augustiner-  
mönch ein Liebesverhältnis, was dem Ehemann nicht unbekannt geblieben war; in seinem Zorn sprach er wiederholt von der Rache, die er nach Ausbruch des Aufstandes nehmen wollte. Seine Frau gestand dies im Beichtstuhl ihrem Geliebten, dieser ließ sich vom Erzbischof von der Innehaltung des Beichtgeheimnisses entbinden, das Weitere tat die Folter.

Eine ungeheure Menge Verhaftungen wurden sogleich vorgenommen, außer der Kasse mit 20 000 Pesos Inhalt fielen den Spaniern sehr wichtige Papiere in die Hände.

Nach diesen setzte sich der tagalische Ministerrat zu dieser Zeit wie folgt zusammen-  
Name Ministerium bisherige Stellung

Bonifacio Präsident Schreiber bei der Firma Fressel & Co.

Plata Krieg

Jacinto Äußeres

Pantos Justiz

Packero Finanzen Schreiber im Zivilgouvernement mit 8 Pesos Monatslohn.

Rosario Inneres Buchbinder in der Druckerei einer Tageszeitung.

Von diesen wurden einige von den Spaniern getötet. Bonifacio konnte sich retten und spielte im Aufstand von 1898 eine große Rolle, er gehörte der gemäßigten Partei an; war

Erlebnisse-auf den Philippinen.

359

ein Feind des Anschlusses an Amerika. Hinter diesen standen natürlich die reichen Geldgeber, wie die Roxas, Villaruel, Rizal und andere.

Die geradezu fürchterliche Grausamkeit, mit der der Aufstand unterdrückt werden sollte, hatte nur den Erfolg, die Flammen des Aufruhrs überall mächtig und hell aufleuchten zu lassen.

Ein Mißgriff der Spanier folgte dem anderen, die veiräterische Hinrichtung des gemäßigten und gebildeten Dr. Rizal, die schroffe und grausame Behandlung der zuerst noch getreuen Visayas, welche diese auch zum Aufruhr brachte, und anderes mehr.

Bewaffnete Eingeborene.

[|Das eigentliche Oberhaupt des Aufstandes wurde ein einfacher Volksschullehrer, Emilio Aguinaldo, ein großes Organisationsgenie. Die Ordnung in seinem Heer, seine Tapferkeit und Gerechtigkeitsliebe wurde selbst von den klerikalen Spaniern anerkannt. Da die Bewaffnung der Aufständischen aber eine klägliche war, so beschränkten sie sich meistens auf die Guerilla, auf den Kleinkrieg. Wo die spanischen Truppen überlegen auftraten, da teilten sich die Aufständischen und wichen aus, hinter der abmarschierenden Truppe schlossen sie sich aber wieder zusammen, wie sich das Wasser hinter einem Schwert, das es durchschnitten hat, zusammenschließt: unverändert, ungeschwächt.



## MORGEN.

Jeder Tagale hielt zum Aufstand, die Waffen (meist Lanzen, Schwerter und Pfeile und Bogen aus Eisenholz) wurden selbst gefertigt.

Tatsache ist, daß weder die Mauserbüchsen der spanischen Jäger noch die Kruppschen Geschütze der Kanonenboote den Katipunan besiegt haben, sondern daß ein regelrechter Friede geschlossen wurde, der mit der 30 Millionen-Peseten-Anleihe der philippinischen Regierung im engen Zusammenhang stehen mag.

Von selten der Regierung ist dieser Friedensschluß immer geleugnet worden. Aber ich habe selbst eine Photographie gesehen, auf der die Katipunanführer Aguinaldo, Bonifacio und Lanera mit hohen spanischen Offizieren, darunter der Sohn des Generalgouverneurs, vereinigt waren.

Die Friedensbedingungen sollen gewesen sein:

a) Von selten der Spanier:

1. Reformen für Besteuerung und Verwaltung;
2. Zulassung von Eingeborenen für Pfarrstellen;
3. Freilassung der politischen Gefangenen;
4. Zahlung von 2 Millionen Pesos;
5. Straffreiheit für alle Anhänger der Katipunan.

b) Von selten der Tagalen:

1. Niederlegung der Waffen;
2. Räumung des besetzten Kirchenschatzes;
3. Die Hauptführer, vor allem Aguinaldo, sollten das Land räumen.

Nach Angaben des spanischen Kriegsministeriums sind von November 1895 bis Mai 1897 nach den Philippinen gesandt:

9 Generäle, 881 Offiziere, 27 768 Mann;  
43 000 Gewehre und 21 726 585 Patronen;  
24 Geschütze und 30 604 Granaten und 24 910 kg Pulver.

I

Bambus-Verhaue der Tagalen.

Gesunkene Schiffe Im Hafen von Cavite.

Der spanisch-  
amerikanische Krieg  
ließ aber den Aufruhr  
von neuem aus-  
brechen und sofort  
war auch Emilio Agui-  
naldo wieder zur Stelle  
und stolz verhandelte  
er mit den ameri-  
kanischen Befehls-  
habern.

Gewaltig hatte  
sich die Stellung des  
Katipunan verbes-  
sert, denn nicht allein  
die Tagalen, nein,

alle eingeborenen Stämme stellten die Rekruten für seine Reihen, wie überall so hob  
sich auch hier in diesen Jahren der Volksstolz und das Zusammengehörigkeitsgefühl der  
farbigen Rassen, denen bald alle Weißen nur als Bedrucker und Eindringlinge erschienen.  
IV. Unter amerikanischer Herrschaft.

Als ich das dritte und letztmal auf den Philippinen weilte (November 1898) merkte  
man schon, daß sich die Amerikaner häuslich niederlassen wollten. Vielfach waren es  
ja nicht die besten Elemente, die man hier draußen als Amerikaner sah. Viele waren  
vaterlandslose Abenteurer anderer Nationen; waren sie brauchbar für besondere Dienste,  
so wurde nicht lange nach Legitimationspapieren gefragt. Auf diese Weise wurden viele  
„Amerikaner“ geschaffen nicht zugunsten des Rufes dieser großen Republik. Ein  
deutscher Kaufmann sagte mir zu dieser Zeit: „Ja, die spanischen Zollbeamten mußten  
Geld erhalten, aber dann hatte man auch seinen Vorteil, aber die Amerikaner lassen sich  
bestechen und dann lassen sie einen noch sitzen.“

Mit den Tagalen war zurzeit noch nicht ganz gebrochen. Ganz Luzon, besonders  
der Norden, war damals in der Gewalt des Katipunan. Trunken vor Siegesfreude verübten  
sie die tierischsten Grausamkeiten an den gefangenen Spaniern und ihren Familien, trotz  
lebhaften und ernstlichen Protestes der Amerikaner.

Die amerikanische Straßen-, vor allem die Gesundheitspolizei war sehr gut.

Das Leben war aber echt amerikanisch und es mutete einen seltsam an, wenn man  
in einem Restaurant Dewey, den gefeierten Sieger von Cavite, Tisch an Tisch mit Matrosen  
und Soldaten In Hemdsärmeln sitzen sah, wobei sich die Matrosen noch gar keinen  
Zwang antaten.



## MORGEN.

Es erschien damals schon eine tagalische Zeitung „La Independencia“, die sehr deutschfreundlich war. Aber bei dem großen Mißtrauen von Seiten der Amerikaner war gerade dieses große Vertrauen der Tagalen ein Hauptgrund, weshalb uns größere Ausflüge und Streifereien verboten wurden.

Bald kam auch meine Ablösung. Als ich und noch 3 Kameraden auf dem Postdampfer, den bisher ein österreichischer Kapitän namens Schneider gefahren hatte, Kabinen belegen wollten, merkten wir, 'laß aus dem sonst so gefälligen Mann ein gelber Yankee, namens Taylor, geworden war, so daß wir es vorzogen, auf einem kleinen norwegischen Seelenverkäufer nach Hongkong herüberzufahren. \*) Auf diesem Dampfer fuhr noch ein Norweger E. mit, früher Gehilfe in der deutschen Apotheke, er hatte Zeugnisse, daß er während des ganzen Krieges ohne jede Geldentschädigung mit viel Mut und Geschick den Amerikanern als Spion und Führer gedient hätte. Als er dann aber erzählte, zur Belohnung hätte er 8 Monate lang eine Anstellung beim Zoll erhalten und jetzt wolle er sich eine Zuckerfarm kaufen, da mußte ich an die Klage des deutschen Kaufmanns denken. — Beim Friedensschluß wurden bekanntlich die Philippinen den Vereinigten Staaten überlassen, damit wurden aber auch aus den „Verbündeten“ Tagalen „Untertanen“, für deren Treiben Amerika verantwortlich war. Dadurch ergab sich wiederum die Notwendigkeit eines Konfliktes mit mathematischer Genauigkeit. Wie der Fall lag, mußten aus den Verbündeten „Rebellen“ werden, aber in der Meinung der Eingeborenen wurden die Amerikaner aus „Verbündeten“ „Verräter“ an dem Bündnis von Singapore. — Zu einem offenen Kampf ist es fast nirgends gekommen, die lange Dauer des Kriegszustandes mit seinen Entbehrungen und drückenden Kontributionen trug nicht wenig dazu bei, daß die Eingeborenen fast ohne Kampf vor den siegreichen Amerikanern zurückwichen. Aguinaldo verschwand, das heißt er war überall und nirgends. Aber fortwährend wurden selbst in unmittelbarer Nähe von Manila Überfälle ausgeführt. Aguinaldo löste sein Kabinett auf und leitete die Maßnahmen als Diktator; 1900 gab er eine kleine Brochüre heraus: „Die Revolution auf den Philippinen, dediziert allen zivilisierten Nationen“, in der er die Ereignisse seit 1896 und hauptsächlich das Verhältnis zu den Amerikanern schilderte. Er betont, er hätte zwar nichts Schriftliches in den Händen, aber man hätte ihm gesagt, er solle sich auf das gegebene Wort amerikanischer Ehrenmänner verlassen.

In Amerika wechselte inzwischen die Anschauung der Regierung; von dem Prinzip rücksichtsloser Auspressung kam man durch das System McKinley-Roosevelt-Taft zu fast altruistischen Tendenzen.

Durch einige Kongreßakte vom 1. Juli 1902 wurde den Philippinern eine parlamentarische Vertretung gewährt, unter der Voraussetzung, daß zwei Jahre lang auf den Inseln völlige Ruhe herrschte.

\*) Wir kamen in «Inen Taltun und waren bald durch die Überbrechenden Seen mm Sinken gebracht worden.

In der einen Nacht, ab es am ichllmmsten war, fragte ich den Kapitän, was er is tun gedachte, worauf er ruhig

sagte: „Ich hoffe, dal) es aufhört.“ „Und wenn nicht?“ „Dann Ist alles vorbei.“

Erlebnisse auf den Philippinen.

363

Trotzdem diese Bedingung nicht erfüllt wurde, wurde dies 1907 gemeldet und die Wahlen ausgeschrieben.

Das erste philippinische Parlament wurde durch den Staatssekretär Taft eröffnet und zugleich verschwanden die Räuberbanden auf allen Inseln.

Die Mehrheit des neuen Parlaments war jedoch regierungsfeindlich. Die erste Sitzungsperiode war meist formalen Prägen (Wahlprüfungen) gewidmet, daher ziemlich fruchtlos. Eingebracht wurden 125 Gesetzentwürfe. Bewilligt wurde unter anderem das Budget, in diesem wurde den Abgeordneten tägliche Diäten von 30 Pesos (= 63 Mk.)

Besichtigung eines zerschossenen Geschützes in Cavite.

gewährt, mancher der Abgeordneten hat wohl früher nicht soviel monatlich verdient.

Der Präsident erhielt sogar ein Jahresgehalt von 16 000 Pesos. Anzuerkennen hingegen sind große Bewilligungen für Volksschulen.

Hat nun Taft wirklich recht, wenn er sagte: „Nicht das Heer und die Polizei, sondern die Zusage der Volksvertretung haben das Land beruhigt.“? Ja, aber doch nur so lange, als alle die Zugeständnisse gemacht werden, die die Philippiner fordern. Die Räuberbanden im Innern und in den entlegenen Provinzen waren viel zu ungebildet, um die Tragweite der Gewährung einer parlamentarischen Volksvertretung würdigen zu können. Sie haben sicher nicht deswegen die Waffen ruhen lassen, sondern, weil sie von den eigentlichen Führern dazu Anweisung bekamen. Dies beweist also meines Erachtens, daß der Kati-



## MORGEN.

punan in alter Macht weiterbesteht. Kommt der Zeitpunkt, zu dem die philippinischen Forderungen nicht mehr gewährt werden, so wird auch an allen Ecken der Aufstand wieder da sein. Dieser Zeitpunkt muß aber kommen, denn die Philippiner sind in keiner Weise parlamentarisch reif.

Dem dortigen Amerikaner fehlt gerade meist alles, was den Philippinern Eindruck machen konnte; er ist formlos bis zur Unfeinheit, rücksichtslos, selbstüberhebend und zum Teil bestechlich, beseelt von uneingeschränktem Erwerbssinn.

Man kann sagen, daß jetzt der Durchschnittsphilippiner für den Durchschnitts-amerikaner Haß, Ja Verachtung hegt und gegen den Durchschnittsweißen mißtrauisch ist. In Kolonien gehören eben die besten, nicht die zweifelhaften Elemente.

In den letzten 10 Jahren haben die Amerikaner 400 Millionen Golddollar in die Philippinen gesteckt; werden sie sich verzinsen? Ja vielleicht, denn die Japaner sind noch gefürchteter als selbst die schlimmsten Amerikaner, das zeigt das Vernichtungsprinzip auf Formosa und Korea. Aber ob sich die Philippiner dessen bewußt sind?

Reisesänfte der Eingeborenen.

Di« Einsamkeit.

365

Die Einsamkeit.

Geschichte eines Primitiven.

Von

Max B r o d.

„Pst, Herr Kollega ... Herr Kollega, könnten Sie nicht auf einen Augenblick herunterkommen?“

Lauch flüsterte es nur, von der Straße aus, wiewohl der höher gelegene Wirtshausgarten mit seinem Lärm, mit all den Gästen an blaugedeckten Tischen, mit seinem Sonntag unter Kastanienbäumen jede Stimme eher zu lautem Ausbruch zu reizen schien.

Vom Schwärm der Ausflügler her, die sich eben an einem Tisch niederließen, antwortete Pechgold: „Ah, Herr Lauch, sieht man Sie wieder einmal? Kommen Sie doch zu uns, hier ist noch ein Platz frei.“

Lauch zuckte zusammen, dann setzte er ohne Erwiderung seinen Weg in den Wald fort...

Gegen abend traf ihn Pechgold noch einmal auf der Straße: „Sie sind aber hübsch menschenscheu, das muß man Ihnen schon lassen. Wohin haben Sie sich denn heut nachmittag plötzlich verzogen?“

„Ich war Im Wald.“

„Allein?“

„Natürlich, ich brauche keine Gesellschaft.“

Pechgold drohte grinsend: „Mir scheint, mir scheint... Wo ist die Holde, die Sie vor uns verstecken. Sie haben da, ohne ein Wort zu reden, ein niedliches Idyll auf dem Lande etabliert, was? Mir scheint...“

„Eine Dame? Ich?... Die Dame möchte ich kennen lernen, die sich nichts Besseres aussucht wie mich.“

„Oho“ und Pechgold klopfte ihm mit dem Stockgriff auf den breiten Bauch, der die Weste wie einen Sack anfüllte und nach unten zu ausrundete, dem Bogen der dicken goldenen Uhrkette entlang. „Meine Frau sagte immer...“

„Sie sind mit Ihrer Frau Gemahlin hier? O, ich möchte nicht gerne stören, lassen Sie sich durch mich ja nicht abhalten.“

„Nein, die ist mit den Kindern schon nach Haus gefahren, als der Regen anfang. Jetzt bin ich Freiherr.“

Lauch machte ein erfreutes Gesicht: „Das ist gut, das ist gut Wissen Sie, heut nachmittag, wie Sie mich gerufen haben, da hab Ich nur so gedacht: was soll ich unter den vielen fremden Leuten. Aber jetzt können wir uns ausplauschen, nicht wahr. Das Ist fein... Also sagen Sie mal, vor allem, was macht die Bank?“

„Danke, gut Sie läßt sieh Ihnen empfehlen.“



MORGEN.

„Der Direktor?“

„Immer dieselben Launen. Einen Tag ist er höflich bis zum Exzeß, dann schreit er wieder. Gestern war wieder so ein kritischer Tag erster Ordnung, die Kleiderhaken haben gewackelt, sag ich Ihnen ...“

Die ruhige Landstraße von Kuchelbad, über die die beiden schritten, lag in der Klarheit eines Herbstabends. Milde Luft, wie immer nach dem Regen, mischte sich mit den Ausdünstungen der Bäume und Gräser, mit einem kühlen Windzug, der zeitweilig absetzend über die Schienen von der Moldau heraufwehte, mit Jasminduft aus den Villengärten, und mit dem starken Geruch der Kotfladen, die in die Chaussee verrieben waren. Im Wirtshaus „zur böhmischen Krone“ musizierte man. Die geschlossenen Läden der Geschäfte, die Dorfmadchen in Gruppen, Kinder vor allen Türen, eine Ente, die den flachen hellgelben Schnabel unermüdlich in die Brustfedern grub: all das erweckte den Eindruck des behaglichen Feiertags und das überlaute Singen der Vögel störte die Stille nicht. Nur selten fuhr ein Wagen vorbei und seine Geleise zeichneten sich deutlich hellgrau mit allen Windungen in den Staub der Straße, den der kurze Regen in einen braungrauen zarten Plüschteppich verwandelt hatte. Es schritt sich weich, süßlich-knirschend, zwischen bloßgelegten Steinen und verstreuten Strohhalmen, über ihn hin.

„Hier wohne ich“, Lauch wies auf eines der Häuschen, indem er den Kopf vorstreckte und die Augenbrauen in die Höhe zog. Die Hände bewegte er nicht; wie immer spielte die Rechte am Uhranhängsel, während die Linke mit der fleischigen rosaroten Innenfläche in die Luft gekrümmt, wie ein Gefäß, unbeweglich an den Rücken sich anpreßte. „Wollen Sie eintreten?“

„Auf ein Weilchen.“

Es war eine Bauernstube, mit weißgestrichenen Wänden und vielen Heiligenbildern daran, ebenerdig. Im Glas des offenen Fensters spiegelte sich das Grün der Obstbäume und rötlich etwas wie verirrte Strahlen der untergehenden Sonne.

„Hier wohnen Sie also. Sehr hübsch haben Sie's, ganz hübsch, wirklich. Und allein?“

„Ich verstehe das nicht,“ Pechgold ließ sich in einen Sessel fallen. „Ist Ihnen denn niemals bange? Sie sind mir ein Rätsel. Seit zweiundzwanzig Jahren sitzen wir in demselben Bureau. So lang wird's doch sein...“

„Ja, ja, so lang wird's bald sein. Vielleicht im September sind wir miteinander eingetreten, das heißt, ich etwas später, nicht wahr?“ >“>

„Es ist doch komisch, was. Wenn man so denkt... Und die ganze Zeit haben Sie sich an niemanden angeschlossen. Bloß die paar Worte, wenn wir miteinander nach Hause gehn... Es ist doch ein Zufall, daß wir gerade nebeneinander wohnen. Auch schon hübsch paar Jahre, was...“

„In der Hopfenstockgasse haben schon meine Eltern gewohnt. Wie sie dann gestorben sind, bin ich halt zur Nachbarin gezogen. So in den Achtzigerjahren etwa.“

Dt« Einsamkeit.

367

„Ja, damals kam ich auch grad hin. Da hatten wir noch unsern Verein »Fröhlichkeit«, das waren fesche Kneipen. Vor vier Uhr dachte man nicht ans Bett. No später hört sich das von selbst auf, wenn man verheiratet ist und Familie hat... Notabene, was red ich da, Sie waren ja nie in unserm Klub, nicht wahr?"

„Ich habe nie Gesellschaft aufgesucht."

So redeten sie, zu beiden Seiten des Holztisches, dessen nackte unlackierte Maserung am Rand des zu kurzen Tuches weiß hervorglänzte.

Pechgold sah tiefsinnig drein: „Das ist eben das Komische. Sie verachten wohl die Menschen?"

Lauch sprang auf: „Ich? die Menschen?... Aber das wäre Ja schrecklich. Glauben Sie, daß ich so eingebildet bin. Aber, Herr Kollega, so ein Nichts wie ich ... Wie können Sie nur auf solche Idee kommen."

„Es fiel mir nur so ein. Wissen Sie, es ist doch drollig, daß ich Sie gar nicht kenne. Eigentlich hab ich nie mit Ihnen etwas anderes gesprochen als so Bureausachen. Aber gedacht hab ich mir's oft genug: was mag nur der Herr Lauch die ganze Zeit machen. Wenn ich ihn so nach Hause begleitet habe... und man sieht ihn dann gar nicht mehr..." Lauch wurde ängstlich: „Aber nein, wollten Sie nicht vorhin etwas über den Herrn Sekretär erzählen."

„Sie sind wohl ein Sonderling," beharrte Pechgold, „was machen Sie eigentlich so abends?"

„Gar nichts."

„Aber das ist doch unmöglich."

„No ich schau halt zum Fenster hinaus oder ich geh spazieren..."

„Oder Sie lesen Bücher, nicht wahr?"

„Nein, das nie. Dazu bin ich zu unbedeutend, wissen Sie, so ein Phlegma. Für solche Sachen, überhaupt für das meiste so hab Ich gar kein Interesse. Ich leb halt, wie's kommt. Es geht ganz gut. Jeder kann Ja nicht ein Genie sein."

„Und nicht einmal, daß Sie nach Kuchelbad fahren, haben Sie mir gesagt. Kein Mensch in der Bank weiß, wo Sie Ihren Urlaub zubringen. Richtig wie ein Spitzbub sind Sie davongefahren, bei Nacht und Nebel."

„No gar so neblig war die Nacht grad nicht."

Die beiden lachten über den Witz, sie kamen immer mehr in einen spaßhaften Ton. Pechgold legte sich vornüber und zwinkerte, Lauch klatschte in die Hände wie ein Kind. Sein dicker Kopf ohne Hals kollerte vergnügt über den Rumpf oben hin und her, die platte Pappendeckelkrawatte kroch aus dem Kragen, der ganz flach an das Hemd umgelegt war. Während er sie richtete, gab ihm Pechgold einen kleinen Stoß in die Hand, so daß sie wieder hervorrutschte. Lauch versetzte ihm einen Klaps über die Glatze.

„Au, das kitzelt."

„Meinen Sie, Sie haben mich vorhin nicht gekitzelt?"

28\*



## MORGEN.

Wenn man die beiden so sah, mit den vergnügten Mienen unter den zerfurchten Stirnen, zerarbeitete und doch scherzende Wangen, konnte man nicht anders, als sie für das harmloseste Freundespaar der Welt halten.

„Wirklich, wenn Sie mir ein Wort gesagt hätten," rief Pechgold, „so hätten wir unsern Urlaub so einrichten können, daß wir zusammen nach Schelesen fahren, unter viele Menschen ..."

„Viele Menschen? Ich mache mir nichts aus den Menschen, grad so wie sie nicht aus mir."

„Aus keinem?"

In diesem Augenblick begann das Glasfenster zu zittern. Ein Sausen, Rauschen, Poltern. Und die schwere Lokomotive im Rauch, die Wagen rasselnd waren vorbeigestürzt ...

„Pfui Teufel, da ist mir der Zug vor der Nase weggefahren."

„Machen Sie sich nichts draus, Sie nehmen den Dampfer."

„So?" und Pechgold nahm mit ernstem Gesicht, als wäre nichts geredet worden, das Gespräch wieder auf, in langsam vibrierender Baßstimme: „Aus keinem?"

„Ja, aus keinem... Aber wie gut wir uns unterhalten haben, was? Den Zug haben wir verplauscht, das ist doch das beste Zeichen. Nächsten Sonntag müssen Sie wiederkommen, ja?"

„Aber wenn Sie sich aus mir auch nichts machen, wie aus den andern Menschen.

Wie soll Ich das verstehn? Ich möchte Ihnen nicht gern lästig fallen."

Lauch wurde verlegen: „Nun ja, das ist natürlich nicht so wörtlich zu nehmen.

Gewissermaßen ja. Ich verstehe es eigentlich selbst nicht. Ich kann doch nicht in mich hineinsehen und, sehn Sie, um Ihnen das genau zu erklären, wie Ich das meine, müßte ich doch tausendmal gescheiter sein und brächte es dann auch noch nicht zustande. Es ist mir eben angenehmer, so für mich allein zu sein. Zum Beispiel, ich kann es nicht hören, wie die Leute essen. Meist schnalzen sie so schrecklich beim Kauen."

„Das ist wahr. Das kann ich auch nicht vertragen."

„Nein, es ist nicht so eine Sache für sich, ich rede im allgemeinen. In Gesellschaft fühle ich mich Immer so beengt, tausend Rücksichten, man muß sich Zwang anlegen. Ich bin nun einmal nicht zum Salontiger geboren. Die Menschen genieren mich rechts und links, mich alten Einsiedler, und da hab ich mir schon immer gedacht: allein hast du's doch viel bequemer, Josef..." Er lehnte sich in den Sessel zurück und sah friedlich drein, mit der Abendsonne als Kranz auf den ergrauenden Haaren. „... Du hast deinen Posten, dein Auskommen, überhaupt was Geld anbelangt hast du ausgesorgt. Was kann dir passieren? Ehrgeizig bist du nicht, keine besonderen Bedürfnisse hast du auch nicht. Also was brauchst du? Brauchst du Irgend einen Menschen?... Sehn Sie, so leb Ich und bin glücklich, ganz allein. Was, hab Ich's nicht schön und still hier In Kuchelbad? Ganz einsam, ganz von der Welt abgeschlossen..." (Fortsetzung folgt)

Rundschau.

369

Rundschau.

Finanzpolitisches.

Von Pluto.

Die Börse möchte gern« unempfindlich sein, aber die Politik, oder wie die Spekulanten sagen: Rußland erlaubt es nicht. Diese Verstimmungen zwischen Sofia und Stambul, zwischen König Peter und der österr. Diplomatie drücken immer wieder auf die Stimmung. Denn sobald Wien der flaut, sucht es seine Papiere an uns abzugeben, und mittelst der Arbitrage erhalten diese Papiere bald allerorten den gleichen Wert. Das sind die untereinander verbundenen Röhren, die den Internationalen Markt wider seinen Willen bewegen. Indessen unser Publikum? Es erinnert sich zum Teil, im Oktober seinen Effektenbesitz weggeworfen und somit im Verhältnis zu den Kursen von heute außerordentlich starke Verluste erlitten zu haben. Aushalten! gilt daher jetzt als aller Weisheit Schluß, wenn die Hexe Politik wieder einen ihrer Salome-Tänze vor uns aufführt. Trotzdem ist der Verkehr enger geworden, so daß auch schon Börsenstunden fühlbar werden, wo ein Kauf von 5000 Talern Diskontokommando hinreicht, um den Kurs um  $\frac{1}{2}$  Prozent hinaufzusetzen. Immerhin ist für Bankaktien noch Interesse vorhanden. Die Jahresabschlüsse der Bodenkreditinstitute fallen überraschend günstig aus, da ihr Pfandbriefabsatz im letzten Semester starker gestiegen war und andererseits Hypotheken zu einem guten Zinsfuß ausgeliehen werden konnten. Den Kreditbanken eilte die Nationalbank in Berlin mit ihren Publikationen auch diesmal voran. Resultat: die Tantiemen und Gratifikationen (welche klugerweise zusammengelegt sind) erreichen den vierten Teil der Dividendensumme und diese wird nicht größer als für das schlechte 1907 bemessen. Die Rheinisch-Westfälische Diskontogesellschaft, nach der Norddeutschen Bank in Hamburg (mit wieder 9 Proz.) die wichtigste Dependence der Diskontogesellschaft muß von 8 auf 7 Proz. zurückgehen, womit wohl auch die Montanverhältnisse einigermaßen illustriert werden. Ja, diese letzteren gelten wirklich als schlecht! Wenigstens versichern sowohl die Hütten- als auch die Zechendirektoren, daß sie dieses Jahr noch Dividende geben könnten, aber nächstes Jahr nicht mehr. Indessen die Finanzleute sind solche Klagen gewöhnt. Sie denken vier Jahre zurück, wo unsere Eisenindustriellen Jammerten: sie hätten nur noch für 6 Monate Bestellungen, und wie es dann unversehens besser wurde. Glauben doch die Herren an der Börse allen Ernstes, daß man den Allgemeinmarkt klarer von Berlin aus überblicken könnte, während die leitenden Personen an Ort und Stelle fast stets nur ihre eigenen Verhältnisse sähen und darnach urteilten. Die Großen in unserem Hüttenwesen beherrschen eben heute die Lage, und die Kleinen müssen auch in guten Zeiten sehen, wo



sie mit Ihren Verkäufen bleiben. Gemeinsam scheint aber vorläufig noch Allen die Voraussicht zu sein, daß unsere Industrie steh diesmal von Amerika nicht ins Schlepptau nehmen lassen werde. In solchem Sinne wird sogar der Kupferrückgang auf Manipulationen des Mr. Rockefeller gedeutet wo doch das Darniederliegen des elektrischen Geschäftes und auch vieler anderen Fabrikationen die Minder-nachfrage Im Verhältnis zur Förderung genügend erklären dürfte. Die übrigen Industrien zusammen gebrauchen sonst mindestens soviel Kupfer wie die Elektrotechnik. Liegen doch auch alle anderen Metalle matt, mit Ausnahme von Zink, In dem die Konvention endlich perfekt geworden Ist. Vorläufig hilft dies gegen die Willkür der Londoner Börse. Auch die anhaltende Geldabundanz zeugt von dem Stillstande unserer Industrie. Ultimoschiebungen kosten nur 2'/:, Proz., was derjenige, der mehr haben möchte, unverschämt billig nennt. Die alte Angst ersteht wieder bei den Reichen, daß man Gatt-bewahre! von seinen Zinsen leben müsse.

## MORGEN.

Unsere schwarzen Diamanten

sollen besteuert werden! Wenigstens geht das Gerücht über eine deutsche Kohlensteuer derart um, daß schon die ernstesten Zeitungen Ihre schärfste Kritik an diesem angeblichen Projekt geübt haben. Erstaunlich bleibt nur die Versicherung: erst die Elektrizitätskreise hätten die Regelung auf eine solche Finanzquelle gestoßen. Es sitzen sehr einflußreiche Bankiers im Aufsichtsrat unserer Elektrizitätsunternehmen und zugleich unserer Kohlenengesellschaften, aber dieser Widerspruch bei den Urhebern des Vorschlages ist noch keineswegs das Erstaunlichste. Das bleibt vielmehr der moralische Mut, etwas, was man selbst mit mehr oder minder ehrlicher Entrüstung abschüttelt, ohne weiteres Anderen aufbürden zu wollen. Höchst wahrscheinlich haben unsere elektrischen Geschäfte alle Besorgnis, daß der sie betreffende und ja bereits ausgearbeitete Steuerplan sich noch nicht hinreichend von Ihnen entfernt hat. Indessen soweit darf auch die Ver zweiflung es nicht treiben, wie dies hier durch öffentliches Markieren eines anderen Steuerobjektes geschehen ist. Merkwürdig genug wurde die sachliche Unmöglichkeit bisher noch von keiner Seite gekennzeichnet, sondern fast immer nur die schlimmen Folgen eines etwaigen Einfuhr- oder Ausfuhrzolles. In Wirklichkeit vergißt man aber, daß der Staat selbst auf keinem Gebiete einen stärkeren Konkurrenz darstellt, als in der Kohlenproduktion. Aufweiche irgendwie anständige Weise sollte nun die Ruhrkohle belastet werden, die Saarkohle dagegen frei ausgehen? Preisunterschiede würden damit künstlich erzeugt werden, die in einem zivilisierten Lande, solange es noch nicht bankrott ist, ganz außer Frage zu bleiben haben. Wohl ließen sich da, wo Staatsbahnen und zugleich große Privatbahnen vorhanden sind, eine fiskalische Belastung der letzteren denken, denn Schienenwege machen einander doch selten die Kundschaft streitig. In unserem Falle aber würde ziemlich unmittelbar nach einer Kohlensteuer, die Staatsverwaltung im Saarrevier im unerlaubten Vorteil sein. Oder planten die betreffenden Gemeinderäte gar ihre Kohlenpreise plus einer Steuer festzulegen, die niemals gezahlt wird?

» \*

Ein vorgeschobener Vater, das ist das neueste Kunststück auf dem Gebiete der unerlaubten Spekulation. Für einen Bankangestellten, noch dazu, falls er erst 22 Jahre alt ist, dürfen Bankfirmen keine Börsenaufträge ausführen, aber diesmal, in dem einen Falle, wo es sich bekanntlich um Millionen handelt, lautete das Konto auf Namen des Vaters. Da nun das Ehrengericht annahm: Ernst Wegner habe seinen Erzeuger keineswegs ohne Kenntnis jener Bankfirmen als spanische Wand benutzt, so bleibt doch der Weg, um sich von dieser Beschuldigung zu reinigen, klar genug vorgezeichnet. Hätte nämlich der Vater die Kommissionäre seines



Sohnes wirklich in dem falschen Glauben erhalten, als sei er: der Nichtangestellte hier der Käufer und Verkäufer, so wäre dies zweifellos eine strafbare Täuschung gewesen. Die verurteilten Firmen brauchten also nur gegen Wegner senior eine gerichtliche Untersuchung zu beantragen, um in deren Verlaufe als die Unschuldigen und Betörten festgestellt zu werden, — wenn dies eben der Fall wäre. Man darf also gespannt darauf sein, wann die Herren dieses nächstliegende Mitte) zu ergreifen gewillt sind. Im übrigen zeigt solch ein außerordentlich krasser Fall, wie wenig Abwehrmittel verschlagen, die ja erst kürzlich neukonstruiert und bei der Gelegenheit hier schärfer mitgenommen wurden. Die Innere Schwäche aller derartiger Strafen liegt in ihrer Halbheit, wie sie z. B. an der Londoner Stock-Exchange nicht anzutreffen sind. Dort würde ein Makler, der eine Ausführung mit einem unrichtigen Kurse an' gibt, weit schlimmer wegkommen, als in Berlin Bank Armen, die mit einem jungen Kommis die größten Engagements eingehen. Unter allen Umständen bedeutet bei uns eine vorübergehende Verbannung von der Börse die unwirksamste Ebrekränkung. Man denke sich z. B. einen Rechtsanwalt, dem für 1 Monat das Betreten des Gerichtssaales verboten werden könnte!

\* . \*

Der Krieg hat einen goldenen Boden, und zwar für die Lieferanten. So nimmt jetzt ein Vertreter der argentinischen Regierung bei Krupp nicht etwa Schienen und Sensen, sondern Geschützmaterial ab, für, wie es heißt,

Rundschau.

371

150 Millionen. Wieviel hieran in Essen auf Kosten der Laplata-Bevölkerung verdient wird, läßt sich kaum berechnen, und man braucht nicht einmal die Zinsen abzuziehen, da unsere Industrien bekanntlich kaum anderen Kredit zu geben pflegen, als unter der Garantie der eigenen Großbanken. Am schlimmsten nehmen sich Jedoch diese Transaktionen für die europäischen Kapitals- und Handelsinteressen aus, da damit die Gefahr eines Krieges gegen Brasilien immer näher rückt. Ferner sollen drei englische Firmen, darunter Armstrong den Wiederaufbau der spanischen Flotte übernommen haben. Zusammen mit den neuen Befestigungen in drei dortigen Kriegshäfen wird dieser hübsche Auftrag in sehr versierten Kreisen mit Lst. 50/2 Millionen geschätzt. Trotzdem nun die 4% igen Exterieurs mindestens den Kurs unserer Zinsen übersteigen werden, dürften jene Firmen wohl eine andere Bezahlung als in Staatspapieren vorziehen. Freilich kommen diese spanischen Rekonstruktionen erst sehr spät nach dem Friedensschlusse mit Amerika, und es konnte dies u. a. auch mit den Wünschen der Herren Armstrong, Brown und Maxim auf den Wiederaufbau der russischen Flotte zusammenhängen. Das wäre ein noch weit größeres Objekt, hinsichtlich des Zahlungsmodus mit Hilfe der Pariser Banken noch bequemer; jedenfalls ist lange genug verhandelt worden. Vielleicht kam auch nur die orientalische Frage dazwischen, welche den Geldbedarf Rußlands zu Lande, dem zu Wasser wieder unbedingt voranstellte. Obigens hatten auch deutsche Häuser sich deswegen in Petersburg beworben, teilweise sogar durch Vermittlung englischer Geschäftsfreunde. Aller Besuch von Pastoren oder Journalisten beider Länder vermag die hadernden Geister nicht so rasch zu vereinigen, wie eine Gelegenheit, gemeinsam Geld Stadt, Land und Arbeitslosigkeit.

Von Otto Corbach.

Über 100 000 Arbeitslose soll es nach sozialdemokratischer Berechnung in Großberlin geben. Es mag sein, daß bei der Zählung nicht ganz richtig verfahren wurde; gewiß aber sind es dann nicht viel weniger. Die Arbeitslosennot hat auch in Deutschland angefangen, auf sozialpolitischem Gebiete das Thema aller Themata zu werden, was sie in England schon lange bedeutet. Nun zanken unsere bürgerlichen Politiker — für die Roten ist natürlich der „Kapitalismus“ das Karnickel — darüber, wer die Schuld an dem Arbeitslosenelend trägt: die Stadt oder das Land. Es ist ein Streit um des Kaisers Bart. Über Landflucht wird in unserer Kulturzone heute allenthalben geklagt, in einem Lande wie Rußland, wo man die gedrückte politische Lage des Muschik dafür verantwortlich machen könnte, und in einem Lande wie Australien, wo die Rechtsverhältnisse für den Grund und Boden sich mehr wie irgendwo anders dem Ideal der Bodenreformer nähern, wo also von einer politisch gedrückten Lage der Land-



bevölkerung keine Rede sein kann. Nach einem Petersburger Blatte gibt es auch in der russischen Hauptstadt Zehntausende Arbeitsloser, und bei dieser Feststellung wird bedauert, daß die Städte eine „magische Anziehungskraft“ auf das Landvolk ausübten. Und ein australisches Blatt schreibt wörtlich: „The native-born Australian often wearies of country life and seeks the gay life and genial society of the town.“ So findet es eine natürliche Erklärung, daß die Regierung von New South Wales mit „General“ Booth unterhandelt damit er ihr für die Erschließung neuer Böden geeignete Ansiedler aus England schicke, und daß die Arbeiterschaft derselben Kolonie gleichzeitig durch einen Brief des Newcastle Labour Councils an den Sekretär des parlamentarischen Komitees der englischen Trades Unions vor einer Auswanderung nach Australien warnen läßt weil auch dort das Arbeitsangebot bei weitem größer sei als die Nachfrage. Zur Entlastung der Staaten kann man andererseits anführen, daß es eine Landflucht gab, bevor der glänzende Aufschwung aller Gewerbe begann. Damals war es das lockende Amerika, das bei uns dem Lande massenhaft Arbeitskräfte entzog, die sich nicht halten ließen, und noch heute geht in europäischen Gegenden, wo die Industrie wenig entwickelt ist, der Zug vom Lande vorzugsweise über den Ozean. Erst die Entwicklung einer Großstädte züchtenden Industrie machte es möglich, die vom Lande Abwandernden in der Heimat festzuhalten. Zu berücksichtigen ist auch, daß, solange

## MORGEN.

in den Vereinigten Staaten noch große Flächen billigen unbenutzten Landes zur Verfügung standen, die Industriearbeiter der Oststaaten häufig genug den großen Städten den Rücken kehrten, um im Westen den Weg zu einer selbständigen Existenz als Farmer zu betreten. Es liegt also nicht etwa in der sundhaften menschlichen Natur begründet, daß in alten Kulturländern die Städte eine „magische Anziehungskraft“ auf das Landvolk ausüben. Es gab Zelten, wo die Landarbeit den Menschen verkrüppelte, elend und stech werden ließ. Friedrich dem Großen war der untertanige Bauer „de toutes les conditions la plus malheureuse et celle qui revolte le plus l'humanité“, und kann man annehmen, daß die „Art menschen scheuer Tiere“, als die La Bruyeres die französischen Bauern zu Ende des 17. Jahrhunderts schildert, sich einer besseren Gesundheit erfreuten als die modernen städtischen Industrieproletarier? Also kann es an und für sich noch nicht zugunsten des Landes sprechen, wenn die modernen Großstädte in Ihrer raschen Entwicklung noch keine für sie passende Hygiene erfanden. Die Vorzüge, die die älteren englischen Industriestädte vor den Jüngeren deutschen auf dem Gebiete der Wohnungskultur schon voraus haben, lehren, daß auch der moderne Städter durch Schaden klug wird.

Die Entvölkerung des platten Landes und die Übervölkerung der Städte durch die Landflucht ist auf weltwirtschaftliche Ursachen, vor allem die gewaltigen technischen Fortschritte auf dem Gebiete des Transports, zurückzuführen. Wirkungen derselben Ursachen waren allerdings auch die erstaunliche Vermehrung der Bevölkerung in den europäischen Ländern sowie den Vereinigten Staaten und die noch erstaunlichere Zunahme des Wohlstandes in den breitesten Schichten. Die massenhafte Arbeitslosigkeit, die die gegenwärtige Niedergangsperiode herbeiführte, muß mit in den Kauf genommen werden, und Stadt und Land sollten, anstatt sich gegenseitig die Schuld an dem Elend zuzuschieben, vielmehr Hand in Hand arbeiten, es zu mildern.

Weltkonferenz.

Von G o b b o.

Der Roosevelt ruft und alle, alle kommen.

Da die Menschheit alt zu werden beginnt, fängt sie an, sich kindisch zu benehmen. Da es ihr an Kraft gebricht, die große Sache der friedlichen Organisation des gesellschaftlichen Lebens ernsthaft zu führen, so ist sie in schwächlicher Bescheidenheit zufrieden, wenn sie sich spielerisch vergnügen darf. (Oder glaubt, man die Entwicklung, die uns eine höhere soziale Ordnung beschaffen soll, dadurch aufhalten zu können, daß man ihr heuchlerisch Konzessionen macht, um durch scheinbare Förderung der wirtschaftlich-kulturellen in Wirklichkeit die kriegerisch-poli-



tischen Funktionen der staatlich organisierten Menschheit zu stärken?) Mir will der Gedanke nicht aus dem Sinn, daß auf der geplanten Weltkonferenz die politische Phrase die Mission erfüllen soll, die Unlust der staatlichen Mächte zu allmenschlichem sozialem Tun zu bemänteln. Eine allgemeine Inventuraufnahme der natürlichen Hilfsquellen der Welt! . . . Sehr schön! Ein Veto gegen den Raubbau, der die Wälder verwüstet und die mineralischen Schätze des Bodens schonungslos plündert! Ausgezeichnet! Eine weise Ökonomie mit der lebendigen Kraft der zu Tale eilenden Ströme! . . . Bravo, bravo! . . . Nur eine kleine Zwischenfrage sei erlaubt Wo- durch legitimieren sich die Bevollmächtigten zu dieser Konferenz, daß sie in der Tat die geeigneten Schützer der wenn auch nicht „heiligsten“, so doch Immerhin materiell wertvollsten Güter der Menschheit sind? Der beliebteste Großmachts- sport der Gegenwart: „Wettrüsten“ wlo\ mit dem unausgesprochenen aber noch niemals ge- leugneten Hintergedanken betrieben, sich gegen- seitig Im friedlichen Geschäft der Entwicklung zu stören, zu schädigen und wenn möglich ein- ander zu vernichten. Und die Vertreter solcher Gesinnungen sollten berufen sein, auf einer Welt- konferenz über die Methoden der wirtschaftlichen Mästung Ihrer Staaten zu diskutieren und zu beschließen? f'

Man wird hier einigermaßen an Besitzer von Kampfhähnen erinnert, die zusammenkommen.

Rundschau.

373

nm zu beraten, was sie rot Komplettierung der Kampfausrüstung Ihrer Hähne noch tun können, nachdem Jeder von diesen Im Laufe der Zeit gleich gute eiserne Sporen erhalten hat. — Die Konferenz der Kampfhahnbesitzer! Indes für den unverbesserlichen Optimisten Ist der Hoffnung kein Ende. Gewiß entbehrt auch heute noch die Mehrzahl aller Programme, die das „Wohl der gesamten Menschheit“ auf die Tagesordnung setzen, Jeder tieferen Bedeutung. Aber die Tatsache, daß sich In unserer Zeit auch der Egoismus der Nationen und Rassen nicht mehr ohne das Mäntelchen einer weltumspannenden sozialen Gesinnung auf die Straße getraut, wirkt wie frohe Botschaft. Denn wenn man schon die Notwendigkeit einzusehen beginnt, die Solidarität der Menschheitsinteressen als angeblichen Wappenspruch Im Schilde zu führen, dann Ist die Wahrheit an dem Marsche, daß eine befriedigende Gestaltung des Lebens In Staat und Gesellschaft auf die Dauer nur dann denkbar Ist, wenn man es mit dem „Wohl aller“ ehrlich Deutschlands Stellung auf dem Weltmarkt und seine Auslandsvertretung.

Von Rechtsanwalt Ramelow-Berlin.

In einem von dem Reichstagsabgeordneten Dr. Stresemann verfaßten Artikel über die Beziehungen unserer Diplomatie zum Auslandsmarkte Ist der Gedanke betont, daß Deutschland, welches pro Jahr 6 bis 7 Milliarden an Waren und Gütern In fremde Länder sendet, verlangen muß, daß auch bei seinen diplomatischen Auslandsvertretungen die vitalen Exportinteressen Deutschlands richtig und sachgemäß vertreten werden. Die historischen Reichstagsdebatten Im November vorigen Jahres haben erkennen lassen, daß die Zelten der Kabinettsdiplomaten, welche, nach Taillierands Schule gebildet, Deutschlands kontinentale Politik vertraten, vorüber sind, daß die Politik, welche die Lebensfragen des Volkes berührt, nicht mehr von Kabinetten und Diplomaten, sondern durch die öffentliche Meinung, welche sich auch in der auswärtigen Politik für mündig erklärt hat, gemacht wird. Zur Lebensfrage unserer Nation gehört aber eine Handelspolitik, welche dem deutschen Handel die Weltmärkte offen hält, und weiche dem deutschen Kapital, dem deutschen Exporteur und auch dem einzelnen deutschen Vertreter im Auslande diejenige gesicherte und günstige Position schafft, welche ermöglicht, unter gleich günstigen Bedingungen wie Engländer und Nordamerikaner In das betr. Wirtschaftsgebiet einzudringen. Den Zweifel, welchen Herr Dr. Stresemann an dem kaufmännischen Verständnis und der wirtschaftlichen Begabung unseres die Diplomatenposten vertretenden Adels hat, wird Jeder teilen, der Überseeluft geatmet



hat In Nord- und Südamerika hat In wenigen Jahrzehnten eine geradezu staunenerregende wirtschaftliche Entwicklung stattgefunden, die allerdings In Ihrer epochemachenden Großartigkeit, abgesehen von den bezüglich überseeischer Verhältnisse Im allgemeinen gut instruierten Hamburger und Bremer Handelskreisen, im deutschen Binnenlande nicht verstanden und gekannt wird. In Jener „neuen“ Welt herrscht ein „neuer“ Geist, die Lebensanschauung des Amerikaners, die von unserer europäischen kontinentalen Lebensanschauung absolut verschieden Ist Diese Lebensmaxime konzentriert sich In dem Worte „make money“, d. h. die wirtschaftliche Betätigung Ist das Maßgebende und das vor allem Geachtete. Es dürfte kaum zu bezweifeln sein, daß unsere Diplomatie, welche in anderen Lebensgrundsätzen aufgewachsen ist, dieser neuen Weltanschauung gänzlich fremd gegenüber steht. Ich selbst habe wiederholt Gelegenheit gehabt, Im Auslande festzustellen, daß unsere Diplomatie zum Teil wirtschaftlichen Fragen mit ziemlicher Naivität gegenübertritt; so erinnere Ich mich noch an das ungläubige Staunen eines deutschen Diplomaten gegenüber der Tatsache, daß heutzutage Seide auch auf künstlichem Wege, d. h. ohne den Kokon der Raupe, gewonnen werden könne. Aber auch unsere Konsulate sind nicht im geringsten den an sie herantretenden wirtschaftlichen Fragen gewachsen. Der deutsche Konsul

Im Ausland halt sich Im allgemeinen für zu gut, den deutschen Handeltreibenden In seinem Geschäft aufzusuchen und zu fragen, wo Ihn kommerziell der Schuh drückt. Die Unzulänglichkeit unserer Konsulate auf wirtschaftlichem Gebiet scheint auch eine öffentlich anerkannte Tatsache zu sein, denn wie könnte die Reichsregierung Ihnen sonst die Handelssachverständigen zur Seite setzen, damit diese die wirtschaftlichen Aufgaben, welche die Konsuln zu leisten außerstande sind, besorgen sollen. Eigentlich ist das Entsenden der Handelssachverständigen schon an sich ein Mißtrauensvotum den Konsulaten gegenüber und so wird diese Institution auch von den Berufskonsulaten meistens betrachtet. Daher ist es nicht wunderbar, daß den Handelssachverständigen im allgemeinen seitens der Konsulate mit einer Gegnerschaft, die oft zu offener Feindschaft ausartet, begegnet wird. Und da soll von einem Hand- In Handarbeiten die Rede sein?! Mit welcher Unkenntnis realer Verhältnisse überhaupt häufig von offizieller Seite gearbeitet wird, kann man schwerlich treffender erkennen, als an diesem Beispiel der Kreierung der Handelssachverständigen-Stellen. Die betreffenden Herren haben weder Rang noch Stellung, welche sie bei der Kaufmannschaft einführen könnte, sie sollen ohne Bureau und ohne Sekretär arbeiten, falls sie sich dies nicht selbst schaffen, und müssen gewärtig sein, daß das Konsulat Ihnen Hindernisse in den Weg legt. Haben sie sich aber nach drei Jahren eingelebt, so ist das Kommissorium zu Ende, denn da mit der Stellung kein Avancement verbunden ist, wird niemand länger bleiben, als er muß. Jeder Kenner der Verhältnisse muß zugeben, daß die Institution der Handelssachverständigen in Ihrer heutigen Gestalt, selbst bei bestem Material, keine Erfolge erzielen kann. Es ist auch nicht richtig, daß man dem Konsul die Bearbeitung des überaus wichtigen Gebietes der wirtschaftlichen Fragen nimmt und diese einer dem Konsul beigeordneten Instanz zuweist, statt daß vielmehr das wichtige Gebiet der wirtschaftlichen und Handelsfragen das Haupttätigkeitsfeld des Konsuls bildet, und die vielen Fragen betr. Matrosenheuer, prozessualer Rechtshilfe etc einem beigeordneten Vizekonsul oder Sekretär überwiesen würde. Allerdings würde das eine ganz andere Art der Vorbildung unserer Konsuln zur Voraussetzung haben. Weshalb muß denn gerade der Konsul die Juristische, alleinseligmachende, Vorbildung haben? Für diese, für die eigentliche Konsulatsaufgabe relativ nebensächlichen Zwecke würde doch Irgendein dem Konsul beigeordneter Assessor oder sonstiger Jurist genügen. Man kehre also den Schuh um, und entsende als Konsuln Männer, die sich in der deutschen Volkswirtschaft als tüchtig und geeignet erwiesen haben und ordne Ihnen Juristische Hilfskräfte beL In den leitenden



Stellen unserer Handelskammern und wirtschaftlichen Verbände, unserer Syndikate und Banken, würde es genügend erstklassige Kräfte geben, welche dem deutschen Handel zu wahren Nutzen gereichen würden, und welche auch jene Stellen akzeptieren würden, wenn es mit Avancement verbundene Lebensstellungen wären, und nicht eine derartige Farce, wie Jetzt die Kommissorien der Handels-sachverständigen, aus denen der Handelssachverständige nach drei Jahren wieder zu seinem Beruf in die Heimat zurückkehrt, wenn er dazu in der Lage ist. Allerdings würde naturgemäß unser Auswärtiges Amt und unsere ganze geheiligte Beamtenhierarchie zur Realisierung derartiger Vorschläge nie die Hand bieten, denn ein Beamter würde doch nie dafür plädieren, daß er sich selbst seines Amtes entsetze; und das geschähe, wenn Personen, die „nicht einmal“ das zweite Juristische Examen absolviert haben, Beamte würden. Der Weg könnte allein der sein, daß der Reichstag gesetzlich festlegt, daß z. B. die Handelskammern oder die wirtschaftlichen Verbände dem Auswärtigen Amt zur Bestätigung geeignete Persönlichkeiten präsentieren. Die Konsuln sollen doch in erster Linie Vertreter des deutschen Handels im Auslande sein, weshalb müssen denn diese gerade aus der Mitte derjenigen Behörde, welche die deutsche Politik leitet, entsendet werden? Vor einem Menschenalter hatte es vielleicht noch seine Berechtigung, vom deutschen Konsul die Ablegung der zweiten Juristischen Prüfung zu verlangen; inzwischen sind die Weltinteressen aber absolut andere geworden, kaum ein anderes Land hat sich so verändert, wie Deutschland, welches aus einem Binnenstaat mit kontinentaler Politik zu einem Welt-politik treibenden Reiche geworden ist, dessen

Randschau.

375

Existenz auf seiner Weltwirtschaft und auf seinem Welthandel beruht. Daher durfte es an der Zeit sein, daß diese neuere Anschauung in das deutsche Denken eindringt, daß der geeignete Vertreter des deutschen Handels nicht der beamtenmäßig geschulte Jurist, sondern vielmehr der volkswirtschaftlich gebildete Kaufmann ist!

Der Balkon.

Von Robert Schwerdtfeger.

Berlin ist die Stadt der Balkons. Ohne Vororte beherbergt es nach der letzten Zählung 2 036 815 Einwohner, und es hat den Anschein, als ob, wenn auch nicht auf Jeden dritten, so doch auf Jeden fünften Einwohner ein Balkon käme. Das macht 407 163 Balkons. Zwar möchte der gesunde Menschenverstand diese Zahl als zu hoch gegriffen ansehen, das Gefühl aber schätzt noch weit darüber hinaus.

Es gibt Berliner, sehr viele Berliner sogar, die auf diese Überfülle von Balkons stolz sind. Denn: Deutschland in der Welt voran, Berlin in Deutschland voran. Nirgends ist eine gleiche Balkonansammlung zu finden. Nirgends aber auch drängt die Scheußlichkeit dieses architektonischen Auswuchses sich dem Beschauer so sehr auf, wie in der Hauptstadt Preußens und des Deutschen Reiches. Wenn das Straßenbild Berlins unschön, häßlich, oft abscheulich ist, so hat in der Hauptsache der Balkon schuld. Es ist unmöglich, eine Straßenfront architektonisch geschlossen zu gestalten, wenn an Jedem Haus mindestens ein halbes Dutzend dieser Je nach der Qualität des Gebäudes und des Erbauers mehr oder minder steinernen oder gußeisernen Kasten hängt. Schweift der Blick leichtsinnigerweise durch die Flucht einer Berliner Straße, so muß er sich unbedingt Beulen stoßen. Denn es gehören schon akrobatisch geschulte Augen dazu, all die wegversperrenden Auswüchse der Hausfassaden hell zu überwinden.

Die relative Schönheit einer Großstadtstraße beruht nun einmal auf ihrer architektonischen Geschlossenheit, die von manchen Leuten freilich Nüchternheit und Langeweile genannt wird. Ein Stadtzentrum ist keine Villenkolonie. In unserm echt deutschen Fehler aber, alle Begriffe durcheinander zu werfen und Dinge, die an Ihrem Platz schön sind, auf die unpassendsten Gelegenheiten zu übertragen, wollen wir ländliche Schönheit in die Stadt verpflanzen. Daß solches Beginnen von vornherein in Unsinn endigen muß, ist klar. Sind die „natürlichen“ Parkanlagen, die auf Stadtplätze deplaciert wurden, sind die „Vorgärten“ vor Mietskasernen, die als Kehrthäufen benutzt werden, sind endlich die Balkons nicht treffende Beispiele? Der Balkon gehört eigentlich an die Gartenfront eines Wohnhauses, das von grünen Baumkronen beschattet ist. Welt gleitet in grüne oder



bunte Natur von Ihm aus der Blick. An Land-  
häusern möchte Ich e I n e n Balkon nicht vermissen.  
An Vorstadtvillen mit großen Gärten berechtigt der  
Gebrauch durchaus seine Existenz. Aber Je näher  
man der Stadt kommt, desto existenzloser wird er.  
Noch mag er In Villenstraßen passieren, wenn auch  
Immer vorn und rechts und links störende Nach-  
barn sitzen. Zweifelhafter Ist seine Berechtigung  
In „Vorgartenstraßen“, die schon aus Mietskasernen  
— wenn auch „vornehmeren“ Gepräges — bestehen.  
Man darf auf Ihm nicht laut reden, will man nicht  
fremden Ohren Vertraulichkeiten gewähren. Aber  
das Auge ruht doch auf dem zwar zweifelhaften  
Grün von Baumkronen, und die verstaubten Blätter  
atmen Immerhin ein wenig Ozon aus. Ein Unding  
aber sind Balkons In den baumlosen Stadtstraßen.  
Die wie Käse- oder Taubenkasten thüringischer  
Dörfer an den Fassaden klebenden, untereinander  
unzusammenhängenden, nur auf ansichtbaren eiser-  
nen Trägern ruhenden Balkons sind architektonisch  
wie städtebaulich eine ästhetische Unmöglichkeit.  
Jeden Augenblick glaubt man, wenigstens einer von  
den Hunderten falle einem auf den Kopf. Und die  
Situation wird gefährlicher, Je näher man den Stadt-  
vierteln kommt die vom ärmeren Teil der Bevöl-  
kerung bewohnt werden, denn hier brechen die Bal-  
kon genannten Auswüchse wie häßliche Geschwüre  
In Unzahl aus den Fassaden hervor. Darin liegt ein  
arger Widerspruch, weil Balkons In gewissem Sinne  
ein Luxus sind.  
Sonderbarerweise Ist der Berliner sehr vor-  
eingenommen für diese schlechte Eigenschaft

## MORGEN.

seiner Stadt Er scheint den Balkon für unentbehrlich zu halten. Aber benutzt er Ihn? Aul Ehre, lieber Berliner, benutzest du Ihn auch recht? Ich glaube vorweg nein sagen zu können. Der Balkon gehört zu den Dingen, die man, nämlich der Berliner, „haben muß“, die man aber nie benutzt.

Ich verstehe das vollkommen. Man kann freilich auf dem Balkon sitzen, wenn man sich nicht davor scheut, schmutzig von Ruß und Staub zu werden, üble Gerüche In die Nase zu bekommen und ständig die Türglocke oder das Telephon zu überhören; wenn man sich Schweigen auferlegen will und sich damit begnügt, zu lauschen, wie die nur durch eine dünne Wand getrennte Nachbarpartei auch vorsorglich schwelgt.

Ja, man kann auf Ihm sitzen, aber man tut es nicht Wen die aufgezählten Balkonfreuden nicht abschrecken, der hat keine Zeit Ihn zu genießen. Man denke doch nur an die Bewohner des Berliner nord-ostsüdlchen Halbkreises, die oft, um die Wohnung überhaupt zahlen zu können, Ihre besten Zimmer vermieten. Und der „Zimmerherr“ benutzt Ihn erst recht nicht.

Gewiß, der Balkon gehört zur normalen Berliner Wohnung, aber benutzt wird er nicht Oder man benutzt Ihn als Ablageraum für Waschkübel, Elmer, Schrubber und zerbrochene Stühle, da es In den Wohnungen an Gelassen fehlt. Ein Balkon Jedoch muß da sein, ob er auch ein sichtlich unnötiges Anhängsel Ist, das überdies die Wohnung verteuert

Die Balkonfreunde werden Ihren letzten Trumpf ausspielen: „Und Ist der Blumenschmuck auf den Balkons, der bunt und freundlich die Straßen belebt dem bescheidenen Bewohner einen Ersatz für den Garten bietet und Jeden Vorübergehenden erfreut, ist der denn gar nichts?“

„Aber Ja, Heber Freund, gewiß. Ich muß gestehen, in Hamburg habe Ich — natürlich Im vornehmen Harvestehude — wundervolle Blumenbalkons gesehen. In Berlin kann man sie auch (Inden; aber nicht In den Straßen, die den Balkonrekord aufstellen. Denn deren Anwohner sind nicht in der Lage, den teuren Blumenschmuck für Ihren Balkon zu bezahlen. Die Blumen, die sie besitzen, stellen sie Ins Zimmer; höchstens das eine oder andere verkümmerte Gcburtstagspflänzchen fristet ein ärmliches Dasein auf der schmutzigen Mauerbeule.

Nein nein, Ich protestlere gegen den Berliner Balkon. Er gehört nicht In die Großstadtstraße. Man lasse die Hinterbalkons, lasse die Balkons an Gartenhäusern und Villen, von den Fassaden aber lasse man die unpraktischen Scheußlichkeiten fort Denn sie zerstören das Straßenbild, verteuern die Wohnungen und sind Im übrigen so furchtbar zwecklos.



Mutterschutz.

Wir erhalten folgende Zuschrift: In No. 5 dieser Zeitschrift bespricht eine den Bestrebungen des „Bundes für Mutterschutz“ äußerst wohlwollend gesinnte Dame einzelne Mißerfolge, dabei nicht verhehlend, daß Organisationsmängel des „Bundes für Mutterschutz“ in erster Linie die Ursache zu sein scheinen, wenn bisher der so notwendige Anschluß und die Verbindung des Bundes für Mutterschutz mit bestehenden Einrichtungen wie Frauenheimen, Kinderasylen gefehlt hat. Die darauf hinzielenden Ratschläge sind gewiß als richtig anzuerkennen, sind aber doch nur für Orte mit größerer Einwohnerzahl, an denen der gleichen Einrichtungen, wie Waisenhäuser, Säuglingsheime, also bereits vorhanden sind, durchzuführen, lassen aber leider die auf dem Lande und in kleinen Ortschaften bestehenden Verhältnisse ganz außer Betracht.

Für diese letztgenannten wäre aber dem Bunde für Mutterschutz in erster Linie eine Fühlungnahme mit den „Vaterländischen Frauenvereinen“ zu empfehlen, die selbst an Orten von 2000 Einwohnern existierend, wenn auch in oft recht dürftiger Weise bestrebt sind, der allzu schroffen Not von Kranken, Hilflosen, Siechen etc. abzuhelpen.

Es ist nicht die Absicht vorstehender Zeilen, Wohltätigkeitsausübung nur im Anschluß an staatliche oder gar in Verbindung mit dem beliebten Hurratriotismus arbeitende Vereinigungen, Einrichtungen und Anstalten befürworten zu wollen, trotzdem sei hier einmal die Frage aufgeworfen,

Rundschau.

377

ob der „Bund für Mutterschutz“ nicht sicher gut Ute, sieh z. B. auch das Interesse der Kreisärzte, als Berater des Landrates, der Ortsvorstände, Gemeindeverwaltungen zu gewinnen.

Mehr als die anderen Ärzte ist der Kreisarzt in ständiger, amtlicher Fühlung mit Kreis- und Stadtbehörden, aber ebenso wenig wie bisher die Ärzteschaft von den Bestrebungen des „Bundes für Mutterschutz“ ist auch er irgendwie in geeigneter Weise informiert worden. Die Ärzte waren in dieser Hinsicht auf Zeltungslektüre angewiesen. Gewiß erscheinen in Blättern und Zeitschriften von Zeit zu Zeit Berichte des „Bundes für Mutterschutz“, aber die Mehrzahl der Provinzzeitungen bringt keine Zeile davon zur Kenntnis der Leser und Leserinnen.

So würde ein Rundschreiben an die genannten Ortsvorstände der „Vaterländischen Frauenvereine“ ebenso wie ein Zirkular an die Kreisärzte (eventuell an die Landräte) sicher dem Bund für Mutterschutz zahlreichere und geeignetere Helfer und Förderer verschaffen, als sie alle Propaganda in der bisherigen Form erreicht hat, es würde durch derartig an die richtige Stelle gesendete Berichte, Rundschreiben überhaupt vielfach erst in weite Gegenden des Reiches die erste Kunde von dem Bestreben sowohl, wie dem Bestehen des Bundes für Mutterschutz gelangen.

Somit kann auch dem Ratschlage der Frau Anna Baader: „eine geschäfts- und bureaugewandte Arbeitskraft der bisherigen Leiterin zur Ausarbeitung einer besser arbeitenden Organisation begeben zu wollen,“ nur beigespflichtet werden. Nichts wäre mehr zu bedauern, als wenn nach vierjährigem Bestehen der Bund bei seinen idealen Bestrebungen daran scheitern würde, daß der Idealismus seiner Mitglieder ihn verhindert hat, mit gegebenen Ortsverhältnissen und Schwierigkeiten sich abzufinden. Er müßte sonst selbst an kleinen „menschlichen“ Leiden zugrunde gehen, während doch seine eigene Parole lautet, dem

A. Kurzmann, Posen.

Brentanoglosse.

Von Bernhard Irlinger.

Der „Goldne Kopf“ in Frankfurt am Main war ein interessantes Haus. Es verkehrten in ihm außer Pfeffersäcken und Deutsch radebrechenden Italienern viele feine Herren, die dem Hausherrn zuwider waren. Denn seine Frau war jung Als Maximiliane Laroche hatte sie Goethe gesehen; ihr alter Gatte aber, der Italienische Herr, war kein Jüngling im Wertherkleide. Drum: „Wollte die Mutter etwas vom Vater verlangen, da schickte sie das Kind und es sollte bitten, daß der Vater Ja sage, dann hat er nie es abgeschlagen.“ Das Kind hieß Bettine und hat das selbst geschrieben. In einem Buch, das es seinem toten



Bruder als Frühlingskranz reichte ....  
Der saß in Jenen Jahren hochoben auf dem  
Dachfirst mit einem andern kleinen gebrechlichen  
Puppchen von Schwester als Kaiser In Freiheit und  
Recht über das Ländchen Vaduz, das weit da draußen  
liegen sollte In einem Land von goldenen Äpfeln  
und Brüßler Spitzen. Als aber einmal ein neuer  
Kaiser gekrönt wurde, kam auch ein Fürst Lichten-  
stein nach Frankfurt, von dem die Leute sagten,  
ihm gehöre in Wahrheit der Wunderstaat Der be-  
drohte Kaiser glaubte Ihnen nicht, und die Frau  
Rath gab Ihm recht: „Laß dich nicht Irre machen,  
glaube mir, dein Vaduz Ist dein und Hegt auf keiner  
Landkarte, und alle Frankfurter Stadtsoldaten und  
selbst die Geleitsreiter mit dem Antichrist an der  
Spitze können dir es nicht wegnehmen; es liegt, wo  
dein Geist, dein Herz auf die Weide geht, wo dein  
Himmel, ist dein Vaduz, ein Land auf Erden Ist dir  
nichts nutz. Dein Reich Ist in den Wolken und  
nicht von dieser Erde und so oft es sich mit der-  
selben berührt, wird's Tränen regnen." Es regnete  
Tränen: Clemens Brentano Ist seiner Zelt wenig  
mehr als ein Fragezeichen gewesen. Und er Ist es  
seitdem immer mehr geworden und Ist es der heu-  
tigen Literaturgeschichte am allermeisten. Das  
heißt: „Der wissenschaftlichen", „einzig emst-  
zunehmenden ", „philologisch - historisch - kriti-  
schen".  
Der Erzphllister Gervlnus hat angefangen.

Julian Schmitt weiter gearbeitet; König Sehen sich in den deutschen Lutherzorn hineingeschrien, bis, ach ja, hört bloß: bis Herr Eduard Engel den Vers „o Stern und Blume, Geist und Kleid, Lieb, Leid und Zelt und Ewigkeit“ als „sinnloses Wortgebimmel“ hinauswarf. Der arme, arme Brentano! Der arme, arme Brentano! Jetzt gehen gelehrte Männer, Philologen daran, eine Gesamtausgabe seiner Werke bei Georg Müller in München zu veranstalten. Ein neues Versuchskaninchen für philologisch-historische Forschung. Der Prospekt sagt, ein reichhaltiges ungedrucktes Material) solle hier zum erstenmal zur Verwendung kommen. Die Handschriften haben die uneigennütigen Herren Forscher allerdings jederzeit für ihre Auserwählten zu sekretieren verstanden. „Denen, die besitzen („Prof. D?“), wird noch hinzugegeben.“

Ich freue mich nur, daß der Name Georg Müller wenigstens für eine schöne Ausstattung bürgt. Für mich ist Brentano kein Dichter, kein Schriftsteller, kein Klassiker, sondern ein ewiger Griff ins Volle, Fließende, Werdende. Kein anderer Romantiker ist so unfertig, drum auch keiner so romantisch. Er war noch in den Narrhelten seiner letzten Jahre größer als die sauertöpfischen Philologen, seine Kritiker in ihren Meister-sprüchen.

Und darum ist es gut so, daß man an ihm vorübergeht „Die Stillen sind doch immer die wahrhaft Großen,“ so ähnlich schrieb er einmal seiner Bettina, „sie wehen nicht in jedem Winde, aber es klingt, wenn man anschlägt“ Drum, Ihr Herren Kritiker, Literaturhistoriker, Philologen, wenn Ihr Geld verdienen wollt, geht gefälligst anderswohin. Einen vervollständigten Brentano können wir nicht brauchen. Und Ihr habt auch zu schmutzige Hände

Wir wollen doch wenigstens ein paar Leute, die nicht jeder Gymnasialoberlehrer an den Fingern abhaspeln kann. Die Romantiker den Romantikern, die Kunst den Künstlern, die Gymnasialoberlehrer den Gymnasialoberlehrern. Damit fahren wir alle am besten.

Alldeutsche Schriften.

Von 011 o S e i d 1.

Konrad Fischer tritt in seiner Schrift „Ein offenes Wort aus Deutsch-Südwest“ (Verlag Deutsche Zukunft Leipzig, 1908, Preis 80 Pf.) lebhaft für die Hebung des Warmbader Gebietes ein, aber die Aussichten auf friedlichen Besitz dieser mit viel edlem deutschem Blut eroberten Landschaft scheinen nach Fischers Darstellung gering. Die Hottentotten, besonders der Stamm der Bondelzwarts (kurz „Bondelz“ genannt) sind nicht wirklich besiegt worden, einfach deshalb nicht weil die deutschen Truppen trotz Ihrer ungeheuren Überzahl nicht imstande waren, den Gegner zu fassen, an einer empfindlichen Stelle



zu treffen. Die Hottentotten des Südgebietes sind  
besitzlose Räuber, die sich bald unterwerfen, bald  
wieder zum „Orlog“ (Krieg) übergehen, Leute,  
die nicht\* zu verlieren haben, den Ansiedlern wohl  
noch jahrzehntelang zu schaffen machen werden,  
bis sie durch ihre eigenen Laster und Volkskrank-  
heiten ausgestorben sind. Ihre Bekämpfung hat  
Millionen und Millionen verschlungen; im Frieden  
aber müssen sie auf Kosten des Reiches gefüttert  
werden. Belustigend wirkt die Schilderung, die  
Fiseher (S. SO f.) von dem Kampf entwirft, den  
die katholischen und die evangelischen Bekehrer  
miteinander um die „Bondelzseele“ führen. —  
Die weißen Ansiedler im Lande sind nur zum  
kleineren Teile Deutsche, vielmehr vorwiegend  
Buren und Engländer. Englische Land-  
gesellschaften besitzen zum Schaden der wirtschaft-  
lichen Entwicklung einen großen Teil des Bodens.'  
Fischers Schrift kann als ein kielner Ersatz denen  
gelten, denen die beiden Hauptwerke über S ü d -  
westafrika zu groß sind (Paul Rohrbach:  
„Deutsche Kolonialwirtschaft I“, Schöneberg  
[Hilfe] 1907; geb. 10 M.; und das ältere, in dem  
der große Aufstand vorhergesagt ist:  
Karl D o v e „D. SWA.“, Berlin [Süsserot], 1903;  
geb. 4 M.; beide mit schönen Bildern geschmückt)  
Die ungeheuren Ausgaben für den südwest-  
afrikanischen Aufstand haben viel zur Verschul-  
dung des Reiches beigetragen. So ist heute die,  
ebenso wie die obengenannte Flugschrift für den

Rundschan.

37»

„Alldeutschen Verband" herausgegebene Schrift des Grafen Ernst zu Reventlow: „Die Reichsfinanzreform — eine nationale Frage" (Verlag Deutsche Zukunft, Leipzig, Preis 30 Pf.) sehr lehrreich und unterhaltsam zu lesen, weil man an ihr so recht sehen kann, wie verzweifelt die Alldeutschen darüber sind, daß das deutsche Volk, das der Regierung Heer und Flotte nach Wunsch bewilligte, nun so gar wenig Lust hat, diese ungeheuren Lasten zu tragen, neue Steuern zu bewilligen.

Graf Reventlow glaubt in der genannten Schrift, lediglich Hangel an Opfermut und nationaler Gesinnung sei es, was sich gegen die neuen Steuern erhebe. Der deutsche Arbeiter könne leicht 20 Pf. mehr wöchentlich für seinen Rauchbedarf ausgeben (8. 14). So gewandt der Verfasser aber auch mit dem Zahlenstoff umzugehen vermag, so gewaltig er auch die steuerliche Belastung des Auslandes darstellt, gegenüber den Aufsehen erregenden Feststellungen des Vertreters von Altenburg, Edmund Schmidt, in der Reichstagsitzung vom 27. November 1908, können seine Angaben auf mich keinen Eindruck machen. Schmidt berechnete, daß die Besteuerung in England 10,18% des Einkommens durchschnittlich ausmache, daß sie im Deutschen Reich jetzt schon 11,2%, nach Einführung der vorgeschlagenen Steuern aber gar 18,2% betrage! Reventlow schweigt sich darüber aus, ob er etwa auch zu denen gehört, die eine „Schädigung des deutschen Familieninneren" befürchten, wenn Millionärssöhne vom väterlichen Erbe Steuern zahlen müssen. Dagegen empfiehlt er mit Begeisterung Erhöhung der Steuern auf Zigarren, Tabak, alkoholische Getränke.

Er spricht nicht davon, daß keineswegs nur die Alkoholiker und -Trinker und Weinbauern vor den neuen Alkoholsteuern warnen, sondern auch gerade manche besonders hoffnungsfreudigen Gegner des Alkoholenusses! Diese nämlich fürchten, der Staat möchte, zum Kostkind des Alkoholkapitals gemacht, die Trunksucht fördern, die Enthaltensbewegung bekämpfen — um eben aus dem Alkohol möglichst viel Gewinn zu ziehen. Gerade Professor August Forster hat sich kürzlich in Hünchen als Gegner der Alkoholsteuer bekannt.

Ein Satz in Reventlows Schrift allerdings wird auch die Billigung der linksstehenden Reichsbürger finden, wenn er nämlich auf S. 27 sagt: „Was verlangt werden muß, das ist Gerechtigkeit in der Verteilung der Lasten und eine weise Bemessung der Lasten, um weder Steuerquellen zu verstopfen noch auch blühende oder hoffnungsreiche Erwerbschichten zu ersticken." Besonders gegen die eine hoffnungsreiche Entwicklungsmöglichkeit unterbindende Elektrizitäts-



steuer und gegen die das deutsche Zeltungs-  
wesen und Geistesleben schwer schädigende An-  
zeigensteuer wird man diesen Satz verwenden  
können. Indessen scheint mir Reventlows Flug-  
schrift Immerhin eine nationalpolitisch dankens-  
werte Gewissensschärfung.

Neue Bücher.

Der Redaktion sind folgende Bücher zugesandt worden:

Balzac. Physiologie der Ehe. Eklektisch-philo-  
sophische Betrachtungen über Glück und Un-  
glück In der Ehe. Leipzig. Insel-Verlag. Preis  
geh. H. 4,60, Leinen H. 5,50, Leder M. 7,50.

Camille Flammarion, Direktor der Stern-  
warte zu Juvisy-Paris. Rätsel des Seelenlebens.

Autorisierte Übersetzung von Gustav Heyrink.  
Stuttgart Julius Hoffmanns Verlag.

Karl Schettler. „Paris“. — Leipzig. Insel-Verlag.  
Preis geh. H. 10,—, Halbpergament H. 12,—.

Napoleons Schriften und Gespräche.

Herausgegeben von Hans Landsberg. Berlin.

Pan-Verlag. Preis kartoniert H. 3,50, geb.

H. 4,—.

Juannot Emil Freiherr von Grotthus.

Am Webstuhl der Zeit Ein Jahrbuch. IL Jahr-

## MORGEN.

gang. Stuttgart. Verlag Greiner & Pfeifler.

Preis M. 7,50.

Villiers de Lisle-Adam. Edlsons Weib

der Zukunft Roman. München. Verlag

Hans von Weber. Preis geh. M 5,—, geb.

M. 6,—•

Ricarda Huch. Das Rlsorglmento. LMPzlg.

Insel-Verlag. Preis geh. M. 4,—, Pappband

M. 5,—, Lederband M. 7,—.

Maria W11 d a. Eine Trennung. Roman.

Dresden. E. Piersons Verlag. Preis M. 2,60.

Edmund Edel. Fritz der Zeltgenosse. Eine

merkwürdige Geschichte mit vielen Zeich-

nungen. Hamburg. Verlag von H. Carly.

Preis geh. M. 8,—, geb. M. 4,—.

Erich Mühsam. Der Krater. Berlin 1909.

Morgen-Verlag, G. m. b. H.

Heinrich Vierordt Deutsche Hobelspane.

Stoßseufzer und Stammbuchblätter. Heidel-

berg. Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

Herma von Skoda. Die Spinnerin. Neue Ge-

dichte. Dresden. E. Piersons Verlag.

Franz Herold. Ernte. Ausgewählte Dich-

tungen. Dresden. E. Piersons Verlag. Preis

M 5,—.

Herman Gorber. Ein kleines Heldenge-

dicht. Übersetzung aus dem Hollandischen.

Mit vier Reproduktionen nach Wandgemälden

von Richard Roland Holst Leipzig. Maas Sc

van Suchtelen.

S. Friedlander. Durch blaue Schleier. Berlin-

Wilmersdorf, Verlag A. R. Meyer. Preis geb.

M. 3,50.

Hermann Wolfgang Zahn. Lydia. No-

velle. Berlin-Wilmersdorf, Verlag A. R. Meyer.

Rudolf Burghaller. Phryne. Drama In

einem Vorspiel und 8 Akten. Berlin, Verlag

von Gose & Tetzlaff, G. m. b. H.

J. S. M a c h a r. „Rom“. — Prag. Verlagsbuch-

handlung Großmann & Svoboda. Preis M.4,—.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Alle Manuskript- und Büchersendungen

an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33.

Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 88;

für Österreich-Ungarn: Dr. Felix Braun In Wien. — Expedition für Österreich - Ungarn bei

Hermann Goldschmedt, Wien I, Wollzelle 11. — Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue,

Berlin-Charlottenborg 2, Knesebeckstr. 76. — Druck von G. Bernstein, Berlin SW. 68, Zimmerst\*. 94.

Preli M. 1.00, kL Tube M.—.60. Oetterrelch-Ungarn Kr. 150, kl. Tube Kr. 1.00

PGB€CO

ZAHNPASTA

m

seit sechzehn Jahren von Aerzten und Zahnärzten standig empfohlen

P. BEIERSDORF A Co., HAMBURG

LONDON E.C, Idol Uno 7-8. Vertrieb für U.S. A Lehn & Fink, NEW YORK



11. HEFT.

12. MAERZ.

1909.

Deutschland und Brasilien.

Von

B. Itiberd da Cunha,

BrestU»nIMli«r OtundMr in B»rU».

Die Geschichte der Nationen hat wenig gleich beredte Beispiele wie den überraschend schnellen materiellen Fortschritt Deutschlands. Verwirklicht hat er sich während der letzten 88 Friedensjahre und falsche Urteile und Meinungen der Konkurrenzmaechte Deutschlands auf den Weltmärkten hat er häufig genug hervorgerufen.

Erst kürzlich schrieb der Londoner „Standard“, eine Kriegsgefahr für Europa bestehe allein in der offenen wachsenden Rivalität zwischen Deutschland und Großbritannien, die in einer Beziehung stehe zum Seehandel und der Vorherrschaft zur See. Aber — so fügte die englische Zeitung mit Recht hinzu — eine ehrliche Rivalität bewirke noch keine Gefahr, oder besser, sie kann sie nicht herbeiführen. Eine Gefahr liege nur in dem gegenseitigen Haß der Völker.

Es ist zu hoffen, daß offeneren und gerechteren Gefühle allmählich die Feindseligkeiten, die allerdings seit einiger Zeit zwischen den beiden mächtigen Nationen bestehen, verdrängen werden.

Tatsächlich befindet sich Deutschland, diese große Industriemacht, nur an der Spitze einer wachsenden, wirtschaftlichen Bewegung und Ausbreitung aller Nationen der Erde und verdankt seine Führerrolle seiner Initiative, der Überlegenheit seiner Erziehungsmethoden, den ausgezeichneten Mitteln und Triebfedern eines Systems wirtschaftlicher Expansion, das die Kundschaft fremder Märkte beharrlich erobert und dabei von ausgezeichneten, schnellen Transportmitteln unterstützt wird.

MOBOIH. IM\*. Haft 11. 29

## MORGEN.

Kaum hatte ich meine juristischen Studien in der Fakultät von S. Paolo beendet, als Ich das Glück hatte, nach Deutschland gerade in Jenem Augenblick entsendet zu werden, als das deutsche Volk, bis ins Innerste von dem Sieg bei Sedan erregt, auf dem Gipfel seines militärischen Ruhmes stand.

Es war begreiflich, daß dieses Land dem jungen, unerfahrenen Gesandtschaftsattache wie ein kostbares, offenes Buch erschien, darin er begierig lernen wollte.

Mein Interesse war um so größer, als viele emsige Söhne dieser Nation bereits unsere kindliche Bewunderung erregt hatten, wenn wir die goldenen Ernten der berühmten und fruchtbaren Felder Paranäs betrachteten, die von den ersten deutschen Kolonisten kultiviert wurden: wirklichen, mutigen Pionieren der Kultur, welche das lebendige Beispiel einer fruchtbaren Initiative und ehrlicher, rauher Arbeit gaben. Sie haben uns gelehrt, unseren Boden zu bebauen, zu lieben und ihn mit dem Schweiß unseres Angesichts zu benetzen.

In meinem Heimatstaate, in der malerischen Umgebung Curitybas, pflegten die deutschen Kolonisten abends bei der Rückkehr von ihrer Feldarbeit, an unserem Landhaus, das damals ein wahrer Tempel der Wissenschaften und Künste war, vorbeizukommen. Unser Vater unterließ es dann nie, uns Kinder herbeizurufen, damit wir jenen harmonischen Liedern lauschten, die uns eine Ahnung von der großen deutschen Volksseele gaben. Diese Kindhelterinnerungen haben auch Im Manne dauernd nachgewirkt und haben mir das Verständnis für deutsche Art und deutsches Wirken erleichtert.

„Nie seit den Tagen der Renaissance und der Reformation,“ schreibt Kuno Francke in der „Atlantic Monthly“, „gab es eine Zeit, während welcher Deutschland den Anblick eines gleich fieberhaften Lebens bot, einer ähnlichen intensiven Beschäftigung auf allen Gebieten nationalen Ehrgeizes, wie jetzt.“ Und in der Tat, wer wie wir Gelegenheit hatte, diese Entwicklung aus der Nähe zu beobachten, wird von den Erfolgen dieser unablässigen Arbeit nicht überrascht sein.

Es gilt als Tatsache, daß gleich nach der Übergabe von Metz Prinz Friedrich Karl von Preußen sich mit folgenden Worten an die deutschen Offiziere wandte: „Auf militärischem Gebiet haben wir den Feind soeben besiegt, jetzt handelt es sich darum, ihn auf industriellem Gebiet zu schlagen.“ Deutschland hat sich in der Tat bemüht, diesen patriotischen Wunsch zu verwirklichen. Früher ausschließlich ein Agrar-Staat, ist es heute eine große, industrielle Macht mit einem Außenhandel, der binnen 15 Jahren von 0 auf 15 Milliarden gewachsen ist.

Deutschland hat mit kluger Voraussicht die kaufmännische Organisation des Exports in nachahmenswerter Weise vervollkommenet und das System der kaufmännischen Reisenden ausgebaut; dadurch vor allem hat es sich allenthalben in der Welt und auch bei uns in Brasilien eine maßgebende Stellung erkämpft und viele Rivalen verdrängt. In deutschen Landen hat man bald eingesehen: die Reklame durch Annonoen, Kataloge und Muster genügt nicht, und deshalb unterhält der deutsche Exporthandel ein ganzes Heer von



Reisenden, die der Engländer mit Reecht „the men of the spot“ nennt. Sie verbreiten sich über den ganzen Erdball, um Orders aufzunehmen und gleichzeitig Einkäufe zu machen. Außerdem unterhalten die großen Firmen an ihrem Stammsitz einen Stab von Angestellten, die sprachkundig und mit den Einzelheiten des internationalen Handels genau vertraut sind.

Der Hauptgrund der großen Erfolge, die der deutsche Exporthandel erzielt hat, liegt nach meinen Erfahrungen in dem harmonischen Zusammenarbeiten des Kaufmanns und des Industriellen. Der größte Teil der Waren wird nicht von dem Fabrikanten direkt nach dem Auslande versandt, sondern geht erst durch die Hände von Exporteuren und Kommissionären. Auf den überseeischen Märkten hat der Exporthandel mit großen und zahlreichen Schwierigkeiten zu rechnen und erfordert sehr viel Vorsicht, kaufmännische Tüchtigkeit und eine derartige Erfahrung, daß, um zu einem befriedigenden Ziel zu gelangen, ein eingehendes Studium und lange Jahre der Praxis notwendig sind. Der Fabrikant, der ein großes Etablissement technisch und finanziell zu leiten hat, verfügt selten über die Kräfte und Kapitalien, um entlegene Märkte aufzusuchen und zu bearbeiten. Er verläßt sich auf die Tüchtigkeit der Kommissionäre.

Ich verweile bei diesem Gegenstand so lange, weil bei uns in Brasilien die lebhaften Diskussionen über die viel umstrittene Kaffeewertung in der Presse, den gesetzgebenden Körperschaften und auf unserem wirtschaftlichen Kongreß in Rio noch gegenwärtig sind. Eine Transaktion, die immer mehr die Aufmerksamkeit auf sich lenkt und wie ein Pascal-seher Abgrund unsere Landleute den Kopf verlieren läßt, und das gerade in einem Augenblick, in welchem unsere Finanzen als halbwegs saniert betrachtet werden konnten. Gerade Jetzt müßte Brasilien die Lehren, die der deutsche Kaufmann ihm gibt, beherzigen, da wir im Begriff sind, eine wirtschaftliche Krise, die nach meiner Ansicht nur eine vorübergehende Erscheinung war, zu überwinden, während unsere Mittel und Hilfsquellen wirtschaftlicher Ausbreitung noch sehr mangelhaft und fast noch embryonal sind, trotzdem man bei uns so viel von Export-Propaganda spricht. Meine Landsleute werden nie vergessen dürfen, welche Vorkämpferarbeit der deutsche Exportkommissionär durch seine enge Fühlungnahme mit den überseeischen Käufern der deutschen Industrie leistet, zum großen Teil auch dadurch, daß er keine nationale Engherzigkeit kennt und den Fabrikanten durch genaue Kenntnis der an Ort und Stelle geprüften Zahlungsfähigkeit der Kunden vor Betrügereien bewahrt.

Noch ein Zweites muß Brasilien von Deutschland lernen — und auf diesen Punkt habe ich auf dem brasilianischen Kongreß für wirtschaftliche Expansion mit allem Nachdruck hingewiesen — daß der Großhandel und der Export nicht mit kleinsten Mitteln, sondern nur mit großen Kapitalien betrieben werden kann. Wir haben noch keine Kreditanstalten, und ebenso wenig gibt es bei uns die großen, leistungsfähigen Gesellschaften, deren wirtschaftliche Interessen und Erfolge auf Zusammengehörigkeit und Gegenseitigkeit beruhen. Das System der Kreditgewährung aber ist eines der besten Mittel, die Kund-

schaft Im In- und Auslande zu kontrollieren. Beinahe sämtliche deutschen Exportfirmen haben an den Plätzen, mit welchen sie In Handelsverbindung stehen, Filialen und gewähren Ihren Kunden größere Kredite und längere Ziele als andere Nationen; vielleicht sind die deutschen Häuser noch entgegenkommender als die englischen, die immer die großzügigsten und vertrauensvollsten in ihren Internationalen Handelsgeschäften waren. Im Verein mit der Überlegenheit der Waren Ist dies das wahre Geheimnis der Größe und Bedeutung des deutschen Handels.

Bis vor kurzem war in Brasilien der Wert landwirtschaftlicher Genossenschaften unbekannt, die In Deutschland, Italien, Belgien, Frankreich usw. für die Agrarbevölkerung so große Bedeutung erhalten haben. Die erste größere Arbeit, die ich gleich nach dem Antritt meines ersten Postens in Berlin zu machen hatte, war die Abschrift einer ausgezeichneten Monographie über die kooperativen Gründungen Schultz« Delitzsch's, die mein Chef, der verstorbene Baron de Jauro, damaliger brasilianischer Gesandter in Berlin, geschrieben hatte. Nunmehr beginnt es sich auch in meiner Heimat zu regen. Die Sociedade Nacional de Agricultura und das Central-Syndicat der Landwirte In Brasilien haben beschlossen, die Gründung eines Genossenschaftsverbandes mit ähnlichen Tendenzen and mit dem Sitz in Rio de Janeiro einzuleiten. Die Transaktionen dieser Gesellschaft sollen sich über das ganze Land erstrecken. Unter dem Titel „Zentral-Genossenschaft der Landwirte Brasiliens" wird diese Gesellschaft, die professionellen Charakter hat, und auf Gegenseitigkeit beruht, den Verkauf der ihr von ihren Teilhabern konsignierten Produkte bewerkstelligen, ebenso wie für deren Rechnung den Kauf der für landwirtschaftliche Betriebe notwendigen Produkte und Waren besorgen.

Vorbildlich ist ferner heute, wie schon seit langem, das deutsche Schulwesen. Hat man mit Recht gesagt, bei Sadowa habe der deutsche Schulmeister gesiegt, so hat Deutschland dieses Feld auch nach 1871 eifrig bestellt. Ein Amerikaner, Herr Frank V. Thompson, der kürzlich die Handelsschulen Europas besuchte, war z. B. überrascht von der großen Anzahl dieser Institute In Deutschland und in der Schweiz. Die kleinsten Städte von mäßiger oder geringerer Bedeutung haben noch ihre Handelsschule. Deutschland marschirt an der Spitze und überflügelt Österreich, Frankreich und England.

Nach der großen Entwicklung und Vervollkommnung Ihrer mechanischen und landwirtschaftlichen Industrien befanden sich die Deutschen vor der absoluten Notwendigkeit, neue Absatzgebiete zu erobern, und dieser Ausdehnungsdrang erforderte eine weitere Anspannung der Kräfte Deutschlands. Es scheute vor keinem Opfer zurück, um seine Handelsmarine zu vergrößern, und schuf jene bewundernswerte, auch von einem mächtigen Kriegsgeschwader beschützte Kauffahrtelflotte.

Heinrich Heine sagte einmal, daß der Deutsche seinem Bier gleiche, welches durch den Export nicht besser würde.

Zeit und Tatsachen haben ihn aber in feierlicher Weise Lügen gestraft. Sowohl wir Brasilianer als auch andere Völker können für die guten und soliden Eigenschaften



Die elsesische Frage\*.

385

dieser fruchtbaren und arbeitsamen Rasse, die soviel zur Vervollkommenung und zum Fortschritt unserer jungen Nation beigetragen hat, Zeugnis ablegen.

Sie hat uns schon hervorragende Talente gegeben, energische, fruchtbare und unerschrockene Bürger, und viele Söhne deutscher Erde haben ihr kostbares Blut vergossen, um unser angegriffenes Vaterland zu beschützen.

Wir wollen auch fernerhin vom deutschen Volke lernen, von seiner Intelligenz und von der Gediegenheit seiner Arbeit.

Die elsässische Frage.

Eine Schlussbetrachtung.

Von

Otto Flake.

n.

Definitionen sind immer empfehlenswert; man kann gar nicht klar genug sein.

Prüfen wir daher zuerst: was eigentlich ist die elsässische Frage? Für die internationalen Politiker die Prüfung des Wunsches Frankreichs, Elsaß-Lothringen zurückzugewinnen, also eine Frage, in der das Reichsland selbst keine andere Rolle spielt, als die irgendeiner anderen Kompensation, mit denen die Politik Handel treibt. Solange das Reich sich selbst nicht verneint, existiert die elsässische Frage. In diesem Sinne überhaupt nicht. Sie kann nur eine innere Angelegenheit des Reiches sein und bedeutet hier naturgemäß nichts anderes als das Problem, das Elsaß dem Reiche so fest wie jeden der Bundesstaaten anzugliedern, d. h. die Elsässer dazu zu bewegen, aus freiem Willen Bürger des deutschen Reiches zu werden, d. h. wiederum nationale Bürger, Mitglieder derselben Kultur, denn als modern geschulte Menschen nehmen wir an, daß Staatenbildungen zu ihrer Verinnerlichung des Kulturfaktors bedürfen.

Ziehen wir nun aber andererseits aus unserer vorangehenden historisch-psychologischen Untersuchung das Schlussergebnis, so ergibt sich, daß die Verschmelzung der Elsässer mit Frankreich durch die Anerkennung der französischen Kultur herbeigeführt wurde. So oder so: Wir erkennen, daß die elsässische Frage im tieferen Sinne eine Kulturfrage ist. Nur eine Kulturfrage; die entschieden wird durch die Werbekraft, die den beiden Kulturen innewohnt. Der politische Faktor, genauer die politische Zugehörigkeit, spielt nur insofern eine Rolle, als er eventuell der schwächeren Kultur erlaubt, Zeit zu gewinnen. Mag er dadurch zwar auch die schließliche Entscheidung herbeiführen, so ist er gleichwohl nur zweiter Größe, äußerer Art. Er bleibt ohn-

mächtig, wenn sich nicht zugleich Innerlich, auf dem Kulturboden, Inden Herzen, die Entscheidung vollzieht.

Von diesem Kern der elsässisohen Frage, die nichts anderes ist als die einzigartige geschichtliche Gelegenheit, Werbekraft, Gegensatz, Wesen deutscher und französischer Kultur beim Kampf um dasselbe Objekt praktisch zu studieren, hatten die Deutschen keine Ahnung, als sie die eroberten Provinzen in ihre Verwaltung übernahmen. Das war ihr Fehler, der In nun bald vierzig Jahren diese minimalen Resultate gezeitigt hat Sie sind nur zu gut verständlich. Wir heute empfinden ja, wenn wir an die Lebenskultur deutscher Städte in den 70 er (und 80 er) Jahren denken, einen Schauder. Zunächst wiederum eine Klarstellung. Was ist Kultur? Die Höchstleistungen eines Volkes, wie wir immer annehmen, wenn unsre biedereren Bierphilister mit den größten Geistern deutscher Rasse prahlen, mit denen sie wahrlich nichts gemein haben? Kultur ist die Durchschnittsleistung eines Volkes, das Maß an Verfeinerung, durch das jedes Mitglied an dem Ideal der Kultur teilnimmt. Kultur ist nichts als Kultiviertheit. Eine unendlich schwierige Arbeit, als die Züchtung von einigen Genies, denen eine Millionenmauer von Barbaren sich entgegenstellt. Kultiviertheit einer Nation kann jeden beliebigen Angehörigen einer anderen Nation gewinnen, höchste Individualität nur wenige Auserlesene, die im Völkerleben nicht in Betracht kommen können und übrigens selbst den Vorbehalt nicht vergessen.

Der Sieger von 1870 hatte in den Klassikern, den Romantikern, den wundervollen Gestalten des Berliner Kreises eine außerordentliche Kultur besessen, aber er brachte zu wenig Kultiviertheit mit. Nicht Goethe und Brentano und Humboldt hatten die Alemannen zu gewinnen, sondern die Polizisten, Unteroffiziere, Gendarmen, Sekretäre, das ganze Heer der unteren und mittleren Verwaltungsbeamten, jeder einzelne In seinem täglichen simpein Leben. Was da gefehlt worden ist und wird, das versteht der ohne weiteres in seiner ganzen Ausdehnung, dem es im lieben Vaterland schon vor den Manieren, dem Geist, der Feinfühligkeit gar mancher Bier-, Gose- und Weißetrinker gegraut hat; wem nicht, der wird's nicht fassen. Die oberen Stände besiegelten, was die Untergebenen verdarben.

Der Offizier, der höhere Verwaltungsbeamte, der Gebildete und Studierende, traten dem Elsässer in einer wesentlich norddeutschen Form entgegen, und man kann zwei Arten ihrer Wirkung unterscheiden. Entweder fühlten sich die Elsässer abgestoßen oder sie blieben gleichgültig. Das erste war das Gewöhnliche. Der Elsässer erlebte das, was wir selbst Inzwischen auch als die sogenannte SimpUzissImusstimmung kennen gelernt haben. Wozu wir erst die Karikaturisten nötig hatten, die uns die Augen darüber öffneten, mit wieviel Ecken, Übertreibungen, Anmaßungen der deutsche Mann in seinen verschiedenen Verkleidungen als Beamter, Bürger, Soldat, Lehrer, Prediger herumläuft, das wirkte auf den Elsässer, der die erste Bedingung kritischen Sehens besaß, die Kenntnis gegensätzlicher Art, allgemein und ohne weiteres als Karikatur, auch ohne Vermitt-



Die elsässische Frage.

387

lang schärferer Intelligenz. War er gerecht, so gab er wohl zu, daß neben dem Durchschnitt des deutschen Typus auch feinere, vornehmere Köpfe nicht übersehen werden durften; neben dem schnarrenden und anmaßenden jungen Leutnant begegnete er wohl dem deutschen Stabsoffizier, dessen Ernst, Ruhe und Arbeitskraft so sympathisch berührt; neben der Masse, dem Verein, der Kategorie, dem geschlossenen Stand, traf er den einzelnen, der sich durchaus rücksichtsvoll und menschlich zu geben verstand; aber selbst in diesem günstigsten Falle ging dem Deutschen die wichtigste Eigenschaft im Völkerverkehr ab, die Fähigkeit, verständlich zu werden, auf einem zugleich zurückhaltenden und anerkennenden Fuß mit einem anderen zu verkehren, zu gewinnen. Selbst unwillkürlich, selbst wenn er sie nicht besonders errichtet, hält der Deutsche Schranken aufrecht, oder treffender gesagt, eine gewisse Atmosphäre, den Dunstkreis der Individualität.

An diesem Punkte droht die Untersuchung der elsässischen Frage in eine Kritik des deutschen Wesens überzugehen, deren gründliche Erörterung zur Unübersichtlichkeit führen müßte. Hier seien nur die letzten Resultate zusammengefaßt und immer in ihrer Wirkung auf den von anderen Neigungen bestimmten Elsässer. Von dem, was oben das Karikaturenhafte im deutschen Auftreten genannt wurde, sei dabei ganz abgesehen, obwohl gerade dies den „Protest“ des Elsässers im täglichen Leben recht eigentlich bedingt.

Die Gipfel deutschen Denkens und Fühlens reichen, über die sinnlich-Irdische Hülle hinweg, in den unendlichen Raum des Abstrakten, in seine Größe, aber auch seine Kühle. Ideen, die bei anderen Völkern nie anders als in ihrer Verkörperung, ihrer Anwendung auf den einzelnen Fall erfaßt werden, wohnen im deutschen Geist, ungleich stärker und umfassender — als Absolutheiten. Solche Ideen, solche Abstrakta sind der Monarchismus, der Militarismus, die Hierarchie, der Idealismus, die Sittlichkeit, die Pflicht, die moralische Weltordnung usw. usw. Jede verlangt (erinnern wir uns unserer Lehrer) eine unbedingte, eine ungewöhnliche, eine unpersönliche, eine objektive Unterwerfung, sie erwartet vor allem, daß diese Unterwerfung als Pflicht empfunden werde, für die man keine Anerkennung beanspruchen darf. Das nennt man spartanisch — ich weiß trotz meiner Schuljahre nicht, ob das wirklich griechisch war, aber ich weiß, daß das preußisch und im letzten Grunde deutsch ist. Das gibt die Anwartschaft auf eine höhere Genialität, als sie anderen Rassen möglich ist — daher das unausrottbare Selbstgefühl des Germanen als des „arischen“ Herren — aber es ist eine schlechte Mitgift fürs Leben. Immer wieder muß gesagt werden, daß nur einzelne, nie Völker damit gewonnen werden können. Es bleibt unverständlich, wenn es nicht als verstiegen wirkt.

Man wird wiederum an die ursprüngliche Abstammung der Elsässer appellieren.

Aber die Elsässer sind als Alemannen Süddeutsche, und jenes deutsche Höhenideal der Kultur ist doch im wesentlichen norddeutsch: In dem Sinne wenigstens, daß

## MORGEN.

die letzten Resultate von norddeutschem Zuendedenken gezogen werden. Was dagegen ist eigentlich süddeutsch? Gibt es ein spezifisch süddeutsches Zuendedenken? Ich glaube nicht. Der Begriff süddeutsch ist verschwommen, sobald ein geschlossenes System der Auffassung, also Kultur, verlangt wird. Die deutsche Frage ist ja nur politisch gelöst, nicht innerlich. Es ist in Süddeutschland ein Widerstreben gegen die norddeutschen Resultate vorhanden, aber zuletzt genügt es wieder nicht, um eine ausgeprägte Eigenart zu bilden. Das ist der unbehagliche Zustand des deutschen Geisteslebens, den niemand, der Sinn für durchdachte Einheitlichkeit hat, leugnet. Wie dem auch sei, die Elsässer haben den Ausweg gefunden, sie gingen zur französischen Auffassung über. Andererseits werden sie logischerweise, sobald sie sich mit der deutschen Kultur befasst, wieder zunächst süddeutsch.

Um eine pointierte Zusammenfassung zu geben, so stand der abstrakt-idealistischen, sittlich-pantheistischen, in diesem (nicht konfessionell betrachteten) protestantischen Sinn des (nord-)deutschen Wesens die sinnlich-realistische Anlage des süddeutschen Blutes und sein französisches Lebensideal entgegen. Auf der einen Seite wurde dem Elsässer eine außerordentlich hohe, aber auch außerordentlich schwer zu erwerbende Einzelkultur in Aussicht gestellt, auf der anderen ihm eine gleichmäßig befriedigende und von aller Theorie unbelastete Kultiviertheit gegeben. Jene ist so spezifisch, daß noch heute vielleicht nicht ein einziger Elsässer ihren innersten Kern erfaßt hat, diese hat einen ganzen Stamm gewonnen.

„Der Monsun.“

Von

Johannes V. Jensen.

Elof Manson stammte aus Westgötland und war Cowboy in Texas. Die Kameraden hatten ihm den Namen „der Monsun“ (the Monsoon) gegeben, der wahrscheinlich ursprünglich von seinem richtigen Namen abgeleitet worden war, vielleicht von einem Kollegen, der Seemann gewesen sein mochte oder witzig sein wollte oder nicht wußte, was er eigentlich sagte. Aber der Name paßte zu dem Manne.

Als junger Mensch war Manson wie so viele andere tausend „Schweden“ über das Meer gezogen, um wieder nach Hause zurückzukehren. Das war seine ausdrückliche Absicht, jedoch mit der Hinzufügung, daß er, der arm wie ein Mensch aus der Steinzeit hinauszog, sobald als möglich wieder nach seinem Dorfe zurückkehren wollte, beladen mit allen Schätzen Kaliforniens. Es ging ihm wie den anderen, er wurde ganz genau das, was man in Amerika mit etwas gemischtem Respekt einen *S w e d e* nennt, ein ausgezeichnete Arbeiter, aber unbeständig. Er hatte schon alles versucht, als er schließlich bei dem Beruf



„Der Montan.“

389

des Cowboys anlangte, der In seiner ganzen Abenteuerlichkeit seinem Geschmacke so ganz entsprach.

Von dem langen, sommersprossigen Bauernjungen, dem die Handgelenke aus den Ärmeln stachen, der mit seinem Bündel an Bord eines Auswandererschiffes taumelte, linkisch fast bis zur Bewußtlosigkeit und stumm wie ein Opferlamm, war keine Spur zurückgeblieben; „der Monsun“ war ein Cowboy wie Jeder andere, hurtig, brüllend, blitzschnell, gewaltsam; das stahlende Leben in der Ebene, die sich hundert Meilen nach allen Seiten hin erstreckt, hatte seine körperlichen Kräfte und seine Sinne zur äußersten Leistungsfähigkeit entwickelt. Es ist unmöglich, eine Vorstellung von seiner Abhärtung und zugleich von der körperlichen Verfeinerung zu geben, von dem Spürgenie, das er bei seiner Arbeit mit dem halb-wilden Vieh — immer unter offenem Himmel — bewährte; man muß einen Cowboy in seinem Berufe gesehen haben, um zu wissen, wie weit ein praktischer Sport getrieben werden kann. „Der Monsun“, der ungefähr zwanzig Jahre in Amerika gewesen, im übrigen aber ohne Alter war, sah aus wie ein mit Muskeln überzogenes Skelett; er wog keine zweihundert Pfund und konnte einen Ochsen umwerfen. An der Hüfte hing sein Revolver, aber er hatte keine Verwendung für ihn; kein Mann in Amerika, so glänzend er auch ausgerüstet, so hochmütig er sein mochte, kam auf den Gedanken, dem sehnigen und resoluten Schweden zunahe zu kommen. So hatte also der Monsun alles erreicht, was ein Knecht in Amerika oder sonstwo In der Welt erreichen kann. Aber er war und blieb derselbe wie damals, als er auswanderte. Jeden Tag bereitete er sich zur Reise vor, er wollte nach Schweden zurück, sagte er, sobald er das Vermögen verdient hätte, das ihm in der Luft zu liegen schien.

„Der Monsun“ spielte. Er war als „Gambler“ In allen Schenken von Galveston bis zu Kansas City bekannt, und er war geschätzt, weil er immer mit der Regelmäßigkeit einer ablaufenden Sanduhr verlor. Er verdiente viel, fleißig wie er war. Längst war er Vordermann mit dem höchsten Lohne, und verdiente monatlich ebenso viel, wie ein Hof In Schweden das ganze Jahr einbringt, und in der ganzen Zeit, während der „der Monsun“ mit dem Vieh draußen in der Ebene blieb, manchmal Wochen, manchmal ein ganzes Vierteljahr lang, verbrauchte er keinen Cent. Wenn er aber dann wieder In einen bewohnten Ort kam, wo es nur so viel von einem „Saloon“ gab, daß vier Leute um ein Spiritusfaß zusammensitzen und Poker spielen konnten, ja dann blies „der Monsun“ zum Orkan auf. Die Zivilisation, selbst In der primitivsten Form, entzündete bei dem starken Schweden ein rasendes Fieber, bei dem er sich jedoch gar nicht amüsierte, sondern nur verbrannte. Zuerst zechte er unter kaltem Heulen, warf unwirsch mit dem Gelde und der Gastfreundschaft nach allen Seiten um sich, und in diesem Stadium erinnerte er an einen dornigen späten Kaktus, der an Dürre gewohnt ist und endlich einmal eine wilde Blume ohne Duft treibt. Wenn er aber dann genügend angeregt worden war, überfiel ihn das Heimweh wie eine wahnwitzige Eingebung — jetzt, jetzt sollte es sein, die Sehnsucht nach der Heimat machte ihn wild — 'raus mit den Karten, damn your eyes! Ein paar

Stunden später war der Schwede sein Geld los und konnte hinausreiten, um sich einige Monate in der Gesellschaft seiner Kühe wieder abzukühlen.

Er nahm die Sache Jedesmal mit Fassung hin, sah ohne Widerrede seine Barschaft in die Taschen anderer hinüberwandern. Die einzige Veränderung, die mit ihm vorging, wenn er verlor, war, daß er allmählich nüchtern wurde, wie viel er auch vorher getrunken haben mochte. Wenn er fertig war, seufzte er und blickte mit traurigen, blöden Augen um sich, und dann sah er wieder aus wie der Bauernjunge aus Schweden, aber an einem wunden Zuge um den Mund sah man, daß er im Begriff war, ein alter Mann zu werden. Es geschah auch, daß er nach solch einem unglücklichen Spiele zu weinen begann. Die Kameraden faßten dies nicht falsch auf. Sie kannten ihn als einen Mann, der nie vergnügt war; er lachte niemals, und deshalb mußte er andere Gründe haben, als den Verlust des Vierteljahrslohnes, wenn er sich grämte. Das verlorene Geld war auch nicht der Grund seiner Tränen, der Monsun weinte bei dem Gedanken an Westgötland, das so nahe gewesen und wieder hoffnungslos verschwunden war.

Im Grunde genommen war das Schicksal des Monsuns nicht wesentlich anders als das anderer Cowboys und Schweden, für welche das Dasein sich malerisch und sinnlos gestaltet; aber einmal passierte ihm doch etwas Besonderes, das ihn über das Niveau emporhob und in häßlicher Weise die Absicht der Natur mit ihm zeigte. Das war, als er den Bisonstier einfing.

Einige Hirten, die Streifzüge nach fortgelaufenem Vieh unternommen hatten, kamen aus einer abseits gelegenen und wilden Felsengegend hoch oben bei Rocky Mountains zurück und berichteten, einen mächtig großen, alten Bisonstier gesehen zu haben, der ganz allein oben in den Bergen umherging. Nun ist der Büffel in ganz Amerika, mit Ausnahme einer kleinen Schar im Yellowstone Park, ausgestorben, und es erregte deshalb Aufsehen, wenn ein alter Stier, vermutlich der letzte einer versprengten Herde, noch frei umherging, wie in den alten, großen Indianerzeiten. Die Cowboys sprachen auf den Stationen davon, und von dort gelangte das Gerücht in die Zeitungen, und bald hieß es, ein reicher Mann in Kansas City hätte 5000 Dollars demjenigen geboten, der das Tier lebendig nach der Stadt brächte. Das war viel Geld. Die Kuhhirten, Jäger und Leute, die sonst bloß den gewöhnlichsten Verstand hatten, lachten höhnisch, wenn sie in der Schenke standen und das Gerede auf den Stier kam — wollte der Millionär dort oben in K. C. sie zum Narren halten? Hinauf zu wandern und den Stier schießen, das wäre an und für sich eine Arbeit, und den Körper herunterzuschaffen — unmöglich. Aber den Stier lebendig zu holen — blödsinniger Gedanke eines Stadtmenschen!

„Der Monsun“ holte sich ihn.

Sobald der Schwede von dem Angebot des Millionärs erfahren hatte, schlug der Gedanke in ihm Wurzel, hier sei seine Chance; mit einem Schlage bares Geld, der gerade Weg nach Schweden! Und nachdem er sich volle Sicherheit über die Echtheit des Angebots verschafft hatte, nahm der Monsun Urlaub von seinem Ranch und begab sich ganz



allein in die Berge hinauf. Die Expedition dauerte mit der Hinreise und dem Einfangen des Stieres im ganzen einen Monat, und während dieser Zeit litt er mehr an Entbehrungen und Überanstrengung, als sich beschreiben läßt; vielleicht war er der einzige Mensch, der mittels seiner Körperkraft und Halsstarrigkeit Imstande war, das durchzuführen. Man hatte fast sowohl den Stier als ihn vergessen, als er eines Tages an einer Station in der Nähe von Fort North anlangte, mager wie eine Egge und vor Strapazen und Mangel an Schlaf fast sinnlos. Er mietete einen Wagen und Mannschaft, um den Stier zu holen, der einige Meilen von der Station gebunden lag. Wie in aller Welt mochte das zugegangen sein?

Ja die Einzelheiten der Geschichte wurden niemals recht aufgeklärt, denn der Monsun war kein Mann von vielen Worten, und war er einmal gezwungen, etwas zu erzählen, dann tat er es mit einer Knappheit, die ihm selbst erschöpfend erschien, z. B. in diesem Falle mit dem Stier, war, was er erklärte, daß er also, wie man ja sehe, das Biest eingefangen hätte. I got him. Das war seine ganze Erklärung. Aber die anderen Hirten, die Kenner, die konnten die Tat ermessen, sie starrten kopfschüttelnd den Schweden an, ohne viel mehr zu äußern als die tiefen Laute, die von selbst aus dem Halse gestoßen werden, wenn man im Innersten ergriffen etwas Außerordentliches angafft.

Was „den Monsun“ betrifft, so hatte er nur die 5000 Dollars mit Westgötland im Hintergrunde als eine Vision gesehen, die ihn vor Energie rasend machte, und jetzt, als er den Stier hatte, dachte er auch an nichts weiter.

Aber man kann ja schließlich versuchen, sich in die Einzelheiten der herkulischen Tat des Schweden hineinzudenken. Zuerst hatte er den Stier aufgesucht, und das war kein Feriausflug. Selbst nach einer sorgfältigen Erklärung der Hirten, die den Stier gesehen hatten, war es ebenso schwierig, ihn zu finden, wie es gewesen wäre, ein Taschenmesser in einem Heuschöber aufzusuchen. Nachdem er die Fährte gefunden hatte, warf er ihm den Lasso um die Hörner und stand jetzt der unmöglichen Aufgabe gegenüber, dies gigantische, wilde Tier viele Tagereisen aus den Bergen zur nächsten Station hinunterleiten zu müssen. Es war kein Vieh, mit dem er es zu tun hatte, das, wenn auch halbwild, doch den Lasso kennt und davor Respekt hat, und das trotzdem sowohl dem Hirten als dem Pferde die Sache schwer genug machen kann; es war vielmehr ein alter, wütender Büffelochse, der niemals die Nähe eines Menschen oder irgendeinen Eingriff in sein Selbstbestimmungsrecht gespürt hatte, es war der König der Ochsen, dem er den Strick anbot und befahl, ihm auf seinem Wege zu folgen. Es war Seine Majestät der große Büffel, auf dessen Rücken die Kraft von zehntausend Generationen sich in einem Buckel aufgetürmt hat, so daß er wahrhaftig sich selbst an Größe übertrifft. Er war es, mit dem der Schwede mit Hilfe eines unzerreißbaren Taues zwischen den Hörnern des Stieres und dem Sattelknopfe eine gewisse spannende Verbindung zustandebrachte. Es war ein zähes Pferd, das der Schwede ritt, ein geprüfter Gaul, aus Sehnen und Feuerstein gemacht, und diese beiden begannen also den großen Einsamen zu belästigen. Man denke sich, wie der gewaltige Stier sich drohend vor den Reiter stellt und mit dem Maul an der Erde das schußähnliche Schnauben durch

## MORGEN.

Griselda-Griseldis, das ist der Ausbund weiblicher Unterwürfigkeit unter die wollüstige Tyrannei des Hannes. „Die geduldig und gehorsam Harkgrefin“, so fand sie Hans Sachs bei Boccaccio, so lebt sie bei Petrarca, so schreitet sie mit fromm gesenkten Wimpern durch das deutsche Volksbuch. Diese Sage ist die kühnste und naivste Verkuppelung des Sadismus mit dem Masochismus. Die wildeste Peinigung, die je ein Hann seinem Weibe ersann, ist dieses berechnete Blutigpeitschen ihres Huttergefühls, der Eweifache nutzlose, heuchlerische Raub der kaum entwöhnten Kinder. Und daneben das hündische Dulden des Weibes ohne Klage und ohne Frage, das märtyrerhafte Hinunterschlucken aller Tränen, und zum Schluß noch die Erniedrigung vor der eigenen Tochter, die sie für die neue Braut des Geliebten halten muß, während er den Triumph auskostet, nun auch ihren letzten weiblichen Stolz zermürbt zu haben. Die Jahrhunderte, die von den schwülsten Geheimnissen der Gattungstriebe nichts ahnten, empörten sich nicht gegen die Gelüste des Grafen, und begnügten sich mit der Erklärung, er habe nur die Treue der sehnsüchtig geliebten Frau erproben wollen. Und sie, die schweigend das Unerträgliche trug und noch die Hände küßte, die sie so grausam geißelten, ward als die Krone aller Frauen gepriesen.

Uns dürfte heute kein Dichter mehr zumuten, Zeugen dieser wahnsinnigen Höllenmarter einer Hutter zu sein. Der Schrei, den das vom eigenen Gatten zur Niobe gemachte Weib unterdrückt, würde im Herzen jedes Zuhörers mit wilder Kraft aufflammen. Das fühlte schon der weichliche Wiener Friedrich Halm. Er läßt seine romantische Köhlerprinzessin, sobald sie vernommen hat, daß all ihre furchtbaren Heimsuchungen nur eine Laune ihres Gemahls waren, aus dem Qualm seiner sentimental Jamben stolzen Haupts wieder in die Dunkelheit zurückkehren, aus der sie Ritter Percival emporgehoben hatte. Immerhin war auch seine Griseldis „geduldig und gehorsam“ bis zum letzten Augenblick.

•

Nun erbt den demütigen Namen die strotzende Bauerndirne Gerhart Hauptmanns, die den zudringlichen Liebhaber zum Hofe hinausprügelt, ihm einen Wassereimer über den Kopf gießt und sich Kußräuber mit einem Schlächtermesser vom Leibe hält. Eine erfrischend kühne Variation! Man atmet in freier Bergnatur auf und ist der drückenden Luft der alten Legende, ihrer sklavischen Hörigkeit, ihrer nonnenhaft stummen Duldung entronnen. Die ersten Szenen hat der schlesische Bauernmaler gleich mit den saftvollsten Farben hingepinselt. Auf dem kleinen, vom fruchteschweren Apfelbaum überschatteten Gehöft der Eltern Griseldas ist alles lebendig, am lebendigsten die blonde Hagd selbst, die mit ihren kräftigen Gliedern das schwere Tagewerk zwingt. Ihre Worte sind manchmal von scharfem Stallgeruch umwittert,



aber sie schlagen immer ein, und die Neugier regt sieb, wie Markgraf Ulrich dieses trotzige, wehrhafte Mädchen seinen wunderlichen Launen dauernd unterjochen will, nachdem seine Manneskraft sie beim ersten Raufen stöhnend überrumpelt hat. Zwei Vollblutnaturen sind — so scheint es — aneinandergeraten. Doch von diesem Irrtum gilt es schnell Abschied zu nehmen. Die Gefahr der Namen beginnt zu wirken. Hauptmann hat nicht den Mut und nicht die Kraft, auf den starken Pfählen, die er selbst eingerammt hat, weiterzubauen. Die Gespenster der alten, schlichten Sage suchen ihn heim, das Unvereinbare strebt zusammen. Es geht ihm wie jenem Sohn des Brahmanen, der in Jäher Angst den Kopf der edlen Mutter mit dem fremden Rumpf vereinigt hat und ein unheimliches Zwitterwesen emporwachsen sieht. Der derbe Strunk dieses Bauernmädchens verwächst rätselhaft mit dem Haupt der sanften Dulderin aus der Legende. Und eine seltsame Verwirrung entsteht. Dasselbe Weib, das den girrenden Junker mit den sanften Worten anfährt: „Pack dich, du bist ein Schweinehund!“ und nach ihrer Vergewaltigung hinter ihm herdroht: „Wenn ich den Schubiack und Schurken Je wieder treffe, werde ich ihm mit diesem Kälbermesser die Gurgel durchschneiden“; dasselbe Weib flötet in der — übrigens von holdem Märchenglanz übersonnten — Hochzeitsszene: „Hat denn die Welt all ihre Güte bisher nur versteckt gehalten? Damit gekargt? Um sie plötzlich lachend und flutweise auszuschütten? Wenn ich in mich sehe, weiß ich nicht, wer ich bin! Wenn ich um mich sehe, noch minder.“ Aus noch fremderem Munde kommen später die Ibsenworte: „Er hat mich in meinem Kinde zertreten“ oder die Erkenntnis: „Ich hatte vergessen, was Ich besitze, und lebte dafür in erlogner Schwäche von Gnadenbrot.“ Dieser Mutter konnte der Dichter nicht wie die Sage das Recht weigern, das unser Gefühl gebieterisch fordert. Das Recht, nach dem geraubten Kinde zu fragen. Es ist nur verwunderlich, mit wie geringer Leidenschaftlichkeit sie es braucht, und daß diese bärenstarke Frau nichts unternimmt, um ihres Leibes Frucht den Räubern wieder zu entreißen.

Aus noch mehr Körpern und Seelen ist Ulrich zusammengeschweißt, und noch heillosen wird hier das Durcheinander. Hauptmann hat für die unmenschliche Härte des Markgrafen der Sage nach einer innerlichsten, menschlichsten Deutung gefahndet. Und ein ureigenes Erlebnis mag ihm diese Spur gewiesen haben, die ihn freilich in die Irre geleitet hat. Der Graf ist hier hart aus Weichheit, grausam aus eifersüchtigster Liebe, deren Besitzgier so überreizt ist, daß sie dem Säugling das Blut nicht gönnt, das er den Brüsten der Frau entsaugt. Derselbe Junker, der sein Herrenrecht wie schon oft vorher so roh von der widerstrebenden Magd eingefordert und erpreßt hat, zittert in neurasthenischen Krämpfen, wenn sich in der Schwangeren die selbstverständliche Zärtlichkeit für das Ungeborene regt. Und in der schwersten Stunde der Wehen kämpfen in dem zügellosen Mann wahnsinnige Angst um das Leben der Kreißenden mit rachsüchtiger Mordlust gegen den Säugling, der ihm ihren Alleinbesitz streitig

macht. „Wo ist mein Kind?“ ruft die von dem Wochenbett Genesene, und diese eine Frage hetzt den Eifersuchtstollen zurück in die Wildnis, in die er sich vor seiner Ehe oft genug verkrochen hatte und die ihn damals reif machte, nach den Umarmungen der rüden Magd zu begehren. Bis zur äußersten Unnatur hat Hauptmann diese in jedem Männerherz sekundenlang aufzuckende Eifersucht gegen das neue Dritte hypostasiert und Jedes auch in der unschuldvoll-grausamen Sage noch geachtete Vatergefühl verbannt. Bliebe dieser Wahnwitz siegreich, dann wäre wenigstens an Stelle der halbverborgenen, aus kranken Abgründen erwachsenen Tragik der Legende eine neue Tragik erstanden, die den verwirrten Mann immer weiter von der Liebe des Weibes entfernt, je zorniger er den armen, kleinen Nebenbuhler verfolgt. Aber auch zu dieser rücksichtslosen Beharrlichkeit hat der Dichter nicht den Mut. Noch einmal knickt er dem wilden Junker das Rückgrat in der unvermittelt aufgepfropften Schlußszene, die ihn jäh zur Liebe seines Kindes bekehrt. Und selbst auf das Hereinzittern sadistischer Lüste, wie sie die Legende unbewußt mit logischer Klarheit zur Triebfeder aller Ereignisse macht, mag Hauptmann nicht verzeihen. Sein sinnlich-übersinnlicher Freier läßt die Geliebten gern über Zäune mit schneidenden Scherben klettern und spürt plötzlich Anwandlungen, die Magd an den Zügeln ihrer goldenen Zöpfe übers Feld zu jagen und seine Peitsche auf sie niedersausen zu lassen. So aufdringlich sich auch der Arzt als Charakter-Orakel müht, diese Vielheit aus einer Wurzel zu deuten, sie will sich zu keiner Einheit zusammenschließen, und so beginnen die Mauern dieser Dichtung sich zu neigen.

Daß zarte dichterische Schönheiten in dem geborstenen Bau sprießen, wird dem mühseligen Bildner nur ein geringer Trost sein, da er nun wieder und wieder erfahren muß, daß er über sein sprödes, zerquältes Ich nicht hinausfliegen kann und daß er abermals an einen Stoff geraten ist, der stärker ist als die flügelwunde Kraft seiner Gedanken. Das Beste, was die Darsteller diesem Szenenreigen geben konnten, den klaren Klang der Rede, um diese oft so charaktervolle Prosa tönend zu machen, blieben sie ihm alle mit Ausnahme der Else Lehmann schuldig. Sie trug auf den stämmigen Schultern ihres Immer wachen Volksinstinkts die ganze Wirkung dieses Dramas und schuf in der Tat die Gudrungestalt mit der Korngarbe im Nacken, wie sie der Dichter nicht leuchtender erschaut haben kann. Die letzte Versöhnung der beiden heftigen Naturen, die über die Klüfte so vieler Widersprüche wieder einander zueilen, konnte auch sie nicht mit dem Siegel der Notwendigkeit bekräftigen. Bassermann gab es schließlich auf, die flackernde Gestalt des Grafen in feste Linien zu zwingen und ließ die Rede endlich in dunklem, leidenschaftlichem Gestammel ertrinken. Die andern, die von Dichters Ungnaden nur ein dürftiges Marionettendasein fristen, ließen die fahlen Farben ganz erblassen. Und der tosende Beifallslärm? Viele willige Hände, aber kaum eine Herzkammer, die in Gluten gezuckt hätte.



Das deutsche Dorf in Siebenbürgen.  
397

Die Neustädter Kirchenburg.  
Das deutsche Dorf in Siebenbürgen.  
Von

Fred Fakler (Kronstadt).

Stundenlang fährt man mit der Eisenbahn durch Ungarn, Ebene weit und breit, kahl, grau, hie und da ein „Wald“ von Besenstöcken mit einem Büschel Laub darauf, dann durch Siebenbürgen, Gebirgsland, rauh, unwirtlich, sieht überall dieselben menschlichen Niederlassungen: ein regelloser Haufen von Lehmhütten mit zerzausten Strohdächern um ein, sozusagen, mageres Kirchlein; trifft überall dieselben absonderlichen armseligen Menschen, die eine exotische Sprache reden. Man weiß es, und die Vorstellung verstärkt noch den sarmatischen Eindruck, man ist unter den europäischen Asiaten; in Siebenbürgen nehmen dann die Walachen überhand — sie nennen sich heute Romanen und fühlen sich als Nachkommen der Römer — und die absonderliche Armseligkeit beginnt peinlich zu wirken.

Plötzlich sieht man mitten in grünen und gelben Getreidestreifen und schwarzem, geackertem Boden ein stattliches Dorf: breite Straßen, steinerne Häuser, eine mächtige Kirche, wie die Henne zwischen den Küchlein, ringsherum Obst-, Gemüse- und Blumen- gärten mit rechtwinkligen Zäunen und ordentlichen Türen aus Brettern, an den Berg-  
MORGEN. 1909. Halt 11. 30

## MORGEN.

lehnen Wein- und Hopfengärten. Man traut seinen Augen nicht; das ist ja wie in Thüringen oder im Elsaß. Und da steigen neue Leute ein, hohe, kräftige Gestalten, im übrigen aber nicht von rein germanischem Typus, sondern mit romanischem Einschlag, peinlich sauber und schlicht gekleidet, hohe Stiefel, dunkelblauer Rock und ebensolche Hosen, weißes Leinenhemd und breiter Ledergürtel, schmalkrämpler Filzhut; die jungem haben Schnurrbart, die ältern sind glattrasiert, alle von ruhigem, selbstsicherm Wesen. „Mir fuere ke Harmestadt“ hört man sie reden; „Fuert er uch mat?“ Dieselben Worte mit derselben Aussprache kann man auch von den Landleuten in Luxemburg oder in der nördlichen Rheinprovinz hören. Spricht man dann mit diesen siebenbürgischen Bauern, so vernimmt man ein auffallend gutes Hochdeutsch, sowohl was Aussprache als auch Satzbau anlangt. Und man fühlt sich nicht mehr in einem europäischen Asien oder auf dem Balkan; man ist wie daheim, hier in dem „Brackwasser der Kultur“, in dem Engpaß zweier Welten, des Abend- und des Morgenlandes!

Als die Magyaren um das Jahr Tausend Ungarn besetzten, war Siebenbürgen sehr dünn bevölkert, wahrscheinlich von Walachen, ganz und gar unkultiviert und den steten Einfällen der Kumanen und Petschenegen aus der Walachei wehrlos preisgegeben. Die ungarischen Könige, die Siebenbürgen aus strategischen Gründen halten mußten, riefen deutsche Kolonisten ins Land, „zum Schutze der Krone“, wie es in dem Siegel der Hermannstädter Provinz hieß, und zur Kultivierung der verwilderten Öde, wie die zahlreichen Handels- und Gewerbeprivilegien bezeugen. Die Einwanderung dauerte zwei Menschenalter. Der letzte und wohl größte Zug war der des Deutschen Ritterordens in das Burzenland, die Gegend um Kronstadt. Hier legten die Ritter die Marienburg als ihren Hauptort an; sie wurden aber vom König Andreas II. bald wieder vertrieben, da sie sich souveräne Rechte anzueignen suchten. Um nun die Ansiedler für immer vor der feudalen Gewalt zu bewahren und ihr Interesse noch inniger mit dem der Krone zu verknüpfen, erteilte ihnen Andreas II. im Jahre 1224 den Goldenen Freibrief, der sie alle, „das gesamte Volk von Broos bis Draas“, als einen Stand, die „sächsische Nation“ erklärte, untereinander gleich und gleich den andern Ständen des Landes, dem magyarischen und dem seklerischen Adel. Ihr Boden hieß Königsboden, war unteilbar, und seine Bewohner waren frei, also adlig, wie Magnaten und Geistliche, und keiner unter ihnen, selbst der Kornes nicht, durfte Sonderrechte genießen.

Die deutsche Kultur Siebenbürgens offenbart sich am augenscheinlichsten auf dem Lande. Seit jeher war der Bauernstand der kräftigste und entwicklungsfähigste Stand des Sachsentums, zuzeiten geradezu seine einzige Stütze und Quelle in einem. Auch heute, wo sich das Gewerbe im Kampf mit der westeuropäischen Großindustrie — früher versorgte das sächsische Gewerbe halb Rumänien — nur mühselig behauptet und nur hier und da selbst die Entwicklung zur Großindustrie findet, ist der Bauernstand die tragfähigste Stütze des Sachsentums, und zwar nicht nur der Zahl nach (zwei Drittel von etwas über zweihunderttausend Seelen). Von vornherein ein äußerst tüchtiger Menschenschlag,



Das deutsche Dorf in Siebenbürgen.

399

ist er durch die stete Sorge der Besten der Nation immer wieder weitergebildet und angeeifert worden, und so repräsentiert sich heute der sächsische Bauer als ein durchaus sicher und selbstbewußt im Leben stehender Mann, der sich seiner überlegenen, fast aristokratischen Stellung gegenüber den andern Mitbewohnern des Landes bewußt ist; aber auch dessen, daß dies nicht ein politisches Vorrecht ist, denn die magyarische Regierung protegiert ihn nicht, wie seinerzeit die ungarischen Könige, sondern ein Recht seiner überlegenen Kultur, die nur in Arbeit und Sittlichkeit wurzelt.

Hochzeitstanz nach der Trauung.

Der Boden, den die Sachsen im Besitze haben, ist nur zum kleinen Teil erstklassig; was aber an Qualität abgeht, ersetzt Technik und Arbeit. Der Besitz ist nicht groß, es gibt nur Mittel- und Kleinbauern, und so mancher Hof gerät durch Mißwachs und schlechte Wirtschaft in Verfall; diesen Verlusten steht wieder die Organisation des Sachsentums gegenüber, die ganz wunderbar ausgebildet ist und jeden einzelnen verantwortlich macht für das Ganze und dieses hinwiederum einsetzt für jeden einzelnen. Dresch- und Häckselmaschinen, Schrot- und Putzmühlen, Getreide- und Grasmäher und vielerlei andere Maschinen des modernen Ackerbaues, Grünbrache, Kommassation, Stoppelschälarbeit,

30\*

Herbsttieffackerer, Klee-, Zuckerrüben- und anderlei Futterbau, Fleckvieh statt dem minderwertigen ungarischen weißen Rind, York- und Berkshire-Schweine, Plymouth- und Langchan-Hühner, belgische Riesen- und Silberkaninchen, Kaltblutpferde- und Büffelszucht, dann Raiffeisenvereine, Molkereigenossenschaften, Versicherungs-, Kaufs- und Verkaufsgenossenschaften, ländliche Vorschußvereine, Helferämter, nationale Sparkassen und Verkehrsbanken für Bodenkredit und Kolonisation in den Städten, Landwirtschaftsschulen, Wanderlehrer, Bibliotheken, Fachzeitungen — das alles sind bei den Magyaren oder Rumänen mehr oder weniger unbekannte Dinge; bei den Sachsen heute so selbstverständlich, wie daß jeder lesen und schreiben kann.

Das Um und Auf der völkischen Existenz des Sachsentums ist seine Organisation.

Diese hat zwei Zentren, das berufliche, gesellschaftliche Leben, und das kirchliche, geistige; beide sind im letzten Grunde politisch: deutschnational. So ist auch für den sächsischen Bauernstand der „Landwirtschaftliche Verein“ der eine „Fels“, womit er steht und fällt auch in nationaler Beziehung. Dieser Verein konzentriert in seiner Bodenkreditanstalt in Hermannstadt, eines der größten Geldinstitute Ungarns, und in seiner, selbstverständlich deutschen Zeitung, der größten Fachzeitung Ungarns, den gesamten wirtschaftlichen und fachkundlichen Verkehr des sächsischen Bauernstandes.

Nicht nur ebenbürtig, sondern in gewissem Sinne als Kulminationspunkt steht jedoch in der Volksorganisation die evangelische Kirche als der rocher de bronze da, um den sich alles ordnet, wie schon das äußere Dorfbild andeutet. Bei der Beurteilung der siebenbürgisch-sächsischen Kirche müssen die üblichen Vorstellungen von Kirchenregiment außer acht gelassen werden, sie sind einzigartig in der Welt. Um die Kirche sind meterdicke Ringmauern mit Türmen und Basteien aufgeführt. Es sind die in der Baugeschichte berühmten sächsischen Kirchenburgen. Da die Mittel zur Befestigung des ganzen Ortes nicht reichten, wurde alle Kraft und alle Sorge auf das eine Haus, das Gottes, verwandt. Und so legten sie inmitten der Kirchenringmauern die Fruchtkammern, die Schule an, bauten Räume aus zur Aufnahme der Frauen und Kinder, wenn der Feind heranzog, und die waffengeübten Bauern die Türme und die Basteien besetzten. So manche dieser Kirchenburgen ist vergebens belagert und brannt worden!

Die Organisation der Kirche ist, wie seinerzeit die politische, deren Stelle sie heute vertritt, demokratisch bis in die letzten Konsequenzen. Vor allem ist Kirche und Schule eins. Dadurch, daß jeder Pfarrer vorher Lehrer sein muß, wird der Zusammenhang der Geistlichkeit mit dem Volke stets gewahrt, und die Bildung einer Hierarchie ist ausgeschlossen.

Namentlich der sächsische Bauer ist in bezug auf sein inneres Freitum außerordentlich kritisch. Es ist ihm zwar selbstverständlich, daß der Pfarrer der Führer der Gemeinde ist, deren Haupt; aber ebenso selbstverständlich ist's ihm, daß dieses Haupt auf seinen Schultern sitzt. Ein Pfaffe ist einfach unmöglich.

Die hervorragendste Bedeutung hat die sächsische Kirche bezüglich der Schule;



seit der Reformation, durch den Kronstadter Johannes Honterus, einen Schüler Luthers und Freund Melanehthons, galt ihr deren Erhaltung und Förderung als vornehmste Aufgabe. Der Erfolg der ausgezeichneten Schulorganisation ist der, daß die Sachsen die einzigen In Ungarn sind, die keine Analphabeten haben.

Schon in der Schulzeit wird mit Nachdruck auf den national-kameradschaftlichen Geist in der Jugend hingewirkt. Mit dem Ende der Schulzeit, die gewöhnlich mit der Konfirmation zusammenfällt, tritt die Jugend in die Arbeit des Hofes ein. Die Jünglinge werden weiterhin in der „Brüderschaft“, die Mädchen in der „Schwesterschaft“, unter der Oberaufsicht des Pfarrers, sonst

aber mit freigewählten Funktionären zusammen gehalten. Die verheirateten Bauern sind in Nachbarschaften geteilt; die Bäuerinnen gehören dem Frauenverein an.

In der Berufsarbeit und in der Hingabe an Schule und Kirche werden die stärksten Elemente des nationalen Zusammenschlusses ausgebildet und erhalten; schon dieses allein bewahrt die Organisation vor Verknöcherung und Unfruchtbarkeit. Jedoch auch das gesellschaftliche Leben steht unter dem nationalen Zeichen, damit unter der Führung der Kirche, und namentlich auf dem Lande ist auch hier der Pfarrer an der Spitze. Er muß nicht nur Volkswirt, Pädagoge und Prediger sein, unter anderm muß er auch gut tanzen können. Denn wenn sich bei der Hochzeit die Gesellschaft nach dem Mittagessen am Nachmittage in den Tanzsaal begibt, so führt der „Wortmann“, der Leiter des ganzen Hochzeitsbrauchs, nachdem das jungvermählte Paar einmal allein getanzt hat, die junge Frau nun zunächst dem Pfarrer zu einem Rundtanz zu, während der neubackene Ehemann die Pfarrerin zum Tanze führt; und erst, wenn diese Tänze erledigt sind, geht allmählich das allgemeine Tanzen an, indem die beiden jungen Gatten ihre Verwandten zum Tanze holen, die dann auch untereinander ins Tanzen kommen. Eine große Rolle spielt bei jeder Bauernhochzeit die „Begabung“. Nach der Trauung und vor dem Mahle versammelt sich die ganze Gesellschaft im Hof des Hochzeitgebers. Der Bräutigam steht an einem Tisch; die Braut an einem anderen. Und nun geht die ganze Gesellschaft einzeln zuerst am Tisch des Bräutigams, dann an dem der Braut vorbei und „gabt“ entweder Geld oder dem Manne Feldgeräte, der Frau Haus- und Kücheneinrichtungsstücke. Auf diese Weise bekommt das junge Paar seine „Wirtschaft“ zusammen.

Im allgemeinen ist der sächsische Bauer nicht besonders fabulierlustig, dazu war für ihn in früherer Zeit das Leben wohl zu schwer infolge der ewigen Kriegsnot; immerhin hat sich auch hier ein Sagenschatz ausgebildet, durchwegs im Zusammenhang mit den von der Heimat mitgenommenen Mythen, wozu dann Zusätze Ungarische Dorfstraße.

und Ergänzungen aus dem Magyarischen und dem Rumänischen kamen. An originalen, schnurrigen Anekdoten dagegen ist das sächsische Bauernleben ziemlich reich. Wie der sächsische Bauer in Sprache und Sitte seine rhein-fränkische Heimat bewahrt hat, so auch im Hausbau und in der Tracht. Der Typus des sächsischen Hauses ist altfränkisch: die schmale Seite mit einem Fenster in der Gassenfront, großes Dach mit kräftigem Giebel, mächtiger Torbogen mit Hoftor und Türchen. Die breite Seite des Hauses ist dem Hofe zugekehrt. Sie hat in der Mitte einen Vorbau, die „Laube“, zu der eine drei- oder vierstufige Treppe emporführt, und durch die man in das Haus gelangt, zunächst in die Küche. Zu beiden Seiten der Küche liegen die Wohnzimmer. Die größeren, gegen die Gasse gelegenen bewohnen die Eltern; die auf der andern Seite die Kinder, namentlich der Sohn und Erbe des Hauses, wenn er geheiratet hat und keinen eigenen Hof hat. In der innern Einrichtung der Wohnung ist leider von dem alten, eigenartigen Hausrat herzlich wenig übrig geblieben, und man findet nun auch hier die banale Dutzendware der Großindustrie, selbst die alten Lutherherde weichen vor gewöhnlichen eisernen Öfen. Noch hängen aber rings an den Wänden altsächsische Tonkrüge und uraltes Zinngeschirr, Krüge und Teller, die längst nicht mehr im Gebrauch sind. In der Tracht wird die Tradition aufrecht erhalten. Das Hauptstück der weiblichen Festkleidung ist der goldne Gürtel, der mit Edelsteinen und kunstvollem Zierat besetzt ist. Dieses kostbare Schmuckstück ist um so merkwürdiger, als sonst die Tracht wenig kostbar ist und insbesondere den Aufputz mit Edelmetall und Steinen meidet. Die Mädchen haben beim Kirchgang auf dem Kopf einen zylinderartigen Hut ohne Krampe aus schwarzem Samt, den „Borten“, und, in den Haaren eingeflochten, hängen rückwärts breite, bunte Bänder vom Kopf herab, die von den Mädchen nach modernen Mustern selbst gestickt sind, im allgemeinen in äußerst kunstvoller Weise; die Frauen tragen ein schwarzes Spitzenhäubchen, oder haben die Haare bei besonders festlichen Gelegenheiten zum erstenmal am Tage nach der Hochzeit, wo das junge Paar zum Pfarrer „um den Segen“ bitten geht — „gebockelt“, wobei die



Das deutsche Dorf in Siebenbürgen.

403

Haare auf eigentümliche, komplizierte Art mit Schleiern bedeckt und mit den „Bockelnadeln“ - langen Nadeln mit kunstvollen goldnen Köpfen — befestigt werden, während wie bei den Mädchen breite, bunte Bänder rückwärts hängen. Typisch für die Männertracht ist der Kirchenmantel und der Kirchenpelz. Jener ist von dunkelblauem Tuch mit roter oder violetter Verschnürung an den Ärmeln und den Taschen, ist sehr lang, und wird vorne mit großen, silbernen Schließen, den „Hefteln“, geschlossen; der Kirchenpelz ist kürzer und besteht aus schneeweißem Lammfell, das schwarz verschnürt ist.

Die deutschen Ortschaften Siebenbürgens — im ganzen über zweihundertfünfzig — bilden nicht ein zusammenhängendes Sprachgebiet, sondern nur Inseln um die sächsischen Städte Hermannstadt, Kronstadt, Schäßburg, Mediasch, Mühlbach, Bistritz, Broos und Sächsisch-Reen. Rings um sie breiten sich die Rumänen aus; hie und da stoßen auch magyarische Gebiete an. Im Laufe der Zeit ist viel von deutschem Territorium verloren gegangen, namentlich im Norden Siebenbürgens an die Rumänen und im Nordwesten um Klausenburg, das früher auch deutsch war, an die Magyaren. Hier erlosch das Deutschtum, das sich in einem geschlossenen Gebiet von hundertvierzig Gemeinden nachweisen läßt, bis auf neunzig vollständig; in den restlichen fünfzig Ortschaften hat es auch heute noch, namentlich um Sächsisch-Reen, einen schweren Stand gegen die Rumänen, die außerordentlich bedürfnislos sind und schon wegen ihres Kinderreichtums „erobern“ müssen. Fest und beinahe unangreifbar steht das Deutschtum im südlichen Siebenbürgen, dem eigentlichen Gebiet des ehemaligen Königsbodens.

Sächsischer Hof aus dem 17. Jahrhundert.

MORGEN.

Die Einsamkeit.

Geschichte eines Primitiven.

Von

Max Brod.

(Forsetzung.)

Ein leichter Lärm kam vom Fluß herauf, aus der Ferne wie ein liebliches Gurren.

Es war der Dampfer, der an der Landungsstelle anfahrend seine Schaufelräder mit Rückdampf brausender ins Wasser schlagen ließ.

„Aha, das ist Ihr Dampfer. Was haben wir für ausgezeichnete Verbindung mit Prag! Alle fünfzehn Minuten; und gleich ist man da. Es ist wirklich genau so, als wenn man zu Hause wäre, nicht wahr. Aber jetzt haben Sie höchste Zeit.“

Pechgold nahm den Hut: „Jetzt werfen Sie mich also heraus und jetzt kommt die Holde. Da drinnen wartet sie wohl schon, hm.“ Er schnüffelt gegen die Türe des Nebenzimmers...

Lauch wandte sich ab, Pechgolds erotische Neigungen waren ihm zuwider und im Grunde freute er sich schon darauf, diesen Menschen mit seiner Atmosphäre unruhiger Fragereien und Intimitäten aus dem Hause zu haben. Es würde heute noch ein stiller Abend werden. Und in unentwirrbarer Mischung floß dennoch auch etwas wie Freude über das gemütliche Gespräch, das er mit ihm gehabt hatte, in seine Stimmung.

Während er ihn zum Dampfer begleitete, wurde ihm der fremde Mensch immer unsympathischer, störender, und schon wunderte es ihn, wie er sich eine ganze Stunde lang ihm hatte anpassen können ...

Plötzlich setzte sich Pechgold, zum Klang der Signalglocke, in Laufschrift, ein Adieu hinter sich schreiend.

„Also nächsten Sonntag, ich erwarte Sie ganz bestimmt,“ rief ihm Lauch nach.

„Können Sie gleich nächste Woche abreisen?“

Lauch verneigte sich tief: „Bitte schön, Herr Direktor; wenn Sie wünschen, auch schon morgen.“

„Nein, so eilig ist die Sache nicht. Sie müssen wohl noch Ihre Angelegenheiten ordnen, Abschied nehmen ...“

Dies das Ende einer Unterredung, mit der Lauch am Tage nach seiner Rückkehr vom Urlaub überrascht wurde.

Nun war er nur in Verlegenheit, welche Angelegenheiten er eine Woche lang zu ordnen haben sollte.

Zu Hause angelangt, ließ er seine alte Zimmerfrau kommen und teilte ihr ganz



sachlich mit, daß er nach Pilsen, zu der neu errichteten Filiale der „Prager Bank“, versetzt sei.

Frau Wondrak schlug die Hände über dem Kopf zusammen.

„Was ist Ihnen?“ Erstaunt sah er sie an.

„Sie fahren weg, für immer? Aber, du lieber Herrgott, das ist doch nicht möglich!

Unser Herr Lauch soll fort, wo Sie doch das siebenundvierzigste Jahr hier wohnen. Und geboren sind Sie hier worden...”

Er lächelte: „Nun, damit ist doch nicht gesagt, daß ich hier auch sterben soll“

„Wenn das Ihre Herrn Eltern erlebt hätten, die waren immer so anhänglich zu uns...

Na wir müssen halt ein Taferl heraushängen, daß wir das Zimmer da bald vermieten.“

„Das kann ich natürlich nicht von Ihnen verlangen, ich werde ordnungsmäßig kündigen.“

„Jesus Maria, so einen anständigen ruhigen Mieter finden wir ja eh nicht wieder.“

Sie erging sich in Jammerreden, Schluchzen mengte sich in ihre Sätze ein...

„Wo sind die Hefte?“ fragte er. Um diese Zeit brachte ihm Fritzl gewöhnlich seine Rechenaufgaben zum Korrigieren. „Fritzl!“

Die Hausfrau holte ihren Enkel vom Hof, wo er Murmeln spielte; im Vorzimmer schon begann er laut zu weinen, da er die Trauernachricht erfuhr.

„Bretschen Sie doch nicht so!“ Obwohl der Junge kaum acht Jahre alt war, gab ihm Lauch das Sie. Er duzte niemanden.

„Nein, Sie dürfen nicht von uns weg, lieber guter Onkel Lauch, nein, bitte nicht, icli hab Sie ja so schrecklich lieb.“

„Also schau Sie, was für einen Klex Sie da hereingemacht haben. Sie tropfen ja aus dem Gesicht. Wischen Sie sich die Augen ab, so, pst... Und seit wann ist neunzehn mal sieben nur hundertdreißundzwanzig?“ Und Lauch begann schon mit unglaublicher Geschwindigkeit die Multiplikationen zu kontrollieren, längs langer Additionskolonnen die Bleistiftspitze aufwärts und abwärts gleiten zu lassen.

Einige Wochen später hatte Pechgold in Pilsen amtlich zu tun. Er teilte dies der dortigen Filiale mit und war höchst erstaunt, nebst dem Dirigenten auch Lauch auf dem Bahnhof zu treffen, der, wie er sagte, ihn abholen kam und den ganzen Tag nicht von seiner Seite wich.

Nachmittag, als alles Geschäftliche besorgt war, gingen sie allein die lange Straße zum Bahnhof, am Bräuhaus vorbei.

„Es ist doch ein rechtes Nest, dieses Pilsen“, begann Lauch.

„So? Ich finde, es macht einen hübschen Eindruck, repräsentabel genug. Diese Skodawerke, ich muß schon sagen: à la bonheur.“

„Wissen Sie, Herr Kollega,“ Lauch wurde immer ängstlicher, „ich kann es eigentlich

MOBOEK. 1S09. Btft 11. MI

MORGEN.

selbst nicht begreifen, was das ist, aber ich fühle mich sehr unbehaglich. Alles ist so kleinstädtisch. Waren Sie zum Beispiel im Kaffeehaus..."

„Nein.“

„No sehn Sie, es ist so klein und dumpfig, und es gibt nur das eine; gleich hat man Kopfschmerzen, wenn man sich hineinsetzt. Und dann die wenigen Zeitungen. Ich lese ja nichts und von Politik versteh ich nicht das,“ er legte den Daumen an den Nagel des Mittelfingers, „aber doch, es ist hübsch, wenn man im Kaffeehaus recht viele Zeitungen sieht, wie sich's gehört, und diese gewohnten Titel und Umschläge und die Leute, die sich damit befassen... Dann das Theater. Da haben Sie daselbe in Grün. Oder die Häuser, alle so rußig und häßlich, und der alte Dom auf dem Marktplatz. Ja ja, das alles macht einen traurig, diese Provinz.“

„Wenn man Sie so reden hört, möchte man Sie für einen eingefleischten Großstädter halten. No ja, so ein Don Juan überdies wie Sie. Die Holde in Kuchelbad halt, die hat's Ihnen angetan ... Da fällt mir ein, daß ich überdies böse auf Sie sein sollte. Sie haben sich ja nicht einmal von mir verabschiedet, wie Sie versetzt wurden..."

„Seien Sie nicht böse, bitte. Ich kann ja nichts dafür, ich kenn mich selber nicht mehr aus in mir. Vielleicht ist es Heimweh oder irgend so mehr eine Melancholie, was mich unglücklich macht.“

„Unglücklich?“

„Unglücklich, rein zum Verzweifeln. Ich halt es wirklich gar nicht mehr aus. Wissen Sie, so verlassen fühl ich mich in dem Pilsen, so öd, so langweilig.“ Sie hatten den Bahnhof erreicht und das dunkle Gebäude auf der Anhöhe mit seinen Kutschen vorn, dem Lärm, den gelben Postwagen gab der Landschaft und dem Himmel einen trübseligen Beiklang. Mit den Wolken von Dampf und Kohlenstaub trieben die ersten Schneeflocken über die Straße.

Pechgold lachte.

„Warum lachen Sie?“

„Weil Sie sich scheinbar einen guten Tag aus mir machen wollen. Sie und unglücklich! Ich bin überzeugt, Sie leben überall wie der Fisch im Wasser. Sie haben ja keine Bedürfnisse ... Puh, kalt ist's,“ und Pechgold zog einen roten Schal aus der Tasche des Winterrocks.

„Ja, nehmen Sie nur den Schal um, das kann nichts schaden,“ erwiderte Lauch eingeschüchtert...

Mit einer Geste auf den eingeschneiten Lochotinberg hinüber meinte Pechgold:

„Im Sommer werden Sie fein leben. Pilsen soll ja eine herrliche Umgebung haben, prachtvolle Partien. Und Sie als Naturschwärmer..."

Lauch löste eine Perronkarte und geleitete Pechgold bis ans Coupe: „Wenn ich so mit Ihnen fahren dürfte, Sie Glücklicher!“ und als der Zug sich mit einem unmerklichen Ruck in Bewegung setzte: „Grüßen Sie mir das goldene Prag.“



Lauch wurde von Tag zu Tag unruhiger.

Da er keinen andern Grund wußte, schob er es darauf, daß seine Sachen noch nicht da waren. Frau Wondrak hatte ihm nämlich einige Kleinigkeiten, wie Bilder, Nippfiguren, Andenken, als Frachtgut aufgegeben und nun redete er sich ein, daß er diese ererbte Ausstattung seines Zimmers vermisste. Er lief täglich zur Bahn nachfragen, ob der Koffer noch nicht angelangt sei.

Abends nach Schluß der Bureaustunden trieb er, von einem rätselhaften Dämon gequält, durch die Gassen. Die vielen unbekannten Gesichter irritierten ihn. In Prag hatte er sich seit Jahren daran gewöhnt, täglich an derselben Reihe von Gestalten nach Hause zu spazieren, und nur allmähliche kleine Veränderungen in diesem Zug ereigneten sich. Jetzt aber war alles wie mit einem Ruck rings um ihn zu Boden gerissen und die verschwenderische Willkür, mit der man neue Reihen fremder Menschen vor ihm aufmarschieren ließ, empörte ihn fast.

Alles in Pilsen kam ihm so willkürlich vor. In Prag lag eine gewisse, durch den Gebrauch langer Zeiten erprobte Logik darin, daß man aus der-jener Gasse genau und jedesmal auf den-jenen Platz kam. In Pilsen schien ihm alles nur so aufs Geratewohl über den Plan hingestreut. Hier, wo die Angel floß, hätte hier nicht ebensogut das Gymnasium stehen können? Und mußte dieses Haus gerade zwei, und nicht drei Stockwerke haben? Das waren lauter Zufälle. Wer bürgte ihm dafür, daß dies gestern nicht anders gewesen war. Häufig verirrte er sich, oft stieß er mit Entrüstung auf ähnliche Gebäude und Prospekte in ganz verschiedenen Stadtteilen, es war ihm, als gelange er durch ein und dieselbe Straße heute in eine ganz andere Richtung als neulich. Dann klagte er laut, daß man ihn absichtlich irre führe, und ernstlich stieg die Meinung in ihm auf, vor der er sich entsetzte: daß man nachts alle Häuser durcheinander schiebe und verwechsle, um ihn zu foppen.

Zu Hause, in seiner Wohnung angelangt, erwarteten ihn frische Unannehmlichkeiten. Das befremdende Treppenhaus, die Zimmerfrau, die es sich niemals merken konnte, daß er auch mittags frisches Waschwasser wünschte. Tausend kleine Handgriffe, die Frau Wondrak ungeheißsen ausgeführt hatte, wurden ihm erst hier, da sie fehlten, bewußt. Immerfort mußte er bitten, befehlen, für seine Behaglichkeit sorgen und, während früher die Bewegungen seines häuslichen Lebens störungslos und nahezu unbemerkt abgelaufen waren, hörte er jetzt ununterbrochen die Maschinerie klappern ... Und die Mahlzeiten gar wurden zu Höhepunkten seines täglichen Unglücks. Da er sich mit den neuen Kollegen nicht befreunden konnte, aß er zu Hause, allein In seinem Zimmer, nicht am Familientisch wie bei Wondrak. Nun fehlte den Speisen die Schmackhaftigkeit, die durch Pausen im Essen, durch Umherblicken und Reden erzeugt wird. Vielleicht waren sie auch wirklich nicht besonders schmackhaft gekocht. Kleinigkeiten machten den sonst so Sanftmütigen sarkastisch: das Fleisch nannte er bei sich zäh wie eine Stiefelsohle, überall schien ihm das Pilsner Bier besser als in Pilsen. Und oftmals kam er sich zwischen seinen vier Wänden zum Tier erniedrigt vor, das den Fraß im Käfig stumm hinunterschlingt...

## MORGEN.

Es gab Tage, an denen er kein Wort redete. Im Bureau achtete man die Unzugänglichkeit des anscheinend in seine Arbeit ganz Vertieften. Zu Hause sprach ihn die Kostfrau nur an, um ihm zeitweilig zu eröffnen, daß diese oder jene Auslagen wie Licht, Kohle, Milch u. s. f. im Mietzins nicht enthalten seien... Da lief er auf die Straße, zum Bummel. Auf und ab zogen fröhlich lachende Menschen, immer dieselbe Seite des Marktplatzes auf und ab, mit Gesprächen und Witzen und Hüteschwenken. Wie betäubt starrte Lauch in die wandelnde Masse, ein grenzenlos wehes Gefühl der Vereinsamung ergriff ihn. Stunden brachte er so zu, bis ihm Kopf und Füße weh taten. Oft ging er mit und, wenn es ihm gelang, mit einer Gruppe junger Männer, die im Schlußarm gingen, im gleichen Schritt zu bleiben, empfand er eine Art Genugtuung, als sei er nun wieder mit dem Menschengeschlecht in Verbindung. Einmal bemerkte er, wie ein Herr eine Dame auf die Spitze des Domes mit ausgestrecktem Arm aufmerksam machte. Von unendlicher Sehnsucht nach einem Gespräch erfüllt blieb Lauch stehen und sah aufmerksam empor, als wären die erklärenden Worte an ihn gerichtet. Dankbar blickte er dem Herrn in die Augen; der aber zog die Dame am Ärmel ein Stückchen weiter, von dem zudringlichen Lauscher fort. Da stürzte Lauch davon, in jeder Straße schrie er jemanden an mit der Frage, wo man hier zum Marktplatz komme. Erschrocken sahen die Leute dem aufgeregten Mann nach, der ohne eine Antwort abzuwarten weiterlief. Zu Hause redete er laut mit sich, er hielt Ansprachen an das Sofa, plauderte mit dem Kachelofen; eine geheime Angst, er könne die Sprache verlieren, trieb ihn an, durch immer geschwindere Sätze sich von seinen Fähigkeiten zu überzeugen. Erschöpft und weinend schlief er dann ein; im Traume sah er Heere von Menschen, die ihm alle den Rücken zuwandten, die vorübergingen, ohne ihn zu bemerken. Er wollte schreien, um Hilfe rufen; da konnte er die Zunge nicht bewegen, sie war zäh wie eine Stiefelsohle ...

Am nächsten Tag kam der Koffer an.

Freudig packte er aus. Aber als die Kalender und Stiche an ihrer Stelle hingen, erschütterte ihn mit tausend Erinnerungen das Gefühl der Fremdheit erst recht... Von da an steigerte sich sein Zustand in einem krampfhaften Wahn. Er glaubte sich ausgestoßen aus der menschlichen Gemeinschaft, in allen sah er Feinde und Wühler, oft, wenn ihm eine Speise nicht recht schmeckte, stieg Mißtrauen in ihm auf, ob man ihn nicht vergiften wolle. Da er bei seinen kleinen Einkäufen die billigen Quellen nicht kannte, dünkte er sich von allen betrogen. Manchmal überlegte er den Gedanken, sich einen Hund oder eine Katze anzuschaffen, mit Tieren Freundschaft zu schließen. Wie in einem Kerker fühlte er sich bewacht und gehindert, der Himmel war stets bewölkt, mit schädlichen Miasmen erfüllt, eingeräuchert, nachts setzten blauviolette Blitze alle Wolken in strömende Bewegung, zerrissen die Sterne und brachen in die Fenster ein. Der Frühling kam, Regengüsse droschen ihm den Hut vom Kopf...

Da hielt er es nicht länger aus.

Er nahm für Sonntag, Montag Urlaub und fuhr nach Prag. Und dieser Jubel, als der Zug auf der Eisenbahnbrücke über die Moldau brauste!... (Fortsetzung folgt)



Hundschau.

Finanzpolitisches.

Von Pinto.

Zum ersten Male Inkonsequent

wir die Börse Jetzt wieder am Tage, da die Bilanz der Diskontogesellschaft erwartet wurde. Zwei Monate lang kaufte man unsere leitenden Bankaktien auf die guten Emissionen bin, die Leerung alter Effektenbestände, die Abrechnungen aus Konsortialbetelllungen, und wenige Stunden, bevor nun die Jahrespublikation die Richtigkeiten all dieser Meinungen bestätigen sollte, wurde man reserviert. Wahrscheinlich hatte der Abschluß unserer konzentriertesten und in diesem Sinne stärksten Großbank: der Berliner Handelsgesellschaft, die Spekulationsneigungen etwas ernüchtert. Denn Immerhin sind die unverändert gebliebenen 9 % Dividende nicht in Verbindung mit einer größeren Liquidität verdient worden. Dabei soll keineswegs an die M. 29 Millionen ungedeckter Debitoren gedacht werden. Denn gerade dieser Posten pflegt entgegen hartnäckig festgehaltener Vorurteile sicherer als die gedeckten Debitoren zu sein. Was aber eigentlich befremdete, war das Nichts dieses Berichtes, d. b. die Unmöglichkeit, aus ihm irgend etwas Wichtiges aus der Vergangenheit und für die Zukunft zu ersehen. Nicht einmal den Chemischen Unternehmen glaubt man es noch heute, daß ihr alljährliches Schwelgen, da sie schon das ganze Jahr überhaupt nichts sagen, von geschäftlicher Notwendigkeit sei. Je größer unsere Aktiengesellschaften werden, desto ausgeprägter findet man eben ihre Umkehr vom Parlamentarismus zum absoluten Staat. Im ganzen trägt trotz alledem die Allgemeintendenz eine unverkennbare Festigkeit in sich. Mag nun Serbien fortfahren, den wilden Mann zu spielen und seine Finanzfreunde in Berlin, Wien und Paris zu ängstigen. Oder ein Zusammenbruch des amerikanischen Eisenmarktes gerade mit unserem Prämientermin zusammenfallen. Jede solcher Depressionen geht rasch vorüber, da nunmehr auch das Publikum infolge des billigen Geldstandes annimmt, daß allmählich sogar Industripapiere die Kauflust anziehen müßten. Dennoch sieht man wenigstens die — gegenwärtige Lage der Industrie nicht mehr anders als ungünstig an. Denn wenn auch Herr Thyssen seinen Besitz wieder um 500 Morgen erweitert oder die Ilseder Hütte sowie De Wendel neue Betriebseinrichtungen machen, wie leicht wiegt dies alles gegen die Mindergewinne in den Halbjahrsabschlüssen der Dortmunder Union und der Laurahütte oder den Zusammenbruch des Roholzensyndikats für Lothringen und Luxemburg. Sodann wird die Dividende des „Phönix“ bekanntlich erst im Juli erklärt, weshalb Aufsichtsrat und Direktion gerade dieses Werkes noch lange untätige Zuschauer bleiben werden, wenn Woche um Woche andere Dividendengerüchte auf die Kurse

einwirken. Dagegen steht der Abschluß von Gelsenkirchens vor der Tür und er gilt nicht als günstig. Wie soll es auch einem Kohlenunternehmen ergehen, das unterstützt durch die Bruderschaft der Direktoren gerade so gut und so schlecht wie eine Hüttengesellschaft beurteilt werden muß. Sogar zur Ausbeutung der Mineralschätze Marokkos tritt Gelsenkirchen zusammen mit Krupp und „Deutscher Kaiser“ in ein Internationales Syndikat ein. Unser billiges Geld ist zuweilen auch recht gesucht, wenigstens als tägliches Geld, wo es dann rasch teurer wird. Die Banken sammeln Ihre Dividendebeträge an, das Quartal erhebt binnen wenigen Wochen seine Ansprüche, bei welcher Gelegenheit ja die Reichsbank nie unter M. 500 Millionen Mehrbelastung erscheint. Nur Paris sieht seine Abundanz noch fortgesetzt steigen, weshalb wohl auch eine kleine Anzahl deutscher Bankiers russische Papiere, selbst solche der Industrie, unversehens für aussichtsvoll ansehen möchten. Solange aber Wien und Belgrad miteinander unfriedlich verkehren, ist es ganz gleich, ob der Jahresbericht der Diskontogesellschaft von dem sehr



## MORGEN.

guten Fortgang der Londoner Filiale spricht, die Deutsche Bank soviel Dividende wie Im Vorjahr, die Dresdner Bank wieder soviel Dividende wie 1904 geben kann, noch dazu bei bedeutend reduzierten Akzepten und der SehaaUhausensehe Bankverein von seiner Dresdner Freundin noch M. 520 000 Gewinnanteil erhält

• • \*

Serbische Schatzscheine könnte man eigentlich die 220 Millionen nennen, welche Österreich nunmehr In Form von Schatzscheinen ausgeben muß. Denn ohne die Störrigkeit seines kleinen Nachbars, von dem doch Im Ernstfalle keine Entschädigung zu haben ist, würde die Habsburgische Monarchie unmöglich In so überaus große Rüstungsausgaben geraten sein. Diese ganze Finanztransaktion erledigt sich leicht durch ein Konsortium, dem In der Hauptsache die Postspar-kasse und Rothschild angehören. Welcher Unterschied gegen frühere Zeiten! Im Jahre 1866, als es Krieg mit Preußen galt, konnte Österreich nirgends eine Anleihe aulbringen, und noeh 1876/77 beim Einmarsch In Bosnien und die Herzegowina waren die öffentlichen Verhältnisse derart heruntergewirtschaftet, daß eine Anleihe nach Kurs und Zinsfuß nur zu den allerteuersten Bedingungen möglich war. Seitdem hat sich aber im Innern trotz aller politischen Zerwürfnisse eine Konsolidierung vollzogen, die bedeutende Teile dieses Volkes nicht nur überaus wohlhabend sieht, sondern auch Innerhalb einer welterwirkenden ökonomischen Ordnung. Der Österreicher hat z. B. heute In Landschaften, die sonst sich selbst überlassen blieben, vorzügliche Verkaufsorganisationen, mit deren Hilfe ausgedehnte Exporte, selbst von Obst, entstanden sind. Noch gar nicht der Industrie zu gedenken, die sogar, was Dampfmaschinen betrifft, mit uns bereits seit Jahren die Konkurrenz im Auslande aufnehmen kann. Die allgemeine Sparkraft aber Ist weit konzentrierter als bei uns, well man sich dort mit weniger Zinsen begnügt In Deutschland dagegen, wo ungleich mehr „kleine“ Stände Zeltungen lesen, wird alles nach Gelegenheiten zu höheren Gewinnen durchstöbert Daher auch unsere vielen Anlagen In auswärtigen Werten und sogar der regelmäßige lebhafte Verkehr In Papieren, die nicht einmal notiert werden. Wäre der gleiche Zug in Österreich vorhanden, so hätte man auch fremde Effekten gar nicht vom Kurszettel ausschließen können. Auf diese Weise tritt dort stets eine kompakte Masse von gleichsam einseitigen Sparern auf die Bühne, die aber Ihrem heimischen Markte eine merkwürdige Kraft verleihen. Man sehe sich doch nur die betreffenden Kurse an! Verhältnismäßig sind da keine scharfen Rückgänge eingetreten, trotzdem dort zu den auswärtigen Verwicklungen jene inneren Streitigkeiten kommen, die alle österreichischen Patrioten

mit wirklicher Sorge erfüllen.

\* » •

Einmal ist keinmal, so meint wahrscheinlich die europäische Schuldenverwaltung in der Türkei, die Jetzt eine Anleihe ohne Ihre Mitwirkung und ohne spezielle Sicherheit von der Pforte abgeschlossen sieht. Es sind dieses erste Mal zwar nur 1 Million Pfund, an der die Ottomanbank, die Deutsche Bank und als lebhaftere Konkurrenz auch die Deutsche Orientbank beteiligt erscheinen. Indessen bei der Fühlung dieser Institute mit der „Dette“ werden sie sich nur mit deren vorherigem Einverständnis zum Abschluß einer vom Parlamente genehmigten Anleihe bereit erklärt haben. Nun kann man es freilich den Banken nicht verdenken, daß sie im Augenblick, wo ihren Industriellen Freunden eine Fülle von Geschäften in Konstantinopel winkt sich die Türken bei guter Laune zu erhalten wünschen. Dies um so mehr, als Verhandlungen dort unten von jeher höchst schwierig und weitläufig gewesen sind. Solche Rücksichten sollten jedoch, von der Hochfinanz hinweg, noch keineswegs auf die höchste Vertrauenskommission, nämlich die Schuldenverwaltung übertragen werden. Letztore übt ihr Mandat im Namen der ausländischen Besitzer aller Turbanwerte aus, die den gegenwärtigen Kurs lediglich in der langbewährten Voraussetzung erreichen konnten, daß neue Anleihen nur innerhalb der Internationalen Kontrolle möglich sind. So geschlossen wie über Ägypten konnte diese Administration natürlich weder verfahren, noch verfügen, da das Reich des Sultans ein viel-



Runds« kau.

411

gilederlges Ist, du auch durch Meere voneinander getrennt bleibt Trotz »Uedem galt die „Dette“ mit Recht als masterhalt, so daß die Garantien für die Eisenbahnen recht oft frühzeitig gedeckt sind, während andere Geldverlegenheiten der Pforte offenkundig nebenher lauten. Auch war man gerecht genug, gegen allzuviel» Verpfandungen bedenklich zu werden, da sich Ja dann der Regierung selbst keine Einnahmequellen mehr darbieten.

Kellenfalls durfte sich aber die , V nur durch die Beziehungen Ihrer Delegierten .ur Hochfinanz verleiten lassen, von Ihrem ersten und wichtigsten Grundsätze hier abzugehen. Sie hat damit gegenüber einem etwas zu plötzlich verjüngten Staat, der unserer Ordnung noch unfähig Ist, ein höchst gefährliches PräJudiz geschaffen. Auch besaß sie vor allem nicht das geringste Recht, von Jener strengen Linie abzuweichen, nach der sich unser ganzes Schutz- und Vertrauenssystem für die türkischen Papiere aufbaut Vielleicht wird man an den Folgen dieser ersten Nachgiebigkeit noch zu zehren haben!

Die Rückkehr der amerikanischen Flotte.

Ton Fregattenkapitän z. D. P. W a 11 h e r.

Am 22. Februar Ist das Gros der amerikanischen Flotte, die Im Dezember 1907 die Reede von Hampton Roads unter recht kriegerischen Aussichten verlassen hatte, nach einer Reise um die Erde glücklich wieder In Ihren Heimat-hafen zurückgekehrt Die Flotte wurde vom Präsidenten Roosevelt der auf seiner Jacht Mayflower die Flottenparade abnahm, von einer großen Anzahl Mitglieder des Staats und Repräsentanten-hauses sowie von 200 Vergnügungsdampfern, die nur einen Teil der zur Begrüßung herzugeströmten Volksmassen hatten aufnehmen können, In einer Weise empfangen, wie et nach einer siegreichen Schlacht nicht hätte großartiger sein können.

Hag die Flottenparade, die ganze Aufmachung des Empfanges uns auch recht wenig republikanisch anmuten, verständlich ist die Begeisterung des Talkes durchaus, denn die Flotte hat das Land nicht nur von schweren Kriegsbesorgnissen befreit sondern auch diplomatische Erfolge erzielt wie sie von einer Flottenexpedition ohne Schwertstreich noch niemals erreicht worden sind. Einzig und allein durch die Flotte und ihre Reise hat sieh die Machtstellung der Vereinigten Staaten gegen früher um ein bedeutendes gehoben.

Als sieh vor zwei Jahren das Verhältnis zwischen der Union und Japan In einer Weise zugespitzt hatte, daß ein Bruch nahe bevorstehend erschien, befanden sich die Amerikaner In der schwierigen Lage, die Philippinen, Hawal und die Küste Kaliforniens fast ungeschützt feindlichen Angriffen der Japaner ausgesetzt zu wissen. Angesichts dieser drohenden Gefahr und In der richtigen Erkenntnis, daß eine

große Machtentfaltung und Überlegenheit die sicherste Bürgschaft, sei es zur Erhaltung des Friedens oder Erringung des Sieges waren, entschloß sich die Regierung, fast die gesamte Flotte in einer Stärke von 16 Linienschiffen, mehreren Panzerkreuzern und Torpedobootszerstörern nach dem Pazifik zu schicken, ohne Rücksicht darauf, daß dadurch die Ostküste fast völlig von Seestreitkräften entblößt wurde.

Das Vertrauen zu der Tüchtigkeit der Flotte sowohl in bezug auf Personal wie Material war damals nicht groß und der Pessimismus, mit dem man in Amerika eigentlich mehr noch als in Europa das Unternehmen ansah, schwand erst als die Flotte ohne Havarien die Westküste von Südamerika erreicht hatte und hier ihre ersten Wirkungen ausübte. — Die imposante Machtentfaltung machte nämlich den südamerikanischen Republiken erst klar, daß sie an der Flotte der Vereinigten Staaten einen mächtigen und immer bereiten Bundesgenossen gegen die Völker Ostasiens haben könnten. In diesem Erkenntnis wurden die Yankees überall mit großer Zuvorkommenheit und Hochachtung aufgenommen und zugleich die Sympathien der südamerikanischen Mischvölker zu dem übermächtigen Nachbarn im Norden im Sinne der Monroe-Doctrin gestärkt. Dies war der erste Erfolg der Expedition.

Mit dem Eintreffen der Flotte in San Francisco war die Hauptgefahr bereits beseitigt denn mit dem Moment der Vereinigung der atlantischen und



## MORGEN.

pazifischen Seestreitkräfte war die amerikanische Flotte der Japanischen weit überlegen. Die Flotte hatte zudem aller Welt bewiesen, daß Ihre Leistungsfähigkeit zum mindesten in technischer Beziehung eine durchaus gute sei. Sie war weder durch die vielfach prophezeiten Torpedoangriffe Japanischer Torpedoboote dezimiert worden, noch hatte sie sich durch Zwischenfälle, wie sie der russischen Armada bereits beim Antritt Ihrer Reise durch das Beschießen unschuldiger Fischerfahrzeuge passiert waren, bloßgestellt. Erwähnt sei hierbei, daß auf der Flotte das deutsche Element, besonders aus früheren Unteroffizieren, Matrosen und Maschinenpersonal unserer Marine bestehend, einen wertvollen und ziemlich bedeutenden Bestandteil ausmacht. Von St. Franzisko ab suchte man der Expedition eine völlig andere Bedeutung beizulegen als zuvor. Sie sollte nur noch zu Ausbildungszwecken und um friedliche Eroberungen zu machen, Ihre Reise fortsetzen. Anstatt der Philippinen war Australien das nächste Ziel, wohin sie durch das Commonwealth of Austritts eingeladen worden war. Die Flotte wurde hier in allen Häfen, die sie besuchte, in Auckland, in Sydney wie in Melbourne mit einem Enthusiasmus empfangen, der nur einem sicheren Bundesgenossen gelten konnte und dem Mutterlande ostentativ zu Gemüte führen sollte, wie sehr sich die Kolonie durch das englisch-japanische Bündnis und die Zurückziehung der englischen Seestreitkräfte aus den ostasiatischen und australischen Gewässern im Stich gelassen fühlte. Diese Verbrüderung mit den Amerikanern dürfte übrigens weniger eng gewesen sein, wenn die Australier im vorigen Sommer das amerikanisch-japanische Abkommen hätten vorausahnen können. Nichtsdestoweniger ist die Interessengemeinschaft zwischen Australien und den Vereinigten Staaten durch den Besuch offen zutage getreten, und den Australiern wurde ähnlich wie vorher den Südamerikanern vor Augen geführt, daß sie vor dem Schreckgespenst einer asiatischen Invasion vielleicht besser durch die Vereinigten Staaten bewahrt werden könnten als von der entlegenen Flotte des Mutterlandes. Dies war der zweite Erfolg. Der dritte und größte Erfolg war der Besuch in Japan und dessen Folge, das Japanisch-amerikanische Abkommen. Die Japaner, gute Miene zum bösen Spiel machend, bereiteten der Flotte einen glänzenden Empfang. Für Offiziere und Mannschaften wurden alle möglichen Festlichkeiten arrangiert und der Flottenchef, Admiral Sperry, ward vom Mikado in feierlicher Audienz empfangen. Bei dieser Gelegenheit erklärte der Mikado dem Admiral, daß er eine tiefe Genugtuung über die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Japan und den Vereinigten Staaten empfinde und dem Präsidenten dankbar sei, daß er ihm durch den Besuch der Flotte Gelegenheit gegeben habe,

seiner aufrichtigen Freundschaft Ausdruck geben zu können. Der Admiral möge dem Präsidenten sagen, daß es sein ständiges Ziel und sein aufrichtiger Wunschen sei, die Freundschaft, die die beiden Länder vereinigten, durch unlösbare Bande guter Nachbarschaft und völliger Obereinstimmung enger zu knüpfen.

Das Japanisch - amerikanische Abkommen bindet Jede der beiden Mächte, den Besitzstand der anderen zu achten und die Integrität Chinas zu verteidigen, daneben gewährt es allen Nationen gleiche Vorteile für Handel und Industrie. Auf Grund dieses Abkommens, auch wohl Im Hinblick auf die schlechten Finanzen Japans und dessen gespanntem Verhältnis zu China konnten die Vereinigten Staaten es wagen, Ihre 16 Linienschiffe nach der Heimat zurückkehren zu lassen. Im Pazifik verbleibt dabei noch eine gewaltige Macht, nämlich 4 Linienschiffe, 13 Panzerkreuzer und eine größere Anzahl kleinerer Kreuzer und Torpedoboote, auf den Philippinen sind davon 4 Linienschiffe und mehrere Panzerkreuzer und Torpedoboote stationiert Außerdem wird an den Befestigungen Manilas und Hawais mit großer Eile weiter gearbeitet

Wenn Je das Vorhandensein einer starken Flotte von Wert gewesen ist, so Ist es In diesem allerdings ganz besonderen Falle bei den Vereinigten Staaten der Fall gewesen und der Ausspruch Roosevelts beim Empfang der Flotte am vorigen Montag, daß sich die Flotte als die größte Botschafterin des Friedens gezeigt habe, ist durchaus bsrcohhgt



Rundschau.

413

Die Überschwemmten.

Von Johannes W. Harnisch.

Das Wetter laßt sich seltsam an. Bald scharfer Frost, bald taut's. Tagelang rieselten die Flocken. Ehe wir ausgehen, spähen wir auf zum Himmel und zum Nachbardache. Soll man den Schirm mitnehmen? Muß man Gummischuhe anziehen? Dies Umhertaumeln des Wetters um den Nullpunkt macht niemandem Freude. Weichling und Sportsman schimpfen mit gleichem, verschieden zwar gerichtetem Grolle. Und die Konversation steht unterm sonst verpönten Zeichen der Wettergespräche. Ich will nicht spotten. Will mich der Bedeutsamkeit der Fragen: ob das Eis gut sein wird, oder: ob man in die Galoschen schlüpfen muß, nicht verschließen. Nur, scheint mir, dürften wir bei der gegenwärtigen, aufdringlichen Wetterunart etwas weiter denken ab an unsere Behaglichkeiten. Ein paar Mellen nur weiter westwärts! Die in der Altmark spähen Jetzt auch mit finsterem Blicke zum Himmel. Zur Zeit der Schneeschmelze sind sie das Wetterbeobachten gewöhnt. Dürfen wir heut nacht Im Warmen Hegen, oder wird uns des Deichgrafen Gebot In Transtiefel und ölock zwingen und zum mühsamen Werke In Kälte, Nässe, Dunkel scheuchen? Diesmal Ist die Aufmerksamkeit noch angespannter. Der Spähblick schweift vom Schneehimmel zu der mellenwelten Eis- und Wasserfläche, aus der dort ein Baum und da und da und da ein Hausglebel oder ein noch unzerstörtes Dach aufragen. Der kleine, rotbraune, weißgekrönte Fleck dortblinten Ist des eigenen Hofes Dach. Jeder Neufrost zermürbt mit tausend Sprengkristallen das feuchte Mauerwerk noch mehr. Jedes Tauwetter kann neues Treibeis und neue Fluten an den Gefahrstellen stauen; droht, die Wasser noch höher steigen zu lassen. Der Spähenden Hirn Ist nicht viel Phantasietätigkeit gewohnt Jetzt kreisen In dem sorgenden immer wieder dieselben Fragen, dieselben Bilder. Hielt der Hausrat dem Wasser stand? Wenig Hoffnung. Des schweren Schrankes Türen quollen iängst wohl aus den Fugen. Truhe, Tisch und Stühle tanzten lange genug auf den Wellen. Immer gleichen Pralls stießen sie gegeneinander, stießen da gegen den Kachelofen. Was die Stöße ganz lioßen, bröckelte der nagende Zahn des Wassers, des Frostes nach. Und werden die Hausmauern standhalten, wenn sich das Wasser verläuft? Noch stützt es, die es durchnagte. Aber wenn mit ihm der Halt davonschwamm, was dann? Wie die Felder aussehen werden, dazu bedarf's geringer Phantasie. Zerwühlt und fußhoch mit Schlamm und Schutt bedeckt. Wie soll da der Pflug durch? Wie soll das Korn ausschlagen Im Moraste? Es würde faulen, wie es die Grasnarbe der Wiesen tut, über die die Obstbäume Ihre leblosen Aste morsch herabbrechen lassen. An das Gärtlein am

Haus, an das verquollene Korn, das faulende Heu  
In den Scheuern mag man gar nicht denken. Und  
schweift ein schnell zurückgeholter Gedanke in die  
Ställe, in denen aufgedunsen die Äser der ver-  
soffenen Ochsen, Kühe, Pferde am Boden liegen  
werden, dann ballt sich die Schwielenhand zur  
Faust . . .

Elend und schwere Not genug, sollte man  
meinen. Wo aber bleibt die vielgerühmte deutsche  
Mildherzigkeit? Freilich, alles, was das Dekorum  
forderte, ist geschehen. Längst hat das Abgeord-  
netenhaus mit der Interpellation, die de rigueur  
ist, aufgewartet Längst wurde das Hilfskomitee  
gebildet Klug und geschickt haben die Hohen-  
zollern, wie bei jeder gemeinen Not der letzten  
Zeit, ihr Mitgefühl deutlich gezeigt Der Kronprinz  
stellte sich an die Spitze des Hilfskomitees. Von  
seiner Rührigkeit wußten uns zwei-, dreimal die  
Zeitungen zu berichten. Die Prinzen, die Kaiserin  
fuhren ins Überschwemmungsgebiet, selbst Um-  
schau zu halten. Lobenswerter Elfer. Die Minister  
konferierten, besichtigten; taten wohl alles, was  
getan werden konnte. Ihr Handeln diktierte nicht  
Mitgefühl, sondern die Staatsräson, die nicht  
dulden kann, daß eine reiche Kornkammer zur  
Schlammwüste werde. Und der Bezirk Ihrer Hilfe  
Ist eng umgrenzt Übers Allernotwendigste hinaus  
zu geben, verbietet sich. Daß die Überschwemmten  
Ihr Leben weiter fristen mögen, die Möglichkeit  
erhalten, sich mühsam von der Bettelarmut wieder  
emporzuarbeiten, mehr kann der Staat nicht tun.  
Soviel zu leisten, die Pflicht hat aber Jeder Staat  
bei Jeder gemeinen Not. Stets hielt man daneben  
die herzlich gereichte Gabe des Mitmenschen für  
unentbehrlich. Diesmal, wo's um deutscher Leute



MORGEN.

Not gebt, scheint der Deutsche sie für entbehrlich zu halten.

Ich sprach mit dem Leiter einer unserer Großbanken. Wie laufen die Gelder ein? Ach, nloht der Rede wert Ein paar hundert Mark. Kaum mehr, als Direktoren und Personal selbst gezeichnet hätten. Messina? Nicht In einem Atem damit zu nennen. Gar kein Vergleich damit „Messina war Modesache; die Altmärker sind es nicht" Wohin man hört, hallt die gleiche Antwort Die uns, traun! wenig Ehre macht.

Ja, Messina. Italien. Das Land der Romantik. Geborstene Griechentempel ragen weiß gegen den ewig blauen Himmel. Im dunkeln Laube glühen die Goldorangen. Das Meer schlägt BöcklInlsch gegen den feierliehen Felsen. Und schwimmenden Auges suchen wir an Ttlnakrlas Strande das Land der Griechen mit der Seele . . . Was ist uns die Altmark dagegen? Eine langwellige, Bache Gegend, die der Zug nach Hamburg oder dem Rheine nur gar zu langsam durchquert Alles sehr richtig. Nur wollten wir, vermeinte Ich, nicht dem Lande, sondern den Menschen dort helfen. Sehen wir nns sie doch ein wenig näher an! Unter den male-rischen Lumpen sitzt ein ziemliches Lumpenpack. Der tüchtige Norditaliener nennt nur ungern die Herabgekommenen im Süden seine Brüder. Von der Maffia und der Camorra wissen wir doch alle. Haben den Nasl-Skandal In frischstem Erinnern. Wissen, wie All-Sizilien dem Diebischen zujubelte. Und konnten, hin und wieder wenigstens und im Potitdrucke, in den Zeltungen lesen, wie die lieben übergebliebenen Brüder unter den Verschütteten hausten. Schändungen; Leichenraub; Lebenden der Finger vom Leibe geschnitten, der den kostbaren Ring nicht hergeben wollte. Ein süßer Pöbel. Davon, daß es bei der Gabenverteilung nicht ohne Unsauberkeit abging, hören wir noch täglich einmal. Gewiß, wir hatten das Recht uns über all das hinwegzusetzen. Wo Not Ist, zu helfen, ohne engherzig nach der Würdigkeit zu tragen, kann sehr edel sein. Kann. Es kann aber auch sentimental und modeflach sein. Was von beidem war's?

Wenn wir den Parallellfall der Altmärker-Not betrachten, wird das Urteil leicht zu finden sein. Hier traf's einen tüchtigen Bauernschlag. Und Deutsche sind's. Wenn schon, nach der schalen Phraseologie der Messlna-Tage, die Sbdlianer unsere hilfsbedürftigen Brüder waren, so sind da unsere Zwillingsbrüder. Und keine, mit denen die Verwandtschaft ein bißchen genierlich ist Nein: solche, auf die wir stolz sein können. Wir sind's auch gelegentlich gar sehr. Von dem kernigen, schwerfälligen niederdeutschen Bauern pflegen wir, wo's klingt, viel Rühmens zu machen. Und klopft Irgendwo der Feind an die Grenzen, so wissen wir den Mann als Soldaten wohl zu schützen; erzählen

von seiner handfesten Tapferkeit unsere Kindern erbauliche Histörchen. Ja, zum Teufel: wieviel ist denn an all unserer erdrüchlggen Heimatliebe, an all unserm kernhaften Nationalgefühl dran, wenn wir In Wirklichkeit für Jeden Lazzarone mehr übrig haben als für unsere braven Bauern? Wenn wir uns durchaus nicht scheuen, die male- rischen, doch eigentlich besser mit Vorsicht zu be- tastenden Lumpen ans Herz zu pressen, während wir mit dem derben Bauernflausche Jede Berührung melden? Und wie Ist endlich unsere Messlna- Opferfreudlgkelt einzuschätzen? War's wertige Menschenliebe? Oder war's Modesache und dusehnende Sentimentalität?

Ich weiß, was man erwidert, wenn der deutsche Idealismus bezweifelt, wenn die Motive unseres Wohltur.s gescholten werden: Zeppelin. Der Ein- wand ließe sich hören. Aber steht's wirklich so glänzend um den Zeppelin-Fall? Was berauschte uns: Die Tat des Erfinders oder die Galaleistung eines Fluges (von dem, nebenbei, die Fachgenossen nach wie vor behaupten, er hätte scheltern müssen)? Wer zweifelt, der überlege, ob wir dem Übungs- fahrer am Bodensee auch gespendet hätten. Graf Zeppelin hatte schon zwei Jahre früher alle Buchten und Kurven des Bodenseeufers scharf ausgefahren; hatte damals also schon gezeigt, daß das Problem gelöst war. Damals hätte Begeisterung flammen dürfen. Wir blieben kühl wie Hundeschnauzen. Aber als uns ein nervenkitzelnder Sensationsflug vorgemacht wurde, da loderten wir. Gewiß, auch Edles mischte sich unserm Feuer. Sollen wir aber vielleicht darauf stolz sein, daß sich uns Im be- geisterten Busen nicht nur Unwertiges regt? Charlty begins at home. Der Engländer braucht das Wort zu gemessener Abwehr, wenn



Rundschau.

416

Ihm Schwärmende Im Namen der Menschheit Opfer abfordern. Ein Egoistf Meinetwegen. Aber ein gesunder und starker. Uns muß das Wort Immer wieder als Mahnung gesagt werden. Das Ist schlimm. Wird aber nieht eher anders werden, als bis uns vor der eigenen Vollkommenheit ein wenig bange wurde. Wir famosen Ideallsten, die dem fremden Laxzarone willig geben, dem tüchtigen Landsmanns die Tasche »erschließen. Ich linde einstellten wirklich noch den englischen Egoismus ein gut Stock erfreulicher als unsern Ideallismus, auf den wir uns so wunden viel zugute tun. Weiß denn jemand, was Krieg ist?

Von v. S.

Unlängst als das Gespenst eines großen, europäischen Krieges zu spuken begann, wurde man sieh erst bewußt, daß die Generation, die heute am surrenden Webstuhl des öffentlichen Lebens steht, gar keine Erfahrung darüber besitzt, was eigentlich ein moderner Krieg Ist Ungeachtet der allgemeinen Wehrpflicht, die fast aus Jeder häuslichen Gemeinde ein oder mehrere Glieder zu Kriegern heranzieht, ungeachtet der Riesenarmeen, die Jede Großmacht unterhält, der ungeheure Summen, welche Jedes Land für den Etat seines Heeres aufbringen muß, weiß doch niemand In Europa aus Erfahrung, was ein großer Krieg bedeutet. Wenigstens keiner, der noch vorwärts geht. Nur Alte, die rückwärts blicken und Ton grusligen Legenden aus vergangenen Zelten zu erzählen wissen. Selbst in Petersburg und Moskau hat man über den letzten, in einem fernen Erdwinkel geschlagenen Krieg, der vom Mutterland als Kolonialkrieg empfunden wurde, nur vage und unbestimmte Vorstellungen.

Achtunddretßig Jahre sind für Deutschland verflossen und für Österreich gar dreißig — seit dem letzten, großen Waffengang. Hohe Generale haben Ihre ganze Laufbahn bis zum Absehled absolviert, ohne Je vor dem Feinde gewesen zu sein. Man denke sich einen Schauspieler, der In seiner ganzen Bühnenkarriere nur auf Proben aufgetreten, niemals vor dem Publikum gespielt hat! Alles ist nur auf Schlüsse, auf Voraussetzungen, auf Theorien für den Krieg aufgebaut. Die Reibungen bilden einen Koeffizienten, der trotz aller scharfsinnigen Berechnungen plötzlich eine Riesenhöhe erreichen kann. Zufälle, Zwischenfalle, Überraschungen kennt die militärische Mathematik der Mobilmachung und der Kriegführung nicht — aber der Krieg kann sie doch bringen und kann dann die besten Vorbereitungen und die schönsten Formeln über den Haufen werfen.

Die materiellen Werte, die in einen modernen, großen Krieg aufs Spiel gesetzt werden, sind so enorme, so unersetzbare, nicht wieder erschwingliche, daß sie alles In ein paar Wochen verschlängen, was Jahrzehnte menschlichen Schaffens

und menschlicher Arbeit In einem Lande geleistet haben. Und die persönlichen und moralischen Opfer, die ein Volk für einen Waffengang im großen leisten muß, sind nicht minder zerrüttend.

Nicht die Riesenarmee allein führte den Krieg, alles kämpfte mit, das Kapital, der Staats- und Einzelbesitz, die Produktion eines ganzen Landes, der Handel usw.

Der Besiegte wäre gar nicht mehr kostenpflichtig zu machen.

Übermütigen Friedensstörern, wie sich Serbien anschickte einer zu werden, sollte rücksichtslos — in Anbetracht der von Ihnen gar nicht zu ermessenden Gefahren und Schäden — von der Gesamtheit der Großstaaten das Handwerk gelegt werden.

Die Diplomaten arbeiten noch gern mit übertriebener Empfindlichkeit und nehmen Ihren Rückhalt an der ultima ratio des Krieges. Militärs wollen sich begreiflicherweise endlich praktisch betätigen und rasseln mit den Waffen.

Aber das Volk steht, trotz seiner mangelnden Erfahrungen über die Tragweite eines modernen Krieges, keineswegs hinter Ihnen.

Jeder große europäische Krieg erscheint ihm als eine Katastrophe — für den Sieger und für den Besiegten. Und Staatsspitzen, die diese Regungen der Volksseele in sich aufnehmen, werden sie daher In den Dienst des Friedens stellen.

Die Kriegsgefahr scheint Jetzt überwunden zu sein. Der Schatten, den sie warf, hat aber genügt, um Europa das Ungeheuerliche eines „großen Krieges“ wieder zum Bewußtsein zu bringen.



morge:..

Ehe und Mutterschaft in Frankreich.

Von Hermann Fern au, Parte.

Der bekannte französische Soziologe Dr. J. Bertillon hat vor einigen Wochen in einer leitenden Pariser Zeitung auf Grund offizieller Statistiken einen Aufsatz veröffentlicht, worin er sich über die geringe Zunahme der Geburten Frankreichs im Jahre 1908 beklagt. Während der ersten sechs Monate des verflossenen Jahres sind in Frankreich 162 495 Ehen geschlossen worden, 411 402 lebende Kinder geboren worden und 399 336 Personen gestorben. Die Bevölkerung ist also um rund 12 000 Seelen gewachsen, wogegen bekanntlich im Jahre 1907 die Zahl der Geburten hinter den Todesfällen um rund 20,000 zurückgeblieben ist. Immerhin ist im Jahre 1908, wenn wir 1907 ausnehmen, die Geburtenzahl so gering wie nie zuvor in Frankreich. Und das Problem oder vielmehr das Gespenst der Entvölkerung bedrückt nach wie vor die Gemüter aller eifrigen Patrioten und einseitigen Soziologen in Frankreich.

Ist die Geburtenzahl Frankreichs im ersten Halbjahr 1908 eine der schwächsten, so ist auf der anderen Seite die Zahl der geschlossenen Ehen in der gleichen Periode die höchste, die man seit 100 Jahren im gleichen Zeitraum nachweisen kann. Das eigentümliche ist also, daß in Frankreich während der letzten 100 Jahre die Geburten beständig abgenommen und die Eheschließungen beständig zugenommen haben. Diese Zunahme ist für 1908 ganz besonders stark, denn sie übersteigt die Zahl des Vorjahres mit 9136 Eheschließungen.

Im ersten Augenblick haben wir bei Gegenüberstellung dieser widerspruchsvollen Tatsachen abnehmender Geburten bei zunehmenden Eheschließungen das Gefühl, als habe man in Frankreich den eigentlichen Zweck der Ehe vergessen, als seien die Franzosen ein dekadentes Volk, eine im Verfall begriffene Rasse. Wenigstens gilt nach Ansicht vieler Gelehrter auch für eine Nation der Grundsatz, daß alles, was nicht numerisch zunimmt und fortschreitet, im Verfall begriffen sein müsse. Wer sich die Mühe gibt, die bisher aufgestellten Bevölkerungstheorien durchzuprüfen, wird diese Ansicht bestätigt finden. Vielleicht macht Herbert Spencer hiervon die einzige, wissenschaftlich interessante Ausnahme, denn die Lehre von Malthus ist allzusehr auf die Furcht vor der drohenden Überbevölkerung basiert.

Die Frage ist in der Tat, ob wir berechtigt sind, den Satz, daß Stillstand Rückgang bedeute, auch auf das Bevölkerungsproblem anzuwenden, ohne Gefahr zu laufen, einseitige Theoretiker zu werden. Und eine weitere nicht minder wichtige Frage ist, ob sich für diesen Rückgang nicht Gründe anführen lassen, die, wenn wir uns einen Augenblick aller

bisher üblich gewesenen Vorurteile enthalten, eher auf einen Fortschritt deuten. In Frankreich sowohl wie auch in Nordamerika und Australien stehen wir heute vor einer so starken Abneigung der Frauenwelt gegen eine allzu häufige Mutterschaft, daß diese Länder im Sinne unserer zeitgenössischen Bevölkerungswissenschaft dekadente Länder genannt werden müssen. Noch zehn Jahre Entwicklung und Frauenemanzipation und wir werden die gleiche Dekadenz (worunter Ich ein Sinken der Geburtenzahl unter die Sterblichkeitsziffer verstehe) vielleicht auch in Deutschland und England feststellen müssen.

Aber bleiben wir einen Augenblick bei Frankreich. Die Tatsache der ständig wachsenden Zahl der Eheschließungen ist, wie Ich glaube, Beweis genug für die Lebensfähigkeit und Lebensfreudigkeit der gallischen Rasse. Ein Zeichen wirklicher ethischer Dekadenz wäre die wachsende Ehefeindlichkeit der jungen Leute, die in Frankreich durchaus nicht in demselben Maße zu beobachten ist, wie in England, Nordamerika und schließlich auch in Deutschland. Allerdings bestehen wesentliche Unterschiede zwischen Frankreich und den übrigen zivilisierten Ländern, wenn wir uns die Wertung und die Form der Ehe näher ansehen. Und diese Unterschiede können zum Teil auch als Erklärung für die sinkende Geburtenzahl dienen.

In Frankreich sind die Anforderungen ans Leben so hoch gestiegen, der Wunsch nach Reichtum, Wohlleben und endgültiger Existenzsicherheit ist so stark, daß in den meisten Fällen das Einkommen des Mannes allein zum Unterhalt der Familie nicht ausreicht. Mehr und mehr hat sich also in



Frankreich die Ehe zu einem rein wirtschaftlichen Problem entwickelt, das von Jeder Klasse anders gelöst wird. Diese Tatsachen sind für alle Kultur-nationen zutreffend. In Deutschland, England und Amerika geben sich nun aber die Jungen Leute mit Ihnen zufrieden und — heiraten spät. In diesen Ländern erheiratet selbst die Frau der unteren Klassen mit dem Hanne gleichzeitig ein Heim und ihre wirtschaftliche Sicherheit. Dem ist in Frank-reich und namentlich In Paris nicht so. Von der Aristokratie und den oberen Zehntausend abge-sehen, deren Heiratssitten wir hier nicht diskutieren, well sie überall die gleichen sind, heiratet der kleine Hann in Frankreich verhältnismäßig früh. Heiraten heißt für Ihn weniger einen Herd gründen oder eine Verpflichtung zur Ernährung seiner Frau Über-nehmen, sondern heiraten heißt Ihm vor allen Dingen, den Kampf um die Existenz nunmehr zu zweien kämpfen. Deshalb beginnen Tausende von Ehen in Paris mit einem lächerlich geringen Haus-gerät, in Arbeiterkreisen noch obendrein ohne staatliche und kirchliche Genehmigung. Nur der Wunsch des gemeinsamen Lebens hat sie zusammen-geführt, selbst da, wo kein festes Einkommen vor-handen ist 5—10 Jahre gemeinsamer Arbeit und man Ist zu einer auskömmlichen Existenz gelangt. Die Frau hat wacker mitgeholfen. Die Frau hat in vielen Fällen ebensoviel verdient wie der Hann. In Deutschland, England und Amerika verlangen die guten Sitten von der verheirateten Frau keine Erwerbsarbeit. Die guten Sitten verlangen im Gegenteil vom Hanne, daß er nach Geld Jage und es seiner lieben Gattin in Form von allerhand Luxusartikeln zu Füßen lege. Die guten Sitten verlangen ferner, daß sogar der Arbeiter danach trachte, seine Frau von der Erwerbstätigkeit zu befreien. Die englische Frau empfindet das als ganz selbstverständlich. Und wo man In England von Frauenemanzipation redet, da Ist sie rein poli-tischer Natur und hört mit der Heirat auf. In diesem Punkte Ist die Französin anders. Sie mag alle Fehler haben, die man Ihr so gern in die Schuhe schiebt, sie hat einen Vorzug, von dem man selten redet: Sie Ist bereit, praktisch mitzuarbeiten. Sie betrachtet Ihr wirtschaftliches Problem mit der Ehe nicht als gelöst. Besitzt sie keine Mitgift will sie auf die Ehe nicht verzichten und dabei Ihre Ansprüche an ein Leben zu zweien nicht herab-mindern, dann muß sie cum mindesten In den ersten Jahren der Ehe miterwerben. Unter anderen Bedingungen würden sich die Jungen Männer auf eine Ehe gar nicht einlassen. Sie würden, wie in den anderen Ländern, mit der Eheschließung warten und Inzwischen mit den bekannten Surrogaten des Geschlechtsverkehrs vorlieb nehmen, über die unsere Gesellschaft verfügt Aus allen diesen Gründen Ist vielleicht Paris diejenige Stadt wo der bedeu-tendste Prozentsatz verheirateter Frauen erwerbs-tätig ist Und wahrscheinlich bietet sich der weib-

lichen Erwerbstätigkeit nirgendwo ein so weites und angenehmes Feld wie In Paris, wo beispielsweise der Beruf der Kellnerin beinahe unbekannt ist. Versuchen wir die Konsequenzen dieser, ich möchte sagen, sozialen Psychologie der französischen Frau zu ziehen, so ergibt sich als erste Notwendigkeit der Wunsch der Jungen Ehefrau, mindestens 5—6 Jahre lang keine Kinder zu haben. Wird sie dennoch von einem Kinde überrascht, dann gibt sie es In Pflege, und wenn der Haushalt gut vorankommt und der Mann eines Tages den erhöhten Ansprüchen des Pariser Lebens allein genügen kann, dann nimmt sie es zurück und widmet sich ihren erzieherischen Aufgaben. In solchen Fällen ist sie auch noch zu einem zweiten Kinde bereit. Dort aber, wo dritte und vierte Kinder geboren werden, darf man ruhig behaupten, daß dies gegen den Wunsch der Eltern geschehen ist, oder um es genauer zu sagen, gegen den Wunsch der Frau. Dieser Wunsch, nicht mehr als zwei Kinder zu haben, wird nötigenfalls gewaltsam In die Tat umgesetzt und wenn man Je die Zahl der ungesetzlichen Abtreibungen feststellen könnte, die alljährlich In Paris vorgenommen werden, dann wäre man zweifellos sehr erstaunt. Die Frau hat eben Im heutigen sozialen Handgemenge Ihr völliges Gleichgewicht noch nicht finden können. Und deshalb sehen wir sie namentlich In Frankreich beständig zwischen Ihren sozialen Erwerbspflichten und ihrem eigentlichen Beruf der Mutterschaft in Konflikt geraten. Da ihr nun aber in den Gegenwartsverhältnissen ihre Erwerbstätigkeit wichtiger sein muß, so leidet notgedrungen die Mutterschaft darunter. Frauen, die drei bis vier Abtreibungen hinter sich haben, sind in Paris kein«



## MORGEN.

Seltenheiten. Mehr und mehr fühlt man die Schwierigkeit der Erziehung einer großen Kinderzahl. Das bescheidene Einkommen und der teure Lebensunterhalt des kleinen Mannes verbietet Jedem denkenden Bürger die großen Familien, und solange man nicht ernstliche soziale Reformen geschaffen haben wird, Reformen, die die Mutter-schaftsleistungen der Frau so oder so In wirtschaftliche Werte umsetzen, solange werden die Befür-worter der großen Familien tauben Ohren predigen. Ist also die Praxis der Kinderenthaltssamkeit In den kleinbürgerlichen und proletarischen Fa-milien Frankreichs durch wirtschaftliche Rück-sichten diktiert, so geschieht das gleiche in der Geld- und Blut-Aristokratie sowie auch Im Bauern-stande aus ganz anderen Gründen. Frankreich mar<sup>^</sup>t mit seiner Aristokratie gegenüber anderen Ländern keine Ausnahme. Denn wenn es nach den Gepflogenheiten der Aristokratie ginge, dann würden wir in allen zivilisierten Ländern der Welt seit langem eine Geburtsdekadenz schlimmster Art bemeiken müssen. Aber soweit die kleine Bour-geoisie und die Arbeiter In Betracht kommen, die rberall der eigentliche Quell der Volksver-mehrung sind, müssen wir für Frankreich fest-stelle 1. daß die wirtschaftlichen Sorgen und Note der Zslt von niemand besser verstanden werden als von der französischen Frau. Darf man eine Frau tadeln, wenn sie wissentlich die Schwangorschaft verht tet, die geg9ii ihr Verantwortliclikcltsgefühl als EmSherrln und Erzieherin geht? Derf man ihr von sozialen Pflichten reden, wenn sie berechnet, daß dos dritte untf vierte Kind dem Haushalt eine unerträgliche Last sein werden und durchaus nicht Jene Freude, von der die Dichter singen? Und ist es Fchlieülich berechtigt, von der Dekadenz eines Volkes zu reden, nur weil die einzelnen in diesem Volke anfangen zu begreifen, eine wie verantwort-liche Sache die Elteinschaft ist? Ich glaube, wir müssen diese und ähnliche Fragen nach einigem Nachdenken mit nein beantworten. — Der Fort-schritt ist nieraab da zu finden, wo die meisten Kinder geboren werden, sonst wären die Chinesen in der Kultur tonangebend und die Russen und Slawen kämen gleich hinter ihnen. Und auch da liegt der Fortschritt nicht versteckt, wo die Frau •!lue unbewußte Gebärmaschine geblieben ist, wie meinetwegen In den Helmindustriebezirken Sachsens und Thüringens, wo das Kind schon In der Wiege als Erwerbsfaktor gewertet wird. Ohne weiteres will Ich zugeben, daß der Fort-schritt auch nicht da zu suchen Ist, wo die Freu cur sozialen Erwerbsmaschine herabgedrückt wird. Die Frau als Erwerbs- und Arbeitstier Ist ebenso-wenig ein Ideal wie die Frau als Geburtsmaschine. Sondern die Lösung wird in der weisen Mitte liegen. In Frankreich, wo die Frau (glücklicherweise) am politischen Leben viel weniger Anteil nimmt als

In England und Deutschland (wo die politisierenden Frauen einem jeden Augenblick sehr unangenehm auf die Nerven fallen), Ist diese Lösung am deutlichsten vorgezeichnet. Denn abgesehen von der Aristokratie, wo die Frau, um es mit Carpenter zu sagen, eine bloße Puppe, ein leeres Idol und eine „vollkommene Dame“ Ist, und abgerechnet auch die vielen Entgleisten, die zu? Prostitution grellen mußten, Ist der gesunde Toll der französischen Frauenwelt bisher den einzig möglichen Weg der Frauenemanzipation am weitesten gegangen: den Weg der wirtschaftlichen Selbständigkeit und, dadurch bedingt, den Weg der physischen Selbstständigkeit als Geschlechtswesen. Die Gegner Jeder Frauenemanzipation mögen die hierdurch geschaffenen Mißstände (wohin vor allen Dingen eben die vielen Abtreibungsfälle gehören) ungesund, antisozial oder sonst wie Immer nennen. Sie sollten nichtsdestoweniger bedenken, daß mit vielem Fortschrittslicht auch starker antisozialer Schatten gehen muß. Aber wenn die doppelte Befreiung der Frau von der Geschlechtshörigkeit und von der wirtschaftlichen Minderwertigkeit überhaupt möglich ist, dann können wir uns damit trösten, daß der gegenwärtige, in manchen Punkten ungesunde Zustand, nur ein Übergangsstadium darstellt und daß mit mehr Aufklärung, Sicherheit und Verantwortungsgefühl eine sozial gesündere Zeit anbrechen wird. Eine Zeit, wo man sich anderer Wertungswesen bedienen wird als heute, wo man das als Fortschritt preisen wird, was viele theorienrelchc Gelehrte von heute als Dekadenz brandmarken.



Worüber wir uns amüsieren.

Von Gobbo.

Jeden Tag muß man sich von mmbu den Kopf  
 zerbrechen wegen der Frage, die sich wie ein  
 Stehaufmännchen Immer wieder erhebt, und wenn  
 sie auch tausendmal beantwortet wurde, wegen  
 der Frage: Was fangt man heute abend an? In  
 den verschiedensten Formulierungen wird sie dir  
 vorgelegt: Wo Ist was los? Wohin sollen wir  
 gehen? Was kann man sich ansehen? Wo  
 amüsiert man sich? Und mit befriedigenden Aus-  
 künften vsrraas man sich sehr beliebt zu machen,  
 bal denen, die ganz naiv eingestehn, daß sie „was  
 von Ihrei; Leben haben wollen" nicht minder  
 wie bei denen, die dir heuchlerisch vorzuschwatzen  
 suchen, Ihnen sei der allabendliche Vergnügungs-  
 rummel nur volkpsychologisch hochinteressant  
 und nur deshalb seien sie begierig nach neuen  
 Sensationen. Die aber, welche gewerbsmäßig den  
 Verschleiß großstädtischer Amusements betreibst!,  
 sind die wahren Psychologen. Mag es auch noch  
 so blöd sein — sagen sis — wenn es nur  
 sensationell Ist.

Wahrlich, das große Publikum Ist schwer  
 zu begreifen, ob es nun aus Schichten, Kreisen  
 oder gar Sphären stammt. Ober zwei Belusti-  
 gungen lachte und sprach es, und sie brachten  
 einem Zirkus volle Häuser. Einmal war es eine  
 vollkommen naturgetreue Darstellung der  
 Seekrankheit mit allen Ihren Details, die  
 stürmische Heiterkeit erweckte, des weiteren setzte  
 ein menschliches Wesen, dos sich so zu  
 bewegen verstand, als obes eine automatische  
 Gliederpuppe wäre, die Zuschauer in Staunen  
 und gute Laune. Ich weiß, man liest solche  
 Glossen nicht gern. Wer über derartiges spricht,  
 kommt leicht in den Verdacht, daß er immer  
 die strenge Frage auf den Lippen: Gibt's denn  
 hier nichts zu geißeln? durchs Leben pllgre. Und  
 auch der Volksbeglucker, stets bereit, die Massen  
 Intellektuell, kulturell, ethisch, ästhetisch, sozial  
 zu „heben", wird besten Falles mit mitleidigen  
 Blicken gemustert, für gewöhnlich aber erregt er  
 Unwillen. (Willkommen Ist nur, wer alle mit-  
 einander wirtschaftlich zu „heben" verspricht)  
 Deshalb beabsichtige leh auch nicht aus der  
 Tatsache, daß zirzensische Darbietungen wie das  
 Ausstattungsspektakel: „Die Auswanderer"  
 und die Illusionsmechanik „Das Moto-Br.by"  
 ein Publikum zu amüsieren vermochten, das aus  
 Schichten, Kreisen und sogar aus Sphären stammte  
 (Logenbesucheil), als melancholischer Pessimist  
 auf kulturellen Tiefstand zu schließen und eben-  
 sowenig als temperamentvoller Optimist Besserungs-  
 vorschläge zu machen. Nur staunen muß Ich  
 über ein unerklärliches Phänomen: Eigentlich  
 hat waddr ein naives noch ein raffiniertes, weder  
 ein ungebildetes noch ein gebildetes, weder ein  
 einfaches noch ein vornehmes Publikum die ge-

ringste Ursache, „Die Auswanderer“ oder „Das Moto-Baby“ als Amusements zu betrachten, die einen Zirkusbesuch lohnend erscheinen lassen. Denn daß es die Menschen In einer Zelt, in der sie verstehen, menschei ähnliche Automaten zu konstruieren, auch fertigbringen, sich selbst automatisch zu dressieren, ist nichts Sensationelles, und daß hoher Seegang gewisse physiologische Vorgänge zur Folge hat Ist nichts Lustiges . . . Wio nötig müssen es die Mentchen haben, erheitert und angeregt zu werden, wenn sie sich schon mit den wertlosesten Surrogaten zufriedeigeben!

Neue Bücher.

Der Redaktion sind folgende Bücher zugesandt worden:

O. Poensgen. Das Wahlrecht Leipzig.

Verlag B. G. Teubner. Preis geh. M. 1,—, geb. M. 1,25.

H. J. Chr. von Grimmelshausen.

Der abenteuerliche Slmp'.hlsslmus. Leipzig.

Insel-Verlag. Taschenausgabe in 3 Bänden

Preis in Pappband M. 8,—, In Pergament

M. 14,—

El-Correl. Siehe es beginnt zu taen.

Roman. P.eriln. Concnrdla Deutsche Ver-



## MORGEN.

lagsanstalt, Hormann Ehbock. Preis geh.

M. 4,—, geb. M. 5,—.

Heinrich von Kielst. Erzählungen.

Eingeleitet von Erich Schmidt. Leipzig.

Insel-Verlag. Preis in Pappband M. 2,—.

Ernst von Wildenbruch. Schwester-  
seele. Roman. Stuttgart. Verlag J. G.

Cotta. Preis M. 4,—.

Wilhelm Cremer. Das große Tor. Roman.

Berlin. Verlag Dr. Franz Ledermann.

Ferdinand Matras. Die Studenten-  
schwester. Volksschauspiel in einem Vor-  
spiel und 4 Akten. Prag. Verlag Carl  
Bellmann. Preis HL 3,50.

• oethes Gespräche mit J. P. Ecker-  
mann. Neu herausgegeben und einge-  
leitet von Franz Deibel. Leipzig. Insel-  
Verlag. Preis zwei Binde in Pappband  
M. 5,—.

Der Schatzbehälter. Ein Brevier zeit-  
genössischer Lyrik. Ausgewählt von H.  
Federmann. Königsberg. Deutschherren-  
Verlag. Preis BL 1,50.

Planeten-Calendarium, da man zahlet«  
das XVI Seculum nach unser» Herrn und Selig-  
machers Geburt, eingerichtet auf das Jahr des  
Heils 1909. Ein gar sinnreich Büchlein Ober  
die Natur der Planeten, deren Influenz und son-  
stige lehrsame Dinge, mit Bauem-Practfca und  
Regeln für den Menschen Insgemein versehen.  
Gezieret mit artigen Bildlein, so Heister Sebald  
Böham von Nürnberg In Holz geschnitten. Hli  
Fleiß zusammengestellet von Harle von Be-J-  
wltz. Leipzig, Insel-Verlag. Kartonierte H. 3,50.

Johannes Welnold. Aus der Art ge-  
schlagen. Schauspiel. Leipzig, Verlag Deutsche  
Zukunft, G. m. b. H.

E. Fischer-Planer. Philosophen unter-  
einander. Leipzig. Reform-Verlag K. Engel-  
schmidt

Schluß des redaktionellen Teiles.

Alle Manuskript- und Büchersendungen

an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, LiickholTstr. 33.

Nicht erbetenen Sendungen Ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33;  
für Österreich-Ungarn: Dr. Felix Braun In Wien. — Expedition für Österreich - Ungarn bei  
Hermann Goldschmedt, Wien I, Wollzelle 11. — Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue,  
Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76. — Druck von G. Bernstein, Berlin SW. 68, Zimmerstr. 94.  
Kaiser Friedrich Quelle

===== Offenbach am Main =====

gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- und Gallen-Leiden.

Diätetisches Tafelgetränk ersten Ranges.

Wo licht am Platze, in Apotheken oder einschlägigen Iesekäften käuflich, liefern wir direkt ah QuellT in  
Kisten

ä 50 V, - Liter-Bordcauxflaschen frachtfrei jeder Bahnstation Deutschland; Euter Nachnahme von Mk. 25  
— pro Riste.





EMPTY

12. HEFT.

18. MAERZ.

1905

Das Finanzkompromiß.

Von

Dr. Müller-Meiningen, Mitglied des Reichstags.

Die Zustimmung der (reisinnigen) Fraktionsgemeinschaft zu dem sog. Kompromißantrage hat eine lebhafteste Zeltungsfehde hervorgerufen, in welcher es — was bei der großen Schwierigkeit der Materie nicht wundernehmen kann — nicht ohne Mißverständnisse und Irrtümer abging.

Wir haben stets erklärt, daß wir nach Ablehnung der Nachlaßsteuer, der Erbschaftsteuer-Ausdehnung sowie nach Zurückweisung der Reichsvermögenssteuer schon aus naheliegenden taktischen Gründen den Versuch eines Ersatzes durch Einführung einer sog. Reichs-Besitz-Zuschlagssteuer nicht a limine ablehnen können. Die schweren Bedenken gegen die komplizierte staatsrechtliche Struktur und eine Fortsetzung der unseligen Verquickung der einzelstaatlichen Finanzen mit denen des Reichs wurden von den Vertretern der freisinnigen Fraktionsgemeinschaft in allen Stadien der Vorverhandlungen auf das allerenergischste geltend gemacht. Daß wir nicht einseitig unsere Meinung durchzusetzen vermochten, liegt an der Stärkeverteilung der Parteien und Tatsachen, die Ich später kurz berühre.

Waren wir uns und sind wir uns noch heute der Mängel dieser provisorischen Regelung völlig bewußt, so muß auf der andern Seite einer Übertreibung und Verzerrung der Bestimmungen des „Kompromisses“ entgegengetreten werden.

Eines der zahlreichen Schlagworte gegen das Opus lautet: „Bindung und

Vernichtung des Budgetrechts des Reichstags!“ Diese Phrase

beruht ebenso wie die der „Verrammung der Vermehrung oder Einführung von direkten



Steuern für das Reich" auf einer irrtümlichen Auffassung des § 2. Der § 1 des Entwurfes eines Gesetzes betr. Änderungen im Finanzwesen bleibt bestehen. Wir wollen aber die Matrikularbeiträge in unbeschränktem Umfange im Gegensatz zum Antrage Herold aufrechterhalten; den beweglichen Faktor, das beste Erziehungsmittel zur Sparsamkeit gegenüber den Bundesregierungen können wir heute so wenig entbehren wie bisher. Nicht die Einführung aller möglichen direkten Steuern für das Reich hindert der Entwurf, sondern nur die ungemessene Steigerung dieser „Reichszuschläge“. Gerade diejenigen, die Zetermordio über die Vernichtung der einzelstaatlichen Finanzen schreien, müssen mit dieser Rückendeckung für die Einzelstaaten einverstanden sein. Von einer Bindung des Etatsrechts ist sohin sowenig eine Rede wie von der Vereitelung der Einführung weiterer direkter Reichssteuern. Vielleicht empfiehlt es sich, um größere Klarheit herbeizuführen, die Summe von 150 Millionen Mark unter Einrechnung der 50 Millionen Mark ungedeckter Matrikularbeiträge nach dem Finanzgesetzentwurfe in § 2 des Kompromisses einzustellen. Der Nachteil von zweierlei Matrikularbeiträgen bleibt freilich als mein Hauptbedenken auch dabei noch bestehen. Auch die verfassungsmäßige Bindung in § 2, Abs. 2 hat theoretisch schwere Bedenken, obwohl sie praktisch von geringerer Bedeutung ist; gegen Preußen wird erfahrungsgemäß kein so wichtiges Finanzgesetz durchgesetzt. Leicht sind die Angriffe gegen die Feststellung des von den einzelnen Bundesstaaten zu entrichtenden Betrages durch den Bundesrat. Die wochenlangen Verhandlungen in der Subkommission haben aber jedem Teilnehmer die feste Überzeugung beigebracht, daß heute diese Umlegung überhaupt gar nicht anders zu bewerkstelligen ist. Hier steht freilich das Reichsschatzamt vor einer wahren Sisyphusarbeit: „Einheitliche Grundsätze“ zu schaffen, wo der Mangel jeder Einheitlichkeit das Haupthindernis einer Reform von Reichs wegen ist, ist ungeheuer schwierig, ein Kunststück erster Güte! Da aber jeder Bundesstaat in edelstem Egoismus möglichst wenig zahlt, kontrollieren sich automatisch die einzelnen Bundesstaaten am allerbesten selbst. Die schweren Bedenken, die im „Schwäbischen Merkur“ offenbar von offiziöser Seite zu lesen sind, sind aber zum Teil gerechtfertigt.

Eine reichsgesetzliche Lösung der Frage ist unmöglich, da es sich um eine ungeheuer schwierige finanztechnische Operation handelt. Ich glaube daher, daß die Einwände gegen diese Art der Aufstellung einer Reichsmatrikel nicht entscheidend sein können. Große Schwierigkeit machte bei der Vielgestaltigkeit der einzelstaatlichen Steuergesetze auch der § 4 des Entwurfes, der die auf die einzelnen Bundesstaaten entfallenden Beträge auf die „allgemeinen Steuern auf Einkommen, Vermögen oder Erbschaften legt“. In den Staaten, in welchen weder eine allgemeine Einkommensteuer noch eine allgemeine Vermögenssteuer besteht, sind als Vermögenssteuer auch Ertragssteuern vom Grund- und Gebäudebesitz sowie vom Kapitale anzusehen, sofern sie in Verbindung miteinander erhoben werden.

Auch über den Inhalt und die Bedeutung dieser Bestimmung bestehen große Irr-

tümer: Das beste wäre es sicherlich gewesen, diese „Reichsbesitzabgabe“ nur auf das Vermögen zu basieren, also nur Vermögenssteuerzuschläge zu wählen. Allein das ist unmöglich, da eine Reihe von Bundesstaaten (darunter Bayern, Württemberg, Elsaß-Lothringen) keine allgemeine Vermögenssteuer besitzen, sondern entweder nur allgemeine Einkommensteuern oder Ertragssteuern vom Kapital bzw. vom fundierten Besitze überhaupt: Die Hauptmängel dieses Entwurfes resultieren eben immer wieder aus der föderativen, künstlichen, um nicht zu sagen gekünstelten Struktur unsers Deutschen Reiches sowie aus der Vielgestaltigkeit seiner Steuergesetze. Hier hätte, was die Vermögensbesteuerung betrifft, die Einführung einer reichseigenen Reichsvermögenssteuer, zu der dann die Einzelstaaten Zuschläge zu Landeszwecken hätten erheben können, mit dem ganzen Gerümpel aufgeräumt: Da schrien aber die einzelstaatlichen Finanzminister und sämtliche Partikularisten im Reichstag: „Wehe, Untergang des föderativen Charakters des Reiches“! Übertreibung hüben wie drüben! Schuld an der unbefriedigenden Lösung der ganzen Frage die Bockbeinigkeit und der Egoismus zuerst der Agrarier, dann der Einzelstaaten!

Infolge der geschilderten Mängel der Steuersysteme mußte in diese „Besitzsteuer“ also auch die „allgemeine Steuer aus Einkommen“ hereingezogen werden: Der Gegensatz dazu ist die Ertragssteuer nach Satz 2, Abs. 1. Als „allgemeine Vermögenssteuer“ sind nicht anzusehen u. a. Dividenden-, Kupon-, Gesellschafts- und andere Partialvermögenssteuern. Auf solche darf sich diese „Reichsbesitzabgabe“ nicht stützen. Eines der Hauptbedenken für die freisinnige Fraktionsgemeinschaft bildet nach wie vor der Absatz 2 des § 4, wonach nur Einkommen bis zu 3000 M. sowie solche Vermögen, die nach Abzug der Schulden den Betrag von 20 000 M. nicht erreichen, von der Steuer freizulassen sind. Soll der Charakter als reine Besitzsteuer nur einigermaßen durchgeführt werden, — die völlige Durchführung wird an den Mängeln der Vermögensbesteuerung in den Einzelstaaten scheitern — so muß der grundlegende Einkommensbetrag, um den kleinen Mittelstand freizulassen, bedeutend hinaufgesetzt werden. In Preußen sollte nur die Ergänzungssteuer der „Besitzsteuer“ zugrunde gelegt werden, mindestens müßte zwischen 3000 und 5000 M. nur das Einkommen aus fundiertem Besitze herangezogen werden. § 4 kann und darf übrigens die Heranziehung der Deszendenten und Ehegatten zu einzelstaatlicher Erbschaftsbesteuerung nicht verhindern. Der Ingrimm der Einzelstaaten wird sich vor allem gegen den § 5 wenden: „Soweit die Beiträge nicht durch neue Steuern der im § 4 bezeichneten Art erhoben werden, sind sie durch Zuschläge zu bestehenden Steuern dieser Art aufzubringen. Für Bundesstaaten, in denen Landesgesetze, die eine solche Regelung sicherstellen, nicht rechtzeitig erlassen werden, bestimmt der Bundesrat, daß und in welcher Weise Zuschläge zu den bestehenden Steuern der in § 4 bezeichneten Art erhoben werden müssen.“ Es steht sicher zu erwarten, daß diese Bestimmung nur auf dorn Papiere stehen bleibt. Kein Bundesstaat wird es bis zu dieser Reichsexekution kommen lassen.



Auch die Vorwürfe gegen den Schlußparagraphen, daß das Gesetz mit dem Tage seiner Verkündung in Kraft tritt, daß die Erhebung der Besitzsteuer aber erst spätestens am 1. April 1911 erfolgt, erscheinen nicht gerechtfertigt, da die technischen Schwierigkeiten vor allem für die Reichsmatrikel auf § 3 usw., wie oben angedeutet, geradezu ungeheure sind, daher ein früherer Beginn der Erhebung auf die größten technischen Schwierigkeiten stößt.

Ich würde primär selbstverständlich wünschen, daß der ganze Entwurf nicht in Vollzug gesetzt zu werden brauchte. Das wäre aber nur der Fall, wenn die abgelehnte Regierungsvorlage bezüglich der Nachlaßbesteuerung ihre Auferstehung feiern würde. Sicherlich, der Reichstag bietet heute der Welt kein schönes Bild! Die Schuld an dem jetzigen schmachvollen Durcheinander trifft in erster Linie die Regierung! Man hat in einer denkbar ungeschickten Weise von Seiten des Reichsschatzamts von Anfang an operiert! Die Mitteilung der fertiggestellten Gesetzentwürfe ohne vorherige Fühlungnahme mit den Parteien sah einer Provokation verheult ähnlich! Dazu die schweren Fehler der Nationalliberalen, die sich auf die Reichsvermögenssteuer verbissen und ihre ganze Beredsamkeit gegen die Nachlaßversteuerung verschwendeten! Über die Kampfweise des Bundes der Landwirte und seiner Abhängigen sind die Akten geschlossen. Mißlingt die Reform, dann kann Fürst Bülow bei diesen Erbpächtern des Patriotismus sich dafür bedanken! Die Linksliberalen haben jede direkte Besitzbesteuerung unter Hintansetzung ihrer schweren Bedenken gegen Einzelheiten durch ihre Zustimmung zur Erbschaftsbesteuerung, Vermögensbesteuerung, zu den jetzigen Reichszuschlägen konsequent unterstützt. Der Grundgedanke, nicht bloß den Einzelstaaten die direkten Steuern zu überlassen, sondern entsprechend den stetig gesteigerten Aufgaben des Reichs auch seine direkten Einnahmequellen zu erhöhen, hat auf der ganzen Linie, auch in dem sog. Kompromisse gesiegt. Das ist die wesentlichste Errungenschaft für die Zukunft!

Ich habe gesagt, am liebsten möge dieses Provisorium ganz wieder verschwinden, wenn es sein taktisches Ziel, über das sich kein halbwegs vernünftiger Mensch im unklaren ist, erreicht hat! Allein die Sache steht heute komplizierter: Die Wehrsteuer, das Erbrecht des Staates usw. finden so wenige Sympathien, daß sie auch dann als verloren gelten, wenn der Gedanke der Ausdehnung der Erbschaftsbesteuerung doch noch zum Siege kommt. Ausgezeichnete eingeweihte Leute meinen, viel mehr als 50 Millionen Mark seien aus der Erbschaftssteuer kaum zu holen. Mindestens 100 Millionen Mark sollen nach den übereinstimmenden Erklärungen aller Parteien aus dem Besitze erhoben werden. Der Grundgedanke des Kompromisses liegt, wie dargetan, unzweifelhaft in der Richtung der Forderung der Liberalen. Arbeiten nicht diejenigen, die jetzt zügellos gegen die ganzen Grundgedanken des Entwurfes des sog. Kompromisses eifern, jenen in die Hand, die am liebsten alles durch indirekte Steuern decken oder Handel, Gewerbe und Industrie durch gehässige Einzelsteuern wie Dividenden-, Qultungs-, Umsatz- und ähnliche verkehrsfeindliche Maßnahmen einseitig bluten lassen möchten? Es geht mancherlei vor;

Das Problem des Reichtums.

425

ein gewisser Teil der liberalen Prose fördert diese Pläne zurzeit in kurzsichtigster Weise, ohne eine Ahnung davon zu haben, wessen Geschäfte er betreibt. In weiten Kreisen hat man das Gefühl, daß die Zügel den leitenden Männern der Regierung fast völlig aus den Händen gegliitten sind. Nur mit Liebenswürdigkeiten kann man solche Situationen wie die jetzige nicht bezwingen. Etwas vom „starken Mann“ muß heute ein Reichskanzler besitzen, wenn nicht die ganze große Affaire verloren sein soll.

Das Problem des Reichtums.\*)

Von

Andrew Carnegie.

in.

Die Summe der in großen Vermögen aufgehäuften Kapitalismengen ist gering im Vergleich zu der Summe der zu mäßigen Vermögen angewachsenen. Die erste Gruppe zieht also die Aufmerksamkeit weit über Gebühr auf sich. In Zukunft werden, so wie die Dinge jetzt liegen, Riesenvermögen noch weniger zahlreich sein und sich noch schwerer aufhäufen lassen als früher. Die meisten großen Unternehmungen treten heute auf in der Form von Gesellschaftsvermögen. Ich kenne nur einen einzigen noch aktiven Geschäftsmann, der ein ausnahmsweise großes Vermögen besitzt; der Grund dazu wurde jedoch bereits vor einem halben Jahrhundert gelegt durch Erwerb von Waldungen, deren Wert so ungeheuer gestiegen ist.

„Gleiche Teilung“, das ist der Ruf, der aus den Reihen der Sozialisten am lautesten ertönt. Nehmen wir einmal an, ein Philanthrop — das ist gewöhnlich ein Mensch mit mehr Geld als Verstand — wollte nach jenem Grundsatz handeln und sein Vermögen unter die Armen von London oder New York verteilen. Eines Morgens geht er zu ihnen hinaus und verkündet ihnen seinen Entschluß. Bald ist er von einer großen Menge umringt, und die Verteilung beginnt. Auf den Kopf jedes Mannes und jeder Frau kommen, sagen wir 100 Mark. Viele, viele Tausende hat er schon weggegeben, aber die Menge der ihn Umringenden wird immer größer. Am Abend geht er heim mit einer Erkenntnis reicher und voll Schauder über den Anblick, der sich ihm dargeboten. Sind das wirklich noch Menschen oder haben sie nur zufällig menschliche Gestalt? Sieht dann nicht jeder ein, daß die erste und notwendigste Arbeit der Sozialisten die Hebung der Menschheit auf ein Mindestmaß sein muß, das einen weisen und nüchternen Gebrauch der Wohltaten garantiert? Wir alle sind uns darüber einig, wenn erst diese notwendige Vorbedingung, diese

•) Sieb« Htlit » und 10. Ja&rft- 1909.



Hebung, erreicht sein wird, sich dann über die weiteren Schritte, Elend und Not aus der Welt zu schaffen, reden lassen wird. Gegenwärtig würde ein solch Verrückter, der das Geld unter die Leute wirft, seinen Mitmenschen an einem einzigen Tage mehr Unrecht zufügen, als er wahrscheinlich sein ganzes Leben wieder gut machen könnte. „Auf die Knie und flehe um Gnade“, müßte man einem solchen Philanthropen zurufen. Nehmen wir einmal an, die 40 Pfund Sterling (800 M.) — soviel käme auf den Kopf der Bevölkerung von dem Nationalvermögen in England — würden jedem ausbezahlt, was wäre die Folge? Ein paar Tage Saturnalien, dann würden aus der gleichförmigen Menge wieder reich und arm sich scheiden, und die letzten Dinge würden ärger sein als die ersten. Der Boden ist noch nicht vorbereitet, um eine solche gleiche Verteilung vornehmen zu können. Die Disteln würden die ausgesäte gute Saat ersticken. Als das Zunächstliegendste haben wir die Pflicht, den Reichtumsüberschuß in einer solchen Form zu verteilen, als wir glauben, am besten die bestehenden Verhältnisse zu verbessern. Als eine rechte und billige Form der Verteilung erscheint eine kräftige progressive Nachlaßbesteuerung beim Tode des Besitzers und eine Steuerveranlagung nach der Leistungsfähigkeit. Dies ist die von Roosevelt inaugurierte Politik In Amerika; noch viel nötiger wäre sie in England. Wenn man die Schriften der Sozialisten liest, scheint es, als ob der gesamte Reichtum in den Händen ganz weniger konzentriert sei. Man scheint die Tatsache ganz zu übersehen, daß die zusammengeschlossenen Massen der arbeitenden Klassen auch solche Großkapitalisten sind. Die Sparkassen des Staates New York allein verfügten im Jahre 1906 über 1 335 000 000 Dollars Spareinlagen von 2 637 235 Sparern — das macht 506 Dollars auf jeden Sparer. Diese Depositen stammen ausschließlich von Arbeitern, denn Kapitalisten und Geschäftsleute suchen ihr Geld zu einem höheren Zinsfuß anzulegen. Die Gesamtsumme, die in den Sparkassen der Vereinigten Staaten konzentriert ist, beläuft sich auf 3 482 000 000 Dollars, doch stellt diese Riesensumme noch nicht das Gesamtvermögen der amerikanischen Arbeiterbevölkerung dar, da es in Amerika, besonders in den Weststaaten, zahlreiche Gelegenheiten für vorteilhaftere Anlagen gibt, und das rapide Steigen der Bodenpreise die dortige Bevölkerung dazu verleitet, die Investierung ihres Vermögens in Grund und Boden vorzuziehen. Ich will noch ein paar Zahlen geben und zeigen, welche Summen in den Post- und anderen Sparkassen konzentriert sind: Im Jahre 1905 gab es In England 11 694 000 Sparer mit 997 000 000 Dollars Spareinlagen, in Dänemark 1 291 000 — die Hälfte der Bevölkerung — mit 205 723 000 Dollars, in Deutschland 16 618 000 mit 2 639 590 000 Dollars, in Frankreich 11 768 000 mit 890 000 000 Dollars; Durchschnittlich kommen auf jeden Sparer In England 85, in Dänemark 159, in Deutschland 159, in Frankreich 75 Dollars. Die Gesamtsumme aller Spareinlagen in den Ländern, die statistische Berichte veröffentlichen, beläuft sich auf 11 801 229 509 Dollars. Eine solch ungeheure Summe ist so angelegt, daß weder Rost oder Motten sie zerstören noch Diebe eindringen und sie stehlen können. Die einzige Gefahr, die für diese Summe besteht, ist nur das Verlangen der Sozialisten, aus diesem Privatbesitz Staatseigentum zu machen,

es den Sparern wegzunehmen und in die Staatskasse überzuführen. Die mit der Leitung und Verwaltung dieser Summen Betrauten stellen eine Großkapitalistengruppe dar, die mit den sozialistischen Ideen nichts mehr zu tun hat und die neue Klassenunterschiede aufstellt. Eine ernste Störung des Wirtschaftslebens dürfte zu befürchten sein, wenn sich die Sozialisten nicht mehr auf das Reden und Schreiben beschränken, sondern die Forderung, alles sei „Gemeineigentum“ in die Tat umsetzen wollten. Glücklicherweise wird es so bald nicht dahin kommen. Die Medaille hat also auch noch eine Kehrseite, über welche die sozialistischen Schriftsteller oberflächlich hinweggleiten. Einer der schwersten Vorwürfe, die der heutigen Sozialdemokratie gemacht werden können, ist der, daß, während sie große Reden hält, sie als System bis jetzt zur Untätigkeit verurteilt ist und es für absehbare Zeiten auch bleiben wird, es müßte sich denn die menschliche Natur total ändern. Ernste Männer sollten aber nicht solch wesenlosen Schatten nachjagen und darüber die Hauptsache, die Besserung der gegenwärtigen Zustände, die sich ihnen zum Greifen aufdrängt, übersehen.

Es gibt drei Sorten von Menschen. Die einen sind in Armut geboren und haben das sorgenvolle Antlitz von Vater und Mutter, von Bruder und Schwester sehen müssen, die am Nötigsten Mangel litten. Als eine heilige Pflicht steht vor ihren Augen, den Wolf von der Tür zu vertreiben und sich ein Vermögen zu erwerben. Junge Leute mit solch einer Jugend und einem solchen Vorsatz gehen in die Welt, entschlossen zu gewinnen, und sie müssen gewinnen. Das Geschäftsleben bietet ihnen heutzutage die besten Aussichten auf Erfolg und Sieg. Nicht daß der in Armut Geborene nicht auch nach Höherem streben dürfte, nach geistiger Bedeutung, nicht daß er nicht auch auf würdige Weise nach einem Ehrenkleide greifen dürfte, ich meine nur, erst wenn er für sich und seine Familie gesorgt hat, kann er andern von wirklichem Nutzen sein. Es muß das seine erste Aufgabe sein. „Wenn einer nicht sorgt für die Seinigen und sein Haus, dann ist er abtrünnig geworden und schlimmer noch als ein Ungläubiger.“ Nur sehr, sehr wenige Ausnahmenaturen, die Großes in der Welt geleistet haben, scheinen wenig an sich oder an die Ihrigen gedacht zu haben; überzeugt von der segensreichen Tätigkeit dieser, haben andere die Sorge für sie übernommen. Aber solche Naturen sind so selten, daß wohl für alle als Regel gilt: die erste und notwendigste Pflicht ist, für sich und die Seinigen zu sorgen. Nie sollte man die Wahrheit aus den Augen verlieren, daß Riesenvermögen für die Besitzer ebenso nutzlos sind, wie Ordenssterne ihren Inhabern, und dabei wirken jene lange nicht so ornamental. Die großen Reichtümer vermögen ihren Besitzern nicht mehr Lebensgüter zu gewähren, als ein bescheidenes Auskommen es vermag, wie das eines Arbeiters, der, gesund, nüchtern und tüchtig, sich etwas für die Tage des Alters zurücklegt. Wir haben hervorragende Beispiele von Männern, die, Arbeiter, Zierden der Parlamente sind. John Burns ist Arbeiter gewesen und als Minister eine bemerkenswerte Erscheinung. Manche haben den höchsten Rang im Staate erreicht, und das ist nur eine vom Gesetz gewährleistete Möglichkeit, denn nicht wenige unserer großen Geister



## MORGEN.

sind ursprünglich gewöhnliche Arbeiter gewesen. Fast ohne Ausnahme haben unsere heutigen Millionäre ihre Millionen selbst erworben; ohne daß ich es erst ausdrücklich sage, haben sie sparsam gewirtschaftet, nicht getrunken oder gespielt. Ein Millionär wurde einmal gefragt, wie er zu dem ersten Tausend gekommen sei. „Das war sehr einfach,“ gab er zur Antwort, „Ich habe es nicht ausgegeben!“

Die zweite Art von Menschen streben nach Ruhm, nicht dem des kaufmännischen Erfolges, sondern einem noch unnützeren. AH ihr Sehnen hat Hotspur in folgenden Worten ausgedrückt:

„Mich dünkt, es wär ein leichtes,  
Sich Ruhmesglanz zu holen von dem silbergleißenden Gestirn,  
Mit einem Sprung zu tauchen auf den Meeresgrund,  
Mit Ketten den versunkenen Schatz heraufzuholen,  
Und ohne Mitbewerber möcht' ich alle Würden tragen.“ —  
So stolziert ein eitler Pfau über die Lebensbühne.

Die dritte Klasse scheint leise zu murmeln: „Ich will mitten unter die Menschen gehen, mein Rüstzeug ist ein reiner Wille. Zu Großem hat mich Gott berufen. Ob ich siege oder ruhmlos falle, mich kümmert's nicht, wenn nur Gottes Werk geschieht. Ich habe gelernt, den Heldentod zu preisen, die Stürme nicht zu fürchten, die jeden echten Ruhm umtosen.“ Zu dieser Klasse gehört jeder ehrliche, ernste, nüchterne Mensch, der mit den andern Schulter an Schulter arbeitet und den Platz ausfüllt, auf den er gestellt ist. Bei Mißerfolg im Leben gib nicht den Sternen schuld, nur dir selber! Diese Wahrheit stelle über alles andere.

Nur ein genügendes Auskommen ist notwendig und erstrebenswert, Reichtum an sich ist etwas Unwesentliches; wenn er kommt, betrachte ihn wie ein anvertrautes Gut, das du zum allgemeinen Wohle verwalten sollst. Wenn diese große Wahrheit besser gekannt wäre, der Gelddurst würde bald aufhören. Nie früher ist ein besonderer Stand so rücksichtslos und ausschließlich auf Reichtum ausgegangen wie heute unterschiedslos alle Berufsklassen. Die Menschen werden aber bald einsehen, daß er seinen Besitzern nicht das Glück bringt und ihren Kindern nicht den Nutzen, den sie erhofften. Der Weise wird vorerst seinen Unterhalt sicher stellen und dann sich gemeinnützigen Dingen widmen, für das Wohl der andern arbeiten, insbesondere das seiner engeren Heimat. Ich habe Gelegenheit gehabt, viele Städte zu sehen und ihre Bürgermeister und Bürgerschaftsvertreter zu sprechen. Einen tiefen Eindruck hat es immer auf mich gemacht, wenn ich sah, daß eine große Zahl von ihnen aus den niedrigsten Ständen hervorgegangen war. Sie sind glücklich in dem Bewußtsein, ein wertvolles und nützliches Leben zu führen, daß sie nicht nur für sich, sondern auch für ihre weniger vom Glück begünstigten Mitmenschen arbeiten. In ihren reiferen Jahren suchen sie ein Fleckchen Erde in einen besseren Zustand zu versetzen, als sie ihn übernommen haben, jenes Fleckchen, das für sie in den meisten Fällen das teuerste ist auf der ganzen Welt: wo einmal ihre Wiege

HANS VON MAREES / SECHS NACKTE MANNEK



EMPTY

Bruder Jucundus.

429

gestanden. Erst ein auch für andere nützliches Leben, inneres Glück und Betriedlung, erst all das macht das Leben lebenswert und wirft einen Heiligenschein auf das Sterbebett. Millionäre hätten Grund, jene Stadtväter zu beneiden, und diese würden es sich lange überlegen, ehe sie mit jenen Multimillionären tauschten. Im Geld allein liegt nichts Erstrebenswertes, wenn es nicht als ein heiliges anvertrautes Gut zum Wohle der anderen betrachtet wird, im übrigen genügt ein mäßiges Vermögen, um ein ehrenvolles Alter zu krönen.

Bruder Jucundus.

Novelle

von

Anatole France.

Autorisierte Verdeutschung von Friedr. v. Oppeln-Bronikowski.

Die Pariser liebten die Engländer nicht und ertrugen sie nur wider Willen. Als der Herzog von Bedford nach dem Begräbnis weiland König Karls VI. das Schwert des Königs von Frankreich vor sich hertragen ließ, murrte das Volk. Doch man muß nun einmal ertragen, was man nicht verhindern kann. Überdies, wenn man in der großen Stadt auch nicht engländisch gesinnt war, so war man doch gern burgundisch. Was war natürlicher für Bürger, insonderheit für Wechsler und Kaufleute, als den Herzog Philipp zu bewundern, einen stattlichen Fürsten und den reichsten Herrn der Christenheit. Was den kleinen König von Bourges betraf, so war er von trauriger Gestalt und arm, auch des Hochverrates in Montereau stark verdächtig, also daß er keinem gefiel. Man verachtete ihn, und seine Anhänger verbreiteten Schrecken und Graus. Seit zehn Jahren brandschatzten und plünderten sie das Land rings um die Stadt. Die Engländer und die Burgunder trieben es freiUch nicht anders: Als Herzog Philipp im Monat August anno 1423 nach Paris kam, hatten seine Truppen die ganze Umgegend verwüstet. Doch das waren Freunde und Verbündete, und sie zogen nur durch. Die Armagnacs aber streiften immerfort durch das Land. Sie raubten alles, was sie fanden, steckten Scheunen und Kirchen in Brand, töteten Weiber und Kinder, schändeten Jungfrauen und Nonnen und knüpften die Männer an den Daumen auf. Im Jahre des Heils 1420 warfen sie sich wie losgekettete Teufel auf das Dorf Compegne und verbrannten auf einmal Hafer, Korn, Schafe, Kühe, Ochsen, Kinder und Frauen. Ebenso und noch schlimmer trieben sie es in Croissy. Ein sehr großer Gelehrter von der Universität Paris sagte von ihnen, sie täten alles Böse, das sich tun oder denken ließe, und durch sie seien mehr Christen gemartert worden, als durch Maximian und Diokletian.

Bei der Kunde, daß die verfluchten Armagnacs in Compegne einfielen und die



## MORGEN.

Kastellaneien der Umgegend besetzten, ergriff die Einwohner von Paris große Furcht. Sie glaubten, die Leute des Dauphins hätten gelobt, wenn sie die Stadt nähmen, alles zu töten, was sie fänden. Man sagte öffentlich, daß Herr Karl von Valois seinen Leuten die Stadt mitsamt ihren Bewohnern preisgegeben hätte, die Großen wie Kleinen, von allen Ständen, Männer wie Weiber, und daß er sich vorgenommen hätte, den Pflug über die Stätte von Paris gehen zu lassen. Die Mehrzahl der Einwohner glaubte das. Und darum hefteten sie das Andreaskreuz an ihre Kleider, zum Zeichen, daß sie zur Burgundischen Partei geborten. Ihr Haß und ihre Furcht verdoppelten sich, da sie vernahmen, daß Bruder Richard und die Jungfrau Johanna das Heer Karls von Valois anführten. Sie kannten Johanna nur vom Ruhme der Siege, die sie bei Orleans, so hieß es, errungen. Doch meinten sie, daß sie die Engländer nur mit Hilfe des Teufels geschlagen hatte, durch Zauber und Hexenkünste. Die Lehrer an der Universität sagten: „Ein Wesen in Weibergestalt ist mit den Armagnacs. Gott weiß, was das ist.“ Den Bruder Richard aber kannten sie wohl, denn er war nach Paris gekommen, und sie hatten erst kürzlich seinen Predigten andächtig gelauscht. Er hatte sie beredet, das Glücksspiel zu lassen, um dessentwillen sie Essen, Trinken und Gottesdienst vergaßen. Nun, da sie hörten, daß Bruder Richard mit den Armagnacs ritt und ihnen durch seine geschickte Zunge gute Städte wie Troyes in der Champagne gewann, riefen sie auf ihn den Fluch Gottes und seiner Heiligen herab. Sie rissen sich in Jesu Namen die bleiernen Münzen von den Hüten, die der gute Bruder ihnen gegeben, und aus Haß gegen ihn kehrten sie zu den Würfeln, Kugeln, Damenbrettern und all den Spielen zurück, die sie auf seine Vorhaltungen hin verlassen. Die Stadt war fest, denn zur Zeit, da König Johann In engelländischer Gefangenschaft war, hatten die Einwohner von Paris, da sie den Feind im Herzen des Reiches sahen, aus Furcht, ihre Stadt möchte belagert werden, dieselbe schleunigst zur Verteidigung eingerichtet und mit Gräben und Gegengräben versehen. Am linken Ufer waren Gräben am Fuße des alten Mauerringes gegraben. Am rechten Ufer stießen die Vorstädte, sehr groß und fest gebaut, fast an die Stadt. Die Gräben, die man anlegte, schlossen einen Teil von ihr; aber der Dauphin Karl, des Königs Johann Sohn, ließ längs dieser Gräben eine Mauer aufrichten. Jedoch war man nicht ohne Sorge, maßen das Domkapitel die Reliquien und den Domschatz vor dem Feinde in Sicherheit brachte.

Nun geschah es am 21. August, daß ein Franziskaner, namens Bruder Jucundus, die Stadt betrat. Er hatte die Wallfahrt nach Jerusalem gemacht und es hieß, er habe, wie Bruder Vincent Fcrrier und Bruder Bernhardin von Siena, reichliche Offenbarungen über das nahe Ende der Welt empfangen. Er kündigte den Parisern an, er werde am folgenden Dienstag, dem Tag des Heiligen Bartholomäus, im Kloster der Unschuldigen die erste Predigt halten. Am Vorabend begaben sich über sechstausend Menschen ins Kloster, um die Nacht allda zu verbringen. Am Fuße des Gerüstes, auf dem er sprechen sollte, saßen die Weiber auf ihren Hacken, darunter auch Guillaumette Dyonls, welche blind geboren war.

Bruder Jucundus.

431

Sie war die Tochter eines Handwerkers, den die Armagnacs im großen Waid von Boulogne erschlagen hatten. Ihre Mutter hatte ein burgundischer Krieger entführt und man wußte, was aus ihr geworden war. Guillaumette war zwischen fünfzehn und sechzehn Jahre alt. Sie lebte im Kloster der Unschuldigen vom Wollespinnen. Es gab in Paris keine bessere Spinnerin denn sie. Sie ging ohne jemandes Hilfe durch die ganze Stadt und kannte alle Dinge so gut wie die Sehenden. Da sie ein gutes und heiliges Leben führte und häufig fastete, so ward sie von Visionen begünstigt. Insonderheit empfing sie vom Apostel Johannes Offenbarungen über die Wirren des Königreichs Frankreich. Dieweil sie am Fuße des Gerüstes unter dem großen Totenkranz ihre Stunden abbetete, fragte sie eine Frau namens Simone la Bardine, die neben ihr am Boden hockte, ob der gute Bruder nicht bald käme.

Guillaumette Dyonis sah weder das grüne Schleppkleid noch die gehörnte burgundische Haube der Frager In; trotzdem ward sie inne, daß Simone la Bardine kein ehrbares Leben führte. Sie empfand eine natürliche Abneigung gegen die Frauen der Liebe, insonderheit die, welche die Krieger ihre „Gesponse“ oder Liebchen nannten; doch sie wußte durch Offenbarung, daß man großes Mitleid mit ihnen haben und sie mit Erbarmen behandeln muß. Darum antwortete sie Simone la Bardine mit Sanftmut:

„Der gute Vater wird bald kommen, wenn Gott es will. Und wir werden es nicht zu bedauern haben, daß wir auf ihn warteten, denn er ist kundig in Gebeten und seine Predigten wenden das Volk noch mehr zur Frömmigkeit, als die Bruder Richards, welcher im Frühjahr In diesem Kloster sprach. Er weiß mehr als alle Menschen auf Erden von den künftigen Zeiten, welche seltsame Wunder bringen werden. Ich glaube, wir werden von seiner Rede großen Segen haben.“

„Gebe es Gott!“ seufzte Simone la Bardine. „Aber seid Ihr nicht sehr betrübt, blind zu sein?“

„Nein. Ich warte, daß ich Gatt sehen werde.“

Simone la Bardine machte sich aus ihrer Haube ein Kissen und sprach:

„Alles ist nur Glück und Unglück. Ich wohne am Ende der Rue Saint-Antoine.

Das ist der schönste Ort in der Stadt und der fröhlichste; denn die besten Gasthäuser liegen auf der Place Baudet und in der Nähe. Vor den Kriegszeiten gab es dort warmes Brot und frischen Hering und Wein von Auxerre in ganzen Tonnen. Mit den Engländern kam die Teuerung in die Stadt. Es gibt kein Brot mehr im Backtrog noch Reisig im Kamin. Die Armagnacs und die Burgunder tranken abwechselnd allen Wein aus, und im Keller blieb nichts als ein schlechter Most von Äpfeln und Pflaumen. Die Ritter, die für die Tourniere gewappnet waren, die Pilger Im Muschelkleid, den Pilgerstab in der Hand, Krämer mit ihren Mauleseln und Laden volle; -Messer oder kleiner Kirchenbücher kommen nicht mehr nach der Rue Saint-Antoine, um ein Lager zu suchen und gut zu schmausen. Aber die Wölfe kommen aus den Wäldern und dringen des Abends In die Vorstädte, um die kleinen Kinder zu fressen.“



MORGEN.

„Vertraut auf Gott!" antwortete Guillaume Dyonis.

„Amen!" erwiderte Simon la Bardine. „Doch das Schlimmste erzählte ich Euch noch nicht. Am Donnerstag vor Johannis, um drei Uhr nachmittags, kamen zwei Engländer und pochten an meine Tür. Nicht wissend, ob sie etwa kämen, um mich zu berauben oder zum Spaß meine Truhen und Tröge zu zerschlagen oder eine andere Bosheit zu verüben, rief ich ihnen von meinem Fenster zu, ihres Weges zu gehen. Ich kannte sie nicht und würde Ihnen nicht öffnen. Da pochten sie stärker und drohten, sie würden die Tür einbrechen und mir Nase und Ohren abschneiden. Damit ihr Lärm aufhörte, goß ich ihnen einen Topf Wassers auf den Kopf; der Topf entglitt meinen Händen und zerbarst im Nacken des Einen so unglücklich, daß der Mann tot hinfiel. Sein Gefährte rief die Stadtknechte herbei. Ich ward ins Châtelet geführt und in einen sehr harten Kerker geworfen, aus dem ich mich nur durch eine starke Summe Geldes erlöste. Ich fand mein Haus vom Keller bis zum Dach ausgeplündert. Seitdem ging es mir Tag für Tag schlechter. Ich besitze nichts mehr auf der Welt als den Putz, den ich an mir trage. Und aus Verzweiflung kam ich, den guten Bruder zu hören, der, wie man sagt, voller Trost ist."

„Gott, der Euch liebt", sprach Guillaume Dyonis, „hat Euch in alledem geleitet." Tiefes Schweigen entstand in der Menge: Bruder Jucundus war auf dem Gerüste erschienen. Seine Augen sprühten Blitze. Als er den Mund auftat, dröhnte seine Stimme wie Donner.

„Ih lo kehre von Jerusalem zurück", sprach er; „und zum Beweise dessen sehet Ihr in diesem Bettelsack Rosen von Jericho, einen Zweig von dem Ölbaum, unter dem unser Heiland blutigen Schweiß schwitzte, und eine Handvoll Erde von Golgatha." Er berichtete lang und breit von seiner Wallfahrt. Dann fuhr er fort:

„In Syrien begegnete ich Juden, die in Scharen reisten. Ich fragte sie, wohin sie gingen, und sie antworteten mir: „Wir gehen in Scharen nach Babylon, denn wahrlich, der Messias ist auf Erden geboren; er wird uns unser Erbe zurückerstatten und uns wieder einsetzen ins Land der Verheißung." Also sprachen die syrischen Juden. Nun aber lehrt uns die Schrift, daß der, welchen sie den Messias nennen, in Wahrheit der Antichrist ist, von welchem gesagt ist, er werde in Babel, der Hauptstadt des Perserreiches, geboren werden, in Bethsaida aufwachen und sich in seiner Jugend in Coronaim niederlassen. Darum hat unser Herr gesagt: Weh! Weh dir, Bethsaida! Weh! Coronaim!

„Das kommende Jahr," fuhr Bruder Jucundus fort, „wird die größten Wunder bringen, die je geschehen sind. Die Zeiten sind nahe. Er ist geboren, der Mann der Sünde, der Sohn der Verderbnis, der Böse, das Tier, das den Abgrund ausspeit, das Gräuel der Verzweiflung. Er kommt aus dem Stamme Dan, von welchem geschrieben steht: „Dan soll werden gleich der Natter am Wege und der Schlange am Pfad!"

„Brüder, bald werdet Ihr auf Erden zurückkehren sehen die Propheten Elias und Encch, Moses, Jeremias und den Hellenen Johannes, den Evangelisten. Und siehe, es

Hau von Mutes.

433

erhebt sich der Tag des Zornes, der die Welt in Asche verwandeln wird, nach dem Zeugnis Davids und der Sibylle. Darum müßt Ihr Buße tun, bereuen und von den falschen Gütern lassen."

Bei den Worten des guten Bruders drangen tiefe Seufzer aus den bewegten Brüsten.

Und mehrere, Männer wie Frauen, fielen fast um, als der Prediger ausrief:

„Ich lese in Euren Seelen, daß Dir Alraunen bei Euch bewahrt, die Euch in die Hö'le bringen werden."

In der Tat zahlten viele Pariser den alten Weibern, die zu viel wissen wollen, schweres Geld für Alraune und verwahrten sie mit Fleiß in einer Truhe. Diese Zauberwurzeln haben das Aussehen eines sehr häßlichen Zwerges von seltsamer, teuflischer Mißgestalt. Man kleidet sie köstlich in feines Linnen und Seide, und diese Puppen schaffen den Reichtum, die Quelle alles Übels dieser Welt.

Und Bruder Jucundus wettete gegen den Putz der Damen.

„Tut ab," sprach er, „Eure Hörner und Schleppen. Schämt Dir Euch nicht, Euch dergestalt ab Teuflinnen auszustaffieren. Zündet Scheiterhaufen in den Straßen an und verbrennet darin Euren verruchten Kopfputz, Eure Wülste, Schleier, Drähte und Fischbein, mit denen Dir Eure Hauben vorn aufrichtet."

Endlich flehte er sie mit so viel Eifer und Mitleid an, ihre Seelen nicht zu verlieren, vielmehr sich Gottes Gnade anzuvertrauen, daß alle, die Ihn hörten, heiße Tränen weinten Und Simone la Bardine weinte reichlicher denn jeder andere. (TorUtUuaf tolt)

Hans von Marees.

Von

Max Osborn.

Ein grandioses Fragment, das war dies Leben und dies Werk. Ein Suchen, Grübeln, Kämpfen, Ringen ohn' Unterlaß, und niemals ein lachender Sieg. Ein ewiges Anstürmen: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn;" und doch kein einziger voller, froher Triumph. Aus flachen Niederungen ein mühsames Aufwärtsklimmen durch dorniges Gestrüpp; ein Ächzen, ein Stöhnen; ein Murren, ein Fluchen; die Füße versagen den Dienst, dicke Schweißperlen stehen auf der Stirn; da: eine Lichtung durch den Hochwald und ein Ausblick weit ins sonnenbeschienene Land hinein. Der Gipfel —? Du lieber Gott, der ragt noch himmelhoch! Weiter denn, die Zähne zusammengebissen, über Felsen und Geröll, über Schluchten und Gletscherspalten, über steile Hänge und Grate und Schründen. Schon winkt der Lohn. Aber eine Lawine saust herunter und reißt den Bergsteiger mit sich in die Tiefe.

Als ein Fünfzigjähriger ward er also gefällt. Es packte ihn zwischen blühenden



## MORGEN.

Hoffnungen und Plänen, und ihm bleibt in alle Zukunft der Zauber derer, die vorzeitig abberufen wurden. Im Innersten erschüttert, sehen wir nun die der schimmernden Früchte, die aus seinem Acker aufsprossen, ohne je ganz zu reifen. Wir schreiten durch ihre Massen, staunen über ihre seltenen Märchenformen, berauschen uns an der Glut ihrer Farben, und plötzlich steigt in uns, alles bezwingend, der Zweifel an der Gottähnlichkeit unserer Maßstäbe auf, und das beschämende Gefühl von der Relativität der Begriffe vom „Fertigen“ in der Kunst. Was ist denn „vollendet“? Was ist denn letzten Endes nicht Fragment? Die überzeugende Kraft dieser strebenden und irrenden Künstlerseele ist so unwiderstehlich, daß wir alle aus Erfahrung gesammelten und doch im tieferen Sinne ungültigen Forderungen über Bord werfen. „In magnis et voluisse sat est,“ sagte Heinrich Wölfflin, als er die erste Berliner Mareesausstellung mit klugen und feinen Worten weihte. Wir wissen: es ist falsch; aber wir dürfen es dennoch in diesem Falle einmal glauben. Wenn jemals, war hier das Unzulängliche Ereignis.

Hans von Marpes war schon vier Jahre tot, als auf Konrad Fiedlers Betreiben 1891 sein Nachlaß auf der Münchener Ausstellung präsentiert wurde. Ein Staunen ging durch die deutsche Kunstwelt. Man fühlte: es war ein Riese gewesen, den der Blitz gefällt hatte. Aber noch war die Zeit nicht gekommen, ihm ganz gerecht zu werden; die Bilder wanderten in die Schleißheimer Galerie und führten ein Leben in der Stille. Muthers dritter Kunstgeschichtsband (1894) machte sich dann die Entdeckung zunutze; durch ihn zuerst vernahm ein weiterer Kreis den ungewohnten Namen. Abermals eine Pause. Nun zog Tschudi in die Nationalgalerie ein, und von 1899 bis 1905 kamen zwölf Bilder Marpes' in das preußische Staatmuseum. Die Jahrhundertausstellung erweiterte das Dutzend zu einer umfassenderen Kollektion; ein Königssitz zwischen Feuerbach und Böcklin ward für den in Berlin noch immer wenig Bekannten frei gemacht. Und Meier-Graefe übernahm Fiedlers Erbe. Der Plan zu seinem großen Maröeswerke entstand, das nun nächstens (bei Pieper in München) erscheinen wird, und die Vorbereitungen zu dieser umfassenden Publikation förderten die Riesenmasse von Gemälden und Zeichnungen zutage, die jetzt vor uns steht.

Nichts spiegelt das innerste Wesen der deutschen Kunst besser wider als das Erscheinen des großen Dreigestirns Feuerbach-Böcklin-Marees zur gleichen Zeit mit der impressionistischen Bewegung Frankreichs. Die Pariser Malerschule führt mit eiserner Konsequenz die Bestrebungen der vorausgegangenen Generationen zur Eroberung von Welt und Leben, zur Ergründung von Licht-, Luft- und Farbenproblemen der Wirklichkeit organisch weiter. Die Deutschen stellen als Gegenparole auf: Sehnsucht nach Fernen, heiligen, erträumten Schönheitswelten. Dort spielt sich alles im Zentrum des nationalen Getriebes ab; der Extrakt der Zeitstimmung, der sich durch das Zusammenströmen aller geistigen Kräfte des Volkes auf einen Punkt bildet, nimmt in der bildenden Kunst sichtbare Gestalt an. Hier wird der Schauplatz von der Heimat nach Italien verlegt, zu einer andern Rasse, in ein fremdes Klima, als sollte schon dadurch ausgedrückt werden, daß man von Gegenwart und Umgebung nichts erwartet. Feuerbach beginnt als Düsseldorfer Historien-

maier; Böcklin als Landschaftler Schirmerscher Schule; Marees als Pferde- und Soldatenschilderer des Berliner Steffek-Ateliers. Für alle drei wird erst der Aufenthalt im Schatten der Antike und der Renaissance die Erlösung. Und wenn die Franzosen in ganzen Trupps vorwärtsmarschieren, so steht die deutsche Trias in störrischer Einsamkeit, ragende Felsen in weit sich dehnender Ebene. Sie müssen in allem von vorn anfangen; statt weiterbauen heißt es für sie zunächst Fundamente legen. Da soll der Teufel in der kurzen Spanne Zeit von der Amme zum Totengräber „fertig“ werden. Als Marees über die Alpen kam, hat er fast alles zu verlernen, womit er bisher gewirtschaftet. Die ganze Routine, die er sich glücklich angeeignet, muß über Bord. Dafür bringt er zwei andere Elemente mit, die er schon in Deutschland adaptiert hat: einen vom älteren Frankreich angeregten Farbensgeschmack, der aus der Gegend von Fontainebleau stammt, und die Helldunkelmystik Rembrandts. Das „Bad der Diana“ von 1863, aus der Münchener Zwischenepoche, mag für jenen, die Porträts für diese sprechen. Doch die Beispiele zeigen zugleich, wie wenig bei Mariés Einflüsse zu Ketten werden. Er ist ein Muster dafür, wie man lernen kann, ohne sich zu verkaufen. In Italien wird das nicht anders. Er schlürft ein, was sich ihm bietet, die Ruhe und Majestät einer vom Zweck genesenen Existenz in Schönheit, wie sie die Antike präsentiert, die flächenbeherrschende Stilsicherheit des Quattro- und Cinquecento, die koloristische Pracht der Venezianer. Das vermischt sich mit der Dosis Franzosentum und den mächtigen Rembrandtimpulsen zu einer völlig individuellen neuen Einheit. Alles spürt man heraus; aber es wäre unmöglich, an irgendeiner Stelle bestimmte Vorbilder namhaft zu machen. Höchstens daß die fast zur Reliefmalerei anschwellende pastose Farbenschichtung der Köpfe und Körper gelegentlich unmittelbar an den großen Holländer erinnert. Und nun beginnt er seinen steilen Höhenweg.

Im Beginn der siebziger Jahre entstanden die Fresken in der Zoologischen Station zu Neapel, deren Entwürfe die jetzige Ausstellung zum erstenmal zusammenträgt. Es war eine Riesenarbeit, noch dazu in einer schwierigen und ungeahnten Technik, die Mariés in wenigen Monaten bewältigte; er muß in einer Ekstase der Leidenschaft gewesen sein. Einen Raum der Erholung in einem Hause der Arbeit galt es zu schmücken. Marees machte daraus einen Hymnus auf die Festlichkeit und den Glanz des südlichen Lebens. Es muß für die Gelehrten, die dort den Tag über wissenschaftlichen Studien obgelegen haben, ein immer neuer Genuß sein, am Abend diesen Saal zu betreten, dessen Loggia zum Meer hinaus liegt, und in dem sie nun die freie Heiterkeit der köstlichen Wandbilder grüßt, die in wogenden Rhythmen Gestalten und Gruppen des Tages in Symbole des Lebens umdeutet. Aber vielleicht war es gerade die Wahl solcher Motive, die Marees die Arbeit unmittelbar nach ihrer Vollendung verleidete. Man weiß, daß er nie davon sprach, keinen Freund dorthin führte. Seine Sehnsucht strebte weiter. Strebte schon zu jenen großen Tafeln, auf denen er nun die Träume seiner Phantasie zu bannen suchte. Und eine zeitlose Welt taucht auf. Nackte Menschen von reifer, strahlender Körperblüte, deren schimmernde Helligkeit sich gegen die mystischen Akkorde dunkler Landschaftsgründe abhebt. Eine Reduktion unseres Daseins auf die einfachsten, urtüm-



liebsten Linien der menschlichen Erscheinungswelt. Idyllen von hellenischer Unbefangenheit, und doch durchströmt von einem undefinierbaren Hauch modernen Empfindens; erfüllt von der reinen Würde heroischer Zeitalter, und doch Ausdruck unseres eigensten Innenlebens und seiner letzten Wünsche; Befreiungen aus der Enge des Alltags, aber unlöslich verkettet mit einem Zuge, der vom Sentimentalen zum Tragischen hinüberleitet. Götter und Heilige, Paradiesesmenschen und edle Tiere bevölkern dies Nirgendland, in dem alles, was wir tun, sehen, erleben und sinnend, sich ins Großartige, Feierliche steigert.

Der Eindruck dieser Bilder wird verdoppelt durch die Zeichen des blutigen Kampfes zwischen Kopf, Auge und Hand, die sie weithin erkennbar an sich tragen. Es ist unsagbar, wie Maries sich mit der Materie der Ölfarben gequält haben muß. Er hat sie nie ganz überwunden, aber er hat ihnen Schritt für Schritt Stücke Bodens abgerungen. So schuf er vor allem die lange Kette der prachtvollen Bildnisse. So entstanden zuletzt die hinreißenden, erschütternden Fragmente der Flügelbilder, deren Teile nach langer Trennung Jetzt in Berlin zum ersten Male zusammengefügt wurden. Kürzlich fand in dem großen Saale des Sezessionshauses, wo sie mit liebevollem Verständnis in die Wände eingelassen sind, die Mareesfeier statt, in der sich Kunst-Berlin zu einer Andachts- und Erinnerungsstunde einfand. Beim elektrischen Licht kam das Unzulängliche, Ergrübelte, Gequälte der Malerei noch deutlicher heraus als am Tage. Die Farben versanken fast ganz in trüb-schwärzliche Dunkelheiten. Aber dann begann das Klinglerquartett sein wunderbares Spiel. Und als die Klänge von Schuberts D-Moll-Quartett durch den Saal schwebten, gewannen die Unstern Tafeln Leben. Es quoll aus ihren Tiefen wie ferne Visionen von Glück und Schönheit. Die Körper brannten hervor, die blaugrüne Baumwirrnis, von der sie sich abhoben, rauschte auf. Der Blick tauchte in Schmerz und Jubel, in eine glühende, gärende Flut schwerer Akkorde. Deutsche Sehnsucht entführte uns, deutsche Sehnsucht .... Die unausrottbare Romantik In unserer Seele, die mit dem Stoff nicht fertig wird.

Wir befinden uns heute in einer Epoche der Überschätzung des Fragmentarischen. Ganz ohne Zweifel. Die rechte Epigonenstimmung des ewigen Wollens, Wünschens und des Mangels an Können. Es ist die dringliche Gefahr vorhanden, daß auch Hans von Tfarees' Lebenswerk durch diese Überspannungen unseres Denkens und Dichtens in ein« Beurteilung hineingerät, die nur wieder einen Rückschlag hervorrufen müßte. Über ihn werden heute Worte gemacht, die er bei all seiner Größe nicht erträgt. Denn diese Größe besteht nun einmal nicht im Vollenden, sondern im Ringen. Hier ruht sein Wert für den Genießenden und für den Künstler von heute, der sich Marfes naht und von ihm unschätzbare Lehren empfangen kann. Er war ein hoheitsvoller Führer und Bannerträger, aber einer wie Moses, der das gelobte Land nur schauen, nicht betreten durfte. Die Ehrfurcht vor ihm verlangt, daß man den Begriff seiner Mission nicht verwirrt.





EMPTY

IahaMlaaiMhafL

437

Schneelandschaft.

Von

Emil Faktor.

Ist Fluch, Ist Gnade dieser tiefe Schnee?  
in seinem Schimmer ging die Erde unter.  
Vertauscht, verbrüdet Wiesenland und See,  
Regloser Wald, was starrst du blaß hinunter!  
Gespensterhaftes, grenzenloses Weiß,  
Dein kaltes Leuchten, ist's verborgnes Sinnen?  
Erloschen Bilder, einen Flammenkreis  
Aus Unsichtbarem neuer zu gewinnen?  
Du tiefe Stille, schöpferische Ruh  
Das Feindliche, das Fremde ist verschollen,  
Das Unerlöste schwankte auf dich zu  
Und weckt In dir ein unermeßlich Wollen.  
Und selig wandernd zwischen Schein und Sein  
Erkennst du alles, dran dein Herz gehangen,  
Die Welt ersteht aus dir, aus dir allein,  
Und Chaos wird, was je durch dich gegangen.  
Voll Liebeswärme glüht das weiße Land,  
Und all dein Denken macht es sich zu eigen;  
Ganz heimlich zieht dich eine Geisterhand  
Noch tiefer, tiefer in das große Schwelgen.  
IONU. IMWI H«tt 12.

8.1



MORGEN.

Die Einsamkeit.

Geschichte eines Primitiven.

Von

Max Brod.

(Schluß.)

Ulan saß beim Militärkonzert in Kuchelbad. Obwohl Pechgold ihm einen Spaziergang zu zweien vorgeschlagen hatte, zog Lauch es vor, mit bei der großen Gesellschaft zu sein, die allsonntäglich der Familie Pechgold zu Ausflügen sich anschloß.

Nun kamen die Beamten zu ihm, einer nach dem andern, mit derselben Frage:

„Na also, haben Sie sich in Pilsen schon eingewöhnt?“

„Danke, es macht sich“, entgegnete Lauch.

Dann entfernte sich jeder auf seinen Sitz.

Man redete über das letzte Fußballwettspiel, einer enthusiasmierte sich für die Backs der „Mittweidaer“, ein anderer fand sie „zu egoistisch“. Frau Pechgold erzählte ihre Eindrücke im „Abessynlerdorf“. Man kam auf die Jubiläumsausstellung zu sprechen, man malte sich zu allgemeinem Ergötzen die Situation aus, wenn der zweihundertfünfzigtausendste Besucher zufällig ein deutscher Couleurstudent gewesen wäre. „Oder ein besseres Mädchen“, flüsterte Pechgold Lauch ins Ohr... Lauch verstand von all dem wenig, ihm fehlten die ununterbrochenen Ketten der Ereignisse, die jede dieser Episoden Prager Lebens zur Voraussetzung hatte, und eine undeutliche Traurigkeit erfüllte ihn, als er bemerkte, wie alles so ohne ihn weiterging... Nun gut, jetzt war er aber wieder zu Hause. Beruhigt sah er sich im Garten um, musterte die Kastanienbäume, die steinernen Vasen auf der Mauer, in denen sich Spatzen umhertrieben, wie voriges Jahr, und es schien ihm plötzlich undenkbar, daß er jemals wieder aus dieser festgefügtten realen Umgebung gerissen werden könnte.

Im Kreise der Kollegen fühlte er sich geborgen; obwohl er mit den meisten früher kaum je ein Wort gewechselt hatte, erweckte diese lustige Menschenansammlung eine leise Stimmung von Macht, Wärme, Einheit, Zusammenhalt in ihm. Er hörte ihnen gern zu und fühlte sich beteiligt. Wenn Ihn jemand ansprach, empfand er dies allerdings als anstrengend und störend. Aber das waren ja nur kleine Minuten, und wie behaglich blieb doch Im ganzen immer der Anblick der Tafelrunde. Es waren Freunde, lauter Brüder. Nun konnte ihm nichts mehr geschehen. Und gar als jetzt die Militärmusik aus goldenen Instrumenten losschmetterte, und mit dem Gepolter der großen Trommel: da hatte Lauch die lebhaft Vision, als baue sich aus diesen Akkorden etwas wie ein durchsichtiger glänzender Palast von dickem, steinhartem Kristall um ihn, in den kein Verfolger eindringen konnte. Aufatmend, zum erstenmal frei aufatmend seit langer Zeit, setzte er sich tiefer an die Lehne zurück, klammerte seine Beine um die Sesselbeine, und zu den starken

Klängen durchdrang ihn vom Boden aus kräftigender Heimatssinn in wohligen Schauern. Seine Blicke wanderten über die Wiesen in der Ferne, über Wälder und den Fluß, aus dessen Innern irgendwo das Gurren anlegender Dampfer zu ertönen schien...

„Prosit Pilsen!“ rief ihm jemand über den Tisch, vom Rand eines Bierglases her.

Lauch schrak zusammen und, als ein Zug vorbeidonnerte, dachte er entsetzt, daß ihn übermorgen auf dieser Strecke, gerade hier vorbei, ein Zug entführen würde...

Aus seinem Brüten riß ihn Pechgold, indem er enger an seine Seite rückte: „Nun, wie haben Sie sich in Pilsen eingewöhnt?“

„Schlecht, Herr Kollega, sehr schlecht, sehr mäßig.“

„Haben Sie schon nette Gesellschaft gefunden... Ah, Pardon, Sie brauchen ja keine.“

„Das ist es ja eben,“ unterbrach ihn Lauch. Er war plötzlich in größter Erregung, krampfhaft schluckte seine Kehle, als wolle sie sein tiefstes Geheimnis heraufpumpen. Mitten unter diesen sorglosen Leuten, die mit ihrem Geplapper die Musik zu überschreien suchten, zwischen eilenden Kellnern und Brezelverkäufern war es ihm, als könnte das Rätsel seines Lebens ihm sich offenbaren, gerade Jetzt mit einem Blitz klar werden. In angespannter Energie suchte er nach Worten: „Das ist es ja eben. Eigentlich bin ich ein sehr geselliger Mensch. Ich brauche Gesellschaft. Ich bin gern allein, aber unter Menschen, unter guten Bekannten. Wenn ich mit jemandem rede, dann geniert mich das und ich denke mir, wie schön wäre es jetzt, einsam zu sein. Aber das ist nur so ein Schwindel. Auf die Dauer halte ich dann das Einsamseln nicht aus. In Prag, wenn ich noch so allein ging, sehen Sie, war ich eigentlich immer unter lauter Bekannten, da gab es Millionen Beziehungen und Verkehr und Wiedersehen und Grüße. Und auch hier in Kuchelbad, auf dem Urlaub, das war doch kein Alleinsein, wenn jede Weile der Dampfer und die Eisenbahn fährt und die Ausflügler kommen, und vom Ufer aus sieht man den Wyschehrad, die roten Mauern. Ich kann das nicht so ausdrücken, das sind schwere Dinge. Man kann ja nicht in sie hineinsehen. Aber in Pilsen, wissen Sie, das war schrecklich ...“

Pechgold verstand ihn nicht: „Also kurz und gut, Sie fühlen sich in Pilsen nicht heimisch.“

Lauch besann sich, wurde ängstlich: „Vielleicht ist auch der wahre Grund nur, weil ich ebenerdig wohne. Ich wohne wie auf der Gasse. Jeder schaut mir zu, wenn ich mich früh anziehe ...“

„Aber hier in Kuchelbad haben Sie doch auch ebenerdig gewohnt“

„Ich weiß selbst nicht, was das ist,“ Lauch geriet in nervöses Schreien. „Ich weiß nicht. Aber ich kann nun einmal ebenerdig nicht wohnen.“

Pechgold legte ihm besorgt die Hand auf die Schulter: „Sie sollten einen Doktor konsultieren. Vielleicht leben Sie zu ausschreitend? ...“

Man brach auf, um die Bahn zu erreichen.

„Erinnern Sie sich noch,“ fragte Lauch leise, „wie wir voriges Jahr hier den Zug verplauscht haben. Das waren schöne Zeiten.“



„Ja, es war ein schöner Abend, ich hab noch oft daran gedacht.“

Mit einem Male, während sie auf der Holzbrücke die Geleise des Bahnhofes überschritten, kam es Lauch vor, als behandle ihn Pechgold mit einer überschwenglichen Zartheit, mit Schonung wie einen Kranken, wie eine zerbrechliche Konstitution. Tiefes Mitleid mit sich selbst beschlich ihn; wie elend mußte es ihm gehen, daß sich die andern schon seiner annehmen. Pechgold hingte sich in ihn ein. So viel Güte rührte Lauch zu Tränen, eng schmiegte er sich an seinen Begleiter und, die ganze Zusammengehörigkeit des Menschengeschlechtes empfindend, flüsterte er: „Wir sollten einander Du sagen, ja?“ Der heranrausende Zug machte seine Stimme unhörbar...

Am nächsten Morgen sprach er in der Direktion vor.

Der Direktor unterschrieb gerade Wechsel, ein Diener hielt das Bündel in der Hand, aus dem er ein Papier nach dem andern auf den Schreibtisch reichte. Dann zog er flink die Unterschrift weg, trocknete sie ab und nahm sie zu sich. Alle Papiere sahen einander ähnlich und waren doch ungleich, mit ihrer verwirrenden Fülle verschiedener Schriften und Stampiglien ...

Lauch, die linke Hand zuckend geöffnet am Rücken, blieb etwas hinter dem Direktor stehen und begann seine Bitte dessen Schulter vorzutragen: man möge ihn nach Prag zurückversetzen, er habe so entsetzliche Qualen zu erleiden...

Plötzlich pausierte der Direktor in seiner Arbeit und schaute sich um: „Ah, Herr Lauch, was bringen Sie Schönes? Wie geht's? Nehmen Sie doch Platz...“

Lauch versank beinahe in dem weichen Fauteuil, das der Seite des Schreibtisches angrenzte. Von unten nun sah er wie zu einer mächtigen, furchtbaren Gottheit zu dem Direktor auf, der wieder zu schreiben begann, und vor Bestürzung vergaß er zu reden. „Nun, wollten Sie etwas berichten? Was hat Sie hergeführt?“ Der Direktor pausierte wieder und sah ihn lächelnd an.

Lauch brachte alles noch einmal vor; aber da er so viel Gefühl in die erste Darstellung gelegt hatte, kam jetzt nur eine blasse Kopie heraus. Als ob er die Geschichte eines andern nacherzählte...

Der Direktor, elastisch, erhob sich, tänzelte durchs Zimmer, aus noch imponierenderer Höhe verkündete er dem kauenden Unterbeamten, jedoch mit freundlicher Miene: „Nach Prag... Nein, aber mein lieber Lauch, was fällt Ihnen denn ein. Unsere junge Filiale braucht erprobte Kräfte. Sie sind dort unentbehrlich. Und, was das Wichtigste ist, Sie haben dort eine Zukunft... Beziehungen? Was für Beziehungen haben Sie in Prag? Aber ich bitte Sie, das ist doch lächerlich. Ein alleinstehender Mann in ihren Jahren. Haben Sie Familie? Na also. Überdies höre ich ja immer, daß Sie seit jeher so ein bißchen philosophisch leben, haha, als Einsiedlerkrebs...“

In dem Moment schellte das Telephon.

Der Direktor hob die schwarte Muschel ans Ohr, vorgebeugt: „Hier Prager Bank.. • Hallo... heute um sechs Uhr... Bitte sehr, mit Vergnügen, nichts zu danken..." und drehte die blanke Kurbel, die ein sanftes Läuten aussprühte.

Dann wandte er sich wieder an Lauch mit zerstreutem Blick: „Also, was ich sagen wollte... Ja ein Philosoph, hahaha, Timon von Athen... Aber das ist Nonsense, man gewöhnt sich an alles. Sie werden noch selbst (roh sein, Sie werden mir danken. Denken Sie daran, was ich Ihnen heute sage ... Im nächsten Jahr? Nein, das kann Ich Ihnen nicht versprechen, eine Verschiebung ist für die nächste Zeit nicht vor auszusehen. Das sind mißliche Sachen. Man kann auch nicht immer, wie man möchte. Wissen Sie, der Verwaltungsrat... Na also, Kopf hoch. Sie sehen überdies prachtvoll aus, ganz rot, muß Ich Ihnen sagen. Na Servus! auf Wiedersehn!"

Ohne den leisesten Wink des Direktors legte der Diener den nächsten Papierstreifen vor. Und die Unterschriften flatterten aus der Feder...

Weinend schlich Lauch hinaus, durch die Korridore, über eiserne Wendeltreppen und über Linoleumstreifen, rot wie Gummi, die unter den Schritten so eigentümlich klatschten. Eine seltsame Neugierde befiel ihn, sein früheres Bureau zu sehen. Er schlug den Weg dahin ein, und nun war es ihm, als komme er wie früher zur gewohnten Arbeit, an den gewohnten filzbelegten Türen vorbei, an den Fenstern mit Aussicht auf grünes Laub. Nur etwas verspätet hatte er sich heute. Die Uhr der Haustreppe zeigte schon elf. Unwillkürlich machte er schnellere Tritte. Jetzt noch das Skonto, die Devisenabteilung... Er öffnete die Türe. Zwei junge Beamte plauderten über dem Schreibtisch, über seinem Schreibtisch. Auf dem Pult lagen seine Bücher, eines war offen, er erkannte seine Schrift. Pechgold saß da, mit dem Rücken zur Türe, sein Metalllineal an die Wange gelegt... „So ungefähr würde es auch nach meinem Tode hier ausschauen, so also wird es ausschauen." Dieser Gedanke peitschte Lauch die Stiegen hinunter.

Den ganzen Tag hetzte es ihn durch die Straßen. Er sah nicht auf, er bemerkte seinen Hunger nicht. Plötzlich fiel ihm ein: einen andern Posten suchen..! Aber mit siebenundvierzig Jahren! sagte er sich.

Knapp vor acht Uhr abends auf dem Franz-Josefs-Bahnhof. Er dachte: „Gegen Mitternacht bin ich in Pilsen." Mit einemmal übermannte ihn das Bild dieser schwarzen rauchigen Stadt, er glaubte in einen Abgrund ohne Ende hinabzustürzen, in den Schleim-magen eines Ungetüms. Verstört schleppte er sich zum Schalter; in seinen Ohren summt es wild zu seinen Flüsterworten, die er selbst nicht hörte, zu seinen zögernden Worten: „Eine Karte naeh — nach Kuchelbad." Und dann legte er unmäßig viel Geld auf das Brett, vergebens suchte ihn die Beamtin zurückzuhalten...

Irr stürzte er wieder auf die Straße, In den Stadtpark. Dann schlug er den Weg zur Hopfenstockgasse ein.

Es war ein schöner Maiabend. Allenthalben sah man Menschen, zufrieden im Lichte heimatlicher Besorgungen. Arbeiter in Ihren von Schmutz gestelften Hosenröhren,



## MORGEN.

rote Sonnen aus Ziegelstaub an den Knien, schritten durch die Alleen des Karlsplatzes, um die Fontane spielten Kinder, ganz im Hintergrund hob die Kirche „Sankt Johann auf dem Felsen“ zierlich die Kuppeln ihrer übereck gestellten Türme, durchlochten Helmen ähnlich, in den klaren Himmel. Ernsthaft widersprach diesseits des Platzes der Straßhausturm, aus nackten grauschwarzen Steinen gefügt... An ihm vorbei bog Lauch in seine Heimatgasse. Sie stieg an, im stillen, eng, behaglich. Da standen die beiden symmetrisch-geaugleichen Häuser, man suchte unwillkürlich den Spiegel zwischen ihnen; nur war das eine etwas tiefer gerutscht. Aus den Höklerleäden schauten die bekannten Greise. Die beiden Billardqueues kreuzten sich immer noch auf der großen Glasscheibe des Wirtshauses, mit ihrem flatternden Bändchen und den drei Kugeln; täglich hatte Lauch diese Zeichnung mechanisch betrachtet. Er trat ein, in diesem Hause hatte er gewohnt. Immer noch erfüllte muffiger Dunst den Flurgang um den Bierausschank.

Es klingelte. Erstaunt ließ ihn Frau Wondrak eintreten.

Sein Zimmer war beinahe unverändert; das Bett, der Nachtkasten, der Tisch, alles auf dem alten Fleck. Er sah es flüchtig durch die offene Türe. Dann folgte er der Frau in die Küche.

„Ich wollte Sie nicht stören, wollte nur...“

„Das ist aber schön, daß Sie uns die Ehre antun. Nur entschuldigen Sie halt, das Nachtmahl für Herrn Müttich...“ Aus allen Schüsseln auf der glühenden Ofenplatte spritzte es, ein knusperiger Geruch erfüllte den Raum, weißer Dampf zog aus den blauen Emailblechtöpfen. Verloren starrte Lauch in eine kleine Schale vor ihm, in der eine gelbliche Flüssigkeit um braune Zwiebelstückchen Blasen trieb. Ein wütender Hunger verdrängte plötzlich alle andern Gefühle in ihm...

Dann saß er mit Frau Wondrak in dem kleinen Salon.

„Sie sehen aber blaß aus, was fehlt Ihnen, Herr Lauch.“

Er erzählte. Unendlich lange Geschichten erfand er, Zwistigkeiten mit seinem Vorgesetzten, sogar Angriffe in der Presse. Von dem Wunsche erfüllt, nur möglichst lange in dieser lieben Umgebung zu sitzen, dehnte er seine Berichte aus, gab Details, suchte alles durch handgreifliche Beweise zu befestigen. „Und die Ursache von all dem“, sagte er, „das wurden Sie gar nicht glauben, liebe Frau Wondrak, die Ursache von all dem Ist diese kleinwinzige Eisenbahnkarte, weiter nichts,“ und er legte mit einem gewissen Stolz, da ihm Jetzt die Wahrhaftigkeit seiner Reden erhärtet schien, die vorhin gekaufte Karte nach Kuchelbad auf den Tisch.

„Nein, was man alles erleben kann,“ seufzte Frau Wondrak, „jetzt essen Sie aber eine Kleinigkeit mit uns, nicht wahr?“

Er sträubte sich energisch.

Fritz kam zum Nachtmahl heim, zuerst erkannte er den Besuch gar nicht. Endlich fiel es ihm ein. „Ah, der Herr Lauch,“ meinte er kühl, nach Art der Kinder. „Was haben Sie mir aus Pilsen mitgebracht?“

Die Einsamkeit.

443

Im Nebenzimmer war gedeckt, alles wie ehemals.

„Das ist für Sie.“ Frau Wondrak wies auf seinen früheren Platz. Nun nahm er eine Kleinigkeit zu sich, trank etwas Bier, sofort schwindelte es ihm wirr durch den Kopf, so daß er den Faden seiner Erzählungen verlor. Mit quellenden Blicken sah er sich um: „Es waren doch schöne Stunden. Ich glaub Immer, ein Stück von mir ist in diesem Zimmer geblieben.“

„Wie wohnen Sie denn in Pilsen? Sind Sie mit der Kost zufrieden?“

„Es könnte besser sein.“

Sie rückte näher, gab Ratschläge, und mit gedämpfter Stimme verriet sie ihm die Geheimnisse anderer Kostfrauen, die zweierlei Butter und zweierlei Fleisch einkaufen.

Er solle doch der seinen etwas mehr auf die Finger sehen.

„Und was haben S i e für Erfahrungen gemacht,“ lange genug war ihm die Frage auf der Zunge gelegen. „Ist das Zimmer schon vermietet?“

„O sehr gut, jetzt hat's ein Schauspieler, ein reicher Kämpel, nicht so Pack wie die meisten. Dagobert Müttich heißt er. So einen anständigen, ruhigen Mieter finde ich nicht bald wieder. Ich hab halt Glück, das muß ich sagen.“

Vor Lauchs Augen stieg etwas wie ein gepanzerter Ritter auf, der ihm den Weg vertrat. Dagobert!...

Er wußte nichts mehr zu sagen, sie räumte den Tisch ab...

Müde sah er umher, streifte mit wehmütigen Blicken die Lampe, den gestickten Ofenschirm, die Silbertasse, die schief zwischen den Säulchen eines Trumeaus lehnte. Jetzt sollte er also aufstehen, weggehen. Und wohin? Vielleicht hatte er den letzten Zug verpaßt. Deutlich sah er sich hundert Mißgeschicken, Wlrrsalen gegenüber, die über ihn herfallen würden, wie er den Fuß auf die Gasse setzte. Und hier war es ihm so sanft, so gesichert ... Seine Blicke liefen auf einen Band „Zur Guten Stunde“, er nahm ihn und blätterte, wie einst, indem er die vertrauten Bilder ansah. Er begann, einen Rösselsprung aufzulösen, gab es auf, beschäftigte sich erfolgreicher mit mehreren Rebussen. Alle Sorgen traten zurück, die gelblichen Blätter rauschten so träumerisch beim Umwenden... So verging eine Viertelstunde.

„Wann fahren Sie eigentlich heim?“ fragte Frau Wondrak.

Das traf ihn wie ein Messer. Leise begann er, er habe eben kein Heim, er sei so gut wie obdachlos, alle Menschen kehrten ihm den Rücken, nirgends finde er wohlmeinende Freunde. Er wurde lauter und klagte die ganze Welt an, die grausame rücksichtslose Welt, die sich um ihn nicht kümmern wolle, er nannte sich einen Ausgestoßenen, schmähte den Direktor, Pechgold, der Ihm sein Lineal gestohlen habe, die Bank, die Eisenbahnen. Warum es nicht eine einzige riesige Stadt auf der Erde gebe, fragte er, wie man dazu komme, in elende Kleinstädte aus dem Zentrum versprengt zu werden, In Kleinstädte, die zu gar nichts nützlich seien. Und er wolle nicht mehr hier weg, um keinen Preis. „Sie könnten vielleicht morgen zum Direktor gehn,“ flehte er, „bitte schön, Hebe Frau



MORGEN.

Wondrak, nicht wahr, Sie schlagen mir's nicht ab. Sie gehn also morgen zum Direktor und sagen Ihm, daß Sie mich auf keinen Fall von hier weglassen, daß Sie mich brauchen, daß Ich Ihnen unentbehrlich bin. Nicht wahr, das tun Sie, das tun Sie mir zulieb..."

„Aber mir scheint gar..." die Frau schnupperte an sein Gesicht, „Sie riechen ja nach Bier, pfol, wie können Sie..

Eine Türe schlug laut zu nebenan.

Fritzl packte seine Hefte und wollte davon, er hatte die ganze Zeit über geschrieben.

Lauch trat ihm In den Weg: „Wohin? Helfen Sie mir doch."

„Ich muß mir die Aufgaben nachschaun lassen. Nein, lassen Sie mich! Onkel Müttich ist jetzt gekommen..."

„Onkel Müttich!" Lauch taumelte hinaus. Sein Blut wallte empor, zischte ihm in die Ohren. Die Treppen hinab wankte er, es war ihm, als verfolge ihn ein mächtiger gepanzerter Ritter, einen Silberteller in der einen Hand, ein glänzendes Lineal in der andern. Ein Diener In Livree der Bank sprang Ihm in den Weg und wies mit ausgestreckter Hand, die ein Papierbündel schwenkte, der Frau Wondrak den Pilsner Domturm. Der ganze Marktplatz war in Bewegung, die Beamten der Filiale schoben die Häuser durcheinander, aus allen Fenstern bellten Ihn Hunde an, eine Bahnhofskasslerin bewarf ihn mit Geldstücken, die Kuchelbader Militärkapelle tutete In Rauchfänge von Dampfern, aus denen blauviolette Blitze strömten ... Gehetzt erreichte er das Parterre. Da leuchtete ihm der Bierausschank entgegen... das durchsichtige kristallene Schloß, die Rettung, die Kastanienbäume im Dunst; mit heftigem Anprall schmetterte er an das Holz, alles versank in einem betäubenden wirbelnden Schwindel...

Unter den Leuten, die am nächsten Morgen in dem Flur die Leiche umstanden, befand sieh auch Pechgold, dem auf seinem Gang zum Bureau die Ansammlung aufgefallen war.

„Merkwürdig!" meinte er, „merkwürdig, manche Leute möchten so gern sterben; aber gerade denen, die es gut haben, muß immer so etwas passieren."

Rundschau.

Finanzpolitisches.

Von Pinto.

Serbien spielt noch immer mit dem Feuer, and das kann kein europäischer Karszettel vertragen! Besonders, da es zum Frühling geht, wo die Bandenbildungen am Balkan erfahrungsmUlg auch vom Himmel begünstigt werden. Indessen wünscht die Börse das große Wechselstubenpublikum guten Mutes zu erhalten; deshalb setzt sie selbst eine ziemlich zusehenswerte Maske. Noch dazu In Zeiten, wo die serbische Antwortdepesche tagelang in Petersburg lag, ohne von dem Chefredakteur der gegenwärtigen Situation: Minister IswoUkl, die entsprechenden Änderungen zu erfahren. Morgens und abends

HANS VON MAREES/DIE NETZTRAGER iNEAPLER FRESKENÂ»



EMPTY

Rundschau.

446

dringen sieh die telegraphischen Mittellungen Ober die Aussichten tum Kriege, oder tum Einlenken. Die Interessenten an dem Verlaul Irgendeiner Krankheit würden persönlich krank werden, sahen sie sich derartig mit ärztlichen Bulletins abgehetzt, aber die hohe Politik hat nun einmal diese Form. Solange daher die Druckerelen nicht gesperrt, die Kabeldrahte nicht zerschnitten werden, kurz solange ein Rückfall Ins Mittelalter unmöglich bleibt, muß sich die Welt leider mit all Jener naßlichen Zwischenaktsmusik abfinden, die unsere starken und schwachen Dramen stets begleiten. Auf solehe Weise sehen wir aber vor lauter Depeschen-gerausch die wirklichen Verhältnisse gar nicht, die doch einen Kampf dort unten zum allermln-desten recht lokalisiert lassen dürften. Aufwärts können augenblicklich die Kurse nur sehr schwer, man dankt also Gott, sich durch stilles Geschäft wenigstens allgemeiner Rückgänge zu erwehren. Gar keine Rolle spielt dabei das etwas anziehende Geld, da wir dies Ja stets Im März gewohnt sind. Auch hat hiermit die Abschwächung des Verkehrs In Anlagepapieren kaum etwas zu tun, denn vorderhand sind unsere großen und kleinen Kapitalisten mehr als gesättigt. Nicht einmal unsere Bankenabschlüsse gaben Anlaß zu irgendeiner besseren Stimmung. Sie würden dies sogar Inmitten des tiefsten Friedens kaum getan haben. Denn wo ist schließlich die bei Ihnen allgemein erwartete Liquidität zu finden? — In Zeiten, da die Industrie nur einen dezimierten Kredit gebraucht und alle Klassen unseren ersten Instituten die Papiere förmlich aus der Hand reißen! Russische Worte bilden Immer nur die einstwellen noch geheim gehaltene Liebhabeler deutscher und französischer Großspekulant. Dies, trotzdem die Jekaterlnoslaw-Donetz-Stahlwerke falliert haben und dabei 2/s °"M Ver"lustes auf das Ausland entfällt, und trotzdem die Russisch-Amerikanischen Gummifabriken Ihr Kapital von 8 Millionen auf 18 Millionen Rubel erhöhen. Eine einzige Neigung freilich tritt an unseren Börsen hartnäckig wieder hervor. Sie betrifft unsere Montanaktien, und auch In Tagen, wo es sogar um die Einheit unseres Stahlverbandes unsicher aussehen soll. Der Begründung einer derartigen Zuversicht Ist mit Logik schwer beizukommen, und Jedenfalls sind die Herren in Rheinland-Westfalen heute noch ganz anderer Ansicht

• . \*

Der neue Präsident hat gesprochen und zwar so, daß das etwas freihändlerische Repräsentantenhaus zufrieden sein kann, aber auch — der die Hochschutzzölle liebende Senat. Alles kommt nunmehr auf die Demokraten an, nämlich auf ihre politische Fähigkeit, den ersten Tarifentwurf mit einem Gegenentwurf zu beantworten. Indessen gibt es auch eine moralische Wirkung, und die bloße Tatsache, daß Mr. Taft



versucht, Stahl und Stahlbarren zollfrei zu lassen, auf Leder, Wollwaren, Fensterglas, Felle, Holzstoff, Druckpapier und sogar Holz die Einfuhrtaxen herabzusetzen, wird die unpolitische Partei der Konsumenten schon stärken. Hat man doch In der Union schon andere Innere Mächte durch die öffentliche Meinung stürzen sehen, oft In einem Augenblick, wo gerade die betreffenden Interessengruppen noch als sehr stark galten. Und so wird sich auch einmal die Mehrzahl der Verbraucher gegen eine künstliche Staig Jiiu:g ihrer ganzen Lebenshaltung mit Erfolg auflehnen. Das Schicksal dieses Tarifkampfes ist ungleich wichtiger, als das up and down der Amerikanischen Eisenbahnschares, für deren Kurse die Newyorker Millionäre, die sich gegenwärtig bei uns ausruhen, wieder die rosigsten Bilder ausmalen. Natürlich ganz selbstlos! Wahrheit geht vor Schönheit!

so haben wohl die Aufsichtsräte der Hamburg-Amerikanische Ihrem Generaldirektor erwidert, als sie kürzlich beschlossen, von einer Dividende abzusehen. Schon Im August wurde hier an dieser Stelle der Zwiespalt zwischen Herrn Ballin und seinen einflußreichsten Aufsichtsräten offen dargestellt. Gerade als triftigsten Punkt hoben wir dabei den festen Vorsatz Jener Herren hervor, sich von der Nichterteilung einer Dividende keinesfalls wieder abbringen zu lassen. Damit hat also der bisher allmächtige Leiter unseres größten Schiffsunternehmens diejenige bedeutsame Niederlage erlitten, die seit Monaten noch Immer als

gelten konnte. Wer weiß, ob Herr Ballin die fünf Prozent dennoch mit Erfolg herausgerechnet hätte, wäre Ihm nicht höchst unvermutet die Innere Politik In die Quere gekommen. Auch dieser Umstand: die starke Verminderung des Ballinsehen Einflusses In seinem Gremium, seit der Einschränkung der kaiserlichen Impulsivität, wurde hier sofort Im November in Erwägung gezogen. Stand doch hinter aller Ausdehnung unserer Dampfergesellschaften der schrankenlose

! Das hat

agsdebatto

darüber und der glücklichen Fahrt des Fürsten Bülow nach Potsdam gründlich geändert Der Kaiser hält sich einstweilen stark zurück, und die großen Kaufleute In Hamburg und Bremen benutzen diesen Schluß, oder diese Pause, um Ihre Überseelinien vor noch weiterer ungesunder Vermehrung zu behüten. Allerhöchste Zeit dazu ist es Jedenfalls; wenigstens im soliden, wirtschaftlichen Sinne, der ja zu äußerlichen „nationalen“ von jeher in einem Gegensatz steht Wenn > jenen Dividendenverzicht zugleich als einen Verzicht auf die weitere übermäßige Expansionspolitik, sowohl der Hamburg-Amerikalinie, als des Norddeutschen Lloyd ansehen dürfte, so blieben dem deutschen Aktienwesen für später schlimme Erfahrungen erspart — Bei aller Talent jener Generaldirektoren!

In der Havannah aufkaufen. Dazu tritt neuerlich wieder Rußland mit seinem Kontingent an die fremden Märkte heran. In dieser Not nun wünsch was nicht ganz leicht Ist Denn erfahrungsmäßig Ist zwar bei billigen Preisen mehr abgesetzt worden, ohne uns Indes auch nur entfernt auf den Zuckerverbrauch etwa von England und Amerika zu

Tee,

Bier ist das Getränk der freilich die Regierungsversicherung noch höchst unklar bleibt, den Brauereien weitere 100 Millionen an Steuern entziehen zu können. In derselben

Herabsetzung der

Auch wünscht man den Staat um andere Freundschaften zur Hebung des Absatzes anzugehen. So hat die Schweiz schon lange bei ihrem Militär, das oft auf einem äußerst schwierigen Terrain zu marschieren hat, die Schokolade eingeführt Unsere Zuckerindustrie möchte also auch in Sinne vom Kriegsministerium unterstützt Damals, ab) einige Neigung für solche Bestrebungen herrschte, stellte es sich freilich heraus, daß unsere ) die Wahl i

Die armen Reichen! darf man heute unsere Zuckerfabrikanten nennen, die ernsthaft



und laut zu klagen beginnen, trotzdem sie sich eines ganz ausgezeichneten Geschäftsjahres zu ertreuen haben. Denn sie, die Geeinton, konnten für ihre Vorräte, die sie immer klug zurückhielten, sehr gute Preise machen, während die ganz zersplittert auftretenden RafOneure eben diese Preise zu Ihrem Schaden bezahlen mußten. Indessen die deutschen Zuckerfabrikanten begnügen sich nicht mit der Gegenwart, sondern schauen auch in die nächste Zukunft. Vor allem erlaubt sich da Cuba, ein Umstand, der wohl noch oft wiederkehren wird, eine glänzende Ernte zu zeitigen. In der Folge kann nun nicht allein die Union, die voriges Jahr noch viel von uns kaufen mußte, sich in den An- Zur Ovambo-Frage.

Von Wilhelm Föllmer.

Wie in Deutsch-Ostafrika das außerordentlich fruchtbare, viehreiche und bevölkerte Ruanda gesperrt ist, so in Südwestafrika das Ovamboland. Kein Händler, kein Ansiedler darf das Land betreten.

Bekanntlich waren es rein i die die Sperrung des Ovambolandes veranlaßten. Der Aufstandsherd in Südwestafrika sollte lokalisiert werden, und es mußte mit allen Mitteln

and uns äußerst gefährliche HUI« zuzuführen. Die Regierung verpflichtete sich damals, die Sperrung des Ovambolandes nur mit Genehmigung des Reichstages aufzuheben. Der furehtbare Krieg In Südwestafrika, der zu dieser eigentümlichen Maßnahme Veranlassung gab, Ist beendet, und es wäre nun an der Zeit, an eine gewisse Revision der damaligen Bestimmungen zu gehen. Die ganze Entwicklung Südwestafrikas drängt gewissermaßen dazu.

Wir haben nach der Dernburgschen Berechnung in Südwestafrika ungefähr mit 20 000 arbeitsfähigen Männern zu rechnen. Was ist das in einem Lande, das anderthalbmal so groß ist wie Deutschland! Es kommt ungefähr auf 40 qkm ein Arbeiter. Die Städte, die Minenbetriebe ziehen natürlich die Mehrzahl der Arbeitsfähigen an sich, und so seufzen die Farmer mehr als die Agrarier hier unter der Arbeiternot.

Da nun das Ovamboland nicht vom Aufstande betroffen worden Ist, hat hier eine Reduzierung der Einwohner nicht stattgefunden, und wir haben hier ein Arbeiterreservoir, das für die Wirtschafsentwicklung der Kolonie von der größten Bedeutung Ist.

Nun kommt noch ein anderes hinzu.

Durch die Sperrung der Grenzen für Händler wollte man verhindern, daß den Ovambos europäische Waffen zugeführt werden könnten. Die strategische Überlegenheit des Weißen gegenüber dem Eingeborenen Ist nur In der verschiedenartigen Bewaffnung begründet. Es ist natürlich für einen Weißen mit einem modernen Hinterlader ein leichtes, 40 bis 50 Eingeborene, die nur mit Keulen, Pfeilen und Bogen bewaffnet sind, In Schach zu halten. Die Erkenntnis dafür, daß die Kampfesüberlegenheit des Europäers vor allem In der Ausrüstung begründet sei, kam den Eingeborenen zuerst im Burenkriege, In welchem die Engländer die Schwarzen gegen die Buren mit europäischen Feuerwaffen ausrüsteten. Durch diese Handlung wurde das Rassenprestige der weißen Rasse in Afrika auf das ärgste untergraben. Die Eingeborenen gingen jetzt nur darauf aus, eine Feuerwaffe zu erhalten. Besaßen sie diese, so war Jede Achtung, Jeder Respekt, Jede Furcht vor dem weißen Eindringling dahin.

Auch die deutsche Regierung hatte es anfänglich ruhig geduldet, daß durch die Händler den Hereros und Hottentotten Feuerwaffen in die Hand gespielt wurden. Die Unterlassungssünde hat sich außerordentlich bitter gerächt, und sie sollte Im Ovambolande nicht wiederholt werden.

Aber die deutsche Regierung hat nur Einfluß auf die deutsche Grenze. Die Grenze nach Portugiesisch-Westafrika kann sie nicht bewachen. Und was sie auf deutscher Seite abspernte, kam reichlich, allzureichlich von der portugiesischen.

Gerade weil deutsche Kaufleute nicht Ins



Ovamboland kommen durften, betrachteten die portugiesischen es für ein außerordentlich günstiges Ausbeutungsobjekt, bei dem sie keine Konkurrenz zu befürchten hatten.

Portugiesische Unternehmer kamen in zahlreichen Scharen ins Ovamboland, führten Schnaps und Feuerwaffen in Unmengen ein, erstanden dafür nicht bloß die Produkte des Landes, sondern auch Grundbesitz in großem Maße und betrogen dabei die Ovambos in jeder erdenklichen Weise.

Die Sperrung der Ovambogrenze deutscherseits hat also eigentlich das Gegenteil von dem erzeugt, was damit beabsichtigt war. Die Ovambos sind gut mit Hinterladern bewaffnet, ja sogar — o Ironie des Schicksals — meist mit guten deutschen Gewehren, die portugiesische Händler bei deutschen Waffenlieferanten erstanden haben. Bedeutende Strecken des Landes sind in das Eigentum portugiesischer Händler übergegangen. Die Eingeborenen sind in großen Mengen dem Alkohol ergeben und vollständig verarmt.

Es ist wohl anzunehmen, daß die deutsche Regierung über die Vorgänge unterrichtet war und daß sie auch in Portugal wegen des Vorgehens portugiesischer Unternehmer vorstellig geworden ist. Die Regierung in Lissabon scheint aber die Sache nicht sehr tragisch genommen zu haben. Jedenfalls ist alles beim alten geblieben.

Zum Überfluß brach im vorigen Jahre eine große Hungersnot aus, die für den Stamm der Ovambos das Schlimmste befürchten ließ. In ihrer Not traten die Hauptleute dieses wilden Stammes an das Gouvernement von Deutsch-Südwestafrika mit der Bitte heran, ihnen in der Hungersnot zu

## MORGEN.

Händler zu schützen. Sofort wurde eine Expedition anter Hauptmann Franke nach dem Ovambolande ausgerüstet und dieser volkstümliche Truppenführer kam hier als Friedensengel, der überall aus reichen Vorräten den halbverhungerten Leuten mit freigebiger Hand Reis, Korn und andere Nahrungsmittel bot. Er wurde als Held gepriesen, wie ein Erlöser verehrt Die günstige Situation wurde ausgenutzt, und es kam zwischen Hauptmann Franke und den Ovambohäuptllngen zu Jenen Schutzverträgen, die Ja in der Tagespresse genügend erörtert worden sind.

Diese Verträge wären völlig wertlos, wenn sich nun die deutsche Regierung wieder tatenlos aus dem Ovambolande zurückziehen und es welter der Unternehmungslust skrupelloser Portugiesen überlassen wurde. Der nächste Schritt für die wirtschaftliche und polltische Erwerbung des Ovambolandes müßte die Errichtung einer Resldentur sein. Im Reichstag wurde Ja bereits in der Kommission und im Plenum darüber verhandelt und es ist wohl anzunehmen, daß man sich der Notwendigkeit einer Resldentur nicht verschließen wird.

Im Anschluß daran könnte sehr wohl eine Expedition die Trace einer Verlängerung der Otavibahn feststellen. Allmählich würde dann aber die Zelt kommen, um die Grenze für den deutschen Kaufmann zu öffnen. Die Expedition des Hauptmanns Franke hat die Ovambos in so hohem Maße mit der Schutzherrschaft der Deutschen ausgesöhnt, daß vorläufig keine krlegerischne Ereignisse zu befürchten sind. So wäre auch mit der Errichtung der Resldentur keine militärische Besetzung vonnöten. Zwar wird sie In der Deutschen Kolonialzeitung von Dr. Hartmann mit allem Nachdruck gefordert Trotzdem muß Ihm energisch widersprochen werden.

Vorläufig hat der Ovambostamm neuerdings noch keine Veranlassung zu einer militärischen Besetzung gegeben, und sollte Gefahr im Verzuge sein, so würden bei der Jetzigen Besetzung In Südwestafrika sehr bald etliche Kompagnien zusammengezogen sein, die wohl in der Lage wären, den ersten Anprall eines Aufstandes aufzuhalten.

Nebenbei bemerkt wäre bei seiner offenen Kampfesart der Ovambo ein viel leichter zu bezwingender Gegner als der Hottentott, der kaum entdeckt schwere Wunden schlägt und plötzlich verschwindet Der Krieg gegen die Hottentotten ist ein Kampf gegen Geister, der Krieg gegen Ovambos wäre ein Kampf gegen Menschen, der bei geschickter Politik sich wohl sehr gut vermelden ließe.

Wieviel kostet die Annexion Bosniens und der Herzegowina?

Von Nemo.

In Minimalziffern läßt slch's doch ungefähr feststellen, und Goethes Worte an Eckennann: „Man sagt daß die Zahlen die Welt regleren; Ich weiß



nur, daß die Zahlen uns beweisen, ob wir gut oder schlecht regiert werden," haben vielleicht auch hier Bedeutung. Eine ganz kleine Zifferngruppierung:

Okkupation 1878 62 Millionen Kronen

Abfindung der Türkei 65 „ „

Militärische Maßnahmen 220 „ „

337 Millionen Kronen

Die Okkupationskosten sind nach den seinerzeit vorgelegten offiziellen Abrechnungen eingestellt; die vieljährigen Defizite im Haushalt der okkupierten Provinzen, die von der Monarchie aufgebracht wurden, mögen außer Betracht bleiben, ebenso die bosnischen Anleihen in der Note von 124 Millionen Kronen, die schließlich von den annektierten Provinzen selbst verzinst und getilgt werden müssen. Auch die militärischen Maßnahmen sind mit 220 Millionen gewiß nur im Mindestmaß geschätzt; sie sind geschätzt mit jenem Betrag an Schatzscheinen, welcher eben jetzt auf den Markt geworfen und der mit Ausnutzung bestehender anderweitiger Bewilligungen nunmehr eingestandenermaßen größtenteils zu militärischen Zwecken verwendet wird. (Halb-Konstitutionalismus) Zwei Jahre sind es her, seit ein österreichischer Finanzminister mit den großen Kassenbeständen prunken konnte, welche die Deckung von weit über den laufenden Bedarf hinausgehenden

Auslagen gestatteten. Heute sind die Kassenbestände erschöpft und das Donaureich muß tief in die Taschen seiner Kreditgeber greifen, um die leidige „Wacht an der Drina“ mit Anstand aufrecht zu erhalten. Dabei ging's bisher wenigstens und geht wohl hoffentlich auch fürderhin ohne Schwertstreich ab, was auch vom Standpunkte der Finanzen höchst wünschenswert erscheint. Im Vergleich zum Krimkrieg allerdings sind die okkupierten Provinzen billig. Damals ist es den österreichischen Staatsmännern gelungen — gleichfalls ohne Schwertstreich, wobei sie sich durch ihre unaufrichtige Wechsellpolitik alle europäischen Staaten zu Feinden machten — 1200 Millionen Kronen in nutzlosen Mobilisierungen aufgehen Brentano und Sophie Mereau.

Von Bernhard Irlinger.

Eine Unmenge verzeichneter Züge, die einer traditionell - versteiften Literaturgeschichtsschreibung zu Lasten liegen, bringt es mit sich, daß wir heute von Brentano wie von einem Fremdling reden müssen, den die glückliche Hand einer Zünftigen in alten Büchern vergraben fand und nun, vom Staube gereinigt, allen Augen darbietet. Im Grunde haben wir keine neue Entdeckung, aber ein neues Gesicht: die monotonen grauen Linien von einst haben sich aufgelöst, verschlungen, vervielfältigt zu einem Antlitz voller Reize, voller Rätsel, das aus der bunten Harmonie der Romantik selbstmächtig herausstarrt, lockend, fragend, abstoßend, düster, lachend; so zwiespältig verwirrt, so leidenschaftlich, gewaltsam ruhig und ironisch, daß ein einziger Blick da machtlos abgelenkt. Und wenn wir selbst weiter forschen, Zug für Zug, Falte für Falte durchsuchen, so kommen wir doch nicht an den Träger dieser Maske heran. Ab große Anekdotensammler stehen wir vor dem großen und reichen Geist; es ist nur ein Geständnis unserer Schwäche, wenn wir Sophie Mereaus Worte nachsprachen: „Clemens, du bist ein Dämon! Du bist wunderbar, du bist ein Geist, kein Mensch.“ Hebbel meinte einmal, des alten Görres Gesicht sei ein Schlachtfeld erschlagener Gedanken; Brentano war selbst ein sprühender, ewig sich selbst umwälzender Gedanke, dessen Feuergarben sich am vollkommensten in leicht hingeworfenen Liedern, Sprüchen, Briefen verkörperten. Und wenn er damit den Athenäumsgeossen nahe trat, so schied er sich von ihnen wieder durch den rauschenden Tumult, in dem bei ihm alles um- und durcheinandertanzte. Friedrich Schlegel war Forscher, Dogmatiker, Grübler; Brentano lief als feuriger Liebhaber dem Weltwissen entgegen, um es bald zu umarmen, bald elfersüchtig von sich zu stoßen, immer aber voll heiligen Elfers, ohne ein Eckelchen des Kompromisses. Die Jünglingspoesie des „Godwi“, die steinalte Frömmigkeit am Bett der Dülmener Nonne sind Taten



dieses in Liebe und Haß vollkommenen Liebhabers. Von der verschwommenen Liebe zum Leben des literarischen Weitkindes bis heran an die Liebe einer schönen, unter Schillers Direktion emporgekommenen Jenaer Dichterin und Professorsfrau reicht eine Kette von persönlichen und literarischen Freundschaften, an deren Anfang und Ende zwei Frauen stehen: Jenseits des Rubicon die gute alte Sophie la Roche, Verüberin zahlreicher Romane und Freundin Wielands, diesseits Karoline Schlegel, das romantische Weib in reiner Ausprägung. Mit beiden Polen vertrat sich Brentano gleich schlecht, mit der ersten nicht bloß deshalb, weil sie seine Großmutter war. In der Mitte stand Sophie Mereau, eine Junge „unglückliche Frau“, dem Lager Schillers wie dem der Romantiker durch persönliche Freundschaft verbunden; mit demjenigen Maß literarischer Interessen, das ein Brentano gerade noch ertragen konnte. Sie war siebenundzwanzig Jahre alt, somit dem Ideale jugendlicher Weiblichkeit nicht fremd, wie es sich die Phantasie eines Jungen Dichters malt. Sie fühlte sich gefesselt an einen Bann aus Göttern; welche Perspektive für die Ritterlichkeit eines Jungen Verehrers! So wurde die anfängliche Studentenliebe in dem Feuerkopf zur Leidenschaft. Bettinens kaltes Schwelgen, der Horror der katholischen Familie vor der geschiedenen Frau schürten nur die Glut. Das bürgerliche Leben aber trotzte seine Ge-

leise weiter und die Erwählte war Weltdame genug, um sie nicht zu kreuzen. Dem Erwähler aber war dieser Gleichgang unerträglich; er liebte nicht das behagliche, langsam genährte Herdfeuer, sondern den spritzenden, vielfarbigen Sprühregen und wartete auf ein Ungeheures, Unerhörtes, das aus setner Leidenschaft hervorbrechen sollte. Es kam nicht. Die bürgerliche Welt buchte einfach schmunzelnd ein neues Liebesverhältnis. Das machte ihn rasen. Nie sind wohl leidenschaftlichere Liebesbriefe geschrieben worden, als von dem ruhelos zwischen Zweifel und Glauben hin- und hergeworfenen Studenten an die nüchterne Frau. Er glaubte sich verraten, betrogen, hintergangen, wenn sie ihm Worte der Liebe ruhig, heiter, überlegen zuwarf, und überschüttete sie dann mit einer Flut von Worten, die, hastig hingeworfen, ohne Verbindung und Satzzeichen, auch nur in einer Minute und in keiner zweiten mehr empfunden und erlitten waren. Man muß diese Sturzbäche plastisch sehen; sie rauschen heute noch mit einem Getöse, halb Donnern, halb Zischen zu Tal, das einen staunen läßt vor der Wortkraft des Einundzwanzigjährigen.

„Wenn ich denke, daß wir füreinander und miteinander leben können, da ist das andere Leben all vorbei, und wir müßten es wahrlich im geheimen tun, sonst wäre es nicht recht, denn die andern alle würden sonst sehen, wie sie von Gott mißhandelt sind und wie alle Ihre Freuden nur Elend sind. Es ist gut, Sophie, daß Du nicht so geworden bist, was Du werden konntest, wäre Deine Geschichte so wie Du gewesen, sonst hätte Ich Dich doch nicht verdient — ach und doch kann Ich so weinen, daß Du so elend bist, Dein Lachen sieht aus wie die weiße Rose im Totenkranz und Deine Tränen wie die im wütenden Hochzeltstänze herabfallende, zertretene Perle des Brautkranzes.“ Solche Ergüsse halb wahren, halb eingebildeten Schmerzes, gefüllt mit witzigen Pointen und Wortspielen, Schmeichelelen und wütenden Vorwürfen, machen Brentanos Briefwechsel mit Sophie Hereau aus. Ein breiter Feuerstrom umschließt den Thron der romantischen Liebe; Pfeile fliegen heraus und herein, ein Meer von Gedanken flutet darüber hinweg —, die beiden Menschen aber, die in den bunten Wirren festen Fuß halten wollen, sehen sich nicht nackt und ledig, sondern in der Spiegelung des künstlichen Farbstroms, der sie beide täuscht und dennoch zusammenreibt. Ein Trauerspiel ohne Tote steht in diesen Blättern: Die Liebe glänzt und leuchtet, aber sie lebt nicht.

Das waren die Jahre in Heidelberg, wo Sophie Mereau und Clemens Brentano — die Schriftstellerin und der Dichter — sich oft gegenüberstanden und kalt und ruhig über den dunklen Zwiespalt redeten, der sich zwischen ihnen auftat, sobald sie die nüchterne Lebensgemeinschaft zu übersteigen versuchten. Achim von Arnim be-



trachtete diese beiden als zwei Orgelspieler, „die beide recht spiellustig sind, doch fällt es erst dem einen ein zu spielen, wenn schon der andere angesetzt da zieht er Ihm die Pfeifen aus und will sie stimmen. Da tadeln die wohl einander, daß Jenem nun die Töne fehlen, die er Ihm selber ausgezogen, und Jener diesen, daß er so ungezogen dazwischen pfeift und stimmt.“ Dieses Obermaß an „musikalischem Talent“ spiegelte vor beider Augen eine Fata Morgana In die Luft, die mit dem Winde kam und mit dem Winde versehwand, ohne Rücksicht auf die sehnsüchtigen Arme, die sich Ihr entgegenstreckten.

Sollen wir's gelten lassen, daß ein Genie die Ehe stets genial und deshalb unglücklich treiben muß? Das goldene Gitter, durch das der graue Alltag sich vor dem reichen Geiste abgrenzt war Jedenfalls für Brentano der Umkreis einer eigenen Welt, in der nur er leben und froh sein konnte. Da draußen gingen auch Menschen, die er liebte und bewunderte; aber er konnte sie nur sehen und greifen, wenn sie seinem Standpunkt nahe kamen, bei Ihm blieben und sich unterwarfen. Er war sein Leben lang ein In eigenen Netzen gefangener Tyrann, den seine Befreiungsversuche mehr und mehr aufrieben. Der katholische Elchendorf! hat sein wahres Bild, zugleich die Tragik seines ganzen Lebens erkannt wenn er sagt: „Eben darin liegt die eigentümliche Bedeutung Brentanos, daß er das Dämonische In Ihm nicht etwa, wie so viele andere, beschönigend ab geniale Tugend nahm oder künstlerisch zu vergeistigen suchte, sondern beständig wie ein heidnisches Fatum gehaßt hat, das Ihn wahrhaft unglücklich machte.“ Wir werden heute den richtigen Grundton dieser Worte dahin umgestalten, daß wir nicht In dem sogenannten

ton „Dämonischen“ den Fluch dieses Lebens sehen, wohl »her In dem Vernichtungskampfe, der niemals einsah, daß er nur sein eigenes Selbst zerstörte.

Sophie Mereau sagte einmal Ihrer Freundin Charlotte von Ahlefeld, das Leben mit Clemens bringe Himmel und Hölle mit sich, meist aber das letztere. Im Brietwechsel der beiden haben wir jetzt die Zeugen für beides. Glühende Liebe und höhnende Kalte stehen so nahe beisammen, daß sie oft Ihre Standpunkte verwechseln und der unermüdliche Liebhaber einen Satz vollendet, der mit kühler Ironie begonnen wurde. Nur der Tod konnte den ewigen Mißklang zerschneiden, und tat's.

Im November 1806 starb Sophie Mereau bei der Geburt eines Kindes. „Da hörte ich Sophie schwer, schwer atmen: sie sagte: ‚Lebt mein Kind?‘ und starb, und die Erde starb, alles starb! und Ich schrie: ‚Arnim! Arnim!‘ und rang die Hände nach Deinem Bild. Und Schwarz und Zimmer und Fries trugen mich zu Görres auf das Schiff, und Görres drückte mich fest, fest ans Herz, und ich schrie Immer: ‚Sophie, das Herz Ist zerbrochen!‘ — Den andern Tag brachte mich Görres bis Darmstadt“

Der GröSe des Anfangs entsprach das Ende. Die Schatten sanken zurück, und vor Brentanos Augen verklärte sich das Bild der Toten und begleitete ihn bis in seine letzten Lebensjahre. „Wenn Ich sonst so traurig war,“ schrieb er 1809 an Arnim, „über den Irrtum und die naseweise Weisheit, die alle Herzen bricht, so konnte Ich die festen Füße Sophies umarmen, die so rüstig über die gebarende und begrabende Erde hinwandelten. Mit einem Liebem, mit einem Ernst siegelte sie meine trauerschwankenden Gedanken. Ich sah sie, sie war bei mir, Ich hatte sie in den Händen. Mein Leben war wahr, denn Ich hatte es wohl gefühlt, daß Ich nicht ohne sie leben konnte, und Ich konnte den Schmerz ertragen, viele Sonnen untergehen zu sehen. Denn sie mußte mir alles sein: Ich hatte sie erlebt und erlebet“

(Anläßlich der erstmaligen Veröffentlichung der Briefe Sophie Mereaus und Clemens Brentanos durch Heinz Amelung Im Insel vorlag.)

P. A.

Von Fritz Eckert.

Ein paar Stunden Peter Altenberg-Lektüre.

Gibt es noch Immer verdrossene Leser, die seine Bücher ärgerlich zuklappen? Die von der Gedankenströhlteratur, von affektierter Lyrik, aufgelöst In bequeme Prosa, von der Kaffeehausgröße P. A. faseln? Leidet man noch immer an dem Vorurteile, daß ein Schwachling einen unerhörten Kultus mit der Frau treibt?

Es Ist nicht notwendig, ihn zu verteidigen.

Sein Wesen, seine romantische Seele, sind uns so selbstverständlich geworden, daß man Jede andere Form seiner geistigen Wirksamkeit als unwahr, als Untreue gegen sich selbst empfinden



würde. Dabei hat man das Gefühl: Dieser Peter Altenberg, der so seltsam spricht, Ist der klügste, der raffinierteste, der gütigste Lebensbeobachter. Hört nur, wie er die Männer warnt, ihre Frauen allzulange nach dem „Flügerl“ ausspähen zu lassen, wie milde er Sünden entschuldigt, mit welcher Herzenskraft er das Menschliche am Verbrecher herausarbeitet Alle, die In der Öffentlichkeit stehen und Gerichtstag über ihre Nächsten halten, sollten seine Studien über „Kindermißhandlungen“ lesen: Staatsanwälte, Richter und Gerichtssaal-reporter. Namentlich letztere müßten von ihm lernen, wie sich das Sehreckhafte, das Abstoßende durch die Form veredeln läßt Dann finde Ich, daß Jede Kulturgeschichte Wiens ein Bruchstück bleibt wenn sie darauf verzichtet ein paar farbige Bilder den Skizzenbüchern Altenbergs zu ent-lehnen. Ganze Straßenzüge werden lebendig, wenn er aus einem Grabenkiosk dem Wiener Leben nachschaut

Er hat keine Quadersteine für den Dom der Menschheit geliefert, aber mit farbigen Mosaiken schmückte er die Innenräume. Es sind glitzernde, aus Staub und Schutt aufgelesene Steinchen, die wertloser Zierat wären, wenn sie nicht ein harmonischer Geist zu kleinen Bildern gefügt hätte. Und alles Flüchtige, das In uns bÜtzt und flimmert hat er Im Gleichnis festgehalten, uns Ahnungen gegeben, daß darin Urzellen der großen Tragödien des Lebens verborgen sind. Zugleich

## MORGEN.

sentimental und Ironisch, welterfahren und naiv entgeht er der Gefahr, an der Gewöhnlichkeit seiner Stoffe zu scheitern. Hinter seinen Tränen Ist ein Lachen des Verstehens verborgen, und durch sein Spotten zieht ein leises Weinen. Seine Sprachkultur Ist das Ergebnis unermüdlichen Kunstlertums. Sie Ist aus den Bedürfnissen und Eigenarten eines Geistes hervorgewachsen, der selbst In lyrischen Stimmungen nach einer philosophischen Formel fahndet Nicht durch seine skizzenhafte Form, sondern durch die Eindringlichkeit und die Pracht seiner Werke Ist er der überzeugende Miniaturenkünstler unserer Tage geworden. Ohne es mit mit Jenen zu halten, die seine gelegentlichen Narreteien vergöttern, und. Ihm nachäffend, die Genrebilder der Wirklichkeit verzärteln, darf man Peter Altenberg als einen Verfeinerer alles dessen begrüßen, was zwischen Banalem und Erhabenem In der Mitte liegt Er selber faßt seine literarische Mission nicht unbescheiden auf und legt sie In dem Worte nieder: ..Das Privilegium des Dichterherzens höre auf durch den Fortschritt der Kultur des allgemeinen Menschenherzens." Und das Ist Ihm wahrhaftig gelungen: Im Mittelreiche des Geistes goldene Lichtspuren zu ziehen.

Es war wenig freundlich, anläßlich seines fünfzigsten Geburtstages den Dichter an seinen Kahlschädel zu erinnern und ihn zu höhnen, weil er als tagesscheuer Schläfer allnächtlichen Gewohnheitsfreuden erliegt Seine erleuchteten Stunden sind darum nicht wegzulöschen. Und Ich habe mir am Festtage seine „Märchen des Lebens"\*) aufgeschlagen.

\*) Verlag S. FUEHR, Berlin.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Alle Manuskript- und Büchersendungen

an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhofstr. 33.

Nicht erbetenen Sendungen Ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33; für Österreich - Ungarn: Dr. Felix Braun In Wien. — Expedition für Österreich - Ungarn bei Hermann Goldschmidt Wien I, Wollzeile 11. — Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76. — Druck von G. Bernstein, Berlin SW. 68

Preis M. 1.00, kl. Tube M. —.60, Oesterreich-Ungarn Kr. 1 SO, kl. Tube Kr. 1.00

PEB&CO

ZAHNPASTA

seit sechzehn Jahren von Aerzten und Zahnärzten ständig empfohlen

P. BEIERSDORF & Co., HAMBURG

LONDON E. C, Idol Lane 7—8. Vertrieb über U.S. A. Lehn 4 Flak, NEW YORK



EMPTY





13. HEFT.  
25. MAERZ.  
1909.  
Krieg?  
Von

Auf der unteren Donau brausen die Eissehollen dem Heere zu, auf den Balkan-  
passen schmilzt der Schnee. Das sind die Tage, In denen sich dort unten fast immer  
die Frage, ob Krieg ob Frieden, entscheidet. Sind die Felder einmal bestellt, dann  
läßt der Balkanbauer die Ernte nicht leicht verfaulen (und neun Zehntel aller Serben  
nährt der Ackerbau). Eine lange Verschleppung des Streites ist unmöglich. Sie wäre  
für Österreich kostspieliger als der Krieg. Entweder Serbien rüstet ab, oder die öster-  
reichisch-ungarischen Divisionen brechen In das Königreich ein.

Gibt es für beide Teile noch ein Zurück? Seitdem Kaiser Franz Joseph zur  
„Schaffung einer klaren, unzweideutigen Rechtsstellung“ die Rechte seiner Souveränität  
auf Bosnien und Herzegowina erstreckt hat, also länger als ein halbes Jahr schon  
dauert die Kriegshetze. Der angeblich so friedliebende Minister des Auswärtigen,  
Dr. Milowan Milowanowitsch, erklärte Im serbischen Parlament: „Mit der Besitzergreifung  
Bosniens und der Herzegowina drängt Österreich-Ungarn dem ganzen Serbentum In  
einer näheren oder fernerer Zukunft einen Riesenkampf auf Leben und Tod auf.“  
Kann er Jetzt noch die mit allen Mitteln aufgestachelte Volkswut wieder in die ruhige  
Bahn zurückreißen?

Täglich kommen neue Gewehre, Kanonen, Munition. Rußland sorgt dafür, daß  
das Kriegsmaterial rechtzeitig Im Reiche Peters eintreffe. Naehdem Österreich bei der  
morgen, im. tun 1\*. 3-1

## MORGEN.

Türkei das Verbot der Wallendurchfuhr von Saloniki aus endlich durchgesetzt hat, mußte Bulgarien auf einen russischen Wink seine Bahnen dazu hergeben. Wird Rußland, ehe es zu spät ist, den Serben und Montenegrinern ein strenges Halt zurufen oder auch nur zurufen wollen? Ohne die sichere Hoffnung auf die frühere oder spätere Intervention Rußlands hätten die drei Millionen Serben in den beiden kleinen Reichen die Kriegsdrohung gegen die Habsburger-Monarchie nie gewagt. Dem Sprueh der Großmächte erklärte Serbien sich fügen zu wollen, aber nur in der Erwartung, daß Ihm Rußlands Doppelzüngigkeit Jede erwünschte Auslegung gestatten werde.

Und selbst wenn Iswolski, der nur zu gut weiß, daß die Revolution noch unter der Asche glimmt und daß die russische Heeresreorganisation kaum erst begonnen hat, den Serben jetzt klipp und klar jede Hilfe kündigen wollte — ob die Verzweifelten für Ihn noch Ohren hätten? Sie hoffen, in höchster Bedrängnis diese Hilfe sich zu erzwingen; wie 1875 die Volksleidenschaft Rußland unmittelbar nach dem serbisch-türkischen Krieg in den Türkenkrieg trieb, so erwarten sie, daß ein serbisch-österreichischer Krieg einen russisch-österreichischen gebären werde. Die russische Diplomatie fängt die Serben immer wieder in ihrem Garn, so oft sie sie auch schon um die Siegesbeute betrogen hat. Auch nach Mukden kann sie sich nicht daran gewöhnen, daß ihre alte europäische Schiedsrichterherrlichkeit vorüber ist, und sie kostet jetzt mit widerlichem Behagen die Situation aus, die Europas Wohl und Wehe wieder einmal in ihre Hand gegeben hat, weil sie als Sohildwache vor dem Pulverfaß steht.

Österreich-Ungarn hat den längst mit Geld und Blut erworbenen, sicheren Besitz von Bosnien und der Herzegowina von der Türkei jetzt noch einmal für zweieinhalb Millionen türkische Pfund erkaufte. Es kann nur zu einer Konferenz gehen, die diesen Besitz ohne Debatte anerkennt. Nachdem Iswolski aber mit liebenswürdiger Zweideutigkeit auch nach dem österreichisch-türkischen Übereinkommen noch einmal vorgeschlagen hat, die Annexion auf der Konferenz zu „beraten“, möchte Serbien, daß diese Konferenz gleich die Autonomie dieser beiden österreichischen Provinzen dekretiere. Das kleine Serbien verlangt von der Großmacht Österreich - Ungarn also schlicht, daß es für all seine Menschenopfer, für all seine Millionen und für seine dreißigjährige Kulturarbeit sich nur mit dem Recht begnüge, das zukünftige Großserbien langsam und sicher vorzubereiten. Ein Österreich, das seiner Machtstellung auf dem Balkan entsagen wollte, wäre Im Südosten ein toter Stumpf.

Gewiß, das in fünf Teile zerrissene Serbenvolk, das schon In hundert Schlachten für seine Unabhängigkeit geblutet hat, ist eines der unglücklichsten Völker der Erde; solange es bestehen wird, werden sich seine Splitter zusammensehnen. Nur zu begreiflich, daß gerade im Zeitalter der nationalen Widergeburt so vieler Staaten diese Sehnsucht am heißesten brennt. Gewiß, Serbien, das keinen direkten Zutritt zum Meere hat, Ist in drückender wirtschaftlicher Abhängigkeit von seinen mächtigen Nach-



Krieg?

455

barn: Österreich-Ungarn und der Türkei. Gerade in dieser letzten Hinsicht könnte das bewaffnete Bauernvolk selbst bei den magyarischen Agrariern wohl manche Erleichterung seines Lebens durchsetzen. Aber es ist kindlich, Österreich zuzumuten, es solle dem schwer helmgesuchten Volk selbstlose Samariterdienste leisten. Es solle den Chirurgen spielen, der all die schweren Gliederverrenkungen der Weltgeschichte wieder einrichtet und obendrein noch aus seiner Tasche die teure Heilung bezahlt. \*)

Wer in der Politik auf Sentimentalität bant, der hat am schlechtesten gebaut.

Verzichtet Serbien auf diese Traumwünsche, auf diese unmöglichen Forderungen nicht, entsagt es ihnen nicht bündig vor Europa auch für späterhin, dann muß Österreich-Ungarn losschlagen. Zu einer förmlichen Erklärung In Wien selbst, die die serbische Dynastie und Regierung daheim der Volksrache preisgeben würde, wird man es nicht pressen wollen. Italiens Vermittlungsvorschlag Ist für alle annehmbar. Ist es aber zum Frieden schon zu spat, dann hätte Erzherzog Ferdinand recht behalten, der schon im Oktober die Entscheidung herbeiführen wollte, als Serbiens Waffenkleid nichts als Löcher hatte und ein Feldzug gegen das kriegsgewohnte Volk zwar nicht „mit einer Musikbande und einer Kompagnie,“ aber Immerhin schnell beendet werden konnte.

So unfruchtbar dieser Konflikt ist, für die Innere Politik Österreich-Ungarns könnte er von heilsamster Wirkung sein. Ganz abgesehen davon, daß diese Aktion nach langer Zeit wieder die Kraftquellen beider Reichshälften in ein Becken leitet und das Gefühl der Zusammengehörigkeit neu erweckt, muß sie auch die Stellung der Deutsehen in Cislelthanien stärken. Gegenüber der Reichsverdrossenheit der Tschechen und ihrer Trabanten wird die unbedingte Zuverlässigkeit der Deutschen wieder zutage kommen: Um Bosniens und der Herzegowina willen, gegen deren Besetzung sie sich bis zur Bewußtlosigkeit spreizten, haben die Deutschen in Österreich mit dem Zusammenbruch der liberalen Linken ihre Hegemonie eingebüßt. Vielleicht erobern sie sich Jetzt durch gereifte politische Einsicht und durch Ihre Opferfreudigkeit ein gut Teil der früheren Macht zurück.

Noch eins. Die deutsehen Staatsmänner könnten die gefahrvolle Sache Österreichs nicht mit so unerschütterlichem Vertrauen zu der Ihrigen machen, besäßen sie nicht Bürgschaften dafür, daß die österreichischen Machthaber von ihrer verhängnisvollen Mißtrauenspolitik gegenüber den Deutsehen im eigenen Lande endlich ablassen, und diesen den Einfluß gewähren wollen, der ihrer kulturellen Kraft und Ihren Verdiensten um den Aufbau und die Sicherung des Staates gebührt.

Eine Ungeheuerlichkeit ist es, wenn in dieser Zeit, in der das deutsche Reich mit unanzweifelbarer Treue und entschlossener Bereitschaft hinter dem vereinsamten Österreich steht, die Pöbelangriffe gegen die Deutschen Prags sich noch immer Sonntag

•) VfL Dr. Wbton OMrgrnrltMh, Dt« ierM«eb< Fr\*\*«, •«»«urt. DcntMtx VtrlMnnstalt.

34\*

für Sonntag wiederholen dürfen. Die österreichische Regierung spräche sieh selbst das Urteil, wenn sie sogar in diesem Augenblick der Bedrohung von außen nicht den Willen und die Kraft aufbrächte, im Innern die Deutsehen vor roher Gewalt zu schützen.

Wie auch immer die Auseinandersetzung zwischen dem Habsburgerreich und dem von so vielen gnädigen Herrn protegierten Kleinstaat sieh entscheiden möge, sie hat die beiden großen Militärmächte, die aufeinander noeh lange angewiesen sein werden, noch näher verheiwistert. Ihr ehernes Zusammengehen wird manches Gelüst zum Angriff, manchen boshafte Plan zertreten. Wenn es zum Kriege kommt, dann wird er nur eine draurige Züchtigung des von Rußland verleiteten Serbenvolks sein. Kommt es nicht tum Kriege, dann hat Deutsehland in dieser schwülen Zeit den Vorteil gewonnen, zaß sein Bundesgenosse angesichts der möglichen Gefahren seine Rüstung, die ihm von Slawen und Magyaren so lange Zeit knapp genug bemessen worden war, schnell ergänzt und seinen Bündniswert beträchtlich erhöht hat.

Die elsässische Frage.

Eine Schlußbetrachtung.

Von

Otto Flake.

HL

Wie im Anfang hervorgehoben wurde, sind neuerdings auch von deutscher Seite\*) Stimmen laut geworden, die das Eingeständnis verkündeten, daß der Sieger seine neuen Provinzen übernommen habe, ohne die wahren Verhältnisse zu ahnen. Besonders wichtig ist in dieser Beziehung Rechtsanwalt Dr. R u l a n d s Schrift, „Deutschtum und Franzosentum in Elsaß-Lothringen. Eine Kulturfrage“. (Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt 1908), die, von einem Mann völlig unzweifelhafter deutscher Richtung und mit langen Erfahrungen in den politischen Stürmen geschrieben, geeignet ist, die Leser in Altdeutschland in die Frage einzuführen. Ruland gibt die „grundfalsche Anschauung“, die er wie seine Landsleute vom Elsaß gehabt haben, offen zu. „Elsaß und Deutsch-Lothringen  
\*) Autor der schon genannten Schrift Karl Gruben sei hier Professor Werner Wittfeha Abhandlung „Doutseh-

I ind und fransislsohe Kultur Im Bisa\*\*\* her'orgehoben. (Illustrierte Klsftsslsehe Hundeobau n, 1900).



Dto »Uuteehe Frag\*.

467

waren Im Jahre 1870, kulturell gedacht, keine deutsehen Lander mehr. Vielmehr waren sie In dem französischen Vaterlandsgedanken aufgegangen . . Troti aller unleugbaren Fortschritte des Deutschtums ist das Land noch nicht deutsch im kulturellen Sinne, geschweige denn im Sinne des Vaterlandsgedankens geworden. Alle politischen und kulturellen Maßregeln, die deutscherseits von einem entgegengesetzten Standpunkte ausgegangen sind, waren verfehlt und sind heute noch verfehlt! Diese Erkenntnis mag für uns hart sein, zumal sie zu der mephistophelischen Schlußfolgerung führt: „Ein großer Aufwand, schmachlich, ist vertan!“ Allein, was hilfts, es ist die nackte Wahrheit und wir müssen dem , Jungen Elsaß' dankbar sein, daß es uns nicht nur diese Wahrheit sagt, sondern uns auch noch von ihr überzeugt! Ich selbst habe lange Jahre in dem erwähnten Irrtum gelebt und — habe manchem meiner politischen Gegner unrecht getan!"

Damit ist erreicht, was unerläßlich war, sollte mit einer Besserung Ernst gemacht werden: das Zugeständnis der eingewanderten Deutschen, d a ß es überhaupt eine elsassische Frage gibt, daß falsche Maßregeln ergriffen worden sind, daß das Problem nicht ohne weiteres ein rein politisches der Zugehörigkeit ist.

Nun zu den Elsässern selbst. Wenn auch weder der deutsche Kulturgedanke noch der deutsche Vaterlandsgedanke bis heute Boden haben gewinnen können, so gab es doch eine Überlegung, der sich die Gleichgültigsten unter ihnen nicht mehr entziehen können: es ist nicht die geringste Aussicht vorhanden, daß wir wieder vom deutschen Reiche losgetrennt werden, und zu dieser schwerwiegenden Tatsache müssen wir eine Stellung finden: es kann so nicht weiter gehen. Neben dem Gefühl, das nie schwankte, welcher Seite es sich zuneigen sollte, konnte auf die Dauer die L o g i k nicht unterdrückt werden. Den Mut zu ihr besaß der Kolmarer Joseph F l e u r e n t, als er in der Pariser „Revue politique et parlementaire" im Februar 1907 seinen seither so vielbesprochenen Aufsatz „L'idée de patrie en Alsace" veröffentlichte. Es ist eine rein „soziologische" Studie, die, unbekümmert um Resultate, Ideen gegeneinander abwägt. Der heutige Elsässer, führt Fleurent aus, hat kein Vaterland im national-kulturellen Sinne mehr, kein größeres Ganze, an das er sich anschließt. Er schwebt in der Mitte, sein Fühlen und Denken, seine geistigen Kräfte werden dadurch lau, schwach, kraftlos. „Il est Impossible d'être Alsacien seulement, il faut être Alsacien et Allemand ou Alsacien et Français . . Il est impossible à une province de se passer de patrie intellectuelle, de centre reconnu, auquel elle pourra pulser ses idées, vivifier sa tradition et ses mœurs. Séparée de la France, le contact avec sa vie lui devient de jour en jour plus difficile. . . Il me semble qu'on peut déjà maintenant constater une certaine baisse dans la civilisation. La bourgeoisie est parfaitement indifférente aux choses de l'esprit; elle a une incuriosité encore plus grande qu'ailleurs. ."

Diese Sätze lassen nicht verkennen, was im Grunde der Ausweg ist, den die besten, die geistig regsamsten unter den Elsässern einzuschlagen versuchen, um zwischen den beiden großen Kulturen wenigstens zu einer eigenen zu gelangen: eine Sackgasse. Es

wäre an sich nicht undenkbar, daß dieses Zwischenland, wenn es politisch selbständig, etwa ein neutraler Staat wäre, eine gewisse Eigenart ausbilden könnte, derart, daß ein etwas gesteigertes Provinzleben erzeugt würde, dessen Träger die vom französischen und teilweise vom deutschen Nachbar übernommenen Anregungen noch einmal reflektierten, ja die im besten Fall es bis zur literarischen und künstlerischen Blüte der Wallonen brächten. Das wäre nicht uninteressant und nicht unmöglich, wenn sich auch erst lange, lange Entwicklungen vollziehen und zunächst die Fragen der Staatsprache und des Glaubens entscheiden müßten. Aber dieses Ziel ist eine Utopie, weil ihm die Voraussetzung, die politische Selbständigkeit, fehlt und immer fehlen wird. Und ein neuer, völliger Kurswechsel muß diesem so hin- und hergeworfenen Lande erspart werden. Heute aber treibt der Elsässer, soweit er sich noch für geistige Kultur interessiert, Inzucht. Instrukтив ist die Richtung, die der Mittelpunkt der geistigen Elite, die *Revue alsacienne illustre* (Illustrierte elsässische Rundschau) einschlägt. Dieses Organ, das Muster einer vornehmen Heimatskunstzeitschrift, ist notwendig nach rückwärts gerichtet: in der (französischen) Vergangenheit wurzelt seine Liebe, seine außerordentliche Pietät, seine starken Erinnerungen, und so aufmerksam es auch die jungen Maler und Künstler stützt, es sucht dabei doch immer die Verbindung mit dieser Vergangenheit aufrechtzuerhalten: der Blick auf die Zukunft fehlt, ich meine das ausgeprägte, starke, unbekümmerte Ziel, der Wille zur Entfaltung.

Nein, jene von Fleurent erkannte Logik der Verhältnisse ist unaufhaltsam. Sie ist inzwischen auch von anderen Elsässern anerkannt worden. René Pröbst \*) schreibt: „Laßt uns dieser unsrer Zwitterstellung aus klar erschauter Wesenstiefe endlich bewußter werden“, und Luden Pflege r:\*\*) „Die Dinge gehen doch Ihren Gang, unbehindert von dem Machtwort allzuweiser Schreiber: ich glaube, Fleurent hat recht.“ In den vorgeschrittensten Elsässern also lebt die Überzeugung, daß es das beste ist, sich mit dem Gedanken einer Annahme des deutschen Vaterlandsgedankens vertraut zu machen, in den vorgeschrittensten Deutschen die Überzeugung, daß die elsässische Frage anders als bisher angefaßt werden muß. Das aber ist die Lösung der Krisis, die sich nicht mehr aufhalten lassen wird, sobald die Annäherung beider Parteien sich auch auf die weiteren Schichten ausbreitet. Ihr Gelingen aber hängt von der deutschen Seite ab. In gewissem Sinne also durfte gesagt werden, die elsässische Frage sei heute schon gelöst. Nur greife man diesen Satz nicht heraus und ziehe keine voreiligen Schlüsse.

Alles hat erst noch zu geschehen. Auch die Macht der Logik hat ihre Grenzen. Ruland z. B. erwartet mehr von ihr, als möglich sein wird. Er erweitert seine Untersuchung zu einer Darstellung der materiellen Entwicklung des Landes unter deutscher Herrschaft, zieht die Statistik im weitesten Maße heran, beweist den Elsässern, wieviel

•) Du «Mtteh-fniuMMhe Knlturproktem Im Bul. W. Bflawott, Bortin 1907.

••) Dar T\*f, \*- »Wut 1907.



Die eltfssbehe Frage.

469

Kilometer mehr Eisenbahn sie heute als zu Napoleons DL Zeit haben, was die Post, die Stauweiher, die Schule für Fortsehritte gemacht haben. Man darf solche „Pioniere des Deutschtums“ nicht überschätzen. Wessen Herz unwillig ist, der liest diese Zahlen und verhärtet sich doch so lange gegen sie, als er nicht freiwillig anerkennen will. Darum wurde hier auch keine Apologie der deutschen Verwaltung gegeben. Die Grenzen dieser Machtmittel hat Professor Wittich Jüngst In einem viel bemerkten Aufsatz der ülustr. Eisäss. Rundschau (1909, 1. Heft), „Kultur und Nationalbewußtsein im Elsaß“ \*) dargestellt. Die Germanisation hat eingesetzt, was sie einzusetzen hatte, mit dem bekannten Erfolg, weil sie bewußt, immer mit der Erwartung der sofortigen Wirkung arbeitete, statt der Zeit und der Macht der Verhältnisse alles zu überlassen und nur für die Einhaltung der großen Linien zu sorgen.

Diese großen Linien sind: die unzweifelhafte Zugehörigkeit des Elsasses zum Deutschen Reich, die Gleichstellung seiner Einwohner, ungeachtet ob sie Altelsässer oder Neuelsässer, also Neudeutsche oder Altdeutsche sind. Wenn der Deutsche nicht hätte germanisieren wollen, wäre heute das Land (im wesentlichen) germanisiert. So wird es erst in zwei Generationen so weit sein, vorausgesetzt daß die neue Auffassung bald in Wirklichkeit umgesetzt wird. Die Mittel aber sind außerordentlich einfach: Zurückhaltung, Takt, Gerechtigkeit. Die letztere ist am einfachsten herzustellen, weil sie durch einen Namenszug zu erreichen ist: die Gleichstellung der Elsasser mit den übrigen Deutschen, des Elsasses mit den übrigen Bundesstaaten, die Aufhebung der Reichskuratel. Sie wird den Elsässern, die schließlich keine Tschechen von tatarischer Kulturlosigkeit und Pöbelhaftigkeit sind, den guten Willen der Regierung zeigen, zugleich aber — und das sollte dieser den Schritt erleichtern — ihnen auch die endgültige Einverleibung in das Deutsche Reich und Kulturgebiet dokumentieren. Von diesem Entschluß hängt alles ab. Für unbeteiligte Leute ist die Politik manchmal ein Rätsel, ein Schieben mit imaginären Hindernissen, eine Berücksichtigung Imaginärer Bedenken. Es kommt immer nur auf die großen Linien an, auf Festsetzung des Maximums und Minimums, worin auch die Natürlichkeit des Bismarckischen Handelns bestand. Bedenken religiöser Art etwa dürften einen solchen Schritt nicht beeinflussen. Als ob nicht jeder andere unserer Bundesstaaten solche Internen Kämpfe ohne Gefährdung seiner Zugehörigkeit zum Reiche zu bestehen hätte! Heute besitzt das Land eine so zahlreiche altdeutsche Bevölkerung, daß irgendwelche ausschließenden Bestrebungen der Einheimischen nicht zu befürchten sind.

Die beiden anderen notwendigen Eigenschaften, Zurückhaltung und Takt, werden vorderhand noch schwerer fallen, wenigstens Im täglichen Leben der einzelnen, aber auch da ist alles nur eine Frage der Zeit. Mit jedem Jahr fühlt sich der Deutsche mehr als moderner Mensch, gewinnt er an Kultiviertheit, verliert er an den Eigenschaften aus

## MORGEN.

der Kleinstaatzeit her: Einmischung und Aufdringen. Die nächste Aufgabe ist, in der elsässischen Bevölkerung das Gefühl für die Notwendigkeit des Anschlusses an Deutschland zu stärken, und das erreicht man dadurch, daß nicht seine Züchtung versucht wird. Ist erst einmal die Bereitwilligkeit größer geworden, dann erlangen auch die äußeren Machtmittel des Staates, seine Pflege von Schule, Landbau, Verkehrsmitteln usw. Bedeutung, dann wird, und ich bin darin einer Meinung mit den jüngsten Ausführungen Professor Wittichs, die äußere Zugehörigkeit, die ja Tausende von Beziehungen Im täglichen Leben bedingt, auch die innere langsam, unmerklich erzeugen.

Das wird das Ende der elsässischen Frage sein. Aber es sei noch einmal betont, der Weg ist lang und bei unserem deutschen Charakter schwierig. Vor allem muß das stärkste Hindernis der Versöhnung, die Abneigung des elsässischen Familienlebens gegen die Berührung mit dem deutschen, beachtet werden; die ElsässerIn der höheren Schichten ist völlig in französischen Auffassungen aufgegangen. Es wird wohl viel Wasser den Rhein hinunterfließen, ehe das Endziel erreicht ist.

Ich habe meine Ausführungen eine Schlußbetrachtung genannt, weil

Ich der Überzeugung bin, daß nunmehr die Schriftsteller erreicht haben, was sie suchten: die Zurückführung der elsässischen Frage auf die Grundideen, die immer allein eine Bewegung ausmachen. Da die lang entbehrte Klarheit nun gefunden ist, überlassen wir das Problem, an dessen Lösung wir glauben, sich selbst. Je weniger man von Ihm in Zukunft hören wird, um so verheißungsvoller.

Matkowskys Tod.

Von

Paul Wiegler.

Sein Letztes bleibt der sophokleische ödipus, den er mit dem Atem des Verhängnisses beschwingte. Von innerster Qual sprachen die Augen, die unsichtbare Tränen weinten, die durchfurchten Züge, betroffen hielt man vor diesem Bild eines auf den Tod Verwundeten. Abend für Abend gab er dann, im Lehnstuhl sitzend, den Ritter in Wildenbruchs waffenlautem Stück. Er mußte vom Harnisch befreit werden, Als Götz versuchte er den Rest seiner Kraft. Bei den Proben hinderte ihn die Ermüdung. Siech, schwerfällig stand er nachts, wenn die Leute aus dem Theater gingen, am Gendarmenmarkt, um seine Frau abzuholen. Wenn ihn jemand begrüßte, erschrak er. „Ich darf ja noch keine große RoUe spielen“, flüsterte er tonlos. Er ließ sieh zu neuer Kur bereden, er entschloß sich zur Abreise. Die Sanatorien sollten ihm helfen, ein Elektropath und wieder Sanatorien. Als er dumpf und matt den fünf-



BRUNO SCHMITZ FESTHALLE IN MANNHEIM

EMPTY



zigsten Geburtstag gefeiert hatte, ist er in der Gestalt des Orest lurückgekehrt. Der Wille, der umsonst sieh aufbäumte, zerbrach, das schwelende Feuer erlosch. Durch das Haus hallte die Klage eines Taumelnden, „dem eine Götterhand das Herz zusammendrückt, den Sinn betäubt“. Drei Monate währte die Agonie. Er muß gestorben sein wie Robert Guls kard, der „gekrümmte Tiger“, der im Fiebertraum die Zinne von Konstantinopel vor sich sieht.

Mit ihm starb der deutschen Tragödie das, was die Ästhetiker die Größe der leidenden Person nennen oder das Kontrastgefühl des Unterganges, die Illusion des Singulären. Gesteigert brachte er uns noch einmal das beherrschte Toben der Instinkte entgegen. Ein naiver Tatmensch ragte in unsre graue Welt, ein Harmonischer beglückte unsre Schwäche und Zerrissenheit. In seinen Blicken flammte die Sonne, sein Lachen war wie der helle Morgen. Wer in Trauer seiner gedenkt, den umdrängen die rührenden Vorstellungen der Sage. Er schritt daher wie Siegfried, der das Geheimnis des Waldes versteht, oder wie Volker, der treue. Zärtlich war sein Sinn, stolz und schlicht, von Melancholie umwoben. Kaum, daß ihm in der Entfaltung bewußt ward, welche Lasten seine Schultern trugen. Er tollte sich in Dramen, die andern eine Mühsal waren, leicht und unbesorgt. Wo seine Vorgänger erstarrten, hob er sich erst zum Siegesflug. Auf seine phantastischen, vom Leben berauschten Carlos und Mortimer folgten seine Helden, wie Statuen anzuschauen In ihrer drohenden und milden Schönheit. Ein Wunderland öffnete sich: sein Shakespeare, in dessen Tyrannen und geheiligte Könige sein Blut strömte. Sein Coriolan, sein Marc Anton, sein Macbeth ließen uns erglühen und erbleichen. Diese Stirn war prädestiniert für die Krone, dieser Arm für das Schwert. Dann aber fand Matkowsky wie im Traum den Dramatiker des dritten Reiches, in dem sich die Vision vom Heldentum vollendet, der Kronen und Schwerter zerschlug. Und zaudernd, von höchsten Ahnungen, von erstem Sehnen nach Frieden befallen, wurde er Kandaules, der an der Grenze steht. Es wiederholte sich die Wandlung, mit der sein einst maßloser, nun in edler Parsifaltorheit geläuterte Sigismund erschütterte. Die Melancholie vertiefte sich zum Schmerz. In den Jaromlr sogar, die stürmischste Explosion dieses späteren Matkowsky, schlich sich ein Ton erlösungssüchtiger Menschheit. Bis aus dem Grübler Wallenstein die objektive Ruhe eines Schöpfers mit kindlicher Seele sprach, der über sich selbst hinausgewachsen war und gefestigt sein Schicksal erwartete.

Hundert Zungen haben den „Genialischen“, seine Macht und Naivetät bespöttelt. Er war stürmisch und schamhaft wie Kleist, der Dichter, dessen Wesen er mit unvergleichlicher Intuition erfaßt hat. Sein Trotz hat die Jugend einer ganzen Zeit bewegt Das romantische Preußen hat seinen Herold verloren. Ein Hamlet liegt auf der Bahre, doch kein Fortinbras ist da, der ihm die gebührenden Ehren erweist.

Als Bruder Jucundus von seinem Gerüst herabstieg und den Kreuzgang und das Beinhaus durchschritt, kniete das Volk, wo er vorüberkam, nieder. Die Weiber gaben ihm ihre Kindlein, daß er sie segnete, oder reichten Ihm Münzen und Rosenkränze, daß er sie berührte. Etliche rissen Fäden aus seiner Kutte, vermeinend, daß sie genäsen, wenn sie sie wie Reliquien auf die schmerzhaften Stellen legten. Guillaumette Dyonis folgte dem frommen Vater ebenso leicht, als ob sie ihn mit ihren leiblichen Augen sähe. Simone la Bardine schleppte sich schluchzend hinterdrein. Sie hatte ihre gehörnte Haube abgelegt und sich ein Taschentuch um den Kopf geknüpft.

Also schritten sie zu Dritt durch die Gassen, auf denen Männer und Weiber, die von der Predigt kamen, Feuer vor ihren Häusern entzündeten, um ihren Kopfputz und die Airaunenwurzeln darin zu verbrennen. Doch als Bruder Jucundus bis zum Flusse gelangt war, setzte er sich unter eine Ulme, und Guillaumette Dyonis trat auf ihn zu und sprach:

„Frommer Vater, durch Offenbarung erfubr ich, daß Ihr in dies Königreich gekommen seid, um Frieden und Eintracht darin wiederherzustellen. Ich habe selbst mancherlei Offenbarungen über den Frieden des Landes empfangen.“

Dann sprach Simone la Bardine also:

„Bruder Jucundus, ich wohnte in einem eigenen Haus In der Rue Saint-Antoine nahe der Place Baudet, welches das schönste und reichste Viertel von Paris ist. Ich hatte ein Schlafzimmer, mit Matten belegt, Truhen voll Brokatstori und Kleider, mit Grauwerk verbrämt, drei Laden voll. Ich hatte ein Federbett, eine Tresur\*) mit Zinngerät geziert, und ein kleines Buch, darinnen man die Geschichte unseres Heilandes abgebildet sah. Doch seit den Kriegen und Plünderungen, welche das Reich zerrütten, verlor ich alles. Die Buhler kommen nicht mehr zur Kurzweil nach der Place Baudet. Doch die Wölfe kommen, um die kleinen Kinder zu fressen. Die Burgunder und die Engländer sind ebenso schlimm wie die Armagnacs. Soll ich Euch begleiten?“

Der Mönch blickte die beiden Mädchen eine Weile lang schweigend an. Und In der Meinung, daß Jesus Christus sie ihm selbst zugeführt hätte, nahm er sie als Büsserinnen an, und fortan folgten sie ihm allerorten, wohin er ging.

•) Krxt.niUicb. D. O.



Bruder Jueondus.

463

Jedweden Tag predigte er dem Volke, bald bei den Unschuldigen, bald an der Porte Saint-Honore oder in den Hallen. Doch er verließ die Stadtgrenze nicht, von wegen der Armagnacs, die das ganze Land rings um die Stadt durchstreiften. Durch sein Wort bekehrte er die Seelen zur Frömmigkeit. Und nach der vierten Predigt, die er in Paris hielt, nahm er zu Büberinnen Jeanette Chastenier, das Weib eines Tuchhändlers am Pont au Change, und eine andere Frau, namens Opportuna Jadoin, welche die Kranken im Spital pflegte und nicht mehr jung war. Desgleichen nahm er in seine Gemeinschaft einen Gärtner der Bischofsstadt auf, einen Jüngling von ungefähr sechzehn Jahren, namens Robin, welcher an Händen und Füßen die Nägelmale der Kreuzigung trug und an allen Gliedern von heftigem Zucken befallen ward. Dieser Knabe sah die Hellige Jungfrau leibhaftig, hörte sie sprechen und roch die Düfte ihres glorreichen Körpers. Sie hatte ihn mit einer Botschaft für den Regenten von England und den Herzog von Burgund betraut.

Inzwischen drang das Heer des Herrn Karl von Valols in die Stadt Saint-Denis ein. Und fortan wagte niemand mehr vor die Stadt zu gehen, um Trauben zu ernten, noch in die Gemüsegärten, welche die Ebene nördlich der Stadt bedeckten. Die Teurung ward groß. Die Einwohner von Paris litten grausam. Und sie waren sehr aufgebracht, dieweil sie sich verraten wähnten. In der Tat hieß es, daß gewisse Leute, insonderheit Mönche, von Herrn Karl von Valols bestochen seien und auf den Augenblick harreten, um Unruhen zu stiften und den Feind in einer Stunde des Schreckens und der Verwirrung in die Stadt zu lassen. Von diesem Gedanken verfolgt, der vielleicht nicht ganz falsch war, gingen die Bürger, die auf den Wällen Wacht hielten, hart um mit allen verdächtig aussehenden Leuten, die sie nahe bei den Toren fanden und die sie auf die geringsten Anzeichen hin beargwöhnten, daß sie den Armagnacs Zeichen gäben.

Am Donnerstag, den 8. September, erwachten die Bewohner von Paris ohne Furcht, vor dem nächsten Tage angegriffen zu werden. An diesem Tage, dem 8. September, feierte man nämlich Mariä Geburt, und es war Brauch beider Parteien, die das Königreich zerrissen, die Feste unsres Heilands und seiner seligen Mutter zu achten.

An diesem heiligen Tage also vernahmen die Pariser beim Verlassen der Messe, daß die Armagnacs ungeachtet der Heiligkeit des Festes vor die Porte Saint-Honore gerückt seien und das Bollwerk, das dieses Tor schützte, in Brand gesteckt hätten. Und man meldete, daß die Leute des Herrn Karl von Valols zur Stunde mit Bruder Richard und der Jungfrau Johanna auf dem Schweinemarkt stünden. Am Nachmittag vernahm man durch die ganze Stadt und auf beiden Flußufern den Ruf: „Rette sich wer kann! Der Feind ist eingedrungen! Alles ist verloren!“ Dies Geschrei drang bis in die Kirchen, wo die Frommen die Vesper sangen. Sie flohen entsetzt und liefen in ihre Häuser, um sich zu verbergen. Die aber, welche gerufen hatten, waren Sendlinge des Herrn Karl von Valols. Und fürwahr, liu nämlichen Augenblick stürmte die Kompagnie des Marschalls de Rais die Mauer nahe bei der Porte Saint-Honore. Die Armagnacs hatten in Karren große Reisigbündel und

Hürden mitgeführt, um die Gräben auszufüllen, und mehr denn sechshundert Leitern zum Erklettern der Mauer. Die Jungfrau Johanna, welche mit nichts so war, wie die Burgundischen wähten, denn sie führte im Gegenteil ein erbauliches Leben und einen keuschen Wandel, saß ab und stieg als erste in einen Graben, der leicht zu durchsehreiten war, denn er war trocken. Doch alsbald war man den Pfeilen und Schleuderkugeln ausgesetzt, die dicht von den Mauern herabregneten. Und man hatte vor sich einen zweiten Graben, der war breit und voll Wassers. Darob waren die Jungfrau Johanna und die Krieger sehr verlegen. Johanna stieß ihre Lanze in den zweiten Graben und rief, man solle Reisigbündel hineinwerfen.

In der Stadt hörte man die Kanonen donnern; die Bürger liefen durch alle Straßen, halb gewappnet, naeh Ihren Posten auf den Wällen und rannten die kleinen Kinder um. Ketten wurden gespannt und Barrikaden errichtet. Getümmel und Verwirrung war allerorten.

Doch weder Bruder Jucundus noch seine Büberinnen wurden es gewahr, denn sie sorgten sich nur um himmlische Dinge und sahen das eitle Treiben der Menschen nur für ein Spiel an. Sie zogen durch die Straßen, das „Veni creator Spiritus“ singend, und riefen: „Betet! Die Zeiten sind nahe!“

Also schritten sie in schöner Ordnung die Rue Saint-Antolne hinunter, die von Männern, Weibern und Kindern erfüllt war. Zur Place Baudet gelangt, brach sich Bruder Jucundus Bahn durch die Menge und stieg auf einen großen Stein, der an der Türe des „Gasthofes zur Sau“ war und den Herr Florimond Lecoq, der Gastwirt, zu benutzen pflegte, wenn er sein Maultier bestieg. Herr Florimond Lecoq aber war Sergent im Châtelet und gehörte zur Partei der Engländer.

Und Bruder Jucundus predigte dem Volke vom Steine der Sau herab und sprach also: „Säet, Ihr guten Leute, säet Bohnen in Fülle, denn der, der da kommen wird, wird bald kommen.“

Mit den Bohnen, die gesät werden sollten, meinte der gute Bruder die frommen Werke, die es sich zu vollbringen geziemte, bevor unser Heiland auf den Wolken käme, um die Lebenden und die Toten zu richten. Diese Werke aber sollten unverzüglich gesät werden, denn bald würde die Ernte sein. Guillaumette Dyonis, Simone la Bardine, Jeanne Chastenler, Opportuna Jadoin und Robin der Gärtner standen um den Mönch herum und riefen: „Amen!“

Doch die Bürger, die sich dahinter in großer Zahl drängten, spitzten das Ohr und runzelten die Brauen, denn sie vermeinten, der Mönch verkündige den Einbruch Karls von Valois in seine gute Stadt Paris, über die er — so wähten sie — den Pflug wollte gehen lassen.

Indessen fuhr der gute Bruder in seiner evangelischen Predigt fort:

„Einwohner von Paris!“ sprach er, „Ihr seid schlimmer denn die römischen Heiden.“ Der Lärm der Kämpfer, die von der Porte Saint-Denis her schossen, mischte sich



Brnier JMenta.

465

mit der Stimme des Bruders Juoundus und erschütterte die Herzen der Einwohner. Man schrie In der Menge: „Nieder mit den Verrätern!“

Im selbigen Augenblicke waffnete sich Herr Florlmond Lecoq In seinem Wirtshause. Auf den Linn hin kam er herabgeeilt, ohne seine Beinschienen angeschnallt zu haben. Da er den Mönch auf dem Prellstein erblickte, fragte er:

„Was sagt der gute Pater?“

Mehrere Stimmen antworteten:

„Er sagt, daß Herr Karl von Valols In die Stadt dringen wird.“

„Er ist gegen die Pariser.“

„Er will uns betrügen und verraten, wie Bruder Richard, der Jetzo mit unsren Feinden reitet.“

Doch Bruder Jucundus antwortete:

„Es gibt weder Armagnacs, noch Burgundische, weder Franzosen, noch Engländer, sondern nur Kinder des Lichts und der Finsternis. Ihr seid Hurer und Eure Weiber sind Metzen.“

„Ha! Apostat! Zauberer! Verräter!“ schrie Herr Florlmond Lecoq.

Und sein Schwert ziehend, stieß er es in die Brust des guten Bruders.

Der Mann Gottes ward bleich und sagte mit schwacher Stimme noch:

„Betet, fastet, tut Buße, und es wird Euch vergeben, Brüder . . .“ Dann erstickte seine Stimme in einem Blutstrome und er stürzte auf das Pflaster.

Zwei Ritter, Sir John Stewart und Sir George Morris, stürzten sich auf den Leichnam und durchbohrten ihn mit mehr denn hundert Dolchstößen, indem sie schrien:

„Lang lebe König Heinrich! Lang lebe der Herr Herzog von Bedford! Auf!

Auf gegen den Dauphin! Auf gegen die tolle Jungfrau der Armagnacs! An die Tore!

An die Tore!“

Und sie rannten nach den Mauern und rissen Herrn Florlmond und die Volksmenge mit.

Nur die frommen Frauen und der Gärtner umringten den blutigen Leichnam. Simone la Bardine hatte sich zu Boden geworfen, küßte die Füße des guten Bruders und trocknete sein Blut mit Ihren Haaren auf. Doch Gulllaumette Dyonis erhob stehend die Arme gen Himmel und sprach mit glockenreiner Stimme:

„Meine Schwestern, Jeanne, Opportuna, Simone, und du, mein Bruder Robin der Gärtner, auf, denn die Zeiten sind nahe! Die Seele des guten Bruders hält mich an der Hand und wird mich leiten. Darum müßt Ihr mir folgen. Und wir wollen zu denen, die sich grausam bekriegen, sprechen: „Umarmt Euch. Und so Ihr Eure Waffen gebrauchen wollt, so nehmt das Kreuz und zieht allesamt zum Kriege wider die Sarazenen“. Kommt, meine Schwestern und mein Bruder.“

Jeanne Chastenier raffte einen hölzernen Pfeil vom Boden auf, zerbrach ihn und machte ein Kreuz daraus, welches sie auf die Brust des guten Bruders Juoundus legte.

## MORGEN.

Dann folgten die frommen Frauen, und mit ihnen der Gärtner, der Guillaumette Dyonis, die sie durch Straßen, Plätze und Gassen führte, gleich als hätten ihre Augen das Tageslleht erschaut. Sie gelangten bis zum Fuße der Wälle und bestiegen auf der Treppe eines unbewachten Turmes die Mauer. Man hatte nicht die Zeit gehabt, sie mit hölzernen Brustwehren zu versehen. Also schritten alle ungedeckt. Sie gingen bis zur Porte Saint-Honore, die in Staub und Rauch gehüllt war. Dort stürmten die Leute des Marschalls de Rais.

Ihre Bolzen flogen hageldicht über die Wälle hin. Sie warfen Reisigbündel in den breiten Wassergraben. Und die Jungfrau Johanna stand auf dem schrägen Wall, der den großen Graben vom kleinen schied und rief: „Ergebt Euch dem König von Frankreich!“

Die Engländer hatten entsetzt die Mauerkrone geräumt und Tote und Verwundete zurückgelassen. Guillaumette Dyonis ging erhobenen Hauptes voran, den linken Arm vor sich hinstreckend. Und mit der Rechten bekreuzte sie sich fromm. Simone la Bardine folgte Ihr zunächst. Dann kamen Jeanne Chastenier und Opportuna Jadouin. Robin, der Gärtner beschloß den Zug; sein Körper ward von einem inneren Leiden durchzuckt und er zeigte die Wundmale seiner Hände. Sie sangen Psalmen. Und Guillaumette sprach, sich abwechselnd zur Stadt und nach dem Lande zu wendend: „Brüder, umarmt Euch untereinander. Lebt in Frieden. Aus dem Erz Eurer Lanzen schmiedet Pflugschare.“

Kaum hatte sie also gesprochen, als von dem Rondengang, auf dem eine Bürgerkompagnie daher marschierte, und von dem Walle, auf dem sich die Söldner der Armagnaes drängten, die Schmähungen und Pfeile auf sie zuflogen.

„Metze!“

„Verräterin! Hexe!“

Indessen sie die beiden Partelen ermahnte, das Reich Christi auf Erden zu gründen und in Unschuld und Liebe zu leben, traf sie eine Schleuderkugel gegen die Brust. S'e taumelte und fiel hintenüber.

Die Armagnaes und die Burgundischen brachen um die Wette in Gelächter aus.

Nachdem sie ihr Kleid über ihre Füße gezogen, rührte sie kein Glied mehr und gab die Seele auf, den Namen Jesus seufzend. Ihre Augen blieben geöffnet und blickten glasig. Wenige Augenblicke nach dem Tode von Guillaumette Dyonis kehrten die Pariser in großer Zahl auf die Mauer zurück und verteidigten hartnäckig ihre Stadt. Johanna die Jungfrau ward durch einen Armbrustschuß am Beine verwundet, und die Truppen des Herrn Karl von Valois zogen sich in die Kapelle Saint-Denis zurück.

Was aus Jeanne Chastenier und Opportuna Jadoin ward, weiß man nicht. Man erfuhr nie wieder von ihnen. Simone la Bardine und Robin der Gärtner wurden am nämlichen Tage von den Bürgern der Wache auf den Mauern verhaftet und dem geistlichen Gericht überliefert, das einen Prozeß gegen sie anstengte. Die Kirche erkannte Simone als Ketzerin und verurteilte sie zu heilsamer Buße bei Wasser und Brot. Robin ward der Zauberei überführt, und da er in seinem Irrtum beharrte, auf dem Domplatz lebendig verbrannt.



Bruno Schmitz.

467

Bruno Schmitz.

Von

Hans Sehliepmann.

Es Ist noch gar nicht so lange her, daß der Architekt für das große Publikum wieder unter die Künstler eingerückt ist Für Malerei und Bildnerei mußte man Anteil wenigstens heucheln; „von Architektur verstehe ich zu wenig“ galt aber noch vor zwanzig Jahren eigentlich für ein Bekenntnis besonders vornehmer Seelen, die's mit den Kulturfragen ernst nahmen und das Gewicht ihrer Meinung und Verantwortlichkeit fühlten. Aber man muß sagen: die Architekten selbst waren an diesen Verhältnissen schuld. Sie hatten aus ihrer Kunst eine Gelehrsamkeit gemacht, sie mühten sieh, möglichst tauschend die Sprache einer Vorzelt statt der eigenen zu sprechen und haderten obenein noch gegeneinander, ob der griechische, der mittelalterliche oder der Renaissancestil die einzig würdige „Formensprache“ für unsere Baukunst wäre.

In diese Zeit des Rezeptenwesens, der Nachbetung und der Furcht vor Jeder Tabulaturverletzung, fiel leuchtend wie ein Meteorit der Entwurf des am 21. November 1858 In Düsseldorf geborenen Architekten Bruno Schmitz zum Nationaldenkmal für Victor Emanuel In Rom (1888). In einem Internationalen Wettbewerb hatte in dreimaligem Ringen ein deutscher Künstler einen ersten Preis davongetragen — und man darf sagen, daß sein Entwurf den Jetzt in der Ausführung begriffenen des Italieners Sacconi an Schönheit noch übertraf. Zuerst war's nationaler Stolz, vielleicht auch nur Eitelkeit, was plötzlich die Blicke auf den Sieger lenkte. Dann kam dazu die Verblüffung: Ein Mann von sechszwanzig Jahren! Man hatte solange die Baukunst für eine gelehrte Kunst, eine Kunst der grauen Haare gehalten, den Patriarchen nur folgte gemessene Verehrung. Und jetzt also ein Künstler In einem Alter, in dem man sonst höchstens den ersten Band anständiger Lyrik herausbringt! —Und endlich erschien der Entwurf selbst In einer akademischen Kunstaussstellung: Ja, das war Ja auch Lyrik, nur—heroische! Das war Ja Schwung und Größe und Reichtum: ein Gedicht in Massen und Linien! Dazu ein Vortrag! Diese Wucht der Kohlezeichnung, aus der es sprach: Nichts das Einzelwerk, alles die großen Rhythmen! — „Ja, das verstehe ich Ja, das finde ich Ja ohne Hirnverrenkung wirklich schön!“ sagte sich der Laie. Und er merkte sich den Namen. Der Künstler aber sorgte, daß er nicht In Vergessenheit kam. Tastend zunächst und manchen Prüfungen In Künstlers Erdenwallen ausgesetzt. Dann ein Sieg, der wieder aller Welt Augen auf ihn richtete und auch dem nüchternen Daseinskampf eine glückliche Wendung gab: erster Preis Im Internationalen Wettbewerb und Ausführungsauftrag für das Kriegerdenkmal In Indianapolis, Im Jahre des Kaisersterbens. Nun aber war es Schmitz, der die Stimme fand, vom alten Kaiser Weißbart

In Stein und En zu reden. Zunächst freilich wieder nur in den wuchtigen Linien und Schatten seiner Kohlezeichnungen, der Handschrift, die keines Wettbewerbes Anonymität wieder versehleien konnte, die Sieg auf Sieg fast spielend zu erringen schien, wo die Mitstrebenden peinlich genaue Tuschstriehe und hundert Farbentuben aufwandten, um sich über das Mittelmaß emporzuarbeiten. Zwar: die Zahl Gleichstrebender, hervorragender Kräfte wuchs: um so rühmlicher der Sieg. Zunächst also das große Ringen um das Berliner Kaiserdenkmal, das so trübe in Theatralik ausgehen sollte. Mit dem Kyffhäuserdenkmal (1896) kam dann die erste große Ausführung. Wer da weiß, daß erst die Verwirklichung des Entwurfes die eigentliche, letzte Lehrmeisterin des Baukünstlers ist, der ermißt, was dieser Sieg für Schmitz bedeutete. Ein Untersehled fast wie zwischen Träumen und Leben hegt zwischen Entwerfen und Ausführenlassen! Diese zweite Lehrzeit setzte sich beim Kaiserdenkmal für die Porta Westfalica fort: sie zeigte sich beendet bei dem für das Deutsche Eck in Koblenz (1897), das wir ohne Bangen für die monumentalste Denkmalsschöpfung Deutschlands, ja in ihrem Zusammenwirken von Natur, Bildhauerei und Architektur vielleicht für einzig in der ganzen Welt dastehend bezelehnen können. Nur New Yorks Freiheitsstatue und Hamburgs Bismarckdenkmal behaupten sich neben ihm. Blicken wir nun aber den Weg zurück, den Schmitz als Denkmalskünstler gegangen, so finden wir, fast zu eigener Überraschung, daß seine Werke nicht durch „Urzeugung“ entstanden sind, sondern sich aus der Zeit entwickelt haben, mit der Zeit und ihren höheren Zwecken gewachsen sind. Auch Schmitz begann als ein „Tektone“, Im Glauben an das Alleinnormative der Antike, nur daß ein gütiges Geschick ihn nicht durch acht Semester hinter ein Reißbrett in irgendeiner technischen Hochschule genagelt, sondern zunächst auf die Düsseldorfer Kunstakademie und dann sehr bald in ein Meisteratelier (das Riffarth's, des Erbauers der neuen Akademie daselbst,) geleitet hatte. So blieb ihm die Phantasie unverkümmert und ungeschient. Sein Victor-Emanuel-Denkmal arbeitet noch durchaus mit dem ganzen mehr oder minder gebrauchsfertigen Apparat von Säulen, Gesimsen, Tabernakeln, Stylobaten usw. der gleichzeitigen Kunstrichtung. Was ihm den Sieg errang, war, daß nicht die Formen den Gedanken, sondern dieser Jene gemeistert hatte, war die Kraft und die Lust zu fabulieren, war die machtvolle Innere Musik, die ungekünstelt und verschwenderisch aus dem Werke hervorströmt. Von da ab nun aber ist jedes Werk mehr ein Eindringen in das Wesen des Monumentalen, eine grandiose Vereinfachung der Motive und der Linien, ein weiterer Schritt auf dem Wege, ganz als Plastiker, nicht als Reißbrettkünstler zu schaffen. So ist er denn in dem leider unausgeführten Bismarck-Denkmal für Hamburg ganz von allem architektonischen Apparat abgekommen; nur die wie aus Stein gewachsene Gestalt sollte einem riesigen Bautasteln vergleichbar wirken. Gewiß grandios gefühlt und ungewöhnlich, aber nicht absonderlich. Das bloß Seltsame sucht er nie, denn er weiß: immer mehr sich selbst zu finden und zu geben, ist der natürlichste Weg zur Eigenart. Diese Eigenart ist in seinem Gedankeninhalt, die der Formensprache folgt ihr von selbst, wie des Dichters Stil aus seinem Wesen ohne



HANS VON MAREES DER SIEGER (ZEICHNUNG!

EMPTY



Absicht hervorsprießt. Die neue Note, die er anschlug, war lediglich — Größe; sie aber war uns auch mehr als alles verloren gegangen. Wir haben sie jetzt wieder. Schmitz ragt nicht mehr allein aus einer Wüstenei des Eklektizismus empor. Dicht neben ihn stellen sich die jungen Künstler: Kreis, Billng, Dülfer, Fritz Schumacher, Franz Brantzky, Otto Reutters u. a. Immerhin: Schmitz schlug zuerst wieder lebendiges Wasser aus dem Felsen; und er hat — um mit Walter Rathenau ganz real zu reden — den Vorsprung. Der wird ihm verbleiben. Dabei ist Schmitz kein Revolutionär, war es nie. Während er aber aus der Zeit heraus zu schaffen begann und immer mehr sich selbst fand, während er die Wiedergeburt einer deutschen Monumentalkunst herbeiführte, entstand eine ganz anders geartete Bewegung unter unseren Schöpfern angewandter Kunst. Sie kamen vom Kleinen, um zum Großen emporzuklimmen. Sie empfanden das Drückende der Überlieferung und suchten den Ausdruck der Gegenwart. Sie hatten vielleicht alle etwas zu viel Willen zur Eigenart und zu wenig rechte Aufgaben für große Kräfte. Aber diese großen Kräfte waren unleugbar da und begannen sich zu betätigen. Eckmann, van de Velde, der allzufrüh im Dogma Starrgewordene, Olbrich, Behrens, mit Berlepsch, Rlemerschmid, Pankok, Möhring, Grenander, Huber, Bruno Paul und anderen im Verein haben allerdings eine Kulturaufgabe ersten Ranges auf sich genommen und, wenigstens Im Kerne, auch schon zu bewältigen begonnen. Und doch: wie erschwerten sie sich den Weg! Kein Wunder, daß neben ihnen die großen Vermittler, die beiden Seidl, Theodor Fischer, Messel, Thierseh, Littmann, Ludwig Hoffmann-Berlin, Schulze-Naumburg und Grassel zu reichem Wirken gelangten! Sie führten den bequemeren, ja, den natürlicheren Pfad hinan. Und am Ende dieses Weges stehen jetzt wirklich schon Werke, die so neuartig sind, wie die besten Werke früherer Zeiten es für ihre Zeit waren. Zu jenen Vermittlern nun gehörte ursprünglich auch Schmitz. Wir sahen, wie er bei seinen Monumentalbildungen vom Überlieferten ausging und allmählich zum Eigensten kam. Diese Entwicklung hatte sich schon vollzogen, als die „Revolution vom Einfachen her“ einsetzte. Schmitz war schon Einer, als Eckmann und van de Velde auftraten. Damit war es ausgeschlossen, daß er nun zu deren Fahnen übergang; schon weil er viel mehr Empfinder als Theoretiker war, vielleicht weil sein rheinländisches Temperament zu lebendig an der Gegenwart hing, als daß er ihren Strömungen Trotz entgegengesetzt hätte, weil er, mit einem Worte, wie jeder große Künstler, — naiv schuf. So ist er denn den Weg vom Überlieferten zum Eigenen, den er als Monumentalbildner schon zurückgelegt, noch einmal auf dem Gebiete der eigentlichen Baukunst gegangen, wo es „Wohnungen für Menschen“ zu bauen galt. Denn es ist ein ganz gewaltiger Unterschied — fast wie zwischen Synthese und Analyse — zwischen dem völlig freien Phantasieschaffen der Denkmalskunst und dem unter tausend praktische Bedingungen gestellten Entwerfen des Architekten. Für diese mußte der Schritt vom Kleinen Ins Große, den die Revolutionäre gingen, auch von Schmitz noch einmal getan werden. Er tat Ihn, indem er „so für sich hin ging“. Ohne Absicht und Gewaltsamkeit. Er wollte mm. im tun u. 34

nie — vielleicht von einer Ausnahme abgesehen — originell sein; er wollte nur der Aufgabe und sich selbst genug tun.

So ging er, wie bei der reichen Villa des bekannten Stollwerk bei Köln oder bei dem Konzerthaus „Rosengarten“ in Mannheim, von der Formensprache des Barock aus, das ebenso dem Charakter unserer üppigen Zeit als dem Zuge von Bruno Schmitz zu lebenssprühender Wirkung reichbewegter Formen entspricht. In dem unvergeßlich schönen Forum aber, das er für die Berliner Gewerbe-Ausstellung 1905 schuf, verwandte er mit ebensolcher Unbefangenheit Hochrenaissance-Motive, namentlich spanische. Und auch Jetzt noch, da er in gleich noch zu erwähnenden Schöpfungen völlige Eigenart gewonnen, zwingt er diese der Aufgabe nicht auf. Hat er doch sogar für das ihn augenblicklich beschäftigende große Werk, das aus der Reiß'sehen Millionenstiftung zu erbauende Museum in Mannheim, ein völlig durchgearbeitetes Projekt von reifster moderner Fassung aufgegeben, weil dies Museum das Gegenstück zu dem Rosengarten-Gebäude an dem großen, fast ganz von Schmitz geschaffenen wundervollen Platz der Augusta-Anlage bilden wird, und weil schließlich die Einheit der Platzwirkung dem Künstler höher stand als die Entfaltung besonderer Originalität. So wird dies Reiß-Museum im Äußeren völlig dem Rosengartenbau gleichen, wodurch dann freilich das Platzbild eine Harmonie erreichen muß, die es über alle modernen Lösungen der gleichen Aufgabe weit hinaushebt. Es sei bei dieser Gelegenheit der anderen Platzanlage gedacht, die Schmitz künstlerisch zu gestalten versuchte, des oben angedeuteten einzigen Falles, wo Schmitz bewußt durch „Originalität“ zu wirken suchte: bei der Berliner Oranienbrücke. Hier hielt er für diese Stelle allerbanalster Mietskasernenode das Herausfallen aus der Umgebung für die einzige Möglichkeit künstlerischer Wirkung; die vier ragenden Lichtmasten sollten die Platzmitte mit der wuchtigen Brücke, ihren sphinxartigen Endbildungen zu einem „Werk an sich“ herausheben; wie Bildungen eines phantastischen Traumes auf lautem Maikte aber bleiben sie für mein Empfinden; die Geringfügigkeit des Brückleins vertrug die Steigerung ins Monumentalste nicht recht. Doch mag nun dies Werk dem Künstler minder gelungen oder dem Betrachtenden noch zu fremdartig sein: es steht eigentlich nur in Einem auf der großen Linie der Entwicklung von Bruno Schmitz: in der Annäherung und Verschmelzung zwischen Architektur und Plastik, in der Schaffung scheinbar beseelter, lebendiger Steinbildungen. — Auch der Rhythmus der Antike und der mittelalterlichen Kunst spricht, singt sogar. Aber es ist kein individualisiertes Leben. In diesen Kunstweisen, nichts von organischem Aufgehen zwischen den Architekturformen und den schmückenden Werken der Plastik; erstere bleiben Sockel, Wand für letztere; die gebundene Kunst bleibt Dienerin der freien. Erst das Barock schmilzt die harten Formen des Steines, damit die Plastik als Gipfelung des Werkes so naturgemäß der Architektur entblühe wie dem Stengel die Blume. Und hier ist der innere Grund, der Bruno Schmitz, vielleicht zunächst ganz instinktmäßig, zum Barock hinzog. Dessen Formen aber waren ihm deshalb auch minder bedeutsam als dessen Denk- und Empfindungsart. Wie frei



schaltend und losgelöst von aller Schablone der Künstler diese Denkwelse gerade bei einer allmodernsten Aufgabe, der Lösung eines großstädtischen Geschäftshauses, betätigte, Migt vielleicht kein Werk reizvoller als der kleine graue Bau Friedrichstraße 167-168 in Berlin. Hier bewies Schmitz, daß er ebenso gut einmal ein Meister des Zierlichen wie des Gewaltigen sein kann. Wie ein Goldarbeiterwerk, so elegant und zierlich, aber auch so lebendig und einheitlich wirkt diese geradezu einen neuen Typ schaffende Fassade, bei der alles neu und aus einem Guß — nein, Wachstum erscheint. Denn das Bezauberndste an diesem Werk ist, daß es alle architektonische Schwere abgestreift hat und wie ein plastisches Werk von schwellenden Formen zu blühen und zu leben scheint; daß es so auf eigenem Wege die Ziele des Spätbarock und Rokoko erreicht, ja hinter sich läßt. — Eine Reihe von Villen, darunter seine eigene In der Charlottenburger Sophienstraße, In der unaufdringlichen Vornehmheit und Grazie der Erscheinung unter Verzichtleistung auf Jede äußerlich aufgeklebte Schmuckform eine reifste Schöpfung, liefert weitere Beispiele, wie Schmitz die überkommenen Formen mehr und mehr zurückläßt, wie er nicht ein Bauglied als bloße Floskel anwendet, sondern jede Aufgabe aus ihrem Wesen von Innen heraus gestaltet und verlebendigt; und, je spezifischer modern deren Anforderungen werden, desto moderner erscheint auch Ihr Gewand. Bei dem noch viel zu wenig gewürdigten „Papierhaus“, einem größeren Geschäftshaus in Berlin, Dessauerstraße 2, namentlich In dessen Hof, Ist die Loslösung von aller Überlieferung völlig vollzogen. Moderner Tatsachensinn spricht nur noch durch die einfachsten Linien, die sich aus den Elementen des Baues, Fenster, Pfeiler, Erker von selbst ergeben, die Kunst aber durch deren unübertreffliche Abstimmung. Alles ist wie ein Organismus — dem Zwecke nach ein ernster — gegliedert, aus sich selbst, ohne Schmuck schön. In diesem Hause liegen die Keime zu den Motiven, die Schmitzens reichster Schöpfung ihren größten Zauber leihen: zum „Haus Rheingold“. Diese nun zu würdigen, erforderte eine besondere längere Betrachtung. Nur kurze Hinweise müssen hier genügen, zumal das Werk nachgerade als allgemein bekannt vorausgesetzt werden kann. Den Tadlern zunächst zwei Sätze: Wo ward gleich umfangreiche, verwickelte und aufwändige Schöpfung jemals in der Frist von kaum einem Jahre bezwungen? Während der Bau schon im Gange war, mußten erst alle Einzelheiten, alle Innengestaltungen, ja alle Konstruktionen gezeichnet werden: War dabei Zeit, etwa Verfehltes nachzubessern? — Und dann: Nicht als allgemeine „Fütterungsanstalt mit Musik“, zu dem jetzigen, allerdings völlig „stilwidrigen“ Zweck hat Schmitz die Räume erfunden. Ein edelstes Festhaus wollte er schaffen. Nur nach diesem Programm, das an äußeren Umständen erst in letzter Stunde scheiterte, darf man das Werk beurteilen. Das Ergebnis solchen Urteiles kann nur Bewunderung sein. Hier soll nicht erst bei der Fülle neuartiger Lösungen von Einzelheiten verweltelt werden, bei der üppig orchestrierten Sinfonie des großen Saales, der sich in jedem Reisehandbuche mit drei Sternen verzeichnet fände, wenn •r irgendwo im Auslande erbaut wäre. Nur auf die nunmehr ganz bewußte Durch-

Führung des Schmitz'schen Bildungsprinzipes muß hier verwiesen werden, das seiner Neuartigkeit wegen noch immer nicht willig genug nachgefühlt wird: die Ausschaltung alles landläufig Ornamentalen, aller ins Kleine gehenden Gliederungen und die Herausgestaltung allein der Schönheit des Organismus. Man möchte vergleichend sagen, daß bisher die Architekten bekleidete, auch wohl schön kostümierte Gestalten schufen, Schmitz dagegen die Schönheit der nackten Gestalt. Wieder ist es also seine Richtung aufs Plastische, die hier nur nicht aufs Graziöse und Liebliche, sondern aufs Grandiose und Ernst-Feierliche gestimmt ist. Und diese Richtung hat ihn im Verein mit dem kongenialen Bildhauer Franz Metzner zu einer ganz neuartigen Einreihung der Plastik (im eigentlichen Sinne) in die Architektur geführt. Fiel das „Ornament“ fort, wurde der plastische Organismus das Ziel, so mußten dessen Gipfelungen eben in Plastik ausmünden. Es ergab sich eine Anknüpfung an urälteste — assyrische und ägyptische — Gestaltungsweise, die uns in neuem Gewände plötzlich ganz „unerhört“ scheint, und denn auch von den Schnelfertigen im Urteil genügend zurückgewiesen worden ist, in der aber vielleicht mehr „Unausgemünztes“ steckt als in irgendwelchen anderen neuen Bildungsprinzipien unserer modernen Architekten. Es gilt nur, einmal sich mit der Vorstellung wieder zu befreunden, die ja doch bei näherem Zusehen der klassischen Antike noch durchaus vertraut war — man denke an Kentauren, Sphinxen, Löwentischfüße und ähnliches —, daß auch die menschliche Gestalt einmal bloß Objekt spielender Phantasie sein könne, wie man bisher die Pflanzenform benutzte. Man wird dann leicht erkennen, daß es sich bei dem Schritt vom Pflanzen- zum — sagen wir keck „Muskelornament“ um einen erstaunlichen Gewinn an — Maßstab handelt. Es ist plötzlich wieder möglich geworden, mächtige Betonungen als ein einziges einheitliches Motiv zu gestalten; man denke an die großen mystischen Kaiserbilder an den Schmalseiten des Hauptsaaes im „Rheingold“, die nur wie große, dumpfe, langausgehaltene Posaunenstöße wirken sollen. Das bisherige „Schmuckwerk“ hätte das niemals hergegeben. Die Vergrößerung des einzelnen Pflanzenmotives hat ihre Grenze; die Renaissance hat das bald genug gefühlt; dem Bedürfnis, einen schweren einheitlichen Punkt für den Rhythmus des Baugebildes zu haben, mußte schließlich das Wappen genügen. Man vergleiche, wie Wallot unter dem Hauptportikus des Reichstagsbaues dies Motiv gewaltsam zu monumentaler Größe zu steigern suchte! Und war auch noch dies Wappenmotiv nicht umfangreich genug, so kam die Säule, der Tabernakel, nicht mehr als organisches Glied, sondern nur noch als Iktus im Rhythmus zur Verwendung. Damit aber war von vornherein ein Unorganisches, ja Phrasenhaftes in die Baukunst gekommen, denn das organische Gebilde, der Strukturteil ward bloßer Rhythmus, Schmuck. Und bei aller Steigerung des Maßstabes konnte solche Verwendung doch nie die Monumentalität erreichen, die in der einfachen Riesenwand — Palazzo Strozzi oder Palazzo Pitti — lag oder gar erst in den Riesenfiguren ägyptischer und assyrischer Kunst. Man wird staunen, wie Schmitz, der ab eigentlichster Monumentalkünstler dazu geboren war, diesen Unterschied zu fühlen und den unschätzbaren Wert des vergessenen



Bekenntnisse von Marees.

473

BUdungsprinzipes wieder auszumünzen bei seiner eigentlichen Lebensarbeit, dem Leipziger Völkerschlachtdenkmal, aus diesem Bildungsgesetz zu Wirkungen gelangen wird, die an mystischer Feierlichkeit, Wucht und Eindringlichkeit alles hinter sich lassen, was die Denkmalskunst bisher geschaffen. Bis dahin wird alles Reden über Bruno Schmitz nur Provisorium bleiben müssen.

Bekenntnisse von Marees.

In weit höherem Grade als andere modernen Bilder sind gerade die freskenartigen Gemälde von Marees' Künstlerbeichten, die von unablässigem Ringen erzählen. Gerade bei ihm erscheint es notwendig, auch den schriftlich niedergelegten Anschauungen und Prinzipien, die Marees' Freunden und Verehrern, wie Conrad Fiedler oder seinem Schüler Karl von Pidoll, anvertraut hat, aufmerksam zuzuhorchen, um so eine Ergänzung und Klärung seines künstlerischen Torsos zu finden. Als ein gänzlich Einsamer ist Maries in einer künstlerisch verflachten Zeit seinen Weg gegangen, und er hat die volle Tragik des Bildners empfunden, dessen Zeitgenossen nur das Fertige und unmittelbar Gegenständliche gelten lassen wollten.

„Die wahre Produktion,“ schreibt er einmal, „ist die Quintessenz des Erlebten und Erfahrenen. Wem dies gelingt, der lebt zweimal, was bei diesem kurzen Leben doch nicht übel ist, und wem es gelingt, dies mit der höchsten Kraft und In allgemeinverständlicher Art zu tun, der lebt fort in seinen Werken. Die Zeiten sind schlecht und die Kunst wird immer mehr brach liegen. Und leider liegt fast die einzige Hoffnung für eine bessere Zukunft derselben darin, daß sie in dem heutigen verrotteten Geschmack und albernen Dilettantismus gänzlich ersticke. Das Unkraut ist zu hoch aufgeschossen, als daß gesunde Keime gesehen und gepflegt werden könnten. Die gänzliche Beziehungslosigkeit wirkt allerdings lähmend genug und untergräbt die Tatkraft. Immer wieder von neuem bedarf es eines heldenmütigen Elans, immer wieder entrollt der tückische Marmor. Wenn unter solchen Umständen ähnlich Gesinnte sich nicht gegenseitig fördern und halten wollten, so wäre das Unglück wirklich groß, und man möchte Hoffnung und Arme sinken lassen, und doch sind leider auch von dieser Einsicht nur wenige durchdrungen.“

Dieser halb verzweifelten Stimmung, die einen empfänglichen, empfindlichen und reizbaren Menschen (es sind Maries' eigene Worte) ergreift, stehen glücklichere Lebens-  
•Ituatlonen gegenüber, In denen er den Kopf hoch trägt und eines endlichen Triumphes gewiß ist: „Es ist etwas In mir, was mich immer und Immer wieder über Jeden traurigen Zustand erhebt. Und dieses Etwas ist nichts anderes als meine unmittelbare Beziehung zum Reiche der Erscheinung, wenn auch nicht ein Verstehen, so doch ein fortwährendes

Fühlen und Ahnen des Göttlichen, oder wie man's nennen will, In der Schöpfung. Darum kann Ich auch, und wenn die ganze Welt den Kopf dazu schüttelt, still und geduldig meinen Weg gehen, und es däucht mir wohl der Mühe wert zu sein, daß auch einmal einer sein ganzes volles Dasein diesem Nachgehen hingebe. Die Gunst oder Ungunst der Zeiten kommt dann gar nicht mehr in Betracht; die endliche Errungenschaft wird von nicht abzusehender Wirkung sein, nicht von geräuschvoller, sondern positiver folgenreicher. Mit einem Wort: ich sehe ein endliches Ziel, mag es nun nahe oder fern sein, das gilt ganz gleich; es handelt sich zunächst nicht darum, es zu erreichen, sondern sich ihm zu nähern, ja es genügt schon, den ernstlichen Willen zu haben, sich demselben zuzuwenden."

Ein rascher Blick in die Werkstatt und die Arbeitsweise von Marees läßt uns die spezifisch artistische Art, wie er diesen Zielen nahe zu kommen suchte, deutlich erkennen. Maries betrachtete die Arbeit an der Bildtafel nur als Ersatz für das Fresko, in dem er den Gipfel der malerischen Kunst sah. Und das einmal, weil der Künstler genötigt sei, sein ganzes Wollen und Können in eine große Synthese zusammenzufassen. Sodann sei die Wandmalerei, Im Gegensatz zum Tafelbild, In günstiger Weise an die Umgebung gebunden, für die es von vornherein bestimmt sei.

Marees' Kunstprinzipien beruhen auf dem Bestreben, mit seinen Bildern einen größtmöglichen Wahrscheinlichkeitseindruck hervorzurufen. Sie wurzeln in einem Realismus, der sich von der bloßen Naturnachahmung abwendet und aus einem hoch entwickelten Seh- und Vorstellungsvermögen hervorgeht. Er verschmähte es durchaus, den natürlichen Widerstand des Materials durch handwerksmäßige Übungen und Geschicklichkeiten, durch eine Art routinierter Mache, zu überwinden. Er ging in seiner Malerei von dem natürlichen normalen Menschen aus und andererseits vom architektonischen. Für ihn stand die F a r b e im Dienste der Form- und Raumbildung. Aus diesen Grundsätzen heraus sind auch die folgenden künstlerischen Aphorismen von ihm geprägt worden:

„Alle Farbe ist relativ und in erster Linie von ihrer Nachbarschaft abhängig. In der Natur wechselt sie außerordentlich mit jeder Stunde des Tages und mit den unaufhörlichen Veränderungen der Atmosphäre, durch welche das Sonnenlicht dringt. Hinsichtlich der Farbe kommt alles auf feinste Nuancen an. Farben-Erfahrungen an der Natur lassen sich nur durch freie Beobachtung machen. Im Kunstwerke kann die Farbe nur frei verwendet werden.

Farbe ist Licht. Wo Farbe ist, ist also Licht, ein Farbiges niemals finster, sondern nur eine Abstufung zur Dunkelheit, ein Ton. Töne bringen in der malerischen Darstellung die plastische Form, die Illusion des Raumes zustande.



Erinnerung«!! aa Gogoi.

475

In der Natur Ist alles farbig. Aueh die tiefsten Schatten sind koloriert. Also ist überall Lieht Demnach muß die Darstellung ihre absoluten Dunkelheiten für kleinste, zelehnerlseh verwendete Portionen sparen.

•

Jede satte Farbe hat schattigen Charakter. Also ist das offene Lieht der Natur immer heildunkel.

Im Helldunkel Ist Gelb höchstes Licht und Grün allemal dunkel. Daher der warme Generalton guter Bilder.

Grau entsteht im Halbdunkel durch Mischung oder Übereinanderlegen komplexer Farben. Farbiges Grau zeigt den Meister.

•

Die nackte menschliche Figur steht in Ansehung ihres Kolorites gegen beinahe alle anderen Naturerscheinungen zurück, am meisten gegen den strahlenden Glanz der Luft, aber auch gegen die satten Töne der Vegetation und des Erdbodens, ja schließlich gegen Jede Blume. In der wirklichen Erscheinung ist aber der Mensch für diesen Nachteil durch ein anderes entschädigt: Er bewegt sich und zeigt in den Bewegungen das feine Spiel seiner Organisation. Weil wir nun in der Darstellung, den Bewegungen, welche wir den Figuren geben, so einrichten müssen, daß das Verharren in denselben natürlich aussehe, so dürfen wir kein Mittel versäumen, den Figuren zum Scheine jenes Lebens zu verhelfen, das sie in der Wirklichkeit auszeichnet. Wir werden also auch die ganze Kraft des formbestimmenden und belebenden Kolorites einsetzen, um ihnen das gebührende Übergewicht zu geben."

Erinnerungen an Gogol.\*)

foa

Iwan Turgenjew.

Ich wurde bei Gogol durch Michail Semenowltsh Schtsohepkin\*\*) eingeführt. Ich erinnere mich noch an unseren ersten Besuch: es war am 20. Oktober 1851. Gogol wohnte damals In Moskau, auf der Nikitskaja, InTalsins Hause, beim Grafen Tolstoj. Wir kamen um ein Uhr mittags und wurden sofort empfangen. Sein Zimmer lag neben dem

•) Wlf T\*r6UeaUlch«a Hin MooManfibUIU\* ufcllietc 4u kuUtruuii OttaiUu«» Nlkioj G\*f\*b, \*»o <11< !utiMht Wtlt »m li. tun (S. April) iltn Jihra Mtrt Twftalt« l«ri« Oof« dl Jtkr »k '«h> T«4a ktaata <+ i. Hin IUI).

••» Dm Vtrtkait\* mulr.U ichiupUltr 1TM—IMS.

Korridor, rechts. Wir traten ein — and ich erblickte Gogol, der mit der Feder in der Hand vor dem Pulte stand. Er trug einen dunklen Rock, eine grüne Sammetweste und ein braunes Beinkleid. Eine Woche vorher hatte ich ihn im Theater gesehen, bei der Aufführung vom „Revisor“; er saß in einer Loge des ersten Ranges direkt neben der Tür, und mit nervöser Unruhe, den Kopf vorgestreckt, schaute er auf die Bühne, über die Schultern zweier dicker Damen, die ihn vor dem neugierigen Publikum schützten. Hieh wies auf ihn der neben mir sitzende F. hin. Ich drehte mich rasch um, um ihn anzusehen; er hatte wahrscheinlich die Bewegung bemerkt und rückte in die Ecke. Ich war überrascht, wie sehr er sich seit 1841 verändert hatte. Ich traf ihn damals ein paarmal bei Awdotja Petrowna E-na. Zu jener Zeit sah er aus wie ein korpulenter behäbiger Kleiner; Jetzt machte er den Eindruck eines mageren und abgezehrten Menschen, der vom Leben beträchtlich zerquält ist. Dem ewig eindringlichen Ausdruck seines Gesichts mischte sich etwas, wie verborgener Sehmerz, wie traurige Unruhe bei.

Kaum hatte er Schtschepkin und mich erblickt, so kam er uns lustig entgegen und sagte, indem er mir die Hand drückte: „Schon längst hätten wir miteinander bekannt sein sollen.“ Wir nahmen Platz. Ich — an seiner Seite auf dem breiten Diwan, Michail Semenowitsch — im Sessel, neben ihm. Ich musterte seine Züge. Sein blondes Haar, das über die Schläfen fiel, wie sonst bei Kosaken, hatte noch die Farbe der Jugend behalten, es war aber schon ziemlich dünn; von seiner steilen, glatten, weißen Stirn wehte geradezu Intelligenz, wie früher. Seine kleinen grauen Augen sprühten zuweilen vor Lustigkeit — nicht Ironie, sondern Lustigkeit; aber im allgemeinen erschien ihr Blick müde. Die lange, spitzige Nase verlieh Gogols Äußerem etwas Schlaues, Fuchsmäßiges; einen unvoreingenommenen Eindruck machten auch seine dicken, weichen Lippen unter dem geschnittenen Schnurrbart; ihre unbestimmbaren Umrisse drückten — so schien es mir wenigstens — die dunklen Seiten seines Charakters aus: beim Sprechen öffneten sie sich auf eine unangenehme Art und zeigten eine Reihe schlechter Zähne; das kleine Kinn verschwand dabei in die breite schwarze Sammethalsbinde. In Gogols Haltung, in seinen Bewegungen war etwas, zwar nicht Professorenhaftes, aber Lehrermäßiges, etwas, was an einen Gymnasiallehrer aus der Provinz erinnerte. „Was bist du für ein kluges, sonderbares und krankes Geschöpf!“ mußte man bei seinem Anblick unwillkürlich denken. Ich erinnere mich, Michail Semenowitsch und ich fuhren auch zu ihm, wie zu einem ungewöhnlichen, genialen Menschen, bei dem im Kopfe etwas nicht recht ist. . . ganz Moskau war dieser Ansicht. Michail Semenowitsch hatte mich gewarnt, mit ihm nicht über die Fortsetzung der „Toten Seelen“ zu sprechen, über diesen zweiten Teil, an dem er so lange und zäh gearbeitet, und den er bekanntlich vor seinem Tode verbrannt hatte; er mochte das Gespräch darüber nicht. Den „Briefwechsel mit den Freunden“ hätte ich auch selbst nicht erwähnt, denn ich konnte nichts Gutes darüber sagen. Im übrigen bereitete ich mich auf kein bestimmtes Gespräch vor — und war einfach begierig, einen Menschen zu sehen,



BRUNO SCHMITZ / HAUS AUTOMAT IN DER BERLINER FRIEDRICHSTRASSE

EMPTY



dessen Werke ich fast auswendig kannte. Es ist schwer, der heutigen Jugend begreiflich zu machen, welcher Zauber damals seinen Namen umgab; auch ist heute niemand da, auf den die allgemeine Aufmerksamkeit so konzentriert sein könnte.

Schtschepkin hatte mir von vornherein erklärt, Gogol sei nicht gesprächig; in Wahrheit war es anders. Gogol sprach viel, lebhaft, betonte und markierte jedes Wort einzeln — und das erschien nicht nur ganz natürlich, sondern verlieh im Gegenteil seiner Rede eine angenehme Wichtigkeit und Eindringlichkeit. Er betonte in seiner Ansprache etwas den Laut o; andere, für das russische Ohr weniger sympathische Besonderheiten der kleinrussischen Aussprache bemerkte ich nicht. Alles kam gut, bündig, geschmackvoll und treffend heraus. Der Eindruck von Müdigkeit, von nervöser Unruhe, den er bisher auf mich gemacht hatte, war verschwunden. Er sprach über die Bedeutung der Literatur, über den inneren Beruf des Schriftstellers, über die Stellung des Autors seinen eigenen Werken gegenüber; äußerte einige feine und richtige Bemerkungen über den Prozeß des Schaffens, über die, wenn man so sagen darf, Physiologie des Dichtens; und all das brachte er in einer originellen, anschaulichen Sprache hervor, ohne — soweit ich es wenigstens wahrnehmen konnte — sich auf das Gespräch vorbereitet zu haben, und das ist ja bei unseren „Berühmtheiten“ sonst gang und gäbe. Es schien mir nur einmal, daß er aus einem geistigen Arsenal sein Material nähme und zwar, als er über die Zensur zu sprechen anfang und sie beinah billigte, sie hoch stellte, als Mittel, im Autor eine Geschicklichkeit zu entwickeln, die Fähigkeit, sein Werk zu beschützen, Geduld und eine Menge anderer christlicher und weltlicher Tugenden. Auf diese Weise die Notwendigkeit der Zensur zu empfehlen — hieß das nicht die Schlaueit und Verschlagenheit der Sklaverei zu rechtfertigen oder gar zu loben? Ich kann den Vers des italienischen Dichters noch gelten lassen: „Si, servi slam; ma servi ognor frementi“, aber die selbstgefällige Ergebnisheit und Tücke des Sklaven . . . nein! lieber will ich nicht darüber sprechen. In diesem Spintisieren und Klügeln Gogols äußerte sich nur zu sehr der Einfluß derjenigen allerhöchsten Herrschaften, denen der größte Teil des „Briefwechsels“ gewidmet ist, von denen dieser verstockte und muffige Geist kam. Ich fühlte überhaupt sehr bald, daß zwischen Gogols Weltanschauung und der meinigen ein ganzer Abgrund lag. Wir haßten nicht dasselbe, liebten verschiedenes; aber in jenem Augenblick war das in meinen Augen belanglos. Vor mir stand der große Dichter, der große Künstler, und ich schaute auf ihn, hörte ihm ehrfurchtsvoll zu, wenn ich selbst auch nicht seiner Ansicht war.

Gogol kannte wahrscheinlich meine Beziehungen zu Bjelinski, zu Iskander Herzen; er sprach von Bjelinski und seinem Brief an ihn nicht; dieser Name hätte ihm die Lippen verbrannt. Aber zu jener Zeit war im Auslande gerade Iskanders Aufsatz erschienen, in dem er aus Veranlassung des berühmigten „Briefwechsels“ Gogol den Vorwurf des Verrats an seinen früheren Überzeugungen macht. Gogol selbst lenkte das Gespräch

## MORGEN.

auf diesen Aufsatz. Aus seinen, nach seinem Tode erschienenen Briefen (oh! welchen Dienst hätte ihm sein Verleger erwiesen, wenn er zwei Drittel davon weggelassen hatte, oder wenigstens all diejenigen Briefe, die an Damen der Gesellschaft gerichtet sind . . . ein ekelhafteres Gemisch von Stolz und Kriecherei, Heuchelei und Eitelkeit, Prophetentum und Speichelleckerei — gibt es in der Literatur nicht!), aus Gogols Briefen wissen wir, welch unheilbare Wunde seinem Herzen das Fiasko seines „Briefwechsels" geschlagen hat, ein Fiasko, das von einer der wenigen anständigen Regungen der damaligen Gesellschaft zeugt. Schtschepkin und ich waren am Tage unseres Besuches Zeugen, wie sehr diese Wunde brannte. Gogol begann — mit plötzlich veränderter, hastender Stimme — uns zu versichern, er könne nicht verstehen, warum manche Leute in seinen früheren Werken irgend etwas Oppositionelles erblickten, etwas, dem er nachher untreu geworden sei; er habe immer dieselben religiösen und staatschützenden Ansichten vertreten, und zum Beweis wolle er einige Stellen aus einem seiner vor langem bereits erschienenen Bücher vorführen . . . Mit diesen Worten sprang Gogol mit fast jugendlicher Frische auf und lief ins Nebenzimmer. Michail Semenowitsch konnte nur die Brauen hochziehen und den Zeigefinger heben . . . „So hab ich ihn noch nie gesehen", flüsterte er mir zu . . . Gogol kehrte mit einem Bande der „Arabesken" in der Hand zurück und begann einige Stellen aus einem der kindlich-aufgeblasenen und ermüdend-leeren Artikel dieser Sammlung vorzulesen. Ich erinnere mich noch, es war die Rede von der Notwendigkeit einer strengen Staatsordnung, eines absoluten Gehorsams u. s. f. „Sehen Sie," beteuerte Gogol, „ich habe auch schon früher dasselbe gedacht, dieselben Ansichten vertreten, wie jetzt! . . . Wieso wirft man mir Verrat vor? . . . Mir?" — Und das sprach der Verfasser des „Revisors", einer der negierendsten Komödien, die je auf der Bühne erschienen! Schtschepkin und ich schwiegen. Gogol warf endlich das Buch auf den Tisch und begann wieder über Kunst zu sprechen, über das Theater, erklärte sich mit dem Spiel der Schauspieler im „Revisor" unzufrieden, sagte, sie hätten „den riohtigen Ton verloren," und er sei bereit, ihnen die Komödie vom Anfang bis zu Ende vorzulesen. Schtschepkin hielt ihn beim Wort und verabredete auf der Stelle, wann und wo das Vorlesen stattfinden sollte. Da kam eine alte Dame zu Gogol. Sie brachte Ihm ein Stück Hostie vom Abendmahl. Wir entfernten uns.

Zwei Tage später fand die Vorlesung des „Revisors" statt in einem Saale des Hauses, wo Gogol wohnte. Ich erhielt die Erlaubnis, daran teilzunehmen. Unter den Zuhörern war auch der verstorbene Professor Schewyrew und, wenn ich nicht Irre, Pogodin. Zu meiner großen Verwunderung waren längst nicht alle im „Revisor" Mitspielenden der Einladung gefolgt: es kam Ihnen beleidigend vor, daß man sie belehren wollte. Ebenfalls war keine einzige Schauspielerin erschienen. Gogol schien gekränkt zu sein . . . Er geizte bekanntlich mit solchen Liebenswürdigkeiten. Sein Gesicht nahm einen mürrischen



sehen und kalten Ausdruck an; die Augen lauerten mißtrauisch. An diesem Tage sah er in der Tat krank aus. Er begann zu lesen — und lebte auf. Seine Wangen röteten sich; seine Augen wurden weit und hell. Er las vortrefflich ... Ich hörte ihn damals zum ersten — und zum letzten Male. Dickens, der ebenfalls vorzüglich vorliest, spielt seine Romane, sein Lesen ist dramatisch, beinah theatralisch: er allein repräsentiert mehrere treffliche Schauspieler, die uns bald zum Weinen, bald zum Lachen bringen; Gogol frappierte mich dagegen durch seine äußerste Einfachheit, durch seine verhaltene Art, durch seine gewichtige und zugleich naive Innigkeit, die sich scheinbar gar nicht daran kehrte, ob Zuhörer da seien und was die dächten. Es schien, als ob Gogol einzig darum Sorge trüge, in einen Vorwurf einzudringen, der ihm selbst fremd war, und seinen eigenen Eindruck am besten wiederzugeben. Die Wirkung war ungeheuerlich — besonders in den komisch-humoristischen Stellen; man mußte unbedingt lachen — gut. gesund lachen; und der Urheber all dieses Gaudiums vertiefte sich Immer mehr in seine Tätigkeit, ohne sich durch die allgemeine Lustigkeit beirren zu lassen; er schien sich selbst über sie zu wundern — und nur ab und zu zitterte um die Augen herum und auf den Lippen das verhaltene Lächeln des Meisters. Mit welchem Staunen, mit welcher Verwunderung brachte Gogol den berühmten Satz des Polizeimeisters von den „zwei Ratten“ hervor (ganz am Anfang des Stückes) „Sie kamen, schnüffelten umher und gingen davon!“ — Er sah uns sogar langsam an, als ob er die Erklärung eines solchen erstaunlichen Ereignisses suchte. Da begriff Ich erst, wie falsch, oberflächlich, aus dem Wunsche nach Postenrolle heraus, der „Revisor“ sonst gespielt wird. Ich saß da in eine freudige Rührung versenkt: das war für mich ein wahres Fest. Leider dauerte es nicht lange. Gogol hatte noch nicht die Hälfte des ersten Aktes zu Ende gelesen, als die Türe geräuschvoll aufging, und durch das ganze Zimmer hindurch lief lächelnd und nickend ein noch ziemlich junger, aber schon ungewöhnlich zudringlicher Literat, und nahm ohne ein Wort zu sagen in der Ecke Platz. Gogol hielt inne, schlug mit aller Gewalt auf die Klingel und sagte wütend zum hereintretenden Kammerdiener: „Ich habe dir doch befohlen, niemanden hereinzulassen.“ Der junge Literat rührte sich leise, im übrigen war er keineswegs betroffen. Gogol trank einen Schluck Wasser und fuhr im Lesen fort; aber es war längst nicht mehr dasselbe. Er hastete, brummte vor sich hin, verschluckte das Ende der Worte; manchmal ließ er ganze Sätze aus und machte nur eine ungeduldige Gebärde. Das unerwartete Erscheinen des Literaten hatte ihn verwirrt, seine Nerven hielten sichtlich den leisesten Anstoß nicht aus. Nur noch bei der Szene, wo Chlestakow sich in Lügen verwickelt, belebte er sich wieder und hob die Stimme: er wollte zeigen, wie diese wirklich schwierige Stelle aufzufassen sei. In Gogols Wiedergabe erschien sie mir natürlich und glaubwürdig. Chlestakow wird sowohl durch das Sonderbare seiner Lage, wie durch das ihn umgebende Milieu und die eigene leichtsinnige Fixiertheit hingerissen; er weiß zwar, daß er lügt, glaubt aber selbst an sein Gefasel: das ist etwas wie Inspiration, Sinnenrausch, Schaffensfreude das ist kein einfaches Lügen, keine einfache Prahlerei. „Im Vorzimmer surren die Bitt-

MORGEN.

steller, 85TausendStaflotten Jagen umher, und dieses dumme Pack hier hältMaulaffen feil; was bin ich für ein geschickter, amüsanter, gesellschaftsfähiger junger Mann!" Diesen Eindruck machte der Chlestakowsche Monolog in Gogols Munde. Aber im allgemeinen war die Rezitation des „Revisors" an Jenem Tage nichts mehr als eine Andeutung, eine Skizze; und all das kam durch den ungeladenen Literaten, der seine Zudringlichkeit so weit trieb, daß er länger als alle anderen bei dem ermatteten, bleichen Gogol blieb und sieh sogar in sein Arbeitszimmer drängte.

Im Korridor nahm ich von Gogol Abschied, ich habe ihn nie wieder gesehen.

(Übersetzt von Frida Iehak.)

Hundschau.

Finanzpolitisches.

Von Pluto.

Berlin wechselt die Farbe! Lange

Zelt hindurch war diese Börse fester ab Wien, Paris und London, am vorigen Montag, gerade am Medio — erlebten wir das Umgekehrte. Wer dann unter dem allgemeinen Drucke z. B. In London verkaufen Heß, wunderte sich, so gut weggekommen zu sein. Nicht, daß es etwa früher In Berlin an einzelnen Ängstlichen gefehlt hätte. Solches Heß sich bereits Im Dezember beobachten, als erste Wiener Hände Ihre Papiere unausgesetzt an den deutschen Markt brachten. Indessen noch heute sind die Kurse tatsächlich höher als damals! Diejenigen also, die Ihre Effekten — haben, verkaufen nicht, weil sie sehen, wie langsam die Mühlen der Politik mahlen, und diejenigen, welche kaufen möchten, rechnen sich aus, daß sie dies Im Kriegs-falle noch billiger erreichen könnten. Zwischen diesen beiden Hegt der Sumpf d. h. die Geschäfts-stille, die nur durch die Schachzüge unserer Speku-lation unterbrochen wird. Letztere tut dann das, was sie Immer in Bauen Tagen zu tun pflegt, sie sucht sieh für Ihre Hausseengagements den Rücken einigermaßen durch Blankoverkäufe zu decken. Das Ist bekanntlich am leichtesten in Bankaktien möglich, da ein Schluß von 100 000 Diskonto-Kommandtt oder Handelsgesellschaft schon zu %% niedriger ausgeführt werden kann. Unsere plötzliche Kriegsangst läßt sich schon aus der bloßen Lektüre der Depeschen konstatieren, aber charakteristisch genug wird man über die eigne Empfindung so unbillig, daß neuerdings auch eine gewisse Kritik gegen Österreich Platz greift. Andererseits die Börse pflegt sich Immer möglichst lange In Friedenshoffnungen zu wiegen, wie dies vor wenigen Jahren wieder beim Ausbruch des Japanisch-Russischen Krieges der Fall war. Natürlich sind die Kursstürze In Industriepapieren ungleich schärfer gewesen, weil zu der schlechten Politik auch die schlechten Marktberichte kommen und der Gelsenklohener Coneem sieh nach neuen 66 Mil-lionen zu Vergrößerungen sehnt Wann kauft unser Publikum Industrie - Aktien? Sobald es 30% Dividende erhofft! Und wann folgen einander die Verkäufe? Bei 10% Dividende. Heute gibt es aber längst einen festen Stamm von Kapitalisten, die sich für beide Eventualitäten nicht Irre machen



lassen. Übrigens hat die Versteifung des Geldes an sich Jetzt, gegen Quartalsende kaum etwas zu bedeuten. Symptomatischer dagegen ist der Umstand, daß alle die neuen Stadtanleihen nicht mehr ziehen. Vielleicht gibt es Oberbürgermeister, die in der Folge Ihre Tatenlust etwas zügeln. Unsere politische Stimmung aber Ist keineswegs dadurch geschönt, daß Rußland mit einer zweideutigen Note In Wien überrascht hat Obendrein geben Leute, die

Rundschau.

481

onsern Oesandton In Bukarest, Herrn v. Kladderlen-Wachter, Jetxt auf seiner Reise In Deutschland gesprochen haben, von diesem recht kriegsbesorgte Ansichten wieder.

•

Die Schwele als Getreide-

kaufmann durfte wahrscheinlich bald In Tätigkeit treten. — Ein Schauspiel ebenso neu, wie In seinen Folgen lehrreich für die ganze moderne Sozialpolitik. Das Spiritusmonopol desselben Staates mit seinem Sechs- Millionen -Ertragnis, dessen man sich bei allem Abscheu vor dem Alkohol dennoch freut, umfaßt ein kleines geschlossenes Gebiet Indessen ein Getreidemonopol, für das die Demokraten und Arbeiter eintreten und dem sogar der Bund nunmehr geneigt Ist, wurde eine soziale Fürsorge ersten Ranges darstellen; natürlich Immer nur, falls es keinen Mißerfolg gäbe. Im Prinzip scheint dieser Versuch, wie wir ihn einstweilen noch nennen wollen, gesund zu sein, da es sich dabei In erster Linie keineswegs um eine neue Einnahmequelle handelt, sondern um die Aufhebung zahlreicher bisheriger Unzuträglichkeiten. Die Schweizer Mühlen sollen technisch zurückgeblieben sein, so daß die süddeutsche Konkurrenz drückend geworden ist Deshalb will nun der Staat als einheitlicher Getreidekäufer Im Auslande auftreten, den ganzen sehr großen Restbedarf für die Bevölkerung übernehmen, um Ihn dann den inländischen Mühlen nutzbringend für beide Teile zu verkaufen. Bekanntlich hat nun Getreide einen Weitmarktpreis, mit dem dann auch ein so gewaltiger Einkäufer wie die Eidgenossenschaft beständig rechnen müßte. Es hätte also eine einzige Kommission die unübersehbare Intelligenz zahlloser Kaufleute an den verschiedensten fremden Plätzen ganz In sich zu vereinen. Und gesetzt daß ein solches künstliches Uhrwerk weder vor- noch nachgehe, sondern ganz genau funktioniere, warum dies alles? Die Schweizer, welehe Ihre Acker zum großen Teil in Wiesen verwandelt haben und auf diese Weise einen außerordentlichen Export Jahrein Jahraus erzielen, dürfen auch ohne Schaden für Ihre Handelsbilanz dem Auslande gute Getreidepreise zahlen.

\* ,

Diamantenfabeln werden nunmehr nach manohrer Meinung bei uns sorgfältig Im Umlauf gehalten. Sie betreffen unsere afrikanischen Steine, die zuerst In der City und dann Monate später von Herrn Dernburg im Reichstage ausgelegt wurden. Inzwischen haben sich die Laien zu einer Art Patriotenliga In dieser Sache verbunden und werden nicht müde, den Wert unserer Kolonien auch an der Hand unserer dortigen Edelstelschätze hervorzuheben. Da das zu Überhohen Kursen verführen könnte, so täte man vielleicht gut einmal unsere Juwellere darüber zu hören.



Denn nicht die Theoretiker und Beamten wissen, was für den Diamantenhandel taugt sondern Immer nur die Händler selbst. Von diesen aber werden Urteile bekannt, dlo so durchaus pessimistisch klingen, daß es Interessant zu erfahren wäre, ob eigentlich Herr Dernburg neben Bijouteriefabrikanten aus Pforzheim und Hanau auch noch ernste Juweliere befragt habe. Sollten letztere wirklich nicht mehr von Ihrer angeblichen Feststellung abgehen, daß diese winzigen neuen Diamanten sich niemals Im Weltmarkte Eingang verschaffen könnten, — besonders da Amerika ganz andere Ansprüche mache, — so wäre es wohl Zeit, mit einem laimer weiter verbreiteten Irrtum endgültig aufzuräumen. Zugegeben, daß wir in Deutschland gegen unsere eigenen Glückszufälle skeptisch zu sein pflegen, so Hegt doch hier In diesem besonderen Falle die unausbleibliche Pflicht vor, der Wahrheit auf den Grund zu kommen. Unsere maßgebenden Juweliere sind sämtlich Hoflieferanten, weshalb sie In polltischen Dingen den Mund nicht gerne von selbst aufmachen.

• •  
•

Es wird ein starker Kaffee werden, falb unsere Reichsfinanzreformer mit Ihren diesbezüglichen Zollwünschen durchdringen. Natürlich haben sich die Händler sofort gebärdet als ob sie Elektrizitätsdirektoren wären, d. h. sie sprachen von der bekannten Schädigung des bekannten Allgemeinwohles. Nur daß sie anstatt von der Kraftübertragung von den gehelligten Reohton des brasilianischen Handelsvertrages sprachen. Nun benimmt sich aber Brasilien, wie es hier schon einmal dargelegt wurde, keineswegs sehr gerecht

## MORGEN.

gegen Deutschland. Denn während wir Ihm nicht nur einen Hauptteil seiner Kaffeeernte abnehmen, sondern auch unser bares Geld in seine Eisenbahnen, Provinzial- und Staatsanleihen stecken, gewahren die Herren in Rio bekanntlich nur der Union Vorzugszölle. Zwar könnte ja als Entschuldigung angeführt werden, daß man die brasilianischen Zollbeamten elend genug bezahle, um den Importeuren aus aller Herren Länder die größten Durchstechereien zu ermöglichen, allein offene Klüßbräuche heben noch keine gesetzlichen Nachteile auf. Wir brauchten daher auf unser größtes Bezugsland von Kaffee nur wenig Rücksicht zu nehmen, trotzdem eine Abwälzung Jener Belastung schließlich auf unsere Konsumenten leider keineswegs ausgeschlossen wäre. Denn die deutschen Händler können doch den Brasilianern mit keinem andern Produktionslande drohen. Die Großen bei uns müßten den Zoll tragen und Ihrer Geschicklichkeit, oder richtiger: Festigkeit wird es schon gelingen, sie hierbei auf Kosten der „Kleinen“ zu entschädigen. Bei Massenwaie ist dies sogar der alte Gang der Dinge!

Deutsche und Südslawen.

Von Otto Sei dl.

Von den südslawischen Stämmen sind den Deutschen die Winden oder Slowenen an der oberen Drau benachbart, während rings um die Mündung der Drau herum — in Sirmien, in der Batschka und im Banat — Deutsche und Serben nebeneinanderwohnen. Den Slowenen oder gar den Serben gegenüber ist das Deutschtum nicht in der bedrängten Lage, in der sich etwa die Deutschen in den Sudetenländern befinden. Wohl kommt es vor, daß der slowenische Pfarrer belnen Schäfleln einschärft, den zu erwartenden Sommerfrischlern nur ja keine deutsche Auskunft zu geben, wohl kämpft die slowenische Bildungsschicht eifrig für die Slawisierung der deutschen «tätlichsten Sprachinseln, etwa durch Errichtung slawischer Mittelschulen. Aber die Bekämpfung des Deutschtums durch die Slowenen ist nicht Volks-; »che, sondern nur die Folge von künstlicher Verhetzung. Der slowenische Bauer ist sich des Wertes der deutschen Schriftsprache auch heute noch vielfach bewußt, um so mehr als mancher seine eigene schnell und künstlich zusammenerfundene slowenische Schriftsprache schwer versteht (Hofmann v. Wellenhof: „Der Kampf um das Deutschtum Vll“, München 1899; 1,40 M.; S. 88). Es war überhaupt ein Fehler der Slowenen, sich eine eigene Schriftsprache zu bilden für ihr Völkchen mit seinen 1 100 000 bis 1 200 000 Menschen. Sie hätten — von ihrem Standpunkte aus — besser getan, das slowenische Volk an die kroatische Sprachgemeinschaft anzuschließen. Wie sehr auch der Slawe durch seine Begabung für die Erlernung fremder Sprachen dem Deutschen überlegen ist,



später wird es sich einmal zeigen, daß das Deutsche durch seine Einheitlichkeit gegenüber der slawischen mundartlichen Zerspaltung einen wichtigen Vorteil voraus hat. Dazu kommt dann noch die Verschiedenheit der Schriftarten auf slawischer, gerade auch südslawischer Seite.

Im allgemeinen vermehren sich die Slowenen etwas rascher als die Deutsehen, besonders was die eheliche Fruchtbarkeit anlangt. Die Sprachgrenze zieht von Villach abwärts meist etwas nördlich des Drautals; doch haben sich die deutschen städtischen Sprachinseln weiter südwärts in Kärnten und Steiermark gehalten, während das Deutschtum in Laibach nur mehr eine schwer kämpfende Minderheit bildet. Südöstlich von der Hauptstadt aber, nahe der kroatischen Grenze, hegt die berühmte deutsche Sprachinsel Gottschee, mitten in die unfruchtbare Wildnis der „Windischen Mark“ versprengt. Viele opferwillige Freunde und mächtige Herren haben über diesem vereinsamten Kinde des Deutschtums ihre schützende Hand gehalten. Seit auch ein eigener Reichsrats Wahlkreis für die Sprachinsel gebildet ist, darf die Hoffnung auf Erhaltung des dortigen Deutschtums wohl als begründet bezeichnet werden.

In Südungarn und in dem unter serbokroatisch-nationaler Herrschaft stehenden Sirmien steht das Deutschtum dem Slawentum viel kraftvoller gegenüber. Denn hier sind die Deutschen erst seit etwas über 100 Jahren eingedrungen; hier ist das Slawentum des Kampfes mit dem Deutschtum noch nicht gewohnt; ja es ist hier infolge seiner wirtschaft-

Rundschau.

483

liehen Zurückgebliebenheit geradezu der schwächere Teil. Den vielen Kindern der „Schwaben“ bietet der fette Boden reichliche Nahrung, und Slrmlen, das nicht — wie Batschka und Banat — unmittelbar unter der Herrschaft der Magyaren steht, entsendet unter seinen Abgeordneten auch einen Deutschen in den kroatischen Landtag (s. „Deutsche Erde“, Gotha 1907, S. 209).

Aueh im nördlichen Bosnien gibt es ein paar deutsche Dörfer: Franz-Josefs-Feld, Rudolfstal u. a. Durch den Streit zwischen Österreich-Ungarn und Serbien wird die Teilnahme auf unsere Volksgenossen unter den Serben gelenkt. Auch die Zeitschrift für deutsche Schutzarbeit in Österreich, „Der getreue Eckart“ (Wien I, Bräunerstr. 9; 2,50 M. Jährt.) berichtet. Im Februar-Heft 1909, S. 46 mit teilnehmender Freude von diesen kraftigen deutschen Vorposten im Südosten, die friedlich, ohne unter nationaler Verfolgung zu leiden, den habsburgsehn Serben als Lehrer dienen. Und so kann man sehr im Zweifel darüber sein, ob es für die heutigen Reichsserben segensvoll war, daß Österreich den eigentlich serbischen Teil ihres heutigen Landes (den es 1718 zu Passarowitz gewonnen), 1789 im Frieden zu Belgrad wieder an die Türkei abtreten mußte. So bat sich im Osten des serbischen Stammesgebiets ein kleiner „Nationalstaat“ gebildet, der nun die Volksgenossen im Norden und Westen zu sich heranziehen möchte. Nicht nur das östliche Bosnien, sondern auch Teile Südungarns, Slrmlen und Süddalmatien müßte der Habsburger Staat abtreten, wenn die Vereinigung der Serben auf seine Kosten bewerkstelligt werden soll. Da wäre es doch eigentlich bequemer, wenn die Belgrader Serben freiwillig den österreichischen Verlust von 1789 wieder gut machten! Dann ist die „Einheit der Serben“ errungen! Nur ein kleines Opfer an Eitelkeit wäre nötig! Aber auf jeden Fall mögen die Reichsserben den alten Habsburger-Recken nicht allzu frech reizen. Denn sonst käme wohl ein ganz eigentümlicher, frischer Sinn in das alte Kriegslied; und nicht gegen den serbokroatischen Einheitsgedanken, wohl aber gegen die reichsserbische Frechheit würde es klingen: „Wollt dem Kaiser wledrum kriegen!“!

Die serbischen Befestigungen.

Von Oberleutnant Harbauer.

Serbien, das mit drei Kriegsmöglichkeiten zu rechnen hat, hat auch demgemäß sein Betestigungssystem aufgebaut. Man unterscheidet in Serbien Befestigungen an der Donau, solche an der Ostgrenze und endlich die befestigte (?) Südfront.

Gleich eingangs sei aber erwähnt, daß permanente Befestigungen im modernen Sinne überhaupt nicht existieren. Erst in den letzten Jahren ging man daran, Pirot, Zajecar und Nis in ver-



schanzte Lager umzubauen. Die Befestigungen bestehen zumeist aus starken Erdwerken mit Aufzügen bis zu 4,6 Meter Höhe, Gräben von 4—8 Meter Breite und etwa 4 Meter Tiefe. Die älteren permanenten Befestigungen stammen zum Teil noch aus der Türkenzeit und sind größtenteils nicht erhalten. In großer Zahl finden sich aber im Lande verstreut leidmäßige Befestigungen neueren Datums, die notdürftig erhalten werden und in der jüngsten Zeit verbessert wurden. Die größte Bedeutung kommt wohl den Erdwerken von Al e k s I n a c zu, die die Stadt in einer Entfernung von 1,1 Inn umgeben. Wie in allen ehemals türkischen Gebieten befinden sich auch noch in Serbien längs der Grenzen zahlreiche kleinere und größere verteidigungsfähige Unterkünfte (Karaulen), die schon im Frieden von der Grenzwatche besetzt sind und denen als Stützpunkte (auch für eventuelle Banden) eine gewisse Bedeutung nicht abzusprechen ist. Längs der D o n a u 11 n I e wären als Befestigungen zu nennen jene von Belgrad, Semend r I a und El a d o v o. Ich hatte vor nicht allzulanger Zeit Gelegenheit, die Befestigungen von Belgrad (serbisch Beograd — die weiße Burg) in nächster Nähe zu betrachten. Will man den Serben recht viel Ehre antun, so kann man sagen, daß diese Befestigungen den Charakter einer schlecht erhaltenen Depotfestung tragen, die aber keineswegs der Bedeutung des Platzes (Nähe der Grenze, Landeshauptstadt) entspricht. Die Festungswerke wurden in den Jahren 1718—1739 von den österreichischen Truppen aufgeführt, sind daher beinahe 200 Jahre alt. Die Befestigungen bestehen

## MORGEN.

aas der oberen und der unteren Festung. Freistehendes, sichtbares Mauerwerk ist vorherrschend, die Anlagen sind verwahrlost und entbehrten bis vor kurzem der Armierung; erst kürzlich wurden die besterhaltenen Positionen armiert und Instandgesetzt. Trotz alledem sind die Werke modernen Angriffsmitteln nicht gewachsen. Die obere Festung liegt auf einem die Save-Donau um etwa 40 m überhöhenden Plateau. Der sturmfreie Wall besitzt Außenwerke und ist im Süden durch die vorliegenden Stadtteile maskiert. Die knapp am Saveufer gelegene untere Festung besteht aus einer Umfassung aus freistehenden Mauern und alten Türmen und weist auch eine Anzahl gleichfalls in der letzten Zeit in Verteidigungszustand gesetzter Militärgebäude auf. Auch die in der Nähe des Bahnhofes befindliche Tabakfabrik ist verteidigungsfähig. Südlich und östlich der Stadt besteht in einem Umkreis von zirka 1,5 km in den alten Inguschen Linien eine Art Kernwerk in einer Länge von beiläufig 2 km. Durch die dominierende Lage der Festung ist eine Beherrschung der Donau und Save auf Geschützertrag ermöglicht. Die Widerstandskraft Belgrads darf nicht allzu hoch veranschlagt werden. Südwestlich der Stadt führt über die Save eine etwa 460 m lange Eisenbahnbrücke, die durch den Berliner Vertrag des Jahres 1878 neutral erklärt wurde. Wie noch erinnerlich, haben sich die Serben an diese Vertragsbestimmungen nicht gehalten, sondern den auf serbischem Gebiet gelegenen Teil der Brücke zum Sprengen eingerichtet. Semendria (serbisch Smederovo) besitzt ein altes aus dem Jahre 1432 stammendes Kastell mit einer 6 m hohen Umfassungsmauer, die von einem ebenso tiefen trockenen Graben umgeben ist; die Umfassungsmauer ist durch 24 Flankierungstürme unterbrochen. Obwohl das Kastell in den letzten Monaten notdürftig renoviert wurde, so kann doch nur von einer minimalen Verteidigungsfähigkeit gesprochen werden. Bis vor wenigen Monaten war das — überdies von den Hügeln im Südwesten eingesehene — Kastell beinahe ganz verfallen. Von Semendria führen mehrere gute Kommunikationen durch das Morawatal und nach Pozarevac. Die Donaustrecke Semendria-Golubac ist unbefestigt, obwohl sich hier mehrere geeignete Übergangspunkte befinden. Kladovo, eine Depotfestung mit bastionierter Umfassung und einem Reduit, befindet sich nach wie vor im schlechten Bauzustand und ist überdies von einem südwestlichen, auf etwa einem Kilometer entfernten Bregalnica eingesehen — besitzt somit keinen militärischen Wert. Unvergleichlich besser steht es mit den gegen Bulgarien gerichteten Befestigungen. Die größeren befestigten Orte besitzen Dampf-



bäckereien, große Artillerie- und Munitionsdepots, sowie Verpflegungsmagazine. Zur Versammlung größerer Kräfte ist der Raum um Niš besonders eingerichtet. Was nun die Befestigungen der südlichen Grenze Serbiens anbelangt, so beschränken sich diese auf eine Reihe von Erdwerken und Karaulen um Vranja und entlang der nordwestlich streifenden, von Gebirgen gebildeten Grenze. Im Innern des Landes kommt noch Kragujevac als Straßenknotenpunkt Bedeutung zu, da es die Operationslinien nach Belgrad unterbindet. In Kragujevac befinden sich zahlreiche militärische Etablissements und eine Waffenfabrik. Aus diesem Grunde besteht auch schon seit Jahren der Plan, Kragujevac — da es überdies sowohl bei einem Einfall aus nördlicher wie aus östlicher Richtung zu einem den Eingang in das Landesinnere sperrende Reduit werden kann — als verschanztes Lager auszubauen.

Die militärische Lage Österreich-Ungarns gegenüber Serbien.

Von v. Witzleben.

Die österreichisch-ungarische Heeresleitung setzt ihre Rüstungen mit vollendeter Sicherheit aber ohne Geräusch fort, um für alle Fälle bereit zu sein. Seit kurzem ist auch die volle kriegsmäßige Munition für die Feldartillerie fertiggestellt und verteilt und dazu sind besondere Vorkehrungen sowohl in den beiden neuen Provinzen wie auch längs der Donau-Savegrenze getroffen worden. Diese Vorsorgen erstrecken sich auf die Erhöhung

der Friedensstände bei allen im Bereiche des XV. Armeekorps (Sarajewo) dislozierten Truppen und auf die Vermehrung der dorteilhaft stehenden höheren Einheiten in eine Truppendivision, die in zwei Gebirgsbrigaden gegliedert ist. Durch die Erhöhung der Friedensstände hat die Gefechtsstärke des XV. Korps eine Vermehrung auf rund 60 000 Mann erfahren.

Die Trappentransporte aus dem Reichs Innern erfolgten derart, daß aus allen Korpsbereichen Niederösterreichs, Böhmens, Galiziens und Ungarns von verschiedenen Regimentern die vierten oder andere Bataillone herangezogen worden und mit diesen Trappenteilen zwei Gebirgsbrigaden in drei bis sieben Bataillonen und einer Gebirgsbatterie gebildet worden.

Das XV. Armeekorps gliedert sich sonach heute in drei Infanterietruppendivisionen (Nr. 1, 2 und 48) mit insgesamt 12 Gebirgsbrigaden, 1 Gebirgsartilleriebrigade zu 8 Regimentern zu je 4 Batterien, 2 Eskadrons Kavallerie, 2 Pionierkompagnien, 1 Festungsartilleriekompagnie und 4 Gebirgsjägereskadrons, das Militärkommando in Zara, dem Süddalmatien untersteht, in zwei Gebirgsbrigaden, so daß für etwaige Operationen nach Montenegro und Serbien zusammen an Infanterie 14 Gebirgsbrigaden sofort zur Verfügung stehen. Dieses Kräfteangebot dürfte jedoch schwerlich ausreichen. Für einen Feldzug nach Serbien rechnet man unter Berücksichtigung des zu erwartenden Guerillakrieges und der dadurch bedingten umfangreichen Vorsorgen für den Etappenschutz auf ein Aufgebot von 4 bis 5 Korps, das waren nach der normalen Ziffer rund 240 000 bis 300 000 Mann, während für die Operationen in Montenegro ca. 100 000 Mann als notwendig erachtet werden. Im Falle des Eintritts unmittelbarer Kriegsgefahr müßten daher sehr umfangreiche Transportbewegungen erfolgen, die gegenüber Serbien zwar ohne besondere Schwierigkeit zu bewältigen sind, da eine weitere Kräftigung der Drina-Position, wo schon heute rund 80 000 Mann stehen durften, einerseits kaum erforderlich, andererseits, dank der guten Bahn- und Straßen-Verbindungen unschwer erfolgen könnte, jedoch gegenüber Montenegro nur dann ohne große Reibungen bewirkt werden kann, wenn auch die MOBOEN. 1\*0«. H. fl. »S.

Flotte hierzu herangezogen würde. Hierbei kommt in Betracht, daß Österreich-Ungarn unter Festhaltung der Drina mit den Hauptkräften aus dem unteren Banat vorgehen dürfte, während gegenüber Montenegro eine Operation über die Cerna Gora und von der Küste aus über Spizza gegen die zentralen Becken in Aussicht stehen mag. Soweit aus unvorsichtigen Äußerungen serbischer und montenegrinischer Politiker zu schließen ist, besteht der Kriegsplan dieser Staaten darin, Bosnien und die Herzegowina zu insurgieren und dann, wo



tunlich, durch eine gemeinsame Operation, etwa mit Kalinovlk ab Bindelinie, über das südöstliche Bosnien gegen Sarajewo-Mostar loszumarschieren. Diesen Möglichkeiten erseht österreichischerseits durch die Befestigungen, durch Errichtung eines verstärkten Grenzschatzes, durch die Organisation von Streifkommandos wie durch die ausgiebige Verstärkung der exponierten Stationen vorgebeugt. Gegenüber Serbien kommt es hierbei auf die unbedingte Festhaltung der Drinallinie an. Dementsprechend sind die großen Übergangspunkte über die Drina bei Foca, Gorazda und Visegrad befestigt und neuerdings durch Troppenzüge wesentlich verstärkt worden. Von Nachteil ist nur, daß die einzelnen Übergänge sehr weit voneinander liegen, so daß eine gegenseitige Unterstützung schwierig ist und daß abwärts Loznica das serbische Drinanofer das bosnische am einen Meter überhöht und fast überall eine Annäherung und Ansammlung gestattet während das bosnische frei und offen daliegt. Wahrscheinlich ist nun, daß das Gros der im östlichen Bosnien, in Banjalka und Dolna-Tuzla, untergebrachten 48. Infanteriedivision über Loznica, mit Teilen über und nördlich Zvornik vorgehen wird, während über Ljubovija die aus Sarajevo vordirigierten und für die Operation über Rogatica-Visegrad entbehrlichen Kräfte angesetzt werden dürften. Hierzu ist zu bemerken, daß die vorhandenen Streitkräfte für die Durchführung einer kraftigen Offensive über die Drina nicht ausreichen, daß vielmehr die an der serbischen Grenze verteilten beiden Infanteriedivisionen nur die ersten Staffeln des erforderlichen Machtaufgebotes sein können, während das Gros erst aus dem nächstbefindlichen Korpsbereiche von Agram (13. Korps)

heranzuschieben sein wird. Und dies umsomehr, als mit einem starken Vorstoß serbischer Truppen aber die Drina gerechnet werden muß.

Wesentlich einfacher liegen die strategischen Verhältnisse im Horden Serblens. Hier bilden Save und Donau eine so mächtige Grenzbarriere, daß von einem strategischen Oberfall Serbiens nicht die Rede sein kann. Weiter bestehen viel günstigere Verhältnisse für die Versammlung sehr starker Streitkräfte, indem das Kommunikationsnetz die rasche Ansammlung zahlreicher Truppen ermöglicht und die vielen wohlhabenden Ortschaften deren Unterbringung begünstigen. Als Aufmarschraum des Gros kommt das untere Baust in Betracht, das ist der Baum Pancsova-Weißkirchen, in welchem vier Bahnen münden und die Donau als Transportlinie eine große, in allen bisherigen Kriegen in Erscheinung getretene Rolle spielt. Von hier aus ergeben sich günstige Operationsrichtungen durch das Tal der zentralen Horava, der Kornkammer Serblens und seiner wirtschaftlichen Basis. Diese Richtung ist aber auch deshalb von so großer Bedeutung, weil sie die für den Bewegungskrieg geeigneten Bäume umfaßt und umrandet und bei den schwierigen Nachschubsverhältnissen die Durchführung der Okkupation wesentlich erleichtern würde. Die Operationsrichtung über Visehrad-Caeak und Jene durch das Moravatal stellen die große äußere Umrandung des wahrscheinlichen Kriegstheaters dar; gelingt es einer österreichischen Offensive Herr dieser Linien und der sie begrenzenden Bäume zu werden, so tritt eine allseitige Abschließung und Einschnürung der serbischen mobilen Kräfte in den westlich und nördlich davon gelegenen Bäumen ein, die im Verlaufe der Ereignisse zu einer Kapitulation geführt werden könnte. Ein Hinarbeiten auf eine derartige Lösung des Problems der Niederwerfung der serbischen Anarchie erscheint auch mit Rücksicht auf den Umstand, daß nur ein Festhalten der serbischen Streitkräfte den späteren Bandenkrieg verhüten kann, von Wichtigkeit; ist die serbische Armee geschlagen und, womöglich zerniert — die konzentrischen österreichischen Operationslinien weisen gebieterisch darauf hin, diese Zernierung anzustreben, — so ist auch der Widerstand des Landes bei der Forcierung der Save-Donau ist der Donauflotte (12 Schiffe) eine besondere Rolle zugewiesen. Schätzungsweise dürften im Banat etwa zwei bis drei Korps, in Syrmien ein Korps, an der unteren Drina eine verstärkte Infanteriedivision und im Gebirgslande östlich des Banates zwei bis drei Gebirgsbrigaden zur Verwendung gelangen, sodaß das Kraftaufgebot gegenüber Serbien sich auf vier Korps und zwei selbständige Infanteriedivisionen belaufen könnte.

Die serbische Hauptkraft wird, wie aus mehreren Anzeichen hervorzugehen scheint. Im Baume Val-



Jevo-Üzlce bzw. Aranjelovae-SvUJalnac versammelt mit Kragujevae als befestigten Stützpunkt Es ist kaum zweckmäßig, die serbische Armee qualitativ gering zu schätzen. Serbien rüstet seit Oktober des verflossenen Jahres, bildet seine Reservisten in vierwöchigen Turnussen aus, bestellt neue Gewehre, Geschütze und Kriegsmaterial und ist auch In der Lage, das Bestellte zu bezahlen, woraus geschlossen werden muß, daß das Land Im Kriegsfall nicht aus Mangel an materiellen Mitteln unterliegen wird; es hat mächtige Gönner. Inwieweit in Bosnien und der Herzegowina selbst die Möglichkeit einer Aufstandsbewegung vorliegt, sei dahingestellt

Es scheint zwar sehr leicht, die Bewegungen der serbischen Streitkräfte, die fast durchwegs auf langen Straßen und in kultivierteren Teilen erfolgen, zu überwachen, dagegen Ist aus der serbischen Presse fast gar nichts über derlei Verschiebungen zu erfahren, so daß die Gefahr besteht, bei nicht umfassend organisiertem Kundschafterdienst Überraschungen entgegenzugehen. Ganz im Gegensatz hierzu lassen sich die militärischen Maßnahmen Österreich-Ungarns aus den ungarischen Blättern bis ins kleinste Detail verfolgen, Ja die Unvorsichtigkeit oder Ungewißheit der Preßüberwachungsstellen ging so weit daß aus der Dankagung der mit Weihnachtsspenden beteiligten Truppen die genaue Kriegsgliederung des XV. Korps entnommen werden konnte, die bis dahin streng geheim gehalten worden war. Ein Schulbeispiel, wie man es nicht machen soll!

Was nun die militärische Situation Österreich-Ungarns gegenüber Montenegro betrifft so gestalten sich hier die Verhältnisse dank der seit

der Okkupation Bosniens und der Herzegowina geschaffenen umfangreichen militärischen Einrichtungen wesentlich günstiger als gegenüber Serbien. Die große Armut an Hilfsquellen in der Herzegowina, das gering entwickelte Kommunikationsnetz und die äußerst schwierigen Unter- kunftverhältnisse, wie sie noch in den achtziger Jahren vorlagen, führten zu einer Reihe admini- strativer Maßnahmen, die auf den Kommuni- kationsbau und zwar In erster Linie wieder auf die Schaffung leistungsfähiger Verbindungen mit der Monarchie (Bahn und Schifffahrt), auf die Anlage eines tunlichst engmaschigen Netzes von guten, Jederzeit benutzbaren Straßen, weiter auf die Sicherung der Benutzung dieser Kommuni- kationen und auf die Verbesserung der Wasser- und Hilfsmittelverhältnisse abzielten. Zu diesem Zwecke wurden im besonderen zahlreiche Befesti- gungen geschaffen.

Diese Befestigungen dienen zur Festhaltung der betreffenden Punkte, schaffen gesicherte Lager- räume und Depots für größere Kräfte, können daher als gesicherte Sammel-, Ausgangs- und Stütz- punkte für Operationen dienen und sind somit als fortifizierte Aufmarschräume zu betrachten.

Da jede der drei Grenzfestungen: Bilek, Trebinje, Cattaro mit Garnisonen von rund 10 000 Mann belegt ist, während das Gros der eventuellen Ope- rationstruppen gestaffelt bis Mostar zurückreicht, ist eine für den Vormarsch in diesem Gelände sehr zweckmäßige Kräftegliederung schon durch die Garnisonierung gegeben. Die umfassende Gestal- tung der Grenze ermöglicht zudem ein konzen- trisches Vorgehen.

Allerhand Proletarier.

Von Otto Corbaeh.

Zu den Grundlagen der sozialdemokratischen Weltanschauung gehört auch die Auffassung, daß Innerhalb des internationalen Proletariats der Trieb zur Vereinigung starker sei als das Bedürfnis des Wettbewerbes. Schon Im kommunistischen Mani- fest heißt es: „Der Fortschritt der Industrie, dessen willenloser und widerstandsloser Trager die Bour- geoisie ist, setzt an die Stolle der Isolierung der Arbeiter durch die Konkurrenz ihre revolutionär\* Vereinigung durch die Assoziation.“ Deshalb sollen sich die Proletarier aller Lander zum Kampfe gegen ihre gemeinsamen Bedrücker, die „Bour- geoisie“ vereinigen. Nun ist kürzlich, bei der Jüngsten Polendebatte, im deutschen Reichstage von einem bürgerlichen Redner darauf aufmerk- sam gemacht worden, daß es mit der berühmten sozialistischen Brüderlichkeit unter Proletariern verschiedener Lander in Wirklichkeit recht schlecht bestellt ist, daß in Australien auch von sozialisti- schen Arbeitern farbige Brüder aus Asien nicht geduldet werden, daß auch der deutsche Arbeiter fremden Eindringlingen übel gesinnt ist und man selbst bei uns in der sozialistischen Literatur hin



und wieder Vorschlägen für Ausnahmemaßregeln gegen ausländische Arbeiter begegnet Die Genossen Hue und Ledebour haben das alles mit Feuereifer bestritten und Beweise verlangt Man brachte sie Ihnen nicht bei, aber es gibt deren deswegen doch. Max Schippel hat Im Septemberheft des Jahrganges 1906 der „Sozialistischen Monatshefte eine ganze Reihe von Beispielen zusammengestellt, wo von deutschen Sozialdemokraten eine Ausschaltung ausländischer Arbeiter durch behördliche oder gesetzgeberische Maßnahmen verlangt worden Ist. „Der Pole In den altdeutschen Bergwerksrevieren, der Italiener bei den Bauten, der Farbige auf den Schiffen wird im Kampfe um Dasein und Brot als ein Schädling und deshalb als ein Feind empfunden, den man sich am besten ganz und gar vom Halse hält“, erklärt Schippel. Im April 1900 faßte der Bergarbeiterverband auf einer Tagung In Aitonburg einstimmig einen Beschluß, wodurch die Reichsregierung ersucht wurde, „den Import fremdsprachiger ausländischer Arbeiter in die Bergreviere zu verbieten“. In Kommunalvertretungen kommt es häufig vor, daß von sozialistischer Seite beantragt wird, Unternehmer bei der Ausschreibung öffentlicher Arbeiten nicht zu berücksichtigen, die „nichtdeutsche Gehilfen und Arbeiter In erster Linie beschäftigen“. Schließlich sei daran erinnert daß die vierte Generalversammlung des Verbandes der organisierten Seeleute Deutschlands Im Jahre 1905 einen

.10\*

MORGEN.

Beschluß faßte, wodurch sie den Zentralvorstand beauftragte, „bei der Reichsregierung dahin vorstellig zu werden, daß die Verwendung von (ar-  
biger Mannschaft auf subventionierten Schiffen verboten wird“.

Es Ist oft ergötzlich zu beobachten, wie sich das Zentralorgan der sozialdemokratischen Partei krümmt und windet, um seinem Groll gegen die Konkurrenz fremder Arbeiter Ausdruck zu geben, ohne an das Dogma des sozialistischen Internationalismus zu rühren. Da wird den Agrariern und Industriellen von Zelt zu Zelt Mangel an Rücksicht auf die Volksgesundheit vorgeworfen, weil sie fremde Arbeiter beschäftigen, die Seuchen einschleppten. Der „Vorwärts“ scheint diese Taktik seinen schlimmsten Feinden, den Agrariern abgelernt zu haben, die die Grenzen gegen fremdes Vieh gesperrt wissen wollen, weil es Seuchen einschleppe. Nach dem Beispiel der Agrarier eine Sperrung der Grenzen zu verlangen, wagt der „Vorwärts“ Ja nicht; denn das wurde zu offensichtlich gegen einen der ersten Grundsätze der sozialdemokratischen Lehre verstoßen. Man zetert aber ein Übel, wagt aber nicht, das Mittel für seine Abhilfe zu nennen, um nicht gegen das Manche Evangelium zu sündigen. Als ob man von den heimischen Arbeitgebern erwarten könnte, daß sie aus freien Stücken auf die Beschäftigung billiger ausländischer Arbeiter verzichteten. Wenn sie es aber täten, würden natürlich die deutschen Genossen es mit Ihrer Internationalen Gesinnung unvereinbar halten, wenn die abgewiesenen fremden Arbeiter deswegen in ihrer Heimat Infolge mangelnder Arbeitsgelegenheiten verhungern müßten.

Mit Gründen der reinen sozialistischen Lehre läßt sich eine Erschwerung der Einwanderung und des Wettbewerbes fremder Arbeiter gar nicht rechtfertigen. Wenn diese die Löhne drücken, so steht es den organisierten heimischen Arbeitern frei, sie darüber aufzuklären, und nach der Manschen Lehre muß Ja die Entwicklung der Industrie auch In solchen Fällen von selbst dahin wirken, die Interessen, die Lebenslagen auszugleichen und an Stelle der Isolierung der Arbeiter durch die Konkurrenz Ihre revolutionäre Vereinigung durch die Assoziation zu setzen.

In Wirklichkeit ist der Marzismus In dieser Hinsicht graue Theorie. Es gibt allerhand Proletarier, und die Interessen der Proletarier verschiedener Länder stehen sich oft schroff gegenüber. Der englische Arbeiter braucht heute Zölle und Einwanderungsbeschränkungen, um sich gegen festländische Konkurrenten behaupten zu können und englische Schutzzölle würden die Erzeugnisse festländischer europäischer Arbeiter von manchen Absatzmärkten ausschließen, also deren Arbeitsgelegenheiten vermindern. Die Gegensätze unter



den Proletariern verschiedener Länder rühren hauptsächlich daher, weil Ihre Fähigkeiten, aus einem bestimmten Lohn den größtmöglichen Effekt für Ihre Lebenshaltung zu erzielen, recht mannigfaltig sind, und überall, wo In das Gebiet einer einheitlich organisierten Arbeiterschaft nationalfremde Arbeiter eindringen, die auf Grund Ihrer Naturanlagen zu Bedingungen ihr Leben fristen und sich fortpflanzen können, unter denen die verwöhnteren einheimischen Arbeiter schlechterdings nicht mehr bestehen wurden, da fehlt Jede Möglichkeit des Ausgleichs, da kommt es zu einem rücksichtslosen Kampf ums Dasein. Das wollen sich die sozialistisch gesinnten Proletarier gegenseitig nicht eingestehen, und deshalb wird der Widerwille gegen die Konkurrenz fremder Arbeiter gewöhnlich mit moralisierenden Redensarten zu bemänteln gesucht. Besonders kennzeichnend war hierfür der Kampf der arbeiterfreundlichen Liberalen in England gegen die „Chinesen-sklaverel“, In Südafrika bei den letzten allgemeinen Wahlen. Als später Chamberlain im Parlament nachwies, daß von einem Sklavenlos der Kulis in den Minen am Rand gar nicht die Rede sein könnte, antwortete ihm Winston Churchill: „Ich verstehe, daß ein Gehltnarbeltor, wenn er keine Vorstellungskraft besitzt, nicht ahnt, wie dem einfachen Manne zumute ist, der nichts zu verkaufen hat ab den Schweiß seiner Stirn, wenn er steht, wie sich das kosmopolitische Kapital mit den ungeheuren Arbeiterreserven Asiens verbindet Angst Ist es, was ihn beschleicht, und Ist diese Angst begründet, so droht die europäische Zivilisation In Ihren Grundlagen erschüttert zu werden.“

Geijerstams letzter Roman.

Von Htm Franok.

Nachdem es In den Brüdern Kork geschienen hatte, als ob Gustaf af Geijerstams Kraft nachgelassen hitte, als ob die Hände, einst so kraftvoll und sicher, müde und zittrig geworden waren, hat der Dichter, der eben, ein Fünzigjähriger, gestorben Ist, In seinem letzten Buche uns noch einmal seine reiche Kunst in Ihrer ganzen Stärke gezeigt. Noch einmal hat er In ein Werk seiner Hände seine tiefdringende Hilde und seine Kraft überströmen lassen, die verworrenen Dinge des Lebens zu verklären, daß sie rein und neu vor unsern Augen erstehen, und uns damit ein Buch geschenkt, dem bestimmt Ist, neben der „Komödie der Ehe“, neben „Frauenmacht“ und dem „Buch vom Brüderchen“ ein Teil unseres Lebens zu werden.

Die, die alles auf eine Formel bringen müssen, werden auch Thora (S. Fischers Romanbibliothek, Preis 1 Hark) eine Ehegesohlchte nennen, werden nicht mehr darin sehen, als die bekannte simple Erzählung von dem alten Hanne, der Jungen Frau and dem Dritten, zu dem sie Innerlich von Anbeginn gehörte. Und doch bedeutet das Buoh weit mehr. Es ist die Geschichte eines Lebens. Ist die ergreifende Gestaltung einer schweren, groBen, sehnsüchtigen Natur, über die die Flügel des Glückes hinwegrauschen. Nur soviel, als sie mit einem Augenaufschlag davon erhaschen kann, wird Ihr von der tiefbegehrten Lebensfreude. Sie muß In die Fremde ziehen, die Ihr Herz verachtet, muß einem Hanne angehören, zu dessen Innern sie nie den Schlüssel findet Sie bangt, leidet verschließt sich, kämpft, wird überwältigt, flieht vor sich selber, sucht den Frieden In der tiefgelebten Heimat, eilt dem Hanne zu, der Ihr bestimmt war. Sie Ist frei. Noch einmal rauschen — ferne schon — die Flügel des Glückes. Aber nun Im Aufschauen kommt ihr das Erkennen. Hit dem Klein werden, dem Sich-besehellen-müssen, las es bringt, findet sie sich und Ihre Kraft wieder. Na kehrt mit Ihrem Kinde In die tiefgehaßte Fremde zurück, wird stille In Ergebenheit an Arbelt und Pflicht, gewinnt Festigkeit und am Ende blüht Ihr karge, wehmütige Freude.

Wieder hat Geljerstam — wie so oft — das gemeinsame Glücksuchen von Hann und Weii» gestaltet. In dem Ihm nicht die Zwelgeschleehtlichkeit die Hauptsache war, sondern das vereinte, oft sich widerstreitende Suchen-müssen, das Nacheinander-trachten zweier Menschen, das Sich-begehren-müssen und — nur zu oft — das Nlohtfinden-können. Wieder hat er die Fragen, die wir so manches liebe Hai aus seinem Munde vernahmen, gestellt: Was weiß ein Mensch vom andern? Womit kann einer dem andern, wenn das Unglück heranstapft, die Leidenschaft aufloht, der Sinn Irre wird, der Tod klopft, helfen? Sind



wir nicht Immer, mitten Im tiefsten Leid, mitten  
In der seligsten Freude, mit uns allein? Wer  
von uns Ist, wenn er der Medusa Leben In die  
Augen blicken muß, diesem Blick gewachsen?  
Sind es nicht die Besten, die darüber zerbrechen?  
Und noch einmal hebt er uns über das dumpfe  
Gefühl hinweg, daß kleinliche Kräfte Ihr  
Spiel mit dem Menschen treiben, daß Schuld und  
Fehle niedrigster Art den Ausgang des Lebens-  
kampfes herbeiführen. Ein letztes Mal bekennt er  
den Glauben an die tiefgeheimen Mächte, die,  
endlos aller Weisheit voll, die Menschengeschlechte  
bestimmen.

Wie wehmütig klingen nun, da der Tod über  
Ihn gekommen Ist, die letzten Worte des letzten  
Buches Gustaf af Geijerstams:

„Der Bergrücken schnitt Ihr die Aussicht  
ab; aber über den Buchen leuchtet die Abend-  
sonne. Und da sah Thora manchmal Ihr eigenes  
Leben so schön, daß alles, was sie an Gutem und  
Bösem erlebt hatte, Ihr entgegenklang wie Töne  
eines Liedes, oder schimmerte wie Märchenbilder.  
Und wie In einem Traum, der mit dem Ernst des  
Alltags gar nichts zu tun hat, ward es Ihr klar,  
daß das Höchste Im Leben das Ist, was der Mensch  
nie greift und faßt, was über allen Grenzen Ist.  
Einmal war auch sie Ihm nahe gewesen. Und  
mehr erreicht kein Mensch.

Und dieser Erinnerung lächelte sie noch  
nach, als schon Ihr Leben dem Abend entgegen-  
glitt“

Geht nicht ein seliges Trösten von der Tat-  
sache aus, daß Geijerstams letzter Satz vom  
Lächeln Über das Üben erzählt?

MORGEN.

L'homme esprit.

Von Bernhard Ibrlinger.

Wer kann die merkwürdige Tatsache erklären, daß In dem wltz- und geistgesättigten Zeltalter der Aufklärung Witz und Geist als menschliche Sprudelkräfte so fanatisch zugeschüttet und verleugnet wurden? Wenn man die herrlichen braunen Ganzlederbände mit den prachtvoll gepreßten Goldtiteln, wie sie heutigentags noch in Paris um wenig in Trödelmagazinen aller Art fellgeboten werden, durchblättert und die große Reihe der Männer vom Geist vorbeiziehen läßt, dann staunt man, wie der sprühende Geist mit seinen Funken nur die Welt, die Sitten, die mores aller Halbmenschen bewerfen und in diesem Brillantfeuer von Objektivleningen sein eigenes schöpferisches Subjekt so jämmerlich verkennen konnte. Aufklärung — dieses Zauberwort, das zur Attacke bläst auf alles Bruchige, Morsche, Versteinerte und Verrostete, breitet mit seiner ungeheuren Schätzung der Umwelt eine unbesiegelte Staubwolke über die armen Aufklärer selbst, die im Elfer des Gefechts sich gegen sich selbst wenden und dort das zu tilgen versuchen, was Ihnen am Anfang ungeheure Macht über ihre Gegner gab. Gewiß hat es keine Zelt gegeben, die soviel Geist — oder sagen wir besser esprit — verbrauchte und dieser eigentümlichen Kraft so wenig Achtung bezeugte. L'homme machne! Das war der Schlußpunkt der Aufklärungs-„Philosophie“, Ihr Triumph und Ihr Grab.

Bei uns Deutschen vegetiert Immer noch die Auffassung von der „oppositionellen“, „dem französischen Staatsgebilde feindlichen“ Aufklärung. Das ist sicher grundfalsch. Der Staat Ludwig XV., in dem jedes Rädchen ins andere griff, der sich so glatt abwickelte wie die Newtonsche Weltenuhr mit ihrem Weltbaumelster, der in seinem reizenden Gegensatz zwischen Kirchlichkeit und Scheusäligkeit an die Renaissancepäpste zurückmahnt, Ist der Prototyp der unifizierenden Systeme ä Ja Lamettrie, Helvetius und wie sie alle heißen, die als ordnungsgliebende ctoyens kein solches unfäßbares und unarretlerbares Gebilde „Geist“ herumspucken lassen wollten. (So ähnlich wie unsere modernen Naturforscher, die auch nicht merken, wie sie damit ihrer vielgerühmten „Geistes- und Denkfreiheit“ den Garaus machen.) Diese Leute kamen sich alle ungeheuer revolutionär vor, wenn sie ein paar Sonntage nicht in der Messe waren, nicht beichteten, und ragten doch mit keinem Haar über ihre nach Gesetzen dürstende Zelt hinaus. In der Vollblüte des englischen Staatsbewußtseins, während und nachdem Cromwell heißes Blut geschaffen hatte, sprach Hobbes seine Lehre vom omnipotenten Staat aus, der alle Forderungen von Gewissensfreiheit usf. höhnend, seine Bürger zum Bekenntnis einer, seiner Religion zwingen



sollte. Nicht England, sondern Frankreich realisierte diesen Satz in der Praxis, indem es trotz aller schönen Worte auf dem Papier die Protestanten an allen Ecken und Enden in den Hintergrund schob. Dagegen kämpften die „Aufklärer“; aber sie waren Franzosen genug, es mit den Konsequenzen nicht allzu scharf zu nehmen. Wer Ihre Geschichte studiert, mag sich wundern, alle Augenblicke auf Irgendeinen Abbö zu stoßen, der ruhig und fidel im Strom der Neuerer schwamm, ohne mit seinen „Obern“ in ernste Konflikte zu kommen. Die Staatskirche Frankreichs funktionierte in der Regel nur, wenn der „weltliche Arm“ den Wink dazu gab.

Deo eiexit Voltaire. Eine feine Charakteristik der pathetisch und tugendrühmend wie die Helden Roms in der purpurverbrämten Atheistentoga einherstolzierenden Gallier. Dieses unvorsichtige, eingemeißelte Wort ihres Oberhauptes hat den Späteren ein leises Schielertünnen gestattet. Die liberalen Biederseelen unserer Historiker gruben eine Menge von Rittern ohne Furcht und Tadel vor uns aus, die im heiligen Feuer zur Wahrheit, programmbehaftet, überzeugungstiefend durch die Buchläden schwebten und der verkommenen Welt beständig Körbe voll „Fehlhandschuhen“ an den Kopf warfen. (Wahr ist's freilich, daß wir Deutsche, bei denen alles Übernommene sich so leicht verzerrt, mehr als einen solchen aufklärenden Hausknecht und Metzgermeister in unserer Literaturgeschichte sitzen haben und daß auch heute noch manche Gervinusnatur über die ästhetischen Drahtstege stolziert) Keine harten Römer, keine Cäsaren, Arioviste oder Verulingetorixe „kämpften“

Randschau.

491

für die „neu« Zelt“; sondern leichtlebige Salonmensehen, Franzosen des französischsten Jahrhunderts plauderten und spotteten die neue Weise Im Tanzschritt herein, die alte hinaus. Auf kleine Konzessionen kam es dabei nicht an. Es durfte steh Oberhaupt empfehlen, unter „Weltanschauung“ nicht immer so etwas wie eine gedruckte Gesinnungsgrammatik zu verstehen und von dieser, aus unserer modernen Cliquen- oder Parteisucht geborenen Warte aus die Jahrhunderte zu überblicken. Die Renaissancemenschen betraten gerne die Kirchen Ihrer Meister, die Aufklärer bauten gar selbst welche und bekämpften den Atheismus. Der alte Kardinal und Mystiker, der am Anfang unserer modernen Philosophie steht, Nicolaus Cusanus, hat mit seiner „coincidentia oppositorum“ vielleicht weiter geschaut ab gewollt. Immer noch mag Voltaire als Repräsentant von vielen, vielen dienen, In denen der Kern der Zelt weniger wesenhaft lag. Dieser Mann — „Mann“ klingt hier eigentlich etwas sehr germanisch, deplaciert — mit seiner bemerkenswerten Verständnislosigkeit für das was wir „Charakter“ nennen, mit seiner Freude am höfischen Wesen und Treiben, am ganzen Firlefanz des Rokoko, der das Geld so liebte wie ein Deutscher seine Grundsätze, der einem halben Jahrhundert fast als Bildungsorakel diente, der als Gutsherr von Ferney in seine Kirche ging, um das Abendmahl zu empfangen und gleich darauf von diesem „Frühstück“ nach Paris zu schreiben, dem das Lügen als edle Kunst erschien, der mit seinen oeuvres einen Eltelkeltsskandal auf dem Büchermarkt vollführte, der ein paar Hugenottenfamilien vor dem Gerichtspöbel rettete — das Ist Voltaire — das Ist die Aufklärung. Ach hätten doch alle diejenigen, die bedrucktes Papier daraus und darüber gemacht haben, nur ein wenig Ihres Geistes, dann könnten wir das Kriegsbeil der Debatte begraben. Voltaire, der Gott mit den „Charakter“-Allüren eines Gassenbuben wäre damit am ehesten einverstanden. Er war der bewußteste aller „zeitlichen“ Geister (ein feines Wort des Grafen Keyserling,) zeitlich wohl der erste Kulturpolitiker, den die Neuzeit sah. Und damit für uns eben wirklich nur ein Name, ein« Zahl, die nicht größer dadurch wird, daß allerlei Gelehrte eine Menge Nullen davor stellen. Im Inselverlag gab neulich Dr. Käthe Schtrmacker eine Auswahl seiner Briefe heraus, die das Bild eines In hohen Kreisen akkreditierten Diplomaten gibt, der In seiner Hausapotheke wenig Moralin beherbergt. Wertvoller dünkt mir die Übersetzung einer Anzahl „Erzählungen“, die Ernst Hardt bei Wiegand & Grieben erscheinen ließ. „Zadig“ „Candide“ und die „Prinzessin von Babylonien“ sind zwar bekannt genug, aber in der geschliffenen Sprache Hardts kommt mancher Effekt erst recht heraus. Effekt und Pointe waren für Voltaire



die elementarsten Ausdrucksformen; er war auch  
In seiner Sprache Diplomat, mehr noch Taschen-  
spieler, der die Laune ganz harmlos der Berechnung  
In die Zügel greifen Heß.

Friedrich Albert Lange hebt einmal hervor,  
wie Voltaire allen systematischen Versuchen seiner  
Gesinnungsgenossen gegenüber sich stets auf den  
Standpunkt des gesunden Menschenverstandes ge-  
stellt habe. Er vergißt, daß selbst diese geruhsam-  
philiströse Basis für den Urtypus aller Skeptiker  
nicht existierte, daß sein einziger Grundsatz der  
war, keine Grundsätze zu haben. Diese gedank-  
lichen Monstren waren Ja auch unbequem genug  
In der satinierten Hofluft des esprits. Sie paßten  
nicht In die aristokratische Welt, In der alle diese  
Spötter, Lästere, Zerstörer und doch echte Kinder  
der vornehmen Sonderlinie lebten, die sie verstärkten  
und doch nicht erhalten konnten. Es Ist eine merk-  
würdige Ironie der Tatsachen, daß die Vollender  
und Söhne der feinen Herren ihre wohlgepflegten  
Hände für die Metzgerarbeit der Revolution nicht  
zu gut hielten. Die positive Gesinnung, der En-  
thusiasmus, die Überzeugung — alle Tugenden des  
Biedermanns erlebten Ihren furchtbaren Ausbruch,  
als die gepuderten und geschminkten Apercu  
der skeptisch lächelnden Aufklärer sich zu Ihren  
Konsequenzen abklärten. Kein Zweifel: die be-  
geisterten Jakobiner, die den toten Voltaire Im  
Pantheon begruben, hätten den lebenden aufs  
Schafott geschleppt.

L'homme esprit war tot . . . Es kam die  
Zeit, da es, wie In Hobbes Konstruktion des „Natur-  
zustandes“ auch hieß: homo homini lupus. Ober-  
sättigt von der Salonluft der Bonmots, der lächeln-  
den Skepsis probierte es der wildgewordene Bourgeois

MOB GEH.

mit dem Fallbeil statt mit der Feder, sieh Gehör zu verschallen. Der Erfolg war überwältigend, wie noch Immer, wenn der Theorie Ihre eigene Praxis den Garant machte. Die „Intelligenz“ zog aus und überließ Frankreich für die nächsten zwanzig Jahre dem kommenden Mann der Tatsachen.

Notiz,

Die Wiedergabe der Maries - Zeichnung tat diesem Heft und der Maries Bilder im 12. Heft geschieht mit Genehmigung des Herrn H. v. Marees  
In Halle a. S.

Neue Bücher.

Der Redaktion sind folgende Bücher zugesandt worden:

Dr. Wladan Georgewitsch. Serbischer  
Ministerpräsident a. D. Die serbische Frage  
Stuttgart, Berlin, Leipzig. Deutsche Verlags-  
Anstalt

Rudolf Martin, Regierungsrat Fürst Bülow  
und Kaiser Wilhelm II. Leipzig-Gohlis, Bruno  
Vogler, Verlagsbuchhandlung. Preis geh. 4 M.  
Karl von Letzow, Der Bogen des Phloktet  
Tragödie in drei Akten. Berlin-Westend.

Verlag Erich Reiß.

Gerhart Hauptmann. Griselda. Berlin..

S. Fischer, Verlag.

Peter Riedl. Wieland der Schmied. Ein dra-  
matisches Heldengedicht in zwei Teilen. Prag,  
Druck und Verlag von Gustav Fantas Nachl.  
Voltaire's Briefwechsel. Ausgewählt und über-  
tragen von Käthe Sehlmaier. Leipzig,  
Insel-Verlag.

Felix Braun. Gedichte. Leipzig, Haupt &  
Harmsen, Verlag.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Alle Manuskript- und Büchersendungen

an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 88.

Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 83;  
— Expedition für Österreich-Ungarn bei Hermann Goldsehmedt, Wien I, Wollzelle 11. — Für den  
Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76. — Druck von  
G. Bernstein, Berlin SW. 68, Zimmerstr. 84.

Das Prinzip der Sparsamkeit

sollte jedermann veranlassen, statt der teuren analindischen Fabrikate  
die mindestens gleichwertigen Kairin Alelkuan - Cigaretten zu  
rauchen, deutsches Fabrikat und in Geschmack und Aroma unüber-  
troffen. Salem Alcikun-Cigaretten. Keine Ausstattung, nur Qualität!  
Echt mit Firma: Orientalische Tabak- und Cigarettenfabrik .Yenidzc\*.

Inh. Hugo Zleti. Deutschlands größte Fabrik für Handarbeit-Cigaretten.

Nr\_3 4 5 6 8 10

TM"! 3/i 4 5 6 8 10 Pfg. das Stück.





EMPTY



Alfred Messel.

Von

August Endel 1.

Alfred Messel ist gestorben, und es drängt mich, einige Worte zu seinem Gedächtnis zu sagen. Leider bin ich niemals persönlich mit ihm in Berührung gekommen. Die Bestrebungen unserer jüngeren kunstgewerblichen Schule sind ihm wohl mehr oder weniger unsympathisch gewesen. Und doch weiß ich keinen modernen Architekten, dem ich auch nur annähernd so viel verdanke an Anregung und Belehrung über das Wesen der Architektur als ihm.

Seine Werke gaben etwas vollkommen Neues, gaben überraschende Einsichten und ließen erkennen, daß unsere Kritik des Eklektizismus doch in manchen Punkten zu revidieren war. Denn sie war nur so lange begründet, als man die Werke der vorhergehenden Architekten-Generation im Auge hatte, vor Messels Arbeiten konnte sie nicht bestehen. Auch jene Früheren hatten notwendige und tüchtige Leistungen vollbracht — ich bin weit davon entfernt in das üblich gewordene Verdammungsurteil einzustimmen — ihre Grundrisse waren mustergültig gewesen, ihre Bauweise solide und tüchtig im Handwerklichen. Aber was ihnen fehlte, war die Fähigkeit, die Formen der Alten lebendig wirksam zu erneuen. Wohl konnten sie sauber und korrekt die Einzelglieder bilden; aber sie wußten nichts vom Zusammenhang der Stücke. Sie hatten die Einzelheiten studiert und setzten zusammen; aber sie fühlten nicht das geheime Band, das in den Meisterwerken der Alten

NEUE REVUE und MORGEN. 1909. Heft 14.

## NEUE REVUE und MORGEN.

zwischen den Teilen besteht; sie wußten nicht, daß jede Einzelform erst Sinn und Sprache bekommt durch Kontrast und Oleichklang mit den zugehörigen Formen. Sie füllten ihre Fassaden geschmackvoll mit Einzelstücken, ohne daß es je gelang, das Ganze bis in seinem letzten Teile lebendig schwingen zu machen.

Und darin ging Messel weit über alle Vorgänger hinaus. Seine Kenntnis der Vergangenheit war tiefergehend, eindringlicher als die aller vor ihm. Er beobachtete genauer und eingehender die Wirkungen der Alten, und das setzte ihn in Stand, wirksamer und feiner zu proportionieren als irgend ein Eklektiker vor ihm, die Münchner nicht ausgenommen. Das Verhältnis der Hauptmassen unter einander, der Teile zum Ganzen und vor allem der Flächen zu den teilenden und begrenzenden Gliedern ist bei ihm immer außerordentlich schön empfunden, seine Profilierungen von einer lebendigen Kraft und inneren Notwendigkeit. Wo seine Vorgänger nur eine mehr oder weniger geschmackvolle Phrase zu bringen wußten, brachte er redende und klingende Formen. Er vermochte als erster die Formen vergangener Stilarten, deren Leben den Eklektikern bis dahin immer zwischen den Händen zerrann, wiederum so zu bilden, daß sie zur Empfindung sprachen wie die Bauwerke alter Zeit. Man betrachte einmal die Pilaster am Geschäftshause der A. E. O., wie wundervoll lebendig dort die bekannte tausendfach verwandte Kapitalform gebildet ist. Und daß so etwas möglich war, bedeutete für uns Jüngere eine Erlösung. Hatte man bis dahin verzweifelt, die Alten jemals an Wirkung zu erreichen, schien bis dahin ihr Arbeiten in undurchdringliches Geheimnis gehüllt, so sah man nun mit einem Male Licht und begann zu hoffen, daß es vergönnt sein werde, einmal auch unsere Formen wirkend und klingend zu gestalten.

\* •

So war Messel der Erfüller und Vollender des Eklektizismus. Aber er war mehr. So sehr ihn die Vergangenheit anzog, und gefangen nahm durch ihre Vollendung und ihre Sicherheit, so lebte doch auch in ihm der Gedanke, daß die neue Zeit mit ihren anders gestalteten Bedürfnissen, ihrer Lebensauffassung und ihren Idealen zu neuen Formen drängt, daß sich zum mindesten nicht alles in den Weisen der Vergangenheit ausdrücken läßt. Beim Wertheimbau kam das zur Geltung. Dieser Bau bedeutete eine Umwälzung, wichtiger und einschneidender als die wildesten Experimente der Jüngeren. Er machte namenloses Aufsehen, man feierte ihn mit Lobeshymnen und ist doch kaum seiner eigentlichen Bedeutung irgendwo gerecht geworden. Man feierte ihn als den endlich gefundenen Typus des Warenhauses, der durchaus aus Zweck und Bedürfnis erwachsen, das Innere vollkommen im Außen zur Geltung bringt. Aber das sind doktrinäre Phrasen, die den eigentlichen Wert in keiner Weise treffen. Vom rein praktischen Standpunkt könnte man manche Verbesserung in der Lage der Treppen,



Alfred Messel.

495

der Führung der Gänge denken. Auch ist die Fassade durchaus nicht rein dem Bedürfnis entsprossen. Die Fenster der oberen Geschosse sind viel zu groß und darum dauernd mit Schränken verstellt. Das tut aber der Leistung gar keinen Abbruch, denn die Bedeutung liegt lediglich im Künstlerischen, in der glänzenden Erfindung, in der Kühnheit ein ganzes Haus von riesenhaften Dimensionen mit so einfachen formalen Mitteln zu bewältigen. Niemand vor Messel hatte ähnliches gewagt, niemand die Kraft gehabt ein fünfstöckiges Haus in eine so straffe, alles beherrschende Gesamtform zu zwingen. Welch ein mühseliges Gewimmel von Formen an allen ähnlichen Bauten vorher und welche Klarheit, welche geschmeidige, sichere Kraft, welche Größe im Wertheimbau. Freilich gelang nicht alles, im Detail war manches unentschieden, das den Hilfsarbeitern anvertraute Ornament bedeutungslos. Der Kühnheit des ersten Wurfes entsprach nicht überall die Ausführung. Trotzdem war die Wirkung ungeheuer und blieb es auch bei den späteren Teilen, bei dem prachtvollen Aufbau an der Voßstraße und dem schönen Abschluß am Leipziger Platz: Dieser wundervoll in den Massen, leider beeinträchtigt durch die Mitwirkung Münchenerischer Kulissenkünste im Bildwerk, die Profilierung der Pfeiler suchend und nicht ganz sicher, die Bildung im Einzelnen nicht auf der Höhe des Ganzen.

Messel mochte das selber fühlen. Bei den späteren Bauten ging er fast durchweg in streng eklektischen Bahnen. Der Lärm der modernen Bewegung mochte ihn darin bestärken. Vielleicht führte auch die Art der Aufgaben dazu. Aber selbst in dieser Begrenzung entstanden Werke von großer Originalität, so die wundervolle Eingangshalle im Geschäftsgebäude der A. E. G., die ich von allem, was ich kenne, für Messels reifste und stärkste Leistung erklären möchte. Sein Einfluß auf die anderen Architekten war groß, direkt und indirekt, und in den letzten Jahren machen sich im Stadtbilde Berlins die Arbeiten seiner Schüler geltend. Aber besonders merkwürdig und fruchtbar war sein Einfluß auf Ludwig Hoffmann, der in glücklicher Freundschaft, in steter intimer Berührung mit ihm die lange Reihe seiner städtischen Bauten schuf, und den man nicht vergessen kann, wenn von Messel die Rede ist

Und nun hat den einzigen Mann ein früher Tod dahingerafft gerade als ihm endlich vergönnt sein sollte, für den Staat ein Werk größten Stils zu scharfen, und in die Trauer um seinen Tod mischt sich die Sorge um sein letztes Werk.

NEUE REVUE und MORGEN.

Offener Brief

an Georg Grafen von Hülsen-Häseler

General-Intendanten der Königl. Schauspiele in Berlin.

Hochzuverehrender Herr General-Intendant!

Euer Exzellenz haben als Präsident des Deutschen Bühnenvereins

in dessen Generalversammlung vom 30. Januar 1909 erklärt: „Die

Vorlage des neuen Bühnenvertrags ist durch die Bühnengenossenschaft

in einer Hetzversammlung schlimmster Art niedergeschrien worden.

Eine Versammlung von derartiger parlamentarischer Unreife, von einem

derartigen Mangel an parlamentarischem Takt und Anstandsgefühl ist

eder Umgangs- noch verhandlungsfähig. Und ich meine, wir sind

es nicht nur der eigenen Würde, nein, vor allen Dingen der Würde

des gesamten deutschen Schauspielerstandes schuldig, diese Delegierten-

versammlung, und damit die Genossenschaft deutscher Bühnenge-

höriger als die Vertreterin des deutschen Schauspielerstandes nicht

anzuerkennen.“

Dieser bedingungslose Abbruch allen Verkehrs mit der Genossen-

schaft hatte eine unerwartete Folge. Nicht nur die Genossenschaft

erstarkte, gewann Hunderte, ja wohl Tausende neuer Mitglieder, sondern

auch die öffentliche Meinung ergriff mit Feuer Partei für den Stand

der deutschen Bühnengehörigen. In Städten wie Frankfurt, Mann-

heim, Straßburg, Graz, Zürich, Luzern, Brunn wurden die Bühnen-

leiter verpflichtet, diese Absage an die Genossenschaft nicht anzuer-

kennen, und immer mehr wuchs die Entrüstung gegen die Art und

Weise, wie der Bühnenverein vorgegangen war.

Die ganze Angelegenheit ist für die Zukunft des Deutschen Bühnen-

wesens so unendlich bedeutungsvoll, daß Euer Exzellenz gewiß ver-

stehen werden, daß die Mitglieder der Genossenschaft eine völlige

Klärung der Sachlage fordern und alle Konsequenzen ziehen werden.

Mir scheint dazu zunächst die öffentliche Darlegung einzelner im wesent-

lichen Euer Exzellenz betreffenden Punkte unerläßlich.

Ich rekapituliere: Ein von einer gemeinsamen Kommission des

Deutschen Bühnenvereins und der Bühnengenossenschaft ausgearbei-

tetes Vertrag-Formular war nach verschiedenen Umarbeitungen, die

u. a. infolge der glatten Ablehnung eines Entwurfs durch den Bühnen-

verein (!) nötig geworden waren, endlich von dessen Generalversamm-

lung, AAai 1908 in Koburg, akzeptiert worden. Am 10. Dezember sollte

dann auch die Genossenschaft ihren Segen dazu geben, d. h. diese

erdgültige Fassung auf fünf Jahre unabänderlich genehmigen und oben-

drein als Vertrag des Bühnenvereins und der Genossenschaft aner-

kennen, d. h. offiziell zugeben, daß sie mit all den Punkten einver-

standen sei und ihre sämtlichen Mitglieder auf volle fünf Jahre auf

diese Vereinbarung festlege.

Als der Vertrag auf fällig spät den Genossenschaftsmitgliedern be-

kannt wurde, erregte es bei diesen höchste Entrüstung, daß das eigene,

beim Bühnenverein überaus wohlgeleitene Präsidium in dem Organ



Offener Brief.

497

der Genossenschaft jede Aussprache über den Vertrag, jede Kritik untersagte. Da die gründliche Prüfung des Entwurfs in Versammlungen ergab, daß der Vertrag einige der wichtigsten Forderungen des deutschen Schauspielerstandes unerfüllt lasse, wurde der Vertrag von der Delegiertenversammlung der Genossenschaft einstimmig abgelehnt.

In dieser Versammlung sind in der Erregung allerhand Fehler in der Form gemacht worden, die die überwiegende Mehrzahl der Genossenschaftler nicht billigt. Das Tatsachenmaterial aber erlitt keine Fälschung. Außerdem wurde immer wieder betont, daß der Kampf sich nur gegen Mißstände richte und zum Schlüsse noch einmal ausdrücklich folgende Parole ausgegeben: „Alle Unterstützung den guten Bühnenleitern! Kampf den schlechten!“ Doch nicht an dies Wesentliche hielt sich der Bühnenverein. Er klammerte sich an bedauerliche Entgleisungen einzelner Redner in der Form, um die bedingungslose Absage an die Genossenschaft zu motivieren. Jeder Genossenschaftler freilich und jeder einsichtige Laie weiß, daß die im Bühnenverein unter dem Vorsitz Euer Exzellenz ausschlaggebenden Majorität der Genossenschaft dieselbe Absage gegeben haben würde, wenn die Genossenschaft auch ohne jede Verletzung des parlamentarischen Taktes eine kräftige Kritik des neuen Vertrags und der Haltung des Deutschen Bühnenvereins versucht hätte. Diese Taktlosigkeiten sind nur willkommener Vorwand, um den Versuch zu machen, die lange Jahre hindurch geübten Herrscherrechte zu retten! Leider wird er sich als untauglicher Versuch am untauglichen Objekt erweisen.

Wie ganz anders hätte es geklungen, wenn Euer Exzellenz als Präsident des Deutschen Bühnenvereins erklärt hätten: „In der Delegiertenversammlung der Genossenschaft sind einzelne Mitglieder des Bühnenvereins in formell unzulässiger Weise angegriffen und die Bemühungen verschiedener sehr verdienter Mitglieder, denen das Wohl der Bühnengehörigen am Herzen liegt, mit völlig unverdientem Undank gelohnt worden. Der Bühnenverein lehnt es ab, mit der Genossenschaft weiter über den neuen Vertrag zu verhandeln, so lange die Genossenschaft diese Mißhelligkeiten nicht in völlig einwandfreier Weise aus der Welt geschafft hat. Er erwartet von der Bühnengenossenschaft, daß sie nicht nur ihr Versprechen hält: „Alle Unterstützung den guten Bühnenleitern, Kampf den schlechten!“, sondern daß sie auch alle ungerechtfertigten Angriffe gegen Bühnenleiter ahndet und keinerlei Verstöße einzelner ihrer Mitglieder gegen die Form duldet.“ Das wäre eines Bühnenvereins, der sich zur Wahrung der Würde berufen fühlt und sich für geistig so sehr überlegen hält, wie es würdig gewesen. Statt dessen erklären Euer Exzellenz brüsk, daß die Bühnengenossenschaft, zu der die bedeutendsten Künstler gehören, als Vertreterin der Bühnengehörigen nicht mehr anzusehen sei, vergreifen sich also nicht wie einzelne Mitglieder der Bühnengenossenschaft gegenüber einzelnen „bedenklichen“ Mitgliedern des Bühnenvereins in der Form, sondern beleidigen nach reiflicher Ueberlegung eine ganze Standesvertretung.

## NEUE REVUE und MORGEN.

Ja, Euer Exzellenz gingen noch weiter und erlaubten sich nicht nur die öffentliche Inachterklärung der Genossenschaft, sondern begannen, um sie um's Leben zu bringen, einen Feldzug, für dessen Kampfesweise kein Ausdruck zu stark ist.

Zu allerhand herzhaften Schikanen kam folgender Haupttrick: Da man wußte, daß ein guter Teil der Einnahmen für die so überaus segensreichen Pensionsanstalten, die die Genossenschaft aus eigener Kraft gegründet, verwaltet und ausgebaut hat, aus den Vorstellungen fließe, die zahlreiche Theater in der Regel ja einmal im Jahre den Mitgliedern für die Genossenschaftsanstalten gewährten, wurde den Mitgliedern des Bühnenvereins verboten, die Erlaubnis zu solchen Veranstaltungen zu geben, und die Gründung einer „Konkurrenz“ beschlossen. Für eine solche Kampfesweise, wie sie kaum das rücksichtsloseste kapitalistische Unternehmertum gegen seine Arbeiter anwendet, fehlt der parlamentarische Ausdruck. Die eigentliche Gesinnung der Leitung des Bühnenvereins tritt damit so klar zutage, daß alle weiteren Beweise für diese Gesinnung nebensächlich sind.

Doch sei noch einiges erwähnt: Der Bühnenverein rühmt sich, für die Genossenschaft jährlich zirka 80000 Mk. hingegeben zu haben. In Wahrheit haben verschiedene deutsche Theater an einem einzigen Abend im Jahre ihren Mitgliedern gestattet, eine Aufführung zu veranstalten, deren Ertrag den Pensionsanstalten zugute kam, haben sich meist ihre Kosten für Heizung, Beleuchtung usw. bezahlen lassen und nur darauf verzichtet, an dem Abend — es gibt auch Abende mit faulen Einnahmen, wo die Theater ruhig schließen könnten! — selbst für ihre Kasse zu spielen. Ist es erstens überhaupt sehr wenig vornehm, — und der Bühnenverein will doch im Gegensatz zu der Genossenschaft „urvornehm“ sein! — sich seiner Wohltaten zu rühmen, so ist's in dem Falle doch vollends unangebracht. Ich bin auch überzeugt, daß, wenn Graf Seebach in Dresden das Opernhaus zu einer gutbesuchten Genossenschaft-Aufführung hergibt, er sich dessen nicht rühmt, sondern sagt: „Erstens gibt der König das Theater her, nicht ich; und zweitens haben Scheidemantel und alle die zugkräftigen Künstler die Einnahmen erzielt, nicht ich.“ Daß die Mitglieder ihm für seine Vermittlung der Erlaubnis herzlich dankbar sind, weiß er. Dies ganze Vorgehen des unter Euer Exzellenz Vorsitz stehenden Bühnenvereins hat ja aber seinen Grund gar nicht in der Entrüstung über ein paar in der Hitze gerechter Empörung übermäßig scharf ausgefallene Ausdrücke. Der eigentliche Grund ist die Machtfrage! Der Bühnenverein muß autokratisch weiter regieren dürfen, der Künstler muß Angestellter, Bedienter bleiben, muß sich „behandeln“ lassen. Das, Exzellenz, ist der Kern der Sache! Und darum darf zunächst der Bühnenverein nicht gesprengt werden. Euer Exzellenz haben es außerordentlich unangenehm empfunden, daß zunächst die deutschen Städte sich so gar nicht den allerhöchsten Wünschen Euer Exzellenz fügen wollten. Widerspruch waren Euer Exzellenz bisher nicht gewöhnt. Es mußte also zunächst ein Flugblatt erlassen werden, dessen Inhalt



Offener Brief.

499

bereits die deutsche Bühnengenossenschaft untersucht und auf das richtige Maß zurückgeführt hat, und ferner ein Interview „im Sonderdruck vervielfältigt“ (!) und zum Anschlag am schwarzen Brett an die Mitglieder des Deutschen Bühnenvereins versandt werden! Leider hat beides nicht beruhigend gewirkt.

Das Einzige, was bisher beruhigend gewirkt hat und wirklich Hoffnungen erweckt, ist die Broschüre des Vizepräsidenten des Deutschen Bühnenvereins, des Stuttgarter Generalintendanten Joachim Baron zu Putlitz. Es ist aber zu betonen, daß dieser der Genossenschaft sehr wohlwollende Bühnenleiter bisher sich im Gegensatz zu der von Euer Exzellenz sanktionierten Majorität der deutschen Bühnenleiter befunden hat und laut Satzung des Deutschen Bühnenvereins zunächst keine Aussicht hat, dessen Präsident zu werden, da das nur der Berliner Generalintendant sein darf. Die Bühnengenossenschaft hofft auf eine Satzungsänderung als einfachste Lösung der Frage.

Also: Das Wichtigste für Euer Exzellenz als Leiter des Bühnenvereins ist jetzt, die Sprengung des Bühnenvereins zu verhindern, an der einsichtige Stadtverwaltungen zu arbeiten begonnen haben. Der Bühnenverein hat ein Bindemittel, ein einziges! Ist ihm dies genommen, so ist er in Stücken. Dieses Bindemittel ist die Furcht vor dem gegenseitigen Wegengagieren von Mitgliedern. Man fühlt sich nicht stark in Grundsätzen, also bindet man sich durch ein Vereinsgebot! Es ist ja so schön, wegzueingagieren; aber es tut auch so weh, wenn Einem Jemand wegeingagiert wird. Uebrigens — trotz des Bühnenvereins kann man doch sagen: „Ersteres ist sehr beliebt und wird immer mal geübt usw.“ Da hilft aller Bühnenverein nicht! Der Stärkere frißt eben dem Kleineren die Würste weg und, wenn der böse tut, hängt er ihm zum Tröste einen Orden um! Ich habe nicht nötig, Euer Exzellenz Fälle aufzuzählen. Natürlich „alles in Liebe und Güte, Herr Erbförster“ oder wie der Bürokrat sagt: „Auf legalem Wege!“ Was nützt es aber, wenn der „legale Weg“ nur dem Mächtigen offen steht! Uebrigens, Exzellenz, manchmal glückt das Wegengagierenwollen auch nicht!

Die Angst, daß nach der Auflösung oder Teilung des Bühnenvereins ein wüstes Wegengagieren beginnen würde, ist unbegründet. Die großen Bühnen eingagieren schon jetzt „auf legalem Wege“ den kleinen weg, was sie brauchen. Die kleinen unter einander werden sich nicht viel wegeingagieren, weil sie jede Erhöhung des Gagenetats scheuen; bleiben nur die größten: Wien, München, Dresden, Berlin, Hamburg. Wien wird wohl nicht mehr lange im Bühnenverein bleiben und wird sich genau wie Prag, das ausgezeichnet außerhalb des Bühnenvereins lebt, sehr schlau dabei befinden.

Für Euer Exzellenz aber ist es wesentlich, daß der Deutsche Bühnenverein erhalten bleibt. Euer Exzellenz nehmen in ihm die Stellung des primus inter pares ein, aber doch immerhin mit der Färbung wie im Reich der Kaiser. Diese außerordentlich repräsentative Stellung ist selbstverständlich dahin, wenn der Bühnenverein entzwei ist. Und es ist jedem Menschen in jedem Gesellschaftskreise lieb, eine Macht-

Stellung zu behalten. Es ist ja auch keineswegs irgend etwas Verwerfliches dabei. Nur ist's wichtig festzustellen, daß es sich bei dem Vorgehen gegen die Genossenschaft und bei den Bemühungen, den Bühnenverein zu sichern, lediglich um Erhaltung der Macht handelt! Und es fragt sich weiter: Was sagt die Kunst dazu? Und beim Bühnenverein: Was sagen die deutschen Fürsten und Städte dazu? Euer Exzellenz haben als Präsident des Deutschen Bühnenvereins jetzt verkündet, daß aller Verkehr zwischen Bühnenleitung und Genossenschaft abubrechen sei. An den meisten großen deutschen Bühnen bestand aber ein ausgezeichnetes Einvernehmen zwischen den beiden Faktoren! Euer Exzellenz hielten der Machtfrage wegen — alles andere sind Nebensächlichkeiten und taktische Züge! — den bedingungslosen Abbruch und die rücksichtsloseste Kampfweise für gut. Haben die deutschen Fürsten, die deutschen Städte nötig, den Frieden an ihren Theatern sich stören zu lassen, weil Euer Exzellenz und die Majorität des Bühnenvereins im Gegensatz zu einzelnen Mitgliedern „Scharfmacherei“ für nötig hielten? Die Majorität allein kann nicht verantwortlich gemacht werden. Wenn Euer Exzellenz die Tonart angeschlagen hätten, die Exzellenz Putlitz in seiner Broschüre anschlägt, wären im Bühnenverein andere Maßregeln ergriffen worden. Euer Exzellenz haben am 30. Januar nicht nur die Beschlüsse des Direktorial-Ausschusses verlesen. Die eingangs angeführten Worte sind „persönliche Bemerkungen“ Euer Exzellenz! Das werden die deutschen Genossenschafter nicht vergessen!

Die deutschen Theater regen sich ja erfreulicher Weise und sagen: Wir halten es für möglich und richtig, wenn der Friede zwischen Bühnenverein und Genossenschaft wieder hergestellt wird. Die Genossenschaft wird ohne weiteres dazu bereit sein zu erklären, daß die heftigen Ausdrücke einzelner ihrer Mitglieder in öffentlicher Versammlung — wissen Euer Exzellenz, was hinter geschlossenen Türen „parlamentarische und taktvolle“ Mitglieder des Deutschen Bühnenvereins an Ausdrücken gebraucht haben, was für Ausdrücke und Anträge und Griffe sie sich den Herrn und Damen ihrer Theater gegenüber erlauben? — als ungehörig bedauert und, ohne jeden Abstrich vom Sachlichen, zurückgenommen werden. Das ist ganz selbstverständlich. Aber vorher wird der Weg zur Verständigung durch Euer Exzellenz Türe führen, und ich vermute, daß außer einer Satzungsänderung des Deutschen Bühnenvereins nur die Möglichkeit bleibt, daß die Generalintendanz der Berliner Bühnen in andere Hände übergeht.

Als ein Nachteil für die Kunst würde das nach den übereinstimmenden Urteilen aller vorurteilslosen Kunstfreunde nicht anzusehen sein! Euer Exzellenz gehören zu den Leitern deutscher Bühnen, die vom Militär herkommen. Vom Großen Generalstabe, von der Adjutantur des Kriegsministers, vom Rittmeister zum Intendanten des Wiesbadener Hoftheaters. Ueber Vor- und Nachteile dieser Karriere ist oft gestritten worden, ohne daß es zu einer Einigung kam. Die Erfahrung lehrt, daß es, wie überall so auch bei der Frage, ganz auf die Persönlichkeiten ankommt, auf Takt und Selbsterkenntnis.



Offener Brief.

501

Das Beste ist zweifellos, wenn an einer Bühne die Führung in den Händen eines Mannes ruht, der selbst Künstler war. Man vertraut auch kein Artillerie-Regiment einem Klavier-Virtuosen an. Aber es gibt unter den deutschen Bühnenleitern, die vom Militär herkommen, eine Anzahl tüchtige Männer, die sich auf die Verwaltung beschränken. Einer der bedeutendsten deutschen Intendanten, auch früher Offizier, sagte einmal zu mir: „Meine Aufgabe ist, dafür zu sorgen, daß die richtigen Persönlichkeiten an den richtigen Plätzen stehen und Entfaltungsmöglichkeit für ihre künstlerischen Kräfte haben. Was ich als Laie an künstlerischer Erfahrung habe, mache ich dabei als Berater geltend, weiß aber immer, daß ich nicht Fachmann bin.“ Und eine ganz gleiche Auffassung vertrat stets in Wort und Tat ein anderer Intendant, unter dessen Leitung das Theater wahrlich nicht litt. Stellungen wie die Weingartners in Wien, Mottls in München, Schuchs in Dresden sind nur unter solcher Führung möglich. Und solcher Führung folgen gern die Tausende deutscher Künstler, die arbeiten, die etwas leisten wollen, und dem Bühnenleiter die Leitung sehr leicht machen, weil sie fühlen, daß sie als Menschen, als Künstler genommen werden. Drei Viertel der Reibungen zwischen Bühnenkünstlern und Bühnenleitern werden nur dadurch hervorgerufen, daß Männer, die nichts von Kunst verstehen, denken, sie dürfen an den Theatern schalten wie mit Subaltern-Beamten oder wie auf einem Kasernenhof. Es ist sehr gut, daß in diesen Tagen veröffentlicht worden ist, wie der ehemalige Intendant in Gotha, Kammerherr v. Ebert, einen Sänger behandelt hat.

Auch der folgende Fall gehört hierher: Ein Intendant fragt eine Sängerin brüsk: „Sagen Sie mal, warum verbeugen Sie sich nicht nach meiner Loge?“ „Ja, Herr, ich danke mit meiner Verbeugung dem Publikum, das mir Beifall spendet. Ob das Herr .... auch tun, weiß ich nicht.“ „Das ist ganz egal. Ich sitze hier als Vertreter des (folgt der Titel des regierenden Herrn), da haben Sie sich nach meiner Loge zu verbeugen.“

Doch auch in Fällen, wo solche „Extravaganzen“ nicht vorkommen, leidet oft die Kunst! Euer Exzellenz gehören zu den Bühnenleitern, die, ohne Fachmann zu sein, auch in künstlerischen Dingen die Entscheidung haben wollen. Die Wiesbadener Einrichtung von Webers „Oberon“ mit dem schönen Aufdruck: Gesamtentwurf: Georg v. Hülsen zeigt, zu welch außerordentlich kunstschädlichen Folgen dieser Dilettantismus führen kann. Das außerordentlich niedrige Niveau der preußischen Bühnen, von denen keine weder für Schauspiel noch für Oper als vorbildlich in Betracht kommt, beweist wie verderblich dieses System ist. Ich wollte, daß einmal ein unabhängiger Mann, etwa Generalmusikdirektor Dr. Muck, vielleicht die bedeutendste Künstlerpersönlichkeit an sämtlichen preußischen Bühnen, darüber an maßgebender Stelle sich äußern dürfte. Ein anderer früherer „Angestellter“ Euer Exzellenz, Felix Weingartner, hat's ja bereits getan.

Es wird die große Oeffentlichkeit gewiß interessieren, was Weingartner vor wenigen Wochen an Angelo Neumann telegraphiert hat:

„Hülsen hat in seiner Zeit vielbesprochenen Affäre gegen mich einen Vertragsbruch begangen. Da der Fall nun vor die Schiedsgerichte gekommen wäre, deren Institution von Fällen Hülsen gegen die Mitglieder geradezu strotzt, an die ordentlichen Gerichte aber nicht appellabel gewesen wäre, fühlte er sich sicher und imputierte mir diesen Vertragsbruch, den er selbst begangen hat, durch den Bluff der Plakatur und eine von Unwahrheiten strotzende Klage. Ich zahlte schließlich 9000 Mk., um allen Scherereien zu entgehen, die mir ein Prozeß in überreichem Maße zugezogen hätte. Ich behalte mir vor, auf Hülsens jedem Rechte und jeder Noblesse widersprechendes Vorgehen gelegentlich öffentlich zurückzukommen.“ So äußert sich ein früherer „Angestellter“, der jetzige Hofoperndirektor in Wien, und gibt die Ermächtigung, diese Mitteilungen überall bekannt zu geben. Euer Exzellenz werden ja dazu Stellung nehmen müssen und nicht wie in dem Falle Angelo Neumann mit unzureichenden Worten um das Wesentliche herumgehen können. Euer Exzellenz haben im Falle Neumann eine Kampfesweise beobachtet, und der Bühnenverein dazu, die sehr bedauerlich ist. Euer Exzellenz haben öffentlich gesagt, Angelo Neumann habe einer Sängerin eine „Lumpengage“ von 8000 Kronen bezahlt, während sie 24 000 Mk. wert gewesen sei. Euer Exzellenz irren zunächst. Die Dame war damals Anfängerin; Herr Kapellmeister Blech wird sich erinnern, in den unparlamentarischsten Ausdrücken über das geurteilt zu haben, was sie damals verdarb. Das ist kein Unglück! Jeder hat mal anfangen müssen. Aber eine „Lumpengage“ waren 8000 Kronen für eine Kraft, die damals noch sehr viel lernen mußte, nicht. Und Exzellenz! Wie kann man den Verkehr mit einer ehrenwerten Standesvertretung abbrechen, weil in der Hitze echt menschlicher Erregung ein paar Schauspieler etwas unparlamentarisch reden, wie kann man da über Mangel an Takt und Anstandsgefühl sich entrüsten, wenn man selbst als Kammerherr des deutschen Kaisers, Wirklicher Geheimer Rat und General-Intendant öffentlich sagte, ein sehr angesehener Direktor habe eine „Lumpengage“ bezahlt! Wie kann man überhaupt als Intendant, dem die Kunst bisher noch nichts zu danken hat, rein gar nichts als Hemmung ihrer Freiheit, Verkümmern ihres idealen Zwecks, Veräußerlichung ihrer höchsten Werte, wie kann man da einem Bühnenleiter, der in jahrzehntelangem Wirken einer Unzahl schaffender Künstler von Wagner bis zu den Jüngsten Bahn gebrochen hat, der Hunderten ausübender Künstler ein Förderer war, der gekämpft und gearbeitet hat Tag und Nacht, der nie ruhte, der für künstlerische Zwecke große Summen, die er erarbeitet, wieder aufbrauchte, der gewiß im Kampfe mit Gegnern oft rücksichtslos war, aber doch in allem eine der künstlerisch bedeutendsten Persönlichkeiten ist, die die deutsche Theatergeschichte kennt, so von oben herab zu behandeln versuchen. Euer Exzellenz werden sich entrüsten, daß ich das alles hier vorbringe, werden es vielleicht für Mangel an Takt und Anstandsgefühl erklären, daß es ein einfaches Mitglied der Bühnengenossenschaft wagt auszusprechen, was eine Unmenge von Bühnengehörigen und Freunden der Kunst bewegt! Auf



Offener Brief.

503

die Intendanten-Tätigkeit Euer Exzellenz einzugehen, war nötig, weil sich eine größere Anzahl Bühnenleiter, die durchaus genossenschaftsfreundlich sind, davor fürchten, an die Machtstellung des General-Intendanten der preußischen Bühnen zu rühren. Die Art und Weise, wie Euer Exzellenz die Fälle Weingartner und Neumann behandelt haben, mußte erwähnt werden, weil sie ein Pendant zu dem Vorgehen und der Kampfweise gegen die Genossenschaft bildet. Alles, was hier vorgebracht ist, mußte gesagt werden, weil eine Menge ernster Kunstfreunde die Ueberzeugung hat, daß die deutschen Bühnen sich künstlerisch frei entwickeln müssen, daß die deutschen Bühnenkünstler durch keine Bureaukratie gehemmt werden dürfen und daß die Erfüllung ihrer gerechten Forderungen wichtiger ist, als daß Euer Exzellenz Vorsitzender des Bühnenvereins bleibt.

Euer Exzellenz sprechen jetzt mit schärfsten Worten die Nichtanerkennung der Genossenschaft als Vertreterin des deutschen Schauspielersstandes aus und müssen doch ohne weiteres zugeben, daß unter diesen Genossenschaftlern mindestens hundert sind, die Euer Exzellenz an künstlerischer und allgemeiner Bildung weit überlegen sind und aber hunderte, die ohne diese Bildung durch ein paar Abende ihres Wirkens mehr für die Kunst leisten als Euer Exzellenz während (des ganzen Wirkens als General-Intendant.

Es handelt sich bei dem ganzen jetzigen Kampfe der Genossenschaft nicht nur um den Vertrag, nicht nur um materielle Forderungen, es handelt sich vor allen Dingen auch um die Geltendmachung) des Künstlertums! Es gibt an den deutschen Bühnen eine Menge Idealisten, denen keine Arbeit zu viel ist, die ihren höchsten Lebensinhalt in künstlerischem Wirken sehen. Und es würde deren viel mehr geben, wenn die empfindlichen Blüten idealistischer Denkweise nicht von brutalen Direktoren und kommandierenden Intendanten nur zu oft gleich zu Anfang geknickt und völlig beseitigt würden. Die guten Bühnenleiter wissen das am besten! — Alle diese Künstler verlangen nicht nur ihr Recht auf künstlerische Arbeit, sondern auch eine Bewertung und Behandlung als Diener der Kunst, nicht als Angestellte einer Fabrik! Und das wieder neu erwachte Künstlerbewußtsein wird nicht dadurch unterdrückt, daß Euer Exzellenz die Nichtanerkennung der Genossenschaft dekretieren. Die Genossenschaft arbeitet seit Jahrzehnten in gegenseitiger Förderung der Größten und Kleinsten an der künstlerischen und wirtschaftlichen Förderung der deutschen Bühnenangehörigen. Sie wird das auch weiterhin unbeirrt tun und wird unter den Verfolgungen, mit denen man sie töten will, nur erstarken. Die Genossenschaft wird an sich weiterarbeiten und wird siegen! Denn hinter ihr steht die geschlossene Majorität aller Kunstfreunde und Gebildeten. Daß die Genossenschaft aber nicht vergessen wird, mit was für Mitteln versucht worden ist, sie zu unterwerfen, das versichert Euer Exzellenz in vollkommener Hochachtung

Georg Göhler,

Mitglied der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger.

Durlach b. Karlsruhe, 21. März 1909.

Beethoven wird nicht oft in seinem Leben gelacht haben. Aber wenn man ihm gesagt hätte, seine Neunte sei Nebenprodukt eines Selektionsprozesses, der namentlich im Katzengeschlecht Bedeutendes erzielt habe, hätte gewiß ein Schimmer von Heiterkeit die tragische Maske des Titanen verklärt. August Weismann nennt ja weder Beethoven noch die Neunte; aber die Kombination ist doch wohl erlaubt, wenn er zeigt, wie es von Wichtigkeit für das Fortkommen der Katze sei, daß sie die Stimmen der kleinen Vögel, die sie frißt, und die der großen, die ihr gefährlich werden können, deutlich zu unterscheiden vermöge, wie es infolgedessen ihr Cortisches Organ auf 12 500 Zellen gebracht habe (beim Menschen hat es 15 500), und wenn er dann bemerkt, die Fähigkeit der Tiere und der Menschen, Musik zu hören, sei also „eine unbeabsichtigte Nebenwirkung eines Oehörapparats, der aus anderen Gründen so geworden ist, wie wir ihn vorfinden“. Den für ihre Wissenschaft begeisterten Biologen nun darf man es zwar nicht übel nehmen, wenn sie jener alles zutrauen und das geistige Universum von der Monere aus zu erklären unternehmen. Aber Vertreter der Geisteswissenschaften sollten doch auf diesen Zauber nicht hineinfallen, wenn auch selbstverständlich die Naturwurzel des irdischen Geisteslebens in einem Entwicklungsprozesse ausgebildet worden ist, über dessen Stadien die Biologen interessante Aufschlüsse zu geben vermögen; nur das Wort „unbeabsichtigt“ prägt dem Ausspruche des verdienstvollen Naturforschers den Charakter des Komischen auf. Wenn ich einige Betrachtungen über die angedeutete Verirrung an eine Abhandlung Otto Seecks in der „Deutschen Rundschau“ vom 15. Juni 1908 anknüpfe, so geschieht es nicht etwa, weil es mich gelüstete, gegen den von mir sehr hochgeschätzten Geschichtsforscher zu polemisieren; noch weniger beabsichtige ich, seine Abhandlung schlecht zu machen, die ich vielmehr in allem, was die Kernfrage nicht berührt, vortrefflich finde; sondern weil gleich der Eingang charakteristisch ist für die Art und Weise, wie Anhänger der zurzeit herrschenden biologischen Theorien unter der Einwirkung ihres Vorurteils richtige Wahrnehmungen falsch kombinieren. Ja sogar die Wahrnehmung selbst wird mitunter durch das Vorurteil inexakt. Auf den ersten Blick, so beginnt Seecks Essay über Schönheit und Zweckmäßigkeit, vermöge man zu erkennen, wo die rationelle Landwirtschaft des Gutsbesitzers oder des Großpächters aufhört und der primitive Ackerbau des kleinen Mannes beginnt. Aber dessen liederlich bestelltes Feld mit seinen bunten Blumen sei schöner als dort die einförmige gelbe Fülle. In den Gegenden, die ich kenne, treibt auch der Bauer, meistens sogar der Ackerhäusler, die Landwirtschaft rationell — sorgfältig immer, und nur an der Kleinheit der Fläche, nicht am



Unkraut, erkennt man seinen Besitz. Was aber die Schönheit betrifft, so hat auch das wogende Aehrenmeer seine eigentümliche, und viele bunte Farbenflecke — die Schönheit der einzelnen Mohn- oder Kornblume kommt hier nicht in Betracht — machen einen verwahrlosten Acker noch nicht schön; wie gewöhnlich, erscheint auch hier die Unordnung häßlich. Um zu zeigen, wie Schönheit und Zweckmäßigkeit einander meistens ausschließen, erinnert dann Seeck daran, daß wir dem schönen Fußpfade die „staubige“ Landstraße, dieser die „rußige“ Eisenbahn vorzuziehen pflegen. Was ist denn Schönes an einem Fußpfade, der über Wiesen führt, die zertretenen Grashalme, zwischen denen weißlicher oder schmutzig brauner Erdboden hervorlugt? Von weitem betrachtet, können seine Windungen ästhetisch wirken; das tut aber auch das Band der „länderverknüpfenden Straße“, ja sogar die schnurgrade hat ihren Reiz, und ihrer „Pappeln stolze Geschlechter ziehn in geordnetem Pomp vornehm und prächtig daher“. Dasselbe gilt von der Eisenbahn, deren ästhetische Wirkung die in der Sonne glänzenden Schienen erhöhen. Diese Wirkung auf den von ferne Schauenden beeinträchtigen Staub und Ruß so wenig, wie der Oelfarbengeruch den künstlerischen Wert eines frischen Gemäldes. Nicht am Fußpfade haftet die Schönheit, sondern an der Landschaft, deren intime Reize sich uns erschließen, wenn wir, nicht von einem Vehikel in pfeilschneller Bewegung vorübergerissen, sondern langsam und behaglich, unbelästigt von Staub, Ruß, Menschengewühl und nicht in Gefahr, gerädert zu werden, auf ihm wandeln. Freilich ziehn wir ihm oft die Eisenbahn vor, aber was wollen die Scharen, die Anfang Juli den Bahnhof stürmen? Sie wollen rasch und mit geringen Kosten an Orte gelangen, wo sie auf Fußpfaden und Promenadenwegen reine Luft und landschaftliche Schönheit zu genießen und damit ihre Gesundheit zu kräftigen oder wiederherzustellen gedenken, so daß sich also das Schöne für sie zugleich als das Zweckmäßige bewährt. Die Eisenbahn dient demnach in diesem Falle der Aesthetik, und diese hinwiederum der Gesundheit. Daß das Werkzeug, das uns an den Ort des ästhetischen Genusses befördert, selbst schön sei, ist docli nicht zu verlangen. Auch Seeck erwähnt das Reisen zu diesem Zweck. Er irrt aber wieder, wenn er ausführt, die Landschaft biete desto mehr Reize, je schlechter sie ihre Bevölkerung zu ernähren imstande ist, die Natur sei desto schöner, je weniger sie uns nützt, je unvollständiger sie sich unsern menschlichen Zwecken unterwerfen läßt. Beim „Schönfinden“ wirken Suggestionen mit, unter denen die der Mode nicht die schwächsten sind, wie ja die Mode im engsten Sinne, die der Frauenkleidung, am augenfälligsten beweist. Es ist bekannt, daß man bis auf Rousseau und Goethe ziemlich allgemein wohlangebaute Gegenden schön, hohe wilde Gebirge abscheulich gefunden hat. Von den geistigen Moden unberührte arme Italiener, die aus der lombardischen Ebene in die Alpen hinaufsteigen, um bei einem Tunnelbau ihr Brot zu verdienen, empfinden noch heute so. Hier überwiegt also die Suggestion der Nützlichkeit auf der einen, die der Gefahr und des mangelnden Komforts auf der anderen Seite. Der Durchschnittsmensch

ist nicht imstande, bei körperlichem Unbehagen, gar bei Schmerz, z. B. Zahnschmerz, ästhetisch zu genießen. Als es noch keine Straßen, Eisenbahnen und Berggasthäuser gab, war eine Alpenwanderung so beschwerlich, daß dem gewöhnlichen Wanderer für den ästhetischen Genuß kaum ein Restchen von Energie übrig blieb. Uebrigens ist, eben unter der Einwirkung der Mode, die Schönheit der Alpen überschätzt, die des deutschen Mittelgebirges und der Ebene unterschätzt worden. Bei der Analyse des Entzückens, das mich auf dem St. Gotthard und an den italienischen Seen anwandelte, habe ich sehr bald die Täuschungen herausgefunden, denen man leicht unterliegt. Was ist Schönes an den schwärzlichen Felswänden zu beiden Seiten des Abgrunds, in dem sich auf der Südseite die Gotthardstraße von Etage zu Etage hinabwindet? Der Farbendreiklang von dunklem Fels, weiß schäumenden Kaskaden des Tirino und blauem Himmel, und der Zauber, der in dem Namen Italien liegt, der einem an dieser Stelle Realität zu werden verspricht, zugleich mit dem Bewußtsein, du stehst auf einer Höhe, deren geographische Bedeutung Goethe so schön dargestellt hat. Nicht schön, sondern erhaben ist der Blick in die grause Schlucht — zu den ästhetischen Kategorien gehört freilich auch das Erhabene — und hätte man nicht die sichernde Straße unter den Füßen, so wäre dieses Erhabene furchtbar, was es freilich für den kühnen, absturzlüsternen Alpinisten von heute nicht mehr ist. Und wenn die Abendsonne die Felswände, die den oberen Teil des Gardasees einschließen, rosa und violett bemalt, so gibt das zwar eine prachtvolle Kulisse und mit dem Indigoblau des Wassers wieder einen schönen Farbendreiklang ab, aber kein warmes herzerquickendes Landschaftsbild, wie wir es im deutschen Mittelgebirge überall genießen, und auch in der Ebene dort, wo es an Bäumen und an Wasser nicht fehlt. Am schönsten finde ich die vom Menschen gebändigte, gepflegte und veredelte Natur: wohlangebaute Fluren mit Häusern und Gärten dazwischen und bewaldeten Bergen als Hintergrund, und die neueren Landschaftsmaler scheinen demselben Geschmack zu huldigen. Auch an den italienischen Seen sind die Uferstrecken' am schönsten, an denen in Gärten eingebettete Villen und Hotelpaläste einladend prangen, und die norddeutsche Ebene ist überall dort schön geworden, wo menschlicher Fleiß sie in einen Garten verwandelt hat. Es ist also nicht wahr, daß „auf den meisten Gebieten das Schädliche und zweckwidrige mit dem Schönen zusammenfällt“, wie Seeck als Ergebnis seiner auch die Tierwelt und die sittliche Welt umfassenden Musterung verkündet.

Auf den meisten, nicht auf allen Gebieten, fügt er einschränkend hinzu. Damit kommen wir einander näher. Wenn oben gesagt wurde, es könne von den Verkehrswegen, die uns zum Genuß der Schönheit führen, nicht verlangt werden, daß sie selbst schön seien (obwohl sie's tatsächlich oft sind), so ist das dahin zu erweitern, daß überhaupt für Gebrauchsgegenstände, Werkzeuge und Maschinen Schönheit kein wesentliches Erfordernis ist; denn der ästhetische Genuß ist doch eben weder der einzige noch der höchste Zweck des Lebens, und bei der



Verwirklichung der meisten Zwecke, die uns das Bedürfnis aufnötigt, können wir uns nur wenig um die Schönheit des Befriedigungsmittels kümmern. Zugleich aber ist dieser Satz wieder einzuschränken durch den anderen, daß Gebrauchsgegenständen, Werkzeugen und Maschinen die vollkommene Angemessenheit an ihren Zweck ohne die Absicht des Künstlers, der sie anfertigt, eine gewisse Schönheit verleiht, wie seit einigen Jahren die Architekten und die Förderer des Kunstgewerbes predigen. Auch Seeck erwähnt das, schildert bei dieser Gelegenheit sehr schön den Wechsel im Kunstgeschmack und wie jede Geschmacksperiode den ihr unmittelbar vorhergegangenen Geschmack schlecht finde, alle Perioden aber darin übereinstimmen, daß sie das sehr Alte (wo das erforderliche Alter anfängt, bleibt unbestimmt) für schöner halten als das Neue. Und darin nun sieht er die Erklärung des Widerspruchs zwischen dem Schönen und dem Zweckmäßigen: allerdings sei das Schöne ursprünglich das Zweckmäßige gewesen; aber der so entstandene Geschmack habe sich erhalten bis in eine Zeit hinein, wo das immer noch als schön geltende wegen der veränderten Lebensumstände nicht mehr zweckmäßig sei. Daher komme es, daß das Schönheitsgefühl zum Unzweckmäßigen zu neigen scheine: wir fahren fort, die Truhe unserer Urgroßmutter schön zu finden, obwohl unsere Kommode weit zweckmäßiger ist. Ich vermute, die meisten der Leute, die vor einer Antiquität in Entzücken geraten, empfinden gar nichts, sondern heucheln, ebenso wie die meisten Museums- und Alpenbesucher, ihr Entzücken nur, weil's Mode ist. Wenn aber einem eine alte Truhe wirklich gefällt, so ist das nicht eine Nachwirkung ehemaliger Zweckmäßigkeit, sondern die Wirkung einer schönen Malerei oder Schnitzerei, wobei an die praktische Verwendbarkeit solcher Gegenstände gar nicht gedacht wird.

Mit der Meinung nun, das Schöne sei das Zweckmäßige, und manches Unzweckmäßige werde nur darum für schön gehalten, weil es früher einmal zweckmäßig oder nützlich gewesen sei (als ob der Tiger, der auch erwähnt wird, je einmal den Menschen nützlich gewesen wäre! gerade erst uns Heutigen ist er das samt allem Getier der Zoologischen Gärten einigermassen), sind wir bei der biologischen Erklärung des Schönen angelangt. Wir erfahren nun die bekannte biologische Weisheit, daß es wenigstens ein Gebiet gebe, auf dem die Schönheit durchaus mit der Zweckmäßigkeit zusammenfalle: das Gebiet, auf dem der Instinkt nicht irren dürfe, wenn er nicht das Dasein des Menschengeschlechts gefährden solle. Der Mann findet im allgemeinen das Weib schön, dessen Körperbeschaffenheit das vollkommene Austragen, leichte Oebären und ausreichende Stillen der Kinder verbürgt, und jeder einzelne Mann findet das einzelne Weib besonders schön, dessen Antlitz einen dem seinen entsprechenden Charakter spiegelt. Es heißt die Aesthetik am verkehrten Ende anfassen, wenn man ihr Wesen von dem Gegenstande aus zu ergründen unternimmt, der das ästhetische Urteil in dem Maße zu fälschen vermag, daß Titania in einem Eselskopf die Gesamtheit aller platonischen Ideen verkörpert sieht. Am ästhetischen Wohlgefallen ist Interesselosigkeit das Wesent-

liehe, das Charakteristische. Der kantische Ausdruck ist nicht eben glücklich gewählt, denn den ästhetisch Organisierten beseelt ja ein leidenschaftliches Interesse an der Schönheit, aber der Ausdruck will nur besagen, daß kein Interesse unseres leiblichen Daseins und der Erhaltung der Gattung dabei im Spiele, daß also das ästhetische Interesse das gerade Gegenteil vom biologischen ist. Musik und Architektur machen das unmittelbar deutlich. Beide Werke gefallen uns, wenn in der einen die Schwingungszahlen der tönenden Körper, in der anderen die Größen der Teile eines Gebäudes in bestimmten arithmetischen Verhältnissen zueinander stehen. Die ästhetische Anlage ist also die Fähigkeit, gewisse Proportionen als angenehm zu empfinden, wobei die Proportion selbst nicht erkannt zu werden braucht; bei einem Gebäude ergibt sie sich erst durch Messung und Berechnung, in der Musik ist sie erst von der neueren Physik gefunden und in den Klangfiguren sichtbar gemacht worden. Diese Fähigkeit nun hat für die Erhaltung des individuellen und des Gattungslebens gar nichts zu bedeuten. Der Prälat Ritter, dessen Gesangsproduktionen im Breslauer Dome vor 50 Jahren den Allerandächtigsten Anfälle von Lachkrampf zuzogen, erzählte uns einmal — er lehrte Kirchengeschichte — er habe beim Domkapellmeister Gesangsstunde genommen, aber es habe nichts genutzt; er könne nun einmal einen hohen Ton von einem tiefen nicht unterscheiden. Der Mann war kerngesund und stark und nicht im mindesten schwerhörig (während Beethoven die größten seiner Meisterwerke als Halbtauber komponiert hat), und hätte er Kinder gezeugt, so würden sie wahrscheinlich ebenso gesund und kräftig ausgefallen sein. Solche Unmusikalischen kennt ja wohl jedermann. Demnach kann auch die ästhetische Anlage in der biologischen Entwicklung keine Rolle gespielt haben, kann nicht Ueberrest von etwas sein, was vordem einmal nützlich gewesen ist. Sie zeigt sich darum auch auf den Anfangsstufen der menschlichen Kulturentwicklung entweder gar nicht oder nur in dürftigen Andeutungen. Die Musik der Naturvölker und der Barbaren ist ein häßlicher Lärm, der nur ein musikalisches Element enthält, das aber für sich allein noch lange keine Musik ausmacht, den Rhythmus, und dieser hat allerdings für das Leben der Naturvölker Bedeutung, weil er die gemeinsame Arbeit und den Marsch erleichtert. Etwas deutlicher tritt das ästhetische Empfinden in der Bemalung der Leiber, Hütten und Geräte mit regelmäßigen Figuren und in der Musterung der Gewebe und Geflechte hervor, aber dieser erste Schmuck des Lebens bedeutet doch keine Förderung des Lebens. Auch die Wirkung der Malerei beruht auf Proportionen: auf Proportionen in den Umrissen der dargestellten Menschen und Gegenstände und auf Farbenharmonien; die Farbeempfindung aber wird durch Aetherschwingungen von bestimmter Geschwindigkeit und Wellenlänge erzeugt.

(Schluß folgt.)



FRANZ METZNER , ' WEIÄŸLICHER AKT

EMPTY



Drei Theaterbriefe E. T. A. Hoffmanns.  
509

Drei Theaterbriefe E. T. A. Hoffmanns.  
Mitgeteilt von  
Hans von Müller.

Im vorjährigen ersten Oktoberheft der „Neuen Revue“ hat ein Brief Hoffmanns an Holbein an das Zusammenwirken der beiden am Bamberger Theater erinnert. Heute bringen wir nun die Hauptteile von drei ungedruckten Briefen Hoffmanns an Hitzig, die uns unmittelbar in jene große Zeit des Bamberger Theaters hineinversetzen. Hoffmann und Hitzig (1780—1849) hatten sich 1804 als Kollegen am preußischen Obergericht in Warschau kennen gelernt und dort schöne Jahre im Verkehr mit anderen geistig interessierten preußischen Beamten verlebt. Von diesen Genossen sollen hier nur zwei genannt werden: der eine der Kammersekretär Zacharias Werner, der den Freunden seine mystischen „Söhne des Thaies“ vorlas, mit der großen Effektszene der „Prüfung“ Adalberts von Anjou vor seiner Aufnahme in den Templerorden (Küssen des schauerlichen Baffom e t u s -Hauptes u. a.: I. Teil, V. Akt, 6. Szene) und den (nie erschienenen) zweiten Teil seines „Kreuzes an der Ostsee“, von dessen Hauptfigur, dem heidnischen Preußenkönig Waidewuthis, Hoffmann noch um die Jahreswende 1820/21 sagt, daß seit Shakespeares Zeiten solch ein Wesen nicht über die Bühne gegangen sei, „wie dieser übermenschliche, fürchterlich grauenhafte Greis“ — der andere, wesentlich harmlosere, der Justizrat Heinrich Loest (1778—1848), der musik- und poesieverständige spätere Freund Immermanns. Ende 1806 hatten dann Hoffmann und Hitzig durch den Zusammenbruch der preußischen Herrschaft in Warschau ihre Stellen verloren. Beide lebten nunmehr eine Zeitlang privatisierend in Berlin im Umgange mit Chamisso, Varnhagen, Robert und anderen aufstrebenden Talenten, bis im September 1808 Hoffmann Kapellmeister in Bamberg wurde und im darauf folgenden Monat Hitzig eine Verlagsbuchhandlung in Berlin eröffnete. Hitzig blieb auch als Verleger seinen Idealen treu; 1809 übernahm er drei Ca 1 deron-Uebersetzungen Schlegels, darunter die „Andacht zum Kreuz“ vom bisherigen Verleger, und schloß in einem neuen Bande den „standhaften Prinzen“ und die „Brücke von Mantible“ daran; 1810 ließ er Kleistens „Abendblätter“, 1811 Fouques „Undine“ erscheinen.

Während so Hitzigs Unternehmungen florierten, mußte Hoffmann gleich nach dem ersten Auftreten als Dirigent sein Amt niederlegen; er war hinfort auf Gelegenheitskompositionen fürs Theater beschränkt und mußte sich im übrigen durchschlagen durch privaten Gesangs-  
NEUE REVUE und MOROEN. 1909. Heft 14. 38

NEUE REVUE und MORGEN.

Unterricht, Mitarbeit an der von Rochlitz in Leipzig redigierten „Allgemeinen Musikalischen Zeitung“ und den Kommissionsvertrieb von Musikalien. Im März 1810 versuchte er, durch Rochlitzens Vermittlung die Kapellmeisterstelle bei Joseph Seconda zu erhalten, der eine Operngesellschaft für Dresden und Leipzig engagierte; Friedrich Schneider kam ihm jedoch zuvor, und erst nachdem dieser drei Jahre darauf zurückgetreten, konnte Hoffmann die Stelle erhalten, die ihm — zum ersten und letzten Mal — wenigstens zehn Monate lang Gelegenheit gab, sich als Operndirigent zu bewähren.

Vorher sollte jedoch für Hoffmann noch Gelegenheit kommen, sich anderweit ums Theater hochverdient zu machen. Holbein, der im Jahre 1810 die Leitung des Bamberger Theaters übernommen und am 1. Oktober die neue Spielzeit mit der „Minna von Barnhelm“ eröffnet hatte, begnügte sich nicht damit, seinen alten Freund als Theaterkomponisten beizubehalten, sondern gab ihm auch zugleich eine leitende Stellung als „Direktionsgehilfe“, d. h. Geschäftsführer und Dramaturg; vom 1. August 1811 ab war er daneben noch Theaterarchitekt.

Mit besonderer Vorliebe widmeten sich die beiden Theaterleiter den drei oben genannten Calderonschen Stücken des Hitzigschen Verlages und Kleistens „Käthchen von Heilbronn“, das bekanntlich vor Kleistens Tode sonst nur noch im Theater an der Wien gegeben worden ist, während es in Dresden, Berlin, Weimar verschlossene Türen fand.

Anfang 1812 begab sich Holbein dann nach Würzburg und ließ Hoffmann in Bamberg als eine Art Stellvertreter zurück. In dieser Zeit setzen unsere Briefe ein, deren jeder uns Hoffmann als begeisterten Verkünder Shakespeares, Calderons und Kleistens vor Augen führt. Bamberg, 28. April 1812.

Daß ich noch hier bin, muß Ihnen schon beweisen, daß es mir so ziemlich gut geht, und nur das einzige ist mir nicht recht gewesen, daß mir bis jetzt die ganz überhäuften Theatergeschäfte alle Zeit raubten eigentlich für mich das heißt für das Bekanntwerden zu arbeiten.

Als das Theater durch Holbein neu organisiert wurde, fiel mir die ganze Last der ökonomischen und ein großer Teil der ästhet[ischen] Einrichtung zu, und bald darauf wurde ich nächstdem, daß ich fürs Theater fortkomponieren müsse, noch Theater-Architekt und Dekorateur, indem der recht geschickte Maschinist Holbein mich bald in die Geheimnisse der Maschinerie praktisch einweihte und so die Theorie, die ich aus allen Büchern, die ich nur erhalten konnte, eingeschlungen hatte, ergänzte. — So haben wir denn die einstürzende Burg zum Käthchen von Heilbronn, das auffliegende Kreuz in der Andacht pp,



die Fantasmagorien in dem standhaften Prinzen und vorzüglich die Brücke von Mantible gebaut. Von letzterer werden Sie künftig eine genaue Zeichnung nebst Beschreibung von mir im Journal des Luxus und der Moden finden. — Jezt ist Holbein in Würzburg und ich bin hier geblieben um einmahl den Sommer hindurch mit Muße für mich selbst arbeiten zu können. Eine Oper von mir, Text von Holbein komt jezt in Würzburg aufs Theater und wandert dann nach Wien zu Lobkowitz. Gefällt sie, so bin ich als Komponist durch. — Hier habe ich das Glück, daß meine Kompositionen] Sensation machen. — Dann beschäftigt mich ein sonderbares musikalisches Werk, in welchem ich meine Ansichten der Musik und vorzüglich der inneren Struktur der Tonstücke aussprechen will. Um jeder anscheinenden Excentrizität Platz und Raum zu gönnen sind es Aufsätze von einem wahnsinnigen Musiker in lichten Stunden geschrieben; ich behalte mir vor Ihnen künftig darüber mehr zu sagen und vorzuschlagen. Nun habe ich recht viel von mir gesprochen, bloß um Ihnen, mein teuerster Freund zu beweisen, daß ich wirklich noch lebe! Denken Sie denn noch an Warschau? — an die Punschabende — den roten Ungarwein bei Ihrem Wirth — den Waidewuthis — den Baffometuskopf pp? Werner soll ja, wie ich von dem vorigen Sommer hier nach Italien durchreisenden Mahler Raab hörte, nach Palästina gezogen sein. Das wäre nun ganz im Styl und in der Ordnung, nur möchte ich wissen, wo er den Mut hergenommen hat sich zu den Türken und Arabern zu begeben, und ob er nicht das bekante große Goldstück in zwanzig Papieren eingewickelt auf der bloßen Brust trägt. — Charniseau ist allso bei der Stael und Varnhagen noch in Berlin? — Unser Heinrich Loest („löst die Bande“, erinnern Sie sich noch?) hat allso ein Trauerspiel ediert, namens: Clorinde, welches gewiß nichts anderes ist, als die Oper Tancred mit Variationen, die er in Warschau machte und die ich nicht komponieren mochte weil sie schlecht war. — Sie können denken wie mich das Kätchen begeistert hat; nur drei Stücke haben auf mich einen gleichen tiefen Eindruck gemacht — das Kätchen — die Andacht z(um] K[reuz] und Romeo und Julie — sie versetzten mich in eine Art poetischen Somnambulismus in dem ich das Wesen der Romantik in mancherlei herrlichen leuchtenden Gestaltungen deutlich wahrzunehmen und erkennen glaubte! — Das Kätchen ist hier nur teilweise gut, die Andacht zum Kreuz aber durch ein glückliches Zusammentreffen günstiger Umstände beinahe vollendet gegeben worden. Die Andacht hat jedesmal wahre Andacht erweckt und das katholische von jeder Ueberbildung freie Publikum faßte die Erzählung Eusebios von des Kreuzes sonderbaren Wundern mit tiefem Sinne auf. — Noch einmahl komme ich auf den herrlichen Kleist zurück um Sie zu bitten, mir einiges über seinen heroischen Untergang zu sagen; das dumme Geschwätz in öffentlichen Blättern von Leuten, die vor einem Strahl von Kleists Genius in die erbärmliche Nußschale, die sie für einen Pallast mit sieben Türmen ansehen, sich verkrochen hätten, dieses dumme Geschwätz hat mich überaus angeekelt; umi schon damals wollte ich mich an Sie mein lieber Freund! wenden, uir

NEUE REVUE und MORGEN.

etwas Rechtes vom Rechten zu hören, doch es unterblieb wie vieles.

— Der Herr von Herr ist wohl noch immer der H. v. H. — wenn

Sie ihn zufällig sehen sollten, bitte ich ihn von mir nicht zu grüßen,

ein gleiches tun Sie gütigst mit Eimbeck und Beelitz.

Meine Frau ist ganz munter und hält zuweilen pohlische Monologe um die Sprache nicht zu vergessen, jedoch hat sie neulich mit vielem Vergnügen einen ganzen Pulk pohlische Lanzenträger, die sie ihre Landleute (nicht Landsleute) nannte, gesehen. Sehr empfiehlt sie sich Ihnen und Ihrer Frau, die ich auch um freundschaftliches Andenken herzlich bitte. Recht bald hoffe ich von Ihnen viel viel gutes und angenehmes zu hören; Ihr tätiges Wirken in der litterarischen Welt (gleichsam Ihren litterarischen Lebenslauf) habe ich mir aus den Meßkatalogen konstruiert und viel Zufriedenheit gefunden. — Leben Sie recht wohl, grüßen Sie Herrn Reimer und Freunde die sich noch meiner erinnern und behalten Sie mich lieb

Unverändert Ihr innig ergebener

Hofmann.

Bamberg, 1. Juli 1812.

Mein lieber teuerster Freund!

Vor der Hand nur so viel, daß mir Ihr ausführlicher Brief die lebhafteste Freude gemacht und mich ganz in unsern jovialen Zirkel in Wfarschau, wo denn doch manches recht gescheute Wort gesprochen wurde, versetzt hat. Uns fehlte damals nichts als etwas mehr Freiheit von Geschäften, die uns eigentlich nicht behagten, diese Freiheit gab uns die plötzliche Katastrophe mit einem Ruck und daß wir uns per tot discrimina rerum beide nun wohl befinden ist ein Beweis, daß das Schicksal zwar etwas tumultarisch mit uns verfahren, uns doch aber auf die rechte Stelle gesetzt hat. — Ich arbeite jetzt recht fleißig und habe um recht mit Muße zu leben 14 Tage auf der herrlichen Altenburg, wo ein alter gothischer verfallener Thurm nach meiner Angabe vorigen Sommer restaurirt und dekorirt wurde, eben in diesem Thurm mit meiner Frau gewohnt, bloß das anhaltend böse Wetter trieb mich wieder herab. Der Sturm, der Regen, das in Strömen herabschießende Wasser erinnerte mich beständig an den Oheim Kühleborn, den ich oft mit lauter Stimme durch mein gothisches Fenster ermahnte ruhig zu seyn, und da er so unartig war nichts nach mir zu fragen habe ich mir vorgenommen ihn mit den geheimnißvollen Charakteren, die man Noten nennt, fest zu bannen! — Mit andern Worten: die Undine soll mir einen herrlichen Stoff zu einer Oper geben! — Sind Sie nicht meiner Meinung? — Für die Musen schicke



Drei Theaterbriefe E. T. A. Hoffmanns.

513

ich Ihnen bestimmt nächstens einen Aufsatz, der Nachrichten über unsere Theater, vorzüglich aber die genaueste Rechenschaft von der so oft bezweifelten dramatischen Wirkung der Calderonschen Stücke und von den Erfordernissen bey ihrer Aufführung geben soll. Dies dürfte allerdings nicht zu spät kommen, da es nicht als Novität, daß die Calderonschen Stücke wirklich gegeben wurden, behandelt wird.

— Nächstens mehr, viel mehr! Meine Frau grüßt Sie und die Ihrige, deren Andenken ich mich herzlich empfehle, auf das beste. Behalten Sie lieb

Ihren innig ergebenen

Hoffmann.

Herzlichen Dank für die höchst interessanten Abendblätter. —

Sehr sticht hervor der Aufsatz über Marionetten-Theater. — Kleists Erzählungen kenne ich wohl; sie sind seiner würdig.

Bamberg, 15. Juli 1812.

Mein lieber teuerster Freund!

Anliegend erhalten Sie nach Ihrem Wunsche einen Aufsatz über die hiesige Aufführung der Calderonschen Schauspiele dessen ganze Tendenz dahin geht zu zeigen unter welchen Umständen jene Schauspiele auch dann ihren großen Effekt nicht verfehlen können, wenn auch der Bühne keine große Kraft Rücksichts eminenter Schauspieler oder kostspieliger Szenerie zu Oebothe steht. Vielleicht dient dies zur allgemeineren Verbreitung jener göttlichen Schauspiele und dann wäre viel gewonnen. Holbein ist jezt in Würzburg und unser Theater wird schon wieder organisirt, kommt es leidlich zu Stande, so bringe ich es bestimmt dahin, daß Shakespearsche noch nicht gegebene Stücke (vorzüglich seine Lustspiele) auf die Bühne kommen. Goethes Bearbeitung von Romeo und Julie kenne ich nur aus den darüber in öffentlichen Blättern mitgetheilten Nachrichten und schon nach diesen — ich muß es frey gestehen — mißfällt sie mir. Der herrliche Schluß, die Versöhnung der Familien, nachdem ihre schönsten Zweige als Opfer ihres Hasses gefallen, Lorenzos rührende Rede, fällt wie ich höre ganz weg — ich möchte wirklich das Original ganz getreu auf die Bühne bringen.

NEUE REVUE und MORGEN.

Die Ehe.

Komödie von Bernhard Shaw.

Deutsch von Siegfried Trebitsch.

Personen:

Der Bischof von Chelsea St. John Hotchkiß

Alice Bridgenorth, seine Frau Cecil Sykes

Edith, seine Tochter Ratsherr William Collins

General Bewley Bridgenorth George Collins, seine Schwägerin

Reginald Bridgenorth Reverend O. C. Soames (Vater Anthony i

Leo Bridgenorth Joseph Wallaston (Magistratsdiener)

Lesbia Grantham

An einem schönen Morgen des Frühlings 1903 sieht die normannische Küche im Schloß des Bischofs von Chelsea sehr geräumig, sauber, mächtig und gesund aus.

Der Bischof hat das Glück, der Besitzer eines Schlosses aus dem zwölften Jahrhundert zu sein. Das Schloß selbst hat das Glück gehabt, der Verwandlung in Wen gothischen Stil des fünfzehnten Jahrhunderts oder der Gleichmachung in die Quadersteine des achtzehnten Jahrhunderts oder der „Restaurierung“ durch einen Baumeister des neunzehnten Jahrhunderts und einen Victorianischen Architekten der sonnenschirmähnlichen Süßlichkeit des vierzehnten Jahrhunderts, entgangen zu sein. Der gegenwärtige Inhaber namens A. Chelsea, inoffiziell Alfred Bridgenorth genannt, weiß normannische Arbeit zu schätzen. Er wußte seine Klagen über die Unbehaglichkeit des Ortes so geschickt anzubringen, daß er (die kirchlichen Bevollmächtigten dazu vermochte, ihm einiges Geld für Bauzwecke zu geben. Er benutzte es, sich der Tapeten, der Malerei, der Einteilungen, der äußerst ebenen und ornamentalen Gesimse zu entledigen, womit die Victorianischen Zimmerleute das gewaltige dunkle Gebälk gefällter Eichen verschlossen und versteckten; ferner tilgte er die Spuren aller anderen Hilfsmittel seiner Vorgänger, bis er sich in einer normannischen Festung heimisch und geachtet fühlen konnte. Es ist ein Haus, das für die Ewigkeit gebaut sein soll. Die Mauern und Balken könnten ihrer Stärke nach den Turm zu Babel tragen, als ob die Erbauer, unsere modernen Ideen vorwegnehmend und ihnen instinktiv Trotz bietend, hier einmal beschlossen hätten, zu zeigen, wieviel Material sie an ein Gott zu Ehren erbautes Haus verschwenden könnten, statt ein wetteiferndes Auge auf den Vorteil des niedrigsten Angebots zu richten, und wissenschaftlich zu berechnen, wie wenig Material genügte, um zu verhindern, daß die ganze Geschichte durch ihr Eigengewicht zusammenstürze.

Die Küche ist der Lieblingsraum des Bischofs; aber nicht etwa weil er ein Mann von demütiger Denkart ist, sondern weil die Küche zu den schönsten Räumen des Hauses gehört. Der Bischof hat weder das Einkommen noch den Appetit, seine Mahlzeiten hier kochen zu lassen. Die Fenster, hoch oben in den Mauern, liegen nach Norden und Süden. Das nördliche Fenster ist das größte; und wenn wir durch dieses in die Küche sehen, befindet sich die südliche Mauer mit kleinen normannischen Fenstern und einer offenen Tür in der Nähe der Ecke links uns gegenüber. Durch diese Tür bekommen wir einen Blick auf den Garten und einen sonnenbeschienenen Gartenstuhl. In der rechtsseitigen Ecke befindet sich ein Eingang zu einem gewölbten runden Gemach mit einer Wendeltreppe, die durch einen Turm zu den oberen Stockwerken des Schlosses führt. An der Wand zu unserer Rechten befindet sich der riesige Kamin, mit einem gewaltigen Spieß, der wie ein kleiner Kran aussieht, und einer Sammlung von alten Eisen- und Messinggeräten, die man für ursprüngliche Möblierung des Kamins nimmt, die aber natürlich vom Bischof in Antiquitätenhandlungen zweiten Ranges aufgekauft worden sind. An dem zunächstliegenden Ende der linksseitigen wand gewährt ein kleines normannisches Tor den Eintritt



in das Arbeitszimmer des Bischofs, der ehemaligen Abwaschküche. Weiter entfernt steht an der Wand eine große Eichenkiste. Die Mitte der Küche nimmt ein großer Holztisch ein, der von elf starken Binsenstühlen umgeben ist: vier davon stehen an der entfernten Seite, drei an der nächstliegenden und zwei an jedem Ende. Vor dem Kamin steht ein großer Gitterstuhl. Auf dem Boden befindet sich eine grobe Bastmatte als Teppich-Schoner. Das einzige Möbelstück, das dann noch da ist, ist eine Uhr mit hölzernem Ziffernblatt, das ungefähr so groß ist wie der Boden eines Waschkübel. Sie hat Oewichte, Ketten und ein Pendel von entsprechender Größe; aber der Bischof hat schon lange den Versuch aufgegeben, die Uhr in Gang zu halten. Sie hängt über der Eichenkiste.

In der Küche befindet sich augenblicklich die Frau des Bischofs, Frau Bridgenorth, die mit William Collins, dem Gemüsehändler, plaudert. Er ist im Frack, obgleich es am frühen Vormittag ist. Frau Bridgenorth ist eine ruhige, glücklich aussehende Frau von ungefähr fünfzig Jahren, sanft, freundlich und humorvoll, hat zarte Gesichtszüge und schönes graues Haar, mit vielen weißen Fäden darin. Sie ist wie zu einem Fest gekleidet; aber sie macht es sich einstweilen noch bequem, wie sie da in dem großen Stuhl beim Kamin sitzt und die Times liest.

Collins ist ein älterer Mann von recht jugendlichem Taillenumfang. Seine hammelkotelettartigen Whiskers haben an ihren unteren Enden einen Koketten-Anstrich von vornehm tuendem Oeckentum. Er ist ein freundlicher Mann, von jenen vollendeten Manieren, die man nur erwerben kann, wenn man einen Laden hält, in welchem man Damen Lebensmittel verkauft, deren soziale Position in einer Weise über jeden Zweifel erhaben ist, daß sie sich beim Einkauf nicht sonderlich anstrengen. Er ist ein beruhigender Mensch, hat wachsame graue Augen und besitzt die Gabe, einem, ohne zu beleidigen, alles was er will zu sagen, weil sein Ton immer voraussetzt, daß er es mit freundlicher Erlaubnis tut. Dabei ist er in keiner Weise unterwürfig: eher ritterlich und teilnahmsvoll, aber niemals ohne gewissenhafte Anerkennung der öffentlichen Fundamente sozialer Unterschiede. Er steht bei der Eichenkiste und zählt einen Haufen Servietten. Frau Bridgenorth liest gelassen; Collins zählt; im Garten singt eine Amsel. Frau Bridgenorth läßt die Times in ihren Schoß fallen und betrachtet Collins einen Augenblick.

Frau Bridgenorth: Sind Sie bei solcher Gelegenheit niemals nervös, Collins?

Collins: Gott bewahre, gnädige Frau. Es wäre lächerlich, nachdem ich fünf Ihrer Töchter verheiratet habe, beim Verheiraten der letzten nervös zu werden.

Frau Bridgenorth: Ich habe immer gesagt, daß Sie ein wundervoller Mensch sind, Collins.

Collins, (beinahe errötend) Oh, gnädige Frau.

Frau Bridgenorth: Ja. Ich kann niemals irgend etwas arrangieren — sei's eine Hochzeit oder ein Diner — ohne daß die Sache einen Haken hat.

Collins: Warum sollten Sie sich selbst der Mühe unterziehen?

Herbei mit dem Gemüsehändler: das ist das Geheimnis einer leichten Hausführung. Weiß Gott, es ist ja sein Geschäft. Es macht sich für ihn und für Sie bezahlt, ganz abgesehen von dem Vergnügen in einem Hause wie dem Ihrigen zu arbeiten. (Frau Bridgenorth verbeugt sich für das Kompliment) Die Leute machen sich über den Gemüsehändler genau so wie über die Schwiegermutter lustig. Aber sie können weder ohne den einen noch ohjie die andere fertig werden.

NEUE REVUE und MORGEN.

Frau Bridgenorth: Was für ein Band uns doch verknüpft, Collins!

Co 11 ins: Weiß Gott, gnädige Frau, es gibt alle Arten Bänder zwischen allen Arten Menschen. Für die Frau eines Bischofs sind Sie eine sehr feine Dame, gnädige Frau. Ich kenne Frauen von Bischöfen, die einen wahrhaft reizen, sie zu necken und unverschämt zu sein; aber niemals wird Ihnen gegenüber jemand sich und seine Stellung vergessen, gnädige Frau.

Frau Bridgenorth: Sie sind ein Schmeichler, Collins. Sie werden natürlich wie gewöhnlich das Frühstück selbst beaufsichtigen, nicht wahr.

Collins: Ja, ja, gnädige Frau, selbstverständlich. Das tue ich immer. Die hochfeinen Lieferanten schicken Leute her, wie ich sie niemals gesehen hab' — man kann sie für Herzöge halten. Man sieht, wie die Verwandten diesen Leuten die Hände schütteln und sie nach ihrer Familie fragen — Damen fragen tatsächlich „Wo haben wir uns denn schon gesehen?“ und alle möglichen anderen Konfusionen.

Das ist mein Geschäftsgeheimnis, gnädige Frau. Mich können Sie immer erkennen, ich bin der Gemüsehändler. Das ist ein Glück für mich heutzutage, wo man kaum sagen kann, wer dies ist und wer das ist. (Er geht durch den Turm hinaus und kehrt sofort für einen Augenblick zurück, um anzukündigen): Der Herr General, gnädige Frau.

Frau Bridgenorth erhebt sich, um ihren Schwager zu empfangen, der strahlend in Full-dreß-Uniform, mit vielen Medaillen und Orden geschmückt, eintritt General Bridgenorth ist ein gut aussehender Mann von fünfzig Jahren, mit breiten, kühnen Nasenflügeln, einem eisernen Mund, treuen Hundeaugen und einer sehr natürlichen Einfachheit und Würde des Charakters. Er ist unwissend, dumm und voller Vorurteil, wozu er sorgfältig erzogen worden ist, es ist nicht immer möglich, die Oeduld nicht zu verlieren, wenn seine fraglos guten Absichten sich in Wirklichkeit als schädigend erweisen; aber man tadle die Oesellschaft deswegen, nicht ihn selbst. Er würde kein schlechterer Mensch sein als Collins, wenn er Collins soziale Gelegenheiten genossen hätte. Er kommt an den Kamin, wo Frau Bridgenorth mit dem Rücken gegen das Feuer steht.

Frau Bridgenorth: Guten Morgen, Boxer. (Sie schütteln sich die Hand) Noch eine Nichte fortzugeben. Das ist die letzte.

Der General, (sehr düster): Ja, Alice. Der alte kriegerische Onkel hat nichts anderes zu tun als an Glücklichere Bräute fortzugeben. Ist, (er würgt) ist deine Schwester schon da?

Frau Bridgenorth: Warum nennst du Lesbia immer meine Schwester? Weißt du nicht, daß sie das mehr ärgert als all deine übrigen Scherze?

Der General: Scherze! Ha! Nun, ich will versuchen, es sein zu lassen; aber ich glaube, sie könnte eine solche Kleinigkeit von mir schon ertragen. Sie weiß, daß ihr Name mir im Halse stecken bleibt. Es ist besser, sie deine Schwester zu nennen als sie L — er bricht beinahe zusammen: L — nun, sie bei ihrem Namen zu nennen und sich lächerlich zu machen — durch Tränen. (Er setzt sich an das nächste Ende des Tisches.)



Die Ehe.

517

Frau Bridgenorth (geht zu ihm und zieht ihn auf). Oh, beruhige dich. Boxer! Wir sind doch wirklich keine Knaben und Mädchen mehr. Du kannst nicht dein Lebelang mit einem gebrochenen Herzen herumlaufen. Es muß schon nahezu zwanzig Jahre her sein, daß sie dir einen Korb gab. Und du weißt doch, das geschah nicht, weil sie dich nicht leiden mochte, sondern nur weil sie nicht heiraten will.

Der General: Einerlei. Ich liebe sie noch immer. Und ich kann nicht anders als es ihr sagen, so oft wir einander begegnen, obgleich ich weiß, daß sie mir deshalb ausweicht. (Er beherrscht kaum seine Tränen.)

Frau Bridgenorth: Was sagt sie, wenn du ihr das sagst?

Der General: Nur daß sie neugierig sei, wann ich darüber hinauswachsen würde. Ich weiß jetzt, daß ich niemals darüber hinauswachse.

Frau Bridgenorth: Vielleicht geschähe es, wenn du sie heiratest. Ich glaube, es ist besser so, Boxer.

Der General: Ich bin ein armer Teufel. Es tut mir wahrlich leid, daß ich ein lächerlicher alter Schwätzer bin, Alice; aber wenn ich in dieses Haus zu einer Hochzeit komme, zu diesen Szenen — zu — zu — zu Erinnerungen an die Vergangenheit — und die Braut immer jemand andern geben muß und nie selbst eine Braut bekomme (er erhebt sich plötzlich) Darf ich in den Garten gehen und es mir weg rauchen?

Frau Bridgenorth: Tu das, Boxer.

(Collins kommt mit dem Hochzeitskuchen zurück.)

Frau Bridgenorth: Oh, da ist der Kuchen. Ich glaube, es ist derselbe, wie wir bei Florences Hochzeit hatten.

Der General: Ich kann das nicht ertragen. (Er eilt durch die Gartentür hinaus.)

Collins (stellt den Kuchen auf den Tisch) Na, sehen Sie sich das an, gnädige Frau! Ist es nicht seltsam, daß der General, nach all den Hochzeiten an denen er teilgenommen \*) hat, den Anblick eines Hochzeitskuchens noch immer nicht ertragen kann. Er scheint ihm stets denselben Schlag zu versetzen.

Frau Bridgenorth: Na, es ist sein letzter Schlag. Jetzt ist die ganze Familie verheiratet, Collins. (Sie hebt die Times wieder auf und nimmt ihren Sitz wieder ein.)

Collins: Ausgenommen Ihre Schwester, gnädige Frau. Ein schöner Frauentypus, das Fräulein Grantham. Ich freue mich schon, ihr Hochzeitsmahl zu arrangieren.

Frau Bridgenorth: Sie will nicht heiraten, Collins.

Collins: Gott weiß, gnädige Frau, das sagen alle. Sie und ich haben es auch gesagt, ich wette darauf. Ich jedenfalls.

\*). Der englische Hochzeitsbrauch erfordert es, dass der amtierende Oeistliche fragt: wer verheiratet diese Frau mit diesem Mann? worauf ein älterer Herr, gewöhnlich der Vater oder der Onkel der Braut sagt: ich tue es!

NEUE REVUE und MORGEN.

Frau Bridgenorth: Nein: die Ehe ist von selbst an mich herangetreten. Ich hätte gedacht, an Sie auch.

Collins, (nachdenklich) Nein, gnädige Frau. An mich trat sie nicht wie von selbst heran. Meine Frau mußte mich dazu zwingen. An sie trat die Ehe wie von selbst heran: sie ist das, was man eine reguläre alte Henne nennt. Will immer ihre Familie in Sehweite haben, geht nicht zu Bett ehe sie weiß, daß alle gesund zu Hause, die Haustür zugeschlossen und die Lichter ausgelöscht sind. Will immer ihr Gepäck mit im Coupe haben. Geht immer hin und läßt sich vom Lokomotivführer versprechen, daß er vorsichtig sein werde. Sie ist eine geborene Frau und Mutter, gnädige Frau. Darum sind denn auch all meine Kinder von zu Hause fortgelaufen.

Frau Bridgenorth: Haben Sie jemals Lust gehabt auch davonzulaufen, Collins?

Collins: O ja, gnädige Frau, ja: sehr oft. Aber wenn es so weit war, konnte ich es nicht über mich bringen, ihr weh zu tun. Sie ist eine empfindsame, zärtliche, ängstliche Seele; und ist nie dazu erzogen worden zu wissen, was für manche Menschen Freiheit bedeutet. Bedenken Sie doch: das Familienleben ist das einzige Leben, das sie kennt; sie gleicht dem im Käfig geborenen Vogel, der sterben würde, wenn man ihn frei in die Wälder fliegen ließe. Wenn ich darüber nachdachte, wie leicht es wäre für einen Mann von meinem rührigen Temperament, es mit ihr aufzunehmen und wie tief es sie verletzen würde, wenn sie denken müßte, daß es aus Abneigung gegen ihre Person geschähe, verschob ich das Davonlaufen immer bis zum nächsten Mal; und so bin ich schließlich gar nicht davongelaufen. Ich glaube, es war gut für mich, daß ich so umwogt wurde; aber es hat mich von allen meinen alten Freunden abgeschnitten, gnädige Frau, besonders von den Frauen — und das ist was Furchtbares. Sie gab ihnen keine einzige Gelegenheit: weiß Gott nicht. Sie begriff niemals, daß verheiratete Leute gegenseitig Ferien nötig haben, wenn sie überhaupt frisch bleiben sollen. Nicht daß ich jemals ihrer müde war, gnädige Frau; aber ach! wie oft bin ich des häuslichen Lebens müde gewesen. Ich habe mich oft dabei<sup>1</sup> ertappt, daß ich meinen Bruder George beneide; wahrhaftig, das hab ich, gnädige Frau.

Frau Bridgenorth: George war also Junggeselle.

Collins: Bewahre, nein, gnädige Frau. Er heiratete eine sehr schöne Frauensperson; aber sie war was unbeständig und sozusagen leicht erregbar, ganz unglaublich. Sie besaß gar keine Selbstherrschaft, wenn sie verliebt war. Sie konnte tagelang rumträumen und über ein Nichts weinen; dann plötzlich aufstehen und ausrufen — einerlei, wer da war und es hörte: „Ich muß zu ihm, George“. Und weg ging sie von Heim und Mann, ohne um Erlaubnis zu bitten.

Frau Bridgenorth: Aber hat sie denn das mehr als einmal getan? Ist sie — zurückgekommen?



Die Ehe.

519

Collins: Bei Gott, gnädige Frau, sie hat es meines Wissens fünfmal getan; und George hat es uns schließlich gar nicht mehr erzählt, so gewöhnt wurde er es.

Frau Bridgenorth: Aber hat er sie immer wieder zurückgenommen?

Collins: Na, was sollte er denn machen, gnädige Frau? Von vier Malen dreimal brachten die Männer sie noch am selben Abend zurück, ohne daß was geschehen wäre. Ein anderes Mal wieder sind sie ihr ausgerückt. Was hätte ein Mann von Herz anderes tun können als sie trösten, wenn sie weinend zurückkam und klagte, wie die Männer sie zum besten hielten, wenn sie sich ihnen an den Hals würfe und sie vorgaben, daß sie zu edel seien, das Opfer anzunehmen, das sie ihnen brächte. George hat ihr immer wieder gesagt, daß die Männer ihr den ganzen Tag zu Füßen liegen würden, wenn sie nur zu Hause bleiben und sich 'n bißchen zurückhalten wollte. Schließlich wurde sie vernünftig und befolgte seinen Rat. George liebte immer die Abwechslung.

Frau Bridgenorth: Was für ein verabscheuungswürdiges Weib, Collins! Finden Sie nicht auch?

Collins (kritisch) Na, viele häuslich empfindende Damen dachten so und sagten das, gnädige Frau. Aber ich möchte zugunsten der Wankelmütigen bemerken, daß die Mannigfaltigkeit der Erfahrung sie wunderbar interessant machte. Das ist der Grund, warum die Flüchtigen die Treuen übertrumpfen, gnädige Frau. Sehen Sie sich zum Beispiel meine alte Dame an! Sie hat nie einen anderen Mann gekannt außer mir; und eben darum kann sie mich nicht ordentlich kennen, weil sie mich nicht mit anderen Männern vergleichen kann. Natürlich kennt sie ihre Eltern wie — nun wie man seine Eltern eben kennt: kennt man ja nur die eine Hälfte von deren Leben und denkt niemals, daß die auch einmal jung gewesen sind; und sie kannte ihre Kinder als Kinder und dachte niemals, daß sie unabhängige menschliche Wesen seien, bis sie davonliefen und ihr eine oder zwei Wochen lang beinahe das Herz brachen. Aber Frau George, die bekam Gelegenheit, 'ne Masse über Männer aller Art und aller Altersstufen zu erfahren, denn je älter sie wurde desto mehr liebte sie Jüngere; und das hat sie sicherlich interessant und gescheit gemacht. Ich habe oft ihren Rat in Anspruch genommen, in Angelegenheiten, wo meine eigene alte Frau mir nicht das Geringste genützt hätte.

Frau Bridgenorth: Hoffentlich erzählen Sie Ihrer Frau nicht, daß Sie wo anders hingehen, wenn Sie einen Rat brauchen.

Collins: Gott bewahre, gnädige Frau, ich habe meine altt Matilda so gern, daß ich aus Angst sie zu kränken ihr niemals irgend etwas erzähle. Sie ist nämlich so durch und durch Gattin und Mutter, daß sie außer Haus kaum ein verantwortungsvolles menschliches Wesen ist. ausgenommen, wenn sie einkauft.

NEUE REVUE und MORGEN.

Frau Bridgenorth: Billigt sie Frau George?

Coli ins: O, Frau George kriegt sie rum. Frau George kriegt jeden rum, wenn sie will. Und dann nimmt es Frau George mit der Religion sehr genau. Sie, ist eine Hellseherin.

Frau Bridgenorth, (überrascht); Eine Hellseherin!

Co Hins, (ruhig): Ja, gnädige Frau, ja. Man braucht sie nur ein bißchen zu hypnotisieren; und sie gerät in einen Trancezustand und sagt die wunderbarsten Dinge, nicht über sich selbst, aber es klingt, als wenn das ganze Menschengeschlecht seine Ansicht sagte.

O, das ist wundervoll, gnädige Frau, glauben Sie mir. Sie könnten kein Spiel ersinnen, daß Frau George nicht zu spielen verstünde.

Lesbia Grantham kommt durch den Turm herein. Sie ist eine große, hübsche, schlanke Dame in ihrer Lebensblüte: das heißt zwischen sechs- und dreißig und fünf und fünfzig. Sie hat, was man eine wohlerzogene Art nennt, kleidet sich sehr sorgfältig, um diesen Eindruck hervorzurufen, ohne die geringste Rücksichtnahme auf die letzten Moden. Ihrer selbst sicher, ist sie den Jungen und Schüchternen fürchterlich; sie ist verwöhnt bis in die langen Fingerspitzen, duldsam und eher amüsiert, als innerlich teilnehmend.

Lesbia: Guten Morgen, liebe große Schwester.

Frau Bridgenorth: Guten Morgen, liebe kleine Schwester.

(Sie küssen einander.)

Lesbia: Guten Morgen, Collins. Wie gut Sie aussehen! Und wie jung!

(Sie nimmt den Mittelstuhl vom Tisch fort und setzt sich.)

Collins: Das ist nur Berufsgewohnheit bei einer Hochzeit, gnädiges Fräulein. Sie sollten mich bei einem politischen Diner sehen.

Da sehe ich beinahe wie siebzig aus. (Auf die Uhr sehend) Die Zeit vergeht, gnädige Frau. Darf ich Ihren Namen Fräulein Edith sagen lassen, daß sie sich ein bißchen mit ihrer Toilette beeile?

Frau Bridgenorth: Ja, Collins.

Collins geht durch den Turm hinaus, den Kuchen mitnehmend.

Lesbia: Der gute alte Collins! Hat er dir wieder Geschichten erzählt?

Frau Bridgenorth: Ja. Du bist gerade zu spät gekommen, um eine ganz besonders aufregende Geschichte seiner Erfindung zu hören.

Lesbia: Ueber Frau George?

Frau Bridgenorth: Ja. Er sagt, sie sei eine Hellseherin.

Lesbia: Ich möchte wissen, ob er wirklich Frau George gefunden oder sie aus einem Buch gestohlen hat.

Frau Bridgenorth: Das möchte ich auch wissen.

Lesbia: Wo ist der Barmecide?

Frau Bridgenorth: Im Arbeitszimmer, arbeitet an seinem neuen Buch. Er denkt jetzt nicht mehr daran, daß es eine Tochter zu verheiraten gibt, als an das Ei, das er zum Frühstück bekommt. Der General, durch das Rauchen beruhigt, kommt vom Garten herein.



Die Ehe.

521

Der General (mit resoluter Bonhommie) Ah, Lesbia! Wie geht es Ihnen? (Sie schütteln einander die Hände und er nimmt einen Stuhl zu ihrer Rechten.

Frau Bridgenorth geht durch den Turm hinaus.

Lesbia: Wie geht es Ihnen, Boxer? Sie sehen beinahe so herrlich aus wie der Hochzeitskuchen.

Der General: Ich lege Wert darauf, in Uniform zu erscheinen, wann immer ich einer Zeremonie beiwohne, um den Subalternen eine Lektion zu geben. Es ist in England nicht üblich; aber es sollte üblich sein.

Lesbia: Sie sehen sehr schön aus, Boxer. Was für eine schauderhafte Menge Tapferkeit müssen alle diese Medaillen darstellen!

Der General: Nein, Lesbia. Sie stellen Verzweiflung und Feigheit dar. Die ersten hab ich alle dadurch gewonnen, daß ich den Tod suchte. Sie wissen, warum?

Lesbia: Aber Sie waren unverwundbar nicht?

Der General: Ja, unverwundbar. Die Bajonette bogen sich an meinen Schultern krumm, Kugeln durchbohrten mich und hinterließen keine Spur; und noch dazu, das ist das Schlimmste, ich wurde niemals von einem Dum-Dum-Geschoß getroffen. Als ich noch Truppenoffizier war, hatte ich wenigstens das Recht, mich dem Tod im Felde auszusetzen. Jetzt bin ich General, und da ist mir selbst dieser Ausweg abgeschnitten. (Seinen Stuhl überredend näher an sie heranrückend' Hören Sie mich an, Lesbia. Zum zehnten und letzten Mal. —

Lesbia, ihn unterbrechend: An Florences Hochzeitstag vor zwei Jahren, sagten Sie „Zum neunten und letzten Mal.“

Der General: Wir sind seitdem zwei Jahre älter geworden

Lesbia. Ich bin fünfzig; Sie sind —

Lesbia: Ja, ich weiß. Es hat keinen Zweck, Boxer. Wann werden Sie alt genug sein „Nein“ für eine Antwort zu halten?

Der General: Niemals, Lesbia, niemals. Sie haben mir noch nie einen wirklichen Grund dafür angegeben, daß Sie mich ablehnen.

Einmal dachte ich, es sei „ein anderer“. Gar viele Burschen waren hinter Ihnen her; aber jetzt haben sie's alle aufgegeben und sich

verheiratet. Beugt sich näher zu ihr. Lesbia: sagen Sie mir Ihr Geheimnis. Warum. — 1

Lesbia, angewidert die Luft einziehend: O! Sie haben geraucht.

Sie erhebt sich und geht zum Stuhl an den Kamin. Fort mit Ihnen, Elender!

Der General: Wäre diese Pfeife nicht gewesen, ich würde bei unserer Begegnung zusammengebrochen sein. Sie hat mich besänftigt und meine Nerven stark gemacht.

(Fortsetzung folgt \

Wer der Kunst Metzners unvorbereitet naht, wird vor ihrer nordischen Strenge erschauern. Da ist keine werbende, nur eine zwingende Oeberde. Ein einziger Wille, der sich selbst vollenden muß, dem Beschauer das eigene Gesetz befiehlt.

Kein Spiel, nur Notwendigkeit. Ein Einsamer wie Hodler steht Franz Metzner in unseren Tagen da, deren Blicke er von allem Zufälligen ablenken und zu feierlicher, beinahe düsterer Größe erziehen will.

Niemand weigert heute dem Achtunddreißigjährigen die Meisterehren, die er sich zäh erstritten hat. Lange mußte er für Fremde Steine metzen. Der Weg aus seinem deutschböhmischen Vaterstädtchen — vorbei an den ungastlichen Toren der Akademien — bis zu seinem Berliner Atelier war weit. Als Bruno Schmitz den Wahlverwandten entdeckte, der ihm jetzt die Granitkolosse für das Leipziger Völkerschlachtdenkmal aufrichtet, war Metzner längst ein Fertiger. Seine Lehrer leben nicht in unserer Zeit. Er geht bis zu den großen Aegyptern zurück und knüpft an die beste Gothik an. Nie als nachahmender Epigone, immer als Finder neuer Darstellungsmöglichkeiten.

Die Architektur ist sein urtümliches Lebenselement; sein Ziel und Ehrgeiz, endlich sein eigener Architekt zu werden. Sein hoheitsvolles Pathos steht in bewußtem Gegensatz zu den plastischen Bestrebungen der letzten Zeit. Die plastische Figur ist für Metzner nicht etwas Selbstherrliches und Isoliertes, sondern sie ist ganz Untertan den Gesetzen des sie umgebenden Raumes. Dabei wird die Bildhauerei nicht eine Magd der Baukunst, sie bildet mit ihr eine organische Einheit, lebt als notwendiger Bestandteil ihr eigenes Leben im Gesamtkörper des Baues.

Metzner will nichts von einsam frierenden Figuren wissen, die als etwas Gelegentliches oder gar Fremdartiges in einen Bau hineingeschmuggelt werden, sondern das plastische Gebilde soll mit Naturnotwendigkeit aus dem steinernen Feld, aus dem Block hervorstehen, innerhalb der Säule, im Schutze einer Wölbung sich kristallisieren. Nicht fertige, vollkommene Menschenkörper werden plötzlich hineingezaubert, sondern eckig, knotig, schwer heben und zwingen sich aus dem Holz, dem Erz, dem Stein menschliche Gliedmaßen hervor.

Sogar bei den Figuren, denen eine stelbständige Existenz zugedacht ist, sucht dieser Bildhauer-Architekt den geometrischen Zwang, damit das Nebensächliche umso gewisser abfalle, das Typische umso reiner sich herauschäle, der Geist dem Joche des Materials sich umso kraftvoller entringe. So bei den hier abgebildeten Figuren, der in sich hineinhorchenden mütterlichen Frau und der zusammengekauerten männlichen Gestalt, die den Druck der Erdschwere symbolisiert.



Franz Metzner.

523

Mit welcher Freiheit, ja Heiterkeit Metzners Phantasie sich aufzuschwingen vermag, das zeigt sein herrlich rhythmisierter Nibelungenbrunnen. Die gepanzerte Statue des treuen Schwertträgers Rüdiger von Bechlaren, die ihn ragend krönt, wächst wieder mit der ganzen Metznerschen Formenstrenge empor, die den Parallelismus liebt. Dort, wo Metzner mit dem Baumeister zusammenwirkt, ist ihm die architektonische Struktur das Höchste. Da darf keine Linie verwischt, verweicht oder umgebogen werden. Mit überwältigender Klarheit muß der bauliche Gedanke sich dem Auge offenbaren. Alles andere muß diesem Zwecke hörig sein. Wenn Metzner die Wahl hat, ob er der architektonischen Gliederung oder einem menschlichen oder tierischen Körper Gewalt antun soll, so ist er keinen Augenblick im Zweifel: der Körper hat sich unbedingt unterzuordnen und anzupassen.

Denn darf man den ästhetischen Wert der Menschenleiber, die Metzner zum Beispiel aus den großen viereckigen Feldern hoch oben auf der Hauptfassade des Berliner Rheingoldhauses als Relief vortreten läßt, nicht an ihrer Naturwahrheit messen. Ist denn die Schönheit eines korinthischen Kapitals davon abhängig, ob die Akanthusblätter möglichst treu wiedergegeben sind? Die Menschenkörper sind hier eben auch nur stilistische Hilfen im höchsten Sinne. Die Bädungsphilister waren entsetzt, als sie diese Füllungen zum ersten Male sahen. Sie hätten nicht so verständnislose Urteile gefällt, wenn ihre Fragestellung nicht so falsch gewesen wäre. Die Frage lautet nicht: Sind das ideal schöne Menschenkörper? sondern sie lautet: Wie fügen sich diese Reliefs in den architektonischen Rahmen, wie unterstützen sie die Absichten des Baumeisters? Und dann wird die Antwort ganz zugunsten Metzners ausfallen.

In der Kunst, einen Körper in einen vorbestimmten, fest umgrenzten Raum hineinzukomponieren, sucht er heute seinesgleichen. Mit klassischer Strenge bezieht er alles auf die horizontalen und vertikalen Hauptachsen. Ragt im viereckigen Feld ein menschlicher Körper auf, dann geht die kompakte Fühlung mit dem darüber liegenden Gebälk oder Quaderwerk verloren, weil rechts und links vom Kopf ein Vakuum entsteht, eine störende Ungleichmäßigkeit in der Raumfüllung. Meist suchte man diesem Mangel durch die Schablone emporgestreckter Hände, eine oft ganz sinnlose Pose, abzuhelpen. Metzner wagt es zum ersten Mal, Haupt und Hals in die Horizontale umzubiegen. Hat man den ersten Schreck überwunden, so wird man gewahr, welcher Reichtum an dekorativen Wirkungen dadurch gewonnen würde, wenn der Künstler erst mit größerer Selbstverständlichkeit sich dieses kühnen Mittels bedienen lernte.

Wie adelig muten diese schlank stilisierten Körper auf den Metznerschen Reliefs an! Einerseits wirkt hier der Menschenleib nur als ein ruhiges architektonisches Ornament, selbst die Bewegung ist wie in einer Zisterne eingefangen. Andererseits aber behält der Leib die Kraft, seelische Zustände zu symbolisieren, ja, er vermag dies viel eindringlicher als irgendein realistisch modellierter Körper. Wer

sich dies einmal zum Bewußtsein gebracht hat, ist schon in die tiefsten künstlerischen Absichten Metzners eingedrungen. Er will seine Gebilde von allem Akzidentellen und Alltäglichen befreien, um in ihnen und durch sie mit um so größerer Sammlung das Ewig-Wesentliche darzustellen.

Ein Glück, daß es Metzner vergönnt ist, seine Kraft jetzt an der größten plastischen Aufgabe zu messen, die heute in deutschen Landen zu lösen ist, eben an der bildnerischen Ausschmückung des Völkerschlachtdenkmals in Leipzig. Was er vermag, davon hat er schon im Steinsaal des Rheingold-Baues eine Probe gegeben. Blickt man durch die Mitte des Kellergewölbes, so scheint es einen Augenblick, als hätte der Bildhauer hier gar nicht Hand angelegt. So sehr hat er die architektonischen Formen respektiert. Aber gleich darauf entdeckt man überall sein Walten. Ist hier ein menschlicher Rumpf zur Säule, dort ein Menschenkopf zum Kapital erstarrt? Nein, es sind Säulen, die langsam menschliche Bildung angenommen haben.

So sehr sind hier durch eine monumentale Auffassung Architektur und Plastik wieder eins geworden. Pfeiler bleibt Pfeiler. Plötzlich aber sehen wir — und so wird es auch in der Krypta des Leipziger Gigantenwerks geschehen — in die steinernen Augen einer Maske. Ein ungeheurer Ernst eine den Blick bannende Konzentriertheit beherrschen die Gesichtszüge. Alles, was wandelbar ist in einem Menschenantlitz, ist hier gleichsam wieder zurückgepreßt zur Urform. Das letzte konstruktive Prinzip der Knochen und des Fleisches tritt hervor. Und in solcher Unverrückbarkeit starrt die Maske, daß wieder ganze Figuren in sie hineinkomponiert werden können und daß sie gar nicht wie etwas Selbständiges wirken. So stehen in der hier abgebildeten Pfeilerplastik die beiden Hünen vor diesem Antlitz Wache, als wären es Volker und Hagen vor Etzels Palast.

Oder weibliche Gestalten krönen die Stirne, und sie sind wie natürlich gewachsenes Haar, weil sie sich wieder ganz der Architektur des Menschenantlitzes angepaßt haben. Es ist eine Stilisierung, die nicht entkörpertert, sondern den Körper in seiner letzten, von aller Willkür befreiten Nacktheit als ursprüngliche Idee des Schöpfers herausarbeitet. Und nicht nur zur äußersten Enthüllung menschlicher Formen dringen diese Masken durch, sie geben Typen verschiedener Charaktere und Temperamente, der Melancholie, der Strenge, der Nachdenklichkeit . . . Jedes Profil wirkt anders. Und seltsam! Einige Masken gliedern sich wieder, der Fluß der Bartlinien teilt sich und nimmt die Form zweier selbständiger Sockel an, jeder Sockel trägt zwei Flächen, die in sich wieder meisterhaft gegliedert und scheinbar von eigenem plastischem Leben erfüllt sind. Aber alle diese Teile ordnen sich dem Rhythmus der Maske unter, und plötzlich ist das Ganze wieder nichts als ein Pfeiler, der die Wölbung ruhig trägt. So schließt sich die eherne Reihe. Sie offenbart eine Balladenwucht, wie sie nur in den nordischen Mythen lebt, eine elementare, aber gebändigte Kraft, die zu immer größeren Werken fortschreiten muß.



EMPTY

EMPTY



FRANZ METZNER / PFEILER-PLASTIK AUS DER KRYPTA DES VÄ-LKERSCHLACHT DENKMALS IN  
LEIPZIG

EMPTY



FRANZ METZNER / ZEICHNUNG ZU EINEM GRABMONUMENT BEI BERLIN

EMPTY





EMPTY



Rundschau.

525

Rundschau.

Finanzpolitisches.

Von Pluto.

Der Ultimo ist der Friede!

Nur in diesem Sinne, dem Nahen der Liquidation läßt sich die zuversichtliche Stimmung der Börse erklären.

Drei Wochen lang darf man die wahre Uefahr an der serbisch-österreichischen ürenze erkennen, daraufhin verkaufen und fixen, in der Schlußwoche des Monats aber gedenke man der eigenen schwachen Hand und decke sich, in dem alten Paris jener großen Spekulation, die heute nur noch in den Träumen gewisser Hetzpolitiker fortkommt, wurde über die Heiligkeit der Prämien-erklärung gespottet, welchen Tag selbst jeder Oeneral zu respektieren habe.

Also wenigstens dieser Termin mußte gut vorübergehen. Tatsache bleibt, daß an dem Tage, wo die bisherige Reihe schlechter Depeschen von keiner einzigen guten unterbrochen wurde, ein plötzlicher Kurswechsel eintrat, „ein Unglück nach oben“, wie es die Baissiers zu nennen pflegen. Vorigesmal wurde hier darauf hingewiesen, daß in Momenten der Angst zunächst Bankaktien vor verkauft werden; daß das wirklich geschehen war, enthüllten nun die Deckungen. Avancen von 1 Prozent gingen nur zu rasch vor sich und Nationalbank erregten sogar ein solches Vertrauen, wahrscheinlich weil die Herren im Punkte der Höhe ihrer Tantieme der Generalversammlung widerstanden, — daß der Couponabschlag von 2 Prozent eingeholt wurde. Auch deckt sich das Rheinland in Montanpapieren, trotzdem u. a. die Beteiligung der einzelnen Zechen im Kohlen-syndikat nur für einen Monat festgesetzt werden sollte Indessen etwas Wichtigeres! All diese äußere Lebhaftigkeit brachte in den eigentlichen Verkehr keinen Zug, sodaß jetzt, wo schließlich noch von einer russischen Neutralität verlautete sowie von einem drathlichen Sympathien austausch zwischen Franz Josef und Nikolaus, die alte Geschäftsstille mindestens so stark war, wie kurz vorher, in den Tagen der Angstverkäufe, wo Iswolski noch nicht eingelenkt hatte. Dabei denkt die Börse doch nur an den Orient, für den Oesterreich - Ungarn bereits 500 Millionen Kronen ausgegeben haben dürfte.

Sie folgte gespannt weder den für uns so bedeutsamen Tarifvorgängen in Washington, noch den Zollichhabereien der Franzosen, ja, nicht einmal der erlglichen Flottendebatte.

•

Verhängnisvolle Kapitalsvermehrungen könnten vielleicht die neuen Emissionen gerade von eisten Aktiengesellschaften genannt werden. Denn Unternehmer solchen Ranges geben sich nicht mit Kleinigkeiten ab. Ihre Generaldirektoren sind in Erfolgen grau geworden, sie werden von ihren Ausichtsräten angebetet, entweder weil sie die Hälfte der Aktien besitzen, oder weil sie innerhalb ihrer Fachkreise hervorragen. Deshalb sind auch so-gleich ganz außerordentliche Kapitalsvermehrungen beliebt, einerlei, ob wir in friedlichen oder recht gespannten Zeiten leben. Ferner lassen es die diesbezüglichen Begründungen weder an Großartigkeit, noch an Aufrichtigkeit mangeln. Sie atmen eben die Sicherheit eines langen Glückes, das also wahrscheinlich noch in langen Fortsetzungen gedacht wird. Das alles ist nicht neu und wiederholt sich im verschiedenen Maßstabe die ganze Industrie- und Akticngschichte hindurch. Was aber neu, z. B. an dem Gclsenkirchener Unternehmen war, das betrifft den Gleichmut seines Generaldirektors, im Verein mit seinem Bruder vom Aachener Hüttenwerk, gerade einen Mann vom Schlage Thyssens ihrem Konzerne zu vereinen. Das ist doch von vornherein der geborene Nebenbuhler gewesen, von dem es auch noch unklar bleibt, ob er selbst dabei geschoben wurde, oder sich absichtlich schieben ließ. Sie gingen eine Zeit lang zusammen, die Herren Kirdorf und Thyssen, und indem der letztere nunmehr aus

10

Nfil IE REVUE and MORGEN. 1909. Hrfl U.



NEUE REVUE und MORGEN.

Gelsenkirchen austrat, weil er die Neubetriebe in Esch nicht billigt, hat er seine Aktien vielleicht zur rechten Zeit verkaufen können. Sein Interesse an Deutsch-Luxemburg allein hat ihn wohl kaum dazu vermocht, da der Thyssensche Weitblick schwerlich von vornherein verkannt hat, wohin die neue Strömung führen würde. Ein sehr feines amerikanisches Bankhaus pflegte früher alle neuen Geschäfte zunächst daraufhin zu prüfen, ob dieselben nicht zu groß seien, der Gewinn wurde erst in zweiter Linie erwogen. Diese Firma war so reich und so liquide, wie es auch die größte Kohलगesellschaft nicht werden kann, aber die Leiter hatten nicht nur Verstand, sondern auch Vernunft. Und die Vernunft kann sowohl den Umfang eines Ausdehnungsplanes betreffen, als auch dessen Tempo. Zum mindesten dieses letzteres muß nun auch der nachsichtige Beurteiler jetzt bei Gelsenkirchen vermissen, das mit einem Geldbedarfe von nicht weniger als 65 Millionen überrascht. Ist es doch schon mehr als einmal dagewesen, daß gewaltige Unternehmen keineswegs durch ihre an sich ganz richtigen Ziele ins Stocken gerieten, sondern durch die Ueberhast, einer — ruhigen Entwicklung durchaus voraneilen zu wollen. „Ein großes Volk kann warten!“ sagte einmal D'Israeli und das Gleiche läßt sich auf große Aktiengesellschaften anwenden, deren Tätigkeit auf gesunder Basis ruht. Als von demselben Geiste geleitet, wenn auch die fachmännischen Gründe natürlich ganz andere sind, müssen die Elberfelder Werke erscheinen. Sie, deren technische Vorzüge ihnen des längeren zu den glänzendsten Dividenden verholfen haben, stecken gegenwärtig in so verschiedenartigen und neuen Gründungen, daß der Geldbedarf hierfür bereits jetzt ungewöhnlich groß ist. Und noch bezeichnender! Die in chemischen Betrieben versierten Kreise fragen sich verwundert, wozu denn so viele frische Barmittel gebraucht werden. Wenn also schon diese Leute den Kopf schütteln, mit welchem Scheine von Ueberzeugung sollen erst die Banken die vielen neuen Aktien und Obligationen jener Elberfelder ihren Kunden anbieten. Man hat seinerzeit die Zeche Augusta Victoria höchst teuer gekauft (denn warten hieße

ja klug sein), muß dieselbe noch weit teurer ausbauen, sodaß ruhig behauptet werden kann, wenn die Farbenfabriken dies noch einmal zu tun hätten, so würden sie es unterlassen. Auch andere Transaktionen könnten noch einst be- reut werden. Ueberhaupt brauchen nicht alle Fabrikationen mit unendlichem Gewinn gesegnet zu sein. So brachten die pharmazeutischen Produkte in Elberfeld jahrein, jahraus die größten Profite; nunmehr scheint man mit weiteren neuen Heilmitteln etwas einzuhalten, da eines dem andern gleichsam im Wege steht.

\* \* |+

Ein Lichtpunkt inmitten aller Depression! Die südafri- kanische Minenindustrie kommt sichtlich vorwärts. Vorderhand drückt sich dieser augenscheinlich zuverlässige Umstand mehr in den Kursen, als in den Käufen aus. Denn das englische Publikum setzt seine alte Kraft auf diesem Gebiete so leicht nicht wieder ein, die Franzosen werden überwiegend spekulieren, und das deutsche Kapital kann seine alten Verluste nur schwer vergessen. In- zwischen vermag aber der aufmerksame Beobachter die seltsamen Offerten für die amalgierten Kompanien zu berech- nen. Woraus sich ergibt, daß Shares, die nur zu begründet schon recht nie- drig bewertet waren, ganz unvermutet, zu guten Kursen, abgefunden werden, eventuell die neuen Papiere preiswürdig erhalten. Es sollen hier keine Namen genannt werden, um auch nur den Schein einer Empfehlung zu vermeiden, aber aus all jenen Offerten geht doch deutlich hervor, wie Minen, die allein fast zugrunde gingen, durch jene Amalgamationen nachträglich rentabel werden konnten. Auch die technischen Fortschritte müssen ziemlich entschei- dend geworden sein, wie u. a. aus der verlängerten Lebensdauer einzelner Ge- sellschaften zu ersehen ist, die man bis- her nur noch für zwei Jahre gelten lassen wollte, während die fachmän- nische Schätzung heute auch auf fünf- unddreißig Jahre geht. Auch macht die bedeutende Einschränkung der Selbst- kosten, eben auf Grund der technischen Verbesserungen, sowie der Elektrizität statt der Kohle die Wiedereröffnung vieler Erzgänge möglich. Am wichtig- sten aber für alles, was Transvaal be- trifft, bleibt natürlich die völlige Aus- söhnung des Holländertums mit den englischen Kolonialherren. Durch diese





Rundschau.

527

britische Staatsklugheit hat die dortige Minenindustrie einen völlig- anderen Untergrund gewonnen. Ist doch nunmehr aller passiver Widerstand gegen die Fortentwicklung jener so reich gesegneten Distrikte aufgegeben, so daß alle Faktoren nahezu gemeinsam an der gleichen Aufgabe mitarbeiten. Auch Deutschland mit seinen schweren Minenintercssen gewinnt somit durch die englische Politik, bei der wir sonst leider in letzter Zeit alles eher als Nutzen finden.

Höhere Dividenden! Dieser Ruf, der jetzt in so mancher Generalversammlung ertönt, wird vielleicht noch einmal von Erfolg begleitet sein. Einstweilen schadet aber eine solche Forderung nichts, weil zum mindesten dadurch eine Aussprache zwischen Direktion und Aktionären erzielt wird. Auch in der Berliner Handelsgesellschaft meinten jetzt einige Redner, daß das Aktienkapital erhöht worden sei, um ein noch größeres Erträgnis als 0 Proz. aufzubringen. Die offizielle Erwiderung hätte nun lauten können, daß man auch oft die Barmittel vermehre, nur um auf der alten Höhe bleiben zu können, allein das scheint gar nicht der Fall gewesen zu sein. Vielmehr wurde unerklärlicherweise erklärt: es sei im Jahre einer Kapitalserhöhung nicht üblich, die Dividende hinaufzusetzen. Was alles „nicht üblich“ sein soll! Eine schwächere Motivierung läßt sich kaum denken, und das bei einer Orobank, die zweifellos unter allen anderen Instituten am sichersten und geschlossensten geleitet wird. Indessen ungleich wichtiger als diese Sonderfrage ist die Gefahr, einem Geldgeschäfte überhaupt mehr Kapital als nötig anzuvertrauen. Hierdurch könnte leicht eine Willkür und ein Uebermut in der Behandlung großer Finanzierungen entstehen, die gerade die Aktionäre zuletzt schädigen würden, aber am ehesten das große Publikum. Was versucht denn eine Bank, sobald sie sich ungemein kapitalstärktig weiß? Sie schließt große Anleihen ab! Diese werden doch nun unseren Kapitalisten verkauft, welche im Verlustfalle das büßen müssen, was die Aktionäre der Bank indirekt mit verschuldet harten. Letztere bekommen wohl später wieder eine höhere Dividende, allein jene zahl-



losen Kapitalisten müßten ihren Schaden oft genug glatt herunterschreiben. Auf solche Weise werden die Ueberkapitalien der Banken zu ebenso vielen volkswirtschaftlichen Fragen.

Aus der Fremdenlegion.

Von Wilhelm Cremer.

Rekruten, die die zwei Jahre Kaserneleben nicht ertragen können, gehen über die Grenze und lassen sich auf fünf Jahre für eine fremde Armee anwerben, die ihnen wahrscheinlich dieselben, vielleicht noch schlimmere Plackereien bringen wird. Handwerksburschen und Vagabunden, die alle Laiulstrassen Europas durchwandert haben, phan'astische Träumer, die keinen Zwang ertragen können und das Glück hinter blauen Bergen suchen, sie verkaufen ihre Freiheit für das enge Obdach der Legion. Schiffbrüchige des Lebens, Idealisten, die die Nüchternheit des Alltags narrt, flüchtige Verbrecher und arbeitsscheue Zuhälter, Heilige und Sünder, die zu sonderbar für diese Welt sind, Genies ohne Willenskraft und bedauernswerte Geistesranke, sie alle finden den Zugang zu dieser Kaserne der Fremden, zu dieser Armee der verlorenen Söhne Europas. Und sie werden alle tüchtige Soldaten, sie, die zu Hause zu feige und zu schwach für die Anforderungen des Lebens gewesen sind. Für vier Pfennige Tageslohn marschieren sie durch die Fiebersümpfe Tonkings und Madagaskars und über den Wüstensand Marokkos, um Frankreich blühende Kolonien zu schaffen. Menschen, die nie gearbeitet haben, Lumpengesindel und Muttersöhnchen, sie bauen in tödlicher Sonneng'ut Landstraßen, über die später behaglich die Zivilisation spazieren geht. Sie sterben alle, an Typhus und Fieber, an Trunk und Ausschweifung, oder auch, wenn sie Glück haben, durch die Kugel und das Messer der Feinde. Denn die Wenigen, die zurückkehren in ihre Heimat, sie sind siech und elend oder halb verblödet, und fast ohne jede Ausnahme für den Kampf mit dem Leben verdorben. Nein, sie bezahlen es fast alle mit ihrem Leben, die die Ehre haben, in der Legion zu dienen.

Es sind schon Wcle Bücher über flic

NEUE REVUE und MORGEN.

Fremdenlegion geschrieben worden, fast jedes Jahr kommt eins heraus. Aber die meisten sind arge Tendenzschriften. In dem Bestreben, junge Leute vor dem Eintritt in die Legion zu warnen, malen sie alles so schwarz und grau, wie es nur möglich ist. Wenn man so ein Büchlein: „Fünf Jahre Sklavenleben“, „Die Hölle in Algier“ liest, so fragt man, wie solche bestialischen Mißhandlungen noch möglich sind, und man versteht nicht, daß Leute freiwillig zehn und fünfzehn Jahre dort dienen. In Wirklichkeit geht es dem Einzelnen in der Legion zunächst gar nicht so schlimm. Das Essen ist mindestens so gut wie in Deutschland, Mißhandlungen durch Vorgesetzte sind nicht möglich, einen Exerzier- und Paradedrill gibt es nicht, der Dienst ist abgesehen von den Marschübungen und den schlimmen Strapazen auf Expeditionen und Feldzügen leicht, die ganze Ausrüstung, die der Rekrut erhält, ist neu, sodaß er garnichts zu f'icken hat. Die Fremdenlegion ist einfach eine moderne Kolonialtruppe, die allerdings ohne Rücksicht auf den Wert der Menschenleben eingesetzt wird, wenn es gilt, ein militärisches Ziel zu erreichen. Das Klima in Verbindung mit Trunksucht und andern Lastern sorgt schon von selbst für die Dezimierung der Legion, und keine Volksvertretung fragt nach einer Statistik dieser Menschenopfer, denn es handelt sich ja um Fremde, die von ihrer Heimat aufgegeben sind.

Erwin Rosen, ein junger Journalist, der ganz Amerika durchreist und den Kampf der Amerikaner auf Kuba mitgemacht hat, landete wie so viele andere auch eines Tages in der Fremdenlegion, und hat jetzt, nachdem er ein Jahr später von dort entflohen war, seine Erlebnisse in einem Buche geschildert.\*) Das Buch ist flott und äußerst anschaulich geschrieben und hat mich von Anfang bis zu Ende interessiert. Rosen ist zu seinem Glück nie ein Legionär in dem eigentlichen Sinne des Wortes gewesen, dafür war er zu gesund und zu willensstark. Aber er hat scharfe Augen gehabt und versteht zu schreiben. Er malt wie ein Maler mit frischen lebendigen Farben und gibt ein wirklich gutes Bild

\*) In der Fremdenlegion. Stuttgart 1909. Verlag von Robert Lutz, PrdjiT.- M., geb. 6.- M. von dem Leben und Treiben dieser



modernen Landsknechte. Was ihm vielleicht fehlt, ist das tiefere Verständnis für die Seelen dieser Verkommenen, dieser Trinker und Träumer, ein Verständnis, das man nur erwerben kann, wenn man sich eins mit ihnen fühlt. Rosen hat aber immer über diesen Menschen gestanden, er verachtete sie, wie ein Engländer einen Kuli verachtet. Er war einer von denen, die stumm und verschlossen durch die Legion gehen, weil sie ihr Innerstes nicht beschmutzen wollen. Darum litt er auch an allem Rohen, das er sah und wurde ungerecht und moralisierend auch da, wo er vielleicht besser Verständnis und Mißgefühl empfunden hätte. Für Menschen wie Rosen freilich ist das Leben in der Legion einfach unerträglich, aber jeder, der sein Buch unbefangen liest, wird einsehen, daß andersgeartete Naturen sich in diese Verhältnisse einleben können. Das sind die wahren Legionäre, die für das Leben da draußen in der freien Welt längst verdorben sind, die aber, wenn sie ihre fünf Jahre abgedient haben, schleunigst von neuem kapitulieren.

Berlin.

Eine kleine Rhapsodie.

Von Albrecht Wirth.

Der bestrickende Reiz der Stadt liegt offenbar darin, daß so wenig Berliner darin leben. Außerdem haben die Temperenzler dort wenig Aussichten. Die Heilsarmee macht nicht einmal schlechte Oeschäfte, aber die Gasthäuser noch bessere. Manchmal tagt der Reichstag oder was ähnliches in Berlin, er fabriziert Reden, die mit strenger Ausschließlichkeit in schwäbischer, namentlich schwäbischer, ferner in thüringischer, sächsischer und ostelbischer Mundart verfaßt sind. Nirgends kann man weltferner, weltfremder sein, als in Berlin. Heilande wirken hier, in ihrer Dachkammer in der Bayreutherstraße oder draußen in Schlachtensee verborgen, völlig nur mit sich selbst beschäftigt und vielleicht noch mit der leidenden Menschheit, aber am wenigsten mit Berlin, das sie hassen. Nirgends aber auch ist soviel überflüssiges

Rundschau.

529

menschliches Ungeziefer. Und diese verruchte Gleichförmigkeit! Das ist ia längst ein Axiom und gerichtsnotorisch, daß man anderswo auf die Augen sieht, in Berlin aber auf das Schuhwerk und die Weste. Es gibt auch Dichtungen, Kleinode, Träume von Westen hier, namentlich bei Legationsräten. Aber, ich beschwöre euch, weshalb immer dieselben Hüte? Der übelste Proletarier hat sie und der hochnäsige Geheimrat. Da vermißt man denn doch die fitness of the things, die wohl lautend abgestufte Aesthetik der Schlapphüte und Fellmützen. Nur Bankdirektoren erlauben es sich, etwas salopper aufzutreten. Sie können's ja. Und Sven Hedin? Nun ja, das ist zwar auch noch kein Berliner, aber man muß es der Reichshauptstadt zugestehen, daß sie in der Branche etwas bietet. Sie bringt die seltensten Menschen zueinander. Sie schafft lebendige Märchen. Josty und Rartoiini sind Mittelpunkte der Welt. Da taucht ein Generalkonsul aus Korea auf und eine Minute später ein Burenkämpfer und Mexikomaler und ein türkischer Militärinstrukteur. Alle erzählen sofort ihre Lebensgeschichte, wie die Kalender in 1001 Nacht bei dem Kalifen. Und die dicksten Wetten und Oeschäfte werden prompt abgeschlossen. Gibt's Krieg? „Nun, Sie werden mir zugestehen, das muß ich doch ganz genau wissen. Ich kenne den Professor Mühsam, der die Akten einsehen durfte, die der Hofrat Strebig von der Excellenz Immerzuspät entlehnt hat. Und der sagt, es gibt keinen.“ Fest für Kanada? Unsinn. Morgen rasseln sie hinunter. Das Olühstrumpfpatent? Ia; für 50 Mille verkauft. Die Fabrik bei Danzig wäre ich nicht abgeneigt zu übernehmen; was meinen Sie zu 120 Anzahlung? Inzwischen stellen Firle und Hans von Marpes aus. Und die Hochbahn donnert und die Elektrischen klirren. Und dort saust des Kaisers Automobil zu den Kolonialschätzen Herzog Adolfs. Christentum und Kirche.

Von v. Flöckher.

Jahrhundertlang hat der Olaubc das Wissen geknechtet und in Fesseln geschlagen. Die Folge davon ist gewesen, daß jetzt, wo das Wissen triumphiert, der Rückschlag nicht ausgeblieben und der Glaube in die Stellung gedrückt ist,



die früher das Wissen einnahm. Die ir-  
 rige Vorstellung, daß Olaube und  
 Wissenschaft Gegensätze seien, und  
 daß das Eine das Andere ausschlie-  
 ße, ist bestehen geblieben. Und doch hat  
 schon Goethe den Hauptfortschritt des  
 Menschengeschlech's mit genialem Blick  
 darin erkannt, daß „wir gelernt haben,  
 Gott und die Welt nicht wie früher  
 mythologisch, sondern logisch zu be-  
 greifen". Die Wurzeln des Unglaubens  
 liegen eben nicht, wie man früher be-  
 hauptete, in der Wissenschaft, sondern  
 in ganz anderen Dingen, nämlich im  
 Willen und im Herzen. Di> tu fpründige  
 Frage, ob der wissenschaftlich Gebildete  
 heute noch an Gott glauben kann, er-  
 örtert Karl Jentsch in einem soeben  
 erschienenen philosophischen Werke\*)  
 in meisterhafter Weise. Es ist ein  
 Standardwerk, das uns Deut-  
 schen lange gefehlt hat und  
 das für jede Hausbibliothek  
 angeschafft werden sollte.  
 Nur geistig leere Menschen bedürfen  
 keiner idealen Ergänzung ihres Sinnen-  
 lebens; wer aber irgendwelches In-  
 teresse an den Wechselwirkungen hat,  
 die die moderne Zeit zwischen Religion,  
 Natur, Wissenschaft und Kunst täglich  
 neu hervorruft, der sollte sich Jentsch\*  
 als Führer durch dieses schwierige  
 Gebiet anvertrauen. Er weist nach", daß  
 auch der Heutige Mensch, der auf der  
 Höhe der Heutigen Wissenschaft steht,  
 an Gott und das ewige Leben der  
 Menschenseele in Oott glauben kann.  
 Die Erkenntnis, die uns die Naturwissen-  
 schaft gewährt, reicht überhaupt nicht  
 ffir die Sinnemve't aus, obwohl sie 3ar-  
 fiher hinausweist. Die Philosophie  
 aber, die echte Philosophie, snricht:  
 „Wie in der Erkenntnis, so schien es  
 uns im Leben die Summe der Weisheit,  
 das Oerince nicht zu vernachlässigen,  
 aber im Kleinen getreu zu sein; das  
 wahrhaft Wirkliche, das ist und sein  
 soll, ist nicht der Stoff, noch" weniger  
 die Idee, sondern der lebendige persön-  
 liche Geist Gottes und die Welt per-  
 sönlicher Geister, die er geschaffen hat".  
 •) „Christentum und Kirche In Vfresneenhelt'  
 Oeeenwirt und Zukunft" von Karl Jentsch'  
 VIII und 736 Seiten 8», Preis broseheit in M-  
 Verl«\* von E. H»berland in Lelpzlg-R.

Man hat viel von Landerziehungsheimen gehört, und auch von einer freien Schulgemeinde Wickersdorf unter ihnen. Man sah diese gewissermaßen nur als eine Modifikation der Landerziehungsheime an; noch etwas unklar, unsicher. Eben: man hat viel darüber geredet und geschrieben. Aber zumeist nur von dem Zusammenleben und -schaffen der Menschen da, ohne eigentlich recht die beseelenden Gedanken zu kennen. Und blieb dann immer dabei: die freie Schulgemeinde ist ein Landerziehungsheim.

Das wird jetzt anders werden, anders werden müssen — seit O. Wyneken, der eigentliche Leiter der freien Schulgemeinde, ihre Idee klargelegt hat (im Wickersdorf er Jahrbuch 1908 verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1909).

„Wir sind kein Landerziehungsheim, sondern stellen einen neuen Schultypus dar, und darin besteht unsere Besonderheit.“ Man wird also Unterscheidungen machen müssen. Die Landerziehungsheime wollen fern vom Hasten der Stadt einen abgeschlossenen Schulstaat bilden. Ich betone: „sie wollen“ — denn in der Wirklichkeit stellt sich die Sache etwas anders dar. Denn ihr Wesen liegt darin, daß sie Individualitäten eine Freistatt bieten, sofern sie ähnlichen Geistes sind. Daraus erfolgt: ihre Haupteigenschaft muß Neutralität, ihr einziges Gesetz Toleranz (oder Gesetzlosigkeit), ihr Charakter Elektizismus sein. Also kein neuer Schultypus, vor allem nicht die ersehnte Schule der Zukunft; sie will die freie Schulgemeinde verwirklichen, oder doch verwirklichen helfen. Ihre Idee ist ihr Ziel, Und das lautet „Bildung“. Fürwahr: ein einfach Wort, das leicht mißzuverstehen ist, wenn's nicht näher charakterisiert wird. Also Bildung ist das Teilnehmen des Einzelbewußtseins am Gesamtbewußtsein der Menschheit. Die Menschheit aber ist das Erwachen der Welt. Daran teilzunehmen ist Menschenrecht. In diesem Sinne will die freie Schulgemeinde wirken, durchdrungen also von tiefster Religiosität. Sie will an Stelle des Ich-Kultus den Oedanken-Kultus, das Verständnis für Schönheit und Wahrheit, setzen, eine bestimmte Weltanschauung unter ihren



Zöglingen bilden; sie will nicht unklare Schwärmer und Aestheten heranzüchten, «ie will Menschen, Arbeiter in die Welt hinat«.sschicken; sie will Lebenskultur treiben.

Das Ich und die Menschheit stehen sich gegenüber. Man wird unter-scheiden.

Geschäftliche Helden.

Von v. Stetten.

In den Mitteliagen wirtschaftlicher Tätigkeit, wie sie in den alten Kultur-ländern die Rcjel bilden, wo Schutz-gesetze, Kredithilfe und gegenseitige Anlehnung, den Zusammenbruch eines Geschäftshauses, einer Wirtschaft, Werkstätte oder Sonderarbeitsexistenz durch einen unverschuldeten Schlag, nicht allzu fo'genscher pestalten sollten, tritt zumeist das Gegenteil ein, d. h. ein solcher Unfall hat mit sel-tenen Ausnahmen, ein plötzliches Aus-schalten der Arbeitsenergie der Betrof-fenen zur Folge. Mindestens zeitlich, und je nach vorhandener lebendiger Kraft länger oder kürzer dauernd, ist der Gefallene nicht fähig, an den Wiederaufbau seiner Existenz zu schreiten.

Es ist das eine Schwäche der Arbeits-welt in den gemäßigten Zonen. Und kommt gerade bei uns häufig vor, die wir uns rühmen, über die stärksten ethischen Widerstandsmittel gegen „Blitzschläge aus heiterem Himmel" zu verfügen.

Dagegen scheinen Menschen aus zwei extrem grundverschiedenen Sphären und aus diametral entgegen-gesetzten Voraussetzungen, immun zu sein gegen die lähmenden Wirkungen eines solchen Schicksalsschlages. Im angelsächsischen Nordamerika bricht der kleine oder große wirtschaftliche Arbeiter, selbst unter einem Unfall, aer seine ganze bisherige Tätigkeit ver-nichtet, aus Vertrauen zu sich selbst, seinem Leistungsvermögen, aus Fixigkeit nicht zusammen, und im islamitischen Türkentum nicht, aus unerschütter-lichem Glauben an sein Fatum, das es bestimmte, er müsse von der Höhe wieder talab, um neuerdings berganzu-klimmen. Diese in Temperament, An-schauungen und Lebensweise geradezu antipodisch veranlagten Rassen erfreuen sich beide dieses Vorzugs der Elasti-zität gegenüber Schwankungen von Glück und Erfolg, eines Vorzugs, der

Rundschau.

531

hoch anzuschlagen ist und bei uns Mitteleuropäern offenbar verkümmerte.

Aus meinen Erinnerungen an nora-amerikanisches Arbeitsleben ist mir noch eine fürchterliche Brandkatastrophe gegenwärtig, die unter anderem das ganze, riesige Lager einer Buchhandlung zerstörte. Noch während der Feuersbrunst wurden Bedienstete der Firma in aller Eile an verschiedene Bahnhöfe dirigiert, um aus allen entfernten Zweiggeschäften des Hauses in anderen Städten, größere Warensendungen herbeizuschaffen, so daß die Buchhandlung im Laufe des nächsten Tages — ohne Geschäftsunterbrechung — wieder reich assortiert war. Der gleiche Brand ergriff auch die Redaktions- und Setzeräume eines Lokalblattes. Da es gelang, die Setzkasten auf die Straße zu retten, diktierten Redakteur und Reporter auf offener Straße — im Qewühl von Menschen, Spritzen und Wagen — den Setzern die Berichte über den großen Brand im eigenen Hause, so daß — da die Maschinenräume unversehrt blieben — die Ausgabe des Blattes aus dem noch lichterloh brennenden Gebäude ohne Verspätung erfolgen konnte. Indessen entwickelte sich auf dem Square, wo ein ganzer Häuserblock eingestürzt war, ein ganz ernstes und auch erfolgreiches Geschäft zur Vermietung der Plakate auf den um die Brandstätte herum später herzustellenden Bretterwänden. Bei solcher Fixigkeit, solcher Arbeitselastizität gibt es keine nachhaltigen geschäftlichen Zusammenbrüche.

Und ebenso hatte ich Gelegenheit, den türkischen Silberarbeiter im Stam-buler Bazar zu beobachten, der mit größter Seelenruhe — neben seinem gleichfalls durch Brand zerstörten Warenlager, der Arbeit vieler Jahre, dem Um und Auf seines Besitzes sich niederließ und mit einigen Silberdrähten und Fäden die Arbeit neben den rauchenden Trümmern seiner Habe, wieder aufnahm.

An solchen Beispielen kann der europäische Kaufmann und Arbeiter immer noch lernen. Vor allem nicht sofort nach der Regierung, nach öffentlicher Hilfe, nach Unterstützungen zu schreien, wie das bei uns üblich ist. Der reelle Geschäftsmann oder Arbeiter hat ja doch nur einen Freund,



der ihm im Unglück wieder auf den Damm hilft. Das ist er selbst.

Sechs-Tage- Rennen.

Von Fridolin.

Auch sechs Tage gehen vorüber.

Selbst wenn es sechs Tage und sechs

Nächte rastloser Ausschöpfung der

Kräfte, qualvoller Besessenheit, leiden-

schaftlicher Gier nach Seltenheits-

triumphen sind. Sechsmal ging Berlin

schlafen, während die dreizehn Dauer-

fahrer des „Zoo“ ihr Kuriositätsschauspiel

zweckloser, sportwidriger, von Gewinn-

und Renommiersucht gepeitschter Wett-

fahrten boten. Inzwischen Hessen diese

Heroen der Beinmuskeln, Augen, Herz

und Lunge der einen fanatischen Idee

dienen, eine Ellipse in stumpfer Mono-

tonie zu umkreisen. Oder war dieses

Ringelspiel grenzenlos missbrauchter

Energien doch nicht ganz sinnlos?

Wenn die Jagd auf Kilometer in ein

beschwingteres Tempo kam, wenn es

dem einen oder dem anderen Fahr-

künstler gelang, die Konkurrenz mit

einer Runde zu schlagen, hörte er ein

erhitztes Konzert von Sympathierufen

oder schnaubenden Protesten. Stig-

maisierte Zuschauer, die haufenweise

herumhockten, in merkwürdiger Ge-

dankenpflicht sich von dem abspan-

nenden Einerlei bannen ließen, suchten

sich zeitweilig an dem Gejage mit

spornenden He-he-he-Rufen, mit Bravo-

Gebrüll, mit allerlei kannibalischen

Demonstrationen zu beteiligen. Der

Psychologe der Masseninstinkte kann

aus diesen Begleitumständen für die

Radfahrer immerhin Kapital heraus-

schlagen und nach Motiven fahnden,

die in ihrer letzten Konsequenz auf

die Erbauung der Menge ausgehen.

Es gibt zahllose Wege, ein Liebling

des Volkes zu werden. Bald sind es

Torcadore, die sich von Stierhörnern

die Brust aufreißen lassen, bald sind

es die Meister der Rhetorik, welche

die Leidenschaft entfachen, manchmal

bringen auch Dichter solche Suggestiv-

Wirkungen zustande, ohne wie ein um-

jubeltes Varietegenie Kanonenkugeln

auf den entblößten Nacken aus der

Höhe herabregnen zu lassen. Die

Dauerfahrer des Zoo erkämpften sich

den Sieg über das Volk durch ihren in

die Knie herabgerutschten Idealismus.

Und ihr ausgesprochener Erfolg fordert

den Respekt vor dem darauf gerich-

teten Willen.

EMPTY



15. HEFT.

8. APRIL.

1909.

Reichsanleiheschuld und ihre Tilgung.

Von

Felix O r t e 1, Kaiserlicher Bankdirektor, M. d. R.

I.

Der § 2 des Entwurfes eines Gesetzes, betreffend Aenderungen im Finanzwesen unterscheidet hinsichtlich der Tilgung der Reichsanleiheschuld:

1. Anleihen, die bereits für bestimmte werbende Zwecke mit bestimmungsgemäß festgelegten Tilgungssätzen begeben sind (es sind diese Anleihen zur Förderung der Herstellung geeigneter Kleinwohnungen für Arbeiter und gering besoldete Beamte, zum Bau von Reichseisenbahnen und Fernsprechanlagen, ferner zur Gewährung von Darlehen an die Schutzgebiete Togo und Südwestafrika zum Bau von Eisenbahnen).

2. Sonstige Anleihen, die bis zum 30. September 1909 begeben sein werden, und

3. Anleihen, die erst nach dem 30. September 1909 begeben werden. Bei diesen treten noch die weiteren Unterschiede zwischen werbenden und sonstigen Zwecken ein.

Fünf verschiedene Tilgungssätze sind für diese gekennzeichneten Anleihen vorgesehen. Sie schwanken zwischen Vi und 3 vom Hundert und haben als Mittelstufen 1, 1,9 und 1,937 vom Hundert. Für die nach dem 1. Oktober 1909 ausgegebenen, nicht werbenden Zwecken dienenden Anleihen ist der höchste Tilgungssatz von 3 vom Hundert angesetzt.

NEUE REVUE and MOROEN. 1909. »Ith 15.

10

Liegt nun die Notwendigkeit vor, das Tilgungssystem so reich auszugestalten und so feine Unterschiede, wie sie der Oesetzentwurf enthält, zu konstruieren? Diese Frage ist berechtigt, da für die wirkliche Tilgung sämtliche begebenen Anleihen ein einheitliches Schuldkapital bilden sollen. Genügt nicht für sämtliche Anleihen ein Prozentsatz, für dessen Höhe der Stand unserer Finanzen und unserer Volkswirtschaft maßgebend sein würde?

Wenn das Deutsche Reich in nächster Zeit eine Schuldenlast von fünf Milliarden hat, so reichen 50 Millionen, d. h. eine vom Hundert des Schuldkapitals zur jährlichen Tilgung vollkommen aus. Dem Reichsschatzamt wird es so wie so fürs erste nicht leicht fallen, diese Tilgungsquote aufrecht zu erhalten. Bessern sich im Laufe der Jahre unsere Finanzverhältnisse wesentlich, so kann, wenn es nützlich erscheint, eine größere Tilgung ins Auge gefaßt werden. Die Tilgung muß sich jedenfalls im Rahmen der finanzpolitischen Verhältnisse des Reiches halten. Die Tilgung von Staatsschulden in Anleiheform hat nun durchaus nicht den Zweck, den Staat von seiner Schuldenlast völlig zu befreien. Sie soll eine Abschreibung auf Staatswerte sein, für deren Schaffung Anleihen aufgenommen und deren Zwecke teilweise oder ganz erledigt sind. Die Tilgung kann nur bezwecken, Schuldbeträge für künftig zu kontrahierende Schulden frei zu machen und Kredite zugunsten später wieder aufzunehmender Kredite zu lösen. Ein jeder Staat muß eine gewisse Schuldenschwere haben. Der Kapitalmarkt rechnet mit einer konstanten staatlichen Schuldenmasse besonders in Anleiheform. Sollte es wirklich einmal die Finanzverwaltung eine großen Staates ermöglichen, sämtliche Schulden dieses Staates zu tilgen, so würde ihr sehr bald die Notwendigkeit einer Schuldenkontrahierung klar werden, um auf dem Kapitalmärkte ein Gleichgewicht gegen die Kreditansprüche auswärtiger Staaten oder heimischer öffentlicher Korporationen oder Privater herzustellen.

Welchem Finanzkünstler aber wäre es in Deutschland im letzten Jahrzehnt möglich gewesen, ohne Aufnahme von Anleihen das richtige Verhältnis zwischen Bedarf und Deckung aufrecht zu erhalten? Und wenn von hervorragend wissenschaftlicher Seite darauf hingewiesen wird, daß das Reich bedeutende Summen gespart haben würde, wenn es sich schuldenrein gehalten hätte, so vermag ich diesen Hinweis nicht hoch einzuschätzen. Er ist lediglich ein kalkulatorisches Spiel. Wohin würden dann die Mittel aus der Produktivität unserer Volkswirtschaft geflossen sein? Welche Kanäle hätte das Anlagebedürfnis dieser Kapitalien aufgesucht? Wäre es so ganz von der Hand zu weisen, daß bei einer vollständigen Schuldenreinheit die freien Kapitalien in der Fremde Anlage gesucht hätten und vielleicht noch große Ausgaben für staatlichen Schutz benötigten, die in keinem Verhältnis zur jetzigen Verzinsung und Tilgung unserer Schulden stehen würden? Gewiß aber wäre es, daß damit ein großer Teil deutscher Kapitalkraft unserer Entwicklung entgangen wäre. Unsere Volkswirtschaft. konnte den für staatliche Zwecke durch Anleihen entnommenen Kapitalbetrag entbehren, denn der Schuldenstand in Deutschland hat sich in einer



Reichsanleiheschuld und ihre Tilgung.

535

Zeit herausgebildet, „als unsere Volkswirtschaft sich in einer beispiellos glänzenden Entwicklung befand und eine gewaltige Vermehrung des allgemeinen Wohlstandes zu beachten war“. Und der Kapitalbetrag mußte unserer Volkswirtschaft entnommen werden, um die dringlichsten Bedürfnisse des Reiches, die über seine Einnahmen hinausgingen und über die Unzulänglichkeit seines Steuersystems hinauswuchsen, zu erfüllen. Hier liegt kein leichtfertiges Handeln vor. Die Summen, die das Reich und seine Gliedstaaten der Volkswirtschaft entnommen haben, sind aber nicht so gewaltige, um darin das Gespenst des drohenden Ruins unserer Finanzen zu erblicken oder um die Behauptung aufrecht zu erhalten, daß durch die Höhe der Reichsschuld unser politisches Ansehen und unser Renommee dem Auslande gegenüber litte. Es ist ja richtig, daß in den letzten Jahren zeitweilig unsere Finanzverhältnisse im Auslande, besonders in Frankreich und England, ungünstig beurteilt wurden und daß man das Deutsche Reich vor schwer zu überwindende finanzielle Schwierigkeiten hinstellte. Welche Momente zu einem solchen Urteil mitgewirkt haben, soll hier unerörtert bleiben. Jedenfalls bietet der absolute Stand unserer Reichsschulden hierzu den geringsten Grund. Es muß aber darauf hingewiesen werden, daß auch im nationalen Interesse Mäßigung in den Aeüßerungen von deutscher Seite zu diesem Teil unserer Finanzverhältnisse geboten ist. Und diese Mäßigung bildet sich bei genauem Studium unseres historischen Werdeganges, der staatlichen Aufgaben, deren Erfüllung uns zufiel, und der tätigen, wirtschaftlichen Kraft, in welcher sich das deutsche Volk befindet.

Wenn ich die Beziehungen und Wechselwirkungen zwischen Finanz- und Schuldenwirtschaft und dem Kapitalmarkte ins Auge fasse, so glaube ich, daß sich sehr bald auch in Deutschland ein festes, konstantes Verhältnis, eine traditionelle Schuldenmasse gegenüber den budgetmäßigen Einnahmen und Anforderungen herausbilden wird, dessen Grenzen nach oben wie nach unten herauszufühlen, die Fähigkeit und das Geschick der Finanzverwaltung und des Finanzpolitikers sein muß. Diese Grenze wird sich naturgemäß in Kurven bewegen und im Wechsel der veränderten Gesamtverhältnisse in unserem Wirtschafts- und Staatsleben steten Veränderungen unterliegen. Vergleichszahlen hierfür werden sich schwerlich aus anderen Staaten herbeiführen lassen. Die Tradition wird aber eintreten, und mit dieser werden sich die Grundsätze für unsere Finanzkunst herauschälen.

Ist nun der Schuldenstand Deutschlands und seiner Einzelstaaten wirklich schon besorgniserregend? Man kann diese Frage nur im Zusammenhang des Reiches mit den Einzelstaaten beurteilen, denn die Aufnahme der Schulden ist nur zur Erfüllung der dem Reiche und seinen Gliedstaaten zustehenden Aufgaben, für die Allgemeinheit der Staaten, des Reichs erfolgt. 18»/« Milliarden Mark sind es jetzt, wovon auf das Reich zirka 4300 und auf die Einzelstaaten zirka 14,400 Millionen Mark entfallen. Suchen wir bei dieser Frage nach Vergleichen in anderen Kulturstaaten — Vergleiche natürlich mit dem nötigen Vorbehalt —, so finden wir, daß Frankreich und England, Länder,

die hinsichtlich der Tilgung ihrer Schulden bei uns immer als Muster angeführt werden, ersteres seit 20 Jahren einen konstanten Bestand von 24 Milliarden Mark Staatsschulden hat und England seit sieben Jahren nicht unter 14 Milliarden Mark heruntergegangen ist. Bringen wir mit diesen Zahlen noch die Einwohnerzahl, den Kapitalreichtum, die politische Machtstellung, die Kultur und Verkehrseinrichtungen und das wirtschaftliche Vorwärtstreben der Bevölkerung dieser Staaten in Vergleich, so erscheint die Schuldensumme Deutschlands gegenüber der von Frankreich und England nicht besorgniserregend groß. Zu Bedenken hat nur das schnelle Anwachsen der Schulden, das Tempo, in welchem vorgegangen wurde, Anlaß gegeben, und wäre hierbei die Finanzverwaltung in der Lage gewesen, ausreichende Einnahmen für den Zinsendienst und zur Tilgung zu schaffen, so würde das Urteil über die Schulden und ihre Folgen nicht so scharf ausgefallen sein. Es steht zwar fest, daß wir noch nicht an der Höchstgrenze unseres Schuldenstandes angelangt sind. Das Reich wird gezwungen sein, für Heer, Marine und auch für Sozialpolitik weitere Ansprüche an den Geldmarkt zu stellen. Die Finanzverwaltung und die Staatsmänner sind aber ausgesprochenermaßen heute schon davon überzeugt, daß es in diesem Geschwindschritt beim Schuldenmachen nicht weiter geht, und daß durch Verzicht auf erstrebenswerte Einrichtungen und Einschränkung bestehender, sowie durch Schaffung ausgiebig fließender Einnahmequellen über die klar vorgezeichnete Grenze nicht hinausgegangen werden kann.

Biologische Aesthetik.

Von

Karl Jentsch.

(Schluß.

Was nun die Schönheit des Menschenleibes betrifft, so schließt zwar dessen vollkommene Gesundheit gewisse Extreme der Disproportion aus wie Buckel und ungleiche Länge der Beine, aber ideale Schönheit wird weder zur Gesundheit noch zur erfolgreichen Ausübung der Geschlechtsfunktionen erfordert. Es hat in beiden Beziehungen nichts zu sagen, wenn die Nase zu groß oder zu klein ist, die Beine zu kurz, die Arme zu lang sind, die Hautfarbe unrein ist. Wie stark verletzt unser ästhetischen Sinn die Hautfarbe der Mongolen, dieser und der Neger Gesichtsbildung, und doch stehen beide Rassen der weißen an Lebenskraft und Fruchtbarkeit nicht nach. Wäre Schönheit nichts anderes als das Zeichen der Geschlechtsreife (gewiß fällt ihre Blüte mit dieser zusammen), ästhetisches Wohlgefallen nichts anderes als eine



Regung des Geschlechtstrieb, und müßten wir die Fröschin schön nennen, weil ihr Anblick den Frosch erfreut, dann wäre jeder, der das Weib eines anderen schön findet, ein Ehebrecher in Gedanken, und jeder, der für die Schönheit eines Knaben, eines Jünglings, eines Mannes Augen hat, ein Sodomiter. Die meisten Menschen scheinen das in der Tat zu glauben, weil die Fähigkeit, Menschenschönheit rein ästhetisch zu beurteilen, gegen die Stärke des Geschlechtstrieb im allgemeinen nicht aufkommen kann, was nicht befremden darf, da der ästhetische Sinn keineswegs allgemein verbreitet ist. Er ist weder eine biologische Funktion, noch das Produkt einer solchen, sondern eine rein geistige Eigenschaft, die allerdings, um aktuell werden zu können, einer gewissen auf biologischem Wege gewordenen Vollkommenheit der Sinnesorgane bedarf. Diese Eigenschaft bildet sich nur in der höchsten Rasse aus — kann sich bei Farbigen, die nie schöne Menschen zu Gesicht bekommen, gar nicht bis zur Vollkommenheit ausbilden — und auch in ihr nur unter dem Einfluß feiner geistiger Kultur in den feiner organisierten Individuen. Sie macht sich beim Kinde fast gar nicht, beim heranwachsenden Knaben wenig bemerkbar. Der Vierjährige zieht den Struwpeter allen Madonnen und Aphroditen vor, und den Vierzehnjährigen muß man, wenn er nicht ein Malergenie ist, die Schönheit eines Baumes, einer Landschaft erst sehen lehren, was nicht immer gelingt.

Es tut einem leid, wahrzunehmen, wie auch vornehme Geister den Biologen in die plump gelegten Schlingen gehen. Seeck fällt auf den unfreiwilligen schlechten Witz des guten Darwin hinein, die Weibchen hätten den Männchen die Schönheit, die Hühner den Hähnen den Schweif angezüchtet. Darwin selbst mußte die ihn betrübende Erfahrung machen, daß die Hündin ohne Wahl jedem Köter nachläuft und, wenn überhaupt irgendwelchen Geschmack, den allerschlechtesten bekundet. Wo kommen nun die schönen Hunde her? Um die übrigen Vierfüßler steht es nicht anders. Wer sie beobachtet, der bemerkt, daß ihre Aufmerksamkeit nicht dem Gesamtumriß des begehrten Tieres, auch nicht dessen Gesicht, sondern der entgegengesetzten Partie gilt, und daß dabei nicht das Auge, sondern vorzugsweise die Nase als Wahrnehmungsorgan gebraucht wird. Insekten bekunden ja einen Farbensinn, der ihnen beim Suchen von Blüten und von Artgenossen hilft, also ein Element des ästhetischen Sinns, das aber natürlich noch nicht dieser selbst ist. Vögel besitzen ein zweites Element: Wohlgefallen an Sprachlauten und an melodischen Tonfolgen. Manche auch Farbensinn, wenigstens Wohlgefallen an glänzenden Gegenständen. (Biologen erzählen von Vogel Männchen, die bunte Steinchen zusammentragen, ordnen, und das Weibchen in dem so geschaffenen Lustgarten „spazieren führen“. Solchen Anekdoten gegenüber muß man Skepsis bewahren, solange man nicht mit eigenen Augen beobachtet hat. Wundt erzählt von englischen Ameisenforschern, die Beerdigungszeremonien, Prinzessinnen und Hofmeisterinnen gesehen haben, und bemerkt, diese Phantasien seien von dem Worte „Königin“ suggeriert worden, mit dem man die Weibchen der Bienen und Ameisen zu bezeichnen pflegt.)

Elemente des Schönheitssinns kommen bei Tieren vor, aber es ist ein völlig absurder Gedanke, daß die Weibchen gewisser Vogelarten unter dem Einfluß ihres Farbensinns den Männchen das prachtvolle Federkleid angezüchtet hätten. Zunächst gilt von dieser Züchtung, was gegen die Entstehung der Schutzfarben durch Selektion eingewendet wird. Auf schmalen Gräsern lebende Raupen sollen gestreift sein, weil da die gestreiften weniger auffallen, darum weniger gefressen werden. Mag sein. Aber nun die Entstehung durch den Selektionsprozeß! Ein Streifen entsteht durch Aneinanderreihung von Punkten. Wenn an einer Stelle der Haut des Räupchens das grüne Pigment braunem Platz macht, so ist das noch lange keine Streifung, nützt ihm also nichts, im Gegenteil macht es der Punkt auffälliger. Soll ein Selektionsprozeß in Gang kommen, dann muß ein Zufall plötzlich einer Anzahl von Raupen dicht aneinanderliegende braune Pigmentflecke verliehen haben, die so gelagert sind, daß sie zwei Streifen bilden. Dann werden allerdings alle, bei denen die Zeichnung deutlich ist, besser geschützt sein, als die nur schwach gefärbten, wird darum vielleicht eine stark gefärbte Spezies erhalten bleiben, während die mattgefärbte oder grün gebliebene verschwindet. Also die schwachen Anfänge einer Färbung, die als Schutzfärbung wirken soll, schützen nicht, darum kann diese Schutzfärbung nicht durch einen Selektionsprozeß, wie sich ihn die Darwinianer denken, d. h. durch die Summierung unmerklicher Aenderungen im Verlaufe langer Zeiträume, entstanden sein. Bei der Schönheitszüchtung kommt noch hinzu, daß der Schönheitssinn der Weibchen den Prozeß leiten soll. Was das heißt, muß man sich am Pfauenschwanz klar machen, der expreß zu dem Zwecke geschaffen zu sein scheint, diesen Selektionsgedanken ad absurdum zu führen, der aber jedenfalls die Bestimmung hat, den Menschen zum ästhetischen Sehen und künstlerischen Schaffen anzuleiten. Weismann denkt sich Körperchen, die, vom Keimplasma aus zur richtigen Zeit an die rechte Stelle gelangt, hier den Bau eines Körperteils von bestimmter Beschaffenheit leiten und nennt diese Körperchen Determinanten. Da jede Schuppe eines Schmetterlingsflügels erblich variieren kann, ohne daß ihre Nachbarinnen mit variieren, so muß jede ihre eigene Determinante haben, was für manche Schmetterlingsart 240 000 Beschuppungsdeterminanten ergibt. Ich weiß nicht, ob auch jede gefärbte Stelle des Pfauenschweifs heute noch variieren kann; ursprünglich muß es, die Entwicklung angenommen, der Fall gewesen sein, sonst hätte ja seine Malerei nicht entstehen können. Wieviel Millionen Determinanten mag also wohl der Pfauenschweif brauchen! (Es ist gleichgültig, ob der Determinantenhypothese irgendwelche Wirklichkeit zugrunde liegt oder nicht; sie ist aber am besten geeignet, den ungeheuer verwickelten Prozeß, der doch irgendwie vor sich gegangen sein muß, zu veranschaulichen.) Das einzelne Pfauenauge besteht aus mehr als hundert Strahlen von verschiedener Länge, deren jeder streckenweise goldig, blau, grün und braun in verschiedenen Schattierungen gefärbt ist, und zwar so, daß alle zusammen eng aneinandergelegt das bekannte sauber umrissene Bild ergeben. Nun denke man sich die Urfpauhenne, die am kurzen Schwänzchen des Gemahls



eirt blaues oder grünes Pünktchen bemerkt und von da an keinen anderen Gemahl mehr annimmt als einen mit solchem Pünktchen geschmückten. Man denke sich eine Reihe von Millionen, vielleicht Billionen Pfauhennen, die unter dem unwiderstehlichen Zwange einer Schönheitsliebe, die den meisten menschlichen Weibern abgeht, mit einer phänomenalen Beharrlichkeit (sonst heißt's doch: donna b mobile) immer nur den Mann wählen, dessen Schwanzfärbung und Schwanzgestalt ein Schritttchen vorwärts zum Ziele bedeutet, das alle diese Pfauhennen, wie eine platonische Idee, in ihren winzigen Köpfchen getragen zu haben scheinen, bis sie endlich das Wunderwerk zustande gebracht haben: Verlängerung der Schwanzfedern in einem für das Tier unbequemen und die Flucht vor Feinden erschwerenden Maße, einen Muskelapparat, der die Schwanzfedern aufrichtet und fächerförmig «iuseinanderlegt, und eine solche Abmessung der Kiellängen und der gefärbten Strecken der Strahlen, daß beim Radschlagen das bekannte Bild herauskommt. Also diese Wunder sollen unter dem Einfluß des konstant wirkenden ästhetischen Wollens eines der dümmsten Tiere die Millionen Baumeisterchen, die im Dunkel der Zellen walten, in wunderbarer Einmütigkeit ihres Wollens und Wirkens zustande gebracht haben! Ehe ich dieses Wunder glaube, glaube ich lieber alle Lourdeswunder, und noch dazu die Wunder der indischen Gaukler, der Berliner Spiritisten, Gesundheitsbeterinnen und Wahrsagerinnen.

Nur der Mensch, bei weitem nicht jeder Mensch, nimmt die Schönheit wahr, nur für ihn ist sie, ist auch die Pracht des Pfauenrades vorhanden. Schönheit offenbart ihm die Harmonie des Universums, die er als Wahrheit erkennen, in Kulturschöpfungen und in der sozialen Gerechtigkeit verwirklichen, als Schönheit genießen soll. Wenn Gefäße und Geräte schon dadurch schön werden, daß sie durchaus zweckmäßig geformt sind, so ist es nicht der Nutzen, den sie uns gewähren, was sie uns als schön erscheinen läßt, sondern ihre Uebereinstimmung mit sich selbst, die Angemessenheit an ihren Zweck, die immanente Zweckmäßigkeit, die auch den Organismen eine Art von Schönheit verleiht. Freilich beruht auf der Harmonie des Universums auch die Möglichkeit des organischen Lebens; darum vermag die Biologie Beiträge zu liefern zur Erkenntnis dieser Harmonie. Aber die Bedeutung dieser Harmonie für das Geistesleben darzustellen, ist nicht ihre Aufgabe, und die Mehrzahl ihrer heutigen Vertreter hat sich bemüht, diese Bedeutung herabzusetzen, zu entstellen, zu verhüllen, zu leugnen, so daß es wider ihren Willen geschehen ist, wenn sie die Aesthetik mit ihren Beiträgen gefördert haben. Seeck schreibt: „Warum hielt man die Buntheit des bemalten oder bekleideten Leibes für schöner als die natürliche Farbe der Haut? (Eine sehr schief formulierte Frage; „man“ hielt und hält sehr oft die Fleischfarbe der weißen Rasse für die schönste aller Farben.) Warum empfindet man Musik als angenehm? (Wieder ungenau, da das Schöne keineswegs identisch ist mit dem Angenehmen.) Alle diese Fragen hat bis jetzt keiner beantwortet (stimmt nicht ganz), und wenn einmal die Antwort gefunden wird, kann es nur der Physiologe sein, der sie gibt, nicht der psychologische Aesthetiker.“

Der Physiologe kann nur helfen; das entscheidende Wort hat die psychologische Aesthetik zu sprechen, von der die Verflechtung des ästhetischen Genusses mit dem Geschlechtstrieb ein schwieriges und wichtiges Kapitel ausmacht. Unsterblicher Dank aber gebührt dem göttlichen Plato, der uns Wegführer geworden ist durch die Doppel-offenbarung, daß der Anblick des Schönen die Seele an ihre ewige Heimat erinnert, und daß der Eros im Schönen zeugen will.

Messel und Berlin.

Von

Robert Breuer.

Messels Bauten sind dem Beschauenden, dem in sie Eintretenden, noch immer zum Erlebnis geworden. Das könnte wie eine Phrase klingen, ist aber Wahrheit, und das schärfste Kriterium, das die Werke eines gereiften Empfindens von denen der rechnenden, selbst der vor-trefflich rechnenden Konstrukteure, erst recht von denen der Hand-langer, trennt. In der Tat, wie gleichgültig lassen uns die meisten der heutigen Bauprodukte; wir gehen an ihnen vorüber, wir gehen in sie hinein, wir wohnen in ihnen und haben dennoch von keinem eine klare Vorstellung, nahmen uns auch nie die Mühe, diese sich mit mehr oder weniger Nachdruck als Architektur gerierenden Dinge genau und hingebend zu betrachten. Wir werden nicht ergriffen, nicht fortgerissen; die Architektur hatte nicht die Macht, uns in ihren Lebens-kreis zu ziehen, daß wir uns in ihr Lasten und Streben, in ihre Masse und ihren Rhythmus, in ihr Schweigen und in ihr Offenbaren einfühlten, daß wir in sie eintauchten. Wie man in die Akkorde der Musik nieder-taucht, daß die Töne einen umfließen, einen das eigene Leben vergessen und die ästhetische Wallung als Wirklichkeit empfinden machen. Das eben ist es, was Messels Bauten zu leisten vermögen: sie heißen den Vorübergehenden, selbst den Hastenden aus der Menge der Groß-stadt, stillstehen und für einen Augenblick emporblicken, und entlassen ihn, um einen Wohlklang bereichert, erfüllt von Sehnsucht nach schöner, allem Zufall und jeder Wirrnis entwachsener Vollkommenheit. Es gibt gewiß nur wenige, die sich gebildet oder auch nur zivilisiert nennen, und die nicht schon einmal vor dem Wertheimbau die Idee des Kapitalismus und der konzentrierten Industrie erlebt hätten, abgeklärt und rein, als absolute Form. Sie vermochten vielleicht kaum, sich Rechenschaft zu geben von dem, was in ihnen und mit ihnen vorging, doch das kam ihnen zum Bewußtsein, daß ein männlicher und edler Wille in diesem Bauwerk das Gefühl organisierte, das sie selbst von dem neuen Berlin wie ein zum Dasein wollendes Ahnen in sich tragen.

— Solches ist gewißlich keine Schwärmerei; wen Wertheim nicht besiegt,



der wird vor der Nationalbank oder vor dem neuen Hause der A. E. G. oder vor dem der Landesversicherungsanstalt sich ergeben müssen. Mit Worten freilich läßt sich hier wenig tun, man muß den Bauten gegenüberreten, man muß sie aufsuchen oder noch besser: von ohn-gefähr an sie geraten. Unerwartet angetroffen, werden Messels Architekturen zu den stärksten, gar nicht zu verkennenden Dominanten im Stadtbild des gegenwärtigen Berlins. Darum sollte jeder Eingeborene und jeder Fremde einen Spaziergang durch das Bankenviertel oder durch die Villenstraßen des Westens für nicht minder wichtig achten, als den Besuch der Museen und Ausstellungen. Im Tiergarten ist das Phänomen Messel von besonders geklärt und bei aller Dis-  
kretion von besonders bestimmter Art. Man spaziert gelangweilt und mißmutig zwischen diesen üblen Typen eines den Parvenüs verdingten Historizismus, nur zuweilen hält man inne, eines der wenigen noch stehen gebliebenen Gartenhäuser, um die der Epheu rankt und das Alter wittert, still zu genießen. Dann aber, etwa in der Viktoriastraße, oder in der Margaretenstraße, hält man ein, tief ergriffen, vor einem Gebäude, das den sterbenden Resten der alten Zeit verwandt scheint und doch unverkennbar zu uns gehört. Solch ein moderner Patriziersitz ist wie ein Nachkömmling aus ruhmreichem Blut, der durch die Liebe und die Magie eines Kundigen zu neuem und reichem Leben berufen wurde.

•

Messel ist ein Erwecker und Umdeuter des Gewesenen. Er ist ein Fortsetzer, kein Erfinder. Niemand steht ihm ferner als die jungen Stürmer (die zum Teil gar nicht so viel jünger sind als er), die im Kampfe gegen eine lahm gewordene Tradition ohne Rücksicht auf die geschichtliche Logik neue Theorien und Dogmen aufrichteten. Dieser Gegensatz wird vielleicht nirgends fühlbarer als in Darmstadt. Dort, wo die erste Häuserkolonie des kunstgewerblichen Geschlechtes, wie ein apartes Spielzeug, wie ein Programm, aufgestellt wurde, hat Messel ein Museum gebaut. Was Olbrich, Behrens und die anderen auf der Mathildenhöhe zusammenbrachten, scheint uns heute schon durchaus unmöglich, und, was schlimmer ist, völlig aussichtslos. Mit unheimlicher Schnelligkeit hat das Alter diese Experimente der Jugend gezeichnet; wie ein verklungenes Puppenspiel, wie ein abgestandener Rausch sind diese Zeugen einer Revolution, die notwendig war, aber eben darum mehr schrie als schuf, mehr Keime streute als Früchte eintrug. Man steht ratlos und beunruhigt: gibt es von diesen tastenden Versuchen der Mathildenhöhe einen Weg, einen gangbaren und ans Ziel gelangenden Weg zu einer neuen Klassik? Man möchte es wünschen; aber, soviel man auch von den späteren Werken der damals Anfangenden aus der Erinnerung wachruft, man vermag nicht mit Sicherheit, mit Zuversicht einen krönenden Erfolg, einen Stil, zu erspähen. Und mau kehrt um, läßt jene früheste, viel gerühmte Manifestation der modernen Genialität zurück, achtet sogar nicht einmal des erst 1903 erhauten Hochzeitsturmes von Olbrich, noch des Ausstellungsgebäudes

von Albin Müller, man kehrt um und geht zur Stadt zurück. Kommt man dann an das Schloß, so ist es, als tönte schwer und tief der Flügelschlag der Jahrhunderte. Der Geist von Generationen, von Vorübergegangenen, lastet auf den Mauern; die Architektur scheint der Welt abgekehrt, von schlafender Schönheit. Ganz still und bescheiden geworden, schlüpft man vorüber, beinahe gesenkten Hauptes. Und steht auf dem Schloßplatz. Und wie ein Chor der Erlösung, wie ein feierliches, stolzes Te Deum, wie ein Gloria des Wiedererstandenen, klingt und schwillt einem die Sinfonie des Museums entgegen. Die Schatten der Vergangenheit sind verfliegen; im hellen Licht des Tages strahlt die Seele des alten Schlosses, geweckt, gewandelt, erobert von einem, der den vornehmsten Bedürfnissen der Gegenwart, den fernsten Träumen, dem kühnsten Wollen ein Erfüller ist. Eine große und seltene Glückseligkeit kommt über den Wanderer; die Unsicherheit, die Skepsis, die Angst, die Erregung, die er von der Mathildenhöhe mitbrachte, weicht einem vollen und starken Lebensgefühl . . . Wem solches geschah, wer auch nur einmal solche Transsubstantiation des Historischen in den höchsten Ausdruck des Zeitlichen, des gegenwärtig Möglichen, vor sich gehen sah, dem hat sich das letzte und heiligste Geheimnis der Kunst Alfred Messels erschlossen. — Messel war kein Eroberer, aber ein Sieger. Für die Konsequenz, mit der er seinem Ziele zuschritt, sind die Daten am deutlichsten in Berlin eingezeichnet. Welcher Weg, welcher Aufstieg von der kleinen Renaissancevilla des Jahres 1892 in der Tiergartenstraße, oder dem noch an Gabriel von Seidl mahnendem Volksspeisehaus in der Neuen Schönhauser Straße zu den gewaltigen Finanz-, Handel- und Industriepalästen, die durch ihren erworbenen Adel, ihren graden Herrsinn ein Symbol, vielleicht das einzige, der jungen Reichshauptstadt wurden.

Ein Brief Gogols.

Zum ersten Mal in deutscher Sprache mitgeteilt von  
Dr. Buek.

„Ich verstehe nicht, wie du, ein solcher Menschenforscher und Menschenkenner, mir die gleichen törichten Fragen vorlegen kannst, auf die sich alle anderen so trefflich verstehen! Die gute Hälfte von ihnen bezieht sich darauf, was der Zukunft angehört. Was für einen Sinn hat bloß diese Neugierde? Nur eine Frage, die du stellst, ist klug und deiner würdig, und ich wünschte, daß auch andere Leute sie an mich gerichtet hätten, obwohl ich nicht weiß, ob ich sie auch vernünftig beantworten kann; ich meine die folgende: woher es nur komme, daß



Ein Brief Gogols.

543

die Helden meiner letzten Werke, besonders die der „Toten Seelen“\*), trotzdem sie nichts weniger als naturgetreue Porträts von wirklichen existierenden Menschen, und obwohl sie an und für sich sehr wenig sympathisch und anziehend sind, unserem Herzen dennoch so nahe stehen, wie wenn die Seele bei ihrer Schöpfung beteiligt gewesen wäre? Noch vor einem Jahre wäre es mir peinlich gewesen, dir auf diese Frage zu antworten. Heute aber will ich es offen bekennen: die Helden meiner Werke stehen unserem Herzen darum so nahe, weil sie Schöpfungen der Seele, weil sie selbst Zeugen meiner seelischen Entwicklung sind. Um mich dir besser verständlich zu machen, will ich dir eine Definition von mir als Schriftsteller geben. Man hat viel über mich gesprochen und geschrieben und mich nach den verschiedenen Seiten meines Wesens zu ergründen gesucht, aber mein wahres Wesen hat man darum doch nicht ans Licht gebracht. Dieses kannte nur Puschkin allein. Er sagte mir immer, noch nie habe es einen Schriftsteller gegeben, der in so hohem Grade das Vermögen besaß, die Gemeinheit und Platttheit des Lebens mit so satten Farben zu schildern, die Hohlheit und Nichtigkeit eines gemeinen Menschen mit einer solchen Kraft zu zeichnen wie ich, so daß die ganze Kleinheit und Armseligkeit, die den meisten Menschen entgeht, jedem deutlich in die Augen springt. Das ist der Grundzug meines Wesens, und er fehlt in der Tat den meisten anderen Schriftstellern. Er hat sich mit der Zeit in mir noch vertieft, weil sich noch andere geistige Züge mit ihm verbunden haben. Aber das konnte ich damals nicht einmal Puschkin mitteilen. Dieser Grundzug hat sich mit besonderer Kraft in den toten Seelen offenbart. Die toten Seelen haben nicht darum in Rußland solch' ein Grauen hervorgerufen und so ein Aufsehen gemacht, weil sie irgendwelche furchtbare Wunden oder innere Krankheiten an den Tag gebracht, oder ein erschütterndes Bild vom Triumph des Bösen und von den Leiden der Unschuld entworfen hätten. O nein. Meine Helden sind durchaus keine Bösewichter, wenn ich einem jeden von ihnen nur einen einzigen guten Zug mitgeteilt hätte, der Leser hätte sich sicher mit ihnen ausgesöhnt. Aber die Armseligkeit und Gemeinheit des Ganzen flößte dem Leser Schrecken ein. Was ihn mit solch einem Grauen erfüllte, war dieses, daß bei mir ein Mensch kleinlicher und elender war als der andere, daß es unter ihnen auch nicht eine tröstliche Erscheinung, keinen einzigen Ruhepunkt gab, an dem man hätte aufatmen können, an dem der arme Leser sich erholen und Mut schöpfen konnte, und daß es einem, wenn man das Ganze gelesen hatte, so vorkam, als trete man aus einem dumpfigen Kellergewölbe wieder in Gottes freie Welt hinaus. Man hätte es mir eher vergeben, wenn ich irgendein malerisches Ungeheuer gezeichnet hätte, — die Jämmerlichkeit und Gemeinheit aber hat man mir nicht verziehen. Das, wovor der Russe erschrak, das war . \*) Eine deutsche Gesamtausgabe der Werke Gogols, deren zwei erste Bände die „Toten Seelen“ enthalten und bereits im Druck vorliegen, erscheint im Verlage von Georg Müller, München.

seine Nichtigkeit, sie war ihm weit schrecklicher, als all seine Mängel und Laster! Ist das nicht eine außerordentliche Erscheinung? Fürwahr, dieser Schrecken ist etwas Herrliches! Wer einen solchen Ekel und Widerwillen vor dem Kleinen und Nichtigen empfindet, in dem liegt sicherlich das Gegenteil von aller Kleinheit und Nichtigkeit verborgen. Dies also ist mein größter Vorzug, und ich wiederhole, er hätte sich nicht mit einer solchen Kraft in mir entwickelt, wenn nicht meine eigene geistige Stimmung und die Geschichte meiner Seele hinzugekommen wären. Keiner meiner Leser wußte, daß er über mich selbst lachte, während er über meine Helden zu lachen glaubte. Ich hatte kein einzelnes großes Laster, das all' meine übrigen Untugenden um Haupteslänge überragte, ebenso wenig wie ich irgendeine vorbildliche Tugend besaß, die mir ein besonders anziehendes Aeußere verliehen hätte, dafür aber vereinigte ich in mir alle Scheußlichkeiten, die es nur gibt, ich besaß zwar von jeder nur ein wenig; aber sie waren in solch einer Menge vertreten, wie ich es noch nie zuvor bei einem Menschen gesehen habe. Gott hat mir eine vielseitige Natur gegeben. Er hat mir bei meiner Geburt auch manche guten Keime eingepflanzt, der beste jedoch, für den ich ihm nicht genug zu danken vermag, ist der Wunsch, besser zu werden. Ich habe meine schlechten Seiten nie geliebt, und wenn es die himmlische Liebe Gottes nicht so gefügt hätte, daß sie sich nur langsam und allmählich vor mir enthüllten, statt sich mir plötzlich und mit einem Schlage zu offenbaren, als ich noch keine Vorstellung von seinem unendlichen Mitleid besaß — dann hätte ich mich sicherlich erhängt. Aber in dem Maße, als ich sie in mir entdeckte, verstärkte sich durch eine wunderbare höhere Eingebung der Wunsch in mir, mich von ihnen zu befreien; es war ein außergewöhnliches seelisches Erlebnis, das mich dazu führte, sie meinen Helden mitzuteilen. Was dies für ein Erlebnis war, dieses darfst du nicht erfahren; wenn ich glaubte, daß es jemand nützen könne, hätte ich es schon längst bekannt gemacht. Von diesem Augenblick an begann ich, meine Helden über ihre eigene Gemeinheit hinaus auch noch mit meinen persönlichen Scheußlichkeiten auszustatten. Das geschah folgendermaßen: ich nahm eine schlechte Eigenschaft, die ich bei mir selbst fand, untersuchte, welche Formen sie in einem anderen Beruf, Stand oder Lebenskreise annimmt, versuchte es, sie als meine Todfeindin darzustellen, die mich aufs empfindlichste beleidigt hat, und verfolgt sie mit Haß, Spott und allem, dessen ich noch sonst fähig war. Wenn jemand all die Ungeheuer gesehen hätte, die meine Feder im Anfang erschuf, er hätte vor Entsetzen gezittert. Ich brauche dir nur zu erzählen, daß Puschkin, als ich ihm die ersten Kapitel der Toten Seelen vorlas (er hatte sonst stets gelacht, wenn ich ihm etwas vortrug, denn er lachte gern und von Herzen) immer finsterer und finsterer wurde, bis sich sein Gesicht zuletzt vollkommen verdüsterte. Als ich geendigt hatte, sagte er mit einem tiefen Schmerz in der Stimme: Gott wie grauenhaft trostlos und traurig ist doch unser Rußland. Dieser Ausspruch überraschte mich. Puschkin, der Rußland so gut kannte, hatte nicht bemerkt,



Ein Brief Gogols.

545

daß dies alles nur eine Karikatur, ein Produkt meiner Phantasie war. Und jetzt erst erkannte ich, was eine Sache bedeutet, die einem aus dem Herzen geflossen ist, was geistige Wahrheit ist, und in was für einer erschreckenden Gestalt man die Finsternis und den furchtbaren Mangel an Licht darstellen kann. Seit dieser Zeit dachte ich nur noch daran, wie ich den niederschmetternden Eindruck der Toten Seelen mildern könnte. Ich sah, daß vieles Schlechte des Hasses nicht wert, und daß es besser ist, es in seiner Nichtigkeit und Armseligkeit darzustellen, die in alle Ewigkeit sein Teil ist. Ferner wollte ich sehen, was die Russen sagen würden, wenn man ihnen ihre eigene Häßlichkeit und Gemeinheit vor Augen führte. Nach einem Plan, der mir schon lange vorschwebte, brauchte ich für meinen ersten Teil lauter kleine und armselige Menschen. Diese elenden Menschen sind jedoch keineswegs Porträts nach lebendigen Personen, ich habe vielmehr in ihnen die Züge all der Leute gesammelt, die sich für besser halten, als die anderen; allerdings habe ich sie aus Generälen zu gemeinen Soldaten gemacht. Hier finden sich außer Zügen von mir selbst, noch viele solche von meinen Freunden und sogar einige von dir. Ich werde dir das später zeigen, wenn die Zeit gekommen sein wird, bis jetzt ist das noch mein persönliches Geheimnis. Ich mußte allen guten Menschen, die ich kannte, alles Häßliche und Gemeine nehmen, das sie zufällig erworben hatten, und es ihren rechtmäßigen Besitzern wiedergeben. Frage nicht, warum der erste Teil von nichts anderem handelt als von Elend, Armseligkeit und Gemeinheit, und warum alle handelnden Personen, bis auf die letzte, so trivial und gemein sind. Die Antwort hierauf wirst du in den folgenden Bänden finden. Das ist das Ganze! Der erste Teil hat trotz all' seiner Unvollkommenheiten seine Aufgabe erfüllt, er hat allen Menschen einen wahren Ekel und Widerwillen gegen meine Helden und gegen ihre Armseligkeit eingeflößt, er hat in uns etwas wie Schmerz und Unwillen gegen uns selbst erzeugt. Fürs erste genügt mir das. Dies alles wäre mir natürlich noch viel besser gelungen, wenn ich mich nicht so sehr mit der Veröffentlichung beeilt, und wenn ich das Ganze noch sorgfältiger und gründlicher bearbeitet hätte. Meine Helden haben sich noch nicht völlig von mir abgelöst, und daher auch noch nicht die rechte Selbständigkeit erlangt. Ich habe sie noch nicht fest genug auf den Boden gestellt, auf dem sie stehen sollten, noch sind sie nicht recht heimisch geworden in dem Kreis unserer Sitten, noch wurzeln sie nicht tief genug in dem eigentlich russischen Leben. Noch ist das ganze Buch nicht viel mehr als eine Frühgeburt, aber sein Geist hat sich doch schon unsichtbar verbreitet, und selbst sein verfrühtes Erscheinen kann mir dadurch nützlich werden, daß es meine Leser veranlassen kann, mir all meine Fehler nachzuweisen, die ich bei der Schilderung der gesellschaftlichen und privaten Verhältnisse Rußlands begangen habe. Wenn du zum Beispiel, statt mir unnütze Fragen zu stellen, (mit denen du mehr als die Hälfte deines Briefes angefüllt hast, und die zu nichts führen, außer zur Befriedigung einer müßigen Neugierde), wenn du alle vernünftigen und sachlichen Bemerkungen und Einwände, die über mein Werk laut

werden, deine eigenen sowohl, als auch alte möglichen fremden, die von klugen Menschen herkommen, welche gleich dir Erfahrung genug besitzen und mitten in einem tätigen Leben stehen, sammeln, und ihnen eine Reihe von Anekdoten und tatsächlichen Begebenheiten beifügen wolltest, die in eurem Kreise oder in eurer Provinz vorgefallen sind, — sei es nun, daß sie mein Buch in einem seiner Teile widerlegen oder bestätigen —, dann tätest du ein wahrhaft gutes Werk, und ich würde dir von Herzen dankbar sein. Wie würde sich dadurch mein Horizont erweitern! Wie würde das meinen Kopf erfrischen, und wieviel leichter würde die Arbeit von statten gehen! Aber das, worum ich bitte, will kein Mensch tun, niemand hält meine Bitten für ernst und wichtig genug, und jeder respektiert nur seine eigenen; andere wieder verlangen Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit von mir, ohne selbst zu wissen, was sie verlangen. Und was soll bloß diese müßige Neugierde, diese törichte unnütze Hast, die, wie ich sehe, auch dich angesteckt hat? Sieh doch, wie in der Natur alles würdig und weise nach wohlgefügteten Gesetzen von statten geht, und wie vernünftig eines aus dem anderen folgt! Nur wir allein machen uns, Gott weiß warum, soviel unnütze Unruhe. Alles eilt und hastet wie im Fieber. Hast du dir denn deine Worte auch ordentlich überlegt? „Es ist absolut notwendig, daß wir den zweiten Band erhalten.“ Soll ich mich denn bloß deswegen, weil alle Leute mit mir unzufrieden sind, mit dem zweiten Bande beeilen? Das wäre doch ebenso dumm, wie das, daß ich mich mit dem ersten zu sehr beeilt habe. Bin ich denn schon ganz um mein bißchen Verstand gekommen? Ich brauche diesen Unwillen und diese Unzufriedenheit ja. Wenn die Menschen unwillig über mich sind, werden sie mir doch wenigstens irgend etwas sagen. Und woraus schließt du nur, daß der zweite Band jetzt ein dringendes Bedürfnis geworden ist? Hast du etwa in meinen Kopf hineingeblickt, fühlst du, was das Wesen dieses zweiten Bandes ausmacht? Deiner Ansicht nach braucht man ihn jetzt, während ich glaube, daß .er nicht früher, als nach zwei Jahren, erscheinen sollte, und auch dies bloß, wenn man die Umstände und den Gang der Zeit berücksichtigt. Wer von uns hat nun recht? Der, in dessen Kopf der zweite Band fertig dasteht, oder der, der noch nicht einmal weiß, was seinen Inhalt bildet? Was das jetzt für eine seltsame Mode ist, die neuerdings in Rußland aufgekommen ist! Der Mensch liegt selbst auf der faulen Haut, will selbst nichts tun und spornt die anderen zur Tätigkeit an; als ob jeder andere sich aus allen Kräften anstrengen müßte, vor Freude darüber, daß sein Freund müßig auf dem Rücken liegt! Kaum erfährt man, daß irgendein Mensch mit einer ernsten Sache beschäftigt ist, so treibt man ihn schon überall zur Eile an, und dann schilt man ihn noch, wenn er es schlecht macht; dann heißt es: Warum hast du dich so beeilt? Aber ich schließe meine Predigt. Auf deine kluge Fragen habe ich geantwortet; ich habe dir sogar gesagt, was ich bis heute noch keinem einzigen Menschen gesagt habe. Glaube, bitte, nach diesem Bekenntnis nicht, daß ich ebenso ein Ungeheuer bin, wie meine Helden. Nein, ich gleiche ihnen nicht. Ich liebe das



Ein Brief Gogols.

547

Gute, ich suche es aus allen Kräften, und meine Seele glüht für alles Schöne und Hohe, ich liebe meine Schändlichkeiten nicht und suche nicht, sie festzuhalten, wie meine Helden; ich liebe nicht das Gemeine in mir, das mich von dem Guten fernhält. Ich kämpfe gegen es an und werde gegen es ankämpfen, bis ich es ganz ausgetrieben habe, und dabei wird Gott mir helfen. Es ist ganz falsch, was törichte weltlich gerichtete Menschen behaupten, daß der Mensch nur erzogen werden könne, so lange er noch in der Schule sitzt, und daß er später keinen Charakterzug mehr in sich verändern könne; nur in einem törichten weltlich gesinnten Schädel konnte ein so dummer Gedanke entstehen. Ich habe mich schon von vielen meiner Scheußlichkeiten befreit,, indem ich sie auf meine Helden übertrug, sie in ihnen verspottete und auch andere zwang, über sie zu lachen. Ich bin schon manche von ihnen los geworden, indem ich ihnen ihr verlockendes Aeußeres, ihre ritterliche Maske nahm, dank der jedes von unseren Lastern keck durch die Welt geht, ich habe sie neben daß Häßliche gestellt, das allen sichtbar ist. Wenn ich mich in der Beichte vor I h m prüfe, der mich in die Welt gesandt hat und Der mir befahl, mich von meinen Fehlern zu befreien, dann erkenne ich viele Laster in mir, aber es sind nicht mehr dieselben wie im vergangenen Jahr, eine heilige Kraft half mir, mich von ihnen zu befreien. Dir aber rate ich, diese Worte nicht unbeachtet verhallen zu lassen, sondern wenn du meine Briefe gelesen hast, einen Augenblick allein zu bleiben, alles andere eine Weile zu vergessen und gründlich in dich selbst hineinzublicken, indem du dein ganzes Leben an dir vorüberziehen läßt, und dann die Wahrheit meiner Worte einer Prüfung zu unterziehen. In dieser meiner Antwort wirst du, wenn du näher zusiehst, auch eine Antwort auf deine übrigen Fragen finden, und du wirst erkennen, warum ich bisher dem Leser nicht auch die tröstlichen Erscheinungen gezeigt, und mir keine tugendhaften Menschen zu Helden erwählt habe. Solche kann man nicht frei aus dem Kopfe erfinden. Solange man ihnen nicht im geringsten selbst gleicht, so lange man sich nicht durch Hartnäckigkeit, Beständigkeit einige gute Eigenschaften erobert hat — wird alles, was die Feder niederschreibt, tot und leblos und von der Wahrheit entfernt bleiben, wie der Himmel von der Erde. Ich habe diese Schreckgespenster nicht erfunden — diese Schreckgespenster haben meine eigene Seele gewürgt und gedrückt: Nur was lebendig in meiner Seele lebte, ist frei aus ihr herausgeströmt."

Wie ausgestorben liegt die Stadt, aHein  
fast wie erwartungsvoll im warmen Schein  
der Frühlingssonne, die von Turm und Zinnen  
läßt blankes Gold in alle Gassen rinnen.  
Und von den Gärten kommt ein Ruch von Flieder,  
die Schwalben tauchen zwitschernd auf und nieder —  
Wo aber sind die Menschen? — Der Soldat,  
der vor des Königs Schloß die Wache hat,  
sieht sich verwundert um — Was ist denn los?  
Wo bleibt das Volk? Kein Lärmen, kein Getos . . .  
Nur eine Alte kommt vergnügt daher —  
„Ja ja, er wundert sich, s'ist alles leer —  
heut sind sie alle draußen, heut kommt Er!"  
„Wer, wer?" „Schafkopf!" ruft sie und öffnet ihn: „Der! . . .  
Hörst du die Harfen nicht hoch in der Luft?" . . .  
Er lauscht, wahrhaftig, etwas klingt und ruft!  
Und wie er lauscht, riecht er den süßen Fliederduft, —  
stellt sich breitspurig in den Sonnenschein  
und fühlt die warme Kraft in Mark und Bein, —  
sein Rüstzeug gleißt und glänzt wie pures Gold,  
als ständ' der Kriegsgott selber hier in Sold . . .  
Indes dringt aus der Ferne ein Gesang  
von vielen Menschen, ein verworrner Klang  
von Rufen, — horch! schon hallen laut die Tore  
und Brücken wider von dem schwellenden Chore.  
Schalmeien und Flöten zwitschern helle,  
locken die Stubenhocker aus der Zelle, —  
schon klingen Fenster hier und dort, die Alten  
die Brillen eifrig auseinander falten  
und schauen mit den grauen Wackelköpfen  
hinab aus Sonnenschein und Blumentöpfen.  
Und Laufen rings, Pantoffel klipp und klapp,  
und Türen auf und zu, und Treppen auf und ab,  
und Hunde hell'n und Hündchen, und die Menge  
schwillt mächtig ah, und über dem Gedränge  
entrollen sich die bunten schlanken Fahnen  
und schlagen in die Lüfte breite Bahnen —  
und nun, nun ist der Zug ganz nah, ganz nah --  
Hosianna dem Sohne Davids! schallt es da  
aus allen Straßen, von den Dächern, Türmen,  
und ihm entgegen alle Herzen stürmen I  
Ein Jauchzen ist's, ein Geigen, Cymbelnklingen  
und Harfenbrausen und ein Kindersingen —



ALFRED MESSEL / AUFANG ZUM BERLINER GEBAUDE DER A. E. G.

EMPTY



3SSV\*XSN3J.3>IVOMVW Â«NHXaS Â«3a Nl V11IA H3NI3 3anV930nvj.S 13SS3W Q3U31V

EMPTY



Der Einzug in Jerusalem.

549

Hosianna dem Sohne Davids! . . . Palmenschwingen:

Da ist er . . . auf dem grauen Eselein, — sein Haar  
glänzt hell im Sonnenschein, sein Augenpaar  
sieht lächelnd auf die Kinder nieder,  
und fast beschämt, fast überrascht und still  
senkt sich sein schlichtes Antlitz immer wieder —  
jedoch der Jubel nimmer enden will . . .

Und hinter ihm ergießet sich der Schwärm  
des Volkes, Alt und Jung und Reich und Arm,  
der Duft der Blumen mischt sich dem Geruch  
des Elends, Kinderunschuld mit dem Fluch  
des Sünders, — also gingen sie dahin  
gar tiefbeglückt und mit befreitem Sinn,  
von Neid, von Hader, allem Haß genesen,  
hingebend sich der Liebe hohem Wesen . . .

Und wo der Zug hinkam, floß ihm die Fülle  
der Seelen zu aus banggehegter Stille, —  
und der Gelehrte kam, es kam der Dichter,  
und all der andern, der Abtrünnigen Gelichter,  
die Träumer, die Propheten, die Erretter,  
die Heimatlosen, Ketzer, Spötter, —  
sie kamen mit dem vierten Stand,  
dem Arbeitsmanne, Hand in Hand, —  
der Trinker kam aus der Taverne  
und der Soldat aus der Kaserne, —  
so kam das ganze Volk allmählich  
und ward in einem Glauben selig.

Und ganz zuletzt, als schon der Zug  
kaum mehr den Namen Christi trug,  
kam auch der König aus dem Schloß  
und mit ihm ein gewaltiger Troß  
von Würdenträgern, Generälen,  
von Millionären, Kardinälen! . . .

Und immer noch wuchs das Gedränge,  
kaum ein Jahrtausend faßt die Länge, —  
und als es schien, als ob der Chor  
sich endlich in der Welt verlor,  
gab's irgendwen am Eingangstor,  
der aus der Fern' zu hören meinte,  
daß wieder sich der Zug vereinte  
mit altem Namen, altem Sinn  
zu ewig neuem Urbeginn —  
und näher kam' und Magd und Mann  
und Knecht und König nahm' in Bann, —  
wie alles sich in einem Kreis  
gar klug zu wiederholen weiß . . .

NEUE REVUE und MORGEN. 1909. Heft 15.

NEUE REVUE und MOROEN.

Die Ehe.

Komödie von Bernard Shaw.

Deutsch von Siegfried Trebitsch.

(Fortsetzung.)

Lesbia setzt sich, mit der Times in der Hand: Na, mich hat Ihre Pfeife so stark gemacht, daß ich Ihnen jetzt sagen kann, warum ich ein altes Mädcl werden will.

Der General, (sich ihr lebhaft nähernd): Sagen Sie das nicht, Lesbia. Es ist nicht natürlich: es ist nicht recht: es ist —

Lesbia, (ihn fortfächelnd): Nein: nicht noch näher, Boxer, ich bitte (Er weicht entmutigt zurück ) Es mag nicht natürlich sein; aber es kommt vor. Sie werden eine ganze Menge Frauen meines Schlages finden, wenn Sie sich die Mühe geben wollen, sich nach ihnen umzusehen: Frauen, die sehr viel Charakter und Geld haben, gut aussehen und mit Anträgen verfolgt werden, aber nicht heiraten wollen und sich nicht verheiraten. Können Sie erraten warum?

Der General: Ich kann es verstehen, wenn „ein anderer“ da ist.

Lesbia: Ja; aber es ist kein „anderer“ da. Glauben Sie übrigens, daß ich in meinem Alter noch glaube, daß der Unterschied zwischen einem anständigen Mann und einem anderen ein Kopfzerbrechen wert ist?

Der General: Das Herz hat seine Neigungen, Lesbia. Ein Bild, und nur eines prägt sich unauslöschlich —

Lesbia: Ja. Verzeihen Sie, daß ich Sie so oft unterbreche; aber Ihre Gefühle sind immer so korrekt, daß ich weiß, was Sie sagen wollen, ehe Sie zu Ende sind. Sehen Sie, Boxer, jeder ist nicht wie Sie. Sie sind ein sentimentaler Hans Narr; Sie sehen die Frauen nicht, wie sie wirklich sind. Sie sehen mich nicht, wie ich wirklich bin. Na, ich sehe die Männer, wie sie wirklich sind. Ich sehe auch Sie, wie Sie wirklich sind.

Der General, (murmelnd): Nein, sagen Sie das nicht, Lesbia.

Lesbia: Ich bin ein regelrechtes altes Mädchen. Ich nehme es mit meinen Besitzständen sehr genau. Ich will mein eigenes Haus und will es für mich selbst haben. Ich habe einen sehr ausgebildeten Sinn für Schönheit, Schicklichkeit, Reinlichkeit und Ordnung. Ich bin stolz auf meine Unabhängigkeit und darauf eifersüchtig. Ich habe Verstand genug, um eine sehr gute Gesellschaft für mich abzugeben, wenn ich viele gute Bücher und Musik habe. Das einzige Ding, das ich niemals ertragen könnte, ist ein großer Töpel, der in meinem Haus überall herumraucht und in seinem Stuhl nach dem Essen einschläft und alles in Unordnung bringt. Uh —!



Die Ehe.

551

Der Oeneral: Aber die Liebe —

Lesbia: Oh, die Liebe! Haben Sie keine Phantasie? Glauben Sie, daß ich niemals in wunderbare Männer verliebt gewesen bin — in Helden! Erzengel! Prinzen! Weise! selbst in verführerische Schurken! und die seltsamsten Abenteuer mit ihnen gehabt hab'? Wissen Sie, was es heißt, danach einen bloß wirklichen Mann zu betrachten — einen Mann, dessen Stiefel in jeder Ecke rتهen und dessen Tabak man in jedem Vorhang riecht?

Der General, (etwas verblüfft): Na aber — entschuldigen Sie, daß ich das erwähne — wünschen Sie sich denn keine Kinder?

Lesbia: Ich wollte eigentlich Kinder haben. Ich dürfte Kindern eine gute Mutter sein. Ich glaube, daß es sich für das Land sehr lohnen würde, mich sehr gut zu entlohnen, damit ich Kinder haben könne. Aber das Land sagt mir, daß ich ohne einen Mann auch kein Kind im Hause haben könne; so sage ich dem Lande, daß es sich ohne meine Kinder wird behelfen müssen. Wenn ich eine Mutter sein soll, kann ich wahrhaftig nicht auch noch einen Mann brauchen, mit dem lästigen Anliegen: ich solle daneben auch noch Weib sein.

Der Oeneral: Meine liebe Lesbia: Sie wissen, ich bin nicht gerne unverschämt, aber das sind keire korrekten Ansichten. Eine englische Dame sollte sie lieber nicht aussprechen.

Lesbia: Deshalb spreche ich .sie ja auch nicht aus, ausgenommen Herren gegenüber, die sich mit keiner anderen Antwort zufriedegeben. Die Schwierigkeit, sehen Sie, besteht nämlich darin, daß ich wirklich eine englische Dame und besonders stolz darauf bin, eine zu sein.

Der General: Davon bin ich überzeugt, Lesbia; ganz überzeugt Ich habe niemals gemeint —

Lesbia, (ungeduldig aufstehend); Oh mein lieber Boxer, bitte versuchen Sie über etwas anderes nachzudenken als darüber, ob Sie mich vielleicht beleidigt haben und ob Sie als englischer Gentleman das Korrekte tun. Sie sind ohne Fehler und sehr langweilig. (Sie zuckt mit den Schultern unduldsam und geht hinüber zur anderen Seite der Küche.)

Der General, (traurig): Ha! das ist's, was mir fehlt: Klugheit. Ein dummer, armer, alter Soldat

Lesbia: Die ganze Sache ist sehr einfach. Ich bin, wie gesagt, eine englische Dame, womit ich sagen will, daß ich angelernt wurde, ohne das auszukommen, was ich nicht zu ehrenhaften Bedingungen haben kann, einerlei was immer es sei.

Der Oeneral: Ich verstehe Sie wirklich nicht, Lesbia.

Lesbia, (sich ihm zuwendend); Warum um des Himmels willen wollen Sie denn eine Frau heiraten, die Sie nicht verstehen?

D e r G e n e r a l: Das weiß ich nicht. Ich glaube, weil ich Sie liebe.

Lesbia: Hören Sie, Boxer, Sie dürfen mich lieben so viel

")52

NEUE REVUE und MORGEN.

Sie wollen, vorausgesetzt, daß Sie dabei glücklich aussehen und mich nicht langweilen. Aber Sie dürfen mich nicht heiraten; und damit basta.

Der General: Es ist so entsetzlich schwer, die Sache mit Ihnen zu besprechen, ohne durch Ueberschreitung der Grenzen des guten Geschmacks Ihr Zartgefühl zu verletzen. Aber sicherlich gibt es Stimmen der Natur —

Lesbia: Machen Sie sich nicht lächerlich, Boxer.

Der General: Na, wie soll ich es ausdrücken? Zum Teufel,

Lesbia, wünschen Sie sich keinen Gatten?

Lesbia: Nein. Ich will Kinder haben; und ich will mich ausschließlich meinen Kindern widmen und nicht ihrem Vater. Das Gesetz erlaubt mir das nicht; so habe ich denn beschlossen, weder einen Gatten noch Kinder zu haben.

Der General: Aber um des Himmels willen, die natürlichen Begierden —

Lesbia: Wie ich schon vorhin sagte, eine englische Dame ist nicht die Sklavin ihrer Begierden. Das scheint ein englischer Gentleman nicht kapieren zu können. (Sie setzt sich an das Ende des Tisches, der Tür des Arbeitszimmers zunächst.)

Der General : (trotzig): Nun gut, wenn Sie nein sagen, sagen Sie nein. Ich werde Sie nicht wieder fragen. Ich bedaure, wieder davon angefangen zu haben. (Er zieht sich an den Kamin zurück und pflanzt sich dort auf, verletzt und stolz.)

Lesbia: Seien Sie nicht böse, Boxer.

Der General: Ich bin nicht böse, nur verletzt, Lesbia. —

Und wenn Sie so sprechen, überzeugen Sie mich nicht, ich bin dann nur in der größten Verlegenheit.

Lesbia: Na, Sie kennen ja unsere Familienregel. Wer in Verlegenheit ist, fragt den Gemüsehändler um Rat. (Sehr gelegen kommt Collins durch den Turm herein.) Da ist er.

C o l l i n s: Tut mir leid, daß ich so viel ein- und ausgehen muß, gnädiges Fräulein. Ich dachte, Frau Bridgenorth sei hier. Der Tisch für das Frühstück ist jetzt fertig, wenn die Gnädige ihn vielleicht in Augenschein nehmen möchte.

Lesbia: Wenn Sie zufrieden sind, Collins, wird sie es sicher auch sein.

Der Oeneral: Apropos, Collins, ich denke, man hat Sie zum Stadtrat ernannt.

Collins: Ja, Herr General.

Der General: Wo ist denn Ihr Amtskleid?

Collins: Ich trage es im Privatleben nicht, Herr General.

Der General: Warum nicht? Schämen Sie sich dessen?

Collins: Nein, Herr General, um die Wahrheit zu sagen, bin ich stolz darauf. Ich kann nicht anders.



Die Ehe.

553

Der General: Hören Sie mal, Collins. Kommen Sie her.

(Collins kommt zu ihm) Sehen Sie meine Uniform — alle meine Orden?

Collins: Ja, Herr General. Sie fallen einem ins Auge, das will ich meinen.

Der General: Das sollen sie auch. Sehr schön. Sie wissen doch, daß die Dienste, die Sie dem Gemeinwesen als Gemüsehändler leisten, ebenso wichtig und ehrenvoll sind, wie die meinen als Soldat, nicht?

Collins: Es ist für mich sicher sehr ehrenvoll, wenn Sie das sagen, Herr General.

Der General (machdrücklich): Sie wissen doch auch, daß ein Mann, der in Ihren Arbeits- oder bürgerlichen Kleidern etwas Lächerliches oder Unmännliches oder Unpassendes sähe, kein Gentleman sondern ein hüpfender, springender, schnarchender Kaffer wäre?

Collins: Unter uns, ja das ist auch meine Ansicht, Herr General.

Der General: Warum ehren Sie dann nicht die Hochzeit meiner Nichte dadurch, daß Sie Ihre Amtskleidung tragen?

Collins: Geschäft ist Geschäft, Herr General. Frau Bridgenorth schickte um den Gemüsehändler und nicht um den Ratsherrn. Es ist ebenso unangenehm mehr als ausgemacht zu erhalten wie weniger.

Der General: Aber hier ist sie sicherlich meiner Meinung.

Ich lege Wert darauf als Bestätigung der Solidarität im Dienste der Allgemeinheit. Der Schurz des Bischofs, meine Uniform, Ihr Amtskleid: die Kirche, die Armee, und die Stadtverordnung.

Collins, (sich zurückziehend): Sehr wohl, Herr General. (Er wendet sich auf seinem Weg zum Turm fragend zu Lesbia) Ich bin neugierig, was meine Frau dazu sagen wird, gnädiges Fräulein?

Der General: Was! Schämt sich Ihre Frau Ihrer Amtstracht?

Collins: Nein, Herr General, sie schämt sich ihrer nicht. Aber sie gibt mir das Geld dafür nicht gern und sie fürchtet, daß die Ärmel in die Sauce geraten könnten.

Frau Bridgenorth, all ihrer Sanftmut bar, kommt mit einem Brief herein und stürmt an Collins vorüber zwischen Lesbia und den General.

Frau Bridgenorth: Lesbia! Boxer! das ist eine schöne Geschichte! (Collins geht diskret hinaus.)

Der General: Was ist los?

Frau Bridgenorth: Reginald ist in London und will zur Hochzeit kommen.

Der General, (sprachlos): Kreuzhimmeldonnerwetter!

Lesbia: Oh ganz recht, laß ihn nur kommen.

(Fortsetzung folgt.)

Verwüstungen ärgster Art haben die Pessimisten und Baissespekulanten heimgesucht; das Antlitz der Börse läßt sich nicht wieder erkennen. Es war eine zwiefache Hausse! Zuerst jener heftige Aufschwung, als das nicht einmal zahneknirschende Nachgeben Serbiens endlich jede Kriegsangst wegfegte. Und als einige Tage später selbst sehr ernste Bankiers in Berlin die Kurse bereits als auskömmlich hoch ansahen, ihre Freunde daher vom Kaufen tatsächlich abrieten, abermals ein kräftiges Aufwärts. Welche Umstände trafen da nicht alle zusammen! Schleunige Deckungen unserer eigenen Spekulation, gewaltsame Deckungen für Rechnung des überaus verfixten Wiens, sowie auch nur zu begreifliche Meinungskäufe. Sodann kamen die österreichischen Kapitalisten heran, die auf hochernste Zeiten zu disponieren gehabt hatten. Sie mußten viele Wochen lang ihre Papiere fortwerfen; und soliderweise suchten sie dieselben nunmehr, wenn auch höher, wieder anzuschaffen. Auf solche Vernunft setzte die Phantasie noch einen Trumpf. Es wurde die Idee von der Ueberkraft der zwei Zentralmächte zu einer Art von patriotischem Dogma, das sich sehr bald auch unseres Kurszettels bemächtigte, noch bevor die Bank von England ihren Zinsfuß heruntersetzte. Denn man vergesse nicht: das Publikum will spielen! Nur in diesem Zeichen siegt jetzt die Hausse, von der erfahrene Geschäftsleute behaupten, daß das Ende dieses Fiebers noch gar nicht abzusehen sei. Die weitesten Kaufkreise haben sich aufgetan, und wenn Herr Erzberger im Reichstage sie als verführte Mittelstände bedauert, so kaufen sie erst recht. Dabei ist es mit der Stimulanz durch das sehr leichte Geld anfangs noch gar nicht so weit her gewesen; die Flüssigkeit tritt jetzt erst ein. Eine ganz andere Stimulanz bedeutet es aber, wenn eine Firma, wie Wiener-Levy, tagelang in den größten Posten Diskonto-Kommandit kauft, so daß alle Welt glauben muß: es gehe etwas ganz Besonderes vor. Entweder Ausgabe von jungen Aktien, oder Ver-



kauf des Secteurs Clichy in Paris, der als einer der besten dort bekanntlich jahrelang die Druckluft Popp mit alimentiert hat Jene Riesenkäufe wurden närrischerweise auch von vielen als bloße Deckungen angesehen, als ob es eine derartige Kontermine überhaupt geben könnte. Vielleicht haussierte die eben genannte Firma unser leitendes Spekulationspapier aus keinem anderen Grunde, als um für eine ganze Reihe kleinere Papiere glattere Bahn herzustellen, da doch besonders bei Industrieaktien fast sämtliche Marktberichte noch entschieden schlecht lauten. Um Tendenz für weniger gehandelte Aktien zu machen, hat man von jeher die meistgehandelten hinaufgesetzt Auffallend ist noch, daß die Deutsche Bank vielfach lange Stellagen auf allgemeine Elektrizität genommen hat. Sie muß also große Kunden haben, die etwas wissen, zugleich jedoch vorsichtig genug sind, vorübergehende Abschwächungen dieser neuesten Strömung mit in Erwägung zu ziehen. Kurz vor dem unblutigen Siege Aehrenthals, als die Depression am ärgsten, war gerade die Nachricht eingetroffen von dem glänzenden Licht- und Kraftvertrag der Rheinischen Schuckertwerke mit 100 rheinhessischen Gemeinden. Indessen mußten an diesem Tage Siemens-Schuckert 3, A. E.-G. sogar 5 Proz. einbüßen. Und wiederum könnte man jetzt auch etwas weniger optimistisch werden, beim Nachlesen der vernichtenden Rede, welche jetzt ein Bergrat und Direktor der Gelsenkirchener Bergbaugesellschaft gegen die Erbauung einer elektrischen Schnellbahn von Dortmund nach Düsseldorf gehalten hat Nach ihm ist die Lage der Industrie „gänzlich ungeklärt“, und der spätere Fortbestand des Kohlensyndikats noch durchaus unsicher. Uebrigens haben Gelsenkirchener — bei ihrem kolossalen Geldbedarf nur zu begreiflich — den allgemeinen Kursaufschwung nur wenig mitgemacht. Deutschluxemburger steigen dagegen auf angebliche große

Rundschau.

55

Käufe Thyssens. Sobald in wenigen Jahren der Stahlverband zu Ende geht, wird ein überaus heftiger Konkurrenzkampf zwischen dem Gelsenkirchener Konzern und dessen bisherigem Freunde Thyssen ausbrechen, und es gibt auch Fachmänner, die zum ersten Male Herrn Thyssen als Besiegten voraussehen.

Zehn Minuten für ein ganzes Jahr! Denn länger hat die ordentliche Generalversammlung der Hamburg - Amerika - Linie diesmal nicht gedauert. Man bedenke: es handelt sich hier um eines der mächtigsten und eigenartigsten Geschäftsunternehmen, das noch dazu seit Monaten wie kaum ein anderes inmitten der allgemeinen Diskussion stand. Und es genügte den Anwesenden der übliche Vortrag des Vorsitzenden, nachdem nicht einmal wegen der darin unberührt gebliebenen Art der Abschreibungen irgendeine edlere Wißbegier laut geworden war. Der Generaldirektor Ballin, zweifellos der verantwortlichste Träger für die bisherige Bau- und Finanzpolitik seiner Gesellschaft, schwieg Xänzlich, ohne daß dies der Handvoll Aktionäre aufzufallen schien. Ein berühmter englischer Staatsmann sprach einmal von der Unentbehrlichkeit der Opposition, die er sich schaffen müsse, falls sie noch nicht existierte. Wann werden endlich unsere Direktoren ebenso klug werden? Uebrigens hat jetzt Herr Ballin durch den Rlingang des Dr. W i e g a n d vom Norddeutschen Lloyd nicht nur einen Freund, sondern auch einen wichtigen Stützpunkt verloren. Beiden Männern, mit oder ohne kaiserliche Nachhilfe, war die Erkenntnis gemeinsam von der Opportunität einer Zukunftspolitik unserer Dampfergesellschaften. Somit entstanden auch alle jene Vergrößerungen und Erweiterungen, die dem Fernerstehenden vielleicht nicht so selbstverständlich erscheinen, weniger aus einem Wettringen zwischen Hamburg und Bremen, als aus einer natürlichen Doppeltätigkeit heraus. Für den uns so früh ent-rissenen Wiegand ist es recht charakteristisch, daß er, der Geschäftsmann großen Stiles, ursprünglich ein Rechtsanwalt, freilich in Bremen, gewesen ist. Außer bei Großbanken hat man eigentlich die Erfahrung noch keineswegs durchgemacht; daß Juristen ihren Ueber-



gang in das Gebiet von Soll und Haben mit glänzendem Erfolge bestehen. Hier zum ersten Male hat ein Mann von allerdings seltenen Fähigkeiten das Problem gelöst, aus einem Advokaten sogar ein eemann zu werden, wie man die Seele des Norddeutschen Lloyd wohl nennen durfte. Ein großer Verlust, der Tod dieses so vielerfahrenen Mannes, und noch dazu in einem Augenblick, wo Deutschlands Schiffsverhältnisse einer neuen Aera entgegen zu gehen scheinen. Eine neue Tyrannisierung!

Auch das Blei soll nunmehr unter die Plombe einer einheitlichen Verkaufsstelle gelegt werden. Am Zink wird jeder der beiden deutschen Verkaufsstellen eine jährliche Provisions-Einnahme von angeblich 600 000 M. nachgerechnet; für Blei darf künftig nur die Metallgesellschaft zuständig sein. Das ist aber nicht ganz wörtlich zu nehmen, indem unter Zugrundelegung des Londoner Weltmarktpreises die bisherigen Verkaufsstellen täglich mit der Metallgesellschaft die Preisvereinbarungen zu treffen haben. Die Jahresprovision verrechnet sich dann also wohl direkt mit dem Trust. Als größte Bleiproduzentin steht nicht, wie es vielfach heißt, eine australische Mine da, sondern die Smelling Company in New York. Diese aber, deren Beitritt die neue Vereinigung erst besiegelt hat, hütet sich weislich, ihre Vertreter in Europa abzuschaffen. D. h. nichts anderes als sie deckt ihre Rückzugslinie für den Fall, daß jenes Syndikat auch einmal wieder auseinandergeht. Das Beste kommt aber noch! Jene ganz neue Schöpfung scheint etwas Anderes und Schlimmeres zu verdecken — eine gemeinsame Einschränkung der Produktion. Denn für plötzliche Preiserhöhungen sind die Großverbraucher von Blei, besonders in der Elektrizität, zu stark. Was will man aber später machen, sobald, wie ab und zu bei Kupfer, die Vorräte der Nachfrage nicht genügen? Dann treten eben die gleichen Preissteigerungen ein, die nur der Kurzsichtige als natürlich ansieht, weil er eben immer nur die Bestände vergleicht, aber keineswegs die dahinterstehende Produktions - Einschränkung. Zuerst werden deren Ursachen als AB-

NEUE REVUE und MORGEN.

wehr gegen eine Ueberproduktion hingestellt, und auch mit Recht; sehr rasch Folgen aber dann auf die Macht das Unrecht und die Unterdrückung. Unsere mittlere und kleine Industrie wird diesen Bleitrust schon eines Tages fühlen lernen!

\* \* \*

Was sind Schmiergelder?

Die Fabrikanten, welche gegen dieses Waschen der einen Hand durch die andere nunmehr ein Gesetz schaffen, d. h. ihren Konkurrenten das Leben ein wenig saurer machen wollen, haben es nicht leicht. Denn wie will man es verbieten, daß z. B. ein Reisender in Druckfarben, neuen Maschinen usw. mit einem Subalternbeamten seiner Kundschaft abends beim Wein sitzt? Wie kann man es bestrafen, daß Braumeister mit kompletter Familie ihre Hopfenhändler zuweilen in der Stadt aufsuchen und dann die Frauen vor den verschiedensten Läden bald schmachtend, bald impertinent stehen bleiben, bis man ihnen das Gewünschte artig herausholt Neben der Bestechung mit Geld, ist die „Naturalienverpflegung“, wie sie eben angedeutet wurde, so vielseitig und auch vieljährig ausgebildet, daß ihr schwer beizukommen sein dürfte.

Spielbanken.

Von -tt-.

Deutsche Spekulanten gründeten im Jahre 1906 ein Unternehmen, dessen Sitz in Brüssel und dessen wahrer Zweck, die Errichtung einer Spielbank auf der Insel Korfu, war. Vorgeblich aus Gründen höherer staatlicher Moral, tatsächlich aber unter dem starken Druck der Finanzkontrollmächte, verweigerte die griechische Regierung die Erteilung der Konzession. Die Gesellschaft hatte inzwischen ein Kasino erbaut und hoffte wohl unter dem Deckmantel tolerierter Vergnügungen, das Spielziel dennoch zu erreichen. Ehe es noch zur Eröffnung kam, war der etwas faulen Gründung der Atem ausgegangen. Dazu traten noch unlautere Gebarungen der Verwalter, mit denen sich das zuständige Kölner Gericht demnächst beschäftigen soll.

Nun haben zwar weder diese Mache, noch die Gründer Anspruch auf breiteres Interesse, wohl aber besitzt der Ausgangspunkt der zutage getretenen



öffentlichen Moral der europäischen Mächte ein solches. Diese Moral erklärt das Spiel à la Monte Carlo für ein öffentliches Aergernis, das keine zweite Heimstätte finden dürfe.

Warum aber — eine Erste?

Der Schritt der Mächte gewinnt damit den Anschein einer Monopolisierung für den Spielstaat von Monaco. Man hat erwähnt, daß die Villegiatur des deutschen Kaisers auf der Insel der Etablierung einer Spielbank entgegenstand. Wahrscheinlicher dürften die guten Beziehungen des Fürsten von Monaco zu den Regierungen der Moralstaaten den Ausschlag gegeben haben.

Die Ziffer der Glücksspieler hätte durch eine gebotene zweite Gelegenheit, sein Geld los zu werden, kaum eine Erhöhung erfahren. Der Spielerstrom hätte sich höchstens geteilt. Wenn Griechenland oder irgendein souveräner Staat aus Gründen öffentlicher Moral, die Errichtung einer Spielbank auf seinem Territorium untersagt, ist daran weder zu mäkeln, noch zu deuten.

Wenn aber Europa, die großen Kulturmächte, ihren Einfluß so einseitig moralisch ausüben, daß sie das Laster auf Korfu verhindern, um es in Monte Carlo zu tolerieren, muß man stutzig werden.

Ich bin ein erklärter Gegner der Spielbanken, aber inklusive jener von Monaco, und will durchaus dem Projekte der erwähnten Spekulanten nicht das Wort reden.

Ich rede nur von der Moral und ihren Antrieben, die das Laster örtlich dulden und örtlich wieder vei hindern.

Kein Korfu — aber auch kein Monaco . . .

Handgranaten.

Von Oberltnt. Karl Harbauer.

Anläßlich der in letzter Zeit wiederholt durch die Blätter gegangenen Nachricht, daß die Serben in ihrem Arsenal große Mengen von Handgranaten erzeugen, ist es vielleicht nicht uninteressant, diesem alten Kampfmittel, das im russisch - japanischen Krieg

Rundschau.

557

w ieder zu Bedeutung kam, einige Worte zu widmen.

Als selbständige Waffe der Infanterie oder gar der Kavallerie darf die Handgranate nicht bezeichnet werden, wohl aber als wertvolle Ergänzung. Der mit einer Handgranate ausgerüstete Mann besitzt in ihr eine handliche, auf 50 bis 60 Schritte wirkende Angriffs- und Verteidigungswaffe. Die im russisch-japanischen Krieg verwendete Handgranate wurde während des Feldzuges vom russischen Stabskapitän L i s c h i n konstruiert. Die jetzt von den Serben erzeugte Handgranate ist bis auf geringe Abweichungen ebenso konstruiert wie die russische. Die serbischen und die russischen Handgranaten bestehen aus einer Zinkblechbüchse mit Pyroxilinladung und sind mit einer Schlagvorrichtung versehen. Am unteren Ende der Blechbüchse ist ein runder Stiel — ähnlich wie bei den Raketen — zum Schleudern der Handgranate angebracht. Beim Aufschlagen auf einen festen Gegenstand dringt die Schlagvorrichtung in die Zündkapsel und bringt so das Pyroxilin zur Explosion, die unter starker Detonation vor sich geht. Am äußeren Teil der russischen Handgranate waren zwei Bleiringe angebracht, die durch die Explosion in 10 bis 20 Parikel zerrissen wurden. Das Gewicht einer solchen russischen Handgranate betrug 2  $\frac{1}{2}$  russische Pfund oder nach unserem Gewicht 1,24 kg. Die Russen verwahrten die Handgranaten während des Transportes in Kistchen zu je 50 Stück. Auf dem Getechtsfelde trug der einzelne Mann stets etwa 4 Stück Handgranaten in einem eigenen Ledergürtel. Um ein vorzeitiges Explodieren der Handgranate beim Transporte zu verhindern, befindet sich an der Zündvorrichtung eine sogenannte Sicherheitsrast. Bevor nun die Handgranate geschleudert wird, wird der oberste Teil derselben — Kappe genannt — ganz einfach aus der Sicherheitsrast in die durch einen roten Strich markierte Ladestellung gedreht, die Handgranate sodann am Stiel erfaßt und gegen das gewünschte Ziel geschleudert. Wie immer man die Handgranate auch schleudern möge, sie muß stets auf die Kappe fallen und somit auch die Zündvorrichtung aktivieren.



Die Herstellung der Handgranaten ist sehr einfach, rasch und billig; 60 Arbeiter sind imstande, in zehn Arbeitsstunden etwa 800—1000 solcher Mordwerkzeuge anzufertigen. Während des russisch-japanischen Krieges wurden diese Handgranaten eigentlich an Ort und Stelle erzeugt, also improvisiert, und erfüllten trotzdem ganz erschreckender Weise ihren Zweck. Beim Detachment Rennenkamp wurden mehrere der erbittertsten und wütendsten Angriffe der Japaner ausschließlich mit Hilfe dieser Handgranaten abgewiesen. Es darf daher weiter nicht wundernehmen, daß die russischen Soldaten alsbald dieses handliche und wirkungsvolle Kriegsmittel lieb gewannen. Ein russischer Militärschriftsteller schreibt, daß die Japaner die Reihen der explodierenden Steinfugassen und Hindernisse unaufhaltsam passierten und bis auf wenige Schritte an die russischen Schützengräben herankamen; hier aber wurden sie mit einem Hagel von Handgranaten empfangen; die Erde erzitterte bei diesen ununterbrochenen Detonationen und der Himmel umwölkte sich mit einem Schleier dunkelbraunen Nebels — ähnlich jenem des Shimosepulvers. 'Diesem höllischen Feuer vermochten die Japaner nicht standzuhalten, auch die besten ihrer Truppen — jene Kurokis — nicht. Die Fälle, in denen die Handgranate angewendet werden kann, sind sehr zahlreich, denn sie kann sowohl beim Angriff, als auch bei der Verteidigung im freien Felde, wie auch gegen befestigte Stellungen mit Vorteil angewendet werden. Auch zum Zerstören von Hindernisanlagen (Drahihindernissen und Verhauen) kann die Handgranate erfolgreich in Verwendung kommen. Ebenso vermögen die Handgranaten der Kavallerie wesentlichen Nutzen zu bringen, wenn es sich um Zerstörung von Brücken, Hindernissen und dergleichen handelt. Im allgemeinen kann gesagt werden, daß in Zukunft die Kugel die Waffe für den Fernkampf und die Handgranate die Waffe für den Nahkampf sein wird. So kehrt auch im militärischen Leben alles wieder, und die alte Granate kommt, allerdings in geänderter Form, wieder in Gebrauch.

Staatssekretär Dernburg fand bei der Beratung des Kolonial-Etats zu seinen Ausführungen viel Beifall und Zustimmung im Zentrum. Man hat sich darüber gewundert, denn es ließ unwillkürlich an den Zusammenstoß mit dem Abgeordneten Roeren zurückdenken, der im Dezember 1906 die Auflösung des Reichstags veranlaßte. Damals ließ Dernburg, wie er selbst sich ausdrückte, „das helle Licht der Öffentlichkeit in die durch das Zentrum versumpfte Kolonialpolitik dringen“. Es ist im Zentrum nun besonders dankbar bemerkt worden, daß der Staatssekretär die „Christianisierung der Kolonien“ für ein erstrebenswertes Ziel erklärte. Er hat indessen diesen Standpunkt von Anfang an eingenommen. Schon in dem Vortrage, den er am 8. Januar 1907 vor einer freien Vereinigung von Gelehrten und Künstlern hielt, zählte er den Missionar zu den „Erhaltungsmitteln“, womit heute kolonisiert wird. Er meinte: „Wir haben erfreuliche Zeugnisse des Wirkens der Missionen in unsern Schutzgebieten, und ich brauche als Bürger eines Staates mit christlicher Kultur mich über die Wichtigkeit dieser Seite nicht weiter auszulassen.“ Dernburg ist ein guter Kaufmann, der keinen Aktivposten für seine koloniale Buchhaltung missen mag. Die Missionen schaffen für die Schwarzen neue Abhängigkeitsverhältnisse zur kolonisierenden Nation, und das kann der Verwaltung nur dienlich sein, wenn, sie sich die Missionare gefügig zu machen weiß. Um deren Unterordnung handelte es sich bei dem Streit zwischen Roeren und Dernburg, und dieser will auch heute die Missionen nur insoweit begünstigen, als sie die Grenzen beachten, die er ihrer Wirksamkeit setzte. Das Zentrum sucht sich jetzt der neuen Ordnung anzupassen, aber Herr Erzberger brachte doch als Wunsch manchen verummten Gegensatz zu Dernburgs Ausführungen vor. Erzberger möchte beispielsweise die Machtmittel der Verwaltung für den Kampf der Missionen gegen den Mohamedanismus in Anspruch genommen sehen. In dieser Richtung würde das Zentrum ganz gewiß bestimmend auf die Kolonialverwaltung einzuwirken suchen, falls es



wieder in die frühere Machtstellung; gelangte. Das könnte aber weder den trundsitzen Dernburgscher Kolonialpolitik entsprechen, noch sich mit den sonstigen auswärtigen Interessen des Deutschen Reiches in Einklang bringen lassen. Die Gefahr müßte entstehen, daß wir uns um den Rest des Ansehens bringen, der uns in der neuen Türkei geblieben ist, wo man sich heute mehr denn je als Schutzmaiht aller mohamedanischen Völkerschaften fühlt

Die Ergebnisse der Londoner Seekriegsrechtskonferenz.

Von Adolf von Flöckher.

Die militärischen und politischen Interessen der Staaten haben durch die neue Abmachung keine Förderung erfahren. Dagegen ist im Vergleich zu dem bisherigen Zustand ein gewaltiger Fortschritt auf wirtschaftlichem Gebiete erreicht worden.

Der Erfolg der Konferenz besteht zunächst in der Schaffung wichtiger Bürgschaften für die Rechtssicherheit auf dem Meere in Zeiten eines Seekriegs. Diese Sicherung kommt natürlich den größten Handelsnationen, also auch uns, am meisten zugute. In Zukunft werden die Frachten und Versicherungstaxen in einem Seekriege nicht mehr so rapide steigen wie jetzt, da dann die Bedingungen, unter denen eine Ware oder ein Schiff gefährdet sind, genau bekannt sein werden. — Sehr wirksam werden in dieser Beziehung die neuen Vorschriften für Blockade und Konterbande sein.

Die Blockade muß auf die feindlichen oder vom Feinde besetzten Häfen und Küsten beschränkt werden. Sie muß tatsächlich vorhanden sein, d. h. durch eine Streitmacht aufrecht erhalten werden, welche hinreicht, den Zugang zur feindlichen Küste in Wirklichkeit zu sichern. Sie muß erklärt und bekanntgegeben werden. Das früher von verschiedenen Seemächten angewendete Prinzip, ein Schiff zu nehmen, wo man es trat, kann also in Zukunft nicht mehr angewendet werden. Die Zulässigkeit der Beschlagnahme eines neutralen Schiffes wegen Blockadebruchs ist bc-

Rundschau.

559

dingt durch die wirkliche oder vermutete Kenntnis der Blockade.

Direkte Erleichterungen für den Handel bedeu.en die Abmachungen über die Kriegskonterbande. Als absolute Konterbande werden ohne weiteres angesehen: Waffen jeder Art, Munition, Explosivstoffe, militärisches Material, für den Krieg benutzbare Reit-, Zug- und Lasttiere, Panzerplatten, Kriegsschiffe und sonstige Kriegsfahrzeuge, sowie solche Bestandteile, die nach ihrer besonderen Beschaffenheit nur auf einem Kriegsfahrzeug benutzt werden können.

Unter die Bezeichnung „relative Konterbande“ fallen: Lebensmittel, Fourage, militärische Kleidungsstücke, Edelmetalle, Fuhrwerk, Schiffe, Boote, Eisenbahn, Telegraphen, Funkentelegraphen und Telephon-Material, Luftschiffe, Flugmaschinen, Feuerungsmaterial, Stacheldraht, Fernrohre, Chronometer, Schießpulver und Sprengstoffe, die nicht besonders für den Krieg bestimmt sind. Eine große Anzahl von Gegenständen, wie z. B. Rohbaumwolle und Salpeter, kann aber künftighin nicht mehr als Kriegskonterbande erklärt werden. An dieser Freiliste sind fast alle Industrien beteiligt. Wird ein Schiff auf See angetroffen, das sich in Unkenntnis der Feindseligkeiten oder der auf seine Ladung anwendbaren Konterbande-Erklärung befindet, so können die Gegenstände der Konterbande nur gegen Entschädigung eingezogen werden. Das Schiff und der Rest der Ladung sind von der Einziehung befreit. Die Lehre von der „einheitlichen Reise“ (voyage continu) ist sowohl in Ansehung der Konterbande, wie der Blockade weiter ausgestaltet worden. Die Schiffspapiere begründen hinfort vollen Beweis betreffs der Fahrt eines Schiffes, das absolute Konterbande an Bord hat, es sei denn, daß beim Antreffen des Schiffes dieses offenbar von der nach den Schiffspapieren einzuhaltenden Fahrt abgewichen ist und keinen hinreichenden Grund für diese Abweichung nachzuweisen vermag. Die Gegenstände der relativen Konterbande unterliegen der Beschlagnahme nur auf einem Schiffe, das sich



auf der Fahrt nach dem feindlichen Gebiet oder zur feindlichen Streitmacht befindet und das diese Gegenstände nicht in einem neutralen Zwischenhafen ausladen soll. Bisher beobachteten verschiedene Mächte, wie beispielsweise die Vereinigten Staaten in der berühmten Springbock -Affäre, die Praxis, die Kriegskonterbande zu konfiszieren, selbst wenn sie tatsächlich nach einem neutralen Hafen gerichtet war, sofern nur nachgewiesen werden konnte, daß sie später von dort nach einem feindlichen Hafen gesandt werden sollte. — Natürlich ist die Täuschung in bezug auf den wahren Bestimmungshafen auch in Zukunft ein genügender Grund für eine Konfiskation der Güter. Befördert ein Schiff Gegenstände, die der Beschlagnahme als absolute oder relative Konterbande unterliegen, so kann es auf hoher See oder in den Gewässern der Kriegführenden während der ganzen Dauer seiner Reise beschlagnahmt werden, selbst wenn es die Absicht äußert, einen Zwischenhafen anzulaufen, bevor es die feindliche Bestimmung erreicht.

Eine Beschlagnahme kann künftighin aber nicht mehr wie bisher bewirkt werden auf Grund einer früher ausgeführten oder bereits vollendeten Konterbande, wie es noch im Jahre 1879 mit dem deutschen Schiffe „Luxor“ während des Krieges zwischen Peru und Chile geschah, das sich bereits auf der Rückreise befand.

Ein Blockadebruch, der die Beschlagnahme eines Schiffes rechtfertigen könnte, ist in analoger Weise nicht als vorliegend anzunehmen, wenn sich das Schiff zurzeit auf der Fahrt nach einem nicht blockierten Hafen befindet, wie auch immer die spätere Bestimmung von Schiff oder Ladung sein mag. Ein neutrales Schiff wird künftighin nur in Ausnahmefällen konfisziert werden, nämlich dann, wenn es der feindlichen Partei eine neutralitätswidrige Unterstützung gewährt. Jede, in die feindliche Armee eingereihte Person, die an Bord eines neutralen Kauffarteschiffes betroffen wird, kann zum Kriegsgefangenen gemacht werden, auch wenn dieses Schiff der Beschlagnahme nicht unterliegt. Ein beschlagnahmtes neutrales Schiff darf in der Regel von der beschlagnahmten Kriegsmacht nicht zerstört, sondern muß in einen Hafen gebracht werden, wo gehörig





NEUE REVUE und MORGEN.

über die Rechtmäßigkeit der Wegnahme entschieden werden kann.

Ein Flaggenwechsel, wodurch ein feindliches Schiff zur neutralen Flagge übergeht, ist nur vor Beginn der Feindseligkeiten gültig. Eine unwiderlegliche Vermutung spricht für die Gültigkeit eines Uebergangs, der mehr als 30 Tage vor Beginn der Feindseligkeiten herbeigeführt worden ist, wenn er unbedingt und vollständig ist, der Gesetzgebung der beteiligten Länder entspricht und zur Folge hat, daß die Verfügung über das Schiff und der Gewinn aus seiner Verwendung nicht in denselben Händen wie vor dem Uebergang bleibt.

Abgesehen von diesen Bestimmungen über den Flaggenwechsel wird die neutrale oder feindliche Eigenschaft eines Schiffes durch die Flagge bestimmt, zu deren Führung berechtigt ist. Die neutralen Schiffe unter dem Geleit ihrer Kriegsfahne sind von der Durchsuchung befreit. Der gewaltsame Widerstand gegen die rechtmäßige Durchsuchung hat in allen Fällen die Einziehung des Schiffes zur Folge.

Das jetzt international geregelte materielle Prisenrecht wird nicht eher angewendet werden, als bis das auf der in Laager Konferenz unterzeichnete Abkommen über die Errichtung eines Internationalen Prisenhofes von allen Mächten unterzeichnet worden ist. Alsdann wird sich die Praxis so gestalten, daß zunächst das Prisengericht einer der kriegführenden Mächte eine Entscheidung trifft und daß gegen diese Entscheidung an den Internationalen Prisenhof appelliert werden kann. Wird die Beschlagnahme des Schiffes oder der Ware von der Prisengerichtsbarkeit nicht bestätigt oder wird sie ohne gerichtliches Verfahren aufgehoben, so haben die Beteiligten künftighin regelmäßig Anspruch auf Schadenersatz.

Das neue Kriegsrecht wird vorläufig für 12 Jahre gültig sein. Die Abmachung kann gekündigt werden für den Schluß eines Zeitraums von 12 Jahren, der 60 Tage nach der ersten Hinterlegung der Deklarationsurkunde beginnt, und später, nach Ablauf des 12jährigen Zeitraums, für den Schluß aufeinander folgender Perioden von 6 Jahren.

„Der Arzt am Scheidewege.“

Von Leon Zeitlin.

Gänsefüßchen sind ein ungemein brauchbares Schriftzeichen. Man weiß gleich, daß der mit ihnen geschmückte Ausdruck etwas anderes zu bedeuten hat, als er sich den Anschein gibt. So auch hier. Nicht von Shaw und seiner Bühnensache, die so geistreich ist, daß sie uns schon albern vorkommt, soll die Rede sein, sondern von jenen Aerzten, die mit dem Verbände zur Heilung echt russischer Leute, in geschäftlichen Beziehungen standen.... Erst waren die anderen Aerzte entrüstet, dann war es die öffentliche Meinung, und schließlich entrüsteten sich die Provisionsgeber selbst, denn sie fanden nichts dabei. Das ist alles sehr heiter und doch auch sehr traurig. Schon in frühen, fernen Kindertagen wußten wir's: Der Arzt ist der gute Arzt, ist der Mann, der keinen Unterschied kennt zwischen arm und reich, für den es nur gesunde und kranke Menschen gibt, und der den Kranken gesund machen will. Ist alles dies noch wahr? ist der Arzt von heute nicht ein „business-man“? Wir möchten daran zweifeln, und müßens doch glauben; wir möchten es tadeln, und müßens doch billigen. Wir wollen nichts davon wissen, daß Gesundheit eine Sache des Vermögens ist, daß man sich — je nach dem Preise — eine gute, eine bessere und eine prima-prima Gesundheit zu leisten vermag. Allein stellt euch nur auf die Straße und seht euch das vorbeiziehende Heer der Lebenskämpfer an. Da sind nur wenige ohne Wunden, und den meisten fehlen die Mittel, um sie zu heilen. Da sind nur wenige, die nicht ermattet ausruhen möchten, und die meisten haben keine Zeit zu einer Rast, die neue Kräfte spendet. Und jeder Trupp stellt Schwurzeugen, die es bestätigen: Gesundheit ist Luxus, ist etwas für nur ganz wenige. Von all den vielen aber, die sich nach Gesundheit sehnen, müssen sich die meisten mit einem minderwertigen Ersatz begnügen. Wer vermag denn mit dem Frühling als Schrittmacher zwischen dem Nordkap und den Nilkatarakten hin und her zu reisen, wer kann sich auf langer Meerfahrt durch stärkende Seeluft neu kräftigen, wer darf hoffen, im



Rundschau.

561

milden Klima glücklicher Inseln Ruhe zu finden, für wen sprudeln heiße und kalte Quellen? Das sind alles gar teuere Lebensspender. Gibt es jedoch Leiden, von denen man nicht nur mit Hilfe der kostspieligsten Heilmethoden befreit wird, dann schafft eben das, was „auch ganz gut“ ist und beträchtlich weniger kostet, nicht die volle Gesundheit.

Klipp und klar muß man fragen, hat die soziale Differenzierung der Gesellschaft — was simpel und für jedermann verständlich ausgedrückt nichts anderes bedeutet, als daß sie in eine wohlhabende Oberschicht und eine besitzlose Masse zerfällt — zur Folge, daß sich auch etwas so allgemein Menschliches, wie Gesundheit und Krankheit sozial differenzieren. Und wenn das der Fall ist, dann liegt zu der Annahme, daß der Arzt schlechthin der Freund der leidenden Menschheit sei, nicht mehr der geringste Anlaß vor, dann ist es von minder Begüterten ebenso naiv, solche Aerzte aufzusuchen, die ihnen die bestmögliche Gesundheit verschaffen können, wie shh mit ihren bescheidenen Mitteln bei dem fashionabelsten Schneider kleiden, oder wie für ein paar Groschen in einem Restaurant ersten Ranges speisen zu wollen. Bekümmerten Herzens muß man zugestehen, daß sich Gesundheit und Krankheit in der Tat sozial differenziert haben, noch trüber freilich stimmt die Erkenntnis, daß heuchlerisch die Illusion vorgetäuscht wird, es sei nicht der Fall. Bekümmerten Herzens muß man zusehen, wie die wirtschaftlichen Nöte des Lebens mit die besten Kerntuppen im Lager derer, die zur Sache des allgemeinen Menschlichen stehen, dazu zwingen, vor allem für die wirtschaftlichen Interessen ihres Standes zu kämpfen, noch trüber freilich stimmt die Erkenntnis, daß heuchlerisch die Illusion vorgetäuscht wird, es sei nicht der Fall. Die Aerzte konnten ja so sprechen: Gern möchten wir jedem, der uns aufsucht — ob arm, ob reich — mit allen Möglichkeiten unserer Wissenschaft Gesundheit geben, allein, das vermögen wir nicht, denn es gibt Heilmittel, deren Anwendung sich nur die Allerwenigsten erlauben dürfen; gern möchten wir auch jedem, der uns aufsucht — ob arm, ob reich — so-

weit es in unserer Macht liegt, helfen, doch das vermögen wir gleichfalls nicht. Denn, würde bei den berühmten Kollegen der Preis ihres Rates nicht im Verhältnis zu ihrem Ruf stehen, sie wären nicht imstande, den Ansturm der Heilung suchenden Patienten auszuhalten. Das Heilen ist eben ein Geschäft geworden. Wie andere Kleider, Stiefel, Möbel, andere wieder Kenntnisse in allerlei Künsten liefern — je nach dem Preise von verschiedener Qualität — so liefern wir Gesundheit, oder versuchen es wenigstens. Und wie jeder Geschäftsmann grob, und auf jede Weise zu verdienen sucht (die Konkurrenz zwingt ihn dazu), so auch wir.... Würden die Aerzte so sprechen, wer wollte es ihnen verargen. Allein, daß sie noch immer in ihrer Gesamtheit (von Ausnahmen hat man natürlich abzusehen), den Anspruch erheben, nur deshalb, weil sie einen menschenfreundlichen Beruf ausüben, auch ohne weiteres als berufsmäßige Menschenfreunde ästimiert zu werden, das verstimmt uns.

Die Aerzte stehen am Scheidewege. Sie haben zu wählen, zu entscheiden, ob sie die uneigennütigen Freunde leidender Menschen sein wollen, oder die nützlichen, aber entsprechend entgoltenen Ratgeber mehr oder weniger zahlungsfähiger Patienten. Das erstere setzt eine Gesellschaftsordnung voraus, die man nur in Utopien für denkbar hält. Also mögen auch die Aerzte das tun, was man im Zeitalter des Kapitalismus nur schwer lassen kann. Doch dann sollen sie auch den Schein meiden, als ob sie die legitimen Sprossen eines Geschlechtes seien, das nichts wußte von Armut und Reichtum, und die späten Nachfahren einer sagenhaften Zeit, da der Mensch dem Menschen nur — Freund war.

Trinkgelder.

Von v. S.

Ganze Berufe, ganze Menschenklassen haben ihr Haus scheinbar auf Sand, auf „Trinkgeld“ erbaut. Sand, weil man meinen könnte, er zerranne, wenn Ich, das zweite und xte Ich uns plötzlich in einem Anfall von Vernunft vornehmen würden, keinen Pfennig mehr für Dienstleistungen zu entrichten, die eo ipso versehen werden müssen. Dem ist aber nicht so.



NEUE REVUE und MORGEN.

Die Trinkgeldfrage hat ihre feste Fundierung in der Eitelkeit der Durch» Schnittsmenschen. Die große Masse der letzteren und nicht der Trinkgeldnehmer selbst verteidigt das Trinkgeld gegen die Einzelangriffe der Nörgler. Da sich der erbärmlichste Wicht durch den Aufwand > von Pfennigen, Hellern oder Centimes i nicht nur den Anblick eines demütig gekrümmten Mitmenschen verschaffen und einen Titel hören kann, den er nicht führt, sondern sich auch einen sicht- : baren Vorrang vor anderen, und bestehe er auch nur in rascherer Erledigung oder Bedienung, sichern kann, ist die Perpetuität des Trinkgeldes gewiß.

Wenn sich Reisende über das Trinkgelderunwesen in einem bestimmten Lande beschweren, zeigt das nur, daß sie nicht weit herumgekommen sind. Denn das Trinkgeld ist international, eine Weltsteuer, welche die menschliche Eitelkeit, die ja auch keine Grenzpfähle kennt, überall aus selbstischen Gründen entrichtet. Höchstens variieren Form und Ausmaß..

Die Solidarität der Trinkgeldnehmer wird durch die tägliche Enthüllung ganz hübsch illustriert, daß sich die Lohndiener der Hotels durch konventionelle Zeichen an dem Reisegepäck über die Klassierung der Trinkgeldgeber verständigen. Una da wundert sich dann ein Ahnungsloser, der sein Stigma aus Bern am Koffer hat, wenn in Lissabon kein Lohndiener sich seines Gepäckes annehmen will!

In Rußland erfordert jede Türe in Aemtern, Kontors oder Privathäusern ihr Trinkgeld. Denn jede Türe hat ihren Schließer. Und nebenher ist immer noch einer da, der Ueberkleider : und Galloschen abnimmt. Eine Reihe von Besuchen kostet dort stets einige Rubel an solchen Trinkgeldern. Vom Orient nicht zu reden. Im Zollhause von Konstantinopel oder Salonik kann man in der Regel keinen Beamten oder Diener finden der sich herbeilassen würde, nur einen Blick in das ihm vorgehaltene Zollpapier zu tun, ohne daß man gleich ein Geldstück auflegt. Der Bakschisch, der in Rußland, der Türkei, der Balkanstaaten oder wohl auch anderswo zur Erreichung eines höheren Zieles, zur Durchführung eines Geschäftes üblich ist, ist ebenso unausrottbar. Das Trinkgeld travestiert sich

da als Provision, Honorar u. dg!., ohne sich jedoch im Grtindwesen zu ändern. Je „feiner“, je raffinierter das betreffende Geschäft oder Lokal, je höher sind die Trinkgelderansprüche. In gewissen Restaurants von Paris, Berlin, Wien wird ein Trinkgeldabstinenzler tatsächlich bei seinem zweiten Erscheinen ganz einfach nicht bedient — Die Trinkgeldfrage ist nicht zu bekämpfen, man muß sich mit ihr abfinden. Das Aeüßerste, was man erreichen kann, ist die Abstellung ihrer Exzesse. Liebesbriefe.

Von Bernhard Ihringer.

Von allen Seiten nahen stattliche Bände soliden Aussehens, Sammlungen von Briefen, die die Liebe schrieb und der Liebe darbot, Verkühlungen von heißen Gefühlen, bangen Seufzern, lauten Jubeltönen. Da stehen sie jetzt schwarz auf weiß, in reinlichen Typen gedruckt auf vornehmes Papier; in goldgepreßten Lederbänden, zusammengefügt von Gelehrtenhänden, übersetzt womöglich von einem fleißigen Philologen und aus ihrer Jahrhunderte alten Wiege hinübergerissen in die graue Sandwüste, genannt Literatur. Nun lesen sie die Damen und die Herren und freuen sich und kichern und weinen vor Lust und Schmerz über die gedruckten lustigen Liebesschmerzen: die vor langer, länger Zeit ein gepuderter Marquis mit leiser Feder niederschrieb, nicht ahnend des kommenden Ruhmes, der ihm einmal geschwätzig und aufdringlich, wie ein Schaubudenbesitzer, im zarten, taktvollen zwanzigsten Jahrhundert nachlaufen sollte. Sie, die Reichen, sind jetzt arm geworden; man hat sie auf den Markt gestellt und ihre Prachtgewänder ans freche Licht der Sonne gehalten. Nun bleichen und welken die Farben; der Olanz schwimmt, ein müdes Greisenlächeln bleibt und klagt die Neugierigen an, die es begafften. Doch die Schaulistigen haben ein Recht: das Recht der Jungen, Lebenden, das größte und kräftigste aller Rechte. Mit diesem bewehrt, bringen sie ans Tageslicht, was in Truhen und Kassetten wohl geborgen seine Zeit erwartete. Mit diesem Recht glauben sie auch den Schäfern und Schäferinnen längst • vergangener Tage gebieten zu



Rundschau.

563

können, daß sie ihnen ihre Flöte ausliefern — austauschen gegen Lob und Verehrung der Gegenwart. Doch der Ruhm ist eine schlechte Münze, zumal für längst vermoderte Gräber. „Nachrühm“, rief ein gewisser Kleist, der es wissen konnte, „was ist das für ein seltsam Ding, das man erst genießen kann, wenn man nicht mehr ist!“

Es ist der reinste eigentlichste Hohn, wenn man vom „Ruhm“, von den „glänzenden Stilleistungen“ usw. usw. derer spricht, die nur mühsam und widerwillig sich beschwören lassen, heraufzusteigen, und uns von dem Innersten, Reinsten ihres Herzens Kunde zu geben.

Ihr Andenken will keine marktschreierischen Worte literarischer Reklame, sondern ein stilleres, nachdenklicheres Mitgefühl, das man freilich weder broschiert noch gebunden kaufen kann: ein Gefühl für die zarten, knospenhaften Kernpunkte des Lebens, die in allen Zeiten wechselnd wiederkehren und die wir schließlich nicht anders kennen lernen können, als an ihrem siegreichen Wirken in der Gegenwart. So wird gerade das Nächste, unmittelbarste Fuhrer zu fernen Welten, freilich auch nur für die, die den Gleichklang auch über weite Zeitspannen hinweg noch empfinden. Das Ureigene, Persönliche kleidet sich da in alte verschlissene Gewänder, täuscht, erschreckt, stößt ab: Bis man die bekannten Züge wiederfindet und des fremden Kleides nimmer achtet

Für die „Klassiker“ im engen Sinne zünftiger Literaturgeschichte wird nun das zwar nie recht passen. Ihre „Klassik“ ist ja gerade Mäßigung, Einheit in der Vielheit des Fühlens, ein Thronen über der Macht des Lebens und damit an sich schon Beschränkung. An ihrer Machtstellung zerreibt sich der warm menschliche Ton. Der junge Ooethe schrieb noch sprudelnde, feurige Liebesbriefe, der „Olympier“ und Ideal-mensch der Literaturgeschichte erwidert Marianne von Willemers leidenschaftliche Bekenntnisse mit dem Auftrag, Artischocken nach Weimar zu senden.

Anders die Romantiker. Karoline Schlegel, Sofie Mereau, Bettina, die Günderode, — Clemens Brentano, Arnim, Novalis, Friedrich Sch'egel — sie alle hafteten inniger an der Natur als

daß sie das Joch der richtenden Vernunft ertragen konnten. Wer von Goethe zu Novalis kommt, wird den grundlegenden Unterschied merken. „Ich habe zu Söfchen Religion, nicht Liebe“, schrieb der Bräutigam einer Fünfzehnjährigen und vereinigte, getreu seinem Lebensideale, Liebe, Kunst und Philosophie zu einer einzigen genialen Idee. Goethe aber, der große Verehrer der Ordnung, Trennung, Differenziertheit, hütete sich ängstlich vor dem Mischen seiner in harter Arbeit erworbenen Lebensnormen.

Anders auch die Franzosen. Hier vereinigte sich der uralte Zug zur Pose, mit dem echten Gefühl für das Innerliche, Echte. Freilich nur ein Gefühl — das im Vorraum blieb, die Wege ebnete, aber nicht betrat. Und trotzdem zeugten Pose und Gefühl stets echte Liebe, echte Liebesbriefe von Heloise bis zu Madame de Lespinasse. Der reichbegabte Sinn für den Effekt, für die großen Aeüßerlichkeiten, für das Gefaßtenwollen und damit auch die „Zucht der Ehrbarkeit“ werden gedämpft durch alle Mächte des Witzes, die sich nun einmal nicht niederhalten lassen. Dieser unter der Oberfläche gut verborgene Zwiespalt macht die französischen Liebesbriefe so ungenießbar für den Durchschnittsbiedermeier, so wertvoll.

(Gelegentlich der Ausgaben deutscher und französischer Liebesbriefe im Verlag von Julius Zeitler, Leipzig.)

Neue Bücher.

Der Redaktion sind folgende Bücher zugesandt worden:

Oustav Lüders. Die demokratische Martin Luthers Brief«. In Aus-Bewegung in Berlin im Oktober 1848. wähl herausgegeben von Reinhard Berlin und Leipzig. Verlag Dr. Buchwald. Leipzig. Insel vertag.

Walter Rotschild. Einzelpreis M. Preis 2 Bde. geh. M. 9,—, in Leinen 6,—. Subskriptionspreis M. 5,20. M. 12,—, in Leder M. 16,—.



NEUE REVUE und MORGEN.

Prof. Dr. Biedert, Gemeinwohl und Sittlichkeit. Leipzig. Verlag Deutsche Zukunft O. m. 6. H. Preis geheftet 40 Pf.

Artur Hoerhammer Die Verlorene Naivetät. München und Leipzig. R. Piper & Co.

Karl König. Die kulturelle Bedeutung der Waidschulen. Leipzig. Verlag Deutsche Zukunft O. m. b. H. Preis geheftet 40 Pf.

Dr. Karl Schwarze, Herbert Spencer. Leipzig. Verlag von B. O. Teubner. Preis geb. M. 1,25.

Schluß des redaktionellen Teiles. Geschäftliches.

Ein neues Voigtländer Jagdglas 5 mal Vergrößerung kommt soeben auf den Markt und wird seiner Leistungen, Handlichkeit und dauerhaften Bauart wegen bald allgemein Aufnahme finden. Oedrungene, kurze Form (Länge 9 cm) solider Bau, trotz geringen Gewichtes (340 g) hervorragende Schärfe und Helligkeit, starke, nämlich ömalige Vergrößerung, ein Gesichtsfeld von 75 m, das für jagdliche Zwecke vollkommen ausreicht, große Objekte und Okulare, letztere in tiefer Fibre-Okularmuschel, die das lästige Kältegefühl an den Augen ausschließt und das Beschlagen der Okulargläser auf ein Minimum beschränkt, mattschwarze Belederung und Brünierung, um jedes Glänzen zu vermeiden, das sind in großen Zügen die Merkmale der Neukonstruktion, die sich den bisher von Voigtländer gebotenen Jagdgläsern 4mal, 6mal und 8mal Vergrößerung würdig anreihet. Die 5 mal Vergrößerung erscheint besonders günstig gewählt, da einer großen Anzahl von Jägern die 4 mal zu klein und die 6 mal schon wieder zu groß ist und diese somit in dem neuen Modell ohne Frage das Gesuchte finden werden, zumal sein Preis M. 60,— innerhalb der Grenzen bleibt, die für ein wirklich gutes, den praktischen Bedürfnissen der Allgemeinheit entsprechendes Jagd- und Birschglas Bedingung sind. Unverbindliche Ansichtssendung wird, wie wir hören, von Voigtländer Braunschweig darin gern gemacht, so daß Jedem Gelegenheit gegeben ist, selbst zu probieren, und das geht bekanntlich immer über Studieren

Alle Manuskript- und Buchersendungen an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33. Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin,

Lückhoffstr. 33; für Oesterreich - Ungarn: Dr. Felix Braun, Wien — Expedition für  
Oesterreich - Ungarn bei Hermann Goldschmiedt, Wien I, Wollzeile 11. - Für den  
Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76.  
Druck von J. Harrwitz Nachfolger O. m. b. H., Berlin SW. 48, Friedrichstr. 16.

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main —

gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- und Gallen-Leiden.

Diätetisches Tafelgetränk ersten Ranges.

li ildt m Itta, li IptMm mV tteckliilm ttUItn kbfllok, Mm \* Mt fr\* b Ma

i U 3/4-It«r-lmiHufliKkti fricktrel jtfer latntitta Ouuchlaidi iittr lukuk« m IL IS,— tn Itstt.



16. HEFT.  
15. APRIL.  
1909.

Soziales Bastardtum.

Von

Oscar A. H. S c l i m i t'z.

Die sozialen Formen entwickeln sich analog dem Naturgeschehen bis zu dem Augenblick, wo sich der Geist entdeckt. Die Menschheit wird sich ihrer bewußt: während sie sich über die Natur setzt, begreift sie sich selbst, als die Ausstrahlung des Geistes, in welchem sie von nun an das absolute, unbeirrbar, über Zufälligkeiten erhabene, wahre Sein erblickt. Diese Emanzipation erhebt den Geist aus seiner bisherigen Stellung eines praktischen Dieners zum Herrn, ja zum Schöpfer der Welt. Nicht länger vermag er anspruchslos ihrem organischen Werden und Vergehen zu dienen; er greift selbständig in dieses Geschehen ein, fördert, hemmt, bewahrt, vernichtet auf Grund der ihm innewohnenden Gesetze der Zweckmäßigkeit. Er schafft ein Weltbild, dessen die zufällige, sich an den Erscheinungen stoßende Empirie nicht fähig wäre.

Früher gab es dieses und die Offenbarung, profanes und heiliges Wissen. Jetzt gibt es Bildung. Jenes ist solidarisches Gemeinschaftsgut, wie die Feldmark und das Weideland, diese ist individueller Sonderbesitz: die Erweckung des Geistes im einzelnen. Im einen hat sie stattgefunden, im andern nicht. Wer von ihr ausgeschlossen ist, ist es nicht so sehr wegen seiner Stellung in der Gruppe, sondern mehr aus individuellen Gründen.

Der Paria hat Anteil an dem Kastendasein; wenn er auch eigentlich nur die Kaste der Kastenlosen, der Ausgestoßenen bildet, so wird er doch eben dadurch in das System einbezogen, seine Ausgestoßenheit ist aufgehoben. Auch der Bettler vor der Moschee oder der Kirche gehört in den bestimmten Kultlirkreis, in dem er lebt. Das Wissen des  
NEUE.REVUE und MORGEN. 1909. Heft IG. 42

Priesters ist gewissermaßen mit für ihn als Gattungswesen da, wenn er auch persönlich und bewußt nicht daran teil hat. So aristokratisch die alten Kulturen bis ins Mittelalter sind, der Platz des Bettlers, des Armen, des Paria ist darin vorgesehen: er existiert. Anders die moderne Bildung, welche nur soweit besteht, als sie in dem Einzelnen Tatsache geworden ist. Man kann sagen: Für die Bildung existiert die Unbildung nicht. Zwischen Gebildeten und Ungebildeten besteht eine Kluft, wie sie zwischen dem gottähnlichen Eingeweihten des Tempels und dem rüddigen Bettler auf den Stufen nicht bestand. Das individualistisch-dissoziierende Element der Geistesbildung hat gewissermaßen die alte religiöse Gruppengemeinschaft (religio = Bindung) und die gott (= natur) gewollte Erbfolge des Blutes in der sozialen Entwicklung bastardierte. (Dieses Wort wird hier ohne jede Wertbetonung im rein naturwissenschaftlichen, niemals im moralischen Sinne gebraucht.) Es ist, als ob neben den Söhnen, welche die Mütter, nach natürlichem Gesetz, aus dem Leibe gebären, die soziale Gruppe eine zweite Adoptivnachkommenschaft aus individuellen Beweggründen in freier Wahl des Intellekts zu Miterben einsetzte.

Träger der Bildung war von jeher das Bürgertum, diese zwischen Volk und Herr geschichtete Klasse. Sie tritt später auf als jene, dient von Anfang an komplizierteren, künstlicheren Bedürfnissen, besonders des Handels, wird zur Städtegründerin, zur Zweiflerin an den Vorurteilen des an die Scholle Gebundenen, zur politischen und sozialen Befreierin, kurz, sie erscheint unserem Gefühl weniger naturgesetzlich als zivilisatorisch bedingt. Sie verwischt den natürlichen Gegensatz zwischen Herrn und Knechten und ersetzt ihn langsam durch den künstlichen: Gebildete und Ungebildete. Die Herren müssen, sich dem Gebot der Zeit fügend, die intellektuelle Bildung erwerben — zeitweise dient sie ihnen sogar als Machtmittel — dem Volk wird sie schließlich als Evangelium gepredigt. Da die Bildung nicht wurzelnhaft, sondern vernünftig ist, mit geistigen Prinzipien und abstrakten Theorien über die vorhandenen Tatsachen hinaus rechnet, immer geneigt ist, von dem Gewordenen (so sehr sie es intellektuell zu begreifen sucht) zu dem möglicherweise Werdenkönnenden überzuspringen, hat sie demokratischen Charakter: Prinzipiell kann jeder daran teilhaben, und durch die altruistische Moral gestützt, entsteht die sozial-ethische Forderung: es soll jeder daran teilhaben. Die Bildung hat stets einen utopistischen Zug, sie glaubt daran, die Welt wesentlich anders machen, die natürlich scheinenden Gegensätze überwinden zu können. Die Grausamkeit des individuellen Bildungsprinzips, das nicht alle summarisch umfaßt, sondern gewissermaßen nur den „Würdigen“ zuläßt, wird durch diesen geistigen Kommunismus gemildert, der grundsätzlich die Würdigkeit jedes einzelnen als Möglichkeit anerkennt. Trotz ihrem demokratisch-individualistischen Prinzip ist die Bildung aus begreiflichen Ursachen in der Wirklichkeit vorwiegend im Besitz derjenigen, welchen die Not des Lebens Muße und Lust zu ihr läßt, das heißt, sie ist K1 assenbi 1 dung. Sie gleicht einem Haus mit offenen Türen, in das jeder eintreten kann; es steht aber



Soziales Bastardtum.

5G7

auf einem Berg, den nur verhältnismäßig wenige zu ersteigen vermögen. Da die mannigfache Verschlungenheit der menschlichen Nöte stets nur einen Bruchteil der Individuen für die Bildung frei hält, wird sie praktisch stets ihren Klassencharakter bewahren, obwohl er theoretisch eigentlich ihrem Wesen entgegengesetzt ist. Darum klingt jeder theoretische Sozialismus so plausibel und ist jeder praktische so geisttötend.

Es entstehen naturgemäß drei Arten, wie das Volk zur Bildung steht; sie enthält: Begriffe, die das Volk weder selbst benutzt, noch bei andern versteht; sie fallen ohne weiteres aus dem Rahmen dieser Betrachtung, Dann gibt es einige primitive Moral-, Glaubens-, Geschmacks-, Höflichkeitsgesetze, die das Volk nicht nur begreift, sondern selbst häufig befolgt. Zuletzt kommen die Bildungsbestandteile, von denen es manches begreift, ohne sie selbst produzieren zu können. Sie finden sich naturgemäß da, wo es sich um Emotionen handelt, heilige wie profane. Religion und Vergnügen sind noch immer die stärksten Bindemittel zwischen den durch Bildung verschiedenen Klassen. Religiöser Kultus, feierliche Umzüge, italienische Oper, spanische Stiergefächte, wo solche und ähnliche gemeinsame Erhebungen und Freuden lebendig sind, da ist die Klassenbildung noch nicht zur Kulturkatastrophe geworden. Die symbolische Bedeutung des Kultes, die Partiturgeheimnisse des Maestro sind dem Volke verborgen, aber in ihrem Effekt werden sie gewürdigt, so, wie die meisten sich in einer Sprache, selbst der eigenen, nur eines ganz geringen Wortvorrates selbst bedienen, im Verhältnis zu der Zahl der Worte, welche sie verstehen. Wie wenig dagegen ist von unserer neueren Literatur, Kunst und Philosophie ins Volk gedrungen, wie wenig ist seiner Art nach fähig, vom Volk begriffen, ja nur respektiert zu werden? Der Grund ist, daß es Produkte der Bildung, des Geistes aus den Gruppen gelöster Individuen sind. Sie appellieren selten an primitive Empfindungen der Gemeinschaft, sondern an die nur auf bewußter hochentwickelter Stufe mögliche Bereitwilligkeit des Individuums, zum Individuum zu kommen. Wo sie aber primitiv sein wollen, sind sie das hilflose Gestammel Schwacher, die sich in dem verschlungenen Dasein ihrer Epoche nicht zurechtfinden. Man lasse sich nicht täuschen durch das angebliche Interesse, welches das Volk sozialistischen Bildungsbestrebungen entgegenbringt. Es ist ebenso begreiflich, daß Dankbarkeit, Eitelkeit, primitive Neu- oder meinetwegen Wißbegier, die kindliche Freude, wichtig genommen zu werden, Strebertum, ein blinder Respekt vor dem Unverständlichen und zahllose andere gute oder böse Menschlichkeiten das Volk lernbereit machen, als es unmöglich ist, daß selbst nach einem Achtstundentag der Geist eines mechanischen Arbeiters ernsthaft Genugtuungen findet in der Versenkung in die Probleme Tassos oder Tristans, bei dem Anblick der Villa am Meer oder dem Anhören einer Straußschen Sinfonie. Die Empfindungen, welche solche Werke auszulösen bestimmt sind, können nur gedeihen, wo Muße ist, und wir sehen selbst auf den höchsten Bildungsstufen stark beschäftigte Menschen nach einem Tag im Laboratorium oder im Kontor

die derberen Reize des Variete oder einer Kokortenbar einer Ibsen-vorstellung, einem Beethovenkonzert oder nun gar dem bildenden Vortrag eines Privatdozenten vorziehen. Das ist nicht anders als natürlich und scheint der Oekonomie der Lebenskräfte durchaus zu entsprechen. Nun will ich gewiß nicht Arbeitern und Arbeiterinnen versagen, über Maria Stuart zu weinen oder sich an den Feerien des Nibelungenrings zu ergötzen, aber glaubt man ernstlich, etwas für sie zu tun, wenn man sie nach einem schweren Arbeitstag um eine Lampe ruft und ihnen von Aufbau, Peripetie, Leitmotiven und enharmonischen Verwechslungen spricht? Natürlich werden sie kommen und zuhören, denn alles freut sie, was ihr einfarbiges Dasein unterbricht, aber gebt ihnen lieber noch billigere und häufigere Theater-vorstellungen (ohne Conference) und spielt die Stücke, die ihnen erfahrungsgemäß am besten gefallen: „Der Verschwender“ oder „Von Stufe zu Stufe“ oder „Der Herrgottschnitzer von Oberammergau“. Wenn ihr aber erwidert, daß sie dies verachten und lieber Ibsen sehen, um so schlimmer. Das ist euer Werk, ihr habt ihre Natürlichkeit verdorben und ihnen jene (an sich schon anfechtbare) Bildung zu-gefügt, die bei ihnen zur unbeholfenen Karikatur oder zur frechen Phrase werden muß. Dazu kommt, daß ihr ihnen die ursprünglichen Werte gar nicht geben könnt und selbst einseht, daß man sie in usum ihres Lebens zurechtmodeln, d. h. fälschen muß. Ich habe z. B. in einem eurer schauerhaften Leitfäden gelesen, daß Wagners Verbindung aller Künste im Musikdrama als eine demokratische Revolution gegen die bisherige Tyrannei der Musik in der alten Oper (jenem Produkt absolutistischer Höfe) zu deuten sei. Gibt es eine dümmere Art, Kunst zu erklären? Laßt doch die Leute sich ungebildet am Lindwurm und am Geister-schiff freuen, begierig sein, wie die Handlung weiter geht, und von einigen schmeichlerischen Melodien hingerissen werden. Das wird sie glücklicher machen.

Der Klassencharakter der Bildung äußert sich nicht allein in ihren Werken, sondern fast noch mehr in den Lebensformen, die ihre Träger mehr noch als ein Wissen nach außen kenntlich macht. Die Art, wie die Ungebildeten durch das Wahrnehmen dieser Formen beeinflußt werden, ist weit harmloser als ihr systematisches Erlernen der Bildungsinhalte; denn diese Beeinflussung ist spontan, ungezwungen und unterliegt keiner sozial-ethischen Tendenz. Hier wäre jede Kritik pedantisch, denn es handelt sich um nur allzu begreifliche Menschlichkeiten. Besonders da, wo sich die Stände im täglichen Leben am intimsten berühren, durch die persönliche Bedienung, entstehen jene bekannten, bisweilen so grotesken Bildungsmißverständnisse. Im Gegensatz zu denjenigen, welche in Fabriken, in Bergwerken, auf dem Felde zwar auch für die Bedürfnisse der Gebildeten arbeiten, aber kaum mit ihnen in persönliche Berührung kommen, sind jene eigentlichen Dienenden in auffallend geringem Maße einem prinzipiellen Sozialismus zugänglich. Mögen sie auch patriarchalen Verhältnissen entwachsen, immer anspruchsvoller werden, im Grunde ihrer Herzen schwärmen sie für die „feinen Leute“. Nichts versöhnt sie mehr mit ihrer unter-



## Soziales Bastardtum.

56ü

geordneten Stellung, als wenn die, welchen sie dienen, nach ihren Begriffen „vornehm“ sind. Sie fühlen sich am wohlsten in Häusern, wo sie etwas von dem Leben der höheren Schichten zu sehen bekommen, wo überzeugende Unterschiede des Standes Grenzüberschreitungen ausschließen und „Leutseligkeit“ ermöglichen und empören sich am heftigsten da, wo der Unterschied zwischen ihnen und dem Befehlenden äußerlich nicht sehr ersichtlich ist und, vielleicht gerade darum, von diesem besonders schroff betont wird. Je mehr aber das natürliche Ständeleben durch die Bildung und ihre Folgen b a s t a r - diert wird, desto verwischter werden die Grenzen. Das Ex-Dienstmädchen, welches nun selbst Dienstboten hält, die Bürgersfrau, welche unter wechselnden Umständen heute mit, morgen ohne Bedienung lebt, der Emporkömmling, der desselben Ursprungs ist wie seine Diener-schaft, die gebildeten Armen, welche aus Standesursachen Bedienung halten müssen, alles dies schafft ein soziales Chaos, in welchem die Orientierung schwer wird. Zweifellos gilt ein gewisser Bildungsgrad, der sich in bestimmten Werturteilen und Ansichten zeigt, dem Volke allgemein als „vornehm“. Aber da man die Zusammenhänge nicht versteht und sich nur an das Aeüßerliche hält, das man bei „feinen Leuten“ beobachtet, entstehen jene komischen Mißverständnisse der Ausdrucksweise, des Betragens, der Mode. Die Zeit ist geradezu besessen von diesen Dingen. Jeder Ungebildete sucht gierig die Merkmale der „Vornehmheit“ zu erkennen und zu tun, als ob er sie begreife. Und dieses Streben wird um so fieberhafter, je unklarer die Merkmale wahrer Vornehmheit in den höheren Klassen selbst werden. Wir betreten ein Geschäftum etwas zu kaufen; es tritt uns eine Verkäuferin entgegen, die, selbst von dieser sozialen Unsicherheit befallen, auch uns davon ergriffen glaubt, denn sie preist ihre Ware dadurch an, daß sie hervorhebt, dies gelte jetzt allgemein für „vornehm“, jenes aber werde von „besseren Leuten“ nicht mehr gekauft. Sie muß es wissen. Haben wir den Vorzug, von ihr für „feine Leute“ gehalten zu werden, so wird sie bald einen Ton stillen Einverständnisses finden, und sich mit uns von der uns umgebenden Plebs, die schlechte Sachen kauft, gesondert fühlen.

Besonders merkwürdig werden solche Bildungs- und Mißverständnisse, wenn das erotische Element hineinspielt. Jedes Mädchen aus dem Volk, das aus der Liebe eine Karriere macht, sucht den „Kavalier“. Und es ist sehr merkwürdig, zu beobachten, wie ihre Instinkte hin- und herschwanken zwischen Bewunderung für den Mann, der feste Manschetten trägt und raffinierte Gelüste hat, und der Verachtung dafür, daß er sich einbildet, Liebe bezahlen zu können. Bezahlte er sie aber nicht, dann ist wieder der Traum vom Kavalier hin, und der raffinierte Mann mit den festen Manschetten entpuppt sich als „Nassauer“, wie man in Berlin, als „poseur de lapins“, wie man in Paris sagt. Alles dies ist recht lustig, und der Durchbruch der Natürlichkeiten in diesen Mißverständnissen versöhnt den peripathetischen Betrachter mit der nüchternen Borniertheit vernünftelter Weltverbesserer und Liebesreformer. Trotzdem können auch diese Menschlichkeiten

tragisch werden, wenn Einzelne ihr Glück aus verfälschtem Klassenbewußtsein mißverstandenen Konventionen hinopfern.

Die Konvention ist eines der kompliziertesten gesellschaftlichen Produkte. In ihren Einzelheiten fast immer unvernünftig und paradox, ist sie oft die Wahrerin zartester Innerlichkeit; scheinbar das Individuum vergewaltigend, dient sie ihm gerade dazu, sein Selbst in taktvoller Distanz von der Umwelt zu hüten. Niemandem kann ihr Wert bewiesen werden, der ihn nicht seit seiner Kinderstube erlebt hat, und darum ist nichts mehr den Mißverständnissen Unberufener ausgesetzt, als sie. Ich will hier nicht von solchen reden, die sie verachten und angreifen, vielmehr von denen, die sie anerkennen, aber mißverstehen und sich aus ihren Ringen eine Kette schmieden. Einige Beispiele: Es ist bekannt, wieviel Liebesglück dadurch geopfert wird, daß für große soziale Verhältnisse geltende Vorschriften der Moral und des Verhaltens auf kleinbürgerliche Familien angewendet werden; so betrügt man die Töchter um die Jugendfreude, die man dem Mädchen aus dem Volke nachsichtig zumißt, ohne daß sie darum die wirklichen Vorteile der höheren Stände genießen. — Alles, was man Repräsentation nennt, wird zur tragischen Farce bei einem Beamtengehalt von 5000 M. — Weil es ausgemacht ist, daß gentlemen sich nicht beschimpfen, müssen drei Richter, zwei Anwälte und zahlreiche Zeugen, vielleicht an mehreren Tagen, zusammentreten, weil das Mitglied eines Metzgergesangsvereins einen Brauergesellenverein eine „dumme vermoderte Gesellschaft“ genannt hat. Das ist vor kurzem in Süddeutschland passiert. — Wenn uns auf der Straße ein Mensch beschimpft, so gehen wir ihm aus dem Weg. Nennt aber eine Hausfrau ihre Köchin eine Gans, so läuft die Verblendete zum Richter, weil sie auch weiß, was Bildung ist.

Bei manchen Menschen der dienenden Klasse hat sich dieses gefälschte Ehrgefühl so hoch gesteigert, daß es geradezu den Selbsterhaltungstrieb pervertiert. Die meisten Dienstboten werden weniger Wert auf ein hygienisches und freundliches Zimmer legen, als darauf, daß ihnen erlaubt wird, in einem auffälligen Kostüm auszugehen. Mir ist ein Fall einer sozial stark interessierten Dame bekannt geworden, welche sich für das Schicksal ihrer Dienstboten menschlich interessierte. Mit Entsetzen hörte sie, daß eines ihrer Mädchen drei Jahre lang bei einer magenkranken Frau gedient hatte, welche, um ihre Waschsüssel zu schonen, fast nach jeder Mahlzeit die des Mädchens verlangt habe, um den Magen zu entleeren. Das Mädchen hatte das wohl nicht in der Ordnung gefunden, es aber nicht für einen Grund gehalten, den in ihren Kreisen ehrenvollen Dienst bei der Oberstenwitwe aufzugeben. Wohl aber kündigte sie nach wenigen Wochen der menschenfreundlichen, sozial interessierten Dame. Diese machte ihr nämlich einige Kleidungs Vorschriften, da sich herausgestellt hatte, daß ihr Anzug, wenn sie mit der Tochter des Hauses über die Straße ging, bei vorübergehenden Herren zu equivoquen Verwechslungen Anlaß gab. Nun war gegen die Tugendhaftigkeit dieses Mädchens nichts zu sagen, sie stand vor ihrer Verheiratung und war wenig vergnügungssüchtig.



Reichsanleiheschuld und ihre Tilgung.

571

In der mißverstandenen Eleganz ihrer Kleidung drückte sich nur ein durch Bildungsirrtümer verschrobener sozialer Ehrgeiz aus, der sich nicht ducken lassen wollte.

In alledem soll keine moralische Kritik der intellektuellen Bildung überhaupt gesehen werden. Es ist ja wohl möglich, daß sie überhaupt überschätzt wird, vielleicht sind aber auch alle die hier gezeigten Erscheinungen unvermeidliche Uebergangssymptome. Ich wollte nur betonen, daß der Intellekt die Tendenz hat, die organische Gesellschaftsentwicklung zu bastardieren. Wenn nun auch das Bastardtum entwicklungsgeschichtlich keinerlei moralischen Makel trägt, ja sogar eine oft glückliche Notwendigkeit im Reichtum der Formen ist, so darf doch bei seiner Begünstigung niemals aus dem Auge gelassen werden, ob es wirklich wertvolle neue Spielarten schafft. Diejenigen, welche heute absichtlich einer möglichst vollständigen Intellektualisierung durch Erziehung und Bildung Vorschub leisten, scheinen sich allzu oft mit dem Hervorsprossen leerer unfruchtbarer Hülsen zu begnügen.

Reichsanleiheschuld und ihre Tilgung.

Von

Felix Ortel, Kaiserlicher Bankdirektor, M. d. R.

IV)

Das ständige Sinken des Kursstandes unserer Anleihen soll wesentlich mit den jährlichen Schuldenvermehrungen im Zusammenhang stehen. Zum Teil wird es zutreffen, aber auch nur zum Teil. Es ist hierbei nicht zu übersehen, daß die Anleihen der reichen Kulturstaaen fast parallel mit den deutschen Anleihen im Durchschnitt der Jahre Kurseinbußen erlitten haben, die in den letzten 12 Jahren in England zirka 22 vom Hundert, in Frankreich 8 vom Hundert, in Hollana 9 vom Hundert und in Deutschland bei den 3prozentigen 15 vom Hundert, bei den 3y»prozentigen nur 9 vom Hundert betragen haben. Diese Zahlen sind nach den durchschnittlichen Jahreskursen bei Zugrundelegung eines 3prozentigen Zinsfußes festgestellt. Die Einflüsse, die sich auf den Kursstand der deutschen Anleihen geltend gemacht haben, sind also bei den 3prozentigen noch andere als bei den 3>/»prozentigen gewesen und liegen wohl im wesentlichen in der Internationalität des 3prozentigen Typs.

Im allgemeinen ist es auffallend, daß das Sinken des Kursstandes derjenigen Staatspapiere, welche einen verhältnismäßig niedrigen Realzins haben, d. h. welche im Kurse hoch stehen, in den letzten Dezennien ein verhältnismäßig großes gewesen ist, während die Anleihepapiere mit höherem Realzins, also von verhältnismäßig niedrigem ~ •) Vergl. Heft 15.

Kursstände (bei Zugrundelegung eines gleichen Zinsfußes) eine größere Wertbeständigkeit gezeigt haben. Wie schon ausgeführt, sind in Deutschland, Frankreich, England, Holland starke Kurseinbußen zu verzeichnen; dagegen sind Kurserhöhungen in derselben Zeit bei Italienischer Rente, bei der Spanischen äußeren Anleihe und bei Türkischen und Rumänischen Staatsanleihen eingetreten. Die Beobachtung, daß die deutschen Staatspapiere unter sich so auffallend von einander abweichende Bewertungen aufweisen und die Tatsache, daß unsere Staatspapiere, — ich hebe hier besonders preußische Staatsanleihen hervor, die durch das gutverzinsten Kapital des preußischen Eisenbahnsystems Staatsschuld-papiere sind, welche von anderen in der Welt an innerem Wert nicht übertroffen werden —, nach internationaler Bewertung erst die vierte Stelle unter den Schuld-papieren der Kulturstaaen einnehmen, also international nicht so hoch eingeschätzt werden wie die französischen, englischen und nordamerikanischen, veranlaßt mich zu einer Bemerkung.

Man darf nicht annehmen, daß allein das Vertrauen zu der Finanzgebarung, zur Politik und zu den Hilfskräften des Staats, die allgemeinen Kapitals- und Geldmarktsverhältnisse und das wirtschaftliche Niveau des Landes oder als Ausdruck der internationalen Zahlungsverhältnisse der Stand der ausländischen Wechselkurse die Gründe bilden, welche für die Beurteilung des Kursstandes der Staatspapierc maßgebend sind. Hier müssen Einrichtungen oder Maßnahmen mithelfen, die in praktischer Weise auf die Wertbeständigkeit der Anleihen hinarbeiten haben; denn nur ein möglichst gleich bleibender Kursstand in Verbindung mit einer angemessenen Rente kann den Kapitalisten zum Ankauf von staatlichen Anleihetiteln bestimmen. In Frankreich, England und Nordamerika hat man es verstanden, den heimischen Rentenmarkt für die Unterbringung der Staatspapiere und den Handel in denselben durch Maßnahmen der Verwaltung und auch der Praxis zweckmäßig auszugestalten. In Frankreich besteht der überwiegende Teil der Sparkassenanlagen in Staatspapieren. In England machen die Sparkassen ihre Anlagen durch die Staatsschuldenkommission in britischen Staatsanleihen, und es werden die Fonds des obersten Gerichtshofes, die bedeutend sind, zugunsten des Staatskredits herangezogen. Ferner sind die Bank von England und die Bank von Irland wesentlich an der Verwaltung der Staatsschuld beteiligt und dann ist die englische Rentenschuld grundsätzlich Buchschuld. In Nordamerika ist den Noten emittierenden Banken die Pflicht auferlegt, einen der Emissionshöhe entsprechenden Betrag an Vereinigte Staaten-Anleihen im Schatzamt zu Washington zu hinterlegen. Während in den genannten Staaten Spar-, Geld- und sonstige Institute in erster Reihe die Aufnehmer von Staatspapieren sind, macht sich in Deutschland eine bis jetzt nicht genügend gewürdigte Aufnahmebereitschaft des privaten Publikums für Staatsanleihen bemerkbar, so daß in dieser Hinsicht das deutsche Publikum dem englischen individuell überlegen ist. Diese Ueberlegenheit ist eingetreten trotz des starken Geldbedarfs mit dem die deutsche Volkswirtschaft für ihre



Reichsanleiheschuld und ihre Tilgung.

573

Zwecke an das Publikum herantrat. Nur allmählich vollzieht sich in Deutschland der Ausbau des Rentenmarktes und langsam bilden sich die Grundzüge einer „Politik sowohl der öffentlichen Autoritäten gegenüber dem Geldmarkte als auch einer Politik des an der Börse organisierten Geldmarktes gegenüber dem öffentlichen Bedarfe“ aus. Ein festes Gerüst kann aber diesem Ausbau nur durch die Tätigkeit eines Instituts gegeben werden, welches die Aufgabe hat: sich der deutschen Anleihe- und Rentetitel besonders anzunehmen, vor allem regelnd auf den Anleihemarkt zugunsten dieser Titel einzuwirken und Kapitalanlage suchende Kapitalisten, öffentliche Institute und Körperschaften für die immer rascher fortschreitende Entwicklung unseres Anleihewesens und Anleihemarktes zu gewinnen. Ein solches Institut könnte man sich als eine Reichsdepositenkasse denken, deren Errichtung von der Bevölkerung trotz des von den Großbanken und Sparinstituten dagegen laut gewordenen Widerspruchs, als notwendig freudig begrüßt werden würde. Eine Reichsdepositenkasse wäre eine zeitgemäße Einrichtung. Sie würde sich organisch an schon bestehende andere wirtschaftliche Einrichtungen des Reichs anschließen können. Auch die Verwaltung der Staatsschuldenbücher könnte ihr angegliedert werden.

Es ist hier nicht die Gelegenheit, die Organisation einer Reichsdepositenkasse weiter darzulegen. Nur auf eine solche hinzuweisen, liegt bei diesen Ausführungen die Veranlassung vor, weil das Reich in Zukunft bei der unaufhaltsam wachsenden Ausdehnung unseres Finanzwesens nicht umhin können wird, für Unterbringung seiner Schuldtitel und für die weitere Beobachtung derselben eine aus den Zeitverhältnissen herauswachsende Einrichtung auszubilden, die in Verbindung mit dem Depositenwesen diese Aufgaben zu erfüllen hätte. Der § 2 des Gesetzentwurfes betreffend Aenderungen im Finanzwesen sieht bei den für „werbende“ Zwecke bewilligten Anleihebeträgen einen anderen Tilgungssatz vor als bei Anleihen für „sonstige“ Zwecke. Diese Differenzierung läßt sich schwer durchführen hinsichtlich der Feststellung der Eigenschaft als werbend und des Termins des Eintritts oder des Verlustes dieser Eigenschaft. Denn was sind für uns im Reiche werbende Anleihen? Alle außerordentlichen Ausgaben, welche eine Anleihe zur Folge haben, sind und werden doch zum Wohle, zum Schutze des Reichs und zur Förderung seiner Zwecke gemacht. Sind die Reichszwecke erfüllt und gedeiht das Reich, so haben diese außerordentlichen Ausgaben Nutzen geschaffen und der indirekt werbende Charakter kann ihnen nicht abgesprochen werden. In der Theorie haben Anleihen zur Beschaffung von Geldern zum Eisenbahnbau werbenden Charakter. Gewiß, so lange diese Eisenbahnen rentabel sind und nicht durch eine schnellere und vorteilhaftere Beförderungsart verdrängt werden! Werden sie unrentabel und tritt eine überflügelnde Konkurrenz, die zur Aufgabe des Eisenbahnbetriebes nötigt, ein, so hört auch der werbende Charakter der für diese Eisenbahn aufgenommenen Anleiheschuld auf.

Andererseits kann eine Einrichtung, der von Anfang an eine

## NEUE REVUE und MOROEN.

werbende Kraft nicht inne wohnte, im Laufe der Zeit und durch besondere Umstände werbende Eigenschaften erhalten.

Wenn es nun nicht angebracht ist, den Zweck für Anleiheschuld-Verpflichtungen hinsichtlich seiner Werbekraft dauernd festzulegen und die Tilgungsquote danach zu bemessen, so ist dieses auch für den Anleihetitel selbst ohne Wert. Denn der Kapitalist, der Anlage in Staatspapieren sucht, kümmert sich nicht darum, für welche Zwecke die Anleihe aufgenommen ist. Für seine Entschliebung ist die Höhe und die Sicherheit der Verzinsung, die volkswirtschaftliche und finanzielle Leistungsfähigkeit des die Anleihe aufnehmenden Staats und die durch bestimmte Verwendungsmöglichkeiten erhöhte Brauchbarkeit — z. B. Mündelsicherheit — und nicht zu vergessen die Marktfähigkeit des Anleihetitels bestimmend. In diesen Eigenschaften liegt für den Kapitalisten der Grund, mit einem Verzinsungssatze zufrieden zu sein, den er auf anderen wirtschaftlichen Gebieten nicht für ausreichend gelten lassen würde.

Zum Schlüsse wiederhole ich, was ich mit meinen Ausführungen darzutun anstrebe:

1. daß für die Tilgung unserer Reichsanleihen ein einheitlicher Prozentsatz angezeigt ist, dessen Höhe sich nach den allgemeinen wirtschaftlichen und staatlichen Verhältnissen richten muß;
2. daß die vorhandene Anleiheschuld des Reiches und seiner Gliedstaaten vorläufig keine besorgniserregende Höhe hat, und
3. daß Reichseinrichtungen zu treffen sind, die auf die Ausbildung und Erhaltung eines leistungsfähigen Anleihemarktes hinzuwirken haben.

Aphorismen.

Von Carl Hauptmann.

Schwermut

ich komme eben in der Nacht auf dunklem Dorfwege heim.

Eine stürmische, düstere Atmosphäre. Ich bin müde ganz außermaßen.

Mir gehen seltsame, ganz fremde Melodien durch den Sinn, die ich vor mich hin psalmodiere. Wie Motive aus slavischem Volksgesang.

Totengesänge voll Schwermut, voll eintöniger, nicht sich lösender Trauer. Aus welchen Gründen des Kosmos heult der Wind, ächzen die Wegbäume, drohen die Wolken, quillt meine Klage? Es blitzt lang und erhellend aus der dunkelsten Mitternacht, — einmal über den ganzen Himmel, daß alles Hügelland klar wird. Noch einmal.

Tief lautlos. Kein Donner. Eine Dorffrau kommt, die erzählt, daß gestern der Nordhimmel glutrot gewesen. Warum war sie furchtsam? Warum war ich traurig, gebrechlich, müde? Voll Todesahnungen?



Aphorismen.

575

Aus welchen Gründen des Kosmos quoll, was blitzte und düsterte, als Sturmwelle übers Tal? als ein blutiger Mitternachtsschein über den Himmels- und Weltenraum? als dumpfe Angst aus der Menschenseele? als Trauer und Totengesang aus mir?

Sterben.

Wir müssen nicht bloß über den Tod tröstend denken, daß er Erlösung vom „Ich-kleide“, daß er abgrundtiefe Ruhe sei.

Wir müssen auch über die Art des Todes denken und uns besinnen, daß nicht die Natur, daß erst der Mensch ein abgeklärtes Bild der Todesart schaffen konnte.

Es muß uns klar werden, daß es einen Heldentod gibt und einen Strohtod. Daß das langsame, wohlgepflegte Sterben ein Oewaltstreich des intelligenten Willens gegen eine kühnere Bestimmung bedeutet. Daß derjenige, der für etwas stirbt, größer und schöner stirbt, als der an etwas stirbt.

Die Alten priesen den Heldentod und den Liebestod des Weibes, das ihrem toten Manne auf dem Scheiterhaufen nachstarb.

Aber immer sei auch das Sterben jener Greisin gepriesen, die mit stiller Friedensstimme, indem sie die Hand ihres Urenkels sanft in der ihrigen hielt, sagte: „Wenn du so alt sein wirst wie ich, wirst du wissen, daß der Tod ebenso ein Bedürfnis ist, wie der Schlaf.“

Die letzte Sehnsucht.

Nicht der leibhaftige Christus, als Gestalt lebt er. Das ist das Mysterium der göttlichen Person.

Das Wesen der Gestalt ist, sich aus der irdischen Leibhaftigkeit durchsetzen durch Zeit und Raum in Millionen Seelen. Als ihr Teil, ihr Grund und ihre Schau in ihnen lebendig werden und so lebendig im Oeist fortwachsen, wie ein reiches Geäst, durch die Jahrhunderte und die Jahrtausende.

Gestalt kann werden: die ganze weite, sittliche Person in ihrer ergrabenen Gottgeborenheit, wie in Christus.

Oder besondere Erstrahlungen der Person, wie in Leonardo, Rembrandt, Shakespeare, Beethoven, Goethe.

Wer kann einem irdisch Leibhaftigen, wer es auch sei, zu seiner Zeit sagen, daß er um jeden Preis und unter allen harten Zufällen dieser Welt wachsen und wachsen wird, wie ein weiter Baum aufstrebend, durch Jahrhunderte und Jahrtausende?

Gestalt sein ist das Wesen der Unsterblichkeit, ist der Gegenstand des wahren Ruhmes. Gestalt werden die letzte Sehnsucht des Geistes.

Am dunklen, wogenden Meer.

Mancher Tor hält Weiser und Erkennen und „Mystiker“ sein für ein Verbrechen des Künstlers.

Wann und wo waren je große Künstler anderes?

NEUE REVUE und MORGEN.

Wann und wo hatten sie ihr Haus anders, als an das dunkle, reiche, wogende Meer der großen Ahnungen und Erkennungen und Gesichte aufgebaut?

Allein aus diesem Meere konnten sie es gewinnen.

Sie tauchten in seine Flut das eigene, einzelne, vergängliche Leben und erhoben es daraus als dauernde Gestalt und als unvergängliches Gleichnis.

An moderne Dichter.

Zu nahestehende, zu intime Stoffe seiner Zeit muß der moderne Künstler monumentalisieren lernen, wenn er sie zum ewigen Gleichnis und damit zum dauernden Besitz der Kultur erheben will. Ferne, dem Gefühl bereits entschwundene, monumentale Stoffe dagegen muß er strenge individualisieren, um sie seiner Zeit neu in Gefühl und Blut zu bringen.

Auch der Schaffende muß wie der Liebende zuerst seinen Verstand verlieren.

Flucht

Oft schmecke ich fast die Flucht der Wesen, als hörte ich die Umdrehung der Erde.

Fast atmend fühlbar ist mir dann das unaufhaltsam ineinander und durcheinander Fortdrängende der Menschenseelen und Menschen-schicksale, ihr Dahinfliehen mit Hoffnungen und Wünschen, wie Zähne im Triebad — und doch zu keinem Ende.

Kein Zweck scheint in der Welt; alles nur Mittel — Mittel zur ewigen Flucht.

An den Künstler.

Ganz einzig seien die Dinge!

Ganz nur einmal!

Ganz nur für dich!

Nur ein einziges Mal so schön, so tief, so grausig, so erhaben.

So in Lust an dem Einzigen mußt du sie ergreifen! So nur in dieser Lust gestalten!

Alle Weltlehre sollst du verachten, die die Dinge von altersher greifen, alles Erkennen als Erinnern und alles Leben als Wiederkehr auffassen möchte.

Ganz einzig sei alles, was du liebst und ergreifst in deiner Kunst!

Es gibt für dich keine Welt, keine Einheit.

Du bist es selbst.

Du presse aus dem Einzelnen den Saft, gewinne das Arom, schaffe die Seele der Dinge!

Ragende im Kunstreich.

Ragende im Kunstreich, Gipfel über Zeiten sind nur, die große Gestalten in den Raum und vor's Menschheitsauge stellten, sichere



Die Ehe.

577

Menschenmaße zum Anschauen und zum Aufschauen für die Menge  
hinschrieben in die Lüfte. Niemals die nur zärtliche, zerrissene und  
weiche Schwärmereien und Träume wie umnebelnden Weihrauch hin-  
hauchten. Gestalt ist das Wesen der großen Kunst: sei es die volle,  
reiche Gestalt einer fünften oder neunten Symphonie, sei es Michel  
Angelos „Nacht“ oder Rembrandts „Mann im Helm“.

Der Ragende trachtet nicht Schwärmern nur selige Augen zu  
machen. Er weitet die Augen der Gewöhnlichen. Er macht ihren Blick  
ins Hohe, ins Machtvoll-sinngebende gerichtet. Er führt des Alltäg-  
lichen Schau und Verlangen einen Augenblick erschütterlich ins Reich  
des Ragenden empor.

Die Ehe.

Komödie von Bernard Shaw.

Deutsch von Siegfried Trebitsch.

(Fortsetzung.)

Der General: Die Scheidung ist ja noch nicht in Kraft  
getreten. Hier soll Reginald herkommen, geradewegs zu Ediths  
Hochzeit, noch dampfend vom Ehescheidungsgerichtshof!?  
Frau Bridgenorth, (sich ärgerlich im Mittelstuh! niedersetzend): Das ist  
stark. Nein: Ich kann ihm nicht verzeihen, Lesbia, wirklich nicht.  
Ein Mann in Reginalds Alter, im Besitz einer jungen Frau, die das beste  
Mädchen, und so hübsch ist, wie man sie nur wünschen kann —  
davonzugehen mit einem gemeinen Frauenzimmer von der Straße! Uh!  
Lesbia: Du mußt Nachsicht haben. Was konntest du erwarten?

Reginald war immer schwach. Er wurde zur Schwachheit erzogen.  
Der Familienbesitz war ganz mit Hypotheken belastet, als er ihn erbte.  
Er hatte fortwährend mit Geldschwierigkeiten zu kämpfen, war von  
seinen Sachverwaltern bedrängt, moralisch bedrängt durch den Bar-  
meciden und physisch bedrängt durch Boxer, während die beiden ihren  
eigenen Weg durchkämpften und gute Uebung bekamen. Du weißt  
sehr gut, daß er es sich nicht leisten konnte, zu heiraten, ehe die  
Hypotheken abgestoßen waren, und er die Fünfzig überschritten hatte.  
Und beging dann natürlich eine Dummheit und heiratete ein Kind  
wie Leo!

Der General: Aber sie zu schlagen! Sie zu schlagen! Er  
schlug sie nieder — schlug sie glatt nieder auf ein Blumenbeet in  
Gegenwart seines Gärtners. Er! das Haupt der Familie! Der Mann,  
der vor dem Barmeciden und mir als Bridgenorth vor Bridgenorth  
dasteht! seine Frau niederschlagen und mit einem niedrigen Frauen-  
zimmer davonzugehen und sich ihretwegen im Angesicht von ganz  
England scheiden zu lassen! angesichts meiner Uniform und Alfreds  
Schurz! Ich werde nie vergessen, was ich dabei empfand: nur des  
Königs persönliche Bitte — eigentlich sein Befehl — hielten mich davon

NEUE REVUE und MOROEN.

ab, meinen Abschied zu nehmen. Ich würde Reginald nicht grüßen, wenn ich ihm auf der Straße begegnete.

Frau Bridgenorth: Ueberdies kommt Leo. Sie würden einander begegnen. Es ist unmöglich, Lesbia.

Lesbia: O, das habe ich vergessen. Das macht allem ein Ende.

Er darf nicht kommen.

Der General: Selbstverständlich darf er nicht kommen. Sagen Sie ihm, daß ich dieses Haus verlasse, sobald er es betritt; jeder anständige Mann und jede anständige Frau wird ein Gleiches tun.

C O 11 i n s (kommt für einen Augenblick zurück, um anzukündigen): Herr Reginald, gnädige Frau. (Er zieht sich zurück, da Reginald eintritt.)

Der G e n e r a l, (außer sich): Himmelkreuzelement!

Reginald ist genau der Mann, wie ihn Lesbia beschrieben. Er ist körperlich abgehärtet und zähe, hastig und knabenhaft in Manieren und Sprache, und gehört zu der großen Klasse englischer Gentlemen, deren Grundbesitz von Sachverwaltern geleitet wird, die sich seit den Tagen ihrer Schulzeit intellektuell niemals weiter entwickelt haben. Er ist ein unordentlicher, rebellischer, hastiger, schmutziger, vergeßlicher, immer zu spät kommender Mensch, der offenbar die Fürsorge einer verständigen Frau nötig hätte, und niemals glücklich und anziehend genug gewesen ist, eine solche zu gewinnen. Nichtsdestoweniger ein netter Mensch, dem niemand eine Bosheit oder irgendeine böse Tat zutrauen könnte. In allem, außer an Jahren, ist er jünger als sein Bruder, der General.

Reginald, (zwischen dem General und Frau Bridgenorth vortretend):

Alice, es hilft nichts. Ich kann Ediths Hochzeit nicht fernbleiben. Guten Morgen, Lesbia. Wie geht's, Boxer? (Er reicht dem General die Hand.)

Der General, (mit zermalmender Steifheit): Ich sagte Alice gerade, daß ich das Haus verlassen würde, wenn Sie es beträten, mein Herr.

Reginald: Na, ich will dich nicht zurückhalten, alter Knabe.

Wenn du erst mit mein „Herr“ und „Sie“ anfängst, ist deine Gesellschaft nicht sonderlich angenehm.

Lesbia: Fangt doch nicht auch noch zu streiten an. Das macht die Sache nicht besser.

Frau Bridgenorth: Du hättest aber doch erst meine Antwort abwarten können, Rejy.

Reginald: Im Brief sagt man so furchtbar leicht Nein. Willst du mir nicht gestatten, hierzubleiben.

Frau Bridgenorth: Wie kann ich? Leo kommt ja.

Reginald: Pah, sie wird nichts dagegen haben.

Der General: Nichts dagegen haben!!!

Lesbia: Sprechen Sie keinen Unsinn, Rejy; und machen Sie, daß Sie fortkommen.

Der General, (mit beißendem Sarkasmus): In der Schule hattest du, soviel ich mich erinnere, die Theorie, daß die Frauen gern geschlagen werden möchten.

Reginald: Du bist wirklich ein nettes, ritterliches, brüderliches Schwein, das bist du .



Die Ehe.

579

Der Qäneral: Herr Bridgenorth: gehst du oder soll ich gehn?

Reginald: Du hoffentlich. (Er unterstützt seine Absicht zu bleiben, indem er sich ostentativ setzt.)

Der Oeneral: Alice: gibst du zu, daß ich bei Ediths Hochzeit davongejagt werde von diesem —

Lesbia: (warnend): Boxer!

Der Oeneral: — Von diesem Regreßpflichtigen? Soll er Edith verheiraten?

Frau Bridgenorth: Gewiß nicht. Reginald: du wurdest nicht aufgefordert, zu kommen; ich habe dich aber eben aufgefordert, zu gehen. Du weißt, wie lieb ich Leo habe; und du weißt, was sie empfinden würde, wenn sie jetzt hereinkäme und dich hier anträfe.

Collins (erscheint wieder im Turm): Frau Reginald, gnädige Frau.

Lesbia: Nein, nein. Bitten Sie sie zu — )

Es ist zu spät: Leo ist schon in der Küche, Collins geht hinaus, stumm eine Situation aufgebend, die er beklagt, aber nicht hat retten können.

Leo ist sehr hübsch, sehr jugendlich, sehr beweglich und daher sehr reizend für Menschen, die Jugend und Schönheit rührt, und auch für jene, die in jungen Frauen mehr oder weniger appetitliches Zuckerwerk erblicken und alte Frauen überhaupt nicht ansehen. Kühl beurteilt ist Leos Beweglichkeit viel weniger liebenswert als die Kätzchenhaftigkeit, die einer großen und frischen Vitalität entspringt. Sie ist dazu geboren, aus sich selbst und aus einem jeden, für den sie sich verantwortlich fühlt, viel Wesens zu machen; und ihre Eitelkeit ist die Ursache, daß sie solche Verantwortlichkeiten geflissentlich übertreibt. Ihr ganzes Getue gilt Kleinigkeiten; aber sie gibt diesen oft große Namen, wie Kunst, göttlicher Funke, Welt, Mutterschaft, Bildung, Weltall, Schöpfer, oder irgendeinen anderen, der ihrer Einbildungskraft besonders geistig klingt. Sie besitzt eine ungewöhnliche Einbildungskraft, aber nur ein gewöhnliches Maß Begriffsvermögen und Tiefe; so daß sie Worten gegenüber immer hoch zu Roß. aber Dingen gegenüber immer im Kinderwagen sitzt. Da sie sich selbst für klug, gedankenvoll und über gewöhnliche Schwächen und Vorurteile erhaben hält, so macht sie sich in diesem Sinne, ohneweiteres mit gescheiten Männern zu schaffen, mit dem Endergebnis, daß die zuerst entzückt, dann verzweifelt und endlich gelangweilt sind. Als sie Reginald heiratete, erzählte sie ihren Freunden, daß in ihm etwas läge, das nur entwickelt zu werden brauchte. Wäre sie ein Mann in mittleren Janren, so würde sie der Schrecken von dessen Klubs sein. Da sie eine hübsche junge Frau ist, wird ihr alles verziehen, ein Beweis für die Irrtümlichkeit des „Tout comprendre, c'est tout pardonner“, denn die Sache ist vielmehr die, daß beim Verzeihen das Oeheimnis ist, nichts zu verstehn. Sie stürmt wichtigtuend, ihres eigenen Wertes voll, herein und stürzt auf Lesbia los, die viel weniger als Frau Bridgenorth geneigt ist Leo zu verziehen. Aber Leo gibt sich den Anschein besonderer Vertraulichkeit mit Lesbia, als ob sie die beiden Denker unter den Philistern wären.

Leo, (zu Lesbia, sie küssend): Guten Morgen (Zu Frau Bridgenorth kommend): Wie geht's, Alice? (weilerschreitend gegen den Kamin zu.) Warum so düster, General? (Reginald erhebt sich zwischen ihr und dem Oeneral.) Oh, Rejgy! Was wird der Staatsanwalt dazu sagen?

Reginald: Der Teufel hole den Staatsanwalt!

Leo: Unart du! ich fühle, ich muß dir wohl 'nen Kuß geben,

Frau Bridgenorth: Oh, wie schrecklich!

Der General: Himmelkreuzelement!

(Alle drei schreien zugleich.)

NEUE REVUE und MORGEN.

aber sag's niemand, rSie küßt ihn. Die anderen können kaum ihren Augen trauen.

Hast du alle deine Versprechungen gehalten?

Reginald: Ach quäl' mich nicht mit diesen . . .

Leo: Hast du sie gehalten? hast du? hast du? Hast du dir jeden Abend den Kopf mit dem Waschmittel eingerieben?

Reginald: Ja, ja. Fast jeden Abend.

Leo: Fast! Ich weiß, was das heißt. Hast du deinen Lederumschlag getragen?

General (feierlich): Leo: Verzeihen mögen ist einer der schönsten Züge der weiblichen Natur; aber es gibt Dinge, die man einem Mann nicht verzeihen darf. Wenn ein Mann eine Frau niederschlägt — (Leo lacht und fällt in einen Stuhl neben Frau Bridgenorth, zu ihrer Linken.)

Reginald (sardonisch): Der Mann, der seine Hand gegen seine Frau erhebt, außer um sie zärtlich zu berühren, ist nicht wert, den Namen Bridgenorth\*) zu tragen. (Er setzt sich an das Ende des Tisches zunächst dem Kamin)

Der Gen er a 1,gebläht: Schön; wenn Leo nichts dagegen hat, habe ich natürlich nichts mehr zu sagen. Ich meine nur, du könntest deine Frau — von der Rücksichtnahme auf die Familie abgesehen — schlagen, wenn du mit ihr allein bist und nicht in Gegenwart des Gärtners.

Reginald, am Ende seiner Geduld: Es wäre doch ganz zwecklos, seine Frau zu schlagen, wenn kein Zeuge dabei ist, der es hinterher bestätigen kann? Du glaubst doch nicht, daß ein Mann seine Frau zum Spaß schlägt, nicht? Wie hätte sie denn ihre Scheidung erlangen sollen, wenn ich sie nicht geschlagen hätte? Ein schöner Zustand das!

Der Gen era 1,! keuchend: Soll das vielleicht heißen, daß du deine Frau kalten Blutes geschlagen hast — nur um sie loszuwerden?

Reginald: Nein, deshalb nicht: ich schlug sie, damit sie mich los würde. Was würdest d u denn tun, wenn du töricht genug wärest, eine um dreißig Jahre jüngere Frau zu heiraten und dann entdecktest, daß sie dich nicht leiden mag und in einen jungen Burschen mit einem Schwammgesicht verliebt ist?

Leo: Das hat er nicht. In Tränen ausbrechend: Es ist abscheulich unliebenswürdig, von dir zu behaupten, daß ich dich nicht leiden mochte. Niemand hätte dich lieber haben können.

Reginald: Eine nette Art, deine Neigung zu beweisen! Ich mußte raus und das ganze Blumenbeet mit meinen eigenen Händen umgraben, um es wieder instandzusetzen. Ich mußte alle Steine daraus entfernen. Und dann beklagte sie sich noch, daß ich es nicht ordentlich gemacht hätte, weil sie einen Wurm in den Nacken gekriegt hatte. Ich mußte mit einem armen Geschöpf nach Brighton reisen. Auf der Fahrt fing sie an, sich für mich zu interessieren, und nach dem Essen habe ich Gewissensbisse bekommen wegen des Treubruches, den ich \*) Das ist eine Stelle, wie man sie immer im englischen Melodrama findet, nur daß „Brite“ in Bridgenorth verwandelt ist.



Die Ehe.

581

begin. Ich mußte sie als Frau Reginald Bridgenorth ins Hotelbuch eintragen: Leos Name! Weißt du, was ein anständiger Mensch dabei empfindet? Was würdest du dazu sagen, wenn du vor allen Kellnern und Leuten — mit einem solchen Geschöpf am Arm, in ein Hotel gingst? Nicht daß das arme Mädchen daran Schuld gewesen wäre, natürlich nicht; sie fing bloß zu heulen an, weil ich es nicht vertragen konnte, daß sie mich berührte; und jetzt schreibt sie mir Briefe. Und dann bin ich in öffentlicher Gerichtsverhandlung wegen Roheit und auf Ehebruch geklagt worden, von Ediths Hochzeit hat Alice mich fortgewiesen, und du liest mir die Leviten, ein Junggeselle! und noch dazu ein so grüner. Was weißt du denn davon?

Der General: Soll das heißen, daß das Ganze eine abgekartete Sache zwischen euch war?

Reginald: Ja, natürlich. Die Hälfte von solchen Fällen ist abgekartet: was sollen die Leute machen? Der General legt die Hand verwirrt über die Stirn und sinkt in den Oitterstulil Wofür hältst du mich eigentlich, daß du die Frechheit hast, all diesen Unsinn über das Schlagen Leos und mein böswilliges Verlassen um eine — eine — zu glauben! Uff!

Du hättest sie sehen müssen!

Der General: Das ist mir vollkommen unfaßbar. Warn tu hast du es denn getan? Warum hat Leo es erlaubt?

Reginald: Frag sie!

Leo, noch in Tränen: Ich habe sicher nie geglaubt, daß es für Rejjy so schlimm sein würde. Ich bot es ihm ganz offen selbst an, ihn zu schlagen und zu hintergehen, damit er sich von mir scheiden lassen könne; aber er wollte nicht. Er sagte, dies sei der einzige Weg, das Gesetz verlange es so. Ich habe dieses abscheuliche Geschöpf nur am Tage der Gerichtsverhandlung gesehen. Wenn er sie mir nur vorher gezeigt hätte, würd ich's nie erlaubt haben.

Frau Bridgenorth: Du hast das also alles Leo zuliebe getan, Rejjy

Reginald, mit der unerträglichen Empfindung eines erlittenen

Unrechts: Ich würde nicht das Geringste dagegen haben, wenn es um Leos willen geschehen wäre. Aber das tun haben müssen, um dieser Schlange mit dem Schwammgesicht Platz zu machen!

Der General springtauf: Welches Recht hatte er denn, zu verlangen, daß man ihm Platz mache? Bist du bei Sinnen? Welches Recht?

Reginald: Das Recht eines jungen Mannes, der zu einer jungen Frau paßt. Ich, in meinem Alter, hatte kein Recht, Leo zu heiraten: sie wußte nicht mehr vom Leben als ein Kind.

Leo: Ich kannte es sehr viel besser, als so ein großes Baby wie du. Ich weiß wahrhaftig nicht, was aus dir werden wird, wenn niemand auf dich acht gibt: ich liege deswegen des Nachts oft wach und denke darüber nach. Und nun hast du mich ganz unglücklich gemacht. (Fortsetzung folgt)

NEUE REVUE und MOROEN. 1909. Heft 16.

!13

Als vor einem Vierteljahrhundert etwa die deutsche Dichtung wieder zu starkem eigenem Leben kam, in neuen Formen bemüht, neuen Inhalt unserer Tage zum Ausdruck zu bringen, da schien es vielleicht, als ziehe der österreichische Geist gemächlich im Kielwasser der majestätischen Ausfahrt Norddeutschlands einher. Aber wenn damals, als das moderne künstlerische Gewissen erwachte, der Geist in Oesterreich langsamer zu sein schien, so zeigt er sich jetzt, da die Ergebnisse schon einigermaßen zu sichten sind, insofern reifer und zeugungskräftiger, als er sich der Erfüllung weit inniger annähert hat und sich nun schon in großen Formen, die keinen Wunsch mehr hinter sich zurücklassen wollen, zu entfalten beginnt. Von dem Musterbild eines deutschen Dramas, das der strengere norddeutsche Geist als seine auserwählte literarische Kunstform ersehnte, sind kaum noch die Konturen und die ersten Grundzüge deutlich genug bestimmt. Aber der Roman, den das neue Oesterreich trotz aller scheindramatischen, novellistischen und skizzierenden Umwege doch immer als den besonderen Ausdruck seines Lebensrhythmus gesucht hat, — der ist da und lebt. Seine Form ist gefunden und hat sich bewährt. Sein Inhalt stand von vornherein fest; sein Inhalt ist der Kernpunkt der großen österreichischen Kultur, ihre historische Zentrale und ihr empfindlichster gegenwärtiger Gradmesser; sein Inhalt ist Wien. In Erscheinungen von verschiedener Art und Bedeutung hat sich gerade in der jüngsten Zeit der Wiener Roman diesem Ideal seiner Erneuerung angenähert. Die Meisterschaft der Großen in der Literatur und die noch ungelene Kraft eines Jüngeren hat sich darum bemüht. Und es ist vielleicht kein Zufall, daß der umfassendste Blick auf Wien und der vollendetste Widerklang seines lebendigen Herzschlages gerade dem jüngsten von diesen Künstlern gelungen ist. Die anderen meistern Probleme der Seele, Probleme des Denkens, Probleme der Rasse, Probleme des Rechts oder der gesellschaftlichen Kräfteverhältnisse. Dieser aber gibt, noch ohne die letzte Meisterschaft zwar, aber mit erstaunlicher Fülle des Lebens, ein umfängliches und inniges Abbild von Wien. Sieht man die Reihe dieser Werke von dem etwas engeren Winkel der literarischen Lokalgeschichte an, so ist „Die H a n d 1 - kinder“ von Rudolf Hans Bartsch\*) unzweifelhaft der bemerkenswerteste Wiener Roman der letzten Zeit. Hier ist das volle, warme, ausgedehnte Leben der Stadt; hier ist die Lieblichkeit ihrer Landschaft

\*) Bei Staackmann in Leipzig.



und die Traulichkeit ihrer Straßen; hier sind ihre Menschen, fein und schwerfällig, träumerisch und sinnlich, bieder und verschlagen, leichtsinnig und ernst, gewalttätig und empfindlich.

Denn zunächst fängt diese Erzählung, wie jedes einfache und innerlich gesicherte Dichterwerk, beim Menschen selber an und geht nur so weit aufklärend um den Menschen herum, daß es immer in der Welt der Gegenstände, immer in einer atembaren, warm durchstrahlten Atmosphäre bleibt. Und dann wieder sind die Schilderungen, die der Roman geben muß, so voll von einem ganz bestimmten und besonders abgetönten Licht, daß es scheint, als habe die Plastik der Menschen und der Dinge ihre Tiefen und ihre Erhabenheiten unmittelbar von jener sanften, zwischen klar und trüb rhythmisch wechselnden Sonne empfangen, wie sie nur vom Wiener Himmel niederleuchtet. Mit einem Strahl von Licht beginnt der ganze Roman. Und überallhin, in die weiligen Weiten der Landschaft und in die winkligen Gänge der Seelen, durch die Straßen der Stadt und in die Heimlichkeiten der Gefühle, wird man von diesem Lichte geleitet, das seine Stärke und seine Helle auf das allerfeinste mit der Stimmung abändert und so über die Deutlichkeit des menschlichen Lebens noch eine andere, weniger greifbare, aber um so bedeutsamere atmosphärische Lebendigkeit hinbreitet. Und darum gibt dieser Roman, dem also eine ganz besondere sublimale Kraft sinnfälliger Gestaltung innewohnt, gar oft das Gefühl, als wäre er nur von einem freudig Schauenden für freudige Beschauer hingemalt; so herzynnige Lust an allem Sichtbaren, an allem, was Farbe und Linie hat, ist in ihm. Und mit diesem einen Sinn des Gesichts werden alle anderen zur schöpferisch genießenden Mitarbeit aufgerufen. Die Stimmen von Wien, sein Lärm und seine Stille, die ganze äußere Musik seines Daseins ist in diesem Buche eingefangen. Und der Duft seiner Wiesen, wie der Duft seiner Mädchen und nicht minder die seltsam eingesperrte, nach Feiertag und Vergessenheit riechende Luft in den stillen engen Gassen ist darin. Aber noch hellere Freuden erlebt der Sinn des Geschmacks; erlebt sie mit dem reizbaren, empfindlich und empfindsam genießenden Gaumen dieser Wiener. Endlich wieder ein epischer Dichter, der, sich des großen Urvaters Homer nicht schämend, die ganze Poesie des Essens begriffen und beschrieben hat! Der, von dem heiligen Respekt für die Schönheit, die Mannigfaltigkeit und die Wichtigkeit des menschlichen Körpers durchdrungen, auch das, was diesen Körper zunächst erhält und immer wieder aufbaut, mit den zärtlichen Gedanken seines Dichtergeistes zu heiligen versucht hat. Die schlichte und doch sehr kultivierte Sachlichkeit, mit der da vom Essen und Trinken, von seiner Materie, seinen Aktionen und seinen Begeisterungen die Rede ist, adelt sich selbst durch ihre stille, reine, ganz hingeebene Freudigkeit zu bedeutendem Humor. Und dieser Humor hat etwas frei Gewachsenes und Ungewolltes, sieht nicht wie absichtlich hereingebracht aus; denn er webt sich von selbst mit Nahrung, Trank und Atem unauflöslich in die Bilder dieser Menschen und ihrer Stadt ein. So entstehen, fast physiologisch, aus den greifbaren Bedingungen ihres Daseins die Typen, die nur aus dieser Erde

NEUE REVUE und MORGEN.

und unter diesem Lichte erwachsen können. Daß man sie so aufwachsen, nach ihrer heimatlichen Natur werden und sich bilden sieht, gibt diesem Buche einen ungewöhnlichen Reiz — dem eines Gartens ähnlich, der nur anstatt mit Bäumen, mit wohlgediehenen und dem Boden angestammten Menschen bestanden ist. Auf das einfachste und freieste ist damit die Erhebung des Individuums zum Typus, des Typus zum Symbol erwirkt. In diesen österreichischen Menschen lebt Oesterreich selbst, das alte und das junge, das trauernde und das strebende, das kämpfende und das träumende und nicht zuletzt das äußerst nahrhafte, das äußerst wohlgenährte, das in jedem Sinn und bei jedem Unsinn so lebensselige Oesterreich. Bei dem engen, materiellen Zusammenhange dieser Menschen mit ihrem Lande und mit ihrer Luft muß das Schicksal ihres ganzen Volkes aus ihrem persönlichen Schicksal nachklingen. Es ist eine Lust, das alte, kräftige, von der Fülle des Segens strotzende und unter schwersten Ungewißheiten schwankende Oesterreich aus diesen paar netten, ganz sacht und ehrlich aufgezeichneten Menschen so wahr und tüchtig heraus schauen zu sehen, heraus lachen und heraus weinen zu hören.

Freilich, daß an dem Aufbau dieses herzlichen und getreuen Bildes ein paar recht junge und nicht sehr ausgearbeitete Hände geschaffen haben, ist allenthalben zu bemerken. Da gibt es Strecken gewollter seelischer Vertiefung, die schwer und einförmig hinlaufen und von dem sinnlichen Zauber des Buches fast verlassen sind. Da gibt es Breiten und Ausladungen, Störungen im Fluß, naive Gemütlichkeiten des Vortrages, die nicht jedem zu Gefallen sein können. Die Sprache vor allem, die in ihrem reichen Blühen jedem Sinn des Lesers Farbe und Frische und Saft entgegenbringt, staut sich manchmal, von Bildern und Bildungen ungewöhnlicher Art dickflüssig angefüllt, wird ihres jungen, allzu jungen Reichtums noch nicht ganz Herr, taumelt gleichsam überladen dahin. Aber das ist Jugend, Jugend, schauensselige Jugend, die im Glück des Erfassens und des Erfindens wohl einmal das Maß der Form nicht behält, es vielleicht gar mutwillig hinwirft, weil sie im Formlosen sich selbst viel jauchzender und freier hergeben zu können meint. Einem Werk, das soviel Kunst und soviel Wahrheit umschlossen hält, mag solches Ueppigtun noch recht wohl anstehen. Nein, daß der junge Dichter sich hier noch nicht als aller epischen Gestaltung Meister verkündet, wird ihm keiner anrechnen, der Herz genug hat, sich an der Lust und Kraft, mit der er hier seine lieben, sonnigen, leben erfüllten Welten offenbart, nach Gebühr zu freuen.



Wohlverdiente Lobrede

585

Wohlverdiente Lobrede auf den unglaublichen Aufstieg Italiens,  
von dem alle Zeitungen und Rednerlippen des Landes triefen.  
Auseinandergesetzt und bewiesen an Florentiner Beispielen.  
Von Arthur Bonus.

Schon von weitem verkündigt die  
intensive Vertonung elektrischer Kur-  
ven, dergleichen die Alten nicht ahnten,  
daß eine neue Zeit auch für dieses im  
Banne einer überschätzten alten Kultur  
bisher unwürdig festgehaltene Land  
angebrochen ist. Besonders seitdem  
die neuen Linien der Straßenbahnen  
festgestellt sind, auf denen die gewal-  
tigen Kasten, welche die moderne Ent-  
wicklung repräsentieren, sich siegreich  
und überlegen durch die engen alter-  
tümlichen Gassen schleudern. Das ganze  
weite Arnotal widerhallt von der er-  
hebenden Siefjesfanfare der Moderne,  
die Mark und Bein mit ihrer stolzen  
Stimme durchschneidet und erschüttert.  
Von den Bergen zu den Hügeln  
Niederab das Tal entlang,  
Da erklingt es wie von Flügeln,  
Da bewegt sichs wie Gesang.  
Goethe.

Noch vor vierzig Jahren schrieb  
Taine in sein Italienbuch\*), in Florenz  
bestehe die alte Stadt des 15. Jahr-  
hunderts und bilde noch den Körper  
der Stadt. Sie habe sich mit der Gegen-  
wart in Einklang gesetzt. Das väter-  
liche Regiment der deutschen Groß-  
herzöge habe die prunkvolle Regierung  
der italienischen Großherzöge weiter-  
geführt; Florenz sei eine kleine Oase  
in Italien gewesen, man habe es  
„gii felicissimi stati" genannt; und man  
habe darin gebaut wie ehemals, — das  
heißt doch, wenn man es aus der  
ästhetisierenden in die moderne wirt-  
schaftliche Sprache übersetzt, daß  
Florenz eben nicht im Aufstieg war,  
sondern durch seine Vergangenheit  
festgehalten wurde.

Schon in den Vorstädten sieht man,  
wie es sich heute endlich von diesem  
Fluch der Vergangenheit mit Gewalt  
losreißt.

Was den Florentiner Stil von jeher  
und auch zur Zeit seiner Blüte zur  
Rückständigkeit verurteilt hatte; daß  
ihn die richtige Renaissance, wie Burck-  
\*) Taina Reise nach Italien (Leipzig 1904)  
II, S. 63 ff.

hardt sie feiert, der Stil der energischen  
Betonungen und Gliederungen, nie ganz  
erfaßt hat, daß er eigentlich immer

Mauern gebaut hat, in denen die Fenster blieben, was sie wohl von Natur, aber doch nicht in einer bewußten Kunst sind: Löcher für Licht und Luft in die Wand hineingeschnitten, ohne Schals oben, Brüstungen unten, und Pfeiler zu beiden Seiten, — das wird nun endlich aufhören.

Man stellt neuerdings die wunderschönsten, echt imitierten Renaissance-Ornamente fabrikmäßig so billig her, daß auch der einfachste Mann sein Haus mit ihnen verzieren kann. Hier in den neuen Vorstädten kommen denn auch Stellen vor, die fast Berlinisch anmuten, wenn man diese Bezeichnung in einem gemäßigten Sinn nehmen will. Ganze Straßen wie mit dem Metermaß abgemessen, drei Fenster oben, zwei unten, dazwischen die Tür; kein Fenster oder Schnörkel so, daß man denken könnte, nichts als das natürliche Bedürfnis eines vielgliedrigen Haushalts habe es an dieser Stelle erfordert; vielmehr ist überall sofort zu bemerken, daß das Auge der Kunst, und zwar moderner — worunter ich natürlich die wissenschaftlich geläuterte und zum Residenzstil erhöhte Renaissance meine — darüber gewacht und von sich aus das Ganze gegliedert, betont und geschmückt hat. Dazu geeigneten Orts edelst empfundene Stuckrustika, an den Hauskanten in die Form von riesigen Quadersteinen auseinandergestrichen.

Schaut man rückwärts auf die Höhen, die die Stadt umgeben, so sieht man, wie auch da es sich belebt.

Wie langweilig lag bisher der Berg von Fiesole in den eintönigen Längslinien der alten, niedrigen Landhäuser und Mauern. Wie ein Frauenkopf im goldenen Stirnreif, sagten die Romantiker. Ueber der Villa, in welcher der Dekameron erzählt wurde, und deren unmoderne Architektur man durch Bemalung mit Möbelarabesken in der



## NEUE REVUE und MORGEN.

glücklichsten Weise paralyisiert hat, erhebt sich jetzt ein kolossales gelbes Viereck. Vittorio Emanuele I. soll es für eine seiner Damen errichtet haben. Von der modernen Anschauung ausgehend, daß das Hohe auf die Hohen, das Niedrige ins Niedrige gehört, setzte er den Palazzo Strozzi, der unten in der Enge der Oassen zu keiner freien Wirkung kommen kann, in beherrschender Pose auf den Berg. Der „Palazzo Strozzi in Dreck“ nennen die Unzufriedenen das stolze Schloß. Sie sollten sich lieber darüber freuen, wie auch hier, fern von Berlin, freundliche Fürsorge von oben mit gutem Beispiel läuternd vorangeht

In demselben feinfühligem Takt für modernes Kunstgefühl, hat man den für die Riesenwand des Palazzo Vecchio entworfenen David Michel Angelo aus seiner Bedrängnis erlöst und ihm einen eigenen großen und weiten Platz auf den Höhen gegeben; nach den vier Himmelsrichtungen hin Nacht und Tag, Morgen und Abend aus den Medizeergräbern ihm anlagernd. Wie sinnig! und architektonisch, wie ganz im modernen Denkmalsgeschmack gedacht! Selbst die Siegesallee und der Stern in Berlin haben nichts Sinnvolleres hingestellt.

Wendet man sich wieder der Stadt selbst zu, so sieht man, daß auch ihr Profil sich verbessert.

Zwischen den rohen Burgtürmen aus der ganz alten vormediceischen Zeit, dem des Palazzo Vecchio und des Bargello, zwischen dem dünnen Campanile der alten Franziskaner Volkskirche Santa Croce und dem albern bunten Giotto-Turm am Dom erhebt sich seit langer Zeit zum ersten Male ein Denkmal aufgeklärten Geschmacks, der Turm der modernen Synagoge, auf die Florenz mit vielem Rechte stolz ist. Er scheint die Kuppel des Brunelleschi und von San Lorenzo gleichzeitig beschämen und auslachen zu wollen. Um dieses Umstandes willen muten die Neider den nicht wenigen reichen Israeliten, die über Florenz wohnen, allen Ernstes zu, im Sinne einer Kulturtat diesen „Spargel abzustecken“.

Das ist jenes selbe mit den wichtigsten, wirtschaftlichen Werten leichtfertig umspringende Ästhetentum, welches meint, Venedig solle eine La-

gunenstadt bleiben, nur damit ein fortschrittfeindlicher Geschmack sich daran freuen dürfe!

Inzwischen schreitet Florenz von einer wirklichen Kulturtat zur anderen. Nicht nur, daß es den alten Ghetto abtrug; es ließ bei der Gelegenheit auch die altersgrauen, niedrigen Kolonnaden verschwinden und errichtete an ihrer Stelle einen modernen Prunkplatz, den anerkannten Lieblingsplatz der Fremden, mit dem tönenden Namen und Standbild Vittorio Emanuele. Die vornehmsten Cafes und Tearooms liegen dort.

Aber auch in öffentlich, direkt zum Ruhm der Stadt und zur Belehrung der künftigen Geschlechter aufgestellten Denkmälern verkündigt man die moderne Kunstauffassung im Sinn des Residenzstils.

Wie roh, ungegliedert und unlebendig steht der San - Giorgio Donatello in der Wandnische von Or San Michele! Geht man ein paar Schritte weiter, so sieht man aus einer Nische des alten Hallengebäudes des Mercato nuovo seine künstlerische Ueberwindung hervorspringen, den Michele di Lando eines neueren Bildners. Wenn man aus den bluttriefenden Schilderungen Macchiavellis kommt, so kann man sich nicht genug der geläuterten Kunst selig sprechen, mit der hier der Held in der graziösesten Sturmstellung, die man erdenken kann, seine Fahne schwingt. Indessen alle diese Verdienste sind gering gegen die geradezu geniale Behandlung, durch die man die alte Kunst, soweit sie in Florenz noch öffentlich spukt, unschädlich zumachen begonnen hat.

Ich bin natürlich gebildet genug, um die historische Bedeutung jener Kunstentwicklung zu kennen und zu würdigen. Ich studiere sie in Büchern und Museen, kaufe mir sogar Photographien und weiß mehr oder weniger geistreich über sie zu sprechen. So bin ich auch sehr zufrieden, daß die Florentiner ihre alten Meister endlich in wahrhaft moderner Weise zu ehren beginnen, indem sie die neuen Straßen nach ihnen benennen; sie sollten noch einen Schritt weiter gehen und nach dem Dresdener Vorbild Tafeln mit den Jahreszahlen der Meister unter die betreffenden Straßenschilder anbringen. Das alles ist durchaus im Sinn unserer wissenschaftlichen Kultur.



## Wohlverdiente Lobrede

587

Aber es ist offenbar etwas anderes, ob man einen Löwen zur wissenschaftlichen Belehrung im Zoologischen Garten hält, oder ob man ihn lebendig durch die Straßen rennen läßt!

So kann man nichts dagegen haben, daß die alte Kunst zum warnenden Excmipel oder auch zur ermutigenden Belehrung darüber, wie weit wir es inzwischen gebracht haben, in Museen und sonstigen Kunstherbarien aufgestellt wird.

Auch daß man bei gegebenem Anlaß einmal eine alte Burg oder Kirche neu herstellt und dabei zeigt, wie nach wissenschaftlich geläutertem Geschmack jene alte Kunst, wenn nicht war, so doch hätte sein sollen (vergleiche Hohnöönigsburg und Heidelberg), ist nur im besten modernen Sinn: Ahschauungsbeispiele, in denen systematisch, auf verständige Regeln und in beglückende Harmonie gebracht ist, was das wirkliche alte Leben den primitiven Zuständen entsprechend nur mit häßlichen Zufälligkeiten und Notwendigkeiten gestört auftischte. Man vergleiche in diesem Sinn die wohlausgerechneten neuen Fassaden des Florentiner Doms und von Santa Croce, mit den wilden und phantastischen alten Fassaden, zum Beispiel der von Santa Maria Novella.

Das Schlimmste von dieser Seite her ist indessen das Innere dieser alten Gebäude. Hier ist unsere wissenschaftliche Kultur geradezu in eine Art schwer aufzulösenden Selbstwiderspruch geraten. Die Renaissanceaufklärung war konsequenter und mutiger. Sie tünste die rohe Buntheit der alten Fresken einfach weiß oder grau zu und malte ihre neue Architektur darüber oder mauerte die herrlichen von allen Fremden und Bädern bewunderten Denkmäler mit überlebensgroßen Italia- und anderen idealen Figuren hinein.

Die wissenschaftlich strengere neue Zeit kann sich Derartiges nicht mehr erlauben; sie hat die Tünche wieder abgerieben und das bunte Zeug ans Licht der Wissenschaft gebracht. Leider nicht bloß an das der Wissenschaft, sondern auch des Tages und des Lebens; und das ist das Unzutragliche: der Löwe auf der Straße!

Man hat sich vielfach damit ge-

holfen, daß man diese alten Fresken abhob, und in die Museen überführte. Dies ist natürlich der einzig richtige und deshalb auch mit Recht beliebte Weg. Nur in den Museen ist der Zweck, den diese Altertümer für uns noch haben können, gesichert und ihre ursprüngliche Lebenswirkung abgetötet. Leider läßt es sich nicht mit allem machen.

In dieser Verlegenheit hat man hier in Florenz einen wahrhaft genial zu nennenden Ausweg gefunden, durch den man die alten Sachen nicht nur erhalten und doch ihrer verwirrenden oder verführenden Kraft berauben, sondern auch geradezu in positive Abschreckungsbeispiele umwandeln konnte.

Was die Romantiker an den alten Fresken entzückte, das war neben der edlen Haltung (womit sie das absolute Unvermögen der Alten meinten, eine wirklich bewegte Figur hinzustellen), die ihrer Meinung nach später nicht wieder erreichte Zartheit und Diskretion der Farben. Es ist nun, wissenschaftlich betrachtet, selbstverständlich, daß davon nicht die Rede sein kann.

Für unsere wissenschaftliche Weltanschauung bewegt sich die Entwicklung ununterbrochen und ohne Abschweife aufwärts.

tene uns überlegene Zartheit und retion kann also nur eine Täuschung sein, und es ist klar und deutlich genug, daß es allerdings an dem ist, und daß, was jene meinen, nichts anderes ist, als die höchst zufällige Patina, die die Zeit über diese alten Fresken gebreitet hat.

Hält man sich diese Einsicht gegenwärtig, weiß man vorweg, daß jene Feinheit Täuschung sein muß, so ist der Weg zur Lösung der Täuschung gegeben.

Man hält sich an diejenigen Stellen, an denen die vom Maler verwandten Farben am härtesten und ungedämpften zu erkennen sind, und legt die so festgestellten echten Farben über die ganze entsprechende Partie. Man verfolgt die Grenzen der Farben und stellt sie rein hin. Man stellt die vom Maler gewollten Umrißlinien der Nase, des Mundes und der Augen fest und zieht sie stark nach, wie man es für jene primitive Zeit voraussetzen muß.

Damit hat man die wirkliche und echte, alte Malerei wissenschaftlich genau hergestellt und zugleich auch den Ungläubigsten ad oculos demonstriert,





NEUE REVUE und MOROEN.

wie roh und gemein diese alten Maler in Wirklichkeit gewesen sind.

In der Capella Bardi kann man für Giotto, in dem großen Tafelbild der Akademie für Fra Angelico studieren. Diese neue Restaurierungskunst harmonisiert auf das Glücklichsste mit den auf anderen Gebieten gemachten Versuchen, die alte Zeit in ihrer wirklichen Ungenügendheit ermutigend aufzudecken (vergleiche zum Beispiel Flauberts Salammbö und Johannes!) und sie macht sich von Florenz aus auf, auch das übrige Italien des Mittelalters umzubeweisen.

Bis in die Unterkirche von Assisi hinein, hat sie erfreulicher Weise ihre überzeugende Kraft wenigstens in Anfängen geltend gemacht.

Das ist im höchsten Maße wichtig; denn wer einen Tropfen romantischen Blutes in seinen modernen Adern hatte, dem konnte er in Assisi in Gährung geraten. In Assisi am ersten konnte man an der Ueberlegenheit der modernen Kultur irre werden. Assisi widerlegen heißt fast die alte Kultur selbst widerlegen.

So kann man klopfenden Herzens erwarten, daß von Florenz aus der Fortschritt ganz Italien glorreich ergreift, daß Florenz noch einmal die Führerin zu einer neuen und in ihrer wissenschaftlichen Gründlichkeit endgültigen Renaissance wird.

Und wie wird der neue, in Berlin bisher am vollkommensten und vorbildlichsten herausgekommene Renaissance-Residenzstil sich mächtig erweisen können, wenn er nicht mehr bloß eine Stadt umzuwandeln bekommt, die auf ein bißchen Schlüter und Schinkel stolz ist, sondern eine, die von Cimabue bis Michel Angelo träumen darf!

Italien ist im Aufstieg. Und vor dem elektrischen Licht der modern-florentiner Aufklärung muß das finstere Mittelalter ein zweites Mal und für immer weichen.

Rundschau.

Finanzpolitisches.

Von Pluto.

Mäßigkeit im Glück ist eine seltene Eigenschaft und die noch am seltensten an der Börse fortkommt! Diesmal hatte aber unsere Aufwärtsbewegung bereits den ersten Ruhepunkt benutzt, um ihr Temperament ziemlich nachhaltig zu zügeln. Vielleicht haben hierbei die so allmächtigen



Kommissionsbanken ein Wort mitgeredet, welche eher eine lange Liebe zu ihren Papieren wünschen, als eine heftige Leidenschaft, die naturgemäß immer wieder verfliegen muß. Unsere Hochfinanz hat keine Hitze mehr nötig, sondern möchte etwas Gutes in Ruhe schmausen. Immerhin hat die Spekulation auch einige ernüchternde Momente erlebt. Sie nahm die enormen Käufe in Diskonto-Kommandit als den Ausdruck der plötzlich so überaus günstig gewordenen Allgemeintendenz an. Es war aber vor allem ein von seinen Pariser Freunden eilig unterrichteter Berliner Bankier, der die Situation ausnützen konnte. Also nur eine Klärung ehemals berühmter Komplikationen, nach nahezu zwanzig Jahren! Hätten die Herren von der Discotogesellschaft nur nicht den unseligen Einfall gehabt, jene Pariser Meldung sofort zu widerrufen! Das Dementi hatte anfangs kurze Beine, von einer Bank dieses Ranges erträgt das Publikum so etwas niemals ohne eine Art moralischer Depression. Ernüchternd wirkten ferner auch die Wiener Versuche, unsern Markt nun sogleich wieder in österreichische Eisenbahnaktien hineinzulocken. Dieses Wien, dessen Schwäche den deutschen Börsen seit Monaten so viel zu schaffen gemacht hatte, sollte uns wirklich glauben machen, daß Staatsbahn und Lombarden nunmehr rasch verstaatlicht würden? Wie von selbst wurde die Verstimmung hierüber zur Warnung, sich von fremden, unkontrollierbaren Elementen nicht so leicht schieben zu lassen. Auffallend ist nur die erst nachträglich stärker hervortretende Kaufneigung für Montanwerte, von denen sogar Gelsenkirchen nicht ausgenommen waren. Viele wiesen auf notwendige

Rundschau.

589

Deckungen hin, Erfahrene deuteten auf kluge Kursverschönerungen. Denn ein so großer Geldbedarf, wie ihn Gelsenkirchen doch selbst offenbart hat, wird nicht erst warten, bis das Reich seine 300 Millionen und Preußen seine 500 Millionen dem Markt entnommen hat. Wie soll aber ein Prospekt aussehen, falls die Aktien des betreffenden Unternehmens die einzigen gewesen wären, die von der neuen Hausseperiode nichts profitiert hätten? Das geht einfach nicht! Ob jene 800 Millionen sich schon bald des deutschen Kapitalistenpublikums erbarmen werden? Weder die Politiker, noch die Bankdirektoren wissen es bis heute. Naht aber dieser Moment, so beginnt wohl die Börse unter einem andern Zeichen zu stehen. Jedenfalls läßt das in Hinblick auf die Feiertage eingeschränkte Geschäft an der grundfesten Tendenz nicht im mindesten deuteln.

\* \* \*

Berlinerisch oder Pariserisch?

Diese Frage scheint bezüglich eines sehr bedeutenden städtischen Unternehmens in der französischen Hauptstadt erst jetzt nach langen, langen Jahren gelöst zu werden. Hätte die dortige Druckluftgesellschaft (Popp) wirklich zu der Licht- und Kraftversorgung entwickelt werden können, wie sie zunächst Oppenheim in Köln erhofft hatte, sodann in der Hauptsache die Discontogesellschaft und in deren Schlepptau die Norddeutsche Bank in Hamburg (wahrscheinlich weil diese eine erste hanseatische Handelsbank war?), so würden die nationalen Geister an der Seine sehr rasch nach einer Französierung gerufen haben. Denn nicht zu vergessen: jene ganzen, nach Anlage und Finanzierung so großartigen Betriebe setzten gerade zu einer Zeit ein, als Chauvinismus und Revanchetraum dort am stärksten gärten und den verschiedenen Führern dabei kein Mittel zu schlecht war. Statt dessen geriet das Unternehmen ziemlich bald in einen solchen Sumpf, daß nicht einmal der merkwürdigerweise Gläubigste hierbei: Herr von Hanseemann, schließlich noch Zutrauen zu Victor Popp haben durfte. D. h. Herr von Hanseemann ist der — geschäftlich Oläufigste gewesen, während in technischer Hinsicht kein Geringerer als Professor Riedler hier als Stab und Stütze diente. Ohne diese Autorität, deren eindringliche Untersuchungen, sowie auch glänzende rednerische Führung, wäre der Irrtum niemals zu der schwer kostspieligen Tat geworden,



der Elektrizität, noch rasch vor ihrem Aufblühen einen siegreichen Vorsprung abgewinnen zu wollen. Als dann Zweifel und Depression in den Pariser Depeschen sich immer mehr häuften, schwankten Diskontokommandit lange genug »auf Popp" wie dies Jahre vorher auf „Schmidtman" gang und gäbe war. So hieß bekanntlich der Vorbesitzer der Ascherslebener Kaliwerke, deren Schächte ab und zu ersoffen. Nur daß man jetzt in Paris auch noch mit einem Manne zu tun hatte, der weit über die Grenzen seines rein sachlichen Zusammenbruchs hinaus, wohl auch noch persönliche Unzuverlässigkeit zeigte. Die allmähliche Wertsteigerung der Société d'air comprime' kann nur mit ihrem gleichzeitigen elektrischen Betrieb zusammenhängen, da gleich anfangs ihr Secteur in Clichy als der bestrentierende zu Paris galt. Trotzdem konnten alle früheren Verkaufsverhandlungen mit der dortigen Gas-Compagnie zu keinem Ziele führen. Bares Geld käme sicher alsdann herein, allein die für M. 17 Millionen Aktien zu 145 (an die gleichzeitige größere schwebende Schuld denkt wohl Niemand mehr!) würden sich derartig verteilen, daß, wenn die Discontogesellschaft die neue Friedensera zu einer Kapitalsvermehrung benutzt, man ihr just den evtl. Rückfluß aus Paris kaum entgegen halten kann. Uebrigens konnte man damals noch Aktien emittieren, ohne das betreffende Unternehmen einige Jahre hindurch auf Solidität und Gewinn-ertrag geprüft zu haben. Indessen die Traditionen des Berliner Gro  instituts, vielleicht auch einige Erfahrungen, ließen Herrn v. Hansemann glücklicherweise an eine solche Heranziehung des Publikums garnicht denken.

\*

Das erste Beruhigungsmittel haben unsere Großbanken jetzt angewendet. Sie publizierten ihre Zweimonatbilanzen und sind damit den Gegnern, oder den Neidern ihrer immensen Depositen zuvorgekommen. Da nun der Kampf auf diesem Gebiete, unterstützt von agitatorischen Politikern, längst die sachlichen Grenzen überschritten hatte, sind diese Herren nunmehr auch gezwungen, jene Maßnahme der Banken als ihr persönliches Verdienst hinzustellen. Damit müssen sie aber auch diese ganze neue Methode als einen Fortschritt ausmalen, der er doch wohl kaum ist. Wenigstens nach der alten Erfahrung, daß eine halbe Sache schlimmer als gar keine

wirkt! Welche Daten überzeugen denn jetzt den Leser von der völligen Deckung der Depositen, oder auch Creditoren? Doch nur Oesamtzahlen, die auch alle übrigen Engagements, also weit schwankendere, weil langfristige, umfassen. Im äußersten Falle hat eine Hypothekenbank keine anderen Schulden, als ihre Pfandbriefe — darf keine anderen haben. Indessen Creditinstitute können — freilich immer nur den äußersten Fall angenommen — einen Berg von Verpflichtungen eingehen, unter denen dann die verzinslichen Depositen nach Oesetz und Recht den durchaus gleichen Rang annehmen. Nur sobald dieses Gebiet einen so immensen Umfang wie z. B. bei der Deutschen Bank erreicht hat und die Direktion noch als solide gilt, werden allmählich auch die Kreditgeschäfte nach der Größe der Depositen vielleicht eingeschränkt werden. Sonst aber geben derartige Ausweise über 60 Tage durchaus unrichtige Begriffe, vor allem, weil dabei rein zahlenmäßig vorgegangen wird, während die großen moralischen Verantwortlichkeiten natürlich fehlen. Letztere wurzeln, wie hier schon im August vorigen Jahres eingehend ausgeführt wurde, in der engen Zusammengehörigkeit mit allerersten Provinzbanken, die sich auch einmal ihrer Berliner Kontrolle gründlich entziehen könnten. Diese Provinzbanken mit einem ebenfalls höchst ausgedehnten Depositenverkehr haben einstweilen noch keine so kurzen Bilanzen veröffentlicht. Tun sie es aber, so vergessen sie sicherlich den Zinsfuß beizufügen, den sie z. B. für Gelder mit einer nur jährlichen Kündigungsfrist anbieten. Bei 4% tonn man dann allerdings schon viele Millionen bei sich einfließen sehen.

\*

Ein Staat der seine Gläubiger sucht, ist wohl sehr selten. Das hat aber diesmal sogar die Türkei getan, die doch unter einer sehr guten Fremdenverwaltung steht; wenigstens bisher, als der Ostrumelische Tribut und die Orientbahnen noch keinen Zwiespalt zwischen Diplomatie und Finanz zu entzünden brauchten. Schauspieler, die einen schmeichelhaften Ruf an eine größere Bühne erhalten, pflegen dann zuweilen in der Zeitung ihre Herren Creditoren zur Anmeldung aufzufordern, was aber weder bares Geld, noch etwa gar volle Zahlung zu bedeuten braucht. Die Pforte aber muß eigentlich doch ihre sämtlichen Gläubiger aufgeschrieben haben,



die also zu befriedigen wären, sobald sie drängen, oder solider, sobald ihre Forderungen fällig werden. Vielleicht stellt jedoch dieser ganz neue Schritt eine gute türkische Absicht dar, nämlich mit jenem innern Schlendrian aufzuräumen, der neben dem so strengen äußeren Schuldendienst ruhig dahinzog. Besonders Beamte und zwar keineswegs solche, die bloße Pfründen inne hatten, sind wohl ziemlich regelmäßig unbezahlt geblieben, was die angemeldete Summe von 12 Millionen Pfund jedenfalls komplettieren half. Natürlich wäre es wirtschaftlicher, wenn jetzt, wo am Bosphorus eine Fülle moderner Geschäfte über den Kopf des so barocken Sultans hinweg vorbereitet wird, auch die ewigen Geldkalamitäten der Machthaber endlich aufhören würden. Namentlich scheinen es die Franzosen zu sein, welche die neue Zeit zur Abwicklung langjähriger, verwickelter und oftmals wohl auch fragwürdiger Geschäfte gründlich ausbeuten • wollten. Sie pflegen dabei auch an ihren Diplomaten Verfechter zu finden, wie sie die Botschafter Englands oder Deutschlands nur selten vorstellen.

Geschäftspsychologie

in der Politik.

Von Franz.

Der Käufer pflegt die Ware zu tadeln, die er kaufen will.

Er pflegt sogar auch noch die gekaufte Ware zu tadeln. Ja, man kann sagen, er pflegt sie um so mehr zu tadeln, als er glaubt, ein gutes Geschäft gemacht zu haben.

Es ist, als wollte er sich davor schützen, daß der Kaufmann ein Recht daraus herleite, ein anderes Mal aufzuschlagen. Er möchte dem Kaufmann womöglich die Ueberzeugung beibringen, daß er beim nächsten Handel ein unrecht gut zu machen habe an seinem Kunden.

In der Politik kommen ähnliche Situationen vor.

Ohne diese psychologische Erwägung wäre das Siegesgeschrei nicht zu verstehen, das die Ententemächte im Namen ihres Gegners anstimmen.

„Oesterreich hat gesiegt!“ — „Das kann Rußland nie verzeihen!“ — „Man sieht wieder mal, daß Gewalt vor Recht geht!“ —

In Wahrheit hat niemand gesiegt;

Rundschau.

591

nur, die Ententemächte haben ein vorzügliches Geschäft gemacht. Das gilt es zu verschleiern und durch ein moralisches Recht auf Rache zu verstärken.

England hat in aller Stille die Zeit benutzt, um drei hinterindische Provinzen einzustecken, und — woran ihm mehr liegen wird — einen dauernden Kriegsherd auf dem Festland geschaffen, oder doch die begründete Hoffnung darauf.

Frankreich hat einen günstigen Marokkovertrag gefischt.

Rußland hat die Revolutionierung der österreichischen Slawen ein gut Stück weiter gefördert.

Italien hat seine Politik vervollkommenet, mit der einen Seite verbündet zu sein und sich die andere zu verpflichten. Eine Politik, die vielleicht doch zu pfiffig ist, um klug zu sein.

Die Türkei hat für ein längst verlorenes Land ein halbverlorenes zurück- und noch eine Menge Geld dazu gekriegt.

Und selbst die Kleinkinderstaaten haben reichlich das genossen, was ihnen gewiß am wertvollsten ist, ungestraft und sogar unter der Bewunderung von Halb-Europa mit dem Säbel und mit dem Maule rasseln zu dürfen.

Oesterreich selbst hat für eine Unmasse Geld und Unannehmlichkeiten einen Titel errungen, und ein Stück Land verloren.

Es ist nicht mehr als recht, daß sich die allgemeine Wut gegen den Verlierer richtet. Das ist auch sonst im Leben so.

Doch ja, es ist ihm die Ehre des Sieges zugesprochen worden. Und Ehre ist teuer.

Der Syndikalismus in Frankreich.

Von Otto Corbach.

Noch vor kurzem glaubte der „Vorwärts“ feststellen zu Können, der syndikalistische antiparlamentarische Revolutionismus sei in Frankreich seit dem üblen Ausgange der Aufstände bei Draveil und Villeneuve- Saint George im Schwinden begriffen und auch der französische Sozialismus werde bald von solchen gefährlichen Auswüchsen befreit sein. Das war ein Irrtum. Der französische Syndikalismus änderte nur seine Taktik, gewann aber an Einfluß. Daß heute mehr als je ein gün-



stiger Wind seine Segel schwellt, lehrte der Pariser Poststreik. Noch vor einigen Jahren glaubte die französische Regierung dem Syndikalismus dadurch entgegenwirken zu können, daß sie überall die Kostgänger des Staates durch Schaffung immer neuer kleiner Beamtenstellen vermehrte. Man glaubte, daß Leute, deren Existenz ganz vom Staate abhängt, diesem auch mit ganzer Seele und aus allen Kräften dienen würden, daß es also deren nie genug geben könne. Seit einiger Zeit findet aber gerade in der Beamtenschaft der Syndikalismus immer mehr Anhang. Trotz aller Abwehrmaßnahmen der Regierung, die die Syndikalisten schon zu sehr fürchtet, um ihnen gegenüber mit Schärfe vorzugehen und selbst gegenüber offenbaren Gesetzwidrigkeiten ein Auge zudrückt. Erschreckend ist z. B. die große Zahl der Lehrer, die sich schon zu der neuen Lehre bekennen und sich nicht scheuen, sie in die Herzen der Jugend einzupflanzen: „ils propagent l'enseignement socialiste“, Klagte kürzlich ein französisches Blatt, „ils nous propagent des generations sans ideal et sans discipline; ils corrompent; ils tuent l'âme de la nation“. Es mag dahingestellt bleiben, ob die französischen Post-, Telephon- und Telegraphenbeamten von der Confédération Glneral du Travail beeinflußt waren, ob eine größere oder geringere Anzahl von ihnen im geheimen syndikalistisch gesinnt ist; jedenfalls war das Verfahren der Streikenden syndikalistisch. Durch ihre Erfahrungen mit den Parteien waren sie zu der syndikalistischen Auffassung gekommen, daß sie durch das Parlament nichts erreichen könnten. Deshalb gingen sie antiparlamentarisch vor, und sie hatten dann nicht nur die Regierung, sondern auch das Parlament als solches gegen sich. Auch die Parteien der Linken waren sich darüber schlüssig geworden, daß die Kammer den Streik der Beamten nicht dulden solle. Der Kampf galt nicht dem Kapitalismus in erster Linie, sondern der politischen Gesellschaft, dem Staate. Die Streikenden wollten nur einen Minister über sich dulden, der sich ihrem Kollektivwillen fügte. Es war ihnen weniger um wirtschaftliche Freiheit, als um größere persönliche Freiheit, im allgemeinen we-

NEUE REVUE und MORGEN.

niger um materielle, als um ideelle Vorteile zu tun; auch das war nicht syndikalistisch. Nirgends herrschte daher mehr Jubel über die Wirkung des Streiks als im Lager der Syndikalisten. Yvetot, einer der extremsten revolutionären Führer der französischen Arbeiter, hob in seinem Organ: „La revolution“ triumphierend hervor, daß trotz der Wahl eines Reformers als Generalsekretär des Allgemeinen Arbeiterbundes „alles gut“ stehe. Er deutete an, das Schweigen der leitenden Gruppe des revolutionären Syndikalismus verberge die endgültigen Vorbereitungen für den entscheidenden Kampf gegen die Gesellschaft.

Im Pariser Poststreik haben nach allgemeinem Urteil die Streikenden gesiegt. Die Bestimmungen über die Beförderung sind in ihrem Sinne abgeändert. Minister Barthou will die Streikenden künftig jederzeit empfangen, um etwaige Beanstandungen und Wünsche mit ihnen zu besprechen. Clemenceau hat ihnen Straffreiheit in Aussicht gestellt. Die Amtsniederlegung des Unterstaatssekretärs Simyan setzten sie zwar im Augenblick nicht durch, aber dieser war schon vorher, wie sich ein Abgeordneter in der Kammer treffend ausdrückte, „nur noch ein Kadaver“. Dieser Sieg mußte um so auffallender wirken, als Clemenceau zu Beginn des Streiks das stolze Wort gesprochen hatte: „Sie wollen den Krieg, nun gut, sie sollen ihn haben. „Alle andern Beamten“, schreibt der „Temps“, werden jetzt bald ihre Wünsche in gleich drohender Form geltend machen; was wir eben erlebten, war nur der Anfang. Das Zentralorgan der deutschen Sozialdemokratie entwickelt einen auffälligen Eifer darin, die Fortschritte des syndikalismus in Frankreich zu übersehen. Das erklärt sich einfach dadurch, daß der Marxismus im Syndikalismus seinen gefährlichsten Wettbewerber sehen muß. Man stelle sich einmal vor, welche Ebbe in der sozialdemokratischen Parteikasse eintreten müßte, wenn infolge syndikalistischer Lehren in den Kreisen der Genossen die Auffassung um sich griffe, daß es, um die neue Gesellschaftsordnung herbeizuführen, neben der gewerkschaftlichen einer politischen Organisation gar nicht bedürfe. Man sollte die Zugkraft der syndikalisti-



schen Ideen nicht unterschätzen. Selbst Werner Sombart, der von allen bürgerlichen Nationalökonomien am stärksten von Marx beeinflusst ist, hebt „als ein großes Verdienst der syndikalistischen Theoretiker“ hervor, „daß sie in die Schäden unserer Kultur zweifellos tiefer hineinleuchten als irgendeine andere sozialistische Doktrin“. Mit Recht, meint er, verspotteten sie „den parlamentarischen Aberglauben, vermöge dessen man wähnt, daß Gesetze die Wunderkraft haben, neue soziale Kräfte zu schaffen“ und „die Vorstellung von der magischen Wirkung der Regierungsgewalt“. Auch gefällt Sombart an der syndikalistischen Theorie, daß sie den Hauptnachdruck auf die Erfüllung der psychologischen und ethischen Vorbedingungen der neuen Gesellschaft legt, daß sie immer wieder betont, die lebenden Menschen müßten die technischen und moralischen Eigenschaften oder wenigstens die Keime dazu besitzen, die nötig sind, um ein ganz neues Produktionssystem einzuführen. Freilich ist Sombart der letzte, der die Praxis des Syndikalismus zu billigen vermöchte. Er steht dieser Lehre gegenüber, wie Schiller den Lehren der französischen Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts: als ästhetischer Betrachter. Als Schiller "sah, wie in der französischen Revolution versucht wurde, die „Menschenrechte“ durchzusetzen, faßte ihn Entsetzen. Für ein Volk, das sich selbst befreit, konnte er sich nie wieder, wie früher als er den „Teil“ dichtete, begeistern.

Ob moderne Hand- oder Koptarbeiter leicht dahin gebracht werden könnten, die „psychologisch-ethischen Vorbedingungen“ für eine neue sozialistische Gesellschaftsordnung zu erfüllen, darf man allerdings mit Sombart stark bezweifeln. Im französischen Beamtentum ist der Glaube an den Staat rasch im Schwinden begriffen. Im eigentlichen Bürgertum ist dieser Glaube schon längst dem kirchlichen ins Nichts nachgeschickt worden. Das, was Montesquien die Tugend in der Republik nennt, ist danin; das ganze religiöse, ethische Fundament der politischen Gesellschaft ist unterwühlt. Das republikanische Staatsgebäude kann unter solchen Umständen früher oder später in sich zusammenbrechen; ob aber aus seinen Trümmern eine neue bessere Demokratie oder eine Diktatur hervorgehen wird, das ist die Frage.





Rundschau.

593

Madame Magdeleine.

Von Eberhard Buchner.

Die Hypnose der Magdeleine ist zweifellos echt. Ihre Kunst dagegen ist, soweit es sich dabei um die Kunst des Tanzes, die Kunst der Bewegung handelt, nicht viel mehr als eine Banalität. Sie tanzte jüngst in den Berliner Kammerspielen u. a. auch den Donauwalzer und man empfand diese Nummer so etwa wie eine Blasphemie.

O Grete Wiesenthal! — Ungleich stärker wirkt Magdeleine mit ihrer Mimik. Nicht nur stärker — stark wirkt sie, oft erschütternd und furchtbar. Es gab Momente, da ich überzeugt war, ähnliches noch nie gesehen zu haben. Es waren immer Momente, wo es galt, einen ganz krassen Effekt zum Ausdruck zu bringen, ein Ungeheuerliches, Maßloses, Unerhörtes zu kennzeichnen. Und zwar lag das eigentlich nie nach der Seite des Hellen, Freudigen, immer nach der des Grausigen, Schrecklichen.

„Aases Tod“ von Grieg gilt mir als Höhepunkt der Leistung Magdeleines. Den Anfang werden andere ihr nachspielen können; die ruhige Majestät des Todes, die Unerbittlichkeit des Todes, das Zusammenbrechen, Flehen und Winseln der Opfer — all das war stark und mächtig, aber nicht übermächtig. Wie aber dann das Schlußmotiv anhebt, von den höchsten Lagen langsam, wie in irrer Verzweiflung herabklingend, da schwingt sich die Interpretation der Magdeleine zu einer fast unheimlichen Größe auf. Sie horcht auf: was ist das, was da näher kommt, sich näher schleicht? Fast wie ein Lachen des Wahnsinns steigt's in ihr auf — sie will das Gräßliche abwehren und jagt ihm doch entgegen, von furchtbarem Zwang getrieben. Nun will es sie greifen, packen, springt ihr an die Gurgel, würgt sie. Bei den letzten Klängen der Musik wirft sich Magdeleine dann zur Erde, es ist wie wenn eine Eiche unter dem Axthieb des Fällers niederstürzt und der Sturz hallt durch den ganzen Saal.

Die Erklärung dieser Kunst braucht uns heute nicht mehr soviel Kopfzerbrechen zu machen wie seiner Zeit, als Magdeleine zum ersten Mal an die Oeffentlichkeit trat. Es ist lediglich eine Kunst der Reflexbewegung, also die passivste Kunst, die man sich vorstellen

kann. Eine Kunst, die an und für sich natürlich keine Kunst ist, weil sie mit schöpferischer Kraft nicht das geringste zu tun hat, die nur ein ähnliches Gesicht zeigt wie echte Kunst (etwa die Kunst des Schauspielers) und daher leicht mit ihr verwechselt wird. Selbstverständlich ist sie in dieser Reinzüchtung nur in der Hypnose bzw. im somnambulen Zustande zu beobachten (wie man sehr viele physikalische Experimente nur im luftleeren Raum vornehmen kann). Hier nur sind die Hemmungen ausgeschaltet, die die Reaktionsfähigkeit unserer Sinne gemeinhin auf ein sehr bescheidenes Maß herabdrücken. Der Verstand, die Ueberlegung schweigt und der Prozeß der Reizwirkung kann sich ohne jede Beeinträchtigung in paradigmatischer Form vollziehen.

Ich möchte durchaus nicht so weit gehen, zu behaupten, daß bei den Darbietungen Magdeleines das Individuelle gar keine Rolle spielt. Offenbar ist Magdeleine in ungewöhnlich hohem Grade geeignet, mimisch auf äußere Reize zu reagieren. Das ist natürlich, wenn man so will, auch eine Begabung, ein individuelles Talent. Man kann sich vorstellen, daß ein anderer anders und in anderm Grade reagieren würde, daß er die Auslösung der auf ihn wirkenden Reize statt in der Mimik, im Tanzen, im Singen, im Malen finden könnte. Immerhin überwiegt bei weitem der Eindruck des Typischen. Wir glauben in Magdeleine uns selbst zu sehen, in unserm wahrhaften, naivsten Wesen, so wie wir sein würden, wenn wir einmal außerhalb aller uns so mannigfach bestimmenden und zwingenden äußeren und inneren Zusammenhänge gestellt wären. Ein Stück menschliches Triebleben enthüllt sich, ein Stück menschlicher Seele, das wir bisher allen Studien zum Trotz doch noch nicht kannten. Oder sagen wir vorsichtiger: es möchte sich uns enthüllen. Denn wir werden wohl erst noch einige weitere Nachfolgerinnen Magdeleines abwarten müssen, ehe wir hier von klaren Erkenntnissen reden dürfen.

Ein Wort noch über den fabelhaft raschen Wechsel der Stimmungen in den Vorführungen Magdeleines. Er ist doch an sich verständlich? Ich denke sogar, es wird ohne weiteres einleuchtend sein, wenn ich gerade diesen Wechsel als vornehmstes psychisches Kriterium für die Echtheit der Hypnose in Anspruch



NEUE REVUE Hnd MORGEN.

nehme. Alle Reflexion fällt da fort, es gibt keine gedanklichen Zusammenhänge mehr, nur eine Lücke von Empfindungen, die unmittelbar in Ausdrucksform umgesetzt werden. Und so gibt es auch keine Erinnerung von einer Empfindung zurück zur vorigen, von einer Ausdrucksform zur andern. Völlig unvermittelt stehen die Extreme nebeneinander. Eine Erschütterung, der selbst die starke Konstitution der vollblütigen Magdeleine nicht gewachsen scheint, wird jäh abgelöst durch die Symptome üppig aufschießender Freude. Es gibt keine Brücken herüber und hinüber. Von Augenblick zu Augenblick ändert sich das Gesicht, und in jeder Minute kann, wenn die künstlerische Unterlage es erlaubt oder fordert, die ganze Skala der denkbaren Effekte durchlaufen werden. Gerade hierin liegt für mich — vom ästhetischen Standpunkt aus — einer der Hauptreize dieser Vorführungen.

Die Wucherer der Eitelkeit.

Von Emil Faktor.

Herr Rudolf Fastenrath aus Konstanz am Bodensee hat uns allen, die wir in Kürschners Literaturkalender mit einer Lyra behaftet sind, eine große Ehre erwiesen. Er ladet uns zur Mitarbeit an seiner Anthologie „Neu-Deutschlands Dichterschatz“ ein, die eine Fundgrube von Schätzen für Geist und Gemüt werden soll. Das Glück ist nicht auszudenken. Jeder Teilnehmer erhält eine ganze Seite reserviert und das Buch, fünfhundert Seiten stark, soll in roter Leinwand mit Goldpressung gebunden dieselbe Ausstattung erfahren wie die eigenen Werke des Herausgebers! Auch ist Herr Fastenrath bereit, bei unbedeutenden Fehlern der eingesandten Gedichte selbst die feilende Hand anzulegen. Bequemer können es Deutschlands Lyriker schon nicht haben.

Die geforderte Gegenleistung ist gering. Die Mitarbeiter sollen sich zur Abnahme eines Exemplars verpflichten, das ihnen per Nachnahme ins Haus gestellt wird. Lumpige fünf Mark und Portospesen — das ist alles. Nur wer unter den Lyrikern zufällig Buchhändler ist, muß nicht den vollen Ladenpreis zahlen. Aber auf solche Bagatellen kommt es ja nicht an. Herr Fastenrath ist äußerst entgegenkommend. An Be-

steller von zwei und mehr Exemplaren geschieht die Zusendung franko unter Nachnahme per Post, wer fünf Exemplare fest bestellt, erhält ein sechstes gratis beigelegt. Man bekommt Lust, bei so vorteilhaften Bedingungen die ganze Auflage aufzukaufen.

Der Fall Fastenrath ist nicht neu.

Er wiederholt sich alljährlich einige Male. Es ist immer dieselbe durchsichtige Spekulation auf den Ehrgeiz der dichtenden Jugend und des ruhmsüchtigen Dilettantismus. Daß auch Schriftsteller, die des Wohlwollens und der feilenden Hand des Herrn Fastenrath nicht bedürfen, von solchen entehrenden Anträgen nicht verschont bleiben, ist eine Sache für sich. Schließlich wissen sie Bescheid, und sie wenigstens beantworten die beleidigende Zumutung mit stillschweigender Verachtung. Nur um die irregeführten, in einen Größenwahn hineingesetzten Jünglinge ist es schade. Auch ist eine Dupirung des Anthologien kaufenden Publikums nicht ausgeschlossen. Ein Herausgeber, der seine literarischen Fähigkeiten nicht einmal in seinem „Appell an das dichtende Deutschland“ bekunden kann, und ein Verlag, dem es an Druckaufträgen offenbar mangelt, schließen sich zur Rettung der deutschen Poesie zusammen und lassen die Kosten durch Vorausbestellungen bestreiten. Es ist schändlich, so lustig auch die Gimpelfängerei in jedem einzelnen Falle sein mag. Dabei sind es nicht lauter Eitelkeitsnarren, die sich um die Fahnen der Herren Fastenrath und Konsorten scharren. Es sind auch gutgläubige Idealisten darunter, schüchterne Neulinge, weltfremde Adepten, die der Lockung nicht widerstehen können. Man braucht nur die Kataloge eines in ganz Deutschland berüchtigten Verlegers nachzulesen — ich muß nicht einmal seinen Namen nennen — und man wird mit Staunen wahrnehmen, daß dort berühmte Schriftsteller ihre Erstlinge drucken ließen. Sie alle gehören zusammen: 'Die Herren Anthologienherausgeber, die sich auf das dichtende Deutschland wahllos stürzen, die Massenverleger von Lyrik, die mit dem Druckkostenbeitrag des Autors schon ein gutes Geschäft machen, noch bevor ein Bandchen zum Vorschein kam, die zahllosen Institute, die sich auf dem Wege des Inserates zur Durchsicht, Ausfeilung und Drucklegung von schritt-



Rundschau.

595

stellerischen Arbeiten empfehlen. Da ein wirklich begabter, selbständiger Autor ihrer nicht bedarf, rechnen sie mit der Ausbeutung der Ueberzähligen, treiben sie Wucher mit dem Dilettantismus, lassen sie sich wertlose Leistungen bezahlen, spiegeln falsche Tatsachen vor, verwirren jüngere Köpfe, häufen Schund auf Schund im Namen der deutschen Poesie. Daher der Ueberfluß an bedrucktem Papier, daher die übertriebene Vorstellung der literarischen Massenproduktion Deutschlands. In der Statistik zählen ja alle mit. Die deutschen Schriftsteller haben im Grunde ernstere Sorgen, als sich um die Bekämpfung des weithin erkennbaren Schmarotzertums zu bekümmern. Ihr Verhältnis zu den anständigen Verlagsfirmen ist auch kein ideales und eine Reform auf diesem Gebiete ist weit wichtiger. Aber von Zeit zu Zeit ist es ganz wohlthätig, den einen oder anderen Glücksritter in der Heraus-Sebermaske zu entlarven. Namentlich dann, wenn die Förderungssucht der ungedruckten Talente gar zu schamlos getrieben wird. Den jungern des dichtenden Deutschlands möchte man aber zurufen: Wenn Dir jemand für eine Vorausbestellung von fünf Mark Dichterruhm verspricht, so traue ihm nicht. So billig ist ein Sitz auf dem Olymp nicht zu haben.

Zu den Briefen

E. T. A. Hoffmanns.

Die Auszüge \*) aus drei Bamberger Theaterbriefen E. T. A. Hoffmanns im Heft vom 1. April mußten wegen Zeitmangels gedruckt werden, bevor der dafür wissenschaftlich verantwortliche Mitarbeiter Wortlaut, Schreibung und Interpunktion nachprüfen und seinerseits Erläuterungen in Fußnoten hinzusetzen konnte. Es ist daher fast durchweg unterblieben, die zahlreichen Unterstreichungen, die bei Hoffmann stets eine besondere Nuance bedeuten, durch Sperrdruck anzudeuten; ferner ist im I. Brief S. 510, Z. 9 „müsse“ gedruckt statt „mußte“, S. 512, Z. 13 „gefunden“ statt „empfunden“; im II. Brief S. 513, Z. 2 „unsere“ statt „unser“; im III. Brief Z. 11 „organisirt“, statt „reorganisirt“. Zur Erläuterung ist zu bemerken:

\*) Vom I. Brief haben wir den Anfang, vom II. und III. den Schluß fortgelassen.

Zum I. Brief:

S. 511, Z. 2—4] Hoffmanns hier angekündigter Aufsatz ist in Bertuchs „Journal“ nicht erschienen, wie Herr Dr. Doege von der Bibliothek des Kunstgewerbemuseums mir mitteilt; nach dem nächsten Brief scheint es, daß Hitzig den Freund bewogen hat, den Artikel den „Musen“ zuzuwenden, die Hitzig bald darauf selbst in Verlag nahm.

Z. 6 f.] Gemeint ist die von Max Voigt wieder aufgefundene „Aurora“.

Z. 14] Also in der Art der Orakelreden des wahnsinnigen Berliner Musikers (in Hoffmanns „Ritter Gluck“), der sich für Gluck hält.

Z. 15] Ihnen, nämlich als Verleger!

S. 512, Z. 2] Der Pommer Friedrich von Herr war mit Hoffmann zusammen Assessor in Posen gewesen und wurde am 22. September 1801 zum Rath am Obergericht zu Warschau ernannt, wo Holtmann ihn 1804 wiederfand. Jetzt (1812) war er Justizkommissar (^Rechtsanwalt) und Notar in Berlin (er betheiligte sich 1822 als solcher an der Stiftung von Hoffmanns Grabdenkmal).

Z. 4] Carl Wilhelm Eimbeck aus Berlin war 29. Januar 1801 Rath in Posen geworden und 1803 ans Kammergericht versetzt, wo er jetzt (1812) noch thätig war. (Später kam er als Geheimer Oberjustizrath ins Ministerium und trug als solcher ebenfalls zu Hoffmanns Grabmal bei.)

Ebenda] Der Altmärker Friedrich Beelitz war ebenfalls mit Hoffmann Assessor in Posen gewesen, wurde 6. April 1803 Rath daselbst und 1805 ans Kammergericht versetzt, wo er jetzt noch thätig war.

Z. 6] neulich, nämlich 26. März, wo Polen und Italiener in Bamberg einrückten.

Zum II. Brief:

Z. 13] Die Altenburg gehörte damals Hoffmanns Gönner, dem Medicinalrath Friedrich Adalbert Marcus.

Z. 18] Die Figur von „Undinens Oheim Kühleborn“ hat Fouqué völlig selbständig geschaffen.

S. 513. Z. 13] War 12. bis 15. Dec. 1810 erschienen und kommt nach langer Verkennung in unseren Tagen in Hoffmanns Sinne wieder zu Ehren, als ein Programm für Kleists Entwicklung.

Zum III. Brief:

Z. 3] Der Aufsatz erschien dann in den „Musen“ Bd. III, S. 157-67.

Srhlur rl\*: redaktionellen Theiles.





Unbestrittene Erfolge konnte anlässlich der Eröffnung der Automobilsaison 1909 in Nizza die Mitteldeutsche Gummiwarenfabrik Louis Peter A. G. in Frankfurt a. M. verzeichnen. Der Ausgang der Rennen, die nach der langen Winterzeit das erste automobilsportliche Ereignis bildeten, brachte für Peters Union Pneumatic glänzende Siege ein. Gleich am ersten Tage gewann der bekannte Rennfahrer Joerns überlegen in der heißumstrittensten aller Klassen mit der schnellsten Zeit des Tages und einer Geschwindigkeit von 130 km, was in Anbetracht des Umstandes, daß das Rennen bei strömendem Regen und auf schlüpfrigen Straßen stattfand, zur Evidenz die ausgezeichnete Leistungsfähigkeit und unübertreffliche Zuverlässigkeit von Peters Union Pneumatik beweist. Den zweiten Platz an diesem Tage konnte ebenfalls dieselbe Marke belegen. — Diesen Erfolgen setzte jedoch das Ergebnis des La Turbie Bergrennens die Krone auf. In diesem bedeutendsten Ereignis der ganzen Woche gingen die auf Grund der Erfolge des ersten Tages gehegten Hoffnungen vollauf in Erfüllung. Lindpaintner siegte mit dem schnellsten aller Wagen (Opel), der mit Peters Union Pneumatik montiert war, vor einem Felde von 39 Startern auf eine Bergstrecke von 6400 Metern in 6 Minuten i/b Sekunden. Dieses Rennen hat an die Konkurrenten ganz außerordentliche Anforderungen gestellt und schlugen eine Reihe von Wagen in den Kurven um. Die schnellsten in der Ebene vom ersten Tage waren auch hier die schnellsten bergauf, denn Joerns wurde in der Gesamtklassifikation Zweiter, ebenfalls auf Peters Union Pneumatik. Es sei nur noch erwähnt, daß Lindpaintner mit seinem Opelwagen erst in der Woche vorher mit vier Personen und Gepäck die Reise nach Nizza über Frankfurt a. M.—Basel—Lyon—Marseille auf ganz miserablen aufgeweichten Wegen mit Peters Union Pneumatik zurückgelegt hatte.

Die Nizzaer Internationale Automobilwoche hat also aufs neue die Tatsache bestätigt, daß Peters Union Pneumatik sowohl als Touren- als auch als Rennreifen unter den führenden Weltmarken unbedingt an der Spitze steht.

Alle Manuskript- und Buchersendungen

an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33.

Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin,



Lückhoffstr. 33; für Oesterreich-Ungarn: Dr. Felix Braun, Wien. — Expedition für Oesterreich - Ungarn bei Hermann Goldschmiedt, Wien I, Wollzeile 11. — Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76. Druck von J. Harrwitz Nachfolger G. m. b. H., Berlin SW. 48, Friedrichstr. 16.

Prel« M. 1.00, kl. Tube M. —.60, Österreich Ungarn Kr. 1 60, kl. Tube Kr. 1.00  
PEBECO Iii?

ZAHNPASTA

seit sechzehn Jahren von Aerzten und Zahnärzten standig empfohlen

P. BEIERSDORF \* Co., HAMBURG

LONDON E.C, Idol Line 7—8. Vertrieb Mr U. S.A. Lehn \* Fink. NEW YORK

lable while searching.

- See the [HathiTrust Accessibility](#) page for more information.

## Navigation links for help, collections

- [Home](#)
- [About](#)
  - [Our Partnership](#)
  - [Our Digital Library](#)
  - [Our Research Center](#)
  - [News & Publications](#)
- [Collections](#)
- 
- [Help](#)
- [Feedback](#)

## Navigation links for searching HathiTrust, login

[HathiTrust Digital Library](#)

Full-text    Catalog

Search

Search Field List    All Fields

Search

- [Advanced full-text search](#)
- [Advanced catalog search](#)
- [Search tips](#)

Full view only

[LOG IN](#)

## About this Book

### Catalog Record Details

Morgan; Wochenschrift für deutsche Kultur. 1909 Jan-Jul.

[View full catalog record](#)

Copyright: [Public Domain in the United States, Google-digitized.](#)

### Get this Book

- [Find in a library](#)
- [Download this page \(PDF\)](#)
- [Download whole book \(PDF\)](#)

Partner login required

Partner institution members: [Login](#) to download this book.

*If you are not a member of a partner institution,  
whole book download is not available. ([why not?](#))*

## Add to Collection

[Login](#) to make your personal collections permanent

## Add Item to Collection

Add to your collection:    Select Collection

Add

## Share

Permanent link to this book

Link to this page

[Embed this book](#)

## About versions

**Version:** 2011-02-05 13:40 UTC [version label for this item](#)

# Main Content (use access key 5 to view full text / OCR mode)

[Scroll](#) [Flip](#) [Thumbnail](#) [Page by Page](#) [Plain Text](#)

Full Screen

[Zoom In](#) [Zoom Out](#)

[Rotate left](#) [Rotate right](#)

[First](#) [Previous](#) [Next](#) [Last](#)

Jump to

Go

Jump to section

- [Front Cover](#)
- [Section 1 - 1](#)
- [Section 2 - 17](#)
- [Section 3 - 18](#)
- [Section 4 - 19](#)
- [Section 5 - 21](#)
- [Section 6 - 23](#)
- [Section 7 - 25](#)
- [Section 8 - 35](#)
- [Section 9 - 39](#)
- [Section 10 - 49](#)
- [Section 11 - 65](#)



- [Section 12 - 66](#)
- [Section 13 - 68](#)
- [Section 14 - 74](#)
- [Section 15 - 85](#)
- [Section 16 - 90](#)
- [Section 17 - 118](#)
- [Section 18 - 119](#)
- [Section 19 - 124](#)
- [Section 20 - 125](#)
- [Section 21 - 127](#)
- [Section 22 - 143](#)
- [Section 23 - 147](#)
- [Section 24 - 149](#)
- [Section 25 - 152](#)
- [Section 26 - 155](#)
- [Section 27 - 115](#)
- [Section 28 - 117](#)
- [Section 29 - 123](#)
- [Section 30 - 125](#)
- [Section 31 - 127](#)
- [Section 32 - 143](#)
- [Section 33 - 147](#)
- [Section 34 - 149](#)
- [Section 35 - 151](#)
- [Section 36 - 152](#)
- [Section 37 - 155](#)
- [Section 38 - 159](#)
- [Section 39 - 167](#)
- [Section 40 - 181](#)
- [Section 41 - 183](#)
- [Section 42 - 199](#)
- [Section 43 - 207](#)
- [Section 44 - 221](#)
- [Section 45 - 223](#)
- [Section 46 - 237](#)
- [Section 47 - 239](#)
- [Section 48 - 247](#)
- [Section 49 - 261](#)
- [Section 50 - 263](#)
- [Section 51 - 284](#)
- [Section 52 - 301](#)
- [Section 53 - 319](#)
- [Section 54 - 327](#)
- [Section 55 - 341](#)
- [Section 56 - 343](#)
- [Section 57 - 359](#)
- [Section 58 - 363](#)
- [Section 59 - 367](#)
- [Section 60 - 381](#)
- [Section 61 - 383](#)
- [Section 62 - 397](#)
- [Section 63 - 399](#)
- [Section 64 - 407](#)
- [Section 65 - 421](#)
- [Section 66 - 423](#)
- [Section 67 - 439](#)
- [Section 68 - 453](#)
- [Section 69 - 455](#)
- [Section 70 - 471](#)
- [Section 71 - 487](#)
- [Section 72 - 493](#)

- [Section 73 - 533](#)
- [Section 74 - 565](#)
- [Section 75 - 597](#)
- [Section 76 - 629](#)
- [Section 77 - 661](#)
- [Section 78 - 693](#)
- [Section 79 - 725](#)
- [Section 80 - 747](#)
- [Section 81 - 757](#)
- [Section 82 - 805](#)
- [Section 83 - 845](#)
- [Section 84 - 877](#)
- [Section 85 - 909](#)
- [Index - 940](#)

## Search in this volume

Search in this text

Find

596

NEUE REVUE und MORGEN.

Geschäftliches.

Unbestrittene Erfolge konnte anlässlich der Eröffnung der Automobilsaison 1909 in Nizza die Mitteldeutsche Gummiwarenfabrik Louis Peter A. G. in Frankfurt a. M. verzeichnen. Der Ausgang der Rennen, die nach der langen Winterzeit das erste automobilsportliche Ereignis bildeten, brachte für Peters Union Pneumatic glänzende Siege ein. Gleich am ersten Tage gewann der bekannte Rennfahrer Joerns überlegen in der heißumstrittensten aller Klassen mit der schnellsten Zeit des Tages und einer Geschwindigkeit von 130 km, was in Anbetracht des Umstandes, daß das Rennen bei strömendem Regen und auf schlüpfrigen Straßen stattfand, zur Evidenz die ausgezeichnete Leistungsfähigkeit und unübertreffliche Zuverlässigkeit von Peters Union Pneumatik beweist. Den zweiten Platz an diesem Tage konnte ebenfalls dieselbe Marke belegen. — Diesen Erfolgen setzte jedoch das Ergebnis des La Turbie Bergrennens die Krone auf. In diesem bedeutendsten Ereignis der ganzen Woche gingen die auf Grund der Erfolge des ersten Tages gehegten Hoffnungen vollauf in Erfüllung. Lindpaintner siegte mit dem schnellsten aller Wagen (Opel), der mit Peters Union Pneumatik montiert war, vor einem Felde von 39 Startern auf eine Bergstrecke von 6400 Metern in 6 Minuten i/b Sekunden. Dieses Rennen hat an die Konkurrenten ganz außerordentliche Anforderungen gestellt und schlugen eine Reihe von Wagen in den Kurven um. Die schnellsten in der Ebene vom ersten Tage waren auch hier die schnellsten bergauf, denn Joerns wurde in der Gesamt-



klassifikation Zweiter, ebenfalls auf Peters Union Pneumatik. Es sei nur noch erwähnt, daß Lindpaintner mit seinem Opelwagen erst in der Woche vorher mit vier Personen und Gepäck die Reise nach Nizza über Frankfurt a. M.—Basel—Lyon—Marseille auf ganz miserablen aufgeweichten Wegen mit Peters Union Pneumatik zurückgelegt hatte.

Die Nizzaer Internationale Automobilwoche hat also aufs neue die Tatsache bestätigt, daß Peters Union Pneumatik sowohl als Touren- als auch als Rennreifen unter den führenden Weltmarken unbedingt an der Spitze steht.

Alle Manuskript- und Buchersendungen an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33. Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33; für Oesterreich-Ungarn: Dr. Felix Braun, Wien. — Expedition für Oesterreich - Ungarn bei Hermann Goldschmiedt, Wien I, Wollzeile 11. — Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76. Druck von J. Harrwitz Nachfolger G. m. b. H., Berlin SW. 48, Friedrichstr. 16.

Prel« M. 1.00, kl. Tube M. —.60, Österreich Ungarn Kr. 1 60, kl. Tube Kr. 1.00  
PEBECO Iii?

ZAHNPASTA

seit sechzehn Jahren von Aerzten und Zahnärzten standig empfohlen

P. BEIERSDORF \* Co., HAMBURG

LONDON E.C, Idol Line 7—8. Vertrieb Mr U. S.A. Lehn \* Fink. NEW YORK

- [Home](#)
- [About](#)
- [Collections](#)
- [Help](#)
- [Feedback](#)
- [Mobile](#)
- [Take-Down Policy](#)
- [Privacy](#)
- [Contact](#)

BOTTICELLI  
BESITZER ED. SIMON



EMPTY

17. HEFT.  
22. APRIL.  
1909.

Die allerneueste Türkei.

Von einem Balkanpolitiker.

Als Freund und Beobachter des Grundcharakters des türkischen Volkes, in dem viele gesunde, lebendige Kraft wohnt, habe ich die Reformbewegung, die scheinbar eine ganz neue Türkei schuf, immer so verstanden, daß wohl für den Augenblick die Springflut modern-kultureller Bestrebungen mit Konstitution, Religions- und Rassengleichheit "Öas Bild eines europäischen Staates hervorbringen und die Korruption und das Gewaltsystem des Yildiz wegfegen werde, daß aber schließlich aus allen Gärungen ein erstarktes, national und religiös scharf geprägtes, islamitisches Türkentum hervorgehen werde, d. h. die „alte Türkei“ ohne das „hamidische Uebel“. Es ist dies unter den vorhandenen Bedingungen auch die natürliche Lösung. Das islamitische Türkentum, das unter den Einflüssen der Yildizpolitik nicht zum Zuge kam und in einer Art von Lethargie dem politischen Niedergang des Staates gegenüberstand, ist durch den allgemeinen Weckruf miterwacht. Und da es das stärkste, gesündeste, geschlossenste Element im Reiche ist, die christlichen Völker im ottomanischen Staatsverband politisch und national gespalten, moralisch niedriger stehen als die Türken, muß diesen die bisher nicht oder schlecht ausgeübte Führerschaft wohl oder übel zufallen.

Die Jungtürken haben das unstrittige Verdienst erworben, die Günstlings- und Palaisregierung umgeworfen zu haben. Aber ihr Programm war — wenn es echt gemeint gewesen sein sollte — nicht türkisch. Und nicht die Sultansreaktion wurde ihren Reformen gefährlich — sondern ihr untürkisches Grundstatut.

NEUE REVUE und MOROEN. 1909. Hft 17. 44



Der Verfassung, dem Parlament, der Verkündung gleicher Rechte für Alle, jubelten eigentlich nur die christlichen Bewohner des osmanischen Reiches zu. Die wirklichen Herren des Landes, die islamitischen Türken, standen abseits und schwiegen.

Gegen Reaktionsversuche des alten Regiments war das Jungtürkum stark genug. Obwohl es sich nicht danach benahm. Denn es unterhielt die ganze Zeit hindurch eine Nebenregierung; und doch wußten die Jungtürken ganz gut, daß die Komiteewirtschaft dem äußeren Ansehen der neuen Türkei sehr geschadet hat.

Gegenüber dem erwachten islamitisch-türkischen Nationalbewußtsein aber kommt das Reformsystem der Jungtürken nicht auf. Die Gleichberechtigung auf kultureller, europäischer Basis kann wohl heute schon als abgetan betrachtet werden.

Es sind nicht ausschließlich die Exzesse der türkischen Soldaten, die jetzt nach Herstellung der islamitisch-religiösen Vorherrschaft rufen, für das Urteil maßgebend, daß die Reformbewegung auf einen toten Punkt geraten war, nicht der Widerstand der Armee, um ihren exklusiv muslimischen Charakter zu bewahren, sondern weit mehr die heute in der Außenwelt noch immer nicht genügend gewürdigte Tatsache, daß das reine Türkentum die Reformbewegung einfach nicht mitmachte, vielmehr ihr nur beobachtend gegenüberstand und nun gegen sie — aber durchaus nicht im Sinne der Herstellung des verhaßten, alten Palaisregiments — Stellung nimmt.

Damit ist die vielbewunderte, viel überschätzte Bewegung am Ende ihres Lateins.

Ich glaube nicht, daß Parlament und Konstitution in der Türkei wieder verschwinden werden — aber diese beiden Errungenschaften werden sich in Kürze, auch wenn die Jungtürken abermals die Oberhand gewinnen, doch in den Dienst der islamitisch-türkischen Vorherrschaft stellen müssen.

Und es wird gar nicht lange währen, daß wieder Klagen und Hilferufe der nicht-islamitischen Völker im türkischen Reich an die Adresse des Auslands gelangen werden, diesmal aber werden die Mächte gut daran tun, ehe sie an eine Einmischung in türkische Verhältnisse denken, sich kar zu machen, daß sie dann einer starken, vom Sultan und seiner Empfänglichkeit für auswärtigen Druck ganz unabhängigen, konsolidierten, reintürkischen Kraft gegenüberstehen werden, die sich innere Eingriffe kaum leichter gefallen ließe, als etwa Rußland bei seinem System der Russifizierung Finnlands und Polens.

Jetzt erst wird allmählig ein dauerndes Neubild der Türkei entstehen.

Alles bisherige waren Entwicklungsepisoden, Werdegangsmomente, die man vielfach schon für das „Neue“ hielt.

Das große Problem.

Das große Problem.

Von

Albrecht Wirth.

Noch immer ist für unsre Historiker die Lage von Tigranokerta, die Zahl der Leibeigenen des Klosters von Sankt Gallen, und eine Karlsbader Note Metternichs weit wichtiger als die jüngste Vergangenheit. Bloß zwei Ausnahmen gibt es: die Beschießung von Paris und den Sturz Bismarcks. Die gewaltigen Dramen aber, die sich in der Gegenwart vollziehen, sie sind für die allermeisten unserer Historiker nicht vorhanden. Daher kommt es denn, daß wir in Deutschland stets unvorbereitet, stets überrascht sind, wenn irgendwo, sei es bei uns, sei es namentlich im Ausland, ein Gewitter losbricht. Die Metereologen wissen Lufterschütterungen zu erklären, und sogar einigermaßen vorzusagen: an politischen Gewitterforschern ist jedoch ein betrüblicher Mangel. Eventus stultorum magister — dies beschämende Wort des alten Livius findet leider nur zu sehr auf unsere Ethnologen und Soziologen, auf Historiker, wie Politiker Anwendung. So beklagte es jüngst Lamprecht in der Vorrede zu einer Geschichte Japans, daß die kriegerische Kraft und der Aufschwung des Sonnenaufgangsreiches (der ja doch seit 1868 schon vorbereitet war und 1884, 1894 und 1900 deutliche Etappen weiteren Fortschrittes aufgestellt hatte) das deutsche Publikum so vollkommen überrascht habe. Es geht wirklich nicht mehr an, daß wir uns nur mit Schlachten Hannibals und Friedrichs des Großen, mit Klosterarchiven, diplomatischen Briefwechseln und Reichstagsakten beschäftigen, statt endlich einmal auch die außereuropäische Welt entschlossen in den Kreis unserer Studien zu ziehen. Und zwar gerade auch die jüngste Zeit, gerade auch die Gegenwart! Warum sollte im übrigen nicht einmal auch bei uns ein Herodot aufstehen, der heutige Perserkriege darstellte, ein Polybios, der heutigen Imperialismus beschrieb, und ein Tacitus, der die auswärtige Politik an der Peripherie der Kulturwelt gebührend berücksichtigte.

Ich wüßte mir kaum ein Problem geschichtlicher Forschung zu denken, das reizvoller wäre, als das türkische. Ein Reich von ungeheurer Ausdehnung und zugleich von ungeheurer Mannigfaltigkeit. Tripolis mit seinen Berbern und Negern und seinen Propheten des Panislamismus, den Senussi, der Balkan mit seinen gährenden Möglichkeiten, Kurdistan mit seinen noch ungebrochenen Bergbewohnern, Mesopotamien, das man nach einem Jahrtausend des Niedergangs neu zu beleben hofft, Anatolien mit seiner deutschen Bahn! Dazu ist Armenien eine Welt für sich, und ebenso Arabien. Gar nicht zu reden von den wirren, ewig wechselnden und ewig sich kreuzenden Einflüssen der Großmächte. Es ist ja begreiflich, daß allein diese Fülle der Bilder und ihre Disharmonie den Darsteller abschreckt. Dazu die Schwierigkeit der Quellen. Man sollte doch eigentlich türkisch



NEUE REVUE und MORGEN.

und arabisch, armenisch und albanesisch verstehen, nicht nur, um sich in den Geist der das osmanische Reich bewohnenden Volkheiten hinein zu versetzen, sondern auch, um so recht in die Ereignisse einzudringen. Weiter die verschiedenen Blaubücher und Gelbbücher und Grünbücher der auswärtigen Regierungen. Außerdem die gar nicht leicht zu erfassenden Statistiken, die erstens außerordentlich spärlich sind, und zweitens sehr stark voneinander abweichen. Endlich kommerzielle und industrielle Berichte über den Bau von Bahnen, über die Erschließung von Bergwerken, über Schifffahrtswege und Grundstücksertrag. Wie faszinierend ist z. B. die Vorgeschichte der Bagdadbahn mit den ersten englischen Entwürfen vom Jahre 1856, mit den Plänen des Oesterreichers Presse!, mit den Finanzierungsversuchen des ungarischen Klapka, des türkischen Konvertiten Noury Bey, des berühmten Gründungsgenies Strausberg (dessen Orientpläne bloß durch den Zusammenbruch des Franzosen Bontoux geknickt wurden), bis dann endlich die Deutsche Bank siegreich aus dem Streit der Bewerber hervorging. Ueber die diplomatische Geschichte der jüngsten Zeit haben wir zwar einige schätzbare Zusammenstellungen von Victor BeYard („La Question Turque" und, soeben erschienen, „La Turquie et la Serbie"), sowie, in Ansehung Aegyptens, von Lord Cromer, dessen berühmtes Werk jedoch sehr tendenziös, und lediglich in majorem gloriam Anglorum geschrieben ist, während über die jüngste kommerzielle und industrielle Entwicklung Fitzners „Kleinasien", und namentlich zahlreiche Aufsätze der wertvollen Zeitschrift „Asien" dankenswerten Stoff liefern. Nirgend aber besitzen wir einen auch nur einigermaßen zusammenfassenden Ueberblick, der uns doch so Not täte. Freilich, wenn ein solches Werk vorhanden wäre, wer garantierte dafür, daß auch bei uns ein Publikum dafür da wäre! Vestigia terrent!

Eine Erwiderung auf den offenen Brief

Dr. Goehlers.

Berlin, 15. April 1909.

An die Redaktion der Neuen Revue und des Morgen.

In Nr. 14 Ihres geschätzten Blattes befindet sich ein offener Brief des Hofkapellmeisters Dr. Georg Göhler an Se. Exzellenz den Generalintendanten Grafen Hülsen-Haeseler, in welchem dessen Anschauungen in einen bewußten Gegensatz zu den unsrigen gebracht werden. Wir sehen uns daraufhin veranlaßt, zu erklären, daß alle Maßnahmen unseres Vereinspräsidenten in der Angelegenheit Bühnenverein-Genossenschaft durch einmütige Beschlüsse der Generalversammlung des Deutschen Bühnenvereins hervorgerufen worden sind, denen auch wir, wie es die uns aufgezwungene Lage gebot, zugestimmt haben.

Erwiderung auf den offenen Brief Dr. Goehlers.

601

Es ist demnach eine Entstellung der Tatsachen, wenn unsere Ansichten als denen des Präsidenten widersprechend hingestellt werden; wir können den Brief des Dr. Göhler aber als eine uns willkommene Gelegenheit benützen, um unserer Ueberzeugung dahin Ausdruck zu geben, daß Graf Hülsen-Haeseler während der ganzen Zeit seiner Präsidententätigkeit unermüdlich bei jeder Gelegenheit für die Interessen des Schauspielerstandes in selbstlosester Weise eingetreten ist.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Graf Seebach Baron zu Putlitz

Dresden. Stuttgart.

Die „Dresdner Neuesten Nachrichten“, die wie viele andere Blätter den offenen Brief des Hofkapellmeisters Dr. Georg Goehler aus der Neuen Revue und dem Morgen abgedruckt haben, schreiben im Anschluß daran:

„Der bemerkenswerte Artikel zeigt deutlich, wo der Haken hängt. Graf Hülsen hat nach einem in den „Leipziger Neuesten Nachrichten“ veröffentlichten Interview von den „Schreibern“ gesprochen. So könnte auch der schlicht bürgerliche Vorsitzende des Scharfmacher-Verbandes bei irgendeinem Streik sich ausdrücken. Wir hegen gar keinen Zweifel, daß die Ursache des Unfriedens in dem Augenblick aus der Welt verschwände, wo Graf Hülsen nicht mehr der Führer der Gegenseite wäre. Er könnte sich dann noch ungestörter Werken wie Sardanapal und den Berliner Hoftheatern überhaupt widmen, über deren Rentabilität befragt, so erzählt der Interviewer, Graf Hülsen mit einem Schmunzeln antwortete.“

Tolstoi und der Kult der Einfachheit.

Von

G. K. Chesterton.

Die ganze Welt hat gewißlich die Richtung zu größerer Einfachheit eingeschlagen — nicht gerade aus freien Stücken, sondern aus unumgänglicher Notwendigkeit. Und das ist nicht eine vorgeblich unschuldige bloße Laune, wie die der französischen Aristokraten vor der Revolution, die Pan einen Altar errichteten und den Bauernstand besteuerten, „weil es so ungeheuer kostspielig sei, das einfache Leben von Landleuten zu leben.“ Die Einfachheit, der die Welt zutreibt, ist die notwendige Folge all unserer Systeme und unseres Strebens nach Erkenntnis, mit einem Wort: unserer tiefen und unausgesetzten Beobachtung der Dinge. Denn das Weltall ist gleich einem jeden Ding darin: wir müssen es



wiederholt, ja gewohnheitsmäßig betrachten, bevor wir es sehen. Erst wenn wir es zum hundertsten Male gesehen haben, sehen wir es zum ersten Mal. Je fester wir aber die Dinge ins Auge fassen, um so mehr scheinen sie geneigt, sich zu einem Ganzen zusammenzuschieben und somit zu vereinfachen. Die Vereinfachung eines Dinges aber ist sensationell. Und so ist Monotheismus das sensationellste aller Dinge: es ist, als blickten wir lange auf ein Bild voll zusammenhangloser Motive und diese fugten sich plötzlich, mit einem gewaltigen Ruck gleichsam, zu einem furchtbaren, stieren Antlitz zusammen.

Wenige werden bestreiten, daß alle typischen Bewegungen unserer Zeit auf diesem Wege zur Vereinfachung begriffen sind. Jedes System möchte gründlicher sein als das andere, jedes sucht buchstäblich das andere zu untergraben. Alle großen Schriftsteller unserer Zeit unternehmen in der einen oder anderen Form den Versuch, den Zusammenhang mit dem Elementaren wiederherzustellen, oder, wie es mitunter derber und irriger ausgedrückt wird, zur Natur zurückzukehren. Die Riesen unserer Tage gleichen einander unzweifelhaft darin, daß sie auf verschiedenen Wegen ihrer Auffassung von der Rückkehr zur Natur folgen. Ibsens Rückkehr zur Natur vollzieht sich durch scharf umrissene Tatsachen; die Maeterlincks durch seine Neigung zur Fabel. Durch die Erkenntnis, wieviel er gelten lassen kann, kehrt Whitman zur Natur zurück; Tolstoi durch die Erkenntnis, wieviel er verwerfen kann.

Dieses heroische Verlangen, zur Natur zurückzukehren, gleicht nun in mancher Hinsicht dem heroischen Verlangen einer jungen Katze, ihren eigenen Schwanz zu fassen. Uns einzubilden, wir könnten der Natur, insbesondere unserer eigenen Natur Aug' in Aug' sehen, ist Torheit; es ist sogar Blasphemie. Es ist wie das Tun einer Katze in einem verrückten Märchen, die sich auf Reisen begibt in der festen Ueberzeugung, sie würde ihren Schwanz sehen, wie er am Ende der Welt einem Baume gleich auf den Wiesen wüchse. Und von außerhalb betrachtet, machen die Wendungen der Philosophen auf der Suche nach der Natur so ziemlich den gleichen Eindruck wie die Drehungen und Wendungen der ihren Schwanz verfolgenden Katze. „Du bist ein Gott, der sich verbirgt,“ sagt der hebräische Sänger. Und in aller Ehrfurcht sei gesagt, daß der Geist der Natur sich hinter des Menschen Rücken verbirgt.

Diese Erwägung ist es, die all der inspirierten Einfachheit und den tönenden Wahrheiten Tolstois einen Anhauch von Seichtigkeit verleiht. Wir fühlen es, daß ein Mensch nicht durch bloßes Eifern über komplizierte Zustände zur Einfachheit gelangen kann; ja, in lichterem Augenblicken fühlen wir, daß ein Mensch sich Einfachheit überhaupt nicht geben kann. Bewußte Einfachheit mag leicht weit eigentlicherer Zierat sein als Luxus selbst.

Tolstoi würde sich kaum damit begnügen, Spott und Anklage gegen „Salomo in all seiner Herrlichkeit“ zu schleudern. Mit strenger und unfehlbarer Logik würde er noch einen Schritt weiter gehen: er

Tolstoi und der Kult der Einfachheit.

603

möchte Tag und Nacht auf den Wiesen verbringen und die schamlosen roten Blütenkronen von den Lilien auf dem Felde streifen.

Tolstois Erzählungen lenken unsere besondere Aufmerksamkeit auf diese ethische und asketische Seite seines Schaffens. In einem Sinne — und zwar im tiefsten Sinne! — ist Tolstois Werk natürlich ein aufrichtiger und edelsinniger Ruf nach Einfachheit. Die engherzige Ansicht, daß ein Künstler nicht lehren solle, ist heute so ziemlich in die Luft gesprengt. Das Wahre an der Sache aber ist, daß ein Künstler weit mehr durch seine bloße Eigentümlichkeit lehrt, durch seine besondere Erdschicht, seine Tracht, seine Mundart, seine Technik, kurz, durch die Seite seines Werkes, deren er sich wahrscheinlich gar nicht bewußt ist, als durch die ausgefeilten, pomphaften Morallehren, die er zärtlich für seine Ansichten hält. Der wahre Unterschied zwischen der Sittenlehre hoher Kunst und der Sittenlehre sorgfältig ausgearbeiteter lehrhafter Kunst besteht in der einfachen Tatsache, daß die schlechte Fabel eine Moral hat, während die gute Fabel eine Moral ist. Und die wahre Moral Tolstois tritt in seinen Erzählungen beständig zutage, die große Moral, die den Kern seines gesamten Schaffens bildet, deren er selbst wahrscheinlich sich nicht bewußt ist, ja, die er wohl heftig tadeln würde. Das seltsame, kalte, weiße Morgenlicht, das über all seinen Erzählungen liegt, die Einfachheit der Volkssage, mit der ohne irgendwelche weitere Identifizierung von einem „Manne und einer Frau“ gesprochen wird, die Liebe für die Eigenschaften unbelebter Körper: die Härte des Holzes und die Weichheit des Schlammes — fast möchte man sagen: seine Lust an diesen Dingen —, sein in der Wolle gefärbter Glaube an eine an der Wiege des Menschengeschlechts sitzende gewisse ursprüngliche Natürlichkeit: diese Einflüsse sind in Wahrheit Moral. Stellen wir daneben den in die Posaune blasenden, tobenden Unsinn des didaktischen Tolstoi, der nach obszöner Reinheit schreit und nach unmenschlichem Frieden, der das Menschenleben mit dem Hackmesser in kleine Sünden zerhackt, aus Achtung vor der Humanität Männer, Weiber und Kinder bespöttelt, einen unmännlichen Puritaner und einen Wildling in einem Chaos von Widersprüchen zusammenwirft: dann wissen wir wahrhaftig kaum, wohin jener Tolstoi verschwunden ist. Wir wissen nichts anzufangen mit diesem, kleinen, lärmenden Moralisten, der in einem Winkel eines großen und guten Menschen wohnt.

Auf jeden Fall ist es schwer, Tolstoi, den großen Künstler, mit Tolstoi, dem beinahe giftigen Reformator in Einklang zu bringen. Es ist schwer faßbar, daß ein Mensch, der die Würde des täglichen Lebens der Menschheit in so edlen Umrissen zeichnet, den göttlichen Akt der Fortpflanzung, durch den jene Würde Generation auf Generation erneuert wird, für böse erachtet. Es ist schwer faßbar, daß ein Mensch, der die herzzerreißende Leere des Lebens der Armen mit so erschreckender Treue geschildert hat, ihnen wirklich jede einzelne ihrer armseligen Freuden mißgönnen kann, von der Liebelei bis zum Tabak. Es ist schwer faßbar, daß ein Dichter in Prosa, der den erdgeborenen Anwurf der Menschen, die innige Verwandtschaft zwischen einem



Menschenwesen und der Scholle, auf der er lebt, so machtvoll dargestellt hat, eine so elementare Kraft verneinen kann, wie die, die den Menschen mit seinen eigenen Vorfahren und seinem eigenen Lande verknüpft. Es ist schwer faßbar, daß ein Mann, der die verabscheuungswürdige Frechheit der Unterdrückung so scharf empfindet, nicht gegebenenfalls den Unterdrücker mit der Faust zu Boden schlagen möchte. Das alles aber entsteht aus dem Streben nach Einfachheit, dem Trachten, natürlicher zu sein, als es natürlich ist. Es würde nicht nur menschlicher, es würde auch bescheidener sein, wenn wir uns damit begnügten, daß wir nun einmal komplizierte Menschen sind. Die wahre Verwandtschaft mit der Menschheit würde darin beruhen, zu tun wie die Menschheit allzeit getan hat: den Besitz, zu dem wir berufen sind, das Glück, das uns beschieden ist, und die Geschicke unseres Geburtslandes mit aufrichtiger Neigung hinzunehmen. . .

Das Werk Tolstois hat noch eine andere, speziellere Bedeutung.

Es stellt die Bejahung der furchtbaren Vernunftmäßigkeit dar, die den weitgehendsten Forderungen Christi zu eigen ist. In Wahrheit können wir dem, der uns schlägt, nicht unsere Backe hinhalten; wir können dem Dieb nicht noch unsern Mantel geben: unsere Kultur ist dafür zu kompliziert, zu hochmütig, zu empfindlich. Der Dieb würde trotzen und wir würden erröten; mit andern Worten: der Dieb und wir sind gleicherweise Empfindsame. Das Gebot Christi ist unmöglich, aber es ist nicht unsinnig; es ist vielmehr Vernunft, einem von Verrückten bewohnten Planeten gepredigt. Wenn die ganze Welt plötzlich von einem Sinn für Humor befallen würde, so würde sie sich selbst dabei betreffen, daß sie die Gebote der Bergpredigt mechanisch erfüllt. Nicht die einfachen Geschehnisse in der Welt stehen dieser Erfüllung entgegen, sondern der Trieb zur Eitelkeit, zur Selbstgefälligkeit und zu krankhafter Empfindlichkeit. Gewiß, wir können dem, der uns schlägt, nicht die Wange bieten, aus dem einzigen und zureichenden Grunde, daß wir nicht den Mut dazu haben. Tolstoi und seine Anhänger haben gezeigt, daß sie diesen Mut besitzen, und auch, wenn wir glauben, sie irrten: in diesem Zeichen sind sie siegreich. Ihre Theorie besitzt die Kraft eines äußerst dichtgefügteten Körpers. Sie repräsentiert die Lehre von der Sanftmut und von dem passiven Gehorsam, der die letzte und kühnste Form von Widerstand gegen jede Autorität ist. Wäre es dem Menschenwesen verliehen, wirklichen passiven Widerstand durchzuführen, sie würden die erschreckende Stärke unbelebter Dinge erlangen und die erbitternde Ruhe von Eichenholz oder Eisen, die ungestraft siegen und, ohne Demütigung zu erleiden, besiegt werden. Die von ihnen verkündete Lehre von des Christen Pflicht ist, daß wir nie durch Gewalt siegen sollten, sondern stets, sofern wir können, durch Ueberredung. In ihrer Legende überwältigt Sankt Georg den Drachen nicht: er bindet ihm ein rosa Band um den Hals und gibt ihm eine Schüssel Milch. Ihnen zufolge würde ein Kursus in beständiger Gutheit selbst einen Nero zu einem sanften Wesen umgewandelt haben. Ihr Vertrauen in die menschliche Natur ist wahrhaft ehrenwert und großzügig; es äußert sich durch die Weigerung, der

J. VERSPRONCK  
BESITZER ' O. HULDSCHINSKY



EMPTY

Tolstoi und der Kult der Einfachheit. 605

überwältigenden Mehrheit der Menschen Glauben zu schenken, selbst wenn sie ihre eigenen Beweggründe zu erklären unternehmen. Doch obwohl die meisten von uns aller Wahrscheinlichkeit nach geneigt sein würden, diese neue christliche Sekte auf den ersten Blick für kaum weniger schädlich zu halten als eine lärmende unvernünftige Sekte der Reformationszeit, würden wir damit doch in einen merkwürdigen Irrtum verfallen. Das Christentum Tolstois ist, wenn wir es näher betrachten, einer der packendsten und dramatischsten Zwischenfälle in unserer modernen Kultur. Es stellt einen Tribut an die christliche Religion dar, sensationeller, als wenn Sterne vom Himmel fallen würden. Die Religion Christi ist, gleich manchen wahrhaftigen Dingen, unzählige Male widerlegt worden. Die Neuplatoniker widerlegten sie in demselben Augenblick, da sie ihren Lauf über die Erde antrat. Wiederum ward sie von den Skeptikern der Renaissance widerlegt, wenige Jahre nur, bevor ihre zweite, merkwürdige Verkörperung, die Religion der Puritaner, über viele Könige triumphieren und viele Länder zivilisieren sollte. Wir alle stimmen darin überein, daß diese Schulen der Verneinung und Zwischenspiele in ihrer Geschichte waren; aber wir alle hegen die Ueberzeugung, die Verneinung unserer eigenen Zeit müsse der Zusammenbruch der theologischen Weltordnung sein — gewissermaßen eine Götterdämmerung. Der Mensch des 20. Jahrhunderts glaubt wie ein Schulknabe von sechzehn, sein Zweifeln und Zagen seien Anzeichen vom Ende der Welt. In unsern Tagen sind die großen Irreligiösen, die nichts weiter taten als Gott absetzen und Engel austreiben, so weit übertroffen und überholt worden, daß sie beinahe als Rechtgläubige, ja Einfältige erscheinen. Ein jüngeres Geschlecht von Skeptikern hat eine unendlich anregendere Beschäftigung gefunden als auf eine Million Särge die Deckel aufzunageln und den Leib an ein einzelnes Kreuz zu schlagen. Sie haben nicht bloß die elementaren Glaubenslehren bekämpft, sondern die elementaren Menschheitsgesetze: Eigentum, Patriotismus, bürgerlichen Gehorsam. Sie haben die Kultur so offen angeklagt, wie die Materialisten die Theologie anklagten; sie haben alle Philosophen noch tiefer verdammt als selbst die Heiligen. Tausende von modernen Menschen wandeln ruhig und in hergebrachten Formen unter ihren Mitmenschen, während sie über wirtschaftliche Freiheiten und Grundbesitz Ansichten hegen, über die ein Voltaire geschaudert hätte wie eine Nonne beim Anhören einer Gotteslästerung. Und die letzte und tollste Phase dieser Saturnalien des Skeptizismus, die Schule, die den moralischen Wert der selbst von Piraten anerkannten Ideale von Mut und Gehorsam verneint: diese Schule stützt sich buchstäblich auf die Worte Christi. In der gesamten Weltgeschichte ist niemals der Lebenskraft eines alten Glaubens ein so furchtbarer Tribut gezollt worden. Damit verglichen, wäre es ein kleines, würde das Rote Meer entzweibersten oder die Sonne um Mittag stillstehen. Wir stehen dem Phänomen gegenüber, daß eine Gruppe von Umstürzlern, deren Verachtung aller Ideale von Familie und Nation in einer Diebeshöhle Schauer erregen würde; die sich frei zu machen vermögen von jenen in Fleisch und Blut unserer



Kultur übergegangenen elementaren Instinkten des Menschen und des Gentleman — sich nicht freimachen können von der Einwirkung einiger fernliegenden, in verderbtem Griechisch niedergeschriebenen Anekdoten. Stellen wir uns diese Tatsache lebhaft vor, so müssen wir erkennen, daß ihr etwas Betäubendes, ja Hypnotisches beiwohnt. Der überzeugteste Rationalist wird angesichts dieses Faktums plötzlich von einer seltsamen, uralten Vision beherrscht, sieht die ungeheuren skeptischen Weltentstehungstheorien unserer Tage als Träume den Weg tausend vergessener Ketzereien gehen und glaubt einen Augenblick lang, die neunzehn Jahrhunderte hindurch überlieferten dunklen Aussprüche könnten wirklich die Umwälzungen in sich schließen, von denen wir erst zu träumen angefangen haben.

Diese oben von uns an die Hand gegebene Bedeutung kommt fraglos den Tolstoianern zu, die, roh ausgedrückt, als die neuen Quäker bezeichnet werden können. Mit ihrem merkwürdigen Optimismus und ihrem beinahe erschreckenden logischen Mut bringen sie dem Christentum einen Tribut dar, wie keine Rechtgläubigkeit es je vermöchte. Es kann nur von Interesse sein, eine Revolution zu beobachten, bei der beide, die Gewalthaber wie die Rebellen, unter demselben Feldzeichen vorgehen. Doch selbst die Lehre vom passiven Gehorsam und alle ihr verwandten Lehren sind meines Erachtens nicht durch jene verständige Klarheit und Notwendigkeit gekennzeichnet, die ihre Anhänger für sie in Anspruch nehmen. Eine uns vorliegende Flugschrift weist eine ungewöhnlich hohe Zahl von Anführungen aus dem Neuen Testament auf, deren Genauigkeit keineswegs so packend ist wie ihre Dreistigkeit. Zunächst müssen wir Einspruch dagegen erheben, daß man gleichzeitig anführt und umschreibt. Wenn jemand erörtert, was Jesus sagen wollte, so soll er vor allem feststellen, was Er sagte, nicht, was dieser Jemand meint, daß Er gesagt haben würde, hätte Er sich klarer ausgedrückt. Hier ein Beispiel von Frage und Antwort:

Fr.: „Wie faßte der Herr selbst das Gesetz in wenige Worte zusammen?“

A.: „Seid barmherzig, seid vollkommen wie euer Vater; euer Vater in der Geisterwelt ist barmherzig, ist vollkommen.“

Darin ist vielleicht nichts enthalten, was Christus nicht gesagt haben würde — mit Ausnahme des abscheulichen, modernen metaphysischen Terminus „Die Geisterwelt“ —; aber zu sagen, es stehe geschrieben, Er habe das gesagt, ist wie wenn jemand sagte, es stehe geschrieben, Ihm seien Palmen lieber gewesen als Sykomoren. Es ist eine einfache, unverfälschte Unwahrheit. Der Verfasser sollte wissen, daß diese Worte für tausend Menschen tausenderlei bedeuten, und daß, wenn ältere Sekten sie so heiter umschrieben hätten wie er, er nie den Text empfangen haben würde, auf den er seine Lehre gründet. In einer Flugschrift, in der einfache gedruckte Worte nicht außer acht gelassen werden können, ist es nicht überraschend, wenn bei einem umfangreichen Gegenstand einmal eine irrige Anführung vorkommt. Hier aber ist in klaren, nüchternen Worten eine Aussage vorgebracht,

die wir glatt zu verneinen uns begnügen: „Das fünfte Gebot unsers Herrn sagt, wir sollten insbesondere bemüht sein, dieselbe Achtung für Leute aus fremden Ländern zu pflegen, und im allgemeinen für die, die nicht zu uns gehören oder gar Abneigung gegen uns haben, die wir für unsere Angehörigen hegen und für die, die mit uns übereinstimmen.“ Ich möchte wissen, wo im ganzen Neuen Testament der Verfasser diese gewalttätige, unnatürliche und unmoralische Mahnung findet. Christus selbst hatte nicht die gleiche Achtung für den einen wie für den andern. Es wird uns ausdrücklich gesagt, daß Er bestimmte Menschen besonders liebte. Es ist höchst unwahrscheinlich, daß er von andern Völkern dieselbe Meinung hatte wie von Seinem eigenen. Der Anblick der Stadt Seiner Geburt bewegte ihn zu Tränen,- und das höchste Lob, das Er spendete, war: „Siehe, ein echter Israelit!“ Der Verfasser hat ganz verschiedene Dinge untereinander gemischt. Christus gebot uns,, alle Menschen zu lieben; doch auch wenn wir alle Menschen ohne Ausnahme lieben könnten: es wäre dennoch irreführender Unsinn, zu verlangen, daß wir alle Menschen gleich lieb haben sollten. Wenn wir einen Menschen überhaupt lieben, so muß sein Eindruck auf uns wesentlich verschieden von dem sein, den ein anderer Mensch, den wir lieben, hervorruft. Christus hat nie gesagt, Er liebe die Menschheit: Er liebte die Menschen. Und der Grund dafür, daß den Tolstoianern der Gedanke von gleichmäßig verteilter Liebe erträglich ist, liegt darin, daß ihre Menschheitsliebe eine logische Liebe ist, eine Liebe, in die sie durch ihre eigenen Theorien hineingedrängt werden, eine Liebe, die einem Kater als Beleidigung erscheinen würde.

Der größte Irrtum von allen aber beruht darin, daß sie die Gebote des Neuen Testaments in fünf Regeln zerlegen. Bezeichnenderweise wird dadurch gerade das wesentlichste Merkmal dieser Gebote aufgehoben: ihre Ursprünglichkeit. Der Abgrund zwischen Christus und all seinen modernen Interpreten ist, daß wir keinen Nachweis besitzen, Er habe je Worte niedergeschrieben — außer mit Seinem Finger in den Sand. Wir haben nur Kunde von einem fortlaufenden erhabenen Gespräch. Tausende von Regeln sind davon hergeleitet worden, bevor die Tolstoischen Regeln aufgestellt wurden, und Tausende werden fernerhin daraus hergeleitet werden. Doch nicht um irgendeiner pomphaften Verkündung willen, nicht um irgendeiner sorgfältig ausgearbeiteten Ausgabe gedruckter Bände willen — um weniger herrlicher und unwirksamer Worte willen geschah es, daß das Kreuz auf Golgatha aufgerichtet ward, und die Erde sich auftat, und die Sonne sich verdunkelte um Mittag.



GOß

NEUE REVUE und MORGEN.

Ein Dichter ruft. —

Von

Richard Wolfgang Worton.\*)

Ragen vom Erinnern zerkerbte Bäume an den Seiten eines Dammes.

— Vor Tagen war ein Schneien gekommen und hat nun jeden kleinsten Ast, den das Sehnen aus dem Stamme streckt, durch seine schweigende, weiße Feierlichkeit sichtbar gemacht, auch für die tiefsten Nächte.

An einem der Stämme lehnt ein junger Dichter, und durchs Raunen der Saale horcht er auf die Mitternacht. Sie wird den Monat seines Hoffens, sie wird den März öffnen. —

Da — wie ein Leuchten plötzlich auffunkt — so richtete sich der junge Einsame auf. Eine Glocke sprach die Beschwörung der Mitternacht. —

Auf einer leichten Brücke steht er über der Saale. Der bald vollendete Mond öffnet die Wolken:

„März — Gesegneter meines Hoffens!

Ich weiß es — jetzt ist meine Stunde kommen!

Lehre mich, wie ich den Retter finde, der da für mich bestimmt! —

März — Gesegneter meines Hoffens!"

Dann war er durch den Schnee geirrt. Geirrt — denn schon lebte er in den Landen seines Werkes; und der Schmerz, daß die Not ^hn bisher nur beginnen ließ zu bauen — einer tiefen Zuversicht war er gewichen. —

Er lebte in seinem Werk!

Das Tor war ja schon geschaffen. Er wollte unter ihm atmen, um dann aufzubrechen zur letzten Traumfahrt ins Ungeborene — denn bald, bald wird er ja auch das alles zeugen können.

So begann er: Leise zuerst, dann deklamierend, endlich jubelnd und losgelöst von allem Erinnern:

„Maria,

Seele wellt über die Dinge, wenn mit dem Nachten

Ruhe einherzieht;

Wie an den Erd-Enden Wogen der Finsternisse

Sich türmen

Und weit und wölbend ihrer Feier

Zwingende Gebärde über

Die Vergänglichkeit spreiten.

Tausendstimmiges Dunkel

Gleitet als glanzsatter Mantel

Würderuhig herab um die Welt!

\*) Ein junger Dichter spricht hier zum ersten Mal, der seine Schöpfer-Sehnsucht in hymnischem Ueberschwang ausströmt. Seine an Hölderlin und Novalis erstarkte Sprach- und Bilderkraft, die noch überüppig wuchert, verkündet eine so kühne und eigenartige Begabung, daß wir mit Freude auf sie aufmerksam machen, mag sie heute auch noch manchem Mißverständnis begegnen. Die Red.

Ein Dichter ruft.  
Und aus der Tiere Ruf,  
Dem trunknen Finden warmer Menschen,  
Da starren fremd erhaben  
Die Schatten von den tiefsten Trächten.  
Sieh in der Kathedrale dieser offenen Nacht  
Kauern die müden Dinge der Welt,  
Wie von Stunden einer tiefen Not hierher gerufen,  
Einer Not,  
Die in ein Beten all das Getrennte gartet. —  
Die müden Dinge der Welt!  
Siehst du die vielen Tastenden,  
Wie sie mählich sich zusammenschieben  
Zu den flehend-gereckten Armen der Seele:  
Zu Sehnen und Traum?  
Und sieh da — zwei hochleitende Dämme  
Werden die Arme!  
Ich aber weiß es — sie ufern den Atem der  
Ewigen Fragen,  
Auf daß er rein den Mund wieder fände —  
Dem er entflohn.  
Die müden Dinge der Welt!  
So wund sind sie von den Schlägen  
Jener Schwingen aus Geißelsträngen,  
Die unsres Hastiglebens alten Geiern  
Schultern geben, gleich  
Entfesselten Kapitälen des Jähzorns.  
Und weißt du,  
In jede neue Nacht wühlt unser Erdensein  
Nur eine tiefre Bucht,  
Und wir könnten des schlafenden Licht's  
Führenden Traumklang hören, würden  
Ihm nach suchend den Pfad zur Sonne finden  
Und einst mit ihr erwachen.  
Ja, dies Erwachen wäre dann das Schauern,  
Das unsern Brüdern, unsern Schwestern mangelt,  
Das Taten hervortreibt aus dem Leben —  
Hochsprießende, rankende Taten,  
Die kindlich-frisch und wie junge maihelle Birken  
Plötzlich in das Uferlose lachten.  
Und ein Wachsen suchte sie heim  
Und ein Chor befreiender Rufe  
Bis unsres Hoffens Träume lebten.  
Ich aber weiß es, daß meine Sonne  
Jetzt niedersinkt zu den Knien  
Dieser offenen Nacht —  
Aufflammt — und sich hingibt.



NEUE REVUE und MORGEN.

Das aber, was ihr stammelnd entquillt,  
Fließt in den alten klaffenden Schrei  
Meines endlosen Sehnsens,  
Den meine schöpfereinsamen Nächte geweitet —  
Strömt hinein — schließet ihn endlich  
Und schwellt ihn zur Knospe.  
Oh nun bricht der Brunnen unsrer Verheißung aus ihr —  
Sieh da hinauf — er teilt sich — er gleitet  
Hernieder —  
Fünf Strahlen schließen den Bund unsrer Hände.  
Die Stunde ist kommen, Maria! —  
Du! Um die Feuer meiner Stirne schließ deine Hände  
Und wie von Flügeln gotischer Altäre  
Mag dann sakraler Kühle weilendes Erhaben wehn  
Und meiner Sänge Tauflut reifen  
Zu weißleuchtenden Perien,  
Die bald schon als neue Idole  
Träufeln werden im Stundenglas,  
Das ich aus Himmel und Erde schmelzen will.  
Neue Träume! Ferner Geschlechter Leben und Gesetze!  
Der Gott, der uns und unser Leben träumte —  
Siehe er ist nicht tot!  
Ich weiß es — ich bin seines Geistes!  
Und einige meiner Brüder sind's. —  
Sonst gibt es ja keine Zeuger als uns, die  
Schaffenden;  
Mütterleiber und Mütterkräfte  
Sind alles Andere uns! —  
Und ich will singen, weil ich ein Hoffen  
Sehe darin und weil vieles schon  
Ein Ahnen trägt!  
Auch unter jenen Brüdern und Schwestern,  
Deren Fleisch lüstig-blaß geworden,  
Seh ich schon einige,  
Denen die Schauer einer ungekannten  
Tannennacht, wo beim Frühlingsbersten  
Ferner Ströme der Mond ein unerhofftes  
Grün mählich aus dem Dunkeln schält,  
Denen jene Schauer ins Fleisch  
Zur Umkehr mahnende Runen gekerbt.  
Ich aber weiß, daß meine Mütter es sind,  
Die aus diesen Runen  
Einhalt entgegenstarren  
All den schwelenden Unbilden feiler Nächte.  
Um meines Rufens willen,  
Tun's die Mütter! — —

Ein Dichter ruft.

611

Andern schwillt das Stirngeäder,  
Als wittere das Blut darin  
Die neuen Sonnen schon,  
Die saugend noch an meiner Seele  
Firnleuchten liegen.  
Ein Wachwerden seh ich,  
Darum dieses mein Grüßen,  
Euch Brüdern und Schwestern!  
Ich will es ja, daß gellwiehernde  
Stürme aus meinen Sängen schnauben  
Und daß Unrast aus ihren Leibern geige  
Zum Wirbeltanze um die alten Trägerwelten.  
Die müssen aufbrechen,  
Dann werden freien Sinnens lichte Grate  
Aus jeglichem steilen, der mir schwistert ist!  
Einen Ring will ich um unsern Stern  
Hämmern — und ich will mich  
Dazu auf die Schwingen unrastender  
Gottestrunkenheit stellen,  
Die ich über ein kreisend Knäuel  
Lichtdurchzuckter Hengste gespannt! —  
Ah die Hengste meines Zornes!  
Und mit den Wettern des ewigen Schreitens  
Will ich gen den Truglast hämmern —  
Dieselben Rillen jenes ebbenden Trugs —  
Ich will sie zu Stromberten weiten  
Für die tausendarmige kommende Flut,  
Die meine Sänge beschwören!  
Ich weiß es — daß das Herz unsrer Tage auf  
Sie harrt — denn ein höher Pulsen soll  
Auf unserm Stern das Leben wieder treiben.  
Ich weiß es — noch hängen in Schwülen wie  
Lungernde Trauben  
Viel ringende Nächte irrender Brüder:  
Bald, bald aber wird mein brennender Morgen  
Seine lodernden Arme recken,  
Von deren Widerschein viel alte Schranken  
Zu ziehendem Gewölk zerquellen werden.  
Taten werden mit flammendem Fuß  
Ueber die trugbrachen Halden stampfen  
Und Schalen für die neuen Freuden  
Daraus schmelzen —  
Und werden weiter schreiten  
Zum Hörnertosen aus allen offenen  
Schreien der Sehnsucht —  
Werden nicht stehen  
Bis meines Zornes Flamberg  
In der alten Menschen-Sonne,  
Dem goldgierenden Arimaspenauge steckt! —



NEUE REVUE und MORGEN.

Maria! Nun will ich rufen!

Ihr Aare meines Höchsten Sinnens,

Die ihr allein nur kreisen könnt

Zwischen meinem Himmel und

Diesem Stern — wie Gluten zwischen Gatten kreisen,

Ihr Söhne der Höhen

Zieht einher in eurer Feier

Und rollt in den Stürmen

Eurer Schwingen herbei

Meinen Stern!

Und ich will meiner Himmel

Schöpfung künden!

Maria!"

Neue Wiener Romane.

Von

W i l l i H a n d l.

II. \*)

Mit Meistern des Romans ist das heutige Oesterreich ja gesegnet. Sie sind aus der Unschuld des verliebten Anschauens und der hingegebenen Schilderung längst heraus, streben in leichtem oder in ernst bemühtem Anstieg der Bewältigung hochgipfelnder Probleme zu. Daß diese immer noch, in der Anlage oder in den Versuchen der Lösung, mit irgendeinem spezifisch österreichischen Element gemischt sind, spricht nur für die tiefwurzelnde Echtheit und Bodenverwandtheit dieser Dichter. Und von Wien kommen sie alle nicht los. So sehr jeder von ihnen auch seinen Willen anstrengt, zu möglichst weit- ausgreifender Betrachtung menschlicher Schicksale, menschlicher Geschichte und Naturgeschichte vorzudringen; sein Sprungbrett bleibt doch immer der vertraute Boden dieser Stadt. In Burckhards „Die Insel der Seligen“\*\*) wird das nicht nur an den Ideen, sondern auch in der Formung offenbar — und leider mit der schreienden Deutlichkeit eines technischen Mißstandes. Dort, wo das Epos hingleitet, so frisch, so klug, so flott, wie nur irgendein geschriebenes oder getanes Werk von Burckhard, da hat es auch seinen natürlichen Wiener Schauplatz, der nicht nur die Heimat seiner Menschen, sondern auch die Heimat seiner inneren Bewegung, seines Gedankentempos und seiner sprachlichen Rhythmik ist. Sobald aber der Blick auf die Menschheit und ihre soziale Natur eröffnet werden soll, springt die Erzählung mit einer Plötzlichkeit, die nicht ganz angenehm überrascht, ins Wesenlose und allzu Will-

\*) Vergl. Heft 16.

•\*) Verlag S. Fischer, Berlin.

Neue Wiener Romane.

G13

kürliche. Nicht nur das Milieu des Bodens — die Insel der Seligen — ist namenlos und unvorstellbar, auch alles menschliche Geschehen wird Theorie, Erläuterung, absichtlich prinzipielle Darstellung, verliert an Bildkraft, an Plastik und damit an künstlerischem Wert. Nur ein paar ernste, großblickende Gedanken bleiben noch und ein feines Lächeln, das über die Gedanken wegführen kann, dorthin, wo der Zweifel wieder beginnt, — aber ohne die Schmerzen seines Stachels. Dieses Lächeln, das Verrat und Versöhnung in gleichem Maße in sich hat, ist so nachdrücklich und so herzlich österreichisch, daß es immerhin auch diesem zweiten Teile des Romans ein Stück der verlorenen Echtheit wiederzugeben imstande ist. Mit dem Verlust des Kunstwerkes, das sich mitten in der Entwicklung so plötzlich selbst zerstört, versöhnt es doch, daß der Künstler, der es schuf, noch aus den ungeordneten Stücken seiner Arbeit so hell und so lebendig zu erkennen ist.

Wie es denn überhaupt diesen Oesterreichern gemeinsam zu sein scheint, daß sie, je reicher ihre Technik wird, nur um so mehr in ihrer Kunst, ob sie es wollen oder nicht, von ihrer Person offenbaren müssen. Niemals noch war Arthur Schnitzler den Problemen seines eigenen Wesens so herzlich nahe, wie in seinem letzten Roman „Der Weg ins Freie“. \*) Was ihn und was an ihm beunruhigt hat, hier erscheint es klar und deutlich aufgeschrieben: die Unsicherheit des Juden in der modernen Kultur. Eine Handlung, so zart entwickelt und so leicht hingeführt, wie nur seine Meisterschaft es vermag, umwickelt sich auf das dichteste mit den trüb schattierten, unzerreißbar zähen Fäden, die aus der europäischen Judenfrage gesponnen werden. Wie diese Fäden alle Menschen untereinander verbinden und die Gedanken einer ganzen Gesellschaft hin und herleiten, so schnüren sie auch den freien Zug der Geschehnisse ein und pressen sich schwer um den eigentlichen, den poetischen Körper dieses Kunstwerkes. Wer bedeutende Gestaltung von Schicksalen erwartet, der wird enttäuscht. Nur bedeutende Fragen nach einem Schicksal erfüllen dieses Werk der inneren Schwere und der Bekenntnisse. Wienerisch ist die Farbe und die sprachliche Art seiner Menschen, österreichisch der leichte Zug, die gepflegte Noblesse seiner Führung. Aber das Gespinnst seiner Gedanken flicht sich um Probleme des Judentums, umklammert sie mit jüdischem Eifer, durchhellte sie mit dem Lichte jüdischer Geistigkeit. Daß dennoch aus dieser Vermengung verschiedenrassiger innerer Elemente eine künstlerische Einheit von hohem Wert und von eigener Art entstehen konnte, mag beweisen, daß diese Elemente trotz ihres scheinbaren Widerstreites gutartig und produktiv aufeinander reagieren können. Und das bedeutet im letzten Grunde die schönste Lösung der Fragen, die in diesem Buche ihr unruhiges Leben führen: nämlich ihre Beschwichtigung und Aufhebung im harmonischen Kunstwerk. Trotziger herausfordernd, als ein Ueberwältiger in kühnstem Stile, und in der Form vollendetes Muster der neuen österreichischen Literatur, stellt sich Hermann Bahr in seinem letzten Werke „Die Rahl“\*) vor

\*) Verlag S. Fischer, Berlin.

NEUE REVUE und MOROEN. 1909. Heft 17. -Tj



## NEUE REVUE und MORGEN.

die Menschheit hin. So ist wenigstens seine deutlich verkündete Absicht. Er will Typen schaffen, die nicht für Wien und nicht für Oesterreich, nicht für diese oder eine vergangene Zeit allein gelten sollen, die, so verspricht er, die wichtigsten Glieder im Aufbau des ganzen menschlichen Geschlechtes vielbedeutend und für alle Kulturen gültig hinstellen werden. Er fängt mit diesem Roman erst nur an, und es bleibt abzuwarten, ob der Kreis, der von hier ausgeht, in seiner Rundung auch wirklich alles Wichtige in der menschlichen Natur, wie es der Dichter gewollt hat, umschließen wird. In diesem Roman aber, das kann mit Freude festgestellt werden, ist soviel Wiener Luft und Wiener Takt, daß man ihn, wie er nun einmal ist, als ein typisches, klares aufnehmen kann. Das Buch handelt von der Kunst, zu leben und sein Leben zu fördern. In zwei mächtigen Linien, die einander suchen, begegnen, durchkreuzen, entfliehen, ist dieser Sinn des Werkes mit schöner Anschaulichkeit hingezeichnet. Hier das Ideal, da der Schwärmer, hier Kraft des Lebens, die sich in ruhmreichem Können und in unbewußt schönem Blühen ausgibt, da Kraft der Jugend, die schäumt und anbetet und umklammert und sich ängstlich verhält, so wie das Leben sie zur bitteren Erkenntnis zwingt. Zwischen beiden der Dilettant, fein und schwach, geschäftig und untätig, gepflegt und gedrückt. Und ihm zur Seite wieder der Künstler, von seiner Gier des Gestaltens im Inneren angefressen, ewig unruhig, ewig ohne Befriedigung, blind für alles, was nicht sein Werk ist, und doch wieder mit einer gewissen Hellsichtigkeit begabt, die sich nur nicht in klugen und feinen Worten, die sich in jähen Ausbrüchen eines cholerischen Temperaments entladet. Das wären so ungefähr die Typen, die, wenn man die allgemeine Vorrede des Dichters beim Wort nehmen will, in diesem Buche, die ganze große Menschheit vertretend, erscheinen. Vier Typen von Gewicht und von Geltung, man muß es gestehen; aber sie könnten kaum überzeugen, könnten von ihrem Leben und vom Leben der ganzen Menschheit kaum so kräftig und in so einfachen Wahrheiten reden, wären sie nicht durch die glänzende Kunst des Stilisten und Epikers in einer Erzählung von merkwürdigem innerem Schwung und von solidester Haltbarkeit des Gefühls untereinander festgebunden. Auch in diesem Buche ist Wien; und nicht das Wien des sinnlichen Daseins, nicht das Wien des fröhlichen Spottes, nicht das Wien versonnener und bedrückter Schwermut, sondern ein selbstbewußtes, helläugiges, tätiges Wien, das auf der Suche nach einem neuen Stil des Lebens eigene Formen findet und zu eigenen Entschlüssen kommt. Dieses Werk ist, in dem festen Ton und in der aufrechten Haltung des Dahinschreitens, ein Bild des Wien, das die Besten der Stadt erhoffen und heranzubringen willens sind.

Die Ehe.

615

Die Ehe.

Komödie von Bernard Shaw.

Deutsch von Siegfried Trebitsch.

(Fortsetzung ,

Lesbia: Darf man fragen, wer die Schlange mit dem Schwamm-  
gesicht eigentlich ist?

Leo: Das ist er nicht.

Reginald: St. John Hotchkiß, natürlich.

Frau Bridgenorth: St. John Hotchkiß! Na, der kommt ja  
auch zur Hochzeit.

Reginald: Was! Dann geh ich aber hier geht nach dem Turmausgang).

M~ Nein, das wirst du nicht tun. Du hast

E\_| versprochen, nett gegen ihn zu sein.

~m<"^ Nein, alter Knabe, gehe nicht von Ediths

Leo, (ihn festhaltend):

Der General:

Frau Bridgenorth

Lesbia:

!^"S-| Oh, bleibe, Rejgy. Ich bin ernstlich böse

~ c h wenn du uns verläßt.

•g ~ Bleiben Sie, lieber Reginald. Früher oder

p später müssen Sie ihm doch begegnen.

Reginald: Vor einem Augenblick, als ich bleiben wollte, habt  
ihr alle mir die Tür gewiesen. Nun, wo ich gehen will, wollt ihr  
mich nicht fortlassen.

Frau Bridgenorth: Ich will Herrn Hotchkiß 'n paar Worte  
schreiben, er möchte nicht kommen.

Leo, (neuerlich weinend): Oh, Alice! (Sie kommt zu ihrem Sessel zurück,  
mit gebrochenem Herzen.)

Reginald: Oh, laß ihn nur. Sie soll ihren Kerl mit dem

Schwammgesicht haben. Laß ihn nur kommen. Laßt nur alle kommen.

Er geht durch die Küche bis zu der Eichenkiste und setzt sich ärgerlich

Frau Bridgenorth zuckt mit den Schultern, setzt sich an den Tisch, in

Reginalds Nähe und hört mit sanfter Hilflosigkeit zu. Lesbia, die über Leos

Tränen die Geduld verloren hat, geht in den Garten und setzt sich in die Nähe  
der Tür. Sie atmet die frische Luft ein, froh über die Erklärung von der häus-  
lichen Dumpfheit der Angelegenheit Reginalds.

Leo: Es ist grausam von dir, Rejgy, unablässig zu behaupten,  
daß ich dich nicht gern habe.

Der General (kommt väterlich zu Leo): Mein liebes Mädel: alle  
Gesprächsthemen der Welt sind ja schon lange erschöpft. Gott weiß,  
daß ich die Gesprächsthemen der britischen Armee dreißig Jahre  
darauf.



NEUE REVUE und MORGEN.

hindurch erschöpft habe: aber deswegen habe ich sie doch nicht verlassen.

Reginald, (bitter): Sie erklärte mir, daß es wäre, weil sie meine Gesprächsthemata erschöpft habe.

Leo: Nicht weil ich sie erschöpft habe, verlaß ich ihn, sondern weil er darauf besteht, sie gerade dann zu wiederholen, wenn ich lesen oder zu Bett gehen will. Und Sinjon\*) amüsiert mich. Er ist so klug.

Der General (fühlt sich getroffen): Ha! Die alte Klage. Ihr wollt alle Genies heiraten. Diese Nachfrage nach klugen Männern ist lächerlich. Irgend jemand muß doch auch die flachen, bescheidenen, dummen Burschen heiraten. Hast du daran mal gedacht?

Leo: Aber es gibt so viele dumme Frauen, die man heiraten kann. Warum wollen die Dummen gerade uns heiraten? Ueberdies weiß Rejy, daß ich ihn ganz gern habe. Ich mag ihn, weil er mich haben will; und Sinjon liebe ich, weil ich ihn haben will. Ich fühle, daß ich Pflichten gegen Rejy habe.

Der General: So ist es: das hast du.

Leo: Und selbstverständlich hat Sinjon dieselben Pflichten gegen mich.

Der General: Seht! Seht!

Leo: Oh, wie dumm ist doch das Gesetz! Warum kann ich nicht beide heiraten?

Der General, (schockiert): Leo!

Leo: Nun, ich 1 i e b e beide. Ich möchte 'ne ganze Masse Männer heiraten. Rejy möchte ich für den täglichen Gebrauch und St. John für Konzerte und Theater und um des Abends auszugehen, dann ungefähr einmal jährlich am Schluß der Saison, einen großen strengen Heiligen, und dann noch einen ganz wahnsinnigen Idioten von Jungen, mit dem ich nach Gutdünken ganz schlecht umgehen könnte. Ich bin so selten schlecht; und wenn ich es einmal bin, ist es 'jammerschade, es nutzlos zu vergeuden, bloß weil's zu verrückt ist, einem erwachsenen, wirklichen Manne zu beichten.

Reginald: Ja das ist so die Sache, weißt du — (hilflos). Na, so ist es!

Der General, (entschieden): Alice: das ist etwas für den Barmeciden. Er ist Bischof: es ist seine Pflicht, mit Leo zu, reden.

Ich kann eine tüchtige Portion vertragen; wenn es aber was mit (offener Polygamie und Polyandrie ist, dann muß etwas geschehen.

Frau Bridgen Orth, (zur Tür des Arbeitszimmers gehend): Komm einen Augenblick zu uns, Alfred. Hier ist 'ne Schwierigkeit.

Bischof,(vondrinnen): Frag Collins, ich bin beschäftigt.

\*) So sprechen die Engländer St. John aus.

Die Ehe.

617

Frau Bridgenorth: Collins nützt hier nichts. Es ist ganz was Ernstes. Komm nur auf einen Augenblick Lieber. (Als sie ihn kommen hört, setzt sie sich in einen Stuhl am nächsten Ende des Tisches.) Der Bischof kommt aus seinem Arbeitszimmer. Er ist seinen Jahren nach ein schlanker, tätiger Mann, seinem Temperament nach jünger als seine Brüder. Er hat eine zarte raut, schöne feine Hände, eine vorspringende Nase mit einem dazu passenden Kinn, einen kurzen Bart, der seinem scharfen Kinn Nachdruck verleiht, kluge humorvolle Augen, nicht ohne einen Schimmer von Bosheit. Seine Sprache ist breit und glänzend. Er hat das Gehaben eines Mannes, der erfolgreich ist und sich immer für sich selbst interessiert und im allgemeinen mit sich wohl zufrieden ist. Als Lesbia seine Stimme hört, wendet sie ihm ihren Stuhl zu und erhebt sich sofort. Sie steht auf der Schwelle und hört dem Gespräch zu.

Bischof, (zu Leo gehend): Guten Morgen, meine Liebe. Hallo! Du hast Reginald mitgebracht. Das ist sehr nett von dir. Hatst du sie miteinander ausgesöhnt, Boxer?

Der General: Sie ausgesöhnt! Mensch, die ganze Scheidung war eine abgekartete Sache. Sie will einen Burschen, namens Hotchkili heiraten.

Reginald: Ein Kerl mit einem Gesicht wie —

Leo: Nein, du darfst nicht, Rejyy. Er hat ein sehr hübsches Gesicht.

Frau Bridgenorth: Und jetzt sagt sie, sie will beide heiraten und noch eine ganze Menge anderer Männer dazu.

Leo: Ich habe nicht gesagt, daß ich sie alle heiraten will: sondern nur, daß ich sie heiraten möchte.

Bischof: Eine ganz feine Unterscheidung, Leo.

Leo: Wissen Sie, nur so — gelegentlich.

Bischof, (sich behaglich neben sie setzend): Ganz richtig. Manchmal einen Dichter, manchmal einen Bischof, manchmal einen Feenprinzen, manchmal irgendeinen ganz Unbeschreibbaren und manchmal keinen von allen.

Leo: Ja: genau so ist es. Woher wissen Sie das?

Bischof: Oh, ich glaube, die meisten phantasievollen und gebildeten jungen Damen empfinden so. Ich würde keinen Pfifferling für eine geben, die anders dächte. Shakespeare hat vor langer Zeit gesagt, daß eine Frau für den Sonntag einen Gatten ebenso nötig hat wie einen für den Wochentag. Aber wie gewöhnlich, hat er den Gedanken nicht weiter ausgeführt.

Der General, (entsetzt): Soll das heißen —

Bischof, (ihn kurz unterbrechend): Ja, Boxer, bin ich der Bischof oder du?

Der General, (verdrießlich): Du.

Der Bischof: Dann frage mich nicht, was das heißen soll.



NEUE REVUE und MORGEN.

„Du hast nicht nach dem Warum zu fragen, du hast nur zu folgen und zu sterben“ —

Der General: Schön: fahr nur fort. Ich bin ja nicht so klug. Nur ein dummer Soldat. Ha! Fahre nur fort. (Er wirft sich in den Gilterstuhl wie einer, der auf das Schlimmste gefaßt ist)

Frau Bridgenorth: Aergere Boxer nicht, Alfred.

Bischof: Wenn wir ethische Fragen erörtern wollen, müssen wir damit anfangen, dem Teufel eine freie Meinung zu gewähren. Boxer tut das nie. England tut das nie. Wir nehmen immer an, daß der Teufel schuld ist; und erlauben ihm niemals, seine Unschuld zu beweisen, weil es gegen die öffentliche Moral verstoßen würde, wenn ihm das gelänge. Wir pflegten mit Gefangenen, die des Hochverrats angeklagt waren, ein Gleiches zu tun. Die Folge davon ist, daß wir uns damit selbst leimen; und schließlich ist uns der Teufel doch über. Vielleicht wollen die meisten das grade.

Der General: Alfred: wir haben dich gebeten, Leo die Leviten zu lesen. Statt dessen liest du sie mir. Ich bin mir kiicht bewußt, etwas gesagt oder getan zu haben, was diese unerwünschte Aufmerksamkeit verdiente.

Der Bischof: Aber die arme, kleine Leo hat nur einfach die Wahrheit gesagt; während du, Boxer, den Moralischen spielst.

Der General: Das ist wohl ein Epigramm. Ich verstehe Epigramme nicht. Ich bin nur ein dummer Soldat. Ha! Aber eine einfache Frage stellen kann ich. Sollen Leos polygamische Gelüste unterstützt werden?

Der Bischof: Denke an Großbritannien, Boxer. Du bist doch ein britischer General.

Der General: Was hat das mit Polygamie zu tun?

Der Bischof: Nun, die große Majorität unserer Mituntertanen sind Polygamisten. Als britischer Bischof könnte ich sie beleidigen, wenn ich mich nicht sehr vorsichtig über die Polygamie auslasse. Es ist eine sehr interessante Frage. Viele hochinteressante Männer sind Polygamisten gewesen: Salomon, Mahomet und unser Freund, der Herzog von — von — hm! Ich kann nie auf seinen Namen kommen.

Der General: Es würde dir besser anstehen, Alfred, dieses dumme Mädels zu seinem Gatten und zu seiner Pflicht zurückzuschicken, als klug zu sprechen und dich über deine Religion lustig zu machen.

„Was Gott zusammengefügt hat, sollen die Menschen nicht trennen.“  
Denk dran.

Der Bischof: Sei unbesorgt, Boxer. Was Gott zusammengefügt hat, wird schon kein Mensch jemals trennen: dafür wird Gott schon aufpassen, (zu Leo): Apropos Leo, wer hat dich und Reginald zusammengefügt, liebes Kind?

Die Ehe.

619

Leo: Das war jener entsetzlichfe kleine Geistliche, der nachher trank, mit einem Billett dritter Klasse reiste und dann zum Theater ging. Aber sie wollten ihn dort nicht haben. Er nannte sich Egerton Fotheringay.

Der Bischof: Nun, was Egerton Fotheringay zusammengefügt hat, soll Sir Gorell Barnes\*) um jeden Preis trennen.

Der General: Ich bin nur ein dummer Soldat; aber das nenne ich Lästerung.

Der Bischof, (ernst): Es ist besser, wenn ich den Namen des Herrn Egerton Fotheringay nicht unnütz führe, als daß du einen höheren Namen unnütz führst.

Lesbia: Könnt ihr drei Brüder euch denn nie treffen, ohne zu streiten?

Der Bischof, (miid): Das ist kein Streiten, Lesbia; das ist bloß das englische Familienleben. Guten Morgen.

Leo: Wissen Sie, Eminenz, daß es sehr, sehr lieb von Ihnen ist, für mich Partei zu ergreifen; aber ich weiß nicht recht, ob mich das nicht ein wenig verletzt.

Der Bischof: Dann bin ich, offenbar, etwas erfolgreicher gewesen, als Boxer, indem ich dich in die richtige Gemütsverfassung gekriegt habe.

Der General, (schnaubend): Ha!

Leo: Durchaus nicht; denn jetzt werde ich Sie verletzen — und ganz schlimm: Ich glaube, Salomon ist auch ein altes Biest (gewesen).

Der Bischof: Genau dafür sollst du ihn auch halten, liebes Kind. Mach keine Entschuldigungen.

Der General, (noch mehrshockiert): Zum Teufel! Salomon kommt doch in der Bibel vor. Und schließlich ist Salomon doch Salomon.

Leo: Und ich bleib' dabei: Ich möchte noch immer mit 'ner Masse interessanter Männer intim sein, ihnen alles sagen, was ich denke, und sie könnten mir alles sagen, was sie denken.

Der Bischof: Das sollst du auch, liebes Kind, wenn du Glück hast. Aber weißt du, du brauchst sie ja nicht alle zu heiraten. Denke nur an alle die Knöpfe, die du anzunähen hättest. Außerdem gibt es nichts Schrecklicheres als einen Ehemann, der dir immer alles sagt, was er denkt und immer wissen will, was du denkst.

Leo, (betroffen): Na, das trifft auf Rejy zu; und das ist tatsächlich der Grund, warum ich mich von ihm scheiden lassen mußte.

Der Bischof, (teilnahmsvoll): Ja, er wiederholt sich in entsetzlicher Weise, nicht wahr?

\*) Sir Gorell Barnes ist der Präsident des Ehescheidungsgerichtshofes.



NEUE REVUE und MORGEN.

Reginald: Hör einmal, Alfred. Wenn ich Fehler hab, so laß

sie sie gefälligst selbst herausfinden, ohne deine Hilfe.

Der Bischof: Sie hat sie schon alle herausgefunden, Reginald.

Leo, (ein wenig trotzig): Schließlich gibt es aber schlechtere Männer als Reginald, ich glaube schon, daß er nicht so klug wie Sie ist; aber so dumm, wie Sie glauben, ist er auch nicht!

Der Bischof: Ganz richtig, liebes Kind: tritt nur für deinen Gatten ein. Ich hoffe, du wirst stets für alle deine Gatten eintreten.

!.Er erhebt sich und geht zum Kamin, wo er sich behaglich mit dem Rücken gegen das Fenster hinstellt; er sieht sie alle drohend an als wenn er 'ne Stube voller Kinder vor sich hätte.)

Leo: Bitte, sprechen Sie doch nicht so, als ob ich ein ganzes Regiment heiraten wollte. Mehr als zwei gibt's für mich nicht, ich werde nie einen anderen lieben, als Rejgy und Sinjon.

Reginald: Einen Mann mit einem Gesicht wie —

Leo: Nein, ich will's nicht haben, Rejgy. Das ist ekelhaft.

(Fortsetzung folgt.

Rundschau.

Finanzpolitisches.

Von Pluto.

Die plötzliche Vertilgung des jungtürkischen Regimes, die nicht tin mal von Europas Diplomaten geahnt war, hätte ungleich schärfer eingewirkt, hatten die Börsen nicht schon feste Nerven besessen. Und ohne unsere so umfassend gewordenen Haussepositionen, welche wie von selbst zu Verkäufen führten, würde sich die Allgemeintendenz noch vertrauensvoller ausgenommen haben. Worauf mußte denn alle Welt zuerst blicken, sobald die Möglichkeit einer Gefährdung unserer rinz- und Eisenbahninteressen in Konstantinopel zu Tage lag? Auf Deutsche Bank! Dementsprechend sind aber doch die Aktien anfangs nur wenig und auch später nicht ernstlich zurückgegangen. Ebenso brauchten sich Turbailiweie nicht sofort stärkere Angriffe gefallen zu lassen, ria man verhältnismäßig rasch bedachte, i;ab doch gerade unter dem früheren despotischen Sultanat die internationale Sch'.tidenverwaltung am mächtigsten gewesen ist. Dagegen überlegte mau sich natürlich im ersten Augenblicke nicht, in welche Unsicherheit vorläufig alle jene bedeutenden Geschäfte kommen müssen, die mit den jüngst wieder verschwundenen neuen Faktoren in Verhandlung standen. Das sind aber auch Dinge, die vorläufig mehr die Hochfinanz als die Börse angehen, und letztere hat jetzt so viele Eisen im Feuer, daß ihr beim Umwenden der Eisen die Banken nur zu gerne helfen. Sonst würden nicht neu eingeführte Industriepapiere, wie dies jetzt geschehen konnte, binnen ganz kurzer Zeit prozentweise gestiegen sein, oder ge-

wisse Aktien bei ihrer Einführung zunächst ohne Kurs dastehen, weil eine erste Bank nur neun Stück zur Verfügung gestellt hatte. Solche Kunstmittel "ergreifen die hochgeborenen Paten für ihre Patenkinder nur in Tagen, die ihnen höchst günstig erscheinen. Und man erkennt ja den Zug der Zeit schon an dem kräftigen Umpflügen des Bergwerksgebietes, auf dem diesmal schon Deutsch-Luxemburger seit der Besserung der Tendenz über 36 Proz. gewonnen hatten. Möglich,



CIMA DA CONECLIANO  
BESITZER i W. VON DIRKSEN





Rundschau.

621

daß Herr Thyssen hier wirklich der Hauptkäufer ist, obgleich er dies alles doch bequemer bei seinem Konsortium haben dürfte, aber keinesfalls denkt die Spekulation heute daran, daß ihr ähnliche Erscheinungen schon voriges Jahr bei einem anderen Montanpapier: Phönix, begegnet sind, und daß dann dem up auch ein down gefolgt ist. In welchen Kombinationen erschöpft man sich nicht heut eben wegen der Deutsch-Luxemburger! — Das Bankenkonsortium selbst sollte sie kaufen, aus Reue darüber, früher zu viel, also zu vorzeitig abgestoßen zu haben. — Oelsenkirchen als späterer Rivale Thyssens sollte ebenfalls starker Käufer sein, und die Einwendungen, daß dieses gewaltige Unternehmen ja gerade jetzt mit einem enormen Geldbedarf an den Markt kommt, werden dadurch zu widerlegen versucht, daß die so reichen Generaldirektoren auch noch da seien. An eines jedoch denkt keiner! Wie wichtig es für jede Hausse bleibt, Leithämmel zu haben. Oder glaubt man vielleicht, daß es einzelnen Großbesitzern von kleineren Montanwerten mit einem engeren Markt gleichgültig bleibt, ob irgend eine bedeutende Aktie derselben Oattung plötzlich ins Ungemessene zu steigen beginnt? Von einem solchen Schimmer werden dann bald auch die kleineren übergössen, und die Herren können endlich verkaufen, verkaufen. Wie widerspruchsvoll übrigens die Meinungen über den Kohlen- und Eisenmarkt sind, beweist die Tatsache, daß nachträglich der erste Leiter der Dortmunder Union eine optimistische Rede zugunsten derselben elektrischen Schnellbahn Dortmund—Düsseldorf gehalten hat, von der bekanntlich noch kurz zuvor ein Direktor von Gelsenkirchen unter Entrollung eines recht zweifelhaften Zukunftsbildes aufs eindringlichste abriet. Trotzallem und auch ohne eine Art von Friedensbürgschaft durch das Zusammenstehen der beiden Zentralmächte, haben die Börsen schon Ursache, ihre feste Stimmung zu behaupten. Denn das Wichtigste ist wahr: Die letzte Krise hat keine Trümmer hinterlassen! Das ist das Außerordentliche an ihr und kann durch die Kurse jederzeit bestätigt werden. Noch ganz abgesehen von so großen Papieren, wie Nordd. Lloyd, die ja relativ geradezu ein Muster von Unentwegtheit sind, auch ohne daß erst die Cunnard-Linie ebenso schlecht abzuschließen brauchte — aber man sehe sich nur zahlreiche Nebenpapiere an!

Einerlei, ob Spinnereien, Maschinen-, Steingutfabriken usw. usw., bei aller Dividenden-Verringerung ist ihre Notiz kaum stärker verändert.

„Börsenschwindel“ ohne Börse scheint noch immer bei uns möglich zu sein, wie der endlose Prozeß Friedberg-Bohn leider nur zu grell beleuchtet. Es handelt sich hier um eine Firma, die ganz gewiß mit der Börse selbst nur wenig zu tun hatte und deren Adresse bei Ultimoabschlüssen recht leicht wog. (Man muß nur wissen, wie scharf die Berliner sind.) Eine auch nur oberflächliche Erkundigung würde daher fast regelmäßig zu Ungunsten jener Firma ausgefallen sein, ganz abgesehen davon, daß ein einigermaßen anständiges Auskunftsbureau auch niemals die überaus kostspielige Lebensweise Friedmanns hätte umgehen können. Wir sprechen so gerne von den leichtgläubigen Franzosen, allein ärger hätten auch die dortigen Groß- und Kleinstädter sich nicht nasführen lassen. Militärisch geschulte Zeugen, die sogar noch auf physiognomischen Wege zu Herrn Friedmann Vertrauen gefaßt haben, da sie ausdrücklich seinen ehrlichen, würdigen Gesichtsausdruck betonen, beweisen doch genugsam, wie gefährlich es gerade für Höhergebildete ist, sich einfach auf ihre selbständige Urteilskraft zu verlassen. Jedenfalls ist in diesem Augenblick noch gar nicht abzusehen, durch welche Neueinrichtungen, oder gar Oesetze man der Wiederholung solcher Vorgänge wie diesem Zusammenbruch vorbeugen könnte. Durch ein Verboten von Geschäftsreisen zu den Kunden gewiß nicht! In dieser Beziehung wird das bei uns bisher Ungewohnte, aber z. B. in Belgien längst Uebliche ziemlich pedantisch kritisiert. Haben doch auch sogar unsere Wechselstuben heute Stadtreisende, die ihnen, wie mancherseits versichert wird, unentbehrlich sind und die dann ebenfalls einem allgemeinen Verbot weichen müßten.

Anleihen gebraucht man zum Regieren, hat einmal ein portugiesischer Staatsmann auf die persönliche Anfrage geantwortet, wozu Portugal soviel Geld brauche. Das war freilich nicht der jüngst verstorbene Graf Burnay in Lissabon, welcher Bankier, Anleihevermittler, Zeitungsbesitzer sowie Mitglied der Cortes war und in letzterer Eigenschaft fast jede Finanzoperation unbarmherzig zerplückte, die nicht von ihm selbst unternommen



NEUE REVUE und MORGEN.

wurde. Augenblicklich tritt vor allem Spanien mit einem Milliardenprojekte hervor, das eine gute Konsolidierung seiner Finanzgebarung verspricht. Das Land selbst ist weit reicher, als das Ausland zu beurteilen vermag, so daß dabei auch in erster Linie nur eine innere Schuld in Betracht käme. Einen grotesken Gegensatz hierzu bildet Serbien, das seinen Katzenjammer tatsächlich in neuen 150 Millionen ausschlagen möchte. Hoffentlich gibt aber die Hochfinanz keinen Dinar her. Denn Sicherheiten fehlen, sofern nicht die monopolisierten serbischen Werte angestastet würden, von denen Deutschland schon einige Millionen besitzt. — Von einer russischen Anleihe großen Stiles vernimmt man augenblicklich nichts, trotzdem die neuen Eisenbahnprioritäten, weil sie als »billig\* galten, recht gut gezeichnet wurden. — Interessant ist endlich die Stellungnahme der schwedischen Regierung gegen die Anleihen ihrer Städte, von denen viele ziemlich unbedacht vorgegangen zu sein scheinen.

Lerne leiden, 'ohne zu klagen!

Diese Art von Selbstbeherrschung ist wohl den Aktiengesellschaften am allerwenigsten ans Herz zu legen. Denn sie prahlen mit ihrer vorzüglichen Entwicklung, sobald aus irgend einem noch so fernliegenden Grunde das Kapital vermehrt werden soll, und versuchen nach Kräften die Trauemden zu trösten, sobald die Dividende schmaler ausfallen muß. Eine Ausnahme hiervon pflegen unsere chemischen Fabriken zu machen, die von jeher, auch bei den glänzendsten Ausschüttungen, zu klagen beliebten. Entweder fürchtete man sonst zu starke Konkurrenz zu bekommen oder »die Begehrlichkeit" der Arbeiter zu schärfen, oder gar die Steuerbehörden auf Jagd hinter sich zu sehen. An diesen alten, aber wenig bekannten Umstand tut man jetzt gut, sich zu erinnern, da ein Teil des Wiesbadener Handelskamnierberic'ntes viel besprochen wird, in dem erste chemische Gesellschaften den Geschäftsgang ihrer Industrie darlegen, — ungünstig darlegen. Wären nicht die Jahresberichte selbst noch unveröffentlicht und außerdem die früheren äußerst kargen Textes, so würden diese neuesten Auslassungen vielleicht weniger einschneiden. So aber gibt es in der Tat zahlreiche Kapitalisten, die da glauben, es hier endlich mit einem Selbstbekenntnis der Direktoren zu tun zu haben, während diese sich doch noch ganz auf der Höhe

fühlen. Besser wäre es sogar, wenn ein solches Vollbewußtsein einer größeren Vorsicht und Voraussicht Platz machte. Als- dann brauchte ein Gebiet deutschen Fleißes und deutscher Wissenschaftlichkeit, welches bis noch vor kurzem auch vorzüglich finanziert war, nicht so eindringliche Warnungen vor seiner Expansionslust zu vernehmen. Indessen, wer will im Glück gewarnt sein?

Abhilfe.

Von K. W.

Noch ist Holle Kultusminister. Nur um zwei weitere Monate beurlaubt. Dadurch haben die Plänschmiede neue Zeit erhalten, Kandidaten aufzustellen.

Aber ....

.... Die Frage bleibt bestehen: wird ein neuer Kultusminister auf dem Wege der Reform — Holle hat für das Schulwesen zum wenigsten eine solche angebahnt — fortschreiten? fortschreiten können? Wenn er das ganze Gebiet überschauen soll, das mau ihm unterstellt, kaum! Ausgenommen: er wäre mit napoleonischer Arbeitskraft ausgestattet. Doch — leider oder gottlob — die Welt wimmelt nicht von solchen Napoleonen. Unsere Zeit produziert mehr müde als starke Arbeitsmenschen. Ihr Schlagwort: Nervosität. Vor ihr wird sich ein Kultusminister kaum schützen können, solange — nun eben keine Abhilfe geschaffen ist. Was wir wollen? Trennung des Kultusministeriums in ein Ministerium für kirchliche und für Schulangelegenheiten. Und möglichst bald!

Die Kultur hat Fortschritte gemacht, gewaltige sogar, seitdem das Kultusministerium eingesetzt wurde. Das sind bald 100 Jahre her. Also: Abhilfe!

Oder wollen wir erst wieder ein Jubiläum feiern?

General Booth.

Von Eberhard Buchner.

Im Nordosten Berlins, in der Palli-sadenstraße feierte die Berliner Heilsarmee dieser Tage, mit kleiner Verspätung, den 80. Geburtstag des Generals. Jeder, der die Heilsarmee kennt, weiß, daß zu elper solchen Feier viel



Rundschau.

623

Spektakel gehört. Die Pauke dröhnt, die Trompeten heulen und die Menschen brüllen unter Tücherschwenken Hallelujah. Und dabei klatschen sie zum Ueberfluß noch schier unaufhörlich in die Hände, und wenn sie singen, so schreien sie und man fühlt sich wie rettungslos vergraben, verschüttet unter einem Chaos wuster Geräusche. Das ist so recht nach dem Herzen der Heilsarmee.

Aber schelten wir unsern Jubilar nicht! Was ist er doch für eine prachtvolle, aufrechte Persönlichkeit, der „alte liebe Kerl“, wie er von dem Höchstkommmandierenden der deutschen Heilsarmee in der Versammlung genannt wurde. Man mag über Wert und Bedeutung seines Werkes denken wie man will — der Mut dieses Mannes, der fabelhafte Elan seines Wirkens steht über allem Zweifel. Und trotz einzelner törichter Angriffe auf die Ehrlichkeit und Selbstlosigkeit seiner Arbeit. Hier ist wirklich einer, der ein Herz für die Mühseligen und Beladenen hat und dazu auch die Kraft, ihnen aus ihrem Elend herauszuhelfen. Wenn die Kirche nicht in Theorie und Dogmatik erstarrt wäre, diesen Mann müßte sie als einen der konsequentesten praktischen Vertreter ihrer Orundlehre hochhalten. Wenn einer, so ist er ein Christ von reinstem Wasser.

Nur die schnurridge Form dieser religiös-sozialen Bewegung verblüfft. Mehr noch: sie ärgert oft, reizt, stößt ab und widert an. Was soll dieser Reklametamtam, was soll diese Sensationshascherei! Als kindische Spielerei erscheint der ganze komplizierte Apparat, den sich Booth da ausgesonnen hat, diese Armee mit den vielen Rangstufen, den Uniformen, den Kriegsliedern, den Kriegsberichten und den heißen Seenschlachten in den allabendlichen Versammlungen. Nimmt denn Booth selbst das alles wirklich ernst?

Man darf nie vergessen, zu welchem Publikum Booth spricht. Er will ja zunächst nicht zu den Gebildeten kommen, sondern zu den Aermsten der Armen. Er hat es nur zu oft mit einer religiösen und sozialen Indolenz zu tun, der gegenüber die besten Absichten scheitern müssen, und so sucht er mit außergewöhnlichen Mitteln zu wirken. Aufrütteln will er aus dem Schlaf, und

wo das Flüsterwort nicht genügt, da mögen die Pauken und Trompeten einsetzen. Wie ein Jahrmarktsschreier arbeitet Booth. Er steckt seine Leute in eine bunte Uniform, damit die Welt vor ihnen stehen bleibe, und dann legt er ihnen ans Herz, sich der größtmöglichen Exzentrizität zu befleißigen. (In England können sie dieser Direktive aus verschiedenen Gründen noch in ganz anderm Grade nachkommen als ei uns.) Und zweierlei ist es, was er damit erreicht: er macht das Publikum neugierig und er fesselt seine Leute. Der Zweck heiligt die Mittel. Booth hat sich in seinen Schriften deutlich genug zu diesem jesuitischen Grundsatz bekannt; und hätte er es auch nicht gesagt, die ganze Organisation und Arbeitsmethode der Heilsarmee beweist es. An diesem Punkt wird zu allen Zeiten die Kritik an der Heilsarmee einsetzen. Glänzend sind die Erfolge von Booth, seine sozialen Leistungen (ich denke in allererster Linie an die Londoner Musteranstalten und die Kolonie in Kanada) sind hohen Preises würdig, aber der ausgesprochene Amerikanismus des ganzen Geschäftsbetriebs behält für uns die Nuance des Befremdlichen und Unpassenden.

Wollen wir hinzufügen: auch die Nuance des Undeutschen, des Exotischen? Die Berliner Feier für Booth hat diesen Eindruck doch wieder einmal recht lebendig werden lassen. Der Deutsche ist durchaus nicht der geborene Heilssoldat. In London hätte diese Feier einen ganz andern Schmiß und Schwung gehabt. Hier blieb sie trotz reichlichen Lärmens doch so ziemlich in der Alltäglichkeit stecken. Man wartete auf ein Crescendo, aber die Stimmung ging hinab, statt hinauf. Es ist auch gewiß kein Zufall, daß die höchsten Offiziere in Deutschland Engländer sind. Gewiß: der Kern der Heilsarmee ist international — die Form aber ist doch verzweifelt englisch oder wenn man will amerikanisch. Für mich lag der Höhepunkt des Abends in der Aussendung der jungen Leute, die soeben die Kadettenschule der Heilsarmee absolviert haben. Es mochten an 40 oder 50 Jünglinge und junge Mädchen sein. Die standen erwartungsvoll und jeder erhielt (eine Bestallung, die ihn nun als Leutnant bez. „Leutnantin“) in irgendeine, vielleicht sehr ferne deutsche Stadt rief. Wenige Stunden ist zum Packen Zeit gegeben,



dann muß die Reise r.ngctretcn wer-

NEUE REVUE und MORGEN.

den. Jeder bekam vom Kommandeur ein paar freundlich ermunternde Worte mit auf den Weg, und ein paar Zehrgroschen wird er außerdem noch erhalten. Dann geht's hinaus ins Unbekannte. So nimmt der Heilsarmee-soldat sein Schicksal aus seines Kommandeurs Hand — blindlings wird er ihm folgen. Ich kann mir nicht helfen: sie hat doch etwas Imponierendes, diese Armee von Idealisten.

Helene Odilon.

Von v. S.

Der einstige Bühnenliebling, Helene Odilon, die bekanntlich in Oesterreich seit Jahren gegen die Entmündigung wegen Schwachsinn kämpft, die ungalante Richter über die galante Frau verhängten, hat „Memoiren einer Schwachsinnigen“ veröffentlicht, in welchen sie mit schier stupendem Zynismus ihr Liebesleben enthüllt.

Mir ist nicht bekannt, ob sie diese öffentliche Beichte ablegt, weil sie die Teilhaber an ihrer erotischen Karriere bloßstellen und ärgern, oder ob sie die Psychiater, die inre mentale Zurechnungsfähigkeit bestritten haben, durch Gedächtnisproben ad absurdum führen oder ob die einst in aller Mund gewesenen Madame Sans Gene nochmals von sich sprechen lassen wollte oder ob sie vielleicht nur der Suggestion eines spekulativen Verlegers folgte.

Genug daran — das Buch ist erschienen und wird von der Reklame an allen Ecken und Enden ausgeschrien. Daß die Memoiren schlecht geschrieben sind und auch die Sucher erotischer Sensationen unbefriedigt lassen, steht fest. Dennoch haben sie es — wohl nur mit Rücksicht auf die Erinnerung an die verführerischen Bühnenleistungen der Autorin — zu Wege gebracht, daß sich zwei Lager, zwei Richtungen des Urteils über diese ganz minderwertige Publikation gebildet haben.

Die Einen empfinden bei der Banalität der Enthüllungen, bei der Demaskierung der einst in die Wolken gehobenen Künstlerin eine tiefe Enttäuschung. So gewöhnlich, so lediglich auf Routine basiert hatten sie sich ihr Bretterideal denn doch nicht gedacht. Und sehen das Buch als Attentat, als Selbstmord der Künstlerin Odilon gegen sich und wohl auch als peinlichen Vorhalt der eigenen Täuschung über die Bedeutung



dieser Frau an.

Indes die Andern sagen, das an und für sich wertlose Buch sei doch eine Notwendigkeit gewesen, eine logische Ergänzung des Charakterbildes der Künstlerin, die sich vielfach selbst spielte und darum nicht weniger Anspruch auf schauspielerische Bedeutung habe, etwa so wie Rousseau (!) seine Verimingen veröffentlichen mußte, damit wir seinen vollen Wert erkennen.

Wer von den Beiden recht hat. — darüber will ich mir keine Entscheidung anmaßen. Aber die Verführerin des Publikums, wie man die Odilon in Wien nannte, dürfte ihren Zauber kaum nur mit Routine ausgeübt haben. Es wäre eine Routine gewesen, die mit der Wahrheit in der Kunst konkurrieren könnte.

Die Osterfahrt der Gymnasiasten.

Von Dr. Karl Wilker.

In Programmen, in Verhandlungen, in Diskussionen nimmt es sich sehr gut aus, von Ueberbrückung der Kluft zwischen Arm und Reich, Hoch und Niedrig zu reden. Zum mindesten sichert man sich dadurch den Ruf eines gerecht oder auch eines sozial denkenden Mannes. Aber das ganze erinnert doch stark an Sophisterei — wenn man in die Lage kommt, danach handeln zu sollen. Möglich wäre es gewesen, eine solche Kluft zu überbrücken, wenn ....

Also: eine Schülerosterfahrt nach Rom hat das Kgl. Prinz Heinrich-Gymnasium zu Schöneberg-Berlin bewerkstelligt. Es beteiligten sich daran: 4 Lehrer, 15 Ober- und Unterprimaner, einige frühere Schüler der Anstalt, 5 Damen und der Bürgermeister von Schöneberg. Was die 5 Damen und der Bürgermeister mit der Sache zu tun haben, weiß wohl niemand recht (sie selbst vielleicht ausgenommen); 's kann auch einerlei sein. Was aber nicht einerlei sein kann, ist dieses: in unserer Epoche der Nervenchocks sollte man die Jugend möglichst an ein ruhiges Leben gewöhnen; sollte sie sich selbst finden lassen; sollte sie nicht peitschen, peitschen, sollte sie nicht peitschen, peitschen . . . Oder ist diese

Rundschau.

625

Berlin-Schöneberger Jugend bereits so stimulans-bedürftig, daß man sie durch eine Romreise etwas aufrappeln muß? Und dann: was sollen diese Jünglinge als Männer noch bewundern, wenn sie sagen können: „Das sahen wir mal vor vielen Jahren.“

Aber ganz abgesehen davon! Die Schule will Brücken schlagen. Unzweifelhaft . . . Wir verlangen: Einheitschule. Wir betrachten als erstrebenswert: Schulgeldfreiheit, wenigstens in dieser Einheitsschule. Doch was hilft das alles: man macht die Kluft an einer andern Stelle tiefer. Durch solch eine Ferienfahrt. Denn die Höhe der Kosten — 260 M. für jeden Teilnehmer — schließt eine Teilnahme aller Primaner an dieser Romreise aus. Und das wäre Grundbedingung gewesen: eine Schulreise ist nicht für die Minderzahl Glücksgütergesegneter. Sie soll für alle sein. Und muß deshalb Grenzen haben. Aber wie man's gemacht hat, hat man nur Grenzen zwischen denen, die's sich leisten können, und den armen Schluckern gezogen. Trotzdem: man brüstet sich mit dem Wort „Ueberbrückungen“.

Ich muß noch einen Zusatz machen: Die Idee der Schulreise hat vor allem die moderne Pädagogik der Landerziehungsheime aus dem Vergessen zu kräftiger Entfaltung gebracht, wie sie ja mancherlei Gutes den philanthropistischen Pädagogen abgelauscht hat. Landerziehungsheime haben auch Italienfahrten veranstaltet. Aber für sie fällt auch der gewichtige Faktor fort: die Kluft ist nicht da. Denn diese Schulen stehen einstweilen nur denen offen, die nicht darüber nachzudenken brauchen, was eine einmalige und dazu nicht notwendige (mithin luxuriöse) Ausgabe von 260 M. bedeutet. (Womit die ganze Italienfahrerei von Schülern noch lange nicht gerechtfertigt sein soll!)

Arbeiten wir nur lustig fort an unsern Ueberbrückungsprojekten. Aber ob sie je verwirklicht werden?

Die Deutschen in Dahomey.

Aus Weidah in Dahomey erhalten wir folgende Zuschrift:

In Nr. 7 der „Neuen Revue“ und des „Morgen“ sagt Pluto in seiner finanzpolitischen Uebersicht: „Diplomatie und Handel stehen bei uns immer noch in peinlichem Gegensatz“ usw.



Dazu interessiert vielleicht ein Beispiel. Der größte Teil des Handels in Dahomey befindet sich in deutschen Händen, die in der Kolonie ansässigen Firmen sind: H. Althof (Bremen, Kolonialhandels-Gesellschaft F. Oloff), I. K. Victor & Co. (Bremen), Victor Lohmann (Bremen), C. Goedelt (Hamburg), Deutsch-Südwestafrikanische Handelsgesellschaft (Hamburg), Otto Sander (Bremen). Jetzt denkt man daran, eine deutsche Vertretung hier einzurichten, und wer soll mit der Wahrnehmung der Konsulatsgeschäfte betraut werden? Herr „Charles“ Ungebauer, Kommissiönär der österreichischen Glasperlfirma A. Sachse & Co., Gablonz. Ungebauer selbst wohnt im englischen Lagos, wo sich bereits ein Konsulat befindet; sein Vertreter in Dahomey ist ein Prokurist österreichischer Nationalität.

Ich habe die Ehre usw.

G. Taeufert, Prokurist,

Leiter der Firma C. Goedelt.

Gegen den Kaffeezoll.

Von einem Deutschen in Brasilien.

In Nr. 13 der „Neuen Revue“ (vereinigt mit dem „Morgen“) las ich unter „Finanzpolitisches“ eine Notiz, die mit den Worten „Es wird ein starker Kaffee werden“ einleitend, mir Anlaß bietet, die Gastfreundschaft der verehrlichen Redaktion für eine kurze sachliche Würdigung der m. E. sehr ernsten Frage nach der Zweckmäßigkeit der ventilerten Erhöhung unseres Kaffeezolles zu erbitten.

Bekanntlich ist Brasilien für die deutsche Handelsbilanz ein keineswegs zu unterschätzender Faktor. Deutschland steht unter den Lieferanten der großen südamerikanischen Republik direkt hinter England, also an zweiter Stelle.

Unser Export dorthin ist allein in den fünf Jahren von 1902 bis 1906 von 2,6 auf 4,8 Millionen Lstrl. gestiegen. Als Abnehmer Brasiliens figurieren wir 1906 mit 9,3 Millionen Lstrl. oder ziemlich genau mit der Hälfte des Brasil-exports nach den Vereinigten Staaten, die bei weitem die größten Abnehmer der südamerikanischen Schwesterrepublik sind. Diese Ziffern zeigen schon

an sich, daß es sich um eine kommerzielle Verbindung handelt, die ein auf die Ausfuhr angewiesenes Industrieland nicht als nebensächlich betrachten kann. Nun aber noch der Aufschwung, den Brasilien genommen hat. In nur acht Jahren ist sowohl der Import, wie der Export dieses Landes um volle 100 Millionen Dollars gestiegen. Die Einfuhr, die sich 1900 auf 97,3 Millionen belief, schnellte bis 1907 auf 197,2 Millionen empor. Die Ausfuhr wuchs in der gleichen Periode von 165,4 auf 263,7 Millionen. Dieser, für die Entwicklungsgeschichte neuer Länder, wohl beispiellose Aufschwung kennzeichnet die Bedeutung, welche Brasilien als unser Geschäftsfreund hat und noch haben kann. Wenn sich daher die „Händler“ — und nicht nur sie, auch die Aeltesten der Kaufmannschaft von Berlin stimmten beispielsweise in den Alarmruf ein — „wie Elektrizitätsdirektoren gebärdeten und von der bekannten Schädigung des Allgemeinwohls sprachen“, so hat man m. E. mindestens Anlaß, ihre Befürchtungen ernstlich zu prüfen. Vor allem möchte ich auch die Behauptung beleuchten, daß Brasilien sich Deutschland gegenüber „keineswegs sehr gerecht“ benommen habe und dem Lande, das ihm nicht nur „einen Hauptteil seiner Kaffeernte“ abnehme, sondern auch „sein bares Geld in seine Eisenbahnen, Provinzial- und Staatsanleihen stecke“, die Meistbegünstigung versage, die der nordamerikanischen Union zuteil werde. Der einfache Vergleich zwischen den Handelsbilanzen beider Länder und Brasiliens genügt völlig zur Erklärung dieser Bevorzugung. In der fünfjährigen Periode 1902 bis 1906 schloß die deutsch-brasilianische Handelsbilanz mit einem Saldo von 2 007 758 Lstrl. zugunsten des brasilianischen Exports. Dagegen erzielte Brasilien in der gleichen Zeit im Handelsverkehr mit den Vereinigten Staaten einen Export-Ueberschuß von 12837 745 Lstrl., also von sechsmal so viel. Dabei genießt das Hauptprodukt der brasilianischen Ausfuhr, der Kaffee, in den Vereinigten Staaten absolute Zollfreiheit, während der Einfuhrzoll dieses Artikels bei uns schon heute 40,00 M. für den Doppelzentner beträgt. Dazu kommt, daß der Autor der in Rede stehenden Notiz denn doch die in bra-



silianischen Bahnen und Anleihen investierten deutschen Kapitalien zu überschätzen scheint. Von Bahnen kann nur die Santa Catharinabahn als deutsches Unternehmen angesprochen werden, und was die Anleihen angeht, so hätten, wenn man sie als Titel für die Anwartschaft auf Zollvergünstigungen ansehen wollte, Frankreich und Belgien, von England gar nicht zu reden, entschieden mehr Anspruch auf Meistbegünstigung, als wir.

Läßt sich nun eine Zollerhöhung auf Kaffee rechtfertigen? Die Antwort kann für jeden Kenner der deutsch-brasilianischen Beziehungen nur ein glattes „Nein“ sein! Für Brasilien ist der Kaffee bekanntermaßen wichtigstes Exportprodukt. Er repräsentiert mehr als 50 Proz. des totalen Ausfuhrwertes der Republik und mehr als 99 Proz. der Einnahmequellen des Haupt-Kaffee-Staates Sao Paulo. Infolge enormer Ueberproduktion hat der Artikel eine vieljährige Krisis durchzumachen gehabt, die das ganze Land in schwerste Mitleidenschaft zog und trotz drückendster Opfer, welche das Valorisations-experiment der ganzen Nation auferlegte, noch heute nicht völlig überwunden ist; als Heilmittel hat man die Erweiterung des Konsums erkannt. Nichts einleuchtender, als daß Brasilien jede Nation als Freund betrachtet und behandelt, die ihm durch zollfiskalisches Entgegenkommen neue Absatzmärkte erschließt, und daß es umgekehrt allen Anlaß hat, mit Repressalien gegen solche Nationen vorzugehen, die ein Entgegenkommen verweigern, oder gar wie unsere Reichsfinanz-Reformer die Absatzmöglichkeiten weiter erschweren wollen, welches Mittel der Pression steht nun aber der brasilianischen Bundesregierung zur Verfügung? — Nur eins: Das gleiche Budgetgesetz, welches die brasilianische Bundesregierung zur Ermäßigung ihrer Tarife um 20 Proz. ermächtigt, gibt ihr auch das Recht, um 20 Proz. über den Normaltarif hinauszugehen, mit andern Worten Differentialzölle zum Schaden solcher Länder zu erheben, die das Entgegenkommen weigern, welches Brasilien verlangt. An der eventuellen Anwendung dieses Mittels Deutschlands gegenüber zu zweifeln, liegt nicht der mindeste plausible Anlaß vor. Daß die deutschen Händler dem brasilianischen Kaffeeproduzenten keinen andern Lieferanten entgegenzusetzen haben, hat schon der

Verfasser Ihrer Notiz anerkannt Hinzu-



Rundschau.

Ü27

gefügt aber sei, daß umgekehrt: Brasilien die meisten Industrieerzeugnisse, die es heute von Deutschland bezieht auch anderwärts erhalten könnte, so daß im Falle eines Tarifkrieges schwerlich ein Zweifel darüber aufkommen könnte, auf welcher Seite die Gewinnchancen lägen. Man denke sich nun, daß beispielsweise Frankreich bei Brasilien Meistbegünstigungsrechte erlangte, (und seine Chancen stehen dank der entgegenkommenden Haltung seiner Regierung nicht schlecht) während gleichzeitig Deutschland mit dem zulässigen Höchstattarife belegt würde. Das bedeutete Differenzierung um 40 Proz.. die — das muß auch der größte Optimist einsehen — mehr wie hinreichend wäre, um Deutschland in allen den Industrien vom brasilianischen Markte zu verdrängen, in denen es Frankreich zum Konkurrenten hat, so beispielsweise in der Tcxtilbranche. Schon die 20 Proz., welche die Vereinigten Staaten als Extravereünstigung auf Mehl, Farben, Tinten, Uhren, Gurhmiwaren, Lacke, Wagen (zum Wägen), Windmühlen, Klaviere, Schreibmaschinen, Eiskästen usw. genießen, haben für die meisten dieser Artikel hingereicht, um die deutsche Konkurrenz unschädlich zu machen. Bei dieser Sachlage erschiene es denn doch mehr als fraglich, ob die Mehreinnahme aus dem Kaffeezoll, die wir selber bezahlen müßten, die Nachteile aus einem Akte kompensieren würde, den die Brasilianer nicht anders denn als feindselig anzusehen vermöchten. Unser Handel hat also sehr Recht, wenn er sich gegen den „starken Kaffee“ wehrt, den die Finanz-Reformer ihm zugedacht haben. E.

Totenwache/)

Von A. S.

Man wird dieser Sonate in moll, die immer ergreifend, nur manchmal laut aufschluchzt und -schrillt, diesem Requiem, gewoben aus dem süßen Reiz und Reichtum einer herben Schwermut, die Seele kaum verschließen.

Eine junge Frau mit der Tragkraft mancher alten Märtyrerin tritt uns hier •) „Totenwache“ von Alice Fliege!, Verlag Harmonie, Berlin.

entgegen. Dies ist ihr Los: jahrelang in schweigender Ergebenheit an der Seite eines Gemahls ausharren zu müssen, der, obwohl Gottesdiener, unheiligen

Trieben verfällt. Zwei Seelen wohnen offenbar in Pfarrer Birkners Brust: die eine, seiner Gemeinde geneigte, leuchtet in reinster Lauterkeit, die andere, nur den Seinen zugewendete, beschattet Frevel. Ja so fleckenlos-rein sein Ornat glänzt, so bemakelt dunkelt den Seinen sein kirchenfremdes Gewand. Aber des Glaubenspredigers Kleid tastet seine Frau, wohl in einer tiefen Gläubigkeit an das Gute, weder vor sich noch vor den Augen der Welt je an. Manchmal dünkt uns dabei, als wäre diese milde Dulderin eine jener frommen Frauen, wie wir sie auf gemalten Kirchenfenstern erblicken, und hier ins Leben gezaubert mit einer Seele durchsichtig wie Glas. Dann sehen wir in ihren Kindern, ihrem Sohne und besonders in ihrer Tochter Maria, ihre Trostengel, die das wachsende Bewußtsein des mütterlichen Wehs allmählich zu ihren Leidgeschwistern wandelte. . . Und nun trauern sie alle an der Bahre ihres geliebten und entliebten Vaters, wo die Kerzen weiße Tränen weinen, und ein wilder Schmerz spielt auf der Dreieinigkeit gütiger Herzen wie auf einer Orgel. Und es ist gut an der Bahre dieses Entschlafenen Totenwache zu halten; denn alle Stimmen unseres eigenen, oft verirrtten und verfehlten Lebens klingen uns hier in weihevoller Mahnung noch einmal an.

Bildnisse

aus Berliner Privatbesitz.

In der Berliner Akademie der Künste sind jetzt kostbare Porträts aus der Zeit vom fünfzehnten bis achtzehnten Jahrhundert zu sehen, die sonst den Blicken des Publikums entzogen sind. Die Mitglieder des Kaiser - Friedrich - Museums - Vereines haben sie zu einer reichen Ausstellung vereinigt, die beweist, daß die Berliner Sammler schon einen stattlichen Besitz zu erwerben verstanden haben.

Einige der bedeutendsten Bildnisse, die bisher noch nicht vervielfältigt worden sind, reproduzieren wir hier mit freundlicher Genehmigung des ausstellenden Vereins.

Schluß des redaktionellen Teiles.



NEUE REVUE und MORGEN.

Geschäftliches.

Eine unbekannte Komposition Rossini's an das Tageslicht gebracht zu haben, ist das Verdienst des bekannten Hauses Ludwig Hupfeld A.-G. in Leipzig. Das Werk, ein Prelude für Klavier, dessen von der Hand Rossini's geschriebenes Original sich im Besitze der Familie Comte Pillet Will in Passy bei Paris befindet, ist im Jahre 1858 verfasst und dem jungen Grafen Pillet gewidmet worden. Altmeister Francis Plante, Frankreichs berühmtester Pianist der Gegenwart, hat diese verschollene Komposition Rossini's entdeckt und sie für die Künstlerrollen der Instrumente Phonola und Dea gespielt, sodaß das Werk jetzt der breitesten Oeffentlichkeit zugänglich ist. Im Aufbau und in der musikalischen Erfindung ist die Komposition ein echter Rossini. Das Stück, das für eine besondere Gelegenheit komponiert zu sein scheint, ist von Feststimmung durchweht; der erste Teil weist strenge, tanzartige Rhythmen auf, der Mittelteil stellt eine Serenade dar, während der letzte Teil im italienisc'nen Koloraturstil gehalten ist.

Rossini's Prelude für Klavier feierte seine Auferstehung am 1. April d. J. im großen Saale des Hotel de Pologne in Leipzig, wohin das Haus Hupfeld zur Vorführung seiner Instrumente die musikliebende Kreise Leipzigs geladen hatte. Es gelangten auf Phonola und Dea ferner Kompositionen von Beethoven, Chopin, Mendelssohn, Grieg und anderer Meister zu Gehör, die mit Liedervorträgen der Konzertsängerin Frau Herta Geipelt aus Berlin angenehm abwechselten. An der künstlerischen Musikwiedergabe durch die Hupfelil-Instrumente konnte man auch diesmal wieder seine helle Freude haben.

Alle Manuskript- und Bfichersendungen an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33. Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33; für Oesterreich - Ungarn: Dr. Felix Braun, Wien. — Expedition für Oesterreich - Ungarn bei Hermann Goldschraiedt, Wien I, Wollzeile 11. - Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76. Druck von J. Harrwitz Nachfolger G. m. b. H., Berlin SW. 48, Friedrichstr. 16.

Das Prinzip der Sparsamkeit

tollte jedermann veranlassen, statt der teuren ausländischen Fabrikate

in die mindestens gleichwertigen fetales\* Alelkam - Cigaretten zu rauchen, deutsches Fabrikat und in Oesctunack und Aroma unübertroffen. Salem Alelkuni-Cigaretten. Keine Ausstattung, nur Qualität! Echt mit Finna: Orientalische Tabak- und Cigarettenfabrik „Yenldze“, lob. Hugo Zietz. Deutschlands größte Fabrik für Handarbeit-Cigaretten. Nr. 3 4 5 6 8 10

Preis:  
3V, 4 5 6 8 10 Pfg. das Stück.



REMBRANDT VAN RIJN  
BESITZER / L. KOPPEL

EMPTY



TIZIAN  
BESITZER / ED. SIMON

PIETER VAN DEN BOSCH  
BESITZER / JAMES SIMON



18. HEFT.  
29. APRIL.  
1909.

Bühnenverein und Bühnengenossenschaft.

Von

Hofkapellmeister Dr. Georg Goehler-Karlsruhe.

Mein Offener Brief\*) an den General-Intendanten der Königlichen Schauspiele in Berlin Grafen Hülsen-Häseler (Heft 14 dieser Zeitschrift) hat zwei Mitglieder des Bühnenvereins, die Herren Baron zu Putlitz und Graf Seebach, zu einer Erklärung veranlaßt (Heft 17).

Es freut mich, konstatieren zu können, daß der Schlußsatz dieser Erklärung sich durchaus mit meiner Ueberzeugung deckt, vorausgesetzt, daß darin auf zahlreiche einzelne Fälle wohlwollendsten Interesses Bezug genommen sein soll. Es ist mir gerade in diesen Tagen von vielen Seiten bestätigt worden, was mir bereits bekannt war, nämlich, daß Graf Hülsen-Häseler ein äußerst gütiger, zartfühlender und wohlwollender Chef sei, der den Mitgliedern seiner Bühnen in jeder Weise entgegen-, ja zuvorkomme. Eine Menge einzelne Fälle und zahlreiche allgemeine Schilderungen passen alle zu diesem Bilde. Um dies alles aber hat es sich in meinem offenen Brief gar nicht gehandelt. Wenn ich mißverstanden worden bin und deshalb dies jetzt zur Ergänzung ausdrücklich hinzufügen, so muß ich eben so energisch betonen, daß diese außerordentliche persönliche Liebesswürdigkeit des Chefs, die allseitig anerkannt wird, sich mit den von mir aufgestellten Behauptungen durchaus verträgt.

Jeder Schauspieler wünscht nicht als zu Devotion verpflichteter Angestellter, sondern als Künstler behandelt zu sein, will das Recht seiner Kunst und seiner Persönlichkeit vertreten und vor allen Dingen

\*) Anmerkung. In dem „Offenen Brief“ sind zwei Druckfehler stehen geblieben: S. 501, Z. 84 von oben muß es heißen: »Kammerherr v. Ebart«, und S. 502, Z. 3 .deren Institution von Fallen gegen die Mitglieder geradezu strotzt".  
NEUE REVUE und MORGEN. 1909. Heft 18. 46

NEUE REVUE und MORGEN.

sich mit allen seinen Standesgenossen solidarisch fühlen dürfen!

Sobald sich's aber nicht um persönliches Wohlwollen, um huldvolle Gnade handelt, sobald Persönlichkeiten Gleichberechtigung fordern, sobald Künstler ihr Künstlertum verteidigen, hört das Wohlwollen vieler Bühnenleiter auf.

Ganz analoge Fälle kann man ja bei Großkapitalisten konstatieren. Sie sind Chefs von herzugewinnender Liebenswürdigkeit, haben sogar einen offenen Geldbeutel für ihre Angestellten, — als „Wohltäter!“ — sind aber die erbittertsten Reaktionäre, die tyrannischsten Selbstherrscher, sobald sie nur die geringsten freiheitlichen Regungen bei ihren Angestellten verspüren. Was ich also in meinem Offenen Brief schrieb, kann psychologisch sogar ganz ausgezeichnet zu der auch von mir mit Freuden ausdrücklich konstatierten Liebenswürdigkeit und dem persönlichen Wohlwollen des Berliner General-Intendanten stimmen. Dies Wohlwollen ist nur, wie der Fall Weingartner zeigt, sofort passe, wenn sich's um eine künstlerisch ernst zu nehmende Persönlichkeit mit selbständigen Forderungen handelt.

Daß jetzt der Bühnenverein sich auf die ärgste Scharfmacherei eingeschworen zu haben scheint, ist nur zu schieben auf die Haltung seines Präsidenten, nicht etwa seines Syndikus, den manche Kenner der Verhältnisse allerdings als den eigentlichen Machthaber im Bühnenverein ansehen. Dieser ist Jurist und es ist eine in 100 000 Fällen erwiesene, psychologisch durchaus begreifliche Tatsache, daß ein Jurist schon aus innerem Vergnügen an seiner Arbeit die Gegenpartei stets möglichst dick „einzuseifen“ sucht. Ich erinnere mich noch des unendlichen Behagens, das ein mir befreundeter junger Jurist über einen Mietvertrag empfand, den er für einen Hausbesitzerverein abgefaßt hatte; der Vertrag sah unendlich harmlos aus und erlaubte doch dem Mieter eigentlich kaum, sich in der Wohnung auch nur umzudrehen. In demselben Sinne hätte der juristische Angestellte des Bühnenvereins durchaus Recht, alles zu tun, was in seinen Kräften steht, um dem Bühnenverein eine Menge Vorrechte gegenüber der Genossenschaft zu sichern. Es wäre also falsch, auf die Schultern des Syndikus abzuwälzen, wofür der Bühnenverein verantwortlich zeichnet.

Daß ich dessen Präsidenten Graf Hülsen-Häseler als eigentlichen Verantwortlichen hingestellt und auf abweichende Anschauungen innerhalb des Bühnenvereins hingewiesen habe, bezeichnen die Herren Baron zu Putlitz und Graf Seebach als eine Entstellung der Tatsachen. Mich dünkt: nicht mit Recht. Jeder Leser aus jeder Partei hat aus der Schrift des Vizepräsidenten des Bühnenvereins eine ganz andere Tonart herausgehört als aus den Erlassen des Präsidenten. Und der Präsident hat am 30. Januar nicht nur die Beschlüsse des Direktorial-Ausschusses des Bühnenvereins vorgelesen, sondern diese mit den in Heft 14 zitierten „persönlichen“ Bemerkungen motiviert, die am meisten zur Verschärfung des Kampfes beigetragen haben. Daß die einstimmige Annahme der Beschlüsse des Direktorial-Ausschusses nur darum erfolgt ist, weil niemand Widerspruch gegen das Präsidium



Bühnenverein und Bühnengenossenschaft. 631

wagte, ist bekannt. Wie's auf den Vorversammlungen zugegangen ist, das verschweigt ja des Sängers Höflichkeit. Daß die Einmütigkeit der Beschlüsse sofort umzustößen war, wenn der Präsident zur Besonnenheit gemahnt hätte, geht daraus hervor, daß von 110 Mitgliedern des Bühnenvereins gleichzeitig 64 Mitglieder der Genossenschaft sind, also gewiß sehr gern den völligen Bruch mit dieser vermieden hätten, und daß verschiedene sehr angesehene Mitglieder des Bühnenvereins den „bedingungslosen“ Abbruch allen offiziellen Verkehrs mit der Genossenschaft außerordentlich bedauern!

Daß Graf Hülsen-Häseler aber an der Spitze der Scharfmacher marschiert, daß er fast der Einzige ist, der die Beschlüsse des Bühnenvereins in rigorosester, „vorbildlicher“ Weise durchführt, beweisen folgende Tatsachen, durch die das hochachtbare Bemühen der Herren Baron zu Putlitz und Graf Seebach, ihren Präsidenten zu decken, vollends hinfällig wird:

1. Zahlreiche Bühnenleiter hatten den offiziellen Verkehr mit der Genossenschaft nicht abgebrochen. Um seine Autorität und die von ihm gewünschte völlige Isolierung der Genossenschaft durchzusetzen, erließ Graf Hülsen-Häseler in der Zeitschrift des Bühnenvereins folgende Verordnung: „Das Rechtsschutzbureau der Genossenschaft hat sich mit Anfragen an Mitglieder des Deutschen Bühnenvereins gewendet. Da nach den Beschlüssen unserer Generalversammlung ein Geschäftsverkehr mit der Genossenschaft nur noch in Schiedsgerichtssachen stattfindet, würde es hiermit nicht in Einklang stehen, wenn auf derartige Zuschriften überhaupt eine Antwort erginge . . . . Unsere Vereinsmitglieder werden deshalb darauf aufmerksam gemacht, daß jeder Schriftwechsel mit der Genossenschaft und mit den Vertretern ihrer Anstalten und Einrichtungen einzustellen sein wird.“

Ist das nicht Scharfmacherei des Präsidenten, die die meisten Mitglieder mißbilligen?

2. Es war an sehr vielen Bühnen üblich, daß die Genossenschaft ihre Versammlungen und Wahlen in einem Raum des Theaters abhielt. Auf diese Weise wurde vermieden, daß ihr Kosten für Saalmiete erwachsen usw. So auch in Wiesbaden. Kurz vor einer Versammlung der dortigen Genossenschaft traf nun eine Verordnung aus Berlin ein, die dem dortigen Intendanten, Herrn v. Mutzenbecher, verbot, eine Versammlung der Genossenschaft im Chorsaal des Theaters zu genehmigen. Herr v. Mutzenbecher mietete darauf im Kurhaus von sich aus für die Genossenschaft einen Saal. Ist das Berliner Scharfmacherei? Will Graf Hülsen dieses Vorgehen des Wiesbadener Intendanten an Allerhöchster Stelle melden oder ist er einverstanden mit Schroffheit in der Theorie und gnädigem Wohlwollen im Einzelfalle?

3. An den Stadtrat zu Halle schreibt Graf Hülsen-Häseler persönlich am 20. März: Der Beschluß des Bühnenvereins, den Mitgliedern keine Genehmigung zur Abhaltung von sogenannten Genossenschaft-Festen zu geben, ist lediglich aus dem Gedanken hervorgegangen, daß es gegenüber dem Vorgehen der Genossenschaft

NEUE REVUE und MORGEN.

Deutscher Bühnengehöriger praktisch und notwendig sei, einmal offen zu zeigen, -welch weitgehende „Wohltaten“ (!) der Deutsche Bühnenverein der Genossenschaft bislang erwiesen hat."

4. Ausgerechnet am Tage der Delegierten-Versammlung der Genossenschaft läßt das Präsidium des Bühnenvereins bekannt machen, daß an sämtlichen preußischen Hoftheatern in Zukunft keine Vorstellungen zum Besten der Genossenschaft stattfinden würden.

5. Nach einer Mitteilung Berliner Blätter hat ausdrücklich Kaiser Wilhelm II. auf Vortrag des Grafen Hülsen-Häseler die Kabinettsordre Kaiser Wilhelms I. aufgehoben, nach der jährlich an jedem preußischen Hoftheater eine Vorstellung zum Besten der Genossenschaft stattzufinden hatte.

Ist das keine Scharfmacherei? Hat diese Kampfweise die Billigung des gesamten Deutschen Bühnenvereins?

6. Graf Hülsen-Häseler hat den Versuch gemacht, sich wegen der Boykottierung der Genossenschaft in die rein privaten Angelegenheiten eines seinem Kommando nicht unterstellten Hoftheaters einzumischen.

Es fragt sich nun, wie will sich zu dem allem der Deutsche Bühnenverein stellen? Zunächst haben ja eine Reihe tapferer Städte ihre Bühnenleiter beauftragt, entweder die Scharfmacherbeschlüsse der letzten Tagung des Bühnenvereins rückgängig zu machen oder aber aus dem Deutschen Bühnenverein auszutreten. Hoftheater, die in dem Vorgehen des Berliner General-Intendanten eine unerträgliche Einschränkung der eigenen Bewegungsfreiheit erblicken müssen, werden sich dem Protest gegen die jetzige Kampfweise gegen die humanitären Anstalten gewiß anschließen.

Dazu kommen die 64 Mitglieder der Genossenschaft, die gleichzeitig Mitglieder des Bühnenvereins sind. Diese müssen öffentlich Farbe bekennen. Entweder — oder! Entweder sie billigen das Vorgehen des Präsidiums, den Kampf bis aufs Messer gegen die Anstalten der Genossenschaft, dann sind sie als Männer von Ehre sofort verpflichtet, aus der Genossenschaft auszutreten. Es ist begreiflich, daß sie mit dem Austritt gewartet haben. Sie haben sicher alle gehofft, daß die Beschlüsse nicht in der Weise des blindesten Selbstherrschertums ausgeführt würden, sie haben sich zum Teil überhaupt nicht an die Beschlüsse gekehrt, haben Feste gestattet, Beiträge einkassiert, mindestens aber den Verkehr aufrecht erhalten. Jetzt aber, wo sie sehen, wie das Präsidium der Genossenschaft seine Macht zu beweisen sucht, jetzt, wo nach Mitteilungen der Blätter der Präsident selbst den Deutschen Kaiser zu Maßnahmen gegen die Genossenschaft veranlaßt, müssen sie Farbe bekennen. Ich kann nicht als Mitglied eines Gesangsvereins die Mitglieder einer Turngemeinde durch Nichtanerkennung ihres Vereins beleidigen, durch die heftigsten Schikanen schädigen und trotzdem Mitglied dieser Turngemeinde bleiben.

Als Männer von Ehre müssen sich die Mitglieder des Bühnenvereins, die gleichzeitig Genossenschafter sind, entscheiden: Entweder



Bühnenverein und Bühnengenossenschaft.

C33

sie erzwingen vom Bühnenverein, daß die Genossenschaft als Vertreterin des Schauspielerstandes wieder anerkannt und daß der . . . Kampf gegen ihre humanitären Anstalten sofort eingestellt wird, oder aber sie treten augenblicklich aus der Genossenschaft oder dem Bühnenverein aus. Beiden Vereinen weiterhin anzugehören, ist, wenn die Beschlüsse des Bühnenvereins aufrecht erhalten bleiben, für einen Ehrenmann unmöglich!

Ich muß noch einmal auf die Erklärung der Herren Intendanten Graf Seebach und Baron zu Putlitz zurückkommen. In dieser heißt es: „Die einmütigen Beschlüsse der Generalversammlung des Deutschen Bühnenvereins, denen auch wir, wie es die uns aufgezwungene Lage gebot, zugestimmt haben.“ Verstehen die Herren unter „aufgezwungener Lage“ die Ergebnisse der Genossenschaft-Versammlung vom 10. Dezember, so möchte ich bemerken, daß sie diese, über die ja auch durch Feinde der Genossenschaft berichtet worden ist, in falschem Lichte sehen. Wer infolge dieser Versammlung sämtliche 8000 Mitglieder der Genossenschaft in Acht und Bann tut und beleidigt, wer daraufhin einen maßlos scharfen, höchst unritterlichen Kampf gegen Wohltätigkeitsanstalten inszeniert, — (ohne die es noch tausendmal größeres Theaterelend gäbe und für die gewirkt zu haben trotz seiner Erklärung sich Graf Seebach niemals brüsten wird wie Graf Hülsen namens des Bühnenvereins), — der hat sich in den Kampfmitteln so arg vergriffen und sich selbst in den Augen aller Unparteiischen so herabgesetzt, daß nur schleuniges Einsehen dieses vielleicht begreiflichen, aber trotzdem bedauerlichen Irrtums ihn wieder gut machen kann.

Wenn den Herren des Bühnenvereins daran liegt, für die Bühnengehörigen zu wirken, wenn sie nicht bloß Redensarten machen, um ungestört ihre „Herrscherrechte üben zu können“, dann haben sie mit ihren Beschlüssen vom 30. Januar einen der schlimmsten taktischen Fehler gemacht. Daß sie einen Fehler gemacht haben, sehen sie ja alle ohne Ausnahme ein. Sie müßten doch auch wirklich ohne eine Spur von Urteilsfähigkeit sein, wenn sie nicht aus folgenden Tatsachen ihre Schlüsse zögen:

1. Die Genossenschaft hat, obwohl sie jetzt die Bühnenleiter zu Feinden hat, innerhalb vier Monaten an die 2000 neue Mitglieder gewonnen.
  2. Solidarisch mit ihr fühlen sich auch diejenigen Bühnenmitglieder, die wegen ihrer geringen Gagen oder der Zahlungsverpflichtung zum Chorsänger-Verband den Jahresbeitrag zur Zeit noch nicht aufbringen können.
  3. Fast die gesamte deutsche Presse ist energisch für die Forderungen der Schauspieler eingetreten.
  4. Deutsche Städte protestieren gegen die Vergewaltigung ihrer Rechte durch die Beschlüsse des Bühnenvereins.
- Es ist also gerade das Gegenteil von dem erreicht worden, was das Präsidium gewollt hat. Man wollte die Genossenschaft durch die

NEUE REVUE und MORGEN.

härtesten Maßregeln niederzwingen und hat sie mächtig, groß und unüberwindlich gemacht.

Also ein großer taktischer Fehler! Ein Präsident, unter dessen Kommando er begangen wird, ist untauglich zur Leitung in so kritischer Zeit. An die Spitze gehört ein Mann, der den richtigen Blick für die Situation hat, eine Persönlichkeit! Nicht ein sehr gütiger Chef, der Wohlwollen gegen einzelne Mitglieder und freundliche Gesinnung gegen die Schauspieler mit heftigsten Maßregeln gegen ihre Organisation verbinden zu können glaubt, der eine Vereinigung von Künstlern wie einen unliebsamen Arbeiterverein wegdekretieren möchte. An die Spitze des Bühnenvereins gehört eine eminent praktische Persönlichkeit, ein energischer Mann, der vor allen Dingen im eigenen Verein den richtigen Ton anschlägt, mit aller Schärfe zunächst einmal auf Mißstände im eigenen Lager hinweist, dem nicht die Einheit des Bühnenvereins das höchste Ziel ist, der nicht als ein für Kunst sehr empfänglicher Dilettant auch selbst die Oberleitung in künstlerischen Dingen beansprucht.

Der jetzige Präsident hat den zunächst schwer wieder gut zu machenden taktischen Fehler begangen, daß er sich durch eine künstlerisch durchaus nicht wertvolle Majorität im Bühnenverein hat verleiten lassen, den rücksichtslosesten Kampf gegen die Genossenschaft zu beginnen. Ein wirklich strategisch veranlagter Kopf hätte sich auf die guten Elemente der Bühnengenossenschaft und des Bühnenvereins gestützt und mit diesen den Kampf gegen schlechte Elemente in b e i d e n Lagern geführt! Aber dadurch wären dem Bühnenverein allerhand Mitglieder verloren gegangen. In völlig guter Absicht, aber völlig ungenügender Sachkenntnis urteilen nämlich gerade sehr ehrenwerte Bühnenleiter so: „Wir dürfen die minder wertvollen Elemente des Bühnenvereins nicht vor den Kopf stoßen, denn sonst treten diese aus und führen dann an ihren Theatern, ohne die Bestimmungen des Bühnenvereins, noch schlimmere Wirtschaft.“

Diese Ansicht ist jetzt hinfällig. Denn, nachdem die deutschen Schauspieler und die deutschen Stadtverwaltungen erwacht sind, werden alle solche Zustände einfach sofort an das Licht der Oeffentlichkeit gebracht und beseitigt werden. Wäre dann der Deutsche Bühnenverein wirklich der Hort des Fortschritts und der Kultur der deutschen Bühnen, so würden die deutschen Städte ihren Theaterleitern einfach zur Pflicht machen, dem Deutschen Bühnenverein anzugehören. Statt dessen tritt nun gerade das Umgekehrte ein!

Was kann die Situation greller beleuchten, als daß die fortschrittlichsten Stadtverwaltungen — bezeichnender Weise sind's zunächst süddeutsche, österreichische und schweizerische, also nicht bürokratisch verknöcherte! — ihren Bühnenleitern die Weisung geben, aus dem Bühnenverein auszutreten!

Der Bühnenverein redet so kolossal viel von den Wohltaten, die er den Schauspielern erwiesen habe. Warum hat er trotzdem so wenig Leute, die Vertrauen zu seiner Tätigkeit haben? Warum gilt er allgemein nur als Interessengemeinschaft zur Verhütung gegenseitiger Schädli-



gung der Bühnenleiter unter einander (!)? Ist er wirklich die verkannte Unschuld?

Dann erlaube er einige Fragen: Warum hat er einen Vertrags-Entwurf durchsetzen wollen, in dem Vorrechte, die den Schauspieler auf's schwerste schädigen, mit größter Zähigkeit festgehalten wurden? Warum hat er die Schiedsgerichte eingeführt, die den Schauspieler verpflichteten, nicht an die öffentlichen Gerichte zu gehen? Warum hat er niemals aus eigener Initiative Mißstände an den Bühnen radikal abgeschafft, sondern sich alles von den Gegnern abzwängen lassen? Warum hat er in seinen öffentlichen Versammlungen nicht zugegeben, daß große Mißstände an vielen deutschen Bühnen herrschen, warum nicht öffentlich erklärt, daß er jeden Verstoß seiner Mitglieder gegen die Schicklichkeit oder gegen das Recht strengstens ahnden werde? Warum treiben sich noch immer an deutschen Theatern Bühnenleiter ungeniert in den Damengarderoben herum? Warum erlauben sich selbst an großen Theatern die zotigsten Bemerkungen? Warum hat der Bühnenverein nicht längst seinen Mitgliedern allen, auch denen von Hoftheatern, das Betreten der Damengarderoben durch öffentlich gefaßten Beschluß ausnahmslos unter Androhung schärfster Strafen verboten? Natürlich werden die Direktoren sagen, sie müßten den Damen manchmal etwas Wichtiges mitteilen! Das ist nur Redensart. Ich kenne Theater, an denen dies Verbot auf das strengste durchgeführt wird, ohne daß die Kunst leidet.

Hat der Bühnenverein, wenn deutsche Gerichte erklärt hatten, es seien Mißstände an einem Theater vorhanden, öffentlich dem Direktor eine Rüge erteilt? Warum hat er jetzt z. B. nicht längst sachlich motivierte, beruhigende Mitteilungen zu dem Fall Dr. Dahlberg-Riga gemacht, der bereits zur Sperre des Theaters seitens der Genossenschaft und des Musiker-Verbandes geführt hat? Ist es Tatsache, daß ein Bühnenleiter Mitglied des Bühnenvereins geblieben ist, obwohl er wegen einer „Damen“-Angelegenheit gezwungen wurde, die Leitung einer Bühne niederzulegen? Will der Bühnenverein weiter an der schönen Praxis festhalten, auf Jahre hinaus „mehrere“ Mitglieder für „eine“ Stelle kontraktlich festzulegen und die, die ihm später nicht passen, die aber inzwischen durch Annahme eines anderen Engagements Vertragsbruch begehen würden (!), einfach laufen zu lassen? Will er nicht dem Rechtsschutz-Bureau der Genossenschaft und einzelnen mutigen Kämpfern für das Recht der Schauspieler mit aller Energie helfen, Mißstände auszurotten? Will er nicht öffentlich zugeben, daß im Lager des Bühnenvereins vieles besserungsbedürftig ist und manches passiert, was — sagen wir: wenig erfreulich ist?

Will er nicht einsehen, daß er selbst am besten fährt, wenn er mit den Tausenden von Idealisten unter den deutschen Schauspielern für die Hebung der deutschen Bühnen arbeitet? Weiß er nicht, wie maßlos noch jetzt gerade die besten Elemente des deutschen Schauspielersandes unter dem Benehmen so manchen Bühnenleiters leiden? Will er nicht auf die Behandlung anständiger Mädchen durch die

NEUE REVUE und MORGEN.

Bühnenleiter etwas schärfer aufpassen? Ist es nicht beklagenswert, daß ein genauer Kenner der Bühnenzustände in einer der höchsten juristischen Stellungen noch vor kurzem erklären konnte, daß es besser sei, man vertusche es, wenn einer Schauspielerin von ihrem Bühnenleiter unsittliche Anträge gemacht würden, da sie als „schwieriges oder unangenehmes Mitglied“, wie leider viele Bühnenleiter alle unbequemen Personen beim Theater bezeichneten, sonst schwer Engagement fände? Ist es dem Bühnenverein nicht bedenklich, daß lediglich aus dieser Furcht junge Anfängerinnen beim Theater die Zudringlichkeiten von Direktoren stillschweigend dulden, so lange es nicht zum Schlimmsten kommt?

Hat ein Verein, der so viele ungelöste Aufgaben vor sich hat, das Recht, eine Vereinigung von etwa 10000 Bühnenangehörigen, die sich ernstlich bemühen, für die Hebung ihres Standes zu sorgen, und ehrlich gegen unlautere Elemente in ihren eigenen Reihen kämpfen, öffentlich zu beleidigen, indem er ihre Nichtanerkennung dekretiert, und sie zur Unterwerfung zwingen zu wollen, indem er ihre Wohltätigkeitsanstalten zu schädigen sucht?

Gibt's im Deutschen Bühnenverein keine Männer mehr, die gegen solches Vorgehen protestieren?

Und nun noch eine Frage an den Präsidenten Grafen Hülsen:

Hat der Deutsche Kaiser wirklich auf Vortrag des General-Intendanten seiner Schauspiele die Benefiz-Vorstellungen für die Genossenschaft aufgehoben?

Hat der Deutsche Kaiser dabei erfahren, daß der Genossenschaft zirka 10 000 Bühnenmitglieder, darunter die größten Bühnenkünstler, angehören, nicht als untätige Mitglieder, sondern als Kämpfer für die Rechte des Schauspielers? Hat Er erfahren, daß Adolf Sonnenthal in gerechter Empörung über das Vorgehen des Bühnenvereins noch V\* Jahr vor seinem Tode Mitglied der Genossenschaft geworden ist, um zu dokumentieren, daß er sich solidarisch mit den Kämpfern für die Rechte der Künstler fühle?

Weiß der Deutsche Kaiser, gegen was für Mißstände die Genossenschaft kämpft?

Weiß der Deutsche Kaiser, daß ohne die Wohlfahrtsanstalten der Genossenschaft, gegen die sein General-Intendant wie ein rücksichtsloser Trust-Herrscher kämpft, Tausende von Schauspielern ein Alter in Not und Sorgen erwartete?

Wir Genossenschafter appellieren ab Imperatore male informato ad Imperatorem melius informandum!



Wie alles andere in der Natur ist das Skelett des Menschen durchaus zweckmäßig und vollkommen schön; schön in Maß, Verhältnissen und Form.

Das Becken ist ein Korb aus sächsischem Porzellan, der trägt die Eingeweide bei beiden Geschlechtern und das Kind bei der Mutter.

Der Brustkasten trägt nichts, aber schützt, und zwar das Edelste, das ist das Herz und die Lungen. Er heißt Kasten, ist aber ein Bauer, ein Fenstergitter, ein Schutzschirm, ein Staket. Plato nennt ihn Reuse.

Der Schädel ist nicht offen wie die beiden vorigen; der ist abgeschlossen; birgt, vielleicht verbirgt Geheimnisse. Er ist gewölbt, gleicht sowohl der Erde wie dem Himmelsgewölbe, von hinten der Erde, von oben dem Himmel. Er ist allerdings mehr dekorativ als eigentlich schön; und ein gebildeter Mann, vertraut mit dem Todesgedanken, sieht gern einen Schädel auf seinem Schreibtisch, wenn er auch keine Trinkschale daraus macht.

Von oben ist der Schädel ein Ovoid, eine Eilinie, die eine Entwicklung des Kreises ist. Legt man einen Vertikalschnitt durch den Schädel in der Höhe des ersten Eckzahns, erhält man ein sehr schönes Ornament vom Diagramm der Nasenlöcher und den andern Höhlungen.

Auch von unten kann man den Schädel mit Lust sehen, denn da ist eine so reiche Ornamentik, daß man Motive entnehmen kann.

Die Glieder sind, wie sie sein sollen: Oberarm und Oberschenkel einfach und länger als die untern doppelten Teile; aber wie diese Hebevorrichtungen auch unvollkommen sein können, es gibt doch keine gerade Linie in ihnen. Alles schwillt an und nimmt ab, fließt und macht Uebergänge.

Die Knieschale ist bekanntlich ein Meisterwerk von mechanischer Kunst und schöner Kunst.

Die Muskeln, die man nicht anders sieht als im Anatomiesaal, bilden für sich einen ewig bestehenden Beweis, daß sie sich nicht selber geschaffen haben oder entstanden sind, sondern daß sie gemacht sind von einem Mechaniker, einem Instrumentenmacher, einem Bandagisten und einem gewaltigen Künstler. Der Bildhauer muß auch zur Muskelfigur greifen, wenn es darauf ankommt, wahr und schön zu sein. Legt sich aber die feine Haut darauf und sind alle Krümmungen mit Fett ausgefüllt und ausmodelliert, dann ist die Schönheit da; die kann übermenschlich sein und wirklich daran erinnern, daß der Mensch ein Ebenbild Gottes ist.

Die schönsten Muskeln sind das Deltoid auf der Schulter (Achsel) und der Biceps auf dem Oberarm, des Mannes Vorrecht; die Hüftmuskeln, des Weibes Ehre, und der schönste von allen, die Warle.

## NEUE REVUE und MORGEN.

Der Deltamuskel oder die weibliche Schulter, die man in Oberlicht auf Bällen erblickt, ist oder kann eine kleine Parabel sein, also der Schnitt eines Lichtkegels, der parallel mit der Seite geht. Aber ich habe keine Skulptur gesehen, auf der diese Einzelheit besonders betont wäre, weder in der Aphrodite von Melos noch in der Venus von Medici, die beide hängende Schultern haben wie Thorwaldsens Schwanenhäse. Diese Elfenbeinbälle, die jedoch keine Kugeln sind, zeigen sich erst in ihrer Schönheit, wenn sie vom Schlüsselbein gehoben werden; oder wenn das Weib sich schultert, mit Kopf und Hals in ihren eigenen Busen untertaucht.

Die Aphrodite von Melos besitzt zwei Linien, die das ganze Kunstwerk machen. Die linke Hüfte wird nach oben fortgesetzt von Sciaticus, und zusammen mit dem bildet sie eine Kurve von höchster Ordnung, die auf englisch cubical parabola heißt und mehrere Eigenschaften besitzt, die man in der analytischen Geometrie lernen kann. Die rechte Hüfte ist gestreckt und setzt sich nach oben in einer Linie fort, die Sinuskurve heißt oder harmonische Kurve, die in der Musik und in der Meereswelle vorkommt. Das ist die Saite die vibriert; das ist die Wasserfläche, die im Winde schaukelt, wenn Aphrodite aus der Woge steigt und aus deren weißem Schaum geboren wird. Dann kommen die Zwillinge, Gemini, die Wadenmuskeln, die unter der Haut des Weibes eine einzige Linie bilden, die schönste von allen. Die Wade ist eine Parabel genannt worden, ist aber eine Wurflinie, die des abgeschossenen Pfeils. Sie gleicht einem Kegelschnitt, ist aber nicht zu berechnen, doch ist der erste Teil gedrückter, der letzte steiler als bei der Parabel.

Man denke sich eine Bewegung, einen Wurf von der Ferse nach oben, und die Sprunglinie ist gebildet; denn mit der springt der Mann, und mit der trägt das Weib ihren sächsischen Korb, die kleine Frucht vom Baum des Lebens.

Man könnte die Schönheitslinie der Wade von einer logarithmischen Spirale konstruieren, bei der alle Radien in geometrischer Reihe zunehmen; und solche immanente Gründe muß es geben, denn fehlen sie, dann wird es etwas sehr Häßliches, das an die Flasche erinnert und vielleicht von der Flasche sich ableitet.

Auf der inneren Seite des Knies sitzt bei sehr jungen Frauen ein kleiner schwellender Muskel von ungewöhnlicher Schönheit. Der hat keinen Namen, ist sehr klein, unterbricht aber die Linie mit einem hors d'oeuvre. Diese Kurve heißt englisch Infinite branche, gleicht der Hornhaut des Auges und ist von hoher Gradzahl.

Nun muß ich sagen wie Herder, als er sich dem Verhüllten näherte: „Ich wünschte, ich schriebe für Griechen, die fürs Nackte erzogen wurden.“

Von des Weibes Busen und Schoß will ich sprechen, aber nur für Künstler. Die Profanen mögen es überspringen.

Die Brust des Weibes hat in ihrer höchsten Schönheit nichts zu tun mit etwas so elementar Niedrigem, wie die Kugel es ist. Sie ist keine Halbkugel, sondern nähert sich dem Hyperboloid, kann bei der



Schönheit und Symbolik des! menschlichen Körpers. 639

Jungfrau ein „Infinite branche“ sein wie die Vorderseite des Auges.

Die Brüste der Aphrodite von Melos sitzen zu weit unten und sind zu groß für den kleinen Brustkasten, nicht an sich, und sie wirken wie angesetzt, nicht wie herausgewachsen, denn sie haben keine Uebergänge.

Eine eigentümliche Linie, jedoch am meisten beim Mann markiert, ist die untere Grenze des Unterleibs. Das kann nichts anderes sein als eine Kettenlinie, Catenaria, die entsteht, wenn eine Kette oder ein Seil frei von seiner eigenen Schwere hängt: Seilschaukel. Und unter der Last der Eingeweide scheint die Haut gerade diese Form angenommen zu haben.

Unter dieser besitzt das Weib wie eine gedrückte Kuppel ein Zwickelgewölbe über der Geburt. Das ist eine große Schönheit und wird gebildet von einem sphärischen Dreieck, einem Segment der Mutter Erde, und ist auch das Symbol für die Mutterschaft. Jetzt mache ich es wie Herder (aber nicht wie Goethe), ich schließe.

Aber nicht eine gerade Linie findet man im menschlichen Körper, alles wogt wie die Meereswelle und die Harfensaite; da finden sich Fragmente der Ellipse (aber nicht des Kreises), Parabeln, Hyperbeln, Planetenbahnen und Kometenläufe. Doch die kompliziertesten von allen Kurven sind die des Knies, die eine ganze Konstellation ausmachen. Die Künstler schrecken davor zurück, die höhere Analysis besitzt keinen Namen dafür, aber auf Photographien nach der Natur ist oft auf dem Knie ein menschliches Antlitz zu sehen (Athlet in München).

Für unsern heutigen Geschmack braucht die Gestalt des Weibes nicht unbekleidet zu sein, sondern halbbekleidet spricht uns mehr an. Zu den schönsten, die ich kenne, zähle ich: Aphrodite (und Eros überreden Paris und Helena) im Museo Nazionale von Neapel und das junge Weib in „Gerettet“ von Adolf Brütt in Berlin.

Carus hat in der „Symbolik der menschlichen Gestalt“ viel über das Antlitz des Menschen geschrieben. Beim Kind nähert es sich dem Kreis; bei erwachsenen Menschen gleicht es dem Ei mit der Spitze nach unten. Aber unter allen Verhältnissen geht ein Meridian in einer senkrechten Linie von der Stirn zum Kinn, und der Aequator wagerecht durch die Augen; beide schneiden sich in einem Kreuz. Diese Vierteilung will Carus wiederfinden in der ersten Spaltung der Zelle.

Mit drei Punkten kann man eine Physiognomie geben; setzt man eine Senkrechte dazu als Nase, so erhält man verschiedene Typen und Ausdrücke. Das ist ein langweiliger Herr mit zu kleinem und zu langer Nase. Das ist ein wachsender Knabe mit zu langer Oberlippe. Das kann ein junges schönes Weib sein. Das ist ein Gift->mischer, dessen Augen zu nahe aneinander stehen und dessen Mundwinkel in die Höhe gezogen sind. Ein Melancholiker. Ein Grinser. Und so weiter.

## NEUE REVUE und MORGEN.

Eigentümlich ist, daß das menschliche Antlitz überall zu sehen ist, auf Tapeten, im Notendruck, auf Schranktüren aus ungestrichenem Holz, auf Tischtüchern; überall, wo sich Striche und Punkte finden.

Am merkwürdigsten ist, in ungestrichenem Holz das menschliche Antlitz zu finden, besonders in knorrigem Nußbaum und Birkenholz. Aber es ist nie ein junges und schönes, sondern lauter Satyren, Faune, Trolle. Der Baumstamm besteht ja aus Röhren, die ineinander gesteckt sind; werden diese der Länge nach durchschnitten, so ist gleich ein Muster da. Blumen, besonders Rosen geben auch Gesichter, aber nicht die, welche man erwarten möchte, sondern meistens Hexen, die mit Hauben ausgeputzt sind usw. Ein Kindergesicht habe ich unter diesen Verhältnissen nie entstehen sehen.

Die Okkultisten nannten diese Figuren Gamahes (Camayeus) und geben eine Art Erklärung, die keine ist.

Nisus formativus, der Trieb zu vervollständigen, zu schaffen, zu bilden, liegt wohl dahinter, vielleicht auch etwas anderes „unter der Schwelle“.

Die Schönheit des menschlichen Antlitzes liegt nicht bestimmt in der Form, sondern im Ausdruck. Ein Lächeln braucht keine Bewegung der Lippen zu sein, sondern kann sich durch ein Leuchten um den Mund offenbaren, das von einem Strahl aus dem unbeweglichen Auge begleitet ist. Das ist die Seele selber, die sich zeigt. Aber es gibt Gesichter, die in einem Augenblick Form, Typus, Alter ändern können. Das kann man am besten merken, wenn man in der Nacht wacht, zumal beim Becher. Ich habe in einer Nacht nach einem achtstündigen Gespräch gesehen, wie ein Mann seinen Gesichtsausdruck in einer Weise änderte, daß ich vergaß, mit wem ich sprach, und fragen mußte, wer er sei. Auch seine Stimme war verändert. Diese Erscheinung kann man beim Photographieren merken, wo ein wildfremdes Gesicht vorkommen kann.

Nach sechsunddreißig Jahren traf ich einen Jugendfreund wieder. Er war sich ja gleich geblieben; aber während eines Zusammenseins von zehn Stunden änderte er sein Gesicht drei Male und wurde dreien meiner Bekannten gleich. Ich schrieb die drei Gesichter auf, und die sagten mir viel, besonders, daß er nicht mein Freund sei. Obgleich ich als Dichter wohl einige tausend Personen geschildert habe, erinnere ich mich nicht, daß ich ein Gesicht anders gezeichnet habe denn als Karikatur. Das Antlitz eines schönen Weibes kann man nicht schildern, noch weniger das eines Kindes. Es beginnt und schließt mit dem Ausdruck des Auges oder des Mundes oder beider. Wenn ich mit einem Menschen spreche, sehe ich immer auf den Mund und wechsele mit dem Blick ab. Ich habe einen Mann zwanzig Jahre gekannt, weiß aber nicht, ob er Zähne im Mund hat; und es gibt bekannte Männer, bei denen ich aus der Entfernung nicht angeben kann, ob sie einen Bart tragen oder nicht; besonders gilt das vom Schnurrbart.

Viele legen ein großes Gewicht auf das Aussehen der Hand, aber ich habe es nie getan. Ob ich nun die Geheimnisse meiner Be-



Wieland.

641

kannten respektieren wollte, oder ob es mir widerstand, die Hand zu betrachten. Ich bin mit einer Frau verheiratet gewesen, und ich erinnere mich nicht, ihre Hand gesehen zu haben.

Wahrscheinlich bin ich Impressionist und sehe auf Bewegung, Gebärde, Ausdruck und nicht auf Gegenstände. Dagegen habe ich auf Händedruck geachtet; ohne daß ich über die Sache nachdenke, macht ein Handschlag seinen Eindruck und stimmt dafür oder dagegen. Ich erinnere mich an Waschbleuel und Brotlaibe, Dietriche und nichts; denn von manchen Personen weiß ich nicht, wie ihr Händedruck war.

Vom Fuß spreche ich ungern, und übrigens handelt es sich da um den Schuh oder den Stiefel. Den einzigen Fuß, den man nackt sehen kann, ist der des Kindes. Der ist schön, denn er hat nicht die Erde berührt und ist noch nicht krumme Wege gegangen. Zu lange Zehen, die Fingern gleichen, sind unheimlich. Und der Fuß kann zu klein sein, wie eine Mißgeburt wirken, auch wenn er schön ist. Die Spur des Fußes im Sande kann leicht komisch werden.

Die Hand soll doch nach menschlicher Schönheitsnorm nicht schmal sein wie eine Fortsetzung des Handgelenks, denn dann wirkt sie wie eine Tatze oder ein Handschuh. Die Hand soll mit einem Toms vom Handgelenk ausschwellen, und es muß etwas dasein, das dem Ellenbogenbein des Vorderarms entspricht.

Dasselbe gilt vom Fuß; der darf keine langen Fersen haben, nicht lang und schmal, nicht platt sein.

Nur der kann einen schönen Fuß haben, der der Mode zu trotzen wagt, und sich abends nicht niederlegt, ohne in kaltem Wasser den Staub von seinen Füßen geschüttelt zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Wieland.

Von

Bernhard Ihringer.

Nach Herder, Lessing und Goethe wird nun auch Wieland von den Philologen einer historisch-kritischen Ausgabe gewürdigt. Dem Rokokomenschen par excellence soll ein exaktes, gut passendes Kleid zugeschnitten werden. Ich fürchte, es wird trotz aller Bemühungen nicht recht sitzen und am Ende mehr karikieren als demonstrieren.

Wenn wir mit würdevoller historischer Gelehrsamkeit das Rokoko (namentlich das deutsche) unter die Lupe nehmen wollen, läuft es uns unter den Händen auseinander. Und das von Rechts wegen, denn es will geschaut, verstanden, nicht gemessen werden.

Der Fluch und Staub der Zeitlichkeit, des in ein paar glanzvolle Jahre gespannten kurzen Lebens liegt auf den zerbrechlichen

PorzeUanfigürchen, die aus Urgroßmutter's Tagen uns geblieben sind. Aus ihnen ragt der Schwabe Wieland heraus durch den Reichtum an Sonne, den er in einem langen Leben aufgesaugt und über seine vielen Bücher ausgestreut hat. Daß er dabei viel Flimmerfarben und Flittergold brauchte, haben wir ihm nicht vorzuwerfen. Es war das Ziel seiner Zeit, einen lichten Schleier über den grauen Alltag zu weben. Dieses Ziel wird erreicht und auch darum haben wir kein Recht, in nachträglicher Verkümmern der Goetheschen „Farce“ nunmehr das Pathos von Götter und Helden gegen Wieland tönen zu lassen. Als ob nicht hinter der „historischen“ Kälte der Neid einer glücksarmen Zeit lauerte! Die Ehrlichen, die heute vom Rokoko und seinem Dichter reden, tun's wahrlich mit ähnlichen Gefühlen, wie Hebbel über das Mittelalter schrieb: „Da gab's so viel, an das man sich klammern konnte. Freilich lauter Irrtum . . . Aber der Irrtum hat Kolorit und Gestalt und schlingt sich heiter und lustig durch den Reigen des Lebens, die Wahrheit ist unsichtbar wie ein Gott und unheimlich wie ein Gespenst. Wär\* man doch damals geboren.“ Das sind eigentlich echte Historikerworte, denn jeder, der eindringlich sich ins Mark einer Zeit hineinlebt, liebt das Geschaute trotz Ecken und Kanten. So ist schließlich auch die Frage nach Wieland's Bedeutung leicht zu beantworten: er bedeutet dem viel, der ihn mehr als historisch begreift und versteht. Und dennoch wieder schwer genug: denn der Gleichklang läßt sich über ein und einviertel Jahrhunderte hinweg mühsam finden. Man mag auch keinen Wieland sich vormalen, der ewig wiederkäuend und sich wiederholend einen deutschen Abguß von französischem Trara und Hopsasa lieferte (wie manche Literaturgeschichten weismachen). Zwischen dem viel zu wenig bekannten „Don Silvio von Rosalva“ und dem „Oberon“, zwischen „Agathon“ und „Biribinker“ sind der Unterschiede genug, kommt noch dazu, daß der fleißige Mann sich am Feilen und Bessern, Herausgeben und Erweitern nicht genug tun konnte, was bekanntlich den Hohn der Schlegels im „Athenäum“ weckte: „Wieland wird Supplemente zu den Supplementen seiner sämtlichen Werke herausgeben unter dem Titel: „Werke, die ich sogar für die Supplemente zu schlecht halte und völlig verwerfe.“

Als Goethe das las, meinte er zu Schiller, diese „Impietät hätten sie unterlassen sollen“. Er stand sich ja mit dem gutmütigen Alten gut, und hielt ihm, als er im zweiten Jahrzehnt des prosaischen neuen Jahrhunderts starb, eine schöne Logenrede. Lange vorher schon war freilich der Gefeierte zum großen Namen geworden, dem man im Vorbeigehen pflichtschuldigst seine Verbeugung machte, ohne ihm ins Gesicht zu sehen. Er wußte selbst, daß seine Zeit zur Neige ging. Pries er sich doch sechzehn Jahre vor seinem Tode, als er eine Ode Klopstocks an Gleim abdruckte, mit einem nassen und einem trockenen Auge glücklich, diese „Ode von dem größten Dichter unserer Nation an den einzigen noch lebenden von jenen, mit welchen sich das goldene Alter unserer Dichtkunst begonnen hat, der kleinen Anzahl von Lehrern mitteilen zu dürfen, die in diesen Hefen des achtzehnten Jahr-



Wieland.

643

hundreds noch Sinn und Herz für die liebenswürdigsten der Museumskünste aus einer bessern Zeit gerettet haben."

Was die Romantiker Wieland verdankten, ist noch ein ungeschriebenes Kapitel. Wie er über die französische Salonnovellistik, über die Feenmärchen hinausgriff und dem phantastischen Roman die Wege ebnete, ist meist auch noch sehr schleierhaft. Man hat sich nun einmal gewöhnt, beständig ein gewisses „Frivoles“ im Vordergrund zu sehen, last im Stil der Göttinger Hainbündler à la Stolberg mit ihren Tiraden gegen den „Jugendverderber“. Zur Entschuldigung kann gesagt werden, daß der Zwiespalt zwischen Werk und Persönlichkeit hier in der Tat oft grell hervorsticht. Wieland war ein ehrlicher Spießbürger in der immoralischen Pose. Der biedere, tugendsame Schwab, der Sophie la Roche umschwärmte, löste sich im Prinzerzieher nie gänzlich auf, und die folgenden Verse aus der Frühzeit passen eigentlich ganz gut auch zu den alten Tagen des ehrbaren Ehemanns:

„Jetzo dring' ich sicher durch verwachsne Hecken,

Denn ihr redlich Herz verläßt mich nie;

Gott und Weisheit, Tugend und Sophie

Sind bei mir, welch Unfall kann mich schrecken?"

(Anläßlich der Wieland-Ausgabe der Königlich preußischen Akademie.)

Crysanthenen

Von

Siegfried Kawerau

Zärtlich weiße Crysanthenen

freuen sich vor rötlich braunen Blättern,

sind wie Ostertage nach der Trauer.

Zärtlich weiße Crysanthenen,

welche Licht und Dunkel nehmen

wie ein seidnes Kleid in warmen

Armen eines roten Sessels,

scheinen Wunder zu bedeuten:

ihre feinen Blütenblätter, die sich schämen,

zähmen silbernen Gelächters Läuten,

schauen schüchtern nach der dunklen Mitte:

ihr Geschlossensein ist eine Bitte

gegen Blicke, welche hastig nehmen;

aber solchen, die mit bangem Zagen

diese silberlichten Mädchen fragen,

sind sie wie geliebte Augen offen:

fern in ihnen weiße Seelen schimmern

wie der Mövenflügel reiches Flimmern,

die ein Sonnenstrahl im Flug getroffen.

NEUE REVUE und MORGEN.

Die Ehe.

Komödie von Bernard Shaw.

Deutsch von Siegfried Trebitsch.

(Fortsetzung.)

Der Bischof: Du wirst schon sehen, liebes Kind, die Gesprächsthemen von St. John wirst du auch in ungefähr einer Woche erschöpft haben. Ein Mann ist ein Phonograph mit einem halben Dutzend Walzen, du wirst sie bald alle satt bekommen; und muß dennoch bei Tisch sitzen, während er sie bei jedem neuen Besucher aufzieht. Schließlich mußst du dich mit seiner allgemeinen Menschlichkeit zufrieden geben; und wenn du erst soweit bist, findest du von den Männern, was ein großer englischer Dichter meiner Bekanntschaft von den Frauen gesagt hat; daß sie alle gleich schmecken. Heirate, wen du willst: nach einem Monat ist er doch wieder Reginald. Es hat sich nicht gelohnt zu wechseln: wahrhaftig nicht

Leo: Dann ist's also verkehrt, zu heiraten?

Der Bischof: Jawohl, liebes Kind: aber nicht zu heiraten, ist noch viel verkehrter.

Der General, (aufstehend): Ha! Hören Sie das, Lesbia? (Er geht zu ihr an die Gartentür.)

Lesbia: Das ist nur ein Epigramm, Boxer.

General: Gesunder Menschenverstand, Lesbia. Wenn ein Mann Unsinn schwatzt, so ist das ein Epigramm: wenn er vernünftig redet, dann stimme ich mit ihm überein.

Reginald, (von der Eichenkiste herabkommend und auf die Uhr sehend): Es ist schon spät. Wo ist Edith? Hat sie ihren Schleier und ihre Orangenblüten noch nicht an?

Frau Bridgenorth: Geh und treibe sie zur Eile, Lesbia.

Lesbia (geht durch den Turm hinaus): Komm mit, Leo.

Leo (folgt Lesbia hinaus): Ja, gerne.

Der Bischof geht zu seiner Frau hinüber, setzt sich, ergreift ihre Hand und küßt diese, als Einleitung zu einer Unterhaltung mit ihr.

Der Bischof: Alice: ich habe noch einen zweiten Brief von der geheimnisvollen Dame bekommen, die nicht orthographisch schreiben kann. Ich liebe die Briefe dieser Frau. Sie atmen eine Kraft der Leidenschaft, die mich bezaubert.

Frau Bridgenorth: Meinst du Incognita Appassionata?

Der Bischof: Ja.

Der General (wendet sich rasch um, er hat in den Garten hinaus gesehen): Soll das heißen, daß du Liebesbriefe von Frauen bekommst?



FRANS HALS  
BESITZER J. SIMON

EMPTY



REMBRANDT VAN RUN  
BESITZER O. HULDSCHINSKY

EMPTY



Die Ehe.

645

Der Bischof: Selbstverständlich.

Der General: Ich bekomm' nie welche.

Der Bischof: Die Armee hat für Frauen keine Anziehungskraft: aber die Kirche.

Reginald: Hältst du es für richtig, ihnen dergleichen zu gestatten? Es können 'ja Verheiratete darunter sein, weißt du.

Der Bischof: Verheiratet sind sie immer. Diese da auch.

(Zu Frau Bndginorth): Findest du nicht auch, daß ihre Briefe die besten Liebesbriefe sind, die ich bekommen hab'? (Zuden zwei Männern): Die arme Alice muß mir die Liebesbriefe, die es verdienen, laut zum Frühstück vorlesen.

Frau Bridge north: An der Incognita ist wirklich etwas Faszinierendes. Sie gibt niemals ihre Adresse an. Das ist ein gutes Zeichen.

Der General: Pah! Du meinst, kein Stelldichein.

Der Bischof: Oh doch: sie begann die Korrespondenz mit der Angabe eines sehr merkwürdigen, aber sehr natürlichen Stelldichein. Sie will mich im Himmel treffen. Hoffentlich wird was daraus.

Der General: Na Alfred, ich sag hoffentlich nicht. Hoffentlich nicht.

Frau Bridgenorth: Sie sagt, daß sie glücklich verheiratet und Liebe ihr eine Lebensnotwendigkeit sei, aber daß sie erhaben über all ihre Liebhaber — einen haben müsse —

Der Bischof: Sie hat offenbar mehrere —

Frau Bridgenorth: — irgend einen großen Mann, der sie niemals kennen lernen — niemals berühren wird, solange sie auf Erden weilt, den sie aber im Himmel treffen kann, wenn sie allen Niedrigkeiten irdischer Liebe entrückt ist.

Der Bischof (sich erhebend): Ausgezeichnet. Sehr gut für sie; und stört mich gar nicht. Jedermann sollte eine solche Idealgestalt haben, wie Dantes Beatrice. (Er schlägt die Hände auf dem Rücken zusammen und geht summend vor dem Kamin auf und ab.)

Lesbia erscheint ziemlich erschrocken im Turm.

Lesbia: Alice, bitte komm' herauf. Edith ist noch nicht angekleidet.

Frau Bridge n orth (sich erhebend): Noch nicht angekleidet! Weiß sie nicht wie spät es ist?

Lesbia: Sie hat sich in ihr Zimmer eingesperrt und liest.

Der Bischof hört zu singen auf, bleibt aber starr stehen.

Der General: Liest!

Der Bischof: Was liest sie?

NEUE REVUE und MOROEN. 1909. Heft 18.

AI

NEUE REVUE und MORGEN.

L e s b i a: Irgend ein Pamphlet, das mit der Eilfuhrpost gekommen ist. Sie will nicht herunter kommen. Sie will die Tür nicht öffnen. Und sie sagt, sie könnte nicht sagen, ob sie sich verheiraten würde oder nicht, ehe sie das Pamphlet zu Ende gelesen habe. Habt ihr schon jemals so etwas gehört? Komm und sprich mit ihr.

Frau Bridgenorth: Am besten gehst du mal hin, Alfred.

Der Bischof: Versuche es mit Collins.

Lesbia: Wir haben es schon mit Collins versucht. Alles was ich euch gesagt habe, hat er durch das Schlüsselloch aus ihr herausgebracht. Komm Alice. (Sie verschwindet. Frau Bridgenorth eilt ihr nach.)

Der Bischof: Das verzögert die Sache. Ich geh an meine Arbeit zurück. (Er wendet sich zur Tür des Arbeitszimmers.)

Reginald: Woran arbeitest du jetzt?

Der Bischof (stehenbleibend): An einem Kapitel meiner Geschichte der Ehe. Ich bin gerade bei den Römern angelangt.

Der General (kommt von der Gartentür zum Stuhl, den Frau Bridgenorth eben verlassen hat, und setzt sich): Hoffentlich bist du nicht für mehr Ritualismus, Alfred?

Der Bischof: Oh nein. Ich meine das alte Rom (Er setzt sich auf den Tischrand): Ich bin gerade bei der Periode, wo die besitzenden Klassen sich weigern zu heiraten und statt dessen Eheverträge haben wollen. Ein paar von den ältesten Familien hielten sich an die Ehe-Tradition, um die erforderliche Zahl der vestalischen Jungfrauen aufzubringen, die legitim sein mußten; aber sonst dachte niemand auch nur im Traum daran, sich zu verheiraten. Das ist alles sehr interessant, weil wir in England auch so weit sind; davon abgesehen, daß wir keine vestalischen Jungfrauen brauchen, will überhaupt niemand heiraten, ausgenommen die Armen vielleicht.

Der General: Du nimmst die Sache teuflisch kühl, Reginald, glaubst du, daß der Barmecide seinen gesunden Verstand hat?

Reginald: Na er ist nicht schlimmer als sonst (Zum Bischof)

Willst du damit deiner Ueberzeugung Ausdruck geben, daß es jemals in England so weit kommen wird, daß respektable Menschen das Heiraten aufgeben?

Der Bischof: In England ganz besonders. In anderen Ländern rettet die Einführung vernünftiger Scheidungsgesetze die Sachlage; aber in England lassen wir eine Einrichtung sich immer selbst abnützen, bis sie kaputt geht. Ich habe unseren vier letzten Premierministern gesagt, daß ein Strike gegen die Ehe ausbrechen würde, wenn sie unsere Ehegesetze nicht vernünftig machten und daß die besitzenden Klassen darin anfangen würden wo keine Regierung wagen würde, sich einzumischen.

Reginald: Was hat man dir geantwortet?



Die Ehe.

647

Der Bischof: Das Gewöhnliche. Waren ganz meiner Ansicht, aber überzeugt, daß sie die einzigen vernünftigen Menschen auf der Welt wären und daß die leiseste Anspielung auf eine solche Sache den Verlust der nächsten Wahl zur Folge hätte. Und dann haben sie die trotzdem verloren — wegen des rauchlosen Schießpulvers, des Trinkens, wegen der chinesischen Arbeit in Südafrika, wegen alles möglichen Radaus.

Reginald (geht, die Hände in den Taschen mit einem Mal durch die Küche zum Kamin): Es hat keinen Zweck: auf Leute unseres Schlages hören sie nicht. (Sich zu den Brüdern wendend): Selbstverständlich müssen sie dich zum Bischof und Boxer zum General machen, weil ihre verdammten Snobs und Kaffern und halb verhungerten Krämer ihnen solche Arbeit nicht leisten können; und die Schurken und Samstagfaulenzler sind zu träg und zu gemein. Ohne uns würden sie eben gar nichts machen können, aber was tun sie jemals für uns? Welche Aufmerksamkeit schenken sie jemals dem, was wir sagen und wollen? Wir Bridgenorths sind doch wahrhaftig eine feine typische englische Familie von der Gattung, die die Dinge immer in Ordnung bringt, sich für das Recht einsetzt in Uebereinstimmung mit seinem Gewissen zu denken und zu glauben. Aber heutzutage verlangt man von uns, daß wir uns wie die Samstagbummler, diese Schurken, kleiden und essen und die Gedanken und den Glauben der bekehrten Menschenfresser in Zentralafrika teilen, daß wir uns hinlegen und jeden Snob, jeden Kaffer und jeden Halfpenny-Journalisten über uns hinwegspazieren lassen. Gibt's doch heute keine Zeitung in England, die das ausspricht, was ich die solide Bridgenorthsche Tradition und Meinung nenne. Die eine Hälfte aller Zeitungen liest sich, als ob sie in der nächsten, besten Mütterversammlung, die andere Hälfte, als ob sie in der nächsten, besten Automobilgarage publiziert worden wäre. Nennst du diese Kerle Gentlemen? Nennst du sie Engländer? Ich nicht. (Er wirft sich angewidert in den nächsten Stuhl.)

Der General (durch Reginalds Beredsamkeit aufgeregt): Siehst du meine Uniform? Was hat Collins gesagt? Sie fällt in die Augen. Und das soll sie. ich hab' sie absichtlich angezogen, um den modernen Armeeschurken einen Schlag aufs Auge zu versetzen. Irgend jemand muß doch mit dem guten Beispiel vorangehen. Na, möge es ein Bridgenorth sein. Ich glaube an Familienblut und Tradition, beim Jupiter.

Der Bischof (sinnend): Ich bin neugierig, wer mit dem Aufstand gegen die Ehe anfängt. Ich war selbst verheiratet, ehe ich darüber nachgedacht hatte; und selbst wenn ich darüber nachgedacht hätte, war ich in Alice zu sehr verliebt, um irgend ein Hindernis gelten zu lassen. Aber, wißt ihr, eine nach der andern unserer Töchter-Ethel, Jane, Fanny und Christine und Florence — hab' ich durch diese Tür hinausgehen sehen in Schleier und Orangenblüten; und ich habe mich immer staunend gefragt, ob sie so ruhig dahingegangen wären, wenn sie gewußt hätten, was sie zu tun im Begriffe waren.

NEUE REVUE und MORGEN.

Ich habe eine entsetzliche Ahnung betreffs dieses Pamphlets. Aller Fortschritt bedeutet Krieg- mit der Gesellschaft, Der Himmel verhüte, daß Edith eine der Kämpferinnen werde!

(Vorhang.)

St. John Hotchkiß tritt durch den Turm ein, geleitet von Collins.

Er ist ein sehr eleganter junger Gentleman von etwa neunundzwanzig Jahren, korrekt in seiner Kleidung bis zum letzten Faden seines Kragens, aber zu sehr von seinen Ideen erfüllt, um durch irgend etwas was sein Aeüßeres beträfe, in Verlegenheit gebracht zu werden. Er spricht mit kräftiger Heiterkeit von sich selbst. Mit anderen Leuten spricht er mit einer milden Langgut auf ihre Dummheit freundlich Rücksicht nehmend, die die wütend macht, d e zu unterhalten ihm nicht gelingt. Diese verlieren entweder die Geduld mit ihm oder versuchen vergeblich ihn abzuschmauzen.

Collins (ankündigend): Herr Hotchkiß (Er zieht sich zurück.)

Hotchkiß (Reginald fröhlich auf die Schulter klopfend, während er an ihm vorübergeht): Hallo Taugenichtslein, Rejgy.

Reginald (kurz, ohne aufzustehen oder seinen Kopf umzuwenden):

Guten Morgen.

Hotchkiß: Guten Morgen, Bischof.

Der Bischof (vom Tisch herab kommend): Was um des Himmels willen suchen Sie hier, Sinjon? Sie gehören ja zur Partei des Bräutigams: Sie haben hier nichts zu suchen, ehe die Zeremonie erledigt ist.

Hotchkiß: Ja, das weiß ich: das ist es ja. Darf ich Sie privatim um ein Wort bitten? Rejgy oder irgendein Familienmitglied stört dabei nicht; aber — (er wirft dem General einen Blick zu, der sich ziemlich steif erhoben hat, da er die Rolle äußerst mißbilligt, die Hotchkiß in Reginalds häuslichen Angelegenheiten spielt.)

Der Bischof: Schön, Sinjon. Das ist unser Bruder, General Bridgenorth. (Er geht zum Kamin und stellt sich dort hin, mit auf dem Rücken verschlungenen Händen.)

Hotchkiß: Oh gut! (Er wendet sich zum General und zieht eine Visitenkartentasche heraus.) Da Sie im Dienst sind, erlauben Sie, daß ich mich Ihnen selbst vorstelle. Lesen Sie, bitte, meine Karte. (Er reicht dem erstaunten General seine Karte.)

Der G e n e r a l (lesend): „St. John Hotchkiß, der berühmte Feigling, ehemaliger Leutnant im 165. Füselierregiment.“

Reginald (miteinem Kichern): Er wurde von Südafrika nach Hause geschickt, weil er sich von einem Befehl zum Angriff drückte und den Plan des kommandierenden Offiziers verdarb.

Der General (sehr ernst) Ich erinnere mich jetzt dieses Falles.

Ich hatte den Namen vergessen. Ich will mich nicht weigern Ihre Bekanntschaft zu machen, Herr Hotchkiß; teilweise weil Sie der Gast meines Bruders sind und teilweise, weil ich zu viel vom aktiven Dienst gesehen habe, um nicht zu wissen, daß jeden Menschen die Nerven ein oder das andere Mal im Stich lassen und daß manche sehr ehren-



Sezession 1909.

649

werte Menschen überhaupt niemals in den Kampf gehen sollten, weil sie dazu nicht geschaffen sind. Aber wenn ich Sie wäre, würde ich diese Visitenkarte nicht benutzen. Es ist zweifellos ein ehrenwerter Zug in Ihrem Charakter, nicht zu wünschen, daß irgend jemand Ihnen in Unkenntnis Ihrer Schmach die Hand reiche; aber Sie täten besser es uns vergessen zu lassen. Wir wollen vergessen. Es ist ja nicht nur eine Schmach für Sie: es ist eine für die ganze Armee und für uns alle. Verzeihen Sie meine offene Sprache.

Hotchkiß (strahlend): Mein lieber General, was Furcht im militärischen Sinn des Wortes bedeutet, kenne ich gar nicht. Ich habe in Italien und Oesterreich sieben Duelle auf Säbel ausgefochten, und eines auf Pistolen in Frankreich, ohne mit einer Wimper zu zucken. Ich hatte kein anderes Mittel, meine Weigerung, diesen Angriff in Smutsfontein auszuführen zu motivieren. Ich behaupte nicht, daß ich tapfer bin. Ich fürchte mich vor Wespen. Ich fürchtjd mich vor Katzen. Ungeachtet der Stimme der Vernunft fürchte ich mich vor Geistern; und zweimal bin ich wegen falschen Choleraalarms durch ganz Europa geflohen. Aber vorm Kampf fürchte ich mich nicht. (Er wendet sich heiter zu Reginald und klopf ihm auf die Schulter.) Nicht Rejjy? (Reginald grunzt.) (Fortsetzung folgt)

Sezession 1909.

Vor dem bedeutendsten Bilde versagen wieder die meisten. Starren stumm-verständnislos hinauf oder wagen gar ein Hohnwort. Aber genug, niemand kann ganz unberührt vorübergehen. Ferdinand Hodlers Bild für die Jenaer Universität: Der Aufbruch der Jenenser Studenten 1813, zeigt den Schweizer wieder als den einsam ragenden Freskomeister unserer impressionistischen Zeit. Alles Anekdotische ist fern. Mit den grandiosen Mitteln seines sparsamen Parallelismus das Ganze wieder zum Typischen gesteigert. Ein gewaltig-kühner und dabei märchenhaft einfacher Aufbau. Zwei Figurenreihen übereinander. Unten die letzten Studenten, noch zum Aufbruch rüstend; rechts und links die jungen Krieger mit den feierlich stilisierten Pferden in Beziehung gebracht, und in der Mitte eine rührend jünglinghafte Gestalt, ein schwärmerischer Noch-fast-Knabe, der wie im Traum in seinen Soldatenrock schlüpft. (Dazu übrigens auch eine schöne Studie.) Und oben schon die in festem, staubumwehmem Schritt dahinziehenden Freiheitskämpfer. Sechs Reihen, je vier Mann, kraftvoll ausholend und immer in ein einziges Vorwärtstreben verschmolzen. Man sieht ein ganzes Heer, man fühlt die heroische Leidenschaft der ganzen Zeit. Von Hodlers Kraft, eine große Landschaft in die letzten Linien zu zwingen, geben die Alpenzacken, die von weißem Gewölk umlagert, von streichenden Nebeln umwittert sind, ein überwältigendes Zeugnis.

Und ein elementares Symbolisierungsvermögen bekundet das Fresko „Die Liebe“. Hier ist das Neben einander je zweier Gestalten. Wesen und Entwicklung sollen sich im Doppelrhythmus ausprägen. Links Mann und Weib in sonniger Nacktheit, in unwiderstehlichem Drang einander zustrebend; er flehend, sie abgewandt, aber schon ist ihr ganzer Leib eine sich breit hingebende Gebärde. — Rechts des Mannes Wange in zärtlicher Dankbarkeit an das Haupt der müde entschlumerten Geliebten gepreßt

Wie alles hohe Wollen sich durch verwandten Adel berührt, zeigt sich in dem unvollendeten Werk Paul Cezannes, so fern er auch sonst dem Genfer Stilisten stehen mag. Ein vielsagender, wenn auch lange nicht so herber Parallelismus auch bei seinen „Badenden“. Die reifen und edel-schlanken Frauenkörper drängen sich in klaren Linien zu zwei Gruppen zusammen. Eine paradiesische Freiheit hat die nackten Leiber von aller Schwere erlöst. Eine Gruppe ist das Echo der andern. Schmiegsame Baumstämme neigen sich zu einem Rahmen, aus dem ein Teich und drüben ein belebtes Ufer glänzen; — nun seien auch gleich Vincent von Goghs in duftigen Farben schillerndes Bücher-Stilleben und die noblen, wie gewebten Parkstimmungen Edouard Vuillard erwähnt. Unter mehreren Porträts des noch in Deutschland fast unbekannten Schweden Ernst Josephson ist ein sehr merkwürdig individualisiertes Journalistenbildnis.

Das Leistikowzimmer — mit des verstorbenen Malers Büste von Kruse — bringt noch einmal in dankbarer Treue einige der bekanntesten Landschaften des tüchtigen und feinen, aber doch etwas über Gebühr bewunderten Leistikow, der einer der Begründer und eifrigsten Kämpen der Sezession war. Die dunkelnden Grunewaldseen mit ihrer von ihm erst für die vielen entdeckten Feierlichkeit; grüßen hier mit schon fast allzu vertrautem Klang. Sehr gerne findet man aber Leistikows Bild aus der Dresdner Gallerie „Ziegeleien am Wasser“ wieder, das in lebhaftem Wechsel alle Möglichkeiten, die in diesem emsigen und gewissenhaften Künstler waren, aufblühen läßt. Max Liebermann konnte diesmal, da er erkrankt ist, das Jubiläum des zehnjährigen Bestehens der Sezession nicht mitfeiern und seine Obmanns-Predigt vom Ewig-Subjektiven und Ewig-Wandelbaren, vom allesumfassenden Wesen der Kunst nicht selbst hersagen. Er mußte sie von seinem Stellvertreter, dem Bildhauer Kruse, ablesen lassen. Liebermann selbst hat ein sehr lebensvolles Bildnis des Geheimrats Emil Rathenau ausgestellt. Der greise und noch immer so tatkräftige Direktor der A. E. G. sitzt aufmerksam mit leicht vorgebeugtem Körper an seinem Schreibtisch, als hörte er den Vortrag eines seiner Ingenieure an. Eine außerordentliche Energie sprüht aus dem klugen Kaufmannskopf. An L.'s schon oft gezeigten Bildern und



Sezession 1909.

651

Skizzen von Amsterdamer Märkten und Gäßchen schließt sich eine konzentriert und lebhaft komponierte Arbeit aus dem Amsterdamer Judenviertel an. Im Vordergrund die leidenschaftlichen Gruppen der Käufer und Verkäufer an den mit leuchtendem Gemüse und gleißenden Fischen beladenen Wagen. Im Hintergrunde das geschlossene, farbige Gewühl der Ghettonenge.

Graf Kalckreuth, von dem ein mit wunderbar schiefernder Luft erfülltes Interieur zu sehen ist (eine alte Frau sitzt einsam in einem Winkel des dämmernden Zimmers), hat wieder ein eindringlich-schlichtes Porträt einer älteren Dame ausgestellt. Slevogt gibt nur ein einziges Bildnis, eine mondäne Dame in voller Figur. Der elegante Wurf des Kleides, die Schönheit der Linie war ihm die Hauptsache, das pikante Gesichtchen bleibt vernachlässigt, nur diesen kecken Gesang der gelben Seide läßt er aufräumen. Unter den Bildnissen sind noch ein bewußt-korrektes Bürgermeisterporträt von Kardorff, Pankoks Bildnis des Dr. Schücking, ein Breyer und natürlich wieder Trübner zu nennen, der aber vor allem durch ein ganz außerordentliches Landschaftsbild fesselt: Ein saftiges Blätternetz bildet an schlanken Stämmen einen Vorhang, durch dessen Luken der Starnberger See mit dem hügligen Gelände siegreich hindurchleuchtet. Einer der begabtesten unter den Jungen, Beckmann, verfällt jetzt in eine Kraftmeierei, die das Wollen überspannt. Seine „Sintflut“ und seine mit gar zu journalistischer Geschwindigkeit entworfenen Szenen vom Erdbeben in Messina leiden an peinlicher künstlerischer Inkongruenz, aber zeugen immerhin wieder von einem großen Zug. Nun noch ein graziöses Ballsaalbild Walsers, ein sonnenüberflutetes Landschaftsbild von Theodor Brockhusen („Schulausflug“) mit dem lichten Gedränge der kleinen schmausenden Mädchen, fünf Frauenakte von E. K. Weiß. — Die Plastik tritt wiederum, wie fast immer zurück. Gauls kleiner Bär aus schwarzer Lawa und zwei edle Figuren von Klimsch: ein ruhender Jüngling und ein ruhendes Mädchen müssen hervorgehoben werden.

Die Sezession hat durch diese Ausstellung ihr Jahrzehnt-Jubiläum nicht unwürdig begangen und damit die beste Antwort auf den Rat gegeben, den ihr nach Liebermanns Versicherung schon Gegner und Freunde gegeben haben: sie solle, nachdem der Kampf zu Ende und manches Ziel erreicht sei, ihre Tore schließen. Sie kann und will ihre Aufgabe auch weiterhin erfüllen, dem Publikum Gutes und — was trotz des Widerspruchs der Pedanten für die Entwicklung der Kunst beinahe noch wichtiger ist — Neues zu zeigen. Besser der Philister erschrickt ein wenig, als daß die Jungen sich beruhigt auf das Faubett legen, das die Meister ihnen ausgepolstert haben.

Zwar begegnen uns in dieser Beziehung alles eher, als sorgendurchfurchte Stirnen, — bei einem Privatdiskont von 17/s Proz. und einem täglichen Satze von 1/2 Proz. Indessen die Großen, die sich jetzt mit vielem Vergnügen ihrer nur ungerne aufbewahrten fiipiere entledigen können, geben doch ohne weiteres zu, daß eine Knappheit nicht eintreten dürfe, d. h. mit anderen Worten: so stark steht unsere Aufwärtsbewegung noch nicht da, daß sie auch teure Schiebungen vertragen würde. Der Verkehr in Aktien aller Art, angefangen von Deutsch-Luxemburgern, über Disconto-Commandit bis zu Otavi-Anteilen wird aber jetzt vielleicht fühlbar zurücktreten, um den Tauschgeschäften sowie Vorbe- reitungen in Konsols und Reichsanleihe Platz zu machen. Die Meinungen über die Gestaltung des Geldmarktes während der Subskription gehen lebhaft auseinander. Es gibt Erfahrene, welche sich eine Versteifung als ganz kurz denken, da die Reichsbank doch alsbald die einfließenden Millionen zur Einlösung der Schatzscheine benutze. Wiederum gibt es Leute mit einem anderen Gedächtnis, die befürchten, daß trotz alledem auch diesmal der Staat bald eine umfassende Schuld bei der Reichsbank haben werde. — Ferner, daß so rasch, nämlich in wenigen Tagen, der Rückfluß aus einem einzigen Bassin in die gewohnten Kanäle unmöglich vor sich gehen könne. Jedenfalls kümmerten sich weder Spekulation, noch Publikum einstweilen um das, was ihre Kreise doch binnen Kurzem etwa stören könnte. Die Grundstimmung bleibt eben fest und treten einmal Abschwächungen ein, so begründet man das mit Telegrammen aus New-York oder unsern Montangeboten hinlänglich genügend. Dagegen „Kleinigkeiten“ wie der Scheintod und das Wiederaufleben der jungtürkischen Herrschaft, spielen in den Kursen kaum noch mit. Und sei das Schauspiel noch so groß, die ganze Cernierung von Konstantinopel interessierte diesen Teil der Menschheit weniger, als etwa die wahre Ursache von der Steigerung der Deutsch-Luxemburger. Für neue Haussemotive sind wir überhaupt noch immer sehr empfänglich, und wird auch nur die Cardiffkohle um 1/2 Pence hinaufgesetzt, so fruktifiziert man damit möglichst



viele Kohlen- und Hüttenpapiere; notabene angesichts eines starken Darniederliegens fast aller Metalle, das doch in der Hauptsache auch den Stand unserer Industrie abspiegelt. Der Zufall hat es gewollt, daß in der Frage unserer Kolonialwerte nicht unser umfassendstes Großinstitut: die Deutsche Bank, sondern die Diskontogesellschaft die erste Geige spielt. Otavi, do. Genußscheine South West Africa usw., alle werden sie im Zusammenhang mit der Diskontogesellschaft gerühmt, die ohne dies das Glück hat, endlich die letzten Formalitäten beim Verkauf der Pariser Druckluftgesellschaft überwunden zu haben. Unter Kolonial werten figuriert auch die „Verkehrsbank“, von der hier am 11. Februar geschrieben wurde: »es dürfte unbedingt gut sein, auf diese Bank fernerhin stetig zu achten.“ Seitdem ist der offizielle Kurs von 167 auf 190 gestiegen! — Kurz, auf allen Gebieten Hoffnungsfreudigkeit und auch Geschäftsfreudigkeit, dies unbeirrt auch von den Verstimmungen, mit denen die innere österreichische Krise die dortige Finanz wieder überzieht. Bremen und Hamburg unter einen Hut! So denken sich jetzt keineswegs nur die Haussespekulanten eine Fusion des Norddeutschen Lloyd mit der Hamburg-Amerika-Linie. Weil aber der Kurs des ersteren unverdient hoch mit 87 notiert, braucht der Kurs der letzteren mit 117 noch keineswegs unverdient niedrig zu sein. In der Tat bleibt es dem Fernstehenden rein finanziell durchaus verborgen, in welcher Weise die sehr ungünstig dastehende Hamburger Gesellschaft die noch weit ungünstigere Bremer Kollegin in sich aufnehmen sollte. Denn die Adstoßung der schwebenden Schuld von 70 Millionen, als Hauptbelastungsmoment des Lloyd, könnte man in Hamburg auch in wirklich guten, ja glänzenden Zeiten unmöglich durchführen. Noch schwerer fallen aber die direkten, d. h. die Schiffsfahrtsinteressen ins Gewicht. Niemals ist doch das eine Dampferunternehmen als bloße Konkurrenz des andern aufgetreten. Beide sind ihren Vaterstädten von

Rundschau.

653

jeher wichtig gewesen und können in diesem Sinne von dem deutschen Seehandel gar nicht entbehrt werden. Dort aber, wo eine Uebereinstimmung erforderlich war, bei den Personen, Frachten usw., sind die beiden Gesellschaften auch von Ballin und Wiegand klugerweise vor Hader behütet worden. Bei einer derartigen Verschmelzung, falls die Bremer sich wirklich vor lauter Pessimismus nicht mehr zu helfen wissen sollten, kämen doch fast nur zwei Ersparungen in Betracht: Einschränkung der Fahrten wie Konzentrierung der Ausgaben. Die ersteren würden dem internationalen Seeverkehr überhaupt und sodann dem Handel der Weserstadt schaden, die letztere müßte auf eine bisher gewohnte Selbständigkeit drücken. Die Umwandlung der Norddeutschen Bank in Hamburg zu einem Zweige der Discontogesellschaft wurde seinerzeit als eine Demütigung empfunden, trotzdem es anstatt einer Sanierung umgekehrt ein gewaltiges Agio-Geschäft gab. Wie müßte man nun erst die Einbuße einer Oesellschaft empfinden, welche seit vielen Jahren als Bremens Seele galt. Uebrigens würde es der Hamburg-Amerika-Linie bald vor ihrer Alleinherrschaft selbst bange werden, auch wenn sie das ganze Aktienkapital des Lloyd, was gar nicht auszudenken wäre, zu einem Spottkurse überliefert erhielte.

\* \* \*

Die beste Abwehr ist der Hieb und in diesem Sinne hat die Gelsenkirchener Oesellschaft den Zweiflern und Kritikern, die jene gewaltige Kapitalvermehrung unter die Lupe nahmen, eine ländliche Antwort erteilen können. Am Tage der Coupondetachierung wurden nämlich die ganzen 5 Proz. am Kurse eingeholt! Für das Publikum mit seiner Momentspolitik ist hierdurch Alles abgetan, so lange natürlich, als die nächste Dividende uns einiges zu erzählen haben wird. Bezeichnend genug, haben es sogar solche Selbstherrscher wie die Leiter von Oelsenkirchen diesmal nicht an Aufklärung resp. Beschwichtigung fehlen lassen. Sie Hessen vor der Generalversammlung eingehende Erwiderungen erscheinen, an denen Laien ihre Freude haben konnten, die nämlich in ihrem Leben noch keine zwei industrielle Gutachten über den gleichen Gegenstand nebeneinander sahen; beide scharfsinnig, überzeugend und völlig entgegengesetzt! Und erst in der Generalversammlung, welche umständlichen, also



gewissenhaften Darlegungen. Naiv war nur der Passus: »als s. Zt. die Aktionäre die Umwandlung der reinen Kohlen-gesellschaft in ein gemischtes Unternehmen durch Anschluß zweier Hüttenwerke beschlossen". Die Aktionäre? Als ob die Direktoren gar nicht wüßten, in welcher harmlosen Form alle Banken ihre Kunden dann ersuchen, die im Depot befindlichen Aktien im Sinne der aufgestellten Tagesordnung vertreten zu dürfen. Das war allerdings damals eine grundlegende Veränderung, und ohne den ganz primitiven Konstitutionalismus der deutschen Aktionäre überhaupt, hätten die Beratungen über einen so wichtigen Gegenstand auch ganz andere Widerstände hervorgerufen. Wem wurde es dann enthüllt, daß jene ganze Kombination zunächst eine präzise Antwort auf den Verstaatlichungsversuch der Hibernia sein sollte? Ein reines Kohlenunternehmen ließ sich schon berechnen und ablösen, aber unmöglich ein solches, das noch mit Eisen- und Stahlbetrieben im größten Maße verbunden würde.

\* » \*

Die Furcht vor dem Kaffeezoll ist noch immer vorhanden, so daß diejenigen Stimmen, welche eine zarte Rücksicht auf Brasilien nicht für durchaus geboten halten, bereits als glühende Anhänger jenes Zolles überhaupt verstanden werden. Das wäre freilich ein arges Mißverständnis! Eben nur weil eine Finanzreform im großen Stile an Parteien und Interessevertretern scheitert, bleibt keine andere Reform als in Stücken möglich. Da kann aber der Unbefangene, derjenige, der keine Elektrizität hervorbringt, keine Inseratengelder einnimmt, keinen Kaffee importiert usw. usw., nur äußerst schwer zu allen neuen Objekten Nein! sagen. Ein Deutscher aus Brasilien, der unsere jüngste Darlegung über diesen Gegenstand kommentiert, meinte, daß jene Republik für die der Union gewährten Vorzugszölle die ziffernmäßigste Berechtigung aufweisen könne. Das mag sein, aber wir verweisen auf unsere Mitteilungen, noch bevor an einen Kaffeezoll gedacht wurde. Damals wurde bereits hier an dieser Stelle hervorgehoben, daß unsere Reichsregierung hinsichtlich einer nachdrücklichen Beschwerdeführung in Rio, mit allen europäischen Staaten zusammengehe, nur die Weigerung Englands hätte bisher die Einmütigkeit einer solchen diplomatischen Aktion gestört. Auch ist es so leicht

NEUE REVUE und MORGEN.

nicht zu verstehen, weshalb Brasilien bei einem weiteren deutschen Kaffeezoll, der doch schließlich nicht das Ursprungsland, sondern unsere Verbraucher trifft, sich irgendwie an uns revanchieren sollte. So renommiert ist unsere Industrie immer noch und so große Kredite geben unsere Exporteure, daß man sich zehn mal besinnen wird, uns mit Frankreich oder Belgien usw. zu vertauschen. Endlich weiß der betreffende Einsender, dessen Meinungen gewiß mit Interesse hier vernommen worden sind, welch ein gewaltiger Abnehmer Deutschland auch von brasilianischem Tabak und Hartgummi ist.

Eine Reichsdepositenkasse (?)

befürwortet in dieser Revue ein kaiserlicher Bankdirektor, der auch durch seinen Sitz im Reichstage noch von Einfluß ist. Hauptzweck? sich der deutschen Anleihe- und Rententitel besonders anzunehmen, vor allem regelnd auf den Anleihemarkt usw. einzuwirken. Hat das aber bisher nicht die Seehandlung, vom Beginn ihrer Kapitalsvermehrung an, im vollen Maße getan? Es ist schon anzunehmen, daß in diesem Punkte die Seehandlungsdirektoren einigen Widerstand entfalten werden, und noch dazu unter der Begründung, daß hinsichtlich einer Regelung des Kursniveaus auch leicht etwas Künstliches hinzutreten könne. Schließlich werden alle diese Fragen, ob wir Deutsche auch genügend Liebe für unsere Staatspapiere hegen, so lange unbeantwortet bleiben, als wir mit an der Spitze der Industrie marschieren. Unsere Fabrikanten haben eben ihr Vermögen in ihrem Geschäft stecken und den weiteren Kredit geben ihnen, ungleich weniger unsere Banken, als unsere Kapitalisten, welche die Aktien kaufen.

Steht Frankreich vor einer Revolution?

Von Hermann Fernau, Paris.

Das ist die Frage, die man allerorts stellt, wo die jüngsten Ereignisse im sozialen Frankreich diskutiert werden. Sensationslüsterne Zeitungsschreiber beantworten sie mit ja und malen ihren Lesern bereits das Gespenst einer blutigen Revolution an die Wand. Das ist Uebertreibung. Man kann höchstens sagen, daß wir in Frankreich augenblicklich vor der beginnenden Organisation der kommenden Revolution stehen. Mit anderen Worten: Wir erleben ein langsames Erwachen der proletarischen Energien. Und niemand, der die fran-



zösische Arbeiterbewegung und ihr Gegengewicht, die Politik der dritten Republik, einigermaßen kennt, wundert sich darüber. Zuerst hatten wir Träumer und Utopisten in der sozialistischen Bewegung, dann Theoretiker, hitzköpfige, leidenschaftliche Praktiker, und schließlich Staatsmänner, Politiker und andere gelehrte Leute. Seit über 20 Jahren ist die sozialistische Idee in Frankreich salonfähig geworden. Die Blanqui, die Valles und die Reclus der Kommune hat man längst vergessen, ihre Revolutionsidee ragt nur noch als romantischer Schatten in unsere Epoche hinein. Denn heute, wo der Sozialismus zum guten Ton gehört, macht man in Frankreich unter seiner Fahne keine Revolutionen mehr wie ehemals. Nein, man macht Geschäfte mit ihm und wird sogar Minister. Von der elenden Arbeiterwohnung der Faubourgs hat der Sozialismus seinen Weg gemacht bis zum Place Beauvau. Wahrlich es mußte schlimm stehen um einen Sozialismus, der zu gleicher Zeit der beherrschten und der herrschenden Partei als Aushängeschild diente. Und wo einmal die Lehre der Rousseau und Marx die Leiter wird, mit der man Ministersitze erklimmt, dort wird leibhafter Unfug getrieben.

Am letzten Ende haben das sogar die Arbeiter eingesehen. Wie denn? Es wird uns gelehrt, daß wir ausgebeutet sind, daß wir unter dem Druck des Kapitals leiden und daß unsere Jammerfage sich nur bessern kann, wenn das Kapital verschwindet und alles, was direkt oder indirekt mit ihm zusammenhängt. Um dies zu erreichen, wählten wir getreulich unsere Abgeordneten. Was haben diese sozialistischen Interessen Vertreter für uns getan? Einige sind Minister geworden, andere sind vorläufig erst beim Unterstaatssekretär angelangt und wieder andere beim Bezirksbürgermeister. Eines Tages, als die Herren fanden, daß ihre Arbeit viel zu schlecht bezahlt sei, erhöhten sie von heute auf morgen, ohne Erlaubnis ihr Gehalt. Wer aber bezahlt uns 15000 Frank? Schließlich stellte einer von ihnen (Millerand) fest, daß es überhaupt keine Klassengegensätze und keinen Klassenkampf gäbe und hielt

Rundschau.

655

mehrere begeisterte Reden über die soziale Harmonie. Ein anderer (Viviani) bewies uns haarscharf, daß wir im schönsten aller Vaterländer lebten. Der arme Mann hatte keine Ahnung, daß man in der freien Republik verhungern kann und daß Tausende arbeitslos sind. Zum Teufel mit einem Sozialismus, der solche Heldentaten vollbringt.

Und siehe, in diesen enttäuschten, regierungsfeindlichen Massen, denen der Kathedersozialismus zum Ekel geworden war, fanden sich einige Männer ohne Stehkragen und Lackschuhe und Phrasenfertigkeit. Und die standen auf und sagten: Arbeiter, so lernt doch endlich eure Geschäfte selbst machen. Ihr wählt heute einen eurer Kameraden ins Parlament, damit hebt ihr ihn weit über den Proletarierstand hinaus. Morgen erfasse« ihn die Interessen seiner neuen Klasse, seine Reden werden ihm nicht mehr von seinem Herzen, sondern höchstens noch von seinem Pflichtgefühl diktiert. Und da er gern oben bleiben möchte und nur oben bleiben kann, wenn ihr unten bleibt, so muß er notgedrungen nach einer weile beginnen, von friedfertiger Evolution, von der möglichen Beteiligung der Arbeiter an Grund und Boden und anderen Reförmchen zu sprechen. Phrasen, Freunde, nichts als Phrasen. Der Parlamentarismus ist ebenso wenig eine Lösung wie die Mutualität, die Alters- und die Unfallversicherung und alle die vielen anderen sozialen Schönheitspflästerchen, die euch nicht heiß und nicht kalt machen. Begreift doch, daß jene ein Vaterland und einen Sozialismus haben, die nicht euer Vaterland und nicht euer Sozialismus sind. Wollt ihr endlich Ernst machen mit der Verwirklichung unserer Ideen, dann müßt ihr beginnen, eure Geschäfte selbst zu machen. Was geht euch im Grunde das Parlament an? Der Arbeiter mit dem Stimmzettel, ist das die Apotheose des Sozialismus?

Und die Arbeitermassen, denen diese Argumente der Agitatoren ganz allmählich einleuchteten, begannen erst heimlich und dann brutal über alle 15 000 Frank-Redner zu lachen. Die Augen gingen ihnen auf! Nein, das waren nicht die Leute, die ihnen helfen konnten. Und sie gingen hin und gründeten Gewerkschaften, die sie in eine Conflideration du Travail zusammen\*



geschlossen. Von nun an waren, wie alle parlamentfrommen Sozialisten mit Unbehagen feststellten, alle unruhigen und energischen Elemente der Arbeiterschaft in dieser Arbeitsfederation vereinigt. Dieser ganz neue, nach Meinung der Kenner durch und durch „unwissenschaftliche“ Sozialismus schien indessen, wie die kommenden Ereignisse bewiesen, wirksamer zu sein als der alte. Die Oberpriester der staatlich genehmigten Umsturzelehre schrien Verrat und Jules Guesde, ihr Führer, warnte in jedem Artikel die „gesund denkenden“ Teile der Arbeiterschaft vor dieser Verirrung. Die toleranter denkenden in der Partei, als deren Führer man Jaures ansprechen darf, wünschten diese neumarxistische Schule unter ihre Fittiche zu bringen und eröffneten ihr im Parteiorgan eine Rubrik für freien Meinungsaustausch. Aber die Syndikalisten ließen sich nicht einfangen und blieben unter sich. Sie betonten immer wieder, daß sie vom Parlamentarismus bis über die Ohren hätten, daß sie, fern von aller Politik und Philosophie, die Befreiung der Arbeiterklasse ganz ausschließlich auf ökonomischem Wege anstrebten und daß es für diese Befreiung nur zwei Wege gebe: den Antimilitarismus und die sogenannte direkte, außergesetzliche Aktion. Und folgerichtig schlug die Federation der Arbeit eine von den deutschen und englischen Gewerkschaften grundverschiedene Taktik ein. Leider fehlt hier der Raum, diese Taktik genauer zu analysieren. Vielleicht genügt eine kleine Gegenüberstellung: In Hamburg haben sie die Riesenorganisationen, die heute schon mehrere Millionen Arbeiter gruppieren, während in Paris die ganze C. G. T., von der soviel geredet wird, kaum 400000 Mitglieder zählt. In Hamburg ein Zentralbureau, einen leibhaftigen Generalstab mit Gefolge, alle mehr oder weniger einflußreiche Politiker, in Paris dagegen weiß niemand recht, woraus sich die C. G. T. zusammensetzt. Hier hängt sozusagen alles in der Luft und ist ohne scheinbaren Zusammenhang. Einige Führer stehen zwar auf dem Papier, aber sie führen nicht, sie verwalten nur, sie werden geführt. Der eigentliche Führer wächst im entscheidenden Moment plötzlich aus dem Boden. Der auf dem Papier stand, darf ruhig eingesteckt werden, dem Gewerkschaftskörper wird damit der Kopf nicht abgeschnitten. In Hamburg die Gewerkschaften mit ihren





kassen, Pensionseinrichtungen und sonstigen mutualistischen Errungenschaften des 19. Jahrhunderts (auf diesen Wohlfahrtseinrichtungen beruht einmal ihre numerische Stärke und andererseits ihre taktische Schwäche) in Paris ist den Gewerkschaftlern die Mutualität bloße Nebensache, man gehört der Gewerkschaft nur aus innerer Ueberzeugung an. Und gerade deshalb handelt es sich bei den französischen Gewerkschaften um wirkliche Kerntruppen, die nicht verwechselt werden dürfen mit den führerbedürftigen, herdenartigen Trade-Unions Englands und den freien Gewerkschaften Deutschlands. Die Möglichkeit, mit dieser numerisch schwachen Organisation eine ganze Revolution zu entfesseln, ist sehr wohl gegeben. Der Mut und die Entschlossenheit wirken bekanntlich ebenso ansteckend wie die Furcht, und wenn sich in einem entscheidenden Moment in einer Masse von einigen tausend Personen nur 10 bis 20 entschlossene Individuen befinden, dann werden diese imstande sein, den ganzen Haufen mitzureißen. — Dabei haben diese neuen Theoretiker der sozialen Revolution vor allen Dingen die schwachen Stellen unseres Gesellschaftsorganismus im Auge, denn gleichwie ein Sandkorn genügt, um ein großes Uhrwerk anzuhalten, ganz ebenso kann ein kleiner Streik, an der empfindlichen Stelle angewandt, unseren komplizierten Gesellschaftsmechanismus total verwirren und der Anfang einer großen Revolution sein. Wie dies möglich ist, haben die Pariser Postbeamten bewiesen, die durch ihre organisierte Untätigkeit Paris für acht Tage von der Welt abgeschnitten haben. Wenn ich schließlich hinzufüge, daß die Wortführer der sozialen Revolution nach den Prinzipien Stirners vorgehen, daß man sich alle Rechte, die man nicht besitzt, selbst nehmen müsse, daß jeder soziale Fortschritt sich außerhalb der bestehenden Gesetzlichkeit vollziehen müsse und daß der Stärkste immer recht hat, dann habe ich damit die moderne Revolutionstaktik der französischen Syndikalistten zwar ungenügend, aber wie ich hoffe immerhin verständlich charakterisiert.

Heute nun stehen wir vor der unbestreitbaren Tatsache, daß diese neue, aus einem tiefen Ekel vor der Politik

geborene Taktik der französischen Arbeiterbewegung in vieler Hinsicht erfolgreich war. Der soeben beendete Poststreik hat den Syndikalistinnen bewiesen, daß sie der Verwirklichung ihrer Ideen eigentlich näher stehen, als sie selbst glaubten. Denn man darf sagen, daß sich die Beamtenschaft jetzt endgültig auf die Seite der Arbeiter geschlagen hat. Eine Verbrüderung der Staats- und der Fabrikproletarier hat stattgefunden, die auf der einen Seite selbst die kühnsten Erwartungen übersteigt und die andererseits alle Regierungs- und kapitalfreundlichen Elemente mit düsteren Ahnungen erfüllt. Schreibt doch selbst der „Figaro“ von der kürzlich abgehaltenen Versammlung im Hippodrome: „Wir haben einer solchen Massenversammlung und einer solchen Begeisterung noch nicht beigewohnt.“ Diese selben Bourgeois, die augenblicklich dabei sind, in Paris den drei größten Helden der Revolution von 1789 und 92 Denkmäler zu setzen, haben vor der bloßen Andeutung dieser neuen Revolution eine wahre Kinderangst und bekreuzigen sich vor ihr wie die abergläubischen Weiber beim Herannahen des Jahres 1000.

Apostel des Friedens.

Von M i s e r.

Während im Orient fröhlich die Welt umgekehrt wird, und die menschliche Leidenschaft mordet und brennt, haben sich im Westen, in Brüssel, die Apostel des Friedens wiederum vereinigt. Sie sind die geistigen Leiter jener parlamentarischen Gruppen aller Länder, die durch emsige Arbeit und Aufklärung Völkerfreundschaft und Völkerverbrüderungen fördern sollen. Diese Vorstandsmitglieder der „interparlamentarischen Union“ sind sehr sanfte, idealistische und kultivierte Männer. Und ihre Konferenzen sind stets ausgezeichnet durch feine, wohlstilisierte Reden. Die Deutschen hatten diesmal zur Versammlung des Friedensrates zwei Gymnasialprofessoren von gewinnender Urbanität, einen Fortschrittlichen und einen Zentrumsmann delegiert. Den Vorsitz über die Nord- und Südländer, über die Mitteleuropäer und Balkanmänner hatte, wie schon oft, der frühere belgische Minister des Innern, der greise Herr Bernaert, der in



Rundschau.

657

seinem Vaterlande eine Stütze des reaktionären Klerikalismus ist, der Priester fördert und Simultanschulen haßt, damit das Recht der Geistlichen in Belgien zum Monopole der rom-gefälligen Gottesjünger werde. Und diesmal haben die Friedensapostel hier wiederum hinter verschlossenen Türen schöne Reden gehalten in dem stillen, vornehmen, noch nie von lebhaftem Zwiste durchhallten Saale des belgischen Senats. Auch die düsteren Dinge unseres Lebens, auch die Kriege und ihre Bekämpfung können in schönen Räumen zur Beratung stehen, ist die Meinung der Friedensapostel. Es schadet dem Ernste nicht, wenn sich die Versammelten in weiche Ledersessel rücklehnen und einschliefen können, die mehr zum Rasten einladen als zum angestrengten Nachdenken und Sorgen für den segensreichen Frieden in den Welten. Und doch hat es diesmal inmitten der Synode von Friedensaposteln eine Schlacht gegeben, eine Schlacht, von der die Apostel selber gerne schweigen möchten, die aber doch geliefert worden ist.

Diesmal sollte nämlich der Generalsekretär der Vereinigung gewählt werden. Die lateinischen Völker sollten einen Mann ihrer Rasse, die germanischem Engländer, Holländer, Deutschen und Skandinavier, einen, der aus ihrem Blute geboren wurde. Die Völkervertreter waren sich zwar nicht ganz im klaren darüber, ob sie einen reinen Rassencharakter zu vertreten hätten; doch sie hielten zu ihrer Gruppe instinktiv und blindlings. Die Germanen siegten schließlich, und künftig wird der Generalsekretär der interparlamentarischen Vereinigung der Norweger Dr. Christian Lange sein, der als Bureauverwalter bisher der Nobelstiftung gedient hat. Aber war es nötig, gerade einen solchen Mann zu wählen, dem die Lateiner nicht hold waren? Eine Feindschaft, die nicht heftig zum Ausdruck kam — diese Männer sind auch noch in ihrer Verbitterung elegant — hat die Friedensapostel auf diesem Kongresse getrennt. Sie wollten nur geleitet sein von den beschwingenden Ideen der Menschenbrüderlichkeit und der großen Humanität, und sie fühlten sich als Vertreter der Rasse, nicht als Vertreter des weltbeglückenden

Friedens.

Sie konnten nicht anders! Sie sind Schwärmer, sehr liebenswürdige, schönredende Dilettanten auf dem gefährlichen Gebiete des internationalen Rechtes, noch mehr des internationalen Unrechtes. Einer war unter den Friedensaposteln, der sollte seine Kameraden zur Meinungsäußerung bewegen, daß sie offiziell den glücklichen Gang der Balkandinge belobten. Und er wurde abgewiesen. Um Gotteswillen keine feste Meinung aussprechen, die einem Staate gefallen oder mißfallen könnte! Die Union ist nur vorhanden, damit sie schöne Träume pflege. Mit bescheidenen Mitteln wird sie von den einzelnen Staaten unterstützt, daß sie ihrem künftigen Generalsekretär das jährliche Gehalt von 20000 Frcs. und die 5000 Frcs. zahlen kann, die er für eine anständige Wohnung braucht. Gut und schön, das ist alles sehr weitherzig und sehr freigebig und sehr aristokratisch eingerichtet worden. Die Friedensapostel gingen auseinander, als der blaue Himmel mit Licht und heiterem Frühling über der belgischen Hauptstadt schimmerte. Die Frage ist nur, ob der Erfolg ihrer Arbeit das Ansehen rechtfertigt, das sie fordern. Die Friedensapostel konnten sich nicht einigen im eigenen Kreise. An manchem von ihnen nagte ein geheimer Haß. So sie den Haß nicht in sich selber töten, so lange sie den Haß nicht in den Tausenden einschläfern können, ist ihre Arbeit ein hübsches Gesellschaftsspiel. Das Spiel ist etwas kostspielig. Aber vornehme Herren lieben die teuren Spiele. Gefühl in der Politik.

Von v. S.

Große, ausgesprochen realpolitische Aktionen haben oft eine wenig gekannte, sentimentale Gefühlsecke. So hatte der nun wieder in den Vordergrund gezerrte Berliner Kongreß in seiner Schlußsitzung einen Gefühlsantrag zu behandeln, der von einem der Vertreter Rußlands, Grafen Schuwaloff, ausging. Mit bewegten Worten und unter Zeichen von Rührung beantragte der Graf, das Gebiet des Schipkapasses, damals ost-rumelisch, heute südbulgarisch, das durch die russisch-türkischen Kämpfe um diesen Balkanübergang geradezu zu einer Totenstätte geworden, wo Tausende von Soldaten beider Armeen



NEUE REVUE und MORGEN.

den letzten Schlaf tun, als neutralen Boden zu erklären, um niemals mehr durch Gewehrgeknatter und Kanonendonner die Ruhe der Helden, dieser Kämpfe zu stören . . .

Dieser schöne, aber sentimentale Oedanke rief große Ueberraschung bei den Teilnehmern des Kongresses hervor, die eben mit dem sehr realistischen Zerstückeln des Balkans fertig geworden waren. Vorsitzender Fürst Bismarck, der einer Verlängerung der Kongreßdauer aus dem Wege gehen wollte, die sich zweifellos schon aus der Einholung von Instruktionen der türkischen Delegierten, der Vertreter der Besitzmacht, ergeben hätten, ließ den pietätvollen Antrag im „Protokoll“ verzeichnen, ohne den Abschluß des Friedenstraktats zu verzögern.

Dort — im Protokoll des Berliner Kongresses — fand die seltsame Idee auch ihre ewige Ruhe. Und als ich nach einem Vierteljahrhundert den Gedenkmanövern der bulgarischen Armee am Schipkapasse, die in Gegenwart der bekanntesten russischen Generale und Kriegsveteranen abgehalten wurden, beiwohnte, erinnerte sich schon niemand der Anwesenden mehr an den Antrag Schuwaloffs. Die Höhen und Hänge strotzten von Soldaten, der Donner der Geschütze erschütterte die Lüfte — und oben auf der Paßhöhe standen Rußlands beste Heerführer und Generale, trunken von Wehmut und wohl auch von reichlich genossenem Wutki, und diskutierten die Episoden der blutigen Schipkakämpfe . . .

Oster-Selbstmorde der Schuler.

Von Dr. Karl Wilker.

In den Osterferien hat die Statistik unter die Rubrik „Schüler-Selbstmorde“ etliche neue Fälle eintragen müssen.

Ihr Grund: meistens Nichtversetztwordensein, in einem Falle eine scharfe Bemerkung.

In diesem letzten Falle kann die Schule nicht ganz unangeschuldigt bleiben: Bemerkungen haben sehr wenig Wert, zumal sie meist auf Vermutungen basieren; oftmals deshalb ungerecht treffen. Man kann über den Jungen auch nicht einfach urteilen: Dekadent. Sein Ehrgefühl kann wirklich fein, delikat gewesen sein. Zumal beim Erwachen der Geschlechtsreife. Kann fewesen sein! Darum bleibe dieser

all außer acht.

Die andern dagegen: die Schule kann die Versetzungen nicht missen. Wenngleich eine Reform der Versetzungs-Bedingungen nottut. Aber warum dem Jungen nicht äußerst schonend bereits vorher davon Mitteilung machen? Und vor allem den Eltern? Gerade in deren Unverständnis liegt einer der gewichtigsten Faktoren für die Beurteilung der Schülerselbstmord-Ursachen. Solange Eltern jeden Verlust eines Jahres bejammern wie den Verlust eines Millionen-Vermögens, solange sie mit Stock und Peitsche den Jungen dem Ziele zuhetzen, solange sie die Nichterreichung dieses Zieles bestrafen, wie das schwerste Vergehen, solange sie ihre eigenen Ehrbegriffe verletzt und besudelt wähnen, wenn ihr Junge hinter anderen um ein Jahr zurückblieb — solange werden auch Schüler sich selbst töten, nicht so sehr aus Furcht vor der Schule oder dem Spott ihrer Mitschüler (der übrigens dem Nichtversetzten gegenüber sehr, sehr selten ist), sondern aus Furcht vor den eigenen Eltern.

Gerade diese Osterselbstmorde sind Ausflüsse dieser Furcht, nervöser Ueberreizungen, argwöhnender Halluzinationen. Gewiß: ihre Opfer sind vielleicht nicht die gesündesten Elemente. Aber warum sollten sie wertlose sein?! (Diese Art Selektionstheorie spukt dann und wann auch noch herum!) Und Grund der verminderten Gesundheit, der Prädisponiertheit zum Selbstmord? Sicherlich (mit wenigen Ausnahmen) die Eltern. Abgesehen von den auf die Vererbungstheorie sich gründenden Uebertragungen nervöser (und anderer) Leiden: eine große Rolle spielt unabweisbar das Alkoholübel. Man hat 00 Prozent aller Schülerselbstmorde auf Alkoholismus zurückführen wollen. Die Zahl ist zu hoch — wenn man die direkte Wirkung des Alkohols darin ausgedrückt sehen will. Aber doch nicht so, daß man sie unbeachtet lassen dürfte...

... und sagen: nur die Schule hat diese Selbstmorde auf dem Gewissen. Schuldfrei ist sie nicht. Doch ich sprach von den Eltern.



Rundschau.

659

Talent.

Vor Eberhard Frowein.

Arnold Goldstein war ein junger Mann, in reichem Haus geboren. Alle Verwandten und Bekannten bewunderten ihn; denn er war „riesig talentiert“. Er zeichnete, modellierte, dichtete, schauspielerte, spielte Klavier und flötete auf den Fingern. Die Bewunderung wuchs mit den Jahren, und es war ausgemacht: Er wird Maler, und zwar ein zweiter Dürer, auch wird er bildhauern und dem Michelangelo nichts nachgeben, in den Mußestunden aber wird er dichten, armer Goethe! Mit Ach und Krach machte er sein Abiturientenexamen, spuckte auf der Straße verächtlich aus und trat dann bald sein Uebermenschenleben an. Aufnahmeprüfung in der Akademie: Es langte eben. Aber nun diese geisttötende Beschäftigung: Nach Gipsmodellen und wer weiß was zeichnen, Himmel! Das ist nichts für ein Genie! Gott sei Dank lernte er ein Modell kennen und lieben, das seiner Ansicht vollständig beipflichtete. Er verließ die nüchternen Hallen der Akademie, um sich seiner Eigenart zu widmen. Zum Dichten kam er nicht mehr; denn das Modell nahm seine Mußestunden in Anspruch. Das Bildhauern gab er auf. Ein Künstler muß sich konzentrieren. Im Malen leistete er Uebermenschliches, die Andern nannten es Kitsch. Er wurde das verkannte Genie. Sein Modell wandte sich einem anerkannteren Maler zu. So war er ganz verkannt. Er verhungerte schließlich, weil sich keiner um ihn bekümmerte, als er einmal schwer erkrankt war. Wäre er Kaufmann geworden, wäre er bis zu seinem Lebensende „riesig talentiert“ geblieben.

Hans Gerber war ein junger Mann, in bürgerlichem Haus geboren. Er hatte gute Gaben. Er zeichnete so gut, als wenn es photographiert wäre. Er spielte Geige und hatte lauter Faxen im Kopfe, das haben die Künstler immer. Sein Zeichenlehrer machte den Eltern klar, daß er Maler werden müßte. Der Alte hatte zwar ein schönes Bäckergeschäft, aber auch genug Geld, das war mal etwas anderes. Hans Gerber studierte sehr fleißig, jahrelang. Geld kostete es und viel Zeit. Er stellte auch Bilder aus, aber er verkaufte nie. Seine Eltern sprachen schon von ihm,

als einem Tunichtgut. Da endlich entdeckte er sein Talent. Heute zeichnet er Printen und Lebkuchen, Kalender und Streichholzdöschen. Das ist immer der junge Mann und das junge Mädchen im Biedermeierkostüm, reizend! Nur daß viele sagen, er habe sie vor seinem Studium besser gezeichnet.

Karl Schacht war Holzschnitzer in einem Möbelgeschäft, oder so was ähnliches. Es hatte den Eltern Geld genug gekostet, ihn lernen zu lassen. Abends ging er in eine Schule, und da sah er mal einen, der einen Kopf aus Gips gemacht hatte, das imponierte ihm mächtig, und er sagte sich, das mußt du auch lernen. Da erzählte ihm ein alter Herr, dann müsse er auf eine Kunstschule gehen. Gespart hatte Karl Schacht genug. So ging er auf eine Kunstschule, bis er nichts zu fressen hatte. Dann schuftete er wieder in einer Fabrik und wurde schließlich Lehrer. Später besuchte er eine Akademie, hungerte und hungerte, bekam aber wieder eine Anstellung als Lehrer. Schließlich konnte er solch einen Kopf machen, wie er ihn gesehen hatte. Die Leute nennen ihn einen Künstler, und er wird wohl nächstens Professor werden.

Nun bitte ich Sie, diese drei Geschichten nach allen Richtungen hin zu variieren. Sie werden Menschen kennen lernen, die sich das Leben nehmen, die Gesellen ihres Meisters werden, die aufs Kabarett gehen, die Gelegenheitsgedichte machen, Zeile 10 Pfe., die verhungern, die verkommen, die stehlen, und so weiter. Sie haben Talent!

Ein Roman von Fjodor Sollogub.

Von Dr. Frida Ichak.

Die Uebersetzungen neuerer russischer Dichtwerke zeigen, daß auch in Rußland die Epoche des Naturalismus wieder vorüber ist. Rußland erlebt jetzt eine Wiedergeburt der Mystik, und ein Neu-Christentum wird zum religiösen Gefühl mancher der wertvollsten Geister.

In der Literatur entstand eine Art der Neuromantik. Fjodor Sollogub, dessen bedeutender Roman „Der kleine Dämon“ in deutscher Uebersetzung soeben erschienen ist \*), gehört zu denen, die \*) München 1909, bei O. G. Müller.



NEUE REVUE und MORGEN.

sich zuerst von der rein naturalistischen Tradition abgewendet haben.

Sollogub zeigt in diesem Buch Züge der menschlichen Seele, die man sonst nur heimlich ahnt. Das ist der Wirkungskreis der „kleinen Dämonen“ im Menschen, der Miniatur-Teufel grauenhafte Bilder von dunstig erdrückender Stimmung. Der Held Peredonow trägt alle Merkmale des Lichtscheuen, Gemeinen und Schmutzigen, das sich auf den Nebenwegen der menschlichen Seele regt. Geiz und Gefräßigkeit, Lüsternheit und Sadismus, Bosheit, Roheit . . . Und die Freundin Peredonows, Warwara, webt um ihn ein Netz von Laster, Gemeinheit, Lüge (und körperlicher Schönheit). Etwas Sinnlos-trostloses, fast Grotesk - verzweifelter haben diese Gestalten und das Eulennest selbst, die kleine Provinzstadt, in der die Dämonen ihr Zerstörungswerk treiben. Der Dichter scheint manchmal unter der niedrigen Gemeinheit seiner Helden zusammenzubrechen, und wie aus tiefer Not heraus klingen die lyrischen Paraphrasen abseits der Schilderung. Die Sehnsucht des Dichters findet hier ihre Auslösung.

Neben dem Roman der Verkommenheit Peredonows läuft eine phantastisch helle und abenteuerlich zarte Fabel einher, von der erwachenden Liebe des noch keuschen Knaben Sascha zu der „Heidin“ Ludmila, die die Schönheit liebt und Ihn, „den Gekreuzigten“. Aber auch hier dunkle und drohende Töne von Geißelung, Schmerz und Wollust. Seit Dostojewsky ist in Rußland wohl kein Buch mit so tiefer psychologischer Absicht geschrieben worden. Nur zum Schluß tritt Sollogub von seiner Aufgabe einen Schritt zurück. Peredonows Verfolgungswahn läuft in Brandstiftung und Mord aus, das trübe Brüten seines Gehirns endet mit Irrsinn. Und in dem Abweichen von Psychologie zu reiner Pathologie unterscheidet sich Sollogub von seinem großen Vorbilde.

Notiz.

Wir reproduzieren heute wieder mit freundlicher Genehmigung des Kaiser - Friedrich - Museums - Vereins in Berlin vier bisher noch nicht vervielfältigte Meisterbildnisse aus Privatbesitz. Die Originale sind jetzt in der schönen Porträtausstellung zu sehen,

die die Mitglieder dieses Vereins in  
der Berliner Akademie der Künste veran-  
stalten.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Alle Manuskript- und Büchersendungen  
an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33.  
Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin,  
Lückhoffstr. 33; für Oesterreich - Ungarn: Dr. Felix Braun, Wien. - Expedition für  
Oesterreich - Ungarn bei Hermann Goldschmiede, Wien f, Wollzeile 11. — Für den  
Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76.  
Druck von J. Harrwitz Nachfolger O. m. b. H., Berlin SW. 48, Friedrichstr. 16.  
Preis M. 1.00, kl. Tub« M. -.60, Oesterreich-Ungarn Kr. 1 50, kl. Tube Kr. 1.00

pcbcco m

ZAHNPASTA \ (s

seit sechzehn Jahren von Aerzten und Zahnärzten ständig empfohlen

P. BEIERSDORF \* Co., HAMBURG

LONDON E.C. 10, 7-S. Vcrtrck MI U.S.A. Lehn A Fink, NEW YORK



HAUS SPRINGER IN WANNSEE  
ALFRED MESSEL

EMPTY



19. HEFT.

6. MAI.

1909.

Rassenbund und Glaubensbund.

Von A. Wirth.

Durch die jungtürkische und die persische Bewegung ist man wiederum auf den Panislamismus aufmerksamer geworden. Die indischen Unruhen haben gezeigt, daß der Nationalismus bei den Hindu im Steigen begriffen ist. Auch China ist in seinen Tiefen erschüttert; auch dort wächst das Selbstbewußtsein gegen die Fremden und ist die Hinneigung zum Parlamentarismus erwacht. Der ganze Orient ist offenbar in einer Aufregung, wie er seit Jahrhunderten nicht gewesen ist. Das ist in erster Linie auf den ungeheuren Druck Europas und Amerikas zurückzuführen; jetzt stellt sich endlich der Gegendruck ein. Dann aber machen sich hier rassenhafte und religiöse Strömungen geltend, die sich bald miteinander vermischen und sich so gegenseitig stärken, bald sich kreuzen und sich gegenseitig bekämpfen und wieder auflösen.

Mit den großen Glaubensbünden ging es fast wie mit den platonischen Ideen. Der Gedanke war zuerst allein da, und erst nach und nach ist er in die Erscheinung getreten und hat Gestalt und Fleisch und Blut gewonnen. Umgekehrt war es mit den Rassenbünden. Seit die Welt steht, sind die Rassen durch territoriale, staatliche Grenzen voneinander geschieden, und erst durch die Großreiche der neusten Zeit sind einige Rassen äußerlich zu einer Einheit verbunden worden. Schon länger hat ein dumpfes Gefühl von Zusammengehörigkeit in der Tiefe gewirkt, aber erst in den letzten Jahren ist dieses Gefühl über die Schwelle des Bewußtseins getreten. Auch haben erst in der allerjüngsten Zeit die Politiker angefangen, sich der Rassenidee zu bemächtigen und sie als Beweggrund praktischer Taten zu verwerten. Bei beiden Bünden aber muß streng zwischen der Konstruktion, die NEUE REVUE und MOROFN. ISOP. Hcfl 19. IS

einige begabte Schriftsteller Asiens wie Europas erdachten, und den tatsächlichen Verhältnissen geschieden werden. So ist das Buschido Nitobes und das „Asien für die Asiaten“ und ist ebenso Uchtomskis russischer Asiatismus eine bloße Konstruktion geblieben, die einmal Wahrheit werden kann, aber es bis jetzt noch nicht geworden ist. Ähnlich ist der Pangermanismus schon oft gefordert, aber nie auch nur im entferntesten verwirklicht worden. Einige Bünde sind aber bereits in das Licht der Wirklichkeit getreten, und sind von Worten zu Taten übergegangen.

Es handelt sich hier bei den Qlaubensbünden um die Christian Endeavour-Bewegung in Amerika, eine pietistisch gefärbte Strömung, in die nach der Absicht der Urheber alle christlichen Konfessionen ausmünden sollen; ferner um den bereits sehr greifbaren Panislamismus und den noch etwas schattenhaften Panbuddhismus. Von Rassenbünden kommt als ältester der Panslawismus, sodann das AU-Angelsachsenthum, das All-Spaniethum, das All-Deutschtum, und in jüngster Zeit das All-Arabertum in Betracht. Ich nenne diese Erscheinungen Rassenbünde, und nicht Volksbünde, weil es sich um die Zusammenfassung von je mehr als einem Volksthum handelt. Darüber Genaueres sofort!

Es ist nur natürlich, daß, nachdem die Welt so klein geworden, daß — besonders seit Shimonoseki — die weißen Nationen sich als eine ideelle Einheit zu fühlen begannen, sich dieses Gefühl auch religiös verdichtete, und eine neue Bewegung in dem alle Weißen vereinenden Glauben erzeugte. Die erste derartige "Erscheinung ist in der Heilsarmee zu finden. Die Offiziere und Soldaten des General Booth machen keinen sonderlichen Unterschied in den Denominations. Die Filialen, die von der Armee in verschiedenen Großstädten gegründeten Häuser und Herbergen speisen jeden Bedürftigen. Ihre rührigen Prediger-Agitatoren rufen jeden Bußfertigen zur Teilnahme auf. Die Dogmen treten gänzlich in den Hintergrund; das Gemüt, die fromme Stimmung, die Heilssehnsucht ist allein maßgebend. Ähnlicher Art ist das Christian Endeavour, das sich rühmen konnte, seinerzeit fünf Millionen Anhänger in Amerika zu haben. Bezeichnend ist, daß die Christian Endeavour-Leute sich auch politisch zu betätigen suchten. Sie richteten zur Zeit der armenischen Massakres einen scharfen Protest an die Türkei. Bezeichnend ist ferner, daß auch bei uns, durch Harnack und den Kaiser selbst gefördert, eine Neigung zur Wiederaussöhnung zwischen Katholizismus und Protestantismus sich auftut. Von dem All-Buddhisientum ist es schwer, etwas zu erfahren. Immerhin ist soviel bekannt daß die Japaner es mit allen Kräften zu fördern suchen. Die führenden Klassen des Mikadoreiches sind fast ohne Ausnahme sehr aufgeklärt, so ziemlich atheistisch; aber sie denken ähnlich wie führende Franzosen: l'Atheisme n'est pas un article d'exportation. Schon 1895 konnte man in Korea beobachten, daß die Bonzen, die sich seit Jahrhunderten nicht zeigen durften, die ad paganos verbannt waren, in Söul und Songdo, in Pyöng-yang und Takao kühn wieder ihr Haupt erheben durften. Ebenso wurde auf Formosa der Buddhismus staatlich gefördert. Zur Zeit der Boxerwirren, wenn ich nicht irre, kurz nach



den Verhandlungen des russischen Burjaten Dorijeff mit dem Dalai Lama, traf ein hochgebildeter japanischer Forscher in Lhasa ein, und es scheint, daß er dort kirchenpolitische Abmachungen getroffen habe. Zugleich wurden die Wechselwirkungen mit Indien und Ceylon reger. Im 9. Jahrhundert hatte ein japanischer Pilgerverkehr nach Indien begonnen, und eine ausführliche Erzählung ist uns erhalten (und ins Englische übersetzt worden), die von der Wanderung eines solchen Nachfolgers von Hiuen-Tsang berichtet. Nach einigen Jahrhunderten ist jedoch dieser Verkehr eingeschlafen, namentlich seitdem das Inselreich sich völlig vor der Außenwelt abschloß. Erst nach Shimonoseki hat man die früheren Beziehungen wieder aufgenommen, und zwar mit solchem Erfolge, daß jetzt nicht nur Pilger von jener östlichen Peripherie der buddhistischen Welt nach den heiligen Stätten, auf denen Gautama im Fleische gewandelt, wallten, sondern daß auch indische Bonzen, zunächst solche von Ceylon, ihrerseits seit einigen Jahren Japan aufsuchten. Am wichtigsten war in dieser Hinsicht ein Religionskongreß, der in Kioto — ich glaube im Jahre 1904 — abgehalten wurde. Nach den internationalen Glaubenszusammenkünften, die der Sassanide Anoschirwan, darauf der Mogul Akbar der Große, und zuletzt, 1893, die Stadt Chicago veranstaltete, war dieser Kongreß der belangreichste und jedenfalls der folgenschwerste von allen. Seit den großen ökumenischen Konzilen unter Asoka und Kanischka, seit fast zwei Jahrtausenden, waren die Buddhisten der verschiedenen Länder nicht mehr zusammengekommen. Es scheint nun, daß sich das Verhältnis zu dem Dalai Lama doch nicht so recht innig gestaltete. Daran trug ein konfessioneller und ein politischer Grund die Schuld. Eigentlich ist der Dalai Lama überhaupt kein Anhänger Buddhas, sondern ist das Oberhaupt einer unabhängigen Glaubenswelt, des Lamaismus. Sodann aber war man in Peking auf die Gefahr aufmerksam geworden, die von der Einmischung eines fremden Staates in kirchliche Fragen des chinesischen Reichs drohte. China hatte 1721 mit dem Dalai Lama ein Konkordat geschlossen, eine gegenseitige Rückversicherung, des Inhalts, daß der Himmelssohn dem geistlichen Oberhaupt und seinen Anhängern freie Ausübung ihrer kirchlichen Tätigkeit gewährleistete, und der Dalai Lama dafür mit Hand und Herz die Mandschu-Regierung zu fördern versprach. In dem jetzt anhebenden Wettrennen, bei dem sich außer Japan noch England und Rußland beteiligten, hat China den Sieg davon getragen. Die Geschichte ist sehr anziehend. Mitten vor unseren Augen vollziehen sich die schönsten Dramen, aber niemand beachtet sie. Zuerst, vor fünf Jahren, trachtete England danach, den Dalai Lama in seine Hand zu bekommen. Er aber entfloh und wurde ein unstäter Wanderer auf dem Angesichte der Erde. Bei dieser Wanderung hat ihn nach 70 Jahren, nach den Franzosen Huc und Gäbet, zum ersten Male wieder ein Europäer gesehen und gesprochen. Es war ein Deutscher, Dr. Tafel, der jüngst nach langen und gefahrvollen Reisen in die Heimat zurückgekehrt ist. Eine Zeitlang hielt sich der Dalai Lama in der Stadt seines Konkurrenten, des Geghen, in Urga auf. Damals (und vielleicht jetzt noch?) war

## NEUE REVUE und MORGEN.

Urga, die Hauptstadt der Ostmongolei, von zwei Sotnien russisch-burjatischer Kosaken besetzt. Ich habe sie selbst dort im Jahre 1901 gesehen. Man muß wissen, daß die Burjaten sehr fromme Buddhisten, oder richtiger gesprochen Lamaisten sind. Daher war es nicht schwer, eine Annäherung an das flüchtige Kirchenoberhaupt zu erzielen. Die russische Regierung bemühte sich denn auch sehr eifrig um seine Gunst. Ein halbes Jahr lang schwankte die Wagschale. Da aber gelang es dem unablässigen Bohren und Stochern des britischen Gesandten, die Pekingener Regierung zu tatkräftigem Vorgehen anzustacheln. Die Folge emsig gepflogener Verhandlungen war, daß der Dalai Lama Urga verließ und zunächst dem fernen Lande der Tanguten zustrebte, dann aber sich im August 1908 mit großem Gefolge nach Peking begab. Dort schloß er im September ein neues Konkordat ab, das jedoch für ihn wesentlich ungünstiger war, als das zwischen seinem Vorgänger und dem Mandschu-Kaiser Kien-lung vereinbarte. Außerdem aber haben die Chinesen die militärische und politische Verwaltung Tibets wieder an sich gebracht, und zwar vollkommener, als je zuvor, oder wenigstens, als seit dem erfolgreichen Kriegszuge von 1792, da sogar Nepal den chinesischen Waffen unterlag. Was England bei der Sache gewinnen werde, ist nicht recht klar. Vielleicht ist es ein moralischer Gewinn, vielleicht auch haben sie einfach das Nachsehen. Inzwischen ist der Dalai Lama nach Lhasa zurückgereist. Tibet ist offenbar für die Engländer wieder verloren, ist freiwillig aufgegeben, so wie sie 1868 das schwer errungene Abessinien und 1880 das mit großen Kosten besetzte und mit Mühe von Lord Roberts behauptete Kandahar wieder aufgaben. Möglicherweise ist es genug für sie, freundschaftliche Beziehungen mit Lhasa zu hegen, zumal acht Millionen im britischen Hinterindien dorthin ihre Blicke zu richten gewohnt sind. Zum mindesten aber ist der Wind aus den russischen Segeln genommen. Denn Fürst Uchtomski, der Freund und Begleiter des Großfürsten-Thronfolgers auf seiner Reise durch Asien und der Berater Nikolaus' bis etwa 1902 — jetzt hört man gar nichts mehr von ihm — Uchtomski, der selbst aus Tatarenblut stammt, träumte einst von einer Schutzherrschaft des Zaren über das Buddhistentum.

Der dritte Glaubensbund ist der der Mohammedaner, der P a n - islamismus.

Sehr wenige Leute in ganz Europa, außer in Frankreich, verstehen heutiges Arabisch. Davon konnte man sich auf dem Orientalistenkongreß von Algier so recht überzeugen. Denn selbst die Orientalisten konnten den Vorträgen der Mohammedaner nicht folgen. Nur die kürzlich verstorbenen Dr. Glaser und Dr. Völlers waren auf der Höhe. Aehnlich erzählt man von Max Müller, daß ihn einst ein exotischer Herr besuchte und eine Zeitlang auf ihn einsprach. Endlich faßte sich der weltberühmte Gelehrte: „Bitte, ich verstehe Sie nicht. Was für eine Sprache reden Sie eigentlich?“ Die, in der Sie seit Jahren Texte herausgeben, erwiderte, ins Englisch übergehend, der Besucher. Es war Sanskrit. Nun ist außerdem Neu-Arabisch von dem klassischen Arabisch, das dem europäischen Gelehrten in erster Linie vertraut ist, recht ver-



schieden. Das ist der Grund, weshalb von dem Leben des heutigen Islam immer noch so wenig bekannt ist. Außerdem: gesetzt selbst einer verstünde ausgezeichnet den arabischen Dialekt von Fes oder die türkische Mundart von Bochara, glaubt man denn, daß ein Fremder und dazu noch ein Christ ohne weiteres die tiefsten Geheimnisse erführe? Es kann einer ein Jahrzehnt in London leben, ohne von den englischen Umtrieben in Bulgarien oder China zu hören. All das erklärt leicht, weshalb so wenig vom Panislamismus bekannt ist. Dennoch haben wir einiges durch Franzosen, wie Chatelier, und deutsche Forscher, wie M. Hartmann und Erckert erfahren.

Der Senussi hat den Panislamismus erfunden. Sein Enkel lebt in Gharabub (zeitweilig in Kebabu\*) im Hinterland von Tripolis und beherrscht von dort die ganze Organisation. Abdul H a m i d wollte sich der Senussi und ihres Gedankens bedienen. Er hatte auch in asiatischen Landen viel Erfolg. Aber gerade die Senussi wollten nichts von ihm wissen, so wenig wie vom Mahdi, der ihre Hilfe ansuchte. Die Araber (und Perser) sind gegen die Türken. Daran scheitert — vorläufig wenigstens — das All-Mohammedanertum. Wenn es aber einst zustande kommen sollte, so wäre das ein bedeutungsvoller Tag für Europa. Denn 270 Millionen Menschen, zu einheitlichem Handeln zusammengefaßt, sind keine Kleinigkeit.

Nun zu den Rassenbünden. Nichts wird so heiß gegessen, wie aufgetragen oder gekocht. Viele Anläufe sind auch hier gescheitert. Alles, was übrig blieb, was sich lebensfähig und fruchtbar erwies, ist jedoch belangreich genug, um der Welt Beachtung zu erzwingen. So schien der Panslawismus seit Ende der 1880er Jahre eingeschlafen. Er schien tot, als Rußland sich ganz Mittel- und Ostasien zuwandte. Aber er ist seit den Niederlagen in der Mandschurei zu neuem Leben erwacht. Er ist demgemäß eine Frucht der Verzweiflung. Von Osten und Westen zugleich bedroht von den Gelben und den Germanen, macht die Slawenwelt eine furchtbare letzte Anstrengung, um den weniger gefährlich scheinenden Gegner, die Deutschen, niederzukämpfen. So rücken sie auf der Linie des geringsten Widerstandes vor. In der Tat, wenn man zahlenmäßig die Sache betrachtet, so muß man sagen, daß die halbe Milliarde Ostasiaten weit bedrohlicher aussieht als die 72 bis 74 Millionen Deutsche Mitteleuropas.

Weniger günstig steht es mit den Aussichten des All-Angelsachsens. Die Tage, da ein Carnegie Washington zur Hauptstadt eines all-angelsächsischen Weltreiches vorschlagen konnte, weil Washington von Irland und Californien gleich weit entfernt sei; da im Anschluß an die Gründung der Imperial Federation League (1884) die Möglichkeit eines ungeheuren Föderativstaates, der aus England, den britischen Kolonien und der nordamerikanischen Union bestünde, erörtert wurde: diese Tage eines knospenden Völkerfrühlings, diese Zeiten utopischer Blütenträume sind vorüber. Noch gar nicht lange, aber unwiderruflich. •) Oder Kafira, wie Visher berichtet. Der Engländer Visier machte nämlich, als Erster nach Barth, die mühselige Reise von Benghasi nach Marzak. Auch er bestätigt die Wichtigkeit der Senussi, die ihn mit Waffengewalt angriffen.

Vielleicht werden alle anderen Großtaten Roosevelts gegen die eine in den Schatten treten, gegen den gewaltigen Ruck, mit dem er (mit Freunden und Genossen) die Vereinigten Staaten losriß von der angelsächsischen Ueberlieferung, und sie in völlig unabhängige Bahnen einlenkte. „Connected with many nations, identified with none“, sagte er in seiner großen Rede bei der Einweihung des Denkmals Friedrichs des Großen. Seine entschlossene Wendung zu Deutschland und seine eigenrichtige ostasiatische Politik war die Besiegelung eines längst gefaßten Entschlusses. Wenn übrigens einerseits kein Mensch mehr an eine Pananglosaxonia, limited, denkt, wie noch im Jahre 1899, als Offiziere eines amerikanischen Ablösungstransportes nach Malta kamen, von den dortigen britischen Offizieren dined and wined wurden, und der Trinkspruch erklang: Anglo-Saxonia sweeps the Universe, so ist andererseits eine Hoffnung gescheitert, die reichlich ein Jahrhundert lang den eisernen Bestand einer Unions-Weltpolitik bildete, nämlich die Einverleibung von Kanada, die noch Seward, vielleicht der größte nordamerikanische Staatsmann seit Alexander Hamilton, für ganz unausweichlich betrachtete. Auch dieser Umschwung ist noch gar nicht alt. Erst seit wenigen Jahren gilt es für eine sichere Tatsache, daß Kanada sich so reich und mächtig entfaltet hat, daß es auf so festen eigenen Füßen steht, daß an eine Verschmelzung der Kanadier mit den Yankees nicht mehr gedacht werden kann.

Weitere Bünde werden durch das All-Spanier- und All-Deutschtum beabsichtigt. Solche Bünde haben mit den schon behandelten das gemeinsame, daß auch sie vielfach sich nicht mit einem Volkstum begnügen, sondern mehrere vereinigen wollen. Ich spreche hier nicht von den Pangermanisten, die von den einzelnen Agitationsgesellschaften, wie dem Alldeutschen Verband, meist abgelehnt werden — nur der „Jungdeutsche Bund“ und die „Hammergemeinde“ machen eine Ausnahme —, sondern von der Gepflogenheit einer ziemlichen Anzahl von Patrioten, auch die Holländer und Vlāmen und sogar die Buren zu den Deutschen zu zählen. Aehnlich wollen starke Führer der spanischen Republikaner in Europa und Südamerika auch die Portugiesen in ihre Liebe mit einschließen und so das „Allspaniertum“, das 1900 zu Madrid einen Kongreß abhielt, zum All-Iberertum erweitern. Als wünschenswerte Folge davon beanspruchen sie eine Vereinigung der spanischen und portugiesischen Kolonien. Diese Folge wird voraussichtlich nie eintreten, aber die kulturelle Verbindung zwischen allen Ibero-Latinern Europas und Amerikas wird gewiß noch bedeutende Früchte tragen. Ueberhaupt darf das gemeldete Latinertum von der neuen Welt noch eine glänzende Renaissance erwarten, wie ja schon jetzt Buenos-Ayres mit seinen 1070 000 Einwohnern die bei weitem volkreichste Stadt der ganzen romanischen Welt ist.

Zum Schluß des All-Arabertum. Es vermählt sich mit der panislamitischen Bewegung. Marokko ist durch Frankreich mit Erfolg aufgestachelt worden. Algerien ist unruhig. Arabien selbst ist schon seit einem Menschenalter gegen die Türkei im Aufstande begriffen. Die letzten Jahre haben selbst bei den Beduinen das Gefühl der Gemeinbürgerschaft bei



Berliner Vorortbauten

667

ihnen aufkommen lassen. Aber mehr noch! auch zu den Volksgenossen in Aegypten und Marokko wurden Fäden gesponnen. Und eine politische Atmosphäre entstand, die einer arabischen Renaissance außerordentlich günstig ist. „Man weiß nicht, was noch werden mag.“ Zwar hat man weder Parlament noch Budget, noch Nationalgarde, noch Flotte. Aber wer will sagen, daß das alles nicht in absehbarer Zeit — sagen wir, in 50 Jahren — noch erreicht werden kann?

Berliner Vorortbauten.

Von

Paul Westheim.

Protmanns waren zuerst da. Eine Geste des Luxus war ihre Villa. Motto „Stolzenberg“ oder „Moritzfels“. Dann kam die Romantik. Heimatkunst. Selbstgezogener Salat. Dreschtennenstil mit geschnitzten Pferdeköpfen am Giebel. Rousseausche Sehnsüchte mit elektrischem Licht, Telephon und Zentralheizung. Motto „Sigelindenruh“ oder „Villa Parcival“, Teutonenstraße ....

Alles unklare Sentiments. Sentiments, in denen nur die Unruhe der Unbefriedigten echt war. Solcher Grundlage kann keine gute Form der Bauweise entwachsen. Zwingende Bedürfnisse sozialer Natur mußten sich erst herauskristallisieren. Notwendigkeiten statt der Sentiments galt es zu erkennen, zu befriedigen und zu stilisieren.

Etwa die Unerträglichkeit des Zusammenwohnens mit Krethi und Plethi, die Sorge um das ungebundene Wohlergehen der allzu sehr eingeeengten Kinder, die Furcht vor der schalen Verödung durch die ständig steigende Welle der gesellschaftlichen Verpflichtungen oder Vergnügungen, das natürliche Bedürfnis nach Eigenbesitz und das hygienische nach Luft, Licht und Natur. Also ein psychischer, moralischer und sanitärer Zwang trieb den Menschen hinaus aus der städtischen Etagenwohnung. Nicht ohne Kontakt und doch außerhalb der Polypenarme des steinernen Molochs wollte er sich ansiedeln. So wurde der Vorort.

Die Mehrzahl der Berliner Vororte sind gemacht worden, nicht natürlich entstanden. Bald einer Laune, bald einer Spekulation verdanken sie ihr Entstehen. Zumeist hat sich das alles sehr gut entwickelt. Und so kann und muß man sich mit der Tatsache abfinden, die allein den Siedlern die Pflicht auferlegt, durch Anlage und Bauweise den Zufall zu einer Notwendigkeit zu erheben, dem Eingriff in eine herbe, düsterschwere Natur die Brutalität zu nehmen. Ob das immer geschehen oder gar erkannt worden ist? Der reich gewordene Gründer aus der neudeutschen Jubelzeit baute, baute und baute. Mit diabolischer Freude strich er die klappernden Taler für das verauktionierte Holz der grünen Bäume ein. Wofür er sich gar noch als rechte Verhöhnung

NEUE REVUE und MORGEN.

der Natur von einem Kunstmaler ein Alpen- oder Vesuvpanorama auf die Hauswand klecksen ließ!

Das Schicksal des Vorortes war eben das unserer neueren Kriegerdenkmäler. Sie mußten zu früh entstehen. Eine Generation später wären uns die Gräuel erspart geblieben, die wie gefrorene Verständnislosigkeit überall herumstehen. In all den Berliner Vororten, so weit hinaus man auch gehen mag, steckt ein matter Kern. Und wo Gutes entstehen sollte, war eine Auseinandersetzung mit einem Rahmen von Unvermögen und Verständnislosigkeit nötig.

Das Publikum wollte seinen Kurfürstendamm in Grunewald oder Wannsee haben. Man begriff nicht die Auflösung der Straßenfront, erfaßte nicht die Freiheit des Einzelhausorganismus. Mit Fremdenverkehrsvereinsidealen wurden Schauseiten errichtet. Schauseiten, die durch ein Eisengitter bequem zu bewundern waren. Der Gärtner pflanzte Ziersträucher um eine Putte, die einen zahmen Wasserfaden emporplätscherte. Aus den Winkeln lugten Steingutmännchen. Und aus dem Fenster schaut der Herr Vorortvillenbesitzer dem Apotheker aus „Hermann und Dorothea“ gleich vergnügt auf die Pracht, vor der die Spaziergänger mit einem erstaunten Ah! stehen bleiben. Drinnen eine Mischung von Herrenhaus und Hotel, von teutonischer Burschikosität und weltstädtischem Kunstgewerbeplunder. Ein Grundriß der Mietswohnung, nur unbequemer gemacht durch die Verteilung in mehrere Stockwerke. Der Baumeister hatte kein Interesse an der Aufklärung des Publikums. So konnte er bei seinem Stadthauschema bleiben. Er ersparte das Nachdenken. Zuerst verstand er nicht, daß eine neue Aufgabe zu lösen war, und später konnte er sich nicht bequemen, sein Schema zu opfern. Selbst das Großkapital, daß auf einmal seine Spekulation auf die Idee der Heimstätte stellte, versagte. Man sollte meinen, daß die Gesellschaften sich auf das Fundament eines natürlichen und sachlich werbenden Stilgedankens zu stützen versucht hätten, allein in den Direktoriatsitzungen dachte man nur an Parzellen, Baukosten, Miets- und Verkaufspreise, und unter den Händen der billigen Architekturzeichner entstanden Bauten, die in zwanzig Jahren wieder nur jene Protzmanns erwerben werden — die sich einstweilen noch in Berlin NO. mit dem Verschleiß von allerlei nützlichen Dingen abrackern.

Das heißt, in den letzten Jahren wurde im großen Stil die Schönheit der märkischen Landschaft verwüstet. Glücklicherweise wird die Rivalität unter den einzelnen Vororten immer schärfer. Neben den Bahnverbindungen, dem Prozentsatz des Steuerzuschlags wird man auch das ästhetische Element als Lockmittel zu werten wissen. Schon heute bemühen sich die Leiter einzelner Kommunen, in ihren Bauten und durch ihre Anlagen den Reiz ihres Bezirkes zu erhöhen. Da entsteht eine Schule, dort ein Rathaus, ein Preisausschreiben um einen besser gearteten Kirchenbau wird erlassen oder man erzwingt sich einen anständigen Bahnhof wie in Zehlendorf. Das Postamt, daß das Reich hineinpatzt, verschandelt allerdings wieder alles; mit der wachsenden Selbständigkeit wird man auch hier Protestworte hören, ja es ist sogar



wahrscheinlich, daß die Kommunalleiter sich nicht auf die Dauer die geschmackliche Willkür des einzelnen gefallen lassen. Sie können sich nicht ihren Ort verschandeln lassen, denn mit jeder Häßlichkeit verliert er an natürlicher Anziehungskraft, mit jeder architektonischen Stümperhaftigkeit wird seine Entwicklung aufgehalten zugunsten der Orte, die sich frei von solchem Ballast entwickeln konnten. Es sind lediglich wirtschaftliche Notwendigkeiten, die diese ästhetischen Anforderungen stellen. Wie aber soll der Einzelne bauen? Es gibt keinen Typus. Das Mietshaus könnte, müßte typisch sein, aber das Einzelhaus? Das ist Dokument der Individualität. Und alles Krause und Bizarre, was in einem Individuum steckt, mag sich austoben, wenn dafür nur die rechte Form gefunden würde. Das bedeutet keineswegs, daß Kunstgewerbe „gebaut“ werden soll, was leider nur zu oft geschehen ist. Es ist ja richtig, daß unsere Architektur gerade durch das Eingreifen solcher ferner stehenden Elemente starke Impulse erhalten hat. Eine Schar unternehmungsfroher, sehr wagemutiger Kunstgewerbler hat daraus gefolgert, der Oewerbler könne womöglich besser Architektur machen als der Architekt. Eine Logik, die natürlich einen Knacks hat, und über die man lächeln könnte, wenn nicht so viele ausgerutschte Zeichnerentwürfe in Haustein oder Eisenbeton in die Lüfte ragten. Da ist das ganze Bauwerk eine Summe von stilisierten Naturformen geworden. Der Schornstein ein monumentaler Blütenkelch; das Fenster umkrönt von einem kreisrunden Glorionschein, Rosenblätter ringeln sich um breite Dornzacken; die Beleuchtungskörper stilisiertes Ungetier und das Musikzimmer eine ganze Gedankensymphonie. Meist in Hegelschem Dunkel gehalten. Ueberhaupt, wenn so ein Architekturgewerbler Gedanken hat! Es ist entschieden ein Glück, daß sie gewöhnlich ins Okkulte schillern, denn, wenn der gemeine Mann einmal dahinter kommt, pflegt sich's gewöhnlich als ganz gewöhnlicher Unsinn zu entpuppen. Und doch gilt es hier zu denken, wie aus der Notwendigkeit ein Raum zu bilden ist, wie aus der Zweckmäßigkeit Proportionen zu schaffen sind und wie diese Raumverhältnisse nach außen ihre natürliche Form erhalten. Dem Hauenden fehlt allerdings heute die sicherste Grundlage: das selbstverständliche, allgemeine Bedürfnis. Das Publikum dürfte jede Laune haben, wenn es sich ihrer nur voll bewußt wäre. Der Auftraggeber muß sich nur klar sein über das Leben, daß er da draußen führt und zu führen hat. Er muß sich dem Architekten anvertrauen: so sind meine Bedürfnisse, meine Wünsche, so meine Neigungen. Der Erbauer hat die Pflicht, diese Logik in Form umzusetzen. Gute Anregungen bot das englische Haus. Da war das Bedürfnis klar zum Ausdruck gebracht worden. In diesem Sinne, nicht in diesen Gestaltungsformen wären Ergebnisse erwünscht. Wie man nicht Sitten und Gebräuche von England nach der Mark herüber holen kann, läßt sich auch das englische Haus nicht einfach zwischen das lichte grüngaue Geäst unserer Kiefern setzen. Aus unseren heimatlichen Verhältnissen müssen seine Qualitäten entwickelt werden, wie es Mithras in Nicolassee oder Zehlendorf getan hat. Auch aus dem alt-

bergischen oder thüringischen Landhaus sind Entwicklungskeime abgeleitet worden. Wenn man sich bei Schulze-Naumburg nur nicht so in der Kniehosen- und Stutzbartzeit fühlte. Messel hat mit dem seltenen Geschick des Verstehers in mehreren Fällen die Diagonale zwischen Schinkelschem Klassizismus, einem maßvollen Empire und dem 20. Jahrhundert gezogen. Gab. von Seidls süddeutsches Barock sucht vergebens nach verwandtschaftlichem Anschluß. Aber neben all den guten Anknüpfungsversuchen brodeln da draußen eine ganze Menge Eigengeartetes und Eigenartiges hervor. Bruno Schmitz mit dem genialischen Künstlerenthusiasmus, Bruno Möhring mit der nervös gewordenen Logik des Konstrukteurs, der kernfeste Sachlichkeitsstil Riemerschmiedts, die in breitem Fluß und ruhigem Rhythmus ausschwingende Formenenergie Schaudts, William Müller, der im kapriziösen Geßnerton so aussichtsreich auftretende Martin Schreiber, G. Schlüter, Otto Spalding, Hans Grube oder die formfeste Fraktur des Dresdener Schumacher, um nur ein paar zu nennen, haben Häuser errichtet, die vielleicht alle noch keine endgültigen Lösungen sind, die aber immerhin als Marksteine bestehen und eine glückliche Heimatstättenform gefunden haben. Eine Ausdrucksform, in der sich über die frohe Frische unsere Ingenieurenergie ein Reflex der düsterschweren Wolkenzüge, des trägen Wassers, der stumpfgrünen und doch so durchsichtigen Kiefernäste breitet.

Schönheit und Symbolik  
des menschlichen Körpers.

Von

August Strindberg.

(Schluß.)

Wenn man den geöffneten Körper betrachtet, so sieht man sofort zwei Systeme streng geschieden. Das ist der Rumpf einerseits, und der Schädel mit Rückenmark andererseits; getrennt, aber in Verbindung: der Rumpf sendet Blutgefäße, mit dem was dazu gehört, nach der Cerebrospinalregion, und diese sendet Nerven nach dem Rumpf.

Der Rumpf selber ist eine Region, aber in zwei geteilt, eine obere mit Herz und Lungen, eine untere mit den Därmen, den Organen der Ausscheidung und der Geschlechtssphäre. Zwischen Bauch und Brust ist ein Gewölbe befestigt, das Diaphragma oder Zwergfell, dessen Kappe stark gebaut von Sehnen ist; die bilden den Schlußstein des Gewölbes und sind dreigeteilt wie ein Kleeblatt.

Ueber dem Gewölbe und auf ihm ruht das Herz wie ein Keim zwischen seinen beiden Herzblättern, den Lungen. Ein Okkultist hat



Schönheit und Symbolik des menschlichen Körpers. 671

die Lungen eine Luftplacenta genannt, damit angehend, daß der Mensch sein Leben lang ein Embryo ist, der durch die Lungen die Verbindung mit dem Kosmos unterhält und dessen Milieu die Luft oder der Aether ist.

Das Herz ist keine vollständige Kardioide, nähert sich aber der von Castilliani erfundenen Kurve, die mehrere merkwürdige Eigenschaften hat. Die entsteht aus einem Winkel, auf dessen Umkreis man Sehnen absetzt usw. Die ist auch eine Epicykloide, die dadurch entsteht, daß ein Kreis auf einem gleich großem Kreis rollt. Die Fläche der Kardioide ist sechsmal so groß wie die des Kreises, und ihr Umkreis achtmal so groß wie der Durchmesser des Kreises.

Wenn zwei Punkte A und B sich auf der Peripherie eines Kreises in der gleichen Richtung bewegen, aber so, daß B doppelt so schnell wie A läuft, so entsteht auch eine Kardioide.

Ein denkender Anatom könnte ja hieraus einige Schlußfolgerungen über die Entstehung des Herzens ziehen und die Ableitung des Menschen aus dem Kosmos.

Das Herz ruht auf dem Gewölbe und atmet durch die Lungen wie ein lebendes Wesen, besitzt selbständige Bewegung und selbstständiges Leben. Das Materielle vom Herzen ist unempfindlich, denn man kann das Herz herausnehmen, es massieren und einkerben, ohne daß ein Schmerz gespürt wird. Kommt aber ein Kummer, eine Schreckensbotschaft, dann tut es „weh in der Seele“, und diesen Schmerz verlegt man ins Herz. Es gibt also zwei Herzen, ein unempfindliches, das sichtbar ist, und ein empfindliches, das nicht sichtbar ist. Empfindlich für eigene Leiden ist jedes Herz, aber bei fremden Leiden sind nicht viele so besonders zarterzig.

Von den materiellen Funktionen des Herzens glaubt man alles zu wissen, aber sicher ist es nicht. Denn bis zu Harvey (17. Jahrhundert) glaubte man, die Arterien führten nur Luft, weil man sie bei Leichen leer fand.

Unter dem Zwergfellgewölbe liegen die niedrigen Regionen, die Retorten und Destillationsapparate des Magensackes. Die Därme sehen aus wie Wolken, und die Dünndärme gleichen darin dem Gehirn, dem großen nämlich, denn das Kleinhirn gleicht mehr dem Herzen mit seinen parallel gehenden Fasern.

Die Leber ist etwas formlos, aber tief in der Farbe und wirkt schön gegen das Seegrün, Aquamarin, Celadon der Gallenblase.

Das Pankreas ist eine Traube und die Milz ein Feuerschwamm.

Die Nieren sind Bohnen oder Epicykloide und nähern sich der Kardioide.

Die Gebärmutter scheint eine selbständige Monade zu sein; ein Individuum mit Launen und bewußtem Willen zum Leben. Sie wird beherrscht vom Mond wie Ebbe und Flut. Was bei der Periode des Weibes geschieht, kann man für unbekannt halten. Noch 1892 wußten Aerzte in Berlin nicht, ob sich ein Ei löse oder nicht; und ein berühmter Mediziner, Professor der Frauenheilkunde, hatte nie ein menschliches

NEUE REVUE und MORGEN.

Ei gesehen, glaubte nicht, daß es eins gibt. Diese Zelle, die man Ei nennt, sei zu klein!

Nach neuesten Angaben befindet sich das Weib beständig in Periode. Denn wenn die eine Periode endet, beginnt die Vorbereitung zur nächsten.

Den körperlichen Verlauf kennt man etwas, aber der seelische ist schlecht beachtet. Doch die Charakterveränderung, die das Weib dann durchmacht, ist dämonisch; und alles seelische Böse scheint sich zu sammeln, um erst mit Schmerz aus dem Körper herauszugehen, ehe neues Leben einziehen will. Das Blut, das abgeht, ist violett wie die Milz, enthält Jod; wurde früher für giftig gehalten und sollte den Mann krank machen, wenn er sich näherte.

Die Gebärmutter ist beinahe frei, schwebend und wandernd, in ihren dunkeln Regionen. Sie gleicht dem Athanor der Alchemisten, in dem der Stein der Weisen, Gold, Lebenselixier, Homunkulus destilliert wurde. Sie gehorcht Gesetzen, die wir nicht kennen. Mit ihren Greifarmen soll sie ein Ei fassen und im rechten Augenblick in den Vorhof bringen, damit es den Würdigsten trifft. Aber sicher ist es auch nicht! Der Uterus hat jedoch einen bewußten Willen; er wählt sowohl Person wie Zeit. Hat er gewählt und fühlt er sich von der rechten Liebe angezogen, so kommt er entgegen; aber nicht immer sogleich; er prüft, ob die Liebe die rechte ist, ob sie Geduld besitzt, Ueberwindungskraft. Ist die Liebe noch nicht erprobt, so wendet er sich fort, kann im Zorn den Rücken drehen, kann einen allzu hitzigen zurückschlagen und ihn warten lassen, bis er sich besonnen hat; denn die Liebe ist mild und soll es sein, beim Menschen nämlich. Sie will geben, aber nicht genommen werden; sie wünscht geliebkost, aber nicht gerissen und gebissen zu werden. Getreu und schön, in großen Linien, wie der Wellenschlag am Strande soll die Liebe kommen, nicht wie das Geplätscher im Froschteich.

Es scheint, daß der Uterus eine Psyche besitzt, denn Gemüts-erregungen des Weibes vernehmen sie; leiden und freuen sich mit ihr und werden nicht eher ruhig, als bis sie ihre Bestimmung erfüllt und in ihre Arme ein kleines Leben zum Lieben und Pflegen erhalten hat. Dann lebt sie erst, still, harmonisch, und gibt dem Weibe dieses liebliche Wesen, das durch die durchsichtige Haut des bleichen Gesichtes leuchtet; und verleiht der Ungeduldigsten die Resignation eines Engels.

Wird sie aber durch falsche Hoffnungen gefoppt, dann wird sie /ornig und straft. Aber vom Zorn wird sie krank, oder macht sich krank aus Bosheit, denn das Böse des Weibes wirft sich auf den Uterus.

Wenn eine verheiratete Frau zu einem Arzt kommt und sich über Unterleibsleiden beklagt, so kann er, ohne Untersuchung, nur verordnen: Sie müssen ein Kind von Ihrem Mann haben!

Mit dem Liebhaber sollen es glücklicherweise keine Kinder werden» das weiß man in Frankreich und Italien; und darum ist die Rolle des Liebhabers kläglich und lächerlich, auch in dieser Hinsicht Er ist die personifizierte Impotenz; abgesehen davon, daß er sehr oft Schmarotzer ist und Geld vom Mann leiht, manchmal auch von der Fraa;



Schönheit und Symbolik des menschlichen Körpers. 673

Das ganze Zeugungsproblem ist auf der materiellen Ebene nicht gelöst worden. Was das Weib dazu beisteuert, weiß man nicht; und was der Mann dazu gibt, weiß man auch nicht. Die größten Autoritäten haben einander widersprochen, das heißt, sind zu entgegengesetzten Ergebnissen über den Samen des Mannes gekommen. Buffon und Spallanzani fanden den auch in den Flüssigkeiten des Weibes, sogar in ihrem Blut. Spallanzani fand Spermatozoen im Mensenterialblut von Fröschen und Wassereidechsen, und der Frosch war doch ein Weibchen. Auch fand er sie im Blut eines säugenden Kalbes und in einem Widder. Spallanzani ist ein großer und guter Name, und wenn andere nach ihm nicht dasselbe gefunden haben, so kann das daher kommen, daß sie schlecht oder überhaupt nicht gesucht haben. Das heißt am bequemsten: die Sache ist nicht bestätigt.

Genug: die Sache ist unklar, ist verborgen, und soll es vielleicht sein. Aber eins ist sicher, wenn Leben mit Seele geboren wird, so ist das Mysterium der Liebe ein psychischer Akt. Ich glaube jetzt, in Haß kann nichts geboren werden, denn Haß ist eine negative GröRi- und kann nicht multipliziert werden. „Aber bei dem bösen Weibe kann Liebe nicht existieren; da ist nur Haß und Brunst. Die Bösen dürfen sich nicht fortpflanzen; das ist die Hure, ob getraut oder nicht!“ Der Schädel mit dem Rückgrat gleicht einem Wesen für sich. Unten vom Kreuzbein Sacrum, das seinen Namen nicht vergebens trägt, nach oben gleicht die Garnitur einem Drachen. Das ist der Hochmut des Eigenwillens, des geraden Rückens, des aufrührerischen Gedankei.s Haus und Hof; dort oben unter dem Gewölbe sind die Welttore offen: Auge, Ohren, Nase, Mund. Durch die wird die Verbindung mit Erde und Untererde aufrecht erhalten. Mit dem darmgleichen Brei des Gehirns begreift der Mensch das Sinnliche, alles was gesehen, gehört, gerochen, geschmeckt werden kann. Erst mit dem Herzen kann er den Himmel erkennen und die Wahrheiten des Göttlichen empfinden. Oeffnet man Hirnschale und Rückgrat, so sieht man: des Klei;-gehirns Keim mit dem ersten Stengelblatt (Arbor vitae), aus den beiden Kotyledonen des Großgehirns gewachsen. Die Wurzel geht hinunter ins Rückgrat und sendet Saugwurzeln hinunter in den Erdsack, hinunter in den Dung. Aber die Pfahlwurzel geht hinunter bis in die Urquelle des Lebens; und die Säfte des Lebens sind aus demselben Bräu wie Rückenmark und Gehirn; daran ist nichts zu ändern, auch wenn die Neuern es nicht bestätigen.

Die beiden größten Pforten des Schädels sind ja die Augenhöhlc.i. Diese bilden eine Lemniscate oder eine Cassinische Kurve. Beide zusammen werden von der Ellipse umschlossen, die eigentlich gleich zwei Cykloiden und zwei Parabeln ist oder zusammen ein Ei. Hinter diesem Oval liegt die Lemniscate, die eine Cassinische Kurve wird und das Zeichen der Unendlichkeit oo bildet. Hinter dieser bilden sich zwei Ovale um die Brennpunkte, die die Pupillen des Auges sind, durch welche aus den konkaven Brennsiegeln des Augengehäuses Liciu geworfen wird, das brennt und wärmt.

NEUE REVUE und MORGEN.

Diese Kurven finden sich in der Polarisationserscheinung mit den Farbenringen wieder. Und Cassini stellte seine Kurve als Gegenkandidat gegen Keplers Ellipse für die Planetenbahnen auf. Das müßte man von neuem untersuchen, dann käme vielleicht eine neue fruchtbare Theorie zustande, die viele unerklärliche Störungen in dem großen planetarischen Ringtanz erklären könnte.

Raspail, der doch kein Swedenborger war, hat in der Anatomie des Menschen Korrespondenzen gesehen, ohne darum über die Funktionen der Organe Schlußfolgerungen ziehen zu wollen, die doch nahe bei der Hand liegen.

Ich will keine angeben und nicht einmal seine eigene Sprache benutzen, um nicht die Gefühle der Freisinnigen zu verletzen; ich will nur auf die Einleitung zu seiner „Histoire de la Sante et de la Maladie“ hinweisen; besonders auf die Seiten XCIV—CHI; auf der letzten findet man seine „Homotypie des viscères des deux moities, inferieure et superieure de l'unite humaine.“

Die Schönheit des menschlichen Körpers ist nicht von allen Künstlern gesehen worden. Rafael, der den größten Namen besitzt, hat ein subjektiv häßliches Frauenideal. Seine Eva zum Beispiel besteht nur aus Fehlern. Sie ist zu elementar, denn ihre Linien bewegen sich in Kreisen (die Brüste), Ellipsen (die Hüften); der Schulter Deltoid ist beinahe ein Kreis. Der Leib ist zu lang, männlich; dem Bauch fehlen die schönen Schilder; der Venusberg ist zu groß für diese Brüste; der Unterarm schwillt zu schnell an und nimmt zu plötzlich ab; die Beine und ihre Stellung sind unweiblich und erinnern an Hogarths Schlangenlinie; der Fuß ist zu fett; der Hals zu kurz.

Das sind alles nur Fehler, und es ist möglich, daß der Göttliche im Original nicht die Schönheit in ihrer großen keuschen Reinheit gesehen hat, sondern in anderen Eigenschaften, die nicht der Welt des Schönen angehören.

Rafael hat den Menschenkörper nicht in seiner Hand; das hatte dagegen Michelangelo, als Maler nämlich, nicht als Bildhauer (denn David ist häßlich und falsch). Die Figuren der Sixtinischen Kapelle sind wahr, und auch die Uebertreibungen und Verkürzungen sind richtig. Er muß stereoskopisch gesehen haben, perspektivisch, und besaß eine innere Skala, nach der er die Kontur seiner kleinen Modelle „transponierte“. Und man genießt nur die Linien, in seinen Sibyllen und Propheten.

Thorwaldsens Frauen sind auch subjektiv. Die Grazien sind schrecklich, da ihnen die Anmut fehlt. Besonders die Rücken sind abscheulich, da das, was das Schönste sein kann, das Häßlichste geworden ist.



Die Entwicklung von Frankreichs Afrikan. Kaiserreiche. 675

Die Entwicklung von Frankreichs

Afrikanischem Kaiserreiche.

Von

von Pelet-Narbonne, Generalleutnant z. D.

Vor Paschoda hatte Frankreich starke politische und handelspolitische Aspirationen auf das Niltal und Aegypten, wo es schon alte Rechte besaß und die englische Besatzung des Landes nur als eine vorübergehende gebilligt hatte. Die nach jenem Ereignis den Franzosen unter das Kinn gehaltene englische Faust bewirkte einen schleunigen Rückzug Frankreichs auf der ganzen Linie, da es erkannt hatte, daß England für die Wahrung seines ausschließlichen, seine Weltstellung berührenden Einflusses in Aegypten einen Krieg nicht scheuen würde.

Der Traum eines großen Afrikanischen Reiches brauchte deshalb nicht aufgegeben zu werden. Zu dem Zweck galt es zunächst, durch Bahnbau eine Verbindung zu schaffen zwischen Frankreichs Besitzungen am Mittelmeer und seinem großen zentralafrikanischen Besitz. Damit mußte eine Besetzung der Oasen im Hinterlande von Algier und Tunis und eine Unterwerfung der Wüstenstämme verbunden sein.

Eine solche Bahnverbindung wird in Frankreich schon seit dem Jahre 1879 diskutiert, wo der Ingenieur Dupouchel darüber ein Werk erscheinen ließ. Die Entfernung von der Südgrenze Algiers bis zum Tschadsee wird auf 2000 km angenommen, die Kosten des Bahnbaues sind auf 250 Millionen Franken berechnet. Die Schwierigkeiten erachtet man durchaus nicht als unüberwindlich, ja als weniger bedeutend, als die der russischen, transkaspischen, der sibirischen und der australischen Wüstenbahn. Als Ausgangspunkt wurde Biskra gewählt, das mit der Küste durch die Bahnen nach Biserta und über Constantine verbunden ist. Es wurden verschiedene Erkundungen der Route vorgenommen, die einer Reihe von Oasen folgen sollte. Die Expeditionen hatten aber schwer unter dem Widerstande der räuberischen Tuareg zu leiden, die am 16. Februar 1881 eine solche unter Oberst Flatters bei El Garama, etwa halbwegs zwischen der Küste und dem Tschadsee, fast völlig aufrieben. Glücklicher war eine im April 1904 entsendete Expedition, die eine Route erkundete, die in Zinder halbwegs zwischen dem Tschadsee und dem Niger endet, einem Lande von ungewöhnlicher Fruchtbarkeit, dessen Hauptort inzwischen eine Besatzung von 1 Bataillon Senegalischer Schützen erhalten hat. Von hier soll eine Zweigbahn den Tschadsee und damit den wasserreichen Chari erreichen, so die Verbindung mit der Kongokolonie herstellend, während westwärts eine Verbindung mit der Dahomeybahn zu schaffen wäre. Es liegt auf der Hand, daß die Interessen unserer Kolonie Kamerun, die bekanntlich an den Tschadsee reicht, durch jenes Projekt gefördert oder geschädigt werden könnten, je nachdem wir eine Anschlußbahn bauen oder nicht, die allerdings im letzten Teil durch Englisch-Nigerien führen würde.

Noch eine andere Linie nach dem Tschadsee wurde erkundet, die direkt von dem wichtigen Hafen von Biserta durch Tunis und eine Oasenreihe nach dem Süden führt. Wenn indessen diese Oasen nach dem auf Faschoda folgenden Englisch-Französischen Abkommen vom 21. März 1899 auch noch im französischen Einflußgebiet liegen, so gehören sie doch zum Hinterlande von Tripolis und haben seit einigen Jahren türkische Besatzungen erhalten. Außerdem befindet sich die zu durchquerende Landschaft Tibesti in der Gewalt der fanatischen muslimanischen Sekte der Senoussi, die den Franzosen feindlich gesinnt ist, und deren Räubereien seinerzeit den Vorwand zur Besetzung von Tunis geboten haben. — So scheint es, daß man der westlichen Linie Biskra—Zinder den Vorzug geben wird.

Ein anderes Projekt zur Durchquerung der Sahara ist weiter gediehen. Hierbei wird die von Oran durch Algier an der marokkanischen Grenze entlang nach Süden bis Igli, im Bau befindliche, bis Colomb—Bechar fertiggestellte 750 Kilometer lange Bahn benutzt, die, die Wüste Igidi im Bogen östlich umgehend, Timbuktu, das Handelsemporium am Niger erreichen soll, dessen Bedeutung allerdings in den letzten Jahrzehnten gesunken ist. Die Wichtigkeit dieser Bahn liegt, besonders was die Weiterführung durch die Sahara betrifft, mehr auf strategischem als auf handelspolitischem Gebiet, und dient der Umklammerung Marokkos von Südosten. Mehr als ein Drittel der Entfernung nach Timbuktu ist bereits im Betrieb. Die Weiterführung würde die vor wenigen Jahren von Frankreich im Hinterlande von Algier besetzten Oasen von Gurura, Tuat und Tidikelt, durch deren Angliederung die Grenze um 400 Kilometer nach Süden vorgeschoben wurde, mit Oran verbinden. Die Grenze zwischen Algier und Marokko ist nur in ihrem nördlichen Teil sicher bestimmt, in der Sahara ist sie ganz unsicher. Dies hat es Frankreich ermöglicht, die Grenze an der Südostecke Marokkos immer unter dem Vorwande, unruhige Stämme zu strafen, in den letzten zehn Jahren um 80 km in Gegenden vorzuschieben, die bisher immer als zu Marokko gehörig erachtet wurden, und damit auch einen großen Teil der Oase Figig zu annektieren, deren Hauptort zunächst noch bei Marokko blieb. \*) Auch diesen Landstrich, der in 350 Ortschaften etwa eine Viertelmillion Einwohner zählt, wird die Bahn bald erschließen, die bisher schon einen erheblichen Teil des marokkanischen Handels, der früher nach der Küste des Atlantischen Ozeans ging, auf Oran ableitet.

Während der kriegerischen Unruhen im verflossenen Jahre ist Frankreich bestrebt gewesen, bei der Verfolgung der geschlagenen Marokkaner immer weiter in Marokko einzudringen, wobei man bedacht war, die gewonnenen Landstriche sich dauernd zu sichern. Dies Eindringen erfolgte von Südosten aus, wo 1905 zum ersten Male das Tal der Susfana überschritten wurde, das bisher entlang der marokkanischen \*) Selbst die zwischen 400 und 600 km von den jetzt durch Frankreich besetzten Oebieten gelegenen Oasen von Gurura, Tuat und Tidikelt finden sich im Andreschen Atlas von 1881 noch als zu Marokko gehörig verzeichnet



HAUS UN(ER IN NIKOLASSEE  
/ Nach einer Zeichnung des Besitzers  
BKL'NÃœ SCHMITZ

EMPTY



HAUS IN ZEHLENDORF  
MARTIN SCHREIBER

EMPTY



Die Entwicklung von Frankreichs Afrikan. Kaiserreiche. 677

Grenze als Kommunikationsweg für französische Transporte gedient hatte. Es wurde jenseits der befestigten Posten Talzaza zum Schutze der Bahn geschaffen. Seit Februar 1908 erfolgte hier ein neues Vordringen gegen das Bergland von Tafilet, wo 10 km weiter Menaba besetzt wurde, nachdem die französischen Truppen daselbst durch nächtlichen Ueberfall beträchtliche Verluste erlitten hatten. Das Vordringen geschah dann weiter nach jenem Berglande, das schon zu den Hängen des Anti-Atlas rechnet, sowie in nordöstlicher Richtung nach dem oberen Ohir zu, einem vom Großen Atlas kommenden, später versiegenden Strome. Expeditionen erreichten dies Hochgebirge, das dann durch Major Canton erforscht wurde. Das Bestreben der Franzosen geht augenscheinlich darauf hin, sich zunächst hier eine natürliche Grenze zu schaffen, die rund 200 km westlich der bisherigen längs der Susfana läuft. —

Nach der Ermordung von 9 Europäern am 31. Juli 1907 in Casablanca wurde bekanntlich dieser Ort und das Schaujagebiet besetzt, und von Oran aus nach der Ermordung eines französischen Arztes am 19. März 1907 das der nördlichen Grenze nahegelegene Udja. Als im September desselben Jahres der Stamm der Beni-Snassen im Riff unruhig wurde, arrondierte man sich nach deren Züchtigung, und General Lyaute organisierte das „amalat“ von Udja, vier Kreise schaffend. Hier geht das Bestreben der Franzosen wohl dahin, die Grenze bis an die Muluga, den größten Fluß Marokkos, der das Mittelmeer erreicht, vorzuschieben.

So sehen wir, daß Frankreich, das seit Jahrzehnten schon begonnen hat, sich zu Marokko gerechnete Gebietsteile an dessen Südostgrenze anzueignen, nicht nur hier weiter übergreift, sondern auch von Oran und von der Küste aus in das Land eindringt. An eine volle Räumung der neuerdings besetzten Gebiete ist nicht zu denken. Andeutungen in französischen Blättern lassen vielmehr darauf schließen, daß man, wie gesagt, im Osten eine sogenannte Grenzberichtigung wünscht, durch die das französische Gebiet bis an die Muluga vorgeschoben würde. Die innere politische Zerrissenheit des Landes begünstigt solche Pläne. Bemerkenswert ist es, mit wie wenig Kräften Frankreich in normalen Zeiten die riesigen Landstrecken im Süden von Algier und gegen die marokkanische Grenze unter seiner Botmäßigkeit hält. Es geschieht dies durch drei saharische Kompagnien, deren Mannschaft geworbene Eingeborene bilden mit Stämmen französischer Offiziere und Unteroffiziere. Von Ost nach West sind dies die Kompagnien du Tidikelt, du Touat und de la Saoura, diese so genannt nach einem Kannon, das sich von der marokkanischen Grenze weit nach Süden in die Sahara zieht, und für den Bahnbau in Aussicht genommen ist! Sie sicherte die südlichsten Stationen der Bahn von Oran. Die Kompagnien zählen zusammen rund 2250 Köpfe, davon etwa die Hälfte Meharas (Kamelreiter).

Die Sahara trennt die französischen Besitzungen am Mittelmeer von denen in Westafrika und am Kongo. Die Grenzen von Französisch-Kongo sind festgelegt und kaum einer Ausdehnung fähig. Anders  
NEUE REVUE «ad MOROEN. 1909. Heft 19. 49

in Westafrika, wo in den letzten Jahren ein fortgesetztes Vorschieben der französischen Grenze nach Osten und Norden bemerklich wurde und die Zeitungen häufig von Kämpfen der Senegalschützen mit Eingeborenen zu berichten hatten.

Seit dem Jahre 1902 besteht ein Generalgouvernement von Französisch-Westafrika mit je einem Untergouverneur für Senegal, Französisch-Guinea, die Elfenbeinküste und Dahomey. Das Generalgouvernement, früher in St. Louis, wurde nach Dakar verlegt. Die „groupe de la defense de Dakar“ zählt 1 Bataillon der Kolonial-Infanterie und 1 Regiment Senegalschützen — Eingeborene. — Haut Senegal-Niger hat eine Besatzung von 2 Regimentern Senegalschützen, Timbuktu und Zinder je 1 Bataillon. Im ganzen unterstehen dem Generalgouvernement 47 Kompagnien, davon 3 berittene, 1 Eskadron Spahis und 1 Sektion Genie. Bemerkenswert ist, daß es im Jahre 1906 dem Obersten Laperinne gelungen ist, von Timbuktu aus eine gesicherte Verbindung über Taudeni — 500 km nördlich — mit Algier herzustellen.

Auf dem Wege der Vereinigung der großen Gebiete ist neuerdings ein besonderer Erfolg zu verzeichnen, zu dem das Vordringen französischer Truppen nördlich des Senegal durch das Taganet (Tagant) in die Landschaft Adrar geführt hat, wo Oberst Gourant in dem politischen Zentrum zu Atar — halbwegs vom Senegal und dem Touat — die französische Flagge gehißt hat. Vor knapp zehn Jahren hatten die Franzosen nur Kaedie, am rechten Ufer des Senegal, besetzt; jetzt ist es ihnen nach wiederholten Kämpfen gelungen, ihre Herrschaft 600 km weiter nordwärts herzustellen.

Adrar ist ein im Hinterlande der spanischen Kolonie Rio-de-Oro gelegenes, von Berbern bewohntes, zum Teil sehr fruchtbares Bergland, mit dessen Scheich Frankreich 1892 einen Schutzvertrag abschloß, an dessen Stelle nun die Einverleibung tritt.

Oberst Septans erwähnt in der France militaire vom 19. Februar dieses Ereignis, das er neben dem deutsch-französischen Abkommen vom 9. Februar als außerordentlich bedeutsam für den Ausbau des französischen Kaiserreichs in Afrika bezeichnet. Es liegt ja auch auf der Hand, daß jenes Abkommen Marokko politisch Frankreich preisgibt, denn die ausbedungene Selbständigkeit und Unverletzlichkeit des Sultanats ist zu einer Floskel geworden, nachdem nicht gleichzeitig an Frankreich die Bedingung gestellt wurde, in einem bestimmten Zeitraum seine Truppen aus den neuerdings besetzten Landesteilen zurückzuziehen, ja, da dies nicht geschehen ist, ist man sogar berechtigt, von einer Anerkennung jener Besetzung zu sprechen. Die „Tunisierung“ Marokkos, die zu verhindern ursprünglich das Ziel unserer Politik war, wird nun unzweifelhaft etappenweise vor sich gehen, und damit wird die Konsolidierung jenes riesigen Kolonialreiches erfolgen, durch dessen Ausnutzung, auch bezüglich des Menschenmaterials zum Heeresersatz, Frankreich sehr wohl dereinst einen bedeutenden Machtzuwachs erringen kann.



Die schlaflosen Nächte

679

Nun hat jenes Abkommen allerdings die schon in Algeciras getroffene Uebereinkunft, betreffend volle Freiheit des deutschen Handels, von neuem bestätigt. Was will das aber heißen bei einem Anteil Deutschlands am Außenhandel Marokkos von 10,8 Mill. Frank 1908, gegenüber einer Gesamtzahl von 94,9 Millionen Frank, und einer Steigerung von nur 800000 Frank für Deutschland gegen 1907, während Frankreich und England an dem Handel mit zusammen 73 Millionen Frank und einer Steigerung von 25 Millionen beteiligt sind.

Im übrigen gewinnt dieser Erfolg auf finanziellem Gebiet, wenn man einen solchen überhaupt erkennen will, eine eigenartige Beleuchtung durch die besonders ungünstige differentielle Behandlung, die Deutschland durch die neue französische Zollgesetzgebung zuteil werden soll.

Wahrlich Oberst Septans bejubelt mit vollem Recht das Abkommen vom 9. Februar als einen bedeutsamen Erfolg Frankreichs in seinen afrikanischen Zielen. Auch das einst so bitter empfundene Abkommen mit England nach Faschoda ist schließlich zum Guten ausgelaufen, da es durch Beseitigung der Rivalität mit diesem Lande in Aegypten, den ersten Schritt bildete zum englisch-französischen Marokkoabkommen, und die Veranlassung war, daß Frankreich, von unerreichbaren Zielen im Niltale absehend, seine kolonisatorische Arbeit auf den westlichen Teil des nördlichen Afrika beschränkt und dort einem großen Erfolge entgegengeführt hat.

Die schlaflosen Nächte.

Von

Felix Braun.

1.

Ich will mein Herz belauschen,  
die Nacht ist viel zu lang.

Ich höre den Schmerz drin rauschen . . .

Wie ein Wald, in den Wind eindrang!

Ueber die Augen die Hände!

Tränen, ich laß euch nicht ziehn.

Denn wißt nur: der Wald hat kein Ende —

es wagt sich keiner durch ihn!

2.

Nun darf ich ihr Worte schicken,  
sorglos mit sicherem Geleit.

Ich erröte nicht unter den Blicken  
des Zimmers und der Dunkelheit.

b80

NEUE REVUE und MORGEN.

Meine Worte kommen so zögernd gegangen  
mit Flügeln, die atmend gefaltet sind  
wie bei Schmetterlingen, die saugend hängen  
an Blumen, leise geschaukelt vom Wind . . .

3.

Laß, Schlaf, an das Herz mich dir sinken:

Traum ist so schönes Land!

Ferne Gewässer blinken,

Wiesen sind ausgespannt . . .

— Das Zimmer, das ist ja ein schwebender Garten . . .

Mein Herz ist drin ein Rosenbeet . . .

Im hohen Gras will ich liegen und warten,

ob sie nicht wieder vorübergeht . . .

— — — Warten . . . o warten! . . .

Abendwind weht . . .

Dunkle Stunde . . ., ist es schon spät?

Die Ehe.

Komödie von Bernard Shaw.

Deutsch von Siegfried Trebitsch.

(Fortsetzung.)

Der General (zu Hotchkiß): Warum haben Sie dann nicht Ihre

Pflicht als Soldat in Smutsfontain getan?

Hotchkiß: Ich hab' meine Pflicht getan — meine höhere

Pflicht. Wenn ich diesen Angriff ausgeführt hätte, würde der Plan  
des kommandierenden Offiziers erfolgreich gewesen sein und er wäre  
befördert worden. Nun bin ich aber zufällig der Ansicht, daß die  
britische Armee von Gentlemen befehligt werden muß und nur von  
Gentlemen. Dieser Mann war kein Gentleman. Ich opferte meine  
militärische Karriere — ich bot der Schande und der gesellschaft-  
lichen Verfemung Trotz — nur um diesem Menschen seine Chancen  
zu verderben.

Der General (hoch entrüstet): Ihr Vorgesetzter, Herr, war  
mein Freund Major Billiter.

Hotchkiß: Ganz richtig. Was für ein Name!

Der General: Darf ich fragen, mein Herr, worauf gestützt

Sie zu behaupten wagen, daß Major Billiter kein Gentleman sei?

Hotchkiß: Gestützt auf ein untrügliches Zeichen: eine jener



Die Ehe.

681

Kleinigkeiten, die einen Mann stempeln. Er ißt Reispudding mit dein Löffel.

Der General (sehr böse): Der Teufel soll Sie holen, ich esse Reispudding auch mit dem Löffel. Nun!

Hotchkiß: Oh, ich tue das selbst auch öfters. Aber es gibt eine gewisse Art, wie man dergleichen tut. Billiters Art war nicht mißzuverstehen.

Der General: So, nun will ich Ihnen mal etwas sagen.

Als ich glaubte, Sie wären nur ein Feigling, bemitleidete ich Sie und würde alles getan haben, Ihnen zur Wiedererlangung Ihrer gesellschaftlichen Stellung zu verhelfen.

Hotchkiß, (ihn unterbrechend): Ich danke Ihnen; ich habe sie nicht verloren. Meine Beweggründe wurden vollauf gewürdigt. Ich bin zum Ehrenmitglied zweier der elegantesten Londoner Klubs ernannt worden, als die Wahrheit an den Tag kam.

Der General: Diese Klubs bestehen aus Snobs, mein Herr, und Sie selbst sind ein ganz abscheulicher Snob.

Der Bischof (belustigt, aber als Wirt remonstrierend): Mein lieber Boxer!

Hotchkiß (entzückt): Wie nett von Ihnen, das zu sagen, General! Sie haben ganz recht: ich bin ein Snob. Warum nicht? Die ganze Stärke Englands liegt in der Tatsache, daß die enorme Majorität der englischen Bevölkerung aus Snobs besteht. Sie beleidigen die Armut. Sie verachten die Pöbelhaftigkeit. Sie lieben den Adel. Sie bewundern die Exklusivität. Sie wollen keinem Mann gehorchen, der von der Pike auf gedient hat. Sie trauen niemals einem aus ihrer eigenen Klasse, ich stimme mit ihnen überein. Ich teile ihre Instinkte. In meinen nicht graduierten Tagen war ich Replublikaner, Sozialist. Ich bemühte mich sehr für einen Mann aus dem Volke zu empfinden wie für einen Herzog. Ich konnte es nicht. So wenig wie Sie es können. Nun, warum sollten wir uns dieser Neigung für alles, was über uns steht, schämen? Warum sage ich nicht, daß ein Ehrenmann die edelste Arbeit Gottes sei? Weil ich das nicht glaube. Wenn er kein Gentleman ist, frage ich nicht danach, ob er ein Ehrenmann ist oder nicht; ich würde seinem Sohne meine Tochter nicht zur Frau geben. Und das ist der Beweis. Das ist der Beweis. Sie fühlen wie ich. Sie sind tatsächlich ein Snob: ich bin ein Snob, nicht nur tatsächlich, sondern grundsätzlich. Ich werde in die Geschichte eingehen, nicht als der erste Snob, aber als der erste, der sich offen als Champion des englischen Snobismus bekannt, und als der erste Märtyrer in der Armee. Die Marine rühmt sich zweier solcher Märtyrer: der Kapitäne Kirby und Ade. Sie wurden erschossen, weil sie sich weigerten, unter Admiral Benbow, einem beförderten Schiffsjungen, zu kämpfen. Ich habe sie immer um ihren Ruhm beneidet. Der General: Als britischer General, mein Herr, muß ich Ihnen mitteilen, daß ich einen Offizier mit eigener Hand erschösse,

NEUE REVUE und MORGEN.

der unter meinem Kommando wagen würde, die heilige Gleichheit unseres Standes zu vergewaltigen, dadurch, daß er auch nur ein Jota seiner Pflicht oder seiner Verantwortlichkeit auf die Schultern des niedrigsten Tambourjungen wälzte.

Hotchkiß: Das ist kein Gefühl Ihrer Gleichheit, General, sondern Ihrer Ueberlegenheit. Fragen Sie den Bischof. (Er setzt sich auf die Tischkante.)

Der Bischof: Ich kann Ihnen nicht helfen, Sinjon. Mein Gewerbe zwingt mich auch, dem Snobismus den Rücken zu kehren. Sehen Sie, was für ein entsetzlich demokratisches Geschäft ich habe: jedes Kind, das mir gebracht wird, rangiere ich ohne Unterschied der Klasse in einen so hohen und hehren Rang ein, daß damit verglichen alle Grade des Gothaischen Kalenders den Medaillen gleichen, die man Kindern in Kinderschulen gibt. Ich darf da nicht den geringsten Klassenunterschied machen. Sie sind alle Soldaten und Diener, nicht Offiziere und Herren.

Hotchkiß: Ah, Sie sprechen von der Taufformel. Aber das ist ja gar nichts Wirkliches. Wenn ich mich so ausdrücken darf, glaube ich, daß ihr beide einen viel größeren inneren Frieden besäße, wenn ihr eure wirklichen Ueberzeugungen aussprechen und eingestehen würdet. Bei sich glauben Sie doch nicht wirklich, ein Bischof sei einem Pfarrer, oder ein Infanterieleutnant einem General gleichgestellt.

Der Bischof: Natürlich glaube ich das. Ich bin ja selbst Pfarrer gewesen.

Der General: Und ich Infanterieleutnant!

Reginald: Und ich nichts. Aber wir gehören uns alle selbst und sind alle gleichwertig, einer ist soviel wert wie der andere, nicht? Und wenn ihr damit fertig seid, über euch selbst zu sprechen, werden wir vielleicht zu der Sache kommen, wegen der Sinjon hierher kam.

Hotchkiß (hastig vom Tisch herabkommend): Oh! das ist wahr, mein Lieber. Ich bitte tausendmal um Verzeihung. Es ist wegen der Hochzeit.

Der General: Was ist es mit der Hochzeit?

Hotchkiß: Na, wir kriegen unseren Mann nicht zum Starten.

Cecil hat sich in seinem Zimmer eingeschlossen und will niemand sehen und sprechen. Ich ging an seine Tür und klopfte an. Ich sagte ihm, daß ich durchs Schlüsselloch gucken würde, wenn er mir keine Antwort gäbe. Ich guckte durchs Schlüsselloch. Er saß auf seinem Bett und las ein Buch. (Reginald erhebt sich bestürzt. Der General fährt zurück.) Ich sagte ihm, er solle kein Esel sein und so weiter. Er sagte, daß er sich nicht von der Stelle rühren werde, bevor er das Buch beendet habe. Ich fragte ihn, ob er nicht wüßte, wie spät es sei und daß er die ziemlich wichtige Verabredung getroffen habe, Edith zu heiraten. Er sagte, je eher ich aufhören würde, ihn zu unterbrechen, desto schneller würde er fertig werden. Dann stopfte er sich die Finger



Die Ehe.

683

in die Ohren, stützte sich auf die Ellbogen und begrub sich in seinem verdammten Buch. Ich konnte kein Wort weiter aus ihm herausbekommen und dachte, ich käme am besten runter und benachrichtigte Sie.

Reginald: Das kommt mir tatsächlich wie ein Scherz vor. Das haben sie untereinander abgekartet.

Der Bischof: Nein. Edith hat keinen Sinn für Humor. Und ich habe noch nie einen Menschen gesehen, der an seinem Hochzeitstag zum Scherzen aufgelegt gewesen wäre.

Co 11 i n s erscheint im Turm, den Bräutigam hereinlassend. Es ist ein junger Mann, der im Ernst gut aussieht und infolge eines empfindlichen Gewissens etwas abgehärtet ist. Eben jetzt ist er durch unlösbare Probleme, wie er sich benehmen soll, bedrückt.

Co 11 i n S (ankündigend): Herr Cecil Sykes. (Er zieht sich zurück.)

Hotchkiß: Hören Sie, Cecil: Das sind Fehler über Fehler.

Sie haben hier nichts zu tun bis nach der Hochzeit. Verdammt, Mensch! Sie sind der Bräutigam.

Sykes (kommt zum Bischof und spricht ihn mit trotziger Verzweiflung an) Ich bin gekommen, um Ihnen folgendes zu sagen. Als ich bei Ihnen um Edith anhielt, war ich in völliger Unwissenheit darüber, auf was ich mich in gesetzlicher Beziehung einließ. Da ich mein Wort gegeben habe, will ich es halten. Ich bin in Ihrer Gewalt: verheiratet mich, wenn ihr darauf besteht. Aber nehmt zur Kenntnis, daß ich protestiere. (Er setzt sich verstört in den Gitterstuhl.)

Der General: ( e ^ .. Was zum Teufel soll das heißen? Was zum —

Hotchkiß: Ruhig, Rejgy. Ruhig, Alter. Sachte, sachte, sachte. (Reginald setzt sich in seinen Stuhl, Hotkiß sitzt zu setner Rechten, ihn besänftigend.)

Bischof: Nein, bitte, Rejgy. Beherrsche dich, Boxer, ich bitte dich.

Der General: Ich kann mich nicht länger beherrschen; wahrhaftig nicht! Seit einer halben Stunde beherrsche ich mich in einer Weise, daß ich fürchte, ich platze. (Er setzt sich wütend an das Ende des Tisches, das dem Arbeitszimmer zunächst liegt.)

Sykes (auf den blasen werfenden Reginald und den kochenden General zeigend): Ja, Eminenz, das ist es. Edith ist die Nichte ihrer Onkel.

Sie hat auch nicht mehr Selbstbeherrschung als diese. Und sie ist die Tochter eines Bischofs. Das heißt, daß sie in allerlei Arten sozialer Arbeit verstrickt ist: Sie organisiert Kommis, ausgebeutete Arbeitsmädchen und dergleichen. Wenn ihr Blut kocht, und es kocht wenigstens einmal in der Woche, so kommt's ihr nicht darauf an, was sie sagt.

Reginald:

Frechheit, was glauben

NEUE REVUE und MORGEN.

Reginald: Ja das wußten Sie aber doch schon, als Sie um sie anhielten.

Sykes: Ja: aber ich wußte nicht, daß ich gesetzlich für alles was sie tut verantwortlich sei, wenn ich mit ihr verheiratet bin, obgleich ihr Vermögen in jeder Weise gegen mich wie gegen den niedrigsten Dieb oder Schmarotzer geschützt ist. Heute früh hat mir jemand Beifort Baxs Essay über das Unrecht der Menschen geschickt; und der hat mir die Augen gründlich geöffnet. Eminenz: ich denke nicht an mich: um Ediths willen würd' ich es mit allem aufnehmen. Aber meine Mutter und meine Schwestern sind vollkommen abhängig von meinem Vermögen. Ich ließe mir lieber den rechten Arm um einen Zoll als das Einkommen meiner Mutter um hundert Pfund im Jahre kürzen. Ich verdanke ihrer Sorge für mich alles.

Edith kommt durch den Turm herein, im Kimono und Unterrock, rasch und bestimmt, das Pamphlet in der Hand, mehr von einem Bischof als ihr Vater, ist aber ebenso sehr Dame wie ihre Mutter. Sie ist das typische verzogene Kind eines klerikalen Haushaltes, beinahe ein ebenso schreckliches Produkt wie das typische verzogene Kind eines Zigeunerhaushaltes: all ihr kindisches Oetue, Gewissensskrupel und religiösen Triebe haben so viel Beifall und Beachtung gefunden, daß sie ein ethischer Snob von reinstem Wasser geworden ist. Ihres Vaters Sinn für Humor und ihrer Mutter sanftes Gleichgewicht haben etwas dazu beigetragen, ihre Menschlichkeit zu retten; aber ihr ungestümes Temperament und ihr fester Wille, ungemildert durch einen Schimmer von Humor oder Skeptizismus, setzen alles durch. Befehlshaberisch und anmaßend, beherrscht sie sofort die Gesellschaft.

Edith (sich hinter Cecils Stuhl stellend): Cecil: ich hörte deine Stimme. Ich muß dich in einer sehr wichtigen Angelegenheit sprechen. Geh fort, Papa. Geht alle fort.

Der Bischof (zur Tür des Arbeitszimmers hinübergehend): Ich glaube es kann kein Zweifel darüber herrschen: Edith wünscht, daß wir uns zurückziehen. Kommt. (Er steht auf der Schwelle, wartend, daß sie ihm folgen.)

Sykes: Das ist es gerade. Diese Freimütigkeit macht meine Stellung so schwer, so sehr ich sie auch deswegen bewundere.

Edith: Willst du mir schmeicheln und unaufrichtig sein?

Sykes: Nein, das gerade nicht.

Edith: Will mir sonst jemand schmeicheln und unaufrichtig sein?

Hotchkiß: Na, da Sie mich fragen: ich will es. Schmeicheleien kommen in erster Linie für einen erträglichen geselligen Verkehr in Betracht.'

Der Gen er a 1 (bestimmt): Mir sagst du hoffentlich immer die Wahrheit, Liebste, unter allen Umständen.

Edith (gefällig an den Kamin kommend): In der Beziehung kannst du dich auf mich verlassen, Onkel Boxer.





EMPTY



Die Ehe.

685

H o t c h k i ß: Sind Sie sicher, daß Sie eine richtige Vorstellung davon haben, was die Wahrheit über einen Militär ist?

Reginald (aggressiv): Was ist denn die Wahrheit über Sie, möcht' ich wissen.

Hotchkiß: Oh, das darf in seiner Totalität gar nicht publik gemacht werden. Wenn Fräulein Bridgenorth anfängt, das zu erzählen, verlasse ich das Zimmer.

Reginald (Sich erhebend): Das überrascht mich gar nicht. Was hat das aber mit unserm Geschäft heute und hier zu tun? Wollen Sie sich verheiraten oder Edith?

Hotchkiß: Bedauere. Ich interessiere mich so sehr für mich selbst, daß ich mich in der abscheulichsten Weise bei jeder Diskussion in die vorderste Reihe stelle.

Reginald (geht mit einem Ausruf des Mißfallens durch die Küche, nach der Tür des Arbeitszimmers.) Aber mein lieber Rejky, sind Sie ganz sicher daß Fräulein Bridgenorth sich wirklich verheiratet? Verheiraten Sie sich, Fräulein Bridgenorth?

Bevor Edith antworten kann, kommt ihre Mutter mit Leo und Lesbia zurück

Leo: Da ist sie, natürlich. Ich sagte Ihnen ja, daß ich sie herunterkommen hörte. (Sie kommt an das Ende des Tisches in die Nähe des Kamins.)

Frau Bridgenorth (kommt in die Mitte der Küche wie vom Schlage getroffen): Und Cecil!!

Lesbia: Und Sinjon!

Der Bischof: Edith wünscht mit Cecil allein zu sprechen.

(Frau Bridgenorth kommt zu ihm. Lesbia geht in den Garten, wie vorher.) Gehen wir in mein Arbeitszimmer.

Leo: Aber sie muß sich nun doch ankleiden. Es ist ja schon so spät!

Frau Bridgenorth: Komm, liebe Leo. (Leo folgt ihr widei-strebend. Sie wollen mit dem Bischof in das Arbeitszimmer gehen.)

(Fortsetzung folgt )

Gesetz, jede dieser Säulen an sich mächtig genug, tragen heute mit vereinten Kräften fast das gesamte Kursniveau! Es ist unser so unverhofftes Einvernehmen mit Frankreich, das zahlreiche der Börse sonst durchaus fernstehende Kreise von Grund auf beruhigt hat. In dieser Beziehung beschlich uns eine Unruhe seit 1904, um im März des folgenden Jahres infolge einer Kaiserrede in Karlsruhe noch an Schärfe zuzunehmen. Alles das liegt erst jetzt wirklich hinter uns und ob zwar keiner unserer Tagesberichte an diese psychologische Ursache der allgemeinen Kauflust denkt, so ruht doch in dem nunmehr befriedigten politischen Gefühl die wahre Nachhaftigkeit der ganzen Haussebewegung. Sodann folgt unsere Abundanz so groß, daß sich der Reichsbankpräsident bereits vor ihr zu fürchten scheint und daher lieber seinen Diskontsatz unverändert läßt. In Wochen aber und vielleicht Monaten, wo die Banken ihre ältesten Bestände los schlagen können, werden die Direktoren natürlich das Aeüßerste daran setzen, um das liebe Publikum in billigem Geld schwimmen zu lassen. Dennoch ist wohl gerade diese Krage nicht anders als unsicher zu behandeln, da nur zu oft Knappheit und Ueberfluß miteinander sehr rasch abgewechselt haben. In dem Augenblicke, wo die Industrie wieder mit ihrer Ilrholung in Rechnung kommt, was auch einmal ohne lange Vorbereitung erfolgen kann, müssen eben die enormen Kredite gewährt werden, oder unser Bankwesen hätte seine augenblicklich vornehmste Aufgabe vergessen. Was bedeuten dagegen die neuesten Kapitalsvermehrungen? Sie sind fast immer vorgegessenes Brot, da die (iroßinstitnte sich mit den frischen Aktien, oder Obligationen für ihre alten Vorschüsse bezahlt machen. Von ähnlicher Unschädlichkeit für den Geldmarkt halten ja auch viele unsere deutschen Emissionen, wenngleich dies erst abgewartet werden muß. Keinesfalls wird alles das, was jetzt an der Börse gekauft wird, auch nur entfernt in Barzahlung geleistet. Denn es ist lange her, seitdem so viele verschiedene Papiere, auch sonst ganz ungefragt wieder tagtäglich und sogar ohne besondere Empfehlung aus dem Markt genommen werden. Bei Erscheinungen so großartigen Appe-



tites muß doch zum mindesten die Hälfte der Speisekarte auf Borg heruntergegessen werden. Es ist hier kürzlich betont worden, wie die letztverflossene Krise außerordentlicher Weise keine Trümmer hinterlassen habe. Das Verdienst darum haben die Konsortien und Banken, welche diesmal, entgegen ihrer früheren Methode, die Beteiligten, sowie die Kunden nicht mehr aus ihren Engagements herausdrängten, um dann selbst zu den gesunkenen Kursen einzutreten. Diese reiche Gewinnquelle scheint vorerst unbenutzt bleiben zu sollen. Vielmehr hatten sich die Großen bemüht, die Positionen ihrer Klientele durchzuhalten, wodurch auch die Kurse damals ziemlich unerschüttert bleiben konnten. Das nun sind dieselben Hände, von deren wohlwollender Behandlung auch später die neuerworbenen Papiere des Publikums abhängen werden, sobald nämlich die Hochfluten der Abundanz sich verlaufen haben. — Endlich hilft auch noch das Gesetz mit, da eine ernsthafte Hausse unter Mitwirkung ganzer Stände, die niemals die Börse besuchen, bei beständigen Winken mit dem Differenzeinwand ganz unmöglich wäre. Diese Epidemie ist ja aber so ziemlich erloschen, seitdem unsere höheren und höchsten Richter nicht mehr buchstäblicher entscheiden, als es der Sinn der Gesetzgeber überhaupt zu lassen wollte. Also jene drei Hauptmotive treten in unserer Aufwärtsbewegung immer wieder hervor. Es kommt dabei nicht auf etwas Ueberstürzung an, wie z. B. bei Elektrizitätsaktien oder Montanwerten, weil auch die bevorstehenden Zeichnungen auf 80 Millionen Staatspapiere andere Gedanken nahelegen. So z. B., daß man selbst zu den gewichenen Kursen einzelner Hütten- und Kohlenaktien eine höhere Verzinsung erziele als mit der neuen Reichsanleihe, — die Kurschance noch ganz außer Betracht gelassen. Alles Mögliche wird jetzt gekauft und dazu auch von einzelnen Schichten, die nur höchst selten eine derartige Initiative entfalten. Es müßten nur noch Lombarden auf 25 gehen, um als ein Wunder mehr, die Börse weiter im Taumel zu halten.

• \*

Rundschau.

687

Die deutschen Papiere den Deutschen! so können wir selbst am besten den englischen Warnungen abwehren, welche ihren Landsleuten eine Beteiligung an unsem großen Subskriptionen als einen Verrat ausmalen. Oder geht es vielleicht auf die Verdummung hinaus, als ob wir bei unserer Flottenvermehrung auf die indirekte Oeldhilfe der City angewiesen seien? Solche Hetzer haben dann eben von Deutschlands innerer Stärke keine Vorstellung. Wie aber leider unser Verhältnis zu England geworden ist, trotz aller Hin- und Herreisen von Pastoren, Journalisten, Stadlverordneten und Magistraten, könnte es von vornherein nur bedenklich erscheinen, einen Teil unserer neuen Staatsfonds drüben festzulegen. John Bull ist heute rabiat. Und ebenso wie er in den 80er Jahren eines Tages den Afghanistan-Konflikt damit illustrierte, daß er fast seinen ganzen Besitz an Russen zu jedem Preise losschlug, so könnte er es einmal auch mit unsem Konsols und Reichsanleihen machen. Ein solcher Tag würde uns dann, noch ganz abgesehen von dem beschämenden Schauspiel, viel Qeld kosten. Wohin man blickt, nach der Türkei oder China, suchen uns die Briten die großen Geschäfte streitig zu machen, und sie werden dabei Niederlage auf Niederlage erleiden, weil der Fanatismus ihre Schachzüge ganz unsicher gemacht hat. Hoffentlich spielt aber Bei uns selbst die nationale Eitelkeit keine so zweideutige Rolle, daß wir nun die nüchternsten Dinge von der Welt wie preußische und deutsche Anleihen mit einer Art von patriotischer Aureole umgäben. Von oben wird in dieser Beziehung wohl kaum ein Wunsch geäußert, Während in unserer Hochfinanz schon der Irrtum verbreitet sein könnte, dem Ansehen des Reiches mit Milliardenzeichnungen besonders zu dienen. Derartige Uebertransaktionen sind jedoch noch immer zum allgemeinen Schaden ausgefallen, da sie von vornherein den Anlagemarkt in falsche Bahnen lenken mußten. Den Dingen ganz ihren natürlichen Lauf zu lassen, werden sich unsere Banken schwerlich verwinden, allein sie sollen nur des Guten nicht zu viel tun und endlich einsehen, daß bescheidene Zahlen einen ungleich stärkeren Eindruck von Wahrheit hervorrufen, als die üblichen ZHchnungssummen aus den Sphären der Phantasie. Namentlich würde dies auf die neuen



3/i prozentigen zutreffen, denen wenigstens Kenner keine so lebhaft Nachfrage voraussagen, wie den 4 prozentigen. Bei der Entscheidung zugunsten des niedrigeren Typus siegte die Bureaukratie, gestützt auch auf den Rat einiger preussischer Krösusse, die von unseren Vermögensverhältnissen nichts mehr zu verstehen brauchen und — unserer Bodenkreditbanken. Denn deren Direktoren mit ihren Pfandbriefinteressen werden gegen 4proz. Papiere schon einige Argumente ins Feld geführt haben. Für den höheren Zinstypus scheinen diesmal sämtliche Großinstitute mutig eingestanden zu sein, wo doch sonst meist die Diskonto-Gesellschaft die Praxis gegen die Theorie in derartigen Konsortialsitzungen zu vertreten pflegte. Eine Energie, die, auch nur zur Hälfte vollkommen ausgereicht hätte, um ihr jetzt die überaus schwere Niederlage bei der Bayerischen Bodenkreditanstalt zu Würzburg zu ersparen. — Diesmal gibt es ein höchst lehrreiches Schauspiel, da die Bewegung für Staatsfonds auf die ältere für Dividendenpapiere trifft. Werden sich nun beide Bewegungen miteinander vertragen?

\* \* \*

Die Verstaatlichung der Ootthardbahn hat viele Aktionärwünsche im Grunde nur wegen des Ablösungspreises gegen sich gehabt. An den eigentlichen Nutzen für den Verkehr, wenn gerade dieses internationale Unternehmen in Privathänden geblieben wäre, dachten Wenige und einem solchen Gedanken Ausdruck gab Niemand. Es wird sich schon zeigen, mit welcher Einseitigkeit von nun an hier die Schweiz ihr Interesse geltend zu machen wünscht, obgleich dort das ganze Gebiet der Staatsbahnen so neue Aufgaben erfordert, daß die Gewinne des betreffenden Budgets noch stark in der Luft schweben. In die Liquidationskommission haben sich die Berliner Großbanken selbst klugerweise nicht mehr wählen lassen, seit ihrer Unterstützung Ouyers bei der Nordostbahn haben sie in derartigen Interventionen ein Haar gefunden. Man will doch bei der Eidgenossenschaft nicht unbeliebt werden, solange von dorthin Finanzierungen von Sekundärbahnen winken! Dagegen haben unsere Großbanken in jene Liquidationskommission Männer entsandt, die Schweizer Verhältnisse mit dem Zuviel an Kompetenzen nur zu genau kennen. Einer dieser Herren hatte sogar vor Jahrzehnten die Einführung der Gotthardbahn am deutschen Markt überhaupt veranlaßt.

NEUE REVUE und MORGEN.

Auch umfangreiche Wiener Interessen, obgleich die Firma Reizes nicht mehr so viele Aktien wie früher besitzt, scheinen hinter den Kulissen mitgespielt zu haben. Zur Sultansfrage.

v. S.

Die Absetzung Abdul Hamids erfolgte — so wollten es ja die Jungtürken — durch die politische Volksvertretung, durch das als Nationalversammlung fungierende Parlament aber — und hier kommt der Pferdefuß — auf Grund eines Gutachtens der rein islamitisch-religiösen Autorität, des Fetwas des Scheich-ul-Islam, des Hüters des göttlichen Gesetzes. Nichtislamiten, Ungläubige haben daher das Verdikt über das geistige Oberhaupt des Mohammedanertums, den Sultan, ausgesprochen. Im Parlament fand keine politische Behandlung der Frage statt, sie wurde lediglich vom religiösen Vertreter gestellt und von politischen Richtern Beantwortet. Darüber wird die islamitische Welt — ohne irgendwelche persönliche Parteinahme für den Abgesetzten — nicht so leicht hinwegkommen.

Zunächst ist dieser Fall weder im Koran, der die Basis des moslemischen religiösen und bürgerlichen Rechtes bildet, noch in seiner kodifizierten Ergänzung, dem Scheriatgesetz, vorgesehen. So oft bisher ein Fetwa, d. i. ein religiöses gesetzliches Gutachten einen Sultan für regierungsunfähig oder unwürdig erklärte, stellt man die Frage immer nur an Mohamedaner, an die höchsten und weisesten des Islams. Niemals an Nichtislamiten.

Nach echt-türkischer Auffassung ist daher die Entthronung Abdul Hamids auf illegalem, den religiösen Gesetzen widersprechendem Weg zustande gekommen. Und die Gefahr bleibt aufrecht, daß die Orthodoxie einmal an diesem Punkt ansetzt, wenn die Jungtürken keine Mittel finden, sich mit der islamitisch - türkischen Volksmehrheit etwa auf nationalem Wege zu verständigen.

Interessant bleibt, daß gerade die Jungtürken aus Rücksicht auf die islamitischen Anschauungen des Volkes, die Absetzung des Despoten Abdul Hamid durch einen soldatischen Gewaltstreich vermeiden und der Entthronung eine legale Form geben wollten und dabei



erat recht das gläubige Türkenhun vor den Kopf stießen, indem Nichtislamiten als zuständige höhere Instanz über das höchste, geistliche Gutachten urteilten. Eine Welt von Widersprüchen ... Die Auferstehung des politischen Menschen.

Von Emil Faktor.

Was ist denn mit uns vorgegangen?

Seit dem lieben Herbst sind wir in einer ewigen Erregung, debattieren wir, sprechen wir Leitartikel über Kanzler\* krisen, über Steuerfragen, über die Chancen eines Weltkrieges, und in den jüngsten Tagen haben wir uns in einen nitzigen Kampf um das Kalifat eingelassen, nachdem wir kaum erst die bedenklichen Symptome einer neuen französischen Revolution überwunden haben. In Zeiten katastrophaler Ereignisse ist wohl eine Zunahme des politischen Interesses selbstverständlich, und man hätte schon an einem bedenklichen Phlegma leiden müssen, um nicht durch die spannenden Aufzüge des Welttheaters am Balkan aus seiner Ruhe herausgerissen zu werden. Aber was uns seit vielen Monaten bewegt, ist keine bloße Gelegenheitsteilnahme für außergewöhnliche Erscheinungen in der internationalen Weltzone. Es bedeutet die Reformierung unseres ganzen Verantwortlichkeitsgefühls, es ist die Aufrüttelung unsres Gewohnheitsmensentums. Wir streifen alle Bequemlichkeit ab, welche die Sorge um auswärtige Politik den Diplomaten, die Regelung des Staatshaushaltes den Berufspolitikern, die Kontrolle aller Strömungen außerhalb und innerhalb des Reiches den verantwortlichen Behörden und der Presse überließ. Wir eifern mit, wir fühlen uns mitverantwortlich, wir möchten am liebsten selber in den Gang der Dinge eingreifen. Wohl blieb auch früher im Leibjournal keine interessante Parlamentsdebatte ungelesen, und hin und wieder griff die Leidenschaft der politischen Arena auch auf gesellschaftliche Kreise über. Aber man beruhigte sich furchtbar schnell, sobald die notwendigsten offiziellen Erklärun-

Rundschau.

689

gen abgegeben waren und die Parteiführer ihre Paradereden gehalten hatten. Nun streben wir ununterbrochen weiter und möchten genauer sehen und mehr wissen, als es den Eingeweihten lieb ist. Wir studieren die Landkarte, wir greifen zu Statistiken und ethnographischen Werken, wir vertiefen uns in die Scheriatbestimmungen mit der gleichen Begier, mit welcher wir früher einen neuen Roman lasen. Das ist durchaus kein krankhafter Zustand, sondern ein Gesundungsprozeß, eine Erlösung von Gleichgültigkeit und falsch verstandenem Kosmopolitismus, der sich in dem Austausch schöngeistiger Güter erschöpfte. Es bedeutet eine Erhöhung der Selbständigkeitstriebe des Individuums, eine Zunahme an Weltverstand. Eine übertriebene Beschäftigung mit der Politik kann Kräfte aufreiben, die Sinne für das Verständnis künstlerischer Kulturwerte abtöten. Aber diese Gefahr ist behoben, wenn mit dem politischen Interesse auch das Verständnis zunimmt. Wenn jener erhöhte Punkt erreicht wird, wo sich eine gewisse Uebersicht über die Weltlage erschließt und die äußere Politik aufhört, eine Geheimwissenschaft der Diplomaten zu sein.

Rückständigkeiten.

Von Dr. Karl Wilker.

Ueber 43 Jahre war er, Dr.

Edmund Fritze, Gymnasiallehrer.

Dann ließ er sich pensionieren und — genoß nicht etwa der Ruhe, sondern schrieb in drei Jahren eine Reihe von Betrachtungen nieder, denen er den Titel „Pädagogische Rückständigkeiten und Ketzereien“ aufdrucken ließ. Und abermals vier Jahre suchte er nach einem Verleger, bis er ihn fand in Gustav Winter (Bremen 1009).

Was nun in dem Buch steht, ist gar so schlimm nicht, wie's der Titel vermuten lassen möchte. Eine gemäßigte Reform des Gymnasiums. Vieles, das uns schon wieder veraltet klingt. Manches, was der Erörterung im Ministerium wohl wert wäre: Einführung des Zehn-Klassen-Systems mit Parallelcöten, so daß eine Anstalt gewissermaßen in zwei Komponenten zerfällt, deren eine zu Ostern, die andere zu Michaelis einsetzt; Einschränkung des Religionsunterrichts; Hebung der Amtsbefugnisse der Lehrer; und dann dieses:



nach je 10 Jahren erhält jeder Lehrer 1 Jahr Urlaub, ganz einerlei, wozu er\*s nützen will. Eben ganz diskutable Vorschläge. Etwas mild und friedeliebend vorgetragen! Von Anklagen ist kaum was zu merken, von Rückständigkeit dann und wann eine Spur.

Daß aber ist die Rückständigkeit: daß ein Gymnasiallehrer nicht wagen darf, seine paar Vorschläge und Gedanken vorzubringen, ohne fürchten zu müssen, „an seiner Stellung, seiner Beschäftigung und seinem Einkommen Einbuße zu erleiden“. Allerdings: es gibt einen Fall Gurlitt. Und auch noch andere Fälle, besonders unter Volksschullehrern. Und dadurch läßt man sich einschüchtern. Ohne zu merken, daß derlei unwürdige Geistesklaverei die Persönlichkeitsentwicklung hemmt, untergräbt, vernichtet. Das eben ist die Sache: aus der Reihe der Tätigen sollen die Vorschläge kommen, kommen dürfen.

Im Schweigenmüssen auf allerhöchste Anweisungen hin, darin liegt die Rückständigkeit!

Eine deutsche Gogolausgabe.

Von Hermann Kienzl.

Bei der deutschen Erderoberung, über alle Farbenstriche der Landkarte hinweg, sind wir verhältnismäßig spät im innersten Rußland angelangt. Seit Turgenjew und Dostojewski allerdings bleibt uns kein neuer Russe verschwiegen. Doch erst in den jüngsten Wochen sind die Dramen des alten Alexei Tolstoi (des kleineren Oheims vom großen Neffen) deutsch geworden. Und von Nikolaus Gogol, dem Vater der jungrussischen Literatur, muß uns Vieles noch gewonnen werden.\*) Von der ersten deutschen Gesamtausgabe Gogols wurde der vierte Teil als Sockel zum Jahrhundert-Dankmal des Dichters niedergelegt. Diese beiden Bände des in würdigschöner Tracht dargebotenen Werkes enthalten nebst einigen Novellen den Roman „Tote Seelen“, die Leuchte  
) Nikolaus Oogoli »Simmtllc'he Werke«  
In 8 Binden herausgegeben von Otto Buek  
München und Leipzig bei Oorg Müller, 1909  
- Bände 1 und 2.

61.0

NEUE REVUE und MORGEN.

der satirischen Weltliteratur. Die deutschen Schuljungen nehmen seit langem gehorsamst zur Kenntnis, daß Gogol mit den „Toten Seelen“ sein Meisterwerk schuf. Den deutschen Lesern jedoch war ein unverkürzter und nicht verstümmelter Text der bedeutsamen Prosa-Dichtung bisher vorenthalten ...

Ihn lieferte jetzt Otto Buek mit einer strengen Genauigkeit, die dem Roman, der Bekanntlich ein mächtiger Torso ist, auch die vielen Varianten, Skizzen und Entwürfe anreichte, die sich in des Dichters Nachlaß fanden. Diese Ergänzungen haben eine mehr persönliche als künstlerische Bedeutung. Sie öffnen den Einblick in das Innere Gogols, der an seinem Lebenswerk die letzten und reifsten sechszehn Jahre gelitten und mit ihm gerungen hat. Sie weisen die Spur auf jenen seltsamen Dualismus, der das Genie Gogols in besonderem Maße dem pathologischen Interesse unterwirft. Er, den es mit übersinnlichen Flügeln zu den Gefilden hoher Ahnen hob, war von der tyrannischen Fähigkeit realistischer Beobachtung gezwungen, die Erde mit allem Mittelmaß des Irdischen zu umklammern; er, der schon in seiner göttlichen Komödie des Allzumenschlichen, im „Revisor“, und noch überwältigender in den „Toten Seelen“ die Fäulnis schonungslos aufgedeckt, die russische Anklage-Literatur geschaffen hat, schrieb diese revolutionären Bücher mit der Sicherheit eines nachtwandlerischen Zustandes. Sein Wachen wußte nichts vom scharfen Pfluge. Sein bewußter Wille — der eines frommen, folgsamen Patrioten — schreckte vor dem Aufwühlen des Erdreichs zurück und haderte mit dem eigenen Müssen. Die ungeschriebene Vollendung der „Toten Seelen“ sollte aus den Regionen des Jämmerlichen und der klassischen Satire in die der Sehnsucht und der Harmonie führen. Die in der deutschen Ausgabe gesammelten Trümmer sind Zukunfts- Meilensteine. Sie erhöhen aber nicht das dichterische Vollgewicht des Werkes. — Die Gesamtausgabe erteilt vor dem Dichter seinem verdienstvollsten Forscher das Wort: Nestor Kotljarewski. Sein Vorwort ist ein wertvoller Scheinwerfer.

Der heilige Skarabäus.

Von Karl Fr. Nowak.



Man hatte in der Literatur eine Lücke entdeckt. Das Buch der öffentlichen Häuser fehlte. In Frankreich stehen „Maison Tellier“ und das Heim der Fille Elisa, solide Institute, aber die Baumeister, die Maupassant und Goncourts, locken nicht mehr. In Deutschland erscheint das Genre neu. In Deutschland scheint es auch verheißungsvoll. Aeltere Stimulanzien verblassen da allmählich und man verblüfft nicht immer noch, nur weil man Kunst vorschützt. Ueberhaupt: die Vorbilder von drüben schlagen immer noch hier die Nachahmer tot. Zolas Wissenschaftlichkeit — und die Kraft — ist schwer auch für mutige Erben zu üben, Lemonniers Erotik blüht in einsamen Gärten, in die nicht leicht ein Romanschreiber dringt, und selbst Ekhouds schmerzvolle Kraßheiten wird nur der Ungewöhnliche nachmalen dürfen. Man muß es heute schon anders machen. Die Erotik allein tut's längst nicht mehr. Aber vielleicht reizt, ohne daß einer Vorwürfe erheben könnte, das Stoffliche doch noch, wenn man einmal statt mit dem Geduldsnamen Kunst den Kern mit dem Gefühlsbegriff Humanität drapiert. Statt Kunst Sozialreform. Und Frau Else Jerusalem, Wienerin, Dichterin und Ideologin, füllt also die Lücke aus: sechshundertsechundachtzig Seiten Varianten öffentlicher Häuser, ihr Elend, ihr Leid — Zukunftsfanfaren.

Der kleine, blinkende Mistkäfer, der seine Angreifer mit allerlei ätzenden Düften verscheucht, der goldschimmernde Skarabäus wird das Symbol. Man muß einmal hinter den Seidenvorhang in die leere, trostlose Dämmerung, in die Lebensöde und Todes-schaurigkeit all' der Verkauften, Wehrlosen, Verfallenen blicken, und der Vergleich kommt unwillkürlich: die Prostitution als Skarabäus, der gleißt und anwirbt und den Ekel heimschickt, als Skarabäus auf dem Gesellschaftskehrich. Das Dirnenkind Milada ist die Heldin. Das Dirnenkind Milada, im Freudenhaus fast geboren, im Freudenhaus herumgestoßen und früh verwaist, \*) Roman von Else Jerusalem. Verlag von S. Fischer, Berlin.

Rundschau.

wird ihr Schicksal selbst aus dem Schlamm hochheben und endlich — „auf lichter Höh“ in Ethik geborgen — zur wilden Anklage gegen die Gesellschaft werden, die sich sonst um Dirnenschicksale wenig zu bekümmern pflegt und so die ethischen Wege versperrt. Milada geht durch alle Etappen „des Geschäfts“. Draußen vor den Mauern, die den „Salon Goldscheider“ hinter roter Laterne verbergen, liegt die lachende, gleichgültige Welt der Moral, von der Milada nichts ahnt, Welt und Gesellschaft, deren bürgerliches Schätzungsmaß sie erst spät und unvermittelt aufstören. Milada ist hart und voll Herbheit, sie hat ihren Leib hingegeben, wie alle andern um sie, aber sie selbst verlor sich nicht. Sie hatte einen Freund, der Philosophien in den Salon mitbrachte, den verkommenen Gymnasialprofessor und verkappten Nihilisten Horner, der Miladas Gehirn bis zu Büchner und Kant und Nietzsche zwingt. Nebenbei ist sie tüchtig: sie wirtschaftet sich rasch empor, ohne mittun zu müssen, sie führt das Szepter bald fester als die Herrin, deren Geschäft untüchtigkeit ihr den Aufstieg ebnet, und bei aller Härte des Berufs kann sie, die sich längst dem ärgsten Schmutz entwand, milde mit den andern sein. Milde sein, verstehen, lindern können: dort soll das Ziel ausharrender Arbeit grüßen. Den Phantasien Horners entsagt sie. Die geschlossene Macht der Prostitution wird sie nicht schaffen, Samariter sein, ist alles ... Die Träumerei verfliegt, die ein romantischer Liebesjubiläum kurz beschwor, Milada besinnt sich, daß sie als Kind von Anfang und ohne Selbstbestimmung als Beute verfallen war, und da sie die Ersparnisse, den gehäuften Reichtum einiger Jahre übersieht, geht sie — noch all die Jammervisionen des Salons vor dem traurigen Blick — hinaus in die Berge, wo ihr Asyl all die Kinder der Rechtlosen, Schutzlosen in Reinheit retten wird. Das Asyl ist die Fanfare: „in lichter Höh“ ... Soweit Frau Else Jerusalems Dichter schaff. Oder doch wenigstens der Versuch dazu. Aber es tut nichts, daß Miladas Entwicklung dabei — nicht nur das Emporschreiten zu Kant und Büchner — von unbedingter Unwahrscheinlichkeit ist Es tut nichts, daß die Wortphilosophien ihres Prä-



zeptors Horner verlässlich verbrämte Banalitäten bedeuten. Auch das verschlägt nichts, daß in der romantischen Episode der Freudenhausdirne mit dem Wiener Patriziersohn noch einmal das ältliche Märchenprinzenmotiv anklingt, das nur die Art der Modulation für das Dirnenmilieu abstimmt. Und dann ist noch ein wenig emphatische Lyrik da, — schwärmerische Apotheosen im sentimentalischen Stil, so pieziös, daß man über sie lächeln kann: „Euch! Tanzen-den Mädchen, — lachenden Bräuten, — spielenden Müttern, — euch gehört dieses Buch. Aus der Höhe eures Daseins lauschet in die Tiefen. Aus dem Lichte eures Lebens starret in das Dunkel. Fühlet — wo ihr lange verurteilt habt. Denket — wo ihr allzu lange vorübergeschritten seid. Und euer Mitempfinden grüße sie sanft — diese Opfer eures Glücks.“ Aber all dies tut nichts, denn vermutlich wollte Frau Else Jerusalem gar kein Kunstwerk bringen. Sie hätte sonst nicht auf dem dritten und vierten, noch auf dem letzten Hundert der durch alle Widerwärtigkeiten monoton fortrollenden Seiten immer nur die umschattierte Wiederholung der ersten hundert Blätter, den gleichen Reigen leicht umgezeichneter Dirnen- und Kupplerinnen-gesichter auffrischen dürfen. So treu und sorgsam die tausend Freudenhausdetails im sinkenden Glänze, in den wechselnden Geschäftssystemen dieses Wiener „Rothauses“ auch betrachtet scheinen. Der toleranteste Naturalis-\*mus hätte sich mit einem Zehntel der Schilderung begnügt. Und hätte da noch erschöpft.

Aber vermutlich wollte Frau Else Jerusalem gar kein Kunstwerk bringen. Die soziale Idee taucht auf. In dicht-verhängtes Dunkel grelle Blitze schleudern, dem Notschrei der Niedrigsten den Weg in die Menge bahnen. Aufdecken, enthüllen, so endlich Besserung schaffen. Aber wer weiß nicht, wie der Abschaum von Kuppelei und Menschenverkäufern die die Behörde nur schwer entlarvt, alle Spitäler, alle Bahnhöfe nach Opfern umlauert? Wer kennt nicht das schrille Ende in Krankheit und Pest, dem kaum eine entgeht, und wüßte nicht, daß auch Behörden manchmal unrein sind? Soll da ein Roman helfen? So unbefangen ist die Gesellschaft, dies bequeme Schlagwort nicht, wie es die literarische Humanität der Frau Jerusalem dünkt, so karikaturistisch-russisch





NEUE REVUE und MORGEN.

wird nicht jede Behörde sein, wie Frau Jerusalems Beamtenschaft, die mit den Geschäften des Ooldscheiderschen Salons prosperiert. Vielleicht werden hier einmal die Mediziner helfen. Wenn sich die Großen unter ihnen zusammensetzen und unaufhörlich zur Heilung drängen. Oder der Utopie der Heilung doch wenigstens näher kommen dürfen. Vielleicht werden indes auch sie es nicht vermögen, und die harte Grausamkeit der Starken triumphiert weiter über den Untergang. Aber was will das Buch? Die Gesellschaft entflammen? Man wird in den Salons der Gesellschaft die Berichte aus dem Salon „Rothaus“ eifrig lesen. Auch diskutieren. Weiter nichts. Und nach einigen Wochen wieder vergessen, daß ein paar Zeitungsschreiber mit pathetischer Geste ein neues soziales Gewissen entdeckten. Neue Bücher.

Der Redaktion sind folgende Bücher zugesandt worden:

Joachim Baron zu Putlitz.

Generalintendant der Königl. Württembergischen Hoftheater, Vizepräsident des Deutschen Bühnenvereins. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlags-Anstalt.

Adolf Bartels. Geschichte der deutschen Literatur. Leipzig. Verlag Eduard Avenarius. 2 Bände. Preis M. 10.—.

Adolf Bartels. Handbuch zur Geschichte der deutschen Literatur. Leipzig. Verlag Eduard Avenarius. Preis M. 5.—.

Paul Stauber. Das wahre Erbe Mahlers. Vom Kriegsschauplatz der Wiener Hofoper. Kleine Beiträge zur Geschichte der Wiener Hofoper, nebst einem Anhang Dokumente zum Fall Hirschfeld. Wien, Verlag Huber Lahme.

Martin Buber. Ekstatische Konfessionen. Jena. Verlag Eugen Diederichs. Preis brosch. M. 6.—, geb. M. 8.—.

Lu Märten. Torso. Das Buch eines Kindes. München—Leipzig. Verlag R. Piper & Co.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Alle Manuskript- und Büchersendungen an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33. Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33; für Oesterreich-Ungarn: Dr. Felix Braun, Wien. — Expedition für Oesterreich - Ungarn bei Hermann Goldschmiedt, Wien I, Wollzeile 11. — Für den

Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebecks^\*. 76.  
Druck von J. Harrwitz Nachfolger G. m. b. H., Berlin SW. 48, Friedrichstr. 16.  
Kaiser Friedrich Quelle  
Offenbach am Main =====  
gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- und Gallen-Leiden.  
Diätetisches Tafelgetränk ersten Ranges.  
f i t t t n natu, li A-itWn \*t\* \*utii||a bukifla WIM, htm r\* MI t\* fc\* li Mi  
i H \*/vUtv-lirtauflaMki IruMM ]t\*tr bbntattu Muklufe nter luankM M MI »,— pn OH.



EMPTY

EMPTY



20. HEFT.

13. MAI.

1909.

Volkswirtschaft und Weltfrieden.

Von

Karl Jentsch.

I.

Der Soziologe Novicow hat vor 15 Jahren ein geistreiches Buch unter dem Titel: Les Gaspillages des Societes modernes herausgegeben.

Darin schreibt er: Der Reichtum wächst mit der Intelligenz und nimmt ab mit zunehmender geistiger Sehschwäche. Bis auf den heutigen Tag läßt sich die Menschheit von drei fundamentalen Irrtümern beherrschen:

sie verwechselt den Reichtum mit dem Golde, verwechselt ihn mit dem Eigentum und macht sich eine falsche Vorstellung vom Weltall.

Der erste Irrtum erzeugt den Merkantilismus und Protektionismus, der zweite den Parasitismus, die Eroberungs- und Raubsucht, der dritte den Misoneismus. Die Menschen halten die Welt für unveränderlich,

versäumen es, sie ihren Bedürfnissen anzupassen und verschulden dadurch eine entsetzliche Verschwendung von Zeit und Kraft, die als Geldverschwendung sichtbar wird. Allein schon die lächerliche Ortho-

graphie, gegen deren Vereinfachung die Scheu vor Neuerungen sich sträubt, kostet ein Heidengeld; durch Weglassung der überflüssigen

Buchstaben könnten die französischen Zeitungsverleger nahezu zehn, die englischen 34 Mill. Francs im Jahre sparen. Die Gesamtheit solcher

Vergeudungen berechnet Novicow für Europa auf mehr als 61 Milliarden jährlich. In seinem neuesten Buche, „Das Pro-

blem des Elends" (Leipzig bei Theod. Thomas), ordnet er den Stoff (es ist zum Teil derselbe, wie in den Gaspillages, zum

Teil anderer; die originellen Berechnungen des ersten Buches fehlen) in umgekehrter Reihenfolge. Er fängt mit dem Universum an und yer-

NEUE REVUE und MORGEN. 1909. HrfI 20. 50

sucht, wie es seit einiger Zeit Mode ist, dajs Gesellschaftsleben auf biologische Gesetze zurückzuführen. Er sagt auch in diesem Buche viel Wahres, Schönes und Geistreiches, aber gerade die meisten seiner grundlegenden Gedanken sind Irrtümer. Auch wenn die Aehnlichkeiten der physischen und der organischen Vorgänge mit den geistigen jind sozialen nicht bloße Analogien, sondern die geistigen Bildungen höhere Entwicklungsstufen der physischen Welt sein sollten, würde uns das für die Lösung sozialer Probleme gar nichts nützen. Wir mögen nach der alten Mode von Beherrschung der Natur durch den Menschen, oder nach der neuen von passiver Anpassung an das Milieu und aktiver Anpassung des Milieus sprechen, Regeln für unser politisches und ökonomisches Handeln lassen sich aus diesen Allgemeinheiten nicht ableiten. „Wenn die Differenzierung der Funktionen ein natürliches Geschehnis ist und wenn die vitale Vollkommenheit in direktem Verhältnis zu dieser Differenzierung steht, so kann man die Anhänger des Freihandels nicht damit bekämpfen, daß man ihnen vorhält, sie seien Manchestermänner.“ Das tut auch niemand, und ebenso wenig sind die Schutzzöllner so dumm, die Differenzierung der Gesellschaft und ihrer ökonomischen Tätigkeit zu leugnen. Daß diese Differenzierung ihr Analogon in der Differenzierung der Organismen hat, ist interessant, aber für die ökonomische Praxis ganz gleichgültig. Kein Mensch verlangt, daß ein jeder seine Stiefel, Hemden, Röcke, Wohnungen und Bücher selber anfertigt. Für die Bedingungen aber, unter denen die Erzeugnisse der verschiedenen Produzenten ausgetauscht werden, läßt sich aus der unleugbaren Differenzierung in Natur und Gesellschaft nichts folgern. Wenn der Landwirt oder der Fabrikant Schutzzoll fordert, so tut er das nicht, weil er nicht Manchestermann geschimpft werden, sondern weil er an seiner Ware mehr verdienen will als bisher. Daß der Reichtum weder im Golde noch in sonstigem Geide besteht, hat Adam Smith, der von Biologie keine Ahnung hatte, weit besser klar gemacht als Novicow. Und wenn dieser meint, der Reichtum bestehe nicht sowohl in einer Summe von Dingen als in einer Summe von Anpassungen, in einem Zustande der Dinge, so sagt er auch damit nichts Neues. Ohne alle Biologie wissen wir längst, daß Bäume, die im Urwald faulen, keine Güter sind, daß für den Tauben Musik-aufführungen, für den Blinden Gemälde nicht existieren, und daß der Zustand des Ackers, auf dem das Getreide wächst, viel wichtiger ist, als eine einmalige Weizenernte. Daß der Reichtum nur insofern Reichtum ist, als er menschliches Glück begründet oder vermehrt, wird ebenfalls wohl kaum vor irgend jemand geleugnet, aber mit seiner Definition von Glück fällt Novicow bis hinter die Weltweisen zurück, die vor zwei-, dreitausend Jahren gelebt haben. Es soll darin bestehen, in jedem Moment eine unbegrenzte Zahl von Wahrnehmungen zu haben. „Da der Reichtum in Wirklichkeit eine Genußmöglichkeit ist, und da das Glück des Individuums im direkten Verhältnis zu der Summe der Genüsse steht, die es in einer gegebenen Zeit haben kann, da andererseits der Genuß von der Anpassung der Umwelt herrührt, so sieht man, daß Anpassung, Reichtum, Genuß und Glück Synonyme sind.“ Es ist richtig, daß



für einen gebildeten und regen Geist der Zwang zum Aufenthalt auf einem entlegenen Dorf, wo es ihm an Abwechslung, Genußmitteln und angemessener Beschäftigung fehlt, sehr peinvoll sein kann. Aber der Aufenthalt in der Großstadt mit ihrem Reichtum an Genußmitteln und ihrem Gewirr von Eindrücken ist darum noch lange kein Glück, selbst für den Reichen nicht, der alles haben kann, was die Großstadt bietet. Sie erzeugt durch die stete Abwechslung das Bedürfnis solcher, so daß sich der an einen kleinen Ort versetzte Großstädter langweilt, aber die Befriedigung des Abwechslungsbedürfnisses — ich spreche damit nur einen Gemeinplatz aus — ist weder Genuß noch Glück. Der Großstädter verliert sogar mit seinem Hasten in einer hastenden Umgebung sehr oft die Fähigkeit zu genießen. In zwei Stunden zwanzig Museumsäle voll Bilder durchmustern, ist eine Strapaze, daheim sich behaglich in die Beschauung einiger guten Reproduktionen versenken, ist ein Genuß. Und nun die Leidenschaft! Was fragt ein vom Eros gepeinigter Jüngling nach allen Schätzen und Schauspielen der Erde; sie würden ihm höchstens dazu taugen, sie seiner Angebeteten zu Füßen zu legen. „So ein verliebter Tor verpufft auch Sonne, Mond und alle Sterne zum Zeitvertreib dem Liebchen in die Luft.“ Nicht eine Fülle von Dingen und Anpassungen, nur einen Gegenstand, eine Anpassung begehrt er, die würde sein (illusionäres, sagen die Pessimisten) Glück sein. Genau so verhält sich der Habgierige, der Ehrgeizige, der Rachsüchtige. Novicow will positiv sein, in Wirklichkeit ist er ein Doktrinär, der statt wirklicher Menschen nur sein biologisches Schema im Sinn hat, in das sich jene nicht hineinpressen lassen. Abgesehen von der Leidenschaft ist der Durchschnittsmensch — die Heiligen, Helden und Genies, die besonderen Bedingungen unterliegen, lassen wir beiseite —, um so glücklicher, je vollständiger seine Wünsche erfüllt werden oder, modern biologisch zu sprechen, je vollkommener sein Milieu seinen Wünschen angepaßt ist. Diese vollkommene Anpassung aber läßt sich um so leichter erreichen, je weniger zahlreich und je bescheidener seine Wünsche sind. Darum findet man das meiste Glück bei armen (nicht gerade Not leidenden) und einfältigen Leuten von engem Gesichtskreise. Der kranke Märchenkönig soll durch das Hemd eines Glücklichen geheilt werden. Nach langem Suchen finden seine Diener einen Glücklichen, aber ach — der hat kein Hemd!

Weil jeder Zwang einen Zeitverlust, also Verzögerung der Anpassung bedeute, ist nach Novicow das laissez faire die unverbrüchliche goldene Regel der Oekonomie. Indes, die Peitsche pflegt den Gang des Pferdes nicht zu verlangsamen. Es ist möglich, sogar wahrscheinlich, daß ihr zu häufiger und zu starker Gebrauch die Summe von Beschleunigungen, die man aus einem Pferde herausholen kann, vermindert, und daß ein geschickter Kutscher sogar ohne Peitsche das Meiste herausholt; auf Maß und Art des Zwanges kommt es eben an; aber ohne allen Zwang geht es gewöhnlich nicht, weder beim Pferde noch beim Menschen. Novicow will es nicht glauben, daß am Anfang die Sklaverei notwendig gewesen sei; ich jedoch vermag mir, gleich den meisten Soziologen und Nationalökonomien, keine Vorstellung davon zu machen,

wie ohne Sklaverei höhere und feinere Kultur hätte entstehen können, und was ich bestimmt weiß, ist dieses, daß auch heute noch unsere Kultur und unser Wirtschaftsleben auf verhüllter Sklaverei beruhen. Die schimpflichste Form der Abhängigkeit, die brutalste Form der Menschenbeherrschung hat der technische Fortschritt beseitigt, indem er sie ökonomisch unvorteilhaft machte, aber mit der Form ist keineswegs die Sache geschwunden. Spielen wir einmal das phantasierende Kind und stellen uns vor, ein Zauberer habe alle Wertpapiere der Welt in unseren Besitz gebracht und jeden Deutschen zum Rentner gemacht. Wie viele von uns würden sich, bloß zum Vergnügen oder des Gemeinwohls wegen, zum Dienste des Ackerknechts, des Tagelöhners, des Kohlengräbers, des Heizers im Dampfschiff, des Hausknechts, des Maschinenspinners, des Kloakenfegers melden? Die deutschen Bodenschätze würden, zum Nachteil der Weltwirtschaft, ungehoben bleiben, und die schlechthin unentbehrlichen Dienste würden wir von gemieteten Ausländern verrichten lassen. Wenn ich nicht wäre, fragt Penia, die Armut, in des Aristophanes Phitus, „Wer schusterte, schaffte euch Ziegel und Lehm, wer walkte und gerbte die Felle?“ Statt des Sklavenaufsehers peitschen heute der Hunger, die drohende Schande des Gefängnisses und der Ver lumpung, die Konkurrenz. Es ist vollkommen richtig, daß es eine Menge überflüssigen und schädlichen Zwanges gibt; über die Zollplackereien z. B. und den enormen Zeitverlust, den sie verursachen, ohne das Mindeste zu nützen, ließen sich die lustigsten Satiren schreiben. Aber es bleibt nichtsdestoweniger wahr, daß Deutschland und Nordamerika ihre heutige blühende Industrie nicht hätten, wenn sie sich nicht durch Zölle vor der Ueberflutung mit wohlfeilen englischen Waren geschützt hätten. Freiheit oder Knechtschaft und Zwang?, so fragt der für seinen Teil und Posa begeisterte Sekundaner. Für den praktischen Politiker lautet die Frage von jeher und wird sie immer lauten: welche Freiheiten und welche Arten und Grade von Zwang und Beschränkungen fordert der gegenwärtige Zustand in diesem bestimmten Lande?

Daß nur die Arbeit Güter schafft, Raub und Krieg Güter zerstören und die Produktion hemmen, weiß jedermann. Trotzdem steht es fest, daß Raub und Krieg mitunter Hebel des Produktionsfortschritts gewesen sind. Der Motor, der den heutigen großartigen Produktionsprozeß in Gang gebracht hat, ist das englische Kapital. Durch welche Kette blutiger Gewalttaten, Räubereien und anderer Scheußlichkeiten dieses Kapital aufgehäuft worden ist, hat Karl Marx im ganzen richtig beschrieben. Die Produktion im Gange zu erhalten, sind solche Gewalttaten heute nicht mehr erforderlich; zudem sind sie gar nicht mehr möglich. Die letzte bestand in den Fabrikkindergreueln. Durch Kinderschutzgesetze, meint Novicow, werde der Grundsatz des laissez faire nicht durchbrochen; dagegen sieht er in der Zwangsversicherung der Arbeiter und in deren Lohnkämpfen einen Raub an den Unternehmern. Es ist doch wahrhaftig nicht ein unverbrüchliches Naturgesetz, sondern reine Willkür, persönlicher Geschmack, was solche Grenzlinien zwischen berechtigten und unberechtigten Freiheitsbeschränkungen zieht.



Wie Sumurrudd sich an dem Kadi rächte. 697

In vielem stimme ich Novicow bei, und zwei seiner wahren Bemerkungen verdienen hervorgehoben zu werden, weil sie brennende Fragen der Gegenwart betreffen. Wenn der Erde, sagt er, noch nicht so viel Früchte abgewonnen werden, daß sich alle Menschen sättigen können, so ist daran zu einem großen Teile die ungleichmäßige Verteilung der Bevölkerung schuld. Sehr richtig! Nur sollte er beachten, daß an dieser ungleichmäßigen Verteilung eine Art von Freiheit, die Freizügigkeit, in nicht geringem Grade schuld ist. Denn sie hat den Zug zur Stadt und in die Industriebezirke entfesselt, der die Dörfer entvölkert. Alles strömt in die schon übervölkerten Orte und Gegenden, als Bauernknecht mag niemand mehr arbeiten, und als Pionier den Urwald zu roden, hat schon lange Keiner mehr Lust.

Wie Sumurrudd sich an dem Kadi rächte,  
der ihr Haus beleidigt hatte\*).

Deutsch von Felix Paul Greve.

.... Sumurrudd schien ein großes Verlangen nach Rache zu haben.

Sie nahm einfache, aber saubere Kleider, und nachdem sie sich das Gesicht mit einem sehr dichten Schleier bedeckt hatte, bat sie mich um die Erlaubnis zu einem Ausgang, die ich ihr gewährte. Sie verließ allein das Haus, begab sich in den Palast des Kadis und stellte sich in einen Winkel des Saals, wo der Richter so den Moslems wie den Ungläubigen Audienz erteilte.

Er hatte sie kaum bemerkt, so schickte er auch schon, da ihm ihre majestätische Haltung auffiel, einen Boten, um sie zu fragen, wer sie wäre und was sie wünschte. Sie erwiderte, sie sei die Tochter eines Handwerkers der Stadt und wünsche den Kadi in einer heimlichen Angelegenheit zu sprechen. Als der Bote dem Kadi diese Antwort gebracht hatte, winkte der Richter, der die Schönen liebte, Sumurrudd, sich zu nähern und in eine Kammer zu treten, die neben dem Gerichtssaal lag. Sie gehorchte unter einer tiefen Neigung des Kopfes; setzte sich auf ein Lager und hob ihren Schleier. Der Kadi folgte ihr, setzte sich neben sie und staunte ob ihrer Schönheit: „O meine Tochter," fragte er sie, „was gibt es, worin ich dir dienen könnte?" „O mein Herr," erwiderte sie, „der du die Macht hast, zur Beobachtung der Gesetze zu zwingen und der du Recht sprichst zwischen den Armen wie den Reichen, ich bitte dich, lausche meiner Klage aufmerksam und geneigten Ohres; habe Mitleid mit der traurigen Lage, in der ich mich befinde." „Setze mir dein Anliegen auseinander," erwiderte der Kadi, \*) Entnommen der Sammlung „1001 Tage", die demnächst im Insel-Verlag, Leipzig erscheint

schon ganz gerührt; „ich schwöre auf mein Haupt und auf meine Augen, daß ich für dich das Mögliche und das Unmögliche tun will.“

Da nahm Summurrud ihren Schleier vollends ab, und indem sie dem Richter die schönen moschusfarbenen Haare zeigte, die ihr in Locken über die Schultern fielen, sprach sie zu ihm: „Sieh, o mein Herr, ob dieses Haar scheußlich ist; prüfe, ich bitte dich, mein Angesicht, und sage mir ohne Schmeichelei, was du davon hältst.“ Der Kadi blieb bei diesen Worten, die ihm so schönes Spiel gewährten, nicht stumm, sondern rief: „Beim Opfer auf dem Berge Arafat, ich finde kein Fehl an dir; deine Stirn gleicht einem silbernen Mond, deine Augenbrauen sind wie zwei Bogen, deine Wangen wie Rosen, deine Augen wie zwei Edelsteine, die einen blendenden Glanz ausstrahlen, und deinen Mund könnte man für eine Dose aus Rubinen halten, darin ein Perlenarmband liegt.“

Die Tochter Muaffaks aber begnügte sich damit noch nicht; sie erhob sich von dem Diwan und tat ein paar Schritte durch die Kammer, indem sie sich wiegte und lockend bog. „Sieh meinen Wuchs, o mein Herr,“ sagte sie, „betrachte ihn dir genau; findest du Unregelmäßigkeiten darin? Bin ich nicht schlank und leicht gebaut? Habe ich gezwungene Bewegungen und eine linkische Geste? Was ist abstoßend an meinem Schritt?“ „Ich bin entzückt von deiner ganzen Gestalt,“ versetzte der Richter, „ich habe nie ein so schönes Wesen gesehn.“ „Und was hältst du von meinen Armen?“ fuhr sie fort, indem sie sie entblößte, „sind sie nicht weiß und rund genug?“ „O du Grausame,“ unterbrach sie der Richter im Uebermaß der Liebe, „du tötest mich! Wenn du mir noch mehr zu sagen hast, so sprich schnell, denn mir entflieht die Vernunft, und ich kann deinen Anblick nicht ertragen.“

„Du mußt also wissen, o mein Herr,“ fuhr Summurrud fort „daß ich trotz der Reize, die mir der Himmel verliehen hat, im Dunkel eines Hauses lebe, das nicht nur den Männern, sondern selbst den Frauen verwehrt ist, die mir durch ihre Reden einigen Trost gewähren könnten. Nicht, als hätte sich nicht oft ein Freier für mich eingestellt; ich wäre seit langem vermählt, wenn nicht mein Vater die Grausamkeit besessen hätte, mich all denen abzuschlagen, die mich zum Weibe beehrten. Er sagt dem einen, ich sei dürrer als Holz, dem andern, ich sei aufgedunsen; diesem, ich hinke und sei ein Krüppel, jenem, ich habe den Verstand verloren, ich habe ein Krebsgeschwür auf dem Rücken, ich sei wassersüchtig oder mit Krätze bedeckt. Kurz, er gibt mich aus als ein Wesen, das der Gesellschaft der Männer unwert sei, und er hat mich so in Verruf gebracht, daß ich zur Schmach der Menschheit geworden bin; niemand sucht mich mehr auf, und ich bin zur ewigen Ehelosigkeit verdammt.“ Als sie diese Worte gesprochen hatte, stellte sie sich weinend und spielte ihre Rolle mit so viel Kunst, daß der Richter sich täuschen ließ. „O barbarischer Vater,“ rief er aus, „kannst du eine so liebliche Tochter mit solcher Härte behandeln? Willst du, daß ein so schöner Baum fruchtlos bleibe? Welches ist denn,“ fuhr er fort, „die Absicht deines Vaters? Sprich, o mein Engel, weshalb will er dich nicht vermählen?“ „Das weiß ich nicht, o mein Herr,“



Wie Sumumid sich an dem Kadi rächte.

699

erwiderte Sumurru, indem sie ihrer falschen Tränen noch mehr vergoß; „ich weiß nicht, welches seine Absicht ist; aber ich will dir gestehen, daß es mit meiner Geduld zu Ende ist; ich kann in meiner Not nicht weiterleben. Ich habe ein Mittel gefunden, das Haus meines Vaters zu verlassen; ich bin entschüpft, um mich dir in die Arme zu werfen und dich um Hilfe anzuflehn. Habe also die Güte, o mein Herr, und greife mit deiner Macht ein, um mir mein Recht zu verschaffen, oder ich bürge nicht mehr für mein Leben; ich werde mich selber mit meinem eigenen Dolche treffen, und ich werde mich töten, um meinen Leiden ein Ende zu machen.“ Durch diese letzten Worte verdrehte Sumurru dem Kadi vollends den Kopf. „Nein, nein,“ sprach er, „du sollst nicht sterben, und du sollst auch nicht deine ganze Jugend in Tränen und Seufzern verbringen. Es soll nur an dir liegen, aus dem Dunkel, das deine Vollkommenheiten verbirgt, hervorzugehn und noch heute das Weib des Kadis von Bagdad zu werden. Ja, du vollkommenes Abbild der Huris, ich bin bereit, mich dir zu vermählen, wenn du einwilligen willst.“ „O mein Herr,“ entgegnete sie, „und wärest du auch nicht einer der angesehensten Großen dieser Stadt, so wäre es mir denn noch nicht zuwider, dir meine Hand zu reichen, denn du scheinst mir ein gar liebenswerter Mann zu sein; aber ich fürchte, du werdest meines Vaters Einwilligung nicht zu erlangen vermögen, wieviel Ehre ihm auch aus der Verbindung mit dir erwachse.“

„Darüber mache dir keine Sorge,“ versetzte der Richter, „ich verbürge mich für den Ausgang. Sage mir nur, in welcher Straße dein Vater wohnt, wie er sich nennt und welches sein Beruf ist.“ „Er heißt Usta Omar,“ gab Sumurru zur Antwort, „er ist Färber, und er wohnt auf dem östlichen Tigrisufer; am Eingang seines Ladens steht eine mit Datteln beladene Palme.“ „Das genügt,“ sprach der Kadi, „du kannst jetzt auf der Stelle nach Hause kehren, und du sollst bald von mir hören, auf mein Wort.“

Da verschleierte die Dame, nachdem sie dem Richter noch einen liebevollen Blick zugeworfen hatte, das Gesicht, verließ die Kammer und kehrte zu mir zurück. Sie erstattete mir von ihrer Unterhaltung mit ihm getreulich Bericht, und kaum vermochte sie an sich zu halten, so sehr war sie vor Freuden außer sich. „Wir werden Rache finden,“ sagte sie; „unser Feind, der da meint, wir würden dem Volk zum Gelächter dienen, wird selber seine Zielscheibe sein.“ Wirklich hatte der Richter Sumurru kaum aus den Augen verloren, als er auch schon einen Boten zu Usta Omar schickte, der sich in seinem Hause befand. „Komm und sprich mit dem Kadi,“ sagte der Bote, „er will mit dir reden, und er hat mir Befehl erteilt, dich ihm vorzuführen.“ Der Färber erblich bei diesen Worten; er glaubte, irgend jemand sei zum Richter gegangen, um sich bei ihm über ihn zu beklagen, und deshalb suche man ihn auf; er folgte also dem Boten in großer Sorge.

Kaum nun stand er vor dem Kadi, so ließ ihn der Richter in dieselbe Kammer treten, in der er mit Sumurru gesprochen hatte; und er hieß ihn sich auf dasselbe Lager setzen. Der Handwerker war so verwirrt ob der Ehre, die man ihm erwies, daß er mehrmals die

Farbe wechselte. „O Meister Omar," sprach der Kadi zu ihm, „ich freue mich, dich zu erblicken, denn ich habe seit langem Vorteilhaftes von dir gehört. Man sagt, du seiest ein Mann von guten Sitten, du verrichtest täglich der Regel gemäß deine fünf Gebete, und du ermangelst niemals, der Freitagsandacht in der großen Moschee beizuwohnen; ich weiß außerdem, daß du kein Schweinefleisch issest, daß du keinen Wein trinkst noch auch Dattelbranntwein, und schließlich, daß, während du arbeitest, einer deiner Gehilfen den Koran liest."

„Das ist wahr, o mein Herr," erwiderte der Färber, „ich kenne sogar mehr als viertausend Sprüche Mohammeds auswendig, und ich rüste mich, bald die Pilgerfahrt nach Mekka zu machen." „Ich versichere dir," sprach der Richter, „daß all das mir viel Freude macht, denn ich liebe alle guten Moslems. Man hat mir auch gesagt, daß du hinter dem Vorhang der Keuschheit eine mannbare Tochter besitzt. Ist das wahr?" „O großer Richter", entgegnete Usta Omar, „dessen Palast den Unglücklichen, die von den Stürmen der Welt geschüttelt werden, als Hafen und Zuflucht dient, man hat dir die Wahrheit gesagt. Ich habe eine Tochter, die alt genug ist, um sich zu vermählen, denn sie ist mehr als dreißig Jahre alt; aber das arme Geschöpf ist nicht geeignet, mit einem Manne zu leben; sie ist häßlich, oder vielmehr grauenhaft anzuschauen; sie ist ein Krüppel, sie hat die Krätze und ist blöd; mit einem Wort, sie ist ein Ungeheuer, das ich gar nicht genug verbergen kann." „Schön," sagte der Richter, „das hatte ich erwartet, o Meister Omar; ich war fest davon überzeugt, daß du mir deine Tochter so loben würdest. Aber erfahre, o mein Freund, daß diese Krätzige, diese Blöde, dieser Krüppel, dieses grauenhafte Ungeheuer mit all seinen Fehlern von einem Manne bis zum Wahnsinn geliebt wird, der sie zum Weibe zu haben begehrt, und daß dieser Mann ich selber bin."

Bei diesen Worten sah der Färber dem Richter ins Angesicht und sprach: „Wenn unser Herr und Kadi scherzen will, so ist er der Gebieter; er kann sich über meine Tochter lustig machen, soviel es ihm beliebt." „Nein, nein," erwiderte der Kadi, „ich scherze nicht; ich bin in deine Tochter verliebt und bitte dich um sie." Der Färber brach ob dieser Worte in Lachen aus und rief: „Beim Propheten, irgendeiner will dich zum besten haben; denn ich warne dich, o mein Herr, meine Tochter ist lahm und hinkend und wassersüchtig . . ." „Ganz recht," unterbrach ihn der Richter, „an dieser Schilderung erkenne ich sie; ich liebe derlei Mädchen, das ist nun einmal mein Geschmack." „Nochmals," fuhr der Färber fort, „sie paßt nicht für dich; sie heißt Kaifakattadahri\*) und ich beteuere, mit Recht." „O, das ist zu viel," sprach der Kadi schroff und herrisch. „Ich bin all dieses Geredes müde, Meister Omar, ich will, daß du mir diese Kaifakattadahri gebest, wie sie ist, und nun erwidere mir nichts mehr."

Als nun der Färber ihn entschlossen sah, sich seiner Tochter zu vermählen, sprach er, mehr als je überzeugt, daß irgend jemand ihn,

\*) Das Ungeheuer der Zeit.



Wie Sumurrudd sich an dem Kadi rächte.

701

um sich ein Vergnügen zu bereiten, mit Hilfe eines falschen Bildnisses verliebt gemacht hatte, bei sich selber: „Ich muß eine hohe Morgengabe von ihm verlangen: diese Summe wird ihn vielleicht von meiner Tochter abbringen, und dann redet er mir nicht mehr von ihr. O mein Herr!“ fuhr er laut fort, „ich bin bereit, dir zu gehorsamen, aber ich werde dir Kaifakattadahri nicht übergeben, es sei denn, du habest mir zuvor eine Morgengabe von tausend Oolddinaren gezahlt.“ „Die Summe ist ein wenig hoch,“ sagte der Kadi, „doch werde ich sie dir aushändigen.“ Zugleich ließ er sich einen großen Sack voller Gold-dinare bringen; man zählte tausend ab, wog sie und gab sie dem Färber, den Ehevertrag zu schreiben; aber als es sich darum handelte, ihn zu unterschreiben, beteuerte der Handwerksmann, daß er ihn nur in Gegenwart von hundert Rechtsgelehrten unterschreiben werde. „Du bist recht mißtrauisch,“ sagte der Kadi; „einerlei; ich will dir den Willen tun, denn ich wünsche nicht, daß deine Tochter mir entgehe.“ Er schickte auf der Stelle zu vielen Rechtsgelehrten, Olema, Gesetzeskundigen, Dienern der Moscheen und der Gerechtigkeit, und es kamen ihrer mehr als der Färber verlangt hatte.

Als nun all die Zeugen bei dem Richter versammelt waren, ergriff Usta Omar das Wort: „O mein Herr und Kadi,“ sprach er, „ich gebe dir meine Tochter zur rechtmäßigen Gattin, da du es durchaus willst, daß ich sie dir nicht abschlage; aber all diese Herren sind meine Zeugen: es geschieht nur unter der Bedingung, daß du ihr, wenn sie dir mißfällt, sobald du sie gesehn hast, und wenn du dich von ihr scheiden möchtest, noch einmal tausend Golddinare gebest, gleich denen, die ich schon von dir erhalten habe.“ „Ich schwöre es dir,“ sprach der Kadi, „und ich rufe die ganze Versammlung zu Zeugen auf; bist du zufrieden?“ Der Färber bejahte und ging davon, indem er sagte, er werde ihm die Braut zuschicken.

Nach Omars Aufbruch ging die ganze Versammlung auseinander, und der Kadi blieb allein. Er war seit zwei Jahren der Tochter eines Kaufherrn in Bagdad vermählt, mit der er bisher in gutem Einvernehmen gestanden hatte. Als nun diese Frau erfuhr, daß ihr Gatte an eine zweite Ehe dachte, ergrimmte sie wider ihn. „Wie,“ sprach sie zu ihm, „zwei Köpfe unter einer Mütze? Zwei Hände in einem Handschuh? Zwei Schwerter in einer Scheide? Zwei Weiber in einem Hause? O du Flatterhafter! Da dir die Liebkosungen eines treuen und noch jungen Weibes nicht genügen, um deiner Treulosigkeit einen Halt zu verleihen, so bin ich bereit, meiner Nebenbuhlerin das Feld zu räumen und mich zu meinen Eltern zurückzuziehen; du brauchst dich nur von mir zu scheiden und mir meine Mitgift auszuzahlen, so sollst du mich nie wiedersehn.“ „Du machst mir eine Freude, indem du mir zuvorkommst,“ erwiderte der Richter, „denn es wurde mir schwer, dir meine neue Hochzeit anzukündigen.“ Und alsbald zog er aus einer Truhe einen Beutel hervor, darin sich fünfhundert Gold-dinare befanden; den reichte er ihr und sprach: „O Weib, hier hast du deine Morgengabe; geh, nimm deinen Brautschatz, ich scheide mich von dir, einmal, zweimal, dreimal, ich scheide mich von dir! Und da-

NEUE REVUE und MORGEN.

mit deine Eltern nicht daran zweifeln können, daß ich mich von dir geschieden habe, so will ich dir diese Worte mitgeben, die von mir und meinem Naib unterschrieben werden, wie das Gesetz es will." Er tat es, und sein Weib zog sich mit ihrer Schrift und ihrem Gelde zu ihrem Vater zurück.

Kaum hatte sie das Haus verlassen, so ließ er für den Empfang seiner neuen Gattin ein getrenntes Gemach prunkvoll herrichten. Man trug seidene Teppiche und Vorhänge und Lager aus Goldbrokat und Silberbrokat hinein: und allerlei Pfannen voll herrlicher Wohlgerüche durchdufteten das ganze Hochzeitsgemach. All das war bereit, und ungeduldig harrete der Kadi Kaifakattadahris, die immer noch nicht kam; da rief er seinen getreuen Eunuchenaga und sprach zu ihm:

„Das liebliche Ziel meiner Wünsche sollte, so scheint mir, schon hier sein: was mag sie solange bei ihrem Vater zurückhalten? Wie lang mir die Augenblicke erscheinen, die mein Glück verzögern!"

Der Kadi wollte eben in seiner Ungeduld auf das Wiedersehen mit seinem jungen Weibe den Aga zu Usta Omar entsenden, als sein Träger mit einer Kiste aus Fichtenholz eintraf, die bedeckt war mit einem Tuch aus grünem Taft. „Was bringst du mir da? o mein Freund?" fragte ihn der Richter. „O mein Herr," erwiderte der Lastträger, indem er die Kiste auf den Boden setzte, „das ist die Braut; du brauchst nur das Tuch abzuheben, so wirst du sehn, wie sie gewachsen ist." Der Kadi hob das Tuch ab und bemerkte ein Mädchen von dreieinhalb Schuhen Höhe; sie hatte ein lang gezogenes, krätziges Gesicht, in den Kopf versenkte Augen, die röter waren als Feuer, und keinerlei Nase; nur sah man über dem Mund, der wie ein Krokodilmaul geformt war, zwei große Nasenlöcher, die sehr ekelhaft waren. Er konnte dieses Wesen nicht ohne Grauen betrachten und deckte das Tuch auf der Stelle wieder darüber, indem er zu dem Träger sprach: „Was soll ich mit diesem scheußlichen Vieh?" „O mein Herr," entgegnete der Träger, „das ist die Tochter Meister Omars, des Färbers, der mir sagte, du hättest dich ihr aus Liebe vermählt." „Allmächtiger," rief der Kadi, „kann man sich einem solchen Ungeheuer vermählen?"

In diesem Augenblick traf der Färber ein, der die Ueberraschung des Richters vorausgeahnt hatte. „Elender," schrie der Kadi ihn an, „wofür hältst du mich? Du mußt recht schamlos sein, um mir solche Streiche zu spielen; du wagst mich so zu behandeln, mich, der ich mich leicht an meinen Feinden rächen kann? Mich, der ich, wenn es mir gefällt, deinesgleichen in Eisen lege? Fürchte meinen Zorn, o du Elender! Statt dieses greulichen Wesens, das du mir geschickt hast, gib mir deine andere Tochter, deren Schönheit nichts gleich kommt, oder du sollst bald erfahren, was ein erzürnter Kadi vermag!" „O mein Herr," sprach Omar, „höre auf, mich zu bedrohen, ich flehe dich an, und zürne mir nicht mehr; ich schwöre dir bei dem Schöpfer des Lichts, daß ich keine andere Tochter habe als diese. Ich habe dir tausendmal gesagt, daß sie nicht zu dir paßt: du hast mir nicht glauben wollen; an wen willst du dich halten?" Der Kadi ging bei



Der ewige Zecher.

703

diesen Worten in sich und sprach zu dem Färber: „O Meister Omar, es war heute morgen ein Mädchen von vollkommener Schönheit hier, die nannte dich ihren Vater und sagte, du gäbest sie für ein Ungeheuer aus, damit niemand sie zum Weibe begehrte.“ „O mein Herr,“ erwiderte der Handwerksmann, „dieses schöne Mädchen ist sicherlich eine Schelmin, und du mußt irgendeinen Feind besitzen.“ Da senkte der Kadi den Kopf auf den Magen und blieb eine Weile in Gedanken versunken. Dann ergriff er das Wort und sprach: „Es ist ein Unglück, das mir widerfahren sollte; laß uns nicht mehr davon reden. Ich bitte dich, laß deine Tochter wieder in dein Haus schaffen, behalte die tausend Qolddinare, die ich dir gegeben habe, aber verlange nicht mehr, wenn du willst, daß wir Freunde bleiben. Obwohl nun der Richter vor den Rechtsgelehrten geschworen hatte, daß er noch einmal tausend Dinare zahlen würde, wenn ihm Omars Tochter nicht gefiele, so wagte doch der Handwerksmann nicht, ihn zu zwingen, daß er sein Wort einlöste, denn er fürchtete, sich mit ihm zu zanken, da er ihn als einen rachsüchtigen Menschen kannte, der leicht Gelegenheit fand, seinen Feinden zu schaden. Er wollte sich lieber mit dem begnügen, was er bereits erhalten hatte, und sprach: „O mein Herr, ich will dir gehorchen und dich von meiner Tochter befreien; aber ich bitte dich, du mußt dich zuvor von ihr scheiden.“ „Wahrlich,“ rief der Kadi, „das denke ich nicht zu vergessen, und ich versichere dir, es soll bald geschehen sein.“ Er schickte auf der Stelle zu seinem Naib, und die Scheidung fand in aller Form Rechtens statt. Dann nahm Meister Omar Abschied von dem Kadi und ließ die scheußliche Kaifakattadahri durch den Träger in sein Haus zurückschaffen.

Der ewige Zecher.

Von

Camill Hoffmann.

Der Sterne diamantner Glanz

ist in mein dunkles Glas gestürzt,

nun ist mein Wein mit Ewigkeit gewürzt,

und singend tanzt mein Herz leichtesten Tanz.

Melancholie, so süß wie Honig quillt,

durchduftet Wein und Blut mir wunderhold.

Und spiegelnd malt sich in dem Kreis von Gold

das Bild der Wtū, umfunkelt, rein und mild.

NEUE REVUE und MORGEN.

Die Ehe.

Komödie von Bernard Shaw.

Deutsch von Siegfried Trebitsch.

(Fortsetzung.)

Hotchkiß: Ich möchte furchtbar gerne hören, Fräulein Bridgenorth, was Sie dem armen Cecil zu sagen haben.

Reginald (empört): Na!

Edith: Wer ist der arme Cecil, bitte?

Hotchkiß: Einen A<sup>h</sup>ann an seinem Hochzeitsmorgen nennt man halt immer so; ich weiß nicht warum. Ich bin sein bester Freund wissen Sie. Glauben Sie nicht, daß mir das ein gewisses Recht gibt, in Cecils Interesse dabei zu sein?

Der Genera 1 (gewichtig): Es gibt so etwas wie Takt, Herr Hotchkiß.

Hotchkiß: Es gibt so etwas, wie Neugierde, Herr General.

Der General (wild): Rücksichten werden hier nicht genommen, Alfred. Du nimmst am besten Sykes mit ins Arbeitszimmer, Edith.

Die Gruppe beim Arbeitszimmer löst sich auf. Der General wirft sich in den letzten Stuhl an der Längsseite des Tisches in der Nähe der Gartentür. Leo sitzt am Ende, ihm zunächst und Frau Bridgenorth neben Leo; und der Bischof geht zu seiner Frau und bleibt bei ihr stehen.

Hotchkiß (zu Edith): Selbstverständlich geh ich, wenn Sie es wünschen. Aber Cecils Protest, die Geschichte durchzumachen, wurde so ganz öffentlich begründet —

Edith (mit rasch auftauchendem Verdacht): Sein Protest!

Sykes: St. John: das zu sagen haben Sie kein Recht. Ich sagte ausdrücklich, daß ich es durchzumachen bereit sei.

Edith: Soll das heißen, Cecil: daß du gegen unsere Heirat Bedenken erhoben hast?

Sykes: Ich erhebe keine Bedenken. Aber ich bitte dich: sei vorsichtig mit deinem Sprechen über die Leute. Du mußt bedenken, daß wenn wir verheiratet sind, ich für alles was du sagst, verantwortlich bin. Letzte Woche hast du erst in einer öffentlichen Rede gesagt, Slattox und Chinnery seien Schurken. Der eine wie der andere hätte tausend Pfund Entschädigung von mir verlangen können, wenn wir zu der Zeit verheiratet gewesen wären.

Edith (streng): Ich habe niemals irgend etwas ähnliches gesagt. Ich lasse mich nie zu bloßer Beschimpfung herab: was würden meine Ylädchen von mir denken, wenn ich das täte? Ich wähle meine Worte äußerst sorgfältig. Ich sagte, sie wären Tyrannen, Lügner und Diebe; und das sind sie. Slattox ist sogar noch Schlimmeres.



Die" Ehe.

705

Hotchkiß: Ich fürchte das würden wenigstens fünftausend Pfund sein.

Sykes: Wenn es sich nur um mich' handelte, würde es mir nichts ausmachen. Aber meine Mutter und meine Schwestern. Ich habe kein Recht, sie zu opfern.

Edith: Du brauchst keine Angst zu haben. Ich heirate nicht.

Alle Uebrigen: Nicht!

Sykes(in Bestürzung): Edith! Du gibst mir den Laufpaß?

Edith: Wie kann ich das? Du bist mir zuvorgekommen.

Sykes: Bei meiner Ehre, nein. Ich sagte doch nur, daß ich das Gesetz nicht kannte, als ich dich bat, meine Frau zu werden, das war alles.

Edith: Und du hättest also nicht um mich angehalten, wenn du es gekannt hättest. Stimmt das?

Sykes: Nein. Ich würde dich nur gebeten haben, mir zuliebe ein wenig vorsichtiger zu sein — und mich nicht zwecklos zugrunde zu richten.

Edith: Die Wahrheit ist nach deiner Ansicht zwecklos?

Hotchkiß: Viel schlimmer noch als zwecklos, ich versichere Sie. Meistens höchst schädlich.

Edith: Schweigen Sie St. John. Sie sind eine Klatschbase und ein Narr!

FrauBridgenorth.) [ Edith!

} abgestoßen: {

DerBischof, ) \ Liebes Kind!

Hotchkiß (milde): Ich werde kein gesetzliches Verfahren einleiten, Cecil.

Edith (zu Hotchkiß): Tut mir leid; aber Sie sind alt genug, das besser zu wissen. (Zu den anderen.) Und da jetzt keine Hochzeit ist, täten wir besser an unsere Arbeit zurückzukehren. Mama! Willst du Collins sagen, daß er den Hochzeitskuchen für die Klubmädchen in 33 Stücke teilen soll? Daß ich mich nicht verheirate, ist kein Grund, sie zu enttäuschen. (Sie wendet sich zum Gehen.)

Hotchkiß (galant): Wenn Sie mir gestatten würden, Cecils Platz einzunehmen, Fräulein Bridgenorth —

Leo: Sinjon!

Hotchkiß: Oh, das hab' ich vergessen. Verzeihen Sie. (Zu Edith, sich entschuldigend.) Eine ältere Verpflichtung.

Edith: Was! Sie und Leo! Das habe ich mir gedacht. Wäre es dann nicht besser, ihr heiratet auf dem Fleck? Ich bin keine Freundin von langen Verlobungen. Das Frühstück ist fertig: der Kuchen ist

NEUE REVUE und MORGEN.

fertig: alles ist fertig. Ich leih' Leo meinen Schleier und meine Sachen.

Der Bischof: Ich fürchte, Sie müssen warten, bis die Scheidung in Kraft getreten ist, liebes Kind. Und die Heiratsbewilligung ist nicht übertragbar.

Edith: Na, dann läßt es sich nicht ändern. Gibt es sonst noch etwas, ehe ich in den Klub gehe?

Sykes: Dir scheint die Sache nicht viel auszumachen, Edith — das muß ich doch sagen.

Edith: Und du siehst doch auch ungemein erleichtert aus, Cecil. Wir werden deshalb nicht im mindesten schlechtere Freunde sein, nicht wahr?

Sykes (verwirrt): Natürlich nicht. Aber ich bin vollkommen bereit — wenigstens — wenn's nicht meiner Mutter wegen wär' — Oh, ich weiß nicht, was ich tun soll. Ich hab dich so gern gehabt; und wenn die Unannehmlichkeiten der Hochzeit einmal vorüber wären, hätte ich dich wieder so gern gehabt —

Edith (zärtlich): Beruhige dich Cecil, mach' keine Szene, Lieber.

Du hast ja ganz recht. Ich glaube eine Frau, die öffentliche Pflichten hat, soll sich nicht verheiraten, außer wenn ihr Gatte ebenso wie sie darüber empfindet. Ich mach dir gar keinen Vorwurf, daß du mir den Laufpaß gibst.

Reginald (von der Kiste herabspringend und hinter dem General vorbei an das andere Ende des Tisches gehend) Hört mal: das laß ich mir nicht gefallen. Warum soll denn der Mann immer ins Unrecht gestetzt werden? Sei ehrlich, Edith. Warum warst du nicht angekleidet? Wolltest du ihn wirklich nicht nehmen? Wenn ja, dann nimm den gebührenden Teil Vorwurf auf dich; und pack nicht alles auf ihn.

Hotchkiss (sanft): Wäre es nicht besser —

Reginald (heftig): Hören Sie, Hotchkiss. Wer hat Sie gebeten, sich einzumischen? Heißen Sie Edith? Bin ich Ihr Onkel?

Hotchkiss: Ich wollte, Sie wären es: einen Onkel Reginald möcht' ich schon immer haben.

Reginald: Hören Sie Sykes: sind Sie bereit, Edith zu heiraten oder nicht?

Sykes: Ich habe schon gesagt, daß ich vollkommen bereit dazu bin. Ein Versprechen ist ein Versprechen.

Reginald: Wir wollen nicht wissen, ob ein Versprechen ein Versprechen ist oder nicht Können Sie nicht mit ja oder nein antworten, ohne alles zu verderben und Hotchkiss zum Grinsen zu bringen wie eine Cheshire-Katze? Wollen Sie sie heiraten, wenn sie ihren Schleier anlegt und zur Kirche geht?



Die Ehe.

707

Sykes: Gewiß. Ja.

Reginald: Schön. Lege deinen Schleier an Edith, und fort mit dir in die Kirche. Der Bräutigam wartet. (Er setzt sich an den Tisch.)

Edith: Heißt das, daß Slattox und Chinnery Lügner und Diebe sind und daß ich nächsten Mittwoch den absoluten Beweis in Händen hab', daß Slattox noch was viel Schlimmeres ist?

Sykes: Was das betrifft, habe ich keine Bedingungen gestellt, als ich um dich anhielt; und jetzt kann ich nicht mehr zurück. Ich hoffe nur, daß die Vorsehung meine arme Mutter verschont. Ich wiederhole: ich bin bereit dich zu heiraten.

Edith: Dann legst du große Charakterschwäche an den Tag, wie mich dünkt, und statt das auszunützen, will ich dir ein besseres Beispiel geben. Ich will wissen, ob das hier wahr ist. (Sie zieht ein Pamphlet hervor und reicht es dem Bischof; dann setzt sich zwischen Hotchkiß und ihre Mutter.)

Der Bischof (den Titel lesend); „Weißt du, was zu tun du im Begriffe bist? Von einer Frau, die es getan hat". Darf ich fragen, liebes Kind, was sie getan hat?

Edith: Sie hat sich verheiratet. Als sie drei Kinder hatte — das älteste war erst vier Jahre alt — beging ihr Mann einen Mord und machte dann einen Selbstmordversuch, verstümmelte sich aber bloß. Statt ihn zu hängen, verurteilte man ihn zu lebenslänglicher Zwangsarbeit um seiner Frau und Kinder willen, wie es hieß. Und sie konnte von dem schrecklichen Mörder nicht geschieden werden. Man wollte ihn nicht einmal lebenslänglich einsperren. Zwanzig Jahre lang mußte sie allein leben, ihre Kinder durch ihrer eigenen Hände Arbeit erziehen, mit dem Bewußtsein, daß diese schreckliche Kreatur gerade in dem Augenblick freigelassen werden würde, wenn sie erwachsen sein und das Leben beginnen würden; dann dürfte er sie alle mit Schmach bedecken, die zwei Mädchen hindern, sich anständig zu verheiraten und den Sohn vielleicht aus der Heimat treiben. Sieht das Gesetz wirklich so aus? Werde ich mich wirklich von Cecil nicht scheiden lassen können, selbst wenn er einen Mord begeht, falsches Geld macht oder Atheist wird?

Der Bischof: Ja, mein Kind. So ist es. Du mußt ihn auf gut Glück nehmen.

Edith: Dann weigere ich mich auf das bestimmteste, einen so elenden Vertrag zu schließen. Was für Dienstboten, was für Freunde, was für Premierminister würden wir haben, wenn wir sie auf gut Glück für Lebensdauer nähmen? Wir würden sie einfach zu jeder Art Schlechtigkeit ermutigen. Der Lebenswandel meines Gatten ist für mich aber doch wahrhaftig von größerer Wichtigkeit als der Balfours oder Asquiths. Wenn ich das Gesetz gekannt hätte, würde ich niemals Ja gesagt haben. Ich glaube, gar keine Frau ginge darauf ein, wenn sie sich klar machte, was sie tut.

NEUE REVUE und MORGEN.

Sykes: Aber ich werde keinen Mord begehen.

Edith: Woher weißt du das? Ich habe manchmal gewünscht, Slattox zu ermorden. Hast du noch nie Lust gehabt, jemanden zu ermorden, Onkel Rejy?

Reginald (zu Hotchkiß, mit vielsagendem Ausdruck): O, ja!

Leo: Rejy!

Reginald: Ich habe ja gesagt: und ich meine ja. Es gab eine Nacht, Hotchkiß, in der ich nahe daran war, Sie, Leo und hinterher mich selbst zu erschießen; das ist die reine Wahrheit.

Leo (plötzlich wimmernd): Oh Rejy! ('Sie eilt zu ihm und küßt ihn.)

Reginald (grimmig): Weg! (Sie kehrt weinend an ihren Platz zurück.)

Frau Bridgenorth (Leo streichelnd, aber laut zu der Gesellschaft sprechend): Ist das nicht alles großer Unsinn? Wie groß ist denn die Wahrscheinlichkeit, daß einer von uns ein Verbrechen begeht?

Hotchkiß: Sehr groß, glauben Sie mir. Ich habe mich einmal mit dieser Frage sehr gründlich beschäftigt; und fand, daß Dinge, die ich tatsächlich getan habe — Dinge, die, wie ich glaube, jedermann begeht — mir zehn Jahre Zuchthaus und zwei Jahre Zwangsarbeit und den Verlust aller bürgerlichen Rechte eingetragen hätten, wenn ich entdeckt und verklagt worden wäre. Ganz abgesehen davon, daß ich ein Privat-Administrator bin und wie alle Privat-Administratoren defraudiere. Täte ich das nicht, müßte die Witwe, für die ich administrierte, gelegentlich Hungers sterben und ihre Kinder könnten keine Erziehung erhalten. Und dabei bin ich wahrscheinlich ein so rechtschaffener Mensch wie irgendeiner der hier Anwesenden.

Der General (beleidigt): Wollen Sie behaupten, daß ich mich eines Lebenswandels schuldig mache, der mich ins Zuchthaus bringen könnte?

Hotchkiß: Ich halte das für ganz gut möglich. Aber natürlich — ich weiß es nicht.

Frau Bridgenorth: Meiner Treu! die Ehe ist doch keine Gesetzesfrage. Liebt ihr euch denn nicht? Das ist doch genug.

Hotchkiß: Wenn das genug ist, wozu sich dann verheiraten?

Frau Bridgenorth: Blech, St. John! Natürlich müssen sich die Menschen verheiraten. (Unbehaglich.) Warum sagst du denn nichts, Alfred? Du wirst das doch nicht so weiter gehen lassen.

Der General: Alfred! Seit zwanzig Minuten warte ich darauf, staunend, sprachlos, ob du all dem ein Ende machst. Unsere Blicke sind auf dich gerichtet: es ist deine Sache, dein Amt, deine Pflicht.

Uebe deine Autorität aus, sofort.

Der Bischof: Man muß auch dem Teufel Gerechtigkeit widerfahren lassen, Boxer. So lange man seinen Fall nicht angehört und





EMPTY





EMPTY



Die Ehe.

709

abgewogen hat, hat man kein Recht, ihn zu verurteilen. Es tut mir leid, daß du zwanzig Minuten warten mußtest, aber ich selbst habe zwanzig Jahre warten müssen, bis dies passierte. Ich habe oft mit der Versuchung gekämpft, zu beten, daß dies nicht in meinem Hause passieren möchte. Vielleicht war es eine Vorahnung, das Ehegesetz möchte eines Tages Teil der alten Bridgenorth-Bürde werden, die mich veranlaßte, unsere Regierung so dringlich darauf aufmerksam zu machen, daß das Ehegesetz niemals göttlich werden könnte, so lange es nicht vor allem menschlich gestaltet würde.

Frau Bridgenorth: Ach sei doch vernünftig. Die Menschen müssen heiraten. Was würdest du gesagt haben, wenn Cecils Eltern nicht geheiratet hätten?

Der Bischoff:

Hotchkiß:

Reginald:

Der General:

Leo:

Fr. Bridgen.:

Das haben sie garnicht getan, meine Liebe.

Hallo!

Was?

Wie?

Nicht geheiratet!

Was?

Sykes (sich bestürzt erhebend): Was um Gottes willen meinen Sie, Eminenz? Meine Eltern waren doch verheiratet.

Hotchkiß: Sie können sich dessen kaum erinnern, Cecil.

Sykes: Ich habe meine Mutter zwar nie gebeten, mir ihre Heiratspapiere zu zeigen. Wer hat das jemals getan? Ich habe nie vermutet — ich habe nie gewußt — Scherzen Sie? Oder sind wir alle verrückt geworden?

Der Bischof: Regen Sie sich nicht auf, Cecil. Lassen Sie mich's Ihnen erklären. Ihre Eltern waren keine Anglikaner. Sie selbst waren vor Ihrem zweiten Semester in Oxford auch keiner. Ihre Eltern sind Positivisten gewesen, ihre Trauungszermonie fand in Newton Hall in Fetter Lane statt, nachdem sie zuerst die Zivilehe vor dem Standesbeamten des West Strand Distrikt geschlossen hatten. Ich frage Sie als anglikanischen Katholiken, war das eine Ehe?

Sykes (fiberwältigt): Großer Gott — nein — tausendmal nein.

Ich habe nie daran gedacht. Ich bin ein Kind der Sünde.

Der Bischof: Beruhigen Sie sich! Sie sind nicht mehr ein Kind der Sünde als ein Jude oder ein Mohamedaner oder ein Non-konfirmist oder irgendein anderer, der außerhalb der Kirche geboren ist. Aber Sie sehen, wie das meine Ansicht von der Sache beeinflußt. Für mich ist nur eine Heirat heilig. Das Ehesakrament der Kirche. Sehen wir davon ab, so kann ich keinen Unterschied zwischen einer Zivilehe und einer anderen erkennen. Es geh eine Zeit, da alle Ehen im Himmel geschlossen wurden. Aber weil die Kirche unklug war und ihre Gesetze nicht vernünftig gestalten wollte, wurde ihre Macht  
NEUE REVUE. und MOROI N. 1009. Heft 20 51

NEUE REVUE und MORGEN.

über Männer und Frauen von ihr genommen und die Ehen im Himmel machten den Eheverträgen am Standesamt Platz. Und jetzt, wo unsere Regierungen sich weigern, diese Verträge vernünftig zu gestalten, werden jene, die wir in unserer Blindheit aus der Kirche vertrieben haben, aus dem Standesamt vertrieben werden; und die Geschichte des alten Roms wiederholt sich bei uns. Wir werden durch unsere Anwälte auf die Dauer von sieben, vierzehn, oder einundzwanzig Jahren vereinigt werden — oder vielleicht auf die Dauer von Monaten und die alten Gelöbnisse werden durch Gesellschaftsverträge ersetzt werden. Der General: Würdest du, als Bischof, solche Verträge billigen?

Der Bischof: Glaubst du, daß ich als Bischof die gesetzliche Erlaubnis die Schwester der verstorbenen Frau zu heiraten, billige? Das hat nicht gehindert, daß sie Gesetz wurde.

Der General: Aber als die Regierung dir auf den Zahn fühlte, ob du einen Mann mit der Schwester seiner verstorbenen Frau verheiraten wolltest, hast du ihr sehr natürlich und ordentlich gesagt, daß die beiden zuerst zum Teufel gehen sollten.

Der Bischof (entsetzt): Nein, nein, da muß ich doch bitten, Boxer! Du darfst nicht . . .

Der General (ungeduldig): Oh, ich meine natürlich nicht, daß du dieselben Worte gebraucht hast. Aber das war ihr Inhalt und ihr Sinn.

Der Bischof: Nicht der Sinn, Boxer, ich protestiere. Aber laß das. Die Hauptsache ist, daß die staatliche Ehe von der kirchlichen Ehe schon getrennt ist. Die Beziehungen zwischen Leo und Rejy und Sinjon sind vollkommen gesetzlich; aber erwartest du, daß ich, ein Bischof, sie billige?

Der General: Ich verteidige Reginald nicht. Er hätte Sie aus dem Hause werfen sollen, Herr Hotchkiß.

Reginald (sich erhebend): Wie konnte ich ihn aus dem Hause werfen? Er ist stärker als ich: erst hätte er mich hinausgeworfen, wenn es soweit gekommen wäre. Und er hat mich hinausgeworfen: was war es denn anderes als ein Hinauswerfen, als er mir die Liebe meiner Frau stahl und sich an meine Stelle setzte? (Er geht an den Kamin.)

Leo: Wenn du nicht aufhörst, über unser Eheleben so häßlich zu sprechen, verlass' ich das Zimmer und Sprech nie wieder ein Wort mit dir.

(Fortsetzung folgt.)



Aspern.

711

Aspern.

(21.22. Mai 1809.)

Von

Karl Bleibtreu.

Napoleon sagt: „Die Geschichte ist konventionelle Fabel“, vor allem die Kriegsgeschichte, wo der Forscher sich durch endloses Gestrüpp von Legendenkratn hindurcharbeiten muß. Lieber keine Schlacht verbreitete sich aber so arges Gewebe von Unwahrheiten, wie über das Mordgewühl im Marchfeld, sowohl bei Aspern als bei Wagram. Schon früh lichteten wir polemisch den Nebel, den Chauvinismus und Unwissenheit um den wahren Verlauf spannen, vor allem die dreiste Fälschung beiderseitiger Stärken und Verluste. Unser Ergebnis anerkannten die neusten österreichischen Militärautoritäten auf diesem Gebiete (im Gegensatz zu den phantastischen Prahlerien der Angeli, Smekal usw.) ausdrücklich als richtig. Der seither verstorbene bedeutende Binder-Kriglstein und später Major v. Hoen in seiner tüchtigen Aspernbroschüre fußten auf unsern Studien, was freilich auch nicht anders ging, weil seither endlich auch französischerseits Kommandant Saski sein offizielles (Generalstab-) Werk über 1809 losließ und hierbei, unabhängig von uns, dokumentär vieles bestätigte, was wir ohne Pariser Archivausweis lediglich durch unsere eigentümliche Methode scharfeindringender Untersuchung zutage förderten. Leider enthält aber auch dies Werk, ebenso die genannten österreichischen Versuche, sich von der bisher gepöppelten Legende loszumachen, noch schwere Irrtümer in Hauptdingen, die im Grunde doch noch wichtiger sind, als Aufhellung der schamlosen Stärke- und Verlustfälschungen. Selbst ein so strenger Unparteilicher wie Binder, der in Verurteilung Erzherzog Karls und anderer heimischer Paladine viel zu weit geht, hat sich noch nicht vom Schlendrian befreit, die übliche Darstellung des Schlachtverlaufs für bare Münze zu nehmen. Die Oesterreicher kennen zu wenig die französischen, die Franzosen höchst unvollkommen die deutschen Quellen. So sind z. B. die Ranporte der Korpschefs vom 23. Mai mehrfach von Wert zur Selbstwiderlegung ihrer Prahlerien. Seither boten wir nun in Band II unseres Werkes „Die Große

Armee" eine ausführliche Aufhellung des Sachverhalts, deren Ergebnis wir hier niederlegen wollen.

Am 20. Mai, wo abends nach Vollendung der vier Donaubrücken zuerst Massenas Division Molitor nach Aspern übersetzte, beginnt schon die Legenden-Fabrik. Von der leichten Reiterdivision Marulaz kam nämlich nur eine Schwadron hinüber, weil die zweite Brücke beschädigt wurde, und da Lasalles Reiterei laut Napoleons Orderbuch hinter Marulaz stand, läßt sich nicht annehmen, daß sie schon am 20. überging. Oesterreichische Autoren fabeln aber vom großen Abendgefecht bei Eßling zwischen den 12 Schwadronen Lasalles — Hoen macht sie sogar regimentweise namhaft — und 24 österreichischen. Dies wäre wenig ehrenvoll, zumal letztere nach eigener Angabe "anfangs geworfen wurden, doch erzählt man mit Stolz, man habe die Franzosen zuletzt verjagt und ihnen „50" (bei Smekal waren es noch 100!) Gefangene abgenommen. Aus des Pariser Archivars Martinien maßgebendem „Tableau toter und verwundeter Offiziere" während des Empire geht aber hervor, daß am 20. nur 24. Chasseurs 3 Offiziere verloren. Nur diese schwache Truppe rekognoszierte also bei Eßling und schüchterte den Feind so ein, daß obige Sage entstand. Hätte Lasalle schon am 20. abends in großem Stile ausgekundet, so hätte Napoleon nicht am 21. früh persönlich rekognoszieren brauchen, und zwar mit so schwarzer Eskorte, daß angeblich Ulanen auf ihn Jagd machten und einen Generalstäbler gefangen nahmen. Dies Beispiel lehrt, wie man in jeder Kleinigkeit den Angaben auf die Finger sehen muß.

Am 21. Mai nachmittags hatte Napoleon drüben etwa 22 000 M.inkl. Artillerie. Div. Carra St. Cyr kam später, angeblich um 6, und angeblich



NEUE REVUE und MORGEN.

gar nicht mitfechtend. Beides ist falsch, da die große Brücke um 6 Uhr riß, St. Cyrs 24. Leichtes aber schon nach 5 Uhr am Deichdamm die geworfene Reiterei aufnahm und sein 46. sehr heftig in Aspern focht, obschon gewisse Schriften es Gewehr bei Fuß im Brückenkopf stehen lassen. Wären französische Berichte richtig, daß Kürassierbrigade St. Oermain erst vor 1 Uhr eintraf, so müßte auch das Zeit->.latum über Reißen der Brücke geändert werden. Andererseits entspringt Hoens Annahme, drei frische Kürassierbrigaden seien schon um 5 Uhr zur Stelle gewesen, dem Vorsatz, die außerordentlichen Minderzahl der französischen Reitsigen bei den ersten Attacken zu vertuschen. Wenn ferner Smekal freigebig iioch St.-Hilaire heut anlangen und „Division“ Colbert (unvollzählige Brigade, von der nur eine Schwadron bis zur Lobau kam!) lustig attackieren läßt, dabei bezüglich Massenass Rataillonszahl rührende Unkenntnis entfaltet und es so auf 45 000 Streiter Napoleons schon am ersten Tage bringt, so verschafften wir den Aspernschwärmern wenigstens den Trost, sie vom Spott über „12 Regimente Kürassiere“ zu entlasten. Nach bisheriger Angabe könnten dies nur 6 gewesen sein, wir stellten aber fest, daß alle französischen Quellen außer einer die Division St.-Sulpice unterschlugen, die man überall ausdrücklich stets bei Ebersdorf zurückbleiben läßt. Tatsächlich erschien sie schon am 21. und setzte mindestens Brigade Guiton stark ein. Ob Brigade Lagrange schon :inwesend und im Zwischenraum zwischen Eßling und Donauufer einhieb, ist freilich zweifelhaft, denn sie verlor heut nur einen Offizier. Ebenso litten St. Oermains 12. Kür. gar nicht. Auf österreichische Berichte, daß man östlich von Eßling Kürassierattacken abschlug, ist gar nichts zu geben, denn auch dort, wo nur Marulaz' Chasseurs einhieben, wird von Panzerreitern geflunkert: es macht sich besser! Mit all diesen Kräften besaß Napoleon am 21. doch nur 32 000 Streitbare mit 70 Geschützen; am 22. stießen hierzu 30 000 Mann Infanterie mit 67 Geschützen, ungerechnet eine Gardebatterie, die vom Lobauufer den oben erwähnten Raum zwischen Eßling und Donau bestrich. An Reitern kamen nur

angeblich eine Handvoll Gardepolen, außerdem eine Hälfte 2. Kür., deren andere Hälfte losgerissene Pontons stromabwärts entführten. Gegen diese 65 000 Mann inkl. Artilleristen und Offiziere wälzten sich mindestens 110000 Oesterreicher heran. Denn nach Ausscheidung unzuverlässiger Elemente gab es immer noch 84 550 Infanteristen, 14 360 Reiter, wie der aus den Akten schöpfende Hoen zugesteht. Die Geschützbedienung und die sonstigen Branchen waren aber so zahlreich im österreichischen Heere, daß unsere obige Ziffer noch zu niedrig scheint. -Von der üblichen Fabelziffer 75 000 stieg Angeli schon notgedrungen auf 96000, die 288 Geschütze wurden bei Hoen 292, leider aber falsch addiert, da seine eigene Geschützeinteilung bei den Korps 320 ergibt! Diese erdrückende Uebermacht in allen Waffengattungen brachte am ersten Schlachttag, wo ungefähr 80 000 österreichische Gewehre und Säbel gegen 25 000 französische ernstlich fochten, fast gar kein Ergebnis.

Wir tadeln nicht sehr, daß Karl seine Korps Hiller, Bellegarde, Hohenzollern in Richtung auf Aspern zu dicht aufeinanderpackte, wodurch sie sich gegenseitig beim Aufmarsch klemmten und dem feindlichen Feuer sich besonders aussetzten. Denn nur bei Aspern winkte Erfolg, da man von dort direkt an die Brücke reichte und so Napoleons Rückzug bedrohte. In die Lücke, die durch dies Rechtsziehen entstand, schob man ja auch die Reservereiterei Liechtenstein ein, die den Aufmarsch der Linken, Korps Rosenberg, vor Eßling decken sollte. Es ließ sich nicht voraussehen, daß dieser Schutz nicht ausreichte. Dagegen scheint unverantwortlich, wobei den Stabschef Wimpfen die Schuld trifft, daß liederliche Marschdisposition ein auch nur einigermaßen gleichzeitiges Eintreffen der fünf Kolonnen unmöglich machte. Hiller marschierte nach 2 Uhr auf, griff Aspern erst vor 3 Uhr kräftiger an, Bellegarde um 3 Uhr und schickte bis 4 Uhr Hilfe, Hohenzollern um 4 und trat bis vor 5 Uhr nur mit Artillerie in Tätigkeit. Diese wurde aber so bedrohlich, während Hillers und Bellegardes. Stürme unter schweren Verlusten scheiterten, daß Napoleon seine Geschwader losließ, um diese Flankenbeschießung zu beseitigen. Marulaz nötigte die Batterien zu rascher Flucht, brachte Hohenzollerns Fußvolk in Unordnung. Espagne drückte die



unordentlich aufgerittenen Kürassier-

Aspern.

713

brigaden Liechtensteins zurück und hielt die erst um 5 Uhr aufmarschierte Kolonne Dedovich (rechter Flügel Rosenbergs) ab, Eßling zu berennen. Zuletzt wichen freilich die Reisigen überall, Nachhauen vereitelte heftiges Feuer aus Eßling. Dort kommandierte in Ermangelung seines noch abwesenden Korps kein Geringerer als Lannes, der zwei kühne Stürme Rosenbergs abschlug. Diese begannen sicher viel später als „5 Uhr“, da damals noch der Reitersturm tobte und Lannes nach erfolgreicher Gegenwehr seinen persönlichen Feind Bessieres einlud, jetzt endlich mal „aufs äußerste“ zu attackieren. Diese große Attacke, die der gereizte Reitermarschall sofort in Szene setzte, wird von den Franzosen übereinstimmend auf 7 Uhr angesetzt, von den Oesterreichern fälschlich noch später. Daß sie diesmal sich ausschließlich seitwärts von Eßling massierte, beweist, daß man damals noch Aspern für nicht gefährdet hielt. Wir sparen uns hier alle Einzelheiten und verzeichnen nur, daß die Attacke, durch Brigade Guiton und 3. Kür. vermehrt, anfangs großen Erfolg hatte und nicht, wie überall zu lesen, bloß Brigade Wartensleben, sondern vor allem Rosenbergs überall verleumderisch des Faulenzens beschuldigte Korpskavallerie sich ins Mittel legte. Der immer noch in Reserve gehaltene Lasalle hieb Bessieres aus persönlicher Bedrängnis heraus. Saskis Angabe, er habe heute Null verloren und gar nicht gefochten, ist offenbar falsch. Wahr ist nur, daß er minimal teilnahm, Bessieres überhaupt geradeso haushälterisch mit seinen Reserven umging, wie Lannes, der Boudets 93. gar nicht einsetzte, ähnlich wie Massena in Aspern. Denn dort blieb Molitors 2. ligne an beiden Tagen am Deichdamm in Reserve. Die Mythe, Molitor habe heute „die Hälfte“ eingeüßt, die noch Thiers verbreitet, widerlegt sich leicht, da er an beiden Tagen nur ein Drittel verlor und am 22. noch ganz schlagfertig war. Nicht mal Legrands 18. und die Badenser verbrauchte Massena, von Carra St. Cyr warf man nur zuletzt das 46. in den Kampf, das seinen Oberst als Leiche im Dorfe ließ. (Hierdurch bewahrheitet sich eine Anekdote Marbots, der dabei nur irrig „Eßling“ für „Aspern“ setzt.) Da der Erzherzog beim Reitersturm



Hohenzollerns Fußvolk ermunterte, erst dann nach Aspern ritt und erst dann nochmaliger Sturm begann, an denen auch Kräfte Hohenzollerns teilnahmen, die doch erst nach Verebben der Attacken frei wurden, dürfte auch hier nicht um 5, sondern 6 Uhr der große Stoß von 20 (nicht 15) Bataillonen begonnen haben. Bei Nacht ward endlich das Westdorf erobert.

Da aber am 22. früh Korps Lannes eintraf, ergriff Massena schon früh um 2 Uhr mit Legrand und St. Cyr die Offensive, überwältigte die Eindringlinge vom Korps Bellegarde völlig und jagte Korps Hiller 600 Schritt weit in die Ebene zurück. Dieser durchschlagende Erfolg, wobei die Oesterreicher viel Gefangene und Geschütze verloren, trat um 8 Uhr morgens ein. Umgekehrt hatte Rosenberg schon um 5 (nicht 3) Uhr Eßling erneut wütend angegriffen, auch er aber wich um 8 Uhr in Panik um 1000 Schritt. Dies brauchte Lannes, um den von Napoleon befohlenen Zentrumstoß auszuführen. Korps Hohenzollern, zugleich seit 9 heftig von Lassalles Geschwadern bestürmt, mußte mittags vom Grenadierkorps abgelöst werden. Allein, da die Brücken erneut ungangbar wurden, daher Verstärkung ausblieb, fiel Lannes mittags langsam auf Eßling zurück, um. 1 (nicht 11) Uhr griffen ihn Grenadierkorps und Bellegarde an, die selbstredend gleichzeitig mit Rosenberg ihren Stoß ansetzten. Dieser empfing zwar um 11 und 12 Uhr ergrimte Mahnung, erneut anzugreifen, Karl soll sogar Dedovich mit Erschießen gedroht haben, wie denn unerklärliche Gehässigkeit gegen Fürst Rosenberg bei ihm wie bei allen Historikern hervortritt. Der tapfere redliche Rosenberg tat seine Pflicht in vollem Maße, von seinen acht Unterführern bluteten fünf, Obersten und Stabsoffiziere fielen in Menge, die Truppen schlugen sich hingebend. Wie bei Aspern Regiment Klebeck und Reuß sich opferten, so hier alle Regimenter, besonders Regiment Karl und die ungarischen Sztaray und Hiller. Aber weil man bei Eßling mit vollem Mißerfolg abschnitt, wird das brave Korps geschmäht. Allerdings nimmt Wunder, daß Boudets 7 Bataillone sich dauernd gegen solche Uebermacht hielten. Doch das Dorf hatte drei wahre Zitadellen, von Lannes sorgsam verschanzt, was Massena bei Aspern unterließ, und 56. ligne focht so heroisch (verlor 900

Mann!), dalt es allein von allen Regi-



NEUE REVUE und MORGEN.

inentern die Fahneninschrift „Eßling“ erhielt. (Vergl. Historique.) Genug, Rosenberg erlitt schon solche Verluste, seine Artillerie verfeuerte sich so, daß bei Dedovich nur 3 Stück noch Munition hatten, und war außer Stande, vor 123/i anzugreifen. Er wiederholte nach 1 und um 2 Uhr Massenstöße, doch alle scheiterten. Ja, Boudets Batterie schleuderte auf die Orenadiere, als sie der durch Fallen ihres Chefs verwaisten Div. Hilaire nachdrängten, solches Flankenfeuer, daß sie schmählich ausrissen. Nach Bellegardes eigenem Rapport drang er erst um 1 Uhr vor, Oudinot (Linke Lannes) wich um 2 Uhr hinter den Deichdamm, wo Bellegarde laut eigenem Geständnis durch verdoppelte Kanonade zum Stehen kam. Laut Memoiren der Artilleriechefs Seruzier und Boulart gruppierten sich jetzt 80 Stück zu einer Batterie (napoleonische Taktik) in gut maskierter Stellung und hielten die feindliche Geschütz-Überzahl im Schach. Jetzt tobte einständiges Artillerieduell, welche Gefechtspause die übliche Zeitverwirrung auf Mittag verlegt und mit unerhörter Fälschung die eigentliche Schlacht um 3 Uhr hier enden läßt. Nun bezeugen aber Savary, Lejeune, Segur, daß erst um 4 Uhr eine Krise eintrat, wobei Napoleon in solche persönliche Gefahr geriet, daß sich überall der Ruf erhob: „Rettet den Kaiser!“ Nie sei er seit Arcole in solcher Lage gewesen! Da man mit dieser Ueberlieferung (sogar sein Hut sei ihm abhanden gekommen) nichts anzufangen weiß, so phantasieren verschiedene Autoren, am 21. abends habe Napoleon persönlich die Attacke mitgeritten!! Hierbei seien neben ihm die Generale Fouler und Durosnel gefangen worden. Dieser Unsinn zerrinnt schon dadurch, daß Fouler, der übrigens nicht „Stallmeister“, sondern Brigadechef Espagnes war, und Flügeladjutant Durosnel erst am 22. verwundet in Gefangenschaft fielen (Martinien), und zwar erwischte ein Knesevichdragoner den Fouler. Um 4 also attackierte Liechtenstein. Zwei württemberger Generale, die Martinien als verwundet anführt, können nur in Napoleons Oefolge geblutet haben. Ebenso 3 Offiziere der Gardepolen, freilich auch als Ordonnanzen denkbar, doch da nach einer französischen Quelle „Gardereiterei“

attackierte, scheint möglich, daß die Polen, wirklich anwesend als Eskorte, den Kaiser herausschieben. Zugleich dürfte hier eine gewaltige Gegenattacke der 7. Kür. erfolgt sein. Denn diese erhielten allein unter der Kavallerie die Standarteninschrift "Eßling", man weiß nicht wofür, da sie am wenigsten in Div. Espagne litten und am 21. nur die 4. 6. gerühmt werden. Genug, die weit vorgeprellten Knezevich - Dragoner wurden zusammengehauen, verloren 20 Offiziere u. 200 Mann. Nächst ihnen litten am meisten Rosenberg - Chevaux-legers, die alle Autoren faulenz lassen, und Bellegardes Klenauchevauxlegers, denen man einen gloriosen Verfolgungsritt am 21. andichtet, wo nur 2 ihrer 8 Schwadronen noch gesammelt werden konnten. Bellegardes Rapport ist viel bescheidener darüber. — Die Grenadiere im Zentrum wandten zweimal so den Rücken, daß ihr Divisionär Lindenau den Abschied erhielt. Um 5 Uhr wollte Karl nochmals vorrücken, weil endlich Eßling zu fallen schien. Der andere Grenadierdivisionär Aspre (es ist irrig, daß er damals schon das ganze Korps führte, wie man überall liest) eroberte endlich den Südwestteil, Rosenberg drang im Osten durch. Da brach über die Stürmer selbst ein Sturm herein: Flügeladjutanten Mouton und Rapp warteten mit den Gardefüsiliern alles wieder ins Freie, wobei 1 Bat Alte Garde nachhalf. Rapps Memoiren sprechen nämlich ausdrücklich von 5 Bataillonen. „Wir verloren hierbei General Gros“, der die Gardechasseurs kommandierte. Hier wird auf einmal klar, warum Napoleon dem Gardejäger Romeuf, dessen Ehrenkreuz durch Säbelhiebe zerspalten, sein eigenes anheftete und warum die Alte Garde 300 Mann verlor. Segur schwatzt von Hörensagen, sie seien bloß durch Kanonade weggerafft, und österreichische Autoren griffen es gierig auf, um den Bereich der Kanonade bis zum Brückenkopf auszuprahlen. Stand aber die ganze Alte Garde stets im Brückenkopf, so konnte Romeuf sein Orden nicht durch Säbelhiebe zerspaltet werden! Obendrein haben wir aber den Beweis, daß alle rückwärtsstehenden Teile minimal litten, so Molitors 2. ligne, das an beiden Tagen nur 4 Off., 120 Mann verlor. Wenn vier Bataillone Demonts 10 Offiziere verloren, die anderen fünf nur 4, so kann solche Ungleichmäßigkeit nur bedeuten, daß erstere zuletzt bei Aspern



oder am Deich in die Vorderlinie

Rundschau.

715

rückten. Mit andern Worten, die österreichische Kanonade wirkte recht mäßig; französische Verluste rühren überall vom Infanteriekampf her.

Tatsächlich trat Karl um 6 Uhr den Rückzug<sup>1</sup> an. Wenn Liechtenstein ihn wütend angefahren haben soll:

„Warum? die Franzosen retirieren ja!“ welchen Vorfall die Legende noch auf ein früheres Datum verlegt, so ist dies entweder nachträglich erfunden oder macht Liechtensteins Auffassungsgabe wenig Ehre. Sein eigener Rapport sagt aber im Gegenteil, daß er abends eine Reiterbrigade zum Schutz Rosenbergs vorschob, was wenig auf glückliche Stimmung deutet. <sup>1</sup> Jedenfalls, wie schon Binder zugibt, ging die Artillerie so weit zurück, daß ihre Sphäre knapp noch bis zum Deich reichte. Daß auch Bellegarde abgeschlagen, entnehmen wir der Tatsache, daß nach 5 Uhr seine Truppen plötzlich nach Aspern hineinströmten, d. h. dem Kampf mit Oudinot auswichen. Massenass Lage gestaltete sich offenbar bis dahin nur günstig, denn wir ersehen aus einem Korps-Rapport, daß er sogar feindliche Batterien im freien Felde bedrohte. Da aber nun auch Massen Bellegardes und sogar Hohenzollerns dorthin abgezweigt, ward um 7 Uhr abends der Kirchhof endlich nochmals von Hillers Siebenbürgern überrumpelt. Doch kam weiteres Nachstoßen endgültig um 8 Uhr zum Stehen. Um 9 Uhr räumte Massena den Ort freiwillig, weil längst die Armee zur Lobau abrückte. Die „Sieger“ verloren 24000, Napoleon 19 000 Mann. Angesichts statistischer Beweiskraft unserer Errechnungen und Fragwürdigkeit anderer Quellen ist psychologischer Irrtum, sich auf Eylau zu berufen, wo man auch so legendär schwindelte (vergl. einen Brief Friedrich Wilhelm III.). Liechtenstein selber entkräftet die Fabeln vom riesigen Verlust Espagnes durch das wertvolle Eingeständnis: „obschon unser Feuer“ (auf 50 Schritt, bei der Wiener Freiwilligenlegion Karl) „nur geringen Schaden verursachte.“ Sein zerhauener grüner Federbusch wird ebenso historisch bleiben wie die schwarz-gelbe Fahne, die Erzherzog Karl dem Rgt. Zach vorantrug und die Kugel, durch die spätabends Napoleons Liebling Lames getötet wurde. Doch nur weil er keine



Kugeln und Patronen mehr hatte und  
Brückenriß ihn jedes Munitionersatzes  
beraubte, wandte der Imperator seine  
siegreichen Adler rückwärts.

Rundschau.

Finanzpolitisches.

Von Pluto.

Die Deutsche Bank riet bereits  
zur Mäßigung! Oerade diese Berichte,  
welche an die umfangreichste Kundschaft  
gehen, gelten als von höchstem Einfluß.  
Als vor Jahren von der gleichen Seite auf  
den Niedergang der Industrie hingewiesen  
wurde, behaupteten viele eingefleischte  
Hausseinteressenten, und keineswegs im  
Spaß, jener ganze Niedergang sei erst  
daraufhin eingetreten. Immerhin ist es  
für jetzt zu beachten, daß nach Tagen  
der Lebhaftigkeit, wie solche seit Jahren  
nicht in Erinnerung waren, sofort mit ab-  
geschwächten Kursen, sich auch das ganze  
Geschäft verringerte. Das heißt die einen  
realisierten ihren Nutzen, die andern aber  
ließen sich von den hierdurch etwas  
reduzierten Kursen durchaus noch nicht  
wieder zu Käufen anlocken. Beständig  
bleibt es der Oeldstand, der das Nach-  
denken unserer Erfahrenen herausfordert.  
Wie, wenn nun eines Tages die See-  
handlung nichts mehr hergibt! Letztere  
hat doch ganz bestimmte Vorschriften,  
z. B. auf Ottavi leiht sie überhaupt nichts.  
Man müßte sich also in zweite und dritte  
Hände geben und das verteuert dann  
natürlich den Satz. Viele bringen über-  
haupt auch unsere Abundanz an der Börse  
mit dem Erlöse der russischen Prioritäten  
zusammen (ca. 80 Millionen), der noch in  
Deutschland bei den Emissionshäusern ist.  
Andererseits läßt sich doch nicht leugnen,  
daß eine ähnliche Billigkeit in der ganzen  
Welt hervortritt. Die Schiebungen in  
London sind so niedrig wie seit langem

NEUE REVUE und MORGEN.

nicht, das Schatzamt in Washington sieht seine Goldbestände sehr beträchtlich wachsen, exotische Papiere steigen, weil unversehens die holländischen Kapitalisten wieder bei reicher Kasse sind und hinter den Kulissen als Käufer auftauchen. Es könnten also auch die gewaltigen Goldzuflüsse aus Transvaal, Australien, Klondyke usw. sein, die unsere Barmittel überhaupt außerordentlich vermehren. Alles in Allem bleibt die Spekulation den Eisen- und Kohlenaktien günstig gesinnt, hält sich in diesem Punkt noch immer vorausschauender als die eigentlichen Fachkreise, die keine Lust haben, ihre eigene Meinung aufzugeben. Sicher ist, daß der so vielerhoffte Bauaufschwung verpaßt ist, da doch der Frühling bald zu Ende geht. Es bleibt also auch unseren Optimisten nichts anderes übrig, als auf den Herbst zu hoffen, wo plötzlich die Bestellungen zum Frühjahr 1910 kommen könnten. Indessen die Börsensituation von heute hat mit dem Allen nur wenig zu tun. Sie erscheint nicht mehr ganz klar und erst der Ultimo mit seiner wahren Enthüllung der Positionen wird Vieles aufklären.

Die Konfiskation des Sultan-Vermögens ist leichter gewünscht, als vollzogen. Und ruhten die meisten Millionen sogar bei der Ottomanbank, die zugleich ein privilegiertes türkisches Noteninstitut ist, so ließe sich doch das einmal anerkannte Privateigentum nicht so leicht nachträglich wieder aberkennen. Haupttreuhänder sind aber in diesem Falle die leitenden europäischen Banken, die ohne tiefste Schädigung des Allgemeinvertrauens einer einfachen jungtürkischen Aktion unmöglich Gehorsam leisten dürfen. Ein sogenannter Verzicht des Sultans würde doch hier von vornherein als völlig erzwungen anzusehen sein und dies sogar unter lebensgefährlichen Bedrohungen. Jene Banken müßten also erst eine richterliche Entscheidung abwarten, in der — sie natürlich die Beklagten wären, und sie müßten ferner den ganzen Instanzenzug innehalten, um sich mit einem obersten Gerichtsbeschluß nötigenfalls zu decken. Bis diese Prozesse abgespielt wären, werden vielleicht wieder andere Verhältnisse in Konstantinopel obwalten und einige Machthaber von heute auf der Galatabrücke hängen. Wird aber der Exsultan wirklich um seine Viertelmilliarde wieder erleichtert, so gäbe es in englischen



und preußischen Konsols einen Kurssturz. Es müßte sich also sofort ein Syndikat bilden, um diesen ungeheuren Besitz einstweilen aufzunehmen, da die herrschende Partei am Bosphorus ihr Geld sicher besser gebrauchen kann, als es in schweren Rentenpapieren liegen zu lassen. Uebrigens hat die europäische Hochfinanz den märchenhaften Reichtum des Großheim lange gekannt, ebenso wie die Zusammensetzung seiner Effektenbestände.

\*

Unsere Anleihen sind schlecht gegangen, d. h. im Verhältnis zu der beispiellosen Abundanz. Auch zeigen die Subskriptionen noch einige Schönheitsfehler, da die Großbanken es gewiß an künstlichen Millionen soweit nicht fehlen ließen, als es eben zum Schutze gegen eine Verflauung der Tendenz nötig war. Warum das Kapital keine echte Leidenschaft bezeugte? Das Ausland, das sich sicher sehr stark beteiligt hätte, wurde durch die Vorzugspreise (C/4 Proz.) verstimmt, welche diejenigen erhielten, die sich ins Schuldenbuch eintragen ließen. Von Franzosen und Belgiern ist natürlich eine solche Neigung nicht gut zu verlangen. Das Inland atmet mit vollen Zügen unsere große Aktienbewegung ein und ist dadurch unternehmend genug geworden, auch unter den auswärtigen Anlagen Umschau zu halten. Die russischen Prioritäten mit ihrer höheren Rente sind glänzend untergebracht, sie stiegen schon um einige Prozente, und es steht augenscheinlich eine weitere derartige Emission bevor. 41/» prozentige japanische Tabakobligationen stehen 95, und mutigere Leute erinnern daran, daß Tabakobligationen, ob in Portugal, Bulgarien oder anderswo, noch niemals notleidend geworden sind, daß am Kurse noch Geld verdient wurde. Ebenso ziehen Mexikaner und Argentinier, dazu kommen Städtebonds in Argentinien, Japan, die heute ganz ernst gekauft werden, trotzdem die betreffenden Städte nicht einmal viel genannt sind; nur weil der internationale Markt in diesen Papieren augenblicklich als sehr willig erscheint. Aber nun zu den Deutschen Fonds! Gibt es wirklich keine Kapitalisten, die sich lieber 4 Proz. Badische zu 102,10 hinlegen, als 4 Proz. Preußen zu 102,70 zu zeichnen? Das reiche Frankfurt kann seine eigenen Stadt-Obligationen 1 Proz. unter der neuen

HERMANN MUTHESIUS / HAUS DES KÜNSTLERS IN NIKOLASSEE



EMPTY

Reichsanleihe kaufen und denkt dabei über den Unterschied zwischen großen oder mindergroßen Marktverhältnissen kaum nach. Auch andere deutschen Städteanleihen sind billiger zu haben, wobei es sogleich als Merkwürdigkeit verzeichnet werden soll, daß Bayerische und Badische Kommunalpapiere sich besser absetzen als Württembergische, trotz der großen Wohlhabenheit des letzteren Landes. Weiter konnte man an der Börse noch vor zwei Jahren 4—5 Proz. mit seinem Gelde machen, heute jedoch nur 2—2½ Proz. Diese Käuferschicht hat sich also jetzt dem Aktienverkehr zugewendet, rechnet sich bei Deutsch-Luxemburgern auch jetzt immer noch 5 Proz. heraus und ebenso bei andern großen Industriepapieren. Ein anderes Interesse erfüllt eben heute so manche wichtigen Kaufkreise. Endlich kam auch noch unsere innere Politik hinzu. Das Reich und Preußen jongliert keineswegs mit sofortigem Zeichnungsschluß. Bis Montag Nachmittag waren daher alle Listen offen. Nun scheiterte am Sonnabend einmal wieder unsere Finanzreform, und das war der Grund, weshalb höchst wohlhabende Geschäftsleute dann auch den vierten Teil ihres ursprünglich beabsichtigten Betrages subskribierten. Damit ist aber das Gesamtergebnis der neuen Anleihen kein ungünstiges geworden. Unsere Banken, die gegenwärtig sonst keine 4 Proz. machen können, legen sich die Stücke ruhig in ihr Portefeuille und setzen ihre Bestände nach und nach solider ab, als es vielleicht bei einer Ueberzeichnung der Fall gewesen wäre.

Der Flottenskandal in Spanien darf von keiner Industrie unterschätzt werden, denn auch anderen Lieferungen nach anderen Staaten hin könnten ähnliche Enthüllungen passieren oder nur angehängt werden. In Spanien macht sich gerade jetzt eine gewisse Schärfe gegen das Ausland geltend, die sogar bis zu einer Sonderbesteuerung der fremden Banken geht und u. a. dem Credit Lyonnais sein ganzes Aktienkapital zugleich in seinen fünf dortigen Filialen steuerpflichtig gemacht haben würde. Jener Skandal nun bei der Flotte betrifft englische Baugesellschaften, die aber nach allen Erfahrungen zu Bestechungen gar nicht die Initiative ergriffen haben werden. In solchen Fällen treten vielmehr immer ziemlich prompt eingeborene Vermittler auf, die für sich die kleinste Provision



beanspruchen, dagegen für Minister, ev. sogar für Prinzen von Geblüt außerordentlich hohe Sätze verlangen. Das mit der eigenen Provision stimmt, wohingegen die höheren und hohen Chargen sehr oft keinen Pfennig von den Millionen erhalten, die man vertrauensvoll in die Hände jener Vermittler gelegt. Das bleibt eben das Hauptgeschäft eines solchen Edelndenken. Ist es doch schon vorgekommen, daß der Vertreter der englischen Schienenwerke in Petersburg 8 Kopeken per Pud „nebenbei“ bezahlen sollte, bis ihm endlich ein besserer Russe, an den er sich in seiner Verzweiflung wendete, die 8 Kopeken auf 2 Kopeken herunterrechnete, nämlich für den Zwischenmann selbst. Alle anderen Adressen, von Witte angefangen, schienen eben gefälscht. Auch für unsere Industrie ist es bei Abschlüssen mit dem Auslande wichtig, sich die Person des Vermittlers genau auszuwählen, weil sonst entweder die Unkosten zu groß werden oder auf Kosten der Qualität der Lieferung eingeholt werden müssen. Die Stellung der Neger in den Vereinigten Staaten.

Von Fregattenkapitän P. Wa 11 h e r. Durch die Polemik in den Verhandlungen des Reichstags über Stellung und Behandlung der Negerbevölkerung in unseren Kolonien, wird unser Augenmerk unwillkürlich nach den Vereinigten-Staaten gerichtet, die seit Jahrzehnten an der Lösung ihres Neger-Problems arbeiten, ohne zu einem endgültigen Urteil gekommen zu sein. Wenn auch die dortigen Verhältnisse schon allein durch das Ueberwiegen der weißen Bevölkerung ganz verschiedene von den afrikanischen sind, so haben sie doch insofern ein größeres Interesse, als es eine Menge Vergleichspunkte gibt, aus denen sich für die Entwicklung der Negerrassen auch in Afrika Schlüsse ziehen lassen.

Es gibt in den Vereinigten Staaten nach den neuesten Berechnungen ca. 10 Millionen Farbige mit Negerblut; sie machen also fast den achten Teil der Bevölkerung aus. Davon sind etwa 4 Millionen Vollblutneger, von den übrigen 6 Millionen hat der dritte Teil mehr weißes Blut als schwarzes

## NEUE REVUE und MORGEN.

in den Adern und unterscheidet sich in der Hautfarbe nur wenig von den Südeuropäern. — Das Gros der Negerbevölkerung, über 7 Millionen, sitzt in den 11 Südstaaten, den früheren Sklavenstaaten, wo sie etwa ein Viertel der Bevölkerung ausmachen und, da sie hauptsächlich die Zucker- und Baumwollgegenden bewohnen, ganz unregelmäßig verteilt sind. In einzelnen Staaten wie Virginia, South Carolina, Alabama, Mississippi, bilden sie mit 58 Prozent die Mehrzahl. Im Westen kommen Neger nur in einzelnen Gegenden in größerer Menge vor. Während der Neger im Süden hauptsächlich Landarbeiter oder Pächter ist und es vielfach zu Wohlhabenheit und einiger Bildung gebracht hat, ist er in den Zentral und Nordstaaten hauptsächlich in den Städten zusammengedrängt. Er nimmt hier die niedrigsten Stellungen ein und hat im allgemeinen durch ungünstige Lebensbedingungen, Krankheiten, insbesondere aber durch Schwindsucht und Ausschweifungen sehr wenig Aussicht auf eine günstige Weiterentwicklung. — Nach dem Gesetz ist er überall dem Weißen gleichgestellt. Seine Gleichberechtigung steht aber vielfach nur auf dem Papier, z. B. wird an vielen Orten im Süden trotz aller Verordnungen kein Neger an die Wahlurnen herangelassen. Die instinktive Abneigung des Weißen hat sich eben mächtiger erwiesen als das Gesetz.

Das Problem der Zulassung von Mischehen und der rechtlichen Stellung der Nachkommen, das uns in unseren Kolonien soviel Kopfschmerzen macht und die spitzfindigsten juristischen Streitfragen gezeitigt hat, ohne bisher gelöst zu sein, existiert in den Vereinigten Staaten nicht mehr.

Volle Gleichberechtigung ist gesetzlich vorhanden, aber trotzdem ist eine Mischung der Rassen mit der Zeit immer seltener geworden. Der Weiße, der sich dazu hergibt, ist von der Gesellschaft sowohl wie vom niederen Volk geächtet, das Los der Kinder ein trauriges, denn auch der geringste Tropfen Negerbluts macht dort den Menschen zum Paria. Das Volk kennt hierin kein Erbarmen, auch wenn der Betreffende ein durchaus gebildeter und rechtlicher Mann ist.



Zurücksetzung und Nichtachtung des Negers gelten eher im Zunehmen als im Schwinden begriffen und sind in den Nordstaaten reichlich so groß wie im Süden, wenn dies äußerlich auch nicht in gleichem Maße in die Erscheinung tritt. So ist in den Nordstaaten, insbesondere in den großen Städten, den Farbigen die Benutzung der öffentlichen Institute und Beförderungsmittel zusammen mit den Weißen gestattet, im Süden hingegen sind sie in allem, im Unterricht, in den Kirchen, in Asylen, Hospitälern, Hotels, Gefängnissen, auf den Eisenbahnen und Straßenbahnen, sowie in allen Arten der Beschäftigung von den Weißen streng getrennt, was mit Chinesen und Indianern bei weitem nicht in gleichem Maße der Fall ist. „Der Neger ist bestimmt, nichts weiter zu sein, als Holzhauer oder Wasserträger.“ Dies ist der Standpunkt und die stehende Redensart, die im Süden über den Neger verbreitet sind. Zu der allgemeinen Abneigung kommt bei den unteren Klassen der weißen Bevölkerung der Kampf um das tägliche Brot, durch den je nach den verschiedenen Gegenden ganz verschiedenartige und für uns kaum verständliche Verhältnisse geschaffen werden. So sind in den Südstaaten, seitdem nach dort aus Europa und aus dem Norden eine weiße Arbeiterbevölkerung gelenkt wird, Gewaltstreiche und offene Kämpfe zwischen beiden Rassen an der Tagesordnung. Dabei fallen die Interessen der alt eingesessenen weißen Bevölkerung, besonders auf dem Lande, mit denen der Negerbevölkerung vielfach zusammen, sodaß sich zwischen beiden bereits eine Art Bündnis gegen die weißen Eindringlinge angebahnt hat, eine seltene Ironie des Schicksals, wenn man an die Ströme Blut denkt, die vor 45 Jahren geflossen sind, und an das damalige Verhältnis zwischen beiden Parteien. Ganz anders liegen die Verhältnisse im Norden. Hier ist der Neger der Eindringling. Mit welchen Mitteln sich die Arbeiterbevölkerung seiner Konkurrenz und seines Emporkommens erwehrt, dafür sei folgendes Beispiel angeführt: Im Staate Illinois wurde kürzlich versucht, Neger in größerer Anzahl als industrielle Arbeiter einzuführen. Die Zuwanderung unterblieb, wti. der Gouverneur auf Betreiben der Arbeiterverbände sie an der Grenze mit

Maschinengewehren zu empfangen



drohte. — Daß in Afrika dort, wo Weiße leben können, dermaleinst auch ähnliche Zustände sich bilden mögen, ist durchaus nicht unwahrscheinlich.

In etwas gemildert wird die grausame Zurückdrängung des Negers durch religiöse und humanitäre Einflüsse. Es gibt große und reich ausgestattete Erziehungs- und Bildungsanstalten, die einen Stamm von farbigen Lehrern und Predigern heranbilden und für die Entwicklung der Negerbevölkerung von großer Bedeutung sind. Der Vorstand der größten derartiger Anstalten, des hauptsächlich von Carnegie unterhaltenen Tuskegee-Institute, ist der berühmte Farbige Booker Washington, Doktor der Rechte der Harvard Universität. Sein Ziel ist, durch Heiraten der Farbigen untereinander eine neue Rasse entstehen zu lassen, die durch Fleiß, Ehrlichkeit und Reichtum sich die Achtung ihrer weißen Mitbürger erzwingen soll.

Booker Washington ist auch der einzige Farbige, dem die Ehre zuteil geworden ist, im Weißen Hause empfangen zu werden. Der Vorfall rief einen Sturm der Entrüstung in der Bevölkerung hervor, und dem Präsidenten Roosevelt wurde als eigentlicher Beweggrund zu seiner Handlungsweise vorgeworfen, daß er damit nur die Stimmen der Negerbevölkerung für seine Partei habe gewinnen wollen. Denselben Standpunkt wie Roosevelt nimmt übrigens auch sein Nachfolger Taft ein. Während ersterer vor kurzem von dem Unrecht sprach, das Amerika wieder gut zu machen habe, erklärte letzterer in seiner Antrittsrede am 4. März, daß er gleichwie sein Vorgänger gegenüber den Negern nicht das leiseste Rassenvorurteil kenne.

Die Frage über die Erziehungsfähigkeit des Negers ist, wie bei uns, unendlich oft in den Vereinigten Staaten behandelt und verschieden beantwortet worden. Es sei hier ein besonderes gewichtiges Urteil, nämlich das eines hervorragenden englischen Sachverständigen, Sir Harry Johnston, angeführt, der früher in Afrika, teils als hoher Beamter, teils als Forschungsreisender, die Negerrasse studiert hat und gegenwärtig in den Vereinigten Staaten studiert. Derselbe hält selbst den völlig

ungebildeten amerikanischen Neger, nur weil er viele Generationen mit Weißen zusammengelebt hat, in jeder Beziehung, körperlich wie geistig, für viel höher stehend als den afrikanischen, auch glaubt er fest an einen möglichen Fortschritt der Rasse. Nichtsdestoweniger gedeiht nach seiner Ansicht der Weiße selbst im Süden der Vereinigten Staaten, außer in den Malaria-Gegenden, im allgemeinen besser und vermehrt sich schneller als der Neger.

Will man aus den amerikanischen Verhältnissen einen Schluß auf unsere Kolonien ziehen, so ist es der, daß das Problem weniger durch Theorien, philanthropische Bestrebungen und allgemeine Rechtsgrundsätze gelöst werden wird, als durch die Macht der Tatsachen, wie die Lebensmöglichkeit der Weißen, die wirtschaftlichen und klimatischen Verhältnisse in den verschiedenen Gegenden. Es wird demnach in Südwestafrika und auf dem Hochlande Ostafrikas anders gelöst werden als in rein tropischem Klima. Ueberall aber liegt es im allgemeinen menschlichen, wie in unserem eigenen Interesse, wenn wir das Niveau des Negers durch Kirche und Schule nach Möglichkeit zu heben suchen. — Daß er sich selbst überlassen nicht kulturfähig ist und in diesem Zustande wirtschaftlich weder als Produzent noch als Konsument in Betracht kommt, haben die Verhältnisse in Haiti, Liberia und in der englischen Kolonie Sierra Leone zur Genüge erwiesen. Englands Nahrungsmittelzufuhr.

Von Otto Corbach.

Im Jahre 1851 kamen in England und Wales auf 1000 Personen 106, die in der Landwirtschaft tätig waren, gewiß schon nicht mehr viel, aber 1901 waren es nur noch 30 vom Tausend. Dem entsprach natürlich ein unaufhaltsamer Rückgang in den Erträgen der englischen Landwirtschaft und eine ebenso unaufhaltsame Zunahme der Einfuhr ausländischen Getreides. In dem Zeitraume von 1861 bis 1865 führte England im Durchschnitt jährlich 35 Millionen Zentner Weizen ein. Vierzig Jahre später, im Jahrzehnt 1901—1905, betrug die Einfuhr fast 112 Millionen Zentner. Die englische Bevölkerung vermehrte sich in diesen 40 Jahren von 29 auf 42 Millionen, nahm also um 45 Proz. zu, während die Steigerung der Weizen-



NEUE REVUE und MORGEN.

einfuhr von 35 auf 112 Millionen Zentner einen Prozentsatz von 222 ergibt. Am raschesten ging es in den letzten Jahren mit der englischen Landwirtschaft bergab. Während 1888 immerhin noch ein Drittel der englischen Bevölkerung mit einheimischem Getreide versorgt werden konnte, war dies 1906 nur noch bei einem Fünftel möglich, so daß heute die gesamte Weizenerzeugung des Vereinigten Königreichs nicht einmal mehr für Schottland und Irland ausreichen, so daß die gesamte Bevölkerung von England mit Wales von ausländischer Zufuhr abhängig ist. Es liegt auf der Hand, daß dieser Umstand das Land in einem Kriege in eine schwierige Lage bringen müßte, aber schon in Friedenszeiten ergeben sich daraus mancherlei Uebelstände. Man denke nur an das plötzliche Emporschnellen der Getreidepreise vor zwei Jahren infolge einer unzulänglichen Welternte. Dann ist es ja nicht Getreide allein, was England an Nahrungsmitteln in großen Mengen einführen muß. Es gehört dazu auch Fleisch, und in dieser Hinsicht ist England von den Vereinigten Staaten so abhängig geworden, daß die Fleischpreise im Vereinigten Königreich von Kapitalisten, die in Chicago sitzen, kontrolliert, wenn nicht diktiert werden. Auf dem Fleisch, das in England gegessen wird, ruht also gewissermaßen ein hoher Zoll zugunsten der nordamerikanischen Union. Für ein Reich wie Großbritannien ist das eigentlich ein unwürdiger Zustand, aber man bewegt sich schon zu lange auf der schiefen Ebene, als daß selbst eine großzügige Tarifreform mehr als eine bremsende Wirkung auszuüben vermöchte.

Unser Wissen ist Stückwerk.

Von Johannes W. Harnisch.

Manchmal begegnen einem doch sehr nachdenkliche Dinge...

Sitze ich da jüngst allein zu Hause, als es klingelt. Ich gehe öffnen und finde einen jungen Mann vor, der etwas von Missionszwecken murmelt. Ich habe nun zwar für Missionszwecke sehr wenig übrig; aber, wie man nun einmal ist, ich greife in die Tasche, hole zwanzig Pfennig heraus und erhalte außer dem Wunsche, daß der Herr mich segnen möge, ein Blättchen ausgehängt. Ich nehme es mit hinein; als ich

es mir näher ansehe, ist es eins für innere Mission. „Wöchentlich erscheinendes Werbeblatt für entschiedenes Christentum.“ Die üblichen Kolportage-titel über den einzelnen Betrachtungen: „Aus Finsternis zum Licht“, „Wasser ein Zauberer“, „Das Ende vom Liede“, „Zu spät“. Die Bibellesetafel gewann zunächst meine Aufmerksamkeit. Das Thema der Woche war: „Völlige Enthaltbarkeit“, was sich sowohl auf des Fleisches Lüste, als auch auf den Dämon Alkohol bezog. Sie wurde verlangt: am Montag, um des Staates willen; am Dienstag-, um des Beispiels der Nasiräer willen; am Mittwoch, um die Lüste zu verleugnen u. s. f. Und dann las ich die Betrachtung „Das Ende vom Liede“. Sie handelt von einem jungen Mann, der einen Geldbriefträger erschlagen hat.

„... Er war erst einundzwanzig Jahre alt. Una schon ein Mörder! ‚Wilhelm‘, fragte ich ihn, ‚wie kamen Sie denn auf diesen abschüssigen Weg?‘. Durch schlechte Lektüre“, antwortete er, „Nietzsche hat mich verdorben.“ O diese Seelenmörder, diese Volks vergifter! ... Wilhelm war ein gelehriger Schüler Nietzsches gewesen. Er hatte es gut begriffen, daß es ‚Herrenmenschen‘ und ‚Herdenmenschen‘ gibt... Jedesmal, wenn ich Knaben vor den Schaufenstern der Buchhandlungen sehe, die da die zweifelhaften Büchertitel studieren und die Titelbilder besehen,“ dann muß der Betrachter an diesen hoffnungsvollen Nietzschejünger denken. Das las ich. Erst lachte ich, dann ärgerte ich mich, dann wurde ich nachdenklich. Gewiß, dieser positive Christ, der sicherlich die Geschichte hier nie erlebt hat und der Nietzsche für so einen Nick Karter-Autor zu halten scheint, ist sehr komisch. Und diese Art, für positives Christentum zu werben, kann einen einigermaßen verdrießen. Aber das ist doch schließlich nicht die Hauptsache dabei.

Ich sagte mir: Solche Menschen laufen nun in der Welt herum, wohnen in derselben! Stadt wie ich, sitzen in der Elektrischen neben mir, denen derartige Betrachtungen erbauend sind. Gebildete Leute sogar. Der Herausgeber ist mit dem Dokortitel geziert. Und man steht ihren Seelenäußerungen so verständnislos gegenüber, wie denen von Botokuden. Was sind das eigent-



Rundschau.

721

lieh für Menschen? Und ich bemühte mich, allen geistigen Hochmut auszusalten und mir über die seelische Struktur derartiger Menschen ins Klare zu kommen. Brauche ich zu versichern, daß es Inir nicht gelang?

Und dann spann sich der Gedanke weiter. Die Heilsarmee. Offenbar Leute von einer ganz ähnlichen Seelenstruktur. In diese einzudringen habe ich mich einmal bemüht. Erfolglos. Die Sensationen ihrer Radaufrömmigkeit waren mir weiter nichts als eine Beleidigung des Geschmacks. Botokuden. Oc'.cr man kann ebensogut auch sagen, daß ich ihnen gegenüberstand, wie der Botokude einer Faustaufführung gegenüberstehen würde. Nur das Aeußere war mir zugänglich. Von dem Geiste der Sache verspürte ich nicht den leisesten Hauch. Und ganz offenbar muß doch etwas Geistiges da sein. Viele der Anhänger mögen meinerwegen Heuchler sein. — Ich glaube es noch nicht einmal; vermutlich sind unter den Faust- oder Wagnerbekennern erheblich mehr Heuchler, als unter den Hallelujahleuten. — Auf jeden Fall muß aber doch den Führern der Bewegung etwas Geistiges in diesen unverständlichen Zeremonien, Selbsterniedrigungen, Grotesken stecken. Und an dieses Geistige komme ich nicht heran. Beschwöre ich die Erinnerung an die Jahre kurz vor der Pubertät, dann finde ich zur Not in der exaltierten Frömmigkeit des Kindes noch einige Berührungspunkte für die gestrengen Herren vom positiven Christentume. Zu der Radaufrömmigkeit der Heilsarmee und all der ähnlich gerichteten Sekten, von denen ich kaum den Namen einmal gehört habe, führt auch aus dem Kinderlande kein Steg hinüber. Diese Menschen leben und weben mitten unter uns. Und wir haben von ihrem Sein nicht die mindeste Ahnung. Natürlich, man könnte sich mehr Kenntnis von ihnen verschaffen, als man gemeinhin von ihnen besitzt. Aber all diese Kenntnis würde nichts nützen. Man würde in ihr Inneres doch nicht hineindringen. Immer wieder stände man vor einer verschlossenen Pforte, hinter der sehr seltsame Mysterien vorfehen; die zu öffnen man aber keinen Schlüssel besitzt. Wenn ich hundert Heilsarmeeversammlungen besuchte, ihre gesamte Literatur durcharbeitete —

ich würde doch noch immer mit der gleichen Verständnislosigkeit diesem Phänomen gegenüberstehen, dessen Gesetze ich noch so genau kennen würde. Unser Wissen ist eben Stückwerk. Und mit diesem Stückwerk von Wissen gehen wir nun ans Werk, die Fragen des Völkerlebens zu lösen. Treiben wir Politik. Woher nehmen wir eigentlich den Mut dazu? Gewiß, die anderen wissen vermutlich noch weniger. Es ist im allgemeinen anzunehmen, daß ein Mann, der Nietzsche als Verfasser von verderblichen Jugendschriften wertet, weniger allgemeine Bildung besitzt, als ich. Aber was will das im Grunde besagen? Er antwortet mir, daß es nur eine erstrebenswerte Kenntnis gibt, und das sei die des Wortes des Herrn und seiner Verkünder. In diesen Kenntnissen ist er mir ganz zweifellos über. Woher weiß ich denn nun, daß ich recht habe und der Mann unrecht hat? Una selbst, wenn ich wirklich mir beweisen könnte, daß ich im Rechte bin — auch dann bleibt die Sache eigentlich so ziemlich die gleiche. Es steht doch nun einmal fest, daß ich hier Menschen gegenüber stehe, von deren Innern ich nur ein ganz äußerliches Wissen habe. Wenn ich aber Politiker bin und mich mühe, den Staat, soweit meine Kraft reicht, im Sinne des von mir für richtig Gehaltenen zu modeln, dann greife ich doch mitten in das Seelenleben dieser mir unverständlichen Menschen hinein. Und wenn ich ihnen alle Freiheit lasse — ihnen ist vielleicht die Gebundenheit inneres Bedürfnis. Ich erstrebe ein parlamentarisches Regime. Sie halten meinetwegen den Absolutismus für die einzige gottgewollte Regierungsform. Una die Beispiele lassen sich häufen, ohne daß man überhaupt auf das kirchliche Gebiet kommt, auf dem sich unsere Ansichten naturgemäß starr gegenüberstehen. Gewiß, ich weiß: man kann auf solche Bedenklichkeiten keine Rücksicht nehmen. Als Politiker tue ich's natürlich auch nicht. Aber es ist doch eigentlich erstaunlich, daß da tiefe Probleme liegen, auf die man nur gelegentlich einmal stößt, wenn man nichts ahnend seiner Straße wandert. Und noch ungleich erstaunlicher, daß wir für diese Probleme die Antwort stets fertig parat haben. Genau, wie mein positiver Mann die Antwort auf die Frage nach dem Werte von Nietzsche oder auch nach

dem anderer heidnischer Schriftsteller,



NEUE REVUE und MORGEN.

wie ich zum Beispiel einer bin, stets fertig parat hat. „Sie sind ein Greuel.“ Schön. Und ich sage, ohne weiter nachdenken zu müssen: „Das sind Zurückgebliebene.“

Dogmengläubig sind wir genau so gut wie jene. Nur daß unter unseren Dogmen sich auch das findet, daß man keine Dogmen haben dürfe. Was den Fall nicht sonderlich klärt. Dogmengläubig. Da unser Wissen nun einmal solch Stückwerk ist, werden wir die Dogmen und die gewisse Unbekümmertheit um die nicht gekannten Stücke wohl nötig haben, um mit dem Leben überhaupt irgendwie fertig zu werden. Dogmen bleiben's darum doch. Und im Hintergrunde schlummern Probleme, denen wir waffenlos gegenüberstehen ...

Eine neue Oper von Mozart.

Von Hofkapellmeister

Dr. Georg Goehler.

„Die Dame Kobold“ heißt eine dreiaktige komische Oper von Mozart, die demnächst das Rampen-Licht erblicken soll. Der glückliche Entdecker dieser kostbaren Novität ist Carl Scheidemantel, der Dresdener Kammersänger. Es ist ihm mit seinem Künstler-Scharfsinn und seinem gesunden Menschen-Verstand, mit seinem launigen Humor und seiner jugendfrischen Phantasie gelungen nachzuweisen, daß Mozart alle die Arien, Duetten, Terzetten und Finales, die man manchmal zu dem unbrauchbaren Libretto „Cosi fan tutte“ singen hört, in Wahrheit zu einer charmannten, von Witz und Laune sprühenden, an tollen Verwicklungen und dramatischen Spannungen reichen Umdichtung des Lustspiels von „Pedro Calderon de la Barca“ komponiert hat. Der Umdichter Calderons, der ein eminent feiner Musiker und Tausendkünstler ist, heißt ebenfalls Carl Scheidemantel. Bei Breitkopf & Härtel wird diese Mozart-Novität im Klavier-Auszug veröffentlicht. Sie wird sicher den Ruhm des Dresdner Kammersängers auf einem ganz neuen Gebiete begründen und dauernd erhalten. Den deutschen Bühnen allen aber gratulieren wir herzlichst zu diesem Geschenk eines ihrer besten Künstler!

Sexuelle Aufklärung.

Von Dr. Karl Wilker.

Es ist nicht erst ein Verlangen des

20. Jahrhunderts, was man unter dem Ruf „sexuelle Aufklärung“ für die Jugend heute verlangt. Es ist vielmehr ein Gewordenes, zeitweilig Vergessenes. Rousseau kennt es: dem fragenden Kind sage alles — oder gar nichts; aber alles wahr. Diese Worte sind ganz einfach, vollkommen klar und finden sich im „Emile“. Gleichzeitig machte man im Dessauer Philanthropin die großzügigsten Aufklärungsversuche: man sprach zu zehnjährigen Kindern über die Zeugung, die Geburt des Menschen womöglich noch unter Vorführung von den drastischsten „Illustrationen“.

Man muß sich über diese Anfänge sexueller Aufklärung klar sein, um verstehen zu können, was wir beginnen müssen. Beginnen: denn der Realismus (wenn man so will) der Philanthropisten führte einen Kampf gegen die ganze sexuelle Erziehung herbei, unter dem wir noch zu leiden haben. Prüderie, Schamhaftigkeit werden unseren kleinsten Erdenbürgern eingepflegt: du darfst nicht nackt sein, darfst nichts wissen von Deinem Geschlecht; komm her und laß dir die allverhüllenden Mäntelchen umhängen, die wir sorglich für Dich bereitet haben! Jawohl — und wenn dann die große Frage kommt nach dem Woher, Woraus, Warum, dann tauchen die Klapperstorch-Variationen auf. Bis die heilige Menschenwerdung durch das heimliche Trivialisieren von „wissenden“ Gefährten gemein gemacht wird. Schlüpfrig, wohl nie und da mit Schrecken und Furcht. Und niemand kümmert sich drum. (Die Eltern: uns ist's nicht anders klar geworden, und wir sind doch tüchtige Menschen.) Bis jetzt wenigstens.

Doch daß ein neuer Geist die sexuelle Erziehung beseelen wird, bezeugt dieses Menschwerdungsbuch: „Am Lebensquell“ (ein Hausbuch zur geschlechtlichen Erziehung, herausgegeben vom Dürerbund, verlegt bei Alexander Köhler in Dresden 1909). Es hat nicht einen Verfasser. Sondern viele. Es ist eine Niederschrift dessen, was von Lebensringern in jahrelangem Kampf errungen wurde. Es ist Wahrheit. Man könnte Namen nennen, die

Rundschau.

723

jeder kennt: Hedwig Bleuler - Waser, Henriette Fürth, Elsbeth Krukenberg, Konrad Agahd, Arne Garborg, Rudolf Penzig, Wilhelm Schwaner, Ernst Weber Andere, von denen sich was erwarten läßt. Gewiß kein unfehlbares Buch. Aber durchdrungen vom Leben. Oftmals ein Labyrinth von Meinungen, aber alle auf das Eine gerichtet: das Mensch werden soll dem Kinde ein Heiliges sein und bleiben. Das Wie: im allgemeinen ist zunächst an die Stelle des Realismus ein ästhetisches Moment getreten, oder besser an die Stelle des Intellektualismus der Voluntarismus, die Gefühls- und Willensbildung. Das Geschlechtliche (in seiner reinen Form natürlich!) ist das Gute, das Schöne, das Göttliche. Künstlerisch ist es aufzufassen. Nicht geistlich - moralisch - medizinisch. Deshalb: die sexuelle Erziehung darf nicht zu einer Massenerziehung werden, sie muß streng individualistisch sein. Was jedoch nicht ausschließt, daß sie in der Schule erfolgen kann, wenn die Not es erheischt. Nur keine Lehrplanmäßigkeit! Aber besser ist's schon: die Eltern tun ihre Pflicht. Und da traut man der Mutter meistens das feinere Gefühl zu, den sicheren Takt, die verstehende Weichheit. Nur müssen wir verlangen: schafft uns Mütter. Denn was heute als Mutter fungiert, existiert noch zum allerwenigsten für Kinder! Weiter: möglichst früh soll das Kind wissen, daß seine Mutter es zum Leben trug, um fremde Einflüsse auszuschließen. Freilich: bald wußte ein Kind mit zwei Jahren schon von seinem Leben im Mutterschoß, bald weiß es die werdende Frau noch nicht. Individualismus! Bald ist's eine feine Geschichte, bald ein Plaudern über Pflanzen und Tiere; bald ist's auch das ganz Selbstverständliche, das die gesamte Erziehung beherrschte. Der eine spricht von der Geburt, der andere von der Empfängnis, wieder ein anderer singt das hohe Lied der Liebe. Aber sie alle wissen, daß das Asketentum das Unreine ist. Eine gewaltige zukunftsfrohe Sinnenfreudigkeit soll das Menschsein verschönen! Zweierlei erwarte ich von diesem Buch: zum ersten, daß es ein Elternbuch wird; daß es zeigt, wie Eltern ihre Kinder zu Menschen zu bilden



haben; daß es den alten Wahn von dem unreinen Nackten niederzwingt; daß es lehrt, wie die Liebe vom Manne zum Weib und vom Weibe zum Mann das Ewige und Erhaltende, das Göttliche ist. — Und zum andern: daß es ein Kulturdokument wird, auf das spätere Generationen zurückgreifen müssen, um den ganzen Kampf um die sexuelle Frage richtig zu verstehen, um kennen zu lernen, wie die Menschen aufwuchsen, denen doppelte Moral zum Natürlichen, freie und starke Liebe nur zu oft zum Unnatürlichen wurde und wird.

Noch einmal: eine zukunftsfrohe Sinnenfreudigkeit will die Menschen ergreifen!

Die Besessenen.

Von Hans Benzmann.

Das letzte Novellenbuch „Die Besessenen“ von Hanns Heinz Ewers (Verlag von Georg Müller, München) möchte ich in seiner Gesamtwirkung nicht so hoch einschätzen wie das frühere „Das Grauen“, ich habe vielmehr den Eindruck, als ob dies Buch einen schwächeren Nachtrag zu jener Sammlung bildete. Sollte in dieser — ich möchte sagen — instinktiven Bewertung, die nur von Gefallen und Weniger-Gefallen spricht, ohne zunächst das Urteil zu begründen, nicht eine Enttäuschung zum Ausdruck kommen, die eine wirklich geniale Kunst — wie z. B. die Poe's — nie oder nur ganz selten hinterläßt? Wohl hat sich Ewers aus merkwürdig dilettantenhaften Anfängen heraus, zu einem phantasievollen und geistreichen Dichter, zu einem originalen Charakter entwickelt. Aber auch heute wird ihm das Ereignis, der Einfall, die Idee nicht immer Kunst; dem grausigen oder geistvollen Motiv zuliebe scheint er oft das Beste — das künstlerische Empfinden — zu opfern. Er weiß noch nicht sicher auf des Messers Schneide zu wandeln, oder aber es entspricht seinen Absichten, daß sich ungeniert Kunst neben dem rohen Stoff, der nicht Kunst geworden ist oder niemals Kunst werden kann, präsentiert. Er überspannt seine Motive (vgl. „Die blauen Indianer“) oder es gelingt ihm nicht, sie psychologisch zu meistern (vgl. „Der Tod des Barons Jesus Maria v. Friedel“) — in dieser gewiß geistvoll erdachten

NEUE REVUE und MORGEN.

Tagebuchnovelle, die übrigens in Einzelpartien des Dichters reiche Begabung deutlich erkennen läßt, ist das Motiv von der doppelgeschlechtlichen Seele weder Leben noch Kunst geworden). Am höchsten möchte ich die Erzählung „Der Spielkasten“ einschätzen, die man Poe zuschreiben könnte. Die gespensterhafte erotische Novelle „Die -Spinne“ ist ebenfalls ungemein subtil — trotz des gefährlichen, psychologisch und künstlerisch gefährlichen — Motivs durchgeführt. „Der letzte Wille der 5 tan isla wa d'Asp“ — ein Blender, wirksam in Einzelheiten, verfehlt in dem unglaublichen Endeffekt.

Landhäuser.

Im Anschluß an die Illustrationen zu Paul Westheims Artikel „Berliner Vorortbauten“ im 19. Heft geben wir diesmal abermals vier Abbildungen von Landhäusern in der Umgebung Berlins, die besonders gelungene künstlerische Lösungen zeigen. Aus der vornehmen Springerscherl Villa, die Alfred Messel in Wannsee erbaut hat, und deren behaglich umspinnene Muschelkalk-Fassade wir voriges Mal gezeigt haben, geben wir diesmal die feierliche und doch so gemütlich-holzgetäfelte Diele wieder. Umgekehrt ist diesmal die helle, freundlich grübende Front des Muthesius-Hauses zu sehen, das sich der Künstler selbst in Nikolassee erbaut hat, und dessen Inneres wir jüngst abgebildet haben. Dazu kommt das stattliche Haus Sultan von Richard Riemerschmidt in Grunewald, und die schöne, reich gefliederte Villa des Herrn Geheimen anitätsrats Dr. Schmidlein, die der Erbauer des Berliner Kammerspielhauses William Müller, einer der selbständigsten Schüler Alfred Messels, in Zehlendorf-Beerenstraße aufgestellt hat.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Alle Manuskript- und Buchersendungen

an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33.

Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33; für Oesterreich - Ungarn: Dr. Felix Braun, Wien. - Expedition für Oesterreich - Ungarn bei Hermann Goldschmiedt, Wien I, Wollzeile 11. - Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76  
 Druck von J. Harrwitz Nachfolger G. m. b. H., Berlin SW. 48, Friedrichs«-. 16.

Preis M. IM, kl. Tube M. —.60, Oesteneich-Ungain Kr. IM, kl. Tube Kr. 1.00

PEBECO

ZAHNPASTA

Jahren von Aerzten und Zahnärzten ständig

P. BEIERSDORF \* Co., HAMBURG

LONDON E. C. Loebe & Vertrieb Hb. U. S. A. Lehn \* Fink, NEW YORK



21. HEFT.

20. MAI.

1909.

Volkswirtschaft und Weltfrieden.

Von

Karl Jentsch.

II.

Novicow unterscheidet drei Kategorien solcher Reichtumsstre-  
bungen, die aus einem falschen Begriff des Reichtums hervorgehen:  
den Banditismus, den Sozialismus und den Etatismus. Zum ersten,  
den er auch das Raubsystem nennt, rechnet er u. a. die Eroberungs-  
kriege, und auf diese bezieht sich die andre der beiden Bemerkungen,  
von denen ich sagte, daß sie ihrer Wahrheit und Wichtigkeit wegen  
hervorgehoben zu werden verdienten: die politische Organisation der  
Menschheit sei durch die „Herstellung eines die Weltpolizei übenden  
Staatsystems schon so weit vorgeschritten, daß das Ende dieser Art  
des Raubes gekommen scheine. Der Gedanke ist nicht neu ; die Friedens-  
bewegung fußt auf ihm, und der Uebersetzer des Buches von Novicow,  
Alfred H. Fried, der Herausgeber der Friedenswarte, erörtert ihn  
in seiner beachtenswerten Schrift: „Die Grundlagen des revolutionären  
Pazifismus.“ Mit revolutionär meint er natürlich nicht gewalttätig —  
die größten und folgenschwersten Revolutionen der Weltgeschichte  
seien ja unblutig verlaufen — sondern daß die Bewegung auf eine  
völlige Neuordnung abziele.

„Die Ursachen der Kriege liegen in der Anarchie der inter-  
nationalen Beziehungen, die notgedrungen die Gewalt als Regulator  
fordert. Der Reformpazifismus wendet sich nicht gegen die inter-  
nationale Anarchie; er läßt das Prinzip bestehen, sucht nicht die Quelk'  
der Gewalt zu verstopfen, bemüht sich nur, eine üble Folge diese;  
Prinzips, seine Erscheinungsform als Krieg zu beseitigen. Da eine Be  
NEUE REVUE «nd MOROEN. 1909. Heft 21. 52

seitigung der Wirkung ohne direkte Beeinflussung der Ursache nicht möglich ist, so geht er Kompromisse ein. Er sucht die üble Wirkung nach Möglichkeit hinauszuschieben, ihre Erscheinung für den Fall des Eintritts zu mildern." Der revolutionäre Pazifismus hingegen will das Völkerleben auf eine neue Grundlage stellen. Nicht die Konflikte, nicht den Kampf will er beseitigen, denn leben heißt kämpfen, aber nach Beseitigung der Anarchie werden die Konflikte „den Geist der Ordnung, des Normalen, der Vernunft in sich tragen und werden darum nicht mehr durch tierische Gewaltanwendung, sondern nach den Grundsätzen der Vernunft — durch das Recht — zu lösen sein."

Nun erhebt sich aus der Anarchie schon ganz deutlich sichtbar die neue Ordnung, die vernünftige Organisation des Menschengeschlechts. „Ein isolierter Staat ist nicht mehr denkbar. Alle Staaten sind von einander abhängig, auf einander angewiesen. Die Wirtschaft, die Wissenschaft und das Empfinden greifen über alle Grenzen hinweg ineinander .... Wir haben nichts zu erschaffen, wir haben die Welt nicht zu organisieren. Wir haben lediglich die Erkenntnis dafür wachzurufen, daß sich die Welt organisiert .... Unsere Aufgabe besteht in erster Linie nur darin, das Sehvermögen unserer Zeitgenossen zu schärfen. Sie sollen den Gang der Entwicklung erkennen lernen, damit sie ihre Handlungen danach einrichten .... Der Pazifismus ist also im Grunde genommen nichts anderes als ein Problem der geistigen Optik."

Dasselbe habe ich mit anderen Worten schon wiederholt gesagt. Ich teile nicht den Optimismus, von dem die Pazifisten beseelt zu sein schienen. Ich erwarte nicht, daß auf der Erde je einmal ein Reich des Friedens, ein Paradies der Glückseligkeit erstehen werde. Wir Deutschen leben seit 39 Jahren im Frieden, aber die mit giftigen Zungen und vergifteten Federn geführten Kämpfe, die unaufhörlich toben, sind wahrlich nicht schöner als ein ehrlicher Krieg mit blanker Waffe; auch schmerzen die körperlichen Leiden, die das soziale Elend erzeugt, nicht weniger als die von der Waffe geschlagenen Wunden. Endlich halte ich es für möglich, daß in einer fernen Zukunft der blutige Krieg um das Futter und die Futterplätze noch einmal, und zwar wilder als je zuvor entbrennt. Aber in der Darstellung der gegenwärtigen Lage haben Novicow und Fried vollkommen recht. Was ich selbst darüber an verschiedenen Orten gesagt habe, will ich hier kurz zusammenfassen.

Der Fortschritt der Technik hat die Organisation von Großstaaten ermöglicht, die nicht mehr schlotterige Reiche, sondern festgefügte Gemeinwesen sind. Errichtet werden konnten sie nicht ohne blutige Kriege, aber nachdem sie vollendet sind, haben sie den zahllosen kleinen Kriegen: den Räubereien, den Krawallen im Innern der Städte, den Fehden zwischen Städten, Rittern und kleinen Fürsten, den Bauernaufständen ein Ende gemacht. Im modernen Staate ist eine blutige Revolution so gut wie unmöglich; mit den Hilfsmitteln der heutigen Verkehrs-, Nachrichten- und Waffentechnik kann die Regierung, wenn sie nicht ganz jämmerlich ist, jeden Versuch eines Auf-

Stands im Keime ersticken. Die Möglichkeit blutiger Zusammenstöße ist an die Grenzen der Großstaaten gerückt, und auch hier — ich spreche nur von Europa — beginnt sie zu schwinden. Zunächst fehlen Anlässe. Die Länder sind heute keine Landgüter mehr wie in früheren Zeiten, wo sie der Besitzer, Fürst oder König genannt, durch Kauf, Tausch, Erbschaft oder Eroberung zu vergrößern strebte. Fünf europäische Großstaaten sind Nationalstaaten, empfinden den fremdsprachigen Bürger als eine unbequeme Last, und keiner von ihnen beneidet den sechsten, der aus Nationalitätensplittern zusammengeflickt ist. Der letzte große europäische Krieg (Rußland und die Türkei gehören nicht zu Europa) entsprang aus der auf dynastischen Traditionen beruhenden Einbildung der Franzosen, daß sie die Gebiete Europas seien, und daß ohne ihre Erlaubnis die Deutschen weder einen Nationalstaat gründen noch den Spaniern einen König liefern dürften. Von dieser Einbildung sind sie gründlich kuriert worden. Ihr Revancheschrei war nur die Maske, hinter der sich ihre Furcht vor den schrecklichen Preußen verbarg, und jetzt, nach einer langen Periode der Militär- und Marineleitung durch Zivilisten, und bei dem neuerdings aller Welt offenbar gewordenen Zustande ihrer Wehrmacht, wissen ihre Maßgebenden ganz genau, daß ein Marsch nach Berlin erst recht in einen Transport nach deutschen Festungen umschlagen würde, und sie werden sich hüten, den Krieg zu erklären, bloß *pour se faire saigner à blanc* und sich selbst und ihren Söhnen Augen, Arme und Beine aus- und abschießen zu lassen; als noch gedungene oder gepreßte arme Tröpfe die Opfer waren, lag die Sache anders. Der Ehrenpunkt? Für den gilt zunächst das eben Gesagte, und außerdem: um einer vom Pöbel beschimpften Fahne willen opfert man nicht zehn Milliarden und reißt man nicht zwei Millionen Staatsbürger aus der Produktionstätigkeit heraus. Das unberechenbare Risiko des modernen Krieges ist eines der kräftigsten Vorbeugungsmittel. Der moderne Krieg ist kein ritterliches Duell, in dem ein paar tausend Helden ihre eigene Haut und die ihrer Gäule zu Markte tragen, sondern ein ungeheures, die ganze Volkswirtschaft in Anspruch nehmendes und mit Riesenmaschinen betriebenes Unternehmen. Dabei schlucken zwar die Geldleute schöne Provisionen, aber wegen der drohenden Ueberschuldung der beteiligten Staaten mit so hohem Risiko, daß ihnen die auch nicht kleinen Gewinne, die der bewaffnete Frieden abwirft, viel lieber sind. Das Diktum einer verflorenen Madame Rotschild: es wird kein Krieg, mein Mann gibt das Geld dazu nicht her, kann sich heut ein internationaler Konzern von Damen zu eigen machen.

Als Akteure in dem von gemeinschädlichen Sensationsspekulanten ausgemalten Zukunftskriege bleiben nach dem über Frankreich Gesagten nur Deutschland und England übrig, aber gerade diese beiden sind durch die wirtschaftliche Verflechtung, die heute alle Völker aneinanderkettet, unlöslicher verbunden als irgendwelche andere Staaten. Die Handelskonkurrenz als Kriegsursache ist ein Anachronismus, eine Phantasie, die den Zuständen einer vollkommen abgelaufenen Periode entstammt. Der Auslandshandel ist, wie ich S. 75 ff. des bei Emil



Felber in Berlin erschienenen Büchleins „Die Zukunft des deutschen Volkes“ gezeigt habe, bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts Raubhandel gewesen, und Kriegsschiffe waren sein Instrument. Jetzt ist er das, was Adam Smith prophetisch in ihm sah, aber nicht erlebte: ein friedlicher Austausch der eigentümlichen Erzeugnisse der verschiedenen Länder, der alle daran Teilnehmenden gleichmäßig bereichert. Wenn ehemals die Holländer und die Engländer spanische und portugiesische Silber- und Gewürzflotten kaperten, wenn sie die Kolonien jener eroberten, um an Stelle der Vorbesitzer den Handel mit Tropenerzeugnissen zu monopolisieren, so war das die wohlfeilste Manier, in den Besitz wertvoller Güter zu gelangen. Dagegen wäre es der Gipfel lächerlicher Dummheit, deutsche Pianos mit Dreadnoughts erbeuten zu wollen, die England viel wohlfeiler haben kann, wenn es sie kauft, und die ihm unsere Fabrikanten mit Vergnügen verkaufen. Der Schutz des Handels durch Kriegsschiffe ist nichts als eine gedankenlose Phrase, die heute keinen Sinn mehr hat. Geschäftsleute, die gegenseitig gute Kunden für einander sind — John Bull ist durch und durch Geschäftsmann, und Mutter Germania gleicht heute weit mehr einer Handelsfrau als der Pallas Athene — sollten ihr Geschäft dadurch zu heben suchen, daß sie mit Knüppeln über einander herfallen? Im Jahre 1900 hat Großbritannien in Deutschland für 841, Deutschland in Großbritannien für 912 Millionen Waren abgesetzt, und diese Zahlen wachsen beständig. Seit zehn Jahren bildet die Tatsache, daß England der beste Kunde Deutschlands, Deutschland der beste Kunde Englands ist, die natürliche Grundlage ihrer beiderseitigen Beziehungen und hätte als solche allgemein bekannt sein und öffentlich anerkannt werden müssen. Zeitungsgeschwätz hat sie verdeckt, bis endlich, endlich! in den letzten Monaten einige britische Staatsmänner, der General Graf Schlieffen und am 30. März auch Fürst Bülow im Reichstage diese politisch wichtigste aller Tatsachen ausgesprochen haben. Englands Furcht ist leicht zu erklären. Weil, wie gesagt, der Schutz des Handels durch Kriegsschiffe nicht mehr dieselbe Bedeutung hat wie in früheren Zeiten, mußte die durch das Wort von Deutschlands Zukunft auf dem Wasser entfesselte stürmische Flottenbegeisterung in den Engländern die Furcht vor einem deutschen Ueberfall, wie unsinnig und zwecklos ein solcher auch<sup>1</sup> sein würde, oder vor einer Einschließung ihrer Insel wach rufen. Jeder Deutsche hat sich doch vom ersten Beginn dieser Komödie der Irrungen sagen müssen, was Sir Edward Grey am 30. März im Parlamente gesagt hat: „Es ist kein Vergleich zu ziehen zwischen der Bedeutung der deutschen Flotte für Deutschland und der Bedeutung unserer Flotte für uns. Was für uns unsere Flotte ist, ist für Deutschland sein Heer. Für Deutschland bedeutet eine starke Flotte die Vermehrung seines Prestiges, seines diplomatischen Einflusses und seiner Kraft, seinen Handel zu schützen. Sie ist aber nicht eine Frage von Leben und Tod, wie unsere Flotte für uns.“ Warum ist sie eine Frage von Leben und Tod? Das hat Sir Edward nicht gesagt; das wagt kein Engländer offen auszusprechen; aber jeder Engländer weiß es; es ist das, was ihn mit heilloser Angst

erfüllt, was ihn nervös macht und ihm beinahe die Besinnung raubt, wenn er von Vergrößerungen der deutschen Flotte hört: England ist das einzige Land der Welt, das durch eine überlegene Flotte ausgehungert werden kann; bezieht es doch vier Fünftel seines Brotkorns von jenseits des Meeres. Einige Kriegsschiffe brauchen wir natürlich — zu entscheiden, wie viele, maße ich mir, als Unsachverständiger, nicht an — um Süd- und mittelamerikanische Staaten zur Erfüllung ihrer Zahlungsverbindlichkeiten anzuhalten (obwohl Landeskundige behaupten, Bestechung der dort waltenden Hidalgos führe rascher und sicherer zum Ziele), um deutschen Untertanen zu Hilfe zu kommen, wenn sie in wilden Ländern bedroht werden, und um die Eingeborenen unserer Kolonien im Zaume zu halten; außerdem auch zum Küstenschutz. Denn obwohl man nach dem oben Dargelegten einen Krieg zwischen europäischen Großmächten eigentlich für unmöglich erklären muß, bleibt die Möglichkeit eines solchen bestehen, weil dem homo sapiens jede Verrücktheit zuzutrauen ist, und weil sich der Fall, daß ein ganzes Volk toll wird, bei unsern westlichen Nachbarn schon ein paarmal ereignet hat. Doch dürfte sich ein neuer Irrsinnsanfall schwerlich nach außen entladen, weil Ritter- und Priestertum, die Träger abenteuernder Ruhmbegier, gebrochen am Boden liegen, und das jetzt beginnende Ringen zwischen der Bourgeoisie und der antimilitaristischen Sozialdemokratie alle Kräfte des Volkes in Anspruch nimmt.

Wegen der Kolonien endlich werden die Großmächte einander nicht in die Haare geraten, wenn man sich deren Zweck klar macht. Freies Land für Ansiedlerkolonien gibt es nicht mehr. Europäer können sich nur noch in schwachbevölkerten Gegenden von Ländern dauernd niederlassen, die längst ihre Herren haben. Es handelt sich also bei Koloniengründungen nur noch um vorübergehenden Aufenthalt zur Verwertung von Bodenschätzen und Arbeitskräften. Die Völker Europas bedürfen der Bodenschätze der tropischen und subtropischen Länder, und da deren Bewohner unfähig sind, sie in ausreichendem Maße zu heben, müssen sie von den Europäern in Vormundschaft genommen und zur Hebungsarbeit herangezogen werden. Die Sache liegt aber nicht so, daß die Tropenprodukte nur dem Lande zufließen, das den Gewinnungsort als politisches Eigentum besitzt; der Welthandel verbreitet sie überall hin, und Deutsche haben bis jetzt weit größere Reichtümer aus Südamerika, aus China, aus englischen Kolonien gezogen, als aus den deutschen Kolonien. In den englischen Kolonien gilt der Grundsatz der offenen Tür, der sich mit der Zeit überall durchsetzen wird. Der politische Besitz eines exotischen Landes ist weit mehr eine Last als ein Vorteil. Er zwingt, dieses Land zu verteidigen, darin Straßen und Eisenbahnen zu bauen, die Eingeborenen in Zucht zu nehmen, Polizei zu üben, für Ruhe, Ordnung und Sicherheit zu sorgen. Die Früchte dieser Tätigkeit aber kommen der ganzen

Menschheit zugute, zunächst allen, die darin Handel treiben und Pflanzungen oder andere Unternehmungen anlegen. Machen sich die Nationen das klar, so wird die Verwaltung der von Halb- und Ganzbarbaren bewohnten Länder nicht mehr als ein zu erstrebender vortheilhafter Besitz aufgefaßt werden, sondern als ein nobile officium, dem sich ein ehrliebendes Kulturvolk nicht entzieht, zu dem es sich aber nicht drängt, und um das es sich nicht mit anderen Nationen balgt. Da die Erde im Verhältnis zur wachsenden Bewohnerzahl immer kleiner wird, handelt es sich bei der Versorgung mit Nahrungsmitteln und Rohstoffen, die mehr und mehr ein Gegenstand internationaler Erwägungen werden muß, keineswegs bloß um tropische und subtropische Erzeugnisse, sondern auch um Getreide, Vieh, Holz, Kohle, Pelztiere, Tranlieferanten, Seevögel; Güter, die teils mit Vernichtung bedroht sind, teils nicht in den Mengen gewonnen werden, die der steigende Bedarf fordert, und die bei rationeller Wirtschaft erzielt werden können. Darum hat sich die internationale Fürsorge auch über die gemäßigten und die arktischen Zonen zu erstrecken. Bekanntlich hat Roosevelt die Organisierung dieser Fürsorge angeregt.

Eine Schwierigkeit wird dieser Organisation aus der Frage erwachsen, wie der Areopag der christlichen Großmächte solche Staaten zu behandeln habe, die den Anspruch auf volle Souveränität erheben, obwohl sie nur Barbarenstaaten sind. An diesem Punkte liegt noch eine Kriegsgefahr, wenigstens die Gefahr einer Notwendigkeit gelegentlicher militärischer Aktionen. Die Kriegsgefahr, äußerte vor einigen Jahren ein englischer Staatsmann (Lord Salisbury, wenn ich nicht irre) lauert heute nur noch dort, wo die Zivilisation an die Barbarei grenzt. Meiner Ueberzeugung nach gehört nicht bloß die Türkei, sondern auch Rußland zu den Barbarenstaaten, die über kurz oder lang werden in Pflegschaft genommen werden müssen, und wenn, was das natürlichste ist, die Nachbarn, Deutschland und Oesterreich, mit dieser Pflegschaft betraut werden, so bedeutet diese Arbeitteilung, bei der den Westmächten die überseeischen Gebiete zufallen (was für Deutschland den Besitz einiger Kolonien nicht ausschließt) eine weitere Friedensbürgschaft. Dieser Schluß meiner Gedankenreihe wird heute allgemein abgelehnt. Vor 50 Jahren würde das nicht der Fall gewesen sein, und in Zukunft wird der Deutsche wahrscheinlich die Blicke wieder mehr ost- und südostwärts richten als über die See. Die jüngste Orientkrise (deren Verlauf übrigens meine hier dargelegte Auffassung bestätigt; in dem Lärm des vergangenen Winters habe ich nicht einen Augenblick an die Kriegsgefahr geglaubt) hat eine neue Periode der europäischen Politik eingeleitet.



Stil oder Mode.

731

Stil oder Mode.

Von

Dr. Curt Glaser.

Die Begriffe von Stil und Mode gehen vielfach ineinander über und sind nicht leicht reinlich voneinander zu trennen. Im gewöhnlichen Sprachgebrauch findet man das Wort Mode gleichbedeutend mit Kleidermode verwendet. Soll aber das rasch Wechselnde und unwesentlich Oberflächliche der Kleidermode auf andere Gebiete übertragen werden, so spricht man wohl auch in verächtlichem Sinne von einem Stil als bloßer Mode. Und umgekehrt wird man ebenso berechtigt sein, einer Kleidermode, in der das wesentliche und allgemeine künstlerische Empfinden einer Zeit sich spiegelt, den Namen des Stils zuzuerkennen. Will man andererseits anerkennen, daß das, was im weitesten Sinne der Stil einer Zeit heißt, in jeder ihrer Aeußerungen gleichermaßen sich aussprechen muß, so bleiben für die im allgemeinen rascher wechselnden Formen der Mode nur leichte und das Wesen des Stiles nicht betreffende Schwankungen an dessen Oberfläche bestehen, und man wird das Wesenhafte des Stiles erst gefunden haben, wenn man auf den bleibenden Grund gestoßen ist, auf dem alle solche Bewegungen sich vollziehen. Je strenger und einheitlicher wiederum der Stil einer Zeit ist, um so weniger Raum wird naturgemäß für derartige Schwankungen bleiben, um so enger wird sich alles bis hinab zur Kleidermode den einheitlichen Aeußerungen eines Stilwillens einordnen.

Ein charakteristisches Beispiel für eine solche Zeit war die Wende von Mittelalter und Neuzeit, die! Zeit der Herrschaft Kaiser Maximilians, als sich in deutschen Landen der größte und folgenreichste Stilwandel vollzog, der neuzeitliche Geist der Renaissance die mittelalterlichen Formen der Gotik ablöste. Es war die künstlerisch fruchtbarste Zeit, die Deutschland noch erlebt hat, die Zeit der Dürer, Holbein, Grünewald, und ein starker künstlerischer Wille beherrschte jede Aeußerung der Kultur. Damals machte auch die Mode der Kleidung den allgemeinen Wandel des Geschmacks in typischer Weise mit. Das langfließende Gewand der Gotik, das von den abwärts gerichteten Schultern bis zum Boden in einheitlich geschwungener Kurve sich senkte, ward verdrängt durch eine neue Tracht, die überall energisch die Teilungen des Körpers betonte, die Breite der Schultern durch weit gebauschte Ärmel und die Ausladung der Hüften durch die schwellende Fülle des Rockes, ja noch die Teilung des Armes im Ellbogengelenk durch eine kleinere Puffe bezeichnete. Nicht plötzlich vollzog sich der Wandel, sondern langsam bereitete sich das Neue vor, um endlich etwa im zweiten Jahrzehnt des sechzehnten Jahrhunderts in der Pracht voller Reife der Entwicklung dazustehen. So wie in der Baukunst der lang aufstrebende Pfeiler der Gotik der gegliederten Säule der Renaissance weichen mußte, wie die Neuzeit die horizontalen

Teilungen und breit ausladenden Gesimse liebte, wie der bildende Künstler den menschlichen Körper nicht mehr in gotischem Linien-schwung stilisierte, sondern die großen Teilungen und Hauprgelenke durch kräftige Cäsuren bezeichnete, so suchte nun auch die Kleidermode breite Fülle der Formen, gegliedert durch klare und einfach sprechende Teilungen.

Wenn heut von einer Saison zur anderen die Damenhüte Riesen-dimensionen annehmen, oder die Aermel bald eng anliegend, bald oben unförmig weit, bald nach unten trichterförmig, der Rock bald schmal, bald breit ist, so hat all das mit einem allgemeinen Stilempfinden nicht das mindeste mehr zu tun. Wenn trotzdem das jeweils Modische auch als das Schöne erscheint, so beweist dies nichts anderes als die Raschheit im Anpassungsvermögen des allgemeinen Geschmacks, und es muß schon Bedenken vor weiteren Folgerungen erregen, wenn man in Betracht zieht, daß der Geschmack des Verfertigers sich gewöhnlich nur für kurze Zeit mit dem des Trägers zu decken vermag, da die großen Werkstätten nicht für die Mode von heute, sondern für die Mode von morgen zu arbeiten gezwungen sind. Gerade dieser Zwiespalt ist vielleicht das bedenklichste Zeichen für die Gleichgültigkeit der lediglich von kaufmännischen Interessen diktierten, raschen Wandlungen der Mode. Daß in diesen willkürlichen Verschiebungen nicht ein tieferer Sinn liegt, nicht eine stilmäßige Notwendigkeit, braucht kaum erst bewiesen zu werden. Was demgegenüber andererseits etwa das Gemeinsame ausmacht und das für unsere Zeit in weiterem Umfang Charakteristische, das diese verschiedenen Aeüßerungen miteinander verbindet, vermögen wir heut nicht zu übersehen. Aber wenn irgendwo, so könnte erst hier etwas liegen, das den Namen eines Stiles verdiente.

Was für die Mode unserer Tage gilt, das galt in gewissem Sinne ebenso für die rasch sich folgenden Stile in der Baukunst des letzt-vergangenen Jahrhunderts. Denn auch in diesen scheint das Wesentliche nicht so sehr der eben beliebte und nachgeahmte historische Stil der Vergangenheit zu sein als vielmehr die Tatsache der Nachahmung überhaupt auf der einen Seite, die charakteristische Art, wie das Ueber-lieferte angesehen und abgewandelt wurde, auf der anderen. So be-ginnen wir heut schon das stilmäßig Gemeinsame in den Werken eines Schinkel zu empfinden, ob sie nun der einen oder anderen Mode sich anschließend den vermeintlichen Regeln der Gotik oder der Antike folgen, und so ist das in unserem Sinne Geschmacklose eines bunt-farbigem Seidenstoffes aus der Zeit des französischen Bürgerkönigs, eines derben Ornamentes oder einer Zimmerwand in den neuen Räu-men des Potsdamer Stadtschlusses, endlich die harte Formen- und Farbengebung gleichzeitiger Malerei eben das Zusammengehörige eines Stiles, den wir als Ganzes nun zu begreifen lernen.

Das Nachahmen früherer, schon dagewesener Formen, wie es dem neunzehnten Jahrhundert gewöhnlich zum Vorwurf gemacht wird, ist als solches noch nicht geeignet, ein Mißtrauen gegen die Originalität eines Stiles zu wecken, lebt doch die Renaissance im wesentlichen von

Stil oder Mode.

733

antikem Formengut, und gerade in Hinsicht auf diesen Charakter der Wiederverwendung antiker Formen kann man mit einigem Recht, wie neuerdings vorgeschlagen wird, den Namen für einen weit längeren Zeitraum von frühen romanischen Zeiten bis in die Herrschaft des Empire anwenden. Nur durch die Absicht einer unbedingt historisch treuen Nachahmung jüngerer Stile, die zudem durch eine allgemein erstarkte historische Bildung gestützt wird, unterscheidet sich das neunzehnte Jahrhundert von den vergangenen Epochen der sogenannten originalen Kunststile. Nicht aber in dem Grade der Originalität der Formen wird man das Kennzeichen eines Stiles im Gegensatz zur bloßen Mode zu suchen haben, sondern in der Universalität, mit der ein Stil die sämtlichen Lebensformen einer Zeit in sich Legreift. Stil ist das Unbewußte, das ohne individuelle Willenseinstellung Gewordene eines künstlerischen Werkes. Insofern kennt die Stilgeschichte nicht Namen und Persönlichkeiten, sondern nur die einer Zeit, einem Volke gemeinsamen Elemente. Und wo eine Persönlichkeit wie etwa die des Michelangelo am Eingang einer großen, neuen Stilepoche, des Barock, steht, da ist von dem Werden eines Stiles erst dort zu sprechen, wo sein persönliches künstlerisches Wollen sich einer ganzen Zeit aufgeprägt hat. Ob der italienische Barock überhaupt und wie er geworden wäre ohne Michelangelos Eingreifen, ist hier nicht die Frage, nur daß er erst in dem Augenblick ein Stil geworden ist, in dem er nicht mehr nur Ausdruck einer Persönlichkeit blieb. Man kann von solchen Erwägungen aus eine Nutzanwendung ziehen auf die oft wiederholte Frage unserer Zeit, ob wir einem neuen Stil entgegengehen, ob ein neuer Stil sich gebildet hat. Daß nicht die Neuheit der Formen, die dafür gewöhnlich und allgemein ins Feld geführt wird, an sich schon den neuen Stil bedeutet, haben wir gesehen. Die Frage ist vielmehr, ob diese Formen sich als echter und einziger Ausdruck der Zeit selbst bewähren.

Die kunstgewerbliche Reformbewegung hing bislang zu sehr an den Namen der einzelnen Führer, um in diesem Sinne allgemein den Namen eines neuen Stiles beanspruchen zu dürfen. Der breite Untergrund der großen Massenproduktion war der alte geblieben, und nur daneben und losgetrennt vom allgemeinen Boden entstanden an Zahl verschwindend die neuen Werke der Van de Velde, Obrist, Pankok, Olbrich, Paul, Riemerschmid und einiger anderer. Etwas Neues war da, aber ob es nur eine vorübergehende Mode bleiben oder sich durchsetzen würde, ob das Neue zum neuen Stil werden sollte, das blieb die Frage. Es war eine Kunst für die Wenigen, ein neuer Geschmack, der sich mit vollem Bewußtsein dem allgemein geltenden entgensetzte. Erst nach Ablauf der ersten Entwicklungsjahre traten allmählich leichte Verschiebungen ein. Die Luxusfirmen, die sich zuerst der neuen Bewegung angeschlossen hatten, fielen allmählich wieder ab. Dafür traten ein paar größere und billiger arbeitende Fabriken ein. Was zuerst nur eine letzte Mode für die Reichsten gewesen, wurde nun zum praktisch verwendbaren Hausrat für den Gebrauch des Mittelstandes. Aber ging damit auch die Fabrikation wohl schon etwas in die Breite,



so blieb sie doch noch immer der Ausnahmefall, und immer blieben es die Namen derselben kleinen Zahl entwerfender Künstler, die mit den neuen Formen verknüpft waren. Wo diese Künstler zufällig ihre Werkstatt aufschlugen, hatte auch der neue Stil seine Heimat. So war das seltsame Experiment möglich, mit seinen Hauptträgern den Stil an einen beliebigen Ort zu verpflanzen. In Darmstadt kam auf solche Weise die erste, große, gemeinsame Kundgebung in dem „Dokument deutscher Kunst“ zustande. Aber die hessische Landesausstellung des vergangenen Sommers, die nun, nachdem Jahre verflossen waren, die Versprechungen jener ersten Ausstellung einlösen sollte, hielt keine von ihnen. Der künstlich aufgepfropfte Stil war nicht in der Kunst des Landes aufgegangen.

Die hessische Landesausstellung war nur eine des an kunstgewerblichen Veranstaltungen so reichen Sommers. In Wien gab es eine Kunstschau. Und hier schien etwas wie ein nationaler Stil, etwas nicht der Einzelpersönlichkeit, sondern dem künstlerischen Milieu Angehöriges sich anzukündigen. Nicht wie in Darmstadt das zufällige Beieinander von zugewanderten Fremden und in der Fremde lebenden Landeskindern, die nichts verbindet als irgendeine Zugehörigkeit zum Boden, sondern ein gemeinsames Wollen, das alle eint. Aber kommt man von der Kunstschau, glaubt man dort das neue Wien erfaßt zu haben, und kehrt zurück in das Wien, wie es wirklich ist, so findet man ein anderes. Nichts von der pretiösen Formenstrenge der Hofmann und Moser, dafür ein gemütliches Sichgehenlassen in der hergebrachten Eleganz. Auch hier ist der neue Stil nur die eigenwillige Mode einer eng umgrenzten Künstlergruppe.

Demgegenüber bedeutete die Münchener Ausstellung etwas durchaus Neues und Eigenes. Es war die Ausstellung einer Stadt. Nicht eine Gruppe von Künstlern, sondern die Stadt selbst war die Ausstellerin, und doch oder gerade darum war das, was da zustande kam, das Dokument einer zusammenhängenden und einheitlichen künstlerischen Kultur. Es war nicht so sehr die Menge der kunstgewerblichen Leistungen, obwohl auch die ungewöhnlich große Zahl sehr ins Gewicht fällt, sondern es war der einheitliche Geist in allen Darbietungen, der den großen Eindruck bedingte. Hier waren zum ersten Male nicht mehr die Künstlernamen überall das Wesentliche, sondern auch das Namenlose war vom gleichen Charakter und Wert. Der Handwerker selbst hat ein Gefühl für die neuen Formen. Er arbeitet nicht mehr nach den alten Schablonen, die er nur preisgibt, so lange ihn der zähe Wille eines entwerfenden Künstlers in seine Bahnen zwingt, sondern die neuen Formen sind ihm die natürlichen geworden. Und neben dem Fertigen war das erst Werdende zu sehen, die große Zahl von Schulen, in denen eine heranwachsende Generation in dem Geiste einer neuen Kunst auferzogen wird, in denen die Lehrlinge und Schüler Entwürfe anfertigen, die wohl in Wettbewerb treten können mit solchen, die wir bisher nur mit der Marke eines bekannten Künstlers zu sehen gewöhnt waren.

Hier zum ersten Male hat das neue Kunstgewerbe, seinen An-

sprach auf den Namen eines Stiles in Wahrheit dargetan, und München hat seinen alten Ruf als deutsche Kunststadt glänzend gerechtfertigt. Auch wo einst die große Gefahr für Münchens künstlerische Entwicklung gelegen, die zu dem berüchtigten, aber zu seiner Zeit berechtigten Wort vom Niedergang Münchens als Kunststadt geführt hatte, konnte man in den Räumen Seidls noch deutlich empfinden, in diesen Räumen, die eine Fortsetzung von Nationalmuseum und Künstlerhaus bedeuteten, und in denen der Geist Lenbachscher Halbkunst sein Wesen trieb. Aber dieses gleichsam eingesprengte Stück überwundener Kultur wirkte nur noch als Folie und Gegensatz, ein letzter Rest des endgültig zu Grabe getragenen, alten Stils.

Zu einer Leistung, wie sie diese Münchener Ausstellung darstellte, wäre keine andere deutsche Stadt heut imstande. Am wenigsten vielleicht Berlin, wo der neue Stil nach jahrelangen, oft erneuten Ansätzen noch immer im Stadium erster und stets wieder mißglückender Versuche geblieben ist. Die Zeit muß lehren, ob die Kolonisation von München aus, die mit Bruno Paul und den Filialen der vereinigten Werkstätten für Handwerkskunst versucht ist, zu besseren Zielen führen wird als die noch immer auf halbem Wege stehen gebliebenen Versuche von Firmen wie Keller und Reiner und Hohenzollernkaufhaus, Wertheim und Ball.

Aber nicht das ist heut mehr das Entscheidende, wie lange es dauern wird, bis an der oder jener Stelle der neue Stil festen Fuß gefaßt hat, daß er ein Stil geworden ist, ist das Ermutigende. Denn er hat eine Heimat, eine Stätte, von der er so leicht nicht verdrängt werden wird, — gehört doch ihm die Zukunft, die kommende Generation ist sein. Wie im einzelnen die Entwicklung verlaufen wird, kommt daneben nicht in Betracht. Aber das eine steht fest, daß Deutschland die Heimat des neuen Stiles ist. Mögen die Ausgangspunkte in England und Frankreich liegen, mag die erste Vermittlung einem Belgier zu danken sein, die Fortbildung und die Vertiefung der neuen Gedanken zu einem neuen Stil ist deutsches Werk, und wenn nicht alles trügt, wird man von dem Stile des zwanzigsten Jahrhunderts als von einem deutschen Stile reden dürfen.

In München hat der neue Stil festen Fuß gefaßt, hier hat er eine Heimat und sicheren Rückhalt und von hier wird er seinen Weg antreten können. Vorläufig gilt es noch, Deutschland selbst zu erobern, aber vielleicht ist die Zeit auch nicht mehr so fern, wo man so wie bei uns von Pariser Damenmode und englischer Herrenkleidung im Auslande von deutscher Handwerkskunst wird sprechen hören. Das hieße Weltpolitik und friedliche Eroberung. Und wird dieses Ziel erreicht, so ist es nicht dem geschäftigen Amerikanertum Groß-Berlins, sondern der stillen Arbeit des Münchener Handwerkes zu danken.

Seltsames und trauriges Mißgeschick traf den zukunftreichsten Zweig moderner Kunst. Zwar, um zu großer Kunst zu erwachsen, hat die Architektur nur wenige Stützen; aber drei Baumeister hoben sich über die weite, lenzgrüne Ebene moderner Baukunst. Nun riß in halber Jahresfrist die beiden jüngsten und lebendigsten aus vollem Schaffen der Tod.

Das ist ein böses Mißgeschick, dessen Tragweite wohl nur denen ganz begreiflich ist, die voll Unruhe bemerken, wie unsere Bauerei zwar die schroffen Spitzen verlassen hat, nun aber auch von der Höhe des Zeitgedankens herabglitt und mit lächerlicher Emsigkeit wiederum der historisierenden Verflachung zustrebt. Da ist es ein schwerer Verlust, wenn zwei von den drei besten, an die man Hoffnungen für eine reiche Zukunft getrost knüpfen konnte, für immer vom Werk gerufen werden.

Die drei, von denen ich spreche, sind Theodor Fischer in München, Alfred Messel in Berlin und Joseph Maria Olbrich in Darmstadt. Mancher freilich wird lächelnd diese Zusammenstellung ablehnen. Denn ist die Autorität der beiden ersten auch unbestritten, der Darmstädter steht für viele, und für Berufsgenossen besonders, erst in zweiter oder dritter Reihe, oder hat gar ganz im Hintertreffen zu bleiben. Der Name des Toten wartet noch auf Anerkennung, die dem Lebenden nur im engen Kreis reich zuteil wurde. Sind ihm die Zweifel an seiner Berufenheit doch nicht spärlich aufs Grab gelegt worden; und nun soll man ihn gar zu den Auserwählten zählen?

In Olbrichs künstlerischer Persönlichkeit wohl nicht am wenigsten lag der Grund, daß die allgemeine Anerkennung ihm bisher versagt blieb. Denn eigentlich ist das Große in ihm nie ganz frei geworden. Aus seinem Schaffen spricht überall eine jugendliche Unruhe und Unbändigkeit, ein Suchen und Proben, ein Auswählen und Verwerfen; das kontrastierte ein wenig mit seinem über die Drängejahre hinausgeschrittenen Alter; das legte eine leise Dissonanz in seine künstlerische Erscheinung und trug ihm so oft das Urteil der Unreife und von gehässigen oder stockigen Leuten gar der Unfähigkeit ein. Dennoch war seine Größe vielleicht gerade diese „Unfertigkeit“. Mit starrköpfiger Konsequenz lehnte er alle Konzessionen an den positiven Nutzwert der Vergangenheit ab. Was er aufnahm, gab er nicht wieder wie etwa Messel oder Fischer, unaufgelöst, nur durch eine Persönlichkeit destilliert und neu bearbeitet. Er wollte es in vollster Bedeutung verdauen; es sollte sich in Schaffensenergie umsetzen, in Blut sozusagen, und als frisches Blut die Gehirnzellen beleben. Daher brauchte er lange Zeit, sich zu entwickeln. Wenn Messel, kühn auf seine Persönlichkeit vertrauend, einfach die fremde Form aus der Ver-



Das letzte Werk Joseph Maria Olbrichs.

737

gangenheit hob, um sie in seine Schöpfung zu bannen, brütete Olbrich vielleicht lange über einer Idee, die möglicherweise einmal vor Jahrhunderten schon gewesen war, aber neu wie ein Wassertropfen, der durch den uralten Leib der Erde gefiltert ist, mühsam als Quell wieder ins Licht brach. So kommt es, daß Messel, daß Fischer positiv viel Fertigeres leisteten, weil sie sich mit Recht diesen langwierigen Prozeß des Neuformulierens ersparten. Olbrich aber war nun einmal auf sein Prinzip versessen; und es machte ihn froh, eine neue Form, einen neuen Schmuck, eine neue Kombination von Linien oder Farben erarbeitet zu haben. Er blieb daher in der Hauptsache Dekorateur, ein unendlich reicher Detaillierer. Der sonderbare, im Versuch abnorme und in der Praxis unfruchtbare Weg vom Detail in den Aufbau schien manchmal seinem Schaffen zugrunde zu liegen, ja schien fast möglich bei diesem Künstler, der ständig Ueberraschungen bereit hatte. Wie sein Formtalent sich an handwerklicher Kleinkunst bewährte, wie es später ein Möbel zu gestalten vermochte, in dem ohne weiteres der lange Weg der konstruktiven Schönheit mit dem der schmucklichen Gestaltung zugleich beschritten scheint, während die große Masse noch immer auf dem ersten schläfrig dahintrottelt, ist bewundernswert. Ich glaube, Möbel von Olbrich werden in späteren Zeiten der Gegenwart eine künstlerische Reife bezeugen, die sie noch gar nicht besitzt; manche sah ich, die auf einer Höhe stehn, zu der man unsere besten Möbelarchitekten in langsamer Entwicklung einmal emporklimmen zu sehn hofft. So seltsam war dieser schöpferische Geist hier vorausgeeilt und dort zurückgeblieben.

Nun hat man in Düsseldorf einen Warenhausbau der Firma Leonhard Tietz eröffnet, der das letzte Werk Olbrichs darstellt, um dessen Ausführung er sich leidenschaftlich bemühte, weil er seine Lebensaufgabe in diesem Riesenprojekt sah. Es war eine ideale Aufgabe, denn klein nur im Verhältnis war das Honorar; doch stand ihm die künstlerische Befriedigung höher als die materielle. Vielleicht auch ließ sein Ehrgeiz nicht zu, daß ein anderer Entwurf, dessen Minderwertigkeit er wohl erkennen mußte, an Stelle des seinen ausgeführt würde.

Mit seltener Freudigkeit steht man vor diesem Werk. Man fühlt, hier bedarf die Kritik keiner Zählung, denn wenn sie das Mißlungene in zahllosen Beispielen zu häufen vermöchte, bliebe doch das Gute überwiegend. Fände sie an jeder Einzelheit zu tadeln, bliebe doch das Ganze groß; und wüßte sie auch das Gesamte als Resultat anzugreifen, so bliebe doch die Tat bestehn, die große und mutige Tat eines feurigen Willens aus überreichem Geist.

Es ist leicht, Einwände sowohl wie Entschuldigungen für diesen Bau zu finden: Einwände in der Tatsache, daß Messel die Priorität des grundlegenden Gedankens zukommt, und daß Olbrich es sich leicht machen konnte, indem er, der die Vergangenheit verschmähte, eine Stütze und Anregung in der Gegenwart suchte; Entschuldigungen darin, daß der Künstler starb, als sein Werk erst im Rohbau stand, und daß er somit, wenn auch alle Zeichnungen bis in die größten Details fertig gewesen wären (was ich für ausgeschlossen halte), die wichtigste

Arbeit, die Uebertragung in das Material, nicht mehr sehn, überwachen und korrigieren konnte. — Daß Olbrich bewußt Messels Arbeit der seinen zur Grundlage machte, ist klar. Es erscheint charakteristisch für diesen mit allen Wurzeln in der Gegenwart haftenden Künstler: daß er die Vergangenheit als fertig übernehmbar zwar ablehnte, doch einem großen Zeitgenossen ohne Eitelkeit und Eigensinn auf seiner Spur folgte und so durch die Tat zeigte, daß er von ihm annehmen und lernen wollte. Mag er darin auch der Schüler geblieben sein, der den Meister vielleicht nicht einmal erreichte: was seine Schöpfung so stark macht, ist der tatsächliche Fortschritt über den Meister hinaus. Wohlverstanden nicht der Wert, sondern der Fortschritt; der Olbrichbau ist keine Wiederholung des Messeischen Warenhauses, sondern eine Weiterentwicklung; und zwar nicht in der Richtung des Prinzips (das ist wohl im Augenblick schwer noch möglich), sondern in der Ausgestaltung der schöpferischen Möglichkeiten. Mit anderen Worten: nicht den Warenhausbau hat er vervollkommenet, sondern die Fähigkeit der Architektur, mit eigenen Mitteln aus dem Elementaren den Reichtum zu entwickeln.

Denn das ist der überwältigende, kaum glaubhafte Eindruck des Baus: daß mit den Mitteln und Fähigkeiten unserer Gegenwart ein Monumental- und Prachtbau errichtet werden konnte, in dem die Vergangenheit, der Mittel und Fähigkeit doch entsprungen sind, überwunden scheint. Das ist eine unendliche Errungenschaft, die dem Unbefangenen vielleicht ganz unwichtig erscheint, aber ein so starkes Versprechen für die Zukunft unserer Architektur ist, daß man gern Unvollkommenes mit in den Kauf nimmt.

Das Gebäude steht mit dreifacher Straßenfront an bevorzugter Stelle Düsseldorfs. Während die Langseite an der engen Bazarstraße nicht in ein günstiges Gesichtsfeld zu bringen ist, liegen die beiden Querfassaden an der Alleestraße und der platzartigen Königsallee dem Blick vollkommen frei. Daher ist auf ihre Ausgestaltung auch die stärkste Betonung gelegt, so daß sie als Hauptfronten sich darstellen. Die gleiche Ausbildung beider Fassaden, die auf ein praktisch vielleicht übertriebenes Symmetriegefühl des Künstlers zurückzuführen ist, wäre bei der Größe des Gebäudes und bei der Unmöglichkeit, beide Fronten zu gleicher Zeit zu sehn, vielleicht unnötig gewesen; vielmehr hätte ein verschiedenes Schaubild weitere Möglichkeiten und größere Mannigfaltigkeit gegeben, ohne den einheitlichen Gesamteindruck zu beeinträchtigen. Dennoch wirkt die großzügige Symmetrie, die den streng achsialen Grundriß mit seinen drei quergelagerten Lichthöfen betont, imposant.

Während die Höhenwirkung der kräftig und doch fein profilierten Pfeiler nach der Mittelachse zu durch Balustraden an den Ecken, die die Vertikalen unterbrechen und ein zweifaches Zurücktreten der Wand bis an den Sims betonen, fein gesteigert wird, ist der Uebergang des Mittelteils zum Dach gar nicht gelungen. Man sieht, wenn man in die Achse tritt, daß der geometrische Aufriß schuld daran ist. Da fügen die vielfachen Formen von Kreis, Kuppel und ge-

Das letzte Werk Joseph Maria Olbrichs.

739

schweiftem Giebel sich geschickt und ruhig übereinander, während in der perspektivischen Verschiebung ein beunruhigender und unharmonischer Wirrwarr von Motiven sich aufdrängt. Olbrich hat die Ausführung nicht mehr gesehen; er hätte sicherlich den Reißbrettirrtum berichtigt. Uebedingt aber möchte man die Schuld an der den Sims umziehenden schweren Fruchtgirlande, die sich an den zwei geschweiften Giebeln der Langseite hinaufzieht und in die architektonisch ganz unmöglichen Riesenmasken aus verschlungenen Frauenleibern endigt, von ihm abschieben. Diese Renaissancewurst und diese Verirrung aus der Jugendstilzeit hätte der fein empfindende Künstler, der wohl im Komplizierten, nie aber im groben Effekt stecken blieb, sicher nicht geduldet. Ueberhaupt erscheinen diese zwei Giebel, die wohl als Gegengewicht zu dem stark zurücktretenden Dach geplant wurden, ein störend unnötiges, auch praktisch zweckloses Anhängsel. Auch die giebelförmigen Ueberbauten der Portale, die, was besonders von innen unangenehm auffällt, die Fensterflächen unlogisch zerschneiden, wirken angestückelt, und man möchte ihre schönen Skulpturen, die der Düsseldorfer Bildhauer Knubel, ein aus dem Steinmetzhandwerk kommender Künstler, ausführte, harmonischer dem Bau eingefügt sehn. Am meisten vermißt man im Innern, daß das Auge des Schöpfers sein Werk nicht bei der Ausführung überwachen konnte. Die hohen Pfeiler der Mittelhalle, die einen schweren Fries unter der schönen Glastonne tragen, der das Auge schmerzhaft nach oben ablenkt, waren, wie man mir sagte, ursprünglich aus schwarzem resp. dunklem Marmor geplant. So hätten sie den Reichtum der Schmuckmotive gestützt und getragen. Das jetzt verwendete Material, ein stark geflammter gelber Marmor bringt eine bedenkliche Unruhe und Haltlosigkeit in den Raum und nur, wenn man vom Eingang aus gegen das riesige Mittelfenster sieht, durch dessen weiße Verglasung ein mildes Licht wie Schleier den Raum durchzieht, ruht das Auge ungestört auf all der Pracht.

Wunderschön dagegen ist das breite, in kühlen Farben marinorgetäfelte Treppenhaus, in dem fast nur das edle Material die einfach vornehme Wirkung gibt. Im Teppichsaal, der vielleicht aus zwecklichen Gründen in der Anlage so sehr an Messels Vorbild erinnert, stören die gar zu großen Beleuchtungskörper (die auch in den Lichthöfen nicht gelungen scheinen), an denen überdies ein orientalischer Akzent auffällt. Die Ausbildung der Wände (delikate Handstickereien sind in die Holztäfelung eingelassen) gibt dem Raum ein bewußtes Gepräge kühler Repräsentation, wobei vielleicht nicht genug berücksichtigt worden ist, daß die warmen Farben der orientalischen Erzeugnisse, die hier zum Verkauf kommen, ein wenig brutal der kühlen Vornehmheit der Wanddekorationen gegenüberstehn.

Es ist bei Olbrich nicht verwunderlich, daß immer wieder die Schönheit feiner Einzelheiten den Blick auf sich lenkt. Da steht man vor Schmuckformen, denen man keine Vergangenheit ansieht, und die doch nicht das so lustig begrenzte und fast immer eine Unvollkommenheit bezeichnende Wort „modern“ verdienen. Es sind neue förmliche Möf-



henkelten, von der Praxis überraschend bestätigt Aber erst wenn man bedenkt, daß dieser ganze Riesenbau in jeder Einzelheit solche Möglichkeiten bewt.st, faßt und begreift man die ungeheure Leistung. Dies Gefühl des Reichtums läßt den Detaillierer, den Dekorateur Olbrich über den Architekten hinausragen, der doch, zwar in enger Anlehnung an einen Meister, in diesem Bauwerk den Beweis einer überraschenden Disziplin, der vornehmsten Eigenschaft des Architekten, gab, — wenn ich auch rein architektonisch den viel umstrittenen Darmstädter Hochzeitsturm als die stärkere Leistung ansehen möchte. — Wird man sich bewußt, daß dies das letzte Werk des Künstlers ist, über das hinauszuschreiten der Tod ihn verhinderte, begreift man, welche Erfüllungen uns versagt geblieben sind. So hinterläßt es ein Bedauern über verlorene Wünsche und Hoffnungen, und eine Traurigkeit über die Verschwendung der Natur, die ihre schönsten Früchte schwellen läßt, ohne ihnen die volle Reife zu gewähren. Neben der Trauer aber behauptet sich die helle Freude über die Tatsache dieses Bauwerks, das so herrliche Möglichkeiten zeigt. Ein Gefühl des Stolzes schwillt in dem auf, der nun erkannt hat, daß unsere Gegenwart doch nicht so arm ist, wie manche Vergangenheitsapostel uns weismachen wollen. Geigen.

Von

Arthur Silbergleit.

Wir sind wie leise, echozarte Geigen,  
 Die Abend singen und zur Ruhe gehn  
 Und die sich sanft verschwistern und verzweigen  
 In einem kinderinnigen Verstehn.  
 Du zitterst weh aus meinem tiefen Klange,  
 Ich flute bang aus deinem zagen Lied.  
 Wir sind wie Geigen, die des Mondes Spange  
 Als Sangesseelen zueinander zieht.  
 Und wenn wir ausgetönt und ausgeschwungen,  
 Führt Gott zu neuem Sang und neuem Reim  
 Uns, von der Mondesspange schlank umschlungen,  
 Zu der Musik der ersten Sterne heim.

EMPTY

EMPTY



JOSEPH M. OLBRICH

DAS KAUFHAUS TIETZ .n DUSSELDORF

Innemnvcht /

l/iÂ« itm i Sonderheft tnr .Ardiitrktiir iles 30. Jhdls.'

IVriflÂ« f 'n<l K'osmiith A.'Ã¼. Btrhn.

EMPTY

Die Ehe.

741

Die Ehe.

Komödie von Bernard Shaw.

Deutsch von Siegfried Trebitsch.

(Fortsetzung.)

Reginald (zu Leo): Glaubst du, daß ich dich besuche, wenn du Hotchkiß heiratest?

Hotchkiß: Ja hoffentlich. Sie werden doch nicht rachsüchtig sein, Rejy. Uebrigens werden dann alle Vorteile, deren ich mich früher erfreute, auf Ihrer Seite sein. Sie werden der Besucher, die Ablösung, das neue Gesicht, die neuen Nachrichten, die hoffnungslose Neigung sein: ich werde nur „der Gatte“ sein.

Reginald fräsend): Wer von euch will mir endlich einmal sagen, wie wir dazu kommen, immer über Hotchkiß zu sprechen, wo die Sache sich doch um Edith dreht? (Er geht aufgebracht durch die Küche zum Turnt und zurück zu seinem Stuhl.

Frau Bridgenorth: Wer von euch will mir endlich einmal sagen, was aus der Welt werden soll, wenn niemand heiratet?

Sykes: Wer von euch will mir endlich einmal sagen, was ein rechtschaffner Mann und aufrichtiger Anglikaner einer Frau, die er liebt und die ihn liebt und die ihn nicht heiraten will, anbieten soll?

Leo: Wer von euch wird mir endlich einmal sagen, wie ich es einrichten soll, daß ich für Rejy Sorge, wenn ich St. John heirate?

Rejy darf keine andere heiraten, namentlich nicht diese widerliche ekelhafte Kreatur, die ihn bei Gericht so heimtückisch verleumdet hat.

Hotchkiß: Wir wollen den ersten englischen Ehevertrag aufsetzen.

Leo: Schämen Sie sich, Sinjon!

Der Bischof: Einer muß doch den Anfang machen liebes Kind. Ich vermute sehr stark, daß er viel schlimmer sein wird als das bestehende Gesetz, und daß ihr alle vorziehen werdet, euch zu verheiraten, sobald er geschlossen sein wird. Wir können der Moralität daher keinen größeren Dienst erweisen, als wenn wir sofort versuchen, wie sich das neue System bewährt.

L e S b i a (die Anwesenden plötzlich an ihre vergessene Gegenwart erinnernd, steht gedankenvoll im Torweg des Gartens: Ich habe nachgedacht.

Der Bischof (zu Hotchkiß): Es geht nichts darüber, Menschen zum Nachdenken zu bringen: ist Sinjon da?

L e S b i a (kommt an den Tisch, an die linke Seite des Generals):

Ein Weib hat kein Recht, die Mutterschaft zu verweigern. Das ist klar nach den Statistiken, die Sidney Webb in der Times gegeben hat.

N il E REVUE und MOROEN. 1909 Heft 21. 53



NEUE REVUE und MORGEN.

Der General: Webb hat damit nichts zu schaffen. Es ist die Stimme der Natur.

Lesbia: Aber wenn sie eine englische Dame ist, hat sie das Recht und die Pflicht, ehrenhafte Bedingungen zu verlangen. Wenn wir uns über die Bedingungen einigen können, bin ich nicht abgeneigt, ein Bündnis mit Boxer einzugehen.

Der General springt auf die Füße, momentan verblüfft und sprachlos.

Edith (sich erhebend): Und ich mit Cecil.

Leo (sich erhebend): Und ich mit Rejky und St. John.

Der General (bestürzt): Ein Bündnis! Meinen Sie eine — eine — eine —

Reginald: Sie meint bloß Bigamie, wenn ich sie recht verstehe.

Der General: Wie lange wirst du hier noch stehen, Alfred, und diesem Irrsin standhalten? Ist es ein schrecklicher Traum oder bin ich wach? Laßt uns im Namen des gesunden Menschenverstandes und der Gesundheit zum wirklichen Leben zurückkehren —

Co 11 i n s kommt im Stadtratkleid durch den Turm herein. Die Damen stell;n, setzen sich hastig wieder und sehen so unbefangen drein wie möglich.

Co 11 ins: Es tut mir leid, Sie drängen zu müssen, Eminenz; aber die Kirche ist seit einer Stunde voll und der Organist Jiat die ganze Hochzeitsmusik aus dem Lohengrin schon dreimal durchgespielt.

Der General: Das ist der Mann, den wir brauchen. Alfred:

ich bin dieser Krise nicht gewachsen. Du bist ihr nicht gewachsen.

Die Armee hat versagt. Die Kirche hat versagt. Ich werde mich .aller sozialen Distinktionen begeben und an den Stadtrat appellieren.

Frau Bridgenorth: Tu das, Boxer. Er kriegt uns sicherlich aus dieser Schwierigkeit heraus.

C o 11 i n s, ein wenig verlegen, kommt, höflich nach vorne zu Hotchkiß' Linken.

H o t c h k i ß (sich erhebend, die Kleider des Rats Herrn machen Eindruck auf ihn): Ich harte noch nicht das Vergnügen. Wollen Sie mich vorstellen.

Co 11 ins (vertraulich): Es ist schon gut, mein Herr. Ich bin nur der Gemüsehändler, der das Hochzeitsfrühstück angerichtet hat.

Stadtrat Collins, mein Herr, wenn ich in meinem Amtskleid bin.

Hotchkiß (verblüfft): Sehr erfreut. (Er setzt sich wieder.)

Der Bischof: Ich für meine Person schätze den Rat meines alten Freundes, den Herrn Stadtrat Collins, sehr hoch. Wenn Edith und Cecil es ihm erlauben. t

Edith: Collins kennt mich seit meiner Kindheit: ich bin überzeugt, er stimmt mit mir überein.

Collins: Ja, Fräulein: Sie können in dieser Hinsicht auf mich zählen. Darf ich fragen, worin die Schwierigkeit besteht?

Die Ehe.

743

Edith: Das ist ganz einfach. Glauben Sie, daß ich mich unter der bestehenden Gesetzesform verheirate?

Sykes (sich erhebend, tritt an Collins linken Ellbogen): Ich frage ,Sie als vernünftigen Mann: ist es für Edith in irgendeiner Weise schlimmer als für mich?

Reginald (seinen Platz verlassend und sich zwischen Collins und Sykes drängend, der zu seinem Stuhl zurückgeht): Das ist nicht die Hauptsache. Sie müssen das wissen, Herr Collins. Es ist nicht der Mann, der den Rückzug antritt: sondern die Frau. (Er stellt sich am Kamin hin.)

Lesbia: Das geben wir nicht zu, Collins. Die Frauen sind vollständig bereit, ein vernünftiges Uebereinkommen zu treffen.

Leo: Mit beiden Männern.

Der General: Der Fall liegt Ihnen jetzt vor, Herr Collins.

Und ich frage Sie wie ein Mann den andern: haben Sie .schon jemals solchen verrückten Unsinn gehört?

Frau Bridgenorth: Die Welt muß doch ihren Lauf fortsetzen, nicht Collins?

Collins (schnappt danach, als dem ersten vernünftigen Vorschlag, den er hört.) Oh, die Welt wird schon weiter gehn, gnädige Frau: darüber brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen. Es ist nicht so leicht, sie aufzuhalten, wie die nachdenklichen Menschen glauben.

Edith: Ich wußte, Sie würden mit mir übereinstimmen^ Collins.

Ich danke Ihnen.

Hotchkiß: Haben Sie die leiseste Ahnung, wovon hier gesprochen wird, Herr Stadtrat?

Collins: Oh, das ist schon in Ordnung, mein Herr. Die Einzelheiten tun nichts zur Sache. Ich lese niemals einen Komitee-Bericht: was können sie einem schließlich sagen, was man nicht schon weiß? Man errät es aus ihrem Gespräch. (Er geht zur Tischdecke und spricht über den Tisch weg zur Oesellschaft): Nun, Eminenz, Fräulein Edith und meine Damen und Herren, die Sache ist die. Die Ehe ist in ihrer Art ganz erträglich, wenn man sie nicht zu schwer nimmt und nicht zu viel von ihr erwartet. Aber sie verträgt nicht, daß man über sie nachdenkt. Die Hauptsache ist, daß man die jungen Leute zusammengebunden kriegt, ehe sie wissen, worauf sie sich einlassen. Da ist Fräulein Lesbia. Ja, die hat gewartet, bis sie anfang darüber nachzudenken: und dann war alles vorbei. Wenn Sie erst einmal anfangen darüber nachzudenken, Fräulein Edith und Herr Sykes, so werden Sie nie heiraten. Gehen Sie hin und heiraten Sie zuerst: Sie werden nachher zum Nachdenken Zeit genug haben, glauben Sie mir, Fräulein.

Hotchkiß: Ihre Warnung kommt zu spät. Die beiden haben bereits mit dem Nachdenken angefangen.

NEUE REVUE und MOROEN.

Der General: Aber Sie sehen ja die Hauptsache nicht, ich möchte nicht übertreiben; aber das einzige Wort, das ich finden kann, ist grenzenloses Entsetzen über die ganze Angelegenheit. Diese Damen weigern sich nicht nur unsere ehrbaren Anerbieten anzunehmen, sondern so weit ich verstanden habe — und ich bitte Sie herzlichst um Entschuldigung, Lesbia, wenn ich Unrecht habe und hoffentlich hab' ich das — verlangen sie von uns, daß wir — ich bedaure diesen Ausdruck gebrauchen zu müssen, daß wir — Beziehungen mit ihnen eingehen, auf Grund von Verträgen, die unsere verdammten Anwälte aufzusetzen haben.

Collins: Meiner Treu, General: das ist etwas Neues, wenn die Parteien derselben Gesellschaftsklasse angehören.

Der Bischof: Nichts Neues, Collins. Die Römer taten 's schon.

Co Hin: Ja, die taten es, die Römer. Wenn man in Rom ist, soll man tun, was die Römer tun, sagt ein altes Sprichwort. Aber wir sind hier ja nicht in Rom, Eminenz.

Der Bischof: Wir haben viele Wege der Römer eingeschlagen.

Was halten Sie denn vom Vertragssystem, Collins?

Collins: Nun, Eminenz, wenn von einem Vertrag die Rede, muß ich ihn immer schwarz auf weiß sehen. Wenn es mündlich sein soll, laßt es mündlich sein; aber wenn es ein Vertrag sein soll, aufs Papier damit, schwarz auf weiß; dann wissen wir, woran wir sind.

Hotchkiß: Ganz richtig, Herr Stadtrat. Wir wollen den Vertrag mal sofort aufsetzen. Darf ich Papier und Schreibzeug aus Ihrem Arbeitszimmer holen, Eminenz?

Der Bischof: Ja, St. John.

Hotchkiß geht in die Bibliothek.

Collins: Wenn ich auf eine Schwierigkeit aufmerksam machen dürfte? Eminenz —

Der Bischof: Gewiß (Er geht zum vierten Stuhl von der Linken des Generals abgezählt, aber ehe er sich setzt, weist er höflich auf einen Stuhl am Ende des Tisches, in der Nähe des Kamins): Wollen Sie nicht Platz nehmen, Herr Stadtrat? (Collins, der sich durch die feine Beachtung von Seiten des Bischofs sehr geehrt fühlt, setzt sich. Der Bischof nimmt dann seinen Sitz ein.)

Collins: Wir sind jetzt sechs Herren und vier Damen. Das ist nicht fair.

Reginald: Nicht fair für die Herren, meinen Sie.

Leo: Oh! Rejky hat einen Witz gemacht! Sollte ich mich in ihm getäuscht haben?

Hotchkiß kommt mit einem Löschblatt und Papier zurück. Er nimmt den freien Platz in der Mitte des Tisches zwischen Lesbia und dem Bischof.



Die Ehe.

745

Co 11 ins: Eminenz! meine Damen und Herren, um Ihnen die Wahrheit zu gestehen, ich traue meinem Urteil in dieser Angelegenheit nicht. Da ist eine Dame, die ich in heiklen Fragen, wie diese es zum Beispiel ist, immer um Rat frage. Sie hat eine ganz außerordentliche Erfahrung, ein wundervolles Temperament und den sichersten Instinkt in Herzensangelegenheiten.

Hotchkiß: Verzeihen Sie, Herr Stadtrat; ich bin ein Snob;

:Und ich mache Sie darauf aufmerksam, daß es keinen Zweck hat, wenn immer um Rat zu fragen, der uns nicht schlechtweg vom Klassenstandpunkt aus berät. Die Ehe ist gut genug für die niederen Klassen: die haben Möglichkeiten zur Fahnenflucht, die uns versagt sind. Welches ist die gesellschaftliche Stellung dieser Dame?

Co 11 ins: Die höchste im Wahlkreis, mein Herr. Es ist die Bürgermeisterin. Aber Sie brauchen vor ihr keine Angst zu haben.

Sie ist außerdem meine Schwägerin. (Zum Bischof): Ich habe Ihrer Frau Gemahlin oft von ihr erzählt, Eminenz. (Zu Frau Bridgenorth): Es ist Frau George, gnädige Frau.

Frau Bridgenorth (betroffen): Ist Frau George denn ein wirklicher Mensch?

Co 11 ins (gleichfalls betroffen): Haben Sie nicht an ihre Existenz geglaubt, gnädige Frau?

Frau Bridgenorth: Aber auch keinen Augenblick.

Der Bischof: Wir dachten immer, daß Frau George viel zu gut sei, um wahr zu sein. Ich glaube noch immer nicht an sie, Collins. Sie müssen sie herbringen, wenn Sie mich überzeugen wollen.

Collins (überwältigt): Na, ich bin so niedergeschlagen durch — das hab ich mir ja nie träumen lassen! sie ist augenblicklich in der Kirche und will die Hochzeit sehen.

Der Bischof: Dann bringen Sie sie her. (Collins schüttelt den Kopf.) Hören Sie Collins! beichten Sie. Diese Person existiert gar nicht.

Collins: Sie existiert, Eminenz: sie existiert, glauben Sie mir.

Ich kann sie allerdings nicht herbringen; aber Sie können es, Eminenz.

Der Bischof: Ich!

Collins: Ja, Eminenz, Sie. Aus irgendeinem Grund, den ich nie herausfinden konnte, hat sie mir verboten, über Ew. Eminenz zu sprechen oder sie mit Ihnen zusammenzuführen. Ich habe sie wiederholt gebeten an einem Hochzeitsmorgen hierherzukommen und mir bei den Blumen und dergleichen zu helfen; und sie hat sich immer geweigert. Aber wenn Sie ihr befehlen herzukommen, als ihr Bischof — dann wird sie kommen. Sie ist sehr seltsamen Einbildungen unterworfen, diese Frau George. Senden Sie ihr Ihren Bischofs-Ring, Eminenz — senden Sie ihn durch einen sehr eleganten

NEUE REVUE und MORGEN.

Herrn — vielleicht wäre Herr Hotchkiß so liebenswürdig ihn zu überbringen dann: kommt sie.

Der Bischof (seinen Ring abstreifend und ihn Hotchkiß übergebend): Verbinden Sie mich, indem Sie die Mission übernehmen.

Hotchkiß: Aber woran soll ich die Dame erkennen?

Collins: Sie ist im Staatskleid zur Kirche gegangen, mein Herr, und wird von einem Magistratsdiener mit dem Amtsstab begleitet. Er wird sie Ihnen zeigen; und auf den Rückweg den Vordersitz auf dem Wagen einnehmen.

Hotchkiß: Nein, bei Gott! Verzeihen Sie, Eminenz; aber Sie verlangen zu viel. Ich bin vor den Buren davongelaufen, weil ich ein Snob bin. Vor einem Magistratsdiener laufe ich aus dem selben Grund davon. Ich lehne diese Mission unbedingt ab.

Der General(sich lebhaft erhebend) Seien Sie so freundlich<sup>1</sup>, mir diesen Ring zu geben, Herr Hotchkiß.

Hotchkiß: Mit Vergnügen. (Er gibt ihn ihm.)

Der General: Es wird mir ein großes Vergnügen sein, Herr Stadtrat, mit den Befehlen des Bischofs auf die Frau Bürgermeisterin zu warten; und ich werde stolz darauf sein, städtischerseits hochgeehrt zurückzukehren. (Er ist galant und stolziert hinaus. Collins erhebt sich für einen Augenblick, um sich mit ostentativer Würde vor ihm zu verneigen.)

Reginald: Boxer ist in seiner Art doch ein ganz gelungener alter Spaßvogel.

Hotchkiß: Seine Uniform gewährt ihm einen unfairen Vorteil. Er wird die ganze Aufmerksamkeit des Magistratsdieners absorbieren.

Collins: Ich glaube Eminenz, wir könnten mit dem Vortrag immerhin beginnen, ehe sie kommen. Wenn Frau Georg einmal da ist, wird keiner von uns viel hineinsehen können. Es ist also besser, wenn wir jede kleine Klausel, die wir wünschen, hineinkriegen, bevor sie kommt.

Hotchkiß: Die Präliminarien habe ich ganz gut niedergeschrieben, glaub ich (er liest vor): „Memorandum eines Ehevertrages, der heute — bleibt frei — zwischen — bleibt frei — von — bleibt frei — in der Grafschaft — bleibt frei — im folgenden immer der Herr genannt — einerseits und — bleibt frei — von — bleibt frei — in der Grafschaft — bleibt frei — im folgenden immer die Dame genannt andererseits, wodurch bestätigt und genehmigt wird wie folgt.“  
(Fortsetzung folgt.)

Ueber die gesellschaftliche Stellung des Schriftstellers.

747

Theodor Fontane:

Ueber die gesellschaftliche Stellung des Schriftstellers.

Fontane hat sich im Jahre 1891

in einer Literaturzeitschrift über dieses

gewichtige Thema geäußert. Seine

Aphorismen erschienen damals ano-

nym in dem von Fritz Mauthner

herausgegebenen „Magazin für Litera-

tur“ und sind eben, weil man den

Autor nicht kannte, ziemlich unbeachtet

geblieben. Es war nicht Sache Fon-

tanes, den „Irrungen und Wirrungen“

bereits zu einem bekannten Schriftsteller

gemacht hatten, das Thema seiner gan-

zen Breite nach aufzurollen. Er wollte

nur ein paar Beobachtungen, die sich

ihm in langer schriftstellerischer Tätig-

keit aufgedrängt hatten, zur Diskussion

stellen, und das ist ihm, wie uns scheint,

vortrefflich gelungen.

Aber lassen wir ihn selbst zu Worte

kommen mit dem Bemerken, daß die

nachfolgenden fragmentarischen Aus-

führungen vielleicht kleine redaktionelle

Ausbesserungen erfahren haben.

\* \* \*

I.

Wie ist die Stellung des Schrift-

stellers? — Ich glaube, es herrscht in

dieser Frage bei denen, die sie zunächst

angeht, eine seltene Einmütigkeit. Die

Berühmten und die Unberühmten,

Freien und Unfreien, die Roman- und

Stückeschreiber, die Journalisten und

Essayisten — der armen Lyriker

ganz zu geschweigen, — alle sind

meines Wissens einig darüber: die

Stellung eines Schriftstellers ist mi-

serabel. Welchem Lande nach dieser

Elendseite hin der Vortritt gebührt,

mag schwer festzustellen sein, doch

wird sich vielleicht sagen lassen,

daß Preußen-Deutschland immer mit in

erster Reihe figuriert hat und erfolgreich

bemüht ist, sich auf dieser alten Höhe

zu halten. Die, die mit Literatur und

Tagespolitik handeln, werden reich, die,

die sie machen, hungern entweder oder

schlagen sich durch. Aus diesem Geld-

Elend resultiert dann das Schlimmere:

der Tintensklave wird geboren. Die

für Freiheit arbeiten, stehen in Un-i

freiheit und sind oft trauriger daran,

als: der mittelalterliche Hörige.

II.

Der Schriftsteller ist schlecht daran,

weil er arm ist und die natürlichen

Konsequenzen der Armut tragen muß.



Ja, so heißt es dann wohl, warum ist er arm? Warum ist er ein Stümper? Warum drängt er sich hierzu? Wäre er talentvoll, so wäre er reich. Das ist auf jedem Gebiete dasselbe. Wer nichts kann, der bleibe davon; an dem gehen die goldenen Schüsseln vorüber. Wer etwas kann, dem fällt alles zu: mit dem Golde der Ruhm und mit beidem die gesellschaftliche Stellung. Ja, das klingt ganz gut, aber ist es richtig? Ich glaube nein. Gewiß ist Armut alles Uebels Anfang. Aber sie ist hier nur ein "Teil der Schuld. Es haftet dem Stande noch etwas anderes an, das ihn ungelitten macht, und wem darüber noch ein Zweifel sein sollte, der braucht sein Auge nur von dem äußern Elend des Schriftstellertums ab- und dem Glanz des Schriftstellertums zuzuwenden, und er wird sich, wenn er es tut, der Wahrnehmung nicht verschließen können, daß auch die gesellschaftliche Stellung der Schriftsteller-Aristokratie viel, sehr viel zu wünschen übrig läßt. Ja, wer sich gedrungen fühlt, sich eingängiger mit dieser unerquicklichen Frage zu beschäftigen, dem wird gerade, wenn er auf die Schriftstelleraristokratie blickt, das Miserable der Schriftstellcrstellung am einleuchtendsten klar werden. Denn wenn nicht viel dagegen zu sagen ist, daß Mangel an Erfolg überall in der Welt ein Eingereichtwerden in die 7. Reihe rechtfertigt, so müssen wir doch bei der Schriftstellerwelt die traurige Wahrnehmung machen, daß auch Glück und Erfolge die Sache nicht erheblich verbessern. Natürlich wird der, der seine Miete bezahlt, besser behandelt als der, der sie nicht bezahlt, und der mit einem englischen Musterkoffer in Helgoland Eintreffende darf sich einer besseren Sommerfrische rühmen, als der bloß nach Grünau hin; ins Grüne gestellte, — seine eigentlich gesellschaftliche Stellung bleibt aber auf ihrem sehr mäßigen Niveau, und selbst die, die sich um einen solchen Glücklichen anscheinend bewerben, sind meist mehr erfreut, ihn kennen zu lernen,

NEUE REVUE und MORGEN.

als innerlich beglückt und geehrt.

Respekt ist etwas, das kaum vorkommt

Immer verdächtig, immer Blame. Das

ganze Metier hat einen Knax weg. Am

besten gestellt ist der Schriftsteller,

wenn er gefürchtet ist Da kann er

den Kopf schon höher tragen.

III.

Woran liegt es? Es liegt an einem

gewissen Detektiv-Charakter des Me-

tiers, an einer gewissen Furcht des

Publikums vor Indiskretionen, und am

meisten daran, daß man die Schrift-

stellerei als Kunst nicht gelten läßt und

davon ausgeht, all das am Ende ebenso

gut oder auch noch ein bißchen besser

machen zu können. Schreiben kann

jeder. Und außerdem ist das Schrift-

stellern so nutzlos, es ist das einzige

Metier, das ganz überflüssig dasteht

und mit einem ernsten Bedürfnis der

Menschen nicht zusammenhängt Die

Journalistik, die Zeitung ist hier die

einzigste Ausnahme. Nun wird sich frei-

lich von einem geistigen Bedürfnis über-

haupt sprechen lassen, von einem

höheren geistigen Bedürfnis, das nur

auserwählte besondere Persönlichkeiten

befriedigen können. Aber dies wird

schließlich doch nur von wenigen zu-

gegeben, und diese wenigen haben dann

ihre „Klassiker“ und stehen den Mo-

dern oft nicht bloß gleichgültig, son-

dern feindselig gegenüber. Ich will dies

nicht näher untersuchen. Ich will nur

fragen, wenn ein guter oder selbst

bester Lyriker einen Band Oedichte

herausgibt ob irgendwer von dem Glau-

ben erfüllt ist, daß das Buch einem

Bedürfnis entspricht? Und nicht viel

anders steht es mit den Roman- und

Novellenschriftstellern. Man wartet viel-

leicht zu Weihnacht darauf, aber von

Bedürfnis keine Rede.

IV.

Die Schriftstellerei wird nicht als

Kunst betrachtet. Es heißt vielmehr:

„catilinarische Existenzen von ungefähr

dazu gekommen. Wenn einer nichts

weiter kann, wird er Schriftsteller oder

nennt sich so. Und dann, was ist es

am Ende? Jeder kann es, jeder kann

einen Artikel schreiben, einen Aufsatz,

eine Kritik, ein Gedicht, eine Geschichte.

Was sollen wir da groß bewundern?"

Gut, es soll das alles im wesentlichen

richtig sein. Aber das Schreckliche ist

daß das Urteil des Publikums gar keine

Ausnahme gelten läßt oder fast keine. Denn es gibt Schriftsteller, die weder! catilinarische Existenzen sind, noch in ihren Werken so dastehen, daß jeder Rat oder Assessor oder Kommissar\* klären dürfte: das kann ich auch. Ja, es gibt viele solche Schriftsteller, aber auch sie bedeuten nichts. Männer wie Schack, wie Rudolf Lindau usw. gehören nicht hierher, denn sie haben Stellungen im Staat und danach richtet sich ihre gesellschaftliche Stellung. Mit den andern aber, die nicht exceptionell situiert sind, vergleiche man nun die Maler und Bildhauer. Und da drängt sich denn die Frage auf, stehen unsere besten wirklich tiefer als die besten im Bereich unserer Schwesterkünste? Die Verständigen unter ihnen werden es selbst nicht behaupten wollen. Trotzdem sind wir das mißachtete Stiefkind ....

- \*

- 

Fontanes Ausführungen, die bei allem Humor einen gewissen wehmütigen Unterton nicht verkennen lassen, haben nun noch ein merkwürdiges, fragmentarisches Schlußkapitelchen. Er sucht nach Abhilfe und schlägt allen Ernstes (wirklich allen Ernstes?) vor, daß der Staat sich hier ins Zeug lege. „Unser Aschenbrödel-tum ist unzweifelhaft eine Tatsache. Und Aenderung? Es gibt nur ein Mittel: Verstaatlichung, Aichung, aufgeklebter Zettel. Vielleicht ist das Mittel schlimmer als der gegenwärtige Zustand. Aber dann müssen wir uns getrösten und es lassen, wie es ist. Wolfen wir Aenderung schaffen, so gibt es keinen anderen Ausweg.“

Nun auf diesem vorgeschlagenen Wege hätte es Fontane, dem die Kunst des Strebertums so ganz abging, bestenfalls zum Professor gebracht, oder sie hätten den Apothekerlehrling gar nicht in die Literatur hineingelassen. Mit solchem Chinesentum ist uns ganz gewiß nicht gedient. Gleichwohl enthalten die Ausführungen Fontanes so viel Beherzigenswertes, so Vieles, was bei aller Wendung zum Besseren auch heute noch die geistigen und materiellen Nöte des deutschen Autors charakterisiert, daß sich unsere kleine „Ausgrabung“ wohl ohne weiteres rechtfertigt.



Rundschau.

749

Rundschau.

Finanzpolitisches.

Von Pluto.

Nur stoßweise kommt jetzt noch die Hausse, und so wird es bleiben, sobald die großen Gruppen ein Interesse daran haben. Das Publikum selbst scheint mit Papieren bereits vollgestopft zu sein, und an dieses richten sich wohl die Ermahnungen, die von so »gediegener« Seite kommen, daß sie nicht gut zu ignorieren sind. Auf den mäßigenden Bericht der Deutschen Bank war auch ein solcher der Handelsgesellschaft gefolgt, nur nicht so generell wie der erstere, sondern zugleich auch mit Details ausgestattet. Dies insofern, als verschiedenen per 30. Juni abschließenden Montangesellschaften ungünstige Ziffern vorausgesagt werden. Will man in irgend einem Gefühl der Verantwortlichkeit die Aktionäre auf ihre Enttäuschung vorbereiten oder gilt es überhaupt einem Druck auf die Allgemeintendenz? Jedenfalls haben die Banken die letzten Kapitalsvermehrungen von Hütten- und Kohlenunternehmen mitbeschlossen und in den Prospekten dann mit unterschrieben. Die gläubigen Aktionäre erfahren aber von denselben Seiten erst nachträglich, wie sehr sich der Wert ihres Besitzes vermindert hat. Fast erinnert das an die Zeiten, als Herr Hanau (Mühlheim am Rhein) seine gewaltige Tätigkeit als Faiseur entfaltete, die Großen in Berlin für ihn von Monat zu Monat Millionen in Prolongation nahmen, jedoch zu gleicher Zeit dieselben Aktien dadurch im Kurse reduzieren halfen, daß sie neue in den größten Beträgen ausgaben. Nur muß man sich in solchen weitschichtigen Dingen keine persönlichen Bösewichte und Intriganten im Stile französischer Romane ausmalen! Die gegenwärtige Abundanz wird immer mehr als trügerisch angesehen, weil es die Erlöse der verschiedensten Emissionen sind, die der Börse noch zur Verfügung gestellt werden. In diesem Sinne hat auch die Versteifung des Geldmarktes infolge der Einzahlungen auf die neuen Konsols und Reichsanleihe wenig zu bedeuten, da im Gegenteil zahlreiche Zeichner wegen der guten Zinsen sofort verstärkte Einzahlungen leisteten. Das Unglück liegt ganz anderswo, nämlich wie dies niemals genug betont werden kann, in dem unaufhörlichen Schuldverhältnisse des Staates zur Reichsbank. Dadurch gestaltet sich jede noch so große

Anleihe regelmäßig zu einer bloßen Rückzahlung, anstatt, wie die Öffentlichkeit annimmt zur Deckung erst bevorstehender Ausgaben. In unserer Industrie muß es etwas erträglicher aussehen, da die Arbeiterbeschäftigung seit einer Reihe von Wochen keineswegs mehr so ganz unbefriedigend ist. Freilich hat dies nicht verhindern können, daß die internationalen Trägerpreise herabgesetzt werden mußten. Es betrifft dies das Baugeschäft, dessen Aussichtslosigkeit für die diesjährige Saison hier bereits hervorgehoben wurde. Gegenüber den schlechten Versandziffern unseres Stahlverbandes möchte man gerne mit amerikanischen Trustdepeschen kommen, allein wer weiß, ob die Harrimanlinien wirklich 1500 Stahlgerüste für Kühlwagen bestellt haben. Kabel sind geduldig, wie aus so manchen Nachrichten auch des Pariser New-York Herald zu ersehen ist. Darin werden Erholungsreisen amerikanischer Bankiers in Geschäftsreisen verwandelt. Aus Wiesbaden macht man Berlin, es wird die Dresdner Bank, oder die Discontogesellschaft hinzugefügt, und der Unsinn, in dem aber — Methode steckt, ist vollendet.

•

Eine Belohnung für sein Einlenken scheint jetzt Serbien zu erwarten, indem es sich zunächst nicht mehr als 170 Millionen Francs borgen will. Zuerst hat diese Regierung, die, wie sich jetzt herausstellt, durchaus der Herr ihrer Volksbewegung war, dermaßen gelärmt, daß die Gefahr eines Weltkrieges immer näher rückte. Dann ist sie plötzlich so zu Kreuz gekrochen, wie man dies sonst weder bei Europäern, noch bei Halbasiaten gewöhnt ist. Man durfte also annehmen, daß der Rest Schweigen und nicht 170 Millionen seien. Es ist wahr, die Pariser wissen nicht, was sie mit ihrem vielen Geld anfangen sollen, die dortigen Bankiers lieben exzessive Provisionsgewinne und ihre deutschen Kollegen können darüber ihren Neid nicht verwinden. Indessen hat doch keine Hochfinanz ein Interesse an einer wirklichen Verschlechterung der Serbischen Sicherheiten. Ein solcher Fall wäre aber bei einer Steigerung des dortigen

NEUE REVUE und MORGEN.

Zinsendienstes um jährlich 7 oder 9 Millionen ganz unvermeidlich; um so mehr, als man den Grund dieser Anleihe unverhohlen mit Rüstungen bezeichnet. Gegen wen? So zweifelhaft steht es um die wirtschaftliche Moral der Serben, daß sogar die Hypothekenbank in Belgrad Boden-Beliehungen versprochen hat, die sie in ihren knappen Verhältnissen unmöglich leisten kann. Es sollen hierdurch arge Verlegenheiten entstanden sein, und die betreffenden Gutsbesitzer, Bauern, vielleicht auch Häuser-spekulant<sup>en</sup> haben schon ein Recht darauf, zu erfahren, warum ihnen ein ernstes Institut Summen versprochen hat, die es keineswegs besaß. Die Franzosen pflegen auch in den Pfandbriefen der östlichen Länder eine höhere Sicherheit zu erblicken, hoffentlich übertragen sie diese Vorliebe noch nicht auf das Reich des Königs Peter. Deutsches Kapital sollte sich aber gerade von diesem Stückchen Auslande fernhalten.

Obligationen ohne Unterpfand grassieren bekanntlich innerhalb unserer gesamten Industrie. Das in dieser Beziehung sehr strenge französische Gesetz würde wahrscheinlich ebenfalls Spaß verstehen, falls die dortige Fabrikation den Umfang und daher auch das Geldbedürfnis der deutschen erreichte. Damit braucht man aber noch immer nicht an der Erklärung der Bergmann-Elektrizitätswerke schweigend vorüberzugehen, die kürzlich in der Generalversammlung von der Verwaltung abgegeben wurde. Es handelt sich um ca. 10 Millionen Obligationen, die nicht hypothekarisch sichergestellt sind, weil der wirkliche Wert des Grundbesitzes vier- oder fünfmal höher sei, als die Bilanz ausweise. Da also das als die ernste Ursache bezeichnet wird, weshalb die Grundstücke »keine geeigneten Objekte« als Sicherung für eine Anleihe darstellen, muß es noch eine weitere — ungenannte Ursache geben. Wahrscheinlich denken die Herren an eine spätere Gelegenheit, wo sie bei einem weiteren Wachstum ihrer Betriebe auch einmal mit der Ausgabe hypothekarischer Obligationen einsetzen müssen. Und nicht zu vergessen, daß man bei uns nur zu oft bloß deshalb Obligationen ausgibt, um das Aktienkapital, das doch keine feste Schuld darstellt, nach einem noch ganz anderen Maßstabe zu erhöhen. Die Bergmann-Gesellschaft gilt heute als eine der bestgeleiteten und bestrentierenden; wenn sie



aber darauf hinweist, daß sie sowenig wie die A. E. G. oder Siemens & Halske »es nötig« habe, ihre Obligationen sicherzustellen, so ist dies doch eine Ueberhebung. Das sind Unternehmungen ganz anderen Stils und von einem so alten Rufe, wie ihn neuere Geschäfte so leicht gar nicht mehr erringen können. Tantiemen ohne bitteren Nachgeschmack galten bisher unseren meisten Aufsichtsräten und Direktoren als ganz gewiß. Nur sehr wenige Bankiers hielten sich selbst während der unbeschränktesten Freiheit unseres Börsen- und Bankwesens von allen solchen Pfründen vorsichtig zurück. Diese Herren wurden dann von ihren Kollegen als ängstlich und engherzig angesehen und in keiner Weise geliebt. Allmählich kommt es aber doch neraus, wie verantwortungsvoll derartige Stellungen sind. Und so mehrt sich wieder die Zahl der tüchtigen und freilich auch sonst vielbeschäftigten Finanzmänner, welche Aufsichtsratsstellen grundsätzlich ablehnen, bezeichnenderweise sogar bei großen Banken und Industrien. Die jüngsten Erfahrungen nun betreffen Städte, wie Solingen und Bonn, also alles eher als große Unternehmen. Desto markanter ist es aber, welche gewaltigen Ersatzsummen bereits im Vergleichswege von den Aufsichtsräten zu erlangen sind. Entweder also fürchten solche Leute eine Aufdeckung ihrer Unfähigkeit, was an kleinen Plätzen noch spöttischer auffällt, oder gar eines Protektionssystems, dessen Folgen auch über den zivilrechtlichen Charakter hinausgehen könnten. Am interessantesten nimmt sich die Abweisung der Klage gegen den Schaaffhausenschen Bankverein wegen Einführung der Solinger Bankaktien aus. Im Verurteilungsfalle hätte natürlich Schaaffhausen alle seine Kräfte daran setzen müssen, ein letztinstanzliches Erkenntnis zu seinen Gunsten zu erzielen, da einem anderen Präjudikat keine Bank fortan mehr gewachsen gewesen wäre. Immerhin könnten einmal Strömungen eintreten, wo auch von Leipzig aus gegen unsere Großinstitute in ganz überraschender Weise entschieden wird. Das sollte man im Uebermuth des Glückes doch nicht ganz vergessen! Alles in Allem mehren sich in den Tantiemenstellungen jetzt unsere Ingenieure und Juristen, wohingegen die Bankiers in diesem »Fache" sich mindern.

Rundschau.

751

Herr v. Holstein.

Von Johann es W. Harnisch.

Den jetzt der Tod aus seiner einsamen Wohnung in der Großbeerensstraße geholt hat, war wohl der meist befabelte Staatsmann Deutschlands. Sein Wesen lockte zur Mythenbildung. Einer, der jahrzehntelang außerordentliche Macht in der geschickten Hand hielt und dessen ängstliches Mühen stets war, nur nicht ins Rampenlicht gedrängt zu werden — ein solcher Mann mußte einer Zeit, in der der Schein der Macht viel sorglicher gehütet wird als die Macht selbst, einer Zeit der Dekorationen und der bengalischen Feuer, ein seltsam unverständliches Rätsel sein. Und so war der Mann schon ein Mythos geworden, als er noch Deutschlands auswärtiger Politik die leitenden Gedanken gab; die dann freilich oft gar anders ausgeführt wurden, als er sie gedacht hatte.

Der Abschluß seiner amtlichen Tätigkeit, die Marokkopolitik, bietet das klassische Beispiel sowohl für die Mythendichtung um den Mann wie dafür, daß seine Ideen nachher oft ganz anders ausgeführt wurden, als sein Scharfsinn sie ersonnen hatten. Man hat laut in die Welt trompetet, Herr v. Holstein wäre für einen kriegerischen Austrag der Affäre gewesen. Nichts ist falscher. Er war nur der — durch die Tatsachen wohl inzwischen bestätigten — Ansicht, daß Frankreichs Kriegspose ein geschickterer Bluff versuch war, und hat deshalb das Nachgeben in jenen Tagen der Spannung verworfen. Was schließlich doch wohl etwas anderes als das ihm Nachgesagte ist. Weiter: es ist richtig, daß der Plan der Tangenfahrt des Kaisers seinem Hirne entsprang. Aber die Rede des Kaisers stand nicht auf seinem Programme. Ueber das Kapitel: Marokko und Herr v. Holstein wäre noch mancherlei zu sagen. Doch noch ist kaum die Stunde dazu. Wir alle werden zudem, soweit ich unterrichtet bin, dermaleinst Authentisches darüber erfahren. Den Freunden, die ihn drängten, seine Memoiren zu schreiben, hat er eine Darstellung der Marokkoaffäre konzedierte. Politiker und Historiker mögen sich in das Bedauern teilen, daß Holstein keine Memoiren hinterlassen hat. Auch für seinen Nachruhm, der ihm indes

wohl kaum viel Sorge gemacht hat, würde durch solche besser als jetzt gesorgt sein. Viele hat der Einsame nie fehabt, die freundlich von ihm sprachen, Is Bismarck im Sachsenwalde grollte, da stand Holstein mit obenan aut der Liste derer, denen er zürnte. Es ist auch weiter kein Geheimnis, daß ihn der Kaiser wenig mochte. Und nun erst unter den Kleinen, da waren der Feinde des Unverständlichen Legion. Und ein gar absonderlich Bild war so im Laufe der Zeiten und der Zeitungen von ihm entstanden. Ich werde nie das Erstaunen vergessen, das mich faßte, als ich Herrn v. Holstein kennen lernen durfte. Und nie die Güte, mit der er dem durch ein briefliches Mißverständnis anfangs verletzten, noch ganz namenlosen jungen Journalisten entgegenkam.

Der hohe, fast hagere Greis machte den Eindruck eines deutschen Gelehrten. Den Eindruck, als sei eben nur soviel an Haut und Sehnen an seinem Körper, als unbedingt nötig war, die Knochen zusammenzuhalten. Ali habe sein Hirn alle die Säfte langsam mitverzehrt, die bei anderen Menschen Fleisch und Fett bilden. Ich hatte das Glück, dem so mißtrauischen alten Herrn einen vertrauenswürdigen Eindruck zu machen. Und so durfte ich denn das scharfe und exakte Arbeiten dieses Hirnes bewundern. Einmal gab er mir in zehn Minuten einen Abriß der Marokkopolitik. Einmal charakterisierte er mir auf meine Bitte unsere bekanntesten Diplomaten. Wer ihn jemals so hatte sprechen hören, der verstand schon eher, wer der Mann war und wie der Mann war.

Sicherlich: Herr v. Holstein war nicht objektiv in seinen Urteilen. Objektivität und Kraft pflegen ja selten in einem Geiste zusammen zu hausen. Persönliche Zuneigungen, Abneigungen, deren er sich kaum so recht oewußt war, ließen ihn hier eine Linie verwischen, dort an Stelle des Haarstriches eine dicke Kohlenlinie ziehen. Aber wie fewannen diese Diplomatenköpfe Le-en! Und wie sprang jeder charakteristische Zug klar hervor, so persönlich das Bild gemalt war! In dem Augenblicke verstand ich: Herr v. Holstein dürfte nicht immer die richtige, aber immer eine eminent kluge Politik gemacht haben.

Und immer eine patriotische. Als ich einmal bei ihm war — es war leider



NEUE REVUE und MORGEN.

nur selten — bat mich der alte Herr, ihm etwas aus der Zeitung vorzulesen.

Es war eine Nachricht, die den Patrioten wenig freuen konnte. Als ich fertig war, war der Mann wie gebrochen. Alles deutsche Geschehen ging eben nicht nur in seinen Kopf, sondern in die innersten Kammern seines Herzens. Und dieses Herz schlug auch dem Greise noch heiß.

Es bleibt jammerschade, daß wir so wenig um diesen Mann wissen. Er könnte, alle Unvollkommenheiten und Schwächen vollauf in Rechnung gestellt, uns auch noch als Toter viel sein. Und wenn's auch weiter nichts wäre: Ein Mann, der den Schwarzen Adler und den Sitz im Herrenhause ausschlug, wäre, wer bezweifelt's? schon ein beachtlich Vorbild für unsere Zeit. Englische und deutsche Frauenrechtlerinnen.

Von E. B.

Die Berliner Frauenrechtlerinnen hatten kürzlich Gelegenheit, in einer öffentlichen Versammlung ihr Urteil zu fällen über das Vorgehen jener Partei unter ihren englischen Kolleginnen, die in letzter Zeit in der ganzen Welt soviel von sich reden machte: der Suffragettes. Miß Isabell Seymour war nach Berlin entsandt worden, um die Mißverständnisse zu beseitigen, die sich über die englischen Stimmrechtlerinnen bei uns mit der Zeit festgesetzt haben. Daß die Wahl für diese Mission auf Miß Seymour fiel, spricht entschieden zugunsten der Suffragettes. Sie zeigt keine Spur von dem ruppigen Amazonen-Typus, der nach der hier zu Lande üblichen Vorstellung die Suffragettes kennzeichnet. Sie zeigt auch in ihrer Art nichts von dem üblen scharf provozierenden Fanatismus, von dem die Berichte uns soviel zu melden wußten. Eine Suffragette, in allen Reizen liebenswürdigster Weiblichkeit erstrahlend — das war ein Eindruck, der den Besuch der Versammlung gut und gern wert war.

Aber was sagten nun unsere Berlinerinnen dazu? Auch sie waren wohl etwas erstaunt, daß die Suffragettes solch holde Vertreterin zu entsenden hatten. Dann waren sie begeistert über den Opfermut, den die Frauen da drüben aufbringen, den Opfermut, der sich größer vielleicht noch als in dem

Erdulden schwerer Verfolgungen darin zeigt, daß die Suffragettes den Fluch der Lächerlichkeit nicht scheuen, wenn es gilt, für ihre Ziele zu kämpfen. „Wir wollen uns nicht lächerlich machen!“ sagte eine Diskussionsrednerin, die diesen Heroismus anerkannte, aber nicht teilte. Und das war trotz lebhafter Zustimmung eigentlich doch die entscheidende Stimmung des Abends: Wir erkennen an, aber mitmachen können wir das nicht.

Dieses Votum, das auf dem klaren Bewußtsein der Verschiedenheit der Verhältnisse dort und hier basiert, und auch die verschiedene Veranlagung von Engländern und Deutschen taktvoll berücksichtigt, hat mir doch sehr gefallen. Die Zeit des blinden Enthusiasmus in unserer Frauenbewegung ist offenbar vorbei, man schreit nicht mehr so leicht Hurra und zieht es vor, ernsthaft zu arbeiten; besonnen, maßvoll zu arbeiten. Und vor allem selbständig zu arbeiten. Miß Seymour wird in ihrer Heimat immerhin erzählen können, daß sie nicht kritiklos bei uns empfangen wurde, daß die deutschen Frauen doch schon wissen, was sie wollen, oder es doch schon demnächst wissen werden.

Hin und wieder freilich zeigt sich bei uns noch so etwas von jugendlicher Unreife. Wenn Miß Seymour von dem Kampf fürs Frauenstimmrecht sprach, dann sagte sie auch gleich dazu, weshalb das Frauenstimmrecht kommen müßte. S'ist ja nur Mittel zum Zweck! Die Frauen wollen sozial mitarbeiten. Die soziale Not ist es, die sie auf den Plan ruft. Man freut sich, daß die Suffragettes über ihrem Kampf den Kampf preis, das Kampfobjekt, nicht vergessen haben. Fanatiker tun das so leicht! Und man freut sich, wie stolz und großzügig die Frauenbewegung in dieser Beleuchtung dasteht. Wie anders wirkt es dann, wenn eine deutsche Rednerin in der Diskussion ausführt, der Widerstand gegen die Frauenbewegung beruhe doch einzig auf dem Konkurrenzneid der Männer. Sie wollen die Frau nicht aufkommen lassen, weil sie ihre Arbeit fürchten. Die Kleinlichkeit solcher Denkweise tut doch weh, beschämt! Wir alle würden die Frauenbewegung noch viel ernsthafter aufpassen und anfassen, wenn sie von den

Rundschau.

753

Frauen nicht so oft auf das Niveau eines nichtssagenden, und faden Gezänks herabgezerrt würde. Aber vielleicht gehören solche Dinge zu den notwendigen Kinderkrankheiten. —

Kinderschutz.

Von Dr. Karl Wilker.

England hat mal wieder was vor Deutschland voraus; diesmal auf dem Gebiete der Gesetzgebung. Ganz schlicht, einfach, ohne viel Geschrei ging die Sache eigentlich durch. Während wir noch überlegen, noch immer, was sich da tun läßt. Denn daß etwas getan werden muß, ist klar. Wenn auch noch nicht lange! Aber deutsche Gründlichkeit weiß es immer noch rechtzeitig festzustellen. Wogegen? Gegen die Verführung der Jugend zu Tabak, Wein, Bier und Schnaps. Das klingt ganz einfach. Vielen noch gar nicht des Redens wert. Aber die Sache ist schlimm genug. In England war und ist sie nicht so schlimm, zumal in den sporttreibenden Kreisen. Und die sind weit. In Deutschland: altes Herkommen, alte Rechte. Unzertrennlichkeit vom lieb gewordenen Bierphilistertum. Deutsche Treue! Also was geschah in England? Man erkannte die Gefahr für die Jugend, die kommende Volksschar. Und beschloß: schon der bloße Versuch, Kinder im Alter bis zu 14 Jahren mit ins Wirtshaus zu nehmen, ist strafbar. Allerdings, die armen Eltern! Fast Hörige ihrer Kinder geworden. Aber einfach ist die Sache, verteufelt einfach! Und ingleichen die andere: das Rauchen wird erst vom 16. Lebensjahre an gestattet. Wahrhaftig: ein englisches Gesetz, im Frühling 1909 in Kraft getreten!

Die deutschen Pädagogen haben mal wieder erfahren müssen, daß — das vielgerühmte deutsche Erziehungswesen nicht mehr das führende ist. Wir sind ja lange (wir Pädagogen nämlich!) darüber einig, daß Alkohol und Nikotin unsere Erziehungsarbeit erschweren, hemmen, unterwühlen. Wir verkünden das auch. Wenn wir nur wüßten, wo man uns hören wollte! Und Direktorial-, Kreisschulinspektoren-, Lehrer-, Gott weiß was für Konferenzen brüten nach über diese Frage — und hecken allenfalls ein neues Wirtshaus- und Rauchverbot für die „jeweils unterstellten“ Schulen aus. An das sich keine



Seele hält, wenn nicht irgendein ganz pedantisches und besorgtes Schulmännlein zu Ostern und Michaelis den Schülern die betreffenden Verordnungen ins Gedächtnis ruft. Die froh sind, auf diese Weise ein paar Minuten freie Zeit zu gewinnen. Und im übrigen Verbot Verbot sein lassen. (Wie jeder Erzieher weiß.)

Aber ein Landesgesetz — das muß Erfolg haben. Doch wie kommen bei uns Gesetze zustande; und noch dazu „welche von solch untergeordneter Bedeutung"! Sic.

Flaubert und die Bibliophilen.

Von Dr. E. W. Fischer.

Die Villa Tanit zu Antibes, dieses große Schatzhaus literarischer Kostbarkeiten, enthält neben dem gesamten Nachlasse Flauberts, seinen Manuskripten, seiner umfangreichen Bibliothek, den zahllosen mit Widmungen versehenen Büchern befreundeter Autoren auch eine Sammlung alles dessen, was seit dem Tode des Meisters mit Beziehung auf sein Werk erschienen ist. Erst diese, bis auf die Gegenwart fortgeführte Geschichte seines Nachwirkens gibt eine Vorstellung von der Weite der Kreise, die seine seltene Persönlichkeit zog. Die Sammlung ist stetig im Wachsen begriffen — wie ich bei meinem jüngsten Aufenthalt im Flaubert-Archiv konstatieren konnte —, beständig wächst auch die Anzahl der kostbaren Ausgaben, die Bibliophilen von Flauberts Werken veranstalten. Kaum ein anderer moderner Autor erfreut sich ihrer Gunst in so hohem Maße, und mit Leidenschaft hüllen sie den Meister des Stils in kostbare Gewänder. Wahre Pretiosen der Buchkunst sind so entstanden, bei deren Berührung die Hand des Kenners erschauert vor der Kostbarkeit des Gegenstandes. Es versteht sich von selbst, daß Ausgaben, deren einzelnes Exemplar durchschnittlich einige hundert Franken kostet, auf Japan, Velin oder Bütten in tadelloser typographischer Aufmachung gedruckt sind. Der Wert dieser Ausgaben liegt indessen nicht in einer Buchausstattung im Sinne der heute bei uns gepflegten Bestrebungen. Ihre Kostbarkeit rührt vielmehr in er-

NEUE REVUE und MORGEN.

ster Linie von der Kostbarkeit des Bildschmuckes her, der meist in Radierungen besteht, und der hohe Preis des einzelnen Exemplars wird erst durch die Kosten der Illustrationen verständlich. Erhielt doch der Maler Rochegrosse für seine Zeichnungen zu der bei Ferrond edierten *Salambo* 40 000 Fr., der Radierer für seine Mühe 18000 Fr.! Der aus bunten Gravüren bestehende Bildschmuck der neuen Ausgabe der *Versuchung des heiligen Antonius* (Edition Ferrond), der ebenfalls von Rochegrosse komponiert wurde, verursachte einen Kostenaufwand von 30 000 Franken. Der Preis der einzelnen Exemplare dieser Ausgabe wechselt von 250 bis 800 Franken, was nicht hinderte, daß die sämtlichen 350 Exemplare der Auflage nach sechs Monaten vergriffen waren. Wie man aus der Preisverschiedenheit ersieht, sind nicht alle Exemplare gleichwertig. Den Gipfel der Kostbarkeit bilden einige wenige Vorzugsexemplare, die alle Radierungen in drei verschiedenen Stadien enthalten (*les trois etats*). Bei der Ausgabe der *Versuchung* kommt noch eine kleine Anzahl aquarellierter Nummern hinzu. Teilweise aus bunten, teilweise aus schwarzen Gravüren besteht der Bildschmuck zu der kostbarsten aller Ausgaben Flaubertscher Werke, einem Drucke von Bonvard und P&Cuchet, der von Huard illustriert wurde. (Edition H. Piazza & Cie.). Es wurden nur 30 Exemplare abgezogen, von denen jedes mit der geringen Summe von 1000 Franken bewertet wurde. Nur bunten Bildschmuck zeigt wieder die äußerst reizvolle Ausgabe von „*Un coeur simple*“ die auf Kosten der *Société normande*, einer etwa 100 Mitglieder zählenden Bibliophilengesellschaft in einmaliger Auflage veranstaltet wurde. — Nun wird man sich kaum dem Zauber dieser bunten Bildchen entziehen können, in denen der Künstler mit unendlichem Raffinement die Töne bald klar aufleuchten, sie bald in Duft verschwimmen läßt. Und doch wird man das Buch als Ganzes kaum als ein glückliches Ergebnis ansprechen können. Gerade bei der außerordentlichen Zartheit der Tinten erscheint eine Verbindung der Gravüren mit dem schwarzen Text wie eine brutale Vergewaltigung. Auch durch die Umrahmung jeder Seite mit

symbolischen Emblemen in zartestem Blaugrau, wie sie Rohegrosse bei der Versuchung angewandt hat, wird dieser fatale Eindruck nicht gemildert — Eine einzige dieser zahlreichen Luxus-Ausgaben wandelt in wesentlich anderen ahnen. Es ist das der Druck der Legende vom heiligen Julian, der vor einiger Zeit von der Societ  normande veranstaltet wurde. Schon Luc-Ollivier, der erste Illustrator des Werkes, harte hier von bunten Holzschnitten' in der Art alter Kirchenbilder auf Goldgrund geträumt. Doch ließ der Widerstand des Verlegers diesen Traum einen Traum bleiben. Aehnliche Anlehnungen versucht mit Glück die neue Ausgabe. Sie ist eine möglichst getreue Wiedergabe eines von Malatesta hinterlassenen Manuskriptes. Zwischen einer blauen Liniierung steht der gotisch geschriebene Text Als Bildschmuck sind Teile einer Kirchenscheibe eingefügt: von ihrer Bleifassung umrahmt, erscheinen primitiv gehaltene Gestalten, die Szenen der Legende darstellend, in den Farben der Glasmalereien. Am Schluß befindet sich eine Gesamtdarstellung des ganzen Kirchenfensters. Es sei bemerkt, daß es sich hier um eine freie Erfindung Malatestas handelt und daß diese Darstellung nichts mit der Scheibe der Kathedrale von Rouen gemein hat, die Flaubert bekanntlich zu seiner Erzählung inspirierte.

In Frankreich pflegt der wahre Bibliophile Ausgaben, wie die hier beschriebenen, nicht aufzuschneiden. Hat er außerdem noch ein literarisches Interesse an dem Werk — was jedoch durchaus nicht der Fall zu sein braucht —, so befriedigt er es an einem billigen Exemplare! Häufig läßt man auch diese kostbaren Bücher nicht einbinden. Geschieht es doch, so wird stets der Umschlag des broschierten Exemplars, die „couverture originale“, mit in den Einband hineingenommen. Diese Ehre erweist man sogar den häßlichen zitronengelben Umschlägen der Dreifrankf nfzig-Ausgabe. Um keinen Preis aber wird in Frankreich ein Buch beschnitten; solche, durch Barbarenh nde gegangenen „exemplaires ebarbes“ gelten als mit einem Makel behaftet. So darf man diese dem Snobismus geheiligten Bücher meist nur von außen bewundern, und beinahe könnte man auch sie den Nonnen vergleichen und sagen: Sie sind Gott geweiht und unfruchtbar.



Rundschau.

755

Neue Bücher.

Der Redaktion sind folgende Bücher zugesandt worden:

A. Freimuth. Hemmnisse nationaler

Einheit. Blankenburg i. Harz. Ver-

lag Karl Uebe. Preis M. 0.50.

C. von Eynatten. Pereat Austria!

Geschichte einer Zukunftsrevolution

in Oesterreich-Ungarn. Leipzig. Ver-

lag Deutsche Zukunft. Preis M. 3.—.

Karl König,

Die kulturelle Be-

Dr. Hermann

Deutschtum

Gerhard. Das

der amerikanischen

Politik. Leipzig. Verlag Deutsche

Zukunft. Preis M. 1.—.

Kurt von Strantz, Berlin. Eine

deutsche Antwort auf die Prager Re-

volten. Leipzig. Verlag Deutsche

Zukunft.

Liberalismus und Verfassung.

Vorträge beim Münchner liberalen

Kongreß 1908. Herausgegeben von

W. Ohr. München. Buchhandlung

Nationalverein. Preis M. 0.60.

Das Neue Europa. Herausgeber

Dr. Alexander v. Blaskovich. Zeit-

schrift. Abonnementspreis 20 Kr.

= 17 M. Einzelnummer 2 Kr. =

1.70 M.

NikolausGogol. Sämtliche Werke.

In 8 Bänden herausgegeben und über-

tragen von Otto Buek. Band I u. II.

Die Abenteuer Tschitschikows oder

Die toten Seelen. Preis geh. M. 10.—,

geb. in Rohseide M. 14.—.

Hermann Eßwein. August Strind-

berg. Im Lichte seines Lebens und

seiner Werke. Mit 27 Bildbeilagen.

München u. Leipzig. Verlag Georg

Müller. Preis brosch. M. 4.—, geb.

M. 5.50.

August Strindbergs Werke.

Deutsche Gesamtausgabe unter Mit-

wirkung von Emil Schering als L'eber-

setzer. Vom Dichter veranstaltet

IV. Abtlg.: Lebensgeschichte. I.Band:

Der Sohn einer Magd. Preis M. 5.50,

geb. M. 7.—.

Prof. Dr. Edmund Fritze. Pädä-

gogische Rückständigkeiten und Ketze-

reien. Bremen. Verlag Gustav Winter.

Rudolf Pannwitz. Der Volksschul-

lehrer und die Deutsche Spracht.

Berlin-Schöneberg. Buchverlag der

„Hilfe“.

Kreisschulinspektor

Mülhausen i. E.

deutung der Waldschulen. Verlag  
Deutsche Zukunft, G. m. b. H. Preis  
M. 0.40.

Dr. med. Fritz Sexauer. Unsern  
Söhnen. Worte der Aufklärung. Stutt-  
gart. Verlag Max Kiemann. Preis  
M. 0.80.

Peter Kropotkin. Die französische  
Revolution. 1789—1793. DeutscheAus-  
gabe von Gustav Landauer. Leipzig.  
Verlag von Theodor Thomas. Preis  
2 Bände brosch. M. 4.80, geb. I. Band  
M. 6.—.

Dr. med. Paul Pollitz, Königlicher  
Strafanstaltsdirektor in Düsseldorf-  
Derendorf. Die Psychologie des Ver-  
brechers. Kriminalpsychologie. Mit  
5 Diagrammen. Leipzig. Verlag  
B. G. Teubner. Preis geb. M. 1.25.

Dr. med. Franz Schönenberger.  
Lebenskunst — Heilkunst. 2 Bände.  
Zwickau i. Sa. Verlag der Graphi-  
schen Kunstanstalt Förster & Borries.  
Preis M. 8.40.

Andre' Gide. Der schlecht gefesselte  
Prometheus. Deutsch von Franz Blei.  
Mit Zeichnungen von Pierre Bonnard.  
München. Verlag Hans von Weber.  
Preis geb. M. 4.—.

Remy de Gourmont. Komödien  
einer Frau. Ein Roman in Briefen.  
Die autorisierte Uebersetzung be-  
sorgte Frau Anna Sofie Gasteiger.  
München. Verlag Hans v. Weber.  
Preis geh. M. 3.50, geb. M. 4.50.

G e o r g H e r m a n n. Sehnsucht. Ernste  
Plaudereien. Berlin. Verlag Egon  
Fleischel & Co.

Max Hochdorf. Das Herz des  
Little Pu. Roman. Berlin-Stuttgart-  
Leipzig. Verlag Axel Junker.

Georg Engel. Der verbotene Rausch.  
Heitere Novellen. Berlin. Concordia,  
Deutsche Verlagsanstalt, Hermann  
Ehbock. Preis geh. M. 2.50, geb.  
M. 3.50.

Anmerkung: Das nächste Heft erscheint  
der Pfiugstfeiertage wegen als Doppel-  
heft am 29. Mai mit 8 Kunstbeilagcn.  
Schluß des redaktionellen Teiles.





über Vossewangen nach dem malerisch  
in felsumstarrter Landschaft gelegene  
Touristenhotel Stalheim, von gern aus  
sich großartige Ausblicke in die wilden  
Schluchten des Nārödals bieten. Diese  
erste Meteorfahrt dürfte daher allen,  
die Herz und Auge an nordischer Früh-  
lingsherrlichkeit erfreuen wollen, sehr  
zu empfehlen sein.

Alle Manuskript- und BQchersendungen

»n den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33.

Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin,  
Lückhoffstr. 33; für Oesterrefch-Ungarn: Dr. Felix Braun, Wien. - Expedition für  
Oesterreich - Ungarn bei Hermann Ooldschmiedt, Wien I, Wollzeile 11. - Für den  
Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76  
Druck von J. Harrwitz Nachfolger O. m. b. H., Berlin SW. 48, Friedrichstr. 16.

Im Kreise guter Freunde

vergnügt man sich doppelt so gut beim Oenuß einer Salem Aleikum-  
Cigarette. Ihr köstlicher Geschmack und Ihr edles Aroma sind altbewährte  
Förderer der Unterhaltung. Salem Aleikum-Cigaretten. Keine Ausstattung,  
nur Qualität! Echt mit Firma: Orientalische Tabak- und Cigarattcn-  
fabrik .Yenidze", Inh. Hugo Zietz, Dresden. Deutschlands größte Fabrik  
für Handarbeit-Cigaretten.

Nr. 3 4 5 6 8 10

Preis:

3>/2 4 5 6 8 10 Pfg. das Stück.

EMPTY

MAX SLEVOGT

'Aus der Sammlung Ed. Fuchs /

PORTRAIT: EDUARD FUCHS / <sup>1</sup>/<sub>4</sub>de /



22/23. HEFT.

29. MAI

1909

Die Reichsfinanzreform und das System Bülow.

Von

Dr. Pachnicke,

Mitglied des Reichstags und des Preußischen Abgeordnetenhauses.

Wie die innere Lage Deutschlands ist? Ungefähr so, wie sie vor sieben Monaten war. Noch immer stehen die Parteien, die das Finanzproblem bewältigen sollen, einander mit unausgeglichenen Forderungen gegenüber. Noch immer ist deshalb das System Bülow, wie es sich seit den Reichstagswahlen von 1907 gestaltet hat, bedroht.

Wir Liberalen sind und bleiben zur Mitarbeit bereit; aber wir wollen erst eine allgemeine und ergiebige Besitzbelastung gesichert sehen, ehe wir Zugeständnisse auf dem Gebiet der Verbrauchssteuern machen. Diese Vorbedingung stellen wir nicht aus Willkür oder Laune, sondern aus innerer Notwendigkeit. Soll die für Reichszwecke schon jetzt sehr fühlbar herangezogene Volksmasse weitere Hunderte von Millionen aufbringen, so ist es eine Anstandspflicht der Vermögenden, auch von dem Ihren reichlich beizusteuern. Eine völlig gerechte Steuer knüpft überhaupt nicht an den Verbrauch, sondern an die Leistungsfähigkeit an. Läßt sich dieser Grundsatz vom Gleichgewicht der Kraft und Last nicht rein zur Durchführung bringen, so müssen die direkten und die indirekten Steuern wenigstens in einem angemessenen Verhältnis zueinander stehen. Als angemessen ist ein Verhältnis von 1:4, wie\* es jetzt angenommen wird, nur zur Not und lediglich mit Rücksicht darauf zu betrachten, daß das Deutsche Reich keinen Einheitsstaat, sondern einen Bund von Staaten bildet, von denen jeder bereits das Einkommen, also die gesamte Kraft des Steuerzahlers für eigene Zwecke nutzbar macht. Unter diese Ziffer noch irgend wesentlich herabzugehen, lehnt der Liberalismus ab.

NEUE REVUE and MORDEN. 1909. Heft 22/23. M

Die Hauptkontrahenten auf der anderen Seite, die Konservativen, weigern sich zwar nicht grundsätzlich, einen Teil des Geldbedarfs von Besitzenden zu nehmen; aber sie wollen sie nicht alle treffen, wie dies durch die Erbschaftssteuer möglich wäre, sondern greifen einzelne heraus, so die Grundstücksverkäufe und die Aktiengesellschaften. Außerdem wünschen sie bei der Branntweinsteuer die Kontingentsprämie nicht oder nur ganz wenig zu ermäßigen und beanspruchen auch sonst für die landwirtschaftlichen Brennereien Vergünstigungen, deren Berechtigung erst noch nachgewiesen werden muß.

Dazwischen steht die Reichspartei und die Wirtschaftliche Vereinigung, die beide eine mäßige Erbanfallsteuer zugestehen würden, aber nur dann und darum, wenn und weil sie eine Voraussetzung für das Gelingen der Reform im ganzen wäre.

Das Zentrum wartet, bis seine Stunde kommt. Es schlägt sich in entscheidenden Fällen stets auf die rechte Seite und hilft Mehrheiten bilden, die gegen den Block gerichtet sind.

Kein Wunder, daß unter solchen Umständen die Partie mehrmals verloren schien. Die Nachlaßsteuer, deren Einbringung ein Entgegenkommen gegen die Liberalen bedeuten sollte, erhielt in der Kommission nur sechs Stimmen. Damit war der tote Punkt erreicht, wenn es nicht gelang, eine andere Form der Besitzbesteuerung zu finden. Man vereinbarte darum, wenn auch mit allem Vorbehalt, die Auflegung von hundert Millionen auf starke Schultern derart, daß dabei Einkommen bis zur Untergrenze von 3000 M., Vermögen bis zur Untergrenze von 20000 M. oder Erbschaften ohne Begrenzung heranzuziehen wären.

Hierin lag bei aller Mangelhaftigkeit im einzelnen ein Zugeständnis an den Grundgedanken der Liberalen, und eben deshalb durften diese das Kompromiß als vorläufige Grundlage für die weitere Diskussion akzeptieren. Hätten sie hier versagt, so wäre der Block an falscher Stelle auseinandergebrochen. Das erkennen nachträglich auch die Kritiker des Freisinns an. Erst als sich, was bei gehöriger Kenntnis der Dinge und der Personen vorauszusehen war, die Konservativen durch unzureichende Ersatzsteuervorschläge und übertriebene Forderungen bei der Branntweinsteuer ins Unrecht setzten, bot sich für den Liberalismus die Gelegenheit, abzuschwenken, und er hat sie mit Geschick benutzt.

Selbst der Bundesrat sah sich zu einem Ultimatum an die Rechte veranlaßt. Der Reichsschatzsekretär Herr Sydow bezeichnete im Namen aller Regierungen die Erbanfallsteuer auf Abkömmlinge und Ehegatten als wesentlichen und unentbehrlichen Teil der Reform, ohne welchen diese nicht zustande kommen werde oder nicht zustande kommen könne. Jetzt stand das Spiel ungünstig für die Konservativen, und sie machten, um aus der Verlegenheit herauszukommen, immer gewagtere Züge auf dem Schachbrett. Ihre Neigung zu dem Bündnis mit dem Zentrum trat dabei klar zutage.

Hier griff Fürst Bülow von neuem ein und stellte außer Zweifel, daß er den Liberalismus bei der Finanzreform nicht ausgeschaltet zu sehen wünscht, daß er im Gegenteil auf dessen Mitarbeit einen beson-

deren Wert legt Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir in diesen Äußerungen ein Anzeichen für seinen Entschluß erblicken, die Bürde des Amtes niederzulegen, sobald sich herausgestellt hat, daß die Blockparteien die ihnen überwiesene Aufgabe nicht lösen können oder wollen. Andernfalls müßte er den Nacken wieder unter das Zentrumsjoch beugen, und das müßte ihm nach allem, was in der Zwischenzeit geschehen ist, doch recht schwer fallen.

Damit ist die Frage vom steuertechnischen auf das politische Gebiet gerückt Wer den Fürsten Bülow stürzen will, wird die Schwierigkeiten häufen; wer ihn halten will, wird sie zu mindern suchen. In der konservativen Partei sind beide Gruppen vertreten. Die der Kanzlerstürzer aber hat die Oberhand gewonnen. Sie verübeln dem Fürsten Bülow seine Hinneigung zu liberalen Ideen, sie verübeln ihm vor allem, daß er die Krone von Preußen zu dem feierlichen Versprechen einer Wahlreform bewogen hat, und sie fürchten bei einem Fortbestand der Blockmehrheit weitere Konzessionen an den Liberalismus. Diese Altkonservativen wollen am Steuer bleiben, selbst um den Preis der Mitherrschaft des Zentrums. Sie sehen in dem jetzigen preußischen Wahlrecht, welches andere Volkskreise, andere Volksinteressen als die ihren nicht zu entsprechender Erscheinung und Geltung kommen läßt, ihre eigentliche Kraftquelle, und lassen sie sich nicht verschütten. Ob dieser Widerstand noch gebrochen werden kann, ist zweifelhaft. Käme die Erbanfallsteuer im Plenum sofort zur zweiten Lesung, so würde sie vermutlich abgelehnt. Das Zentrum, das sich rühmt, über einhundertundsieben „Dreadnoughts“ zu verfügen, stellt für diese Steuer kaum eine Stimme. Vielleicht würden sogar die wenigen Freunde, welche die Erbanfallsteuer unter den Konservativen hat, im Augenblick auf die Neinseite fallen, weil sie den Zusammenhalt ihrer Partei zu wertvoll finden, als daß sie ihn gefährden möchten. Die Haltung der Reichspartei wäre unsicher. Für diese Steuer blieben also als Kerntruppe nur die Nationalliberalen, auch sie übrigens mit einigen Ausnahmen, und die Freisinnige Fraktionsgemeinschaft. Die Sozialdemokratie gibt zwar eine gewisse Geneigtheit zur Annahme einer nach Form und Höhe genügenden Erbanfallsteuer zu erkennen, kann aber angesichts der Tatsache, daß sie sich für die praktische Politik fast noch stets ausgeschaltet hat, als sicherer Faktor in die Rechnung nicht eingestellt werden. Die Entscheidung fiel hiernach zurzeit negativ aus. Anders wäre die Situation, wenn die Erbanfallsteuer in einem späteren Stadium nicht als Einzelheit herausgehoben, sondern als integrierender Bestandteil der übrigen plenarreifen Beschlüsse behandelt würde. Dann stünden *à prendre ou à laisser* die fertigen indirekten auf der einen, die Besitzabgaben auf der anderen Seite, und die Jetztteren bildeten den Schlüssel zur Reform. Aber wird es dahin kommen? Jedenfalls ist der Weg zu diesem Ziele weit, und schwere Hindernisse bleiben zu überwinden. Man sagt, auch bei der Vertrustung falle der Zuschlag erst in zwölfter Stunde. Parteien sind indes keine Trusts; sie führen ihr eigenes Leben und müssen ihre Entwicklungsbedingungen scharf im Auge behalten.



So können die Freisinnigen auf die Politik der freien Hand nicht eher verzichten, als bis sie Bürgschaft dafür haben, daß der Besitz der Finanznot gegenüber seine Ehrenpflicht erfüllt. Bis dahin stehen alle ihre Reden und Abstimmungen unter der Generalklausel, daß sie nur eine vorläufige Bedeutung haben. Die Torheit, sich endgültig auf indirekte Steuern ohne jene Bürgschaft festzulegen, werden ihnen nur Sozialdemokraten und deren demokratische Gönner zutrauen. Wie für den Freisinn, so steht die Alternative aber auch für die Nationalliberalen. Glücklicherweise marschieren beide Parteien in der gleichen Richtung und halten feste Fühlung miteinander.

So endet diese Betrachtung mit einem Fragezeichen. Jedermann in Deutschland ist überzeugt, daß die Finanzreform zustande kommen muß. Niemand aber weiß, wie sie zustande kommen soll. Das Bild wechselt täglich. In dem Augenblick, wo diese Zeilen dem Druck übergeben werden, scheint sich die Reform auf dem Zentrumsgeleise zu befinden, und die einzige Hoffnung, sie umzulenken, beruht auf dem Bundesrat, der sich so unreife, so fragwürdige Steuerformen, wie sie jetzt von der Kommission beschlossen worden sind, eigentlich nicht aufzwingen lassen sollte.

Der Ernst der Stunde macht sich immer deutlicher fühlbar. Es wird um mehr gekämpft als nur um Steuern; es handelt sich darum, auf wen in absehbarer Zukunft die politische Macht übergehen soll. Ein neuer Kanzler bedeutet eine neue Mehrheitskombination, und diese wäre dann auf Jahre hinaus nicht zu erschüttern. Bleibt dagegen Fürst Bülow, so bleibt der Block. Die Entscheidungen sind höchst verantwortungsvoll und müssen im vollen Bewußtsein ihrer Tragweite mit klarem Blick für alle Konsequenzen getroffen werden.

Reise in Schweden.

Von

Felix Paul Greve.

I.

Schweden ist Natur und sonst nichts; einförmig und doch ewig wechselnd, mit sich selbst im Widerstreit, eine Landschaft, die sich gleichsam noch im Fluß befindet, ungebündelt. Natürlich rede ich nicht von den Landschaften Skone, Södermanland, Västergötland und Dalarne; auch nicht von dem Westrand der Lappmarken und des übrigen Norrlands, den neuesten, eben durch die Lapplandbahn erschlossenen Touristenzielen eiliger Amateure, die sich in acht Tagen einen Begriff von Schweden machen wollen, um dann zu sagen: „Ebenso großartig wie die Schweiz“ — oder: „Die Schweiz ist doch großartiger.“ Ich

meine alle diejenigen ungeheuren Trakte, die der Tourist in tage- und tagelanger Eisenbahnfahrt verschläft. Ich meine jene fast unermeßlichen Gebiete, die Bädcker und seine Geistesgenossen als „öde“ bezeichnen: den etwa tausend Kilometer langen und zweihundert Kilometer breiten Streifen zwischen Bracke und Haparanda, die nördlichste Lappmark, die sich zwischen die finnische Grenze und das norwegische Finnmarken einschiebt, die Uferzüge des Torne Aelf mit seinen Quellströmen, des Kalix Aelf, des Lule Aelf und des Pite Aelf, und schließlich die vergessenen Küstenlandschaften, wie das Idyll Blekinge, dessen Schären sich unters Meer hin zu verlieren scheinen, während ihre Vegetation ein Sinnbild hellster Blondheit ist.

Dieses Schweden besteht aus Wald und Strömen. Freilich stößt, wer in ihm reist, immer wieder, wenn er einen Tag lang durch Urwald gefahren ist, auf nichts anderes als auf einen Strom. Und wenn er über einen Strom fährt, taucht er immer wieder nur auf einen Tag im Walde unter. Aber es genügt trotzdem nicht, an einem Zipfel hineinzusehn. Das Land ist so unmalerisch, daß man im Grunde Jahre und Jahre und sein ganzes Leben dort verbringen könnte, um ihm auch nur einen Teil seiner Geheimnisse abzulauschen oder abzuspähen. Es ist die Verzweiflung aller Maler zweiten Ranges, es ist die Sehnsucht jedes, der es einmal wirklich sah.

Der schwedische Wald, insbesondere der der Landschaften oder „Lehne“ Norbotten und Västerbotten ist etwas von all dem, was wir Wald nennen und als Wald keimen, so Verschiedenes, daß man begreifen kann, wenn er durch Wochen hin nicht anders als befremdend wirkt.

Das Wort „Urwald“ gibt einen vollends falschen Begriff, weil es uns den Fuß des Himalaja und die Hänge der Mondgebirge oder die Uferländer südamerikanischer Flüsse suggeriert. Diese Urwälder sind wirr und dicht wie das Haar eines Negers; der nordische Urwald ist wie das Haar des nordischen Küstenbewohners, karg und lang und strähnicht. Urwald ist er nur, weil er niemals in Pflege genommen wurde.

Forstwirtschaft kennt er nicht, höchstens strafwürdigen Raubbau. Und trotz allem ist er unerschöpflich. Oft hat meilenweit der Brand, entstanden durch Blitzschlag oder durch Fahrlässigkeit eines Köhlers oder durch Mutwillen eines sonntagsfrohen Bauern, nichts zurückgelassen als mannshohe, schwarzverkohlte Stämme; und wenige Jahre darauf späht überall zwischen dem Schwarz das lichteste Grün der kriechenden Birke hervor, der nach wiederum ein paar Jahren kindlich hilflose Kiefern folgen, bis nach Jahrzehnten die Kohle zum fruchtbaren Dünger im tiefendfeuchten Humus wird. Hier modert der Stamm auf der Wurzel, weil es an Händen fehlt, ihn rechtzeitig abzuschlagen. Aber ein Herbststurm wirft ihn um, und er verfault unterm Schnee, der ihn acht Monate deckt, oder er dörft in dem einzigen langen Sommertag, der von keiner Nacht weiß, bis auch er für neues Leben Nahrung gibt.

Dieser Wald führt bald einen scheinbar verzweifelten Kampf gegen jede Unbill der Natur und scheint sich dann nur durch die zähe Unüberwindlichkeit verkrüppelnden Lebens halten zu können (verkrüppeln, heißt sich anpassen, eine neue Möglichkeit suchen); bald wird er der

Hemmnisse durch ein Verfahren Herr, das überlegter List aufs genaueste gleicht; und bald ist er die einzige triumphierende Note des ganzen Landschaftsbildes. Kurz, nirgends gibt es eine Bewaldung, die so, aus sich heraus, unabhängig von allen Wetterstimmungen, eine ganze Skala von Lebenszuständen spiegelt. Dabei steht er in jeder Hinsicht unter Ausnahmeverhältnissen da. Zunächst der Boden. Nirgends sieht man den glatten Humus unsrer thüringischen Buchenwälder, nirgends den flachen Sand märkischer Tannengehölze; und Gebilde kompakter Felsen wie die Berge der Alpen haben nichts mit dieser Bodengestaltung gemein. Schweden ist, abgesehen von dem schmalen Westrand, im wesentlichen eine große Ebene, die sich, oberflächlich gesehn, von der norddeutschen Flachebene nur dadurch unterscheidet, daß sie sich von Westen nach Osten zum Meer hin um etwa tausend Meter abdacht. Mit Norddeutschland teilt sie außerdem die Eigentümlichkeit, daß sie von einer Reihe niederer Höhenzüge durchschnitten wird. Nur ganz vereinzelt finden sich, ohne Uebergang hineingestellt, Gebilde, die an die deutschen Mittelgebirge erinnern. Aber der ganze Boden ist ein anderer als bei uns. Dicht unter der nährenden Erdkruste liegt überall zusammenhängender Fels. Es kommt hinzu, daß das ganze Gebiet ein einziges großes Moränenfeld ist. Was an nacktem Fels unmittelbar an die Luft tritt, ist abgeschliffen von der Gletscherfeile der Eiszeit. Und kaum eine Quadratmeile dürfte frei sein von den verstreuten Blöcken, dem Geröll, das jene Eisströme in die heutige Ostsee niederführten, aus der die deutschen Steinfischer es mit Klammern emporholen, damit es für Molen und Schutzdämme an unsern Küsten als Material Verwendung finde. Daher kommt es auch, daß so wenig Land urbar gemacht worden ist. Hier wäre nicht nur der Wald auszuroden, sondern auch der Boden vom Gestein zu befreien. Selbst in den spärlich eingesäten Feldern sieht man riesenhafte Blöcke liegen, oft geschichtet, wie man sie im poetischen Deutschland zweifellos als Hühnengräber bezeichnen würde. Wo aber die Kulturarbeit noch nicht eingesetzt hat, liegen diese Blöcke härtesten Gesteins, das die Gletschermühle nicht hat zermahlen können, so dicht, daß der Boden, des Waldes entkleidet, den Eindruck eines bloßen Geröllfeldes machen würde. Und doch ist es gerade dieses Geröll, was das Wachstum des Waldes überhaupt ermöglicht hat. Denn die Witterungsergebnisse des weicheren Grundgesteins wären sicherlich längst durch die unaufhörlichen Regen fortgewaschen worden, wenn sie nicht in dem darüberliegenden Geröll Stütze und Halt gefunden hätten. Und aus diesem durch die Verwitterung entstandenen Erdreich hervor ist der Wald nach oben durchgebrochen. Hunderte, ja Tausende von Malen kann man an einem einzigen Tage sehn, wie ein Baum im Erstarken und im Streben zum Licht Felsblöcke gehoben und gekippt hat, die mit menschlichen Mitteln zu bewegen unmöglich scheint. Das sind die Kiefern. Anders schafft sich der zweite der nördlichen Bäume, die Birke, ihre Daseinsmöglichkeit. Wir kennen in Deutschland fast nur die schmale, biegsame Birke, die unsre Feldwege einsäumt, und können uns also kaum eine Vorstellung machen von der Wandlungsfähigkeit in den Lebensformen dieses



Reise in Schweden.

763

Baumes. Ueppig und laubreich bildet er im südlichen Norrland schattenreiche Wälder. Aber je weiter man nach Norden kommt, um so zäher, um so wilder, und, wenn ich so sagen darf, sachlicher, das heißt unpoetischer wird sie; bis sie schließlich in den nördlichen Lappmarken zu einer kriechenden, knorrigen Schlingpflanze wird, die den ganzen Boden in weniger als Mannshöhe mit wildem Gestrüpp überzieht.

Schon daraus ersieht man, wie! sie sich abfindet mit der Geröllschicht des Bodens. Ihr ist kein Stein zu klein, als daß, sie ihn nicht Umgänge; ihr ist kein Spalt zu eng, als daß sie: ihn nicht benutzte, um ihren Stamm durch ihn hindurch über den Felsblock hinauszuführen und oben ihre grotesk-phantastische Krone zu entfalten. Und diese beiden Bäume, die hochstämmige! Kiefer und die nach Norden immer niedriger werdende Birke, bilden in stets neuen Zusammenstellungen den Wald des schwedischen Nordens.

Rein als Vegetation betrachtet steht dieser Wald vielleicht am herrlichsten zwischen Bracke und Vännäs, wo die Kiefern unendlich alt, ehrwürdig, hoch, schlank und einzeln dastehen, mit gesenkten Aesten, die oben moosbeladen, unten mit langen, gleich Haaren wehenden Nadeln behangen sind. Zwischen diese ganz dunklen Riesen wie eingelagert ruht dichter, lichter Birkenwald, der in Farben-, Formen-, und Laubreichtum von unendlicher Frische ist. Das macht überhaupt den schwedischen Wald zum Inbegriff des Waldes, daß durch das rufende, klingende Leuchten der Birkenbewaldung, die zwischen den ernstesten, warnenden Tannen steht, etwas nur doppelt Unheimliches in die Landschaft kommt; etwas Sirenenhaftes, bittend und schreckend, lockend und drohend. Freilich können diese bedrohlichen Tannen in ihrer Ehrwürdigkeit zuweilen auch etwas geradezu Gutmütiges bekommen; dann Stenn sie da wie etwa ein Riese, dem ein Kind vor die Füße läuft, auf das er nur lächelnd niederblickt, während er im Schreiten innehält, um es nicht zu zertreten. Dieser Eindruck wird noch dadurch Verstärkt, daß die Verästelung der Kiefer fast immer erst mehrere Meter über den Wipfeln der Birke beginnt. Aber wenn hier im südlichen Norrland das Unheimliche des Waldes nichtohne Sanftheit, nicht ohne Beimischung jenes Weiblichen ist, in dem die Griechen das Wesen ihrer südlichen Meere verkörpert sahen, so entfaltet sich, je mehr wir nach Norden kommen, etwas immer ausgesprochener Spukhaftes in diesen Wäldern. Die Birke wird, wie gesagt, grotesker — grauer in ihrer Haut; die Tanne röter im Holz, schwärzer in den Nadeln, struppiger, besenhafter in der Form. Die Kiefer kommt nicht mehr so gut fort, es wird ihr zu nördlich, wahrscheinlich zu naß; immer häufiger modert sie auf der Wurzel, immer seltener kann sie den Stürmen des Herbstes widerstehen, so daß sie oft meilenweit, wie vom Gewitter niedergedrücktes Korn, mit der Krone auf dem Birkengestrüpp ruht; oder es stehn, namentlich auf niedern Höhen, die Stämme gitterartig fast ohne Krone da.

Dieser ganze nördliche Wald lehrt eine Poesie des Grauens; er wirkt mit der ewigen Variation fast ein und desselben Themas beinahe wie eine Symphonie, die für ein einziges Instrument geschrieben

wäre, das man allein zu hören sonst nicht gewöhnt ist. Wenn die Trommel in ihren Tonvaleurs eine annähernd gleich große Skala hätte wie das Cello oder die Violine, und eine Menschheitsgeschichte würde in einem riesenhaften Tonsatz von tausend Trommlern getrommelt, so kann ich mir denken, daß es etwa so wirken müßte, wie die Wälder Lapplands auf mich wirkten. Auch viel vom Märchen ist da: vom Wald, in den man hineingeht und aus dem man nicht wieder hinausfindet; vom Wald, in dem man nach stundenlangem Schweifen irgendwo auf eine Köhlerhütte stößt, die von rauchenden Meilern umgeben ist, oder auf ein mitten in den Wald eingesprengtes Gehöft, aus dessen Tür einem eine runzlige Alte, die lange Laubpfeife im Munde, entgegentritt. Aber das liegt vielleicht an der Endlosigkeit dieser Wälder, durch die sich nur selten Straßen ziehn, und deren Waldwege kaum jemals den Eindruck von etwas Zielhaftem, von etwas Vorwärtsführendem machen. Und doch kann es das nicht allein sein; denn gerade an dem Tage, an dem mir zum ersten Mal das Spukhaft-Grauenvolle dieses Waldes klar aufging, befand ich mich in relativer Nähe bewohnter Stätten. Gellivare ist ein kleiner Ort an der Ofotenbahn. Noch vor wenigen Jahren sah man dort nichts als die in die Wildnis hineingesetzten Hütten der Bergleute, die in den Eisengruben des Malmbergs arbeiten; dann wurde die Bahn gelegt, und an diesen Punkt fiel die Mittagsrast der Züge. Das und die Tätigkeit des Touristenvereins brachten einigen Fremdenzustrom, und jetzt steht, ohne Straßen, ohne den Eindruck einer Stadt, ein lebendiger, aufblühender, kleiner Ort auf dem kahlen Boden, ein Gewirr von Häusern, die, wie Blockhäuser gebaut, einer Spielschachtel entnommen scheinen. Es ist die primitive Ansiedlung, wie sie alle sehr dünn bevölkerten Länder kennen, namentlich der amerikanischen Westen; die Ansiedlung, in der man sich doppelt behaglich, doppelt geborgen fühlt, weil man weiß, daß man weit ringsum in der Wildnis verhungern müßte. Dieser Ort, jetzt der größte in den eigentlichen Lappmarken, bildet den Ausgangspunkt für ein paar der leichtesten Hochtouren der malerischen Gebirgsketten an der Westgrenze Schwedens. Der einfachste und vielleicht deshalb der schönste Ausflug ist der auf den Gellivare Dundret, einen nicht sehr hohen Berg im Südwesten des Orts.

Ich war hinaufgestiegen, und oben hatte mich in der Touristenhütte, die um die Sonnenwende eine Reihe von Tagen hindurch von der Mitternachtssonne beschienen wird, einer jener plötzlichen Regen überrascht, die einen im hohen Norden oft stundenlang zwingen, unter einem Stein zu kauern oder wie angeklebt auf der Windschutzseite an einem Baumstamm zu lehnen. Es war Abend geworden, ehe ich an einen Abstieg über die schlüpfrigen Felsen der kahlen Höhe denken konnte. Es wurde Nacht, ehe ich die baumlose Kuppe hinter mir hatte und den Wald erreichte. Wohl stand die Sonne niedrig über dem geographischen Horizont, aber auch wenn sie nicht von schwarzen Wolken verhangen gewesen wäre, so hätte doch das riesige Schneegebirge des Kebnekaise diese Berge und Täler mit dunklen Scharten zugedeckt. Es herrschte eine etwas ungewisse Dämmerung, in der ich plötzlich vom Waldsaum

MAX LIEBERMANN

/ Aus'der Sammlung Ed. Fuchs /

DER STRANDWÄCHTER / Allgemeinde I



EMPTY

MONORE DAUMIER

/ Aus der Sammlung Ed. Fuchs

DIC BETRUNKENEN < ÅlgemÅlde I

EMPTY



Die Ehe.

789

Edith: Ich laufe ja die gleiche Gefahr. Nimm an, du würdest es für deine Pflicht halten, Slattox niederzuschießen, was würde aus mir und den Kindern werden? Ich will weiß Gott keinen Menschen erschossen haben, selbst Slattox nicht; aber wenn das Publikum selbst von den himmelschreiendsten Ungerechtigkeiten nie die geringste Notiz nimmt, ehe jemand totgeschossen wird, was soll man machen als jemanden totschießen?

So am es (unerbittlich): Ich warte auf meine Instruktion wegen des Vertragstermins.

Reginald (ungeduldig, verläßt den Kamin und stellt sich hinter Saomes): Es hat keinen Sinn hier die ganze Geschichte mit allen Einzelheiten durchzuschwätzen. Wir werden hier noch den ganzen Tag sitzen. Ich schlage vor, daß der Vertrag dauert, bis die Interessenten geschieden sind.

So am es: Sie können nicht geschieden werden. Sie sind ja nicht verheiratet.

Reginald: Aber, wenn sie nicht geschieden werden können, ist dies ja noch schlimmer als die Ehe.

Frau Bridgenorth: Ja natürlich. Hört endlich mit diesem Unsinn auf. Wem sollen denn die Kinder gehören?

Lesbia: Wir haben schon festgesetzt, daß sie der Mutter gehören sollen.

Reginald: Zum Donnerwetter, das ist noch gar nicht bestimmt. Ich leg' mich quer in den Weg, wenn meine Kinder mir nicht gehören sollen; und das werden sehr viele Männer auch tun, das sag' ich euch.

Edith: Mir scheint, man sollte die Kinder zwischen den Eltern teilen. Wenn Cecil wünscht, daß eines von den Kindern ausschließlich ihm gehöre, dann soll er mir eine gewisse Summe bezahlen für die Gefahr und die Unannehmlichkeiten, es in die Welt zu setzen — sagen wir das Stück tausend Pfund. Die Zinsen dieses Betrages könnten zur Erhaltung des Kindes dienen, solange wir zusammen leben. Aber die Hauptsumme würde mir gehören. Auf diese Weise erhielte ich wenigstens, wenn Cecil mir das Kind wegnähme, das bezahlt, was es mich gekostet hat.

Frau Bridgenorth (ganz erstaunt ihr Strickzeug niederlegend:)

Edith! Hat man jemals so was gehört!!

Edith: Ja, wie willst du es sonst in Ordnung bringen?

Der Bischof: Da gibt's doch so etwas wie ein Lieblingskind. Wie steht es mit dem jüngsten Kind? — dem Benjamin — dem Kind der gereiften elterlichen Kraft und Liebe, das da immer besser behandelt und mehr geliebt wird als die unglücklichen ältesten Kinder, die Früchte jugendlicher Unwissenheit und unreifen Eigen-  
NEUE REVUE und MOROEN. 1909. Heft 22/23. 56

NEUE REVUE und MORGEN.

Sinnes? Wem von den Eltern soll das jüngste Kind gehören, Zahlung hin, Zahlung her?

Coli ins: Da ist noch eine dritte Partei, Eminenz. Das ist das Kind selbst. Meine Frau hat ihre Kinder so lieb, daß die Dinger sich eigentlich gar nicht selbst gehören. Sie sind alle von zu Hause fortgelaufen, um ihr zu entfliehen. Ein Kind hat nicht so viel Appetit nach Liebe wie ein Erwachsener. Ein wenig davon begleitet es ein gutes Stück Wegs. Kinder mögen eine gute Nachahmung der Mutterliebe lieber als die wirkliche, wie jede Amme weiß.

So am es: Sind Sie denn sicher, daß irgendein Mensch, ob jung oder alt, die richtige Sache ebenso gern hat wie ihre künstlerische Nachahmung? Ist die richtige Sache nicht oft gottlos? Sind die geliebtesten Menschen nicht eher die guten Schauspieler als die wirklichen Schmerzendulder? Fälscht man die Liebe in Romanen und Theaterstücken nicht immer, um sie erträglich zu machen? Ich habe an mir selbst beim Anblick von Heiligenbildern und Gemälden der Mutter Gottes ein großes Entzücken beobachtet! Aber wenn ich jenem fürchterlichen Fluche des Priesterloses ver falle, dem Fluch Josephs, den das Weib des Potiphar verfolgt, bin ich jedesmal entsetzt und abgestoßen.

Hotchkiß: Sprechen Sie jetzt als Heiliger oder als Anwalt, Vate/ Anthony?

So am es: Das macht keinen Unterschied. Es gibt nicht eine christliche Lebensregel für Anwälte und eine andere für Heilige. Ihre Herzen gleichen einander; und ihr Weg zur Erlösung liegt auf derselben Straße.

Der Bischof: Aber „wenige sind es, die ihn finden.“ Können Sie ihn für uns finden, Anthony?

So am es: Er liegt breit vor Ihnen. Der Weg der Zerstörung ist schmal und gewunden. Die Ehe ist eine Schändlichkeit, und die Kirche wurde gegründet, um sie zu verdrängen und an ihre Stelle die Gemeinschaft von Heiligen zu setzen. Das hat mich jeder Ehevertrag gelehrt, den ich als Anwalt aufsetzte, ebenso wie die göttliche Eingebung. Ihr seid hergekommen, eure Sünde schwarz auf weiß vor euch hinstellen; und ihr könnt euch nicht über einen einzigen Artikel einigen.

Sykes: Es ist doch wirklich seltsam, daß die ganze Sache in Stücke zu zerfallen scheint, den Augenblick, wo man sie berührt

Der Bischof: Da sehen Sie, wenn Sie dem Teufel freies Spiel lassen, verliert er seine Partie. Er ist nicht imstande, auch nur den ersten Punkt eines tatsächlichen Vertrages hervorzubringen; ich fürchte, wir können nun nicht länger auf ihn warten.

L e s b i a: Dann muß das Land ohne meine Kinder fertig werden.

Edith: Und Cecil ohne mich.

Die Ehe.

791

Leo (die Kiste verlassend): Und ich heirate Sinjon positiv nicht, wenn er nicht fähig ist, irgendwie dafür zu sorgen, daß ich mich um Rejy kümmern kann.

Sie läßt Hotchkiß allein und kehrt an ihren Stuhl zurück, hinter Frau Bridgenorth.

Frau Bridgenorth: Und die Welt geht dann wohl mit dieser Generation zu Ende?

Coliins: Ist da gar nichts zu machen, Eminenz?

Der Bischof: Man kann die Scheidung vernünftig und anständig gestalten: das ist alles.

Lesbia: Dafür danke ich. Wenn man nur die Ehe vernünftig und anständig gestalten wollte, kann man es mit der Scheidung halten wie man will. Meine tiefsten Einwände gegen die Ehe habe ich nicht ausgesprochen und habe auch nicht die Absicht es zu tun. Es gibt gewisse Rechte, die ich niemandem über mich einräumen würde.

Reginald: Na, ich finde es recht hart für einen Mann, seine Frau jahrelang zu unterstützen und die Gelegenheit, ein wirklich gutes Weib zu bekommen, verlieren zu müssen und dann noch ihre Weigerung, seine Frau zu werden, einstecken zu können.

Lesbia: Ich habe nicht die Absicht, mit Ihnen darüber zu streiten, Rejy. Wenn Ihr Sinn für persönliche Ehre Sie nicht zur Vernunft bringt, wird Sie nichts dazu bringen.

Soames (unerbittlich): Ich warte noch immer auf meine Instruktion.

Sie sehen einander an, jeder auf den andern wartend, daß er etwas vorschlage. Schweigen.

Reginald (ratlos): Ich glaube, schließlich ist die Ehe doch besser als — nun, als die übliche Verlegenheit.

Soames (wendet sich grimmig an ihn): Mit welchem Rechte können Sie das behaupten? Sie wissen doch, daß die Sünden, die diese unglückliche Nation verheeren und zum Wahnsinn bringen, im Ehestand begangen werden.

Coliins: Die Ledigen können sich's eben nicht leisten, ihren Neigungen genau so zu fröhnen wie die Verheirateten.

Soames: Fort damit, sage ich. Ihr habt die Befehle eures Herrn gehört, befolget sie.

(Fortsetzung folgt i



NEUE REVUE lind MOROEN.

Rundschau.

Finanzpolitisches.

Von Pluto.

500 Millionen sollen der

Börse entzogen sein, nämlich

durch die großen Subskriptionen, und

diejenigen, welche überhaupt an ge-

waltige Summen innerhalb unseres täg-

lichen Effektenverkehrs glauben, ent-

rüsten sich nunmehr über die See-

handhing. Angeblich hätte diese

unrichtig disponiert, weil die Barein-

zahlungen für jene Zeichnungen erst so

langsam zurückfließen. In Wahrheit

waren ja aber auch viele, wie dies hier

vorher geschildert wurde, gar nicht der

Meinung, daß es mit dem Rückfluß

diesmal so rasch gehen werde. Vor allem

scheinen doch unsere neuen 3i/i Proz.

noch keineswegs genommen zu sein,

so daß die Banken selbst einstweilige

Besitzer bleiben. Die Spekulationskurse

hat jedoch das etwas teurere Geld

kaum beeinflußt, trotzdem man sogar

Ultimosätze bis zu 4 Proz. voraussah.

So hoch stiegen auch die Kurse noch

nicht, daß jeder Abschluß in Bank- oder

Bergwerksaktien einen ungewöhnlich

Soßen Betrag erforderte, wenn aber

eutsche Kolonialgesellschaft für Süd-

westafrika im freien Verkehr auf über

1000 Proz. emporschnellten, so kann

dies doch nur immer wenige Stück

betreffen. Im ganzen ist die Lebhaftig-

keit der deutschen Börsen nicht mehr

zu unterdrücken, sie besteht fort, auch

ohne die stürmischen Impulse von erst

kürzlich verflossenen Tagen. Ebenso

hat sich der Optimismus bezüglich un-

serer Industrie nicht gemindert, trotz-

dem die maßgebenden Metallfirmen fort-

gesetzt behaupten, daß nach ihrer sehr

futen Fühlung mit der Fabrikation der

tillstand noch weiter anhalte. Auf

Montanaktien hat nicht einmal der neue

Geldbedarf der Harpener Gesellschaft

ungünstig gewirkt, wahrscheinlich, weil

sowohl die Großen, als auch die Kleinen

jetzt an etwas Wichtigeres zu denken

haben. Es betrifft dies die Richthofen-

schen Anträge bezüglich schwerer Be-

lastungen des ganzen Bank- und Börsen-

wesens. Anfangs in ihrer buchstab-

lichen Formulierung wurden diese An-

träge als abenteuerlich belächelt. New

York hatte gerade den Tod des edlen

Mr. Rogers, der rechten Hand Rocke-

fellers, mit einer wohlverdienten Hausse

begrüßt, und auch bei uns wollte man sich solchen Kursfreuden nicht entziehen. Schließlich tauchte aber wieder jenes Richthofetische Gespenst auf, und nun wurden die meisten ängstlich. Gewiß würde z. B. eine Kotierungssteuer selbst bei der Disloontogesellschaft nur 400000 M. ausmachen, also nur V« Proz. von der Dividende, allein wir haben mit den Konservativen zu schlimme Erfahrungen gemacht Fast stets, wo sie bei derartigen neuen Gesetzen den Schutz der mittleren Vermögensverhältnisse versprochen, sind sie bald auch zu den ärgsten Rücksichtslosigkeiten selbst gegenüber den geringsten Umsätzen und Abschlüssen vorgegangen. Einstweilen dürften sich Angst und Hoffnung wegen dieser Dinge aus unserer Allgemeintendenz nicht streichen lassen.

Ein neuer Zankapfel dürfte bald aus der angeblichen Verständigung wegen der Orientbahnen erwachsen. Man sollte es kaum glauben, wie das bislang so wohlakkreditierte Bulgarien seit seiner finanziellen Bevormundung durch Rußland an Solidität und Geschäftsauffassung gelitten hat. In Sofia hat man sich nämlich entschlossen, das gesamte rollende Material der Gesellschaft zurückzugeben. Aber wann? „Sobald der nötige Ersatz vorhanden ist!“ Alsdann, also für eine Zeit die noch ganz unbestimmbar bleibt, wollen die Herren für Abnutzung 2 Millionen Francs zahlen. Wie kann aber die Gesellschaft eine Entschädigung anzunehmen gewillt sein, für einen Schaden, den sie unmöglich schon heute einschätzen kann. Es werden eben neue Schwierigkeiten daraus entstehen. — Als England auf dem Wiener Kongreß die seinerzeit den Dänen entführte Flotte zurückzugeben versprach, erfüllte es auch sein Versprechen. Nur, daß jene Schiffe ganz verfault vor Kopenhagen wieder anlangten, weil die Engländer dieselben in ihren Häfen liegen gelassen hatten. Wer weiß, ob die Orientbahnen bessere Er-

Rundschau.

793

fahrungen mit den Bulgaren machen, wenn sie nach Jahr und Tag' ihr Material zurückerhalten, und dazu winzige zwei Millionen.

»

Präsident Havenstein trug die Fahne voran, als es in unserem Parlamente galt, die Reichsbankaktionäre gegen eine Gewinnverkürzung zu schützen. Ob ihm dies noch ort wieder gelingen wird, in Jahren, wo Deutschland sich gar nicht genug Einnahmequellen verschaffen kann, bleibt freilich eine andere Frage. In ihrer gemischten Eigenschaft eines Dividenden- und eines Anlagepapiers bietet die Reichsbankaktie den Kapitalisten mehr eine Spezialität, als ein Leckerbissen. Denn für ein Anlagepapier ist ihre Marktgängigkeit überaus beschränkt, und für eine Aktie fehlt ihr der nahezu unbegrenzte Geschäftskreis der anderen Kreditbanken. Ihre fast einzigen Erträge neben dem Giroverkehr fließen aus Wechsel und Lombard, hängen also ganz ..überwiegend vom Zinsfuß ab. — Wozu noch Kommt, daß unsere Großbanken zusammen jetzt in ihren Portefeuilles mehr Dreimonatsdiskonten für ihre Kundschaft halten, als dies der Reichsbank möglich ist. Damit stehen wir natürlich noch immer gegen Frankreich zurück, wo wohl allein schon der Credit Lyonnais mehr Wechsel, als die Banque de France aufweist. Als zur Be sk-geliing der deutschen Einheit aus der Preußischen Bank eine Reichsbank wurde, glaubten selbst die Abgeordneten, welche damals der beratenden Kommission angehörten, daß die bald darauf eintretenden Kurssteigerungen ungerechtfertigt seien. Sie hatten sich aber, und zwar auf Dezennien hinaus, geirrt, da unsere ersten Institute, die Diskontogesellschaft ausgenommen, erst allmählich zu einer Macht, und zu einer — geschlossenen Macht gelangten. Heute steht aber der Kurs ganz auffallend niedrig, indem dabei unter Zugrundelegung der letzten dreijährigen Dividenden noch eine Rente von 57/8 Prozent bleibt. Keine der anderen großen Bankaktien rentiert so hoch, so daß offenbär das kaufende Publikum hier Ansprüche stellt, wie an schwankende Indusjri<werte. lieber diesen Umstand nachzudenken, der sich bei den leitenden Notenbanken z. B. in London



und Paris auch nicht annähernd wiederholt, würde sich eher verlohnen, als über die Nützlichkeit (!) einer Verstaatlichung; der Reichsbank. Diese bis zum Ueberdruß wiedergekäute Theorie, die wahrscheinlich einen ewigen Frieden voraussetzt, würde natürlich von keiner irgendwie gearteten Regierung verwirklicht werden. Auch die extremsten Minister würden dann entweder zuviel Pflichtgefühl, oder zuviel Furcht vor ihrer Verantwortung haben.

• . •

Offenheit ist wirksamer als Höflichkeit, wie jetzt unser Botschafter in Washington nach sein« Bankettrede im Amerikanischen Fabrikantenverbande gespürt hat. Graf Bernstorff gab sich in den schönsten, europäischen Worten aus, um seine Hoffnungen auf einen Deutsch-Amerikanischen Handelsvertrag noch für den Winter darzulegen. Dann erhob sich aber der zurzeit noch „unübertünchte“ Mr. Fowler vom Hause der Repräsentanten und zerstörte diejenigen Hoffnungen Bernstorffs, an die dieser wohl selbst kaum geglaubt hatte. Vielleicht wäre in einer so großen Arena ein Diplomat von Bismarckscher Aufrichtigkeit nutzbringender gewesen, der ja auch nur offenherzig zumeist mit Vorbedacht war. Denn immerhin gibt es noch in der Union zahllose Wähler und Konsumenten, die Gegeninteressenten der Schutzzollpolitik sein müssen. Alles, was Mr. Fowler unter sichtlich höchster Beachtung erwiderte, kann vor einer gründlichen Kritik nicht Stich halten. So besonders sein Satz, daß der Binnenhandel der Union von 25 Milliarden wichtiger sei, als die 10 Milliarden Außenhandel. Wo steht denn aber geschrieben, daß entweder nur der eine oder der andere Handel als möglich gilt? Und seit wann sieht man den Verdienst im eigenen Lande, der doch nur ein Roulieren und kein Einströmen des Geldes zu bedeuten vermag, als eine wirkliche Vermehrung des Volkswohlstandes an? Eine solche Vermehrung kann doch nur von außen erfolgen! In diesem Sinne pflegt ja auch die Statistik bei Aufnahme des sogenannten Nationalvermögens den Besitz der Kapitalisten an vaterländischen Papieren auszulassen, da hier das eigene and zu Zins verpflichtet bleibt. Selbst in dem demonstrativen Hinweis« auf

NEUE REVUE und MORGEN.

das deutsche Schutzzollsystem, das ja leider recht vorbildlich geworden ist, irrt sich unser Yankee. Dieses ist 1879 nicht zur Förderung der heimischen Industrie geschaffen worden. Vielmehr gebrauchte der Altreichskanzler für unsere Wehrhaftigkeit viel Geld und und konnte die neuen Belastungen der großen Gebrauchsartikel nur unter der Bedingung durchsetzen, daß er den Industriellen die Schutzzölle gewährte. Damals verwandelte sich das Foyer des Reichstages bekanntlich in eine Börse, wobei die Menschenachrung Bismarcks gewiß nicht sonderlich stieg. Seine nahezu religiösen Ueberzeugungen von der Echtheit der neuen Politik wurden daher erst im Laufe des Kampfes so feuervergoldet. Genau so ist es auch seinerzeit in der Union gewesen, wo man einen strengen Protektionismus erst nach Beendigung des Bürgerkrieges einführte, während deutsche Märchendichter von der Beeinflussung durch deutsche Nationalökonomien noch heute erzählen. Tatsächlich wollte das amerikanische Volk nach Niederwerfung des Südens die bis ins Ungeheure angewachsene Staatsschuld rasch tilgen, und scheute deshalb keine noch so drückenden Zollbestimmungen, nur um den Goldschatz auf dem Kapitol alljährlich enorm zu vermehren. Die Profite und Monopole der Großindustriellen entstanden dann erst im Verlaufe jenes extremen Zollsystems und werden natürlich zugleich auf wissenschaftlichem Wege zu verteidigen versucht. — Einstweilen dürften auch /um Schaden Deutschlands jene Trustgewaltigen noch die Herrschaft in Händen behalten.

Von der Notwendigkeit der Chauvinisten.

Von Johannes W. Harnisch.

Wer nicht Literaturgeschichte studiert hat, dem ist von Christian Ludwig Liskow höchstens der Titel einer kleinen Satire „Von der Notwendigkeit der schlechten Skribenten“ bekannt. Man dürfte sie ruhig einmal nachlesen; denn der satirische Einfall ist artig genug: Liskow rechnet sich selbst unter die schlechten Schreiber und elenden Skribenten und deduziert nun als einer von ihnen, wie nötig sie für Buchdruckerey und Buchhandel („Ich habe nach einer genauen Ausrechnung gefunden, daß,

ein Jahr ins andere gerechnet, ohngefähr drey gute Bücher des Jahrs zum Vorschein kommen. Was ist das aber unter so viele? Von den Werken der guten Scribenten würden sie das liebe Brodt nicht haben."), für die guten Skribenten als Folie und Stichblatt und schließlich für das ganze menschliche Geschlecht sind. Das wird mit mancher witzigen, mancher platteren Ausführung begründet. Das Ganze liest sich auch heute noch recht amüsant und ist vor allem interessant vom Standpunkte der Vergleichung: Der schlechten Skribenten gibt's noch heute genug; aber die polemische Literatur der guten Schreiber gegen sie (die noch Lessings Lebenswerk zum guten Teile ausmacht) ist so gut wie verschwunden.

Der viel umgetriebene Wittenburger Pastorensohn hatte ein sehr ernsthaftes Ziel vor Augen, als er sein Satirlein von der Notwendigkeit der schlechten Skribenten schrieb. Das mag die erst unbewußte, dann bewußt beibehaltene Anlehnung im Titel entschuldigen. Denn ich will keine Satire schreiben, sondern meine es ganz ernst. Liskow rechnet sich scherzhaft unter die schlechten Skribenten und bekämpft sie, indem er ihre Notwendigkeit zu erweisen vorgibt. Ich muß mich ehrlicherweise sehr ernsthaft unter die Zahl der Chauvinisten rechnen, und meine Absicht, ihre Notwendigkeit zu erweisen, ist keine vorgegebene. Darum bedarf die Anlehnung in der Ueberschrift der Entschuldigung und der Verwahrung.

Das Wort „Chauvinist“ stammt aus Frankreich. Jean Chauvin, den die Gebrüder Cogniard in ihrem Lustspiele „La cocarde tricolore“ auftreten lassen und damit der gebildeten Welt als Typus schenkten, findet sich schon früher als stehende Figur auf volkstümlichen Zeichnungen, namentlich zur Zeit der hundert Tage, und vertritt dort den Nichts-als-gloire-Standpunkt der grrrande armee. Noch Büchmann definiert den Chauvinisten als einen, „der übertriebene und lächerliche Ansichten über Vaterlandsliebe und Krieg hat“. Aber, wie das so geht, aus dem Schimpfnamen wird allmählich ein Parteiname. Wenn man heute von den französischen Chauvinisten spricht, so ist der Unterklang von Lächerlichkeit



Rundschau.

795

und Uebertreibung kaum mehr zu spüren. Es ist einfach eine andere Bezeichnung für das Wort „Nationalisten“ geworden.

In die deutsche Parteienbezeichnung hat sich das Wort wenig eingebürgert. Hier sagt man „Alldeutsche“ (auch wenn man gar nicht „all“-deutsche Verfechter des Nationalitätsprinzips meint), fügt oft das Epitheton „wüst“ hinzu, oder sagt „Nationale“ und setzt das Wort sorglich in Anführungsstriche. Beide Bezeichnungen sind wenig glücklich. Als Eigennamen für sich selbst verwenden die so Gesonnenen jetzt gern die Bezeichnung „Entschieden-Nationale“. Doch ist auch dieser Ausdruck noch ziemlich schlecht umgrenzt. Die von mir verwandte Bezeichnung „Chauvinist“ ist geläufiger und gibt ein klareres Bild. Zumal für den, der es von außen betrachtet. Und Zweck dieser Zeilen ist ja gerade die Betrachtung von außen: Ich möchte nachweisen, daß auch der Nicht-Chauvinist von der Notwendigkeit der Chauvinisten sich überzeugt halten soll, anstatt sie als überspannt und deshalb schädlich und lächerlich zu brandmarken oder — je nach Temperament — mit einem Achselzucken abzutun.

Daß die nationalen Impulse im deutschen Volke nicht <il!zustark sind, dürfte allgemein zugegeben werden. Woher das kommt, dürfte gleichfalls keiner Erörterung bedürfen. Ein in hundert Staaten gespaltenes Volk, das jahrhundertlang in ständiger Selbstzerfleischung aus eigener Kraft und mit fremder Hilfe begriffen war, kann naturgemäß kein nationales Gefühl von der Stärke haben wie ein seit fast ebenso viel Jahrhunderten einheitliches, stets im bewußten und oft im betonten Gegensatz zum Festlande stehendes Inselvolk. Möglich auch, daß die Blutmischung des Deutschen nicht überstarke Widerstandskraft gegenüber fremdnationalen Einflüssen besitzt. Einzelerfahrungen, so die mit den Siebenbürger Sachsen und den baltischen Deutschen, scheinen das Gegenteil zu beweisen. Doch ist ebensowohl denkbar, daß es sich hier um erst in der neuen Heimat erworbene Eigenschaften handelt; was bei der kulturellen Ueberlegenheit, die die Balten und die Siebenbürger Sachsen über die fremdblütigen Mitbewohner von Anfang besaßen (und

jetzt noch besitzen), leicht möglich ist und durch die entgegengesetzten Erfahrungen mit den Deutsch-Polen bestätigt zu werden scheint.

Woher aber auch zu erklären, jedenfalls ist der geringe Nationalsinn des Deutschen eine Tatsache. Man braucht, um sie zu erkennen, gar nicht außer Landes zu gehen und z. B. in den Vereinigten Staaten die „rein-englischen“ Abkömmlinge deutscher Einwanderer zu studieren. Man braucht nicht einmal in den Osten Deutschlands zu gehen und sich die echtpolnische Namensliste der Biedermann, Szulz, Mvllerski und ähnlicher Familien zu betrachten. Solche Einzelabfälle von der eigenen Nation kommen schließlich überall vor. Und wir haben echt deutsche Browns, Nawrockis, Douglas und Fontanes schließlich auch. (Freilich: in viel geringerer Zahl; und fast immer aus ganz bestimmt nachweisbaren Gründen. Immerhin, so einleuchtend zumal der zahlenmäßige Unterschied ist, eine verlässliche Statistik fehlt meines Wissens; und sie erst doch hätte volle Beweiskraft.)

Man kann sich an ganz allgemeine Erscheinungen halten: Nirgends in der Welt gibt es einen so international getönten Klerikalismus wie bei uns. Die Katholiken sind bei uns in der Minorität und können sich deshalb den Luxus eines internationalen Zentrums leisten? Richtig. In viel größerer Minorität sind sie aber noch in England. Und von internationalen Velleitäten der englischen Katholiken hat man nie etwas gehört. Nirgends in der Welt gibt es eine so antinational gefärbte Sozialdemokratie wie bei uns (nicht einmal im kreißenden Rußland). Nicht nur Frankreich, England, die Vereinigten Staaten, Australien sind hierin besser daran; auch wo, wie in Spanien und Italien, die Sozialdemokratie viel weniger gesittet bürgerlich, viel mehr revolutionär, anarchistisch, konspiratorisch ist, hat sie überall eine ausgesprochen nationale Färbung. Die Anhänger des deutschen Zentrums und der deutschen Sozialdemokratie zusammen bilden aber die Majorität der deutschen Wähler. Und da ist denn doch zu sagen: wenn fünfeinhalb Millionen deutscher Wähler international zu denken programmatisch verpflichtet sind, dann ist es kein Uebel, sondern ein unbedingtes Erfordernis, daß hunderttausend oder vielleicht auch ein paar hunderttausend deutscher Wähler hypernational denken. (Ich sage:





NEUE REVUE und MORGEN.

hypernational; denn ich spreche nicht von mir aus.)

ich stelle mich auf den Standpunkt des saturierten Nationalliberalen oder Konservativen und sage: „Die Entwicklungslinie eines Staates ist die Resultante aus den verschiedenen Kräften, die ihn angreifen. In der Ebene Nationalpolitik greifen auf der einen Seite Zentrum und Sozialdemokratie mit dem dumpfen Massengewicht ihrer fünfeinhalb Millionen Stimmen an; mit dem natürlichen Effekt, den Staatskarren links in die internationalen Sumpfniederungen hineinzuziehen. In der Mitte sem die Masse der ruhig vaterländisch esonnenen mit der Kraft von vier Millionen Stimmen an. Die Resultante aus diesen beiden Kräften würde den Karren zwar nicht geradeswegs, aber doch schief in den internationalen Sumpf hineinführen. Gerade also, wenn der Karren auf der geraden Bahn vorwärts gehen soll, die ich für richtig halte, muß rechts eine andere Kraft noch einsetzen. Eine Kraft, die für sich allein den Staatskarren ins unwegsame Gestrüpp des Hypernationalismus hineinführen müßte. Die, gäbe es nur sie und mich auf der deutschen Welt, den Karren schräg da hinein führen würde. Die aber, da links die internationale Kraft angreift, diese zu paralysieren imstande ist und mit ihr zusammen eine Resultante liefert, die ziemlich genau die von mir als richtig angesehene Bahn verfolgt. Gäbe es also keine deutschen Chauvinisten, so würde ich sie erfinden müssen. Da es aber welche gibt, werde ich mich wohl hüten, sie allzuschroff zu bekämpfen. Ihr Elan und ihre geistige Regsamkeit müssen ja das ersetzen, was ihren vielleicht Fünfhunderttausend (sehr gut gerechnet) an Wucht gegenüber den fünfeinhalb Millionen, die nach links ziehen, abgeht.“ ... So ähnlich, dünkt mich, müßte ein verständig überlegender Nationalliberaler oder Konservativer oder auch Freisinniger sprechen. So ähnlich: Jedes Bild ist schief. Und ein Bild, das ein so tausendfach kompliziertes Ding wie das Leben eines Staates und die Gesetze seiner Entwicklung mit ein paar Strichen festlegen will, ist notgedrungen am schiefsten. Una niemand irrt mehr, als wer sich einbildet, in einem solchen Bilde eine Formel gefunden zu haben, mit der er

die Einzelfälle praktisch ausrechnen kann. Der Wert eines solchen Bildes kann kein anderer sein als der, den beispielsweise eine Landkarte der jahresdurchschnittstemperaturen hat. Eine solche Karte ist immer falsch, wenn man sie vom Augenblick aus betrachtet: Es hat nie einen Moment gegeben und wird nie einen Moment geben, zu dem die dort eingezeichneten Temperaturzahlen und -linien tatsächlich diese Höhe hätten, diesen Verlauf nehmen. Trotzdem ist die Karte richtig, weil sie den richtigen Durchschnitt angibt. Ein Weiteres kommt noch hinzu: Wer nur die Temperaturkarte von Deutschland kennt, wird sich nicht einbilden, Deutschland zu kennen. In der Politik ist oft oder meist das Gegenteil der Fall. Wer sich nur ein Bild von ihr gemacht hat, freut sich des Errungenen und glaubt, nun die ganze Politik danach beurteilen zu können. Der Verständige wird sich demgegenüber vor Augen halten, daß er, um zur Kenntnis zu gelangen, ebenso noch die physikalische und politische und geognostische und hundert andere Karten und Kärtlein studieren muß. Daß auch das noch nicht genügt: daß er ferner noch der lebensvollen Beschreibung und der lebendigen Anschauung bedarf, um zu einer einigermaßen richtigen und vollständigen Auffassung zu gelangen.

So also meinte ich das Bild und so den Aufsatz. Und glaube demnach, daß man auch noch sehr andere Faktoren in die Betrachtung einziehen und ganz andere Bilder entwerfen kann, ohne damit das Mindeste gegen die Richtigkeit dieser Betrachtung zu sagen. Die geognostische Karte zeigt nun einmal ganz andere Farben. Linien und Flecke als die isothermische. Und nur, wer die eine oder die andere von ihnen als allein richtig und maßgebend ansieht, ist im Irrtum. Ist es aber auch gründlich.

Klassensysteme.

Von Dr. Karl Wülfer.

Es entstand eine gewisse Unruhe im Preußischen Abgeordnetenhaus, als der Abgeordnete Dr. Heß merkwürdig« Klassifizierungsgeschichtchen aus Essen zu vermelden hatte. Man wollte das nicht wahrhaben: A-Klasse, B-Klasse; 500000 M. Vermögen, weniger Reichtum; Reserveoffiziere, simple Bürger; Aristokratie, Plebs. Allerdings alles

Rundschau.

797

Gegensätze, die zu beachten man in einem königlichen Gymnasium nur guten Grund hatte. Das Verfahren ist vielleicht nicht ganz so einfach, wie das, in überfüllten Klassen die Schüler zu trennen nach dem Alphabet, nach geistigen Fähigkeiten, nach Alter oder Entwicklung. Aber es geht: man scheidet sie nach des Vaters Geldbeutel, wahrt, fördert und belebt den Kasten-Seist und Pennalismus — und ist froh abei, bis . . .

... so ein Landtagsabgeordneter redet. Und nun sieht sich das hohe Kultusministerium gezwungen, zu gestehen: id est! Freilich bleibt es unbegreiflich, wie diese merkwürdige<sup>1</sup> Klassifizierung unentdeckt bleiben konnte, während man doch sonst im Preußen - Deutschland nicht mit Inspektionsreisen zu kargen pflegt. Oder sollten königliche Anstalten davor sicher sein?! Seltsam, seltsam . . . Und diese treffliche 'Lehrerschaft! Man könnte argwöhnen, daß sie sich nur aus Alten Herren vornehmster Korps zusammensetzt. Eine traurige Blamage bleibt oder wird es für alle „akademisch gebildeten“ Lehrer, daß es vorkommen konnte, daß Leute ihrer Art eine solche unsoziale, volksverderbende Wirtschaft mitmachten und förderten. Dabei zetern gerade diese Herren vielleicht über die „volksverderbende rote Gefahr“. Und sind einfältig genug, gar nicht zu ahnen, wie sehr sie den Klassenhaß begünstigen. Aber sollte man nicht frön sein über diese kommende Generation, die niemals mit den Handwerkers-, Kaufmanns-, Volksschullehrers-Kindern dieselbe Schulbank drückte! die niemals die Not sah! die vor der Gefahr des Sozialismus bewahrt blieb! Sollte man nicht!? Man müßte eine Komödie darüber schreiben, wenn die Sache nicht so unendlich traurig wäre, wenn man bedenkt, was man unter dieser Essener Gymnasialjugend gesündigt hat, indem man sie lehrte: nicht nach deinen Fähigkeiten, nach deines Vaters Vermögen wirst du bewertet.

So lange derlei vorkommen kann, bleibt der Gedanke an ein einziges großes Volk eine Utopie. Und nur der Klassengegensatz und der Klassenkampf wird verschärft.

Die „Konkurrenz“ der Frau.

Von Dr. Käthe Schumacher.



„Konkurrenz“ bedeutet wörtlich „Mittlaufen“, d. h. Mitbewerb, Wettbewerb. Die Konkurrenz ist eine Hauptquelle des Fortschritts. Trotzdem lieben wir unsern „Konkurrenten“ nicht. Ueber die „Konkurrenz“ der Frau klagt, als Gesamtheit der Mann. Und zwar über ihre Konkurrenz im außerhäuslichen Beruf. Denn das Axiom, das die Stellung der Geschlechter entscheiden soll, lautet: die Frau gehört ins Haus. Aus diesem Grunde betrachtet der Mann, der die Konkurrenz des Mannes als, zwar unbequem, aber unvermeidlich hinnimmt, die Konkurrenz der Frau, als! unnatürlich . . . ungerecht fertigt. Er begegnet ihr mit Unverständnis und Bitterkeit.

Wir haben also zuerst das Axiom: die Frau gehört ins Haus zu prüfen. Dabei sinkt es von seiner Höhe und fällt in Stücken. Stets und überall hat die Frau außerhäusliche Berufe getrieben. Nie war die Gesamtheit des weiblichen Geschlechts im Hause versorgt. Dies aber müßte der Fall sein, willman die außerhäusliche Berufsarbeit der Frau als ungebührlichen Eingriff in Männerrechte hinstellen. Stets und überall, seit den ersten Anfängen der Arbeit, d. h. der Kultur, hat die Frau das Land gebaut, Lasten getragen, Gewerbe und Handel getrieben, war sie Aerztin, Priesterin, Lehrerin, Fürstin. Wer dieses zugibt, pflegt dann zu sagen: Gut, die Frau mag außerhäuslich arbeiten, sie soll jedoch keine Männerberufe treiben. Die Begriffe „Männerberuf“ und „Frauenberuf“ sind aber keine feststehenden Begriffe. Stets und überall fanden und finden wir Frauen in den „männlichen“ Berufen, als Soldaten (ich erinnere an die Amazonen, die weibliche Leibgarde des Königs von Dahomey, die weiblichen Soldaten der napoleonischen Feldzüge) als Matrosen, Schiffer, Fischer, gelegentlich als Kapitäne, als Lokomotivführer (Vereinigte Staaten), Kutscher, Autolenker, Luftschiffer. Und wir fanden und finden Männer in „weiblichen“ Berufen als Köche und Schneider. Wenn der Mann sich am männlichsten fühlt, als Soldat, fegt, putzt, wäscht und kocht er — wie nur je eine Hausfrau.

NEUE REVUE und MORGEN.

Was ein Männerberuf, was ein Frauenberuf, ist gar nicht endgültig festzulegen: Feldarbeit, die in ganz Europa auch als Frauenarbeit gilt, ist in Australien und den Vereinigten Staaten ausschließliche Männerarbeit. Die moderne Technik ihrerseits verschiebt diese Grenze dauernd: der landläufige Schuster war und ist ein Mann, die Schuhfabriken aber verwenden immer mehr Frauen. Der Beruf des Arztes, ursprünglich ein Hauptfrauenberuf, mußte von den Frauen im 19. Jahrhundert mühsam zurückerobert werden. Die Mädchenerziehung, der Frau eigenster Beruf, ist gerade in Deutschland über Gebühr zum Männerberuf geworden usw.

Aber der Mann macht die schwere Arbeit, heißt es dann. Wirklich? Dann müßte er der Frau sehr viele Hausarbeit abnehmen. Scheuern, Waschen, Kohleitrage, Stiefelputzen, Kochtöpfe und Marktkörbe schleppen, Kindertragen, Nachtwachen und häusliche Krankenpflege sind schwere körperliche Arbeit. Und im außerhäuslichen Beruf: Bergwerkarbeit, Ziegelmachen, Erdekarren, Mörtel- und Ziegeltragen, Kohlen- und Schlackenkarren, Zementöfen ausputzen; die Arbeit in den Rübenfeldern, das Kartoffelhacken, die Erntearbeit; die Heimarbeit mit ihrer 14 bis löstündigen Arbeitszeit um Hungerlöhne; endlich die Häufung von häuslicher und außerhäuslicher Berufstätigkeit sind schwere, sehr schwere körperliche Arbeit, die gleichwohl der Frau, bis zum Erliegen, aufgebürdet wird. Diese schwere, meist ungelernte oder wenigfelernte und deshalb schlecht bezahlte Arbeit beneidet aber niemand der Frau, hier läßt der Mann sie gewähren. In diesen Berufen klagt er nicht über ihre „Konkurrenz“. Von „Konkurrenz“ der Frau wird nur da gesprochen, wo gelernte, d. h. besserbezahlte Arbeit und höherbezahlte Stellungen in Frage kommen. Denn die gelernte, gutbezahlte Arbeit betrachtet der Mann als sein Eigentum. So haben sich in allen Ländern die Schriftsetzer gegen das Eindringen der Frau in ihren Beruf gewehrt. Desgleichen die organisierten Handlungsgehilfen. Desgleichen die deutschen Volksschullehrer und Oberlehrer gegen die Volksschullehrerin,

Rektorin, Oberlehrerin und Direktrice. England läßt heute noch keine weiblichen Anwälte zu; Baden hat sie soeben mit Hinsicht auf „die Ueberfüllung des Anwaltsberufs“ (der als ein Männermonopol gilt) abgelehnt. Eine Umfrage an deutschen Hochschulen, die Befähigung der Frauen zum Studium betreffend, ergab, daß vor etwa 15 Jahren die Theologen sie für Jura befähigt hielten, die Juristen für Theologie usw. Der eigene Brotkorb wurde von vielen mit einem Drahtgitter umgeben. Was befürchteten nun die Schriftsetzer, Handlungsgehilfen, Lehrer, Oberlehrer, Professoren und Anwälte vom Eintritt der Frauen in den Beruf?

Ein stärkeres Angebot von Bewerbern, ein Angebot von zum Teil minder vorgebildeten oder anspruchsloseren Bewerbern, d. h. eine Lohnerniedrigung, eine Verschlechterung der Arbeitsbedingungen.

Diese Befürchtung ist gerechtfertigt und natürlich. Nicht minder gerechtfertigt und natürlich ist aber das Vordringen der Frau. Hier stehen zwei elementare Rechte gegeneinander. Die erste Frage, und sie entscheidet, heißt:

Ist die Frau fähig, solche Arbeit zu leisten?

Die zweite: ist sie solcher Arbeit bedürftig?

Die dritte: ist sie für solche Arbeit vorgebildet?

Ueber die Fähigkeiten der Frau auf Gebieten, die ihr bisher verschlossen, darf niemand sich heute ein Urteil anmaßen. Wir kennen die Fähigkeiten der Frau nicht. Unter ganz anderen Bedingungen aufgewachsen als der Mann, hat sie sich auch nach einer anderen Richtung entwickelt. Hier kann nur die Erfahrung gegründete Anschauungen geben. Soweit man den Frauen bisher entgegenkam, soweit haben sie sich auch bewährt, im Handel, im Gewerbe, in den liberalen Berufen, der Sozialpolitik und Politik. Ist die Frau erweiterter Arbeitsgebiete bedürftig? Ganz überaus. Hier liegt die wirtschaftliche Triebkraft ihres Konkurrenzkampfes: Sie muß leben. Wir haben heute in Deutschland von 18 Millionen erwachsener Frauen (über 18 Jahren) nur noch 9 Millionen verheirateter Frauen; von den übrigen neun Millionen sind zwei Millionen verwitwet und sieben Millionen ledig. Die meisten dieser



nicht verheirateten Frauen sind auf ihre

Rundschau.

eigene Arbeit angewiesen, d. h. sie müssen sich einen außerhäuslichen Beruf suchen. Nach der letzten Statistik sind in Deutschland neun Millionen Frauen außerhäuslich erwerbstätig. Was soll uns also das alte Axiom: die Frau gehört ins Haus? Es ist ja für 50 Proz. der deutschen Frauen nicht mehr wahr. 50 Proz. unserer Frauen müssen sich vor, in oder nach der Ehe selbst versorgen. Die Ehe ist für Millionen deutscher Frauen überhaupt keine wirtschaftliche Versorgung mehr und für weitere Millionen eine nicht lebenslängliche Versorgung.

Auch im Leben der Frau wird die Ehe heute eine Episode. Wo solche Zahlen und solche Faktoren sprechen, wo ein wirtschaftlicher Zwang und eine große soziale Entwicklung vorliegen, ist mit dem Schlagwort „Konkurrenz“ der Frau nichts mehr zu machen. Unter diesen Bedingungen ist die Konkurrenz der Frau gar nicht anderer Natur als die Konkurrenz des Mannes, etwas ebenso Natürliches und ebenso Berechtigtes wie die Form des allgemeinen Daseinskampfes, mit der sich der Mann abzufinden hat. Und er tut dies am zweckmäßigsten, indem er sich beeilt, die Frau zum gleichwertigen Konkurrenten zu machen, den Widerstand gegen ihre vollwertige Ausbildung aufgibt, das Gefühl der Inferiorität von ihr nimmt, ihre künstlich gezüchtete Anspruchslosigkeit aufzuheben. Gegen diese Benachteiligung der Frau als Geschlecht erklärt sich die organisierte Frauenbewegung aller Länder. Diese Benachteiligung wird fast überall noch in stärkerem oder geringerem Maße aufrechterhalten. In dem Grade jedoch wie die Einsicht des Mannes, der heute noch der Machthaber, wächst, fallen die Ausnahmebestimmungen gegen die erwerbende Frau, gewinnt sie an Berufsschulung, an Gehalt, an Arbeitsgebiet und an leitender Stellung. Denn die Dinge liegen heute tatsächlich in allen Kulturländern so, daß die Majorität der Männer und im Minimum von 50 Proz. der Frauen auf außerhäuslichen Erwerb angewiesen sind. Für beide heißt es: sie müssen leben, und sie wollen leben. Daraus ergibt sich aber auch, daß beide das gleiche Recht auf Arbeit haben, das gleiche Recht auf Arbeit nach Fähigkeit, das gleiche Recht auf gleiche Vor-

bildung, das gleiche Recht auf gleichen Lohn. Die Frau ist im außerhäuslichen Beruf nicht mehr als Aschenbrödel zu betrachten. Ihre „Konkurrenz“ ist eine Form des modernen Daseinskampfes: gleichzeitig eine Form ihres Rechts auf persönliche Freiheit, da sie, in Unsicherheit über ihre Ehemöglichkeiten, das sichere, die eigene Erwerbsfähigkeit, in erste Linie stellen muß. Diese Entwicklung ist nicht mehr rückläufig zu machen. Und es bedarf nur einiger Erkenntnis der tief begründeten Ursachen der sogenannten „Konkurrenz“ der Frau, einiger Gewöhnung an die daraus entfließenden neuen Zustände, um die „Konkurrenz der Frau“ zu dem werden zu lassen, was sie ist, nämlich zur Konkurrenz schlechtweg, dieser Konkurrenz, die Grundbedingung des Fortschritts ist und eine Begleiterscheinung jenes Daseinskampfes, der keinem Geschlecht und keinem Individuum erspart bleibt. Sexuelle Aufklärung.

Eine Zuschrift

von

Elisabeth Landmann.

Als eine der Mitarbeiterinnen des Dürer-Bund-Buches „am Lebensquell“, erlaube ich mir, der Besprechung Dr. Wilkers einige Worte hinzuzufügen.

Daß ich seinen Ausführungen zustimme, ist wohl selbstverständlich.

Noch mehr: ich möchte ihm danken für seine warmen, anerkennenden Worte über das Buch, — da es von verschiedenen andern Seiten her recht einschränkendes Lob erhalten hat. Immer wieder derselbe Einwand: „Etwas Angedeutetes schadet nur, wenn die volle Ausführung unterbleibt.“ Jawohl! — wozu aber enthält das Buch die vielen verschiedenen Beispiele der Aufklärung?

Dann Stimmen, wie die: „Freilich, wenn das Kind fragt, werde ich ihm die Wahrheit sagen, — nur nicht vorher; — wozu brauchten wir da aber all dieses Aufhebens um die sexuelle Aufklärung?“ Das aber ist's ja gerade: dieses Abwartenwollen, bis das Kind kommt mit der Frage! Wißt ihr denn nichts von Kindern, die sich mit heimlichen Fragen quälen? Mit Fragen, die man sich scheut, in Worte zu fassen, und gar auszusprechen! Und deren banger Druck mit den Jahren nur zu-



NEUE REVUE und MORGEN.

nimmt, wenn man alle diese kichernde Heimlichtuerei, all dies aufregend Häßliche sieht, das sich daran knüpft.

Wilker sprach von den Mitarbeitern als von „Lebensringern in jahrelangem Kampfe“, — vielleicht sind auch solche dabei, denen es vergönnt war, zitternd vor Glück und Freude, das Geheimnis geoffenbart zu bekommen, doch schließlich noch auf einem „reinen Wege“.

(Ich denke an Bölsches „Liebesleben in der Natur!“)

Und noch ein Einwurf: „Aber gelöst ist das Problem durchaus noch nicht durch dies Buch!“ — Soll's auch nicht! Soll für jedes Kind immer wieder von neuem gelöst werden von solchen, die reine Hände und reine Sinne haben!

Die soziale Lage des Schriftstellers.

Von Hans Landsberg.

Nachdem unsere Schauspieler in einen bemerkenswerten Kampf um ihre Existenz und um Abstellung würdeloser Bestimmungen der Bühnenparagraphen eingetreten sind, scheint auch im Lager der deutschen Schriftsteller das soziale Gewissen zu erwachen. Vorläufig handelt es sich wohl um bloße Vorpostengefechte, denn mangels einer geeigneten Organisation, die an die Stelle der zahllosen kleinen und kleinsten Schriftsteller- und Journalistenverbände treten müßte, kann man heute noch nicht entfernt daran denken, selbst die elementarsten und selbstverständlichsten Forderungen mit einiger Aussicht auf Erfolg durchzusetzen. Wenn in den modernen sozialen Kämpfen die Presse als Organ der öffentlichen Meinung, deren Gutmütigkeit nicht zu bestreiten ist, eine wesentliche Rolle gespielt hat, so muß die Schriftstellerwelt aus begreiflichen Gründen von vornherein auf dieses Unterstützungsmittel, das jedem anderen Staatsbürger zur Verfügung steht, verzichten. Vor ihren Beschwerden türmt sich eine doppelte unübersteigliche Mauer auf: das kapitalistische Interesse der Verleger, und zum zweiten der Widerstand ihrer Angestellten, der Redakteure, die für die sozialen Nöte ihrer freischaffenden Genossen bisher noch nicht eine Spur von Kollegialität und Solidarität bewiesen haben. So konnte es kommen, daß im Volke der Dichter und Denker bisher über die wahre hundsclende Lage der deut-

schen Schriftsteller, unter denen ich in erster Reihe die Tagesschriftsteller verstanden wissen will, noch so gut wie nichts an die Öffentlichkeit gedrungen ist. Gewiß, man hört Einzelfälle, in denen ein produktiver Autor das große Los gezogen hat. Man spricht von den Millionen, die Sudermann, trotz einer „verrohten Kritik“, mit seinen Dramen und Romanen erworben hat, erzählt sich von den Hunderttausend, die „Alt-Heidelberg“, von den Riesensummen, die „Jena oder Sedan“, der so geschickt gemenagte „Götz Kraft“, das liebeliche „Tagebuch einer Verlorenen“ und die unvergeßliche Serie der „Berliner Range“, sowie andere Stückwerke eingebracht haben.

Bei unserer Frage handelt es sich um etwas ganz anderes, nämlich um die Existenzmöglichkeiten des Tagesschriftstellers, der im Grunde genau so arbeitet wie jeder andere in Freien Berufen tätige Mensch. Für die eigentlich künstlerische Produktion ist diese soziale Eingliederung des Berufschriftstellers, der für Zeitungen und Zeitschriften Artikel schreibt, nur insofern von Bedeutung, als in dieser Tätigkeit auch der produktive Autor heute, mindestens in seinen Anfängen, seinen Broterwerb findet. Unser Publikum, selbst das gebildete, hat von den Zuständen im „Schriftstellergewerbe“ — ich gebrauche den Ausdruck sehr absichtlich — auch nicht die leiseste Ahnung. Ab und zu bricht sich der Notschrei eines Schriftstellers Bahn in die Öffentlichkeit, oder ein gewaltsames Ende und die letzte Irrsinns-Station reden eine noch deutlichere Sprache. Es widerstrebt mir, hier Beispiele anzuhäufen und die ganze Schrecklichkeit dieser Dinge dem Leser vor Augen zu führen. Hat nicht in den sechziger Jahren einer der fleißigsten und begabtesten unter den deutschen Schriftstellern, nämlich Gutzkow infolge Uebearbeitung eines Selbstmordversuchs gemacht, einer von denen, die das typische Bild des Poeten darstellt, der aus der Notwendigkeit heraus zu leben zum Vielschreiber wird und nicht eins seiner Werke ausreifen lassen kann. Aber, so wird man einwenden, in den Tagen Gutzkows und Laubes lag die Journalistik, gegenwärtig die tatsächliche Haupterwerbsquelle des modernen

Rundschau.

801

Schriftstellers, noch in den Windeln.

Speziell. in Berlin sind erst nach dem deutsch-französischen Kriege die großen, bald genug zweimal erscheinenden;

Tageszeitungen entstanden, die mit der wachsenden Zahl ihrer Abonnenten allmählich schlechthin alle Interessensphären aller Bevölkerungsschichten berücksichtigten. So ist aus der früheren

Eolitisch-wissenschaftlichen Zeitung die heutige kaleidoskopische Presse entstanden, die aus den verschiedensten, dem Laien zumeist unbekannten Quellen gespeist wird und wirtschaftlich ausschließlich auf dem Inseratenteil beruht.

Die moderne Zeitung, die in unserer schnellebigen Zeit mit besinnungsloser Schnelligkeit hergestellt werden muß, setzt sich in der Hauptsache aus Telegrammen, Korrespondenzartikeln (Zeitungen für Zeitungen) und eigenen schriftstellerischen Arbeiten zusammen.

Der Unterschied zwischen Zeitungen und Zeitschrift besteht in der Hauptsache darin, daß ein Wochenorgan nur schriftstellerische Eigenbeiträge aufnimmt also um seinen individuellen Charakter zu wahren, von den Korrespondenzartikeln, die oft an Hunderte von Zeitungen zugleich gelangen, von vornherein absieht. Der Haß gegen die Presse, der so ziemlich allen großen Politikern und Philosophen, einem Bismarck, Lassalle, Nietzsche gemeinsam ist und sich vor allem gegen die wachsende Nivellierung der Meinungen und gegen die Erziehung zur Gedankenlosigkeit richtet, trifft die Zeitschrift, wenn man von dem Philistertum der Familienblätter absieht, eigentlich nicht. Sie bildet mit ihren Abschattungen heute so ziemlich die einzige Zufluchtstätte des Schriftstellers, der die Presse zwar geschaffen hat. aber schließlich aus ihr hinausgedrängt worden ist.

Oleichwohl konnte der Tageschriftsteller, der es sich zur Aufgabe machte, aktiv die kulturellen und politischen Zustände seines Landes zu beeinflussen, von der Ausgestaltung der Presse eine Besserung seiner materiellen Lage erhoffen. Noch vor ein paar Jahren hat man ganz ernsthaft darüber debattiert, ob der Schriftsteller einen praktischen Hauptberuf haben müsse, oder ob er imstande sei, nur von seiner Feder zu leben. Die Tat-



sache, daß heute fast jeder Gebildete zur Feder greift, wobei die liebe Eitelkeit und der Erwerbssinn eine nicht geringe Rolle spielen, hat die typisierenden dabei ein wenig aus dem Konzept gebracht. Gegenwärtig liegen die Dinge jedenfalls so, daß ein Berufsschriftstellertum nicht mehr in „Nebenstunden“ betrieben werden kann. Jeder brauchbare Zeitungsschriftsteller hat alle Hände voll zu tun, um sich über seine Wissensgebiete auf dem Laufenden zu erhalten. Er muß überdies auch für das, was ihm ferner liegt, ein erstaunlich rasches Orientierungsvermögen entfalten, von seiner eigentlichen schriftstellerischen Fähigkeit ganz abgesehen. Somit leistet er eine viel intensivere geistige Arbeit, als der Gelehrte, der Zeit und Muße hat, seine Arbeiten ausreifen zu lassen.

Wie aber steht es um die materielle Entschädigung des Schriftstellers? Man darf zur Antwort geben: Er wird berühmt, auch wenn man diesen Bescheid als etwas unlogisch empfindet. Man erinnert sich der unvergeßlichen Schilderung, die Maupassant in „Bei—Ami“ von dem Schriftsteller entwirft, der sich zum ersten Male in einer Tageszeitung gedruckt sieht. Unser Held läuft in jedes Caféhaus und läßt sich das Blatt immer wieder freudestrahlend vorlegen.

Welch ein Glück, von Hunderttausenden gelesen und zitiert zu werden, an ersten Zeitungen mitzuarbeiten, überall ohne Entree dabei zu sein, wo irgendein Sensationskapitel der mondänen Großstadtkultur abgehandelt wird. Man versteht, wie eine solche Karriere junge Leute, die in ihrem Uebermut von Finanzpolitik noch nichts wissen wollen, reizen muß und damit ein im Grunde sehr enges Feld der Betätigung bereits so überschwemmt hat, daß hoffnungslose Warnungsrufe angebracht erscheinen. Redakteure großer Tageszeitungen versichern, daß der tägliche Einlauf von Manuskripten den tatsächlichen Bedarf um das 10- bis 20fache übersteigt! Seltsam kontrastiert damit die ständig wiederkehrende Notiz von den Rieseneinnahmen, über die heute einzelne Schriftsteller verfügen. Noch in den letzten Tagen konnte man in einer sehr großen Zeitung den handgreiflichen Unsinn lesen, daß der amerikanische Tagesschriftsteller Einnahmen von 12—40 000 M. erziele. Es wäre kein

Wunder, wenn die deutschen Schrift-

## NEUE REVUE und MORGEN.

steller daraufhin an einer Massenauswanderung über den großen Teich dächten. Wie steht es in Wahrheit um uns? Der deutsche Schriftsteller erhält selbst bei großen Tageszeitungen ein Durchschnittshonorar von 10 Pf. per Druckzeile, damit also selbst für den größtmöglichen Artikel von 300 Zeilen erst ganze 30 M. (Der Laie nimmt gewöhnlich das Dreifache an.) Natürlich erzielen einige Tagesberühmtheiten bei weitem höhere Honorare, zumeist Outsider, die es nicht nötig haben, Professoren, Geheimräte, Nordpolforscher, amerikanische Präsidenten. Nun erfordert es schon eine große geistige Regsamkeit, und ich scheue mich nicht, das auszusprechen, auch merkantilische Talente, um hundert Druckzeilen täglich zu schreiben, und was die Hauptsache ist, an den Mann zu bringen. Ich will hier gar nicht von den tausend Zufälligkeiten reden, denen jedes Manuskript ausgesetzt ist, von den oft höchst merkwürdigen Veränderungen, die es auf dem Wege zur Setzmaschine und von da ins Blatt erleidet. Es genügt die Feststellung, daß selbst in einem sehr günstigen Fall bei einer starken Produktivität sich der Tagesverdienst auf zehn Mark beläuft. Genen wir weiter. Erhält der Schriftsteller weiter sein Honorar nach Ablieferung des Manuskripts, also nach Erledigung der von ihm geforderten Leistung? Durchaus nicht. Er hat sich f;efälligst bis zum Abdruck zu gedulden, ür den das Preßgesetz eine Frist von einem ganzen Jahre vorschreibt. Es passiert natürlich tagtäglich, daß unter solchen Umständen Roß und Reiter längst verschwunden sind, ehe die Arbeit zum Abdruck gelangt. Alsdann feiert der Autor ein stummes, freudiges Wiedersehen mit seiner vor Jahr und Tag verfaßten Arbeit. Man sage doch nicht, daß das vollkommen in der Ordnung ist. Selbst nach dem Abdruck, also in dem denkbar günstigsten Falle, muß der Verfasser nochmals meistens ein Vierteljahr warten, bis es der Zeitung auf eine höfliche Mahnung hin gefällt, mit ihm abzurechnen. Man sage doch nicht, daß das vollkommen in der Ordnung ist.

Gegen diese Zustände hat jetzt unter den Schriftstellern eine Bewegung eingesetzt. Sie haben die erstaunliche!



Dreistigkeit, die, Bezahlung ihrer Arbeiten sofort nach erfolgter Annahme zu verlangen. Sie wenden sich gegen abscheuliche Mißstände, die sie um den Ertrag vielstündiger Anstrengungen bringen. Sie wollen außer den ihnen längst zugesprochenen Ehren auch Oeld sehen. Im Hintergrunde lauert der höllische Gedanke, daß sie von ihrer Arbeit leben wollen. Ich fürchte, man wird ihnen seitens der maßgebenden Faktoren die berühmte zynische Antwort geben: „Je n'en vois pas la necessiteV'

Der desavouierte Roman-  
schreiber.

Von Emil Faktor.

Noch gibt es Rezensentenfreuden.

Eben habe ich einen politischen Roman durchgeblättert, der reich an unfreiwilligem Humor ist. Der Verfasser ist um die Zukunft Oesterreichs schwer besorgt und widmet diesem ehrenwerten Gefühl den Titel „Pereat Austria!“\*) Das Komische daran ist, daß die jammervoll komponierte, von Kriegslärm, Parlamentsgeschrei durchzetzte und mit phantasieloser Kriegsphantastik zusammengeschusterte Arbeit ebensogut „Vivat Austria!“ als Aufschrift verwenden könnte. Nachdem der Autor den Donaustaat in unerhörter Weise verwüstet hat, indem er die Unabhängigkeitserklärung Ungarns durchsetzt, das edle Magyarenvolk aber in einen wilden Parteizwist der Unionisten und Separatisten verwickelt; nachdem er die Bosniaken trotz aller Annexionen selbständig gemacht und sie mit einem Operettenkönig Georgl. beglückt hat, der zum Guerillakrieg gleich mit drei Theaterdamen in die Berge geflüchtet ist, nach vielen Meutereien in allen Bezirken der Monarchie, nach großen und kleinen Schlachten<sup>1</sup>, nach Plünderungsszenen in Böhmen und Kroatien ist er so gütig, die kaisertreuen Truppen überall die Brände des Aufruhrs löschen zu lassen. Auch von Deutschlands bewaffneter Unterstützung macht er ausgiebigen Gebrauch. Und als sich in Wien ein ganzes Heer von Arbeitslosen, dessen Anwachsen nach so grauenvollen Wirren nur natürlich war, vor der Hofburg versammelt, lassen sich die Darbenden und Erschöpften \*) Oeschichte einer Zukunftsrevolution in Oesterreich-Ungarn von C. von Eynetten (Leipzig, Verlag Deutsche Zukunft).

Rundschau.

803

durch trostvolle Worte des Monarchen beschwichtigen. Eine kaiserliche Geldspende erweist sich als der wirkungsvollste Balsam. Dabei passiert dem Autor das Malheur, die gerührte Bevölkerung eine falsche Strophe der Volkshymne singen zu lassen, die noch dem guten Kaiser Franz gewidmet war und seit sechzig Jahren in Oesterreich nicht mehr gesungen wird. Dieser Lapsus ist beruhigend und beweist, daß den unsinnigen Roman kein Deutsch-Oesterreicher und überhaupt kein politisch interessierter Schriftsteller geschrieben hat. Das ist nicht unwichtig zu konstatieren, weil in dem Buche sich eine deutsche Tendenz breit macht und Uebelgesinnte das schuldlose Deutschum für die Geschmacklosigkeiten und Stümpereien eines Sensationsspekulanten verantwortlich machen könnten. Nur hat es der Autor mit seinem Komi promittierungsversuch nicht leicht gehabt. Offenbar hat er mit langwierigen Verwicklungen der politischen Lage gerechnet und die unblutige Beilegung des österreichisch-serbischen Konfliktes paßt gar so schlecht zu seinen gespenstischen Zukunftsbildern. Dagegen hat er sich mit einem anderen Coup nicht verrechnet. Der provokatorische Titel hat dem Buche tatsächlich den Erfolg beschieden, um den Einband die schreiende Hülle: In Oesterreich verboten! schlingen zu dürfen. Hoffentlich erweist sich der Zensor nicht wieder einmal als der rührigste Helfer der Reklame.

Der natürliche Vater.

Von Max Meli.

Von dem bürgerlichen Lustspiel „Der natürliche Vater“ von Herbert Eulenberg (Berlin-Westend, bei Erich Reiß) darf man wohl deshalb um so eher Nachricht geben, als seine Aufführung nicht zu den Wahrscheinlichkeiten gehören mag, und wohl auch wenige, die die Lektüre von Eulenbergs Dichtungen nicht aufzuschieben pflegen, einen Begriff davon haben werden, wie diese Stücke mit Prologen und Merksprüchen, starker warmer Diktion und temperamentvollster Nachdenklichkeit auf der Bühne aussehen können. Diesmal nun ist es eine Komödie, der Stoff im Bilderbogenstil, von einem davongelaufenen Vater, den sein Sohn ernsthaft zur Rechenschaft ziehen will: ganz in deutscher Bärbeißigkeit, aus deutschen Fa-

miliengefühlen, aus deutschen Gefühls-seligkeiten kommt diesen Gestalten ihr Handeln, ihre Worte aus den wärmsten deutschen Sprachquellen: volksmäßiger Reichtum an Beziehungen klingt wie großes altes Münzgold in den Repliken, und, das Nürrische in den Charakteren hat einen Stich ins Vorväterliche, die Gelenke bewegen sich manchmal wie bei Marionetten, und manchmal steht auf einem Gesicht ein rätselhafter Hohn, der sich als Lebensresultat verkünden möchte: den etwa der Rattenfänger von Hameln lächeln könnte. Diese Lebens-wehmut, an der der Münchhausen und der „halbe Held“ gekrankt haben und aus der sie sich zu einem melanco-lischen Ende wandten, setzt sich hier zu einer herben Verspieltheit durch, wenn der natürliche Vater, dessen ganze Existenz nichts zu sein scheint als eine bittere Glosse zu seinen eigenen Gefühlen, schließlich der Braut seines Sohnes ihre Schuldverschreibungen hinwirft, sie ihr aufhängen läßt „wie Brieftauben in den Himmel deines Herzens“, und fortgeht wie ein geprellter Teufel im Volksmärchen. Und vollkommen ist die Einheit dieser Charaktere mit dem äußeren Rahmen der Ereignisse: manchmal fallen Beleuchtungen auf die Szene, wie sie Stimmungen des Volkslieds, der Studenten- und Kleinstadtromantik anzünden. Ein kahler Gartensaal, drin verlassen ein altes Bild und eine Laute hängen, ist das eine Mal der Schauspielplatz, das andere Mal ein deutscher Lustspielgasthof, beschienen von Laterne und Mond, besorgt von den derben Hausdienern und der klobigen Magd. Wie da die ganz verarmte Beate mit ihrer Laute kommt und zu singen beginnt, und das Gespräch mit Leo, dem natürlichen Sohn, beginnt und sie wägen gegenseitig ihr Unglück ab: Das ist eine der süßesten Szenen, ganz voll von Liebeslieblichkeit.

Ich wüßte aber nicht, was Schauspieler damit anfangen könnten. Und wenn sich merkwürdige tieferste Naturen, in deren Kunst ein Bodensatz von Lebenswehmut und vielleicht sarkastisch ausbrechender Bitterkeit vorfindet, zusammentäten, das zu spielen, ich wüßte nicht, was ein Theaterpublikum damit anfangen könnte. Es wäre da recht billig auf die Zukunft zu vertrösten, auf eine Bühne, die da kommen muß,



804 NEUE REVUE tihd MORGEN.

\

die da kommen könnte Nein, dieses Stück ist von heute, wenn darin schon kein Problem der Gegenwart behandelt, keine Tendenz der Zeit ausgesprochen wird. Es ist von heute mit seiner Zwitterstellung zwischen halbverschollener Dichterhaftigkeit und herausfordernder Modernität. Beschwertheit von gestern und Lebenskraft von heute sind in so vielen unserer Dichter wunderbar verbunden, und auch in diesem Dichter des „Natürlichen Vaters“. Das Theater aber äußert skrupellos sein Verlangen nach Dichtern, welche die Welt von heute ganz allem, ohne Sehnsucht und ohne Sprung, in sich tragen. Schluß des redaktionellen Teiles.

Alle Manuskript- und Büchersendungen an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33. Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33; für Oesterreich - Ungarn: Dr. Felix Braun, Wien. - Expedition für Oesterreich - Ungarn bei Hermann Ooldschmiedt, Wien I, Wollzeile 11. - Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76 Druck von J. Harrwitz Nachfolger O. m. b. H., Berlin SW. 48, Friedrichstr. 16.

Kaiser Friedrich Quelle

===== Offenbach am Main =====

gegen Gicht Rheumatismus, Blasen-, Nieren- und Gallen-Leiden.  
Diätetisches Tafelgetränk ersten Ranges.

li Mt n Fiat», li

»II«/\*-

Dihn \* \*ntt ü Oitllt U

ntw taWH m PJt 15,— ftt

Prell M, 1.00, U Tut» M. —.00,

Kr. 1.50, kl. Tube Kr. 100

PGB€CO

ZAHNPASTA

I\*

schz\*hn Jahren von Aenten and Zahnärzten standig

P. BEIERSDORF \* Co., HAMBURG

LONDON E. C Mol Last t—& Vertrieb ftr U. S. A. Lehn \* Fink,

24. HEFT. 10. JUNI. 1909.  
Die Masse und der Einzelne.

Von

Andrew Carne'gie.

Zuvor müßte die Sozialdemokratie die menschliche Natur umkehren, ehe sie ihre Theorien verwirklichen könnte, denn die Natur läßt Gleichheit ebensowenig zu wie einen luftleeren Raum. Nicht zwei Grashalme gleichen einander, und je höher die Lebensformen der Schöpfung, desto größer die Unterschiede. Ein Ameisenforscher versicherte, er sei imstande, die einzelnen Ameisen voneinander zu unterscheiden, so verschieden sei die eine von der anderen. Wie wenig gleicht ein Kind dem anderen; je intelligenter, desto ausgesprochener sind die Verschiedenheiten. Versetzte man zwei Familien in die gleichen Lebensbedingungen, in gleiche Häuser, auf gleichen Grund und Boden und gäbe ihnen das gleiche Einkommen: die Verschiedenartigkeit der beiden Familien würde nicht schwinden, sondern Tag für Tag nur größer werden, und die ihrer Kinder noch mehr. Kein Staatsgesetz ist imstande dies zu verhindern. Aus der Gleichförmigkeit von heute würden ganz unvermeidlich morgen schon Abweichungen entstehen. Bereits bei der Geburt müßte ein Mensch das Duplikat des anderen sein, wenn der Sozialismus daran denken wollte, Gleichförmigkeit der Lebenshaltung einzuführen. In keinem Reiche der Natur sind die Verschiedenheiten so groß wie beim Menschen, der das höchste und komplizierteste Entwicklungsstadium darstellt. Wir können das Nationalvermögen unter die Gesamtheit zu gleichen Teilen verteilen, aber wir können nicht den einzelnen gleiche Einkommen garantieren und sie zu gleicher Lebenshaltung zwingen. Eine Woche nach der allgemeinen Verteilung würde es tausende von Mittellosen geben, die um ein Stückchen Brot betteln würden, und die letzten Dinge würden ärger sein als die ersten.

NEUE REVUE und MOROEN 1909. Heft 24 57

<X3

NEUE REVUE und MORGEN.

Weil der revolutionäre Sozialismus eine ganz andere menschliche Natur zur Voraussetzung hat als die vorhandene, so lohnt es kaum, sich mit ihm überhaupt zu befassen. Die Einführung der sozialistischen Staatsform ist ebensowenig möglich wie deren Aufrechterhaltung, solange nicht völlig neue Menschen aus der Erde wachsen. Erst wenn der Sozialismus das fertig gebracht haben wird, dann, nicht eher, müßten wir etwas näher zusehen. Noch aber leben alle Menschen ihr eigenes Leben, und so ist die heutige Ordnung der Natur im Pflanzen-, wie im Tierreiche. Nur durch Auswahl und Züchtung einer Besonderheit, einer größtmöglichen Abweichung vom gewöhnlichen Typ werden höhere Arten gebildet. Im Zustande der Barbaren war der Stärkere der erste, später im Zustande der Zivilisation wurden die Geistesriesen die Führer, von denen wieder nur einige wenige Marksteine in der Menschheitsgeschichte geworden sind, deren Arbeit und Beispiel die Menschheit auf die jetzige Höhe emporgehoben hat. Nicht Gleichheit, sondern mannigfaltigste Verschiedenheit hat diesen Fortschritt hervorgebracht und nur auf dem Wege der Unterschiede kann die Menschheit ihren Marsch nach aufwärts fortsetzen. Eine Ausnahmenatur muß Bewegungsfreiheit nach allen Richtungen hin haben, muß Gelegenheit finden, seine außergewöhnlichen Fähigkeiten betätigen zu können, um die Ziele zu erreichen, die allem vorgesteckt sind, was da lebt und webt. Das „Uebrigbleiben des Passendsten“ bedeutet nichts anderes, als daß besondere Pflanzen, Tiere oder Menschen, die über das Gewöhnliche hinausragen, die treibenden Kräfte werden, die alles befruchten. Die großen Lehrer und Gesetzgeber, Dichter und Staatsmänner, Erfinder und Entdecker, sie sind es, die die große gleichgeformte Masse vorwärts und aufwärts führen. Zwischen Shakespeare und dem gewöhnlichen Durchschnittsmenschen klafft ein ebenso großer Abgrund als zwischen dem Kulturmenschen und dem Barbaren.

Die Zahl der wirklich hervorragenden Genies, die, seit es eine Geschichte gibt, auf die Menschheit von bestimmendem Einfluß gewesen sind, ist nicht groß: auf wenigen Seiten eines Buches wären sie aufgezählt! Einen Baustein zu dem großen Kulturbau haben zwar viele geliefert, denn streng genommen trägt jeder, der seinen Platz im Leben nützlich und ordentlich ausfüllt, sein Scherflein zum allgemeinen Wohle bei. Die einzige Vorbedingung zur Entwicklung von Ausnahmenaturen nur ist Freiheit, die vollkommene Freiheit, seinen Beruf selbst zu wählen und sein Leben auf seine Weise zu leben. Beschränkung der Freiheit wäre nur am Platze, wenn schrankenlose Freiheit eines einzelnen die Freiheit der anderen gefährdete, oder um größeres Unheil zu verhüten. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen aber, die allen die Möglichkeit geben, sich den eigenen Lebensweg zu wählen, darf jeder dem Rufe seines Herzens folgen. Ein armer Wollspinner vernimmt eine höhere Stimme in seinem Innern und wird zum Gesandten der großen Dichter, indem er der großen Masse die Meisterwerke der Literatur zugänglich macht. Ein Pächter schaut hinter dem Pfluge den Dichtergenius, und auf sein Oeheiß verkündet



er das Königtum des Menschen, besingt die ehrliche Armut, schmettert die verlogene Frömmerei zu Boden und begrüßt, am Busen der Natur ruhend, die ganze Schöpfung als seine Schwester, alles Lebendige als seine lieben Gefährten. Ein junger Mann folgt, statt eine Farm zu bewirtschaften, seinem Stern und zeigt der Welt das Oesetz der Schwerkraft, das das ganze Universum durchdringt. Zwei englische Jünglinge fanden nach jahrelanger Arbeit das Wort, das Ordnung in das Chaos brachte, das Wort „Entwicklung“, daß der Mensch nicht — wie bisher geglaubt wurde — ein von einer Höhe herabgesunkenes üeschöpf ist, sondern daß er zu seiner heutigen vollen Majestät geworden ist, zum Herrscher der ganzen Schöpfung, der nur immer höher strebt, und daß keine Schranke ihn hindert, den Zustand der Vollkommenheit zu erreichen. Vor vierhundert Jahren fühlte ein junger Schotte den Ruf in sich, das erste Samenkorn der Demokratie in England zu legen und den Grundsatz auszusprechen, daß alle Gewalt vom Volke herkomme und daß die Könige nur solange das Volk hinter sich hätten, solange sie am Wohle des Volkes arbeiteten. Vierzig Jahre später hörte einer seiner Jünger, eine Waise wie jener, die höhere Stimme, das angefangene Werk fortzusetzen, und als er vom König Jakob befragt wurde, ob er es nicht für Sünde hielte, sich gegen den Gesalbten des Herrn aufzulehnen, antwortete er dem König: „Mensch, du bist auch nur ein winziges Werkzeug Gottes!“ Und wieder siebzehn Jahre später erstand in einem armen Schreiber der, dem England seine Regierungsform verdankt. Der Sohn eines französischen Lohgerbers erkennt seine Bestimmung, der er sein ganzes Leben widmet: die furchtbarste aller Krankheiten zu besiegen und die Sterblichkeitsziffer zu verringern. Ein genuesischer Werftarbeiter, erglüht von dem Götterfeuer in seinem Innern, sieht neue Welten hinter den Meeren und entdeckt sie. Ein armer Student bekommt Zutritt zu einem Fernrohr und kehrt alle menschliche Anschauung über unser Planetensystem um. Ein deutscher Naturforscher, der sein Leben dem Dienste der Armen geweiht hat, durchbricht die Schranke menschlichen Erkennens, beobachtet die Himmelskörper auf ihrer Bahn und enthüllt der Welt nach Jahren auferzwungenen Schweigens das kopernikanische Weltensystem. Ein deutscher Buchdruckerlehrling erfindet, bei seinem Streben seine Kunst zu heben, die beweglichen Lettern und macht dadurch die Bildung zum Allgemeingut. Ein schottischer Mechaniker, der alle möglichen Kleinigkeiten für den täglichen Gebrauch verfertigte, weihet sein Leben dem Problem der latenten Hitze im Dampf und erfindet die Dampfmaschine. Ein Ingenieur dehnt die Erfindung auf das Meer aus und schafft das Dampfschiff. Ein anderer rückt durch die Erfindung der Lokomotive die Länder näher mcinander. Hin Buchdruckerlehrling in Philadelphia erhält den Besuch des Genius und entreißt dem Himmel den Blitz. Ein junger Mann folgt einem geheimnisvollen Rufe und schafft eine drahtlose Verbindung zwischen den Weltteilen. Ein amerikanischer Telegraphenbote erfindet die Doppelleitung, brauchbares elektrisches Licht, den Phonograph und noch viele andere Wunder. Ein schottischer Mechaniker entdeckt das

Steinkohlengas und erleuchtet die Wohnungen der Menschen. Ein englischer Eisenfabrikant lehrt Steinkohle statt Holzkohle zur Eisenfabrikation zu verwenden. Ein Deutscher entdeckt nach jahrelangen Mühen einen neuen Stahlfabrikationsprozeß und macht diesen unentbehrlichen Artikel ganz billig. Ein anderer Deutscher macht durch die Entdeckung eines neuen Herstellungsprozesses den Stahl zum unentbehrlichen Sklaven des Fortschritts. Ein Handweber erfindet das Webschiffchen, ein Drechsler die Spinnmaschine, ein Lehrjunge den Spinnrahmen und lehren so der Welt eine neue Webkunst, die die meisten Menschen von allen Industrien beschäftigt. Ein junger Amerikaner, der auf einem Mississippidampfer arbeitet, sieht, daß auf einem Sklavenmarkt Menschen verkauft werden, und schwört, daß er diesem Treiben ein Ende machen werde. Er widmet sich ganz seiner Mission und verbannt die Sklaverei aus dem Bereiche der zivilisierten Welt. Und so könnte ich noch lange fortfahren, Beispiele anzuführen dafür, daß kaum oder selten der Götterbote in den Palast des Reichen oder in das Haus des behäbigen Bürgers kommt, um sie zu der Ehre zu berufen, der Menschheit einen bedeutenden Dienst zu leisten. Reichtum raubt dem Leben das heroische Element der äußersten Hingabe: auf ein bequemes Leben zu verzichten, wenn es notwendig ist, unsere Kräfte zu stählen, um das Höchste zu leisten. Die meisten von denen, die ich genannt, hatten schwierige Hände, sie hatten schwere Handarbeit verrichten müssen! Unter diesen Führern der Menschheit ist nicht ein einziger Reicher, alle mußten sich ihr Brot sauer verdienen. Nach einer gewissen Zeit indessen gaben die meisten, wenn auch nicht alle, ihre untergeordnete Beschäftigung auf, aber nur zum Wohle der anderen. Lasset uns also alle ehrliche und notwendige Arbeit freudig begrüßen, und wenn auch produktive geistige Arbeit über ihr steht, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß die gelernte Arbeit des heutigen Arbeiters eine Vereinigung von Gehirn- und Muskelkraft darstellt. Der tüchtige erstklassige Handwerker arbeitet heute ebenso mit seinem Hirn wie mit der Hand, und wenn er sich der Maschine bedient, sogar noch mehr. Der russige Fabrikraum, die enge Werkstatt, der gefüllte Arbeitssaal und das Heim der ehrbar gebliebenen Armut, sie beherbergen jene Ausnahmenaturen, die betraut sind mit der göttlichen Mission, die Menschen auf Erden zu heben und das Leben ein wenig besser und vollkommener zu machen als in der bisherigen Generation.

Wir wissen heute, daß Arbeit nicht der Schöpfer allen Reichtums ist, und noch sicherer wissen wir, daß sie nicht den Wert bestimmt, aber das Heim der Arbeit sendet seine in Armut aufgewachsene Jugend, die um der Lebensnotdurft willen hart arbeiten muß, aus; in ihr schlummern die Kräfte, von der der Fortschritt abhängt. Die Reichen haben wenig dazu beigetragen, wir brauchen auch in Zukunft nichts von ihnen zu erwarten. Es fehlt ihnen nur der Sporn, der in der Notwendigkeit liegt, und sie wiegen sich untätig in ihrer behaglichen Muße. Es wäre schlimm, wenn der Arme ebenso dächte. Die menschliche Natur ist nun einmal so geartet, und deshalb verdient eine Aus-

RODIN  
ZEICHNUNG



EMPTY

Vor-arisches Europa.

809

nahmenatur, die aus den Kreisen der Reichen kommt, doppelte Ehre und Bewunderung.

Unser gegenwärtiges individualistisches System, das die notwendigen Führer hervorbringt und fördert, läßt keine staatliche Einmischung zu, keinen Kommunismus, keine allgemeine Gleichheit, keine besondere Kommission, die die Forderung der Ausnahmenaturen erst zu prüfen und über sie abzuurteilen hätte: Alle sind frei, vollkommen frei, dürfen wählen, was sie wollen, dürfen dem göttlichen Rufe folgen, der jedem seinen Platz zuweist. Nichts darf die Verschiedenheit der Talente verringern, alles sollte dazu angetan sein, die Verschiedenartigkeit möglichst zu fördern, denn nur durch die Unterschiede ist der gegenwärtige Stand unserer Kultur erreicht worden und nur auf ihnen baut sich der der Zukunft auf. Fortschritt ist der Endzweck des Daseins, und seinetwegen sind wir da. So ist es immer gewesen von der Zeit an, wo sich die Erde abkühlte und Leben in Erscheinung trat, bis heute, immer hat sich das höhere aus dem niederen entwickelt. Das ist unsere göttliche Mission, daß jeder einzelne dazu berufen ist, seine Zeit zu fördern, um der folgenden Generation bessere Lebensbedingungen zu schaffen, als die vorherige besaß. Und niemand unter uns darf sagen: Nun ist genug getan; erst am Ende seines Lebens darf er sagen: durch meine Bemühungen sind jene Menschen, jene Schöpfungen etwas besser dran. Von diesem Ruhm ist niemand ausgeschlossen, auch der niedrigste nicht; denn ein jeder kann dem anderen den besten Teil seines Selbst geben und ohne Anspruch auf Ruhm und Ehre dem anderen etwas Freundlichkeit und Liebe schenken.

Vor-arisches Europa.

Von

A. Wirth.

Die Anthropologen sind sich längst darüber einig, daß vor den Ariern eine ganze Reihe anderer Rassen in Europa gehaust haben. Die Geschichts- und Sprachenforscher haben jedoch von dieser Erkenntnis noch nichts profitiert. Sie geben wohl mit säuerlicher Miene zu, daß einmal Iberer in Spanien waren, aber sie schmeicheln sich mit der Hoffnung, daß deren Spuren verloren gingen. Und die Basken? Ja, wer kann einem zumuten, baskisch zu lernen! El imposible vencido, heißt nicht ohne Grund der Titel einer berühmten baskischen Grammatik. Bloß der einzige Pott, der da raget wie ein Gott unter den Sprachmännern, entdeckte Baskenlaute in Deutschland und Italien und genierte sich gar nicht, Urbino baskisch als ur Wasser bi zwei, also eine Art Confluentia zu erklären.

Die Iberer standen nicht allein. Eine ganze Reihe anarischer, georgischer, tscherkessischer, hyrkanischer Stämme ist in Europa eingedrungen. Das kann man durch geschichtliche Nachrichten, kann es

ethnologisch, somatisch-anthropologisch, ergologisch, linguistisch und psychologisch und namentlich auch durch Ortsnamenforschung erweisen. In einer ziemlichen Zahl von Aufsätzen habe ich diesen Beweis, unter Aufwendung beträchtlichen Tatsachenmaterials, zu führen gesucht. Aber ich darf mich darüber beschweren, daß, obwohl die Aufsätze in wohlbekannten Zeitschriften, zum Beispiel der Beilage zur „Allgem. Zeitung“ und dem „Freien Wort“ veröffentlicht waren, kein einziger, ich will nicht sagen Fachmann, nein überhaupt kein Mensch davon Notiz genommen hat. Basca sunt: non leguntur. Und doch ist wahrhaftig die Sache von der größten Bedeutung. Die Träger der Hallstattkultur, der mykenischen, der hochentwickelten altkretischen Kultur waren Anarier, waren Verwandte der heutigen Kaukasusstämme. Von ihnen lernten die Arier. „Die Hellenen, sagt Herodot, haben ihre Götter von den Pelasgern.“ Heibig wunderte sich darüber, daß die Japyger in der Kultur höher standen, als ihre Bedränger und Ueberwinder, die Italiker: nun wohl, die Lateiner lernten von den nichtarischen Japygern und Etruskern. Vom psychologischen Standpunkt aus ist La in p recht, wie er mir mündlich mitteilte, zu der Ueberzeugung gekommen, daß der „geometrische“ Stil, der auf die minoische, altkretische Welt folgt, „typisch“ für die primitiven Anfänge eines Volkes ist. Folglich sind die Griechen nicht, wie fälschlich überall gewähnt wird, die Urheber, sondern sind vielmehr die Zerstörer der kretischen und mykenischen Bildung. Homer steht nicht nur am Anfang einer neuen, sondern auch am Ende einer fremden, alten Kultur, gleichwie das Nibelungenlied einen Widerhall des stürzenden Römerreiches bietet.

Bei meinen Forschungen, die so wenig Beachtung gefunden haben, habe ich mich stark auf Ortsnamen und Völkernamen gestützt. Ich mag wohl gelegentlich mich verhasen haben — der Mut, zu irren, ist für fördernde Hypothesen unentbehrlich — aber im Kern, behaupte ich, ist diese Art der Namenforschung untadelig und unanfechtbar. Ueber die Methode folgendes. Zunächst Achtung auf Suffixe. Der Grundsatz ist durch Heinrich Winkler, Kretschmer und Pauli längst zur Anerkennung gekommen. Demgemäß gehören Kruja in Mittelalbanien, Troja und Beroia, ferner Aquileja, Noreja und Celeja, wie auch Veji und Cireji zur selben Gruppe; ebenso Trapezunt, Korinth und Sagunt. Ferner geschichtliche Nachrichten. Wo Gründung von Kolchern oder von der Kolcherin Medea ausdrücklich bezeugt ist, da ist es doch wohl nicht vermessen, an den Kaukasus zu denken. Sodann die Umgebung. Wenn ich einen Namen in afrikanischer oder kaukasischer oder bestimmt iberischer Gegend finde, so kann er doch nicht gut arisch sein. Am wenigsten, wenn alle drei Zeichen zusammentreffen. So hausen die Querquetulani im östlichen Iberien. Gut. Sie heißen nun gelegentlich Querquerni: folglich ist Querqu die Wurzel. Das Suffix sul findet sich bei den Massaesyli Mauretaniens, den Massyli ebenda, bei den AaxTuXot (Dakern) Kretas, den öoimuXoi (Thusch, georgischer Stamm) Zwergen Lykiens, bei Mossul (Mos-k) und in der Deklination des heutigen Kasikumükischen. Nachbarn der Kasikumüken sind die Quarch. Diese waren einst weiter ausgedehnt, bis Kwarism, Chowaresmien im



Osten, bis zu den montes Coraxici in Kolchis. Folglich sind die Querque-tulani ein Kaukasusstamm. Was sagt man aber dazu, daß Plinius unter den Völkern, so in Latium vor Alters wohnten und untergingen, auch die Querquetulani aufzählt? Natürlich werden dann auch die Leidensgenossen der Querquetulani kaukasischer Herkunft verdächtig. Endlich Lautanklänge. Hier kann viel gesündigt werden. Es gibt eben Unterschiede. Orte wie Camarina gibt es überall, von Sizilien bis Korea; damit ist nichts anzufangen. Ob die Komoren von Semiten oder von „Protobanta“ so bezeichnet wurden, ist schwer zu sagen. Dann nehme man wieder eine so einfache Lautverbindung wie Bog oder Bajae: man wird sehr suchen müssen, um überhaupt ein leidliches Gegenstück zu finden. Einerseits hat Mass Mefoxsp-nj; statt aus Melkart, griechisch als „Honigschneider“ erklärt, andererseits kann der Anklang von Auraca am Licus in Pontus an die Rauraci bei Basel, den Rauns im baskischen Aquitanien die Rauris am Achensee und den Lech, Licus in Baiern nicht wohl zufällig sein. Ein Grundsatz jedoch führt unbedingt zum Ziele. Wenn ganze Gruppen von Ortsnamen mit anderen ganzen Gruppen, wo auch immer diese seien, übereinstimmen, so ist Verwandtschaft anzunehmen. Entfernung darf da nicht schrecken. Finden sich doch noch Splitter der kanadischen Athapasken an der Grenze von Mexiko und malaische Namen bis Madagaskar. Haben sich nicht die Arier über alle Länder von Hinterindien bis Irland ausgebreitet? . . . Es kann daher nicht befremden, wenn thüringische Orte, wie Prilip, Trippsdrill, Nohra, Dolmat, Tabarz, wenn deutsche Flüsse, wie Wupper, Anger, Nogat, Bode, Peine, Sill, ganz undurchsichtige Namen tragen, für die nur in nicht indogermanischer Welt Gegenstücke und Erklärung anzutreffen sind, wenn ein vorarischer Alpenname sich in Kaschmir wiederfindet und ein mesopotamischer in Marokko. Freunde empfehlen mir, meine Vermutungen schluckweise dem Publikum einzuflößen. In der Tat wäre wenigstens das eine wünschenswert, daß Sicheres von Halbsicherem oder ganz Unsicherem getrennt wurde. Allein das Leben ist kurz und die Geduld des Lesers gering. Daher wollte ich doch lieber alles auf einmal bringen, wollte auch vor afrikanischen und syrischen Namen nicht zurückschrecken, verband die Tauern mit dem Taurus und Tabor, 'AtajWp'.a; auf Rhodos, Tauris und Täbris, das ebenfalls griechisch Tauris heißt, verband Corduba, den Gurten bei Bern, Cortona, Gardone, Gordeine (Grödnerthal), Agordo, Gortynia in Makedonien, Gortyn auf Kreta und Zypern, Gordyene oder Corduene in Kurdistan. Ich mache mich anheischig, Dutzende von alpinen und iberischen Namen im nördlichen Kleinasien und im Kaukasus nachzuweisen, und so endlich dem Wahne den Tod zu bereiten, als ob die Basken von den Abasgen in Kolchis oder die Iberer Spaniens von den Iberern des Kaukasus zu trennen seien. Zumal neueste Linguistik zu Hilfe kommt. Denn dänische, deutsche, italienische, russische und englische Gelehrte sind — meist unabhängig voneinander — zu der klaren Einsicht gekommen, daß Baskisch mit den Sprachen des Kaukasus verwandt ist.\*)

## NEUE REVUE und MORGEN.

Es handelt sich um Großes. Es handelt sich um den Ursprung der Weltkultur. Aber die Art der Untersuchung ist notwendig mühsam und spezialistisch, ist unendlich kleinlich und fachmännisch. Oüx st? KopivBoo rom&? Sab 6 irAoöc. Nicht jedermanns Sache ist es, hürkilinische und kasikumükische Suffixe zu studieren oder aus Votivinschriften und dem Itinerarium Peutingerianum makedonische und aus tirolischen Flurbüchern rätische Ortsnamen herauszuschälen. Die Hauptschwierigkeit aber ist folgende. Die einzigen Leute, die heutzutage etwas von Linguistik verstehen, sind die Indogermanisten. Die sind aber naturgemäß und unausweichlich gegen nichtarische Etymologien. Sie müßten ja umlernen. Sie müßten anerkennen, daß vfxu und xatexwj) tt(v xs'.paAr]v kaukasische Formen sind, daß unser teures schwäbisches Gischpele, georigsch kischpa, Hanswurst, Dummkopf ist. Soviel Selbstentsagung ist begreiflicherweise von dem Indogermanisten nicht zu verlangen. Das Publikum aber versteht von all solchen Dingen überhaupt nichts. Es ist folgsam und unselbständig. Es folgt den Autoritäten. Es glaubt den Worten der powers that be. So ist der Verfechter eines nichtarischen Europa in peinvoller Klemme. Er hat keinen Anhang. Er hat nur Gegner. Er wird als Phantast verschrien. Und doch, was ist Wissenschaft? Wahrheit.\*)

Die Begegnung der Götter.

Ein Erlebnis

von

Oscar A. H. Schmitz.

(Fortsetzung.)

Ich las weiter in dem Brief meines Freundes:

„Unser Maßstab, den wir für die Aufnahme anlegen, ist schwer zu bezeichnen. Er ist weder ausschließlich gesellschaftlich, noch moralisch oder intellektuell. Wir suchen vielmehr — um ein Wort, auf die Gefahr hin zu gebrauchen, daß es mißverstanden wird — charakteristische, für das Leben wesentliche Elemente aus und scheuen uns nicht, hie und da böartige, niedrige oder zerfahrene Subjekte aufzunehmen, die zur Vervollständigung unseres abgekürzten Weltbildes von Bedeutung sein können. So halten wir uns neben einigen hervorragenden Namen, blendenden Frauen, Zierden der Wissenschaft usw. einen schmutzigen Professor, einen verkommenen Musiker, ja sogar einen unseren Abscheu erweckenden Anarchisten, weil wir Bewußte unser Wesen angesichts dieser Gegner besonders lebhaft fühlen.

\*) Genauer über all diese Dinge in meiner langen Abhandlung, die im Maiheft der orientalistischen Zeitschrift »Memara\* erschienen ist. Uebrigens sehe ich nachträglich, daß selbst Ed. Meyer aus einem Saulus ein Paulus geworden, daß er in der 2. Auflage seiner Geschichte des Altertums zur Hälfte die oben im Texte vertretene Anschauung angenommen hat.

Die Begegnung der Götter.

813

Sie gehören zu unserem Leben als seine Umkehrung. Die Leute werden natürlich in gehöriger Distanz gehalten. Nun glauben Sir Charles und ich, Du seist einer von denen, die unsere Art zu leben begreifen werden, und wir möchten Dich bitten, uns gelegentlich zu besuchen. Unsere Anstalt heißt Serenitas et Sapientia und liegt in Katalonien am Abhang des Montserrat."

Am Ende des Briefes fanden sich einige Angaben, auf welchem Wege „Serenitas et Sapientia" am bequemsten zu erreichen ist und ein kurzer gastfreundlicher Gruß Sir Charles Blooms.

Ich faltete zufrieden den Brief zusammen und gestand mir ein, daß ich die ganze Reise nur unternommen hatte, um die beiden alten Freunde zu besuchen, während ich — (oder vielleicht ein Dämon in mir) — mir einzureden versuchte, ich wolle in's Kloster gehen.

5.

Am folgenden Tag gegen Mittag hielt mein Wagen vor dem hohen schmiedeeisernen Portal eines großen Parks. Ein Diener führte mich durch eine Allee. Vor mir lag ein weißes, weitläufiges Schloß in einfachem großzügigem Barockstil. Ich hielt mich nur kurz in dem angenehmen Zimmer auf, das mir der Diener gab, ließ einen Augenblick meine Blicke über die Baumwipfel streifen, über denen ich mich befand, und war der Meinung, daß es sich hier besser leben ließ, als im Kloster. Das Zimmer war in altmodischer Vornehmheit gehalten, gar nicht wie ein Sanatoriumsraum in seiner hygienischen Kälte. Ueber dem breiten alten Bett erhob sich ein purpurner Himmel. In der Ecke stand ein Betstuhl, auf dem eine Plantinausgabe des Marc Aurel lag. Ein bequemer Armfauteuil erwies sich als „chaise percee" und ließ gleich die Schattenseite des Hauses, die niemals funktionierende Wasserleitung, erraten. Auch mit der Beleuchtung stand es für moderne Ansprüche nicht gut. Zwei große silberne Flambeaux mit mehreren Wachskerzen mußten genügen. Violet, ein ehrwürdiger Kammerdiener, erschien in havanna-farbener Livree. Sein graues kaltes Gesicht entfaltete sich zu einem gewinnenden Lächeln, während er mich aufforderte, ihm zu dem Arzte zu folgen. Später erfuhr ich, daß Violet sich rühmte, den Herzog von Wellington während des Wiener Kongresses bedient zu haben. Demnach mußte er über 100 Jahre alt sein.

Das Kabinett des Docteur Pierre Lancret unterschied sich in nichts von dem jedes modernen, gut assortierten Sanatoriumarztes. Ich setzte mich in einen Klubsessel und wartete. Die Tür nach dem anstoßenden Raum war angelehnt. Ich hörte ein ziemlich lebhaftes Gespräch, das mehrere Personen miteinander führten. Was mich zuerst aufmerksam machte, war ihre Sprache, die ich unbedingt als die griechische erkannte. Ich habe von einem Aufenthalt in Griechenland so viel Kenntnis der heute dort herrschenden Sprache mitgebracht, wie jedem Reisenden, der ein Gymnasium besucht hat, in der Eile anfliegt, d. h. ich kann Zeitungen lesen und einzelne Redensarten in der Konversation verstehen, aber da die meisten Vokale und



Diphthonge wie i gesprochen werden, geschieht es oft genug, daß ich aus den Worten der Unterhaltung die mir in ihrer Orthographie wohl-bekannten Vokabeln nicht wiedererkenne. Viele Gelehrte behaupten, die antike Aussprache sei ebenso gewesen und wollen auch das Alt-griechische so ausgesprochen wissen.

Aber ich will hier keine Abhandlung über den itacismus der griechischen Sprache schreiben, sondern nur sagen, daß ich die Unterhaltung im ganzen nicht verstand, obgleich ich die Sprache erkannte, daß mir aber immerhin eine Kleinigkeit auffiel: ich hörte diese Menschen einige Worte des klassischen Griechisch gebrauchen, die, wie ich ganz bestimmt wußte, selbst die heutige Literatursprache verwirft, obwohl sie sich sonst bis zur Affektiertheit dem klassischen Idiom zu nähern sucht. Es waren die alten Worte für Wein und Brot, oinos und artos, die im heutigen Griechisch allein der Kirchensprache vorbehalten sind, wo sie für die beiden Gestalten des Abendmahls gelten. Diese von dem Christentum geheiligten Worte sollen durch das alltägliche Leben nicht entheiligt werden, und darum hat man das profane Brot und den profanen Wein mit — wenn ich nicht irre — slawischen Lehnworten, krassi und psomi bezeichnet. Die Personen im Nebenzimmer aber benutzten jene dem christlichen Kultus vorbehaltenen Worte ganz unbefangen während eines kleinen Frühstücks, das sie zusammen einnahmen. Sie schienen sich des Frevels, der Gläubige des orthodoxen Bekenntnisses gewiß skandalisiert hätte, nicht einmal bewußt zu sein. Wie gesagt, dieses Detail fiel mir auf. Ich dachte erst später wieder daran, als die Erklärung dafür freilich deutlich genug auf der Hand lag.

Plötzlich trat ein Herr aus dem Nebenraum zu mir herein, schloß die Tür hinter sich ab und begrüßte mich in reinem, ja bemerkenswert elegantem Französisch. Er hatte ein ovales Gesicht mit etwas scharfen, sehr beherrschten, dabei doch eher lebenswürdigen Zügen; der etwas gelbliche, auf den Wangen leicht rosige Teint, das dunkelbraune, fast schwarze, glänzend und straff anliegende Haupthaar und der kurze, eckig zugeschnittene Vollbart ließen ihn mir als einen reinen angenehmen Typus der lateinischen Rasse erscheinen. Er besaß eine etwa mittelgroße, geschmeidige Figur. Eine sympathische Lebhaftigkeit des Geistes sprach aus den braunen, eindringlichen Augen. Seine Worte waren meist von leichten Bewegungen der schlanken, ein wenig behaarten Finger begleitet. Besonders fielen mir die fein und fest geschnittenen Lippen auf, die, zumal wenn sich die Mundwinkel senkten, zwingend den Eindruck geistreicher Ueberlegenheit machten. Er sprach mit einer sanften, eher schwachen, aber durchaus männlichen Stimme.

Er kam mir nicht nur bekannt, ja sogar vertraut vor, aber ich konnte mich durchaus nicht erinnern, bei welcher Gelegenheit wir uns gesehen hatten. Er half meinem Gedächtnis nach, er sprach von feiner Nacht — es war etwa 15 Jahre her — wir hatten uns in Paris, in einer Gesellschaft im Trocadero viertel kennen gelernt und machten dann den gemeinsamen Heimweg nach dem linken Seineufer zu Fuß. Nun entsann ich mich genau: die Champs Elysees unter

schweren Kastanienblüten, unsere Gespräche über germanische, lateinische und semitische Verschiedenheiten, über Intellektualität und Instinktleben, über die Frauen, über die Courtisane und das deutsche Gemüt. Während mir das alles deutlich wieder einfiel, schüttelte mir der Herr lebhaft die Hand. Der Leser wird sich zunächst wundern, daß ich jetzt erst den Docteur Pierre Lancret, Arzt an der Salpêtrière erkannte, meinen alten Freund. Auch ich erstaunte darüber, denn er hatte sich kaum verändert. Worum hatte ich ihn, den ich doch hier zu sehen erwartete, nicht gleich erkannt? Er ist der erste Franzose gewesen, dem ich näher getreten bin, dessen mir erst fremder, aber doch so schnell verständlicher Art gegenüber, ich mich zum ersten Male selbst ein wenig erkennen gelernt habe, indem ich meine Natur abzugrenzen begann. Er erinnerte mich an die Herbstabende bei seinem knatternden Kaminfeuer in dem engen, von Möbeln erdrückten Pariser Zimmerchen, wo wir meine ersten schwerfällig-tudesken Versuche in französischer Sprache zu schreiben, durchnahmen — ich besaß damals einen lebhaften, aber leider ganz unfruchtbaren literarischen Ehrgeiz — und mir die Durchsichtigkeit und der Nuancenreichtum des französischen Stils aufgingen. An diese Beschäftigung knüpften sich gemeinsame Lektüren — mein Freund hatte der letzten französischen Dichterplejade nahegestanden und besaß die persönlichen Interpretationen dunkler Verse von den Meistern selbst. Um 2 Uhr früh gingen wir hinunter auf den herbstlichen Boulevard St. Michel, wo sich die fröstelnden kleinen Frauen unter die Hidalgomäntel ihrer Freunde schmiegt, und kauften in einer Charcuterie, in der rings die lachenden Paare bescheiden soupierten, etwas rohes Fleisch für die Nachtmahlzeit Ubus, des Katers, der unseren Gesprächen, auf einem Diwan ausgestreckt, mit stummem Verständnis zu folgen pflegte. Wie ich mich an alles dies erinnerte! Doch plötzlich fiel mir ein, daß der, mit welchem ich diese Herbstnächte verlebt hatte, nicht der Docteur Lancret, sondern der Dichter (und spätere Okkultist) Claude Chauchat war. Er hatte allerdings, wie mir jetzt zum ersten Male schien, eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Dr. Lancret. Plötzlich sprach er davon, wie wir viele Winternachmittage zusammen in seiner Anwaltskanzlei in dem altmodischen deutschen Patrizierhaus gesessen; ich sah ihn wieder, wie er einen Wust von Papieren ausbreitete, die bisher vor mir geheim gehalten worden waren. Ich erkannte darauf die Unterschriften meines Urgroßvaters, meines längst verstorbenen Großvaters und die Schnörkel wieder, die mein Vater in früheren Jahren seinem Namenszug beizufügen gewohnt war und die das Entzücken meiner Kindheit gewesen sind. Nun wurde mir plötzlich der geheimnisvolle Inhalt der Schubladen und Gefächer meines Vaters, über die er mit übertriebener Verschwiegenheit gewacht hatte, von einem Fremden enthüllt, denn mein Vater war gestorben. Ich lernte eine Menge juristischer, 'Bank- und Börsensachen kennen, für deren Formalismus ich seitdem eine Art perversen Interesses behalten habe. Aber der Mann, dem ich in seiner Kanzlei gegenübergesessen hatte, war doch mein inzwischen verstorbener Freund, der Rechtsanwalt Ladenburg gewesen; dadurch, daß

sein beweglicher, semitischer Geist den „Witz“ jeder Sache, die er angriff, schnell herausbekam, und durch eine angenehm belehrende Gesprächigkeit war er jenen beiden Franzosen, wie ich jetzt auf einmal erkannte — trotz seiner ganz verschiedenen Geistesrichtung — ziemlich ähnlich. Er hat später mein Interesse an der Soziologie und meine Freude an der Debatte auf die Politik zu lenken gesucht. Plötzlich schien er sich in den österreichischen Baron Sterneck zu verwandeln, den ich einst als diplomatischen Vertreter seines Landes in einem abgelegenen türkischen Wilajet kennen gelernt habe, wo er sich, in orientalische Studien vertieft, von türkischer Dienerschaft umgeben, soweit als irgend möglich der Geistlosigkeit seiner offiziellen Umgebung zu entziehen verstand. Dieser zarte, etwas nervöse Mensch, der von kriegerischen, dem Zechen und den Weibern ergebenden Ahnen stammte, hatte sich in langen Nächten bei der Studierlampe ein Aussehen erworben, das ihn von weitem wie einen reizvoll gewelkten Lebemann erscheinen ließ, obwohl er schon gegen Ende der Zwanzig mit der vergnüglichen Tradition seiner Ahnen gebrochen hatte. Saß man aber diesem Gesicht mit der straff gespannten Haut über den feinen, doch strenglinigen Knochen, dem spärlichen, rotblonden Haar an den Wangen und Schläfen gegenüber, dann gewannen seine müden, grauen Augen, besonders, wenn er mit knappen, hellen Worten eine Seltsamkeit orientalischen Wesens erklärte, eine so geistige, wenn auch ganz irdische Ueberklarheit, wie man sie bisweilen auf primitiven Heiligenbildern findet. Dieser einzigartige, unvergeßliche Ausdruck war es, der jetzt plötzlich auf dem sonst ganz verschiedenen Antlitz meines Gegenübers erschien; er redete von den religiösen Gesprächen, die ich einst mit ihm — dem Baron Sterneck — hatte, die zuerst meine Ahnung bestätigten, daß Heidentum und materialistische Irreligiosität nicht eins sind, daß vielmehr ein geistiges, positiv religiöses Heidentum möglich und einmal lebendig gewesen sei. Ich ahnte, was ich nun weiß, daß gewisse, einst Götter genannte Kräfte oder Elemente oder psychische Substanzen unser Dasein bestimmen und begrenzen und daß wir uns ihnen auf verschiedenen Wegen bis zur Verschmelzung nähern können. Der Weg, den der Baron Sterneck ging, war der, welcher dem modernen Skeptizismus und einem von dem Wissen der Zeit erfüllten Geist am meisten entspricht: der Weg der intellektuellen Erkenntnis. Dieser überlegene Geist zog sich einige Jahre nach unserem Zusammentreffen in der Türkei, in ein von europäischen Buddhisten gegründetes Kloster am Genfer See zurück.

Nachdem sie einige Augenblicke geschwiegen hatte, während deren ich lebhaft an das Schicksal Sternecks dachte, erinnerte mich die vielseitige Persönlichkeit lächelnd an ihre nicht sehr erfolgreichen Versuche, mir Schach, Tennis und Bostontänze beizubringen, aber das hatten doch wieder andere Leute getan: der junge Mathematiker Heydenhof, der Artillerieleutnant Werner und jener fabelhafte Maestro Mancinelli, zu dem ich einmal in Wien in meiner Not gelaufen war, als ich einer mit Leidenschaft dem Tanz ergebenden jungen Witwe den Hof machte. Mit allen diesen, in ihrer klaren, redlichen Intelligenz verwandten



Die Begegnung der Götter.

817

Naturen, vom mystischen Philosophen bis zum Tanzmeister identifizierte sich der Herr, und er hätte auch wirklich jeder von ihnen, die ich alle viele Jahre nicht gesehen, sein können. Aber alle auf einmal? Wie war das möglich? Das Rätselhafte, was darin lag, hatte indessen für mich gar nichts Beängstigendes. Im Gegenteil: die Gegenwart dieses Mannes stärkte, erhob mich, indem er mich an besonders gute Zeiten meines Lebens erinnerte.

Es gibt Stunden, "in denen sympathische Geister durch ein Wort, durch einen Blick, ja durch ihre bloße Nähe, plötzlich eine Fähigkeit, eine Tugend in uns von der Fessel eines falschen Begriffs oder einer schlechten Gewohnheit befreien, es ist, als ob sie uns reicher gemacht hätten, aber in Wirklichkeit geben sie uns nur den Schlüssel zu uns selbst (das einzige, was ein Mensch von dem andern gewinnen kann); dann entdecken wir in uns Besitztümer, die wir vielleicht gehant, aber nie zu gebrauchen gewagt haben. Viele achtlos gelebte Augenblicke verbinden sich zu gemeinsamem Sinn, und ganze Ebenen des Daseins liegen plötzlich erhellt vor uns. In solchen Augenblicken ist es, als verstünden wir die Sprache eines Vogels, oder sähen wir das Wachsen eines Baumes; wir durchschauen plötzlich den Sinn in einer bisher wirren Kette von Begebenheiten, so wie sich aus vielen Einzelkenntnissen einer Grammatik eines Tages bei einer glücklichen Begegnung zum ersten Male auf unseren Lippen die wirkliche Sprache formt, die wir bisher in toten Vokabeln und Regeln in uns trugen.

Mir war, als ob alle solche fruchtbaren Augenblicke meines Lebens in Zusammenhang stünden mit diesem Fremden, ja, daß ich sie ihm eigentlich verdankte, der mir in wechselnden Formen von Zeit zu Zeit gehant war und meinem Leben Sinn gegeben hatte. Er reichte mir stets den geistigen Spiegel, der die Dinge so auffaßt, daß sie ihre qualvolle Sinnlosigkeit verlieren. Ich weiß wohl, es gibt noch andere Arten der Synthese im Chaos der Erlebnisse. Viele erlöst die Liebe, der Glaube, manche vielleicht die Pflicht. Mein Weg ist der Geist, der den Glanz der Dinge, indem er ihn in Strahlen zerlegt, unerbittlich in sein scharf geschliffenes Prisma zwingt. Mein Geist ist mein besseres, freilich oft genug getrübt Selbst, dieser Fremde erschien mir wie seine reine Verkörperung, wie mein Schutzgeist, oder wie ein väterlicher Freund — und da entdeckte ich, daß er ungewöhnlich meinem Vater glich, ja sich ihm geradezu substituierte, mit dem ich seit seinem Tod in der Einbildung oft unwillkürlich Gespräche führe, als suche ich seinen Rat und seine Billigung für mein Denken und Tun.

In all seiner Vollkommenheit erschien mir der Fremde wie eine Mischung ungebrochener Jugendlichkeit und männlicher Reife. „Mein Lieber“, schloß Lancret das Gespräch, „ich sehe, Sie sind der Alte geblieben. Sie werden sich bei uns wohl fühlen. Ueber Ihre Verstimmungen und Enttäuschungen reden wir ein andermal. Entschuldigen Sie mich jetzt, da ich zu meinen Patienten muß. Violet wird Sie in den Speisesaal führen, wo Sie noch einen kleinen Lunch finden. Um fünf Uhr wird man Ihnen Tee auf Ihr Zimmer bringen. Um halb acht nehmen wir die Hauptmahlzeit. Wir sind heute nur ein

818 NEUE REVUE und MORGEN.

kleiner Kreis, außer Ihnen sieben Personen, fünf Herren und zwei Damen. Die anderen haben einen Ausflug gemacht."

Violet führte mich in ein behagliches, etwas düsteres Speisezimmer im Stil der Jagdpavillons aus der Epoche Heinrichs IV. Er ließ mir von einem jungen Groom eine Bouillon, etwas grilliertes Fleisch und Früchte servieren. Ich konnte kaum etwas zu mir nehmen vor Erregung über die sonderbare Begegnung und sprach nur dem ausgezeichneten Mouton Rotschild lebhaft zu. Dann ging ich hinaus und spazierte durch den Park in seltsamer Verwirrung, aber im Innersten zufrieden, daß ich dem Priester der vergangenen Nacht entflohen war. (Fortsetzung folgt.)

Rodin über seine Zeichnungen.

Mitgeteilt von

Paul Lothringer.

Paris, im Mai 1909.

Rodin ist mit Beginn der warmen Jahreszeit nach Meudon-Val Fleury übergesiedelt, wo er seit über anderthalb Jahrzehnten den Pariser Sommer zu verbringen pflegt. Aus dem kleinen Hause, aus dem einst die ersten Werke hervorgingen, die seinen Namen bekannt machten, ist ein richtiger stetig anwachsender Häuserkomplex geworden. Neben der prächtigen Villa, die als Wohnhaus dient, steht der seine zahlreichen Werke beherbergende Olaspalast, den er für die Weltausstellung konstruieren und dann vom Marsfeld nach Meudon schaffen ließ, und unweit davon erhebt sich bereits die von ihm entworfene Fassade des prächtigen neuen Museums, in dem seine Antiken zur Aufstellung gelangen sollen.

Rodin ist ein Schüler der Antike, und er betont diese Schülerschaft eben so stark wie sein Anderswollen und mit einem leidenschaftlichen Pathos, das oft etwas von der religiösen Weihe des Priesters hat. Seine Religion, wenn man es so nennen darf, ist die Ueberzeugung von der organischen ursprunghaften Entwicklung der Kunst, in der sich harmonisch Glied aus Glied entwickelt, und die Art und Weise, in welcher er ohne jede Phrase seine eigene kunstgeschichtliche Stellung kennt und betont, ist nicht ohne Majestät. „Der Grieche," sagt Rodin, „hatte den Glauben an die Selbstverständlichkeit des Lebens und damit in allem, was er tat und dachte, eine ungezwungene Natürlichkeit, die kein Resultat des Denkens ist, sondern ein lediglich aus Gefühlswerten konzentriertes Sein. Dementsprechend differenzierte er nicht im Detail, sondern ging auf den großen Gesamteindruck. Er kannte keinen Unterschied zwischen Konkretem und Abstraktem in unserem Sinne, und wenn daher dem naiven, dem künstlerisch naiven

Rodin über seine Zeichnungen.

819

Beschauer unserer Tage die griechische Kunst als etwas Kühnes und Abstraktes erscheint, so ist das doch keineswegs wirklich der Fall gewesen. Sie finden es überall, in der griechischen Philosophie ebenso wie in der griechischen Kunst Die Bewegung ist dem griechischen Künstler etwas so gut wie Unbekanntes, selbst die für griechische Auffassung schier unanständig bewegten Gestalten des Skopas sind gewissermaßen nur eine bewegtere Art Ruhe."

Ich erlaube mir einzuwerfen, daß diese Auffassung mir insofern nicht fremd ist, als ja auch die klassischen Wegebahner der Kunst in Deutschland sie vertraten, daß Winkelmann und Wieland sie predigten und daß Lessing im Laokoon die Bewegung in der Kunst mit dem Anathema belegte.

Rodin lächelt, als ich ihm über die Theorien dieser unserer klassischen Schriftsteller kurz berichte, und fragt, ob denn die Renaissance so gänzlich ausgeschaltet gewesen sei. Nachdem ich ihm die geistige Entwicklung des Deutschlands jener Tage zu schildern versucht habe und auf den Einfluß des französischen Dramas, der Corneille und Racine, hinwies, wird ihm der Zusammenhang deutlich, und er nennt eine Anzahl französischer Künstler, die allerdings infolge mangelnder Kenntnis des Griechentums auf dem Römertum fußten und daher ihrem Vaterlande nur eine Art Pseudoklassizismus brachten. Er geht dann wieder auf das Griechentum über und betont die Stärke des Handwerksmäßigen in ihm.

„Griechen waren die ausgesprochensten Veristen in der Kunst, und insofern bin ich ihnen verwandt, als ich gerade von ihnen die ergebene Treue der Natur gegenüber lernte. Nun kommt das dazu, was ich schon vorhin sagte. Sie waren ein Grund schaffendes Volk, fassen also das Allgemeine positiv, das heißt, sie machten aus ihren Göttern Menschen und vermenschlichten danach auch die Kunstbegriffe. Damit hoben sie ihr ganzes Leben in eine Sphäre des Allgemeinen empor, wie das kein anderes Volk wieder getan hat, weil ja keines wieder so traditionslos gewesen ist."

Ein anderes Mal sagt Rodin, als wir vor einem griechischen Torso stehen, den er eben erst erhalten hat: „Ich wäre neugierig, was ein alter Grieche zu den Auslassungen einer modernen Kunstgeschichte über griechische Kunst sagen würde. Er würde unsere Bewunderung ihrer absoluten Selbstverständlichkeit belächeln und uns auf Leonidas in den Thermopylen hinweisen, als etwas viel Erinnerungswürdigeres denn die Athene des Pheidias. Wir schreiben da wohl dem einzelnen viel zu viel zugute, das eigentlich in der Gesamtkultur des Volkes lag. Bedenken Sie, wie arm eigentlich dieses wundervolle Volk an Individualitäten in unserem Sinne gewesen ist!" Als wir einmal in Meudon einige neue Zeichnungen von ihm betrachteten und ich meinen Eindruck dahin zusammenfaßte, wie stark jedes einzelne Blatt, so wenig es als Werk an sich betrachtet werden könne, die Impression einer in einem äußeren Detail endgültig definierten Bewegung gäbe, nickte Rodin beifällig und meinte dann: „Ich glaube, Sie fassen meine Skizzen richtig auf. Sie sind keine fertigen Kunstwerke an sich, und sie sind



## NEUE REVUE und MORGEN.

auch nicht eigentlich das, was man als Notizen des bildenden Künstlers bezeichnet. Sie sind Keime, und wenn ich ihrer eine Anzahl von Zeit zu Zeit ausstelle, so geschieht das, um meinem fertigen Werke eine vernünftigeren Würdigung zu schaffen. Ich glaube nicht, daß eine künstlerhistorische Wertung meines Schaffens anders als von meinen Skizzen aus möglich ist. Sie sind die Beweise für das Neue, das ich in die Kunst gebracht habe." Und als ich ihn um nähere Erklärung bitte, meint er, daß man dazu weit historisch ausholen müßte.

„Die Griechen brauchten keine Skizze und kannten wohl auch keine, sondern nur das Modell, weil sie typisch und nicht individuell zu schaffen hatten. Die Renaissance, welche anderthalb Jahrtausende späterer mit Traditionen überfüllter Kultur bedeutet, hat diese Traditionen auch in der Kunst und baut auf ihr als einem sicheren Besitze weiter. Das Neue, was ihre Plastik bringt, ist der Zustand. Sie braucht dazu die Studie, das heißt der Künstler bedarf eines Notizenmaterials, eben solcher Studien, in denen physisch mögliche Zustände festgehalten sind. Sie sehen, wie das bei Lionardo da Vinci sogar sich bis zu einer schon fast naturwissenschaftlichen Vorliebe für das Groteske steigert. Nirgends mehr treffen Sie in der Renaissance die absolute Menschlichkeit griechischer Kunst, aber auch nirgends treffen sie, einige Ahnungen des Benvenuto Cellini ausgenommen, das Momentane. Das plastische Kunstwerk der Renaissance läßt sich zeitlich mit einer längeren Linie begrenzen. Es will, wie gesagt, nichts Absolutes mehr sein, es drückt Freude oder Schmerz oder Charakterisierung einer bestimmten Persönlichkeit aus, aber das immer als Eigenart einer ganzen Zeitspanne. Der sterbende Sklave des Michel Angelo trägt alle Konsequenzen langer Gefangenschaft sichtbar im Ausdruck. Dem entspricht die Studie der Renaissance. Sie hält einen Mund fest, aus dem langes Leiden spricht, ein Auge, dem der Stolz vieler Generationen entblitzt, kurz immer einen Zustand.

Die Neuzeit mußte lange ratlos stehen, und es ist kein Wunder, daß sie bald auf die Antike, bald auf die Renaissance zurückgriff, und von dort aus den Weg weiter suchte. Stehe ich nun auch erst am Anfange einer neuen Periode der plastischen Kunst, so glaube ich doch für alle Zeit eben deutlich in ihr zu stehen und liebe meine Skizzen, weil die Bildhauerskizze dieser Art etwas Neues und dauernd Charakteristisches ist.

Es liegt im Wesen der Skizze, daß sie das Momentane gibt, und aus diesem Grunde konnte der Bildhauer mit ihr nichts anfangen. Meine Kunst, d. h. die nächste Epoche der Bildhauerkunst, zu deren Vorläufern oder Vorahnern ich gehöre, unterscheidet sich von den früheren Perioden dadurch, daß sie nichts Absolutes, auch keinen Zustand, sondern immer eine Bewegung gibt. Sie haben mir oft von dem Leben meiner Porträtbüsten gesprochen, ohne sich vielleicht vollständig über die Gründe klar zu sein. Ein Gedanke ist im Kopfe aufgestiegen, der Mund öffnet sich, um ihn auszusprechen — im selben Momente halte ich das Ganze fest. Es ist kaum eine Sekunde verflossen, die der Gedanke braucht, um vom Hirn zur Zunge zu gelangen,

Der wilde Wanderer.

821

dabei wirkt er wie ein elektrischer Funke auf jeden Teil des Gesichts, den er durchläuft, die Augen leuchten durch ihn, jeder Gesichtsmuskel ist durch ihn individuell angespannt. Es gibt nichts psychologisch Stärkeres, nichts Nervöseres, nichts Differenzierenderes als die Bewegung. Das Leben löst sich für den Bildhauer der Zukunft in Bewegungen auf, wie für den modernen Maler in Lichtwellen und Farben, es ist eine Unendlichkeit von Bewegungen. Ich habe das Auge für sie empfangen und glaube, daß sich in meinen zahllosen Skizzen keine dieser Bewegungen wiederholt, und daß ich, wenn ich einmal sterben werde, noch zahllose Bewegungen nicht gesehen haben werde. Jede meine Skizzen ist eine Bewegung. Ich sehe nur sie, halte sie fest und suche dann als Künstler nach dem Körper, der zu ihr gehört. Jeder seiner Muskeln muß der Bewegung — sagen wir einmal, geistig parallel sein. Es ist dies der Grund, warum man meine Kunst eine psychologische genannt hat."

Kurze Zeit nachher stellten sich einige Besucher ein. Rodin führte sie im Atelier herum und zeigte ihnen seine letzten Werke, wie „Eva, dem Leib Adams entsteigend“, „Der Frühling“ und andere. Vor einem dieser Werke, das eine charakteristische Eigenart der letzten Schaffensperiode Rodins aufwies, indem der menschliche Körper aus dem anscheinend ganz unbehandelten Hintergrund heraustrat, blieb einer der Besucher stehen und fragte, ob Rodin die Arbeit am Hintergrunde von seinem Steinmetz besorgen lasse.

Rodin sagte halb ernst, halb scherzhaft: „Sie unterschätzen die Bedeutung des Hintergrundes. Es ist nicht so einfach zu bewirken, daß Hintergrund und Körper zusammengehen, der Körper entspringt aus ihm, wie die Bewegung aus der Zeit entspringt; das soll ja durch diese Art der Arbeit gewissermaßen in dem beschränkten Maßstabe der Kunst gegeben werden. Und ich glaube nicht, daß Gott, der sich soviel Mühe mit den Bewegungen gibt, ihre Harmonie mit der Zeit seinen Engeln, diesen Steinmetzen der Abstraktion, überlassen wird."

Der wilde Wanderer.

Von

Hans Mühlestein.

Der Wind weht täglich wärmer schon,  
der Wald braust auf in jeder Nacht.

Reiß auf die Brust! Das ist der Ton,  
der dich zum wilden Wandrer macht.

Die Wolken jagen hoch dahin  
und Lieb' und Heimat rauscht vorbei.

Und Ackerfurchen seh' ich fliehn,  
und aus dem Grunde steigt ein Schrei.

NEUE REVUE and MOROEN. 1909. Heft 24. 58

822

NEUE REVUE und MORGEN.

O daß ich dich dahinten ließ!

Nun fahr' ich hin auf dieser Wert,  
wie einer, der vom Strande stieß  
und dem es gleich, ob er zerschellt.  
Und dennoch: war' die Steuerung  
fest wie ich möcht' in meiner Hand,  
ich wiche nicht von diesem Schwung  
und schösse selbst von Land zu Land.  
Ich bau' ein Reich — bald stürzt es hin;  
ich bau' es neu — bald ist es alt.

O wüßf du, wie ich hungrig bin  
und wie die Zeit in mir verhallt!

Wohl fülltest du, war' ich bei dir,  
den Spalt allein, der in mir klafft.

Doch jetzt wogt Erde unter mir,  
wie eine braune Brust gestrafft.

Jetzt schleudert sie mich ihre Bahn;  
ich schrei' nach dir: lebwohl, lebwohl . . .

Die Wolken flieh'n, die Küsten nah'n,  
dort springt ein Meer von Pol zu Pol.

Die Ehe.

Komödie von Bernard Shaw.

Deutsch von Siegfried Trebitsch.

(Fortsetzung.)

H O t C h k i ß (erhebt sich' und lehnt sich an den Rücken des Sessels,  
den der Oeneral leer gelassen hat) Ich muß Ihnen aber wirklich sagen, Vater  
Anthony, daß die ersten christlichen Lebensregeln nicht gemacht wurden,  
um zu dauern, weil die ersten Christen nicht daran glaubten, daß die  
Welt selbst dauern würde; während wir jetzt wissen, daß wir mit ihrem  
Bestände rechnen müssen. Wir haben herausgefunden, daß Millionen  
Jahre vor uns liegen. Frau Bridgenorths Frage, wie die Welt dann fort-  
bestehen soll, ist noch immer unbeantwortet. Sie sagen, das sei nicht  
unsere Sache, sondern Sache der Vorsehung. Aber die moderne christ-  
liche Anschauung lehrt, daß wir hier sind, um das Geschäft der Vor-  
sehung zu verrichten und sonst nichts. Die Frage ist nur, wie wir das

rams.download\_progress\_base = '/cache/progress'; HT.params.RecordURL =  
'http://catalog.hathitrust.org/Record/002128818';

# Morgan; Wochenschrift für deutsche Kultur. 1909 Jan-Jul. - Full View | HathiTrust Digital Library | HathiTrust Digital Library

[Skip to main](#)

## Text Only Views

Go to the [text-only view of this item.](#)

- Special full-text views of publicly-available items are available to authenticated members of HathiTrust institutions.
- Special full-text views of in-copyright items may be available to authenticated members of HathiTrust institutions. Members should login to see which items are available while searching.
- See the [HathiTrust Accessibility](#) page for more information.



## Navigation links for help, collections

- [Home](#)
- [About](#)
  - [Our Partnership](#)
  - [Our Digital Library](#)
  - [Our Research Center](#)
  - [News & Publications](#)
- [Collections](#)
- 
- [Help](#)
- [Feedback](#)

## Navigation links for searching HathiTrust, login

[HathiTrust Digital Library](#)

Full-text    Catalog

Search

Search Field List    All Fields

Search

- [Advanced full-text search](#)
- [Advanced catalog search](#)
- [Search tips](#)

Full view only

[LOG IN](#)

## About this Book

### Catalog Record Details

Morgan; Wochenschrift für deutsche Kultur. 1909 Jan-Jul.

[View full catalog record](#)

Copyright: [Public Domain in the United States, Google-digitized.](#)

### Get this Book

- [Find in a library](#)
- [Download this page \(PDF\)](#)
- [Download whole book \(PDF\)](#)

Partner login required

Partner institution members: [Login](#) to download this book.

*If you are not a member of a partner institution,  
whole book download is not available. ([why not?](#))*

### Add to Collection

[Login](#) to make your personal collections permanent

## Add Item to Collection

Add to your collection:  Select Collection

Add

## Share

Permanent link to this book

Link to this page

[Embed this book](#)

## About versions

**Version:** 2011-02-05 13:40 UTC [version label for this item](#)

# Main Content (use access key 5 to view full text / OCR mode)

[Scroll](#) [Flip](#) [Thumbnail](#) [Page by Page](#) [Plain Text](#)

Full Screen

[Zoom In](#) [Zoom Out](#)

[Rotate left](#) [Rotate right](#)

[First](#) [Previous](#) [Next](#) [Last](#)

Jump to

Go

Jump to section

- [Front Cover](#)
- [Section 1 - 1](#)
- [Section 2 - 17](#)
- [Section 3 - 18](#)
- [Section 4 - 19](#)
- [Section 5 - 21](#)
- [Section 6 - 23](#)
- [Section 7 - 25](#)
- [Section 8 - 35](#)
- [Section 9 - 39](#)
- [Section 10 - 49](#)
- [Section 11 - 65](#)
- [Section 12 - 66](#)
- [Section 13 - 68](#)
- [Section 14 - 74](#)
- [Section 15 - 85](#)
- [Section 16 - 90](#)
- [Section 17 - 118](#)
- [Section 18 - 119](#)
- [Section 19 - 124](#)
- [Section 20 - 125](#)
- [Section 21 - 127](#)
- [Section 22 - 143](#)
- [Section 23 - 147](#)
- [Section 24 - 149](#)
- [Section 25 - 152](#)

- [Section 26 - 155](#)
- [Section 27 - 115](#)
- [Section 28 - 117](#)
- [Section 29 - 123](#)
- [Section 30 - 125](#)
- [Section 31 - 127](#)
- [Section 32 - 143](#)
- [Section 33 - 147](#)
- [Section 34 - 149](#)
- [Section 35 - 151](#)
- [Section 36 - 152](#)
- [Section 37 - 155](#)
- [Section 38 - 159](#)
- [Section 39 - 167](#)
- [Section 40 - 181](#)
- [Section 41 - 183](#)
- [Section 42 - 199](#)
- [Section 43 - 207](#)
- [Section 44 - 221](#)
- [Section 45 - 223](#)
- [Section 46 - 237](#)
- [Section 47 - 239](#)
- [Section 48 - 247](#)
- [Section 49 - 261](#)
- [Section 50 - 263](#)
- [Section 51 - 284](#)
- [Section 52 - 301](#)
- [Section 53 - 319](#)
- [Section 54 - 327](#)
- [Section 55 - 341](#)
- [Section 56 - 343](#)
- [Section 57 - 359](#)
- [Section 58 - 363](#)
- [Section 59 - 367](#)
- [Section 60 - 381](#)
- [Section 61 - 383](#)
- [Section 62 - 397](#)
- [Section 63 - 399](#)
- [Section 64 - 407](#)
- [Section 65 - 421](#)
- [Section 66 - 423](#)
- [Section 67 - 439](#)
- [Section 68 - 453](#)
- [Section 69 - 455](#)
- [Section 70 - 471](#)
- [Section 71 - 487](#)
- [Section 72 - 493](#)
- [Section 73 - 533](#)
- [Section 74 - 565](#)
- [Section 75 - 597](#)
- [Section 76 - 629](#)
- [Section 77 - 661](#)
- [Section 78 - 693](#)
- [Section 79 - 725](#)
- [Section 80 - 747](#)
- [Section 81 - 757](#)
- [Section 82 - 805](#)
- [Section 83 - 845](#)
- [Section 84 - 877](#)
- [Section 85 - 909](#)
- [Index - 940](#)



## Search in this volume

Search in this text

Find

822

NEUE REVUE und MORGEN.

O daß ich dich dahinten ließ!

Nun fahr' ich hin auf dieser Welt,

wie einer, der vom Strande stieß

und dem es gleich, ob er zerschellt.

Und dennoch: war' die Steuerung

fest wie ich möcht' in meiner Hand,

ich wiche nicht von diesem Schwung

und schösse selbst von Land zu Land.

Ich bau' ein Reich — bald stürzt es hin;

ich bau' es neu — bald ist es alt.

O wüßf du, wie ich hungrig bin

und wie die Zeit in mir verhallt!

Wohl fülltest du, war' ich bei dir,

den Spalt allein, der in mir klafft.

Doch jetzt wogt Erde unter mir,

wie eine braune Brust gestrafft.

Jetzt schleudert sie mich ihre Bahn;

ich schrei' nach dir: lebwohl, lebwohl . . .

Die Wolken flieh'n, die Küsten nah'n,

dort springt ein Meer von Pol zu Pol.

Die Ehe.

Komödie von Bernard Shaw.

Deutsch von Siegfried Trebitsch.

(Fortsetzung.)

H O t C h i ß (erhebt sich' und lehnt sich an den Rücken des Sessels, den der Oeneral leer gelassen hat) Ich muß Ihnen aber wirklich sagen, Vater Anthony, daß die ersten christlichen Lebensregeln nicht gemacht wurden, um zu dauern, weil die ersten Christen nicht daran glaubten, daß die Welt selbst dauern würde; während wir jetzt wissen, daß wir mit ihrem Bestände rechnen müssen. Wir haben herausgefunden, daß Millionen Jahre vor uns liegen. Frau Bridgenorths Frage, wie die Welt dann fortbestehen soll, ist noch immer unbeantwortet. Sie sagen, das sei nicht unsere Sache, sondern Sache der Vorsehung. Aber die moderne christliche Anschauung lehrt, daß wir hier sind, um das Geschäft der Vorsehung zu verrichten und sonst nichts. Die Frage ist nur, wie wir das

- [Home](#)
- [About](#)
- [Collections](#)
- [Help](#)
- [Feedback](#)
- [Mobile](#)
- [Take-Down Policy](#)
- [Privacy](#)
- [Contact](#)

Die Ehe.

823

sollen. Soll ich meinen Verstand nicht dazu benutzen, das herauszufinden? Habe ich dazu denn nicht überhaupt meinen Verstand gekriegt?

Nun, augenblicklich sagt mir mein Verstand nichts anderes, als daß

Sie ein Wahnsinniger sind, mit dem nichts anzufangen ist.

So am es: Hilft uns das weiter?

Hotchkiß: Nein.

So am es: Dann beten Sie um Erleuchtung.

Hotchkiß: Nein. Ich bin ein Snob, kein Beter.

Hotchkiß setzt sich in den Stuhl des Generals.

C o l l i n s: Mir scheint aber, wir kommen nicht vorwärts. Fräulein

Edith: Sie und Herr Sykes gehen am besten in die Kirche und einigen

sich nachher über Recht und Unrecht der Sache. Das wird Sie erleichtern, glauben Sie mir: ich spreche aus Erfahrung. Sie verbrennen ihre Schiffe, sozusagen.

So am es: Wir sollten niemals unsere Schiffe verbrennen. Es bedeutet den Tod im Leben.

Collins: Na, Vater, eins ist gewiß: Ihr habt eigene Ansichten und sprecht sie ohne Bedenken aus. Aber einige unter uns huldigen doch einer etwas freudigeren Lebensauffassung. Sie müssen die menschliche Natur so nehmen wie sie ist.

So am es: Unter welchem Zwang muß ich das? Ich nehme die göttliche Natur wie sie ist. Ich werde dem Teufel nicht sein Pferd satteln.

Der Bischof: Das ist eine sehr unchristliche Art, den Teufel zu behandeln.

Reginald: Ja, aber wir kommen scheint's nicht vorwärts, nicht?

Der Bischof: Willst du's aufgeben und heiraten, Edith?

Edith: Nein. Mein Vorschlag scheint mir ganz vernünftig.

Bischof: Und du Lesbia?

Lesbia: Niemals.

Frau Bridge north: Niemals ist ein langes Wort, Lesbia.

Sag' das lieber nicht.

Lesbia (mit einem Aufflammen von Aerger): Bemitleide mich gefälligst nicht, Alice. Ich hab's schon mal gesagt, ich bin eine englische Dame und ganz gerüstet, ohne Dinge auszukommen, die ich unter ehrenvollen Bedingungen nicht haben kann.

So a i n e s (nach einem von der allgemeinen Verlegenheit beredten Stillschweigen): Ich warte noch immer auf meine Instruktion.

Reginald: Ja, wir kommen scheint's nicht recht vorwärts, wie?

NEUE REVUE und MORGEN.

Leo (am Ende ihrer Geduld): Das hast du eben erst gesagt, Rejgy.

Wiederhole dich doch nicht

Reginald: Zum Teufel! (Er geht zur Gartentür und sieht finstern hinaus.)

Soames (sich mit dem Papier in der Hand erhebend): Da! (Er zerreißt es in Stücke) Das ist euer Vertrag.

Die Stimme des Magistratsdieners: Mit Verlaub, meine Herren. Macht Platz für die Frau Bürgermeisterin. Platz für die verehrliche Frau Bürgermeisterin, meine Lords und Herren. Er kommt durch den Turm herein, auf dem Kopf einen Dreispitz, einen mit Goldborten verbrämten Ueberrock an, er trägt den Amtsstab und pflanzt sich beim Eingang auf. Mit Verlaub, meine Herren, Platz für die verehrliche Frau Bürgermeisterin.

Collins(sich gegen die Wand zu bewegend):Frau George.Eminenz.

Alle erheben sich, ausgenommen Soames, der sich setzt. Leo geht zu Reginald an die Gartentür. Frau Bridgenorth eilt zum Turm, ihren Gast zu empfangen und ist bis zu Soames' Stuhl gelangt, als Frau George erscheint. Hotchkiß erkennt sie offenbar wieder und weicht in Bestürzung" zur Tür des Arbeitszimmers, in die äußerste Ecke des Raumes zurück.

Frau George (kommt direkt auf den Bischof zu, mit dem Ring in der Hand.) Hier ist der Ring, Eminenz; und hier bin ich. Erinnern Sie sich, daß Sie es gewollt haben und nicht ich.?

Der Bischof: Es ist gut, daß Sie kommen.

Frau Bridgenorth: Wie geht es Ihnen, Frau Collins?

Frau George (kommt, nachdem sie beim Bischof gewesen, zu ihr und betrachtet sie aufmerksam):Sind Sie seine Frau?

Frau Bridgenorth: Die Frau des Bischofs? ja.

Frau George: Welch ein Schicksal! Und dabei sehen Sie aus wie jede andere Frau.

Frau Bridgenorth (Lesbia vorstellend): Meine Schwester, Fräulein Grantham.

Frau George: Die in so seltsamer Weise mit der Lebensgeschichte des Generals verknüpft ist.

Der Bischof: Dann kennen Sie also seine Lebensgeschichte?

Frau George: Nicht ganz. Wir erreichten das Haus, ehe er sie bis zum heutigen Tage geführt hatte. Aber ich kenne sie genügend, um die Rolle zu kennen, die Fräulein Grantham darin spielt.

Frau Bridgenorth (Leo vorstellend): Frau Reginald Bridgenorth.

Reginald: Die verflossene Frau Reginald Bridgenorth.

Leo: Halt deinen Mund, Rejgy. Sei wenigstens so anständig, zu warten, bis die Scheidung rechtskräftig ist.



ROOIN  
ZEICHNUNG

EMPTY

RODIN  
ZIICHNUNG



EMPTY

Die Ehe.

825

Frau George (zu Leo): Na, Sie haben ja doch noch mehr Zeit

übrig, sich wiederzuverheiraten als er, nicht wahr?

Frau Bridgenorth (Hotchkiß vorstellend): Herr St. John

Hotchkiß. (Hotchkiß, noch immer in der Ferne bei der Tür des Arbeitszimmers, verbeugt sich.)

Frau Georges Was! Sie! (Sie beschreibt einen Halbkreis um die Küche herum und bleibt gerade vor ihm stehen) Junger Mann; wissen Sie noch, junger Mann, wie Sie in meinen Laden kamen und mir sagten, daß die Kohlen meines Gatten in Ihrem Keller nicht am Platze seien, da die Natur sie augenscheinlich für das Dach bestimmt habe?

Hotchkiß: Ich erinnere mich dieser beklagenswerten Frechheit mit Scham und Bestürzung. Sie gaben mir freundlichst zur Antwort, daß Herr Collins sich nach einem gescheiterten jungen Manne zur Abfassung seiner Inserate umsehe, und daß ich die Stelle haben könnte, wenn ich wollte.

Frau George: Sie ist noch offen. (Sie wendet sich zu Edith)

Frau Bridgenorth: Meine Tochter Edith. (Sie geht zur Tür des Arbeitszimmers, um sie vorzustellen.)

Frau George: Die Braut! (Auf Ediths Negügee blickend.) \*"In diesem Aufzug wollen Sie sich doch nicht verheiraten?

Der Bischof (geht um den Tisch herum zu Ediths Linken) Das ist es eben, worüber wir sprechen. Wollen Sie so freundlich sein, sich uns anzuschließen und uns den Segen Ihrer Weisheit und Erfahrung zukommen zu lassen?

Frau George: Soll der Magistratsdiener auch dabei sein? Er ist Ehemann.

(Sie wenden sich alle unwillkürlich um und betrachten den Magistratsdiener, der ihren Blicken würdevoll standhält.)

Der Bischof: Ich glaube, es sind schon zu viele Männer da, als daß es fair für Frauen sein könnte.

Frau George: Richtig, Eminenz. (Sie geht zurück, an den Turm und spricht den Magistratsdiener an.) Nehmen Sie dieses Narrenszepter fort, Joseph. Erwarten Sie mich in der Nachbarschaft, wo's für Sie am bequemsten ist. (Der Magistratsdiener zieht sich zurück. Sie bemerkt Collins zum ersten Male.) Hallo, Bill: du hast sie alle hier vereinigt. Geh und verschaff Joseph etwas zu trinken; bitte sei so gut. (Collins geht hinaus. Sie sieht Soames Priesterrock und Barrett.) Was! Noch eine Uniform! Sind Sie der Totengräber? (Er erhebt sich.)

Der Bischof: Mein Kaplan, Vater Anthony.

Frau George: O Gott. (Zu Soames, schmeichelnd) Sie nehmen mir's doch nicht übel?

9 Jan-Jul. - Full View | HathiTrust Digital Library | HathiTrust Digital Library

## Morgan; Wochenschrift für deutsche Kultur. 1909 Jan-Jul. - Full View | HathiTrust Digital Library | HathiTrust Digital Library

[Skip to main](#)

### Text Only Views

Go to the [text-only view of this item.](#)

- Special full-text views of publicly-available items are available to authenticated members of HathiTrust institutions.
- Special full-text views of in-copyright items may be available to authenticated members of HathiTrust institutions. Members should login to see which items are available while searching.
- See the [HathiTrust Accessibility](#) page for more information.

## Navigation links for help, collections

- [Home](#)
- [About](#)
  - [Our Partnership](#)
  - [Our Digital Library](#)
  - [Our Research Center](#)
  - [News & Publications](#)
- [Collections](#)
- 
- [Help](#)
- [Feedback](#)

## Navigation links for searching HathiTrust, login

[HathiTrust Digital Library](#)

Full-text    Catalog

Search

Search Field List    All Fields

Search

- [Advanced full-text search](#)
- [Advanced catalog search](#)
- [Search tips](#)

Full view only

[LOG IN](#)

## About this Book

### Catalog Record Details

Morgan; Wochenschrift für deutsche Kultur. 1909 Jan-Jul.

[View full catalog record](#)

**Copyright:** [Public Domain in the United States, Google-digitized.](#)

### Get this Book

- [Find in a library](#)
- [Download this page \(PDF\)](#)
- [Download whole book \(PDF\)](#)

Partner login required

Partner institution members: [Login](#) to download this book.



*If you are not a member of a partner institution,  
whole book download is not available. ([why not?](#))*

## Add to Collection

[Login](#) to make your personal collections permanent

## Add Item to Collection

Add to your collection:    Select Collection

Add

## Share

Permanent link to this book

Link to this page

[Embed this book](#)

## About versions

**Version:** 2011-02-05 13:40 UTC [version label for this item](#)

# Main Content (use access key 5 to view full text / OCR mode)

[Scroll](#) [Flip](#) [Thumbnail](#) [Page by Page](#) [Plain Text](#)

Full Screen

[Zoom In](#) [Zoom Out](#)

[Rotate left](#) [Rotate right](#)

[First](#) [Previous](#) [Next](#) [Last](#)

Jump to

Go

Jump to section

- [Front Cover](#)
- [Section 1 - 1](#)
- [Section 2 - 17](#)
- [Section 3 - 18](#)
- [Section 4 - 19](#)
- [Section 5 - 21](#)
- [Section 6 - 23](#)
- [Section 7 - 25](#)
- [Section 8 - 35](#)
- [Section 9 - 39](#)
- [Section 10 - 49](#)
- [Section 11 - 65](#)
- [Section 12 - 66](#)
- [Section 13 - 68](#)
- [Section 14 - 74](#)
- [Section 15 - 85](#)
- [Section 16 - 90](#)
- [Section 17 - 118](#)
- [Section 18 - 119](#)
- [Section 19 - 124](#)

- [Section 20 - 125](#)
- [Section 21 - 127](#)
- [Section 22 - 143](#)
- [Section 23 - 147](#)
- [Section 24 - 149](#)
- [Section 25 - 152](#)
- [Section 26 - 155](#)
- [Section 27 - 115](#)
- [Section 28 - 117](#)
- [Section 29 - 123](#)
- [Section 30 - 125](#)
- [Section 31 - 127](#)
- [Section 32 - 143](#)
- [Section 33 - 147](#)
- [Section 34 - 149](#)
- [Section 35 - 151](#)
- [Section 36 - 152](#)
- [Section 37 - 155](#)
- [Section 38 - 159](#)
- [Section 39 - 167](#)
- [Section 40 - 181](#)
- [Section 41 - 183](#)
- [Section 42 - 199](#)
- [Section 43 - 207](#)
- [Section 44 - 221](#)
- [Section 45 - 223](#)
- [Section 46 - 237](#)
- [Section 47 - 239](#)
- [Section 48 - 247](#)
- [Section 49 - 261](#)
- [Section 50 - 263](#)
- [Section 51 - 284](#)
- [Section 52 - 301](#)
- [Section 53 - 319](#)
- [Section 54 - 327](#)
- [Section 55 - 341](#)
- [Section 56 - 343](#)
- [Section 57 - 359](#)
- [Section 58 - 363](#)
- [Section 59 - 367](#)
- [Section 60 - 381](#)
- [Section 61 - 383](#)
- [Section 62 - 397](#)
- [Section 63 - 399](#)
- [Section 64 - 407](#)
- [Section 65 - 421](#)
- [Section 66 - 423](#)
- [Section 67 - 439](#)
- [Section 68 - 453](#)
- [Section 69 - 455](#)
- [Section 70 - 471](#)
- [Section 71 - 487](#)
- [Section 72 - 493](#)
- [Section 73 - 533](#)
- [Section 74 - 565](#)
- [Section 75 - 597](#)
- [Section 76 - 629](#)
- [Section 77 - 661](#)
- [Section 78 - 693](#)
- [Section 79 - 725](#)
- [Section 80 - 747](#)

- [Section 81 - 757](#)
- [Section 82 - 805](#)
- [Section 83 - 845](#)
- [Section 84 - 877](#)
- [Section 85 - 909](#)
- [Index - 940](#)

## Search in this volume

Search in this text

Find

Die Ehe.

825

Frau George (zu Leo): Na, Sie haben ja doch noch mehr Zeit übrig, sich wiederzuverheiraten als er, nicht wahr?

Frau Bridgenorth (Hotchkiß vorstellend): Herr St. John

Hotchkiß. (Hotchkiß, noch immer in der Ferne bei der Tür des Arbeitszimmers, verbeugt sich.)

Frau Georges Was! Sie! (Sie beschreibt einen Halbkreis um die Küche herum und bleibt gerade vor ihm stehen) Junger Mann; wissen Sie noch, junger Mann, wie Sie in meinen Laden kamen und mir sagten, daß die Kohlen meines Gatten in Ihrem Keller nicht am Platze seien, da die Natur sie augenscheinlich für das Dach bestimmt habe?

Hotchkiß: Ich erinnere mich dieser beklagenswerten Frechheit mit Scham und Bestürzung. Sie gaben mir freundlichst zur Antwort, daß Herr Collins sich nach einem gescheiterten jungen Manne zur Abfassung seiner Inserate umsehe, und daß ich die Stelle haben könnte, wenn ich wollte.

Frau George: Sie ist noch offen. (Sie wendet sich zu Edith)

Frau Bridgenorth: Meine Tochter Edith. (Sie geht zur Tür des Arbeitszimmers, um sie vorzustellen.)

Frau George: Die Braut! (Auf Ediths Negügee blickend.) \*"In diesem Aufzug wollen Sie sich doch nicht verheiraten?

Der Bischof (geht um den Tisch herum zu Ediths Linken) Das ist es eben, worüber wir sprechen. Wollen Sie so freundlich sein, sich uns anzuschließen und uns den Segen Ihrer Weisheit und Erfahrung zukommen zu lassen?

Frau George: Soll der Magistratsdiener auch dabei sein? Er ist Ehemann.

(Sie wenden sich alle unwillkürlich um und betrachten den Magistratsdiener, der ihren Blicken würdevoll standhält.)

Der Bischof: Ich glaube, es sind schon zu viele Männer da, als daß es fair für Frauen sein könnte.

Frau George: Richtig, Eminenz. (Sie geht zurück, an den Turm und spricht den Magistratsdiener an.) Nehmen Sie dieses Narrenzepter fort, Joseph. Erwarten Sie mich in der Nachbarschaft, wo's für Sie am bequemsten ist. (Der Magistratsdiener zieht sich zurück. Sie bemerkt Collins zum ersten Male.) Hallo, Bill: du hast sie alle hier vereinigt. Geh und verschaff Joseph etwas zu trinken; bitte sei so gut. (Collins geht hinaus. Sie sieht Soames Priesterrock und Barrett.) Was! Noch eine Uniform! Sind Sie der Totengräber? (Er erhebt sich.)

Der Bischof: Mein Kaplan, Vater Anthony.

Frau George: O Gott. (Zu Soames, schmeichelnd) Sie nehmen mir's doch nicht übel?

- [Home](#)
- [About](#)
- [Collections](#)
- [Help](#)
- [Feedback](#)



- [Mobile](#)
- [Take-Down Policy](#)
- [Privacy](#)
- [Contact](#)

NEUE REVUE und MORGEN.

Soames: Ich nehme nichts übel. Tu nur deine Pflicht.

Der Bischof: Jetzt kennen Sie wohl alle.

Frau George (wendet sich zum Gitterstuhl): Wer ist das?

Der Bischof: Oh verzeihen Sie, Cecil. Herr Sykes. Der Bräutigam.

Frau George (zu Sykes): Zum Opfer geschmückt, nicht wahr?

Sykes: Es scheint zweifelhaft, ob es zu einem Opfer kommt.

Frau George: Nun, zuerst will ich mit den Damen sprechen.

Sollen wir hinauf gehen und die Geschenke und Kleider ansehen?

Frau Bridgenorth: Wenn Sie wollen, gewiß.

Reginald: Aber die Männer wollen auch hören, was Sie zu «iägen haben.

Frau George: Mit denen sprech' ich nachher, einer nach dem anderen.

Hotchkiß (zu sich selbst): Großer Gott!

Frau Bridgenorth: Diesen Weg, Frau Collins.

(Sie geht voran durch den Turm, Frau George, Lesbia, Leo und Edith folgen ihr.)

Der Bischof: Wollen wir versuchen, den letzten Stoß Briefe

zu bewältigen, Soames, während die fort sind?

Soames: Ja gewiß. (Zu Hotchkiß, der ihm im Wege steht.) Entschuldigen Sie.

Der Bischof und Soames gehen in das Arbeitszimmer, dabei scheuchen sie Hotchkiß auf, der in eine seltsame Träumerei versunken ist und vergessen hat, wo er sich befindet. Durch Soames aufgeweckt, blickt er betroffen auf: dann geht er mit plötzlichem Entschluß rasch in die Mitte der Küche.

Hotchkiß: Cecil, Rejy. (Von seiner Dringlichkeit aufgeschreckt, eilen sie zu ihm.) Ich bedaure unendlich, euch im Stich lassen zu müssen: aber ich muß ausreißen. Diesmal ist es wirklich Feigheit; aber ich muß.

Reginald: Wovor fürchten Sie sich?

Hotchkiß: Ich weiß nicht. Hört mich an. Ich war ein junger Narr und lebte allein in London. Ich bestellte mir die erste Tonne Kohlen beim Gatten dieser Frau. Zu jener Zeit wußte ich noch nicht, daß man in Wirklichkeit nicht spart, wenn man den billigsten Artikel kauft; ich dachte alle Kohlen wären gleich und versuchte es mit der dreizehn Schilling-Kohle, weil mir das wohlfeil schien. Sie erwies sich unerwartet minderwertig gegen die gewöhnliche Steinkohle; und in der Entrüstung, in die mich die erste Kohlenlieferung versetzte, ging ich in den Laden und benahm mich wie ein Idiot, so wie die Frau es eben schilderte.

Sykes: Na, und wenn schon! Lachen Sie doch darüber, Mensch.

Hotchkiß: Darüber ja. Aber da kam noch was Schlimmeres.

Bis zu diesem Tage, lieber Cecil, hatte mein Snobismus noch nie einen

Die Ehe.

827

wirklichen Schlag erlitten. Sie werden mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zuzugeben, daß ich, obgleich ein Snob — kein ungebildeter Mensch bin; folglich verfügte ich nicht über das Hilfsmittel des gewöhnlichen Snob, der ein ungebildeter Mensch ist, über das Hilfsmittel, gegen Leute, die unter ihm stehen, bewußt beleidigend zu werden. Ich bau Häuser darauf, daß ihr nicht imstande seid, auch nur den Schatten eines Unterschiedes zwischen meinem Benehmen gegen eine Herzogin, und eine Scheuerfrau, herauszufinden. Meine Ueberlegenheit war mir eine so ausgemachte Sache, daß sie entweiht worden wäre, wenn ich sie benutzt hätte, um andere zu demütigen. Männer und Frauen der niederen Klasse gingen in schmutzigen Massen an mir vorüber, aber sie waren nicht meinesgleichen: sie mochten meine Stiefel wischen oder meine Küchenfliesen auf waschen; aber zwischen uns konnten keine menschlichen Beziehungen vorhanden sein. Ich suchte nun aber den Kohlenhändler auf, um mich darüber zu beschweren, daß ich meinen Ofen in eine Batterie von schnellfeuernden Kanonen verwandelt gefunden hätte und sehe mich seiner Frau gegenüber. Stellt euch mein Entsetzen vor, als ich in ihrer Gegenwart ein derartiges Gefühl von Unruhe, Aufregung, ungelöster Verlegenheit fühlte! Aber ich will euch nicht mit Einzelheiten von Blödsinn und Wahnsinn langweilen, wie sie dieser Begegnung folgten. Es kam so weit: daß ich tatsächlich unter einer Art verzweifelter Notwendigkeit, in der Nähe des Ortes zu sein, wo sie weilte, des Nachts an ihrem Laden vorüberstrolchte. Eine widerwärtige Versuchung, die Treppenstufen zu küssen, weil ihr Fuß sie berührt hatte, brachte mir zum Bewußtsein, wie verrückt ich war. Ich riß mich mit Gewalt von London los und stand schon auf dem Sprung, wieder zurückzukehren, wie die Magnetnadel zum Magnet, als der Ausbruch des Krieges mich rettete. Auf dem Schlachtfelde ließ die Verblendung nach. Die Sache mit Billiter machte einen neuen Menschen aus mir; ich fühlte, daß ich die Torheiten und Dummenjungenstreiche der vergangenen Tage für immer hinter mir gelassen hatte. Aber vor einer halben Stunde — als der Bischof seinen Ring fortschickte — fühlte ich plötzlich einen Griff auf dem Grunde meines Herzens, der mich mit namenlosem Schrecken erfüllte — mich, den Furchtlosen! Ich erkannte die Ursache, als sie das Zimmer betrat. Cecil: dieses Weib ist eine Harpye, eine Sirene, eine Nixe, ein Vampyr. Es gibt für mich nur eine Rettung: Flucht, augenblickliche Flucht, Hals über Kopf. Entschuldigt mich bei den anderen. Vergeßt mich. Lebt wohl. (Er wendet sich nach der Tür, wo ihm die eintretende Frau Georg gegenübertritt.) Zu spät: ich bin verloren. (Er wendet sich um und wirft sich verzweifelt in den Stuhl nächst dem Arbeitszimmer, der am weitesten von ihr absteht.)

Frau George (kommt zum Herd und wendet sich an Reginald): Herr Bridgenorth: Sie werden mich verbinden, wenn Sie mich mit diesem jungen Mann allein lassen. Ich muß in Ihrer Sache wie eine Mutter mit ihm sprechen.

Reginald: Tun Sie das, gnädige Frau. Er hat es sehr nötig.

Kommen Sie mit, Sykes. (Er geht in das Arbeitszimmer.)



NEUE REVUE und MORGEN.

Sykes (sieht Hotchkiß unentschlossen an.)

Hotchkiß: Zu spät! Jetzt können Sie mich nicht mehr retten,

Cecil. Gehen Sie.

Sykes (geht in das Arbeitszimmer, Frau George schlendert zu Hotchkiß hinüber und betrachtet ihn neugierig.)

Hotchkiß: Es ist zwecklos, diese Agonie zu verlängern. (Sich erhebend.) Verhängnisvolles Weib — wenn Sie wirklich ein Weib sind und nicht ein Kobold in Menschengestalt —

Frau George: Ist das aus einem Buch? Oder ist das Ihr gewöhnliches kleines Gesellschaftsgespräch?

Hotchkiß (rücksichtslos): Masken haben keinen Zweck; die Kraft, die mich fortfeht, wird Sie nicht verschonen. Ich muß gleich das Schlimmste wissen. Was war Ihr Vater?

Frau George: Ein konzessionierter Lebensmittelhändler, der seine Kellnerin heiratete. Sie würden ihn wahrscheinlich einen Schankwirt nennen.

Hotchkiß: Dann sind Sie ein Weib, das tief unter mir steht.

Leugnen Sie das? Machen Sie irgendeinen Anspruch darauf, meinesgleichen zu sein an Rang oder Abkunft oder an Kultur?

Frau George: Haben Sie etwas gegessen, das Ihnen nicht bekommen ist?

Hotchkiß (vernichtend): Minderwertige!

Frau George: Danke. Sonst noch etwas?

Hotchkiß: Dies. Ich liebe Sie. Meine Absichten sind nicht ehrenwert. (Sie kriegt keinen Schreck.) Schreien Sie, klingeln Sie. Lassen Sie mich aus dem Hause werfen.

Frau George (mit plötzlichem tiefem Gefühl): Oh, wenn Sie diesem elenden, erschöpften Herzen einen Strahl der Leidenschaft wiedergeben könnten, die es einst geschwellt hat — beim Anblick — bei der Berührung des Geliebten! Sie würden dann schreien junger Mann. Sehen Sie dieses Antlitz, das einst frisch und rosig war wie das Ihre und das jetzt verwüstet und gefurcht ist durch hundert ausgebrannte Feuer?

Hotchkiß (wild): Feuer! Dreizehn Schilling die Tonne, Feuer, aus denen zerstörende Meteore stoben, die blenden und brennen, und die Männer auf die Straßen jagen, daß sie Narren aus sich machen.

Frau George: Es scheint recht tief zu sitzen, Sinjon.

Hotchkiß: Wagen Sie es nicht, mich Sinjon zu nennen.

Frau George: Mein Name ist Xenobia Alexandrina. Sie können mich kurz Polly nennen.

Die Ehe.

829

Hotchkiß: Sie heißen Astarte-Durga — es ist noch kein Name gefunden, der boshaft genug für Sie wäre.

Frau George (sich bequem niedersetzend):!Hören Sie! Glauben Sie wirklich, daß Sie zu dieser jungen schnippischen Person besser als ihre Gatte taugen? Sie haben Vergnügen an Ihrer Gesellschaft gehabt, als Sie nur der Freund der Familie waren, als der Gatte da war, die Verantwortung zu übernehmen und gegen Sie aufzutreten. Sind Sie sicher, daß sTe Ihnen ebenso gefallen wird, wenn Sie der Gatte sein werden? Sie ist nicht klug, wissen Sie. Sie ist nur altklug. Hotchkiß (lehnt sich unbehaglich gegen den Tisch und hält sich daran fest, um seine nervöse Erregung zu beherrschen): Brauchen Sie mir das zu sagen, Satan, der Sie sind?!

Frau George: Sie haben den Gatten amüsiert, nicht wahr?

Hotchkiß: Er hat mehr echten Sinn für Humor als sie. Er ist besser erzogen. Das war nicht meine Schuld.

Frau George: Mein Gatte hat auch Sinn für Humor.

Hotchkiß: Der Kohlenhändler? — Ich meine der Schieferhändler.

Frau George (beifällig, verständnisinnig): Er würde an Ihren Reden Spaß haben. Er langweilt sich jetzt sehr, weil er keine abwechslungsreiche Gesellschaft und gar nicht 'n bißchen neuen Spaß hat.

Hotchkiß (reißt einen Stuhl herein, stellt ihn ihr gegenüber und setzt sich mit einem übertriebenen Bestreben, einstudiert frech zu sein, hinein): Und was hab ich von der ordinären Fröhlichkeit Ihres verdammten Gatten, bitte?

Frau George: Sie lieben mich?

Hotchkiß: Ich hasse Sie.

Frau George: Das ist dasselbe.

Hotchkiß: Dann bin ich verloren.

Frau George: Sie dürfen kommen und mich besuchen, wenn Sie versprechen, George zu amüsieren.

Hotchkiß: Ich werde ihn beleidigen, ihn verspotten, meine Stiefel an ihm abputzen.

Frau George: Das werden Sie nicht, mein lieber Junge. Sie werden ein vollendeter Gentleman sein.

Hotchkiß (geschlagen, — sich an ihre Barmherzigkeit wendend):

Xenobh —

Frau George: Polly, bitte.

Hotchkiß: Frau Collins —

Frau George: Mein Herr?

NEUE REVUE und MORGEN.

Hotchkiß: Etwas, das stärker ist als meine Vernunft und mein gesunder Menschenverstand, hält meine Hände und reißt mich mit sich. Ich versuche nicht zu leugnen, daß dieses etwas mich schleppen kann, wohin Sie wollen, und aus mir machen kann, was Sie wollen. Aber lassen Sie mich wenigstens Ihre Seele kennen lernen, wie Sie die meine zu kennen scheinen. Lieben Sie diesen abgeschmackten Kohlenhändler?

Frau George: Nennen Sie ihn George.

Hotchkiß: Lieben Sie Georgy Porgy?

Frau George: Ich weiß nicht, ob ich ihn liebe. Er ist mein Gatte, wissen Sie. Aber wenn mir Georges Gesundheit Sorgen machte und ich dachte, es bekäme ihm, so würde ich Sie, ohne mir dabei was zu denken, mit Zwiebeln ihm zum Frühstück braten. George und ich sind gute Freunde. George gehört mir. Andere Männer kommen und gehen; aber George bleibt für immer.

Hotchkiß: Ja: ein Gatte wird bald nichts anderes als eine Gewohnheit. Hören Sie: ich nehme an, daß dieser verabscheuungswerte Reiz, den Sie in meinen Augen haben, Liebe ist.

Frau George: Heutzutage heißt jedes Gefühl für eine Frau Liebe.

Hotchkiß: Lieben Sie mich?

Frau George (prompt): Meine Liebe ist kein so billiger Artikel, mein Junge. Ich würde nicht über die Straße gehen, um Sie nochmal zu sehen — jedenfalls noch nicht. Ich verschmachte nicht nach Liebe wie ein Rotkehlchen im Winter und wie die guten Damen, an die Sie gewöhnt sind. Sie müssen sehr klug sein und sehr gut und sehr echt, wenn Sie mich interessieren wollen. Wenn George an Ihnen Gefallen findet und Sie ihn wirklich amüsieren, werde ich so eben noch dulden, daß Sie gelegentlich kommen und gehen — sagen wir einen Monat lang. Wenn Sie mich in dieser Zeit zur Freundin gewinnen können, desto besser für Sie. Wenn Sie aber auch nur einen Augenblick lang mein armes, vergehendes Herz zu rühren vermögen, werde ich Sie segnen und nie vergessen. Sie können es versuchen — wenn George sich an Sie gewöhnt.

Hotchkiß: Kann ich probeweis einen Monat kommen?

Frau George: -Unter der Bedingung, daß Sie Frau Reginald fallen lassen.

Hotchkiß: Aber sie wird mich nicht fallen lassen. Glauben Sie, daß ich sie jemals heiraten wollte? Ich war ein heimatloser Junggeselle; und fühlte mich in ihrem Hause als ihr Freund ganz glücklich. Leo war ein amüsanter kleiner Teufel; aber ich hatte Reginald viel lieber als sie. Sie verstand das nicht. Eines Tages kam sie und sagte, das Unvermeidliche sei eingetreten. Ich hatte Takt genug nicht zu fragen, was das Unvermeidliche sei; und erriet sofort,



Die Ehe.

831

daß sie Reginald gesagt hatte, ihre Ehe sei ein Irrtum gewesen, sie liebte mich und könne mein in leidendem Schweigen brechendes Herz nicht länger mit ansehen. Was konnte ich sagen? Was konnte ich tun? Was kann ich jetzt sagen? Was kann ich jetzt tun?

Frau George: Sagen Sie ihr, daß die Gewohnheit, sich in die Frauen anderer zu verlieben in Ihnen immer stärker werde, und daß ich Ihre letzte Liebe sei.

Hotchkiß: Was! Sie über Bord werfen, nachdem sie Reginald für mich über Bord geworfen hat!

Frau George (sich erhebend): Sie wollen also nicht? Gut. Ich bedaure, daß wir einander nie wieder begegnen: ich hätte Sie um Georges willen gern öfter gesehen. Leben Sie wohl. (Sie geht von ihm fort zum Kamin.)

Hotchkiß (flehend): Xenobia!

Frau George: Ich glaubte, eine schwerwiegende Eroberung gemacht zu haben. Nun sehe ich aber, daß Sie nur eines jener arm-seligen Geschöpfe sind, das jede Frau auflesen kann. Das ist nichts für mich, ich danke. (Unerbittlich wendet sie sich gegen den Turm, um zu gehen.)

Hotchkiß (ihr folgend): Seien Sie kein Esel, Polly.

Frau George (innehaltend): Das ist schon besser.

Hotchkiß: Ein Mann ist völlig hilflos in einer solchen Klemme.

Retten Sie mich. Begreifen Sie denn nicht, daß ich Leo nicht über Bord werfen kann, gerade weil ich's nur zu gerne möchte. Es wäre unehrenhaft.

Frau George: Werden Sie glücklich sein, wenn Sie sie heiraten?

Hotchkiß: Nein, bei Gott, nein!

Frau George: Wird sie glücklich sein, wenn sie merkt, wie Sie sind?

Hotchkiß: Sie ist unfähig glücklich zu sein. Aber sie ist nicht unfähig, sich damit zu vergnügen, einen Mann gegen seinen Willen festzuhalten.

Frau George: Richtig, junger Mann. Sie werden ihr also sagen, daß Sie mich lieben: vor jedermann, sobald Sie sie wiedersehen, hören Sie.

Hotchkiß: Aber —

Frau George: Das sind meine Befehle, Sinjon. Ich kann nicht gestatten, daß Sie jemand anders heiraten, ehe George Ihrer müde ist.

Hotchkiß: Oh, wenn ich mich nur nicht so selbstsüchtig sehnte, Ihnen zu gehorchen!

NEUE REVUE und MORGEN.

Der General kommt durch den Garten herein. Frau George geht ihm halbwegs zur Gartentür entgegen, um ihn zu sprechen. Hotchkiß stellte sich an den Kamin.

Frau George: Wo sind Sie die ganze Zeit gewesen?

Der General: Ich fürchte, unsere Unterhaltung hat meine Nerven etwas überreizt. Da ging ich denn in den Garten und rauchte. Jetzt geht es mir wieder ganz gut. (Er schlendert gegen die Tür des Arbeitszimmers zu und setzt sich sogleich in einen Stuhl am Ende des großen Tisches.)

Frau George: Geraucht! Sie sagten doch, sie könnte das nicht vertragen.

Der General: Großer Gott! Das habe ich vergessen! Rauchen ist aber so was Natürliches.

Lesbia kommt durch den Turm herein.

Frau George: Er hat wieder geraucht.

Lesbia: Das sagt mir meine Nase. (Sie geht an das Ende des Tisches, in die Nähe des Kamins und setzt sich.)

Der General: Lesbia: Es tut mir sehr leid. Aber wenn ich's aufgabe, würd' ich so melancholisch und reizbar, daß Sie die erste wären, mich zu beschwören, wieder damit anzufangen.

Frau George: Das ist wahr. Die Frauen treiben ihren Gatten zu allen Arten von Schlechtigkeiten, um sie in guter Laune zu erhalten.

Sinjon, fort mit Ihnen: das geht Sie nichts an.

Lesbia: Bitte lassen Sie sich nicht stören, Sinjon. Boxer hat sein gebrochenes Herz lange genug zur Schau getragen, als daß er Diskretion beanspruchen könnte.

Der General: Sie sind grausam, Lesbia — teuflisch grausam. (Er setzt sich verletzt nieder.)

Lesbia: Sie sind gewöhnlich, Boxer.

Hotchkiß: Wieso? Ich frage als Experte in Gewöhnlichkeit.

Lesbia: Auf zweierlei Art. Erstens spricht er, als ob das einzige Ding von Wichtigkeit im Leben die Frau wäre, die er heiraten will.

Zweitens hat er keine Selbstbeherrschung.

Der General: Die Frauen sind mir nicht gleichgültig, (Lesbia.

Frau George: Bitte warum auch nicht? Die Frauen sind alle verschieden: die Männer sind immer dieselben. Uebrigens, was versteht Fräulein Grantham von Männern oder Frauen? Sie hat zu viel Selbstbeherrschung.

Lesbia (ihre Augen aufreißend und ihr Kinn hochmütig erhebend):

Und bitte, wieso hindert mich das, ebensoviel von Männern und Frauen zu verstehen, wie Leute, die keine Selbstbeherrschung haben?

Frau George: Weil das die Leute so erschreckt, daß sie sich Ihnen gegenüber nicht gehn zu lassen wagen, wie können Sie dann

Die Ehe.

833

wissen, wie sie wirklich sind? Sehen Sie mich an! Ich bin ein verzogenes Kind gewesen. Meine Geschwister wurden gut erzogen, wie alle Kinder von achtbaren Schankwirten. Und so würd' auch ich erzogen worden sein, wenn ich nicht die Jüngste gewesen wäre — zehn Jahre jünger als mein jüngster Bruder, meine Eltern waren damals zu müde, ihre Pflicht an ihren Kindern zu tun; und verzogen mich so viel sie nur konnten. Ich hab niemals gelernt, was es heißt, wenn man Geld oder irgend was braucht, was man für Geld kaufen kann. Wenn ich meinen Willen durchsetzen wollte, brauchte ich nur zu schreien, bis ich das Gewünschte erhielt. Wenn ich mich langweilte, habe ich mich nie beherrscht; ich kratzte und schimpfte. Haben Sie als erwachsener Mensch jemals eine erwachsene Frau bei den Haaren gezerrt? Jemals einen erwachsenen Mann gebissen? Haben Sie schon einmal Mann und Frau jedes Schimpfwort angehängt, das Ihnen nur auf die Zunge kam? —

L e s b i a (vor Ekel schauernd): Nein —

Frau George: Na, ich hab's getan. Ich weiß, was eine Frau ist, wenn man sie an den Haaren zieht, ich weiß, was ein Mann ist, wenn man ihn beißt. Ich weiß, was Mann und Frau sind, wenn man ihnen sagt, was man wirklich von ihnen denkt. Und daher kommt es, daß ich von der Welt mehr weiß, als Sie.

Lesbia: Der Chinese weiß, wie ein Mensch aussieht, wenn er in tausend Stücke geschnitten oder in Oel gebraten ist. Diese Art von Wissen hat für mich keinen Zweck. Ich fürchte, wir werden uns nie verstehen, Frau George. Ich lebe immer in Fechterstellung, bin immer auf dem qui vive? Ich mag gern Menschen gegenübergestellt werden, die immer auf dem qui vive sind. Ich hasse nachlässige Menschen, liederliche Menschen, Menschen, die nicht aufrecht sitzen können, sentimentale Menschen.

Frau George: Oh, lassen Sie Ihre Großmutter! Wenn Sie Ihre Stellung in der Welt behaupten lernen wollen, dürfen Sie nicht in Fechterstellung stehen, sondern Sie müssen angreifen und sich hart-hämmern lassen.

Lesbia: Ich bin kein Preisfechter, Frau Collins. Wenn ich eine Sache nicht haben kann, ohne würdelos darum kämpfen zu müssen, behelfe ich mich ohne sie.

Frau George: Na, ich glaube, die Welt besteht aus allen möglichen Arten von Menschen; aber wenn wir alle so klug wie Sie wären, und uns immer ohne alles behelfen könnten, wär nicht viel da, wofür man kämpfen möchte?

(Fortsetzung folgt.)



Die Börse steht zwischen zwei Feuern —, den Steuervorschlägen der Agrarier und den Wochenberichten unserer Großbanken! Jene Vorschläge sind so ver-  
stiegen, daß an ihre totale Erfüllung Ver-  
nunft und Praxis noch immer nicht glauben  
wollen. Es würde sich denn auch die  
Spekulation hiervon wenig beeinflussen  
lassen, falls nur unsere Kapitalisten ruhiger  
blieben. Diese aber verkauften anhaltend  
ihre Konsols und Reichsanleihe, so daß die  
Seehandlung gar nicht genug von ihnen  
aufnehmen konnte. Damit wuchs ihr die  
so wichtige Aufgabe: die Kurse der be-  
treffenden Fonds zu halten, einigermaßen  
über den Kopf, und so erlebten wir schon  
am 3. Juni ein Zurückgehen um 0,20 Proz.  
unter den Emissionskurs. Falls daher  
nicht vieles trügt, ist es mit dem reich-  
lichen Geld, dem täglichen oder per ultimo,  
bald zu Ende, da die Hauptauelle, eben  
die Seehandlung, in dieser Beziehung immer  
spärlicher fließen muß. Das wiegt doch  
schwerer, als die Festigkeit des Reichs-  
bankpräsidenten, der den Diskont u. a.  
nicht herabsetzen mag, weil sich sonst das  
Publikum von der Hausse noch weiter  
hinreißen lasse. Was die Wochenberichte  
unserer Großbanken betrifft, so fahren die  
Direktoren, resp. deren Lieblingsdispo-  
nenten für die Börse fort, recht pessimistisch  
zu schreiben. Natürlich über Montanaktien,  
in denen die Spekulation bekanntlich am  
eigensinnigsten Meinungskäufer bleiben  
möchte! Dieselben Banken, welche da un-  
versehens mit niedrigen Dividenden-  
schätzungen überrascht hatten, glauben noch  
nicht genug getan zu haben, - gestehen ihren  
Irrtum offen ein, indem sie mit noch niedri-  
geren Taxationen kommen. Auf diese Weise  
önnten Laura angeblich sogar nur 4<sup>0</sup>/0 geben,  
Harpener nur 7<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Proz. usw. usw. Man  
vergißt aber doch, daß die betreffenden  
Banken damit jene Dividenden förmlich  
diktieren. Denn unter einer so schlechten  
Konjunktur werden sich unsere Hütten  
und Zechen schwerlich zu größeren Aus-  
schüttungen versteigen, sobald die öffent-  
liche Meinung an geringe Prozente schon  
gewöhnt worden ist. Im Grunde wird aber  
dies alles unserer guten Tendenz nichts  
anhaben. Es brauchten nur die neuen  
Steuervorschläge ein etwas normaleres  
Gesicht zu bekommen und die Börse würde  
sich weder durch teureres Geld, noch

durch abermalige Belastungen von ihrer einmal vorhandenen Kauflust abbringen lassen. Einstweilen fröhnt sie dieser Lust in London und Paris, wo es ja Minenwerte genug zu handeln gibt. Wer wird schwarzer Peter? Nämlich bei dem gegenwärtigen Spiel und dem Schwindel in Minenaktien! Es ist da natürlich nur an den Boom in London und Paris zu denken, und nicht etwa an den 1100 Prozent-Kurs der Aktien der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika. Denn diese Aktien kann man doch nur .tropfenweise\* haben, so daß das Delphische Orakel in Gestalt einer offiziellen Erklärung des Gesellschaftsvorstandes eigentlich als ganz überflüssig galt. Man klagt bei uns stets über den Mangel an geeigneten Diplomaten, dagegen in unseren guten Geschäftskreisen scheinen solche hinreichend vorhanden zu sein. Ganz anders an den Westplätzen, wo für die tolle Kauflust in allen möglichen Goldshares auch zugleich das genügende Material herauskommt. Die Hausse begann unter jenen durchaus soliden Voraussetzungen, die hier schon vor Monaten dargelegt wurden, bis die Spekulation, nach langem Faulenzen, ihre mächtigen Arme ausstreckte, um fast den ganzen Kaffirmarkt in ihre stürmischen Umarmungen zu ziehen. Auf solche Weise sind viele Goldshares, die noch vor Monaten 4 oder 8 sh. standen, auf ebenso viele Pfund hinaufgeschnellt. Bei Randmines(Nominalbetrag: 5 Schilling) hat man in einer Woche eine Steigerung von 9 auf 10 Pfd. erlebt, das sind nicht mehr und nicht weniger als 3600 Proz. Auch sind eine ganze Reihe amalgamierter Unternehmen im Kurse hinaufgetrieben worden, trotzdem sich der Verdacht keineswegs immer abweisen läßt, daß die beteiligten Finanzleute die guten Claims herausgenommen und mit ihnen wieder Sondergesellschaften gebildet haben. Der Wahnwitz der neuen Hausse, wie sie seit 1895 nicht mehr möglich gewesen ist, liegt so auf der Hand, daß man dafür die ersten Minenhäuser gewiß nicht verantwortlich

Rundschau.

835

machen kann. Indessen verkaufen diese bei einer ihnen so willkommenen Strömung alle ihre noch so eingerosteten Bestände an Transvaalwerten und weder in dem Meeting von Albu, noch aus dem Jahresbericht der Görzgesellschaft war jetzt irgend eine Warnung vor jenen fürchterlichen Uebertreibungen zu vernehmen. Nun ist Wernher, Beit: die bedeutendste dieser jetzt verkaufenden Firmen, englisch, dagegen die Oörzgesellschaft ein deutsches Aktienunternehmen. Es muß daher schon die Frage erlaubt sein, wie sich z B. die Deutsche Bank nunmehr zu Empfehlungen von Oörzwerten stellt, oder die Dresdner Bank zu Empfehlungen von Shares der General Mining. Als Tatsache stellt sich heraus, daß sobald unser Publikum in den Wechsels'üben nach Ooldshares fragt, man ihnen auch zu den merkwürdigsten Papieren rät, merkwürdig besonders durch deren überhohe Kurse. Jedenfalls ist unser Besitz auf diesem immer abenteuerlicheren Gebiete seit Wochen größer und größer geworden, obzwar die Engländer und Franzosen hier natürlich noch als ganz andere Spieler auftreten. Bei uns wären auch keine Abschlüsse wie in der Stock Exchange möglich, wo einzelne Shares im Kurszettel den Vermerksp.s.tragen; special settlement, weil ihre Abrechnung erst nach Monaten, sogar per Sept. angeordnet wird. Indessen hat Paris, wo der Reichtum von ganz Frankreich zusammenfließt, die eigentliche Hauptbewegung in die Hand genommen. Dort sind nämlich ganz neue Käufer-schichten aufgetreten, welche die Erfahrungen von vor 14 Jahren nicht mitgemacht hatten und denen daher kein Kurs noch genug zu sein scheint. Die Londoner Minen häuser verkaufen ihnen auch wahrscheinlich weit mehr, als an Beständen vorhanden ist, damit sie im Falle eines Rückschlages, desto leichter mit ihren Interventionskäufen herbeieilen können. Einstweilen reportieren allerdings diese Häuser auch für die gewaltigsten Beträge, sobald ihnen die Makler mit derartigen Liquidationsanliegen nahen. Eines Tages aber, sobald die Großen den Kleinen nicht mehr trauen, werden sie erklären: wir nehmen nicht mehr herein, sondern wir liefern! Und dann, nachdem die Schiebungssätze von sechs auch auf neun Prozent gesprungen sind, stürzt das Kartengebäude wieder einmal zusammen. In welcher Spekulationskraft Paris aber heute noch erstrahlt, ersieht man aus der Einführung der



Aktien des amerikanischen Steel-Trust.  
Der allezeit ehrenwerte Herr Morgan ist  
so gütig, den Franzosen 250000 St. zum  
Kurs von 63 zur Verfügung zu stellen, deren  
Dividende erst 2 Proz. betrug und deren Kurs  
noch vor 2 Jahren auf 25 Proz. gesunken war.  
Es gibt 550 Millionen Dollars gewöhnliche  
und 350 Millionen Vorzugsaktien von diesem  
total überkapitalisierten Trust, und die  
Hälfte der gewöhnlichen Aktien glauben  
Morgan und Genossen in der Kulisse  
handeln zu können. Also mit afrikanischen  
Werten allein kommt das hohe Spiel an  
der Seine noch nicht aus, man kann auch  
noch amerikanische vertragen. Und erst  
mit welchem Regisseur gerade hinter dieser  
Bühne!

\* \* \*

Das Bürgertum soll den Mut  
nicht verlieren, denn seine Erbfeinde,  
wie man sie wohl nennen darf, werden  
auch noch mit der Hälfte ihrer neuen  
Steuerforderungen zufrieden sein. Jeden-  
falls kommen diesmal die verschiedensten  
Erwerbsgebiete bei uns nicht unbelastet  
davon. So muß man sich wohl oder übel  
auf eine Dividendenabgabe gefaßt machen,  
die vielleicht das Gute mit sich führt, daß  
die Aktionäre anfangen, ihre Interessen  
geschlossener zu vertreten — gegenüber  
ihren Aufsichtsräten, die nur in den  
seltensten Fällen bisher geneigt sind, das-  
jenige alljährlich auszuschütten, was auch  
nach den vorsichtigsten Rückstellungen  
bar verdient wurde. In dieser Beziehung  
die Macht jener leitenden Herren auf ein  
vernünftiges Maß zurückzuführen, er-  
scheint jetzt immer notwendiger, da es  
schließlich dabei um ungezählte Millionen  
geht. Was die Kotierungssteuer betrifft,  
so hat kürzlich Herr Kopetzky in Berlin  
über den großen Wert der fremden Renten  
für Deutschland alles Wichtige gesagt.  
Hier sei nur noch hinzugefügt, daß wir  
von Oesterreich-Ungarn schon aus politi-  
schen Rücksichten nicht gut eine solche  
Steuer verlangen dürften, während z. B.  
Italien überhaupt ganz froh sein wird,  
seine Anlagefonds für sich allein behalten  
zu können. Kommt noch hinzu, daß der  
deutsche Markt überhaupt nur ein Durch-  
gangsstadium für internationale Kapitals-  
werte darstellt, die endgültig doch fast  
stets Frankreich abnimmt. Nur an diesem  
letzteren Markt haben daher viele be-  
deutende Staaten ein dauerndes Interesse  
und auch Kotierungsinteresse. — Bei dem  
von den Agrariern geforderten Kohlenzoll  
darf schon daran erinnert werden, daß  
man sich hüten soll, anderen Ländern als  
Vorbild zu dienen, wie sie auf wichtige



NEUE REVUE und MORGEN.

Rohstoffe ohne weiteres einen Ausfuhrzoll legen. Sollte etwa Spanien oder Schweden seine Eisenerze mit derartigen hohen Taxen belasten, die doch nur die Abnehmer zu tragen haben, so würde durch unsere gesamte Eisenindustrie ein Schrecken gehen. Im übrigen ist unsere Regierung gegen jenes Steuerbukett wahrscheinlich nur, weil sie dasselbe für später selbst vorgesehen hat. Denn über die unermeßlichen Unkosten, in die uns unsere Rüstungen zu Wasser und zu Lande auf viele Jahre hinaus stürzen, geben sich die preußischen Behörden keinerlei Illusionen hin; freilich in aller Stille.

Gegen die Schäden der Arbeitslosigkeit.

Von Hans Ostwald.

Eins der bedenklichsten und schwierigsten Probleme unseres modernen wirtschaftlichen Lebens ist zweifellos die Arbeitslosigkeit großer Massen. Die Eigenartigkeit unseres modernen industriellen Betriebes bedingt eine große Reservearmee von Arbeitskräften. Selbst in den Zeiten der besten Konjunktur sind große Mengen von mehr oder weniger tüchtigen und leistungsfähigen Arbeitskräften ohne Beschäftigung, ohne Verdienst und damit ohne Existenzmittel. Entweder liegen sie den verschiedenen Arbeiterorganisationen, allerlei Hilfsinstituten, den Gemeinden, ihren Verwandten, oder der allgemeinen Wohltätigkeit zur Last. Zu ihrer Unterhaltung müssen die Wohlhabenden und auch alle andern Kreise eine unverhältnismäßig hohe Steuer ausgeben. In Zeiten allgemeinerer Arbeitslosigkeit, wie wir sie jetzt durchmachen müssen, steigert sich diese Steuer bis zu einer sehr beträchtlichen Summe. Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich annehme, daß diese Arbeitslosensteuer ziemlich sich unserer Einkommensteuer nähert. Nach genauer Kalkulation der vielen kleinen Beträge, die ich selbst jährlich zur Unterstützung Arbeitsloser ausbebe, habe ich ein Recht, zu dieser Annahme zu kommen.

Wäre es nun nicht wirtschaftlicher, vernünftiger, und unseren modernen Empfindungen entsprechender, wenn wir versuchten, diese Steuer in verständigerer Weise abzulösen?

Nun sind ja bereits viele Mittel zur Milderung und Beseitigung der Arbeitslosigkeit vorgeschlagen und auch pro-



biert worden. Die Arbeiter - Kolonien, die Wanderer-Arbeitsstätten, die Verpflegungs-Stationen, die Asyle und manches andere ähnlicher Art erfüllt ja seinen Zweck. Aber es hilft immer nur kleinen Kreisen und gewissen Gruppen der Arbeitslosen. In den Arbeiter-Kolonien finden vor allem die nicht mehr leistungsfähigen krüppelhaften Invaliden unserer modernen Arbeit ihre Zuflucht. Die Wanderer-Arbeitsstätten nutzen ja wohl auch einer größeren Anzahl; aber sie haben den großen Fehler, daß die Arbeit, die von freien Arbeitern geleistet werden kann (nämlich Holz zerkleinern, Steine klopfen usw.), als Hilfstätigkeit vergeben wird. Die Asyle aber bieten ja nichts weiter als ein notdürftiges Obdach. Das alles sind durchaus unzureichende Mittel. Nun versuchen es viele Gemeinden mit einer Arbeitslosen-Versicherung. Auch geben viele Gewerkschaften ihren arbeitslosen Angehörigen eine Untere Stützung. Hier werden große Mittel ausgegeben, ohne daß die geringste Gegenleistung dafür gefordert wird. Das ist durchaus unvolkswirtschaftlich gehandelt. So sehr nun auch eine Arbeitslosen - Versicherung zu wünschen wäre, so muß man doch sagen, daß sie den Fehler hätte, große Kräfte unseres Volkes zwar zu unterhalten, aber nicht fruchtbar zu machen. Sie würde wohl eine moderne Ablösung und geschickte Organisation der willkürlichen Arbeitslosen-Steuer bedeuten, aber man sollte sich doch umsehen nach einem Mittel, das vernünftiger, wirksamer, volkswirtschaftlicher und gerechter ist. Denn der moderne Arbeiter will keine Leistung umsonst haben.

Nun liegen im ganzen Deutschen Reich tausende von kleineren und größeren Landstrecken unfruchtbar und ungenutzt da und wir sollten es uns reiflich überlegen, ob wir eine allgemeine Aenderung der Arbeitslosigkeit nicht durch Urbarmachen dieser Stellen erzielen können. Das große Barackenmaterial, daß jetzt zu Kriegszwecken ungenutzt aufgestapelt liegt, sollte auf diesen Stellen aufgebaut werden, damit die Arbeitslosen dort ein festes Unterkommen finden. Sie können dann je nach ihrer Leistungsfähigkeit aus Moor- und Heideboden Wiesen, Acker- und Obstland machen; sie sollen so

Rundschau.

837

bezahlt werden, daß sie mit ihrer Familie über die verdienstlose Zeit hinaus kommen können und sollen auch im Barackenlager eine ausreichende, billige und gesunde Ernährung in Kantinert finden.

Nach all den Erfahrungen, die ich auf diesem Gebiete reichlich gesammelt habe, würden große Massen von Arbeitslosen gern in solchen „Kultur-Arbeitsstätten“ sich ihren Unterhalt verschaffen. Diese Arbeitsstätten müssen nur richtig organisiert und im modernen Sinne geleitet werden. Jede Mark, auf solcher Stelle verwendet, würde vielfachen Segen tragen. Vor allem würde das bisher wertlose Land zu einem Kulturland werden und den Wert unseres Nationalvermögens erheblich steigern. In Zeiten größerer Beschäftigungsmöglichkeit in unserer Industrie könnten diese Stätten auch den tausenden von luft- und lichtbedürftigen Arbeiterfamilien der Großstädte und Industriebezirke als Erholungsort dienen. Die Arbeitslosen fänden draußen gesunde Tätigkeit und ehrlichen Verdienst. Die Gewerkschaften würden von der erdrückenden Masse der zu Unterstützenden erlöst. Die Arbeiter selbst hätten nicht mehr unter den Lohndrückern zu leiden, die Bürger würden von dem lästigen Bettel befreit und würden gewiß gern die „Arbeitslosen-Steuer“ den Kultur-Arbeitsstätten zugute kommen lassen. Hier kommt es schließlich nur auf eine geschickte Organisation an, die Behörden, Gewerkschaften und Wohltätigkeitsvereine zusammen zu leisten hätten. Alle würden dann die quälende Sorge um die Unterhaltung der Arbeitslosen los. Vor allem aber würde die Industrie ihre notwendige Reservearmee frisch und leistungsfähig erhalten, sie würde nicht durch das zermürbende Leben in Pennen, Asylen, auf der Landstraße und in allerlei Schlupfwinkel, sowie durch allgemeine Unterernährung minderwertig werden. Mancher von den in solchen Kultur-Arbeitsstätten tätig gewesenen Arbeitern würde gewiß wieder Freude an der Landarbeit gewinnen und in einen landwirtschaftlichen Betrieb zurückkehren, so daß selbst die enrapier-testen Landwirtsbündler für diese Idee eintreten können. Der Reichstags-

abgeordnete von Kaphengst, von dem die Grundidee der „Kultur - Arbeits-NEUE REVUE nrd MOROEN. 1905. H« stätten" stammt, hat jedenfalls schon seit Jahren Industriearbeiter mit Erfolg auf seinem Gut angesetzt.

Da die jetzige Arbeitslosigkeit immer größer werden wird, und wir bei der modernen Wirtschaftsweise stets mit arbeitslosen Massen zu rechnen haben, sollten wir diesen wirklich fruchtbaren Gedanken, der wohl noch ausbauungsfähig ist und auch eine gründliche Organisation des Arbeitsnachweises ermöglicht, ernsthaft überlegen und propagieren. Alle Bevölkerungsschichten haben ein großes Interesse daran.

Die Nationalbühne.

Von Eberhard Buchner.

Paul Schulze-Berghof hat bei Fritz Eckardt (Leipzig) ein umfangreiches Buch „Die Kulturmission unserer Dichtkunst (Studien zur Aesthetik und Literatur der Gegenwart)" erscheinen lassen. Wer es liest, wird Gelegenheit haben, dem Verfasser einige Male ein Bravo zuzurufen. Viel öfter wird er aber die Lust verspüren, gegen ihn anzugehen. Nur ist das nicht so leicht. Denn der redet auf ihn ein mit soviel Ueberredsamkeit und Geschwätzigkeit, daß dem anderen die Puste ausgeht, noch ehe er mit seinem Gegenvortrag begonnen hat. Das letzte Kapitel, das Schulze-Berghof wohl selbst für das wichtigste und aktuellste hält und daher auch noch in einem Sonderabdruck verbreitet, betitelt sich: „Die Nationalbühne als Volks- und Reichstatresache". Da steht nun wieder das Wort, das nicht totzukriegen ist, das noch niemals Fleisch und Blut angenommen hat, noch nie etwas anderes als ein Phantom idealistischer Sehnsucht gewesen ist und das doch so anmaßend und herausfordernd auftritt, als hätte es längst seine Kraft und Lebensfähigkeit über allen Zweifel hinweg glänzend bewiesen. Nationalbühne! Und man möchte das Wort dennoch mit so behutsamen Händen anfassen, wie man nur das anfaßt, was man liebt. Denn es ist eben doch unser deutscher Idealismus., aus dem heraus es geboren ist, es zeigt eben doch, daß tief im Herzen der einzelnen und vielleicht — vielleicht auch der Masse Wünsche und Bedürfnisse schlummern, die so weit von Kleinigkeit und praktischem Eigennutz entfernt sind, daß sie, ihrer selbst

2A. 59





NEUE REVUE und MORGEN.

sicher und froh, die Wirklichkeit übersehen und vergessen.

Das schließt nicht aus, daß dann einzelne Sprecher kommen, die dem Nationalbühnen-Gedanken etwas positivere Form zu verleihen und ihn dem Leben, das uns umgibt, mit mehr oder weniger Glück anzupassen suchen.

Paul Schulze-Berghofs Ausführungen setzen bei Bartels ein, der das Weimarische Hoftheater zur Nationalbühne für die deutsche Jugend machen möchte.

Und er bringt dabei, obschon er in manchen Bemerkungen kein allzu großes Verständnis für die Kindes-Psyche verrät, einen Vorschlag, der sich wohl hören lassen kann. Den Begriff der Nationalbühne läßt er für diese Jugendvorstellungen fallen. Und ebenso will er nichts davon wissen, daß ganz Deutschlands Jugend sich zu diesen Spielen in Weimar versammeln soll. Jeder Gau soll vielmehr seine eigenen Mustervorstellungen veranstalten. Damit wäre viel Geld gespart, und jedenfalls ein beträchtlicher Teil der Einwände, die gegen den Barteisschen Plan erhoben werden können, aus dem Felde geschlagen.

Nun geht aber Schulze - Berghof weiter. Das alles lag für ihn abseits von der Frage der Nationalbühne. Auf die Nationalbühne selbst aber will er nicht Verzicht leisten. Nicht in Weimar soll sie erstehen, sondern in Berlin. Und nicht für die Jugend soll sie spielen, sondern für das große deutsche Volk.

Wie sieht diese Nationalbühne nun aus?

Auf langen Seiten sucht Schulze-Berghof den Leser darüber zu informieren.

Sie wird zunächst einmal einen „pathetischen Zeitstil“ schaffen; wird unbekannte Talente entdecken; wird nicht von der Willkür eines einzelnen, sondern von einer ganzen großen Jury von Künstlern, Dichtern und Literaturhistorikern geleitet und bedient werden. Sie wird große Serienfestspiele veranstalten, wird mit allen Schäden des heutigen Theaterbetriebes im Handumdrehen aufräumen. Kurz, sie wird die „tragende Mittelsäule des Berliner Theaterlebens“ werden. So steht's auf dem Papier. Aber wer die Verhältnisse auch nur einigermaßen kennt, wird darüber lächeln müssen.

Als ob wir nicht Theaterleiter genug härteten, die mit bestem Willen

und Wissen an die Arbeit gegangen sind; als ob Reinhardt nicht ehrlich versuchte, unsere Schauspielkunst aus dem naturalistischen Bühnenstil herauszuführen; und als ob Brahm durch seinen konsequenten Ibsen-Kult nicht ostentativ genug für ernsthafte und großzügige Kunst eingetreten wäre. Was würde die Nationalbühne hier in Berlin anderes tun können, als mit unseren ersten Theatern Seite an Seite in ernsten Bemühungen für unsere Ideale zu kämpfen? Ich sehe das Bestehende gewiß nicht in zu rosigem Licht und verkenne nicht die vielen Schäden, an denen namentlich unser Berliner Theaterleben krankt. Aber was will die Nationalbühne dagegen ausrichten? Sie wird um so weniger zu diesem Kampf berufen sein, als sie sich doch unmöglich dazu hergeben kann, als Versuchsbühne zu dienen. Auch das kleinste Vorstadttheater wird eher dazu geeignet sein, Experimente zu machen; und darüber wollen wir uns nicht täuschen, jeder neue Mann a(u)f dem Theater, sofern er wirklich Eigenes zu sagen hat, bedeutet ein Experiment. Ihr Name wird der Nationalbühne auf dem Nacken sitzen, und er wird sich, das liegt in der Natur der Sache, vielleicht als ein schwereres Hemmnis erweisen, sobald es gilt voran zu gehen, Neuland zu gewinnen, als Name und Würde bei so manchem Hoftheater. Das Spezialistentum möchte Schulze-Berghofs Nationalbühne beseitigen, aber es steht zu befürchten, daß sie nur einen neuen Typ des Spezialistentums einführen wird. Es wäre hier davon zu reden, wie wenig an sich das nationale Moment mit der Kunst zu tun hat und zu welcher Verwirrung und Einseitigkeit die Zusammenschweißung beider führen muß. Und schließlich .... wie bei allem Menschenwerk, so gibt es auch beim Theater nur eines, was entscheidet: die Persönlichkeit! Ein Programm besagt nichts oder so gut wie nichts. Schulze-Berghofs Nationalbühne mit einem hervorragenden Theatermann an der Spitze, - kann natürlich auch Hervorragendes leisten. Warum nicht? In manchen Punkten vielleicht auch mehr als ein Privattheater, weil ihr die Unabhängigkeit von der Kasse zugesichert ist. Aber die Persönlichkeit wird ja gerade' durch Schulze-Berghof nach Möglichkeit in Schach gehalten. Ein Komitee, eine Jury . . . das ist der Tod eines jeden





Rundschau.

839

persönlichen und damit auch eines jeden erfolgreichen Wirkens. Die Autokratie in Bayreuth zeigt am besten, in welcher Weise solch ein Festspielhaus geleitet werden muß.

Ja Bayreuth, da sind wir bei dem Vergleich, der nicht umgangen werden kann. Bayreuth hatte eine feste Mission. Und auf dieser Mission fußt seine Existenz und sein Ruhm. Wir sind Zeugen gewesen, wie glänzend es sie erfüllt hat, denn sie ist heute erfüllt, und die Geschichte von Bayreuth ist über ihren Höhepunkt heute hinaus. Die Nationalbühne aber tritt ohne eigentliche Mission ins Leben. (Es müßte denn sein, daß sie sich in ihrem Programm eine ganz andere Beschränkung auferlegte als Schulze-Berghof es will, daß sie etwa den Ehrgeiz hätte, die klassische Bühne unserer Klassiker zu werden.) Wie wird ihr Publikum aussehen? Der Berliner wird sich gewiß! oft und gern darin zu Gaste laden. Er geht heute ins Residenztheater, morgen in die Kammerspiele und übermorgen in die Nationalbühne. Gewiß. Und er wird das eine mit dem andern vergleichen, und er wird dabei ganz vergessen, daß das Wort Nationalbühne nicht nur ein Name sein, sondern auch etwas bedeuten will. Die Fremden, auf die Schulze-Berghof so zuversichtlich rechnet, von deren „unterdrückter Sehnsucht“, von deren „versteckten Wünschen“ er in seinem Optimismus so schön zu reden weiß, ich glaube kaum, daß sie einen Zyklus von sechs Abenden in der Nationalbühne besuchen werden, und würde es ihnen auch durchaus nicht verdenken, wenn sie sich einen der Abende lieber zu einem Gang durch die Friedrichstadt oder zu einem Besuch im Eispalast oder einem Souper bei Kempinsky reservieren würden. Berlin ist eine schöne Stadt, und es gibt da allerlei zu sehen und zu erleben. Man kann ein sehr großer Idealist sein und sich dabei doch für hundert andere Dinge hier ebenso gut und vielleicht noch mehr begeistern, als für die Nationalbühne. Dieses Berliner Milieu ist denn doch nicht geeignet, als Rahmen für derartige Festspiele zu dienen. Soll eine Nationalbühne gegründet werden, dann schafft lieber ein zweites Bayreuth, dem das Festspielhaus dann Seele sein wird. Stellt es hin wie eine Wallfahrtskirche,

in deren Bannkreis nur der sich trauer. soll, der tiefes Verlangen hat nach den Offenbarungen und Segnungen, die sie ihm bieten kann.

Ich habe das Gefühl, daß man noch etwas zu dem Thema sagen müßte. Man müßte untersuchen, wie weit das Theater überhaupt heute noch die Ausdrucksform für unser tiefstes Wollen und Sein abgeben kann. Da steigen mir denn allerhand skeptische Gedanken auf. Und ich glaube, daß ich Schu'ze - Berghofs Enthusiasmus auch dann nicht teilen könnte, wenn ich von der Durchführbarkeit seiner Ideen überzeugt wäre.

Intellektualismus.\*)

Von Dr. Karl Wilker.

Hegel und Herbart stehen sich gegenüber, der Begründer des Intellektualismus dem Schöpfer des auf Ethik und Psychologie gegründeten erziehenden Unterrichts. Der erste muß weichen. Langsam, ganz langsam setzen die Herbartianer ihre (im Laufe des Jahrhunderts natürlich geklärten und gesichtete'n) Ideen durch. Zehn Jahre lang hat auch das preußische Lehrplansystem (von 1890 an) Front gemacht gegen den Intellektualismus, heute feiert er wieder Triumphe in ihm. Und nun ist der Kampf da: Kunsterziehung (das ist Phantasiebildung), Moralpädagogik (wie sie Fr. W. Foerster in seinen zahlreichen Abhandlungen entwickelt hat), Körperkultur (vom Ausland beeinflusst), vor allem aber der Individualismus rücken vor gegen den intellektualistischen Schulbetrieb, von dem selbst ein so vorsichtiger und sicherer Kritiker wie Budde sagen muß, er hat „die Entwicklung unserer höheren Schulen um ein Jahrhundert aufgehalten“. Ist er es doch allein (oder hauptsächlich), der uns diese Ueberfülle von Maschinenmenschen liefert, die sich als Beamte allenfalls noch brauchbar erweisen, eigene Schöpferkräfte aber höchstens vom Hörensagen kennen. Deshalb: der Intellektualismus muß verbannt werden aus Schulen, die Persönlichkeiten entwickeln wollen. Freilich bleibt noch eine Frage: wie? — Klar zu beantworten vermag \*) „Der Kampf gegen den Intellektualismus im Schulunterricht“ von Professor O. Budde-Hannover (Leipzig 1909, Verlag Deutsche Zukunft).



NEUE REVUE und MORGEN.

auch Budde sie noch nicht, wohl aber entwickelt er (um beim Kampfbild zu bleiben) einen vorzüglichen Ueberblick über das Schlachtfeld und über die Heere und ihre Bewaffnung.

Rassen-Politik.

Von Otto Seidl (München).

Das sind schon immer die richtigen, welche die sprachfalschen Ausdrücke „Rasse-Politik“, „Rasse-Frage“, statt „Rassen-Politik“, „Rassen-Frage“ gebrauchen! Selbst Reineckes alldeutscher „Heimdali“ kämpft gegen diesen undeutschen Sprachgebrauch seiner ostelbischen Freunde, und zwar für „Rassen - Hunde“, gegen „Rasse-Hunde“.

In seiner Schrift: „Deutsche Rassepolitik und die Erziehung zu nationalem Ehrgefühl“ (J. F. Lehmann's Verlag, München) sucht Eberhard Meinhold die führenden Bevölkerungsschichten Nordostdeutschlands als möglichst reinblütige Oermanen hinzustellen.

Im Norden des Kolonialgebiets sei die slawische Blutmischung sehr gering, viel geringer, als im Königreich Sachsen und in Schlesien; dort sei die heutige Bevölkerung dementsprechend vorwiegend groß und blond, hier klein und dunkel. Aber damit läßt sich nichts beweisen. Wir wissen, daß der Typus der nördlichen Wenden dem der Oermanen sehr ähnlich war („Deutsche Erde“, Gotha 1908, S. 228), daß in den rein sorbischen Bezirken der Lausitz die Blonden und Blauäugigen stärker vertreten sind als westlich der Elbe. Der dunkle Typus ist nicht auf slawische Blutmischung zurückzuführen.

„Die raßliche Scheidung“ im Kolonialgebiet dürfte nicht so scharf gewesen sein, wie Meinhold möchte. Die Quitzows waren wendischer Abkunft. Die slawischen Fürstenhäuser von Mecklenburg, Pommern, Schlesien usw., welche Meinhold zj der „bitteren“, aber sehr berechtigten Feststellung zwingen, „unser Fürstenstand habe sich international entwickelt“, diese Fürstenhäuser hatten wohl viele Stammesgenossen in ihrem Gefolge, beteiligten sich allerdings wacker am deutschen Minnesang. Die vielen slawischen Namen des ostelbischen Adels weisen nicht von vornherein auf slawischen Ursprung hin, da dieser Adel die Namen seiner wendischen Lehen-

güter angenommen hat. Wir wollen also den Herrn Gans Edlen zu Putlitz als Germanen gelten lassen. Aber der durch die Schücking - Sache bekannt gewordene Regierungspräsident Dolega von Kozirowski dürfte mit seinem untrüglichen — „ski“ doch wohl als germanisierter polnischer Protestant anzusprechen sein. Meinhold sagt, daß der Slawe nur an seinen Vorteil, nicht aber an das Gedeihen der Gesamtheit denke. Das erinnert mich an die Erbschaft-Steuer. Da müßten die ostelbischen Agrarier, welche diese gar nicht schlucken wollen, also doch wieder die reinsten Slawen sein! Weiterhin scheint mir die Zwischenbemerkung, der Gegensatz zwischen den süddeutschen und ostelbischen Sozialdemokraten sei eine Rassenfrage, viel Richtiges zu enthalten. Gegen das Ueberhandnehmen des politischen Einflusses der Polen im Westen Deutschlands müßten Mittel und Wege gefunden werden. Meinhold ist natürlich viel zu „national“, zu arbeitgeberfreundlich, als daß er in den Ruhr-Polen an sich schon eine rassenhygienisch schädliche Lohndruckertruppe sähe, die man möglichst bald nach dem Osten zurückbefördern müßte!

Dafür, daß eine freiheitliche Ausgestaltung unserer politischen Einrichtungen zur Hebung staatsbürgerlicher Persönlichkeiten notwendig ist, hat Meinhold natürlich gar kein Verständnis. Auch dafür nicht, daß die sogenannte „Herrenrasse“, wenn sie gesundheitlich entartet, hygienisch degeneriert ist, sich unbedingt aus gesundem Blut ergänzen, an ihm auffrischen muß, was durch Freiheitspolitik erleichtert und erstrebt wird. Der „hübscheste“ Satz in dem wunderlichen, aber frisch und anregend geschriebenen Büchlein ist aber doch folgender: „Die friedliche Lösung der Polenfrage ist unerwünscht, da sie zur Rassenmischung führt.“ Was versteht Meinhold wohl unter „friedlicher Lösung“? Friedliche Lösung wäre wohl die, daß die Deutschen Deutsche bleiben, die Polen Polen. „Gewaltsame Lösung“ wäre die gewaltsame Eindeutschung der Polen, welche ich persönlich allerdings für unerwünscht und unmöglich halte. (Der sogenannte „Kulturkampf“ hat wohl die Eindeutschung polnischer Pro-





EMPTY

Rundschau.

841

testanten, noch mehr aber die Verpolung deutscher Katholiken gefördert.) Aber sehen wir einmal davon ab: Gerade die Eindeutschung der Polen würde eine verstärkte Rassen- und Blutmischung herbeiführen, und eine solche will ja Meinhold um jeden Preis verhindern! Meinhold tadelt die Minderheit im preußischen Landtage, welche die „Traditionen der Vorfahren nicht begriffen“ habe. Diese „Traditionen der Vorfahren“ bestehen nun in vollständiger Entrechtung des Slawentums, in Vertreibung, in seiner möglichststen Ausmordung, eine „Eroberungspolitik“, welche Meinhold gegen „die verirrtten Mißdeuter des Christentums“ als durchaus gottgewollt und wahrhaft „christlich“ verteidigt.

Das ist die Folgerung aus Meinholds Rassen-Politik, wenn seine Ausführungen nicht — wie viele Rassen-schriften — ein stimmungsvoller, aber widerspruchsvoller Unsinn sein sollen. Die Rassenpolitik aber, die wir heute wirklich brauchen, vor allem notwendig haben, die ist weder slawisch noch deutsch, weder antisemitisch noch jüdisch, weder konservativ noch liberal; die heißt: Rassenhygiene, Förderung der Volks-Gesundheit!

Freundschaftskritik.

Von Hermann Kienzl.

Es kommt vor: Dämon — solche unverdächtige Namen wählt Lessing — hat den neuen Roman noch nicht fertig, und schon sind die Rollen verteilt. Freund A. hat versprochen, ihn im Morgenjournal zu besprechen, Freund B. in der Allgemeinen Abendzeitung, Freund C. im Volksblatt. So gut geht es einem, wenn er „Freunde“ hat! Dämon hat viele Freunde. Dämon ist selbst Kritiker. Und Dämon hat einen rührigen Verleger. Der Verleger hat Haus - Autoren. Er ist für sie sozusagen der gesellschaftliche Mittelpunkt, der Vermittler, der Makler. Erscheint in diesem Verlag ein neues Buch, so mobilisiert der Verleger rechtzeitig seine Truppen. Er weiß genau, welcher von den Hausautoren zu diesem, welcher zu jenem einflußreichen Blatt gute Beziehungen hat. Und er steckt einem jeden sozusagen den Einquartierungszettel zu.

Es kommt vor. Es ist nicht allgemein, aber es kommt doch so oft

vor, daß man von einem öffentlichen Uebel sprechen kann. Nicht wenige Bücher werden auf diese Weise dem noch immer ziemlich ahnungslosen Publikum empfohlen und aufgedrängt, und noch immer bleiben manche bessere Werte unbeachtet, weil sich ihrer weder Kluge noch Sippe erbarmt. Der redlichste Sinn der Zeitungsredakteure ist nicht imstande, dieser Art Freundschaftskritik genügend vorzubeugen. Müßte der Redakteur eben der liebe Gottvater sein, der angeblich alles weiß, also auch, wie die Weberschifflein hin- und herlaufen. Und würde der Redakteur prinzipiell den Standpunkt einnehmen, überall dort, wo er die persönliche Bekanntschaft zwischen dem Kritiker und dem Autor oder dem Verleger kennt, die Kritik nicht anzunehmen, so wär's in den meisten Fällen ein persönliches Unrecht, eine Beleidigung; und um so undurchführbarer wäre das Prinzip, je umfassender der Redakteur von den bestehenden Beziehungen unterrichtet ist. Selbst eine so große Stadt wie Berlin ist eine literarische Kleinstadt, in der unter den Bürgern und Hospitanten vom Geiste bald ein jeder einen jeden kennt. Ueberdies sind weder die redlichen, noch die unredlichen Beziehungen an den Ort und an den häufigen persönlichen Verkehr gebunden. Und verlangt man etwa vom Kritiker, daß er als Einsiedler lebe, nur mit Leuten Umgang pflege, die geistiger Leistungen absolut unverdächtig sind, damit er, der Kritiker, für unbefangen gelte? Wie armselig, wie jämmerlich sind Gedanken solcher Richtung! Ein anständiger Kerl darf der moralischen Aengste lachen. Der persönliche Anspruch auf das Wort „anständiger Kerl“ bietet Gewähr gegen den groben Unfug der unredlichen Freundschaftskritik. Sekundär kommt das Witterungsvermögen des Redakteurs in Betracht — (für sein Amt ein unerläßliches Erfordernis überhaupt). Daß er den anständigen Menschen, wie den unsicheren Kantonisten wittere, ist seine Aufgabe. Hat man die zwei Kategorien radikal und ohne Rücksicht auf bestechende Fähigkeiten geschieden, so ist es vollkommen müßig, sich um die persönlichen Beziehungen zwischen dem Kritiker (ich sage schlechtweg: dem Kritiker, denn der privatim interessierte



NEUE REVUE und MORGEN.

Propagandist ist nicht Kritiker) zu bekümmern; dann fällt der Terminus „Freundschaftskritik“ mit seinem üblen Geruch aus der Welt.

Es hat schon ein anderer gesagt, daß sich diese Frage in der einfachen Formel darstellen lasse: „Ist einer Kritiker oder ist er es nicht?“ Zum Kritiker gehören natürlich sehr viele spezifische Qualitäten. Ihre Aufzählung würde hier vom Thema ablenken. Eines von den unerläßlichen Erfordernissen ist (das hochtrabende Wort „Charakter“ scheint mir zu wenig spezifisch) das absolute und unerschütterlich? Lieberverhältnis des Kunstschriftstellers zur Kunst. (Für den wissenschaftlichen Kritiker sind hier nur die anderen Worte einzusetzen.) Eine starke Liebe duldet keine andere. Eine Liebe, die auf Vorteil ausginge, wäre die rechte nicht. Und weltlicher: Jeder Rich'er, der seine Rechtsüberzeugung im Spruch verleugnet, ist ein Lump.

Man spricht ziem'i.'h leichtfer'io; vo 1 „Freundschaftskritik“, wenn man das Handwerk des Managers treffen will, aber auch in gedankenloser Verdächtigung des rechten Kritikers, dem, soll er als Vollmensch über die feinsten Aeüßerungen des menschlichen Geistes urteilen können, die Fähigkeit zur Freundschaft nich! fehlen darf. Man gebraucht das Wort, ohne zu bedenken, daß es in Hinsicht auf die Freundschaft eine Blasphemie — und in Hinsicht auf die Kritik einen Unsinn bedeutet. Und zwar in jedem Falle.

Auch ohne hohes Pathos mag es jedermann einleuchten, daß Freundschaft und merkantile wechselseitige Interessenversicherung zweierlei Dinge sind. Außerdem werden die Augen eines Menschen von gesundem Gemüt in der Freundschaft kräftig und nicht schwach. Ich verzeihe dem Feinde lieber ein schle:h'es Buch als dem Freunde ..!

l'ine Kritik, die gegen Wissen und Gewissen dem versippten Autor nützen möchte, beweist, daß ihr Verfasser v rtler Kritiker noch Freund ist.

Soll es denn die Redlichkeit verhindern, daß ich eine freudige Ueber/eugung an dem Werk eines Autors gewinne, der zufällig mein Freund ist? Soll sie mich hindern, für diese Ueberzeugung Zeugenschaft abzulegen, bloß weil der Autor mein Freuna ist und

kleingeistige Leute auf der Lauer liegen? Ja, wenn Feigheit die fine fleur der Redlichkeit ist ... .!

Es wäre hübsch, ein anderes Wort einzubürgern für die sogenannte Freundschaftskritik, die doch mit Freundschaft und Kritik nichts zu schaffen hat.

Eine Geschichte der Sehnsucht.

Von Franz Clement.

Man wird sein Land nie los, ebenso wenig wie man sein Leben los werden kann, man müßte denn endgültig sterben. Unter denen, die aus ihrem Lande gehen, gibt es solche, die es dreist verraten, die vor ihr inneres Gesicht die Maske von fremder Art finden. Es fragt sich, ob man das nicht darf, ob man es manchmal nicht soll.

Aber wer bürgt einem für die Verluste, die solche Entflohenen erleiden? Dann gibt es bessere unter ihnen; es sind zumeist solche, die wegen ihrer inneren Freiheitsgelüste und wegen geistiger Selbsterhaltungspflichten enge Städtchen und reizlose Gelände, die mit ihrem Geschlechte verwachsen waren, hinter sich ließen und die voll von Deraciné-Tragik sind, mögen sie es auch selbst nicht glauben. Bei denen klingt immer das Lied ihres Landes hinein in die Rhythmen ihres anders gewordenen Lebens, und es ist bald ein süßes, bald ein bitteres, leidiges Leid. Ganz andere gibt es daneben — Starke und Schwache, Sieger und Besiegte, Spötter und Tränenmenschen sind unter ihnen —, die vermögen ohne ihr Land überhaupt nicht zu leben.

Wenn man diesen starken Erstlingsroman eines Luxemburgers liest\*), ohne das Land zu kennen, in dem dieser junge Dichter aus freier Wahl nicht mehr wohnt, steigen einem solche Reflexionen nicht auf. Wenn man es jedoch kennt und weiß, wie alle in ihm Geborenen an ihm hängen, wie sie ganz anders sind als die Deutschen und nicht weniger ganz anders sind als die Romanen, der hört in dieser Geschichte der Sehnsucht deutlich Untertöne vom oft erklungenen und endlos varierten Sang des Entwurzelten, freilich des Entwurzelten im besten Sinne.

Wie hätte ein anderer diese Geschichte erfinden können? Ein kleines  
•) »Funchal" von Norbert Jaqucs, Verlag  
?. Fächer, Berlin

Rundschau.

Kind, das auf einem untergehenden Schiffe war und das drunten in einem hellen Süden geboren wurde, wird an einem nordischen Strand aufgenommen und wächst mit blonden Kindern und unter dem mit heidnischer Ehrfurcht vor dem Leben durchtränkten Schutze blonder Menschen auf. Auch hier liegt das Meer vor dem Lande, aber unbittlich und stürmisch, verhangen von Bergen wilder Wolken. Die Augen des braunen Knaben haben aber einmal ein Meer gespiegelt, das immer glänzte und das mit grünen und farbigen Bergen, anstatt mit Sand umgeben war. Dieses Land Funchal ist seine Sehnsucht und das entnervende Gespenst seiner Träume. Er schreit nach ihm; er hat etwas wie Gift in seinem Blute und erst als er genug gelitten hat und Funchal verblaßt, vermählt er sich dem Lande in Form eines blonden Mädchens. Das ist die erste Entladung und die erste, süß verlogene Stillung der Sehnsucht. Das Kind von Tho und Margarete wird Erfüllung der Sehnsucht für einen andern, der gerade so wie er selbst zweierlei Blut in sich hat. Zuerst gewinnt er an Bertha sein Leben wieder, dann kommt das Glück, dann, wie es kommen muß, die unbarmherzige, rachsüchtige Tat des nordischen Meeres. Dem Fremden will das Dasein versagen, aber es treibt ganz aus sich heraus eine neue Blüte, die erlösende Kunst. „Und die süßen Unmöglichkeiten der Sehnsucht rauschten.“

Was ist dieses Gedicht in Erzählform also anders als das Lied von eigenem verlorenen Lande und von dem fremden Lande und den fremden Menschen, die dem Beraubten zum schönsten Eigentum werden, weil die Sehnsucht ihn geheiligt hat und weil ein großes, wärmendes Licht in seinem Inneren steht!

Ob es allen Menschen so sein wird, ich weiß es nicht, aber der Rhythmus dieses Buches hat mich ergriffen. Norbert Jacques hat so viel Seele in sein Buch hineinzuzwängen vermocht, weil die Landschaft in ihm ganz Seele geworden ist, weil nichts draußen ist, sondern alles sich rührt, und weil kein Detail mit dem Begriff der Zutat gewertet werden kann. Die Dynamik seiner Persönlichkeit, sowohl die seiner Strebungen, wie auch die seiner Sinne, hat ein so starkes Auf und Ab, daß die



Dünen und Dörfer, die Wasser und Wolken Individuen werden mit eigenen Seelen und bösen oder schönen Taten. Wenn dieses Buch durch die seltene Sprachkunst Aufsehen erregen wird, so verdankt sein Dichter diese Schätzung nicht einem Zufall von rein stilistischer Originalität, sondern der nie genug hervorzuhebenden psychologischen Wahrheit, daß Sätze und Seiten wie die vorliegenden der Niederschlag eines Lebens sind, das neben dem notwendigen Chaos eine manchmal brutale, immer aber überwältigende Energie birgt. So schwingt nicht nur in der Seele dieses Buches viel Luxemburgisches, seine Sprache ist von hier aus bedingt. Wenn dies sonderbar erscheint, der versuche die Originalität anders zu erklären. Ob er dazu imstande sein wird? Es gibt in der Geschichte eine Stelle, die für die Wertung des Buches symbolisch ist. „Tho lachte innerlich von Glück durchbraust, und zum ersten Male erzählte er dem Maler von seinem Leben, wie er gewandert sei, um Funchal zu finden, und wie er in der ersten Hochzeitsnacht das einzige Mal den Fuß in dieses Paradies gesetzt habe. Und das sei dann das Lädchen geworden.“ Jetzt wissen wir also, weshalb das Mädchen so schön geworden ist. Wir können aber auch erahnen, weshalb dieses Buch so schön geworden ist: in der Hochzeitsnacht mit den Wundern des Wortes hat Norbert J. ic<|ues sein Funchal gefunden.

Neue E

Der Redaktion sind folgend

11 c r m a n n Löns. Mümmelmann. Ein Tierbuch. Hannover. Adolf Sponholtz Verlag, G. m. b. H.

F. d m u n d. Aufklärung. Lyrische Erzählung. Dresden. Verlag E. Pierson.

Preis M. 2.—.

ü c h e r.

Bücher zugesandt worden:

O. von Zepelin, Oeneralmajora. D.

Der ferne Osten. II. Teil. Berlin.

Verlag von Zucksehwerdt & Comp.

Heinrich Ilgenstein. Preußen-

Spiegel. Berlin. Verlag Erich Reiß.

Preis M. 2.—.

NEUE REVUE und MORGEN.

Max B r o d. Ein tschechisches Dienst-  
mädchen. Kleiner Roman. Berlin —  
Stuttgart — Leipzig. Verlag Axel  
Juncker.

Carl Albrecht Bernoulli. Der  
Ritt nach Fehrbellin. Ein Schauspiel.  
Jena. Verlag Eugen Diederichs. Preis  
brosch. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Hans Reinhart. Der Garten des  
Paradieses. Dramatische Rhapsodie.  
Winterthur. Verlag von Alb. Hoster.

Felix Saiten. Künstlerfrauen. Ein  
Zyklus kleiner Romane. München-  
Leipzig. Verlag Georg Müller.

Ernst M üller-Meiningen und  
Friedrich Naumann. Gegen-  
wart und Zukunft des deutschen  
Liberalismus. München. Buchhand-  
lung Nationalverein. Preis 30 Pf.

Jules Laforgue. Pierrot, der Spaß-  
vogel. Eine Auswahl von Franz Blei  
und Max Brod. Stuttgart — Leipzig —  
Berlin. Verlag Axel Juncker.

L i l y B r a u n. Im Schatten der Titanen.

Ein Erinnerungsbuch an Baronin  
Jenny von Güstedt Braunschweig.  
Verlag George Westermann. Preis  
M. 6.50.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Alle Manuskript- und Büchersendungen  
an den Herausgeber Dr. Jos. Ad Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33.  
Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin.  
Lückhoffstr. 33; für Oesterreich-Ungarn: Dr. Felix Braun, Wien. - Expedition für  
Oesterreich - Ungarn bei Hermann Goldschmiedt, Wien I, Wollzeile 11. - Für den  
Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76  
Druck von J. Harrwitz Nachfolger O. m. b. H., Berlin SW.48, Friedrichstr. 16

Rhenser Mineralbrunnen  
am Königstuhl zu Rhens.

Staatlich anerkannte gemeinnützige Mineralquelle.

25. HEFT.

17. JUNI.

1909,

Die neue Hansa.

Von \* \* •

Die Sechstausend, die am 12. Juni im Berliner Zirkus Schumann gegen die Uebermacht der Agrarier im Industriestaat Deutschland sich mit schallenden Worten auflehnten, haben der neuen Kampfgenossenschaft einen stolzen Namen erwählt, der mehr Trotz und Kraft voraussetzt, als ihre noch ungegliederten Reihen in nächster Zeit aufzubringen vermögen. Freihändler und Schutzzöllner, Arbeitgeber und Arbeitnehmer — allerdings nur die Angestellten aus den Schreibstuben und nicht die Massen der Arbeiter, die heute wie gestern den eigenen Weg der Unzufriedenheit gehen — Verbände, die einander in den letzten Jahren so oft Feindseligkeiten zugeschleudert haben, ja auch das Mittel- und Kleingewerbe, das sich sonst gern im Grollwinkel verschanzt, alle wollen jetzt sich zu einer einzigen Front zusammenschließen.

Leicht wird das Werk nicht sein, und über Nacht erwächst nicht eine so fest verzahnte, wuchtige und draufgängerische Organisation, wie der Bund der Landwirte, der als Feind und als Vorbild zugleich allen vor Augen steht. Wunderliche Parallelen werden sich ergeben. Hier der notleidende Großindustrielle, drüben der so oft verhöhnte notleidende Latifundienbesitzer; hier der hilflos ausgesogene Handelsmann, drüben der arme, ausgeplünderte Bauer. Interessenpolitik gegen Interessenpolitik, Kaste gegen Kaste. Viele werden über diese Versimpelung unseres öffentlichen Lebens jammern, sie vergessen aber, daß es nie und in keinem Gemeinwesen je anders war, und daß die großen staatlichen Gedanken (so sehr dies Selbstverständliche von den Machthabern aller Zeiten mit Phrasen umnebelt wurde) nur aus der richtigen Erkenntnis der im Innern gegeneinander feindlich brodelnden Kräfte wachsen.

NEUE REVUE und MOROEN. 1909. Hft 25. 60



&4G

NEUE REVUE und MORGEN.

Und das ist das eigentlich Fesselnde an dieser neuen und noch nicht zur Klarheit gegorenen Bewegung, daß sie die ewigen Lehren wieder bestätigt: Die starren Hüllen alter Formen sind dauerhafter als diese selbst, aber die neuen Bildungen, die unter ihrem harten Mantel quellen, stoßen solange gegen ihn, bis er plötzlich aufklafft und bersten muß, wenn er sich nicht dem neuen Gliederbau anzuschmiegen vermag. Diese Zirkusversammlung war eine der vielen Attacken des neu Gewordenen, und die Gründung des Hansabundes ist einer der stärksten Versuche, der großen Kräfteverschiebung, die sich im industrialisierten Deutschland innerlich längst vollzogen hat, endlich auch zu gerechterem Machtausdruck zu verhelfen. Er mußte kommen, früher oder später. Verzögert konnte er nur werden durch den leidenschaftlichen Erwerbseifer, der gerade unsere Industrie- und Bankherren bis zum letzten Rest ihrer Zeit und Kraft gefangen hielt. Während sich das Staatshaus dehnte und mit Wohlhabenheit füllte, ließ er sie solange von ihrer Arbeit nicht aufblicken, als die Wenigen, auf die sich die Kunst des Regierens von altersher vererbt hat, ihr Werken und Mühen nicht empfindlich störten. Kleinere Unbequemlichkeiten konnten die glühende Unrast kaum behelligen. Nur ein unverständiges Auftrotzen mit verjährten Machttiteln und die strikte Verweigerung der Anpassung an das Neuentstandene konnten die von einem noch lange nicht gestillten Erwerbshunger absorbierten Kräfte schon vor dieser Stillung energisch in politische Bahnen lenken. Vielleicht war das auch der Keim des Blockgedankens, daß Fürst Bülow, der „agrарische Reichskanzler“, sich sagte: Gesetze, die 500 Millionen neuer Steuern vorschreiben, dürfen nicht ohne Mitwirkung der Freisinnigen, der eigentlichen Vertreter der Finanz- und Handelswelt, unter Dach und Fach gebracht werden. Er hoffte von der Klugheit der Konservativen, daß sie seine geliebte „mittlere Linie“<sup>1</sup> in dieser Entscheidungszeit endlich betreten würden, um eine frühe Eruptio:: der bisher durch Arbeit gebannten Kräfte des Bürgertums zu verhindern. In dem Momente, wo in der Finanzkommission des Deutschen Reichstages die Konservativen und das Zentrum sich wieder zu einer Mehrheit fanden, die ihrem alten Haß gegen das mobile Kapital frei die Zügel schießen ließ, wurde der Plan reif, das gesamte, in Handel und Industrie erwerbstätige deutsche Bürgertum zur Erreichung politischer Ziele zusammenzuschmieden. Nun ist der Anfang gemacht, und die neue Wegspur kann nicht mehr im Sand ertrinken. Die Gegensätze werden zwar auch Im neuen Hansabund aufeinander prallen und das Fortschreiten von Zeit zu Zeit hemmen. Der alte Kirdorf, der in dieser Versammlung just zu denen gehörte, die aus altem Hanseatenholz geschnitzt sind, hätte, als er seine Gegnerschaft gegen die Sozialreformer und seine eigene Meinung über die Erbanfallsteuer offen bekannte, bei seinen unduldsamen Zuhörern im Zirkus Schumann beinahe dasselbe Schicksal erfahren, wie Adolph Wagner, der einsame Prophet- im Zirkus Busch, über dessen brutale Behandlung sich die Liberalen so sehr entrüstet haben. Aber die neue Hansa kann, nachdem sie einmal die Pforte

Die neue Hansa.

847

zum Licht sich erriegelt hat, nicht mehr in die Dunkelheit zurückgestoßen werden. Es ist immer leicht, den Vollstreckern historischer Notwendigkeiten ihr Schicksal zu prophezeien. Die neue Kampfgenossenschaft wird ans Ziel gelangen. Ob sie es schneller oder nach mannigfachen Niederlagen langsam erreicht, das hängt von ihren Führern ab, deren eine grandiose Organisationsarbeit harrt. Aber jeder von ihnen hat sich in seinem eigenen Reiche schon als glückhafter Ordner und Rechner erprobt.

Boccaccio.

Von

Herbert Eulenberg.

Dieses ist der Bericht, den der Augustinermönch und Professor der Theologie Martino da Signa zu Florenz über das Leben und Schreiben des hochberühmten Giovanni Boccaccio an seinen Bruder in Christo den Karthäusermönch Ciani zu Siena übersandt hat:

„Du verlangst von mir, mein viellieber Bruder im Herrn, daß ich dir und der Nachwelt eine Beschreibung von dem weltlichen Dasein unsers für und für verehrten Meisters Boccaccio geben soll, ähnlich derjenigen, die er selber von dem größten Sohne unserer Stadt Florenza, dem göttlichen Dante, aufgezeichnet hat, an der sich die kommenden saecula nicht minder als wir erfreuen werden. Denn, so schreibst du mit Recht, die Züge eines großen Mannes im Bilde zu erhalten, ist selber etwas Großes und solche Beschäftigung ist ein adliges Tun. Aber wie vermöchte ich die Feder so leicht und gewandt zu führen, das Wesen dieses Dichters zu schildern, der zart wie eine Mücke über unsere Zeit hinflog und ihr das Blut aussaugte, um es kommenden Geschlechtern zuzubringen. Niemals würde es mir gelingen, ein würdiges Abbild seines Lebens, wie es heute vor uns liegt, aufzuzeichnen, wie solches jenen Heiden vor Christo, einem Phitarch oder Polybius wohl geglückt ist, die weniger fromm, aber auch weniger einfältig als wir gewesen sind, und die unser Meister Boccaccio darum so über alles geschätzt hat. Versuche mich darum nicht zu einem Werk, das ich nicht leisten könnte, anzustacheln, auf daß ich nicht vor den späteren Zeiten dastehe wie Petrus, da er über den See von Genezareth gehen wollte, darinnen er beinahe versoffen wäre. Sondern vernimm aus diesem Schreiben nur das wenige und einfältigliche, was ich für deine Ohren allein von dem irdischen Dasein des Messer Boccaccio zu sagen weiß, vielleicht daß du selber aus diesem Hanf, den ich dir reiche, Seide spinnen und eine wirkliche wahre Lebensbeschreibung des großen Mannes entwerfen könntest. Geboren ward unser Meister im Jahre des Heils 1313, zu einer Zeit also, da der König der Deutschen Heinrich der VII. zum letzten Mal versuchte, unser von den schwäbischen Kaisern, den Hohen-

Staufen, verwüstetes schönes Land unter Oermanien zu bringen, und da der Herr der Christenheit, der selige Papst Clemens der V. die Residenz Sankt Peters nach Avignon verlegte und damit die babylonische Gefangenschaft der Kirche begann. Wie sich um die Ehre, einen Homer der Welt geschenkt zu haben, sieben Städte in Griechenland wie Kinder um eine Bretzel gezankt haben sollen, wissen bei BoCCaCcio die drei Städte Paris, Florenz und Certaldo im Gebiet von; Siena nicht genau, ob der Meister in ihnen zuerst seine Augen aufgeschlagen hat. Ich weiß es auch nicht und hinterlasse die Entscheidung darüber als ein rechtes Fressen den gelehrten Männern, die nach mir kommen und die die Kirchenbücher und Archive danach durchstöbern mögen, bis sie geschliffene Gläser vor den Augen tragen müssen. Tatsache ist, daß er einmal irgendwo geboren worden ist und daß er darum eine Mutter gehabt haben muß, wenngleich keiner sie kennt und er selbst sie nicht mehr kannte. Ob sie, mag (sie nun eine hübsche Pariserin oder eme kluge Florentinerin gewesen sein, von Lorbeern geträumt hat, da sie mit ihm schwanger ging, gleich der Mutter Dantes, das vermöchte nur ihr Beichtvater zu sagen. Und der ist lange tot wie sie. Einige Feinde unseres Meisters, sonderlich! die, die sich ihr Gewissen an den anzüglichen Stellen in seinen Schriften wund und blau stoßen, meinen zwar, seiner Mutter habe geträumt, sie läge unter einem Eichenbaum auf einer grünen Wiese neben einem klaren Quelle und habe; dort einen Sohn geboren. Per habe sich eine Weile von den Eicheln genährt, die vom Baume herniederfielen, und sich plötzlich, so schien es ihr, in ein Schwein verwandelt. Das Tier sei dann grunzend in den Quell gestiegen und habe mit seinem Rüssel die Erde aufgewühlt, also daß ein Morast aus der Quelle geworden sei, der die ganze Wiese überschwemmt hätte. Alles dies deuten sie sinngemäß auf Boccaccio, einzig aus) Wut darüber, daß er einen sittenlosen Mönch einen Schelmen heißt und eine nichtsnutzige Frauensperson ein Nickel. Wie es aber in Wahrheit um seine Frömmigkeit bestellt war, das weißt du, Bruder, der du ihm oft die Beichte abgenommen hast, besser als alle die, die Dreck am Stecken haben und damit nach ihm schlagen, nun er sich nicht mehr wehren und ihnen eine Nase drehen kann, über die noch in sechshundert Jahren die Menschen lachen würden. Mit seinem Vater muß unser junger Boccaccio nicht gut gestanden haben, denn wo er seiner erwähnt, da geschieht es mit Worten wie „ein fühlloser trübsinniger Greis“ oder „ein roher stets nur auf Gewinn bedachter Geizhals“. Ausdrücke, über die man als unehrwürdige und unkindliche wahrlich mit ihm gram sein müßte, wenn anders man nicht bedächte, wie ein junger lebensfrischer Mensch, der Horaz und Ovid seine Kameraden nennen durfte, einen alten mürri-schen Filz lieben sollte, der ihn über sechs Jahre lang zwang, kaufmännische Rechenkunst zu treiben, einzig aus dem Grunde, weil er sein Vater war. Und obgleich ein jeder Mensch dem jungen Boccaccio an den Augen ansah, daß er hinter dem' Zahltisch Verse machte und abends im Bett Dante las statt Zinseszinsen auszurechnen, so ruhtb



Boccaccio.

849

doch dieser sein nur auf das Geld erpichter Vater nicht damit, aus dem Sohn ein goldenes Kalb machen zu wollen. „Wenn du mehr zum Gelehrten taugst als zum Kommercemachen“, sagte er zum Sohn, als der von seinem Lehrmeister ihm als zu dumm zum Kaufmann wieder zugeschickt worden war, „so sollst du mir das Rechtsstudium ergreifen und die päpstlichen Gesetzsammlungen, das heilige kanonische Recht, statt deines gottvermaledeiten Dante auswendig Temen. Denn der Mensch ist auf der Welt da, um Gold zu machen, wie die Henne, um Eier auszubrüten. Und wer nicht das Vermögen seines Vaters zum mindesten verdoppelt, der ist ein Lumpenhund, ein Tagedieb, Ein Schmarotzer, ein Taugegarnichts gewesen.“ Mit diesen Zärtlichkeiten jagte der Alte unsern göttlichen Dichter in sechs weitere Sklavensjahre hinein, in denen Boccaccio sich vergeblich bemühte, die dicta Gratiani und die Dekretalen Gregors des IX. in sein Gehirn unterzustopfen, das die Poesien aller Zeiten und Völker bereits in sich hereingeschmuggelt hatte. So daß er seit jenen Jahren einen wahren Haß gegen alles Juristische in sich verspürte, und wenn er eines Advokaten oder Notars ansichtig wurde, zu zittern begann, gleichwie ein Pferd, das von ferne ein Kamel herankommen sieht.

Kein Wunder war es demnach fast, daß unser Dichter, der von seinem Vater, wenn es eben anging, so weit weglebte wie Neapel von Florenz liegt, nicht mehr als fünf Tränen herausdrücken konnte, als ihm ein Bote die Nachricht brachte, daß sein Vater an der Pest dahingegangen sei. Denn nun konnte er die Rechtsgelahrtheit mit gutem Gewissen denen überlassen, die besser damit fertig wurden als er. Er fuhr — es verdreußt mich dieses von ihm zu vermelden — mit einer gewissen stillen Heiterkeit nach Florenz zurück und summt bisweilen Liedchen vor sich hin, die zu seiner schwarzen Trauerkleidung paßtet wie eine Guitarre in eine Kirche. Und doch, wer von uns sündhaften Menschen hätte ihm darob lange böse sein können! Denn siehe, das Leben lag nun vor ihm so lustig und frei wie der dritte Tag des Dekameron: Er konnte jetzt dichten und singen von früh bis spät und selbst in der Nacht aufstehen und aus einem falschen Reim einen guten machen, denn am nächsten Tage hatte er ja nichts anderes schlechteres zu tun. Er konnte ein Haus führen und einen Bchmerbauch tragen — denn er nannte sich selber damals vor dem Spiegel „ein kleines Faß“. Er konnte im Sommer in Certaldo Blumen zum Kranze und Worte zu Gedichten winden. Er konnte seinen Freund und Meister Petrarka zu sich laden, so oft er wollte und jener es ihm gewährte, und konnte mit ihm Wochen lang über die großen Sänger und Männer des Altertums disputieren, eine Beschäftigung, die sie etwas vermessenlich „Humanismus“ taufte, nicht anders als ob wir Christenmenschen seitdem bis heute im Zustand der wilden Säue gelebt hätten!

Sein Glück vollkommen zu machen, war unser Boccaccio nicht verheiratet, denn die Liebe seiner Fiammetta war nur ein Flämmchen und kein Kochofen geworden. Und wie sein Freund und Meister Petrarka die herrliche Laura nur wenige Male gesehen hatte, um sie

## NEUE REVUE und MORGEN.

dann unaufhörlich besingen zu können, so erging es auch unserm Dichter mit seiner Fiammetta, welche bekanntlich als Tochter König Roberts von Neapel ein Kind der Liebe war, was einige ja auch von unserm Boccaccio selber behaupten. Feststeht, daß Fiammetta schon verheiratet und Mutter war, als der Dichter am Ostersonnabend des Jahres 1338 in der San Lorenzokirche bei der Frühmesse zum ersten Male die schöne Neapolitanerin in grünem Kleide erblickte. So sehr aber trug unser Poet ihr Bild in seinem Herzen, daß er erst, als viele Jahre hinter diesem Blick lagen, noch einmal sein Herz an ein Weibsbild, eine schöne und reiche Witwe zu Florenz, verlor. Diese aber, die drei andere Männer im Sinne hatte, sah nicht das Feuer des Prometheus in seinen Augen, sondern nur den Gran-Sasso seines Bauches, und wies seine Werbung mit spitzen und garstigen Reden ab. Ein Ofen, der keinen Abzug hat, der qualmt und raucht, bis allen die Augen laufen, und so unser Meister auch nach dieser Niederlage: Er schrieb jene Schmähschrift gegen die Weiber, genannt „Corbaccio“, in der er selber wie ein wüthenjder alles zerhackender Rabe auf das Geschlecht der Frauen, dem doch auch seine gepriesene Fiammetta angehörte, losfuhr und sie allesamt beschimpft hat, daß man es, wenn man dies Buch gelesen, leicht mit tausend Xantippen aufnehmen könnte, so viele häßliche Worte und Gründe hat er einem damit gegen sie in den Mund gegeben. Recht wie ein Herodes unter die Kinder fällt unser Boccaccio hier zwischen die Frauen, und er hat sich für diese eine, die ihn nicht nahm, an ihnen allen gerächt als ein persischer Wüterich, der das Meer mit Ruten schlagen ließ. Und die Frauen müssen doch wohl da sein, wenngleich — darin hat er Recht — ohne sie viel weniger Sünden auf der Welt wären.

Von dem Alter des Meister Boccaccio kann ich dir, Bruder Ciani, weniger berichten. Und weißt du selbst ja auch mehr davon als ich. Denn du warst doch der wackere Soldat unserer Kirche, der du auf Geheiß deines Ordensmeisters Pietro de Petroni von Siena dich aufmachtest, um nach der Weisung dieses deines verstorbenen Oberen den fast fünfzigjährigen Boccaccio zur Buße und zur Umkehr von seinem sittenlosen Lebenswandel zu ermahnen. Du selbst hast es mir oft erzählt, wie er da unter der Wucht deiner Predigten zusammenschmolz wie eine Kerze, wenn der Wind über sie fährt, wie er weinte wie ein Kind, wenn er seiner lockeren Schriften und dann der Hölle gedachte, wie er in sich ging und es als Gottes Strafgericht hinnahm, daß seine drei Kinder, die er außer christlicher Ehe in die Welt gesetzt hatte, alle längst vor ihm dahingegangen waren. „Mein Töchterchen Violante ist gestorben“, schrieb er mir damals, „sie war 51/2 Jahr alt. Von Kindern, die in diesem Alter sterben, glauben wir, daß sie Engel werden.“ Du weißt es, mein Bruder, besser noch als ich, daß er seinen Frieden mit der Erde und dem Himmel gemacht hatte, als er selbst zweiundsechszigjährig zu Certaldo von Gott abberufen wurde. Du weißt, daß er mit jenen losen Geschichtchen von uns Mönchen oder Aebten oder Priestern nur diejenigen unserer Klerisei am Hemd gezupft hat, die es nicht besser verdient haben. Denn in

Die Begegnung der Götter.

851

unserer Zeit liegt die Geistlichkeit oft im argen und manch einer von uns scheint mehr die Zotologie als die Theologie studiert zu haben, so daß der Tag nahe ist, da einer einmal diesen Augiasstall ausfeigt und Unsere Kirche an Haupt und Gliedern reformiert Derowegen wollen wir unserm Boccaccio nicht über das Grab hinaus zürnen, der in seinen zehn Tagen des „Dekameron“ eine Welt aufgebaut hat, die nicht anders ist als die, die unser Hergott in sechs Tagen geschaffen hat, das ist voller Farben und Schatten, voller Freuden und Schmerzen und voller Tugenden und Schlechtigkeiten, alles durch einander vermenget bis zum jüngsten Tage.

So: Mehr weiß ich dir nicht weder zum Ruhme noch zum Tadel des Meisters Boccaccio zu berichten. Wer es besser kann, der mache es besser!"

Die Begegnung der Götter.

Ein Erlebnis

von

Oscar A. H. Schmitz.

(Fortsetzung.)

Ich vermag kaum auszudrücken, wie es mich störte, daß sich ein Mensch mit einer alles Maß übersteigenden Indiskretion in meiner Nähe hielt und die Gelegenheit abwartete, mich anzusprechen. Er war mir auf den ersten Blick so verhaßt, als ich den Doktor liebte. Der lange, hagere Leib, die mageren Beine mit dem ungeheuren, knochigen Oberkörper darüber steckten in schlotternden, vertragenen Kleidungsstücken von der schmutzigen Farbe des Lehms. Das gelbe, hohle Gesicht hatte auf den Wangen starres, verwildertes Haar, das in einen langen, rötlich grauen Bart ausging. Ein unter der speckigen Krawatte etwas offenstehendes Baumwollhemd ließ ähnliche rauhe Behaarung auf der Brust sehen. Es lag in der bizarren Erscheinung etwas wie Zerfall, über den aber eine ungeheuer angespannte Willenskraft die Herrschaft zu gewinnen trachtete. Die Unterlippe des großen Mundes mit verdorbenen gelben Zähnen schob sich etwas vor, der breite Unterkiefer machte das Gesicht brutal. Die Nase war groß und höckerig, die Augenbrauen wuchsen zusammen, die Stirn hatte Furchen, welche eine tiefe geheime Angst und Nachdenklichkeit verrieten. Die klauenartigen, knochigen Hände fuhrten bisweilen an den weichen Hemdkragen, als wollten sie dem fortgesetzt auf- und absteigenden Adamsapfel Platz schaffen. Dabei reckte er den mageren Hals, hob das Kinn und schnitt eine widerliche Grimasse, bei der die Unterlippe noch weiter hervortrat. Er trug einen verwitterten, grünlichen Filzhut übe-



dem dünnen Haupthaar. Als Violet den Kaffee brachte und ihn mir an einem kleinen Gartentisch servierte, setzte sich der Mensch zu mir, und ich bemerkte, daß ein eindringlicher Bocksgeruch von ihm ausging. Er erinnerte mich ganz auffallend — trotz seinem langen Barte — an den Priester, doch während er mich mit stechenden, tadelnden Augen, deren Weißes gelb war, anblickte, erkannte ich in ihm den Professor Nösel, der von Sexta bis Tertia, in der Zeit, wo der Geist noch ganz weich ist und wahllos jedem Eindruck nachgibt, mein Vorstellungsleben mit einigen unauslöschlichen Bildern erfüllt hatte. Ich erinnerte mich, wie er mit gehässigem Drohen Jahre hindurch meine kindlichen Träume begeiferte, so daß ich mir angewöhnte zu erschrecken, wenn mein Name gerufen wurde, und zu stammeln und zu erröten, wenn man mich anblickte. Ich lernte, mir selbst zu mißtrauen und fürchtete mich vor den Begierden, die ich im Grunde meiner Seele vermutete. Er verschüttete meine Einbildungskraft und verdrängte die Fragen, die mir auf den Lippen zuckten, durch ein nervenlähmendes, die Sinne abstumpfendes Einstampfen von geistlosem Wissen. Auch jetzt schien sein Blick zu fragen: „Was treibst du dich hier herum, verdorbener Faulenzer, zerstreuter Schwätzer, denke an dein Pensum.“ Plötzlich redete er; er hatte einen Zungenfehler, so daß seine Stimme schwer und gewaltsam klang. Er sprach deutsch, mit etwas ostpreußischem Akzent. Er erzählte, von seiner kalten, kahlen „Bude“, die er einst im Norden Berlins neben dem Absteigequartier einiger Dirnen innegehabt. Ich befand mich damals in meinen ersten Semestern und besuchte ihn mehrere Abende der Woche. Ich brachte etwas kaltes Abendessen mit, und er offerierte dazu einen perfiden Schnaps, von dem ich genoß, um mich nicht verweichlicht zu zeigen.

Dieser Mensch knetete an meiner unruhigen, nur allzu empfänglichen Intelligenz, er wühlte durch umstürzlerische Ideen mein Inneres auf, versuchte, mich meinem auf eine Beamtenlaufbahn hinzielenden juristischen Studium zu entfremden, so daß ich mich mit meinem Vater überwarf und — zum erstenmal in meinem Leben — das Weihnachtsfest nicht zu Hause verbrachte. Dafür wurde ich in eine trostlose Gesellschaft von teils russischen Anarchisten eingeführt, deren scheinbare, nur auf Zerstörung gerichtete Intelligenz und überlegene Erfahrung mich blendeten. Hungernd und schnapstrinkend verkündeten sie in den dumpfen Destillen Berlins Arbeitslosen und vorüberkommenden Droschkenkutschern den nahen Zusammenbruch der Gesellschaft und verhöhnten in mir das verhätschelte Bourgeoissöhnchen, was ich als gerechte Strafe meiner bisherigen Irrtümer mannhaft ertrug. Aber war dieser dreiste Schreier, der im Rausch von Stirner und Krapotkin phantasierte und mir oft mein letztes Geld wegnahm, wirklich mein Klassenlehrer? Jetzt erst erkannte ich seine heimliche Aehnlichkeit mit diesem Berliner Literaten Lewin, dem mageren, zähen Menschen, der ein Holzbein nachschleppte. Ich sah hinter der Maske des Professors plötzlich ein fahles Gesicht mit blauschwarzem Stoppelbart um zerrissene, von hitzigen Reden bewegte Lippen, auf denen der Speichel

Die Begegnung der Götter.

853

stand. Weil der Anarchist theoretisch ungefähr das Gegenteil der Grundsätze verfocht welche die Schule uns einpflanzt, hatte ich übersehen, daß dieser Lewin seelisch ein Bruder des Professors Nösel war. Schien er nicht von derselben Rasse wie er, ebenso gehässig, ebenso armselig in den Ideen, ebenso unfruchtbar und zerstörerisch? Und doch wäre, wenn sich Nösel und Lewin getroffen hätten, die Hoffnung berechtigt gewesen, daß sie sich gegenseitig aufgefressen hätten. Uebrigens nahmen diese beiden Menschen ein tragisches Ende. Den Professor Nösel, der auch in einer Mädchenschule unterrichtete, fand man eines Tages erhängt, in dem Augenblick, wo er wegen unsittlicher Berührungen minderjähriger Schülerinnen verhaftet werden sollte. Lewin bekam eine lange Freiheitsstrafe wegen Beschimpfung, Verleumdung, Bedrohung und Erpressung. Diese Delikte hatte er aus Rache gegenüber einer jungen hübschen Studentin begangen, weil sie seine Bewerbungen beharrlich abwies. Dabei zeigte er eine solche Grausamkeit gegenüber seinem Opfer, welches er vernichten wollte, daß die Richter auf das höchste zulässige Strafmaß erkannten. Er ist in der Gefangenschaft an einer schmutzigen Krankheit — ich glaube Elephantiasis — gestorben.

Diese beiden Vernichter, der Professor und der Anarchist, schienen plötzlich, zu einer Person verschmolzen, in meinem Gegenüber aufzuleben.

Es war mir im späteren Leben gelungen, mich dem Einfluß dieser und ähnlicher mir nahenden Menschen zu entziehen, aber etwas Böses hatten sie für immer in mir zurückgelassen. Ich trug gewissermaßen zwei Intellekte in mir, einen geraden, Lancrét verwandten, der mich, falls ich Zeit zur Sammlung hatte, bisweilen über die Sphäre der Alltagsmenschen erhob, und einen schliefen, der aus mir, wenn es im Augenblick zu handeln galt, oft das machte, was man einen „Schlemihl“ nennt. Anstatt meiner wohl noch unklaren Natur vertrauensvoll zu folgen, maßregelte ich sie im Namen Nöselscher, Lewinscher oder anderer Prinzipien, um sie in einen ihr fremden, sie irreführenden Kurs zu zwingen. War nicht der Priester ein — vermutlich letzter — Abgesandter derselben feindseligen Macht gewesen? Wie gut, daß ich Lancrét's Brief gefolgt war, denn hier fühlte ich mich plötzlich sicher, so widerwärtig mich auch die Begegnung mit dem Professor im Augenblick berührte.

Mit ungewohnter Klarheit erkannte ich jetzt diese Zweiheit meines Wesens, mein gutes und mein böses Ich, während mich der unheimliche Mensch anblickte, als habe sein mich maßregelnder Blick verderblich über meinem ganzen Leben gestarrt. Wenn auch innerlich bebend, suchte ich nun diesem spitzen kleinen Auge zu begegnen, das mich, wie ein falsches Signal, so oft hatte den Kurs verlieren lassen. „Ach, da kommt dieser unangenehme Poseur“, rief plötzlich der Professor, „ich gehe, schauen Sie, wie Sie ihm Stand halten, aber am Ende vertragen Sie beide sich ausgezeichnet.“ Mit meckerndem Lachen stand er auf, ging davon und hinterließ leichten Gestank.

Ich sah einen hochgewachsenen Mann auf mich zukommen, der mir durch seine sonderbare Schönheit auffiel. Er war dem französischen Doktor nicht unähnlich, nur schien alles ins Monumentale gesteigert. Große helle Augen, eine ungemein weiße, klare Stirn, die dadurch von besonderer Höhe schien, daß sie in den sich lichtenden {Scheitel übergang, und nicht zum wenigsten ein langer, schmaler, brauner Bart, dem man liebevolle Pflege ansah, gaben diesem Manne eine erhabene Heiterkeit, die noch überzeugender wirkte, als das philosophische Gleichgewicht der durchdringenden, fast möchte man sagen, zu weltlichen Intelligenz des Doktors. Er hatte nichts von einem Philosophen oder Gelehrten, dazu sah er zu elegant aus, obgleich er in diesem Augenblick einen einfachen, hellen Gartenanzug trug. Seine langen, weißen, geistigen Hände — sie waren fast ein wenig zu groß — konnten an Pflege mit denen einer Halbweltkönigin wetteifern. Man härte ihn vielleicht für einen indischen Rajah gehalten, der die Lehren der Brahmanen befolgt, aber die Heiterkeit seines Antlitzes war doch zu heidnisch-sinnlich. Besonders die tiefroten, starkgeschwungenen Lippen verrieten, daß dieser Mann, trotzdem man ihm fast fünfzig Jahre geben konnte, noch nicht zu küssen aufgehört hatte. Seine Formen mußten freilich bereits ein wenig fett sein, auch sah man an den Schweißperlen der weißen Stirn, daß er unter der Hitze litt. Man konnte sich ihn gut auf einer südlichen Terrasse ausgestreckt denken, umgeben von entzückenden Sklavinnen und blind gehorchenden Sklaven, die allein sein Wohlbefinden im Auge hätten. Dabei erinnerte nichts an die Grausamkeit eines orientalischen Despoten: abgesehen von kurzen Zornausbrüchen, zu derijem seine nicht ganz heiteren Augen fähig schienen, war er giewiß ein sehr gütiger, großmütiger Herr, aber ein Herr, der aus seiner Natur heraus menschlich ist, nicht einer der mit seinen Dienern irgendwie parlamentiert.

Er redete mich in englischer Sprache an: „Als Sie mich vor einigen Jahren auf der Insel Tenerife verließen, befanden Sie sich in so schönem Gleichgewicht. Warum haben Sie die Ruhe, die damals in Ihnen war, wieder preisgegeben?“ Bei diesen Worten erkannte ich Sir Charles Bloom. Es ging mir wie mit Dr. J. Lancret. Warum hatte ich ihn nicht gleich erkannt? Was für eine fremde Atmosphäre lag um ihn, obgleich er sich gar nicht verändert zu haben schien? Ich habe Sir Charles in Kleinasien kennen gelernt. Ich lag an einer quälenden Ruhr in dem flicgenerfüllten Zimmer eines jämmerlichen Gasthauses und bemaß an den fünf täglichen Gebetsrufen des Muezzin auf der benachbarten Moschee, wie langsam die Stunden schlichen. Während ich gerade einmal gegen Sonnenuntergang in Halbschlummer lag, trat plötzlich Sir Charles in das verwahrloste, gekalkte Zimmer, das einen Augenblick von abendlicher Röte überschwemmt war. Er befand sich auf der Rückkehr von einer Expedition mit einer Schar von Dienern und Tragtieren, die Zelte und Proviant schleppten. Zufällig war er an dem Gasthaus vorbeigekommen, und man hatte ihm erzählt,



Die Begegnung der Götter.

855

daß oben im „Staatszimmer“ ein kranker Europäer liege. Mir erschien er, als seine hohe Gestalt im Licht der letzten Sonnenstrahlen vor meinem Bett stand, wie der Heilgott selbst. Er stärkte mich mit einigen Mitteln seiner vorzüglichen Reiseapotheke, und schon am nächsten Tag konnte ich in einem Damensattel auf dem Maultier den Weg bis zur Küste zurücklegen, wo uns die Yacht des Sir Charles aufnahm. In wenigen Tagen waren wir in Konstantinopel. Als die Silhouette der Moscheen und Minarehs von Stambul vor uns im ersten Morgenlicht lag, konnte ich mich als genesen betrachten. In langen Gesprächen, die wir abends auf Deck, in Hängematten liegend, angesichts des Sternenhimmels führten, während die schwarzen Schatten der griechischen Inseln an uns vorbeizugleiten schienen, waren wir Freunde geworden. Ich fühlte eine ungemein gute Wirkung von ihm auf mich übergehen.

Im folgenden Jahre habe ich ihn auf der Insel Tenerife besucht, wo er im Tal von Orotava in dem tropischen Garten La Paz sein weißes tenerifinisches Landhaus mit grüner canarischer Holzarchitektur bewohnte. Ich verbrachte einige heitere Wochen zwischen ihm und seinen schönen Töchtern, umgeben von Kunstwerken und anmutigen Tieren. Sir Charles lebte von seiner Gattin getrennt. Nur einmal erwähnte er sie mir gegenüber flüchtig, bat mich aber unmittelbar darauf, als bereue er seine Worte, niemals von ihr zu sprechen. Dieses Verhältnis schien der einzige Mißton in seinem glücklichen Leben zu sein. Sir Charles nannte sich einen Platoniker; er liebte es, die Welt bis ins Kleinste zu durchkosten, da in jedem Stäubchen der Abglanz der göttlichen Idee zu finden sei — und er fand sie, wenn wir beim Sonnenuntergang auf der Azotea saßen und Burgunder tranken und die starken Gerüche aus dem grellen Blumenmeer des Gartens zu uns aufstiegen. Die Blicke schweiften über graugrüne, wogende Bananen- und Zuckerplantagen bis zum Fuß des ungeheuren Pic de Teide, rosa und hellblaue Spiegelbilder der tiefen besonnten Wolken färbten den Ozean. Sir Charles ließ in solchen Stunden gern Gegenstände aus seinen Kunstsammlungen heraufbringen, — Gemälde von Tizian und Rubens schätzte er besonders — die uns bald in Schweigen versenkten, bald zu weitführenden Gesprächen veranlaßten. Und er fühlte denselben „göttlichen Funken“, wenn wir nachts auf einer illuminierten Segelbarke ins Meer fuhren, eine Schar junger Fischer und Mädchen bei uns, und draußen eine Orgie veranstalteten, von deren Flammen wir uns in den Fluten des Ozeans kühlten.

Sir Charles konnte tun, was er wollte, nichts war ihm verboten, weil er für jeden so vollkommen das Ideal des „Herrn“ erfüllte, daß niemand ihn anzutasten wagte. Dazu besaß er eine bestrickende Liebenswürdigkeit, wie sie nur die Gewohnheit der Sünde als unwiderstehliche Waffe verleiht, der die Tugend entraten zu können glaubt. Er lächelte über die Angst der Aristokraten vor dem Sozialismus. Unter seinem Blick zog jeder Arbeiter den Hut, und Sir Charles duzte ihn mit väterlichem Wohlwollen. Dabei verstand er es, die Leute durchaus nicht zu erniedrigen, im Gegenteil, sie fühlten sich durch

seine patriarchalische Liebenswürdigkeit, die fast Vertraulichkeit werden konnte, durch die Verbindlichkeit, mit der er Befehle erteilte, in ihrem Menschentum mehr gehoben und geschmeichelt, als durch theoretische Anerkennung der sozialen Gleichheit, die heimlich die tatsächliche Ungleichheit um so bitterer als Ohnmacht empfinden läßt. „Der Diener“, sagte Sir Charles, „den Sie wie einen Gleichberechtigten (behandeln, wird sich an Ihnen messen, und das macht ihn unzufrieden; der Diener, den Sie duzen, mißt sein Schicksal an dem anderer Diener und ist stolz, wenn er an Ihnen einen vollkommenen Herrn hat. Es ist nicht human, sondern geradezu unmenschlich, jemand zu behandeln, als sei er mehr, als er ist. Das läßt ihn erst seine Niedrigkeit empfinden.“ Sir Charles war dabei völlig frei von sogenannten Standesvorurteilen. Er liebte es, mit allen Klassen der Gesellschaft zu verkehren, und sich über Standesgenossen lustig zu machen, die er oft durch seinen Umgang und seine Gewohnheiten chokierte. Ich hatte das Gefühl, daß vor der Gebärde dieses Mannes selbst der Arm des preußischen Schutzmannes erlahmen oder die Unbestechlichkeit eines gerechten Richters scheitern könnte und verstand, wie einst in starken Oligarchieen, wo solche Typen vorherrschten, einige wenige Familien tun und lassen konnten, was sie wollten.

Während er nun den Platz einnahm, den der Professor leer gelassen hatte, entdeckte ich plötzlich die große Aehnlichkeit, die Sir Charles Bloom trotz seinem Bart mit dem glattrasierten Monsignore Francesco Pecca hatte, bei dem mir einst meine Freundin Giuseppina Cortis, von der ich nachher noch sprechen muß, eine Einladung verschaffte; ich hatte den Wunsch geäußert, einmal die italienische Küche auf ihrer Höhe kennen zu lernen, wie sie nur die untadelige Sorgfalt eines wirklich großen Hauses ermöglicht. Wir saßen lange bei der Tafel, und der etwas fette Monsignore mit den fast witzigen Gesichtszügen und den etwas üppigen, doch edeln Händen genoß die Speisen, wie die Verse seines Lieblingsdichters Martial, die er lächelnd zitierte und dann für Giuseppina in komischer Milderung des obszönen Inhalts übersetzte. Don Francesco war übrigens ihr Beichtvater, und so wird ihr ihre Liebe zu mir im Himmel wahrscheinlich nicht allzu hoch angerechnet werden, während ich bereit bin, dafür zu büßen, daß ich sie, wie man nachher erfahren wird, mit meiner nordländischen Kompliziertheit so sehr gequält habe.

Dieser Kompliziertheit wegen, welche die geraden Linien des Charakters verdirbt, schämte ich mich fast vor so großzügigen Naturen wie Sir Charles oder Don Francesco, in deren Gegenwart mir alle Nachdenklichkeit, Selbstquälerei und alles Zweifeln wie verächtliche Kleinigkeitskrämerei erschien. So sehr mich ihr Umgang anregte, bei ihnen fühlte ich doch, daß in mir eine natürliche Anlage zum Dasein in großem Zug zerbrochen war. Wodurch? Durch einen überwuchernden und ein wenig von dem Professor verderbten Intellekt. Wie ungequält und klar formulierte sich dagegen die Klugheit dieser Menschen, die ohne Widersprüche Platoniker, Epikuräer, Voltairianer und römische Prälaten sein konnten. Sie waren mir stets wohlgesinnt

Die Masse und der Einzelne.

857

und reichten mir in schwieriger Lage oft die Hand, mußten aber  
mit halb mißverstehendem, halb mitleidigem Achselzucken oft genug  
zusehen, wie ich ihnen entglitt und wie mein Inneres immer wieder  
zersetzenden Einflüssen erlag.

(Fortsetzung folgt.)

Gedichte.

Von

Maria Gräfin Gneisenau.

Das Hochgemute.

Etwas das mehr ist, als Ihr Alle —

und niemals werdet Ihr verstehn,

daß nur veredelte Kristalle

in dieses letzte Leuchten gehn.

Und trägt ein lang vergangnes Sterben

im Unbewußten, wie ein Weinen —

vom ewig unerfüllten Werben

der Allzuvielen und Gemeinen. —

Von den Darbenden.

Und sind die Zagenden, die tastend an der Tür,

die offen steht, wie Blinde dem Beschreiten

von fremden Wegen, keine Möglichkeiten

mehr zutraun, hilflos warteten und für

das jämmerliche Flehen ihrer Gier —

ein Leeres ernten aus verlassenem Sollen,

das immer öder wird und nie ein Wollen.

Doch Einer führt sie fort im Dunkeln von der Tür.

Die Augen der Armen.

Sie sahen allzufrüh, was lange sonst

verborgen bleibt, vielleicht auch hafteten —

sie leer erstaunt an unbegriffenen Dingen

und wußten nur, daß irgendwelches Klingen

nicht kommen wollte und nicht war.

Und fühlten es im Letzten nebensächlich —

daß eines Himmels losgelöstes Blau

sich selten und verschoben in begrenzte —

halbblinde Fenster gab und ihnen glänzte

wie auf den weißen Haaren einer Frau.



NEUE REVUE und MORGEN.

Die Ehe.

Komödie von Bernard Shaw.

Deutsch von Siegfried Trebitsch,

(Fortsetzung.)

Der General: Ich fürchte, Lesbia, die Dinge, die Sie entbehren können, sind die Dinge, die Sie nicht haben wollen.

Lesbia (von seinem Witz überrascht): Das ist nicht schlecht gesagt für den dummen Soldaten. Ja, Boxer, es ist wahr, ich hab' Sie nicht nötig genug, um das sehr unvernünftige Opfer zu bringen, das die Ehe verlangt. Und doch ist gerade das der Grund, warum ich heiraten sollte. Gerade weil ich die Eigenschaften besitze, die mein Land am meisten nötig hat, werde ich unfruchtbar in die Grube fahren; während die Frauen, die weder die Kraft haben, der Ehe zu widerstehen, noch die Intelligenz, die grenzenlose Erniedrigung, die in der Ehe liegt, zu begreifen, das England der Zukunft schaffen werden.

(Sie erhebt sich und geht auf das Arbeitszimmer zu.)

Der General (als sie an ihm vorübergehen will): Na, ich werde Sie nicht wieder fragen, Lesbia.

Lesbia: Ich danke Ihnen, Boxer. (Sie geht weiter zur Tür des Zimmers.)

Frau George: Sie sind mit ihm ganz fertig, nicht wahr?

Lesbia: Was die Ehe betrifft, ja. Das Feld ist frei für Sie,

Frau George. (Sie geht in das Arbeitszimmer.)

Der General verbirgt das Gesicht in den Händen. Frau George kommt um den Tisch herum zu ihm.

Frau George (teilnahmsvoll): Sie ist eine nette Frau, wahrhaftig.

Und ihre Schönheit ist auch von einer eigenen Art, ganz verschieden von jeder andern.

Der General (überwältigt): Oh, Frau Collins, ich danke Ihnen, ich danke Ihnen tausendmal. (Er erhebt sich überschwanglich.) Sie haben frosterstarrte Blüten zum Tauen gebracht (er küßt ihr die Hand): verzeihen Sie; ich danke Ihnen: Gott segne Sie — (er nimmt, übermannt, wieder seine Zuflucht zum Garten.)

Frau George (ihm triumphierend nachsehend): Da hätten wir den lieben alten Krieger noch eben auf dem Sprunge erwischt, wie?

Hotchkiß: Mir jetzt schon untreu?

F r a u G e o r g e: Ich bin nicht Ihr Eigentum, junger Mann, glauben Sie das nicht. (Sie geht zu ihm hinüber und sieht Ihm ins Gesicht.) Verstehen Sie? (Fi schließt sie plötzlich in seine Arme und küßt sie): Oh!

Die Ehe.

859

Wagen Sie das noch einmal, Sie junger Schuft, und ich schlag' einen Sessel an Ihrem Gesicht entzwei. (Sie ergreift einen und hält ihn in Bereitschaft) Jetzt sollen Sie mich einen Monat lang nicht zu sehen bekommen.

Hotchkiß (bedächtig): Ich werde Ihrem Gatten heute meinen ersten Besuch abstatten.

Frau George: Sehen Sie zu, wie er Sie empfangen wird, wenn ich ihm sage, was Sie eben getan haben.

Hotchkiß: Was kann er sagen? Was darf er mir sagen?

Frau George: Nehmen Sie an, daß er Sie aus dem Hause wirft.

Hotchkiß: Wie kann er das? Ich habe sieben Säbelduelle ausgefochten. Ich habe Muskeln aus Stahl. Nichts tut mir weh — selbst gebrochene Knochen nicht. Ein Kampf hat gar kein Interesse für mich,, weil er mir weder Angst noch Spaß macht und ich immer gewinne.

Ihr Gatte ist in allen diesen Dingen wahrscheinlich ein Durchschnittsmensch. Er wird entsetzliche Angst vor mir haben; und wenn er mich angreifen wollte, aufgestachelt durch Ihre Gegenwart und Ihnen zuliebe und weil es unter gemeinen Leuten so üblich ist, würde ich ihn einfach schlagen und demütigen. (Er legt nach und nach seine Hände auf den Stuhl und nimmt ihn ihr fort, während seine Worte Satz für Satz zu Ende gehen): Ehe Sie ihn dem aussetzen, würden Sie doch wohl tausend gestohlene Küsse dulden, nicht wahr?

Frau George (in äußerster Verwirrung): Sie junge Viper!

Hotchkiß: Haha! Sie sind in meiner Gewalt. Das ist auch einer der Irrtümer in Ihrem Ehrenkodex für Gatten: der Mann, der die einschüchtern kann, darf ihre Frauen straflos beleidigen. Erzählen Sie's ihm, wenn Sie es wagen. Wenn ich Lust habe, mir zehn Küsse zu nehmen, wie wollen Sie das verhindern?

Frau George: Kommen Sie mir in die Nähe, und ich laß kein Haar auf Ihrem Kopfe.

H o t C h k i ß (ergreift geschickt ihre Handgelenke) Jetzt hab' ich Ihre Hände.

Frau George: Aber nicht meine Zähne: Lassen Sie los oder ich beiße. Ich beiß' zu, sag ich Ihnen! Lassen Sie mich los.

Hotchkiß: Beißen Sie nur: ich schmeck genau so schön wie George.

Frau George: Sie Biest. Lassen Sie mich los. Sie nennen sich Gentleman und nützen Ihre brutale Kraft gegen eine Frau aus?

Hotchkiß: Sie sind in jeder Beziehung stärker als ich, nur hierin nicht. Glauben Sie, daß ich meinen einzigen Vorteil fahren lasse? Versprechen Sie mir, mich zu empfangen, wenn ich heute nachmittag vorspreche?

Frau George: Nach dem, was Sie eben getan haben! Nicht, wenn es gälte, mein Leben zu retten.

NEUE REVUE und MORGEN.

Hotchkiß: Ich werde George amüsieren.

Frau George: Er wird nicht zu Hause sein.

Hotchkiß (in naiver Bestürzung): Soll das heißen, daß wir allein bleiben würden?

Frau George (ihre Hände triumphierend losreißend, daß sein Griff nachläßt): Aha! das hat Sie abgekühlt, was?

Hotchkiß (ängstlich): Wann ist George wieder zu Hause?

Frau George: Für Sie ist das ganz gleichgültig, ob er zu Hause ist oder nicht. Die Tür wird Ihnen vor der Nase zugeschlagen, wann immer Sie kommen.

Hotchkiß: Kein Londoner Bedienter ist stark genug, eine Tür zuzuhalten, wenn ich sie offen haben will. Sie können mir nicht entfliehen. Wenn Sie mir Trotz bieten, werd' ich Kohlenhändler, mache Georges Bekanntschaft auf der Kohlenbörse und tu ihm so lange schön, bis er mich einlädt, ihn zu besuchen, und Ihre Bekanntschaft zu machen.

Frau George: Wir haben keine Verwendung für Sie, junger

Mann: weder George noch ich.

Sie segelt von ihm fort und setzt sich an das in der Nähe des Arbeit»» zimmers befindliche Ende des Tisches.

Hotchkiß (ihr folgend und den nächsten Sessel um die Tischecke herumnehmend): Ja, Sie haben eine. George kann für Sie nicht kämpfen: ich kann es.

Frau George (sich ihm zuwendend): Sie Raufbold. Sie niedriger Raufbold Sie.

Hotchkiß: Sie haben Mut und einen berückenden Zauber: ich habe Mut und ein paar Fäuste. Wir sind beide Raufbolde, Polly.

Frau George: Sie haben eine böse Zunge. Das ist Grund genug, Sie meinem Hause fernzuhalten.

Hotchkiß: Es muß wohl ein Kartenhaus sein. Ein Wort von mir zu George, das richtige Wort, im richtigen Tonfall gesprochen — und Ihr Haus stürzt zusammen.

Frau George: Deshalb sterb ich eben lieber, als daß ich Sie einlasse.

Hotchkiß: Dann werde ich morgen Kohlenhändler, so wahr Sie und ich leben. Georges Gefallen an unterhaltender Gesellschaft wird ihn mir in die Hände liefern. Ehe ein Monat um ist, wird mir Ihr Heim ausgeliefert sein.

Frau George (erhebt sich, aufs äußerste aufgebracht): Glauben Sie, daß ich mich in eine solche Falle locken lasse?

Hotchkiß: Sie sind schon darin. Die Ehe ist eine Falle. Sie sind verheiratet. Jedermann, der die Macht hat, Ihre Ehe zu zerstören, hat die Macht, Ihr Leben zu zerstören. Ich habe diese Macht über Sie.



Die Ehe.

861

Frau George (verzweifelt): Ist das Ihr Ernst?

Hotchkiss: Jawohl.

Frau George (entschlossen): Na, dann zerstören Sie meine Ehe und seien Sie —

Hotchkiss (sich erhebend): Polly!

Frau George: Lieber meinem Unglück Trotz bieten als Ihre Sklavin sein.

Hotchkiss: Was! Und George?

Frau George: Zwischen mir und George muß Ehre sein, muß Glück oder Unglück sein. Tun Sie Ihr Schlimmstes.

Hotchkiss (sie bewundernd): Sie sind wirklich meine Beute, Polly?

Wagen Sie's, mich herauszufordern?

Frau George: Wenn Sie noch ein Wort an mich richten, kann ich mich nicht mehr beherrschen und vergreif mich an Ihnen.

Sie stürzt außer sich mit gekrümmten Fingern in großer Verwirrung an ihm vorbei zum andern Ende des Tisches.

Hotchkiss: Das macht allem ein Ende. Polly: ich bete Sie an:

wir sind füreinander geboren. Da ich ein Gentleman bin, werde ich nie etwas tun, was Sie langweilen, beleidigen könnte; nur behalte ich mir das Recht vor, Ihnen ein blaues Auge zu schlagen, wenn Sie mich beißen; aber Sie werden mich nun bis an Ihr Lebensende nicht los.

Frau George: Ich werde Sie loswerden, wenn der Magistratsdiener Ihnen mit seinem Stab den Schädel einschlägt. (Sie wendet sich zum Turm.)

Hotchkiss (eilt zwischen dem Tisch und der Eichenkiste durch den Turm, um ihr den Weg abzuschneiden): Das sollen Sie nicht . . .

Frau George (schwer atmend): Nicht?

Hotchkiss: Nein, Sie sollen nicht. Ich habe noch einen Trumpf in der Hand, den Sie vergessen haben. Warum waren Sie so ganz anders, als Sie mit dem Bischof sprachen?

Frau George (über alle Maßen aufgeregt): Halt. Das nicht Das sollen Sie achten, wenn Sie auch sonst nichts achten. Das verbiete ich Ihnen. (Er kniet zu ihren Füßen.) Was tun Sie? Stehen Sie auf: seien Sie kein Narr.

Hotchkiss: Polly: ich bitte Sie fußfällig, mich heute nachmittag Georges Bekanntschaft bei Ihnen zu Hause machen zu lassen. Ich werde auf den Knien liegen bleiben, bis der Bischof hereinkommt und uns sieht. Was wird er dann von Ihnen denken?

Frau George (beiseite zu sich selbst): Wo ist die Feuerzange?

Sie eilt an den Kamin; ergreift die Feuerzange; und eilt auf Hotchkiss zu, der zur Tür des Arbeitszimmers flieht. Der Bischof tritt in diesem Augenblick

NEUE REVUE and MORQEN. im. Heft 25. 61

NEUE REVUE und MORGEN.

ein und kommt zwischen beide zu stehen, mit knapper Not einen Schlag mit der Feuerzange entgehend.

Der Bischof: Schlagen Sie ihn nicht, Frau Collins. Er ist mein Gast.

Frau George wirft die Feuerzange fort; sinkt in den nächsten Stuhl und bricht in Tränen aus. Der Bischof geht zu ihr und klopft sie tröstend auf die Schulter. Ein Schauer durchzuckt sie bei dieser Berührung.

Der Bischof: Beruhigen Sie sich! Sie sind im Hause Ihrer Freunde. Können wir Ihnen helfen?

Frau George (zu Hotchkiß, auf die Tür des Arbeitszimmersweisend) Dort hinein mit Ihnen. Man braucht Sie hier nicht —

Hotchkiß: Sie begreifen, Eminenz, daß Frau Collins für diesen Auftritt nicht verantwortlich ist. Ich fürchte, ich bin ziemlich aufreizend gewesen.

Der Bischof: Ich kann mir das wohl vorstellen, Sinjon.

Hotchkiß geht in das Arbeitszimmer.

Der Bischof: (wendet sich zu Frau George in der freundlichsten Art): Ich bedaure, daß Sie Unannehmlichkeiten hatten. (Er setzt sich ihr zur Linken.) Lassen Sie ihn laufen. Ein wenig Mut, ein wenig Fröhlichkeit des Herzens, ein wenig Beten; und Sie lachen über ihn.

Frau George: Unbesorgt. Ich besitze das alles. Mein Fehler war ebenso groß wie der seine; und ich hätte ihn mit einem Schlag dieser Feuerzange auf den Kopf zur Vernunft gebracht, wenn Sie nicht eingetreten wären.

Der Bischof: Sie hätten ihn auf diese Art in den Sarg bringen können, Frau Collins. Und das hätte mir sehr leid getan, weil wir Sinjon alle sehr gut leiden können.

Frau George: Ja, es ist Ihre Pflicht, mich zu tadeln. Aber glauben Sie, daß ich das nicht weiß?

Der Bischof: Ich tadle Sie nicht. Wer bin ich, daß ich das Recht hätte, Sie zu tadeln? Uebrigens weiß ich, daß es Auseinandersetzungen gibt, bei denen die Feuerzange das einzig mögliche Argument ist.

Frau George: Eminenz, bitte, nehmen Sie mich ernst. Ich bin wahrscheinlich ein sehr komisches Frauenzimmer, aber ich komme von derselben Werkstatt wie Sie. Vor Jahren hörte ich Sie das selbst sagen.

Der Bischof: Ganz richtig; aber dann bin ich ein sehr komischer Bischof. Da wir nun beide komische Menschen sind, wollen wir nicht vergessen, daß der Humor eine göttliche Eigenschaft ist.

Frau George: Ich weiß nichts von göttlichen Eigenschaften oder wie Sie das nennen mögen; aber ich fühle es, wenn man mich verkleinern will. Sie haben mich zuerst Selbstachtung gelehrt, Sie haben

Die Ehe.

863

mich befähigt, gefahrlos wilde und eigensinnige Gegenden zu durchschreiten. Machen Sie jetzt nicht Kehrt vor Ihrer eigenen Lehre.

Der Bischof: Ich bin kein Lehrer, nur ein Reisegefährte, den Sie nach dem richtigen Weg gefragt haben. Ich wies nach oben — nach oben von meinem Platze aus, so gut wie von dem Ihren.

Frau George (erhebt sich und steht beinahe drohend über ihm): So wahr ich ein lebendiges Weib bin, werde ich mich töten, wenn ich entdecke, daß Sie ein Heuchler sind.

Der Bischof: Was! Sie töten wegen einer Entdeckung? Weil Sie durch eine solche weiser und daher ein besseres Weib würden? Was für ein schlechter Grund!

Frau George: Ich habe manchmal daran gedacht, zuerst Sie und dann mich zu töten.

Der Bischof: Weshalb um alles in der Welt wollten Sie sich töten — von mir gar nicht zu sprechen?

Frau George: Damit wir unser Stelldichein im Himmel einhalten können.

Der Bischof (erhebt sich und starrt ihr atemlos ins Gesicht):

Frau Collins! Sie sind Incognita Appassionata!

Frau George: Sie haben also meine Briefe gelesen?(Mit einem Seufzer dankbarer Befreiung, setzt sie sich ruhig nieder und sagt): Ich danke Ihnen.

Der Bischof (reuevoll): Und ich habe den Zauber zerstört, indem ich Sie hierher bat. (Er setzt sich.) Können Sie mir je verzeihen?

Frau George: Sie konnten doch nicht wissen, daß ich nur die Frau eines Kohlenhändlers sei, nicht wahr?

Der Bischof: Warum sagen Sie nur die Frau eines Kohlenhändlers?

Frau George: Viele Menschen würden sich darüber lustig machen.

Der Bischof: Arme Menschen! Es ist so schwer zu wissen, wann das Lachen am Platz ist, nicht wahr?

Frau George: Ich wollte nicht in Ihnen den Glauben erwecken, die Briefe seien von einer feinen Dame. Ich schrieb auf billigem Papier; und konnte niemals orthographisch schreiben.

Der Bischof: Ich auch nicht. So hatte das keine Bedeutung für mich.

Frau George: Nur eins möchte ich, daß Sie es wüßten.

Der Bischof: Ja?

Frau George: Wir haben Ihren Freund nicht betrogen. Die Kohlen waren genau so gut, wie sie für dreizehn Schilling die Tonne sein konnten.



NEUE REVUE und MORGEN.

Der Bischof: Das ist wichtig. Ich danke Ihnen für diese Mitteilung.

Frau George: Ich habe Ihnen noch etwas anderes zu sagen; aber wollen Sie so gut sein, jemand herzubitten, der hierbleiben kann, solange wir zusammen sprechen? (Er erhebt sich und wendet sich zur Tür des Arbeitszimmers.) Keine Frau, wenn Sie nichts dagegen haben. (Er nickt verständnisvoll und geht weiter): Auch keinen Mann.

Der-Bischof (innehaltend): Keine Frau und auch keinen Mann!

Kinder haben wir keine mehr, Frau Collins. Sie sind alle erwachsen und verheiratet.

Frau George: Der andere Geistliche könnte es sein.

Der Bischof: Was! Der Totengräber?

Frau George: Ja. Er wird mir doch nicht zürnen, daß ich ihn so nannte, wie? Es war nur meine Unwissenheit

Der Bischof: Gewiß nicht (Er öffnet die Tür des Arbeitszimmers und ruft): Soames! Anthony! (Zu Frau Oeorge.) Nennen Sie ihn Vater: er hat das gern. (Soames erscheint in der Tür des Arbeitszimmers.) Frau Collins wünscht, daß Sie zu uns kommen, Anthony (Soames sieht verdutzt aus.)

Frau George: Sie haben doch nichts dagegen, Papa, nicht wahr nein ? (Da er bei dieser Begrüßung zusammenzuckt, was den Rat des Bischofs schwerlich rechtfertigt, so sagt sie besorgt): Sie sagten mir doch, daß ich ihn so nennen sollte, nicht?

Soames Ich werde „Vater Anthony" genannt, Frau Collins.

Aber es ist einerlei, wie Sie mich nennen. (Er kommt herein und geht an ihr vorüber an den Kamin.)

Der Bischof: Frau Collins hat mir etwas zu sagen, Sie möchte, daß Sie es hören.

Soames: Ich höre.

Der Bischof: (geht zu seinem Sitz zurück in ihre Nähe): Nun.

Frau George: Eminenz, Sie hätten nie heiraten sollen.

Soames: Diese Frau hat göttliche Eingebungen. Hören Sie ihr zu, Eminenz.

Der Bischof (durch das Unvermittelte des Angriffs verwirrt): Ich heiratete, weil ich in AJice so sehr verliebt war, daß mir alle Schwierigkeiten, Zweifel und Gefahren der Ehe bedeutungslos schienen.

Frau George: Ja, es ist erbärmlich, arme, junge Dinger in diesem Zustand so weit kommen zu lassen. Würden Sie jetzt, wo Sie besser Bescheid wissen, heiraten, wenn Sie Witwer wären?

Der Bischof: Jetzt bin ich alt. Es wäre einerlei.

Frau George: Aber wenn es nicht einerlei wäre, würden Sie es dann tun?

Die Ehe.

865

Der Bischof: Ich glaube, ich würde wieder heiraten, damit sich niemand einbilden könnte, daß meine Ehe mit Alice tinglücklich gewesen sei.

So am es (streng): Lieben Sie Ihre Frau mehr als Ihr Seelenheil?

Der Bischof: Oh, sehr viel mehr. Wenn Sie einem Manne begegnen, dem besonders viel an seinem Heil gelegen ist, so sehen Sie sich nach einer Frau um, der besonders viel an ihrem Charakter gelegen ist, und verheiraten Sie die beiden, sie werden ein vollendetes Paar abgeben. Ich rate Ihnen, sich zu verlieben, Anthony.

S O a m e S (mit Entsetzen): Ich!!!!

Der Bischof: Ja. Sie! bedenken Sie, was das bei Ihnen heißen würde. Ihrer Frau zuliebe würden Sie des Oeldes wegen selbstlos und fleißig sein, statt selbstsüchtig, faul und gleichgültig dagegen zu sein. Ihrer Frau zuliebe würden sie aus demselben Grunde Wert auf Beförderung legen. Um ihretwillen würden Sie auf Ihre Gesundheit, Ihre Erscheinung, die gute Meinung Ihrer Mitgeschöpfe Wert legen und alle die wirklich wichtigen Dinge vollbringen, denen zuliebe die Menschen arbeiten und streben, anstatt ziellos ihr „Seelenheil“ zu hegen und zu pflegen.

So a m e s: Mit einem Wort, wegen der einen Todsünde sollte ich allen anderen Todsünden nachjagen.

Der Bischof: Heiliger Anthony! Versuchen Sie ihn, Frau Collins, versuchen Sie ihn!

Frau Co l l i n s (erhebt sich und blickt seltsam vor sich hin): Hüten Sie sich, Eminenz: Sie haben noch immer die Macht, mich Ihren Befehlen zu unterwerfen. Und Sie, Herr Totengräber, hüten Sie sich vor einem leeren Herzen.

Der Bischof: Jawohl. Die Natur verabscheut ein Vakuum, Anthony. Ich hätte Angst, mit einem leeren Herzen umherzugehen: denn das erste Mädchen, dem ich begegnete, würde durch bloßen Luftdruck hineinfliegen. Alice hält jetzt andere Frauen fern. Frau Collins weiß es.

Frau George (ein leichter Krampf überläuft sie wie eine Welle):

Ich weiß mehr als irgend einer von euch. Der eine von euch beiden hat seine erste Liebe noch nicht erschöpft, und der andere hat sie noch nicht erreicht. Aber ich — ich — (Sie wankt und wird wieder von einem Krampf geschüttelt.)

Der Bischof (sie vor dem Hinfallen bewahrend): Was ist denn los?

Sind Sie krank, Frau Collins? (Er bekommt sie in ihren Sessel zurück.)

Soames: im Arbeitszimmer steht ein Glas Wasser — rasch. (Soames eilt zur Tür des Arbeitszimmers.)

Frau George: Nein. (Soames hält inne.) Rufen Sie nicht.

Bringen Sie auch nichts. Hören Sie nichts?

NEUE REVUE und MORGEN.

Der Bischof: Nichts Ungewöhnliches.

(Er setzt sich, sie mit lebhafter Ueberraschung und Anteilnahme beobachtend.)

Frau George: Keine Musik?

Soames: Nein. (Er stiehlt sich an das Ende des Tisches und setzt sich zu ihrer Rechten, gleichfalls lebhaft interessiert.)

Frau George: Sehen Sie nichts — nicht ein großes Licht?

Der Bischof: Wir wandeln noch im Dunkel.

Frau George: Legen Sie Ihre Hand auf meine Stirne: die Hand mit dem Ring.

Er tut es. Die Augen schließen sich.

Soames (zur Prophezeiung inspiriert): Es war einmal eine Frau, die Frau eines Kohlenhändlers, die eine große Sünderin gewesen —

Der Bischof, stutzig, nimmt die Hand fort. Frau Georges Augen öffnen sich lebhaft, während sie Soames unterbricht.

Frau George: Sie prophezeien falsch, Anthony: ich habe in meinem ganzen Leben niemals irgend etwas getan, das mir nicht befohlen wurde. (Ruhiger): Ich bin ich selbst gewesen. Ich habe keine Furcht vor mir selbst gehabt. Und endlich bin ich mir selbst entronnen und bin eine Stimme für jene geworden, die sich fürchten zu sprechen und ein Weinen für die Herzen, die schweigend brechen.

Soames (flüsternd): Ist sie inspiriert?

Der Bischof: Wunderbar. Still.

Frau George: Ich habe das Recht zu sprechen erworben. Ich habe es gewagt: ich bin hindurch geschritten: ich bin nicht versengt im Feuer hingesunken: ich bin endlich wieder emporgetaucht, darüber erhaben, was jenseits des Abschieds liegt.

Der Bischof: Und was sehen Sie dort, jenseits des Abschieds?

Soames (hungrig): Geben Sie uns Ihre Botschaft.

Frau George (mit tieftraurigem Vorwurf): Als ihr mich liebte, gab ich euch die ganze Sonne und die Sterne, damit zu spielen. Ich gab euch Ewigkeit in einem einzigen Augenblick, die Kraft der Berge in einer einzigen Umarmung und den Inhalt aller Meere in einer Regung eurer Seelen. Einen Augenblick nur; aber war das nicht genug? Wurdet ihr dadurch denn nicht für den ganzen Rest eurer Erdenkämpfe entschädigt? Muß ich auch noch eure Kleider reinigen und eure Dielen fegen? War es nicht genug? Ich zahlte den Preis, ohne zu feilschen: ich habe die Kinder geboren, ohne mit einer Wimper zu zucken: war das ein Grund, mir neue Lasten aufzubürden? Ich trug das Kind in meinen Armen: muß ich auch noch den Vater tragen? Als ich euch Himmelsruhe aufatmete, wäret ihr blind? war es nichts für euch? Als alle Sterne in euren Ohren sangen und alle Winde euch in das Herz des Himmels trugen, wäret ihr taub? wäret ihr schwer-



Rundschau.

hörig? war ich euch nicht genug? Wir haben die Ewigkeit gemeinsam erschöpft; und ihr verlangt von mir noch eine weitere kleine Lebensfrist. Wir besaßen das ganze Weltall zusammen; und ihr verlangt von mir auch noch meinen kärglichen Lohn. Ich habe euch der Dinge größtes gegeben; und ihr verlangt Kleinigkeiten von mir. Ich schenkte euch eure eigene Seele: Ihr verlangt meinen Leib als Spielzeug. War es nicht genug? War es nicht genug?

Soames: Verstehen Sie das, Eminenz?

Der Bischof: Ja, ich habe das vor Ihnen voraus, Anthony, Alice sei's gedankt. (Er ergreift Frau Georges Hanü): Ihre Hand ist sehr kalt. Können Sie wieder auf die Erde herab kommen? Erinnern Sie sich, wer Sie sind und wer ich bin?

Frau George: Mir war es genug. Ich habe nicht verlangt, Ihnet! zu begegnen — Sie zu berühren — (Der Bischof läßt rasch ihn Hand los.)

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau.

Finanzpolitisches.

Von Pluto.

In Erwartung der Finanzreform, andere läßt sich die Haltung der Börse heute nicht erklären! Immerhin bedeutet unsere nachträgliche Geschäftsstille im Verhältnis zum Vorjahre noch die dreifache Lebhaftigkeit, während doch unsere Flottenfrage, besonders nach den Reden von Rosebery und Grey beständig ernster wird. Nur die hieran sich knüpfenden Steuerbefürchtungen bewogen unsere Kapitalisten, ihre einheimischen Fonds weiter so umfassend abzugeben, daß die Interventionen der Seehandlung und der Großbanken von zwingender Notwendigkeit blieben. Wenn man gegen diese tiefen Schatten das Licht der italienischen Märkte setzt! Sind bei uns 100 Obligationen der Meridional- oder Mittelmeerbahn (staatlich garantiert) zu verkaufen, so geht das spielend vor sich. Werden aber ein paar Tage später auch nur 10 Stück gesucht, so Dereitet das Schwierigkeiten, weil eben das Heimatland jedes Anlagematerial aufnimmt und fast nichts herausgibt. Die Vielen, welche bei uns ihre Konsols und Reichsanleihe verkauften, scheinen sich dafür Industrieaktien hinzulegen (denn der Ratschlag der Wechselstuben wiegt schwer! < — aber auch Minenshares. Das ist eine Hausse, die schier unzähligen deutschen Händen frisches Oeld gebracht hat, unzähligen Sparbüchsen mit nur einem oder zwei Papieren und wiederum unzähligen Wohlhabenden mit einem Besitz, den die Jahre fast schon rosten gemacht. All dies wird jetzt unter außerordentlichem Nutzen bar bezahlt, und solche Unsummen sind es gerade gewesen, die uns seit dem Jahre 1906, wo wir in unserer Industrie einem starken Barbedarf begegneten, tatsächlich ge-

fehlt hatten. Allein, so wird man einwenden, das Publikum kauft doch auch gegenwärtig wieder jene so teuer gewordenen Shares. Gewiß! Nur daß sie nunmehr auch wieder Geld darauf bekommen. Rand-mines zu 5 Pfund beleiht man eben weniger schlank, als wenn der Kurs 11 Pfd. steht. Augenblicklich schaut ja die Minen-hausse etwas ermüdet drein, man muß sich aber immer vorhalten, daß einst- weilen noch die Londoner Großen ein Interesse daran haben, das allgemeine Feuer nicht verlöschen zu lassen. Natürlich verzeichnen unsere Banken bereits höchst reiche Transvaalgewinne, obzwar sie über die endliche Entleerung ihrer alten Pakete lieber schweigen. In Wahr-

heit sind diese Erscheinungen interessanter, als z. B. die fortlaufenden Diskussionen über den 3 Millionen-Kredit, den die Handelsgesellschaft einer einzigen Lederfabrik eingeräumt hatte. Wird doch hierbei eine wichtige Fragestellung ganz unterlassen. Nämlich, ob sich Herr Fürstenberg selbst um solche Kredite gar nicht kümmert, sondern dieselben den Leitern von der Konto-Korrentabteilung überläßt. Und es genügt keineswegs nach Monaten zu hören, daß etwa Herr X oder Herr Y aus Gesundheitsrücksichten ihren bisherigen Wirkungskreis verlassen. Unseren Bergwerksaktien sucht man durch die effektvollsten Drahtmeldungen aus Amerika aufzuhelfen, die aber mit Vorsicht zu genießen sind, selbst wenn darin Kuhn, Löb. Morgan und die National City Bank so einträchtig auftreten, wie die Urkantone auf dem Rütli. Andererseits sieht man z. B. die Laurahütte keineswegs bemüht, ihre Verhältnisse günstig darzustellen. Denn die Herren betonten die Depression in der Hüttenindustrie, während doch gerade diese Gesellschaft in früheren Jahren bis 70 Proz. ihres Gewinnes allein aus der Kohlenindustrie zog. Einzig Deutsch-Luxemburger bewahren eine auffallende Festigkeit. Eine Minorität unter den Kapitalisten, die gern rechnet, kauft Lombardische Prioritäten, um 41/» Proz. zu machen, und ebenso erregen Madrider Lose, die mit 2P/4 Proz. rentieren, eine gewisse Aufmerksamkeit. Dies aber nur, weil die Franzosen als Käufer auftreten.

- \*

- 

Eine Seeschlange konnte es kaum sein, jene merkwürdige Depesche, wonach Oesterreich und Deutschland zur Aufhebung der Dette Publique in der Türkei ihre grundsätzliche Zustimmung bereits gegeben hätten. Denn für Eingeweihte kam diese Depesche aus den Kreisen des Wiener Fremdenblattes, also aus einem ganz offiziellen Organ. Dank der englischen Krankheit, an der heute die europäische Politik laboriert, stehen, wie dies hier schon früher befürchtet wurde, auch viele auswärtigen Wirtschaftsverhältnisse im Zeichen der diplomatischen Schachzüge. Ein derartiger Gegenzug schien es nun wohl sein, falls unsere Reichsregierung der iungtürkischen Herrschaft mit der Versicherung geschmeichelt hätte, daß seit dem Einzüge des Fortschrittes (!) im Yildiz-Kiosk keine euro-



päische Schuldenverwaltung mehr nötig sei. — Eine Ungeheuerlichkeit, sowohl hinsichtlich der Wahrheit an sich, als auch hinsichtlich des etwaigen Wort- und Vertragsbruches an allen Besitzern von Turbanwerten! Vorsichtig und kleinlich ward jene Zustimmung zwar nur eine prinzipielle genannt, aber gerade diese angeblich sachliche Ueberzeugung bliebe das Allerfalscheste. Denn es wäre nicht wahr, daß die Deutsche Bank, die Eisenbahngesellschaften, die Tabakregie, die Ottomanbank und endlich die Dette Publique selbst, in irgend einem ihrer Mitglieder der administrativen Unabhängigkeit der Türkei zustimmen könnten. Unsere Staatsmänner würden auch dem neuen Regime ungleich besser dienen, wenn sie dessen Machthabern über ihre finanziellen Fähigkeiten, oder Unfähigkeiten nicht den geringsten Zweifel Hessen. Statt dessen schien man aber wieder von Fall zu Fall klug sein zu wollen, ohne es sich zu überlegen, daß in dem Augenblick, wo jene Schuldenkontrolle wirklich aufhörte, alle türkischen Werte im Kurszettel gestrichen sein würden. Wenigstens müßte dann jedes ernsthafte Blatt in Deutschland, England und Frankreich die Kapitalisten warnen, diese Papiere noch länger zu behalten. Nachträglich spricht man denn auch nur von der mazedonischen Schuldenverwaltung.

Zu viele „Gefährten« befürchteten ehemals die großen Berliner Spekulanten, falls sie sich ein ordentliches Decouvert anschafften, oder, was ihnen zumeist widernatürlich schien, ein großes Hausseengagement eingingen. D. h. sie zürnten denen, die ihnen nachhandelten und ihnen somit nach oben oder nach unten die Kurse verdarben. Aehnlich ergeht es jetzt unseren Bankiers, die sich kaum anschicken, gegen ihre weiteren Belastungen Enttäuschungsmeetings einzuberufen, als sie auch schon »Gefährten« bekommen, an deren Mitreise in das dunkle Land der Steuerproteste nur zu wenig gelegen ist. Wir sind nun einmal leider noch keine solche Gleichheitsmenschen, um den Ernst zu bewahren, falls wir neben der Hochfinanz auch die Friseure und Barbieri sich vor den neuen Erhöhungen bekreuzen sehen. Für einen Satz etwa: was dem Einen seine Otavi sind, ist dem Andern sein Heliotrop! sind wohl einstweilen noch keine Verstehenden zu finden! Keinenfalls haben sich aber jene Friseure und Barbieri ärger benommen als vor Monaten die

Rundschau.

8G9

Elektrizitätsleute, welche bekanntlich nicht zurückscheuten, eine Kohlensteuer zu empfehlen. Diese Abwälzungsmethode hat ja auch bereits ihre ehrenvolle Auszeichnung erfahren, indem sich der konservativ-klerikale Block bei seinen Vorschlägen gegen den Kohlenexport ausdrücklich auf die Heroen unserer Elektrizitätsindustrie zu beziehen vermochte. Nur bleibt es immer die Frage, ob nicht gerade innerhalb des Bank- und Börsenwesens verschärfte Lasten zum Gesetz erhoben werden könnten, die auf der andern Seite dem fiskalischen Geldbeutel unvergleichlich mehr schaden. Es sei hier nur an das Stempelgesetz erinnert, wodurch Aufträge auch für fremd ländische Rechnung belastet wurden. Früher pflegten Belgien, Holland, besonders noch die Schweiz ihre regelmäßigen Anlagekäufe in Oesterreichischen und Ungarischen Werten durch Vermittlung des Frankfurter Platzes besorgen zu lassen, weil dort auch Gegenrechnung in anderen Papieren vorhanden war. Nachdem aber hiermit noch Stempelkosten verbunden wurden, trat die naturgemäße Verschiebung nach Wien ein, wo solche Weiterungen von selbst fortfielen. Auf diese Weise gehen uns jetzt schon seit vielen Jahren Millionen und Millionen an Provisionen verloren, ebenso an Courtagen für die Makler, — Summen, die uns vom Auslande einfließen. Also nicht nur London, wie Schulze-Gävernitz frei nach Siemens zu beweisen wünscht, sondern auch Wien hat auf Kosten der deutschen Geschäfte durch unsere kurzsichtige Gesetzgebung stark an Bedeutung gewonnen.

• •  
•

Neue Anleihen in Hülle und Fülle; gute und schlechte, mittelgute sowie auch solche, über deren Sicherheit keine Einmütigkeit besteht. - Argentinien vermehrt seine Nationalcedulas, die selbst in den schlimmsten Zeiten im Gegensatz zu den Provinzialcedulas ihren Zinsendienst aufrecht erhalten konnten. Kenner der dortigen Verhältnisse glauben, daß die Art der Hypothekarischen Beleihung eine sorgfältige sei, so daß es interessant wäre, in diesen Modus einmal tiefer hineinzublicken. - Dagegen erhält natürlich Serbien nur einen Bruchteil der gewünschten Millionen, wobei die Pariser viel zu höflich, den großen Rest nur als aufgeschoben bezeichneten. — Stockholm hat eine sehr große Emission zustandegebracht, zu deren Uebernahmsfirmen nach alter

Tradition auch Hamburger Banken gehören. Warum beschränkt man also die Zeichnung nur auf Frankreich? Wahrscheinlich wollen die Franzosen nicht erst später den deutschen Teilbetrag — zu höheren Kursen aufnehmen, wie dies so oft schließlich bei fremden Werten geschieht. Was die vielen neuen Anleihen innerhalb unserer eigenen Industrie betrifft, so nahen sie, bei einstweilen auch noch so schärfster Ablehnung. Slawische Wahnideen.

Von Staatsanwalt Spatz.

Der Gedanke des Panslawismus hat in den letzten Jahren mit überraschender Stärke und Schnelligkeit Verbreitung gefunden. Seine Anfänge reichen zwar bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurück, sein Inhalt und sein Wesen hat sich aber im Laufe der Entwicklung sehr wesentlich verändert. Während der erste allslawische Kongreß, der im Jahre 1848 in Prag stattfand, lediglich insoweit allslawischen Charakter hatte, als er für alle Slawen die konstitutionelle Selbstregierung verlangte, hat sich der im vergangenen Jahre in derselben Stadt abgehaltene Kongreß auf rein nationale und allslawische Grundlage im modernen Sinne gestellt und deutlich genug die einheitliche Zusammenfassung des gesamten Slawentums und die geschlossene Bekämpfung des vermeintlich gemeinsamen Gegners als sein Ziel gezeigt. Dieser gemeinsame Gegner soll das Deutschtum sein, oder vielmehr der Pangermanismus, der angeblich immer weiter angriffsweise vordringt. Das Erwachen des nationalen Geistes mit seiner Förderung der Gegensätze hat dem Slawen gezeigt, daß der Deutsche auf fast allen Gebieten der Uebermächtige ist. Seine Eitelkeit verbietet ihm aber, als den richtigen Grund hierfür die intellektuelle Ueberlegenheit und die wirtschaftliche Befähigung zu erkennen, und führt ihn zu der Annahme, die Ursache sei in dem unberechtigten und anmaßenden Bestreben des Deutschen zu suchen, sich auf fremde Kosten vorzudrängen und auszubreiten. Dieses Leitmotiv kehrt überall wieder, wo die deutsch-slawischen Gegensätze aufeinanderstoßen. Es folgen ihm die polnischen Abgeordneten, die in deutschen Parlamenten überall hakatistische Umtriebe wittern, die



tschechischen, wenn sie ihre Wähler zu den größten Ausschreitungen anfeuern, die slowenischen bei Vertretung ihrer Forderung nach einer slowenischen Universität.

Seit einigen Jahren findet diese Idee auch in Rußland einen starken Widerhall. Ein bedeutender Teil der russischen Presse hat sie übernommen und verbreitet sie im russischen Volke. Auch in der russischen Volksvertretung hat sie bereits stark an Boden gewonnen.

Als tatkräftigster Vertreter der Idee in der Duma darf wohl der Graf Bobrinski gelten, der der gemäßigten Rechten angehört. Mit Zähigkeit widmet er sich dem Ziele, besonders die Russen, Polen und Tschechen in {gemeinsamer Schlachtlinie gegen das Deutschtum zu vereinigen. Bisher freilich mit nicht zu großem Erfolge.

Denn auch ihm ist es noch wenig gelungen, die Gegensätze auszugleichen, die Russen und Polen beispielsweise in der ruthenischen Frage trennen und <i>t Polen und Tschechen in Oester-

rtichisch-Schlesien gegeneinanderführen. bemerkenswert für sein Bestreben, einem angreifenden Pangermanismus Russen und Polen als gemeinschaftlichen Feind vor Augen zu führen, ist ccine Rede in der Duma am 1. April d. J., die von der deutschen Presse ieider nur wenig beachtet worden ist.

Er behauptete nicht mehr und nicht minder, als daß der Pangermanismus zielbewußt eine strategische Kolonisation der russischen Westprovinzen ins Werk gesetzt habe. Er wies darauf hin, daß in Russisch-Polen etwa eine halbe Million Deutscher u ohne. Diese seien nach bestimmtem Plane von pangermanistischer Seite angesiedelt, um das Land militärisch dem Deutschtum zu sichern. Der beste Beweis hierfür liege nicht nur darin, daß in den großen Städten wie Lodz, Kaiisch und Warschau die Deutschen fortgesetzt an Zahl und Macht gewannen, wndern auch darin, daß wichtige Festungen schon fast in deutscher Hand seien; so wohnten um Kowno herum bereits 15 000 und um Dubno herum in weiterem Umkreise etwa 300 000 Deutsche, und diese hätten schon tast alles Land zwischen den Festungen und den Forts durch Kauf in ihren Besitz gebracht.

Durch diese Rede, die übrigens nicht ohne Beifall blieb, wird die Aufmerksamkeit gelenkt auf eine bisher wohl in Deutschland noch unbekannte Broschüre, der ihre wesentlichen Gedanken und Angaben offensichtlich entnommen sind. Diese Broschüre, genannt „Die Deutschen im Königreich Polen“ und verfaßt von einem Stephan Gorski (Warschau 1908), bietet geradezu ein Musterbeispiel für die slawische Wahnidee des pangermanistischen Schreckens und verdient deshalb ein näheres Eingehen auf ihren Inhalt.

Sie sucht zunächst die Entstehung deutschen Lebens in Rußland und besonders Russisch-Polen historisch zu entwickeln. Sie führt diese zurück auf die Zeit des ehemaligen Südpreußen. Damals habe Friedrich Wilhelm III. Tausende von deutschen Ansiedlern angesetzt. Schon zu dieser Zeit sei der weck der Berliner Regierung gewesen, das Deutschtum zum ausschlaggebenden Faktor zu machen, das sich militärisch des Landes bemächtigen solle, und die Polen zu entnationalisieren.

Diese Ansiedler seien der „Auswurf der deutschen Bevölkerung“ gewesen, der „unter dem Deckmantel der Ehrlichkeit nichtswürdige Absichten verborgen“ habe. Dieses absprechende Urteil hindert den Verfasser aber nicht daran, einige Zeilen später zu erwähnen, daß diese deutschen Ansiedler notwendig gewesen seien, um dem damals verödeten Lande wirtschaftlich aufzuhelfen und daß sie viel zur Begründung wichtiger Unternehmungen im Interesse des Landes beigetragen hätten. In den folgenden Jahrzehnten hätten dann die polnischen Behörden ständig weiter den Zuzug von deutschen Ansiedlern aus wirtschaftlichen Gründen begünstigt. Das habe die preußische Regierung dazu ausgenutzt, ihr militärisches Sicherungsnetz immermehr zu ergänzen. Bis heute fahre sie darin fort; beharrlich führe sie noch jetzt die Politik Friedrich Wilhelms III. weiter. Dieser historische Rückblick — dies sei gleich hier eingeschaltet — läßt nach der tatsächlichen Seite hin völlig außer Betracht, daß die deutsche Einwanderung bedeutend weiter zurückreicht. Schon vor Jahrhunderten lag ja Handel und Gewerbe der polnischen Städte fast ausschließlich in deutschen Händen. Es sei aber beispielsweise auch an die große Ansiedlung deutscher Bauern zu

Beginn des achtzehnten Jahrhunderts



Rundschau.

871

erinnert, deren Spuren noch heute in der Ostmark deutlich sichtbar sind. Die deutschen Ansiedlungen in Russisch-Polen sind, soweit sie ländlich sind, hauptsächlich längs der schiffbaren Flußläufe und der Eisenbahnstrecken vorhanden. Darin sieht Gorski preußisches System. Nach seiner Meinung soll dadurch für deutsche Invasion der Weg vorbereitet werden, der Weichsel, Bug, Njemen und Warthe entlang durch Russisch-Polen über die Ukraine nach dem Bosporus und bis Kleinasien führt. Etappen auf diesem Wege seien durch die deutschen Siedlungen um die Festungen Kowno, Dubno und Iwangorod gebildet. Seine südlichste Strecke sei geschützt durch die zahlreichen deutschen Dörfer in Bessarabien und in den Ebenen westlich vom Dnjepr. Längs des ganzen Weges sei im letzten Jahrzehnt die auffallende Beobachtung zu machen gewesen, daß Deutsche aus der Zerstreuung in anderen Gegenden zu ihm hinzogen seien und sich an seinen Stationen in so großen Mengen zusammengeballt hätten, daß beispielsweise im Gouvernement Lublin schon eine Kette von Gemeinden vorhanden sei, die bis zu 40 Proz. deutsche Bevölkerung enthielten. Alle diese deutschen Inseln seien so geschickt angelegt, daß sie durch die natürlichen Wälle von Flüssen, Seen und Sümpfen ringsum geschützt seien. Schreckliche Vorwürfe erhebt der Verfasser gegen diese bäuerlichen Deutschen. Ihre Absonderung von den Polen erscheint ihm unbegreiflich. Hartnäckig hielten sie an Lebensgewohnheiten, Kleidung und Eßgerichten ihrer Vorfahren fest. Ihre deutsche Sprache aufzugeben, seien sie so wenig geneigt, daß sie durchaus überall eigene Schulen durchzusetzen suchten. Nicht einmal so viel Rücksicht auf das herrschende polnische Volk nähmen sie, daß sie nach dessen Sprachgebrauch dem Lande die historisch einzig berechtigste Bezeichnung Königreich Polen zugestehen wollten. Verräterisch gesinnt seien sie durch und durch, denn sie nahmen willig deutsche Schriften und Schulbeihilfen aus Deutschland an, ließen sich von der deutschen Regierung öfters Geld zu Reisen nach Berlin zahlen und von deutschen Banken Geld zum Zinsfuß von 2 Proz. zu Land-

ankäufen geben. Hin und wieder erschienen bei ihnen auch verdächtige Personen, die unter der Maske von Bilder- und Bücherhändlern als pangermanistische Geheimboten unter ihnen wirkten und stets unfäßbar für die russische Polizei blieben. Diese sei überhaupt unbegreiflich lässig. Vor einiger Zeit habe ein General beim Manöver eine deutsche Mühle entdeckt, deren Teile eine zusammenlegbare Brücke enthalten hätten. Trotz dieses untrüglichen Zeichens von Hochverrat sei aber nichts geschehen. Das sicherste Anzeichen für „Berlins Hand“ aber sieht der Verfasser in der Entwicklung des Deutschtums in den großen Städten wie Lodz, Kaiisch und Warschau. Lodz gilt ihm als kennzeichnendes Beispiel. Dort hat es nach seiner Meinung die pangermanistische Agitation von Berlin aus verschuldet, daß die Deutschen seit etwa 1907 die früher bekundete Neigung, im Polcnrum aufzugehen und sich ihm in allen Dingen anzupassen, plötzlich aufgegeben haben und nun national provozierend und die Polen unterdrückend auftreten. Drei deutsche Zeitungen und ein deutsches Theater wirken darauf hin und noch mehr drei deutsche Elementarschulen und neuerdings sogar ein deutsches Gymnasium. Aus den Worten des Aufrufs zur Gründung dieses Gymnasiums, die auffordern „zur Hebung des Deutschtums, dem im hiesigen Völkerchaos der Untergang droht“, und aus dem Umstand, daß gleichzeitig ein Verein zur Förderung des Deutschtums in Russisch-Polen Degründet wurde, sieht der Verfasser die „preußischen Sperberklauen“ hervorschauen. Nun aber gebe es auch noch acht Gesangsvereine von Deutschen in Lodz und auch vier Turnvereine und einen Schützenverein. Die Gesangsvereine sind ihm „politische Vorposten par excellence“S Beweis: 1908 erhielten sie vom Generalkonsul in Warschau Sammlungen von deutschen Volksliedern zu Kaisers Geburtstag geschenkt, die auf Veranlassung des Kaisers herausgegeben waren. Noch gefährlicher ist der Schützenverein, weil er sich soviel im Schießen übt und ein regelrechtes Lager von Gewehren und Patronen unterhält; er kann deshalb als nichts weiter denn ein Regiment der deutschen Freiwilligenarmee angesehen werden. Die gefährliche und feste Organisationsmacht der Deutschen hat

sich dann auch, wie Gorski meint, schon



NEUE REVUE und MORGEN.

deutlich darin gezeigt, daß sie im Februar 1909 einen nationalen Ball veranstaltet und auf diesem ganz offen die deutsche Nationalhymne gesungen haben.

In einem besonderen Abschnitt faßt dann der Verfasser noch einmal alle Verdachtsgründe zusammen: die Planmäßigkeit der Ansiedlung, die Organisation, die Unterstützung durch den Schulverein (und Gustav-Adolf-Verein) und auch noch die patriotische Disziplin, mit der die Weisungen der Berliner Regierung und des Warschauer Generalkonsuls befolgt würden. Mit warnend erhobenem Zeigefinger weist er schließlich auf das Wetterleuchten der kommenden Gefahr hin: Es hat bereits „das erste Probemanöver der preußischen Kriegsorganisation auf polnischem Boden“ stattgefunden. Denn im Jahre 1908 hat ein preußischer Kriegerverein mit einem General und vielen Offizieren das an der Grenze gelegene Bad Ciechocinek besucht, alle im Schmucke von eisernen Kreuzen und deutsche Lieder singend!

Es hieße der geradezu für polnischen Verfolgungswahn zeugenden Broschüre zuviel Ehre antun, wenn man sie in den Einzelheiten widerlegen wollte. Deshalb nur einige Worte der Erläuterung. Wie schon oben angedeutet, sind die Einwanderungen der Deutschen in Russisch-Polen Jahrhunderte lang zurückzuverfolgen. Sie sind bis vor wenigen Jahrzehnten unter starker Begünstigung der polnischen und russischen Regierung erfolgt, besonders zahlreich anfangs und auch Ende des achtzehnten Jahrhunderts, weil diese sie als wirtschaftlich notwendig ansahen. Naturgemäß ließen sich die Ansiedler in geschlossenen Gemeinschaften nieder und bevorzugten die Flußufer. Ihre wirtschaftliche Entwicklung zog in der Neuzeit Bahnlinien nach sich. Wechsel der Wohnplätze ist aus mancherlei natürlichen Gründen nicht ausgeblieben. So trieben die Verfolgungen der Deutschen während der polnischen Aufstände 1830-31 und 1863-64 die Ansiedler in Mengen nach Wolhynien und dem Lubliner Gouvernement, wo sie jetzt am dichtesten sitzen. Auch die Revolutionszustände vor einigen Jahren haben viele dazu genötigt, Schutz und Anschluß in den größeren Siedlungs-

gebieten zu suchen. Die Deutschen auf  
Hern flachen Lande bewahren sich im  
allgemeinen treu ihre Volksart, obwohl  
der größte Teil ihrer Pfarrer mit dem  
Warschauer Generalsuperintendenten an  
der Spitze sie durch polnischen Gottes-  
dienst und polnische Verkehrssprache  
fast gewaltsam zu verpolen suchen. Die  
Bevölkerung der Städte wie in War-  
schau und Kaiisch hat sich nur wenig  
widerstandsfähig gegen die Verpolungs-  
gefahr erwiesen mit rühmlicher Aus-  
nahme von Lodz, wo etwa 100 000  
Deutsche ansässig sind, die noch heute  
die Oberschicht bilden. In den letzten  
Jahren zeigt sich aber auch in den  
Städten, scheinbar durch Zuströmen von  
Reichsdeutschen, ein langsames Er-  
wachen deutschen Bewußtseins durch  
Gründung von Vereinen usw.

Die Bedeutung der Broschüre liegt  
nicht in ihrem Innalt, sondern in ihrer  
Wirkung. Ihre Angaben sind kritik-  
los von der polnischen Presse des Aus-  
lands, besonders in Russisch-Polen und  
Galizien, übernommen worden und wer-  
den ebenso kritiklos von deren Leser-  
kreis geglaubt. Sie hat also nicht un-  
wesentlich dazu beigetragen, das All-  
slawentum in seinen Wahnideen über  
die pangermanistische Gefahr zu be-  
stärken. Offenbar auf sie ist es auch  
zurückzuführen, daß vor kurzer Zeit wie  
der Warschauer Kurjer Warßawski am  
4. April meldete, die russische Re-  
gierung von den russisch-polnischen  
Behörden Auskunft über die „Fort-  
schritte der deutschen Ansiedlungs-  
tätigkeit im Grenzgebiete" erfordert hat.  
Diese Maßregel verdient um so mehr  
Beachtung, als in den letzten Jahren  
die Polen in der hohen russischen Be-  
amtenschaft sichtlich zunehmen.

Die Wiesbadener Vogelwiese.

Von Paul Westheim.

Das naussische Gewerbe hatte nach  
langer Zeit einmal den Ehrgeiz, als  
Appendix einer Vogelwiese zu figu-  
rieren. Und wirklich, die Amüsiercke  
ist nicht schlecht geraten. Rutschbahn,  
Schlaghammer, Kasperle-Theater, die  
Schießbude, eine Cake-Walk-Halle und  
ein Singalesen - Dorf sorgen für den  
nötigen Spektakel. Leider steht das  
Gewerbe nicht ebenso auf der Höhe  
der Zeit. Die Aufteilung des Geländes  
und die Ausstellungsarchitektur können  
sich allein in den offiziellen Kreisblatt-

Rundschau.

873

chen eine gute Zensur holen. Die Gartenbauhalle ist ein Stall, die Maschinenhalle ein hohler Darm, die Gewerbehalle eine nüchterne Scheune, dagegen ist die Kunsthalle schon ein Kasten. Die Halle der Spengler-Innung hat eine lieblich stilisierte Blechfassade bekommen. In der Schlosser - Innung zeigt einer einen geschmiedeten Garderobenständer, der mittels Lackierung einen knorrigen Baumstamm mimen soll. Ein Tischlermeister präsentiert eine neue Art Intarsia; sie ist fein säuberlich — aufgemalt. Nicht weit davon steht ein Vogelkäfig — mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattet: an den Seiten Veranden und Erker, oben auf dem Drahtdach ein Leuchtturm mit einer eingebauten Weckeruhr. Fehlt nur noch die Warmwasserheizung.... Vorbildliches hat man ja aller Erfahrung nach nicht erwartet, aber wer hätte eine solche Kompromittierung des deutschen Gewerbefleißes vor einem tonangebenden internationalen Fremdenpublikum geahnt? Das muß einmal deutlich gesagt werden. Wäre der ganze Kram in irgendeinem weltverlorenen Nest aufgestapelt worden, so wäre das eine Angelegenheit geblieben, die wir untereinander abzumachen gehabt hätten. Aber Wiesbaden, eine Stadt von 108 000 Einwohnern, wird alljährlich von 180 000 Fremden besucht — es steht so im Ausstellungskatalog — darunter sind wenigstens 100 000, deren Geschmack und Urteil für die konjunkturheischenden Einkäufer maßgebend sind. Sollen sie in die Welt hinausfahren und ihre Lieferanten vor dem deutschen Gewerbe warnen?! In Dresden, München u. a. O. bemühten wir uns, über die Reichsgrenze hinaus unsere Tüchtigkeit zu erweisen, und dann wieder Wo bleibt in solchen Fällen eigentlich der Werkbund? Den braven Innungsmeistern wird man keinen Vorwurf machen können, wenn ihnen der nötige Weitblick dafür abgeht Sie exportieren ja nur nach den umliegenden Ortschaften. Aber die Regierung und die Stadtverwaltung, die erhebliche Zuschüsse gaben, hätten dafür sorgen müssen, daß die ganze Oeschichte unter uns geblieben wäre. Das nassauische Gewerbe mag aus dem vernünftigen Spektakel lernen, daß es



noch sehr, sehr viel zu lernen hat.

Lori Graff.

Von Max Meli.

„Es ist ein Grausames und Uerbittliches in der Geschichte der Lori Graff, und vielleicht wird manche Leserin das Buch und mich darum schelten. Aber es ging nicht an, da etwas zu verschweigen. Denn das Schicksal der Lori Grat? ist auch eine Erfahrung und eine Lehre. Und es soll anderen: eine Rettung sein, ein Zeichen auf der See- und Fährniskarte des großen Lebens, daß an einer Stelle Klippe und Untergang ist, eine Warnung, damit andere wissend und heil daran vorbeikommen.“ „Und doch wissen nur so wenige darum und können nur so wenige einen Blick hinter den Vorhang werfen, den eine scheinheilige und verlogene Gesellschaft zimperlich und feig davorhält“

Dieser Bozener Roman „Lori Graff“ von Hans von Hoffensthal (erschienen bei E. Fleischer u. Co. in Berlin) hat also eine Tendenz, eine sehr wackere Tendenz: er warnt die Männer, die jungen Mädchen, die Eltern. Wie notwendig oder wie gut gemeint es immer sein soll, jemand, der von der Kunst eine höhere Meinung hat, als daß er von ihr unterrichtet werden soll, wird sich davon wenig angezogen finden, und setzt voraus: der Künstler müßte wissen, daß in seinem Schaffensgebiet nichts wirkt als: eindringliche Darstellung. Und selbst wenn er im innersten Herzen wünscht, mit seinem Werk mehr hervorzurufen als die bloße erhebende oder befreiende Wirkung der Kunst, wenn er auf Ansichten und Entschlüsse, vor allem eben auf lebengestaltende Elemente Einfluß gewinnen will: so ist das sehr lobenswert und außerordentlich sympathisch, bedarf aber keines weiteren Wortes, keiner Betonung im Kunstwerk selbst: der Dichter müßte wissen, daß es ohne dies keine Darstellung des Lebens gibt, von der wir nicht moralisch angerührt würden; und daß dies um so stärker ist, je stärker die Gestaltung, je glühender die Anschauung, je treffender das Wort, und je heftiger und erregter dadurch die Mitarbeit des Lesers wird. Und eben in diesem Fall hätte sich daher der Dichter einiger besonders absichtlicher Schärfen enthalten können: zu Anfang in der Zeichnung der Eltern von Lori Graff, die bei ihrer Verhei-

NEUE REVUE und MORGEN.

ratung nach allem, aber nicht nach der Gesundheit des Mannes fragen, und in der Folge die Warnungen des Arztes vor dem Umgang mit leichtfertigen Weibern. Es sei auch nebenher angedeutet, aber nicht erörtert, daß eine gewisse Weitschweifigkeit in dem Buch vorwaitet, manches Uebersehene und manche Lücke zu empfinden ist, — ja daß die Führung der Handlung zwischen Menschen, die das Buch interessiert hat, immer noch diskutiert werden kann.

Aber jede, auch die leiseste Unduldsamkeit schiene mir bei diesem Roman nicht am Platz. Denn wie es der Wunsch über das Kunstziel hinaus ja erwarten ließ, stammt es aus einem herzlichen und teilnehmenden Gemüt, das sich im Verlauf der Geschichte auf das schönste auftut; und wenn der Dichter im Schlußwort unbefangen gesteht, er hätte ja nur von Frau Lori schreiben wollen, aber fast wider seinen Willen wären ihm auch die anderen Gestalten sympathisch geworden, und er hätte von ihnen reden müssen, und er sie dann noch einmal alle aufzählt, und dies schreibt, auf dem Waltherplatz vor dem Greifen, und der Militärmusik zuhörend, an einem warmen Juniabend in Bozen — so fühlt man sich schon angerührt von einem redlichen deutschen Gemüt, das zu allererst vom Mitgefühl mit einer armen zerstörten, erkrankten jungen Frau lyrisch beschwingt wird und sich allmählich ausbreitet zu dichterischem Begreifen und Gestalten. Und die Tatsachen des Romans sind so gestellt, daß einem unfehlbar ans Herz gegriffen wird. — Bald nach der Hochzeit stellen sich bei der jungen Frau des Bezirkskominissärs allerlei Schwächezustände ein: sie ist erkrankt, weil ihr Mann, der einmal ein Ladenmädchen geliebt hat, nicht gesund war. Welche Wege zu Aerzten, und welche Wege nach Hause. Eine Leidensgeschichte hebt an, ein verzweifelter Kampf um alles, was Besitz auf Erden ist: um die Kltern. um den Mann, um die Möglichkeit eines Kindes. Um Verzeihen können und um bürgerliche Stellung, alle Zusammenhänge sind erschüttert. Und zuletzt, wie die beiden, Mann und Weib, einander voll Schuld gegenüberstehen, und doch nicht schuldig: er, der ihr die Gesundheit geraubt hat, sie, die ihm die Treue

gebrochen hat — da gäbe es ein Weiterleben, ein ferneres Nebeneinander, hätte sich nicht die Stadt schon der Sache angenommen, die mit ihrem Tratsch die junge Frau in den Tod treibt, zum Sturz von einer Wand des Gandkofels. Eine feste, schöne Gestalt vollen Gelingens, diese sehr egoistische und dennoch sehr liebenswürdige Lori Graff, eine tapfere und unendlich rührende Dulderin, die etwas Mignonhaftes bekommt, etwas ganz Süßes vom Leiden. Es gibt Wendungen in dem Buch, da wird sie ganz unvergeßlich sichtbar: und dies mag den Leser oder die Leserin zu innerst aufrühren, — so wie ihr einmal die Wände des Gandkofels in unwahrscheinlicher Klarheit erscheinen und ihr Schicksal von diesem Anblick bestimmt wird. Das merkt man sich, wie sie geht — etwa vor dem kleinen Mädchen, an den Obstlerinnen vorbei, oder durch die Lauben der alten Stadt, und in der Erzherzog-Rainer-Gasse. Und da steht eine der lieblichsten und zartesten Schilderungen einer Hochzeitsnacht, die wir in deutscher Sprache haben. Und dann, wie sie krank ist: ihr Auskleiden, ihr Liegen im Bett, und zuletzt ihr zerschmettertes Liegen am Fuß eines Absturzes, auf einem Schuttband. — Und einige Nebenfiguren: ein kleines Mädchen, von dem sie angeschwärmt wird, was für ein reizendes Köpfchen; und Dienstbotenfiguren mit dem Zeichen der langjährigen Arbeit in Gesicht und Gestalt; dann ein treuer Hund, und Landschaften, Luft und Gewitter... Luft weht einen an, wirkliche Luft von der Mendel und vom Ritten, frische und Wahrhaftigkeit. Das alles und nicht die Wichtigkeit seiner Absichten macht das Buch zu einem wahren, lebendigen und schönen, und welcher Leser wird sich nicht freuen, eine Geschichte zu rühmen, wenn er dabei sagen kann: sie ist von der reinsten Herkunft; aus einem Gemüt.

Das Herz des Little Pu.

Von Wilhelm Cremer.

Das Leben ist ein grausamer Spuk, es narrt uns alle und jagt uns durch einen Wirbelwind von Träumen immer vorwärts, bis wir erschöpft irgendwo liegen bleiben. Dem armen Little Pu in Max Hochdorfs Roman\*), hat es den Körper eines Zwerges gegeben, •) „Das Herz de\* Little Pu“. Verlag Axel Juncker, Berlin, Stuttgart und Leipzig.



Rundschau.

875

einer abscheulichen Mißgeburt mit schweren Klumpfüßen. Im Zirkus muß er stehen, den Clown spielen und sich dem Gelächter des Publikums preisgeben. Aber sein Herz ist doch ein richtiges Menschenherz, und er möchte so gerne ein Mensch sein wie die andern. Er liebt die wunderschöne Erdmuscha Feininger, die rotblonde Kunstreiterin, die doch in ihm nur ein {mtziges Spielzeug sieht und ihn ver-  
seht und verhöhnt. Bis er sich todwund in die weite Welt flüchtet, nach Paris, wo ihn schließlich noch eine schlimmere Sklaverei erwartet. Aber wie in dem Märchen von Andersen aus dem häßlichen Entlein doch noch ein schöner Schwan wird, so lächelt auch dem armen Little Pu am Ende das Glück. In seiner Kehle ist ein Schatz vergraben, die schönste Sopranstimme von der Welt, und so wird aus dem verwachsenen Zwerge, der eigentlich der Sohn eines puckligen, trunksüchtigen jüdischen Kantors war, ein berühmter Kirchensänger, der von vornehmen Damen verhätschelt und sogar dem Papst vorgestellt wird.

Die Geschichte Little Pus, die sich so wie ein Märchen liest, ist aber auch ein sehr feiner Artistenroman. Max Hochdorf kennt das Artistenleben offenbar sehr gut, und er schildert es nicht von der glänzenden Seite, wie es das Publikum sieht, er reißt den Goldfitter weg und legt die Herzen dieser Menschen bloß. Wie prächtig ist das Leben bei dem Budenbesitzer Pomponi geschildert! In einem Wagen, einem Haus auf Rädern, wohnt er mit seinen Raritäten zusammen: mit der Riesendame Lucile Prevost, die in ihrem Fett erstickt und ihr elendes Dasein beweint; mit Conchita Muras, dem Mannweib aus Katalonien, das stolz ist auf den langen Vollbart; und mit Little Pu selbst, der hier zu einem mazedonischen Prinzen avanciert ist, alle drei sind sie Sklaven ihres gestrengen Chefs, der die „Mißgeburten“ wie Hunde einsperrt und bewacht, und der sie doch auf seine Art auch liebt. Das Zusammenhausen dieser vier Menschen ist mit einer grausigen Phantasie dargestellt, die an ähnliche Szenen bei den Romantikern erinnert. Jedenfalls erweist sich Max Hochdorf mit diesem seinem ersten Roman als ein eigenartiges Talent,

das weitgehende Beachtung verdient.

„Die Liebe wacht.“

Von Max B r o d.

Es ist doch nicht gut, ... dachte ich  
im Theater während der Vorstellung...,  
wenn die Pracht von „Haben Sie nichts  
zu verzollen?“ mit „Weißes-Rößl“-Komik  
für den Mittelstand sich amalgamieren  
will... Ein Nachthemd ist immerhin  
ein Nachthemd, und lustig. Was aber  
lernen wir aus diesem (jetzt sag ich's  
schon) miserablen Stück? Zum Bei-  
spiel, es tritt ein junges Mädchen auf  
und legt Karten. Die Gouvernante  
kommt dazu, zankt sie aus, dann dreht  
sie sich selbst um, fängt ihre Patience  
an. Ein Abbe tritt auf... mein Freund  
und ich im Publikum, wir lachen schon,  
wollen ihn durch Gebärden abhalten ...  
es nützt nichts, es bleibt dem Abbe  
nicht erspart, sich lächerlich zu machen,  
indem er die Gouvernante auszankt und  
dann (beiseite) seine Patience an-  
fängt ... Ist darin eine Moral, so ist  
sie mindestens sehr langweilig! Und  
plattgedrückt von dieser ausdrücklichen,  
wie mit Humor akzentuierten Lange-  
weile kriecht das Stück über die drei-  
aktige Bühne, nein vieraktige sogar!  
Schließlich wirkt diese Oede verwirrend,  
wie eine große Stille, diese Selbst-  
verständlichkeit wird unverständlich;  
man gähnt, um sich mit etwas zu  
amüsieren...

Doch merkwürdig, jetzt zu Hause  
hat auf einmal dieses unaufmerksam  
fehörte Spiel eine Einheit für mich  
ekommen... Ein Gelehrter kommt  
darin vor, schreibt über etwas Uninter-  
essantes, Kleines aus dem Mittelalter,  
liebt eine Frau, ist schüchtern, unge-  
schickt, mit Mißlingen von oben bis  
unten bekleidet. Und dann, in dem  
Moment, wo er glaubt, diese Frau liebe  
ihn doch, schmeißt er seine Bücher  
weg, verschmäht eine Freundschaft,  
tanzt und bestellt Champagner (genau  
Champagner!). Da erstaune ich. Und  
weiß: dieser Gelehrte ist nichts Re-  
ales, er ist ein Gelehrter, wie sich die  
Autoren vorstellen, daß eine Frau sich  
ihn vorstellt... Daher seine vernach-  
lässigte Tracht! Daher sein Vorname,  
den er betrauert: Auguste! Daher die  
schlimmen Ibsen-Symbole das ganze  
Stück entlang! Daher das ganze  
Stück!... Das ganze Stück stellt ein  
Gehirn einer mittelmäßigen Frau im  
Sinne mittelmäßiger Autoren dar. Es

## NEUE REVUE und MORGEN.

ist gleichsam ein inwendiges Stück, ein Kapitel Physiologie, ein Blick in die arbeitenden Gedankenzellen des Fräulein Jacqueline. Deshalb muß ihr begünstigter Liebhaber ein Lebemann und ziemlich untreu, schlagfertig, eifersüchtig, im Grunde edelmütig sein; der Gelehrte aber nebst allem Unglück auch unehrlich, zappelnd, zum Auslachen, ohne eine Spur von Tams Tragicomik einfach zum Auslachen. — Auch bei andern Dichtern gibt es diesen Geistigen, der den Kürzern zieht. Aber konnte ein einziger bisher sich zurückhalten, innerlich diesem Geistigen wenigstens ein bißchen recht zu geben, ein bißchen ironisch auf die siegende Eleganz zu Seitenblicken? Ibsen, Hamsuns Nagel, Shakespeares Hamlet ... In diese Galerie unterliegender Gelehrter führen nun die Herren G. A. de Caillavet und Robert de Fiers (Ritter aus den Kreuzzügen, Autoren von „Die Liebe wacht“) ihren Auguste, als den einzigen, der gänzlich unterliegt, gänzlich unrecht hat und dem wir's gönnen (im Sinne des erwähnten Zentralgehirns der kleinen Jacqueline)...

Und in diesem Sinne auch wünschen wir ungebrochene Erfolge weiterhin über alle Bühnen Deutschlands diesem physiologisch - inwendigen, originellen Stück. —

Schluß des redaktionellen Teiles.

Geschäftliches.

Für den Skatabend hat die Bremer Zigarrenfabrik Heinrich Lötze ihren Abnehmern Skatblocks und nach Wunsch auch deutsche oder französische Karten, sowie Skatteller zur Verfügung gestellt und benutzt diese Gratisbeigaben zur neuesten Propaganda für die beliebte Skatkiste „Vier - Wenzel - Sortiment“ (350 Stück Zigarren und Zigarillos inkl. Skatbeilagen M. 20, - portofrei). Wir möchten unsere verehrlichen Herren Leser bitten, die der heutigen Ausgabe beiliegende Spezial-Offerte der Firma Heinrich Lötze, Bremen, beachten zu wollen.

Alle Manuskript- und Büchersendungen an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33.

Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33; für Oesterreich - Ungarn: Dr. Felix Braun, Wien. — Expedition für Oesterreich - Ungarn bei Hermann Ooldschmiedt, Wien I, Wollzeile 11. — Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76  
 Druck von J. Harrwitz Nachfolger O. m. b. H., Berlin SW.48, Friedrichstr. 16.



Zünden Sie sich  
einmal eine „Salem Aleikum“ an und vergegenwärtigen Sie sich dabei,  
daß diese feinste und bekömmlichste Cigarette ein deutsches Fabrikat ist! —  
Salem Aleikum - Cigaretten. Keine Ausstattung, nur Qualität. Echt mit  
Firma Orientalische Tabak- und Cigarettenfabrik „Yenidze“, Inh. Hugo Zletz,  
Dresden. Deutschlands größte Fabrik für Handarbeit-Cigaretten.  
Nr. 3 4 5 6 8 10  
Preis:  
3Va 4 5 6 8 10 Pfg. das Stück.

26. HEFT.

24. JUNI.

1909.

Wir und die römische Kaiserzeit.

Von

Albrecht Wirth.

Jakob Burckhardt fand viele Züge der nachperikleischen Zeit in der Renaissance wieder. Seit zehn Jahren vergleichen unsere Gelehrten und Zeitphilosophen — Bethge, Breysig, Naumann — die Gegenwart mit der Epoche der Caesarea. Wie ja auch Kaiser Wilhelm dem Antoninus Pius, der Imperator dem Imperator, ein Denkmal auf der Saalburg erhöht hat. Der Gedanke des Vergleiches ist richtig. Es gälte, ihn weiter auszuspinnen und vielleicht politisch fruchtbar zu machen.

Einige Decadence-Erscheinungen. Das Gastmahl des Trimalchio und anderer Protzen taucht in London und New York wieder auf. Man verwandelt in einem halben Tage einen Gasthaussaal in einen See und läßt in Gondeln speisen. Man nimmt das üppige Essen zu Pferde, von berittenen Kellnern bedient. Ein Millionär von Irkutsk läßt seinen Empfangsraum mit Silberrubeln pflastern. Weiter die circenses. Die Schaulust hat auch jetzt unendlich zugenommen. Das Brutale, das Bizarre, das Laszive hat den meisten Beifall. Auch in nördlicheren Strichen, in Paris und Berlin, werden Versuche gemacht, den Stierkampf einzuführen. Radrennen, Eispreisläufen, Cake - walk, Pferderennen aller Art, Serpentin Tänze, dressierte Flöhe und Meer-schweinchen: Schönes und Scheußliches bunt durcheinander, aber alles der dankbaren Aufmerksamkeit des Publikums gewiß. Den Nackt-schaustellungen, die Apulejus mit so viel Behagen erzählt, entsprechen die bekannten Berliner Vorstellungen. Eine Note geht durch fast all  
NEUE REVUE and MORGEN. 1909. Heft 26. 62

das Schaugepränge hindurch: das Publikum wendet sich dem Klassischen ab und dem Geistlosen, Possenreißerischen zu. So wissen wir, wie einst zu Alexandrien die Menge tagelang zusammenströmte und außer sich war vor Entzücken, weil ein grüner Elephant zu sehen war. Aber auch die gewaltige Arbeitsleistung der Kaiserzeit hat bei uns ihr Spiegelbild. Großgewerbe damals wie heute; nicht minder riesige Vermögen, ungeheure Bauten, gewaltiges Meer der Literatur. Freilich, Massenkunst und Massenliteratur. Der edle Stil vergrößert und verflacht sich. Er geht durch die Ausbreitung der Fabrikware verloren. Ueberraschende Aehnlichkeiten zeigt die äußere wie auch die innere Politik. Wie wir jetzt fortwährend Expeditionen in Mittel- und Südafrika, in Marokko und an der Somaliküste machen, wie die Truppen der Kolonialmächte von Indo-China nach Madagascar, und von da nach Senegambien, oder von China nach Südwest, von Hongkong und Ceylon nach Sierra Leone und Canada geschickt werden; so waren auch seit Sulla und Pompejus Expeditionen in weit entfernte Länder an der Tagesordnung. Man erlebt es in der Gegenwart, daß eine imperialistische Macht absichtlich Unruhen in Marokko erregt, und man weiß, daß die Engländer mit Fleiß den Lobengula gereizt haben, um ihn zum Aufstand zu bringen, und dann sein Land einstecken zu können; ganz ähnlich reizte Caesar mit vollem Bewußtsein die Eingeborenen von Spanien und Gallien zum Kriege, um dann ihre Städte plündern, und die Kriegsgefangenen in die Sklaverei verkaufen zu können. Mit ungeheuren Schulden ging Caesar aus Rom, mit 40 Millionen Mark Ueberschuß kehrte er aus Spanien zurück. Eine Folge der vielen Feldzüge an der Peripherie des Römerreiches war das Aufblühen eines reichen ethnologischen Schrifttums, und einer wertvollen geographischen Wissenschaft; die gleiche Erscheinung heute. Und wenn Tacitus ein tendenziöses Idealbild von den germanischen Zuständen entwirft, so schilderte Forster mit begeisterter Wärme die paradiesischen Sitten von Otahaiti, was ein Jean Paul ebenso begeistert aufnahm. Wenn bald nach Tacitus die mit Wundern reich versehene Alexander- und Apollonius-Geschichte aufkam, wenn der Abenteuer- und Reiseroman, der von einer odysseischen Liebesaffäre durchflochten war, sich großen Beifalls erfreute, so haben wir heutzutage Jules Verne und hatten Cooper und Sealsfield. Das Sudanfieber war schon damals erwacht. Die Lust an Entdeckungen führte, anscheinend ohne Befehl von Rom, verschiedene Heerführer in die unbekannte Weite, in die Urwälder Germaniens und des schottischen Fens, führte jenseits des Atlas und des Kaukasus. Der Zug eines Aelius Gallius nach Inner-Arabien und der eines römischen Ritters nach dem Sus erinnert an die Fahrten von Carl Peters und des Tibet - Eroberers Younghusband. Auch gab es schon eine Art gelber Frage in der Kaiserzeit, der nie erlöschende Gegensatz zu den Parthern. Es gab nicht minder eine Judenfrage und ein bewußtes Antisemitentum. Im übrigen wirkte, ebenfalls wie bei uns, dem Bewußtsein der Rassengegensätze ein überaus starker Kosmopolitismus entgegen. Caracalla verlieh sämtlichen Bewohnern des Imperiums das Bürgerrecht, ähnlich werfen sich diz



Wir und die römische Kaiserzeit.

879

Britten für die politischen (wenn auch nicht die gesellschaftlichen) Rechte der Farbigen ins Zeug und verlangen, daß im Ausland schmierige Banyanen und Nigger als british Citizens anerkannt werden. Die innerpolitische Folge davon ist das Empordrängen der Liberti, reich gewordener Parvenüs, und das Anschwellen proletarischer Begehrlichkeit. Trimalchio, der einstige Freigelassene, sammelte 30 Millionen Sesterzien. Russische Zuckerrübenbauern errichten Paläste in Kiew. Oasthauspförtner und Münchener Schenkkellner werden Hotelbesitzer und reiche Grundstückspekulanten. Auch die Bureaukratie der Neuzeit, die so ziemlich sämtlichen Staaten gemeinsam ist, nicht nur den monarchischen, sondern auch Frankreich und der Schweiz (nur Amerika hält sich noch einigermaßen frei davon) findet in einer rigorosen Verwaltungskonzentration unter den römischen Kaisern ihr Gegenstück. Auch die Trennung von Militär und Zivilisten ist schon von Ulpian, dem Juristen des angehenden dritten Jahrhunderts, durchgeführt, und gerade die angeblich freiesten Staaten, nämlich England und die Union, wiederholen die despotische Anordnung der Kaiserzeit, kraft deren das Waffentragen auf eine gesetzlich privilegierte, aber gesellschaftlich angesehene Soldatenkaste beschränkt war. Auch die wachsende Titelsucht der neuesten Zeit ist gar nicht so sehr ein Ueberbleibsel des Mittelalters, als vielmehr das Zeichen einer bürokratisch-imperialistischen Zeit. Sie entsteht aus den Wechselwirkungen einer großen, wenig differenzierten Masse mit einer monarchischen Spitze. An und für sich sind ja alle vor dem Gesetze gleich. Um so krampfhafter klammert sich der einmal vorhandene menschliche Drang nach Ungleichheit an äußere Anerkennung. In der Technik ist das Zeitalter des Imperialismus am erfolgreichsten. Die Römer bauten das Kolosseum, die Cloaca maxima und feste Straßen, die vor allem den Zweck politischer Beherrschung hatten. In der Gegenwart sorgt man für Klärbecken und die Hygiene der Städte, errichtet große Schauburgen und Volkshäuser und Redehallen und baut Ueberlandbahnen, deren gewaltige Schienenstränge imperialistischen Zwecken dienen. Einem römischen Kaiser stellte sich ein Mann vor, der eine Flugmaschine erfunden hatte. Aus dem Nachlaß des Commodus versteigerte man » Wagen, die ohne Pferde liefen", also eine Art Automobile mit irgendeinem mechanischen Antrieb. Nicht minder gab es Syndikate und eine Großindustrie. Selbst eine Konzentration des Verlagswesens gab es wie zu unserer Zeit.

Wir sind in der Kunst vom Impressionismus zum Dekorativen, vom Dekorativen zum Architektonischen gekommen. Den gleichen Gang finden wir in der Bühnenkunst.

Der Impressionismus fußt auf einem neuen Sehen. Die Abstufung der Farben unter der Einwirkung des Lichts, das Zusammenfließen und Ineinanderübergehen der Kontraste, das ergab ein ganz neues Erfassen der Wirklichkeit und die Technik folgte diesem Umwerten der Erscheinungen ins Malerische, die Kontur schonend. Der Farbfleck dominierte, und indem das Spiel des Lichts alle Kontraste dämpfte, vollzog sich ein Ausgleich in den Farben. Ein ganz neuer Reichtum von Nuancen war die Folge. Zugleich auch eine wechselnde Folge feinsten Abtönungen der Farben. Und solch ein Bild zeigte im künstlerischen Sinne Wirklichkeit; sie gab die Dinge so, wie sie dem malerisch geschulten Auge erschienen.

Bis ein Rückschlag kam, der ebenso sehr logische Weiterentwicklung war. Das so differenzierte Sehen erzog sich. Es strebte hin zu einem vereinfachten Erfassen des Vielen. Es wollte die Fülle disziplinieren. Indem man dem Licht, dem Vibrieren der Lichtstrahlen folgte, kam man zu den prunkenden Effekten, die die Natur da zeigt, wo volles Licht auf den Dingen liegt, so daß sich eine Farbe strotzend heraushebt. Das war etwas Neues. Das befreite von dem ermüdenden Teil der Nuancen wieder. Es gab den Mut, zum dekorativen Umwerten der Naturerscheinungen fortzuschreiten. Hand in Hand mit dieser Erneuerung ging die Erziehung durch das Technische, die Reproduktionsmittel, die ebenfalls zu einer Vereinfachung drängten und damit zu ganz neuen Effekten führten. Die Lokalfarbe, die vernachlässigte, erschien wieder; nun aber war sie betont, unterstrichen, sie hatte Geist und Willen bekommen. Und nun galt es auszuwählen unter den Farben; nun kam man dahin, Farbenphysiologie und -psychologie zu treiben, um durch weise Wahl der Kontraste und Komplemente die künstlerische Wirkung aufs raffinierteste zu steigern. Das Plakat war die Folge dieser Erneuerung.

Nächst dem kam die Raumkunst, die auch wieder logisch sich an die vorhergehende Etappe anschloß. Von der prononcierten Farbwirkung bis zum kunstgewerblichen Gegenstand ist kein weiter Schritt. Gerade die Dinge unserer Umgebung zeigen sich uns so nah, daß wir ihr entschiedenes, wirkliches Sein empfinden müssen. Früher war auch hier ein schwächliches Vermeiden ausgesprochener Farben üblich. Jetzt freute man sich gerade an dem Leuchten der Kontraste und es war die Aufgabe des Künstlers, diese so zu finden, daß sie rein zusammenklangen. Der Wille zum Stil, zur sachlich-zwecklosen Formung, das ist das Charakteristische. Im Kunstgewerbe begann die Revolutio-

Zum Bühnenproblem der Gegenwart.

881

nierung. Neue Muster, neuer Schmuck. Die kleinen Dinge des alltäglichen Gebrauchs wurden vorgenommen, in ihrer Erscheinung mußten sie sich ändern. So kam man von selbst zum Zimmer, zum Raum, und nachdem man sich an die Möbelform gewagt hatte, kam man zu Wand und Decke. Da man schon hier auf architektonische Probleme übergriff, war es nur logisch, daß man den weiteren Schritt wagte, der Baukunst sich zu nähern. Und nun fand man plötzlich, daß in der Architektur der Grund zu all dem gefunden war, das vielfältig sich regte. Nun, nachdem vom Kleinen zum Großen fortgeschritten war, spürte man die Einheit des Ganzen. Es kam darauf, ebenso natürlich, eine Rückbewegung, die den neuen Tendenzen nur förderlich war. Die, die vielleicht noch in sich, im Verhältnis zum Ganzen zu unsicher gewesen waren, haltlos bleiben mußten, gewannen nun in der Architektur festen Grund. Zur Baukunst strebten nun alle, die voll des formalen Willens unserer Zeit waren, ob sie nun die technische Hochschule besucht hatten oder nicht. Das ist der Grund, weshalb die Kunstgewerbler anfangen, Häuser zu bauen. Sie hatten das Gefühl für das Wesentliche der Baukunst im Leibe. Dazu hatten sie sich im langsamen Werden, im Schatten, von Ding zu Ding systematisch erzogen. Und rückwirkend durchströmte nun die architektonische Idee die Raumkunst und das Kunstgewerbe, säuberte, reinigte, kräftigte und verschmolz das Vielfältige zu einer Einheit. Hier befinden wir uns jetzt. Die architektonische Idee, sie ist es, deren Erstarken wir miterleben, deren Einfluß wir auf den verschiedensten Gebieten spüren, indem wir dabei zugleich das einheitliche Werden einer neuen Kultur ahnen. Architektur, das ist Großzügigkeit, Einheit der Massen, Formung im reifsten Sinne, Rhythmus des Ganzen in dem Einfachen, Aufgehen des Vielen in das Einfache, Wille, gesteigert zur Kraft, ein Herrwerden über die Verwilderungen und Verflachungen. Das Architektonische ist der Grundzug unserer modernen Anschauung, die uns allmählich wieder zu einem Stil führen soll, der die äußeren Dinge ebenso umgestaltet, wie sie den Geist beeinflusst, so daß die Folge eine Kultur ist, die sich den Vergangenheiten an die Seite stellen kann.

Man kann nun die gleichen Etappen in der Entwicklung der modernen Bühnenkunst nachweisen, und damit erreicht diese ihre Begründung, ihren Kulturzusammenhang. Beginnend mit dem Hinstreben zum Malerischen (wofür Walsers Dekorationen und Kostüme ein Beispiel seien), ging sie über zum Dekorativen (Beispiel Orlik) und endet schließlich im Architektonischen. Diese letzte Etappe stellt sich im Münchener Künstlertheater, soweit es die Idee betrifft, dar. Die Mängel, die hier noch bemerkbar sind, werden aufgezeigt, und das drängt von selbst zu einer Vereinigung der Reinhardtschen Bühne mit den Münchener Bestrebungen, einer Synthese, die nicht so sehr einen Abschluß gibt, als vielmehr die Hoffnung zu neuen, reicheren Möglichkeiten. Das Zwingende, Logische dieser Entwicklung erfüllt mit Zuversicht.

Denn wie sahen nun die ersten Taten in München aus?



Es soll hier nicht so ausführlich auf die einzelnen Aufführungen eingegangen werden. Es soll nur die Tatsache konstatiert werden, daß die Praxis sich der Idee nicht fügte. Selbst wenn man in Betracht zog, daß vielleicht Gewöhnung hinderte, sich gleich restlos in das Neue hineinzufühlen, so blieb doch das bestehen, daß gerade diese Handhabung den Duft einer Dichtung zerstörte, die Ganzes zerpflückte und in seinem Besten den bildhaften Charakter zu sehr betonte, als daß der Rhythmus weiterhin einheitlich weiterströmen konnte. So waren es bezeichnenderweise einzelne Bilder, die haften blieben. Wundervolle, eindringliche Bühnenbilder, die in einem neuen, dekorativen Stil gehalten waren. Es blieb auch das als Eindruck, daß diese Bühne vielleicht sich speziell für eine Gattung von Dramen eignen könnte, die aber erst zu schreiben wären, die eine neue Monumentalität des dramatischen Stils pflegten. Für die alten Werke, die ihren Charakter aus dem Stil der alten Bühne heraus prägten, erschien diese architektonische Reliefart oft als Zwang, und speziell „Faust“ wurde im Grunde mißhandelt; gestreckt, gereckt, zerpflückt, bis nur die Stilidee des neuen Theaters noch übrig blieb, das Werk aber war verschwunden. Gerade die Fähigkeit, Ganzes, eine Einheit zu geben, war für diesen neuen Stil damit nicht bewiesen, sondern eher das Gegenteil. Zudem, man ist solchen Hals-über-Kopf-Reformen gegenüber leicht mißtrauisch. Das Historische hat auch seine Berechtigung; gerade in diesem Zusammenhange, der das Neue betont, kann das gesagt werden. Es entspricht dem Hindrängen der Zeit, zu dem, was historische Form gewonnen hat. Die Bühne, wie sie ist, hat vielleicht gerade so, wie sie ist, ihren Stil, der wohl im Einzelnen gebessert werden könnte, aber das System ist durch die Jahrhunderte festgelegt; sodaß es eher gilt, wie es Brahm im Lessing-Theater in Berlin, Reinhardt in den Kammerspielen und im Deutschen Theater in Berlin taten, im einzelnen zu reformieren und vor allem das Augenmerk auf das Werk, auf die Schauspieler, auf die Darstellung zu richten. Man soll diese neuen Ideen nicht abweisen. Das Wertvolle wird übernommen und von berufenen Kräften weiter gebildet werden.

Es melden sich hier schon Bedenken, die nicht verschwiegen werden dürfen. Man vergißt leicht das Wesentliche: daß nämlich Stück und Darsteller die großen Hauptsachen sind und bleiben. Während die Szenerie und die Art, wie sie gestaltet wird, doch nur den Rahmen geben. Selbstverständlich ist es schön, wenn auch diese Nebensachen bedacht werden: aber sie rücken ein wenig zu sehr in den Vordergrund, sodaß sie gerade das Gegenteil von dem erreichen, was sie anstreben: sie lenken ab, sie stören.

Namentlich das alleinseligmachende Prinzip des Münchener Künstler-Theaters weist diese Momente, die ebenso interessieren, wie abstoßen, auf. Statt ein Prokrustesbett zu schaffen, in das alles hineingezwängt und ausgereckt werden soll, scheint es der praktischen Entwicklung, die auf Differenzierung ebenso wie auf Großformigkeit ausgeht, mehr zu entsprechen, wenn wir die einzelnen Gebiete spezialisieren, für das große Drama seinen Stil, für die Komödie ihren Stil, für das Salonstück seinen Stil, usw. auszubilden.

Die Begegnung der Götter.

883

Wenn in Bayreuth im „Parsifal“ die Blumenmädchen noch so geschmacklos in ihrem Klatschblumenkostüm paradierten, man vergißt sie. Das bedeutende Stück, der geistreiche Schauspieler wirken im schlichsten Rahmen und machen ihn vergessen. Während die raffinierteste Inszenierung über den Mangel schauspielerischen Könnens (und gerade das schauspielerische Material war in München nicht ersten Ranges und bedrohte sehr die Reformierung), über die Minderwertigkeit des Stückes nicht hinwegtäuschen kann.

Es ist ein Mißbrauch, wenn das Architektonische das Geistige erdrücken soll. Aber es ist eine selbstverständliche Begleiterscheinung des Zukunftsvollen, daß es über das Ziel zumeist hinausschießt. Den Ausgleich schafft die Zeit. Man muß zwei Schritt vorausgegangen sein, um, wenn dann der unausbleibliche Rückschlag kommt, der einen Schritt wieder zurückwirft, doch noch einen Schritt gewonnen zu haben. Mit dieser Entwicklung ist ein Kreis geschlossen. Denn nun kann es sich nur noch um ein weiteres Verfolgen der genannten Ziele handeln. In der Hauptsache um eine Vereinigung der in Berlin und München gepflegten Bestrebungen, die nebeneinander herliefen, die sich nun treffen.

In der Tat: es war ein merkwürdig sicherer Instinkt, der dazu antrieb, Reinhardt nach München zu rufen.

Indem Reinhardt die Tendenzen des Münchener Künstler-Theaters übernimmt und weiter ausbilden will, indem solchermaßen Praxis und Idee zusammenkommen, Kunst und Theatertechnik sich einen und ein neues, geschultes und differenziertes Schauspielermaterial sich anfügt, sehen wir deutlich, wie das Vielfältige, dem wir auf verschiedenen Wegen begegneten, sich zusammenzufügen beginnt. Das ist ein Anzeichen dafür, daß eine neue Etappe einsetzt.

Die Begegnung der Götter.

Ein Erlebnis

von

Oscar A. H. Schmitz.

(Fortsetzung.)

8.

Sir Charles veranlaßte mich, ein wenig mit ihm durch den Park zu gehen. Auf einem baumfreien Plateau sahen wir einen Maler bei der Staffelei sitzen. Er nahm die Aussicht in das catalonische Hügel-land auf. —

„Sie werden hier noch einen alten Bekannten finden“, sagte

Sir Charles.

Der Maler hatte uns kommen hören, ging auf uns zu und streckte mir lachend beide Hände entgegen.

## NEUE REVUE und MORGEN.

„Mich erkennen's wohl gar nimmer?“ fragte er mich in unverkennbar österreichischer Mundart. Ich erkannte den Wiener Landschaftsmaler und Hauptmann a. D. Franz Göhringer. Er hatte einen prachtvollen, rotblonden Vollbart, einen bernsteinfarbenen Teint, milde, braune Augen und eine Art natürlicher Eleganz, die seine ein wenig gesuchte, zu sehr den Künstler markierende Kleidung angenehm milderte. Ich will damit nicht sagen, daß er schlecht gewaschen war, im Gegenteil, er wirkte sogar soigtiert, aber er trug mehrere Ringe m&Jarbigen Steinen, eine zu sehr flatternde schwarze Seidenkrawatte und eine zu weit ausgeschnittene Weste über einem freilich einwandfreien Hemd.

Ich habe ihn in Skutari, der Hauptstadt Albaniens, kennen gelernt. Auf einem miserabeln, kleinen Dampfer fuhren wir die Adria hinauf nach Ragusa. Beim Austritt in die See lief das Schiff auf. Wir rechneten mit der Möglichkeit, einige Tage festliegen zu müssen, Das Bewußtsein, daß uns ein plötzlicher Wetterwechsel lebensgefährlich werden konnte, verschärfte die Situation. Zwei ausgesandte Boote warfen indessen in einiger Entfernung Anker aus, und es gelang in wenigen Stunden die Ankerketten aufzurollen und das Schiff flottzumachen. Diese plötzliche Wendung der Lage brachte unter der Mannschaft und den Passagieren eine solche Fröhlichkeit hervor, daß Göhringer und ich nach dem Essen einige Fiaschi Wein spendierten. Es entstand ein kleines Gelage auf Deck. Man trank und sang. Göhringer nahm die Gitarre des italienischen Maschinisten und trug Lieder in allen Sprachen vor, serbische und ungarische Volksweisen, italienische Tarantellen und Wiener „Gstanzeln“.

Die Kabinen waren so dumpf und schmutzig, daß wir vorzogen, während der unruhigen Sciroconacht auf dem Verdeck in den Heubündeln zu schlafen, welche die Ladung bildeten. Göhringer war damals noch K. K. österreichischer Hauptmann und hatte sich gerade im Nationalkostüm in das dem Fremden verschlossene Albanien geschlichen — ich weiß nicht, wieweit aus militärischen Gründen oder aus privater Abenteuerlust. Jedenfalls war diese Eigenschaft mit im Spiel. Er gestand mir, während wir in Ragusa einige Tage ausruhten, daß ihn sein Beruf unbefriedigt lasse und er eigentlich nur seine alljährliche Urlaubsreise als „Leben“ betrachte. Als Generalstabsoffizier wußte er ihr meist einen halb beruflichen Charakter zu verleihen und sie auf Monate<sup>1</sup> auszudehnen; aber es befriedigte ihn nicht, die Länder als Kartograph oder Stratege anzuschauen, so willkommen ihm dieser Vorwand zum Reisen auch war. Ihn reizte die künstlerische Betrachtung der Gegenden und Völker. Er erzählte sehr bereitwillig und außerordentlich anschaulich von seinen Eindrücken und schien sich zu freuen, in mir einen interessierten Zuhörer zu finden. Es war ihm eine besondere Art eigen, mit den verschiedensten Menschen auszukommen. „Die Leute sind wie Kinder“, sagte er, „man muß mit ihnen Spaß machen, sie zum Lachen bringen“. Das war ihm in Paris, kurz nach dem Kriege, wo man ihn seines deutschen Akzents wegen für einen „Prussien“ hielt, ebenso gut gelungen, wie mit den fanatischen Marokkanern. Gefährliche



EMPTY

EMPTY

Die Begegnung der Götter.

885

Gestalten auf der Landstraße — er liebte einsame Fußwanderungen — boten ihm die Flasche an, in den Verbrecherhöhlen der Großstädte, wo er Studien gemacht hatte, erklärten sich Leute bereit, für ihn zu morden, falls er Feinde hätte. Er zeigte mir sein Skizzenbuch, das voll war von geschickten Aufnahmen sogenannter „malerischer“ Gruppen und Szenerien. Er war ein ausgezeichnete Gesellschafter. So wie er auf dem Schiff die Leute mit seiner Lustigkeit hingerissen hatte, so bezauberte er im Hotel die Damen dadurch, daß er aus der Hand zu lesen wußte, ausgezeichnet walzte und Gesellschaftsspiele zu arrangieren verstand. Dabei machte er eigentlich keiner Dame einzeln den Hof, sondern schien von allen gleich entzückt. Auch zwei ganz unscheinbare Schwestern mit Vogelgesichtern beachtete er und pries sie mir als sehr wohlerzogene, vernünftige Mädels. Im Seebad erstaunte er dadurch, daß sein Körper durch viele Sonnenbäder fast bronzefarben geworden war, was im Kontrast zu seinem rotblonden Bart sehr sonderbar wirkte.

Einige Jahre später besuchte ich ihn in Wien. Er hatte seinen Abschied genommen und war Maler geworden, aber wie bei seiner Vielseitigkeit zu erwarten war, erschien er mir mehr ein starkes künstlerisches Temperament, als ein produktiver Künstler zu sein. Was er war, gab er durch seine Gegenwart, seine Werke enttäuschten mich durch konventionelle, fast akademische Hausbackenheit. Seitdem waren wieder einige Jahre vergangen.

„Ja, wie ist's Ihnen denn inzwischen ergangen?“ fragte er mich. Ich war froh, daß er mich selbst der Antwort enthob, indem er mit der Erzählung seiner Schicksale hervorsprudelte. Er war inzwischen Professor geworden. „Stellen 'S sich vor, ich a Professor!“ Er hatte aber das seßhafte Dasein nicht ausgehalten und sich bald wieder auf die Wanderung begeben. Wo es ihm gefiel, blieb er, malte oder faulenzte, oder tat sich mit den Mädchen herum — ein Unverwundlicher. Merkwürdigerweise fehlte es ihm nirgends an Feinden, aber er „piff“ darauf. „A kleines Malheur“ war ihm aber doch dabei passiert. Seine Berühmtheit und die Leichtigkeit, mit der er Geld verdiente, hatte manche töchterreiche Mutter auf ihn aufmerksam gemacht, und er mochte wohl unbekümmert manche falsche Hoffnung genährt haben — kurz, einmal geriet er in ein Netz. Zu spät erkannte er, daß man es darauf abgesehen hatte, ihn zu einem braven Bürgersmann zu machen, der für die Salons der Finanzkreise teure Porträts und Landschaften herstellen sollte. Schon interessierte sich — dank den Machenschaften seiner Schwiegermutter — ein Erzherzog für ihn. Das war ihm aber „zu fad“ gewesen, sein Leben ließ er sich nicht „verschandeln“. Das „arme, dumme Frauerl“ tat ihm wohl leid, aber warum hatte sie sich so von der Alten mißbrauchen lassen — und eines Tages ging er auf und davon. Die paar Batzen, die sie brauchen, schickt er ihnen pünktlich, aber nur nichts mehr hören und sehen von der Gesellschaft. Auch diesem Manne gegenüber habe ich, gerade weil er verwandte Saiten in mir berührte, meine von ihm so verschiedene Zerrissenheit besonders stark gefühlt, und oft war mir, als ob seine Nähe sie heilte



oder wenigstens erträglich machte. Ich habe manche ihm ähnlichen Leute getroffen. An vielen sonnigen Nachmittagen war meine Seele klar und sorglos, wie die ihre, ja es gab ganze sonnige Perioden, wo ich das Leben wie einen durchfunkelten Bergkristall hell und einfach vor mir liegen sah; aber dann kamen kalte, wolkige Wochen, gegen deren Traurigkeit kein Licht, keine Flamme schützte, wo alles mißlang und es nur geduldiges Abwarten gab. Suchte ich zur Zerstreuung Geselligkeit, so machte ich mir Feinde, wollte ich arbeiten, so brachte ich Unsinn hervor — es mag vielleicht schon an Wahnsinn zu grenzen scheinen, wenn ich sage: nahm ich mir an einem besonders trübseligen Tag ein Theaterbillet, so wurde die Vorstellung abgesagt. Immerhin kann ich versichern, daß mir das gerade an solchen Tagen oft passiert ist, wo ich nicht mit mir allein sein wollte.;

Viel Aehnlichkeit mit Göhringer besaß mein Freund Frank Endres.

Er ging und kam, schlief und aß und hatte eine wahre Freude an den Unvollkommenheiten des Lebens, die er rührend oder drollig fand.

Manchmal setzte er sich in einem Cafehaus hin und schrieb ein gutes Gedicht oder eine hübsche Erzählung nach den Augenblicksaufzeichnungen seines Notizbuchs. Ich beneidete ihn, wenn er in seiner Lieblingsstellung — mit übergeschlagenen Beinen auf einem Kissen saß, als sauge er aus dem honiggelben Tabak einer kurzen Pfeife einen leisen beruhigenden Rausch, der ihm alles vergoldete.

„Sie verstehen nicht zu leben“, sagte er zu mir, wenn er mich aus zäher Arbeit in gewollten Genuß umschlagen sah, ohne daß mich das eine oder das andere befriedigte. Und doch war auch in mir etwas von jenen kindisch glücklichen Menschen. Konnte nicht ein einziger Sonnenstrahl an einem Wintermorgen allen meinen Kümernissen schnell ein Ende machen? War ich nicht im Grund in meinen Wünschen einfach geblieben? Was war mir das Köstlichste im Leben gewesen? Ein Morgengang über einen bunten Markt, ein unverhofftes leuchtendes Gespräch mit einem Reisegefährten auf dem Deck eines Schiffes, der Gang mit einer Geliebten längs des abendlichen Meers, ein kluger Satz in einem Buch, der drollige Ausruf eines hübschen Kindes und vielleicht noch einige flüchtige Augenblicke, in denen uns Frauen aus Zärtlichkeit wirklich verstehen wollen, solange sie noch nicht gewiß sind, ob wir sie lieben. O, ich habe das Leben gespürt, wo es am süßesten ist — aber — gerade darum — ich weiß nicht, was ich hinter dieses „aber“ setzen soll, ich möchte gegen den Sprachgebrauch damit den Satz schließen.

„Wissen Sie übrigens, wer hier ist?“ rief plötzlich Göhringer und lächelte zu Sir Charles hinüber, der ihm ein stummes Zeichen machte. „Sie wissen nix — gar nix?“ fragte er mich wieder und freute sich wie ein Kind. „Na, da spazieren's einmal geraden Wegs da hinein, lieber Freund.“ Er deutete! auf einen kleinen Rokokopavillon, wie sie bisweilen Fürsten des ancien regime in den Parks um ihre Schlösser für ihre Schäferstunden erbaut haben.

„Lassen Sie sich nicht stören und begrüßen Sie ihre! Freundin!“

Die Begegnung der Götter.

887

sagte Sir Charles lächelnd, „Göhringer und ich, wir setzen solange unsere Promenade aHein fort.“

9.

Verwirrt tr&t ich aus der Hitze in den Pavillon. In dem acht-eckigen, ganz weiß gehaltenen Raum, dessen Wände Reliefs mit Putten und Fruchtkränzen schmückten, befand sich ein leise rieselnder Springbrunnen. Am Rande saß eine Dame, die, als sie mich kommen sah, eilig ihre Füße aus dem Bassin zog und unter ihrem Kleid verbarg. Sie kauerte am Boden. Als ich einen Augenblick verwundert stehen blieb, winkte sie mich lachend heran, bedeuete mich schweigend, neben ihr auf der Matte Platz zu nehmen und legte ihre Hand auf mein Knie. Mir war, als habe ich diesen Augenblick schon einmal erlebt. Wann war es nur? Ich hatte gerade wieder einmal eine entmutigende Bilanz meines Lebens gezogen — und da kam eine Frauenhand ... Es war eine in der Anlage der Knochen schlanke, doch im Fleisch fast üppige, schneeweiße Hand, der Unterarm hatte das blendendste Inkarnat, Spitzen verdeckten ihn halb (sehr anständige Spitzen übrigens!). Während diese Hand gleich einer Taube auf der meinen ruhte, flüsterte eine unsagbar weiche und klangvolle Stimme: „Non ti ricordi piu?“ Ich sah in ein Paar braune, etwas feuchte Augen, die mich unter der Fülle des Glückes, die sie zu versprechen schienen, zusammenschauern ließen. Meine Nachbarin war eine erblühte, doch nicht zu üppige Frau. Unter einem weißen, duftigen Sommerhut lag ihr schwer gebändigtes kastanien-braunes Haar. Dies und die makellose Haut, an der sich hie und da sanft bläuliche Adern abzeichneten, gab ihrer reifen Leiblichkeit etwas wie den Reiz eines edlen Materials. (Jetzt ließ sie auch ihre voll-kommenen Füße wieder ein wenig unter dem Saum des Kleides hervor-lugen.) Die klare, glatte Stirn, vor allem aber der Mund bezauberte mich: obgleich ziemlich klein, waren die ausgesprochen korallenroten Lippen kräftig geschwungen; das entzückendste aber schien mir eine kaum merkliche Unregelmäßigkeit: die rechte Seite der Unterlippe war ein wenig mehr geschwollen, als die linke. Wenn sie lächelte, erschienen Grübchen auf den Wangen und eine kleine senkrechte Falte zwischen den Augenbrauen. Auch diese standen in reizendem Kontrast zu dem sonst regelmäßigen Gesicht: obwohl in feiner Linie gezogen, waren sie ein wenig zu dicht, und einzelne, sich gegen die regelmäßige Lage sträubende Härchen schienen in dieser im Grund harmonischen Natur die Fähigkeit zu einer wahrscheinlich entzückenden Wildheit zu verraten. Die Nasenflügel bewegten sich fein und leise über einem rätselhaften Lächeln, das diesem kindlich-weiblichen Ant-litz eine zu Zeiten königliche Ueberlegenheit gab. Es schien zu sagen: meine Macht ist so groß und sicher, daß ich keine äußeren Zeichen brauche, sondern ungefährdet ein Kind sein darf. Aus den Formen, die eine dünne Sommerbluse umschloß, konnte ich erkennen, daß die Brust wie auf antiken Statuen ziemlich tief saß und sich leise auf breiter Fläche aus dem Körper bildete, nicht wie zwei Früchte aus ihm hervorstarrrte. Wenn alles in dieser Frau von einem inneren sinnlichen

Feuer durchglüht schien, so war es edelste, poetischste Sinnlichkeit, besonders diese zarte und doch voll erblühte Brust gab ihrem Leib jenen Zauber sinnlicher Keuschheit, wie ihn nur die Nacktheit großer Kunstwerke besitzt. Ein Strauß halb entblätterter Rosen lag in ihrem Schoß. Die Finger ihrer Linken schienen sich an den Blüten zu kühlen, während die Rechte mit einem Ring an meiner Hand spielte.

„Erinnerst du dich?“ fragte ihre Stimme, in der die ganze Süßigkeit des Daseins lag. O, ich erinnerte mich an alles, an alles was das Leben lebenswert machen kann. War sie wirklich Marie-Luise, dieses große fünfzehnjährige Mädchen, das mich, als ich dreizehn war, bei unseren Kinderspielen plötzlich auf den Schoß genommen, halb tot geküßt und dann wie wahnsinnig in rätselhaftem Taumel und unklarer Sehnsucht stehen gelassen hatte? Nein, es war die Sängerin Aline Vidal, die ich am letzten Abend meiner Pariser Jugendjahre in einem Montmatrekabarett als Anfängerin auftreten sah, ebenso entzückend schüchtern als Künstlerin, wie entzückend sicher als Weib. Ein Freund von mir und ich führten sie zum Souper, aber unser stillschweigendes Einverständnis betrachtete sie mehr als meine Dame. Ich hatte gerade eine lange, selbstquälerische Periode hinter mir. Ich war zu dem Entschluß gekommen, nach Deutschland zurückzukehren, und obwohl mir jetzt eine Stimme sagte: „packe deine Koffer wieder aus“, hielt mich eine andere zähe Macht bei meinem hölzernen Entschluß zu reisen fest. Wenn ich Aline Vidal entzückt anblickte, rief mir gleichzeitig etwas höhnisch zu: „Wie oft warst du schon entzückt, erspare dir doch die neue Enttäuschung, wer weiß, ob sie dich mag oder ganz banal jemanden sucht, der sie aushalten soll. Sei philosophisch und verzichte im voraus, gehe nun, wie du geplant hast, nach Deutschland zurück, du wirst sehen, es ist besser für dich. Vielleicht findest du dort ein viel größeres Glück, deinem Schicksal vermagst du nicht zu entgehen.“ Diesen verleumderischen, lebenszerstörenden Stimmen folgte ich, wie so oft, auch damals. (Seit der Begegnung mit dem Priester weiß ich, welche teuflische Macht sie in mir erweckte.) Gegen Morgen brachten wir Mlle. Vidal nach Haus. Das bläuliche Frühlicht von Paris lag über dem Vorgärtchen ihres am Hügelabhang klebenden Montmatrehäuschens, als ich meinen Freund zum Fortgang des Abenteuers Glück wünschte. Aber beispielloses Wunder! Als wolle es das Schicksal noch einmal mit mir versuchen: Aline kam wieder. War es nicht dasselbe blühende, selbstsichere Wesen ohne Falsch, als ich einige Jahre später Giuseppina Cortis liebte? In einem kleinen Kahn legte ich vor ihrem Landhaus am See an; die italienische Mittagsglut flimmerte über den weißen Häusern und den grellblühenden Terrassengärten; alles schlief, ich war sicherer, unbemerkt zu bleiben, als bei Nacht. Giuseppinas dünne vierzehnjährige Schwester Vincente schlich schon aus dem Haus und winkte mir. Ich folgte ihr in einen leeren Pavillon. In dem dämmerigen, achteckigen Raum, wo alle Fensterläden herabgelassen waren, verbrachte ich nun drei Tage. Unten im Garten sah ich Giuseppinas Mann und ihre Mutter zwischen den Beeten auf- und abgehen. Sobald



## Die Begegnung der Götter.

889

sie konnte, flog Giuseppina auf eine halbe Stunde zu mir herauf; die kleine verschwiegene Vincente, die wie ein kluger Vogel war, brachte mir heimlich Essen. Nachts schlief ich auf einer Matratze, die in einer wackligen, eisernen Bettstelle lag. Man hätte mir nicht un bemerkt Wäsche heraufbringen können. Einmal kam auch die weißhaarige, etwas korpulente Mutter, die noch Spuren von einstiger Schönheit zeigte. Sie trug ein feierliches, schwarzes Seidenkleid mit etwas lila Samt am Halse. „Mein Gott, was haben Sie aus meiner Tochter gemacht, lieber Herr?“ „Es ist ein wahrer Roman“, urteilte die kleine Vincente. Aber die alte Dame liebte ihren Schwiegersohn nicht und ihre Augen sahen aus, als könne sie sich selbst noch ziemlich gut erinnern, wie die Liebe ist. Das machte diese freundliche Greisin nachsichtig.

Im Hochsommer, als Giuseppina, um von einer leichten Melancholie Heilung zu finden, aufs Land zu halbbäuerlichen Verwandten geschickt wurde, ließ ich mich in dem nächsten Städtchen nieder. Dort konnte sie jeden zweiten Tag mit der Bahn hinkommen. Einmal erschien sie schon am nächsten Tag wieder, und ich entdeckte, daß mir das lästig war. Von jetzt ab begann sie mich manchmal zu langweilen und ich quälte sie. Sie wollte nur lieben, lieben und im Zimmer dicht bei mir hocken (es war in der heißesten Zeit des Jahres), ich aber zog vor, wenn die Abendkühle durch die Läden drang, unsere Siesta zu beenden und hinauszueilen an den See oder in die Berge. Als Giuseppina nach langem Zögern, ohne mich zu verstehen, manchmal mitkam, merkte ich, daß ich auch so nicht zufrieden war. Nun wäre ich am liebsten ein wenig allein gewesen. Ich fand, wir sahen uns zuviel. Die Liebe konnte mich nicht ganz ausfüllen; ein paar Stunden wohl, dann Einsamkeit oder Arbeit. So habe ich es stets gern gehalten. Aber das einem südlichen, sonnigen Wesen, das nicht viel nachdenkt, das einer Giuseppina Cortis begreiflich machen, die nur lieben und von Liebe sprechen will! „Du liebst mich nicht mehr, du liebst eine andere“ hieß es täglich. Jeder Brief, den ich erhielt, erregte ihre Eifersucht. Sie raste, weil sie die Sprache meiner Korrespondenz nicht verstand. Dann kamen leidenschaftliche oder rührende Versöhnungen und mitten in Umarmungen wieder Eifersuchtsanfälle, ich sei heute kälter gewesen, als sonst, was das bedeute? Ich muß gestehen, daß dies alles meine Liebe nicht verstärkte, im Gegenteil sie immer mehr schwächte; meine Bewunderung konnte ich indessen diesem rückhaltlos einem Gefühl hingeebenen Wesen nicht versagen, und ich hätte aufrichtig gewünscht, daß diese Liebe sich auf eine andere Person richtete, die fähig gewesen wäre, sie mit gleicher Stärke zu erwidern und ganz darin aufzugehen. War es meine Schuld, daß ich es nicht konnte! Ich behandelte sie mit Rücksicht, Achtung, vielleicht brach auch manchmal mein Mitleid durch. Glücklicherweise besaß Giuseppina Stolz und der diktierte ihr die rechte Handlungsweise. Eines Tages war sie verschwunden. Ich erhielt einige kurze Abschiedsworte, aber sie gab mir keine Adresse, wohin ich ihr heimlich hätte schreiben können. Schon nach vier Wochen fühlte ich eine

NEUE REVUE und MORGEN.

heftige Sehnsucht nach ihr, obwohl ich genau wußte, daß ein Wiedersehen, wenn es nicht ganz flüchtig wäre, zu demselben Ende hätte führen müssen; sie aber zu gelegentlichem, kurzem Zusammentreffen zu überreden — wie ich später einmal versuchte — das war unmöglich. Es sind nicht die schlechtesten Frauen, die dazu fähig sind und verstehen, wie die Trennung eine Liebe immer wieder neu machen kann, aber Giuseppina war dazu zu einfach und ungebrochen. Ihre Liebe und der egoistische Stolz dieser Liebe wollten Alles oder Nichts.

„Ti ricordi?“ O, wie ich mich erinnerte! Wie war ich bereit, alles mit ihr zu wiederholen, alles Glück und alle Enttäuschung. Und sie schwatzte wieder mit ihrer süßen, italienischen Kindlichkeit, als wären zwischen uns niemals Mißverständnisse gewesen. Manchmal war mir, als hörte ich in der Ecke des Pavillons des Professors hämisches Lachen, aber er konnte mir jetzt nichts anhaben. Immer wenn ich eine Geliebte hatte, die mir ohne ein irgendwie verpflichtendes Band angehörte, fühlte ich mich sicher vor ihm. Ich konnte ein leises ironisches Lächeln über mich selbst nicht unterdrücken, weil ich nun wieder ganz in Bann Giuseppinas lag.

„Warum lächelst du, Geliebter?“ fragte mich meine Nachbarin.

„Ich denke an die Vergangenheit“, erwiderte ich.

„Und nicht an die Zukunft?“

„Ich will nicht mehr an die Zukunft denken.“

„Kindskopf.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Gespräch Christi über Ehe  
und Ehescheidung.

Von

Hans Benzmann.

Ein Pharisäer spricht ihn einmal an:

»Herr, sage uns, ist's recht, daß sich ein Mann  
von seinem ehelichen Weibe scheide?“

Spricht er zu ihm: »Fragst du mich, daß sie beide  
um ihrer Liebe willen ließen Haus  
und Heimat, Ehre, Gut und Geld, —

so sag ich dir: Gott selbst hat sie gesellt!  
Und was so eins in Leib und Seel' gewesen,  
das soll sich selbst nicht von einander lösen!

Denn welche Liebe, welche Leidenschaft  
kann sich vergleichen dieser ersten Kraft?

Ich sage euch: aus Asche wird sie brennen!

Was Gott gefügt, das soll der Mensch nicht trennen!“

Da rufen sie: »Wie, gab uns Moses nicht  
den Scheidebrief? Was ist nun Recht und Pflicht?“

Die Ehe.

891

Entgegnet Jesus: »Er hat euch erkannt!

Euch ist die Ehe weder Bund noch Band!

Bevor ihr euer Scheidewort gesprochen,

habt ihr die Ehe tausendmal gebrochen!"

Da schwiegen sie und blickten hin und her — —

Wirft einer ein: »Doch mag sich mancher finden —

er braucht kein schlechter Mann zu sein, — dem schwer

sich die lebendigen Gedanken binden

für Zeit, für Ewigkeit und — Augenblick ...

Wen träfe nicht dies plötzliche Geschick?

Wer ist ganz frei, wer hat so steten Willen,

um Durst in Durst und nur in Durst zu stillen? ..."

Sieht Jesus ihm tief in das Herz hinein:

»Gilt es dir mehr, Gott gleich zu sein?

Willst du dich selbst, o Mensch, entbehren?

Sei Mensch! Mag Unbewußtes dich beschweren,

du wirst dich selber unbewußt auch ehren!...«

»Wie,« fragt ein anderer, »aber ist's mit denen,

die niemals sich nach Weib und Ehe sehnen?"

Spricht Jesus tiefbewegt: »Weißt du, was Liebe ist?

Meinst du, daß sie sich ganz in dem ermißt,

was ihr euch denkt? Ist sie in einem gleich?...

Sie ist ein unbegrenztes blindes Reich!...

Zwar manchen gibt's, der ohne sie geboren —

doch manchen auch, der sie hat abgeschworen

um eurentwillen, um der — Liebe willen

wollt ihr nicht soviel heiße Liebe stillen ...?"

Die Ehe.

Komödie von Bernard Shaw.

Deutsch von Siegfried Trebitsch.

(Fortsetzung und Schluß.)

H O t C h k i ß (kommt leise aus dem Arbeitszimmer herein. Er schlüpft hinter Frau George, ergreift ihre Hand von ihrem Schoß und küßt sie über ihrer Schulter).

Frau George (erwachend): Was war das? Wer hat mir die

Hand geküßt? (Zum Bischof, eifrig) waren Sie's: (Er schüttelt den Kopf.

Sie ist gedemütigt): Verzeihen Sie.

Der Bischof; Keineswegs. Ich weise diese Ehre nicht zurück.

Erlauben Sie (er küßt ihre Hand.)

Hotchkiß: Ich war es, Polly, Ihr stets getreuer.

Frau George (wendet sich um und sieht ihn an): Lassen Sie



NEUE REVUE und MORGEN.

mich Sie noch einmal dabei ertappen: das ist alles. Wie kommen Sie hierher? Ich habe Sie doch fortgeschickt. (Mit großer Energie wieder ganz sie selbst werdend.) Was um Gottes willen ist passiert?

Hotchkiß: So weit ich es begreifen kann, hatten Sie eine sehr reizende und beredsame Art Paroxysmus.

Frau George (entzückt): Was! Mein zweites Gesicht! (Zum Bischof) Oh, wie habe ich gebetet, daß es zu mir kommen möge, sobald ich Ihnen jemals begegnete! Und nun ist es dagewesen. Wie wunderbar! Ihr dürft mir jedes Wort glauben, das ich sagte: ich kann mich nicht erinnern; aber es war etwas, das brannte, einmal ausgesprochen zu werden; da ergriff es eben Besitz von mir und sagte sein eigenes Wesen aus. So ist es zugegangen, seht.

Edith und Cecil Sykes kommen durch den Turm herein. Sie hat ihren Hut auf, Leo folgt. Sie sind augenscheinlich zusammen ausgewesen. Sykes, mit einem unnatürlichen Wesen, halb verrückt, halb liederlich, als wenn er seine ganze Selbstachtung verloren hätte und entschlossen wäre, sich nicht seiner Verfassung berauben zu lassen, wirft sich in einen Stuhl am Ende des Tisches, in der Nähe des Herdes und vergräbt die Hände in den Taschen, wie Hogarths Müßiggänger, ohne zu warten, bis sich Edith setzt. Sie sitzt im Gitterstuhl. Leo nimmt den Stuhl, der dem Turm zunächst an der Längsseite des Tisches steht und sitzt brütend, mit geschlossenen Lippen da.

Der Bischof: Bist du ausgewesen, mein Kind?

Edith: Ja.

Der Bischof: Mit Cecil?

Edith: Ja.

Der Bischof: Seid ihr zu einer Verständigung gelangt?

Keine Antwort. Ratloses Schweigen.

Sykes: Du erzählst es Ihnen am besten, Edie.

Edith: Erzähl's ihnen selbst

Der General kommt durch den Garten herein.

Der General (kommt nach vorwärts an den Tisch): Wer von euch kann mir mit etwas Tabak aufwarten? Ich habe meinen aufgebraucht; und meine Nerven sind noch lange nicht beruhigt

Der Bischof: Warte einen Augenblick, Boxer, Cecil hat uns etwas Wichtiges zu sagen.

Sykes: Wir haben's getan. Das ist alles.

Hotchkiß: Was getan, Cecil?

Sykes: Na, was glaubt ihr?

Edith: Wir haben uns natürlich verheiratet!

Sykes (dreht den Kopf nach dem Turm): Dieser Herr hat es getan.

(Er bemerkt, daß sie ihn nicht verstehen, sieht sich um und erkennt, daß da niemand ist): Oh! ich dachte, er sei mitgekommen. Er ist wohl runtergegangen. Der Magistratsdiener.

Der General: Der Magistratsdiener! Wofür zum Teufel hat er das getan?

EMPTY

EMPTY



Emil Pottner  
Farbige Fayence

EMPTY

Die Ehe.

893

Sykes: Oh, ich weiß nicht; ich habe mit ihm nicht drum gehandelt. (Zu Frau George): Wieviel soll ich ihm geben, Frau Collins?

Frau George: Fünf Schilling. (Zum Bischof): Ich möchte feinen Augenblick ausruhen — da — in Ihrem Arbeitszimmer. Ich sah es hier — (sie berührt ihre Stirn.).

Der Bischof (ihr die Tür des Arbeitszimmers öffnend): Mit Vergnügen. Entfernen Sie meinen Bruder, wenn er Sie stört. Soames, bringen Sie die Briefe hierher.

Sykes: Er wird doch nicht beleidigt sein, wenn ich ihm fünf Schilling anbiete, wie?

Frau George: Onein! Er berührt mit seinem Amtsstab Kinder, um sie von der Ringelflechte zu heilen und bekommt dafür vier Pence pro Stück. Sie geht in das Arbeitszimmer. Soames folgt ihr.

Der General: Nun, Edith, ich bin etwas enttäuscht, das muß ich sagen. Immerhin bin ich froh, daß es wenigstens jemand in einer öffentlichen Uniform getan hat.

Frau Bridgenorth und Lesbia kommen durch den Turm herein. Frau Bridgenorth geht zum Bischof. Er geht zu ihr, und sie begegnen einander in der Nähe der Eichenkiste. Lesbia kommt zwischen Sykes und Edith.

Der Bischof: Alice, denk nur, liebes Kind, sie sind verheiratet.

Frau Bridgenorth (sanft): Oh, wie schön, das ist recht. Erzähl es, Collins.

Soames kommt aus dem Arbeitszimmer mit seinen Schreibmaterialien. Er setzt sich an das Ende des Tisches und fährt mit seiner Arbeit fort. Hotchkiss setzt sich in den nächsten Stuhl um die Ecke und kehrt ihm den Rücken zu.

Lesbia: Ihr habt wohl beide nachgegeben?

Edith: Durchaus nicht. Wir haben Vorkehrungen für alle möglichen Fälle getroffen.

Soames: Wie?

Edith: Ehe wir in die Kirche gingen, gingen wir ins Bureau der Versicherungsgesellschaft — wie heißt sie doch noch, Cecil?

Sykes: Die britische Familien-Versicherungs-Gesellschaft. Sie versichert gegen arme Verwandte und gegen alle Arten von unvorhergesehenen Familienzufällen.

Edith: Sie hat sich bereit erklärt, Cecil gegen Verleumdungsklagen zu versichern, die meinerwegen gegen ihn erhoben werden könnten. Sie stellt uns ganz besonders günstige Bedingungen, weil ich die Tochter eines Bischofs bin.

Sykes: Und ich habe Edith mein feierliches Wort gegeben, sie für den Fall, daß ich jemals ein Verbrechen beginge, zuvor in Gegenwart von Zeugen niederschlagen und mit einer anderen Dame nach Brighton zu gehen.

Lesbia: Das nennt Ihr Vorkehrungen für alle möglichen Fälle treffen!

(Sie geht an die Mitte des Tisches an die Gartenseite und setzt sich.)

NEUE REVUE und MOROEN. 1909. Heft 26. 63



NEUE REVUE und MORGEN.

Er soll sich zuerst überzeugen, daß dort keine Würmer sind, wo er dich niederschlagen wird, Edith. Wo ist Rejgy?

Regina Id (kommt aus dem Arbeitszimmer): Hier. Was gibt's?

Leo (springt auf und fährt hastig auf ihn zu): Was es gibt! Du hast gut fragen. Während Edie und Cecil im Versicherungsbureau waren, nahm ich einen Taxameter und fuhr in deine Wohnung; da fand ich eine schöne Wirtschaft vor. Dein Zeug ist in erbarmungswürdigem Zustand. Deine Leberkomresse war bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Man kann dich ebenso gut dir selbst überlassen wie ein einjähriges Kind.

Reginald: Oh, ich kann mich um solche Dinge nicht kümmern.

Ich bin ganz in Ordnung.

Leo: Das bist du nicht: du machst mir Schande. Du bedenkst niemals, daß du mir Schande machst: du denkst nur an dich selbst. Du mußt mit mir nach Hause kommen, wo ich alles nachsehen will; mein Gewissen gestattet mir nicht, dich wie ein Schwein leben zu lassen. (Sie bringt seine Krawatte in Ordnung.) Du mußt bei mir bleiben, bis ich St. John heirate, und dann werden wir dich adoptieren oder so etwas.

Reginald (reißt sich von ihr los und poltert fort, an Hotchkiß vorbei gegen den Kamin zu): Nein, verdammt will ich sein, wenn ich mich von St. John adoptieren lasse. Du kannst ihn adoptieren, wenn du willst.

Hotchkiß (sich erhebend): Ich halte diesen Vorschlag wirklich für den besseren, Leo. Ich muß Ihnen ein Geständnis machen, ich bin nicht der Mann, für den Sie mich halten. Ihr Einwand gegen Rejgy war sein niedriger Geschmack.

Reginald (sich umwendend): Wirklich?

Leo: Liederliche Angewohnheiten hab' ich gesagt. Ich habe nie gedacht, daß er einen niedrigen Geschmack habe, ehe ich — dieses Weib bei Gericht sah. Wie er ein solches Geschöpf wählen und dem Frauenzimmer erlauben konnte, ihm später noch zu schreiben.

Reginald: Ist das fair? Ich habe niemals —

Hotchkiß: Selbstverständlich haben Sie das nie getan, Rejgy.

Nicht dumm sein, Leo. Ich bin's der in Wirklichkeit einen niedrigen Geschmack hat.

Leo: Sie!

Hotchkiß: Ich habe mich in die Frau eines Kohlenhändlers verliebt. Ich bete sie an. Ich zöge einen ihrer Schuhriemen einer Locke Ihres Haares vor. (Er kreuzt die Arme und steht wie ein Felsen da.)

Reginald: Sie verdammt Schuft, wie können Sie es wagen, meine Frau in meiner Gegenwart auf solche Weise vor den Kopf zu stoßen!

Er scheint auf dem Sprung, sich auf Hotchkiß zu stürzen, als Leo zwischen sie tritt und Rejgy nach der Tür des Arbeitszimmers zieht.

Leo: Nimm keine Notiz von ihm, Rejgy. Geh und laß die alte

Die Ehe.

895

häßliche Ehescheidung sofort annullieren. Sage Sir Gorell Barnes, daß ich meinen Sinn geändert habe, (zu Hotchkiß) Ich hätte wissen können, daß Sie zu klug sind, um wirklich ein Gentleman zu sein. Sie zieht Rejy fort zur Eichenkiste und setzt ihn dort nieder, Rejy kichert ein wenig. Hotchkiß nimmt nachdenklich seinen Sitz wieder ein.

Der Bischof: Alle Probleme scheinen sich von selbst zu lösen.

Lesbia: Ausgenommen meines.

Der General: Aber Sie sehen doch, meine liebe Lesbia, was heute hier geschehen ist. (Kommt ein wenig näher und neigt ihr sein Gesicht zu.) Nun frage ich Sie, zeigt das nicht klar und deutlich, was es für ein Wahnsinn ist, nicht zu heiraten?

Lesbia: Nein. Das kann ich nicht sagen. Oh, (sich erhebend): Sie haben wieder geraucht.

Der General: Sie treiben mich dazu, Lesbia. Ich kann mir nicht anders helfen.

Lesbia (steht hinter ihrem Stuhl, mit den Händen an der Lehne und blickt sich strahlend um): Na, ich will Sie heute nicht schelten. Ich bin jetzt gerade in besonders guter Laune.

Der General: Darf ich fragen warum, Lesbia?

Lesbia (tief Atem schöpfend): Wenn ich denke, daß ich nach allen Gefahren des heutigen Tages noch unverheiratet bin! noch unabhängig! noch Herrin meiner selbst! noch ein glorreiches, stark-geistiges, altes Mädchen von Old England!

(Soames springt schweigsam auf und muß sich sehr ausrecken, um ihr über den Tisch hinüber die Hand zu drücken.)

Der General (sich erhebend): Macht es Sie wirklich glücklich, Herrin Ihrer selbst zu sein? Wäre es nicht großmütiger — wären Sie nicht glücklicher als Maitresse eines andern —

Lesbia: Boxer!

Der General (entsetzt): Nein, nein, liebe Lesbia, glauben Sie ja nicht, daß ich das Wort in seinem unreinen Sinn gebraucht habe. Ich bin manchmal unglücklich' in der Wahl meiner Ausdrücke; aber Sie wissen, was ich meine. Ich bin überzeugt, daß Sie als meine Frau glücklicher wären.

Lesbia: Das mag ja sein in einem gewissen unordentlichen Sinn. Aber ich ziehe meine Würde und meine Unabhängigkeit vor. Es tut mir leid, aber ich halte diese Jagd nach Glück für ziemlich gemein.

Der General: Oh sehr gut, Lesbia. Ich werde Sie nicht wieder fragen. (Er setzt sich hochmütig nieder.)

Lesbia: Das werden Sie doch, Boxer; aber es wird keinen Zweck haben. (Sie setzt sich wieder und legt ihre Hand beinahe zärtlich auf die seine.) Eines Tages hoffe ich Sie mir zum Freund zu machen, und dann werden wir uns sehr gut vertragen.

Der General (wieder aufspringend): Ha! Ich glaube, Sie sind

NEUE REVUE und MORGEN.

hart, Lesbia. Ich mach' mich lächerlich, wenn ich noch länger hier bliebe. Alice, ich gehe für einige Augenblicke in den Garten.

Co 11 i n s (erscheint im Turm): Ich glaube, jetzt ist alles in Ordnung, gnädige Frau.

Der General (zu ihm gehend): Oh! apropos, Sie könnten mich verbinden — (Der Rest des Satzes verliert sich in ein Flüstern.)

Collins: Gewiß, Herr General. (Er nimmt einen Tabakbeutel heraus und händigt ihn dem General ein, der ihn einsteckt und in den Garten geht.)

Lesbia: Ich glaube nicht, daß es einen Mann in England gibt, der Hand aufs Herz, seine Frau so liebt wie seine Pfeife.

Der Bischof: Apropos, was ist mit der Hochzeitsgesellschaft geschehen?

Sykes: Ich weiß nicht. Es war keine Seele in der Kirche als wir heirateten, mit Ausnahme des Magistratsdieners und des Geistlichen, der die Sache machte.

Edith: Sie sind alle nach Hause gegangen.

Frau Bridgenorth: Aber die Brautjungfern?

Collins: Ich und der Magistratsdiener sind im Taxameter überall herumgefahren, gnädige Frau; wir haben sie alle zusammengesucht. Sie waren recht enttäuscht wegen ihrer Kleider und fanden, daß alles ziemlich unregelmäßig zuging; aber sie willigten ein, zum Frühstück zu kommen.

Leo: Bitte, nehmen Sie zur Kenntnis, Collins, daß kein Wort davon wahr ist, daß ich von meinem Gatten geschieden bin, oder daß es zwischen mir und Herrn Hotchkiß jemals etwas gegeben hat oder gibt.

Collins: Gott segne Sie, gnädige Frau! das konnte man wohl immer sehen. (Zu Frau Bridgenorth): Werden Sie hier oder in der Halle empfangen, gnädige Frau?

Frau Bridgenorth: In der Halle. Alfred, du und Boxer müßt hinunter gehen und euch bereit halten, die ersten Ankömmlinge plaudernd festzuhalten, bis wir kommen. Wir müssen Edith ankleiden. Komm, Lesbia; komm Leo; wir müssen alle helfen. Nun, vorwärts, Edith. (Lesbia, Leo und Edith gehen durch den Turm hinaus.) Collins, wir brauchen Sie, sobald Fräulein Edith angekleidet ist. Sie müssen sich dann ihren Schleier etc. etc. ansehen, ob alles in Ordnung ist.

Collins: Ja, gnädige Frau. Wünschen Sie, daß über Fräulein Lesbia etwas verbreitet werde, gnädige Frau?

Frau Bridgenorth: Nein, Sie nimmt den General nicht.

Ich glaube, das können Sie für definitiv betrachten.

Collins: Wie schade, gnädige Frau!

Der Bischof: Ich gehe zum Empfang in die Halle, Collins.

Rejky, verständige Boxer; ihr müßt mir beide bei der kleinen Unterhaltung helfen. Komm, Cecil.

(Er geht durch den Turm hinaus. Sykes folgt ihm.)



Die Ehe.

897

Reginald (zu Hotchkiß): Sie haben immer den Mund vollgenommen und auseinandergesetzt, wie man sich als Gentleman zu betragen habe. Wenn Sie aber glauben, daß S i e sich Leo gegenüber als Gentleman benommen haben, dann sind Sie im Irrtum. Ich werde mich für Leo ins Zeug legen, vergessen Sie das nicht.

Hotchkiß: Ich verstehe. Ihre Tür ist mir verschlossen.

Reginald (rasch): Oh nein. Nur keine Uebereilung. Ich glaube, nach einer geraumen Weile seh ich Sie ganz gern wieder. Sie wird so böse und anmaßend, wenn niemand da ist, der das Haus ein bißchen belebt.

Hotchkiß: Ich werde mein Möglichstes tun.

Reginald (erfreut): Na also. Sie sind doch nicht böse, alter Knabe, he?

Hotchkiß: Es ist mein Schicksal. Ich habe Kohlen angefaßt; und meine Hände sind schwarz; aber sie sind rein. Wenigstens bis jetzt, Rejgy. (Sie schütteln einander die Hände; und Reginald geht in den Garten, um Boxer zu suchen.)

Co Hins: Entschuldigen Sie mein Herr; aber bleiben Sie zum Frühstück hier? Ihr Name steht auf einem Gedeck; und ich würde ihn gern vertauschen, falls Sie nicht da bleiben sollten.

Hotchkiß: Was weiß ich? Bin ich noch Herr meines Schicksals? Gehen Sie: fragen Sie — die.dergehorcht werden muß,

Collins (ehrfürchtig): Sollte Frau George an Ihnen Gefallen gefunden haben?

Hotchkiß: Ich wollte, sie hätte es! Es ist Schlimmeres, Mensch, viel Schlimmeres: i ch habe an Frau George Gefallen gefunden.

Collins: Verzweifeln Sie nicht, Herr: wenn George gern mit Ihnen plaudert, werden Sie das Haus seiner Frau sehr angenehm finden — lebhafter als das des Herrn Reginald.

Hotchkiß (rufend): Polly.

Collins: Oh, wenn Sie schon bei Polly sind, mein Herr, glaube Ich sagen zu können, daß schon alles in Ordnung ist.

Frau George erscheint an der Tür des Arbeitszimmers.

Hotchkiß: Ihr Schwager möchte gern wissen, ob ich zum Hochzeitsfrühstück dableibe. Sagen Sie es ihm.

Frau George: Er bleibt, Bill, wenn er entschlossen ist, sich gut zu betragen.

Hotchkiß(zu Collins):Darf ich als Freund der Familie das Vorrecht genießen, Sie Bill zu nennen?

Collins: Mit Vergnügen, mein Herr, gewiß.

Hotchkiß: Mein Kosenamen im Schoß der Familie ist Sonny.

Frau George: Warum haben Sie das nicht gleich gesagt?

Sonny ist gerade der Name, den ich für Sie gewünscht habe.

(Sie tätschelt vertraulich seine Wange: er erhebt sich rasch und geht zum Kamin

NEUE REVUE und MORGEN.

wo er sich geistesabwesend in den Gitterstuhl fallen läßt.) Bill, ich gehe nicht in die Halle, ehe genug Menschen dort sind, um einen kleinen Hof für mich zu bilden. Laß mich durch den Magistratsdiener holen, wenn du glaubst, daß es gut aussieht.

C o l l i n s: Ganz recht. (Er geht durch den Turm hinaus.)

Frau George, allein geblieben mit Hotchkiss und Soames, legt plötzlich die Hände auf Soames Schultern und neigt sich über ihn.)

Frau George: Der Bischof sagte, daß ich Sie versuchen sollte, Anthony.

Soames (ohne sich umzusehen): Weib: hebe dich hinweg.

Frau George:

„Dein holdes Herz trägt treulos eine Maske,

Doch würd' es brechen, sah' es das.

In einer solchen Stunde eins nur fleh ich:

Gedenke mein.“

Und das werden Sie, Anthony. Ich werde meinen Zauber über Sie werfen.

Soames: Glauben Sie, daß ein Mann, der das Magnifikat gesungen und die Himmelskönigin angebetet hat, für solch ein Gewäsch Ohren hat oder ein Auge für eine so liederliche Person wie Sie — Da ist ein anderer, mit dem Sie sprechen können. Ich bin beschäftigt.

Frau George (verläßt Soames und tritt einen oder zwei Schritte näher an Hotchkiss heran) Warum sind Sie nicht wie er, Sonny? Warum hängen Sie Ihr Herz an das erstbeste Weib in der nächsten Straße?

Frau George (zu Soames): Sie glauben nicht an die Frauen, Anthony, nicht wahr?

Soames: Weib: versuchen Sie nicht, mich des Unglaubens anzuklagen. Und Sie, Hotchkiss, verachten Sie die Seele dieses Weibes nicht. Sie sind ein so eingefleischter Snob wie nur je.

Hotchkiss (ungeduldig): Mein lieber Anthony, ich finde Sie als Prediger einfach lächerlich, weil Sie mich auf Stellen und Dokumente und Vorkommnisse verweisen, an die ich tatsächlich nicht glaube. Ich glaube an nichts als an meinen eigenen Willen, meinen eigenen Stolz und meine Ehre. Ihre Fische, Ihr Katechismus und alles Uebrige geben ein reizendes Gedicht, das Sie Ihren Glauben nennen. Ihnen steht's vollendet gut; aber mir nicht. Ich ziehe nun mal wie Napoleon den Mohammedanismus vor. (Frau George, die Mohammedanismus mit Polygamie verbindet, sieht ihn mit raschem Verdacht an.) Ich glaube, daß das ganze britische Königreich sich zu einem reformierten Mohammedanismus bekennen wird, ehe das Jahrhundert zu Ende geht. Mohammeds Charakter ist dem meinen kongenial. Ich bewundere ihn, und teile in ausgedehntem Maße seine Lebensansichten. Das schlägt Sie, Soames, wie Sie sehen. Religion ist eine große Macht — die einzige wirklich bewegende Kraft in der Welt; aber Ihr Bursche versteht die Haupt-

Die Ehe.

899

sache nicht; einen Menschen durch seine eigene Religion und nicht durch die eure seinen Weg machen zu lassen.

Frau George(seine Beredsamkeit bewundernd): George wird Sit mögen, Sonny. Sie sollten ihn über die Kirche reden hören.

So am es: Gut! Dann geht beide in euer Verderben. Für mich gibt es nur eine Religion: die, von der meine Seele weiß, daß sie die wahre ist; aber selbst der Unglaube hat einen Grundsatz; und das ist die Heiligkeit der Ehe. Ihr beide seid an der Grenze der Tod-sünde. Leugnen Sie das?

Hotchkiß: Sie vergessen, Anthony: Ihrer Ansicht nach ist die Ehe selbst eine Todsünde.

Soamts: Die Frage ist jetzt nicht, was ich glaube, sondern was Sie glauben. Nehmen Sie mit mir das Zölibat; und geben Sie dieses Weib auf, wenn Sie die Kraft und die Erleuchtung dazu haben. Aber wenn Sie noch in den Klauen der Welt sind, achten Sie wenigstens ihre Einrichtungen. Glauben Sie an die Ehe oder nicht?

Hotchkiß: Meine Seele ist vollkommen frei von irgendeinem solchen Aberglauben. Ich erkläre feierlich, daß ich zwischen diesem Weibe, wie Sie Frau George unhöflich nennen, und mir keinerlei Schranken sehe, die zu respektieren mein Gewissen von mir verlangt. Ich hasse mit allen meinen Instinkten die ganze Ehemoral der Mittelklassen. Wenn ich ein Marquis aus dem achtzehnten Jahrhundert wäre, könnte ich mich einer Pariser Bürgerfrau gegenüber nicht freier fühlen, als ich mich Polly gegenüber fühle. Ich verachte dies ganze häusliche Reinigungsgeschäft als die niedrigste Tiefe der engherzigen, selbstsüchtigen, sinnlichen nach dem Weibe gierenden — Gemeinheit.

Frau George (sich sofort erhebend): Oh, wahrhaftig. Dann kommen Sie nicht mit mir nach Haus, junger Mann. Es tut mir leid, denn es ist erfrischend, einmal im Leben einem Mann begegnet zu sein, der sich vor meinem Ehering nicht fürchtet; aber ich suche einen Freund und keinen französischen Marquis; deshalb kommen Sie nicht mit mir nach Hause.

Hotchkiß (unerbittlich): Ja, ich komme mit.

Frau George: Nein.

Hotchkiß: Ja. Ueberlegen Sie doch nur. Sie kennen Ihre Sippschaft hoffentlich ganz gut, die Anschauungen Ihrer Händlersippe. Sie kennen alle Skandale, Heucheleien dieser Gesellschaft, ihre Eifersüchteleien und Streitigkeiten — die hundert Scheidungsaffären, die nie vor Gericht kommen, ebenso wie die zehn, die so weit kommen.

Frau George: Wir sind keine Engel. Ich kenne ein paar Skandale aber die meisten von uns sind zu sehr abgestumpft, um etwas andres als gut zu sein.

Hotchkiß: Dann müssen Sie doch bemerkt haben, daß gerade wie alle Mörder, wenn man sie nach ihren erbaulichen Bemerkungen auf dem Schafott beurteilt, gottergebene Christen zu sein scheinen, so alle Wüstlinge, die männlichen, wie die weiblichen, ohne Unter-



NEUE REVUE und MORGEN.

schied Menschen sind, die überfließen von häuslichen Sentimentalitäten und Respektbezeugungen für die Konvention, die sie in der Praxis verletzten.

Frau George: Sie erwarten doch nicht, daß sie sich alle selbst aufgeben sollen?

Hotchkiß: Es sind Gefühlsmenschen und nicht Menschen von Ehre. Nun, ich bin kein Gefühlsmensch, sondern ein Mann von Ehre.

Ich weiß ganz gut, was mir passiert, wenn ich erst mal die Schwelle des Hauses Ihres Gatten überschreite und sein Gast geworden bin.

Dieses Band der Ehe, das ich verachte, wird mich binden, wie es niemals die Menschen binden kann, die daran glauben und deren Hauptunterhaltung darin besteht, das Theater zu besuchen, wo man sich darüber lustig macht. Soames: Sie sind ein Kommunist, nicht wahr?

Soames: Ich bin ein Christ. Da muß ich wohl Kommunist sein.

Hotchkiß: Und Sie glauben, daß uns viele Landgüter von der Kirche unter Heinrich VIII. gestohlen wurden?

Soames: Das glaube ich nicht nur: das weiß ich als Jurist.

Hotchkiß: Würden Sie von den Feldern eines der Grundbesitzer jener gestohlenen Landgüter eine Steckrübe stehlen?

Soames (sich gegen diese Frage verwehrend): Sie haben kein Recht auf ihr Landgut.

Hotchkiß: Danach habe ich Sie nicht gefragt. Würden Sie von einem der Felder, auf das diese Grundbesitzer kein Recht haben, eine Steckrübe stehlen?

Soames: Ich mag weiße Steckrüben.

Hotchkiß: Da Sie Jurist sind, müssen Sie mir antworten.

Soames: Ich gebe zu, daß ich es wahrscheinlich nicht täte.

Ich bin vielleicht im Unrecht, wenn ich die Steckrübe nicht stehle; ich kann meinen Widerwillen gegen eine solche Handlungsweise nicht verteidigen, aber ich glaube, ich würde es nicht tun. Ich weiß sogar bestimmt, daß ich es nicht täte.

Hotchkiß: Ebensowenig wäre ich fähig, Georges Weib zu stehlen. Ich habe meine Hand vorhin nach dieser verbotenen Frucht ausgestreckt, und ich weiß, daß meine Hand immer leer zurückkommen wird. An die Ehe nicht glauben ist leicht, eine Frau lieben, ist leicht; aber einen Kameraden betrügen — gegen einen Gast illoyal sein — den Vertrag von Brot und Salz brechen — das ist unmöglich. Sie können mich nach Hause mitnehmen, Polly: Sie haben nichts zu befürchten.

Frau George: Und nichts zu hoffen?

Hotchkiß: Da Sie das so in einer mehr als gütigen Art fragen, Polly, durchaus nichts.

Frau George: Hm! Sie glauben, wie die meisten Männer, daß Sie alle Wünsche, die Frauen hegen mögen, kennen, nicht wahr? Aber das Kind, das man am meisten nötig hätte, hat mit der Ehe

Emil Pottner  
Farbige Fayence

EMPTY



Rundschau.

901

absolut nichts zu tun. Vielleicht hat Anthony einen Schimmer davon, wie, Anthony?

So am es: Christliche Gemeinschaft?

Frau George: So nennen Sie es, nicht?

So am es: Wie nennen Sie es?

Co 11 i n S: (erscheint im Turm mit dem Magistratsdiener): Nun, Polly, die Halle ist voll; und man wartet auf Sie.

Der Magistratsdiener: Platz meine Herren. Platz für die verehrliche Frau Bürgermeisterin. Mit Verlaub meine Lords und Herren. Mit Verlaub meine Damen und Herren: Platz für die Bürgermeisterin.

Frau George nimmt Hotchkiß' Arm und geht hinaus, der Magistratsdiener folgt ihr.

Soames nimmt seine Schreibearbeit ruhig wieder auf.

Ende.

Rundschau.

Finanzpolitisches.

Von Pluto.

Die Börse hascht nach Vorwänden! Augenblicklich, wo sie noch am Verdauen eines weitschichtigen und auch nicht gerade billigen Materials ist, zeigt sie zur Entschuldigung ihrer Appetitlosigkeit auf die Verschleppung unserer Finanzreform. Eines Tages könnte sie sich auch mit dem Emporschnellen unserer Kolonialwerte ausreden, sobald sie nämlich für eine allgemeine Hausse wieder hinreichend ausgeruht erscheint. Man vergesse keinen Augenblick, daß alle solche Bewegungen heute auch durch die Bankenkabinette gehen. Während der kriegesischen Spannung zwischen Oesterreich und Serbien nebst allem, was noch daran hing, warf das Publikum seine Papiere allmählich fast ganz fort. Die Großen nahmen dieselben auf, und dann nach der Friedenssicherung bekam die Masse jener Verkäufer Reue. Sie kauften zurück — wie dies immer der Fall zu sein pflegt, natürlich zu beständig steigenden Kursen, worauf dann eben der bekannte Boa constrictor-Zustand nach dem Gespeisthaben eintrat. Sobald aber unsere Großinstitute den neuen Zeitpunkt als gekommen ansehen, wird auch wieder vorwärtsmarschiert. Infolge dieser Diktaturverhältnisse, die sich die Spekulation nur ungern klar macht, dürfte es wohl ausgeschlossen sein, daß die deutschen Börsen das ganze Jahr hindurch einen lebendigen Verkehr entfalten. Wenn fünf- oder sechsmal ein stärkerer Anstoß erfolgt, so genügt dies vollkommen. Eines Mehr bedarf die Hochfinanz nicht, die ja durch Einschließung des Kommissionsgeschäftes ganze Gebiete des Anlagewesens, der Aktienemissionen usw. gleichsam von ihren Bureaus aus regelt. Anders,

als mit reininnerlichen Ursachen läßt sich also auch der gegenwärtigen Tendenz kaum beikommen. Diese bleibt so ziemlich unempfindlich, einerlei ob Rosebery nach Dreadnoughts schreit, oder ob Riesser in schwungvoller Rede einen Erfolg gegen die Agrarier erhofft. Ab und zu will man sich dann von den Vorgängen auf Kreta oder gar der Spannung zwischen Spanien und Marokko wie absichtlich etwas verstimmen lassen, während das anziehende Geld (wie gewöhnlich gegen den Juli hin) in gar keine Erwägung zu kommen scheint. Dagegen wird schon wieder die Opposition infolge einer ungünstigen Beurteilung unserer Montanindustrie bemerkbar, indem

NEUE REVUE und MORGEN.

man u. a. auf die Kattowitzer Hütte weist, die es im Gegensatz zu Laura bei ihrer alten Dividende lassen dürfte. Und wünscht man etwa Mix & Genest, deren Aktionäre diesmal leer ausgehen, als symptomatisch für eine andere wichtige Industrie anzusehen, so folgt wohl die Erwiderung, daß da, wo Herr Rathenau mitzuraten Rat, die Abschreibungen stets überreichlich bemessen werden müssen. Nicht einmal die unübersehbare Hausse in unseren eigenen Kolonialwerten vermag die Gesamtstimmung irgendwie anzustecken. Kolonialgesellschaftsanteile - schon der lange Rufname deutet den geringen Verkehr darin an — konnten an einem einzigen Tage auf 2000 Proz. springen, was einen Kursgewinn von 5000 M. pro Stück ausmacht. Zwar haben die feineren Hände diesen Taumel zum Verkaufen benutzt, allein man soll dennoch den populären Kreuzzug gegen eine solche Strömung nicht einfach mitmachen, ohne vorher einen großen Bankier zu fragen, warum gerade er noch kurz vorher gekauft hat. Natürlich konnte auch „Verkehrsbank“ wieder profitieren, auf deren Kursentwicklung hier schon vor Monaten aufmerksam gemacht wurde. Wenn nur nicht der Minenschwindel in Paris und London früher zusammenbricht, als man nach älteren Erfahrungen schon erwarten kann! Ein falsches Echo! Hansa hat man hineingerufen und: Schecksteuer hallte es zurück. In der Tat, ein vollgültigerer Beweis für das geringe Sachvertrauen, das wir zu unserer gegenwärtigen Regierung haben dürfen, wäre gar nicht zu erbringen. Denn bei dieser Schecksteuer, welche gerade die alten Wünsche der Minister nach Erleichterung des nationalen Geldverkehrs zernichtet, kann doch unmöglich irgend ein Kenner befragt worden sein. Schon diese einzige Nonchalance rückt die Kurzsichtigkeit der neuen Hansa in ein ganz bestimmtes Licht, indem die Herren immer nur die Agrarier angreifen, unsern Staatsleitern aber die regelrechtste Verbeugung machen. Und dabei verwahrt sich noch jenes Programm gegen jeden etwaigen Verdacht, über die Grenzen einer bloßen Abwehr hinausgehen zu wollen. Vierzig Jahre nach der Einheit Deutschlands ist also die politische Fähigkeit seiner tätigsten Bürger nicht stärker geworden als früher, wo wir von aller Welt belächelt wurden. Im übrigen ist das, was hier voriges Mal wegen der „Gefährten“ gesagt wurde, nur



zu rasch in Erfüllung gegangen. Und wieder die Barbieri und Friseure, welche ihre Parfümerien weiter billig an den Mann bringen möchten, haben sich das Wort: Erdrosselung aus den Reden der Hansamänner angeeignet. Es mag klein erscheinen, auf solche komischen Dinge einzugehen, aber sie markieren doch eine moralische Gefahr, die verschiedensten Interessentengruppen unter einen Hut zu bringen. Denn Schlimmeres kann den Objekten, die unberührbar bleiben müßten, kaum drohen, als sie mit Luxusartikeln zu vermengen, welche verzärtelte oder eitle Menschen auch teurer bezahlen würden. Der Zug nach dem Osten hat merkwürdigerweise jetzt die Amerikaner wieder erfaßt. Nicht etwa die Missionare, die in Kleinasien und der Türkei ihre finanzpolitische Rolle spielen, sondern die Industriellen, die den Anspruch der „Nation“ auf Beteiligung an der Chinesischen Eisenbahnlinie durchgesetzt haben. Offenbar stellt die schließliche Nachgiebigkeit der amerikanischen Hochfinanz eine Gegengefälligkeit dar! D. h. der Staatssekretär Knox und der neue Präsident wünschten einen starken äußeren Erfolg und leisteten dafür gegen das Wegfallen der Einkommensteuer nur soviel Widerstand, als eben noch schicklich war. In Wahrheit wissen aber auch die dortigen Staatsmänner, wie spröde das Kapital ihres Landes noch in bezug auf auswärtige Papiere ist. Wie lange ist es denn her, seitdem die Amerikaner unter allgemeinsten Begeisterung das japanische Kriegsanlehen abschlossen? Indessen waren nur wenige Monate vergangen, als auch das ganze Material schon wieder herauskam. Die europäischen Konsorten mußten es aufnehmen, weshalb sie von da an gegen fremde Emissionen in der Union ganz mißtrauisch blieben. Wahrscheinlich besitzt das panamerikanische Bureau eine große agitatorische Macht, die selbst Faktoren wie Morgan nicht von sich zu lenken vermöchten. Daher nimmt man neben China, wo wenigstens ein außerordentlicher Massenabsatz von Textilwaren in Aussicht gestellt werden könnte, auch noch Südamerika folgsam in das neue Programm auf. Also ein ganz heterogenes Gebiet, wo keineswegs eine neue Kundschaft zu schaffen, sondern zuvor die alten Kommissionäre

Rundschau.

903

noch zu verdrängen wären. Ein solches Schicksal hätte aber dort die englischen und deutschen Exporteure schon lange erreicht, falls nicht die Amerikaner für ihr eigenes Land genug fabrizieren müßten. Nicht einmal eine Erweiterung des Stahl-trusts dürfte Herr Morgan erhoffen, falls man nunmehr in der Tat die Hand stärker auf Brasilien oder Argentinien legen würde, die kleinen Staaten noch ganz ungerechnet. Lieber bezahlt jener Trust für die Einführung seiner gewöhnlichen Aktien in Paris 42 000 Pfund Kotierungssteuer. Herr Morgan weiß also schwerlich, daß das französische Kapital nur für Renten ein vorzüglicher Markt ist, während spekulative Papiere fast immer wieder in ihr Ursprungsland schließlich zurückfließen. Wichtiger als jene Einführung könnte übrigens der Umstand werden, daß London in den amerikanischen Eisenbahnshares, und wohl auch in Steels, ungeheuer verfixt ist.

\* \*

Die Getreideposse ließe sich unser gegenwärtiger Handel in Weizen und Hafer nennen, wenn die Sache nicht so sehr traurig wäre. Mit nicht weniger als siebenzig Prozent nehmen nämlich alterfahrene Kaufleute denjenigen Teil der Getreidekäufe an, den diesmal Deutschland, anstatt in Rußland und Argentinien, bei sich zu Hause hätte decken können. Die auswärtigen Preise sind natürlich sehr teuer geworden, nachdem die Ware, die wir im Inlande sonst billiger kaufen konnten, vorzeitig (!) nach Norwegen, Italien und England abgegeben wurde. Dies ist bekanntlich nur durch den künstlichen Profit möglich, da bei uns auf Transit-Getreide der Zoll von M. 5 und M. 572 zurückvergütet wird. Diese Staatsgelder fließen rein mechanisch in die Taschen unserer Gutsbesitzer, die sonst kaum anders als zu Hause verkaufen könnten. Also ein doppelter Schutz! Zunächst ein solcher in Form eines Einfuhrzolles, damit die fremde Konkurrenz ferngehalten werde, und noch eine Prämie für angebliche Durchgangsware, damit dieselben nützlichen Staatsbürger auch in fremden Ländern ausgezeichnete Geschäfte machen können. Und dazwischen unsere Konsumenten, die diese ganze Protektion bezahlen müssen. Warum wurde denn eigentlich s. Zt. der Identitätsnachweis aufgehoben?

„Reformer4\*.

Von Otto Seidl (München).

Bruno Köhler, Vertreter der

Naturheilkunde („mäßiges Honorar“), der „als Reformers auf Wunsch in politischen reichstreuen Vereinen gern über das Thema: „Ist ein Gott? zum Kampfe gegen die materialistische Weltanschauung“ Reden hält, hat die „Ursachen der allgemeinen Wirtschaftskrisen, sowie die Mittel und Wege zur wirtschaftlichen Wohlfahrt“ gefunden. Da seine Schrift (Verlag Deutsche Zukunft, Leipzig, 30 Pfennig) „in volkstümlicher Abfassung“ (in holperigem Deutsch) geschrieben ist, kann jeder sich darüber belehren lassen, daß unser „heutiges Wirtschaftsleben — man sagt wohl nicht zu viel — doch fürwahr ein Trauerspiel“ ist. Gegen Börsenspekulation, aber auch gegen Brotwucher (S. 4) und indirekte Steuern geht Köhler scharf vor. Die „Dissidenten“ der Aktien-Gesellschaften mißfallen ihm (S. 5). Auch durch den „alten wahren Satz“: „Nobel muß die Welt zugrunde geh'n“, will er sich nicht beruhigen lassen: „Wir sagen aus Nächstenliebe „nein“, denn das Volk soll doch vernünftig sein“. (S. 7.) Das Kapital müsse besteuert werden, und zwar gründlich, bei internationaler Vereinbarung gleichmäßiger Steuerstaffelung (S. 9). Der Zukunftsstaat sei nicht existierbar“. Eine Fülle von unbeholfenen Schlagworten läßt jeden Widerspruch gegen Köhler verstummen! Es wäre die dankenswerte Aufgabe eines Verlags gewesen, uns eine Bereicherung zur Reichsfinanzfrage dadurch zu geben, daß er einen einfachen, ganz gewöhnlichen, bescheidenen Mann aus dem Arbeiter-, Handwerker- oder Bauernstande sich aussprechen ließ. Für jede Unbeholfenheit im Ausdruck hätten wir dankbare Verehrung gehabt, weil wir aus ihr wie aus der ganzen Schrift hätten sehen können, wie das Volk, das große Volk über die wichtige Frage denkt, ob es bereit ist, Opfer zu bringen, ob es die Arbeit, die Streitigkeiten der Politiker versteht. Was wir aber hier an dieser „Betrachtung über die Reichsfinanzreform“ bekommen haben, ist ein hochtrabendes Gemengsel von teilweise vernünftigen Ansichten, in schlotternder Sprache von einem Manne vorgetragen, der sich selbst wohl nicht zu den Gebildeten rechnet, aber auch dem bildungs-



NEUE REVUE und MORGEN.

fernen, bildungsuchenden Volke nicht angehört. Der Mann scheint in gewissen Kreisen Ansehen und Vertrauen zu genießen. Das ermutigte ihn offenbar, die Schrift in dieser Form hinauszulassen. Wer nach Jahrzehnten oder Jahrhunderten die Reichsfinanzreform von 1909 studiert und Sinn für unfreiwilligen Humor hat, der wird seine „Freude“ an diesem „Reformer“ haben. Auch der Anzeigenteil ist „beachtenswert“! Die Kultur der Millionen.

Von H. Fern au.

Starb da neulich in Paris ein braver Mann mit Namen Chauchard. Er hat 88 Jahre lang auf dieser Erde gewandelt und von Anfang bis zu Ende war sein Leben ein Triumph guter Spießbürgersitten. Nie ist er vom Pfade der Wohlanständigkeit und der Korrektheit abgewichen. Nur eine Fähigkeit an ihm ist erwähnenswert: Er besaß ein ausgesprochenes kaufmännisches Genie und eine zielbewußt handelnde Energie nach Geld. Im Laufe von einigen Jahrzehnten wußte er sich vom simplen Ladenangestellten mit 100 Frank Monatsgehalt bis zum Multimillionär hindurchzuarbeiten. Damit wurde er einer von den wenigen, die sich im Glanz und in der Macht des Reichtums sonnen dürfen. Aber damit hörte er leider nicht auf, einer von den vielen zu sein, die ihre Freunde fortwährend beim Rockzipfel fassen, den Stoff mit Kennermiene betasten und ihren Geist so leuchten lassen: Was haben Sie für den Anzug bezahlt? Oh, viel zu teuer, lieber Freund! Schlechte Ware für Ihr gutes Geld. Verlangen Sie das nächste Mal mein Gutachten und meinen Preiskurant. Einer von den Vielzuvielen war Chauchard, die aus der Kunst ein Handelsding machen und die sich vor einem Delacroix oder Fromentin nach Maßgabe des dafür bezahlten Preises begeistern. Und auch einer von den vielen, die immer korrekt bis aufs I-tüpfelchen gekleidet in der Opernloge sitzen, die Lorgnette sofort absetzen, wo es keine Busen mehr zu bewundern gibt, die an den von der Kritik gekennzeichneten Stellen ihren Freunden diskret mit der flachen Hand vor Bewunderung auf die Kniee schlagen und — „Ohé, la Mignonne“ rufen, wenn sie eine fein geschnittene Weibersilhouette vorüberhuschen sehen.

Was war Chauchard noch? Er war ein Philantrop, einer von den vielen edlen Menschenfreunden, die hunderttausende von Frank für Westenknöpfe aus Perlen ausgeben, einer von den Edelmütigen war er, die bis in den Tod hinein das Elend der Massen durch ihren Luxus beleidigen und die, wenn sie über 150 Millionen verfügen, sich großmütig schwere 200 000 Frank für die Armen abknöpfen, während sie die anderen, die ohnehin schon im Vollen sitzen, mit Millionen bedenken. Chauchard hat Pensionskassen gestiftet, Altersasyle für seine Angestellten errichtet, milde Gaben für milde Stiftungen gegeben. Kurzum: Chauchard war ein großer, ein korrekter, ein vorschriftsmäßiger Philantrop.

Wir bemerken nichts Besonderes an diesem Mann, nichts über das große Mittelmaß menschlicher Intelligenz Hinausgehendes. Und doch, man hat aus seinem Tod ein welterschütterndes Ereignis gemacht. Man füllte 8 Tage lang die heimischen und ausländischen Zeitungen mit seinem Namen und seinen kleinen Taten. Weshalb war Paris schon tagelang vor seinem letzten Seufzer in Aufregung? Wird er sterben? Wird er nicht sterben? Wie wird sein Testament aussehen?

Oh, sein Testament, seine Millionen! Das war es. Wenn man irgendwo Millionen wittert, dann macht man aus dem friedfertigsten Spießbürger, aus dem alltäglichsten kaufmännischen Gemäldesammler einen Menschenfreund, einen großen Mann, einen Kunstfreund. Wo man Millionen wittert, da umdrängt man ihren Besitzer, schüttelt ihm ehrerbietig die Hand, gibt ihm das Großkreuz der Ehrenlegion und verzichtet auf alle anderen, als Millionärsmeinungen. Ein Millionär liegt im Sterben? Aber der Mann war sein Leben lang ein Held, ein Menschenkenner, der Beste der Besten. Der Mann war ein ausgesprochenes Genie. Schade, daß er inmitten seiner Millionen nie Zeit fand, seine tiefen Gedanken der Menschheit in künstlerischer Form zu übergeben. Und die Zeitungen füllen sich mit Biographien, mit Anekdoten, mit Abbildungen. Alles trieft vor Ehrerbietung. Aus den lächerlichsten Details werden spaltenlange Artikel gebaut. Nirgendwo eine Kritik, eine Frage nach dem wirk-

Rundschau.

905

liehen Wert. Ueberau platteste Kriecherei!

„Es gibt keine Sünde, ausgenommen die Dummheit!“ Jedesmal, wenn im Meer der Geldinteressen einige Millionen an die Oberfläche gespieen werden, dann bewahrheitet sich dieser Oscar Wildesche Satz aufs neue, dann glänzt die Dummheit der Zeitgenossen in ihren schönsten Farben. Denn nur unserer zeitgenössischen Dummheit ist es zu verdanken, daß Chauchard, der banale, kalt lächelnde Gesellschaftsmensch und Kaufmann Chauchard, tagelang die öffentliche Meinung gefesselt hat. Die Macht der Millionen ist überall die gleiche. Ob in Amerika, ob in Frankreich oder in Deutschland, die Philosophen sterben überall Hungers, während man das kaufmännische Genie mit der Gloriole des wahrhaftigen Menschentums umgibt. Man beweihräuchert das Andenken der Millionäre und feiert sie als Ereignisse. Man errichtet ihnen Denkmäler, denn ein Millionär ist immer ein großer unsterblicher Mann.

Nichts ist lehrreicher für die Kultur unserer Epoche als dieser Todesfall. Für Menschen vom Schlage Chauchards (und unter 100 sind mindestens immer 95 so veranlagt), ist das Geld längst nicht mehr Mittel zum Zweck. Sie besitzen nicht das Geld, sondern das Geld besitzt sie. Das Geld ist ihr König, ihre Philosophie, ihr Lebensklärer und Lebenswertmesser. — Nur wer Geist hat, ist nach Nietzsche zum Besitz berechtigt. Irrtum, Freund, großer Irrtum! Wer mit Bändern handelt, der wird reich, Beweis: Chauchard, der die Stoffe und Bänder meterweise verkaufte, und sein Freund Leygues, der sie als Minister zentimeterweise in die Knopflöcher seiner Mitbürger steckte. Der die Meter verkaufte, verdiente über 150 Millionen, der die Zentimeter verkaufte, verdiente nur 15. Und beide besaßen sie keinen Geist. Also handelt mit Bändern, Freunde. Denn das ist es, was wir im Grunde Kultur nennen: Der Handel mit Bändern. Und wer dabei so oder so zu reüssieren weiß, dem werden die üppigsten Dummheiten wie große Taten nacherzählt, an dessen Tafel speisen Fürsten und Könige, der wird das, was unsere Zeitgenossen als das Höchste am Menschen verehren und was alle Herzen höher schlagen läßt: Millionär!



Das Risorgimento.

Von Bernhard Ihringer.

Eine Revolution in ihren Anfangsstadien, in der Kleinheit persönlich gefärbter Anfänge, hatte wohl zu keinen Zeiten etwas hinreißend Ueberwältigendes, und doch hat sie stets durch ihre Märtyrer den Boden geebnet für die Volksleidenschaft, die freilich nur schwer in eine bestimmte Bahn sich lenken läßt, dann aber auch um so elementarer alles vor sich niederreißt. Mittelmäßige, nicht eben weitblickende, fast niemals konsequente Menschen haben da die Anreger gespielt — Anreger, die eigentlich nur im Dunkel sahen was sie wollten, und oft erschrecken vor der Macht der Geister, die sie gerufen. Eben darum ist das Schicksal dieser Fechter auf Vorposten tragisch, — gerade geeignet für die Märtyrergloriole eines nur in Umrissen sehenden Volkes. Daher der Ruhm jener Männer, die in der nachnapoleonischen Zeit gegen die Erben der Lombardei: Kaiser Franz und Metternich ankämpften, nicht mit den Waffen in der Hand, sondern nur durch ihre Gesinnung, durch zufällig hingeworfene Worte, Teilnahme an geheimen Verbindungen. Und die dafür lange Jahre auf dem Spielberg bei Brünn zu büßen hatten.

Das ist eigentlich, auf ein paar Kernworte gebracht, die äußere Geschichte des Risorgimento. Sie glänzt auf keiner Seite: der „gute Kaiser Franz“ war kein entschlossener Despot mit herrlichen Allüren; ebensowenig leuchteten die „Aufrührer“ mit heldischen Eigenschaften ihrer Zeit voraus. Sie waren nicht einmal Repräsentanten der öffentlichen Meinung, die erst viel später entscheidende Worte sprach. Jeder spielte sein Spiel auf eigene Faust, oft ohne sonderliche Sorgfalt für das Schicksal seiner Freunde. Und dennoch ist der Dank des Volkes nicht ausgeblieben, vielleicht deshalb zum meisten, weil der Kaiser ihre Internierung auf so allerhöchst raffinierte Weise selbst überwacht hatte. Diese lange Leidenszeit rückte die Duldenden in den Gesichtskreis der Geschichte und ließ sie Lorbeeren ernten für Worte, zu einer Zeit, da die Taten anderer anfangen, ein geeinigtes Italien zu schaffen.

NEUE REVUE und MORGEN.

Die äußere Geschichte jener Gärungsperiode ist damit eigentlich erschöpft; sie verließ nicht viel und brachte doch viel: die ersten Keime zur politischen Ausprägung des Nationalbewußtseins. In diesem „moralischen“ Erfolg lag ihr ganzes Wesen ausgedrückt. Sie war eigentlich nur ein erstes, zitterndes Greifen nach der verbotenen Frucht, das nur durch die strenge, strafende Hand glorifiziert wurde. Mehr versprach ihr innerer Charakter. Da waren eine Anzahl Männer, heißblütig, ruhmduerstend, unzufrieden; Italien hatte ihrer zwar viel, aber sie waren zu glücklich, erfolgreich, um recht gewürdigt zu werden. Auf dem Spielberg saßen die „Schützer der gerechten Sache“, die großen Söhne des Volkes, an die der Italiener dachte, wenn er die Devise „Italia fera da se“ den europäischen Kabinetten vorhielt. Er sah in ihnen Volkstribunen, getrieben vom naiven Verklärungsbedürfnis des Fernen, Vergangenen.

Es war ein glücklicher Irrtum; wir urteilen heute wesentlich anders. Und anders urteilt auch Ricarda Huch in ihrem eben erschienenen Werke\*), das, fern von den ausgetretenen Wegen zünftiger Geschichtsschreibung, den Zauber der Persönlichkeiten festzuhalten strebt. „Wie Helden auf einer nächtlichen, vom Sturm umrauschten Bühne sehen wir sie mit flatternden Gewändern, mit starken Gebärden die Geschichte ihres Lebens spielen, und werden nicht müde, den tragischen und süßen Worten zu lauschen, die aus tiefer Vergangenheit abgerissen zu uns auftönen.“

Confalonieri, Pellico, Maroncelli, Salvotti, Kaiser Franz, Karl Albert von Savoyen, Pallavicino — soviel Namen, so viele verschiedene Typen, nach denen auch später noch — bewußt oder unbewußt — sich mancher bildete, die in der Geschichte der Revolutionen vorher wie nachher oftmals wiederkehrten, sei es als Fanatiker der Freiheit, sei es als selbstbewußte Absolutisten ohne persönliche Werte. Daß von diesem nicht sehr seltenen Schlage der „gute“ Kaiser Franz gewesen sei, sucht Ricarda Huch zu zeigen; nicht gerade im Einklang mit den Fachgelehrten. Ich lege darauf kein Gewicht, denn die künstlerisch geschaute Geschichte trägt ihr eigenes Antlitz. Die Dürre archi-

•) Das Risorgimento. Leipzig. Im Inselverlag.  
valischer Forschung darf nun einmal  
nicht in ein Totalgemälde eindringen,  
wo Zug um Zug in wechselnder Be-  
ziehung wirkt. Das Erbe Jakob Burck-  
hardts ist heute noch zu vollstrecken,  
nicht zum Schaden historischer Wirk-  
lichkeit, wohl aber zum Nutzen einheit-  
licher Kultur. Das System der gegen-  
seitigen „Erhellung“ des Geschichtlichen  
vom Künstlerischen und Philosophischen  
aus ist ja heute nicht mehr fremd ge-  
nug, um nicht auch in dem tiefen mitter-  
nächtlichen Dunkel mancher Hörsäle  
Gehör zu finden.

The Noble Art.

Von Karl Escher.

Die meisten Menschen, die durch  
die mit köstlichen Schätzen angefüllte  
Tate-Galerie in London schreiten, blei-  
ben bewundernd vor einem kleinen  
Bilde von Whistler stehen, The Bather-  
sea Bridge, einem Notturmo, das in  
wundervoller Vollendung die graziöse-  
sten Reize eines nächtlichen Stromes  
offenbart; aber nur die wenigsten dieser  
Beschauer wissen, welch einen merk-  
würdigen Prozeß eben dieses Bild ver-  
ursacht hat. Der kaprizienreiche Meister  
englischer Kunst, der sorgfältig alle An-  
griffe, die sich gegen ihn richteten, und  
seine Antworten an seine Widersacher  
sammelte und sie zu einem merkwür-  
digen Buch vereinigte, gibt selbst eine  
genaue Schilderung jener Gerichtsver-  
handlung, in der kein Geringerer als  
Ruskin der Angeklagte war. Es ist nun  
geradezu köstlich zu lesen, mit was  
für Sarkasmen Whistler seinen Kritiker  
abfertigt, welche Seitenhiebe er an das  
Publikum und selbst mitunter an die  
Richter austeilt; und schon allein wegen  
dieses einen Stückes sollte niemand,  
der sich mit den Problemen des künst-  
lerischen Schaffens und Kritisierens be-  
schäftigt, versäumen, dieses Buch von  
Whistler zu lesen, das den Titel The  
Noble Art of Making Enemies  
trägt, und das uns endlich in einer guten  
deutschen Ausgabe: Die artige  
Kunst sich Feinde zu machen  
(Deutsch von Margarethe Mauthner. Ber-  
lin, Bruno Cassirer) vorliegt. — Whistler  
sagt, daß er in diesem Buche einige  
unterhaltende Beispiele gäbe, wieder  
„die Ernsthaften dieser Erde zuerst mit  
Vorbedacht zur Raserei und dann in



Rundschau.

907

ihrem falschen Rechtsbewußtsein zu Unanständigkeit und Torheit gebracht habe". Und wahrlich, es muß nicht angenehm gewesen sein, diesen großen Künstler und doch so boshafte Menschen zum Feinde gehabt zu haben. Nach Wilde, der übrigens auch zu den enemies gehörte, soll es viel schwieriger sein, Feinde als Freunde zu bekommen. Whistler hat diese Schwierigkeit spielend überwunden: alle seine namhaften Zeitgenossen sind von ihm in der Defensive oder Offensive mit Hohn und Spott überschüttet worden; um nur ein paar Namen zu nennen: Ruskin, Swinburne, Wilde und besonders die Kritiker der großen Zeitungen (unter ihnen ist „Arry“, der Kunstreferent der Times, Whistlers bevorzugter Liebling). Er geht so weit, daß er in seinen offenen Briefen, die er an die verschiedenen Redaktionen schickte, nur von den „von mir gemordeten 'Arry“ spricht und seine neuesten Kritiken posthum nennt. Schließlich kommen alle Sarkasmen und Peitschenschläge darauf hinaus, daß Whistler verlangt, nur ein Maler soll Gemälde kritisieren, und Radierungen sollen nur von einem Mann beurteilt werden, der selbst mit der Radiernadel umzugehen versteht. Das ist ein Verlangen, in das — vielleicht mit Unrecht — die meisten Künstler unserer Tage mit einstimmen. Das wertvollste Dokument in diesem stacheligen Buche ist Whistlers berühmter Zehn-Uhr-Vortrag, in dem er die tiefsten Lehren seiner Kunstanschauung in der ihm eigenen jongleurartigen Weise zum Ausdruck bringt. Dieser Vortrag ist schon einmal in einer kleinen Auflage vor Jahren in deutscher Sprache erschienen und erregte als Broschüre, die übrigens im Handumdrehen vergriffen war, das größte Interesse. Es ist daher um so erfreulicher, daß diese eigenartige Schrift nun wieder einem großen Leserkreise zugänglich gemacht ist. Vielleicht ist der Zehn-Uhr-Vortrag das Ernsthafteste, was Whistler je geschrieben hat, und jeder Bewunderer seiner Kunst muß ihn lesen, obgleich er wieder scharf gegen die Kritik gerichtet ist, und es manchmal sogar scheint, als sei alles Andere darin nur als Folie für die Ausfälle gegen die Kritik erdacht. — Endlich noch ein Wort über Whistlers

persönliche Reihereien. Sie sind so ergötzlich, daß sie dieses „artige Buch“ zu einem wertvollen Bestandteil der so arg vernachlässigten humoristischen Literatur machen. Die Zeitung Punch veröffentlichte ein fingiertes Gespräch, das Oskar Wilde und Whistler über Kunst gehabt hätten. Wilde telegraphiert entrüstet an seinen Freund Whistler: „Punch zu albern — wenn Sie und ich zusammen sind, sprechen wir doch über nichts anderes als über uns selbst!“ Und sofort drahtet der mali- tiöse Maler zurück: „Aber bester Oskar, Sie irren sich. Wenn Sie und ich zu- sammen sind, sprechen wir über nichts anderes als über mich!“ und macht sich so Wilde mit dieser Herabsetzung zum Feinde, mit dem er späterhin noch in der amüsantesten Weise die Klingen kreuzte. — Bekanntlich war das Zen- tralkomitee der internationalen Kunst- ausstellung in München seinerzeit ge- schmacklos genug, Whistler auf sein Meisterwerk, das Bildnis seiner Mutter, die zweite goldene Medaille zu erteilen. Der Künstler schreibt dar- auf in seinem offiziellen Brief: „Bitte übermitteln Sie den Herren des Ko- mittees den Ausdruck meiner gemäßig- ten und wohlanständigen Freude und meine völlige Würdigung der mir ver- liehenen zweitklassigen Ehrung!“ — Geradezu entzückend ist es aber, wie er

H o r s l e y, ein angesehenes Mitglied der Royal Academy, abführt, der an- läßlich eines Kirchenkongreß' gegen da; Nackte in der Kunst gezetert hatte. Whistler stellte bei der nächsten Ge- legenheit drei seiner Aktstudien aus und setzte als Motto unter eines der weib- lichen Akte die Worte: H o r s l e y soii qui mal y pense.

Emil Pottners Fayencen.

Ein kleines, aber um so eigenartigeres Gebiet hat der in Berlin lebende öster- reichische Maler Emil Pottner, ein in- timer Freund und Ateliergenosse de-^ früh verstorbenen Wilke, sich ausgebaut. Seine Freude an kräftigen und doch fein verteilten Farben, verbunden mit einem sehr lebendigen plastischen Sinn, hat ihn dazu geführt, nach selbstersonnenen Methoden farbige Fayencen herzu- stellen, die durch ihre scharfe Natuv- treue, ihre impressionistische Kühnheit und den merkwürdig feinen und ganz in- dividuellen Farbenschmelz jedesmal gleicht

NEUE REVUE und MORGEN.

auf den ersten Blick ihren lebhaften und klugen Schöpfer erraten lassen. Pottner hat seine kleinkünstlerischen Arbeiten niemals ins handwerks- oder gar fabriksmäßige herabsinken lassen, jedes Werk zeigt von neuem und reinem Bemühen, die Natur in vollem Schwingenschlag einzufangen. Die Welt der Vögel ist sein eigentliches Revier geworden. Mit unendlicher Liebe beobachtet er in all den tausend mannigfachen Bewegungs- und Lebensanschauungen, den Eisvogel, die Möwe, den Kakadu, die Eule und all die Großen und Kleinen; die Drolligen und die Tragischen. Jedes Werk existiert nur in einem einzigen Exemplar, damit die Abklatsche die in der ersten Schaffensfreude gefundene Form nicht entwerte. Die Plastiken, die wir heute hier reproduzieren, können von seiner Art und seiner Meisterschaft nur dann eine Vorstellung geben, wenn man von ihrem blühenden Reiz, dem farbigen Glanz, abstrahiert.

Neue B

Der Redaktion sind folgende  
Josef Ruederer. Wolkenkuckucksheim. Komödie in 3 Akten. München, Süddeutsche Monatshefte, G. m. b. H. Preis geh. M. 2.50, geb. M. 3.50.  
Clemens Brentano und Sophie Mercau. Briefwechsel. Nach den in der Königlichen Bibliothek zu Berlin befindlichen Handschriften zum ersten Male herausgegeben von Heinz Amelung. In II Bänden. Leipzig. Insel-Verlag.

Schluß des red

ü c h e r.

Bücher zugesandt worden:

Dr. Heinrich Spiero. Geschichte der deutschen Lyrik seit Claudius. Leipzig. Verlag B. G. Teubner. Preis geb. M. 1.25.

Paul Ernst. Der Weg zur Form.

Aesthetische Abhandlungen, vornehmlich zur Tragödie und Novelle. Berlin. Verlag Julius Bard.

Erich Eckertz. Der leidende Roland. Berlin. Otto Baumgärtel Verlag. Preis brosch. M. 2.—, geb. M. 3.—.  
ionellen Teiles.

Alle Manuskript- und Büchersendungen an den Herausgeber Dr. Jos. Ad Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33. Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33; für Oesterreich-Ungarn: Dr. Felix Braun, Wien. - Expedition für Oesterreich - Ungarn bei Hermann Goldschmiedt, Wien I, Wollzeile 11. — Für den



Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76  
Druck von J. Harrwitz Nachfolger G. m. b. H., Berlin SW. 48, Friedrichstr. 16.

27./28. HEFT.

8. JULI.

1909.

Tagebuchblätter einer Nachbarin  
von Friedrichsruh.

Mitgeteilt von Wirkl. Oeh. Rat Heinrich von Poschinger.

Vor einiger Zeit habe ich hier\*) einen Brief Bismarcks mitgeteilt, den er an seinen Nachbar und Jagdpächter im Sachsenwalde, den jüngst verstorbenen Bankier Emil Voigt geschrieben hat und ich erwähnte, wie gern Bismarck sich des Rats dieses geschäftskundigen Hamburgers bediente. Heute will ich einige Tagebuchblätter der Frau Voigt mitteilen, welche die freundlichen Beziehungen des fürstlichen Hauses zur Familie Voigt treuherzig widerspiegeln. Emil Voigt hatte, um seinem Revier nahe zu sein, das sogenannte Turmhaus in Friedrichsruh gemietet, das er im Sommer bewohnte.

Im Jahre 1880 siedelte die Familie Voigt nach Niendorf bei Hamburg über, wurde aber später durch die Erwerbung der hübschen Villa in Aumühle bei Friedrichsruh aufs neue Nachbar Bismarcks. Dadurch entwickelte sich zwischen beiden Familien ein freundschaftlich nachbarliches Verhältnis. Dem Fürsten Bismarck war es angenehm, mit dem erfahrenen Kaufmann über manche materiellen Fragen ungezwungen plaudern zu können, und die Fürstin Bismarck freute sich über die Besuche der Frau Voigt, die mit einer seltenen Herzensgüte ein ausgesprochenes musikalisches Talent verband, das auch Bismarck bis zum Schlusse seines Lebens zu würdigen verstand. Dem Fürsten Bismarck gewährte es, wenn er in Friedrichsruh lebte, eine Zerstreuung, Tischgäste, sei es aus Hamburg, sei es aus seiner Nachbarschaft, bei sich zu sehen; er wurde durch das Gespräch mit ihnen aus dem politischen

•) Vgl. 1. Heft, Jahrgang 1909, S. 13 f.

## NEUE REVUE und MORGEN.

Ideenkreise herausgezogen, und er brauchte sich nicht den Zwang anzutun, wie wenn er eine offizielle Persönlichkeit aus Berlin zu bewirten hatte. Die Fürstin Bismarck hatte eines Tages Herrn Voigt und Frau in Friedrichsruh zu Tisch geladen, ohne daß ihr Gemahl davon wußte, da gerade der Minister Friedenthal zu Gast war, sagte Bismarck im Scherz zu Frau Voigt: »Sie sind mir als Tischnachbarin immer willkommen, nur dürfen Sie von dem, was Sie heute hören, nichts erzählen, denn ich will mit diesem Herrn über Politik sprechen.«

Ich lasse nunmehr einige auf die fürstliche Familie bezügliche Auszüge aus dem Tagebuch der Frau Voigt folgen, welche durch ihre Schlichtheit und Herzlichkeit erklärlich machen, warum die Verfasserin in Friedrichsruh stets ein so gerne gesehener Gast war.

18. Dezember 1888.

Im Jahre 1887 habe ich nur die Fürstin gesehen, welche, wenn sie Geschäfte nach Hamburg riefen, gerne in unserer Stadtwohnung am Georgsplatz eine Tasse Tee einzunehmen liebte. Heute fuhren wir nach Friedrichsruh, einer Dinereinladung entsprechend. Ich fand den Fürsten, der pünktlich um 6 Uhr in unsern Kreis trat, nicht so wohl aussehend, wie vor 2 Jahren. Er bot an diesem Tage meinem Manne scherzweise sein zwischen Anmühle und Reinbeck gelegenes Gut Silk an. Nach Tisch ging ich mit der Fürstin und der Gräfin Rantzau in das Damenzimmer, woselbst ich auf Wunsch der ersteren einige Stücke von ihrem Lieblingskomponisten Chopin vortrug. Sie erbat sich zunächst den »Valse post hume«, der ihr wegen seiner melancholischen Stimmung besonders sympatisch war. Später kam noch Rubinsteins »Les fleurs«, gleichfalls eines ihrer Lieblingsstücke, an die Reihe.

9. Januar 1889.

Wir fuhren heute bereits um 4,15 Uhr von Hamburg nach Friedrichsruh;\*) diesmal empfing uns der Fürst bereits in der Garderobe; sein Aussehen war wiederum nicht besonders günstig. Da er uns — trotz seines üblen Befindens vor der Rückkehr nach Berlin\*\*) noch sehen wollte, erfreute mich doppelt. Vor Tisch saßen wir in dem vor dem Speisezimmer gelegenen großen Wohnzimmer, über dies und jenes plaudernd. So erzählte die Fürstin, daß es ihr Prinzip sei, die ihr geschenkten Blumen, wenn sie verwelkt, zu verbrennen. Etwas nach 6 Uhr erschien Fürst Bismarck, der inzwischen eine Zeit lang mit dem Geheimrat Rottenburg gearbeitet hatte, in Begleitung dieses Herrn und eines Sekretärs. Er erkundigte sich in liebenswürdigster Weise nach meinem Befinden und reichte mir dann sogleich den Arm zum Gang in den Speisesaal.

•) Die Einladung war telegraphisch erfolgt. Friedrichsruh, 8. Januar 1889. Herrn Emil Voigt, Georgsplatz. Bitte möchten Sie uns morgen, Mittwoch, die große Freude machen, mit lieben Frau Gemahlin um 6V2 Uhr bei uns zu essen. Im lieber rock. Fürstin Bismarck.

\*) Dieselbe erfolgte am 10. Januar 1889.



Tagebuchblätter einer Nachbarin von Friedrichsruh. 911

3. Juni 1890.

Bei dem Diner in der Villa des Bürgermeisters Petersen in Flottbeck hielt derselbe den ersten Toast auf Bismarck. Dann sprach dieser und ließ die Damen leben, was große Heiterkeit hervorrief. Bürgermeister Mönckeberg Heß die Familie des Fürsten leben. Nach Tisch ging ich mit der Fürstin ins Freie, sie wollte ihre Asthmacigarette rauchen. Der Fürst steckte nun seine lange Pfeife an, und es bildete sich um ihn ein Kreis eifrig lauschender Zuhörer. Vor den Fenstern standen die Leute Kopf an Kopf, manches bekannte Gesicht tauchte auf. Der Fürst beachtete den Vorgang nicht. In Hamburg angekommen, finden wir eine Visitenkarte vor, die Bismarck bei uns abgegeben hatte. Darauf fuhren wir bei Mondschein nach Niendorf.

20. Dezember 1890.

Nachdem der Fürst am 17. ds. Mon. mit seiner Familie nach 4 Vi monatlicher Abwesenheit wiederum von Varzin nach Friedrichsruh zurückgekehrt war, bat er heute meinen Mann zu Tisch. Derselbe kam sehr beglückt aus dem Sachsenwald zurück, und teilte mir im Auftrage des Fürsten mit, der letztere habe mit ihm das erste Glas auf meine Gesundheit geleert.

23. Januar 1891.

Mit meinem Manne in Friedrichsruh zum Diner. Man sprach viel von dem Abgang des Kommandierenden Generals Leszcynski in Altona, und Bismarck meinte: »Der Kaiser verliert mit ihm einen seiner besten Generäle.« Nach Tisch blieben die Damen bei den Herren sitzen; alles lauschte den Erzählungen des Fürsten.

1. Februar 1891.

Bei dem Diner zu Ehren des Fürsten Bismarck, wozu uns der Bürgermeister Petersen mit einer Einladung bedacht hatte, brachte der letztere das Wohl auf die beiden abgedankten Generäle (Bismarck und Leszcynski) aus. Bismarck erwiderte mit kurzen Worten. Den Abend sang Frau Haller, sich selbst auf dem Klavier begleitend; ihre Tochter Maggi spielte die Violine.

\* \*

•

Ich unterbreche hier die Tagebucheinträge durch Einschaltung von zwei an Frau Voigt gerichteten, überaus herzlichen und natürlichen Briefen der Fürstin Bismarck:

Friedrichsruh, den 14. März 1892.

Meine liebe Frau Voigt!

Sonnabend sollen wir bei Frau Senator Heyn speisen, Sind Sie vielleicht auch da? Das wäre reizend! Ich fürchte, wir werden lauter ganz fremde Gesichter dort finden und würde sehr getröstet sein in Ihrer möglichen Aussicht.

Mein armes Billchen in Hannover leidet wieder große Gichtschmerzen, liegt schon seit mehreren Tagen fest zu Bett, und ich gräme

912

NEUE REVUE und MORGEN.

und ängstige mich hier ganz furchtbar um meinen geliebten Jungen!

Gott wolle ihm bald helfen!

Ich habe gar keinen anderen Gedanken, als diese sehr traurigen  
um mein geliebtes Kind.

Mit tausend herzlichen Grüßen bin ich, meine gnädige Frau,

Ihre

sehr ergebene

J. v. Bismarck.

Friedrichsruh, 7./4. 92.

Donnerstag Abend.

Meine liebe Frau Voigt!

Leider bin ich ziemlich confuse — weiß nicht genau, ob ich  
Ihren lieben Gatten um Ihren beiderseitigen Besuch für Freitag oder  
Sonntag bat, und möchte Sie nun, unhöflicher Weise für diese Tage  
wieder ausladen, und herzlich bitten, ob Sie sehr liebenswürdig und  
gütig Dienstag kommen könnten? weil meine Schwiegertochter morgen  
nach Berlin fährt, wovon ich gestern keine Ahnung hatte und erst  
Sonntag wieder kehrt. Mein ältester Sohn geht gleichfalls morgen früh  
fort nach Schönhausen, wo er bis Sonntag bleibt, und Beide waren  
betrübt, daß Sie Ihren lieben Besuch nicht miterleben sollten. Also,  
bitte, liebste Frau Voigt, wenn Sie frei sind, schenken Sie uns freundlich  
die Dienstag Abendstunden, wodurch Sie uns Alle hoch beglücken  
werden und verzeihen Sie, bittte, meine Zerstreutheit!

Mit herzlichen Grüßen hofft auf Ihre liebe Zusage

Ihre

sehr ergebene

J. v. Bismarck.

1. April 1893.

Mittags zum Fürsten Bismarck. Von HamDurgern waren Hans  
v. Bülow, der Eisenbahndirektionspräsident Krahn, beide mit Frauen,  
und die Herren der Handelskammer anwesend. Die Schleswig-Hol-  
steiner, wohl 2000 an der Zahl, standen unter dem Altan. Mit der  
Fürstin viel über deren Gesundheit gesprochen, die viel zu wünschen  
übrig läßt. Sie sieht schlecht aus und klagt viel. Der Fürst erkundigte  
sich nach meiner Gesundheit und nach der Musik. Mit Kapellmeister  
Levy aus München mich lange unterhalten, ein interessanter Mensch,  
ebenso mit Lenbach und Frau. Ein hübsches Bild gewährten die  
Bonner Studenten in ihren farbigen Röcken. Sie meldeten sich abends  
bei uns zum Bier an und saßen bis nach 11 Uhr bei meinem Manne,  
viel von dem wunderbaren Toaste sprechend, den der Fürst ge-  
halten hatte.

Tagebuchblätter einer Nachbarin von Friedrichsruh. 913

11. April 1893.

Mittag 1 Uhr zum Gratulieren zur Fürstin; ihr Aussehen wiederum recht leidend, die Stimmung deprimiert, was wohl auf ihr Befinden zurückzuführen ist

28. Mai 1893.

Als wir mittags in Aumühle bei Tisch saßen, kam unerwartet die Fürstin Bismarck mit der Gräfin Rantzau; beide ließen sich am Tische nieder. Ein eben aufgetragenes Sauerampfergericht (Gemüsegang) erweckte bei der Fürstin wegen der Farbe große Heiterkeit. Sie bat, dasselbe probieren zu dürfen, und da es ihren Beifall fand, bemerkte sie: »Mariechen, das wollen wir doch auch einmal essen.« Nachdem wir vom Tische aufgestanden waren, blieb die Fürstin, die wegen ihres Asthmas nicht gerne Treppen steigt, bei meinem Manne und freute sich über sein gemütliches Zimmer mit der Geweihsammlung und der herrlichen Aussicht auf den See im Walde.

23. Juni 1893.

Oberförster Lange bringt uns nach Aumühle die betrübende Nachricht, die Fürstin habe dieser Tage einen Blutsturz gehabt.

18. Juli 1893.

Bei einem Besuche, den ich der Fürstin machte, fand ich ihre treue Pflegerin, Frau Oberin von Reckow, bei ihr. Ich überzeugte mich, daß es doch einigermaßen besser mit ihr ging und sagte sie beim Abschied in ihrer alten gewohnten herzlichen Weise zu mir: „Bald komme ich zu Ihnen.“

9. Oktober 1893.

Besuch bei der Fürstin Bismarck, um mich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Sie war im Begriffe, die Gräfin Rantzau von der Bahn zu holen, nahm mich aber trotzdem an. Ich begleitete sie zur Bahn. Ich fand sie schwach, angegriffen und sehr gealtert. Die Oberin von Reckow war nach wie vor um sie.

16. Oktober 1893.

Mittags wiederum bei der Fürstin, die mich zu sich hatte bitten lassen. Unerwartet kam der Fürst ins Zimmer und freute sich, daß ich von Aumühle herübergekommen war, um mich nach seiner Frau zu erkundigen, was ich als selbstverständlich fand.

26. Januar 1894.

Mein Mann kam voll des schönen Erlebten von Berlin zurück. Mit Herrn Landrat v. Kotze war er zusammen gewesen, und er hatte das Glück gehabt, den Fürsten im königlichen Schlosse zu begrüßen, dann noch einmal in Wittenberge am Coupe\

20. März 1894.

Mit meinem Manne nach Friedrichsruh gefahren, ich besuchte die Fürstin, die mir sehr angegriffen vorkam und oft mit Atemnot zu kämpfen hatte. Nach meinen Kindern erkundigte sie sich aufs Liebenswürdigste und bat, ich möchte bald wieder zu ihr kommen. Sie sehnte sich so sehr nach Musik.



NEUE REVUE und MORGEN.

9. Juli 1894.

Ich werde durch folgende Zeilen erfreut.

Friedrichsruh, 9. 7. 94.

Meine liebe gnädige Frau!

Wir möchten Sie und den verehrten Gatten und das liebe Brautpaar so gerne heute zu Tisch hier haben. Wir reisen Mittwoch von dannen und wenn wir im Herbst wiederkommen, sind Ihre lieben Kinder ja längst verheiratet und Gott weiß wohin gereist. — Darum aber möchten wir so sehr gerne noch einmal mit Ihnen hier speisen und bitten herzlich um Ihre gütige Zusage, ganz gewiß und sicher heute um V2 7 Uhr. Nicht wahr, Sie kommen bestimmt, alle Vier zu unserer großen Freude — und ich darf sagen: Auf frohes Wiedersehen!

Mit herzlichen Grüßen bin ich, meine liebe gnädige Frau,

Ihr sehr ergebene

J. v. Bismarck.

11. Juni 1894.

Da der Fürst am 12. Friedrichsruh verlassen wollte, um sich nach Schönhausen zu begeben, machten mein Mann und ich, heute der Fürstin unsern Abschiedsbesuch. Ich bedauerte, daß ich morgen nicht an die Bahn kommen könne. Die Photographie, die am Geburtstag meines Mannes bei uns aufgenommen worden war, hatte ich ihr gezeigt und bat sie, ihr einige davon zu überlassen.

27. November 1894.

Heute erreichte mich die Nachricht von dem Ableben der Fürstin Bismarck. Mit ihr schied eine der edelsten deutschen Frauen, die für mich stets eine unbegrenzte Güte an den Tag gelegt hatte.

31. März 1895.

Mittags nach Friedrichsruh gegangen, um unser Geschenk, eine Photographie der Fürstin, welche mein Mann nach einer Photographie, die dem Fürsten sehr gefallen, hatte anfertigen lassen, anzusehen. Mit dem Grafen und der Gräfin Rantzau darüber gesprochen, deren Beifall das Bild gleichfalls hatte. Wir hatten dasselbe auf eine mit Blumen geschmückte Staffelei stellen lassen. Den Fürsten sahen wir selbstredend nicht, da er vor dem anstrengenden morgigen Tage der größten Ruhe und Schonung bedarf.

1. April 1895.

Ich blieb den Tag über in Aumühle, um das Haus für die Illumination herzurichten. Mein Mann fuhr um 11 Uhr nach Friedrichsruh und war Zeuge der begeisterten Huldigungsfahrt der deutschen Studenten.

24. Juli 1896.

Als ich abends am Tennisplatz saß, dem Spiel meines Sohnes und meiner Töchter zusehend, kam der Fürst vorbeigefahren, ließ den Wagen halten und unterhielt sich auf das Liebenswerteste mit mir und den Kindern.

Die Reichs-Wertzuwachssteuer und die Gemeinden.

915

6. Mai 1897.

Den Fürsten abends, als er am Eingangstor vorbeikam, gesprochen. Er sagte: »Wäre es noch so mit mir, wie in anderen Jahren, so wäre ich zu Ihnen heraufgekommen, doch das Aufsteigen macht mir Schwierigkeiten. Hoffentlich sehe ich Sie bald bei uns".

11 Mai 1897.

Einladung auf morgen zum Fürsten, was mich sehr glücklich macht

1. Januar 1898.

Mein Mann nach Friedrichsruh zum Gratulieren. Ob es wohl das letzte Mal sein wird?\*)

Die Reichs-Wertzuwachssteuer  
und die Gemeinden.

Von

Dr. Ablaß, M. d. R.

Die Frage der Besteuerung des Wertzuwachses an Grundstücken ist neueren Datums und durchaus noch nicht überall spruchreif. Ich persönlich gehöre zu denjenigen, welche prinzipiell die Berechtigung einer solchen Steuer anerkennen und ihre Einführung in den Kommunen unter Berücksichtigung der jeweiligen örtlichen Verschiedenheiten dringend befürworten.

Es gibt keine allgemein gültigen und gleichmäßigen Normen für die Ermittlung des Wertes eines Grundstückes, dafür kommen in erster Linie die örtlichen Verhältnisse in Betracht, der Wert der Grundstücke ist auch kein gleichbleibender, sondern ständigem Wechsel unterworfen.

Nun kann freilich nicht in Abrede gestellt werden, daß eine Wertssteigerung der Grundstücke sehr wohl herbeigeführt werden kann durch mittelbare oder unmittelbare Maßnahmen des Reiches. Ich erinnere in dieser Hinsicht in bezug auf den ländlichen Grundbesitz nur daran, weiche ganz unglaubliche Wertsteigerung vielfach die landwirtschaftlich bewirtschafteten Grundstücke durch die agrarische Steuergesetzgebung des Reiches erfahren haben, daß für eine derartige Besitzvermehrung eine Reichssteuer an sich am Platze wäre, kann ohne weiteres zugestanden werden. Auch mittelbar mögen Maßnahmen des Reiches den Wert des Grundbesitzes günstig beeinflussen. Man braucht nur an den wirtschaftlichen Aufschwung zu denken, den das Reich als Hüter des Friedens in Handel und Verkehr, Landwirtschaft und Industrie herbeizuführen oder zu fördern imstande ist.

• Es vrar das letzte Mal.

Aber schließlich sind diese Wirkungen, abgesehen von der aus der agrarischen Wirtschaftspolitik herrührenden, stark sekundärer Natur und im einzelnen kaum feststellbar und nachweislich, der Kausalzusammenhang ist ein zu entfernter, als daß sich ein einigermaßen richtiger Maßstab für die Gewinnbeteiligung des Reiches an dem Wertzuwachs schon jetzt gewinnen ließe.

Nachweisbar dagegen sind diejenigen Faktoren, welche stets unmittelbaren Einfluß auf die Steigerung der Grundstückswerte vor allem im städtischen Grundbesitze haben müssen, nämlich die wirtschaftlich-kulturellen Maßnahmen der Gemeinden. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Leistungen der Gemeinden in ihrem eigenen Wirtschaftsbetriebe unmittelbar auch der Steigerung der Werte des Grundbesitzes zugute kommen müssen.

Ich brauche in diesem Zusammenhange nur zu erinnern an die Schaffung neuen Straßenpflasters und neuer Kanalisation, die Einführung elektrischer Beleuchtung oder neuer Wasserleitung, den Anschluß an Eisenbahnverbindungen unter Aufbringung hoher Kommunalbeiträge, die Schaffung neuer Straßenzüge, die Erschließung von Baugelände, die Anlegung von Promenaden und öffentlichen Plätzen, die Schaffung von Straßendurchbrüchen und neuen Straßenfluchtlinien, die Verbesserungen von Verkehrseinrichtungen, die Schaffung kommunaler Wohlfahrtseinrichtungen und wie die Maßnahmen alle heißen mögen, durch die ein Gemeinwesen seinen kulturellen Standpunkt ständig hebt. Alle diese Maßregeln haben mit Notwendigkeit eine den Wert des Grundbesitzes erhöhende Wirkung. Deshalb erachte ich es als einen Akt steuerlicher Gerechtigkeit, daß die Gemeinden befugt sind, durch Einführung einer Steuer auf den unverdienten Wertzuwachs, der nicht auf die Aufwendungen des Besitzers, sondern die der Gemeinde zurückzuführen sind, der Allgemeinheit, welche die Opfer bringt, auch eine Gewinnbeteiligung in mäßigem Umfange zu gewähren. Damit komme ich zu dem Satze, daß eine Wertzuwachssteuer in erster Linie den Gemeinden gebührt. Es mag vielleicht richtig sein, zu erwägen, in welchem ziffernmäßig noch zu ermittelnden Umfange man auch das Reich an derartiger Wertserhöhung beteiligen kann, aber spruchreif ist diese Frage noch längst nicht. Dafür muß der ganze Gang der Entwicklung noch abgewartet werden.

Die Richtigkeit dessen ergibt schon die einfache Tatsache, daß die Gemeinden selbst noch nicht einig sind darüber, ob und in welchem Maße sich die Einführung der neuen Besteuerung überhaupt rechtfertigt. In vielen, besonders ländlichen Gemeinden oder kleineren Städten mit langsamer Entwicklung, in denen eine Wertssteigerung gar nicht oder nur in unbedeutendem Maße zu verzeichnen ist, wird die Einführung der Steuer sich vermutlich überhaupt nicht rechtfertigen lassen, jedenfalls aber kaum lohnen. Anders liegt es bei den größeren und mittleren Gemeinwesen. Aber auch dort ist die Frage noch flüssig und in unruhiger Entwicklung.

Eingeführt haben die Steuer die Gemeinden Köln, Dortmund, Breslau, Görlitz, Gelsenkirchen, Hagen, Kiel, Frankfurt a. M., Essen,



KIMBEL & FRIEDERICHSEN-BERLINi Herrenwohnzlmor, Nullbaumholz mit Einlagen.

EMPTY

Die Reichs-Wertzuwachssteuer und die Gemeinden. 917

Mülheim a. Rh., Halle, Barmen, Wiesbaden, Laubau und Schöneberg; in Aussicht genommen ist sie in Erfurt, Bochum, Stettin, Krefeld und Hirschberg i. Schi.

Auch die Einnahmen aus den Steuern sind völlig ungewiß und vielfach schwankend, insbesondere in denjenigen Gemeinden, in denen ungewöhnlich hohe Gewinne aus Grundstücksspekulationen zu erzielen sind. So hat Frankfurt a. M. im besten Steuerjahre 1 Million Einnahme gezogen, in anderen Jahren nur Vi Million, und für dieses Jahr soll nach einer Erklärung des Oberbürgermeisters Adickes kein Pfennig Steuereinnahme zu erwarten sein.

Auf solch unsicheren Einnahmen kann man die Finanzpolitik des Reiches kaum begründen. Es kommt hinzu, daß sich Schwierigkeiten für die Steuerveranlagung aus der niemals außer acht zu lassenden Erwägung ergeben müssen, daß nur der Wertzuwachs der Steuer unterworfen werden darf, der auf die Melioration der Gemeinde, nicht aber auf die nachweisbaren des Eigentums des Grundstücks selbst zurückzuführen ist.

Eine zweite Schwierigkeit folgt aus der Tatsache, daß der Grundstückswert mit dem Sinken des Geldwertes und seiner Kaufkraft steigt, ohne daß sich häufig die allgemeine Vermögenslage des Grundstückseigentümers dadurch wesentlich bessert. Die Kommunalbesteuerung hat dieser Tatsache dadurch wohl mit Recht Rechnung getragen, daß sie in der Regel den Wertzuwachs bis zu 10 Proz., in einzelnen Fällen bis zu 5 Proz. ganz steuerfrei läßt. Die Höhe der Sätze nach oben schwankt zwischen 15 und 25 Proz.

Ferner hat sich eine communis opinio dahin noch nicht gebildet, auf welchen Zeitraum nach rückwärts gerechnet man mit der Feststellung des unverdienten Wertzuwachses zurückgreifen soll, ob bis auf das Jahr der Gründung des Deutschen Reiches oder auf 15, 10 oder 3 Jahre. Auch hierüber sind die Ansichten in den Gemeinden selbst noch völlig ungeklärt.

Vor allem aber muß daran festgehalten werden, daß man bestrebt sein muß, den Gemeinden neue Steuerquellen zu erschließen, nicht aber bestehende noch möglichst einzudämmen. Die Lage der Kommunen ist eine vielfach geradezu bedauernswerte. Durch die Gesetzgebung des Reiches und der Einzelstaaten sind den Gemeinden Lasten aufgebürdet worden, die an ihre Leistungsfähigkeit kaum mehr erträgliche Anforderungen stellen. Dazu kommt die Steigerung aller Lebensbedürfnisse, die ja eine Erhöhung des städtischen Etats vor allem in der Form der gar nicht abweisbaren Gehaltsaufbesserungen der städtischen Beamten und Lehrer geführt haben. Die Ausgaben für das Schulwesen und die Schulbauten steigen ins Ungemessene. Infolge der Notlage kann man den Kommunen nicht neue Einnahmen verkürzen zugunsten eines steuerscheuen, kulturfeindlichen Agrariertums, das sich mit nichtssagenden Gründen gegen gewisse Besitzsteuern aus einfältigsten Portemonnaieinteressen sperrt. Gerade die Reichsgesetzgebung muß diesen Erwägungen Rechnung tragen, weil ihre Vor-



NEUE REVUE und MORGEN.

Schriften bezüglich der städtischen Octrois eine weitere Schmälerung der städtischen Einnahmen zur Folge haben und von den Einzelstaaten gerade der Weg der Wertzuwachssteuer als eine neue Einnahmequelle bezeichnet worden ist.

Nach allem komme ich zu dem Ergebnis, daß der Weg der Reichs-Wertzuwachssteuer zurzeit noch nicht beschritten werden soll, weil seine Gangbarkeit noch ungewiß und zweifelhaft ist.

Blaubarts sieben Frauen.\*)

Von

Anatole France.

(Nachdruck verboten.)

1.

Ueber die berühmte Persönlichkeit, die man insgemein Blaubart nennt, sind die mannigfaltigsten, seltsamsten und falschesten Meinungen im Umlauf. Die am wenigsten zu verfechtende ist vielleicht die, nach der besagter Edelmann eine Verkörperung der Sonne sein soll. Und gerade dies hat vor etwa vierzig Jahren eine gewisse Schule vergleichender Mythologie hartnäckig behauptet. Nach ihrer Lehrmeinung wären die sieben Frauen Blaubarts Morgenröten und seine beiden Schwäger die Morgen- und Abenddämmerung, entsprechend den beiden Dioskuren, die Helena aus den Händen des Theseus, der sie geraubt hatte, befreiten. Wer versucht sein sollte, dies zu glauben, sei daran erinnert, daß ein Gelehrter, der Bibliothekar von Agen, Jean Baptiste Peres, im Jahre 1817 sehr scharfsinnig bewies, daß Napoleon nie existiert habe und daß die Geschichte dieses großen Feldherrn nur ein Sonnenmythus sei. Trotz der geistreichsten Spiele des Verstandes ist es aber unzweifelhaft, daß Napoleon und Blaubart wirklich existiert haben.

Nach einer nicht besser begründeten Annahme soll dieser Blaubart identisch sein mit dem Marschall de Rais, der von der Justiz am 26. Oktober 1440 auf der Brücke von Nantes erdrosselt ward. Ohne untersuchen zu wollen, ob dieser Marschall alle die Verbrechen beging, die ihm zur Last gelegt wurden, oder ob sein Reichtum, nach dem ein habgieriger Fürst trachtete, nicht zu seinem Untergang beitrug,

\*) Nachdem Anatole France seine zweibändige Geschichte der Jungfrau von Orleans veröffentlicht hat, scheint er sich von dieser ernsten historischen Arbeit über ein tragisches Thema durch eine Parodie auf geschichtliche Untersuchungen erholt zu haben, die er soeben als «Blaubarts sieben Frauen und andere wundersame Geschichten\*» veröffentlicht hat. Mit burleskem Ernst nimmt er das Märchen vom Blaubart des Charles Perrault (1628-1703) als historische Ueberlieferung und Biographie\* und vollzieht an dem Unmenschen dieses Märchens eine Mohrenwäsche. Die Red.

möchte ich doch feststellen, daß sein Leben keinerlei Uebereinstimmung mit dem zeigt, was man in Blaubarts Leben findet. Das genügt, um sie nicht zu verwechseln und zu einer Person zu verschmelzen.

Charles Perrault gebührt das Verdienst, um 1660 die erste Biographie dieses Edelmannes geschrieben zu haben, der durch seine siebenmalige Verheiratung mit Recht bemerkenswert ist. Er stempelt ihn zu einem schwarzen Verbrecher und zum vollkommensten Urbild der Grausamkeit, das es auf Erden gab. Doch man darf, wo nicht an seiner Ehrlichkeit, so doch an der Zuverlässigkeit seiner Nachrichten zweifeln. Er war vielleicht voreingenommen gegen 9eine Gestalt. Es wäre dies ja nicht das erste Beispiel eines Historikers oder Dichters, der sein Gemälde absichtlich mit dunklen Farben malt. Wenn wir von Titus ein wahrscheinlich geschmeicheltes Bild besitzen, so scheint es im Gegenteil, daß Tacitus den Tiberius viel zu schwarz gezeichnet hat. Macbeth, den die Sage und Shakespeare mit Verbrechen beladen, war in Wirklichkeit ein gerechter und weiser Herrscher. Er ermordete den König Duncan durchaus nicht in verräterischer Weise. Duncan wurde, noch jung an Jahren, in einer großen Schlacht besiegt und am folgenden Tage an einem Orte, genannt „die Bude des Waffenhändlers“, tot aufgefunden. Er hatte mehrere Verwandte von Gruchno, der Gattin des Macbeth umgebracht. Unter dem letzteren stand Schottland in Blüte; er begünstigte den Handel und wurde als Verteidiger der Städte, als richtiger Bürgerkönig angesehen. Der Adel aber verzieh ihm niemals, daß er Duncan besiegt hatte, noch daß er die Handwerker begünstigte; er zerstörte seinen Ruhm und entehrte sein Andenken. Nach seinem Tode war der gute König Macbeth nur noch durch die Erzählungen seiner Feinde bekannt. Shakespeares Genius verewigte ihre Lügen im menschlichen Bewußtsein. Schon lange vermutete ich, daß Blaubart das Opfer eines ähnlichen Verhängnisses geworden sei. Alle Umstände seines Lebens, so wie ich sie berichtet fand, befriedigten meinen Geist keineswegs, noch genügten sie, dem Bedürfnis nach Logik und Klarheit, das mich unablässig verzehrt. Bei näherer Ueberlegung entdeckte ich unüberwindliche Schwierigkeiten. Man wollte mich zu geflissentlich von der Grausamkeit dieses Mannes überzeugen, als daß ich nicht Verdacht geschöpft hätte.

Diese Ahnung täuschte mich nicht. Meine Vermutungen, die sich auf eine gewisse Kenntnis der Menschennatur stützten, sollten sich alsbald zur Gewißheit verwandeln, die auf unwiderleglichen Beweisen beruhte. Bei einem Steinmetz in Saint-Jean-des-Bois entdeckte ich verschiedene Schriftstücke, die sich auf Blaubart bezogen, unter anderen sein Rechnungsbuch und eine anonyme Anklage seiner Mörder, die aus mir unbekannten Gründen niemals zum Austrag kam. Diese Dokumente bestärkten mich in dem Glauben, daß er gut und unglücklich war und daß sein Andenken durch schmähhliche Verläumdungen entehrt wurde. Fortan betrachtete ich es gleichsam als Pflicht, seine wahre Geschichte zu schreiben, ohne mich über den Erfolg dieses Unterfangens irgendwelchen Selbsttäuschungen hinzugeben. Dieser Versuch einer Ehrenrettung ist — ich weiß: es — dazu bestimmt, in

Schweigen und Vergessen zu versinken. Was vermag die kalte, nackte Wahrheit gegen den Zauberglanz der Lüge?

2.

Um 1650 saß auf seinen Gütern zwischen Compiègne und Pierrefonds ein reicher Edelmann namens Bernhard von Montragoux, dessen Vorfahren die höchsten Ämter des Königreiches bekleidet hatten. Er jedoch lebte fern vom Hofe, in dem friedlichen Dunkel, das damals alles umgab, was nicht von der Sonne des Königtums bestrahlt ward. Sein Schloß Les Guillettes war reich an kostbarem Hausrat, an goldnem und silbernem Tafelgeschirr, Wandgeweben und Stickereien, die er in Gerätkammern bewahrte, nicht als ob er seine Schätze versteckt hätte, aus Furcht, sie durch den Gebrauch zu beschädigen; er war im Gegenteil freigebig und prachtliebend. Aber die Edelleute jener Zeit führten in der Provinz gewöhnlich ein sehr einfaches Leben, ließen ihre Leute mit am Tisch essen und tanzten des Sonntags mit den Dorfmädchen. Nur bei bestimmten Gelegenheiten gaben sie glänzende Feste, die gegen die Mittelmäßigkeit ihres Alltagslebens scharf abstachen. Und deshalb mußten sie viele schöne Möbel und Teppiche auf Lager halten. Dies tat auch Herr von Montragoux.

Sein Schloß, in den Zeiten der Gothik gebaut, war rauh wie sie. Von außen sah es recht wild und düster aus mit seinen halb zerstörten dicken Türmen, die in den Wirren des Königreiches unter weiland König Ludwig gebrochen waren. Im Innern bot es einen freundlicheren Anblick. Die Zimmer waren im italienischen Stil ausgeschmückt und der große Korridor im Erdgeschoß war ganz bedeckt mit Zieraten von getriebener Arbeit, Malereien und Vergoldung.

An einem Ende dieses Ganges befand sich ein Gemach, das gewöhnlich das „kleine Gemach“ genannt ward. Dies ist der einzige Name, mit dem Perrault es bezeichnet. Es ist nicht unerheblich, zu wissen, daß es auch das Gemach der unglücklichen Fürstinnen hieß, weil nämlich ein Florentiner Maler an den Wänden tragische Geschichten verewigt hatte: Dirke, die Tochter des Helios, von den Söhnen der Antiope an die Hörner eines Stieres gebunden; Niobe, auf dem Berg Sipylus ihre Kinder beweinend, die von den göttlichen Pfeilen durchbohrt sind; Prokris, die den Tod vom Speere des Cephalus erlebt. Diese Figuren waren wie lebendig; und die Porphyrfliessen des Fußbodens schienen mit dem Blute dieser unglücklichen Frauen getränkt. Eine Tür dieses Gemaches ging auf den Schloßgraben, der ohne Wasser war.

Die Stallungen bildeten ein prächtiges Gebäude in einigem Abstand vom Schlosse. Sie enthielten Ställe für sechzig Pferde, und Remisen für zwölf vergoldete Karossen. Was aber Les Guillettes zu einem bezaubernden Sitze machte, das waren die Kanäle und Wälder ringsumher, die zu den Freuden der Jagd und des Fischfangs einluden. Viele Einwohner der Gegend kannten Herrn von Montragoux nur unter dem Namen Blaubart; denn dies war der einzige, den das Volk ihm gab. In der Tat war sein Bart blau. Man darf sich Herrn



Blaubarts sieben Frauen.

921

von Montragoux nicht als ein Scheusal nach Art des dreileibigen Typhon vorstellen, der in Athen zu sehen ist und der in seine drei indigofarbenen Bärte hineingrinst. Wir kommen der Wirklichkeit viel näher, wenn wir den Herrn von Les Guillettes mit den Schauspielern und Priestern vergleichen, deren frisch rasierte Wangen einen bläulichen Glanz haben. Herr von Montragoux trug keinen Spitzbart wie sein Großvater am Hofe König Heinrichs II.; noch trug er einen breiten Vollbart wie sein Urgroßvater, der in der Schlacht von Marignano fiel. Er hatte wie Turenne nur ein kleines Schnurbärtchen und einen Zwickelbart; seine Wangen schimmerten blau; aber was man auch gesagt hat, dieser gute Edelmann war keineswegs mißgestaltet und deswegen auch nicht abschreckend. Er erschien dadurch nur männlicher, und wenn er auf diese Weise etwas wild aussah, so verdiente er doch nicht den Haß der Damen. Bernhard von Montragoux war ein sehr schöner, stattlicher, breitschultriger Herr, stark beleibt und gut aussehend, obwohl ländlich und mehr nach dem Wald als nach Boudoirs und Salons duftend. Trotzdem ist es wahr, daß er den Frauen nicht so gefiel, wie er es bei seiner Erscheinung und seinem Reichtum gesollt hätte. Der Grund war seine Schüchternheit und nicht sein Bart. Die Frauen übten auf ihn einen unbeschreiblichen Reiz aus und flößten ihm unüberwindliche Angst ein. Er fürchtete sie eben so sehr wie er sie liebte. Das ist der Grund und die Ursache all seines Unglücks. Wenn er eine Dame zum ersten Male sah, so wäre er lieber gestorben, als daß er sie anredete; und wie sehr sie ihm auch gefallen mochte, er verharrte vor ihr in finsternem Schweigen. Seine Gefühle drückten sich nur durch seine Augen aus, die er in furchtbarer Weise rollte. Diese Schüchternheit setzte ihn mannigfachem Mißgeschick aus; sie hinderte ihn vor allem daran, mit bescheidenen und zurückhaltenden Frauen ehrsamem Umgang zu pflegen, und ließ ihn widerstandslos in die kühnsten und verwegensten Abenteuer hineintappen. Das war das Unglück seines Lebens.

Von Kind auf Waise, hatte er die vorteilhaften und sehr ehrenbaren Heiraten, die sich ihm boten, in jener Art von Scham und Schrecken abgewiesen, um ein Fräulein Colette Passage zu heiraten, die sich seit kurzem in der Gegend niedergelassen hatte, nachdem sie in den Städten und Dörfern des Königreiches mit einem Tanzbären herumgezogen war und dadurch etwas Geld verdient hatte. Er liebte sie mit aller Macht und allen Kräften. Um gerecht zu sein, konnte sie ihm auch gefallen, so wie sie war, kräftig, mit üppigem Busen und frischer, wenn auch sonnengebräunter Haut. Zuerst war ihre Ueberraschung und Freude, eine vornehme Dame zu werden, groß; ihr Herz, das nicht schlecht war, ließ sich durch die Güte eines Gatten rühren, der von so hohem Stande und so starker Körperbeschaffenheit war und sich gegen sie als der gehorsamste Diener und der verliebteste Liebhaber aufführte. Doch nach etlichen Monaten langweilte es sie, daß sie nicht mehr durch die Welt streifen konnte. Im Schöße des Reichtums, von Fürsorge und Liebe umgeben, kannte sie kein anderes Glück als den Gefährten ihres Wanderlebens, der jetzt in einer Grube

NEUE REVUE und MORGEN.

schmachtete, eine Kette am Hals und einen Ring durch die Nase, zu besuchen und ihm weinend die Augen zu küssen. Herr von Montragoux sah ihren Kummer und ward dadurch selbst bekümmert, und seine Trübsal mehrte wiederum die seiner Gefährtin. Die Artigkeiten und Rücksichten ihres Gatten gaben der armen Frau einen Stich ins Herz. Eines Morgens beim Erwachen fand Herr von Montragoux Colette nicht mehr an seiner Seite. Umsonst suchte er sie im ganzen Schlosse. Die Tür zum Gemache der unglücklichen Fürstinnen stand offen; durch sie hatte sie mit ihrem Bären das Weite gesucht. Blaubarts Schmerz war furchtbar anzusehen. Trotz der zahllosen Boten, die er auf die Suche nach Colette Passage schickte, blieb ihre Spur verloren.

Herr von Montragoux trauerte ihr noch nach, als in Les Guillettes ein Fest stattfand, bei dem er mit Jeanne La Cloche, der Tochter des Polizeileutnants von Compiègne, tanzte. Und es geschah, daß sie ihm Liebe einflößte. Er bat um ihre Hand und erhielt sie unverzüglich. Sie liebte den Wein und trank unmäßig. Diese Neigung nahm derart zu, daß sie nach wenigen Monaten aussah wie ein Weinfäß mit einer Säufernase. Das schlimmste dabei war, daß dieses Faß, wenn es in Wut geriet, fortwährend durch Säle und Treppen rollte und dabei schrie, fluchte, rülpste und Schimpfworte und Wein auf alles spie, was ihr in den Weg kam. Herr von Montragoux war bestürzt vor Ekel und Abscheu. Doch sogleich faßte er sich ein Herz und bemühte sich, mit ebensoviel Festigkeit wie Geduld seine Gattin von einem so abstoßenden Laster zu heilen. Bitten, Vorstellungen, Flehen und Drohungen, er ließ nichts unversucht. Nichts fruchtete. Er verweigerte ihr den Wein aus seinem Keller; sie verschaffte sich welchen von außerhalb, der ihre Trunkenheit noch schrecklicher machte. Um ihr den Geschmack an diesem Getränk zu verleiden, tat er Katzenwurz in ihre Flaschen. Sie glaubte, er wolle sie vergiften, fuhr auf ihn los und stieß ihm ein Küchenmesser drei Zoll tief in den Bauch. Er wäre daran fast gestorben, doch er ließ nicht von seiner gewohnten Sanftmut. „Sie ist,“ sagte er, „mehr zu beklagen als zu tadeln.“ Eines Tages hatte man vergessen, die Tür zum Gemache der unglücklichen Fürstinnen zuzuschließen. Jeanne La Cloche betrat es, wie gewöhnlich von Sinnen, und als sie an den Wänden die Figuren mit Gebärden des Schmerzes erblickte, nahe daran, den Geist aufzugeben, hielt sie dieselben für leibhaftige Frauen und entfloh entsetzt querfeldein, mit dem Rufe: „Mord! Mord!“ Als sie Blaubart rufen und ihr nacheilen hörte, warf sie sich, von Schreck betört, in den Teich und ertrank. Kaum glaublich und doch wahr: ihr Gatte war über diesen Tod betrübt —; solch ein weiches Herz hatte er.

Sechs Wochen nach diesem Unglücksfall heiratete er im stillen Gigogne, die Tochter seines Pächters Traignel. Sie ging in Holzschuhen und roch nach Zwiebeln, schielte mit einem Auge und hinkte mit einem Fuße! Abgesehen davon war sie ein recht hübsches Mädchen. Kaum verheiratet, ward sie, die vordem die Gänse gehütet, von tollem Ehrgeiz gepackt und träumte nur noch von künftiger Größe und Glanz.

Blaubarts sieben Frauen.

923

Ihre Brokatgewänder waren ihr nicht reich genug, ihre Perlenhalsbänder nicht schön genug, ihre Rubinen nicht dick genug, ihre Kutschen nicht vergoldet genug, ihre Teiche, Wälder und Aecker nicht groß genug. Blaubart, der nie Ehrgeiz verspürt hatte, seufzte über den hochmütigen Sinn seiner Gattin; und da er in seiner Herzensunschuld nicht wußte, ob es das Rechte war, ruhmsüchtig wie sie oder bescheiden wie er zu denken, so machte er sich beinahe Vorwürfe über seine schlichte Sinnesart, die den vornehmen Gelüsten seiner Lebensgefährtin entgegen war, und in seiner Unsicherheit ermahnte er sie bald, die Güte dieser Welt mit Maß zu genießen, bald zwang er sich, dem Glück am Rande des Abgrundes nachzujagen. Er war verständig, doch die eheliche Liebe war bei ihm stärker als der Verstand. Gigogne dachte an weiter nichts als an ihr Erscheinen in der großen Welt; sie wollte bei Hofe ausgehen und des Königs Geliebte werden. Da ihr dies nicht gelang, so dörrte sie vor Verdruß aus, bekam die Gelbsucht und starb. Blaubart errichtete ihr seufzend ein prunkvolles Grabmal.

Durch so anhaltendes häusliches Unglück bedrückt, hätte der gute Herr vielleicht keine Gattin mehr genommen; doch er selbst wurde zum Gatten gewählt durch Blanche von Gibeauxmex, der Tochter eines Kavallerieoffiziers, der nur ein Ohr hatte. Das andere, sagte er, habe er im Dienste des Königs verloren. Sie besaß viel Geist und benutzte ihn, ihren Gatten zu hintergehen. Sie betrog ihn mit allen Edelleuten der Umgegend. Sie war dabei so geschickt, daß sie ihn in seinem eigenen Schlosse, ja unter seinen eigenen Augen betrog, ohne daß er es merkte. Der arme Blaubart witterte wohl etwas, doch er wußte nicht was. Zu ihrem Verhängnis wandte sie zwar ihren ganzen Scharfsinn auf, um ihren Gatten zu betrügen; doch sie gab nicht genug acht darauf, ihre Liebhaber zu betrügen, ich meine, ihnen zu verbergen, daß sie den einen mit dem anderen betrog. Eines Tages ward sie im Gemache der unglücklichen Fürstinnen mit einem Edelmann, den sie liebte, von einem anderen Edelmann überrascht, den sie geliebt hatte, und der sie in einer Wallung der Eifersucht mit seinem Degen durchbohrte. Ein paar Stunden danach ward die unglückliche Dame durch einen Diener des Schlosses tot aufgefunden, und der Graus, den dieses Zimmer einflößte, nahm noch zu. Der arme Blaubart, der auf einen Schlag seine ausgiebige Unehre und das tragische Ende seiner Frau erfuhr, war untröstlich über dieses zweite Unglück in Ansehung des ersten. Er hatte Blanche von Gibeauxmex mit seltener Ghit geliebt, heißer als Jeanne La Cloche, Gigogne Traignel und selbst Colette Passage. Bei der Kunde, daß sie ihn standhaft betrogen hatte und ihn nie mehr betrügen würde, empfand er einen Schmerz und eine Verwirrung, die, weit entfernt, sich zu besänftigen, täglich heftiger wurden. Sein Leiden wurde unerträglich und warf ihn aufs Krankenhause; man fürchtete um sein Leben.

Nachdem die Aerzte mehrere Arzneien ohne Erfolg angewandt hatten, eröffneten sie ihm, das einzige Mittel gegen seine Krankheit sei dies, daß er eine junge Gattin nähme. Sofort dachte er an seine kleine Cousine Angele von Garandine, deren Hand er leicht zu erhalten



hoffte, da sie mittellos war. Was ihn dazu ermutigte, sie zur Frau zu nehmen, das war, daß sie für schlicht und unerfahren galt. Nachdem eine geistreiche Frau ihn betrogen hatte, beruhigte ihn eine dumme. Er heiratete Fräulein von Qarandine und erkannte, daß er sich in seiner Voraussicht getäuscht hatte. Angele war sanft, Angele war gut, Angele liebte ihn; sie neigte nicht von selber zum Bösen; doch dem Ungeschicktesten gelang es, sie jederzeit zum Bösen zu verführen. Man brauchte ihr nur zu sagen: „Tu dies, sonst tust du dir weh!“, „Komm hierher, sonst frißt dich der Werwolf!“ Oder auch: „Mach' die Augen zu und nimm dieses Mittel ein“, und sofort tat das Unschuldslamm, was die Schelme von ihr wollten und was zu begehren sehr natürlich war, denn sie war hübsch. So ward Herr von Montragoux von dieser reinen Seele eben so sehr und noch mehr betrogen wie vordem von Blanche von Gibeauxmex, und dazu hatte er noch das Unglück, es zu wissen, denn Angele war viel zu aufrichtig, um ihm etwas zu verbergen. Sie sagte zu ihm: „Mein Herr Gemahl, man sagte mir dies, man tat mir jenes; man faßte mich hier an; ich sah das, ich fühlte dies.“ Und durch solche Offenherzigkeiten bereitete sie dem armen edlen Herrn unaussprechliche Qualen. Er ertrug sie standhaft. Trotzdem kam es vor, daß er zu dieser schlichten Seele sagte: „Du bist eine Putel!“ und ihr Ohrfeigen gab. Diese Ohrfeigen brachten ihn in den Ruf der Grausamkeit, der ihm für immer anhaften sollte. Ein Bertelmönch kam nach Les Guillettes, während Herr von Montragoux auf der Schnepfenjagd war, und fand Frau Angele beim Nähen eines Puppenkleides. Der gute Mönch merkte, daß sie ebenso einfältig wie schön war und entführte sie auf seinem Esel, indem er ihr vorspiegelte, der Erzengel Gabriel erwarte sie im Waldesdickicht, um ihr Strumpfbänder von Perlen zu schenken. Man nimmt an, daß der Wolf sie gefressen hat, denn sie ward nie mehr gesehen. Wie konnte Blaubart nach so schlimmen Erfahrungen nochmals zur Ehe schreiten? Man verstünde es nicht, wenn man nicht wüßte, welche Macht schöne Augen über ein edles Herz haben. Der ehrsame Edelmann traf in einem Schlosse der Gegend, wo er verkehrte, eine junge Waise von Stand, Alix von Pontalcin, die ein habgieriger Vormund all ihrer Habe beraubt hatte, und die nur noch daran dachte, ins Kloster zu gehen. Dienstfertige Freunde legten sich ins Mittel, um sie von ihrem Einfluß abzubringen und sie zu bewegen, Herrn von Montragoux die Hand zu reichen. Blaubart, der sich in ihren Armen ein unendliches Glück erhoffte, ward abermals in seinen Erwartungen getäuscht; ja diesmal mußte ihm die Enttäuschung infolge seiner Anlage noch empfindlicher sein, als all das Mißgeschick, das er in seinen früheren Ehen erlitten hatte. Alix von Pontalcin weigerte sich hartnäckig, diese Verbindung, in die sie doch gewilligt hatte, in Wirklichkeit einzugehen. „Umsonst drängte Herr von Montragoux sie, sein Weib zu werden; sie blieb taub gegen Bitten, Tränen und Tadel, entzog sich den leisesten Liebkosungen ihres Gatten und floh in das Gemach der unglücklichen Fürstinnen, wo sie sich einschloß und ganze Nächte scheu und allein verbrachte. Der Grund dieses Widerstandes,

Blaubarts sieben Frauen.

925

der den menschlichen wie göttlichen Gesetzen so entgegen ist, wurde nie aufgeklärt; man schrieb ihn dem Umstand zu, daß Herr von Montragoux einen blauen Bart hatte; doch das, was wir vorhin von diesem Barte sagten, macht jene Annahme wenig wahrscheinlich. Zudem ist dies ein Gegenstand, über den sich schwer reden läßt. Der arme Gatte litt die grausamsten Qualen. Um sie zu vergessen, jagte er mit Wut, jagte Hunde, Pferde und Piköre tot. Doch wenn er ermattet und erschöpft in sein Schloß zurückkehrte, so genügte der Anblick von Fräulein von Pontalcin, um seine Kräfte und zugleich seine Qualen zu beleben. Endlich ertrug er es nicht länger; er suchte in Rom um die Aufhebung dieser Ehe nach, die nur eine Scheinehe war, und erreichte sie gemäß dem kanonischen Recht und mit Hilfe eines schönen Geschenks an den heiligen Vater. Wenn Herr von Montragoux Fräulein von Pontalcin mit den Zeichen des Respekts entließ, die man einer Frau schuldet, und ohne seinen Stock auf ihrem Rücken zu zerbrechen, so geschah dies, weil er eine starke Seele, ein weites Herz hatte und weil er so sehr Herr seiner selbst wie seines Schlosses Les Guillettes war. Doch er schwur, daß nichts Weibliches seine Gemächer mehr betreten sollte. Wie glücklich wäre er gewesen, hätte er diesen Schwur bis zuletzt gehalten!

3.

Ein paar Jahre waren vergangen, seit Herr von Montragoux seine sechste Frau fortgeschickt hatte; und man bewahrte in der Gegend nur noch eine trübe Erinnerung an das häusliche Mißgeschick, das über diesen guten Edelmann hereingebrochen war. Man wußte nicht, was aus seinen Frauen geworden war, erzählte sich im Dorfe des Abends Geschichten, daß einem die Haare zu Berge standen. Die einen glaubten sie, die andern nicht. Zu dieser Zeit ließ sich eine Witwe in vorgerückten Jahren, die Dame Sidonie von Lespoisse, mit ihren Kindern im Schloß La Motte-Giron nieder, das in der Luftlinie zwei Meilen von Les Guillettes entfernt lag. Woher sie kam, wer ihr Gatte gewesen, das wußte kein Mensch. Die einen behaupteten von Hörensagen, er hätte Aemter in Savoyen oder Spanien bekleidet; andere meinten, er wäre in Westindien gestorben; mehrere bildeten sich ein, daß seine Witwe unermeßliche Güter besäße, woran einige stark zweifelten. Trotzdem lebte sie auf großem Fuße und lud den ganzen Adel der Gegend nach La Motte-Giron ein. Sie hatte zwei Töchter, von denen die ältere, Anna, schon fast eine alte Jungfer, sehr durchtrieben war. Die Jüngere, Johanna, die leicht zu verheiraten war, verbarg unter dem Scheine der Harmlosigkeit eine frühe Welterfahrung. Die Dame von Lespoisse besaß auch zwei Söhne von zwanzig und zweiundzwanzig Jahren, sehr schöne und schmucke Jünglinge, von denen der eine Dragoner, der andere Musketier war. Dieser, dessen Patent ich gesehen habe, war schwarzer Musketier. Das sah man ihm freilich nicht an, wenn er zu Fuße ging, denn die schwarzen Musketiere unterscheiden sich von den grauen nicht durch die Farbe ihres Rockes, sondern durch das Fell ihres Pferdes. Die einen wie die andern trugen

NEUE REVUE und MORGEN. 1909. Hft 27 28 . 65

NEUE REVUE und MORGEN.

einen Waffenrock von blauem Tuche mit goldnen Tressen. Die Dragoner trugen als Abzeichen eine Art Pelzmütze, deren Ende floss auf Ohr herabhing. Die Dragoner standen in üblem Rufe; Beweis das Volkslied:

„Da kommen die Dragoner,  
Mama, wir wollen flieh'n!"

Doch man hätte in den beiden Dragonerregimentern Sr. Majestät umsonst nach einem größeren Schürzenjäger, Schmarotzer und geriebeneren Halunken gesucht als Cosme von Lespousse war. Sein Bruder war mit ihm verglichen ein ehrlicher Bursche. Pierre von Lespousse war ein Trunkenbold und Spieler; er hatte Glück mit den Karten und gefiel den Damen; das waren seine einzigen Subsistenzmittel, die man kannte. Die Dame von Lespousse, ihre Mutter, lebte in La Motte-Giron nur deshalb auf großem Fuße, um die Leute irrezuführen. In Wahrheit besaß sie nichts als Schulden, selbst für ihre falschen Zähne. Ihre Kleider, ihre Möbel, ihre Kutsche, ihre Pferde und Dienstboten, alles war ihr von Pariser Wucherern geliehen, die ihr drohten, es ihr wieder fortzunehmen, wenn sie nicht bald eine ihrer Töchter an einen reichen Herrn verheiratete. So war die ehrbare Sidonia jeden Augenblick gewärtig, zwischen leeren Wänden zu sitzen. Zur Wahl eines Schwiegersohns gedrängt, hatte sie es sofort auf Herrn von Montragoux abgesehen, sie erriet, daß er schlicht, leicht zu täuschen, sehr sanftmütig und rasch entflammt sei, trotz seines anscheinend rauen und scheuen Wesens. Ihre Töchter teilten ihre Ansicht und durchbohrten den armen Blaubart bei jeder Bewegung mit Blicken, die ihm bis auf den Herzensgrund gingen. So verfiel er den Reizen der beiden Fräuleins von Lespousse sehr bald, vergaß seinen Schwur und dachte an nichts weiter, als die eine oder andere zu heiraten, da er beide gleich schön fand. Nach einigem Zaudern, das weniger durch seine Unschlüssigkeit, als durch seine Schüchternheit verursacht war, fuhr er in seiner Staatskarosse nach La Motte-Giron und hielt bei der Dame von Lespousse um eine ihrer Töchter an; welche, überließ er ihrer Entscheidung. Madame Sidonie antwortete ihm höflich, daß sie ihn hoch schätze und ihm gestatte, derjenigen der beiden Fräuleins von Lespousse den Hof zu machen, die er vorzöge.

„Suchen Sie zu gefallen, mein Herr," sagte sie zu ihm, „und ich will die erste sein, die Ihrem Erfolg Beifall zollt."

Um sie näher kennen zu lernen, lud Blaubart Anna und Johanna von Lespousse samt ihrer Mutter, ihren Brüdern und einer Menge von Damen und Edelleuten ein, vierzehn Tage im Schloß Les Guillettes zu verbringen. Nun gab es nichts als Spazierfahrten, Jagd- und Angelpartien, Tanz- und Festlichkeiten, Mahlzeiten und Zerstreuungen aller Art.

Ein junger Edelmann, den die Damen von Lespousse untergebracht hatten, der Chevalier de la Merlus, arrangierte die Treibjagden. Blaubart hatte die schönsten Meuten und die schönsten Koppeln von Jagdhunden. Die Damen wetteiferten mit den Edelleuten an



Blaubarts sieben Frauen.

927

Leidenschaft für die Hirschjagd. Man hetzte das Wild nicht immer zu Tode, aber Jäger und Jägerinnen verirrten sich paarweise, fanden sich wieder und verirrten sich von neuem im Walde. Der Chevalier de la Merlus verirrte sich vornehmlich mit Johanna von Lespoisse, und jeder kehrte des Nachts ins Schloß zurück, bewegt von seinen Abenteuern und zufrieden mit seinem Tagewerk. Nach einigen Tagen der Beobachtung gab der gute Herr von Montragoux der jüngeren der beiden Schwestern entschieden den Vorzug vor der älteren; Johanna war entschieden frischer, womit nicht gesagt sein soll, daß sie unberührt war. Er ließ seine Vorliebe durchblicken, da er sie nicht zu verbergen brauchte, denn sie war durchaus ehrbar und überdies ohne Arg. Er machte dem jungen Mädchen also nach besten Kräften den Hof, sprach nach seiner Gewohnheit wenig mit ihr, blickte sie jedoch an, indem er furchtbar die Augen rollte und Seufzer ausstieß, die einen Eichbaum entwurzelt hätten. Bisweilen lachte er auch, daß die Scheiben klirrten und das Geschirr zitterte. Als einziger von der ganzen Gesellschaft merkte er nicht, wie sehr sich der Chevalier de la Merlus der jüngeren Tochter von Frau von Lespoisse zugetan war, oder wenn er es merkte, so sah er doch nichts Schlimmes darin. Seine Erfahrung mit Frauen war nicht groß. Genug, um ihn argwöhnisch zu machen, und wenn er liebte, mißtraute er nicht. Meine Großmutter pflegte zu sagen, die Erfahrung sei im Leben nichts wert, und man bliebe, was man war. Ich glaube, sie hatte recht, und die wahre Geschichte, die ich hier schildere, bestätigt es nur.

Blaubart entfaltete bei diesen Festen einen seltenen Glanz. Sobald es dunkel ward, erleuchteten tausend Fackeln den Wiesenplan vor dem Schlosse. Diener und Mägde, als Faune und Dryaden verkleidet, bedienten den Tisch, die alle Leckerbissen von Wald und Feld trugen. Musiker spielten unablässig schöne Symphonien. Gegen Ende des Mahls erschienen der Schulmeister und die Schulmeisterin, von der Dorfjugend gefolgt, vor den Tischgenossen und verlasen ein Kompliment für Herrn von Montragoux und seine Gäste. Ein Astrologe in spitzer Mütze trat an die Damen heran und weissagte ihnen ihre künftigen Liebschaften aus den Linien ihrer Hand. Blaubart gab allen seinen Lehnsleuten zu trinken und verteilte selbst Brot und Fleisch unter die Bedürftigen.

Um zehn Uhr abends zog man sich vor der Kühle der Nacht in die Gemächer zurück, die durch eine Unmenge von Kerzen erleuchtet waren, und in denen Tische für alle möglichen Spiele aufgestellt waren: Landsknecht, Billard, Reversi, Kammerspiel, Roulette Bete, Hokka, Krimpelspiel, Tricktrack, Würfel, Bassett- und Calbassspiel. Blaubart hatte beständig Unglück in allen diesen Spielen und verlor allnächtlich große Summen. Was ihn über ein so hartnäckiges Unglück hinwegsetzte, war der Umstand, daß die Damen von Lespoisse alle drei viel Geld gewannen. Johanna, die Jüngere, die im Spiele des Herrn de la Merlus stets mitsetzte, häufte dabei Berge von Gold an. Auch die beiden Söhne der Frau von Lespoisse machten im Reversi oder im Bassettespiel gute Geschäfte, und bei den gewagtesten Spielen blieb

928 NEUE REVUE und MORGEN.

ihnen das Glück unveränderlich günstig. Diese Spiele dauerten bis tief in die Nacht. Man schlief nicht bei diesen wunderbaren Belustigungen, und, wie es der Verfasser der ältesten Geschichte von Blaubart ausdrückt, „verbrachte man die ganze Nacht damit, Bosheiten zu treiben.“ Diese Stunden waren bei weitem die holdesten am Tage, denn unter dem Vorwand von Scherzen verbargen sich die, welche Neigung zueinander verspürten, im Schutze des Dunkels in einem Alkoven. Der Chevalier de la Merlus verkleidete sich eines Tages als Teufel, ein andermal als Gespenst oder als Währwolf, um die Schlafenden zu erschrecken, doch zuletzt schlich er sich immer in das Schlafgemach von Fräulein Johanna von Lespoisse. Der gute Herr von Montragoux ging bei diesen Spielen nicht leer aus. Die beiden Söhne der Frau von Lespoisse streuten ihm Juckpulver ins Bett und verbrannten in seinem Schlafzimmer Dinge, die einen abscheulichen Gestank verbreiteten. Oder sie stellten einen Krug voll Wasser auf seine Tür, so daß sich dem guten Herrn, wenn er die Tür schloß, der ganze Inhalt auf den Kopf ergoß. Endlich spielten sie ihm auch allerhand gute Streiche, über die sich die Gesellschaft belustigte und die Blaubart mit seiner angeborenen Sanftmut ertrug.

Er machte seinen Antrag, den Frau von Lespoisse annahm, obwohl ihr, wie sie sagte, das Herz brach bei dem Gedanken, eine ihrer Töchter zu verheiraten. Die Hochzeit wurde in La Motte-Giron mit außerordentlichem Prunke gefeiert. Fräulein Johanna, von blendender Schönheit, war ganz in französische Spitzen gehüllt und trug eine Frisur mit tausend Locken. Ihre Schwester Anna trug ein grünes Samtgewand, mit Gold bestickt. Das Kleid ihrer Frau Mutter war von gekräuseltem Gold mit schwarzen Raupen, und ihr Schmuck bestand aus Perlen und Diamanten. Herr von Montragoux hatte ein schwarzes Samtkleid angelegt, auf dem alle seine großen Diamanten prangten; er sah vorzüglich aus und hatte einen Ausdruck von Unschuld und Scheu, der gegen sein blaues Kinn und seine breitschultrige Gestalt vorteilhaft abstach. Auch die Brüder der Braut waren ohne Zweifel reizend gekleidet; doch der Chevalier de la Merlus in seinem rosa Samtrock mit Perlenbesatz strahlte unvergleichlichen Glanz aus. Nach Beendigung der Feier nahmen die Juden, die der Familie und dem Verehrer diesen Staat und diese reichen Juwelen geliehen hatten, die Sachen ab und brachten sie per Post nach Paris.

4.

Einen Monat lang war Herr von Montragoux der glücklichste Mensch. Er betete seine Frau an und hielt sie für einen Engel an Keuschheit. Sie war etwas ganz andres; doch hätten sich auch Gewandtere als der arme Blaubart darin getäuscht, so listig und verschlagen war diese Person, und so willig, ihrer Frau Mutter zu gehorchen, welche die geschickteste Schelmin im ganzen Königreich Frankreich war. Diese Dame ließ sich mit Anna, ihrer ältesten Tochter, ihren beiden Söhnen Pierre und Cosme und dem Chevalier de la Merlus in Les Guillettes nieder. Der Letztere wich nicht mehr von der Seite

Blaubarts sieben Frauen.

929

der Frau von Montragoux, gleich als wäre er ihr Schatten. Den guten Ehemann ärgerte das etwas, denn er hätte seine Frau dauernd für sich allein behalten mögen; doch nahm er keinen Anstoß an der Freundschaft, die er für den jungen Edelmann empfand, da sie ihm gesagt hatte, er wäre ihr Milchbruder.

Charles Perrault erzählt, einen Monat nach dieser Eheschließung hätte Blaubart in einer wichtigen Angelegenheit eine sechswöchentliche Reise unternehmen müssen; doch er scheint die Gründe dieser Reise nicht zu kennen, und man hat vermutet, daß sie nur der übliche Vorwand war, zu dem der eifersüchtige Gatte seine Zuflucht nahm, um seine Frau zu überlisten. Die Wahrheit ist ganz anders: Herr von Montragoux reiste nach Le Perche, um die Erbschaft seines Veters von Outarde anzutreten, der in der Schlacht bei Dünkirchen von einer Kanonenkugel ruhmvoll getötet ward, als er auf einer Trommel saß und Würfel spielte.

Vor der Abreise bat Herr von Montragoux seine Frau, in seiner Abwesenheit alle denkbaren Zerstreuungen zu genießen.

„Lassen Sie Ihre Freundinnen kommen, Madame,“ sprach er zu ihr, „und fahren Sie mit ihnen spazieren; unterhalten Sie sich und speisen Sie gut.“

Er übergab ihr die Schlüssel des Hauses, zum Zeichen, daß sie während seiner Abwesenheit in der ganzen Herrschaft Les Guillettes die einzige, unumschränkte Herrin sein sollte.

„Hier,“ sprach er, „sind die Schlüssel zu den beiden großen Gerätkammern; hier ist der für das Gold- und Silbergeschirr, das nicht täglich benutzt wird; hier ist der für meine Schatztruhen, die all mein Gold und Silber enthalten, hier der für die Kästen, in denen meine Edelsteine sind, und hier der Schlüssel, der alle Zimmer öffnet. Dieser Kleinschlüssel ist für das Gemach am Ende des langen Ganges im Erdgeschoß; öffnen Sie alles, gehen Sie überall hin.“

Wie Charles Perrault behauptet, setzte er hinzu:

„Nur das kleine Gemach verbiete ich Ihnen zu betreten, und zwar so streng, daß, wenn es Ihnen beikommt, es zu öffnen, Sie von meinem Zorn alles gewärtigen können.“

Der Historiker Blaubarts hat, indem er diese Worte wiedergab, leider ohne Nachprüfung die Version mitgeteilt, die nach dem Vorfall von den Damen von Lespoisse in Umlauf gesetzt wurde. Herr von Montragoux drückte sich ganz anders aus. Als er seiner Gattin den Schlüssel des Kleinen Gemachs aushändigte, das kein andres war, als das der unglücklichen Fürstinnen, von dem wir schon mehrmals zu sprechen hatten, drückte er seiner geliebten Johonna den Wunsch aus, diesen Teil des Schlosses, den er als verhängnisvoll für sein häusliches Glück ansah, nicht zu betreten. Durch dieses Gemach war seine erste Frau — von allen die beste — mit ihrem Bären entflohen; dort hatte Blanche von Gibeauxmex ihn mit verschiedenen Edelleuten ausgiebig betrogen; jene Porphyrfliessen waren mit dem Blute einer angebeteten Frevlerin befleckt. War das für Herrn von Montragoux



NEUE REVUE und MORGEN.

nicht Grund genug, um mit diesem Gemache grausame Erinnerungen und schlimme Ahnungen zu verknüpfen?

Die Worte, die er an Johanna von Lespoisse richtete, drückten die Wünsche und Eindrücke aus, die seine Seele bewegten. Sie lauteten wörtlich:

„Ich habe kein Geheimnis vor Ihnen, Madame, und ich müßte fürchten, Sie zu beleidigen, indem ich Ihnen nicht alle Schlüssel eines Hauses, das Ihnen gehört, aushändige. Sie können dies kleine Gemach also betreten, ebenso wie alle anderen Räume dieses Schlosses; doch wenn Sie mir glauben wollen, werden Sie es nicht tun, um mich zu Dank zu verpflichten und wegen der schmerzlichen Gedanken, die ich damit verknüpfe, und der schlimmen Ahnungen, die diese Gedanken wider Willen in meinem Geiste erwecken. Ich wäre verzweifelt, wenn Ihnen etwas zustieße oder ich Ihre Huld verscherzte; und Sie, Madame, werden diese gottlob grundlosen Befürchtungen als Zeichen meiner besorgten Zärtlichkeit und meiner wachsamten Liebe verzeihen.“

Mit diesen Worten umarmte der gute Herr seine Gattin und fuhr mit der Post nach Le Perche.

„Die Nachbarinnen und guten Freundinnen,“ sagt Charles Perrault, „warteten nicht auf die Einladung, um die junge Frau zu besuchen; so neugierig waren sie, alle Schätze ihres Hauses zu sehen. Sie gingen sofort durch alle Zimmer, Gemächer und Gerätkammern, deren eine immer schöner war als die andere; sie hörten nicht auf, das Glück ihrer Freundin zu übertreiben und zu beneiden.“

Alle Historiker, die diesen Gegenstand behandelt haben, fügen hinzu, daß Frau von Montragoux kein Vergnügen daran fand, alle die Schätze zu besehen, da sie vor Ungeduld brannte, das kleine Gemach zu öffnen. Nichts ist wahrer; und wie Perrault sagt, „wurde sie derart von ihrer Neugier getrieben, daß sie, ohne zu bedenken, daß es unschicklich ist, seine Gäste zu verlassen, auf einer kleinen Geheimtreppe hinabstieg, und zwar so eilig, daß sie sich zwei- bis dreimal fast den Hals gebrochen hätte.“ Die Tatsache ist unzweifelhaft war. Doch was niemand gesagt hat, sie war nur deshalb so ungeduldig, diesen Ort zu betreten, weil sie den Chevalier de la Merlus dort erwartete.

Seit ihrem Einzug im Schloß Les Guillettes traf sie den jungen Edelmann täglich und lieber zweimal als einmal in diesem Gemache, ohne daß sie dieser für eine junge Frau so wenig ziemlichen Unterhaltungen müde ward. Es ist unmöglich, sich über die Art der Beziehungen zwischen Johanna und dem Chevalier zu täuschen: sie waren nicht ehrbar, sie waren nicht unschuldig. Ach, wenn die Dame von Montragoux nur die Ehre ihres Gatten verletzt hätte, so würde sie den Tadel der Nachwelt ohne Zweifel verdienen; doch der strengste Moralist würde Entschuldigungen dafür finden; er würde zugunsten einer so jungen Frau die zeitgenössischen Sitten, das Beispiel der Hauptstadt und des Hofes, die zu offenbaren Wirkungen einer schlechten Erziehung, und die Ratschläge einer perversen Mutter anführen; denn Sidonie von Lespoisse begünstigte die Galanterien ihrer Tochter. Die

Blaubarts sieben Frauen.

931

Weisen würden ihr eine Sünde verzeihen, die zu süß ist, um ihre Strenge zu verdienen; ihre Fehlritte wären zu landläufig erschienen, um sehr groß zu sein, und jedermann hätte sich gesagt, daß sie es getrieben hätte wie die andern. Doch Johanna von Montragoux begnügte sich nicht damit, die Ehre ihres Gatten zu verletzen, sie vermaß sich auch, ihm nach dem Leben zu trachten.

In jenem kleinen Gemach, das auch das Gemach der unglücklichen Fürstinnen hieß, karteten Johanna von Lespoisse, Herrin von Montragoux, mit dem Chevalier de la Merlus den Mord ihres treuen und zärtlichen Gatten ab. Später erklärte sie, sie hätte beim Betreten dieses Gemaches die Leiber von sechs ermordeten Frauen darin hängen gesehen, während ihr geronnenes Blut die Fliesen bedeckte, und da sie in diesen Unglücklichen die sechs ersten Frauen von Blaubart erkannt hätte, so hätte sie das Los, das ihrer selbst harrte, geahnt. In diesem Falle hätte sie also die Wandmalereien für verstümmelte Leichen gehalten, und man müßte ihre Halluzinationen mit denen der Lady Macbeth vergleichen. Aber es ist höchst wahrscheinlich, daß Johanna diesen furchtbaren Anblick erfunden hat, um ihn nachher zu schildern und die Mörder ihres Gatten zu rechtfertigen, indem sie ihr Opfer verleumdete. Herr von Montragoux sollte also sterben! Gewisse Briefe, die ich vor Augen habe, zwingen mich zu der Annahme, daß die Dame Sidonie von Lespoisse an dem Komplott teilnahm. Ihre ältere Tochter war sozusagen dessen Seele. Anna von Lespoisse war die schlimmste von der Familie. Die Schwächen der Sinne blieben ihr fremd, und sie war keusch inmitten der Ausschreitungen ihrer Familie, nicht als ob sie sich eine Freude versagt hätte, die sie ihrer für unwürdig hielt, sondern weil ihre einzige Freude die Grausamkeit war. Sie beredete ihre beiden Brüder Pierre und Cosme zu dem Verbrechen, indem sie ihnen ein Regiment versprach\*).

5.

Es erübrigt noch, an der Hand authentischer Dokumente und sicherer Zeugnisse das furchtbarste, treuloseste und feigste häusliche Verbrechen, das uns überliefert ist, darzustellen. Die Untat, deren Umstände wir hier ausführen wollen, hat nur ein Gegenstück: in der Ermordung des Wilhelm von Flavy am 9. März 1449 durch Bianca von Overbrenc, seine junge und zarte Gattin, den Barstard von Orbandas und den Barbier Johann Boquillon. Sie erstickten Wilhelm in seinen Kopfkissen, erschlugen ihn mit einem Holzklotz und schnitten ihm die Halsader durch, wie einem geschlachteten Kalbe. Bianca von Overbrenc bewies später, daß ihr Gatte sie habe ertränken wollen, wohingegen Johanna von Lespoisse ihren Gatten, der sie liebte, schändlichen Missetätern auslieferte. Wir wollen die Tatsache so nüchtern wie möglich berichten.

Blaubart kehrte etwas früher heim, als erwartet. Man hat daraus fälschlich geschlossen, daß er, von schwarzer Eifersucht geplagt, seine  
\*) Man kaufte die Offizierspatente sowie die Richterstellen im ancien regime.  
D. Uebers.

Frau überraschen wollte. Gutmütig und vertrauensselig wie er war, hätte er, wenn er an eine Ueberraschung dachte, ihr nur eine freudige bereitet. Seine Zärtlichkeit, seine Güte, sein frohes und ruhiges Wesen hätten die wildesten Herzen gerührt. Der Chevalier de la Merlus jedoch und das ganze verruchte Geschlecht der Lespoisses sah darin nur eine bequeme Gelegenheit, ihn beiseite zu schaffen und sich seiner Reichtümer zu bemächtigen, die durch die neue Erbschaft noch vergrößert waren. Seine junge Gattin empfing ihn mit lächelnder Miene, ließ sich umarmen, sich in das eheliche Schlafgemach führen, und tat alles, was der treffliche Mann wollte. Am nächsten Morgen übergab sie ihm den Schlüsselbund, den er ihr anvertraut hatte. Doch der Schlüssel zum Gemach der unglücklichen Fürstinnen, gewöhnlich das kleine Gemach genannt, fehlte. Blaubart bat sanft darum. Johanna zauderte eine Weile unter verschiedenen Vorwänden; dann gab sie ihn heraus.

Hier drängt sich eine Frage auf, die man nicht anschneiden kann, ohne aus dem beschränkten Gebiet der Geschichte in das unbegrenzte Reich der Philosophie zu kommen. Charles Perrault sagt ausdrücklich, der Schlüssel zum kleinen Gemache sei „gefeit“ gewesen, d. h. verzaubert, magisch, mit Eigenschaften begabt, die den Naturgesetzen wenigstens so, wie wir sie auffassen — widersprechen. Für das Gegenteil fehlen uns die Beweise. Es ist hier der Ort, an die Vorschrift meines verehrten Lehrers, des Herrn Duclos des Lünès, Mitglieds vom Institut, zu erinnern: „Wenn das Uebernatürliche sich einstellt, darf der Historiker es nicht verwerfen.“ Ich will mich also damit begnügen, inbetreff dieses Schlüssels die einstimmige Meinung der alten Biographen Blaubarts zu berichten; alle behaupten, er sei „gefeit“ gewesen. Das ist sehr wichtig. Uebrigens ist dieser Schlüssel nicht das einzige Erzeugnis menschlichen Gewerbflusses, das mit wunderbaren Eigenschaften begabt war. Die Ueberlieferung ist reich an Beispielen von gefeiten Schwertern. So war das Schwert des Königs Artus gefeit; das der Jungfrau von Orleans war es nach dem unwiderleglichen Zeugnis von Jean Chartier; und der Beweis, den dieser berühmte Chronist dafür angibt, ist der, daß, als die Klinge zerbrach, die beiden Bruchstücke sich nicht wieder zusammenschweißen ließen, wie sehr sich auch die berühmtesten Schwertfeger abmühten. Victor Hugo spricht in einem seiner Gedichte von „gefeiten Treppen, die stets irreführen.“ Ja, viele Autoren behaupten, es gäbe gefeite Menschen, die sich in Wölfe verwandeln können. Wir wollen uns nicht darauf einlassen, einen so starken und beständigen Glauben zu bekämpfen, und hüten uns, zu entscheiden, ob der Schlüssel gefeit war oder nicht. Der kluge Leser wird unsere Meinung ohnedies erraten, denn unsere Zurückhaltung bedeutet nicht Ungewißheit, und darin ist sie verdienstlich. Wo wir uns aber auf unserm eigenen Gebiete oder besser im Kreis unsrer Gerichtsbarkeit befinden, wo wir wieder Richter der Tatsachen, Schiedsrichter der Umstände werden, das ist die Behauptung, der Schlüssel hätte Blutflecke gehabt. Die Autorität der Texte geht nicht so weit, daß wir dies glauben. Er hatte keine Blutflecke. In dem



EMPTY

EMPTY

EMPTY



EMPTY

Blaubarts sieben Frauen.

933

kleinen Gemache war zwar Blut geflossen, doch vor langer Zeit. Mochte es nun eingetrocknet oder abgewaschen sein, der Schlüssel konnte davon nicht befleckt sein, und was die verbrecherische Gattin auf dem eisernen Gegenstand für einen Blutfleck hielt, das war der Widerschein des noch rosigen Morgenhimmels. Dagegen bemerkte Herr von Montragoux beim Anblick des Schlüssels, daß seine Gattin das kleine Gemach betreten hatte. Der Schlüssel sah jetzt nämlich reiner und glänzender aus, als damals, wo er ihn ihr gegeben hatte, und er dachte sich, daß diese Politur nur vom Gebrauch kommen könnte.

Der Eindruck, den ihm diese Wahrnehmung bereitete, war schmerzlich, und er sagte zu seiner jungen Frau mit traurigem Lächeln: „Mein Liebstes, Sie haben das kleine Gemach betreten. Möge dies keine schlimmen Folgen haben, für Sie, wie für mich! Von diesem Gemache geht ein schlimmer Einfluß aus, vor dem ich Sie gern bewahrt hätte. Wenn Sie ihm dauernd unterliegen sollten, so wäre ich untröstlich. Vergeben Sie mir; man ist abergläubisch, wenn man liebt.“

Bei diesen Worten begann die junge Gattin — wiewohl Blaubart ihr keine Furcht einflößen konnte, denn seine Sprache und sein Benehmen drückten nichts als Schwermut und Liebe aus — aus Leibeskräften zu schreiben:

„Hilfe! Hilfe! Man mordet mich!“

Das war das verabredete Zeichen, auf das der Chevalier de la Merlus und die beiden Söhne der Frau von Lespoisse sich auf Blaubart stürzen und ihn mit ihren Degen durchbohren sollten.

Doch der Chevalier, den Johanna in einem Wandschrank des Zimmers versteckt hatte, erschien allein. Als Herr von Montragoux ihn mit dem Degen in der Faust anspringen sah, griff er gleichfalls zur Waffe.

Johanna entfloh entsetzt und begegnete auf dem Gang ihrer Schwester Anna, die sich nicht, wie man gesagt hat, auf einem Turme befand, denn die Schloßtürme waren auf Befehl des Kardinals Richelieu niedergelegt worden. Anna von Lespoisse bemühte sich, ihre Brüder zu ermutigen, die, bleich und wankend, einen so großen Schlag nicht zu führen wagten.

Da rief Johanna schnell und flehentlich:

„Rasch! Rasch! Brüder, helft meinem Liebsten!“

Nun stürzten Pierre und Cosme sich auf Blaubart, der soeben den Chevalier de la Merlus entwaffnet hatte und auf ihm kniete. Sie rannten ihm ihre Degen verräterisch von hinten durch den Leib und stachen noch lange auf ihn ein, als er schon tot war.

Blaubart hatte keine Erben. Seine Witwe wurde Herrin seiner Güter. Sie verwendete einen Teil dazu, ihre Schwestern auszustatten, einen anderen, ihren zwei Brüdern Kapitänsschergen zu kaufen, und den Rest, um selbst den Chevalier de la Merlus zu heiraten, der, seit er reich war, ein sehr ehrenwerter Mann wurde.

(Berechtigte Uebersetzung von Friedrich Oppeln-Bronikowski.)

Wenn man mit Richard Muther, diesem sensibelsten aller Kunstprofessoren, plaudernd einmal beisammen saß, etwa nach einem der vielen populären Vorträge, die er in den letzten Jahren gehalten hat, dann kam unweigerlich das Gespräch auf das Schreiben: Immer voll von Themen der Kunstgeschichte, die er neu behandelt wissen wollte, pflegte er die zumeist übliche zünftige Art der Behandlung abzutun mit dem Wort „schlecht, nämlich langweilig geschrieben“. Damit war eine Sache für ihn schon erledigt; auch in der Wissenschaft lehnte er den Stil einer Darstellung ab, die sich nicht anregend las, die nicht kurzatmig, lebendig, vibrierend war, und aus solcher Ablehnung erklärte er sich dann selber: Niemals vielleicht beherrschte einen Gelehrten so sehr wie ihn der Glaube, daß man nicht gelehrt sein müsse auf Kosten der Lesbarkeit.

Muther war als Schriftsteller aus einem literarisch-künstlerischen Kreis in München hervorgegangen; seine entscheidenden Jahre verbrachte er dort, und man erzählte, daß er in der Handschriftenabteilung der Staatsbibliothek arbeitend dennoch eine Art Schwärmerdasein geführt hat, worin sogar manche Aeüßerlichkeit französischen Aesthetentums, des Romantisme, der Theophile Gautierzeit mit ihren orientalischen Verkleidungen auftauchte. Jedenfalls hat er sich damals mit den Ausläufern der interessanten Literaturen, mit den Zeugnissen letzter Uebergangskunst, mit der Dekadenz (die nur der Unwissende schlechtweg Verfall nennt) gründlich vertraut gemacht, und aus seinem unerschöpflichen Reichtum an Kenntnissen und Parallelen aus diesem Gebiet erstand die orchideenhafte und doch nicht duftlose Stilkunst seiner viel bewunderten und viel benötigten „Malerei des 19. Jahrhunderts“. Was für ein Ereignis dieses Werk war, auch das erfahren zu haben, gehört zu den persönlichen Erinnerungen an Muther: Er selbst trat ja hervor in diesem Buch; er sprach zu einer Jugend, die aus halbverstandenen Bruchstücken moderner Kunst nichts Ganzes zu machen wußte, und die hier zum ersten Mal nicht nur den Versuch dazu, sondern eine virtuose Beherrschung eines kaum noch bekannten Materials fand.

Muther war als Schriftsteller, was er selbst so gern als Vergleich für gewisse Künstler heranzog, er war wie jener Des Esseintes im bekannten Roman von Huysmans ein Aesthet, der jede Gruppe von Namen, Daten und Gedanken in eine Harmonie zu bringen verstand, gerade darin ähnlich dem Huysmansschen Gourmet, auch wenn dieser seine Harmonien nur aus Wahlsprüchen und Likören zusammensetzte. Sehr überraschend wirkte es aber nun, diesen Feinschmecker der Schriftstellerei, diesen gelehrten Aestheten, diesen Sammler-Amateur, eben diesen Des Esseintes, im Leben als kleinen rundlichen glatzköpfigen



Herrn zu sehen, der mit seinem grauschwarzen Spitzbart und mit seinem Smoking, den er bei seinen Besuchen in Berlin und Wien ein wenig zu oft trug, fast den Eindruck eines Provinzkaufmanns machen konnte. Namentlich von Wien aus erinnere ich mich, wie überrascht oder eigentlich enttäuscht man gesellschaftlich von seiner „Insignifiance“ war. In Wirklichkeit hatte bei ihm eben aller innerer Reichtum nur eine Aeußerungsform, und das war die stille Arbeit der Feder. Nur im Schreiben fand er seine Sicherheit, seine Stärke, seine Grazie: Oft genug hörte ich ihn Ansprüche der Oeseiligkeit scherzhaft damit ablehnen, daß er seinen Geist in „Druckerschwärze“ aufbrauche, und unglaublich gut klingt die Geschichte, die dennoch wahr ist, daß er einmal in einem Geschäft, wo er unredlich bedient worden war, zur Reklamation mit einem (allerdings nur kurzen) Manuskript erschien, das er vorlas . . .

Im Schreiben lebte er. Man mußte ihn auf Reisen etwa in einem Hotelzimmer oder einem Kaffeehaus mit fliegender Feder arbeiten gesehen haben, um dann manche seiner Aufsätze in ihrer sauberen und — trotz breitester Manuskriptränder — unkorrigierten Handschrift als Leistungen einer eigenen Technik zu bewundern.

Nicht gesprochen, sondern geschrieben, zumindest dem Geiste, dem Stil nach waren endlich auch Muthers Vorträge, obwohl er sie freilich mit seinem erstaunlichen Gedächtnis frei und in raschestem fließendem Tone sprach. Die Form war auch hier wieder sehr elegant, sehr ästhetisch, und selbst die Art, wie Muther z. B. die Projektionsbilder abrollen ließ, ohne sich dabei bemerkbar zu machen, ohne den Stock des Dozenten zu Hilfe zu nehmen, hatte etwas ganz Unzünftiges, Weltmännisches; diese Vorträge waren denn auch beliebt und bewundert, obgleich sie manchmal noch bedenklicher als die Aufsätze und Bücher die reine kunstkritische Analyse vermieden und lediglich Stimmung, Literatur, Biographie dafür gaben. Muther als akademischer Lehrer war der Führer einer kleinen, treuen Gemeinde, in der man ihm persönlich sehr nahe kommen konnte, und der gegenüber er sich aufrichtig gab, wie er war, jugendlich, Eindrücken zugänglich, deprimiert und begeistert, sensitiv und sensibel. In seinem Seminar konnte ihn beim Vortrag über Dürer oder Rembrandt der Stoff so ergreifen, daß er selbst Tränen vergoß; die ganze innere Glut, aus der bei ihm die leichte und vornehme Darstellungskunst aufwuchs, war dann zu erkennen.

Stark war in Muther bei alledem ein Zug von freundlicher Güte; aus seinen klugen und herzlichen, oft in harmloser Fröhlichkeit leuchtenden Augen konnte diese Güte überwältigend aufleuchten. Die Bitterkeit vieler Feindseligkeiten (nicht nur von Feinden) konnte ihm lange nichts anhaben. Sie hat ihn schließlich doch untergraben.

Wer bist du? — fragst du mich, den Wanderer.

Ein armer Teufel, der im Dunkel reist;

er strebt aus dieser Zeit nach anderer,

gehetzt, gestoßen vom ererbten Geist.

Und was bezweckst du? — Nichts kann ich bezwecken.

Ich muß die Ketten der Gewalten brechen,

und bis dahin wird's mich darniederstrecken,

gerade wenn die Zeit gereift, zu sprechen.

So schweig du ganz und sei kein Aergernis,

du Fremdling, wandernd zwischen festen Sitzen.

— Reiß ich ins Künftige den kleinsten Riß,

will ich mit Freude all mein Blut verspritzen.

Denn sieh! Der Geist, der wandert auch, wie ich,

hat manche dürre Schale schon zerbrochen.

Er stampft auch Eure Trümmer sicherlich;

Denn er hat sich von je am Fleisch gerochen.

Der Vortrag, den ich die Ehre habe heut Abend vor Ihnen zu

halten, soll Ihnen keine abstrakte Definition der Schönheit geben. Denn

wir, die in der Kunst arbeiten, können nicht eine Theorie der Schönheit

als Ersatz für die Schönheit selbst gelten lassen, und weit davon ent-

fernt, sie in einer verstandesmäßigen Formel isolieren zu wollen,

suchen wir vielmehr, sie in einer Form zu materialisieren, die durch

die Sinne die Seele erfreut. Wir möchten sie schaffen, nicht defi-

nieren. Die Definition soll dem Werke folgen; das Werk soll sich

nicht der Definition anpassen.

Nichts ist dem jungen Künstler so gefährlich wie irgendeine

Vorstellung von idealer Schönheit; sie verführt ihn beständig zu

schwächerer Niedlichkeit oder lebloser Abstraktion. Wollen Sie

jedoch das Ideal erreichen, so dürfen Sie es nicht seines lebendigen

\*) Gehalten am 30. Juni 1883 vor den Schülern der Royal Academy in London.

Zum ersten Male nach dem Originalmanuskript mitgeteilt von Max Meyerfeld.

An die Kunstschüler!

Vortrag\*) von Oscar Wilde.

An die Kunstschüler.

937

Wesens entkleiden. Sie müssen es im Leben finden und in der Kunst neu schaffen.

Ich möchte Ihnen also einerseits keine Philosophie der Schönheit geben — denn was ich heut Abend vorhabe, ist: zu untersuchen, wie wir Kunst schaffen, nicht wie wir davon reden können —; andererseits wünsche ich nicht, ein Thema wie Geschichte der englischen Kunst zu behandeln.

Zunächst bedeutet ein solcher Ausdruck wie englische Kunst nichts. Man könnte ebensogut von englischer Mathematik sprechen. Die Kunst ist die (Wissenschaft der Schönheit, und die Mathematik ist die Wissenschaft der Wahrheit; beide haben keine nationale Schule. Ja, eine nationale Schule ist lediglich eine provinziiale Schule. Es gibt überhaupt nichts Derartiges wie eine Kunstschule. Es gibt nur Künstler — weiter nichts.

Und was Kunstgeschichten betrifft, so sind sie ganz wertlos für Sie, es sei denn, Sie strebten nach der ruhmreichen Vergessenheit einer Kunstprofessur. Es hat keinen Zweck für Sie, die Jahreszahlen Peruginos oder den Geburtsort eines Salvator Rosa zu kennen; alles, was Sie von Kunst wissen sollen, ist: ein gutes Bild zu erkennen, wenn Sie es sehn, und ein schlechtes, wenn Sie es sehn. Was die Lebenszeit des Künstlers angeht, so sieht jede gute Arbeit vollkommen modern aus: eine griechische Skulptur, ein Porträt von Velasquez — sie sind immer modern, gehören immer unsrer Zeit an. Und was die Nationalität des Künstlers betrifft, so ist die Kunst nicht national, sondern universal. Meiden Sie also die Archäologie durchaus! Die Archäologie ist lediglich die Wissenschaft, schlechte Kunst zu entschuldigen; sie ist der Fels, an dem mancher junge Künstler scheitert und Schiffbruch leidet; sie ist der Abgrund, aus dem kein Künstler, alt oder jung, je zurückkehrt. Oder wenn er zurückkehrt, ist er so vom Staub und Moder der Zeit bedeckt, daß er als Künstler ganz unkenntlich ist und sich für den Rest seines Lebens unter dem Barett eines Professors oder als Illustrator alter Geschichte verborgen halten muß. Wie wertlos die Archäologie in (der Kunst ist, können Sie daran ermessen, daß sie so populär ist. Popularität ist der Lorbeerkranz, den die Welt schlechter Kunst aufsetzt. Was populär ist, ist vom Uebel.

Da ich also nicht über die Philosophie des Schönen und über die Geschichte der Kunst sprechen will, werden Sie mich fragen, worüber ich denn hier sprechen möchte. Das Thema meiner heutigen Vorlesung lautet: was macht einen Künstler, und was macht der Künstler? Welches ist das Verhältnis des Künstlers zu seiner Umgebung, welche Bildung soll der Künstler empfangen, und was ist das Wesen eines guten Kunstwerks?

Zuerst ein paar Worte über das Verhältnis des Künstlers zu seiner Umgebung, worunter ich das Zeitalter und das Land verstehe, in dem er geboren ist. Alle gute Kunst hat, wie ich vorhin sagte, nichts mit einem besonderen Jahrhundert zu tun; diese Universalität ist das Wesen des Kunstwerks; aber die Bedingungen, die dieses Wesen erzeugen, sind verschieden. Sie sollten, meiner Ansicht nach, Ihre Zeit



## NEUE REVUE und MORGEN.

Völlig begreifen, um sich völlig von ihr zu abstrahieren. Bedenken Sie, daß, wenn Sie überhaupt ein Künstler sind, Sie nicht das Mundstück feines Jahrhunderts, sondern Herr der Ewigkeit sein werden; daß alle Kunst auf einem Grundsatz beruht, und daß rein zeitliche Erwägungen überhaupt kein Grundsatz sind; und daß die, welche Ihnen raten, in Ihrer Kunst das neunzehnte Jahrhundert zu spiegeln, Ihnen den Rat geben, eine Kunst zu schaffen, die Ihre Kinder, wenn Sie welche haben, für altmodisch halten. Aber Sie werden mir sagen: dies ist eine unkünstlerische Zeit, und wir sind ein unkünstlerisches Volk, und der Künstler leidet sehr in diesem unserm neunzehnten Jahrhundert. Natürlich leidet er. Ich leugne das am allerwenigsten. Aber bedenken Sie: es hat nie eine künstlerische Zeit, nie ein künstlerisches Volk gegeben, seitdem die Welt steht. Der Künstler ist immer eine auserlesene Ausnahme gewesen und wird es immer sein. Es gibt kein goldenes Zeitalter der Kunst — nur Künstler, die geschaffen haben, was goldener ist als Gold.

Aber wie, werden Sie mir einwenden, verhält es sich mit den Griechen? Waren sie nicht ein künstlerisches Volk?

Nun, die Griechen sicher nicht, aber vielleicht meinen Sie die Athener, die Bürger einer einzigen Stadt unter tausenden.

Halten Sie die Athener für ein künstlerisches Volk? Betrachten wir sie zur Zeit ihrer höchsten künstlerischen Blüte in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts v. Chr., als sie die größten Dichter und die größten Künstler der alten Welt hatten, als der Parthenon auf Geheiß eines Phidias in seiner Anmut erstand, als der Philosoph im Schatten der gemalten Säulenhalle Weisheit lehrte und die Tragödie in hehrer Hoheit über die marmorne Bühne zog. Waren sie damals ein künstlerisches Volk? Nicht im mindesten. Was ist ein künstlerisches Volk anders als ein Volk, das seine Künstler liebt und ihre Kunst versteht? Die Athener konnten beides nicht.

Wie haben sie Phidias behandelt? Phidias verdanken wir die große Zeit, nicht nur in der griechischen, sondern in aller Kunst — ich meine: da der Gebrauch des lebenden Modells aufkam.

Und was würden Sie sagen, wenn sämtliche englischen Bischöfe, hinter denen das englische Volk stünde, eines Tages von Exeter Hall zur Royal Academy zögen und Sir Frederick Leighton in einem grünen Wagen nach Newgate ins Gefängnis schafften auf die Beschuldigung hin, er habe Ihnen gestattet, lebende Modelle in Ihren Entwürfen zu religiösen Bildern zu benutzen?

Würden Sie nicht laut protestieren gegen die Barbarei und das Puritanertum einer solchen Idee? Würden Sie nicht geltend machen, daß die schlimmste Art, Gott zu ehren, darin besteht, den Menschen zu entehren, der nach Seinem Bilde geschaffen und das Werk Seiner Hände ist; und daß man, wenn man Christus malen will, die Christus ähnlichste Person nehmen muß, die sich finden läßt, und wenn man die Madonna malen will, das reinste Mädchen, das man kennt?

Würden Sie nicht hinlaufen und, wenn nötig, das Gefängnis

An die Kunstschüler.

939

niederbrennen und sagen, ein solcher Vorgang sei ohnegleichen in der Geschichte?

Ohnegleichen? Nun, genau das taten die Athener.

In dem jSaal der Parthenon-Gruppen im Britischen Museum können Sie einen Marmorschild an der Wand sehn. Darauf sind zwei Figuren: die eine die eines Mannes, dessen Gesicht halb verborgen ist, die andre die eines Mannes mit den gottähnlichen Zügen des Perikles. Dafür, daß er dies getan, daß er in ein, der religiösen Geschichte Griechenlands entnommenes, Basrelief das Bild des großen Staatsmannes eingeführt hat, der Athen damals beherrschte, wurde Phidias ins Gefängnis geworfen, und dort, im Kerker des athenischen Staats, starb der wundervollste Künstler der alten Welt.

Und halten Sie das für einen Ausnahmefall? Das Kennzeichen eines philiströsen Zeitalters ist der Vorwurf der Immoralität gegen die Kunst, und dieser Vorwurf wurde vom athenischen Volke gegen jeden großen Dichter und Denker seiner Zeit erhoben — gegen Aeschylus, Euripides, Sokrates. Ebenso war es im Florenz des dreizehnten Jahrhunderts. Die Tüchtigkeit des Handwerks ist den Gilden, nicht dem Volke zu danken. Sobald die Gilden ihre Macht verloren und das Volk aufkam, war es mit schöner, anständiger Arbeit vorbei. Und darum reden Sie nie von einem künstlerischen Volk; dergleichen hat es nie gegeben.

Aber vielleicht werden Sie mir sagen: die äußere Schönheit der Welt ist uns fast ganz verschwunden, der Künstler wohnt nicht mehr inmitten der reizenden Umgebung, die in früheren Zeiten das natürliche Erbe jedes einzelnen war, und die Kunst ist sehr schwer in dieser unsrer reizlosen Stadt, wo man, wenn man morgens zur Arbeit geht oder abends von ihr zurückkehrt, durch eine Straße nach der andern kommt mit der törichtsten, dümmden Architektur, die die Welt je erlebt hat; einer Architektur, in der jede reizende griechische Form entweiht und geschändet, jede reizende gotische Form entweiht und geschändet ist, so daß drei Viertel der Häuser in London lediglich zu viereckigen Kasten von den gemeinsten Größenverhältnissen geworden sind, ebenso elend wie rußig und ebenso armselig wie anspruchsvoll — die Flurtür immer falsch in der Farbe, die Fenster falsch in der Größe, und wenn Sie, der Häuser überdrüssig, sich anschickten, die Straße selbst zu betrachten, so gäbe es nichts für Sie zu sehn als Zylinderhüte, Männer mit Plakaten auf Brust und Rücken, zinnoberrote Briefkasten, und dabei müßten Sie noch befürchten, von einem grasgrünen Omnibus überfahren zu werden.

Ist die Kunst nicht schwer, werden Sie mir sagen, in einer solchen Umgebung? Selbstverständlich ist sie schwer, aber leicht hatte es die Kunst nie; Sie selbst möchten ja auch gar nicht, daß sie es leicht hat; und außerdem ist nichts der Mühe wert als das, was die Welt für unmöglich erachtet.

Sie wollen jedoch nicht bloß mit einem Paradoxon abgespeist werden. Welches sind die Beziehungen des Künstlers zu der äußeren Welt, und was folgt für Sie aus dem Verlust einer schönen Umgebung?

Das ist eine der wichtigsten Fragen der modernen Kunst; und auf keinen Punkt legt Ruskin solchen Nachdruck wie darauf, daß der Verfall der Kunst sich aus dem Verfall schöner Gegenstände ergeben hat und daß die Schönheit, wenn der Künstler sein Auge nicht an ihr weiden kann, aus seinem Werke verschwindet.

Ich erinnere mich, in einer seiner Vorlesungen entwirft er uns, nachdem er den schmutzigen Anblick einer englischen Großstadt beschrieben, ein Bild, wie sich die künstlerische Umgebung früher angenommen hat.

Stellt Euch vor, sagt er in Worten von vollendeter, malerischer Bildkraft, deren Schönheit ich nur schwach wiederzugeben vermag, stellt Euch vor, welch ein Schauspiel sich einem Zeichner der gotischen Schule — Nino Pisano oder einem seiner Gehilfen — auf seinem Nachmittagsspaziergang bot:

„Zu beiden Seiten eines leuchtenden Flusses sah er eine Reihe leuchtender Paläste mit Bogen und Säulen, mit tiefrotem Porphyrt und Nephrit ausgelegt, emporragen; an den Kais sprengten vor ihren Toren Reitertrupps dahin, edel von Angesicht und Gestalt, mit blitzendem Helmbusch und Schild; Roß und Reiter ein einziges Labyrinth von seltsamen Farben und Lichtstrahlen — die purpurnen, Silber- und Scharlachfransen flössen über die starken Glieder und den klirrenden Panzer, wie die Wogen des Meeres über Felsen bei Sonnenuntergang. Auf beide Ufer des Flusses gingen Gärten, Höfe und Klöster hinaus; eine lange Zeile weißer Säulen im Schmucke des Weinlaubs; Fontänen sprangen zwischen blühenden Granatapfel- und Orangenbäumen; und auf den Gartenwegen, unter und zwischen dem Karminrot der Granatapfelschatten, bewegten sich langsam Gruppen der schönsten Frauen, die Italien je gesehen — der schönsten, weil reinsten und gedankenvollsten; in allem hohen Wissen wie in aller höfischen Kunst zu Hause: im Tanz, Gesang, in süßem Witze, in edler Bildung, edlerem Mut, der edelsten Liebe — gleichermaßen befähigt, die Seele des Mannes zu erheitern, zu bezaubern oder zu retten. Ueber dieses ganze Schauspiel vollendeten menschlichen Lebens ragten Dom und Glockenturm, funkelnd in weißem Alabaster und Gold; hinter Dom und Glockenturm die Abhänge mächtiger Hügel, silbergrau von Oliven; weit im Norden, über einem Purpurmeer von Bergspitzen des feierlich ernsten Apennin sandten die klaren, scharf gespaltenen Berge Carraras ihre standhaften Flammen von marmornem Gipfel zum Bernsteinhimmel empor; die große See selbst, unter der weiten Lichtfläche schwelend, erstreckte sich von ihrem Fuße bis zu den Gorgonischen Inseln; und über all dem, ewig gegenwärtig, nah oder fern durch das Weinlaub gesehen oder mit dem Zuge der Wolken im Strome des Arno gespiegelt oder mit seinem tiefen Blau sich scharf abhebend von dem goldnen Haar und den brennenden Wangen des Ritters und der Dame — der ungetrübte, heilige Himmel, der in diesen Tagen eines unschuldigen Glaubens für alle Menschen die unbestrittene Wohnstätte der Geister war, wie die Erde die Wohnstätte der Menschen, und der durch seine Wolkentore und Tauschleier stracks in die ehr-



ich darüber wohl nicht zu sprechen. Die Religion entspringt dem religiösen Gefühl, die Kunst dem künstlerischen Gefühl; Sie bekommen nie das eine von dem andern; wenn Sie nicht die richtige Wurzel haben, können Sie nicht die richtige Blume erlangen; und wenn jemand in einer Wolke den Wagen eines Engels sieht, wird er sie wahrscheinlich einer Wolke sehr unähnlich malen.

Aber was die allgemeine Idee in der ersten Hälfte dieser allerliebsten Prosastelle anlangt: ist es wirklich wahr, daß eine schöne Umgebung für den Künstler notwendig ist? Ich glaube nicht; sicher nicht. Ja, für mich ist das Unkünstlerischste in unsrer Zeit nicht die Gleichgültigkeit des Publikums gegenüber dem Schönen, sondern die Gleichgültigkeit des Künstlers gegenüber dem, was häßlich genannt wird. Denn für den echten Künstler ist nichts an sich schön oder häßlich. Mit den Tatsachen des Gegenstands hat er nichts zu tun, sondern nur mit seinem Aussehn, und das Aussehn hängt ab von Licht und Schatten, vom Stoff, von der Stellung und vom Tonwert. Das Aussehn ist tatsächlich bloß eine Sache des Effekts, und mit den Wirkungen der Natur haben Sie sich zu beschäftigen, nicht mit der wirklichen Beschaffenheit des Gegenstands. Was Sie als Maler zu malen haben, sind nicht Dinge, wie sie sind, sondern Dinge, wie sie zu sein scheinen, nicht Dinge, wie sie sind, sondern Dinge, wie sie nicht sind.

Kein Gegenstand ist so häßlich, daß er unter gewissen Licht- und Schattenbedingungen, durch die Berührung mit andern Dingen nicht schön aussehn kann; kein Gegenstand ist so schön, daß er unter gewissen Bedingungen nicht häßlich aussehn kann. Ich glaube,

NEUE REVUE und MORGEN.

jungen Künstler, der nur Schönes malt, sage ich: die eine Hälfte der Welt entgeht ihm.

Warten Sie nicht darauf, daß Ihnen das Leben malerisch entgegenkommt, sondern versuchen Sie, das Leben unter malerischen Bedingungen zu sehn. Diese Bedingungen können Sie für sich in Ihrem Atelier schaffen, denn es sind bloß Lichtbedingungen. In der Natur müssen Sie darauf warten, nach ihnen ausschauen, sie auslesen; und wenn Sie warten und ausschauen, kommen werden sie.

In Gower Street sehn Sie vielleicht bei Nacht einen Briefkasten, der malerisch ist; am Ufer der Themse in London sehn Sie vielleicht malerische Schutzleute. Selbst Venedig ist nicht immer schön, so wenig wie Frankreich.

Malen, was man sieht, ist eine gute Regel in der Kunst; aber sehn, was sich zu malen lohnt, ist besser. Sehn Sie das Leben unter malerischen Bedingungen! Es ist besser, in einer Stadt mit veränderlichem Wetter zu leben als in einer Stadt mit lieblicher Umgebung.

Nachdem wir nun gesehen haben, was den Künstler macht und was der Künstler macht, fragen wir: wer ist der Künstler? Unter uns lebt ein Mann, der alle Eigenschaften vornehmster Kunst in sich vereinigt, dessen Werke eine Freude für alle Zeit sind, der selbst ein Meister für alle Zeit ist. Dieser Mann ist Whistler.

Aber, werden Sie mir sagen, die moderne Kleidung, die ist schlecht. Wenn Sie nicht schwarzes Tuch malen können, hätten Sie auch nicht ein seidenes Wams fertig gebracht. Häßliche Kleidung ist besser für die Kunst — Tatsachen des Sehvermögens, nicht des Gegenstands.

Was ist ein Bild? Ursprünglich ist ein Bild eine schönfarbige Oberfläche, lediglich das, und es hat ebenso wenig eine geistige Botschaft oder Bedeutung für Sie wie ein köstliches Stück venetianisches Glas oder ein blauer Ziegel aus der Mauer von Damaskus. Es ist ursprünglich etwas rein Dekoratives, eine Augenweide.

Alle archäologischen Bilder, die Sie ‚wie merkwürdig!‘, alle sentimentalen Bilder, die Sie ‚wie traurig!‘, alle historischen Bilder, die Sie ‚wie interessant!‘ sagen lassen, alle Bilder, die Ihnen nicht auf der Stelle eine solche künstlerische Freude bereiten, daß sie Ihnen den Ausruf entlocken ‚wie schön!‘, sind schlechte Bilder.

Wir wissen nie, was ein Künstler machen wird. Natürlich nicht.

Der Künstler ist kein Spezialist. Alle solche Unterscheidungen wie Tiermaler, Landschaftsmaler, Maler des schottischen Viehs in englischem Nebel, Maler des englischen Viehs in schottischem Nebel, Pferderennen-Maler, Bullterrier-Maler, alle sind seicht. Wer ein Künstler ist, kann alles malen.

Der Zweck der Kunst ist, den göttlichsten, entlegensten der Akkorde anzuschlagen, die in unsrer Seele Musik machen; und Farbe ist an sich eine mystische Gegenwart auf der Oberfläche der Dinge und der Ton eine Art Schildwache.

Die Begegnung der Götter.

943

Rede ich also der bloßen Technik das Wort? Nein. Solange irgendwelche Merkmale der Technik vorhanden sind, ist das Bild unfertig. Ein Bild ist fertig, wenn alle Spuren der Arbeit und der Mittel, die aufgewendet werden, um das Resultat hervorzubringen, verschwunden sind.

Bei dem Handwerker — dem Weber, dem Töpfer, dem Schmied — sind die Spuren seiner Hand auf seiner Arbeit. Aber so ist es nicht bei dem Maler; so ist es nicht bei dem Künstler.

Die Kunst soll kein Gefühl haben als ihre Schönheit, keine Technik als das, was sich nicht wahrnehmen läßt. Man soll von einem Bilde sagen können, nicht daß es ‚gut gemalt‘, sondern daß es ‚nicht gemalt‘ ist.

Was ist der Unterschied zwischen absolut dekorativer Kunst und einem Gemälde? Die dekorative Kunst betont ihr Material; die Phantasiekunst vernichtet es. Ein Wandteppich zeigt seine Fäden als einen Teil seiner Schönheit; ein Bild vernichtet seine Leinwand, zeigt nichts davon. Porzellan betont seine Glasur; Wasserfarben weisen das Papier von sich.

Ein Bild hat keine andre Bedeutung als seine Schönheit, keine Botschaft als seine Freude.. Das ist die erste Wahrheit in der Kunst, die Sie nie aus den Augen verlieren dürfen. Ein Bild ist etwas rein Dekoratives.

Die Begegnung der Götter.

Ein Erlebnis

von

Oscar A. H. Schmitz.

(Fortsetzung.)

10.

Während wir so miteinander scherzten, erschien ein Herr in der Tür des Pavillons. Giuseppina verzog ärgerlich das Gesicht. Unsere Gruppe schien ihm zu mißfallen. Er war elegant gekleidet, hatte aber jene etwas steife Gezwungenheit in der Haltung, an der man den deutschen Offizier in Zivil erkennt. Dazu stimmten auch seine mächtige, nicht gerade schwerfällige Gestalt, die hochgerötete Haut des Gesichts, besonders aber des Halses, sowie der starke rotblonde Schnurrbart über dem langen dünnen Mund. Obwohl er noch ziemlich jugendlich wirkte, schien sein Gesicht wie verwittert, die Haut war wie von Sturm und Sonne gegerbt; die dunkelgrauen, tiefliegenden Augen hatten etwas Durchdringendes und die ungewöhnlich gebogene Nase sprach von viel Lebenskraft. Er trat zu Giuseppina heran, die ein Gesicht machte wie ein gescholtenes Kind. Es kam mir vor, als ob er mit etwas preußischer Aussprache halblaut zu ihr sagte: „Na, Kind,



944 NEUE REVUE und MORGEN.

wenn Ihr beide fertig seid, sag's bitte!" Dann rückte er sich ein Taburett heran, setzte sich dicht zu Giuseppina, zog das Militär-Wochenblatt heraus, und, während er las, flüsterte er: „Wer is' denn der Mann? Alte Connaissance (spr. sangse), was? Bei welchem Re'ment steht er denn? Am Ende kenn' ich ihn!"

Der Dame wurden diese Bemerkungen lästig. Sie stand auf und trat hinaus in den Park.

Nun konnte ich dem Offizier ins Gesicht sehen, und ich erkannte den ehemaligen stud. jur. von Seydewitz, der mich, als ich in Heidelberg die Rechte studierte, zu seinem Korps „keilte", wo ich es ganze sechs Wochen aushielt. Während ich auf die lärmend um die Kneiptafel versammelte anmutlose Runde mit geringer Sympathie zurückblicke, habe ich für Seydewitz eine gewisse Neigung und Achtung behalten. Er war ein anständiger, freilich leicht aufbrausender Charakter und keineswegs dumm. Als Einziger in diesem Kreis gab er sich Rechenschaft über sein Tun und Denken. Er erkannte genau alle Nachteile des Korpslebens, ertrug sie aber, weil er die Institution als Ganzes hochstellte, als Schule des Muts, der Zucht, der Selbstbeherrschung, der Manieren. Wir disputierten oft halbe Nächte lang über dieses Thema und, während die anderen zum Teil wahre Simplissimuskarikaturen waren, liebte ich in ihm den starken, ehrlichen Gegner. Unsere Wege gingen bald auseinander, aber viele Jahre später erkannte ich ihn zufällig auf einem Wörmandampfer längs der Westküste von Marokko. Er nahm eine militärische Stellung im Kolonialdienst ein und kehrte auf Urlaub nach Hause zurück. Er war dieselbe „Draufgängernatur" wie früher, das Leben in den Tropen hatte ihn noch selbstherrlicher gemacht. Er betonte die Notwendigkeit, die Schwarzen mit Härte zu behandeln, und ich mußte seinen Gründen beipflichten, als er von ihrer vollkommenen Gedanken- und Gefühllosigkeit sprach. Er beklagte sich über die bureaukratische Beschränktheit der Berliner Vorgesetzten, die seinen Betätigungsdrang durch unangebrachte Maßregeln hemmten. Ich erstaunte über die ungeheure Menge Whisky, die er vertilgte, und als wir, lange nach Mitternacht, noch allein im Rauchzimmer des Dampfers saßen, kam eine Art Jammerstimmung über ihn; plötzlich behauptete er, alle seine Ideale seien vernichtet und der Alkohol mache ihn kaput. Später hat er übrigens noch eine kühne militärische Expedition ins Innere Afrikas befehligt.

Einmal traf ich Seydewitz auf einem Münchener Künstlerfest — aber nein, das war ja nicht Seydewitz, sondern der ihm ähnliche Oberleutnant Santen. Mitten in der ausgelassensten Heiterkeit, während sich alles duzte, begann er, ziemlich stark angetrunken, ein wenig zu krakehlen, weil ich mich ziemlich viel mit einer Dame beschäftigte, die er für den Abend gepachtet zu haben glaubte. Es war eine junge Malerin und — wie der Oberleutnant nicht müde wurde zu wiederholen — aus adliger Familie. (Der Bruder stand beim 1. Garderegiment zu Fuß.) Santen wurde von einigen Kameraden, welche die Sachlage besser als er überschauten, hinausgebracht. Ich bin mit Leuten

Die Begegnung der Götter.

945

wie Santen stets in dem Punkt einig gewesen, daß man auch auf Maskenfesten Damen gegen Handgreiflichkeiten und ungezogene Bemerkungen der sexuell besitzlosen Klasse zu schützen hat; aber darum vermochte ich doch nicht in der Faschingslustigkeit von den sozialen Beziehungen einer Dame allzu viel Aufhebens zu machen, deren Augen mir eine „promesse de bonheur“ schienen. Ein Teil von mir fühlte sich Leuten wie Seydewitz und Santen verwandt, eine andere Seite wurde gerade durch sie zum heftigsten Spott und Widerspruch gereizt. Meine Kampflust, die ich mit ihnen gemein hatte, warf sich mehr auf Prinzipien und Ideen, die mich in vielem zu ihrem Gegner machten. Das gestaltete meine Stellung unter den Menschen unklar und schwierig. Ich geriet oft ins Disputieren, verzankte mich mit vielen und fühlte deutlich, während der Disput heftig wurde, wie überflüssig das alles war. „Du hast dich immer viel zu sehr auf Auseinandersetzungen eingelassen, alter Freund,“ sagte Seydewitz, der auf seinem Taburett saß und mit lärmender Freude auf einige unserer gemeinsamen Erinnerungen anspielte. „Das ließ dich unsicher erscheinen, den Menschen imponiert nur Rechthaberei — und die Waffe.“ „Aber wozu soll man überhaupt streben, den Menschen zu imponieren,“ sprach Dr. Lancrets überlegener Geist aus mir, „wenn man erkannt hat, wie töricht die meisten sind.“ Gerade darum muß man die Bande unterkriegen,“ rief Seydewitz erregt, „sie unterkriegen, bis sie einem aus der Hand frißt.“ Halb mußte ich ihm recht geben, ich erkannte, daß diese Unentschiedenheit die Quelle vieler Fehler war, die ich in meinem Leben begangen hatte.

„Bombenhitze,“ rief Seydewitz plötzlich. „Weißt du was, alter Junge, ich werde hier 'ne kalte Douche unter dem Springbrunnen nehmen.“

Er begann sich zu entkleiden. Da mich dieser Anblick nicht reizte, verließ ich ihn. Draußen im Park hörte ich fünf Uhr schlagen. Ich dachte an den Tee und begab mich auf mein Zimmer.

11.

Ich muß gestehen, daß mir durch diese seltsamen Begegnungen etwas wirr im Kopf war, wozu nicht zum wenigsten das Gefühl beitrug, daß Giuseppina Cortis hier lebte. Meine Gedanken kehrten immer wieder zu ihr zurück, als es an die Tür klopfte und ein aschblondes Fräulein den Tee hereinbrachte. Sie trug ein einfaches schwarzes Hauskleid, einen steifen weißen Kragen und Manschetten, wie eine Dame, der eine ernsthafte Tätigkeit Eleganz verbietet, die aber dabei appetitlich aussehen muß. Sie blickte mich mit grauen, unter gewölbten Brauen ein wenig leer starrenden Augen an. „Ja, schauen Sie nur,“ sagte sie, „ich bin hier als Krankenpflegerin, bis meine Stimme sich erholt hat, und fühle mich wohl dabei.“ Das blonde Fräulein gefiel mir recht gut. Im Gegensatz zu der mehr frauenhaften Giuseppina hatte sie etwas Mädchenhaftes. Sie war viel schlanker, doch auch nicht eigentlich mager. Ihre Haut schien nicht so weiß, das Fleisch weicher, das Material des Körpers

im ganzen nicht so edel, dagegen zog der beseelte Ausdruck ihres Gesichtes stark an. Ein weicher, nicht kleiner Mund, das runde, etwas fleischige Kinn verrieten Sinnlichkeit, aber eine, die ganz auf sehnsüchtiges Abwarten beschränkt ist, und — abgesehen von dem rätselhaften Spiel der Augen — nie selbstverlangend auftreten könnte. Die Nase setzte gut an, war aber etwas zu kurz und ein bißchen stumpf geraten. Sie mußte eine Norddeutsche sein; ich fragte sie, ob sie mir nicht sagen könnte, wo wir uns schon begegnet wären. „Diese Frage sieht Ihnen ähnlich," sagte sie leicht pikiert. „Ihr ganzes Unglück besteht darin, daß Sie mich vergessen konnten ... Ich habe es wirklich gut mit Dir . . . mit Ihnen gemeint." Sie kam nicht weiter. Ein Schluchzen stieg in ihr auf. Sie drückte das Taschentuch an den Mund und lehnte sich an einen Sessel. Ich fühlte ein solches Mitleid mit ihrem Schmerz, an dem ich mich schuldig wußte, so daß ich selbst Tränen in den Augen spürte. Ich wäre am liebsten vor ihr auf die Kniee gesunken, um sie um Verzeihung zu bitten, für alles, was ich ihr getan.

„Laß gut sein," erwiderte sie zitternd, als ich einige Worte stammelte, „ich weiß ja, du konntest nicht anders, ich bin nicht die Frau, die dich glücklich machen könnte. Aber etwas mehr Rücksicht hätte ich doch verdient." Ich ergriff ihre Hand, um sie zu beruhigen, aber als ich Sie beim Namen nennen wollte, drängten sich mir eine ganze Reihe von Namen auf die Lippen, Namen von blonden deutschen Frauen, die mich einst trösten, retten, verstehen, inspirieren, heiraten wollten — ich weiß nicht, was alles noch —, die in entmutigten Augenblicken meine Stirn streichelten, allerlei Grundsätze in mir wachriefen, mich manchmal zu Versprechungen und Verpflichtungen hinarissen, von gegenseitiger Achtung, Freundschaft, seelischem Verstehen sprachen, bisweilen auch von Pflicht, anstatt gerades Weges zu lieben und sich lieben zu lassen; Frauen, die in Augenblicken unendlich süß sein konnten, in deren Armen sich nicht nur der Mann, sondern auch der Mensch hinzugeben vermochte und die dann ebenso schnell enttäuschten, fad, leer, sentimental, hausbacken, kurz unsachlich in der Liebeserscheinung mußten; Frauen, die erst zum Mann „aufschauen" wollen und, wenn das für beide Teile auf die Dauer langweilig geworden ist, ihre Hingabe bereuen, „wenigstens" Dankbarkeit verlangen, als wüßte die Liebe von Dank, ja auf einmal „Rechte" beanspruchen, als sei die Liebe ein einklagbarer Vertrag; Frauen, die uns nicht einfach lieben wollen, sondern auf uns „eingehen", was eine Giuseppina Cortis nie vermag, weil sie bloß lieben kann, und darüber hinaus keinen Gesichtskreis hat; Frauen, mit denen man eine Giuseppina zum mindesten seelisch betrügt und die dennoch wieder neben der selbstsicheren ungebrochenen Giuseppina verblassen, Frauen, die nicht den natürlichen Stolz in der Liebe besitzen, weil sie alles verstehen und verzeihen können, Frauen, die eigentlich Krankenpflegerinnen, Haushälterinnen oder Kinderfräuleins sein sollten, aber, wenn sie diese verfluchte rührende Schönheit haben, dem Manne verderblicher werden können, als die echte, einseitig! leidenschaftliche Frau,



SM leim pm,, ...

\* vergasen konnten... Mfe

»e druckte das Tascntnnitb uk  
essel. Ich fühlte ein solches Ms  
ich schuldig wußte, so iilüitttt  
h wäre am liebsten mkäSt  
eihvng zu bitten, fänlts, in i  
sie zitternd, ils ich einigt li\*  
tonntest nicht anders, ich bin «Ui  
fn könnte. Aber etwas sä gktsA  
hgriff ihre Hand, um sie zu Wjs  
J nennen wollte, drängten sich w «  
t Lippen, Nimen vonbhnhitmiB  
f, retten, verstehen, inspinem, 4ffl"c  
las alles noch - die in tnttm  
fhellen, allerlei Grundsätze in mir i»  
Irsprechungen und VerpSichtugtn &  
Ing, Freundschaft, seelisdiem Rh\*  
Pflicht, anstatt gerades VegesztUe  
luen, die in Angenbhien moM\*  
sich nicht nur der Mann, m/m\*  
Ichte und die dann ebenso kW\*  
[iL hausbacken, kurz nsuili«< -  
kn Frauen, die erstzm^f  
hs für beide Teile auf die flw\*  
r freuen,,,wenigstens"

aber, wenn es einem scniecnt gent, immer wicuci acum,  
allein verstehen zu trösten, an einem Winterabend Tee zu bereiten,  
und — zuzuhören. Man darf sie nicht etwa mit dem kleinen Bürger-  
madchen für identisch halten; meine Braut Gertrud, die mir von meiner  
Mutter gewissermaßen ausgesucht worden war, stammte aus der  
obersten Schicht der Stadt, und doch wartete sie Jahre auf mich, bis  
ich mich „ausgetobt" hätte — o, sie konnte „verstehen", daß ein  
Mann andere Gefühle hat, als eine Frau. Ihr Verständnis ging so weit,  
daß ich sie zur Vertrauten machte in einer Liebesintrigue, die jch  
mit einer kleinen Schauspielerin hatte, für die sie mit mir gemeinsam  
schwärmte. War sie nicht die ideale Gattin, die den Mann „versteht"?  
So ideal, daß ich in den Augen der Welt die Schlechtigkeit beging,  
sie zum Lohn für ihre Geduld und ihr Verständnis schließlich nicht  
zu heiraten. Und ich brachte zu meiner Entschuldigung nichts als die  
fadenscheinige Erklärung hervor, sie ginge mir auf die Nerven.  
(Fortsetzung folgt.)

Rundschau.

Finanzpolitisches.

Von Pluto.

Sanftmütiger ist die Börse wohl  
noch niemals gewesen, als jetzt, wo  
sie täglich über die neuen Orgien unserer  
Besteuerungsmajorität staunte und dennoch  
j„ oÄii»Rii^l,»n <ö»<r Hrs Unsinn  
- von Seiten derselben Kreise, die  
einst auch jene Börsengesetzgebung erlebt  
haben, an der sie doch ebenfalls lange  
gezweifelt hatten? Daß eine wirkliche  
Geschäftslust vorhanden ist, die nur den  
günstigen Moment, vielleicht sogar nur  
die Lösung irgendeiner Ungewißheit ab-  
wartet, um möglichst rasch in Aktion  
zu treten. Gründe für ein derartiges

NEUE REVUE und MORGEN.

mehrere Stunden später!) Immer wieder jene Hoffnungszähigkeit, die selbst unsere Dreiprozentigen sich wieder erholen ließ. Und hat man denn ein Recht, unsere Montanindustrie nur deshalb gut zu beurteilen, weil der Stahlformguß-Verband sich schließlich auf ein Jahr verlängern ließ, oder der Stahlverband in seiner Generalversammlung die nicht genug zu beachtende Tatsache nur leicht gestreift hat, daß die seit 7 Jahren beschleunigte Verlegung von schwerem Oberbau auf den großen preußischen Durchgangslinien nunmehr ihr Ende erreicht hat. Ebenso läßt man sich seinen Optimismus von den Kämpfen im Kalisyndikat keineswegs verderben, diesmal vielleicht in der richtigen Empfindung, daß unter den betreffenden Interessenten von jeher recht kriegerisch verhandelt, dann aber doch gütlich vereinbart worden ist. Das betrifft unsere Tendenz, allein von dort bis zu einer wirklichen Lebhaftigkeit des Geschäftes dürfte noch ein ziemlich weiter Weg sein. Denn deutsche Kolonialwerte mit ihren abnormen Steigerungen, in Colmanskop, oder Kolonialgesellschaftsanteilen bilden doch ein Ausnahmegebiet. Kürzlich zeigte man dabei auf Mendelssohn als Käufer. Indessen gibt sich sogar dieses Haus mit seinem Kommissionsgeschäft viele Mühe, und so haben vielleicht Spekulanten einer so einflußreichen Firma Aufträge gegeben, um sie zugunsten der betreffenden Aktie, als eingeweihten Selbstkäufer hinzustellen. Ein alter Trick, den einige auch mit mancherlei Ordres zuweilen bei der Diskontogesellschaft anwenden. Im übrigen ist es ergötzlich, zu sehen, wie die Vermittler, die unser Publikum für Transvaalwerte bearbeiten, gerade vor unserer deutschen Kolonialhausse warnen. Sie wollen eben die neue Konkurrenz ausschalten, fahren aber fort, zu behaupten, die Randmines bzw. die dortigen 4H Minengesellschaften seien noch ungenügend gestiegen. Sogar die 47 Millionen Pfund, welche dort bisher unter verschiedenen Formen verteilt wurden, werden zur Anreizung angeführt, ganz so, als ob jene Minen niemals leer würden. auch mit dessen strenger und unantastbarer Verwaltung in Zusammenhang gestellt, die im Gegensatz zu den dortigen Kaufleuten des besten Rufes genoß. Als seinerzeit die ersten japanischen Anleihen zu uns kamen, verwiesen die deutschen Handelskreise, ebenso wie die englischen,

auf den fast durchwegs betrügerischen Charakter der japanischen Händler und Fabrikanten. Die Emissionshäuser leugneten natürlich nicht, was zu leugnen unmöglich war, konnten jedoch mit Erfolg nachweisen, daß der betreffende Staat selbst noch niemals seine Verpflichtungen unerfüllt gelassen habe. Inzwischen scheinen aber die japanischen Händler, deren Besserung man bei fortschreitender Zivilisation gerade erhofft hatte, umgekehrt ihr hohes Beamtentum angesteckt zu haben. Denn die neueren Klarlegungen der Presse von Tokio lassen über die Käuflichkeit gelegentlich der Ausrüstung von Flotte und Heer nicht den geringsten Zweifel übrig. Man könnte ja einwenden, daß riesenhafte Vorbereitungen für den Krieg, oder wie es jetzt immer tröstend heißt: für Abwendung (!) des Kriegs, die unreine Geldgier zahlreiche Unternehmer hervorgerufen müsse. Das hat jedoch nichts mit dem kapitalistischen Vertrauen zu Japan zu tun, in das wir immer mehr hineingebracht werden. Gut! Die Regierung wird weiter zahlen. Wer bürgt aber für die dortigen Städte, die jetzt eine nach der andern Anleihen im Auslande aufnehmen? Und wer bürgt wiederum den europäischen Industriellen, die vielleicht ihre Banken erst zu jenen Emissionsübernahmen bewogen haben, daß sie wirklich bar Geld sehen. Wenn man auch, wie immer bei fremden Aufträgen, 10, ja 20 Proz. Einschuß vorher verlangt, so wäre noch ein Verlust der weiteren 90 oder 80 Proz. sehr schmerzhaft. Es sei hier nur an Rumänien erinnert, dessen Staatspapiere schon lange als Anlagewerte galten, als man den Aufträgen seiner Städte noch ein fast nichtachtendes Schweigen entgegenzusetzen pflegte. — Wenigstens so lange unsere Fabrikation sonst viel zu tun hatte! Korruption überall! Kaum daß in Spanien und Frankreich böse Enthüllungen erfolgt sind, wird das alternde Europa mit ähnlichen Nachrichten aus dem jugendfrischen Japan versorgt. Die Siege dieses Volkes wurden bekanntlich Ein interessanter Fall, so müßten unsere Nationalökonomien wohl von der Kotierungssteuer sagen; vorausgesetzt, daß die Regierung den gegenwärtigen Reichstag aus eingerosteter Angst vor den Sozialdemokraten nicht aufzulösen wagt. Im Falle also jene famose Steuer



«isa, M der bdtNt« !  
U noch niemals seine Vtr^JP»  
Em erfüllt getan tabt In™\*\*\*?  
seine vgpa^a.  
p attongende erhofft hitc, mfiüi  
p- Denn die nrm, Biriejia  
l« ran Tokio jassen üi«- <b ttftfc  
per gelegentlich der Amstmg m fie  
/w und Heer nicK den p^ta ätf  
p». öohjf. Mm könnte ji omrafc i;  
pn nesaikhe Vorberenmgen liriStq  
pp, oder wie es jetzt mmtüallfi  
/,...- Geldgier zmlreiae Uimsr t»  
er. ra/en müsse, Das Ü jeitoiäie  
»( dem hpiultstischa Urtara a  
zu Inn, in das rir iirifc  
grineM reden. 0«! » ß?»1\*'  
IU weiterahlen. WW"ff  
dgrifa Süd», die jetf  
andera MdakAMMj\*  
h, a ttin, ä das m !  
T »rrd rtiterahlen Wer birgt ihet St z  
dortigen Stidte. ätjamai?  
andern Anleihen im käu/kamt:  
i nd rer %r rata dsaq\*»  
Industriellen, die rifttf Ar  
eis/ yenei? Bnmmitiviai b  
nfn laben, diß se lirkSdtkfo  
am. Venn mm weh, ri \*'  
tremden Anfügen, 10, jt \*te \*  
VWust der irrten M a\*r»ft£  
ffumamai eramert dessen Ä#f\*  
'— ils Ankgeterk f»\*

Rundschau.

949

zum Gesetz erhoben werden könnte, wären über die Werttheorien, vor allem von Aktien und Renten ganz neue Erfahrungen zu machen. Wie niedrig würde dann das Publikum z. B. Deutsche Bank kaufen, die nach des Präsidenten Havenstein Berechnung 28 Millionen zu zahlen hätte? Oder Reichsbank, deren Steuerpflicht von demselben Redner auf 30 Millionen geschätzt wurde? Fast scheint es undenkbar, daß irgendeine Aktiengesellschaft in einer so einschneidenden Vermögensfrage eigenmächtig verfügen dürfe. Sie müßte zu diesem Zweck eine außerordentliche Generalversammlung einberufen, die sich auch gegen ein weiteres Residieren im Kurszettel überhaupt entscheiden könnte, worüber natürlich mit einfacher Stimmenmehrheit erst in einer zweiten Versammlung zu beschließen wäre. Bei Oesterr. Staatsbahn würde sich die Disconto-gesellschaft an diese selbst wenden, und wer den steifen Nacken des Herrn v. Taussig kennt, hört schon jetzt im voraus dessen: Nein. Die Lombardische Bahn käme nicht einmal mit irgendeinem Prinzip, sondern zeigte auf ihren »abgebrannten« Zustand. Bei der Prince Henri-Bahn würde die interessierte Berliner Bankfirma wahrscheinlich zureden, aber der Aufsichtsrat antwortet dann wohl, daß die Luxemburger Regierung auch noch ein Wörtchen mitzusprechen habe. Und wer sollte für die Notiz der Italienischen Rente bezahlen? Kein Ministerium in Rom kann die eigenen Kapitalisten derart vor den Kopf stoßen, daß sie ihnen die Gelegenheit raubt, sich die heimischen Papiere immer mehr selbst zu erhalten. Glaubt man ferner, daß Oesterreich oder Ungarn ihre Renten bei uns gegen schwere Summen hätten notieren lassen? Besonders, wo der Effektenstempel da ist, also eine anderweitige Belastung vielleicht sogar einen internationalen Vertragsbruch darstellt. Dieser Effektenstempel ist ja jetzt auch noch verschärft, was u. a. bei Pfandbriefen so viel ausmacht, daß die betreffenden Institute fortan Hypotheken '/\*« Proz. teurer anzunehmen hätten. Das ist ein ganz beträchtlicher Zinsunterschied. Hoffentlich irrt sich Fr. v. Liszt mit seiner Behauptung nicht, daß die Hansa das 30 jährige Kartell zwischen Großgrundbesitz und Rohstoffindustrie gesprengt habe.

Die Tennispartie des Kronprinzen.

Von Johannes W. Harnisch.

Man erzählt mir folgende kleine Geschichte: Berlin. Tournier des rot-weißen Tennisklubs. Ein sportliches Ereignis von Range, bei dem, ich weiß nicht: welche Meisterschaften ausgekämpft werden. Unmengen von Zuschauern, viele aus der besten Gesellschaft. Unter ihnen auch der Kronprinz des Deutschen Reiches. Den jungen Herrn, der lange genug zugesehen hat, kommt die Lust an, selbst ein paar Bälle zu schlagen. Begreiflich. Den Sporttreibenden kann das Zuschauen allein nicht sättigen. Ihn prickelt es in den Fingern, wenn er andere spielen, und gut spielen sieht. Der Kronprinz bittet also einen bekannten guten Spieler als Partner und wählt als Gegner das beste Paar aus der mixt-double Konkurrenz. Sie gehen auf einen freien Platz und beginnen zu spielen. Alsbald strömen die Zuschauer an diesen Platz, um dem Kronprinzen beim Spielen zuzusehen. Auch das mag noch hingehen. Zwar bot der Wettkampf, dem man eben zugesehen hatte, außerordentliches sportliches Interesse. Aber es ist schließlich verständlich, daß bei der überwiegenden Mehrzahl die Neugierde stärker ist als das Sportinteresse. Den Kronprinzen spielen zu sehen, so gut trifft man es selten. Ein kleines Häuflein bleibt als Zuschauer des Wettspieles. Die anderen umscharen den Platz, auf dem der Hohenzoller seine Bälle schlägt. Das Spiel geht anfangs seinen ruhigen Gang. Wie weiter nicht erstaunlich, wird der Kronprinz im ersten set geschlagen. Ihm gegenüber stehen Leute, die mehr freie Zeit zur Pflege des Tennissportes zur Verfügung haben als ein künftiger Herrscher. Das Ergebnis erregt trotzdem ein leises Gemurmel. Und die beiden Gegenspieler des Kronprinzen tauschen stumme Blicke aus. Das Spiel geht weiter. Und nun wird dem Kronprinzen jeder Ball zugespielt. Das Publikum quittiert über jeden Ball, den der Kronprinz unter diesen Umständen schlägt, mit dem gleichen Klatschen, das sonst besondere Leistungen der Champions lohnt. Die Dame, die gegen den Kronprinzen spielt, eine der ersten Spielerinnen, schlägt so viele Bälle ins Netz, wie sonst ihr Jahresetat daran zu betragen pflegt. Kurzum, es wird alles getan, um den Kronprinzen darüber zu täuschen, daß er den Gegnern nicht gewachsen ist. Ob



NEUE REVUE und MORGEN.

der Kronprinz davon etwas gemerkt hat?

Das ist kaum anzunehmen. Es gilt als recht guter Durchschnittsspieler. Vermutlich aber wird ihm etwas Derartiges, was ihm hier unter den Augen der Menge geschah, sehr oft geschehen, wenn ihn keiner beobachtet. Und vermutlich befindet er sich infolgedessen ganz im Irrtum über seine Leistungen im Tennisspiel.

Die Geschichte will an sich wenig besagen. So mag er sich doch für einen ausgezeichneten Spieler halten, während er nur guter Durchschnitt ist! Was liegt daran? Sehr wohl. Nur: Wird es c'em Kronprinzen auf irgendeinem Gebiete anders ergehen? Wer ist der Typus des schlichten, der Schmeichelei unzugänglichen Hohenzollern auf dem Throne? Wilhelm I. Und er ist zugleich der einzige, der nicht als Thronfolger alterte. Als die Wahrscheinlichkeit, er werde Preußens Königsthron besteigen, näher rückte, war er ein gereifter Mann. Und auch da blieb er noch von den Gefahren so ziemlich verschont, die sonst den Thronfolger umlauern. Er war fast gemieden. Das Heer der Schmeichler drängte sich um seinen romantischen Bruder auf dem Throne. Ist's ein Zufall, daß er unter diesen Umständen der schlichte Mann wurde und blieb, dessen Schlichtheit Preußens Größe und Deutschlands Einigung zum guten Teile zu danken ist? Würde er den Widerspruch Bismarks haben ertragen können, wenn ihm von Kind auf nie Widerspruch begegnet wäre? Jakobys Wort, das er dem umschmeichelten Romantiker sagte: »Das gerade ist das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen« — es ist gewiß richtig. Aber warum wollen sie die denn nicht hören? Weil ihnen dieser herbe Trank nie kredenzt wurde.

Es hängt so sehr viel davon ab, ob ein König die Wahrheit zu hören weiß oder nicht. Sehr viel für das Volk. Das bedarf der Ausführung nicht. Sehr viel auch für ihn. Darüber ein Wort. Je weniger ein Herrscher die Wahrheit zu hören gelernt hat, desto schlechter schmeckt sie ihm, wenn sie ihm einmal kredenzt wird. Vor allen Dingen wird er, da ihm ja ein viel angenehmeres Weltbild, als es die Wirklichkeit bietet, richtig scheint, kaum noch in der Lage sein, das Unangenehme, das da mit der Behauptung, die Wahrheit zu sein, an ihn herantritt, als diese zu erkennen. Er muß die Wahr-

heit für den Ausfluß unrichtiger Anschauung, unbewußter oder wohl auch bewußter, halten. Oder für den der feindlichen Gesinnung. Dementsprechend wird er gegenüber denen handeln, die ihm die Wahrheit sagen. Das wird bekannt. Das miserable Pack der Menschen wird deshalb auch soweit, soweit es sich, wenn die Sache gefahrlos bliebe, nicht zur schmeichlerischen Entstellung herabließe, nun sich gegen solche Folgen damit schützen, daß es die allgemeine Umschmeichelung mitmacht. Als Wahrheitssager bleibt eine verschwindende Minderheit zurück. Eine verschwindende im eigentlichsten Sinne: Einem, der ein ganz falsches Weltbild hat und infolgedessen naturgemäß auch ganz falsch handelt, die Wahrheit zu predigen, ist ein aussichtsloses Geschäft, für das nur Toren Zeit und Mühe opfern werden. Und nur ganz selten einmal wird einem knorrigen Kerle die Bitterkeit schroff die Wahrheit hervorpresen. Die Wahrheit, die ihm dann günstigsten Falls — verziehen wird. Etwa so: „Ein verrückter Kerl, ungeschliffen und ganz verbiestert. Immerhin einer, der's doch eigentlich gut meint. Ich will nicht kleinlich sein.“ In der Art geht's weiter. Das Weltbild, das der Herrscher im Kopfe trägt, wird immer schiefer. Infolgedessen wird er auch immer falscher handeln. Dauernde Mißerfolge werden die Folgen sein. Wenig schön für ihn. Das Schlimmste aber kommt, wenn ihm der Schleier schließlich einmal gewaltsam von den Augen gerissen wird. Dieser Augenblick kommt, wenn er lange genug herrscht, mit absoluter Gewißheit; früher oder später. Das gibt dann den völligen Zusammenbruch. Wie soll er sich nun noch in der realen Welt zurecht finden? Finde dich einmal zurecht, wenn alle deine Erfahrungen seit vierzig, fünfzig Jahren falsch waren. Es geht nicht. Zu spät. Und was ist das für eine traurige Bilanz des Lebens, das im strahlenden Sonnenscheine angetreten wurde; des Wirkens, das mit dem besten und reinsten Willen begonnen wurde? So liegen die Dinge. Das läßt sich auf dem Wege logischer Schlußfolgerung darstellen. Und das läßt sich mit empirischen Beispielen belegen. Eins davon: Bei Friedrich Wilhelm IV. trifft Zug um Zug ein. Jetzt ist man an der Arbeit, einen neuen hoffnungsvollen Spross aus dem alten Stamme zu verpfuschen. Ihn für sein ganzes Leben unbrauchbar zu machen. Ihm die Möglichkeit der Selbstkritik zu benehmen und ihn dafür mit Ueberhebung

zu erfüllen. Noch ist die Arbeit zu tun.



Rundschau.

951

Alle, die den Kronprinzen näher sahen, stimmen darin überein, daß er ein famoser, frischer Mensch sei. Wie lange kann er's bleiben, wenn so an ihm gehandelt wird?

Morgenandachten.

Von Dr. Karl Wilker.

Die Aufmerksamkeit wurde wieder stärker darauf gerichtet durch einen — diesmal im freien Bremen konstruierten Fall: Maßregelung eines Lehrers wegen Unterlassung der täglichen Morgenandachten. Freilich, die Gefahr ist ja fürchterlich, unausdenkbar: die Kinder haben heute eine deutsche Stunde zuerst — und sangen nicht vorher einen Choral. Oder sie beginnen den Tag mit einer Rechenstunde, mit einer Naturgeschichtsstunde gar! Ohne vorher an den lieben Gott erinnert zu sein. Fürchterlich!

Nur scheint mir mit den Morgenandachten allerhand Fürchterlicheres noch verknüpft zu sein. In zweierlei Beziehungen: Schüler und Lehrer. — Von den ersten wäre das Folgende zu sagen: Die Kinder nehmen in ihren ersten Jahren die Morgenandachten als einen Brauch hin, der auf ihr Gemütsleben — eben in seiner monotonen Alltäglichkeit — keinerlei Einflüsse behält. Im zweiten Stadium entwickelt sich eine gewisse kleine Freude (man darf das nur nicht so merken lassen, deshalb: gewisse), weil man mit dieser „erhebenden“ Morgenandacht einige Minuten von irgendwelcher üblen ersten Stunde geschenkt bekommt. Im dritten Stadium — dem des Erwachsenwerdens — wird diese Freude noch stärker: die Andacht wird für die Streber und für die Gewissenhaften die gewohnte Litanei, für die Temperamentvollen und Leichtfertigen aber die notwendige Vorbereitungszeit für die nächstfolgende Lektion. Und vom rein psychologischen Standpunkt aus sind diese Augenblicke des Lernens durchaus nicht so fruchtlos, wie man zu glauben geneigt ist, weil eben das so kurz vor dem Verhör immer mit größter Kräfteanspannung Gelernte tatsächlich für den Augenblick besser gemerkt wird, als das gründlich Gelernte. Das Fürchterliche: statt der Erweckung religiöser Gefühle oder statt der erstrebten Konzentration der Gedanken Verleitung zu unerlaubtem Handeln, zu Betrug und — zu Spötteien über diese „trefflichen, erheben-

den" Andachten. Meinethalben Ausnahmen zugegeben in den ausgesprochen konfessionellen Anstalten. Aber diese Ausnahmen sind nicht zu häufig.

Andererseits: den meisten Lehrern (oder doch einer ansehnlichen Zahl) sind diese vorgeschriebenen Morgenandachten auch nur leere Schemen geworden. Vorschriften muß gehorcht werden! Selbst wenn man's vor dem eigenen Bewußtsein hat nicht verantworten können: man muß Choral Nummer so und soviel singen lassen, und die Epistel des heutigen Tages lesen. Muß . . . Denn was tut man nicht alles fürs liebe Brot! Und gemäßregelt werden ... verzwickter Gedanke.

Wenn man aber weiter nachdenkt, muß man doch unbedingt zu der Einsicht kommen, daß die revolutionären Geister hier mal wieder (wie so oft) nicht die schlechtesten sind: sie haben nachgedacht über ihre Pflichten, übernommene sowohl wie überkommene; über das Verhalten von Gewissen zu Pflicht, in dem durchaus nicht immer Einklang herrscht, über sittlichen Wert und sittlichen Unwert. Zumeist sind's die jugendlichen Kämpfer oder die junggebliebenen Alten. Während die Gehorchenden oft nur einen Typ des Lehrers darstellen, der Skatkarten und Bierseidel als Embleme ebenso berechtigt führen darf, wie das Glas mit roter Tinte und den Pack blauer Hefte. Der Typ derer die ihr Amt als Milchkuh lieb gewonnen haben, die schon um deswillen alle Skrupel und Kämpfe scheuen. Sie besitzen eine oft beneidenswerte seelische Ruhe. Und vielerlei Tugenden mehr. Natürlich weiß ich sehr gut, daß es ehrliche orthodoxe Lehrer gibt, die ihre Morgenandacht mit Wärme und Eifer halten. Um die handelt es sich aber nicht. Nur um die vielen, die man zu vergewaltigen beliebt.

Wir werden deshalb mit aller Energie immer wieder vollste Gewissensfreiheit fordern: für den Schüler (oder dessen Eltern), den Morgenandachten fernzubleiben, wenn sie ihm nichts weiter als Brauch sein können; für den Lehrer, die Morgenandachten zu halten oder nicht, wie er es vor sich selbst verantworten kann. Selbstverantw. Ortung, nicht blinder Gehorsam! Und gleichzeitig fordern wir freie Ausgestaltung

NEUE REVUE und MORGEN.

der Morgenandachten, wie sie in den Lanerziehungsheimen und den freien Schulgemeinden schon zum Teil durchgeführt ist: das enge religiöse Moment wird ersetzt durch das gemütbildende. Goethe und Schiller! oder eines anderen Großen Gedanken mögen das Tagwerk einleiten, wenn der Wille (um das Wort „Stimmung“ zu vermeiden) dazu da ist. Nur dann!

Gegen den bestehenden und geforderten Betrieb mit seinem unberechtigten Zwang kann die freiforschende und -gestaltende Pädagogik, solange sie auf dem Boden der Ethik steht, nur Kampf kennen. Einen Kampf, den vielleicht erst spätere Generationen entscheiden werden!

Noch ein neuer Mozart.

Von Hofkapellmeister Dr. G. G ö h l e r.

Die von mir hier angezeigte neue Mozart-Oper „Die Dame Kobold“ hat inzwischen bereits auf der Dresdner Hofbühne die Richtigkeit meiner Prophezeiung erwiesen und ihrem Entdecker Scheidemantel wie den ausführenden Kräften großen Erfolg gebracht. Ich bin nicht bange darum, daß alle Bühnen, die über die erforderlichen Künstler verfügen, in kurzer Zeit dem schönen Beispiels folgen und mit der „Dame Kobold“ ihr kunstsinniges Publikum entzücken werden.

Ich hoffe aber auch, daß Dresden aus dem Erfolge dieser Mozart-Oper die richtige Konsequenz zieht und ein anderes, fast vergessenes Mozartsches Kunstwerk, das ihm in einer neuen Einrichtung zur Verfügung steht, mit der gleichen Liebe zu einem sicheren großen Erfolge führt. Gewiß wird der in anderer Richtung liegen und bei anderen Kreisen zu suchen sein, auch auf einem ganz anderen Stil der Einstudierung beruhen müssen. Handelt sich's doch nicht um eine heitere Gabe, sondern um den von ernster, antiker Größe erfüllten „Idomeneus“. Mozart selbst kannte dessen Schwächen und beabsichtigte eine Umarbeitung. Da ohne diese das Werk aus dramatischen Gründen nicht wirksam ist, haben alle bisherigen Versuche, es dauernd der deutschen Bühne zu gewinnen, keinen Erfolg gehabt.

Nun hat sich seit Jahren einer der größten Mozart-Kenner, die wir besitzen, dessen Initiative und Stilgefühl wir be-



reits die herrliche C-moll-Messe Mozarts verdanken, Professor E. L e - w i c k i, intensiv mit dem Werke beschäftigt, und es ist ihm gelungen, bei aller Wahrung der Rechte Mozarts und aller Gewissenhaftigkeit und Scheu vor Zutatzen, durch meisterhaftes Zusammenziehen, Verwerten aller mozartschen Vorlagen, scharfes Herausarbeiten der dramatischen Höhepunkte und Tilgung alles überflüssigen Beiwerks ein wirkliches Mozartsches Musikdrama zu gestalten, das neben den Werken Glucks als eine der schönsten Inkarnationen antiken Geistes in neuer Musik gelten kann.

Freilich viel mehr als die Dame Kobold bedarf dieses Werk dramatisch und szenisch künstlerischer Leitung und außerdem hervorragender Gesangkünstler.

Es wäre sehr schön, wenn Dresden bewiese, daß es auch den Idomeneus mit großen Künstlern besetzen und auch dieses Werk vollendet stilvoll herausbringen kann.

Nach meiner Ueberzeugung ist das gerade in Dresden sehr gut möglich. Also folgt dort hoffentlich bald der Dame Kobold der neue „Idomeneus“ und dann dem Vorbilde Dresdens mit beiden Werken jede deutsche Bühne, die noch Anspruch auf künstlerische Bedeutung macht!

Die Kommenden.

Von Otto Grautoff.

Der Impressionismus ist erschöpft.

Die Bewegung verebbt. Ihre Stilgesetze verschwimmen den Jüngeren wie Schemen der Vergangenheit Die Schwächeren, die nicht die Kraft finden im Winde des Lebens, auf eigenen Füßen fest zu stehen, der Zeit stark ins Auge zu blicken und das Zeitgefühl zu gestalten, klammern sich an die entgleitenden Schemen und blasen sie mit dem dünnen Feuer ihrer Seele noch einmal auf. Die Nachzügler vergeuden ihre Kräfte um nichts. Die Geschichte vergißt bald ihre schwächlichen Versuche, die Konventionen einer früheren Generation lebendig zu erhalten, nachdem sie unwahr geworden sind. Das Leben fließt weiter. Die Zeitstim-

IUI IHH|W W»-. ..v«v.. j |

dünkt und auch dann wieder seine  
Strukturenden Kommenden wie Schemen  
entschwinden. Sie müssen hart sein  
gegen die Vergangenheit, stark sein  
in sich selber, untertauchen in ihrer  
Zeit und arbeiten im Tumult der Gegen-  
wart, auf daß die Architektur ihrer  
Wahrheiten sich klar und strahlend  
zum Himmel hebt.

Die neue Generation will nicht Augen-  
blicke festhalten, Vorübersausendes er-  
fassen, die Natur zerlegen in Farbe und  
Linie; sie will zusammenfassen, das  
Fazit von tausend Augenblicken geben,  
die Summe vielfältiger Eindrücke abzüg-  
lich des Momentanen aufstellen, das  
Ewiggültige in der Flucht der Erschei-  
nungen herausarbeiten; sie spürt dem  
großen Zug in den Dingen nach. Die  
Jugend unserer Zeit ist müde der klein-  
lichen Analyse; sie will synthetisch  
sein, Symbole schaffen.

Die neue Generation verachtet Monet  
und Sisley und spricht hart über Signac  
und Cross, die das Dogma jener bis  
zur äußersten Konsequenz durchführten.  
Sie betet zu Cezanne, Gauguin und  
van Gogh, die als erste dem Dogma  
abtrünnig wurden und der neuen Jugend  
die Bausteine lieferten, mit denen sie  
ihren Wahrheitstempel errichten konn-  
ten. Andre Derain und Henri Matisse  
sind die überzeugtesten Kämpfer dieser  
Kunst. Derain ist der instinktivere  
Künstler, der weniger seinem Intellekt  
als seinem Temperament folgt. Er  
horcht auf seine Stimme; aus seinem  
inneren Empfinden heraus heben sich  
Pädagoge, der Wortführer dieser  
Gruppe, starrsinnig, konsequent, willens-  
stark und fest. Die Methode wird deut-  
lich in seinen Bildern, oft sogar aut-  
dringlich. Indem wir das konstatieren,  
kommt uns gleichzeitig der schwerste  
Vorwurf, den wir gegen ihn erheben  
können, auf die Lippen. Er ist zu sehr  
und zu oft Didakt, um immer erwärmen  
zu können. Verständlich wird gerade  
daraus, daß die Werdenden sich be-  
sonders ihn zum Lehrer wählen. Er  
ist der geborene Lehrer, geistreich,  
scharf, streng und organisatorisch. Alle  
diese Eigenschaften lassen begreifen,  
daß seine Kunst mehr intellektuell als  
instinktiv ist. Seine Hauptverdienste  
liegen im Bahnbrechen. Seine vorzüg-  
lichsten Arbeiten sind die, in denen die  
Theorie verschwindet, in denen er nichts  
beweisen will. Den reinsten Genuß

gewähren seine Zeichnungen. Unbeeinträchtigt von verstimmender Didaktik sind die Bilder des jungen Pablo Picasso, der, eine heiße, impulsive Natur, leidenschaftlich mit sich gerungen hat, bis er — in letzter Zeit erst — für das neue Empfinden die wahre Form fand. Seine Kunst hat nichts mehr gemein mit den Impressionisten. In dem Naturempfinden und in der Auffassung des Wesens der Kunst steht er den Impressionisten diametral gegenüber. Für ihn und seine Freunde Eugene Braque, Auguste Herlin und Andre Derain, die neuerdings einen Zirkel bilden, neigt sich die Zeit des Suchens dem Ende zu. Sie zerrissen die alten Normen des Impressionismus. de-



## NEUE REVUE und MORGEN.

fachen Linienkunst, die persönlich erlebt ist, sind ihre Ziele, denen sie zustreben. Aus der Vergangenheit vieler Völker lasen sie Werte auf, die sie ihren Seelen als verwandt empfinden. Es gibt eine Skulptur Derains, in der die ganze Welt Indiens konzentriert erscheint, inbrünstig, stürmisch empfunden. Ebenso wie die Götterbilder Indiens und Chinas den Jüngeren den Weg zu neuen Schönheiten weiser\*, wirkt jede reine und unmittelbare Kunst, die frei von cerebralen Einflüsterungen und nachahmender Fingerfertigkeit geblieben ist, stark auf sie ein. Der kindliche Henri Rousseau gilt in ihrem Kreise. Der „douanier-peintre“ war ehemals Zollbeamter; jetzt nennt er sich stolz Professor an der philotechnischen Hochschule, seitdem er malt, dichtet und komponiert. Sein kindlicher Sinn, seine empfindsame Ungeschicklichkeit und seine malerische Begabung haben indirekt den Jüngeren mancherlei Anregung gegeben. Eine Sonderstellung unter den Neueren nimmt Othon Friesz ein. Wie alle in diesem Kreis sich gegenseitig beeinflussen und sich aneinander in die Höhe arbeiten, so ist auch Friesz von Derain und Braque zeitweise gelenkt worden; aber er scheint doch immer ein Besonderer. Er hat am tiefsten Cezanne durchdrungen, am gründlichsten seinen Stil des Subtrahierens des Zufällig-Momentanen von dem Gesamtbilde, welches das Auge in sich aufnimmt, erfaßt, seine Reduzierungsmethode, seine Art des Zusammenfassens am klarsten begriffen. Seine Bilder sind einfach. Seine Bemühungen um einen neuen Zeitstil wachsen unmittelbar aus seinem Empfinden heraus. Er jubelt in Farben. Vlaminck kommt ihm nahe, nachdem er seine Härten abgeschliffen; Dufy und Puy stehen ihm zur Seite. Die mächtige Kraftanstrengung, die sich in dieser Bewegung unter den Künstlern ausspricht, finden wir auch in den literarischen Kreisen. Die Generation von 1880 hat, was die Parnassier nicht konsequent erreichten, mit einem gewaltigen Aufwand von Energie, Zähigkeit und Kraft durchgesetzt: die französische Literatur von dem klassischen Formenpanzer befreit, ihn zerrissen, zerstückelt, unter die Füße getreten. Die Generation tobte zügellos sich im

freien Rhythmus aus. Sie wollte Ungebundenheit, absolute Freiheit. Der Formenkodex mußte erweitert werden, sollten Ausdrucksmöglichkeiten geschaffen werden für die zitternden Mannigfaltigkeiten des modernen Weltempfindens. Auch hier war der Impressionismus das Erste und Symbolismus die Folgeerscheinung. Wie freiheitlich, kühn und mutig die Verhaeren, Griffin, Mistral, Jules Romain, Appollinaire, Guilbeaux ihre Kunstprinzipien jahrzehntelang verteidigt haben, ist mehr als flüchtiger Achtung wert. Man hält Paris für eine Kunst- und Literaturstadt und weiß im Ausland nicht, wie schwer in dieser Stadt es jede neue Generation hat. In keiner Stadt der Welt braucht ein Werdender einen so fest gefügten Charakter wie in Paris, wenn er nicht im Elend oder im Arrivistentura zugrunde gehen will. In keiner Stadt mangelt dem Künstler so sehr im Publikum ein Resonanzboden. Vielleicht, daß die Kommenden, die die Synthese bringen, einen leichteren Stand haben, gerade, weil sie in ihren Werken die Erfahrungen Vieler vor ihnen zusammenschließen.

Der Luftkrieg.

Von Felix Paul Greve.

Wells ist der Gestalter eines unendlich komischen Wesens, nämlich des modernen jungen Mannes, der bei ungenügenden Verstandskräften und unzulänglicher Bildung von jener explosiven Begeisterung für alles Moderne, für jeden — namentlich technischen — Fortschritt erfüllt ist, die ihn zum Beispiel an den Tagen wimmelnder Massetausflüge mit seinem Rennrad (Uebersetzung 100, Lenkstange abwärts gebogen) auf die Landstraße hinaustreibt — einer Begeisterung, die ihm zum Verächter seiner selbst und jeder Gefahr, zum unwillkürlichen Versuchstier einer ganzen Schicht von Menschen macht. Dieser moderne junge Mann wird irgendwie durch seine Begeisterung hinübergerissen in eine ihm fremde Welt, wie die Muschel auf den Strand geworfen wird — sei es nun in die Welt des Reichtums (Kipps), in die Welt des Intellekts (Love and Mr. Lewisham) oder in die Welt technischer Errungenschaften (Die ersten Menschen im Mond; Der Luftkrieg). Die Kapriolen,

i- tan, On'ffio, fa-  
e Kn. ist mtk als Äfcjff ,fe;  
. '• nnd Ulmtiirsjifr im) taJ m  
/• lind titln ne stierer /inte»  
o es jede nnif (jorne» k r  
. '• teiner 5tsdr der W ton\* s  
li Werdender einen so Ist jrjr  
n Ouratter rit in Pins; minie.  
n im Bend oder l Imislitlm »  
) , gründe genen uä In teiKräW»  
it gelt dem d'änsder ;o srAria Mfe  
n ein Rtswiaimia. WIM, ^ \*  
i- Kommenden, die die Mise  
p einen Itiditmn Sani iikt, jF»  
;z »eil sie in tan Iferte» &  
sied ?en Weier ior ürnii ffi\*\*  
an- schkkn.

Der Laffaitg-

Von fein P"l Ort«

mischer sein als in dem neuen Buch  
die Szene, wie Bert Smallways den  
Ballon, der ihn wider seinen Willen  
entführt, auskundschaftet und versucht,  
die Leine der Reißbahn zu ziehen, wäh-  
rend er 2000 Meter über dem Lande  
schwebt; oder wie er in einer gas-  
geschwängerten Atmosphäre nach  
Streichhölzern tastet, um sich eine Zi-  
garre anzuzünden, und wie er flucht,  
weil die andern so vergeblich waren,  
ihn vor dem Verbrennen oder dem  
Sturz aus den Lüften zu bewahren. —  
Daß Wells dabei ein Meister der Schil-  
derung von Massenbewegungen ist,  
wird mittlerweile zur Trivialität. Nur  
die ernsteren Aufschwünge vermeidet  
man gern, wenn sie nicht durch das  
Medium seiner fast immer köstlichen  
Gestalten (der Plural ist falsch, es ist  
stets nur die eine) kommen. Im ganzen  
ein typischer Wells, das heißt, das Ideal  
einer leichten und doch wertvollen Un-  
terhaltungslektüre — leicht, schwebend  
in ihren Gedankenflügen, von unaus-  
schöpflicher Komik und niemals er-  
müdend. Diesem Buch fehlt wie man-  
chen andern des Autors nur eins zur  
Vollkommenheit: die Verbreitung. Man  
müßte ihm überall da begegnen, wo sich  
heute eine intellektuell unreine Ro-  
mantik spreizt, sei es die der Krimi-  
nalistik oder die der verlogenen Liebes-  
sentimentalität. Dem Buch fehlen ganz  
einfach 50 000 Leser.

München, Dresden und Darmstadt, das ist  
ganz etwas anderes." Von ihrem Stand-  
punkte aus haben die Kritiker recht. Eine  
Kunstaussstellung ist die Wohnungs-Aus-  
stellung nicht. Schon der ganze Aufbau  
ist plump. Neben schönen Möbeln sehen



wir Möbelmonstren. In hübschen Zimmern hängen Bilder von kühner Fürchterlichkeit, und auf geschmackvollen Schränken stehen die berühmten Nippesfiguren. Eine Kunstausstellung ist die Berliner Wohnungsausstellung nicht - und doch ist sie interessant.

Fast alle Berliner Möbelfirmen, kleine und große, sind vertreten. Jeder hat eben ausgestellt, was er täglich anfertigt, was er verkauft. Sein Material versteht er zu bearbeiten, und sein Geschmack, der richtet sich nach seinen Kunden; er will verkaufen. Die Berliner Ausstellung ist sicher eine sehr ehrliche Ausstellung. Wir sehen, was gekauft wird. Neben schönen Einrichtungen, überladenes Zeug. Es ist aber sicher nicht die Sache der Tischlermeister, die große Masse der Käufer zu erziehen, sie kämpfen ums Brot und wollen leben. Diese Erziehung müßte und sollte an anderer Stelle erfolgen. Ich glaube, wenn man mit solchen Augen die Ausstellung betrachtet, ist man gerechter.

•) Vgl. die illustrierten Beilagen.  
Schluß des redaktionellen Teiles.  
I). Mf4-

## NEUE REVUE und MORGEN.

Jeder Tag der Arbeit raubt Nerven-  
kran. Die Stärkung der Nerven, d. h. die  
Ergänzung ihrer verbrauchten Kraft, ist  
daher für jeden modernen Berufsmenschen  
eine Lebensfrage und eine ernste Pflicht.  
Das von der Wissenschaft anerkannte und  
von den Aerzten erprobte Mittel, das hier  
in Betracht kommt, heißt „Sanatogen“.

Sanatogen stärkt und stählt die ge-  
schwächten und erschöpften Nerven, indem  
es diese nährt, indem es ihnen die  
wichtigsten Bestandteile ihres organischen  
Aufbaues zuführt und dadurch die ver-  
brauchte Kraft ersetzt. Die natürliche  
Folge davon ist die Neubelebung und  
Verjüngung des gesamten Organismus,  
eine beglückende Hebung aller seiner  
Kräfte und Leistungen.

So mancher würde sich wie neugeboren  
fühlen, wenn er sich entschließen könnte,  
einen Versuch mit Sanatogen zu machen.  
Wir verweisen ausdrücklich auf den der  
heutigen Nummer beiliegenden Prospekt  
der Sanatogen - Werke Bauer & Cie.,  
Berlin SW. 48.

Alle Manuskript- und Büchersendungen

in den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33.

Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin,  
Lückhoffstr. 33; für Oesterreich -Ungarn: Dr. Felix Braun, Wien. - Expedition für  
Oesterreich - Ungarn bei Hermann Goldschmiedt, Wien I, Wollzeile 11. — Für den  
Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76  
Druck von J. Harrwitz Nachfolger O. m. b. H., Berlin SW.48, Friedrichstr. 16.

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main =====

gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- und Gallen-Leiden

Diätetisches Tafelgetränk ersten Ranges.

Wi ricM n Platzt, li ftpithikei i«sr itncfciglgn SnckiftN Uifllrt. Mm \* Mtt ab Oiefti i IMn  
I H •/«•Utr-Imliinflitckn trutttrd |titr kintitk» DwttsWaafa nur Iiciuim m U. H — an Ilita.